Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA

PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz wie schlummernde Funken nähet,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien. 2c. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften; der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, 2c. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst 2c., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, 2c.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

ed by Google

orgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den
ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse

er wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgen-
reichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und
wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich
oft bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4—5 wöchent-
daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des
Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von
ahr uns begnügen.
ude das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe
leiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.
welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen,

* * *

rgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun
. . . . 10 fl.
teratur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
em dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . . 3 fl.
h Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt
len, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

und Völkerkunde.
...
... 159. 163. 164. 173. 174. 175. 177.
... 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170.

...ungen und Romane.
... 156.
... des letzten Abenteuers. 165. 166.
... 170. 172. 173. 174. 175. 176.
... 181.

...che gemischten Inhalts.
156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163.
... welche sich auf dem ...
... Napoleon Buonaparte auf dem ...
... und während seines Aufenthalts auf
... vom 24. Mai bis zum 8. August des Jahres
... 161. 162.
...
... 177.
... 179.

Gedichte.
... 156.
... 157.
... — ... — ...
... 158.
... 159.
... 164. 165. 170.
... 174. 182.

Die Schweiz in der Urzeit. 178.
Mißelunghi. 181.

Korrespondenz.

Basel. 163. 164. — Berlin. 156. 170. 174. 175. 181. — Dresden. 169. — Leipzig. 165. 167. 168. — London. 165. 166. — München. 161. 162. 163. — Paris. 157. 158. 159. 160. 173. 174. 176. 177. 178. 181. — Petersburg. 171. 172. — Rom. 171. 172. 173. 178. 179. 182.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Ueber großgriechische Gräber. Vom Can. A. de Jorio. (Beschluß.) — Bruchstücke aus einer Reihe von Briefen über Landschaftmalerey. (Forts.)

Nro. 54.

Die neueste Gemälde-Ausstellung einiger deutscher Künstler zu Rom. Von Sievers. — Bruchstücke aus einer Reihe von Briefen über Landschaftmalerey. (Beschluß.) — Lithographie.

Nro. 55.

Die metallenen Thüren am Dom zu Mainz. Von Dr. Dorow. — Die neueste Gemälde-Ausstellung einiger deutscher Künstler zu Rom. (Beschluß.)

Nro. 56.

Paris, den 31. Mai 1826. — Bern, den 29. Mai 1826. — Kunstnachrichten aus Berlin.

Nro. 57.

Alterthumskunde. — Paris, den 31. Mai 1826. — (Beschluß.)

Nro. 58.

Die allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft, versammelt

Digitized by Google

in Zofingen am 22. Mai 1826. — Rom am 28. Mai. — Kunstnachrichten aus Berlin.

Nro. 59.

Miscellen. — Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. — Nekrolog.

Nro. 60.

Alterthumskunde. (Beschluß.) — Aus Rußland. — Kunstnachrichten aus Berlin.

Nro. 61.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. (Forts.) — Kunstnachrichten aus Berlin. (Beschluß.) — Mittel Kupferstiche zu reinigen.

Literatur-Blatt.

Nro. 53.

Kulturgeschichte. Allgem. krit. Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungsanstalten, der körperlichen und geistigen Heilungsinstitute, der Wohlthätigkeitsanstalten und Vereine rc. 1r Jahrg. 18 und 3tes Heft. — Zeitgeschichte. Der Suliotenkrieg nebst den darauf bezüglichen Volksgesängen. Von W. v. Lüdemann. — Reise-Literatur. Reise von Bamberg über Paris nach Boulogne von Jäck. — Aus Italien.

Nro. 54.

Biographie. Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, aus einer englischen Handschrift übersezt. 2 Bde. — Anthropologie. Die Produktionskraft der Erde oder die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften von Werner. — Neueste russische Literatur.

Nro. 55.

Biographie. Histoire de la vie et des ouvrages de Molière par Pachereau. — Satyre. Satyrisches Lanzenrennen von M. Cunow. Erstes Turnier. — Neueste russische Literatur. (Beschluß.)

Nro. 56.

Roman. Die Inseln im Südmeer, ein Roman von Oehlenschläger. 4 Thle. — Biographie. *Histoire de la vie et des ouvrages de Molière par Pachereau.* (Beschluß.) — Oeffentliche Erklärung.

Nro. 57.

Geschichte. Geschichte des deutschen Volks, von H. Luden. 1r und 2r Bd. — Aus Italien. (Forts.)

Nro. 58.

Moral. Ueber den sittlichen Einfluß der Romane, ein Versuch von Wessenberg. — Musikliteratur. Ueber Reinheit der Tonkunst. 2te verm. Aufl. — Aus Italien.

Nro. 59.

Berichte über die englische Literatur. IV. Erd- und Völker-Kunde. — Kulturgeschichte. Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt. herausg. v. Ebert. 1r Bd. 1s. 2s St. — Aus Italien.

Nro. 60.

Lyrische Dichtkunst. (Beschluß.) — Berichte über die engl. Literatur. III. Erd- und Völker-Kunde.

Bey mir ist kürzlich fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

König, D. G., praktische Abhandlung über die Krankheiten der Nieren, durch Krankheitsfälle erläutert. gr. 8. 307 Seiten. 1 Thlr. 12 Gr.

Da über diesen Gegenstand seit langer Zeit kein besonderes Werk erschienen ist, so muß obiges eine für den praktischen Arzt sehr willkommene Erscheinung seyn. Der Herr Verfasser giebt nicht bloß seine eigenen Erfahrungen, sondern auch mit Auswahl das, was andere Aerzte über diesen Gegenstand bekannt gemacht haben.

Leipzig im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

An Schul- und Erziehungs-Anstalten, den Unterricht in der Erdbeschreibung betreffend, dürfen

Gutsmuths, J. C. F., Hand- und Lehrbuch der neuesten Erdbeschreibung. 2 Bände in 4 Abtheilungen. Zweyte durchaus vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 5 Rthlr. 12 Gr.

Dessen Abriß der Erdbeschreibung; Auszug aus dem vorigen; 2te verbesserte Auflage. 16 Gr.

mit Recht empfohlen werden, da jeder Kenner dieses Zweiges der Literatur nicht anstehen wird, ein günstiges Urtheil über diese Zweyte Ausgabe zu fällen, welche der ersteren durch Berichtigungen aller Art und sehr genaues Register vorzuziehen ist. Die leztere Abtheilung des größern Hand- und Lehrbuchs, Asie n. Afrika, Amerika und Australien enthaltend (Preis apart 3 Rthlr.) wird dem Handelsstande vorzüglich bey den gegenwärtigen überseeischen Unternehmungen von großem Nutzen werden, da die neuesten Reiseberichte mit Fleiß benutzt worden sind.

Leipzig, im Juli 1826.

Johann Fried. Gleditsch.

So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der Stadt, Festung und Abtei Siegburg im Herzogthum Berg, von Ph. Ernst Schwaben.

Mit einer lithographirten Ansicht.

gr. 8. brosch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses mit besonderem Fleiße zusammengetragene Werk wird jedem Geschichts- und Alterthumsfreunde höchst willkommen seyn, und ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, da es eine Sammlung der wichtigsten längst im Vergessenheit gerathenen Begebenheiten in sich schließt, außerdem über diesen Gegenstand bisher noch nie etwas Lesenswerthes zu Tage gefördert wurde.

Köln im Juni 1826.

Pet. Schmitz.

Digitized by Google

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Juli 1826.

Die Eule sieht.
Was Stern' ist zu ergrübeln, und ist blind.

Herder.

Die Menten.

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser des Morgenblattes wissen dürften, was Menten bedeute, und daß die meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein. Es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist, und die verständlich zu machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersetzt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutsche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Verdeutschung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula Gruithuisen in München, und sie stand vor einiger Zeit in Nasse's Zeitschrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitschrift für die Anthropologie gerathen; doch er lese sie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr Gruithuisen in München einen merkwürdigen Beytrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: „Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde." Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind und seyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer theile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu seyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigem Ernste betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe Manches anders gesehen als er. Indem ich daher ihm für seine vielen wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freyheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit gehöriger Bescheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beyspiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegen einander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, ist eine Reihe von Mög-

Digitized by Google

lichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht." Die europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen, und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereyen für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären.— Was thut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Bescheidenheit und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größeren, welche folgt, überboten und verdunkelt. Herr von Gruithuisen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch seiner Sache sey, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur Solchen seine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen theilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meynung herüberzuführen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag, und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte, mit der von Moses vorgetragenen Genesis, gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab, doch in andern Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moses, den Lesern keine Langweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der *Urstand* der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes im Besondern? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter; löscht sie die alten Handschriften der Schöpfung aus, um neue Worte darüber zu schreiben — so ahmen die Gelehrten den Bibliothekar May in Rom nach: sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen, unorganischen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit *mit einer eisernen Gewalt* die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebniß eines Niederschlags aus dem Aether seyen, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von dem Meteormasser als kosmische Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herren Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als leugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Daseyn zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur *unorganische* Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles ist belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere wie wir; die Erde ist auch eins. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen, ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Flut, Elektricität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn einflößt, er sey der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers seyn. Einiges spricht für diese Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind — Beweis, daß wir den Verstand vorstellen. Wir *sind* der Verstand und *haben* ihn für den Erdkörper. Wollen wir uns auch erbitten lassen, und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht bloß ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbstständiges Wesen sey, so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung, aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freyheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken, aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die *Nahrung* der Erde, die von dieser assimilirt und so zu Ernährung wird. Aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein Brod, Ochsenzungen und Rebhühner niederschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sey ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeynten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben *essen* und *trinken*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nach auf Hohenburg führte die Sonne, aber sie bewachte Herrads Krankenlager. Die Begebenheit des Tages hatte ihre Kräfte zu sehr erschöpft, und leise fühlte sie sich an Ottilia's Verheißung gemahnt. Doch nur Edelinde von Landsperg, ihrer geliebten Verwandten und künftigen Nachfolgerin, vertraute sie ihr Geheimniß, und daß sie bald hinübergehen werde, wo keine Trennung mehr sey. Ihr letzter Wunsch wurde jedoch nicht so schnell erfüllt, als sie es gehofft. Bey zunehmender Entkräftung verlebte sie noch Wochen auf dem Sterbebette. Edelinde, die kleine Sybille und Jolanda waren ihre eifrigsten Pflegerinnen, und in ihrer Sorgfalt erntete die edle Herrad schon hienieden den Lohn ihrer hohen Tugend.

Die Zeit hatte sich indessen geändert. Heinrich VI. war zu der Stunde, in der Herrad seinen Tod verkündigte, verschieden, Philipp von Schwaben an seinen Platz getreten. Viele Kerker sprangen auf, und auch Sybille mit den Ihrigen erhielt auf Verwendung des päpstlichen Legaten ihre Freiheit. Edelinde sandte Boten an den Grafen von Brienne, und ungesäumt erschien Walter mit seiner Gattin an dem Sterbelager der Wohlthäterin. Mit himmlischem Lächeln empfing sie das Paar, dem sie das schöne Erbtheil bereiten durfte, und überreichte ihnen mit der letzten Anstrengung das Pergament, das die Zeichen der Vollendeten trug.

„Dieß mein Vermächtniß — lispelte sie — ich habe erfüllt, was ich gelobet. Dem Himmel befehle ich für der rechten Wege. Mein Gang auf Erden ist zu Ende . . . mich ruft es hinauf, wo die Seligkeit meiner wartet. Lebet Theure, meine Lieben; . . . hier kniet deine Mutter, Constantia. Richte sie auf in ihrem Schmerz. Ich gehe ja zu meinem Glücke, und ist es mir vergönnt, so werden die Augen einer zweyten Mutter herniederschauen aus den Wolken auf eure Bahn durch's Leben, und freundlich, schützend werden sie herniederschauen, bis wir uns dort wiedersehen. Lebt wohl . . . beneidet mich! . . .“

Es waren ihre letzten Worte zu Constantien und ihren Lieben. Das Abendroth verklärte ihre erstarrten Züge. Verzückt seliger Freude lag deutlich in denselben. Ihr Auge war noch nicht gebrochen, und sah hell und lächelnd hinauf in Herrads Vaterland, als beneide es der ahnenden Seele Glück, die endlich nach vielem Umherirren den Pfad wiedergefunden hatte zur süßen, langersehnten Heimath!

Es ist ein Gebrauch zu Pera, der bekannten Vorstadt von Konstantinopel, wenn die Frau eines Papa (Priesters) nach dem Tode ihres Mannes erklärt, daß sie unverehlicht bleiben wolle, dem Leichnam die Ehre zu bezeigen, ihn stehend zu Grabe zu tragen. Einer dieser Priester, welcher eine äußerst liebenswürdige Frau besaß, und das vollkommenste eheliche Glück genoß, starb plötzlich am Schlagflusse, und sollte, der morgenländischen Gewohnheit nach, schon nach ein paar Stunden begraben werden. Als man die Frau fragte, ob sie sich entschließen wolle, ihre Tage im ehelosen Stande zuzubringen, weigerte sie sich ein solches Versprechen zu geben, und der gute Mann wurde auf gewöhnliche Art der stillen Behausung zugetragen, die seine letzte seyn sollte. Auf dem Wege dahin aber kam er zum Leben zurück, und bewies bey seiner Rückkehr seiner erschrockenen Frau durch eine tüchtige Tracht Schläge die Nothwendigkeit, einem Ehemanne auch noch nach dem Tode treu zu bleiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Nachdem der Held zum Held geworden ist, sinkt der prahlerische Heldenmuth des Jünglings in Nichts zusammen; wenn der Prinz nicht mehr strebt, und das Erworbene lustig verthut, wird der Einsiedler nur ein gemeiner Dieb, und der eigentliche Humor stirbt ihm. Indem dem Falstaff die Zierde seines Heinz fehlt, ist er eine, zwar noch lächerliche, aber leere Gestalt, und es bleibt nichts übrig als ihn lächerlich zu machen. Dieß, daß er nur das Mittel wird zum Gelächter für andere, ist das Trauerspiel Falstaffs, sein Zugrundegehen an seiner eigenen Nichtigkeit. Kann er noch mit seinem Pistol [illegible]? Der Held hat ihn verabschiedet. Kann er noch [illegible]? Sein Dortchen ist dahin. Alle diese Zuthaten liegen [illegible] leer, und die leeren Schatten dieses seines früheren Reichthums, Pistol, dieser phantastischen feigen Prahler und Großsprecher, dieses Gaunerrachen mit einem Menschenzwang, Nym, den Korporal, der sein Humor nimmt [illegible] als das Wort „Humor,“ diese seine Diener, die Schatten seines Ich, muß Falstaff verabschieden, und nur Bardolph, dieses Feldglas, diese Sattflasche, bleibt um ihn als Kellner des Wirths zum Hosenbande. Der letzte Heldenstreich Falstaffs ist eine bloße Geldprellerey, aber gerade weil er so leer, so nichtig geworden ist, wird er der Gegenstand der Verhöhnung; über ihn soll gelacht werden, und dieser Hauptzweck verbreitet sich nun auch über alle andern Gestalten. Dieß erinnert an der Familie und ihren Verhältnissen an, denn der Staat und seine Angelegenheiten sind der Boden nicht mehr, auf welchem Falstaff sich bewegen kann; aber schon dadurch verliert seine Gestalt an Wahrheit, Lebendigkeit und Erhabenheit. Es ist denn auch das

letzte Mittel, dessen Falstaff sich bedient, aus seinem jetzigen Kreise genommen; er stellt sich verliebt, um Geld zu erhalten. Aber die lustigen Weiber prellen ihn auf die köstlichste Weise, auf wahrhaft Shakspearsche, denn Falstaff wird ganz und gar durch sich selber lächerlich gemacht. Zunächst durch seine Körperlichkeit; sie packen den Unglücklichen in einen Waschkorb, und lassen den Braténden in die Themse werfen. Die eigene Beschreibung, die Falstaff davon macht, ist das Prachtvollste, was je zum Lachen gereizt hat. Dann fassen sie ihn an dem Aberglauben seiner Gottlosigkeit; als alte Hexe verkleidet, wird er durchgeprügelt, und zuletzt wird ihm sein eigener Plan durch und durch verdreht, und in's Gegentheil herumgekehrt: er wollte zum Hahnrey machen und um Geld betrügen: jetzt hat er selber die Hörner auf und soll zahlen. Mit dem Spaß dieser Prellerey sind die übrigen Situationen eng verbunden. Sie haben alle die Familien zum Boden, deren Gegenstände schon früher einzeln Gegenstand des Shakspearschen Lustspiels gewesen waren, doch jetzt in ihrer Gesammtheit auftreten, aber nur überhaupt als komische Situationen, aller Poesie entnommen, ganz einfach schmucklos, unausgeführt, aber in meisterhafter Vollständigkeit. Wir sehn den eifersüchtigen hornvollen Ford, der glaubt, es sollen ihm Hörner aufgesetzt werden, den dummen Liebhaber Slender, dessen Oheim für ihn beym Vater Page wirbt, den Doktor Cajus, für den die Mutter stimmt, und die Tochter, die sich ihren eigenen Geliebten Fenton wählt. Einer betrügt den Andern, alle haben in ihren Zwecken eine Seite der Haltungslosigkeit, und bedienen sich verkehrter Mittel, wodurch ihre Prellerey auf sie zurückprallt. Auch die ritterliche Tapferkeit des Doktors, da er letzlich die Geliebte doch nicht zum Preis erhält, wird genarrt, aber den närrenden Wirth zum Hosenbande sehn wir wiedergenarrt. Keiner geht leer aus als die Liebenden, denn Fenton ist ein alter Gefährte des „wilden Prinzen," obgleich seine Gestalt die leerste ist. Denn er soll nicht geprellt werden, und das sämmtliche Sichvernichten aller einzelnen Zwecke ist hier der Gegenstand. So sind die Weiber von Windsor das eigentlichste Lustspiel, aber für uns zu situationsvoll und inhaltsleer, da wir im bestimmten Inhalt der Situationen nicht können heimisch werden.

Was die Darstellung anbetrifft, so ist vor allem über die lustigen Weiber selber zu klagen. Denn solche triste Lustigkeit, solche philisterhafte Trockenheit, solche Pedanterie und launische Lamelosigkeit hat sich wohl noch nie den Weiberrock dieser Heldinnen von Windsor angezogen. Dadurch ist einem gleich von Anfang an aller Spaß vergällt. Wäre nicht der französische Doktor (Herr Beschort), so könnte man sagen, keine Rolle wäre richtig aufgefaßt und vortrefflich ausgeführt. Aber dieser Doktor ward auch mit Vollendung gegeben, in Tracht, Geberden, Ton der Stimme, Bewegung; diese Leichtigkeit, Beweglichkeit des Geistes und Körpers, diese Courtoisie und Tapferkeit, bey der steten Unbehülflichkeit sich auszudrücken und verständlich zu machen, geben das ergötzlichste Bild eines Franzosen in England. Dem Falstaff fehlt zu seiner „feisten Schlingelhaftigkeit" der Sir John, der stete Schein von Vornehmheit, Ritterlichkeit, Courtoisie ꝛc. Er muß sich behaben wie ein Hofmann, denn nur erst dadurch, indem ihn seine Feistigkeit des Leibes und der Seele überall hindert, indem sein Thun seiner Geberde immer widerspricht, und er so schon stets an sich selbst die Verkehrtheit ist, stets das Mittel zu seinem Zwecke zu verfehlen, wird er wahrhaft komisch. Ein feister Schlingel, nur als feister Schlingel ist nichts als eine ganz ordinäre Gestalt. Falstaff muß eine Seite haben, die ihn mit dem Prinzen in Gemeinschaft bringen konnte. Don Quixote wird nur durch die Ernsthaftigkeit komisch, mit welcher er die Mühle für eine Burg ansieht. Diese Seite fehlt Herrn Devrient ganz, und in allen Scenen, wo sie hervortreten muß, trat daher das Komische des Falstaff zurück. Vortrefflich dagegen stellt Herr Devrient den Zug der Trauer im Falstaff dar, der Verzagtheit, Gedrängtheit, da über ihn das Gefühl seiner Nichtigkeit hereinbricht. Der Selbstironie, deren Mangel Herrn Devrient vorgeworfen ist, muß hier [illegible], oder nur hin und wieder beyherspielen; wenn aber [illegible] der [illegible] darf er nicht selber über sich lachen. Es [illegible] Komik, wenn er in der Erzählung seiner Wasserfahrt in der Themse schon so weit wäre, in sich selber heiter in Jubel zu seyn; das Lächerliche besteht gerade darin, daß er wider Willen gezwungen wird, den Fall so zu erzählen, daß er darüber muß ausgelacht werden. Er muß die Prügel wirklich fühlen, die auf seinen Rücken ein Regen [illegible] gerieben haben. Wenn er dagegen bey Frau Ford ist, und statt zu courtoisiren, nur den feisten und nicht den feinen Ritter gibt, so fehlt wieder alles Komische. Es ist dasselbe, wie wenn Mercutio in Julie und Romeo nur über die Ernsthaften lacht, ohne sich selbst wie sie zu benehmen. — [illegible], Pistol und der Wirth waren unter aller Kritik; der Wirth zum Hosenbande muß keine phantastische Karikatur, und Slender (Schmidtig) weder ein dummer märkischer Bauernjunge, noch voll unmöglicher Sentimentalität seyn.

Der Bearbeiter, Herr Willibald Alexis, scheint die Diez'sche Uebersetzung mit wenigen Veränderungen zu Grunde gelegt zu haben. Auch scheint es uns — als ob aus diesem Stücke, das er vor allem liebt, seine Theorie der lustigen Charaktere hervorgegangen. Doch dann hat er vergessen, was für ein Unterschied zwischen einem Charakter ist, der in seinem Zweck eine Seite der Nichtigkeit hat, und um diesen Zweck zu vollführen, ein falsches Mittel wählt, und einem Charakter, der als edel auftritt, und sich in Nichts auflöst. Der Unterschied zwischen Lumpen und komischen Figuren zeigt sich am besten im Unterschied der lustigen Weiber und des Prinzen von Pisa.

Auflösung des Räthsels in Nr. 152.

Steckrupfert.

Mehr Räthsel als Charade.

Zwey schlichte abgekürzte Namen,
— Vornamen nur, zwar vielbekannt,
Apostel trugen sie, und Kön'ge, Kaiser — Damen
Von großem Rang und Ruf sind selbst durch sie genannt;
Doch viel vom Dienervolk noch mehr.
Zwey solche Namen machten einen Dichter,
— O nie vergeßt den feinen Geist! — noch eh'r
Vom Namen seines Stamms berühmt, der auch ein schlichter
Doch würd'ger Name war. Im deutschen Vaterland,
Wie mancher, der einst lang den letzten nicht gekannt,
Hat mit Entzücken doch die Ersten oft genannt.

— s —

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 20. u. Monatsreg. Juni.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 157.

genblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Juli 1826.

Trink und iß,
Gott nicht vergiß;
Bewahr dein' Ehr;
Dir wird nicht mehr
Von all deiner Hab,
Als bloß ein Tuch in's Grab.

Altdeutscher Spruch.

, B, C, nach altdeutscher Art.

Anfang einer jeden Sach',
ihrem Ende reiflich nach.
ewußt der sichre Grundstein sey,
och aber Glaube auch dabey.

rängt oft die Last des Lebens dich,
ein Aug' erheb zum Himmel sich.
Des reinen Herzens stilles Flehn,
Und seine Thrän' hat Gott gesehn.

Ceremonien leerer Schall
Verfliegt wie Spreu im weiten All.
Ein tief gefühltes herzlich's Wort,
Das lebt in gleichen Herzen fort.

D. Dieß Leben — wie Chamäleon,
Entzückt begonnen, schon entflohn.
Wer treu benutzt den schnellen Flug,
Wenn kurz auch, lebt er doch genug.

E. Erst lerne: recht dich selbst zu schauen,
Auf deine Kraft allein vertrauen;
Schaust du nur hier in dich hinein,
Wird dir die Welt verklärter seyn.

F. Fühl' fröhlich, wie von Gottes Hand
Ein [illegible] Liebe hat gewandt,
Es wie auch Nacht der Morgen lehrt,
Wie Gott dir oft, was du begehrt.

G. Glück wohnt in eigner tiefer Brust,
Ihr Wandrer ist sich's nicht bewußt:
[illegible]
[illegible]

H. Halt still, wenn Gottes Hand dich beugt,
Geduld macht größte Qualen leicht,
Geduld geprüft in Einer Stund',
Macht erst die größten Kräfte kund.

J. In allen lebt der Kräfte Geist,
Der aus dem Staub zur Sonne kreis't,
Ein steter Fortschritt, ew'ge Kraft,
Die aus Vernichtung Leben schafft.

K. Klug sind die Kinder dieser Welt,
Ein Glück, das steigend wieder fällt;
Einfach und edel, fromm und rein,
So müssen Gottes Kinder seyn.

L. Lust sey dir, tüchtig das zu seyn,
Was dir dein eigner Geist giebt ein.
Ein fremdes Werk nur halb geräth,
Hat oft den besten Kopf verdreht.

M. Müh' ist der Freude goldnes Thor,
Durch dieses trittst du siegreich vor.
Freud' ohne Müh', Blüth' ohne Frucht;
Wer mühevoll, hat recht gesucht.

N. Nimm! ist des Schöpfers Segensspruch,
In seiner Schöpfung weitem Buch;
Gib! ruft die eigne Kraft in dir,
Empfangen werde geben hier.

O. Ohn' Eines Werkes stillem Seyn,
Vergeh' kein Tag, sey's noch so klein.
Zum Segen wird dir's jeden Tag,
Das dich veredeln, trösten mag.

P. Prophet wer rück- und vorwärts schaut,
Und dieses auf das Erste baut,
Ihm ordnet sich der Gang der Welt,
Der sich verworren dargestellt.

Digitized by Google

Q. Qual nähre nicht! ermanne dich!
Kraft folgt dem Entschluß sicherlich.
Qual gibt des Menschen harte Hand,
Gott hat im Schmerz auch Trost gesandt.

R. Reiß dich von Eitelkeiten los! —
Einfalt, Natur macht stark und groß.
Hier strahlt das Licht: Religion! —
Sie führt dich zu des Vaters Thron.

S. Säum' nimmer, wo zu handeln ist;
Der Tropfen schnell zum Strome fließt.
Wie Perlen sich zu Perlen reih'n,
Soll That auf That gedränget seyn.

T. Tief ruht der Weisheit goldner Kern,
Gleichwie ein nachtumhüllter Stern,
Schrick nicht zurück vor Finsterniß,
Wer recht ihn sucht, find't ihn gewiß.

U. Unglücklich der, wer niemand liebt,
Sich Kält' und Ehrgeiz nur ergiebt.
Er wird sich nie des Lebens freun,
In Freud' und Schmerz steht er allein.

V. Vergieb, selbst wenn der Freund dich schmäht,
Du stehest doppelt dann erhöht.
Wer sich und seinen Schmerz besiegt,
Wohl keiner Erdenmacht erliegt.

W. Die Wahrheit sey dir Lebensschild,
Sie macht das Leben leicht und mild.
Vor ihrem Strahlen-Angesicht,
Besteht der feige Lügner nicht.

X. X wandle nie zu einem U,
Das Rechte nur erkenn' und thu'.
Ein frommer, einfach-edler Sinn,
Schreibt so auch seine Thaten hin.

Y. Ysop so klein, die Ceder groß,
Ein jedes blüht im Gottes Schooß.
Sey's wo es sey; da wo es steht,
Für ew'ge Früchte ist's gesäet.

Z. Zum Ende eilet jedes Ding,
Doch jener höhern Kräfte Ring,
Schlingt Leben sich zum Leben ein —
D'rum gib auch dich veredelt d'rein.

Die Neuern.

(Fortsetzung.)

Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu, und indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht, nur wenige Tage früher, diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich ihr schon hundert Mal befohlen, nämlich: das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge, ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sey offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub, hell von der Sonne beschienen; sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Natur sicher. Der besonnte Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Aether, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht blos solche kleine leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derselben fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Inseln Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, wie sie aussehe. Nicht blos die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beym Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so ungeschickt seyn, gerade in die Versenkungsstufen zu gerathen. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neu-Holland mit seinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen, mit seinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser gethan, seine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Ist das nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länderregen würde jeder Mensch fortdauern, „sofern er nicht überhaupt in der Katastrophe selbst den Tod gefunden?" Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: du wirst beym Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig." Welch ein Glück für Herrn Villele, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen! Eben jetzt wird dieser Minister wegen der Emancipation von Haiti in der Deputirtenkammer auf's heftigste bestritten; Alles wird hervorgesucht, diese Maßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einspruch ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haiter keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seyen.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ja, die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Mutterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme [illegible], das ist alles, was wir gewonnen nach so vielen, vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie liegen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich: sie erben Wahrheit und keine Lügen; wir Erwachsenen aber erben Lügen und keine Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sey mit [illegible] gefüllt worden? Zwar möchte [illegible] nicht von den [illegible] Adam und Eva, sondern von einem [illegible]; die Familie wird dadurch um [illegible], sie wird edler. Aber guter Gott, [illegible] zur Urmutter, einen Stock[illegible] zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen [illegible], was er behauptet, nicht auch bewiesen, [illegible] gelesen. Aber nein, [illegible] Thiere gewesen, und verzehret [illegible] die kleinen Gedanken entfliehen [illegible]: „Zwey Dinge bleiben hienieden dem [illegible]" (Sehr zu beneiden! Es gibt hienieden [illegible] Dinge.) Die erste Merk[illegible] des Herrn von Gruithuisen hienieden übergehe [illegible] auf eine wichtigere [illegible] Merkwürdigkeit ist, mit Herrn [illegible] Worten, folgende: „Die Liebe [illegible] zum Meersalze und zum [illegible], auf die [illegible] bauet auf das Urme[illegible] Ursächlichkeit der ganzen Thier[illegible] in Landthiere verwandelt worden. [illegible] haben sich gern. Warum ist der Appetit der Menschen nach Fischen so groß? [illegible] hat es keine Richtigkeit. Der Mensch lag [illegible] im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß [illegible] Köchinnen [illegible]. In solchen Fällen wird die kindliche [illegible] den Menschen zum Salze [illegible], durch die [illegible]. Zwar werden die [illegible] Quell[illegible] und man könnte daraus denken, die Kinder [illegible], wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Und das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist [illegible] etwas Anderes als [illegible]? Was das Baden betrifft, so könnte man wohl glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären, wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fischappetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beystimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch nicht aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ißt ja der Mensch nicht blos Fische, er ißt gar Mancherley gern. Der Mensch steckt, wie ein Kind, alles in den Mund, und, wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Sporen, aus Wölfen und Hafen, aus Ländern und Spargeln, bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch; dürfte man daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Uebrigens, wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es gibt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe erweckt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen. Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Methode hinlänglich dargethan, und wenn er sagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich" — wird ihm jeder vernünftige Leser darin beystimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1[illegible]. Mai.

Auf die egyptischen Alterthümer ist Europa, besonders seit der Bekanntmachung des großen französischen Prachtwerks über Egypten, so aufmerksam geworden, daß jetzt beinahe jede bedeutende Hauptstadt ihr egyptisches Museum haben will. Zur Aufsuchung der Materialien dazu, ist gerade die beste Zeit. Die europäischen Reisenden sind nie in Egypten so begünstigt worden, als von dem jetzigen Pascha, so despotisch er sonst auch seyn mag. Man reist auf dem Nil mit eben so vieler Sicherheit als auf dem Rheine oder der Donau. Dazu kommt, daß [illegible] und gewandte Generalkonsuln zweyer europäischen Hauptmächte in Egypten befinden, nämlich Salt der englische, und Drovetti der französische Generalkonsul. [illegible] haben die beyden Herren, [illegible], das Gebiet der [illegible] und [illegible] unter sich getheilt; jeder besitzt eine [illegible], [illegible] nach Alterthümern, [illegible] und die [illegible]. Jede Parthey [illegible], und es hat sich [illegible] ereignet, daß die [illegible] Kreis [illegible] der [illegible] Parthey, der auf einem [illegible] des [illegible] Herrn [illegible] aufstellen wollte, [illegible] haben, und [illegible], daß [illegible] von den alten Denkmälern, die er [illegible] wollte, [illegible] haben. [illegible] und [illegible]. Die Theilung ist geschehen; der [illegible], da er [illegible] mit den beyden Ge-

neralkonsulen, als mit einer Menge von Unbekannten, die sich Anfangs um die Antiquitäten stritten, zu thun haben will. Die beyden Herren sind gelehrte Alterthumsforscher; so kann es dann nicht fehlen, daß sie eine Menge Stücke zu Tage fördern. Auch die Araber wissen nun, was alte egyptische Sachen bey den Europäern werth sind, und verkaufen ihnen deren von allerley Gattung; finden sie keine, so machen sie welche; ächtes und falsches wird eine Menge abgesetzt, und so werden alle Länder mit guten Sachen, und noch mehr mit schlechtem Zeuge versehen; denn auch schlechtes Zeug, das zwey Jahrtausende alt ist, hat Interesse für die heutige Welt. Amerika scheint sich damit so gut zu versorgen, als Europa; in einem Blatte des Philadelphier National Intelligencer vom letzten Februar, sah ich unter den Anzeigen von frischem Stockfische und neuen Damenhüten, auch „eben angekommene Menschen- und Thiermumien aus Egypten" zum Verkaufe angekündigt. Den Schiffern auf dem mittelländischen Meere scheint dieser Leichnamhandel kein ersprießliches Geschäft zu seyn, und sie wähnen, es könne einen Sturm verursachen. Didot erzählt in seiner neulich erschienenen Reisebeschreibung, Notes sur le Levant, daß, als bey seiner Rückkunft das Schiff in den Gewässern der Insel Rhodus einen Sturm erlitt, der Schiffer ihn unruhig gefragt habe, ob er nicht etwa eine egyptische Mumie bey sich führe. Der Pariser Buchdrucker hatte nun freylich in Egypten nichts anders erhaschen können als eine alte Hand, allein obschon dieß schwache Bruchstück eines alten Egyptiers unmöglich das Meer in Bewegung gesetzt haben konnte, so hütete er sich doch wohl sein Heiligthum anzugeben, weil sonst wahrscheinlich die antike Hand dem Neptun zu seiner Besänftigung hätte aufgeopfert werden müssen. Dieß verhindert nun jedoch die Spekulation nicht, häufige Bestellungen und Versendungen von einbalsamirten Leichnamen und andern egyptischen Alterthümern zu veranstalten. Es war denn auch eine beträchtliche Sammlung, die von Salt herrührt, zu Livorno angekommen, da sich überhaupt die Italiener am besten auf diesen Handel verstehen. Diese wurde der französischen Regierung angeboten; man hat derselben so oft Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die schöne Drovettische, jetzt zu Turin befindliche, Sammlung, die sie um einen sehr billigen Preis hätte ankaufen können, hatte fahren lassen, daß sie endlich auch eine Sammlung ankaufen zu müssen glaubte; zumal da man sie vor einigen Jahren außerordentlich in den Zeitungen darüber gelobt hatte, daß sie den berühmten großen Sandstein mit dem Zodiakus aus Denderah angekauft hatte; dieses Stück mochte höchstens 40 bis 50 tausend Franken werth seyn; die Regierung mußte 120 tausend dafür bezahlen; denn alles schrie in Paris: kauft um Gotteswillen, sonst geht das Stück nach England! Dieß nach Englandfahren ist nun aber in der Meynung eines Stockfranzosen das ärgste Loos, was einem Kunstwerke widerfahren kann; er stellt sich die Engländer so vor, als ob sie beständig auf der Lauer ständen, um den Franzosen alle Kunstwerke aus der Hand wegzuschnappen. An englischen Spekulanten fehlt es freylich nicht, welche beständig auf die Gelegenheit harren, ein, auf dem Kontinente wohlfeil angekauftes, Kunstwerk zu einem hohen Preise in England wieder abzusetzen. Seitdem einer dieser Agenten, der bekannte Dibdin, die Unverschämtheit gehabt hat, den Bibliothekaufsehern in Frankreich und Deutschland seltene Bücher gegen Gold ablocken zu wollen, und einige derselben wirklich bestochen hat, und zwar seinem eigenen gedruckten Geständnisse nach, hat man ein Pröbchen ihres Verfahrens bekommen. Als vor einigen Jahren die schöne, aber leider verstümmelte Venus von parischem Marmor auf der Insel Milo aufgefunden worden war, ging dieselbe sogleich durch die Hände der Papas, Agos, und sollte von da in diejenige eines englischen Agenten gelangen; der französische Konsul, der

sämmtlich unterließ, um seinem Vaterlande das Meisterstück zuzuwenden, wußte keinen andern Rath, als daß er eine französische Fregatte herbeyrief, die Venus einschiffen ließ, um sie vor der Hand in Sicherheit zu bringen; alsdann schloß er den Handel ab. Die schöne griechische Göttin prangt nun auf einem hohen Fußgestelle mitten in einem der neuen Säle des königlichen Museums, und kann sich mit den vorzüglichsten alten Meisterwerken desselben messen; leider aber fehlen ihr die beyden Vorderarme. Für eben dieses Museum ist auch die Durand'sche Antikensammlung angekauft worden, und zwar zu dem ungeheuren Preise von 425,000 Franken, nachdem Durand die Münzsammlung bereits nach England für ungefähr hunderttausend Franken verkauft hatte. Die Regierung bezahlt immer theurer als Privatpersonen, und dann pflegt von dem Gelde ein Theil zwischen den Fingern derjenigen hängen zu bleiben, welche den Handel eingeleitet haben, und die manchmal bey solchen Gelegenheiten eine außerordentliche Gewandtheit zeigen. Freylich war die Durand'sche Sammlung überaus reichhaltig an etruskischen Vasen, egyptischen und andern Alterthümern; zu diesen wird sich dann nun die zu Livorno angekaufte Sammlung gesellen, die zu 250,000 Franken angekauft worden ist. Alle die hier erwähnten Ankäufe sind nicht auf Kosten des Staates, sondern auf Kosten der Civilliste, also des königlichen Hofstaates, geschehen, und die angekauften Sammlungen können als Geschenke betrachtet werden, die der König dem Staate macht, weshalb man auch in den Kammern hierüber nichts zu verhandeln gebraucht hat. An solche Freygebigkeit ist Frankreich gewohnt; Geiz ist eben der Fehler der herrschenden Dynastie nicht. Wie reichhaltig aber die neulich angekaufte Sammlung sey, ersieht man aus dem Berichte Champollions des Jüngern, welcher in Italien, wo er überall hat die in den Kabinetten vorhandenen egyptischen Alterthümer in Ordnung bringen müssen, jene Sammlung auch genau untersucht hat. An Mumien, Skarabäen, Schmuck, Hausgeräthe, Papyrus, Inschriften, Handschriften, Büchsen, Figuren und Götzenbildern u. s. w. besitzt sie eine Menge, und zwar in großer Mannigfaltigkeit. Die merkwürdigsten Stücke sind: der Sarkophag des Pharaonen Ramses Meiamun, Großvaters des Sesostris, dessen Grabhöhle im Thale Biban-el-Moluk zu Theben entdeckt und eröffnet worden ist; wie dieser Sarkophag, der, wenn ich nicht irre, bereits in England gezeigt wurde, wieder nach Livorno gekommen ist, indeß der Deckel auf der Universität Cambridge aufbewahrt wird, weiß ich nicht; ferner eine Mauer aus dem Pallaste zu Karnak, auf welcher in vierzig Kolumnen die Einkünfte des Reiches, der dem Könige gebührende Zoll an Gold, Silber, Wohlgerüchen u. s. w., dann die Beamten in den Provinzen u. s. w. verzeichnet stehen. Diese aus sechzehn Sandsteinen bestehende Wand soll beynahe eine ganze Reichsstatistik enthalten, und wird also gewiß für die alte Geschichte und Erdbeschreibung sehr merkwürdig seyn. Es ist gut, daß diese alte Wandstück nach Europa gekommen ist, weil sie nirgends besser studirt werden konnte; allein man sieht doch aus diesem Umstande, mit welchem Eifer die Alterthümer aus Egypten weggeführt werden, da man sogar die Wände ausbricht und einschifft. Alle diese Antiquitäten werden nun eine neue Abtheilung des königlichen Museums ausmachen, und in einem Theile des großen, leider noch ziemlich unvollendet gebliebenen Louvre's ausgestellt werden. Champollion ist zum Aufseher derselben ernannt worden, und hat die Verpflichtung übernommen, Vorlesungen darüber zu halten. An Mat- dazu würde diese Sammlung schon hinreichen, wenn andern vorhanden wären, nun strömen aber die auch von andern Seiten herbey.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. Juli 1826.

Eure Rede reicht nicht zu Euch; reicht kaum bis zu den Menschen.
Gebt es nur zu, denn, gewiß: niemal nur halb Ihr's gebraucht.

Erich Az.

Die M[illegible]

(Fortsetzung.)

Jetzt kommen wir zu dem Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerst die Erde, unsere Geburtsstätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jetzt, es fragt sich nun: wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir anführen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er sie stellt. Er stellt sie nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falsch, sondern er fragt mit beißender Ironie. Dadurch bekommt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich öffnen nicht die Augen, um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie verschließen sie, wie sie ist, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheine, wie sie es wünschen. Das nennt man arme Inquisiten, deren welche sich die Naturforscher, als ihre Inquisitoren, verbotener Suggestivfragen bedienten. Um diese Weise zu verspotten, fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? — er fragt: wie muß der Mond beschaffen seyn, damit er so beschaffen sey, wie wir glauben, daß er beschaffen sey? Das Geheimniß dieser herrlichen Ironie sey aber den Lesern nur im Vertrauen mitgetheilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sey es dem Herrn von Gruithuisen mit allem, was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich wie folgt: „Was konnten, nach den Naturgesetzen, auf dem Monde für Ereignisse stattgefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf diese Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit dem Grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde ein aus verschiedenen kosmischen Stücken gebildetes Wesen, und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper zusammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Kolonisten herabgefallen sind, oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert, oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk, wie das böhmische, nicht blos mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimath verlassen; ja wie wir später erfahren werden, wo man solche Auswanderer sogar die heimathliche Luft mit-

so daß sie nichts verändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Aether wird freylich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken, hat gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neuholland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden, und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte viele Beyspiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere, hierhergehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menschen, woran die kometarisch-ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.“ Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen; doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bey Erwähnung Ceylons, dieser „kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel,“ bemerkte Herr von Gruithuisen: „Dieses Beyspiel gibt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergange, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ-schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.“ Jezt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefen Thürmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeit sich geneigt haben; es ist aber weder das Eine noch das Andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether, und haben durch den Fall eine relativ-schiefe Stellung erhalten. . . . Doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freylich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas Schwindel bekömmt und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jezt dem Monde fest anklammern und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben. — Der Mond ist bewohnt, und zwar, wie die Griechen sagen, von Meeren, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden seyn wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleinern Himmelskörper, „daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beyspiele.“ Gegen Beyspiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie; sie verfährt bey ihren Bildungen immer auf gleiche Weise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vulkan in Owyhee.

William Ellis, ein Missionär, gibt in seinem Berichte von einer Wanderung in der durch Cooks Ermordung bekannten Insel Owyhee die Beschreibung eines Vulkans von besonderer Art, woraus wir einige auffallende Züge für unsere Leser wählen. Herr Ellis ging über einen beträchtlichen Strich vulkanischen Landes mit brennenden Klüften und Höhen, welche dem Ansehen nach Krater gewesen waren. Die Ebene, worüber der Weg führte, war eine weite Wüste alter Lava, die er auf folgende Weise beschreibt.

„Dieser Strich Lava hat das Ansehen eines von entfernten Bergen umgebenen Landsee's. Die Lava war gewiß einst flüssig und scheint plötzlich verhärtet oder in glasigen Stein verwandelt worden zu seyn, während die bewegten Wogen hin und her rollten. Nicht allein sieht man deutlich das Aufschwellen und Fallen derselben, sondern man bemerkt auch an manchen Orten die nur so eben gekräuselte Oberfläche, wie die Oberfläche des Meeres beym ersten Aufspringen eines frischen Windes, oder eines vorübergehenden Lufthauches.

Ungefähr um zwey Uhr Nachmittags erblickten wir den Krater von Kiranea. Wir erwarteten einen Berg mit breitem Fuße und rauhen, eingeschnittenen Seiten, aus losen Schlacken oder verhärteten Lavaströmen bestehend, zu erblicken, und einen Gipfel mit rauhen Wänden von ausgebrannter Lava, die den Rand eines mächtigen Kessels bildeten. Allein statt dessen befanden wir uns am Rande eines steilen Abgrundes, eine weite Ebene vor uns, die fünfzehn bis sechzehn englische Meilen im Umkreis hatte, und zwey- oder vierhundert Fuß unter ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken war. Die Oberfläche dieser Ebene

Google

... vulkanischen Fels[illegible] ... war der große Kra[illegible] ... em Platze entfernt, ... nach dem nördlichen ... weniger steil und das ... it aller Behutsamkeit ... eichen, ohne mehrmals ... [illegible] über die einge[illegible] ... [illegible] Stellen wohl unter ... endlich an den Rand [illegible] ... ein erhabnes und fast ... unmittelbar vor uns ... der Form eines Halb[illegible] ... von Nordost zu Süd[illegible] ... [illegible] Lava bedeckt und ... [illegible] Flut ... [illegible] Sie[illegible] ... befriedigt ... den Wogen aufs ... [illegible] Inseln ... mit einem Kra[illegible] ... die Oberfläche ... derselben ... [illegible] Vora[illegible] ... ihrem bren[illegible] ... [illegible] über die ... unsern Füßen ... und zu dem ... vor und nicht ... diese geschmol[illegible] ... Becken, in ... einer festen Masse ... getrennt sey, der ... durch jene zahlrei[illegible] ...

... bestanden aus ... waren senkrecht, ... einem Lager dicht ... auf, das sich aber ... unter diesem La[illegible] ... gegen den brennenden ... dem Anscheine urtheilen ... Es war auch wahr[illegible] ... mit flüssiger Lava ... und sich durch ... Meere oder unter ... Die grauen, und auch ... des größten Kraters vor ... auf der wir stan[illegible] ... Schwefeldämpfe auf der ... — die starke B[illegible] ... an dessen Rande

— die blauen Rauch- und Dampfsäulen, die sich am N.- und S.-Ende der Ebene erheben — der steile Felsrücken, der sie umgab, und wahrscheinlich an mehrern Stellen 3 bis 400 Fuß in senkrechter Höhe aufstieg — alles dieß erschien als ein unermeßliches, vulkanisches Panorama, dessen Wirkung durch das unaufhörliche Brüllen der großen Schmelzöfen unten noch vermehrt ward.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Zwiefaches Gold.

Was will der goldne Reif in deinem Haar?
Sieh, sieh, er möchte sich so gern verstecken,
Und sich mit deinem Golde überdecken,
Denn seines ist nicht halb so hell und klar.
Mit feinem Gold wird grobes übertzogen,
So zieh' dein Haar um diesen armen Bogen!

Amor, ein Seiler.

Amor ist ein Seiler worden,
Drehet Seile, Schnür' und Ketten
Aus den sammetweichen Fäden
Deiner goldnen Lockenkrone.
Und so groß sind seine Künste,
Daß er aus den kleinen, feinen,
Dünnen, zarten Ringelhärchen
Diamantenfeste Bande
Für die armen Herzen windet.
Und zu hunderten zusammen
Knüpft er sie an einem Seile,
Hängt sie dann vor Schlafengehen
An den Riegel deiner Kammer,
An des Ladens Schraubenspitze,
An des frömmsten jeden Sonntag
Und die frömmsten jeden Sonntag
An das Kreuz auf deinem Busen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Mai.

(Beschluß.)

Nun befindet sich in Paris eine bedeutende Sammlung, ... [illegible] ... des Pallastes, die für Geld gezeigt wird, ... indem der Besitzer von seinen allzu hohen Forderungen, und ... Mangel an Unterstützung unter den ... [illegible] ... an die Regierung [illegible] ... [illegible] ... anderes Kabinet, das Thedenat'sche, [illegible] ... ein [illegible] ... und eben nicht zu hohen Preisen ... der Konkurrenz die [illegible] ... Ueberhaupt stellt es dieses Jahr [illegible] ... [illegible] ... der Regierung an Gelegenheit ... bereichern, denn eine Versteigerung von ... die andere. Die Rede fing mit ... Dieser Hr. Salé [illegible] ... Sachen an. ... alten Grafen bergischen Curiositäten

manche sonderbare Stücke zusammengebracht; allein wie es dann mit dergleichen Liebhabern zu gehen pflegt, zuletzt hatte das Kabinet sein Vermögen aufgezehrt, und war ihm nur zur Last. So wurden dann die mit so vieler Mühe zusammengesuchten Stücke wieder einzeln losgeschlagen, und in manche andre Privatkabinette zerstreuet, denen wahrscheinlich ein ähnliches Schicksal bevorsteht. Manche kleinere Curiosa wurden sehr hoch hinaufgetrieben; so war da z. B. eine chinesische Tasse, deren Untertasse als Deckel, und sogar als Löffel oder Schöpfgefäß dienen konnte; dieses bloß niedliche Stück ward von den Liebhabern heiß verfolgt, wogegen ein elfenbeinerner Hängeleuchter in sehr durchbrochener Arbeit, welcher dem Besitzer 1200 Franken gekostet hatte, um die Hälfte zugeschlagen wurde. Weit merkwürdiger aber war das berühmte Denon'sche Kabinett, das nun auch in alle Welt wieder zerstreut wird, nachdem fast alle Welttheile dazu beygetragen haben, um es zu bereichern. Hätte Denon nicht ein großes Vergnügen gehabt, seine Sammlung zu zeigen, so sollte man fast glauben, er sey aus Ermüdung über das viele Vorzeigen gestorben. Die Engländer schienen es sich besonders in den Kopf gesetzt zu haben, alle Denons Kabinett sehen zu wollen, und so wie ganz London um einen Schilling per Kopf durch die Napoleon'sche Kutsche gekrochen war, als dieselbe nach der Schlacht bey Waterloo öffentlich ausgestellt wurde, so wollten auch alle Engländer, die nach Paris kamen, durch die Denonschen Säle wandern. Sobald ein Engländer oder eine Engländerin in Paris abgestiegen war, so war sein oder ihr erster Gang zum Museum, und der zweyte zu Denon, oder eigentlich zu seiner Kunstsammlung. Dibdin erzählt in seiner Reisebeschreibung, er sey einmal mit zwey und zwanzig Landsleuten in das Kabinett hinein gebrochen, welches doch den gefälligen Besitzer veranlaßt habe zu äußern, Dibdin möge doch ein andermal nicht an der Spitze einer Phalanx bey ihm erscheinen. Dem galanten Denon mißfiel es zwar gar nicht, schönen Damen seine Raritäten und Kunstwerke sehen zu lassen; indessen wurde durch die Zudringlichkeit neugieriger Fremden seine Geduld und seine Gefälligkeit oft auf eine harte Probe gestellt. Nicht wenig aber hat man sich in Paris darüber verwundert, daß ein Mann, der einen großen Theil seines Lebens mit Sammeln zugebracht hatte, und in diesem Sammeln sein Vergnügen und sein Glück fand, und dem es gelungen war, eine vortreffliche Auswahl von Gemälden, Zeichnungen, Alterthümern, besonders von egyptischen, und andern Curiositäten zusammenzubringen, nichts gethan hat, um die Sammlung beysammenzuhalten, und aus der Welt geschieden ist, ohne die geringste Verfügung über die fernere Bestimmung derselben zu treffen. Es werden dann jetzt alle die Porträte Napoleons, Friedrichs II Dintenfaß, womit Napoleon dem Denon ein Geschenk gemacht hatte, und der famöse „Reliquienkasten" mit den Gebeinen Cids, Abelards und Heloisens, mit dem Schnurrbarte Heinrichs IV. und dem Stückchen vom Todtenhemde Napoleons an die Meistbietenden verkauft werden. Uebrigens findet sich in dieser großen Sammlung eigentlich nichts Vollständiges; von allem trifft man etwas an, aber an eine vollkommene Suite ist nicht zu denken. So z. B. besaß Denon eine prächtige Kupferstichsammlung, und hatte eine Menge Rembrandt'sche Stücke; aber um sein Rembrandt'sches Ganze zu vervollständigen, scheint er sich nie die geringste Mühe gegeben zu haben; von den neuern Kupferstichen der französischen Schule hat sich bey ihm sehr wenig vorgefunden, obschon fast alle Künstler sich beeiferten, ihm die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes zum Geschenk zu machen. Denons Liebhaberey scheint eine besondere Richtung gehabt zu haben. — Für die Kunstliebhaber war neulich auch die Versteigerung der David'schen Gemälde und Zeichnungen ein hoher Genuß. [illegible] Gemälde und der Zeichnungen; [illegible] Ermordung Marats, [illegible] Volks[illegible] zum Leiden, von der Jedermann [illegible] jener Zeit gelesen [illegible]. Indessen fanden [illegible] Kunstliebhaber ein, [illegible] mehreren Stücken [illegible] wie die Familie sie angesetzt hatte, [illegible]. Die Hauptgemälde Davids, welche er schon lange vorher an die Regierung verkauft hatte, sind nun in der großen Gemäldegallerie des königlichen Museums im Louvre aufgestellt, nur das große Gemälde der Krönung Napoleons fehlt, und höre man sagen, es sey [illegible] in Stücken geschnitten, und die Streifen um ein anderes Bild gewunden, und in irgend ein Magazin des Museums [illegible]. Dieses Schicksal sollen mehrere Gemälde, die auf die Napoleonische Regierung Bezug hatten, erhalten haben. Um das schöne David'sche Gemälde ist es jammerschade; indessen [illegible] man doch, daß sich die Gemälde wieder vorfinden werden, und daß sie wenigstens auf diese Art nicht ganz verloren. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, da man sich des [illegible] Vandalismus und Ultraroyalismus schämen, und die so mißhandelten Kunstwerke wieder hervorzuziehen trachten wird. Einige Gemälde der Napoleon'schen Regierung, deren Anblick eine [illegible] Verstimmung erregte, sind dadurch gerettet worden, daß man sie den Künstlern, die sie verfertigt hatten, und denen die Regierung sie sehr großmüthig bezahlt hatte, z. B. Gérard, Gros u. a. unentgeldlich zurückgegeben hat, um ihrer nur schnell los zu werden. Heut zu Tage würde man nicht so unbedachtsam verfahren; allein in den ersten Jahren nach der Wiederherstellung des königlichen Thrones ging der blinde Eifer der Ultraroyalisten unglaublich weit; hätten sie damals alles, was auf die Napoleon'sche Regierung Bezug hatte, zerstören können, sie hätten mit Freuden die Axt und den Feuerbrand herbeygebracht. Als einen sonderbaren Umstand merke ich noch an, daß das schönste Porträt, welches der Pinsel Davids, des ehemaligen Erzjakobiners, hervorgebracht hat, [illegible] des Papstes ist, das er während des Aufenthaltes Pius VII. in Paris malte. Er hatte auch ein Porträt der [illegible] ihre Schönheit so berühmten Madame Recamier angefangen, die ihm wenigstens zwanzig Mal gesessen hatte, und [illegible] es dem Künstler nicht behagte zu arbeiten, [illegible] sie wieder nach Hause fahren mußte, ohne daß [illegible] würdige Frau dadurch hätte abschrecken lassen [illegible]. Endlich aber ward ihr David [illegible], er wäre [illegible] nicht zufrieden, und entschlossen, von der Arbeit abzustehen, und er rathe ihr, sich von Gérard malen [illegible], was sie dann auch that. Ich glaube das unvollendete Porträt der schönen Recamier befand sich [illegible] Auction. Wie haben sich die Sachen geändert, [illegible] Porträt angefangen wurde! Der Künstler, [illegible] der Heimath, ist zu Brüssel in der Verbannung und die Schönheit der Mad. Recamier ist [illegible] gende Frau, der sonst ganz Paris zu Füßen [illegible] tiefen Verborgenheit eines Klosters, nicht fern [illegible] dem Hofe [illegible], in welchem die sonst so [illegible] Betrachtungen auch über die Nichtigkeit der Betrachtungen anstellt!

Beylage: Literaturblatt

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Juli 1826.

Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Goethe.

Romanze.

„Wenn die Mädchen und die Knaben
Auf der bunten Wiese spielen,
Und die Knaben über'n Graben
Nach den hübschen Mädchen schielen:
Schau' auch ich nach meiner Liebe
Auf der Wiese."

„Wenn ich aus der Fremde kehre,
Auf der Wiese welche Trauer!
Ihr' entrollet mir auf Zähre,
Und mich faßt ein frost'ger Schauer;
Denn es schlummert meine Liebe
Auf der Wiese."

„Ach, sie lag in tiefem Schlummer
Auf der Wiese, und nicht lange,
Lag auch ich, gebeugt von Kummer,
Lebenssatt, mit bleicher Wange
Auf dem Grabe meiner Liebe
Auf der Wiese."

J. N. Vogl.

Die Havana und Cuba.

Erster Eindruck.

Ich stieg an's Land. Es war noch früh am Morgen und um diese Stunde haben alle, auch die schönsten Städte ein unordentliches Aussehen. Es hatte die Nacht etwas geregnet und der Koth in den Straßen war furchtbar. Mit großer Mühe wußte ich mich zwischen den Schaaren von Negern durchzuwinden, welche nach allen Richtungen Fässer, Kisten und Ballen rollen und tragen. Das fremdartige Geschrey der Neger, der Geruch, den sie verbreiten, die ungewohnten afrikanischen und spanischen Gesichtszüge, eine drückende Luft, die Haufen von zerlumpten Matrosen und Arbeitern, welche vor den Bodegas und Pulperias Rum tranken, einige Wilde von Florida, beynahe so nackt, wie sie aus dem Mutterleibe gekommen, mit langen, schwarzen Haaren, das Gesicht mit rother Farbe beschmiert, und mehr Thieren als Menschen ähnlich — Alles dieses machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, den auch der Anblick der plaza de armas und des Regierungspallastes nicht aufheben konnte. Vom Lande herein kamen lange Züge von Maulthieren, von einem einzigen weißen oder schwarzen Reiter geleitet, herein; dieser sitzt zu Pferde, einen großen Strohhut auf dem Kopf, ein langes Messer (machete) an der Seite, in einen weiten Mantel von leichtem Tuch gewickelt; er selbst so gut als seine Maulthiere sind mit einem rothen Koth überzogen, der die Landstraßen bedeckt. Die Häuser sind meistens mit

grellen Farben bemalt, haben Gitterfenster und schwerfällige Balkons, alles von Holz — sie haben das Aussehen von großen Klöstern. Mein Weg führt mich nach der Plaza vieja — von da verscheucht mich bald wieder der Anblick und der Geruch der Vorräthe von tasajo und tocino, von Rindfleisch und Schweinefleisch, bald getrocknet, bald gesalzen, bald verfault. Alte Negerinnen, welche Eier und Fleisch verkaufen, erregten mein Erstaunen durch ihre ungeheure Dicke und Fett, welches durch ihre leichte Bekleidung noch ekelhafter hervortrat. Uebrigens ging es auf dem Markte ziemlich friedfertig zu: kein Streit, kein Zank zwischen Käufern und Verkäufern. Die Früchte der heißen Zone liegen mit den Gartengemüsen Europa's in Haufen beysammen und unser Geflügel zeigt sich neben bunten Papageyen. Schmutzige Mönche reichen das Bild ihres Heiligen von künstlichen Rosen umgeben, zum Kusse herum und empfangen dagegen Kupfermünzen, Früchte, Rüben u. s. w. Wenig zufrieden mit dem ersten Eindruck, den die Havana auf mich gemacht hatte, kehrte ich an Bord zurück.

Die Kirchen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, es war trocken, schönes Wetter, ich hatte einige angenehme Bekanntschaften gemacht — bald gewann Alles in meinen Augen ein angenehmeres Aussehen. Die Kirchen der Havana haben wenig Kunstverdienst, und besonders ist das Innere mit Altären, Nischen und geschmacklosen aber kostbaren Verzierungen überladen. Eine Ausnahme macht jedoch die Kirche de la concepcion, seit 1795 zur Kathedrale erhoben; die Kirchen sind meistens niedrig und eng, und man wird von der Masse von Heiligenbildern und Altären erdrückt. In der Karmeliterkirche sieht man papierne Engel, Schilde mit Devisen, natürliche und künstliche Blumen, silberne Vögelchen, Schafe, Kaninchen, alles durcheinander. Die guten Nonnen schienen eine besondere Verehrung für ein Paar schöne erwachsene Erzengel zu haben, deren Helme mit Edelsteinen geschmückt sind. In derselben Kirche ist das Grabmal des Diaz Evelino de Compostella, Bischof von Cuba und Gründer des Klosters. Die Inschrift besagt, daß der würdige Prälat habe ruhen wollen:

Inter ipsa Carmeli lilia, virgineosque choros.

In den Kirchen sind keine Stühle oder Bänke, man wird nicht jeden Augenblick durch Kollekten gestört, und schnarchende Thürsteher lassen nicht in dem Heiligthum die Stöße ihrer Hellebarden gegen das Pflaster erschallen. Ein silbernes Becken auf einem rothen Teppich am Eingang der Kirche empfängt die frommen Gaben. Alles geschieht in dieser Stille, zwey Geistliche sitzen daneben, ohne die Eintretenden mit weltlich frommem Geschrey einzuladen und ohne mit einem „Gott vergelt es!“ zu antworten; sie reichen dem Geber stillschweigend das Bild des Heiligen, dessen Fest gefeyert wird. In dieser Hinsicht muß man zugeben, daß die Havaneserinnen [illegible] und Würde haben als die [illegible]. [illegible] Kirchen läuft eine Reihe von [illegible], die bey [illegible] Gelegenheiten für die Behörden [illegible]. [illegible] ruht Jeder darauf, der Lust hat. [illegible] den dem Vornehmen, der Neger oder den Reichen. Wenn die Damen zur Messe gehen, so trägt ein kleiner Neger in Livree einen Teppich vor ihnen her, der dann in der Kirche ausgebreitet wird, um darauf zu knieen. Doch haben nur weiße Frauen dieß Recht. Man sieht zuweilen allerliebste Gruppen auf diesen Teppichen. Kleine Kinder und Mädchen knieen ganz vornen, dann die erwachsenen Töchter, endlich die Mutter. An der Ecke des Teppichs der kleine Neger mit dem aufgeweckten Wesen, was den Negerkindern eigen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e   M e n e e n.

(Fortsetzung.)

Leser, welche natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich Mond und Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesezt ist, nur mit dem Unterschiede, daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad; wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freyem Auge sehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwiesenen — nicht von mir dem Uebersezer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch mehreres von der Mond-Botanik mittheilen sollen. Die lunarischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Stauden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu seyn scheint. Daß die Meneen „Kummer um Lust“ nicht kennen, darum wollen sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser wunderlichen Welt, und was auch aus dem Netz herschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war auf

[illegible] im Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die [illegible] Himmelsräume, befahl und gehorchte keinem, und that was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß, und verdarb sich den Magen; da [illegible] er auch Ärzte und Krankenwärter, da [illegible] ihn die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer väterlichen Polizey. Die Censur lenkte seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeynt den Fehlenden. Das [illegible] des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache, sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Aufklärers grämlicher Erdenfeind [illegible], behauptet, der Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „Die Mondbewohner hatten es, als sie Bürger des freyen Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eignes Licht, er verlor die innere Wärme, [illegible] Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Lichtes. Die Mondbewohner mußten auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.“ So warm ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja [illegible] revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Mondbewohner als Bürger des freyen Kometen besser hatten, als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht, die Insurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eignes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eignes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, etwas Wärme von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen berauben. Nur ein Liberaler kann so [illegible]. Das heißt nicht berauben, das heißt besteuern. Und die Steuern müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Ärmern. Hier wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getreide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gebäude, das [illegible], das Richterleben, Kaufen, Verkaufen, das Verbrechen, der Justizgegenstand, die Geburt, das Leben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das [illegible], der Schlaf, die Lust, Tag und Nacht, Wasser und Feuer, und noch viele andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Mondbewohner, weil ihnen die Wärme entzogen, [illegible] darauf bedacht seyn müssen, sich künstlich gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen [illegible] Wirkungen derselben, er weiß, daß das Steuersystem eine Hungerkur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses alle, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreyheit zu mißbrauchen, dann ist es wirklich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun, und auch den Himmel zu censiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuigkeiten aus Paris.

Donnerstag den 15. Juni drängte ich mich in das [illegible] Theater der italienischen Oper; nicht um den heitern, [illegible] Saal zu sehen, nicht um den Rossinischen Barbier von Sevilla zu hören, sondern weil mich mein deutsches Herz dahin zog. Mehrere Landsleute [illegible] mein Gefühl getheilt haben; denn noch nie hatte ich in Paris so viel, so laut und so eifrig deutsch sprechen hören, als an diesem Tage vor und in dem Theater. Mamsell Sonntag, [illegible] Kammersängerin, und Mitglied des Königsstädtischen Theaters zu Berlin, sollte hier auftreten. Man muß wissen, daß eine Person, eine Frau, die mit großer Sicherheit [illegible] Ausbildung des Gesangs, und [illegible] Kunst dramatischer Darstellung verbindet, dieser Bühne gehört, und mit Sehnsucht von einer Reise zurückerwartet wird; man muß das Vorurtheil der Franzosen kennen, dessen sie sich gegen Alles, was von Kunst, und besonders von Darstellender, aus Deutschland kommt, kaum erwehren können; man muß dazu wissen, daß unlängst auf denselben Brettern eine deutsche Sängerin nichts weniger als jenes Vorurtheil besiegte — um die Bekümmerniß zu entschuldigen, die gewiß mehrere meiner Landsleute mit mir getheilt haben, als wir uns in dem glänzenden, [illegible] Saale befanden, weniger auf die Erscheinung und die Kunst unserer Landsmännin gespannt, als wie das weltstädtische Publikum Sie, die in Deutschland Gefeyerte, und also uns in ihr, aufnehmen und beurtheilen würde. — Gewiß gibt es unter den Lesern dieser Blätter einige, die das Kunsturtheil der Franzosen so tief herabstellen, daß sie nicht begreifen werden, wie ich bey dieser Gelegenheit in die [illegible] Empfindung der Bekümmerniß gerathen konnte. Aber ohne hier beweisen zu wollen, wie hoch ich das Urtheil der Pariser über die verschiedenen Künste der Bühne anschlage, stelle ich mich einstweilen auf den Standpunkt jener Deutschen, die es nicht [illegible], und ein dennoch überzeugt, daß sie das [illegible] Gefühl der Erwartung mit mir empfunden hätten; denn, wahrlich: kein Mensch ist wohl so [illegible], daß er seinem nationalen, [illegible] Herzensantheil, von dem die Goethe'sche Iphigenie so [illegible] spricht, [illegible] sich entäußert hätte. [illegible] deutscher Mensch so [illegible], daß er ein großes glänzendes Publikum, der [illegible] einer fremden gebildeten Nation, [illegible] versammelt sehen, und doch ihr [illegible] Urtheil mit nichts ansehen sollte. Dieser Ueberzeugung zufolge, glaube ich, daß es den Lesern des Morgenblatts, selbst denen, welche, wie [illegible], die neueste italienische Gesangsweise nicht für das [illegible] der Gesangskunst halten, eine freudige Genugthuung seyn wird, zu erfahren, daß die junge deutsche Sängerin den [illegible] Sieg davon getragen und sich — es ist dieses der [illegible] Ausdruck — mit Ehre und Ruhm bedeckt hat. Von dem ersten Beweis ihrer Kunstfertigkeit, bis zu den letzten Tönen des letzten Aktes riß sie das feurige französische Publikum [illegible]

daß auch der Neid gestehen mußte, daß dieser Jubel kein vorbereiteter, sondern der überlaute Ausdruck des Enthusiasmus sey. Jede Stelle, wo die Sängerin entweder Geläufigkeit ihrer Nachtigallenkehle, oder Feinheit des Geschmacks, oder Anmuth in den Verzierungen, oder Ausdruck der Empfindung zeigte, wurde, mit dreyfacher Wiederholung in den dazwischen eintretenden effectvollen Pausen, beklatscht, und durch alle Interjectionen des Beyfalls und Entzückens begleitet. Sehr weise war es von der jungen Sängerin berechnet, nachdem sie die vielfältigen Rouladen ihrer Partie mit halber Stimme anmuthig vorgetragen hatte, daß sie nun im Finale des ersten Acts mit ganzer Kraft sang, und Orchester und Mitsänger beherrschte. Die Deutschen mögen es mir glauben, daß keine künstlerische Absicht in einem Pariser Theater unbemerkt zu Boden fällt; das Parterre faßt jede, auch die feinste Nüance auf; und so wurden die starken einzelnen ausgehaltenen Töne der Sängerin eben so lebhaft applaudirt, als ihre gewagteste Künstlichkeiten, indem ich rund um mich her von vielen Stimmen sagen hörte: Ah nous l'avons attendu là! zu deutsch: Mit halber Stimme sang sie vortrefflich, nun zeigt sie uns aber auch, daß sie mit voller ganzer singen kann, und nun erst verdient sie den Namen einer Sängerin. Mein unbedeutendes Urtheil über Dem. Sonntag wird man hier nicht erwarten; auch wäre es höchst überflüssig von Paris aus den Deutschen etwas sagen zu wollen, was sie selbst schon, von allen Seiten beleuchtet, festgestellt haben. Es bleibt daher nur übrig zu beweisen, daß kein Vorurtheil mich bey meinem Berichte geleitet hat, und zu diesem Zwecke ziehe ich einiges aus einem hier geschätzten Journale; la Pandore, über das Debüt der deutschen Sängerin aus; obgleich ich eben sowohl eine andere Tagesschrift hätte wählen können, da alle Blätter von allen Farben übereinstimmend nur Lob über sie aussprechen. — „Wir haben," so beginnt die Pandora, „Wir haben über einen der „glänzendsten Debüts, welche dieses Theater (théâtre italien) je „gesehen hat, Bericht zu erstatten. Mamselle Sonntag, ob- „gleich jung (man sagt, sie sey 18 Jahr alt) hat bereits in „Deutschland einen entschiedenen Ruf als Sängerin." Nachdem „nun der Kritiker die liebliche Gestalt der jungen Sängerin vom Haupt bis zu den Füßen mit Wärme gezeichnet und versichert hat, daß seine Ausdrücke keine romanhafte Metaphern wären, führt er, die bekannte Fabel Lafontaine's anführend, folgendermaßen nicht unwitzig fort: „Schon sagte sich das gänzlich eingenommene Parterre:

„„Sans mentir, si votre ramage
„„Se rapporte à votre plumage
„„Vous êtes le Phénix des hôtes de l'Opera-Buffa.""

„„Wenn deine Töne deine Lieder
„„Gleichkommen deinem Prunkgefieder
„„So bist du der Phönix unter den Bewohnern der Opera-
„„Buffa.""

„Die Gastspielerin erschien als Rosine im Barbier von Sevilla; „endlich sang sie, und ungeachtet jener unwillkürlichen Gemüthsbewegung, welche selbst das Bewußtseyn früheren Erfolgs „niemals gänzlich bewältigt, gewahrte man dennoch ihre Verwirrung nicht. Schon bey den ersten Takten ihrer Cavatine „erkannte man eine reine Stimme, eine klangreiche und vorzüglich biegsame, ihre seltenste Eigenschaft ist eine wundersame Leichtigkeit; mit der Kopfstimme gibt sie uns eine wahre „Verschwendung der zartesten Verzierungen, der blumenreichsten Eleganz. Auch brachen die Beyfallsbezeugungen, ohne „die Arie; und [illegible] einer Art Trium-

„emporgetragen [illegible]
„de sa voix brillante) [illegible]
„der Töne durchdrungen. [illegible]
„Scene sang Mlle. Sonntag [illegible]
„Oper: „Sigismund," [illegible]
„Rome eingelegt hatte, [illegible]
„dem nämlichen Enthusiasmus."

Darauf führt der [illegible] (nachahmungswürdige [illegible]) fort: „Um diesen Tag des Triumphs [illegible], [illegible] „wir auf ein anderes Mal [illegible] „Ueberfülle von Verzierungen [illegible] „zu Mißbrauch werden. Wir hoffen, daß [illegible] „deres sehen wird, als Rathschläge, die [illegible] „nahme eingeflößt wurden, welche ein so [illegible] „lent erregt, ein Talent, das [illegible] „um die Kritik ertragen zu können, und das [illegible] der „ausgezeichnetsten Sängerinnen unseres Theaters versetzt."

„Was das Spiel betrifft, so hat Mlle. Sonntag Proben „der Verständigkeit abgelegt; sie hat Grazie, und es fehlt „ihrem Spiel nicht an Feinheit. Vielleicht würde sie wohl „thun, einige etwas gesuchte Gesten zu vermeiden, besonders „ein ein wenig zu oft wiederholtes Wiegen des Kopfes. „Unter den Rollen, in welchen sie noch auftreten soll, nennt „man Donna Anna im Don Juan, eine Rolle, die in „Paris noch nie gut gegeben wurde; ohne Zweifel wird man „nicht ermangeln, sie uns darin hören zu lassen; das ist „eine Ehrenrettung (reparation), die man Mozart „schuldig ist. (NB. NB. !!!)" Und darauf lautet der Schluß dieses Berichts also: „Man sagt, sie sey nur auf zwölf „Vorstellungen engagirt; möge die Aufnahme, die ihr zu „Theil wird, sie bewegen länger hier zu verweilen!" —

Wenn uns Deutsche diese Aufnahme freut, so sind wir zuerst der Mlle. Sonntag Dank dafür schuldig; doch müssen wir auch dem französischen Publikum und den Pariser Zeitschriften Gerechtigkeit für Gerechtigkeit widerfahren lassen; bedenkend, daß hier ein National-Vorurtheil zu besiegen war. Ob dieses Vorurtheil von Haus aus ungerecht ist, thut nichts zur Sache; genug es war da, und — es wurde besiegt. Selbst hierüber spricht ein hiesiges Journal, die Etoile, nicht ohne anmuthige Ironie. Man sagt, daß von Seiten der Herren gentilhommes de la chambre Mlle. Sonntag sehr glänzende Anträge, um sie hier zu fixiren, erhalten habe. Sollte dieses wirklich schon wahr seyn, wie es denn kaum zu bezweifeln ist, daß es geschehen wird, so möge sie Folgendes dabey bedenken: erstlich hat sie bey dieser Gelegenheit das vaterländische Nationalgefühl zu vertreten; eine Künstlerin [illegible] Ranges hat kaum das Recht ihr Vaterland zu verlassen, besonders wenn sie, wie Mlle. Sonntag, dasselbe keiner Undankbarkeit zu zeihen hat; sie würde also, entweder [illegible] seyn, oder durch diesen Schritt öffentlich aussprechen, daß Deutschland seine Künstler weder zu würdigen [illegible] belohnen wüßte, welcher Vorwurf um so schmerzlicher [illegible] da er buchstäblich wahr ist. Zweytens möge sie wohl [illegible] — wie und was sie auch thun oder lassen möge [illegible] ihres Kunst- und Privatlebens — sie doch immer hier in Paris eine actrice bleiben wird; d. h. [illegible] mals wird sie sich hier die ebenbürtige Stellung [illegible] Kreisen des Lebens erobern, die man ihr[illegible] ausgezeichneten Talente zuvorkommend bereitet [illegible]

(Der Beschluß folgt.)

[illegible]

Nro. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Juli 1826.

[illegible] die Gewaltigen, welche die Geschichte [illegible] finden in der fremden, aber ihren [illegible] mit dem neuen, [illegible] zu nahe gerückten.

Jean Paul.

Aus dem Belle[illegible] von Buonap[illegible] während sei[illegible] vom 24sten [illegible] 1815.

[illegible] Styl und [illegible] Erfindung aus[illegible] mit Recht [illegible] welche allge[illegible] [illegible] als zehn [illegible] besondere Ansichten der [illegible] Maitland vermögen [illegible] der beschrie[illegible] [illegible] bekannt gewor[illegible] [illegible] würdiger [illegible] diejenige [illegible]

auf folgen die am Bord eines Parlamentairschiffes begonnenen Unterhandlungen, geführt durch die Herren de las Cases, Bertrand, Savary, und Lallemand. Was aber von dem allergrößten Interesse, das ist die Haltung, die Handlungsweise und selbst die Worte Napoleon's in einer der peinlichsten Lagen seines Lebens. Bey seiner Ankunft auf dem Bellerophon erwies man ihm die Ehrenbezeugung nicht, welche sonst Personen von so hohem Rang erwiesen werden. Man befand sich nämlich über diesen Punkt ohne Vorschriften, welche nur dahin gingen, ihn für den Fall, daß man seiner Person habhaft werden könne, an Bord eines Schiffes S. M. des Königs von Großbritannien zu bringen. Kapitän Maitland entschuldigte sich jedoch, über diesen Empfang mit dem Vorwand, daß es noch zu früh gewesen, um ihn anders empfangen zu können. In der That werden auf einem englischen Schiffe die militärischen Ehrenbezeugungen nur von Morgens acht Uhr bis zu Sonnenuntergang erwiesen.

„Der Exkaiser, so drückt sich Kapitän Maitland aus, hatte die französische Brigg l'Epervier verlassen, um sich an Bord des Bellerophon zu begeben.“ So lange als die Schaluppe, welche er bestiegen, noch im Auge jener Brigg war, hörte die Mannschaft derselben nicht auf, ihm ihr Lebewohl zuzurufen. Mein erster Lieutenant, Herr Mott, versicherte mich, daß in den Augen aller Zuschauer Thränen gestanden hätten. Offiziere und Soldaten, alle konnten eine gewisse Rührung nicht unterdrücken. [illegible] Bertrand betrat zuerst den Bord des Belle[illegible]

Digitized by Google

rophon, um mir anzuzeigen, daß sich der Kaiser in der Schaluppe befände. Napoleon folgte ihm unmittelbar, und als er das Schiff betreten, sagte er mit lauter und fester Stimme: Je suis venu me mettre sous la protection de votre prince et de vos lois. Als ich ihn in mein Zimmer geführt, sagte er, nachdem er es genau untersucht hatte, das ist ein recht hübsches Zimmer. Ich erwiederte: so lange Sie auf dem Schiff seyn werden, welches ich kommandire, so steht es zu Ihren Diensten, mein Herr. Wer ist die junge Dame, fragte er nun, indem er das Bild meiner Frau betrachtete; sie ist sehr hübsch. Ich nannte sie ihm, worauf er sich nach ihrem Geburtsort, so wie nach dem meinigen erkundigte, und wissen wollte, wie viel ich Kinder hätte und wie lange ich schon diente.

Ich erwähnte des Umstandes mit dem Bilde meiner Frau, um zu bedeuten, wie sehr Napoleon darauf bedacht war, einen günstigen Eindruck auf diejenigen zu machen, mit welchen er zu sprechen hatte. Später, als wir uns vor Plimouth befanden, hatte ich noch mehr Veranlassung, dieß zu bemerken. Herr und Frau Stracham kamen nämlich mit meiner Frau an unser Schiff gefahren. Als ich ihm sagte, daß dieß meine Frau sey, begrüßte er sie, indem er den Hut abnahm, und lud sie ein, an Bord zu kommen. Allein ich mußte ihm bemerken, daß ich Befehle erhalten hätte, denen zufolge Niemand, selbst meine Frau nicht, das Schiff betreten dürfte. „Das ist aber sehr hart,“ erwiederte er, und indem er gegen meine Frau sprach: „nicht wahr, Lord Keith ist gar zu strenge?“ dann wandte er sich nochmals gegen mich mit den Worten: „Wahrhaftig, ihr Bild ist nicht geschmeichelt, sie ist noch viel hübscher.“

Kurze Zeit nach seiner Ankunft auf dem Bellerophon wünschte er die Offiziere desselben kennen zu lernen. Ich stellte sie ihm daher nach der Ordnung ihres Ranges vor, wobey er jedem einige Fragen über sein Vaterland, seine Dienstjahre, seine Funktionen auf dem Schiffe oder die Schlachten machte, denen er beygewohnt hätte. Hierauf verlangte er das Schiff zu besichtigen. Aber da es noch nicht gereinigt worden war, so sagte ich, daß der Gebrauch es mit sich brächte, das Schiff nur erst nach dem Frühstück der Mannschaft zu reinigen, was in diesem Augenblick eingenommen würde, und daß er also von diesem Besuch mehr befriedigt seyn dürfte, wenn er noch einige Augenblicke warten wollte.

Anfangs zeigte Napoleon fortgesetzt die größte Ruhe und selbst einige Heiterkeit. Er lebte der sichern Hoffnung, daß man ihm erlauben würde, als bloßer Privatmann in England zu leben. Nur erst, als wir uns der Küste näherten und er durch die Zeitungen erfuhr, daß davon die Rede sey, ihn nach St. Helena zu schicken, nur erst dann konnte ich bemerken, daß er etwas Unruhe fühlte. Demungeachtet zeigte er eine überraschende Festigkeit, als ihm diese schreckliche Gewißheit amtlich angezeigt wurde.

Ich war überzeugt, daß Napoleon sich durch eine solche Mittheilung zu niedergeschlagen fühlen müßte, um an diesem Tag auf das Verdeck kommen zu können. Ja ich hatte dieß für so bestimmt angenommen, daß ich einige meiner Freunde, welche mich diesen Tag hatten besuchen wollen, in der Absicht ihn zu sehen, davon unterrichten ließ. Wie groß war daher mein Erstaunen, als ich ihn mit einem Male an meiner Seite erblickte! Ich konnte mir diese scheinbare Ruhe nur somit erklären, daß er, zu ewiger Gefangenschaft und Abgeschiedenheit von der Welt verurtheilt, dieses sein Schicksal sich weniger fürchterlich vorstellte, als ich, wenn ich in seiner Lage gewesen, und daß er immer noch Hoffnung hegte, daß Großbritannien ihm die Achtung und Aufmerksamkeit erweisen würde, welche eine Stellung, wie diejenige, die er inne gehabt, erwarten lie[ß].

Während des Mittagessens war seine Unterhaltun[g] ganz wie gewöhnlich. Der fürchterliche Streich, welch[er] ihn getroffen, hatte seine gewöhnliche Heiterkeit so we[nig] gestört, daß er uns durchaus nicht verändert erschien. [...] gab mir Buonaparte Veranlassung zu der Vermuthu[ng,] daß er den Entschluß fassen könne, freywillig dem L[eben] zu entsagen. Ja ich glaube sogar, daß er unter keine[n] Umständen und in keiner Lage eine solche Absicht durchb[licken] ließ; und so lange ich in seiner Nähe war, hörte ic[h ihn] nur einmal ein Paar Worte sagen, die dahin gedeutet [wer]den könnten. Er sagte mir nämlich einstens: „Ich [werde] nicht nach St. Helena gehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e M e n e e n.

(Fortsetzung.)

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich [gegen] den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den d[er Ta]g der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? [Sie] wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nac[h] den Dutzenden von Merkmalen und S[puren,] die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt ha[be,] heutiges Tages zu seyn.“ Die Leser werden mi[t Ge]fallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen [bei Auf]zählung seiner Merkmale und Spuren des alten Duodezimal- und nicht des revolutionären Dezi[malsystems] bedient. In der That, Natur und Kunst, die [zwölf Him]melszeichen, die zwölf Monate, die zwölf Göt[ter,] die zwölf Apostel, die zwölf Pairs Karls des [Großen, die] zwölf Spielhäuser in Paris und die zwölf Bän[de des Con]versationslexikons empfehlen das Dutzendwesen. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen; Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch [hat er] Gründe, zu glauben, daß von diesen Gebä[uden die] troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen und die andern zur heißen Tageszeit von [ihnen] benuzt werden, um Schatten und Ruh[e]

... soll man
... mit den Pässen
... ist, daß die Me...
... dieses ist ein Ue...
... gationssystem. —
... die Füße der Mondsb...
... der Mond ein Sa...
... Oberregierung die
... man auf der Erde
... etwas gehört, doch
... Wirkungskreise der
... Herr von Gruithui...

[illegible]

händig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwey Hände
und zwey Füße haben? Man könnte eben so gut den
Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich,
noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich.
Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden, hunderttau-
send Gulden, zweytausend Gulden, zehntausend Gulden im Vermögen ha-
ben; zwischen einer Million und einer halben Million
liegen 999,998 Fälle, die Kreuzerfälle unberechnet. So kön-
nen auch die Menschen, weil sie nicht vier Hände und vier
Füße haben, darum doch nicht zweyhändig und zweyfüßig
zu seyn. Sie können eine Hand und drey Füße haben,
oder einen Fuß und drey Hände, oder fünfzig Hände und
gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände.
Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Mo-
nden weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre.
„Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf
dem Monde vierfüßer seyen, stehen die regelmäßigen
Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Wi-
derspruch, da deren Erbauung ohne geometrische
Kenntniß gar nicht möglich ist.“ Aber liegt denn die
Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur
die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Bie-
ber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest,
die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die
Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat
auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit strei-
ten, die, auf dem Monde sichtbaren, 60 bis 70 geographischen
Meilen lange Straßen, und der erst neulich von mir entdeckte,
30 Meilen lange, äußerst reguläre Wall, der auf Wander-
gewölbe unterm Boden rathen läßt.“ Auch die Gültigkeit
dieses Beweises können wir nicht anerkennen. Zwar hat
es mit den Mond-Chausseen seine vollkommene Richtigkeit,
ja man kann sogar mit guten Fernröhren die Inschriften auf
den Meilenzeigern lesen; aber daraus auf die Füße der
Menschen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht treiben die
Menschen auf ihren vier Händen. Vielleicht benutzen die
Menschen die Landstraßen bloß zum Fahren und Reiten, vielleicht
werden die Chausseen gar nicht von verständigen Wesen
befahren, sondern bloß von [illegible] Dampfwagen.
Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht
sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, viel-
leicht dienen sie weder zum Gehen noch zum Kriechen, son-
dern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände
und Füße der Menschen läßt sich durchaus nichts mit Be-
stimmtheit sagen.

Das ganz anders verhält es sich mit dem Vorzüglichen
den haben die Menschen und zwar von der vorzüglichsten
Qualität. Herr von Gruithuisen [illegible] „Vier Stolz
ließe es nicht zu, die Menschen im Monde [illegible] das könnte man
höher zu sehen, als wir sehen, [illegible] bemerken könnte.“
manche Dinge deuten, daß sie etwas [illegible] andern Bewohnern
[illegible] in der That nicht, wie [illegible]

in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz, die Neuern sollen mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweyten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Neuern zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Konsequenzen geben, die auf die Vermuthung führen müssen, die Neuern stünden auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst als der Wissenschaft." Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und gibt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Konsequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut seyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Konsequenzen, und von den Konsequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Die Frühlingsblumen.

Ihr duft'gen Blumen grüßt mich lieb wie gestern,
Doch meine Freud und Lust ist gänzlich todt.
Denn eure weiß und blauen *) Frühlingsschwestern
Sie färbten sich auf Missolunghi roth!

Sie sind mit heil'gem Heldenblut begossen,
Der Boden ist mit Christenblut getränkt.
O daß sie jeden Frühling blutig sprossen,
Damit der Brüder man dabey gedenkt!

Mit jedem Abendroth wird's in mir trüber,
Es mahnt wie Missolunghi's Wiederschein:
In jedes Morgenroth schau' ich hinüber,
Ob nicht von Süden fliegt ein Phönix drein.

*) Farbe der Griechen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juni.

(Beschluß.)

Während die Dilettanti (so nennt man hier die Liebhaber der italienischen Oper) sich drängen, um die deutsche Sängerin zu hören, strömen die Liebhaber des Melodrams nach der Porte St. Martin, um dort einen englischen Schauspieler zu sehen (denn er spricht nicht). Bären, Affen und Pferde werden sich vermuthlich über das Alterthum ihres wohlerworbenen Bühnenrechts streiten; auch wird es kaum zu entscheiden seyn, welcher dieser Thiergattungen der älteste Bretteradel zukommt, oder vielmehr der älteste; denn der älteste gebührt unstreitig den Vögeln, die schon zu Aristophanes Zeiten eine historische Familie waren. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist doch heute kein wesentlicher Standesunterschied mehr unter den Thieren; denn vom Elephanten bis zum Hund, von der [illegible] Elster bis zur naiven gebratenen Martinsgans haben sie alle sich, als Helden, Bösewichter oder Narren gezeigt, und sind auf solche Weise zu ihrem Namen gekommen. Was bleibt dem heutigen Theaterdichter übrig, der absolut neu seyn muß, um die Menge anzulocken, zu rühren, zu erschüttern?! Menschen sind abgedroschen, Thiere haben ihr Möglichstes gethan, der Teufel zieht nicht mehr, Götter kommen nicht mehr herab. Dem gewöhnlichen Verstande muß es scheinen, als sey es aus mit der dramatischen Kunst, rein aus! — Aber das Genie findet immer neue Wege. Ich sage das Genie; denn ich gebe es selbst dem ausgezeichneten Talente auf, zu errathen, was uns der englische Melodramatiker, in diesem erschöpften Zeitalter, für ein ganz nagelneues Wesen auf die Bühne gebracht hat! Kein Thier, kein Mensch, keinen heidnischen Gott, keinen Samiel, keinen Policinello, keinen großen Unbekannten! Nun, und das wäre? — Einen halbbackten Menschen! Ein Unglücklicher, der sich der Magie ergeben hat, arbeitet an einem Menschengebilde, das ihm ein dienstbarer Geist werden soll; er übereilt sich das Ding zu beleben und es wird nun ein halbbackter erdgrauer Mensch daraus, der zwar nicht sprechen, aber zaubern kann und aus Rache seinen Urheber drey Akte lang verfolgt, um ihn erst im dritten zu tödten. Wir empfehlen diese neueste englische Waare den deutschen Uebersetzungsfabriken; die Uebersetzung ist kinderleicht, man kann sie einem Schulknaben auftragen, und doch darf man an dem Effekte nicht zweifeln, denn es brennt erst ein Laboratorium, dann eine halbe Stadt ab; dann kommt ein Schiff im Sturm zur See bis an die Lampen hergewogt und brennt ebenfalls auf; dann kommt der halbbackte Held des Stücks auf allerhand kuriose Weisen, von oben, von unten und von der Seite auf Gebälke und brennenden Baumästen zum Vorschein und verschwindet eben so wunderbar durch die Wand und durch den Fußboden. Auch wird ein Kind sehr angenehm gefangen und herumgezerrt und weint sehr rührend, während sein Vater pathetisch ruft; kurz das Stück wird großes Glück in Deutschland machen und ich erbiete mich sehr gern, dasselbe einzusenden, entweder um in Kur- oder in Helgoland übersetzt zu werden. Es heißt le monstre et le magicien, das Ungeheuer und der Zauberer, ein wahrer Zieh-Titel!

Mars und Venus, oder die Netze des Vulkans ist das neueste Ballet, das hier an der Tagesordnung ist und in der großen Königl. Oper gegeben wird. Ich behalte mir vor über das Ballet wie es heute ist, im Allgemeinen meine Ansicht zu geben. Von diesem sage ich nur, daß die Pariser selbst sagen, daß sie nichts Aehnliches an Pracht der Costüme und Dekorationen gesehen haben. Ich schwieg — aber einem deutschen Blatte darf ich es wohl vertrauen, daß die Berliner Darstellung der Olympia eine prächtigere ist als diese, um wie viel mehr also die alles in dieser Art erschöpfende Vorstellung des Alzedors — Dekorationen, besonders aber die Costüme, sind in Berlin reicher, glänzender, schöner — das Maschinenwesen ist aber hier vollkommener.

Im Odeon — so kündigen es die hiesigen Blätter an — wird man bald eine Darstellung des Freyschützen geben, zum Besten der Wittwen und Kinder des unsterblichen C. M. von Weber. Zwar hat dieses Theater große Einnahmen von dem genannten Stücke gehabt; aber werden wir Deutschen uns in Dankbarkeit gegen einen verstorbenen deutschen Künstler von England und Frankreich zuvorkommen lassen? Oder werden wir sogar dieses Beyspiel, diese Aufforderung unbeachtet lassen? Man wünscht, daß Dlle. Sonntag in dieser Benefiz-Vorstellung auftrete. Leider wird der Freyschütz in französischer Sprache gegeben. Bey demselben Theater studirt man nächstens die Schweizerfamilie von Weigl ein.

Beylage: Kunstblatt Nr. [illegible]

für
gebildete Stände.

Freitag, 7. Juli 1826.

> Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
> Die Sonnen singen seinen Ruhm;
> Ihn preist der Erdkreis, ihm rauschen die Meere;
> Das Weltall ist sein Heiligthum.

Die Meneren.

(Fortsetzung.)

„Im Jahr 1788 entdeckte Schröter in einer gewissen Gegend des Mondes ein aus dessen vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenlaufe ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788 — 96 entstanden seyn. Solche regelmäßige gerade Linien lange Strecken kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst seyn. Was kann der Zweck der Meneren bey Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerks seyn? Es lassen sich hier nur zweyerley Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandeskultur schließen lassen. Entweder die Meneren haben uns nur eine Zeichensprache anbieten, oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses so, so müßten die Meneren gar keine Begriffe von der Qualität unserer Verstandeskräfte haben; denn sie wissen, daß wir Erdbewohner erst im laufenden Jahrhundert angefangen haben, im allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen andern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenähnlichen Gebildes auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist.“

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneren nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung verfolgt, die Eysenhard am 25sten Juli 1774 um Mitternacht im mare crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige, von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vielfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im mare crisium geschah auch, wie bey uns, nach Untergang der Sonne.“

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen als ein ehrlicher Mann überall seine Meynung frey heraussagt; aber die Freyheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch Andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene, Erklärungsart zum Voraus verdammt, und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammer-

thale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen scheint mir ein leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betrübten taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegeneinander stehen, bliebe ihnen freylich nichts anderes übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich miteinander unterhalten wollten; aber wie kann dieses geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobey jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien mit Feuerdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, es ist gar nichts mit dieser Zeichensprache!

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Ereignisse, welche sich auf dem Bellérophon zugetragen, nachdem sich Napoleon Buonaparte auf denselben begeben hatte rc.

(Fortsetzung.)

Es war ein erbärmlicher Uebermuth, welcher befahl, Buonaparte wieder General zu betiteln. „Anstatt General, sagte er, hätte man mich eben so gut Erzbischof nennen lassen können, weil ich eben so gut das Oberhaupt der französischen Kirche als der französischen Armee gewesen bin.“ So lange der Bellerophon im Gesichtskreis der englischen Küste war und ehe ein anderes Schiff den hohen Gefangenen aufgenommen hatte, durfte Niemand an Bord desselben kommen, und es war dieser Befehl mit Ausnahme des Admirals und einer kleinen Zahl von Flottenbeamten mit solcher Strenge zu nehmen, daß, wie vorher gesagt, selbst die Frau des Kapitäns denselben nicht überschreiten durfte, so daß sie nur durch das Sprachrohr mit ihrem Mann sprechen, und ihn nur durch ein Fernglas sehen konnte. Es war nicht der Gefangene allein, den man so zu bewachen besorgt war, sondern vielmehr die Annäherung einer andern Person, die man so sehr fürchtete und die man nur zu nennen brauchte, um die ganze Flotte in Angst und Schrecken zu jagen. Dieß war aber nichts anderes als ein Rechtsgelehrter oder Advokat. Da nämlich die englische Regierung nicht geneigt war, Buonaparte zu gestatten, daß er sich an's Land begäbe, so hatten einige übelwollende Menschen, um ihm Gelegenheit zu geben an das Land zu kommen, und allen Besseren zum Trotz, den Gedanken gefaßt, ihn von Gerichtswegen vorrufen zu lassen, um als Zeuge in einer Sache vernommen werden zu können, welche eben bey der Kings bench anhängig war. Sobald die Flotte von diesem Plan unterrichtet ward, so waren auch unsere Seeofficiere bey Annäherung des kleinen Fahrzeugs nicht weniger in Schrecken versezt als die kleineren Fische bey Annäherung eines Hay. Der Admiral besonders war bey dieser Gelegenheit in heftigerer Bewegung als wohl je in der ganzen Zeit seiner Seekarriere.

Ich hatte mich zwischen sieben und acht zu dem Admiral begeben, und erfuhr von S. H., daß man ein habeas corpus erhalten hätte, um Buonaparte an's Land zu bringen, und daß ein Advokat mit den nöthigen Vollmachten versehen, sich zu diesem Ende eingeschifft habe, um das weitere auszuführen. Ich sollte mich deßhalb bereit halten, um bey dem ersten Signal die Segel zu lichten und in die hohe See zu stechen. —

Um neun Uhr erhielt ich wirklich diesen Befehl: allein der Wind, obwohl er nicht stark war, war uns entgegen wie die Ebbe. Wir sezten also Boote aus, um das Schiff mit Seilen fortzuziehen. Zu gleicher Zeit sah ich eine Barke auf uns zurudern, welche eine Person trug, deren Aeußeres mir einigermaßen verdächtig schien: ich beorderte demnach ein Boot an das Hintertheil des Schiffes, um jede Annäherung, unter welchem Vorwand immer diese geschehen wolle, zu verhindern.

Die gefürchtete Barke näherte sich auch wirklich, wurde aber an den Admiral gewiesen, der sich jedoch, von einem seiner Schiffe auf das andere entfliehend, von derselben vergeblich suchen ließ. Später erfuhren wir, daß sie den gefürchteten Rechtsfreund mit der habeas corpus Akte und andern nothwendigen Papieren versehen, getragen habe, vermöge deren wir gezwungen gewesen wären, unsern Gefangenen auszuliefern, um ihn vor dem Gerichtshof der Kings bench erscheinen zu lassen.

Während wir nun immer weiter in die See gingen, näherte sich eine andere Barke, und zwar so weit, als die Wachtboote es immer nur gestatteten. Sie führte zwey sehr geputzte Damen, welche ihre Sacktücher in der Luft schwenkten, so oft sich Buonaparte an dem Fenstern zeigte.

Den 4ten August begab ich mich Nachmittags an Bord des Prometheus und des Rambead, auf welchen die Admiralsflagge wehte. Ich erhielt dort folgenden Brief S. H.:

„Ich bin den ganzen Tag über von einem Advokaten verfolgt worden, der mit einem habeas corpus versehen ist; er hat zu Cawsand gelandet; allein es wäre möglich, daß er sich in der Nacht an Bord eines Segelschiffes wieder in Bewegung sezte. Sorgen sie daher, daß ihnen kein Schiff nahe komme. Ich für meinen Theil werde die nämlichen Vorsichtsmaßregeln gebrauchen, auf welchem Schiff ich mich auch befinde.“

Keith.

Digitized by Google

[illegible] zum zweyten [illegible] diesen Brief [illegible] von demselben [illegible] der von dem hart- [illegible] In einer ordent- [illegible] den Kommandant zurück- [illegible] ich hier verfolgt und [illegible] davongegangen, [illegible] habe. Der [illegible], aber da er, [illegible] gewesen, sey [illegible]

[illegible] daß das englische [illegible] ihn nach St. Helena [illegible] Bestimmung [illegible] mit seines Per- [illegible] Mittel und ein [illegible] Willen und [illegible] Offizier des [illegible]

[illegible] zu mir, um [illegible] verlangte [illegible] Bertrand, [illegible] haben, mich [illegible] Nachdem ich [illegible] dazu verste- [illegible], um ihn [illegible]? weil es [illegible] besitzen, mit [illegible] seinen Willen [illegible] hade [illegible] kein Hinder- [illegible] und daß ich es [illegible] würde. Ich [illegible] Buonaparte behielt [illegible] mich unbillig [illegible] erfahren von ihr [illegible] nach der guten [illegible] Engländer im All- [illegible] wahr, ich bin stets [illegible] immer in offe- [illegible] Könige [illegible] und Zutrauen geben, [illegible] anvertraute. [illegible] von Achtung gegen? [illegible] Nationen nicht nach [illegible]. . . . Man erwie- [illegible], oder war ich denn [illegible] Kann ein In- [illegible] unterhandeln? Ich [illegible], oder wie die [illegible] des Wassers und

der Luft. Alle meine Wünsche gingen nur dahin, in England ein kleines Eigenthum zu kaufen, um dort mein Leben in Frieden zu beschließen. Was Sie betrifft, Kapitän, so kann ich mich über Sie gar nicht beklagen; Sie haben sich immer wie ein Mann von Ehre gegen mich betragen. Fürwahr ich kann mich nicht erwehren, das Unglück auf eine verlassene Insel verbannt zu seyn, und dort mein Leben beschließen zu müssen, auf das Schmerzlichste zu empfinden. — Er fuhr hierauf mit Nachdruck und Würde also fort: Wenn Ihre Regierung im Stande wäre, Savary und Lallemand dem Könige von Frankreich auszuliefern, so würde sie durch diese Handlung auf den englischen Namen einen Schandfleck bringen, den keine Zeit mehr auslöschen könnte. — Ich versicherte ihn, daß gewiß die Minister des Königs, meines Herrn, dieß nicht im Sinne hätten. — Ich hoffe es, sagte er, und schwieg.

Ehe der Gefangene an Bord des Schiffes gebracht wurde, das ihn nach St. Helena zu bringen befehligt war, wurde die auffallende Formalität, seine Effekten zu durchsuchen, noch vorgenommen; so schwer es auch ist, irgend einen vernünftigen Grund dieser Vorsichtsmaßregel zu erdenken.

Sir Georges Cockburn kam mit seinem Secretär Byng an Bord unseres Schiffes, um dieses [illegible] auszuführen. Seine Instruktion verlangte, daß Jemand von dem Gefolge Buonaparte's dabey zugezogen werden sollte. Man machte dem General Bertrand deßhalb den Vorschlag, allein dieser fand sich über ein solches Benehmen so indignirt, daß er davon gar nicht sprechen hören wollte, und sich weigerte, Jemanden zu bezeichnen, der [illegible] Stelle zu vertreten hätte. Endlich verstanden sich Savary und Marchand dazu. Das Gepäck wurde nun Alles geöffnet; Herr Byng untersuchte es mit der Hand, ohne jedoch die einzelnen Paquets aufzumachen oder in Unordnung zu bringen. Buonaparte, der von einem anstoßenden Zimmer aus, dessen Thüre während dieses Geschäftes mehrere Male geöffnet ward, zusehen konnte was vorging, [illegible] Herr Byng von dort, um ihm seine Dankbarkeit für die Art und Weise zu erkennen zu geben, mit welcher er sich seines Auftrags entledigte. Als man den [illegible] der beyden Capitäne vornahm, welche das Geld enthielten, erlaubte der englische [illegible] Marchand, davon so viel zurückzubehalten als nothwendig wäre, um den Lohn der Bedienten zu bestreiten, welche den Gefangenen nicht begleiten würden, so wie um andere unvorhergesehene Ausgaben zu decken. Ein Kasten von [illegible] Napoleons war unter meiner Aufsicht auf die Seite gestellt. Bey meiner nachmaligen Ankunft in London [illegible] ihn zu Handen Sir Hudson Lowe's, um seinem Eigenthümer wieder [illegible] zu werden.

Die Seelenstärke und Heiterkeit [illegible] verließ ihn auch in dem Augen-

bestieg, welches ihn für immer dem Welttheil ent-
en sollte, in welchem er Alles zurückließ, was ihm
er war. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

Einem unverbürgten Gerüchte zufolge soll das weibliche
ungsinstitut am Anger, und das Cadettencorps nach
phenburg verlegt werden. Für den Augenblick finden die Be-
ner dieses Lustschlosses einigen Ersatz in den interessanten
chen der neuen Eisenbahnen, welche seit ein paar Monat
täglich zahlreiche Gesellschaften aus der Stadt, und selbst
Fremde dahin ziehen. Bey der wichtigen Rolle, welche die
neue Fortschaffungsmittel in allen Ländern einzunehmen
nt, wo man auf die möglichste Erleichterung des inneren
erkehrs ernstlich bedacht ist, bey den großen und ausgedehn-
Anwendungen, welche davon in England gemacht werden,
man jetzt von den Vorzügen der Eisenbahnen so überzeugt
daß man solche neben schon vorhandenen und stark befahre-
Kanälen anlegt, wie z. B. zwischen Manchester und Li-
pool, wo eine Actien-Gesellschaft sich vorläufig verbindlich
acht hat, den Transport zwischen beyden Städten um die
te der auf dem Kanal bezahlten Fracht, und dreymal schnel-
zu übernehmen, ist es für jeden Deutschen eine erfreuliche
heinung, diesen Gegenstand, welcher in Gegenden, wo ein
ter freier Verkehr statt findet, von sehr wohlthätigen Fol-
ist, von unserer weisen Regierung nach Verdienst gewür-
, und eine englische Erfindung von einem Bayern verbessert
vervollkommt zu sehen. Der Oberbergrath und Akademi-
Ritter Joseph von Baader, dessen Ruf als Gelehrter
praktischer Mechaniker, als Erfinder und Schriftsteller,
ch zahlreiche und glücklich ausgeführte Werke seit langer
begründet ist, und dessen rastlose Bemühungen um die
rbesserung der fortschaffenden Mechanik bekannt sind, hat sich
ch diese Anlage ein neues Verdienst um die Wissenschaft und
in Vaterland erworben. Nachdem er sich seit 18 Jah-
mit diesem Gegenstand vorzüglich beschäftigt, und zu diesem
ufe im Jahre 1815 eine zweyte Reise nach England unter-
men hatte, ward er nicht müde, der Wichtigkeit der Ei-
bahnen und ihre Vorzüge vor den schiffbaren Kanälen bey
r Gelegenheit das Wort zu sprechen, bis er es dahin brachte,
e Beharrlichkeit mit glücklichem Erfolge gekrönt zu sehen.
rem jetzt regierenden Könige, dessen heller Blick und lebhafte
ilnahme an Allem was gut, nützlich und groß ist, die
chtigkeit dieser Erfindung längst erkannt und ergriffen hatte,
d der schon als Thronerbe die Bemühungen des Hrn. von
aader nachdrücklichst unterstützte und ermunterte, haben wir
zu verdanken, daß der seit vielen Jahren von diesem Gelehr-
vorgeschlagene Versuch zur Entscheidung über die vortheil-
teste Bauart von Eisenbahnen und Wagen nunmehr im Gro-
ausgeführt, und ihm hiezu im Sommer des vergangenen
res eine Summe von 6000 fl. bewilligt worden ist. Da es
n. von Baader hiebey überlassen ward, in den Umgebungen
r Hauptstadt eine Localität aufzusuchen, wo alle bey dem
aue einer Eisenbahn im Großen vorkommenden Schwierigkei-
n des Terrains, soviel möglich, vereint zu finden wären, so
hlte er hiezu eine abgelegene Stelle im königlichen Garten zu
mphenburg, wo er eine tiefe, weite und lange Kiesgrube
r Darstellung zweyer ziemlich steilen Anhöhen benutzen konnte.
er ward nun zur Vergleichung eine Eisenbahn nach engli-
er Bauart, und daneben eine andere nach dem verbesser-
n Princip des Hrn. von Baader so vorgerichtet, daß jede,
it Wendungen in sich selbst zurückkehrend, eine gleichsam
durch die Sandgrube ab- und auf-
ne bildet. Diese

Anlage, an welcher den ganzen Winter hindurch ununterbrochen gearbeitet wurde, ist seit zwey und einem halben Monat vollendet, und das gelungene Resultat des ersten öffentlichen Versuches, welcher daselbst am 18. April in Gegenwart Sr. Majestät des Königs vorgenommen ward, ist bereits in der Allgemeinen Zeitung vom 21. April, Nr. 111, angezeigt worden. Seit dieser Zeit hat Hr. von Baader noch einige Verbesserungen und Zusätze an seiner Eisenbahn angebracht, und noch mehrere öffentliche Versuche nacheinander veranstaltet, welchen Se. Königliche Hoheit der Prinz Carl, Ihre Hoheiten der Herzog Max von Bayern, und Prinz August von Leuchtenberg, der Kriegsminister, sämmtliche auswärtige Herren Minister und Geschäftsträger, eine von dem königlichen Finanzministerium ernannte Kommission, und eine andere, vom General-Komité des landwirthschaftlichen Vereins, und vom Central-Verwaltungs-Ausschuß des polytechnischen Vereins abgeordnete Kommission, nebst einer zahlreichen Menge der angesehensten Staatsbeamten und Personen aus allen Klassen beywohnten; und alle diese wiederholte Versuche geben der Ueberzeugung immer mehr Raum, daß die von Hrn. von Baader erfundene Konstruktion von Eisenbahnen und Wagen der englischen vorzuziehen sey. Das Wesentliche, worin beyde Vorrichtungen sich von einander unterscheiden, besteht in folgendem: 1) auf den englischen Eisenbahnen werden die ganz flach am Boden liegenden Schienen von dem Hufschlage der zwischen denselben gehenden Pferde unaufhörlich mit Kies oder Koth beworfen, und dadurch, und durch die beständige Seitenreibung der Räder an den Schienen wird der Widerstand des Fuhrwerks bedeutend vermehrt. 2) Die sehr kurz gebauten englischen Wagen können, da ihre Achsen ohne Reibnagel unbeweglich befestigt sind, nur gerade ausgehen, und erhalten ohne außerordentlichen Zwang, oder besondere künstliche Vorrichtung keine auch noch so geringe Wendung. Diese Wagen können daher die Eisenbahn nie verlassen, und die darauf gepackten Waaren müssen an jeder Stelle, wo die Eisenbahn unterbrochen wird, oder am Ende derselben auf andere gewöhnliche Fuhrwerke umgeladen und so weiter geschafft werden, was jedesmal mit großem Zeitverlust, Kosten, und zum Theil auch mit Gefahr von Beschädigung verbunden ist. Bey der Baader'schen Eisenbahn hingegen liegen die Schienen auf einem erhöhten Damme; das Pferd, welches die darauf gehenden Wagen zieht, läuft nicht zwischen den Schienen, oder auf diesem Damme, sondern neben demselben, und kann also diese Schienen durch aufgeworfenen Sand oder Koth nicht verstopfen oder verderben. Die Wagen, welche dem Außen nach wie gewöhnliche Fuhrwagen gebaut sind, wenden sich mit der größten Leichtigkeit über die kürzesten Krümmungen; das Anstreifen der Räder an die Seitengewände der Schienen ist durch einen besondern Mechanismus verhütet, und da jeder Wagen außer den auf die Eisenbahn passenden kleinen Rädern noch vier größere Räder an denselben Achsen hat, welche auf gewöhnlichen Straßen zu gehen bestimmt sind, so können diese Wagen die Eisenbahn überall, wo diese aufhört, ohne alle Veränderung augenblicklich verlassen, und, wie jedes andere Fuhrwerk, über gewöhnliche Landstraßen oder Straßenpflaster fortgebracht werden. Durch diese sinnreiche und ganz neue Anordnung, wobey immer nur vier Räder in Thätigkeit sind, während die vier andern frey über dem Boden hängen, ohne diesen zu berühren, wird das auf den englischen Eisenbahnen unvermeidliche Umladen erspart, und so die Unvollkommenheit dieser Kunststraßen beseitigt, und das vorzüglichste Hinderniß gehoben, welches bis jetzt ihre allgemeine Einführung auf sehr lange Strecken erschwert oder unmöglich gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 162.

[Mor]genblatt
für
gebildete Stände.

[Sonn]abend, 8. Juli 1826.

Doch wichtige Feste ehrten der gefeierte Namen,
... schützen mein kleines Gefährt.

M. V. Martialis.

welche mein Schicksal mit mir haben theilen wollen." — Nach
diesen Worten wandte Buonaparte sich gegen die Schiffstrep-
pe, grüßte die Mannschaft wiederholt und verließ nun das
Schiff. Ihm folgten unmittelbar die Damen, dann seine
Begleitung und zuletzt der Admiral. Die Schaluppe mochte
sich ungefähr dreyßig Toisen entfernt haben, als Buona-
parte sich nochmals gegen den Bellerophon wandte, auf-
stand, die Mannschaft meines Schiffes zum letzten Mal
grüßte, sich dann wieder niederließ und die mit dem Ad-
miral angefangene Unterhaltung mit der nämlichen (schein-
baren) Ruhe fortsetzte, als ob seine Fahrt keinen andern
Zweck hätte als den, ein anderes Schiff zu besuchen.

Kapitän Maitland beschreibt seinen Gefangenen und
dessen Lebensweise am Bord seines Schiffes auf die interes-
santeste Art.

Von seinem Aeußern sagt er, daß Buonaparte einen
robusten, wohlgebauten Körper gehabt, dessen einzelne
Theile im gutem Verhältniß und Ebenmaß zu einander ge-
standen. Er habe einen kleinen Fuß gehabt, und, wie es ge-
schienen, hierauf auch einigen Werth gelegt, indem man
ihn immer nur in Schuhen und seidenen Strümpfen gese-
hen habe. Seine Hände seyen ganz rund und fein gewe-
sen und hätten eher an die Hände einer Dame als an die
eines thatenreichen Generals erinnert. Seine Augen seyen
hellgrau, seine Zähne sehr schön gewesen. Sein Lächeln
und den damit verbundenen Ausdruck seiner Gesichtszüge
beschreibt er als sehr einnehmend, jedoch mit dem Beysatz,
daß derselbe sehr streng und finster geworden, sobald er eine

[left column, heavily distorted:]
... dem Schiffe ... Dienste ... um Vor- ... Maitland zu ... Kommandeur des ... Al- ... sagen ... Als ... bald kom- ... ihn in der ... Augen- ... Mannschaft ... Befehl des Ad- ... Ehrenbezeugungen. ... ruhig und ... als gewöhn- ... mich grüßte, ... die Behandlung ... Bord Ihres Schiffes ... den Offizieren ... zu danken." Sofort ... wendend sagte er: ... beauftragt, Ihnen ... auszudrücken, ... erzeigt haben,

Digitized by Google

unangenehme Empfindung irgend einer Art gehabt habe. Buonaparte's Haare seyen fast ganz schwarz gewesen, hätten durchaus keine Beymischung von Grau gehabt, aber den obern Theil der Stirne nur sparsam bedeckt. Die gelbliche Farbe seines Teint's weiß Kapitän Maitland mit keiner andern zu vergleichen, weil er nie eine ihr ähnliche gesehen zu haben behauptet. In dem Maßstab als Buonaparte dicker geworden, habe er auch von seiner körperlichen Thätigkeit verloren, und wie seine Umgebungen sich ausdrückten, auch an moralischer Energie beträchtlich nachgelassen. In der That schienen seine Lebensgewohnheiten auch immer mehr eine Art Apathie auszusprechen: er legte sich schon zwischen acht und neun Uhr schlafen und stand auch nur erst um dieselbe Morgenstunde wieder auf. Trotz dieses langen Schlafes schlummerte er aber auch noch mehrere Male des Tages auf seinem Sopha. Im Allgemeinen sprach seine Lebensweise ein höheres Alter aus als sein wirkliches war. Seine Manieren waren äußerst freundlich und zuvorkommend. Er nahm immer an der Unterhaltung Theil, belebte sie stets durch eine Menge Anekdoten, die er darein mischte und suchte überhaupt die gute Laune möglichst unter seiner Umgebung zu verbreiten. Selbst eine gewisse Vertraulichkeit ließ er sich gefallen und duldete auch, daß man ihm widersprach, obwohl seine Begleiter ihm unausgesezt eine unbegränzte Verehrung bezeigten. Er besaß überhaupt, wie schon bemerkt worden, im höchsten Grade die Fähigkeit, auf diejenigen, mit welchen er sich unterhielt, einen günstigen Eindruck zu machen, der nicht blos von kurzer Dauer war. Viel mochte er dieß durch eine äußerst geschickte Wahl der Gegenstände bewirken, auf welche er die Unterhaltung zu lenken wußte. Seine Geschicklichkeit hierin war auf Jedermann berechnet, und die Eigenliebe eines Jeden dabey so bedacht, daß sie stets befriedigt wurde. Lord Keith hatte eine so große Meynung von der einnehmenden, fast verführenden Wirkung von Buonaparte's Konversation, daß, als er eines Tages den Wunsch desselben, mit dem Prinz-Regenten eine Zusammenkunft zu haben, berührte, er sich nicht enthalten konnte, in die etwas militairische Bemerkung auszubrechen: „Der Teufel hol' diesen Mann! wenn der eine Unterredung mit S. K. H. dem Prinz-Regenten erhielte, in weniger als einer halben Stunde wären sie die zwey besten Freunde, die es in ganz England gibt."

Obgleich all das Unglück, was ihn innerhalb so kurzer Tage und während seines Aufenthalts am Bord des Bellerophon's traf, so sehr das gewöhnliche Maß desjenigen überschritt, was das menschliche Herz sonst zu ertragen vermag, so hörte man ihn doch auch nicht ein einziges Wort der Klage ausstoßen, so sehr war er seiner selbst Meister. Ja selbst den Tag, wo er die schauderhafte Nachricht seiner Verbannung nach St. Helena erhielt, konnte man, wie schon gesagt, keine Spur von Niedergeschlagenheit bey ihm bemerken. — Die folgende Anekdote dürfte so manche Verläumdung Lügen strafen und wird jedenfalls eine bessere Meynung von dem Charakter des außerordentlichen Mannes geben, welchem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Zeit endlich gekommen seyn dürfte. Sie kann zu gleicher Zeit einen Beweis für die Freyheit geben, welche Buonaparte denjenigen zugestand, die einmal sein Vertrauen besaßen.

Es war von dem englischen Landbau die Rede, welchen man mit dem französischen verglich. Um meine Meynung befragt, sagte ich, daß das Klima Frankreichs gewiß weit günstiger sey, als das von England, daß ich aber der Ueberzeugung sey, daß wir in dem Ackerbau weiter vorgeschritten wären als die Franzosen. Alle Umstehende fanden diese Anmaßung übertrieben. — Ich berief mich auf den Grafen las Cases, als welcher eine geraume Zeit in England zugebracht habe. — „Sie haben Recht, urtheilte dieser und ganz gewiß steht ihre Kultur auf einem höhern Grade von Vollkommenheit als die unsrige. Was ich aber am meisten bewundere, sind, so fuhr er fort, die Landhäuser der englischen Großen. Frankreich hat nichts Aehnliches aufzuweisen." General Bertrand mischte sich nun in die Unterhaltung mit der Versicherung, daß die Unterhaltung des Parks von Blenheim jährlich an 30,000 Pfund Sterling koste. — Buonaparte reducirte diese Summe sogleich in Franken und sagte, daß dieß nicht möglich sey, indem die Engländer nicht so närrisch wären und so sehr aller Werthschätzung des Geldes ermangelten, daß irgend einer von ihnen eine solche Anwendung von einer so großen Summe machen würde. Diese Bemerkung belegte er mit Details der Unterhaltungskosten von Malmaison, welche er im Ganzen auf 9000 Pfund anschlug. Bertrand wiederholte aber seine Behauptung, indem er mich zum Schiedsrichter aufrufen wollte. Ich erwiederte, daß ich das Vermögen des Herzogs von Marlborough nicht für so groß hielte, um eine so große Ausgabe alljährlich bestreiten zu können. — „Nein, nein, sagte Buonaparte, was Sie da sagen, kann unmöglich wahr seyn." Bertrand erwiederte etwas beleidigt: „Wenn Sie auf diese Art antworten, so können wir eben so gut unsere Unterhaltung ganz abbrechen." Buonaparte, weit entfernt, hierüber erzürnt zu scheinen, suchte auf jede Art die gute Laune seines treuen Gefährten wieder herzustellen und erreichte diesen Zweck auch bald.

Napoleon soll, nach folgender von Kapitän Maitland erzählten Begebenheit, bey weitem nicht so ohne alles Gefühl gewesen seyn, als schon öfters behauptet wurde.

Es war eines Morgens, als wir von seiner Frau und von seinem Sohne sprachen, worauf er Marchand befehligte, ihm ihre Portraits zu bringen, um sie mir zu zeigen. Alle seine Aeußerungen während dieser Unterhaltung zeugten von den zärtlichsten Empfindungen. „In dieser Beziehung, sagte er, sind die Maßregeln der alliirten

Digitized by Google

Grausamkeit.
den des Fami-
effe zu nehmen,
Sohn und seine

brach, seine Go
o seine Augen in
immer tiefen Nacht

Famer Erzählung
den Weitland viele.
liche wichtig sind.
m auch mit seiner
von seiner Zeit den
den Schüler zu
genommen zu
sehen.

t n.

Das Herr von Gruithuisen
sehr wenig ästhetisches
optische Vergnügungen
durch eine Illumination
lächerlich, als
einem Feuerwerke, der
einst Raynal, abzu-
Wilhelm Tells
umschlossener
von Gru-
Die andere Erklä-
daß nämlich jene
oder Kö-
in sich nicht
daß sie mit viel-
hervortreten
das ist ein
1774 geschah
In diesem Jahre
und sie-
am 5ten
am 25sten
eine Klei-
Wochen vor-
die Schröter
gleich nach

dann hätten die Meneen, die
sen in der Bildung so hoch steht
Gefühl, dann müssen sie sich
sehr schlecht verstehen. Ein Nord-
tion verherrlichen wollen, wäre
wenn wir den Sonnenaufgang mit
gleiteten. Auf diese Weise hatte
schmack gezeigt, als er, das Andenken
zu ehren, in einem engen, von Riesenalpen
Schweizerthale, einen lächerlichen Zuckerhut
nit, Obelisk genannt, aufrichten ließ.
rung der Cosenbard'schen Beobachtung,
Illumination zur Krönungsfeyer eines Kaisers
sigs veranstaltet worden wäre, hätte zwar
Verwerfliches, doch hat sie den Fehler,
er eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt
will, im graden Widerspruche steht — und
Hauptfehler. Die Illumination im Jahre
zur Feyer der amerikanischen Revolution.
federirten sich die dreyzehn Provinzen Amerika's
len von England ab. Zwar geschah dieß erst
September, aber die Illumination fand schon
Juli statt; aber für die klugen Meneen war es
nigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß einige
her zu sehen. Die andere Illumination,
vom Jahre 1785 an bemerkte, ward zur Feyer der franzö-
sischen Revolution veranstaltet.
der Zusammenberufung der Generalstaaten, und dauerte
ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt
sich selbst, und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer
Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war
Herr von Gruithuisen früher der Meynung gewesen, daß
die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er
hatte jenes oben besprochene sternförmige Gebilde
damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher, aus guten
Gründen, von dieser Meynung wieder abgekommen. Herr
von Gruithuisen sagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit:
„Ueberhaupt würde die Ausmittlung der den Meneen eigen-
thümlichen Religionsform, mit einiger Gewißheit vorerst
schon darum ganz unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob
es nicht bey ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von
Völkern gibt wie auf der Erde, bey welchen man der
meist völlig von einander abweichende Religionsformen an-
trifft, die vielleicht deren Urväter aus dem
Universum mit auf die Erde herabgebracht
haben." Herr von Gruithuisen glaubt also, die Reli-
gionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie
wären zugleich mit den Priestern, die sie lehren, aus ver-
schiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen!
Doch dieses zu untersuchen ist hier nicht die Zeit; es wird
unserer noch einige sehr

ungehen, die
gemeinschaft
stellen. Denn
griff, so wie
ob solche Gest
n, Denken und
ung viel gesagt
Streifen, die
und Ordnung
n denken, daß
ren zwanzig
und um und
daß vielmals
jetzt haben?
seyn, was
Oder
über die Welt
Wie!
Prahler und
sie keinen
Ist es denn
erst im laufenden Jahre
die Vegetationstheorie

Veränderung der zwanzig
die Weise, wie eine an-
im Jahre 1774
die Meneen
einfachen Illumi-
wäre dieß geschehen.

„Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdzuwohner zu werden?" — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen verglichen, müssen wir annehmen, daß die Lungen der Meneen gleich der der Menschen organisirt seyen. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, können sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort sind gleich überraschend.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Fortsetzung.)

Auffallend zeigt sich auch der Unterschied in der Wirkung beyder Konstruktionen. Dasselbe Pferd, welches auf der englischen Bahn vier aneinander gehängte kleine Wagen, zusammen mit 90 Centner beladen, zieht, vermag mit gleicher Anstrengung auf der verbesserten Bahn einen Zug von fünf großen Wagen fortzuziehen, welche gegenwärtig zusammen mit 201 Centnern beladen, und mit ihrem eigenen Gewichte 206 Centner schwer sind. Die sinnreiche Anwendung einer einfachen Vorrichtung, mittelst deren Hr. von Baader das Aufwärtsfahren beladener Wagen so erleichtert hat, daß zwey aneinander gehängte, über 108 Centner schwere Wagen, von einem Pferde, ohne sich mehr als auf der Ebene anzustrengen, über die steilsten Anhöhen hinaufgebracht werden können, hat den Beyfall aller Zuschauer erregt. Dem Vernehmen nach werden die Resultate der von der Kommission des landwirthschaftlichen und des polytechnischen Vereins am 28ten dieses Monats zu Nymphenburg vorgenommenen Untersuchung und Versuche in den Wochenblättern dieser beyden Vereine nächstens ausführlich bekannt gemacht werden, und wir werden dann daraus entnehmen können, ob die Baader'sche Einrichtung nicht zu complicirt und zu kostbar, und in wie weit die Ausführung da rathsam ist, wo ein bedeutender Waarentransport statt findet, oder dadurch zu bewirken wäre. Hr. Professor Gerstner der Jüngere aus Wien, welcher gegenwärtig die Ausführung einer siebzehn deutsche Meilen langen Eisenbahn zur Verbindung der Donau mit der Moldau leitet, hat vor einigen Wochen mit seinen beyden ersten Ingenieuren Hrn. von Baader besucht, um die Anlage in Nymphenburg zu sehen, und aus seinem eignen Geständnisse, so wie aus einem amtlichen Berichte „über den Stand der Eisenbahn-Unternehmung zwischen Budweis und Mauthausen," welchen die Direktion dieser Unternehmung bekannt gemacht hat, geht hervor, daß auf der fertig gewordenen Strecke dieser, nach englischer Art gebauten, Bahn ein Pferd nur ungefähr die Hälfte der Ladung zieht, welche auf der Baader'schen Eisenbahn fortgeschafft wird.

An unserm wissenschaftlichen Horizonte sind seit meinem letzten Berichte mehrere Sterne verblichen, deren Verlöschen, da sie nicht unserm Gesichtskreise allein sichtbar waren, auch das Ausland mit Trauer erfüllen muß. Zuerst erlitt unsre Akademie einen empfindlichen Verlust durch den Tod ihres Mitgliedes Joh. v. Spix; er war Conservator der zoologischen Sammlungen, und machte sich früher durch seine Ἐργοφυλάκιον in der gelehrten Welt bekannt, später wurde er bekannter durch die Reise, die er mit seinem gelehrten Freunde v. Martius auf Kosten der Regierung unternommen, und als Mitverfasser des bekannten Werkes über diese Reise, von dem der erste Band allenthalben eine sehr großfällige Aufnahme fand. Möge durch Spixens Tod die Fortsetzung jenes Werkes nicht unterbrochen werden! wir wünschen dieß einmal zum Frommen der Wissenschaft, dann aber hauptsächlich darum, weil wir dasselbe als ein Denkmal betrachten, das der verewigte König Maximilian der Naturforschung gegründet, denn er selbst hatte die beyden Gelehrten zur Herausgabe des Werkes aufgefordert, und die Erscheinung desselben in seiner würdigen Ausstattung durch sehr bedeutende Zuschüsse möglich gemacht.

Einen noch empfindlicheren Verlust erlitt unser Vaterland und die Wissenschaft durch den Hintritt Reichenbachs (geboren 1772). Sie erlassen mir wohl die Aufzählung seiner Titel und Orden. Reichenbach war mit Fraunhofer unstreitig der erste mechanische Künstler unsrer Zeit. Wer erinnert sich hier nicht an Benedictbeuern und an die Meisterwerke, die das hiesige Institut dieser beyden Männer geliefert hat. Die großen dreyfüßigen Meridiankreise, die zweifüßigen Repetitionskreise, die Theodoliten, die aus jener bewunderungswürdigen Werkstätte hervorgegangen, sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, so wie überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Reichenbachs Denkmal aber, das den Nachkommen seinen Ruhm verkündet, ist die Soolenleitung von Berchtesgaden, oder vielmehr das Hebewerk zu Ilsang, unläugbar eine der ersten mechanischen Schöpfungen unsers Jahrhunderts, ein Werk, das an Kühnheit und Größe der Idee und Ausführung mit jeder englischen Unternehmung der Art in die Schranken tritt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 156.

Jean Paul Richter.

Charade.

Erste Hälfte.

Mich zeugt ein nützliches und fast verachtet Thier;
Doch Menschenkunst und Fleiß bereitet erst mich dir,
Zu mancher Leckerey dienlich in Küch' und Keller;
Ja selbst als eingelegtes Gericht
Bei Brod und Salz verschmähn mich wohl auch Leckre nicht;
Und bey Kartoffeln auf des Armen irdenem Teller,
Ein Festschmaus bin ich da.

Zweyte Sylbe.

An den Federn kennt man mich,
Wie schon das Sprichwort sagt.

Das Ganze.

Jezt nun besinne dich,
Wie heißt der kleine Flatterwicht?
Er ist ein Vogel und auch nicht.

— 8 —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 163.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Juli 1826.

... unendlich erhaben der Himmel!
... zog auch den Himmel herab.

Schiller.

Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer gewordenen Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können! ... Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neu-Hollands einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird auf dem Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organischen Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, geräth in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponirt, die sich dortherum neu bilden." Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „... auch du wirst fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor – sie, die noch jetzt deine Gegenwart beschämt, sie werden frohlocken!" Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution, und fürchte nicht das schreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Morgenblattes bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schicksal wartet ihrer, wenn der Mond kommt? Entweder leben sie fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und ...

Digitized by Google

den sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden; oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgespült oder sie gerathen in die Versenkungsfugen und werden zermalmt, oder sie werden in die Landigen Archive der Flötzgebirge als Aktenstücke niedergelegt, oder müssen als Wachssiegel in dunkeln Kapseln zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „*Was werden die Geen und Meneen bey dieser Katastrophe thun und leiden?*" weiter erzählt.

Die Fluten werden größer werden, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das mittelländische, das mexikanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondfalle noch nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molucken und Sundinseln werden immer mehr zerfressen und die meisten zwischen den Tropen gelegenen Inseln des stillen und indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Kontinente, von den Niederungen in die höhern Gegenden flüchten. . . . Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey, während die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer seyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, *weil nur die Klügern fortgehen und die minder Klugen bleiben werden*. . . . Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen eben so sehen und bewundern, *wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte*; aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?), denn die Meneen sind allmählig aus Mangel an Wasser und aus dem Besitze der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte desselben eingenommen. . . . Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in den größern, und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kömmt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landkarten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Encyklopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen während der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechsel rafft Tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der *Gemeneen* entsteht. . . . Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etikette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder (wie wird der *Offenbacher Staatsmann* jammern — er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß das kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeygeführt: denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beyspiele folgten und keine Ruhe hatten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen, und was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!), die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde seyn. Selbst die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem Andern zur Untersuchung. „*Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.*"

Das Programm der Feyerlichkeiten bey der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler seyn, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft voraus zu sehen und sie sich selbst zu deuten.

Dr. B.

Google

...ba.

...mben.

... sehr theuer für einen ... anständige Gasthäu... da zu Madrid; alle ans... ... Gemeinschaften aller Art ... der Franzosen machen, ... erträglich ist. Die Ge... ... von der Art, daß ... in dieser Kolonie ... von Menschen, ... ihre Rolle spielen, ... Neuangekommenen ... in seine Geschäfte, ... einmal gewohnt ... dem Klima, ... Fragen, ... Gedanken, daß ... und Verwandten ... Seite des ... werden.

... meistens ... wieder nach ... keinen ... und sind ... Die meis... Regengüsse ... in die Straße ... einigen wa... ... gelan... diese sind ... kann ... zu ersticken. ... Seite, und ... vor den Wel... man durch ... der für sehr ... gegen den ... und die Leute. Todte ... Straßen liegen und ... verwesenden. ... Pferd, wenige ... Spaziergang

führt, liegen sehen, dicht neben einer schönen Bildsäule Karls III. Der Paseo (Spaziergang) ist mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzt und hat die Aussicht auf das Meer. Am Ende desselben befindet sich der botanische Garten oder vielmehr der dazu bestimmte Platz. Längs der einen Seite sind die baracones oder Negerställe (negrières) errichtet, wohin die Neger von den Schiffen aus gebracht und zum Verkauf ausgestellt werden. Jenseits der baracones fangen die Vorstädte an. Gebaute Felder, Steinbrüche, halbausgebaute und vollendete Häuser von gutem Aussehen wechseln mit Hütten, welche kaum für Wilde bewohnbar zu seyn scheinen, und mit bloßen Schutzdächern (ajupas) von Palmblättern versehen sind.

Noch weiter hin am Ufer des Meers bietet sich ein ekelhafter Anblick dar. Hierhin werden alle Unreinlichkeiten aus der Stadt, der Kehricht aus den Häusern u. s. w. gebracht; hier haben sich große Lachen von grünem, stinkendem Schlamm gebildet, worin Hunderte von Schweinen sich wälzen. Am Rande und sogar mitten in diesem scheußlichen Moraste sind kleine Hütten erbaut, worin die Schweinehirten wohnen. Ein anderer Spaziergang ist die Alameda, längs der Bai, auf der andern Seite der Stadt; der Weg dahin führt am Arsenal vorbey, wo sechs bis sieben Linienschiffe und Fregatten verfaulen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Juni.

Die diesjährigen Baselschen, bey Anlaß der öffentlichen Prüfungen ausgegebenen Schul- und Gymnasialschriften bieten ein mehrfaches Interesse dar. Der Rektor, Hr. Hanhart, nahm diesmal die Gelegenheit, von dem, was Bürgerschulen ... und von ... den Zeitbedürfnissen ... zu sprechen. „Die Einführung der zweckmäßigen Einrichtung ... Leben und in die Berufskreise, wo bisher ... Wissenschaften in den Kopf gebracht wurde (sagt er), ... mehr die Hand als ... Geüge leisten soll. ... Hauptaufgabe der ... Zeit ... [illegible] ... Die ... In unsern Tagen ... Einrichtung. ... [illegible] ... Dem ... öffnet man ... Meister ... und Haus, und der geweihte Meister ...

also erzogenen Gesellen, in welchem er einen Hausfreund erhalten hat. Der Zimmermeister macht einen großen Unterschied zwischen den Gesellen, die nach dem Aufriß eine Arbeit verfertigen können, und zwischen den bloßen Holzhauern. Selbst der Gärtner sieht bald ein, was ein Gehülfe ihm leisten könne, der sich mit Geometrie und Zeichnen beschäftigt hat. Und wo ist heutzutag das Gewerbe, das Handwerk, welches zu seinem bessern Betrieb der Kenntnisse entbehren könnte, welche die ins Leben eingeführte Wissenschaft verleiht? In England und Frankreich sucht man durch Schulen, die von Erwachsenen, Meistern sowohl als Gesellen und Lehrlingen, gestiftet und unterhalten werden, die Lücke auszufüllen, welche die frühere Schulbildung hinsichtlich solcher nothwendiger und nützlicher Kenntnisse gelassen hat, und der Menschenfreund vernimmt mit Vergnügen die immer weiter um sich greifende Vermehrung solcher Anstalten. In der Schweiz und in Deutschland sind wir glücklicherweise nicht im Falle, das Unglück von Tausenden bejammern zu müssen, denen zur Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten, deren Mangel sie als Männer schmerzlich empfinden, die Grundlage die früheste Schulbildung fehlt. Die Fürsorge einer landesväterlichen Regierung hat hier dem Aermsten wie dem Reichen dieselben Bildungsanstalten eröffnet, und durch Unterstützungen für gesittete und fleißige Schüler in Basel auch den Fremdling bedacht. Die Gemeindeschulen für Knaben und Töchter, die allgemeine Töchterschule, das Gymnasium, die Realschule, das Pädagogium nehmen Alle ohne Unterschied auf, die sich den gesetzlichen Anforderungen unterziehen. Die Furcht vor Ueberbildung irgend einer Volksklasse hat sich hier noch niemals geäußert, wohl aber die Besorgniß, wegen Ueberfüllung der Schulklassen dem allgemeinen Bedürfniß nicht hinreichend entsprechen zu können." — Zu seiner eigentlichen Aufgabe übergehend, weiset Hr. Professor Hanhart den Zweck der Real- oder Bürgerschulen darin nach, daß sie den Schülern, welche der höhern Bildung, die in Gymnasien ertheilt werden soll, nicht theilhaft werden können, Gelegenheit verschaffen, sich in der Schule für ihren Menschenberuf und für ihr bürgerliches Gewerbe vorzubereiten. Es hat (sagt er) der Abt Resewitz auf diesen Zweck schon vor einem halben Jahrhundert hingewiesen, indem er denselben also bezeichnet: „Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit." Das Leztere wird nun allerdings am besten, das Erstere am wenigsten bedacht, obschon ich nicht weiß, wie Brauchbarkeit im Geschäftsleben ohne jene Anleitung zum Gebrauch des gesunden Verstandes erzielt werden könne. Aber jene früheste Anleitung gerade für diejenigen, welchen die Mittel fehlen, später das Versäumte nachzuholen, auf mechanische Anleitung zum Lesen, Schreiben, Rechnen beschränken, heißt den Menschen über dem Handwerker vergessen, und das Fundament des Hauses über der Verzierung der Hausthüre vernachläßigen. Wo dieser die Entwicklung der Geisteskräfte hemmende Mechanismus noch statt findet, da wird das Kind wohl eine ellenlange Rechnung, die ein Erwachsener vielleicht nicht ohne Fehler durchführen könnte, auf dem Papier zum glücklichen Ende bringen, aber auf dem Markte von jedem Höckerweibe beschämt werden; es wird seine Vorlage sauber kopiren, und das Diktirte ziemlich fehlerfrei wieder geben, aber nicht im Stande seyn, was es auf einem Spaziergange gesehen, zu Hause in der gehörigen Ordnung aufzuschreiben, oder einen Bericht schriftlich abzufassen, den es mündlich sehr gut erstatten kann. Und doch ist die schriftliche Darstellung von der mündlichen so wenig verschieden." In die Einzelnheiten der Entwicklungen dessen, was in der Bürgerschule geleistet werden soll, mögen wir dem Verfasser hier nicht folgen.

(Der Beschluß folgt.)

München, Juni.

(Beschluß.)

Seitdem ist, wie Sie wissen, auch Fraunhofer gestorben, und zwar nur wenige Tage nach seinem Freunde und Kollegen Reichenbach. Er starb an einer Lungenkrankheit, Folge der giftigen Ausdünstungen, die er bey seinen chemischen Operationen eingeathmet hat, sohin ein eigenthümliches Opfer wissenschaftlicher Forschung, im 39sten Jahre seines Alters. Was die höhere Mathematik, die Mechanik, die Optik und mittelbar die Astronomie durch den Tod dieses Mannes verliert, mag ein Gauß, ein Littrow und Struve berechnen. Doch eine solche Erörterung ist überaus trostlos. Tröstend hingegen und erfreulich ist die Versicherung, die ich Ihnen geben kann, daß die Geheimnisse Fraunhofers zur Bereitung seines Flintglases nicht verloren sind, und daß er diese mit gewissenhafter Umständlichkeit schriftlich hinterlegt hat. Freylich bestehen diese Geheimnisse, wie er oft seinen Freunden erklärt hat, größtentheils nur in Kunstgriffen und Handvortheilen, die sich nur durch die gespannteste Aufmerksamkeit während der chemischen Prozesse und durch lange Uebung ergeben. Doch ist hierin von seinem talentvollen und fleißigen Schüler Pauli das Beste zu erwarten, und somit zu hoffen, daß der Verewigte in seiner Eigenschaft als Optiker vielleicht in der Folge ersezt werden kann. So ward uns auch die tröstende Versicherung, daß das Objektiv von zwölf Zoll Oeffnung zu dem großen Refraktor, für unsre Sternwarte bestimmt, der nach Art jenes, den Dorpat aus Fraunhofers Werkstätte zu besitzen das Glück hat, parallaktisch aufgestellt wird, und durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt, bereits vollendet sey.

Fraunhofer war der Sohn eines Glasmachers aus Straubing im Unterdonaukreise, wurde aber schon in früher Jugend nach München gesandt, und zu einem Spiegelmacher in die Lehre gethan. Hier geschah es, daß er als ein zwölfjähriger Knabe bey dem Einsturze des Hauses seines Lehrherrn im Schutte begraben, und mit mehreren andern Personen für todt hervorgezogen ward. Aber so göttliche Anlagen, wie in dem Knaben schliefen, durften nicht untergehen, die Blüthen seines Geistes sollten reifen und Früchte tragen, er sollte den Menschen den Wunderbau der Werke Gottes erklären, damit sie aber nicht zu viel erführen, und dem Meister Oben am Ende vorwitzig in die Werkstatt schauten, rief ihn dieser wieder zu sich in Mitten seines Strebens, und er ward zum zweyten Male begraben um – nicht mehr zu erstehen. — Fraunhofers Leichenbegängniß ist eines der merkwürdigsten, dem ich je beygewohnt habe. Tausende von Personen aus allen Ständen bedeckten den Kirchhof, und wenn alle den Verlust des großen Gelehrten und Künstlers betrauerten, so beweinten auch viele den edlen, hülfreichen, anspruchlosen Menschen, den Jeder lieben mußte, der ihn nur einmal gesprochen hatte. Wäre er in London gestorben, und ein Engländer gewesen, so würde Westminster seinen Körper aufgenommen haben, in Paris hätten vier oder noch mehr seiner Kollegen an seinem Grabe Reden gehalten. — Wir Deutsche sind nicht so redselig, auch möchte es weniger an Sprechern als an Hörern fehlen; aber auch ohne akademische Reden und ohne ein Westmünster wird er fortleben, und der Name Fraunhofer wird, wie der Name Herschel genannt werden überall, wo Kunst und Wissenschaft besteht, so lange Kunst und Wissenschaft besteht.

— B.

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 164.

...genblatt für ...ebildete Stände.

...tag, 11. Juli 1826.

Wisse, ein erhabener Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darinn.

Schiller.

Paris.

... (ein Land) ... ist. Ein ... Pariser; ein ... Romanisch; ... und wäre es ... Das Ge... ... aber höflich, wie es ihm ... gebeut, sagt ... c'est un pays ... da wird ... des Worts, ... wie es sich ... mit einem ... Geist (das ... ein rohes ... nicht aus... ... Lord Byron, ... Romane die ...

...bar ist, darf sich eine ... wenn sie eine bedeutende ... vom Staate noch ... hinreichend genug ist, um großartige gemeinnützige Anstalten zu gründen und zu unterhalten; wenn sie einen ansehnlichen Theil ihrer Einwohner in den Stand setzt, sich den Wissenschaften und Künsten zu widmen; wann der Verkehr so groß ist, daß er keiner künstlichen Nachhülfe, sondern nur die Basis der freyen Konkurrenz bedarf; wenn die geselligen Kreise so vielfältig, so gebildet und so opulent sind, daß es lächerlich seyn würde, wann sich eines dieser Kreise für die ausschließliche Gesellschaft ausgeben wollte u. s. w. — Daß eine solche Stadt der Mittelpunkt eines gebildeten Landes seyn muß, geht aus dem Gesagten hervor; aber mehr als höchstens drey-mal-hundert-tausend Einwohner bedarf sie dazu nicht. Städte wie Paris und London, die etwas mehr oder weniger als eine Million Einwohner zählen, werden zu verderblichen Ungeheuern. Das Ueberschwengliche der Kraft kann für den Moment imponiren, bald wird uns das Unübersehbare ein heimliches Gefühl furchtbarer Einsamkeit inmitten des Gewühls erregen, und endlich wird uns das Verderbliche des Unzuständigen in schauderhaften Gestalten entgegentreten. Die Moralität muß in solchen Riesenstädten leiden. Schon die Bibel eifert gegen dieselbe. Gewiß gibt es in Paris mehr als zehn Gerechte; gewiß haben die Franzosen eine angeborne Gutmüthigkeit, eine angezogene Lieblichkeit — aber wir Deutsche sollten in Paris einsehen lernen, welch ein glückliches Verhältniß der Größe unsere bedeutenden Städte ... und wie unglücklich es für die Bildung des ... wäre, wenn es in Deutschland

Digitized by Google

stadt und rund herum nur Provinz (im Sinne der Franzosen) gäbe.

Aus einem kleinen Haine können einzelne Bäume hervorragen; die hervorragenden Bäume eines großen Waldes bilden selbst wieder einen Wald, stellen wieder Gleichheit her; jedoch nur vom nahen Hügel betrachtet, zeichnen sie sich aus — im Walde selbst bemerkt man ihre Höhe nicht. So Paris: Vom Auslande betrachtet ragt Dieß und Das, Dieser und Jener hervor. In Paris selbst verschwindet Alles rein in der Größe der Stadt, in dem Strudel der Begebnisse, in der unübersehbaren Verzweigung des Verkehrs. Nichts wird bemerkt, oder doch nur augenblicklich, nichts erregt ein bleibendes Interesse. Vornehmheit wie Reichthum, der berühmteste Namen, die großartigste Anstalt, der historische Salon, das Kunstwerk nach der Mode, Alles, Alles geht rasch wie im Schattenspiele vorüber, um neuen eben so schnell vorüberfliegenden Gruppen Platz zu machen. Ein Kammerherr am deutschen Hofe zu Klarensingen wird es nicht glauben; und doch ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß selbst der Hof in dieser Riesenstadt nicht bemerkt wird. Was weder der Revolution, noch ihrem Sohne Napoleon gelungen ist: das Nivelliren und Gleichmachen, das bringt die Selbstsucht des gewerbtreibenden Verkehrs gewissermaßen zu Stande. In dieser erwerbsüchtigen Thätigkeit ist und erscheint hier Alles gleichartig. Der Lumpensammler, der Kohlenträger und der Banquier; der Wasserträger und Vaudevilledichter; der Blinde mit dem Hund, der politische Schriftsteller, und von dem letzten Commis bis zum großen Beamten, der für den Minister stimmt, ja dieser selbst — Alle wollen erwerben, und Alle gehen oder fahren unbeachtend und unbeachtet an einander vorüber, Jeder seinem momentanen Zwecke folgend, der Jedem gleich wichtig ist, Jeden ganz einnimmt und beschäftigt. So nämlich erscheint Paris äußerlich. Dieser Anblick hat etwas Großartiges, und, im Gegensatz einer kleinen kleinlichen Hofstadt, sogar etwas Erhebendes — aber es liegt auch wieder etwas tief Trauriges in diesem verwirrten, wüsten, selbstsüchtigen Getreibe. — Es dürften in diesen Aphorismen über Paris viele Widersprüche vorkommen; das würde nun nicht der Fall seyn, wenn Paris nicht eine kleine Welt wäre — die Welt aber ist voller Widersprüche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Vor der Ankunft des gegenwärtigen Gouverneurs, Don John Cienfuegos (später durch den General Vives abgelöst), wurden in der Havana viele Mordthaten begangen. Auf dem Platz der Augustiner, der Kirche gegenüber, ist eine kleine Kapelle de nuestro señor de la buena muerte (unser Herr zum guten Tode); vor dieser Kapelle sind schon viele hundert Messerstiche ausgetheilt worden. Man hat bemerkt, daß in den spanischen Kolonien die Mordthaten um so häufiger geworden sind, je mehr Andalusier sich daselbst niedergelassen haben. Raub, noch häufiger Eifersucht und Liebeshändel sind die Motive dieser Verbrechen. Auch gibt es gedungene Mörder. Im Jahr 1816 wurde ein Mulatte, Jose Florentino Ybarra, hingerichtet, der mit eigner Hand siebenzehn Personen ermordet hatte, sowohl in der Havana selbst als an der Costa firme und in Spanien. Er hatte unter andern den französischen Konsul in Malaga und den Marquis de la Solana bey dem Auflauf von Kadix (1809) ermordet. Er war nur sieben- und zwanzig Jahre alt, als er starb; ein Verwandter von ihm, der eine bedeutende Stelle bey der Marine bekleidete, hatte ihn schon mehrere Male den Händen der Gerechtigkeit entzogen. Durch weise Verordnungen und große Strenge hat der Gouverneur Cienfuegos diesen Unordnungen ein Ende gemacht. Besonders gute Wirkung hatte der Befehl, daß kein Schwarzer oder Farbiger, frey oder Sklave, sich nach dem Ave Maria ohne Laterne oder Fackel auf der Straße dürfe sehen lassen. Jede Nacht hat abwechselnd ein bewaffneter Bürger die Wache rings um das Häuserviereck (quadra in Spanien manzana), wozu er gehört; besonders müssen sie darauf sehen, daß die Schwarzen ihre Leuchte tragen; eine Auszeichnung, welche diese sich sehr ungern gefallen lassen, da viele reiche Leute darunter sind. Die Weißen dürfen bis eilf Uhr ungehindert und sogar bewaffnet in den Straßen seyn. Die Beleuchtung sowohl als die Wachsamkeit wird in den Vorstädten sehr vernachlässigt. Es läßt sich vielleicht gegen eine Maßregel, welche die Erbitterung der farbigen gegen die weiße Bevölkerung vermehrt, Manches einwenden; allein so viel ist gewiß, daß sie ihren Zweck, die Verminderung der Mordthaten, erreicht hat.

Die Leute auf den Straßen — Bettler — Buden — die Weiber.

Im Ganzen sieht man den Tag über wenig Leute auf den Straßen. Es sind meistens Karrenführer und Sackträger und andere, welche mit dem Transport von Waaren beschäftigt sind. Ferner Wasserträger, welche aber nicht schreien, da die Häuser alle sehr niedrig sind, Fruchthändler und Trödler, dazwischen weiße und schwarze Bettler und einige Mönche. Die Bettler sind gar nicht lästig, sie grüßen gewöhnlich mit einem Ave Maria purissima: worauf man antwortet: sin pecado mortal concebido. Wenn man nichts zu geben hat, oder geben will, so sagt man: „Verzeihe um Gotteswillen, Bruder." — oder: „Gott steh' euch bey, Bruder." (perdone usted, por dios, hermano. — Dios le ampare a usted, hermano.) und der Bett-

Straße ist die
Seiten hat sie
nd klein, aber
sten und einem
boen amigo —
Ballesteros — el
—Paris corredo,
s. f. w. Das Trotz
ren besitzt, deren
, und sehr unans
Tiendas were
welchezeich ge
in ihnen und
welche zu Fuß gehen
werden den De
Cabriolet getragen.

fasst ist, werthvolle Arbeit, die
Aufmunterung zweckmäßiger Stud
ward. — Der Naturforscher (sol
durch eigene Ansicht, nicht blos d
mit den Erscheinungen der Natur
wird sich vorzugsweise durch sein
gezogen fühlen. Das Merkwürdig
ner heimathlichen Gegend wird er
mit der meisten Muße und aus den
punkten untersuchen, und in seinen
am vollständigsten auffassen können.
liche Entdeckung, irgend eine folgenreich
kannter Thatsachen, die Natur aus
zu betrachten auffordert, wird ihm
Augen treten. Das treue Bild der
landes wird den zuverlässigsten Anhaltpunkt
reibung der Beobachtungen in entfernteren
Wahrnehmungen anderer Naturforscher
die Naturkunde in neuern Zeiten genommen hat,
Lokalbeschreibungen einen erhöhten Werth.
wissenschaftlicher Hinsicht. Es genügt nicht mehr,
faltigkeit der Naturerscheinungen gesondert aufzufassen,
die Verhältnisse zu erforschen, in welchen die Einzelnheiten
einander und zum großen Ganzen stehen. Um dieses Ziel
erreichen, wird es aber nothwendig, die Natur in der
heit kennen zu lernen, wie sie sich in einzelnen Gegenden
stellt. Hiezu sind lange Zeit hindurch fortgesetzte Forschungen,
und die Mitwirkung vereinigter Kräfte erforderlich, wenn
wünschenswerthe Vollständigkeit erzielt werden soll. Nur
heimische Naturforscher werden mit andauernder Beharrlichkeit
dieses Ziel verfolgen können; sie werden aber eben damit
sentliches für die Förderung der Wissenschaft im Allgemeinen
leisten. Den Unterricht in den Naturwissenschaften
die genaue Kenntniß der unmittelbaren Umgebungen
besondern Werth. Der Schüler soll nicht blos durch Beschreibungen
mit der Natur bekannt werden, er soll durch Selbstanschauung
ein lebendiges Bild derselben sich aneignen, die
Erscheinungen selbst beobachten, und sich frey in denselben bewegen
lernen. Durch naturhistorische Sammlungen, durch Anstellung
physikalischer und chemischer Versuche kann in dieser Beziehung
allerdings vieles geleistet werden; Sammlungen können
aber die Gegenstände nur aus ihrem natürlichen Zusammenhange
herausgerissen, einer mehr oder minder willkürlichen Anordnung
dem Schüler vorführen. Es wird zu einer lebendigen
Kenntniß ungleich mehr beytragen, den Schüler in die freye
Natur herauszuführen, und sich seine Kräfte selbst versuchen
zu lassen. So wird aber in einer ungeordneten Sammlung
naturhistorischer Gegenstände der Geist keinen Anhaltpunkt finden
und in der Mannigfaltigkeit sich verlieren, so wird der Schüler
ohne Leitfaden in der freyen Natur nicht selbst den Weg
finden können. In solchem Leitfaden ist aber eben das Ergebniß
einer genauen Erforschung der Umgebung. Wie soll der
Schüler sich helfen, wenn der Lehrer selbst die Erscheinungen
nicht kennt ...

Tag über auf
die Märkte
Umzüge
als die der
der Plaza
Markt.

... Basel, Juni.

auch für Nachweisung
ungemein passend
Hr. Merian),
die Beschreibung
freut zu werden
Umgebungen
Beachtungswerthe
am leichtesten auf
mannichfaltigsten
Beziehungen zum Ganzen
Wenn irgend eine
Zusammenstellung
einem neuen Gesichtspunkte
das Naheliegende zuerst
Verhältnisse seines Vaterlandes
darbieten
Die Richtung, welche
gibt
im Allgemeinen

turwissenschaften zu liegen, das Seinige zur Vermehrung einer vollständigern Kenntniß der Umgebungen beyzutragen." — Solcher Beyträge hat Hr. Professor Merian bereits selbst auch manche geliefert, (besonders durch seine Uebersicht der Gebirgsbildungen von Basel. Was man aber von ältern und neuern Naturforschern, meist Einheimischen, in den verschiedenen Fächern für Basels Naturkenntniß mit mehr und minder Glück ist gethan worden, und gegenwärtig noch brauchbar erscheinen kann, das wird von ihm in sorgfältigen Nachweisungen, und jeglichem Verdienst die gebührende Ehre erweisend, aufgezählt. „Je enger die Grenzen sind, die wir uns vorstecken (sagt er am Schluße), je vollständiger die Vorarbeiten sind, denen wir unsre Untersuchungen anreihen können, desto dringender werden die Forderungen, auch das Uebrige zur Vervollkommnung des Begonnenen beyzutragen. Hoffen wir, daß wenn in einigen Jahren eine ähnliche Zusammenstellung versucht werden sollte, manche bis jezt unbeachtete Ihre Berücksichtigung, und manches gefühlte Bedürfniß Abhülfe wird gefunden haben."

Von den zwey Reden, die beym Promot-Schulfeste durch Schüler, die diese Auszeichnung verdient hatten, öffentlich vorgetragen und nachher gedruckt werden, hat die lateinische die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Stadt Basel, die französische hinwieder, die Vertheidigung von Missolunghi, und die Klage um den Fall dieser Heldenstadt. Der Ruf um die Hülfsleistungen christlicher Liebe ertönt auch hier, und die Gymnasialrede schließt mit dieser Stelle: Oh quelle honte ne seroit-ce pas pour nous, Suisses, pour nous dont les ancêtres ont défendu la même cause, si nous restions en arrière des autres nations de l'Europe! Ne tardons point à secourir les héros de la Grèce; car la Grèce n'est point tombée avec Missolonghi; la Grèce est encore debout, les armes à la main; et à des dons empressés joignons des prières ferventes à ce Dieu compatissant auquel ils se confient et au nom duquel ils combattent, pour qu'il leur donne de la consolation et du courage, qu'il termine bientôt, cette guerre sanglante, qu'il leur rende la liberté, et qu'il protège à jamais leur foi!"

Unter den verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz, welche milde Sammlungen für die Griechen veranstaltet haben, darf wohl Basel nicht zulezt genannt werden. Nachdem bereits in wenigen Tagen durch freywillige Beyträge 5000 franz. Franken waren zusammengebracht und an Hrn. Eynard abgesendet worden, fanden sich, um auch die schwächern und unbemitteltern Geber aufzumuntern, in einigen Kaufläden und gangbaren Straßen Kistchen aufgestellt, in welche vom ersten bis zum 20sten Mai 800 Schweizerfranken (333 fl.) gefallen sind. Von einem Beytrag aus mehreren Goldstücken ging es durch eine Menge Abstufungen bis zu Batzen, Groschen, Sols, Kreuzer und Rappen; ein Zeichen, daß kein Stand von der Pflicht sich ausgeschlossen hatte, den Bedrängten zu helfen.

Den 31sten Mai wurde ein Konzert gegeben, zu dem sich die ausgezeichnetsten musikalischen Talente, unter der uneigennützigen und trefflichen Leitung des Hrn. Musikdirektors Tollmann vereinigten. Nach einer passenden, zu ernsten Gedanken stimmenden Einleitung durch die Ouvertüre von Vogel und ein Adagio von Mozart, wurde von mehreren Liebhabern und Liebhaberinnen die Trauerkantate von Zumsteeg: „Hier wo sich Staub mit Staub vereint," nach einem veränderten Text, als „am Grabe der gefallenen Helden Mißolunghis," gesungen. Ein Klavierrondo von Hummel, gespielt von der fertigen Künstlerhand einer geschickten Dilettantin, unterbrach die ernstere Stimmung, die leicht durch bloße Trauermusik hätte zu einförmig werden mögen, und erhob den Geist in das freyere Gebiet der Kunst; worauf alsdann ein ausgesuchter Liederkranz durch seine „Kürbitte für Griechenland," nach Wielands Hymne aus der Pestalin: „Sile du ciel!" wieder in die frühere Stimmung einleitete, und die erste Abtheilung schloß.

Das erste Allegro einer Beethovenschen Sinfonie eröffnete die zweyte Abtheilung, die durch ihre mehr aufregenden und vollklingenden Weisen die frühere Stimmung ernsttrauernder Wehmuth allmählig zu dem Siegesgefühl begeisterter Hoffnung heranhob. Dieß fand sich ausgesprochen in dem Gedichte: „Die alten und die neuen Griechen," verfaßt vom Prof. Hagenbach, und mit zarter Kunst als Quartett komponirt von dem in Basel als Violoncellist angestellten geschickten Tonkünstler, Fr. Burgmüller:

Was singet, ihr Sänger, der Alten Streit,
Und lobet die kühne, vergangene Zeit,
Als wären die Helden entschwunden!
Noch leben die Helden, noch lebet der Muth,
Dieß lehrt Mißolunghi's Kampfesgluth.

Wohl strahlt in der ewigen Sterne Chor
Leonidas Stamm gar herrlich hervor,
Und lebet in Aller Munde;
Doch größer und herrlicher glänzen fürwahr
Bozzaris und seiner Getreuen Schaar.

Wohl kämpften für der Götter Ehr',
Und jagten den Perser über's Meer,
Plataä und Salamis Streiter;
Doch heiliger noch und rühmlicher ist
Der Kampf für den Herrn und seinen Christ.

Drum wer sich Christi Namen nennt,
Wem menschlicher Funken im Herzen brennt,
Der segne das griechische Panner,
Und ob es auch wanket und ob es auch sinkt,
Dort grünet die Palme, die Frieden euch winkt.

Zwey junge Männer entwickelten darauf in einem Flötenkonzertante von Berbiguier eine bey Dilettanten nicht eben immer so zu erwartende Fertigkeit, und nachdem noch der Männerchor: „die Schweizer an die Griechen," nach der Komposition von Berton, verhallt war, krönte das Ganze ein Marsch, nach einem griechischen Nationalthema, welcher von Hrn. Burgmüller mit vieler Genialität für das Orchester bearbeitet, ganz geeignet war, neue Funken der Begeisterung für den Freyheitskampf und der Hoffnung für das Gelingen in die theilnehmenden Seelen zu werfen. — Die Einnahme des Konzerts, das in dem geräumigen Lokal der französischen Kirche statt fand, belief sich mit Einschluß der außer den Eintrittsbilletten eingelegten milden Gaben auf 2400 Schweizerfranken, oder 900 rhein. fl.

Zu gleichem Zwecke wird nun auch eine Gemälde-Ausstellung veranstaltet, welche man sich bey den vielen reichen und seltenen Kunstschätzen, die Basels Privatkabinette besitzen, und welche zu diesem Zwecke mit vieler Liberalität hingegeben werden sollen, nicht nur eine erkleckliche Einnahme, sondern auch einen unbezahlbaren Kunstgenuß verspricht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 165.

[Mor]genblatt

für

[ge]bildete Stände.

[Mitt]woch, 12. Juli 1826.

Nimmt der Götter Loden zu;
Laß sie toben!
Leide du.
Leide mit Geduld und Muth!
Blut! Haß ist beim Blut!

Gesangbuch.

Und auf deinem Hünengrabe
Sich der Freyheit Arche baut! —
Sagt, wie lange fliegt der Rabe?
Bis die Taube schwebet laut,
Daß nicht Blut nicht niederthaut!

Darum, Hellas, deß erwache!
Knabe, Jüngling, Mann und Greis;
Missolunghi rufet um Rache,
Missolunghi mahnet heiß!
Stampf! heißt der hohe Preis!

Schicksale des letzten Abenceragen.

Abenteuer und Von Chateaubriand.

Als Boabdil, der letzte König von Granada, gezwungen ward, das Reich seiner Väter zu verlassen, hielt er auf der Spitze des Berges Padul ein letztes Mal still. Von dieser Stelle konnte er auf der einen Seite das Meer erblicken, auf welchem er sich nach Afrika einzuschiffen gedachte, im seinem Rücken aber sah er das herrliche Granada, die Vega und den Xenil, und an dessen Ufer die Zelte Ferdinands und Isabellens mit ihren flatternden Bannern.

Bey dem Anblick des schönen Landes und der vielfach zerstreuten Cypressen, welche muselmannische Gräber bezeichneten, brach Boabdil in bittere Thränen aus. Aber Lin..., seine Mutter, welche ihm mit den Großen seines ehemals ... das Elend folgte, unterbrach diese ...

[illegible]

Digitized by Google

weinst du jezt wie ein Weib über den Verlust eines Königreichs, das du als Mann nicht zu vertheidigen wußtest." — Aber sie zogen weiter den Berg hinunter und Granada verschwand ihren Augen für immer.

Die spanischen Mauren folgten großen Theils ihrem König, sie wollten sein Loos theilen und zerstreuten sich in das Land Afrika. Die Zegri und die Gomeles ließen sich in dem Königreich Fez nieder, aus welchem sie in früheren Jahrhunderten einst ausgewandert waren. Die Vanegas und die Alabes wählten ihre neuen Wohnsitze längs der Küste von Oran bis gegen Algier hin, die Familie der Abenceragen aber blieb in den Umgebungen von Tunis. Sie gründete in der Nähe von Karthago eine Kolonie, welche sich noch jezt von den übrigen Mauren Afrika's durch die Eleganz ihrer Sitten und durch mildere Gesetze unterscheidet.

Mit sich brachten diese eingewanderten Familien in das neue Vaterland die lebhafteste Erinnerung an das alte, jenseits des Meeres gelegene. Unauslöschlich lebte in ihrem Gedächtniß das paradiesische Granada, mit der Milch ihrer Brust theilten die Mütter ihren Kindern diesen Namen mit. Sie wiegten sie mit den bekannten Romanzen der Zegri und der Abenceragen in Schlummer. Von fünf zu fünf Tagen wurden in der Moschee Gebete verrichtet, während deren man sich gegen Granada wandte. Allah's Hülfe ward angerufen, auf daß er seinen Erwählten dieses glückliche Land wieder schenken möchte. Ja vergeblich bot das Land der Lotophagen diesen Vertriebenen seine Früchte, seine Wasser, seine grünenden Ebenen und sein glänzendes Sonnenlicht, denn ferne von den goldenen Thürmen *) gab es für sie keine schmackhaften Früchte, kein frisches, erquickendes Wasser, ferne von ihrem Vaterland grünte für sie keine Ebene, lachte ihnen keine Sonne.

Zeigte man einem dieser Unglücklichen die Ebenen der Bagrada, so schüttelte er den Kopf und sprach seufzend: „Granada, mein Vaterland!"

Vor allen andern aber bewahrten die Abenceragen die treueste, lebhafteste Anhänglichkeit an die Heimath. Fast tödtlichen Schmerz hatte ihnen der Abschied von jenen Gefilden verursacht, die so lange der Schauplatz ihrer ruhmvollen Thaten gewesen, in denen so oft ihr Waffenruf „für Ehre und Liebe" gehört worden war.

Aber der todte Sand der Wüste verlangte nicht fürder mehr den Gebrauch der feurigen Lanze und des ritterlichen Helmes, und so widmeten sie sich dem Studium der Kräuter und deren heilenden Kräfte, eine Bestimmung, welche die Araber gleich hoch schätzen als das Gewerbe der Waffen. Diese kriegerische Familie, die ehemals nur Wunden schlug, war jezt nur mit der Kunst beschäftigt, Wunden zu heilen. Hierin hatte sie also ihre erste Bestimmung nicht so ganz verlassen, denn wie oft sah man die alten Ritter nicht die Wunden des Feindes verbinden, den sie eben besiegt hatten. Die Hütte dieser Familie, welche früher nur in Pallästen gewohnt hatte, lag nicht in dem Umkreis derjenigen ihrer andern Landsleute am Fuße des Berges Mamelife, sondern sie hatten sich auf den Trümmern der Stadt Karthago selbst, in der Nähe des Meeres, gerade an der Stelle angebaut, wo Ludwig der Heilige einst den Athem ausgehaucht und wo jezt eine muhamedanische Einsiedeley steht. Die Wände ihrer Hütte waren mit ihren Schilden geschmückt, auf denen man zwey Wilde im blauen Felde abgebildet sah, welche mit Keulen eine Stadt zertrümmern. Um dieses Wappenschild der Abenceragen standen als ihr Wahlspruch die Worte: „Das ist leichte Sache." Lanzen mit weiß und blauen Fähnchen, Panzerhemde und Reitröcke von Seide hingen neben den Schilden und bildeten mit Schwertern und Dolchen eine glänzende Wandverzierung. Zwischen denselben hingen in schöner Ordnung Panzerhandschuhe, mit Steinen verzierte Pferdegebiße, breite silberne Steigbügel, kurze Schwerter, deren Scheiden einst von Prinzessinnen gestickt worden waren, und goldne Sporen, die sie an den Fuß tapferer Ritter geschnallt hatten.

Auf den Tischen aber standen die Wahrzeichen eines friedlichern Lebens; Pflanzen, auf den höchsten Gipfeln des Atlas oder in der Wüste Saara gepflückt. Die einen sollten die Kraft haben, körperliche Schmerzen zu mildern, die anderen sollten eine heilende Kraft selbst auf die Leiden der Seele ausüben. Die Abenceragen schätzten und suchten besonders diejenigen Kräuter, welche vergeblichen Kummer und Sehnsucht beruhigten und welche trügerische Täuschungen, und immer neu erstehende immer von Neuem betrogene Hoffnungen auf irdisches Glück, zu zerstreuen vermochten. Unglücklicher Weise hatten diese Kräuter für sie öfters eine ganz entgegengesetzte Wirkung, wenn der Geruch einer vaterländischen Blume in dem Herzen unserer trauernden Flüchtlinge den herben Schmerz um das verlorne Vaterland auf's Neue erweckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Gewiß wird der Engländer anders als der Italiener, der Russe anders als der Amerikaner über Paris urtheilen, der junge Neuling anders als der gereifte erfahrne Mann. Die beyden disparatesten Ultra-Urtheile vernimmt man nur von hier neu angelangten Deutschen. Dem Einen ist Paris das irdische, ja das himmlische Paradies; hier dünkt ihn Alles noch weit mehr denn unendlich besser als im plumpen deutschen Vaterlande; der Gaukler auf dem boulevard du temple ist ihm ein größerer Künstler als unser Iffland und Schröder; die gewöhnlichste Grisette hat mehr Reur-

*) Die Thürme eines der schönsten Palläste von Granada.

... ie von Jena; ... , wie bey der ... t wieder; so ... iche, kein weib- ... er die Unsauber- ... , aus der Seine ... Wasser, Eis bey- ... ist, und über- ... zu baden. Der ... jung — hat ein ... keine Frau, kein ... sagen, daß er ... spricht; in ... nachher enthusias- ... dagegen lacht ... Obgleich ihm die ... so lebt er in Paris ... dann nach Deutsch- ... Manne sehr ... dem nichts, ... zu tadeln finde ... Jahren; deßhalb ... besonders schön, ... einen Tag, um ... alternden ... schmerz- ... selber, in- ... Bett mit- ... auf das nicht ... Straßenlärm, ... dem pestilenz- ... kurz auf Alles ... zuwider ist. ... ihre Marter, ... ausschließlich ... eigentlich nur ... ohne jemals ... neben ihnen, ... ohne gramma- ... Schwierig- ... schnell gespro- ... Pariser über ... ; aber ... allen Um- ... oberflächlichste ... erscheint; er ... in Paris gesehen ... er kann die ... dem ... diesem

... ist die ... und tausend widersprechen, die ... Nemen Paris begreift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

In ein paar Tagen wird bey Treuttel und Comp. (in englischer Sprache) ein interessantes Originalwerk (obgleich unter dem Titel: Phrenologie, erscheinen, von Hrn. Dr. Spurzheim ... in Verbindung mit dem Studium der Physiognomie, mit vier-und-dreyßig ... Das Werk bildet einen Band in gr. 8, ... guten Kupferplatten geziert. Hrn. Spurzheim's Systeme nach ist es nicht genug, um die Gemüthsart, Meynungen und Fä- higkeiten des Menschen zu erkennen, daß man entweder sein Gesicht, oder seinen Schädel betrachte oder untersuche, sondern man muß, um dazu zu gelangen, beyde zusammen, und noch obendrein die Gestaltung und Verfassung des ganzen Körpers in Augenschein nehmen, um zu einem einigermaßen zuver- lässigen Schluß über das Wesen des innern Menschen zu kommen. Doch sind die geschichtlichen Charakterzüge, womit dieses Buch sich vorzüglich beschäftigt, hauptsächlich von der Gestaltung des Schädels abgeleitet, und es ist überhaupt die Absicht des Verfassers, in demselben einen geschichtlichen Be- weis für seine Lieblingswissenschaft zu führen. Ohne darüber absprechen zu wollen, ob ihm diese Absicht gelungen oder nicht, darf man das Werk schon um seiner eigenthümlichen Zusam- menstellung und Darstellung bekannter Thatsachen willen als lesens- werth empfehlen; auch sind die gelungenen Nachbildungen der Köpfe von so vielen berühmten und berüchtigten Personen, mit den Hinweisungen auf die phrenologische Bildung dersel- ben schon an und für sich interessant. In Hinsicht der Sitt- lichkeit stehen hier und gegen einander: Caracalla und Zeno, Nero und Seneca, Richelieu und Walsingham, Alexander VI. und Fr. Oberlin, der Friedensfürst Godoy und Peter Jamin, Danton und Wilberforce, Gregor VII. und Pius VII.; relig- iöse Charaktere; der Dechant Paris und Aug. Bacher, Cas- setanus und Jesus, Crasset, J. Priestley und R. Price; Mars- tin V. und der Herzog ... Leibnitz; freysinnige Charaktere: der Prinz von Oranien, ... Begründer der brasilianischen Freyheit und Flamms, Stubbs ... Gr. Schlabrendorf; ehrgeizige: Philipp II., und Catharina II., ... Lafayette und Ravierces; lustige Cha- raktere: Piron ... Carlin; schüchterne und kühne: Luther und Melanchthon ... Cicero und der Gladiator, Karl XII. und Sully. Als Muster der Bescheidenheit und des Stolz möge folgende Schilderung Oberlins, des würdigen Seelenhirten der fünf Dörfer in dem Steinthal, dienen: „Dieß ist ein außerordentlicher Kopf, eine Bildung, die ein Phrenolog mit Freude betrachtet. Im unteren Theile ist wenig Gehirn, während alle obere und vordere Gegenden ungemein ausgedehnt sind. Und da der hintere Theil, ... in beydem Grade groß, Geschicklich- ... abhängigkeit, ... auch Festigkeit und Beharrlichkeit in je- dem Geschäft und Unternehmen in dem durch den seinigen Kopf angedeuteten hohen sittlichen und religiösen Charakter Haupt- züge bilden. Selbstschätzung wird der Würde; Wohlwollen und Verehrung mit Weisheit vermischt, und von denselben ver- vernünftig gemacht werden. Kurz eine solche außergewöhn- liche Bildung erklärt sich in Vortrefflichkeit ... Begriff, welchen Pius ... geneigt sind, sich von Christo zu machen. Dieser Obe- ... ein Muster christlicher Frömmigkeit, ... die Einkünfte ... Kirchspiels in fünf einzelnen Dörfern zerstreut, ... von schwindsüchtigen Leibeseigenen verwaltet ... [illegible]

Digitized by Google

und solche Gemüse bauen, welche in einem sandigen Boden leicht fortkommen. Er legte eine Baumschule an, um die Bauern mit verschiedenartigen Bäumen versehen zu können, und zeigte ihnen die Vortheile, die ihnen aus der Zucht derselben erwachsen müßten. Er gab den Kindern selbst Unterricht, und lehrte sie Lesen, Schreiben und Rechnen; während er den ältern Vorlesungen über die Behandlung der Obstbäume, die Grundzüge des Ackerbaues, und die nützlichen und schädlichen Eigenschaften der in der Gegend wachsenden Pflanzen gab. Besonders gewöhnte er sie an Ordnung und Reinlichkeit. Der gute Pfarrer arbeitete sogar selbst an der Spitze seiner Pfarrkinder an der Verfertigung von guten Wegen von einem Dorfe zum andern, und einem bequemen Verbindungswege mit der nach Straßburg führenden Landstraße. Nach dieser Stadt schickte er Kinder in die Lehre, und ließ sie das Schneider-, Schuhmacher-, Schmide- und Tischlerhandwerk lernen, auch ließ er eine Weibsperson dort als Hebamme unterrichten, und einen hoffnungsvollen Jüngling die Arzney- und Wundarzneykunde studiren. Er selbst hatte einige Kenntniß von der Heilkunde, gebrauchte im Nothfall die Lanzette, und hatte die unentbehrlichsten Heilmittel im Hause, die er anwandte, wo er sie nöthig glaubte. Er widmete seine Gaben, Zeit und Mühe, ja sein ganzes Leben seiner Gemeinde. Er wußte eine wohlhabende Familie, Namens Legrand, dahin zu bereden, daß sie in seine menschenfreundlichen Absichten einging, und ihre Bänderfabrik von Basel in sein Kirchspiel verlegte, um den Bewohnern Beschäftigung zu gewähren. Aber seine ungemeinen Bemühungen waren nicht allein aufs Weltliche gerichtet, er sorgte ebenfalls aufs Gewissenhafteste für die sittliche und religiöse Bildung seiner Untergebenen, und lehrte sie durch Wort und That. Er brachte einen Rechtsstreit zu Ende, in den die Gemeinde seit vielen Jahren verwickelt gewesen, und führte Freundschaft und gegenseitiges Wohlwollen in die Wohnungen ein, in welchen sonst die Zwietracht gewohnt. Wohl verdient er den Namen Vater, den ihm seine Pfarrkinder gegeben; auch wird die Liebe und Dankbarkeit derselben gewiß nicht mit seinem Daseyn endigen, und das Gute, das er gestiftet, wird noch lange fortleben, wenn er schon in der Erde ruhen wird."

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, im Juni.

Gern möchte ich Ihnen über die Anwesenheit der geschätzten Mad. Neumann aus Karlsruhe recht viel berichten: allein ich war während der ersten Zeit ihrer Anwesenheit, d. i. in der Zeit des Pfingstfestes, in dem gesegneten „Elbflorenz," wo ich die jetzt zu freyerer Benutzung an bestimmten Tagen geöffneten Sammlungen der herrlichen Gemälde (über welche nächstens ein neues Verzeichniß erscheinen wird) und der Antiken (über welche der kenntnißreiche Inspektor Dr. Hase einen sehr instruktiven Katalog gefertigt hat, der eben bey Walther erschienen ist,) ferner die Quandt'schen Kunstsammlungen mit großem Ergötzen wieder sah; des Kunsthändlers Weiß's treffliche Bilder (besonders aus italienischer Schule) kennen lernte; den aus seinem reichen Geiste das Schöne ruhig spendenden Tieck aufs Neue begrüßte, den eine herrliche Fortsetzung seiner noch im Manuscript vorhandenen Cevennen, in welcher die Repräsentanten fast aller im Christenthum entwickelten religiösen Ansichten auftreten, und mit welcher das schöne und handlungsvolle Gemälde immer bedeutender und klarer wird, lesen hörte, und im kurzen Wiedersehn vieler geistreicher Freunde und hochgeehrtester Gönner die genußreichsten Stunden verlebte. Die letzte Zeit während des Aufenthaltes jener Geschätzten in Leipzig nahmen mich viele rückständige Arbeiten, und die damals sich aufheiternde Natur in Anspruch, die mir in dem herrlichen Dresden so wenige freundliche Blicke zugeworfen hatte. – Daher kommt es, daß ich nur wenige Darstellungen der Gastspielerin gesehen habe. Die Leser dieser Blätter werden sich darüber leicht trösten, da ich nur das alte Lied hätte wiederholen und variiren müssen, daß Mad. Neumann jedem Theaterpublikum eine willkommene Erscheinung ist, daß man aber in ihren Darstellungen nicht alles unter das Mikroskop der Kritik nehmen, oder um in einem andern Gleichnisse zu reden, an das Licht der Kritik halten darf. Von den ihr gewidmeten Festen und Feyerlichkeiten aber werden schon andere sich genauer verbreiten, die mit diesem Feyern sich selbst feyern. Es bleibt mir nur übrig, einige Bemerkungen über die Wahl der Rollen, und die Ausführung der von mir gesehenen zu machen.

So viel ich weiß, hat Mad. Neumann hier folgende Rollen ausgeführt: Suschen in den Rosen des Hrn. von Malesherbes, Margarethe in den Hagestolzen und Suschen in dem Bräutigam von Mexiko; dann Frau von Emilingen (in den Wienern in Berlin zweymal), die Schauspielerin in vielen Verkleidungen (in den neuen Proberollen von L. Robert; ebenfalls zweymal) und Preciosa; ferner das Sträubelköpfchen (zweymal), die Widerspenstige, (in dem von Holbein bearbeiteten Stücke), und Isabella (in den Quälgeistern); dann die Baronin von Waldhüll (im letzten Mittel), die Baronin Wiburg (im: stille Wasser sind tief) und die Nachtwandlerin (in dem gedehnten Operwaudeville gleiches Namens); ferner Käthchen von Heilbronn; endlich Maria Stuart. Aus diesem Verzeichniß ergibt sich, daß Mad. Neumann mehrere wirkliche Charaktere zu ihrer Darstellung gewählt hat, welche würdige Aufgaben einer Künstlerin sind; so kann man andere ihr nachsehen, welche ohne innere Bedeutung, blos auf das Gefallen berechnet sind, z. B. Frau von Emilingen. Aber gerade in dieser Rolle, so wie in der Rolle der Preciosa, hat trotz gelungener Einzelnheiten, welche bey einem so begabten Talente nicht fehlen können, Mad. Neumann am wenigsten gefallen. Warum? weil sie sichtbar zu sehr gefallen wollte. Um billig zu seyn, muß ich, was die letzte Rolle betrifft, hinzufügen, daß vielleicht auch ein Grund dieses mindern Gefallens in der Gewöhnung des Publikums an eine andere – ich lasse unentschieden, ob bessere, Darstellung liegt. Allein daß Mad. Neumann, von der man doch eigentlich fast glauben sollte, daß sie vom gewöhnlichen Beyfalle gesättigt wäre, jetzt viel stärker, als früher aufträgt, um Beyfall zu gewinnen, dieß habe ich in einer übrigens vortrefflichen Darstellung, nämlich im Sträubelköpfchen, doch auch wahrgenommen; von den Proberollen will ich nicht sprechen, da diese, wie dergleichen Aufgaben, meistentheils auf starke Kontraste berechnet sind, wobey dem Schauspieler hauptsächlich nur das zugerechnet wird, daß er sie übernimmt, wenn anders seine charakteristische Individualität ein feines Herausheben aus den Schranken des Natürlichen oder Gewöhnlichen nicht gestattet. Vielleicht kann man aus dem allzueifrigen Bestreben zu gefallen auch die Exkurse erklären, welche jetzt Mad. Neumann in die Oper macht. Ihre Stimme und Manieren im Gesang sind zwar an sich nicht unangenehm; aber die Töne stehen nicht fest, die höhern sind schon etwas gedrückt und gezwungen, und wenn gleich der Vortrag ebenfalls die ihr zustehende Gewandtheit des Talents verräth, indem sie die jetzt herrschenden und gangbaren wälschen Manieren mit Leichtigkeit im Kleinen nachmacht, so gewährt derselbe doch nur Erinnerung an Bedeutenderes, was man gehört hat, und kann höchstens durch den vergleichenden Rückblick auf den Umfang des Talents der Mad. Neumann eine erhöhte Schätzung erlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 166.

...enbla...

für

...bildete Stände.

...tag, 13. Juli 1826.

...erste Grundzug des Volks-Sinn's ist die Natur.

J. Douglas.

Paris.

einer solchen Behandlung erfuhr. Das Alles hat sich aber seitdem in Deutschland sehr zu seinem Vortheil geändert. Die Wege sind gut, oft besser als in Frankreich, nicht minder die Gasthäuser und die öffentlichen Wagen; die Fortschaffung auf den Poststationen geht rasch vor sich und überall wird man mit Artigkeit, und selbst von den lustigen Mauthbedienten wenigstens nicht grob behandelt. Auf diese Weise wird schon auf der Reise, wenn man die Gränze überschreitet, der Kontrast beyder Länder nicht mehr so schneidend, als noch vor zwanzig Jahren. Eben so wenig ist er es in Paris. Es gibt jetzt in Frankfurt und Hamburg, in Wien und Dresden Gärten und Kaufläden und Speisesäle, die so glänzend wie die hiesigen sind. Die Theater von München, Berlin und Wien stehen in architektonischer Hinsicht den Pariser nicht nach; Kostüme und Dekorationen dürfte man in Deutschland bis und wieder noch vorzüglicher, noch prächtiger finden; selbst von dem alten geizigen Vorurtheil, daß es im Auditorium recht hübsch dunkel seyn müsse, scheint man ja da und dort zurückzukommen. Das Museum Napoleon hat mit dem Manne selbst aufgehört zu seyn, und München, Dresden und Wien zeigen Kunstsammlungen auf, die — um bescheiden zu sprechen — den hiesigen nichts nachgeben. Selbst die Kleidung der Männer und Frauen findet man nicht mehr so auffallend und den Parisern zum Vortheil verschieden, weil die Mode — wie Reisende und Briefe und Alles — jetzt rascher befördert wird, und weil der Bekl...

...rem und Re... ...ohne daß in der ... große Gewalt der ...fsich, der Stand ...t, die Pracht ...glichen des theatralischen ...ferirten Bühnen, die Kunst... und die tausend ... Wunsch ... Er kam ja ... Leute wähnen, ... aus einem ... allgemeinen Le... einem schnell... Frankreich) ... mit dergleichen nur mit ... der Handwerker und der ... man eine gewohnte Be... Eleganz forderte, von der sie ... Empfängerfertigkeit nichts träumen, ... wo nur Fürsten und Grafen ... Entschiedenheit von den Post... ... ꝛc. behandelt wur...

Digitized by Google

Tracht weit verbreiteter sind. Sonst war die deutsche Landstadt um zwanzig Jahre hinter der Residenz in Kleidung zurück; jezt bemerkt nur ein geübtes Auge den Unterschied zwischen Beyden und auch dieses dürfte kaum die Toiletten-Differenz eines Pariser oder Wiener Salons bemerken — besonders da die Grazie der Pariserinnen in den neuesten steifen Nuanzen der Mode, die, wie so manches Andere, zu Ludwig XIV. hinneigt, unterzugehen droht. Die Männer aber kleiden sich schon längst in England und jezt auch in Hamburg und Frankfurt besser, ja moderner als in Paris. Kurz, der Kontrast zwischen der Hauptstadt Frankreichs und den deutschen Wäldern ist wahrlich nicht mehr so auffallend als sonst. Um so auffallender sind aber die jungen in Paris gewesenen kleinen Herrn, die nicht aufhören können von diesem himmelweiten Unterschied zu sprechen und zu sagen, daß keine Idee davon zu machen sey, welches leztere sie auch wirklich nicht vermögen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

Vier-und-zwanzig Jahre waren seit der Eroberung Granada's verflossen, und in diesem kurzen Zeitraum waren vierzehn Abenceragen gestorben, theils in Folge des nachtheiligen Einflusses des Klima's und ihres unstäten Umherirrens, theils von Kummer und Sorgen dahingerafft, die im Stillen zwar aber gewiß nicht minder die Kräfte der Menschen verzehren. Ein einziger war am Leben geblieben, die lezte Hoffnung, der einzige Sprößling des einst so blühenden, mächtigen Geschlechtes. Wie jener Abencerage, der einst von den Zegris angeklagt worden, die Sultanin Alfaima verführt zu haben, hieß auch er Aben-Hamet. Wie jener vereinigte auch er die Schönheit, den Muth, die ritterlichen Sitten und den Edelmuth seiner Vorfahren mit dem anziehenden und sanften Ausdruck, welchen würdig ertragenes Unglück verleiht. Er war zwey-und-zwanzig Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Da beschloß er eine Reise in das Land seiner Vorfahren zu machen, um dem mächtigen Drang seines Herzens zu folgen und einen Plan ausführen zu können, den er seiner Mutter sorgfältig verbarg.

Er schifft sich zu Tunis ein, von wo ihn ein günstiger Wind nach Karthagena führt. Kaum hat er den Boden Spaniens betreten, so schlägt er die Straße von Granada ein, sich für einen arabischen Arzt ausgebend, und unter dem Vorwand als komme er heilsame Kräuter in den Felsen der Sierra-Nevada aufzusuchen.

Langsamer als er wünschte, trug ihn ein friedfertiges Maulthier in das Land, welches die Abenceragen, seine Vorfahren, einst auf muthigen, kriegerischen Rossen durchzogen, vor ihm her ein Führer, welcher zwey andere mit Glöcklein, Bändern und anderem Schmuck gezierte Maulesel lenkte. Aben-Hamet gelangte zuerst an unabsehbare Heiden, dann an die Palmwälder des Königreichs Murzia. Bey dem Alter dieser stolzen Bäume vermuthete er, daß sie von seinen Ahnen gepflanzt worden seyn müßten und sein Herz ward bey diesem Gedanken von Trauer erfüllt. Hier erblickte er eine Warte, von der in den Zeiten des Christen- und Maurenkrieges der Späher seine sorglichen Blicke ausgesandt hatte; dort zeigte sich eine Ruine, deren Bauart maurischen Ursprung verrieth; o überall anderer, überall neuer Kummer für das Herz des lezten Abenceragen. Ueberwältigt von so niederdrückenden Gefühlen stieg er von seinem Thiere, unter dem Vorwand Pflanzen zu suchen, in der That aber, um sich hinter den Trümmern und Bäumen zu verbergen und seinen Thränen freyen Lauf zu lassen. Aber die Glöcklein seiner Thiere erweckten ihn aus seinen schwermüthigen Träumereyen und bald verfolgte er wieder seinen Weg bey dem einförmigen Gesang seines Führers.

Armeen gleich kamen Heerden von Schafen, welche der Hirte in die kahlen unbebauten Gefilde führte; still und einsam zog hie und da ein Reisender des Weges; aber alle diese Erscheinungen dienten nur dazu, die Landschaft noch trauriger und öder erscheinen zu lassen. Alle Begegnenden trugen das Schwert an der Seite, waren in finstere Mäntel gehüllt und breite herunterhängende Hüte bedeckten ihnen zumeist das Gesicht. Doch grüßten sie im Vorübergehen Aben-Hamet mit einem Gruß, in welchem er stets die Worte: Gott, Herr und Ritter unterschied. Abends in der Herberge nahm der Abencerage seinen Platz mitten unter den Fremden des Hauses, aber keiner beleidigte ihn durch zudringliche Neugierde. Man richtete keine Fragen an ihn; man verlangte nicht zu wissen, woher und wohin; weder sein Turban, noch sein Gewand, noch seine Waffen erregten jemals geschwätzige Neugierde, lästige Verwunderung. Und da es der große Allah einmal so gewollt hatte, daß die Mauren Spaniens aus ihrem schönen Vaterlande hatten vertrieben werden sollen, so konnte Aben-Hamet nicht umhin, die ernsten Eroberer desselben mit einer gewissen Achtung zu betrachten.

Aber noch lebhafter sollten die Gefühle Aben-Hamets an dem Ziel seiner Reise aufgeregt werden. Die Stadt Granada ist am Fuß der Sierra Nevada auf zwey Hügeln erbaut, welche ein tiefes Thal von einander trennt. Die Häuser, welche auf den Abhängen beyder Hügel und bis in die Thalesschlucht hinunter stehen, geben der Stadt das Aussehen und die Form eines aufgesprungenen Granatapfels, woher sie denn ihren Namen erhalten haben soll. Zwey Flüsse, der Xenil und der Douro, von denen der eine Gold, der andere Silber führt, spülen den Fuß der-

ed by Google

„licher Gefangenschaft zu Madrid [illegible] erstem Anstand hatt' es Gott
„gewollt!“ Hiebey entblößte er [illegible] und trieb sein
Haupt, machte das Zeichen des [illegible] setzte die Sporen
Thiere an. Der Abencerage [illegible] Ausruf: „so war es
in die Seiten des seinigen und mit [illegible] den Berg hinunter
geschrieben *)“ zogen sie [illegible] Ecke vorbey, berühmt
und Granada zu.

Ihr Weg führte sie an der großen [illegible] Großmeister von Ca-
durch den Zweykampf Muça's mit dem [illegible] von Granada Statt ge-
latrava, der unter dem letzten König [illegible] Alamarda und
funden; sofort über den Spaziergang [illegible] Stadt. Die Straße
endlich durch das Elvirathor in die [illegible] auf einen mit Häusern
Zambla entlang, gelangten sie endlich [illegible] auf welchem sich ein
im Maurischen Styl umgebenen Platz, [illegible] Mauren befindet.
Kan (oder Gasthaus) für die afrikanischen [illegible] Ein Fremd-
welche der Seidenhandel nach Granada führt. [illegible] Hamet von seinem
lina in dem [illegible] seiner Väter ward Aben-Hamet [illegible] um hier sein
spanischen Führer vor diese Herberge geleitet,
Absteigquartier zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diesen [illegible] Ausdruck führen die Muselmänner immer im
Munde und wenden ihn auf jedes Ereigniß an.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Ich habe [illegible] meinem letzten Brief [illegible] Frazers Reise in Persien er-
wähnt; da ich [illegible] das Werk vor mir liegen habe, füge ich ein
Paar Auszüge [illegible] welche mehr als allgemeine Beschreibungen
im Stande sind [illegible] ein Bild vom morgenländischen Despotismus
zu geben. [illegible] Mahomet Ali Mirza zur Regierung ver-
Mazanderan [illegible] war Ramzahn Bey ein Mann von großem
Ansehen und [illegible] an Land, Dörfern, Vieh, Pfer-
den und anderem [illegible] Bestbarkeiten, welche er in der Stille genoß,
und dabey nur [illegible] bey Hofe erschien, wenn er ein Geschäft über-
nahm, daß ihm [illegible] König oder Statthalter aufgetragen mochte. [illegible]
der Prinz an die [illegible] der Statthalterschaft kam, [illegible]
[illegible]

beabsichtigung widerfuhr auch Romzadu Bey von Seiten des Prinzen; da er aber schon eine Gattin hatte, eine Frau von guter Familie und guten Gesinnungen, die es sich durchaus nicht wollte gefallen lassen von der Ex-Sultanin in den Schatten gestellt zu werden, oder auch nur den Tisch ihres Gatten mit ihr zu theilen, so erregte dieß einen solchen fortdauernden Streit im Hause, daß der arme Mann keinen Augenblick Ruhe mehr hatte. Dieß ertrug er indessen mit Geduld, bis eine von den Weibern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth einen Versuch machte, ihn zu vergiften, und er sich auf einmal kurz faßte, und die ehemalige fürstliche Gemahlin zum Hause hinaus warf. Ob sich der Prinz hierdurch wirklich beleidigt fühlte, oder, was wahrscheinlicher, es zum Vorwande der Feindseligkeiten gebrauchte, die er gegen den Bey beschlossen, ist noch unausgemacht; aber die Veränderung in seinen Gesinnungen zeigte sich sehr bald. Das erste Anzeichen davon war eine Forderung von 200 Tomans, welcher schnell hinter einander eine Menge anderer Erpressungen folgten; man plünderte seine Meierhöfe, und führte das Vieh weg; belegte sein Haus mit Einquartierung, sowohl Dienern als Gästen des Prinzen, in solcher Menge, daß er, aus Mangel an Raum, Gezelte für sie aufschlagen mußte. Zuletzt forderte man ihm seine Rechnungen über die Ländereyen und Dörfer, die er inne hatte, ab, und drang auf augenblickliche Zahlung eines schon fallenden Rückstandes von 6000 Tomans. Er hatte so viele Baarschaft nicht, brachte sie aber durch Verkaufen und Borgen bis auf 1500 zusammen, für welche man mehrere tausend Stück seines Viehs zum Pfand nahm. Diese behielt der Prinz eine geraume Zeit, und gab sie endlich zurück, da der Bey sich dazu verstand, einen gewissen Theil der Stadtmauer herzustellen, welches ihm, wie er sagte, weit mehr kostete als man Anfangs von ihm gefordert. Kurz, der gequälte Greis schätzt das, was man ihm zu verschiedenen Zeiten abgezwungen, auf 10000 Tomans; und er ist jetzt entweder wirklich verarmt, oder stellt sich doch so, um die Ueberbleibsel seines Vermögens zu retten." Zu diesem diene das Folgende als Seitenstück: „Muschedie Alie Akbar, welcher als eines der Opfer der Cholera morbus fiel, war von niedriger Herkunft, und hatte ehemals bey einem englischen Offizier am Hofe des Abbas Mirza als Koch gedient, und später sich als Garkoch im Bazaar ernährt. Unglücklicher Weise hatte er eine hübsche Tochter, welche, da sie von einem von den elenden Mäklern für den fürstlichen Harem gesehen worden, hinweggerissen, und ins Serail gebracht, wo sie, wie gewöhnlich, eine von des Prinzen Gattinen wurde. Der arme Vater kränkte sich [illegible] über die Entehrung seiner Tochter, und beschloß, Alles anzuwenden, um sie zurück zu bekommen. Da er wohl wußte, daß dieß ohne ein begütigendes Geschenk unmöglich war, so fing er an eine Zeit lang auf's Härteste zu arbeiten, und ließ sich dabey fast verhungern, um nur jeden Pfennig zu ersparen; durch welche Mittel, so wie durch den Verkauf all seines Eigenthums, es ihm gelang, siebenzig Tomans zusammenzubringen, womit er sich in's Serail begab, um sein Kind auszulösen. „Mit Mühe gelang es ihm, vorgelassen zu werden; als aber der Schah seine Absicht vernahm, gerieth er in die heftigste Wuth: „Was," schrie er, du alter Schurke; ist es dir nicht Ehre genug, daß der König der Könige deine Tochter zu seiner Gemahlin genommen, daß du sie zurückverlangen magst! Ich muß dich Mores lernen lassen. Hier, ergreift den alten Spitzbuben, und gebt ihm eine tüchtige Tracht Prügel." Der arme Teufel wurde sogleich niedergeworfen, und erhielt eine Anzahl Streiche auf die Fußsohlen. Dieser grausamen Behandlung sah der Fürst gelassen zu, ließ ihm dann sein Geld abnehmen, und ihn aus dem Palaste stoßen, mit den Worten: „Nimm das zur Strafe für deine Thorheit; du hast alles verkauft, um deine Tochter aus einer Stelle zu nehmen, wo sie es gut hat, und du bist doch nun um dein Geld und deine Mühe gekommen — pack dich nach Hause an deine Arbeit, und laß dir für die Zukunft deine Narrheit vergehen."

Vergangenen Mittwoch wurden die Ueberreste des verewigten Weber in der katholischen Kapelle von Moorfields beigesetzt. Der Leichenzug war bey weitem nicht so glänzend als man zu erwarten berechtigt war, und als man anfangs geglaubt. Es waren nur sechszehn Trauerwagen und vier Privatwagen, die den Zug bildeten, welcher dadurch dem Zug eines Peers glich, daß man das Wappen des Verstorbenen an den Leichenwagen befestigt hatte. Ohne Zweifel würden ihm indessen mehr Personen beygewohnt haben, wenn die Vorgesetzten jener Kapelle dieselbe hätten ganz für die Gelegenheit hergeben wollen, damit der Ausschuß, welcher es übernommen, den Künstler, der hier fern von allen Verwandten gestorben, zu beerdigen, die Sitze hätte vermiethen können, um für den Ertrag ein Denkmal zu errichten. Aber da dieses verweigert, und die Geistlichkeit nur eine gewisse Anzahl Sitze vermiethen konnte, indem die Uebrigen alle für's ganze Jahr vermiethet, und also bey jedem Gottesdienst für ihre Inhaber offen seyn müssen, so mußte man sich natürlicher Weise auf eine geringere Anzahl beschränken; und bedauern auch das Todtenamt mit weniger Pomp feyern als man es sonst gethan hätte. Doch wurde das Mozart'sche Requiem aufgeführt, und zwar von einigen unserer besten Musiker und Sänger, größtentheils Protestanten, welches also das Gerücht vollkommen widerlegt, daß die katholische Geistlichkeit keine Protestanten zur Theilnahme an den heiligen Gesängen zulassen wollte. Es ist zu bemerken, daß unter denen, welche der Leiche folgten, nicht alle hier anwesenden deutschen Tonkünstler zugegen waren; auch der Wagen des sächsischen Gesandten wurde vermißt.

Die Parlamentswahlen gehen im ganzen Lande rasch von Statten, und sind an vielen Orten bereits geendigt. Das Merkwürdigste, das sich bis jetzt dabey gezeigt, ist der Mangel an heftigem Partheygeist, besonders in den größeren Städten; ob dieß eine Folge des freysinnigen, und dem Zeitgeist gemäßen Verfahren der Regierung, einer vermehrten, [illegible] Bildung des Volkes, oder einer von der Ueberzeugung, daß die Reichen und Vornehmen, von welcher Parthie sie auch seyn mögen, immer nur herrschen wollen, und ihren eigenen Vortheil suchen, herrührenden Gleichgültigkeit, mag ich nicht entscheiden. Daß die Aufklärung seit [illegible] große Fortschritte gemacht haben müsse, erhellt schon aus dem Geist der Duldung, welcher das Volk beseelt, indem alle Bemühungen der Klerisey und anderer es gegen die Freunde der Nachgiebigkeit gegen die Katholiken in Bewegung zu setzen, beynahe allenthalben ohne Wirkung geblieben sind, und es zum wenigsten doch nirgends zu Gewaltthätigkeiten kam. An vielen Orten hatten die Wähler gar nichts gegen diejenigen Kandidaten, welche sich der sogenannten Emancipation der Katholiken günstig erklärten; und an anderen war man zufrieden, wenn sie sagten, sie wollten sich in dieser wichtigen Frage durch kein Versprechen binden, und sich im vorkommenden Fall durch ihre Ueberzeugung leiten lassen. Ja selbst die Universität Cambridge hat in der Person des Lord Palmerstone einen Begünstiger dieser Sache erwählt, obgleich ihm ein anderes Mitglied der Regierung, welches derselben entgegen, die Wahl streitig machte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Nro. 167.

...blatt

...für gebildete Stände.

...tag, 14. Juli 1826.

...weicht die Zeit und ... Ruhe ... Stunden.
...ist Nacht zum Morgen, und ... Mittag Nacht.

Shakspeare.

...und verlassen an der Schwelle des Hauses
...s führte der Gang seiner Gedanken den
Aben-Hamet auf die Betrachtung der Ver...
Menschlichen, des schnellen Wechsels des
...ergangs der Reiche und endlich auf die...
...anada, daß inmitten seiner freudvollen
...de überrascht worden war, und für Blu...
...volle Ketten eingetauscht hatte. Es schien
... seine Mitbürger in Festkleidern ihre
...en, wie die Gäste eines Festes, welche
...brochenes Feuer aus dem Freudensaal

...Art und so schwarze Gedanken folgten
...Aben-Hamets trauernde Seele, und
...Kummer dachte er nur den Plan auszu...
...nach Granada gerufen hatte, als es in
... Da gewahrte er, daß er sich ver...
...begann ... von seinem ... in einem entlege...
... Alles lag noch im Schlafe;
...Theil der Stadt befände. ... herrschende Ruhe; Thüren
kein Geräusch störte die überall ... und nur die Stimme
und Fenster waren noch geschlossen ... niedrigen Hütte des Armen
des Hahnes verkündete in der ... und Lasten des Tages.
die baldige Wiederkehr der Arbeiten ...

Schon geraume Zeit war Aben-Hamet in den leeren
Straßen umhergeirrt, um ... Dickicht wieder zu suchen,
... Ort, aus welcher ein ... so gefiedert,

wie jene gothischen Königinnen, welche man an alten Kirchen und Denkmalen in Stein ausgehauen sehen kann. Ein schwarzes mit Schmelz verziertes Mieder umschloß ihren schlanken Leib; ihr kurzer und anschließender Rock ohne Falten ließ ihr gut gebildetes feines Bein, ihren schönen Fuß erblicken; über den Kopf hatte sie eine schwarze Mantille geschlagen, welche sie mit der linken Hand unter dem Kinn zusammenhielt, so daß man von ihrem ganzen Gesicht nur zwey schöne große Augen und einen rosigen Mund sehen konnte. Eine Duenna begleitete sie, ihr Kirchenbuch trug ein Page, der voraus ging und zwey Diener in ihre Farben gekleidet, folgten der schönen Unbekannten in einiger Entfernung. Jezt ertönten auch die Glocken eines benachbarten Klosters, in dessen Kirche sie ihr Morgengebet zu verrichten ging.

Aben-Hamet glaubte den Engel Israfil oder die jüngste der Huris zu erblicken. Die Spanierin ihrer Seits betrachtete unsern Abencerragen nicht weniger überrascht, sein Turban, sein fremdartiges Gewand, seine eigenthümlichen Waffen machten sein Erscheinen zu dieser frühen Stunde noch seltsamer. Doch kaum hatte sich das erste Erstaunen der Schönen verloren, so machte sie dem Fremden mit einer dem weiblichen Geschlechte jenes Landes ganz eigenthümlichen Grazie und Freyheit ein Zeichen, sich zu nähern, worauf sie ihn also anredete: „Herr Maure, Ihr scheint in Granada neu angekommen und des Weges unkundig; solltet Ihr Euch verirrt haben?“

„Sultanin der Blumen, erwiederte Aben-Hamet, Freude und Lust meiner Augen, christliche Sklavin, schöner als georgische Mädchen, du hast es errathen! ich bin ein Fremdling in dieser Stadt und verirrt in diesen Reihen von Pallästen, konnte ich den Kan der Mauren nicht wiederfinden. Möge Mahomet dein Herz rühren und deine gastfreundliche Rede belohnen!“

„Die Mauren sind für ihre Galanterie berühmt, antwortete die Spanierin mit dem süßesten Lächeln, allein ich bin weder eine Sultanin der Blumen, noch eine Sklavin, noch zufrieden, Eurem Mahomet empfohlen worden zu seyn. Indessen folgt mir, Herr Ritter, ich werde Euch zu dem maurischen Kan zurückführen.“

Dieß gesagt, schritt sie behenden Fußes vor dem erstaunten Abencerragen hin bis vor die Thüre des Kan's, welche sie ihm mit dem Finger zeigte, und dann eben so schnell hinter einem großen Pallast wieder verschwand.

An wie zarten Fäden hängt doch die Ruhe unsers Lebens! Schon erfüllt das Vaterland nicht mehr einzig und allein Aben-Hamets Herz. Schon ist Granada für ihn nicht mehr einsam und verlassen; sie ist ihm noch theurer geworden, die verlorne Stadt; ein neuer Zauber verschönert sie noch mehr in seinen Augen als die Erinnerungen seines Geschlechtes und der vergangenen Zeiten es thun. Aber Aben-Hamet hat die Ruhestätte entdeckt, wo die Gebeine der Abencerragen, seiner Voreltern ruhen; doch indem er in heißem Gebet auf diesen theuren Gräbern niederkniet, indem er sie mit seinen kindlichen Thränen benezt, hofft er, daß die junge Spanierin wohl schon mehrere Male über dieselben hingegangen sey, und nicht mehr so ganz unglücklich erscheinen ihm seine Voreltern. Umsonst versucht er es, sich nur mit dem Zweck seiner Reise in dieses Land zu beschäftigen; vergeblich besucht er beym Anfang der Sonne die Ufer des Douro und des Xenil, um dort Kräuter zu suchen: die Blume, die er jezt denkt und sucht, ist die schöne Christin! Wie oft hat er sich vergeblich bemüht, den Pallast dieser Zauberin aufzufinden! Wie oft, indem er es versuchte, die Straßen wieder zurückzugehen, welche ihn seine unvergeßliche Führerin geleitet hatte! Wie oft hatte es ihm nicht geschienen als höre er den Hahn, den er in der Nähe ihrer Wohnung hatte schreyen hören, als vernehme er das Geläute, das sie zur Messe gerufen! Aehnliche Töne hatten ihn so häufig schon hierhin und dorthin gezogen, aber noch hatte er nicht gefunden, was er suchte! Oft auch hatte ihm die gleichförmige Kleidung der Frauen Granada's eine augenblickliche Hoffnung gegeben, aber in der Entfernung glichen alle Christinnen der Angebeteten seines Herzens, in der Nähe kam ihr keine an Schönheit und Grazie gleich. Aben-Hamet hatte schon alle Kirchen Granada's besucht, um die Unbekannte zu finden, er war bis zu dem Grabe Ferdinands und Isabellens gedrungen; aber dieß war auch das größte Opfer, was er bis jezt seiner Liebe gebracht hatte.

Eines Tages war er auf seinen Wanderungen, um Kräuter zu suchen, in das Thal des Douro gekommen, wo den mittäglichen Abhang des Hügels die Mauren der Alhambra und die Gärten des Generalif bedecken und auf dem nördlichen der Albaizyn und seine lachenden Gärten thronen. Gegen das westliche Ende dieses Thales entdeckte er die Thürme Granada's, welche sich stolz und blendend aus dem Dunkelgrün der Eichen und Cypressen erhoben, gegen Osten begegneten seinen Blicken auf Felsenspitzen ruhende Klöster, Einsiedeleyen und Ruinen und in der Ferne die höchsten Firsten der Sierra Nevada. Zu seinen Füßen floß der Douro hier in ruhigem ernstem Lauf, dort in schäumenden Fällen über Felsen und Stein; Mühlen, von Mandelbäumen beschattet, lagen längs seines Ufers und kühn durchschnitten das Thal die Bogentrümmer einer römischen Wasserleitung.

Aben-Hamet war weder unglücklich noch glücklich genug, um den Reiz dieser entzückenden Einsamkeit genießen zu können. Zerstreut und gleichgültig durchwanderte er die herrliche Landschaft, und indem er so die Richtung seiner Schritte dem Zufall überließ, befand er sich mit einem Mal in einer künstlich gepflanzten Reihe von Bäumen, welche sich den Hügel hinanzog. Bald gewahrte er ein Landhaus, von Orangenbäumen umgeben, und indem er sich immer

[illegible] Ihr hatte den süßen Laut nicht so bald vernommen, als er mit zitterndem Herzen sich sagte, sie ist es! Bey dem Namen der Abencerragen schlägt sein Herz immer schneller: die Unbekannte sang nämlich eine kastilische Romanze von der Geschichte der Abencerragen und der Zegris. Jetzt kann er seiner Ungeduld nicht länger Herr bleiben, er drang durch das Myrthengebüsch und in einen Kreis junger Mädchen, welche bey seiner Erscheinung nach allen Seiten entflohen. Aber die Spanierin, deren Stimme er gehört, die er wiedererkannt, und welche noch die Guitarre in der Hand hielt, rief freudig: es ist der maurische Herr! und ihre Gespielinnen kehren zurück. „Schöner Mohr, redet sie den Mauren an, ich habe dich gesucht, wie der Wanderer in der brennenden Hitze des Mittags eine Quelle sucht; da hörte ich, wie du die Helden meines Vaterlandes besangst; ich erkannte dich an dem Laut deiner Stimme und sehe, daß ich zu deinen Füßen das Herz Aben-Hamet's sehe."

„Und ich, erwiederte Blanca, dachte an Euch, indem ich das Lied von den Abencerragen sang. Seit ich Euch gesehen habe, bilde ich mir ein, daß Ihr diesem maurischen Stamme angehört."

Als Blanca so zu Aben-Hamet sprach, stieg eine leichte Röthe in ihr Gesicht. Der Abencerrage aber war nahe daran, ihr zu Füßen zu fallen und ihr zu sagen, daß er der letzte dieses Geschlechtes sey. Indessen blieb ihm noch so viel Vorsicht, daß er hievon schwieg. Sein in Granada nur zu bekannter Name würde dem Statthalter Furcht eingejagt und ihn aus der Nähe der Geliebten vertrieben haben. Kaum war der Vertilgungskrieg der Mauren beendigt, die Gegenwart eines Abencerragen konnte also gerechtes Bedenken erwecken. Nicht, daß Aben-Hamet vor irgend einer Gefahr sich gefürchtet hätte, aber er schauderte vor dem Gedanken, sich von der Tochter Don Rodrigo's entfernen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris erlebte ich zwey bemerkenswerthe Ereignisse. Das eine war ein Zimmerbrand, von dem ich erst, nachdem er gelöscht war, in Kenntniß gesetzt wurde, obgleich er nicht nur in meinem Hotel, sondern in einem Schornstein ausbrach, der mit dem meines Schlafzimmers correspondirte. [illegible], so geräuschlos war Hülfe da! Ich glaube nicht, daß es eine deutsche Stadt gibt, in welcher wie dieses hätte be- [illegible]

eine Rauferey, um so mehr, da es in der Nacht vom Sonntag auf den Montag war; als aber endlich der Lärm zu groß wurde und ich nach der Wache und Mörder rufen hörte, stand ich auf. Die ganze Nachbarschaft war beym hellsten Vollmondlichte am Fenster, aber keiner war dem Unglücklichen zu Hülfe gekommen, der sich jetzt vom Boden aufraffte, inzwischen Leute in bloßen Hemdärmeln und mit Knitteln bewaffnet, entfliehen. Der Lärm hatte eine halbe Stunde gedauert und eine Stunde nachher kam erst polizeiliche Hülfe. Am andern Tage erfuhr ich, daß der Verwundete eine große Summe im Spielhause gewonnen habe und deßhalb angegriffen wurde, daß Einer geblieben sey, einer der Mörder aber festgenommen. Ich bin überzeugt, daß dieser Vorfall mit diesen Umständen in keiner deutschen Stadt möglich ist. Es müßte denn in Palermo seyn, wo man nicht allein das unerlaubteste aller Hazardspiele, die scheußliche Roulette, bestehen läßt, sondern auch erlaubt, daß die Einsätze gering seyen, und daß der Handwerksbursche, der Ackersmann und der Bediente ohne Livree spielen und ausgezogen und zur Verzweiflung gebracht werden. Möchten wir doch lieber den Franzosen ihre trefflichen Tischeinrichtungen und sonst so manches Nützliche und Gute nachahmen, als ihre einzig demoralisirenden Spielbanken! —

In jeder großen, nicht allzu regelmäßig gebauten Stadt gibt es, um den Weg abzuschneiden, Durchgänge; sie sind dem Fußgänger willkommen, bieten aber dem Auge und wohl noch einem andern Sinne nichts weniger als Erfreuliches dar. In Paris gehörten die Passagen seit langer Zeit zu den Zierden der Stadt; es waren bedeckte Gänge, zu beyden Seiten Kaufläden, Tages zwar spärlich, aber um so heller Abends erleuchtet. Zu den schönsten dieser Gänge gehörte sonst passage feydeau; aber so sehr hat der Luxus hier seit zehn Jahren zugenommen, daß jener sonst gerühmte Durchgang einer niedern düstern Spelunke gleicht, während die neuerbauten passages de l'opéra, de la rue vivienne u. a. wahrlich zauberartig und so freundlich, reich und glänzend sind, daß selbst das bekannte Palais royal dagegen zurücksteht. Der prächtigste Gesellschaftssaal kann nicht glänzender seyn, als der passage de la rue vivienne. Der Gang ist breit, bequem, und bildet einen rechten Winkel, dessen einer Schenkel länger als der andere ist; auch liegt der längere höher, doch nur um wenige Stufen, die eine breite Treppe bilden und von behauenen Steinen gleich dem Fußboden der beyden Gänge sind. Tags fällt das Licht durch ein Dach von gegeneinander stehenden Glasfenstern, das ohne Unterbrechung längs dem ganzen Gebäude fortläuft; Abends wird es von Kronleuchtern erhellt, die von zwölf zu zwölf Schritt

ten inmitten des Ganges herabhangen, von einer Form sind, die jeden Gesellschaftssaal zieren dürfte, und mit ihren hellen, jedoch durch Milchglas gedämpften Gasflammen schon allein genügen würden, um mehr als ein nöthiges Licht zu verbreiten. Man denke sich aber von beyden Seiten des Ganges eine ununterbrochene Reihe von Kaufläden, die sich in heller Gasbeleuchtung überbieten, und wo bey geöffneten Thüren, und hinter großen Glasscheiben, die glänzendsten Erzeugnisse des Luxus und der Mode, in erfreulicher Ordnung und mit lockender Pracht ausgelegt sind: hier die frischesten Blumen und Früchte, die appetitlichsten Gaben des Meeres, die seltene Beute der Jagd, Alles so reinlich bereitet, daß der Koch nur die letzte Hand anzulegen braucht; dort indische Stoffe und Tücher, die eben neu erfundenen Hüte, Hauben und Kleider für Frauen, Gold-, Silber- und Demant-Schmuck, Krystall, Bronzen, Uhren, Vasen, bunte Fußdecken, und was zu dem schönsten und reichsten Haushalt gehört. Alles dieses zeigt sich doppelt und mehrfach, da es überall aus sinnig angebrachten Spiegeln widerstrahlt; so wie sich die hin- und herwogende Menge selbst vielfach in jenen andern Spiegelwänden sieht, welche die Pfeiler, die Zwischenwände von einem Laden zum andern bilden. Ein Kaffeehaus, d. h. ein prachtvoll verzierter Saal voll kleiner, runder und in schicklicher Entfernung stehender Marmortische zeigt sich durch die hellerleuchteten Glasfenster; Frauen und Männer sitzen da, allerley Erfrischungen zu sich nehmend und die Tageblätter lesend. Unter andern goldenen Inschriften ladet auch eine zu einem Portal, eine breite, bequeme Treppe hinauf zu einem der beliebtesten Restaurateurs der Stadt — kurz der Fremde, der Fußgeher, der Abends sich aus dem Gedränge der Wagen und des Volks herauswindet und aus der engen schmutzigen Straße plötzlich in dieses Lichtmeer, in dieses Prunkgebäude eintritt, er muß sich in einen Zauberpallast versetzt glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

(Fortsetzung.)

Als Maria Stuart hat Mad. Neumann, wie ich aus gründlichen Mittheilungen weiß, durch ihre schöne Sprache und edle Erscheinung zwar vielfach Interesse erregt, aber doch die Kenner nicht befriedigt. Im Käthchen ist vieles, was ihrer Natur zusagt, obwohl die Darstellung nicht ganz ohne Affektation ist, und — die Erscheinung der Mad. Neumann nicht jungfräulich ist. Auch die Rolle der Susette in den Rosen scheint sich darum nicht mehr recht für diese Darstellerin zu eignen. Ich wenigstens vermißte hier die Frische des ersten sich hingebenden Gefühls, welche mit der Derbheit ländlicher Sitten einen so angenehmen Kontrast bildet. Nicht nur der Aerger, wegen der von dem Bräutigam angegriffenen Ehre mußte ernstlicher seyn; der ihr gemachte Vorwurf länger in ihren Ohren wiederklingen; sondern auch das schnelle Zurückwerfen zu dem geliebten Peter in dem Momente, wo sich jener Aerger schon in leichtes Schmollen verloren hat, und der Herr, der sie scherzhaft auf die Probe stellt, ihr einen andern Bräutigam anbietet. Das Hinfliegen in Peters Arme, und der Ausdruck in den Worten: „nun so will ich doch lieber den da nehmen," welche darauf folgen können, muß die verschämteste Herzlichkeit, die sich nicht weiter verbergen läßt, verrathen, und damit zugleich das Gemisch von weiblicher Scham und leichtem Trotz zerstreuen, welches der völligen und offnen Versöhnung noch im Wege stand. Mad. Neumann weiß solche prägnante Momente in Charakteren aus der ländlichen Welt weit lebendiger und treffender wiederzugeben. Von ihr ist man auch gewohnt die gewandte Margarethe in den Hagestolzen, und Suschen im Bräutigam zu sehen; vielleicht darum machten diese Darstellungen der Mad. Neumann eine außerordentliche Wirkung nicht. —

Am meisten bedaure ich, die Darstellung der Baronin Waldeck und der Baronin Wiburg nicht gesehen zu haben, weil ich aus Aehnlichem ersehen, wie viel Vorzügliches Mad. Neumann in diesem Gebiete leistet. Von ihrer Isabelle in den Quälgeistern habe ich schon früher in diesen Blättern (S. 394, 1824) gesprochen. In diesen letzten Rollen, so wie in den noch anzuführenden hat Mad. Neumann hier die allgemeinste Anerkennung ihres Talents gefunden.

Das Strudelköpfchen stelle ich unter den Darstellungen der Mad. Neumann, die ich überhaupt gesehen, oben an. Ich kann mich nicht erinnern, etwas Reizenderes und Vollendeteres in dieser Art gesehen zu haben. Die Schwäche eines leicht aufbrausenden, durch Nachgiebigkeit verwöhnten jungen Weibes, bey der die schnelle Aufwallung des Aergers sich in gränzenlosen und stürmenden Aeußerungen entladet, wo nun der Reiz der jugendlichen Erscheinung und Bewegung, so wie das Gute, nach solchen Stürmen bald wieder aufthauende Herz in einem tröstenden Kontraste steht, — ist hier die Aufgabe der Schilderung. Hier kann eine mit den Reizen der Weiblichkeit und mit dem Talent, die Schwächen ihres Geschlechts aufzufassen, begabte Schauspielerin ihre Kunst zeigen. Mad. Neumann zeigte diese Kunst in großer Vollendung; und wenn ich auch nicht läugnen will, daß sie in einigen Momenten die scherzhafte Aeußerung des Ehemannes allzu strenge nehmend, ein wenig über die Schranken der Anmuth, durch welche erhalten, dieser Charakter erst wahrhaft erfreulich wird, hinausgegangen — ich meyne nämlich z. B. die etwas übertriebenen Bewegungen bey dem Zerreißen der Kleider, die wohl etwas zu sehr auf den schreyenden Effekt berechnet waren, und fast die Hoffnung einer Milderung dieses Temperaments verbieten möchte — so konnte ich mich doch nicht genug über die Leichtigkeit in den Uebergängen, und den Reichthum in den Schattirungen dieser Charakterdarstellung freuen. Und da dieser Charakter ein feiner ist, der immer durch Aeußeres angeregt ist, und überall von außen kleine Hemmungen erfährt, die er unangenehm empfindet, und mit innerem Aufbrausen zu vermindern sucht; so konnte man die Leichtigkeit des Zuspiels und Zusammenspiels im temperamentsgemäßen Gebiete in dieser Rolle als eine ganz besonders ausgezeichnete Eigenschaft der Künstlerin bemerken. Hier stehe ihr Vortrag und Mimik vollkommen zu Gebote; und wir haben nirgends eine Lücke im Spiele wahrgenommen. Einzelnes ist bey solchem Reichthum kaum herauszuheben. Doch will ich bemerken, welche Mad. Neumann irgendwo in dieser Rolle gezeigt haben, an die ununterbrochen durch mehrere Augenblicke sich verändernde Geberde des Gesichts erinnern, in den Momenten nämlich, wo die junge Ehefrau aus Freundlichkeit durch Ungeduld in den Zustand des erst verbissenen, dann aber laut ausbrechenden Aergers übergeht, da wo der Ehemann in ihre Meynung nicht ganz einstimmt; und umgekehrt, an den äußerst treffenden Uebergang von dieser ärgerlichen Laune zur kindlichstrahlenden Freundlichkeit in dem Momente, wo sie dem geliebten Manne die Worte zu sagen hat: „ich will nicht mehr böse seyn!" Und so war Mad. Neumann im Ganzen dieser Rolle das, was der Name Strudelköpfchen sehr bezeichnend sagt. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

[Mor]genblatt
für
[g]ebildete Stände.

[S]abend, 15. Juli 1826.

Weiß[...] der Zeit [...] und den Moden, so wie über [...] und den Physiognomien [...]

Paris.

II.

[...] nicht und glaubte an die allgemeine Aechtheit [...]res, so gewährt er dennoch (wenigstens mir) [...]tigen Anblick. Wie glänzend auch rings [...]blinkt, so sehe ich doch nur Krämer, die auf [...]iger Franken begierig warten, meist müßig [...]den stehen und die Börse des Vorübergehen[...] Kleidung beurtheilen. Wie groß auch die [...]mag, die jährlich in diesen Buden ausgege[...] spaltet sich in so viele Theile, daß der Ver[...]d widrige Krämerey wird. Welch ein an[...] dagegen das großartige Handlungswesen [...] die mannigfaltige Bewegung und Beschäf[...] Hafen, das Gewühl einer großen Börse, [...]st mit Staatspapieren spielt, sondern [...] von so großer Art macht, daß sie das Band [...] entferntesten Welttheilen werden. Der nur [...] selbst der binnenländische Verkehr bleibt im[...] gegen Seehandel. Deßhalb steht Paris auch in dieser Hinsicht so zu London, wie Frankfurt am Main zu Hamburg.

Die Franzosen bringen gar zu gern und überall Spiegel an. Nicht allein in ihren Zimmern, Kaufgewölben und Theatern; auch in ihren Werken — die letzteren müssen Zauberspiegel seyn, in welchen sie sich ungemein schön, ungemein edelmüthig erblicken, und dann belustigen sie sich nach Herzenslust. Ein kluger Theaterdichter vergißt nie, einen solchen Spiegel anzubringen und ist dann des lauten Beyfalls gewiß.

Digitized by Google

Ganz wie bey uns! Auch hier klagt die Gesellschaft, und besonders die schönere Hälfte derselben, über den Jugendmangel der jungen Leute, die sich im zwanzigsten Jahre so betragen, wie man es nur einem Geschäftsmanne von fünfzig gestattet. Wie ihr schwarzer Anzug eben nur farblos ist, ohne Trauer zu seyn, obgleich traurig genug anzusehen; eben so ist ihr Betragen leid- und freudlos, durchaus negativ und ein sehr trauriger Anblick. Die Damen zu unterhalten ist eine gesellschaftliche Kunst, von deren Existenz selbst unsere heutige Jugend nichts zu wissen scheint. Mit fünf-und-zwanzig Jahren tanzt man nicht mehr, mit achtzehn ein- oder zweymal; man kann es nicht erwarten, an den Spieltisch zu kommen; ja man sieht dem Spiele lieber zu als daß man spricht, und zwingt so selbst jüngere Damen zu, demselben geisttödtenden Zeitvertreib der Zeit. Es soll vielleicht wie Sittigkeit aussehen, und ist doch nur Abgestumpftheit und eigensüchtige Gemächlichkeit, daß man weder gereizt noch gerührt wird, daß man weder reizen noch rühren will; und daß auf diese Weise die schöne geheimnißvolle Bewegkraft einer beziehungsreichen, zarten und lebendigen Geselligkeit . . . . doch wozu soll ich aus Paris schreiben, was Jedermann bey sich zu Hause mit eigenen Augen sehen kann, und was hier ist — ganz wie bey uns!

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abencerragen.

(Fortsetzung.)

Die Familie Donna Blanca's stammte in gerader Linie von dem edeln Ritter Don Rodrigo Diaz, dem Cid Campeador von Bivar in Altkastilien, und von Ximene, der Tochter des Grafen Gomez von Gormas. Aber die Undankbarkeit des Hofes von Kastilien ließ die Nachkommen des kühnen Eroberers von Valença in die bitterste Armuth versinken, ja so sehr war dieses ritterliche Geschlecht in Niedrigkeit und Dunkelheit zurückgetreten, daß man es mehrere Jahrhunderte hindurch für ganz erloschen hielt. Aber zur Zeit der Eroberung Granada's machte sich ein Sprößling des edeln Stammes von Bivar, der Großvater der schönen Blanca, wieder ruhmvoll bekannt, und zwar nicht sowohl durch seine alten Ansprüche und Titel als durch seine männliche Tapferkeit. Nach Vertreibung der Mauren verlieh König Ferdinand diesem Urenkel des Helden Cid die Besitzungen mehrerer der vertriebenen maurischen Familien und ernannte ihn zugleich zum Herzog von Santa-Fé. Er hatte sich zu Granada niedergelassen, war aber mit Hinterlassung seines einzigen schon verheiratheten Sohnes, Rodrigo, des Vaters von Donna Blanca, in nicht hohem Alter gestorben.

Donna Therese von Xeres, Don Rodrigo's Gemahlin, gebar einen Sohn, der, wie alle seine Vorfahren männlicher Seits, Rodrigo genannt wurde, den man aber, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden, Don Carlos nannte. Die großen Ereignisse, welche Don Carlos von seiner frühesten Jugend an selbst mit angesehen, und die Gefahren, denen er gleichfalls schon in seiner Kindheit ausgesezt war, vermehrten den natürlichen Ernst seines Charakters. Kaum vierzehn Jahre alt, begleitete er Cortez nach Mexiko, wo er mit demselben alle Gefahren theilte, und Zeuge der dort verübten Greuelthaten ward, indem er dem Sturz des lezten rechtmäßigen Königs einer bisher unbekannten Welt mit eigenen Augen zusah. Drey Jahre nachher wohnte Don Carlos der Schlacht von Pavia bey, wo Ehre und Tapferkeit selbst in einem gekrönten Haupt vereinigt, dem Schicksal unterliegen mußte. So hatte denn der Anblick einer neuen Welt voll Wunder, lange Seereisen und das fortwährende Schauspiel von Revolutionen und von wechselndem Glück der religiösen und finstern Phantasie des jungen Santa-Fé eine entschiedene Richtung für sein ganzes Leben gegeben. Er war in den Ritterorden von Calatrava getreten, und indem er somit gegen den Willen seines Vaters der Ehe und der Hoffnung, Nachkommenschaft zu bekommen, entsagt hatte, bestimmte er alle seine Besitzungen dereinst für seine Schwester.

Blanca von Bivar, Don Carlos einzige Schwester, war viel jünger als ihr Bruder und der Abgott ihres Vaters, der seine Frau schon verloren hatte. Als Aben-Hamet nach Granada kam, war sie eben in ihr achtzehntes Jahr getreten. Alles an dieser schönen Jungfrau war bezaubernd; ihre Stimme entzückte alle Männer, ihr Tanz war leicht wie das Wehen des Zephyr's. Bald sah man sie wie Armida den Wagen lenken, bald auf dem Rücken eines edeln andalusischen Rosses dahin fliegen, wie jene Feen, welche Tristan und Galaor in den Wäldern erschienen. Athen hätte sie für Aspasia gehalten und Paris für Diana von Poitiers, als dieser glänzende Stern weiblicher Schönheit an dem Horizont des dortigen Hofes aufzusteigen begann. Allein mit den Reizen einer Französin vereinigte sie die Leidenschaft einer Spanierin, und ihre natürliche Gefallsucht war einer Kraft und Beständigkeit der Gefühle, einer Reinheit und Erhabenheit der Gesinnungen untergeordnet, wie man sie selten verbunden findet.

Bey dem Geschrey, welches der Kreis von Blanca's Gespielinnen erhoben hatte, als Aben-Hamet wie vom Himmel gefallen in ihrer Mitte erschienen war, eilte Don Rodrigo herbey. „Vater, sprach Blanca zu ihm, hier ist der maurische Ritter, von welchem ich Euch gesagt habe. Er hat mich singen hören und hat mich an meiner Stimme wieder erkannt; darauf ist er in unsern Garten gekommen, um mir dafür zu danken, daß ich ihm an jenem Morgen den Weg nach seinem Kan gewiesen habe."

Der Herzog von Santa-Fé empfing den jungen Aben-

Digitized by Google

irgend eine Art von knechtlicher Haltung, noch hört man jene Redensart, welche Wegwerfung oder Seelenerniedrigung verräth. Die Sprache des Grande und die des Bauern ist dieselbe; der Gruß, die Gewohnheiten und die Formen sind bey Beyden dieselben. Eben so wie das Zutrauen und der Edelmuth dieses Volkes gegen Fremde keine Gränze kennt, eben so ist seine Rache fürchterlich und unerbittlich, wenn es Betrug oder Verrath erfahren hat. Sein Muth ist so heldenmüthig, seine Geduld so über alle Mühseligkeiten erhaben, daß es einem feindlichen Schicksal nie weichen, sondern dasselbe entweder überwinden oder ihm unterliegen wird. Was man im gemeinen Leben Bildung heißt, besitzt der Spanier nicht in hohem Grade, aber große Eigenschaften vertreten bey ihm die Stelle jenes Benehmens, welches das Produkt der Feinheit und einer größeren Menschenkenntniß ist. Er mag wohl den ganzen Tag zubringen, ohne ein Wort zu sprechen, einen Monat, ohne viel gesehen zu haben, ohne die Bedürfnisse zu fühlen, etwas zu lesen, zu studieren, zu beobachten und zu vergleichen, wird er doch im Augenblicke der Noth stets die nöthige Hülfe und Kraft gegen die Unbilden des Lebens in einem unbeugsamen Willen und in seinem heldenmüthigen [illegible] haben.

Es war heute Don Rodrigo's Geburtsfest und Bianca hatte beschlossen, ihrem Vater in diesem einsamen stillen Garten eine merendina (kleines Fest) zu geben. Der Greis von Castilien lud demnach Aben-Hamet ein, mit ihm in dem Kreise der Gespielinnen seiner Tochter Platz zu nehmen, welche der Turban und die fremdartige Kleidung des Mauren nicht wenig beschäftigte. Man brachte Kissen von Sammt und der schöne Abencerage ließ sich auf morgenländische Art auf denselben nieder. Nun wurden ihm Fragen über sein Land und die Abenteuer seiner Reise gemacht, welche er mit Heiterkeit, Laune und Geist beantwortete. Er sprach das reinste Kastilianisch und man hätte ihn für einen Spanier halten müssen, wenn er sich nicht, anstatt „Euch“ zu sagen, fast immer des Ausdrucks „Du“ bedient hätte. Aber dieses „Du“ hatte in seinem Munde einen so eigenthümlichen Reiz, daß Blanca einen kleinen Aerger nicht unterdrücken konnte, wenn er es gegen eine ihrer Gespielinnen anwendete.

Eine zahlreiche Dienerschaft in die Farben des Hauses gekleidet, [illegible] die Chocolade, eingemachte Früchte und das kleine Zuckerwerk von Malaga umher, das weiß wie Schnee, leicht und luftig wie Schwamm ist. Nach eingenommenen Erfrischungen ward Blanca ersucht, einen der Nationaltänze zu tanzen, in deren Ausführung sie die geübtesten Tänzerinnen übertraf. Sie mußte endlich den inständigen Bitten ihrer Freundinnen nachgeben, welche ihre [illegible] Augen sprechender begleitet hatten als [illegible]

Tanz, welchen die Spanier von den Mauren entlehnt haben.

Eine ihrer Gespielinnen beginnt auf der Guitarre die Melodie dieses Tanzes zu spielen, während die Tochter Don Rodrigo's ihren Schleyer ablegt, und an ihre schneeweißen Hände die aus Ebenholz geschnittenen Castagnetten befestigt. Ihre schwarzen Haare fallen in reichen Locken auf ihren Alabasterhals, Augen und Mund strahlen von himmlischem Lächeln, und ihre Farbe belebt sich zusehends mit der immer steigenden Bewegung ihres Herzens. Jetzt läßt sie das lärmende Holz ertönen, dreymal schlägt sie den Takt, stimmt den Gesang der Zambra an, und wie ein Blitz durch die Luft, fliegt sie dahin und beginnt den Tanz.

Welche Abwechslung der Schritte und Bewegungen! Welche Eleganz der Stellungen! Bald hebt sie die Arme hoch auf, bald läßt sie sie sanft heruntergleiten. Jetzt schwingt sie sich fort wie von Freude trunken, jetzt schwebt sie wieder zurück wie von Kummer gebeugt. Sie dreht sich mit der lieblichsten Wendung des Kopfes um, als rufe sie Jemand, der ihr nicht folgt, neigt diesem die rosigen Wangen zum bräutlichen Kuß, flieht dann wieder in schamhafter Eile, kehrt strahlend und getröstet zurück, edel und stolz, fast wie mit Schritten des Kriegers einhergehend, aber eben so schnell schwebt sie auch wieder tanzend auf dem blumigen Rasen. Die Harmonie ihrer Schritte, ihres Gesanges und der sie begleitenden Guitarre ist vollkommen. Blanca's sanfte Stimme hatte jenen ansprechenden Ton, der bis in das innerste Herz dringt, und es in Liebe entzündet. Die maurische Musik, deren Weisen in Seufzern, Läufen, traurigen Refrains, und mit einem Mal abgebrochenem Gesang besteht, ist das sonderbarste Gemisch von Heiterkeit und Melancholie. Aber diese Musik, dieser Gesang und Tanz Blanca's entschieden unwiderruflich das Schicksal des letzten Abencerragen. Sie hätten jedes auch weniger kranke Herz als das seinige mit dem süßen Gift der Liebe erfüllen müssen.

Spät Abends erst kehrte die Gesellschaft durch das Thal des Douro nach Granada zurück. Don Rodrigo, eingenommen von dem edlen Anstand und der vornehmen Haltung Aben-Hamets, wollte sich nicht von ihm trennen, ohne daß er ihm versprochen hatte, öfter wieder zu kommen, um Blanca mit den wunderbaren Erzählungen des Morgenlandes zu unterhalten. Der Maure nahm, wie man sich denken kann, diese Einladung des Herzogs, welche seine höchsten Wünsche zu erfüllen versprach, mit freudigem Herzen an, und schon des andern Tages sehen wir ihn auf dem Wege nach dem Palast, wo diejenige athmete, welche er schon mehr liebte als das Licht des Tages.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Juni.

(Beschluß.)

Die neuen Proberollen, die wir durch Mad. Neumann zuerst sahen, sind eine pièce à tiroir, für Mad. Neumann, wie uns angekündigt wurde, eigens geschrieben. Die Gelegenheit ist von dem Verfasser geschickt benuzt worden, manches Treffende über das Verhältniß der Theaterdirektionen zum Publikum und zum Schauspieler, so wie dessen zu jenem, anzubringen. Indessen kann es nicht fehlen, daß wegen der Menge der Monologen, welche die zum Verkleiden nöthige Zeit ausfüllen müssen, alle Stücke der Art sich gleichen, und wenn die Proberollen zu viel oder nicht sehr interessant sind, auch ermüden; denn die Aufmerksamkeit wird dann auf eine mehr äußerliche Virtuosität des Schauspielers hingewiesen, welche in Erstaunen sezen soll. Die Figur der Gouvernante sprach sich von Seiten der Darstellerin am wenigsten eigenthümlich aus; — mir schien die hofmeisternde Grandezza zu fehlen — mehr wirkte die der Schriftstellerin; — die in ihrem gemeinen Dialekt auf vornehme Bildung Anspruch machende gemeine Berlinerin war sehr stark aufgetragen, und dem Publikum schien es fast wehzuthun, daß die anmuthige Weiblichkeit der Schauspielerin in dieser Maske untergehen mußte; fast dasselbe gilt von dem renommistischen Recrutenwerber; desto mehr gefiel der feine, sich einschmeichelnde Troubadour, und am Schlusse die entflohene Tochter in ihrer wahren Gestalt, oder Mad. Neumann selbst als liebliche und gebildete Schauspielerin.

Das lezte, was ich nur noch anführen muß, ist die Darstellung der Nachtwandlerin. Auf dieses Stück läßt sich der alte Spruch anwenden, die Hälfte ist besser als das Ganze. Nicht nur, daß alle Personen nur um der einen Rolle der Nachtwandlerin willen vorhanden sind; auch die Musik, welche zwey gefällige Stücke etwa ausgenommen, ziemlich ordinär ist, könnte ganz fehlen, ohne daß etwas fehlte, ja der Gang des durch dieselbe gehemmten Stückes würde ohne sie weit rascher seyn. In der Hauptscene, d. i. derjenigen, in welcher die Braut als Nachtwandlerin in den Pavillon kommt, wo der im Herzen noch Geliebte sich befindet, entwickelte sich wieder die überraschendste Leichtigkeit dieser Künstlerin, die feinsten Regungen des Innern in Sprache und Geberde anzudeuten. Das Selbstgespräch, in welchem sie das Vergangene, was einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, noch einmal durchlebt, und damit dem Geliebten bewußtlos ihr Inneres entdeckt, schilderte so leicht und sprechend das Vorgefallene, und zeigte innerhalb der Gränzen des Halbwachen einen solchen Reichthum bezeichnender Wendungen im Sprechen, daß man mit dieser Scene sich für den übrigen Theil des Stückes entschädigt halten konnte, der — obwohl Hr. Devrient besonders den vorgeblichen Bräutigam mit trockenem Humor darstellte — dem Publikum nicht zusagen wollte und konnte.

Soll ich meine Meynung nun zusammenfassen, so möchte ich sagen, die Darstellung des Weibes in dem Kreise der feinern Konversationswelt, und zwar mit allen Reizen, Vorzügen und Eigenheiten, Launen und Schwächen, die sich hier entwickeln und geltend machen, ist das Gebiet, in welchem Mad. Neumann gegenwärtig ihre meisten Lorbeere pflückt, und für welches sie durch den einschmeichelnden Zauber der Vornehmheit, der sie umkleidet, so geeignet ist, daß ich keine Schauspielerin wüßte, welche ihr darin den Vorrang streitig machen könnte.

Am Schlusse ihrer Darstellungen trat mit ihr nochmals Hr. Fehringer aus Frankfurt — als Wetter von Strahl — und ein Hr. von Mossow als Don Pedro in Wolffs Preciosa, und als Theobald im Käthchen auf, welche beide den Beyfall des Publikums theilten. Einige Tage nach dem gefeyerten Weggange der Mad. Neumann wurde die Bühne für einen Monat geschlossen, während dessen sie ein neues schöngearbeitetes Podium und Maschinenwerk, eine neue Dekoration des Plafonds, der Gallerien und Logen, einen neuen Lüstre, und manche andere neue Einrichtung erhalten wird. Die meisten Mitglieder bringen diesen Monat zu Gastspielen an fremden Orten, z. B. die Familie Genast, Mad. [illegible] und der Tenorist Weixer. Kurz vor dem Schlusse der Bühne wurde noch zum ersten Male ein kleines Stück von Holtei, das Wiedersehn genannt, oder vielmehr eine kleine Reihe ländlicher Scenen gegeben, denen man Frische und Treue der Schilderung nicht absprechen kann. Die treue Liebe eines weiblichen Herzens, welches das Eigene eben so zärtlich anzieht, und sich ihm ohne Rückhalt hingibt, wie es das Fremde mit den leichten Dornen der Eifersucht abwehrt, welches Sorge und Noth mit dem Geliebten theilt, und sein Wohlwollen auch auf die Thierwelt ausbreitet (die Handlung dreht sich um das Schlachten des einzigen Huhn's), schilderte Mad. Devrient mit vieler Wahrheit in der ihr übertragenen Rolle, von ihrem Manne gut unterstützt. Am glänzendsten aber traten in dieser Schilderung die Züge heiterer Naivetät hervor, und der Schluß, in welchem die junge Bäuerin dem Manne mit verschämter Freude ankündigt, daß sie Mutter ist, mußte allgemeine Wirkung hervorbringen. —

In der unterhaltenden Literatur scheint jezt ebenfalls eine Pause eingetreten zu seyn. Die Uebersezungen gehen zwar immer fort (eine der neuesten ist die von: the Story of [illegible], unter dem Titel: [illegible] Leben, von Hell herausgegeben), aber mit den Originalwerken stockt es ein wenig. Die Bruchstücke aus Bertholds Tagebuche (Berl. 1826) verdienen wegen ihrer Frische, und wegen manches auf tiefe Gedanken führenden Fragments gelesen zu werden. Von Musikalien, welche mir neulich bekannt geworden sind, zeichne ich drey Sonaten à quatre mains von Aloys Schmitt aus, welche in Augsburg bey Gombart erschienen sind; die Stimmen des Frühlings nach Gedichten, von H. Stieglitz, komponirt von Lecerf, verrathen, ungeachtet aller [illegible], einen Frühlingssänger, welcher mit Glück auf der Bahn C. Kreutzers fortgeht.

M.

Auflösung der Charade in Nr. 161.

Wasservogel.

Charade.

Kannst du gut rathen, Freund? Wohlan!
So laß mich eine Probe sehn,
Und nenne mir den Dichter, den
Theils die einsylbig sagen kann.
[illegible]
Das [illegible] weit besser schmeckt, als Wolfs Osterfladen.
Nur [illegible] — wär' er doch erlebten.
Und lebt' er noch — [illegible] die Osterfladen nicht.

Serath.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 169.

[illegible]gend[illegible]

für

[g]ebildete Stände.

[Mon]tag, 17. Juli 1826.

Sonst du die Göttliche [illegible]
[illegible] deine Macht, die [illegible] Zeitpfeiler dauer
[illegible] Liebes-Glück, daß du umsonst vertrauet
[illegible] Herzens Stimme, [illegible] auf immer?

J. Dörin[g]

[illegible]ceragen.

[illegible] Erbalten[illegible] Bemerk[illegible] [illegible]lostigkeit [illegible] Einen [illegible] Unter[illegible]des, daß [illegible]raucht, [illegible]dessen [illegible] über[illegible] ihr [illegible]erlich [illegible] sie [illegible] dem [illegible] Herz [illegible] Christ, [illegible] an das

als fürchte er [illegible] eine andere W[illegible] wissen und nicht [illegible] Blanca sich [illegible] ich ihr dienen [illegible]

So waren b[illegible] in's Reine gekom[illegible] lichen Augenblick, [illegible] sprechen. Man [illegible] Jahreszeit. „Ihr [illegible]" fragte Blanca den [illegible] schließen, die Euch [illegible] milie aus Granada [illegible] den Pallast Eurer [illegible] selbst will Euch dieses[illegible]

[illegible]adlenlage zu erfa[illegible] [illegible]dung hätte geben [illegible] erfahren und sag[illegible] Koran bekennen [illegible] zum letzten [illegible] Beyde mit [illegible] und erwarte[illegible] sich gegensei[illegible] habe den damal[illegible] Abenceragen, [illegible] Albam[illegible] entfallen sind, [illegible] und es muß Euch [illegible] allen Könige [illegible] Abend dahin [illegible]

Aben-Hamet schwur bey dem Propheten [illegible] Spaziergang ihm mehr Vergnügen machen [illegible]

Als die bestimmte Stunde des Spazierg[illegible] men war, bestieg die Tochter Don Rodrigo's [illegible] Zelter, der gewohnt war, wie ein Reh Berge [illegible] hinanzusteigen. Aben-Hamet begleitete sie auf [illegible] dalusischen Pferde, jedoch auf maurische [illegible] und gezäumt. Bey dem [illegible] Thieres schwellte sich sein [illegible] Gewand, [illegible] hinter seinem Rücken, sein [illegible] ebend an dem erhöhten Sattel an und stolz [illegible] der Luft der weiße Federbusch [illegible]

Haltung überrascht, wiederholten, als er vorbeyritt, den Ausruf: „Seht her, das ist der ungläubige Prinz, den Donna Blanca bekehren wird."

Zuerst ritten sie eine lange Straße hindurch, welche an den äußersten Mauern des Alhambra ausläuft und die noch den Namen einer großen maurischen Familie führte. Dann gelangten sie durch einen Ulmenwald an einen plätschernden Brunnen zunächst des innern Thores von Boabdil's Pallast. Durch eine mit Thürmen besezte Zinnenmauer führte ein Thor, das Thor „des Urtheils" genannt. Sie ritten durch dasselbe und auf einem engen Wege fort, der sich zwischen beden halbverfallenen Mauern in fortwährenden Wendungen dahinzieht. Sofort gelangten sie auf den Platz der Algiben, neben dem nun Karl V. einen Pallast erbauen ließ. Jezt lenkten sie nordwärts und hielten in einem verlassenen Hofe vor einer hohen, Jahrhunderte alten, Riesenmauer still. Leicht und schnell sprang Aben Hamet aus dem Sattel und bot Blanca die Hand, um sie von ihrem Thiere zu heben. Die Diener klopften nun an ein verlassenes Thor, dessen Schwelle mit Gras überwachsen war, und bey dessen Eröffnung man die geheimnißvollen Irrgänge des Alhambra mit einem Mal erblickte.

Alle Reize, alle Erinnerungen des Vaterlandes, vermischt mit dem Zauber der ersten Liebe — wirkten in diesem Augenblick und an diesem Orte auf das Herz des lezten Abencerragen. Fast unbeweglich und verstummt blickte er mit staunendem Aug in diese schattendunkeln Geisterwohnungen. Er glaubte vor einem jener Palläste zu stehen, deren Beschreibung wir in den morgenländischen Erzählungen lesen. Auf allen Seiten erblickte er Bogengänge, deren gewölbte Decken auf schlanken Säulen ruhten, klare Wasser in Rinnen von weißem Marmor dahinrieselnd und mit blühenden Citronen- und Orangenblumen eingefaßt, sprudelnde Brunnen, trauliche, stille Räume, und durch den Wald von Säulen und Bäumen entdeckte Aben-Hamet immer wieder andere neue Lauben und neue Irrgänge. Zwischen den dunkeln gothischen Spitzbogen und dem sanften Grün des reichsten Baumwuchses glänzte das Dunkelblau des schönsten Himmels. Die Wände mit Arabesken in den herrlichsten Farben bemalt, glichen jenen orientalischen Stoffen, welche von den Sklavinnen des Serails gewirkt werden. Der Eindruck, den dieser zauberartige Ort auf Aben-Hamet hervorbrachte, war zu gleicher Zeit wollüstig, religiös und kriegerisch. In diesem Garten der Liebe, dieser geheimnißvollen Einsamkeit genossen die maurischen Könige alle Lust, alles Vergnügen dieser Erde, aber hier war es auch, wo sie alle Pflichten ihres Königsamtes vergaßen.

Nach einigen Augenblicken der Ueberraschung und des Stillschweigens traten die beyden Liebenden in diesen ehemaligen Aufenthalt einer nun gebrochenen Macht und verschwundenen Erdenglücks. Zuerst besuchten sie den Saal der Mesucar, den der herrlichste Wohlgeruch der Blumen erfüllte und in welchem laufende Wasser eine immer frische Kühlung unterhielten. Nach diesem kamen sie in den Löwensaal. Mit jedem Schritt nahm Aben-Hamets Gemüthsbewegung zu, und sich zu Blanca wendend sagte er: „Wenn du nicht mein Herz mit Wonne erfülltest, welchen Kummer müßte es mir verursachen, dich, die Spanierin, um die Geschichte dieses Ortes zu befragen, der ein Aufenthalt ununterbrochenen Glückes seyn sollte! aber ich . . ."

Da gewahrte Aben-Hamet den Namen Boabdil's in tausendfache Mosaiken geschrieben, und „o mein König, war sein Ausruf, was ist aus dir geworden? warum darf ich dich nicht in deinem Alhambra wiederfinden?" Thränen treuer ritterlicher Anhänglichkeit und Ergebenheit rollten aus den Augen des jungen Mauren. „Eure alten Herren, sagte Blanca, oder vielmehr die Könige Eurer Väter waren Undankbare." — „Gleichviel, erwiederte der Abencerage, sie waren unglücklich."

Nach diesen Worten führte ihn Blanca in einen verborgenen Raum, welcher das Heiligthum des Liebestempels zu seyn schien. Nichts kam der Zierlichkeit dieses Geheimzimmers gleich. Die Decke war in Gold und Azur gemalt und bestand aus durchbrochenen Arabesken, durch deren Zwischenräume das Tageslicht nur wie durch ein Blumengewebe durchdrang. Ein Springbrunnen plätscherte in dieser lockenden Verborgenheit, dessen staubregnende Wasser in eine Alabasterschaale fielen. „Aben-Hamet, sagte die Tochter des Herzogs von Santa-Fé, betrachtet diesen Brunnen genau. Einst wurden in dieses reine Becken die noch zuckenden Köpfe jener unglücklichen Abencerragen geworfen, welche der unmännliche Boabdil seinem Verdacht zum Opfer brachte. Noch könnt ihr die Blutflecken der Geschlachteten auf dem weißen Marmor erkennen. So werden nach maurischer Sitte die Männer bestraft, welche liebende und leichtgläubige Frauen zu verführen vermögen."

Aber Aben-Hamet hörte nicht auf Blanca's Worte. Er hatte sich auf die Erde geworfen und küßte in Rührung das Blut seiner Ahnen. Jezt erhebt er sich wieder und indem er vor Blanca niederkniet, sagt er voll Feuer: „O Blanca! ich schwöre dir bey dem Blut dieser unglücklichen Ritter, daß ich dich ewig mit der Beständigkeit, mit der Treue und Wärme eines Abencerragen lieben werde."

„Ihr liebt mich also?" erwiederte Blanca hoch erfreut, indem sie ihre Hände auf der Brust faltete und ihre schönen Augen gen Himmel erhob. „Aber bedenkt Ihr auch, daß Ihr ein Ungläubiger, ein Maure, ein Feind seyd, und daß ich eine Christin und Spanierin bin?"

„O heiliger Prophet, sprach Aben-Hamet, sey du Zeuge meiner Schwüre! . . ." Hier unterbrach ihn Blanca mit den Worten: „Aber wie wollt ihr denn, daß ich den Schwüren eines Feindes meines Gottes glauben soll? wißt Ihr

ben, ob ich Euch liebe? und wer hat Euch erlaubt, mit mir diese Sprache zu reden?"

Ben-Hamet überrascht und bestürzt, erwiederte ihr: „Es ist wahr, ich bin nur dein Sklave, da daß mich nicht zu deinem Ritter erwählt."

„O weg mit deiner Verstellung, Maure, fuhr Blanca heftiger fort, du hast in meinen Blicken gelesen, daß ich dich liebe; meine Leidenschaft für dich übersteigt alle Grenzen: wenn du Christ wärst, nichts würde mich hindern können, die Deinige zu seyn. Aber wenn die Tochter des Herzogs von Santa-Fé so offen mit dir spricht, so magst du aus dieser Offenheit schließen, daß sie sich im entgegengesetzten Fall zu überwinden wissen wird, und daß ein Feind meines Glaubens nie einen Anspruch an mich zu machen haben kann."

Ben-Hamet, von Leidenschaft hingerissen, ergriff Blanca's Hände, legte sie auf seinen Turban und dann auf sein Herz mit den Worten: „Allah ist mächtig und Abenhamet ist glücklich! O Mahomed! lehre diese Christin deinen Glauben kennen und nichts wird mich . . ." „Lästere nicht, rief Blanca drohend, und erhebe dich, auf daß wir schnell diesen Ort verlassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Anders nicht wie bey uns — in Wien und Berlin — wird hier in Paris so ausschließlich und so beständig vom Theater gesprochen. Solches wird man in Deutschland nicht glauben, und doch ist es buchstäblich wahr, daß man hier in den Salons entweder gar nicht über diesen Gegenstand spricht, oder doch sehr rasch darüber hinweggleitet. Diese Erscheinung ist sehr auffallend bey einem Volke, von dem man nicht ganz mit Unrecht sagt, daß ihm ein Schauspiel den höchsten Genuß gewährt, nach jenem allerhöchsten aber, selbst auf irgend einer Bühne des öffentlichen Lebens Darsteller zu seyn. Doch finden sich für diese anscheinend unerklärbare Erscheinung sehr bald zwey Ursachen, die sie völlig erklären und deren eine in der Sache selbst gegründet ist, die andere aber von außen hinzukommt. — Was ist nun über die französische Tragödie zu sprechen, zu sagen? Es ist da nichts hinwegzuthun noch hinzuzufügen; sie ist völlig abgeschlossen, abgerundet, fertig. Besser es machen kann man es in alle Ewigkeit nicht machen, davon ist nicht nur das ganze Publikum — und zwar mit vollem Recht — sondern der Dichter selbst, der heute ein Trauerspiel schreibt, überzeugt. Das Neue also, was in dieser Sphäre erscheinen kann, kann nicht neu, kann nur die blasse Copie des alten unerreichbar-Vortrefflichen seyn; und da man nun darüber Alles gesagt hat, was nur zu sagen ist, wie soll man sich noch über ganz dasselbe und doch bey weitem minder Gute besprechen! Die französische Tragödie gleicht einer todten Sprache; gesetzt, es schriebe ein heutiger Dichter ein lateinisches Epos, etwa die Thaten Alexanders, er würde sich gerade in dem Fall eines französischen Tragikers befinden, und so zu Virgil und dem Leser, wie Jener zu Racine und dem Publikum stehen. Mit dem, was die Franzosen die höhere Komödie nennen, mit der Komödie des théâtre français, hat es dieselbe Bewandtniß; für sie kein neuer Stoff, keine neue Formen mehr; hier ist Molière das Unerreichbar-Vollendete! —

Da aber die Komödie den Zauber der poetischen Form, den Farbenglanz der Rhetorik und das großartige Interesse der Geschichte entbehrt, da sie die nahe Umgebung ergreifen, idealisiren und lebendig darstellen muß; so ist das Erstorbene in jenen alten und ihnen neu nachgebildeten Lustspielen um so fühlbarer, und Molière selbst (bey der Darstellung) nur da in lebendiger Auffassung verständlich, wo er das allgemein Menschliche, das zu allen Zeiten wiederkehrende, behandelt; obwohl man auch hier sich gestehen muß, daß er uns heute einen andern Scheinheiligen, einen andern Geizigen, einen andern Menschenfeind würde gezeigt haben. Doch denn ist es ein unangreifbar ausgemachter Autoritäts-Glaube, daß auch hier, in Stoff und Form, das Höchste erreicht ist, und so kann auch diese höhere Komödie keinen Stoff zu lebhafter und neuer Unterhaltung geben. Von den Darstellenden in diesen beyden Gattungen kann eben so wenig die Rede seyn, denn auch die Darstellung hat man, durch traditionelle Fortpflanzung, fix und fertig, bis zu dem geringsten Detail, aus der goldenen Zeit erhalten, und auch hier ist nichts zu ändern, nichts zu bessern, und nur mehr oder minder gut nachzuahmen. Zwar stehen Talma in der Tragödie, der Mars in der Komödie einzig da; aber theils ist auch dieses so oft gesagt worden, daß es ein Gemeinplatz wäre, es zu wiederholen, theils dürfen es sich die Franzosen nicht deutlich auseinandersetzen, weshalb diese Künstler, so einzig, man möchte sagen so einsam, in dem Gebiete ihrer Kunst dastehen, indem dieses den alten Bau der konventionellen Darstellungsweise bis in den Grund erschüttern würde; und so wird auch dieses schöpferische Künstlerpaar nur mit leeren Interjektionen als Gipfelpunkt und Krone der heutigen Darstellungskunst gepriesen, ohne sich über das Wie und Warum näher zu besprechen. — Nun könnte man noch von dem Melodram und von jenen oft niedlichen Kleinigkeiten in einem Aufzuge sprechen, die auf den Nebentheatern gegeben werden. Doch bedenke man folgendes: Die Entstehung des Melodrams hat ihren Grund in der Vollendung der französischen Tragödie. Diese Vollendung ist allgemein anerkannt, allgemein ausgesprochen — nicht aber die Konsequenz: daß Vollendung = Erstorbenheit ist. Solches wird in diesem Lande zwar dunkel gefühlt, aber hartnäckig geläugnet. Inmitten dieses Widerspruchs entstand und steht noch das französische Melodram, und bildet sich ein, das phantastische Schauspiel und die romantische Tragödie zu seyn, [illegible] es, zum [illegible] Unverstande, nur das große Zerrbild dieser Gattungen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 3. Jul.

Nach dem Beyspiele mehrerer Städte Deutschlands, welche darin wetteifern, den Kampf des Kreuzes mit dem Halbmonde, welchem die Regierungen müßig zusehen, wenigstens dadurch ihrerseits für das erstere günstiger zu gestalten, daß sie dem Geldmangel in Morea möglichst abzuhelfen, und für Verarmte und Unglückliche, deren Menge in jenen seit vier Jahren den Furien des Kriegs preis gegebenen Gegenden zahllos seyn muß, Unterstützung zu verschaffen suchen, hat sich auch hier ein Komité, aus mehreren der angesehensten Handelshäusern und einigen hochgeachteten Privatpersonen, unter denen die Namen Ammon, Tiedge und Weigel stehen, gebildet, um — die hülfsbedürftigen Christen in der Levante — so ward der Ausdruck gestimmelt — zu unterstützen, und dieses menschenfreundliche Vortreten gab der königlichen musikalischen Kapelle die Veranlassung, ihrerseits etwas zu unternehmen, welches für jene heilige Sache Früchte trage. Mit regem Eifer wirkte an ihrer Spitze der Kapellmeister und berühmte Tonsetzer Morlacchi, alle hiesigen Singanstalten und Chöre schlossen sich für den Gesang, andre für die Instrumentalpartien an, und so bildete sich denn ein Verein zu Aufführung einer großen geistlichen Musik, wie er noch nie in Dresden statt gefunden hat.

Die Kirche zu Neustadt, welche akustisch sehr vortheilhaft gebaut ist, ward von der Behörde bewilligt, und ein großes, an das Orgelchor sich anlehnendes, sehr anständig verziertes Gerüste erbaut, um Musiker und Sänger zu fassen. Es nahm die ganze Breite der Kirche, und beynahe ein Drittheil der Tiefe derselben ein, und war bis zu den ersten Emporkirchen erhöht.

Man konnte annehmen, daß die Gesammtanzahl der Theilnehmer gegen vierhundert und fünfzig Personen betrug. Die Violinen waren mit 63 Musikern besetzt, und so verhältnißmäßig die andern Saiteninstrumente. Sämmtliche Blasinstrumente dreyfach. Die Zahl der Sänger und Sängerinnen betrug über 200. Die letztern waren sämmtlich weiß gekleidet mit blauen Bändern — die Farben der Griechen — und standen vorn an der Balustrade des Chors, welches einen köstlichen Anblick bildete. Hocherhöht der Kapellmeister Morlacchi vor einem Pulte, der mit Feuer und sichtbarer Freude dirigirte.

Zuerst ward das Requiem von Mozart aufgeführt. Ich glaubte es zum ersten Male zu hören, als ich es mit diesen Tonmassen vernahm. Es war eine Kraft und Herrlichkeit, eine überfluthende Gewalt darin, welche die Seele mit sich fortriß, und bald sie durchdrang mit Schauer und Entsetzen, bald mit Wehmuth und Schmerz, aber dann auch wieder mit glücklicher Erhebung. Die Damen Palazzesi und Seconda, so wie die Herren Bernhardi, Muschietti, Cassaroli und Zezi sangen die Solostimmen, und vor allen zeichnete sich der erstre durch seinen vollklingenden Tenor, der letzt durch seinen edlen, die männlichste Kraft mit der lieblichsten Milde vereinenden Baß aus. Nie werde ich manche einzelne Stellen vergessen, nie den Gesammteindruck. Mag auch an dem Meisterwerke jetzt durch Kritik gekrittelt werden, wie da wolle, es bleibt ein wahrhaft Classisches, und bringt, so vorgetragen wie hier, eine Wirkung hervor, welcher ich die von keiner andern Musik gleich zu stellen wüßte. Die Chöre, welche in ihm wesentlich sind, wurden mit einer Präzision und Discretion, einer Fülle und Gleichheit vorgetragen, daß Alles nur Einer Kehle zu entströmen schien, was doch aus hunderten floß. Gleiches war von der Instrumentalpartie zu sagen, wo man auch nicht das mindeste Schwanken bemerkte, sondern Alles in der schönsten und geregeltsten Ordnung sich entfaltete. Große Virtuosität zeigte namentlich der Posaunist — ein Fremder aus Leipzig, wie ich hörte, welcher die so ungemein schwierige Parthie auf diesem Instrumente, bey der ergreifenden Stelle: Tuba mirum spargens sonum vortrug.

Mit dem Requiem schloß sich der erste Theil. Der zweyte gab zuerst das Vaterunser in Klopstocks Paraphrase mit der Komposition von Naumann. Auch dieses treffliche Musikwerk ist bereits bekannt, und auch in Dresden mehrere Mal aufgeführt worden. Doppelt ergriff es heute unter solchen vortheilhaften Bedingungen. Die Solopartien sangen und die Damen Funk, Seconda und Vellheim, und die Herren Bergmann und Hauser. Jedes beeiferte sich dem Werke Ehre zu machen, und leistete Vorzügliches. Den tiefsten Eindruck aber machte die Arie der Dem. Veltheim mit obligater Violine, von dem Konzertmeister Rolla gespielt. Die Künstlerin überwand darin Schwierigkeiten, welche Staunen erregten, und sang mit einem Wohllaute, einer Festigkeit und Kraft, die nichts zu wünschen übrig ließen. Kaum wußten die Zuhörer kaum den Beyfallssturm zu zügeln, der nach dem Schlusse dieses entzückenden Musikstücks auszubrechen im Begriffe stand. Als einen, mich vorzüglich ansprechenden, und mit einer ungemeinen Wärme, Kraft und Präzision vorgetragenen Theil dieses Vaterunsers nenne ich noch das letzte Chor mit dem Amen, welches den Zuhörer in staunender Bewunderung und schweigender Gemüthserhebung zurück ließ. Naumann löste unstreitig durch die Komposition dieser so schön poetischen Paraphrase eine sehr schwierige Aufgabe, denn kaum ist es zu begreifen, wie die Musik Zeilen in Tönen wiedergeben kann, wie die sind:

„Wohnen Geister, an Kräften ungleich, und an Leibern,

oder

„Er der allein ganz sich denken kann
Machte den tiefen Entwurf u. s. w.

Wie viel trefflicher und dem Gesang angemessener ist nicht hiedem dieses einzige Gebet, das uns Christus selbst lehrte, dichterisch bearbeitet worden, aber es hätte ein Naumann, nun vielleicht noch höhere Wirkung hervorzubringen. Da ich einmal bey dem Texte verweile, möchte ich auch wünschen, daß die Anordner des herrlichen Konzertes nicht die freie ungereimte Uebertragung des Requiem, sondern eine der weit vorzüglichern von Rink, Apel und andern hätten abdrucken lassen.

Den Beschluß machte das Halleluja von Händel. Ein in seiner Art ebenfalls ungemein vortreffliches Werk, was den beyden vorhergegangenen wieder merkwürdig kontrastirend, und so gleichsam den Cyklus der geistlichen Musik, von der streng einfachen, zu der wahrhaft großartigen bis zu der schon an das Verzierte anstreifenden, in Händel, Mozart und Naumann, bildend.

Mit allgemeinem Danke für zwey Stunden voll des ausgezeichnetsten und edelsten Genusses verließen nach 1 Uhr alle Anwesende die Kirche. Die innere Anordnung auch war eine trefflich gewesen, kein störendes Drängen, kein Mangel an Raum, kein barsches Zurückweisen. Die große Masse von mehr als 4000 Menschen nahm sich in den reich besetzten Räumen vortrefflich aus, die tiefste Stille, die größte Aufmerksamkeit herrschte. Die Plätze waren von drey Thaler bis zu acht Groschen herab zu bekommen, und für alle hatten sich zahlreiche Theilnehmer gefunden, so daß die Einnahme von dieser geistlichen Musik bis zu beynahe dreytausend Thaler angestiegen war. Eine Summe, die um so unerwarteter den bedürfenden Christen in der Levante zu Theil werden wird, als auch alle andern, nicht unmittelbar bey der Musik beschäftigten Theilnehmer es sich zur Pflicht gemacht haben, alles, was sie für diese schöne Unternehmung lieferten und thaten, unentgeldlich zu thun.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. Juli 1826.

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probiert ein jeder was er mag.

Goethe.

Paris.

... Theater, von seinem Ballette, seinen Dekorationen und Kostümen als von einer Prunkan... auf deren großartigen Aufwand man um ... als man nicht weiß, daß man in London ... noch weit mehr überbietet, noch ... einer kunsttödtenden und müßigen Schau... Von der reizenden französischen Oper, ... bewundert wurden, wo Grétry, Mehul, Boyeldieu, Cherubini ... ist es ebenfalls still, weil von dem ... gesagt werden kann, das Vortreff... die jetzigen Direktoren nicht rüstig fände, ... das sie geben, sich von der Natio... und nur mit mittelmäßigem Glücke, die ... oder vielmehr Rossinische Weise nachahmt. ... Einwohnerzahl ist gewiß in Berlin der ... mehr als in Paris besprochen worden; ... Dame blanche, die der Komponist kürzlich und von der Dame ... auf diplomatischem Wege nach jener Hauptstadt des nördlichen Deutschlands geschickt hat, kann man mit Gewißheit vorhersagen, daß diese Oper dort ein Nationalstück werden wird, erstlich von wegen der bekannten weißen Frau und zweitens, weil es das Werk eines Ausländers ist. — Die italienische Oper endlich, obgleich der Sammelplatz der feinen Modewelt, bleibt dem sich selbst erkennenden Franzosen doch immer eine ausländische Dichtung, eine nicht nationale Kunstanstalt; und wenn es auch Zeiten gibt, wo hierüber ...

Digitized by Google

delt wird, so hat doch die Gesammtheit der Franzosen einen zu gerechten und edeln Nationalstolz, um sich so frivol dem Fremden hinzugeben, wie man es dort thut, wo ein Mozart lebte, lehrte und starb! —! Dieß die in der Sache selbst gegründete Ursache, weßhalb man hier weniger als in Deutschland vom Theater spricht. Hiezu kommt aber noch eine äußere, welche erst erklärt, wie dieß bey einem Volke möglich sey, dem ein Schauspiel so viel, so Alles ist. Die Franzosen nämlich haben jezt ein Schauspiel, dessen Wurzel frischer und vollsäftiger, dessen Scene großartiger, dessen Darstellung lebendiger ist als Alles, was ihnen die Theater an altem Erstorbenen, an neuem, spärlich Keimenden bieten können. Es ist das Schauspiel der politischen Verhandlungen auf der Scene der öffentlichen Tribune. Diese politische Vorstellungen verschlingen jedes andere Interesse, jedes andere Gespräch. Jeden Mittag wird ein neues Lust- oder Trauerspiel aufgeführt, jeden Morgen ein neues gedruckt, gelesen und besprochen. Man kann sagen, daß sich die französische Schauspielkunst in die Politik geflüchtet hat, wenn man nämlich nicht sagen will, daß die französische Politik in der Schauspielkunst ein Asyl sucht. —

In Deutschland ist beständig die Rede vom Theater und die Schauspielhäuser bleiben vielfältig leer; in Paris sind sie alle stets gefüllt, aber ein ästhetisch-gelehrtes Gespräch wird nicht darüber geführt. Die Franzosen sind überhaupt ein experimentirendes, wir ein meditirendes Volk; sie bilden sich ein, Experimentiren sey Denken, wir aber denken, Denken sey Handeln; wir kennen, sie können Alles besser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abencerragen.

(Fortsetzung.)

Auf den Arm Aben-Hamets gestüzt, näherte Blanca sich jezt dem Zwölf-Löwen Brunnen, nach welchem einer der zahllosen Hofräume des Alhambra benannt wird. „Fremdling, sprach da die kindlich freymüthige Spanierin zu ihm, wenn ich dein seltsames Gewand, deinen Turban, und deine Waffen betrachte und zugleich an unsere Liebe denke, so ist mir, als sehe ich den Schatten jenes schönen Abencerragen, wie er mit seiner unglücklichen, aber liebenden Alfaima sich in diesen Gärten ergeht. — Eine diese arabische Inschrift auf dem Stein dieses Brunnens kannst du für mir erklären.“ — Aben-Hamet las:

Wenn die schöne Prinzessin mit Perlen bedeckt in ihrem Garten einher geht, so vermehrt sie die vielen Schönheiten desselben so sehr . . .*)

das Uebrige war verwischt.

*) Diese und andere Inschriften sind noch vorhanden. Uebrigens werde ich meine Leser nicht zu versichern brauchen, daß diese Beschreibung der Alhambra an Ort und [illegible] ist.

„Diese Inschrift, sagte Aben-Hamet, ist auf dich gemacht, geliebte Sultanin; noch nie, selbst nicht in ihrem höchsten Glanz waren diese Gärten so schön als sie es heute sind, wo sie wieder zerfallen. Hörst du das Gemurmel der moosbewachsenen Brunnen? betrachte diese Gärten durch die Arkaden, und siehe dort den glanzvollen tausendfach gebrochenen Strahl der untergehenden Sonne, welche sich in ruhiger Pracht hinter jenen Portiken niedersenkt. O wie süß ist es, diese Räume in deiner Gesellschaft zu durchwandern! Wie Hymens Rosen durchdufteten deine Worte diesen Ort, und mit Freuden erkenne ich in deiner Aussprache den Tonfall der Sprache meines Geschlechtes! Höre ich das Rauschen deines Kleides auf diesem Marmorboden, so zuckt mein Herz in freudigem Entzücken. Die Luft ist nur mit Wohlgeruch erfüllt, weil sie deine Haare berührt hat. Du erscheinst mir, mitten in dieser verschwundenen Herrlichkeit, schön und erhebend wie der Genius meines Vaterlandes. Aber kann Aben-Hamet hoffen, dein Herz zu fesseln? Was ist er neben dir? Wohl hat er mit seinem Vater die Berge durchwandert und die Kräuter der Wüste kennen lernen . . . aber ach! es wächst keines, welches die Wunde heilen könnte, die du ihm geschlagen! ich trage zwar Waffen, aber ich bin kein Ritter. Ehemals sagte ich zu mir: die Meereswoge, welche in geschüztem Felsenbecken ruht, ist still und stumm, während daß ganz nahe, stolz und stürmisch, die hohe See ihre Wellen treibt; so, Aben-Hamet wird auch dein Leben seyn, still und friedlich, aber ungekannt in einem unbekannten Winkel, während Sturm und Bewegung den Hof des Sultans erschüttern. So sprach ich zu mir, aber junge Christin, dem ist nicht also, und du hast mich erfahren lassen, daß der Sturm auch den Wassertropfen des Felsen in Bewegung sezen kann.“

Mit Entzücken hörte Blanca dieser ihr ganz neuen Sprache zu, deren morgenländische Wendung dem Ideenkreise so angemessen war, in welchem sie sich mit ihrem Geliebten befand. Von allen Seiten drang die Liebe auf ihr Herz ein, sie fühlte ihre Kniee zittern und fester mußte sie sich auf Aben-Hamets Arm stüzen. Aber Aben-Hamet fühlte mit pochendem Herzen die geliebte Last, und häufig wiederholte er im Gehen: „O warum bin ich kein glänzender, kein ruhmgekrönter Abencerage!“

„Du würdest mir dann viel weniger gefallen, erwiederte ihm Blanca, denn mein Herz würde die Qualen der Folter erdulden; bleibe verborgen, aber lebe für mich: so oft haben tapfere Ritter ihres Ruhmes wegen ihre Liebe vergessen.“

„Diese Gefahr hättest du nicht zu befürchten,“ fiel rasch Aben-Hamet ein.“

„Aber wie wolltest du mich denn lieben, wenn du ein Abencerage wärest?“ versezte forschend die Enkeltochter Ximenes.

[illegible], oder weniger als die Ehre."

Inzwischen war die Sonne am Himmel hinuntergesunken und [illegible] hatten die Hallen und Gärten des Alhambra durchwandert. Welche Erinnerungen hatten sich in Aben-Hamet's Geist und Herz aufgedrungen!

In diesen Gemächern und durch diese Lusthäuser ließ die [illegible] mit Wohlgerüchen durchräuchern, welche man [illegible]. Hier; in diesem verborgenen Zimmer [illegible] mit dem Edelgestein des Morgenlandes. [illegible] der schöne Jüngling alle diese Wunder [illegible] an Blanca, die er anbetete, von Blanca, die ihn [illegible].

[illegible] des aufgehenden Mondes sanftes Silberlicht [illegible], und bald erhellte er mit [illegible] die [illegible] des Alhambra und warf die [illegible] der [illegible] Wasser, der vom [illegible] und der gezackten Spitzen [illegible] Architektur, auf die grünen Rasen [illegible] Marmorbaden. Die Nachtigall [illegible] Gesang in dem Dunkel einer [illegible] aufgewachsenen Cypresse [illegible] der Klagen. Da schrieb Aben-Hamet [illegible] des aufgegangenen Mondes den [illegible] Blanca auf den Marmor des Saales der zwey Schwestern; aber er schrieb ihn arabisch, auf daß der [illegible] diesen geheimnißvollen Worten ein Geheimniß [illegible] haben sollte.

„[illegible], sagte Blanca, dieses Spiel ist grausam; [illegible], laß uns diesen Ort verlassen. Das Schicksal meines [illegible] ist für immer entschieden. Aber behalte diese [illegible]; so lange du Muselmann bist, bin ich deine hoffnungslose Geliebte; werde Christ, und ich bin deine glückliche Gattin."

Aben-Hamet antwortete: „Christin, noch bin ich nur [illegible]; aber erkenne das Gesetz des Propheten, und ich bin dein glücklicher Gemahl."

[illegible] Unterhaltung verließen die [illegible] diesen [illegible] Zauberort.

[illegible] Blanca's Liebe von Tag zu Tag zu und [illegible] Leidenschaft wuchs mit fortschreitender Hoffnung. Er [illegible], wie wegen seines Selbst geliebt [illegible] er das Geheimniß seiner Geburt der Tochter des [illegible] von Santa Fé noch nicht eröffnet hatte. Das [illegible], Blanca seinen berühmten Namen zu entdecken, [illegible] auf den Tag aufsparen, an welchem sie ihm [illegible] würde. Doch mitten in seinem Glück [illegible] er einen Brief von seiner Mutter, der ihm anzeigt, [illegible] ohne Rettung darnieder und wünschte [illegible] in diesem Leben das geliebte Haupt ihres Sohnes [illegible] Herz zu drücken und es zu segnen. Sogleich eilt [illegible] in den Palast von Blanca's Vater und sagt:

„[illegible] meine Mutter ist dem Tode nahe. Sie verlangt mein, um ihr die Augen zu schließen. Wirst du mir deine Liebe erhalten?"

„Du kannst mich verlassen, fragte die erblassende Blanca? und werde ich dich auch je wiedersehen?"

„Folge mir, sagte Aben-Hamet, ich will einen Schwur von dir verlangen, und will dir einen Schwur schwören, den nur der Tod soll brechen können."

Blanca folgt ihm, und Aben-Hamet führt sie an den alten Begräbnißplatz der Mauren. Noch erblickte man einzelne Grabmäler, und auf denselben in Stein ausgehauene Turbane, an deren Stelle aber die Christen schon mehreren Theils Kreuze gesetzt hatten. An einem dieser Gräber geleitete Aben-Hamet seine Geliebte. „Hier Blanca, ruhen meine Vorfahren, bey ihrer Asche schwöre ich dir, dich zu lieben bis an den Tag, wo der Engel des Gerichtes mich vor Allah's Richterstuhl fordern wird. Ich verspreche dir, mein Herz nie einer andern Frau zu geben, und dich zur Gemahlin zu nehmen, sobald du das Licht des heiligen Propheten erkannt haben wirst. Jedes Jahr, und um diese Zeit will ich nach Granada kommen, um zu sehen, ob du mir deine Liebe erhalten hast, und ob du deinem falschen Glauben entsagen willst."

„Und ich, erwiederte Blanca, in Thränen fast vergehend, ich will dir bis zu meinem letzten Seufzer die Treue halten, die ich dir hier schwöre, und will dir als Gemahlin die Hand reichen, sobald der Gott der Christen, der mächtiger ist als deine schwache Geliebte, dein ungläubiges Herz gerührt haben wird."

Nach diesem Schwur reißt sich Aben-Hamet los. Günstige Winde bringen ihn bald an das afrikanische Ufer, aber zu spät, denn seine Mutter war gestorben. Er beweint sie mit all dem Schmerz eines kindlichen Herzens, [illegible] und täglich ruht er in Trauer versunken auf dem Grabe derjenigen, die seine Klagen nicht mehr vernimmt. Aber die Trauer der Verstorbenen wirkt [illegible] auf das menschliche Herz und die Zeit geht darüber hin. Der verwaiste, der vertriebene Abencerage sehnt sich nun nach dem Tag, den er zur Abreise nach Granada festgesetzt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, [illegible] Juny.

Königliches Opernhaus. Joseph in Egypten, von Mehul; der Wasserträger, von [illegible].

[illegible]

Stande gemäß noch für Gefühle äußern? Der Kreis der Empfindungen, welche die sittliche Macht, die sie verlebendigt, ausdrücken, ist in sich selbst abgeschlossen und erschöpft, und diese Vollständigkeit, so wie der innere Zusammenhang geben jenen Opern das gediegene Ansehen des Klassischen, wie es kein anderer Komponist je wieder hat erreichen können und wollen. Das gerade Entgegengesetzte hiervon zeigen uns die kleinern französischen Opern. Hier nämlich tritt uns der ganze breite Inhalt des menschlichen Thuns, und was nur immer die Menschenbrust bewegen mag, in zufälligem Zusammenhange und in Begebenheiten entgegen, die in sich selbst alles nothwendigen Zusammenhanges entbehren. Daß im Wasserträger der Offizier den verkleideten Präsidenten im Bette seines Vetters nicht erkennt, daß der Graf aus der Tonne kriechen kann, dieß sind alles Begebenheiten, die eben so gut geschehen als nicht geschehen können. Die Nothwendigkeit der Sache selbst führt sie nicht herbey. Und dieser Zufälligkeit des Inhalts wegen wird es auch schon zufällig, welche Theile dieses Inhalts musikalisch behandelt werden. Ein Haupttheil der Handlung wird immer sprechend ausgeführt, das eigentlich Dramatische der Musik entrissen, die sich damit begnügt, aus diesem breiten Inhalte sich das Allgemeine jener zufällig einander folgenden Empfindungen herauszunehmen, und sie in Romanzen, Arien, Arietten, Duetten, Terzetten und so fort zu bearbeiten. Auch Chöre haben hier noch ihren Platz, aber alles in zufälliger Folge; solche Oper ist nie ein in sich selbst nothwendiges Musikganze; es kann immer noch vieles fehlen, und alles mögliche hinzugethan werden. Und weil nun eben nicht eine sittliche Macht und ihre nothwendige Collision das Treibende des Ganzen ist, so haben auch die einzelnen Handelnden zufälligen Inhalt, einzelne besondere Zwecke. Dadurch kommt der zweyte Hauptcharakter dieser Musik herein, nämlich charakteristisch in dem Sinne zu seyn, daß sie nicht die ganz allgemein menschlichen Empfindungen ehelicher Liebe etc. ausdrückt, sondern die ganz besonderen einzelnen, treue Ehrlichkeit, Biederkeit, Laune, Tücke, Geiz, Wortkargheit (?); alles Beste und Schändlichste in jeder Abstufung und Schattirung, jeder einzelne Zug des menschlichen Thuns kann hier hervorgehoben werden. Andrerseits aber wird auch aus diesem zufälligen Thun das nur ganz Allgemeine herausgenommen, und weil sie es nicht in seiner innern Nothwendigkeit sich auseinanderbreitet, wird es desto leerer, einfacher und charakterloser, je bestimmter und einzelner der Zustand ist, als dessen Grundton es erklingt. So finden wir in diesen Opern einerseits die einfachsten, ersten Musikverhältnisse in oft leerer Naivität, andrerseits schon weit vorgerückte Anwendung der besonderen Verhältnisse des Tones, der Instrumente, so wie aller Verhältnisse der Harmonie und Melodie, ohne daß jedoch diese Ausbildung bis zu ihrer äußersten letzten Verbildung sollte übergeschritten seyn. Wie die darzustellenden Verhältnisse selbst ist alles klar, leicht übersehbar. Diese Töne sind wie ihr Inhalt, jedem verständlich. Jeder hat ihre Bedeutung schon selbst durchlebt, oder sie ist ihm im täglichen Leben aufgestoßen. Und er erkennt sie leicht, denn es ist ein dritter Hauptcharakter dieser Musik ihrem Inhalt durchgängig angemessen zu seyn, und ganz seiner Zufälligkeit zu folgen, wodurch sie sich von der italienischen Operettenmusik unterscheidet, in welcher sich die Melodie schon mehr frey für sich selbst entwickelt, und sich mehr in ihrem eigenen als im Gebiete ihres Inhaltes ergeht. Denn die italienische Operette hat noch die ganz nur persönlichen Empfindungen, die noch von keiner allgemein sittlichen Macht durchdrungen sind, zum Inhalte; der Ernst solcher Macht hat die Melodie noch nicht gebändigt und geadelt; fessellos schweift sie noch freundlich, lieb- [illegible]lich, in spielender Willkür umher.

[illegible] -stischen Ausdrucks kann nun in den französischen kleinern Opern so [illegible] daß etwa der Klang eines bestimmten Instruments die ganz Oper durchzieht, oder daß nur einzelne [illegible] einen allgemeinen Zusammenhang [illegible]. Von der ersten Art ist der Mehül'sche Joseph in Egypten. Der [illegible] Ton der Frömmigkeit, der Ergebenheit, der patriarchalischen Ruhe klingt durch die ganze Musik, die daher [illegible]. Denn auch Simeons Reue [illegible] den Grundton nicht. Es ist kein Gegensatz in dieser Musik, kein Kampf, kein tiefer Schmerz. Alle Empfindungen bleiben in stiller Ruhe, und das ganze Chor der Brüder strebt nur einmal [illegible], aus dieser Ruhe zu bewegen. Der kindliche Benjamin kommt aus dieser Ruhe nicht heraus; der greise Jakob beklagt seit künftigen Jahren [illegible] Schmerz, durch Josephs Ahnen zieht nur der Klang einer gleich ruhigen Sehnsucht. Die ganze Entwicklung geht nur darauf hinaus, die Sehnsucht zu befriedigen, die Klage Jakobs verstummen zu lassen, dem trüben Gemüthe den verlornen Frieden wiederzugeben; und wie der Hauptcharakter eine stille Schwermuth (?) ist, schließt auch die Oper mit Gebet und [illegible] Chören. Jakobs Fluch donnert nur einmal die Söhne nieder, aber auch dadurch kommt es zu keinem Kampf, keinem Zwiespalt, alle bitten: Frieden, Vergebung, Versöhnung, die denn auch nicht ausbleibt.

Bey aller Schönheit wird dadurch diese Musik langweilig, aber sie ist charakteristisch, und ganz im Sinne dessen, was sie darstellt. Auffallend ist es, daß Simeon, der einzige Gegensatz in dem Stück, obgleich seine That, wodurch er es ist, in ferne Vergangenheit zurücktritt, musikalisch so wenig hervorgehoben ist, und nur immer declamirt statt zu singen. Hier zeigt sich recht, wie zufällig die Musik sich ihren Inhalt aus diesem Gebiete wählt. — Herr Wild sang vor [illegible] Hause den Joseph mit meisterhafter Vollkommenheit. Gerade für diese Töne paßt seine Stimme, denn sie hat durchaus einen deutschen Klang, sie zerfällt nicht wie die meisten jetzigen Tenorstimmen in zwey oder gar drey ganz verschiedene Stimmen, was besonders bey Herrn Haizinger der Fall ist. Wir gestehen, noch keinen angenehmern Sänger als Herrn Wild gehört zu haben. Nur wenige Töne mißlangen, die übrigen waren voll, klar, gerundet, schwellend, lebendig, weder kalt [illegible], weder gesucht noch leidenschaftlich heftig. [illegible] einzelnen Ton läßt Herr Wild sein Recht widerfahren, [illegible] und Kunst sind aufs [illegible] verbunden, nirgend ist reflektirende Ueberlegung hindurch, die Kunst ist dem [illegible] schon zu seiner wahren Natur geworden; nirgend zeigte [illegible] Streben nach Effekt, und dieß bewirkte den äußersten Beyfall.

Gegen die stille einfache, egyptisch-israelitische [illegible] bildet das bewegte Leben im Wasserträger den erfreulichsten [illegible]. Hier ist der Hauptcharakter des ganzen Stücks Kampf der [illegible] gegen die staatliche [illegible] allgemeiner Weise nicht ausgedrückt, sondern nur Zustände, die aus solchem Kampfe hervorgehen, einzelne [illegible], immer wechselnd, mannichfach und lebendig, der uns zu überraschen, ängstlich zu spannen, zu beruhigen. Es ist dieß eine Mittelstufe in der Treppe, die zum Tempel herauf- und von ihm [illegible]. [illegible] Mauer gab den Wasserträger. Bieder, fröhlich [illegible] Pfiffigkeit, demüthig und treuherzig. [illegible] sich besonders im Finale des ersten Actes aus. [illegible] sang den Armand so gut es die unbedeutender[illegible] und möglich macht.

… 171.

…enblatt

für

…ebildete Stände.

…woch, 19. Juli 1826.

Houwald.

Doch im Königsstuhl zu Heidelberg
Zwischen Trümmern — keimt der Frühling wieder!
Und auf Missolunghi's Heldensarg'
Glüht ein heißer Thränenregen nieder.
Drum getrost vertraut! — Noch Kind, noch Zwerg
Dehnt der Geist sich endlich Riesenglieder.
Aus dem Winterschlaf zu Frühlingsleben
Wird der Phönixgeist der Welt sich heben!

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Wie in den hiesigen Kaufladen Jedweder seine Waare aushängt, wie, vom Küchengeräth bis zum kostbarsten Deमantschmuck, Alles offen da liegt, in zierlicher Ordnung und günstiger Beleuchtung, und wie vielleicht nichts, gewiß aber nicht das Schönste und Beste in den Kisten und Kasten zurückbleibt — so auch die Stoffe, das Geräth und die Erzeugnisse des politischen Verkehrs; sie liegen offen da im dem mannigfachen Journalen und Denkschriften des Tages, hinter dem klaren Krystall der Preßfreyheit mit publicistischer Kunst geordnet, und bald in dieser, bald in jener Beleuchtung, je nach der Handfarbe der Redaktoren; die geheimen Truhen und Schränke sind ausgeräumt, denn auch das Feinste und Kostbarste, die edeln Metalle und Steine der Krone, die kostspieligen auswärtigen Gespinnste, die türkischen Shawle der Diplomatik werden zur Schau ausgehängt, und die nun in der Gesellschaft dieselben Stoffe und Kleidungs… den Gerüche … Möbel,

Stücke, gerade wie sie in den Kaufläden ausliegen, wiederfindet; eben so in den Gesprächen der mannigfachen Koterien, die Ansichten und Data der verschiedenen Tagesschriften, je nach der Handfarbe des Wirthes. Wer sich also in den Salons zu unterrichten bemüht, müht sich vergeblich. Wenn er recht glücklich ist, kann er irgend eine Thatsache um vier-und-zwanzig Stunden — was freylich für den aktiven Diplomaten wichtig seyn kann — früher erfahren; aber eine neue Ansicht, eine neue Kenntniß der Dinge, oder der Menschen wird ihm nicht werden; er wird nur hören, hier, was ihm dieses, dort, was ihm jenes Journal, oft klarer und gedrängter, sagt; und es wird ihm Abends im Salon, wie Morgens bey Lesung der Tagblätter, dasselbe nicht unschwere Geschäft bleiben, nämlich: die Dinge, die Menschen und die Ereignisse von willkürlicher Färbung zu reinigen, um sie in dem ungebrochenen reinen Lichte der Wahrheit zu schauen.

Daß jene oberwähnten Färbungen keine identischen, keine wesentlichen Eigenschaften der Dinge seyen, geht schon aus der mannigfachen Färbung eines und desselben Dinges hervor; auch ist dieses nicht allein eine ausgemachte, sondern auch hier allgemein-anerkannte Wahrheit. Trotz dem wird man diese oder jene Farbe nicht so leicht los, so wenig als man aufhört, dieses oder jenes Individuum zu seyn. Aber es gibt gewisse Grundprinzipe der Staatseinrichtung, die so sehr in Umlauf gekommen, so allgemein von Hand in Hand (von Kopf in Kopf) gegangen sind, daß sich die außen aufgetragene Farbe völlig verwischt hat. Sie gleichen jenen ausgehaltigen Münzen, deren unwesentliches Gepräge durch langjährigen Umlauf abgegriffen ist — sie werden aber von All und Jedem erkannt und angenommen, ob der unverfälschten Reinheit des Metalls. — Vieles und höchst Wichtiges, was hier in Frankreich unter dieser Form des alten Gebrauchs erscheint, und als allgemein anerkannte Münze im ganzen Lande gilt, das liegt in Deutschland noch [illegible], in Form roher Erzstufen, die man zu läutern verspricht; sobald die Gelehrten einig seyn werden, ob diese Messen-Produkte unserer alten heimischen Erde, oder aus Mond gefallene Fremdartigkeiten sind.

Einer unserer tiefsten und verkanntesten Denker sagt, über die französische Revolution sprechend: „So lange die Menschen nicht weiser und gerechter werden, sind ihre Bemühungen, glücklich zu werden, vergeblich.“ Bedenkt man dieses Wort hier in Paris, indem man die unverholene Jagd nach Ehrenstellen und Wohlleben, die vollgedrängten Schleichwege der Geld- und Herrschbegierde sieht, so wird man von einem Gefühl der Bangigkeit befallen, das jede Aussicht in die Zukunft verhüllt und an dem möglichen Weiterschreiten der Menschheit verzweifeln läßt. Diese Empfindung verläßt uns nicht, ja sie steigert sich, wenn

der öffentlichen Kammer zusieht und da lange noch (hat man auch über, wohin man auf den Blick wende, nach der rechten, der linken Seite oder dem Centrum): die Rollen sind vertheilt, und werden, mit wenigen Ausnahmen, nur zur allgemeinen Ergötzlichkeit und zu irgend einem selbstischen Nebenzwecke abgespielt. Möge, diese hier im Lande allgemein ausgesprochene Beschuldigung seyn nicht durchaus anwendbar, seyn übertrieben; so werden doch in einer Kammer, wie sie seyn soll, keine zum Voraus entschiedene ministerielle, keine zum Voraus entschiedene Oppositionsmitglieder sitzen, sondern Jeder wird, nach seiner innigsten moralischen Ueberzeugung, heute den Vorschlag der Regierung bekämpfen und morgen einen andern vertheidigen; vorausgesetzt, daß auch die Regierung keinen andern Zweck hat, als das Wohl (nicht das Wohlleben) des gesammten Volkes. Der redliche Minister in einer solchen Kammer muß nicht allein eine Opposition wünschen, sondern auch, wo sie recht hat, ihren Sieg. In einer Kammer mit zum Voraus entschiedener Opposition ist selbst der redliche Minister gezwungen, unredlich zu seyn; er muß entweder seine Stelle niederlegen, oder sich ein (eben vorherbestimmtes) ministerielles Centrum bilden, und dazu alle jene Mittel anwenden, die, weil sie kein Geheimniß sind, nicht brauchen näher bezeichnet zu werden. Hiedurch wird nun eine moralische und erhabene Einrichtung der Staatskunst nicht allein zu einem nichtigen, sondern sogar zu einem losen Schauspiel herabgewürdigt, das auf die allgemeine Sittlichkeit von dem übelsten Einfluß ist. Es bleibt zu ändern, wo dieses Spektakel aufgeführt wird, nur der einzige Trost, daß es dort die eine geeignete Form gibt, in die vielleicht späterhin [illegible] Bessere gegossen wird. In deutschen Landen aber, wo [illegible] Form, die ein wesentliches ist, vermißt wird, wird sie leicht zu früh vermißt. Was hätten wir an der leeren wohl gar bösartig ausgefüllten Form? Begnügen wir [illegible] dessen mit der Milde unserer Regierungen, mit jener [illegible] die selbst das Drückende leicht macht, und die sich [illegible] aus einer allgemein verbreiteten Moralität (deutsch[illegible] Biederkeit), aus einer ächten individuellen Bildung (D[illegible] Tiefsinn) erzeugt; schreiten wir, ohne Nachäffung [illegible]tionale Weise gemessen fort; das ächte, einfache [illegible]sinnige Wort bedenkend: „So lange die Mensch[en] weiser und gerechter werden, sind ihre Bemühung[en] [glück]lich zu werden, vergeblich!“ —

Und was, sagte ich zu einem Franzosen, der meinen Volksstamm bemitleiden wollte, weil [illegible] Pariser Regierungsapparat haben, was hilft [illegible] Ihre Kammer? Man hält große Reden, man [illegible]lärmt! Endlich aber muß man doch stimmen? [illegible] de wird angenommen, was das Ministerium [illegible] Man wußte dieses Resultat sogar vorher;

[illegible] schaft; und da nichts sich über diesen Gesichtspunkt erheben darf, so kann man Frankreich mit Recht den Norden nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. 11. und 18. Juni.

[illegible] gen Bädern des Caracalla werden schon seit einiger [illegible] Kosten eines gewissen Grafen aus Vicenza, dem der [illegible] Landeigenthümer die Erlaubniß dazu verkauft hat, Nachgrabungen angestellt. Was gefunden wird, gehört dem Grafen, kann demnach von demselben außer Landes geschafft, nach Gutdünken veräußert werden. Man muß sich [illegible], daß die hiesige Alterthümerkommission zu diesem ihre Einwilligung gegeben hat. Darf sie es mit [illegible] ansehen, daß eine oder die andere Antike vom [illegible], deren ja aufgefunden werden sollte, außer Landes gehe, und also für Rom verloren gehe? Bis jetzt ist nichts gefunden, was der Mühe verlohnt; aber [illegible], daß die Nachgrabungen für die Folge glücklich [illegible] können, ist doch vorhanden. Die nähere Untersuchung [illegible] Bäder bietet eine Sonderbarkeit dar, welche [illegible] andern antiken Gebäuden mehr oder weniger [illegible]: nämlich die geringe Anzahl und ungemeine Unbequemlichkeit der Treppen. In der ganzen [illegible] Anzahl der noch vorhandenen, mehr oder minder [illegible] Gebäude der besagten Bäder werden jetzt nur noch [illegible] gefunden, und diese (durchgängig) sogenannte Schneckentreppen, [illegible] so schmal, daß jedesmal nur eine einzige [illegible] oder heruntersteigen kann. Man sollte fast [illegible] geheime Treppen, wenn ihnen nicht [illegible], daß sie an der Mauer weglaufen [illegible] Mitte stehenden Pfeiler [illegible] angewiesen wäre. Eine [illegible] gerade, etwa [illegible] fallende Treppe führt in einen jener runden [illegible] sie häufig in den Bädern, auch im [illegible] dem palatinischen [illegible] finden. Treppe [illegible] gleich sehr merkwürdig [illegible] auch die [illegible] nur für eine Person [illegible] so daß man fast glauben sollte [illegible]

[illegible]

Gemächer, welche ihr Licht nicht durch die Thüre, sondern von der Decke herab, erhielten. Ich glaube daher, daß alle dergleichen Zimmer nichts weiter als Absonderungsgemächer sind, in welche der Herr des Hauses, von seinen Sklaven unbelauscht, sich zurückziehen konnte. Ich wiederhole bey dieser Gelegenheit, daß die Römer in ihren Zimmern durchaus keine Vorrichtungen zur Heizung derselben hatten, sondern nothfalls sich im Corridore, oder vielleicht auch im Hofe bey einer Feuerpfanne (Focus) erwärmten. Wer weiß, ob jene Zimmer mit der runden Oeffnung in der Decke nicht auch Badezimmer gewesen sind? Daß sie zu einem besondern Gebrauche bestimmt waren, ergibt sich ohne allen Widerspruch nicht allein aus der erwähnten Oeffnung (denn diese könnte vielleicht, wie schon gesagt, durch die Lage bedingt worden seyn), sondern aus der geringen Höhe und Größe; sie haben, rund oder viereckig, kaum dreyßig mittlere Fuß im Durchmesser, und ungefähr halb so viel in der Höhe. Es ist häufig die Frage aufgeworfen, warum die Römer, statt ihre Zimmer nach heutiger Art von außen her unmittelbar durch Fenster zu leuchten, das Licht vielmehr vom Corridore her durch die Thüre eingelassen, und somit jene ohne Noth mehr oder weniger verdunkelt hätten? Man hat darauf geantwortet, es sey geschehen, um die Lage der Zimmer desto kühler zu machen. Mich dünkt diese Erklärung durchaus grundlos, denn die Zimmer waren schon durch ihre ungemeine Höhe und Größe vor der Hitze geschützt. Ein anderer Grund könnte die Abneigung vor zu hellem Sonnenlicht seyn, welche noch heutiges Tages bey den Römern so groß, daß sie, selbst wenn die Sonne nicht scheint, und sogar im Winter, meistens ein dickes Helldunkel im Zimmer erhalten, worin sie (die Männer lesend und schreibend, und die Weiber mit der feinsten Näherey beschäftigt) sehr gut sehen, welches aber den Nordländer, ehe er sich daran gewöhnt, in eine absolute Unthätigkeit versezt. Man könnte diesen Widerwillen gegen das Licht, welchen die Römer mit allen Orientalen und Südländern theilen, weniger in einer physischen als moralischen Ursache zu suchen: der Mensch sucht sich dem, was er besizt, durch die Gewohnheit des Genusses abgestumpft, zu entziehen, und den entgegengesezten Genuß zu verschaffen. Es ist eine bekannte Erscheinung, von der sich jeder, der in Rom lebt, überzeugen kann, daß die Römer, in Verzweiflung und wie auf den Kopf geschlagen, wenn der Himmel auch nur mit dem leichtesten Gewölk bedeckt ist, sich jedoch gegen die Sonne so hermetisch als möglich verwahren. Daß es nicht die Hitze, sondern das Licht ist, welches ihnen jene unerträglich macht, ergibt sich daraus, daß sie sie selbst in den kältesten Wintertagen von den Zimmern abzuhalten suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, 13. Juni.

Unter der Menge der vornehmen Gäste des Auslandes, die hier jezt in unserer Kaiserstadt, wegen der schon ganz nah festgesezt gewesenen, und des unvermuthet eingetretenen Trauerfalls wegen wieder auf einige Monate aufgeschobenen Krönungsfeyer weilen, zeichnen wir in wissenschaftlicher Rücksicht Herrn Ancelot, Bibliothekar Sr. Majestät des Königs Karls des X., Ritters der Ehrenlegion, einen der ersten jezt lebenden Literaten und Dichter Frankreichs, vor allen andern aus. Durch seine Trauerspiele Ludwig der Neunte, Fiesko, Ebroin, le maire du Palais, und sein herrliches Gedicht: Maria von Brabant, erwarb er sich bekanntlich einen rühmlichen Platz in der neuern klassischen Literatur Frankreichs.

Zu den jezt dastehenden schönsten Denkmälern, mit denen Alexanders lezte Regierungsjahre seine geliebte Geburts- und Residenzstadt so reichlich zierten, gehört unstreitig die wenige Wochen vor seiner Abreise nach Taganrog erst vollendete neue Brücke über den Newastrom, die vom Sommerpalaste zur Festung führt. Aber sie wurde [illegible] Hülle an diesem 15ten März ihrer lezten Rundsäule zugeführt. Die Brücke zieht durch ihre, in der That äußerst schöne und elegante Bauart die Blicke aller Bewohner auf sich, und vergleicht man sie erst mit den ältern hier vorhandenen, so gewahrt man die außerordentlichen Fortschritte, die dieser Theil der Ingenieurbaukunst in den lezten Jahren bey uns gemacht hat. Sie hat eine ungewöhnliche Länge, und ist breiter denn alle übrigen, dabey aber von unvergleichlicher Leichtigkeit in allen Theilen. Von den beyden entgegengesezten Ufern gewährt sie dem Zuschauer einen imposant schönen Anblick.

Endlich haben wir wiederum nach einer vieljährigen Suspension eine feyerliche Jahresversammlung der hiesigen Universität erlebt. Sie fand am ersten dieses, im Beyseyn des Ministers des öffentlichen Unterrichts, Admirals Schischkow, und einer zahlreichen Versammlung statt. Sie wurde mit einer, von dem Professor Butyrsky verlesenen Abhandlung, in der das Universitätskonseil Rechenschaft von seinen bisher geleisteten Arbeiten gab, eröffnet; denn da diese bis jezt noch nicht durch den Druck zur offiziellen allgemeinen Kunde gekommen ist, erfahren wir immer nur wenig von ihrer innern Organisation und ihren bisher zurückgelegten wissenschaftlichen Fortschritten. Darauf hielt Professor Degurov*) in französischer Sprache einen Vortrag, der zum Gegenstande den Einfluß wissenschaftlicher Bildung auf die Lage der Völker hatte. Professor Plotnikow hielt in russischer Sprache eine Rede, die ganz dem Andenken des verewigten Kaisers Alexander geweiht war. Sie rührte alle Anwesende tief, denn die in derselben ausgesprochenen Wehklagen, der gerechte Zoll der Dankbarkeit, den alle vaterländischen Lehranstalten seinem Namen darbringen müssen, hallten in den Gefühlen aller Anwesenden nach. Es darf hier nicht unbemerkt gelassen werden, daß zwey Gedächtnißfeste dankbarer Rückerinnerung an Alexanders pflegende Vaterliebe, auch die Universitäten zu Dorpat und Moskau begingen; erstere an seinem einstigen Lebensfeste, am 12ten December 1825, leztere an ihrem Stiftungstage, am 12ten Januar dieses Jahrs. Die Sitzung der hiesigen Universität beschloß der obengedachte Professor Butyrsky durch einen Vortrag, den er über die Poesie im Allgemeinen gab.

Am ersten April hielt die im vergangenen Jahre bey dem Bergwerksdepartement etablirte gelehrte Komität im Konferenzsaale des Bergkorps eine außerordentliche Versammlung unter dem Vorsitze ihres Präsidenten, des wirklichen Staatsraths Karnejew. Lezterer eröffnete sie mit einer Rede, in der er dem Andenken des verewigten Kaisers Alexander, auch für das Emporblühen der verschiedenen, im Reiche bestehenden Bergwerks-Institute, den gerechten Tribut der Dankbarkeit brachte, von den der Komität zum Grunde gelegten nützlichen Zwecken und von den in dieser Hinsicht durch ihre Mitglieder im verlaufenen Jahre geleisteten Arbeiten sprach. Die von dieser Komität im vorigen Jahre begonnene Redaktion des Journals für Bergwerkskunde, (im Cyclus der russischen Journalistik eines der bessern und vorzüglichern) zählte im Jahr 1825 1093 Pränumeranten, die Redaktion nahm für dasselbe an Beyträgen 23,640 Rubel ein, und behielt nach Bestreitung aller Ausgaben baar in Kassa 13,500 Rubel.

(Der Beschluß folgt.)

*) Gegenwärtiger Rektor der Universität.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

[illegible] 20. Juli 1826.

[illegible]

Rückert.

[illegible] Abendroth [illegible]

[illegible] die Tochter des Herzogs von Santas [illegible] ihren Schwüren [illegible] ihren Vater ersucht [illegible] von der Höhe jener Küste [illegible] Schiffe und die flüchtigen Segel [illegible] Klippen schäumend, [illegible] Brandung [illegible] mit demselben [illegible] Meeres [illegible] Afrika hin [illegible] Wort der [illegible] einem [illegible]

Eines Tages irrte sie, ihrer Gewohnheit gemäß, auf dem Sand des Ufers umher, da gewahrte sie eine lange Barke mit hochgebautem Vordertheil, die schiefe Segelstange mit dem lateinischen Segel verlieh den eleganten Geist maurischer Sitte. Schnell richtet jezt Blanca ihre Schritte zum Hafen und bald sieht sie das Schiff ankommen, unter dessen eilendem Kiel sich die Wellen schäumend kräuseln. Ein prächtig gekleideter Maure stand auf dem Vordertheil und hinter ihm zwey schwarze Sklaven, welche ein muthig wieherndes arabisches Pferd kaum zu bändigen vermochten, das mit sprühenden Augen und aufgerissener Nase seine Furcht vor dem Wasser und seine Sehnsucht nach dem festen Boden zu erkennen gab, den sein flüchtiger Huf zu betreten schon bereit war. Jezt nähert sich die Barke, sie zieht die Segel ein und stößt an das Land. In Sprüngen und Sätzen freut sich der Renner des festen Landes, während Sklaven einen Korb sanft zur Erde niederlegen, in welchem auf Palmblättern eine Gazelle ruht. Ihre zartgebildeten Beine waren in dem Korbe festgebunden, in der Furcht, daß zu heftige Bewegungen des Schiffes ihnen sonst Schaden bringen möchten. Ein Halsband von [illegible] trug sie um den Hals, und auf einer Goldplatte, welche beyde Enden desselben vereinigte, war ein Name und ein Spruch eingegraben.

Blanca erkennt [illegible] nicht [illegible], aber um sich und ihre Gefühle vor der Menge [illegible] zu verrathen, entfernt sie ihre Frauen, um dem Ge[illegible] [illegible] der Namen [illegible]

Digitized by Google

wartet. In diesem Augenblick befand sich Aben-Hamet in dem Hause des Gouverneurs, um ihm seinen Ferman vorzulegen, der in himmelblauen Buchstaben auf köstliches Pergament geschrieben und in ein seidenes Futter eingeschlossen war.

Nicht sobald war diese Feyerlichkeit beseitigt, so gibt sich Blanca's Zofe zu erkennen, und Aben-Hamet folgt ihr in freudiger Hast, um zu den Füßen der Geliebten seines Herzens zu eilen. Die Feder vermag weder ihre Freude zu beschreiben, als sie sich Beyde in Treue wiederfanden, noch viel weniger aber vermag sie die neuen Versicherungen ewiger Liebe in Worten auszusprechen!

Ihrem Gebieter folgen nun die schwarzen Sklaven, an der Hand das flüchtige numidische Roß führend, dessen Rücken anstatt des Sattels eine Löwenhaut trägt. Auch die zarte, leichtfüßige Gazelle wird hergebracht. „Sultanin, spricht Aben-Hamet, siehe hier das Reh meines Landes, fast ist es so leicht wie du.“ Blanca selbst beeilt sich nun, das niedliche Thier loszubinden, das ihr dafür mit dem freundlichen Blick seiner sanften Augen zu danken scheint. Die Tochter des Herzogs von Santa-Fé hatte während der Abwesenheit des Abenceragen das Arabische gelernt; wie überrascht und gerührt ward sie nun, als sie auf dem Halsband der Gazelle ihren eigenen Namen eingegraben fand. Von dem langen unwillkürlichen Lager geschwächt, konnte sich das zarte Thier nicht auf seinen Beinen aufrechthalten; aber es fand zu den Füßen der schönen Spanierin und den Kopf in ihrem Schooß eine lockende Ruhestätte. Blanca hörte nicht auf, es zu liebkosen und ihm frische Datteln zu reichen. Der fremdartige Geruch des Aloeholzes und der Rose von Tunis hatte sich noch nicht aus dem feinen Felle dieses Kindes der Wüste verloren.

Bald begab sich der Herzog von Santa-Fé mit seiner Tochter und dem Abenceragen auf den Weg nach Granada. Dort vergingen dem glücklichen Paare die Tage gleich heiter und schnell wie das vergangene Jahr. Dieselben Spaziergänge, derselbe Kummer beym Anblick des verlornen Vaterlandes, dieselbe Liebe, oder vielmehr immer zunehmende, immer getheilte Liebe und immer gleich feste Anhänglichkeit beyder Liebenden an die Religion ihrer Väter. „Erkenne Christ den Heiland,“ sagte Blanca, „lerne das Gesetz des Propheten kennen,“ sprach Aben-Hamet; und noch Einmal trennten sie sich, ohne daß die Leidenschaft, welche Beyde aneinander fesselte, ihren Glauben überwunden hätte.

Zum dritten Mal kehrte Aben-Hamet nach Spanien zurück, ähnlich jenen Zugvögeln, welche der Frühling immer wieder in unsere Gegenden zurückführt. Dieses Mal fand er aber nur einen Brief von Blanca, der den treuen Araber unterrichtete, daß ihr Vater nach Madrid abgereist, ihr Bruder Carlos aber in Begleitung eines gefangenen Franzosen, seines Freundes, in Granada angekommen sey. Beym Lesen dieses Briefes fühlte der Maure sein Herz sich krampfhaft zusammenziehen, und die traurigsten Ahnungen verfolgten ihn auf dem ganzen Weg von Malaga nach Granada. Die Berge hatten ihm nie so einsam und abschreckend geschienen, und mehrere Male wandte er sich, um nach der Meeresfläche zu schauen, deren ruhigen Spiegel er durchsegelt hatte.

Während der Abwesenheit ihres Vaters hätte aber Blanca ihren Bruder, ihren geliebten Bruder unmöglich verlassen können, welcher sich zu ihren Gunsten aller Güter beraubt hatte, und den sie seit sieben Jahren zum ersten Mal wieder im väterlichen Hause bewirthen durfte. Don Carlos besaß all den Muth und den Stolz, der seiner Nation eigenthümlich ist; er hatte seine ersten Waffenthaten im Heere jener Eroberer der neuen Welt verrichtet, und konnte furchtbar genannt werden wie sie; überdieß war er übertrieben religiös, und wie alle geistlichen Ritter nährte er, seinem Ordensgelübde getreu, unauslöschlichen Haß gegen die Ungläubigen, ein Haß, den der Urenkel Cid's vielleicht auch mit dem Blut jenes Helden geerbt hatte.

Thomas von Lautrec, aus dem Hause Foix, in welchem die Schönheit der Frauen und die Tapferkeit der Männer für erbliche Eigenschaften gehalten wurden, war d
jüngere Bruder der Gräfin von Foix und des braven, ab
unglücklichen Odet von Foix, Herrn von Lautrec. Sc
in einem Alter von achtzehn Jahren war dieser Thom
von dem berühmten Bayard bey jenem schrecklichen Ri
zug, der dem Ritter ohne Furcht und Tadel das Lebe
stete, zum Ritter geschlagen worden. Kurze Zeit na
war Thomas mit Wunden bedeckt zu Pavia gefangen ge
men worden, als er eben den ritterlichen König v
digte, der dort Alles verlor, fors l'honneur.

Carlos von Bivar, der Zeuge von Lautrec's
keit gewesen, hatte sich des verwundeten jungen Fr
angenommen, und bald hatte sich zwischen Beyden
terliche Freundschaft entwickelt, gestützt auf ge
Achtung und Tugend. Franz I. war zwar sch
Frankreich zurückgekehrt, aber noch hielt Karl V
gen gefangenen Franzosen zurück. Lautrec hatt
gehabt, die Gefangenschaft seines Königs zu t
während dieser Zeit zu dessen Füßen zu schlafen
Königs Abreise war ihm auf sein Ehrenwort
den, bey Don Carlos zu verweilen, welcher
nach Granada geführt hatte.

In dem Augenblick, wo Aben-Hamet i
Herzogs von Santa-Fé angekommen, in
geführt wurde, in welchem sich Blanca aufh
empfand er ein drückendes Gefühl, das er
gekannt hatte.

Digitized by Google

... von der edeln Haltung des Mauren ebensowohl als von den zärtlichen Blicken Blanca's entfernte, auch lautere ... nicht ohne schmerzhafte Vermuthungen, welche bald zur schrecklichsten Gewißheit wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. 11. und 18. Juni.

(Fortsetzung.)

... recitirende Schauspiel hat in den letzten Wochen mehr ... gegeben, welche an sich selbst, besonders aber durch ... ämliches Spiel, für das deutsche Publikum Interesse ... en, weßwegen ich mich auch ausführlicher als ge... ähnlichen Gegenständen, dabei verweilen will. ... ete ich, daß die vollendetste schauspielkünstlerische ... welche mir in irgend einem Lande, und in irgend ... schiedenen dramatischen Gattungen vorgekommen ... en Tagen auf dem Theater von der Kaiserwin... stattgefunden hat. Darüber werden sich meine ... Nichts destoweniger sage ich noch einmal, daß ... ng die vollendetste gewesen ist, welche ich je ge... vollendeter gewesen ist, als ich je geglaubt habe, ... en geben könnte. Das Stück war Gli Amanti ... Bekanntlich dreht sich diese Komödie um die Ei... Liebespaars, ohne alle und jede weitere Intrigue, ... te ausgesponnen, deren Hauptelemente nichts ... erbolungen einer der andern, das letzte, Streit ... eit und abermals Streit zwischen den beiden ... Dieser Umstand allein erweckt die große Meister... denn nur ein Meister, der die Natur in der ... in hyperboräischen Kunstvereinen, oder gar ... kannt, beobachtet, nur ein solcher vermag ... ohne alle äußere Hülfsmittel, als ...

[illegible]

den Harm erscheinend, allenthalben dasselbe Wohlgefallen erwecken, und also dort auch jene unmittelbare Natürlichkeit entsprechen müßte. Ich will einige Beyspiele anführen, um die Sache wenigstens einigermaßen deutlich zu machen. Der Jüngling, von der Eifersüchteley seiner Geliebten und den daraus entsprungenen Beleidigungen bis in's innerste Mark gekränkt, sitzt, während der Vorwürfe und dem Hohne und Spott, mit welchen sie ihn überhäuft, in stiller, innerlicher Verzweiflung da, von Liebe und Gutmüthigkeit zugleich abgehalten, Hand an sie zu legen, aber der inneren Wuth vergebens gebietend. Seine Hand wühlt im Busen, wo er, statt des Herzens, welches er sich zerfleischen möchte, anfangs den Busenstreif, dann das Halstuch packt, und sie zerreißt, dann nach der Kehle faßt, und sie sich zusammenzuschnüren sucht, endlich aber, gleichsam wie vom Zufalle geleitet, ein Messer in seiner Westentasche findet, es öffnet, und eben im Begriffe steht, es sich heimlich in's Herz zu bohren, als die Geliebte, durch das lange dumpfe Schweigen des Jünglings aufmerksam gemacht, und seine Geberden verfolgend, mit einem Schrey des Entsetzens aufspringt, ihm das Messer entreißt, und es weit weg in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers werfend, ihm um den Hals fällt, und unter Thränen und Schluchzen verspricht, ihn nie wieder durch ihre Eifersucht zu quälen. Ihr armseligen deutschen Schauspieler, denen, statt des wahren Feuers der Leidenschaft, nur das Strohfeuer durch Kunstspekulation erdrechselter Gefühle zu Gebote steht, kommt und seht diese Scene, die allerwirksamste, welche mir je in meinem Leben vorgekommen ist, und gesteht, daß eure Leistungen, in Vergleich mit diesem Spiele, nur mechanische Geberden, nur Larvenspiel sind! Niemand glaube, daß hier vom Uebertriebenen gesprochen, ja nicht einmal von ästhetischer Würde die Rede ist: Alles wird durch die Intensität der Leidenschaft, und ohne alle andere, als die allernothwendigste accessorische Action und innere Geberde dargestellt. Eine zweyte Scene, welche sich dieser in der Bedeutung anschließt, ist nicht minder effectvoll: Die Geliebte, vom Zweifel und ihrem Hange zur Eifersucht getäuscht, ihren Geliebten von Neuem untreu glaubend, stürzt wüthend im Zimmer umher, das Messer suchend, welches sie ihm vorher entrissen hat, jetzt aber zurückgeben will, damit er von seinen eigenen Händen den Lohn seiner Treulosigkeit empfange. Des Gegenstandes nicht ganz unkundig, und ihm von meiner frühesten Jugend auf ergeben, habe ich, wie schon gesagt, bis zu dieser Vorstellung nicht geglaubt, daß die Schauspielkunst ähnlicher Wirkungen fähig sey.

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, 19. Juny.

(Beschluß.)

Die projektirte Organisation der verschiedenen gelehrten Sektionen in den innern Bergwerksstädten, die alle mit der hiesigen Central-Komität in ununterbrochenem wissenschaftlichen Schriftwechsel stehn, ist nun vollzogen, und hat den erwünschtesten Fortgang. Von ihnen wurden der Redaktion des Journals für Bergwerkskunde mehr denn hundert die Tendenz desselben einschlagende Artikel mitgetheilt, und der Aufnahme würdig befunden. Bey gegenwärtiger Versammlung wurde der Komität Bericht von der Arbeit abgestattet, mit denen sich die Sektionen für Bergwerkskunde, zu Jekaterinenburg, Goroblagodat, Slatoust, Olonez, Kamsko-Wotkinsk, und die bey den Salzwerks-Administrationen von Staraja-Russa, Dedjuchin und [illegible] berichtet, im vorigen Jahre beschäftigt hatten. Untersuchung der verschiedenen Fossilien und Thermen, über den Ursprung des [illegible], die Kunst zu [illegible] Vermeidung dieses [illegible], und ihre [illegible] Vervollkommnung der dahin einschlagenden Arbeiten beschäftigt. Die Versammlung endete gegenwärtige Sitzung durch die Vorlesung zweyer Artikel, die beyde Mitglieder aus dem Innern gesandt hatten: über den Braunstein, und über die im neuesten System der Mineralogie eingetretenen Veränderungen von H. de Calvois. [illegible] erst seit einem Jahr hier und in den innern Provinzen bestehenden Berg- und Salzwerks-Gesellschaften erwarten, [illegible]. Sie werden vorzüglich dazu eine bessere Behandlung des Berg- und Mineralwesens bey uns in Rußland geben, die bisher von Unkundigen betrieben und verwaltet, nie der Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen, sondern gewöhnlich die Sache des Mechanismus waren, und also oft große Verwechslungen herbeyführen mußten; dennoch verdient gerade dieser Zweig der Staatsökonomie eine der größten Erwägungen, da die Regierung [illegible], wie die neuesten Data der Zeit uns beweisen, ihre beträchtliche Einnahme verdankt. — Eine ganz neue Verordnung unserer Regierung vom 2ten April dieses Jahrs wird unstreitig auch viel zum bessern Emporkommen des Bergwerk-Wesens und seiner Administration beytragen. Ihr zufolge [illegible] künftig das Dienstavancement der bey den Verbänden des Berg- und Salzwesens angestellten Beamten nicht mehr von Protektion der Obern, nicht mehr von der festgesetzten Zahl Dienstjahre, auch nicht mehr von der Vorzeigung inländischer Universitätszeugnisse, wie dieß für die übrigen Zweige der [illegible] vorgeschrieben ist, sondern lediglich von den Diensten, von den bewährten Talenten der Dienenden in ihrem Geschäftskreise abhängen, und in solchen Fällen ein Avancement über ihre Dienstkollegen, mit [illegible] zuerkannt werden. Nach eben dieser [illegible] werden die [illegible] der Pensionnaire der [illegible], und des [illegible], auch auf die [illegible]; letztere sollen bey allen [illegible] in den Verwaltungszweigen [illegible] vor allen Staatsdienern den Vorz[ug] [illegible], da [illegible] Jünglinge mit Darbringung großer Opfer [illegible] läßt. — Alle diese heilsamen [illegible] der neuesten Zeit verdanken wir dem für das Staatsinteresse unermüdet thätigen [illegible] Herrn von Cankrin, der mit weiser Umsicht in allen Zweigen seines ausgebreiteten Wirkungskreises der frühern mangelhaften Verwaltungsformen [illegible] Administrativsystem eintreten läßt. [illegible] Tendenz sein unverrücktes Ziel verfolgt [illegible] des Hrn. von Cankrin wird. Bey möglichster Schonung der Staats[illegible] schlummernden Staatskräfte zu wecken [illegible] fördern, [illegible] öffentliche Wohl nutzbar [illegible] dadurch die Staats- und Nationalwohlfahrt [illegible] deren Ziel selbstständigen Existenz zu bringen [illegible] unsers [illegible] gestalten [illegible] Augenmerk.

Beylage: [illegible]

Nro. 173.

…blatt

für

…gebildete Stände.

…, 21. Juli 1826.

ähnlich sind, so wird es einem Fremden oft sehr schwer, sich zurecht zu finden.

Die Baracones.

Diese Gebäude wurden einst für die königlichen Truppen bestimmt, und haben ungeheure Summen gekostet. Jetzt werden, wie schon gesagt ist, daselbst die Neger zum Verkauf aufbewahrt. Die großen Säle sind in verschiedene Abtheilungen getheilt, die erste ist für die Väter bestimmt, die zweite für die Negerinnen, die hinterste für die Neger; diese Abtheilungen öffnen sich auch auf einen großen Hof, an dessen einem Ende die Küche und andere Haushaltsbedürfnisse angebracht sind. Rings um diese Schlafsäle der Sklaven sind Feldbetten für sie aufgestellt, den Tag über halten sie sich im Hofe auf, wo sie durch Zelte vor der Sonne geschützt sind, und auf Bänken längs der Mauer ausruhen können. So unmenschlich die Behandlung der Neger bey der Einschiffung und auf der Ueberfahrt ist, so muß man es den spanischen Behörden zur Ehre nachsagen, daß von dem Augenblick ihrer Ankunft in der Havana die Sklaven mit vieler Menschlichkeit behandelt werden, was sich leider nicht von den Behörden anderer Nationen sagen läßt. Die Nahrung, welche die Sklaven in den Baraconen erhalten, ist gesund und reichlich, man läßt ihnen volle Freyheit, sich zu bewegen, zu tanzen und zu singen. Jeden Morgen baden sie sich im Meere, an dessen Ufer die

Neger verkauft sind, haben sie meistens keine andere Kleidung als einen Schurz um die Hüften. Solche Neger, die eben aus Afrika kommen, und noch nichts von der Sprache ihres Herrn verstehen, werden bozales genannt. Wenn die Neger sich einige Kenntniß der spanischen Sprache oder des gewöhnlichen Sklavendialekts erworben haben, so nennt man sie ladinos, worauf sie sich sehr viel einbilden. Wenn ein Neger nicht sehr krank ist, so darf er sich nicht von den Tänzen seiner Gefährten ausschließen, die indessen oft blos aus einem einförmigen Zuge um den Hof bestehen. Die Negerinnen dagegen tanzen mit einer wahren Wuth, und da beyde Geschlechter abgesondert sind, so vertheilen sie die männlichen Rollen unter sich. Es fehlt ihnen nicht an Gefallsucht, und obgleich fast nackt, wissen sie doch durch irgend einen Putz die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Besonders suchen sie ihre krausen Haare in hundert verschiedene Formen zu wickeln, was ihnen viele Zeit und Mühe kosten muß. Das größte Vergnügen, was man den Negern, Weibern und Männern machen kann, ist, ihnen Taback zu schenken. Das erste spanische Wort, was man ihnen lehrt, ist llabano, das zweyte, tabaco, lernen sie von selbst. Die Neger sehnen sich meistens nach dem Augenblick, wo jemand sie kauft, und wenn einer von den Fremden, welche die Baracones besuchen, ihnen Zutrauen einflößt, so bitten sie ihn oft sehr ernstlich, ihn zu kaufen. Doch ist der Augenblick, wo frische Ladungen verkauft werden, oft herzzerreißend, indem die Neuangekommenen den Glauben, daß man sie nach Westindien führt, um sie zu verzehren, zuweilen noch nicht abgelegt haben. Auch können sie durch die Art, wie die Käufer über sie herfallen, um eine größere Zahl zur Auswahl zu haben, leicht in diesem Wahn bestärkt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abenteuer und Schicksale des lezten Abencerragen.

(Fortsetzung.)

Don Carlos blieb allein mit seiner Schwester Blanca, und sagte ihr: „Erkläre dich! Woher die Unruhe, welche dir der Anblick dieses Fremdlings verursacht hat?“ — „Mein Bruder, antwortete Blanca, ich liebe Aben-Hamet, und wenn er Christ werden will, so ist meine Hand sein.“ — „Wie? schrie Don Carlos, du liebst Aben-Hamet! Die Tochter der Bivar liebt einen Mauren, einen Ungläubigen, einen Feind, den wir aus diesen Pallästen vertrieben haben!“ — „Don Carlos, erwiederte Blanca, ich liebe Aben-Hamet, Aben-Hamet liebt mich; seit drey Jahren entsagt er lieber mir als der Religion seiner Väter. Adel, Ehre, Ritterthum sind bey ihm, bis zu meinem lezten Seufzer werde ich ihn anbeten.“

— [illegible] das Glück in diesem Entschlusse Aben-Hamets zu fühlen, obgleich er die Verbindung des Ungläubigen beweinte. „Unglückliche Blanca, sagte er, wohin wird dich diese Liebe führen! Ich hatte gehofft, [illegible] Lautrec mein Freund, mein Bruder werden würde.“ — „Du hast dich getäuscht, erwiederte Blanca, ich kann diesen Fremdling nicht lieben. Was meine Gefühle für Aben-Hamet betrifft, so habe ich darüber Niemand Rechenschaft zu geben. Bewahre deinen Ritterschwur, wie ich meine Liebesschwüre bewahren werde. Nur das laß dir zum Troste wissen, daß Blanca nie die Gemahlin eines Ungläubigen wird.“ — „Unsere Familie wird also von der Erde verschwinden!“ schrie Don Carlos. — „Dir gebührt es, sie wieder aufleben zu machen, sagte Blanca. Was liegen übrigens Söhne, die du nicht sehen wirst, und die von deiner Tugend entarten? Don Carlos, ich fühle es, daß wir die lezten unseres Stammes sind. Wir gehen zu sehr von der gewöhnlichen Ordnung ab, als daß unser Blut nach uns noch blühen sollte; der Cid war unser Ahnherr, er wird unsere Nachkommenschaft seyn.“ Blanca entfernte sich. — Don Carlos fliegt zu dem Abencerragen: „Maure, spricht er zu ihm, entsage meiner Schwester, oder nimm den Kampf an.“ — „Bist du von deiner Schwester beauftragt, erwiederte Aben-Hamet, die Schwüre zurückzufordern, die sie mir geleistet hat?“ — „Nein, sagte Don Carlos, sie liebt dich mehr als jemals.“ — „Ach! würdiger Bruder Blanca's! rief Aben-Hamet ihn unterbrechend, [illegible] soll mein ganzes Glück deinem Blute verdanken! O beglück[illegible] ter Aben-Hamet! O glücklicher Tag! ich glaubte Blan[illegible] ungetreu wegen dieses französischen Ritters . . .“ — „[illegible] ist eben dein Unglück, schrie hierauf Don Carlos außer [illegible] Lautrec ist mein Freund, ohne dich wäre er mein Bru[illegible] Gib mir Rechenschaft wegen der Thränen, die in m[illegible] Familie um deinetwillen fließen.“ — „Das will ich [illegible] antwortete Aben-Hamet, aber obgleich entsprossen a[illegible] nem Stamme, der vielleicht den deinigen bekämp[illegible] bin ich doch nicht Ritter. Ich sehe hier Niemand, d[illegible] in diesen Stand aufnehmen könnte, der dir gestatt[illegible] mit mir zu messen, ohne deinem Range zu ver[illegible] Don Carlos, betroffen durch die Bemerkung des [illegible] betrachtete ihn mit einer Mischung von Bewunde[illegible] Wuth. Dann rief er auf einmal: „Ich selbst [illegible] zum Ritter, du bist es werth.“ Aben-Hamet [illegible] Knie vor Don Carlos, der ihm den Ritterschla[illegible] dem er ihm dreymal die Schulter mit dem flac[illegible] berührte; dann gürtete ihm Don Carlos dassel[illegible] um, das der Abencerage vielleicht in seine Bru[illegible] sollte; so war die alte Ehre.

Beyde schwingen sich auf ihre Renner, [illegible] Mauren von Granada, und fliegen der [illegible] Die Zweykämpfe der Mauren und Christen [illegible] lange diese Quelle berühmt gemacht. Hier [illegible] lel Malek gegen Ponce de Leon geschlagen.

[illegible] Lautrec. „Und ich, sagte der Abenteurer, ich achte Don Carlos und beklage Lautrec, aber ich kann sie nicht [illegible]." — „Wenn wir uns immer wieder sehen, sagte [illegible], so wird früh oder spät Freundschaft der Achtung folgen. Das unglückliche Ereigniß, das uns hier versammelt, soll aber in Granada stets unbekannt bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

[illegible] unserer guten Blätter spricht in einem kritischen [illegible] Rossini die Meynung aus, die man jezt so ziemlich [illegible] gemeine annehmen darf; dieser Fremdling hat in [illegible] Feinheit nicht gehabt, mit welcher Crescentini [illegible] sich so beliebt machten; durch seine Unthätigkeit hat [illegible] neuheitslustigen Franzosen müde gemacht, und [illegible] Neid gegen alles, was nicht Er ist, hat er die [illegible] verloren. Nur die paar Dilettanti sind ihm [illegible], und davon sagt das bekannte Blatt: [illegible] Dilettantengeschmacks! Abwechslung [illegible] nicht; immer dieselbe Note, dieselben Sylben, [illegible], nichts kann sie überdrüssig machen; anfänglich [illegible] studirten sie, dann wußten sie, endlich führten [illegible] von il Barbière, von der Gaza, von der Cenerentola; sie können alles auswendig, [illegible] kein Takt, kein Seufzer des Maestro ist ihnen [illegible] tausendmal haben sie die schönen Verse wiederholt:

Si più tu mormori,
Solo una sillaba
Un cimitério
Qui si farà.

[illegible]

sitz; machen Sie aus Ihrer Verwaltung ein einziges langes Mai, und eine lange Siesta. darum sind Sie ja zu uns gekommen, und deßhalb haben Sie die Stelle des Herrn Parr weggenommen. Sie kosten uns 20,000 Franken mehr als Er, aber wir denken an die Kleinigkeit nicht. Der Mensch wird auf so mancherley Arten reich. Sie werden es im Schlafe; auch Herr Bossange (Caroussel...) kommt ja immer zu Ihnen mit vollen Händen. Sie haben Recht, wenn man von Ihnen neue Stücke, neue Sänger verlangt, zu antworten: „Ich muß jetzt zu Bette gehen; gehen Sie spazieren.“ (allez vous promener heißt auch, geht zum T.....)

Ein neues Buch von einem Herrn Alexander Dumas, das rührende, merkwürdige Erzählungen in einem vortrefflichen Style enthält, sind die gleichzeitigen Novellen, in einem Duodezbande; einige darunter sind wahre Geschichten, wie folgende: „Während des Vendéekriegs zog einst auf einem der mannichfachen Wege, die von St. Laurent-des-Autels nach la Remaudière führen, an einem stürmischen Abend des Monats Juni 1793 eine beträchtliche Kolonne Infanterie und Reiterey heran; der Nationalkonvent in Paris hatte sie der republikanischen Armee zu Hülfe geschickt, welche damals General Westermann kommandirte. Den Soldaten ging das Wasser bis über die Knöchel; sie kannten das Land nicht; der Krieg, welchen man hier führte, war für sie ein ganz ungewohnter, und in jedem Busche lag ein Feind. Ihre patriotischen Gesänge wechselten von Zeit zu Zeit mit einigen Flüchen, bisweilen auch mit lautem Gelächter, wenn einer von ihnen in den schwarzen Koth fiel, oder an einen Stein stieß, und das Gleichgewicht verlor. Am Ende aber, da die Strapaze nicht mehr auszuhalten war, ging die Lustigkeit dahin, und nun hörte man nichts mehr als Murren. Der General Chérin saß auf einem prächtigen, kraftvollen Pferde, und ritt voran, hielt an, und suchte den Soldaten den verlornen Muth wieder einzusprechen. „Bey Gott! General, sagte einer, der erwachsener war als seine Kameraden, Sie mögen sich wenig aus unserm Elend machen; Sie haben ein gutes Pferd, Sie werden nicht müde, Sie hungern nicht, und wir arme Teufel marschiren nun acht Stunden lang mit leerem Magen.“ „Je nun, mein Freund, da, ich steige ab, nehme meinen Platz ein, ich trete an den deinigen.“ — Der Grenadier glaubte, der General wolle spaßen; aber dieser bot es ihm abermal an, seine Kameraden machten sich über ihn lustig, und nun besteigt er rasch das Pferd, das man ihm vorführt, und reitet an der Spitze der Kolonne, die weiter marschirt. Aber kaum hat er ein Hundert Schritte vorwärts gethan, da geht ein Flintenschuß aus dem Gebüsche an dem Wege los, streckt ihn entseelt zu den Füßen des Generals, und dieser ist nun durch die sonderbare Wechslung seines Platzes beym Leben geblieben. Er nimmt sein Roß wieder, das ihm treu und stehen geblieben war. „Bürger, sagte er mit lächelndem Ernste, wer von Euch will meine Pflicht jetzt?“ Niemand antwortete. Er stieg wieder auf, man begibt sich nun wieder auf den Marsch, und auch nicht der geringste Laut ließ sich mehr in den Linien hören. Der Zug ist historisch wahr, und solcher sind es mehrere, die in der Erzählung: Blanche de Beaulieu, vorkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 4. 11. und 18. Juni.

(Beschluß.)

Eine dritte Scene, obgleich durch sich selbst minder ergreifend, bietet in Hinsicht des Spiels eine solche Schwierigkeit dar, daß sie fast nicht weniger Erstaunen erregt, als die andern beyden: der Jüngling, im Entzücken darüber, Frieden mit der Geliebten geschlossen zu haben, zieht eine Bonbonnière aus und stößt die obere Hälfte der Schalen in den Mund. Klagt es, ihr deutschen und französischen Schauspieler, ein deutsches Spiel zu machen, einer in Deutschland von der gebundenen und in Frankreich von der gesellschaftlichen Convenienz mit ihren Regeln gewohnten zu werden! Hier in Rom bringt das Spiel die allerfreudigste Stimmung hervor. Um den beyden Schauspielern, welche diese Rollen spielen, in Deutschland einigermaßen die Namensreputation zu verschaffen, will ich sie nennen: jener heißt Polvaro, und er Medena. Beyde sind im Tragischen, das heißt da, wo die Leidenschaften nicht durch die unverdorbenen Gefühle des Naturmenschen, sondern durch die Verkehrungen der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, in Thätigkeit gesetzt wird, obwohl mittelmäßig, um nicht zu sagen, völlig unerträglich, besonders die Polvaro, ganz so, wie ich schon früher in meinem Aufsatze über die italienische Schauspielkunst weiter auseinandergesetzt habe. Unter den übrigen Vorstellungen, welche das deutsche Publikum interessiren möchten, zeichnen sich der Spieler von Iffland und Menschenhaß und Reue aus. Leider muß ich erklären, daß, da dergleichen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, besonders wenn es sogenannte Trauerspiele sind, kein gutes Vorurtheil bey mir erwecken, und überdem die lästerliche Sitte, daß das Schauspiel in der Jahreszeit erst gegen Mitternacht beginnt, einem Nichtrömer, das heißt, einem solchen, welcher nicht ein halbes Dutzend der Nachmittagsstunden zu verschlafen vermag, den Besuch des Schauspiels verleidet, ich den beyden Vorstellungen, obgleich die Spieler wiederholt worden sind, nicht beygewohnt habe. Letztere sollen ehemals, besonders in der französischen Zeit, als die Hazardspiele in Oberitalien erlaubt worden waren, große Sensation erregt haben; ja, Medena ist es noch jetzt gelungen, eine ungemeine Wirkung darin hervorzubringen, doch nur unter den oberen Klassen, weil den mittleren und niedern Ständen in Unteritalien die Leidenschaft des Spiels noch völlig unbekannt ist. Ja, wenn es das Lottospiel [illegible] Eine Eigenthümlichkeit dieser, ins Italiänische übersetzten [illegible] ist, daß Valere darin zu einer bloßen Nebenrolle herabgewürdigt ist, eine Folge des Mangels an Schauspielern, deren Charakter, der in sein italiänisches Rollenfach [illegible] am wenigsten in das der sogenannten Caratteristi [illegible], von welchen doch in Deutschland diese dargestellt zu werden pflegen, zu spielen haben. Die von Menschenhaß und Reue scheint nicht bedeutend gewesen zu seyn, da man das Stück nicht wiederholt hat. Mir ist in der Uebersetzung die Sonderbarkeit [illegible], daß nicht dem ersten jungen Liebhaber, oder Charakter [illegible] Medena gewesen seyn [illegible] gespielt wird.

[illegible] welche alle [illegible] Ich glaube [illegible] Franzosen [illegible] der französischen [illegible] Man sagt weiter, die [illegible] für den [illegible] Millionen [illegible] Einwohner mit [illegible] haben [illegible] Aufsätze über dieses [illegible] bestätigen sollte.

L. M.

Nro. 174.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Juli 1826.

Kotzebue.

[illegible]

Gottes und seines Vaterlandes gewesen war. ... war zu Ende, Niemand war mehr in der Kirche. Eine heilige Dunkelheit herrschte durch die Menge der Säulen, welche den Baumstämmen eines regelmäßig gepflanzten Waldes glichen. Die leichte Architektur der Araber hatte sich mit der gothischen vermählt, und, ohne etwas von ihrer Eleganz zu verlieren, einen gewissen Ernst angenommen, der dem Nachdenken mehr zusagte. Einige Lampen erleuchteten kaum die dunkeln Wölbungen, aber bey der Klarheit mehrerer angezündeten Kerzen sah man den Altar des Heiligthums glänzen; er prangte von Gold und Edelsteinen. Die Spanier setzen ihren Ruhm darein, sich ihrer Reichthümer zu berauben, um die Gegenstände ihrer Verehrung damit zu schmücken; und das Bildniß des lebenden Gottes mitten unter Spitzendecken, Perlenkränzen und Rubinsträußen wird von einem halbnackten Volke angebetet.

Man bemerkte keinen Sitz in dem ganzen ungeheuern Umfange: ein Marmorpflaster, das die Särge bedeckte, diente den Großen wie den Kleinen, um sich vor dem Herrn niederzuwerfen. Abenhamet schritt langsam vor in dem öden Schiff des Tempels, das nur von dem Geräusche seiner eigenen Schritte widerhallte. Sein Gemüth war getheilt zwischen dem Andenken, das dieß alte Gebäude der Religion der Araber in seinem Gedächtniß erregte, und der erwachenden Neigung ... Gesinnungen, welche ... Die Religion der Christen in seinem Herzen erzeugte. ... Fuße einer Säule sah er eine unbewegliche Gestalt, die er anfangs für eine Statue auf

einem Grabmal hielt. Er näherte sich, er unterschied einen jungen Ritter auf den Knieen, die Stirne ehrfurchtsvoll gebeugt und die beyden Arme über die Brust gekreuzt. Dieser Ritter machte eine Bewegung bey dem Geräusch der Schritte Aben-Hamets; keine Zerstreuung, kein äußeres Lebenszeichen störte sein tiefes Gebet. Er hatte sein Schwert vor sich auf die Erde gelegt, und sein mit Federn bedeckter Hut lag auf dem Marmor an seiner Seite: es schien als wäre er durch einen Zauber an diese Stellung gebannt. Dieß war Lautrec: „Ach! sagte der Abencerage zu sich selbst, dieser junge und schöne Franzose bittet vom Himmel irgend eine ausgezeichnete Gunst; dieser Krieger, so berühmt durch seinen Muth, breitet hier sein Herz vor dem Herrn des Himmels aus, wie der niedrigste und unbekannteste aller Menschen. Laßt uns also auch zu dem Gott der Ritter und des Ruhmes beten!"

Aben-Hamet stürzte nieder auf den Marmor, als er beym Schein einer Lampe arabische Schriftzüge und einen Vers des Korans bemerkte, welche auf einem halbversunkenen Gypssteine erschienen. Gewissensbisse kehren in sein Herz zurück, und er beeilt sich, das Gebäude zu verlassen, wo er daran gedacht hatte, seiner Religion und seinem Vaterlande ungetreu zu werden.

Der Todtenacker, der diese alte Moschee umgab, war eine Art Garten mit Orangen, Cypressen und Palmbäumen bepflanzt und durch zwey Quellen bewässert; ein Klostergang umschloß das Ganze. Als Aben-Hamet unter einem dieser Säulengänge hindurchging, bemerkte er eine Frau, die eben in die Kirche treten wollte. Obgleich sie in einen Schleyer sich gewickelt hatte, erkannte der Abencerage doch die Tochter des Herzogs von Santa-Fé; er hält sie auf und sagt zu ihr: „Suchst du Lautrec in diesem Tempel?"

„Lasse hier diese gemeine Eifersucht, antwortete Blanca; wenn ich dich nicht mehr liebte, ich würde es dir sagen: ich würde es verschmähen, dich zu betrügen. Ich komme hieher, um für dich zu beten; du allein bist jetzt der Gegenstand meiner Wünsche. Ich vergesse meine Seele für die Deinige. Du hättest mich nicht durch das Gift deiner Liebe berauschen sollen, wenn du nicht auch dem Gotte dienen wolltest, dem ich diene. Du versetzest meine ganze Familie in Unruhe; mein Bruder haßt dich; mein Vater ist von Kummer niedergedrückt, weil ich mich weigere, einen Gatten zu wählen. Bemerkst du nicht, daß meine Gesundheit leidet? Siehe diesen Zufluchtsort des Todes, er ist nicht bezaubernd; bald werde ich hier ruhen, wenn du dich nicht beeilst, meine Treue am Fuße des Altars der Christen zu empfangen. Die Kämpfe, die ich erdulde, untergraben nach und nach mein Leben; die Leidenschaft, die du mir einflößest, wird nicht immer mein schwaches Daseyn unterstützen: denke daran, o Maure, um in deiner Sprache zu reden, daß das Feuer, welches die Fackel anzündet, eben das Feuer ist, welches sie verzehrt."

Blanca tritt in die Kirche und läßt Aben-Hamet zurück, niedergedrückt von ihren letzten Worten. Es ist geschehen: der Abencerage ist besiegt; er will den Irrthümern seiner Gottesverehrung entsagen. Lange genug hat er gekämpft. Die Furcht, Blanca sterben zu sehen, überwiegt jede andere Empfindung im Herzen Aben-Hamets. Nach allem dem, sagt er sich, ist vielleicht der Gott der Christen der wahre Gott? Er ist stets der Gott der edeln Seelen, weil er der Gott Blanca's, Don Carlos und Lautrec's ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Die Monteros oder Bauern.

Im Ganzen herrscht unter den Bewohnern des Landes große Armuth, indem Nichtsthun der größte Genuß für die Creolen ist *). Man findet schwerlich einen heiligen Einsiedler, der ein mäßigeres Leben führte, als diese Monteros, und man begreift kaum, daß dieß die Nachkommen jener wilden Eroberer seyn sollen, deren unersättliche Leidenschaften die neue Welt mit Feuer und Schwert verwüsteten. Wer ein Paar Kühe und einen kleinen Acker, eine Hütte, von einigen Bananenbäumen und Reißpflanzungen umgeben, besitzt, gilt für einen wohlhabenden Mann; wer überdieß noch einen Sklaven hat, der ihn mit Fischen versorgt und ihm Zeit läßt, den ganzen Tag mit der Cigarre im Mund in seinem Hamac zu liegen, der hat keinen Wunsch mehr. Ihre Kleidung bildet ein weites Beinkleid von bunter Leinwand, ein Paar Sandalen, ein Hemd von derselben Farbe wie die Beinkleider, und über dieselben angezogen ein langes Messer (machete), das der Montero nie ablegt, ein buntes Tuch um den Kopf gebunden und darauf ein Hut mit breitem Rande und einem schwarzen Bande, und endlich ein weiter Mantel, den der Montero mit vieler Anmuth trägt. Die Weiber tragen Hüte von Palmblättern verfertigt und mit bunten Bändern von allen Farben geziert. Wenn sie zur Messe gehen, tragen sie zuweilen Schuhe mit silbernen Schnallen; die Männer aber führen seidene Ketten oft von großem Werth. Ihr Hausgeräth besteht aus einigen Hamacs, einigen [illegible]len (?), Schemeln, Calabassen und groben irdenen [illegible]sen; früher waren Glasflaschen so selten, daß [illegible] sie als eine Kostbarkeit seinem geliebtesten Sohne [illegible]. Auch die Weiber arbeiten wenig oder nichts, die [illegible]beiten werden von Sklaven verrichtet, und wer [illegible] [illegible]ken geben sich selbst damit ab. Bey dieser [illegible]

---

*) Die Spanier nennen criollos eigentlich die [illegible] deren Abkömmlinge europäischer Eltern.

[illegible]

… sehr, indem Gevattersleute sich fast näher zu stehen glauben als leibliche Geschwister, und bey jeder Taufe deren sehr viele gebeten werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. Juni.

Das Käthchen von Heilbronn; Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, von Heinrich von Kleist.

[illegible] auf dieß Schauspiel sonst auch immer Anspruch machen, daß es ein Drama sey, kann nicht behauptet werden, man nicht überhaupt dieselbe Berechtigung, die es [illegible] auf alles, was Geist ist, übertragen will. Denn [illegible] Inhalt dieses Kunstwerks: den lichten Tag des [illegible] als die eigentliche wissenlose Nacht auszusprechen, [illegible] bewußtlose Nacht träumender Geistlosigkeit auf den [illegible] des Geistes zu setzen, als die höchste, letzte, eine [illegible] Weise vom Wahren zu wissen. Nur die Greisenheit des [illegible], der nach dem Mannesleben seines [illegible] zur kindischen Bewußtlosigkeit wieder herabsinkt, [illegible] verglauben für das wahre Credo halten, und [illegible] Verzweiflung an allem Wissen, Wollen und [illegible] solcher Manie ergeben, und aus der [illegible] des somnambulen Zeitalters vermag sich daran zu [illegible] zu solchem Afterglauben herunterzumagnetisiren [illegible] der neue Mysticismus der Aufklärung stellte sich [illegible] Ganze des alten Jahrhunderts zu dem frischen [illegible] in dem jugendlichen, früh erblichenen [illegible] neuen Dichtergeistes dar, der zum ersten Mal [illegible] ist Poesie; die Poesie ist das Einzige, [illegible] wußte nur ein Mährchen von sich zu erzählen [illegible] blieb das dunkle, unerkannte Geheimniß [illegible] sein Wissen als dieses geheime Unbewußte. [illegible] Mensch und Gott sind so eng verbunden, so unmittelbar eins, daß [illegible] Verschlingung, diese unbewußte Vereinigung, dieses [illegible] und in jedes Menschenbrust lebende [illegible] Leben der Poesie, und alle andere [illegible] Bewußtlos [illegible] Gott in allem [illegible] der Traum ist das [illegible]

[illegible]

einmal, daß sie in diesem Zustande ist, von sich selbst weiß sie nicht zu sprechen, nur im träumenden Zustande vermag sie das Rechte zu treffen. Nur sie, die keinen Zweck hat, erreicht das Ziel, während sich alle übrigen [illegible] und gewollten Zwecke [illegible]. Es wäre eine entzückende Unschuld in dem Mädchen, wenn diese Unschuld, die hier für das Höchste gelten soll, wenn dieser bewußtlose Adel nicht die tiefste Erniedrigung und die ärgste Schmach des Geistes wäre. Dieß Paradies, wo Adam noch nicht weiß, daß er nackt sey, ist der Untergang alles Dramatischen, denn nur die gewollte und gewußte Handlung ist dramatisch, das Ungewollte und unbewußte Thun ist ein bloßes Geschehen, ein bloßer Casus, und wir kehren zur indischen Sacontala zurück, deren Schuld es wird, den Braminen, den sie nicht gesehen hat, nicht gegrüßt zu haben. — Ist nun aber diese Kinderunschuld des träumenden Geistes, ist die Geistlosigkeit und die Willenlosigkeit als das Gute, Rechte, Göttliche, von Engeln Beschirmte ausgesprochen, so wird das Gewollte und Gewußte zum Bösen, Schlechten, Schmählichen, wenn es bewußt nur aus sich selbst handelt; zum Thörichten, wenn es unbewußt nicht dem Gott in ihm, sondern dem wachenden Bewußtseyn folgt. Daher steht die Kunigunde dem Käthchen als das Böse gegenüber; sie ist die Buhlerin, denn nur die träumende Liebe soll das Wahre und Gute seyn. Und mit dieser Buhlerin muß Graf Friedrich, wenn er bewußt handelt, in Berührung kommen; er muß sie zu lieben wähnen, und so thöricht seyn, sie heirathen zu wollen, weil sein bewußtes Thun die Thorheit ist, nicht zu träumen oder dem bewußtlosen Geist seines Traumes zu folgen. — Die ganze Entwicklung des Stücks hat nun kein anderes Interesse, als daß sich eben jene bewußte Liebe als das Schmutzige, Betrügende, Schändliche und Häßliche, die träumende aber als das Wahrhafte und Eigentliche zeige, und damit dieß geschehe, wird Kaiser und Reich in Bewegung gesetzt. Die Liebe Käthchens wird erst für Thorheit und Zauberey angesehen, diese Thorheit und Zauberey verkehrt sich dann aber zu dem einzig Vernünftigen und göttlich Geoffenbarten, das verständige, bewußte Thun dagegen, das jene Liebe für Thorheit und Zauberey ansah, verkehrt sich in Thorheit und Unverständigkeit. Und wenn Käthchen ihrem innern Drange folgend, alle sittlichen Verhältnisse verletzte, so wird dieß gerade ihr Recht und Glück, und nur in dem einzigen wachen Augenblicke, als sie diese Verletzung einsieht, und nun dem Vater um den Hals fällt, und zurück nach Heilbronn will, um dort zu heirathen, wen der Vater nur wünschen mag, hat sie im Sinne des Stückes Unrecht. Denn sie ist eigentlich die Kaisertochter, die Auserwählte, die poetische Figur, die mit dem Himmel unmittelbar eins ist. Dadurch wird das Stück das originellste, was je gedichtet ward. Denn das Geniale ist gerade, daß nichts unbestimmt und nebelhaft, sondern alles unmittelbar wirklich, bestimmt und lebendig da ist. Der vollendete Irrthum besteht nur darin, auszusprechen, daß alles Wahrhafte das Bewußtlose sey, und dieser Irrthum steigert sich bis zum Narrenhaften, indem einerseits alles seine verständige Stellung behält, andrerseits aber durch jene Verkehrtheit als verkehrt erscheint. Der Glanzpunkt wird daher Käthchens Traumscene unter dem Hollunderbusch. Dieser träumende Zustand ist ihr wahrhaftes Wachseyn, in welchem sie von ihrem Schicksal weiß. Und hier erhält auch der Graf zum ersten Mal [illegible] sein wahrhaftes Wesen, er hat bisher die Geliebte seines Traumes verkannt, und nichts als Thorheiten begangen, und alle [illegible] mit ihr; jetzt aber beginnt auch er zu träumen, sein Geist wird hell (d. h. dunkel), nun weiß er von seinem Gesichte und verfolgt es; Käthchen wird Kaisertochter und Prinzessin von Schwaben, und er ihr glücklicher Bräutigam.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Es ist bey den neuerlichen Prozessen gegen die [illegible] in Paris viel von sogenannten Strohmännern die Rede gewesen, die hier gewöhnlich den größern Unternehmungen den Namen verleihen, wenn man nicht selbst zu figuriren gewisse Gründe hat. Folgendes ist das Geständniß eines Mannes, der sich selber Strohmann unterzeichnet: „Ich bin das Kind zweyer Personen, die nicht das Recht dazu hatten, meine Eltern zu seyn, und deren Namen ich nicht einmal erfahren habe. Man legte mich in eine Schachtel und trug mich in's Findelhaus, und da fing meine Laufbahn an, die nachher nur eine [illegible] war. Ich war kaum einige Wochen da, als man mich herholte, um mich in eine Familie einzuschieben, die eines Erben bedurfte. Ich galt für den Sohn des Hauses, und ein Testament wurde zu meinen Gunsten gemacht. Ich wurde groß und erbte; der schlechten Gesellschaft führte ich mich [illegible] auf, und verpraßte bald das schwer erworbene Gut. Zum Glück wandte sich ein Lieferant an mich, der meiner zu einer Operation bedurfte; er hatte Gründe dazu, seine Engagements nicht selber zu unterzeichnen, und ich that es für ihn. Ich erhielt einen Theil des Gewinns, der beträchtlich war, indem wir die Bestellungen in guter Zeit zogen. Man bezahlte uns die Lieferungen doppelt so gut, als das Gelieferte werth gewesen wäre, und wir lieferten nur schlechte Waare. Wir fürchteten jedoch die Justiz, und so entfernten wir uns aus dem Lande. In einem Küstenlande, wo viel Mauthabgabe bezahlt wurde, gab ich den Namen zu einem Handel her, der viel Schmuggel [illegible]; ein bedeutender Mann gab das Kapital dazu her; täglich hatte ich Geldsäcke und Geldrollen abzugeben an die [illegible], Inspectoren und Aufpasser. Zum Unglück mischte auch hier die Polizey in meine Geschäfte; meine Hauptherren ließen mich im Stiche, und ich kam in's Gefängniß. Nach Monaten war ich der Sache müde, ich verrieth alle meine Geheimnisse, und nun ließ man mich frey. Ein reicher Herr war verliebt; er wollte durchaus seine Geliebte [illegible] aufgeben; er schlug mir vor, den Namen dazu herzugeben, und ich wurde nun auch hier, was ich nie gewesen war. Ich lebte auf einem großen Fuß; aber mir war [illegible]; ich verliebte mich in meine Frau, die [illegible] achtete. Ich lief davon und kam nach Frankreich. Ein Buchhändler bemächtigte sich hier meiner; er brauchte meinen Namen [illegible] jene kleine verbotene Schrift auf seine Rechnung, welche nun Jedermann liest, und die mich in Gefahr setzt. Nun erwarte ich mein neues Schicksal.

K.

Auflösung der Charade in Nr. 148

Saint. Schinken.

Charade.

Erste Sylbe.

Licht fängt ich ein; aus mir strahlt Licht
Wär' ich ohne Licht, [illegible] ich das Licht

Folgendes Sylbenpaar.

Vom Baume seht ihr mich dort glühen
Greift zu, es ist ja hier verboten nicht.

Das Ganze.

Habt ihr das Zweyt' errathen, Schon
Der ersten Sylbe ist's, so nennt [illegible]

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. Juli 1826.

Man kann eher ein Schwein am eingeseiften Schwänzchen fest halten, als einen Advokaten am Fuß.

Jean Paul.

Die Havana und Cuba.

(Fortsetzung.)

Das Innere der Insel.

Die größte Stadt der Insel Cuba nach der Havana ist Santa Maria del Puerto Principe. Sie liegt im Innern des Landes in einer hohen Ebene. Die Stadt ist gut gebaut, aber nicht bevölkert; es zirkulirt daselbst sehr wenig Geld, aber die Lebensbedürfnisse verhältnißmäßig wohlfeil sind. Doch ist nicht sowohl Geldmangel da, als daß das vorhandene Geld durch keine Art von Kunstfleiß oder durch in Umlauf gesetzt wird. In dieser Hinsicht ist Puerto Principe um zwey Jahrhunderte zurück. Die Einkünfte der Einwohner entstehen meistens von den zahlreichen Heerden, welche sie in der Ebene und in den Thälern besitzen, und nach der Havana verkaufen. In der weiten Ebene, welche die Stadt umgibt, trifft man nur hin und wieder eine kleine Zuckersiederey von etwa zwanzig Negern (trapiche). Alles andere ist für die Viehheerden bestimmt, welche unter der Aufsicht einiger Neger weiden. Die Eigenthümer haben durchaus nichts zu thun, als von ihrem Mayoral den Erlös der Heerden zu empfangen und in ihre Kisten zu verschließen, woraus sie selten etwas nehmen, als um zu spielen oder um Processe zu führen. Es gibt hier Processe, welche durch viele Generationen geführt werden: der Vater übermacht ihn ausdrücklich dem Sohne zur Fortsetzung. Die Proceßkosten wegen eines Maulthiers sollen sich einst auf 42,000 Piaster belaufen haben. Deßhalb ist das Gewerbe eines Advokaten und Schreibers (escribano) das einträglichste von allen, es darf auch von Geistlichen ausgeübt werden. Im Jahr 1792 zählte man auf der ganzen Insel 130 Advokaten, darunter 72 in der Havana, während die Bevölkerung der Insel 254,000 Seelen betrug. Gegenwärtig, wo die Zahl der Einwohner sich auf 600,000 beläuft, zählt man 150 Advokaten, davon 75 in der Havana, und ungefähr eben so viele Schreiber, welche dasselbe Geschäft betreiben; hienach sollte man glauben, daß die Proceßsucht seit 1792 eher ab- als zugenommen hat — wenigstens in der Hauptstadt. Um dieselbe Zeit wurde in Puerto-Principe ein oberer Gerichtshof (audiencia real) errichtet, der zwar mehr Thätigkeit in die Stadt gebracht, aber auch die Sitten sehr verschlimmert hat. Die Einwohner waren früher wegen ihrer patriarchalischen Tugenden berühmt; diese wurden durch das Heer von Angestellten und Advokaten bey dem Gerichtshof bald verdrängt, und Puerto-Principe hat jetzt in Hinsicht der Sittenlosigkeit der Havana wenig vorzuwerfen. Baares Geld ist bey den untern Volksklassen noch so selten, daß auf den Märkten noch sehr oft ein Tauschhandel getrieben wird, vorzüglich gegen Wachskerzen, welche gleichsam als Münze zirkuliren. Die Bevölkerung des Distrikts von Puerto-Principe beträgt etwa 50,000 Seelen, und sie würde sich sehr bald vermehren, wenn die Verbindung mit der Küste nicht so schwierig wäre. Man hat deßhalb den Plan entworfen, an der Bay von Regla im Kanal von la Providencia eine Stadt zu errichten und sie durch gute Straßen mit Puerto-

Principe in Verbindung zu setzen. Die Entfernung beträgt nur zwanzig Leguas, dagegen die Havana gegen 150 Leguas entfernt ist. Diese neue Stadt soll den Namen San Fernando de Nuevitas erhalten und an der Stelle des kleinen Dorfes Nuevitas erbaut werden; die Lage ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Den Kolonisten werden große Vortheile versprochen, und die ersten und nothwendigsten Bauten und Arbeiten sollen durch Subscriptionen bestritten werden, wozu in Puerto Principe schon gegen 7000 Piaster unterschrieben sind. Ich habe jedoch später erfahren, daß die ersten Versuche einer Niederlassung an dieser Stelle gänzlich verunglückt sind. Uebrigens haben sich seit einigen Jahren viele Ansiedler aus Nordamerika auf der Insel Cuba niedergelassen, was dereinst von großer Wichtigkeit für den Ackerbau der Insel werden kann. Uebrigens darf man nicht darauf rechnen, daß die Regierung den Ansiedlern Land vertheile. Die sogenannten realengos oder königlichen Ländereyen liegen zwischen den verschiedenen Weideplätzen und sind Gegenstände von ewigen Prozessen, weßhalb ihr Besitz sehr unsicher ist. Der Preis des Landes ist sehr verschieden, im östlichen Theil der Insel ist er sehr niedrig, im südwestlichen dagegen sehr hoch. In der Nähe der Havana ist die caballeria*) 2000 Piaster werth, bey Matanzas höchstens 500. Die Zahlung geschieht selten baar, sondern meistens mit fünf Prozent vom jährlichen Ertrag. Seit einiger Zeit wird der Baumwollenbau mehr betrieben als früher, und er scheint nach und nach der einträglichste werden zu können — besonders da er keine so großen Auslagen erfordert, wie z. B. der Zuckerbau. Der Indigobau kann mit der Zeit noch sehr wichtig werden, da die Pflanze in der Gegend der Havana wild wächst; gegenwärtig ist er ganz vernachlässigt.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Die Insel Cuba hat ungefähr 905,458 caballerias, oder 6764 Quadratmeilen Flächeninhalt, wovon nur der hundertste Theil bebaut ist.

Abenteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Fortsetzung.)

In diesen Gedanken erwartete Aben-Hamet mit Ungeduld den andern Tag, um Blanca seinen Entschluß bekannt zu machen und ein Leben voll Traurigkeit und Thränen in ein Leben der Freude und des Glücks umzuwandeln. Er konnte sich erst am Abend in den Pallast des Herzogs von Santa-Fé begeben, und erfährt, daß Blanca mit ihrem Bruder in das Lustschloß gegangen ist, wo Lautrec ein Fest gab. Aben-Hamet, von neuem Verdachte ergriffen, folgt [illegible] Lautrec erröthet, wie er [illegible] empfängt den Mauren mit einer [illegible] Höflichkeit, durch welche jedoch Achtung hervorschimmerte. Lautrec hatte die schönsten Früchte Spaniens und Afrika's in einem der Säle des Lustschlosses, der Ritttersaal genannt, auftragen lassen. Rund um diesen Saal her waren die Bildnisse der gegen die Mauren siegreichen Fürsten und Ritter aufgehängt, des Pelayo, des Cid und Gonsalvo von Cordova. Das Schwert des lezten Königs von Granada war unter diesen Bildnissen angebracht. Aben-Hamet verschloß seinen Schmerz in sich selbst und sagte nur gleich dem Löwen beym Blick auf diese Gemälde: „Wir verstehen uns nicht auf die Malerey."

Der edle Lautrec, welcher bemerkte, daß sich die Augen des Abenceragen wider Willen nach dem Schwert Boabdils wandten, sagte zu ihm: „Maurenritter, wenn ich vorausgesehen hätte, daß Ihr mir die Ehre anthun würdet, zu diesem Fest zu kommen, ich hätte Euch nicht hier empfangen. Man verliert alle Tage ein Schwert, und ich habe den tapfersten der Könige das Seinige seinem glücklichen Feinde übergeben sehen."

„Ach! rief der Maure, indem er sich das Gesicht mit seinem Kleide bedeckte, man kann es verlieren, wie Franz I.; aber wie Boabdil! . . ."

Die Nacht kam; man brachte Fackeln, das Gespräch wandte sich. Man bat Don Carlos, die Entdeckung [illegible]riko's zu erzählen. Er sprach von dieser unbekannten [illegible] mit der pomphaften Beredtsamkeit, die der spanischen [illegible]tion natürlich ist. Er erzählte von dem Unglück Montezuma's, den Sitten der Amerikaner, den Wundern kastilianischen Tapferkeit und selbst von den Grausamkeiten seiner Landsleute, die ihm weder Tadel noch [illegible] verdienen schienen. Diese Berichte bezauberten Aben-Hamet, dessen Leidenschaft für wunderbare Erzählungen [illegible] arabische Blut verrieth. Er entwarf sodann das [illegible] des neuerdings auf den Ruinen Konstantinopels [illegible]ten ottomanischen Reichs, nicht ohne bedauernde [illegible] auf das erste Reich Muhameds; glückliche Zeit [illegible] Beherrscher der Gläubigen Zobeide, die Blume [illegible] bett, um sich glänzen sah, und jenen edeln [illegible] aus Liebe Sklave wurde. Lautrec malte sodann [illegible] lauten Hof Franz I., die aus dem Schooß der wiederauflebenden Künste, die Ehre, die Red[illegible] Ritterthum der alten Zeiten, vereint mit [illegible] gebildeter Jahrhunderte, die gothischen Th[illegible] schmückt nach Art der Griechen, und die [illegible] die den Reichthum ihres Putzes durch attis[illegible] höben.

Nach diesen Gesprächen nahm Lautrec, [illegible] des Festes unterhalten wollte, eine Guit[illegible] folgende Romanze, die er nach einer in d[illegible] Landes gewöhnlichen Melodie [illegible]

Ich will dich heirathen
Und bringe dir da
Zur Morgengabe
Cordova und Sevilla,
Und Putz und Gold,
Und Perlen fein,
Ist alles dein
Bist du mir hold.
Granada spricht:
O König von Leon,
Dem Mauren schon
Bin ich verpflicht.
Behalt' den Schmuck.
Mich ziert genug
Mein Gürtel reich,
Manch Kind zugleich.
So sagtest du,
So logest du,
Granada schwört
Falsch unerhört.
Geschrieben ist:
Des Abenceragen
Erbe tragen
Wird einst ein Christ.
Nimmer trage
Zum heil'gen Grabe
Das Kameel den Pilger
Von Medina.
Geschrieben ist:
Des Abenceragen,
Erbe tragen
Wird einst ein Christ.
O schönes Alhambra,
O Schloß des Allah,
Stadt der Quellen,
Im Grünen ihr Wellen,
Geschrieben ist:
Des Abenceragen
Erbe tragen
Wird einst ein Christ.

Die Naivität dieser Klagen hatte selbst den stolzen Don Carlos gerührt, troß der gegen die Christen enthaltenen Verwünschungen. Er hätte wohl gewünscht, daß man ihn vom Singen freyspräche, aber aus Gefälligkeit für Lautrec glaubte er, seinen Bitten nachgeben zu müssen. Abem-Hamet gab die Guitarre an den Bruder Blanca's, der die Thaten des Cid seines berühmten Ahnherrn verherrlichte.

Bereit die Küsten Afrika's zu ersiegen,
Ließ sich der Cid in voller Rüstung hören
Zur Zither, sitzend vor Chimenens Füßen,
Und sang das Lied, das ihm befahl die Ehre.
Chimene sprach: die Mauren du zerstiebe,
Und aus dem Streite siegreich wiederkehre!
Dann glaub' ich erst, daß Rodrigo mich liebe,
Wenn seine Lieb' er opfert für die Ehre.
Gieb ... den Helm mir, reiche mir die Lanze,

Du Maure, so berühmt in süßen Dingen,
Dein Lied besiegen meines Liedes Töne,
Die einst das weite Spanien durchklingen,
Weil sie die Liebe zeigten in der Ehre.

In Andalusiens Thälern werden oft
Die alten Christen meine Thaten hören,
Und rühmen, der sein Leben gab für Gott,
Den König, und Chimenen und die Ehre.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Juni.

(Beschluß.)

Die Bearbeitung, da sie von Herrn von Holbein ist, hat wieder aus dem Stücke jeden Hauch der Poesie verwischt, und die zarte und fantastische Malerey mit dicken Pinselstrichen überfahren, so daß nur noch ein letzter Schimmer davon durchleuchtet. Mit dem armen Grafen von Strahl ist entsetzlich umgegangen. Herr von Holbein hat ihn in einen Streit mit sich selbst verwickelt, indem der Ritter sich gestehen muß, Käthchen zu lieben, und doch die Thurneck heirathen will. An solchen Streit hat aber der Dichter im Geringsten nicht gedacht. Denn der Graf darf sich gerade auf bewußte Weise nicht seiner Liebe zu Käthchen erinnern, er muß im Gegentheil glauben, die Thurneck sey die ihm bestimmte Braut seines Traumes, die Kaisertochter der Sylvesternacht. Erst als Käthchen träumend ihm sagt, daß sie ihn, und daß er sie liebe, geräth auch er in solches Sinnen und Träumen, die Welt des wachenden Bewußtseyns verschwindet ihm, er ist wieder in Heilbronn, in dem kleinen Stübchen, er sieht das holde Kind, das härene Kissen, die weiße Decke, und Käthchen ist ihm plötzlich die Kaisertochter. Wie platt wird es dagegen, wenn nach des Herrn von Holbein Bearbeitung Gottschalk, der Knecht, dem Ritter immer sagt: er liebe ja doch das Käthchen und müsse sie heirathen. Eben so ganz gegen die Absicht des Dichters verdreht und [illegible] des Kaisers und des Waffenschmidts. Denn wenn der Kaiser am Schlusse sagt: er habe seit früher Jugend dem Theobald dieß süße Kind seiner eigenen Liebe anvertraut, so hat der Kaiser und der Schmidt von Anfang an um Käthchens hohe Geburt gewußt. Dadurch wird einerseits die von dem Dichter treu gezeichnete Gestalt des Waffenschmidts lächerlich, leer und kalt, ein bloßer Komödiant väterlichen Schmerzes, und dann fällt auch die Hauptintention des Dichters fort, daß alle Personen ihrem wachen Bewußtseyn nach sich irren sollen, während, was die Träumenden gewußt, als das Wahre hervortritt. Im Stücke selbst erinnert sich der Kaiser erst ganz am Schluß, nachdem der Graf den Schmidt im Zweykampf vor des Kaisers Majestät mit unbewaffneter Hand und unverletztem Haupt besiegt hat, daß Käthchen seine Tochter seyn könne und müsse. Auch daß Käthchen anscheinend zufällig entdeckt, daß die arge Kunigunde häßlich, von falschen Zähnen, falschen Hüften und anderweitigen Falschheiten sey, und daß Kunigunde sie deshalb will vergiften lassen, ist dahin verändert, daß der Graf die Thurneckerin heirathet, als sie ohne eigentlichen Grund ihrer Kammerfrau Käthchen zu vergiften gebietet. Der Dichter hat aber gewollt, daß Käthchen willenlos, von innerm Geist getrieben, überall sich als der gute Engel Friedrichs zeige, und daß ihr, von Engeln beschützt, jede dieser Thaten gelinge. — Wenn aber mit nur äußerlicher Theaterkenntniß, und nach dem Grundsatz der Theaterwahrscheinlichkeit, Dichterwerke bearbeitet werden, so bringt solche Geschicklichkeit gewiß jedesmal das geradezu Ungeschickte zuwege. Durch solche Bearbeitung ist dieß Drama um seine einzige, wenn auch falsche, Bedeutung gekommen, und dadurch zur Plattheit und Unbedeutendheit herabgesunken, während es sonst wohl einer genaueren Betrachtung werth ist. Der bleibende Werth besteht in dieser Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher das sonst Unbestimmte des Träumens in das Reich der Wirklichkeit, Klarheit und Bestimmtheit herübergezogen ist. Man wird hier in dem Unheimlichsten ganz heimisch, und in dem Traume Käthchens liegt solche meisterhafte Naivetät, so wie sie überhaupt sich ihres ganz ohne alle Sentimentalität benimmt, daß man sich herzlich daran erfreuen könnte, wenn es nicht eben die Spitze der [illegible] gebildetsten Sentimentalität wäre, zu meynen, daß im Träumen alles Wahre liege, und daß nur die Gefühle, die solcher Zustand gibt, zu befolgen seyen. Hätte doch Käthchen lieber bedacht, daß „Frau Mab“ sie besuche, und auf Mercutios Stimme geachtet.

Das Käthchen ist gewiß für die Schauspielerin eine der schwierigsten Aufgaben, denn einmal muß dargestellt werden, daß Käthchen eben fern von aller Sentimentalität sey, dann aber ist wieder ihr ganzer Zustand so sentimental, daß die Darstellerin in steten Widerspruch geräth. Die Sentimentalität weiß um ihr Gefühl, und weiß es als das Höchste und Beste, sie hegt es und pflegt es, sie [illegible] sich damit herum, und läßt alle feste Wirklichkeit durch dieß Feuer in Rauch aufgehen. Dieß thut Käthchen nie, und das ist eben das Liebliche dieser Gestalt. Sie handelt so unmittelbar, sie ist so wenig von der Welt ihres Gefühls getrennt, daß sie derselben nie gegenüber zu treten und zum Bewußtseyn darüber zu gelangen im Stande ist. In den ersten Scenen vor dem heimlichen Gericht verfehlte Mad. Neumann, die hiesige Darstellerin, in etwas den ächten Ton dieses fehlenden Bewußtseyns, und auch in ihrer zweyten Scene wußte sie nicht ganz diese [illegible] Naivetät wiederzugeben, die das Käthchen ergreift, als sie von ihrem Geliebten und der Welt ihres Träumens getrennt, die Beute wird, welcher der [illegible] der [illegible] Traume fehlt. Nur als sie dem Vater an's Herz fährt, als sie ein schwaches Bewußtseyn ihres Zustandes erwacht, und nun nach diesem verständigen weltlichen Bewußtseyn handeln will, aber nun im Schmerz lebt, sich ihrem [illegible] Wesen nach selber zu zerstören, begann der beste Theil der Darstellung. Nur gab Mad. Neumann überhaupt zu sehr das bewußte Käthchen, besonders in der Scene mit dem Brief. Käthchen weiß dort freylich von dem ganzen Zustand, von dem Rheingrafen, seinem Ueberfall u. s. f., aber all dieß Wissen geht nur immer von dem träumenden Zustand aus, ohne ihn hätte sie sich nicht darum bekümmert. Und dieß muß hindurchscheinen. Sie ist nicht nur liebend besorgt, hastig, eilend, nicht im Bewußtseyn der verständigen Wirklichkeit überhaupt, sondern sie weiß nur von den Dingen, die sich auf den Geliebten beziehen, alles Uebrige ist für sie nicht vorhanden. Und dieß ist darzustellen. Desto herrlicher waren einzelne Stellen des Traumes unter dem Hollunderbusch. Leider sind alle schönen Züge der jungfräulichen Unantastbarkeit und Reinheit, die der Dichter mit vielem Fleiß überall eingestreut hat, durch die Bearbeitung abhanden gekommen. — Von den übrigen Schauspielern müssen wir die vortreffliche Gestalt des Herrn Mattausch und die gänzlich verfehlte des Herrn Rebenstein hervorheben. Herr Wauer gibt den Knecht ein Bissel gar zu natürlich.

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 176.

[Mor]gen blatt

für

[ge]bildete Stände.

[Dienst]ag, 25. Juli 1826.

... und so erheben.
... davon.
... ergeben.
... weben,
... immer seyn,
... warme Leben
... Marmorstein.

M.

Doch nun gilt es zu fesseln die schwebenden, leichten Gedanken,
Festzubannen des Lieds glatten, entschlüpfenden Vers.
Ja — nun gilt es zu schreiben! O sagt mir, gibt es noch eine
Lästigere Auskunft, eine prosaischere?
Schreiben gehört fürwahr in die Staatskanzleyen, die Dichtkunst,
Was hat sie mit Papier, Feder und Dinte zu thun?
Hätt' ich den Meißel zu führen gelernt, so wär' ich der Thor nicht,
Der mit dem Schulhandwerk pfuscht in die schöne Gestalt.

[A]benteuer und Schicksale des lezten Abenceragen.

(Beschluß.)

Als Don Carlos diese Worte mit einer männlichen und wohlklingenden Stimme sang, erschien er so stolz, daß man ihn selbst für den Cid hätte halten können. Lautrec theilte die kriegerische Begeisterung seines Freundes, aber der Abencerage war bey dem Namen Cid's erbleicht. — „Dieser Ritter, sagte er, den die Christen die Blume der Schlachten nennen, führt bey uns den Namen des Grausamen ... sein Edelmuth seiner Tapferkeit gleichgekommen.“ — „Sein Edelmuth, erwiederte lebhaft ... übertraf noch ...

seinen Muth, und nur Mauren können den Helden schmähen, dem meine Familie ihr Daseyn verdankt.“ — „Was sagst du?“ schrie Aben-Hamet, indem er von dem Sitze aufsprang, auf dem er sich bald niedergelegt hatte: „du rechnest den Cid unter deine Ahnen?“ — „Sein Blut fliest in meinen Adern, erwiederte Don Carlos, und ich erkenne dieß edle Blut an dem Hasse, der in meinem Herzen gegen die Feinde meines Gottes brennt.“ — „Also, sagte Aben-Hamet, Blanca betrachtend, also seyd Ihr von dem Hause jener Bivar, welche nach der Eroberung von Granada die Heimath der unglücklichen Abenceragen verwüsteten und einem alten Ritter dieses Namens den Tod gaben, der das Grab seiner Ahnen vertheidigen wollte!“ — „Maure, schrie Don Carlos entflammt vor Zorn, wisse, daß ich mich nicht ausfragen lasse. Wenn ich jezt die Beute der Abenceragen besitze, so haben meine Ahnherrn sie mit ihrem Blut erworben, und danke sie nur ihrem Schwerte.“ — „Noch ein Wort, sagte Aben-Hamet immer bewegter, wir haben in unserm Exil nicht gewußt, daß die Bivar die Titel der Herzoge von Santa-Fé trugen; dieß hat meinen Irrthum veranlaßt.“ — „Dem nämlichen Bivar, erwiederte Don Carlos, dem Sieger der Abenceragen, wurde dieser Titel von Ferdinand dem Katholischen ertheilt.“

Der Kopf Aben-Hamets sank auf seine Brust: Er blieb aufrecht stehen, mitten unter den Erstaunten. Zwey Thränenströme stürzten aus seinen Augen auf den Dolch, den er in seinem Gürtel trug. „Verzeiht, sagte er, der Mann, ich weiß es, soll keine Thränen vergiessen. Von jezt an sollen die meinigen nicht mehr fliessen, obgleich mir viel zu beweinen übrig bleibt; höre mich.“

„Blanca, meine Liebe zu dir gleicht der Glut der sengenden Winde Arabiens. Ich wurde besiegt; ich konnte nicht mehr leben ohne dich. Gestern haben der Anblick des französischen Ritters im Gebet, deine Worte auf dem Begräbnißplatze des Tempels mich zu dem Entschlusse gebracht, deinen Gott kennen zu lernen, und dir meine Treue anzubieten.“

Eine freudige Bewegung Blanca's und das Erstaunen des Don Carlos unterbrachen Aben-Hamet; Lautrec verbarg sein Gesicht in seine beyden Hände. Der Maure errieth seinen Gedanken und schüttelte mit einem zerreißenden Lächeln das Haupt. „Ritter, sagte er, verliere nicht alle Hoffnung, und du, Blanca, beweine auf ewig den l e z t e n A b e n c e r a g e n!“ Blanca, Don Carlos und Lautrec heben alle drey die Hände zum Himmel und riefen: „Den lezten Abenceragen!“

Schweigen herrscht, Furcht, Hoffnung, Haß, Liebe, Erstaunen und Eifersucht bewegen alle Herzen; Blanca fällt alsbald auf die Kniee: „Gott der Güte, spricht sie, du rechtfertigst meine Wahl! Ich konnte nur den Abkömmling von Helden lieben!“ — „Meine Schwester, rief Don Carlos gereizt, bedenke doch, daß du vor Lautrec stehst!“ — „Don Carlos, sagte Aben-Hamet, bezähme deinen Zorn; an mir ist es, Euch die Ruhe zurückzugeben. Dann wandte er sich an Blanca, die sich wieder gesezt hatte: „Houri des Himmels, Genius der Liebe und der Schönheit, Aben-Hamet wird dein Sklave seyn bis zu seinem lezten Hauche; aber lerne die ganze Ausdehnung seines Unglücks kennen. Der von deinem Großvater bey Vertheidigung seines Heerdes geopferte Greis war der Vater meines Vaters; vernehme noch ein Geheimniß, das ich dir verborgen habe, oder vielmehr, was du mich hast vergessen machen. Als ich das erste Mal dieses unglückliche Vaterland zu besuchen kam, hatte ich hauptsächlich die Absicht, irgend einen Sohn der Bivar aufzusuchen, der mir Rechenschaft geben könnte von dem Blut, das seine Väter vergossen hatten.“ — „Wie nun,“ sagte Blanca mit einer schmerzhaften, aber durch den Anklang einer grosen Seele gehaltenen Stimme, „was ist dein Entschluß?“ — „Der einzige, der deiner würdig seyn mag, erwiederte Aben-Hamet: dir deine Schwüre zurückzugeben, und durch meine ewige Entfernung und durch meinen Tod dem Genüge zu leisten, was wir Beyde der Feindschaft unserer Götter, unserer Heimathländer und unsern Familien schuldig sind. Wenn jemals mein Bild in deinem Herzen verlöscht, wenn die Zeit, die Alles zerstört, das Andenken an den Abenceragen aus deinem Gedächtnisse hinwegnimmt — so wird dieser französische Ritter — — — du bist dieses Opfer deinem Bruder schuldig.“

Lautrec erhob sich mit Ungestüm, warf sich in die Arme des Mauren und rief aus: „Aben-Hamet! Glaube nicht, mich an Großmuth zu besiegen: ich bin ein Franzose; Bayard schlug mich zum Ritter; ich habe mein Blut für meinen König vergossen; ich werde wie mein Taufzeuge und wie mein Fürst ohne Furcht und ohne Tadel seyn. Wenn du unter uns bleibst, so bitte ich Don Carlos, dir die Hand seiner Schwester zu bewilligen; wenn du Granada verläßst, so soll nie ein Wort meiner Liebe deine Geliebte beunruhigen. Du wirst in deiner Verbannung nicht den traurigen Gedanken mitnehmen, daß Lautrec unempfindlich gegen deine Tugend, aus deinem Unglück Vortheil zu ziehen suche.“ — Und der junge Ritter drückte mit der Wärme und Lebhaftigkeit eines Franzosen den Mauren an seine Brust.

„Ritter, sagte sodann Don Carlos, von Männern aus so berühmten Geschlechtern erwartete ich nicht weniger. Aben-Hamet, an welchem Zeichen soll ich Euch als den lezten Abenceragen erkennen?“ — „An meinem Benehmen, erwiederte Aben-Hamet. „Ich bewundere es, sagte der Spanier; aber ehe ich mich erkläre, weiset mir irgend ein Zeichen Eurer Geburt vor.“

Aben Hamet zog aus seinem Busen den Erbring der Abenceragen, den er an einer goldenen Kette trug. Bey diesem Zeichen bot Don Carlos dem unglücklichen Aben-Ha-

r, ich bitte Euch für ... Ihr ehrt ... Familie. Ich nehme ... zu Ihnen gekommen ... alle meine Güter, ... werden. Wenn ... so nehmt dage- ... ein Christ und em- ... Liebe für Euch

das nach dem Ruinen von Karthago einen Todtenacker. Unter einem [illegible] des Todtenackers hat man mir ein [illegible] man das Grab des letzten Abe[illegible] Es hat nichts Ausgezeichnetes; der Gr[illegible] fach: nur hat man nach der Sitte der [illegible] Meißel in der Mitte des Steines eine [illegible] fung eingegraben. Das Regenwasser [illegible] dem Grunde dieses Todtenbechers, und [illegible] glühenden Klima, um den Vögeln des Himmels den Durst zu löschen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Juni.

Am vorletzten Freytage mußten die beyden Italiener, welche vor zwey oder drey Monaten den Wechsler Joseph im Palais royal hatten ermorden wollen, und ihm eine beträchtliche Geldsumme gestohlen hatten, die ihnen vom Assisenhofe zuerkannte Todesstrafe leiden. Es hatte in ihrem Schicksale eine sonderbare Fügung vorgewaltet, wie sie sich zuweilen nach begangenen Verbrechen zu erkennen gibt. Gegen Anfang des vorigen Frühjahrs wurde an einem Abende der Wechsler Joseph von zwey Fremden in seinem Laden angesprochen, die fremdes Geld zu wechseln hatten, der eine ließ ein Geldstück neben dem Wechsler fallen, und als dieser sich bückte, durchbohrten sie ihn mit Stiletten, nach ächter italienischer Banditenweise. Alsbald füllten sie sich die Taschen mit den Gold- und Silberstücken, die sich im Laden vorfanden, und entwischten, ehe noch der in seinem Blute schwimmende, aber glücklicherweise nicht umgekommene Wechsler bis zur Thüre kriechen und um Hülfe rufen konnte. Es war etwas Unerhörtes in Paris, daß Jemand in einem der Kaufläden des Palais royal, wo, gegen Abend besonders, so viele Leute unter den Bögen auf- und abgehen, ermordet wurde, ohne daß Jemand Zeuge der That gewesen war, oder die Mörder erblickt hatte, zumal da die Läden alle mit großen Fenstern versehen sind, und man also leicht sehen kann, was in denselben vorgeht. Die unabhängigen Zeitungen beschuldigten die Polizey, daß sie sich zu viel mit Meinungen abgebe, und darüber die Hauptsache, nämlich die Sicherheit der Bürger dieser Hauptstadt, vernachlässige. Wo, fragten sie, dient es, daß die Plätze eine Legion [illegible] Polizeybeamten besetzen muß, wenn diese nicht über die äußere Sicherheit wachen, besonders an Orten wie im Palais royal, wo beständig ein großer Zulauf von Menschen ist, und [illegible] Manches zu Verbrechen reizt, als Ausstellung von Gold- und Silberwaaren, Spielbänke, Bordelle u. s. w. [illegible] fehlte es im Palais royal gerade in der Stunde [illegible] Wachsamkeit; wie soll aber die Polizey an allen Orten [illegible]

Rache bewogen hätte. Vielleicht irrte sich das Publikum, allein die Sache war doch auf jeden Fall zu untersuchen; der englische Beamte reiste aber einige Tage nach der That ab, ohne daß man ihm von Seiten der Polizey das geringste Hinderniß in den Weg legte, und bis auf den heutigen Tag ist der mörderische Anfall auf den jungen [illegible] ungeahndet geblieben. Wahrscheinlich würde dieß auch mit dem Mordanschlage auf das Leben des Wechslers Joseph der Fall gewesen seyn, wenn hier nicht der Zufall der Polizey zu Hülfe gekommen wäre. Wie manche Verbrechen bleiben nicht ungeahndet, weil es in einer so ungeheuren Stadt äußerst leicht ist, den Erfolg eines Vergehens zu verbergen! Meistens ist es der Zufall oder die Unvorsichtigkeit, die den Thäter verräth. Glücklicherweise herrscht auch sogar bey gewissenlosen Menschen nach begangenem Verbrechen eine Geistesverwirrung, die sich durch irgend einen Umstand kund thut, und manchmal hinreicht, um ihre That zu offenbaren. Wahrscheinlich wäre man nie auf den Verdacht gefallen, daß Josephs Mörder zwey italiänische Jünglinge wären, die bisher ruhig in Paris gelebt hatten, und sich von ihren Handarbeiten zu nähren schienen, einer als Mechaniker, der andere als Setzer in einer Druckerey. Allein als die beyden Jünglinge (die, beyläufig gesagt, aus den päpstlichen Staaten gebürtig waren, wo es um die Volkserziehung schlecht bestellt ist, und wo man aus dem Stiletführen keine ernsthafte Sache macht) sich im Besitze eines gewaltigen Schatzes von 60tausend Franken sahen, überfiel sie die Angst, sie möchten als Räuber und Mörder entdeckt und überfallen werden. Auf ihrer Kammer glaubten sie keine Sicherheit mehr für ihren Schatz zu haben; sie wollten sich zuerst einen bessern Verwahrungsort auswählen; die Wahl desselben machte ihnen mehr Besorgniß als die Begehung des Verbrechens, wodurch sie ihn erlangt hatten. Da sie sich Niemand anvertrauen konnten, und vermuthlich als Fremde keine Freunde hatten, geriethen sie auf den Einfall, ihn außerhalb der Stadt, neben einem Dorfe zu vergraben. Dieß geschah, und nun arbeitete der Mechaniker an einem Rade, das er aushöhlte, um das Gold darin zu verstecken, und das er als vorgeblicher Scheerenschleifer auf den Rücken nehmen wollte, um so mit seinem Mitschuldigen unvermerkt Italien zu erreichen, wo sie dann, ihrem Vorsatze nach, als ehrliche Kerls leben wollten. Das Rad war nun fertig. So geschickt war das Aushöhlen und Wiederverstopfen desselben bewerkstelligt worden, daß schwerlich Jemand den Betrug würde haben entdecken können. Nun kam es darauf an, den Schatz wieder in die Stadt zu bringen und in das Rad zu verstecken. Die Verbrecher hatten nicht daran gedacht, daß an den Barrièren von Paris beständig einige Commis aufpassen, daß Niemand steuerpflichtige Lebensmittel in die Stadt einschwärze, und daß sie daher alle Bündel und Pakete, die hineingebracht werden, beschauen. Um dieser Unannehmlichkeit auszuweichen, beschlossen die beyden Italiäner, den Schatz theilweise hereinzutragen. Allein an der Barrière war ihre Angst und Verlegenheit so sichtbar, daß die Commis, welche glaubten, jene Fremden wollten Eßwaaren einschwärzen, sie anhielten, und sie in ihr Wachthaus führten, um da den Bündel, den sie trugen, zu untersuchen; die Angst der beyden Verbrecher stieg auf's Höchste; schon dieses flößte den Commis Argwohn ein; man fand in dem Bündel nun zwar keine besteuerte Lebensmittel, sondern einen Haufen Goldstücke. Augenscheinlich waren die Kerls nicht auf rechtem Wege zu diesem Schatze gelangt; sie wurden ausgefragt, antworteten stotternd, erregten noch mehr Verdacht, und wurden zur Polizey gebracht, wo ihr Verbrechen dann bald herauskam. Der Criminalprozeß wurde eingeleitet, und da Joseph unterdessen von seinen Wunden ziemlich wieder geheilt worden war, so konnte er selbst als Kläger erscheinen. Der arme Joseph erzählte die Sache wie sie vorgefallen war, besonders hatte er das verwünschte Piccí (Stich zu!), das der Aeltere dem Jüngern zugerufen hatte, nicht überhört; er [illegible], daß ihm dieses Piccí noch in den Ohren gelle. Joseph war jedoch so edelmüthig, daß er zuletzt die Richter bat, sie möchten seine Mörder begnadigen. Die beyden Kerls hatten durch ihre Advocaten nichts besseres zu ihrer Vertheidigung zu sagen, als daß sie den Wechsler nicht hätten ermorden, sondern bloß verwunden wollen, um ihn desto leichter berauben zu können. Es ergab sich aus den Verhören, daß sie beyde die Frechheit gehabt hatten, sich am Tage nach begangenem Verbrechen unter die Leute zu mischen, die sich vor der Wechslerbude versammelt hatten, und sich über den traurigen Vorfall unterhielten; sie horchten da, was man über das Verbrechen sagte, und wie man sich die Umstände desselben erzählte. Die zwey Verbrecher wurden zum Tode verurtheilt; sie sollen an die Herzogin von Berry, als einer gebornen Italiänerin, eine Bittschrift um Gnade gerichtet haben; allein es ist einmal in Frankreich ein Grundsatz, daß Mörder keine Gnade erhalten. Als sie zum Richtplatze geführt wurden, waren sie schon halbtodt vor Angst und Schrecken. Wahrscheinlich waren diese beyden Italiäner, von denen der eine 25, und der andere 19 Jahre alt war, keine im Laster verhärtete Bösewichter; allein vernachläßigte Erziehung und die in den päpstlichen Staaten so häufigen Beyspiele von Mordthaten vermittelst des Stilets mochten sie unempfindlich gegen die bösen Mittel zur Erreichung eines so habsüchtigen Zweckes gemacht haben; unter einer bessern Leitung wäre Melaguti vielleicht ein geachteter Mechaniker geworden; so aber hat er sein Leben auf dem Schaffotte geendigt. Ein sonderbarer Umstand war es, daß der Wechsler Joseph, der von seinen Wunden ganz wieder geheilt worden war, aber sich beym Geldzählen erhitzt und darauf durch unvorsichtiges Biertrinken eine plötzliche Erkältung zugezogen hatte, an demselben Tage starb, an welchem seine Mörder hingerichtet wurden. Zwar haben die Aerzte, die seinen Leichnam eröffneten, ausgesagt, sein Tod sey keineswegs die Folge seiner Verwundungen gewesen; indessen wäre es doch möglich, daß er sich den Vorfall, der natürlich sein Innerstes tief erschüttert hatte, lebhaft zu Gemüthe geführt hätte, und daß dadurch sein Tod beschleunigt worden wäre. Uebrigens ist es nicht zu billigen, daß die Wechsler im Palais royal hinter den Fensterscheiben ihrer Buden Haufen von Gold- und Silbermünzen zur Schau stellen; nichts reizt die Gierigkeit von Leuten, die Anlagen zum Bösen haben, so sehr, als der Anblick dieses gemünzten Goldes und Silbers; vor den Läden, die mit Juwelen, Goldschmiedswaaren, Krystallen, kostbaren Stoffen prangen, bleiben sie aus bloßer Neugierde oder aus Bewunderung stehen, aber vor den Wechslerbuden kommen ihnen andere Empfindungen an; hier sehen sie in einem Haufen mehr Geld beysammen, als sie durch das arbeitsamste Leben erwerben könnten, und von diesem Geldhaufen sind sie nur durch eine Glasscheibe getrennt! Es sind bereits auch schon mehrere Versuche gemacht worden, die Wechsler zu berauben oder gar zu ermorden; zwar suchen dieselben sich dadurch zu verwahren, daß sie mit den Kunden nur durch ein Gegitter, hinter welchem sie mit ihrem Gelde sitzen, Verkehr treiben; allein der Vorfall mit den beyden Italiänern hat gezeigt, daß diese Vorsichtsmaßregel zu ihrer Sicherheit nicht hinreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Juli 1826.

[...] zu seyn, wenn man kein Römer ist?

Lessing.

[illegible]

Namen auf die Nachwelt zu bringen. Voll dieses edeln Ehrgeizes glaubte er keine größere Aufgabe sich setzen zu können, als wenn er sein unglückliches Vaterland aus den Händen der Priester errettete und in den Zustand seiner alten Freyheit es zurückversetzte. In diesem Falle mochte er gewiß seyn, den Titel „des neuen Gründers und zweyten Vaters von Rom" sich zu erwerben. Die Verderbniß unter den Priestern und das wechselseitige Mißvergnügen zwischen dem Adel und dem römischen Volke gab ihm Hoffnung des erwünschten Erfolges. Vor allem aber begeisterten ihn des großen Petrarka Klagen über die Schicksale Italiens und die, einst zu Ehren des Befreyers Rienzo gesungene, sechste Kanzone *), welche noch jetzt für einen der herrlichsten Edelsteine im reichen Kranze dieses Dichters und Patrioten angesehen wird.

Porcari wußte, daß Dichter oft von einem Weissagergeiste erfüllt sind, und war in dieser Hinsicht so ganz überzeugt, daß er sich durchaus für berufen hielt, jene Prophezeyung zu erfüllen, welche Petrarka in erwähnter Kanzone ausgesprochen, um so mehr, wenn er mit den übrigen Römern sich verglich, denn keiner von ihnen allen durfte sich mit ihm messen, sowohl wenn man ihn von Seite des Talentes und der wissenschaftlichen Kenntnisse, die er besaß, als von Seite des großen Kredites und der zahlreichen Freunde, welche ihm zu Diensten standen, betrachtete.

Indem er mit jenem Gedanken also schwanger ging, versäumte er gleichwohl die so äußerst nothwendige Klugheit so sehr, daß man aus seinen Reden, Unterhaltungen und aus seiner Handlungsweise gar bald die herrschende Idee seines Lebens kennen lernte, und er daher selbst dem Papste verdächtig wurde, welcher, um sich seiner zu versichern, und dem Uebel, das durch Porcari entstehen könnte, zuvorzukommen, nach Bologna ihn verbannte, woselbst er bey dem Gouverneur, welcher hierüber strenge Befehle erhalten hatte, täglich in Person sich stellen mußte.

Dieses erste Hinderniß entmuthigte Porcari keineswegs. Im Gegentheil wurde er dadurch nur um so heißer entflammt, seinen Plan auszuführen. Er wendete hiezu alle nur in seiner Gewalt stehenden Mittel an, unterhielt Briefwechsel mit seinen Freunden; ja er unternahm sogar von Zeit zu Zeit Reisen nach Rom, jedoch mit solcher wunderbaren Schnelligkeit, daß er stets um die bezeichnete Zeit wiederum zu Bologna anwesend war, in welcher er vor dem Statthalter sich stellen mußte.

Als er seine Wagestücke nun gereift und die Zahl seiner Anhänger für hinlänglich hielt, beschloß er, die Ausführung nicht länger zu verschieben. Zu dem Ende empfingen seine Freunde in Rom den Auftrag, an einem festgesetzten Tage und zur genau bestimmten Stunde ein prachtvolles Gastmahl zu geben, bey welchem alle Verschwornen eingeladen werden sollten, und jeder derselben seine besondern Anhänger noch mitzubringen hatte. Noch ehe das Mahl beendigt seyn würde, versprach Stephano sodann die Versammelten zu treffen und das Schauspiel zu eröffnen.

Alle seine Aufträge wurden in der That pünktlich vollzogen. Porcari selbst befand sich bereits in dem Hause, worin man ihn glaubte, und gegen Ende des Festes erschien er plötzlich in Mitte der Verschwornen, geziert mit golddurchwirktem Gewande und mit kostbaren Ketten und Geschmeiden, was alles ihm ein ehrwürdiges und majestätisches Ansehen gab. Nachdem er alle Brüder herzlich umarmt hatte, hielt er an sie eine lange Rede und begeisterte sie, mit Entschlossenheit nunmehr ein so glorreiches Wagniß ohne Zögern in's Werk zu setzen. Endlich schaarte er sie in zwey Abtheilungen und befahl, daß die eine derselben künftigen Tages mit dem Frühesten vor dem Pallaste des Papstes sich aufpflanze, während die andere durch die Stadt zu stürmen hatte, um das Volk zu allgemeiner Bewaffnung aufzumuntern.

Allein noch in derselbigen Nacht erhielt Nikolaus V. Nachricht von dem Vorhaben der Verschwornen, sey es nun, daß einer dieser letztern selbst es ihm geoffenbart, oder daß man durch Porcari's Anwesenheit in Rom, die nicht unbekannt war, Verdacht geschöpft hatte. Kurz, der Befehl kam aus dem päpstlichen Kabinette, denselben alsbald zu verhaften. Porcari mit den meisten Mitverschwornen wurde durch die Wachen des Senators ergriffen, welche die Wohnung umringt und von allen Seiten die Ausgänge besetzt hatten. Nur sein Neffe bahnte sich mit gezücktem Dolch einen Ausweg durch die Menge. Stephano selbst war aus einer Kiste, worein er sich verborgen, hervorgezogen worden. Vor dem Richter bekannte er unter lauten Klagen, daß nur um drey Stunden seine Feinde ihm zuvorgekommen, sein politisches Verbrechen. Da dasselbe klar am Tage lag, so ward er nebst neun der vornehmsten Häupter des Bundes zum Strange verurtheilt, und dieses Urtheil, ohne daß ihnen die heiligen Sakramente nur dargereicht worden wären, auf der Stelle vollzogen. Sie starben nicht ohne die größte Begeisterung für die Idee, der sie zum mindesten einen kräftigen Willen und unerschütterliche Grundsätze dargebracht hatten, und nicht ohne tiefe Trauer, welche in den Gemüthern vieler edeln Römer, beynahe vor den Augen der Richter, auf eine mehr als fühlbare Weise sich kund gab. Von der Zeit erstand in der Stadt der Siebenhügel Niemand mehr, welcher an die alten Zeiten und deren Herrlichkeit und Rechte zu erinnern wagte, und alle Bewegungen des Pöbels wie der Barone dienten nur dazu, die absolute Herrschaft über das Gebiet der Stadt auf den Trümmern der Aristokratie und der Volksgewalt, welche bis in's fünfzehnte Jahrhundert doch bisweilen in bedeutenden Punkten noch wirksam sich gezeigt hatte, für immer zu befestigen.

Münch.

Die Havana und Cuba.

(Beschluß.)

Die Sklaven.

Was das Schicksal der Sklaven auf der Insel Cuba betrifft, so ist es zwar nicht so hart als in den Kolonien anderer Nationen; dennoch aber ist das Loos derjenigen Sklaven, welche auf den Zuckerplantagen gebraucht werden, sehr hart, und obgleich die Gesetze in den spanischen Kolonien die Sklaven sehr vor der Willkür der Herren schützen, so werden sie nur zu leicht umgangen, zu sehr vernachlässigt. Nach den Gesetzen darf der Sklave, wenn er den geringsten Grund zur Unzufriedenheit hat, sich einen andern Herrn wählen, wenn er einen findet, der den Kaufpreis für ihn bezahlen will. Kein Herr darf nach eigener Willkür dem Sklaven eine Strafe auferlegen, woraus ein Blutvergiuß entstehen könnte, und es sind eigene Advokaten für die Armen und Sklaven angestellt. Die Alkalden sind gehalten, alljährlich die Pflanzungen zu besuchen, um sich über den Zustand der Sklaven zu unterrichten, ob sie nicht mißhandelt werden, ob sie in Krankheiten die nöthige Pflege haben, ob auf den größeren Pflanzungen ein Arzt und eine Apotheke ist, ob der moralische und religiöse Unterricht der Sklaven nicht vernachlässigt wird, u. s. w. Alle diese vortrefflichen Gesetze werden jedoch wenig befolgt.

[illegible] behandeln als [illegible] ihrem Charakter, [illegible] Geschen. Be- [illegible] religiösen Un- [illegible] lassen, was im- [illegible] Jeden Abend der [illegible] seinen Se- [illegible] in der Havana. [illegible] Lage ungleich [illegible], besonders [illegible] zur Straße [illegible] In großen Häu- [illegible] Sklaven in Livree- [illegible] Amt und faul, [illegible] zeigen die [illegible] Unterwür- [illegible] dieselbe Gleich- [illegible] welche auch [illegible] so unmerklich [illegible] eine [illegible] findet. [illegible] der und [illegible] seinen [illegible] Spanien [illegible] sich unter [illegible] der [illegible] beschreib [illegible] in den [illegible] Havana, [illegible] eigene [illegible] Getöse [illegible] und [illegible] und die [illegible] Bewe- [illegible] Sklaven [illegible]

ihre Eitelkeit noch größer. Es läßt sich [illegible] die Vermehrung dieser Klasse von Men[illegible] ständen zu berechnen [illegible] und bey dem gerechten Besorgnissen [illegible] fehlt es nicht an beunruhigenden Gerüchten [illegible] sicht. Man erinnert sich dabey einer Versch[illegible] 1812 entdeckt wurde. Ein freyer Neger, [illegible] der ein Vermögen von 40,000 Piastern besaß, [illegible] der Spitze derselben, und sollte zum König [illegible] den, alle Minister und Beamte waren schon [illegible] und alles vorbereitet; es sollten zugleich alle weißen Män- ner und alle schwarzen Frauen ermordet werden, und dann wollten die Neger sich mit den weißen Frauen ver- binden. Diesen Theil der Verschwörung erfuhr Aponte's Weib, und aufgebracht darüber, verrieth sie Alles. Aponte nebst acht seiner Genossen wurde hingerichtet.

Die Cigarren. Sie spielen eine sehr große Rolle in der Havana. Alles raucht Cigarren, Priester, Non- nen, Weiber, Kinder, Mädchen, Weiße, Schwarze, Freye und Sklaven. In der Kirche, im Theater, überall wird geraucht. Ein Neger, der weiter nichts zu schenken hat, schenkt sei- ner Herrin eine Cigarre. Ein kleiner Dienst, den uns ein fremder Neger leistet, wird mit einer Cigarre belohnt. Eine Negerin geht nicht auf die Straße, ohne eine Cigarre im Mund, oder hinter dem Ohr, oder in den Haaren stecken zu haben. Ein zierliches Mädchen zieht eine Ci- garre aus dem Busen, und bietet sie ihren Gespielinnen an. Die Cigarre verbindet und nähert alle Stände. Der Sklave hält den Grand von Spanien auf der Straße an, und ersucht ihn um candela (Feuer), und dieser läßt ihn geduldig eine Cigarre an der Seinigen anstecken, und er- bietet sich bey dem nächsten Vorübergehenden denselben Dienst. Ich habe nur einmal Jemanden die candela ab- schlagen sehen, es war ein negro ladino, der sie einem bozal verweigerte. Wie der Fächer, so dient die Cigarre zur Zeichensprache. Rendezvous werden damit bestimmt und angenommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, [illegible]

(Beschluß.)

Die Pariser Berichte haben es in der letzten Zeit mit mehreren merkwürdigen Justiz- und Kriminalfällen zu thun. Da war ein gewisser Grieche, Namens [illegible], welcher der Bigamie von seiner Frau angeklagt worden war. Der Mann war als ein fremder Graf nach Paris gekommen, [illegible] [illegible]

schreiben. In dem Heirathskontrakte wurden die Jaffrepoulo'schen Güter namentlich angeführt, sie lagen in Siebenbürgen, Podolien, Wladimirien, und wie die Gegenden alle heißen. Für den künftigen Wittwensitz der Frau Gräfin war also auch hinlänglich gesorgt, sie hatte die Wahl, ob sie ihren Sitz in Podolien oder Wladimirien aufschlagen wollte; überall stand ein Landhaus bereit, um die künftige trauernde Gräfin aufzunehmen. Die Heirath ging mit aller, gräflichen Leuten gebührenden Pracht vor sich, und der Honigmonat war lauter Wonne, aber hernach trafen die Wehen ein; aus Podolien und Wladimirien kam kein Heller Geldes an, das Heirathsgut der Frau Gräfin mußte angegriffen werden, denn der Herr Graf ließ es sich bequem im Hause. Darin glich die Frau Gräfin auf ein Haar andern Damen, daß sie erst etwas nachdachte, als es mit dem Nachdenken zu spät war. Der Gemahl gab sich auch nicht die geringste Mühe, um die Täuschung länger bey seiner Allerliebsten dauern zu lassen. Es fiel ihr steinschwer auf das Herz, daß sie einen Abenteurer geheirathet habe; sie ließ, was sie vor der Heirath hätte thun sollen, Erkundigungen nach dem Podolischen Wittwensitze einziehen, und erfuhr zu ihrem Schrecken, daß sie sich zwar in Podolien, wie Jedermann, an der Landstraße niederlassen könne, aber an Gütern dort noch weniger besitze, als was man auf den Daumen legen kann. Sie erfuhr, daß ihr Mann zwar keinen Fuß breit liegenden Gutes, aber dagegen ein Lebendes, nämlich eine Frau, besitze. Das war nun gar zu arg für die neue Madam Jaffrepoulo; sie floh von ihrem Manne, und verklagte ihn als einen Betrüger, einen Abenteurer, einen Bigamen. Aus den eingeholten Nachrichten ergab sich, daß Jaffrepoulo in den jonischen Inseln verheirathet gewesen, und von seiner Frau fortgelaufen war; die Frau, anstatt ihm nachzulaufen, wie es in den Romanen üblich ist, hatte einen andern Mann genommen. Diese Heirathsgeschichte muß dem Pariser Tribunale, dem wahrscheinlich die Volkssitten auf den jonischen Inseln nicht sehr geläufig sind, etwas unklar geschienen haben; es fand die Klage über Bigamie nicht gegründet, und sprach den Jaffrepoulo frey. Dieß erregte bey den Zuhörern nicht geringes Erstaunen; die Damen hätten, wie es scheint, recht gern gesehen, wenn die Richter dem Verbrecher Podolischer Wittwensitze eine derbe Lektion gegeben hätten; allein der Richterspruch war geschehen, der Präsident hob die Sitzung auf, das Volk zerstreute sich, und hatte bald Jaffrepoulo und Podolien wieder vergessen. — Gegenwärtig wird vor einem andern Tribunale eine Angelegenheit verhandelt, die zwar nur Geldsachen betrifft, worin aber auch wieder ein armes Mädchenherz gewaltig in's Gedränge kömmt. Die hierbey figurirende Heldin wird gewiß noch mehr Theilnahme erwecken als die neue Gräfin Jaffrepoulo, wenn man erst die ganze Geschichte wird zu Ende gelesen und gehörig beherzigt haben. Sie betrifft eine Familie, die zu allerley Abenteuern bestimmt zu seyn scheint. Die Wittwe von St. Morys wurde während der Revolution auf die Emigrantenliste gesetzt, wiewohl sie Frankreich nicht verlassen hatte; man zog ihr ihre Güter ein, und behandelte sie, als ob sie wirklich emigrirt sey. Als die bürgerliche Ruhe und Ordnung wiederhergestellt war, that sie Einspruch wider die Behandlung, die sie erfahren hatte. Ein Haus in Paris, das ihr zugehört hatte, war das einzige, was von ihren Gütern noch nicht in fremde Hände gelangt war, wiewohl man es auch bereits verkauft hatte. In der Grundlage dieses Hauses fand Hr. v. St. Morys, der Sohn, in der Folge einige Alterthümer aus der römischen Zeit. Dieser, ihr Sohn, war wieder zu Gütern gelangt, und zur Zeit der Wiederherstellung des königlichen Throns ein entschiedener Royalist, vielleicht gar ein Ultraroyalist; er bekam Händel mit einem eben so entschiedenen Bonapartisten, dem schlagfertigen Obersten Dufay, und wurde von diesem in einem Zweykampfe umgebracht. Derselbe Hr. v. St. Morys, welcher Graf oder Baronet, oder so etwas war, hinterließ eine Tochter, die man vermuthlich in eine hohe royalistische oder aristokratische Familie unterzubringen gedachte. Allein so wie die Liebe so manche Pläne der Eltern vereitelt, so geschah es auch hier, daß die Dem. v. St. Morys ihr Herz ganz anderswo hinwandte. Um nämlich die Wiederherstellung des Bourbonischen Throns zu bewirken, die dem Hrn. von St. Morys so erwünscht gewesen war, hatte das Schicksal eine halbe Million bewaffneter Fremden in Frankreich einrücken lassen; unter dieser halben Million befand sich ein preußischer Offizier, der gerade in das Haus einquartirt wurde, welches die junge Demoiselle, oder, wie man in Deutschland sagen würde, Fräulein v. St. Morys zu besitzen das Glück hatte. Einquartirte Offiziere und die Mädchen vom Hause pflegen keines Dolmetschers zu bedürfen, um sich einander zu verstehen. Dem. v. St. Morys fand den Offizier recht hübsch, vielleicht weil er zu der halben Million gehörte, die ihres Vaters Wünsche befriedigt hatte, vielleicht auch aus andern Ursachen, worüber sie sich nicht ausgesprochen hat. Genug, der Offizier war ganz nach ihrem Wunsche, und hinwiederum fand der Offizier, daß ein reiches, junges und hübsches Mädchen auch ihm sehr wohl anstehe. Geständnisse, Schwüre und Betheurungen wurden angeboten und angenommen, wie's der Gebrauch mit sich bringt. Es scheint, als ob bestimmte Pläne auf die Zukunft unter den beyden Liebenden verabredet wurden. Die halbe Million bewaffneter Menschen wurde unterdessen beordert, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, nachdem sie sich zuvor eine tüchtige Entschädigung für ihren geleisteten Dienst hatte zusichern lassen. Der preußische Offizier rechnete aber auf eine Entschädigung, die ihm mehr werth war als eine Krone, wie man zu sagen pflegt, nämlich auf Dem. v. St. Morys Hand und Herz, nebst Aussteuer. Unterdessen ging es etwas bunt in Deutschland zu; revolutionäre Umtriebe verdrehten den Staatsmännern und andern Leuten die Köpfe; Dem. St. Morys Bräutigam wurde auch darein verwickelt, wiewohl er ganz andere Umtriebe im Sinne hatte. Seine Braut erfuhr, daß er, anstatt ihr auf den Flügeln der Liebe entgegenzueilen, in einem schwarzen Kerker säße. Das brave Kind raffte ihr Geld zusammen, eilte nach Deutschland, erwirkte mit gewandtem Geschick ihres Bräutigams Befreyung, gerade als ob die Handlung in einem Romane oder auf dem Theater vorginge, und nun gings flugs mit dem Geliebten nach Frankreich. Hier schienen sich Hindernisse ihrer Heirath entgegenzustellen zu haben. Guter Rath war theuer, allein was überwindet die Liebe nicht alles! Die beyden Liebenden hatten, wie Jedermann, von dem berüchtigten Gretna Green, auf den Gränzen Schottlands gehört, wohin so manche englische Liebende mit Extrapost wallfahrten, wenn hartherzige, oder allzuvorsichtige Eltern und Vormünder nicht sogleich in eine Heirath einwilligen wollen. Wenn sich der preußische Offizier mit der französischen Demoiselle zu diesem Zufluchtsorte unglücklicher Liebe begäbe! gedacht, gethan. Gretna Green sah das liebende Paar in seinem Schooße ankommen, und Schmidt Elliot, der schon die Fesseln so manches andern Paares [illegible] geschmiedet hatte, nahm nicht den geringsten Anstand, auch das jetzige angekommene ohne Ceremonie zusammenzufügen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 178.
für
gebildete Stände.
rstag, 27. Julii 1826.
Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Es grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis.
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.
Schiller.
Gedicht.
Damals, in Gewölbes Tiefen,
Wo des Lebens Keime schliefen,
Braust' und gährt' es ahnungsvoll,
Und des Erdballs Rinde schwoll.
Google

Doch die geschwommen in den Wogen
Mit reger Lust vieltausendfach,
Des Ammonshorns gewundner Bogen,
Der Riesenmuschel wölbig Dach,
Geschlechter ohne Zahl und Namen,
Jahrhunderte hindurch gemehrt,
Zu Bergeslast sich wälzend, kamen
Hinan, wo Flut in Land sich kehrt.

Dort schichten jezt sich Panopäen,
Hier Venuliten, Archen sich;
Und Cardien und Tellinen stehen
In breiten Ranken mächtiglich.
Es baut Natur den Atlantiden,
Was Königen die Menschenhand;
Den Wurm bedecken Pyramiden,
Wie Pharaonen keine stand.

Zum Himmel starren Austerbänke;
Des Meeres Sand bedeckt sie hoch,
Und ringsum biegen Thalgesenke
Sich an das neue Felsenjoch.
In Nacht versiegelt ward das Leben.
Der abgeschiednen Urwelt Stein;
Denn andrer Trieb will kund sich geben,
Und Edleres an's Wilde reih'n.

Hinauf zu lichten Daseynsstufen
Ergießt der Kräfte Springquell sich,
Zernichtend was sie Niedres schufen,
Und Höh'res bildend freudiglich.
Es flammt ein Blitz vom offnen Himmel,
Wie Regenbogen spannt sich's aus;
Da füllt ein seltsames Gewimmel
Zuerst das Land mit seinem Graus.

Lindwürmer ringelten sich traurig,
Das öde Thal stand ohne Lied,
Und schwarze Molchenbrust glitt schaurig
Durch's freudenlose Felsgebiet.
Mit Donnerwolken um die Wette
Flog tausend junge Drachenzucht,
Und in der Seen weitem Bette
Verbarg sich kaum des Mammuths Wucht.

Denn erstlich mußte sie verschäumen,
Die überreiche Schöpfungskraft,
Entsprudelnd in verworrnen Träumen,
Wie Phantasie nur jung sie schafft.
Das Ungeheure ward geboren
Aus roher Mächte frühstem Schwung;
Selbst Hellas hat sie spät erkohren,
Des Ideals Verherrlichung.

Doch bald, erfüllt im Lauf der Jahre,
Den Gottes Allkraft leitete,
Rang sich die Zeit empor in's Klare,
Die er gewollt von je und je.
Verbrauset hatten Meer und Erde,
Sie sehnten sich nach Wohlgestalt;
Da trieb der Schöpfung zweytes Werde
Hinweg der Mißform Urgewalt.

Sanftes Säuseln,
Leichtes Kräuseln
Weht' in lauer Himmelsluft;
Dünste schwanden,
Nebel banden
Sich zu milden Thaues Duft.

Und die Gipfel
Und die Wipfel
Küßte warmer Sonnenglanz.
Stilles Beben,
Leises Weben
Rieselt um den Gletscherkranz.

Wo zersplittert
Und verwittert
Todter Schutt im Staube lag,
Hob sich freudig
Und geschmeidig
Halm an Halm zu heitrem Tag.

Moos und Eppich
Wob den Teppich
Auf des Felses rauhe Wand;
Büsch' und Bäume
Deckten Räume,
Wo der See zu Moor gestand.

Wer spricht sie aus, die Wunder dieser Zeiten,
Wie steile Bergeshalden, endlich grün,
Sich dicht beraset allwärts niederbreiten,
Und tausend Blumen schön sie überblühn!
Wie Murmelbäche sich in Ufern fangen,
Befreundlicher in's Thal zu zieh'n,
Und sonnenfroh die Eichen prangen
Als Götterhallen, stolz und kühn!
Wie der Gewässer Schwall verdampfet
Vor eines freyern Strahles Glüh'n,
Und festen Grund das Wallroß stampfet,
Verzweifelnd ob der Woge flieh'n!

Da schwebten erdwärts fern aus Schöpfungsträumen,
Wo höhere Planeten sie bedacht
Mit Gaben ihrer gottentlehnten Macht,
Die Geister, die der Mensch nur sieht in Träumen,
Das stille Volk, herab zur Bergesschluft.
Betriebsam höhlt sich's weite Gänge,
Thurmhoch in ungemeßner Länge,
Von Felsengruft zu Felsengruft.
Des Goldes Fülle, schwer gediegen,
Muß in den harten Stein sich schmiegen,
Und Silber quillt,
Und stockt und füllt,
Am dunkeln, tiefgeheimen Orte,
Des Berges Ader mit dem reichen Horte.
Dann wölkt Achat,
Und ballt Granat, —
Der Elfen neue Wunderspenden, —
Sich unter ihren kunstgewandten Händen.
Zulezt den Quell,
Der wonnighell
Vom ew'gen Eise niederrinnet,
Erfassen sie mit Zauberkraft,
Die fest ihn preßt, und formt und schafft,

Gott, Allmächtiger, du wirkest
Und neues Leben, neuer Drang,
Die Frühlingshauch durch starre
Zuckt des Gebirges Labyrinth entlang,
Noch wandelte kein froher Tritt auf
Kein munterer Flug durchschwammen
Da muß der Au'n Bevölk'rung werden
Und Stern und Staub, aus Glut
Apollo steigt zur Gentiane,
Die Biene schwirrt der Linde zu,
Die Wald gewährt dem Auerhahne,
Ein Schlund die erste Ruh',
Der Eul' ein
Und eine Lerche heckt im Plane,
Und eine Lerch' auf nackter Fluh. *)

Unendliches Leben und Streben
Und Regen und
Durchwimmelt die Weiten mit seliger Spur.
Von Tönen und Klängen
Und süßen Gesängen
Erdröhnet die reiche, bewegte Natur.

Allüberall Necken
Und grüßendes Wecken,
Und kosiger Paare beglückend Gefühl.
Bis tief in die Wellen
Hinab, wo die hellen,
Geschmeidigen Fische sich tummeln im Kühl.

Majestätisch, wie der Windsbraut Sausen,
Schwingt der Adler sich zum Felsenhaupt.
Auf dem hehren Sitze will er hausen,
Wo kein Sturm ihm je die Sonne raubt.

Seligsprechung fordern zu können, wendet er sich mit seinem Gesuche an das Tribunal der h. Gebräuche (Congregazione de' Riti). Dieses besteht aus einer unbestimmten Anzahl Oberrichter (in den lezten drey Jahren über und unter zwanzig), sämmtlich Kardinäle, mit einem Präsidenten (Prefetto) an ihrer Spize, und Unterrichter (in den lezten drey Jahren über und unter sechs), leztere Prälaten, und aus einer noch grössern Anzahl Räthen (Consultori) meistens Ordensgeistlichen, welche gleichfalls Siz und Stimme im Gerichte haben. Nachdem sich der Kläger im Tribunale selbst einen vortragenden Richter (Ponente), welches, so viel ich weiß, stets einer der Kardinäle seyn muß, gewählt hat, geht die Sache den Weg Rechtens, das heißt, das Tribunal ernennt zwey Anwälte, einen für und einen gegen den Kläger, läßt leztern Kaution leisten, und spricht am Ende das Urtheil, das heißt, es entscheidet, ob die Person der Seligsprechung würdig ist oder nicht. Lezteres wird dem Papste vorgelegt, welcher demselben, nach einigen Formalitäten, die Bestätigung ertheilt. In Folge des Prozesses, welcher oft mehrere Jahre dauert, wird das Leben des zur Beatification vorgeschlagenen Kandidaten der strengsten Prüfung unterworfen, und besonders aber darauf gesehen, ob die Wunder (denn ohne diese kann Niemand auf Seligsprechung Anspruch machen), welche er, nach des Klägers Versicherung, mit Gottes Hülfe, verrichtet haben soll, wirklich stattgefunden haben, oder nicht. Daß ein solcher Prozeß nicht so gleichgültig oder gewissenlos geführt wird, wie es mit weltlichen Rechtshändeln zu geschehen pflegt, davon will ich zwey Beyspiele anführen. Vor einigen und zwanzig Jahren ward einem Kandidaten, dessen Leben alle Erfordernisse, selbst die Wunder, zur Erlangung der Beatification dargeboten hatte, leztere blos aus dem Grunde versagt, weil er, ein Weltpriester, in einer andern Kirche, als der seiner Pfarre, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen, mitunter gewohnt gewesen war, eine Handlung, welche die römisch-katholische Kirche nicht gut heißt, weil mit dem Beichtvater, eben weil er über seine Beichtkinder eine geheime Gewissenskontrolle zu führen, und, von dieser geleitet, allein die Absolution auszusprechen hat, nicht gewechselt werden darf. Ein anderer Kandidat war deßhalb abgewiesen worden, weil ihm gegen einen verstockten Missethäter, der sich selbst Angesichts des Schaffots, auf welchem er seine Strafe zu leiden hatte, nicht bekehren lassen wollte, die Worte entgangen waren: „So fahre denn hin, verruchte Seele in den Pfuhl der Verdammten! Es kann dem allmächtigen Gotte einerley seyn, ob sich solch ein Ungeheuer, wie du bist, zu ihm kehrt, oder nicht!" Ob bey diesen Prozessen der Gegenadvokat im Curialstyle je Teufelsadvokat genannt worden ist, habe ich nicht erfahren können; jezt kennt diesen Ausdruck sogar in Rom Niemand mehr. Wahr aber ist, daß sich der Advokat aller Rechtsmittel, in der Form oder in der Sache liegend, ja nicht selten offenbarer Kniffe und Verdrehungen, bedient, um dem Kandidaten die, von ihm nachgesuchte Ehre der Beatification streitig zu machen. Daß es außer der Seligsprechung auch eine Heiligsprechung (Canonisation) gibt, ist bekannt; leztre dient gleichsam zur Vervollständigung der erstern, und kann auch ohne dieselbe überall nicht stattfinden. Heiligsprechungen sind in den lezten zwanzig Jahren nicht vorgenommen worden. Die Beatification führt keine andere Ehre mit sich, als daß dem Seliggesprochenen ein jährlich zu feyerndes Hochamt eingesezt wird. Des Canonisirten Name erhält dagegen einen Plaz in der Liturgie und Litaney; auch können ihm Altäre errichtet werden. Schon oben habe ich gesagt, daß eine Seligsprechung große Kosten verursacht: man versichert, daß es deren gegeben hat, welche auf hunderttausend Scudi zu stehen gekommen sind. Das ist eine wahre Wohlthat für die Klöster, oder für sonstige fromme Körperschaften; denn wie viele Seligkeitsprozesse würden, ohne diesen Umstand, nicht anhängig gemacht werden! Es verhält sich damit, wie mit den weltlichen Prozessen; je theurer die Rechtspflege in einem Lande ist, je weniger Prozesse gibt es in demselben, wobey am Ende Niemand verliert als die Advokaten.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 4. Juni.

(Beschluß.)

Bey der Rückkunft des Paares und ihrem Aufenthalte in London stiegen doch einige Zweifel bey der jungen Frau über die Gültigkeit dieser Schmiedetrauung auf, und um die Gewissensscrupel zu heben, mußte der Geistliche der baierischen Legation die Trauung nach katholischem Ritus erneuern. Nun meynte die junge Frau wäre alles in Richtigkeit, und kehrte getrost mit dem lieben Gatten nach ihrem Vaterlande zurück. Aber hier ging das Trübsal erst an. Die Familie wollte weder von der Schmiedetrauung, noch auch von der baierischen etwas wissen und den preußischen Ehemann anerkennen. Ueber dem Familienzwist trat nun die Angelegenheit der Emigrantenentschädigung ein, und sobald das Gesez durchgegangen war, trat der preußische Ehemann auf, und forderte im Namen seiner Gattin, die ihr von ihrem Vater oder ihrer Großmutter zukommende Entschädigung; aber das hieß ein Wespennest aufführen; denn es erschienen sogleich die Verwandten der Frau, forderten die Entschädigung für sich, und machten dem preußischen Offizier seine Eigenschaft als Ehemann streitig. So begann dann der Prozeß, der schon einige Zeit fortdauert, aber, wie es scheint, seiner Entscheidung nahe ist. Die eine Parthey, die am meisten darunter leidet, ist die junge Frau, denn man sucht nichts anders zu beweisen, als daß sie nicht verheirathet ist. Die französischen Geseze erkennen keine Trauung eines Schmiedes von Gretna Green, auch wann eine bairische Geistlichkeit die Sache hat wieder gut zu machen gesucht. Dazu kömmt nun noch, daß der preußische Offizier nicht so heißt, als wofür er sich ausgegeben hat. Die Advokaten der Gegenparthey haben arge Dinge von ihm erzählt; er aber besteht nicht minder auf sein erworbenes Recht, und will der Erbe eines französischen Emigranten werden. Die arme Frau aber, der es nicht um Geld, sondern um Ehre und Heirath zu thun ist, bittet um Gotteswillen, man möge doch ihre Ehe für gültig anerkennen, auf alles andere wolle sie ja gern Verzicht leisten; darauf antwortete man zu ihrem Schrecken, was nicht rechtmäßig sey, könne auch nicht dafür anerkannt werden; das Gericht habe keinen Auftrag eine gesezwidrig geschlossene Ehe zu legitimiren; auch habe man hier mit der Heirath nichts zu schaffen, sondern nur mit der Frage über den Entschädigungsantheil. Vergebens ruft die bedrängte Frau Himmel und Erde an, damit man sie als eine wahre Ehefrau anerkenne; leider steht zu befürchten, daß kein Richter in Frankreich Respekt vor dem Trauungsakte des Schmiedes Elliot haben werde; vielleicht wird dieß künftig die französischen Mädchen von einer Reise nach Gretna Green, wo man so mitleidig gegen unglückliche Liebende ist, abschrecken, und die englischen Mädchen allein werden die Freude behalten, einen so hülfreichen Schmidt in ihrer Nähe zu haben.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 179.

ge n ... für ... ebildete St...

...tag, 28. Ju...

Mögt ihr in den alten Gle...
Vor dem alten Narren tra...
Doch die Narren und die ...
Wollen ihre Freyheit haben...

Die Makamen des Hariri*).
In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Fünfte Makame.

Hareth Ben Hemmam berichtet:

Ich besuchte in Merw'über die Staatskanzley; — zwar war ich in Staatsgeschäften ganz Laye, doch fand sich dort immer eine Konfession — von Leuten von allerley Konfession — und Profession, — die sich besprachen über allerhand, — was ich verstand und nicht verstand. — Heute nun ergoß sich der Rede Brunst — über die Redekunst; — und einmüthig, einmündig, stammelten — alle die hier versammelten, — Ritter des Federkiels, — und Meister des Zungenspieles, — zum Lobe der Zeit, der vergangenen, — und zur Schmach der neuangefangenen: — daß den alten Meister scharfem Witze — kein neuer dürfe bieten die Spitze, — und keiner jetzt im Ost und West — sey so zügel, und bügelfest, — dem sein Roß nie bäume, — und der den Sattel nie räume. — Wer breche noch neue Bahnen, — und stecke nach neuen Fahnen? — wer könne sich

*) Der Herausgeber der arabischen Sprachlehre, Baron Silvestre de Sacy, hat im Jahre 1822 ein in der orientalischen Literatur Europa's Epoche machendes Buch herausgegeben, außer einer französischen Zugabe von 19 Seiten, die ... Makamen des Hariri. Was ... und sich unter...

mit eigen...
auszupfl...
hab' an...
gegen de...
kraft Dir...
stigkeit, ...
bis die ...
nicht zw...
Kreis — ...
äußersten...
nun die ...
delten, ...
seine W...
Taube...

zen, — ...
oder Lip...
tern Bu...
Bogen ...
zurust: ...
zen, — ...

Als ich die...
oft in de...
den poetis...
ich, zur ...
sameln — ...
bilden — ...
neue. Fo...

Digitized by Google

gen sich geglättet, — und die Stürme sich gebettet, — wendete er mit Sammlung — sich zur Versammlung, — und sprach: Ihr spinnet wirren Faden, — und rennet auf irren Pfaden; — die ihr Todtengebeine — stellet im Heiligenschreine, — und sie umgebt mit Heiligenscheine, — verachtend eure Lebendigen, — näher euch zuständigen, — mit denen ihr doch allein euch könnt verständigen! — O ihr Präger und Wäger ächter Gewichte, — o ihr Heger und Pfleger gerechter Gerichte! — vergesset ihr über das Hadern — um die alten Hadern, — die frische Lebensfülle junger Adern? — daraus jezt zu Tage wird gefördert, — was nie vor diesem ward erörtert: — Gedanken stark, — und Worte voll Mark, — hochfarbige Schilderey, — tiefe Sinnbilderey, — Reime wie Blütenkeime, — und Prosa wie Honigseime. — Was findet ihr bey den Alten, — wenn ihr es an's Licht wollt halten, — als erloschne Farben, — und ausgedroschne Garben? — Sie haben der Zeit nach den Vorgang, — nicht der Trefflichkeit nach den Vorrang. — Und ich weiß noch jezt den Mann; was er macht, das lacht; — was er schmückt, das glückt; — was er beginnt, das gewinnt; — wo er haucht, das raucht; — wo er spricht, das bricht, — was er schafft, das rafft; — was er dichtet, das vernichtet: — der, wo er rühmet, blühmet, — und wo er tadelt, entadelt; — der, wo er lang ist, — wie eines Stromes Gang ist, — und wo kurz, — wie ein Wassersturz. — Da sprach der Kanzleyvorstand, — der als Wortführer im Chor stand: — Und wer ist der so schwer gerüstete, — hehr gebrüstete? — Jener sprach: hier dein Gespann, — dein Gegenmann. — Frag', ich stehe zur Rede; — fördere nur, ich stehe zur Fehde. — Da sprach jener: Höre du! Bey uns zu Lande verkauft der Habicht sich nicht für einen Falken, — noch der Rohrstab für einen Balken; — wir unterscheiden Spelt von Spelzen, — hohe Beine von Stelzen. — Wer sich unnütz macht, macht sich Verdruß; — Wer zur Scheibe sich aufstellt, den trifft der Schuß. — Rege den Staub nicht im Kampfesfeld, — oder klage nicht, wenn er dir in's Auge fällt. — Wo man früh nicht nimmt Freundesrath an, — da kommt Feindesspott spat an. — Doch jener sprach: Ein Mann kennt sein Hemde — besser als jeder Fremde. — — Da berathschlagten sie sich untereinander, — in welches Feuer der Prüfung man solle bringen den Salamander. — Einer von ihnen sprach: Gebt mir ihn her! — ich roll einen Stein in den Weg ihm queer; — ich habe für seine Backen — eine derbe Nuß zu knacken. — Da übertrug die gesammte Mannschaft — für diesen Krieg ihm die Oberkommandantschaft; — und, sich wendend zum muntern Alten, — sprach er: Laß meine Geschichte dir entfalten! — Ich lebte von hier in ferner Gegend, — frisch und wacker mich regend, — und fand, weil klein war meine Schaar, — daß groß genug mein Einkommen war. — Doch als sich mir mehrten die Zehrer, — und des Haushalts Bürde ward schwerer, — blieb ich kein träger Lastträger, — sondern wandte als ein rascher Hoffnungsjäger, — meinen Blick hieher auf den Landpfleger; — und durch meiner Redegaben Rührung — fand ich bey ihm Beschützung — und Unterstützung. — Auch konnte meinen Muth nicht beugen, — noch mir meines Gönners Ungunst erzeugen, — ein Fehler in meinen Sprachwerkzeugen, — den mir deine Ohren bezeugen, — daß das R ist eine Klippe, — an der sich brechen die Ströme meiner Lippe. — Nun, satt getränkt von seinem Gnadenregen, — und bekümmert der Meinigen wegen, — bin ich bittend ihm angelegen, — mich zu den heimathlichen Gehegen — zu entlassen mit seinem Segen; — doch er sprach dagegen: — Versagt ist deine Bitte; — dir wird kein Roß zum Ritte, — zum Abschied keine Verehrung, — und zur Reise keine Zehrung, — bis du schriftlich mir vorlegst, — und mündlich selbst mir vorträgst — ein Bittgesuch, wohlgestellt, — das an Sinn und Spruch sich wohlverhält, — und an Wohlgeruch mir wohlgefällt, — und in welchem ganz der Buchstab ist vermieden,

ters sich vor meinen Blicken abklärte, indem ich es frey von der Umhüllung des gelehrten Dunstkreises betrachtete. Der wunderliche Held der Makamen, Abu Seid von Serug, fing an mir immer lebendiger zu werden, und ich dachte bald, wenn ich ihn nur in einer hinlänglichen Anzahl von einzelnen Lagen, in eben so viel nachzubildenden Makamen, auf seine charakteristische Art sich zeigen lassen könnte, daß er gar wohl die flüchtige Aufmerksamkeit deutscher Unterhaltungsleser auf sich zu ziehen verdiente, so gut als irgend einer der vielen andern wildfremden Helden, die bey uns von einer Messe zur andern laufen.

Meine Arbeit gibt sich für keine Uebersetzung, sondern für eine Nachbildung. Die Grundsätze, nach denen man Homer und Shakspeare verdeutscht, sind, wie jezt noch die Sachen stehen, auf einen arabischen Dichter kaum anwendbar. Dazu gehört eine nähere Verwandtschaft oder eine innigere Aneignung eines fremden Bildungskreises, als deren wir bis jezt uns in Bezug auf den Orient rühmen können. Hoffentlich wird auch für die größeren orientalischen Kunstwerke einmal die Zeit kommen, wo sie in treuer Uebertragung in unsere, jeder Erweiterung empfängliche, Sprache aufgenommen werden können; ob aber sobald oder überhaupt jemals für Hariri, zweifle ich.

Ueber den Geist des Buches sage ich nichts; wenn es einen hat, wird er sich dem Leser am Ende von selbst darstellen. Vielleicht aber sollte ich noch ein Wort sagen zur Entschuldigung der unendlichen Wort- und Klangspiele, der gereimten Prosa, der übertriebenen Bilder, des spitzfündigen überkünstlichen Ausdrucks, kurz alles dessen, was man den falschen orientalischen Geschmack nennen kann. Doch deutsche Leser sind schon an so viele Geschmäcke gewöhnt, daß ich ihnen auch diesen bieten zu dürfen glaubte, und zwar in seiner ganzen Schärfe, ohne Milderung und Abstumpfung. Die Aufgabe war zu zeigen, daß auch in dieser ausschweifenden Form ein Geist wohne, und zwar ein solcher, der eben nur in dieser Form sichtbar werden konnte. Am wenigsten ist zu befürchten, daß das hier gegebene Beyspiel dem herrschenden guten Geschmack verderblich werde. Unsere Roman- und Novellenschreiber werden sich nicht einfallen lassen, ihre für sie und für ihre Leser so bequeme Weise gegen diese barbarische, die ihre Schwierigkeiten hat, vertauschen zu wollen.

schieden. — — Nun
und das Werk ist
eine Gedanken aus
immer dummer.
verehrten, — die
mit Achselzucken.
du dich rühmest,
— wenn dein
kräftige durch ein
Zum Brunnen
frischen Kohle dein
— und dein
er ein Weilchen
geflossen, — die
rief er: Rüttle
daß sie bringe
Blase! — und

sey deine Jn-
nes Neidenden
Spenden, —
en Gebenden
— und das
und ausge-
Pein außer
— Wessen
Haus dem
und seinen
weit, heiß
stehest ei-
— nicht
Lust dein
— Leid
sey
denen
Mond!
und von
das
und ge-
und wen du
Gemeinden,
mit Macht,
— Unbilde
Klinge
Dich flebet
Befehl
stellest, —
Huld hat
seine

Nacht. — Du
seines Fehls
sein Gnadenkle
schmeid; — dein
— sein
sein Leben
und Haupt, —
und ihn ziehet
Wüste, — aus
das Dunkel, da
mathluft ihn an
gebt; — wo jezt
liegt unbebaut,
seines Häufleins
Gesind, — und
— So entlasse di
kenden! — Halte
thaten quäle nich
ten — den Abla
Lob, wie in diese
schallen. — Dein
Segen gemeinsam
So schloß er
seiner Tadler sch
durch die Versam
gen ist dein Sta
kommt dein
dein Pfeil Str

Von gescho
Mir Gbas
Ein war zu
Ein Haus,
Ein Erdenbi
O welches
O welches
Wo ich gewa
Vom Most d
Des Wohlbeh
Durch Gärten,
Bereit zu luft
Und auf mein
Wenn Kummer
Er müßte tödlic
Und ließ' ein Gl
Mein Seufzen
Der Tod ist besser
Als so zu leben,
Vom Nasenringe d
An wunder Seite
Den edeln Löwen
Hault die Hyäne be
Wenn eine Thörin
Wird' es mit Hul
Und wenn's die Kle
Vertheilte, hätt' ich

Nun ward der Ruhm vo
pflegers Ohren erhoben;
füllen mit Gold, — und
Sold. — Doch er ließ sich

wollte sich nicht zu dem Amte fügen. — Der Erzähler spricht: — ich, aus alter Freundespflicht, — da ich also sah leuchten seines Glückes Licht, — und ihn stehn vor der hehren Stufe, — wollt' ihm rathen, zu folgen dem Ehrenrufe. — Laut wollt' ich verkünden seine Würdigkeit, — seines Geistes Ebenbürtigkeit. — Doch er gab mir einen Wink, mich zu bescheiden, — und das Schwert zu lassen in der Scheiden. — Und als er mit der Beute nun abgezogen, — mit dem Fang zufrieden abgeflogen, — folgt' ich ihm nach, um ihn zu verklagen, — daß er die Bestallung ausgeschlagen. — Doch er lächelte stiller, — dann stimmte er an mit Getriller:

Eine Stell' in dem Stall ist besser
Als Bestallung zur Ehrenstelle.
So unsicher ist dieser Boden,
Als beweglichen Sandes Welle.
Knecht zu seyn beym Herrn ist beschwerlich,
Und gefährlicher sein Geselle.
Wankelmüthig ist stets ein Herr,
Schnell ergriffenes läßt er schnelle;
Bäume pflanzt er, und schält den Stamm,
Baut ein Haus und zerbricht die Schwelle.
Besser, daß du durch Wüsten fahrest,
Oder flüchtest in eine Zelle,
Als zu träumen von Hoheit, daß
Nackt dich wecke des Morgens Helle.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 25. Jun. und 2. Jul.

(Fortsetzung.)

Um einen Begriff von den Unkosten zu geben, will ich blos bemerken, daß das Kapitel der Peterskirche, wo, zu Ehren des Seliggesprochenen, die erste feyerliche Messe, nebst Vesper, gefeyert wird, für beydes und für die, mit lezterer verbundene Illumination, sechstausend Scudi berechnet. Es werden, wie ich vom Architekten selbst weiß, sechstausend Lichter, nach vorher entworfener und gebilligter Zeichnung geordnet, angezündet, und der hintere Altar (la Cattedra di s. Pietro, oder la Tribuna) nebst dem großen Schiffe der Kirche künstlich drappirt. Ueber hundert Arbeitsleute sollen dabey beschäftigt seyn. Nachdem das Tribunal der h. Gebräuche den Prozeß zu Gunsten des Seligzusprechenden entschieden, und der Papst das Urtheil desselben bestätigt hat, beginnt die Feyer der Beatification mit der besagten Messe in der Peterskirche. Vorher sind über der Kirchthüre das Portrait des Seliggesprochenen, mit Angabe seines Standes, Vaterlandes und Alters, und der, unter demselben hinzugefügten Erklärung seiner Seligsprechung durch den Papst, so wie mehrere andere Gemälde, welche die hauptsächlichsten, besonders auf die verrichteten Wunder Bezug habenden Facta seines Lebens enthalten, theils im Porticus, theils in der Kirche selbst, aufgehangen worden. Nach der Messe, welcher der Papst nicht beywohnt, werden die auf dem Altare ausgestellten Reliquien des Seliggesprochenen von jedem einzelnen Mitgliede des Kapitels verehrt (venerare). Zwey Stunden vor Untergang der Sonne findet die gesungene Vesper (ohne Instrumentalmusik) nebst der Illumination und Verzierung der Kirche statt. Dieß die feyerliche Ehre, welche dem Seliggesprochenen von Seiten der öffentlichen Kirchenverwaltung erzeigt wird. Unmittelbar nach der Vesper erscheint der Papst, von den Kardinälen (von so vielen, als eben kommen wollen) und von seinem unmittelbaren Hofstaate (famiglia) begleitet, nachdem zuvor (was als eine Eigenthümlichkeit bemerkt zu werden verdient) sämmtliche Lichter ausgelöscht worden sind, damit es nicht scheine, als wolle der Papst von der Illumination, welche nur zu Ehren des Seliggesprochenen stattgefunden hat, auch zu seiner eigenen Ehre gebeutet wissen. Die ihn begleitende Guardia Nobile trägt brennende Fackeln. Der Papst kniet auf einer, in einiger Entfernung vor dem Hauptaltare (la Confessione di s. Pietro) stehenden Betbank nieder, und verehrt die auf jenem ausgestellten Reliquien des Seliggesprochenen. Nachdem er aufgestanden ist, wird ihm von Seiten der Parthey desselben ein großer Blumenstrauß überreicht. Ob dieser Ceremonie, außer der allgemeinen, noch eine besondere Bedeutung zum Grunde liegt, habe ich nicht erfahren können. Die Reliquienanbetung ist, mit Ausnahme des Blumenstraußes, ganz derjenigen gleich, welche jedes Jahr am grünen Donnerstage in der Peterskirche stattfindet, an welchem Tage die hier aufbewahrten Reliquien, nach Einbruch der Nacht, dem Papste zur Verehrung vorgezeigt werden. Vor dem Kardinalskollegium und dem Kapitel findet sie am Morgen statt. Es ist, meinem Gefühle nach, eine der erhebendsten Feyerlichkeiten, welche der Papst verrichtet: eben ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit wegen imponirt sie mehr, als die übrigen. Die Kirche ist finster, und wird nur von den wenigen Fackeln erhellt, das anwesende Publikum klein, folglich still, das sämmtliche Militär liegt betend auf den Knieen, die Nobelgarde und die Schweizer ausgenommen, welche stehen, ja selbst bedeckt bleiben, und endlich kniet der Papst vor der Betbank in völlig unbeweglicher Stellung, hinter ihm sein Hofstaat. Man hat bemerkt, daß der jetzige Papst, troz seiner Körperschwäche, ungemein lange kniet, und dadurch mehreren Personen seines Gefolges, welche, troz ihrer Gesundheit, nicht so stark, als er sind, eine große Unbequemlichkeit verursacht. Mit der Reliquienanbetung sind die Ceremonien, welche der Staat (nämlich der kirchliche oder geistliche) dem Seliggesprochenen erweist, geschlossen. Dann findet das Fest statt, welches der Orden, zu welchem derselbe gehört hat, veranstaltet. Gewöhnlich verfließen darüber mehrere Monate, und zwar, wie es scheint, aus keinem andern Grunde, als um Zeit zu Zusammenbringung der abermaligen Kosten zu gewinnen, welche es verursacht. Es ist entweder ein eintägiges, dreytägiges, oder gar achttägiges Fest. Am Tage vor demselben wird die erste Vesper (primi vespri), dann an jedem der folgenden Tage Messe und Vesper zugleich gesungen. Die Sänger werden dazu von den andern Kirchen, besonders aus der päpstlichen und der Kapelle der Peterskirche, genommen: Die Quantität und Qualität derselben, so wie der Instrumentalisten, wenn mit Begleitung gesungen werden soll, hängt natürlich von den Kosten ab, welche der Orden aufzuwenden hat; eben so die Ausschmückung und Erleuchtung der Kirche während der Vesper. Auf dem Altare werden die Reliquien des Seliggesprochenen ausgestellt, und in der Kirche die früher für die Peterskirche gemalten Bilder von neuem aufgehangen. Am lezten Tage des Festes erscheint der Papst nach der Vesper, um die Reliquien des Seliggesprochenen noch einmal anzubeten. Mit Einbruch der Nacht beginnt die Illumination der Façade der Kirche; zugleich hebt die Musik an, welche die beyden, auf einem hohen, an derselben errichteten Gerüste stehenden Orchester, von denen ein's aus bloßer Harmonie besteht, abwechselnd während dreyer Stunden ertönen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 180.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Juli 1826.

... tten sind viel grüner, ... Licht auch heller ...

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Man lobt die Polizey in Paris; die Polizey [ver]dient das gewiß; sie weiß Alles, was sie wissen muß, [ohne] daß man sie gewahr wird. Noch viel weniger belästigt [sie] den Reisenden und Fremden, wie in so manchen Städ[ten] unsres deutschen Vaterlandes, mit unausstehlicher [Neugier und] durchaus unnützigen Fragen, z. B. welches Glaubens man sey? wodurch sie doch nicht erfährt, ob der Fremde, der [im] goldenen Engel wohnt, ein Gerngroß oder ein Super[natu]ralist, ein Mystiker oder ein Atheist ist; was auch, wenn sie ausnahmsweise aufrichtig seyn will, ganz und gar kein Interesse für sie hat. Die Frage aber, in wel[chen] Geschäften man reise, ist, milde gesprochen, albern, weil man eben darauf antworten kann, was man Lust hat, z. B. zur Lust. Ich kenne eine deutsche Stadt, worin Einem, gleich nachdem man aus dem Wagen gestiegen ist, der Gast[wirth] einen großen gedruckten Bogen vorlegt, mit fünf[und]zwanzig ähnlichen weisen Fragen versehen, die [illegible] alle gewissenhaft beantworten kann. Mit [illegible] unmöglich [illegible] Quängeleyen wird man hier von [illegible] höchst [illegible] Polizey durchaus nicht behelligt, weil sie auf [illegible] Weise sich über den Fremden zu unterrichten ver[steht], [als] ihn selbst naiverweise zu fragen, ob er ein staat[sgefährlicher] Mensch, ein Gauner, ein Vagabund oder der[gleichen] [illegible] [weil] sie von keinem schlechten Kerl eine [illegible] erwartet. — Die Sicherheits-Polizey in Paris ist gewiß vortrefflich in Aufspü[rung] begangener Verbrechen; es dürfte beyspiellos seyn, [daß ein] Raub, Diebstahl oder Mord unentdeckt geblieben — bey weitem nicht so sehr zu loben ist sie in Verhütung so gro[ßer] der Verbrechen; in den meisten deutschen Städten und besonders für die nächtliche Si[ch]erheit ist hier [illegible] gesorgt als [illegible], wo nur sparsame Patrouillen und in großen Zwischenräumen durch die Straßen ziehen, wo es weder Nacht- noch Feuerwächter (wie in Hamburg) gibt, und wo Mord und Todschlag geschehen und der Schuldige entfliehen kann, bevor auf Hülferuf Hülfe erscheint. Läs[siger noch] versieht ihr Amt die Reinlichkeits- und Straßen-Polizey. Es ist nicht wahr, daß das große Drängen und Fahren die Sauberkeit der Gassen unmög[lich] macht; wenn jeder Hauseigenthümer vor seiner Thür fegen müßte, wäre es wenigstens reinlicher; da aber gar nicht gefegt wird, so denke man sich, wie es in der Lutetia aussieht. Für den Fußgänger ist gar nicht gesorgt, er wird ganz rücksichtslos behandelt. In den meisten und in den engsten Gassen läuft der Rinnstein in der Mitte; die Wa[gen] vermeiden ihn entweder und drängen dann die wan[dernde] Masse hin und her fahrend so dicht an die Häuser, als es ihnen eben beliebt, oder sie fahren mit einem Rade in den Rinnstein, daß der Straßenschlamm hoch aufspritzt und als unangenehmer Regen auf die Fußgänger herab[fällt]; dabey halten andere Wagen auf [illegible] [Fen]stern, allerhand Bedarf abladend, [illegible] dicht an den Häu[sern] wartend, und zwingen, um in die [illegible] Mitte der [illegible]

Digitized by Google

Gasse und durch rasche Kabriolets, durch saumselige Frachtwagen mit fünf Pferden, eins hinter dem andern gespannt, und durch Fiakres und Luxuswagen und galoppirende Postillons und Ordonnanz-Kavalleristen durchzuspringen. Für den französischen Bürger gibt es nur in wenigen einzelnen und zu zählenden Straßen einen Bürgersteg, auf dem er, sicher vor Wagen und Reiter, fortwandeln kann. Hier ist es reinlicher und gefahrlos, und um so mehr ist es zu verwundern, daß man diese einfache und nothwendige Einrichtung nicht überall einführt. Ginge es in deutschen Städten so her, liefe dort der Rinnstein mitten in den schmutzigen Straßen, und wäre man bey uns so rücksichtslos gegen den Fußgänger wie hier, die Franzosen würden nicht aufhören, von der Barbarey des Auslandes zu sprechen. Wir Deutsche wollen den Franzosen gern einräumen, daß Vieles gut und schön bey ihnen eingerichtet ist, wir bemühen uns auch, hie und da ihr Gutes und Schönes bey uns einzuführen. Aber bey mancher Gelegenheit dürfen wir, wie bey dieser, ihnen zurufen: ein Jeder fege vor seiner Thüre.

Die Armenanstalten sollen hier vortrefflich seyn. Da man unmöglich Alles mit eigenen Augen ansehen kann, so will ich es glauben, um so mehr, als es wohl keine Stadt auf dem Festlande gibt, die so ungeheure Einnahmen hat, als Paris. Auch sieht man im Verhältniß zu der Größe der Stadt wenige Bettler. Aber die wenigen, die man sieht und die an den besuchtesten Straßen und Promenaden liegen, kriechen und knieen, sind ekelhaft und grauenerregend, und — schon um der schwangern Weiber willen — polizeywidrig. Auch dieses ist Barbarey!

Es ist hier dreymal so theuer als in den deutschen Rheinlanden. Und doch ist Frankreich ein mannigfaltig- fruchtbareres Land, und hat unzählige Fabriken und Manufakturen und überhaupt größere Industrie. Woher also diese Theurung? Die großen Abgaben, sagt man, die gegen zwey Drittel der Produktion verschlingen. Und wozu diese Abgaben? Der größte Theil wird, um die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen, andere werden zu Besoldung des Heers und der Beamten verwendet. Ist nun ein Volk reich, weil es so viel seinen müßigen Rentiers und seinen nöthigen oder unnöthigen Staatsdienern zu zahlen hat? Man sagt: Ja, denn all dieses Geld kommt wieder in Umlauf, und je größer dieser ist, je rascher, um so reicher das Land. Die Staatsschulden selbst sind ein Beweis dieses Reichthums; denn kurz vor der Revolution war es der Regierung nicht möglich, ein Deficit von sechzig Millionen zu decken; wir aber geben jetzt gegen siebenhundert Millionen mehr aus, als damals — wir können dieß aber nur deßhalb, weil die großen Landbesitze getheilt, mehr Ertrag bringen und nicht mehr frey von Abgaben sind. Aber ihr zahlt jezt mit drey Franken, was ihr sonst mit einem bezahltet! bleibt da nicht das Verhältniß des Metalls zu dem Bedürfnisse dasselbe? Wohl, antwortet man, aber hierauf beruht der Nationalreichthum gar nicht, der nur in der lebendigen Bewegung des Verkehrs besteht. Wir sind jezt reicher als sonst, weil sich die Produktion, Konsumtion und Lebensgenuß vermehrt haben. — Abgerechnet, daß diese Antworten (wie viel Richtiges sie auch enthalten mögen) dennoch nicht genügen, indem bey der bisherigen selbst nur materiellen Lösung höherer finanzieller Fragen noch ein tiefer geheimnißvoller Quell unaufgeklärt bleibt — dieses abgerechnet, sage ich, bleibt die höhere sittliche Frage zurück: Ist Lebensgenuß (und überdieß neben dem abstechendsten bittersten Mangel) Nationalreichthum? — Einer der größten deutschen Philosophen sagt: Nationalreichthum ist richtig vertheilte Muße.

Es gibt mehr Geizige in Paris als Verschwender. Die Ursache davon ist (es mag parador klingen), weil nach dem encyklopädischen Zeitalter das industriöse folgen muß. Die Leute sind besonnene, weltkluge Egoisten geworden, und wenn nun der besonnene, weltkluge Egoismus sich selbst überbietet und zur rechnenden Leidenschaft steigert, so wird er Geiz.

Man fühlt die dicke Luft und den grauen Himmel des industriösen Zeitalters nirgends, wenigstens nicht auf dem Festlande, so drückend als hier. Mitten in der heutigen mechanischen Menschenwelt, deren erste Treibkraft der Dampf ist, so daß, von ihm getrieben, sie selbst zu unzähligen Automaten wird, die mit Gaslichtern in Händen und auf Merinosböcken reitend ämsig den Weg zum Heil suchen — mitten unter diesen Spinnen, Ameisen, Seidenwürmern, Biber und Bienen, kann man sich kaum des wehmüthigen Wunsches erwehren, daß doch endlich alle nöthige und nützliche Maschinen, selbst diejenige, die man den Staat nennt, erfunden seyn möchten; damit doch auch wieder etwas Unnöthiges, Unnützliches, Ueberflüssiges und Zweckloses an die Tagesordnung komme: Kunst und Wissen ohne äußeren Zweck, überflüssige Lust und Laune, unnütze Offenheit und Natur, und was es sonst noch Schönes und Gutes gibt, das für ein mechanisch-industriöses Zeitalter wirklich unnöthig ist.

Was Paris zum Gipfelpunkt des europäischen Kontinents macht, ist — daß Alles, was an andern Orten theils nur erst in dem Keim der Theorie liegt, theils sich eben erst aus demselben entfaltet, hier schon praktisch ausgebildet ist. Daher die qualitative Aehnlichkeit dieser Hauptstadt Europa's mit andern größeren unserer Städte, daher auch die quantitative Unähnlichkeit. So praktisch ist der Franzose, daß er von Theorie gar nichts wissen will; systematisch und pedantisch sind ihm gleichbedeutende Bezeichnungen eines Werkes, oder eines Menschen; daher meynen wir, die Franzosen

Digitized by Google

den Eintritt [illegible] erbaten, weil dazu eine Eintri[illegible] war, ich weiß nicht, von welcher hohen Hofch[illegible] net. Einige vornehme Herren und Da[illegible] Billette vor und wurden eingelassen. Ob ich [illegible] Paß nicht bey mir hatte, so drängte ich mich [illegible] habenden Chef d'Eskadron durch, sagte nic[illegible] ich ein Fremder sey, und, ohne das Ende [illegible] warten, machte er mir höflich Platz und [illegible] Was mag der Offizier wohl für eine In[illegible] ben? — Gewiß keine deutsche — aber n[illegible] eine englische; denn in England ist da[illegible] ein Schimpfwort, in Frankreich ist da[illegible] Vorrecht. Dieses einzige Faktum dage[illegible] Nationen in gesellschaftlicher Hinsicht [illegible] man die Engländer bey sich zu Hau[illegible] wären sie sehr liebenswürdig. [illegible] (das muß jeder, das müssen besond[illegible] sen) sind sie das Gegentheil.

(Die Fortsetzung folg[illegible])

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 14. [illegible]

Herr Wild trat als Nadori auf, ein schwieriges [illegible] nehmen, da sich besonders mit dieser Parthie Herr Bader [illegible] mer viel Mühe gegeben hatte. Aber der Gast, schien es [illegible] übertraf seinen Vorgänger in der Auffassung der Rolle. [illegible] Bader macht [illegible] mehr das Heldenhafte. Muthige heraus, was in dieser Rolle liegen soll, aber in der That auch nur [illegible] soll, denn der ganzen Oper kommt es nirgend zur Herzhaf[illegible] tigkeit und Tapferkeit. Daher gibt Herr Wild den Nadori durch[illegible] gängig weicher, von Hause aus mehr wehmüthig und klagend über ein verlornes Glück, als in widerstrebendem Muth. Dieß zeigt sich gleich im ersten Duett mit dem Oberpriester, dem sich Herr Bader, wenn er auch nur abseits, sogleich als Held, der sein Joch abwerfen will, entgegenstellt. In dem Schlußterzett desselben Aktes singt Herr Wild gleichfalls mehreres durchaus anders. Nach der Todesbotschaft, als er die Frauen zum er[illegible] sten Mal erblickt, ist er nicht so sehr nur erstaunt, überrascht, und ihnen gleich mit Leib und Seele freudig geeignet, wie Herr Bader, sondern er läßt zugleich mit dieser Freude den wehmü[illegible] thigen Schmerz ertönen, daß diese Güter für ihn doch ewig un[illegible] erreichbar seyen. Ebensosehr, als er seine Todesbotschaft zu wiederholen beginnt, und dann plötzlich auf Amazili blickend ausruft: „Sind das Lippen oder Rosen?“ ist er nur ein freudigtrunkenes Anschaun versenkt, sondern er singt diese Worte ebenfalls mit dem Anklange tiefster Wehmuth und Sehnsucht, den kein Komponist so ermatter [illegible] [illegible]

[illegible]

Eisengitter verschlossen, mit Garden umstellt [illegible] Haufen Menschen umwogt, die vergebens [illegible]

Rionen, für diese dramatischen Wehmuths- und Lieblichkeitsschwestern, diese stetsfließenden Thränenquellen und Seufzerpassatwinde. Denn diese Musik hat auch zum Schmerze kaum Kraft; sondern bleibt das selbstgefällige tändelnde Spiel mit dieser entnervten Wehmuth. Was steht ferner den Helden entgegen? Brama? Man höre nur die Chöre, die Brama loben, um gleich aller Furcht entledigt zu werden. Es möchte eine interessante Vergleichung geben, zu sehen, wie Spontini im Gegensatz Spohrs den Schmerz seiner Gestalten musikalisch ausdrückt. Es würde derselbe Unterschied seyn, eines starken, kühnen, zu allem Lezten entschlossenen kräftigen Jünglings, der einem harten Geschick gegenüber seine liebsten Wünsche aufgeben soll, und doch es weder will noch vermag, und eines nervensiechen Mädchens, das mit thränendem Auge in den Mond sieht, und deklamirt: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ — oder es ist auch der Unterschied zwischen einer Guitarre und einem Violoncell.

Rom, 25. Juni und 2. Jul.

(Beschluß.)

So lange das Fest dauert, werden die Häuser der nächstgelegenen Straßen den ganzen Tag hindurch mit farbigen Tapeten geschmückt und am Abend erleuchtet. Auch die armseligste Hütte hängt einen oder ein paar Lappen aus, welche sich stets, sonderbar genug, durch eine gewisse Reinlichkeit, ja Eleganz auszeichnen, und steckt ein halbes Duzend Papierlaternen an, wovon das Stück mit dem nöthigen Fette und Dochten um den geringen Preis eines halben Bajocco (zwey Pfennige) zu Kaufe steht. Natürlich wird weder die Ausschmückung noch die Illumination der Häuser von irgend Jemanden anbefohlen. Eben diese Bereitwilligkeit von Seiten des Publikums, der, man sage was man wolle, stets ein religiöses Gefühl zum Grunde liegt, ist es, welche der Feyer, besonders in den Augen der Fremden (denn die Römer selbst machen sich kein Verdienst daraus) ein so hohes Interesse ertheilt. Mit Beginn der Illumination strömen die Einwohner aus den entferntern Stadtvierteln hinzu, ergötzen sich, oft mit sehr vieler Erbauung (wie ich davon mehr als einmal Zeuge gewesen bin), an den, auf dem Bilde dargestellten, Wunderthaten des Seliggesprochenen, an der Illumination der Façade und in den Gassen, oder an der Musik; die Freude wird allgemein, ja oft sehr laut, bleibt aber stets in den Grenzen der Schicklichkeit, nicht minder eine Folge des religiösen Gefühls der hiesigen Einwohner, als der Furcht vor den Gensd'armen, deren stets eine große Menge vorhanden sind. Gegen Mitternacht erlöschen die Lichter, und die Musik verstummt, und das Volk begibt sich nach Haus, und bittet, in seinem Abendsegen, den neugeschaffenen Seligen, ihm in der nächst zu ziehenden Lotterie eine Ambe oder Terne zu bescheeren.

Neuestes aus Rom. Nach der Versicherung eines Reisenden, welcher Rom am 25. Juni verlassen hat, war daselbst von nichts als von dem großen Schatze gesprochen worden, welcher, wie es schon seit mehreren Wochen hieß, in Rom verborgen liegen, und von einer Gesellschaft Franzosen, denen Kunde davon geworden, gehoben werden sollte. Die ganze Stadt war von dem Schatze voll gewesen, obgleich Niemand eine bestimmte Nachricht davon zu geben gewußt hatte. Er betrage, hieß es, achtzig Millionen Franken, und sey, nach einigen schon während der Triumviratskriege, nach andern, zur Zeit des Einfalls der Gothen, wieder nach andern, vor der lezten Occupation der Franzosen verscharrt worden; in den lezten Tagen hatte man sogar das Gebäude (neben der Kirche S. Salvatorello, in der Nähe des Navonaplatzes) namhaft gemacht, auch wäre, hieß es, nicht allein die Einwilligung der Regierung zum Nachgraben bereits erfolgt, sondern sogar schon der Anfang mit lezterm gemacht worden. Außerdem hatte man wissen wollen, die Regierung habe sich die Hälfte des Schatzes, und die Erstattung der Unkosten für den am Gebäude verursachten Schaden vorbehalten, und für leztere die Bürgschaft eines gewissen Cartoni, eines Gewürzkrämers (derselbe, welcher das Theater Argentina auf zwölf Jahre gepachtet hat) angenommen. Troz allen diesen, so sehr in's Detail gehenden Gerüchten hatte sich bis zum genannten Tage Niemand vom Grunde oder Ungrunde des vermutheten Schatzes überzeugen können; ja viele waren geneigt gewesen, das Ganze für eine Fabel zu halten. Bey dieser Gelegenheit waren zugleich die Gerüchte von dem berühmten, goldenen, von Titus aus dem Tempel zu Jerusalem entführten, und nachher in die Tiber geworfenen Candelaber, so wie von vielen andern darin versenkten Schätzen und Antiquitäten, aufgewärmt worden. Ganz Rom hatte, mit einem Worte gesagt, von Schatzgräberey geträumt, dabey jedoch die, so zu sagen stereotypen, Neuigkeiten nicht außer Acht gelassen. Auch der päpstliche Censor (Maestro del sacro Palazzo) hatte einen Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung ausgemacht. Daß er, seiner Widersezlichkeit wegen, Hausarrest vom Papste erhalten haben sollte, war nicht gegründet gewesen; dagegen war er von demselben heftig reprimandirt worden. Auch hatte es geheißen, er werde seine Stelle verlieren, und ein Jesuite statt seiner erwählt werden. Sonderbar genug, hatten sich die Schriftsteller und Drucker mit einer solchen Wahl schon im Voraus sehr zufrieden gezeigt. Auch war eine abermalige scheußliche Mordthat begangen worden: ein Mensch aus dem Pöbel hatte einen Mann und seine schwangere Ehefrau, mit welchen er sich, weniger Bajocchi wegen, im Streit befand, auf der Stelle mit einem Messer niedergestochen. Von Tagesneuigkeiten war die wichtigste der Brand der Drapperien gewesen, womit die Façade der Kapucinerkirche, bey Gelegenheit des dreytägigen Festes zu Ehren des seliggesprochenen Angelo von Acri, geschmückt gewesen, und welche von der, an derselben stattgefundenen Illumination angezündet, aber glücklicherweise gelöscht worden war, ehe sich das Feuer dem Dache der Kirche hatte mittheilen können. Endlich hatte sich bey der Abreise des Fremden die traurige Nachricht im Publikum verbreitet, im Golfo von Spezzia sey das gelbe Fieber ausgebrochen, und erwecke daselbst so große Besorgniß, daß die Regierung, obgleich es ihr darum zu thun sey, das Gerücht geheim zu halten, oder doch wenigstens zu mildern, unter der Hand die ernstlichsten Sanitätsmaßregeln habe ergreifen lassen.

Auflösung der Charade in Nr. 174.

Augapfel.

Charade.

Zwey Sylben hab' ich nur. — Es hat,
Was ich bezeichne, jede Stadt.
Doch bin ich Eines Eigenthum,
Der, ach! zu bald ging nach Elysium.
Es war des Auslands Neid — und Deutschlands Stolz und Ruhm.

Eccard.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 181.

[Morg]enblatt

für

[gebildet]e Stände.

[Mon]tag, 31. Juli 1826.

... nichts, wo die Freyheit fällt:
... e weite unendliche Welt
... des heiligen Bodens ...
... das Vaterland wiedersehn
... glücklichen Väter Sehn.
... frey sind die Todten!

Theodor Körner.

Missolunghi.

Verhängnißvoller Urne Nacht entfallen,
Entwickelt vor Europa's Blicken sich
Dein schwarzes Loos, und Hellas Klagen schallen;
Ein Kreuze hat der Halbmond obgesiegt!
Dem Strom von Blut fließt langsam durch Ruinen,
Und färbt den Schutt zerstörter Mauer roth;
Die Menschheit seufzt! — kein Retter ist erschienen,
Kein Ohr vernahm das Hülfsgeschrey der Noth.

Dein Grablied, Missolunghi, krächzt der Geyer,
Schwebt, reiche Beute witternd, durch die Luft,
Und zur Begrüßung deiner Todtenfeyer,
Verläßt das Raubthier seine dunkle Kluft.
Dein Volk hat das Schwert und Hunger aufgerieben,
Verwüstung traf der Tempel Heiligthum;
Nichts ist, du Stadt des Jammers, dir geblieben,
Als nur des langen Kampfes hoher Ruhm!

Die Streiter, die für dich so muthvoll starben,
Bewundert und betrauert von ihrer Zeit,
Vor späterer Zukunft noch verehrt, erwarben
Die Strahlenkrone der Unsterblichkeit.
Zwar schmückt ihr Grab nicht goldner Inschrift Schimmer,
Kein Standbild aus Carrara's Marmorstein;
Doch zu dem fremden Pilger sprechen Trümmer:
„Hier ruht der Helden schlummerndes Gebein!"

W. v. S . . . t.

Der Schleichhändler.

Will Brockmann (so erzählt der Pfarrer von St. Al... phage, einem Dorfe der Grafschaft Kent) war zu meiner Zeit der schönste und rüstigste Jüngling im Dorfe. Er hatte seinen Vater frühzeitig auf dem Meere verloren, und war seitdem der einzige Trost einer liebevollen Mutter. Ihr Mann hatte ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, und es läßt sich also wohl denken, daß es ihr nicht an Werbern um ihre Hand fehlte; aber sie hatte alle ihre Liebe auf ihr einziges Kind übertragen, und sie blieb Wittwe bis an ihr Ende.

Zur Zeit, von der ich jetzt rede, war Will dreyundzwanzig Jahre alt. Schon in seinem dreyzehnten Jahre war er in den kaufmännischen Seedienst getreten und hatte sich so gut darin benommen, daß ihm die Handelsgesellschaft, welcher er diente, den Befehl über ein Schiff übertragen hatte, welches eben jetzt zur Fahrt ausgerüstet wurde, und inzwischen war er auf unbestimmten Urlaub nach Hause gekommen. Wie glücklich war doch die Mutter, die ihren Liebling in fünf Jahren nicht gesehen hatte, als er Samstag Abends plötzlich zu ihr in die Stube trat, und wie stolz ging sie am folgenden Sonntag Morgen, auf seinen kräftigen Arm gelehnt, in die Kirche!

Damals lebte auch im Kirchspiel ... eine Familie, Namens Petley, von welcher ... etwas Gutes hielt.

Der Vater, ein Wittwer, war ein Gärtner, trieb aber sein Geschäft so fahrlässig, daß Jedermann wohl einsah, daß er davon nicht leben könnte. Er hatte drey Söhne, von denen der älteste ungefähr dreyßig, und eine Tochter, Namens Harriet, welche gegen neunzehn Jahr alt war. Die Jünglinge hatten ein Boot und trieben zum Scheine das Fischerhandwerk; aber die ganze Gegend wußte ihr wahres Gewerbe — sie waren kühne, unternehmende, gewissenlose Schleichhändler, welche auf ihren Wagefahrten immer Waffen bey sich führten, und die eben so bereit waren, das eigene Leben als das Leben Anderer auf's Spiel zu setzen. Dabey waren sie in ihrer Lebensart von Jugend auf verschwenderisch, stolz und frech in ihrem Benehmen, und, was mehr als Alles, sie besaßen nicht einen Funken von Ehre und hatten mehr als einmal Andere, die mit ihnen im Schleichhandel verwickelt gewesen wären, an die Obrigkeit verrathen; der Hauptgrund, warum sie ein Jeder scheute und verachtete und sich von ihrem Umgang entfernt hielt.

Harriet, die Schwester dieser verworfenen Menschen, war eine vollkommne Schönheit, aber, obgleich unentweiht, ein böses Mädchen. Von Jugend auf gewöhnt, jeden Blick und jede Handlung nach dem Vortheil zu ermessen, der damit zu erlangen wäre, war sie herzlos und falsch. Fast alle Bursche im Dorf hatten ein oder das andere Mal ihre Liebe gesucht, aber sie hatten sie auch alle wieder aufgegeben, wenn sie fanden, daß sie sich ihrer Gewalt über sie nur dazu zu bedienen suchte, um sie in einen verderblichen Bund mit ihren Brüdern zu ziehen.

Der junge Brockmann war zu lange entfernt gewesen, um etwas von dem übeln Ruf zu wissen, den diese Familie sich seit seiner Abreise erworben; er war mit den jungen Leuten in die Schule gegangen, einer von ihnen war in gleichem Alter mit ihm; kein Wunder also, daß er die freundlichen Begrüßungen der alten Spielgefährten eben so freundlich erwiederte, und ohne Bedenken ihrer Einladung, sie in ihrem Hause zu besuchen, Folge leistete.

Harriet sehen, und auf ewig in ihr Netz verstrickt seyn, war bey dem jungen Manne eins, er konnte nicht mehr von ihr lassen und war von nun an ein beständiger Gast bey den Petley's. Die Mutter, welche nur zu bald die unglückliche Leidenschaft ihres Sohnes bemerkte, that ihr Mögliches, um ihn davon zu heilen: sie sagte ihm bey jeder Gelegenheit alles Böse, das sie von dem Mädchen wußte; aber je mehr sie sprach, desto heftiger wurde die Liebe des Jünglings zu der Dirne, so daß am Ende die arme Mutter herzlich zu wünschen anfing, daß der Befehl doch bald kommen möchte, der ihr ihren geliebten Sohn wieder entreißen sollte; denn sie fühlte es tief im Herzen, daß der Umgang mit dieser bösen Familie ihn unglücklich machen würde.

Bald zeigten sich auch die Folgen, die sie mit Recht befürchtet hatte. Ganze Tage lang lag der junge Mensch nun in Petley's Haus, die schlechtesten Menschen an der Küste waren seine Gefährten, und wenn er oft spät nach Mitternacht zur harrenden Mutter zurückkehrte, so war es in einem Zustande viehischer Trunkenheit. Sein Geld nahm ab, Karten wurden seine Lieblingsunterhaltung, und es ging das Gerücht, daß er einen großen Theil davon im Spiel verloren habe. Des Sonntags hatte er immer eine Entschuldigung, warum er die Mutter nicht in die Kirche begleiten sollte — kurz Brockmann war ein anderer Mensch geworden, sein Glanz, seine Kleidung, seine Gesichtszüge waren jezt die eines wilden, zügellosen Menschen, und der armen Mutter brach das Herz.

Inzwischen waren tausenderley Gerüchte über ihn im Umlauf. Es hieß, der Befehl, der ihn zu seinem Schiffe rief, wäre angekommen, er hätte denselben aber ausgeschlagen und dagegen ein Fahrzeug, woran seine Mutter den größten Antheil hatte, Niemand wußte, zu welchem Zweck, herbeybefehligt; man wußte, daß er oft vier-und-zwanzig Stunden lang abwesend war, und Manche wollten ihn in tiefer Nacht am Strande gesehen haben — kurz, es zweifelte Niemand mehr, daß er sich in ein Netz verwickelt, aus dem er sich nicht mehr herauswinden würde. Zwar würde man ihm an der Küste von Kent den Schleichhandel selbst nicht übel genommen haben, denn manche der einflußreichsten Familien der dortigen Gegend haben dem sogenannten freyen Handel ihren Wohlstand zu verdanken, und ein gewöhnlicher Schleichhändler gilt dort so viel als ein anderer Mann; aber es war die Verbindung, in die er sich eingelassen, welche die Leute reden machte, denn Niemand zweifelte, daß seine schlimmen Gefährten ihn verrathen würden, sobald sie es nur der Mühe werth hielten. Die Mutter, welche von allem diesem unterrichtet war, machte ihm einige Vorstellungen, die aber den jungen Menschen so sehr erbitterten, daß er sie fast gänzlich verließ, und, um sein Gewissen zu betäuben, zu der Sirene flog, die ihn umstrickt hielt. Dieß trieb die arme Frau zur Verzweiflung: sie beschloß selbst Angeberin zu werden. Anfangs wollte sie eine Gelegenheit ablauern, wo die Petley's ohne ihren Sohn in einem Schleichhandel begriffen seyn würden; aber da ihr Sohn Tag und Nacht bey ihnen blieb, so schloß sie ihn, in der Hoffnung, größeres Unglück zu verhüten, in ihrer Angabe mit ein, und da sie erfuhr, daß ihr Sohn nebst den Petley's eines Nachts mit ihrem eigenen Schiffe eine Menge verbotener Waaren an's Land bringen sollte, meldete sie solches in einem unterschriftslosen Briefe an die Accisbeamten, die auch sogleich von der Nachricht Gebrauch machten.

Es war im Monat August. Ich war früh zu Bette gegangen, konnte aber nicht schlafen. Lange warf ich mich

hin und her, endlich stand ich auf und trat an's Fenster. Es war eine schöne mondhelle Nacht: ich ver[illegible] ihm das Schlagen der Meereswellen an das nahe Ufer, w[illegible] liches ein Hügel vor mir verdeckte, aber sonst war Alles stille wie im Grab. Auf einmal vernahm ich in dem nah[illegible] n Hohlwegen Tritt zweyer Männer und bald darauf [illegible] n leises Gespräch; ich horchte: „Um ein Uhr, hieß es, [illegible] llten sie hier seyn; es ist wohl nicht mehr weit davon? [illegible] sprach eine Stimme. „Nein, erwiederte die andere, [illegible] es ist doch schade um den Burschen; ein hübscher Kerl, ist aber seit einiger Zeit ein wilder Gesell — nun, für uns soll's einen guten Fang geben — sollten sie wohl Waffen [illegible] sich tragen?" — „Weiß nicht." — „Nun, ich hab' meine Böller bey mir, und hol' mich der Kukuk, wenn ich sie nicht gebrauche. — Beym Teufel, da sind sie! nun drauf!" In diesem Augenblick hörte ich ein anderes Geräusch vom Hügel her. Ich sah in die Höhe, und drey Männer unter schweren Lasten gekrümmt, standen zwischen mir und dem Monde. Sie hielten stille, schienen sich umzusehen, warfen ihre Lasten zu Boden und sezten sich dabey nieder. Nach ungefähr fünf Minuten hoben sie ihre Lasten wieder auf und gingen weiter. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als zwey andere Männer hinter einer Erdbank hervorsprangen und auf sie zueilten. Sogleich warfen die Drey ihre Säcke weg, und rannten in verschiedenen Richtungen davon, während die Andern ihre Beute zusammenrafften. Ich wußte nun, was die Glocke geschlagen: die Drey waren Schleichhändler, und die Zwey Accisbediente; und da es eine Sache war, mit der ich nichts zu thun zu haben wünschte, so machte ich leise das Fenster zu und begab mich wieder zu Bette.

Eben hatte ich die Augen zum ersten Schlummer geschlossen, als mich ein Schuß weckte. Ein lauter Schrey und dann ein Schmerzensruf folgten. Ich sprang auf und eilte an's Fenster. Auf der Stelle, wo die Schleichhändler überfallen worden waren, erblickte ich jezt drey Personen, von denen einer am Boden lag und die zwey andern über ihm standen, während ein Vierter vom Hügel herab auf sie zueilte. Als dieser zu ihnen gekommen war, erhob sich ein heftiger Wortwechsel unter ihnen, von dem ich aber nichts unterscheiden konnte, und endlich packten sie den auf dem Boden liegenden an und warfen ihn über die Bank. — Nun wußte ich auf einmal, was geschehen — einer der Accisbedienten war ermordet worden, und dieß waren seine Mörder. Ein kalter Schauer überlief mich, und ich zog den Kopf herein, um mich zu erholen, und als ich wieder hinausblickte, waren alle fort.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich die Nacht zubrachte; mein Kopf war verwirrt, ich sah schreckliche Gesichter, aber mitten unter allen verfolgte mich eine

Männer, bey de[illegible] Handel verwickel[illegible]

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, 20. [illegible]

Als im vori[gen] Jahre das Tivoli von den Pariser[n] Abschied nahm, das[illegible] eigt, als die Unternehmer der Lustbarkeit im sogenannten T[i]voligarten dem Publikum ankündigten, zu Ende des Somm[er]s werde der Garten geschlossen werden, weil auf dem Boden H[äu]ser und Straßen gebaut werden sollten, jammerten die Zei[tu]ngen, daß es nun um die Pariser Lustgärten geschehen sey, [illegible] zeit, bey der immer sich vermehrenden Bauwuth, kein Fleck [illegible] Paris mehr leer bleiben, und man [illegible] alle Gärten verbau[en] werde. In der That sah es so aus, als ob man eine halbe Million Menschen in Paris erwartete, und für derselben Unterbringen durch 50tausend neue Häuser sorgen wolle; hätte man mit eben dem Eifer fortgefahren, wie man begonnen hatte, so würde man wahrlich bald haben eine Meile gehen müssen, um einen Baum zu sehen, und die Luft[illegible] ten hätten dann auch Lustreisen von Seiten der Pariser erfordert; man wäre nach Tivoli gereiset, wie man nach St. Cloud oder St. Denis, oder Versailles fährt. Aber glücklicherweise hat das Uebermaß des Uebels dem Uebel selbst Schranken gesezt. Die Leute baueten in den Tag hinein, ohne zu bedenken, was aus allen diesen Bauten werden sollte, oder woher sie das Geld zu den ungeheuren Unternehmungen bekommen sollten; Anfangs ging Alles recht gut. Paris ist rings umher mit Stein- und Gypsgruben reichlich versehen, die Baumaterialien stehen den Parisern zur Hand; an Arbeitern fehlt es auch nicht, denn jedes Frühjahr kommt ein Schwarm von Maurern aus dem Limousin, wo, wie es scheint, die Leute alle zum Mauren geboren werden, wie anderswo zum Fischen oder zum Hirtenleben. Dieser Schwarm von 15 bis 20tausend rüstigen Leuten fördert ein gutes Stück Arbeit, und bauet rasch darauf los, worauf er gegen den Winter wieder in die Heimath zieht, und dort von dem in Paris ersparten Gelde zehrt, bis der kommende Frühling wieder zu einer neuen Wanderung lockt. Bey dem Ueberflusse an Baumaterialien, Arbeitern, Gelde und zu bebauendem Grunde wurde also fleißig gearbeitet, um Paris mit neuen Gebäuden und neuen Straßen zu versehen; in einigen Stadtrevieren stiegen die Preise der Grundstücke aufs Doppelte und Dreyfache, die Miethen und Preise der Häuser stiegen ebenfalls; nicht allein die eigentlichen Bauunternehmer, sondern auch Leute aus allen andern Ständen nahmen an den Bauten Antheil, weil kein Anlegen von Kapitalien reichlichern Gewinn versprach als dieses. Allein als am Ende vorigen Jahres die Handelsgeschäfte in England plötzlich zu stocken anfingen, und die darauf folgende Geldverlegenheit auch auf dem Festlande sichtbar wurde, so geriethen die Pariser Bauunternehmungen in Verwirrung, das Geld wurde rar, manche Bauunternehmer wurden bankrott und mußten ihre Bauten unvollendet stehen lassen, oder sie unter dem Kostenbetrage verkaufen, andre Theilnehmer büßten beträchtliche Summen ein, und verloren einstweilen die Lust, Paris mit neuen Gebäuden zu versorgen. Da nun ein Unglück immer zu etwas gut ist, so ereignete es sich dann auch durch das Einstellen mancher Bauten, daß wenigstens nicht alle Spur von Gärten in Paris ausgerottet wird, und daß sich noch ein ungeheurer Garten von achtzehn bis zwanzig [illegible] Landes vorgefunden [illegible]

hat, woraus dann ein Spekulant, anstatt ihn mit Bauten zu überdecken, ein neues Tivoli gemacht hat. Unter diesem Namen ist der Garten leztes Frühjahr dem Publikum geöffnet worden; und alle Sonntage und Donnerstage werden hier wie im alten Tivoli Lustbarkeiten aller Art zum Besten gegeben. Der Garten liegt am Ende von Paris, nach dem Montmartre zu, in der Clichy-Straße, also in der Gegend des vorigen Tivoli. Tänze, Spiele, Feuerwerk, kurz alles, was im alten Tivoli zu schauen oder zu genießen war, findet man in dem neuen wieder; auch werden Luftballons versprochen, und noch andere Ergözlichkeiten, die nach der Regel zu einem Pariser Lustgarten gehören. Der Garten liegt an dem Abhange des Montmartre Hügels, und man hat von hier aus eine schöne Aussicht auf einen Theil von Paris. Allein solch ein großer Lustgarten ist schwer im Stande zu halten. Dem Eintrittspreise zufolge (sechs Franken) ist er für die Reichen bestimmt; aber die reiche Welt, wenn sie sich irgendwo versammeln soll, will gewiß seyn, daß sie Alles in großer Vollkommenheit und in einem glänzenden Styl antreffe; der Unternehmer muß also großen Aufwand machen; die Fêtes in einem so großen Garten und unter freyem Himmel, wo man nicht, wie beym Lampenscheine des Theaters, durch Flittergold das Auge täuschen kann, sondern wo die Pracht reell seyn muß, erfordern ungeheure Summen; nun kann aber ein Regenguß oder ein kalter Wind die ganze Spekulation eines lang vorbereiteten Festes verderben; viel wird also hiebey gewagt und wenig gewonnen. In dem alten Tivoli war man zulezt so weit hinuntergekommen, daß man überall in Paris Eintrittsbillette herumschickte, die nur ein Drittel des gewöhnlichen Eintrittspreises zahlten. Man brauchte dazu den Vorwand, man wolle der Nationalgarde eine Ehre beweisen; da nun aber fast alle Bürger zur Nationalgarde gehören, so war die Ehre beynahe der ganzen Stadt zugedacht, und es war ungefähr so, als ob man, um mehr Leute zu bekommen, die Preise herabgesezt hätte. Wenn das Publikum so etwas merkt, so hegt es Mißtrauen, und geht gar nicht mehr hin. Die kleinern Lustgärten in den Vorstädten und außerhalb der Barrièren von Paris halten sich weit besser; diese haben wenig Aufwand, nehmen wenig Eintrittsgeld, und sind für eine Klasse, nämlich die Mittelklasse, berechnet. Für die untern Klassen stehen Hundert von Kneipen außerhalb der Stadt bereit, die meistens mit einem kümmerlichen Gärtchen, zuweilen nur einem nackten Hofe, mit ein paar Bäumchen zwischen vier Mauern versehen sind. Hier labt man sich mit schlechtem Weine, Salat, und, wenn's hoch geht, mit einem Ragout, das unter dem Namen civet de lapin oder Kaninchenpfeffer verkauft wird, aber großentheils Kazenfleisch seyn soll, wiewohl Kaninchen eben keine seltne Waare in der Umgegend von Paris sind. Man erzählt arge Dinge von den Unterschleifen mit Eßwaaren, die in den Schenken um Paris begangen werden. In einem interessanten Aufsaze des neuen Dictionnaire technologique über den großen Thieranger Montfaucon wird behauptet, daß, nachdem den Hunden und Kazen, welche die Chiffoniers in den Gassen von Paris aufgreifen, umbringen und an den Anger verkaufen, die Haut abgezogen worden, das Fleisch, sonderbar aufgestuzt, an die elenden Schenken um Paris verkauft werde, wo es, künstlich zugerichtet, bald unkennbar werde, und den Parisern unter andern Namen vorgesezt werde. Sogar Pferdefleisch von jenem Anger soll in die armseligsten jener Kneipen abgesezt werden. Dieß scheint aber das Pariser Volk, das am Sonntage zu den Schenken in Menge hinströmt, nicht sehr zu beunruhigen; wenn die Männer nur zu trinken und die Mädchen zu tanzen finden, so lassen sie sich das Uebrige wohl gefallen, und kommen doch wohl am Montage wieder, um eine Fortsezung zu der Schwelgerey des Sonntags zu liefern, weßhalb es an diesem Tage auch in manchen großen Werkstätten ziemlich leer, aber desto voller in den Schenken um Paris herum aussieht. Ein Fabrikant, der 200 Arbeiter beschäftigt, versicherte mich, daß er am Montage kaum auf 50 rechnen könne. Ein geschickter und mäßig lebender Arbeiter kann in einigen Tagen den Unterhalt für die ganze Woche erwerben, daher es auch einige gibt, die nur drey oder vier Tage in der Woche arbeiten; sie mögen denken, wie jener Buchdruckergeselle, welcher auf die Vorstellung Franklins, warum er nicht unaufhörlich arbeite und spare, um sich am Ende seiner Tage auszuruhen und den Herrn spielen zu können, antwortete, er möge lieber sein ganzes Leben hindurch von Zeit zu Zeit den Herrn spielen, und seine Ruhe en détail genießen. Bey manchen Gewerben in Paris werden die Arbeiter auch nicht tagweise, sondern stückweise bezahlt, was ihnen dann verstattet, an einem Tage wieder nachzuholen, was sie an einem vorigen versäumt haben. Zur Feyer des Montags in den Schenken mag diese Gewohnheit freylich wohl beytragen, allein anderseits hat sie für Meister und Gesellen mehrere Vortheile. Der Geselle oder Arbeiter fühlt sich freyer in seinem Leben, hat keine Zänkereyen mit dem Meister wegen versäumter Tagearbeit, der Meister verliert keinen Taglohn, und weiß genau, wie hoch er die Waare dem Publikum anzuschlagen hat, da er die Kosten jedes Stücks auf's Richtigste berechnen kann. Das Besuchen der Schenken scheint übrigens der Jesuitenparthey eben nicht sehr zu mißfallen; denn sie hat bisher nichts gethan, um das Volk, an den Werktagen wenigstens, davon abzubringen, und der Baron v. Puymaurin hat in der jezt zu Ende gehenden Session der beyden gesezgebenden Kammern eine unsinnige Rede gehalten, worin er bedauert, daß das Theetrinken überhand nehme, und man nicht mehr in den Schenken saufe wie ehemals. „Die Natur, sagte dieser Hr. Baron, hat uns Franzosen zu reichlich begabt, als daß wir andre Getränke verlangen sollten; unser vortrefflicher Branntwein, dreyßig verschiedene Sorten Weine, und angenehme Liköre sollten uns genügen: Allein die Anglomanie hat sich unsrer bemächtigt; den Getränken, welche die Natur uns mit verschwenderischer Hand zugetheilt hat, zieht man ein warmes, scharfes Getränk vor, welches auf den fröhlichen Charakter der französischen Nation nachtheilig wirkt; Chaulieu, Chapelle, Vadé, Panard und die andern lustigen Sänger des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatten niemals Thee getrunken; sie waren von dem göttlichen Safte des Bacchus begeistert, und besangen Liebe und Fröhlichkeit; ihre lustigen Lieder vertrieben die Langeweile, ihre heitern Vaudevilles verbreiteten Glück und Vergnügen; damals gab es noch keine politischen Sänger!“ Der Redner zieht aus seiner langen Rede den Schluß, daß man, da Frankreich Wein und Branntwein in Fülle habe, so starke Auflagen auf den Thee der Engländer legen müsse, daß dem Franzosen die Lust darnach verginge. Ein andrer Schluß, den man daraus ziehen könnte, und den man wirklich daraus ziehen muß, da ihn Baron Puymaurin bereits angedeutet hat, ist dieser: Die Ultraparthey, zu welcher Baron Puymaurin gehört, ist gar nicht abgeneigt, das Saufen und Betrinken in den Schenken zu begünstigen, weil ein Volk, das im Wein und Branntwein seine Nüchternheit verliert, nicht politisirt, und folglich leichter zu handhaben ist, als ein andres, das beym Thee nüchtern bleibt, und fähig ist, das Betragen seiner Obern zu beobachten und zu beurtheilen. Das wäre also eine der Staatsmaximen dieser Parthey!

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

August.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgen[bl]atts eine größere Ausdehn[ung] ...
neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne [z]u den strengwissenschaftlichen ...
sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir ... genöthigt sind, wenn wir ...
[Bl]atts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen [w]ollen, erheischt natürlich ...
wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bish[er] durch die diesem Zweig be...
zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit [s]ind, so können wir dieses ...
lichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir b[i]s auf die Hälfte dessen, ...
Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch [m]achen, und für diese Au...
2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns be[g]nügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das K[un]st-Blatt einzeln ha[ben] ...
Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt fü[r] einzelne Bestellungen des ...

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-...
kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

... zu gehören ... Preis ... den ... Bezirk der ... nimmt ... größer, ... was der ... Verweisung ... Rechnung wir ... mit dem ... en wollen, so wird diesen der ... Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen,

* *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literat[ur]- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Lite[r]atur-Blatt . . . . 3 fl.

das Kun[st]-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Aphorismen aus Paris. 186. 187. 188. 189. 198. 199. 200.
Einiges über die Turkomannen. 191. 192. 193. 194. 195.
Der albanische See und dessen Kanal. 202. 204.

Erzählungen und Romane.

Die Schleichhändler. 182. 183. 184. 185.
Das vergebliche Opfer. 187. 188. 189. 190. 191. 193. 194. 195. 196. 197. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206.

Naturgeschichtliches.

Das amerikanische Krokodill. 197. 198.
Die Seeschlange. 206.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen. 182. 184. 185. 186.
Ein Stierkampf. 199.
Englische Modetrachten der Damen zur Zeit der Königin Elisabeth. 201.

Gedichte.

Die Makamen des Hariri. 183.
Erotische Tändeleyen von Müller. 185.
Charade. Kropfgans. 186.
Lieder von Missolunghi. 189. 205.
Der Bodensee. 192.
Charade und Räthsel. Storchenschnabel. 192.
Rheinische Lieder. 196.
Räthsel. Stockfisch. 198.
Künstlerfrohsinn. 203.
Charade. 204.

Korrespondenz.

Berlin. 183. 184. 185. 189. 190. 191. 192. 196. 197. — Frankfurt a. M. 186. 187. 188. 189. — Genf. 197. 199. — Leipzig. 205. 206. — Paris. 182. 183. 184. 185. 191. 193. 194. 195. 196. 203. 204. 206. — Rom. 194. 195. 198. 200. 201. 202.

Kunst-Blatt.

Nr. 62.
Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin. Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.
Nr. 63.
Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus den Tagebüchern eines Strebenden. (Forts.) — Künstlernachricht aus Breslau.
Nr. 64.
Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin. Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff. (Forts.) — Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus den Tagebüchern eines Strebenden. (Forts.)
Nr. 65.
Amsterdam im Juli. (Aus einem Brief an den Herausgeber.) — Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin. Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff. (Forts.) — Künstlernachricht aus Breslau. (Beschluß.)
Nr. 66.
Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin. Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff. (Forts.) — Amsterdam im Juli. (Aus einem Brief an den Herausgeber.) (Beschluß.) — Bekanntmachung. (Eingesandt.)
Nr. 67.
Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus ...

den Tagebüchern eines Strebenden. (Forts.) — Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin. Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff. (Forts.)

Nr. 68.

Zwey Briefe von Wille an Seelay. Mitgetheilt von Karl Buchner. — Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin. Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff. (Beschluß.) — Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus den Tagebüchern eines Strebenden. (Forts.) — München. — Darmstadt.

Nr. 69.

Circus des Maxentius. (Mit einem lithographirten Grundriß.) — Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus den Tagebüchern eines Strebenden. (Forts.) — Nachrichten aus Berlin. Die Friedrichsbrücke. — Bildniß des Königs.

Literatur-Blatt.

Nro. 61.

Berichte über die englische Literatur. (Beschluß.) — Zeitgeschichte. Discours de Camille Jordan, précédé de son Éloge par M. Ballanche et d'une lettre de M. le Baron Dégérando sur sa vie privée etc etc.

Nro. 62.

Biographie. Biographie des Quarante de l'Academie Française. — Anfrage.

Nro. 63.

Romane. — Zeitgeschichte. Napoléon et ses Contemporains, suite de gravures, représentant des traits d'héroïsme, de clémence, de générosité, de popularité, avec texte; publiée par Auguste de Chambure. (4to.)

Nro. 64.

Romane. (Forts.) — Journalistik. Le Catholique; ouvrage périodique, dans lequel on traite de l'universalité des connaissances humaines sous le point de vue de l'unité de doctrine. Publié sous la direction de M. le baron d'Eckstein.

Nro. 65.

Trauerspiel. Tasso's Befreyung. Ein dramatisches Gedicht von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersezt von H. Garbthausen. — Lebens-Philosophie. Eudaimonia, oder die Kunst glücklich zu seyn. Versuch einer gefälligen Lebensphilosophie von Joseph Droz, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen frey übertragen und mit Anmerkungen ꝛc. versehen von August von Blumröder.

Nro. 66.

Alterthümer. Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Untersuchungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten. In acht Büchern. Sr. M. dem Könige von Dänemark gewidmet von Dr. P. O. Bröndsted, der Universität zu Kopenhagen und mehrerer Akademien Mitgliede; Ritter des Danebrogordens, Königl. Dänischem Geschäftsträger am römischen Hofe. Erstes Buch. — Religionsgeschichte. Demagogie der Jesuiten. Ein politisch-historischer Versuch von Otto v. Deppen. — Reise-Literatur. Briefe aus Sicilien von Justus Tommasini. Mit einer Karte von Syrakus.

Nro. 67.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur. — Geschichte. Lascaris, oder die Griechen in dem fünfzehnten Jahrhundert, mit einem historischen Versuche über den Zustand der Griechen, seit der Eroberung der Mahomedaner bis auf unsere Zeiten. Von Villemain. Aus dem Französischen übersezt, mit Anmerkungen. — Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Carl Gottfried Ritter von Leitner.

Nro. 68.

Uebersicht der französischen Literatur. Chansons de P. J. Béranger. T. I — IV. — Literatur-Geschichte. Kurze (?) Geschichte (?) und Charakteristik (?) der schönen Literatur der Deutschen von Ehrenfried Stöber.

Nro. 69.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur. (Forts.) — Biographie. 1) Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerikanischen Marine. Nach Originalpapieren geschildert. Aus dem Engl. von R. 2) Denkwürdigkeiten des Kapitäns Landolph. Die Geschichte seiner Reisen während sechsunddreyßig Jahren enthaltend. Nach dem Franz. bearbeitet von Therese Huber.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.

v. Fink, Ministerialrath.

v. Spieß, Ministerialrath.

Digitized by Google

Nro. 182.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. August 1826.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze.

Schiller.

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

Vom Freyherrn von Zach.

Der Mangel des Süßwassers, dieses ersten Bedürfnisses vom Thierleben, gehört unter die grausamsten Plagen, welche den Seemann auf langen Reisen treffen können. Schon die Besorgniß dieses Mangels reicht allein hin, um auch den kühnsten Seefahrer zu schrecken. Wer könnte ungerührt und mit trockenem Auge die Qualen, die Angst und die Verzweiflung der unglücklichen Schlachtopfer lesen, die jene gräuliche Plage erlitten haben! Gleich einem mitten auf der See in Flammen gerathenen Schiffe brennen auch sie und werden vom quälenden Durste verzehrt, in Mitte der ringsumher schlagenden Wasserwellen. Ein wahrhafter Todeskampf des Tantalus.

Darum wird sich auch Niemand wundern, daß die Seefahrer so großen Werth darauf legten, das Seewasser trinkbar zu machen, und daß so manche Aufmunterungspreise zum Behuf der gewünschten Entdeckung ausgesezt wurden. Merkwürdig und minder bekannt ist hingegen, daß früher als andere, bereits schon im sechszehnten Jahrhundert, spanische Seefahrer ein Verfahren hiefür gekannt und angewandt haben. Es war Ferdinand Quiros, des Alvares Mendana berühmter Pilote, welcher auf seiner, mit zwey Schiffen und einer Korvette im Jahr 1605 von Lima aus unternommenen Entdeckungsreise das Seewasser entsalzt hat *). Ein Jahrhundert später erst ward durch Robert Boyle **), den berühmten brittischen Naturforscher, die Destillation des Meerwassers, um solches trinkbar zu machen, vorgeschlagen; das Verfahren von Boyle ist durch Hales, den berühmten Erfinder der Ventilatoren für Erneuerung der Luft in den Zwischendecken der Schiffe, und hinwieder durch den brittischen Scheidekünstler Appleby vervollkommnet worden; dieser Leztere empfing dafür von seiner Regierung eine ansehnliche Belohnung.

Was seither und bis dahin der allgemeinen Einführung des Destillirens auf den Schiffen im Wege stund, war theils die Besorgniß von Feuersgefahr, theils der große Aufwand von Brennmaterial. Die erstere jedoch vermindert sich wesentlich, wenn Steinkohlen gebraucht werden, die zugleich den Vorzug haben, daß sie weniger Raum einnehmen als das Holz, indem erwiesen ist, daß vier Pfund von hartem Eichenholz einem Pfund Steinkohlen in der Wirkung kaum die Wage halten.

Die Vorrichtungen für's Destilliren des Meerwassers sind neuerlich durch die Britten vervollkommnet worden. Die berühmteste der dazu angewandten Geräthschaften ist

*) Es melden dieß D. Fran[illegible] Ciscar, in einer Note zu seinem 1791 angegebenen Trat[illegible] de los maginas et maniobras de à bordo; und bi[illegible] oder der Doktor D. Ignaz von Lazuriaga, in einer Abhan[illegible] die im ersten Band der Memoiren der Akademie der [illegible] zu Madrid abgedruckt ist.

**) Geboren im Jahr 1[illegible] gestorben im Jahr 1691.

Digitized by Google

die im Jahr 1807 durch Lamb erfundene Maschine. Man erhält durch sie 20 bis 25 Gallonen *) süßen Wassers in der Stunde; sie erheischt einen Viertheil weniger Steinkohlen, als die andern gebräuchlichen Maschinen, und sie wird auf dem Küchenheerd errichtet.

Nochmals hat Archibald im Jahr 1810 eine Geräthschaft erfunden, die anfänglich destillirt und nachher filtrirt. Sie bedarf weniger Brennmaterial, und sie liefert eine größere Menge Wasser.

In Frankreich ward von Poissonier ein neues Verfahren beym Destilliren vorgeschlagen, wobey die Besorgniß wegen Feuersgefahr fast ganz wegfällt und vollends der Bedarf von Brennstoff höchst unbedeutend wird; es ist dieß die Destillation im leeren Raum. Meusnier, ein ausgezeichneter Offizier beym französischen Geniekorps, hatte ein vollkommen sicheres und unkostbares Verfahren zum Destilliren im leeren Raum vorgeschlagen, wofür die bloße Wärme des Schiffsgrundes gebraucht werden sollte. Die Regierung hatte den nöthigen Vorschuß für die Einrichtung bewilligt, die mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden, jedoch schon ziemlich vorgerückt war, als Meusnier beym Kommando der Belagerung von Kassel nächst Mainz den Tod fand. Alles gerieth nun zu jener stürmischen Zeit in Vergessenheit, und man hat nicht weiter davon reden gehört.

Immerhin beschränkt sich die wahrhafte Nutzbarkeit dieser Vorkehrungen auf Umstände, die bey Seereisen nicht eben häufig vorkommen.

Man glaubte bemerkt zu haben, daß die Natur zuweilen selbst auch und ohne künstliche Vorkehrungen die Entsalzung des Meerwassers veranstaltet. Es geschieht dieß in dem Meteor, welches unter dem Namen der Seehose oder Wassertrompete bekannt ist. Wenn diese Wasserhose sich über dem Meere bildet, so sieht man, wie, bald in Gestalt eines Kegels, bald in der eines Cylinders, eine Wassermasse über der Seefläche sich erhebt. Dieß Wasser steigt spiralförmig mit großer Gewalt empor, es wird zersezt und fällt nachher in reichlichem Süßwasserregen, der zuweilen mit Hagelkörnern begleitet ist, nieder.

Der Doktor Gregory hat in seinem „Haushalt der Natur (Economy of nature)“ diese Erscheinung folgendermaßen zu erklären versucht. Das Seewasser, sagt er, steigt anfänglich durch den Druck der Atmosphäre empor, wie in einer gewöhnlichen Luftpumpe; weil aber der leere Raum nicht vollständig ist, zertheilt es sich in Tropfen, und da der leere Raum durch Wärme erzeugt ward, so geht eine Art Destillation mit dem Wasser vor, bey der es seine gröberen und salzigten Theile verliert.

Zur Bekräftigung seiner Theorie erzählt er die nachfolgende, ihm von Doktor Perkins gemeldete Thatsache, die diesem durch einen Augenzeugen, den Kapitän Melling, war mitgetheilt worden. Auf einer Ueberfahrt des Leztern von den Inseln unter dem Winde nach Boston ging eine Wasserhose über den Vordertheil seines Schiffes, wo er sich gerade befand. Er ward von einem niederstürzenden Schlagregen betroffen, dessen Heftigkeit ihn beynahe zu Boden warf. Der Uebergang des Meteors war von einem Geräusche begleitet, das dem des stürmischen Meeres glich und das niedergeschlagene Wasser war vollkommen süß.

Ein anderer brittischer Schiffskapitän, welcher vor Toulon kreuzte, hatte innerhalb weniger Stunden acht kegelförmige Wasserhosen beobachtet, von denen eine zwischen seinem und einem andern zur Eskadre gehörigen Schiffe in der Entfernung einer Kabellänge durchgezogen war. Er sah das Wasser mit ausnehmend großer Schnelligkeit sich emporheben, der Himmel verdunkelte sich, es bildeten sich dichte Wolken, die, so wie sie der sehr hohen und felsigten Küste westwärts von Toulon sich näherten, zertheilt wurden und stromweise ihr Wasser ergossen, das nun in's Meer zurückstürzte. Der Kapitän beobachtete dieß alles durch sein Fernglas, und er war gleichfalls der Meynung, es sey das aus diesen Wolken niedergeschlagene Wasser süß geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ungefähr 160 bis 200 Pariser Pinten.

Die Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Sobald es zu tagen anfing, eilte ich hinaus an die Unglücksstelle. Das zertretene Gras und die Blutflecken umher zeigten nur zu klar, daß ich nicht geträumt, wie ich mich oft zu meiner eigenen Beruhigung hatte überreden wollen. Die Spuren führten zur Bank; jenseits in dem tiefen Hohlweg standen die Trümmer eines alten Hauses. Ich konnte deutlich sehen, daß man nicht lange vorher unter demselben gestört hatte. Ich stieg also hinab, die blutige Spur zum Leitfaden nehmend, und entdeckte bald unter einem Haufen frisch zusammengetragener Steine den Leichnam eines Mannes. Der Hals war ihm durchschnitten und neben ihm lag ein Matrosenmesser. Es war gleichfalls mit Blut bedeckt, und auf dem Griff waren die Buchstaben W. B. eingegraben. „O Gott! rief ich laut, so ist Will Brockmann der Mörder!“ Kaum hatte ich diese Worte geendet, als ich mich von einem Haufen Menschen umgeben fand, und unter diesen mehrere Polizeydiener und ein Friedensrichter. Diesem theilte ich alles mit, was ich gehört und gesehen, so wie meinen Verdacht, wer der Mörder gewesen. Sogleich wurden Polizeydiener abgeschickt, die Personen zu verhaften, während der Beamte mich in's Pfarrhaus begleitete und man den Leichnam in

die Kirchenvorsteherstube trug. – Es vergingen an zwey Stunden, ehe man die Gefangenen herbeybrachte, nämlich die drey Brüder Petley und Brockmann. Der Unterschied zwischen diesen und jenem war auffallend. Mit Ausnahme einer kleinen Röthe, welche dann und wann beym Verhör ihr Gesicht überzog, waren sie so gelassen und ruhig, als nur die Unschuld oder das abgehärtete Verbrechen es seyn konnte. In Brockmanns Gesicht aber herrschte der tiefste Jammer. Sein Gesicht war todtenblaß, sein Auge roth und wild, und war entweder fest an den Boden gewurzelt oder wanderte in anscheinender Gedankenlosigkeit im Zimmer umher. Die Verschiedenheit in ihrer Kleidung war nicht minder auffallend. Die Brüder waren im Bette verhaftet worden. Sie waren ruhig aufgestanden, hatten sich rein angezogen und benahmen sich allerwege, als wüßten sie nicht, warum man sie angehalten. Brockmann hatte man am Ufer gefunden. Seine Kleider, so wie seine Hände, waren mit Blut bedeckt. Als die Polizeydiener ihn fanden, schien er mehr wie ein Mensch, der auf Selbstmord als einer, der zu entfliehen dachte; und als er jezt vor uns stand, glaubte ein Jeder den Mörder in ihm zu erkennen.

Das Verhör ging jezt vor sich. Aus diesem erhellte, daß, da die Accisbedienten die Päcke zu schwer gefunden, einer derselben nach Folkestone gegangen, um Gehülfen zu holen, während der andere dabey zurückblieb. Nach einer Stunde kam er wieder, fand aber weder die Waaren noch seinen Gefährten. An der Stelle fand man eine Pistole, welche kurz vorher abgebrannt worden zu seyn schien, die er aber nicht als seinem Kameraden gehörig erkannte, und endlich fand man, wie oben gemeldet, die Leiche selbst. Das Messer erkannten mehrere Zeugen für Brockmanns. Man hatte die vier Gefangenen am Abend vorher nach der französischen Küste zu abfahren sehen, in der erklärten Absicht, in der Nacht Waaren einzuschwärzen, und Niemand konnte sagen, wann sie wieder gekommen. Man zeigte auch den Brief vor, durch welchen die Accisbedienten geleitet worden waren, und worin ich augenblicklich seiner Mutter-Hand erkannte. Er war folgenden Inhalts:

„Jemand, welcher einen verführten Jüngling vom „Verderben zu retten wünscht, benachrichtigt die Herren „Kommissarien, daß ungefähr um Mitternacht am fünfzehnten dieses ein mit Spitzen und Seidenzeugen beladenes Boot unterhalb Folkstone landen wird. Man „vermuthet, daß es von vier Personen bemannt seyn, „und die Waaren über den Hügel nach Johann Petley's „Haus werden gebracht werden."

Die Beweise gegen die Gefangenen schienen klar. Die Petley's aber behaupteten steif und fest ihre Unschuld, während Brockmann, als man ihn dem Gebrauche nach

um seine Verl[illegible] los da stand, verging.

[illegible]

Die [illegible] Correspondenz-Nachrichten.

Paris, 20. [illegible]

(Fortsetzung.)

Obschon das [illegible] Dutzend Theater in Paris große Mühe [illegible] wider die starke [illegible] Theater beynahe [illegible] sie doch nicht leer [illegible] gung dahin gebracht [illegible] spruch herbeyzuziehen [illegible] am schwierigsten ist [illegible] Blache, worin das Abenteuer Vulkans, der Venus und Mars in einem Netze fängt, mit aller zur Oper gehörigen Pracht dargestellt wird. Die Hochzeit im Olymp, der Ausbruch der Schmiedeessen, das goldene Netz, Dlle. Noblet, welche sich auf dem großen Zeh herumdreht, als ob sie auf einer Spindel stünde, der unerwartete Ausgang des Stückes, da sich, statt Venus, Minerva im Tête à tête mit Mars unter dem Netze befindet, und dann die gutgewählte Musik, von Gneizhofer arrangirt, alles dieses hat dem Publikum sehr gefallen, und das neue Ballet ist ein Lieblingsstück des Publikums geworden, was man nicht vorhergesehen hatte, indem die mythologischen Gegenstände seit anderthalb Jahrhunderten an der großen Oper ganz abgenüzt zu seyn schienen. Blache hat bewiesen, daß ein geschickter Künstler auch alte abgedroschene Dinge auf eine anzügliche Art wieder verjüngen kann. Ueber den Ausgang der Handlung, wie ihn Blache wahrscheinlich selbst erfunden hat, denn die alten Mythographen gaben ihn gewiß nicht so an, haben die Pariser Tagesblätter viel gescherzt; sie lassen nämlich verlauten, man sehe hier die eingreifende Hand und den erbaulichen Sinn des Vicomte de la Roche foucauld, der bekanntlich einmal verordnet hat, es sollten nur moralische und monarchische Stücke gesungen und getanzt werden; der Herr Vicomte habe wohl Aergerniß an der alten Fabel genommen, nach welcher Mars dem häßlichen Volcain Hörner aufgesezt habe; nach Blache's Lesart gehe die Sache ganz in Ehren zu, und jeder Ehemann könne aus dem Ballette die moralische Lehre mit nach Hause nehmen, daß man keinem Scheine trauen, und in der Ehe ruhig schlafen und sich um nichts weiter bekümmern müsse, weil man im Falle der Eifersucht, leicht wie Vulkan, der den ganzen Himmel zum Zeugen seines Schimpfes aufrief, beschämt davon gehen müsse. Allerdings ist dieß eine sehr liebliche, beruhigende Moral für die Vulkans, die Marse und besonders die Venusse, die es gewiß dem Herrn Vicomte Dank wissen werden, daß er den Pariser Ehemännern durch die Operndinge ihre Pflicht ans Herz legt. Indessen möchte ich nicht gut dafür stehen, daß nicht beym Anblick einer so lieblichen Göttinnenschaar, welche so reizende Tänze ausführt, bey manchem Ehemanne der geheime Wunsch entstehe, sich in den Opern-Olymp versezt zu seyn, und wie Vulkan mit einer Göttinn auch diesem Himmel versehen zu [illegible] was dann freylich die erbauliche Moral des Dirceck[illegible] des Beaux arts ein wenig über den Haufen stoßen würde. [illegible] Fall wird es schwer halten, bey der großen Pariser [illegible] Moral und Monarchie zum Stücken zu bringen; an [illegible] sucht als gerade dort; [illegible]

und Monarchie bey Opern und Balletten war also ein unglücklicher Einfall, über welchen die Pariser Blätter nun schon seit Jahr und Tag spaßen. Es ist nun einmal so die Gewohnheit in Paris, daß wenn ein angesehener Mann mit einem lächerlichen Einfall angestiegen kömmt, er von allen Seiten mit Witzpfeilen zerrissen wird, und sich beschämt zurückziehen muß. So z. B. hat ein den Ministern blindlings ergebener Deputirter der Professor Pardessus an der Rechtsschule, bey einer der Debatten über die Journalfreyheit, neuerlich die Worte entschlüpfen lassen, ein Journal müsse sich nicht um das Privatleben eines Deputirten bekümmern, und man dürfe nicht wissen, wo ein Deputirter zu Mittag speise. Dieß Heimlichthun mit dem Mittagessen der Deputirten, von denen manche ihre guten Gründe haben mögen, dem Publikum nicht wissen zu lassen, daß sie so oft bey den Ministern speisen, ist seitdem täglich in den kleinern Pariser Blättern eine Zielscheibe des Witzes; eines derselben erzählt, jemand sey dem Herrn Pardessus auf der Gasse begegnet, und habe ihn gebeten, mit der Suppe bey ihm vorlieb zu nehmen; allein Pardessus sey bleich geworden, habe ihn feyerlich an einen abgelegenen Ort geführt, und ihm die Worte ins Ohr geraunt: Freund! von solchen Dingen redet man nimmer an öffentlichen Orten! Ein anderes Blatt will wissen, Pardessus habe seine Magd verabschiedet, weil sie ihn gefragt habe, um wie viel Uhr er speisen wolle; ein drittes behauptet, er habe seine Papagayen in einem Anfalle von Zorn erdrosselt, weil sie ihm die gemeine Papagayenfloskel: as tu déjeuné, Jacquot? hergesagt haben. Eben so schalkhaft verfolgen dieselben Blätter seit einigen Tagen den berühmten Advokaten Dupin, welcher, nachdem er in einer sehr freysinnigen Rede vor Gericht die Zeitung le Constitutionnel gegen die Jesuitenparthey vertheidigt hatte, nach St. Acheul ging, und dort hinter einer Jesuitenprozession einhermarschirte, und, wie die Ultrablätter meldeten, die Schnur des Thronhimmels andächtig in den Händen gehalten hatte. Ueber diese Schnur haben schon die Journale eine unsägliche Menge von Witzeleyen ausgebracht, und werden vermuthlich damit fortfahren, bis die Aufmerksamkeit des Publikums auf andere Gegenstände wird gelenkt seyn.

Das Theater der Porte St. Martin hat zwar keine Bulkanknette, um die Schaulustigen damit zu fangen; dagegen hat es ein Ungeheuer auf die Beine gebracht, das dieselbe Wirkung hervorbringt, das heißt, die Theaterkasse füllt. Dieses Ungeheuer ist nach einem englischen Romane, Frankenstein, der Mistriß Shelley gebildet, und wird auch von einem englischen Mimiker, Cooke vom Coventgardentheater, dargestellt. Es war keine leichte Aufgabe, ein ächt englisches Produkt durch einen Engländer vor den Parisern darstellen zu lassen, ohne daß die Nationalvorurtheile dabey laut würden. So wenig Mazurier vom Porte St. Martintheater auf der Coventgardenbühne in London behagt hatte, obschon er wirklich ein vortrefflicher Mimiker ist, so wenig konnte man hoffen, daß auch Cooke auf der Bühne der Porte St. Martin behagen würde; denn obschon sich die Nationalabneigung der Franzosen gegen Engländer, und der Engländer gegen Franzosen, seit dem Frieden bedeutend vermindert hat, so bleibt doch leider noch genug davon hangen, um sie zuweilen, wenn sie zufällig zusammengerathen, ungerecht gegen einander zu machen. Indessen ist dießmal alles gut abgelaufen; zwar machen die Pariser Journalisten, die so gut ihre Vorurtheile haben, als das Volk, eben nicht viel Rühmens von dem englischen Künstler; es ist aber gewiß, daß er in das Stück, worin er spielt, großen Zulauf erregt, und ganz Paris das Ungeheuer der Porte St. Martin sehen will. Wer den Roman Frankenstein gelesen hat, wozu vermuthlich der deutsche Faust Anlaß gegeben hat, wird wissen, daß darin von einem Alchimiker oder Hexenmeister die Rede ist, der nichts besseres zur Welt schaffen kann, als ein unvollkommenes Wesen, ein Ungeheuer, das seiner schlimmen Natur zufolge überall, wo es hinkömmt, Böses stiften muß, sogar bey seinen Wohlthätern, und zwar wider seinen Willen. Dieses sonderbare Wesen nun, das unvollkommen erschaffen, sich und andere unglücklich macht, ist der Held des pantomimischen Stückes auf der Bühne der Porte St. Martin. Cooke als solcher sieht furchtbar aus und geberdet sich schrecklich; bey der ersten Vorstellung war ihm jedoch, wie es scheint, vor dem Pariser Publikum bänger als den Parisern vor ihm; da er aber wohl aufgenommen wurde, so verschwand bey den folgenden Vorstellungen seine eigne Furcht, und er konnte alle seine Mittel anwenden, den Andern Furcht und Schrecken einzujagen. Grausend sieht es aus, wenn am Ende des Stückes das Ungeheuer sich auf das Schiff schwingt, welches die Familie seiner Wohlthäter in sich faßt, und sich mit demselben unter einem Sturme in den Abgrund des Meeres stürzt. Dieses Ende wäre schon genug, um die Schaulustigen herbeyzuziehen; denn hier hat man alles angewandt, um das Auge zu täuschen; die ganze Bühne ist in ein Meer verwandelt, auf welchem sich die Wogen schrecklich übereinanderstürzen. Ein solches Meer war für die Pariser etwas neues, wiewohl schon vor mehreren Jahren etwas ähnliches in einem Melodrama: der Schiffbruch, dargestellt worden war. Glücklicherweise sind die Pariser vergeßliche Leute, und man kann ihnen manchmal etwas aus dem Alten Hervorgezogenes wieder als eine Neuigkeit vorsetzen. Die dramatischen Dichter wissen das recht gut, und wärmen daher sehr oft alte Gedichte wieder auf. Manchmal läßt sich das Publikum täuschen; zuweilen riecht es aber auch den Braten und pfeift dann gewaltig, oder läßt die neuen Gerichte stehen, ohne sie anzurühren. Picard, dessen bessere Dichtungszeit vorbey zu seyn scheint, und der nur noch dann und wann mit einem Gehülfen neue Theaterstücke aufführen läßt, hatte mit seinem Anscheine keinen großen Erfolg gehabt; etwas besser ist es mit seiner Erbschaft und Heirath gegangen, einem Lustspiele in 3 Aufzügen, welches seit einiger Zeit auf der Schaubühne gegeben wird. Aber die Lustspiele bringen dieser Bühne nicht so viel ein, als die aus Deutschland und Italien übertragenen Opern. Der Freyschütz oder Robin des Bois muß jezt nicht fern von der [illegible]sten Vorstellung seyn; auch die Rossinischen Opern mit französischem Texte werden häufig auf dieser Bühne gegeben, eben so einige französische Stücke, wozu man Singstücke gedichtet, und denselben die Musik fremder Meister untergelegt hat; das zulezt erschienene dieser Stücke heißt la fausse Agnès, nach dem alten Lustspiele Regnards, mit Singstücken von Rossini, Mozart, Meyerbeer u. a.; fast alle diese Opern sind von Castilblaze arrangirt; er mag dabey mehr gewonnen haben, als Mozart mit dem Komponiren. Die Zeitungen haben angekündigt, Castilblaze veranstalte eine Vorstellung zum Benefiz der Familie C. M. v. Webers; der Freyschütz solle dazu in seiner ursprünglichen Gestalt gegeben werden, das heißt mit den Singstücken, welche Castilblaze unterdrückt oder versezt, oder anders eingerichtet hatte. Ein Journal bemerkt darüber, daß Castilblaze es ungefähr mache wie jener Herr, welcher ein Hospital stiftete, nachdem er sich in den Hospitälern bereichert hatte. Rossini muß beständig Vorwürfe über die Saumseligkeit seiner Verwaltung der italienischen Oper hören, welche ihm in den Journalen gemacht werden; einige treiben den Muthwillen so weit, daß sie ihn beschuldigen, er treibe mit Macaroni und Salami Handel, anstatt sich mit der Leitung seiner Oper abzugeben; es kann seyn, daß er gern Macaronis und Salami ißt, und er mag auch wohl einen Vorrath davon aus Italien verschrieben haben; allein was hat dieß mit seiner Direktion zu schaffen, und was kümmert es das Publikum?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 183.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 2. August 1826.

Das Gebackne
Vom Leichenschmauß gibt kalte Hochzeitschüsseln.

Shakspeare.

Die Maka'men des Hari'ri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Neunte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich spürte, da ich am Wanderstabe — kam nach Sa'we *) — an mir Herzenshärtigkeit — und Unbußfertigkeit; — und ich befolgte den Rath des besten der Rathgeber, — der den Gläubigen dagegen empfahl den Besuch der Gräber. — Als ich nun gekommen war zur Einkehr der Särge, — und der Todtengebeine Herberge, — um mein Herz zu heilen von der Verstockung, — und meine Sinne von der weltlichen Lockung; — sah ich eine Versammlung um ein Grab, das man grub, — und einen Aufgebahrten, den man begrub. — Und ich gesellte mich zu ihnen, der Heimkehr denkend, — und Thränen den Heimgegangenen meines Stammes schenkend. — Als nun der Todte bestattet war, — und die Klag' um ihn ermattet war, — bestieg eine Erhöhung am Grab — ein Scheich mit Pilgertasch' und Stab, — sein Haupt mit dem Mantel verhüllend, — und sprach mit Eifer erfüllt, und mit Andacht erfüllend:

Sehet und handelt danach, o ihr Handelnden! — und wendet euch, o ihr sorglos Wandelnden! — Raffet euch auf, o ihr Vergessenden, — und ermesset recht, o ihr Ermessenden! — Was ist euch? Fühlet ihr keine Betrübniß — bey Freundesbegräbniß? — könnet ihr sehn ohne hellen Jammer — euern Kameraden eingehn in die dunkle Kammer? — und erwachet euch im Herzen kein kurzer Kummer, — wenn ihr euren Freund übergebt dem langen Schlummer? — Athmet ihr ohne Schaudern die Moderlüfte, — und schaut ohne Furcht die Furchen der Grüfte? — Vergesset ihr eurer Vorfahren, — oder denket nicht, daß ihr ihnen müsset nachfahren? — Lasset ihr nicht die Schicksale eurer Gespielen — euch geschickt seyn zu Beyspielen? — und gewahret nicht das Loos eurer Gefährten, — um euch zu wahren vor Gefährden? — Doch weinende Augen mögt ihr nicht schauen, — und euer Ohr mag nicht hören die Klagefrauen. — Ihr geleitet die Bahre, — und denkt dabey an das Baare; — ihr legt den Todten zur Ruhe, — und im Sinne liegt euch die Truhe; — ihr senkt in's Grab sein Gedächtniß, — und denkt nur an sein Vermächtniß. — Euren Gesellen gesellt ihr dem stummen Wurme zum Schmaus, — und schmauset bey Lautenklang in eurem Haus. — Ihr verschmerzt den Verlust eines Genossen — leichter als den Verlust eines Groschen, — und beklagt einen zerbrochenen Hausscherben — schwerer als eurer Verwandtschaft Aussterben. — Ihr fürchtet eurer Gewerbe Fall, — aber keinen Erb- und Sterbefall. — Ihr schreitet zwischen Gräberreihen — lustig wie zum Reihen, — und wandelt auf den harten Betten — wie in Gartenbeeten; — lacht auf Schädel und Leichensteine, — als lachten euch an reiche Edelstei[illegible] — und denkt bey einem Todtenbein — nicht an die [illegible] — noch an die Todtenpein; — gleich als hättet [illegible] Gewährsmann — gegen [illegible]

*) Eine Stadt zwischen Rei und Hemedan.

Digitized by Google

des Grabes Fährmann, — oder eine Sicherschreibung — gegen des Schicksals Schuldeintreibung. — Habt ihr etwa gestellt einen Bürgen, — der sich für euch läßt würgen? — oder gedungen einen Beschwörer — gegen den alten Zerstörer? — Nein, sondern Thorheit ist euer Wahn, — und die Augen werden euch aufgethan, — einst, wann ihr die Augen zugethan. — Drauf hub er an:

Der du dich nennst verständig,
Wie lange rennst unbändig,
Und deinem Herrn abwendig,
Du deinen Thorenlauf?
Verachtest die Belehrung,
Verweigerst die Bekehrung,
Und scheuest die Beschwerung
Der Pflicht, die dir liegt auf.
Und mahnt dich nicht die Bahre,
Und nicht die grauen Haare,
Und nicht die Flucht der Jahre?
Ist denn dein Ohr schon taub?
Du stehest vor der Krippe,
Und siehst, wie das Gerippe
Schwingt hinter dir die Hippe,
Und zitterst nicht wie Laub?
Gesäugt an Thorheits Brüsten,
Gegängelt von den Lüsten,
Irrgehend in den Wüsten,
Wirst du des Todes Raub.
O horch, der Löwe brüllet,
Der seinen Schlund nie füllet!
Doch du, von Wahn umhüllet,
Willst füllen deinen Bauch.
Wie lange willst du irren,
Wie wilde Tauben girren,
Wie Nachtgevögel schwirren
In jedem dunkeln Strauch?
Wie lang in Frevel scherzen,
Und nicht bereu'n von Herzen?
Wie lang dein Antlitz schwärzen
Mit ecklem Sündenrauch?
Vor deines Herren Strafen
Willst du nur sorglos schlafen;
Und dann, wann sie dich trafen,
Wachst du mit Winseln auf.
Der Wahrheit ein Empörer,
Der Mahnung troz'ger Hörer,
Bereit mit dem Bethörer
Zu schliessen jeden Kauf;
Wie lange willst du schnaufen,
Und Herzeleid dir kaufen?
Zusammenscharren Haufen,
Bis man dich scharrt zu Hauf!
Wie lange wird es währen,
So wird es dir sich klären;
Dann weinst du blut'ge Zähren,
Und seufzest Flammenrauch.
Mir ist, als ob ich sähe,
Wie ein dich schlingt die Jähe
Des Grab's, und deine Zähe
Wird mürb' an seinem Hauch.
Da muß der Leib sich strecken,
Daß ihn die Würmer schmecken;
Dann wird man dich erwecken,
Und sammeln deinen Staub.
O schaue nicht zurücke!
Dort vor dir steht die Brücke *),
Als ob ein Schwert sich zücke;
Darüber geht dein Lauf.
Und hier ist das Gefilde,
Wo Gilde nicht der Gilde,
Und Blutsfreund nicht zum Schilde
Dem Blutsfreund dienet auch.
O rüste dich bey Zeiten!
Dort werden für dich streiten
Nur deine Frömmigkeiten
Und der Gebete Hauch.
Verwende du, zum Frommen
Dir selbst und allen Frommen,
Das Gut, das zugekommen
Von Gott dir zum Gebrauch.
Sey aller Schwachen Steuer,
Und aller Armen Scheuer,
Und aller Kalten Feuer,
Und aller Durst'gen Schlauch.
Sey gegen Güt'ge gütig,
Nicht gegen Wüth'ge wüthig,
Und wiege übermüthig
Im Glücke nicht dein Haupt.
Nicht fahre hoch in Lüften,
Und schwelge nicht in Düften,
Bedenke, daß in Grüften
Der Erde Lust verstaubt.
Gib, was du hast, zum Troste,
Und sammle nicht dem Roste.
Schatte, bevor vom Froste
Wird dein Gezweig entlaubt!
O stapple nicht und speichre,
Versage nicht noch weigre,
O gib, und dich bereichre
Mit Segen, den nichts raubt.
Gewöhne deine Hände,
Zu geben Spend' um Spende,
So gibst du leicht am Ende
Dein Leben selber auf.
Dieß sind, die ich dir gebe,
Die Lehren, darnach lebe,
Und dann vor'm Tod nicht bebe;
Heil dem, der hört und glaubt!

Dann streckte er aus seine Hände, — und empfing der Gläubigen Spende; — und als die milden Gaben nicht mehr rannen, — begnügte er sich und zog von dannen. —

Der Erzähler spricht: Seines Vortrags reiche Zierde — erweckte in mir neben der Andacht die Neugierde, — daß ich ihm nachfolgte auf den Fuß, — bis außer der Menschen Zusammenfluß; — da zog ich, um ihn anzuhalten, — von hinten an seines Mantels Falten. — Er wandte sich um dienstfertig, — und grüßte, wie eines Geschenks gewärtig; — ich aber sah, es war Ebu Seid, — und es that mir leid. — Ich sprach:

O Ebu Seid, wie lange
Willst du noch seyn die Schlange,
Stets lauernd neuem Fange,
Und wechselnd Haut um Haut?

*) Die Brücke Sira't, feiner als ein Haar, und schärfer als ein Schwert.

Er aber antwortete ohne Zaudern, — [illegible] und unbefang[illegible]
Mach' dir mit Gottes Segen [illegible]
Des Pred'gers Wort zu Nutz [illegible]
Ihm unter die Kapuze
Zu schau'n ist unerlaubt. [illegible] und ging, wo ih[illegible]
So ließ er mich stehn betroffen, —
die Welt stand offen.

Die Schleichh[illegible]dler.

(Fortsetzung.)

Eben hatte der Friedensrichter ihr[illegible]n weiteren Verhaftsbefehl unterzeichnet, als Brockman[illegible]s Mutter in's Zimmer stürzte: „O was hab' ich gethan? [illegible] schrie sie mit gellendem Tone, welcher durch alle Herzen drang; und was hast du gethan, mein unglückliches Kind? Warum stehst du hier, mein Sohn, und was ist das für Blut auf deinem Gesichte? — Er ist unschuldig, mein Herr, fuhr sie, wild gegen den Friedensrichter gewandt, fort, gewiß er ist unschuldig! Er einen Mord begehen? er, den ich so mild erzogen, und der immer so mild gegen mich war, bis — aber nein, ich mag nicht davon reden. Es ist nun vorbey damit, die Verbindung ist zu Ende, und er wird mit mir gehen und wieder der Trost seiner verlassenen Mutter werden. — Wirst du nicht mit mir gehen, Wilhelm? nicht wahr, mein Sohn, du kömmst?" Brockmann seufzte tief. „Ich kann nicht mit Euch gehen, Mutter, jammerte er, ich muß fort in's Gefängniß und dann zum Tode." — „In's Gefängniß und in den Tod, sagst du? nein, nein, unmöglich, das kann nicht seyn. Darum that ich's ja nicht, dich gab ich ja nicht an; diese waren's, diese gottlosen, blutgierigen Ungeheuer, die dich verrathen haben. O möge einer Mutter Fluch sie verzehren!" — „Stille, stille, Mutter, fluchet Niemand, oder wenn ihr ja fluchen wollt, so fluchet mir. — Nun ich bin bereit," setzte er, gegen die Polizeydiener gewandt, hinzu.

Als man ihm die Handschellen anlegen wollte, bemerkte man zum ersten Mal, daß er einen tiefen Schnitt in der rechten Hand hatte, welcher noch blutete. „Wo habt Ihr diese Wunde her?" fragte ich ihn, in der Hoffnung, daß seine Antwort seiner Sache eine bessere Wendung geben würde; aber er blieb stumm, und hielt mit einer verzweifelnden Entschlossenheit seine Hände den Fesseln dar. Es würde ein vergeblicher Versuch seyn, den namenlosen Jammer der unglücklichen Mutter beschreiben zu wollen. Sie beschwor seine Unschuld auf's Theuerste, erklärte sich für seine Mörderin, flehte bald zu dem Beamten, bald zu mir, bald zu den Umstehenden, ihren Sohn retten zu helfen, und man mußte sie mit sanfter Gewalt von der Thüre hinwegziehen, um den jungen Menschen abführen zu können. Der Zug mit den Gefangenen ging fort, und die unglückliche Frau, von ihren Schmerzen erschöpft, sank in eine tiefe Ohnmacht, die sie eine Zeit lang dem Gefühle ihres Elendes entzog.

Die Gefangenen wurden nach Maidstone [illegible] wo ihnen nach einer kurzen Frist der Prozeß gemac[illegible] Der große Antheil, den ich an dem Schicksale der [illegible] und des Sohnes nahm, erlaubte mir nicht, den Au[illegible] desselben in unthätigem Bedauern abzuwarten. Da ic[illegible] dahin als Zeuge zu erscheinen hatte, so begab ich mich [illegible]nige Tage früher dahin, und suchte Brockmann zu bereden durch eine aufrichtige Erklärung gegen seine nichtswürdi[illegible]gen Gefährten sich selbst von einem schmählichen Tode und seine Mutter von der Verzweiflung zu retten; denn da kein Zeuge bey dem Morde zugegen gewesen, so war es durchaus nothwendig, daß einer von den wahrscheinlichen Tödtern selbst als Zeuge gegen die Uebrigen auftrete, wenn ein Urtheil gegen sie erlangt werden sollte. Auch war ich um so dringender, weil ich aus manchen Umständen voraussehen konnte, daß einer der Petley's dieses Amt übernehmen, und ihn aufopfern werde. Aber alle meine Vorstellungen deßwegen blieben bey dem jungen Manne fruchtlos, denn Harriet hatte mir vorgearbeitet, und ihm durch falsche Versprechungen im Namen ihrer Brüder das Versprechen abgelockt, um keinen Preis zum Verräther seiner Gefährten zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Gastspiele der Madame Neumann.

Berlin, 26. Juni.

Seit fünf Jahren beehrt uns Madame Neumann mit ihren Sommerbesuchen, und noch jedesmal ist sie mit freudiger Dankbarkeit, ehrender Anerkennung und wahrhaftiger Theilnahme begrüßt worden. Bey ihrem Scheiden nahmen diese Empfindungen immer den wehmüthigeren Charakter eines auf unserer Bühne gefühlten Mangels an, und das Erscheinen und Verschwinden der Madame Neumann läßt das verdrüßliche Geständniß zurück, daß Norddeutschland das Vaterland einer Naivität und edlerer Sentimentalität nicht eben zu seyn scheint. Diese beyden mächtigen Provinzen liegen hier öde und brach, man hat zwar im Gefühl dieser Armuth einige Anfängerinnen acquirirt, oder auch Stellvertreterinnen aus benachbarten Fächern herübergenommen; aber diese Surrogate finden nur in sonstiger Schiefheit der Administration ihre Entschuldigung. Deßwegen ist der Eindruck, den Madame Neumann hervorbringt, ein um so stärkerer, als die eilf mageren Monate eines Jahres den zwölften des Gastspiels mit in die nothdürftige Einnahme aufbringen lassen. In diesem Sinne ist denn auch häufig die Täuschung hervorgetreten, daß die liebenswürdige Gastspielerin während ihres Hierseyns so betrachtet worden ist, als gehöre sie unserer Bühne ursprünglich zu, und als sey ihr nur ausnahmsweise gestattet, den bey weitem größten Theil des Jahrs auswärts zuzubringen. Denn wie ließe sich wohl sonst eine Entschuldigung dafür herbeybringen, daß Autoren, Compositeure und Regisseure ein ganzes Jahr lang auf die Ankunft der Madame Neumann harren, um ihrer Gunst und Sicherheit Stücke anzuvertrauen, die, der eigenen Meynung der Verfasser zufolge, lediglich durch diese Persönlichkeit getragen, einem sofort erklärten Schiffbruche entgehen können. Es ist bloß die Fiction ihres Einheimischseyns bey uns, welche die Impertinenz der Anerbietung mildert, denn daß Madame Neumann so gütig ist

darin einzuwirken, kann der Anmaßung einer Initiative doch auf keine Weise zur Entschuldigung dienen. Die Wiener in Berlin wären vor zwey Jahren von der bey uns etwas strengen Kunstpolizey ganz unerbittlich als Vagabunden, und zwar per Schub über die Gränze gebracht worden, wenn nicht die Verwendung der Madame Neumann den verlegenen Oesterreichern einen ganz untadelichen Paß hätte ausstellen lassen, mit welchem sie auch späterhin, nach ihrer Abreise ihre Künste haben produciren dürfen. Was Wunder, wenn auch dießmal die arme Molly, eine Französin, geführt und empfohlen von ihrem unehelichen Vater, dem Baron von Lichtenstein, auf gleiche Protection Anspruch machen zu können geglaubt hat; das Raisonnement des Vaters war eines der bündigsten. Hat einmal das arme Wesen, soll er gesagt haben, durch den Hauch einer ihm selbst fremden Liebenswürdigkeit eine dreymalige Existenz erhalten, so ist sein Glück gemacht; es wird in der Zeitung recensirt, das Honorar wird gern ausgezahlt, und die arme Molly hat alsdann Geduld genug, um ein ganzes Jahr die Rückkunft der Madame Neumann zu erwarten, die sich einem bis dahin sicherlich groß gewordenen Pflegkinde auf keine Weise mehr wird entziehen dürfen. Doch wir wollen Madame Neumann nicht in den Rollen beurtheilen, in denen sie als Mitglied unserer Bühne sich ihren Collegen gefällig zeigte. Wenn hier ihre Güte die lobendste Anerkennung verdient, so ist es doch ein anderes Gebiet, wo ihre Kunst herrscht.

Die Töne, die als die eigenthümlichen der Madame Neumann betrachtet werden können, sind, wie schon gesagt worden, die Naivität und Sentimentalität: der Umfang ihres Gebiets hat mit dem der Mad. Mars in Paris große Aehnlichkeit: Wenn die Kunst wesentlich ein Gemachtes und Gebildetes ist, so ist doch der Stoff, aus dem sie bildet und schafft, die Natur, Naivität und Sentimentalität aber sind wesentlich die Natur des Weibes; da, wo ein Weib als Weib auftritt, ist es schlechterdings naiv oder sentimental. Naiv ist das Weib, wo es, sich selbst unerkannt, auftritt, und den Reichthum seines Herzens als noch werthlose Gabe mit sich führt, dem erst der Andere den Stempel des Geltenden aufzudrücken hat: sentimental aber wird es, wenn es sein Herz als sein Eigenthum weiß, die Anerkennung dieses Reichthums fordert, und im bewußten Besitze eines Schatzes unglücklich ist, weil er Gefahr läuft in der Anerkennung und im Gelten zu verlieren. Das Weib, das es endlich unternimmt die Werthbestimmung ihres Wesens und dessen Anerkennung keinem Anderen zu überlassen, sondern sie selbst zu handhaben, und sich somit selbstständig zu bestimmen, ist coquet, je nachdem es überhaupt noch heuchelt ein Weib zu seyn, und so bald die naive, bald die sentimentale Seite hervorthut, und in der Einheit von Beyden Beyde aufhebt, oder es ist über das Gebiet des Weibes überhaupt hinausgegangen, und somit fremden Einflüssen und Anstrengungen anheim gefallen, denen es unterliegt, oder die es in den Kreis seiner Heimath endlich zurücktreten lassen. Es liegt daher in der Natur der naiven und sentimentalen Rollen, mehr wie in irgend Anderen, die Forderung, daß die Künstlerin das sey, was sie spielt, denn wie wollte sie hier im Gebiete des Nichtgemachten mit bloß Angenommenem einhergehen? Wie wollte das Weib, das Weib als solches geben, wenn sie sich nicht selbst in dieser Sphäre wahrhaft bewegt, und schon von Hause aus drüber hinaus gewesen wäre, da eben das, das Wesen der Sache ist, daß man drin zu Hause sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 20. Juni.

(Fortsetzung.)

Rossinis längst versprochene französische Oper le Siège de Corinthe, freye Nachbildung seines Mahomeds, soll nun bestimmt in diesem Monate aufgeführt werden, und an der italienischen Oper hat das Erscheinen der Dlle. Sontag auch das Publikum zufrieden gestellt. Die allerliebste Sängerinn hat dem Pariser Publikum sehr behagt, und obwohl sie keine Fodor und Pasta ist, so ist sie doch in Abwesenheit beyder sehr angenehm anzuhören; einige Kunstkenner meynen, sie habe sich die Fodor gemein zum Muster genommen, und man betrachtet sie also wie eine getreue Kopie dieser großen Künstlerin; andere finden sie etwas verwegen in der Art, wie sie mit ihrer Stimme umgeht, und die Bravourarien angreift, gestehen aber, daß diese Verwegenheit einem jungen hübschen Mädchen, wie sie, nicht übel anstehe. Auch tadelt man an ihr einige affektirte Geberden und unklassische Zierungen des Gesanges; dergleichen Fehler übersieht man jedoch bey so schönen Anlagen, und hofft, daß es sich verbessern werde. Als Elena in Rossinis Donna del Lago fand sie großen Beyfall; auch im Don Juan spielte und sang sie ihre Rolle recht gut, und befriedigte die ziemlich strengen Kunstrichter und Dilettanti der ausländischen Oper. Da sie nur auf 8 oder 10 Vorstellungen engagirt ist, so wird Rossini sich bald wieder nach einer andern Prima Donna umsehen müssen, bis er die Pasta oder die Fodor wieder bekommt, die doch immer noch die vortrefflichsten Sängerinnen bleiben. Die Melodramentheater, die nicht so sehr ausgezeichnete Schauspieler, als vielmehr romanhafte, grausende Stücke bedürfen, haben das schaulustige Volk mit einer verschleierten Donna und andern dergleichen geheimnißvollen Melodramen bedient, indeß die Vaudevilletheater auch mehrere Neuigkeiten gegeben haben, unter andern eine Nachahmung von Kotzebues Stricknadeln, unter dem Titel les comptes de tutelle. Da die Mädchen in Frankreich nicht stricken, weil man lauter gewebte Strümpfe trägt, so befinden sich in dem Kästchen, das der Vormünder seiner Mündel überreicht, keine Stricknadeln, wie in dem deutschen Stücke, sondern Nähnadeln und Zwirn. Beym Théatre français ist die Hauptneuigkeit ein Lustspiel in 5 Aufzügen: le Speculateur, von Riboutté, einem reichen Manne, der mehrere Lustspiele auf diesem Theater gegeben hat, worin aber das Publikum nicht viel Lustiges findet. Sein neuestes Stück hat Interesse, weil es auf die Spekulationssucht an der Börse Anspielungen enthält, und einen ziemlich gut gehaltenen Gegensatz zwischen einer Familie, die sich durch gewagte Spekulationen plötzlich bereichern will, und einer anderen Familie darstellt, die sich langsamer, aber sicherer, durch ihren Gewerbsfleiß Vermögen erwirbt. Es hat immer sein Gutes, wenn die Bühne eine herrschende Sucht in ihrer Blöße darstellt, und vor den Folgen derselben warnt, nur muß mit der Molière'schen Geißel, nicht mit langen Predigten gezüchtigt werden. Auch hätte Riboutté nicht eine einzelne Art von Spekulation, sondern die mannigfaltige Verzweigung der Geldspekulationen schildern sollen, wie sie sich seit einigen Jahren in Paris dem Beobachter dargestellt haben, als Buchhändler-, Baumeister-, und andere Entrepreneurs- und viele andere Spekulationen, die alle noch vor 18 Monaten in größter Thätigkeit waren, aber jetzt größtentheils darnieder liegen, nachdem sie eine Menge Bankrotte veranlaßt haben. Obschon der Unternehmungsgeist in Paris nicht so tolle Streiche gemacht hat als in London, so hat er leider doch zu oft fehl geschossen, und die Unternehmer müssen nun dafür büßen. Das St. Pelagiegebäude steckt voll von insolvablen Schuldnern, die Bankrotte folgen schnell auf einander, und der Buchhandel war eine Zeit lang fast ganz darniedergeschlagen. Daher begnügt er sich auch mit Büchelchen zu 5 Sous im 32r Format.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 184.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 3. August 1826.

Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegerblick,
Der die Verläumdung mächtig niederblitzt.

Schiller.

Die Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der Gerichtstag heran: vom frühesten Morgen schon war der Gerichtshof gedrängt voller Menschen, und auch ich begab mich, der Vorladung gemäß, dahin, und nahm meinen Sitz auf der Advokatenbank. Ich sah mich um, und erblickte der Wittwe Sohn zwischen zweyen seiner gleichfalls gefesselten Gefährten; und nicht weit davon, aber ohne Fesseln, der dritte, bereit, als Zeuge hervorzutreten. Mir schauderte bey dem Anblick, und ich glaube ein unwillkürlicher Fluch über den Bösewicht stieg in meinem Herzen empor.

Jezt befahl der Gerichtsdiener Stille, und in einem Augenblick hörte alles Geflüster auf, und man hätte eine Nadel fallen hören können, während die Anklageakte vorgelesen wurde. Sie beschuldigte Zacharias, Thomas und Eduard Petley und Wilhelm Brockmann des Mordes eines Mauthdieners und eines Versuches, verbotene Waaren einzuführen. Auf die gewöhnliche Anfrage *) erklärten die Petley's sich für ganz unschuldig, aber Brockmann rief mit fester Stimme: „Unschuldig hinsichtlich der ersten Anklage, aber schuldig hinsichtlich der zweyten!“ — „Nicht schuldig, nicht schuldig des Mordes!“ kreischte eine Stimme von der Gallerie herab, hören Sie das, Herr Richter! mein Sohn ist unschuldig! O laßt ihn gehen, laßt ihn gehen!“ Der Ton, in welchem diese Worte erschollen, schien alle Gegenwärtigen versteinert zu haben. Ich hob die Augen empor, und da stand die unselige Mutter mit gefalteten Händen und erhobenen Armen und starrte nach ihrem Sohne hin. Ihr Anzug war ganz in Unordnung, ihre Haube verschoben, ihr halbgraues Haar wild auf die Schulter herabhängend und ihr großes dunkles Auge unbeweglich.

Inzwischen hatte sich der Richter von seinem Erstaunen erholt. „Mein gutes Weib, sprach er, ihr müßt stille seyn, und Ihr thätet wohl besser, Ihr ginget weg.“ — „Ja wohl, ja wohl, rief sie, aber haben Sie's denn nicht gehört, er ist unschuldig, ich will es beschwören.“ —

*) Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß, ehe man in England zu einem Criminalprozeß schreitet, der Angeklagte von dem Richter gefragt wird, ob er schuldig oder unschuldig; bekennt er sich für schuldig, so ist die Sache auf einmal entschieden, und das Urtheil wird ohne weiteres Zeugenverhör über ihn ausgesprochen; erklärt er sich aber für unschuldig, so geht der Prozeß seinen Gang, und der Angeklagte wird im Fall der Schuldigerkennung wegen seines Leugnens nicht im geringsten härter bestraft, als derjenige, welcher den von ihm beleidigten Gesetzen das Opfer gebracht hat, daß er seine Schuld erkannt; ja die Richter halten es aus mißverstandener Menschlichkeit für ihre Pflicht denjenigen, welcher sein Verbrechen anerkannt, aufs Dringendste zu ermahnen, sein Bekenntniß zurückzunehmen, und läßt er sich dann wirklich zum Leugnen bereden, so schlagen sich Richter und Geschworene die frühere Erklärung ganz aus dem Sinne und entscheiden einzig und allein nach der Zeugenaussage. Auch sind die Fälle gar nicht selten, daß solche Leute aus Mangel an hinlänglichem Zeugniß, oder in Folge eines Versehens in der Anklageakte, selbst von den gröbsten Verbrechen freygesprochen worden sind.

A. d. U.

— „Dieß darf nicht geduldet werden, versezte der Richter. Konstabels, thut eure Pflicht und erhaltet Ruhe!“ Aber selbst die Gerichtsdiener behandelten sie mit Güte und bewogen sie, sich still niederzusetzen. Und nun erklärte der Ankläger, daß Thomas Petley von der Mauthdirektion als Zeuge angenommen, und deßwegen die Anklage gegen ihn zurückgenommen worden wäre. Hierauf sprach die Jury, nach der Weisung des Richters, diesen Menschen als unschuldig aus, und er verließ das Verbrechergerüst. Jezt wurden die Zeugen verhört, und ich unter andern; aber nichts kam an den Tag, was der Jury gegen irgend einen der Angeklagten hätte eine gesetzliche Gewißheit geben können, bis die Reihe an den Mitschuldigen kam. Dieser erzählte seine Geschichte gelassen und im vollkommensten Zusammenhang. Er gestand, daß sie alle vier mit dem Einschwärzen verbotener Waaren beschäftigt gewesen, und er selbst, sein Bruder Eduard und Brockmann hätten sie auf der Schulter gehabt, als die Mauthbedienten sie überraschten und sie die Flucht ergriffen. „Zacharias, sezte er hinzu, war zur Bewachung des Bootes zurückgeblieben und kam nicht wieder zu uns, bis Alles vorüber war.“ Bey diesen Worten wandte sich Brockmann und sah dem Zeugen voll in's Gesicht; er erröthete für einen Augenblick, faßte sich aber schnell und fuhr fort: „Obgleich wir anfangs nach verschiedenen Richtungen geflohen waren, so trafen wir doch gleich darauf in einer nahen Vertiefung wieder zusammen und fingen an uns zu berathen, was zu thun wäre. Was zu thun? rief Brockmann, der etwas zu viel getrunken hatte; ihr habt Pistolen, ich hab' ein Messer; wir sind unser Drey gegen zwey, laßt uns die Waaren zurücknehmen. Wir wollten dieß nicht eingehen; aber er riß mir eine Pistole aus dem Gürtel und rannte davon. Wir liefen ihm nach, blos um ihn an der That zu verhindern; aber ehe wir ihn noch einholen konnten, hatte er und der Getödtete schon Schüsse gewechselt. Dieser war verwundet und suchte zu entfliehen, aber Brockmann rannte ihm nach, faßte ihn wie ein Tiger, warf ihn nieder und schnitt ihm den Hals ab. Ich wand ihm das Messer aus der Hand und verwundete ihn im Kampfe. Wir waren um den Leichnam her versammelt, ungewiß, was wir thun sollten, als mein Bruder herbeykam und uns meldete, daß er den Mauthbedienten nach der Stadt zueilen gesehen und wir daher keine Zeit zu verlieren hätten. Wir warfen also den Leichnam in den Hohlweg hinunter, stiegen ihm dann nach und verscharrten ihn auf der Stelle, wo man ihn gefunden.“

Während dieser Mensch sein Zeugniß ablegte, schienen alle Zuhörer den Athem eingehalten zu haben, und jezt, als er geendigt, fuhr es wie ein langer Seufzer durch die Versammlung. Eine fürchterliche Stille erfolgte, während alle Augen auf Brockmann gerichtet waren. Bis hierher hatte der Jüngling das Haupt sinken lassen, als schäme er sich, Jemand anzusehen; jezt aber hob er es stolz in die Höhe, sah sich um und rief langsam und fest: „Mylord, dieser Zeuge hat ein Gewebe von Lügen vorgebracht. Ich habe geschworen, den Schuldigen nicht zu verrathen, ich aber bin's nicht.“ — „Gefangener, erwiederte der Richter, Ihr müßt stille seyn, Ihr seyd in den Händen Eures Advokaten.“ Dieser that sein Aeußerstes, um diesen Zeugen durch Kreuzfragen zum Widerspruch zu bringen, aber er hatte sich zu gut vorbereitet und seine Aussage blieb unerschüttert. So schien sie auch dem Richter in seiner Auseinandersetzung des Falles für die Beachtung der Jury. Und diese schien ebenfalls wenig Zweifel zu hegen, denn sie entfernte sich nicht einmal von ihren Sitzen, um zu berathschlagen. Während dieser Zeit herrschte eine Stille, als wenn das Leben eines Jeden auf dem Spiele stände, und man hörte deutlich das Geflüster der Geschwornen untereinander, indem sie mit tiefem Ernst das endliche Geschick dreyer Mitmenschen erwogen, deren Leben und Tod ihrem Urtheil und Eid anvertraut waren. Einmal nur rasselte die Kette an Brockmann's Bein. Er war blaß, blaß wie der Tod, aber es war nicht die Blässe der Schuld, die sein Gesicht bedeckte, denn seine Züge blieben fest und unverändert. Endlich sprach der Oberste der Geschwornen das Erkenntniß aus; es lautete, daß die beyden Petley's nicht der ersten Klage, aber wohl der zweyten, Brockmann aber beyder Klagen schuldig befunden wäre. „Er ist nicht schuldig!“ schrie die Mutter auf's Neue, indem sie sich wild von ihrem Sitze erhob. „O Gnade, Gnade, Herr Richter! schonen Sie das Leben des Sohnes der Wittwe — ihres unschuldigen, guten Sohnes! O Gnade, Gnade!“ Mehr vermochte sie nicht zu sagen; die Sinne entschwanden ihr, und sie ward ohnmächtig aus dem Gerichtshofe hinausgetragen.

(Der Beschluß folgt.)

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

(Fortsetzung.)

Verschiedene Naturforscher reihen die Wasserhosen unter die elektrischen Erscheinungen. Wie sich's damit auch verhalten mag, sie sollten die Natur in ihrer Arbeit überraschen und wahrnehmen, was dabey vorgeht; sie sollten einen sehr alten und allen Naturlehrern wohlbekannten Versuch im Großen wiederholen. Ein kleines Metallgefäß wird mit Wasser gefüllt, und über demselben wird in der Entfernung von etlichen Zollen eine mittelst Reiben elektrisirte Röhre gehalten. Das Wasser in dem Gefäße erhebt sich alsbald in Gestalt einer Säule, die bis zum Augenblick der Erscheinung eines Funkens stehen bleibt, welcher das Signal zum Niederfallen der Säule wird. Während das

Digitized by Google

... des Geräusch ... Seite der K... In diesem ... Wasser emporgehoben ist, wird ein ... und die dem Gefäß zunächst befindliche ... Wiederholung der ... ist mit kleinen Waßertheilchen überladen ... zu erblicken. ... glaubte man eine vollständige ... Wasser wiederhol ... Wasserhosen begleitenden Erscheinungen ... tät, destillirt ... mit darf man denselben nur mit Meer ... Elektricität für die Er... und sehen, ob das Wasser der Säule ... wie auch der Sal... süß geworden ist. Alsdann mag die Elek... angewandt wor... haltung der Seeleute nutzbar werden, ... vornehm für die Erhaltung ihrer Schiffe ... den ist *).

Mariti erzählt in seinen Reisen nach der Levante**), es befinde sich in der Gegend von Tyr ein Brunnen von merkwürdiger Beschaffenheit. Alljährlich in den ersten Tagen des Oktobers geräth sein Wasser in Bewegung, hebt den Sandgrund empor und wird schlammicht, so daß davon Gebrauch zu machen unmöglich ist. Man hilft sich durch das Zugießen von fünf bis sechs Krügen Meerwasser, welches die Quelle in weniger als zwey Stunden klar macht, so daß ihr Wasser wieder nutzbar wie zuvor ist.

Woher, sagt Mariti, dieß Aufbrausen des Wassers? Wie mag das Meerwasser süßes Wasser klar machen? Wie ist man auf den Gedanken gekommen, dieß zu versuchen? Niemand wußte mir hierauf zu antworten. Die Einwohner von Sour sagen lediglich, sie hätten ihre Vorfahren dieß thun sehen und sie folgen ihrem Beyspiele, indem sie Seewasser der Brunnquelle zugießen. Ihr Aberglaube hat den Tag dieser Brunnenreinigung zu einem Feste gemacht, und die Krüge zu tragen wird für eine ehrenvolle Auszeichnung gehalten. Man hat auch wohl den König Salomon zum Erbauer dieses Brunnens gemacht, und die Stelle der Schrift auf ihn angewandt: *Presens aquarum viventium quae fluunt impetu de Libano*

Aus den Briefen des deutschen Reisenden, Hrn. Rüppell (Corresp. astron. Vol. 8. p. 454.), erinnert man sich, was er vom Süßwasser am Gestade des Busens Alaba im rothen Meere meldet. „Im Schlosse Alaba (sagt er) befindet sich ein guter Brunnen mit vortrefflichem Wasser; „trinkbares Wasser trifft man inzwischen hier überall an. „Ich habe mich davon selbst überzeugt. Wenn zur Zeit der „Ebbe in den Sand, von dem das Meer sich zurückgezogen „hat, auch nur einen Fuß tief gegraben wird, so füllt das „Loch sich alsbald mit vortrefflichem Wasser, das mich „manchmal auf meinen Wanderungen erquickt hat.“ Damals schon ward in einer Note zu dieser Briefstelle bemerkt: Verborgenes Wasser möge durch Filtrirung w... Sand oder Holzkohlen gereinigt werden, hingegen sey ... Entsalzung des Meerwassers auf diesem Wege nie ge... gen, und es müßten Sand und Boden dieses Küstenl... des eine außerordentliche Eigenschaft besitzen, wenn d... Wasser durch sie trinkbar würde; Herr Rüppel hätt... darum unstreitig eine so bedeutsame Thatsache sorgfälti... ger untersuchen und prüfen sollen.

Wenn die Seeleute inzwischen immer noch weniger Gewicht auf die Mittel legen, wodurch das Seewasser trinkbar werden soll, als die Naturforscher thun, so ist jenen hingegen das Reinigungsverfahren des Trinkwassers, welches sie mit sich führen, um so wichtiger. Bekanntlich verdirbt dieß Wasser leicht in den Fässern, besonders in heißen Erdstrichen. Für seine Reinigung werden alsdann verschiedene Mittel angewandt. Es wird dasselbe in großen Schiffskrügen eine Zeit lang geschüttelt, worauf ein Bodensatz sich niederschlägt und es besser wird; oder man läßt es durch einen mit kleinen Löchern wie eine Gießkanne durchbrochenen Cylinder laufen, wodurch dasselbe seinen widrigen Geruch und Geschmack schneller verliert; es wird dabey mit Luft geschwängert, und je höher es niederfällt, desto schneller erfolgt seine Reinigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juni.

(Beschluß.)

Die Ultrablätter ereifern sich nicht wenig darüber, daß jezt so manche freysinnige Schriften zu 5 Sous unters Volk kommen; allein dieß Ereifern hilft zu nichts, und wann die Missionäre in den Provinzen die Leute dazu bereden, die Bücher zu verbrennen, so sind die Pariser Pressen sogleich wieder mit neuen Auflagen da; daher die klugen Jesuiten schon auf den Einfall gerathen sind, ebenfalls Büchelchen zu 5 Sous zu verfertigen, und zwar im Mönchsgeiste, wie es sich von selbst versteht, und diese unters Volk auszustreuen. Bey diesen kleinlichen Buchhändler-Spekulationen kömmt es sonderbar vor, von einer Ausgabe von Chateaubriands Schriften zu lesen, die in 30 Bänden bestehen soll, und wofür man dem Verfasser über eine halbe Million Franken bezahlt haben will. Vielleicht ist Lezteres nur eine Aufschneiderey, wie so manches Andre, das von dem berüchtigten Buchhändler Ladvocat herrührt, denn Lezterer steht an der Spize der Buchhändler, welche jene Sammlung veranstalten; sollte aber wirklich über eine halbe Million bezahlt worden seyn, so ist dieß ein gewiß äußerst gewagtes Unternehmen; denn erstlich hat Chateaubriand sehr wenig Ungedrucktes zu geben, und zweytens sind von seinen besten Werken manche Auflagen vorhanden. Chateaubriand soll von dem Honorar nichts für sich behalten, sondern das gesammte seinen Gläubigern überlassen haben; denn so wie mancher andre Musensohn hat er nie zu sparen verstanden, und das Zünglein der Haushaltungswage immer mehr zur Seite der Ausgaben, als zur Seite der Einnahmen neigen lassen. Man hat ihm in den Zeitungen das verdiente Lob ertheilt, daß er wenigstens bey seiner zuweilen sonderbaren Handlungsweise nicht aus Eigennutz, sondern mit wahrem Gefühle und inniger Ueberzeugung verfahren habe. Natürlich wäre es ihm eben so leicht gewesen als manchem andern, sich ein einträgliches Einkommen zu verschaffen; er hätte ja nur, wie sie, alles billigen und loben dürfen, was von Ministern und andern Machthabern geschieht; dagegen hat er sich mehr als einmal mit ihnen überworfen, und nach eigener Ueberzeugung gehandelt, weßhalb man ihn auch hübsch bey Seite gesezt hat, anstatt ihn, wie andere, biegsamer und leichter zu behandeln, zu erhöhen, und mit Gnaden zu

---

*) Damit ist die Entdeckung des Ritter Davy zum Schutz der Kupferbedeckung der Schiffe gegen Oxidirung gemeynt, deren Anwendung inzwischen einstweilen wieder mußte aufgegeben werden, weil sie anderweitige größere Nachtheile mit sich führte.

**) Viaggi per l'isola di Cipro, e per la Siria, e Palestina, fatti (da Giovanni Mariti) dall anno 1760 — 68. Lucca, 1769—76. 9 Vol. 8. Im Auszuge deutsch übersezt von Hase. Altenburg 1777. 8.

Digitized by Google

überschütten. An lobenden und herausstreichenden Artikeln über die Sammlung der Chateaubriand'schen Schriften in den Hauptzeitungen von Paris hat es nicht gefehlt, da die Buchhändler, welche diese Zeitungen bezahlen, auch Theilnehmer an jener Ausgabe sind. Gerade als die Sammlung beginnen sollte, reiste der Verfasser nach Lausanne; die lobenden Zeitungen behaupteten, dieß geschehe, damit der Verfasser desto besser die Ausgabe seiner Schriften besorgen könne. So macht man dem gutmüthigen Publikum immer etwas weiß! Die ministeriellen Blätter haben in den lobenden Ton der andern Blätter nicht eingestimmt. Wenn ein Mann bey den Ministern übel angeschrieben steht, so erlaubt sich keine der besoldeten Zeitungen ihn zu loben; geräth er aber wieder in Gunst, so wissen sie auch allerley Schönes von ihm zu erzählen. Indeß genießen solche Blätter keines Ansehens beym Publikum; ihr Lob und ihr Tadel hat also nichts auf sich. Da eben von Spekulationen die Rede war, so mögen hier noch einige neuere erwähnt werden, die zwar eben nicht so sehr wichtig sind, aber doch einige Aufmerksamkeit verdienen. Es ist eine Anzeige einer Eisfabrik ausgegeben worden, welche so viel Eis, als man verlangt, verfertigt, und den Leuten ins Haus schafft. Dieß Eis will sie in allerley Formen zubereiten, sogar in Gestalt von Möbeln, Kronleuchtern, Springbrunnen u. dergl. Wollte nun Jemand bey der schwülen Sommerhitze ein Fest geben, und einen Ball veranstalten, so brauchte er nur ein Ameublement seines Salons bey der Eisfabrik zu bestellen, er hätte dann am Abende einen wie Diamanten glänzenden Eispallast; die diamantnen Verzierungen würden nach und nach in Wasser zerrinnen, und eine liebliche Kühle hervorbringen, etwa wie die Springbrunnen in den maurischen Pallästen Granadas oder Cordovas. Indessen weiß ich nicht, ob die Unternehmer auch bedacht haben, daß die zarten Schönen den Schnupfen oder gar eine Brustkrankheit mitten in dem zerrinnenden Eispallaste bekommen könnten. Ein andrer spekulirender Kopf hat seine Aufmerksamkeit auf die Anschlagzettel an den Mauern und Häusern gewendet, und eine Handelskompagnie errichtet, welche sich damit abgeben will, solche Anschlagszettel zu besorgen. Bisher bedurfte es keiner Kompagnie dazu, ein jeder ließ anschlagen, wann und wo er wollte. Allein bald verschwand ein Zettel oder Blatt unter einem darauffolgenden, und somit waren die Kosten des Druckens und Anheftens verloren. Die Affichenkompagnie hat deßhalb an allen öffentlichen Orten von ganz Paris eiserne Platten an die Mauern anbringen lassen, die bey Tage auseinandergeschlagen und mit Anschlagzetteln beklebt werden. Am Abende werden die Platten zusammengeschlagen und verschlossen bis zum folgenden Morgen. Wer nun auf eine bestimmte Anzahl von Tagen einen Anschlagzettel will sehen lassen, bezahlt der Kompagnie zwey oder drey Franken por Tag. Ueber den Platten sind Rubriken angebracht, nach welchen die Anschlagblätter geschieden werden; so liest man „Häuser oder andere liegende Güter zu verkaufen," Anzeigen von Büchern und Musikalien, gerichtliche oder amtliche Bekanntmachungen, vermischte Anzeigen u.s.w. Dazu gibt die Kompagnie ein Intelligenzblatt heraus, worin die in den Anschlagzetteln enthaltenen Ankündigungen in der Kürze angezeigt werden. Es ist Schade, daß eine solche Anstalt nicht seit dem Anfange der Revolution vorhanden ist, denn damals sprach man zum Volke vermittelst der Anschlagzettel. Es hat sogar Zeitungen gegeben, welche blos an die Mauern angeklebt wurden; damals konnte man also auf den Gassen sehr interessante Dinge zu lesen bekommen, und wer ein getreues Register der damaligen Anschlagzettel gehalten hätte, würde Materialien zur Tagsgeschichte haben sammeln können. Jezt aber beschränkt sich das Affichenwesen auf bloße Ankündigungen, und höchstens ist die Aufschneiderey, die in einigen derselben herrscht, noch merkwürdig. Unter den neuen Spekulationen befindet sich auch ein musikalischer Friseur, welcher die Leute frisirt und mit Musik ergözt, gegen Erlegung eines Franken. Jedoch nicht er, sondern irgend ein Instrument, vermuthlich eine musikalische Tafeluhr, oder eine Drehorgel, spielt 14 Stücke Rossinis, Mozarts u. a., während er, der Frisirer, die Haare zurecht stuzt; wahrscheinlich richtet er sich so ein, daß mit den lezten Noten des 14ten Stücks auch die lezte Bewegung seines Armes geschieht, und Friseur und Tafeluhr oder Drehorgel zu gleicher Zeit in Ruhe seyen. Bey manchen geschwäzigen Barbiers und Friseurs wäre solch eine musikalische Nebenunterhaltung, wofern sie nur leidlich ist, sehr wünschenswerth.

Berlin, 26. Juni.

(Fortsetzung.)

Die Lady Macbeth, die Königin Elisabeth als in dem außerweiblichen Gebiete sich herumtummelnd, werden den Maßstab ihres Spiels nicht aus sich zu nehmen brauchen, aber was sollte man von einer Fürstin Eboli, oder Käthchen von Heilbronn denken, das seinem Zustande auch als wirkliche Person eben so fremd wäre, wie die Elisabeth dem englischen Throne, oder die Lady Macbeth dem Morde des Duncan. Es ist freylich nicht möglich, daß die Künstlerin, die eine naive Rolle spielt, noch naiv sey, und nicht nothwendig, daß sie sich in sentimentalen Zuständen gerade zur Zeit einer sentimentalen Rolle herumbewege. Aber gewesen muß sie einmal seyn, was sie jezt in künstlerischer Darstellung hervorzuzaubern berufen ist. Das Weib kann mit einem Worte sich nicht spielen, ohne Weib zu seyn. Wir haben jezt auf unserer Bühne an einer sonst mit Recht in anderen Rollen geschäzten Schauspielerin ein lebendiges Beyspiel des eben Gesagten, indem dieselbe bey unverkennbarem Talent für heftige leidenschaftliche Ausbrüche sowohl, als auch für Weiber in ihren verkleideten Zuständen, durchaus fehlgreift, wo schöne weibliche Sinnlichkeit und Sittlichkeit auszudrücken ist, weil ihr unter der Hand, und ohne daß sie es sicherlich will, das Natürlich-weibliche zu einem Vermittelten und Gemachten wird, somit die Unschuld und das Herz des Weibes erst in dem Studium zum Vorschein kommen, wo beyde aufgehört haben es zu seyn.

Mad. Neumann hat ein so glückliches Naturell für die angegebenen Fächer, wo Naturell durchaus Bedingung ist, daß wir mit dem größten Bedauern zu bemerken haben, daß die Intendanz sie in keiner ihrer eigentlichen Hauptrollen hat auftreten lassen. Nicht Mad. Neumann allein, sondern viele andere Künstler haben schon oft darüber Klage führen müssen, daß hier niemals ein großer Vorrath von aufführbaren Stücken sich vorfindet, daß bey jedem Vorgeschlagenen theils fremde Rücksichten, theils unübersehbare kleine Schwierigkeiten und Hindernisse sich erheben, die zuerst den Künstler stuzig machen, dann entmuthigen, und endlich in die erste beste Proposition eingehen lassen, die er als Bedingung seiner Ankunft sicherlich verworfen hätte. So haben wir Mad. Neumann in den Quälgeistern, in den Hagestolzen, in der Schule der Alten und in vielen andern Rollen entbehrt, die sie jezt allein in Deutschland auszufüllen vermag, während die Wiener in Berlin und die arme Molly, wie dieß schon oben mit Bedauern gesagt worden, nicht von ihr lassen wollten. Wir wollen das Spiel der verehrten Künstlerin in den fünf Rollen, die sie uns vorführte, im Strudelköpfchen, im lezten Mittel, in der Donna Diana, im Käthchen von Heilbronn, und in Preciosa mit wenigen Worten charakterisiren. (Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 175, im Motto Z. 2. Ins st. Aus.

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 185.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 4. August 1826.

Für alles hat ein Mittel die Natur,
Doch nur der Geist vermag's ihr abzukaufen.

H.

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

(Fortsetzung.)

Der unglückliche la Perouse sagt in seiner Reisebeschreibung, er habe sich überzeugt, das unverdorbene süße Wasser, möge es alt oder frisch seyn, sey allzeit gesund und heilsam. Es ist, setzt er hinzu, erwiesene Thatsache, daß auf langen Reisen die Offiziere für ihren Gebrauch das Wasser, welches in dem Absahrtshafen geladen worden ist, demjenigen, das auf den Landungsplätzen eingenommen ward, vorziehen, und sich des erstern während der ganzen Reise zum Trinken bedienen.

Die Vorkehrungen zum Filtriren und Reinigen des verdorbenen Wassers sind heut zu Tage sehr allgemein bekannt, und wo ein Bedarf dafür vorhanden ist, gebraucht man sie fast in jedem Haushalt. Das Verdienst ihrer Erfindung gebührt dem deutschen Naturforscher Lowitz, welcher, als pensionirtes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, in den Denkschriften derselben zuerst von seiner nutzbaren Erfindung Nachricht gab. Sein Filtrum besteht aus Holzkohlenpulver, das sattsam geschwemmt ward, um das Wasser nicht weiter zu färben; durch einen Zusatz von Schwefelsäure wird die zu dieser Reinigung erforderliche Menge des Kohlenstaubs vermindert; ohne diese Säure aber sind fünf Unzen Kohle zur Reinigung von vierthalb Pinten verdorbenen Wassers erforderlich.

Ein Irländer, Namens Smith, der zu Anstellung von Versuchen mit einem von ihm neu erfundenen Filtrum in den Hafen von Brest gekommen war, hatte in der That deren sehr gelungene gemacht. Sein anfangs geheim gehaltenes Filtrum aber war, wie sich nachher zeigte, von dem Lowitzischen einzig dadurch verschieden, daß das zu reinigende Wasser noch durch ein zweytes aus geschlemmtem und pulverisirtem Tuff bestehendes Seihmittel geführt ward.

Es sind diese Vorrichtungen auf hundertfältige Weise verbessert, verändert und umgeschaffen worden. Peacock, Deyeux, Harman, Dearn und andere mehr, haben vervollkommnete Maschinen dargeboten, denen allen aber die Lowitzische Idee zum Grunde liegt. Auf jeden Fall ist man heut zu Tage im Stande und versichert, sich auf dem Meere, und wo es immer seyn mag, aus Süßwasser, wenn dasselbe auch noch so verdorben seyn möchte, trinkbares und gesundes Wasser verschaffen zu können.

Allein nicht blos die Besserung des verdorbenen, sondern vorzüglich auch die gute Erhaltung des einzuschiffenden Wassers ist ein Gegenstand gelungener Forschungen gewesen. Nochmals werden hiefür mancherley Mittel angewandt. Das reinste und hellste Süßwasser kann in Verderbniß übergehen. An den innern Wänden der Fässer bildet sich allmählig eine faulichte Schleimdecke, die dem Wasser ihren ekelhaften Geruch und Geschmack mittheilt. Es rührt dieß jedoch großentheils von der Beschaffenheit des Holzes her, woraus die Fässer verfertigt sind.

Digitized by Google

In ganz neuen Fässern wird das Wasser schneller verderben als in alten, die wohl durchluftet und durchnäßt sind; um ihnen diese Eigenschaft zu verschaffen, darf man sie nur mit Meerwasser füllen und dieses einige Zeit darin stehen lassen, so wird hernach das süße Wasser länger unversehrt darin bleiben.

In England werden auf mehreren dem Staat zugehörigen Schiffen keine Fässer weiter gebraucht, sondern das Wasser wird in großen, langwürfelförmigen Kufen aus gegossenem Eisen (Cast-iron Water tanks) aufbewahrt, deren eine jede viertausend Pfund Wasser faßt. Dabey wird nicht allein nur die gute Erhaltung des Wassers, sondern zugleich auch eine Raumersparniß beabsichtigt, indem die Fässer, um der zwischen ihnen befindlichen leeren Zwischenräume willen, ungleich mehr Platz erheischen.

Ein anderes, noch einfacheres Mittel, um das Wasser vor Fäulniß zu schützen, ist durch den berühmten Oberarzt der königlichen Marine, Doktor Blane, empfohlen worden. Er schlägt die Beymischung von ungelöschtem Kalk, eine Pinte auf die Tonne, vor; dieß Wasser wird sich allzeit frisch und gut erhalten. Das Wasser von Bristol, sagt der Doktor Blane, verdankt seine Vortrefflichkeit und seinen großen wohlverdienten Ruf *) allein nur dem darin aufgelösten Kalk. Einige Kalkbeymischung zum Wasser macht dieses nicht blos zu einem guten und angenehmen Trinkwasser, sondern es ist solches alsdann auch ein sehr gesundes und den Verrichtungen des Speisekanals wohl zusagendes Getränk. Zu Bestätigung dieser Behauptung erzählt der Doktor Blane folgende Thatsache. Im Jahr 1779 trafen mehrere Kriegsschiffe aus England in Westindien ein. Die Mannschaft aller dieser Schiffe litt an Durchfällen mit Ausnahme derjenigen vom Stirling Castle, dem einzigen Schiffe, das ein mit Kalk versetztes Wasser an Bord hatte.

Die faulichte Verderbniß des Wassers rührt größtentheils von kleinen Thierchen her, die sich darin erzeugen, und von der stinkenden Schleimdecke, die sich an der innern Wand der Fässer bildet: die leztere ist eine Art Algen-Vegetation und der Kalk zerstört beyde. Diese bewunderuswerthe Eigenschaft des Kalks ist so außer Zweifel gesezt, daß ihre unterlassene Benutzung bey der Marine fast unverzeihlich ist. Das Mittel verdient hinwieder auch für Landarmeen im Felde, die so oft an Durchfällen und Dysenterien leiden, beachtet zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es ist dieß Wasser so geschäzt, und es erhält sich dasselbe so gut, daß es, gleich den Mineralwassern, bis nach Holland verführt wird.

Die Schleichhändler.

(Beschluß.)

Brockmann hörte die Entscheidung unerschüttert. Nur als er seine Mutter sinken sah, sprang er vorwärts, um sie zu halten, und schien den Ketten zu fluchen, die ihn zurückhielten. Als man sie aber hinausgetragen, schien er sich wieder zu erholen und wartete mit Ruhe auf den Ausspruch seines Urtheils. Ich selbst sprang auf, und alle Förmlichkeiten vergessend, flehte ich den Richter um Gnade für den unglücklichen Jüngling an, für dessen Unschuld ich mein ganzes Ansehen verbürgen wollte. Der Richter hörte mich gelassen an, und sagte, ich könnte alles dieses in einer Bittschrift an den Monarchen vorbringen, die er gern einreichen wollte, obgleich er selbst nicht einsehe, auf welchen Grund eine Begnadigung erfolgen könnte; für jezt aber bleibe ihm nichts übrig, als das Urtheil auszusprechen, welches das Gesetz über solche Verbrechen verhängt. Dieß sprach er mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit, und bestimmte, daß Zacharias Petley auf sieben Jahre und Eduard auf immer verbannt würden, Brockmann aber am folgenden Mittwoch gehenkt werden sollte. Diese längere Frist hatte er dem Unglücklichen bestimmt, damit seine Freunde Zeit haben möchten, sich für ihn zu verwenden.

Während alle Uebrigen vor Entsetzen wie angewurzelt saßen, schien Brockmann allein unerschüttert. „Mylord, sagte er, ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, habe aber keine Hoffnung, daß er mir nützen könne, ja ich wünsche es kaum. Mein guter Name ist dahin, und ich mag ihn nicht überleben. Ich bin durch eine unselige Leidenschaft mißgeleitet und von falschen Freunden verrathen worden. Der Mann, der die That begangen hat, steht hier," indem er die Hand auf Eduard Petley's Schulter legte, der unter der Berührung sichtbarlich zusammenfuhr. „Und jener, fuhr er, auf Thomas deutend, fort, ist es, der ihm half. Diese Wunde empfing ich in meine Hand von der Wuth des einen Bruders, indem ich den Unglücklichen beschützen wollte, den der andere niedergeschlagen; und was das Messer betrifft, das man bey dem Erschlagenen gefunden, so ist es freylich mein; wir hatten auf dem Meere getauscht, und hier ist dasjenige, für welches ich das meinige gegeben. Aber es ist nun alles eins, ich muß sterben; und so wie ich hoffe die Vergebung Gottes zu erhalten, wenn ich vor seinem Throne stehe, so vergebe ich meinen Mördern."

Es ist unmöglich, die Wirkung, die diese Rede und der Anblick des Matrosenmessers in der Hand des Gefangenen hervorbrachte, auf dessen Heft die Buchstaben E. P. eingegraben waren. „Er ist unschuldig, riefen alle Advokaten einstimmig; der Mensch ist aufgeopfert." — „Stille, meine Herren!" rief der Richter, und befahl, daß man die Gefangenen entfernen sollte, was auch sogleich geschah.

Ich verlor keine Zeit, und suchte mit [illegible] eines Ad-vokaten Alles auf, was Licht auf die Sache [illegible] Klien-ten werfen, und unserer Fürbitte am Throne [illegible] Nach-druck geben konnte; aber alle unsere Bemühungen [illegible] blieben fruchtlos, und es blieb uns nichts übrig, als die Erklä-rung des jungen Menschen selbst und unsere eigene Ueber-zeugung. Unterdessen vergingen Stunden und Tage und brachten den fürchterlichen Mittwoch immer näher. Ich besuchte bald die Mutter, bald den Sohn. Jener war mit gläubigem Muthe auf seinen Tod gefaßt, und jammerte nur über die Schmach und das Elend, das er auf seine Mutter bringen mußte. Diese hatte sich durch ein Miß-verständniß beredet, daß ihr Sohn nur zur Verbannung verurtheilt worden, und da wir sie in diesem Irrthum ließen, und sie sich beredete, daß sie ihn würde be-gleiten können, so sammelte sie Kräfte genug, um ihn im Gefängnisse zu besuchen, in der Meynung, nur einen kurzen Abschied von ihm zu nehmen, während er, so wie wir alle, glaubten, daß er sie zum lezten Mal in die Arme schlöße. Dieß geschah am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tag, und als die Mutter uns verlassen, ließ ich mich mit dem Jüngling einschließen, und brachte die Nacht im ernsthaften Gespräch und Gebete mit ihm zu. Gegen Morgen legten wir uns beyde nieder, und zu mei-ner Freude fand ich, daß Brockmann schlief, ehe ich selbst die Augen schließen konnte.

Ein Rasseln an der Thüre weckte uns Beyde. Brock-mann erwartete, den Nachrichter eintreten zu sehen, und ich sah offenbar in seinem Gesichte, daß Muth und Schwä-che in einem heftigen Kampf in ihm begriffen waren. Aber wer hereintrat, war der Sheriff, und zwar mit einem Gesichte, womit man nicht eine Todesnachricht anzukün-digen pflegt. Er meldete, daß auf königlichem Befehl die Hinrichtung verschoben, und, als Brockmann sich von sei-nem freudigen Schrecken etwas erholt, daß seine Unschuld anerkannt und er begnadigt wäre.

Von dem Augenblicke, wo Brockmann die Hand auf Eduard Petley's Schulter gelegt, hatte diesen ein kaltes Fieber befallen, und man hatte ihn ins Gefängniß zurück unterstützen müssen. Während der ersten Paar Tage hatte er seine Krankheit in hartnäckigem Stillschweigen ertra-gen; als er aber die Herannäherung des Todes empfand, da erwachte auch sein Gewissen, und am Morgen des Tages, welcher zur Hinrichtung bestimmt gewesen, ließ er, nach einem heftigen Kampfe, den Kaplan kommen, und machte ihm ein volles Bekenntniß, welches Brock-mann's Unschuld auf's Klarste bewies, und seine Aus-sage in jedem Punkt bestätigte. Nach diesem mußte die Begnadigung des jungen Mannes natürlich folgen.

Er verließ sogleich das Gefängniß, und begab sich zu seiner überschwenglich glücklichen Mutter, der er bis an ihr Ende, welches diese unglückliche Begebenheit leider [illegible] früh herbeyführte, nichts anders als Freude machte. Auch erhielt er die Befehlshaberstelle über dasselbe Schiff, welches für ihn gebaut worden war, und ist nun seit mehreren Jahren im Handel auf dem Baltischen Meere beschäftigt, welcher ihm nur selten die Gelegenheit läßt unser Dorf zu besuchen, wo er, der sich von allen den La-stern freygemacht, die ihn ehemals an Harriet und ihre Brüder fesselten, in meinem Hause immer ein willkom-mener Gast ist.

Von den Petley's bleibt mir nicht viel zu sagen üb-rig. Eduard starb einige Stunden, nachdem er sein Be-kenntniß unterzeichnet; Zacharias wurde seinem Urtheil gemäß nach Botany-Bay geschickt; aber von dem Vater, der Tochter und dem Schurken, der sich als Zeugen auf-geworfen, hat man in unserer Gegend nie wieder etwas gehört.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

O und J.

Schön sind die Ringel deiner Haare,
Doch ach, so oft ich sie gewahre,
Les' ich in ihnen nur ein O!
Nach einem J steht mein Verlangen,
Ein süßes Jawort anzufangen,
Das nach dem O mich mache froh.
Laß mich vor deiner Kammer stehen
Und durch des Schlüssels Fenster sehen,
Wann sich entrollt das krause O.
Es lös't sich auf in lange Strahlen,
Die mir das J der Liebe mahlen,
Dann les' ich morgen A für O.

Gewalt der Ringe.

Kann ein kleiner goldner Ring um den Finger Liebe binden?
Wenn die Ringe deines Goldes sich in tausend Irrgewin-den
Schlingen um mein ganzes Herz, wer will dieses Band zerreißen?
Und mit solcher Ringe Band willst du nicht die meine heißen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27. Juni.

Ein neues Modevergnügen sind die Fahrten von Paris nach St. Cloud im Dampfschiff. Gerade über von den Tuil-lerien, unterhalb des Pontroyal fährt dasselbe alltäglich Mor-gens zwischen acht und neun Uhr ab, und kömmt Abends um acht Uhr wieder zurück. Die Spekulation ist ganz richtig be-rechnet. St. Cloud ist ein königlicher Sitz, und hat auch im Winter, wo der Hof in Paris ist, seine täglichen Verbindungen mit der Stadt; das Schloß in St. Cloud nebst Garten und Park und Bewachung erfordert ein ziemlich zahlreiches Personal. Außer-dem ist St. Cloud bey seiner Nachbarschaft von Paris, da beyde nur zwey kleine Stunden zu Wasser, ungeachtet aller Krümmungen des Flusses, von einander entfernt sind, der einzige Punkt, auf welchem unsere Städter aus den reicheren Quartieren die lieblichste aller Gaben einer Stadt, nämlich den

Fluß, benuzen können. Freylich mangeln in der ersten Hälfte der Fahrt nach St. Cloud die grünen Baumgruppen nahe am Ufer, deren man sich in den Inseln und an den Gestaden bey Wien, und auf dem Mayn und Rhein zwischen Mainz und Würzburg erfreute, aber unsere grossen Pariser Kinder begnügen sich mit dem imposanten Anblicke der grossen Häusermassen und der stolzen Gebäude, die sie in der Herunterfahrt neben sich zurücklassen. Bald entdecken sie die manchfaltigen Anlagen von Passy und Auteuil, deren Terrassenform ein Mittel zwischen Garten und Landschaft darstellt, und nun begrüßt sie auf einmal auf der linken Seite die malerische Ansicht der Gehölze von Meudon und der Insel, nebst der Brücke von Sevres. Und dann stehen die Bäume und die Gebüsche und die grünen Rasen, welche ein so fröhlicher Genuß für den in ewigen Mauern eingeschlossenen Städter sind, auf beyden Seiten am Lande, und die durch Wasser und Blätter erfrischte Luft betäubt die an die neue Lust ihrer Augen und Lungen ungewohnten Sinne in unbekanntem Rausche. In dem kindlichen Taumel sprechen sie von dem Paradiese, das so nahe bey Paris liegt, und von dem Glücke, das in dem Reisen liegt; sie begreifen jezt, wie die Länder mit den Ländern zusammenhängen, und dann erweiterte sich schon unterwegs ihre Kenntniß von dem Unterschiede zwischen dem Leinpfade und der Wasserstraße, welche die Räder durchschneiden, zwischen dem Zwange des Einen und der freyen Wahl des Andern. Ein hochgelahrter Kleinmeister erzählt dem Steuermann, daß schon im Jahre 1543 ein spanischer Schiffskapitän, Blasco de Garay, Carl V. vorgeschlagen habe Schiffe zu bauen, welche ohne Ruder und Segel gingen; daß der Kaiser den Versuch zu machen befohlen hat, obschon seine Minister dagegen waren, und daß Garay in der That vermöge zweyer Räder, die auf der Seite des Fahrzeugs angebracht waren, und durch Dampf aus einem Kessel getrieben worden, gefahren sey. Das Pariser Dampfschiff nach St. Cloud enthebt des Zwangs, den die bisherigen kleinen zweyrädrigen, plumpen und von rohen Menschen geführten Fuhrwerke, genannt Nachttöpfe, worein sie die Liebhaber der frischen Luft wie Häringe in die Tonne zusammendrängten, dem Publikum auferlegt hatte. Der Unternehmer hat etwa 100,000 Franken Kapital für Schiffbau und Einrichtung aller Art aufgewandt; seine Preise sind mäßig, so daß er alltäglich auf 200 Franken Einnahme bey 100 Franken Ausgaben zählen kann, ohne die außerordentlichen Tage, wo die Kirchweihen in den Umgebungen, die Wasserwerke von St. Cloud, die Festtage und die Märkte das Schiff füllen, zu rechnen. Wer unterwegs sich nicht mit dem Schauspiele der Natur zu erfreuen weiß, spielt im Schach, oder Trictrac oder in Karten.

Berlin, 26. Juni.

(Beschluß.)

Referent hat Mad. Mars im Strudelköpfchen (la jeune femme colère) gesehen, und kann versichern, daß Mad. Neumann in dieser Rolle etwas Unübertreffliches leistet. Ohne an Mad. Mars einen Augenblick zu erinnern, ohne einen Zug von Nachahmung in dem selbstständigen Bilde, trifft das Spiel beyder wunderbar zusammen, etwa so wie zwey liebenswürdige Frauen auf die verschiedenste Art liebenswürdig sind. Alle Nüancirungen von lebensfroher liebenswürdiger Eitelkeit, Flitterwochenliebe einer Neuvermählten, jugendliches Aufbrausen bey kleinen Verlezungen, weibliche Furchtsamkeit, Selbstständigmachen, und Anschmiegen an männliche Kraft, Reue und augenblickliches Vergessen derselben, dabey aber auch das kräftig hervorbrechende leidenschaftliche Gefühl bey vermeintlicher Gefahr des Gatten sind so zu einem Ganzen in dieser Darstellung gerundet und verarbeitet, daß es eben so frevelhaft wäre Einzelnes loben, als Einzelnes tadeln zu wollen. Ein Versuch, die Rolle besser spielen zu wollen, müßte die traurige Folge haben, daß eine Einzelheit auf Kosten des Ganzen herausgehoben würde. Im lezten Mittel gab Mad. Neumann die Baronin von Waldhüll. Sie legte den Accent nicht auf die Kokette, sondern auf das liebende Weib, das nebenbey gefallen will; wie wir glauben ganz zum Vortheil weiblicher Liebenswürdigkeit. Bey dieser Rolle kommt es darauf an, daß uns eine wirkliche schöne weibliche Gestalt vorgeführt werde, der wir das glauben und zutrauen, was sie vor unsern Augen unternimmt: gleichviel übrigens, was das sey, denn die Dichterin hat mit dem, was sie eigentlich wollte, bey einem solchen Stücke nicht weiter mitzureden. Als Donna Diana ist Mad. Neumann nicht mehr ganz auf dem Bboden, wo ihr Naturell ihre Kunst unterstüzt; doch lößte sie die Aufgabe eben so geistreich als originell. Mad. Stich, die übrigens eine ganz ausgezeichnete Donna Diana genannt werden darf, gibt diese Rolle mit großer spröder Härte, und selbstbewußtem Stolze, und wenn dieses allerdings höchst angemessen scheint, so wird der Uebergang zur wahrhaften Liebe, von der sie am Eende ergriffen ist, kaum glaublich: man weiß nicht, in welchem Augenblick sie zu spielen aufgehört hat, um selbst die Ergriffene zu seyn. Mad. Neumann zeigt uns die Prinzessin von Hause aus mehr hochmüthig, als der Liebe unzugänglich; das eitle Spiel entzündet sie selbst, und sie endigt zerrissen und verzehrt von der Leidenschaft, die sie zu verspotten nur immer vorgab. Im Käthchen von Heilbronn lößte Mad. Neumann die magnetische Scene im Hollunderbusch mit so wunderbarer Fertigkeit, und so tiefer Einsicht, daß die bis dahin still verhaltene Aufmerksamkeit in den lautesten Jubel ausbrach. Diese Scene ist aber die Hauptscene im ganzen Stück und gibt somit die beste Bürgschaft für die Auffassung des Charakters durch unsere Künstlerin. Als Preciosa schloß Mad. Neumann ihre Darstellungen. Es ist bekannt, daß der Dichter dieses Stückes auf eine kaum glaubliche Weise die schönsten Anlagen, die er in der zu Grunde liegenden Novelle des Cervantes vorfand, unbenuzt gelassen, und uns aus einer Heldin ein sentimentales Mädchen geschaffen hat, das ihre Künste zeigt. Diese Rolle ist somit wiederum dem Reiz irgend einer Persönlichkeit anheimgefallen, und muß sich jedesmal über die Maßen freuen, wenn eine Künstlerin, wie Madame Neumann, das, was ihr sonst zu Gebot steht, an dieses Zigeunermädchen verschwenden will. Preciosa ist nicht viel mehr, wie eine spanische arme Molly.

Madame Neumann ist, seitdem wir sie zum lezten Male sahen, in jedem Sinne, dem großen Ziele der Vervollkommnung um ein Bedeutendes näher gekommen. Es ist erfreulich zu sehen, welche Freude diese Künstlerin an ihrer Kunst hat, und solche Liebe ist immer gegenseitig. Um so unangenehmer mußte es dem besseren Theile des Publikums seyn, daß ein hiesiger stehender Zeitungskritiker, der, seitdem ihn Goethe günstig beurtheilt hat, niemals verfehlt, das Publikum in langen Aufsäzen von seiner Persönlichkeit zu unterhalten, der liebenswürdigen Künstlerin, (ob im Auftrag oder nicht, können wir nicht sagen) als sie schon abgereißt war, einen so durchaus feindlich abgefaßten Artikel nachsandte. Wenn Recensent nicht bestimmt wüßte, daß die Spener'sche Zeitung über Weimar hinaus nicht mehr gelesen wird, und daß so die stehenden Artikel dieser Zeitung ohnehin abgestandene werden, so würde er sich mit weiteren Auseinandersezungen befassen. Die Direktion und das Publikum haben übrigens diese Meynung am bündigsten widerlegt. Mad. Neumann ist schon im Voraus für das künftige Jahr zu einer Anzahl von Gastrollen engagirt worden.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 62. u. Monatsreg. Juli.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 186.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 5. August 1826.

Bey Menschen ist der Mensch am menschlichsten.
Allein kann er nur Gott seyn oder Thier.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Was ungemein für die Franzosen einnimmt, was überrascht und einen zauberischen, reizenden Eindruck macht, wenn auch auf keinen Teutonen, doch auf jeden Deutschen — Das ist die, selbst in den untersten Klassen des Volks, allgemein verbreitete Feinheit einer durchgebildeten Sprachweise. Man kaufe bey einem Obstweibe eine Frucht, man spreche mit dem Aufwärter einer Vorstadtschenke, man frage den Tagelöhner an der Ecke, oder einen schwerbelasteten Kohlenträger nach dem Wege, den man zu nehmen hat; und man wird staunen über die gewählten Ausdrücke, über die Richtigkeit und höfliche Feinheit der Sprachformen. Mit eben dieser Courtoisie des Redeausdrucks behandelt sich das Volk gegenseitig, wenn auch nicht immer Mann zu Mann, doch stets, wenn Frauen zugegen sind. Es ist die für die Konversation (das Konversationslexikon selbst hat kein deutsches Wort für Konversation) — also: Es ist die für die Konversation durch und durch gebildete Sprache, die dem Volke wohlgefügte, zierliche Phrasen der Artigkeit überliefert hat, und in Kraft grammatischer Machtvollkommenheit zu brauchen befahl. — Diese so ausgebildete Sprache, die man überbildet nennen könnte, weil sie ein für alle Mal feststehende Phrasen statt Wörter überliefert, usurpirend das Recht des Selbstdenkens und Selbstempfindens, diese Sprache übt eine Macht, ja eine Gewalt aus, die so manche Erscheinung erklärt; z. B. geht daraus hervor, weßhalb der Sohn eines deutschen Barons oder Banquiers, oder auch ein junger Mensch, der beydes zusammen ist, entschuldigt werden muß, wenn er, von Paris nach Hause kommend, behauptet, daß er hier bey seinem Lohnbedienten, bey seinem Portier und bey seiner Wäscherin mehr Geschmack, Urtheil, Weltkenntniß, Geist und überhaupt Bildung gefunden habe, als bey dem deutschen General-Ober-Haupt-Kassen Verwaltungs-Rath, Assessor und bey deren respektiven Gemahlinnen. Der junge Mann irrt sich, das Pariser Volk ist blos artiger in den Formen, und durchaus nicht so gebildet, als unsre deutschen Honoratioren, der junge Mann irrt sich! aber, wie gesagt, er ist zu entschuldigen.

Der eben erwähnte konventionelle Phrasengebrauch, dieses eigentliche Konversationslexikon, das alle Franzosen **auswendig** (sie nennen es im Gegentheil par coeur) wissen, verleitet uns oft, diesen oder jenen Menschen für ein Individuum zu halten, während er doch nur ein Exemplar ist. Dasselbe begegnet uns bey Werken der redenden Künste, wo wir die Geschöpfe der Schule für Originale halten. Doch davon später! —

Was das Volk einmal ergriffen (wie z. B. jene urbane Höflichkeitsformen), hält es fester als die höheren Stände, die in mannigfaltigeren Lebensberührungen, und schon um müßige Zeit auszufüllen, um sich auszuzeichnen u. dgl., den Wechsel lieben. Aus dieser Ursache läßt es sich erklären, weßhalb das Volk jene alte lobenswerthe französische

Digitized by Google

Civilität strenger beybehalten — ich will nicht sagen als die Gesellschaft der Salons — aber doch als die mittlern modisch und kostspielig gekleideten Stände. Was man in dieser Art von Mangel an Sittlichkeit sieht, sah ich vor zwanzig Jahren hier nicht. Es würde damals kein junger, elegant gekleideter Franzose in eine elegante Restauration gekommen seyn und sich dicht neben Damen hingepflanzt, und, mit dem Hut auf dem Kopfe, sein Mittagsmahl verzehrt haben. Eben so wenig würde man die Balkons des théâtre français in Trödelbuden verwandelt haben, Schawls und Hüte dort aushängend. Noch weniger hätten sich die Herren dort und in den ersten Logen vornehin placirt, und mehr als bequem aufgelehnt, während geputzte Damen wie Dienerinnen hätten hinter ihnen sitzen müssen. Das Parterre würde solche Unziemlichkeit nicht gelitten und so lange gelärmt haben, bis man sich artiger betragen hätte. Heute geschieht alles dieses und Aehnliches ohne Rüge und täglich. Wird nun eine solche Sittenänderung hinlänglich aus der Lust am Wechsel erklärt, oder ist der langjährige Krieg daran Schuld, aus dem man nicht eben feine Sitten zu Hause bringt, oder ist, seit der Restauration, mit so mancher englischen Mode auch diese über den Kanal gekommen? — Eine Mode ist es unläugbar, aber eine falsche, eine Pseudomode sonntäglicher Stutzer, die mit unglücklichem Erfolg den Mann von gutem Ton nachäffen. Diese unglücklichen Karikaturen, von denen es auch auf deutschen Spaziergängen, in deutschen Konzerten und Theatern wimmelt, nannte man vor einiger Zeit und mit großem Rechte incroyables, weil sie just das, was den Mann von feiner Welt charakterisirt, gar nicht verstehen: nämlich Maaß zu halten. Wenn es Mode ist, die Schöße des Fracks kurz zu tragen, sieht man sie in Jacken einhergehen; trägt man sie lang, so reichen die ihrigen bis an die Fersen; steift man die Halstücher, so binden sie sich weiße Pappe um, und trägt man Brustnadeln, so stecken sie sich ihrer vier an, um nach buchstäblich-falscher Uebersetzung à quatre épingles zu seyn. Wie sie nun in ihrer Kleidung übertreiben, so auch in ihrer Art sich zu benehmen: es ist ihnen zu Ohren gekommen, daß man in der feinen Gesellschaft gewisse Steifheiten aufgehoben und sich ungezwungener und natürlicher beträgt; nun wollen sie zeigen, daß sie auch zu dieser Gesellschaft gehören, und dehnen und strecken und recken sich höchst kneipenmäßig; man belästigt dort die Damen nicht mit übermäßiger Galanterie, um dem freyern Beysammenseyn keine Fesseln anzulegen, das wollen sie nachäffen und es geht ihnen wie dem Esel, der die Laute schlägt, sie setzen allen Anstand bey Seite und werden mehr als unhöflich, werden grob gegen Frauen. Nichts ist roher als die schuldige Zuvorkommenheit gegen Frauen mit eitelm Stolz zu vernachlässigen, nichts kann weniger feiner Ton seyn als diese Rohheit; das sollte diesen Stutzern in Paris und London, in Wien und Berlin, jedesmal von ihrem Schneider gesagt werden, wann er ihnen den Sonntagsrock anmißt. —

„Nun, wie gefällt es Ihnen in Paris?" — „Recht gut." — „Nicht wahr, es ist ein herrlicher Aufenthalt! Auch bin ich jezt fest entschlossen, nicht wieder über den Rhein zurückzukehren; ich würde es in Deutschland nicht mehr aushalten!" — „In dieser Hinsicht bin ich nicht so deutsch als Sie, ich bin französischer gesinnt." — „Was wollen Sie damit sagen?" — „Daß ich mein Vaterland liebe, daß ich mich nicht von Deutschland trennen möchte, und daß es mir ein peinlicher Gedanke wäre, für immer in Paris leben zu müssen." — „Sie kennen Paris nicht." — „Ich habe doch so ziemlich alles Merkwürdige gesehen." — „Alles Oeffentliche, aber nicht die Salons. Ja wenn Sie die Salons gesehen hätten!!" — „Nun die Salons sind wohl überall dieselben, indem sie ja überall das sind, was das Land am wenigsten charakterisirt." — „Sie würden das nicht sagen, wenn Sie die hiesigen gesehen hätten." — „Ich habe sie aber gesehen." — „Sie! hätten ...?" — „Ja, Herr Baron, ich war nicht allein bey dem Banquier M., sondern auch sogar bey dem Grafen B. und sogar bey dem Herzog C. in der Soirée." — „So?!" — „Weßhalb befremdet Sie das? Ich war dort vorgestellt. Wenn Sie aber Lust haben, sich zu verwundern, so erfahren Sie, daß ich auch in eine Abendgesellschaft ging, in ein Haus, wo ich weder vorgestellt noch eingeladen war, in den höchst brillanten Salon des ..." — „Wie ist das möglich?" — „Das werden Sie am besten wissen, da Sie am nämlichen Abend, oder vielmehr in der nämlichen Nacht dort waren, und mich eben so wenig als Wirth und Wirthin in dem Gedränge bemerkten. Zum Wortzeichen kann ich Ihnen sagen, daß ich, der Ungeladene, sogar glücklicher war, als Sie, der Gebetene. Mich hatte die Masse wenigstens in den Vorsaal getragen, während Sie, wenn ich nicht irre, nicht einmal ganz die Stiege hinauf gelangten." — „Nun, und Sie finden keinen Unterschied zwischen diesen glänzenden Versammlungen und unsern deutschen Gesellschaften?" — „Nein, außer dieser englischen Mode, außer dieser so großen Ueberladung an Gästen, daß selbst ungeladene kommen können, keinen bedeutenden Unterschied." — „Wirklich, keinen bedeutenden Unterschied?" — „Nein! die große Welt, die sich mit manchem Recht und mit manchem Unrecht die gute Gesellschaft nennt, ist in Neapel und in Petersburg, in Deutschland und in Frankreich, vielleicht mit Ausnahme unbedeutender Lokal-Sitten, ganz dieselbe. Doch nein! Um gerecht zu seyn; es gibt etwas in der französischen Gesellschaft, was ihr eine durchgreifende und charakteristische Verschiedenheit von der der deutschen gibt." — „Sehen Sie wohl! das finde ich auch." — „Wir meynen wohl nicht dasselbe. Ich spreche nämlich von der totalen Gleichheit, die in der französischen Gesellschaft stattfindet. So wie die Militär- und Civil-Uniformen, so läßt man

Rang, Stand und Titel zu Hause, wohin wir [illegible] junge Maler und der Professor eben so gekleidet sind, [illegible] der Garde-Kapitän und sein Vater, der Pair von Frankreich, so sind sie sich auch im französischen Salon gleich, [illegible] jeden ohne Hochmuth und ohne Kriecherey mit einander, [illegible] werden von der Wirthin mit gleich artiger Zuvorkommenheit behandelt und schlechtweg Monsieur A., Monsieur B., Monsieur C. genannt. In Deutschland wissen wir das Alles ganz anders einzurichten; und dort wäre es wohl nicht möglich gewesen, was mir ein bürgerlicher Landsmann erzählte: daß er nämlich einen interessanten Mann in der Gesellschaft viele Wochen lang kannte, und erst, als er zu ihm geladen wurde, erfuhr, daß er Graf und Staatsminister sey." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Von Entsalzung des Meerwassers, von Reinigung und Erhaltung des Süßwassers auf Seereisen.

(Beschluß.)

Wenn man auf dem Meere in der größten Noth sich befindet, wenn bey einem Schiffbruch aus den untersinkenden Schiffen die Mannschaft sich in Eile und Verwirrung in die Boote rettet, ohne Lebensmittel und Wasservorrath, zuweilen ohne Boussole, wie man davon viele Beyspiele hat, so ist bekanntlich ein Mittel übrig, das erfahrne Seeleute ergreifen, um die durch Durst mitten in den Wellen drohende Todesqual abzuwenden. Wenn ein von heftigem Durst gequälter Mensch sich in's Wasser taucht, sey dasselbe Salzwasser oder Süßwasser, kalt oder warm, so wird sein Durst alsbald gestillt, ohne daß er auch nur einen Tropfen Wasser verschluckt hätte. Die schwammigen Theile seines Körpers haben durch die Hautdecke alle für die Stillung des Verlangens nach Getränk erforderliche Feuchtigkeit eingesogen und aufgenommen. Hippocrates wußte dieß schon, indem er sagt: So wie der Mensch durch Mund und Nase die Luft ein- und ausathmet, eben so werden Feuchtigkeiten durch seine Arterien und Venen eingesogen und ausgedünstet; die Haut oder das Oberhäutchen leisten dabey die Dienste eines Siebes. Deshalb empfahl auch dieser Vater der Arzneykunst warme Bäder im Sommer zur Abkühlung und kalte Bäder im Winter zur Erwärmung des Körpers.

In Mola, Mascate und andern arabischen Seehäfen mehr, wo die Hitze ausnehmend groß und der Durst mächtig und quälend ist, tauchen die Einwohner sich in's Meer, und bringen einen guten Theil des Tages darin zu. Des Nachts schlafen sie im Freyen, auf den Dächern oder Terrassen ihrer Häuser und nur mit einem einfachen Tuche bedeckt, das bald vom Thaue durchnäßt wird, der hinwieder den stark ausdünstenden Körper ohne Gefahr oder Nachtheil erfrischt, was in unsern Klimaten keineswegs möglich wäre.

Dieses Vermögen der menschlichen Haut, das Süßwasser aus dem Salzwasser einzusaugen, hat bey einigen Physiologen *) die Vermuthung erzeugt, die Salztheilchen im Seewasser dürften größere Durchmesser haben als die Mündungen der Gefäße, welche das reinere Wasser einsaugen, und wie in einem Haarsieb möchten auch hier die gröberen und salzichten Theile, welche dem Meerwasser den widrigen Geschmack geben, keinen Durchgang finden.

Mit Erstaunen hat man die Schicksale von Seeleuten vernommen, die auf offener See, in unbedeckten Booten, ohne Lebensmittel und Wasser, unter einem brennenden Himmel, von Hunger und Durst verfolgt, unglaublich lange Zeit, einzig nur durch die Haupteinsaugung einer nährenden Feuchtigkeit, ihr Leben erhalten mochten. **)

Der Naval Guardian des Dr. Fletcher, von Sevel herausgegeben, ein vortreffliches Buch, das allen Seeleuten zu empfehlen ist, erzählt die Geschichte eines Kapitäns, der mit achtzehn bis zwanzig Mann in einem offenen Boote mehrere Tage auf dem Meere herumgetrieben ward, an allem Mangel litt, und besonders vom quälendsten Durste geplagt ward: derjenige Theil der Mannschaft, welcher, in Hoffnung seine Qual zu mindern, Seewasser getrunken hatte, unterlag dem Jammer und starb, während die, welche wie der Kapitän sich öfters im Meere badeten, beym Leben blieben.

Der Kapitän Bligh (nachheriger Admiral), ein Zögling und Reisegefährte des berühmten Cook, hat im Jahr 1789 ein Beyspiel geliefert, wie kein ähnliches in den Jahrbüchern der Schiffahrt eines Seefahrervolkes zu finden ist. In einem Boote von 52 Fuß Länge hat er mit achtzehn Gefährten 3000 Seemeilen des großen Weltmeeres zurückgelegt, ohne anderes Mißgeschick, als welches das allerdings entsetzliche Elend brachte, das vom Mangel der nothwendigsten Lebensmittel herrührte. Seine Erhaltung verdankte er zunächst der moralischen Stärke und Kraft seines Charakters, und hernach dem öfteren Eintauchen und Durchnässen der Kleidungsstücke im Seewasser. Den Seefahrern bleibt also immer noch ein Rettungsmittel gegen einen so furchtbaren Tod übrig. Was sollen

---

*) Man lese insbesondere eine vortreffliche Abhandlung des Doktor Wilkinson im Medical Museum von 1763: on the power of the external absorption of the human body.

**) Die Einsaugung animalischer und nährender Theilchen oder Stoffe durch Lungen und Hautdecke wird hinwieder auch für eine Ursache der bey Fleischern und Köchen gewöhnlichen Wohlbeleibtheit angesehen, so daß die Erzählung von gewissen fabelhaften Geschöpfen, welche vom bloßen Geruche der Speisen leben, nicht völlig grundlos erscheint.

Digitized by Google

aber die Wanderer durch brennende Sandwüsten thun, wenn sie Wassermangel leiden, und wenn vollends noch ihr Durst durch Täuschungen der Luftspiegelung aufgeweckt, gereizt und gesteigert wird?! Die Fabel vom Tantalus kann somit recht gut ihren Ursprung in der afrikanischen Wüste erhalten haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Juli.

Eine längere Reise, welche ich in einige Gegenden von Deutschland unternahm, beraubte mich in den lezten beyden Monaten des Vergnügens, meine Briefe für das Morgenblatt fortzusetzen. Ich werde das Interessanteste aus dieser Zeit gelegentlich einflechten können, ohne dem Neuesten Eintrag zu thun.

Ich fange dieses Mal unsere Wissenswürdigkeiten wieder mit Madame Neumann an, welche uns in diesen Tagen auf der Rückreise noch einen Abend schenkte. Nur einen — denn sie mußte schleunig nach Karlsruhe zurück, und konnte nur noch einen anderen Abend zu einer Darstellung in Wiesbaden benutzen (Käthchen von Heilbronn), die sie der Mainzer Gesellschaft, welche im Sommer dort spielt, versprochen hatte. Leider ließen beyde Orte bey der Künstlerin dieses Mal eine unangenehme Empfindung zurück, denn hier hatte sie die Fatalität, bey der sehr mäßigen Einnahme ihrer Benefizvorstellung ein paar Brillant-Ohrringe zu verlieren, und beym Hinausfahren von Wiesbaden traf sie das Unglück, daß ihr Wagen umwarf, wobey sie mit einer Contusion am Kopfe noch glücklich davonkam — Madame Neumann hatte zu ihrer hiesigen Benefizvorstellung Shakspeares bezähmte Widerbellerin nach der von Holbein renovirten Schenkischen Bearbeitung unter dem Titel: Liebe kann Alles, gewählt, ein Stück, bey dessen vergröberten Derbheiten die Feinheit ihres Spiels in desto reizenderem Licht, und man möchte sagen durch die Schmähungen die Würde des Weibes und die Macht der Schönheit rührend erschien, aber auch in einer Art, wie es vielleicht nur bey Madame Neumann der Fall seyn wird, welche mit so viel Schönheit so große gesellige Anmuth und Würde verbindet. Es beleidigte das Gefühl, dieses Bild der Schönheit in Lagen zu sehen, die dem Apportiren eines Pudels wenig nachgeben, aber grade in dem Empörenden des Eindruckes lag ein gewisses Etwas, dessen Wirkung Madame Neumann, so vertraut mit der Kunst zu gefallen, wohl voraus empfunden haben mag. Hr. Fehringer, ihr glücklicher Begleiter in Leipzig und in Halle, spielte con amore, aber wem wäre es an seiner Stelle nicht eben so gegangen, wem hätte dieser Zauber der Anmuth nicht weit sanftere, ja besänftigende Kommandoworte entlockt, als Hrn. Fehringer, der an den Glanz dieser Sonne schon mehr gewöhnt war. Die Künstlerin wußte durch die Wahl dieses Stückes die Erwartung besonders zu reizen, denn man sieht von der Widerbellerin Hand zuerst nur ein Kaffeeservice in's Zimmer fliegen, dann hört man sie alles im Nebenzimmer, Singen, Schelten und den Musiklehrer zur Thüre hinaus expediren. Endlich tritt die Keiferin selbst auf, sie ist im Begriff, alle, die ihr in den Weg kommen, in demselben Ton zu bewillkommnen — aber siehe, da fällt von des Altans Rand ein Blumenkranz von feiner Hand — mehrere folgen von derselben Stelle, stumm und verwundert sieht das Publikum auf das ungewohnte Schauspiel, von einigen Verehrern bereitet — aber wie schön wußte die Künstlerin den Dank in die Rolle zu verflechten — — „ich wollte recht zanken — aber nun muß ich auf einmal wieder gut seyn.“ und so steckte sie mit Anmuth eine Rose an den Busen. Das Haus erschallte von Beyfall. Die erste Rolle machte indessen weniger Glück als die Schauspielerin Amalie in den von Robert für sie gedichteten neuen Proberollen, womit sie uns zum Abschied erfreute. Die Gabe, sich im Nu in die verschiedensten Charaktere zu verwandeln, und sich fast jedes Idiom in hohem Grade anzueignen, dabey die große Lebendigkeit und keke Zeichnung, wie wir sie an unserer Lindner bewundern, steht Mad. Neumann freylich nicht zu Gebote, aber für das, was sie Schönes leistete, fand sie volle, ehrende Anerkennung. Einen besondern Reiz lieh dieser Pièce à tiroir das anmuthige Singen der Künstlerin, als Troubadour oder Romanzier, oder vielmehr als Muse des Gesanges selbst, welche vom naiven Wiener Liedchen zum Ernst der opera seria aufsteigt. Den Berliner Dialekt haben wir von Dem. Lindner, nach ihrem ersten, ganz kurzen Aufenthalt in Berlin, unvergleichlich gehört; Mad. Neumann bewegte sich in einer entfernten Aehnlichkeit, und ihre Wienerin ist weit getreuer. In diesem Felde, wie im Naiven überhaupt, wird die berühmte Künstlerin der unsrigen den Rang wohl schwerlich streitig machen wollen, und ich höre auch, daß sie sich in dieser Hinsicht hier sehr bescheiden geäußert habe. Das Fach, worin sie stets und überall ganz ausgezeichnet, vielleicht gegenwärtig unübertroffen dasteht, ist das feine Conversationsstück, wo alle gefälligen Künste sich vereinigen müssen, um Eindruck zu machen; hier weiß Mad. Neumann mit den feinsten Schattirungen nach Belieben zu schalten, und sie bleibt auch noch dann reizend, wenn sie die verführerische Koketterie jener Weltdamen in Selbstbespiegelungen auf die Spitze treibt, was ihrer großen Anmuth und lieblichen Erscheinung so leicht verziehen wird. — Indem ich von der schnellen, kurzen Begrüßung des ausgezeichneten Gastes einigermaßen geblendet zurückkehrte, fand ich, bey aller neckischen Laune der Künstlerin in den neuen Proberollen, ihre erste Leistung unbedingt allein kunstwürdig — sie hatte grade den hohen Reiz der feinen Koketterie, die oft einen unerklärlichen Zauber übt. Nicht genug bewundern konnte ich aber die Künstlerin in den kleinen Bosheiten, in den halb unterdrückten kleinen Bosheiten, womit sie dem auffahrenden Tyrannen anfangs in den Weg tritt und immer schwächer, bis endlich die Liebe ein so gewaltiger Anwalt wird, daß ihr der Starrsinn in so kurzer Frist von Minuten, Viertelstunden, am Ende dennoch weichen muß — diese Wendung, vielleicht der schwerste Theil der Rolle, war meisterhaft, das Ganze unnachahmlich reizend — rührend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 180.

Bürger.

Charade.

Ein nicht beliebtes Fleischesübermaaß
Vorn an dem Hals ist meine erste Sylbe;
Die zweyt' ein dummes Thierlein, das
Sich glücklich wähnt, wenn man die erst' ihm füllt,
Daß schmackhafter es bald des Menschen Gelust stillt;
Das Ganz ein Vogel, der im Oeden einsam traurig weilt,
Und mit der Sümpfe Brut der Oeden Sümpfe theilt.

— 0 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 187.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 7. August 1826.

Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hagre und ernste.

Schiller.

Das vergebliche Opfer.

Erzählung von Talvj.

„Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß aus-
„zuladen, seinen Becher auszutrinken!

Goethe.

Traurig, mit aufgestüztem Arm saß Hilbert, ein junger Arzt, eines Abends in seinem einsamen Zimmer, als die Thür sich plözlich öffnete und sein Freund Viktor ihn mit lautem Jubel begrüßte.

Auch Hilberts Züge erheiterten sich. „Bist du einmal wieder da, lieber Herumschwärmer? und immer frisch und fröhlich? und blühender und kräftiger als je?“

„Gesund und wohl und erfreut, dich wieder zu sehn,“ antwortete jener. „Aber du? was ist aus dir geworden? Du sitzest hier in deiner Zelle wie ein Klausner, hängst den Kopf und brütest. Wie ist's dir ergangen?“

„Das Erzählen ist an dir, guter Freund, erwiederte Hilbert. Während ich mich in dem engen Kreise unserer Stadt langweilig und mühselig hin- und herbewegte, hast du die Welt durchflogen, und in einem Monat mehr erlebt und gesehen als ich in den vier Jahren, seitdem wir in Heidelberg von einander Abschied nahmen.“

Viktor sah seinem Freund tief in das Auge. „Sey es! sagte er endlich. Die erste Stunde unseres Wiedersehens soll der Freude gewidmet seyn, und da, wie es scheint, ich Froheres mitzutheilen habe als du, so will ich den Anfang machen. Du siehst indessen, fuhr er fort, während Hilbert schellte und einige kleine Anstalten zur Bewirthung des lieben Gastes machte, du siehst, es kommt nichts dabey heraus, wenn man hinter dem Ofen hockt und nur an's liebe Brod denkt und an morgen und übermorgen. Wärst du mir gefolgt, hättest in Nord und Süd ein Weilchen das tolle Treiben der Menschen mit angesehen, du hättest dir Kräfte geschöpft aus dem großen Strome der Begebenheiten, in dem ewig frisch und neu eine Welle wechselnd die andere treibt, Kräfte, der Noth des Tages zu steuern, oder sie mit leichtem Muthe zu tragen.“

„Ey, lachte Hilbert, indem er den Freund zum gedeckten Tische führte und sich neben ihn sezte: ich glaube wir haben die Rollen gewechselt: wie kommst du zu dem didaktischen Tone? ich bitte, vertausch' ihn mit dem epischen und sage mir: bliebst du deinem Vorsatz getreu und war das schöne Neapel das erste Ziel deiner Wanderschaft?“

Viktor gab dem Fragenden einen kurzen Abriß seiner Reise. Er hatte die bedeutendsten Länder Europa's durchstreift, in den merkwürdigsten Städten verweilt. In der angebornen, fröhlichen Weisheit seines Herzens hatte er beynahe nur die Früchte des Lebens gekostet; und wo ja hier oder da ein Dorn ihn rizte, war die Wunde leicht zu heilen. Ueberall hatte dem schönen, reichen, kräftigen Jünglinge das Glück gelächelt. Die Achtung der Männer, die Gunst der Frauen war ihm ungesucht entgegengekommen. Die Bekanntschaft mit der großen Welt hatte seine Sitten nicht verderbt, aber sie hatte ihm die Hälfte des frischen, jugendlichen Enthusiasmus geraubt. Sie hatte ihm die

Digitized by Google

reine Ansicht menschlicher Verhältnisse getrübt. Seine Phantasie war leichtfertig geworden, während sein Herz treu geblieben war. Mit Pietät hatte er fest gehalten an den Erinnerungen seiner frühesten Jugend; mit dankbarer Wärme gedachte er als Mann der kleinsten Wohlthat, die der Knabe empfangen; er hatte nicht aufgehört, ein lebhafter, uneigennütziger Freund, ein guter, ehrerbietiger Sohn zu seyn. Ja, im allmählichen Ersterben gewisser anderer Gefühle seiner Jugend hatten jene doppelt Kraft gewonnen. Allein indem er sich daran gewöhnte, mit dem Heiligen spielen zu sehen, hatte er die Scheu verloren, selbst damit zu spielen. Kirchliche Frömmigkeit war ihm ein Scherz, die Ehe eine Konvenienz geworden. Unterdessen hatten sich seine Geisteskräfte bedeutend geschärft, und die edle Mäßigung der Gesinnung kleidete ihn wohl.

Aus dem weichen, reizbaren Knaben, aus dem schwärmerischen haltlosen Jünglinge hatte ein heiterer entschlossener Mann sich gebildet. Auf der Schule hatte der fleißigere und ausdauerndere Hilbert den Vorrang behauptet. Während der akademischen Jahre war er innerlich viel beschäftigt, seinen stillen Weg fortgegangen, unterdessen jener eine der bedeutendsten Rollen spielte. So hatte er sich von Kindheit an daran gewöhnt, den Freund hoch zu achten, so wie die liebende Anhänglichkeit an ihn einen nothwendigen Bestandtheil seines Herzens auszumachen schien.

Auch jener hörte anfänglich mit warmer Theilnahme auf Viktors gedrungene Erzählung, die unverkennbar das Gepräge seines innersten Wesens trug.

Aber allmählich verlor sich seine Aufmerksamkeit. Er ward trüb und zerstreut, und schien nur mit Mühe sich zusammen zu nehmen.

Viktor bemerkte es und endete kurz. „Jezt gilt es, Hilbert, sagte er, mit bewegtem Gefühl ein Glas ergreifend, unsere Freundschaft!“

Hilbert stieß an. „Nun, fuhr jener fort, Vertrauen ist zur Freundschaft so nothwendig als die Luft zum Leben. Ist dir das heilige Wort nicht bloß ein Wort — und es ist's nicht, das hast du mir unwidersprechlich bewiesen in jener nie zu vergessenden Stunde, als du mir nachsprangst in die Fluten des Rheines und dem Tode seine sichre Beute entrissest — ist sie dir, dem Manne, noch wie sie's dem Jünglinge war — das heiligste, göttlichste Gefühl der Menschenbrust — so sprich! welch ein Kummer drückt dich nieder? Du bist bleich, abgemagert, und selbst die lieben Augenblicke des Wiedersehens können dir nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen.

„Guter Mensch, sagte Hilbert weich: die Freundschaft ist mir mehr als ein Wort, obwohl du auf jene zufällige Rettung allzuviel Werth legst. Ich — ein geübter Schwimmer, du damals ein Anfänger in der Kunst. Ich habe es dir schon oft wiederholt. Aber läugnen will ich dir nicht, was ich dir doch nicht verhehlen könnte: ja, du siehst einen der unglücklichsten Menschen vor dir, den es gibt.“ Er fuhr sich mit der Hand über die umwölkte Stirn. „Ich liebe.“ —

„Armer Freund, entgegnete Viktor: jezt weiß ich Alles, du liebst und bist nicht wieder geliebt.“

„Nicht doch, erwiederte Hilbert: ich werde geliebt mit der ganzen unbewußten Kraft eines jugendlichen, neuen Herzens; ein himmlisches reines Gemüth, das in dem Geliebten Vater und Mutter liebt, deren das Schicksal es beraubte.

„Nun? — aha! aber die schöne Waise wird von einem Drachen von Oheim bewacht? oder eine alte geizige Tante will sie verkuppeln? nicht? — aber wäre es möglich, daß dieß dich so niederschlüge?“

„Höre mich an, versezte Hilbert: laß mich weit ausholen. Du weißt, als wir, uns trennend, verschiedene Wege einschlugen, ging ich mit ernstem Sinne nur meinem Berufe nach. Ich ehrte meine Wissenschaft an sich, um ihrer umfassenden, geistreichen Tiefe willen; ich liebte sie wegen ihrer menschenfreundlichen Zwecke. So bereit' ich mich treu und emsig zur öffentlichen Prüfung vor — ich schlage mich durch, sammle mannigfaltige Erfahrungen ein, und Alles geht erträglich, bis ich hieher zurückkomme, wo der alte Medizinalrath, wie du dich erinnerst, meinem seeligen Vater längst gelobt hatte, mich einzuführen, durch die dornenvolle, gewundene Bahn der anfänglichen Praxis in das goldne Reich des Sicherstehens, des gegründeten Rufs, der ausgebreiteten Kundschaft. Denn du mußt wissen: während der berühmte Hoheprіester des Aeskulap ungestraft jeglicher Laune fröhnen darf, die Freyheit hat, grob zu seyn, unverschämt, geldgierig, sogar nachlässig, spielt der Priesterjünger, der im Vorhof des Tempels weilend, noch nicht in das innere Heiligthum, nicht des Gottes, nein eines Götzen, welches das Glück mit der Charlatanerie erzeugte, gedrungen ist, die demüthigste Rolle von der Welt. So kannst du schließen, wie die Noth jezt erst recht anging. Du ahnest nicht die Mühe, die es kostet, sich in all die Thorheiten des Volks zu schicken, die Selbstverläugnung, sich zu fügen in die albernen Vorurtheile der hochgebornen Herren, die Geduld, sich zu schmiegen in die Launen der vornehmen Damen, besonders der alten. Doch ward ich mit ihnen noch am besten fertig.“

Viktor zog die Stirne kraus. „Armer Hilbert! sind das die Resultate dieser vier Jahre? Bist du derselbe noch, der den strengsten Befehlen der Obrigkeit mit kühnem Muthe zu trotzen wußte, der dem ganzen akademischen Senat ein Schnippchen schlug, und es mit seinen verhöhnenden Possen mit einem versammelten hohen Adel und einer ehrsamen Bürgerschaft aufnahm. Bist du derselbe noch? sch i c k e n — ja! nur ein Thor trozt der Nothwendigkeit — f ü g e n — zu Zeiten allenfalls, z. B. wenn das Herz es befiehlt; aber s c h m i e g e n? — nie!

„Schon gut, erwiederte Hilbert: wir wollen nicht um Worte streiten. Du bist frey, reich, unabhängig; — du brauchst dich um die ganze Welt nicht zu kümmern. Was aber mich anbelangt, so sind die tollen Zeiten der Renommisterey längst vorüber. Ey, es ist etwas ganz anders, wenn wir noch einen Herrn Papa im Hinterhalt haben, der allenfalls unsre Schulden bezahlt, oder uns durch Fürsprache und vornehme Connexionen vom dreymonatlichen Festungsarrest befreyt; oder wenn wenigstens noch ein Paar Jahre vor uns liegen, in uns zu gehen! Aber hat uns die Prosa des Lebens mit all ihren Sorgen und Bedenklichkeiten erst einmal gepackt, müssen wir erst an's Fortkommen denken, — dann fahre hin froher Uebermuth der Jugend! dann brich, stolzer Sinn! — Du weißt auch, wie solide ich im lezten Universitätsjahre schon ward."

Viktors Stirn runzelte sich mehr und mehr. „Laß das jezt, sagte er, ein andermal mehr darüber. Erzähle nur weiter."

„Mit meinem Alten selber, fuhr Hilbert fort, ging es gut. Aber ein böser Geist hatte ihm eingeflüstert, daß seine Tochter Antonie gerade mich und keinen Andern zum Manne haben müße. Hinter allem, was er für mich that, seinen Belehrungen, seinen Empfehlungen schielte der Gedanke vor, daß er für seinen Schwiegersohn handle."

„Nun, und das Mädchen gefiel dir nicht?"

„Antonie ist hübsch, gefeyert, nicht ohne Bildung, aber voller Koketterie und lächerlicher Ansprüche. Dennoch — ich wohne im Hause, war täglich ihr Gesellschafter, ihr Führer auf der Promenade, ihr Tänzer auf den Bällen — so hätte ich mich vielleicht an den Gedanken gewöhnt, wenn nicht" —

„Aha! rückst du endlich heraus?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

So wie uns Columbus Amerika, so hat Frau von Staël den Franzosen das ihnen bis dahin unbekannte literarische Deutschland entdeckt. Von der Entdeckung bis zur genauen Kenntniß dieses geistigen Welttheils dürfte, wie solches hinsichtlich der neuen Welt der Fall war, ebenfalls eine geraume Zeit verfließen. Columbus selbst kannte nur einzelne Inseln, nur einzelne Küstentheile Amerika's; was das Tief-Innere des Landes betraf, so mußte er sich auf die Erzählungen weniger Eingebornen verlassen, mit denen er sich nicht einmal völlig verständigen konnte. In gleichem Verhältnisse stand Frau von Staël zu Deutschland, zu ihrem bekannten gelehrten Freunde und andern einzelnen bedeutenden Männern unsers Vaterlandes. Dieses offenbart sich uns am deutlichsten da, wo sie eben über das Innere, über das Innerste, über unsere Philosophie spricht. Es begegnet ihr da wohl, daß sie Landstriche aneinander gränzen läßt, die durch breite himmelhohe Gebirge geschieden sind; daß sie Ströme mit Bächen verwechselt und sie mit gleichem Namen nennt, obgleich sie zu verschiedenen Wasserscheiden gehören; ja oft scheint sie, wenn auch nicht mit unumwundenen Worten, zu sagen: Jenes neblichte Blau dort in der Ferne halten die Eingebornen für ein Gebirge, behauptend, daß es reich und schön angebaut sey, voll freundlicher Dorfschaften und bildungsreicher Städte; aber wir Andern wissen wohl, daß es nur erdaufsteigende Nebel, nur Wolken sind, die ein phantastischer Aberglaube bevölkert. Kurz der Deutsche kann aus diesem höchst merkwürdigen Buche der genialen französischen Frau wenig ersehen, und am allerwenigsten an den vielen vielen Stellen, wo sie eben nicht selbst gesehen hat, nicht eigenthümlich ist, und nur dasselbe minder gut sagt, was uns schon von andern Seiten gesagt wurde. Dennoch bleibt ihr das entschieden-große Verdienst der Entdeckung: sie hat es doch dahin gebracht, daß der Franzose an der Existenz wenigstens eines literarischen Deutschlands nicht mehr zweifelt. Die große Masse des gelehrten Frankreichs läßt bis jezt diese Thatsache auf sich beruhen, und bekümmert sich nicht weiter darum, denn zu beschwerlich wäre es ihr, aus den Urwäldern deutscher Dichtkunst ein köstliches Holz zu Schmuck und Zier, aus dem tiefen Schacht unseres philosophischen Wissens ein edeles Erz zu fördern. Wie in der ersten Zeit zur fernen neuen Welt, so wagen es nur einzelne kühne Abenteurer, und meist auf leichtem zerbrechlichen Fahrzeuge, mit den ihnen widrigen Stürmen einer heterogenen Sprache zu kämpfen, und über jenen Ocean zu schiffen, der sich so weit zwischen den beyden Nationen hindehnt, daß er sie fast zu Antipoden macht. Will man diesen Vergleich weiter ausführen, so fehlt es auch nicht an mährchenhaften Berichten der neuen Ankömmlinge; auch nicht an Raub, Verstümmlung, Mord und andern Grausamkeiten, welche die französischen Uebersezer (das „Ueber" lang und kurz gesprochen) an Werken unserer Denk-, Dicht- und Tonkunst verüben. Kurz ihren Columbus (für die neuentdeckte deutsche Literatur) haben die Franzosen erhalten; es wäre ihnen auch nun ein Humboldt zu gönnen. A. W. Schlegel hätte es seyn können, oder auch — er selbst.

Wessen Nerven es ertragen können — man muß wirklich diese Warnung, der Verantwortlichkeit wegen, voranschicken! — wessen Nerven es ertragen können, der Verstümmelung eines schönen und geistvollen organischen Gebildes beyzuwohnen, der sehe hier les mystères d'Isis, das ist die gemarterte, verrenkte, auf die Folter gespannte, mit glühenden Zangen zerrissene Oper, der gerechte Stolz deutscher Tonkunst: die Zauberflöte. „Erst geköpft und dann gehangen, dann gespießt auf heiße Stangen" sagt Osmin in der Entführung aus dem Serail; und man weiß nicht, ob man den Türken für dummer als grausam.

Digitized by Google

oder für grausamer als dumm halten soll. Gerade so geht es uns hier, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Drohung uns ein Lächeln abzwingt, weil sie nur eben eine Drohung ist, hier aber, wo wir der scheußlichen Exekution selbst mit beywohnen, wir Eckel, Grausen und Entrüstung fühlen. Statt uns die Zauberflöte zu geben wie sie ist, d. h. so wie sie einzig und allein seyn soll und kann, weil sie sonst nicht eines der herrlichsten Meisterstücke des Raphaels der Tonkunst wäre — statt dessen zeigt man uns ein anatomisches Theater, oder vielmehr die Werkstätte eines Abdeckers, und dort die disjecta membra, die blutig abgeschnittenen, verstümmelten und chaotisch zerstreuten Glieder der verschiedenartigsten Gebilde des großen Tondichters. Die Königin der Nacht singt aus Figaro irgend einen mehrstimmigen Satz, der durch Daumenschrauben zu einer Arie zusammengepreßt ist; Papageno, ein höchst ernsthafter Bursche aus der egyptischen bonne société, singt heroische Stellen aus Titus; des bösen Mohrs bekanntes: „Alles fühlt der Liebe Freude," ist auf dem, nichts weniger als musikalischen, Folterinstrument, die Leiter, zu einem mehrstimmigen Satz, zu einem Finale ausgedehnt, welches Sarastro, Pamina, die Königin der Nacht und ihre vertraute Kammerjungfer Mademoiselle Papagena abschreyen u. s. w. u. s. w. Von dem Zauber, der in dieser Mährchenwelt der Töne waltet, von der mystischen Beleuchtung, die aus den fernen geheimnißreichen Pyramiden sich über das Ganze zu ergießen scheint, keine Spur, keine Ahnung! Und doch bilden sich nun die Franzosen ein — und wie sollten sie nicht! — ein Meisterwerk Mozarts zu kennen. Man sagt, daß diese eitele und gewissenlose, diese grausame und stupide Verstümmlung die Unthat eines Deutschen sey. Aus Furcht, daß es wahr seyn möchte, habe ich nicht näher nachgefragt; ich mag es gar nicht wissen, daß es in Deutschland einen Menschen geben kann, der, wenn er auch nur Noten schreiben könnte, aus Stupidität so frech, aus Frechheit so stupide seyn kann. Sollte es aber wirklich wahr seyn, und sollte er diese Zeilen lesen, so möge er, um seine Greuelthat im Gebiet der Kunst zu würdigen, so möge er wissen, daß er eben so gehandelt hat, als ob ein Anstreicher der Raphael'schen Madonna della sedia die Beine seines heiligen Michaels, die Arme eines Apostels angesezt, den Mund und die Augen des Besessenen in das Götterantlitz geschmiert, die Hörner des Gott sey bey uns aufgesezt, und dabey behauptet hätte, den großen Italiener, nach dem Geschmacke der Franzosen, verbessert zu haben. Noch mehr aber, als über diesem Gräul, bin ich darüber betroffen, daß noch keiner der Deutschen, die uns so vielfältig über Paris berichten, mit Schimpf und Spott und Entrüstung über dieses elende und impertinente Machwerk sprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Lustspiele waren auf unserem Theater seit dem Mai: Raupachs Lasset die Todten ruhen, welches man zu derb finden wollte. Holbeins Geniren Sie Sich nicht, ein Original-Lustspiel, wie er selbst am Schluß bekennt, nicht weil es viel Originelles enthalte, sondern weil die Idee original, sein Eigenthum sey, womit dem alten Streit über seine Originalien ein glimpfliches Ende bereitet seyn möge — denn Holbein ist, bey allen Fehlern und Versündigungen gegen den guten Geschmack, doch eigentlich jezt das Faktotum der Kassen, nachdem Clauren mit seinem effektreichen Grünmantel von Venedig nicht einmal den Zutritt auf die Bühne erwirken konnte. Die Nachschrift, nach Heigels Perückenstock, von demselben, gefiel eigentlich nur durch das fein nüancirte Spiel der Dem. Lindner.

Da unser thätiger Kapellmeister Guhr in dieser Zeit eine Reise nach Paris unternommen hatte, bekamen wir außer Salieris Palmira nichts Neues. Diese berühmte alte Oper war seit fast zwanzig Jahren bey uns nicht aufgeführt worden, und die schönen, durch Kupferstiche bekannten und berühmten Dekorationen des Malers Fuentes waren sehr abgeblichen, aber die scenische Anordnung verdiente sonst alles Lob. Die Einfachheit dieser Oper schien indessen unserer Zeit nicht mehr zuzusagen, denn nach zweymaliger Aufführung ruht sie jezt wieder.

Gäste waren in dieser Zeit mehrere anwesend, zuerst Hr. Toussaint von Dessau, ein Baritonist, der bereits engagirt ist. Fräulein von Langer von Amsterdam wollte als Pamina und Agathe im Freyschütz nicht recht entsprechen, da wir an die trefflichen Leistungen der Dem. Bamberger und Heinefetter gewöhnt sind. Hr. Barlow, Heldenspieler vom Petersburger deutschen Theater, erwarb sich als Tell, Hugo von Oerindur, Carl Moor, Major Lindeneck in des Königs Befehl, die Achtung des hiesigen Publikums. Sein Spiel ist frey von Deklamation, und sein Aeußeres, der Figur Eßlairs ähnlich, ist seinem Fach sehr günstig. Ein Gast im Lustspiel, Hr. Dobritz, kann füglich übergangen werden. — Im Juni kehrte Hr. Fehringer, und in diesem Monat Hr. Rottmayer von ihren Gastdarstellungen im Auslande zurück; die Zeitungen haben von beyden schon Vortheilhaftes berichtet. Beyde haben Gelegenheit gehabt, sich in der Schule Weidners und Otto's, und im Zusammenspiel mit Dem. Lindner und anderen braven weiblichen Mitgliedern unserer Bühne zu ihrem Vortheil auszubilden. Unser Lustspiel gehört immer noch zu den besten von Deutschlands Bühnen.

Dem. Sonntag reiste nur durch, hat aber in den Zeitungen das Versprechen hinterlassen, daß sie uns bey ihrer Rückreise mit ihrem Talent bekannt machen wird. Sie ist eine geborne Mainzerin, und hat hier mehrere Anverwandte, welche sie hoffentlich beym Wort halten werden.

Der Cäcilienverein gab am 3ten Mai sein leztes öffentliches Konzert unter der Leitung seines tüchtigen Direktors Schelble, womit die Winterkonzerte schlossen. Es war Musica sacra von Cherubini und Grauns Tod Jesu, welche mit vieler Präcision und wahrer Virtuosität von unsern Dilettanten gegeben wurden. — Das Museum hat seine öffentlichen Aufführungen wegen Bauveränderungen schon früher einstellen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. August 1826.

Gewohnheit macht den Fehler schön.

Gellert.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Die hiesigen Kunstblätter bemerken es und beklagen sich darüber, daß, so oft Talma nicht im Trauer-, die Mars nicht im Lustspiel auftritt, das alte klassische théâtre français leer bleibt. Nur diese Heroen der Schauspielkunst können in die Abgestorbenheit jener Bühne noch einiges Leben durch die Gewalt ihrer Darstellung bringen; das spricht sich faktisch aus, und doch schieben die Kunstrichter alle Schuld, bey neuen dramatischen Erscheinungen auf den Mangel an Talenten, bey den alten authentischen Meisterwerken auf die schlechte Darstellung und auf den verführten und verderbten Geschmack des Publikums, und läugnen standhaft die Abgestorbenheit ihres Theaters par excellence. Wir glauben in diesen Aphorismen nicht allein diese Abgestorbenheit nachgewiesen, sondern auch ihre Ursache angezeigt zu haben.

Bey Talma's und der Mars Darstellungen berühren sich Leben und Tod auf der französischen großen Bühne, und nicht allein bey ihren Darstellungen, sondern wohl zuweilen auch in denselben. Dieses soll, so weit es aphoristisch thunlich ist, später dargethan werden.

Auf eine in die Augen springende komische Weise berühren sich auf dem théâtre français (wenigstens für den Nichtfranzosen) das Alte, Verwitterte und das Junge und Frische, wenn sie Komödien von Molière, Marivaux, Destouche, Piron, ja selbst von neuern Dichtern geben. Die Liebhaberin nicht nur und die Zofe, sondern wo möglich auch Mutter und Tante sind nach der neuesten Mode, wie die Damen im ersten Range, die Kokette sogar noch modischer, als Modell zum nächsten Balle, gekleidet; dagegen ist nicht nur der Vormund, der Vater und der Verschmähte, sondern auch der Geliebte, der Jüngling (d. h. der sogenannte, denn der süß-lispelnde Herr Armand ist überhaupt wenig, am allerwenigsten aber ein Jüngling), kurz auch der geliebte Jüngling erscheint in altfränkischen Kleidung, Steinschnallen, großmächtige, in den Schuhen, die kurzen Hosen und die lange Schooßweste mit Flittern, den Rock mit Rosenguirlanden gestickt, eine hohe, schneeweiß gepuderte Frisur, einen weißen Degen mit Stahlknauf an der einen Seite und drüber den dreykantigen Federhut unter dem Arm. So gekleidet und mit den wohleingeböckelten Manieren eines Chevalier's aus den Zeiten der Regentschaft macht er als graziöse Marionette seiner Herzdame die Liebeserklärung, die nun aber nicht wie Herzdame, sondern nach neuestem Geschmack gekleidet ist, sich auch ziemlich wie heute benimmt, so daß man immer meynt, sie würde ihm nun sagen: cher ami, geh' doch zu Hause und kleide dich an wie andere ordentliche Leute; so können wir doch nicht zusammen ausgehen, oder im Theater erscheinen. Und sie erscheinen doch so im Theater, und die Franzosen, die sonst Alles gleich ridikül finden, bleiben ernsthaft dabey, ja ehrfurchtsvoll. Warum? Weil es d'usage ist.

Das dramatisch-komische Leben hat sich hier in die kleinern Theater geflüchtet, die auch immer gefüllt sind. Hier

Digitized by Google

wird der Augenblick und die nächste Umgebung ergriffen, geformt, dargestellt und lebendig aufgefaßt; die heutige Thorheit und die heutige Schlechtigkeit ausgestellt und verspottet und lustig bestraft. Tieck hat das Wesen dieser Theater und ihren künstlerischen Standpunkt erschöpfend bezeichnet, indem er alle die dort gegebenen Stückchen ein einziges großes Lustspiel nennt, woran die Franzosen fortwährend arbeiten. Dieses ist so wahr, daß vielleicht kein einziges dieser Lustspielchen den Namen eines Kunstwerks verdient, oder auch nur darauf Anspruch macht; denn an Exposition, an steigende Verwicklung und befriedigende Auflösung ist dabey nicht zu denken; eben so wenig sieht man einen Charakter sich entfalten und selten (wie bey dem Bär und dem Bassa) eine tiefe ironische Idee durchschimmern. Und doch ist fast keines dieser Stückchen ohne Feinheit in der Erfindung, ohne Kunst in der Anlage, ohne Witz im Gespräch und ohne pikante komische Charakterzüge. Shakespeare würde so manches der bessern dieser Produktchen zu einer komischen Scene, oder höchstens Episode in einem großen Werke haben gebrauchen können. Und so sieht denn Tieck auch mit vollem Recht in allen diesen vereinzelten Hervorbringungen ein einziges großes komisches Charaktergemälde der Zeit und des Ortes. So aber vermögen französische Kunstrichter dieses Beste, was sie jezt im dramatischer Hinsicht besitzen, nicht zu beurtheilen; zu dieser Höhe romantischer Kunstansicht können sich diese Alexandriner, oder auch diese Römer der neuern Kunst nicht erheben. Während das Publikum seinem natürlichen gesunden Kunstverstande folgt, und sich zu diesen Stücken drängt, setzen sie sie tief unter die regelrechte gereimte Komödie, die ihnen selbst selten ein Lächeln abzwingt, und die, wenn es ihnen nicht frevelhaft schiene, gegen sich selbst aufrichtig zu seyn, sie höchst langweilig finden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

„Noch weiß ich nicht, fing Hilbert wieder an, ob es mein guter oder mein böser Genius war, der meinen Alten im Krankenzimmer gefangen hielt, als ein bejahrter, wegen seines Hochmuths verrufner Domherr schickte, mit der dringenden Bitte: er möchte eilig kommen; seine Enkelin, ein siebzehnjähriges Mädchen, sey plötzlich vom Fieber befallen. Ungern folgte ich dem Auftrage des Alten, an seiner Statt hinzugehen. Zwar behandelt selbst der adelstolzeste Edelmann den Arzt, den Herrn über Tod und Leben, mit mehr Auszeichnung als andere Bürgerliche; aber ich habe hier am Ort die Connetionen mit den reichen Kaufleuten stets vortheilhafter gefunden als mit dem ahnenreichen, aber meist geldarmen Volke. Genug, ich gehe hin, finde den Domherrn und die Großmutter, wie ich sie mir vorgestellt, einfältig und dünkelhaft, aber die Enkelin! das holdeste, duftigste Rosenknöspchen, die weichste, schönste Seele! das lieblichste Bild meiner Phantasie war plötzlich verwirklicht, als ich eintrat und das reizende junge Geschöpf mich aus den schneeweißen Kissen heraus flüchtig anschaute, und hoch erröthend, bebend die schönsten aller Augen niederschlug, vor dem Anblick des fremden Mannes! Meine Fragen beantwortete sie stammelnd, kaum hörbar; — den andern Tag schon ging es etwas besser, den dritten noch besser und so fort. Sie hatte ein langwieriges, aber nicht sehr bedenkliches Uebel. Glücklicher Weise zog sich auch die Krankheit meines Alten in die Länge: so blieb mir das süße Kind ganz allein überlassen, und im eigentlichsten Sinne ganz allein. Es war eine Möglichkeit der Ansteckung da; dieß war genug, den Großvater, der sie sonst lieb hatte, zu entfernen. Und die Großmutter nun gar — die hatte Morgens genug zu thun, ihren Mops zu kämmen und Abends ihr Geld im trictrac zu verlieren. Selbst die Dienstboten durften der Kranken nicht nahen, aus Furcht, daß sie das Gift in sich aufnehmen, und nachher durch ihre Gegenwart der Hausfrau und dem Hausherrn Gefahr bringen könnten. Eine gedungene Wärterin saß der armen Kleinen zur Seite. Du kannst denken, daß ich sie zu rechter Zeit zu entfernen wußte. So saß ich Stundenlang dem bezaubernden Wesen gegenüber, und bald glitt das süße Geheimniß über die Lippen, nachdem meine Augen es ihr schon tausendmal verrathen hatten. Viktor! ich lebte nun die köstlichsten, reichsten Stunden des Lebens. Oft zwar fiel mir ein: was daraus werden solle? aber wenn ich bey ihr war, vergaß ich Alles, und sprach ich ja ein ängstliches, sorgliches Wort aus, so hatte sie selbst Muth, allen Gefahren zu trotzen.

Als sie endlich genesen war, ward mir ein so armseliges Honorar zugetheilt, daß ich es gern auf der Stelle zurückgesendet hätte, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Verdacht zu erwecken oder zu beleidigen. Dafür hatte ich die Ehre, zum Hausfreund angenommen zu werden, und da ich bey dieser Gelegenheit meine Meta sah, ward mir diese Gnade unschätzbar. Sie mußte auf meinen Rath noch manchmal kleine Rückfälle haben, die mir den Besuch auf ihrem einsamen Zimmer verstatteten. Diese süße Stunden und ein Briefwechsel, welchen wir führten, erhielt mich beynahe ein Jahr lang in dem Taumel des Glückes, bis vor ungefähr acht Wochen durch eine Unvorsichtigkeit des lieben Mädchens einer meiner Briefe in der Großmutter Hände fiel. Sie tobte vor Zorn; eben so wüthend war der Alte, und es kam zu den entsetzlichsten Scenen. Daß mir das Haus verboten ward, versteht sich von selbst, und leider weigert sich Meta, mich außer demselben zu sehen, was doch, wenigstens bisweilen geschehen könnte, wenn wir List und Verstellung zu Hülfe nehmen. Du hast keinen Begriff

davon, was ich die Zeit her gelitten habe; sie nicht mehr sehen, die Sonne meiner Tage! dazu kommt, daß der Medizinalrath deutlicher spricht wie je, und Antonie mit ihren falschen, halbverborgten Reizen, mit ihren Launen, ihrer Unnatur im Vergleich mit der himmlisch-unschuldigen Meta mir fast widerlich ist. Und doch sollte die Qual meines Herzens noch höher steigen. Vor acht Tagen erhalte ich einen Brief, den ersten nach unserer Trennung von meiner Geliebten. Sie schreibt mir, ihre Großeltern wären entschlossen, aller Fortsetzung dessen, was sie eine kindische Liebeley nennten, durch eine schnelle Verheirathung ihrer Enkelin vorzubeugen. Man sey im Begriff, sie einem verhaßten Freyer, dem alten Dombechanten, dessen du dich erinnerst, dem armseligsten Menschen von der gemeinsten Gesinnung aufzuopfern, weil grade kein Anderer bey der Hand sey. Nur ihr Großvater verweigere noch seine Einwilligung, aus Mitleiden mit ihrer Jugend. Doch werde ihre hartherzige Großmutter siegen. Dieß Weib, nur die Stiefmutter von Meta's Vater, hat kein Gefühl der Liebe für das holdselige Kind — ich kenne sie. Sie beschwört mich, sie zu retten, sie ist in Verzweiflung, sie bittet mich, sie zu meinen Verwandten zu bringen — aber lies selbst — fühle, wie mir zu Muth seyn muß, nachdem ich diese Zeilen gelesen."

Er zog ein von frischen Thränen befeuchtetes Blatt hervor, das er auf der Brust trug. Viktor übersah stillschweigend die zitternden Züge einer feinen weiblichen Handschrift, halb ausgelöscht von den vereinigten Thränen der schönen Schreiberin und des unglücklichen Empfängers. Der innigste Schmerz, die hingebendste Liebe, die zerreißendste Angst klagte ihm aus jedem Worte des Briefes entgegen. Viktor las ihn mit inniger Rührung.

„Nun, sagte er, und du zweifelst doch nicht, was du zu thun hast?"

„Was soll ich thun! rief Hilbert unmuthig, sie entführen, sie um ihren Ruf, mich um Brod und Ehre bringen? ich habe keine Verwandten, zu denen ich sie führen könnte, und hätte ich sie, was sollte daraus werden?"

„Nun, eine Heirath, Mensch! fiel Viktor noch unmuthiger ein: eine Heirath in bester Form! Was sonst hast du mit dem armen Dinge gespielt?"

„Der Himmel strafe mich, wenn ich es that, versezte Hilbert; nicht mit ihr habe ich gespielt, wohl aber mit mir, mit meinem Herzen. Ich, ich hätte Alles vorher sehen, Alles bedenken sollen. Sie ist jung, unerfahren. Hätte ich sie nie kennen gelernt! o wäre nur wenigstens die Entdeckung nicht geschehen, dann könnte noch Alles gut werden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Juli.

(Fortsetzung.)

Von der naturforschenden Gesellschaft habe ich ausführlicher zu berichten. Die neuesten Briefe von Rüppel melden, daß dieser kühne Reisende gegenwärtig in der Nähe von Mekka ist, und nach einem längeren Aufenthalt in Arabien zum persischen Meerbusen vordringen, von da aber in sein Vaterland und in seine Vaterstadt vorerst zurückkehren wird. Die von ihm hier aufgehäuften naturhistorischen Schätze gehen in's Unglaubliche an Zahl, Seltenheit und Neuheit der Gegenstände. Sein Freund, der Direktor des naturhistorischen Museums, Med. Dr. Cretzschmar, widmet sich diesem belohnenden Zweige der Wissenschaften mit der größten Aufopferung. Er leitet alles bis in's Kleinste, und das Kabinet wächst zusehends unter seinen Händen. Die größte Zierde desselben sind ein Paar Giraffen, aus der neuesten Sendung Rüppels, wovon ein Exemplar bey der Jahresfeyer am 1sten Mai schon vollständig in Balg und Skelet aufgestellt war, nebst dem einige Monate früher angekommenen kolossalen Nilpferde nebst Skelet. Hr. Dr. Cretzschmar hat durch Beyfügung der Skelete von den meisten und seltensten Thieren dem hiesigen Kabinet einen großen Vorzug vor vielen anderen gegeben, und die Belehrung wird hierdurch dem Naturforscher wie dem Laien äußerst erleichtert. Dr. Cretzschmar widmet sich vorzugsweise dem Studium der vierfüßigen Thiere, die Vögel ordnet ein neues Mitglied, Hr. Jost, die Fische Hr. Dr. Römer; die Amphibien und Insekten stehen unter der Leitung eines verdienten Mitgliedes, Herrn von Heyden, die Pflanzen unter der Aufsicht des Senkenbergischen Stiftsbotanikus Dr. Becker, und die Mineralien hat ein neues Mitglied, Hr. H. v. Meyer, durch mehrere Aufsätze in Kastners und anderen Journalen bekannt, nach den neuesten Systemen geordnet. — Die lezte Jahresfeyer wurde durch folgende Vorträge begangen. Der erste Direktor, Hr. Dr. Neuburg, eröffnete die Versammlung mit einer interessanten Abhandlung über Pflanzengeographie, worin die neuesten Entdeckungen mit dem größten Fleiße zusammengetragen und mit Scharfsinn verglichen werden. Hr. Direktor Dr. Cretzschmar folgte mit einer Erörterung über die verschiedenen Menschenrassen, und machte davon den Uebergang auf eine vom Professor Schweiger in Halle gefaßte schöne Idee, naturwissenschaftliche Missionen in fremden Welttheilen zu stiften. Gleichzeitig hatten Mitglieder der Gesellschaft in fernen Landen dieselbe Idee; auch Rüppel, den man brieflich über die Möglichkeit der Realisirung dieses Planes in Nord-Afrika befragte. Seine Antwort benahm der Gesellschaft alle Hoffnung. Sie ist zu merkwürdig, um nicht hier (da sie noch nicht gedruckt ist) eine Stelle zu verdienen. Rüppel schrieb, er habe sich leider zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß überall, wo der mohamedanische Kultus herrsche, vorzüglich aber in Nordafrika, an ein Eindringen europäischer wissenschaftlicher Kultur nicht zu denken sey. Er könne sich selbst als lebendiges Beyspiel anführen, da seine Reise ein ewiger Kampf, ein ewiges persönliches Abringen von Gunst und Gnade bey diesen Muselmännern sey, selbst den aufgeklärtesten und menschlichsten, wie der Statthalter von Dongola Abdein Bey und der Vicekönig von Egypten. Er habe auf seinen gefahrvollen Reisen, bey allen Expeditionen, die er unternommen, in allen, auch den günstigsten Lagen mit der größten Selbstverläugnung auftreten und handeln müssen. Auf diese Weise sey er als ein gutmüthiger Narr überall geduldet worden, für den er in diesen Ländern allenthalben gelte.

Digitized by Google

und für welchen gehalten zu werden er sich selbst zum Glück schäzen müsse, da die Christenhunde sich in der Regel der härtesten Behandlung zu gewärtigen hätten, und da man sich den nicht ersparen lasse von „Hunten,“ sich irgend in Kultur Einrichtungen etwas sagen zu lassen — (wenn es, wie sich von selbst versteht, nicht auf den unmittelbaren merkantilischen Gewinn des Landes hinarbeitet, worin sich, wie wir wissen, der Vicekönig von Egypten recht gern von Europäern rathen läßt). Muß man nicht den edlen großen Sinn unseres Landsmannes bewundern, der alle Erniedrigungen, von denen wir kaum einen Begriff haben, erträgt, sich in den Volksglauben, in die Launen, Rohheit und Barbarey jener Uebermüthigen willig fügt, und mit großer Selbstüberwindung erträgt, um das Reich der Wissenschaften zu fördern, um mitten unter Verrath und Gefahren Kleinode in allen Fächern der Natur- und Alterthumskunde zu Tage zu fördern. — Die Idee des Professor Schweiger, die also in diesem wichtigen Theile der Erde keine Aufnahme finden kann, war auf die Erfahrung gegründet, daß allenthalben, wo geistliche Missionen Eingang fänden, diese zuerst oder doch zugleich mit ärztlicher Hülfe und naturwissenschaftlichen Kenntnissen vereint wirken mußten. Es ist eine bekannte Sache, daß, wer im Orient als Reisender oder Ansiedler sein Glück machen will, nur die Rolle des Arztes übernehmen darf, um fortkommen, und oft ein glänzendes Loos zu finden. Sogar in Nordamerika haben sich viele Europäer, die nichts weniger als Mediciner waren, als Aerzte den Weg zu Reichthümern und Ehrenstellen gebahnt, nachdem sie manchen Kirchhof gefüllt, und zufällig auch manche glückliche Kur vollbracht hatten. — Vielleicht findet jene Idee doch in anderen fremden Ländern eine bessere Aufnahme. Wirklich berichtete ein korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft, welches früher von Java aus das hiesige Kabinet bereicherte, und nunmehr in Japan lebt, der holländische Marinearzt Dr. von Siebold, dem man gleichfalls von dem Projekt Nachricht gab, daß er im Begriffe stehe, eine wissenschaftliche Pflanzenschule dort zu etabliren, und daß er viel Vertrauen genieße, so daß er in's Innere des Landes Exkursionen mache, und mehrere eingeborne Japaner sich unter seinen Zöglingen befänden. — Gleichartige Schreiben der hiesigen Gesellschaft an andere in fernen Welttheilen lebende Mitglieder erwarten noch nähere Beantwortung. — An diese wichtigen Mittheilungen, womit eine Erzählung von Rüppels Reiseprojekten verknüpft wurde, schloß sich eine Abhandlung des berühmten Ornithologen Hofrath Dr. Meyer von Offenbach, über Reptilien, wobey er die Naturgeschichte zweyer Eidechsen aus der Schweiz, die er mehrere Jahre beobachtet, beschrieb. Diese öffentliche Sitzung endete mit zwey Vorträgen des Sekretärs der Gesellschaft, Hrn. Dr. Med. Mappes, nämlich eine biographische Skizze von dem Frankfurter Freireis, Naturforscher des Königs von Brasilien, der im vorigen Jahre, in diesem seinem neuen Vaterlande — für die Wissenschaft und die Menschheit leider zu früh, mit Tod abgegangen. Er hatte das hiesige Kabinet mit einer Menge brasilianischer Thiere, besonders aus der Klasse der Vögel bereichert. Zum Glück lebt daselbst noch ein anderer Frankfurter, Hr. Mohrhard, ein Freund und Begleiter von Freireis, der mit der hiesigen Gesellschaft in Engagement getreten, und ein thätiger Freund der Wissenschaft ist. Der zweyte Vortrag des Hrn. Dr. Mappes hatte die inneren Verhältnisse der Gesellschaft zum Gegenstande. Den noch schwachen finanziellen Mitteln wurde unlängst durch eine sehr liberale Unterstützung von Seiten der Obrigkeit, mit 1500 fl. jährlich, aufgeholfen, die nach Tilgung mehrerer angewachsenen Kosten, hauptsächlich für den Lehrstuhl der Naturgeschichte bestimmt ist, welcher in diesen lezten Wochen eröffnet wurde. In dieser Jahressizung, welcher viele Fremden beywohnten, wurde zulezt noch die Subscription auf ein neues Werk eröffnet, welches aus der Gesellschaft hervorgeht und auf ihre eigne Kosten unternommen wird. Es ist der Atlas der Reisen Rüppels im nördlichen Afrika, herausgegeben von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft. Durch zahlreiche Subscription wurden die Kosten fast allein schon in unserer Stadt gedeckt, wodurch sich auf's Neue der wissenschaftliche und dem Gemeinwohl zugewandte Sinn der Bewohner Frankfurts bewährt.

Von der am ersten Osterfeyertage gehaltenen Jahressizung der hiesigen Bibelgesellschaft wurde das gedruckte Programm wie gewöhnlich viel später vertheilt. Ich nehme daraus nur folgende kurze, aber interessante Notizen. „Von unserem Verein sind in den nunmehr verflossenen zehn Jahren seines Bestandes 63,584 Bibeln und neue Testamente nebst 884 Psaltern vertheilt worden. — Die Ausgaben in diesem Zeitraum betrugen 57,489 fl., wozu die hiesigen und auswärtigen Mitglieder und Wohlthäter der Gesellschaft 14,754 fl. beygetragen haben. Die eingegangenen Vergütungen für abgegebene Bücher betragen 13,210 fl., und Unterstützungen der englischen Muttergesellschaft belaufen sich auf die hohe Summe von 29,507 fl. — Ein Beyspiel der allgemeinen Menschenliebe, wie es diese große Muttergesellschaft im Ganzen aufstellt, hat, man darf es kühn behaupten, seit der Erscheinung Christi auf Erden die Weltgeschichte nicht aufzuweisen! Welcher Segen sie aber auch begleitet, liegt in ihrer fortwährenden immer größeren Ausbreitung vor Augen. Nach ihrem verjährigen 20sten Berichte zählt sie jezt in den brittischen Landen 850 Hülfs- und Zweiggesellschaften, mit etwa 2000 Bibelvereinen, worunter an 500 von Frauenzimmern geleitet werden. Im Laufe des lezten Jahres sind allein von ihr 283,655 Bibeln und neue Testamente aus allen Sprachen in Umlauf gesezt worden, und die Anzahl der in 21 Jahren durch sie vertheilten Exemplare der heil. Schrift beläuft sich auf 3,752,687 Exemplare. Die Einnahme des lezten Jahres war 93,285 Pfd. Sterling, oder 1,119,420 Gulden, und seit ihrer lezten Jahresversammlung sind 71 neue Hülfs- und Zweiggesellschaften und Bibelvereine gestiftet worden.“

In den hiesigen Buchhandlungen ist es während dieser Monate etwas still gewesen. Brönner hat Scotts poetische Werke unter der Presse, und bey dem bereits gesezten billigen Preis wird sein sorgfältiger eleganter Abdruck eine Konkurrenz nicht zu scheuen haben; Schlossers (Geh. Hofr. zu Heidelberg) Universalgeschichte, 1. Bd., welche unlängst bey Varrentrapp erschien, macht großes Aufsehen hier, wo seine christlichen Gesinnungen bey seinen vielen Zöglingen und Schülern bekannt und verehrt waren — er hat sich in diesem Werke ganz zu den Ansichten seines verewigten Freundes bekannt und weiß nicht genug von Pfaffen- und Adelstyranney in der alten Welt zu erzählen. Was wird seine Universalhistorie erst von unseren Tagen zu berichten haben. Der geistreiche und gelehrte Mann scheint leider nicht genug beachtet zu haben, in welche Schule er gekommen ist, und mit welchen Gelehrten er sich nun auf gleiche Linie sezen lassen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. August 1826.

Man geht aus Schmerz in Wonne,
Man geht aus Nacht in Sonne
Man geht aus Tod in Leben ein.

Fouqué.

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Laurentii Rost.

„O liebster heiligster Laurentius mein,
Der auf dem Rost zum Heil'gen bist gebraten,
Zu dir will ich in meinen Nöthen schrey'n,
Wie mir die heil'ge Kirche hat gerathen.“

— Was kniest du hier mit deinem Rosenkranz
Vor diesem todten tauben Zerrgebilde?
O schau doch auf! Es wogt ein Todtentanz
Von Missolunghi her auf dich so wilde.

Und willst du beten für der Seelen Heil,
O schau' nicht erst in ferne graue Zeiten!
Schau' nicht zurück, du wirst zur Salzessäul' —
O — bete nicht; es ist nur Zeit zum Streiten!

Den Patriarchen hat der Muselmann
Gebraten dort *) mit Qualen — teuflisch lange.
Willst dennoch beten — bete diesen an
Und laß die alten Heiligenbilder hangen!

Willst, Christenheit, du beten gern zum Rost
So wärme dir das Herz an diesem neuen,
Und aus dem Märt'rerblut wird frischer Most
Durch deine Glieder glühend sich verstreuen!

*) Den Geistlichen auf Bassilabi.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Viktor sah ihn finster an. „Hilbert! sagte er, diese Klagen sind feige und unmännliche. Hast du den Muth gehabt, dich hinter dem Rücken der Eltern in das Herz eines Mädchens zu stehlen, so habe auch den, es vor aller Welt zu bekennen, daß sie dein sey. Sprich mit dem erbärmlichen Wichte von Bräutigam. Steck' ein Paar Pistolen zu dir. Ich kenn' ihn von sonst her. Ich will Tausend gegen Eins wetten, er steht zurück.“

„Du bist von Sinnen. Solche Studentenstreiche würden mich lächerlich machen, ohne mir zu nützen. Und thät ich, was sie in ihrer Unerfahrenheit, und wahrscheinlich auch nur in einem Augenblicke der Verzweiflung begehrt, entführt' ich sie — nun gut, wär' ich mit ihr getraut, so müßten die Alten wohl Ja sagen — aber — wovon soll ich sie ernähren? mein Vermögen ist bey dem tollen Leben auf der Universität drauf gegangen. Ich verdiene so viel wie nichts, und bring' ich mich um des Medizinalraths Schutz, so bin ich hier verloren. Ich kenne dieß Kliquenwesen. Zehn andere, neidisch über mein Glück, lauern mir auf, und werden begierig diesen Schritt benutzen, mich zu verdrängen. Die Häuser des ganzen Doms, ja des ganzen Adels sind dann ohnedem mir verschlossen.“

„O weh! fuhr Viktor auf: über die verwünschte Kleinstädterey! nun so versuche dein Glück wo anders — einem

Digitized by Google

Menschen von deinem Kopf und Kenntnissen kann es nirgends fehlen.“

„Das sagt sich leicht. Du ahnest nichts von den Schwierigkeiten, die sich hier zu Lande dem praktischen Arzte, dem Anfänger in den Weg thürmen. Konnexionen machen hier und Alles. Ich habe sie nirgends.“

„So geht nach Amerika. Da bist du frey, bist dort willkommen, denn man braucht dort Menschen.“

„Arbeiter — ja! bin ich dazu erzogen, das Feld zu bauen? soll Meta die Kühe melken? Kartoffeln pflanzen? nein, beym Himmel! ich liebe sie zu sehr, um sie, die Verwöhnte, Zarte dem Drucke der Armuth, dem Schmutz unwürdiger Beschäftigungen Preis zu geben. Das Leben fristen, ihr und mir, das wollt' ich zur Noth hier wie dort. Aber heißt das Liebe, wenn ich um des eigenen Vortheils ihres Besitzes willen sie erst um Ehre und Ruf, dann um alle Behaglichkeiten des Daseyns bringe, auf deren gemächlichen Genuß sich allein ein dauerhaftes Glück gründen läßt? nein, Eigennutz, Selbstsucht wäre es!“

„Hier hast du Recht, wenn auch nicht ganz, versezte Viktor nach kurzem Bedenken, und sein Ton war weicher, seine Miene sanfter wie früher: aber wenn du wirklich mein Freund bist, so wirst du ein Darlehn einer ansehnlichen Summe von mir nicht verschmähen. Du gehst nach Amerika. In zehn, zwanzig Jahren hast du fünfmal so viel erworben als der ganze Bettel beträgt. Dann bezahlst du mich, und, beruhigt es dein Gewissen, mit Zinsen bey Heller und Pfenning.“

„Du bist der alte treue, edle Viktor, sagte Hilbert, nicht ohne Verwirrung. Aber — es widerspricht meinen Begriffen von Ehre, Geld von einem Freunde zu nehmen. Weiß ich doch, wie du selbst über diesen Punkt denkst.“

„Nun wahrhaftig, versezte Viktor mit einiger Bitterkeit, du bist eben so gewissenhaft als Freund, wie gewissenlos als Liebhaber.“

Eine lange Pause erfolgte. Endlich begann Hilbert: „Freund! ich will ganz aufrichtig seyn. Ich kann jezt nicht von hier fort, kann jezt nicht mein Verhältniß zu Meta erklären, ohne für den undankbarsten Menschen zu gelten. Meine Ehre ist dabey im Spiel. Der alte Medicinalrath, mein Freund, mein Gönner, mein Wohlthäter hofft sicherer als je, daß ich Antonien — Antonie selbst“ —

Viktor sah ihn fest und durchdringend an.

„Es wird sich, muß sich lösen, fuhr Hilbert fort, aber käm' es grade jezt zur Sprache, daß ich schon so lange, ohn' ihr Wissen dieß Verständniß unterhalten, sie würden sehn — sie würden glauben, sie seyen hintergangen, betrogen.“

„Du Unschuldiger!“ sagte Viktor mit mißfälligem Gefühl.

„Verkenne mich nicht, Viktor, erwiederte Hilbert erröthend: Antonie ist eine eitle Närrin; sie selbst hat sich betrogen, nicht ich sie. Die kleinste meiner Aufmerksamkeiten, die gewöhnlichste Galanterie war ihr von Bedeutung — bey Gott! ich habe nichts gethan, als sie nicht gradezu aus ihrem Irrthum gerissen. Und der Vater — nun der glaubt, was er wünscht. Ich ertrüg' es nicht, vor dem Manne, den ich als Mensch wie als Gelehrten wahrhaft verehre, als Heuchler, als Betrüger zu stehn. Ich bin furchtbar verwickelt. Die Zeit wird alles sanfter lösen. Ich ziehe das Verhältniß so hin, ermüde Antonien, bis ein neuer Gegenstand mich verdrängt. Nur vor gewaltsamem Ausbruch muß ich mich hüten. Bedaure mich, Freund, verdamme mich nicht!“ —

„Nun, und Meta, — du gibst sie also auf?“ —

„Ich vermags nicht. Sie füllt des Tags all' meine Gedanken, des Nachts meine Träume aus. Ich kann nicht leben ohne sie. O wäre nur die Entdeckung nicht — alles wär gut.“

„Seltsamer Mensch! rief ungeduldig der Freund. Einmal mußt' es doch herauskommen. Jezt oder künftig.“

„Mein Plan war gemacht, entgegnete Hilbert. Ich habe die besten Aussichten. Meine Verbindungen, meine Kenntnisse geben mir die Hoffnung auf ein glänzendes Ziel. Unterdessen bleibt Meta im großelterlichen Hause. Ich genieße ihres Umgangs, und unsere Liebe bleibt ein Geheimniß. Die Alten können nicht ewig leben. Sie sind beyde hochbejahrt und schwächlich. Bis zu diesem Punkte hat mich Glück und Fleiß der Geliebten um Vieles näher gebracht; der angesehene berühmte Mann ist nicht mehr wie der blöde Anfänger zu behandeln. Die Großeltern sind todt. Die entferntern Verwandten — wünschen werden sie die Verbindung nicht, aber auch nicht sich ihr entschieden widersetzen.“

„Oho! rief Viktor, welch ein weitläufiger Plan! nun ist sie damit zufrieden, so laß sie sich wehren, so gut sie kann. Schleppen werden sie sie doch nicht zum Altare, und thun sie's, so kann sie noch immer nein sagen.“

„Sie hat den Muth nicht, seufzte der Bedrängte. Ich kenne dieß süße, weiche, willenlose Wesen. Sie zittert vor des Großvaters Zorn, und wird bleich, wenn der Großmutter krächzende Eulenstimme lauter als gewöhnlich tönt. Sie wird gehorchen, langsam hinwelken und — sterben.“

Und nun begann er von Neuem sich in stürmischen Klagen zu ergießen. Thränen strömten über sein Gesicht, und laute Seufzer erstickten seine Stimme. Viktorn ergriff es seltsam, seinen Freund so bewegt zu sehen. Er vergaß, was er in dessen Betragen mißbilligte, und hörte nur auf die Stimme seines Herzens. Könnt' ich Dir helfen! ließe sich etwas thun! rief er tausendmal — aber

alle Rathschläge hatte er bereits erschöpft, und der Klagende hatte alle verworfen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Scribe, der fruchtbarste der lebenden französischen Romantiker, hat eine so große Menge von täglich gegebenen Stücken geschrieben, daß sein Autor-Antheil von dem théâtre de Madame allein dreytausend Franken monatlich beträgt. Bedenkt man dabey, daß es Tage gibt, wo auf vier verschiedenen Bühnen Stücke von ihm gegeben werden, daß jezt die Vorstellungen seiner Oper (der Operndichter theilt in Frankreich mit dem Komponisten Ehre und Einnahme; in Deutschland weiß man das besser einzurichten; daher wir auch so berühmte Operndichter haben) la dame blanche die Zahl achtzig überschritten haben, so kann man sich eine Vorstellung von seinen Einnahmen machen *). Indessen muß man nicht glauben, daß Alles, was den Autornamen Scribe führt, auch von ihm sey. Jüngere und ältere Leute ohne Namen bringen ihre Arbeiten; was ihm gefällt, verändert und verbessert er, und bringt es unter seiner Flagge an — und durch. Daher manche seiner leztern Produkte etwas Fabrikmäßiges haben, worauf denn in unsern vaterländischen Uebersetzungsmanufakturen noch der deutsche handgreifliche Stempel geschlagen wird, hören wir, wie der Frondeur, ein hiesiges gelesenes Kunstblatt, sich hierüber ausdrückt: „Die Vaudevillisten theilen sich in zwey Klassen, die alten waren lustig, jovial, Epikuräer, die neuen sind ernsthafte Leute, die es nur mit dem Kassirer zu thun haben, Spekulanten u. s. w. — Sie haben „Plan-Lieferanten, Coupletmacher, Calembourjäger, die „sie Morgens beym Frühstück in ihrem Kabinet-Salon em„pfangen; sie untersuchen das Sujet, beurtheilen die Ef„fektscenen, verstärken die Intrigue, geben dem Ding ei„nen Locknamen, lassen es dann durch einen Dritten ko„piren, der die orthographischen Schnitzer ausmerzt, und „begeben sich darauf zu den Theaterdirektoren. Meistens „ist der Handel schon pränumerando geschlossen, so daß sie „monatlich drey bis vier Stücke von bestimmter Länge lie„fern müssen und von bestimmtem Wechsel der Gattung: „das Heitere folgt dem Traurigen und Pathetisches dem „Burlesken. Die Einen wollen etwas Affektation, die An„dern ein Bischen Obscönität. Die Mischkunst weiß es „so einzurichten, daß Eines das Andere mit durchgehen „läßt . . . u. s. w. — Man hat keine andere Absicht, als „da in einer Equipage herauszufahren, wo man bescheid„nerweise zu Fuß mit Kamaschen hineinging. Es ist ein „Handel wie mit Staatspapieren oder Gewürzen. Man „verkauft nach der Elle; es gibt Vaudevillehäuser, wie es „Handlungs-, Kaffee- und Spielhäuser gibt, und litera„rische Mäkler wie an der Börse. Im Fabrikhause wer„den die Stücke stückweise verfertigt, draußen sorgen andere „Arbeiter für die gute Aufnahme. Der Tempel des Apol„lons ist zu dem des Plutus und Thalias Wohnsitz eine „Wechselbank geworden."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der General-Direktor Iffland forderte Schiller zu einem Operngedicht auf, der deutsche große arme Poet wollte den Triumphzug des Bacchus schreiben, aber er forderte hundert Friedrichsd'or für seine Arbeit . . . u. s. w.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

Am Morgen des 18ten Juni sahen die Bewohner plötzlich die Statue Blüchers enthüllt dastehn; sie drängten sich in Haufen herbey, und es war seit dem Einzuge der Kronprinzessin zum ersten Mal wieder bemerkbar, daß die weitläuftige Stadt auch zahlreiche Einwohner nicht entbehre. Desto erfreulicher war es, die Kommenden, Gehenden, und in weiten Kreisen Umstehenden, alle einmal von einem allgemeinen Interesse bewegt zu sehn, wenn es auch nur die Vergangenheit war, welche die leere Gegenwart zu einiger Lebendigkeit aufregte. Denn unser Stadtleben ist so unlebendig und trocken, daß die Durstenden sich am fernen Quell des Auslandes und fremder Verhältnisse erlaben müssen, wenn sie sich nicht gewöhnen können an den Theaterquellen diesseits und jenseits der Spree ihren ganzen Durst zu löschen. — Nur selten vermögen Begebenheiten, einheimische oder fremde bey uns allgemeines Interesse zu erwecken. Endlich sind aber die lauten Töne des Griechenkrieges auch zu uns mitleiderregend herübergeklungen, und es wird durch Privatvereine für griechische Wittwen und Waisen, für Kranke und Verwundete thätig gesammelt; wir haben Konzerte zur Unterstützung der griechischen Hülfsbedürftigkeit geben hören, und es ward dem Ritter Spontini erlaubt seine Festoper „Nurmahal" als Benefizvorstellung zum Besten der nothleidenden Griechen im königlichen Opernhause am 16ten aufführen zu lassen. Diese Vorstellung war für die wahren Kunstfreunde eines der liebsten Feste, indem Mad. Milder, diese ächtgeborene Königin des deutschen Gesanges, nach langer Krankheit zum ersten Male wieder als „Namuna" auftrat. Der rauschendste Jubel empfing sie, und es wurden ihr weder Blumen noch Gedichte gestreut, weil ihr, der Gluckischen Priesterin, Blumen nicht ziemen, und sie nur Kunstverehrer hat, die seit lange schon um ihre Schläfe den immerfrischen Lorbeer sehen, und ihr das Alltägliche nicht wiederholen wollten. Mit gleich rauschendem Beyfall ward sie nach einigen Tagen als Oberpriesterin in der „Vestalin" begrüßt, und gewährte, obgleich noch nicht ganz wieder hergestellt, dennoch den gewohnten und langentbehrten Genuß. Das Gold ihrer reinen, vollen Metallstimme hat an Klang nicht verloren, und von seiner Gediegenheit nichts eingebüßt; es vermag zwar nicht in Quecksilberperlen zu zerstieben, aber fließt in zusammenhängendem Strome, leicht schmelzbar, doch in sich selbst immer fest, klingend dahin. Die Oberpriesterin ist eine der erfreulichsten Gestalten in den Spontinischen Opern. In diesen Tönen herrscht zwar auch einer der Grundklänge der Spontinischen Musik, nämlich der harte Ton strenger, mächtiger Em-

Digitized by Google

setze, welche die Aufgebung der liebsten, innigsten Wünsche fordern, aber sie ist nicht nur diese melodielose Härte des Oberpriesters, dieses nur harmonische kalte, befehlende Recitativ, sondern sie neigt sich ebensosehr zu Julia hin, und so zieht sich durch die Töne ihrer Strenge auch der milde Klang eines klagenden Mitleidens, das jener Strenge nichts von ihrer Würde entzieht, aber ihre männliche starre Kälte weiblich erwärmt. — Mad. Schulz ist als Julia in einigen Scenen ganz unübertrefflich. Julia nämlich ist den Forderungen jener kalten, strengen, befehlenden, fordernden Mächte gegenüber der Schmerz vergeblich unterdrückter Wünsche, die sich still und klagend, aber gewaltsam Luft machen, und an das Licht des Tages, wenn es ihnen auch Tod bringen sollte, hervorbrechen. Den Ton dieser zurückgezwängten, aber dennoch sich aussprechenden Leidenschaft, dieses innersten, geheimsten, gewaltsamsten Leidens, das die befehlenden Gesetze anerkennt, und ihnen dennoch widerstreben muß, den Ton dieses schmerzvollsten Kampfes weiß Mad. Schulz meisterhaft zu treffen. Denn um ihn hervorzubringen, muß sie die Gewalt ihrer eigenen machtvollen Stimme gleichfalls zurückdrängen, ihre Stimme hat denselben Kampf zu bestehn, den sie erklingen lassen soll, und dadurch eben wird der Klang dieses Streites so meisterhaft und ergreifend. Wie die Gewalt der Leidenschaft bricht auch plötzlich die natürliche Gewalt der Stimme hindurch, während diese gewaltsam zurückgedrängte Kraft aufs Rührendste das unterdrückte Leiden malt. Auch Amazily und Olimpia sind solche Gestalten, obgleich hier schon die Leidenschaft und ihr Schmerz wie ihre Freude lauter und offener ertönen. Weniger kann deßhalb Mad. Schulz als Zelia in Nurmahal gefallen, wo dieß Leiden ganz verklungen ist; und auch als Jessonda in der Spohrschen Oper vermag sie nicht hinzureißen, weil dort der Schmerz weder unterdrückt noch von gewaltsamer Leidenschaftlichkeit, sondern nur von siecher Schwächlichkeit ist, bis zu welcher die Lebenskraft dieser machtvollen Stimme nicht zu ermatten vermag, so daß ihr nichts anderes übrig bleibt, als sich, so viel sie es kann, zu versüßlichen. — Der Licinius ist die am wenigsten dankbare Tenorpartie der Spontinischen Opern. Denn was den Cortez auszeichnet, dieser Heldenklang der kraftvollsten Tapferkeit, die schon die gleiche Gewalt jener strengen Schicksalsharmonien errungen hat, diese Macht des Widerstrebens belebt die Töne des Licinius noch nicht. Licinius ist als Mann, was Julie als Weib ist; er lehnt sich wohl schon tapfer gegen die Kraft des Gesetzes auf, welches sich seinen Wünschen entgegensezt, und das Duett, im ersten Akt mit Cinna: „Steht solch ein Freund beschützend mir zur Seite." hat wohl den Klang höchsten Muthes, aber es ist nur erst der Muth einer gegen Unterdrückung ankämpfenden Tapferkeit, und der Schmerz dieser Unterdrückung tönt ebenso mächtig hindurch, weil das verbietende Gesetz hier zugleich noch als gültig anerkannt ist. Nur die wenigen Töne des Duetts mit Julia im zweyten Akt; „Vor Vesta's heiligem Thron empfange Herz und Hand!" die sich am Schlusse des dritten Aktes wiederholen und dort als bewährter Sieg erklingen, sind von solchem schmerzlosen Muthe, daß sie dieselbe Kraft als die des Cortez haben. Denn die Kraft des Cortez ist schon mächtiger als die ihm gegenüberstehende Gefahr, die Töne des Oberpriesters und der Chöre vermögen daher ohne innere Gewalt hier nur zu betäuben und zu überraschen. Anders ist es mit dem Oberpriester in der Vestalin. Seine Recitative haben noch alle melodielose Kraft eines gerechten Gebotes göttlicher und menschlicher Gesetze, wenn sie auch den Wünschen des Herzens widerstreben, was hier ihre Stellung ist, dadurch ist alles, was der Oberpriester im zweyten Akt gegen Julia, und im dritten gegen Licinius sagt, so mächtig und eindringlich, und nur dadurch können die Wünsche Julia's so unterdrückt und so gewaltsam zurückgedrängt erscheinen. Herr Wild, der Gast, sang und spielte den Licinius mit gewohnter Virtuosität. Herrn Sieber macht die für seine Stimme unbequeme Partbie immer heiser. Herr Devrient trug den treuen muthigen Cinna deutlich und mit anzuerkennendem Fleiß vor. Der Muth dieses kraftvollen, schmerzlosen Freundes, so wie der Muth der Liebenden in dem oben erwähnten Duett geben die Grundzüge für den allgemeinen Charakter des Cortez.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im Juni.

(Beschluß.)

Fr. Willmanns ist, ungeachtet des lithographirten Nachdrucks seines Panorama's vom Rheinlauf in sieben aneinanderhängenden Blättern von Delkeskamp, mit einer zweyten Auflage dieser wirklich reizenden Kärtchen beschäftigt, und es ist erfreulich, daß hier der gute Sinn des Publikums einem Verleger ein so theures Unternehmen gegen räuberische Eingriffe gesichert hat, und zugleich dem fleißigen Zeichner und Kupferstecher der gebührende Lohn und Nutzen zu Theil wird.

Die bey Sauerländer erscheinende Gesammtausgabe von Uebersezungen der Amerikaner Irving und Cooper hat einen guten Fortgang — denn schon sind die zwey ersten Bändchen von Irvings Skizzenbuch und von Coopers Spion vergriffen. Das dritte Bändchen von beyden hat an sorgfältiger Ausarbeitung und an Eleganz des Styls noch gewonnen, und die Uebersezung ist auch, hinsichtlich der poetischen Einleitungsverse, der Kapitel, so wie der eingestreuten Gedichte, in gewandten Händen.

Der Maler Peroux hat eine Suite von Porträts verdienter Frankfurter unternommen, welche er in Paris lithographiren läßt; der Direktor des Cäcilienvereins, Schelble, ist das erste, wohlgelungene Porträt.

Von drey belletristischen Blättern, welche hier geschrieben werden, halten sich zwey fortwährend in gebildetem Geschmack und demzufolge in der Achtung des Publikums; es sind die von H. Willmanns übernommenen Unterhaltungsblätter für gebildete Stände, denen nur ein Reiz, die Besprechung des Theaters, abgeht, damit aber auch eine Plage, wie die besonnene Redaktion wohl vorausgesehen haben mag — und die Iris des Herrn Wenner, welche sich in naturhistorischer Hinsicht als Organ der Frankfurter naturforschenden Gesellschaft schon einen vorzüglichen Ruf erworben hat. Die Iris bestrebt sich auch in ihrem eigentlichen Felde, der schönen Literatur, hinter andern Blättern nicht zurückzubleiben, und mit jener edlen Mäßigung und gebildeten Auswahl aufzutreten, welche dem Schwall der Gemeinheit und Trivialität, womit andere Blätter sich ein Publikum machen (wir besizen ein solches, das in allen Bierhäusern und ach! sogar auf dem Lande als üppiges Unkraut wuchert), entgegenarbeitet. Das Blatt steht jezt unter der Leitung eines geistreichen Weimaraners, mit Goethe befreundet, selbst mit poetischem Talent, gründlicher Gelehrsamkeit und feinem Wiz begabt.

Der neue Kai am Main, welcher die Brücke mit den unteren Mainstraßen auf eine Weise verbindet, wodurch der Verkehr sehr erleichtert wird, ist schon längere Zeit für die Fußgänger geöffnet. Seine Vollendung mit dem neuen Zwischenthor, und für Fuhrwerke erhält er erst in dem nächsten Monat. Die Arbeit ist sehr solid, einfach und gefällig. Die vier Bogenwölbungen, welche den Kai tragen, sind im Innern zu einem geräumigen Winterhalt der Fahrzeuge der in der Nähe wohnenden Fischer bestimmt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 190.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. August 1826.

Zwar soll und kann wahre und redliche Freundschaft keinen Argwohn nähren, doch ist die Ehre eines Ehemanns so empfindlich, daß es scheint, selbst Brüder könnten sie beleidigen.

Cervantes.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Nach Mitternacht trennten sie sich endlich. Viktor warf sich auf das Bett; aber er konnte nicht schlafen. Er verglich den kecken, übermüthigen Jüngling, den er in Heidelberg verlassen, mit dem fügsamen, muth- und rathlosen Mann, den er wiedergefunden. Während zunehmendes Alter und erweiterte Lebenserfahrung seinem eigenen, empfänglichen, weichen, rasch auflodernden Gemüthe Mäßigung, Haltung und Festigkeit verliehen, hatten sie den Sinn des Freundes gebeugt, seinen Stolz geschmeidigt, und an den Ecken und Klippen des Lebens war ihm die freudige Kraft zum Handeln wie zum Dulden zerschellt. Armer Hilbert! sagte er gerührt, und vor seiner Seele stand lebhaft das Bild seines nahen Todes in den Wellen des Rheines, und die Gestalt des rettenden Freundes. Ein Gefühl drängte das andere in seiner mächtig aufgeregten Brust; ein Gedanke fuhr ihm wie ein Lichtstrahl plötzlich durch den Kopf, und, ohne lange zu prüfen, war sein großmüthiger Entschluß gefaßt.

Den andern Morgen war Hilbert kaum aufgestanden, als Viktor schon zu ihm eintrat. „Nun, sagte er, hast du etwas ausgesonnen?“

Hilberts Blässe, sein verstörtes Ansehen antworteten für ihn. „Es ist vorbey, rief er schmerzlich; ich bin verloren.“

„Freund! versezte Viktor schnell und freudig, ich weiß ein Mittel: ich will sie heirathen.“

„Es ist keine Zeit zum Scherzen,“ entgegnete Hilbert finster.

„Es ist auch kein Scherz. Höre mich! Heirathen soll sie durchaus; nun, ich werde ihr Gemahl, d. h. ich leih' ihr meinen Namen, du aber bleibst ihr Geliebter und wahrhafter Gatte. Nun?“ —

„Du schwärmst, Viktor!“

„Nicht doch; vernimm meinen Plan! ich mache in des Domherrn Hause Besuch. Man ladet mich ein und ich sehe das Mädchen. Zweymal höchstens, dann werb' ich um sie. Da sie einmal heirathen soll, so darf ich ohne Eitelkeit voraussetzen, daß man mich annimmt. Mein Adel ist fleckenlos, und mein Vermögen wenigstens nicht geringer als das jenes alten, erbärmlichen Wüstlings, der, wie du sagst, ja noch des Großvaters Wort nicht hat. Du schreibst unterdessen deiner Meta: sie solle Vertrauen zu mir fassen und getrost einwilligen; so und so stünden die Sachen. Ich dringe nun auf baldige Hochzeit. Vier Wochen leb' ich, des Anstandes wegen, an ihrer Seite. Feste, Gesellschaften, des neuen Paares wegen angestellt, verschlingen diese Zeit; allein bin ich höchstens Stunden lang mit ihr; du aber hast mein Ehrenwort, daß ich nur deine Gattin, dein Eigenthum in ihr sehe. Dann ruft plötzlich ein Geschäft mich in die Ferne. Ich verreise — meine Abwesenheit dehnt sich zu Monden, zu einem halben Jahre aus. Endlich kommt ein Brief an, von dem wankelmü-

Digitized by Google

thigen Gatten. Die Fesseln drücken ihn. Er verlangt Scheidung. Meta's Ehre bleibt ungekränkt: ich selbst nehme alle Schuld auf mich. Zur billigen Schadloshaltung setze ich der wider Willen und Wunsch Geschiedenen ein Ansehnliches aus. Hast du erst Brod für dich und sie, so verabreden wir weiter, wie's damit werden soll. Du magst es meinethalben als ein Darlehn betrachten. Und es wird dieß kaum nöthig seyn; denn Meta ist reich und ihre Vermählung macht sie mündig. Geschieden ist sie Herrin ihrer Hand. Drey Vierteljahr Geduld, und du bist glücklich."

Hilbert stand in freudiger Bestürzung da.

„Nun, fuhr jener fort: sagst du nichts? kommt Zeit, kommt Rath! unterdessen fahren die Alten vielleicht ab. oder sind sie so gefällig nicht — nun, das Hauptband, das der Anhängigkeit Meta's, ist bereits von meinem kecken Muthe zerrissen, und so viel Herz werdet ihr am Ende doch Beyde haben, ihnen in einem höflichen Billet eine Heirathsannonce zu machen? auf jeden Fall ist Meta für jezt dir gerettet."

Der Freund lag an seinem Halse.

„Bruder, rief er innigst bewegt: Gott lohne dir deine Großmuth, deine Freundschaft! aber bedenke wohl, was du thust. Es sind doch immer Ketten, die du dir anlegst, wenn auch nur auf Monden. Gesezt, du würdest früher selbst geneigt, ein Herzensband zu knüpfen." — —

„Dann laß ich mich desto eher scheiden, erwiederte Viktor lachend. Fürchte übrigens nichts. Ich bin nicht so entzündbar! Der geschiedene Ehemann wird wahrscheinlich die wieder gewonnene Freyheit nie benutzen. Das Lebenslängliche eines solchen Verhältnisses eckelt mich an, und zweymal kann man sich doch anständiger Weise nicht scheiden lassen. Zwar heg' ich selbst ganz vernünftige Ansichten, aber erstens bin ich so ein Stück von einem bon homme; meine verwünschte Ehrlichkeit ist mir überall im Wege; und zweytens würd' ich es nicht gut ertragen, wenn meine Frau eben so liberal und vernünftig dächte. Aber jezt — an's Werk! in ein Paar Tagen ist hoffentlich Alles abgemacht. Dann magst du Meta unterrichten. Leb wohl! ich eile jezt einige alte Bekannte wieder zu sehen. Noch heute muß ich mich dem Domherrn vorstellen lassen."

Unter tausend Danksagungen und Segenswünschen entließ ihn Hilbert. Aber seine Brust war beklemmt, und trüben Blickes sah er dem Freunde nach, der diesem Abenteuer, wie jedem, mit frohem Muthe und dem besten Willen entgegen ging.

An einem Vorwande, sich, ohne zudringlich zu scheinen, in des Domherrn Hause einzuführen, konnte es dem reichen und liebenswürdigen Ankömmling nicht fehlen. Als ein Stadtkind war er überdem mit dem halben Adel des Ortes verwandt: wie leicht ließ sich auch ein gewisser Zusammenhang zwischen seinem Stammbaume und dem von Meta's Familie auffinden! Der Domherr nahm den neuen Vetter mit gutmüthiger Höflichkeit auf, kam auf Viktors Eltern und die guten alten Zeiten zu sprechen, und die musterhafte Geduld, mit welcher der lebhafte Jüngling ihm zuhörte, ließ ihn sehr vortheilhafte Schlüsse auf seinen Verstand und Charakter machen.

Als endlich die Hausfrau erschien, einen trägen dicken Mops auf den Armen, fand Viktor das Thier allerliebst, hatte bonbons für dasselbe in der Tasche, und gestand, sie eigen für ihn gekauft zu haben, da er, den heutigen Besuch im Sinn, ihn gestern beym Vorbeygehen im Fenster hätte sitzen sehen. Die Dame war gerührt von des jungen Mannes Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Während sie nun, sich in Lobeserhebungen ergießend, ihm des Mopses Eigenschaften entwickelte, und der Gemahl sie nicht zu unterbrechen wagte, kam diesem der Gedanke, daß Viktor wohl eine passendere Parthie für das arme Ding, die Meta, sey, wie der alte zahnlose Domdechant. Diesen Betrachtungen zufolge wollte er gerade den Fremden bitten, heute Mittag mit ihnen fürlieb zu nehmen, als seine Gemahlin eben ihre Einladung für den folgenden Tag vortrug. Viktor nahm sie an, empfahl sich und eilte zu seinem Freunde.

Er fand dessen Thüre verschlossen. Während er noch pochte und am Schlosse drehte, kam ein junges, sehr modisch gekleidetes Frauenzimmer die Treppe herauf, und schien sich nach dem obern Stockwerk begeben zu wollen. Hut und Shawl bezeugten, daß sie ausgewesen war. Im Vorübergehen blickten ein Paar schöne Augen den grüßenden Viktor forschend an. Sie ging mit Anmuth einige Schritte weiter; dann blieb sie stehen und sagte, den Kopf halb zurück wendend:

„Sie finden den Doktor Hilbert oben bey uns."

„Wenn ich nicht fürchtete, ihn so angenehmer Gesellschaft zu entziehen, versezte Viktor höflich, so würde ich ihn rufen lassen."

„Irr' ich nicht, erwiederte die Dame, die jener leicht für Antonien erkannte, lächelnd, so sind Sie der neuangekommene, angebetete Freund unsers Hausgenossen?"

„Neu angekommen bin ich, antwortete er leicht, aber unter lezterer Bezeichnung erkenne ich mein Verhältniß zu Freund Hilbert nicht wieder."

„Nun, sagte Antonie freundlich, sind Sie nur der, den ich meyne, so darf ich es schon wagen, selbst Ihre Führerin zu seyn. Sie finden meinen Vater in gelehrten Debatten mit Ihrem Freund. Sie waren es, die mich aus dem Hause trieben, aber kaum darf ich hoffen, sie schon beendigt zu sehen. Ich werde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Ihr Eintritt die trockne Verhandlung unterbricht."

Mit diesen Worten flog sie leichtfüßig die Treppe hinauf. Viktor sah sich gedrungen, ihr zu folgen. Er war etwas verwundert über das zuvorkommende Betragen der

Schönen, doch war er, bey aller Bescheidenheit, doch zu sehr Mann, um es nicht damit zu entschuldigen, daß es seiner eignen Person galt.

„Was bring' ich Ihnen mit? rief Antonie neckend Hilbert zu: Sie wären der undankbarste Mensch unter der Sonne, wenn Sie die Großmuth nicht anerkennten, mit welcher ich selbst den Gegenstand herbeyführe, der, all Ihre Empfindungen in Anspruch nehmend, uns andere Freunde in Schatten und Dunkel stellt."

Hilbert erwiederte die Galanterie nicht, welche die Schöne wahrscheinlich erwartete. Viktors unvorhergesehene Erscheinung machte ihn bestürzt. Er scheute des Freundes redliches Auge und behauptete mit einiger Aengstlichkeit seine zweydeutige Stellung. Antonie unterbrach das ernstere Gespräch, welches sich bald zwischen dem würdigen Hausherrn und dem vielgeliebten jungen Fremdling entspann, durch eine Aufforderung, zu Tische zu gehen, und so sah sich Viktor in diesem Familienkreise eingeführt, ehe er es selbst wollte und ahnete. Die Unterhaltung rollte schnell und leicht dahin; der Medizinalrath ward munter beym Glase Wein, Antonie war lebhaft und gesprächig, Viktor gewandt und geistreich, Hilbert sammelte sich, so gut er konnte; so ging der Mittag rasch vorüber. Viktorn entging indessen die Spannung des Freundes nicht. Er nahm eine Gelegenheit wahr, das Gespräch auf den Domherrn zu lenken, und sagte gleichgültig: „Ich werde morgen dort speisen."

„So bereiten Sie sich nur auf einen recht langweiligen Mittag vor," sagte Antonie.

„Was sprichst du! fiel der Vater ein, der Anblick der schönen Meta ist wohl ein Paar Stunden langer Weile werth."

Antonie warf den rothen Mund etwas auf. „Darüber sind die Stimmen verschieden, meynte sie. Ich für meine Person bin zwar ganz entzückt, wenn ich sie nur sehe, aber allgemein wird sie doch nicht schön gefunden. Zu mager find' ich sie selbst, und Sie zum Beyspiel, Hilbert, sagten Sie nicht noch neulich, es wäre eine fade Blondine?"

„Sie gilt für ein wenig zu blond," erwiederte der Gefragte.

Antonie steckte sich eine herabgefallene Locke ihres schwarzen Haares zurecht. „Es ist wahr, sagte sie, indem sie die großen dunklen Augen weit aufschlug: Geist spricht wenigstens nicht aus ihrem schönen Gesichte. Aber wo sollte der auch in ihre Augen kommen? mit dem Ansehen muß man sich genügen lassen. Nie habe ich eine langweiligere einfoldigere Person gekannt. Indessen soll sie doch nicht gerade sehr einfältig seyn, aber leider ein wenig schläfrig. Ohne alle Lebhaftigkeit! in der Gesellschaft solcher Großeltern freylich, fügte sie lachend hinzu, und eines solchen Mopses muß auch wohl jede angeborne Fähigkeit zu Grunde gehen."

„Ist das Fräulein dort erzogen?" fragte Viktor.

„Nein, berichtete Antonie, in einer Pensionsanstalt in der Nachbarschaft, deren Vorsteherin die lächerlichste, pedantischste Närrin war, die ich je gesehen. Hoch in den vierzigen, aber noch so sentimental, daß sie die ihr anvertrauten Pflänzchen täglich mit Thränen begoß. Ich habe einmal, als ich, zufällig auf einer Reise begriffen, in ihrem Dorfe ein Rad brach, einen halben Tag lang bey ihr zubringen müssen, aber ich bin fast gestorben vor langer Weile."

Der Medizinalrath meynte, Meta sey vielleicht nur blöde, übrigens brauchten die Mädchen keinen Verstand zu haben. Wenn sie das Herz am rechten Fleck hätten, und besonders, wenn sie hübsch wären, so sey es genug. Antonie, welche sich sehr viel Geist zutraute, ward ernstlich böse und rief den fremden Gast zum Schiedsrichter auf. Natürlich fiel Viktors Urtheil ganz zu ihren Gunsten aus; dabey war es ihm lieb, daß ein Gespräch, welches seinem Freunde nicht anders als peinlich seyn konnte, eine allgemeine Wendung nahm. Nach dem Kaffee mußten die beyden Herren Krankenbesuche machen, und Viktor empfahl sich, nachdem er vom Hausherrn freundlich zur Wiederholung seiner Besuche aufgefordert war. Antonie fragte ihn noch, ob er musikalisch sey, und ob er sie nicht zuweilen mit der Violine begleiten wolle? auch, ob er gern tanze, und ob er die hiesigen Bälle besuchen werde. Dann fügte sie auch hinzu, daß sie den Tanz leidenschaftlich, besonders aber den Cotillon liebe. —

Viktor wußte nicht recht, ob sie durch ihr zuvorkommendes Betragen bloß bezwecke, den träumerischen Hilbert zu strafen und eifersüchtig zu machen; oder ob sie es im Ernste darauf angelegt habe, ihn einzunehmen. Auf jeden Fall aber verließ er sie mit keiner unvortheilhaften Meynung, war es nun, daß sie als eine Getäuschte sein Mitleid, oder durch ihre schmeichelnde Freundlichkeit seine Eitelkeit rege gemacht hatte. Er bedauerte zugleich seinen Freund, der, mit befangnem Herzen, in die Netze seiner schönen Wirthin gefallen sey. Denn seine Liebe zu Hilbert wollte gern das für geschmeichelte Eigenliebe halten, was kalte Berechnung war. So hinterging er sich selbst, da ein schärfrer und unbefangenerer Blick ihn leicht hätte überzeugen können, Antonie sey mehr gefallsüchtig als kokett, mehr unzart und eitel, als listig und absichtlich. Ueberhaupt irren die Männer leicht, wenn sie da künstlich gelegte Schlingen vermuthen, wo gerade die so ungeschminkte, wie unveredelte, rohe Natur des Weibes durchbricht.

Pläne, Berechnungen, schlaue Vorsätze, gelte es nun einen Liebhaber, oder einen Mann, gehören meist nur den Aeltern des Geschlechts an. Einige Triumphe ihrer kleinen Eitelkeit zu erleben, Königin der Bälle zu seyn, angenehm mit Huldigungen und Galanterien unterhalten zu werden, den Neid der Gespielinnen zu erwecken —

Digitized by Google

dieses Glück befriedigt die ehrgeizigsten Wünsche der Jüngern. Antonie aber war noch nicht über die Zwanzig hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Macht nun aber der unversöhnliche Kampf jener unerbittlichen Strenge mit den Wünschen des Herzens, und das Leiden und der ankämpfende Schmerz dieser Unterdrückung den Inhalt all dieser Töne aus, und ist das Mitleiden der Oberpriesterin und der Vestalinnen die einzige schwache Verbindung beyder Seiten, so wird ihre kampflose Vereinigung das plötzliche Werk eines unmusikalischen Deus ex machina, und der heitere Schlußchor tritt so plötzlich, so unvermittelt und unerwartet ein, wie der Blitz, der den Schleyer Julia's und das Feuer der Vesta anzündet; er steht mit allen übrigen Tönen der Oper in solchem Widerspruche, daß erst dadurch recht grell der Inhalt des Kampfes und Widerstreites hervortritt.

Auf dem schlechthin entgegengesezten Gebiet stehen wir in Nurmahal. Denn hier wird gerade der Klang der Freude und des Friedens, der pomphaftesten Festlichkeit der Grundton des Ganzen, alle frühere Gewalt des Kampfes ist jezt auf den Ausdruck dieser Friedensherrlichkeit verwandt, und die frühere innerliche Tiefe des Schmerzes wird zur äußerlichen Breite eines festlichen Jubels. Dieser Jubel vermag aber seine Herkunft nicht zu verläugnen, er scheint sich oft gewaltsam jenen Tönen des lautesten Kampfes in Olympia und Cortez zu entringen, bis er sich dann bis zur lezten betäubendsten und maßlosesten Ausgelassenheit hinaufsteigert. Auf diesem Boden sehen wir den ganzen früheren Inhalt, aber in veränderter Gestalt auftreten. Die Gewalt und Wahrheit des Kampfes ist verklungen, der ganze Widerstreit ist nur scheinbar. Die Liebenden sind vereinigt, und meynen sich nur untreu. Dadurch sinkt die sonst so wichtige Gestalt des Oberpriesters zu gänzlicher Machtlosigkeit herab; auch der Kampf widerstrebender Tapferkeit, hier der Vater Nurmahals, Akar, wird untergeordnet, und nur rauschend ohne innere Kraft; das Geheimniß des unterdrückten Schmerzes wird offenbar, und drückt sich in rücksichtloser Klage aus, da ihm nichts entgegensteht, und er nur mit scheinbarem Unglück zu kämpfen hat; die Tapferkeit des Liebenden ist hin, und er hat entweder zu klagen oder gibt Anlaß zu schmerzlicher Klage; geheim und unterdrückt sind nur die Gestalten, welche den scheinbaren Kampf und Streit hervorbringen, Celia und ihr Bruder Babar. Die wichtigste Gestalt aber wird die, welche diesen Kampf löst, die Zauberin Namuna. Das Mitleiden der Oberpriesterin in der Vestalinn ist jezt die zaubernde Macht, welche allen Widerstreit endet, sie hat dieselbe Würde und Kraft, doch ohne Strenge, sondern voll melodievoller Lieblichkeit. Und wenn Nurmahal bisher im tiefsten lautesten Schmerz verkannter Zärtlichkeit geweint hatte, so werden die Töne ihrer treuen Innigkeit die Besiegerinnen alles scheinbaren Zwiespalts. Der Streit und Kampf kann überhaupt auf diesem Boden des Friedenpompes nicht zu wahrer Gestaltung kommen, die Klänge des Jubels ersticken und übertäuben ihn, denn dieser geräuschvolle, gehaltlosere Taumel eines erkünstelten festlichen Gepränges ist der eigentliche Inhalt der neuesten Spontinischen Musik, nach den reinen tiefen Klängen seines ersten Kampfes in der Vestalinn, und des rauschenderen, tobenderen Völkerstreites in den folgenden Opern.

Es war zu vermuthen, daß Mad. Milder nach ihrer Genesung nicht lange das Vergnügen, in einer Gluck'schen Oper aufzutreten, versagen würde, und durch welche Oper hätte sie genügender dieser Freude genießen und dem Publikum einen besseren Genuß verschaffen können als durch die Iphigenia in Tauris, zumal da Herr Wild als Orest von uns scheiden wollte, und Herr Stümer so eben von einer Kunstreise heimgekehrt war, um als Pylades den gewohnten Beyfall einzuärnten. Durch die Bemühungen dieses Künstlerkleeblatts hätte die Aufführung zu einer der gediegensten gehören können, wenn nicht das Orchester bey der Schläfrigkeit und Machtlosigkeit seines königlichen Dirigenten in eine feudalistische Vasallenherrschaft gerathen wäre, welche es nicht immer genau mit den Sängern zusammenstimmen, sondern dem Feuer derselben bisweilen langsamer und gemächlicher nachfolgen ließ. Es ist nichts seltsamer als ein Dirigent, der selber dirigirt wird, und Takt schlägt, wie die erste Violine spielt, oder wie der Chor singt. Er sieht aus wie ein Reiter, der gern zum Thor hinausmöchte, aber fein sachte in der Stadt bleibt, weil es seinem Schimmel drinnen besser gefällt. So blieb denn im ersten Akte vieles zu wünschen übrig: Herr Blume Thoas zeigte sich auch im Gesange, außer seinem Tigerfell und schwarzem Barte, als Barbar, und sang den Scythen etwas zu natürlich scythisch. Der Abstich gegen die reinen Töne der griechischen Priesterin wurde zu grell, obgleich dieser Abstich der Hauptinhalt dieses Aktes ist. Denn Iphigenie, dieser sittliche Geist der Familie, der kindlichen, der schwesterlichen Liebe ist hier auf den Boden der Wildheit und Grausamkeit versezt, deren nächtliche Töne den hellen Tag jenes lichten Geistes gebären sollen. So ist das Erste, was uns entgegentönt, die Wildheit und der Schrecken der Natur mit dem rauschenden Durcheinanderrollen ihrer tobenden Klänge; nur leise klingt der klagende Chor der Priesterinnen hindurch, immer in stiller gemessener, großartiger Klage. Denn diese Ruhe und Hoheit des Schmerzes bey aller sittlichen Innigkeit ist ein Hauptzug in Iphigeniens musikalischem Charakter. Was sie zunächst zu durchdulden hat, ist der Schmerz über die verlorene Heimath und über die wilde Barbarey, in welche sie hineingerathen; der fernere Schmerz ist die Ahnung des Verlustes all ihrer Lieben, welche durch Schuld in's Grab sinken, und deren Bild sie uns im ersten Recitative, das ihren Traum erzählt, vorführt. Dann folgt die neue Klage der Priesterinnen, still, ernst, einfach, ohne bis zu tiefstem Schmerze fortzugehen, eine allgemeine Trauer Heimathloser, Verlassener, die sich nur in der lebendigen Gegenwart des Familiengeistes heimisch fühlen, und wo seine Gesetze nicht herrschen, nur den großartigen Verlust großartig und schmerzlich, ohne je zu jammern, beklagen können. – Denn das ist eben der große Unterschied Glucks von den jetzigen Komponisten, daß er zwar klagt, und den höchsten und tiefsten Schmerz schildert, doch ohne je zur Kläglichkeit und modernem Jammer fortzugehen. Und dieß kommt daher, daß er für seine Gestalten noch den vollen Inhalt sittlicher Mächte hat, so daß nur die Klage und der Schmerz dieser Mächte erklingt, die es nicht zu dem winselnden Jammer reiner inhaltloser Persönlichkeit kommen lassen, wie er uns wohl in Jessonda ermattend entgegenweint. Dadurch fehlt aber auch der Gluck'schen Musik die lezte Spitze der Innerlichkeit und tiefsten eigensten Innigkeit, die nur da erst eintritt, wo nicht jene Mächte, wenn zwar individuell genug, sich darstellen, sondern der innern, eigenen Persönlichkeit ein größeres Recht im musikalischen Ausdruck zugestanden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. August 1826.

Des Wilden Herz ist grausam.

Herder.

Einiges über die Turkomanen.

(Aus Fraser's Reise in Khorasan.)

Die Hauptstämme der Turkomanen, von welchen der Verfasser einige Nachricht gesammelt, sind die Goklans, die Jamuts und die Tukehs. Sie wohnen hinter dem Elbruzgebirge am kaspischen Meere und in der Steppe Kharezm oder Chiwa, aus welchen Wildnissen sie hervorbrechen, Dörfer und Karavanen überfallen, rauben, brennen, morden, und die Alten und Schwachen, Junge und Gesunde, in die Gefangenschaft schleppen, und so die Gegenden umher verwüsten und zur Wildniß umwandeln, die ohne sie reich und blühend seyn würden. Das menschliche Leben hat keinen Werth in ihrem blutdürstigen Gemüthe, und ein Wort, ein kleines Versehen ist genug für einen Turkomanen, um nicht nur einen Fremden, sondern sogar Weib, Kind oder Diener zu ermorden. Uebrigens gibt es noch andere Stämme, welche in dem wilden Gebirgsland Hezarah und Balai Murghab, östlich von Musched bis nach Balkh hinauf wohnen; weiterhin an den Ufern des Oxus der Ersaniestamm, den man auf 40,000 Familien schäzt, und noch weiter an demselben Flusse hinauf die Sullur Ghajun, oder Salera- und Suhawabstämme, welche noch weit zahlreicher sind und sich mit ihren vielfältigen Unterabtheilungen, oder Tiers (eigentlich Pfeile) über die ganze Landschaft von Mawer-a-ul-nehr (d. h. jenseits des Stromes Oxus, worin Buchara, Kotan u. s. w. begriffen sind) bis nach Kathai erstrecken.

Der Tukehstamm wird auf 40,000 Familien geschäzt. Sie wandern vorzüglich in der Wüste von Chiwa, dessen Chan sie sich gewissermaßen unterwürfig bekennen, dem sie sich aber auch oft in Gemeinschaft mit den Kurden widersezt haben. Es ist ein grausames treuloses Geschlecht, und nur die Furcht vor der Uebermacht des Herrschers von Chiwa, Mohamed Rahiem Chan, verhindert sie, die Karavanen von Chiwa und Buchara zu plündern, oder in sein Gebiet einzufallen.

Der Goklanstamm war einst eben so mächtig, hat aber durch eine Reihe von Angriffen von Seiten der Perser, Chiwaer und der ihnen feindseligen Tukehs so sehr gelitten, daß sie, im politischen Sinn, fast kein Daseyn mehr haben. Seit einigen Jahren haben sie sich unter die Hoheit der Perser geflüchtet, und nun hat sie der Chan von Chiwa für Ketzer erklärt (die Perser und Chiwaer sind bekanntlich von verschiedenen Sekten) und ängstigt sie in Gemeinschaft mit den Tukehs und Jamuts auf's Aeußerste, und diese leztern fangen so viele von ihnen, als sie können, und verkaufen sie nach Chiwa. Sie nomadisiren zwischen den Flüssen Chunder und Kurmuln, und vom Fuße des Gebirges bis über den Attruk, wagen sich aber nicht in die Sandwüste.

Der Jamutstamm erkennt zum Theil die Herrschaft von Chiwa, zum Theil die Herrschaft von Persien; jener wandert von der Bucht Balkan längs dem Meere bis nach Chiwa, und der andere in der Nähe von Astrabad, vom Kurmuln bis zum Meere, und nördlich bis über den At-

Digitized by Google

trut. Beyde Stämme pflegen im Frühling den Fuß des Gebirges mit Getreide zu besäen, und nachdem sie es ausgedroschen, mit ihren Heerden nach Norden zuziehen, um den verpesteten Ausdünstungen zu entgehen, die sich im Sommer von den Sümpfen und Wäldern der dortigen Gegend erheben. Derjenige Theil des Stammes, welcher Persien unterthan, wird auf 15,000 Familien, und der Chiwa'sche auf 10,000 geschäzt. Beyde sind in Feindschaft mit den andern Stämmen, und ihre Unterwürfigkeit gegen ihre Oberherrn ist nicht viel mehr als der Name der Sache.

Die Sitten und Gebräuche dieser Stämme sind vollkommen gleich. Sie bleiben selten über fünf bis sechs Tage an einem Orte, und ihre Lager bestehen gewöhnlich aus dreyßig bis hundert und selbst zweyhundert Familien. Jedes hat seinen Reisch-Suffies oder Oberrichter, welcher ein großes Ansehen in seiner Horde genießt. Aber sie haben weder Adel noch Herrscher, und wenn sie sich ja dann und wann unter ein Oberhaupt vereinigen, so geschieht es nur auf kurze Zeit, es wäre denn ein Mann von außerordentlichem Genie, wie ein Timur oder Gengis, der alle diese feindseligen Theile auf längere Zeit zusammenzuhalten vermochte. Aber dieser Trennung unter den Tiers hat Persien die wenige Ruhe zu verdanken, die es noch genießt. Selbst im Privatleben bemerkt man diesen Sinn für Gleichheit, und weder Verwandtschaft noch Alter empfangen bey ihnen die Achtung, die sie bey andern Völkern des Morgenlandes genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Als Viktor den folgenden Mittag sich bey dem Domherrn einstellte, fand er eine kleine Gesellschaft versammelt, die man, wenn sie auch aus lauter sehr vornehmen Personen bestand, doch eben nicht eine auserwählte nennen konnte. Die prächtigen Engländer, mit welchen Viktor angefahren kam, und der Mops der gnädigen Frau, der, behaglich auf seinem sammtnen Polster liegend, jeden, der sich ihm näherte, grimmig anknurrte, machten die Hauptgegenstände des Gesprächs aus. Erst als man eben zu Tische gehen wollte, erschien Meta. Viktor war beynahe bestürzt über die außerordentliche Schönheit des Mädchens; eine hohe, luftige, fast allzuschlanke Gestalt, das lieblichste Oval des Gesichtes, die reinste, jungfräulichste Stirn, eine edle Nase, ein feiner zarter Mund, eine weiße glänzende Haut, aber leider kaum einen schwachen Hauch des Lebens auf den bleichen Wangen, und die schönen, stets auf den Boden gerichteten Augen dick von Thränen verschwollen. Der alte Domdechant sezte sich breit und dreist ihr zur Seite, aber Meta verbarg kaum den Widerwillen, den er ihr einflößte. Sie rückte so nah, als es immer der Anstand erlaubte, an ihren andern Nachbar an, und beantwortete mit unverständlicher, halber Stimme seine zudringlichen Fragen. Viktor, dem der Ehrenplatz neben der Großmutter angewiesen war, glaubte den Schritt, den er sich vorgenommen, durch einige Aufmerksamkeiten vorbereiten zu müssen. Aber auch auf seine Anrede antwortete sie so kurz als möglich und die allerunbedeutendsten Worte. Als er aufgefordert ward, von seinen Reisen zu erzählen, richtete er sich mehrere Male an das arme blöde Kind, und suchte sie mit all der verbindlichen Gewandtheit, die ihm eigen war, in das Gespräch zu ziehen. Alle seine Mühe war vergebens. Denn wenn sie sich ja in die Nothwendigkeit versezt sah, mehr als ja oder nein zu antworten, so redete sie so unzusammenhängend und stammelnd, was sie sagte, war so bedeutungslos und verkehrt, daß Viktor sich überzeugte, Antonie habe Recht. Wie verblendet muß Hilbert durch ihr reizendes Aeußere seyn! dachte er. Die Bemerkung befremdete ihn aber nicht, da er nur zu gut wußte, wie häufig die Neigung der gescheitesten Männer auf schöne, aber geist- und seelenlose Geschöpfe fällt.

Er gab endlich seine vergeblichen Versuche ganz auf. Die seltsame Rolle, die er hier spielte, kam ihm selbst langweilig genug vor, und da er sich vor der bösen Laune, in welche er zu gerathen fürchtete, vor Allem hüten mußte, so zwang er sich anfänglich gewaltsam in eine scherzhafte hinein. Die gute Wirkung, die dieß hervorbrachte, gab ihm bald seine alte Heiterkeit zurück, und als die Hausfrau die Tafel aufhob, war keiner unter den Gästen, der nicht von des Fremden Unterhaltungsgabe höchlich erbaut war. Während die schöne Meta den Kaffee einschenkte, zog der Domherr ihn vertraulich in eine Ecke. Mit Vergnügen hatte er Viktors Aufmerksamkeit auf seine Enkelin bemerkt, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß das einfältig schüchterne Betragen derselben ihn könnte zurückgeschreckt haben. Er begann damit, von dem glücklichen Zustand seines Vermögens zu reden, und fügte mit ziemlich unzweydeutiger Miene hinzu: „Alles das kriegt einmal die Meta. Aber das kleine Ding hat noch ein ansehnliches Mütterliches: ein Gut in der Lausitz, das ganz schuldenfrey ist, und 15,000 Thaler in der Bank. Und gutherzig und wirthschaftlich ist sie auch.“

Wie günstig der Augenblick schien, Viktors Zartgefühl duldete nicht, daß er ihn benuzte. Doch wünschte er, die Sache so bald als möglich zu beendigen; daher leistete er schon den zweyten Tag darauf des Domherrn dringender Einladung, ihn bisweilen Abends beym Spiel zu besuchen, Folge. Einige Tage lang ließ er vergehen, dann ging er wieder hin. Alle diese Stunden brachte er äußerst langweilig zu, und er sagte bald ernst, bald scherzhaft zu seinem Freund: „Das größte Opfer, welches ich dir bey der

Sache bringe, ist, daß ich mich diesen langweiligen Abenden jezt, und nachher den tödtlich-steifen Familien-Fêten unterziehe. — Aber laß nur! es wird ja auch vorübergehen, und du bist glücklich!"

Hilbert war allmählig ruhiger geworden. Die schöne Meta blieb sich gleich; in unbezwinglicher hocherröthender Schüchternheit beantwortete sie kaum nothdürftig Viktors Fragen, und er verschonte sie endlich so viel wie möglich damit. Ueberdem sah er sie nie anders als in der Gesellschaft ihrer Eltern, wo ohnehin jedes herzlichere Gespräch unmöglich war.

Sie ist schön, sagte Viktor freymüthig, aber m e i n e Schönheit ist's nicht. Die bloße todte Form genügt mir nicht. Ich liebe die pikanten, geistreichen Gesichter. — Hilbert hütete sich weislich vor dem Versuch, ihm eine andere Meynung beybringen zu wollen.

„Nun wird es wohl Zeit, sagte eines Abends der Freund: morgen geh' ich hin und halte um ihre Hand an; schreib' ihr heute Abend Alles, daß sie sich nicht etwa weigert, und aus der Komödie ein Thränenspiel wird."

Hilbert versprach es. Im Verlauf des Abends ward er nachdenklich und still. Er ging wenig auf Viktors heitere Unterhaltungsweise ein, und das Gespräch stockte endlich ganz.

Viktor brach auf. „Ich will dich begleiten, sagte der Doktor. Der Abend ist schön: laß uns noch ein wenig auf den Wall und durch die Straßen gehen, da wir einmal zu dieser Zeit aus dem verwünschten Neste nicht mehr hinaus können."

Er griff dem Freund unter den Arm. Beyde gingen schweigend zwischen den hohen Häusern hin, die langen, dunkeln Gassen hinunter. Als sie auf den freyern Wall traten, sahen sie den Mond bleich und heimlich sich in dem breiten Strome spiegeln, der unter ihren Füßen dahin floß. Dunkle Wolken, abenteuerlich und bedeutungsvoll gestaltet, beschatteten von Zeit zu Zeit das Gestirn und den matteren Abglanz. Beyde Freunde standen betrachtend still.

Auf einmal fühlte Viktor ein heftiges Zittern an seinem Arm. Er blickte auf Hilbert und sah im hervorbrechenden Schimmer des Mondes betroffen des Freundes Wangen mit Todtenblässe überzogen, mit Thränen befeuchtet. „Hilbert! rief er bestürzt, wie ist dir!" —

„Befremdet es dich, entgegnete Hilbert mit schmerzlichem Lächeln, daß der verzweiflungsvolle Spieler bebt, wenn er sein leztes, sein Alles auf eine Karte gesezt hat?" —

„Was ist das!" fuhr Viktor finster auf.

„Ich mißtraue dir nicht, erwiederte jener: ich traue keines Mannes Ehre so unbedingt wie der deinen: aber — du bist ein Mensch!"

„Noch ist's Zeit, Hilbert, versezte Viktor: fürchtest du, so tret' ich willig zurück!"

„Ich wäre von Neuem rathlos, sagte der Doktor: aber ich beschwöre dich, mein Viktor! werde nicht an mir zum Verräther!"

„Hilbert!" rief Viktor erschüttert.

„Meta ist schön — du kennst nicht ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, sie wird sich dir entfalten in all ihrer Gewalt — aber, Viktor, hintergehe den Freund nicht, der dir traut!"

„Welche Bürgschaft verlangst Du, seltsamer Mensch! entgegnete Viktor. Deine Zweifel sind beleidigend — dennoch zürn' ich dir nicht. Sag mir den furchtbarsten der Eide vor; ich will ihn wörtlich dir nachschwören."

Hilbert faßte seinen Arm von Neuem, zog ihn mit sich fort, durch einige Gassen, bis sie vor dem erhabenen, geisterhaft vom gebrochenen Mondlicht beleuchteten Dome standen. Ein Geschäft hatte spät Abends den Küster hineingeführt. Die Thür war nur angelehnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Juli.

Von der Ausstellung und Versteigerung des neulich erwähnten künstlerischen Nachlasses des berühmten Malers David habe ich noch einiges nachzuholen. Was David gemalt oder entworfen hat, ist nicht allein der Kunst halber merkwürdig, sondern auch der Zeitumstände, die ihn zum Malen oder Entwerfen bewogen haben. David war mit einer lebhaften und weitumfassenden Phantasie begabt, ihn reizten die wichtigen Zeitbegebenheiten, die unter seinen Augen vorfielen; die Gefühle, die sie in seiner Seele aufregten, warf er mit glühendem Pinsel auf die Leinwand, oder er entwarf sie mit einigen Kreidezügen auf dem Papier. Die meisten seiner Entwürfe zeugen daher vom ersten Eindrucke, den sein bürgerliches Gemüth von den Zeitbegebenheiten oder von andern wichtigen Umständen erhalten hatte. Solch ein phantasiereicher Künstler war ganz in seiner Werkstatt zu Hause, nicht aber in einer gesezgebenden Versammlung, wo er nie hätte aufgenommen werden sollen, denn hier konnte seine erhizte Phantasie nur schaden, besonders zu einer Revolutionszeit; in der Werkstatt des Künstlers mußte sie Meisterstücke hervorbringen. Schon durch die Vorliebe zur klassischen Vorzeit war David ein Republikaner; mit welchem Feuer mußte sich der Mann nicht in die Staatsumwälzung hineinstürzen, welche aus Frankreich eine Republik zu machen schien? Als in der Folge Bonaparte sich durch große Thaten ankündigte, vergaß David seinen Republikanismus, und ward eben so lebhaft für den Konsul und den Kaiser eingenommen, als zuvor für den Freystaat. Der Künstler war nur in so fern konsequent, als er immer dem Impuls einer erhizten Einbildungskraft folgte, da die Phantasie seinen Verstand selten unbefangen ließ. Aber gerade diesem Umstande sind die schönen Entwürfe und Gemälde in seinem Nachlasse zu verdanken. Seine Skizze des Eidschwures der Deputirten im Ballspielsaale zu Versailles ist der Gedanke einer enthusiastischen Seele. Bailly steht auf einem Tische und hebt die rechte Hand auf, um zu schwören, daß das Vaterland eine bessere Regierungsform bekommen solle; das Gesicht des patriotischen Maire von Paris ist nicht entworfen, und der Kopf ist nur im Umrisse da; unter ihm befindet sich eine Gruppe von drey Geistlichen, Gregoire, Don Gerbe (ein Benediktinermönch) und Rabaud der protestantische Pastor; diese drey schwören auch, wahrscheinlich, daß aufgeklärtere Ansichten über den Gottesdienst in Frankreich herrschen sollen; dann erblickt man den von Leidenschaften beseelten Mirabeau, der schon anzukündigen scheint, daß er sich diese beginnende Revolution zu Nuzen machen will; und Robespierre, in dessen abscheulichem Gesichte der Eidschwur der Edlen heftige Zuckungen verursacht. Diese merkwürdige Skizze soll von den Schülern Davids und andern Kunstliebhabern angekauft worden seyn, damit sie in der Kunstschule als ein Muster verbleiben möge. Die Ermordung Pelletier St. Fargeau's, und Marat, nach seiner Ermordung im Bade, sind zwey Gemälde, die David in der ersten Aufwallung seines republika-

rischen Gemüths entworfen hatte, um gleichsam da dem Drange seiner Gefühle Luft zu verschaffen. Bekanntlich schenkte er sie dem Staate, und sie trugen nicht wenig dazu bey, die damals nur allzu sehr gespannten Gefühle noch zu erhöhen. Marat, der noch ein Abgott für David und andre Republikaner war, hängt mit halbem Leibe aus einer grob gearbeiteten, und mit einem schlechten Teppiche bedeckten Badewanne heraus; auf der Wunde ist das Blut zusammengeronnen, mit der einen Hand hält er noch die Bittschrift Charlotte Cordays, und mit der andern läßt er die Feder entfallen, die eben die verlangte Gnade bewilligen wollte. Charlotte Corday ist nicht mehr da. Der Künstler hat die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers auf Marat hinziehen wollen, den er mit Fleiß in einem ärmlichen Zimmer dargestellt hat, um die Uneigennützigkeit des furchtbaren Republikaners zu erkennen zu geben. Für die Skizzen der beyden Mordgeschichten sollen 150tausend Franken geboten worden seyn. Die Ermordung Lepelletier's wurde mit 100,000 Franken zugeschlagen, man weiß nicht wem; die andre gräßliche Skizze wurde nicht zum Verkaufe ausgestellt, vielleicht ist sie unter der Hand verkauft worden. Das Porträt der Mad. Recamier, welches der Maler nicht hatte hergeben wollen, weil er nicht damit zufrieden war, wie ich in einem vorigen Schreiben bereits erwähnt habe, wurde für sechstausend Franken zugeschlagen. Ferner befand sich unter dem Nachlasse eine Kopie des Gemäldes, das sonst in der Bibliothek des Invalidenhotels hing, und Bonaparte, wie er über den großen St. Bernard zieht, vorstellte. Es herrscht etwas phantastisches in diesem Zuge, zu Pferde über den mit Schnee und Eis bedeckten Berg, mitten unter Stürmen, welche die Gewänder des kühnen Generals wie Flügel erheben. Diese Kopie ist jedoch nicht vom Meister selbst; er hat nur einige Theile retouchirt. Von dem Gemälde, welches Mars vorstellt, wie er von Venus entwaffnet wird, erzählt man, die Anlage desselben gehöre nicht David an; sondern er habe den Entwurf bey einem seiner Schüler gesehen, und gesagt: verkaufe mir diesen Entwurf für hundert Louisd'or, ich will mich einmal belustigen; worauf er das Gemälde soll ausgeführt haben. Man rechnet dieses Gemälde jedoch nicht zu den besten Davids, hier leitete ihn keine Begeisterung, sondern eine bloße Kopie. Es wurden noch eine Menge Zeichnungen, Entwürfe und unvollständig gebliebene Gemälde zum Verkaufe ausgeboten, und sehr hoch aufgetrieben. Manche sollen gar nicht einmal von David herrühren, sondern von seinen Schülern; alles ging aber unter dem Namen des berühmten Meisters durch, weßhalb einige Tagesblätter auch über den „Skandal" dieser Versteigerung klagen. Noch steht eine Sammlung zu verkaufen, die einer der Schüler Davids veranstaltet hat, und welche eine getreue Nachzeichnung von mehr als 700 David'schen Zeichnungen enthält; es sollen ihm 15,000 Franken dafür geboten worden seyn, er aber meynt, sie sey mehr werth. Seit dieser Versteigerung ist auch eins der David'schen Gemälde bey der zum Besten der unglücklichen Griechen veranstalteten Kunstausstellung bewundert worden, bey welcher eine Menge Gemälde lebender Künstler gesehen werden. Es war dieß ein sinnreicher Einfall der zahlreichen Griechenfreunde in Paris, die alles Mögliche gethan haben, um dem bedrängten Volke Linderung in ihrem Elende zu verschaffen, und die jezt die Freude haben, ihr edles Beyspiel nicht allein in den meisten Städten Frankreichs, sondern auch in denjenigen Ländern Europas, in welchen die Volksgesinnung sich frey äußern darf, nachgeahmt zu sehen.

D g.

Berlin, Ende Juny.

(Fortsetzung.)

Je leerer, je weniger erfreut durch den Klang des sittlichen Geistes ein Publikum ist, je mehr es wahren Inhalt haßt, desto langweiliger wird es die Gluck'schen Opern finden, und desto weniger kann es sich durch Mad. Milders Stimme befriedigen lassen. Denn solche Stimme ist den Gluck'schen Opern unerläßlich. Auch ihr fehlt jene lezte Spize der Innerlichkeit, sie ist die allgemeine Macht, die sich nie bis zur reinen Persönlichkeit und inhaltlosen Innigkeit zu concentriren vermag, sie ist der Glockenklang, der zum Gebet ruft, doch nie sich zur Intensität des Violinentons zusammenzufassen im Stande ist; sie ist eine byzantinische Kuppel, die sich nicht zur gothischen Spize verflüchtigen kann; eine plastische Raphaelische Gestalt, die noch nicht zur Dolce'schen Sentimentalität fortgegangen ist. Die Innigkeit von Mad. Milders Stimme geht nur so weit als die Persönlichkeit, die von einem allgemeinen Pathos durch und durch erfüllt ist; ihr Klang ist der der Schwester- und Gattenliebe, gegen die innerlicheren Töne einer romantisch Liebenden. Die Hoheit und der Adel dieser Stimme kann sich zu keiner Zersplitterung ihrer Töne herablassen, doch eine Schnur dieser großen königlichen Perlen hat dafür auch mehr Werth, als zehn chromatische Perlenreihen, die nur der Flitterstaat des Gefühls sind, wie lieblich und erfreulich sie auch immer funkeln mögen. Ebensowenig vermag sich aber die gediegene Gewalt dieser Stimme in sich zu concentriren und zusammenzuziehen, wie es nöthig wäre, wenn sie die Leiden einer, in sich von jedem Inhalte entblößten Persönlichkeit darzustellen hätte, und will sie also einen rührenden, innerlichen Schmerz ausdrücken, so bleibt ihr außer dem meisterhaften Schwellen des Tons nur noch ein Herüberziehen und Verschmelzen der Töne übrig, das eben ihre feste Gediegenheit flüssig macht. Dieß Ziehen, das bey der innerlichen Stimme der Mad. Schulz oft geziert klingt, und bis zu widerlicher Süßlichkeit fortgehen kann, bleibt, wie Mad. Milder davon Gebrauch macht, immer von reinster Wirkung; es ist dieß erste und einzige Subjektive, das einzige Gemachte, was diese Stimme hat, und wo also ein persönliches Gefühl soll ausgesprochen werden, das tiefer in das Herz des Hörers eindringen soll, erhält dieß gemachte Subjektive seine richtige Stelle. — In der ersten Arie benuzte daher Mad. Milder dieß Mittel nicht, denn diese Arie ist nur erst der allgemeine Schmerz der Heimathlosigkeit der Trennung von allen Geliebten, eine leidenschaftlose, oft schon wiederholte Klage eines starken, inhaltlosen Gemüths, das nicht die Wünsche eines leeren Herzens befriedigen will, sondern nur schmerzlich bewegt ist im Lande der Barbaren alles zu vermissen, was zur Heimath seiner wahren Gefühle gehört. Und so dringen denn jezt auch die Töne barbarischer Wildheit auf uns ein. Aber durch die Klagen des unterdrückten sittlichen Geistes ist dieser Geist schon hervorgetreten, die barbarischen Klänge sind schon überwunden, heruntergesezt, als das Ungehörige, Unsittliche, sich selbst durch seine eigene Wildheit zerstörende. So tritt Thoas in höchster Wuth und im ungeheuern Schrecken vor sich selber auf, er sieht das Grab zu seinen Füßen, das Entsezen dringt in seine Brust, er fühlt sich zerschmettert, unheimliche Klänge umrauschen ihn, Geister stürzen auf ihn ein, er weiß sich in seiner Angst, in der Wuth seiner Wildheit nicht zu fassen, und wie die Töne seiner Arie all dieß Entsezen, diese Angst, diese Wildheit ausdrücken, sind sie die unübertrefflichste Darstellung vor sich selbst erschreckender, und an sich selbst sich verzehrender ungezähmter Leidenschaft. Aber diese Leidenschaft ist hier die eigentliche Heimath, und so jubeln denn ihre Chöre in wilder Pauken- und Cimbeln-Fröhlichkeit, kurz in sich selbst abgeschlossen, rauschend, mehr in Klängen als in Tönen zum Himmel auf.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 192.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. August 1826.

Geneva's See, so prächtig
Ein Matthisson dich malt,
So mild, so segenträchtig
Dein freyer Himmel strahlt;

So gern auf dich hinüber
Ich von den Alpen seh';
Ich weile doch viel lieber
Am stillen Bodensee.

v. Wessenberg.

Der Bodensee*).

Von Gustav Schwab.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpf'rischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt,
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In See'n sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenkette
Der Alpen ihrer Thäler Schooß,
Da brach der Strom [1]) im Felsenbette
Aus seinem Eispallaste los;
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er wallet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hoch ausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Fluren
Des ersten Sabbaths Ruhe lag,
Und sich lebendige Naturen
Schon sonnten in dem heitern Tag:
Da scholl, gleich donnernden Posaunen,
Des Herren Stimme durch den Ort,
Es horchten Erd' und Flut mit Staunen,
Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Ich segne dich, du stille Fläche,
Vor vielem Land und vielem Meer!
Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
Ja ströme, Fluß! nur stolz einher,
Ihr füllet euch in einen Spiegel,
Der große Bilder bald vereint,
Wenn er, der meiner Allmacht Siegel
Trägt auf der Stirn, der Mensch erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
Sein selbst, im Walde mit dem Thier [1]),
Dann herrscht ein Fremdling [2]), stolz, vermessen,
Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
Er öffnet Straßen, baut das Haus [3]),
Dann hat ihn meine Hand ergriffen
Und schleudert ihn zum Land hinaus.

*) Einladung zu der im September d. J. erscheinenden Schrift: der Bodensee nebst dem Rheinthale, von St. Luzienstein bis zum See. Handbuch für Reisende und Freunde der Natur. Geschichte und Poesie, von G. Schwab. Mit zwey Karten. Stuttgart und Tübingen, Cotta. — (Die Anmerkungen, die das obige Gedicht hier fordert, wird der historische Theil des Werkes in diesem selbst überflüssig machen.)

1) Der Rhein.

1) Rhätier und Vindelicier.

2) Die Römer.

3) Brigantia, Arbor Felix, Constantia.

Digitized by Google

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
Mit blauem Aug', an's Ufer her [1]);
Der hat noch nichts von mir erfahren,
Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer.
Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
Noch unerweckt von mir ein Bild,
Ein Strom von meiner Kraft und Güte
In seinen vollen Adern quillt.

Des Heiles Boten [2]) werd' ich senden,
Die sagen ihm von meinem Sohn,
Die bauen mit getreuen Händen
In dichten Wäldern meinen Thron [3]).
Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorther der Erkenntniß Quell [4])
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's im tiefen Dunkel hell.

Dann werden sich die Wälder lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhellt;
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segenreiches Feld;
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwerbeladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Häfen ein.

Und die von mir die Krone tragen,
Statthalter meiner Königsmacht,
An diesen Ufern aufgeschlagen
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht [5]).
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir [6])!
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Länder Zier!

Drum will ich dir auch Sänger geben,
Zween Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob.
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang [7]).

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Vernimm auch deine Schmach, dein Weh:

1) Allemannen und Sueven.

2) Columbanus, Gallus, Priminius.

3) Sanct Gallen; die Reichenau.

4) St. Gallen war im 9ten und 10ten Jahrhunderte der Mittelpunkt aller europäischen Bildung.

5) Karl der Große und seine Nachfolger; Friedrich der Rothbart, Friedrich II., Conradin und fast alle deutsche Kaiser hielten in Constanz, St. Gallen, Ueberlingen, später auch in Lindau Hof.

6) Die Gesandtschaft des Königs Athelstan von England zu St. Gallen. — Die Italiener zu Constanz vor Barbarossa.

7) Die Minnesänger, deren Burgen den See noch jetzt in hohen Trümmern umgeben.

Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Flut [1]),
Und deine grünen Ufer traufen
Von lang vergoßnem Bürgerblut [2])!

Sey nur getrost! du blühest wieder,
Du wischest ab die Spur der Schmach,
Und große Sagen, süße Lieder,
Sie tönen am Gestade nach.
Zwar dich verlässet die Geschichte,
Sie hält nicht mehr am Ufersand
Mit Schwert und Waage Weltgerichte,
Doch stilles Gnügen wohnt am Rand.

Mein Athem treibet deine Boote,
Dein Netz soll voll von Fischen seyn,
Dein Volk nährt sich vom eignen Brote
Und trinkt den selbstgepflanzten Wein;
Und unter deinen Apfelbäumen
Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
Von seinem alten Ruhme träumen,
Wohlan, vollende dein Geschick!" —

So sprach der Herr, der Sabbath endet,
Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
Es rauscht der See, die Sonne wendet
Ihr Antlitz ab, die Wolken nah'n.
Die Stürme wühlen aus den Schlünden
Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
Der Strom hat Mühe sich zu münden,
Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
Der schwerarbeitenden Natur
Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
Sein bleibt das Wasser, sein das Land;
Und was verheißen war, erfüllet
Der Zeiten Gang auf Flut und Strand.

1) Johann Huß und Hieronymus von Prag.

2) Der Bauernkrieg und der dreyßigjährige Krieg; beyde haben am Bodensee getobt.

Einiges über die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Die Turkomanen machen auf den Charakter der Gastfreyheit Anspruch, obgleich bey den wilderen Stämmen selbst auf die wärmsten Versicherungen nicht zu trauen ist. Indessen kömmt ein nicht feindlicher Fremde in ein Lager, so laufen ihm die Einwohner des ersten Zeltes sogleich mit dem gewöhnlichen Salam Alechum entgegen, erfassen den Zügel seines Pferdes, und bestehen darauf, daß er bey ihnen absteige und das Gastrecht genieße, und wäre es auch nur ein einzelnes Weib, das das Zelt bewohnte. Eine Weigerung, oder das Vorziehen eines andern Zeltes, würde Schimpfreden und wohl noch etwas Schlimmeres nach sich ziehen. Wohin er geht, schallt ihm der Friedensgruß entgegen, und man überreicht ihm das Kalliûm und

Digitized by Google

sezt ihm die gewöhnlichen Speisen, saure Dikmilch, termilch, Brod und Käse vor. Ist dieses geschehen, er keine offene Gewalt und vielleicht nicht einmal be ge Bestehlung zu befürchten, und er erhält oft einen weiser bis zur nächsten Horde. Doch scheint es, da bey allem diesen für irgend einen Andern als einen Su Muselmann höchst ungerathen seyn würde, auf Treu u Glauben sich in ihr Gebiet zu wagen.

In ihren Räubereyen scheint es nicht ihre Absicht, Geld anzuhäufen, sondern sie wenden es gewöhnlich dazu en, sich dafür Pferde, Brut, Mähren, Kameele, kostbare Waffen und Rüstungen und Zierathen und Kleider für ihre Weiber anzuschaffen. Einige unter ihnen werden für sehr reich gehalten, besonders Einer, welcher sieben- bis acht-hundert Kameele und zwey Kameelladungen von Geld, Juwelen und kostbare Kleider und Möbeln besitzen soll. Der Handel wird meistentheils durch Tausch bey ihnen betrieben.

Die Weiber gehen frey und unverschleyert, mit Ausnahme von einem seidenen Schürzchen, welches sie über das Gesicht binden, und Alles von unterhalb der Nase bis zur Brust bedeckt. Sie bleiben beym Eintritt eines Fremden ungestört bey ihrer Arbeit im Zelte; ja sie sollen sogar gegen dieselben nicht grausam seyn; doch versichert man, daß sie solche manchmal bis zu gewissen Freyheiten verlocken, dann den Männern ein Zeichen geben, die hierauf herbeystürzen, ihn der Verletzung des Gastrechts beschuldigen und ihn entweder auf der Stelle ermorden, oder in die Sklaverey verkaufen, und sich aller seiner Habe bemächtigen.

Der Kopfputz der Frauen gleicht den Czako's der europäischen Soldaten. Diese Mütze sizt am hintern Theil des Kopfes, und ein seidnes Tuch von glänzenden Farben liegt darüber her und fällt auf beyden Seiten herab. Das Vordere derselben ist mit goldenen und silbernen Münzen, Glöckchen und andern Dingen behangen, welche den reichen Verzierungen eines Pferdes gleichen. Diese ungeheuren Mützen selbst werden aus leichtem Holze oder Rohr verfertigt und mit Tuch bedeckt. Zuweilen wickeln sie ein Tuch in derselben Gestalt um den Kopf, und werfen ein anderes wie einen Schleyer darüber. Sie tragen Ohrringe, und das Haar wird in Zöpfen geflochten, wovon zwey auf jeder Seite, einer vor und der andere hinter der Schulter herabhangen und mit einer Menge goldner Zierathen und kostbaren Steinen, je nach dem Vermögen der Person, bedeckt sind. Ihre Kleidung besteht aus einem langen Hemde mit Aermeln, welches die ganze Person bedeckt, bis zu den Füßen herabfällt, und von der Brust bis zum Halse zugeknöpft ist. Dieß besteht aus Seide oder Baumwolle von irgend einer Farbe. Darunter tragen sie seidne oder baumwollne Beinkleider, Zierah-djameh, und manche ein kurzes Pierahn oder Hemde. Im Winter tragen sie oft einen halbseidenen Rock, Djubbas genannt, wie die

des musikalischen Ausdrucks hinstreift, so daß die Bedeutung dieser Töne schon beginnt, nicht ganz mehr als reiner Ton, sondern als Bedeutung hervorzutreten, die den Ton schon anfängt zur bloßen Bezeichnung herabzusetzen. Der Familiengeist, der Inhalt der übrigen Töne, ist in Orest außer sich selber, von Furien gequält; für den Schrey dieser Qual scheint der Ton hier nicht auszureichen. Desto klangvoller sang Herr Wild alle Klagen Orests, und besonders gelang ihm der Schmerz der Ermattung vor seinem Entschlummern, der immer an ein und demselben Gegenstande haftet, immer in demselben Tonkreise verweilt, immer verschieden, doch nur dasselbe ausspricht, und so auch durch die ausgedehnte Dauer dieser Qual ihre Tiefe ausdrückt. Herr Stümer sang die Arie des Pylades mit aller Zärtlichkeit und inniger Rührung seiner weichen Stimme, fast zu weich, obgleich Pylades nirgend Held ist, und die Töne der Tapferkeit und des Muthes als reinen Muthes seinen Arien fremd bleiben. Ihr Inhalt ist die reinste Liebe für den Freund, die schmerzliche Seligkeit, daß *ein* Aschenkrug ihre Asche umschließen werde, die stille Ruhe und Entschlossenheit zum Tode. Schön war das Zusammenstammen beyder Stimmen, als sie auseinandergerissen werden sollten. Auch der Furienchor verfehlte seine Wirkung nicht; wie anders ist der tiefe eindringliche Schrecken dieser Töne, als durch Furcht und Wildheit in Thoas Arie. Im Furienchor bricht auf Orest der Schrecken des rächenden Familiengeistes ein, nicht der Schrecken der Wildheit vor sich selber, und die klagenden Töne Orests: o schonet mein, der Ausdruck des tiefsten innersten Leiden sind von höchstem Eindruck gegen die stille, großartige Ruhe, mit welcher Iphigenie eintritt. Vollendet gelang die Scene, wo Iphigenie das Geschick ihrer Familie erfährt. Den zweymaligen Anruf: „Agamemnon,“ sang Herr Wild meisterhaft, und nicht wie früher Herr Rebenstein, der die Worte mit steigendem Entsetzen halbsprechend herausstieß, sondern mit dem tiefsten Leiden schmerzlicher Erinnerung. Denn das Entsetzen muß Orest für die Erinnerung seiner eigenen Thaten aufsparen, der Tod des Vaters kann in ihm nur den Schmerz kindlicher Liebe erregen. Aber es ist ein Meisterwurf von Gluck, daß er bey den Worten des Orest: „der Sohn gab Rache seinem Vater!“ sowohl Schmerz als Entsetzen entfernt hat, und hier dem rächenden Sohn den Ausdruck des Rechts dieser Rache gibt, dem wieder, als Iphigenie nach Orest fragt, der tiefste innerste Schmerz folgt. Dieser *Schmerz* über sich selber, mit welchem Orest von sich als gestorben spricht, diese tiefe Rührung über sein Geschick gehört nur dem modernen Orest an, und machen ihn ganz zu dem unsrigen. — „Es ist geschehen! All die Meinen deckt nun das Grab!“ sang Iphigenie mit der ganzen Größe eines unendlichen Schmerzes, aber mit der Ruhe eines Gemüthes, das plötzlich den vollen sittlichen Inhalt seines Lebens zusammensinken, und die lebendigen Gestalten in Schatten verwandelt sieht. Es war keine Klage, kein verdrießlicher Jammer über das Fehlschlagen persönlicher Wünsche, die Familie ist in's Grab gesunken; es ist die Klage des Familiengeistes, der an seinem Todtenhügel trauert. In diese Klagen stimmt der Chor ein, der jezt nicht nur die Heimathlosigkeit, sondern tiefer und ernster den bestimmten Verlust beweint; und diese Trauer dauert fort und fort; es ist die endlose Klage der Weiber im Virgil, die in langen Reihen am fernen Gestade des Meeres sitzen, und Ilien und die gefallenen Söhne und Gatten und Väter beweinen.

Iphigeniens Arie im zweyten Akt haucht den Schmerz der eben frisch geschlagenen Wunde aus; im dritten Akt ist dieser Schmerz milder geworden, aber in die neue Arie kommt der Klang einer stillen *Sehnsucht*, nach Vereinigung im Reiche der Schatten, und die schmerzliche Freude dieses nahen Glückes hinzu. Doch der Bruder lebt, und das Geheimniß des verwandten Blutes erklingt uns in dem Sorgen und Schwanken, in der Angst und der plötzlichen Klarheit, mit welcher Iphigenie Orest zum Leben und Pylades zum Tode bestimmt. Hieraus entwickelt sich der Streit der Liebe, mit welcher die Freunde nun in ihrem Duett immer gesteigert, sich immer übersteigend und überbietend auf einander einstürmen, beyde im Schmerz, daß keiner weichen will, beyde flehend, bis die Furien wieder den Mörder ergreifen, die höchste, lezte Qual und Zerrissenheit ihn außer sich versezt, und nun für Pylades nichts bleibt als die rührendste, zärtlichste, aber ebenso vergebliche Bitte. Orest muß sterben, wie sehr auch Iphigeniens Liebestöne seinem Wunsche widerstreben. Nun will Pylades ihn retten, aber seine Arie ist nicht so sehr die entschlossene Tapferkeit oder der Muth, der allen Gefahren trozt, als vielmehr der freudige Ton des beseligenden Gefühls den Freund, wenn auch mit Gefahr des Lebens, allen Gefahren entreißen zu wollen.

Die erste Arie Iphigeniens im lezten Akt will die Wildheit der scytischen Göttin in ihrer Brust anfachen, aber die Töne dieser Wildheit werden in ihr nur zum bittersten Schmerz, der ganze Inhalt des ersten Aktes ist jezt in ihr eigenes Herz verlegt, und erst dadurch, daß sie diese Wildheit nicht *in* sich zu erregen vermag, daß sie ihr zur Qual wird, wie in Orest der Muttermord zur Furienmarter, erlangen ihre Töne den Sieg. Der Chor hat sich von aller Klage und jedem Schmerz gereinigt, dessen lezte Töne in der frommen Hymne, im Preise der Göttin, verklingen. Auch aus Orests Brust sind die Furien entflohen, er ist ruhig und mild, voll stiller Trauer. Aller Schmerz, alle Angst, alle Qual ist auf Iphigenien übergetragen, bis sie den Bruder erkennt, und nun in ihrer lezten Arie zum ersten Mal die freudigen, beseligten Klänge der befriedigten Schwesterliebe ertönen. An der Gewalt dieser Freude scheitert Thoas Wildheit; Diana selbst will den barbarischen Küsten enteilen, und der freudige Schlußchor strebt nun nach der Heimath des sittlichen Geistes hinüber, deren Ferne so lange und tief war beklagt worden.

Auflösung der *Charade* in Nr. 186.

Kropfgans. (onocrotalus Linn.)

Charade und Räthsel.

Erstes Sylbenpaar.

Wir zwey ersten Sylben bedeuten euch wandernde Vögel,
Stets willkommen im Lenz, nur nicht dem Volke des Sumpfs.

Zweytes Sylbenpaar.

Jeglicher Vogel hat uns; doch besizt der unsre die schönste
Zierde daran, wenn's schon auch die gefürchtetste ist.
Für das Völklein des Sumpfs. Leicht habt ihr errathen das Ganze;
Doch auch ein Künstlergeräth zeiget es an und ein Kraut;
Und so bleibt doch jezt ein Räthsel noch selbst die Charade.
Was von den dreyen wohl eigentlich werde bezweckt?

— 0 —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 193.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 14. August 1826.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Novalis.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Viktor folgte dem Freunde, der in heftiger Gemüthsbewegung mit stillen, raschen Schritten voranging. Der Fußtritt hallte schauerlich in dem weiten Gewölbe. Eine bange Ahnung durchzuckte Viktor, als sein Führer vor einer abgetheilten Vertiefung still stand, welche die Grabstätte von Viktors Vorfahren war, wo auch die theuern Leichen seiner Eltern ruhten.

Hier an dieser Stelle, deren Anblick zu dieser Stunde des liebenden Sohnes Herz auf das furchtbarste erschütterte, nahm Hilbert ihm einen feyerlichen Eid ab. Bey der heiligen Asche seiner Eltern, bey dem Frieden ihrer Seelen, bey der Hoffnung seiner einstigen Wiedervereinigung mit ihnen, mußte er schwören, daß er Meta als seines Freundes Gattin und Eigenthum, als angeborne Schwester ehren wolle. Ein kalter Schweiß lag auf Beyder Stirnen, als sie die Kirche verließen, und gerade von ihren mächtigen Thürmen die grausigen Schläge der Mitternacht tönten. Hilbert wendete den Ueberrest der Nacht zu einem rührenden, herzerschütternden Briefe an Meta an. Viktors aufgeregtes Gemüth fand Ruhe in den Armen des Schlafes.

Den folgenden Morgen ging er zu Meta's Großeltern. Der erfreute Domherr bat sich und seiner Enkelin, der Form wegen, drey Tage Bedenkzeit aus, und der Freyer benuzte diese Frist zu einem Ausflug auf das Land.

Als er wieder zu Hause anlangte, fand er einen Brief vor, der ihm die Braut zusagte. Er ließ sich für den Abend bey dem Domherren melden, ward angenommen und ging mit einiger Aengstlichkeit hin.

Meta war ihm bedeutender geworden seit jenem Abend. Hatte er früher sie mit vollkommner Gleichgültigkeit betrachtet, so fühlte er jezt wenigstens, daß er sich hüten, daß er über sich wachen müsse. Das Mädchen selbst that Alles, um ihm die strengste Zurückhaltung zu erleichtern. Als er sie mit verlegen-liebreicher Miene heute als seine Braut begrüßte, und auf der Großeltern Ermahnung sie umarmte, schien sie einer Ohnmacht nahe zu seyn. Er küßte sie leise auf die Stirn und flüsterte ihr tröstende, freundliche Worte zu. Umsonst wiederholte er im Verlauf des Tages ihr, so oft er es unbemerkt konnte, die Versicherung seiner uneigennützigen Freundschaft und die Bitte um Vertrauen; umsonst warf ihr die Großmutter zürnend-strafende Blicke zu; vergebens forderte sie der Alte zum Frohseyn auf, sie mit Geschenken überhäufend: die Beschämung über ihre Rolle schien sie fast zu Boden zu drücken. Sie litt unendlich und Viktor litt theilnehmend mit.

Er bat dringend, den Hochzeittag so sehr wie möglich zu beschleunigen; aber da Meta's Aussteuer noch nicht fertig war, so waren zwey Monate die kürzeste Zeit, die er erlangen konnte. Die Braut selbst schwieg ganz dazu.

Theils sie zu schonen, theils sich selbst langweilig-peinliche Stunden zu ersparen, wußte er es einzurichten, daß er während der acht Wochen des Bräutigamstandes die

Digitized by Google

Hälfte der Tage zu kleinen Reisen, Ausfahrten auf das Land oder in benachbarte Städte benuzte. Die übrige Zeit mußte er natürlich viel im Hause des Domherrn seyn. Aber sowohl dieser wie seine Gemahlin sorgten dafür, daß er nicht länger als auf kurze Minuten mit seiner Braut allein war; denn der trostlose Herzenszustand derselben ließ sie fürchten, sie möchte eine unbewachte Stunde anwenden, sich ihrem Verlobten zu entdecken, der dann, ohnehin wie es schien, ziemlich lau gesinnt, leicht sich geneigt finden könnte, zurückzutreten. Mit eben der Strenge bewachten sie auch die Korrespondenz des armen Mädchens. Meta selbst schien indessen mehrere Male ein Alleinseyn mit ihm zu suchen; gelang es ihr aber, so ward sie so von Verwirrung und Scham bewältigt, daß alle die Vorsätze zu reden und sich zu erklären, die sie etwa haben mochte, dadurch unwiderruflich vereitelt wurden. Sie öffnete die zuckenden Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Thränen drängten sich schwer und langsam aus ihren Augen. Nicht das schüchterne Erröthen einer jungen Braut färbte ihre Wangen: ein flammendes Roth, das mit leichenhafter Blässe fieberisch wechselte.

Auch Viktor verlor so den Muth, offenherzig mit ihr zu sprechen, denn er brauchte nur durch irgend eine heimlichere Annäherung, durch einige doppelsinnige Worte, durch einen bedeutungsvollen Wink auf die Zukunft zu erkennen zu geben, daß er an ihr Verhältniß zu Hilbert denke, um ihre Verlegenheit bis zu dem peinlichsten Zustand zu steigern. So endete er gewöhnlich selbst aus Mitleiden sobald als möglich diese seltnen einsamen Augenblicke.

Nie hatte sich ein Mann bescheidener gegen ein junges schönes Frauenzimmer betragen. Die weiche, liebreiche, gütige Gesinnung, welche er ihr fortwährend zeigte, war die eines überlegenen, ältern Freundes. Er fragte theilnehmend nach ihrer Gesundheit, empfahl ihr ein Buch zum Lesen, freute sich an der Zahmheit ihres Vogels, an dem Gelingen ihrer kleinen Arbeiten. Die Neckereyen, denen ein Brautpaar nie entgeht, wußte er mit Feinheit, so viel wie es sich immer, ohne aufzufallen, thun ließ, abzuwenden. Die reichen Geschenke, welche er ihr, des Anstandes wegen, machte, ließ er ihr durch die Großeltern überreichen. Den Vorabend der Hochzeit, der gewöhnlich so beziehungsreichen Scherzen zur Beschämung der Braut gewidmet ist, erklärte er im Voraus, eines wichtigen Geschäftes wegen, abwesend seyn zu müssen. So löste er mit Herzensgüte und Klugheit die schwierige Aufgabe seiner Rolle auf das Beste.

Unterdessen war es ihm ebenfalls keine kleine Mühe, den verlassenen Freund zu trösten, welcher schmerzlich betroffen von der Geliebten gänzlichem Schweigen war. Die Strenge der Großeltern, die Schonung, welche sie der Ehre ihres Verlobten schuldig war, mußten ihr zur gerechten Entschuldigung dienen. Antonie war anfangs nicht wenig empfindlich, als sie von des glänzenden jungen Fremden Verlöbniß mit Meta hörte. Da jener aber vor wie nach noch manchen Abend vergnügt bey ihr zubrachte, mit ihr schwazte, mit ihr sang, und bey einigen Freundinnen, die ihn in der Loge hinter ihr hatten stehen und auf dem Ball dreymal mit ihr tanzen sehen, für ihren Anbeter galt, gab sie sich zufrieden und bedauerte ihn um der Konvenienzheirath willen.

Mittlerweile kam der Hochzeitmorgen heran.

Als nun Viktor an diesem entscheidenden Tage, ungefähr eine Stunde vor der zur Trauung festgesezten Zeit, in die Wohnung seiner Braut trat, kam ihm der Domherr, noch unangekleidet, entgegen und sagte:

„Nun, junger Herr! daß Sie doch heute einmal ein bischen ungeduldig sind, die Meta ist auch schon fertig, wie ich höre, und Zeit ist's nun wohl, daß Sie sie einmal allein haben. Kommen Sie, fuhr er fort, den Bräutigam am Arm nehmend und ihn in einen Korridor hinauf, in Meta's entlegenes Zimmer ziehend, wir wollen das Mädchen überraschen.“

Er öffnete schnell die Thüre. Meta stand völlig angekleidet in der Mitte des Gemaches, ihr zur Seite das Kammermädchen, das noch manches zurecht zu ziehen und zu puzen hatte, hinter ihr eine Freundin derselben, die gekommen war, die schöne Braut zu sehen, und nun der sorglichen Zofe hülfreiche Hand leistete.

„Fort, ihr Jungfern, rief der eintretende Domherr, und scheuchte die Mädchen aus dem Zimmer fort, der Bräutigam kommt! Und Viktorn dicht vor die Braut führend: nun, junger Herr! da haben Sie das kleine Ding! und nun haben Sie sie einmal recht lieb, und dann Ihr ganzes Leben lang so fort!“ —

Und die eigne Rührung fürchtend eilte er aus der Thüre.

Die bezaubernde Schönheit der jungen, hocherröthenden Braut traf Viktorn wie ein elektrischer Strahl. Nie hatte sein Auge ein so liebliches Wesen erblickt. Glänzend umfloß der schimmerndste Atlaß die zarte Gestalt bis zu dem zierlichen silbernen Füßchen hinab. Kostbare Blonden schmückten Brust und Aermel. In reichen, künstlichen Flechten wand sich das blonde Haar um das schön geformte Haupt, einige Perlenschnüre waren durch die bedeutsamen Myrthen geschlungen, die es kränzten. Unbeweglich, einem Marmorbilde gleich, stand sie vor dem im Entzücken Erbebenden, aber die rosige Glut ihrer Wangen, ihr tiefer, ängstlicher Athem bezeugten, sie lebe.

Sprachlos hatte Viktor, auf des Alten Geheiß, seine Arme um sie geschlungen. Jezt drückte er sie fest an sich, labte das Aug' an ihrer Schönheit, küßte sie mit Inbrunst mehrere Male, betrachtete sie wieder und küßte sie von Neuem. Geduldig ließ sie Alles geschehen, aber ein leises Zittern bebte durch ihre Glieder. So schien es nur von dem bezauberten Jüngling abzuhangen, diese Stunde der

Alleinseyns dem zärtlichsten Liebkosungen zu widmen, [illegible]
jezt zuckte wie ein zündender Blitz von seinem Her[illegible]
der Gedanke an den verrathenen Freund durch seine S[illegible]
Er fuhr entsezt zurück, ein flammendes Roth bedeckte [illegible]
Gesicht und gleich darauf tödtliche Blässe. So gedemüthigt [illegible]
vor sich selbst, so niedergeworfen aus dem festen Sta[nd]punkte seiner Tugend, stand er ein Paar Sekunden wie [illegible] Boden geschmettert da.

Er fuhr sich mit der Hand über das bleiche Gesicht. „Vergeben Sie mir, Meta! sagte er stammelnd, die Gewalt Ihrer Schönheit — aber nie, nie wieder — ich schwör' es Ihnen. — Zürnen Sie mir nicht! ich selbst, ich selbst will dem Freund den augenblicklichen, willenlosen Verrath gestehen.“ —

Sie stand schweigend, regungslos, die Blicke fest an den Boden geheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Ihre Waffen sind die Lanze und der Säbel. Wenn sie sich der ersten bedienen, so halten sie sie unter dem linken Arme, mit dem Schaft auf dem hintern Theil des Sattels oder auf des Pferdes Hals, und lenken sie mit der rechten Hand. Des Pferdes Zügel halten sie in der linken; aber die meisten ihrer Thiere folgen dem bloßen Druck des Knies. Manchmal stoßen sie die Lanze mit beyden Händen, und ihr Angriff geschieht immer in gestrecktem Galopp. Sie sind ziemlich geschickt im Gebrauch des Säbels, und einige bedienen sich zuweilen eines Dolches, den sie am Gürtel tragen. Das Feuergewehr benutzen sie noch wenig, aber die Goklans und Jamuts bedienen sich des Bogens, obgleich weniger geschickt als ihre Vorfahren, von denen man in diesem Fache Wunder erzählt.

Die Turkomanen sind vortreffliche Reiter, und die Güte ihrer Pferde, welche durch arabische Pferde sehr gebessert worden, ist bekannt. Sie haben große, starke Viertel, wie die englischen Pferde, oft schöne Schultern, reine Füße und starkes, obgleich weniges, Fleisch ohne Fett. Indessen kann man nur wenige darunter schön nennen, welches jedoch mehr dem Mangel an Fleisch und der Vernachlässigung ihres Aeußern als ihrer eignen Gestalt zuzuschreiben zu seyn scheint. Es ist zum Erstaunen, welche Ermüdung sie ertragen können, und es ist eine in Persien allgemein anerkannte Thatsache, daß sie oft auf einem Raubzuge mit ihrem Reiter und Lebensmitteln beladen, sieben bis acht Tage hintereinander, jeden Tag sechszehn bis zwanzig deutsche Meilen laufen. Zu solchen Zügen werden sie regelmäßig vorbereitet. Man läßt sie täglich eine lange Strecke laufen, füttert sie sparsam mit Gerste allein, und läßt sie des Nachts unter Decken schwitzen, bis sich alles Fett verloren, und das Fleisch fest und zäh geworden ist, welches sie an den Muskeln fühlen können, und sie sagen dann zum Lobe des Thieres, sein Fleisch sey Marmor. Ein Turkoman erbot sich gegen den Verfasser, in höchstens sechs Tagen von Musched nach Tehran oder Buchara, beydes nicht weniger als hundert deutsche Meilen, zu reiten, und Hunderte von Turkomanen und Persern bestätigten die Ausführbarkeit des Unternehmens. Sie haben noch eine kleinere Art von Pferden, die zwar nicht das feine Blut der größeren Rasse haben, aber noch ausdauernder zu seyn scheinen. Diese sind am zahlreichsten. Die Turkomanen lehren ihre Pferde im Kampfe ausschlagen und nach Menschen und Thieren beißen, welches sie für Fremde gefährlich macht. Diese Pferde sind keineswegs wohlfeil, und man bezahlt für Thiere von der besseren Zucht von 150 bis 200, ja selbst 350 und 400 Caroline, und wenn ein Pferd nur einigermaßen stark und gut ist, so kostet es von 50 bis 100 Caroline; und selbst gute Jabus (die kleinere Zucht), die in der Wüste erzogen, verkaufen sich für 30 bis 40 Caroline. Die Ursache des gegenwärtigen hohen Preises ist theils die vermehrte Ausfuhr dieser Pferde in die benachbarten Länder, und theils die Kriege, welche die Gegenden, wo die besseren Pferde gezogen werden, beunruhigt haben.

Die Turkomanen ziehen Kameele und Dromedare; von denen die ersteren, als die stärkeren Thiere, mehr gelten als die lezteren, welche schneller sind. Jene tragen Lasten von 450 bis 700 englische Pfund, und gelten von 120 bis 140 persische Rupien. Eine dritte Gattung aber, welche aus jenen beyden hervorgeht, ist die beste und theuerste. Diese Thiere sind geduldig, gelehrig und stark, sehr groß, und niedrig für ihre Größe, mit kurzen, starken, knochichten Beinen, und einer Menge buschigtes Haar am Halse, den Schultern, Hüften und oberen Theile des Kopfes. Sie tragen Lasten von 7 bis 1100 Pfund, und gelten von 160 bis 200 Rupien das Stück. Man läßt diese Thiere nicht sich unter einander begatten, da ihre Abkömmlinge, statt die Gemüthsart der Alten zu erben, wilde und gefährliche Thiere werden.

Die Turkomanen halten eine Art großer, beißiger Hunde zur Bewachung ihrer Heerden und Zelte. Auch haben sie mehrere Arten von Hühnerhunden, mit deren Hülfe sie das Wild auffinden. Einige der Reichern halten eine Gattung von Windhunden, mit denen sie die Gemsen und Hasen jagen, obgleich kein ächter Muselmann von den leztern ißt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 11. Juli.

Man ist nirgends mehr in der Welt dazu geneigt, vom Andern übel zu sprechen, als in Paris; jedoch hat die böse Zunge bisweilen auch ihren Nutzen; wenigstens erfährt man

Digitized by Google

durch sie, was aus den Leuten geworden ist. Schon vor langen Monaten war hier eine deutsche Sängerin, Madame Schütz, erschienen; wir Deutschen, aus landsmännischer Gutmüthigkeit, wollten uns darüber ärgern, daß man etwas lustig von ihr sprach, und wir glaubten, sie sey längst im Gefühl ihrer eigenen Kunst und Würde wieder nach Hause gefahren. Aber keineswegs! Da kömmt sie nun plötzlich wieder zum Vorschein in unserer skandalösen Kronik; diese sagt, sie sey noch hier, habe sich Feinde gemacht, wo sie Freunde hätte finden sollen, und erst jezt sey es wahrscheinlich, daß sie eine Reise antreten könne. Von der berühmten, so beliebten italienischen Sängerin, Demoiselle Mombelli, wird noch geheimnißvoller gesprochen; sie sey krank, aber nicht der ärztlichen Hülfe bedürfe sie; sie habe unbekannten Kummer; eine neue Bestimmung rufe sie, und sogar die geistliche auswärtige Macht arbeite daran, daß ihr Kontrakt mit der italienischen Oper gebrochen werde. Neben diesem düstern Bilde gefällt natürlich weit besser, was von der einzigen, unvergänglichen, aber auch unersezlichen Dem. Mars gesagt wird; sie macht jezt ihre alljährliche Benefizreise. Es ist in der That merkwürdig in der Kunstgeschichte, daß die Schauspielerin zu einer Zeit, wo die dramatische Literatur in Frankreich im tragischen Fache auf ihren Ruhm der klassischen Reinheit Verzicht geleistet zu haben scheint, und wo besonders die Aussicht auf die Erhaltung des alten Ruhms der Schauspielkunst auf der einen Seite nur noch auf Talma sich stützt, auch im komischen Fache als die lezte Hoffnung auf der andern Seite da steht. So wie Talma, so auch Mars gehören der ganzen Nation an; und die Provinzialstädte würden sich für undankbar halten, sie würden sich selber zu entehren glauben, wenn sie dieser leztern, welcher sie besonders den von den großen Potentaten Europens, von den geistvollsten Damen des höchsten Ranges eingeärnteten Ruhm zu gute schreiben, ihren eigenen Dank nicht ganz außerordentlich zollten. In der Stadt Angers, die man kaum unter die Städte vom fünften oder sechsten Range zählen kann, hat Dem. Mars so eben in fünf Gastvorstellungen 15,500 Franken, und der Schauspieldirektor in diesen fünf Tagen ebenfalls für seinen Antheil 15,500 erworben; die Beschreibung dieses eigentlichen dramatischen Festes stellt einige sehr anziehende Züge dar: „das Theater in Angers war zu klein, man wäre auch schon deßhalb beynahe erstickt, wenn nicht außerdem 26 Grade Hitze und der Eifer des Publikums mitgewirkt hätten. Eine Dame wurde ohnmächtig, man mußte sie draußen wieder zurecht bringen, und die, die an ihre Stelle einrückten, frohlockten über den Glücksfall. Als Mars erschien, da sprach kein leises Wörtchen mehr das aus, was so eben vorher allgemein ausgekramt wurde, daß sie die einzige Künstlerin sey, an welche sich die Theaterkritik nicht wage, weil sie selber die Lehrerin der Kritik ist. Man hörte sie gleichsam wie eine Heilige an. Man wollte es in ihrer Anerkennung allen andern Städten Frankreichs zuvorthun. Der Kern der Provinz (Dep. Maine und Loire) und die Blume der guten Gesellschaft kamen jedesmal. Sie fühlte es, vor wem sie spielte, und man fand sie in Angers noch besser als in Paris, wo sie doch Manche schon gesehen hatten. Noch jezt zeichnet sie sich in jedem Worte, in jeder Stellung, in jeder Gebärde, durch ihren berühmten Geschmack, durch ihre Grazie, durch die im komischen Fache so schwere Wahrheit der Darstellung, durch ihren geistvollen Blick und ihr noch immer reizendes Gesicht aus. Die Verwunderung drückte sich wie überall aus, aber besonders weil man sich leise aussprechen mußte, so begnügte man sich damit, daß man einander ansah, und so in sich selber und in den andern genoß. Die Stücke waren: Ecole des Vieillards, les fausses Confidences, Tartufe, Valerie, la Fille d'honneur, les Jeux de l'Amour et du hasard, Edouard en Ecosse, le Secret du Menage, la jeune femme colère, la jeunesse de Henri V. Durch diese Freuden wurde eine ganze Woche lang das Ernste des Jubiläums unterbrochen; wer sich vorher schüchtern ein Gewissen daraus machte, wagte die Stunde in's Theater zu gehen, sobald Dem. Mars angekommen war; man vergaß bald sogar die Missionarien. Und man glaube nicht, daß das moralische Gefühl dabey nichts gewonnen habe; als sie als Valerie auftrat, da war man zu tief gerührt, als daß der Eindruck auch jezt, lange nach ihrer Abreise, ausgelöscht wäre; als sie sich auf die Kniee warf, da wollte jeder Zuschauer, jede Zuschauerin ebenfalls niederknieen. — Man ehrt gegenwärtig das Andenken des Dichters Parny, den man am besten durch den ihm von der französischen Literatur beygelegten Namen des französischen Tibulls bezeichnet, durch einige Ausgaben seiner Werke, worunter eine besonders glänzende bey den Herren Rourdufort, unter der Leitung eines jungen Mannes, Herrn Favel. Man erfährt dabey einige unbekannte biographische Züge von Parny, die um so auffallender sind, als seine Werke das reizendste, das geschmackvollste Produkt der französischen erotischen Dichtkunst sind; mit Recht sagt man übrigens, daß bey Parny der Reiz der Dichtung und des Gedichts die Verführung selber unschädlich macht. Parny ist 1753 auf der Insel Bourbon geboren, und 1814 in Paris gestorben. In seiner Jugend war Parny ein religiöser Schwärmer; er hatte den Gedanken, in den Orden de la Trappe einzutreten, um sich da im einsamen Nachdenken das Glück zu verschaffen, was seine tieffühlende Seele suchte. Plötzlich änderte er seinen Entschluß, und nahm Militärdienste; schon vor der Revolution hatte das St. Ludwigskreuz seine Verdienste jener Zeiten anerkannt. Die Heldin seiner Gedichte ist Eleonore, und die schönen Verse, die er auf sie dichtete, sind in Frankreich zur geistreicheren Sprache der Liebe geworden; man sagt, sie selber lebe noch jezt in einer Ecke Bretagne's, reich an Erinnerungen, und noch reicher an dem Ruhme des großen Dichters. Parny hatte den edelsten Charakter. Im Jahr 1801 sezte Lucian Bonaparte, als Minister des Innern, Parny auf die Liste der Kandidaten für die Bibliothekarsstelle bey den Invaliden; der erste Konsul strich seinen Namen aus; das Gedicht, *der Krieg der Götter*, hatte der Geistlichkeit mißfallen, mit welcher damals Napoleons Politik sich aussöhnen wollte. Uebrigens weiß man, daß Napoleon selber mitten in seinen wichtigsten Planen sich an dem reizenden Talente, und besonders an den Elegien Parnys ergözte. Und doch wurde Parny hintangesezt oder vergessen. Parny hatte ein leichtes Mittel, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, er durfte nur das Talent seines Gegners, den er selber nicht einmal haßte, in Gedichten rühmen, aber dazu war er zu stolz; seine Stimme war stumm für den Ruhm; er verehrte Napoleon, aber er wollte ihn nicht bey seinen Festen besingen. Diesen Gesinnungen blieb er treu; er blieb ihrer würdig; er ersparte sich die Schande, bey den Staatsveränderungen andere Töne erschallen zu lassen, und bis an sein Ende blieb er der Freyheit seines Vaterlandes getreu; ein's seiner lieblichsten Lieder ist das, wo er den Nordamerikanern grollt, daß sie allein frey seyn wollen, und ohne König und Königin bey dem Klirren der Ketten anderer Sterblichen tanzen. Eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß Schillers *Götter Griechenlands*, die er lange nach Parnys Krieg der Götter dichtete, in ernster Darstellung, obgleich im lieblichen ironischen Tone eben so vielen Reichthum an Bildern enthalten, als Parnys Krieg, und daß doch beyde keiner dem andern ein Bild ablehnte; beyde sind neu, und so groß ist der Reichthum des Genies, daß, was Parny in Handlung gebracht hat, Schiller im Liede singt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 194.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 15. August 1826.

Ja, grausam ist's, von guten Christen fern
Bey Heid' und Türke Sclave seyn.

Wieland.

Einiges über die Turkomanen.

(Fortsetzung.)

Räuberey ist das eigentliche Handwerk des Turkomanen, und wenn auch seine Heerden ihm und seiner Familie Beschäftigung und Nahrung geben, so ist es doch nur Raub, wovon er Reichthum und größere Bequemlichkeiten erwartet; und weit entfernt, das Rauben als ein Verbrechen zu betrachten, sieht er es als das ehrenvollste und lobenswertheste Geschäft an. Sie vereinigen sich in kleinerer oder größerer Anzahl unter der Leitung eines Führers, der ihr Zutrauen erworben, und dessen Gewalt für die Dauer eines Zuges unbeschränkt ist; und mit einem kargen Vorrath von Gerste für ihre Pferde und Brod für sich selbst auf sieben bis acht Tage versehen, streifen sie hinaus in die Wüste, oft fünfzig deutsche Meilen jenseits aller menschlichen Wohnungen, und dringen dann mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Gebirgspäße bis nach Schahrud, Subzawar, Nischapore, ja bis nach Caschan und Ispahan, hundert bis hundert fünfzig deutsche Meilen von ihrer Heimath jenseits des Attok. Gilt der Angriff einem Dorfe, so legen sie sich während der Nacht vor dem Thore im Hinterhalt, und wenn die Einwohner des Morgens zur Feldarbeit hervorkommen, stürzen sie auf einmal hervor, ergreifen alle, die sich fangen lassen, machen Alles nieder, was Widerstand leistet, plündern das Dorf, laden den Raub auf die etwa erbeuteten Lastthiere, und ehe man in der Umgegend ihr Daseyn ahnen kann, sind sie auf und davon. Gilt es einer Karavane, so verstecken sie sich in einem Hohlwege, wo sie hindurch muß, und sobald sie von ihren Spähern, die ungesehen auf den Hügeln umher Wache halten, von der Annäherung derselben benachrichtigt werden, brechen sie mit einer Schnelligkeit und Gewalt auf dieselbe hervor, welche sowohl Widerstand als Flucht unmöglich macht, binden ihre Gefangenen und fallen dann über die Beute her. Greise und sonstige Reisende, die zur Arbeit untauglich scheinen, werden niedergehauen, eben so die Thiere, welche nicht gut fortkönnen; die übrigen werden dann mit den besten Habseligkeiten beladen, und nun geht es schnell zu ihren Lagern zurück. Die Gefangenen, mit den Händen auf den Rücken geknebelt, werden an die Pferde gebunden und mit Peitschenhieben angetrieben; dabey entkleiden sie sie, wie kalt auch die Witterung seyn möge, bis auf die Unterkleider, und lassen ihnen oft nicht einmal die Schuhe an den Füßen. Nur wenn sie verfolgt werden und also schneller reiten müssen, als ein Mensch möglicher Weise laufen kann, nimmt ein Jeder einen Gefangenen hinter sich auf's Pferd; finden sie sich aber so hart gedrängt, daß die Thiere mit der doppelten Last nicht fortkönnen, oder haben sie der Gefangenen zu viel, um sie alle auf Pferde nehmen zu können, so ermorden sie alle, die sie zurücklassen müssen. Haben sie ihre unglückliche Beute aber so weit gebracht, daß sie vor Nachsetzung sicher zu seyn glauben, so läßt diese Strenge nach; die Reise geht dann langsamer von

Digitized by Google

Statten, und die armen Leute erhalten etwas mehr Nahrung. Erreicht der Raubzug endlich die Heimath, so werden die Gefangenen entweder an einen abgelegenen Ort geschickt und müssen dort bey schlechter Kost abwarten, bis sie ihr Herr nach Chiwa oder Buchara zum Verkaufe treiben kann, wohin fast alle von den Turkomanen erbeutete Sklaven zulezt kommen, oder er läßt sie bis zu einer solchen Gelegenheit, oder bis sich ein Sklavenhändler einfindet, bey sich im Lager arbeiten. Dergleichen Händler gibt es in genannten Städten mehrere, und diese besuchen jährlich ein Paar Mal die Lager der Turkomanen, um ihnen ihre Sklaven abzukaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

„Ja, fuhr Viktor gesammelter fort, ich will es in der Stunde, die bald nun erscheint, wo ich selbst Ihnen den Freund wieder zuführe. Ungestört freuen Sie sich seines freundschaftlichen Umganges, und lassen Sie mich so lange in Ihrem Bunde der Dritte seyn, bis die Sicherheit Ihres Verhältnisses mir erlaubt, in die Ferne zu treten. Dann, liebe Meta, sind Sie ganz sein. Sehnsüchtig, ungeduldig harrt der Liebende dieses köstlichen Augenblicks!“

Meta zuckte zusammen. „Nie, nimmermehr!“ rief sie plötzlich emporfahrend.

Viktor sah sie mit starrem Staunen an. „Meta!“ rief er.

„Nie, nie will ich ihn wiedersehen,“ sprach sie leiser.

Viktor traute seinen Sinnen nicht: „Wie ist mir denn! sagte er verwirrt: empfingen Sie Hilberts Brief nicht?“

„Um dieses Briefes willen veracht' ich ihn doppelt,“ rief sie, all ihren Muth zusammen nehmend.

„Sie lieben ihn nicht mehr?“ —

„Ich veracht' ihn.“ —

Viktorn trat schnell das Bild des verrathenen, betrogenen Freundes vor die Seele. Edelmüthig empfand er in diesem Augenblicke, nur für ihn, seinen Schmerz, seine Verzweiflung.

„Treulose!“ rief er zürnend: „was ist das? nach solcher Hingebung, nach solchen Versicherungen! nach einem Jahre langen heimlichen Verständniß, wagen Sie zu sagen, Sie lieben ihn nicht?“

„Und warum,“ antwortete sie schmerzlich, „warum soll ich ewig fehlen, weil ich einmal gefehlt? warum soll der rechte Weg mir verschlossen seyn, weil ich mich einmal verirrt? — ja, ich hab' ihn geliebt, und oft ist mir, als hätt' ich es nie! er überraschte mein Gefühl, er betrog mich um mein Herz! jezt aber, jezt weiß ichs — ich lieb' ihn nicht mehr, ich veracht' ihn!“

„Wankelmüthige!“ rief Viktor mit einer Donnerstimme; denn des Freundes klagender, vorwurfsvoller Blick sah ihn drohend an, und schraubte ihn in einen unnatürlichen Zorn hinauf. „Tauschen Sie Ihre Gefühle, wie ihre Kleider? auf welches Weibes Liebe darf der Mann rechnen, wenn nicht auf die Beständigkeit derer, die das großelterliche Haus heimlich verlassen will, um seinetwillen!“ — Und als fühlte er, der Vorwurf sey zu stark, fügte er sanfter hinzu: „aber Sie sind nur beleidigt, empfindlich gegen ihn, aufgebracht. Sie werden zu sich kommen, und, was er auch gegen Sie verbrochen hat, dem zärtlich, leidenschaftlich Liebenden verzeihen!“

„Ich sehe, erwiederte die Gekränkte mit zitternder Stimme, wie schonungslos der Unwürdige mit meiner Ehre umgegangen. Ja, als ich jenen unseligen Brief schrieb, lenkte die Verzweiflung meine Hand. Alles wollte ich thun, zum Entsetzlichsten war ich bereit, um dem Unglück einer, dem Auge Gottes mißfälligen Ehe zu entgehen. Ich fühlte, einem Menschen, den ich mit Ekel erblickte, den ich sittlich verachtete, gegenüber, die heiligen Pflichten einer Ehefrau nicht erfüllen zu können — und o! ich zitterte vor der Nichterfüllung meiner Pflichten, ich zitterte vor meinem strafenden Gewissen und betete: führe mich nicht in Versuchung!“

Sie war im höchsten Grade bewegt. Viktor wußte nichts zu thun, nichts zu sagen; die widersprechendsten Gefühle bestürmten sein Herz, und nie hatte er sich so ganz rathlos gesehen.

Meta fuhr fort: „War das wirklich Liebe, was ich einst für Hilbert empfand, nun so liebt' ich ihn doch nur so lange, als ich ihn achten zu dürfen glaubte. Was aber sollte ich von seiner Ehre denken, als ich ihn mit kriechender Geschmeidigkeit um die Gunst der armseligsten Menschen buhlen sah? was von seiner Liebe, als er das siebenzehnjährige Mädchen zu niedrigen Künsten und listiger Verstellung abrichtete, die zu hintergehen, denen er Gehorsam und Ehrfurcht schuldig war? Was endlich von seiner Ehre und seiner Liebe, wenn er, nachdem er mit feiger Selbstsucht die Geliebte vierzehn gräßliche Tage und Nächte der Verzweiflung Preis gegeben hat, sie endlich der Diskretion eines Dritten übergibt und sie in das beschämendste Verhältniß zwingt?“

War es die Kraft der Wahrheit, war es die Bestürzung über den Geist, der sich plötzlich vor seinen Augen in dem schüchternen, blöden Mädchen entwickelte, was jezt Viktors Blick niederschlug und seine Seele erschütterte? Schweigend duldete er es, daß sie weiter sprach.

„Und wie, sagen Sie mir, mein Herr! wie verträgt es sich mit Ihrer eignen Ehre, Ihren hochberühmten Namen zu verleihen? Die einem Andern abzutreten, die

Digitized by Google

Sie für Ihr Eigenthum erklärt haben! die zu wie[illegible]dern, der Sie vor Gottes Altare Schutz und [illegible] schwören wollen?"

Scharf verlezt fuhr Viktor auf. „Meta, rief er [illegible]willig, wo es eines Mannes Ehre gilt, sind Frauen [illegible] Mädchen nicht Richterinnen! Aber, fuhr er schneidend fort, wollen Sie einmal den Ton des Vorwurfs und der stren-gen Gewissenhaftigkeit anstimmen: warum erst heute diese Erörterungen? warum erklärten Sie sich nicht gleich meinem Freunde? warum jezt, da es zu spät ist, und keiner mehr zurück kann?"

„Zu spät?" rief Meta, und der edelste Stolz überzog ihre Wangen mit höherm Roth, ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen und ihre Stimme bebte stärker: „zu spät? noch nicht, mein Herr! noch sind Sie frey — es kostet Sie ein herzhaftes Wort und unsere Verbindung ist aufgelöst. Sprechen Sie es, ich will das zweyte sagen. Ja, ja, fuhr sie in leidenschaftlicher Aufregung fort, sprechen Sie es, erklären Sie, daß ich Ihnen zuwider sey, vernichten Sie meinen Ruf, vernichten Sie mich selbst, wenn ich Ihnen verhaßt bin!"

„Sie mir verhaßt! rief Viktor athemlos: Meta! — ich hasse mich selber. — Hilbert, wie! soll ich ihn betrügen! soll ich als ein Meineidiger vor seinen trauernden Blicken erscheinen! ich — ich meinen Freund verrathen!"

Es war, als ob die Weinende Muth aus seinen Worten schöpfe, denn gefaßter fuhr sie fort: „Er ist dieses Namens nicht würdig. O verkennen Sie mich nicht! Haben Sie nicht das unglückliche Geständniß tausendmal auf meinen zitternden Lippen schweben sehen? Ihm antwortete ich deutlich durch das Schweigen der Verachtung, und glauben Sie mir, er hat diese Stimme verstanden. Ich habe ihm keine Rechenschaft mehr zu geben. Aber Ihnen — ich sah Sie nicht allein — und geschah es ja — o wie oft! — und durfte ich selbst — das Wort erstarb mir, ehe es gesprochen war. Ich hatte den Muth nicht — o ich hoffte — ich fürchtete — ach! lassen Sie mich!" fuhr sie fort, mit den kleinen Händen das lieblich erröthende Gesicht deckend, vor dem forschenden, durchdringenden Blick seiner Augen.

Sie war reizender als je in diesem Moment der Verwirrung. Zum ersten Male durchfuhr Viktorn eine Ahnung, daß sie ihn liebe. Ein seliges Gefühl zog in sein Herz ein. Aber ehe er sich noch dessen deutlich bewußt ward, lieben schon die angeborne Großmuth seiner Seele, seine Ehre und die verrathne Freundschaft ihm Waffen, es zu bekämpfen. Er feindete sich selbst an, um der Treulosigkeit seiner Gefühle willen; dunkel empfand er, daß nur ein kräftiger Entschluß seine Tugend retten könne. So rief er mit lauter Stimme:

„Nein, Meta, nein! ich liebe Sie nicht, ich habe Sie nie geliebt — Sie wußten es, meines Freundes willen, dem Retter meines Lebens zu vergelten, bot ich Ih-

lockte Haare; zierliche und zarte Schuhe; Guckgläser wegen ihrer schwachen Augen, und Ringe an zwey oder drey Fingern, vermuthlich damit man errathen solle, wie viel zärtliche Liebeshändel sie haben. Die Frauenzimmer sind außerordentlich fein gekleidet. Auch wenn eine Dame geflissentlich einfach sich kleidet, so kostet es sie nur um so mehr Geld; es gibt einfache Roben zu fünfzig Louisd'oren. An drey oder vier fliegenden Gebrämen ist es nicht genug; sie müssen auch noch festonnirt oder wenigstens flache, viele Blumen darauf gestickt seyn. Man zeigt zwey Damen, die Mutter und die Tochter, die alle Wochen einen neuen Hut und zwey neue Kleider haben, nichts als indische Kaschemire tragen wollen, und doch hat der Vater einen Platz von nicht mehr als 6000 Franken Gehalts. Ein junger Mensch hält Bogey und Jockey, frühstückt, und ißt zu Mittag im Café de Paris, wohnt allen Vorstellungen in der italienischen Oper bey, und doch schickt ihm sein Vater zu seinen Studien als Jurist nicht mehr als 2,500 Franken. Man thut wohl daran, wenn man das Geheimniß nicht zu erfahren sucht, wie dergleichen Leute so viel Geld oder Kredit finden. Vor zwanzig Jahren konnte man sich noch verheirathen, und ein Kaschemir war noch keine Nothsache; die Morgenkleidung kostete zwölf bis fünfzehn Franken; die Roben waren beynahe gar nicht garnirt. Mit vier bis fünf Louisd'oren war eine Elegante gekleidet von Kopf bis zu den Füßen. Ein oder zwey vollkommene Anzüge dauerten für eine Jahreszeit. In dem Wohnzimmer forderte man keinen Teppich, im Salon keine alabasterne Lampe, im Speisesaal keine Stukadorarbeit; zwey Mädchen, bisweilen eine einzige, waren als Köchin und Kammerjungfer hinlänglich. Die allervornehmsten Damen waren sparsam, und die Haushaltungen zufrieden. Aber jetzt? der Luxus ist furchtbar, die Dame will den langen Shawl, den viereckigen Shawl, den weißen Shawl, den Shawl mit Blumen, die Foulards und Fichus zu Dutzenden. Die geringsten Hüte kosten dreyßig bis vierzig Franken; alles will einen Simon, einen Guerin. Alle Magazine sind Lockfallen für Alte und Junge. Die Wohnungen sind kleine Tempel, wo alles ist, nur der Gott nicht, der Amor kann sich bey dem Zwange, unter welchem die Haushaltungen sich beschränken, nicht zeigen. Man sehe in den Tuilerien den Herrn und seine Frau, wie reizend sie angekleidet sind, aber unterwegs und zu Hause zanken sie sich; man wirft einander die unnützen Ausgaben vor, und so oft die Miethe verfallen ist, oder die Wechsel beym Kaufmann, so sieht man nichts als Verlegenheit. Bey einem solchen Verhältniß erkühnt sich Niemand zu heirathen; die jungen Leute sind selbstsüchtig, verschwenden für ihre eigene Rechnung, und wollen sich nicht auch noch eine Frau auf den Hals schaffen; sie sprechen von 100,000 Franken, von 100,000 Thalern, und da dergleichen Summen sich nicht überall finden, so bleiben gar viele Töchter einsam in dem mütterlichen Hause; die Herren ließen die Welt aussterben, wenn die Damen dächten wie sie.

Die Kirchweihe von Passy. Sie dauert zwey Sonntage durch, aber die Pariser-Mode will, daß man nur am zweyten Sonntage dahin gehe. Da sieht man endlich die tausend hübschen Gesichter wieder in der Maysonne und im Schatten des Wäldchens von Boulogne; sie waren den Winter über nur bey Lampen- und Lichterschein vergnügt und freundlich gewesen. Die Kirchweihe von Passy ist eine der ersten des Frühlings in der Nähe von Paris; man müßte ganz besonders für den Koth von Paris eingenommen seyn, wenn man dem Rufe der Frühlingsvögel und dem Geruche der ersten Blumen nicht folgte. Im Ranelagh, dem berühmten Vergnügungsorte, sieht und hört man im Innern die Kommandoworte des Kontretanzes, und die fröhlichen Bewegungen und die leichten Kleidungen, und äußerlich stehen in allerley Linien unzählige Schoppen, und da verkauft man auf sein Gewissen ganz vortreffliche Lebkuchen von Rheims, worauf jedoch ein ganz dicker Staub wie auf klassischen Büchern ruht, vom feinsten weißen Mehl, wie die Händlerinnen sagen, gemachte Hippen, genannt Plaisirs, und Düten mit feinen darauf gedruckten Sprüchen über die Vergänglichkeit des Lebens, oder Aufrufe zu einem lustigen Leben. Aber im Wäldchen ist es noch weit mehr auf reinen Genuß angelegt; da findet man erst die Gefühle, die man im Tempel selber nicht suchte. Da riecht es zugleich nach Blumen und nach geschmorten Bratwürsten, da zittern die Bäume von den Zephyrs und von den Schaukeln, da hört man links die Grasmücke, und rechts die Rätsche; die Beine erfreuen sich des frischen Rasens, und das Auge und die Nase der Staubwolken; der Parfum der Blüthe des Hollunder mit seinen hohen Zweigen berauscht, und die aus feinem Holze gemachten Mirlitons betäuben; man muß der Natur den Dank zollen für alle die Wohlthaten auf Einmal.

Rom, 8. Juli.

Die komische Oper hat im Theater Valle ihre Frühlingsvorstellungen mit einem, von einem jungen Neapolitaner gesetzten, gänzlich unwürdigen Machwerke, le due Civette supposte (die beyden vermeynten Koketten) auf eine, wahrhaft schmähliche Weise geendet. Ich will die Leser mit keiner Zergliederung eines Produkts unterhalten, welches sich von der einen Seite ebensowohl durch einen gänzlichen Mangel an aller Erfindung, als von der andern durch die geistloseste Nachahmung der bekannten Formen auf eine höchst ärgerliche Weise bemerkbar macht. Wenn nichts desto weniger die genannte Musik in einem hiesigen Blatte einen Lobredner mit vollen Backen, wenn gleich mit leerem Kopfe, gefunden hat; so erinnere man sich, daß dasselbe Blatt Inserenda aller Arten für die bestimmten Gebühren abdruckt. Desto glänzendern Beyfall hat bis zum Ende das recitirte Schauspiel gefunden. Der Direkteur desselben, Nasterulo, ist daher auch bewogen worden, in Rom zu bleiben und noch für einige Zeit auf eigne Kosten fortzuspielen. Das mag einen Beweis geben, daß die Römer, wie überhaupt die Italiener, dem recitirten Schauspiele nicht so entfremdet sind, als man im Auslande zu glauben scheint. Der Erfolg ist gleich bey den ersten Vorstellungen über alle Erwartung glücklich gewesen; besonders hat ein Schauspiel (im deutschen Sinne), aus vier Abtheilungen bestehend, Heinrich IV. nach der Schlacht bey Ivry, ganz Rom angezogen, eine Mißgeburt, welche zur Gnüge zeigt, wie nach und nach auch die sonst so sehr natürlichen und einfachen SüdItaliener, ihre heimische Komödie und Posse verlassend, zu jenen monströsen Produkten, in welchen der Geist nichts, die Materie alles ist, ihre Zuflucht nehmen. Am meisten sind dabey die armen Schauspieler zu beklagen, welche, auf italienischem Grund und Boden geboren und erzogen, und nur für die Komödie gebildet, in sich vergeblich einen Anklang von jenem erbärmlichen, ernsten Arlekins, welcher die Leidenschaftlichkeit weder komisch, noch tragisch erregt, suchen, und dann, in Ermangelung desselben, sich abmartern müssen, Dinge zu sagen und zu agiren, welche sie nicht verstehen. Niemand verarge es mir, wenn ich von diesem dramatischen Monstrum nichts weiter sage, denn ich habe keiner einzigen der vier Abtheilungen beygewohnt, um so weniger, da in dieser Jahreszeit, wie gewöhnlich, um zwey Uhr Nachts (das heißt, auf europäische Weise, um zehn Uhr Abends) angefangen wird, und jede Vorstellung vier Stunden, also bis drey Uhr in der Nacht und darüber zu dauern pflegt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 195.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 16. August 1826.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Goethe.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Endlich öffnete die Großmutter die Thüre. Sie trat mit feyerlichem Anstand ein, und hatte, dem nöthigen Pathos zu gefallen, sogar den Mops heute in eine entfernte Kammer sperren lassen, wo er während der Ceremonie bleiben sollte, nicht aber ohne ihm die Einsamkeit durch allerley der beliebtesten Leckerbissen zu versüßen.

„Meine Kinder, sagte sie, das Brautpaar bey den Händen nehmend: „die Gäste sind da, der Prediger wartet.“

Und nachdem sie ihrer Enkelin eine ziemlich lange, erbauliche Rede gehalten, in welcher sie sie an die Pflichten mahnte, welche ihr neuer Stand ihr auferlegte, forderte sie den Bräutigam kurz auf, seine Gattin lieb zu behalten und Nachsicht mit ihrer Jugend zu haben, und führte sie in den Gesellschaftssaal.

Eine große, glänzende Versammlung, meist aus der ausgebreiteten Familie Meta's, zum Theil auch aus des Bräutigams entfernten Verwandten bestehend, harrte ihrer hier. Die Damen strahlten von Edelsteinen und rauschten in kostbaren Stoffen; die Herren prangten mit Ordensbändern, Sternen und Kreuzen. Ein leises, feyerliches Flüstern ging durch den steifen Halbkreis. Viktor hatte Muth und Entschlossenheit, wie irgend ein Mann; aber der Muth, vor dieser Versammlung hinzutreten, und seine veränderte Gesinnung zu erklären, gebrach ihm. In schweigender Verwirrung nahm das schöne Brautpaar die förmlichen Glückwünsche der Menge auf. Sie wurden getraut. Düster, mit erzwungener Fassung stand der Bräutigam da; geisterbleich und kalt, zur Bildsäule erstarrt die Braut. Keine Thräne füllte ihr gleichgültig vor sich hinblickendes Auge. Die Gäste, die von ihrem weichen Herzen mit Recht eine höchst lamentable Scene gefürchtet, schüttelten bedenklich den Kopf.

Bey der Tafel ward die Spannung noch merklicher. Ohne ein Wort mit einander zu sprechen, saßen die Neuvermählten einander zur Seite. Bebend fuhr Viktor zurück, wenn er zufällig die Hand berührte, die er gestern noch mit liebreicher Unbefangenheit an seine Lippen gedrückt. Wäre es möglich gewesen, daß die Scheu von Meta's bisherigem Betragen gegen ihn noch vermehrt hätte werden können, so hätte dieser Tag es bewirkt. Aber es war nicht mehr die ängstliche Schüchternheit eines Herzens, das schamhaft sich in sich selbst verbirgt. Es war eine spröde, kalte, abstoßende Zurückhaltung. Das tiefsinnige Wesen der Braut wußte die Gesellschaft jedoch leicht zu Gunsten ihrer Sittsamkeit auszulegen und durch ihre strenge Erziehung zu entschuldigen. Desto mehr aber wurde dem Bräutigam seine dumpfe Gefühllosigkeit verdacht. Viktor sammelte sich, so gut er es vermochte. Gleichgültige Gespräche wurden angeknüpft; erlebte Begebenheiten wurden mitgetheilt, politische Streitfragen aufgestellt, und mit Wärme und Einseitigkeit, wie immer,

Digitized by Google

beantwortet. So ging der Mittag vorüber, zu dem die reiche Bewirthung einen Theil des Abends gezogen. Für die andere Hälfte hatte Meta sich schon früher den Ball verbeten; die peinliche Langeweile des Tages voraussehend, freylich aber ohne Ahnung seiner schmerzlichen Erschütterungen, hatte Viktor einen durchreisenden Taschenspieler hierher beschieden, der durch seine Geschicklichkeiten und losen Künste die Gesellschaft erträglich unterhielt, und sogar die Neuvermählten augenblicklich zu beschäftigen schien. So kam die Stunde des Scheidens herbey. Halb ohnmächtig lag Meta in ihres gerührten Großvaters Armen; mit stammelnden Lippen bat sie die Großmutter um ihren Segen. Fast besinnungslos saß sie endlich im Wagen, dem Bräutigam zur Seite, der, fest in eine Ecke gedrückt, im düstersten Schweigen verharrte.

In der neuen Wohnung angelangt, führte er sie mit steifem Ceremoniell die Treppe hinauf, durch das Vorzimmer, in die ihr bestimmten Gemächer. Seine Miene sprach eine zornige Kälte aus, seine Bewegungen waren gezwungen. Schroff war der Ton seiner Stimme, abstoßender noch seine Worte, als er sie an der Thür ihres Cabinets mit einer frostigen Verbeugung verließ.

„Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, Madame, sagte er, eine bessere, als Ihr eigensinniger Wankelmuth mir zubereitet hat."

Meta antwortete keine Sylbe. Sie konnte nicht bleicher werden, als sie war. Ihr Kammermädchen wußte nicht, was sie denken sollte. „Am Hochzeittage schon Zank? sagte sie: das ist arg!"

In seinem Zimmer warf sich Viktor mit Ungestüm auf einen Stuhl. Der lang verhaltene Sturm seines Herzens brauste fürchterlich los. Zorn und Schmerz bewegten heftig seine Brust, und kämpften mit Gewalt die neu erwachten, kaum in ihrer Schüchternheit anerkannten, Empfindungen nieder. Konnte, ja mußte der unglückliche Freund nicht die veränderte Stimmung der Geliebten seinem verrätherischen Einflusse zuschreiben? er sah, innerlich erbebend, Hilberts bleiche, gramvolle Gestalt, er sah sich noch einmal mit ihm auf dem Grabe seiner Eltern, und mit gepreßtem Busen wiederholte er sein Gelübde.

„Sie wird zu ihm zurückkehren, sagte er; sie ist verlezt, empfindlich; sie wird seinem Flehn, seinen Thränen verzeihen! Er wollte es glauben, und glaubte es doch nicht, und wußte nicht, daß auch sein innerstes Herz es zu glauben sich sträubte. Und wenn sie fest blieb, wenn er für einige Augenblicke den Freund vergaß: was war aus ihm geworden? welche unerwartete Wendung hatte sein eignes Schicksal genommen? er sah sich plözlich an eine Frau gekettet, die er nicht liebte, die er nicht gewählt hatte; sah sich gebunden in den Jahren der Freyheit, ehe er noch einmal daran gedacht hatte, sich auf die häusliche Ruhe des ehelichen Lebens, auf sein langweiliges Einerley, auf seine strengen Pflichten vorzubereiten. Große Pläne lagen noch vor ihm. Noch hatte er erst den kleinsten Theil der cultivirten Welt gesehen, und die Lust am Neuen und der jugendliche Muth seines Geistes trugen ihn weit über dieselbe hinaus. Er schauderte vor dem Bilde einer verlaßnen, ihrem Gatten nachweinenden Frau; ein inniges Mitleid mit der schönen Meta ergriff ihn, wenn er daran dachte, daß dieß ihr Loos seyn solle und müsse. Sein Zorn wendete sich gegen sich selbst, gegen seinen Freund. Er verwünschte seine Unbesonnenheit, verwünschte seinen Einfall, die Vaterstadt wieder zu sehen; er verwünschte die feige Engherzigkeit Hilberts. So, abwechselnd tobendem Ungestüm und schmerzlichster Wehmuth hingegeben, brachte er schlaflos die Nacht zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Turkomanen.

(Beschluß.)

Diejenigen der Sklaven, die sich auslösen können, führen sie hierauf an die Orte, die solche selbst angeben, und lassen sie dort gegen die Erlegung des Lösegeldes los, oder sie lassen sie zu Buchara oder Chiwa, und begeben sich, mit Anweisungen von den Gefangenen versehen, in die Heimath derselben, und lassen sich dort bezahlen, ehe sie sie frey geben; diejenigen aber, welche sich nicht auszulösen vermögen, verkaufen sie auf den Sklavenmärkten von Buchara und Chiwa. Das Loos dieser leztern wird dann um vieles besser; denn man versichert, daß sie im Allgemeinen in der Stadt sowohl wie auf dem Lande gut und menschlich behandelt werden, und ihre Herren ihnen nicht selten die Gelegenheit geben, sich innerhalb 10 bis 20 Jahren durch einen kleinen Handel so viel zu erwerben, daß sie sich loskaufen können; ja man hat Beyspiele, daß dergleichen Leute reiche Kaufleute geworden sind, und oft sich dem Geschäft ergaben, das sie in ihr neues Vaterland geführt. Auch kann ein Mann, der sich einmal seine Freyheit erworben, nicht wieder zum Sklaven gemacht werden, es wäre denn, er würde auf einer Reise aufs neue gefangen. Indessen soll die Lage der Sklaven in Buchara weit besser seyn, als in dem roheren Chiwa, obgleich sie auch dort meistentheils menschlich behandelt werden. Diese Plünderungen finden indessen nicht nur gegen Fremde statt, sondern auch unter den verschiedenen Stämmen selbst, entweder durch offene Gewalt, oder durch Ueberfall. Die Gefangenen (Menschen oder Thiere) werden

Digitized by Google

indessen gewöhnlich ausgelöst, und zwar zu einem [illegible]
Preis, als sie auf dem Sklavenmarkte zu Chiwa [illegible] würden; aber seitdem der Chan dieses Landes den [illegible] der Gocklans auf diesem Markte gestattet, werden diese [illegible] dieses Stammes, welche den andern Stämmen in [illegible] Hände fallen, oft dahin geschleppt, während jene, [illegible] sie einen aus den feindseligen Stämmen erhaschen, [illegible] ihnen an einem Markte fehlt, ihren Gefangenen um[illegible]bringen, wenn er nicht ausgelöst wird. Einige von [illegible] Turkomanen haben sich in Dörfern häuslich niedergelas-sen, besonders unter den Gocklans an der persischen Grenze; aber diese sind besonders den Räubereyen der Uebrigen ausgesezt. Auch die Perser, welche in der unmittelbaren Nähe dieses Räubervolkes wohnen, sind Räuber geworden und üben oft Rache an ihren Peinigern; sie sind aber nicht so geschickt im Handwerke als jene Nomaden; indessen beschränken sich doch diese nachbarlichen Diebstähle fast einzig auf Waaren und Vieh.

Die Weiber werden, wie oben gesagt, gekauft. Sie werden als Dienstboten geschäzt und verrichten nicht blos alle Hausarbeit, sondern verfertigen auch mancherley Dinge zum Verkauf; indem die Männer sich mit wenig mehr beschäftigen als mit dem größeren Vieh und dem Raube. Eine junge Wittwe, die einige Jahre verheirathet gewesen, gilt daher auch weit mehr als ein Mädchen, indem man für eine solche, besonders wenn man sie als eine geschickte Arbeiterin kennt, von fünfzig bis hundert Kameele, und für ein Mädchen nur fünfe gibt.

Die Weiber sind sehr fruchtbar, und der Verfasser selbst sah in allen Lagern eine solche Menge Kinder, daß seine Begleiter oft mit Erstaunen ausriefen: „Ein Ameisenhaufen!“ Die Kleinen hatten alle ein gesundes und kernigtes Aussehen, beynahe ganz nackend, und Alles an ihnen zeigte, daß man sie frühzeitig an die harte Lebensart gewöhnte, die ihrer später wartete.

Wenn ein Turkoman stirbt, so wird er auf der Stelle begraben, wo er den Geist ausgehaucht. Sie machen einen zwey bis drey Fuß tiefen kreisförmigen Graben, aus welcher sie die Erde in der Mitte aufwerfen und darin einen Baum oder Pfahl als Merkzeichen pflanzen, und in manchen Gegenden sieht man sehr viele solcher Todeszeichen. Der Leichnam wird weiterhin in der Ebene begraben, und man sieht sehr häufig Begräbnißplätze, welche auf eine ehemals sehr starke Bevölkerung hindeuten.

war, blieb größtentheils zu Hause. Der anwesende Theil erhizte sich zwar am bunten Zelte, doch unstreitig in böser Stimmung. Die beyden Orchester begannen, wurden aber, obgleich sie die tausendmal abgeleyerten Rossinischen Sinfonien in derselben Vollkommenheit ablieferten, und die große Trommel stärker als gewöhnlich darein schlug, ausgezischt. Endlich begann das Feuerwerk, und mit ihm beurkundete sich das größte wissenschaftliche Skandal, das irgend auf der Welt stattgefunden haben mag; es ergab sich nämlich, daß keinem von der Heerde von Menschen, welche mittel- und unmittelbar dabey ihre Hände mit im Spiele gehabt, nur der allermindeste Elementarbegriff vom Drucke der Luft innegewohnt hatte; denn der Rauch, statt, wie man sich geschmeichelt, in gerader Linie aufzusteigen, und durch die Oeffnung des Zeltes abzuziehen, ward von der, durch diese verdichtete Luftsäule um so gewaltsamer niedergedrückt, in's Theater zurückgeschlagen, und drohte alles zu ersticken. Ein Theil des Publikums entfloh. Was blieb, suchte sich, hustend und in Thränen gebadet, durch Pfeifen und Zischen Luft zu machen; nur wenige ließen ein: Bricconi, hören: im Ganzen lief alles ruhig ab. Wie würde es in Paris, London, ja selbst in Madrid, ergangen seyn? Nun ist vor einigen Tagen eine, von der Regierung ernannte Kommission in's Theater gesandt, um an Ort und Stelle Rath zu schaffen. Man sagt, sie habe beschlossen, nicht, wie man glauben durfte, das Zelt ganz wegschaffen, sondern nur die Oeffnung in derselben vergrößern zu lassen. Eine halbe Maßregel, welche, wenn die Vergrößerung nicht sehr bedeutend ist (aber wozu in diesem Falle das Zelt?), ein neues Skandal verursachen wird. Würde die Decke ganz weggenommen; so müßten die Preise wieder herabgesezt werden. Dann aber verlören die Unternehmer nicht allein ihre Auslagen, sondern sie könnten auch den erhöhten Pachtzins nicht bezahlen, wobey natürlich auch die Regierung zu kurz käme. Somit bieten sich alles gegenseitig die Hände, um — das Zelt bestehen zu lassen; es wäre denn (was nicht unwahrscheinlich ist), das Publikum bliebe zu Hause. Hat doch schon das erste Mal der Reiz der Neuheit nicht mehr, als gerade die Hälfte der sonstigen Zuschauer, herbeyziehen können!

Paris, 15. Juli.

Das Sittensystem der Pariser läßt sich wegen der neuen Ausdehnung nicht in ein Ganzes zusammenfassen, aber am Ende würden die einzelnen Sittenzüge doch ein gewisses Ganze bilden; vielleicht sind auch die einzelnen Gemälde merkwürdiger und anziehender als eine zusammenhängende Sammlung. Vorigen Mittwoch kam vor dem Zuchtpolizeytribunal von Paris auf die Klage der öffentlichen Behörde eine Dame vor, deren ganzes Aeußerliche ein gewisses Zeichen des Wohlstandes und deren Sprache und Benehmen eine sehr feinerzogene, an die große Welt gewöhnte Person anzuweisen; es war die Hebamme, Madame D . . . Sie war angeklagt, ohne gehörige Erlaubniß öffentliche Vorlesungen über die Hebammenkunst zu halten, wobey sie aber keine weibliche Zöglinge, sondern nur junge Studiosen der Medizin zulasse, und zweytens solle sie ein neugeborenes Kind, dessen Mutter sie in ihrer Wohnung entbunden hatte, erst am fünften Tage nach der Geburt, beym Geburtsregister angezeigt haben. Mad. D... antwortete, sie habe sowohl die Bewilligung der Fakultät, als die Erlaubniß von Seiten der Universität nachgesucht, beyde seyen ihr versprochen worden, und nun im Vertrauen auf diese Zusage habe sie das Professorat fortgesezt, um so mehr, als die öffentlichen Ankündigungen ihrer Reden ungestört im Umlauf seyen. Dann sezte sie hinzu: sie lasse eben so gut die männlichen als die weiblichen Lehrlinge in der Hebammenkunst zu. In Rücksicht des bey ihr gebornen Kindes erklärte sie folgendes: „Ich habe das Kind deßwegen zu spät angegeben, weil ich bey der Entbindung sehr krank war, und ich konnte einige Tage lang nicht aus dem Hause gehen. Auch hatte ich die Mutter gar nicht in meinem Hause entbinden wollen, weil ich besonders nur solche Damen aufnehme, bey welchen Verschwiegenheit nöthig ist; allein sie hatte mich so dringend gebeten, und ich sah, daß ihre Lage so traurig war, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte.“ Nur der Theil der Anklage, daß sie das Kind nicht innerhalb 24 Stunden angegeben hatte, wurde für statthaft anerkannt, und nun wurde die Frau Hebamme dem Strafgesezbuche gemäß auf sechs Tage in's Gefängniß, und in sechzehn Franken Geldstrafe verurtheilt. — Folgender andere Zug von Pariser Gutmüthigkeit und Kindsthöpferey liegt in einer, von einem unserer bekannten Literatoren herrührenden Anzeige in einem guten öffentlichen Blatte: „Ihr ehrlichen Seelen, die Ihr nie daran dachtet, euch fremdes Gut zuzueignen, wenn Ihr auf Eurem Balcon, in Eurem Garten oder auf dem Dache einen grünen Psittich gefunden habt, der auf das Wort Cocotte antwortet, seyd mitleidig gegen den verzweifelten Kummer einer Dame, die selber gefühlvoll war ihr ganzes Leben durch, nämlich der Madame Millet, einer der beinahtesten Modehändlerinnen der Straße Vivienne, deren Kopfputz allen Damen so gut steht; gebt Ihr ihren grünen Psittich zurück; gebt Ihr ihre geliebte Cocotte zurück, um die sie nun seit drey Tagen weint; gebt ihr das Leben zurück, und der Himmel wird euch dafür belohnen. Ihr jungen Leute oder alte Hagestolze, die ihr öfters in das Magazin der Madame Millet kommt, wo ihr Cocotte gesehen haben müßt; ihr, die ihr jenem wechselseitigen Unterricht im Plaudern, den man diesem liebenswürdigen Geschöpf ertheilte, beygewohnt habt, und alle wißt, wie gerne es die lieblichen Namen, Stephanie, Flora, Louise u. s. w. hersagte; ihr alle, die, wenn ihr vorüber gingt, es so gerne hörtet, wenn Cocotte sagte: „Da geht das Vetterchen! (voilà le petit cousin!) seyd dem Himmel dafür; erkundigt euch, sucht selber nach dem Psittich, welchem die hübschen Modejungfern schmeichelten, denen ihr selber schmeichelt; bringt die Cocotte diesen Demoisellen zurück; stillt diese zahllosen Thränen, die gleich einer Sündfluth die Straße Vivienne überschwemmen, in welcher ihr so oft hin und her geht; und der schönste Lohn wartet eurer. Und ihr andern, mit dem unzarten, leichten Gewissen, die ihr euch keinen Vorwurf darüber macht, wenn ihr die Hunde zusammenrafft, die sich von ihren Herrn verlaufen, um sie ihnen gegen ein honorables Trinkgeld zurückzugeben, gebt der Madame Millet ihren Psittich zurück, wenn ihr ihn ihr etwa abgelistet habt; ihr sollt fünfzig Franken bekommen; ihr könnt nirgends so viel dafür bekommen, wenn ihr ihn verkauft, denn der Psittich der Madame Millet ist nicht mehr in seinem ersten Jugendalter.“ Man hat übrigens fast allgemein einen unrichtigen Begriff von den Modearbeiterinnen in Paris. Sie arbeiten alle unter den Augen des Publikums; die Arbeit wird nur selten außerhalb des Magazins verfertigt, weil an jedem einzelnen Stücke verschiedene Hände, je nach ihrer Geschicklichkeit, und verschiedene Augen je nach dem Grade des Geschmacks mitwirken; auch werden die Vorhänge nur selten vorgezogen, weil sich die fertige Arbeit hinter den großen Spiegelscheiben der Fenster ganz vorzüglich empfiehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 196.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 17. August 1826.

Sie sind zu groß noch, diese Räume,
Für meiner Sehnsucht Flammenqual;
Empfahet ihr mich, milde Träume,
Und zeigt mir das ersehnte Thal.

Uhland.

Rheinische Lieder.

Von Adelheid von Stolterfoth.

Am Lurleyfelsen.

(An Alwina.)

Durch Abendwolken seh' ich Sterne flimmern,
Leis' rauschend schlägt die Welle an den Strand,
Und von des Lurley's rauhverworrnen Trümmern
Weht sanft bewegt ein grünendes Gewand,
Des letzten Purpurs bleiche Lichter schimmern
Um jene Schiffe vor der Uferwand,
Wo Fischer ihre weißen Netze ziehen,
Ob nächtlich auch die stillen Stunden fliehen.

Einsamer Ort! wo tönten Liebesklagen
Wohl ungestörter zu der Laute Klang,
Wo fände sich voll geisterhafter Sagen
Ein Thal wie du des Rheines Strom entlang;
Hier soll Begeistrung in die Saiten schlagen,
Hier oder nirgends ein erhabner Sang
Von alter oder neuer Zeiten Kunde
Entströmen dem geweihten Dichtermunde.

Doch halt — was kümmert mich der Zeiten Schnelle,
Die Schatten nur auf's Meer des Lebens streut,
Und bald auch mir in einer wilden Welle
Ein Grab, vielleicht ein frühvergeßnes, beut. —
Dieß Thal besing' ich, diese stille Quelle
Und jene Burg aus grauer Ritterzeit,
Die wie ein Geist auf schroffen Felsenstücken
Herüberragt vom dunkeln Bergesrücken.

Und dort — was seh' ich — unter jenen Linden,
Ein halbversunknes Grab, ein Kreuz von Stein —
O! möchtest so du einst den Hügel finden,
Der still bedeckt mein schlummerndes Gebein.
Mag dann mein Name von der Erde schwinden,
Mag jedes Lied von mir vergessen seyn,
Wenn eine nur von deinen theuren Thränen
Die Stelle nezt, wo endlich schwieg mein Sehnen.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Gratulationsbesuche füllten den folgenden Morgen aus. Einladungen zu Mittags- und Abendfesten bey der zahlreichen Verwandtschaft halfen die Zeit hinbringen. Drey Tage waren vergangen, und Viktor hatte seine Gemahlin nicht allein gesehen, als während des Hin- und Herfahrens von einer Gesellschaft in die andere. Düster und gespannt saßen sie nebeneinander. Keine Berührung der Hand, kaum ein gegenseitiges Anblicken fand statt; der Gemahl war schroff und kalt, die Gemahlin feyerlich und steif. Während der Morgenstunden verschloß sich ersterer sorgfältig in seinem Zimmer, aus Furcht, auf der Straße Hilbert zu begegnen. Denn was sollte er ihm sagen? was hatte er ihm mitzutheilen? Als er aber einst zu einem Mittagsmahle fuhr, zu welchem seine Gemahlin, die das Alleinseyn mit ihm jezt gern auf diese Weise vermied, sich schon voraus begeben hatte, begegnete er dem lang geflohenen Freund, der eilig in Geschäften zu seyn schien. Rasch donnerten die Wagen an

Digitized by Google

einander vorüber, aber der schneidende, vorwurfsvolle Blick, das farblose, abgehärmte Gesicht Hilberts warf einen neuen scharfen Stachel in Viktors Herz. Schnell war er entschlossen. So wie der Wagen anhielt, schickte er, mit einem auf dem Knie geschriebenen Billet, seinen Bedienten zu Hilbert und ersuchte ihn, morgen in aller Frühe für ihn zu Hause zu seyn.

Den folgenden Tag begab er sich zu ihm. Hilbert sah ernst und schwermüthig aus. Schweigend bot er dem Freund einen Stuhl. Der angebornen Redlichkeit Viktors war der Zwang, die Zurückhaltung, die auch diesem Verhältnisse drohte, ganz unerträglich. Und doch war er verwirrt wie nie sonst, Hilbert gegenüber. Er sagte sich selbst: Du hast dir nichts vorzuwerfen! und fühlte sich dennoch wie ein Schwerschuldiger.

„Bruder! begann er endlich: laß uns aufrichtig seyn! Die Sachen stehen nicht, wie sie sollen. Meta ist beleidigt; sie ist höchst aufgebracht auf dich."

„In der That?" fragte Hilbert gezwungen.

„Und gesteh' es: sie hat Ursache. Die Tage der Angst und Qual, während dem du sie sich selbst überlassen, ohne ihr nur den Trost deines Zuspruchs zu geben — verdenk' es ihr nicht, wenn sie darüber empfindlich ist."

„Was sollt' ich thun?" rief jener aufgeregt.

„Sie sah es als einen Mangel an Liebe an, fuhr Viktor fort, sie glaubte sich verschmäht. Es wird keine leichte Arbeit seyn, sie zu versöhnen."

„Und wie, fuhr Hilbert auf: wie sollte mir das gelingen? Ich sehe sie, spreche sie nicht, ich bin fern von ihr, entfremde ihr ganz!" Und nun ergoß er sich von Neuem in einen Strom der schmerzlichsten Klagen. Dem Freunde, obwohl er ihm keine Vorwürfe machte, entging doch die gegen ihn gerichtete Bitterkeit derselben nicht. Lebhaft gekränkt, erbot er sich selbst, Alles zu thun, was in seinen Kräften stünde, Meta zu einer Unterredung mit ihm zu bewegen. Dieß war sogar über die frühere Abrede hinaus, großmüthig, da nach derselben, so lange Viktor anwesend war, die Liebenden zur Schonung seiner Ehre sich nicht wieder sehen sollten. Auch schien es Hilbert innig zu empfinden. Viktorn übermannte fast die Wehmuth, als der Freund sich an seine Brust warf, und knabenhaft weinte. Er erkannte in dieser Unfähigkeit, den männlichen Anstand zu behaupten, die ganze Tiefe seines Gefühles. Er sprach ihm zu und tröstete ihn, indem er ihm ausführlich erzählte, welche fremde, steife Stellung er der ihm Anvermählten gegenüber behauptete. Er ahnete nicht, daß er dadurch von Neuem den glimmenden Funken des Verdachtes, der die wunde Brust des Freundes zehrte, zur hellen Flamme anblies. Denn scharfsichtig und mißtrauisch von Natur, wußte Hilbert leicht in dieser gezwungenen Zurückhaltung das ängstliche Bewachen der keimenden Liebe zu erkennen.

Zu Hause angekommen, ließ Viktor, all seinen Muth zusammen nehmend, sich sogleich bey seiner Gemahlin melden. Die arme Meta schien diesen so ungewohnten Besuch in so einsamer Stunde zu ihres Herzens Gunsten gedeutet zu haben. Ein holder Strahl der Freude erleuchtete, bald von geheimer innerer Angst überschattet, das schöne Gesicht, als er hereintrat, und sie, langsamen Schrittes, mit leisem Beben ihm entgegen kam. Viktors Entschluß zerschmolz fast vor diesem lieblich-verwirrten Blick, vor dieser rührenden Gestalt. Gewaltsam nahm er sich zusammen und sezte sich stumm neben sie auf den Sopha, wo sie ihm schweigend einen Platz angewiesen hatte.

Nach einer langen Pause fragte endlich Meta mit freundlicher Bescheidenheit, wie es schien, nur um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie waren heute so früh schon aus?"

Die Frage half Viktorn auf die Bahn. „Ja, sagte er herzhaft, aber mit niedergeschlagenem Blick, ich war bey einem der unglücklichsten und trostlosesten Menschen unter der Sonne. Ich war bey Hilbert. Ich sah ihn in Verzweiflung, Ihren Zorn auf sich geladen zu haben. Er trägt es nicht. Nur einmal müssen Sie ihn sehen, anhören, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat. Einem Verbrecher wären Sie diese Genugthuung schuldig. Wie dürften Sie sie einem liebenden Manne verweigern, welcher blos aus Furcht, Sie zu verlieren, Sie verloren zu haben scheint."

Eine neue ängstliche Stille erfolgte, in welcher die grausam Getäuschte sich mühsam erholte.

„Ist es möglich, begann sie nach einigen Secunden, und ihre Stimme zitterte merklich: ist es möglich, daß Sie noch jezt mir diesen Vorschlag machen können? ist es möglich, daß Sie es mir jemals zumuthen konnten? daß Sie wünschen konnten, eine Frau, welche Sie der Ehre Ihres Namens gewürdigt, welche Ihnen feyerlich vor Gott von ihren Angehörigen übergeben worden, könne sich zu einem demüthigenden, erniedrigenden Liebeshandel herablassen? Und Sie selbst können eine solche Ehrlosigkeit einem unerfahrnen jungen Geschöpfe rathen, zu deren Schützer und Vormund die Geseze und die Kirche Sie ernannt haben?"

Finster und nicht ohne innere Beschämung erwiederte Viktor: „Der Fall, in welchem wir uns befinden, ist so einzig, wie neu. Es ist Spizfündigkeit, Sophisterey ist's, ihn nach allgemeinen Grundsäzen beurtheilen zu wollen. Meine Ehre ist mir heilig, und in jedem andern Verhältniß bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu vertheidigen; hier aber — — —

„Sie meynen, fiel ihm Meta mit sanfter Beredsamkeit in's Wort, in einem Verhältniß, in welchem Ihre Gattin Ihnen theuer wäre. Aber — o! verkennen Sie mich nicht: nicht Ihre Liebe will ich Ihnen abdrin-

gen — nur das fordre ich von Ihnen, um bei... ich Sie flehentlich — quälen, beschimpfen Sie mi... wieder mit einem ähnlichen Antrage. Wenn Si... Renn, wenn Sie als Kavalier ihn mit Ihrer Ehre... söhnen können: dürfen Sie als Mensch mir diese verweigern?“

„Meta! rief Viktor heftig, Sie wissen nicht, ... Sie von mir fordern! soll ich wortbrüchig werden? ... ich mich dem gerechten Vorwurfe aussetzen, lau und ... lässig des Freundes Sache geführt zu haben? soll ich vor seinen Blicken erröthen?“

„Und um ein großmüthiger Freund Hilberts zu seyn, wollen Sie mir ein falscher, irreleitender Freund werden? Denn haben Sie nicht auch mir Freundschaft versprochen, mir nicht mehr als einmal gesagt: ich solle Vertrauen zu Ihnen fassen, ich solle bauen auf Sie als auf meinen Bruder? Nicht als Gatten, als Freund ruf' ich Sie auf: ist es recht, ist es billig, daß Sie ein leichtsinniges Weib aus mir machen wollen, um ein unüberlegtes, ja frevelhaftes Wort zu lösen? ist es nicht Selbstsucht, daß Sie meinen sittlichen Ruf opfern wollen, um sich den Namen eines gewissenhaften Freundes zu retten?“

„Sie, Meta, rief Viktor erhizt. Sie sind es, die ungerecht ist, aus unreif-tugendhafter Ueberspannung. Ihren Ruf opfern? ist es etwas Ehrenrühriges, was ich von Ihnen begehre? Verständigen sollen Sie sich mit Hilbert, erst nach der Scheidung ihm angehören. Ist Ihnen eine Geschiedene eine Ehrlose, nun so wähnen Sie wenigstens nicht, daß die Welt Ihre altmodisch-romanhafte, kleinstädtisch-beschränkte Ansicht theile. Und haben Sie nicht selbst schon manche getrennte, treffliche Frau gekannt?“

„Meine Erfahrung ist gering, entgegnete Meta, aber fern sey es von mir, einen Stein aufzuheben. Ja, ich kann mir deutlich Verhältnisse denken, die einen solchen Schritt entschuldigen, andere, welche ihn rechtfertigen. Wo Mißhandlungen stattfinden, wo die Gefahr moralischer Entwürdigung droht, da wird er eine Pflicht gegen sich selbst. Aber mißverstehen Sie mich nicht, Viktor! in die Scheidung werde ich willigen, wenn Sie unwiderruflich Ihres Sinnes bleiben. Aber nie, um keinen Preis um eines andern Mannes willen! Dieser frivole Tausch ist's, vor dem mein besseres Selbst zurückbeben würde, und wäre mir Hilbert noch, was er mir einst in jugendlich-phantastischer Verblendung war; dieses frevelhafte Spiel mit dem Heiligen! knüpfen und lösen und wieder knüpfen, als wär' es ein Gürtelband meines Kleides! — Viktor! möge meine Ansicht die richtige seyn, möge sie es nicht — sie ist die meines innersten Herzens. Die Ruhe meines Gewissens hängt davon ab. Wollen Sie mir meinen Frieden rauben? Viktor! Viktor! wollen Sie das

Digitized by Google

logie König Johann ohne Land nicht „England und Frankreich" heißt, oder „Iphigenie in Tauris" das „Reh in Aulis," und die „Schuld" das Bad von Vereae, oder Zigeunerweib und Kindertausch. Es stirbt nämlich Anno 1520 ein alter Herr von Hunsitten beym Einstürzen eines Thurmes; seine Güter hat er als Majorat dem ältesten Sohne vermacht, der habgierig dem Jüngeren jedes Besitzthum so wie jede Geldentschädigung verweigert, den alten Kastellan seines Vaters in einem Wortstreit über diese Unbilligkeit nicht vor den Kopf, sondern vor den Bauch stößt, und nun von diesem racheschnaubenden Knechte, oder, wie er sich selbst nennt, „rändigem Hunde" in denselben verfallenen Thurm gestoßen wird. Dieß ist das einfältige Verbrechen, ein Stück, wie es nicht unnützer und zweckwidriger aus einer Erzählung herauserzählt und gespielt zu werden vermag. Es ist ein Hauptzug der Hoffmann'schen Schriften, daß die verständige Wirklichkeit, die dargestellt wird, nicht mehr für sich selbst gilt, sondern verknüpft ist mit einer zweyten Wirklichkeit, als ihrer wahren eigentlichen Bedeutung, die aber als geheime, fremde, oft feindliche und oft gütige Macht, erschreckend, verwirrend, geisterfieberisch, mährchenhaft, magnetisch, träumerisch, wundervoll, nebelhaft hereinbricht, jene verständigen Gestalten zu ihrer geheimen, ihnen inwohnenden Bedeutung verzerrt, die Welt der Wirklichkeit in eine andere fremde gewaltsam verkehrt, und eben so gewaltsam diese Fremde in die Heimath verständiger Wirklichkeit entsetzenerregend und gespenstig hinüberzwingt. Von dem Schrecken dieses erschütternden Widerspruchs, von der Furcht dieser unheimlichen, geheimnißvollen Verkehrung ist in dem Vogel'schen Verbrechen nur der Glockenschlag der Geisterstunde, das Heulen des Sturms, das blutige Angesicht des Mondes, und also überhaupt nur die allgemeine Unheimlichkeit der ersten Müllnerischen Schuld- und Yngurdsakte, und das Pochen und Thürklappen ahnfräulicher Gräulichkeit geblieben. Dieser Grundton erklingt zu allen breiten Erzählungen vom Tode des alten Herrn von Hunsitten, und zu den breiteren Entwicklungen der Verhältnisse beyder Brüder, aus denen man unmöglich auch nur im entferntesten ahnen kann, daß die Auseinanderbreitung eines so weitläufigen Hintergrundes auf dem Vorgrunde nichts zeigen solle, als einen Fußtritt, den der Majoratsherr in der Aufwallung des Zorns dem Bauch des Kastellan Daniel applicirt, als dieser zu Gunsten des jüngern Bruders spricht. Sogleich erkennt der erzürnte Herr sein Unrecht, und bittet es ab; aber der Knecht Daniel ist ein niedriger, rachsüchtiger Knecht, er verschwört sich mit dem jüngern Bruder, und läßt sich von demselben die lebenslängliche Kastellanschaft im Schlosse versprechen, wofür er den leutseligen jüngern Herrn will zum Majoratsherrn machen. Deßhalb stößt er denn den älteren Herrn, als dieser am Rande des verfallenen Thurmes betet, in den Abgrund hinein. Dieß ist das Verbrechen, ein Meuchelmord verübt aus gemeiner Habsucht und theatralischer Rache. Der Schurke in der Schuld ist doch noch wenigstens ein liebender Ehebrecher, und schon im Mutterleibe verwünscht, aber unser Daniel schmeißt seinen Herrn wegen einer Kastellanstelle und eines Fußtritts in die Mördergrube. Soll ihn die Entehrung erzürnen, so muß er uns als der Ehre würdig dargestellt werden. Solch ein Kerl aber, wie dieser Daniel, verdient Fußtritte, und der einzige Schade ist, daß der junge Majoratsherr nicht lieber der Schlange gleich den Kopf zertreten hat, dann wären wir doch wenigstens der Qual des vieraufzügigen Gewissens entgangen.

Hier ist nun einerseits das gänzlich uninteressante Interesse, die Entdeckung des Mörders, den wir doch alle zum Ueberdruß kennen, so daß auch das Lezte, die melodramatische Spannung der Enthüllung einer geheimnißvollen, unbekannten Person, verloren gehe. Man sieht gar nicht ein, warum uns Herr Vogel das Verbrechen gezeigt hat, da es doch gleich zu Anfang des Gewissens wiederum des breitesten erzählt wird. Kennten wir den Daniel gar nicht, so könnten wir doch vielleicht noch hin und wieder neugierig werden, wer denn nun eigentlich der niederträchtige Mörder sey. Aber Herr Vogel hat uns andere Freuden aufgespart, denn wir sollen die große Lehre bekommen: es wird nichts so fein gesponnen, daß nicht käme an die Sonnen. Gott mache das Verbrechen offenbar, und hier ist es denn, daß die fremde zweyte Hoffmann'sche Welt durch Traum und Nachtwandlerey und Magnetismus gespenstig hereinscheint.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 15. Juli.

(Beschluß.)

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß in den Modebuden die Moral: Müßiggang ist eine Wurzel alles Uebels, in goldenen Buchstaben angeschrieben sey, aber sie gilt da in der That. Es herrscht da eine beständige Thätigkeit; die sogenannte erste Demoiselle erreicht diesen Grad erst nach langen, mühevollen Jahren, und durch ein wirkliches Modegenie, das in zwey verschiedenen, seltenen Eigenschaften besteht, nämlich jeder einzelnen Person den individuell besten Rath über ihre Toilette zu ertheilen zu wissen, und zweytens, jedem einzelnen Stück des Putzes eine geschmackvolle Tournüre zu geben, oder durch die Unterarbeiterinnen geben zu lassen, welche mit dem einfachen Worte Geschmack etwas unendlich Ausgebreiteteres, aber Unbeschreibliches ausdrückt. Die erste Demoiselle ist bisweilen die Eigenthümerin des Magazins selber; für die Vorübergehenden ist es immer etwas Anziehendes, die beständige Bewegung durch die Glasscheiben mit anzusehen, wie die erste Demoiselle auf ihrem abgesonderten Stühlchen wie die Herrscherin auf dem Throne sizt, den Hut unter der Konsultation der zweyten vollendet; wie eine dritte oder vierte, entweder eine Blonde oder Brünette, die in der Arbeit begriffenen Stücke an sich versuchen lassen muß, und wie der große Premierspiegel, worin die ganze Person vom Kopf bis auf die Beine sichtbar ist, unaufhörlich zu Rathe gezogen wird; bekanntlich heißt dieses heut zu Tage, sowohl bey den Damen als bey den Herren, unentbehrliche Möbel die Psyché, und der Name kommt von einem berühmten Ballette, worin Psyché in einem von Amor möblirten Hayne einen prächtigen Spiegel findet. Man glaubt gewöhnlich, unter den Modistinnen in Paris herrsche viel Unsittlichkeit; diese Meynung reimt sich nicht mit ihrer Arbeitsamkeit; ein hübsches Mädchen in dieser Stadt, das verdorbene Sitten hat, arbeitet nicht; und die meisten arbeiten von Morgens bis tief in die Nacht; was diesen armen Teufelinnen in ihrem guten Leumund schadet, ist ihre beständige ausgesuchte Toilette, ihr freundliches, unbefangenes Wesen, und die immer thätige Großthuerey der jungen Herren und der alten Jünglinge, die sich immer der Siege rühmen, die sie in dieser oder jener Bude errungen zu haben sich rühmen. Uebrigens sind die Modemagazine der Straße Vivienne in der That ein wichtiger Artikel in der Handlungsbalanz von Frankreich; ganz Europa, und ein großer Theil der großen Städte der andern Welttheile haben die Oberherrschaft des Pariser-Geschmacks in Sachen des Frauenputzes anerkannt; es ist sogar in diesem Besitzstande, welchen Paris für sich hat, ein Vortheil, der in keinem andern Gewerbe der Welt stattfindet: man kann Alles ausführen und verpflanzen von einem Land in das andere, aber der Geschmack und der Erfindungsgeist der Straße Vivienne ist ihr eigen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. August 1826.

O, thöricht, wer sein Glück verscherzt, es nicht
Festhält in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in seine Hand gegeben.

Schiller.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Die jugendliche Weisheit tönte, obwohl mit Einfachheit ausgesprochen, wie ein Orakelspruch von Meta's schönen Lippen in Ohr und Seele des Hörers. Die beruhigende Ueberzeugung mußte in seinen milder werdenden Gesichtszügen zu lesen seyn; denn mit erneutem Muthe fuhr die reizende Sprecherin fort:

„Verdenken Sie es mir nicht, wenn ich diesen Augenblick zu meiner eignen Rechtfertigung zu benutzen suche. Bey Gott, der mich sieht und hört, meine Seele ist frey von jedem niedrigen Vorsatz, frey von jedem eigennützigen Plane. Wenn ich fehlte — und o ich fühle, ich that es, als ich in schweigender schüchterner Zurückhaltung um einen Schritt breit abwich von der geraden Bahn der Ehrlichkeit und Offenheit — und schon seh' ich die Strafe mich einholen; wenn ich fehlte, so war es Muthlosigkeit, die mich verleitete, mädchenhafte Schwäche, unbezwingliche Blödigkeit. Sie fragen, was mich jezt stark macht, was mir jezt Kühnheit und Muth gibt? o wissen Sie nicht, daß die Flut unaufhaltsam ausströmt, wenn der Damm einmal zerbrochen ist? was das Element rastlos treibt, ist die innere Nothwendigkeit, die Bedingung seines Daseyns; es ist die des Meinen, die mich" —

Sie unterbrach sich erröthend: „Hören Sie mich in Geduld an, fuhr sie fort. Vielleicht entschuldigt meine Geschichte meinen Irrthum am besten. Ich hatte das Unglück, beyde liebende Eltern früh zu verlieren. Meines Vaters erinnere ich mich kaum; meine Mutter überlebte ihn. Ihre Tage waren seitdem zwischen ihrem Grame und meiner Erziehung getheilt. In diesem leztern Geschäfte stand ihr eine Jugendfreundin bey, die unverheirathet und ganz ohne Vermögen in ihrem Hause lebte, und den gewöhnlichen Namen einer Gouvernante führte. Es war eins der trefflichsten und gebildetsten Frauenzimmer, die je gelebt haben mögen. Die zärtlichste Liebe leitete mich, und führte mich in's Leben ein. Als ich acht Jahr alt war, starb auch meine theure Mutter. Während ihres langen und schmerzlichen Krankenlagers, wo sie mir früh ein Muster erhabener christlicher Geduld ward, entwarf sie den Plan, und sprach die Ausführung desselben als ihren lezten Willen aus, daß ihre Freundin meine Erziehung vollenden sollte. Um sie vor einer peinlichen Abhängigkeit von meinen Großeltern zu sichern, sezte sie ihr ein beträchtliches Legat aus, und verabredete mit ihr, daß sie sich auf dem Lande ankaufen, und dort ein, wenig Glieder umfassendes Erziehungsinstitut gründen solle. In dieser Anstalt sollte ich bis zu meinem achtzehnten Jahre bleiben. Die Eltern meines Vaters — sie selbst hatte weder Eltern, noch nähere Verwandte mehr — waren ganz zufrieden mit diesem Plane, da die Pflege eines so jungen Kindes ihnen nur Beschwerde gemacht hätte. Meine Großmutter, die Stiefmutter meines Vaters, liebte überdem weder mich, noch meine Mutter. Sie hatte den Stiefsohn mit einer ihrer eignen Verwandten zu verheirathen

gewünscht — so strafte sie die Gattin seiner Wahl, wie deren arme Tochter, mit eisiger Kälte. Mein Großvater besuchte mich bisweilen in unserm friedlichen Dörfchen, und freute sich stets über meine, damals sehr blühende Gesundheit und über mein Glück. Wir waren zehn junge Mädchen, von denen ich einige wie Schwestern liebte, und keine einzige mir gleichgültig war. Die liebevollste, weiseste Sorgfalt wachte über uns. So wuchsen wir auf in klösterlicher Einsamkeit, aber in einer heitern idyllischen Landschaft, arbeitsam, harmlos und glücklich. Das Andenken meiner Mutter blieb mir lebendig und stets wußte meine Pflegerin mein Herz mit der Seligen in einem frommen Zusammenhang zu erhalten. Fünfzehn Jahr war ich erst alt, als auch sie mir der Tod raubte. Eine frühe unglückliche Liebe hatte die Blüthe ihrer jugendlichen Kraft geknickt. Weinend gingen ihre Zöglinginnen, ihre Töchter auseinander: einige fanden Trost in den Armen liebender Eltern; andere verheiratheten sich — ach! ich habe keine wiedergesehen!

Der fürchterliche Kontrast vernichtete mich fast, als ich nun in das Haus meiner Großeltern kam, und die frostigste Gleichgültigkeit mich empfing. Mein Großvater liebte mich zwar ein wenig, aber immer kam es mir vor, nur wo es galt, mit mir zu tändeln, mich zu hätscheln wie ein Kind; er verstand keine meiner Empfindungen, mein wahres Wohl war ihm gleichgültig, mein ganzes Wesen war ihm fremd. Er that nichts, mich glücklich zu machen, aber wenn ich traurig war, ward er böse und sagte: er könnte einmal keine verweinten Gesichter sehen; meine Klagen langweilten ihn, mein Schmerz war ihm lästig. So lernt' ich es bald, mich tief in mich selbst zu verschließen; aber mein Herz ward liebebedürftiger wie je. Bisweilen bat ich meine Großeltern, sie möchten mir erlauben, eine von meinen Gespielinnen auf einige Monate zu mir einzuladen; aber sie waren meist bürgerlich, ich sollte nicht mehr vertraulich mit ihnen umgehen; andere waren zu fern, und die Kosten der Reise zu beträchtlich — ich getraute mich nicht vorzuschlagen, daß sie es von dem Erbe meiner theuern Mutter bezahlen möchten.

Zwey Jahre vergingen. Die Sehnsucht nach einer Herzensfreundin war fast Leidenschaft in mir geworden. In dieser weichen, krankhaft-sehnsüchtigen, Mittheilung begehrenden Stimmung befiel mich ein Nervenfieber, vielleicht eine Folge derselben. Mein Uebel war ansteckend und entfernte alle Hausgenossen von mir. Nur eine gemiethete Wärterin war bey mir. Ich lag einsam, verlassen. Hilbert allein kam zu mir, brachte mir Erquickung, Labsal; nur er unterhielt mich, pflegte mich — liebte mich. Dumpfer Langeweile hingegeben, ohne Beschäftigung — brachte mir nur sein Kommen Leben, seine Gegenwart Freude. Er erzählte mir, er las mir vor, er scherzte mit mir; er sah mich gerührt an, als ich ihm von meinen Müttern, von meinen Freundinnen erzählte. O war es ein Wunder, daß mein armes verstoßenes Herz sich an die einzige Seele schmiegte, die es zu verstehen schien; daß ich die Hand faßte, die in dieser traurigen Nacht meines Daseyns er mir liebreich entgegen streckte? war ich leichtsinnig, daß ich nachsichtig des erfahrenern, überlegenen Mannes wachsende Kühnheit duldete? O ich glaubte, ihn mit allen Kräften der Seele zu lieben. Ich war ihm dankbar als dem Retter meines Lebens, ich bewunderte ihn als den gebildetsten, klügsten Mann, den ich je gekannt. Meine Einbildungskraft beherrschte mein Herz. Ich war stolz auf meine Liebe. Ich erwartete mit Ungeduld, meinen Freund doppelt glänzen zu sehen im Kreise der mittelmäßigen, oberflächlichen, leeren Menschen, welche die Gesellschaft meiner Großeltern bildeten. So freute ich mich auf meine Wiederherstellung.

Aber mit der Genesung des Leibes sollte ich die Krankheit der Seele erkennen. Ich sah den unabhängigen, geistvollen, allem Vorurtheil spottenden Mann sich beugen vor den hochadlichen Tröpfen, kriechen vor den vornehmen Gönnern, hörte ihn unterwürfig den jämmerlichen Thorheiten schmeicheln, die er heimlich verlachte. Und dieß alles, um sich eine Karriere zu machen! sich zu poussiren! aus Liebe zu mir! — und o ich erlebt' es, daß er in meine junge Seele das Gift der Verstellung und der Falschheit träufelte; ich mußte Krankheiten erdichten, Listen gebrauchen, mich durch feige Lügen erniedrigen vor mir selbst. Lang war ich mir des innern Zwiespaltes nur dunkel bewußt: ich folgte ihm, ich that, was er wollte, aber ich war nicht glücklich mehr!

Da änderte sich die Lage der Dinge: meine Großmutter war bereits der Verirrung ihrer Enkelin auf der Spur; ein verlorner Brief gab ihr vollkommne Gewißheit. Welch eine Scene gab es da! wie einen auf der That ertappten Schulknaben sah ich den, ihm geistig so weit überlegenen Mann meinem tobenden Großvater gegenüber stehen, da er schon durch das Uebermaß, die Uebertreibung in dessen Vorwürfen unwidersprechlich zur Rechtfertigung hätte aufgefordert werden müssen. Zitternd und erbleichend stand ich dabey; aber ich zitterte nicht vor dem Zürnenden, ich erblaßte vor des Freundes Feigheit. Hier, glaub' ich, löste sich das Band gänzlich, das mein Herz an das seine knüpfte. Und doch wähnt' ich, fest an ihm halten zu müssen, an ihn, dessen Briefe ihn mir als einen Unglücklichen, Verzweifelnden schilderten. Ich erschien mir wie eine Verrätherin an der heiligen Treue, ich betrog mich selbst, als ich ihn mit Beständigkeit meiner Gefühle täuschte. Doch zog ich mich mehr und mehr zurück, verweigert' es, ihn zu sehen, und gelangte allmählig zur Klarheit über den Zustand meines Innern. Zweifeln Sie nicht, daß ich mich dabey höchst unglücklich fühlte!

Da bewarb sich ein armseliger, verächtlicher Mensch

um meine Hand. Von Jugend auf hatten mir meine Erzieherinnen eine mißgeformte ungleiche Ehe als das höchste Elend, als moralisch verderblich, als sündhaft vorgestellt. Meiner Großmutter Befehl brachte mich der Verzweiflung nahe. Mein ganzes Wesen empörte sich. Ich glaubte in einem Augenblick aufgeregtester Phantasie mich an dem Freund vergangen zu haben, dem ich, um viel geringerer Schwächen willen, als der Domdechant offen vor sich hertrug, meine Achtung entzogen. Ich war zu Allem entschlossen, einer gezwungenen Heirath zu entgehen. Sie wissen, was ich that, welchen Brief ich schrieb. O Sie verachteten mich wohl schon darum, ehe Sie mich kannten! Sie verdammten mich, ehe Sie mich hörten!"

„Nein, Meta! entgegnete Viktor lebhaft, bey Gott, Sie thun mir Unrecht! aber ich glaubte die innigste, rücksichtloseste Liebe darin zu erkennen, und dieser Irrthum führte mich weiter und weiter."

„Ich erhielt keine Antwort, fuhr Meta fort. Mein Großvater verweigerte noch seine Einwilligung: dieß rettete mich. Da erschienen Sie. Ich hatte Sie noch nicht gesehen, als schon mein Großvater — er meynte es gut. Ich sahe Sie nun öfters, und Sie schienen dem armen schüchternen Mädchen liebreich gesinnt zu seyn. Täglich hörte ich, welch ein Glück es für mich seyn würde. — — Der Domdechant — — —"

(Die Fortsetzung folgt.)

Das amerikanische Krokodil.

(Aus Stevenson's Reise in Südamerika.)

Der Fluß Guyaquil, so wie die Bäche, welche sich in denselben ergießen, sind voller Alligatoren, Lagartòs, oder Caimans, deren Menge so groß ist, daß sie an den Ufern wie Klötze umherliegen, welche die Flut angespült, und sie sind so furchtlos, daß ihnen ein Boot ganz nahe kommen darf, ohne daß es sie im geringsten beunruhigt. Wenn sie sich auf diese Weise sonnen, so haben sie ihre ungeheuren Rachen weit offen, und durch die Farbe des fleischigen Theils der Unterkinnlade sowohl als den Moschusgeruch ihres Athems angelockt, setzen sich eine Menge Fliegen an demselben an und werden durch das plötzliche Herabfallen der Oberkinnlade gefangen.

Der Caiman ist ein Eier legendes Thier; das Weibchen legt seine Eier von achtzig bis hundert auf einmal, und zwar innerhalb zweyer Tage in den Sand; sie sind viel größer als ein Gänseei, mit einer sehr zähen Haut bedeckt, und werden oft von den Indianern gegessen. Diese machen nämlich ein kleines Loch in dem größern Ende und stecken das Ei, mit dem Loche niederwärts gekehrt, in den Sand, wodurch sich ein unangenehmer Moschusgeruch, den sie an sich haben, verliert; nachher kochen sie sie wie andere Eier. Sie sind sehr zäh, obgleich nicht unangenehm von Geschmack.

Wenn das Weibchen seine Eier gelegt, bedeckt es sie mit Sand, und rollt sich dann über dieselben weg nach dem Wasser zu, als ob es jede Spur davon verwischen wollte; aber die Gallinasos sind um die Legezeit immer auf der Lauer und zerstören alle Eier, die sie finden können. Ja die benachbarten Indianer halten sogar Hunde, die sie zum Aufsuchen und Zerstören der Eier abrichten, wodurch dann jährlich viele Tausende zu Grunde gehen.

Zur gehörigen Zeit geht das Männchen und Weibchen an's Land, und das leztere zerbricht sorgfältig ein Ei nach dem andern; die Jungen laufen sogleich umher, und die Gallinasos verzehren so viele, als sie deren habhaft werden können; eben dieß thut das Männchen, das in keiner anderen Absicht zu kommen scheint. Die sich auf den Hals und Rücken der Mutter flüchten können, sind gerettet, fallen sie aber ab, oder können sie nicht schwimmen, so verschlingt sie sie selbst. So hat die Natur selbst für die Verminderung dieser Ungeheuer gesorgt, die sonst die einzigen Besitzer des Landes werden würden, und so schon unglaublich zahlreich sind. Ich habe deren oft gesehen, die achtzehn bis zwanzig Fuß lang waren. Sie nähren sich vorzüglich von Fischen, und man sieht sie zuweilen zehn bis zwölf zusammen an die Mündung der kleineren Flüsse vereinigen, wo zwey oder drey während der Flut hinaufschwimmen, und dann beym Eintritt der Ebbe zurückkehren, und durch das Schlagen ihres Schwanzes die Fische den Zurückgebliebenen in die Rachen treiben, die dann die Köpfe über's Wasser erheben, und ihre Beute verschlingen. Finden sie aber nicht Fische genug, um ihre nimmersatten Magen zu füllen, so schleichen sie sich auf die Savanas, und ergreifen des Nachts Füllen und Kälber im Schlafe, schleppen sie an's Ufer und verschlingen sie. Das Vieh und die Hunde scheinen auch ihre Gefahr zu kennen, wenn sie an den Fluß gehen müssen, um zu trinken, indem sie heulen und bellen, bis sie die Lagartos nach einer Stelle gezogen haben, und dann schnell zu einer anderen laufen, schnell saufen, und sich sogleich entfernen; sonst geschieht es, daß eines dieser Unthiere sie bey der Nase faßt, unter's Wasser zieht, ersäuft und dann frißt. Hat ein Lagarto einmal Fleisch gekostet, so gibt er die Fische beynahe gänzlich auf, und bleibt beynahe beständig auf dem Lande.

Wenn die Flüsse austreten, so begeben sie sich weit in die Savanas hinein, um das Vieh aufzusuchen, das sich auf die Inseln geflüchtet, die sich dann zu bilden pflegen. Beym Zurücktreten des Wassers bleiben deren dann oft im Schlamme stecken, bis sie eine neue Ueberschwemmung der Gegend aus ihrem Gefängnisse befreyet. Sie

Digitized by Google

nähren sich sodann auf die eben beschriebene Art von Fliegen, und dieses sechs bis sieben Monate lang. Wenn die Einwohner sie so finden, so rennen sie ihnen entweder zwischen den Vorderfüßen, die einzige sichtbare, verletzbare Stelle, in den Leib, oder sie machen ein Feuer vor dem Rachen an, und brennen sie zu Tode.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 5. August.

Das helvetische Musikfest, welches in diesem Jahre zu Genf gefeyert worden ist, gehört unstreitig zu den interessantesten und glänzendsten. Schon lange vorher waren die zweckmäßigsten Maßregeln und Vorkehrungen getroffen worden, um den zu erwartenden harmonischen und harmonirenden Eidsgenossen und Eidsgenossinnen einen ihrer würdigen Empfang zu bereiten. Argentinus, der Sohn der Göttin Pecunia, der eigentliche Baal der alten Allobrogenstadt, hatte dazu mit huldreicher Miene gelächelt; folglich war alles Uebrige leicht: Herzlichkeit, Gastfreundschaft und Uneigennützigkeit, diese drey Grazien der rohen Wilden, die es vorziehen, vielmehr im Schoße der Wälder, als in der Gesellschaft moralischer Mörder zu leben, wagten es, durch dieses Lächeln ermuthigt, auf einige Tage im welschen Athen sich einzufinden, und in die Pentesiringa der konventionellen Formen sich einzwängen zu lassen.

Seit dem 29sten Juli trafen die Mitglieder der Musikgesellschaft, und zwar zuerst die der Nachbarstadt Lausanne (die, nebenbey sey es gesagt, en fait de blague gegen Genf eine pauvre honteuse ist) ein. Unter diesem musikalischen Kontingent zeichneten sich vorzüglich Frau von Seigneux und Madame Bacon de Seigneux aus. An demselben Tage Abends brachte der Wilhelm Tell ebenfalls einige Hundert Musiker und Musikfreunde. Der Plebs drängte sich ihnen entgegen, nicht, um sie mit alter helvetischer Treuherzigkeit zu bewillkommnen, sie pour l'amour du Suisse zu umarmen, und bras dessus und bras dessous zu seinen Penaten zu führen, sondern um, dem Accoutrement der très-chers Confédérés zufolge, dem interessanten Studium sich zu überlassen, was wohl an ihnen zu verdienen seyn möchte, denn zu Genf, mehr als irgendwo, weiß man, daß die fortuna juvata nur am Vorderkopf ertappt werden kann, und heuer unser Haarbeutel noch ailes de pigeon trägt.

Die Mitglieder der Gesellschaft wurden nach Stand und Würden geordnet, mit Billetten versehen, und militärisch, oder, wenn man lieber will, musikalisch einquartirt. Sie wurden bey der Landung zuvor haranguirt, man wehete ihnen mit einer roth und gelben, ganz neuen und schönen Fahne, en guise eines Fächers einige Kühle und einigen — Dust zu, und ließ sie sodann in Prozession, durch die rue de derrière le Rhone, de la Cité und Grand' Rue bis zur Cour de Saint-Pierre, den Rücken des Hügels erklimmen, auf dessen Höhe die Pentacosiomedimnen wohnen; auf welchem Wege sie zugleich einen Blick in die Herrlichkeit von Ninive thun, und ihre Organe wieder versöhnen konnten, die beym Eintritt in den sogenannten Hafen, durch den Anblick und Geschmack — wie wir deutschen Schweizer sagen — der Kloake, einigermaßen beleidigt worden waren.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, 15. Juli.

(Beschluß.)

Sonst wurden Verbrechen durch das Gericht offenbar, und die Ehre des Verbrechers war das Schaffot. Unser Daniel aber hat eine höchst moralische Angst vor dem Schaffot. Zwanzig Jahr hat er sein Verbrechen verborgen, er weiß sich immer zu verstellen, aber was er wachend verschweigt, verräth er im Traum als Mondsüchtiger und Somnambüler; er ist das Käthchen von Heilbronn als niederträchtiger, feiger Meuchelmörder. Die bewußte Welt ist für nichts geachtet, und die Vorsehung muß ihre Wege und Rathschlüsse durch Nachtwandeln und Magnetismus offenbaren. Hier kommen dann die gräßlichsten Scenen zum Vorschein. Der alte achtzigjährige Greis tritt im Schlaf in den Saal, von dem aus er einst seinen Herrn in den Thurm gestürzt; die Thür ist vermauert; dort steht er nun und ruft Gnade! Gnade! indeß er sich die alten Knochen an der Mauer wund reibt, und die Finger blutig kratzt; man sieht die Spuren des frischen Blutes, man sieht ihn sich wund reiben, man hört sein Gejammer, und die Folter dieses gräßlichen Anblicks dauert Minuten. Man kann nicht lachen, denn man sieht das Gräulichste vor Augen; es bleibt nichts übrig, als über Verfasser, Darsteller, Direktion und Publikum in vergeblichen Zorn zu gerathen. Wachend hört man von diesem Meuchelmörder nichts als die feige Angst vor dem Schaffot, als die quälenden Erinnerungen der That oder erschreckende Träume, und Hinterlisten zur Fristung solchen jammervollen, erbärmlichen Lebens; träumend gesteht er im letzten Akt sein Verbrechen, dann geht er nachtwandelnd an die Thür des verhängnißvollen Saales; ein Gewitter hat sie zerschmettert; sein Ziehsohn, der Sohn seines eigentlichen Herrn, sieht ihn stehen, er ruft ihn bey Namen, Daniel erwacht und stürzt in den Abgrund. Schade, daß er mit diesem Ende nicht anfängt.

Denn auch die Darstellung des Herrn Devrient, je kunstreicher, je richtiger sie ist, desto widerlicher und abstoßender wird sie. Denn im ersten Stück weiß er nicht, was er eigentlich aus dem Kastellan machen soll, Herr Vogel hat ihn so unbestimmt, so schwankend gezeichnet, daß es schwer wird darauf zu kommen, er sey nichts als ein moralischer gemeiner Schuft; im zweyten Stück sind die früher reichen, weitläufigen Verhältnisse so in die Leere des nachtwandelnden magnetisch-mondsüchtigen Gewissens zusammengeschrumpft, und nur mit Feigheit und Todesangst und Lebensjammer ausstaffirt, daß diese erbärmlichste aller Gestalten nicht einmal zum Mitleiden, sondern höchstens nur zum Widerwillen reizen kann. Die übrigen Figuren sind nur Drathpuppen in den Händen des Dichters, Zuschauer für seine Entdeckungsscenen und Verwunderungsposaunen der göttlichen Weisheit, die so mächtig sey, selbst das Verbrechen zu offenbaren.

Aber mit diesen Verbrechen gegen den poetischen Inhalt war Herr Vogel noch nicht zufrieden, sondern häufte seine Schuld noch dadurch, daß er das Sündergerippe dieses Stücks in das Festkleid der pomphaftesten Verse und Beschreibungen hüllte, und so ein Kunstwerk geliefert zu haben prätendirte, wo er eine gemeine psychologische Kriminalgeschichte darstellte. Aus dem Lear blitzt auch noch in den Bettlerlumpen der prosaischen Uebersetzung der königliche Geist hervor, aber ein Bettelbube im Königsmantel wird nicht einmal ein Lumpenkönig, sondern sieht erst recht aus wie ein Bettelbube.

Beylage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 198.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 19. August 1826.

Wie der Geist dich auch hebt; er fliegt vergebens,
Wenn das Wort ihm nicht folgt. Der Ungeweihte
In der Sprache Geheimniß
Tödtet das lebendste Bild.

Klopstock.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu läugnen, daß jezt in Frankreich ein löblich-reges Streben stattfindet, die deutsche Literatur kennen zu lernen; wie bekannt, wird sogar in den öffentlichen Militärschulen Deutsch gelehrt; junge Gelehrte befleißigen sich unserer Sprache, und es dürfte in Frankreich bald dahin kommen, daß es für ein Zeichen der Unwissenheit gilt, die Deutschen, wie noch ganz kürzlich, für ungebildet, geschmacklos, pedantisch u. dgl. zu halten, wenn gleich noch mancher ignorante und dummdreiste Skribler über unsere Sprache aburtheilt, ohne die alleroberflächlichste Kenntniß von ihr zu haben, ohne sich ein Waschbecken auf Deutsch fordern zu können, um sich von dem Schmutz anklebender Vorurtheile zu säubern, wie z. B. der Vieles, aber nicht deutsch wissende Bory de Saint-Vincent *), der mit stupider Arroganz von der deutschen Sprache sagt: le langage (des Teutons) dur et plus verbeux que riche. Der Teutonen harte Sprechart, weniger reich als geschwätzigen Wortschwalls voll. Dergleichen unwissende Aburtheiler werden aber, wie gesagt, sehr bald lächerlich in Frankreich werden; und schon gibt es unter der unterrichteten Jugend ihrer nicht mehr viele. Dessen ungeachtet gibt es ebenfalls nicht nur nicht Viele, sondern äußerst selten nur Einzelne, die so viel Deutsch wissen, als fast Jedermann bey uns Französisch weiß. Selbst so manche von denen, die aus unserer Sprache übersetzen, vernehmen sie nicht

*) In dem von ihm redigirten Dictionnaire classique (?!?) d'histoire naturelle 1825 (?), wo er in seinem geschwätzigen Artikel „Mensch" (den er besser gethan hätte Vieh zu überschreiben, da er die Affen zu seiner Gattung rechnet) von der germanischen Race sagt: Sie hätten schlechte Zähne, sie würden meist sehr dick, sie wären viehisch tollkühn (brutalement braves), ertrügen die großen Beschwerden, selbst die Schmerzen schlechter Behandlung mit Geduld, und da sie eine leidenschaftliche Gier nach starken Getränken hätten, so machte man, vermittelst eines Stocks und Branntweins oder Rhums, ziemlich gute Soldaten aus ihnen. Die Frauen wären bemerkenswerth wegen ihrer Größe, wegen der Frische ihrer Karnation und der Ueberfülle ihrer Formen, die N y d g p s sich ausschließlich zum Vorbild scheint gewählt zu haben. Die meisten von ihnen rochen nach frisch geschlachtetem Fleische, und weil . . . . . . so kämen sie sehr leicht nieder. Der Herr Bory ist sehr weit umhergereist, aber wenn er nirgends besser bemerkt hat als in Deutschland, so hätte er können zu Hause bleiben. Eben so hätte er den Ursprung der Stamm-Benennung Allemannen besser nachschlagen sollen. Aus dem ganzen Artikel geht aber hervor, daß man sehr Vieles und doch nicht viel wissen kann, z. B.: Man kann wissen, wie alle Menschen-Racen aussehen, und doch nicht wissen, was der Mensch ist. Denn da, wo er von dem intellektuellen Menschen spricht, heißt es: „der Mensch, der sich „selbst erkennen will, muß in seiner eigenen Natur sich suchen, „eindringen in seine Organisation und in die der Thiere. „Alle Metaphysik, die nicht die Anatomie und Physiologie als „Fackeln gebraucht, verdient nicht den Namen Wissenschaft." Welche bestialische Menschheit aus diesen Prämissen deduzirt wird, läßt sich an den Fingern abzählen. Uebrigens ist diese gang und gäbe Ansicht diejenige, welche von der Mehrzahl der Franzosen für Philosophie gehalten wird; und nur deßhalb ward ihrer hier erwähnt. —

Digitized by Google

in ihrer Lebendigkeit, können sich selbst nichts vorlesen, verstehen nicht, wenn man sie spricht, so daß ihnen die Sprache der Deutschen nur ein System algebraischer Zeichen für das Auge bleibt, keineswegs aber eine charakteristische Einheit organischer Schallbilder, d. h. eine lebendige Sprache wird. Zum Verständniß und zur Uebertragung exakter Wissenschaften reicht diese, wenn wir so sagen dürfen todte, Kenntniß der Sprache hin; denn die exakteste aller Wissenschaften, und die sich deßhalb im alleinigen Besitz der Wahrheit glaubt, bedarf eben gar keiner Sprache, nur willkürlicher und konventioneller Zeichen für abstrakte Verhältnisse. Wo aber die Form zum Wesen gehört, d. h. wo nur in der Form das Wesen sich klar machen kann, welches schon in jeder Wissenschaft der Fall ist, sobald sie sich über sich selbst besinnt, sobald sie, wie man sagt, philosophisch wird, da reicht jene todte Kenntniß der Sprache schon nicht mehr zum völligen Verständniß hin. Ganz unzulänglich aber wird sie bey Werken der Kunst, wo alles Charakteristische und vornehmlich alles Musikalische so wenig für das Auge da ist, als ein Gemälde für die Betastung. — Eine Einwendung, die mir gegen das, was ich so eben gesagt habe, gemacht wurde, ist so individuell-original, daß ich mich nicht erwehren kann, sie hier anzuführen. Sie rührt von einem Italiener her, von dem berühmten Improvisator Sgricci. Nachdem er mit mit Bewunderung von Goethe gesprochen, und nachdem ich erfahren hatte, daß er nicht Deutsch weiß, und mich darüber, gewissermaßen vorwurfsvoll, verwunderte, sagte er mir: „die Sprachen, die ich weiß, die beyden klassischen und die französische, habe ich in zarter Jugend gelernt, eine neue mir jezt anzueignen, bin ich nicht mehr fähig. Und wahrlich, es ist mir sogar lieb, daß ich nicht Deutsch weiß, vielleicht empfinde ich gerade deßhalb den Dichter um so tiefer, um so unbestochener. Ich lese nämlich irgend eine schlechte Uebersetzung, oder lasse mir den nakten Sinn eines Gedichts vortragen; da habe ich denn das Wesen, was immer die poetische Grundlage, das eigentlich Künstlerische seyn muß, ohne welches ein Gedicht nur pomphafter Wortschwall, eigentlich Nichts ist. Was die Form, die Anmuth, den Reiz, das Naive oder Rhetorische betrifft, so bin ich Dichter genug, um es zu ergänzen und mir ein vollkommenes Bild davon zu machen; ohne zum Voraus von einer bestechenden Form verführt zu werden." So der Italiener, der feurige Improvisator. Franzosen, zu welchen ich in eben dem Sinne sprach und die ich um die Ursache fragte, weßhalb selbst diejenigen ihrer Landsleute, die von deutscher Literatur doch Kunde hätten, sich der Sprache nicht bemeisterten, gaben mir als Grund davon an: weil bey uns kein öffentlich-politisches Leben wäre; sobald wir Tribunen, wie die Engländer, haben würden, werde auch die deutsche Sprache so vielfältig, wie die englische, in Frankreich getrieben werden. Mich dünkt diese Antwort sehr charakteristisch. Die Politik verschlingt jezt hier jede ruhige Betrachtung; so daß, wenn ein neuer Flecken in der Sonne erscheint, sie dem Ministerium die Schuld geben. Doch müssen wir, um billig zu seyn, es denjenigen Franzosen doch anrechnen, die Deutsch lernen; denn sie haben dabey ein Doppeltes zu besiegen, ein National-Vorurtheil à la Bory de Saint Vincent, und dann die Schwierigkeit, mit welcher dieses Volk überhaupt sich zu Erlernung einer fremden Sprache entschließt, und worin ihm ganz Europa, durch die allgemein verbreitete Kenntniß der französischen Mundart, mehr als redlich und räthlich Vorschub leistet. Wir wollen es ihnen also Dank wissen, daß sie hier und da unsere Sprache erlernen, ruhig erwartend, daß sie dahin kommen, uns dafür zu danken.

Von allen lebenden europäischen Sprachen, so weit ich selbst sie kenne, oder doch, historisch und durch Nachbildungen, ihren Geist, dürfte es wohl keine geben, die sich weniger zu Uebersetzungen eignete, als die französische, keine mehr als die deutsche. Davon sind nun diese beyden Sprachen, weniger in ihren wesentlichen Grundlagen, die Ursache, als vielmehr in ihrer nationalen Ausbildung. Die Franzosen haben sich zu einer Volks-Individualität gebildet, gewissermaßen zu einer bestimmten kollektiven Person, die so und so denkt, so und so empfindet und so und so sich ausdrückt; und da sie Alles in Gesellschaft thun, so thut eben Einer wie der Andere; rein unschicklich wäre es und anmaßend, ein selbsteigenes Wesen zu haben, ein Individuum zu seyn; daher denn auch der Ausdruck: c'est un original, so viel sagt als: das ist ein lächerlicher Mensch. Wie sehr eine solche in Gesellschaft bearbeitete Sprache für die feinsten Abstufungen gesellschaftlicher Verhältnisse und Beziehungen, für Gespräch und Redekunst aus- und durchgebildet seyn muß, ist eben so einleuchtend, als es sich thatsächlich vorfindet. Gerade deßhalb aber wird sie sich auch weniger für den Ausdruck des individuellen Gedankens, des persönlichen frischen Gefühls eignen, und in ihrer einseitigen Nationalität nicht im Stande seyn, eine fremde Volkseigenthümlichkeit in sich aufzunehmen und wiederzugeben. Die Sprache der Deutschen steht gerade im umgekehrten Verhältniß; sie ist in der Einsamkeit Einzelner ausgebildet, und daher zu jeder subjektiven Bezeichnung geschickt, vielleicht nur allzuleicht sich in jede Form fügend, vielseitig und farbenreich, aber arm an Ausdrücken für das gesellschaftliche Leben, unbehülflich in der Unterhaltung, und für die Redekunst noch kaum in den ersten Anfängen bearbeitet. Man kann wohl sagen, Jedermann spricht und schreibt bey uns auf andere, auf seine Weise, so wie man von der französischen Sprache sagen kann, daß sie eine konventionelle Phraseologie sey.

Nur in der Prosa gewahrt man es noch, daß die französische Sprache eine lebendige ist; hier haben in neuer

Digitized by Google

Zeit das Vorschreiten der Wissenschaften und besonders das rege und öffentliche politische Leben mächtig eingewirkt und Neues und Frisches entwickelt; dagegen erscheint die auf wenige Formen sich beschränkende Sprache der Poesie fast gänzlich abgestorben; hie und da nur keimt ein rhetorisches Pflänzchen bey Delavigne, ein romantisches Vergiß mein nicht bey Lamartine (welches aber die Mauthbedienten des Parnasses als Konterbande zurückweisen), ein heimisches, frisches Doldengewächs, wie Lieder von Beranger. Hätten die Franzosen Griechen Griechen, Römer Römer seyn lassen, und sich an ihre National-Poesie gehalten, wie Lafontaine und Molière es doch so erfolgreich thaten, so würden sie nicht so wehmüthig nach der vergangenen goldenen Zeit ihrer Dichtkunst zurücksehen müssen; und mehr noch als ihre Prosa, wäre ihre Poesie lebendig, und könnte sich mit der Kunst romantischer Völker zu neuen Geburten vermählen, welches jezt ohne eine völlige Kunstumwälzung nicht mehr möglich ist.

Man glaube nicht, daß die voranschreitenden Geister der französischen Nation die Abgeschlossenheit und Unzulänglichkeit ihrer Dichtkunst nicht empfinden. Klagte doch bereits Voltaire darüber. Vielverbreiteter ist heut zu Tage diese Empfindung des Unmuths, und würde bald allgemein und laut werden, ohne die französisch religiöse Ehrfurcht vor allem, was Autorität ist, und ohne den lobenswerthen Nationalstolz auf ihre anerkannten Künstler. Es sind sogar schon Versuche von jungen Dichtern gemacht werden, um sich neue Bahnen zu brechen; aber so groß ist die Scheu vor der bestehenden Meynung, daß man es nicht wagt, sie bekannt zu machen. Vielleicht erhalte ich Gelegenheit und Erlaubniß, über eine dieser Hervorbringungen in dramatischer Form einen Bericht zu geben. Als nun hierüber gesprochen wurde, hieß es: „Wir Franzosen sind, wenn „wir eine neue Tragödie erhalten wollen, für's erste genöthigt, sie in Prosa zu schreiben, um späterhin eine genügendere Form für dieselbe in gebundener Sprache zu erzielen." Ich glaube, daß diese Aeußerung aus dem Munde eines Franzosen, und als die Ueberzeugung einer kritischen Schule ausgesprochen, bemerkenswerther ist als ein neues Stückchen, das man vielleicht heute zum ersten Male auf dem Theater des Variétés und vierzehn Tage nachher auf irgend einer deutschen königlichen Bühne gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das amerikanische Krokodil.

(Fortsetzung.)

Diese Thiere ergreifen manchmal Menschen beym Baden, oder schleppen wohl gar Kinder vom Ufer weg. Ist ihnen dieß ein- oder zweymal gelungen, so wagen sie sich an erwachsene Personen auf den Vallas, wenn sie sie schlafend erwischen können, denn sonst sind sie sehr schüchtern und das geringste Geräusch verscheucht sie. Man hat auch Beyspiele, daß sie neben einem kleinen Boote hergeschwommen, dasselbe dann plötzlich mit einer Pfote umgeschlagen und den sorglosen Schiffer sogleich ergriffen. Sobald es indessen bekannt wird, daß ein Cebado, d. h. eines, welches einen Menschen oder ein Stück Vieh verschlungen, sich in einer Gegend aufhält, so vereinigen sich alle Einwohner sogleich, um es zu tödten; dieß gelingt ihnen oft mittelst einer Schlinge von einem starken Hautseil, an dessen Ende man ein Stück Fleisch als Lockspeise befestigt; sobald der Lagarto das Fleisch ergreift, verwickelt sich seine Oberkinnlade in den Strick und das Volk greift ihn mit den Lanzen an, womit es ihn auch gewöhnlich erlegt.

Zuweilen fängt man sie zum Zeitvertreibe lebendig, und zwar auf zweyerley Art, welche den Zuschauer zum ersten Male gleich sehr erschrecken.

Ein Mann nimmt in seiner Rechten einen Knüttel, Tolete genannt, welcher von hartem Holze gemacht, ungefähr zwey Fuß lang ist, und eine Kugel an jedem Ende hat, an welchen eine eiserne Harpune, und in der Mitte ein geflochtener Riemen befestigt ist. Mit diesem springt er in den Fluß, und hält es flach an die Oberfläche des Wassers, zugleich mit einer todten Henne, während er mit der anderen schwimmt. Er hält sich dem Lagarto gegenüber, welcher meistentheils auf die Henne losstürzt. Wenn dieß geschieht, so hält man ihm den Knebel senkrecht entgegen, und sobald er den Rachen öffnet, stößt man ihm denselben hin, so daß, wenn die Kinnlade wieder herabfällt, die beyden Widerhaken sich festsetzen, und das Unthier nun leicht an's Ufer gezogen wird.

Es ist ein entsetzlicher Anblick! der ungeheure Rachen weit aufgesperrt, die großen scharfen Zähne, die blaßrothe Farbe des Rachens, die weit hervorspringenden Augen, der bepanzerte Körper, die ungeheuren Pfoten und der mächtige Schweif geben ihm ein gräßliches Ansehen; und obgleich man überzeugt ist, daß das Thier in diesem Zustande nicht zu schaden vermag, so ist es doch unmöglich, es ohne eine Regung von Furcht anzusehen. Das Volk umgibt den Lagarto jezt, und hezt ihn wie einen Ochsen, indem sie ihm rothe Gegenstände entgegenhalten, denen er nachstürzt, wann der Hetzer auf die Seite springt, um seinem Schlage zu entgehen, während das Thier vorwärts läuft, bis es sich durch den Riemen, der an dem Toleter befestigt ist, angehalten fühlt. Am Ende tödtet man es mit einem Lanzenstoß in den Rachen, oder zwischen den Vorderbeine und dem Leibe; es wäre denn, daß es zufällig auf den Rücken fiele, und den Bauch blos gebe, welcher weich und allenthalben verletzbar ist.

Die andere Art ist einen Vogel in der einen, und ein starkes scharfes Messer in die andere zu nehmen. Der Jäger schwimmt damit, bis ihm ein Lagarto entgegen kommt,

Digitized by Google

und in dem Augenblick, wo dieser nach dem Vogel schnappt, taucht er unter und läßt den Vogel auf der Oberfläche zurück, und sogleich schlizt er dem Thiere den Bauch auf, das sogleich überschlägt und von dem Strome davon geführt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 15. Juli.

Ist nicht die Sonne die Seele der Natur? dann aber muß der Norden, der organische, wie der unorganische, weniger Leben haben, als der Süden. Vielleicht ist dieß nie bezweifelt worden. Wenn der Süden ursprünglich schafft; so bildet der Norden blos aus, verbildet auch wohl. Dieß ist alles, was sich ihm zugestehen läßt. Wo aber die Sonne scheint, fliehen die Nebel, eine Wahrheit, die nicht schwer zu begreifen ist, und dennoch nur von Wenigen verstanden wird. So hat der Süden das positive Wissen, der Norden die Nebeley geschaffen. Unter dieser steht der thierische Magnetismus oben an. Ist es möglich, daß wir uns nur darum mit einigen Duzenden alter und neuer philosophischer Systeme den Kopf zerbrochen haben, um, als Frucht davon, die albernste aller albernen Waschweiber-Ideen auszuhecken? Entehrt es nicht den gesunden Menschenverstand, an eine geistige Einwirkung ohne materielles Medium zu glauben? Die Narren pflegen den Magnet, ja selbst den Wind anzuführen, als Wirkungen, deren Medium wir ebenfalls nicht kennen. Aber der Magnet zieht, da wo er ist, unter jeder Voraussezung, an, und zwar durch ein Medium, welches um nichts desto weniger vorhanden ist, ob wir es gleich nicht sehen, wie wir den Geruch der Pflanzen vernehmen, ob wir ihn gleich ebenfalls nicht sehen. Alle Wirkungen, welche im Wege der, bey nervenkranken Personen stärker gereizten Sensibilität zu erklären sind, lassen sich zugeben, durchaus aber nur, ohne den Einfluß des Magnetiseurs auf sie zu gestatten. Ich will davon ein Beyspiel anführen. Vor fünfzehn Jahren ward in Sachsen eine hysterische junge Frau magnetisch behandelt. Sie befand sich in einem Gartenhause, welches nicht unmittelbar an der Landstraße, sondern tief in den Garten hinein lag, so daß man erst eine ziemlich lange Allee durchschreiten mußte, ehe man zu der Wohnung gelangte. Einsmals erklärt der Magnetiseur, er werde, von Geschäften abgehalten, am folgenden Tage nicht kommen; man möge ihn also nicht erwarten. Nichts desto weniger ruft die kranke Frau andern Tages, und zwar zu derselben Stunde, wo er gewöhnlich seine Visite zu machen pflegte: „Der Doktor, der Doktor!“ Die Familie bedeutet ihr, sie irre sich: „Der Doktor werde heute nicht kommen. Aber die Kranke versichert wiederholt, er komme eben. Da öffnet sich die Thür, und der Doktor tritt wirklich ein. Als man ihm den Vorfall hinterbringt, erklärt er ihn für die Folge des Rapports, in welchen er sich mit der Kranken versezt habe; diese aber gesteht späterhin, sie habe die Glocke der Gartenthür klingen hören. Leztere hatte bis dahin Niemand, selbst die Kranke im gesunden Zustande nicht vernommen, weil sie zu weit entfernt war. Es muß Jedermann befremdet haben, daß neulich zu Paris bey einem, vor dem dortigen Polizeykorrectionstribunale verhandelten Prozesse, die unbefugte Ausübung der Heilkunst, von Seiten einer Frau, durch Anwendung des thierischen Magnetismus betreffend, der Präsident denjenigen unter den als Sachkundigen citirten Aerzten, welcher sich in öffentlicher Sizung vermaß, zu behaupten, die Einschläferung durch den Magnetismus sey so gewiß möglich, daß er (der Arzt) ihn selbst (den Präsidenten) auf der Stelle einschläfern könne, diesen Charlatan nicht beym Worte genommen, und somit nicht Angesichts des ganzen versammelten Publikums die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen die betrogene, oder betrügende Anmaßung der Schwindeley zu vertheidigen gewußt hat. Wir haben in der medicinischen Welt nicht wenig, und von jämmerlichen Rebhern auf die gäng und geben Erscheinungen, daß kranke, besonders nervöse Personen (und diese sind gerade die Auserwählten des Magnetiseurs) im Uebermaße ihrer gesteigerten Phantasie die örtliche materielle Ursache ihres Leidens mit großer Bestimmtheit entdeckt, sich dagegen Mittel verordnet, und durch deren Gebrauch Erleichterung zu verspüren geglaubt haben; alles dieß, als rein dem blos thierischen Instinkte gemäß, vermöge dessen selbst die Thiere, bey gestörten Lebensfunktionen, gewisse Kräuter vorzugsweise aufsuchen, ja sich selbst die Adern öffnen, ist höchst natürlich. Von dieser Einleitung komme ich zu der Anwendung, welche der besprochene Gegenstand in Rom findet. Werden es mir die Leser auf's Wort glauben, wenn ich sie versichere, daß der größte Theil der hiesigen blos ausübenden, das heißt, weder als Professoren angestellten, noch sonst sich mit der medicinischen Schriftstellerey befassenden, Aerzte den animalischen Magnetismus nicht einmal dem Namen nach kennen? Ich darf dreist sagen, der größte Theil, da mir wenigstens ein halbes Duzend der renommirtesten unter ihnen aufgestoßen sind, welche sich im genannten Falle befanden. Was läßt sich daraus schließen? Etwa, daß die Heilkunde in Rom auf schwächern Füßen steht, als im ersten besten deutschen Krähwinkel, wo bereits, wie mir geschrieben wird, die Barbiergesellen zu manipuliren beginnen? So dürfte allerdings die deutsche Vermessenheit schließen, die deutsche Vermessenheit, welche sich allein für originell hält, und es auch in so fern wirklich ist, als sie in Erfindung von Hirngespinnsten die größte Originalität unter allen Völkern der neueren Zeit besizt; aber jedem, mit gesunden Sinnen begabten Beobachter wird darin die höchst achtbare Hinneigung zum Praktischen, zum Positiven, welche überhaupt die italiänische wissenschaftliche Kultur bezeichnet, sichtbar werden. Dagegen hat bekanntlich das Brownische System, außer England, zuerst in Italien, besonders in Rom, und zwar schon um 1782, Aufsehen gemacht und Eingang gefunden. Was läßt sich wiederum daraus schließen? Etwa, daß die Römer inconsequent sind? Nein; sondern nur, daß das Brownische System auf einem vernunftgemäßen positiven Princip beruht, dagegen dem thierischen Magnetismus nichts als Wahnwiz, oder wirklicher materieller Betrug zum Grunde liegt.

Auflösung der Charade und Räthsel in Nr. 191:

Storchenschnabel.

Räthsel.

Wir reisen ohne Kopf durch Land und See zuerst.
Was oft noch jezt der Brauch, in deutsche und wälsche Staaten;
Doch dürft ihr eben nicht auf Menschen rathen.
Zur Fastenzeit vertreten wir die Braten.
Wiewohl der Protestant promiscue uns speist.
Und was am meisten uns verdrenßt,
Wer nicht gesegnet ist an Wiz und Schick und Geist,
Dem müssen wir — so ist der Weltdank insgemein —
Zum Übernamen noch den eignen Namen leihn.

— e —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. August 1826.

Der Zufall weilt, wo Liebe weilt,
Und wirkt und schafft, und führt zum Ziel,
Und von der Liebe Macht ereilt
Ist auch der Held ein Kinderspiel.

W.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Meta holte tief Athem und sprach dann leise weiter: „Eines Tages sagte mir mein Großvater: Sie hätten um meine Hand angehalten. Als ich gleich darauf in mein Zimmer gehe, um mich zu sammeln und zu fassen, find' ich einen Brief auf meinem Nähtisch liegen und erkenne Hilberts Hand. Ein Zittern überfällt mich. Ich öffne widerstrebend. Ich lese und traue meinen Sinnen kaum. Ich war empört, auf das Aeußerste gekränkt. O! ich hatte den schmeichelnden Gedanken genährt, die freundliche Aufmerksamkeit, welche Sie — nun war ich grausam getäuscht. Ich weinte, ich zürnte. Mehrere Male nahm ich die Feder zur Hand, Hilbert mit Vorwürfen zu überschütten, daß er es wage, mit solchem Antrag mich zu beleidigen. Ich sollte spielen mit Gottes heiligem Wort! mich vermählen und scheiden lassen, wie ich mich anzog und auszog! — ich vermochte es nicht vor Zorn und Verachtung. Dazu kam, daß meine Großmutter mich strenger als je bewachte. Ich glaubte endlich, keine Antwort sey auch eine Antwort. Nach drey Tagen forderte mein Großvater mein Ja. Es war eine Form; denn hätt' ich es nicht gegeben, er hätt' es mir entrissen. Der Domdechant stand drohend im Hintergrund. — O Viktor! jezt werden Sie mich verdammen! ich hatte gekämpft und gerungen; ich hoffte, es würde meinem herzlichen Bestreben, der treuen Erfüllung meiner Pflichten gelingen — endlich Ihre Achtung, Ihre Neigung zu gewinnen. Er forderte mein Ja — und ich gab es ihm!"

Ein lang verhaltener Thränenstrom brach hier aus den schönen Augen der Sprecherin. Sie verbarg das Gesicht in ihr Tuch. Viktor ergriff sprachlos ihre Hand, drückte sie an sein Herz, an seine Lippen.

Nach einer Weile sezte sie ihre Erzählung unter Thränen fort.

„O ich hatte gefehlt, und kaum war das Wort gesprochen, so war ich mir's lebhaft, schmerzlich bewußt. Sie müssen es bemerkt haben, daß ein Geheimniß lastend auf meinem Herzen lag, ein Geständniß auf meinen Lippen zitterte. Aber Sie deuteten es anders. Großmüthig wollten Sie mich schonen, mir jede Erklärung ersparen. So vereitelten Sie es selbst, wenn ich mühselig einmal den Muth gefunden, eine geheime Unterredung einzuleiten. Sie waren häufig abwesend — ach! Sie vermieden mich. Am Hochzeittage endlich — o Sie wissen nun Alles!" —

Viktor sprang unruhig auf. Ja, er wußte nun Alles, und mehr, als ihr furchtsamer Mund deutlich auszusprechen gewagt. Er sah sich geliebt mit der innigsten, festigsten Empfindung und mußte herzlos diese Liebe zurückweisen. Er konnte der beglückteste, beglückendste Mann seyn, und mußte sich und die süße Freundin zu grausamer Entsagung verdammen!

Aber es sollten Stunden noch härterer Prüfung kommen. Geringe Achtsamkeit auf seine Gesundheit und die heftige Gemüthsbewegung der lezten Tage hatten ein lang

verjährtes Uebel von Neuem geweckt: eine an sich unbedeutende Wunde im Arm, die er sich in früher Jugend einmal im Zweykampf zugezogen hatte, brach auf. In der Nacht, welche den Unterredungen mit Hilbert und Meta folgte, befiel ihn plötzlich ein Fieber, und den Morgen raffte er sich mühsam empor und sah sich außer Stande, sich in eine andere als in eine häusliche Morgenkleidung zu werfen. Die Einsamkeit des heutigen Tages fürchtend, hoffte er anfänglich noch immer, der Einladung zum Mittagessen und Abends zum Spiel Folge leisten zu können. Allein der Wundarzt, den er endlich rufen ließ, verbot ihm das Ausgehen bestimmt; so sah er sich genöthigt, absagen zu lassen.

Als er den Bedienten hinaussendete, dieß Geschäft zu verrichten, blieb zufällig die Thür seines Zimmers halb offen. So hörte er deutlich Meta eilig aus ihrem Gemache kommen und den Bedienten beauftragen, auch sie zu entschuldigen. Er trat in die Thüre.

„Ich bitte Sie, Meta, fahren Sie allein hin,“ sagte er mit gerunzelter Stirn.

„Sie werden mir doch nicht zumuthen, Sie in diesem fieberhaften Zustande allein zu lassen?“ entgegnete sie, indem sie sorglich die Fenster des Vorzimmers schloß.

„Sie werden die Leute beleidigen. Das Diner ist unsertwegen veranstaltet.“

„Noch mehr würden sie mir es verdenken, wenn ich allein käme, erwiederte sie bescheiden. Erlauben Sie mir, immer bey Ihnen zu bleiben. Ich will Sie nicht hindern, wenn sie etwa durch Lesen sich zerstreuen wollen, oder durch Schlummer erquicken.“ Sie winkte dem Bedienten, zu gehen.

Der Gemahl hatte den Muth nicht, ihn zurückzurufen.

Zum ersten Mal sahte er einen Tag allein mit ihr zuzubringen, und nach solchen Erklärungen, nach solchem Geständniß! Sie saß ihm bey Tisch gegenüber; er sah sie in lieblich stiller Geschäftigkeit walten als ordnende Hausfrau; die sorgsame Thätigkeit ihres Geistes machte ihre schönen Augen heller und freudiger strahlen. Anfangs war sie furchtsam und schüchtern. Doch verriethen ihre umständlichern, ausführlichen Antworten, wenn er sie anredete, daß sie geneigt war, ein unbefangenes Gespräch zu unterhalten. Nach und nach ward sie dreister; das Bestreben, ihn zu erheitern, zu zerstreuen, besiegte ihre Blödigkeit; sie fragte selbst, sie erzählte, sie theilte mit Bescheidenheit ihre Ansichten mit. Eine holde Anmuth des Geistes, ein reicher Verstand, ein fester Blick entfalteten sich vor Viktors bewundernder Seele. Alle weitere Erklärungen, alle wiederholten Herzenserschütterungen schien sie sorgfältig vermeiden zu wollen. Ihr Mädchen mußte arbeitend in der offen stehenden Nebenstube sitzen; der Bediente sich häufig ein Geschäft im Vorzimmer machen.

Den Nachmittag kam der Chirurgus wieder, die Wunde von Neuem zu verbinden. „Ich muß auf das Land, sagte er, es wäre möglich, daß ich auf den Abend nicht wieder kommen könnte. Sie übernehmen dann wohl mein Geschäft, gnädige Frau! der Verband ist ganz einfach.“

Meta erröthete. „Der Kammerdiener, sagte sie verlegen — sein Herr ist an seine Bedienung gewöhnt.“

„Aha! wahrscheinlich können Sie kein Blut sehen, versetzte der Arzt. Ja, ja, das ist so zarter Damen Art!“

„Das nicht, erwiederte Meta schnell, ich fürchte nur...“

Viktor errieth sie leicht. „Wollen Sie mir nicht diesen freundlichen Dienst erzeigen, Meta?“ fragte er sanft.

„Gern, wenn Sie es wünschen,“ entgegnete leise die noch höher Erröthende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Wann die Formen veraltet sind (d. h. wenn sie inhaltslos, leer und nichtig, obgleich vielleicht noch gebieterisch dastehen, während sich die Idee, das Wesen gereinigt, entfaltet und andern Orts hingeflüchtet hat), dann entsteht, sey es nun in Kirche oder Staat, in Wissenschaft oder Kunst, die dunkle Ahnung nach dem noch unbestimmten Neuen, die, bis zur Affektion gesteigert, dem Durst vergleichbar wird. Auf dem Felde der dramatischen Kunst zeigt sich dieser Durst in Deutschland dadurch, daß wir mit leidenschaftlicher Gier sogleich bey der Hand sind, Alles zu übersetzen und darzustellen, was uns das komische französische Theater an kleinen Artigkeiten beut. Hierin spricht sich die Ahnung aus, daß (auf den Inhalt gesehen) wir noch nicht genug selbstständige Nation sind, um eine eigene deutsche Komödie zu besitzen — (auf die Form gesehen) daß wir geschickter sind, ein dramatisches Gedicht zu schreiben, als ein darstellbares und wirksames Stück für die Bühne, und daß wir in dieser Hinsicht noch manches von den Franzosen (wenn auch nicht, wie jezt, durch buchstäblich krasse Nachäffung) erlernen können. — In Frankreich zeigt sich die Ahnung von der Unzulänglichkeit ihrer ersten Bühne, wenn auch nicht in dem Durst, doch in der Ueberwindung ihres Nationalvorurtheils, deutsche Dramen und Tragödien zu bearbeiten und selbst auf ihre ersten Bühnen zu bringen, worüber freylich das Journal des débats sich in höchst unanständigen Ausdrucken gegen die deutsche, barbarisch geschimpfte Muse sich erbost; denn dieses Tagesblatt macht es sich zur eiteln Pflicht, das Antike und Klassische zu vertheidigen, hält aber in hochmüthiger Unkenntniß den Haarbeutelgeschmack aus den Zeiten des vierzehnten Ludwigs für klassisch und den altfränkischen Reifrock und den Menuettschritt des steifen Alexandriners für antik. Das hilft aber Alles nichts! die Zeit ist so mächtig, daß jüngst in eben diesem Journale ein ausführlicher kritischer Aufsatz stand,

der ungefähr dasselbe enthielt, was wir so eben gesagt haben, zeigend, daß es in französischer Sprache unmöglich sey, die Tiefe und Schönheit Shakespear'scher Dramen wiederzugeben. Und dieser Aufsatz (hört! hört!) ist geschrieben von einem Deutschen!

Ein fremdes dramatisches Werk in seiner Integrität stehen lassen und es unverändert auf die Bühne bringen, ist dem französischen Uebersetzer rein unmöglich gemacht. Auch wenn er den besten Willen hätte, er dürfte es nicht. Denn Alles ist vorherbestimmt, wie es also und nicht anders seyn soll und muß, kraft der unbestreitbaren Herrschergewalt der Konvention. So und so muß die Jungfrau, so und so die Wittwe lieben; nicht um ein Haar böser als vorschriftsmäßig, darf der Bösewicht bös seyn; ja er muß immer noch eine gewisse Theatergroßmuth besitzen, wenn er nicht stürmisch ausgepocht seyn will; wie edelmüthig nun der Held seyn muß, kann man sich denken; um nichts und wieder nichts muß er sich aufopfern können, und wenn es ihm auch zu schreyen und zu toben erlaubt ist, so muß er doch zum Tode mit eben dem Anstand wie zum Ball geben — kurz es gibt eine Theaternatur und eine wirkliche, die nicht verwechselt werden dürfen. Das wäre nun schon ganz recht, denn die Kunst soll sich über das Gemein-Natürliche erheben, wenn nur nicht die Kunst, absolut von der Natur getrennt, aufhörte, Kunst zu seyn, und zu einem willkürlichen, oft unnatürlichen Uebereinkommen würde. Dieses Uebereinkommen ist aber, wie gesagt, so mächtig, daß sich der französische Uebersetzer nie von demselben trennen darf, und gezwungen ist, das fremde dramatische Werk in ein französisches umzugestalten. So wird denn hier ein französischer Hamlet und Makbeth, eine französische Jungfrau von Orleans und Maria Stuart gegeben, die weder ein Engländer für ein Shakespear'sches, noch ein Deutscher für ein Schiller'sches Werk erkennen dürfte. Und nach diesen Metamorphosen — um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen — beurtheilt nun die Nation die Meisterwerke ihrer nächsten Nachbarn; ja, und würde sie noch ungünstiger beurtheilen, wenn sie ihnen nicht also nach Landesart zubereitet wären. Unglaublich ist es, daß eine so leichtbewegliche und geistreiche Nation, die schon bey dem Klange des Wortes Freyheit beseelt erscheint, so unfrey, so regungslos und so geistig angefesselt in dem engen Behälter ihrer tragischen Kunst ausdauern kann. Vergleicht man ihre dramatischen Dichterwerke mit denen der Spanier, der Engländer und der Deutschen, so möchte man fast glauben, daß es ihnen an Phantasie gebricht; aber nein, sie wird nur von zwey bösen Dämonen fest in Ketten gehalten, von dem herkömmlichen Gout, welcher ruft: das ist nicht erlaubt! und von dem sogenannten esprit, welcher gleich alles ridicule oder bête findet. Ist eine dieser drey furchtbaren Machtphrasen einmal ausgesprochen, so ist es um das Werk, um den Dichter geschehen. Man könnte den Stand der heutigen französischen Kunst fabelisch, ja dramatisch darstellen, wenn man es aufschriebe, bey welchen Stellen das französische Parterre unruhig wird, und entweder sein diktatorisches: das ist nicht erlaubt, oder das ist ridikül, oder das ist bête, ausruft — im Gegensatz derjenigen Stellen, ja derjenigen Wörter, wie nature (nämliche Stimme des verwandten Bluts), un français, patrie u. a., bey denen es in lauten Jubel ausbricht.

Einem Franzosen, der vortrefflich Deutsch weiß, hatte ich Hoffmanns Kater Murr geliehen. Als er mir das Buch wiederbrachte, es recht artig und geistreich fand, aber doch bey weitem nicht so davon eingenommen war, als ich es vermuthet hatte, fragte ich ihn, ob diese Gattung von Humoristik bey seinen Landsleuten Eingang finden würde? — Nein, sagte er mir, das wäre nicht erlaubt; bey uns dürfen Thiere nur in der Fabel sprechen. Und sich verbessernd sezte er hinzu: Dem NN. (er nannte mir einen Autornamen, der mir entfallen ist) — dem NN. würde man dennoch dergleichen gestatten. Auf diese Weise ist nicht nur alles in Schiebladen und Büchsen, wie in einer Dichtkunst-Apotheke, regelrecht geordnet, sondern die Ausnahmen von der Regel, die Lizenzen sind das Besitzthum bestimmter Personen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Stierkampf.

Im Jahre 1792 wurden bey einem Feste zu Lissabon auch Stierkämpfe angeordnet. Ein Neger hatte wenige Tage zuvor zum ersten Mal in seinem Leben einem derselben zugesehen, und machte sich verbindlich, das wüthendste und furchtbarste dieser Thiere eher zu ermüden als zu tödten; überdieß wollte er, während des ganzen Kampfes, nur einen Dolch als Waffe haben, den er erst beym Schluß benutzen würde.

Allgemeines Gelächter erfolgte auf diesen Vorschlag, man gestattete aber den Versuch, um nur das Vergnügen zu genießen, einen Neger von einem wüthenden Stiere todtstampfen zu sehen. Der Schwarze erschien in der Arena, und verneigte sich gegen die Zuschauer, die ihm durch Zischen und Verwünschungen antworteten.

Als man den Stier einließ, versuchte der Neger erst dessen Aufmerksamkeit durch Zusammenklatschen der Hände und nachahmendes Gebrüll auf sich zu ziehen; es glückte ihm auch vortrefflich, und das schnell wüthend gemachte Thier rannte mehrmals auf ihn los. Sein geschicktes Ausweichen mußte es natürlich nur noch mehr aufbringen.

Nachdem er die Anwesenden eine Zeit lang so unterhalten hatte, empfing er den vollen Anlauf des Stiers auf seiner Brust, wand die Arme um dessen Hörner, und, indem er sich überschlug, saß er im Nu auf des Thieres Rücken, das mit verzweifelten Sätzen hin und her sprang. —

So sehr nun aber vorher das Publikum gegen ihn gestimmt war, so sehr ward es jezt für ihn eingenommen, und von allen Seiten ertönten nur Vivas und Bravo's.

Der Stier, wie der Neger versprochen hatte, ermüdete, viele Stimmen begannen schon „basta" zu rufen, und

der Siegende streckte seinen Gegner mit einem einzigen Dolchstoß zu Boden, und sprang von seinem Sitze herab.

Jezt regnete ein dichter Goldhagel in die Arena, und eines übertraf das andere an Freygebigkeit. Der Neger aber, der vor dem Stier saß, hatte eine Hand ruhig über eines von dessen Hörnern gelegt, und schien nicht zu wissen, was um ihn vorging. Indem sprang das todtgeglaubte Thier von neuem und zum lezten Male auf! — Es zeigte sein Ende an, aber auch das des kühnen Siegers, denn mit von dem Horne, worauf seine Hand lag, durchbohrtem Herzen sank er neben dem hinstürzenden Thiere nieder.

Urania.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 5. August.

(Beschluß.)

Der 30ste Juli glich vollkommen dem 29sten, ausgenommen daß, weil es ein Sonntag war, die ganze Cohue der Cabinotiers und Pommeaux und Polissenses und Ravaudes von Saint-Gervais sich eingefunden hatte, und sehr malerisch die Holzstöße, das Schlachthaus und einige andere Baracken am Bassin, am Molard und bey der Fusterie überdeckte. Um 6 Uhr Abends fanden sich die Mitglieder, Kandidaten und Aspiranten der Gesellschaft im Pflanzengarten ein, um mit einander zu fraternisiren. Der diesjährige Präsident, de Constant, hielt eine kurze Rede, nach welcher ein Sänger, Namens Prevost, auf einen Schemel stieg, und einen Empfangsgruß absang, in welchem man den Gästen sagte, daß man sie beständig mit dem Hurrah: Soyez les bienvenus, enfans de Tell, soyez les bienvenus! empfangen wolle. Das Volk wogte außerhalb dem Pflanzengarten, der von Gensd'armen bewacht wurde, in bunten Fluten auf und ab, und schien ein nicht geringes Schlückchen aus dem Aponsbrunnen genommen zu haben.

Am 31sten fand Vormittags die Versammlung der Centralkommission der Gesellschaft und ihrer korrespondirenden Mitglieder im General-Büreau, rez-de-chaussée No. 103, Cour de Saint-Pierre, und etwas später die allgemeine Versammlung in demselben Lokal statt. Mittags wurde im Kasino gespeist. Um 2 Uhr Nachmittags wurde Konzertprobe in der Kathedralkirche zu S. Peter gehalten. Am Abend gab der Präsident den Mitgliedern, Kandidaten und Aspiranten beyderley Geschlechts den Thee, nebst einem Feuerwerk und einer Lampen-Illumination, auf der Terrasse seines ganz nahe bey der Stadt, hoch über der Rhone gelegenen Landhauses.

Am 1sten August um 2 Uhr Nachmittags großes Konzert in der Kathedralkirche die, mit einer Ausgabe von 12,000 Franken, in ein großes hölzernes Amphitheater verwandelt worden war, auf welchem mehr als 4000 Personen bequem Platz finden konnten. Die Damen befanden sich in der Mitte auf einer grün beschlagenen Estrade, das Männerchor unmittelbar hinter ihnen. Das Orchester erhob sich stufenweise, bis zu den gothischen Fenstern, die den Halbkreis umschlossen. Das Konzert begann mit einer Symphonie von Beethoven, in der sich das Orchester auszeichnete. Darauf folgte das Requiem von Mozart, und das Oratorio von Debora und Sisara, Musik von Guiglielmi, von dem man nur einige Bruchstücke sang, in denen jedoch mehrere Stimmen Gelegenheit fanden, ihre Kraft und Reinheit zu zeigen. Die zweyte Abtheilung begann ebenfalls durch eine Symphonie, darauf folgte ein prachtvolles Stück von Beethoven, „Christus am Oelberg." Außer dem Verdienst der Solosänger ist man durch die Präzision, mit welcher die Chöre der Soldaten und der Seraphinen gesungen wurden, vollkommen befriedigt worden. Das Konzert war um 6 Uhr beendigt. Im Zwischenakt erschallte eine Trompetenfanfare, die in der hohen Wölbung der Kirche eine große Wirkung hervorbrachte. Um 8 Uhr begann im Kasino ein Abendessen, zu welchem die Damen eingeladen waren, und bey dem man deutsche und französische Freyheits-, Trink- und Rundlieder sang. Ein sogenannter Philosoph, mein Nachbar, murmelte mir den Vers des Horaz, aus dem zweyten Buche seiner dritten Satyre, in's Ohr: Hunc propius me, dum doceo insanire omnes, vos ordine adite; worauf ich ihm aus der achten Ecloge Virgils entgegnete: Ipsi sibi somnia fingunt.

Am 2ten war um acht Uhr Morgens Probe des kleinen Konzerts im Theater, welches um zwey Uhr Nachmittags in demselben Lokal gegeben wurde. Ungeachtet der großen Hitze war der Saal doch übervoll. Die Eleganz der Dekoration und die Pracht der Toiletten standen in vollkommener Harmonie. Dagegen schienen die Kehlen und Instrumente ein wenig verstimmt zu seyn; obgleich mehrere ausgezeichnete Talente zu beweisen sich bemühten, wessen sie fähig seyen. Vorzüglich zeichnete sich die Aria und der Chor von Essemio, die Aria der Semiramis, eine liebliche Romanze und ein Hautbois-Solo aus. Um 9 Uhr Abends begann der große Ball im Theater, auf dem dieselbe Menge und Hitze, wie beym Konzert, vorherrschend waren. Ein Theil der bürgerlichen Bastey, neben dem Theater, war illuminirt, und diente den Tänzern und Tänzerinnen zum Erfrischungs-Spaziergange. Wein, Eis, Limonade, Punsch und die übrigen Reizmittel verwöhnter Magen wurden in großer Menge vertheilt. Das Volk (le peuple) morfondirte sich, von den Gensd'armen in einer respektvollen Ferne gehalten, außerhalb dem eisernen Gitter und der Mauer bey Papons Kaffeehaus.

Am 3ten besuchten die Mitglieder der Musikgesellschaft die Gemäldeausstellung — über welche wir eine besondere Mittheilung liefern wollen — in dem neuen Musée-Rath, die Sammlung der physischen und chemischen Instrumente des verstorbenen Professors Pictet, das Naturalienkabinet und die übrigen ausgezeichneten Merkwürdigkeiten der Stadt. Nach dem Mittagessen begaben sich die Männer in Prozession vom Büreau der Gesellschaft zum Hafen des Molard, wo sich die Damen bereits auf den zierlich ausgeschmückten Schiffen eingefunden hatten. Um drey Uhr sezte sich die Flotte in der vollkommensten Ordnung in Bewegung, zuerst die Barken der Gesellschaft, sodann die kleineren Böte und Nachen, über hundert an der Zahl, sodann die vier Dampfschiffe der Léman-remorqueur, der Léman-Vaudois, der Winkelried und der Wilhelm Tell, endlich eine Menge anderer Barken und Fahrzeuge. Ueberall erschallte Musik und Kanonendonner, und das Ganze, von den schnellen Dampfschiffen in allen Richtungen durchschnitten, bewegte sich langsam auf den offenen Seearm hinaus, der das glückliche Hügelland bespült. Nach einer ziemlich langen Spazierfahrt, um den Reiz des glücklichen, klaren Himmels, den Anblick der zauberischen Landschaft, und das Gewimmel der nähern Umgebung ganz zu genießen und zu durchmustern, landete man bey der Campagne Bartholoni, wo Erfrischungen gereicht wurden. Mit anbrechender Nacht kehrte man in den Hafen zurück, während ein prächtiges Feuerwerk losgelassen wurde. So endete ein Fest, das einen wirklich eigenthümlichen und höchst anziehenden Charakter hatte, und dessen man noch lange Zeit in den Annalen der helvetischen Musikgesellschaft Meldung thun wird.

Als Supplemente gaben Herr Boissier und Herr Eynard, der thätige Philhellene, noch besondere Feste, der Erstere am 4ten in seinem Landhause am Ende der Eaux-vives und am Ufer des See's, der Andere am 5ten einen großen Ball, zu welchen beyden sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft eingeladen waren.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 200.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 22. August 1826.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden;
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist.
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden.
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Schiller.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Die Regeln des Her- und Uebereinkommens, in welche die dramatische Kunst der Franzosen sich seit ihrer goldenen Zeit gefügt hat, haben unbestreitbar ihren grossen Nachtheil; diess ist in Deutschland bekannt, ja vielleicht allzusehr zum Gemeinplatz geworden. — Eine Menge unserer jungen Leute nämlich, selbst Kunstjünger, haben die ganze dramatische Literatur der Franzosen, ohne sie zu prüfen, ja ohne sie zu kennen, bey Seite geschoben, und begnügen sich mit dem Wissen des auf Autoritäts-Glauben angenommenen Spruchs von der Beschränktheit und Einseitigkeit der französischen Bühne. Gegenüber dieser leichtfertigen, nachbetenden und höchst undeutschen Art zu urtheilen, haben die Franzosen ganz Recht, unsere Bühne eine barbarische zu nennen, und sich ihrer Regeln, ihres strengen Geschmacks, ihrer Keuschheit, wie sie es nennen, zu rühmen. Und wirklich gewähren ihnen die Gränzen, die sie sich hier, sey es aus Mißverstand der Alten, sey es willkürlich, gezogen haben, einen bedeutenden Vortheil. „Wenn doch die Bühne so schmal als ein Seil wäre, damit sich kein Ungeschickter hinauf wagte," heißt es in Wilhelm Meisters Lehrjahre; dieß Wort trifft dort den Schauspieler, aber wahrlich, man kann es auch auf die Dichter anwenden. Eben weil die französische Bühne wirklich ein schmales Seil ist, das der Dichter zuerst betreten muß, und zwar mit so gebundenen Händen und Füßen, daß ihm nur bestimmte regelrechte Bewegungen erlaubt sind, eben deßhalb sind auch auf dieser Bühne gewisse, bey uns gar nicht seltene, Dinge rein unmöglich. Eine gewisse breite zerflossene Lyrik, deren Gegensatz ein Durcheinander zahlloser Begebenheiten und bey den Haaren herbeygezogener Situationen ist, gewisse geschmacklose Bockssprünge bey allzu familiärer Vertrautheit mit dem Publikum, gewisse Unkenntniß gesellschaftlicher Rücksichten, gewisse alberne abgedroschene Späße und hochtrabende Plattheiten und stupide oder unverschämte Naivitäten würde das französische Parterre durchaus nicht dulden. Am allerwenigsten aber würde man hier ertragen das Untereinanderrühren aller Gattungen, welches bey uns zu so chaotischer Verwirrung in Dicht- und Darstellungskunst, im Geschmack und Urtheil des Publikums den Anlaß gab, und welches der Quell ist, daß unsere besseren Dichter und Zuschauer sich immer mehr von der Bühne lossagen, und diese ihrem gänzlichen Verfall entgegeneilt, sich in Oper, Tanz und — auch hier das Höhere verlassend — in leere Augenlust und Ohrenkitzel auflöst. Man wird mich nicht so mißverstehen, als wenn ich in der Tragödie die Ironie, die komische Rückseite der ernsten Weltansicht, oder in der Komödie das tragisch Rührende, ihr humoristisches Element, verketzern wollte. Was ich meyne, ist die strenge Geschiedenheit der hiesigen Bühnen. Eine jede derselben hat ihr bestimmtes Stamm-Publikum; man findet auf gewissen Plätzen dieselben Menschen wieder; diese haben für die Gattung ihrer Bühne eine bestimmte Vorliebe, sie ist nichts

anders als die Anlage zum Urtheil über diese Gattung, und diese Anlage haben sie durch fortgeseztes Besuchen ihres Lieblingstheaters so ausgebildet, daß sie nun ein wirkliches und bestimmtes Urtheil über diese Art von Dramen und ihrer Darstellung haben. Ob dieses Urtheil das absolut richtige sey, darauf kommt es nicht an; genug, es ist ein festbestimmtes, aus gemeinsamer und fleißiger Anschauung, aus bestimmten Prinzipien hervorgegangen, und beugt jeder Verwirrung, jeder Anarchie vor. Diese Stammhalter eines jeglichen, auch des kleinsten Theaters sind von ihren Vorgängern erzogen worden, so wie sie ihre Nachfolger erziehen; von ihnen aus theilte sich immer und theilt sich stets der Masse des Publikums ein (wenn ich so sagen darf) äußerst reger Kunstinstinkt mit; und so hat sich in jedem Parterre der verschiedenen dramatischen Gattungen ein Urtheil gebildet, das, wäre es auch aus ganz falschen Prinzipien hervorgegangen (welches doch wahrlich nicht so absolut der Fall ist, als man es in Deutschland glaubt), doch ein einiges und bestimmtes Urtheil ist. Es spricht sich in den Tagesblättern in der Form analysirender Beurtheilung aus, im Schauspielhause durch die scharfsichtigste Auffassung des Gehörigen und Ungehörigen, indem die feinsten Beziehungen und die zartesten Abstufungen in frischer, lebendiger Aeußerung gefühlt werden. Auch diejenigen, die heute das strenge théâtre français und morgen das vaudeville, heute die große und morgen die italienische oder die opera comique besuchen, verlangen nicht, daß Scribe wie Racine dichte, daß Potier wie Talma spiele, Mazurier wie Vestris sich geberde, und das kleine Orchester des théâtre des variétés es dem der großen Oper gleich thue. Sie betrachten jedes dieser Theater als ein besonderes Kunstgebiet, und vorauswissend, was sie zu erwarten haben, richten sie sich nach den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten der dort Einheimischen und sind sogleich akklimatisirt. Dieses sind die einfachen Ursachen, weßhalb das Größte wie das Geringste der französischen Schauspiele so sinnig für die Darstellung erdacht, so geschickt bearbeitet, so treffend ausgeführt, und hauptsächlich so durchgehends gehörig ist, wie wir es kaum von den ersten unserer dramatischen Meisterwerke rühmen können. Weiß doch der französische Dichter, schon bevor er Stoff und Form wählt, ganz genau, was dieses oder jenes Parterre wünscht und erwartet, was er in diesem oder jenem Theater wagen oder nicht wagen darf, welche Beziehung, welche Farbengebung dort unverstanden bleiben, hier lebendig aufgefaßt werden wird. Hat der deutsche Dramatiker, bey der heutigen völligen Verwirrung des Urtheils, bey der totalen Anarchie der vielköpfigen Theaterpöbelschaft, oder bey dem türkischen Despotismus so mancher Hofbühnen auch nur den geringsten dieser Vortheile? Kann, ja wird es ihm nicht begegnen, daß seine gelungene Nachbildung der antiken Tragödie zum ersten Mal vor einem Melodrampublikum dargestellt wird, welches die erhabensten Reden und Gegenreden seiner Helden für langweilig erklärt, weil es, an Folter und Brandmarken gewöhnt, nur durch glühende Zangen kann ergriffen werden? Wird sein Lustspiel, welches die höhere Gesellschaft darstellt und die geheimen Triebfedern ihrer feinsten Konflikte auf komische Weise an's Tageslicht bringt, wird es nicht vielleicht vor Zuschauern gegeben, die den Schneider Zips oder den Rochus Pumpernikel erwarten, oder auch ... nun ich will kein neueres unserer sogenannten feinen Lustspiele nennen. Kurz, der deutsche Dichter weiß nicht, für wen er schreibt, und ist also gezwungen, in's Blaue hineinzuschreiben. Er wird aber nie zu dieser Kenntniß gelangen, d. h. es wird sich nie ein deutsches Theaterpublikum bilden, so lange auf unsern Thespiskarren, wie auf unsern Hof- und Nationaltheatern, Wallenstein und die Galeerensklaven, Minna von Barnhelm und Staberl's Reiseabenteuer, die Geschwister und Gurli und Armide und die sieben Mädchen bunt durcheinander gegeben und eben so bunt beurtheilt werden in unsern bunten Tagesblättern, davon kein einziges eine bestimmte ästhetische Grundfarbe hat. Oder gibt es vielleicht ein, die dramatische Kunst beurtheilendes Blatt, das von gleichgesinnten Kennern geschrieben wäre, von bestimmten Kunstprinzipien ausginge und nicht heute dieß und morgen sein absolutes Gegentheil behauptete? Mir ist wenigstens ein solches Blatt nicht bekannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Der Chirurgus ging. Die Vermählten blieben allein.

Wir sind nicht gesonnen, dem Leser alle einzelnen wenig hervorstechenden Züge eines häuslichen Stillebens vor die Augen zu führen. Edlere Frauen erscheinen, der innersten Natur ihrer Stellung zum Manne nach, nie liebenswürdiger als im engen Kreise des Hauses. Es konnte es nicht fehlen, daß das Band sich enger und enger um Viktors widerstrebendes Herz zog, daß er der süßen Gewalt unterlag, gegen die er so muthig, so ritterlich angekämpft hatte. Und nie war eine Liebe edler, nie fester begründet gewesen. In dem gefährlichsten Verhältniß der Berechtigung durch äußere Gesetze hatte er jung und feurig Meta's unvergleichlichen Reizen widerstanden, und in der bewunderten Schönen die Erwählte des Freundes geehrt; er hatte in seinem heldenmüthigen Herzen die Kraft zur Entsagung gefunden, auch als der stammelnde Mund der Liebenden ihm verrieth, daß ihm selbst das seltne Glück einer freyen weiblichen Neigung entgegenblühe. Was nicht der Schönheit, was nicht der Liebe gelungen war, das bewirkte Meta's sittliche Grazie, der innere Adel ihres Wesens, die stille Harmonie ihrer Seele. Wie er mehr und mehr

Digitized by Google

sie innig verehren mußte, wie er im klaren Spiegel ihres unbefangenen Betragens das edelste Bild eines lilienreinen jungfräulichen Sinnes erkannte, zog eine gewaltige, heiße, unbezwingliche Leidenschaft in sein Herz ein. Noch wußte er nur halb, was er fühlte; noch blieben seine Aeußerungen, seine Worte im Gleichmaß ruhig-freundlichen Wohlgefallens. Meta empfand den Eindruck auf sein Gemüth, und begnügte sich damit. Es stand in ihrer Macht, das Hervorbrechen der Blüthe durch einen einzigen unschuldigen Kunstgriff zu beschleunigen. Aber in zarter Sittsamkeit verschmähte sie es, die Waffen zu gebrauchen, die auch dem gewöhnlichsten Weibe zu Gebote stehen, das die Natur mit äußern Reizen geschmückt hat. Sie verbarg es nicht, daß sie ihm zu gefallen wünsche. Es war eine gewisse sittliche Koketterie in ihrem Wesen, eine sanfte Gefälligkeit, die ihn wunderbar rührte. Aber höher als je schien der strengste Anstand die Schranken zwischen ihr und dem Gemahl gethürmt zu haben. Sie sezte sich ihm nicht zur Seite, sie berührte seine Hand nicht, sie wäre vor sich selbst erröthet, seine Liebe einer unedlern Regung verdanken zu müssen.

Abends blieb der Chirurgus aus. „Wollen Sie wohl nun Ihr Amt antreten, Meta?“ fragte Viktor lächelnd. Sie fand sich sogleich bereitwillig. Mit Geschicklichkeit lösste sie den Verband, und zeigte in der ganzen Behandlung so viel Umsicht und Kunde, daß es des Freundes lebhafteste Verwunderung erregte. Kein Zittern verrieth, daß es der Geliebte war, den sie pflegte. Ihre Hand war so fest als zart, und ihre Bescheidenheit that ihrer Genauigkeit keinen Eintrag.

„Es befremdet Sie, sagte sie lächelnd, daß ich mich dabey nicht ein wenig ziere? ich habe Uebung in diesem barmherzigen Schwestergeschäfte. Meine gute Pflegemutter hielt es für ein ächt weibliches. Ihre eigene Jugend fiel in die Zeiten des siebenjährigen Krieges, wo sie ihrem Vater, einem Wundarzt, oft hatte hülfreiche Hand leisten müssen. So führte sie auch uns an das Lager der Kranken unsers Dorfs. Wenn ein wilder Knabe den Fuß verrenkt oder den Arm gebrochen, wenn ein Zimmermann verunglückt war, oder sonst ein Unfall einen Armen in unserm Kreise getroffen, mußten wir Mädchen abwechselnd Krankenpflegerinnen seyn, und uns in menschenfreundlichen Pflichten üben. Wir mußten dem Wundarzt zur Hand gehen und die leichtern Dienste selbst übernehmen. Sie schalt uns, wenn wir in sinnbetäubendem Mitleiden in Thränen dahin schmelzen, wo wir ein thätliches beweisen konnten. Sie suchte uns zu überzeugen, daß Weichlichkeit nicht Weichheit sey, und schäzte nichts höher als die stete Gegenwart des Geistes, den klug entschlossenen Sinn, der handelt, wo der sich selbstsüchtig Schonende weint.“

Unter solchen Gesprächen, unter solchen Gefühlen war ein Tag und ein folgender vorüber gegangen, und der Abend des zweyten fand Viktors Uebel eher schlimmer als besser. Seine Seele arbeitete heftig und heftiger. Was anfänglich ein heimliches, beklemmendes, und doch fast süßes Leiden gewesen war, das war allmählig ein herbes, schneidendes Weh geworden, das zerriß jezt als ein unendlicher, wüthender Schmerz seine Brust. Nah und näher war er der Geliebten gekommen, und noch gähnte ihn die Kluft an, in ihrer unübersteigbaren Breite, die schreckliche Kluft, die ihn auf ewig von ihr trennte. Er mußte es sehen, wie sie liebend, flehend die schöne Hand nach ihm ausstreckte, und durfte ihr die seine nicht reichen! In fieberhaft verträumter, entsezlicher Nacht sah er die drohende Gestalt des hintergangenen Freundes, sah er, aufgeschreckt aus ihrer friedlichen Gruft durch das gebrochne Wort die bleichen Schatten seiner verehrten Eltern ihn zurückscheuchen, wenn die Stimme seines Herzens ihm zurief: überspringe mit keckem Muthe die trennende Kluft! Sie war sein vor der Welt, sein durch ihren eignen, innersten Willen; alle Kräfte seines Wesens nannten sie sein, und er sollte sie lassen! es kam ihm in den aufgeregten Sinn, des Freundes Großmuth aufzurufen, ihn anzuflehen um die Zurückgabe seines Wortes. Aber seine eigne Großmuth bebte vor dem Schritte zurück, ein verstecktes, von Zorn und Scham gemischtes Gefühl unterstüzte sie. Er gestand sich es selbst nicht, daß seine liebende Empfindung für ihn sich in halben Haß verwandelt hatte; er tobte gegen das Geschick, das mit Menschenherzen spielt, gegen sich selbst, der in frevelhaftem, übermüthigem Leichtsinn sich und die Geliebte in solches unabsehbares Elend gestürzt.

Wie wechselnde und quälende Leidenschaften während dieser entsezlichen Nacht sein Herz durchströmt hatten, die freudlose Helle des Morgens fand den einen Gedanken in ihm fest: „es kann nicht so bleiben. Du mußt entsagen, so thu' es als ein Mann!“

Er fühlte nicht den Schmerz der erhizten Wunde vor dem, seines grausamen Entschlusses. Aber er schritt an das Werk wie ein Held. Das Betragen, welches er von jezt an seiner zerrissenen Brust gegen die arme, bestürzte Meta abzwang, möchte schwer und verlezend zu schildern seyn. Er war nicht schroff und kalt, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe. Er war hart, bitter und lieblos; er vermied sie, er schloß sich ein, er trozte der Gefahr der Wunde, ging aus und ließ sie Tagelang in schmerzlicher Einsamkeit allein. Mit sanfter Geduld, mit stillem Leiden ertrug sie den grausamen Wechsel. Sie war nicht mehr liebevoll andringlich, nicht mehr dienstbeflissen und beredt; aber sie war gütig, milde, und all ihr Thun von freundlicher Würde beseelt. Viktor konnte sie nicht sehen, ohne sich von bittern Vorwürfen zerrissen zu fühlen. Ich will fort! rief er jeden Abend, und vermochte es nicht am Morgen. Geflissentlicher noch vermied er den Freund zu sehen, dem er keinen Trost, keine Rechenschaft zu geben wußte. Er hatte ihm kurz gemeldet, daß Meta auf ihrem Entschluße beharre, ihn nicht wieder zu sprechen. Auf ein-

mal erhielt er einen Brief von ihm, der ihn mit eben so kurzen Worten bat, morgen früh um sieben Uhr sich bey ihm einzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Juli.

Wie der Wind, ob man ihn gleich nicht sieht, noch sonst weiß, weder von wannen er kömmt, noch wohin er fährt, Verwüstungen aller Art anrichten kann; so schwindelt den Römern der Kopf von dem Schatze, der gehoben werden soll, ohne daß Jemand zu sagen weiß, was es für eine Bewandniß damit hat, noch wo er eigentlich liegt. Bekanntlich soll es ein deutscher Sprachmeister seyn, welcher die Nachricht von der Vergrabung desselben in einer, von einem in der Nähe Roms verstorbenen französischen Offiziere nachgelassenen Schrift entdeckt hat. Jezt, heißt es, ist der Schatzgräber mit der Person, welche sich anheischig gemacht hatte, die von der Regierung verlangte Bürgschaft zu leisten (einem gewissen Gewürzhändler Carioni, demselben, welcher das Theater Argentina, nebst dem Privilegium, darin jeden Carneval große Oper nebst Maskeraden geben zu dürfen, auf Lebenszeit gepachtet hat), wegen übertrieben gesteigerter Forderungen zerfallen, und sucht nun einen andern Bürgen. Wie dem auch sey, so will man bemerkt haben, daß der preußische Sprachmeister jezt in einem glänzendern Aufzuge einhergeht, denn zuvor. Bey dieser Gelegenheit werden alle älteren und neueren Geschichten von vergrabenen Schätzen, besonders von solchen, welche in der Tiber liegen sollen, aufgefrischt. Unter leztern nimmt der berüchtigte goldene Candelaber, welchen Titus, nebst vieler anderer Beute, nach der Eroberung von Jerusalem, aus dem dortigen Tempel nach Rom gebracht haben soll, den ersten Platz ein. Bekanntlich ward dieser Leuchter, will man sonst den Volkssagen der damaligen und nachfolgenden Zeit Glauben beymessen, beym Einfall der Barbaren in Rom, in die Tiber geworfen. Zu welcher Zeit, von wem und unter welchen besondern Umständen, weiß freylich Niemand. Wird dadurch von der einen Seite die historische Gewißheit dieses Faktums freylich zweifelhaft gemacht; so ist es von der andern nur einem Manne, wie dem spaßhaften Hrn. Advokaten Fea, dem Antiquitätenkommissär, der aber auch alle andere Dinge, von den Verhältnissen der Inquilinen zu den Hausbesitzern bis zum „Dominio indiretto della Santa Sede Apostolica sul Temporale de' Sovrani" in schriftstellerische Kommission genommen zu haben scheint, gegeben, es aus dem Grunde geradezu für unmöglich zu erklären, weil der Leuchter sich ohne die geringste Unbequemlichkeit auf tausend andere Arten verbergen ließ." Auf welche? Doch nur, entweder an einem Privatorte, oder im Freyen? Aber in beyden Fällen war die Vergrabung oder Versteckung, die nachgelassenen Spuren und der mehr oder mindere Zeitaufwand abgerechnet, für den, der darüber ertappt, oder bey dem der Leuchter gefunden worden wäre, mit Lebensgefahr verbunden; denn wo einmal ein versteckter Gegenstand von Werth angetroffen ward, da suchte man nach neuen und zwang die Leute durch Grausamkeiten aller Art, was sie etwa versteckt oder nicht versteckt hatten, herauszugeben. Führt doch Hr. Fea selbst an, daß, wie der heil. Augustin erzählt, den Menschen nicht selten die Kaldaunen aus dem Leibe geschnitten wurden, um darin nach den, von ihnen verschluckten Edelgesteinen *) zu suchen. Sollte einmal der Leuchter versteckt werden; so war auf jede Weise keine bequemere und sicherere Art dazu vorhanden, als ihn in den Fluß zu werfen; denn die Sache war augenblicklich geschehen und ließ keine Spur nach sich; überdem war der Gegenstand so groß und schwer, daß er augenblicklich in dem Schlamm versinken mußte, folglich vom Strome nicht fortgeführt, und folglich zu seiner Zeit mit Sicherheit wieder aufgefunden werden konnte. Die von Hrn. Fea angeführten Gründe widerstreben daher der Möglichkeit, daß der besagte Candelaber in die Tiber geworfen worden seyn könne, keineswegs, ob ich gleich darum noch nicht behaupte, daß er wirklich darin liegt. Aber, wenn nicht in der Tiber, wo ist er denn? Daß Titus diesen Candelaber nebst dem goldenen Tische und den silbernen Trompeten im Triumph mit nach Rom gebracht, berichtet nicht allein Joseph Flavius, sondern wir sehen diese Gegenstände auch klar und deutlich im Innern des Triumphbogens des genannten Kaisers in Basrelief ausgedrückt. Eben so weiß man mit Bestimmtheit, daß alle diese Dinge, nebst vielen andern, als Beute heimgebrachter Kostbarkeiten im neu von Vespasian erbauten Tempel des Friedens aufgestellt wurden, gerade wie sie vorhin im Tempel von Jerusalem (welches Wort, wie man jezt wissen will, Frieden bedeutet) gestanden hatten. Der Friedenstempel aber brannte im Jahre 192 unter Commodus ab, und mit ihm wurden, wie Herodian versichert, alle darin aufgestellten Kostbarkeiten, also auch der Candelaber, ein Raub der Flammen. Das läugnen andere, besonders Relandus in seinem Werke über den Triumphwagen des Titus; der eine, nach Procopius, behauptet, diese jerusalemischen Trophäen seyen von Alarich nach Carcassona in Frankreich, der andere, von Genserich nach Carthago, ein dritter, von Belisar nach Konstantinopel, und endlich ein vierter, von einem (den aber Niemand kennt) nach Jerusalem zurückgebracht worden. Der Candelaber stände also wieder an seinem vorigen Platze! Und das wüßten wir bloß von einem Schriftsteller, aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, ohne daß irgend eine spätere Nachricht, bey dem großen und stets dauernden Verkehr, welcher seit den Kreuzzügen zwischen Europa und Jerusalem geherrscht hat, die bestimmte Anwesenheit des Leuchters in Jerusalem aussagte? Ist das glaublich? Sollte man nicht lieber annehmen können, er sey im Brande des Friedenstempels in Feuer aufgegangen, oder er liege wirklich noch im Schlamme der Tiber vergraben?

Daß übrigens in der Tiber Schätze oder andere Kostbarkeiten, besonders Kunstdenkmäler, verschüttet liegen, ist eine Sage, welche von jeher nicht allein unter den Römern, sondern auch unter den daselbst sich aufhaltenden Fremden geherrscht hat. Es soll sich sogar im Talmud eine Stelle befinden, in welcher versichert wird, daß das Bett der Tiber sey von Rom bis nach Ostia, durch Augustus und seine Nachfolger ganz mit Erz gepflastert, und diese ungeheuern Unkosten von dem in Judäa erhobenen Tribut bestritten worden. Besonders sind die hiesigen Juden von der Anwesenheit von Schätzen und Kunstwerken in der Tiber so fest überzeugt, daß sie, wie noch fortwährend die allgemeine Volkssage (die aber Hr. Fea wiederum schlechtweg für eine Fabel erklärt) geht, unter Benedikt XIV. (1740–1758) sich erbeten haben, auf ihre Kosten das Bett derselben zu reinigen und zu ebnen, wenn man ihnen den Besitz aller der darin zu findenden Kostbarkeiten oder sonstige Gegenstände von Werth zusicherte; daß aber die Regierung, obgleich eine solche Operation den so häufigen Ueberschwemmungen der Tiber wo nicht ganz vorgebeugt, wenigstens ihnen bedeutend gesteuert haben würde, den Vorschlag abgelehnt hätte, weil man befürchtet habe, der ausgegrabene Schlamm möge die Luft verpesten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Daß dieß Edelsteine, und keine Goldmünzen, wie Hr. Fea sagt, gewesen sind, bin ich geneigt, zu glauben. Denn, um so viele Goldmünzen zu verschlingen, daß es der Mühe verlohnt hätte, dazu würde ein starker Magen gehört haben.

Beylage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. August 1826.

Was eine Gottheit diesem frey gewährt,
Und jenem streng versagt, ein solches Gut
Erreicht nicht jeder, wie er will und mag.

Goethe.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Viktors erster Gedanke war an eine Ausforderung, und es war fast, als empfinde er eine Art Freude darüber. „Es ist das kürzeste Mittel, es zu enden!“ rief er; allein ein reiflicheres Nachdenken verscheuchte den Gedanken bald ganz. Hilbert war nicht der Mann, sich ohne offene Nothwendigkeit auf eine Unternehmung dieser Art einzulassen. Er selbst schämte sich des Gefühles, das ihn überrascht hatte. Zu der bestimmten Stunde begab er sich zu Hilbert.

Er ging hin mit dem festen, edelmüthigen Vorsatz der vollkommensten Offenheit, aber die finstere Zurückhaltung, die gezwungene Höflichkeit, mit welcher ihn jener empfing, verschloß auch sein Herz krampfhaft wieder. Mit schweigendem Ernst, in gemessener Haltung standen sie einander gegenüber. Auf Beyder Stirnen war Kummer und Unschlüssigkeit deutlich zu lesen, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, welcher von den Freunden der Unglücklichste war.

„Viktor! hob jezt Hilbert an, du hast mir mit großmüthigem Herzen ein vergebliches Opfer gebracht. Es scheint, ich habe Meta verloren.“

„Du hast ihr Herz verloren,“ erwiederte Viktor mit beklemmter Brust.

„So ist es,“ entgegnete Hilbert finster, „aber nicht durch irgend eine Beleidigung, eine Vernachlässigung. Es ist eine alte Geschichte, in allen ihren Kapiteln: „„der Wankelmuth der Weiber““ überschrieben. Sie liebt mich nicht mehr, weil — sie dich liebt.“

Der Freund heftete sprachlos den Blick an den Boden.

„Jezt habe ich noch eine Bitte an dich, fuhr jener mit schlecht erkünstelter Kälte fort, und du kannst, du wirst sie mir nicht versagen. Du bist schöner, liebenswürdiger als ich. So lang sie dich sieht, so lang sie noch hofft, dich gewinnen zu können, ist sie mir unwiederbringlich verloren. Dem neuen Gegenstande ihrer treulosen Leidenschaft fern, wird die alte Neigung, die so lange ihr Herz beherrscht, wiederkehren. Vier Wochen wolltest du an ihrer Seite leben? seit zehn Tagen bist du vermählt — wenn du wirklich mein Freund bist — laß es bey diesen Tagen bewenden!“

Viktor fühlte, wie das Blut ihm aus den Wangen trat, wie die düstre Stirn sich mehr und mehr umwölkte. Der Doktor schien es absichtlich nicht bemerken zu wollen; denn schneidend fuhr er fort: „Nicht, mein Freund! als ob ich das mindeste Mißtrauen gegen dich hegte. Wie könntest du je unredlich an deinem Hilbert handeln, wie vermöchtest du es, sein blindes Vertrauen zu verrathen, wie je die Nacht zu vergessen, wo du mir auf dem Grabe Deiner Eltern einen unwiderruflichen Schwur thatest! Nein, Viktor, ich wiederhole es, ich habe nicht den geringsten Verdacht gegen deine Ehre: allein — laß mir das Feld frey! es kann nicht fehlen, eine so rasch aufgeloderte Flamme muß, nicht mehr genährt, schnell wieder in Asche zusam-

Digitized by Google

men sinken! sie ist's, welche die frühere Glut überstrahlt. Laß mich von Neuem um ihr Herz ringen!"

Viktor stand ein Paar Sekunden unbeweglich, und der gewaltigste Schmerz drohte, seine kämpfende Brust zu zersprengen.

„Wohlan! rief er endlich: es sey! so nimm auch das noch von meiner Hand! ich will fort! du hast Recht: es kann nicht so bleiben! ja du hast Recht: ich bin kein Meineidiger! — so nimm sie denn hin! — versuche noch einmal dein Heil! flehe sie an! wirf dich vor ihr nieder! sey glücklich, daß doch Einer es sey! — ich will fliehen, ich will dich und sie niemals wieder sehen."

Der Freund schien nur zerstreut diesen wilden Ausbruch seines Schmerzes mit angehört zu haben. „Die Rolle, welche du zu spielen hast, sagte er, muß dir ohnehin höchst lästig und beschwerlich seyn. Du hast lange im Haven gelegen. Bald wirst du die gebundnen Schwingen wieder frey bewegen können im neuen Ausflug in irgend eine unbekannte Weltgegend. Aber auf jeden Fall dank' ich dir. Wann denkst du zu reisen?"

„Heute," entgegnete Viktor gereizt, aber gesammelter, fast bis zum Scheine der Kälte: „heute, jezt gleich. Ich gehe für's erste nach Wien: dort werden deine Briefe mich treffen. Schreib' mir doch, wie weit du gelangst. Möge sie dir verzeihen, daß nicht Alles vergeblich gewesen sey."

Er wendete sich rasch und wich des Freundes Umarmung aus. Hilbert ergriff seine Hand: er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Seine Miene ward weicher. Er wollte sprechen, aber mit verändertem Entschlusse ließ er plötzlich die Hand des ihn finster zweifelnd Anblickenden fahren, und Viktor eilte ohne weitern Abschied zur Thür. Rasch wendete er sich noch einmal hier um. Der in sein Innerstes zurückgedrängte Zorn suchte irgend einen Ausweg, die schwere Brust zu erleichtern. Mit strengem, gebieterischen Tone sprach er:

„Noch eins, Hilbert! Meta zu bereden, sie anzuflehen, sie zu gewinnen, ist dir erlaubt. Aber daß sie mein ist, so lange sie meinen Namen führt, dessen sey wohl eingedenk! die kleinste Beleidigung meiner Ehre räch' ich gleich, ob an Freund oder Feind! Du bist der Retter meines Lebens, und ich denke, ich habe dir vergolten. Wenn Meta's Herz sich dir von Neuem zugewendet, melde es mir, dann sey sie frey: bis dahin, Hilbert!" . . .

Seine Stimme war fast drohend geworden während des Redens.

Hilbert erwiederte kalt: „Halte du dein Wort; ich werde die Bedingungen halten!"

Zu Hause befahl Viktor seinem Kammerdiener, ohne Säumniß Postpferde zu bestellen und sogleich in aller Stille Koffer und Mantelsack zu packen. Während dessen schrieb er an seinen Geschäftsführer, gab ihm mehrere Aufträge und sorgte auf das Großmüthigste für die zurückbleibende Gemahlin; auch ein Paar flüchtige Zeilen an den Domherrn nöthigte er sich ab, seine plötzliche Abreise mit einer dringenden Angelegenheit entschuldigend. Dann warf er sich in Reisekleider. In einer Stunde war Alles abgemacht. Mit Entschlossenheit ging er nach Meta's Zimmer, denn noch einmal wollt' er und mußt' er sie sehen.

Schmerzlich klagende Akkorde tönten ihm aus dem innern Gemache entgegen. Er hörte den Klang eines Fortepiano's; es schien das Vorspiel eines zu beginnenden Gesanges zu seyn. Unwillkürlich blieb er stehen. Da erhob sich leise anschwellend eine reine, jugendliche Stimme, und in einfacher, melodischer Weise drangen liebliche, weiche Töne einer tief bewegten Brust in das Herz des Lauschenden. Klar und bestimmt glitten die Worte über der Sängerin Lippen:

So ist der Traum zerronnen,
Und du bist schon erwacht!
Kaum hat die Nacht begonnen,
Ach! deines Daseyns Nacht!

Wie bang in heißen Thränen
Verseufzet und verklagt,
Wird Stund' auf Stund' sich dehnen,
Eh's deiner Seele tagt!

Weh mir! was Nacht ihr nennet,
Ist mir des Morgens Schein!
Was ihr als Tod erkennet,
Das muß mir Leben seyn.

An meiner Kindheit Stätte,
Bereitet mir ein Haus!
Ein Haus, ein enges Bette,
Mein Herz! — da ruhst du aus!

Der Gesang löste sich in stilles herzliches Weinen auf. Viktors Festigkeit zerschmolz in dem rührenden, trostlosen Klagelaut. Er selbst, während er eine kleine Weile regungslos stand, fand sich in sanften Thränen wieder. Schon erhob er die Hand, leise die Thüre zu öffnen, als plötzlich in veränderter, muthigerer Weise, Spiel und Gesang von Neuem begannen:

Gönn', o gönne mir die Stunde,
Laß mich öffnen diese Wunde,
Stille Thränen träufeln drein!
Einmal noch laß mich genießen,
Laß sie fließen!
Dann bin ich auf ewig dein!

Streng ach! tönen deine Worte,
Scheuchen aus des Herzens Pforte
Alle Frühlingsträume mir!
Noch die scheidenden zu grüßen,
Laß sie fließen,
Dann gehör' ich ewig dir!

Monden, Jahre werden fliehen,
Mahnend mir vorüber ziehen,

Digitized by Google

An die nothgedrungne Wahl.
Wohl, ich hab es dir verhießen,
Laß sie fließen,
Ach, nur noch ein einzig Mal!

Und von Neuem schienen der Sängerin Thränen zu stürzen. Aber Viktors Entschluß war gehemmt. Er wußte nicht deutlich, an wen die leztern Verse gerichtet waren, ob an Gott, ob an den Schatten ihrer Erzieherin, ob an die eigene Vernunft, oder sonst eine höhere Kraft des Menschen selbst: allein was er klar erkannte, das war eine starke, muthige Seele, im Kampfe mit einer überwältigenden, hoffnungslosen Neigung. Mit dem festen Vorsatz, sie zu verlassen, im Herzen, war er, wie schmerzlich ihm auch die Vorstellung, daß sie ihn vergessen könne, seyn mochte, doch zu edelmüthig, um durch seine verzweiflungsvolle Gegenwart sie noch einmal erschüttern zu wollen. Mit raschem, männlichen Schritt war er der Thür genaht, — leisen, zagenden Fußes kehrte er nach seinem Zimmer zurück. Aber kaum hatte er es betreten, als schon der Klang des Posthorns ihn schmetternd zum Aufbruch mahnte.

„Ich komme!" rief er dem Kammerdiener zu. Als er durch das Vorzimmer ging, trat gerade Meta's Mädchen herein. Sie erschrak und ward blaß, als sie die Reiseanstalten erblickte. Viktor erkannte, daß es in der Seele ihrer Gebieterin war. Er ging rasch, stumm an ihr vorüber — aber eilig kam die schnell Gesammelte hinter ihm drein gestürzt.

„Gnäd'ger Herr! rief sie athemlos: Sie verreisen ohne Abschied? was soll denn aus meiner armen gnäd'gen Frau werden?"

„Viktor warf sich verzweifelnd in den Wagen: „Bring ihr mein Lebewohl, Lisette! rief er außer sich, und wenn du sie weinen siehst, dann gib ihr den Trost, daß ich noch tausendmal unglücklicher bin wie sie."

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Modetrachten der Damen zur Zeit der Königin Elisabeth.

Der Kopfputz der Damen bestand des Morgens in einer einfachen Haube; nur daß die wohlhabendern Bürgerfrauen in der Regel Mützen von Sammet und oben darauf einen Turban oder ähnlichen Auffatz trugen. Der Auffatz war weiß, die Mütze buntfarbig und wie ein Dreyeck geformt.

Sobald die Toilette beendigt war, erschienen prunkvollere Kopfzierden. Einige trugen die sogenannte Schiffshaube, einen prangenden Kopfputz mit Flügeln und Bändern, die wie Schiffswimpel in der Luft flatterten. Andere eine Haube, die man Flügelhaube nannte, und deren Flügel von noch größerm Umfange wie die an jener waren. Noch andere die französische Haube, die an sich einfach, aus Gaze oder Mousselin verfertigt war, und vorn spitz zulief, so daß an beyden Seiten das Haar unbedeckt blieb. Sie ist heut zu Tage unter dem Namen Stuartshaube bekannt. Bey Manchen war der Kopf ohne Bedeckung, und das Haar dagegen mit Federn, Juwelen und Zierathen von Gold und Silber, wie unter andern mit goldenen Erbsenschooten, die offen standen, und worin statt der Erbsen Perlen lagen, durchflochten; oder man trug auch wohl ein einfaches goldenes Netz. Junge, unverheirathete Damen trugen das Haar labyrinthisch durcheinander gewunden, oberhalb der Stirn aufrecht, und bedeckten es bey kaltem Wetter mit einer Tour. Falsche Locken wurden sehr häufig getragen und fast durchgängig in der Farbe verschieden von der des eignen Haares. Das leztere pflegten die Damen auch wohl zu färben, und es erhielt in der Regel eine röthliche Farbe, aus Artigkeit gegen die Königin Elisabeth, deren Haare bekanntlich röthlich waren.

Zunächst auf den Kopfputz folgte eine sehr steife, vom feinsten Cambrick verfertigte Halskrause, die von einem so enormen Umfange war, daß sie hinten die Höhe des Kopfes erreichte. Die Halskrausen gaben Anlaß zur Erfindung des Wäschesteifens, in welcher Kunst man für den Preis von fünf Guineen Unterricht erhalten konnte. Man legte die Falten mit Hülfe kleiner eiserner, stählerner oder silberner Stäbe, die beym Feuer vorher erhitzt worden.

Bey der übrigen Kleidung nahm der Reifrock die Hauptstelle ein; und da er sich sehr in die Breite dehnte, so suchte man damit den oberen Theil des Körpers auf die Weise in Einklang zu bringen, daß man bey den Schultern die Aermel ausstopfte. Die Taillen wurden gegen alle Proportion lang getragen, und den Leib preßte man durch das Schnürleib dergestalt ein, daß derselbe oberhalb des Reifrockes die Gestalt eines Trichters erhielt. Vorn am Schnürleibe befand sich eine Tasche für Geld, Briefe und kleine Handarbeit. Die Oberkleider waren von den reichsten Stoffen verfertigt, und mit sammtnen, durch Korallen verzierten Kappen versehen. Die Absätze an den Schuhen trug man von ungemeiner Höhe. Die Armbänder, Halsbänder und Handschuhe wurden parfümirt; und die Taschentücher reich mit Gold und Silber gestickt getragen. Das Ganze des Anzugs vollendete ein Mantel, Wamms genannt, der über die Achseln geworfen wurde, von Sammet oder Seide und reich mit Tressen besezt war.

Ging eine Dame aus, und besonders wenn sie das Theater besuchte, so nahm sie eine Maske vor. Selbst das Kinn wurde verhüllt mit einer eigens dazu verfertigten Binde. Ob diese Mode der jungfräulichen Schüchternheit oder der Eifersucht der Männer ihre Entstehung verdankte, davon schweigt die Geschichte.

Digitized by Google

Auch Fächer trug man, nur nicht in der Art, wie man sie heutigestages etwa bey den Spanierinnen erblickt, sondern sie bestanden aus Federn, meistentheils Straußfedern, und die Griffe waren von Silber oder Elfenbein und mit Diamanten oder anderen Edelsteinen besezt. Der Admiral Franz Drake überreichte am Neujahrstage 1589 der Königin Elisabeth einen Fächer von weißen und rothen Federn. Der Griff war von Gold, emaillirt mit einem halben Monde von Perlenmutter, in diesem Halbmonde war wiederum ein kleinerer befindlich, der mit Diamanten besezt war. Auf der einen Seite befand sich außerdem ein Kranz von Perlen, der das Portrait der Königin umgab, und auf der andern eine Krone mit einer Devise.

Die Kleider wurden nicht in Kommoden verschlossen, oder, sobald sie aus der Mode gekommen, weggegeben, sondern in einem Zimmer, welches eigens zu den Kleidern bestimmt war, an hölzernen Pflöcken aufgehängt. Hier ließ man sie an der Wand hängen, bis der Zahn der Zeit oder die Motten sie vernichtet hatten. Als Elisabeth starb, hinterließ sie auf diese Art 3000 verschiedene Kleidungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Juli.

(Fortsezung.)

Wenn sich Hr. Fea begnügte, die Sage vom bronzenen Bette der Tiber für eine Fabel zu erklären; so würde dagegen Niemand etwas einzuwenden haben; daß ihm aber jede Möglichkeit, als könnte die Tiber irgend Gegenstände von Werth in sich schließen, als eine Thorheit erscheint, welche er nicht begreifen kann, ist eine Skepsis, welche ihrerseits zur Thorheit wird. Wie, bey dem sich tausend- und wiederum tausendfältig ergebenen Wechsel der Dinge in Rom, bey den oftmaligen Zerstörungen, welche es erlitten, sollten nicht irgend zufällig oder absichtlich Gegenstände von Werth in die Tiber gerathen seyn? Während wir täglich sehen, daß in irgend volkreichen Städten von armen Leuten in den Gassenrinnen nach Geld oder Geldeswerth gesucht wird, weil die Erfahrung lehrt, daß, bey dem Verkehr der Menschen auf den Straßen, dergleichen hinein zu fallen pflegt, sollten nicht in die Tiber zu Rom, wo seit Jahrtausenden, so zu sagen, der Verkehr der ganzen Welt und ein mehrmaliger Umsturz fast aller Dinge geherrscht hat, Sachen aller Art gerathen seyn? Ob, wie von Schriftstellern aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert gemeldet wird, der Papst Gregor der Große (590—604) die alten Götterstatuen hat in den Fluß werfen lassen, um den Anblick derselben den, nach Rom pilgernden, Christen zu entziehen, ist eine Frage, welche deßhalb noch immer nicht verneint ist, weil sie von Hrn. Fea in seiner beliebten burlesken Manier für eine unverschämte Verläumdung erklärt wird. Aber zugegeben, daß der genannte Papst sich einer solchen Barbarey nicht schuldig gemacht habe, folgt denn, daß nicht vor oder nach ihm der christliche Fanatismus dergleichen Handlungen eines übelverstandenen Religionseifers begangen haben sollte? Freylich übertreibt Hr. Fea seinerseits die Dinge, wenn es ihm dünkt, oder zu dünken scheint, der hineingeworfenen Statuen seyen eine so große Menge gewesen, daß, wie er meynt, die Fahrt auf der Tiber dadurch gestört oder, bei niederem Wasserstande, die Spur von ihnen sichtbar werden müßte. Wenn, nach seinem eignen Eingeständnisse, das Bett des Flusses sich um achtzehn Palmen (zwölf Fuß) erhöht hat, kann da nicht eine große Menge Statuen neben einander unter einem so hohen Schlamm verborgen liegen, ohne daß sie selbst an den seichtesten Stellen zum Vorschein kommen? Muß man Hrn. Fea ein noch frisches, unglückliches Ereigniß in's Andenken zurückrufen, um ihm zu beweisen, daß das schlammige Bett des Flusses selbst Gegenstände, welche, mit einer Statue verglichen, von gar keiner Schwere sind, Monate lang verschlungen halten, und, obgleich emsig durchsucht, verbergen kann? Aber Hr. Fea will durchaus nicht, daß irgend Gegenstände von Werth in der Tiber befindlich seyn sollen, und erklärt alle Schriftsteller, welche die Möglichkeit, daß dem so seyn könne, anerkennen, zum Beyspiele Flaminius Vacca, Montfaucon u. s. w., für Narren oder Visionäre. Nichts desto weniger führt er aus den Denkwürdigkeiten *) des ersten jene bekannte Sage von einem gewissen Paolo Bianchini an, welcher, im Auffischen von versunkenen Barken, Mühlen oder anderer Gegenstände geübt, einstens, bey'm Herausziehen eines dergleichen Fahrzeugs, auf eine Statue stieß und sie glücklich an's Land zu schaffen wußte. Es war ein sizender Konsul mit einem Papiere in der Hand, von vortrefflicher Arbeit.

Aber Hr. Fea erklärt sich nicht geradezu und überall gegen das Vorhandenseyn von vergrabenen Schäzen; er will nur nicht, daß sie in der Tiber liegen: in den Häusern sollen sie verscharrt seyn. Daß dem so sey, das zu glauben, genügt ihm ein einziges Exempel. Er führt es an: im Jahre 1703 ist hinter der Kirche der Paoliner-Nonnen unter dem Ebonianus in vermauerten Zimmern („ch'io bene osservai", sezte er hinzu) eine Quantität Silberzeug nebst andern werthvollen Effekten, welche einem gewissen Secundus Asterianus (von der Familie Turcia) und seiner Gattin Projecta gehört haben sollen, gefunden worden. In vermauerten Zimmern! Wie? Hr. Fea, dem schon das Verscharren oder Versenken von Schäzen darum eine Narrheit zu seyn scheint und der ironisch fragt, ob es am Tage oder bey der Nacht geschehen sey, weil es Mühe und Aufsehen verursachen müßte, spricht nun gar von vermauerten Schäzen!

So viel für heute über das Kapitel von den in Rom vergrabenen oder sonst verborgenen Schäzen.

Wie es heißt, haben die Herren Champollion und Seyfarth gegenseitig eine Herausforderung an einander ergehen lassen und die Stadt Rom zum Kampfplaze erwählt, um daselbst ihre Sache der Hieroglyphen auszufechten. Troz dem gibt es Leute, welche behaupten, es werde nichts entschieden werden; andere dagegen wollen wissen, beyde wären, um die guten Römer nicht ferner bey der Nase herumzuführen, dieß Mal fest entschlossen, wenigstens einen der verschiedenen Obelisken zu erklären, und zwar nicht bloß zur Zufriedenheit der sogenannten Gläubigen, sondern auch derjenigen, welche erst sehen, und dann glauben wollen. Uebrigens ist das Kämpferpaar in Rom angekommen und hat sich, versichern einige, wie tapfere und großmüthige Campionen zu thun pflegen, wenn sie in die Schranken treten, höflich begrüßt; nach andern sind sie rachschnaubend an einander vorüber gegangen, ohne sich eines Blickes zu würdigen. Wie es scheint, ist über diese Sache noch ein tiefer Schleyer verbreitet.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Es muß Wunder nehmen, daß, troz der üblen Meynung, welche Hr. Fea von diesem Schriftsteller hegt, er ihn doch vor einigen Jahren von Neuem hat wieder auflegen lassen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 202.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. August 1826.

So viele Völker sehen Rom entstehen und herrschen, so viele mit neidischer Bewunderung seine Größe; aber Rom wurde nicht nachgeahmt.

Joh. v. Müller.

Der albanische See und dessen Kanal.

Von G. L. P. Sievers.

Je öfterer man Gelegenheit hat, gehörte oder gelesene Beschreibungen mit der beschriebenen Sache selbst zu vergleichen, je mehr überzeugt man sich, daß in ihnen die Liebe zur Uebertreibung, weil Jeder gern mehr gesehen, das heißt mehr Beobachtungsgabe gehabt haben, will, als sein Vorgänger, in der Regel einen größern Antheil haben als die nackte Wahrheit. Poetisch zu seyn ist überall leichter, als die Wirklichkeit zu schildern. So kostet es, um ein sehr gewöhnliches Beyspiel anzuführen, wenig Mühe, von einer Mauer zu sagen, sie sey ungeheuer hoch; aber ihre Höhe zu bestimmen, ist schon schwieriger, denn dazu muß man hinaufsteigen und sie messen. Unter den Gegenständen, welche mir früher durch mündliche oder gedruckte Nachrichten bekannt gewesen waren, bey näherer persönlich angestellter Untersuchung aber sich mit dem dadurch in mir erzeugten Begriffe mehr oder minder im Widerspruche fanden, nimmt der berühmte Abzugskanal, *emissario* *), des albanischen **) See's bey Rom, einen der ersten Plätze ein. Ehe ich von dem Kanal spreche, sollen hier einige Worte von dem See selbst und dessen Umgebungen gesagt, dabey aber, um der Mittheilung keine zu große Ausdehnung zu geben, alle übrigen alterthümlichen Gegenstände dieser Gegend unberührt bleiben. Albano ist mit Castel Gandolfo durch die Villa Barberini, welche in lezterm Orte ihren Haupteingang nebst dem Schlosse, und in jenem ihre äußerste Hinterthür hat, verbunden. Da sie dem Publikum nur für ein, dem Thürsteher zu entrich-

*) Dieß der italienische Ausdruck für dergleichen Abzugskanäle, welcher dem lateinischen Worte emissarius (Bote, Zuchthengst) keineswegs nachgebildet ist, ob er gleich diese beyden Bedeutungen ebenfalls hat: Im Livius (wenigstens im fünften Kapitel, wo der hier in Anregung gebrachte Gegenstand besprochen wird) findet sich keine Benennung dafür.

**) Da das heutige Albano nicht, wie das alte Alba Longa östlich über dem See, sondern südlich, eine gute Viertelstunde von demselben entfernt, daneben liegt; so heißt lezterer auch jezt gewöhnlich nicht mehr Lago di Albano, sondern Lago di Castel Gandolfo, einem Städtchen von etwa sechshundert Einwohnern, welches seiner hohen Lage wegen (gerade da westlich über dem See, wo ehemals Alba Longa östlich gelegen haben dürfte) die beste Luft hat, und wohin deßhalb die Römer im Mai und Oktober in ganzen Karavanen wandern, um eine Luftveränderung zu machen (per mutar aria). Das Schloß, ehemals fest, und ein Hinterhalt, von welchem herab aufrührische Große (wahrscheinlich zuerst der berüchtigte Pandolfus aus der Suburra, von welchem es auch seinen Namen erhalten haben mag) gegen die Päpste und das Volk ihr Wesen trieben, ist seither der einzige ländliche Aufenthalt gewesen, welchen erstere besessen. Pius VII. hat daselbst im Jahre 1816 oder 1817 einige Monate zugebracht, ist dann aber, eines Falles wegen, den Er aus dem Bette gethan, bey welchem ihm lange Niemand zu Hülfe eilen konnte, weil er, wie gewöhnlich, sich eingeschlossen hatte, (oder weil, wie die Sage geht, seine ganze Dienerschaft, außer einem einzigen Stallknechte, eben nach dem nahgelegenen Marino auf die Kirchweihe gegangen war) des Aufenthalts daselbst für immer entleidet worden.

Digitized by Google

tendes, Trinkgeld zugänglich ist (weßwegen sich die Einwohner beyder Oerter der Familie Barberini nichts weniger denn gewogen zeigen), so führt die gewöhnliche Straße von Albano nach Castel Gandolfo links neben oder vielmehr unter der Villa weg, und bildet einen der herrlichsten Spaziergänge, welche es geben kann. Hier stehen die majestätischsten, malerischsten immer grünen Eichen, welche ich je gesehen habe, an der einen Seite über die Mauer der Villa hervorragend, an der andern die Seitenwand bildend, gegen den Abhang des Berges. Die Freude an den himmelhohen, dickbelaubten Bäumen, der immer kühle Schatten, dessen erfrischende Wirkung sich selbst in den heißesten Monaten des Jahres wohlthätig zeigt, besonders aber links die Aussicht auf Rom und auf die, an und nächst dem Gestade des tyrrhenischen Meeres liegenden Ortschaften, z. B. Pratica (ehemals Lavinium), Tor Paterno (ehemals Laurentum) u. s. w., versetzen das Gemüth des Fremden (denn die Einwohner sind längst gegen diese Eindrücke abgestumpft) in eine so sehnsuchtsvolle Stimmung, daß einem das Herz, von Freude und Schmerz zugleich erfüllt, den Busen zersprengen möchte. Wie oft habe ich hier stundenlang gestanden, den unverwandten Blick auf die beyden Oerter und auf Rom gerichtet und die europäische Weltgeschichte, von der Landung des Aeneas und dessen Kampfe mit dem eifersüchtigen Turnus (das Schlachtfeld liegt zwischen den genannten beyden Städtchen) an, bis auf die neuesten Zeiten, wie in einem Schattenspiele vor mir vorüberschreiten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Der Wagen rollte davon. Noch einmal tönte das Horn; Viktor sah auf zu Meta's geschlossenen Fenstern. Aber stark bewohnt war das Haus, die Straße lebendig, und tief in dem Hintergrunde des Gemaches hielt ihr bewegtes Gefühl die Ahnungslose zurück.

Mehrere Monate lang durchstrich unser armer Flüchtling in verschiedenen Richtungen Deutschland, ehe er den Muth hatte, Wien zu berühren. Ihn auf seiner Reise zu begleiten, würde dem Leser eine traurige Mühe seyn. Zum zweyten Male sah er das behagliche, selbstgefällige Sachsen, zum zweyten Male den herrlichen Rhein mit seinen alten stattlichen Städten. Er sah die blühenden Fluren Schwabens wieder und deren wackre Bewohner, die, während die Natur ihnen des physischen Lebens Vollgenuß beut, doch unablässig den klug bedenklichen Sinn auf den Ernst der Zeiten gerichtet halten und das Eine, was Noth ist. Aber wie ganz anders gestaltete sich die Welt vor seinem düstern Blicke! In die Ecke des Wagens gedrückt, über schmerzlichen Erinnerungen brütend, oder bangen Zweifeln hingegeben, durchflog er unaufhaltsam das Land, dessen Schöne in üppiger Sommerfülle aufgeblüht, anfänglich den Kontrast seines umschatteten, zerrissenen Innern herber und schneidender machte, dann in seinem herbstlichen Verweilen und Hinsterben seiner Schwermuth neue Nahrung reichte. In den Städten suchte er keinen seiner Bekannten auf; die er zufällig traf, erschienen ihm langweilig und kalt; der Männer frivole Jagd nach Genuß verletzte sein höher gestimmtes Gemüth; von den Frauen war keine so schön wie die verlaßne Meta.

In Bayern wollte er verweilen: manche liebe Erinnerung knüpfte ihn an München, aber es zog ihn gewaltsam nach Wien. Es war, als harrte dort seiner Entscheidung seines Schicksals. War es Hilbert gelungen, sich von Neuem Gunst zu erwerben? es konnte nicht, durfte nicht seyn! seine weltmännischen Ansichten von dem Wankelmuth der Frauen scheiterten an der Vorstellung von Meta's edelm, reinem, festem Sinne. Dennoch quälte ihn rastlos der Gedanke daran, und wenn Hoffnung und Begierde nach endlicher Nachricht ihn vorwärts trieben, so hielt ihn wiederum Furcht vor einer Entscheidung zurück, die sein Herz zu zerschmettern drohte.

Es war im Spätherbst, als er so gespaltenen Sinnes in der Kaiserstadt einfuhr. Mehrere Male hatte er schon längere Zeit hier verweilt. Sie war ihm eine zweyte Heimath geworden; in vielen würdigen Häusern konnte er den besten Empfang, von mehreren bedeutenden und interessanten Personen ein freudiges Wiedersehen erwarten. Aber alle diese Gefühle wurden von dem einen Gedanken an Meta und Hilbert verdrängt. Er sendete sogleich nach der Post: keine Briefe waren da. „Sie ist mir treu!" rief er und athmete freyer auf. So lange er abwesend war, hatte er keine Nachricht von seiner Vaterstadt. Sorgfältig sah er die Zeitungen und das Intelligenzblatt seiner Provinz durch. Sparsam ward in erstern der Name seiner Heimath genannt, niemals im letztern Hilberts oder Meta's erwähnt. Regelmäßig sendete er posttäglich nach Briefen, und unter Herzklopfen erwartete er jedesmal den Boten.

Aber während dem Ausbleiben der schlimmen Nachricht war er dennoch zuversichtlicher, im Verlauf der Zeit allmählig ruhiger geworden. Der vorschreitende Winter lockte ihn mehr und mehr zur Geselligkeit. Er sah sich, ehe er sich es bewußt ward, in neuen Verbindungen, während auch die alten sich fester geschlungen hatten. Aber keinen Augenblick verließ ihn das lebendige, erwärmende Gefühl seiner Liebe. Indem er hoffte, fing er an, dem Leben wieder einen dürftigen Genuß abzugewinnen. „Sie ist mir treu, sagte er sich wiederholt: Hilbert muß ermüden, endlich abstehen und zurücktreten. Dann ist sie mein und ich bin glücklich!" —

Digitized by Google

Solchen tröstlichen Gedanken überließ er sich eben, als ihm ein Brief überreicht ward, in dessen Aufschrift er mit Schreck des Freundes Hand erkannte. Das Blut stieg ihm glühend in das Gesicht, aber bleich und bleicher ward er, indem er las, bis das sprachlose Entsetzen einem tobenden Zorne wich. Der Brief lautete:

Mein theurer Viktor!

„Um deine Großmuth zu vollenden, mußtest du den Schritt thun, der allein mir wieder zu hoffen vergönnte. Es ist gelungen. Meta ist von Neuem mein und bereit, es vor der Welt zu werden. Es hat mir Mühe und Seufzer genug gekostet. Sie zürnte mir sehr und hatte aus ächter Frauenrachsucht, die sie mir jezt tausendmal abbittet, ihr liebes kleines Herz mit wahrem Eigensinn dir zugewendet, der sie verschmähte und verschmähen mußte. Ich habe ihr vergeben und sie mir. Reiche nun je eher je lieber die Klage wegen der Scheidung ein. Meta wird in Alles willigen. Sie sagt mir, sie würde nur höchst ungern sich darüber in eine Korrespondenz mit dir einlassen. Du kennst ihr holdes, verschämtes Gemüth und wirst billige Rücksicht darauf nehmen. Lebe wohl, mein theurer, großmüthiger Viktor! und habe tausend Dank von mir und meiner Meta, daß du uns rettetest.

Dein Hilbert."

Wir wollen es nicht unternehmen, Viktors Gefühle zu schildern. „Es ist nicht wahr," rief er außer sich und trat das Blatt wüthend mit den Füßen, „er betrügt mich, der Bube!"

Aber war ein Betrug denkbar, dem die schleunigste Entdeckung drohte? Konnte dem Freund irgend eine Frucht daraus erwachsen? Er nahm den Brief auf, er las ihn zum zweyten Male: da stand es in klaren deutlichen Worten: Meta ist mein; sie willigt in die Scheidung.

Und in welchen hämisch-vertrauten Ausdrücken sprach er von ihr! er wußte nicht, ob er den glücklichen Freund heftiger haßte, oder die geliebte Unbeständige tiefer verachtete. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er sie unklug verlassen, und sich so um ihr Herz betrogen hätte. Dann wieder zürnte er schamroth bey der Vorstellung, daß das Seine ein Opfer eines albernen, verliebten Verdrusses geworden seyn sollte. Er rief sich Meta's liebliches, edles Bild zurück, er wiederholte sich seine Unterredungen mit ihr, ihre feste, deutliche Erklärung über Hilberts Gesinnung. Das war nicht die empfindliche Laune einer Liebenden, das war der klare tiefgewurzelte Unwille, der aus dem innersten Mißfallen am Unedeln und Gemeinen erwächst. „Es kann nicht seyn," rief er noch einmal.

Und doch — was hätte Hilbert mit einer solchen Täuschung beabsichtigen können? Der Neid seines Herzens schärfte seinen Verdacht gegen den Freund. Wie dem auch sey, sagte er endlich, ich muß der Sache auf den Grund kommen. Er faßte seinen Entschluß und schrieb:

„Wie ungern auch Meta aus „„holder Verschämtheit"" sich über die bewußte Sache in einen Briefwechsel mit mir einlassen mag: ich verlange durchaus, es von ihr selbst zu hören, daß sie die Scheidung wünscht. Sie entschließe sich daher, mir in einem Paar Zeilen von ihrer eignen Hand ihre Gesinnung zu melden. So wie ich sie erhalte, werde ich meine Maßregeln nehmen, und falls sie dir günstig sind, sogleich die Scheidungsklage einreichen.

Viktor."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 15. Juli.

(Beschluß.)

Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke. Dieses Sprichwort bewährt sich bey den Unternehmern der Feuerwerke im Mausoleum des August in seinem ganzen Umfange. Bekanntlich macht dieses Schauspiel das angenehmste unter den öffentlichen Vergnügungen Roms aus, und eben so bekanntlich hat Rom keinen Ueberfluß an leztern. Die reizendste Seite desselben besteht darin, daß die Damen hier in der gesuchtesten Toilette erscheinen, weil das Lokale bis vor Anfang des Feuerwerks vortrefflich erleuchtet ist, ein Umstand, welcher, wie überall in Italien, so auch in Rom, in keinem Schauspiel- oder Konzertsaale stattfindet, wo gewöhnlich eine chaotische Finsterniß herrscht. Man denke sich ein völlig rundes und völlig offenes Gebäude, von Mauer zu Mauer vielleicht zweyhundert Fuß im Durchmesser, mit fünf über einander laufenden, amphitheatralisch geordneten, steinernen Sitzbänken, darüber einen Rang geschlossener Logen, achtzig an der Zahl, in deren jeder vorn drey Personen bequem sitzen können, in der Mitte eine große Loge, und hierüber wieder eine offene Gallerie. Auf den Bänken und der Gallerie zahlte ehemals die Person zehn Bajocchi (drey Gr. fünftehalb Pf.), der numerirte Sitz in der großen Loge kostete zwanzig, der Eintritt in dieselbe fünfzehn Bajocchi, und eine einzelne Loge, für die ganze Feuerwerkszeit gemiethet, jeden Abend anderthalb Scudi. Doch mußte in lezterer der Eintrittspreis, nämlich zehn Bajocchi von jeder Person, noch obendrein bezahlt werden. Dieser Gebrauch, welcher durch ganz Italien herrscht, hält die Unternehmer für die Freyheit schadlos, welche die Logenbesitzer haben, nach Gefallen so vielen Personen, als sie wollen, den Zutritt in ihre Logen zu gestatten. Für diese mäßigen Preise geben die Unternehmer dem Publikum folgende Unterhaltung. Vorerst wird, wie schon gesagt, das Lokale vortrefflich erleuchtet, zwar nur einem Viertelstheile nach mit argandischen Lampen, und drey Viertel mit Talgfackeln, so daß die Zuschauer, welche sich im Bereiche des Qualmes von leztern befanden, nicht selten zu ersticken drohten; aber man sah doch, und das ist heut zu Tage schon viel. Vor Anfang des Feuerwerks führen zwey Orchester, eins aus bloßer Harmonie bestehend, etwa eine kleine Stunde lang, die beliebtesten italienischen Opernstücke auf, während welcher Zeit das Publikum sich entweder sitzend mit Sehen und Gespräch unterhält, oder auch im inneren leeren Raume, insofern es die dort gemachten Vorkehrungen zum Feuerwerk gestatteten, spazieren geht. Hier ist es, wo das Auge in einem Grade befriedigt werden

kann, wie vielleicht nirgends auf der Erde. Es gehört nämlich zum guten Tone, daß jedes Frauenzimmer, von der Herzogin an bis zur Kohlenbrennerin herab, wenigstens einen Umgang im Parterre machen muß, und zwar, wie schon gesagt, im höchsten Putze. Da die Jahreszeit (die heißeste im Jahre) und die Sitte, überall in Italien weniger verhüllend, als im übrigen Europa, eine leichte Hals- und Körperbedeckung nicht allein möglich, sondern sogar nöthig machten; so erschienen hier, wie vom hellsten Tage beleuchtet, die Reize der Römerinnen, besonders ihre wunderschöne Büste in einem Glanze, vor welchem der Fremde wie verblüfft da steht, und sich in den muhamedanischen Himmel versezt glaubte. Nachdem diese Promenade, nach Eröffnung der Thüren, etwa anderthalb Stunden gedauert hat, begibt sich jeder auf seine Stelle, oder bleibt auch wohl, wenn er beherzt ist, nach Maßgabe des Raumes, im Parterre, und das Feuerwerk beginnt. Daß hier von keinen großen Kunststücken, von keinen Helden- und Staatsaktionen die Rede seyn kann, versteht sich von selbst: einer solchen Ausführung widersezte sich sowohl der beschränkte, eingeschlossene Raum, als der geringe Eintrittspreis. Was aber die eigentliche, ich möchte sagen geistige Feuerwerkskunst, ihre Grazie, ihre Zeichnung, mit einem Worte, die Genialität derselben anbetraf; so stimmte das Urtheil aller Fremden darin überein, daß keine andere Stadt Europa's etwas Aehnliches aufzuweisen hätte, besonders wußten Kenner den Werth dieser Feuerwerke in sofern zu schäzen, als, troz des höchst beschränkten Lokals, die Abbrennung derselben dann und wann ein versengtes Kleidungsstück abgerechnet, nie irgend ein bedeutendes Unglück verursacht hat, ein Verdienst, welches die Kunst der römischen Feuerwerker, die Masse des Pulvers möglichst kompakt zu machen, im eigentlichsten Verstande in's helle Licht sezte. Die Fremden wurden freylich mehr oder weniger vom Rauche gequält, da man diesem, wegen der zu raschen Eile, womit das Feuerwerk abgebrannt wird, nicht Zeit zum Abziehen ließ. Aber die Römer, besonders die Römerinnen, troz dem, daß leztere, wenn sie hysterisch oder Schwäbchnerinnen sind, vom Geruche einer Rose Convulsionen, ja selbst den Tod bekommen können *), ertrugen denselben ohne Widerwillen. So machen, wie gesagt, diese Feuerwerke die angenehmste Lustbarkeit Roms aus. Schon in meinem lezten Berichte habe ich gemeldet, daß die jezigen Unternehmer, um ihren Plan, die Preise zu erhöhen, auszuführen, und ihm wenigstens einen Schein des Rechtens geben zu können, auf die unglückliche Idee verfallen waren, das Theater, bis hierher völlig offen, mit einem Zelte zu bedecken, daß aber dieses Experiment gleich bey dem ersten Feuerwerke auf die allerschmählichste Weise mißlungen war, weil die Luftsäule, welche durch die enge, im Zelte angebrachte Oeffnung von oben herab in das Theater drang, dergestalt den Abzug des Rauches verhinderte, daß das Publikum, fast erstickt, noch lange vor Beendigung des Feuerwerks davonlief. Seit der Zeit sind nicht allein die Preise, vorhin auf's Doppelte erhöht, um ein Viertheil wieder herabgesezt worden, sondern das Zelt wird auch vor Anfang des Feuerwerks gänzlich herabgelassen. Nichts desto weniger ist das zweyte Feuerwerk noch leerer gewesen, als das erste und das dritte und vierte wiederum leerer, als das zweyte; die Logen allein haben sich einigermaßen im Kredit erhalten. Da außerdem auch die Unternehmer am Feuerwerke selbst abgezwackt, ja sogar die Orchester verringert und verschlechtert haben, um wenigstens einen geringen Theil der Ausgaben für das Zelt wieder zu erschwingen; so ist das vierte Feuerwerk am vergangenen Sonntage unter fortwährendem Pfeifen und Zischen abgebrannt worden. Das Zelt soll, wie bestimmt versichert wird, nahe an sechstausend Thaler sächs. gekostet haben, ein Preis, der nicht übertrieben zu seyn scheint, weil es hier nicht allein auf die große Quantität Leinen, sondern auch auf die Verrichtung ankam, welche, um die Mauern des Mausoleums nicht zu beschädigen, so leicht und dennoch so solide, als möglich, ausgeführt werden mußte. In demselben Lokale werden, außer dem Feuerwerke, wie gewöhnlich, zweymal in der Woche die sogenannten Giostre (Thierhetzen) gegeben, das allerabgeschmackteste Schauspiel, was sich, außer Rom, auf der Welt denken läßt. Ein halbes Duzend alter, abgemagerter Ochsen, Stiere oder Büffel, welche so furchtsam sind, daß sie mit Knitteln auf den Kampfplaz geprügelt werden müssen, werden hier einzeln von vier Kerlen geneckt, welche, bey der geringsten Bewegung, welche das Vieh nur mit dem Schweife macht, davon laufen, und sich eben auf die Schranken in Sicherheit schwingen. Sind diese müde, was bereits in den ersten fünf Minuten zutrifft; so werden einige Bullenbeißer losgelassen. Diese zeigen sich anfangs beherzter, indem sie den Ochsen tüchtig anbellen. Nachdem sie aber von diesem auf die Hörner genommen und Kopf über und drüber einige zwanzig Fuß in die Höhe geschleudert worden sind, laufen sie heulend davon. Muth hat von der ganzen Heze nur ein einziger, nämlich der ausgestopfte Popanz, der in der Mitte des Plazes aufgehangen ist: dieser wenigstens hält Stand, so viel Stöße und Schläge ihm auch die Ochsen versezen mögen. Die Römer pfeifen und zischen freylich aus Leibeskräften, ergözen sich aber an den forcirten Luftsprüngen der Hunde über die Maßen, und drängen sich in Menge zu diesem unschuldigen Schauspiele, bey welchem sich nie ein Unglück ereignet, es sey denn, daß dann und wann ein Hund ein zerbrochenes Bein davon trüge. Da diese Hezen am Tage gehalten werden; so leistet das Zelt, indem es gegen die Sonne schüzt, hier wenigstens einige Dienste.

Für die Herbstoperstagione werden hier schon Vorbereitungen getroffen. Der Opern werden es, wie gewöhnlich, zwey seyn, eine neue und eine alte. Erstere kennt man noch in keinem Sinne, sie müßte denn, wie nicht unmöglich, aus Rossinischen Reminiscenzen bestehen. Die alte ist die Rossinische Semiramide, welche das Theater Valle nicht allein mit neuem Glanze, sondern auch, was die Chöre anbetrifft, mit neuer Besezung zu geben gedenkt. Bekanntlich wurde in dieser Oper im vorigen Karneval der Weiberchor zu Anfange des zweyten Akts von Männern gesungen, ein Uebelstand, welcher mehr als einen Pasquino und Marforio in satyrischen Humor versezte. Die Unternehmer des Theaters Valle haben ein Einsehn in diesen Scandal genommen; aus allen vier Himmelsgegenden Roms sind Schaaren von Mädchen angeworben, welchen man, außer jenem Chore, auch noch die Finale und übrigen reciproken Stücke einzutrichtern strebt. Außerdem ist die Pesaroni für die Rolle des Arsaces engagirt, welche, wie bekannt, im vorigen Karneval die einäugige Mariani mit so vielem Glücke sang. Da sich beyde Sängerinnen in der Häßlichkeit vollkommen ähnlich sind; so wird es sich jezt zeigen, welche das größte Talent hat, oder welche, mit andern Worten, den meisten Beyfall erhalten wird; das Publikum, dessen Augen nicht werden bestochen werden, wird um desto größere Ohren haben. Freylich lesen wir in französischen Blättern, daß die Pesaroni auch in Paris engagirt ist. Sollte dieß wirklich gegründet seyn; so kann sie dort nächstens zu Anfang des zukünftigen Jahres auftreten. Ihre hiesige Anstellung für die Herbstzeit, welche mit dem lezten Tage des Novembers endigt, ist außer allem Zweifel.

*) Eine allgemeine, durchgängig gemachte Behauptung aller hiesigen Aerzte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 203.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. August 1826.

Leben mag verletzen,
Kunst soll nur ergötzen.

Frd. Rückert.

Künstler-Frohsinn *).

Von J. M. Usteri.

Wer sich Blumen streuen will
  Auf des Lebens Pfade,
Blinzle oft und schweige still,
  Und laß fünf gerade!
Freudig kreis't der Zeiten Lauf,
Setzt man Rosenbrillen auf.

Täglich, Freunde! pinseln wir
  Eine große Lehre:
Daß wenn Lebensnoth nicht wär',
  Lebensfreud' nicht wäre:
Kraftlos bleibt ein Bild und matt,
Wenn es keine Schatten hat.

Wie beym Gift der Schmetterling
  Find't gesunde Beute,
Finden wir bey jedem Ding
  Eine helle Seite;
Drum den Toast ausgebracht:
Es ist Alles gut gemacht!

Schwäche und Stupidität
  Laßt uns nicht bewinseln,
Wenn es keine Pinsel hätt',
  Gäb's nicht viel zu pinseln:
Ohne Menscheneitelkeit
Käme Künstlers Glück nicht weit.

Sey's im Philosophen-Staat
  Trüber oder heller;
Wo es fette Klöster hat,
  Hat's auch fette Keller.
Füllt der Wucherer sein Haus,
Leert's sein Erbe wiedrum aus.

Zieren unser Tischchen auch
  Keine Aalpasteten;
Pfuschen dann an unserm Bauch
  Keine Fakultäten:
Hunger ist der beste Koch;
Tiefgesessen fällt nicht hoch.

Wir sind keine Waterloos,
  Keine Raphaele,
Claudes und Correggios; —
  Drob sich Keiner quäle!
Auch dem Minderseyn gebricht —
Scheint's gleich dunkel — nicht das Licht.

Ständen wir schon oben auf
  Auf der Künstlerleiter,
Dort erlahmte unser Lauf,
  Denn man kann nicht weiter.
Ach, und Alles in der Welt,
Was nicht höher kann, das fällt.

Kommen wir dann immerhin
  Nicht zur höchsten Sprosse,
Bleibe nur ein froher Sinn
  Unser Reis'genosse!
Leichter Sinn und froher Muth
Sind des Künstlers höchstes Gut!

*) Vergl. Kunstblatt Nro. 56.

Digitized by Google

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Unter schwerer Herzensbeklemmung verlebte unser junger Freund einige Wochen, bis die Antwort eintraf. Aber wie viel seine Seele auch in den lezten Monden gelitten, der Moment war der bitterste seines Lebens, als endlich ein neuer Brief Hilberts anlangte und er folgende Worte las:

„Wärst du minder welterfahren, liebster Freund, so würde ich dir es weniger verdenken, daß du Beständigkeit und Konsequenz bey einer von Evens schönen Töchtern suchst. Meta ist ein holdes, liebes Geschöpf, aber sie ist ein Weib. — Selbst an dich zu schreiben kann sie sich nicht entschließen, und ohne unbillig zu seyn, kannst du es auch nicht verlangen. Allein sie erlaubt mir, dir inliegendes Blatt zu senden, welches ich vor einiger Zeit von ihr erhielt. Es ist unverkennbar Meta's Hand. Es muß dich überzeugen, wenn du nicht verblendet seyn willst.

Daß du mir nicht traust, verzeihe ich Dir, obwohl ich dir traute.

Hilbert."

Das Blatt, von welchem ihm in gräßlicher, unläugbarer Deutlichkeit die schönen Schriftzüge Meta's entgegen starrten, lautete:

„Weil sie zu Ihrem Glücke nothwendig ist, so willige ich in die Scheidung; denn Ihr Wohl wird stets eines der heiligsten Bedürfnisse meines Herzens seyn. Ich mache nur eine Bedingung: die, daß schlechterdings nicht von einer Geldentschädigung die Rede seyn darf. Ich bin reich und bedarf ihrer nicht. Ein einziges Wort solcher Art wird Alles rückgängig machen.

Ehe die Klage eingereicht ist, schreiben Sie nicht an meinen Großvater. Er würde Sie nur in Ihrem schnellen Gange zu hemmen suchen, sey es auf diese oder auf jene Art, und Sie würden so wenigstens später an das Ziel Ihres lebhaften Wunsches gelangen.

Meta."

Es war etwas seltsam Kaltes in diesem Briefe. Hilbert zu beglücken, seinen lebhaften Wunsch zu befriedigen — nicht ihren eignen! aber er war ja zum Vorzeigen geschrieben! und die Besorgniß, daß ihr Großvater die schnelle Wiederverheirathung zu hindern suchen würde! es blieb ihm kein Zweifel! es war unwidersprechlich bewiesen: Meta war zum zweyten Mal treulos.

Er schrieb an seinen Geschäftsführer, beauftragte ihn kurz, aber bestimmt mit der ganzen Sache, gab ihm unbeschränkte Vollmacht, mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß er ohne Säumniß zu Werke schreite. Obwohl im höchsten Grade gegen die Wankelmüthige aufgeregt, war er doch seines frühern Wortes eingedenk, vor Gericht alle Schuld auf sich zu nehmen. Er gab demnach in seinem Privatbriefe seinen Wunsch, sich anderweitig zu verbinden, als Grund an, versicherte, seiner Gemahlin Einwilligung gewiß zu seyn, und bat den Sachwalter, den er als einen sehr klugen und feinen Mann kannte, die Sache nach Gutdünken, aber so schonend wie möglich für jene einzurichten.

Sein Herz, der krankhaftesten Bitterkeit voll, schien zu Eis erstarrt, nachdem er diesen lezten Schritt zur gänzlichen Tödtung seiner Hoffnung gethan hatte. Er fühlte, in dieser fürchterlichen Stimmung nicht ausdauern zu können. Er wollte sich zerstreuen. Er durchreiste Ungarn, sah Italien wieder. Aber seine Seele schien unheilbar verwundet. Die sehnende Stimme seines Herzens zu betäuben, stürzte er sich in Vergnügungen, die ihn langweilten. Das unreine Bild, welches die Welt frühe schon in seinem Gemüthe abspiegelte, verzerrte sich bis zur Karrikatur, wo es ihm Frauengestalten zeigte. Er wähnte, das Geschlecht gering schätzen zu müssen, weil die Edelste, ächt Weiblichste, die er gekannt, sich wetterwendisch und charakterlos gezeigt. So gefährlich gestimmt, gab er sich Versuchungen hin, die ihn ehemals angeekelt hatten, und die ihn jetzo nicht reizten. Ein verwöhnter Sohn des Glückes, hatte ihn dieser lezte Schlag zu einer Art von Rachsucht gestimmt gegen das Geschick, welches ihn mit allen Gaben des Lebens überhäuft hatte, aber die eine Einzige, von deren Besitz sein Wohl und Weh abhing, nur an seine Seele kettend, um sie grausam und hämisch wieder von ihm loszureißen.

So war der Winter vorübergezogen und das Geschäft der Scheidung unterdessen langsam vorwärts geschritten. Der Bevollmächtigte konnte es mit aller Gewandtheit nicht in schnellern Gang bringen. Es war kein eigentlicher Grund zur Klage vorhanden. Zwar erklärte sich Viktor bereit, die Schuld einer Untreue auf sich zu nehmen; auch konnte seine schnelle Abreise leicht für „böslicher Verlassung" gelten; aber in beyden Fällen hätte Meta die Klagende seyn müssen, und dazu war sie auf keine Weise zu bringen. „Unüberwindlicher Widerwille" blieb daher das einzige Motiv, welches vor Gericht anerkannt werden konnte. Und obwohl das Geschäft durch den Umstand, daß beyde Eheleute durchaus keinen weitern Anspruch an einander machten, als den, geschieden zu seyn, sehr vereinfacht ward, und keine Auseinandersetzung des Vermögens nöthig war, da nie gemeinschaftlicher Besitz stattgefunden hatte, so lag es doch wiederum in der Natur der Sache, daß es sowohl um jenes unstatthaften und unerklärlichen Grundes willen, verweigert wurde, als auch wegen Viktors großer Entfernung schwieriger werden mußte.

Das Frühjahr war schon weit vorgerückt, als ein Brief des Sachwalters in Venedig Viktorn aufsuchte. Er meldete ihm, daß endlich das Geschäft sich seinem Ausgang nahe und daß er hoffe, ihn schon in wenigen Wochen in Be-

Digitized by

sich der Papiere sehen zu können, die ihn für gänzlich frey erklärten. Er sezte hinzu: „Binnen kurzer Zeit also sind Sie von Neuem Herr Ihrer Hand! Ihren Freund, Herrn Dr. Hilbert, hatte ich zeither öfters die Ehre zu sehen, da er sich stets sehr eifrig nach dem Verlauf unsers Geschäftes bey mir zu erkundigen pflegte. Auch er rüstet sich, wie ich vernehme, zur Hochzeit — doch wissen Sie dieses ohne Zweifel bereits durch ihn selbst.“ —

So war denn Alles vorbey. „Die Elende! die Schamlose! rief Viktor verächtlich: noch nicht einmal vollständig geschieden und schon voller Gedanken an die neue Hochzeit! am besten wäre es, sie wäre Wittwe geworden; dann ließe sich Leichen- und Hochzeitmahl schön ökonomisch vereinigen! ein Thor wäre ich, wenn mich das kränkte! — nein, ich bin gänzlich geheilt! ich will zurück! ich will sie sehen, ich will wissen, ob sie die Stirn hat, mir frey in das Gesicht zu schauen. Und wie sollte sie nicht, die Betrügerin! sie hatte den Muth, mein Herz zu zerschmettern, sie wird den haben, sich an meinen bleichen Wangen, an meiner zerrütteten Kraft zu erfreuen! —

Vielleicht hätte Viktor diesen Entschluß rasch ausgeführt, wenn nicht in seinem von Natur sanften und besonnenen Gemüthe sich solche Rachegedanken jedesmal schnell in herzliche Wehmuth aufgelöst hätten, in welcher er vor der Vorstellung zurückschauderte, sie als Hilberts Gattin wieder zu sehen. Seine Gesundheit war aber in der That unter solchen heftigen Gefühlen und bey der unbesonnenen und ungeregelten Lebensart, welche er führte, sehr angegriffen. Ein deutscher Arzt, welcher ihn behandelte, hatte bereits wiederholt gerathen, das nahende Frühjahr zu einer Reise in ein rheinisches Bad, welches er ihm nambaft machte, zu benutzen. Als er ihn den Tag, nachdem er jene Nachricht erhalten, kränker als je traf, drang er lebhafter in ihn, und machte ihm endlich den Gebrauch der berühmten Heilquelle zur unerläßlichen Bedingung der Gesundheit. So entschloß sich Viktor zuletzt, in sein Vaterland zurückzukehren, und erreichte in Kurzem das dringend empfohlene Reiseziel.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend. Mancher frühere Bekannte gesellte sich zu dem neuen Ankömmling; die Feinheit und Anmuth seiner Sitten erleichterte auch Fremden ein schnelles Anschließen. Den Tag nach seiner Ankunft ging er, von andern jungen Männern umgeben, in der Allee auf und nieder. Da sagte ein Offizier, mit dem er schon oft auf seinen Reisen zusammengetroffen, zu ihm:

„Wahrhaftig, Sie sind überall ein Glückskind. Kaum erschienen, und schon eine Eroberung gemacht! sehen Sie nur, wie die junge Schöne dort Ihnen die prächtigen Augen nachsendet. Sie verläßt Sie mit keinem Blicke! jezt biegt sie sogar das Köpfchen zurück! und Sie bleiben so gleichgültig, als müßte es nur so seyn! —“

Viktor lächelte ablehnend. Als aber mehrere seiner Begleiter die Bemerkung bestätigten, konnte er doch nicht umhin, indem ihr Weg sie wieder an dem Platze vorbeyführte, wo die Damen sich niedergelassen hatten, auf die beobachtende Schöne einen nähern Blick zu richten. Zwey feurige schwarze Augen begegneten ihm; ein angenehmes Lächeln ladete ihn zum Herzutreten ein. Er erkannte Antonien.!

Zum ersten Mal sah er einen Zeugen seiner Verhältnisse wieder. Alle die Nachrichten, die er zu gewärtigen hatte, drangen plötzlich quälend auf ihn ein. Voller Bestürzung trat er zurück. Er erröthete, und mit düstrer Miene grüßend, ging er vorüber.

Die Begleiter lächelten sich einander an.

„Eine alte Bekannte also?“

„Ja.“

„Sie sind grausam. Schon hob sich ihr Fuß, Ihnen entgegen zu treten, als Sie kalt und stolz an ihr vorbeyschritten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juli.

Wenn in Paris einmal etwas im Gange ist und Zulauf erregt, oder wie man hier zu sagen pflegt, die Vogue hat, so finden sich sogleich Hunderte von Menschen ein, welche diese Vogue zu ihrem Vortheil zu wenden suchen, und das Publikum mit Nachahmungen des begünstigten Gegenstandes heimsuchen, bis zulezt der Mißbrauch dem Publikum gegen den Favoritgegenstand sowohl als gegen die Nachahmungen Eckel einflößt, und alles insgesammt verlassen und vergessen wird. So hatte Jemand den Einfall gehabt, ein biographisches Lexikon, im Formate eines Taschenbuches, zum Behufe derjenigen herauszugeben, die kein großes biographisches Werk ankaufen, oder mit sich schleppen wollen; alsbald erscheinen Biographien aller Art, in eben der Zwerggestalt; Biographien der Deputirten, der Prälaten, der Akademiker, der lebenden Regenten, der Journalisten, der Pariser Autoren, der Minister, der Schauspieler, und zulezt gar der Hofdamen. Die Ultrablätter schreyen gewaltig wider diese Taschenbiographien, und sehen darin schon Vorboten eines gänzlichen Verfalls der menschlichen Gesellschaft, wie denn überhaupt diese Blätter bey jeder neuen Aeußerung des Zeitgeistes in Schrecken gerathen, oder den Machthabern Schrecken einzujagen suchen, um sie dadurch zu gewaltsamen Maßregeln und zu Machtstreichen zu bewegen. Das Privatleben der Staatsbürger, behaupten sie, gehöre nicht vor den Richterstuhl des Publikums, und es sey Niemanden erlaubt es aufzudecken. Ich glaube aber nicht, daß dieß völlig richtig sey. In einem Staate, welcher nach dem Repräsentativsystem regiert wird, kann jedweder Bürger berufen werden, an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen, und auf der öffentlichen Staatsbühne zu erscheinen; folglich liegt seinen Mitbürgern daran zu erfahren, was für ein Mann er ist, wie er lebt, welche Grundsäze er bisher befolgt hat. Zudem ist ja in einem solchen Staate Publizität der Geist der Verfassung; jedweder muß es sich also gewärtigen, daß man auch ihn beobachtet und zu erkennen gibt. In England erzählen sogar die Zeitungen, was in den Familien vor-

geht; es vergeht fast keine Woche, ohne daß das Publikum durch die Tagesblätter erfährt, was Mad. Coutts treibt, oder welche Paare aus der älterlichen Zucht nach Gretna Green entflohen sind u. s. w. In Frankreich können sich noch viele Leute an diese Publizität, die so ganz im Geist der alten Freystaaten ist, nicht gewöhnen, und es entsteht immer ein Zetergeschrey, so oft Memoiren und Biographien die Privatangelegenheiten der Staatsbürger aufdecken. Die kleine Deputirtenbiographie wurde vor's Polizeygericht gebracht, und zur Vernichtung verurtheilt, weil der Verfasser frey ausgesagt hatte, dieser oder jener Deputirte des Centrums habe sein Gewissen, seine Stimme an das Ministerium verkauft, und habe eine einträgliche Stelle dafür bekommen; er habe immer geschwiegen, und nur wenn's an's Abstimmen gekommen sey, eine weiße Kugel zu Gunsten der Ministerialgesetzentwürfe abgegeben. Das Meiste von diesen Aussagen war völlig gegründet; allein es war noch zu früh es auszusagen; die Herren Deputirten wollen noch nicht so getreu geschildert werden; vielleicht nach Verlauf von einigen Jahren werden sich dergleichen Wahrheiten eben so ungestraft in Frankreich sagen lassen, als es in England geschieht. Warum sollten auch die Volksdeputirten sich bestechen lassen können, ohne daß es erlaubt wäre zu sagen, daß sie bestochen sind? Die Hofdamenbiographie ist in diesen Tagen nun auch verklagt worden, und soll vor's Polizeygericht kommen. Mit einer Damenbiographie hat es eine andere Bewandniß als mit einer Männerbiographie; Damen sind nicht wie Männer zum öffentlichen Leben bestimmt; es ist schon sehr unbescheiden, sie aus ihrem häuslichen Leben herauszuziehen, und vor's Publikum zu stellen; wenn nun vollends der Biograph arge Anekdoten aus dem Privatleben der Damen anführt, die er doch nur aus Hörensagen kennt, und unmöglich bekräftigen kann, so ist er gewiß strafbar. In Frankreich sollten die Damen jedoch schon mit dieser Publizität etwas vertraut seyn, denn sie selbst lesen mit unendlichem Vergnügen die vielen Memoires, in welchen lauter Anekdoten aus dem Privatleben ihrer Vorgängerinnen und sogar ihrer Zeitgenossinnen, zum Besten gegeben werden. Sicher würden solche Memoiren nicht so großen Absatz finden, wenn sich nicht die noch lebenden Damen an denselben so sehr ergötzten; wie können sie also im Ernste böse werden, wenn man auch ihr Leben einmal näher beleuchtet, und dem Publikum etwas davon erzählt? Mit dem Verfasser der Biographie des Dames de la Cour et du Faubourg St. Germain haben sie allerdings keine Ursache sehr zufrieden zu seyn; auf dem Titelblatte steht, er sey ein verabschiedeter Kammerdiener; allein man braucht nur einige Seiten zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es ein gewandter Schriftsteller, der nicht ohne Witz ist, und der besonders einen großen Hang zum Satyrischen und Skandalösen zu haben scheint, auch hat er die Hofdamen so ganz sans façon behandelt; er erzählt Anekdoten aus ihrem Privatleben, als ob er bey ihnen gewohnt hätte. Ein Tageblatt behauptet, einige Ehemänner seyen über die auf Kosten ihrer Ehehälften erzählten Anekdoten so erbost geworden, daß sie den Herausgeber aufgesucht hätten, um ihn zu prügeln; nun steht aber auf dem Titelblatte kein andrer Verleger als chez tous les marchands de nouveautés au Palais royal, so daß sie wenigstens zwanzig Buchhändler im Palais royal hätten durchprügeln müssen, was dann ein noch größeres Skandal wäre als das Büchelchen selbst. Obschon ich kein Richter bin, so bin ich doch im Voraus überzeugt, daß die Hofdamenbiographie zur Vernichtung wird verdammt werden; sie kostete nur fünfzehn Sous; aber seitdem der königl. Gerichtsprokurator Beschlag darauf gelegt hat, wird das Exemplar schon mit sechs Franken bezahlt; wahrscheinlich wird das Büchlein also bald zu den libri rariores gehören. Aus dieser Ursache, und weil es doch ein Beytrag zur Sitten- und Tagesgeschichte ist, will ich einige Züge ausheben, natürlich mit Beseitigung alles Skandalösen.

Vicomtesse d'Arlincourt, Frau des Verfassers des Solitaire, des Renegaten, Ipsiboé, des epischen Gedichts Caroléide und des Trauerspiels: die Belagerung von Paris. Sie liebt ihren Mann so zärtlich, daß sie ihm zu Gefallen, ihr Gedächtniß mit seinen Geistesprodukten beschwert, und seine Schriften auswendig gelernt hat. Die arme Frau wäre fast ein Opfer ihrer Gefälligkeit geworden, denn sie hat sich dadurch eine Krankheit zugezogen. Ihr Fortepiano, ihre Harfe lassen nur Lieder aus den Schriften des Hrn. Vicomte ertönen. Man hat behauptet, der Hr. Vicomte kaufe seine eignen Schriften beym Verleger, um den Absatz zu vermehren; das ist eine schreckliche Verläumdung; die Frau Vicomtesse weiß am besten, was an der Sache ist, denn sie hat sich mit dem Ankaufe der d'Arlincourt'schen Schriften fast zu Grunde gerichtet. Dafür hat sich der Ruhm ihres Mannes aber auch in ganz Europa verbreitet, und die Großen der Erde wallfahrten zu seinem Schlosse Saint-Paër, wie man sonst nach Ermenonville wallfahrtete. Die Herzogin von Berry besuchte dieses reizende Lustschloß im Jahr 1825. Hier wurde ihr ein Fest veranstaltet. In den reizenden Gebüschen des Lustgartens, um welchen sich ein Bach schlängelt, empfing ein reichlich ausgeschmückter Kahn die Prinzessin. Die Damen aus Gisors und Andelys waren als Schäferinnen gekleidet, und führten sie mit Blumengewinden auf einen Rasen, wo in einem griechischen Tempel die Büste der erlauchten Reisenden aufgestellt war. Unter diese Büste hatte der Vicomte Verse setzen lassen, die aus seiner Feder geflossen waren. Auch wurden von seiner Tochter recht schöne Strophen gesungen, während 600 (?) Schäfer am Ufer standen, und ihre mit fleurs de Lys besetzten Fahnen umherschwenkten. Dann kam Feldmusik, ein prunkendes Gastmahl, Illumination, Ball, Feuerwerk, kurz alles was zu einem solchen Feste gehört. Die Prinzessin war entzückt, und hinterließ bey ihrer Abreise der Vicomtesse eine prächtige Dose mit ihrem Porträt.

Madame Benoist, geborene Delaville-Leroux, Tochter eines Ministers Ludwigs XVI., und Frau eines Staatsrathes und Generaldirektors, demnach besitzt sie auch nicht den kleinsten Titel, das geringste Vorwörtchen, um ihrem bürgerlichen Namen irgend ein Relief zu geben. Der galante Demoustier hatte sie in ihrer Jugend besungen: sie ist die Emilie, an welche seine Briefe über die Mythologie gerichtet sind. Armer Demoustier! Gleichgültigkeit war die Belohnung deiner Galanterie. Sie lernte die Malerey in Davids Schule, als H. Benoist sie heirathete; die beyden Eheleute waren damals eben nicht in den glänzendsten Umständen; er übersetzte Romane aus dem Englischen, sie malte. Ihr Glücksstern versetzte den Mann als Chef de Division in's Ministerium des Innern, nun wurde sie auch als Malerin bekannt; sie begann Napoleon zu malen, und zuletzt kam es dahin, daß jedweder Beamte, der am Ministerium des Innern um etwas anhielt, so klug war, erst bey Mad. Benoist ein Porträt Napoleons zu bestellen. Der Malerin Beschäftigung wurde sehr einträglich, es mußten Gehülfen angenommen und eine große Werkstatt eingerichtet werden, um die vielen bestellten Napoleone zu verfertigen; fast alle Departemente versahen sich mit einem Porträt aus der Benoist'schen Fabrik. Mit dem Sturze des Kaiserthrones ging auch die Porträtspekulation zu Grunde, aber nun kam das Glück von einer andern Seite her, Benoist wurde Staatsrath und Generaldirektor; seitdem erscheint kein Gemälde der Mad. Benoist mehr im Publikum.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 204.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. August 1826.

Freundschaft ist glaubenfest in Allem sonst,
Nur nicht in Liebesangelegenheit.
Drum, liebend Herz, brauch' eigner Zunge stets;
Und jedes Aug' arbeite selbst für sich;
Traut keinem Anwald. Schönheit ist die Hexe,
Die zaubernd Treu' umschmilzt in wallend Blut.

Shakspeare.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

Aehnliche Neckereyen, scherzhafte Anspielungen wiederholten sich. Viktor wies alles leicht zurück; doch fürchtete er endlich, Antonien zu kompromittiren, wenn er sie nicht anredete, und glaubte, sein gleichgültiges Verhältniß zu ihr durch nichts besser, als durch ein öffentliches, kalthöfliches Gespräch beurkunden zu können.

Er ging also mit gewohnter Artigkeit auf Antonien zu. Den vorigen flüchtigen Gruß suchte er mit der Ueberraschung, sie hier zu treffen, zu entschuldigen. Antonie war nicht wenig empfindlich; doch schmeichelte ihr die Bekanntschaft eines so glänzenden jungen Mannes zu sehr, um sich es eben viel merken zu lassen. Sie begrüßte ihn holdselig und sezte hinzu: „Haben Sie Ihren Freund schon gesehen?"

„Meinen Freund?" wiederholte Viktor bestürzt.

„Nun ja — Hilbert, wie wird er sich freuen, Sie zu finden!"

„Hilbert ist auch hier?"

„Allerdings! halten Sie ihn für so ungalant, seine junge Frau allein reisen zu lassen?"

„Seine junge Frau?"

„Lieber Baron! Sie sind wie ein Träumender! Wissen Sie denn nicht, daß wir seit drey Wochen schon verheirathet sind?"

„Sie — Sie sind Hilberts Gattin?"

Seine Stimme erstarb fast, indem er diese Frage that. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Antonie hatte bis jezt sehr laut und munter, wie sie pflegte, gesprochen. Der Eindruck, welchen die Nachricht auf ihn machte, erschreckte sie halb, halb schmeichelte er ihr. Etwas leiser erwiederte sie: „Ja doch — wußten Sie das nicht?" und sezte wie entschuldigend und vorwurfsvoll hinzu: „daß er mich liebte, war Ihnen ja damals schon bekannt, als Sie sich vermählten."

Viktor hatte in sprachloser Verwirrung die Hand an die Stirn gelegt. Die Umstehenden lächelten zum Theil verlegen, zum Theil schadenfroh-zufrieden, daß eine solche Scene einmal das langweilige Einerley des Hin- und Herschlenderns unterbrach.

„Wo ist Hilbert?" fragte plötzlich der sich mühsam Fassende.

„Da tritt er eben in die Allee. — Aber ich bitte Sie — was haben Sie vor?"

Viktor sah die Allee hinauf. Mit finsterm Schweigen zog er den Hut, und ihn fester in die Stirn drückend, eilte er mit großen, heftigen Schritten dem Kommenden entgegen. Die Damen sendeten neugierige Blicke nach. Die Männer waren zu diskret, um zu folgen. Antonie ließ ihre Aengstlichkeit wegen der Zusammenkunft laut werden. Man war zu gespannt, um Zeit zu haben, sie zu trösten. Aller Augen waren in die Ferne auf die einander Begegnenden gerichtet.

Als Hilbert den auf ihn zueilenden erkannte, schien

Digitized by Google

er heftig zu erschrecken. Er hemmte unwillkürlich den Schritt; auf einmal bog er rasch in einen Seitenweg, der zu jeder Tageszeit ganz menschenleer zu seyn pflegte. Viktor folgte ihm. So waren Beyde den forschenden Blicken der Menge entzogen.

Hilbert fing jezt an, langsamer zu gehen, und der Freund erreichte ihn bald. Der rasche Gang hatte ihn noch mehr erhizt; eine dunkle Glut deckte sein Gesicht; seine Augen funkelten, während jener bleich und beklommen den Blick auf den Boden heftete. Viktors erste Bewegung war, ihn bey der Brust zu packen. Aber die schon erhobne Hand sank unwillkürlich: des Freundes Anblick entwaffnete ihn bald. Er sah ihn mit verächtlichem, durchbohrendem Blicke an.

„Betrüger! Elender Lügner! rief er, du wagst es, mir zu stehen!“ —

Hilbert blickte finster auf: „Ich bin gerächt, sagte er, das wollte ich. Sie war treulos; ich mußte sie hassen.“

„Bube! rief Viktor noch heftiger: niederträchtiger Schurke — und um die Rachsucht deines feigen Herzens zu befriedigen, konntest du das Glück deines ältesten, treuesten Freundes untergraben, sein Herz brechen!“

Hilbert war nichts weniger wie furchtsam. Auf der Universität hatte er für viel geringere Beleidigungen sein Leben gewagt. Aber er war Staatsbürger und Ehemann; er blickte umher, und als er sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, der jene Schmähworte hören konnte, fand er für gerathen, sie hinzunehmen.

„Viktor! erwiederte er beruhigend: daß ich auch dein Herz traf, wußt' ich nicht. Ich glaubte nicht, daß du sie liebtest. Sie wollte ich strafen, an ihr mußt' ich gerächt seyn. Sie durfte die Frucht ihrer Treulosigkeit nicht genießen; sie durfte dich nicht besitzen.“

„Du lügst; du wußtest, daß ich sie anbetete, daß das Leben mir eine Last war ohne sie! und hättest du es nicht gewußt, — gerechter Gott! — du konntest dem Engel ein Henker werden wollen — du martertest, die du einmal geliebt! Unmensch! sprich, was ist aus Meta geworden? und durch welchen unerhörten Betrug bewogst du sie zur Scheidung?“

Hilbert schwieg einige Sekunden. Er konnte des Freundes Blick nicht ertragen.

„Es ist geschehen, sagte er. Ich bin gestraft. Die fürchterlichste Leidenschaft hat meines Herzens Kräfte aufgezehrt. Besonnen, planmäßig ging ich zu Werke: dennoch kann ich sagen — ich wußte nicht, was ich that. Du nicht bist zu beklagen — ich, ich selbst bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!“

Viktor sah ihn an. Der Sturm der Gefühle hatte tiefe Furchen über des Jugendfreundes Antlitz gezogen; ein langer, heftiger Gram sprach aus seinem erloschenen Auge; er war auffallend gealtert: es lag etwas Herzerschütterndes in seinem Anblick, das Viktorn die Worte eingab:

„Sage mir Alles! wollte Gott, daß ich dir vergeben könnte.“

„Wozu sollt' es frommen? entgegnete Hilbert. Vergiß sie! sie ist nicht mehr dein. Du solltest und durftest der Ihre nicht seyn.“

Viktors Zorn loderte von Neuem auf: „Elender! du irrst! noch ist sie mein, und beym allmächtigen Gott, sie soll es bleiben! Sprich, wie betrogst du sie und mich?“

„Du weißt es von ihr selbst. Sie willigte in die Scheidung. Das Blatt war wahrhaftig ächt.“

„Es war ihre Hand — aber nur teuflische Ränke konnten es ihr entreißen. Wagst du noch jezt, mir die Wahrheit zu verläugnen? — Die Strafe soll dich finden, verrätherischer Bube! heute noch werfe ich mich in den Wagen: zu ihren Füßen will ich erfahren, wie du mich, wie du sie hintergingst. Zittre, Betrüger! vor den strafenden Gerichten!“

„Verweile noch, Viktor! sagte Hilbert, und komm, sezte er entschlossen hinzu, ich will dir es nicht läugnen: ich warb umsonst um sie; sie blieb kalt, eiskalt bey meinem Flehen; sie stieß mich zurück, sie verachtete mich, sie ließ mich nicht vor sich. Ich liebte sie glühend, ich hatte wie ein Rasender das gefährlichste Spiel gespielt um ihres Besitzes willen, und sollte es verloren haben! sie war mein Geschöpf — ich hatte sie die Liebe gelehrt, und es sollte für einen andern gewesen seyn. Ihr hintergingt mich, im innersten Herzen warst du meineidig und spieltest den Kalten, und ich hätte dich nicht hassen sollen. Ja, ich verabscheute dich und sie — ich verabscheue Euch jezo!“

Eine furchtbare Leidenschaft sprach aus seinen Mienen. „Haß und Liebe ist eins, fuhr er düster fort: es ist die Eine, höchste Kraft der Seele auf einen einzigen Punkt gerichtet. Die Begegnung, die sie findet, ist's allein, die sie verschieden gestaltet: wir lieben, was uns die Hoffnung des Besitzes gewährt; wir hassen, was uns reizt und zu gleicher Zeit unbezwinglich abstößt. Ich mußte sie hassen, hassen, daß sie mich also verrathen, also betrogen hatte. Ihr Verrath rechtfertigte den meinen; ihr Betrug adelte meine Arglist.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Sobald man von der innern Begeisterung zurückgekommen, auf die äußeren materiellen Gegenstände zu merken beginnt, bietet diese Allee, wie überhaupt der ganze albanische Berg, besonders auf der Straße von Albano nach Ariccia, eine Bemerkung dar, welche in forstwissenschaft-

licher Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit seyn dürfte. Es zeigt sich nämlich hier, daß die ältesten, höchsten und gesundesten Bäume allemal diejenigen sind, deren Wurzeln mehr oder weniger entblößt über der Erde liegen. Ich habe die Wurzel eines solchen Baumes gemessen, welcher in der Nähe des sogenannten Pompejischen Grabmals steht, und gefunden, daß sie zehn mittlere Fuß über der Erde lag und zwey-und-zwanzig lang und zwölf breit war. Andere dergleichen Bäume, zum Exempel auf der Villa Doria in Albano (ehemals Villa des Pompejus), dem Anscheine wenigstens hundert Fuß hoch, stehen auf ganz nackten Ruinen von Wasserleitungen, von Basalt oder albanischen Steinfelsen, durch deren Spalten oder auch an den Seiten herab sich ein Theil der Wurzel einen gewaltsamen Weg gebahnt hat, um eben nur mit den Spitzen in die äußerste Oberfläche des Bodens zu reichen. Somit dürfte die schon längst gewagte Behauptung, daß keine Pflanze unmittelbar zu ihrem Wachsthume des Erdreichs bedürfe, sondern daß dieses ihr nur als Stütze diene, vollkommen erwiesen seyn. Hier in Rom scheint man die Sache, wenigstens in Anwendung auf die Orangeriekultur, besser zu verstehen. Die Gärtner pflanzen diese nicht allein so wenig tief als möglich, sondern man sieht sie, beym geringsten Merkmale von Krankheit, welches sich am Baum zeigt, sogleich dessen Wurzeln entblößen.

Da, wo die Mauer der Villa Barberini zu Ende geht, *führt rechts ein hoher*, steiler, höchst unbequemer Weg in *Castel Gandolfo ein.* Wer sich diesen zu steigen scheut, geht gerade aus vor der, ehemals vom Grafen von Blacas besessenen, Villa Cibo vorbey, unter dem Orte weg und von der entgegengesezten Seite, wo der Aufgang weniger steil ist, hinein. Das Städtchen liegt, wie bereits oben gesagt, über und längs der westlichen Seite des Kraters, in dessen Tiefe das Becken des See's. Die Stelle, von welcher aus dieser am vortheilhaftesten übersehen werden kann, ist auf dem Markte hinter der Hauptkirche. Hier genießt man die Aussicht des ganzen See's mit allen seinen untern, mittlern und höchsten Umgebungen. Nach meinem ersten Anblicke des Meers zu Calais und dem zweyten, späteren desselben zu Triest, hat mich kein Schauspiel mehr ergözt, als das, welches dieser See, zum ersten Mal gesehen, gewährt. Der Trichter des Kraters, welcher sein Becken bildet, senkt sich amphitheatralisch und in sanfter Abhängigkeit bis zum See herab, welcher, von oben gesehen, absolut cirkelrund erscheint, ein Umstand, welcher die Gestalt desselben um so anziehender macht. Die Wände sind theils mit Bäumen und Gesträuchen aller Art, theils (wo sie aus albanischem Steine und Basalt bestehen) mit den mannigfaltigsten Blumen, welche in den Rizen derselben in der üppigsten Vegetation blühen, geschmückt. Darunter zeichnet sich das sogenannte Reiskraut (erba riso) durch seine schönen dunkelrothen, mit Weiß verbrämten Blüthen aus, welche in Gestalt von Reiskörnern (aber bey weitem größer) an fingerlangen Stielen, deren es an einer einzigen Pflanze oft von zwanzig bis zu dreyßig gibt, herabhängen. Dieses Kraut wächst auch auf den Dächern. Seinen botanischen Namen habe ich nicht erfahren können. Unten am See ist das Ufer hin und wieder mit Wein, Korn, meistens aber mit Küchengewächsen bepflanzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Juli.

(Beschluß.)

Duchesse de Broglie, Tochter der Frau von Staël; sie verheirathete sich in Italien mit dem Herzoge v. Broglie, einem Sohne jenes Viktors de Broglie, welcher Mitglied der konstituirenden Versammlung war; der Sohn ist jezt eine der festesten Stützen der Volksfreyheit in der Pairskammer. Seine Frau ist seiner würdig. Sie mag 25 – 26 Jahre alt seyn; sie ist klein, bräunlich, liebenswürdig und geistreich. Die heilige Sache der Griechen hat sie beseelt, und sie zeichnet sich unter den französischen Philhellenen aus, deren schöner Eifer dasjenige wieder ersezt, was die Gleichgültigkeit der Beherrscher der Erde geschadet hat. Man erzählt, daß sie einst mitten in den Schmerzen einer Niederkunft ihren Mann bat, doch ja nicht die Sizung des Pairshofes zu versäumen, in welchem gerade über einen Beklagten das Urtheil gesprochen werden sollte.

Vicomtesse de Chateaubriand, Frau des Exministers, ist schon lange weder jung noch schön mehr; aber sie hat ein gutes Herz, ist mitleidig und wohlthätig. Sie gehört zu den meisten philanthropischen Gesellschaften, und jedes Elend hat an ihre Barmherzigkeit gerechten Anspruch. Sie sucht nicht, wie gewisse andere Damen, zu ihren Andachtsübungen den Ort aus, wo sie am besten kann gesehen werden, sondern betet in der Stille, und in der Reinheit ihres Herzens.

Duchesse de Dalberg, stammt von der Genfer Familie Brignolles ab, und vermählte sich im Jahre 1808 mit Hrn. v. Dalberg, damaligen badischen Gesandten am französischen Hofe. Der Kaiser gab ihr zum Heirathsgute die Stelle einer Pallastdame, und ein Einkommen von zehn bis zwölftausend Franken. Sie ist es, welche zuerst der französischen Nation, und besonders den höhern Ständen die edelmüthigen Gesinnungen zu Gunsten der verfolgten Christen im Oriente eingeflößt hat. Nach ihrem Beyspiele hat das schöne Geschlecht es gewagt, von Haus zu Haus zu gehen, und das allgemeine Mitleiden für die Nachkommen des Leonidas anzusprechen. Sie hatte das merkwürdige Konzert veranstaltet, welches in Paris zu Gunsten der Griechen gegeben wurde, und mit solchem Eifer daran gearbeitet, daß ihre Gesundheit davon angegriffen wurde. Bey diesem Feste suchten daher auch aller Augen die edelmüthige Herzogin von Dalberg.

Die Duchesse de Dino macht die Honneurs im Talleyrand'schen Hotel. Als nämlich die Prinzessin von Talleyrand ihren Mann verließ, mit dem sie in keinem guten Einverständnisse lebte, und als sich Talleyrands Neffe, der Herzog von Dino, Maréchal de camp, durch seine Verschwendung zu Grunde richtete, nahm Talleyrand die Herzogin zu sich, und übergab ihr sein Hauswesen. Es gibt wenig Frauen in Paris, die in einem so hohen Grade wie sie, die Kunst besizen, einen gesellschaftlichen Kreis zu ermuntern, und durch geist-

reiche Kleinigkeiten zu fesseln. Sie mag 28 Jahre alt seyn; sie ist so schön, und kleidet sich so geschmackvoll, daß man ihr manchmal nur die Hälfte ihres Alters beylegen möchte. Bey der lezten Ausstellung erregte ihr, von Isabey gemaltes Porträt die Aufmerksamkeit aller Zuschauer, und Jedermann beneidete den glücklichen Herzog von Dino.

Demoiselle Delphine Gay gehört zwar noch nicht zum Hofe, aber vielleicht gelangt sie vor der zweyten Auflage der Biographie schon dahin. Geht der König nach der Notre-Damekirche, nach St. Cloud, nach dem königlichen Institute, so kann man sicher darauf rechnen, daß Delphine Gay die erste Person ist, die sich seinen Blicken darbietet; sie sizt da, mit ihrem schön geringelten blonden Haare, Lilien- und Rosenteint, ihrem wohlgebildeten Körper, und ihrem Kleide bleu-Haiti. Wer ist diese junge Dame, fragt der Monarch: es ist Delphine Gay, antwortet der erste Gentilhomme. Wird in der Chaussée d'Antin ein Ball gegeben; so steigt man auf die Stühle und fragt, wie die Tänzerin heiße, die so schön chassire; die Antwort ist wieder: Delphine Gay. Hat der Baron Gros die Kuppel in der Genovefenkirche bemalt, so besteigt Delphine Gay diese Kuppel, um den Maler und die Kirche und die Heilige zu besingen. Wird der General Foy seinem Vaterlande durch den Tod entrissen, so ist Delphine Gay sogleich bereit, den allgemeinen Schmerz auszudrücken. Werden die Griechen von den Monarchen verlassen, so fleht Delphine Gay die Völker um Beystand an. Verliert die andächtige Congregation den Herzog von Montmorency, so tröstet Delphine Gay durch ihre Verse Altar und Thron. Ihre Versefabrik ist in beständiger Thätigkeit.

Duchesse de Reggio, Frau des Marschalls, hieß als Mädchen Eugenie de Coucy, sie ist 34 Jahr alt, hat schöne Augen und ausgezeichnete Gesichtszüge. Sie ist die Räthin, die Sekretärin, kurz sie ist Alles bey der Herzogin von Berry, und man hat mit Vergnügen bemerkt, daß sie ihr Ansehen dazu benuzt, um die Herzogin zum Guten zu lenken, und sie beym Volke beliebt zu machen. Es gibt im Finanzministerium keinen geradsinnigern, fleißigern und ordentlichern Beamten als die Herzogin von Reggio; Feder, Papier und Dinte stehen ihr immer zur Hand; auf allen Zimmern ihres Schlosses Jean d'heures bey Bar le Duc steht dergleichen bereit.

Comtesse de la Rochejacquelein, Frau des Maréchal de camp von der königlichen Garde, ist hager, schlägt die Augen beständig nieder, und ist ohne Zweifel die andächtigste Frau bey Hofe. Sie kennt fast keinen andern Weg, als denjenigen, der zu den Kirchen Missions étrangères, St. Thomas d'Aquin und Abbaye-aux-bois führt, diese drey Kirchen sind stolz auf ihre Gaben, und alle Kinder des Herrn, vom Pfarrer an bis zum Küster, bücken sich tief vor ihr, sobald sie sich zeigt. Man erkennt sie von weitem an ihren abgemessenen Schritten, ihrem breiten gestickten Schleyer, und ihrem rothsaffianen Psalmenbuche. Sie war zur Gesellschaftsdame der Herzogin von Berry ernannt worden; allein wegen ihrer Andacht hat sie sich genöthigt gesehen, ihre Stelle zu verlassen. Die Prinzessin liebt das Schauspiel außerordentlich; die Gräfin verabscheuet es; die eine ergözt sich an Scribes Vaudevilles, die andere an Erbauungsbüchern; die Prinzessin unterstüzt das Théâtre de Madame, die Gräfin stiftet Oratorien.

Auch den Ministerfrauen wird ein kleines biographisches Denkmal errichtet; es ist aber unbedeutend; der Verfasser weiß von ihnen nicht viel zu erzählen, und spricht weniger von ihnen selbst als von ihren Männern was den Frauen lieb seyn muß. Im Artikel über die Marschallin Marmont, Herzogin von Ragusa, einer Tochter des Bankiers Perregaux, wird auch des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen des Marschalls Familie und dem Dichter Ancelot Erwähnung gethan. Ancelot und seine Frau sollen die Honneurs im Hotel des Marschalls machen, und durch Literatur und Kunst das Leben der Militärfamilie verschönern. Bey der Kunstausstellung zum Besten der Griechen befindet sich ein Gemälde der Madame Ancelot, welches eine Scene aus diesem künstlerischen und literarischen Treiben in des Marschalls Hotel darstellt. Nämlich der Akademiker Parceval liest in einer Versammlung von Dichtern und Freunden bey der Madame Ancelot sein Gedicht über Philipp August, König von Frankreich vor, das er über fünfzehn Jahre als Manuscript behalten und nur den Freunden vorgelesen hatte, bis er sich im vorigen Jahre entschloß, es endlich vor's große Publikum zu bringen, welches nun dieß Gedicht eben nicht so nachsichtig behandelte, als es die Freunde gethan hatten. So pflegt es in Paris häufig mit den Gedichten zu gehen, welche die Verfasser von Gesellschaft zu Gesellschaft tragen, und die von dienstfertigen Freunden als Meisterstücke ausgerufen werden, und so lange dafür gelten, als sie nicht durch den Druck bekannt werden. Ein solches Vorlesen in einer Gesellschaft von Gelehrten hat dann Mad. Ancelot dargestellt. Da die Handlung in dem Hause des Marschalls vorgeht, so ist der Marschall auch dabey; er sizt aber etwas im Dunkeln, vielleicht weil er es nicht recht wagt, sich unter die gelehrten Kunstrichter zu setzen, obschon in seinem eignen Hause gekunstrichtert wird. Als eine Sammlung von Porträten mancher Gelehrten, die einigen Ruf in der französischen Literaturwelt haben, oder erst anfangen einigen Ruf zu bekommen, ist das Gemälde interessant; vermuthlich hat ein bekanntes Gemälde von Lemonnier, welches eine Vorlesung bey Mad. Geoffrin in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts darstellt, Anlaß dazu gegeben; aber die Zuhörer bey Mad. Geoffrin waren andre Leute als diejenigen, die sich bey Mad. Ancelot versammeln; Dalembert, Marmontel, und fast alle berühmten Gelehrten aus jener Zeit gehörten zu der Gesellschaft der erstern. Bey der Mad. Ancelot kommen zum Theile diejenigen, der französischen romantischen Schule huldigenden Dichter zusammen, weßhalb auch ein Pariser Blatt bemerkt, man werde wohl thun, Mad. Ancelots Gemälde für die Nachwelt aufzubewahren, damit dieselbe erfahre, wie die Pariser Romantiker vom Jahr 1826 ausgesehen haben.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 198.

Stockfisch.

Charade.

Drey Sylben sind's. Die ersten zwey,
Wo ist, den nicht ihr Glanz verblendet?
Mehr Unheil haben sie als Segen oft gespendet,
Verlockt die Menschen oft zu Raub und Mörderey,
Und manchem schufen sie statt Glückes bittre Reu';
Die lezt' — ein weiches Kraut, auf den in Waldesschatten,
Zumal wenn Weste sich mit Bachgemurmel gatten,
Ja unter welchen auch und seines Obdachs Hut
Sich's friedlicher als in dem Glanz der ersten ruht.
Das Ganze,
In Art verschieden nur ist wieder eine Pflanze.

— 8 —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. August 1826.

An dem Geburtsbrief hängt des Todesurtheils Siegel.

v. Creuz.

Das vergebliche Opfer.

(Fortsetzung.)

„Der grimmigste Neid ist's, der dich verblendet, versezte Viktor: sie müßte dich verachten, wie ich dich jezt verachte. Aber sage mir Alles!"

„Was verlangst du? erwiederte Hilbert mit erzwungener Kälte: hasse mich, verachte mich! ich bin gerächt. Wozu soll ich das schwarze Gewebe vor deinen erhabenen Blicken entrollen? Die Liebe gab mir es in die Hand, die verschmähte, beleidigte Liebe. Meta zog nach dem einsamen Landsitz, den sie von ihrer Erzieherin geerbt hatte. Ich folgte ihr. Mein Gram, meine Liebe, mein Zorn rührten sie nicht. Sie sollte und durfte sich deiner Liebe nicht freuen. Und dir entzog ich ja nichts: du durftest sie doch nicht dein nennen: ein furchtbarer Eid band dich und bindet dich noch."

„Willst du mich wie ein Kind mit Gespenstern schrecken?" fragte Viktor verächtlich.

„Ich schrieb dir. Du wolltest Beweise. Du selbst zwangst mich zur List. Ihr Landgut liegt fern von der Poststraße: dieß war mir günstig. Der wöchentliche Bote war leicht zu gewinnen. Ich schrieb in deinem Namen: ich verlangte, um einer neuen Vermählung willen, in deinem Namen die Scheidung. An dich, nicht an mich war der Brief, den ich dir sendete. Ich fing ihn auf. Jezt weißt du Alles! — Zürne mir nun, Viktor — du darfst mich hassen, nicht sie! — sie allein ist die Schuldige! — und o! mir ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt — ich habe meine Seele mit einem fruchtlosen Verrathe belastet — ich wähnte dich tief in Italien, ich hoffte, du werdest sie vergessen, bey Gott! ich kannte nicht die Stärke deiner Liebe! Du eilst zu ihr, und ich — ich bin an eine alberne Närrin geschmiedet — ein eitles, flaches Weib wird Mutter meiner Kinder werden! ihre Vergnügungslust ist's, die mich acht Tage nach der Hochzeit hierher treibt, wo ich dich — dich treffen muß — und so mein eigner Verräther werde! Alles ist fruchtlos!"

Als Hilbert halb verworren in der heftigsten Leidenschaft solche wechselnde Gefühle aussprach, mischte sich in Viktors verächtliche und zürnende Empfindung gegen ihn ein tiefes Mitleid. Er sah ihn lange ernsthaft an; plözlich aber kam ihm der Gedanke ein, daß der geringste Verzug bedenklich seyn könnte. Ohne Abschied eilte er davon. Seinen Kammerdiener ließ er zurück, Alles zu berichtigen. Er selbst befand sich schon binnen wenigen Minuten auf der dem Norden zuführenden Heerstraße.

Tag und Nacht, unaufhaltsam jagte Viktor seiner Vaterstadt zu. Er stürzte aus dem Reisewagen in des Sachwalters Haus. Noch war der lezte Bescheid nicht erfolgt. Mit furchtbarer Heftigkeit beschwor er ihn, die Sache rückgängig zu machen. Der Mann zuckte die Achseln. „Die herzzerreißendsten Mißverständnisse, der ungeheuerste Betrug — rief Viktor athemlos. Schonen Sie kein Geld, mein halbes Vermögen geb' ich willig."

Digitized by Google

Der Jurist versprach alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, und gab ihm zulezt noch den Trost: wenn Alles umsonst sey, könne er sich ja leicht von Neuem trauen lassen. Viktor verließ ihn. Ohne Säumniß flog er Meta's Wohnorte zu.

Zum ersten Male, seitdem er Antonien und Hilbert wiedergesehen, genoß er jezt einige Momente der Ruhe. Dem Ziele so nahe, fing er an, sich liebenden Träumereyen zu überlassen. Meta's reizende Gestalt trat ihm klar in all ihrer Schöne vor die tiefbewegte Seele. Er dachte sich die kaum erblühte Knospe zur vollen jungen Rose entfaltet, ihre zarte Anmuth erhöht durch liebliche Fülle, die schönste Seele in der vollkommensten Form. Er dachte Meta sein, sich an ihrer Seite, in ihrer Liebe lebend, beglückt und beglückend, und eine unnennbare Seligkeit machte sein Herz bänger und stärker schlagen.

Unter solchen süßen Phantasien hatte er sich einem einfachen Landhause genaht, das weiß und freundlich aus dunkeln Linden hervorleuchtete. Schnell erkannte er es für die Wohnung der Freundin. Er stieg aus, sendete den Wagen in's Wirthshaus, und schlich sich durch eine Hinterpforte in den angränzenden Garten.

Eine klösterliche Stille lag über den regelrechten, reinlich abgetheilten Blumenbeeten verbreitet; weiße steinerne Bänkchen an den Ecken gaben dem kleinen Bezirk, den Wanderer zur Ruhe ladend, ein frommes, kirchhöfliches Ansehen. Viktors Herz zog sich eng und enger zusammen. In schmerzlicher Beklemmung stand er jezt vor einem dichten Gebüsch, das sich um das Haus hinzog. Ein schmaler Weg führte ihn durch; er hörte deutlich Kinderstimmchen traulich unter einander plaudern. Eine dicke, hohe Hecke begränzte das Bosket und bildete einen Halbkreis um einen freyen Platz vor dem Hause. Viktor stand still und schaute unvermerkt durch eine Oeffnung des Gesträuches. Er war grün gekleidet, und keine Farbe konnte schimmernd den Lauschenden verrathen.

Rund an der Hecke hin saßen kleine, reinlich gekleidete Bauernmädchen, alle mit leichten Handarbeiten beschäftigt und harmlos unter einander schwatzend. Dicht vor dem Hause, ihnen im Angesicht, stand eine Gartenbank, auf der zwey junge Frauenzimmer, ebenfalls arbeitend saßen. Sie waren einfach in hellfarbige Zeuge gekleidet. Ein großer ländlicher Hut verbarg das Gesicht der Einen; die Andere, ein hübsches, blühendes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, hatte den Strohhut neben sich gelegt. Die Kinder brachten wechselnd ihre Arbeit zu den Damen, und empfingen mit Freuden Lob, mit Ehrerbietung sanft ausgesprochenen Tadel.

„Nun, sagte endlich die Dame im Hut, und Viktors Herz bebte vor der Stimme. Unverkennbar war es Meta's weicher lieblicher Ton, aber ein leises Zittern schien ihm beygesellt, der Viktors Rührung zur heftigen Erschütterung werden ließ.

„Nun, meine Kleinen, ihr seyd fleißig heute und mögt wohl gern wieder einmal ein Geschichtchen hören?“

Ein freudiges Ja schallte durch den Halbkreis und die Lehrerin begann lächelnd. Es war eine einfache häusliche Erzählung, die Moral darin klar und verständlich, aber nicht dick aufgetragen und in grell hervorstechenden Zügen. Andächtig hörte Viktor ihr zu; ein kurzer Husten, der sie oft unterbrach, fing an, ihn zu ängstigen; als aber einmal zufällig die Sprecherin das Gesicht zu ihm umwandte, und er deutlich der geliebten Freundin Züge erkannte, da war es, als ob der Schreck ihm die Sinne raubte. Lange, lange schaute er sie an. Eine eiskalte Hand legte sich auf sein glühendes Herz. Die Kniee brachen ihm; er mußte sich auf einen Baumstamm setzen und durch die Hände, mit denen er sein Gesicht bedeckte, drangen brennende Thränen.

Kaum neunzehn Jahr alt — und längst herbstlich verblüht, längst abgestorben die Rosen ihrer Jugend! nicht die einstige Lilienreinheit und Weiße leuchtete ihm aus ihrem Antlitz entgegen. Ueber eingefallene Wangen zog sich schlaff und welk eine krankhaft gelbliche Haut. Herrlich wölbte sich die Stirn, lieblich rundete sich das Kinn, aber wie edel die Formen waren, scharf traten sie jezt hervor in ihrer strengen Regelrechtigkeit. Ernst und groß sahen die schönen Augen aus dunkeln Höhlungen heraus; ein schmerzlicher Zug des tiefsten Seelenleidens spielte um die feinen, bleichen Lippen. Wer nie die reizende Meta gesehen, hätte dieß Gesicht nicht ohne Erbarmen betrachtet. Wer sie gekannt und geliebt, dem mußte es den innersten Busen zerreißen. Es war die Blüthe, die, ehe sie zur Frucht gedieh, der giftige Wurm des Todes gestochen; es war die Knospe, welche, bevor sie in balsamischer Fülle ihren Duft erschloß, der Sturm einer Nacht vom lebenspendenden Stocke geknickt.

Weibliches Gesinde ging inzwischen ab und zu, leise die Gebieterin um dieß und jenes befragend, oder ihr Bericht erstattend von erfüllten Aufträgen. Alles deutete auf häusliche Thätigkeit hin, auf stilles Schaffen und Wirken, und während der Freundin körperliche Kräfte ermatteten, schienen die edlern ihres Geistes erhöht und vervielfältigt. Sie war nicht versunken in dumpfem Gram, nicht träg untergegangen in feigen Thränen: ihre starke Seele schien den Schmerz besiegt zu haben, der ohne Widerstand den zarten Leib bewältigt hatte.

Die Lehrstunde war geendigt und die Kinder zerstreuten sich. Viktor scheute sich, sie durch Ueberraschung zu erschüttern. Fest angelehnt stand er regungslos und hoffte einen günstigen Moment zu erspähen. Das Gespräch, welches sie mit ihrer Gefährtin begann, stimmte seine Seele noch weicher.

Digitized by Google

„Weißt du noch, Amalie, hob Meta an, als wir noch kleine Mädchen waren, wie ich da die Kinder des Dorfs zusammenzuschleppen pflegte? und nie genug hatte, und keine Freude kannte ohne Kinder?“

Ja wohl, erwiederte jene, du warst immer das Mütterchen. Wenn wir Andern herumsprangen und tobten, dann saßest du und stricktest Strümpfchen für die kleinen Barfüßchen, oder wiegtest die Kinder, deren Eltern auf dem Felde waren.“

„Ihr necktet mich, fuhr Meta fort, und wurdet roth, wenn ich davon sprach, wie ich's machen wollte, wenn ich erst Kinder hätte; aber gewiß und wahrhaftig, ich dachte an nichts Anderes, als die kleinen Lieblinge zu pflegen. Gott hat es anders gefügt.“

„Gute Meta, alle Armen, alle Bedürftige sind deine Kinder!“

„Es ist doch das nicht! Und warte nur, Malchen! laß mich nur erst wieder gesund und bey Kräften seyn, dann such' ich mir zwey kleine freundliche Mädchen aus, die will ich erziehen und lieb haben. Ich will ihre Mutter seyn und Gott wird ihr Vater seyn. Nächsten Frühling, denk' ich, bin ich so weit. Die kleine Marie ist ganz verwaist, und eine Gefährtin will ich ihr auch schon finden. Ich will Alles daran setzen, daß sie mich liebgewinnen; denn je älter man wird, je härter muß es seyn, ganz einsam zu stehen.“

Sie redete mit ruhiger, klarer Stimme; kein kläglicher Jammerton traf Viktors Ohr; dennoch ergriff ihre Rede ihn tief. Auch Amalie schien mühsam ihre Rührung zu verbergen. Meta erhob sich. Die Freundin begleitete sie bis zur Thür des Hauses. „Ich habe etwas vergessen,“ sagte sie hier, und kehrte zurück. Als sie aber allein war, kniete sie auf Meta's Fußschemelchen nieder, legte das Gesicht auf den Sitz, welchen sie eben verlassen, und weinte einige Augenblicke heftig. Dann richtete sie sich empor; sie schien sich sammeln und nach dem Hause begeben zu wollen. Jetzt trat Viktor rasch hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Missolunghi.

Von Dr. Maßmann.

Auf Missolunghis Trümmern.

Kann denn von den Kühnen Keiner
 Mir genaue Kunde sagen,
 Wie die Christen sich geschlagen
 In den heißen Todestagen?
Nimmer! nimmer! auch nicht Einer
 Von den Helden ist entronnen,
 Als der Feind die Stadt gewonnen —
 Zeuge war allein das Licht der Sonnen!

Nur der Blutstrom gibt dir Kunde,
 Der nach Corfu überschießet,
 Wo darein die Thräne fließet,
 Die der Bruderschmerz vergießet;
Strom, der bis zum Hafenmunde
 Bey Marseille widerspület,
 Wo der Christ die Schiffe kielet
 Türken, die im Christenblut gewühlet.

Ströme fort, o Blut der Helden,
 Ströme bis zu Londons Thoren,
 An des Parlamentes Ohren,
 Brande, bis die That geboren. —
Sollst dich an der Newa melden,
 Bis das Kaiserwort gesprochen,
 Bis des Pruthes Bann gebrochen
 Und an Stambul Hellas ist gerochen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 11. Aug.

Gastdarstellungen der Mad. Schulz aus Berlin.

Seit zwey Monaten habe ich eine Pause in meinen Berichten gemacht. Den Grund werden Sie leicht errathen. Nicht als ob sich gar nichts Bemerkenswerthes zugetragen hätte, was ein größeres Publikum interessiren könnte. Aber ich hätte Ihnen von Dingen schreiben müssen, von denen ich nur gehört, oder von denen Sie durch andere öffentliche Blätter leicht genauere Kenntniß, als durch mich erhalten können, z. B. von dem schlechten Wollmarkt im Juni, der die Hoffnungen der Schafzüchter, Oekonomen und Wollverkäufer nicht täuschte, sondern im Sinken erhielt; von den bey dem Dorfe Konnewitz ausgegrabnen alten Urnen, unter welchen sich jedoch nichts gefunden, was man nicht anderwärts häufig gesehen hat; von der Kunstreitergesellschaft des Hrn. Blondin, welche dem schaulustigen Publikum die Lücke ausfüllen wollte, welche durch Verschließung der Bühne während des Monats Juni entstand, und durch die Bravour des Hrn. Golz, so wie die Grazie der Mad. Battist-Loisset, welche auch in den heißesten Sommertagen ein zahlreiches Publikum in ihrem sogenannten Cirkus versammelt haben soll, u. s. w. — Aber Sie wissen es schon, daß ich es am zweckmäßigsten finde, in diesen Blättern meine Betrachtungen über die Erscheinungen der Künste, vorzüglich der darstellenden, von Zeit zu Zeit mitzutheilen. Darum beginne ich diese Mittheilung jetzt wieder mit der Wiedereröffnung der Bühne, welche unterdessen ein neues, durch die Länge der Zeit sehr nothwendig gewordenes Podium, und eine ebenfalls neue, sehr heitere und glänzende Ausschmückung des inneren Hauses erhalten hat. Die Sorge der Direktion, die in Hinsicht des ersteren Bedürfnisses von dem Magistrate thätig unterstützt ward, welcher Eigenthümer des Hauses ist, leistet in Hinsicht des Aeußern überhaupt gewiß weit mehr, als billige Beurtheiler der Unternehmung fordern; in Hinsicht des Innern aber liegt die Schuld nicht immer an der Sorge, wohl aber häufiger an den Gebrechen der deutschen Bühne überhaupt, deren Podium ebenfalls sehr morsch geworden ist, aber freylich besonders dadurch, daß man zu viel auf das Aeußere gesehen hat, und das Auge hat befriedigen wollen, welches aber immer unersättlich ist. — Eine Veränderung der Verzierung war in Hinsicht des Plafonds wünschenswerth, da derselben schon ursprünglich durch Weinbrenners Aus-

ordnung zu dunkle Farben gegeben worden waren, welche seitdem immer düsterer wurden, und den Schauplaz unfreundlich machten. Man hat jezt mit Recht hellere Farben dazu gewählt, aber dieselben scheinen in Hinsicht des Roths doch nicht recht mit der übrigen Dekoration des Hauses zu stimmen, und die Figuren an der Decke erscheinen etwas schwerfällig. Aber eine höchst erfreuliche Wirkung machen jezt die Wände der Gallerien, einfach und doch elegant, mit weißen Blätterarabesken, mit Gold auf blauem Grunde verziert, und die von schlanken eisernen Säulen getragenen Logenreihen, welche ebenfalls den blauen Hintergrund erhalten haben; glänzend heben sich aus denselben die Mittellogen und die Logen des Prosceniums mit ihren goldig cannelirten Säulen zur Seite, und mit ihrem Karmoisingold hervor. Die Dekoration der Cortine war unstreitig mißlungen; sie hielt, indem sie ein goldenes Gitterwerk auf hellblauem Grunde bildete, auf allzuglänzende Weise dem Auge seine Beschränkung vor. Da man sie seit einiger Zeit nicht wieder gesehen hat, so wird sie vermuthlich nicht wieder erscheinen. Mit Vergnügen bemerkten wir aber, daß die Musik nach den neuen Veränderungen, die im Hause vorgegangen sind, um vieles besser klingt als früher.

Die Wiedereröffnung der Bühne wurde am 1sten Juli — wenigstens von Seiten des Theaters — sehr feyerlich begangen. Goethes Tasso wurde gegeben; vorher ein Prolog des Hrn. Legationsraths Gerhard gesprochen, den man auch in der Zeitung f. d. elegante Welt gelesen hat. Ich muß diese Darstellung übergehen, da ich nicht in Leipzig anwesend war. Darauf trat Dem. Lauber als neues Mitglied unserer Bühne auf — und zwar als Suschen in Claurens Bräutigam. Da ich nur diese einzige Rolle von ihr bisher gesehen, und einige kleine Ungeschicklichkeiten bey der Ausführung derselben, auf Rechnung einer hier natürlichen Befangenheit kommen, die etwas breite Aussprache mir vorzüglich aus Mangel an Gewöhnung an ihr Organ störend vorgekommen seyn könnte, so will ich über ihr Spiel noch mein Urtheil aussezen. Daß sie aber vieles in dieser Rolle zu affektirt pathetisch vorgetragen, ist unläugbar. Vielleicht hat sie eben deßhalb mehr als Luise (in Kabale und Liebe) gefallen. — Die Bühne blieb in dieser Zeit, ungeachtet der neuen Ausschmückung, doch fast immer leer, woran die große Hize viel Antheil hatte.

Einige sehr besuchte Vorstellungen aber wurden durch zwey bedeutende Gäste, welche auf einander folgten: die Bravoursängerin (im guten Sinne des Worts) Mad. Schulz und die treffliche Schauspielerin, Dem. Lindner aus Frankfurt herbeygeführt, welche unser Theaterpublikum hier zum ersten Male die Bühne betreten sah.

Mad. Schulz ist unstreitig eine Sängerin, wie sie jede große Oper zu besizen sich Glück wünschen kann; eine Sängerin, die mit einer kräftigen und umfassenden Stimme ausgerüstet, das Großartige, Charakteristische zum Gegenstand ihres Strebens gemacht, und für diesen Zweck ihr Spiel und ihren Vortrag auf eigenthümliche Weise ausgebildet hat. Bey solcher Bestrebung, solchen Mitteln und solcher Uebung unter dem Einflusse des Größten, was man auf den Bühnen hören kann, und eines sehr gebildeten Publikums, muß etwas Beyfallswerthes hervorgehen. Und dieses Beyfallswerthe ist so groß, daß es mir kleinlich scheinen würde, dasjenige im Einzelnen hervorzuheben, woran man den Mangel einer eigentlich gründlichen Gesangschule hier und da in ihrem Gesange zu erkennen vermag. Nur etwas, wodurch ein Ohr sich immer verlezt findet, im Gesang und [illegible] Violinspiel, kann ich nicht verschweigen, das ist das Gleiten der Stimme von höhern zu entfernten niedern Tönen, womit bey Mad. Schulz, besonders im Affekt, gewöhnlich ein sforzando verbunden ist; denn dieß ist eine Manier, welche in ihrer Wiederkehr dem [illegible]akteristischen Gesange entgegenwirkt. Damit hängt zusammen, daß Mad. Schulz sich zuweilen der Gemüthsbewegung so sehr hingibt, daß sie über den Zügel ihre Stimme verliert, wodurch Ungleichheit der Töne entsteht. Diesem Affekt widerspricht nun wieder der mit kalter Absicht und mit bewundernswürdiger Kraft der Lunge Minuten lang fortgesezte Triller, den ich mir als Bravourstück in einem dramatischen Konzert, wie gerade Mozarts Titus, dem größten Theile seiner Stücke nach ist, noch gefallen lassen will, den ich aber in einer mehr charakteristisch und dramatisch ausgeführten Oper für eine lästige Prätension der Virtuosität ansehen muß. Dieß im Allgemeinen. Nun von den besondern Darstellungen. Die Partie der Donna Anna war die erste Leistung, durch welche Mad. Schulz ihr Verdienst zu erkennen gab. Dieser großartige Gang der Melodie, die nicht durch kleinliche Figuren durchschnitten und zerstückelt wird, eignet sich ganz für diese Stimme und diesen Vortrag; auch läßt die Sängerin jedem Theile dieser Partie ihr Recht widerfahren. Am glänzendsten als Sängerin erschien sie in der großen Arie des zweyten Akts, wo auch bey Mozart die Bravour zum Nachtheil des Charakters etwas hervorsticht; sie führte die hier vorkommenden Läufe mit kräftiger, voller Stimme sicher aus, ohne irgend angestrengt zu seyn. So sehr dieß in seiner Art beyfallswerth ist, so sehr hätte auch der Schluß des großen, schildernden Recitativs im ersten Akte Beyfall verdient, da hier der Charakter in seiner vollen Bedeutung erscheint, und eine solche Ausführung des dramatischen Recitativs noch weit seltener, als jene Fertigkeit ist. Doch muß ich bemerken, daß Mad. Schulz beydes zu einem ausgezeichneten Ganzen verband. Auch in den Leistungen der übrigen Personen war viel Eifer und Feuer. Hr. Genast hat sich den Ruf erworben, einer der vorzüglichsten Darsteller des Don Juan zu seyn, welche gegenwärtig die deutsche Oper besizt. Durch zwey Stücke, glaube ich, könnte seine Darstellung noch größere Vollkommenheit gewinnen. Erstres von Seiten des Gesangs dadurch, daß er die Stimme minder gewaltsam anstrengte, da nämlich, wo nicht Anstrengung, sondern Leichtigkeit gemäßer Kraftäußerung sich zeigen soll. Ich meyne damit namentlich den Vortrag des in Lust und Freude aufsprudelnden Weinlieds. Wenn ich dabey meine Augen von der Bühne abwende, und Hrn. Genast nur höre, so glaube ich immer die Freude eines Verzweifelnden zu vernehmen, der sich in den Rausch der Lust hineinstürzt, um die Qualen seines Gewissens zu übertäuben; allein so weit ist es hier mit Don Juan noch gar nicht, und seine Jovialität hat hier einen ganz andern Charakter, als sie im zweyten Akt annimmt. Uebrigens halte ich jene Anstrengung der Stimme, welche ihn zu einem solchen Ausdrucke, wenn ich nicht irre, hinreißt, nicht einmal für physisch-nothwendig, da das Orchester bey jenem Liede nach Mozarts eigner Vorschrift untergeordnet bleiben soll. Von Seiten des Spiels dagegen würde die Darstellung, besonders in dieser Scene gewinnen, wenn Hr. Genast die zu raschen Bewegungen und Sprünge vermiede. Denn für's erste kleiden sie eine sehr lange Person nie gut, und behalten durch die Länge der Figur immer einen Schein der Steifheit oder Schwerfälligkeit; zweytens kommt es beym Don Juan vielmehr auf die edle Leichtigkeit und Gewandtheit der Bewegungen an, die ihm alle Augen gewinnt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 206.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. August 1826.

Endlich bleibt nicht ewig aus;
Endlich wird der Trost erscheinen.
Endlich grünt der Hoffnungsstrauß;
Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränenkrug;
Endlich spricht der Tod: Genug!

C. Günther.

Das vergebliche Opfer.

(Beschluß.)

Viktor kündigte sich mit fliegenden Worten dem erstaunten Mädchen als ein Verwandter, als ein Freund Meta's an. Eine Ahnung überfiel sie. Er säumte nicht lange, ihr zu gestehen, wer er sey; „ein entsetzlicher Betrug hat mich von ihr losgerissen, sagte er; die zärtlichste Liebe führt mich von Neuem zu ihr. Ich bin schuldlos wie sie. Nie hat meine Seele den frevelnden Gedanken einer neuen Verbindung gefaßt — ich wähnte sie treulos. Sagen Sie ihr dieß, sagen Sie ihr Alles! Bereiten Sie sie vor, mich zu sehen, daß sie nicht vor meinem Anblick erschrecke. Ich warte hier!" —

Er warf sich auf Meta's Sitz. „Hier will ich Ihres Wiederkommens harren — o eilen Sie, Freundin meiner Meta! eilen Sie, daß ich mich ihr zu Füßen werfen, daß ich die Geliebte, Verrathene knieend um Vergebung flehen kann für den schmähenden Zweifel!"

Die Bestürzte ging in das Haus. Die Viertelstunde, während welcher sie ausblieb, dehnte sich ihm zum halben Tage aus. Vorübergehende Dienstboten sahen ihn verwundert an. Mit einem stummen Wink nach dem Hause beantwortete er ihre Fragen. Endlich erschien Amalie wieder. Sie sah froh aus und schien erst jezt sich von ihrem Schreck erholt und das Glück der geliebten Freundin ganz begriffen zu haben.

„Sie will Sie sehen — sie weiß Alles," sagte sie, und, ihn bey der Hand ergreifend, führte sie ihn über den Hausflur in das Gemach der zitternd-harrenden Meta.

Sie saß im Lehnstuhl; als er eintrat, wollte sie sich schnell erheben, aber sie sank kraftlos zurück. Er stürzte zu ihren Füßen. „Konnten Sie dieß von mir glauben, Viktor," fragte sie leise. Fieberische Röthe deckte ihre Wangen. Ihre Augen glänzten. Sie war von Neuem schön. Aber sie zitterte heftig.

Als sie seine tiefe Erschütterung sah, sagte sie: „O glauben Sie nicht, daß ich so krank sey. Ich bin bloß erschrocken, freudig erschrocken vor meinem Glücke. Ich bin nur angegriffen! o ich werde mich erholen. Ich werde aufblühen an Ihrer Seite, mein Freund!"

„An meinem Herzen," rief er, sie fest an sich drückend. Amalie warnte, bat sich zu mäßigen, aber lange währte es, ehe Beyde genugsam gesammelt waren, um sich durch gegenseitige Mittheilungen aufzuklären.

„Ist es wahr, rief Meta wiederholt, ist es kein Traum — ich werde noch glücklich seyn auf Erden. Hier soll ich's seyn, an derselben Stelle, wo ich einstens es war in bewußtloser Kindheit; hier soll mir die ganze Fülle des Erdenglücks, der Liebe zu Theil werden!"

Tage gehörten dazu, ehe sich die beyden liebenden Gatten finden lernten in das neue Verhältniß; Tage der innigsten Seligkeit. Wir schweigen davon. Denn was ließe

sich erzählen von einem Leben, das zwey harmlos Glückliche leben? Der stille Frieden ihres Daseyns langweilt den Dritten; der Strebende interessirt, der Genießende erregt Ueberdruß und Neid; wer den Hafen erreicht hat, geht unserer Theilnahme verlustig. Aber daß er sich doch im sichersten Porte selbst nicht geborgen wähne! Nicht Stürme drohen ihm mehr Gefahr, nicht Klippen sind ihm mehr verderblich: aber wer sagt dem gelandeten Schiffer, ob nicht die heutige Nacht noch erhellt werde vom Brande seiner Habe? von seinem in raschen Flammen auflodernden Gute? Wozu hat er täglich und nächtlich behutsam das Fahrzeug gelenkt, ängstlich spähend vor den Karten gesessen und drohende Bänke klüglich umgangen — mit gebundenen Händen, unthätig und kraftlos soll er es nun vor eigenen Augen untergehen sehen! —

Schon mehrere Wochen waren die Liebenden vereint, als endlich bedeutende Summen Geldes, die Viktor freudig aufopferte, den Scheidungsprozeß rückgängig gemacht hatten. Er lächelte schmerzlich, als er die Papiere hierüber empfing. Denn es war ihm kein Geheimniß mehr, und mit zerrissenem Herzen sah er das Unabänderliche kommen; langsam, rettungslos welkte Meta einem sichern, leidensvollen Tode entgegen. Die berühmtesten Aerzte der Umgegend kamen nach der Reihe. Keiner gab Hoffnung. Pünktlich befolgte Meta ihre Vorschriften, ängstlich die Rathschläge Jedes, der Erfahrung zu haben meynte. Ja, ihr armes Herz gab im Eifer des Verlangens fast hoffend sich dunkelm Wahne hin. Erröthend verschmähte sie es nicht, geheimnißvolle sympathetische Kuren zu gebrauchen. „Die Liebe ist's, die mich abergläubisch macht,“ sagte sie lächelnd. Sehnsüchtig wünschte sie zu leben, und oft lag sie in brünstigem Gebet vor Gott und flehte ihn unter heißen Thränen an, ihres jungen Lebens zu schonen.

Viktor ertrug es kaum. Seine Verzweiflung, ihr Flehen erschütterten nicht den Rathschluß des Herrn. Als die lezten Astern zu welken begannen, als die Erde sich mit gelben Blättern deckte, der Herbstwind rauh und trüb durch die entlaubten Bäume blies — da fühlte auch sie klar und unwiderruflich, daß sie am Ziele sey, daß wenige Tage sie scheiden würden von dem Geliebten ihrer Seele.

Als ihr zum ersten Mal dieß schwere Bewußtseyn ward und der Arzt ihr nicht zu widersprechen wagte, weinte sie eine Stunde lang einsam und innig. Bald aber faßte sich ihr Geist, und sie sah dem Unabwendbaren von da an mit frommer Ergebung entgegen. Sie tröstete Viktor, bat ihn, zu leben, und zu versuchen glücklich zu seyn. Dann nahm sie ihm ein Versprechen ab, ihr das zu bewilligen, was sie von ihm verlangen würde. Sie gebot ihm, sich nicht an Hilbert zu rächen; denn oft hatte sie plözlich die Glut des Zornes in seinen Augen auflodern sehen, wenn er, in Schmerz fast aufgelöst, ihr gegenüber saß, und leicht hatte sie den Zug seiner innern Gedanken errathen.

„Ich erkenn' es jezt klar, sagte sie, nicht er allein war der Schuldige. Auch du fehltest, mein Viktor, als du leichtsinnig mit Ernstem und Heiligem spieltest. Und ich auch, o ich auch verging mich, als ich zu feige war, das Rechte zu thun. Nicht der Irrthum, der mich an Hilbert knüpfte, machte mich rettungslos elend: der Schritt war es allein, den ich abwich von der offenen Bahn der Redlichkeit. Wer den Muth nicht hat, zu sprechen und zu handeln, wo das Gewissen zu sprechen und zu handeln gebietet, der sündigt vor den Augen des Herrn, den trifft seine strafende Hand. Und war es auch allein jungfräuliche Schüchternheit, die mich abhielt, Alles offen zur Erklärung zu fördern? lauerte nicht vielleicht auch im Hintergrunde meines Herzens die eigennützige Furcht, dich zu verlieren, wenn ich spräche! — Bey meinem Gott, vor dessen Augen ich bald stehen werde! ich weiß es nicht! aber unser Herz ist ein dunkler Abgrund, und eng neben einander gesäet sind die Keime des Bösen und Guten. Wechselnd treiben sie Früchte hervor; wir unterscheiden nicht, ob Dieses, ob Jenes sie zeugte. Drum richte milde, mein Viktor, und verzeihe auch Hilbert!“

Erweicht, wie er war, versprach er, was sie begehrte.

Sie ward ruhig und ruhiger. Die lezten Stunden waren schmerzenlos. Sie starb mit Bewußtseyn, Viktors Hand krampfhaft in die ihre gedrückt. In der Stärke ihres Glückes ward sie in die stille Gruft hinabgesenkt; und nie hat die Erde ein schöneres und reineres Herz bedeckt.

Als nach zwey Jahren Viktor einmal wieder aus weiter Ferne nach seiner Heimath und dem geliebten Dörfchen zurückkehrte, fand er auf dem Grabe der theuren Verblichenen einen Mann in der gebückten Stellung eines Trauernden. Er schien den kalten Stein mit heißen Thränen zu benetzen, und seine Mienen sprachen ein tiefes Leiden aus. Viktor trat näher; er erkannte Hilbert. Zürnend wandte er das Gesicht ab und winkte ihm schweigend mit der Hand, zu gehen.

„Viktor!“ begann Hilbert ernst.

Der Freund winkte noch einmal.

„Viktor, rief jener, zürne mir nicht mehr. Du bist gerächt. Ein unglücklicher, kinderloser Vater steht vor dir. Noch ungeboren tödtete meinen Knaben der Leichtsinn meines Weibes — ein zartes Mädchen die Unvernunft der Amme, der unmütterlich die Mutter es überließ. Ehr' und Ruhm ward mir zu Theil, während mein Herz darbt und umsonst nach häuslichem Glücke seufzt. Nimm deinen Zorn von meiner schwer belasteten Brust!“

Viktor sah ihn an. „Leb wohl!“ sagte er endlich

und reichte ihm die Hand. Hilbert drückte sie fest. Dann verließ er langsam den Garten. Viktor saß auf dem Grabe der Gattin. Er blickte ihm nicht nach, und nie wollte sein Auge ihn wiedersehen.

* * *

Ob er sich getröstet? — ob er vergessen? — wir wissen es nicht; doch glauben wir es fast. Denn die Gewalt der Zeit ist groß; größer noch die Gebrechlichkeit des Menschenherzens, das sich nicht finden kann, weder in die Fülle der Freude, noch des Leides. Ruhig ist er gewiß; zufrieden vielleicht, heiter auch, glücklich aber wohl nie wieder geworden. Denn die Wunden der Seele heilen wohl, aber sie vernarben nie ganz; nach langen Jahren gewahrst du die Spur der Stellen, die einstens bluteten. Wenn du einmal dich versenktest in die Tiefe des Schmerzes, nicht in der Stunde aufgeregter Leidenschaft, nein, Jahre lang, mit der ganzen Kraft deines Wesens: ein unbezwingliches Weh bleibt dir zurück, und den süßen Freudenkelch gegenwärtiger Tage wird der Erinnerung Wermuth dir verbittern. Lang gepflegt und geliebkost ist sie, eng verwachsen, ein Theil deines Herzens geworden. Du kannst dich ihrer nicht mehr entäußern. Rein genießest du nur, wenn du die Vergänglichkeit des Genusses vergißt; sie aber legt unwiderruflich schmerzliches Zeugniß ab, daß kein Erdenglück bestehet.

Die Seeschlange.

(Aus einem Briefe von New-York.)

Kapitain Holdredge, der hier gestern (20. Juni) mit dem Schiffe Silas Richards von Liverpool ankam, sagt, daß er im Vorübersegeln bey Georgesbank vor fünf Tagen die Seeschlange sehr deutlich sah. Sie war vielleicht zehn Ruthen vom Schiffe entfernt, das Meer ganz still, und der Theil, der außer dem Wasser erschien, war ungefähr sechzig Fuß lang; der Kopf und die Form der Auswüchse waren den Beschreibungen gleich, welche Personen, die sie am Vorgebirge Ana gesehen hatten, von ihr gaben. Sie bewegte sich sehr langsam und schien das Schiff nicht zu bemerken. Die Matrosen und Reisenden, die auf dem Verdecke waren, sahen sie während sieben Minuten. Ein Zeugniß, welches sogleich aufgesezt und von den Reisenden unterschrieben wurde, nebst einer, durch einen derselben verfertigten Zeichnung, gibt eine genaue Beschreibung des Thieres, wie es ihnen erschienen. Die Anzahl und Glaubwürdigkeit der Anwesenden sezen das Daseyn der Seeschlange ganz außer Zweifel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Juli.

Die Krönungsgesandtschaft, welche gegenwärtig in St. Petersburg neben der französischen gewöhnlichen Ambassade ist, hat mehrere junge Männer von höherem Range in ihrem Gefolge, sie sind mit ihren, ihnen eigenen Ansichten in der Hauptstadt des Nordens aufgetreten; was sie in Frankreich Norden heißen, ist eigentlich in Frankreich selber kein ganz bestimmter Begriff. Ganz besonders merkwürdig wird das, was ein Franzose im Norden selber vom Norden sagt; wir erfahren das selten, weil die Herren Diplomaten nicht oft an's Publikum schreiben; auch sind sie zwar immer Männer von feinem Tone, aber nicht immer Männer von Geist, und die Ritter d'Ohsson oder Bourgoin oder Bignon erscheinen nur alle Vierteljahrhunderte; auch haben diese gleichsam nur im Vorbeygehen den Norden berührt, weil sie vielmehr das südliche Europa und das südliche Deutschland in Anspruch genommen hatten. — In den nachstehenden, im Fluge hingeworfenen Noten ist vielmehr die Darstellung als das Dargestellte anziehend; Alles, was hier der junge Pariser sagt, hat seinen Werth nur in der leichten Sprache, gleichsam wie das Bild, was mit lieblichen Farben gemalt, aber nicht sorgsam genug gezeichnet ist. „In dem Salon der Frau Gesandtin, Mad. de Laferronaye, habe ich Gelegenheit zu sehen, was der Hof und die Stadt an eleganten Herren und an ausgezeichneten Militärpersonen Vorzügliches besizt. All das zusammen bildet allerdings eine imposante Masse, aber in diesem Kerne der guten Gesellschaft läßt sich doch noch manches sichten. Ueberhaupt nehme ich hier 300,000 Seelen Bevölkerung an, darunter sind 20,000, die Luxus und Glanz haben, aber fast bey dem ganzen Rest sind die Sitten beynahe wild, und der Anblick schon von Menschen in Schaafspelzen, in Fuchsbälgen und Bärenhäuten hat etwas Unfeines. Die Pläze in der Stadt sind unermeßlich groß, und man kann kaum mit den Augen von einem Ende zum andern die Gesichter, die Kleider, die Farben unterscheiden. Die beynahe allgemein sehr breiten Straßen scheinen mir weniger bevölkert zu seyn, je weiter man sich vom Flusse entfernt. Die Theater, in Vergleichung mit denen in Frankreich und Italien, sind ziemlich kleinlich bestellt. Die zwey vorzüglichen sind: Das kaiserliche Theater, wo man russische und französische Stücke spielt; und das fremde Theater, wo man deutsche gibt. Der Fremden sind in Petersburg 50 bis 80,000, Deutsche, Italiener, Engländer. Engländer sind die Roßkämme und die Sattler; die Deutschen treiben die schweren Handwerke der Tischler, der Schlosser und der Bauleute; die Italiener halten Kaffeehäuser, und spielen in den Orchestern; die Franzosen sind Köche, und handeln mit Modegegenständen und neuen Puzartikeln. Es versteht sich, daß Ausnahmen stattfinden, aber so vertheilen sich wenigstens die Arten im Großen. Jede Nation macht eine Art von Kolonie aus, welche ihre Regeln, ihre Gewohnheit, ihre Ansprüche, ihre Schwäzereyen hat. Alles wird ausgeplaudert, kein Abenteuer, kein Liebeshandel bleibt geheim, und man ist am Ufer der Newa wie in einem Städtchen in der Bretagne oder im Lande Perigord. Während eines Winters von acht Monaten denkt man an nichts als sich gegen den Winter zu verwahren; die Kunst kämpft gegen die Natur und durch Feuer, durch Kohle, durch Dampf, durch Rauch, durch Pelzwerk sucht man seine Nase, seine Ohren, und sein Leben zu retten. Kommt nun der Frühling, kommen nun die Tage des Reichs der Sonne, das ist dann ein Fest, ein Zauber; plözlich ist die Erde geschmückt mit reichem Rasen, mit den schönsten Blumen, und sogar mit schönem Obst (?) Nun lassen alle großen Herren (denn in Rußland hat man Seigneurs wie man in England Lords hat), alle reichen Leute der Hauptstadt ihre Pavillons und ihre Palläste in den Inseln bauen, die Augen des

Klasses liegen. Diese Bauten sind wahre Zauberwerke; man errichtet sie in wenigen Tagen, und bricht sie in wenigen Stunden wieder ab; die Mauern und Verschläge sind von Holz, roth, gelb, blau angemalt, und man verpflanzt sie wohin man will, je nach den Umständen und wie es Einem einfällt. Man hat von dem leichten Wesen der Franzosen gesprochen, aber das ist Ernst gegen die Unbeständigkeit der Russen. In diesem Lande hat man keinen andern Leiter als seine Einbildungskraft; ja dadurch werden gerade diejenigen glänzend, welche Erziehung genossen haben; in den höhern Klassen ist das die größere Zahl, alle Frauenzimmer sprechen französisch, und Manche so gut als die Pariserinnen; aber in Rücksicht auf Grazie und den guten Geschmack stehen sie den Nymphen der Seine nach. In Cronstadt, acht bis zehn Stunden weiter, treiben Seeleute, Handelsleute, und mitunter einige Edelleute ein sehr thätiges Leben; bisweilen bey ihren Mittagsmahlen trinkt jeder Gast seine drey bis vier Flaschen Champagner. »Dann fahren sie in's Schauspiel nach Petersburg in anderthalb Stunden, kommen wieder zurück schlafend, und haben zwanzig Stunden Post gefahren, tüchtig zu Nacht gegessen, und wiederum den Tag mit einer tüchtigen Ladung Champagner geendigt. Die Kirchen sind prächtig, und man glaube nicht, daß sie nackt seyen, wie gewöhnlich bey uns. Hier hat man keine reich bezahlten Pfarrer, sondern dagegen verziert man Säulen, Altäre und Plafonds; überall hängt man Halsbänder, Rosenkränze, Vergoldungen und kostbare Steine aller Art auf. In Moskau, vor dem Brande, war es noch mehr, und noch jezt ist das, und zwar noch bedeutender in St. Novogorod in dem großen, von allen griechischen Christen verehrten Tempel. Je weiter man sich von den europäischen Provinzen entfernt, je mehr sieht man den Hang zu jener Frömmigkeit, die sich im Verzieren des Bethauses ausspricht. Je mehr man der Wolga und dem Uralgebirge und Asien sich nähert, desto mehr trifft man den Aberglauben an. Gerade diese russischen Sitten sind es, die dem türkischen Reiche gefährlich werden, und dieser Sturm, wenn er auch langsam herbeynaht, muß nur um so stärker und so heftiger ausbrechen.“

Leipzig, 11. Aug.

(Beschluß.)

Wenn jene Scene dennoch immer sehr anspricht, und Hr. Genast sogar zur Wiederholung der Weinarie aufgefordert wurde, bey welcher er, wie man auch erwartete, die bekannte Parodie zu Ehren Mozarts sang, so muß man nicht vergessen, daß in jener Musik ein unwiderstehlicher Aufruf zur Freude liegt. — In den beyden Finales finde ich die Darstellung des Hrn. Genast am ausgezeichnetsten, und ziehe sie der des Hrn. Wild weit vor. Die Poesie des Kommandanten, von Hrn. Köckert gesungen, gehört zu dem in seiner Art Vollendeten. Hr. Höfler (Otterio) und Dem. Schulz (Elvire) strebten beyde mit beyfallswerthem Eifer ihrer Aufgabe nahe zu kommen. Hr. Höfler ersezte durch verständigen Vortrag, was ihm an Stimme abgeht. Zerline (Mad. Devrient) schien mir nicht so frey und leichtsinnig unbefangen wie sonst; das „es könnte mich gereuen“ erhielt fast einen Ton von Sentimentalität. Hoffentlich wird diese Stimmung vorübergehen.

Mad. Schulz trat darauf als Jessonda auf. Die Gattung des Zarten und Sentimentalen scheint sich, wie aus dem Obigen hervorgeht, minder für sie zu eignen. Wenn wir daher auch dem Fleiße und der Sicherheit und dem Streben nach Ausdruck gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so müssen wir doch diese Gastdarstellung ihren übrigen als Ganzes nachsetzen. Hienach waren aber die kräftigsten Stellen in dieser Partie auch die gelungensten, und wir gestehen mit Vergnügen, daß wir das schöne zweyte Finale von Seiten der Jessonda noch nie so kräftig und lebendig haben darstellen sehen und vortragen hören, — denn beydes war hier in Ein's verschmolzen, ja wir sagen gern, daß wir die Partie hier erst genau kennen lernten. Hr. Vetter, von seinen Gastdarstellungen in Frankfurt zurückgekehrt, trat zum ersten Male wieder in der Rolle des Nadori auf; eine seiner schönsten Partien. Möchte er nur, um uns die Fülle seiner Stimme zu zeigen, sie in der Höhe nicht zu sehr übernehmen, und durch Abstufungen der Stärke und Schwäche in seinen Vortrag mehr Licht und Schatten bringen. Dieß gilt auch von der Beobachtung der aparte's in dieser Partie, z. B. „soll ewig wie des Donners Stimme.“ Hr. Köckert trägt die Partie des Nadori mit seinem angenehmen Basse ernst und würdig vor.

Die dritte Gastdarstellung der Mad. Schulz war Vitellia in Mozarts Titus, wo sie als Virtuosin betrachtet, unstreitig im größten Glanze erschien. Bey einer solchen Oper müssen, wie in allen großen italienischen Opern, die Hauptpartien von lauter Virtuosen vorgetragen werden, wenn sie, bey Ermangelung einer interessanten Handlung, ein Gefallen erwecken soll. Mad. Schulz füllte hier ihren Platz so vollkommen aus, daß sich kaum etwas weiter hinzufügen läßt. Dem. Erhart führte die Partie des Sextus mit rühmlichem Wetteifer aus. Schade daß ihr nicht mehr Stärke und Umfang der Töne gegeben ist. Hr. Höfler zeigte als Titus das Verdienst seines Vortrags; aber im Eifer des Guten recht viel zu thun, überlud er uns mit Arien, deren Anhäufung die lahme und triviale Handlung dieser Oper noch langweiliger macht.

Die lezte Gastrolle dieser Künstlerin war Eglantine in Webers Euryanthe; die beste Darstellung, die ich überhaupt von dieser Rolle gesehen habe. Mad. Schulz besizt alles, was zu derselben erfordert wird, und führt dieselbe singend und spielend gehalten durch. Die Stelle: „nur einen einzigen Augenblick, ich wollt' ihn mit Vermählung zahlen,“ welche die Sängerin mit der gebührenden Bedeutung vortrug, war gleichsam der Grundton ihrer Darstellung. Der Kulminationspunkt ihrer Empfindung war im ersten Akte die große Arie, in welcher Eglantine sich ihrer Leidenschaft frey entladet, und welche sie mit einer Frische der Stimme vortrug, als ob sie noch keinen Ton gesungen hätte, obgleich schon lange Recitative und ein Duett vorhergegangen sind. Einen Mißgriff jedoch kann ich nicht verhehlen, deshalb, weil ihn das Publikum mit großem Beyfall belohnte. Euryanthe durch Eglantines Verstellung bethört, sagt: Freundin, komm' an meine Brust, wie konnt' ich solche Lieb' ermessen. Darauf fragt Eglantine, du liebst mich? und ruft aus: Alles ist vergessen! Bey diesen lezten Worten nun, auf welche eine Fermate fällt, nahm die Sängerin einen solchen Kraftanlauf, als wollte sie ihr ganzes Gefühl entladen; und die Explosion der Kraft riß die Zuhörer gewaltig mit fort. Gleichwohl spricht Eglantine in jenen Worten nicht ihr wahres Gefühl aus; es ist nur verstellte Zärtlichkeit und Anhänglichkeit. Erst nach der Entdeckung des Geheimnisses, und bey dem Ausruf: gewicht'ge Kunde, der auch im Texte durch die Worte: „mit unverhehltem Triumphe“ bezeichnet wird, spricht sich ihr wahres Gefühl so aus, daß Euryanthe davor erschrickt, — und noch freyer dann in der genannten Scene, welche dem Duette folgt. — Im zweyten Akte schien die Kraft der Künstlerin noch gesteigert, und in dem dritten erhob sie Spiel und Vortrag zu der Höhe einer Shakespear'schen Seelenschilderung, die der geniale Komponist hineingelegt. Die Wirkung war allgemeine Erschütterung und Anerkennung ihres großen Verdienstes, — das in guter Erinnerung bey uns bleiben wird. Nächstens über Dem. Lindner.

W.

Beylage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. August 1826.

Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf.
In die Quelle des Seyn's, aus welcher es wieder hervortritt.

Wyasa.

Die Kometen.*)

Die ersten Benennungen der Dinge, besonders solcher, die in der Folge wissenschaftliche Gegenstände geworden sind, zeigen gewöhnlich höchst auffallend den damaligen Zustand und die nachherigen Fortschritte der Kultur; und der Astronomie fehlt es nicht an Beyspielen hievon. Der Name Planet (Irrstern) beweist, wie wenig die ersten Beobachter des Himmels sich in die verwickelten Bewegungen dieser Hauptkörper, unsers Systems finden konnten, und wie wenig Hoffnung sie hatten, Ordnung in dieses Chaos zu bringen; und noch jezt lehrt uns die Benennung der Kometen (Behaarten oder Bartkörper, von dem griechischen Worte Koma, Haar), daß die ältesten Astronomen, weit entfernt, sie für Weltkörper gleich den Planeten zu halten, oder sich mit der Untersuchung ihrer Bahnen zu beschäftigen, nichts Merkwürdiges an ihnen fanden, als ihre sonderbare Gestalt, ihren Bart oder ihren Schweif. Es ist billig, daß man diese Benennung beybehält; sie verkündigt den Triumph der neuern Astronomie über die ältere: denn welche Fortschritte hat die Sternkunde machen müssen, um zu der Kenntniß zu gelangen, daß diese verachteten oder gefürchteten haarigen Körper so sehr den ganzen Raum unsers Sonnen-Systems einnehmen und dessen eigentlichen Reichthum und Bevölkerung ausmachen, daß die Erde und die übrigen Planeten, die man bisher für die Hauptsache ansah, ganz dagegen verschwinden und nur als Splitter zu betrachten sind, mit denen einige leere Fugen ausgeflickt wurden, oder als Sprößlinge des Spätjahres, die durch eine neuere Revolution aus der Ur-Sonne hervorschossen, um den Hauptpflanzen dieses unermeßlichen Gartens, den Kometen, freyern Raum zu geben, umherzustreifen.

Um meine Leser zu überzeugen, daß dieses der wahre Gesichtspunkt ist, aus dem man die Kometen betrachten muß, werde ich zuerst von ihrer Menge, dann von ihren Bahnen und endlich von ihrer physischen Beschaffenheit reden. Die ersten zwey Gegenstände, da sie zum Gebiete der Mathematik gehören, lassen sich theils zu völliger Gewißheit, theils zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit bringen. Bey dem leztern dürfen wir, wegen der seltenen Erscheinung der Kometen und wegen des undurchdringlichen Nebels, der sie unsern besten Fernröhren verhüllt, nur dürftige Resultate erwarten, welche desto mehr Anlaß zu physischen Spekulationen oder Träumen geben, die, wenn sie gleich dem Verstande keine Befriedigung gewähren, doch die Phantasie auf eine angenehme und unschuldige Art beschäftigen.

Ihre Anzahl.

Es gibt nur sieben, oder wenn man die in diesem Jahrhundert entdeckten kleinen Körper dazu rechnet, eilf Hauptplaneten und achtzehn Nebenplaneten unsers Sonnensystems, indeß schon über hundert Planetenbahnen berechnet

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung so eben erschienenen vierten Band von Schuberts vermischten Schriften.

Digitized by Google

sind. Daß aber diese hundert Kometen nur einen sehr kleinen Theil von der ganzen Zahl derer, die wir noch nicht kennen, ausmachen, davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man weiß, daß jene hundert nur etwa ein halbes Jahrhundert einschließen. Damit aber die Leser im Stande sind, über die wahrscheinliche Anzahl der Kometen zu urtheilen, muß eine kurze Erzählung der Entdeckung und der Beobachtungen dieser Weltkörper vorausgeschickt werden.

Wollte man in das Verzeichniß der beobachteten Kometen alle diejenigen aufnehmen, die in den Chroniken als solche erwähnt werden, so würde man leicht tausend Kometen zusammenbringen, die seit den ältesten Zeiten den Bewohnern unsers Planeten erschienen sind. Allein man darf nur einen Blick in diese Chroniken werfen, um sich durch die Art, wie sie davon reden, zu überzeugen, daß vielleicht die Hälfte dieser Erscheinungen keine Kometen waren und zum Theil in die Klasse der Mährchen vom feurigen Drachen gehören, der in den Schornstein ein- oder auszieht, oder von den Hexen, die in der Walpurgis-Nacht auf brennenden Besenstielen ihren Ritt antreten, um auf dem Blocksberge dem Satan ihre Huldigungen darzubringen. Was sagen meine Leser z. B. zu solchen Nachrichten wie folgende, die ich ihnen aus dem Hauptwerke über die Geschichte der Kometen *) zum besten gebe?

„Wien vom 2ten Mai 1665. Es ist sonsten aus „Spanien anhero avisiret worden, das man in Castilie „in den Gebürgen, daselbst ein Monstrum gefunden von „dreyßig Schuhe lang und vier hoch, dessen Gestalt wie „ein halber Mensch, Crocodil und Satyr" (eine sonderbare Zusammenstellung) „mit Hörner gewesen, mit „einem Comet und 4 Buchstaben, als A. B. G. I. gezeichnetes, wovon mit nächsten ein Abriß erfolgen solle. So „melden auch die extra-ordinarii eingeloffenen Briefe von „Grätz, daß den 24sten April daselbsten ein schöner Sabel „im hellen Tage am Himmel gesehen worden."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Stanislai de Lubienietz Theatrum Cometicum, 1666. 2 Bände in Folio.

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Der Umfang des See's, unmittelbar am untersten Ufer desselben, wird von einigen auf acht römische, oder auf mehr denn anderthalb deutsche, Meilen angegeben. Der Canalaufseher hat mich jedoch wiederholt versichert, daß man ihn in starkem Schritte in anderthalb Stunden umgehen könne. Somit dürfte sein unterer Umfang also eine gute deutsche Meile, der obere fast noch einmal so viel betragen. Ueber die Tiefe des See's in der Mitte desselben herrschen noch widersprechendere und offenbar übertriebene Gerüchte: einige erklären sie geradezu für unmeßbar, andere geben sie auf mehr oder weniger denn fünfhundert Fuß an. Höchst sonderbar und für die Geologie merkwürdig ist, daß der See, obgleich der Ursprung desselben ohne allen Zweifel als Folge einer vulkanischen Eruption betrachtet werden muß, jezt süßes Wasser enthält, weßhalb sich auch nur Fische, diesem eigen, und darunter besonders eine Art von vortrefflich schmeckenden Gründlingen, welche man hier Latterine nennt, darin befinden. Die Tiefe des Kraters bis zum Spiegel des See's wird auf zweyhundert und fünfzig, bis dreyhundert, ja, von einigen sogar auf dreyhundert und fünfzig Fuß angegeben, wahrscheinlich ebenfalls übertrieben, obgleich zum Hinuntersteigen stets fünf Viertelstunden erfordert werden, ein Umstand, der freylich nichts Bestimmtes aussagt, weil der gänzlich ungebahnte Weg, an mehreren Orten wahrhaft lebensgefährlich, über Busch und Gestripp, über Stock und Stein, geht.

Die natürliche Anmuth des See's, vom malerischen Grün seiner Bäume und Gesträuche hervorgebracht, gewinnt durch die einzelnen größeren oder kleineren Gebäude, welche in und über, so wie durch die Ortschaften und Berge, welche hinter dem Krater liegen. Gegenüber vom erwähnten Platz hinter der Kirche aus gesehen, stellt sich Pallazzuola dar, ein Franziskanerkloster von beträchtlichem Umfange, in der reizendsten Lage, welche sich auf der Erde denken läßt. Die guten Patres üben die Gastfreundschaft bis zu einem Grade aus, daß man nicht begreift, wie ein Bettlerorden dabey bestehen könne. Nicht allein wird Jeder, auf sein Verlangen, mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit gespeist und getränkt, sondern es gibt sogar einen besondern Saal (forestaria), worin vorzugsweise die Fremden bewirthet und sogar Frauen zugelassen werden. Leztere erhalten jedoch keinen Zutritt weder im Kloster noch in den Gärten, sondern müssen sich unter demselben durch und von hinten in den Fremdensaal begeben, welcher abgesondert am andern Ende des Gebäudes liegt. Freylich läßt jeder wohlhabende Fremde eine beliebige Gabe zurück, aber der Armen, welche hier umsonst zehren, gibt es nichts destoweniger eine große Anzahl. Wer übrigens diese guten Mönche der Schwelgerey beschuldigen wollte, thäte sehr unrecht. Ich habe zweymal bey ihnen gespeist, und beyde Male gefunden, daß höchstens das Nothwendige, keineswegs das Ueberflüssige, bey ihnen zu Hause ist; besonders gehört ihr Wein sicher nicht zum besten, der um Albano wächst. Nur den Layenbrüdern liegt die Pflicht ob, mit den Fremden zu verkehren; die Mönche selbst halten sich fast mit affektirter Sorgfalt entfernt von ihnen. Pallazzuola steht übrigens, wo nicht gerade auf derselben Stelle, doch sicher nicht viel weiter unterhalb, wo ehemals Alba Longa gelegen. Von lezterm ist keine Spur mehr vorhanden. Links davon erscheint

Digitized by Google

in einiger Entfernung und bey weitem über dem Krater eine Kirche, la Madonna del Tufo genannt, wie ein weißer Flecken, welcher im übrigen unermeßlichen Grün des Felsens eine besondere Wirkung macht. Darüber ragt die höchste Spitze des Berges, der Reihe nach der dritte aller umliegenden mit seinem Passionistenkloster hervor, von den alten Römern im engeren Sinne der albanische Berg, jezt Monte Cavo genannt. Im Garten des genannten Klosters sind noch Ueberreste vom uralten Tempel des Jupiter Latiaris vorhanden, von Tarquinius Superbus erbaut, wo das römische Volk alljährlich das sogenannte lateinische Fest (Latinae) feyerte, und wo zugleich die Triumphatoren einige Tage nach ihrem Triumphe dem erwähnten Gotte Dank für denselben abstatteten, und auch die Konsulen Besitz von ihrem Amte nahmen. Links von Monte Cavo, doch minder hoch, liegt Rocca di Papa, amphitheatralisch in den Berg gebaut, ein Städtchen, wie es heißt, von fünfzehnhundert Einwohnern, welches nach Rocca Priora (auf der andern [der Nordost] Seite des Berges) die höchste Lage auf dem albanischen Berge hat. Der Sage des Volkes nach ist die Luft in beyden Oertern, besonders in lezterm so dünn und fein, daß hektische Personen, deren Uebel sich schon ausgebildet hat, entweder in den ersten drey Tagen sterben, oder, haben sie die Krisis einmal überstanden, genesen. Daß dieß Vorgeben einen Widerspruch in sich faßt, scheint weder der große Haufe, noch selbst mancher Arzt zu begreifen. Rechts vom Zuschauer liegt, fast in seinem Rücken, höchst malerisch ein Kapuzinerkloster, gleichfalls von bedeutendem Umfange, mit weitläuftigen Gärten. Sonderbar, daß dieses, so wie das eben genannte Franciskanerkloster, obgleich Bettelmönchen gehörig, zu den weitläuftigsten Gebäuden der Art in der umliegenden Gegend gehört.

Der Genuß der Herrlichkeit dieses See's ist fast allein auf den Anblick beschränkt; Spaziergänge gibt es an demselben nur einen einzigen. Dieser führt rechts, ungefähr in der Mitte des Abhanges schlängelnd, von Albano nach Palazzuola, und von dort nach Rocca di Papa und zum Monte Cavo hinauf. Das ganze Maß von stumpfsinniger Gleichgültigkeit für gemeinnützige Anlagen zum öffentlichen Vergnügen, welche die Einwohner der Gegend charakterisirt, ist erforderlich, um diesen Weg nicht allein nicht zu unterhalten, sondern alles Mögliche zu seinem Ruine zu thun: ellenhohe Steinhaufen, durch den Regen vom Felsen herabgespült, und gefällte Bäume den Weg versperrend, sind Schuld, daß man höchstens den achten Theil des Weges ohne große Unbequemlichkeit zurücklegen kann; ja die Kohlenbrenner haben sich sogar erlaubt, alle links nach dem Krater zu am Wege stehenden Bäume umzuhauen und somit allen Schatten von daher geraubt. Freylich hatten sie das Recht dazu; aber der Ortsobrigkeit hätte die Pflicht obgelegen, in den mit ihnen abgeschlossenen Kontrakten, diese Bäume vom Schlagen auszunehmen, was bey dem ungemeinen Reichthum an Holz in dieser Gegend, wo die in der Höhe stehenden Bäume der Schwierigkeit des Hinaufgelangens wegen, ohnehin meistens unangetastet bleiben, kein Gegenstand von Bedeutung gewesen wäre. Ein zweyter Weg führt von Albano oberhalb des Kraters weg, die antike Via Triumphalis, auf welcher die Römer zum latiarischen Tempel hinaufstiegen, nicht minder herrlich als der vorige, und minder unbequem, weil er eine größere Breite hat. Obgleich hier, wegen der vielen umliegenden, zum Theil ziemlich bedeutenden, Ortschaften und Städte, zu jeder Zeit des Tages eine frequente Passage herrscht, so soll dieser Weg doch nicht selten von Schnapphähnen, welche im undurchdringlichen Dickig der Waldung ihre Schlupfwinkel haben, unsicher gemacht werden, besonders in der Gegend über Pallazzuola, wo sich fünf bis sechs Wege, einen Zirkel bildend, durchschneiden, und der deßhalb auch la Stelletta heißt. Ich bin diese Straße sehr oft gegangen und von Rocca di Papa, oder vom Monte Cavo kommend, meistens gegen Abend nach Albano zurückgekehrt, habe aber nie eine Spur von malviventi oder grassatori (wie hier die Straßenräuber genannt werden) gefunden, ein einziges Mal ausgenommen, wo mir plötzlich drey höchst zerlumpte Kerle begegneten, von denen mir der eine, fast ironisch, seine Verwunderung zu erkennen gab, daß ich mich so spät und allein in dieser Gegend, wo es stets genti di macchia (Walddiebe) gäbe, betreten ließe. Ich antwortete ihm, ich sey keineswegs allein, sondern habe einen guten Freund bey mir, welcher mich nöthigenfalls schon zu vertheidigen wissen würde. Dieß sagend ließ ich ihm, von der Hand bedeckt, das Ende eines kleinen Teleskops aus der Brusttasche hervorzucken; die Kerle nahmen es, eben wie ich gewünscht hatte, für ein Pistol und gingen, mir eine gute Nacht wünschend, ihres Weges. Endlich gibt es noch in der untersten Tiefe des Kraters unmittelbar um den See herum einen Weg, der vielleicht der gangbarste von allen ist, und deßhalb in den heißesten Sommermonaten den herrlichsten Spaziergang gewähren würde, wenn der Zugang zu demselben nicht so abscheulich wäre. Daß die antiken Umwohner des See's hier herunterzusteigen pflegten, um der Kühle zu genießen, beweisen die Rudera, welche hier stehen, ein großes Gewölbe, eine Grotte mit mehreren Nischen bildend, von merkwürdiger Bauart und in jenem Style, den man netzförmig (reticolare, reticulato) nennt. Man hält diese Rudera für den Ueberrest eines Nympheum's (Dianenbades), dessen sich die Alten, wenn sie im See baden wollten, zum Aus- und Ankleiden, oder auch sonst zum Ausruhen bedienten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Aug.

Heute muß ich schon einmal um Erlaubniß bitten, über Quedlinburg nach Berlin kommen zu dürfen; nicht weil dort Heinrich der Vogelsteller — den unsere Historiker nicht mehr nach den glücklichsten Thieren genannt wissen wollen — Finken über Finken erwischte; auch nicht, weil dort mein großer Landsmann, Klopstock, geboren wurde, um das erste deutsche Heldengedicht zu schreiben; am allerwenigsten aber, weil das selbst um diese Jahreszeit ein seltenes Vogelschießen gehalten zu werden pflegt; — denn das Alles gibt auch nicht die leidlichste Ideenassociation mit der drückenden Hundstagsglühe, unter welcher wir gegenwärtig Tag und Nacht schmachten, sondern weil der Rektor der dasigen gelehrten Schule vor Zeiten das Onus auf sich hatte, alljährlich den Kalender für die nächsten Umgegenden der Abtey, so wie für die leztern selbst zu verfertigen. Einer dieser Rektoren, unter welchen es bekanntlich in neuern Zeiten Männer, wie Rambach und Stroth, gegeben hat, soll auf den naiven Gedanken gekommen seyn, sich diese Verfertigung dadurch zu erleichtern, daß er blos den astronomischen Theil des Kalenders ausarbeitete, das Wetter aber von den Schülern der ersten Klasse mit dem Bedeuten hinzufügen ließ, daß sie darüber völlig frey disponiren könnten, wenn sie nur um Weihnachten keine Gewitter, und in den Hundstagen keinen Schnee verkündigten.

Dieß Anekdötchen mußte mir nach einer sehr natürlichen Ideenverbindung in diesen Tagen nothwendig wieder beyfallen, da uns — mindestens habe ich für meine Person nicht anders vernommen — für die gegenwärtige Hundstagszeit eine empfindlich kühle Witterung vorhergesagt worden ist. Es scheint also, als ob sich auf rationellen Wegen in Hinsicht der leztern fast noch weniger ausmitteln lassen wollte, als auf dem, welchen der ungenannte Quedlinburger Rektor durch seine Schüler beliebte.

Das Schlimmste bey dieser verunglückten Weissagung ist nun offenbar dieß: daß, wenn man in dem Menschen mit Plato zwey Seelen annimmt, die bessere bey einem Thermometer-Stande von 23° — 26° R. in der That keine taube Nuß werth zu seyn scheint. Und wenn sie nur bloß zum Schaffen übel aufgelegt wäre, so ginge es noch immer; allein sie hat auch schlechterdings keine Lust, nur einmal die geistigen Augen zu öffnen. Alles, und wären es die brillantesten Festins, geht wie im tiefen Schlafe vor ihr vorüber.

Billige Leser und Leserinnen des Morgenblattes werden sich also weiter nicht wundern, wenn wir mit den obern Erkenntnißkräften der menschlichen Seele — wie sie weiland in der Leibnitzisch-wolfischen Schule genannt wurden, — für dießmal im eigentlichsten Sinne des Wortes feyern, und Sie blos allein mit dem unterhalten, was die körperlichen Augen gleichsam als Privatpersonen, während der lezten Wochen in der Hauptstadt beobachteten. — Wer, wie Unterzeichneter, jezt um die Mittagszeit seinen Weg durch die Linden zu nehmen pflegt, weil er es mit dem weisen Sokrates für ublich hält, sich manns haft an die Hitze zu gewöhnen, der wird, — vorausgesezt, daß er selbst die Augen offen behält — nicht blos manchen wackern Leuten begegnen, die sämmtlich so aussehen, als ob sie im Gehen einschlafen wollten; sondern auch Rechts und Links auf den seitwärts angebrachten Bänken lauter selig, mitunter aber auch sehr unselig Entschlafene erblicken. Um dies Leztere zu bemerken, darf man freylich während seiner irdischen Laufbahn den Himmel nicht immer voller Geigen gehabt haben; denn in diesem glücklichen Falle sieht man leicht über dergleichen hinweg. Wer aber oft merkte, daß und wo ihm der Schuh drückte, der bekommt — versteht sich bey den gehörigen psychologischen und physiognomischen Anlagen — die eben nicht beneidenswerthe Fertigkeit, einem Schlummernden die halbe Lebensgeschichte aus den Augen, und noch dazu aus den verschlossenen heraus zu lesen. Mir gehts mit diesen öffentlich Schlafenden nicht selten, wie Rabenern in seiner Kirche mit den Frommen; ich glaube etwas mehr zu bemerken, als sie vielleicht sehen lassen wollen.

Wie anziehend aber der Anblick eines Glücklichen in seinem sorglosen Schlummer ist, davon habe ich in diesen Tagen unter den Linden einen höchst malerischen Beweis erlebt. Ein junger Mensch von blühender Gesundheit und einnehmender Gesichtsbildung, dem die Etikette der großen Hauptstadt wenige Skrupel zu machen schien, hatte sich nämlich seiner natürlichen Freyheit bedient, und saß nicht, sondern lag eingeschlafen auf einer Seitenbank; neben ihm aber stand ein ziemlich betagtes Mütterchen mit offenen Augen so zu sagen Wache. Sie lächelte wohlgefällig dem Schlummernden in's Gesicht; allein ihr Lächeln verrieth nicht blos die höchste Decenz, sondern war zugleich mit einem Beysatze gemischt, der in der That mit der Andacht verschwistert zu nennen war. Ich verließ beyde mit der berühmten Devise eines weltbekannten englischen Ordens: Honny soit, qui mal y pense!

Daß jedoch, wenn alles in der Welt schläft, die halbgehaßte, halbgeliebte Satyre immer auf den Füßen zu seyn pflegt, verkündigte nicht weit von jener Scene ein leichtfertiger Bube, der jeden vorüber Wandelnden durch ein farbiges Glas anblickte, und dabey lachend ausrief: „Mein Himmel, wie schön sind Sie!“ Man that rechts und links vornehm, als ob man nichts gehört hätte; und das war allerdings das Klügste, denn diese Berlinischen Straßenbuben besitzen eine dermaßen routinirte Keckheit, daß sie höchstens der Polizeysäbel zum Schweigen bringen kann.

Da ich einmal à la Lavater im Physiognomisiren begriffen war, und die Sonne bereits über den Kulminationspunkt hinaus, auf der nördlichen Seite der Häuser den erquickenden Schatten eintreten ließ; so konnte ich nicht umhin, einen kleinen Abstecher an den Weißischen Bilderladen zu machen. Das Erste, was mir höchst angenehm auffiel, war ein Kupferstich von der Prinzessin Friederich, der Tochter des Herzogs von Bernburg. Ich weiß nicht, was unsere beredten Kunstphilosophen darüber urtheilen mögen; meiner Wenigkeit schien aber bey diesen überaus einnehmenden Gesichtszügen der große Verklagte des Anytus mit seiner Meynung: „daß in jedem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne,“ ganz unwiderlegbar zu seyn.

Einige Tage nachher war dieses freundliche Bild schon wieder verschwunden; dafür aber hatte sich der unlängst entschlafene Phönix, der Berliner Jean Paul Friedrich Richter, eingefunden, dem sich bald darauf mein ehrlicher, nun auch schon geschiedener Voß zugesellte. Wenn sich ein gebildeter Weltmann von physiognomischem Blicke vor diese beyden Kupferstiche hinstellte, und sich fragte: Wer hat beym Büchermachen und Büchlerlesen wohl noch am glücklichsten gelebt, dieser Jean Paul, dem es schwer fiel selbst seinen Namen unjeanpaulisirt zu lassen, oder jener Johann Heinrich, dem die Nachwelt wegen seinen schönen Originalgedichten eine Menge schwerfälliger Uebersetzungen verzeihen muß? So würde die Antwort wahrscheinlich zu Gunsten des Leztern ausfallen. Voß hat nämlich eben so viel Offenes, Heiteres und Frohes in seiner Physiognomie, als der von Charakter gewiß nicht minder liebenswürdige Richter in der seinigen Gespanntes, Verzerrtes und Melancholischdüsteres hat. Selten behalten bejahrte Männer, die in Wissenschaften und Künsten etwas Vorzügliches leisten, so einnehmende Gesichtszüge, wie man an Händel und Winckelmann noch jezt bewundern muß.

Ernst Woldemar.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. August 1826.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.
Goethe.

Baderegeln.

Wildbad 1826.

Wenn du dich ermuntert hast
Aus des Schlafes Schwere,
Merk' als frommer Badegast
Meine treue Lehre!
Alles Denkens dich entschlagen,
Sorg' und Grille wegzujagen,
Sey die erste Regel!

Trink' ein Gläschen oder zwey
An der Quelle Sprudel!
Spreng' des Nichtsthuns Gott dabey!
In den heißen Strudel
Stürze dich dann unverdrossen
Ganz vom Leibeshauch umflossen
Seiner Glutnajade!

Lieblich, wenn vom Hof herein
Durch der Wölbung Hallen
Mit den Wellen im Verein
Saitentöne schallen!
Auch Gesang und Scherz erfreuen
Aus der Badgesellen Reihen
Und der Nachbarinnen!

Nach dem Bade kurzer Ruh'
Pfleg' auf weichem Bette!
Eile dann dem Schatten zu
Zur gewohnten Stätte!
Wo gesprächig Wellen gehen
Durch die dämmernden Alleen
Kosend mit den Schatten.

Wen die Sohle rascher trägt,
Auf der Berge Gipfel
Steig' er, wo der Kulm sich hegt
Alte Tannenwipfel,
Durch den Duft sich zu erfrischen,
Dem sich Hauch und Klänge mischen
Zarter Quellengeister.

Mittags im gefüllten Saal
Labe dich des Mahles
Mäßig doch, mit kluger Wahl;
Mäßig des Pokales!
Die gesell'ge Freude munter
Schlinge Blumen bunt und bunter
Um den Rest des Tages!

So von Sorg' und Runzel frey
Deine Badkur übe,
Sonder andere Arzney.
Auch der Gott der Liebe
Ferne seine schärfern Pfeile,
Nur mit flatterhafter Eile,
Mög' er dich besuchen!

Conz.

Die Kometen.

(Fortsetzung.)

Nach der damals beliebten Denkungsart mußte jeder Komet auf der Erde Unheil anrichten oder verkündigen, und sollte es auch nur in irgend einem Krähwinkel seyn. Es ist in der That lästig, die verschiedenen Ansichten zu betrachten, aus welchen die Menschen jener Zeit, die sich

Digitized by Google

das Leben dadurch verbitterten, daß sie alles von der ernsthaften und traurigen Seite nahmen, dem Kometen von 1665 sein Prognostikon stellten. Der eine sieht darin lauter politische oder physische Revolutionen; unter jenen findet sich folgende des Datums wegen merkwürdige Weissagung: „Den 19. Oktober wird ein neu Gesez und Regiment herfürbrechen.“ Unter diesen spielen die Erdbeben eine große Rolle, und der patriotische Prophet fügt folgende Warnung hinzu: „rathen demnach Ew. Kais. Maj. „für Dero Vorsorge, Sie wolten sich nach einem wohl gebauten starken Palast oder Residenz umbthun, in einem „finstern Thal gelegen, allenthalben mit Bergen umgeben, „etwa 20 Tage aldar sich zu enthalten“ (wovon?). Ein anderer sieht darin die Gefahren, welche die protestantische Kirche bedrohen, wie aus folgendem Schreiben erhellt. „Wißmar vom 8. Mai 1665. Es geht eine Rede, daß „zu Colberg Fewer vom Himmel gefallen wäre, und darauf eine Stimme Wehe schreyende, gehört worden sey. „Gott ist es bekand, was es wil bedeuten. In der Mark „sollen zwischen den Evangelischen und Reformirten Predigern viel Wiederwärtigkeiten fürlaufen. Es scheint leyder, die Operationen der Kometen lassen sich handgreiflich spüren.“ Ein dritter nimmt zwar anfangs den Ton eines philosophischen Skeptikers an, kann sich aber doch nicht ganz von den Vorurtheilen seines Zeitalters losreißen, und äußert sich über diesen Kometen folgendermaßen: „Regensburg den 28. May 1665. Daß der newer Wahrsager oder Astrologorum Prophezeyungen so just zutreffen, „fundament haben, oder zu fürchten seyen sollten, glaube „ich nicht, und weiß mein hochgeehrter Herr voran, was „ich von dergleichen Dingen, und wie ich mich darin halte. „Sehe unterdeß, daß die Pohlnische Sachen je länger je „mehr involviret, und gleichsam inextricabel worden, also „daß nichts davon zu schließen. Ich aber beständig bin und „verbleibe meines hochgeehrten Herren dienstwilligster Diener Von Rautenstein.“

Ueberhaupt ist dieses Werk ein wahrer Karl von Karlsberg, ein schwarzes Gemälde des menschlichen Elends. Fast kein Jahr vergeht ohne Kometen, die mehrentheils nichts anders als Meteore waren, und kein Komet erscheint, der nicht neues Elend über die Erde bringt, wie die Leser aus folgenden Beyspielen ersehen werden. — „Im „Jahr Chr. 1200 erschien ein Komet von der Art derjenigen, die nach Schwefel riechende Steine herabwerfen.“ „Im Jahr 1230 ließ sich ein Komet sehen, der allerley „Unglück andeutete, unter andern das traurige Ende des „Fürsten Mesco in Polen, der von Mäusen, welchen keine „menschliche Kraft, selbst nicht das Wasser und Flüsse widerstehen konnte, aufgefressen ward.“ — „Im Jahr 1254 „ward ein Komet einige Monate in Deutschland gesehen. „In der Gegend von Verona warf eine Stute ein Ungeheuer, welches ein vierfüßiges Thier mit Menschen-Kopf „vorstellte. Da es undeutliche menschliche Töne von sich „gab, ward es von einem Bauer mit einem großen Degen umgebracht.“ Ein gemeiner Bauer war also hinlänglich, die Welt von dem großen Unglücke zu befreyen, welches dieser Komet verkündigt hatte. Uebrigens muß dieser Veronische Bauer vor der menschlichen Stimme einen Abscheu gehabt haben, der seinen Landsleuten sonst nicht sehr gewöhnlich ist. — „A. 1303 erschien ein Komet „wie eine Feuer-Säule, die sich herabließ, bald aber wieder emporstieg.“ — „A. 1314 erschienen am Himmel zugleich 3 Monde, und ein Komet, der sich 2 Monate sehen ließ.“ (Wahrscheinlich eine Verwechselung der Monate und Monde.) — „A. 1341 erschien ein Komet und „in Nürnberg brannten 400 Häuser ab.“ — „A. 1510 erschien ein Komet, von dem Steine herabfielen, die stark „nach Schwefel rochen.“ Der zweyte Aerolith. — „A. 1532 „ließ sich nicht nur ein Komet mit sehr langem Schweife „sehen, sondern an vielen Orten unzählige Drachen, die „heerdenweise herumzogen, mit Kronen auf dem Haupte „und Schweins-Rüsseln. In der Gegend von Babylon „ward von einer gemeinen Frau ein Kind geboren, das „sehr schön war, und unnatürlich glänzende Augen und „Zähne hatte. In seiner Geburtsstunde zeigten sich fürchterliche Dinge am Himmel. Um Mitternacht aber erschien plözlich die Sonne so hell wie am Mittage, worauf eine Finsterniß folgte, die den ganzen Tag dauerte.“ Eine wunderreiche Zusammenstellung einer ganz alltäglichen Begebenheit, nämlich eines schönen Kindes von gemeinen Eltern: das Merkwürdigste dabey ist die Korrespondenz zwischen den chaldäischen und europäischen Astronomen des sechszehnten Jahrhunderts. — „A. 1541 den 21. August „ließ sich ein Komet in Gestalt eines Drachen mit langem „feurigen Schweife sehen.“ — „A. 1572 zeigte sich ein „neuer Stern in der Kassiopeja (der berühmte von Tycho „entdeckte Firstern), den man für einen Kometen hielt. „In demselben Jahr ward die Pariser Hochzeit gefeyert, „bey welcher mehr Blut als Wein vergossen ward.“ —

Wenn der Pole Lubienietz zu unserer Zeit gelebt hätte, welchen Stoff würden ihm die zwey großen Kometen, die wir erlebt haben, gegeben haben, sein langes Verzeichniß astrologischer Deutungen noch mit einer wirklich merkwürdigen zu vermehren! Keiner meiner Leser wird sich erinnern, in seinem Leben mehr als zwey große Kometen gesehen zu haben: einen, der im Anfange des Augusts 1769 zuerst erschien, und mit seinem Schweife, der sich über den vierten Theil des Himmels ausstreckte, der Erde Gräuel und Elend verkündigte; und dann den, welchen wir alle gesehen haben. Dieser leztere erschien im Jahr 1811 in seinem schönsten Glanze; in dem merkwürdigen Jahre 1812 zeigte er sich noch einmal in Rußland (denn nur hier allein ward er beobachtet, und die französischen Astronomen, die wegen ihres günstigeren Himmels größere Ansprüche an

seine Erscheinung hatten, erwarteten ihn vergebens), erlosch aber so schnell wie er erschienen war, und verschwand nach einigen Wochen ganz, aber ohne Schweif, vielleicht auch ohne Kopf. Schon ist er, gleich so vielen großen Kometen, der Vergessenheit übergeben, und die Astronomen oder Politiker beschäftigen sich jezt nur noch damit, seine vorübergehenden Querzüge, die in den Zeiten des Aberglaubens den Untergang großer Reiche gedroht haben würden, und diese Wirkung vielleicht auch jezt auf manche furchtsame Seele hatten, durch ihre Rechnungen oder Beyträge in Ordnung zu bringen, und dann wieder den alten ruhigen Gang des Himmels oder der Erde zu beobachten. Hier hätte der gute Lubienietz nicht nöthig gehabt, ein Kind mit scharfen Zähnen, von geringer Herkunft, in Babylon aufzusuchen: er hätte es weit näher haben können.

Die Leser werden durch die hier mitgetheilten Proben hinlänglich überzeugt seyn, wie wenig man sich auf diese älteren Angaben verlassen kann, wenn nicht zugleich die Dauer der Sichtbarkeit und die Bewegung solcher Erscheinungen angegeben ist. Jedes leuchtende Phänomen, das nicht genau so aussah wie die Sterne oder die Planeten, hieß damals ein Komet; und nur durch die Fortschritte der neuern Sternkunde war es möglich, die wahren Kometen vom Zodiakal-Licht, von Nebelsternen, neuen oder veränderlichen Sternen, Nordlichtern, Aerolithen, und andern Meteoren zu unterscheiden. Im Alterthume wurden solche Erscheinungen nur begafft, nicht astronomisch beobachtet, nur als Gegenstand der Neugierde, nicht der wissenschaftlichen Untersuchung angesehen. Der schärfsten Nachsuchungen unerachtet, die man zu unsern Zeiten angestellt hat, ist es nicht möglich gewesen, vor dem sechszehnten Jahrhundert mehr als zehn aufzufinden, die den Namen eines Kometen mit Recht verdienen, oder deren Stellung und Bewegung genau genug angegeben ist, um ihre Bahnen darnach zu berechnen. Die Geschichte der Beobachtung der Kometen läßt sich hauptsächlich in drey Perioden eintheilen, die scharf genug von einander abgeschnitten sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Während Rousseau's Anwesenheit in England spielte Garrik ihm zu Gefallen zwey Rollen: Lusignan und Lord Chalkstone, und da man wußte, daß Jean Jaques zugegen seyn würde, so war das Haus zum Ersticken voll. Rousseau war mit seiner Aufnahme sehr zufrieden, aber Mistriß Garrik sagte, sie hätte nie in ihrem Leben einen so unangenehmen Abend zugebracht, denn der einsiedlerische Philosoph habe sich, in seiner Begierde sich zu zeigen, so weit über seine Loge hinausgelehnt, daß sie ihn habe beym Rockschoß halten müssen, aus Furcht, er möchte in's Parterre hinabfallen. Er sagte nachher zu Garrik: „Ich habe Ihr ganzes Trauerspiel hindurch geweint, und Ihr ganzes Lustspiel hindurch gelacht, ohne irgend etwas von Ihrer Sprache zu verstehen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 10. August.

Unser herrliches Fest, unser großes Konzert des helvetischen Musikvereins ist nun vorüber, und ich eile, Ihnen darüber ausführliche Kunde zu geben. Sie wissen, daß dieser Verein mehr noch ein nationeller, als ein musikalischer ist, und daß bey seiner Stiftung vor vierzehn Jahren die Idee zum Grunde lag, dieß festlich heitere Zusammenkommen der Schweizer aus allen Kantonen solle ein Bundes- und Brüderfest werden, dem die Harmonie nur den rechten Charakter gäbe. In solcher Hoffnung hat man sich auch nicht betrogen. Das Fest ist ein wahres Bundesfest geworden, und hat die Schweizer aus Norden und Süden, aus Ost und West, besonders aber die deutschen den französischen genähert, so daß es jezt wirklich dahin gekommen ist, daß der einfache Appenzeller und Urner aus seinem Gebirg, und der elegante Genfer an Frankreichs Thor, sich als rechte Brüder betrachten und begrüßen. Selbst die katholischen Kantone haben angefangen Vertrauen zu den Reformirten zu fassen . . . Man muß den Genfern lassen, daß sie diesen Sinn des Fests sehr gut aufgefaßt haben. Es war schon seit langer Zeit ein Freuen auf dieses Fest und auf die bundesgenossischen Gäste, dem man ansah, daß es nicht Affektation war. Sie wissen, daß bey jedem helvetischen Konzert die verbündeten Mitglieder des schweizerischen Musikvereins in Privathäusern einquartiert werden. Das sollte nun auch dießmal geschehen. Schon mehrere Wochen vor dem Fest hatten sich dreymal mehr Personen mit Bitten um solche Einquartierung gemeldet, als musikalische Genossen angekündigt waren; und um den Bitten so guter Leute genug zu thun, trennte man oft die, welche zusammen gekommen waren, um nur mehrere Einquartierungen machen zu können.

Sonntags den 30. Julius gegen Mittag nahte das kolossale prächtige Dampfschiff der Leman von Ouchy. Große bunt- und goldgestickte Fahnen kündigten die nachbarlichen Waadtländer an. Als das Schiff pfeilschnell und mit unsäglichem Wogenschwall in den Hafen brauste, vernahm man das fröhliche Hurrarufen und den Gesang der unzähligen Menge, und die Fahnen grüßten unter Kanonendonner die Stadt. Tausende, Männer und Frauen, festlich geputzt, füllten die Rhonestraße. Der Präsident der hiesigen musikalischen Gesellschaft, und eine Deputation der Stadt Genf zogen den Gästen entgegen, um sie zu bewillkommnen. Das war wirklich ein Gruß, der aus dem Herzen kommet, zum Herzen ging. So zogen denn die lieben Gäste in dem wirthlichen Genf ein. Die Fahnen wurden vorangetragen bis zu dem Haus bey St. Peter, wo die musikalische Gesellschaft ihren Sitz gewählt hatte. Da hing man sie mit denen, die am Abend hinzugekommen, in malerischen Gruppen auf dem Balcon auf. Um 5 und um 6 Uhr Abends wiederholte sich dieselbe Scene, als mit unsren drey Genfer Dampfböten, Wilhelm Tell, Winkelried und Remorqueur die fernern Gäste aus den Kantonen Freyburg, Bern, Solothurn, Zürich u. s. w. mit ihren Fahnen anlangten. Jedem Fremden ward ein Portefeuille übergeben, worin er außer seiner Einquartierungskarte auch ein rothes Band mit weißer Lyra fand, das während des Festes zur Auszeichnung vor den vielen andern Fremden getragen werden sollte. Ferner enthält es zwey schöne Gedichte; eine französische Dithyrambe von Gaullieur und den deutschen Schweizergruß von Dr. Chr. Müller. Als

Digitized by Google

jeder Gast in seine neue Wohnung geführt, und da mit aller Herzlichkeit von Wirth und Wirthin aufgenommen worden war, zog man in den botanischen Garten, wo in den geräumigen Salons der Treibhäuser, unter den Blüthen des beyerischen Südens und der Tropenländer ein geschmackvolles Mahl für die Damen bereit stand. Es war nur ein Klang der Freude und der Brüderlichkeit; man war vertraut, als wenn man sich seit lange gesehen hätte. Selbst die, welche nur wenig französisch sprechen konnten, führten lange Unterhaltungen, man half sich, errieth sich, und die Sprecher hörten auf, sich fremd zu seyn, weil die Gemüther schon Ein's geworden waren. Vor dem Gewächshaus stehen sechs schöne Marmorbüsten, darstellend die Genfer, welche sich in der Naturkunde ausgezeichnet haben. Diese trugen jezt Rosenkränze: und feyernd ihrer alten Geneva Fest schienen die Marmorköpfe unter Rosenglanz wie aus einem frohen Geisterreich herüber zu schauen und Theil zu nehmen an dem Jubel der Enkel. In den Gängen des Grabens und in der schönen Allee daneben, bey Lynords Haus, wimmelte es von geputzten Damen und Herren. Man trennte sich erst am späten Abend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im August.

Kaum hat ein Stern erster Größe am Theaterhimmel uns verlassen, als schon ein anderer erscheint — Madame Schulze, der Stolz Berlin's, und eine Hauptstütze einer trefflichen großen Oper. Hatte uns die unvergleichliche Milder voriges Jahr durch den hohen Ernst ihrer Töne, und durch einfache Naivetät des kunstlosen Liedes in hohem Grade entzückt, so ward dieser Künstlerin dagegen ein desto rauschenderer, allgemeinerer Beyfall zu Theil, da ihr umfassendes Talent außer der Würde der ernsten Oper, Fähigkeit und Bildung in einem Grade besizt, wie sie nur immer den Geschmack der Zeit befriedigen können. Madame Schulze ist Meisterin im italienischen Vortrag, und dieses will in dieser Beziehung schon Alles sagen. Dazu kommt, daß ihre Stimme eine unverwüstliche Kraft und einen mächtigen, das Orchester beherrschenden Klang hat; die Bildsamkeit ihres Organs hat in allen Kunstfiguren den höchsten Grad erreicht — auf eine schwindelnde Höhe führte die Künstlerin in der bey ihrem ersten Benefiz eingelegten Arie aus Nurmahal, welche Spontini ganz auf ihre vollendete Individualität berechnet hat, und die hier einen Beyfall erhielt, wie die Annalen unseres Theaters nichts ähnliches aufzuweisen haben. — Zufällig blätterte ich an demselben Abend, als ich aus dem Theater kam, in Kleists seelenvollem Schauspiel, Käthchen von Heilbronn. Das erste, was ich aufschlug, war die Stelle: „Ich will meine Muttersprache durchblättern, und das „ganze reiche Kapitel, das die Ueberschrift Empfindung „führt, so plündern, daß kein noch so fertiger Minnesinger auf „eine neue Art soll sagen können: ich bin betrübt. Alles, „was die Wehmuth Rührendes hat, will ich aufbieten. Lust „und Betrübniß zum Tode sollen sich abwechseln, und meine „Stimme gleich einem holden Tänzer durch alle Beugungen, „welche die Seele bezaubern können, hindurch führen; und „wenn die Bäume nicht in der That bewegt werden und ihren „milden Thau wie Regen herabträufeln lassen; so sind sie todtes, regungsloses Holz und alles was die Dichter von ihnen „erzählen, nur kurzweilige Mährchen.“ — — Sonderbar, Madame Schulze wirkte fast noch größere Wunder bey dem großen Publikum — sie war es, welche „ihre Stimme gleich einem holden Tänzer durch alle Bewegungen, welche die Seele bezaubern können, hindurch führte“ — aber bezauberte sie die Seele auch wirklich? „plünderte sie das ganze Kapitel, das die Ueberschrift: Empfindung führt“ so, daß „alles was die Wehmuth nur Rührendes hat“ in ihren Gesängen lag? — Viele stritten der großen Künstlerin nicht blos Reichthum der Empfindung, sondern Empfindung ganz ab — man schob es auf das reifere Alter, auf die Eigenthümlichkeit der kräftigen Stimme, man sprach in Blättern fein und derb darüber, hin und her — als die Künstlerin in ihrer Julia plötzlich den Gegnern Stillschweigen aufzuerlegen schien. Hier sah man vor allen Dingen, welchen Einfluß das Einstudieren unter der Direktion des Komponisten selbst auf den Geist der Darstellung übt. Madame Schulze sang wahrhaft feyerlich begeistert, und hob die Oper dadurch in ein Licht, in welchem wir sie hier, so theuer sie uns ist, noch nicht betrachtet haben. Die strengeren Kunstfreunde nahmen es hier sehr übel, daß sie in Mozarts Entführung und in seinem Titus (Constanze Vitellia) gekünstelt, und ihren herrlichen Triller und manche Koloraturen und Cadenzen zu viel und oft am unrechten Ort angebracht. Madame Schulze thut dieses vielleicht in Berlin nicht, wenigstens nicht so — sie wollte sich dem Auslande zeigen, und konnte es hier nur in wenigen, nicht ihren ersten Partien. — Ungerechter fand ich bemerkt, was man an ihrem Spiel auszusetzen hatte. Man schob die Extravaganz der Bewegungen, die weitausgreifende Aktion geradezu auf Berlin, und doch ist Berlin die Hauptstadt, wo jezt die ersten dramatischen Talente vereinigt sind — warum schob man es nicht vielmehr auf die französisch-italienische Weise, endlich und eigentlich auf die Forderungen Spontini's, dem man diese Nationalrichtung bey so großen Eigenschaften schon nachsehen muß. Madame Milder machte bey ihrer vorjährigen Anwesenheit, mit dadurch weniger Glück; indessen war bey ihr das Imposante der königlichen Gestalt auf der andern Seite der großen abgemessenen Aktion wieder günstig, und man besprach das Ungehörige nicht so stark. Nur bey dem zweyten Gast von Berlin kam es zum vollen Ausdruck; dagegen behaupteten hier anwesende Berliner, daß man zu Frankfurt eigentlich gar keine Aktion — in der Oper jedenfalls zu wenig habe. Sicher ist dieses leztere richtig, besonders in Bezug auf Gluckische und andere ernste Opern, Cherubini's Medea, die im Süden spielen, wo hier am Ort die leidenschaftlichen Bewegungen unter eine zu strenge Kritik genommen zu werden pflegen. Das Wahre und Gute an der Sache ist, daß man hier von Alters her im Schauspiel und im Lustspiel sehr an Mäßigung und Einfachheit gewöhnt ist — gewiß kein Vorwurf, wenn man sich in Deutschland nach manchen ehemaligen Frankfurter Bühnenmitgliedern umsieht: Werdy, Becker, Henckel und Andere, die zum Theil nicht mehr am Leben sind, und unsere gegenwärtigen Mitglieder: Dem. Lindner, die Mad. Schulze und Ellmenreich, Herrn Otto, Weidner, Leißring, Rottmayer, Fehringer, Hassel, in der Oper Dem. Bamberger, Herrn Rieser und Herrn Dobler betrachtet. — Selbst der berühmte Komiker Lux, der vor geraumer Zeit, ein beliebter Buffo, gestorben ist, bleibt den Frankfurtern stets noch in gutem Andenken. Dafür steht aber auch seine Büste in unserem Theater der Ifflandischen gegenüber; und sein Licht (lux) leuchtet in einem trefflichen Nachfolger, Hrn. Hassel wieder auf, den sich Frankfurt selbst gebildet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die unterzeichnete bemerkt hiemit, daß sie den, von unbekannter Hand von München eingesandten, Nekrolog für ihr Blatt nicht geeignet gefunden und ihn daher an die bestimmte Adresse übersandt hat.

Die Redaktion.

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troß Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet. Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 – 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Der albanische See. 211. 212. 214.
Das Fest der Infiorata zu Tivoli. 216.
Charakter der Spanier. 223.

Erzählungen und Romane.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220.
Rama und Padmani. 233. 234.

Naturgeschichtliches.

Die Kometen. 209. 210.
Die Farben. 220. 221. 222.
Kraft der Sonnenstrahlen. 223.
Vernunft bey Thieren. 233.
Zahmes Krokodill. 234.

Reisen.

Ein Ausflug von Paris nach der Nordküste. 212. 213.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Reseda. 209.
Anekdote. 210.
Ein weiblicher Phidias. 211.
Einzelnes. 221. 222.
Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe. 224. 225. 226. 228. 229.
Großmuth eines Mahomedaners in Indien. 224.
Der taubstumme Dieb vor dem Gericht. 226.
Raum und Zeit. 227.
Der letzte Briefwechsel zwischen Jefferson und Adams. 227. 231.
Bruchstücke aus den moeurs administratives. 230. 231. 232. 234.

Gedichte.

Sonett am Grabe eines Freundes. 209.
Die Freundinnen. 210.
Charade. Stechpalme. 210.
Distichen. 211. 214.
Elegie. 212.
Den Zweifelnden. 213.
Die Heimonskinder und Roß Bayart. 215. 217. 218.
Räthsel. Rebe. 216.
Italia. 223. 224. 228. 229.
Parabase. 225.
Räthsel. Rein. R. ein. 222.
Prolog zu Goethe's Geburtstagsfeyer. 232.
Charade. Wasserhose. 228.

Korrespondenz.

Berlin. 218. 225. 226. 229. 230. — Edinburg. 224. 228. 229. — Frankfurt. 211. 212. 213. 214. 215. 220. 221. — Genf. 209. 210. — Hannover. 231. 232. 233. — London. 212. 221. 222. 231. 232. — München. 213. 214. — Paris. 211. 215. 216. 217. 219. 220. 222. 223. 224. 227. 228. — Petersburg. 225. 226. 227. — Rom. 223. 224. — Weimar. 233.

Kunst-Blatt.

Nr. 71.

Circus des Maxentius. (Beschluß.) — Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus den Tagebüchern eines Strebenden. (Forts.)

Digitized by Google

Nr. 72.

Blüchers Standbild in Berlin. — Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822. Aus den Tagebüchern eines Strebenden. (Beschluß.) — Ein Denkmal Peter Vischers in Breslau.

Nro. 73.

Anfänge der italienischen Kunst. Von Fr. K. — Nachrede zu Blüchers Standbild. — Berlin, Juni 1826.

Nro. 74.

Anfänge der italienischen Kunst. Von Fr. K. (Forts.) — Hase. Bemerkungen über die seit Kurzem in einigen Departementen von Frankreich gefundenen National-Alterthümer und römischen Inschriften.

Nro. 75.

Anfänge der italienischen Kunst. Von Fr. K. (Forts.) — Hase. Bemerkungen über die seit Kurzem in einigen Departementen von Frankreich gefundenen National-Alterthümer und römischen Inschriften. (Beschluß.)

Nro. 76.

Anfänge der italienischen Kunst. Von Fr. K. (Forts.) — Nachrichten aus Berlin.

Nro. 77.

Anfänge der italienischen Kunst. Von Fr. K. (Forts.) — Voyage autour du monde, entrepris par ordre du Roi, exécuté sur les corvettes de S. M. l'Uranie et la Physicienne, pendant les années 1817, 1818, 1819 et 1820, par M. Louis de Freycinet Historique. — England.

Nro. 78.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Literatur-Blatt.

Nro. 70.

Trauerspiel. Die Leichenbraut, romantisch-historische Tragödie von J. A. Köllner-Werdenau. — Neue Homer-Uebersetzungen. 1) Homer's Ilias, prosaisch übersezt von Professor J. St. Zauper. 2) Homer's Heldengesänge, übersezt von Karl Georg Neumann. Erster Band. Ilias. 3) Irrfahrten des Odysseus, in vierundzwanzig Gesängen. Freye Nachbildung in gereimten Strophen nach Homer. Von Hedwig Hülle, geborner Hoffmeier. — Reise-Literatur. Der deutsche Wanderer, von Dr. Zober. Zweyte unveränderte Auflage.

Nro. 71.

Geschichte. Memoires de Mr. de Falckenskiold, etc. — Romane. (Forts.)

Nro. 72.

Criminal-Proceß. Diplomatischer Bericht über die revolutionären Drohbriefe, welche bey dem Kurfürstlichen Hoflager zu Cassel eingegangen, von Johann von Horn. — Dichtkunst. Odes nouvelles de Kalvos, suivies d'un choix de poésies de Chrestopoulo.

Nr. 73.

Chinesische Literatur. Werke des tschinesischen Weisen Kung-Fu-Dsü und seiner Schüler. Zum ersten Mal aus der Ursprache in's Deutsche übersezt und mit Anmerkungen begleitet von D. Wilhelm Schott. Erster Theil. Lün-Yü. — Reise-Literatur. Tagebuch auf einer Reise nach Nordamerika, im Jahr 1823. Mit vielen interessanten Bemerkungen über die durchreisten Länder und Meere und besonders über Nordamerika. Von J. J. Rütlinger, Verfasser der ländlichen Gedichte.

Nr. 74.

Schau- und Trauerspiele. Zeitgeschichte. Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit. Uebersezungen und Auszüge aus den interessantesten Werken des Auslands. Erster, zweyter und dritter Band. — Philosophische Literatur. Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben. Von D. Ludwig v. Voß. — Anekdoten-Literatur.

Nr. 75.

Schau- und Trauerspiele. (Beschl.) — Pädagogische Literatur. Rheinisch-westphälische Monatschrift für Erziehung und Volksunterricht, im Verein mit mehreren Lehrern und Erziehern herausgegeben von J. P. Rossel, Gymnasiallehrer zu Aachen und wirklichem Mitgliede der Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin.

Nr. 76.

Geschichte. Résumé de l'histoire d'Espagne etc. par Alph. Rabbe. Résumé de l'histoire de Portugal par Alph. Rabbe. Résumé de l'histoire du Bresil par Ferdinand Denis. Taschenbücher auf 1827. — Alterthums-Wissenschaft. Nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschlägers Dichtungen dargestellt von D. J. L. Heiberg.

Nr. 77.

Volkslieder. Volkslieder der Serben. Metrisch übersezt und historisch eingeleitet von Talvj. — Länder-Kunde. L'isle de Cuba et la Havane ou Histoire, Topographie, Statistique, Moeurs, Usages, Commerce et Situation politique de cette Colonie d'après un Journal écrit sur les lieux.

Nr. 78.

Uebersicht der französischen Literatur. — Biographie. Lebensgeschichte des Hofraths und Professors Chr. Heinr. Wolke. Verfasset von J. P. Hasselbach. — Indische Zeitungen.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Abel, Jak. Friedr., (Prälaten und General-Superintendenten von Reutlingen) ausführliche Darstellung des Grundes unsers Glaubens an Unsterblichkeit. gr. 8. geh. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Charaktergemälde berühmter deutscher Frauen der früheren und späteren Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachsenen Töchtern als Muster aufgestellt. 18 Bdchen. 8. geh. 1 Rthlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Digitized by Google

Nro. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. September 1826.

Der Himmel prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, Du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Gesangbuch.

Die Kometen.

(Fortsetzung.)

In der ersten Periode, die von den frühesten Zeiten der Geschichte bis zur Herstellung der Wissenschaften im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert fortläuft, findet man nur diejenigen Kometen aufgezeichnet, die durch ihr fürchterliches Ansehen die Welt, nach damaliger Denkungsart, in Angst und Erstaunen sezten, und selten etwas anders bemerkt, als ihre Gestalt und die Größe ihres Schweifes. Dieses ist das fabelhafte Zeitalter, wo man vergebens Nachrichten von den unzähligen Kometen sucht, die nur von dem Auge des Astronomen bemerkt, am Himmel umherirren, und wo oft die schärfste Kritik nicht im Stande ist, die ächten Kometen von anderen ganz heterogenen Erscheinungen zu unterscheiden. Obgleich diese Periode, wie jedes fabelhafte Zeitalter, für die eigentliche Geschichte von geringem Nutzen ist, so lehrt sie uns doch, daß, so wie auf der Erde, es damals auch am Himmel eben so zuging als jezt, und daß jene Zeit an Kometen nicht ärmer war als die unsrige.

Die zweyte Periode fängt mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts an, und erstreckt sich bis in die Mitte des achtzehnten. In diesem Zeitraume behandelte man zuerst die Kometen wie Weltkörper: Männer wie Tycho, Kepler, Newton, Halley u. s. w. beobachteten ihre Bewegung, um ihre Bahnen zu berechnen; und die Sorgfalt, womit man den Himmel mit guten Fernröhren durchmusterte, um genaue Sternkarten zu entwerfen, veranlaßte die Entdeckung mancher Kometen, die sich sonst, wie in den früheren Zeiten, unbemerkt davon geschlichen haben würden. Die Beobachtungskunst machte große Fortschritte, und die Zahl der entdeckten Kometen nahm mit jedem Decennium zu, bis sie in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht ihr Maximum erreichte.

In der dritten Periode, die noch jezt fortdauert, wurden die Kometen mit den vollkommensten Fernröhren und unermüdetem Fleiß nicht nur beobachtet, sondern aufgesucht; und eine reiche Ernte belohnte die Arbeit vieler durchwachten Nächte.

Eine oberflächliche Vergleichung dieser Perioden zeigt auf eine auffallende Art, wie mit der größeren Aufmerksamkeit, die man auf die Beobachtung des Himmels wandte, mit der größeren Menge von Beobachtern, mit der Verbesserung der Instrumente und der Methoden, zugleich die Zahl der Kometen von Jahr zu Jahr ununterbrochen zunimmt; und der jetzige Zustand dieser Wissenschaft, besonders ihres praktischen Theils, läßt erwarten, daß dieses noch in größerem Verhältnisse fortdauern werde. Es wäre wohl sehr überflüssig, zu bemerken, daß die Ursache hievon nicht eine wirkliche Vermehrung der Kometen ist: die Natur bleibt sich immer gleich, und einzelne unfruchtbare Jahre abgerechnet, die auch in der neuern Kometengeschichte vorkommen, würde die Ernte immer gleich ergiebig ausgefallen seyn, wenn es nicht an Schnittern gefehlt hätte.

Digitized by Google

In der ersten langen Periode von vier- oder fünftausend Jahren bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, finden sich nur zehn oder eilf wirklich beobachtete Kometen, deren Bahnen man einigermaßen hat berechnen können. Im sechzehnten Jahrhundert sind so viele wie in jener ganzen Periode beobachtet, nämlich zehn; im siebzehnten Jahrhundert zweymal so viele; in den ersten vierzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts achte; so daß in dieser zweyten Periode ungefähr alle fünf Jahre ein Komet beobachtet ist. In den sieben Jahren von 1742 bis 1748 sind sieben beobachtet. Nun erfolgte ein achtjähriger Mißwachs bis 1757, der in der Geschichte der neueren Astronomie wirklich ein sonderbares und nicht leicht zu erklärendes Phänomen ist. Vom Jahre 1757 aber bis 1814 sind 58 Kometen beobachtet, welches die Zahl der Jahre noch übertrifft. In dieser lezten Periode ist also im Durchschnitte wenigstens ein neuer Komet in jedem Jahr entdeckt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre in jeder andern Periode die Zahl der entdeckten Kometen nicht geringer gewesen, wenn man den Himmel, wie jezt, in der Absicht, diese Weltkörper zu suchen, mit eben dem Fleiße, und mit so vollkommnen Instrumenten beobachtet hätte. In den lezten zehn bis zwanzig Jahren sind sogar jährlich zwey, auch wohl drey Kometen beobachtet und berechnet worden.

Das erste Faktum, welches bey der Berechnung der Anzahl der Kometen zum Grunde gelegt werden kann, wäre demnach, daß jedes Jahr ein neuer Komet erscheint. Diese Hypothese würde freylich eine Menge von Kometen geben, die bis in das Unendliche ginge, wenn die Periode, in welcher neue Kometen erscheinen, durch nichts eingeschränkt, oder mit dem Weltall von gleicher Dauer wäre; allein die Natur der Sache selbst sezt ihr Gränzen. Da hier nur von den Kometen unsers Sonnensystems die Rede seyn kann, und nicht etwa von Fremdlingen, die im Weltraum umherirren, oder einer andern Sonne entflohen, sich in das Gebiet der unsrigen verloren haben, so hat jeder dieser Weltkörper seine bestimmte Umlaufszeit, nach deren Verlauf er sich zum zweyten Male der Sonne nähert, und in dem Verzeichnisse der beobachteten Kometen aufgenommen wird, ohne ihre wirkliche Anzahl zu vermehren. Zwar ist es sehr schwer, die Umlaufszeiten der Kometen, in denen ohne Zweifel eine große Verschiedenheit stattfindet, im Allgemeinen zu bestimmen; doch wird sich auch hier ein gewisses Mittel angeben lassen.

In der ganzen Reihe beobachteter Kometen gibt es nur vier, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie schon mehrmals beobachtet sind, und eine Periode von 76, 128, 292 und 575 Jahren haben; wozu man noch den großen Kometen von 1811 sehen kann, der seinen Umlauf in 3000 Jahren zu verrichten scheint. Der Komet von 1819, der seinen Umlauf um die Sonne in drey bis vier Jahren macht, ist eine einzelne Ausnahme, auf die wir bey dieser Rechnung um so weniger Rücksicht nehmen können, da er vielleicht ein Glied der Familie der vier neuen Planeten ist. Nach diesen wenigen Thatsachen darf man annehmen, daß im Durchschnitte die Kometen nur erst nach fünfhundert Jahren zur Sonne zurückkehren. Rechnet man also einen Kometen auf jedes Jahr, so folgt, daß überhaupt wenigstens fünfhundert wirklich verschiedene Kometen auf der Erde sichtbar gewesen sind; und dieses ist auch in der That die Zahl der beobachteten Kometen, die in den historischen Nachrichten aller Völker und Zeitalter, nachdem die Kritik alle Phänomene, die etwas anders als Kometen gewesen zu seyn scheinen, ausgeschlossen hat, übrig bleiben. Um indessen allem Zweifel zuvorzukommen, wollen wir nur vierhundert annehmen, die auf der Erde wirklich gesehen sind: dieß ist die Basis, aus der die Anzahl aller Kometen hergeleitet werden soll, nämlich mit Einschließung derjenigen, die auf der Erde nicht beobachtet sind, oder nicht beobachtet werden können, obgleich sie eben sowohl zu unserm Sonnensystem gehören, wie die Erde. Um diese Rechnung zu führen, muß man untersuchen, was für Umstände dazu gehören, daß ein Komet auf der Erde wirklich gesehen wird, und unter welchen Umständen er den Erdbewohnern unsichtbar bleiben muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reseda.

„Wie du lockst und blendest, glänzende Sonne; wie du lächelst in deiner Strahlenpracht, als sollte der Frühling wiederkehren, ehe denn Winter gewesen ist. Aber Frühling wird nicht wieder, es sey denn erst jeglicher Blumenglanz von der Erde hinweggenommen, der sie jezt noch verschönert."

„Blumenglanz? — Ja, in lebhaften, leuchtenden Farben prangen deine Blumen, reicher Herbst; aber ich gedenke dennoch sehnend der Frühlingsblüthen, die den süßesten Wohlgeruch streuten, und nicht blos, wie die deinigen, mit ihren eiteln Farben den Blick auf sich zogen."

„Doch wie? That ich dir unrecht, schöner Herbst? Wie von fernher durchdringt plötzlich milder Balsam die Luft, und ich blicke umher nach der Blume, die ihn spendet. — Stürbe nicht, noch vor dem Scheiden des Frühlings, das stille blaue Veilchen, ich dächte, ich müßte das Bescheidene suchen. — Rose kann's auch nicht seyn; ihr herrliches Roth verkündet sie ja schon von weitem, und ihr reizender Athem durchdringt siegender die Luft als der, welcher mich liebevoll umweht. — Lilie, reine Lilie, ach du bist's auch nicht; deine Blüthenzeit

Digitized by Google

„ist so kurz; deine weißen zarten Blätter, dein goldener „Kelch, sie sind längst hinabgesunken in's frühe Blumen„grab. — Auch du bist's nicht, edle, kräftige Nelke; blei„che Narzisse, schöne Hyazinthe, freundliche Viola matro„nalis. — Nein, ihr Alle, die ich liebe, ihr seyd's nicht!"

So sprach das blühende Mädchen, blickte um sich und suchte, bis sie mit freudig zärtlichem Ausruf sich niederbog zur anspruchlosen Reseda.

„Ach du bist's, rief sie aus, liebe, glanzlose, zarte Reseda! du bist's, die wenig gesehen und wenig beachtet, fast mit unter den ersten Blumen, deinen süßen Mund öffnest und erst, wenn der starre Frost dich ergreift, dein stilles Blumenleben endest!"

Sinnender fuhr sie dann fort: „Ihr schönen Kinder des Frühlings, wie oft nannte man euch Bilder der Schönheit und Liebe. Wie oft mußtet ihr Bescheidenheit, Anmuth und Reiz durch eure zarte Sprache verherrlichen. Ach, und wie oft trieb Schmeicheley gehässigen Mißbrauch mit Euch! Dich aber, liebe Reseda, dich nennt man so selten, und dennoch blühst du gleich freundlich fort! So sollst du, holde Blume, mir fortan das Bild reiner, wahrer Herzensgüte seyn, die unbeachtet, unerkannt, erfreut und wohlthut; und ohne welche aller Reiz und alle Anmuth werthlos ist, Glanz und Hoheit kalt und ungerührt lassen."

Sprach's — *wandte* dann ihr klares Auge hinauf zum *klaren Himmel*; und in dem reinen Blicke schwamm das *stille Gelübde*: werth zu seyn und bleiben zu wollen des lieben Reseda-Blümchens.

Sonett am Grabe eines Freundes.

Wie ist, mein armer Freund, dein Grab so stille,
Ist denn so ganz verstummt dein holdes Wesen,
Bist du zu ew'gem Schweigen denn erlesen,
Dringt gar kein Laut aus deiner Grabeshülle?
Ach nein, vergeblich ist der fromme Wille
Mit dir zu plaudern, daß du möcht'st genesen
Vom harten Schlafe, nein, du bist gewesen,
Und denkst nicht mehr der holden Lebensfülle.
Du Rosenschimmer liebender Gedanken,
Du Sonnenblitz erhabener Gefühle,
Was kommt ihr in die todgeweihten Herzen?
Wir sind nur Schatten, die auf Erden wanken,
Vergeblich jagend nach erhabnem Ziele,
Bis wir erkalten und entfliehn den Schmerzen.

C. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 10. August.

(Fortsetzung.)

Montags den 31. Julius. Der Morgen verging mit Sitzungen und Berathungen der Centralkommission und der Generalversammlung. Um 2 Uhr begann die Hauptprobe des großen Konzerts in St. Peter. Man vernahm bald an Gesang und Orchester, was für den folgenden Tag zu erwarten stand. Die Kirche war schon heute fast gefüllt mit Menschen. Nach der Probe fuhr man nach St. Jean, dem herrlichen Landsitz des Musik-Präsidenten Constant. Es war gerade gegen Sonnenuntergang. Die Gletscher der nördlichen Chamouniwand glänzten in röthlichem Krystallgold, aber die nähern Berge, die ganze üppige Natur um Genf, der reichen Fläche Smaragd war mit Glanzduft überzogen, worein sich in der Tiefe schon violette Schatten mischten. Am Fuß der Terrasse eilt die Rhone dem wilden Gletschermädchen, der Arve zu, er umarmt's schäumend und brausend, aber versöhnt strömen sie zusammen gen Frankreich. So herrlich ist St. Jean gelegen. Im Innern des Gartens fehlt nichts, was anmuthig und reizend ist: dichte Alleen und Gebüsche jedem Sonnenstrahl unzugänglich. Kastanien, die ihre üppigen Aeste bis zur Erde neigen und reizende Lauben bilden, ausländische Blumen und Blüthen in Menge mit mächtigen Kelchen, Kolben und Dolden, so daß die Farben mit den Düften zu streiten schienen. Ein reiches Mahl war in einer der schönsten Alleen bereitet, und als es dunkel geworden, begann am jenseitigen Rhoneufer ein Feuerwerk, das auf dem dunkeln Wasserspiegel eine herrliche Wirkung machte. Während das Auge Aller dahin gewendet war, hatte man sich beeilt, den Garten und das Haus feenartig zu beleuchten. Neben und unter und über den tausend Farbenkronen, zwischen den reichen Blätternischen und Baumkuppeln glänzten Tausende von Lampen, und aus einem schönen Wiesengrund tönte eine volle Musik in reichen Tönen und Akkorden herauf. Wer wäre da nicht entzückt gewesen, und voll Dank gegen den einfachen Wirth und seine Gattin, die zu dem Schönen überall das Liebe fügten. Selbst die späte Nachhausefahrt in der herrlichen Nacht war reizend.

Dienstag den 1. August. Um 10 Uhr Morgens wurden die Flügel und Thüren von St. Peter geöffnet. Diese Kirche ist das älteste gothische Gebäude in Genf. Allerdings eine große schöne Kirche — mit einer neuen Marmorfaçade nach dem römischen Pantheon — aber nicht mit unsern Domen in Wien, Köln, Freyburg, nicht mit dem Berner Münster in Vergleich zu setzen. Im Mittelalter wurden da oft die in Turnieren gewonnenen Preise durch schöne Hand ausgetheilt. Diesen Umstand hat Galloix — der einzige Genfer Dichter, die andern machen Verse — recht glücklich in seiner Dithyrambe benutzt. Um 12 Uhr hatten schon fast viertausend Menschen Platz gefunden, wiewohl das Konzert erst um 2 Uhr beginnen sollte, und als es begonnen, horchten fast ebensoviel mäuschenstill vor den Thüren, auf dem Platze und hinter der Kirche. Im Innern wartete man gern, denn es war auf allen Punkten anziehend, die vielen geputzten Menschen zu überschauen, und sie in heiteren Bewegungen und Gesprächen zu sehen. Hinten am Chor schauten die grünen Bäume des Kirchhofs durch die bunten gothischen Fenster dem fröhlichen Treiben zu, und später schienen sie ordentlich zu horchen wie wir Andern, denn keine Bewegung war mehr in ihrem Laube sichtbar. Endlich versammelte sich das Orchester, ungefähr vierhundert Köpfe stark. Ich, der ich die schwache Seite unseres hiesigen Orchesters — die Blasinstrumente kenne, war bang dieselben so ent-

fernt, in die ganze Tiefe des Chors vertheilt zu sehen. Der Einklang, das Zusammengreifen mußte dadurch noch mehr erschwert werden, wie's auch in der Folge bisweilen zu bemerken war. In der Mitte zeigte sich ein erhabener Platz, allen sichtbar, für den Direktor, Herrn Blumenthal aus Zürich; ein geborner Wiener, der schon seit Monaten hier die Proben geleitet hatte. Bald darauf erschienen die Sängerinnen, ungefähr hundert und fünfzig an der Zahl, ganz weiß gekleidet, mit langen weißen Schleyern auf den bloßen Köpfen befestigt und mit Locken durchflochten. Sie traten langsam und würdig, wie ein geschmückter Nonnenchor aus dem Hintergrunde auf, wandten sich dann rechts und links nach ihren Sitzen, die von allen Punkten der Kirche gesehen werden konnten. Der Anblick hatte wirklich etwas ergreifend Reizendes. So mag man sich an des Ganges Ufern die Huri des Paradieses denken, mir fielen dabey Fiesoles herrliche Engelsgestalten an des Himmels goldenen Pforten ein . . Den Sängerinnen folgten ungefähr ebensoviel Herren, auf die Niemand Acht gab, und die kurzweg hinter den Damen Platz nahmen. Das Konzert begann mit einer der schönsten, aber auch schwersten Symphonien unsers Beethoven. Man ward durch ihre gute Ausführung zu den besten Hoffnungen für die folgenden Konzertstücke berechtigt. Zusammenklang, Kraft und Zartheit in den einzelnen Partien verdienten Auszeichnung. Darauf folgte das Schwerste, der erste Theil von Mozarts Requiem, das er sich bekanntlich selbst zum Grabgesang schuf. Es wäre unbillig, bey dieser Musik hart zu tadeln, daß das Orchester nicht überall die erforderliche Kraft anwandte, daß die fernen Blasinstrumente nicht Einklang genug zeigten, und daß auch der Gesang einigemal wankte, besonders in der Fuge des Kyrie Eleison, Christi Eleison. Im Ganzen aber wurde das Meisterwerk so gut ausgeführt, daß es selbst in dem fremden lateinischen Gewande diejenigen bezauberte, welche in französischem Tongeschmack versunken, bisher nicht für Musik hielten, was nicht an die klingelnden Vorbilder erinnerte. Es ist vielleicht nicht uninteressant zu wissen, daß das Lateinische nach deutscher Aussprache gesungen wurde, da man endlich begreifen lernte, daß das volle deutsche u in dieser Musik einen ganz andern Effekt hervorbringe als das französische ü, was bey diesen herrlichen, mächtig erschütternden Kraftworten, auf die Mozart seine Musik baute, erbärmlich klingen würde. Es war aber ungemein mühsam die französischen Sprachwerkzeuge an die fast fremden Töne zu gewöhnen. Ich selbst habe mit einigen Sängerinnen, die ihr Vertrauen auf mich sezten, meine *liebe* Noth gehabt, und ich weiß am besten, was es gekostet hat, bis sie ordentlich sprachen und sangen:

Quantus Tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Auf Mozart folgte — Guglielmi, nämlich Fragmente aus seinem Oratorium von Debora und Sisara. Welchen Sprung in die Tiefe, recht gemacht, um unsern Koloß in seiner ganzen Tonhoheit erscheinen zu lassen! Es war ein großer Mißgriff, diese Musik zu wählen, zumal nach der, welche vorausging. Guglielmi klingt nach Mozart und Beethoven ordentlich trivial. Auch ist mancherseits davon abgerathen worden, man blieb aber doch dabey, weil die zahlreich darin vorkommenden Duetten, Terzetten und Solos Gelegenheit darbieten, manche Individuen glänzen zu lassen. Solche Ideen sollten doch bey der Kirchenmusik nicht aufkommen! Auch muß man den Sängern lassen, daß sie durch zahlreiche, überdieß französisch gedrechselte Rouladen, Cadenzen und sonstige Verzierungen redlich dazu beygetragen haben, daß man vergaß, heilige Musik zu hören. Man glaubte, es wäre eine Oper. Wie weit steht doch dieser Guglielmi gegen den Riesen Allegri, und selbst gegen die neuern Flügelmänner; Bai und Baini zurück, deren Miserere man in Rom selbst nach dem von Allegri noch gerne hört. Nur Frau Blumenthal stand mit ihrer schönen, reinen Stimme, mit ihrer trefflichen Intonation und Methode tadellos da, und ließ durch ihr Talent den Unwerth des Tonstückes vergessen. Der zweyte Theil des Konzerts sollte nach dem Programm mit der Ouvertüre von Spontini's Olympia beginnen. Man hatte lange das Unpassende der Wahl für die Musik in einer Kirche nicht einsehen wollen, wiewohl Hr. Blumenthal es oft genug wiederholte. Als aber die Musikverständigen aus den deutschen Kantonen ankamen, und sich höchlich über diese Wahl verwunderten, da war man doch so klug die Ouvertüre wegzulassen, und an ihre Stelle den zweyten Theil von Beethovens obiger Symphonie zu geben. Er wurde so gut und lobenswerth ausgeführt als der erste. . . Zulezt kamen Fragmente von Christus am Oelberg, Oratorium von Beethoven. Der Text war vom Pfarrer Reux in Murten in's Französische übersezt. Das Orchester that seine Schuldigkeit, auch die Sängerinnen, von denen einige, z. B. Mad. Seigneux, welche die Partie des Seraphs sang, selbst Ausgezeichnetes leisteten. Die Männerchöre aber, die Jünger und Soldaten griffen nicht gehörig ein, ja viele sogar sangen gar nicht. Den Männerchören gebührt überhaupt das ganze Konzert hindurch einiger Vorwurf. Die Partie des Jesus war hier aus kirchlicher Schüchternheit dem Erzengel zugetheilt, in den sich die Herren Prevost, Hochreittiner und Chavannes theilten, deren Gesang man alles Gute nachsagen muß, so wie dem des Hrn. Dr. Carro als Petrus. Damit endigte dieses im Ganzen treffliche Konzert. Alles Lob der Oberleitung Blumenthals, der sich hier als einen geübten Direktor bewies, was bey einem so zahlreichen Orchester nichts Kleines ist. Die erste Violine dirigirte Herr Hänsel, die zweyte unser genialer Spähn in Morges, den Gesang aber dirigirte am Piano Herr Niedermaier. Es war nicht unerfreulich, in den Konzertstücken fast nur die Deutschen; Beethoven und Mozart, so wie bey der Ausführung so viel deutsche Namen sich Auszeichnung verdienen zu sehen. Man stimmt darin überein, daß kein Genfer das Konzert hätte dirigiren können. Es endigte um 6 Uhr. Nach einigen Stunden Ruhe versammelten sich Alle die daran Theil genommen hatten, so wie alle schweizerischen Musikmitglieder und mehrere eingeladene Personen im großen Saal des Kasinos. Da standen unter den aufgehangenen Schweizerfahnen neun große Tafeln, jede ungefähr zu sechzig Gedecken, alle reichlich mit kalten Speisen, Weinen aller Art versehen. Als Alle da saßen in bunter Reihe, unter angenehmer Musik, dauerte es nicht lange, so ward der heiterste Geist entbunden. Die Gläser klangen zuerst unter Benachbarten und Befreundeten, man wurde laut und immer lauter, bis der Musikpräsident Constant den Toast auf's Wohl und die Ehre der Schweizergenossen ausbrachte. Viel andere ähnliche folgten von den Schweizern, den Genfern, der musikalischen Gesellschaft, ihren Präsidenten, den Damen, dem Direktor Blumenthal u. s. w. dargebracht. In engerem Kreise wurden noch manche andere getrunken, und dabey auch der deutschen Dichter des Schweizergrußes und des Adlerlieds nicht vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. September 1826.

Und die Saite lockt nur Klänge,
Wo sie eine Schwester trifft.

J. A. Henne.

Die Freundinnen.

Der Freundin zum Abschiede.

Wildbad 1826.

Der lieblichen Guitarre holde Töne,
Von deiner Finger weichem Druck belebt,
Wie deiner Lieder Kläng' in reiner Schöne,
Die du zum Abschied sangest, sind verschwebt;
Doch werden sie in unsern Herzen leben,
Und, wie dein Bild, uns lange noch umschweben.

So fahre wohl denn, Freundin! — Wer dem Musen-
Und Liedergeist wie du, so zart vertraut
Durch's Leben geht, der trägt sein Glück im Busen.
O wenn dein Aug' in das Vergangne schaut,
Denk' unser oft, und, was so schnell verschwunden,
Durch Lieb' und Freundschaft bleib' es uns gebunden.

E.

Die Kometen.

(Beschluß.)

Ohne Zweifel gibt es eine Menge Kometen, die der Sonne niemals nahe genug kommen, um auf der Erde, die einer der nächsten Planeten ist, sichtbar werden zu können; und hierher kann man alle diejenigen rechnen, die sich der Sonne nicht so weit nähern wie Mars: denn unter den hundert Kometenbahnen, die bis zum Jahr 1812 berechnet sind, gibt es nur vier, deren Sonnennähen zwischen den Bahnen des Mars und des Jupiters liegen; die übrigen 96 kamen der Sonne näher als Mars. Alle Körper unsers Systems lassen sich demnach in zwey Hauptklassen eintheilen, nämlich in solche, deren Sichtbarkeit auf der Erde möglich oder unmöglich ist, in die sichtbaren und die unsichtbaren. Allein nicht alle Kometen, deren Sichtbarkeit möglich ist, sind deßwegen auch wirklich gesehen; und die zur Basis angenommene Zahl 400 begreift blos die wirklich auf der Erde beobachteten: hiezu werden noch folgende günstige Umstände erfordert.

1) Der Komet muß um die Zeit seines Periheliums, welches die einzige mögliche Epoche seiner Sichtbarkeit ist, eine solche Lage gegen die Erde haben, daß er nicht durch die Sonnenstrahlen unsern Augen entzogen wird, das heißt, daß er nicht mit der Erde und der Sonne in gerader Linie steht, oder mit andern Worten, er uns nicht bey Tage, sondern bey Nacht über dem Horizonte stehe. 2) Die Nächte, in denen er erscheint, müssen nicht trübe seyn. 3) Er muß so weit vom Süd-Pol entfernt seyn, daß er auf der nördlichen Halbkugel der Erde, wo bis jezt allein solche Beobachtungen, mit wenigen Ausnahmen, angestellt wurden, sich wirklich über den Horizont erhebt, und zwar hoch genug, um nicht von den Dünsten des Horizonts bedeckt zu werden. Da durch das ganze Jahr die Tage mit der Dämmerung einen beträchtlich größern Zeitraum einnehmen als die Nächte, da es ferner, wenigstens

Digitized by Google

in dem Theile von Europa, wo es Sternwarten gibt, der trüben Nächte mehr gibt als der heitern, so müßte man sowohl wegen der ersten als der zweyten Bedingung die Zahl der beobachteten Kometen verdoppeln, also in allem viermal so groß nehmen, um die Zahl derer zu finden, die sich zwar der Erde zeigten, aber unbemerkt vorüber-gingen. Verbindet man mit der dritten Bedingung noch die Bemerkung, daß die Kometen mehrentheils so klein sind, daß wahrscheinlich die größere Hälfte, ungeachtet des großen Fleißes der Astronomen, doch unbemerkt geblieben ist, weil das Fernrohr nicht gerade auf die Stelle gerichtet ward, wo ein Komet sich befand, oder weil sein Licht sich zu wenig von den ihn umgebenden kleinen Sternen unterschied; so wird man obige Zahl noch einmal verdoppeln, also mit 8 multipliciren müssen. Wir wollen sie aber, um ganz sicher zu gehen, nur mit 5 multipliciren, so daß die Zahl aller auf der Erde sichtbaren Kometen 5 mal 400 oder zweytausend beträgt.

Um nun hieraus die ganze Anzahl aller Kometen unsers Sonnensystems herzuleiten, müßte man das Verhältniß der zweytausend Kometen, die der Sonne näher als Mars kommen, zu denjenigen, deren Sonnennähen außerhalb der Marsbahn liegen, bestimmen; und hiezu ist kein anderes Mittel, als zu untersuchen, was die Erfahrung uns über die Vertheilung der Kometenbahnen überhaupt lehrt. Wir werden in der Folge sehen, daß die Richtung, nach welcher diese Weltkörper sich bewegen, so wie die Größe, Figur und Lage ihrer Bahnen, auf keine Art, wie es bey den Planeten der Fall ist, eingeschränkt ist, sondern daß sie das Sonnensystem in allen seinen Theilen, nach allen denkbaren Richtungen, und mit allen möglichen Geschwindigkeiten durchkreuzen, so daß ihre Bahnen vollkommen gleichförmig vertheilt, oder jeder Theil des Raumes in gleichem Grade benuzt zu seyn scheint. Legt man diesen Erfahrungssatz, der der Oekonomie der Natur vollkommen gemäß ist, zum Grunde, so darf man nur den Raum, in dem eine bekannte Anzahl Kometen ihre Sonnennähen hat, mit dem ganzen Raum unsers Planetensystems vergleichen, um sich eine richtige Vorstellung von der Menge dieser Weltkörper zu machen.

Unter den hundert berechneten Kometenbahnen gibt es ein-und-zwanzig, oder den fünften Theil, deren Sonnennähen innerhalb der Merkursbahn liegen: unter zweytausend wird es also vierhundert geben. Nun lehrt die Geometrie, daß, wenn die Perihelien der Bahnen gleichförmig vertheilt sind, in der doppelten Entfernung von der Sonne viermal, in der dreyfachen Entfernung neunmal so viele Raum haben, als in der einfachen Entfernung, oder überhaupt, daß ihre Menge in verschiedenen sphärischen Räumen um die Sonne sich verhält, wie die Quadrate der Halbmesser dieser Räume; und dieß kömmt auch in der That mit dem überein, was die Erfahrung uns über die Vertheilung der Sonnennähen der Kometen innerhalb der Bahnen des Merkurs, der Venus, der Erde und des Mars lehrt. Zwar kennen wir die Gränzen unsers Sonnensystems nicht; um aber nichts in unserer Rechnung zu übertreiben, wollen wir die Sonnennähen der Kometen nicht über die Gränzen der uns bekannten Planeten ausdehnen. Der fernste dieser Planeten, Uranus, ist fünfzigmal so weit von der Sonne entfernt als Merkur, wovon die Quadratzahl 2500 ist. Dieses mit der Anzahl der Perihelien innerhalb der Merkursbahn (400) multiplicirt, gibt eine Million Kometen, die der Sonne näher kommen, als der äusserste uns bekannte Planet.

So groß diese Anzahl beym ersten Anblick scheinen mag, so ist sie doch vielleicht noch weit von der wahren Anzahl der Weltkörper entfernt, welche die unbekannten Gränzen des ungeheuren Raums erfüllen, den wir unser Sonnensystem nennen: denn was für Grund haben wir, zu glauben, daß alle Kometen sich der Sonne mehr nähern als Uranus? Der Grundsatz, auf den die ganze obige Rechnung gebaut ward, ist der, daß die Natur keinen Raum unbenuzt gelassen hat, oder vielmehr, daß der Raum, wohin unser Auge nicht dringen kann, in eben dem Verhältniß angefüllt ist, wie der, den wir vor uns sehen: ein Grundsatz, für dessen Wahrheit die äußern Sinne nicht weniger bürgen als der innere Sinn des Geistes, der in uns wohnt. Zwischen unsrer und der nächsten Sonne, die wir Sirius oder Arktur nennen, ist eine Entfernung von zwey- oder dreyhundert Tausend Halbmessern der Erdbahn: um also weder uns noch unsern Nachbarn zu nahe zu treten, müssen wir annehmen, daß unser Sonnensystem einen sphärischen Raum einnimmt, dessen Halbmesser wenigstens hunderttausend Mal so groß ist als die Entfernung der Erde von der Sonne. Es läßt sich freylich vermuthen, daß die Natur, mit einer Weisheit, welche vielleicht die verfeinerte Staatskunst auf unserm Planeten einst nachahmen wird, an der Gränze des Reiches einer jeden Sonne, so wie jeder kleineren und größeren Systeme, einen großen Strich wüst oder leer gelassen hat, um ewigen Frieden und Ruhe zwischen den benachbarten Reichen zu erhalten, deren Fürsten sich sonst zu nahe kommen, und durch ihre Begierde, Alles an sich zu reißen (vulgo Attraktion genannt), gegenseitige Neckungen anfangen würden, welche unabsehbare Unordnungen zur Folge haben könnten. Wenn aber auch die Natur so freygebig gewesen wäre, die Hälfte des sphärischen Raums von jedem Sonnensystem diesem Zweck aufzuopfern, so würde doch noch für unser System eine Sphäre von 80,000 Halbmessern der Erdbahn überbleiben, die von Weltkörpern bewohnt seyn könnte, ohne daß man befürchten dürfte, daß einer davon in das Gebiet einer andern Sonne ent-

weichen, oder in seinem Lauf um unsere Sonne gestört würde. Die Entfernung der äußern Planeten, auf welche wir die Sonnennähen der Kometen beschränkt haben, beträgt nur neunzehn Halbmesser der Erdbahn, also noch nicht den viertausendsten Theil jener Gränze. Ein Komet, der zu einer Reise um die Sonne dreytausend Jahre gebraucht, und dabey eine äußerst eccentrische Bahn hat, würde sich doch nur um vierhundert Halbmesser der Erdbahn, oder ein-und-zwanzig Mal weiter als Uranus von der Sonne entfernen, und ein Umlauf von zehntausend Jahren würde etwa die doppelte Entfernung erfordern. Ein Weltkörper, der wirklich die äußerste Gränze des bewohnten Theils unsers Sonnensystems (80,000 Halbmesser der Erdbahn) erreichen sollte, würde, wenn seine Bahn dem Kreise sehr nahe käme, zwey-und-zwanzig Millionen Jahre zu einem Umlauf um die Sonne gebrauchen, aber nur acht Millionen, wenn seine Bahn im hohen Grade eccentrisch wäre.

Solche Betrachtungen, die sich auf die ewigen Gesetze der Natur, auf die durch unzählige Erfahrungen bestätigten Keplerschen Gesetze gründen, machen es wahrscheinlich, daß es in unserm Sonnensystem unzählige Körper gibt, die zum Theil mehrere Millionen unserer Jahre gebrauchen, um ein einziges ihrer Jahre zu vollenden; sie werden uns aber zugleich von der Wahrheit der Bemerkung überzeugen, womit dieser Artikel angefangen ward, daß die Kometen die eigentliche Bevölkerung unsers Sonnensystems ausmachen, gegen welche das ganze Gefolge unserer Planeten mit ihren Trabanten nur als ein Sandkorn anzusehen ist, das sich in dieses Räderwerk eingedrängt hat. Sie, und nicht die Planeten sind die vornehmsten Körper unsers Systems und verdienen es daher wohl, daß wir ihre Bewegung und Alles, was sich an ihnen beobachten läßt, genauer untersuchen.

Anekdote.

Ein Herr bat seinen Freund, er möchte ihm irgend ein unterhaltendes Buch leihen; dieser schickte ihm den Hermes, ein tiefgedachtes philologisches Werk von Harris. Der Herr schloß aus dem Titel, es müsse irgend ein Roman seyn; da er aber nach vielem Hin- und Herblättern keinen Sinn herauszubringen wußte, so gab er es mit einer kalten Danksagung wieder zurück. Da ihn sein Freund fragte, wie es ihm gefallen, erwiederte er: „Nicht sonderlich — alle diese Nachahmungen von Tristram Schandy bleiben weit hinter dem Original zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 10. Aug.

(Beschluß.)

Nun flugs an's Singen. Die französischen Lieder begannen. Es war aber Alles in Worten und Tönen rechtes Mittelgut, zwar mit Apoll und den Musen, ja sogar mit politischen Ideen, Nymphen (!) der Harmonie, auch feinen Komplimenten für das Fine charmant und das Sexe adoré gehörig verbrämt und aufgestuzt, aber herzlich gut gemeynt. Darauf kamen die deutschen Lieder. Besonders gefiel der Freunde Toulied, oder — wie man's nannte — das Adlerlied von Dr. Müller, in Musik gesezt von Späth. Bey der lezten Strophe wurde der Enthusiasmus sehr laut, darum setze ich Ihnen das kleine Lied her:

Laßt die vollen Gläser klingen
In der Gäste frohem Reihn,
Laßt uns Freunde, Brüder seyn!
Wie die Brudertöne klingen,
Wie sich Saiten tönend schwingen,
So, so laßt uns Brüder seyn!

Wohl der Ton Verwandtes findet
In dem Melodienland,
In der Klänge süßem Band;
Und ein fest Gesetz verbindet,
Und ein ew'ges Band umwindet,
Was harmonisch sich erkannt.

Solch' ein Band uns soll umweben
In dem freyen Alpenreich,
Wo die Brüder sich sind gleich:
Wo die freyen Männer leben,
Wo die freyen Adler schweben
In dem freyen Gletscherreich.

Alle die in der Nähe des Verfassers waren, wandten sich nach ihm hin, Händedrückend, Glückwünschend. Die Freyburger sangen noch einige sehr hübsche vierstimmige deutsche Lieder zu diesem Zweck gedichtet und komponirt. Lange nach Mitternacht, nachdem sich die Damen schon zurückgezogen, tönte noch der Jubelgesang, und die aufgehende Sonne leuchtete den lustigen Leuten heim.

Mittwochs den 2. August war das kleine Konzert im Theater. Es versteht sich, daß dabey die Musik einen ganz andern Charakter haben konnte und haben mußte, als gestern in der Kirche. Zuerst vom Gesang. Ausgezeichnet vor Allen war wieder Frau Blumenthal, die ein deutsches Lied, die Sehnsucht nach dem Rigi, von Liste in Zürich, mit einer Seele vortrug, die selbst diejenigen, welche die Sprache nicht verstanden, zur Rührung und Bewunderung zwang. Die Stimme dieser anspruchslosen Sängerin — eines ächten Schweizerkindes — hat schon an sich viel Umfang und Wohlklang. Aber durch ihren schönen einfachen Vortrag ohne alle Verzierung, und durch ihre reine Intonation gewinnt sie unendlich. Sie ist unsere Sonntag von Genf in der Beziehung, daß sie den französischen Leuten hier eine andere, eine hohe Meynung von unserem deutschen Gesange beygebracht hat. Sonst aber glaube ich steht dieß musikalische Sonntagskind künstlerisch höher als das schöne Kind des Hrn. Sonntag in Prag . . Als Sängerin zeichneten sich in diesem Konzert noch aus Mad. Bacorn, die eine Arie aus der Italiana in Algeri, und Mad. Galadin, die eine Scene aus der Semiramis von Portogallo recht gut vortrugen; unter den Sängern hörten wir mit Vergnügen Hrn. Prevost in einer Arie von Caraffa mit Chor. Schade nur, daß die schöne Stimme sich nicht von der französischen Gesangmanier losmachen kann! In der Instrumentalmusik zeichneten sich vorzüglich Hr. Niedermaier mit einem Andante und Rondo aus

seiner Komposition auf dem Flügel aus. Komposition und Spiel waren vortrefflich, das muß man sagen, wenn man auch Hummel und Moscheles oft gehört hat. Niedermaiers Komposition und Spiel haben Aehnlichkeit mit dem Fieldischen. Mad. Henri spielte auf der Harfe Variationen von Paris mit dem Geschmack und der Fertigkeit, welche wir an ihr zu rühmen gewohnt sind. Hr. Ott im Hof aus Zürich trug auf der Clarinette ein Adagio und Rondo von C. M. v. Weber gut und mit zarter Ausführung vor. Er hat einen sehr sanften schönen Ton, und einen angemessenen soliden Vortrag. Ein Konzertante für Flöte, Hoboe, Horn und Fagot von Dülon wurde sehr brav ausgeführt, besonders zeichnete sich das Hoboe aus, das am Schluß des Konzerts noch ein Rondo allein zum allgemeinen Vergnügen der Genfer vortrug, die das Instrument in dieser Vollkommenheit noch nicht gehört hatten. Das wäre die Lichtseite des Konzerts. Es gab aber auch eine Schattenseite; in diese gehörten Variationen auf der Violine, bey denen Komposition und Vortrag gleich mittelmäßig waren. In Deutschland würde man so etwas nur in ganz kleinen Städten hören. Auch ein Violoncell ließ sich mit Danzis veralteter Musik mittelmäßig vernehmen. Abends 9 Uhr begann in demselben Lokal ein schöner Ball. Das Theater himmelblau drapirt und ausgeziert mit allen Schweizerfahnen behangen, und mit Gas beleuchtet, strahlte in blendendem Licht und Schmuck. Aus dem rauschenden Toben und Glänzen trat man in den mit tausend Lampen erleuchteten Garten, wo die schönen Laubgänge Erfrischung und Ruhe gewährten, hier und da aber auch Unruhe, denn manches Herzchen mag zwischen den grünen Blättern und den flimmernden Lichtern verloren gegangen seyn.

Donnerstags den 8. August. Dieser Tag war ein reiner Fest- und Feyertag, voll unendlicher mannichfacher Schönheit. Genf und der ganze Leman hat seines gleichen nie vorher gesehen. Ich möchte diesen Tag das große Fest Undinens nennen, weil es nur auf dem Wasser und am Gestade gefeyert wurde. Um 2 Uhr versammelten sich die Herren oben bey St. Peter. Von da wurde Paarweis ausgegangen. Vorher die sämmtlichen Schweizerfahnen und vollständige Militärmusik, der Kapellmeister Deodati an der Spitze. Der lange Zug ging durch die obere Stadt, durch den untern Theil, den Molard, nach dem Hafen. Es war eine angenehme Mühe, durch die tausend und tausend freundlich grüßenden Menschen durchzukommen. Im Hafen lagen ganz vorn zwey große Schiffe festlich geschmückt; eines weiß und blau, das andere rosenroth und weiß, mit reichen Blumenguirlanden, Fahnen und Bändern umhangen und umwunden. Darauf waren die geputzten Frauen und Mädchen schon versammelt. Jeder Herr wandte sich nun zu dem Schiffe, wo irgend eine freundliche Flagge winkte. Auf jedem stand ein großer Baldachin zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Durch eine kleine Treppe gelangte man auf dessen Decke, und hier war die Aussicht wirklich unbeschreiblich schön. Artilleriesalven verkündigten den Moment, wo die Festschiffe den Hafen verließen. Nun folgten die vier Dampfschiffe, das Pferdeschiff und zwölf große Barken, alle gedrückt voll Menschen. Dazwischen gleiteten tausend kleine Kähne und Schiffchen mit buntgeschmückten Segeln, Baldachinen und Wimpeln. Ungefähr einen Kanonenschuß weit vom Hafen, da wo die Stadt, die grünen, blühenden reichen Ufer und die savoyischen Berge so schön daliegen, und der Jura Kluft, die Gletscher und der Montblanc gegenüber aber leuchtend herüberschauen, da war vielleicht der umfassendste Punkt. Am tiefblauen Himmel ließ sich kein Wölkchen blicken, und nur sanfte Luft wehte Erfrischung von den weißen Bergen herüber. Da wo der See breiter wird, konnten sich die Schiffe freyer bewegen. Unsere Festbarken zogen in weiten Bögen daher, und nun zeigte sich ein neuer, imposanter Anblick. Vier Dampfschiffe, alle herrlich mit rothen und weißen großen Flaggen und Wimpeln geschmückt, viele Hundert geputzte Menschen mit weithin schallender Musik tragend, begannen ihre Kreise und Bahnen um unsere Schiffe. Es war wirklich ein magischer Anblick, wie die schönen großen Schiffe ohne alle sichtbare äußere Gewalt uns umschwammen und umbrausten, und lange hohe Wellen um uns zogen! Besonders zeichnete sich der kolossale Leman von Ouchy aus, der mich an das homerische Bild erinnerte:

Gleich dem Rosse des Meers durchgeh'nd die gewaltigen Wasser.

Er ließ alle seine Dampfbrüder hinter sich, so wacker sie auch daher schwammen. Bisweilen traf sich's, daß alle vier in unserer Nähe auf kleinem Raum waren, geschickt an einander vorüber fuhren, und sich schnell entfernten, um schnell umzukehren wie ein geübtes Pferd. Als gegen 5 Uhr die Zeit des Festmahls herangekommen war, nahmen der Remorqueur und der Winkelried unsere Schiffe in's Schlepptau und führten uns zum Lande. Es ward in dem Garten Bartholoni ausgestiegen. Eine Anhöhe unter schattenden Bäumen gewährte wieder einen ganz neuen Anblick. Wir sahen nun von fester kühlender Stelle zu dem Gewühl auf den blauen Wogen nieder, und so viel freudiges, buntes lautes Leben lag hier wie im Schooße einer paradiesischen Natur! An vielen Tischen fanden Damen und Herren Platz. In der Mitte, hoch, selbst auf dem See sichtbar, stand eine mit weißen Draperieen geschmückte Säule, an der die Fahnen aller zwey und zwanzig Schweizerkantons malerisch aufgehängt waren. Rings umher war gute volle Musik. Auch hier wurde bald, wie vorgestern am Föderal-Souper, ein lauter, heller, langer Klang der Freude mit Echo-Wiederhall vernehmbar. Man war voller Lust und Jubel, ohne daß auch nur Ein Mißton oder Eine kleine Unanständigkeit störend eingefallen wäre, und doch waren hier auf kleinem Raum mehr denn Sechshundert Menschen um unzählige Weinbouteillen versammelt. Es war bey dem Fest ein vornehmer Ueberfluß zu bemerken. Toasts für die Damen, und einige artige französische Lieder von Cougniard gingen dem Augenblick voran, wo man von den Tafeln aufstieg, um die Damen nach einem reizenden Rasenabhang zu führen, der eine freye Aussicht auf den See gewährte. Um die Berge zog schon Purpur und Gold, als man sich zurück nach den Schiffen wandte. Die Lustfahrt begann nun von Neuem in den Strahlen der untergehenden Sonne, die heute ungern und zögernd hinter die Juramauer zurückzugehen schien, denn Schöneres hatte sie auf dieser Stelle noch nie gesehen.

Bemerkung der Redaktion.

Die Redaktion hofft und wünscht, daß die Aufnahme dieser, von ganz anderer Seite herrührenden zweyten und umfassenderen Beschreibung des Genfer Musikfestes, welche sie wegen der dortigen Freunde ihres Blattes unmöglich zurücklegen konnte, ihr von den übrigen Lesern desselben keinen Tadel zuziehen möchte.

Auflösung der Charade in Nr. 204:
Silbermoos.

Charade.

Mein Erstes deutet auf ein lästiges Gefühl,
Das Manchen, naht' er sich den Rosen, oft befiel.
Zwey Sylben folgen nach. Hoch in die Lüfte steiget
Ein Baum, der Orient bezeuget
Des Stolzen Pracht. Das Ganze ist ein Strauch,
Der Norden kennt ihn auch.
Manch schlichten Stab, aus ihm geschnitzt,
Durch rauh Gebirg zumal den Wandrer stützt und schützt.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. September 1826.

Ach, eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.

v. Haller.

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Komme ich jezt zum Kanale des See's. Schon oben habe ich bemerkt, daß das Hinuntersteigen zu demselben beschwerlich, an manchen Stellen sogar lebensgefährlich ist. Der stupide Gleichmuth der Einwohner von Castel Gandolfo, von denen ein großer Theil hier Garten- und Weinbau und Fischfang treibt und Holz fällt, und folglich täglich ein- oder mehrere Male in die Tiefe hinabsteigen muß, zeigt sich hier in seinem hellsten Glanze: statt einen gebahnten Fußsteig zu unterhalten, fallen und kriechen sie die Tiefe über Stock und Block hinunter, zerreißen sich Kleider und Beine, und bringen fünf Viertelstunden auf einem Wege zu, welcher, wäre er nur einigermaßen gehbar, in einer halben Stunde zurückgelegt werden könnte. Und was soll man von der Ortsbehörde sagen, welche den Zugang des Kanals in Pacht gegeben hat und davon jährlich eine bedeutende Summe zieht, von der wahrscheinlich wenig oder gar nichts in die apostolische Kammer fließt, daß sie den Fremden, welche doch allein jenen Pacht bestreiten müssen, den Besuch des Kanals nicht erleichtert, und somit leztern nicht noch einträglicher macht? Der Eingang zu diesem ist eine kleine Thür, kaum mannshoch, welche sich in der Mauer befindet, durch welche das Wasser seinen ersten Ausfluß aus dem See in den Kanal nimmt. Dieß geschieht jezt durch eine runde, etwa fünf Fuß hohe und halb so breite Oeffnung, aber offenbar modern, denn ursprünglich ist das Wasser durch vier in der Mauer befindliche Löcher, jedes etwa einen halben Quadratfuß groß, geflossen. Zwey von diesen sind noch sichtbar, die übrigen bey der Ausbesserung der Mauer, welche in Ruinen zerfallen war, verschwunden. Daß früher statt einer einzigen großen vier kleinere Oeffnungen angebracht waren, geschah, um den Kanal vor Verschlämmung zu bewahren. Freylich hätte ein eiserner Rost aus der Verlegenheit helfen können, aber dieser wäre mit der Zeit der Zerstörung unterworfen gewesen, und die Alten kannten bey ihren Bauten keine halbe Maßregel, noch weniger die belobte Manier der Neuern, nur für sich, oder ihre nächste Nachkommenschaft zu bauen. Die neuere größere Oeffnung ist unstreitig zu dem Behufe gemacht worden, den Fischfang zu erleichtern, welchen man vermöge der, im Innern des viereckigen, die eigentliche Oeffnung des Kanals umschließenden, Gemachs aufgespannten Netze mit größerer Bequemlichkeit als auf dem See selbst treibt. Dieß Gemach, von welchem die erwähnte Mauer die vordere, nach dem See zu liegende, Wand ausmacht, ohne Dach und etwa vierzig Fuß lang, sechszehn breit und achtzehn hoch, aus großen viereckigen Blöcken des bekannten albanischen Steins (einer Gattung Lava, Peperino genannt) gebaut, welcher hier an Ort und Stelle gebrochen wird, und woraus mehr oder weniger der ganze Berg besteht, wird von den hiesigen Antiquaren für ein Nympheum erklärt und davon behauptet, es habe den Umwohnern gedient, um kühle Luft darin zu schöpfen. Es ist fast unbegreiflich, wie man in

Digitized by Google

einen so groben Irrthum hat verfallen können. Um die Durchbohrung des Bergs anfangen und vollenden zu können, mußte man sich natürlich vor dem Wasser schützen. Zu dem Ende ward das Gemach erbaut und in diesem, trockenen Fußes, nicht allein der Kanal gegraben, sondern auch die übrige Arbeit, das heißt, vorzüglich das Forträumen des ausgebrochenen Steins, bewerkstelligt. Nach Beendigung des Kanals brachte man in der vordern Wand die oben erwähnten vier Löcher an, und nun strömte das Wasser durch diese zuerst in den kleinen offenen Kanal des Gemachs und aus diesem in den eigentlichen Kanal des Bergs, dessen Oeffnung sich in der Hinterwand befand. Ehe ich hier weiter in der Beschreibung des Kanals fortfahre, will ich eine kurze Erzählung der historischen Entstehung desselben vorausschicken.

Die Römer belagerten (so erzählt Livius im fünften Buche*) die Stadt Veji bereits in's neunte Jahr, ohne Hoffnung dieselbe zur Uebergabe zwingen zu können. Die trübe Stimmung, welche sich dadurch der Gemüther bemächtigte, war auf den höchsten Gipfel gestiegen, als auch die Götter, theils durch öffentliche Plagen, theils durch Wunder, ihren Zorn zu äußern begannen. Denn nicht allein hatte im vorigen Jahre der ungewöhnlich strenge Winter und der darauf folgende zu plötzliche Wechsel der Temperatur unter Menschen und Thieren eine tödtliche Pest erzeugt, sondern es ließen sich auch am Himmel und auf Erden Zeichen vernehmen, welche offenbar den Zorn der Götter zu verkündigen schienen. Unter lezten zog besonders das plötzliche und weder durch häufige Regen noch durch irgend eine andere bemerkbare Ursache erfolgte Anschwellen des albanischen See's die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Um zu erfahren, was die Götter durch dieses Wunder andeuten wollten, sandte man Boten an das Delphische Orakel ab. Kaum waren diese abgegangen, als das Schicksal in der Person eines alten Aruspex aus Veji, der zwischen den Vorposten beyder Nationen (denn schon war durch die langjährige Belagerung eine Art von freundschaftlichem Verkehr unter ihnen entstanden) nach Art der Wahrsager Deutungen von Wunderdingen absang, einen vorläufigen Erklärer des besagten Wunders herbeyführte: Veji werde, so verkündigte er, nicht eher erobert werden, als bis die Römer das Wasser aus dem albanischen See abgeleitet hätten. Als die Kunde von dieser Prophezeihung in das römische Lager gekommen war, lockte ein Soldat, unter dem Vorwande, er wolle den Aruspex um die Deutung eines, ihm persönlich begegneten wunderbaren Vorfalls befragen, diesen in's Freye, packte den alten schwachen Greis und trug ihn zu den Seinigen. Von hier nach Rom vor den Senat geführt, wiederholte der Aruspex seine Erklärung. Dennoch schien es leztern gerathen, bevor man irgend einen Entschluß faßte, die Rückkehr der nach Delphi gesandten Boten abzuwarten. Als diese erfolgt war und die Antwort des Orakels mit der Prophezeihung des Vejentischen Aruspex wörtlich übereinstimmte, begann der Senat, leztern in großen Ehren zu halten. Das Wasser aus dem albanischen See ward abgeleitet und Veji unmittelbar darauf vermittelst einer Mine erobert. Dieß die schlichte Erzählung, welche Livius vom Baue des albanischen Kanals liefert.

*) In der vor mir liegenden Ausgabe (Venetiis 1706) sind keine Kapitel angegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Phidias und ein aufgeklärter Indianer-Fürst.

Lady Anna Seymur Damer gehört einer der ersten Familien des englischen hohen Adels an, deren Haupt von väterlicher Seite der Herzog von Somerset, und von mütterlicher der Herzog von Argyle ist. Sie war an Lord Milton verheirathet gewesen, der später den Titel Lord Dorchester annahm.

Von ihrer ersten Jugend an zeigte sie große Anlagen für die Zeichenkunst so wie für die Bildhauerey, in welcher sie sich seither so rühmlich auszeichnete. Ihr erster Lehrer in dieser Kunst war der geschickte Bildhauer Ceracchi. Allein um sich in derselben möglichst zu vervollkommnen, benutzte sie nicht nur alle den Künstlern dieses Faches in ihrem Vaterland zu Gebot stehenden Mittel, sondern sie reiste auch verschiedene Male nach Italien, wo sie sich geraume Zeit aufhielt.

Nachdem sie Wittwe geworden und nicht mehr genöthigt war, auf eine ihrer Geburt angemessene Weise in der großen Welt zu erscheinen, folgte sie ganz ihrem natürlichen Beruf und ward im vollen Sinne des Wortes Künstlerin. Eine ihrer bedeutendsten Arbeiten ist eine Statue Georg's III. von acht Fuß Höhe, welche in einem Saal des Gerichtshofes von Edinburg aufgestellt ist.

Einst hatte Buonaparte die lebhafte Phantasie der Lady Damer mächtig angesprochen. Während einer Reise, welche sie nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich machte, verschafften ihr ihre hohe Geburt, ihr ausgezeichnetes Talent, vorzüglich aber auch ihre ungeheuchelte Bewunderung für den ersten Konsul, eine Unterredung mit diesem seltenen Mann. Im Verlauf derselben versprach sie ihm, eine Büste von Fox auszuarbeiten. Aber nur erst dreyzehn Jahre nachher, den 1sten Mai 1815 war sie im Stande dieselbe abzugeben und überbrachte sie auch wirklich selbst in den Pallast Elysée.

Lady Damers Meißel ist mit der Ausführung von Statuen, Büsten und von Thiergesichtern, hauptsächlich mit solchen von Hunden beschäftigt.

In der Gallerie von Florenz befindet sich ihre eigene, von ihrer Hand ausgeführte Büste.

Digitized by Google

Einige Zeit nach der Schlacht von Abukir vollendete sie die Büste Nelson's in Marmor und machte damit der Stadt London ein Geschenk. Nach diesem Modell hat sie nun die Büste dieses grossen Seehelden in Bronze ausgeführt, welche sie dem König von Tanjore geschenkt hat, einem Fürsten, dessen Weisheit und menschenfreundliche Plane Indien in gleichem Maß zu würdigen lernen muß, als es über seine wahren Interessen aufgeklärt werden wird.

Dieser Fürst hat eine Art europäischer Erziehung genossen. Der Lehrer seiner Jugend war Herr Swartz, ein in Indien hochverehrter Missionär. Seit er den Thron bestiegen, ist er nur damit beschäftigt, seine Macht und seine Schätze zu Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu verwenden. Das Königreich Tanjore ist aber bey weitem der bewohnteste und best kultivirteste Theil Indiens, und der Muhamedismus hat dort nicht so tiefe Wurzeln geschlagen als in den nördlichen Provinzen der Halbinsel.

Um aber das Werk so vieler Jahrhunderte anzugreifen, so alte Gewohnheiten und Vorurtheile umzustoßen, mußte mit vieler Klugheit zu Werk gegangen werden, und der König von Tanjore fühlte, daß er darin mit den höhern Klassen beginnen müßte. Er fing daher an, denselben Geschmack für europäische Kunst beyzubringen, sie an unsere administrative und richterliche Formen zu gewöhnen, damit ihr Beyspiel auf die Nation wirken und dieselbe nach und nach der neuen Veränderungen fähig machen sollte, welche er vorzunehmen gedachte.

Diese grosmüthigen Absichten des indischen Königs hat die Königlich-Großbritannisch-Asiatische Gesellschaft dadurch zu würdigen gesucht, daß sie diesen guten und grossen Fürsten, der alle Klassen seiner Unterthanen eines guten Schulunterrichts theilhaftig zu machen sucht, der alte Vorurtheile durch wohlthätige Wahrheiten zu verdrängen, und die unglücklichen Hindu's durch verbesserte Gesetze und bürgerliche Institutionen zu beglücken sucht, daß sie ihn unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen und ihm das betreffende Diplom mit der ihm von Lady Damer als Geschenk dargebotenen Büste Nelsons zugesandt hat.

Während des hartnäckigen Kampfes zwischen Frankreich und England zeigte nämlich der Rajah von Tanjore immer das größte Interesse für Großbritannien, und ließ in seiner Hauptstadt den berühmten Sieg von Abukir, welcher die englische Oberherrschaft über die Ufer des Ganges befestigte, feyerlichst begehen; ja er ließ sogar den in diesem Kampf für die See-Oberherrschaft ihres Vaterlandes gefallenen Engländern ein prachtvolles Monument errichten.

D i s t i c h e n.

Wellengespräch.

Was die kommende Welle wohl sagt, der fliehenden Schwester,
Nimm den flüchtigen Kuß! Eil' und genieße wie ich.
Ob wir in Schaum auch zerrinnen, wir lebten, und schöner in uns doch
Spiegelt die Sonne des Tags, spiegelt der Mond sich des Nachts.

Conz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Juli.

Man spricht jezt häufiger von dem kleinen Herzog von Bordeaux, Sohne der Frau Herzogin von Berry, und einst König von Frankreich; er ist nun bald sechs Jahre alt, und man sucht bereits seinen Geist aus den Kinderspielen auf künftige, dem königlichen Erben nöthige Kenntnisse zu leiten; man erweckt die erste Leidenschaft zu dem ehrenvollen Gewerbe, in welchem allein die französischen Monarchen von jeher ihrer Nation gefielen. Man hat dem Prinzen einige Gespielen gegeben, mit welchen er die ersten Kriegsübungen versucht, und es versteht sich, daß dabey die Absicht ist, ihn zugleich zu belustigen. Darum wechselt man die ernsthaften Spiele immer mit Kinderspielen, und bey diesen ist dann immer auch bis jezt noch seine Schwester, die kaum ein Jahr älter ist als er, zugelassen. Man läßt sie zusammen in kleinen Gesellschaften speisen, goutiren, lustwandeln, um Zuckerwerk spielen, mit kleinen Pfeilen nach einem Ziele schießen. Das Gefolge des Prinzen hat kürzlich einen wichtigen Zuwachs erhalten; man gab ihm nämlich einen gut unterrichteten Tambour aus einem Regimente. Auch an Schauspielen fehlt es für die kleine, muntere Gesellschaft nicht, bald läßt man die kleinen Schauspieler des Taschenspielers Comte holen, und nach den kleinen Künstlern, welche deßhalb kleine Komödien für die Jugend und niedliche Operetten einstudirt haben, macht dann Herr Comte selber seinen mancherley Hokus Pokus. Die Hofleute mischen sich dann um so mehr in das niedliche kleine Vergnügen, als dabey immer der große Gegenstand der Wunsch ist, den königlichen Kindern gefällig zu werden, und die großen Hofkinder haschen auf diese Art nach der kleinsten Gnade, in der Hoffnung, dabey ein grosses Glück für sich oder für ihre Kinder zu erhaschen; Glück ist es schon, wenn man nur seinen Knaben oder sein Töchterchen unter die Zahl der Eingeladenen aufnehmen lassen kann. Eine wichtige Rolle hat schon ein paar Mal der auf den italienischen Boulevards so hochberühmte Jean Bonhomme gespielt; man läßt ihn nebst seinem Führer ganz eigens nach Hofe einladen; die Geschichte des Jean Bonhomme ist ganz kurz folgende: Ein armer Savoyarde hat vor zwey Jahren den Einfall gemacht, einen Affen von mittlerer Größe besonders abzurichten, um damit sein Brod zu verdienen, ohne der Gefahr ausgesezt zu seyn, für einen Bettler gehalten zu werden. Der Affe hat allerdings etwas Empfehlendes an sich; er weiß Einem mit seinem gutherzigen, bescheidenen, und doch geistvollen Blicke die kleine Geldmünze aus der Tasche herauszulocken; er hat nicht jenes wilde, leidenschaftliche Wesen der Affen an sich, sondern guckt den Leuten mit gefälliger Sorge in's Gesicht, gleichsam um zu fragen ob er sich erlauben dürfe, seine Dienste anzubieten; und nun ist er dabey sehr reinlich, ja bisweilen [illegible]

Digitized by Google

ein Hofbedienter angekleidet; er fängt damit an, daß er den Platz, wo man sich mit ihm zusammenfindet, mit seinem kleinen Besen reinlich kehrt. Er sieht immer nach seinem Zuschauer, ob er gefalle, und scheint um eine neue Erlaubniß zu bitten; nun greift er nach seiner Schuhbürste, und puzt Einem die Schuhe, wenigstens den einen, wenn man ihm nicht beyde hinstreckt. Gewöhnlich hat er zu seinem schottischen Kostüme einen Federhut, oder wenigstens einen Hut mit einer Feder; er zieht ihn ab, wenn man aufkommt, sezt ihn auf, während er arbeitet, und nimmt ihn wieder ab, wenn er fertig ist. Dann kann man ihm freylich nicht vorwerfen, daß er ein Straßenbettler sey, wenn er seinen kleinen Becher hinreicht, und mit seinem durchdringenden, aber so ganz besonders zutraulichem Blicke sagt, man möchte ihn bezahlen nach Belieben. Sein Name Jean Bonhomme ist ihm von den jungen und alten französischen Herren Belletristen gegeben worden; sie wollten ihn nicht mit dem gewöhnlichen Namen des amerikanischen Viehs belegen; denn ob er gleich Affe ist, so sieht man ihm doch den Quasimenschen in Allem an, und daß es nicht seine Schuld ist, wenn er nicht spricht. Mit einem solchen guten, ja großen Namen ist es also gar nicht zu verwundern, wenn Jean Bonhomme auch bey Hof genannt wurde, und bey den unschuldigen Vergnügungen der königlichen Familie seinen Theil Freude gewährte. Die Herren Literatoren können also bisweilen auch Gutes stiften, dadurch daß sie die Biographien von Jedermann abfassen, und wenn sie nicht immer das Glück der gelehrten Männer machen, so machen sie doch das Glück der gelehrten Thiere, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich oft mit dem gelehrten Namen begnügen, und diese das leidige physische Bedürfniß vor dem geistigen beherrscht. Diese Lehre liegt besonders in der kurzen Geschichte der Minet, der bekannten Kaze des Herrn von Chateaubriand. Am Tage, da Herr von Villele diesen Minister der auswärtigen Angelegenheiten aus dem Ministerialpallast fortschickte, und ihm kaum ein paar Stunden Zeit ließ, um sein Päckchen zusammen zu machen, und seinem Nachfolger die Schlüssel zu übergeben, sagte Herr von Chateaubriand zu Minet die berühmten Worte, an die man sich gerade jezt wieder mit Stolz für ihn erinnert: „Nun, mein kleiner Freund, mit dem Reichthum hat es nun ein Ende; künftig wird dein kleines Mahl nicht mehr so lecker seyn; wir sind nicht mehr Minister; künftig müssen wir Mäuse fangen.“ Es scheint, diese guten Thiere werden nicht so leicht vergessen, je nachdem sie ein unschuldiges Leben führten, oder in einer verehrlichen Gesellschaft lebten; an gewisse Menschen, die noch vor wenigen Tagen viel Lärmen machten, denkt man bereits nicht mehr, zum Beyspiel an den König der Irokesen.

K.

Frankfurt a. M. im August.

(Fortsezung.)

Indem ich auf Madame Schulze zurückkomme, bemerke ich, daß sie sich sogleich hat bereit finden lassen, zwey Cyklen auf unserem Theater zu geben. Den ersten bildeten die Partien Vitellia, Constanze, Eglantine in Webers Euryanthe und Rosa in Fioravanti's Dorfsängerinnen, wo sie zu ihrem Benefiz außer der besprochenen Aria aus Nurmahal im zweyten Akt eine von Mercadante einlegte; im zweyten Cyklus ist die Künstlerin noch begriffen; sie fing mit Vitellia wieder an und gab darauf Julia und kürzlich Rosa zum zweyten Mal. In dieser Partie wurde ihr wegen der Spontinischen Aria der allergrößte Beyfall zu Theil, das Zuklatschen war einem heftigen, einige Minuten anhaltenden Plazregen zu vergleichen. Mehr Ruhm als in der Partie der Constanze, trug sie als Vitellia davon. Der Part der Eglantine war unserem Publikum zu mächtig; doch gelang der Künstlerin ein vollkommener Sieg über ein junges hoffnungsvolles Talent — Dem. Madler aus Darmstadt, die wie eine Zaubererscheinung als Euryanthe aufgetreten und sogleich wieder verschwunden ist. Dem. Bamberger geht mit ihrer Schwester von unserer Bühne ab. Sie hat mit ihrer Familie ein sehr vortheilhaftes Engagement in Dresden gefunden, und wird uns im December schon verlassen. Ist es bey Dem. Heinefetter, die uns auch verläßt, die aufsteigende Kunstblüthe, der wir erwartungsvoll entgegen sahen, so haben wir hier den Verlust ausgezeichneter Anmuth des Gesanges und Spiels in der älteren Dem. Bamberger, und in der jüngeren die Entbehrung eines in der guten Schule der Mutter sicher entwickelten hoffnungsvollen jungen Talentes zu bedauern. Sie wird einmal mit ihrer liebenswürdigen Schwester, auch neben einer Devrient, die Zierde der Dresdner Bühne werden. So steht denn bey uns die Oper in den weiblichen, jugendlichen Fächern jezt ganz verwaist; die leichte komische Oper wird durch den Abgang von Dem. Bamberger einen empfindlichen Stoß erleiden.

Das Schauspiel, und mehr noch das Lustspiel, hat durch das Engagement des Herrn Rottmayer auf weitere sechs Jahre sich in mehreren jugendlichen Rollenfächern sehr wünschenswerth consolidirt. Herr Rottmayer hat günstige Anerbietungen des Auslandes dem Gewinn vorgezogen, in der Mitte eines guten Schauspielpersonals, dem er einen großen Theil seiner Ausbildung verdankt, mit Lust und Liebe und steigender Vervollkommnung zu wirken. Ihm ist die Kunst wahrhafter Beruf, und sein Privatleben eben so achtungswerth als seine Bühnenwirksamkeit. Wird Herrn Rebringer derselbe Eifer zur Kunst beseelen, so kann er bald mit Auszeichnung dem Liebhaber- und Heldenfache vorstehen, wozu ihn manche schöne Eigenschaften berufen und dem Publikum schon werth gemacht haben. Im Schauspiel und noch mehr im Lustspiel fehlt jezt eine jugendliche Künstlerin; Dem. Esser vom Mannheimer Theater ist mehr für kindliche Rollen und Naivetät. Im lezteren Fach und in Soubretten-Rollen verspricht eine Dem. Gutmann (von Hanau) unter der Leitung der Dem. Lindner bedeutend zu werden.

Die Bauten in unserer Stadt vermehren sich zusehends. Der Wall vom Eschenheimer zum Neuen Thor hat in kurzer Zeit eine Reihe schöner Gebäude mit Gärten erhalten, da der gegenüberliegende Kirchhof jezt aus den Ringmauern der Stadt, gegen die Friedberger Warte hin, auf ein geräumiges, hochliegendes Feld verlegt wird. Die Kirchhofskommission, auf Veranlassung des Senats allein aus der Mitte der Bürgerschaft erwählt, erwirbt sich große Verdienste um die Stadt. Hierzu gehört, daß sie die bisher sehr bedeutenden Beerdigungskosten sehr einschränken wird. Eine feyerliche Bestattung, die den armen Einwohnern stets über hundert Gulden zu stehen kam, soll künftig nur auf etwa dreyßig Gulden ermäßigt werden, sowohl für Arme als Wohlhabende, und dabey der alte löbliche Gebrauch wieder hergestellt werden, daß ein Geistlicher mit dem Zuge geht. Die Ruhestätten der Familien werden jezt übertragen und eingetheilt, und das Ganze ist auf einfache Würde und mäßige Kosten berechnet. Unter den Bauplänen verschiedener Architekten ist noch keine Wahl getroffen, indessen stehen die großen Mauern schon fast vollendet, und es fragt sich nur, ob man einen Porticus um das Ganze ziehen, oder die Familiengräber wie bisher freystehen lassen soll. Eine Kapelle und ein Todtenhaus werden den Bedürfnissen der Entfernung und der fortschreitenden Zeit entsprechen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. September 1826.

Trüb und heiter
Fliegt die Welt vor uns vorbey.
Wir wandeln weiter
Bald trüb bald heiter.

L. Tiek.

Ein Ausflug von Paris nach der Nordküste.

Fragment aus einem Tagebuche.

Samstag den 27sten Mai stiegen wir zu drey in den Coupé des öffentlichen Wagens *), und ehe wir uns noch recht eingesessen hatten, rollten wir durch St. Denis, dem irdischen Endziel der französischen Könige, dem Friedort unbestreitbarer Gleichheit vorüber. Der köstliche Teppich der Saaten, die liebliche Hebung und Senkung der hügligen Landschaft, le beau mouvement de terrain, wie es die Franzosen ausdrucksvoll nennen, wurde bald von Unwetter und Regengüssen verhüllt und dem Auge entrückt. Sie hielten noch am folgenden Tage an, und wie unangenehm ich auch diese Entbehrung empfand, so überhebt sie mich doch jezt der meist unglücklichen und langweiligen Bemühung, ein Landschaftsgemälde mit alles-, das heißt mit nichts-sagenden Worten zu entwerfen, oder wohl gar ausführen zu wollen. Nach einer Fahrt von zwölf Stunden waren wir in Rouen. Nur ein Tragiker, Corneille, konnte hier das Licht der Welt erblicken; die finstern Straßen flößen keine Heiterkeit ein. Doch wie die Tragödie außerhalb ihres irdischen Treibens einen heitern, versöhnenden Himmel besizt, so auch die dunkle, gewerkthätige und rührige Geburtsstadt des großen Tragikers, außerhalb ihrer Ringmauern, anmuthige Gänge, heitere Aussichten, reizende Anlagen. Der Fluß, vielfältig von Fahrzeugen durchglitten und schon vom Meere angeschwellt, bildet ein wasserreiches Becken in bezaubernder Umgebung üppiger Fluren und Höhen, bis weit abwärts, wo nun, ihrer Mündung näher, die Seine den Spiegel eines prachtvollen See's bildet, in welchem sich die wahrhaft schweizerischen Landschaften von Ivetot, Caudebec und Bolbec abbilden.

Von den neuesten Auftritten zu Rouen, die dort durch jesuitische Missionarien herbeygeführt wurden und durch die öffentlichen Blätter einigermaßen bekannt sind, war noch einige Gährung zurück, die sich unaufgefordert im Hafen und in Handelsläden äußerte, während gute Freunde der Missionarien entweder schwiegen, oder wohl auch gar nicht da waren. Die stärksten Aeußerungen gegen dieselben scheue ich mich in mein Tagebuch einzutragen, die gemäßigteren waren schon charakteristisch genug. Nächstdem richtete sich der Haß und die Verachtung gegen die Gensd'armen, die man mit allen erdenklichen Schimpfnamen beehrte und von welchen behauptet wurde, daß sie dieselben Frohn- und Soldknechte seyen, die während der Gräuelzeit der Revolution so manches schuldlose Schlachtopfer zum Blutgerüst geschleppt hätten, und die heute dasselbe thun würden, wenn sie dafür bezahlt würden. Der Linientruppen wurde dabey in Ehren gedacht. Die Ausdrücke aber, die, aus Reaktion gegen die Staatsreligion

*) Der Coupé ist der Vordertheil des Wagens, ein abgesonderter Raum, in welchem drey Personen vorwärts wie in einem eigenen Wagen bequem und allein sitzen.

Digitized by Google

selbst erschollen, wage ich nicht, der Schrift zu vertrauen, obgleich sie den Beweis liefern könnten, daß vielleicht des Muhameds Lehre, nicht aber die Religion Christi mit dem Schwert einzuführen sey. Denn vor dem Hause des Erzbischofs stand, während des pomphaften Missionsgeschäfts doppelte Schildwacht, und um die Kathedrale her lagerten Soldaten in Rotten vertheilt, und was dennoch geschah, haben die öffentlichen Blätter erzählt. Die Gewalt, in welcher Form sie auch erscheine, die Gewalt bringt so wenig den Glauben hervor als der Dornstrauch Feigen — die Gewalt in Glaubenssachen erzeugt entweder Heuchler oder Aufrührer; mit den ersten ist nicht dem Himmel, mit den andern nicht dem Staate gedient. Das sollten die ächten edeln Priester, die wahrhaft geschickten Staatsmänner bedenken. — Bis nach Havre de Grace hin erstreckte sich dieser gährende Mißmuth gegen die Jesuiten.

Havre de Grace liegt sehr lieblich, von Gartenhäusern freundlich umringt, und an der Mündung des zwey bis drey Stunden breiten Flusses, von welchem es durch eine Ebene getrennt ist. Der Hafen hat, rechts die Rhede mit ihren Leuchtthürmen, vor sich den Ocean und links die in's Weite sich hinziehenden Küsten von Calvados. Unter Napoleon haben die Bassins, so wie die Befestigungen viel an Umfang gewonnen; damals aber schwebte Todesstille über den Gewässern: englische Fregatten sperrten die Schifffahrt. Jezt erhebt sich ein dichter Wald bewimpelter Masten aus den Behältern, in denen Leben und Weben sich regt. Bald würde es an Raum fehlen, die Schiffe zu fassen, wenn nicht glücklicherweise eben so viele täglich aus- als einliefen. Havre macht, nach Versicherung sachkundiger Männer, dermalen mehr Geschäfte als Bordeaux und Nantes zusammengenommen. Da lagen denn auch zwey Handelsschiffe im Hafen mit baltischer Flagge, und mein Herz jauchzte auf, als ich sie erblickte; ja selbst die schwarzen Gedanken freuten mich, die sich wohl so mancher großer und kleiner Seelenhändler über die Menschwerdung der Neger jezt macht. — Der Anblick des besegelten Meers war zum Entzücken; bey jeder Flut bewegten sich hin und her eine zahllose Menge Fahrzeuge aller Art: Dreymaster, Briggs, Fischerboote u. s. w. Ich habe nie so viel weiße Wäsche über dem Ocean flattern gesehen; und zwischendurch thun die ziegelrothen Segel der Bretagner eine seltsame Wirkung. Plötzlich sieht man an dem äußersten Rande des Meers, dort, wo die Wellen den Horizont berühren, ein Cigarorauchen — ein Dampfschiff ist es, das auftaucht, es kommt aus England; augenblicklich schnell rückt es näher, und in zwey bis drey Stunden schießt es mit Pfeilesflug in den Hafen. Nothwendig wird der Gebrauch der Dampfschiffe täglich allgemeiner. Da sie unabhängiger von Wind und Wetter sind und einer geringern Wassertiefe bedürfen als Segelschiffe, so ist der Vortheil entschieden auf ihrer Seite. Die Marine wird dabey einen wesentlichen Theil ihrer malerischen Schönheit verlieren. Man opfert die Anmuth dem Nutzen.

(Der Beschluß folgt.)

Der albanische See und dessen Kanal.

(Fortsetzung.)

Welche übertriebene Fabeley haben dagegen die neueren Schriftsteller, besonders die römischen Antiquare in ihren Beschreibungen Roms und mehrere, ihnen ohne alle Kritik nachbetende deutsche Schriftsteller von dieser Begebenheit ersonnen? Sie sagen, der See sey dermaßen angeschwollen, daß er Rom zu überschwemmen gedroht habe. Diese lächerliche Aufschneiderey (Livius sagt bloß: In altitudinem insolitam crevit, ohne irgend einer Befürchtung vor Ueberschwemmung zu gedenken) fällt in ihr Nichts zurück, wenn man (was auch dem Kurzsichtigsten hätte einleuchten müssen) erwägt, daß der albanische See ein sehr Geringes weniger denn drey deutsche Meilen von Rom entfernt liegt, besonders aber, daß die Fluten desselben (was noch in die Augen fallender ist), im Falle einer Ueberschwemmung nicht nach Rom, sondern nach der, weit tiefer und näher gelegenen Tiber, oder vielmehr geradezu in's Meer ihre Richtung genommen haben würden. Ueberdem muß man fragen, ob denn der See, wenn er wirklich drohte, seine Ufer zu übersteigen, im Verlaufe von beynahe zwey Jahren (denn so lange dauerte es ungefähr, ehe die, nach Delphi gesandten Boten von dort zurückkehrten, und die hierauf unternommene Grabung des Kanal's zu Stande kam) nicht Zeit genug hatte, alle Ueberschwemmungen anzurichten, deren er fähig war? Aber dieß Mährchen erscheint noch um so lächerlicher, wenn man die Antwort des Orakels näher betrachtet, in welcher die ausdrücklichen Worte befindlich sind: Cave, in mare manare suo flumine sinas („Siehe wohl zu, daß er nicht in seinem eigenen Bette in's Meer abfließe"), wodurch das Orakel, welches die Ortslage besser kannte als die heutigen Antiquare, offenbar zu verstehen gab, der See könne sich einen Weg in's Meer bahnen. Dieß die erste Uebertreibung, welche sich die neueren Schriftsteller von diesem Ereignisse haben zu Schulden kommen lassen. Die zweyte ist noch wichtiger und bey weitem unverständiger. Alle sprechen vom Durchgraben des Bergs als von einem der größten Wunderwerke der Wasserbaukunst, welche je unternommen worden sind. Worin aber besteht, beym Lichte besehen, diese Arbeit? Es ist ein Loch, drey und ein Drittel Fuß breit, fünf und einen halben hoch und nicht ganz voll zwey Fünftel deutsche Meilen lang, in den Lavafelsen des albanischen Berges gehauen. Was die Breite und Höhe anbetrifft, welche ich mehrere Male in meiner Gegenwart vom Kanalaufseher

habe messen lassen, so kann ich sie mit meinem Worte verbürgen und somit die Angaben der Antiquare, in der Regel beträchtlicher, für übertrieben erklären. So wie die Höhe, bey der Verschlämmung des Kanals, jetzt ist, beträgt sie gar nur im Eingange desselben drey und eine halbe Elle. Zwanzig Fuß weiter hin soll sie, nach der Versicherung des Aufsehers, gar so niedrig werden, daß ein Mensch nur in der gebücktesten Stellung darin zu stehen vermag. Einer natürlichen Voraussetzung zufolge läßt sich die ursprüngliche Höhe zum wenigsten als mannshoch annehmen, weil nicht glaubbar ist, daß die Arbeiter auf den Vieren kriechend (welches hier eine ganz unnütz angewandte Unbequemlichkeit seyn würde) gegraben haben werden. Die Länge, von welcher man gleichfalls vermuthen kann, daß sie von den Antiquaren übertrieben worden ist, muß ich auf sich selbst beruhen lassen, da mir keine Mittel, sie messen zu lassen, zu Gebote gestanden sind. Nun frage ich: Wo liegt hier die so sehr gepriesene Schwierigkeit der Unternehmung? Zwey Arbeiter (wenn nicht gar nur einer, da bey der geringen Oeffnung sich zwey wahrscheinlich hinderlich gewesen wären) hackten den Felsen aus und ein Dritter schaffte die ausgebrochenen Steine fort. Da der Felsen, seiner Festigkeit wegen, weder unterstützt noch ausgemauert zu werden brauchte (ein Umstand, der die Arbeit der Kloaken, besonders der Maxima, welche in völlig lockere Erde gebaut werden mußten, so bewundernswürdig macht), so frage ich: Wo ist hier der Grund, in so ungemessene Bewunderung auszubrechen? In der Fea'schen Description de Rome heißt es: Cet ouvrage étonnant fut construit avec tant de solidité et de soin, qu'il sert encore aujourd'hui au même objet, sans qu'il ait jamais eu besoin d'être restauré. Die Solidität des Kanals liegt aber in der Härte des Felsens und nicht in der Vortrefflichkeit der Arbeit, und ehe jener der Reparatur hätte bedürftig werden können, müßte dieser eingestürzt seyn, was aber bis jetzt nicht der Fall gewesen ist und nie seyn wird.

Wenn einerseits diese höchst unstatthaften Lobeserhebungen einen wenig erfreulichen Beweis vom ganz gewöhnlichen gesunden Menschenverstande aller derer geben, welche über den Kanal geschrieben haben, so muß man andererseits zum Höchsten erstaunen, daß ihnen der einzige Umstand, welcher dabey bemerkt zu werden verdient, ganz und gar entgangen zu seyn scheint, weil keiner desselben auch mit einer Sylbe Erwähnung thut. Dieß ist die Kunst des Nivellirens, welche nothwendigerweise bey dem Durchgraben des Felsens angewandt worden seyn muß, weil ohne dieß das Unternehmen eine Thorheit gewesen seyn würde. Unter den gegebenen Umständen dürfte dieß Erdnivellement größere Schwierigkeit dargeboten haben, als wenn es einen Wasserstand zu messen gegolten hätte. Angenommen sogar, daß man sich dabey eines hetruskischen Geometers bedient hat, verdient es dennoch bemerkt zu werden, daß man schon zu einer Zeit, wo noch, so viel mir bekannt ist, keine große Kanalisirung stattgefunden hatte, das Erd- und Wassernivellement in so vollkommenem Grade verstand.

In der materiellen, oder vielmehr politischen Erklärung dieser Begebenheit haben mehrere neuere Schriftsteller, unter andern der erwähnte Herr Sickler, sich hinreichend versucht.

(Der Beschluß folgt.)

Elegie.

Ach, ihr flüstert umsonst in der wölbenden Decke des Baumes
Lüftchen von Lieb' und bringt Träume der vorigen Zeit.
Was mir raubte der Sturm, nicht bringen die Lüfte es wieder,
Wie auch über dem Haupt linde mit Schmeicheln sie weh'n.
Eins nur bitt' ich von euch, nur weniges, einzige Gabe,
Weht mit lindem Geschwirr labenden Schlummer mir zu.
Und kommt dann mir ein Traum mit flüchtigem Troste mich täuschend,
Haltet Geräusch entfernt, stille gelagert umher.
Doch schon hebt sich hinwieder der Sturm in dem Wipfel des Baumes,
Nun denn, so fahr' auch du Traum von dem Traume mir wohl.

E. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Der König von Tanjore*), auf der südlichen Spitze der indischen Halbinsel, ein Zögling des bekannten Missionärs Schwartz, macht seinem Lehrer die höchste Ehre. Er ist ein Hindu von Geburt, und ist dem Glauben seiner Väter treu geblieben; doch hat er vieles von den Vorurtheilen seiner Nation auf die Seite gelegt, und betreibt die europäischen Künste und Wissenschaften nicht nur selbst, sondern hat auch viele seiner Staatsbeamten und andern Vornehmen dazu bewogen denselben obzuliegen, so daß man in diesem blühenden Staate bald einer geistigen Umwälzung entgegensieht. Der jetzige Oberrichter von Ceylon, Sir Johnston, besuchte diesen Fürsten auf seiner Reise in's südliche Indien, die er in der löblichen Absicht unternahm, die gesetzlichen Gebräuche der dortigen Bewohner kennen zu lernen, um auf diese Kenntniß ein System von Gerichtsbarkeit durch Geschworene einzuführen, das den Gesinnungen der Hindus am angemessensten wäre; und war ganz von Bewunderungen für den Monarchen durchdrungen. Daß die geschworenen Gerichte fast in ganz Indien eingeführt werden sollen, ist im letzten Parlamente entschieden worden; und man zweifelt nicht, daß die dortigen Hindus sowohl als Mahomedaner diese Theilnahme an der Rechtsverwaltung mit Dank aufnehmen werden. In Ceylon, wo dieselbe schon seit

*) Es ist derselbe merkwürdige indianische Fürst, von welchem wir in unserem Blatte von gestern einige Nachricht gegeben haben.

d. Red.

einiger Zeit eingeführt worden, hat die Einrichtung die besten Folgen gehabt, besonders wird folgendes Beyspiel von dem Oberrichter mit Stolz auf sein gelungenes Werk erzählt. Bald nach der Einführung dieser Anstalt wurde ein vornehmer des Mordes angeklagter Mann vor Gericht gestellt. Die Zeugenaussage hatte so viel anscheinend Ueberführendes, daß die Geschworenen bis auf Einen, den Beklagten für schuldig erkennen wollten; dieser eine aber wußte so triftige Gründe wider das Zeugniß einzuwenden, daß sie vor den Richter zurückkehrten, mit der Bitte, ihnen zu erlauben, die Zeugen auf's Neue zu befragen. Dieß ward ihnen gestattet; und nun fing dieser Mann an dieselben auf eine einfache und ungekünstelte, aber dabey so durchgreifende Weise zu befragen, daß er einem jeden den Beweis lieferte, daß der Angeklagte unschuldig, und das Opfer einer schändlichen Verschwörung wäre. Die Folge davon war, daß dieser Mann, welcher ohne diesen Scharfsinn eines seiner Landsleute für schuldig erkannt und binnen 24 Stunden hingerichtet worden wäre, mit Ehren freygesprochen ward. Nachdem der Prozeß vorüber war, ließ der Richter den Geschworenen, welcher so sehr seine Verwunderung erregt, zu sich kommen, um zu ergründen, durch welche Art von Erziehung derselbe eine solch ungemeine Gabe erworben; aber er erfuhr, daß er nicht anders als die meisten jungen Leute von gutem Stande erzogen worden; daß er aber von Natur wißbegierig, mancherley Bücher gelesen, und unter anderen eine persische Uebersetzung von Aristoteles Dialektik. Dieses hatte ihn so angezogen, daß er es in Sanskrit übertragen, und dadurch eine, unter seinen Landsleuten fast beyspiellose Gewalt in der Zergliederung des Geistes erlangte. Der Beweis, sagte er, den ihm der Erfolg dieses Tages von dem Nutzen der Wissenschaft gegeben, würde für ihn ein neuer Beweggrund seyn, in der Weisheit anderer Völker und Zeiten weitere Forschungen anzustellen. Daß indessen die Rechtspflege in Indien großer Verbesserungen bedürfe, ist unstreitig, wenn man weiß, daß zu Bombay zum Beyspiel ein Polizeylieutenant die Gewalt hat, Personen zu Stockschlägen und zur Verbannung zu verurtheilen; und das Prügeln mit dem Rohr auf dem bloßen Rücken so allgemein seyn soll, daß man Beyspiele haben will, wo englische Damen ihre Dienstboten so abstrafen ließen. Die größere Aufmerksamkeit aber, welche jezt den indischen Angelegenheiten geschenkt wird, läßt hoffen, daß diese Ueberbleibsel einer veralteten Tyranney mit der Zeit gänzlich abgeschafft werden. Daß eine größere Aufmerksamkeit auf ostindische Angelegenheiten in England nothwendig, wird keiner leugnen, der weiß, welche Gräuel diese Nation in Indien zugelassen; und nur der kann über das leztere erstaunen, der die Unwissenheit nicht kennt, die im Allgemeinen über dieses interessante Land hier herrscht. Das Sonderbarste ist, daß man sich nicht über diesen Punkt belehren lassen will: wenn im Parlamente Jemand etwas von Indien vorbringt, so läuft alles davon; die Zeitschriften, die sich mit indischen Sachen beschäftigen, so wie das asiatische Journal, der orientalische Herold, die Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft u. s. w., werden in England selten von anderen Personen gelesen, als von ein paar Gelehrten und denjenigen welche unmittelbar mit jenem Lande in Verbindung stehen; und unter diesen sehen viele nur nach den Promotions- und Todeslisten, um zu erfahren, wie es vor sechs Monaten um ihre dortigen Verwandten gestanden.

Ein Reisender macht folgende Bemerkungen über die Handelsgesetze und Gerechtigkeitspflege der Türken, die vielleicht in diesem Augenblick willkommen seyn dürften. „Die türkischen Gesetze erkennen keinen Kontrakt, und erlauben daher auch keine Entschädigung für einen Bruch derselben. Nichts als das öffentliche Wägen bestimmt den Verkauf; denn selbst wenn der Verkäufer schon den Preis seiner Waaren empfangen hätte, so kann er doch, ehe dieselbe gewogen ist, durch die Zurückgabe desselben den Verkauf vernichten. Im Allgemeinen begünstigen die Gesetze in der Türkey den Meistbietenden, und wer dem Richter am meisten gibt, hat immer Recht. Wann Jemand eine Schuld eingehet, so unterschreibt und besiegelt er die Handschrift in Gegenwart zweyer türkischen Zeugen; sollte zur bestimmten Zeit der Zahlung der Schuldner leugnen, so werden die beyden Zeugen berufen; oft aber wird diesen durch ein Geschenk vom Schuldner der Mund verschlossen, und dann ist es unmöglich, das Geld zu erlangen. In den türkischen Gerichtshöfen wird wenig gesprochen — nichts geschrieben. Der Kläger bringt seine Sache vor, der Beklagte erwiedert, und das Urtheil wird beynahe augenblicklich zu Gunsten desjenigen ausgesprochen, der am meisten gegeben oder versprochen hat. Wer den Prozeß gewinnt, bezahlt immer die Unkosten, die sich für einen Raja, oder christlichen Unterthan der Pforte auf fünfzehn bis zwanzig Proc. belaufen, für Europäer aber nur auf fünf, besonders wenn sie den Konsul oder Gesandten desselben zu fürchten haben. In Streitigkeiten über Erbschaften, besonders über liegende Gründe, belaufen sich die Unkosten oft bis auf die Hälfte des Werthes des streitigen Gegenstandes. Wer mit dem Urtheil eines Mollah nicht zufrieden ist, mag von dem Diwan zu Konstantinopel einen Befehl an den Mollah erkaufen, daß er ihm nach den Gesetzen Gerechtigkeit wiederfahren lassen soll; aber wenn er von diesem Befehl einen Vortheil haben will, so muß er auch den Mollah bestechen, daß er ihn vollziehe. Weder die Türken noch andere Levantiner, die nicht Franken sind, halten Buch, so daß man im Handel sich vorzüglich auf ihre Redlichkeit verlassen muß. Liegt ein Streit zwischen einem Türken und Franken, so entscheidet der Mollah darüber, wobey der Europäer durch den Mollah seiner Nation vertreten wird; ist aber der Streit zwischen zweyen Franken, so entscheidet ihr Konsul, unter der Genehmhaltung des Gesandten in der Hauptstadt. Dieser Ungewißheit in der Gerichtsverwaltung wegen, verfahren Europäer selten gerichtlich, und überlassen es dem Schuldner zu bezahlen, wann er Lust hat.

Frankfurt a. M. im August.

(Fortsetzung.)

Unterdessen ist ein passendes kleines Portal an dem Sachsenhäuser Kirchhof, auf welchem manche Familien sich statt auf dem neuerrichteten Begräbnißplatze angekauft haben, durch den Architekten Hübsch, Professor am Städel'schen Kunstinstitut, aufgeführt worden. Dieser talentvolle, durch seine Reisen in Italien und Griechenland vielseitig gebildete junge Künstler hat einen Ruf an die Dresdner Akademie erhalten, und da das Städel'sche Institut seiner Prozeßbanden leider noch immer nicht entledigt ist, so werden wir Herrn Hübsch sehr wahrscheinlich dadurch verlieren. — Es ist in der That im Allgemeinen beklagenswerth, wie advokatische Gewinnsucht und die Verblendung von entfernteren Verwandten ein Institut von so großen Mitteln — bey der Stiftung schon 1,300,000 Gulden — in seiner bedeutenden Wirksamkeit, die ihm für Bildung einheimischer junger Künstler, für Bereicherung unserer Stadt durch Kunstschätze, und für Ausstellung ausgezeichneter Meister schon seit Jahren erblühen sollte, auf so delusorische Weise hemmen muß. Das Urtheil in der Sache der Städel'schen Vettern ist auf dem Punkt, in lezter Instanz gesprochen zu werden, zwey Entscheidungen sind bereits gegen dieselben ausgefallen, die zweyte hat sie sogar in die Kosten verurtheilt — doch wer steht dafür, daß sich die Sache nicht noch Monate lang verzögert, und unterdessen manches schöne Talent auswärts Hülfe und Brod suchen muß, und noch manche vortheilhafte Gelegenheit für den Ankauf bedeutender Kunstschätze wie bisher unbenuzt vorübergeht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. September 1826.

Das Leben, Brüder, ist nur Reise,
Die Heimath das verschwieg'ne Grab.
Der Thor murrt unterwegs, der Weise
Geht froh an seinem Wanderstab.

v. Köpken.

Ein Ausflug von Paris nach der Nordküste.

(Beschluß.)

Wir gingen an Bord des Bayard, eines dreymastigen amerikanischen Paketboots. Das sind Musterschiffe! Es läßt sich zu einer Seereise keine verführerische Einladung denken. Reinlichkeit und Behaglichkeit vereinigen sich, um den innern Raum zu einem höchst behaglichen Aufenthalte zu machen. Alles Möbel und Geräth war aus Mahagoniholz gefertigt. Die Gemächer der Reisenden haben keine Fenster, sondern werden durch ein Krystall erleuchtet, das ihnen ein sehr helles Mondlicht zusendet, bey welchem man lesen und schreiben kann. Das Krystall, drey Zoll lang und einen Zoll dick und breit, ist so fester Beschaffenheit, daß es allen Zufällen trozt, die ihm auf dem Verdecke begegnen können. Für Beköstigung und Ueberfahrt nach New-York werden 600 Franks bezahlt. In einem Theile der Stadt stießen wir auf eine Art von Kosakenlager; die Karren waren vollgepfropft mit Kindern; unser Führer behauptete, es seyen Schweitzer. Als ich selbst die Menschen befragte, fand sich's, daß es Bauern aus dem Ober-Elsaß waren, fünfzig Familien, die auswanderten, um sich am Ohio anzusiedeln. Natürlich wünschte ich zu erfahren, was den wichtigen Schritt veranlaßte? Es wären, hieß es, zu viel Leute im Lande, am Ende würde man sich untereinander auffressen, denn es fehle an Arbeit und Feld; in Amerika sey man doch sicher, Ackerboden zu finden, den man bestellen könne. Die Auswanderer schienen nicht ohne Mittel. Da sie sich selbst beköstigen, so bezahlen sie für die Ueberfahrt: Erwachsene 110 Franken, Kinder von sieben bis vierzehn Jahren die Hälfte, während Kinder unter sieben Jahren frey ausgehen. An den Männern ist nichts auszusetzen; es ist ein derber Schlag und sie sprechen recht verständig; nur in der Wahl ihrer Weiber schienen sie nicht sehr heikel: häßlichere und zugleich schmutzigere Stallbrödel sind mir nicht leicht vorgekommen. Was wird das junge Amerika von dem alten großsprecherischen Europa denken, wenn es diese Weibspersonen ausschiffen sieht, deren Eine immer häßlicher, immer schmutziger als die Andere ist, und die doch aus dem koketten Vaterlande der Mode und des einzigen guten Geschmacks kommen und französische Madames sind: Zeitgenossen der Tallien und Recamier, der George, Mars, Barente, u. a.

Weislich legt die Regierung dem Auswandern kein Hinderniß in den Weg. Eine besondere Klasse Auswanderer sind die Anabaptisten; dieser Sekte hat sich die Furcht bemeistert, wegen ihres Glaubens beunruhigt zu werden. Viele von ihnen, sehr wohlhabende Leute, verkaufen ihre Güter, um in den nordamerikanischen Freystaaten einer, vielleicht eiteln Besorgniß überhoben zu seyn.

Bey den Herren Eyries, Rue Dauphine au Havre, sah ich die vollständigste Zeichnungs-Sammlung von Leuchtthürmen, die es vielleicht in der Welt gibt. Eine Geschichte der Leuchtthürme würde in mehreren Beziehungen nicht ohne Interesse seyn. Wer sie zu schreiben Lust hätte, müßte sich an die Herren Eyries wenden, welche zu diesem

Digitized by Google

Zwecke die mannigfaltigsten historischen Materialien besitzen. Unter Napoleon hatte dieses Haus die Versorgung aller französischen Leuchtthürme ohne Ausnahme, von Antwerpen bis Ragusa. Diese Thatsache ist, glaube ich, das eminenteste Beyspiel, das non plus ultra von Centralisirung. Oel und Docht von Havre in die Mündungen des Cattaro zu senden! Das Handelshaus stand sich gut dabey. Auch sind die Gebrüder des berühmten Geographen Eyries sehr heitere und wohlaufgeklärte Männer, in deren Umgang man sich nicht anders als gefallen kann. Wohl täglich sendet man Modelle von Hüten, Hauben, Kleidern u. s. w. von Paris nach Deutschland. Man sollte sich doch auch von Havre das Modell nachahmungswerther Schubkarren verschreiben, die durch äußerst lange Hebel das Gewicht so erleichtern, daß ein nicht starker Mann mühlos sehr schwere Lasten fortschafft.

Mit dem schönsten Wetter gingen wir nicht unter Segel; auch bedurfte es dessen nicht, denn es war ein Dampfschiff, das uns nach Honfleur brachte, wo ebenfalls nicht unbedeutende Schifffahrt ist. Den Einwohnern von Honfleur ist noch mehr als denen von Havre der Gedanke ein Gräuel, Paris mittelst eines Kanals zum Seehafen zu machen. Denn die Flut würde, wenn der Kanal zu Stande käme (was aber vermuthlich, troß aller Anstalten, nie geschehen wird), den Hafen von Honfleur versanden und verschlämmen.

In Honfleur begegneten wir einer feyerlichen Prozession. Drey sehr hübsche Mädchen eröffneten voranschreitend den Zug, Gotteslämmer vorstellend und in Schafspelze gekleidet. Es war eine Hitze zum Ersticken! Mit blauem Auge sah der himmlische Schöpfer der Natur vom heitern Firmamente herab, gleichsam als freute er sich über den Schönheitssinn, über die geschmackvolle Wahl der Gottesdiener. In Ermanglung von Gensd'armen, die heut zu Tage bey Feyerlichkeiten aller Art, bey öffentlichen und privaten, freudigen und traurigen, um Polizey zu halten, figuriren müssen, ein Amt, was vor Zeiten in Deutschland bey öffentlichen Festen einer minder ernsthaften, einer lustigern Person anvertraut wurde, statt der fehlenden Gensd'armerie sage ich wurde die Prozession von Douaniers begleitet, vermuthlich, damit man keine fremde Naturgefühle, keine fremde Industrie-Gedanken einschmuggele. Die Aeußerung des Innigsten und Heiligsten der Menschheit, die festliche Darstellung des religiösen Glaubens an die Offenbarung der göttlichen Liebe, begleitet und bewacht von äußerer Gewalt, von den Grenzmilitzen der Handels- und Schacherwelt, von überall verhaßten bewaffneten Mauthbedienten, war mir ein empörender und zugleich ein erbarmenswerther niederschlagender Anblick; besonders da ringsumher die große schöne Natur Gottes, so ungestört, so freundlich und doch so wehmüthig in diese Inconsequenz der Menschen hineinblickte.

Mehr Genugthuung gewährten mir die Normännischen Bauernhöfe; es ist eine Lust zu sehen, wie die gehalten sind. Ein Wall, mit doppelter Reihe von Bäumen bepflanzt, umgibt den Wohnsitz, die Ställe und den Obstgarten. Die Gebäude sind wohl eingerichtet und von festem dauerhaften Ansehen, das wohlbeleibte Vieh ist reinlich und mit Sorgfalt gepflegt. Schlanker Wuchs, tüchtige Kleidung und ein Anstand, der gefällt, zeichnen den Normann vor andern Landbewohnern Frankreichs aus. Da ist kein Bauer, der nicht einen oder ein paar Klepper besäße und, wenn er ausreitet, seinen Mantel umzuschlagen hätte. Einer, um den zwey rüstige Knaben standen, aus denen die Zeit vielleicht Generale, Marschälle, Pairs von Frankreich macht, fragte mich über die Pachthöfe aus, die ich in England und andern Orten beschaut habe. Als die Vergleichung sehr oft zum Vortheil der Normandie ausfiel, erwiederte er, wie der Großmeister in den Tempelherren: Je le savais. Also hatte er nur seine Ueberzeugung zu bekräftigen gesucht.

Schöneres junges Blut ist mir nirgends vorgekommen, als in Pont-Audemer; aus diesem Städtchen möchte ich mir ein Mädchen freyen. Aber die Mädchen spazierten niedergeschlagen am Bach und an der Straße; sie durften nicht tanzen, und doch war es Sonntag; oder, wie ihr junger kopfhängerischer Pfarrer sagte: es ist Sonntag und deßhalb dürft ihr nicht tanzen. Keiner wagte es, sein Verbot zu übertreten, Niemand tanzte; aber Niemand auch sang sein Loblied. — Gegen Evreux hin wird das fette Land platt und gewöhnlich; erst bey Mantes gewinnt es wieder an Mannigfaltigkeit und Anmuth. Navarre hat schon dadurch viel verloren, daß der dazu gehörige Wald, den Bonaparte seiner Gemahlin blos zum lebenslänglichen Genusse überlassen hatte, an den Prinzen von Mont-Bazon gekommen, der sein Eigenthumsrecht durch gänzliche Ausrottung desselben geltend macht. Schloß und Gebäude verdienen keiner Erwähnung; aber der Park mit seinem Reichthum an lebendigem Wasser und majestätischen Bäumen wäre sehenswerth, wenn er nicht durchaus verwilderte. Wenn es schon überall wehe thut, Zeichen des Verfalls anzutreffen, so ist es um so trauriger, ein Werk, das Kunst und ungeheurer Aufwand geschaffen haben, als zwecklose Einöde zu erblicken. Die Pförtnerin erzählte mir die, von ihrem Vater vernommenen Wunder, als der Herzog von Bouillon Ludwig XIV. in Navarre zu bewirthen die Ehre hatte, und war in ihrem Berichte so historisch genau und so romantisch breit, daß sie mich inmitten eines Walter Scott'schen Romans versezte. Es schreiben noch viel zu wenig Menschen Moderomane. — Es ist unbegreiflich, daß die Familie Beauharnois diese Ländereyen nicht verkauft; besser würde die bande-noire *) damit hausen; dann siedelten sich

*) Eine Gesellschaft von meistens Handwerkern, die viele

gewiß hundert Familien hier an. Rosny dagegen, das jedesmal an Solli erinnert, hat das Glück, einer Eigenthümerin zu gehören, die diesen Aufenthalt liebt, belebt und verschönert; es ist ein Besitzthum der Herzogin von Berry. Das Missionskreuz vor der Hauptkirche in Mantes umfaßt gewissermaßen den ganzen Platz. Etwas der Art, ein so gigantisches — oder wahrscheinlich noch größeres — Kreuz soll auf dem Platze Louis XV. zu Paris errichtet werden, zum Sühndenkmal einer schauderhaft blutigen Seite in den Annalen der französischen Geschichte. Man kann sich hiebey des Gedankens an Lady Makbeth nicht erwehren.

Grundbesitzungen gekauft, sogleich parcelirt wieder verkauft, und ein sehr großes Vermögen erworben haben.

Den Zweifelnden.

Wie klagt ihr und wie fragt ihr
Ein also schwer Bedenken? —
Wie zagt ihr und wie fragt ihr:
Wohin sich mögen lenken
Die sparsam kargen Gaben,
So wir gesteuert haben
In jenem großen Streit
Bedrängter Christenheit.

Und weint ihr auch und scheint ihr
Von Mitleid tief beweget,
Was meynt ihr, daß vereint ihr
Wohl Großes stiften möget
Mit Splittern und mit Lumpen,
Als wären's Goldesklumpen
Aus Peru's reichstem Schacht
Durch euch an's Licht gebracht.

Gott speist euch und erweis't euch
Des Friedens milde Gaben,
Heißt ihr beglückt, so preis't euch,
So doppelt das zu haben,
Was, ohne zu entbehren,
Ihr jetzt zu Gottes Ehren
Von ferner Noth erweicht
Zur fernen Hülfe reicht.

Ob's landet oder strandet —
Wie mögt darnach ihr fragen? —
Verbrannt wird, ob's versandet —
Ob nach dem Nil verschlagen? —
Habt ihr doch eure Herzen
Befreyt von müß'gen Schmerzen,
Die lang den Sinn bedrückt,
Den Geber heut beglückt.

Ein Bild dien' hier, gelieh'n mir,
Den Fall euch zu erklären:
Verzieh'n wir oder fliehn wir? —
Wenn am Gestad wir wären,
Wo von gewalt'gen Wogen
Des Meeres fortgezogen,
Ein Mensch in höchster Noth
Räng' mit dem nassen Tod.

Wer blickt nicht und wer schickt nicht
Vom Ufer ihm die Planke?
Glückt dir der Wurf und knickt nicht
Im Strom das Brett, das schwanke —
Wohl dir! — doch ob's erreichet
Den Armen — ob's entweichet
Der matt gewordnen Hand —
Genug, daß du's gesandt! —

Amalie von Helwig,
geborne Freyin von Imhoff.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, August.

Die herrliche Witterung, die uns dieses Jahr begünstigt, bringt in unsere gesellschaftliche Zirkel eine empfindliche Leere. Ein großer Theil der vornehmen und gebildeten Welt hat die Stadt verlassen, und ist in die Bäder gezogen, denn der Besuch eines Badeorts gehört in unsern Tagen zum guten Ton. Die Kurzeit in Gastein ist für die Meisten vorüber, und die dortige Heilquelle hat auch dieses Jahr Wunder gewirkt. Wir sehen mehrere alte Herren, die von da zurückgekehrt, wieder rüstig einherschreiten. Auch unsre fränkischen Bäder sind stark besucht. Das benachbarte Rosenheim kann die Zahl der Gäste kaum fassen, und in Kreith saßen noch gestern 120 Personen an der Gasttafel. Wer nun keines Bades bedarf, macht Partien nach den reitzenden Ufern des Würmsee's, nach dem gastlichen Wessobrunn, oder durchwandelt den Zaubergarten der Jachenau, oder ergeht sich in den romantischen Thälern unsers Hochlands, dessen grandiose Formationen den Bewohner des flachen Landes mit Staunen füllen. Wen aber Geschäfte an die Stadt halten, oder wer, wie ihr Korrespondent, der sengenden Hitze abhold, seine Ausflüge dem Herbste vorbehält, will wenigstens die Abende im Freyen hinbringen, in dem freundlichen Tivoli, in dem wirthlichen Bogenhausen oder in Birnböcks gemüthlichen Keller. So ist es denn natürlich, daß unser großes Schauspielhaus, zumal bey alten und oft wiederholten Stücken, wenig besucht ist, ja selbst der Versuch, das Publikum durch neue Stücke anzulocken, dürfte vielleicht weniger als man denkt, gelingen, eine Meynung, die auch die Direktion zu theilen scheint, indem sie alles Neue den künftigen Monaten vorbehält, wo wohl auch die Anwesenheit des allerhöchsten Hofes unserm Bühnenwesen den nöthigen Impuls geben wird. Vielleicht wäre es gut, das Haus July und August zu schließen, und den Herren und Damen Ferien zu geben, wo dann die übrigen zehn Monate das Personal zusammengehalten, und der Uebelstand des ewigen Kunstreisens — für die Intendanz eben so lästig als das Gedeihen der Ku-

statt hemmend — gehoben würde. Ich sage: Vielleicht wäre es gut, denn ich weiß recht wohl, daß gegen diesen Vorschlag Manches eingewendet werden dürfte.

Neu war uns während zwey Monaten allein: Faust romantische Oper, Musik von Herrn Kapellmeister Louis Spohr. (Warum schreibt der deutsche Spohr nicht lieber Ludwig?) Das Buch dieser Oper ist unter aller Kritik, und der alte Faust, wie er noch hie und da in den Marionettenbuden gegeben wird, ist bey weitem besser. Macht man aus Faust nichts als einen Sklaven der Sinne, einen rohen Wollüstling, so fallen die vielen interessanten Beziehungen und Lagen weg, zu denen dieser Charakter Gelegenheit gibt, der geniale Mann sinkt zum gemeinen Menschen herab und wird zur faden, gehaltlosen Nachahmung des früher schon auf der Bühne erschienenen Dom Juan. Faust aber unterscheidet sich von dem gemeinen Wollüstling durch die Verblendung, den Ehrgeitz und den Stolz, welche ihn, den Hochgebildeten, in die Arme der Wollust und endlich in's Verderben treiben. Er soll, so will es die Dichtung — zur Warnung dienen, nicht vermessen zu seyn und Gott zu versuchen, in welchem Streben der Mensch sein Verderben bereitet. Diese Seite wird zwar in der Oper, aber auf eine ungeschickte und langweilige Art, in Monologen berührt, statt daß sie dramatisch aus den dargestellten Charakteren der Personen hervorgehen sollte. Die Scene des Hochzeitfestes ist jener in Don Juan nachgeahmt, nur daß sie noch anstößiger ist. Zerlinens Einwilligung zur Verführung ist doch noch wenigstens in Zweifel gelassen, gibt es aber etwas verletzenderes, als wenn die Gräfin am Brauttage selbst freywillig die Untreue begeht, und Faust das Glück und die Wollust dieser Nacht mit noch berauschten Sinnen vor dem Publikum schamlos anrühmt? Ich frage, wie weit soll es noch mit unsrer Bühne kommen, und doch wird noch von Sittenschulen geträumt! — Wenn nun auch der Textschreiber dem Musikdichter viele glückliche Momente, wodurch die Tondichtung an Interesse und Kontrasten hätte gewinnen können, entzogen hat, so halten wir leztere doch für vorzüglich, ja unbedingt für Spohrs gelungenste Schöpfung. Die Ouvertüre wollte nicht sehr ansprechen, sie ist eine Musterkarte aller im Werke enthaltenen Gedanken, ein Kommentar aller vorkommenden Motive — muß das seyn? Ungemein lieblich und zart ist das Duett zwischen Faust und Röschen — der darauf folgende Chor ist sehr schön, so wie Hugo's Cavatine: „Die Ehre winkt ꝛc. Das Finale des ersten Akts ist kräftig gehalten, wenn auch nicht die Gewalt der Tonmassen aufgewandt ist, die Weber und Winter entwickeln. Der zweyte Akt ist lebendiger als der erste, das Terzett und der Herenchor hat uns vorzugsweise angesprochen, ausgezeichnet schön aber, ja wirklich klassisch erscheint uns das Finale. Was Spohrs Arbeiten überhaupt auszeichnet: Verstand, Nüchternheit, Beachtung des Wortes, Korrektheit, das findet sich auch hier. Wir möchten seine Musik — lache man immerhin über den Ausdruck — eine protestantische nennen. Wie Beethoven Jean Paulen verglichen wird, so könnte man den Komponisten des Faust Vossen vergleichen, wo sich's auch trifft, daß Spohr, gleich dem alten Hofrath, allem Ultramontanismus, mehr als vielleicht Noth thut, feind ist.

Die Darstellung der Oper war von Seite der Sänger größtentheils, und von Seite des Orchesters heute durchaus gelungen. Herr Standacher hatte am Tage der ersten Darstellung (der zweyten habe ich nicht beygewohnt) wegen seiner noch nicht vollkommenen Herstellung von einer Unpäßlichkeit um Nachsicht gebeten, es würde also unbillig seyn, seine Leistung streng zu zergliedern, die übrigens sehr verdienstlich war. Ob es nicht besser wäre, wenn Mad. Wespermann und Dem. Eigl ihre Rollen umtauschten, steht dahin. Die Oper, zumal die Zauberoper, bedingt die größte Sinnentäuschung. Nun ist Röschen als ein schmachtendes, schwärmerisches Mädchen hingestellt, als welches aber Mad. Wespermann nicht erscheint. Kunigunde hingegen wird ein „kraftvolles, herrliches Weib" genannt. Dem. Eigl aber — ist lieblich. Die Tonlage beyder Partien scheint überdieß so ziemlich dieselbe zu seyn. Beyde Damen waren übrigens im Gesang und Spiel ausgezeichnet. Ihre Kunst und Virtuosität, so wie der glänzenden Ausstattung, die der Intendanz zu aller Ehre gereicht, verdankt das düstre Tongemälde die beyfällige Aufnahme, die ihm zu Theil geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M. im August.

(Beschluß.)

Nachdem der neue Kai von der Brücke nach den unteren Mainstraßen fast vollendet ist — ein Werk, das durch den Gemeinsinn unserer Bürgerschaft, großentheils durch Subskriptionen zu Stande gekommen ist — wird von anderen öffentlichen Bauten, die schon früher im Projekt waren, lebhaft gesprochen. Die große Barfüßer Kirche, eine Rotunde in neuerem, nicht besonders zu lobenden Styl, aber durch die Größe imponirend, welche in den Kriegsjahren unter Napoleon zum Heumagazin und zum Douanenbehälter entwürdigt worden, dann aber zu kaufmännischen Gewölben benuzt wurde, damit die Miethe dereinst dem großen Kostenaufwande der Reparatur des Aeußeren und der inneren Einrichtung zu Hülfe käme, soll nun, da die Miethsgelder diese Einrichtungen (bis auf den Bau des Thurmes) decken, wirklich ausgebaut werden. Sie wird die Kathedrale der evangelischen Gemeinde. — Am Obermainthor sind in kurzer Zeit zwey bis drey neue Straßen entstanden, die Fronte am Main bis zum Thor ist nun vollendet, und eine schöne breite Straße führt zwischen dem lezten Haus und dem brillanten Bibliothekgebäude nach dem allerheiligen Thor, und hinüber auf die anstoßende Wallstraße zwischen diesem und dem Neuenthor.

Leider theilt Frankfurt aber auch immer mehr die Nachtheile großer Städte, wiewohl hier noch Häuslichkeit und Bürgersinn so schön als irgendwo blühen. Erschreckend ist die große, meist durch verfehlte Finanzspekulationen herbeygeführte Zahl der Selbstmorde, deren man im Verlauf von wenigen Monaten in die zwanzige zählt. — Ganz jüngst erschoß sich ein Mädchen aus unglücklicher Liebe; das Erschießen eines Frauenzimmers ist schon an sich ein seltner Fall, aber noch mehr das, von einem sehr festen Entschluß zeugende Erschießen mit Wasser, welches bekanntlich in die Flinte oder Pistole statt der Kugel zwischen zwey Pfropfe gesezt wird, und durch die Entwicklung des Gases ganz unfehlbar tödtet. — Ein noch betrübenderer neuer Todesfall wurde durch Mordangriff eines verwahrlosten jungen Schwärmers herbeygeführt, der als Theologe noch nicht lange von der Universität zurück ist, und seinen Bruder, einen Schreinerlehrling, als dieser krank zu Hause im Bett lag, mit einem Scheit Holz erschlug. Man vermuthet, daß eine Anwandlung von Wahnsinn dabey mit im Spiele ist, da der Unglückliche nach der That von einem Engel sprach, den er todtgeschlagen habe. Das Verhör, in welchem er verwirrte, seltsame Dinge ausgesagt, und wobey er nach der Hülfe eines geachteten Geistlichen verlangt hat, ist noch nicht ganz beendigt, aber vermuthlich wird der Delinquent der Todesstrafe entgehen. Ich werde bey der Interessantheit des Gegenstandes auf die Verwirrung dieses jungen Mannes wieder zurückkommen.

Beylage: Monatsregister August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Google

Nro. 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. September 1826.

Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu seyn, die Vollmacht seh'n in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus.

Shakspeare.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset, Günstling's Jakobs I., Königs von England und Schottland.

Die Schwäche Jakobs I. von England, des Sohnes der unglücklichen Marie Stuart, für seine Günstlinge ist von der Geschichte zu treu der Nachwelt überliefert worden und ein zu häßlicher Flecken seines Charakters, um einer weitläufigen Erörterung hier zu bedürfen. Da diese Blätter aber den Hauptereignissen des Lebens eines seiner frühesten Günstlinge gewidmet seyn sollen, wird ein leichter Umriß des Charakters dieses Königs wohl hier an seinem Platze seyn.

Jakob, der Sohn Mariens von Schottland von ihrem zweyten Gemahl, Heinrich Grafen von Darnley, kam nach der Absetzung seiner Mutter noch als unmündiges Kind auf den Thron seiner Vorfahren. Eine lange Minderjährigkeit unterwarf ihn der strengen Zucht der Geistlichkeit und der stolzen schottischen Großen, der man, genau betrachtet, viele seiner Fehler zuschreiben könnte; aber eine solche Untersuchung wäre hier zweckwidrig; wir wollen nur mit leichten Zügen die Haupteigenschaften seines Geistes und Gemüthes berühren, da sie großen Einfluß auf die Schicksale seines Lieblings hatten. Obgleich es diesem Könige nicht an Kenntnissen fehlte, da er eine gelehrte Bildung erhalten hatte, und er auch oft Beyspiele von Scharfsinn, richtiger Beurtheilung und einem guten Gedächtniß gab, so kann man ihn doch keineswegs zu den weisen Regenten rechnen; sein Geist hatte nichts Großartiges, darum ließ er sich von Vorurtheilen und partheyischer Vorliebe verblenden; er hatte eine kleinliche Eitelkeit und ließ sich gern loben, nicht allein wegen seiner schriftstellerischen Arbeiten oder seiner Großmuth, sondern auch über alles, was er besaß; seine Pracht in der Kleidung, seine Pferde, alles mußte bemerkt werden, ja er nahm es sogar unfreundlich auf, wenn man nicht seine neuen Steigbügel und Sporen gewahr ward. Seine Günstlinge, mit denen er oft wechselte, beherrschten ihn, und er ließ sich durch eine schöne Gestalt, gute Haltung, geschmackvolle und zierliche Kleidung bestechen. Er war freygebig bis zur Verschwendung gegen seine Lieblinge, gegen sich aber sparsam, auch war er überhaupt gutmüthig. In den Glaubenslehren der Religion war er streng und fest; doch konnte man ihn nicht fromm nennen; er war mäßig, nüchtern, freundlich und sanft im Umgange; es fehlte ihm aber an Kraft des Charakters und selbst seine Thätigkeit gerieth auf Irrwege. Er bestrebte sich, die königliche Gewalt zu erweitern und ließ sich doch von Andern beherrschen. Der berühmte Sully, erster Minister und Vertrauter Heinrichs IV. von Frankreich, wurde nach England gesandt, um Jakob zu seiner Besteigung des brittischen Thrones Glück zu wünschen; dieser äußerte sich bey dieser Gelegenheit unter andern folgendermaßen über ihn: „Dieser Fürst war aufrichtig und gewissenhaft; er sprach gut und hatte mannichfache Kenntnisse, aber noch mehr Scharfsinn, daher wußte er sich das

Digitized by Google

Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben. Er hörte gern Gespräche über Staatsangelegenheiten, und ließ sich gern große Unternehmungen vortragen, die er systematisch und methodisch abhandelte, allein ohne alle Absicht sie auszuführen, denn er haßte das Kriegführen und vorzüglich persönlich daran Theil zu nehmen; er war zu träge zum Handeln, ausgenommen bey der Jagd und saumselig in Geschäften — alles Anzeigen eines schüchternen, leicht zu beherrschenden Gemüths."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der albanische See und dessen Kanal.

(Beschluß.)

Schließe ich mit einigen Nebenumständen, welche den See und dessen Kanal betreffen. Daß ersterer das Erzeugniß einer vulkanischen Eruption ist, kann nicht bezweifelt werden; eben so wenig, daß dieser, so alt sie immer seyn möge, eine andere vorausgegangen, durch welche die ganze ungeheure, den großen albanischen Berg bildende, Felsmasse erzeugt worden ist. Dieß ergibt sich aus dem Umstande, daß die verschiedenen Lavaschichten, aus welchen der Berg besteht, von oben in die Tiefe gehen. Es muß hier also in der Urzeit einen Vulkan gegeben haben, der bey weitem höher gelegen, als der, aus welchem der albaneser See entstanden. Der innere Zufluß des Kanals ist gänzlich unbekannt; doch glaubt man so viel zu wissen, daß dieser durch seinen eigentlichen Fluß, oder Bach, bewerkstelligt werde. Mich dünkt wahrscheinlich, daß hier sowohl, wie in mehreren andern Seen dieser Art, der sie einschließende, aus vulkanischer, also poröser, Erde bestehende Fels wie ein Schwamm, oder, besser gesagt, nach Art eines Saugwerks handelt, das heißt, alle in demselben befindliche Feuchtigkeit verschlingt und, nach Ueberfüllung, in den See von sich gibt. In dieser Meynung bestärkt mich der Umstand, daß der Fels, wenn er gebrochen wird, sich im Innern feucht, ja an einigen Stellen fast tröpfelnd zeigt. In diesem Zustande bleibt der Stein, der Luft ausgesezt, eine lange Reihe von Jahren. Ich möchte die stete Ernährung, dieses so wie vieler andern Seen auf eine völlig organische, physiologische Weise erklären: wie derjenige Theil am menschlichen Körper, welcher in Entzündung gerathen ist, oder welchen man durch Hitze überreizt hat, vorzugsweise das Blut und die übrigen Säfte anziehdt; so scheint ein solcher See eine entzündete Stelle zu seyn, welche die Feuchtigkeiten des umgebenden Felsen an sich zieht. Was hier die Entzündung hervorgebracht hat, dürfte nicht schwer aufzufinden seyn: es ist die atmosphärische, von der Sonne erwärmte Luft, in Vereinigung mit der Prädisposition des porösen Felsen, die Feuchtigkeiten anzuziehen, bis zu einem gewissen Grade aufzubewahren und sich dann, von Ueberfüllung gereizt, ihrer zu entladen.

Daß der albanische See weder mit dem adriatischen noch tyrrhenischen (toskanischen) Meere in Verbindung stehen könne, ergibt sich nicht allein aus seiner Lage, welche, so tief sie immer seyn möge, doch über der Oberfläche dieser beyden Meere liegt, sondern auch daraus, daß das Wasser desselben, wie schon oben gesagt, süß ist. Es müßte das höchste physikalische Interesse gewähren, die Untersuchung anzustellen (wenn die Möglichkeit derselben im Bereiche der menschlichen Nachforschung läge), ob vielleicht dieser See erst nach der Grabung des Kanals, das heißt, erst, nachdem er gewissermaßen zum fließenden Strome geworden, seine vulkanische Natur verloren und den süßen Geschmack des Flußwassers angenommen habe.

Die Veränderung des Standes des See's in den verschiedenen Jahreszeiten beträgt, nach Versicherung des Kanalaufsehers, jezt nie mehr als höchstens sechs Fuß, in der Regel sogar nur die Hälfte, auch noch weniger. Dabey ist zu bemerken (und dieser Umstand hätte bereits oben angeführt werden sollen), daß selbst die berühmte Anschwellung desselben zur Zeit der Belagerung von Veji nicht mehr als zwanzig Fuß betragen haben kann, weil das oben erwähnte viereckige Gemach, in dessen Hinterwand, wie schon gesagt, eine Art von Nische bildend, der eigentliche bedeckte Kanal seinen Anfang nimmt, und in welchem die Arbeiter gegen das Wasser des See's geschüzt standen, nicht mehr als jene Höhe hat. Freylich ließe sich annehmen, das Gemach sey, nach Vollendung des Kanals, bis zu seiner jetzigen Höhe wieder abgetragen worden; aber einmal ist davon oben auf der Mauer durchaus keine Spur und nebenbey auch kein Grund vorhanden, warum man das Gemach nicht hätte in seiner ursprünglichen Gestalt fortbestehen lassen sollen. Vielleicht vermögen Wasserbaukünstler diesen Umstand anders zu erklären und dadurch die alte Sage von der Anschwellung des See's (welche, wenn dieser seine Ufer hätte übersteigen sollen, vielleicht mehr denn vierthalbhundert Fuß [die von Einigen angenommene Tiefe des Kraters unter Castel Gandolfo] hätte betragen müssen), zu retten. Die Oertlichkeit habe ich so genau geschildert, wie sie irgend durch persönliche Anschauung eingesehen werden kann.

Der gewöhnliche Abfluß des See's durch den Kanal beträgt, im Durchschnitte gerechnet, während des Tages (von zwölf Stunden) nicht mehr als einen halben Fuß. Diese Quantität Wasser ist hinlänglich, die am Ausflusse desselben, jenseits des albanischen Berges, nach dem Meere zu gelegene Mühle zu treiben. Während der Nacht wird die Schleuse zugesezt. Zur Ergötzlichkeit der Personen, welche den Kanal besuchen (deren es, wenn, wie

schon oben gesagt, das Hinabsteigen zu demselben nicht so abscheulich wäre, zehn statt jezt einen gäbe), hat der Aufseher desselben ein artiges Spiel ersonnen: er zündet einige, auf leichte Holzspäne geklebte Wachslichter an und sezt sie auf das Wasser des Kanals. Von diesem fortgetrieben, gleiten sie mehr oder minder weit in denselben hinein, und bringen, je nachdem sie früher oder später erlöschen, einen höchst angenehmen Effekt hervor.

Hier bietet sich von selbst die Frage dar, ob es noch Niemand versucht habe, durch den Kanal zu gehen und auf der andern Seite des Berges wieder hervorzukommen? Der Aufseher hat mich versichert, so lange er denken könne, sey weder je ein solcher Versuch gemacht worden, noch unter den ältern Personen je davon die Rede gewesen. Ich habe keine Ursache, in diese Aussage eines Mannes, in Castel Gandolfo geboren, erzogen und zum Manne gereift, überdem auch schon seit fünf und zwanzig Jahren bey dem Kanale angestellt, den geringsten Zweifel zu setzen. Um so mehr muß ich mich wundern, daß selbst keiner der vielen Wagehälse von der Themse her, welche doch sonst den Tod nicht scheuen, wenn es auf klassische Gefährlichkeiten ankömmt, das Abenteuer bestanden habe. Der Aufseher meynt, der im Kanal enthaltene Stickstoff würde das Durchgehen durch denselben lebensgefährlich machen. Ich habe mehrere Gründe, diese Meynung nicht zu theilen. Es befinden sich drey Oeffnungen darin, welche ursprünglich eben sowohl den Arbeitern zum Luftschöpfen als zur Hinausschaffung der ausgebrochenen Steine gedient haben mögen. Diese sind, wie mich der Aufseher versichert hat, ohne alle Bedeckung und liegen oben auf dem Berg an der Oberfläche, der freyen Luft vollkommen zugänglich. Ueberdem herrscht im Kanale selbst eine immerwährende Zugluft, welche nicht allein durch den Fluß des Wassers, sondern auch durch diese Oeffnungen vermehrt und stets erneuert wird; nicht minder würde das Wasser, um so mehr, da es fließend ist, jeden Stickstoff, wenn es dessen darin gäbe, verschlingen. Ich bin daher vollkommen der Meynung, daß man, bey herabgesezter Schleuse, den Kanal ohne allen Nachtheil für die Gesundheit durchwaten könnte, wenn nicht, wie oben gesagt, in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritt vom Eingange, da wo die Höhle ursprünglich etwa fünf und einen halben Fuß betragen haben mag, die Verschlämmung dergestalt überhand genommen hätte, daß die jetzige Höhe nur noch drey und einen halben Fuß betrüge, der Durchgang folglich nur in gebückter Stellung bewerkstelligt werden könnte, eine Unbequemlichkeit, welche natürlich für eine so lange Strecke Weges vielleicht unerträglich fallen würde.

D i s t i c h e n.

Der Genesene.

Hier an dem Lerchenbaum häng' ich die Krücke, Herakles*),
Weihend dir auf, dein Bad hat mich erledigt von ihr.

Conz.

*) Herakles, Beschützer der Warmbäder.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, August.

(Beschluß.)

Als neu, der Form nach, erwähne ich des alten Hamlets, er schritt dießmal nicht im bürgerlichen Kleide, sondern zum ersten Male in der Würde seiner Hoheit an uns vorüber. Ich schweige von Schlegels trefflicher Ueberdichtung, auch eine Zergliederung der Darstellung würde mich zu weit führen. Es sey genug, hier zu erwähnen, daß Hr. Urban auch als Hamlet den einsichtsvollen und denkenden Künstler bewährte, den wir längst in ihm schätzen gelernt haben. Er hat seine schwierige Aufgabe mit vielem Glücke zu voller Zufriedenheit des Publikums gelöst. Herr Urban hat sicher alles über Hamlet gelesen, was ihm zu Gebote stand, er hat die Aufschlüsse und Winke benützt, die in der neuesten Zeit von den einsichtsvollsten Männern zum Verständnisse dieses räthselhaften Charakters und zu seiner Darstellung gegeben wurden, und hat so ein Bild vor uns entwickelt, das seinem Verstande wie seiner Phantasie alle Ehre bringt. Wenn wir nun auch bemerkten, daß uns mancher Zug dieses Bildes nicht ganz psychisch wahr und naturgemäß erschien, so würde sich Hr. Urban verhtheidigen wissen, und er würde Recht behalten, wie auch wir Recht zu haben glauben. Die Meynungen und Ansichten der Kunstfreunde über die Auffassung einer Rolle, ja selbst die Aussprüche der berufensten Richter, eines Lessing, eines Goethe, können vom Schauspieler nach Belieben anerkannt oder verworfen werden, wenn diese Urtheile nicht vom ganzen Publikum sanktionirt sind; nur die Uebereinstimmung der Gesammtmasse der Gebildeten gibt hier eine Autorität, die respektirt werden muß, eine solche fehlt uns aber in Deutschland. In Frankreich ist es anders, der Kunstgeschmack der Franzosen hat für die Darstellung der (tragischen) Charaktere feste Normen, ja einen stehenden Typus festgestellt, von dem nie abgegangen werden darf. Die Phädra, der Brittanicus werden noch heute gerade so gespielt und gesprochen, wie sie vor 100 Jahren gespielt und gesprochen wurden, und wie einst die Clairon und der Lecain diese und jene Stelle sprach, so muß sie heute Talma und die Duchenois sprechen. Bey der Freyheit unserer deutschen Kunst aber, die keine Regel, kein Gesetz anerkennt, ist dem Schauspieler ein grosser Spielraum gelassen. Der heutige Hamlet darf ein ganz anderer seyn, als der längst vergessene Brockmann'sche vor dreyßig Jahren war, und jeder Schauspieler hat Recht, wenn er mit sich selbst eins ist, und — dem Publikum gefällt. Ferne sey es von mir, der Beschränktheit der französischen Kunst das Wort zu reden, aber ich bin der Meynung, daß wir bey der Ungebundenheit der Deutschen nie ein klassisches Theater haben werden.

Von fremden Künstlern sahen wir in den lezten drey Monaten: Einen Herrn Wacker vom (glaube ich) Stettin'schen Theater, der in der Rolle des Major Lindeneck in „des Königs Befehl" auftrat. Das Stück, welches sich hier ohnedieß keiner besondern Theilnahme des Publikums zu erfreuen hat, wurde durch den Gast nicht gehoben. Herr Wacker ist ein

Digitized by Google

Schauspieler, wie es unzählige gibt, doch wollen wir ihm die Note der Brauchbarkeit gern zuerkennen.

Weitere Gäste waren Herr und Madame Meck vom Braunschweiger Hoftheater. Hr. Meck zeigte sich in den Rollen des Oberförsters in den „Jägern“ und als Amtsrath Herbert „im Hôtel de Wibourg“ als erfahrener, achtbarer Schauspieler, dessen Leistungen durch ungekünstelte Natürlichkeit und anspruchlose Einfachheit ihren Werth erhalten. Seine Gattin steht auf etwa gleicher Kunststufe. In der vielgestaltigen Rolle der Elsbeth in den „drey Wahrzeichen“ entwickelte sie eine glückliche Nuancirung der Charaktere, wobey sie nie die Gränzen des Schicklichen überschritt. Beyde erhielten eine günstige Aufnahme. Herr Keller aus Hannover trat in der Rolle des „Geizigen,“ Langsalm,“ „Hippeltanz,“ „Franz Moor“ und „Steppanof“ auf, und entsprach ganz dem günstigen Ruf der ihm vorangegangen ist. Seine Verdienste als feiner Charakteristiker, dem es um den Beyfall der Verständigen zu thun ist, wurden ehrend anerkannt. In „Benjowsky“ betrat zum ersten Male eine talentvolle junge Anfängerin, Dem. Hagn, aus hiesiger Stadt, als Afanasia die Bühne. Sie hat den Vortheil einer schönen Körperbildung und eines wohltönenden Sprachorgans voraus, und befriedigte auch in Spiel und Haltung; das Publikum rief sie ermunternd vor. Wir wünschen Dem. Hagn recht oft auf der Bühne beschäftigt zu sehen, denn nur durch stete Uebung werden Schwierigkeiten überwunden, Routine thut hier Alles. — Auch zwey wackere fremde Sänger bekamen wir in diesen Monaten zu hören: Herrn Veith aus Hamburg und Herrn Pezold aus Stuttgart. Ersterer besizt eine sehr schöne, wenn auch etwas schwache Tenorstimme. Sein Othello war im Ganzen sehr verdienstlich, nur hätten wir weniger Verzierungen, und dafür mehr Deutlichkeit der Aussprache gewünscht, diese ist aber die erste Bedingung und die Basis jeder guten Gesangschule. Herr Pezold ist ein sehr angenehmer Sänger, der mit einer mäßigen, aber überaus sonoren Baßstimme einen trefflichen Vortrag verbindet. Seine Sphäre scheint uns vorzugsweise die französische Operette zu seyn, wie er denn auch in Auber's „Schnee“ alle Stimmen für sich gewonnen, und vorzüglich durch sein ausgezeichnet gutes Spiel im eigentlichen Sinne Furore gemacht hat. Bey weitem weniger gefiel er als Don Juan, zu dem ihm Anstand und Haltung mangeln. Die (in Summa) nicht gelungene Darstellung dieser Opern gab Veranlassung zu einem Aufsatz in der hiesigen „Flora“ über unser Hoforchester, der zwar etwas hart und bitter klang, aber leider! viel Wahres enthielt. Wir müssen dem Verfasser jenes Aufsatzes Recht geben, wenn er sagt: „Unbegreifliche, sinnstörende Uebertreibungen der Tempo's (ganz unerhörte sind eben bey der Darstellung des „Don Juan“ vorgekommen), Mißtöne, zu frühes und zu spätes Einfallen einzelner Instrumente, Differenzen zwischen dem Orchester und den Sängern auf der Bühne, das so widerliche Vorschlagen des Klaviers sind Dinge, welche man, häufig in reichlichem Maße, beynahe in jeder Oper zu hören bekömmt.“ Alles das ist wahr, und jeder Unpartheyische wird es eingestehen, aber gewagt scheint mir die Behauptung des Verfassers jenes Artikels: „Daß dem hiesigen Orchester, welches noch vor nicht langer Zeit den Ruhm des Ersten in Deutschland genoß, nun der Rang nach den Hoforchestern in Dresden, Wien, Berlin, und vielleicht manchen andern (?) angewiesen werden müsse.“ Wir unsers Orts sind der Meynung, daß unser Hoforchester immer gleich ausgezeichnet trefflich ist, und mit jedem in Europa in die Schranken treten kann, wenn es nämlich gut dirigirt wird. Hat die Exekution des „Faust“ einen Wunsch übrig gelassen, oder hat das Orchester der italienischen Oper, das aus denselben Musikern bestand, je zu einer Klage Anlaß gegeben? — Daß übrigens die Auflösung des italienischen Instituts nachtheilig auf die deutsche Oper wirken muß, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der italienischen Oper — man darf es jezt ungescheut sagen, denn livor post fata quiescit — verdankt die deutsche den ehrenvollen Rang, den sie noch behauptet, unsre Sängerinnen und Sänger hätten nie den Grad der Trefflichkeit erreicht, wenn sie nicht mit den Fremden in die Schranken getreten wären. Es ist sehr wohlthätig wenn ein feindliches Prinzip regiert, dadurch wird der Kampf hervorgerufen, und wo sich die Kräfte messen, da ist volles Leben. Im Halben aber liegt der Tod, und wer nicht vorwärts geht, der geht zurück. Bey mangelnder Energie, in der Schwäche in der Mittelmäßigkeit erstirbt Alles. Wir sprechen hier im Allgemeinen, und nicht etwa in Bezug auf die Führung unserer Bühne, dessen einsichtsvollem und würdigem Vorstand wir aufrichtige und verdiente Achtung zollen.

Einen empfindlichen Verlust erleidet unsre Kunstanstalt durch den Abgang dreyer ausgezeichneter Individuen. Herr Moltaue mit Gattin und Herr Wermuth folgen, ersterer als Konzertmeister, einem ehrenden und vortheilhaften Rufe nach Stuttgart. Moltaue ist einer der ersten Violinspieler Deutschlands, aus Spohrs trefflicher Schule hervorgegangen. Richtiger Vortrag, Intonation, kräftiger Bogenstrich, und eine unendliche Sicherheit in Ueberwindung aller Schwierigkeiten stempeln ihn zum wirklichen Meister. Als Komponist ist er recht wacker, seine Arbeiten beurkunden Phantasie und Einsicht in den Kontrapunkt. Wir erlauben uns übrigens, ihm hier den Rath zu geben, sich nie durch Partheylichkeit und Leidenschaftlichkeit hinreissen zu lassen, und dadurch, wie manch anderer Dirigent, einseitig zu werden, sondern die Tonwerke aller Nationen zu studiren, vor Allem aber nie zu vergessen, daß, in der Oper wenigstens, der Gesang die Hauptsache ist. Moltaue's Gattin, eine geborene Banney aus Mannheim, erste Liebhaberin im Schau- und Lustspiel, muß durch ihre angenehme Persönlichkeit, durch ihr richtiges Spiel und angenehmes Organ jedem Publikum willkommen seyn. — Empfindlicher noch als Moltaue's Verlust, ist für unsre Kapelle und Orchester der Abgang des Hrn. Wermuth, denn der trefflichen Oboespieler gibt es sehr wenige. Möge uns für Alle Ersatz werden.

— h.

Frankfurt a. M.

Alle Bauprojekte der Theateraktionäre sind gescheitert, so daß nur noch von einem Flickwerke die Rede ist, aber auch darüber kann man nicht einig werden! Man scheut, der Oberdirektion ernstliche Einreden zu machen, und man läßt sie in ihrem absoluten Regiment ungestört fortwalten; unterdessen fliegt eine Nachtigall nach der andern in die Fremde, und wir behalten allein das, was uns das Entbehrlichste ist!!!

Unbegreiflich ist, daß im Jahr 1824 von sämmtlichen Aktionären der Beschluß gefaßt, und durch ihre Unterschrift rechtskräftig geworden ist — daß eine Komité von fünf Aktionärs die artistische und ökonomische Leitung des Theaters reguliren, und die jedesmalige Dauer der Oberdirektion bestimmen soll, eben so die Gränzen der Oberdirektion, die nicht aus Einem allein bestehen darf — und daß demohnerachtet noch immer ein alleiniger Direktor Alles leitet. — Ist das wohlgethan? ist es erlaubt, ertheilte Versprechungen auf sich beruhen zu lassen? Das Ende wird das Werk krönen.

Beylagen: Kunstbl. Nr. 72. u. Intelligenzbl. Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. September 1826.

Weise, wer der Zukunft Schleyer
Nur bekränzt, und nie durchspäht.

v. Salis.

Die Heimonskinder und Roß Bayart.

Probe einer dichterischen Behandlung dieser Sage, nach dem Volksbuche und den altdeutschen Gedichten.

Von A. A. L. Follen.

Erster Gesang.

1.

Zu Paris auf goldnem Stuhle
Sizt der stolze König Karl;
Unter dreyfach goldner Krone
Gegenüber sizt der Papst;
Um den König die Genossen,
Zwölfe sind es an der Zahl;
Dann die Herzoge, die Grafen
Aus dem deutschen, welschen Land.

Mit dem Zepter winkt der König:
Plötzlich tönt Drommetenschall,
Plötzlich ab den Purpursesseln
Stehn die Herren allzumahl.
Und es waltet tiefes Schweigen
In dem hochgebühnten Saal.
Sich bekreuzend, spricht der König,
Also spricht der König Karl:

„Im Namen heiliger Dreyfaltigkeit,
Seyd mir gegrüßt und allzumahl willkommen!
Du, heil'ger Vater, Herz der Christenheit!
Ihr, Streiter Christi, Hort und Stab der Frommen!
Ihr zwölf Genossen auch vom Frankenland!
Herzoge, Grafen, Herren vom Ritterstand!

Ich hab' Euch hergeboten und berufen,
Euch meinen Wunsch und Willen kund zu geben.
Bergunter schreitet Karl des Lebens Stufen,
Indeß stets neue Kriege sich erheben.
Wer hält fortan das Kreuz, den Thron in Huth?
Wer schlägt zugleich der Heiden Uebermuth?

Drum hab' ich einen Helfer mir erlesen,
An meiner Statt zum Feldherrn ihn erkühret;
Und will ich selbst allhie das Reich verwesen,
Derweil sein tapfrer Arm die Banner führet.
Derselbe steht zur Rechten meinem Thron:
Herr Karlomann, mein erstgeborner Sohn.

Und nun sich Muth und Kraft in ihm vermählen,
Wie Euch, Getreue, kund aus kühnem Streit:
So wollet ihn zu Eurem König wählen!
Deßgleichen fleh' ich Euer Heiligkeit,
Ihr wollt als Ersten von der Kirche Söhnen
Dann den Erwählten salben und bekrönen."

Nieder saß der König wieder
Und die Herren allzumahl;
Und ein Flüstern, leises Fragen
Sich erhebet überall;
Irre schweifen alle Augen,
Und wie suchend, auf und ab: —
Wieder, tiefer waltet Schweigen
In dem hochgebühnten Saal. —

Bis der Erzbischof Tulpin
Schreitet zu des Königs Throne;
Würdig, milde grüßt er Alle,
Spricht mit feyerlichem Tone:

„Herr Karl! es fehlet Karlomann zum Kranz
Hier ein Juwel, das suchen alle Augen,
Von erster Härte zwar, doch erstem Glanz;
Nie mag der Kranz für Karlmanns Stirne taugen,

Digitized by Google

Eh' Euch gelingt den Edelstein zu fassen;
Leicht könnten selbst die andern Euch erblassen.

Auf einen Ritter zielen diese Reden,
Der nur vom Herrn der Herrn die Leben trägt;
Den Ritter, der ergraut in hohen Fehden,
Noch wie der Hammer Karl die Heiden schlägt;
Euch, Manchem hier befreundet kraft des Blutes,
Und unserm Ahn, kraft eignen Heldenmuthes." —

In die Rede fällt ihm Karl,
Hebt im Zorne sich vom Throne:
„Den ihr suchet, kenn' ich wohl,
Das ist Heimon von Dordone!
Der mehr Leid mir that als alle
Christenkind' und wilde Mohren;
Der mich haßte, seit ich athme,
Haßt, so lang mir scheint die Sonne.
Dreyßig Jahre sind es heut,
Als allhier ich unter Krone
Ging vor Euch zum ersten Mal,
Daß ich ihm in raschem Zorne
Seinen Vetter Hugo schlug;
Welcher also kühn und hohnvoll
Mich geschmähet vor Euch Allen,
Weil ich anstund, meinem Todfeind,
Seinem Vetter, Lehn zu geben.
Ha, was ist dann Bluts geflossen!
Tausend Freunde, für den Einen,
Schlug der wilde Graf zu Boden
Uns in allererster Schlacht.
Drauf in Acht und Bann gestoßen,
Lauernd in der Wälder Nacht,
Brach er vor und schlug zu Tode
Geist- und Weltlich bis Paris;
Ihm zur Seite der gottlose
Negromante Malegys.
Schonte Kirche nicht noch Kloster,
Sengend, brennend, raubend Alles,
Ließ die Hufe seiner Rosse
Mit geweihtem Gold beschlagen,
Gott und aller Welt zum Hohne! —
Nicht nach meinem Wunsch, nach Eurem
Ward der Friede dann geschlossen,
Und des Räubers letzte Beute
Aja, Pipin's schönste Tochter. —
Zwanzig Jahre sind es heut,
Daß ich von der Schwester Hochzeit
Mit dem Todfeind, schied in Unmuth:
Drob er (deß ich inne worden!)
Mir und allen meines Blutes
Ew'ge Rach' und Tod geschworen.
Also hat die Schwester Aja
Keine Kinder ihm geboren,
Sey's aus Furcht, aus Gottesstrafe,
Daß er nicht dem Schwur sie opfre.
Dennoch mag ich frey bekennen,
Daß bey Christen und bey Mohren
Kaum ein Ritter wird erfunden
Gleich dem Grafen von Dordone,
Der im Streit erwarb die Nägel
Und des Heilands Dornenkrone. —
Auf denn, wenn's Euch besser dünkt
Und zum Besten meinem Sohne,
So vertagen wir das Fest,
Bis wir Botschaft dort geworben.
Wer von Euch ist kühn genug,
Zu gelüsten Botenbrodes
Aus der Hand des grauen Löwen
In dem Zwinger Pietlamonte?"

„Ich!" erscholls im weiten Saal;
Aufrecht stund der stolze Roland.
Nach ihm haben ab den Sitzen
Sich von Dänemark Herr Holger,
Oliver, der Genueser,
Und Graf Bertrand sich erhoben.

Wieder winkt der König Karl:
Sich erhub der Papst vom Throne;
Sich erhub das Parlament
Bey Drommetenschall und Hornklang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ungefähr drey Jahre nach der englischen Thronbesteigung erschien ein schöner Jüngling am Hofe Jakobs I., der durch ein scheinbares Unglück zum höchsten Glück gelangte. Dieser Jüngling hieß Robert Carre *) und war der Sohn eines Edelmanns in der Nähe von Edinburg. Er war in Frankreich erzogen, indem man damals den französischen Hof und die französischen Sitten als Muster der feinsten Lebensart und des vollkommensten Hoftons anerkannte. Carre war höchst unwissend in allen ernsten Studien und Sprachkenntnissen, so daß er nicht einmal den breiten schottischen Accent abgelegt hatte: allein er hatte den Anstand eines Hofmanns angenommen und seine schöne Gestalt wurde noch gehoben durch seine gute Haltung und durch seine geschmackvolle Kleidung. Ein Schotte, Sir James Hay, wählte ihn zu seinem Edelknaben oder Schildknappen bey einem Turnier, das bey der Jahresfeyer der Krönung, den 25sten Juli des Jahres 1606 gehalten ward. Nach dem damaligen Gebrauch war es seines Amtes, bey dieser Feyerlichkeit dem König den Schild und den Wahlspruch seines Herrn zu überreichen; indem Carre in dieser Absicht vom Pferde steigen wollte, wurde dieses scheu und warf ihn zu den Füßen des Monarchen; doch war dieser beschämende Zufall nicht sein einziges Mißgeschick, sondern er hatte den Fuß gebrochen, und der schöne Jüngling lag bleich hingestreckt, ohne Kraft sich zu bewegen. Der König, auf den seine Anmuth und seine körperlichen Reitze bereits einen tiefen Eindruck gemacht hatten, empfand die größte Betrübniß über dieses Ereigniß und gab sie laut zu erkennen: er gebot augenblicklich seine Leibärzte holen zu lassen, empfahl den Jüngling ihrer Sorgfalt, und sobald das Turnier geendigt war, besuchte er ihn selbst. Nie erscheint die blühende Jugend anziehender, als wenn sie

*) So schreibt Hume diesen Namen.

plötzlich ihrer Kraft und ihres Glanzes beraubt, hinfällig, doch noch reizend vor uns liegt und uns um Hülfe anzusprechen scheint. Von diesem Augenblicke an war das Schicksal des jungen Carre durch seinen glückbringenden Sturz entschieden. Der König besuchte ihn täglich bis zu seiner Wiederherstellung, nahm die Sorge für sein künftiges Geschick gänzlich auf sich und sorgte auch für seine Bildung, die auf eine klägliche Weise versäumt worden war; er beschäftigte sich selbst mit seinem Unterricht und gab ihm alle Morgen eine Stunde in der lateinischen Sprache, eine Kenntniß, die an seinem Hofe nicht entbehrt werden konnte. Indessen war es doch Carre's persönliche Annehmlichkeit, die den König angezogen; seine Unwissenheit wurde übersehen; der junge Mensch war schlau genug, seinen Beschützer bald zu durchschauen, und bestrebte sich, sein Ansehen durch kostbare Kleidung zu heben, auch nach dem Geschmack seines hohen Gönners, sie oft zu wechseln und in den buntesten Farben zu prangen; denn der König war so eigen in dieser Rücksicht, daß er einmal in sehr kurzer Zeit achtzehn seiner Diener verabschiedete, weil ihr äußeres Ansehen und ihre Kleidung ihm nicht gefielen. Die Neigung des Königs nahm sehr schnell zu und äußerte sich unverholen: er erschien bey Hofe auf Carre's Arm gelehnt, kniff ihn in die Wangen, glättete die Falten seiner Kleidung und seine Blicke ruhten wohlgefällig nur auf ihm, indessen er mit andern sprach. Er überhäufte seinen Liebling mit Gunstbezeigungen; bereits im ersten Jahr der Erscheinung Carre's bey Hofe wurde er zum Ritter geschlagen und zum Kammerherrn ernannt, und sehr bald betrachtete man ihn als den einzigen Spender der königlichen Huld. Die aufblühende männliche Schönheit des jungen Mannes, der Glanz, der ihn umgab, und die Stelle, die er am Hofe einnahm, erwarben ihm auch die Gunst der Frauen, er trat sogar als Nebenbuhler des Prinzen Heinrich, ältesten Sohn des Königs, auf; dieser Prinz war sehr liebenswürdig und der Liebling der Nation; gewandt in allen ritterlichen Uebungen, so wie in allen Spielen, die körperliche Anstrengung forderten, war er besonders ein Freund aller Waffenübungen, beydes zu Scherz und zu Ernst; doch liebte er auch die Wissenschaften und bezeigte eine große Verehrung der Religion und Achtung für ihre Diener; er selbst war ein strenger Beobachter der religiösen Pflichten und der Sittlichkeit: sein Abscheu alles ruchlosen Fluchens ging so weit, daß er in jedem seiner drey Wohnungen Sparbüchsen anordnete zur Aufbewahrung der Strafgelder für die Uebertretung dieses Gebotes, die er mit großer Strenge bey seiner Dienerschaft einziehen ließ. Dieses Benehmen stand in auffallendem Gegensatz mit dem des Königs, der die Sitte im höchsten Grade durch diese lasterhafte Gewohnheit verletzte; auch hat man einen schönen Zug des Prinzen in dieser Beziehung aufbewahrt. Als Heinrich sich einst auf der Jagd befand, stürzte ein erschöpfter Hirsch über die Landstraße, wo zufällig ein Schlächter mit seinem Hunde wanderte. Der Hund fiel den Hirsch an und riß ihn nieder; doch konnte der Schlächter ihn nicht fortbringen, weil er zu groß war; die Jagdgesellschaft traf bald ein; die Jäger, sehr entrüstet über den Schlächter, versuchten den Prinzen gegen ihn aufzubringen, allein dieser erwiederte besonnen: „Hat der Hund des Schlächters den Hirsch getödtet, wie ist es denn seine Schuld?“ und als sie bemerkten, wenn dieß seinem Vater begegnet wäre, würde er solche Flüche ausgestoßen haben, daß es grausend gewesen seyn würde, es anzuhören, rief der königliche Jüngling unwillig: „Stille, stille, alle Freuden der Welt sind nicht eines Fluches werth!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. 31. August.

Ich säume nicht, Ihnen von einer Art Wunder zu schreiben, welches Frankfurt nun im dritten Tage besizt — es ist die kaum mehr erwartete Erscheinung der aus Paris zurückkehrenden Sonntag. — Ich komme so eben von ihrer zweyten Gastdarstellung, wo sie innen und außen, auf der Bühne und auf den Straßen unerhörten Jubel erntete. Der Eingangspreis war verdoppelt worden. Diese Erhöhung war das Signal zum Sturm auf die Vorstellung des Johann von Paris, worin sie am Dienstag zum ersten Mal auftrat. Die Direktion konnte aber bey der hohen Forderung der Künstlerin es nicht anders möglich ma[illegible], Frankfurt den Genuß zu verschaffen, als daß sie auch das Abonnement an diesem Tage nicht gelten ließ — kein Murren wie sonst, sondern ein wahrer Sturm auf Logen und Pläze, ein Wettrennen begann von Logenbesizern und Nichtbesizern. Die Meisten behielten ihre Logen, und jezt mußten sich die vielen Fremden, welche der große Ruf der Sängerin herangezogen, und eine Menge Damen mit dem Parterre und den beyden Gallerien begnügen. Dasselbe war (27. Aug.) in Mainz, ihrer Vaterstadt geschehen, von wo man Folgendes schrieb: Schon um vier Uhr mußten sich die, welche keine Logenpläze mehr bekommen hatten, in's Schauspielhaus begeben, um dort zwey Stunden auf die Vorstellung zu harren. Da die Künstlerin ohne alles Interesse, d. h. ohne Geld für sich zu nehmen, hier sang, vielmehr wie sie sich ausdrückte „aus Achtung für ihre Vaterstadt, und aus Anhänglichkeit an ihre Verwandte,“ und den Ertrag dem hiesigen Theater und dem Armenfonds schenkte, so wünschte sie: „damit das Haus nicht überfüllt werde und keine Unordnung entstehe,“ daß die Eintrittspreise verdoppelt würden. Der Direktion wurde dieses übel genommen, indessen erklärte sie öffentlich, daß sie selber den Preis gar nicht zu erhöhen gewünscht, daß aber die Künstlerin die Verdopplung bestimmt verlangt habe. Das Haus war überfüllt. Da die Verhältnisse der Bühne nicht gestatteten, die Künstlerin in einer vollständigen Oper zu sehen, so wurden die vorzüglichsten Stellen aus Rossini's Barbier von Sevilla aneinander gereiht, und sie sang die große Cavatina, das Duett mit Figaro, und zulezt Variationen für die Violine, von Rhode. — Soviel von Mainz, welches sich über die Kürze des jezigen Aufenthaltes mit dem Versprechen der Künstlerin tröstet, im künftigen Jahr, bevor sie ihr Engagement in Paris antritt (welches mit dem 15. De-

ember 182? beginnt), die Vaterstadt auf längere Zeit mit ihrem Talent zu erfreuen.

Von Mainz wurde Dem. Sonntag gleichsam von den hiesigen Kunstfreunden entführt; ihre Spaziergänge, denen sich ein Spazierritt zugesellte, glichen Triumphzügen. Man führte sie gestern in unsern Vauxhall, wo bey Transparenten und Gartenillumination stets zahlreiche Gäste versammelt sind. Kaum verbreitete sich die Nachricht, Dem. Sonntag sey eingetreten, als ein großer Tumult entstand, und Bouteillen, Gläser, Teller, Speisen sammt Personen bey dem Andrang der Neugierigen in ein allgemeines Bouleversement geriethen. Je weiter Dem. Sonntag kam, desto gefährlicher wurde die Passage, die Leute stellten sich auf die Tische, diese fielen mit Lichtern und Geräthschaften um, andere umklammerten die Bäume, und rissen im Gedränge die farbigen Gläser mit Oel herab; zum Glück ereignete sich kein bedeutender Unfall, aber Dem. Sonntag war gezwungen, ehe sie noch die Hälfte des Gartens erreichte, wieder umzukehren. — Was die Neugierde und Theilnahme in hiesiger Stadt noch vermehrt, ist, daß diese gepriesene Mainzerin als kleines Kind öfters aus ihrer Vaterstadt hierher berufen wurde, um in den Wiener Zauberopern die Lilli und andere Genien darzustellen, worin sie schon früh viel Talent und Lieblichkeit zeigte; aber Niemand ahnete, daß sie einmal auf einem solchen Siegeszuge von Paris begriffen, die alten theuern Umgebungen wieder begrüßen werde.

Schon bey der ersten Probe war der Komödienplatz mit Schaaren von Neugierigen besezt, nach der Vorstellung am Abend war der Andrang außerordentlich, man applaudirte, schrie und rief Vivat, als sie in den Wagen stieg, und das Vivat hallte ihr durch mehrere Straßen nach. Das Gedränge des heutigen Abends war noch stärker, der ganze, nicht unbeträchtliche Platz wimmelte von Menschen, und die Hälfte der Polizeydiener unserer Stadt hatte große Mühe, die Equipagen und Fußgänger auseinander zu halten, und sonstige Unordnungen zu verhüten. — Ihre Prinzessin von Navarra am ersten Abend, ihre Donna Anna des Don Juan am heutigen, wurden mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, und die Künstlerin mit stürmischem Applaus gerufen. Im Johann von Paris legte sie nach der berühmten Romanze ein italienisches Thema mit Variationen ein, bey welchem ihre äußerste Gewandtheit und Lieblichkeit das Publikum zu einem unglaublichen Jubel und Dacapo-Rufen hinriß, welchem sie mit Freundlichkeit entsprach. Unsre Künstler, der Seneschal und Johann von Paris, überboten sich in Artigkeiten, welche das Publikum mit dem lebhaftesten Applaus aufnahm. Die Noten zu dem Thema mit Variationen wurden ihr auf einem schönen Kissen überreicht. — Für morgen ist während der Vorstellung, welche die lezte hatte seyn sollen, auf vielfältiges Begehren eine dritte Darstellung angekündigt worden — Susanne in Figaro's Hochzeit.

Alles was von ihrer Kunst, von der Anmuth und Reinheit ihrer Koloraturen, von dem trefflichen, vollendeten Staccato, und von dem herrlichen Klang ihres tragenden Gesangs, ihrer gehaltenen Töne gerühmt wird, übertrifft noch weit die persönliche Liebenswürdigkeit der zwanzigjährigen Künstlerin, die ihre Umgebungen in wahres Entzücken versezt, und wenn sich die alte Fabel vom Orpheus hier wieder bestätigt, so haben wir nun auch erfahren, was ein Korrespondent in einer politischen Zeitung von ihrem Abschied aus Berlin schreibt: „daß Liebenswürdigkeit eine Puissance unserer Zeit geworden ist — mögen gewisse Leute auch sagen was sie wollen.“

Ein Artikel im Moniteur erwähnt, daß Dem. Sonntag schon im fünften Jahr auf dem hiesigen Theater in der Oper, das Donauweibchen, aufgetreten sey — Coblenz wäre ihre Vaterstadt. Bald werden sich noch andere Städte am Rhein melden, Mainz und Coblenz die Ehre streitig zu machen, und damit es nicht zu dem Fall Homers komme, möge Dem. Sonntag dann selbst den Ausspruch thun. — Indem ich die Nachrichten über diese bewunderte Künstlerin schließe, kommt mir eine artige Parodie von Schillers Theilung der Erde zu Gesicht, welche den Sturm auf die erhöhten Pläze im Theater zum Gegenstand hat, und „die Theilung des Musentempels“ betitelt ist. — „Erst spät betrat auch der Poet die Schwelle ꝛc.“

„Weh mir, klagt er, nur ich bin ausgeschlossen
  Hier von Euterpens Fest, nicht Raum, Apoll,
Hast du für deinen Sohn, der unverdrossen
  Nur dir gelebt vertrauensvoll?

Sie, die dein Sonnentag zur Welt geboren,
  Soll ich nicht sehn, nicht ihres Siegs mich freu'n?
Gerührt sprach drauf der Gott: was du verloren,
  Kann ich für dich nicht mehr erneu'n.

Doch, scheust du Licht und Wärme nicht, wähl' oben
  Du einen Siz dir aus! — und voll Vertrau'n
Ging der Poet, in's Paradies erhoben,
  Der Engel schönsten zu erschau'n.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 26. Juli.

Bey der heißen Jahrszeit ist der Hof in St. Cloud, die Deputirten und die Pairs eilen auf ihre Landgüter oder in ihre Departements, die reichen Kranken oder Kränklichen, oder krank seyn wollenden begeben sich in die Bäder, deren Frankreich eine Menge besizt, und die Pariser, die nicht krank sind noch seyn wollen, und in der Provinz nichts zu thun haben, belustigen sich in der Umgegend von Paris so gut sie können. Die meisten Dörfer, besonders auf den großen Heerstraßen um Paris, sind voll von kleinen Landhäusern, die Pariser Bürgern zugehören, und in der schönsten Jahrszeit, wenigstens einige Tage in der Woche, bewohnt werden. Landkutschen rollen beständig hin und her, und fahren eine Menge Menschen nach allen Richtungen und mit großer Schnelligkeit ab und zu. Zwar geht die Fahrt durch dicke Staubwolken, und meistens über wenig beschattete Landstraßen; allein die Pariser schöpfen doch frische Luft, sehen etwas Grünes, und entziehen sich eine Weile dem lärmenden Wirrwarr der Stadt. In dieser Zeit geht es daher auch sehr lebhaft zu in der Umgebung der Hauptstadt; es fehlt nicht an Dorffesten, an Sonntagsbällen im Freyen, an gekrönten Rosenmädchen, sogar auch nicht an Schauspielen; so besteht zu Choisy ein Liebhabertheater, das sehr besucht wird, und worauf sich manche angehende Schauspieler aus Paris versuchen und üben. Nach dem Beyspiel der Pariser machte dann auch Ihr Korrespondent einige Ausflüge in die Umgegend, und zwar einen nordwärts nach Montmorency, und einen südwärts, in die Gegend um Arpajon. Bekanntlich führt der Weg nach Montmorency über St. Denis; wenigstens sechs Landkutschen fahren täglich hin und her; außerdem sind noch eine Menge kleiner, mit einem Pferde bespannter Fuhrwerke auf dieser Landstraße in beständiger Bewegung. Bis St. Denis hat man fast zur Hälfte des Weges Häuser auf beyden Seiten, dann gelangt man in die weite Ebene, worin St. Denis liegt, und die mit Korn und Gemüse bedeckt ist. Die alten Bäume auf beyden Seiten der Landstraße waren beym Anrücken der fremden Heere im Jahr 1814 alle niedergehauen worden; allein es sind kurz nach dem Kriege junge Bäume gepflanzt worden, und diese fangen schon an groß zu werden; vielleicht werden auch sie einmal in einem Kriege der Nachkommenschaft niedergehauen werden, nachdem sie mehreren Geschlechtern Schatten werden gegeben haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. September 1826.

Alle Fehler, die nur Namen haben, die nur in der Hölle bekannt sind, Alle sind der Weiber, ganz oder zum Theil; oder vielmehr ganz! Ich will wider sie schreiben, sie verabscheuen, sie verfluchen! — Und doch ist es von einem, der sie herzlich haßt, am besten gethan zu wünschen, daß sie immer ihren Willen bekommen: die Teufel selber können sie nicht ärger plagen!

Shakspeare.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Prinz Heinrich hatte sehr schöne Anlagen und beschäftigte sich bereits auf eine zweckmäßige Art in Beziehung auf sein künftiges Loos; er war ein Bewunderer seines Zeitgenossen Heinrich IV. von Frankreich und wählte ihn zu seinem Vorbilde. Bey solchen Gesinnungen war es natürlich, daß die Vorliebe seines Vaters für einen so unbedeutenden Gegenstand, wie sein Liebling Sir Robert Carre, ihm kränkend seyn mußte, so wie die Verschwendung, mit der ihn der König mit Wohlthaten überhäufte, ihn schmerzen, und die Würden, die er ihm ertheilte, (denn er verlieh ihm den Titel eines Viscounts von Rochester und bekleidete ihn mit dem Amt eines Staatsministers) seinen edeln Stolz empören mußten. Auch äußerte er seine Verachtung des königlichen Lieblings unverholen, und in der That mußte es sein Gefühl verletzen, diesen Emporkömmling zwischen ihn und den Gegenstand seiner kindlichen Liebe treten zu sehen.

Um diese Zeit erschien bey Hofe eine sehr schöne Frau, die junge Gräfin von Essex, die alle Blicke durch ihre Reize auf sich zog und der selbst Prinz Heinrich huldigte. Allein unfähig, die edeln Eigenschaften des jungen Fürsten zu schätzen, ohne Sinn für eine reine lautere Neigung, ließ sich die Gräfin durch die lockende Gestalt Rochesters, seine zierliche Manieren und schimmernde Kleidung bethören und bot alle Künste auf, um den übermüthigen Günstling zu ihrem Sklaven zu machen. Unter diesen Umständen hätte eine wachsende Leidenschaft sehr ernste Folgen für den Prinzen haben können, hätte ihn nicht eine höhere Macht allen Einwirkungen derselben überhoben, indem ein tödtliches Fieber ihn plötzlich in seinem neunzehnten Jahre hinwegraffte: mit ihm wurden die schwachen Hoffnungen eines großen Volkes zerstört, eine tiefe Trauer herrschte im ganzen brittischen Reich, nur seines Vaters abgestumpftes Gefühl vergaß den eignen Sohn über den unwürdigen Liebling, der ein Gegenstand des Hasses oder der Verachtung aller Bessern durch seinen Uebermuth und seine üppige Verschwendung geworden war.

Die Vermählung der Tochter des Königs mit dem Pfalzgrafen Friedrich, nachmaligen König von Böhmen, zerstreute die Trauer, die über die Nation durch den frühen Tod ihres Bruders verbreitet worden war. Es herrschte ein Glanz bey dieser Festlichkeit, der beydes, die damalige Prachtliebe und die unüberlegte Vergeudung des Hofs, bezeichnete. Die Prinzessin Elisabeth befand sich in der ersten Blüthe der Jugend, nur sechszehn Jahre alt, und die Regelmäßigkeit ihrer Züge wurde durch die Mischung von Lebhaftigkeit und Sanftheit erhöht, die der weiblichen Schönheit den mächtigsten Zauber verleiht. Indem die Geschichte diese reizende junge Fürstin schildert, scheint sie die Farben der Dichtung entlehnt zu haben, und verweilt mit Wohlgefallen bey der Erzählung, „wie sie am Morgen ihrer Vermählung in aller Lieblichkeit und Hoheit über die prachtvolle Gallerie nach der Kapelle sich begab, im weißen

Digitized by Google

Gewand, ihr dunkles Haar auf den Schultern wallend und eine Krone vom feinsten Gold auf dem Haupt; umgeben von der Reihe ihrer schönen Hoffräulein, alle weiß gekleidet und so reich mit Edelsteinen geschmückt, daß ihr Pfad wie die Milchstraße am Firmamente schimmerte." Wer hätte in dieser von Lust, Anmuth und Glanz strahlenden jungen Fürstin die einst so unglückliche, flüchtige und von aller Welt verlassene Königin geahnet! Es herrschte eine, noch nie in England gesehene, Pracht bey diesem Feste: eine der Damen trug ein Kleid, von dem nur die Stickerey allein jede Elle fünfzig Pfund Sterling gekostet hatte; der Putz zweyer Schwestern betrug fünfzehnhundert Pfund. Gold und Silber war nur der geringste Aufwand; Perlen, kostbare Stickereyen und gewirkte Stoffe waren noch allgemeiner; den Schmuck des Königs, der Königin und des Prinzen schätzte man auf hunderttausend Pfund. Und nun erwäge man die Kosten des Schaugepränges, scherzhafte Kämpfe auf der Themse, eine prachtvolle Maskerade und Feuerwerke. Bey dieser Festlichkeit gelang es der Gräfin von Essex, den Viscount von Rochester durch ihre buhlerischen Künste und Reize gänzlich zu besiegen. Rochesters Selbstgefälligkeit und Schlaffheit hatten ihn lange gleichgültig gegen die nur zu sichtbare Neigung der Gräfin gemacht: verwöhnt durch die Schmeicheleyen seines königlichen Gönners und der unterthänigen Höflinge, waren ihm Huldigungen jeder Art nichts Neues, und seine schöne Gestalt, seine anmuthigen Züge verfehlten ihre Gewalt über die weibliche leichtsinnige Jugend nicht; also spielte er lange den Spröden, bis endlich bey diesem Hoffeste sich jede Art der Sinneslust, der Ueppigkeit und der höchste Aufwand von Kunst auf das Vortheilhafteste zur Schaustellung der Schönheit sich vereinigte, um ihn zu unterjochen, und einmal von einer so geübten Künstlerin gefangen, war er zu weichlich, zu träge, um sich aus ihren Schlingen zu befreyen. Doch nicht allein auf die Macht ihrer Reize hatte sich die Gräfin verlassen, um den Geliebten zu fesseln, sondern sie hatte zu den schrecklichsten Mitteln, welche die Menschheit entehren, ihre Zuflucht genommen: nach dem Aberglauben der damaligen Zeiten vermeinte man durch Zaubermittel, Beschwörungen und Liebestränke die Zuneigung eines geliebten Gegenstandes erlangen zu können, und sie hatte sich einer schändlichen Mittelsperson bedient, um auf diese Weise den Viscount nicht nur zu bethören, sondern ihn auch zu einer Heirath mit ihr zu vermögen. Die Gräfin war aber nicht frey, sie war die Gemahlin des jungen Grafen von Essex, dem sie vor mehr als drey Jahren, der herrschenden Sitte gemäß, kaum aus den Kinderjahren getreten, angetraut worden war. Den jungen Gemahl schickte man auf Reisen und die Gräfin wurde an den Hof geführt, wo sie bald die erste Rolle spielte. Als der Graf von seinen Reisen zurückkehrte, war seine Gemahlin bereits in diese entehrende Verbindung verwickelt und darauf sinnend, ihre ehelichen Bande durch eine Scheidung aufzulösen. Die Gräfin wandte sich wieder an die Schwarzkünstlerin, um durch ihren Beystand und ihren Rath zu dem gewünschten Zweck zu gelangen; allein es entstanden Hindernisse, die den wirklich schon eingeleiteten Scheidungsprozeß auf einige Zeit hinaussezten. Die Vermittlerin nämlich, eine Mistreß Turner, hatte nicht nur die Gräfin um vieles Geld gebracht, sondern sie auch endlich um ein Kleinod von großem Werthe betrogen, weßwegen sie festgesezt wurde; vor Gericht beschuldigte sie die Gräfin, ihr seltsame Fragen und Pläne vorgelegt, und endlich ihr zugemuthet zu haben, den Grafen, ihren Gemahl, der ihren Absichten im Wege stehe, bey Seite zu schaffen. Der Prozeß gegen Mistreß Turner wurde niedergeschlagen, aber die Ehescheidung wollte man ebenfalls nicht betreiben. Dennoch hatte die Gräfin ihren schändlichen Absichten nicht entsagt; einmal im Strudel der Leidenschaften versenkt, eilte sie schnell auf dem Wege des Verderbens weiter, bis selbst ein Meuchelmord sie nicht mehr zurückzuschrecken vermochte. Ihr schwacher Geliebter, verblendet durch ihre Reize und befangen von der Uebermacht ihres kräftigen Willens, hatte sich in ihre Plane gefügt; er machte seinen Freund, Sir Thomas Overbury, zum Vertrauten seiner unwürdigen Liebe, und dieser hatte die Niederträchtigkeit, ihm seine Feder zur Verfertigung der Liebesbriefe zu leihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Inchinata zu Tivoli.

Nur wenige Reisende sehen das Fest der Verneigungen, welches zu Tivoli am Tage der Himmelfahrt Mariä, den 15ten August stattfindet. Wer um diese Zeit sich in Rom aufhält, fürchtet sich gewöhnlich vor Hitze, Staub und Ungemach in schlechten Gasthöfen. Der Weg nach Tivoli ist zu jeder Jahrszeit unerfreulich; die Hitze dieses Sommers hat ihn so ausgebrannt, daß man von Tivoli aus jeden ankommenden Wagen auf drey gute Stunden Weges am aufwirbelnden Staube erkennen konnte. Dieses schreckte mich jedoch nicht ab, der Einladung werther Freunde, sie in ihrer Villeggiatura zu besuchen, zu folgen, und ich traf am Vorabende des Festes glücklich ein.

Aus dem Dom zog eine Prozession mit großen Umwegen erst zu den Klosterfrauen, dann in die Kirche S. Francesco. Die verschiedenen Brüderschaften, größtentheils Landleute mit schwarzgebrannten Gesichtern, in Talaren von rother, schwarzer oder weißer Leinwand, eröffneten den Zug. Die Häuser waren mit Teppichen behangen, die Straßen gefegt und mit Myrthen bestreut. In vornehmen Häusern erquickte Sorbet die Zuschauer. Die Anordnung des Zugs ist die gewöhnliche, nur waren viele Knaben im Ber-

Digitized by Google

derschaftsgewande darunter, manche an der Hand des Vaters. Hierauf folgten Seminaristen, die zahlreiche Weltgeistlichkeit und endlich der Salvatore, umgeben vom Magistrate, Polizeysoldaten und Livreedienern. Der Salvatore ist ein Christusbild im byzantinischen Style, wohl aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Der Kopf ist gemalt, das Gewand in Metall getrieben, die zwey Halbthüren sind mit künstlichen Bassirilievi verziert. Er wird, wie alle Prozessionsbilder, von Männern getragen, welche eine Art weißen Schlafrocks anhaben.

Es war bereits ganz dunkel, als der Zug auf dem Platze vor der Villa Este anlangte, neben welcher das Kloster und die Kirche S. Francesco liegen. Hier waren zwey Ehrenpforten, mit frischem Grün geschmückt, errichtet. Sobald die Prozession des Salvatore heran war, zog die der Madonna aus der Kirche heraus, ein erst voriges Jahr köstlich geschmücktes Madonnengemälde auf einem Gerüste tragend. Beyde Prozessionen durchkreuzten sich auf wunderbare Weise. In demselben Augenblicke hielten beyde Bilder, jedes unter seinem Bogen. Die vorderen Träger bücken sich dreymal, so daß die Bilder sich eben so oft zunicken. Alles Volk liegt auf den Knieen. Die Prozession der Madonna zieht sich nun seitwärts, dem Salvatore die Ehrenseite lassend; dieser zieht voran in die Kirche, wohin auch einige unscheinbare Heiligenstatuen, welche von den Obermännern der Zünfte im Arme getragen werden, folgen. Die Madonna mit ihrer Prozession, welche von den Franziskanern in schönen Meßgewändern geschlossen wird, schließt sich unter dem Geschmetter der Böller, welche keinem italienischen Feste fehlen dürfen, an.

Den folgenden Tag wird der Salvatore, welcher die Nacht auf dem Altare der Madonna aufgestellt gewesen, in derselben Ordnung wieder abgeholt. Hierauf werden mit ihm und der Madonna die Verbeugungen unter den Ehrenbogen wiederholt, und leztere begleitet ihn hierauf bis zum Dome. Die Heiligenstatuen werden hierauf in die Häuser der durch's Loos gewählten Obmänner gebracht. Daß weder türkische Musik noch Feuerwerk, weder Beleuchtung noch Geläute fehlen, versteht sich.

Ehemals war das Fest durch die fromme Inbrunst der Tiburtiner noch interessanter. Sie forderten von den Bildern allerley Gnaden. Besonders ergözt das Malerische der Prozessionen und der Kleidung der Frauen, welche einen farbigen Rock über den Kopf gestülpt tragen; zwar sieht nicht immer eine Venus aus dieser Muschel hervor, aber das Alterthümliche dieser Tracht paßt sehr gut zum ganzen Feste. Denn das antike, an örtliche Schutzgötter und ihre allverehrte Bilder Erinnernde ist es, was dieses Fest in hohem Grad bezeichnet. Wer es auffallend findet, kann am Pfingstfeste in Orvieto eine lebendige Taube mitten in einem Feuerwerke im berühmten Dome herabschweben, kann sogar zu Tasinara in Sicilien sehen, wie Josua die Sonne stillstehen macht. In lezterem Königreiche ist beynahe kein Ort, welcher die Inchinata von Tivoli nicht noch überböte, aber in der Nähe Roms möchte dieses das alterthümlichste Kirchenfest seyn.

Schließlich wünsche ich, daß einer der zahllosen Schreibreisenden, mit welchen Italien heimgesucht ist (ohne darum in seinem eigentlichen Wesen vom Auslande gekannt zu seyn) — auf Kirchenfeste reisen, und diese mit Geist und Wahrhaftigkeit beschreiben möge. Das Portiuncula-Fest zu Assisi, die Santa Rosa zu Viterbo, die Luminara zu Pisa verdienen nicht nur gesehen, sondern selbst von dem Altmeister beschrieben zu werden, welcher den Fasching Roms und das Rochusfest bey Bingen mit gleicher Lebendigkeit erfaßt hat!

M.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26 Juli.

(Fortsezung.)

Die langweilig anzuschauenden Gemüsepflanzungen haben während der lezten Zeit in der St. Denis-Ebene sehr zugenommen; vormals waren die Pariser Vorstädte voll von Gemüsegärten, die man in Paris mit dem Namen Marais, Sümpfe, zu benennen pflegt, weil sie sehr niedrig angelegt sind, und vermuthlich zuerst wirkliche Sümpfe waren. Durch das viele Bauen sind die Gemüsegärtner aber großentheils aus der Stadt vertrieben worden, und haben sich in der Umgegend nach einem tauglichen Grunde zu Gemüsen umsehen müssen. Ein solcher Marais in einer Pariser Vorstadt hat ein besonderes Ansehen. Ein niedriger Erdwall oder gar nichts trennt den vertieften Garten von dem Straßenpflaster. In einer Ecke des Gartens, oder in der Mitte steht eine elende Hütte, worin der Gärtner mit seiner Familie wohnt; daneben ein Brunnen mit einer hölzernen Maschine, um vermittelst eines Pferdes Wasser zu schöpfen; um sich die Mühe des Hereintragens zu ersparen, pflegt der Gärtner Rinnen aus Gyps anzulegen, die von dem Brunnen aus durch die Hauptpfade des Gartens gehen, und das Wasser überall hinleiten. Das Bewässern ist eine sehr mühsame Arbeit auf einem so trockenen Boden, als es hier der Fall ist, und von diesem hängt gerade das Gedeihen der Gemüse ab. Uebrigens hat der Garten weder Baum noch Gesträuch; höchstens stehen zwey oder drey Bäume neben der Hütte, und fast kein Gewächs des Gartens erhebt sich über zwey Schuh vom Boden; denn meistens wird nur Salat, Spargel, Spinat und dergleichen kleines Gemüse angebaut; das größere wächst auf den Feldern außerhalb der Stadt; in der St. Denis-Ebene hat man nun auch ganze Felder mit kleinem Gemüse bepflanzt, ohne sie durch Hecken von der Landstraße zu trennen und gegen den Staub zu bewahren; vermuthlich eignet sich der niedrige Boden zu dieser Gewächsart. Der kleine Kanal, den man durch die Ebene gegraben hat, um von Paris aus mit der Seine in näherer Verbindung zu stehen, ist in dieser Jahrszeit fast ausgetrocknet; er verdient also

das viele Rühmen nicht, das in den Blättern der Regierung davon gemacht worden ist. St. Denis ist noch immer ein sehr nahrhafter Ort, der in der lezten Zeit auch manche Verschönerungen erhalten hat, besonders an Privatgebäuden. Die alte Abteykirche ist nun wieder ausgebessert, und die Grabmäler der Könige hergestellt. Da noch manche dergleichen Monumente vorräthig sind, die sonst andern Kirchen zugehörten, so hatte man vorgeschlagen, an der St. Deniskirche einen Kreuzgang zu bauen, wie sonst einer vorhanden war, und in diesem dann die Denkmäler aufzustellen; allein für solche Anlagen zur Erhaltung der Kunstwerke aus dem Mittelalter hat die französische Regierung wenig Sinn, wie hätte sie sonst das merkwürdige Musée des Monumens français eingehen lassen? Die überflüssigen Denkmäler werden also in irgend einem Hofe verwittern, oder in einem Magazin mit Staub bedeckt werden. Es ist schon viel, daß die Regierung zu dem Entschlusse gekommen ist, dem Mittelalter zwey Säle im großen Museum zu widmen; sonderbar wäre es allerdings gewesen, wenn in dem großen Louvre, wo die griechische, die römische und die egyptische Kunst jezt so prächtige Säle bekömmt, auch nicht ein einziges Plätzchen der altfränkischen Kunst angewiesen worden wäre. Man muß nun sehen, wie diese Säle werden besezt werden. St. Denis treibt Korn- und Wollenhandel, und hat auch einige ziemlich ansehnliche Fabriken, unter andern eine Kattunfabrik mit Dampfmaschinen. Hinter St. Denis fängt das Montmorencythal allmählig an sich auszubreiten. Obstbäume und Gärten nehmen die Stelle der Felder ein; die Dörfer liegen einander sehr nahe, und diese Dörfer bestehen zum Theil aus niedlichen Lusthäusern der Pariser. Diese Lusthäuser nehmen besonders neben dem Dorfe Montmorency sehr zu; einige derselben sind wahre Schlösser; allein die meisten gehören dem Mittelstande zu, und zeichnen sich nicht so sehr durch Größe, als durch Eleganz und Bequemlichkeit aus. Das ist das Charakteristische der jetzigen Zeit in Frankreich, daß man wenig Imposantes und Grandioses mehr hervorbringt, aber dagegen viel Elegantes, und dem allgemeinen Bedürfnisse Angemesseneres. Ich hatte Gelegenheit, die Einrichtung eines überaus eleganten, aber kleinen Landhauses zu sehen, das sich eine Pariserin aus dem Mittelstande hatte nach dem neuesten Geschmacke einrichten lassen. Durch eine kleine Vorhalle gelangte man zu dem Empfangzimmer, das eben nichts Besonderes hatte, als eine schöne Aussicht auf einen grünen Rasen mit einem Wasserbassin, und über den kleinen englischen Garten hinaus auf einen Theil des reizenden Thals. Das Gemach der Frau vom Hause war über dem Erdgeschosse angebracht. Durch ein Vorzimmer ohne Verzierung kam man in einen kleinen, mit hellem Papier tapezirten länglichten Speisesaal, der zwey Reihen von den leichten, mit rothem Saffian überzogenen Stühlen oder Stühlchen hatte; denn diese Stühle sind so ökonomisch eingerichtet, daß leicht einige Dutzend in einen kleinen Saal hineingehen. Ein runder, in der Mitte stehender Tisch war mit einem weißlichten kasimirnen feinen Teppich behangen, worauf Arabesken in Grün gestickt waren. An dieses Zimmer stieß der eigentliche Salon, dessen Meublen und Tapeten gelblich waren. Längs der hintern Wand erstreckte sich ein Divan nach orientalischer Art, nämlich zwey Schichten verbrämter Polster, mit einer Draperie dahinter. Solche Divans, die so niedrig wie bey den Türken zu seyn pflegen, werden jezt in den meisten reichen Häusern angebracht. In einem größeren, von einer englischen Familie bewohnten Landhause zu Montmorency sah ich die Seiten eines geräumigen Salons mit einem ununterbrochen fortlaufenden Divan versehen. Der ganze Rath der erhabenen Pforte hätte hier bequem aufhocken und Sitzung halten können. Auf den Salon folgte das Schlafzimmer der Frau vom Hause; hier stand unter einem eleganten Mousselinzelte ein Schiff aus stark vergoldetem Mahagoniholze; dieß war das Bett; zur Seite das Fußgestell einer Säule, mit einem großen vergoldeten Blumenkorbe voll von nachgemachten Blumen; dieß war der Nachttisch. Dem Zelte gegenüber war ein Kamin von grauem Marmor, fast in Gestalt eines Backofens angebracht, und über dem Kamine, auf welchem Vasen in antiker Form standen, befand sich ein Fenster von einem einzigen Spiegelglase, durch welches man in's Thal schauen konnte. Die Rauchfänge waren zu beyden Seiten des Fensters der Mauer verborgen. (Ein ähnlicher Kamin befindet sich im Hotel des Herzogs v. Dalberg zu Paris; diesen hat, wenn ich nicht irre, Graf Rumford angelegt, und zwar so, daß der Rauch anstatt durch das Dach hinauszugehen, in den Keller hinabsteigen mußte.) Die Wände des Schlafzimmers waren mit einem feinen Zitze ausgeschlagen und mit bunten seidenen Schnüren besezt, die je drey und drey über den Zitz von unten nach oben gezogen, und unter der Decke an dünne goldne Leisten befestigt waren. Aus diesem Schlafzimmer trat man in das Boudoir, worin aber blos die Zeichnungen und Gemälde merkwürdig waren. Und dieß war doch nur das Gemach der Frau eines Beamten, der einen Gehalt von sieben bis zehntausend Franken hat. Wie manche weit kostbarer eingerichtete Landhäuser besizt das Montmorencythal! Hätte jedoch das Häuserbauen so fortgedauert, wie es begonnen hatte, so würde dem Thale dadurch viel von seiner ländlichen Anmuth benommen worden seyn; schon jezt fängt es an daselbst zu städtisch auszusehen. Es fehlt bekanntlich an einem Flusse in diesem großen Thale, daher auch ein Spekulant den Einfall gehabt hat, daselbst eine Niederlage von Flußwasser zu errichten, um damit die Reichern zu versehen, die hier sonst mehr Wein als Wasser besäßen. Bisher findet man noch bey dem Schlosse St. Gratien einen schönen Teich, der sich in der Ferne wie ein kleiner See ausnimmt, und doch wenigstens den Anblick einer Wasserfläche verschafft. Seitdem das Schloß mit den Anlagen dazu verkauft worden ist, geht man mit dem Plan um, diesen Teich ganz, oder doch wenigstens zum Theil auszutrocknen und Pflanzungen darauf anzulegen, oder gar Häuser darauf zu bauen; welches dann ein wahrer Verlust für das ganze Thal seyn würde. Was es jedoch durch das Austrocknen des See's verlieren wird, hat es durch die Anlage der Mineralbäder bereits wieder gewonnen. Erst seit einigen Jahren sind die Gesundbrunnen im Montmorencythal entdeckt und benuzt worden. Bäder und Hotels zum Aufnehmen der Gäste sind schnell errichtet worden, und die Pariser finden hier, vier Stündchen von Paris, alle Bequemlichkeit, die sie sonst in weit entfernten Bädern suchen mußten. Zwar sind jene Quellen nicht sehr wirksam; indessen können sie doch bey einigen Unpäßlichkeiten gute Dienste leisten, und eine lange Badreise überflüßig machen; daher es dann auch an Zuspruch nicht fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 210:
Stechpalme.

Räthsel.

Lies mich von hinten, ich bin ein heilig Gebirge der Vorzeit.
Lies mich von vorn, du hast's, oben ja stehst du darauf.

— 8 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. September 1826.

Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit.
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt.

Schiller.

Die Heimonskinder und Roß Bayart.

Probe einer dichterischen Behandlung dieser Sage, nach dem Volksbuche und den altdeutschen Gedichten.

Von A. A. L. Follen.

Erster Gesang.

2. Heimon und Aja.

An des Saales Fenster stand
Aja, Gräfin von Dordone,
Als auf reichgezierten Zeltern,
Ganz in ritterlichem Festschmuck,
Sie vier Ritter lenken sieht
Nach dem Thor von Pierlamonte.
Statt des Helmes tragen sie
Schönbefiederte Barette,
Statt des Panzers Seidenmäntel,
Statt des Schildes, statt der Lanze
Einen Oelzweig in der Hand.

„Nun behüt' euch, liebe Vetter,
Michael und Sant-Marie!
Daß die grünen Zweiglein nicht
Dorn und rothe Knospen tragen;"
Sprach die Gräfin tiefbewegt.

Eilig nahm sie dann vier Schleifen,
Reichbesteint, von ihrer Farbe,
Apfelgrün und golddurchstickt;
Gab dem Thorwart sie und sagte:
„Nimm, und bring' sie hin, und sprich:
Diese Schleifen schickt euch Aja,
Eure Muhme, zum Willkomm!"

Auf dem Platz der alten Hofburg
Hielt gerad der alte Heimon
Ueber dreymal tausend Krieger,
Frey' und eigne, Waffenschau:
Als des Königs Wappenherold
Vor ihn trat, Gehör zu bitten
Für des Königes Gesandtschaft.

Seltsam dünkt dem Grafen dieß,
Denn in vollen zwanzig Jahren
Hatten König Karl und er
Sich gewahrt, Ein Wort zu wechseln,
Noch zu Schimpfe, noch zu Glimpf.
Streichelnd seinen langen Bart,
Und mit einem seltsam schmalen
Lächeln, sah er auf den Herold,
Doch gewährt ihm sein Begehr.

Eingetreten in den Saal,
Hieß er dann die Herrn willkommen,
Nannte Vetter, Freunde sie.
Drauf begann der kühne Roland:

„Von Eurem Vetter Karl begrüßen wir,
Von Karlmann auch, dem königlichen Sohne,
Euch, hoher Herr, und Eure Wirthin hier,
Die edle schöne Gräfin von Dordone;
So grüßt Euch Tulpin sammt den zwölf Genossen.
Nun höret, was die Tafelrund beschlossen:

Karl und die Fürsten wünschen allzumahl
In ächter Treu herzinnige Versöhnung;
Drum laden Euch und Euer werth Gemahl
Sie gen Paris zur Königswahl und Krönung.
So harr'n sie Euer vierzig Tage dort;
Schenkt Freundesbitten jetzt ein Freundeswort!"

Während Roland also redet,
Wird des Grafen Braue düster,

Digitized by Google

Und er spricht kein Wort dazu.
In sich ist sein Blick gekehret,
Finstrer Gram betritt die Stirne,
Drückt die greise Braue nieder:
Während Flammen, Zorns und Stolzes,
Wechseln durch die Wangen, manchmal
Wetterleuchtend aus dem Blick. —
Wie wenn stiller Frost das Ufer
Eines heitern See's umspannt;
Dann die Fläche; dann von oben
In die Tiefe niederdrückend:
Also war des Ritters Schweigen;
Daß je länger stets je bänger
Jede Brust, und selbst des kühnen
Rolands, sich beklommen fühlt. —
Bis die Gräfin, bang erkennend
Dieses grause Spiel der Wangen,
Dieses stummen Blicks Bedeutung,
Gottvertrauend, sich ermannt.
Wie vor dem beschneiten Hekla,
Wann durch seines Odems Nebel
Flämmchen zucken, ohne Laut,
Freundlich tritt die Morgensonne: —
Also trat sie vor den Herrn.

„Mein herzliebster Ehgemahl!
Sprach das tiefbewegte Weib;
Ach! erbarmt Euch meiner Angst,
Gebet Antwort Euren Vettern,
Huldreich, wie sie freundlich baten!"

Von sich stößt der Graf die Gattin,
Daß von Schrecken und Entsetzen
Ueberwältigt, sie bewußtlos
In den Arm der Zofe sank.
Als sie wieder hebt das Auge,
Wähnt sie auf des Grafen Wimper
Etwas zu entdecken, das ihr
Fast wie Dämmerschein der Hoffnung
Tröstlich in die Seele blickt.
Und sie rafft sich auf und tritt
Vor den Grafen, seine Rechte
Kühn ergreifend, und mit jenem
Tiefen Blick der Frauenmilde,
Den kein edel Männerherz
Je zurückstieß spricht sie wieder:
„Gebet Antwort, lieber Herr!"

Tiefer senkt der Graf die Wimper,
Wie von Gram und Reu, und spricht
Also mit gedämpfter Stimme:

„Mein herzliebster Ehgemahl! und soll ich
Ja hier Antwort geben, muß ich sagen,
Daß ich selber bin von allen Männern
Der unseligste, wie unter Frauen
Du die allerunglückseligste!
Denn in zwanzig Jahren unsrer Ehe
Hat uns nie so werth erkannt der Himmel
Uns mit einem lieben Sohn zu segnen,
Der die Erde, so uns heimgenommen,
Ehr' und schütze; noch mit einer Tochter,
So den Eltern einst die Augen schließt.
Und ich sollte, ich, der Kinderlose,
Unsers Feindes Sohne, der schon lauert
Auf dieß Erb' und Gut, das mit dem Herzblut
Ich im Heidenkrieg — für liebe Kinder! —
Theur erkauft: zum Thron die Stufe seyn?
Nein! Ich bin ihm feinder als dem Vater;
Denn ich weiß, was Jeder weiß, er hätte,
Wär' er nur so kühn, als schlau und neidig
Könnt' er nur mich zwingen, wie er nicht kann,
Jeder Fahrt hienieden mich befreyt. —
Grüßet, liebe Vetter! meine Freunde;
Danket herzlich ihrer Huld und Treue!
Doch dem Karle meldet: daß ich seiner
Vetterschaft und Ehren nicht begehre;
Daß ich hasse seinen Sohn; — und warnt ihn,
Daß er Heimons stillen Gram nicht stört!"

Als der Held so mächtig klagte,
Den noch Keiner klagen hörte,
Haben jene hochgemuthen
Ritter tief geseufzt: ermessend,
Welche Schmerzensglut geheim
Hier gelodert, eh zu Tropfen
Einmal sich erweichte dieser
Graue Damascenerstahl.
Aber in Frau Aja's Herzen
Stund es anders. Ihres Gatten
Zorn und Zähre waren ihr
Sturzbach vom geschmolznen Gletscher,
Ein Aprilsturm, deß Posaune
Der bedrängten Mutter Erde
Meldet: daß sie bald die Kinder
In das Freye führen darf!

Zitternd vor dem nahen Glücke,
Tritt sie vor den Grambeladnen:
„Sprecht, beginnt sie, werther Herr!
Wenn wir Kinder hätten, würdet
Ihr sie tödten, wie Ihr schwurt?
Ach, sie wären ja des Blutes
Wie der König und sein Sohn!"

Achtlos halb und seinem Grame
Hingegeben, sprach der Graf:
„Nimmer, nimmer meynt' ich's also, Fraue!
Aber hätt' ich je so argen Frevel
Wider Gott und die Natur geschworen:
Wollt' ich brechen diesen Schwur! den Unbill
Und des Zornes Raserey erzwungen,
Den der gute Vater nie gehört.
Wahrlich, wahrlich, hätt' ich Kinder, wollt' ich
Ihnen holder seyn als je ein Vater,
Wollt' ich — froher seyn als jezt ich bin."

„Auf! sprach feyerlich die Gräfin;
Schwört mir so vor diesen Zeugen,
Als vor Gottes Angesicht!"

„Ja bey Gott dem Eingebornen
Und der benedeyten Jungfrau!"
Rief der Graf, dem, wie der Strahl
Durch die Schöpfungsnacht, es zündend,
Wärmend durch die Seele zuckt. —

Wohl zum Erker führt Frau Aja
Dann den Grafen, und vertraut ihm,
Leise, daß es Keiner hört:
Wie sie, bang vor seinem Eidschwur,
Nichts zu schonen, was vom Blute
Ihres Bruders sey, des Königs;
Während er im Krieg, gar heimlich
Nithart's, seines ältsten Sohnes

Digitized by Google

Dort im Frauenstift genesen;
Dann im andern Jahr des Andern,
Den sie Richart taufen lassen;
Dann im dritten Jahr des Dritten,
Der geheißen Adelhart.
Als hierauf nach dreyen Jahren,
Reich an Ländern, reich an Beute,
Reich an sieben Christenwunden,
Reicher durch die schwer erkämpfte
Dornenkrone des Erlösers,
Heimon endlich heimgekehrt:
Habe sie im nächsten Lenzen,
(Wohl durch sondre Gnade Gottes)
Stärker, schöner, denn die andern
(Als ein Goldfalk über Sperber)
Ihren vierten Sohn geboren,
Den sie Reinold zubenamt.
Heimlich habe sie die Söhne,
Zwar nicht wissend wer ihr Vater,
Doch zu jeder Rittertugend
Auferzogen fleißiglich,
Fern dort im Ardennenwalde.
Und weil heute grad der Graf
In das Feld zu ziehn beschlossen,
Hab' aus mütterlicher Sehnsucht
Sie die Söhn' in's nahe Kloster
Herbeschieden gestern Nacht. —

Heimon lauschte diesen Reden,
Wie das durst'ge Volk in Saara,
Als vom Felsen sprang der Quell.
Neugeboren, freundlicher
Als in seinem ganzen Leben,
Eilt er zu den Herrn und sprach:
„Segne Gott euch und der Engel,
Der euch brachte, liebe Vetter!
Will euch freundlichen Bescheid auch
Geben, Vetter! doch für jezt
Gebt mir Urlaub, ich muß eilen
Meine Söhne zu beschaun!"

(Der Beschluß folgt.)

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Overbury war ein Mann von Talent und Fähigkeiten; eine kühne Haltung und ein ehrgeiziges Gemüth schienen ihn vom Schicksal zu einem großen Ansehen in der politischen Welt bestimmt zu haben. Nachdem er seine Studien zu Betretung dieser Laufbahn auf dem festen Lande vollendet hatte, erschien er am brittischen Hofe, wo er die Aufmerksamkeit des Viscount von Rochester auf sich zog; Rochester hatte seine Unwissenheit in allen Kenntnissen eines Staatsministers empfunden, deßhalb diesen Overbury zu seinem geheimen Sekretär ernannt, und ihm bald sein unbegränztes Vertrauen geschenkt und zog ihn in allen Angelegenheiten als ein Orakel zu Rathe. Der König verlieh Overbury die ritterliche Würde und der ganze Troß der Bittenden und der Hofexspektanten huldigte ihm als dem Günstling des Günstlings. Doch leicht lösen sich die Verbindungen der Lasterhaften, und unter den schmeichlerischsten Aussichten sollte Overbury plötzlich den Wankelmuth des Glückes erfahren. Die Liebschaft seines Gönners und Freundes (wenn sich diese Verhältnisse vereinigen lassen) mit der Gräfin Esser hatte Overbury nicht mißbilligt, sondern im Gegentheil er beförderte sie durch seinen schriftlichen Verstand des unwissenden Viscount; allein sobald Overbury merkte, daß eine Heirath mit seinem Gönner das Ziel der Gräfin war, zu dem sie nur durch eine schimpfliche Ehescheidung, auf Meineid und Verrath gegründet, gelangen konnte, so empörte sich sein gesunder Verstand, wo nicht sein Gewissen gegen diese Maßregel. Mit großem Eifer und in Ausdrücken einer tiefen Verachtung der Dame stellte er ihm die entsetzliche Thorheit vor, eine Frau, die mit öffentlicher Schande und Vorwurf befleckt wäre, zu seiner Gemahlin zu wählen. Rochester wiederholte mit der gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit eines verblendeten Schwächlings bey der ersten Zusammenkunft seiner furienhaften Geliebten die verwegnen Reden seines Freundes. Sie schwur ihm Rache, und nachdem es ihr gelungen war, den Zorn des Viscount zu erregen, bewog sie ihn, die kräftigsten Mittel zur Entfernung eines so lästigen Zeugen ihres Betragens anzuwenden.

In dieser Absicht klagte der Günstling dem schwachen Monarchen, den er beherrschte, daß Overbury sich auf die Vertraulichkeit stützend, die er ihm unvorsichtiger Weise geschenkt habe, unausstehlich, unverschämt und starrköpfig geworden sey, und ließ sich merken, daß eine Gesandtschaft in's Ausland das beste Mittel seyn würde, ihn zu entfernen.

Ohne alle vorläufige Erwähnung seiner Absicht schickte also der König dem Sir Thomas Overbury zwey seiner Räthe, mit dem Vorschlag als Gesandter nach Rußland zu gehen. Ueberrascht und betreten durch dieses Anerbieten, welches Overbury als eine absichtliche Verbannung von dem Schauplatz seiner Wichtigkeit und aller seiner Hoffnungen betrachtete, lehnte er es unter dem Vorwand seiner schwachen Gesundheit ab, und als man ferner in ihn drang, ward er so gereizt, daß er sich äußerte, der König könne ihn weder gesetzmäßig noch gerechter Weise zwingen, sein Vaterland zu verlassen. Diese Antwort wurde als eine Verhöhnung der königlichen Macht angesehen; und Jakob höchst aufgebracht, befahl ihn sogleich in den Tower, das Gefängniß der Staatsverbrecher, zu setzen. Rochester ward damals durch Krankheit an sein Haus gefesselt, doch munterte er verrätherischerweise diesen Unglücklichen auf, in seiner Verweigerung der angebotenen Mission zu beharren, indem er ihm versprach, den König bald zu besänftigen, und seine Befreyung zu bewirken.

Indessen zog sich Overburys Gefangenschaft in die Länge; vielleicht den Grund ahnend, wurde er sehr unmuthig darüber, und auf die Wichtigkeit der schändlichen Geheimnisse, die man ihm anvertraut hatte, trotzend, wagte er es, sich an seinen Gönner mehr in vorwurfsvol-

Digitized by Google

lem als bittendem Tone zu wenden, und seine Loslassung mit Drohungen der Entdeckung begleitet, zu verlangen. Die Rache der Gräfin über diese Drohungen war unerbittlich, und sie bediente sich aller Künste, um den schwachen Rochester zu bereden, die wirksamsten Mittel, Overbury zum ewigen Schweigen zu bringen, zu ergreifen. Anfänglich sträubte sich die weichliche Natur dieses Mannes gegen die Grausamkeit der Gräfin, allein dieses ausgeartete Weib überwand alle Einwendungen der sich aufregenden Menschlichkeit, durch die Bemerkung, daß man zu weit gegangen sey, um ungestraft zurückkehren, und Overbury zu tief gekränkt sey, um aufrichtig verzeihen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26. Juli.

(Beschluß.)

Einen andern Abstecher machte ich südwärts von Paris, nach der Gegend von Arpajon. Dieß ist die Landstraße nach Orleans und dem mittäglichen Frankreich; eine der befahrendsten im ganzen Reiche; der Wirthshäuser trifft man daher auch eine außerordentliche Menge an, und die Städtchen und Dörfer, wodurch man kömmt, bestehen meistens aus einer sehr langen Straße, mit vielen Bädern und Wirthshäusern zu beyden Seiten. Es ist auch ein beständiger Durchzug von Kutschen, Diligencen, Karren und Frachtwagen. Hinter Arpajon liegt Etampes, eine der großen Korn- und Mehlniederlagen für die Hauptstadt. Von hier aus wird das Mehl auf hohen schwerbelasteten Wagen zur Pariser Mehlhalle gebracht; Müller und Kornhändler spielen zu Etampes eine glänzende Rolle; es soll dort Müller geben mit einem Einkommen von zwanzig- bis dreyßigtausend Franken. Sie besitzen beträchtliche Ländereyen, Gehölze u. s. w. in der Umgegend. Sollte jedoch der Vorschlag, zwanzig Dampfmühlen in der Gonnelle-Ebene neben Paris, wie auch eine große Bäckerey zur Ausführung kommen, wie es wahrscheinlich geschehen wird, da bereits eine Gesellschaft von Unternehmern deßhalb zusammen getreten ist, so wird dadurch den Müllern von Etampes ein großer Abbruch geschehen. Nur der Kornhandel wird wahrscheinlich nach wie vor fortgehen. Indessen könnten die Müller zu Etampes ja ebenfalls Dampfmaschinen anlegen. Auch hörte ich schon von einem reichen Müller sprechen, der seinen Sohn nach England geschickt hatte, um dort in einer vollkommen eingerichteten Mühle als bloßer Knecht sein Handwerk zu erlernen, und der nach dessen Rückkunft bereits in seiner Mühle die besten englischen Verfahrungsarten eingeführt hatte; natürlich werden es ihm die andern nachzumachen suchen, und so wird sich nach und nach alles anders und besser gestalten. Der Privatvortheil zieht die Leute mit sich fort, sie müssen die Verbesserungen, die der Zeitgeist mit sich bringt, annehmen, sogar wenn sie denselben abgeneigt sind; denn sonst bleiben sie hinter ihren Mitbrüdern zurück, und gewinnen weniger als sie. Aus eben diesem Grunde läßt sich hoffen, daß auch diejenigen Völker und Regierungen, die so gewaltig böse scheinen wider den Zeitgeist, sich doch nach und nach dazu bequemen werden, diejenigen Verbesserungen in den Staatseinrichtungen anzunehmen, wider welche sie Anfangs mit außerordentlichen Maßregeln zu Felde gezogen sind. In der Gegend von Longjumeau, einem wohlgebauten, sehr nahrhaften Städtchen, unterhielt man sich eben von einem großen Feste, das auf dem Schlosse der Gräfin von Labriche gegeben werden sollte. Diese Gräfin besizt ein Einkommen von 250.000 Franken, und ein großes Schloß, das gegen hundert Fremde empfangen kann. Hier sollte am Sonntage Abends eine Oper und ein Ballet aufgeführt werden; es war ein Theater errichtet worden, die Dekorationen hatte man aus dem königlichen Menus Plaisirs entlehnt. Wagen voll von Lebensmitteln, die man auf dem großen Pariser Markte eingekauft hatte, waren durch Longjumeau gezogen; es wurden eine unzählige Menge von Herrschaften aus der Hauptstadt erwartet, und aus der ganzen Umgegend waren Zuschauer zu der Oper eingeladen worden. Solche prachtvolle Feste auf den Schlössern sind jezt selten in Frankreich, und erinnern an die Zeit, als der französische Adel im ausschließlichen Besitze der großen Güter, des Geldes, der Ehrenstellen und aller Privilegien war. Uebrigens gibt es in dieser Gegend eine Menge reicher Gutsbesitzer, und daneben eine Menge kleiner, die von den, seit der Revolution verkauften großen Grundstücken kleine Theile gekauft haben, die sie sehr wohl bebauen, und worauf sie glücklich leben. Es war gewiß ein höchst unangemessenes Unternehmen der jezigen Minister, daß sie bey der lezten Session der Kammern diese für Frankreich so ersprießliche, und der Natur so angemessene Ordnung über den Haufen werfen, und dagegen das Recht, oder vielmehr das Unrecht der Vorzüge der Erstgeburt wieder herstellen wollten, unter dem Vorwande, die Grundstücke würden sonst zum Nachtheile des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung allzusehr zerstückelt werden. Erstlich vereinigen die Reichen schon mehr Grundstücke, als es vielleicht gut ist, indem ein großer Theil dieser Grundstücke blos zu ihrem Vergnügen dient, und folglich nichts hervorbringt, sondern dem Ackerbau entzogen wird. Zweytens ist es gerade die Theilung der Grundstücke, was den Wohlstand der Bürger und Landleute seit der Revolution in Frankreich so sehr befördert, und den Ackerbau empor hebt. In der Gegend von Arpajon ist der Boden sehr fruchtbar. Auf den Kornfeldern stehen Obstbäume, meistens Apfel- und Birnbäume, aus deren Früchten man Most bereitet. Die kleinern Bauern besitzen ein kleines Kornfeld mit solchen Obstbäumen, und auch wohl einen Gemüse- und Weingarten; dieß verschafft ihnen dann die nöthigsten Nahrungsmittel; das andere suchen sie sich durch ihre Arbeit zu verschaffen, da ihnen das Bestellen ihres Feldes nur einen Theil ihrer Zeit raubt. Man zeigte mir in jener Gegend die ehemaligen Güter eines Generalpächters, Namens Dory de Soucy; dieser Mann hatte Alles angekauft, was in der Gegend anzukaufen war, Schlösser, Gehölze, Felder, Teiche und Steingruben; und hatte einen Weg nach Versailles auf seine Kosten pflastern lassen, um gemächlich nach Hofe fahren zu können. Seine Nachkommen haben aber das große Vermögen zersplittert; die Güter sind zum Theil veräußert worden, und zwar zum großen Vortheile der Gegend, indem mehrere Landleute dadurch kleine Gutsbesitzer geworden sind. Der jezige Dory de Soucy, der den Ueberrest der Güter seines Großvaters besizt, ist ein Mitglied der Deputirtenkammer, wo er aber nimmer den Mund aufthut, stillschweigend zu Gunsten der Minister stimmt, und zum Lohne dafür vor einiger Zeit zum königlichen Kommissär bey den neuaufgefundenen Salzgräben zu Vic in Lothringen mit einem Gehalte von fünfundzwanzigtausend Franken angestellt worden ist. Für manche Personen ist es eine gute Spekulation, stillschweigend sein Votum abzugeben, und nie zu widersprechen; gewiß würde Dory de Soucy kein Salzkommissär mit fünfundzwanzigtausend Franken Gehalt geworden seyn, wenn er mit dem Salz der Beredsamkeit und der aufgeklärten Freymüthigkeit eines Casimir Périer oder eines Benjamin Constant gesprochen hätte.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. September 1826.

Man lispelt leichte Liedchen, man spizt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Uhland.

Die Heimonskinder und Roß Bayart.

Probe einer dichterischen Behandlung dieser Sage, nach dem Volksbuche und den altdeutschen Gedichten.

Von A. A. L. Follen.

Erster Gesang.

3.

Als Herr Heimon und Frau Aja
Traten in des Klosters Kreuzgang,
Hörten sie von weitem schon
Eine Stimme, die das ganze
Haus posaunenartig füllt.

Näher tritt der Graf, zu lauschen
Durch die Ritze in der Saalthür —
Und mit einem Mal erblickt er
Seine vier kernhaften Söhne,
Söhne, wie er keine sah.

Oben an der Tafel saß
Ritbart, als der Brüder Aeltster;
Nicht gar freundlich anzuschauen,
Fast noch trutziger als Heimon.
Auch das Vollmaß seiner Schultern
Zeugte von des Vaters Schlag,
Der geschmeidig war wie Demant.

Rechts saß Einer, mit des Künstlers
Stets in sich gezognem Blick,
Der da sinnet, Menschenseele
Aufzuprägen dem Naturreich,
Aus der Welt des Steins und Erzes
Eine schönere zu heben
Mit der breitgewölbten Stirn.
Richart war's, der feinste Wehrschmied,
Selbst der fest'ste Schild im Streit.

Gegenüber mit dem großen,
Schwärmerischen, blauen Auge,
Weiß und roth, wie Milch und Blut,
Ihm zur Seite Harf und Schachbrett,
Saß der schlanke Adelbart.
Bild der Mutter! seine Lippen
Halbgeöffnet, schwellend stets
Wie zum Liede oder Kusse.

Doch dem Aeltsten gegenüber,
Wie der morgenrothe Schneeberg
Vor dem düstern Felsgebirg:
Hat das jüngste Heimonskind,
Reinold, sich vom Platz erhoben.
Kaum noch mächtig, kaum bewußt
Dieser Gliederkraft und Fülle,
Stand er da. Ihn hätte, schien's,
Kein Erdbeben weggeschoben
Von der Stelle, wo er stand.
Ob der schöngehobnen Schulter,
Eine weiße Marmelsäule,
Reich geziert mit goldnem Knauf:
Steigt des Knaben Hals vom Nacken
Zum gewundnen Busch des Goldhaars.
Lachen diese Glutrubinen
Auf dem blanken Perlengrund?
Zürnen diese klaren Mienen,
Diese Stern' im blauen Rund?
Ob er zürne, ob er scherze,
Wagst du nie genau zu scheiden:
Denn sein Ernst und Scherz erscheint
Wie der Duft und Schmelz der vollen
Goldorang' in Eins verschmolzen,

Digitized by Google

Stets als Flammenspiel der Kraft.
Bild der Mutter, Bild des Vaters!
Wie die duftig zarte Blüthe
Zur gewürzten Traub' erstarkt,
Wie des Mostes Brausefeuer
Sich verklärt zum Firnewein.
Wenn er redet, strömt sein Wort
Aus der Brust gedehnter Wölbung:
Wie, von schmetternder Drommeten
Kühnem Scherz durchklungen, tönet
Der Posaune stolzer Donner
Aus des Domes Bogengang.

Dieses war dieselbe Stimme,
So der Graf vernahm, sobald er
Eingetreten in das Kloster;
Also sprach der starke Knab:

„Traun, ich weiß dem Speisemeister
Wenig Dank, vielwerthe Brüder!
Der allhier uns speis't und tränkt;
Sintemalen die Gerichte,
Die er uns bringt, überblieben,
Als Brosamen von dem Tische
Eines andern Herrn; zu dem
Nicht die angemeßne Fülle,
In Erwägung unsers Hungers.
Gleichermaßen fließt der Wein,
Dieses Labsal edler Herzen,
Weder reichlich noch erquicklich,
Sondern äußerst schmal und leicht.
Derohalben: hätt' ich nur
Diesen Speisemeister, wollt' ich
Dergestalt ihn zierlich, reichlich
Hier mit Hand und Fuß bedienen,
Daß er seinen Durst und Hunger
Stillen möcht' auf lange Zeit."

„Bitt' dich, laß' von solcher Rede,
Sprach ihm Adelhart entgegen.
Zwar, wir mögen unter uns
Reden, wie der Mund gewachsen:
Doch auch deß gedenke Bruder,
Was die treue Mutter uns
Auf die Seele festgebunden,
Daß wir still uns halten sollen,
Ihr zu Lieb' und uns zu Gute.
Denn wir kennen zwar die Mutter,
Aber unsern Vater nicht;
Und das sag' ich dir: erschlägst du
Heimons Hof, und Speisemeister —
Traun, er ist so frech und muthig! —
Er ließ uns in aller Eile
Niedermachen alle Vier.
Denn der alte Herr hat allzeit
Viel gewaffnet Volk mit sich;
Darum halte dich geruhig."

Drauf versezt der stolze Knab:
„Heia hei! uns tödten lassen,
Heimon uns, der graue Hund?
Brüder, glaubt mir: käm' er her,
Seine Speiser, seine Spieser,
Noch ihn selber säh' ich an,
Funkelt' ihm auch unterm Helmdach
Aus der Asche seines Bartes
Eine Nase, wie ein Flammberg
Unterm Schmiedehammer funkt!
Wohl, ich sollt' ihn treulich streicheln,
Bis er still mir halten wollte.
Denn von je her war mir nichts
So beliebt als alte Knauser."

So gefiel's dem Grafen Heimon;
Und mit ganzer Vaterfreude
Sprach er: „Hausfrau, sonder Stammbaum,
Dieser ist mein ächter Sohn!
Doch jezt muß ich noch die Andern
Untersuchen, ob sie auch
Also kühn sind, wie sie drein schaun."

Hiemit stieß er an die Thür,
Mit dem Fuße, daß die Angeln
Dröhnten und die Flügel flogen
Aus dem Riegel, aus dem Schloß:
Und im Saal mit einem Sprung
Stand — das Schreckbild von Dordone!

Wie die Pilger in der Wüste,
Die beym Mahl sich sorglos lagern,
Wenn sich, mit gerecktem Nacken,
Fußend mit geschuppten Ringeln,
Zeigt ein ungebetner Gast:
Also starrten die drey Brüder.
Selbst der Reinold stuzt ein wenig,
Gleich dem Waidmann, wenn vor ihm
Aus dem Lager, unversehen,
Steht ein Vier-und-zwanzigender!
Doch auch rascher fliegt kein Jagdspieß,
Als der Reinold, über Tisch:
Packt den hohen Herrn beym Halsberg,
Zwingt ihn über eine Bank,
Also redend: „Was hast du
Hier zu suchen, alter Grauer?
Dieses sag' ich dir: wir haben
Eben Mahlzeit abgehalten,
Wärst du hier gewesen, hättst du's
Just so gut gehabt als wir."

Indem kamen auch die Andern.
Deß erschrak der alte Hammer,
Der noch nie als Ambos lag;
Also rief er: „O ihr jungen
Helden, schlagt mich nicht! ich bin ja
Heimon, euer lieber Vater!
Und ich will euch heute Abend
Alle vier zu Rittern schlagen."

Wie dieß Wort der Knab' vernahm,
Sprüht' ihm Scham aus Wang' und Auge.
Froh dann rief er: „Gott sey Dank,
Liebster Vater! daß ich Euch
Nicht geschlagen und erdrückt hab'!"
Hub mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht
Dann ihn leicht empor vom Boden;
Dieser hub die Hand und rief:

„Gott sey Dank und Sankt Marien,
Der gebenedeyten Mutter!
Die mir, sondern all mein Hoffen,
Euch zu meinen alten Tagen
Also kräftiglich gespart.
Keck nun, ohne Scham und Gram,
Darf mit euch zu Hof ich reiten,
Unsern Vettern in's Gesicht."

Digitized by Google

Jezt umhals't er seine Söhne:
Erst den Ritbart, dann den Richart,
Dann den Adelhart, sich wundernd
Seiner und der Mutter Schönheit,
Der er lange nicht gedacht.
Als den Reinold er umfangen,
Zwang er ihn an Brust und Mund
Also herzlich, daß dem Knaben
Aus der Nase sprang das Blut:
„Vater, sprach er, helf' mir Gott!
Wärt Ihr nicht mein lieber Vater,
Wollt' ich Euch dermaßen drücken,
Daß Euch Sehn und Hören wich'!" —
Denn vor Schmerz und Scham und Freude
Wußt' er nimmer, was er sprach.

Hochauf lachte da der Graf,
Und Frau Aja, die seit ihrer
Hochzeit nie den Ehgemahl
Weder lachen sah noch weinen.
Heiter sprach die treue Frau:

„Vater, gehn wir mit den Kindern
Nun zum Saale, wo die Vetter,
Oliver, der Genueser,
Holger von der Dänen Mark,
Wertrand und der stolze Roland
Unser harrn mit Freundes Neugier.
In Betreff der Hoffahrt,
Hab' ich euch, herzliebste Söhne,
Wohl gesorgt für Festgewänder,
Würdig eures Stands und Leibes.
Nämlich: Gold- und Silberstoffe,
Hermeline, Zobelpelze,
Sammetjacken, Wappenhemden,
Apfelgrün und golddurchstickt,
Meine Farben, mir zur Freude.
Auch vier reichbeperlte Schärpen,
Auch vier fröhliche Barette,
Bunt in funkelndem Gestein,
Hoch auch, breit und schwank befiedert:
Also, daß ihr mögt erscheinen
Vor dem König, Eurem Oehme,
Neben Karlmann seinem Sohn."

Dazu sprach kein Wort der Alte,
Sondern ging, am Arm die Gräfin;
Doch ihm stunden seine Söhne
Wohl an: wie dem grauen Eichbaum
Hochgeschoßnes Frühlingslaub.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zur Einleitung seiner Absichten verlangte Rochester vom König die Verabschiedung des damaligen Aufsehers des Towers und die Ernennung einer seiner Kreaturen, des Sir Gervais Elveyn an dessen Stelle. Hierauf mußte sich die Gräfin erniedrigen, Mistreß Turner abermals anzusprechen, die sie bereits in ihren strafbaren Anschlägen wider das Leben ihres Gemahls gebraucht hatte und sie durch Bestechung bewegen, die wirksamste ihrer schwarzen Künste gegen das Leben des hülflosen Gefangenen anzuwenden. Vorsichtig ging sie mit ihrer Gehülfin zu Werke, indem sie einsah, es wäre weniger gewagt, die Lebenskraft ihres geweihten Opfers unter dem Anscheine einer natürlichen Krankheit zu untergraben, als es plötzlich auf eine verdächtige Art vom Schauplatze zu entfernen. Allein wiederholte Versuche überzeugten sie von der Unwirksamkeit des langsamen Giftmittels, und da die Anstifter dieser Schandthat ungeduldig wurden, weil Overbury's Befreyung nicht viel länger aufgeschoben werden konnte, nahmen sie ihre Zuflucht zu kräftigern Maßregeln, und im Herbste des Jahres 1613 endigte ein qualvoller Tod die Leiden dieses unglücklichen Mannes, nachdem er ein halbes Jahr von seinem Freunde getrennt, und ohne alle Hülfe den wiederholten grausamen Versuchen der Elenden überlassen, die sein Verderben beschlossen hatten, hingeschmachtet hatte.

Indessen erregte dieses Ereigniß einen gerechten Verdacht, besonders da es kund ward, daß man den Körper des Verblichnen am Todestage selbst, nachlässig in ein Bettuch gehüllt, ohne die Gegenwart eines seiner Freunde noch die gerichtliche Leichenschau abzuwarten, zu Grabe gebracht hatte. Man bewog einen Verwandten des Verblichnen, in Erwägung dieser Umstände, Schritte zu einer genauen Untersuchung zu thun: aber der Stand und die Macht der Verbrecher vernichteten jeden Versuch, der in dieser Absicht gemacht wurde, und ungeachtet der dunkeln Gerüchte, die im Umlauf waren, ließ man die Sache ruhen, und die schändlichen Thäter des Mordes, mit ihren noch ruchlosern Anstiftern schmeichelten sich, daß ihr Verbrechen der Kenntniß der menschlichen Gerechtigkeit entzogen wäre. Unterdessen erreichte dieses strafbare Paar die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Sie hatten sich an den König selbst gewendet, und dieser schwache Monarch, gleichgültig gegen Schuld und Schande, wenn es die Begünstigung der Wünsche seiner Lieblinge galt, gestattete nicht nur die Einreichung der Ehescheidungsklage der Gräfin von Essex, sondern beförderte sie mit dem größten Eifer. Doch der Erzbischof von Canterbury, und vier der Mitglieder der dazu ernannten Kommission wollten diese Ehe nicht lösen, und vertheidigten ihre Gründe dagegen mit allem Ernst und unerschrocknem Muth, und als die übrigen, um sich bey dem König und seinem Günstling einzuschmeicheln, das Scheidungsurtheil aussprachen, behaupteten sie dennoch ihre Protestation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im August.

Die Mitglieder der französischen Bühne zu Warschau spielen nun schon seit einigen Monaten wöchentlich dreymal, theils in Charlottenburg, theils in Berlin, und es scheint ein gutes Zeichen, daß sich der im Anfange kleine Kreis der Zuschauer mehr und mehr vergrößert hat. Ein Berliner Kritiker wirft diesen Schauspielern, wie allen Franzosen vor: sie wüßten keine Menschen darzustellen. Wenn ein Franzose dieß Urtheil hörte, würde er den geehrten Herrn entweder auslachen, oder wenn er die deutsche Bühne kennen gelernt hätte, würde er antworten: „und ihr Deutschen, — mein Herr, versteht nicht, was Leidenschaft ist.“ Der deutsche Herr nämlich meynt ganz richtig, daß die Franzosen nur Leidenschaften überhaupt darstellen, ohne die partikuläre Manier, in welcher sie sich bey diesem oder jenem Menschen vorfinden; der Franzose dagegen hat richtig eingesehen, daß die Deutschen meist zu sehr auf den Hans oder Kunz, und nicht auf die Darstellung der Leidenschaft das Hauptgewicht legen. Daher ist es so leicht ein deutscher Schauspieler zu seyn; jeder geht, steht, spricht und gebehrdet sich nach regellosem Belieben; jeder macht aus ein und demselben Helden ein anderes Individuum, denn jeder hat über jeden Helden wieder eine andere Ansicht, und man kann ein und dieselbe Rolle, ja ein und dasselbe Stück auf die entgegengesetztesten Weisen in Deutschland spielen sehen. Und hieran ist nur der extreme Hans und Kunz Schuld, den jener geehrte Herr gegen den Franzosen vertheidigen will. Die Franzosen spielen ihre Trauerspiele und ihre Komödien (nicht Vaudevilles) durchgängig auf dieselbe Weise, der Gang ihrer Schauspielkunst ist nur der: für die allgemeinen Leidenschaften, für alles, was die Menschenbrust hebt und bewegt, für Schmerz und Freude, für Zorn, Liebe und Mitleid, für Mißtrauen, Geiz, Haß, Neid, Abscheu und aufopferndes Hingeben, den gemäßen, richtigen Ausdruck zu finden. Dieser Ausdruck ist jezt gefunden, die Meister sind da, und die ganze Schauspielkunst besteht darin, jenen Meistern ähnlich, oder gar ihnen gleich zu seyn. Diese Meister sind Talma und Mad. Mars, bekannt, berühmt in ganz Frankreich, nachgeahmt in allen Provinzen wie in der Centralstadt, der sie selber angehören. Außer der festgewordenen Darstellung der Leidenschaften ist auch alles Traditionelle zu typischer Festigkeit geworden. Der Mann im habit français läßt sich nur auf dieselbe Weise darstellen, jede Bewegung ist durch dieses Kleid bedingt, alles ist Convention, gegen welche nicht darf gesündigt werden. Ein Deutscher im habit français ist dadurch meist schon, wie ernsthaft er auch einherschreiten mag, eine lächerliche Gestalt, wenn er sich jenen Conventionen, die keine bloße Willkür sind, nicht zu fügen und darin lebendig zu bewegen versteht. Daher ist denn auch jede kleinere französische Bühne ein Abdruck der großen; der Unterschied wird nur der eines avant la lettre und eines andern von retouchirter Platte genommenen Abdruckes; es bleibt ein quantitatives Mehr oder Weniger innerhalb ein und derselben Sphäre. — Der Abdruck nun, der uns von Warschau her übersickt ist, kann freylich die Retouche nicht ganz verleugnen, aber der noch Unbefangene erhält doch immer ein klares Bild, und dem genauern Bekannten verlebendigen sich wieder die so oft gesehenen und liebgewordenen Züge. Und ein weiterer Vorzug aller französischen Schauspiele ist noch der, entweder mit voller Liebe und Leidenschaft zu spielen oder durch die hohe Achtung, die kein Franzose dem Publikum versagt, stets zu Fleiß und Mühe und Anstrengung aufgefordert zu werden. Von dem Vornehmthun und der Nachlässigkeit vieler deutschen Schauspieler hat kein Franzose eine Vorstellung. Freylich sind die Deutschen auch kein Publikum. Das französische Publikum hat meist nur eine Stimme, und wenn es zum Zwiespalt kommt, wird der Hans und Kunz zum Saal hinaus befördert; bey uns klatscht und schreyt und pocht Hans und Kunz durcheinander, keiner weiß weder was er will, noch was er soll; wir haben keine deutsche Aesthetik, wenn es nicht etwa deutsche Aesthetik genannt werden könnte, daß Jedweder, wie ihm der Mund gewachsen ist, oder wie es sich eben in seinem Herzchen regt, in die Welt hineinfabelt und lebt; wir geben unsere deutschen Stücke nicht, sondern sind solche kosmopolitische Theoretiker, daß wir uns lieber spanische Ehrenstreite und slavische Sklavenverhältnisse vorspielen lassen, oder dieß Aefische soweit forttreiben, uns selbst den französischen Affen und Bären zu verschreiben; wir sind so kleinstädtisch, diese Pariser Vorstädtereyen zu großen Bühnenaktionen heraufzuerschimmern, und so soldatisch gesinnt, die sieben Mädchen im Uniform als ein Nationalstück einzuexerciren.

Um nun schließlich den Kreis anzugeben, in welchem unsere Warschauer Franzosen sich bewegen, so ist es der kleinerer Stücke des Théâtre français, deren Darstellung ihnen besonders gelingt, denn hier haben sie nur das Bekannte, Hergebrachte, was sie von Jugend auf gesehen, gehört, worin sie geboren, worin sie erzogen, zu wiederholen. Weniger gelingen die Vaudevilles, wo eben die ganze Breite der Partikularitäten, wo das, was jener Kritiker Menschendarstellung nennt, für sich heraustritt, wo das Kleinste durch den Schauspieler zum Größten werden muß, wo der Inhalt gar nichts, und die Darstellung alles gilt, und die zu übersetzen und zu kleinen Operetten durch eingelegte größere Arien, Terzette ꝛc. umzuarbeiten, um so thörichter ist, je augenblicklicher, national, schnell verschwindender diese Stücke seyn wollen und müssen. Wie mag es uns interessiren den „schönsten Tag des Lebens“ dargestellt zu sehen, was ein Pariser Hochzeittag Komisches haben kann? Zu diesen Vaudevillen gehören außerdem die besten Schauspieler, und das sind weder diese Warschauer noch unsere eigenen Lustspieler.

Herr Maurer vom Stuttgarter Theater hat nicht angesprochen. Lieber möchten wir Herrn Marr's aus Hannover erwähnen, dessen Talent aus jedem Worte und jeder Bewegung sprach. Als Franz Moor gab der junge Schauspieler das Beyspiel einer meisterhaften Nachahmung; alle Gebehrden und Gestikulationen waren Herrn Devrient nachgespielt, nur fehlte hin und wieder die ächte Energie des Bösen, während Herr Marr das Extreme, in welches unsere Künstler bisweilen ausschweifen, geschickt zu vermeiden wußte, und dadurch bewies, daß er nicht mechanisch, sondern selbstthätig nachahme. Um Geistvolles nachahmen zu können, muß man selber geistvoll seyn, und es gebührt Herrn Marr formell dasselbe Lob als den neuern Malern, wenn sie sich in die klassischen Gestalten zu vertiefen und sie treu wiederzugebähren im Stande sind.

Auch das Wolffische Ehepaar ist in unsere Mauern nach langer Abwesenheit zurückgekehrt, und es fehlte nicht an dem jubelvollsten Empfange. Der Tieckische Grundsatz, daß der ächte Schauspieler sich am besten in mittelmäßigen Stücken zeigen könne, schien sich dießmal zufällig bewähren zu wollen. Doch wir hoffen Herr Wolff sey nur in Herrmann und Dorothea aufgetreten, um mit seiner Gattin gemeinschaftlich zu spielen, und als Gesundender die Anstrengung gewichtigerer Rollen zu vermeiden. Es möchte uns leid thun, wenn Herr Wolff jenen Grundsatz, der zum Jocko führt, und in diesem Affen seine konsequenteste Darstellung findet, wollte zu dem seinigen machen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. September 1826.

Ja das verdorbene Herz ist unser ärgster Feind.

A. Müller.

Begebenheiten des Grafen von Sommerset ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sobald dieser wesentliche Punkt errungen worden war, ernannte Jakob den Viscount Rochester zu einem Grafen von Sommerset, um der Braut die Kränkung zu ersparen, von ihrem Rang herabzusteigen: und nur wenige Monate nach dem schauderhaften Tode des unglücklichen Overbury wurde die Vermählung der frevelhaften Anstifter desselben am Hofe selbst gefeyert, mit einer Pracht und einer Ueppigkeit, kaum geringer als diejenige, die bey der Vermählung der Prinzessin Elisabeth geherrscht hatte. Strahlend im festlichen Glanz wurde die Braut vom König selbst an den Altar geführt. Doch wer diese freche Schönheit mit der lieblichen Königstochter verglich, die vor nicht langer Zeit mit aller Anmuth und Würde an derselben Stelle erschien, wünschte der Unschuld den Sieg über die geliebenen Reize der Buhlerin. Große Feyerlichkeiten folgten nach und die Stadt London gab dem ganzen Hofe ein glänzendes Fest; aber das Volk schaute mit Unwillen und Entsetzen auf diesen Triumph der schamlosesten Verworfenheit. Auch waren dieses die lezten öffentlichen Gunstbezeigungen, die der Graf Sommerset vom König erhielt. Vor der Welt hatte er sich durch seine Vermählung mit einem so schändlichen Weibe erniedrigt; und selbst die angebliche Großmuth, mit der er dem König, wie von Seite der Nation eine freywillige Schenkung beabsichtigt worden war, fünf-und-zwanzig-tausend Pfund als seinen Beytrag lieferte, konnte ihm nicht die Gunst des Volks erhalten; es erkannte nur in der Größe der Summe, welche Reichthümer der König an Sommerset verschwendet haben mußte. Die Gunst dieses Monarchen neigte sich auch zu ihrem Ende. Auf einem Besuch, den der Monarch der Universität Cambridge machte, begleitete ihn zwar der Graf und seine Gemahlin; allein keine Dame außer ihrer Mutter und Schwester wollte im Gefolge der Gräfin von Sommerset auftreten, und in der äußern Erscheinung des Grafen las man seinen nahen Fall. Das geheime Bewußtseyn seiner schauderhaften Schuld hatte ihn aller Anmuth der Jugend und Schönheit beraubt: er suchte die Einsamkeit; er vernachlässigte seine Gestalt, seinen Anzug und sein ganzes Wesen; seine Schwermuth verscheuchte den fröhlichen Scherz, den der König in seiner nächsten Umgebung liebte, und da er nicht mehr die Reize, die ihn ehemals geblendet hatten, in seinem Liebling wahrnahm, wandte er bald seine Gunst auf einen neuen Gegenstand, der sich bereits seit zwei Jahren in seinem Dienste befand. Der nachmals so bekannte Herzog von Bukingham fing an, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Als der jüngere Sohn eines Landedelmanns, hatte Georg Villiers die Blicke des Monarchen durch seine Schönheit und edle Haltung auf sich gezogen. Dieser Jüngling kehrte eben von Frankreich zurück; geübt in der Tanz- und Fechtkunst; und reichlich ausgestattet mit kostbaren Gewändern, erschien er am Hofe, um sein Glück zu machen. Auch ward er bey seinem ersten Auftreten zum Mundschenk ernannt, und bald darauf wurde ihm die tägliche Auf-

Digitized by Google

wartung bey der Tafel des Königs übertragen, wodurch er Gelegenheit fand, die Laune seines Gebieters zu belauschen und sich in dieselbe einzuschmeicheln. Sommersets unverschämte Raubsucht, die keine Bitte ohne übermäßige Bestechung gewährte, hatte ihm einen allgemeinen Haß zugezogen und viele Hände waren bereit den schwankenden Günstling zu stürzen, und dem neuen Götzen empor zu helfen. Nach vielen Intriguen, in welche man die Königin verwickelt hatte, gelang es dem schwachen Monarchen seiner neuen Thorheit zu fröhnen, und ungeachtet alles Widerstandes von Seite Sommersets wurde Villiers zum Ritter geschlagen, und zum Kammerherrn ernannt.

Je mehr Villiers in der königlichen Gunst stieg, je drohender erhoben sich Sommersets Besorgnisse: seine Gemahlin, die mehr Festigkeit des Charakters besaß, spottete dieser und begann den schwachen Sommerset zu verachten. Sie war klug genug zu merken, daß er nicht mehr die Gunst seines Gebieters ungetheilt genoß, und es kränkte ihre Eitelkeit, dadurch selbst am Ansehn bey Hofe zu verlieren; aber noch lachte sie der Furcht, daß man ihre Schuld entdecken könnte; oder sie stürzte sich in einen Taumel von rauschenden Vergnügungen, um sich zu betäuben. Graf Sommerset, alles persönlichen oder angeerbten Verdienstes entblößt, ohne einen treuen Freund oder Berather, empfand, daß die Gunst des Königs die einzige Schutzwehr zwischen ihm und dem Verderben und der Schande war, die er so vollkommen verdient hatte. Diese einzige Stütze schien nun zu schwanken, und er griff noch einmal darnach, um sie zum Werkzeug seiner Sicherheit zu machen. In dieser Absicht stellte er seinem Herren vor, daß, bey Verwaltung seiner hohen Aemter und bey den geheimen und wichtigen Geschäften, die ihm anvertraut gewesen wären, es nicht unwahrscheinlich sey, daß er aus Unvorsichtigkeit Irrthümer, die streng gesetzlich getadelt werden könnten, begangen habe, daher flehe er unterthänig, ihm einen Gnadenbrief unter seinem großen Siegel, für alle vorgegangenen Uebertretungen ausfertigen zu lassen. Der König bewilligte diese Bitte mit seiner gewöhnlichen Nachgiebigkeit, und dieser Gnadenbrief war so gestellt, daß Sommerset hätte völlig beruhigt seyn können; allein der Kanzler verweigerte durchaus das Siegel aufzudrücken, indem er sich dadurch selbst der Strafe aussetze, und diese Einwendung erkannte man als unwiderleglich. Sommerset mußte also in banger Furcht den Erfolg der tausend Zufälle erwarten, die entweder seine geheimen Verhältnisse mit Spanien, oder die schwarze That von Overburys Mord verrathen könnten — und das leztere Verbrechen war bereits nicht weniger als acht oder zehn Personen, die mehr oder weniger darein verwickelt gewesen waren, bekannt. — Ungeachtet seiner gegründeten Gewissensangst vermochte der stolze Emporkömmling dennoch nicht, seinen hoch fahrenden Sinn zu beugen und zog dadurch die Entdeckung, vor der er zitterte, herbey. Es gab bey Hofe zwey bestimmte Parthien, für Villiers oder Sommerset; denn noch hatte Sommerset Anhänger, die heimlich hofften, ihn wieder in der Gunst steigen zu sehen. Der König, dieser Fehden müde, und in der Absicht, sie zu beseitigen, befahl dem Villiers seinem alten Günstling aufzuwarten und sich ihm als seine Kreatur anzuschließen; zugleich ließ er dem Sommerset wissen: es wäre sein Wille, daß er Villiers Annäherung freundlich aufnehmen sollte. Allein der hochmüthige Graf verachtete diesen Befehl und stieß Villiers Entgegenkommen mit den hastigen, kurzen Worten zurück: „ich verlange eure Dienste nicht, und ihr sollt meine Gunst nicht erhalten; wenn ich kann, breche ich euch den Hals; darauf könnt ihr euch verlassen.“ Diese trotzige Antwort verlezte den König und reizte Villiers. Auch fehlte es nicht an Personen, die diese Stimmung benuzten, sie regten den Verdacht wegen Overburys plötzlichem Verschwinden von Neuem auf und bewogen endlich durch ihre Einflüsterungen den König, die Sache gerichtlich untersuchen zu lassen. Einer der ersten Schritte hiezu war, daß der König den Kommandanten des Towers, Elveyn, den Sommerset ausdrücklich zum Beförderer von Overburys Mord hatte ernennen lassen, vor sich kommen ließ, um ihn auszuforschen; er führte die Untersuchung so meisterhaft, daß der geängstete Mann folgendes Geständniß ablegte: „Bald nachdem Sir Thomas Overbury ihm überliefert worden, begegnete er Weston, dem Gefangenwärter, mit dessen Abendbrod und einer kleinen Flasche in der Hand. Weston fragte ihn: „Soll ich es ihm jezt geben?“ Elveyn verlangte eine Erklärung dieser Worte, und Weston endlich bekannte, das Fläschchen wäre ihm von der Gräfin Essex zugeschickt, und enthalte Gift. Der Kommandant erzählte weiter: er habe ihm sein Vorhaben streng verwiesen und verboten das Leben des Gefangenen durch solche Mittel anzugreifen: doch habe er es nicht nöthig erachtet, ihn abzusetzen; auch habe ihm derselbe Mann nachgehends gesagt: die Ursache von Overburys Tod wäre ein Arzneymittel gewesen, das ihm ein Apotheker eingegeben, der von der Gräfin Essex dafür bezahlt worden wäre.“ — Auf dieses Geständniß wurde Weston eingezogen, und mit Mühe vermocht, die erwähnten Umstände zu bestätigen, doch läugnete er, dem Overbury den in jenem Fläschchen enthaltnen Trank gereicht zu haben; aber er gestand, ihm öfter Pastetchen und Gelée von der Gräfin gebracht zu haben, die wahrscheinlich vergiftet waren, indem man ihn gewarnt habe, sie nicht zu kosten. Ferner sagte er aus: Sommerset habe Overbury ein weißes Pulver geschickt, und ihm zugleich geschrieben, das Pulver einzunehmen, sich auch nicht zu ängstigen, wenn er krank darauf würde; denn diese Krankheit sollte ihm zum Vorwand dienen, um ihn aus dem Gefängniß zu befreyen. Es wurden noch mehrere Theilnehmer einge-

zogen, strenge untersucht und auf diese verschiedenen Zeugnisse fand es der König nöthig, einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen und die Gräfin Sommerset ausfertigen zu lassen: doch entschloß er sich vorläufig, seinen einst so geliebten Carre noch einmal zu sehen. Diese Abschieds-Scene stellte die Falschheit des Monarchen in ein helles Licht, denn nie hatte er den, kein Arges ahnenden, Grafen so mit Liebkosungen überhäuft. Obgleich er sich dem Anscheine nach nur auf wenige Tage von ihm trennte, hing er an Sommersets Hals, bedeckte ihn mit Küssen, schien nicht von ihm scheiden zu können, sprach von baldigem Wiedersehn, und wußte dennoch, daß der Unglückliche dem Gericht überliefert werden und nie wieder vor seine Augen kommen sollte. Jakob trug ihm sogar auf, seiner Gemahlin einen Kuß von ihm zu bringen, und begleitete ihn bis an die Treppe.

Doch kaum war Sommerset in seinen Wagen gestiegen, als der König ausrief: „Nun sehe ich ihn nie wieder" *)! — Höchst überraschend war dem Grafen und seiner Gemahlin der königliche Befehl, sie nach dem Tower zu bringen; doch so lange die Criminal-Untersuchung ihrer Mitschuldigen dauerte, hegten sie noch Hoffnung, sich zu rechtfertigen: allein, Elvevn, Weston und die übrigen wurden alle überwiesen und mußten die Strafe ihres Verbrechens erdulden. Die gerichtliche Untersuchung der verworfenen Mistreß Turner war höchst merkwürdig, und erregte allgemeinen Abscheu, weil ihrer Zauberkünste dabey erwähnt wurde. Der königliche Advokat sagt in seiner Anklage: die Gräfin Esser und Mistreß Turner hätten oft zusammen einen gewissen, schon verstorbenen Doktor Formann besucht, um durch ihn magische Mittel zu erlangen, die dem damaligen Viscount von Rochester eine Liebe zur Gräfin einflößen sollten, so wie einem andern Mann für Mistreß Turner selbst. Mehrere magische Werkzeuge, Bilder und Figuren wurden vor Gericht gezeigt, und indem man sie betrachtete, hörte man das für die Zuschauer errichtete Gerüst heftig krachen, welches bey der angstvollen Aufregung aller Gemüther ein allgemeines Schrecken verursachte, und für eine schlimme Vorbedeutung gehalten wurde. Mistreß Turner's thätige Theilnahme an der Vergiftung Overburys wurde hinlänglich erwiesen und das Todesurtheil über sie ausgesprochen.

Viele Männer und Frauen von Stande fuhren nach dem Gerichtsplatz, um den Tod dieser Person zu sehen, und man sagte: sie hätte eine aufrichtige Reue bezeigt. — Doch konnte sie ihrer Eitelkeit nicht die Befriedigung versagen: in einem Kragen mit gelber Stärke gesteift, als einer Mode, die sie selbst von Frankreich eingeführt hatte, auf dem Blutgerüst zu erscheinen. Allein durch diesen Umstand nahm die beliebte Mode ein plötzliches Ende.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) In charakteristischer Uebereinstimmung steht dieser Zug mit den Worten, die Ludwig XIII. in der Stunde sprach, wo sein Günstling, der junge Cinqmars, auf dem Blutgerüste starb. Der König sagte kaltblütig: „der Freund wird jezt ein erbärmliches Gesicht machen" — so erzählen mehrere Memoiren jener Zeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

Unter den vielen literarischen Prozessen, die im gegenwärtigen Zeitpunkt über Preßfreyheit, literarisches Eigenthum und über literarische Kontrakte anhängig werden, zeichnete sich vor dem Tribunal von Paris am 2ten August einer aus, dessen Ursache der große Voltaire war; das Schicksal wollte, daß auch hier, so wie über Alles, was von Voltaire herrührt, der Geist der Laune und des beißenden Witzes sich verbreitete; wenn auch die beyden Partheyen dabey nichts zu lachen hatten, so lachten doch die Zuhörer, und sogar die beyderseitigen Advokaten, es lächelten sogar die Richter. Bekanntlich war Voltaire eben so schwächlich an Körper, als er ein Riese war an Geist; in seinen fünfzehn lezten Lebensjahren lebte er beynahe nur allein von Kaffee, und wurde dabey 84 Jahre alt. Aber dabey war ein Geheimniß, oder wenigstens hatte Herr von Voltaire während seines Lebens es nicht für der Mühe werth gehalten, von der Art zu sprechen, wie er seinen Kaffee zubereitete. Mercier allein, Mercier, der berühmte Verfasser des Gemähldes von Paris, war oft gegenwärtig, wenn Voltaire frühstückte, und so erfuhr er von ihm, wie er seinen Kaffee als das Mittel ansah, sich bey guter Gesundheit zu erhalten. Dieser Kaffee war nichts anders als ein Gemische von Kaffee und Chokolat. Mercier war in genauer Verbindung mit einem Herrn von St. Leger, der am Hofe des Grafen von Artois, jezigen Königs, lebte; diesem vertraute Mercier das Kaffeegeheimniß. Herr von St. Leger legte darauf einen großen Werth, und sein Sohn, Herr Ferdinand von St. Leger, der das Recept zu dem Wunderkaffee von seinem Vater erhalten hatte, suchte dasselbe als ein Familienerbgut zu benuzen. Er machte mit einem Herrn Dumont, Chokolatfabrikanten, einen Kontrakt, vermöge dessen Dumont für jedes Pfund Kaffeechokolat, das er verkaufen würde, fünfzehn Sols an Herrn von St. Leger abgeben sollte; ein geringes Draufgeld von 300 Franken wurde dabey auch noch bedungen. Aber in der Voraussezung, daß Voltaires Frühstück eben so allgemein bekannt werden würde, als sein unsterblicher Name, hatten sich beyde Theile bereits für Millionäre gehalten. Nun kam es vor allen Dingen darauf an, daß die Anzeige des Chokolats allgemein bekannt gemacht würde, und auch hier versprach sich Herr von St. Leger sehr viel davon, daß er selber Literator war, und also die hochtrabenden Bekanntmachungen selber aufzusezen verstand, und außerdem war er mit vielen Journalisten von Paris in Verbindung. Aber in Paris ist seit dem berühmten Kritiker Geoffroy die schon alte Kunst, sich durch literarisches Anzeigen emporzuschwingen, dahin verfeinert worden, nicht nur daß die Redaktion bezahlt wird, sondern auch daß man in den Zeitungen nichts aufnimmt, wovon man nicht die Probe vor sich hat. Die Frage bey dem Kaffeechokolat von Voltaire war, wie man mit den Journalisten wohlfeil abkäme, weil Herr Ferdinand von St. Leger selber Gelehrter war, und also ihrer Feder nicht bedurfte; er war so glücklich, mit einigen übereinzukommen, daß sie für die Einrückung der von ihm selber abgefaßten sich damit begnügten, daß sie die Probe selber machten. Jeder Journalist, der eine Anzeige einrückte.

Digitized by Google

oder jeder Redakteur, der eine Einrückung verschaffte, erhielt also ein halb Pfund Voltaire-Kaffeechokolat. Alle diese lächerlichen Umstände, und die Erzählungen, wie Herr Dumont bisweilen einen Redakteur zu einem wohlbesezten Mittagstische einlud, und die Anspielungen des Advokaten des Herrn Ferdinand von St. Leger auf die jezige Sitte, wie, nach einem bekannten Verse des Herrn Casimir Delavigne, jezt Alles sich bey reichlichen Gastmahlen stipulirt, und wie das Weinglas nebst der Gabel jezt die Welt regiert; und wie dagegen Herr Dumont, troz des unermeßlichen Glücks, das er mit der neuen Erfindung gemacht haben sollte, dem Herrn St. Leger weder die Anzeigen, vermöge der 75 Centimen vom Pfund, noch die 300 Franken, noch eine Zeichnung auf dem Papier, worin der Kaffee verkauft wurde, welche zugleich das Porträt von Voltaire und die Anzeige seiner unsterblichen Werke enthält, bezahlt habe; all dieß wurde noch weit komischer dadurch, daß nun der Advokat des Herrn St. Leger die Mittheilung der Handelsbücher des Herrn Dumont verlangte, damit er berechnen könnte, wie viel tausendmaltausend Pfunde verkauft worden seyen, und wie oftmal 75 Centimen Herr St. Leger zu fordern habe, und wie nun dagegen der Advokat des Fabrikanten auftrat, und anzeigte, daß die ganze Spekulation ein Schwindel gewesen sey. Die Sache hatte in der That nur in den Zeitungen und bey den Gastmahlen Lärmen gemacht, allein das Publikum war für den neuen Ruhm des großen Mannes, insofern er sich auf Chokolat und Kaffee gründete, gleichgültig geblieben; der größte Theil des Fabrikats, nebst der Anzeige und Porträt liegt noch im Magazine des Herrn Dumont. Der Richter verwies die beyden Gegner mit ihrer Berechnung vor einen Schiedsrichter.

Es werden jezt in Paris viele Bücher und Büchlein gedruckt, deren Hauptverdienst in den Personalitäten besteht, mit welchen das Publikum am meisten bekannt ist. Die meisten dieser Produkte gleichen der tadelnswürdigen Unternehmung der Engländerin Wilson, die seit einigen Jahren die wahren und die erdichteten Schandanekdoten des Londonerpublikums bekannt macht; in diesem Fall werden sie von der strengen Pariser Polizey in Beschlag genommen, und da dieses oft schon in den ersten Tagen geschieht, da ein Buch kaum bekannt zu werden die Zeit hatte, so ist es schwer, Auszüge daraus zu machen, wenn auch keine Gefahr dabey wäre, verbotene Bücher in den Händen zu haben, da die Strafen gewöhnlich hart sind, und beym ersten Betretungsfall wenigstens in sechs Monaten Gefängniß- und einigen hundert Franken Geldstrafe bestehen, so kann man schließen, daß von dergleichen Ausgaben gewöhnlich eine große Anzahl Exemplarien abgesezt werden muß, um alle Kosten und Gefahr zu decken, und der Gewinn wird um so größer, da der Preis eines Bandes oder Bändchens, der anfänglich einen halben oder höchstens einen ganzen Frank ausmacht, bald bis auf fünf, und sogar zwanzig Franken steigt. Oft ist der ganze Werth eines solchen Machwerks nur in dem Verbote; leider ist die Zahl der Liebhaber groß, die sich mit Anekdoten begnügen, wenn sie nur schlüpfrig oder boshaft sind. Kaum findet man aber auch in einem solchen Wuste bisweilen eine Perle, ein Wort ächten Geistes. Die Spur alter Bekanntschaften von Bedeutung, die man längst aus dem Gesichte verloren hat, und die man sonst mit dem größten Vergnügen endlich einmal wieder antrifft, findet sich wohl auch bisweilen, aber in demselben Bändchen steht das Verehrungswürdige neben dem Verächtlichen. So findet man hier den Namen der hochberühmten Madame Tallien wieder, die einst an der Rettung der Menschheit von der Blutyranney einen so wesentlichen Antheil hatte, und welche auch mit einigen der edelsten Männer Deutschlands in wohlthätiger Verbindung stund; noch lebt sie als glückliche Gattin eines vortrefflichen Mannes, als Prinzessin von Chimay, als Gattin des Prinzen von Chimay, der sie heirathete, als er noch Graf war; der Name, der ihr ihr wohlthätiges Herz und ihre unerschöpfliche Dienstfertigkeit verschaffte, wird ihr auch als Prinzessin bleiben; sie nennt man noch notre Dame de Bon Secour, wie man einst Josephinen Bonaparte, als sie diesen großen Kriegsmann heirathete, Notre Dame des Victoires nannte. — Der jezige fromme Geist, der sowohl am Hofe als in der ganzen Verwaltung Frankreichs herrscht, wird vor allen andern Zeichen unserer Zeit in jenen flüchtigen Werken bezeichnet; einzelne Züge davon, welche man jedoch allgemein als wahr angeben will, sind jedoch wohl nichts anders als die Erfindung der bösen Nachsage; so behauptet man zum Beyspiele, daß seit kurzer Zeit die Tänzerinnen der Oper den Befehl erhalten haben, ihre Röcke etwas länger zu machen. — Eine Anekdote, die wenig bekannt seyn mag, ist zwischen der Gattin des Herrn Marschalls Soult und der Schauspielerin Bourgoin vorgegangen: in einem gewissen öffentlichen Vergnügungsorte, wo man zugelassen wird, wenn man sich auf einen hohen Ton kleiden und mit Anstand präsentiren kann, wurden durch Zufall zwey Shawls von hohem Werthe verwechselt, der eine gehörte der Frau Herzogin von Dalmatien, der andere der Dem. Bourgoin. Die Frau Marschallin schrieb an die Schauspielerin, und unterzeichnete: Die Marschallin, Herzogin von Dalmatien; die Dem. Bourgoin antwortete, und unterzeichnete: Bourgoin, Iphigenia von Taurien.

Ueber die historisch bekannte Gabrielle ist so eben die Anekdote erzählt worden, daß Ludwig XV. einst seinem Hofstaat ganz genealogisch richtig bewies: daß er von einem Prokurator Griffet abstammte, der als ein reicher Edelmann eine reiche Edelfrau geheirathet habe, deren Tochter der Marquis de Coeuvres geheirathet, dieser war Vater der Gabrielle, ihr Sohn war ein Herzog von Vendome, die Tochter dieses heirathete den Herzog von Nemours, seine Tochter einen Herzog von Savoyen, und seine Tochter Adelaide von Savoyen war die Mutter Ludwigs XV.

Vor einigen Wochen wurde in Paris das Stück gegeben: Der Eifersüchtige ohne Liebe. Es ist darin eine Stelle, wo d'Orsan im Eifer ausruft: „ich will ihm die Ohren abschneiden!“ und der Marquis fragt dann: „Wem? Dem Minister?“ das Publikum vergaß sich so weit, daß es unter einem heftigen Gelächter einige Minuten lang klatschte. Dieser Auftritt ging auf dem großen Nationaltheater, Théâtre français vor.

Der berühmte Vidocq, der jezt so viel Lärmen in der Polizey macht, als einst Herr Sartine, ob er gleich ein bloßer Agent und ehemaliger Galeerensklave ist, erhielt kürzlich einen Besuch von einer Dame, der ein kostbarer Shawl von Handen gekommen war, er antwortete ihr auf ihre Bitte um Hülfe: „Madame, wenn Sie gewiß sind, daß er Ihnen gestohlen worden ist, so sollen Sie ihn wieder haben, aber ich kann Ihnen nicht helfen, wenn er in die Hände eines ehrlichen Manns gefallen ist.“

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 220.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 14. September 1826.

Ich weiß wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und zerschmelzen kann, denn ich war ein solcher Glücklicher.

Jean Paul.

Die Farben.

Jeder sichtbare Körper erscheint uns mit einer gewissen Farbe: selbst die Flamme des Feuers ist weiß, gelb, roth, grün oder blau, nach dem verschiedenen Stoff, der sie unterhält; nur das Sonnenlicht ändert seine Farbe nie, woraus allein folgt, daß es keine Flamme ist. Die Menge der verschiedenen Farben ist so groß, daß unsere Sprachen nur für den kleinsten Theil derselben Namen haben, und täglich neue Namen erfunden werden; und so vermischt ist das Farbenspiel, welches sich uns zugleich zeigt, daß wir mehrentheils verlegen sind, welchen Namen wir der Farbe eines Körpers geben sollen.

Dieser Mischung der Farben verdanken wir die größten Schönheiten der Natur und der Kunst, von der bemalten Leinwand bis zum Bogen der Iris. Mit Vergnügen weilt das Auge auf einer Landschaft, die mit dem bunten Schmelz der Blumen, dem sanften Grün der Wiesen, dem dunkeln Grün der Wälder, dem Golde reifer Kornfelder, dem Blau sich schlängelnder Bäche gefärbt ist: das Gesicht einer Venus verliert im Sarge den Reiz, den ihm das sanfte Gemisch rother, weißer, brauner und bläulicher Farben im Leben gab; und selbst der gestirnte Himmel erhält seine Schönheit durch das dunkle Blau des Bogens, der jenen Diamanten, die in alle Farben spielen, zum Grunde liegt.

Welche magische Kraft bringt diesen Zauber der Farben hervor? Worin besteht der so verschiedene Eindruck, den die blaue oder rothe Farbe auf unsere Seele macht? Was gibt der Lilie ihr blendendes Weiß, der Rose ihr sanftes Roth, dem Veilchen das schöne Blau? Was färbt den Rubin blutroth, den Saphir himmelblau, den Smaragd grasgrün? Nicht die größere oder geringere Stärke des Lichtes, oder die Brechung der Strahlen macht den Unterschied der Farben: denn selbst im Feuer der Sterne und unserer Feuerwerke unterscheiden wir roth, gelb, grün und blau; und der rothe oder blaue Strahl kann durch Glas in jede Richtung gebrochen werden, ohne seine Farbe zu ändern. Das Licht muß also außer seiner schnellen Bewegung, außer seiner Kraft die Körper sichtbar zu machen, noch andere Eigenschaften haben, wodurch die bloße Zeichnung der Gegenstände ihr Colorit erhält, und wodurch blaues Licht vom rothen oder gelben wirklich verschieden ist. Allein worin besteht dieser Unterschied? oder vielmehr, da der Begriff der Farben zu den einfachen sinnlichen Begriffen gehört, die sich nur empfinden, aber nicht erklären lassen, welches ist die physische Ursache dieses Unterschiedes?

Nach Euler besteht das Licht überhaupt in den Schwingungen des Aethers, so wie der Schall in den Schwingungen der Luft; und die Farben unterscheiden sich von einander durch die schnellern oder langsamern Schwingungen, eben so wie die höhern von den tiefern Tönen in der Musik, auf welche die Stärke oder die Richtung des Schalls eben so wenig Einfluß hat wie die Stärke oder

Digitized by Google

die Brechung des Lichtes auf die Farben. Man kann demnach die sieben Farben des Regenbogens mit der Tonleiter (Gamme) vergleichen, die innere oder unterste Farbe, Violet, wie das untere C (Ut), die mittlere, Grün, wie die Quinte (Sol), und die äussere oder oberste, Roth, wie die obere Oktave C ansehen; und in der That findet zwischen dem Violet und dem Purpurroth eine genaue Verwandtschaft statt, wie zwischen jedem Ton und seiner Oktave. Nach dieser Hypothese unterscheiden sich die Spiegelflächen oder die durchsichtigen Körper von den dunkeln dadurch, daß jene die Schwingungen des Lichts, so wie sie auf sie stoßen, zurück oder weiter schicken. die Oberfläche der dunkeln Körper aber selbst durch das Licht in ein Zittern geräth, und dem Aether Schwingungen mittheilt, die den Körper dem Auge sichtbar machen, und ihn z. B. grün erscheinen lassen, wenn seine Oberfläche nur im Stande ist, Vibrationen von der Schnelligkeit der grünen Farbe anzunehmen, obgleich er von gelbem Lichte erleuchtet wird, so wie eine Saite immer denselben Ton angibt, der ihrer Länge, Dicke und Spannung gemäß ist, sie mag mit dem Finger gerissen, oder mit dem Bogen langsam oder schnell gestrichen werden. Die Spiegel kommen also mit dem Echo, die durchsichtigen Körper mit dem Sprachrohr oder der den Schall fortpflanzenden Luft überein, und dunkle, von fremdem Licht erleuchtete Körper sind die Saiten einer Violine, die durch den starken Ton eines andern Instruments von selbst in Bewegung gesezt werden, und den nämlichen oder einen harmonischen Ton angeben. Schwarze Körper sind solche, deren Oberfläche gar keine Schwingungen machen kann; die weiße Farbe, die alle andere in sich vereint, ist ein bloßes verworrenes Geräusch, ohne bestimmten Ton. — Diese Erklärung ist so genialisch, daß man sich wirklich ungern durch die geometrischen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, gezwungen sieht, sich von ihr zu trennen.

Nach *Newton* strömt die Lichtmaterie wirklich aus den leuchtenden Körpern aus. Diese äusserst feine Materie ist aus Theilchen von verschiedener Größe zusammengesezt, wovon die kleinsten die violetten, die größten die rothen Strahlen bilden. Auch dieser Erklärung fehlt es nicht an Schwierigkeiten, und es scheint wohl, daß es dem Menschen nie gelingen wird, in das Wesen der Dinge einzudringen. Ohne daher die Erklärung eines Geheimnisses, das die Natur sich vorbehalten zu haben scheint, zu suchen, wollen wir die Entdeckungen über die Farben, die größtentheils von Newton gemacht sind, kennen lernen.

Wenn man die Sonnenstrahlen, die durch eine kleine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fallen, mit dem bekannten gläsernen *Prisma*, das horizontal gehalten wird, auffängt, so entwirft sich auf einer weißen Fläche ein Farbenbild, (Spectrum oder *Gespenst* genannt), das fünfmal so hoch als breit ist, und in dem man von unten nach oben sehr deutlich *roth*, *orange*, *gelb*, *grün*, *blau*, *indigo*, *violet* unterscheidet, so daß das rothe Licht am wenigsten, das violette am meisten von seinem ersten Wege durch das Prisma abgelenkt oder gebrochen ist. Wenn man diese durch das Prisma getrennten farbigen Strahlen wieder durch eine Linse sammelt, so zeigt sich auf einem weißen Papier, welches im Vereinigungspunkt der Strahlen gehalten wird, nur *weißes* Licht; näher am Glase aber, wo die Strahlen sich noch nicht vereinigt haben, zeigt sich eben jenes Farbenbild, nur näher zusammengebracht, und jenseits des Glases, wo sich alle Strahlen durchkreuzt haben, erscheint das Farbenbild in verkehrter Ordnung, roth oben, violet unten. Was aus diesem Versuche gefolgert werden kann, ist so in die Augen fallend, daß daraus von selbst eine der größten Entdeckungen gemacht ward, nämlich: der ungefärbte weiße Lichtstrahl ist nicht einfach, sondern aus unzähligen verschiedenen Strahlen zusammengesezt, deren jeder eine eigenthümliche Farbe hat, und wovon das Auge besonders *sieben* deutlich unterscheidet. Alle Lichtstrahlen werden zwar bey ihrem Eintritt in einen andern Körper gebrochen, aber nicht auf gleiche Art: die rothen Strahlen am wenigsten, gelbe, blaue mehr, und am stärksten die violetten. Wenn man also den Lichtstrahl durch die Refraktion zerspaltet, so erscheinen diese Farben einzeln neben einander; und durch eine Linse vereinigt, bringen sie wieder die weiße Farbe hervor, die nichts anders als eine innige Verbindung, ein gleichförmiges Gemisch aller möglichen Farben ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Begebenheiten des Grafen von Sommerset rc.

(Beschluß.)

Man hätte glauben sollen, daß, nachdem so viele Gehülfen dieser That der Finsterniß nicht verschont worden waren, die Hauptthäter nicht der verdienten Strafe entgehen würden, aber die Untersuchung wurde absichtlich in die Länge gezogen, um den allgemeinen Unwillen zu mäßigen, und das Publikum auf die Nachsicht vorzubereiten, die erfolgen sollte. Die Richter gaben sich alle erdenkliche Mühe, das verbrecherische Ehepaar zum Geständniß ihrer Schuld zu bewegen; allein lange beharrte die Gräfin in der Abläugnung der That; sie hoffte dadurch der Strafe zu entgehen. Doch endlich, erschüttert durch die ernsten Vorstellungen, durch das Bekenntniß der Mitschuldigen und das an ihnen vollzogene Todesurtheil, schien eine späte Reue sie zu ergreifen, und sie bekannte ihre Schuld. Der Graf aber blieb unbeweglich und weder Versprechungen noch Drohungen vermochten ihn, die entfernteste Kenntniß der That einzuräumen. Bey seinem schwachen, feigen Charakter wäre dieß unerklärlich gewesen, wenn man nicht den Verdacht gehegt hätte, daß er im Besitz eines wichtigen

Digitized by Google

Staatsgeheimnisses sey. Darum verlangte er eine Audienz bey dem König. Doch diese ward ihm nicht gestattet, denn selbst Jakob befand sich in einer seltsamen Stimmung. Während der gerichtlichen Untersuchung des Grafen war der König äußerst unruhig und ließ ihm noch vor dem Anfang derselben seine Gnade anbieten, wenn er das Verbrechen eingestehen wollte; aber Sommerset beharrte in trotziger Widerspenstigkeit und drohte ein Geheimniß des Königs zu verrathen, wodurch er der Untersuchung zu entgehen und des Monarchen Verzeihung zu erhalten hoffte. Dieses Geheimniß, das wahrscheinlich höchst sträflicher Natur war, mochte das nämliche seyn, welches auch Overbury wußte und dem Grafen drohte, es zu verrathen. Dieser Unglückliche mußte aber mit dem Leben dafür büßen; seinem schändlichen Gebieter aber ward verziehen und obendrein ein Gnadengehalt verliehen. Die Gräfin erschien vor dem Gericht der Pairs und legte das Geständniß ihrer Schuld ab. Darauf ward ihr das Urtheil gesprochen; sie schien mehr erbittert als zerknirscht, weßwegen sie nicht das Mitleiden erregte, das man auch dem schwärzesten Verbrecher, sobald er reumüthig und erweicht sich darstellt, nicht versagt, noch weniger einer Frau, und einer so schönen Frau wie sie war. Allein das natürliche unverdorbene Gefühl empört sich gegen alle Aeußerung der Härte in weiblicher blühender Jugend. Der Graf vertheidigte sich zwar hartnäckig von acht Uhr des Morgens bis sieben Uhr Abends, doch vergebens; denn die Pairs erklärten ihn einstimmig des Mordes schuldig. Hierauf führte man die Gefangene nach dem Tower zurück und bald darauf erhielt die Gräfin die königliche Begnadigung; allein sie blieb noch einige Tage in dem Gefängniß. Die Hinrichtung des Grafen wurde von Zeit zu Zeit aufgeschoben, aber sie schwebte über seinem Haupt bis zu dem lezten Jahre von Jakobs Regierung; wo endlich das Todesurtheil vernichtet ward. Es konnte kein Erstaunen erregen, daß ein Regent, der sich so völlig von seinen Neigungen und Vorurtheilen leiten ließ, einen unüberwindlichen Abscheu empfand, den Mann, den er einst so übermäßig geliebt hatte, auf dem Blutgerüst sterben zu lassen; aber wie schon erwähnt worden ist, es war mehr Furcht als Liebe, was den König bewog, das Leben seines strafbaren Günstlings zu schonen. Dieses Geschenk verlor aber einen großen Theil seines Werthes durch die Beschränkung der Freyheit: denn der Graf und seine Gemahlin wurden vom Hofe verbannt und angewiesen, sich auf ein Landgut zu begeben und es nicht zu verlassen; doch erhielten sie aus dem Ertrag von Sommersets eingezogenen Gütern jährlich viertausend Pfund zu ihrem Unterhalt. Der Umstand, daß sie beysammen leben mußten, war ihnen vorzüglich drückend. Längst war die strafbare Leidenschaft, die Quelle ihrer Verbrechen erloschen; so wie sie die Folgen ihrer Laster zu empfinden begannen, erschöpften sie sich in gegenseitigen Vorwürfen, und da Jedes in dem Andern die Ursache seines Unglücks zu sehen glaubte, faßten sie gegeneinander einen unversöhnlichen Haß. Aller Gesellschaft beraubt, wechselte dennoch dieses Ehepaar im Verlauf vieler Jahre kein Wort miteinander. In ihrer Einsamkeit wurden sie von dem Stachel des aufgeregten Gewissens verfolgt, und gewöhnt an üppige Vergnügungen schlich ihnen das Leben langsam und freudenlos hin. Sie waren so völlig von der Welt vergessen, daß man es nicht der Mühe werth geachtet hat, die Jahrzahl ihres Todes aufzuzeichnen.

So verschwanden Schönheit, Macht und Reichthum von der Erde, wie ein Meteor, aus Dünsten erzeugt, bald in seinen ursprünglichen Sumpf zurücksinkt, und wie sein Leuchten nur dazu diente, den Wanderer auf Irrwege zu locken, so hatte der Glanz dieser beneideten Gaben nur schwache Gemüther verleitet, Gehülfen ihrer Laster zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Es ist eine neue Zählung der gegenwärtigen Bevölkerung von Paris, auf Befehl des Hrn. Präfekten des Departements gemacht worden. Im Jahr 1821 betrug sie 713,000 Einwohner, gegenwärtig beläuft sie sich auf 894,000; sie hat also in fünf Jahren um 181,000 Einwohner zugenommen. Die Progression war in lezten Jahren am stärksten; in dem Quartier Poissonniere ist die Zunahme 38 Procent. Diese Zählungslisten werden nächstens bekannt gemacht werden, und dann wird man sich nicht mehr darüber wundern, daß für eine neue Bevölkerung auch eine neue Stadt gebaut werden muß.

Allein ein panischer Schrecken hat plötzlich die Unternehmer der Bauten ergriffen; die Arbeiten wurden unterbrochen, beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich, das Zutrauen ward geschwächt, und große Unfälle sind daraus entstanden.

Wir meynen jedoch, diese Besorgnisse seyen ungegründet; denn bisher hat der Preis der Häuser und der Läden nicht abgenommen; eine gewisse Thatsache ist, und was alltäglich alle diejenigen erfahren, welche in den schönen Quartieren von Paris Wohnungen suchen, nämlich es ist unmöglich, eine zu finden, ohne sie sehr theuer zu bezahlen. Es ist eine Art von Glücksbegünstigung, wenn man in den privilegirten, modischen Quartieren sich einwohnen kann. Seit langer Zeit hat die Mode das Quartier vom Marais verlassen; sie hat sich ganz von demselben entfernt, und nach und nach die Meynung aufgebracht, als wäre es gegen den guten Geschmack, in dem sogenannten Centrum von Paris zu wohnen. Dann griff sie die Vorstadt St. Germain an; aber diese Vorstadt erhält sich durch ihren bloßen Namen, und die Ehre, dort zu wohnen, ist beynahe schon ein Adelsbrief.

Der neue Boulevard, begränzt von prächtigen Hotels, hatte vor fünf und zwanzig Jahren die Hoffnung, das Modequartier, das Vorzugsquartier zu werden; allein dieses Quartier mußte dem glänzenden Geschicke der Vorstadt St. Honoré und der Chaussée d'Antin weichen. Jezt versteht man unter Chaussée d'Antin alles, was innerhalb der Vorstadt Montmartre bis an die Straße Surênes eingeschlossen ist; diese stößt nun selber an die Vorstadt St. Honoré, und die Straße dieses Namens

Digitized by Google

ist unstreitig, sowohl wegen ihrer Länge und Breite, als wegen der Pracht ihres Hotels, vermöge der Nachbarschaft des Boulevard, und wegen der Verbindung mit den Elisäischen Feldern, die schönste in ganz Paris. Die Lage dieser schönen, gegen Mittag beschatteten Wohnungen ist gewiß die allerlieblichste die man sich vorstellen kann. Rom, Florenz, Neapel, London, Berlin, Wien, kurz keine Stadt in Europa kann der Lage des Pallastes Elysée-Bourbon und der ganzen Linie der Hotels bis an den Platz Ludwigs XVI. etwas an die Seite stellen.

Geht man herunter in der Vorstadt St. Honoré, so hat man die Straße Verte, die Straße Roque Epine, die Straße la Pepiniere; alle diese Straßen, sonst verlassen, sind jezt bewohnt. Geht man von da ab, so kömmt man in die Straße St. Lazare, Clichy, Blanche, Pigale, La Rochefoucault; hier sind überall eine große Menge neuer und schöner Häuser; diese haben größtentheils Gärten. In der That gibt es nichts so Trauriges als den Anblick des Pflasters und der Mauern, wenn er nicht durch den Anblick einer grünen Anlage gemildert ist. In Paris sollten überall Bäume gepflanzt werden, wo sie wachsen können, ohne hinderlich zu seyn. Außer dem Vergnügen, das sie gewähren, sind sie auch noch gut dazu, die Luft zu reinigen; und ein berühmter Arzt hat hierüber merkwürdige Versuche angestellt.

Man sieht, daß die Mode hier nicht sehr eigensinnig war; sie ist Allem nachgegangen, was gut, nützlich und lieblich ist, indem sie zugleich entschied, daß die Quartiere, wo man am meisten grüne Anlagen, und wo man am meisten Luft hat, auch die gesuchtesten sind.

Die Oper, dieses tägliche Fest der glücklichen Pariser, hat sich über die Boulevards hinübergezogen, und dadurch der Chaussée d'Antin einen neuen Werth gegeben. Seit dieser Zeit haben alle unbebauten Terrains in der Nähe der Oper einen großen Werth bekommen. Zwischen der Straße Blanche und la Rochefoucault war eine Straße, genannt la Tour des Dames; sie war noch vor wenigen Tagen ein wahrer Behälter von Unrath, und ist jezt so umgeschaffen, daß man dabey an Rom und Athen denkt; eine Menge eleganter Gebäude sehen dort gerade so aus als wären sie zu Wohnungen für einen Apelles, Roscius und eine Aspasia bestimmt. Dort wohnen nun Horazius Vernet, Talma und Dem. Mars.

Man spricht von einer ganz neuerlichen Zählung der Einwohner von London, die noch riesenhafter ausfallen soll als die von Paris, diese Stadt mit ihren Boulevards, Eingangsstraßen, nebst Alleen, was beleuchtet und mit Wasser bespritzt wird, soll eine Masse von vier Millionen enthalten.

Frankfurt a. M. 31. August.

(Fortsetzung.)

Ich komme von der Kunst zur Natur — zu einer in voriger Woche hier angelangten neuen, äußerst merkwürdigen und reichhaltigen Sendung naturhistorischer Gegenstände aus Nordafrika, von unserem unermüdlichen und kühnen Rüppel. Sie enthält außer den eigentlichen Naturgegenständen auch Seltenheiten aus dem Alterthum und Waffenstücke der Nubier. Unter ersteren zeichnen sich mehrere vorzüglich conservirte Mumien aus, und zwar von Menschen und Thieren, aus den Gräbern von Thebe. Die schönste menschliche Mumie ist eine solche, die noch ihren Ueberzug von bemalter Gypsleinwand besizt und das Ansehen eines engen Mumiensarges dadurch erhält, daß der Gyps von einer dicken geglätteten Masse in geraden Flächen aufliegt, welche sich der Gestalt anschließen. Dieser feste Ueberzug ist ganz bemalt mit Figuren, Flügeln, Hieroglyphen, welche alle wohl erhalten sind. Das Gesicht ist vergoldet, welches auf den Leichnam einer vornehmen Person schließen läßt. Eine Art baumwollner Schleier umgibt das Ganze. — Wir besitzen auf diese Art jezt eine vollständige Mumieneinkleidung; einen äußeren Kasten oder eigentlichen Sarg von Sykomorusholz hatte Rüppell nämlich schon das erste Mal aus Egypten mitgebracht, und ihn der hiesigen Stadtbibliothek verehrt. Die schönen lebhaften Farben dieser, einige tausend Jahre alten Malerey sind mit Recht ein Gegenstand der Bewunderung. Das Colorit der Figuren dieses neulich angekommenen Gypsüberzuges ist nicht so schön und scheint von dem Einfluß der Witterung etwas gelitten zu haben; deutlich und dick aufgetragen sind die verschiedenen Hieroglyphen und Figuren, worunter man den Falken oder Habicht mit ausgebreiteten Flügeln, menschliche Figuren mit den nämlichen Flügeln, den Apis, den Anubis, den Ibis, ja sogar eine kleine Fuchsart mit langen Ohren (canis zerda oder eine andre Species, canis famelicus) deutlich abgebildet sieht. Die Reichhaltigkeit und Deutlichkeit dieser Bilderschrift verdiente eine eigene Abbildung. — Zwey andre Mumien sind ohne solchen Ueberzug in gelbliche Tücher gewickelt. Eine dritte ist dadurch merkwürdig, daß sie die Arme ins Kreuz über die Brust gelegt hat; die rechte Hand liegt flach auf, die linke macht eine Faust mit ausgeschlagenem Daumen. Ob dieses leztere eine besondere Bedeutung hat, wird schwer zu sagen seyn, aus den gekreuzten Armen möchte sich ergeben, daß es die Mumie eines alten koptischen Christen ist, wenn nicht die Schädelbildung, welche etwas von den anderen Mumientypen abweicht, auf einen anderen Ursprung schließen ließe. Diese Mumie, welche auch aus den Gräbern der Thebais seyn soll, hat durch ungünstige Lage oder den Zutritt der Witterung schon sehr gelitten. Zwey Kindermumien und ein Mumienkopf beschließen die Reihe der menschlichen Ueberreste. — Merkwürdig sind zwey Katzen-Mumien; sie stellen sich als ein gelber, länglicher, leinener Sack, mit einem eben so überzogenen Katzenkopf mit Ohren obenauf dem Auge dar; sodann acht Ibis-Mumien, welche die Form eines dicken Kegels haben und mit Bast- oder Papyrusstreifen umwickelt sind.

Die naturhistorische Sendung besteht aus vielen, seltenen und mehreren neuen Arten von allen Thierclassen, mit häufigen Doubletten. Zuerst nenne ich das Skelet eines nordafrikanischen Büffels nebst dem Balg von einem Weibchen desselben, mehrere Affen-, Ziegen-, Katzen-, Ratten- und Mäuse-Arten, Fledermäuse in vielen Varietäten, und darunter eine, vielleicht die kleinste welche existirt, nur ein Daumenglied lang, durch den völlig bezahnten Rachen als ausgewachsen kenntlich. — Vögel, größere und kleinere, mit vielen Doubletten. — Eine große Anzahl von Amphibien in Weingeist. Bis jezt die reichhaltigste Sendung derselben von Rüppell; darunter sind mehrere seltene Schlangen, auch die von den Alten beschriebene kleine Giftschlange, welche über den beyden Augen kleine Hörner trägt. Einige Fische; — endlich mehrere Insektenarten, besonders Käfer.

Die übersandten Waffenstücke der Nubier und Anwohner des Kordofan bestehen in mehreren Speeren, einem wunderlich gezackten Säbel, einem länglichten Schild aus Nilpferdhaut, einem Reiterhelm mit gesteppter Decke über dem Nacken, einer Armschiene nebst Handschuhen von Eisen und Eisendrath.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. September 1826.

Wer vergangne Ding betracht,
Gegenwärt'ges hält in Acht
Und Zukünftiges ermessen kann,
Der ist gewiß ein kluger Mann.

Alter Denkspruch.

Einzelnes*).

Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

*

„Im Theater wird durch die Belustigung des Gesichts und Gehörs die Reflexion sehr eingeschränkt.“

*

Erfahrung kann sich in's Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommner werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen, diese bleibt innerhalb der Gränze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deßhalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bey erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

*

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im letzten bequemer als im ersten.

*

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde; die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns, wir seyen auf ein oder die andere Weise unbegränzt.

*

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämmtlich transscendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

*

Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben, was sie gekonnt haben, ist natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben, was sie nie vermochten, ist wohl seltsam, aber nicht selten.

*

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

*

Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendige, augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

*

Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Kredit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

*

*) Aus dem nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden fünften Bande drittes Heft, „über Kunst und Alterthum, von Goethe.“

Digitized by Google

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

*

Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bey den Protestanten.

*

Es ist eben, als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Raths erholen kann.

*

Die Wahlsprüche deuten auf das, was man nicht hat, wornach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

*

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen.“

*

Der Despotismus fördert die Autokratie eines Jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

*

Alles Spinozistische in der poetischen Produktion wird in der Reflexion Machiavellismus.

*

Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen, wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

*

Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sey einer da, der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich; von wem es auch wäre, gern beherrschen ließen.

*

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

*

„Es gibt auch After-Künstler, Dilettanten und Spekulanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen.“

*

Geselligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bey vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen.

*

Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

*

Es gibt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Werth ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

*

Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

*

Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

*

Ein jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

*

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältniß zu einer besondern Zeit und entschiedenen Umständen.

*

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buch's, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e F a r b e n.

(Fortsetzung.)

Wenn man das Farbenbild oder Spectrum mit einem Brett auffängt, in dem eine kleine Oeffnung befindlich ist, durch welche nur Strahlen von einer Farbe, z. B. grüne fallen, so ändern diese Strahlen ihre eigenthümliche Farbe weder durch die Brechung eines Prisma noch durch die Reflexion, sondern bleiben immer grün; hingegen solche grüne Strahlen, die nicht natürlich, sondern aus der künstlichen Vermischung von Gelb und Blau entstanden sind, werden durch das Prisma wieder in ihre einfachen Bestandtheile, gelb und blau, aufgelöst. Es ist also ein wesentlicher Unterschied zwischen den einfachen oder Grundfarben, die durch die Brechung, und den zusammengesetzten, die durch die Mischung mehrerer Farben, durch Färbung hervorgebracht werden: leztere sind nur eine Täuschung des Auges, das in der That zwey Farben zugleich sieht und eine mittlere zu sehen glaubt, wovon man sich deutlich überzeugen kann, wenn man blaues und gelbes Pulver untereinander mischt, welches dem Auge grün scheint, obgleich es seine Farben nicht geändert hat, die man durch das Mikroskop auch deutlich unterscheidet. Diese Vermischung findet auch bey den prismatischen Farben Statt, und es ist merkwürdig, daß nur sehr nahe bey einander liegende Farben, nicht aber die weiter von einander entfernten, die zwischen ihnen liegende Farbe hervorbringen: so bildet Himmelblau und Gelb, aber

nicht Indigo und Orange, das zwischen beyden liegende Grün.

Die natürlichen Farben der Körper, z. B. der Blumen, entstehen aus der besondern Beschaffenheit ihrer Oberfläche, wodurch sie nur im Stande sind, blaue oder rothe Strahlen entweder allein, oder doch so viel stärker als die übrigen zurückzuwerfen, daß diese Farbe die herrschende wird, weil die übrigen wegen ihrer größern oder geringern Brechung nicht reflektirt werden können, sondern sich im Innern des Körpers verlieren. Dieß beweisen folgende Versuche. Wenn man im dunkeln Zimmer ein rothes oder blaues Papier blos durch rothe oder blaue Strahlen erleuchten läßt, so erscheint es in weit stärkerm Lichte, als wenn man Strahlen von anderer Farbe darauf fallen läßt, von denen es nur wenige zurückwerfen kann. — Wenn man zwey Prismen, deren eins mit rothem, das andere mit blauem Liqueur angefüllt ist und die beyde einzeln vollkommen durchsichtig sind, zusammenhält, so werden sie undurchsichtig: denn das hintere blaue Glas erhält die einzigen Strahlen, die es durchläßt, die blauen nicht, sondern empfängt von dem vordern nur rothe Strahlen, die es nicht durchläßt; beyde verbunden lassen also gar keine Strahlen durch.

Der Regenbogen.

Bey dem *Regenbogen* vertritt jeder einzelne *Regentropfen*, den man als ein Wasserkügelchen ansehen *kann*, die *Stelle* des Prisma. Wenn der Beobachter die Sonne hinter sich und eine Regenwolke vor sich hat, so wird der Sonnenstrahl, bey dem Eintritt in jeden Regentropfen, an der vordern Fläche desselben gebrochen: jeder so gebrochene Strahl wird zum Theil von der hintern Fläche auf die vordere reflektirt; einige dieser reflektirten Strahlen fallen auf die vordere oder innere Fläche unter einem solchen Winkel, daß sie wirklich austreten und in das Auge gelangen, nachdem sie bey diesem Austritt eine zweyte Brechung gelitten haben; andere aber fallen so schief auf, daß sie nicht gebrochen werden können, sondern zum zweyten Male nach innen zurückgeworfen werden, und dann erst nach einer zweyten Brechung in die Luft und durch sie in das Auge treten. Hieraus entstehen zweyerley Strahlen: beyde sind zweymal gebrochen, die erstern aber sind nur einmal, die andern zweymal reflektirt. Man sieht leicht, daß beyde in ganz verschiedenen Richtungen in das Auge gelangen, mithin die Bilder, die sie in unserm Auge erregen, weit von einander entfernt seyn müssen; daß ferner die leztern viel schwächer als die erstern seyn werden, weil sie einmal mehr reflektirt sind, und bey jeder solchen Operation Licht verloren geht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. 31. August.

(Beschluß.)

Sehr wichtig für unsere Naturforscher, welche mit der Herausgabe des Rüppellischen Atlasses, worin die neuentdeckten Thiere Nordafrika's beschrieben werden, beschäftigt sind, ist die Uebersendung des Notizenbuchs von Rüppell, über die vorgefundenen und übersandten Thiere, so wie über solche, die ihm nur beschrieben wurden. Unter lezteren kommt auch das Einhorn vor. Es ist unserem Reisenden von verschiednen Bewohnern der nubischen und benachbarten Gegenden, von einem und dem andern, ohne daß er danach fragte, ein Thier mit Einem Horn beschrieben worden, welches rothhaarig, von schönem Wuchs, scheu und flüchtig seyn, und sich aus dem Innern Afrika's zuweilen an den Gränzen von Kordofan sehen lassen soll. Nach der Beschreibung des einen hat das Thier Hufe, nach anderen gespaltne Klauen, gleich den Antilopen und Gazellen. Es ist recht Schade, daß Rüppell die Existenz dieses Thieres, womit schon die Fabel der Alten sich so vielfältig beschäftigt hat, nicht mehr zur Gewißheit bringen konnte; denn in den arabischen Wüsten, welche er gegenwärtig durchwandert, wird dieses Thier nicht gesehen, sondern einzig und allein im Inneren Afrika's, wie die Neger versichern. Wenn späteren Reisenden es wirklich gelänge, dieses Einhorn aufzufinden, so wäre es das erste fabelhaft geglaubte Thier nicht, von welchem das Alterthum berichtet.

Während Rüppell also in den heißen Wüsten Arabiens und an den für Naturforschung so überaus reichen Küsten am rothen Meer, und weiter hinaus nach dem persischen Meerbusen sich allen Mühseligkeiten eines großen Forscherlebens unterzieht, sind seine Freunde hier nicht müßig, das von ihm Gesammelte zu ordnen und der Welt mitzutheilen. Das zweyte Heft des Atlasses der Reisen Rüppells, dessen Kosten durch Subscription in hiesiger Stadt allein schon gedeckt sind, ist in der Arbeit und die kolorirten Steindruck-Zeichnungen, welche für den Anfang dieser Kunst hier am Ort schon so beyfallswürdig ausfielen, versprechen an fleißiger Ausführung und lithographischer Vollendung bald das Mögliche zu leisten. In dieser Hinsicht ist eines jungen Künstlers, Herrn Vogel, welcher unter der Leitung der Doktoren Cretzschmar und Sömmering jun. sich fast ausschließlich diesen Abbildungen widmet, für Fleiß und Ausdauer ehrend und aufmunternd zu gedenken. Es ist überhaupt erfreulich, wie diese Anstalt sich in verschiednen Fächern sehr brave Zöglinge gebildet hat. Michael Hey aus Rüdesheim, der muthige Begleiter unsres Rüppell, ist ein Zögling der anatomischen Schule des Hrn. Dr. Cretzschmar; ein geschickter Ausstopfer ist von demselben gebildet worden; ein Gewerbsmann aus hiesiger Stadt, Herr Fritz, hält Sonntags Nachmittags Lehrstunden für viele Knaben, welche sich von der Naturwissenschaft besonders angezogen fühlen. Hier schlummert denn vielleicht manches Talent, das einmal durch Entdeckungen in fernen Weltgegenden, auf Reisen, wozu schon eine Welthandelsstadt wie Frankfurt tausend Gelegenheiten bietet, oder an dem Kabinet seiner Vaterstadt das Reich der Naturkunde, und mit ihm noch manchen andern edlen Zweig des Wissens fördern hilft. Vielleicht ist dieß Beyspiel des Gemeinsinnes und der regen Liebe für Naturkunde, wie es sich in dieser emporstrebenden Senkenbergischen Gesellschaft ausspricht, einzig in seiner Art. Was in dem Mittelalter von reichen Städten, besonders für die Künste gethan wurde, ist hiermit nicht in Vergleich zu setzen, weil dort der Liebe, Begeisterung und dem

großen Treibrade der Religiosität auch große Hülfsquellen an Geld und sonstiger Art entgegen kamen. Hier ist es fast allein die Liebe einzelner eminenten Köpfe, und das Scherflein der Bemittelten, was in so kurzer Zeit schon so Bedeutendes vorwärts gebracht hat.

London, Anfangs August.

Der allgemeine Gegenstand der Unterredung und der öffentlichen Aufmerksamkeit überhaupt, ist die beyspiellose Noth eines großen Theiles der Fabrikarbeiter in England und Schottland, welches nicht nur noch immer fortdauert, sondern auch immer drohender wird. Viele Arbeiter sind nur einen Theil der Woche beschäftigt, andere die ganze Woche mit unbedeutendem Lohn, und weit mehrere ohne alle Beschäftigung, werden von den Armensteuern oder den öffentlichen Sammlungen erhalten. Um Ihnen aber einen Begriff davon zu geben, wie sie erhalten werden, darf ich Ihnen nur sagen, daß man zu Manchester denjenigen keine Unterstützung gibt, welche mit ihrer Familie zwey Schillinge, oder 1 fl. 12 kr. die Woche verdienen; und dieß in einem Lande, wo das Pfund mittelmäßiges Brod über 6 Kreuzer kostet! Auch sind viele wirklich dem Verschmachten nahe, indem sie höchstens einmal des Tages eine Mahlzeit von Kartoffeln oder Hafermehlbrey haben, und manche kaum dieses. Und denkt man sich hinzu, daß die meisten kaum ihre Blöße zu bedecken haben, und daß im Winter diese sowohl als eine wetterdichte Wohnung und Feurung in diesem Lande zum Leben unentbehrlich sind, und daß durchaus keine Hoffnung vorhanden ist, daß die Lage dieser Unglücklichen bis dahin gebessert werden könnte, so kann man nicht umhin vor den Folgen zu schaudern. Schon hat sich in den Vorstädten Edinburgs ein seuchenartiges Fieber eingestellt, das zwar unter dieser unglücklichen Volksklasse seinen Ursprung gehabt zu haben scheint, doch aber auch manche aus den wohlhabenden Ständen befallen hat. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Regierung sowohl als das Publikum täglich mit Vorschlägen bestürmt werden, welche dem Uebel abhelfen sollen, das der eine in diesem, der andere in jenem Umstande findet; unter allen politischen Marktschreyern steht Cobbet an der Spitze. Er allein, sagt er, habe das Mittel, welches die Nation retten könne, in der Gestalt einer Parlamentsakte rein abgeschrieben in der Tasche; aber wenn man ihn nicht in's Unterhaus lasse, so solle es Niemand erfahren, und solle sein geliebtes Vaterland inzwischen zu Grunde gehen, welches es ohne ihn müsse, denn er sey wirklich der geschickteste Mann im Lande. Doch hat er die Güte gehabt uns so eben einen Theil von seinem Plane in einer von ihm bekannt gemachten Bittschrift an den König mitzutheilen, und dieser bestehet in der freyen Zulassung auswärtigen Getreides, ein Vorschlag der gar nichts Neues an sich hat, aber so oft von den Landeigenthümern mit Verachtung abgewiesen worden ist. Dieses Monopol der Landeigenthümer ist freylich ein Uebel; die übergroße Menge armer Leute ist ein noch größeres; aber das größte von allen sind die Gesetze, welche die Erhaltung der Armen dem Lande zur Pflicht machen, und welche nicht nur die Folge haben, daß sie den Armen wegen der Zukunft unbesorgt machen, und ihn zu unbedachtsamer Ehe verleiten, sondern auch den Spekulanten, der auf's Gerathewohl einen Haufen Menschen dieses Jahr in eine Fabrik zieht, um sie das nächste mit Weib und Kinder als Bettler in die Welt zu stoßen, von allen Gewissensbissen befreyen. Die Erfindung der Maschinen that denn auch das ihrige, die Menschen entbehrlich zu machen, so wie ein langer Friede — und die Kuhpocken, sie auf eine furchtbare Art zu vermehren. Unstreitig tragen auch die strengen Gesetze welche der Reiche so gern um sein Eigenthum herzieht, um es gegen die geringste Verletzung zu sichern, und die in Ländern, wo die Aristokratie herrscht, immer strenger zu seyn pflegen als in absoluten Monarchien, dazu bey, die Sittlichkeit der Armen zu zerstören. Ich habe oft der Gesetze gegen den Wilddiebstahl erwähnt — diese halten im Durchschnitte im ganzen Land nicht weniger als 1300 Personen beständig im Gefängnisse, und daß diese fast allenthalben eine Schule des Lasters sind, ist allgemein anerkannt. Man sucht zwar, wo es nur immer angeht, die Gefangenen nach den Graden der Vergehungen und dem Alter zu trennen, und sie während des größten Theils des Tages zu beschäftigen. Aber was hilft das? es bleibt denselben doch noch so viel Muße zur unbeschränkten Vertraulichkeit übrig, daß selten ein Wilddieb aus dem Gefängnisse gekommen ist, der nicht als wirklicher Verbrecher gegen den Frieden der Gesellschaft dahin zurückgekehrt wäre. Der Wilddiebstahl ist es aber nicht allein, was den Armen so oft in's Gefängniß bringt; man scheint ihm die Armuth selbst zum Verbrechen zu machen: bettelt einer, oder hat er kein Mittel ein Nachtquartier zu bezahlen, oder ist er überhaupt heimathlos, so macht man ihm das Gefängniß zur Heimath. Kann er eine Schuld nicht bezahlen, und betrage sie auch nur einen Schilling, so wandert er in's Gefängniß. Will ein Taglöhner ein Stück unternommener Arbeit nicht vollenden, so muß er wieder in's Gefängniß. Ja man darf es sagen, daß die gesetzmäßigen Bedrückungen, welche in England auf den unteren Ständen haften, so schwer sind, daß sie die Last gewiß nicht tragen würden, wäre die Aristokratie nicht so stark. Und was ihr ihre Stärke gibt, ist nicht Rang und Stand, sondern Reichthum. Wer sich hier ein Mal mehr Vermögen oder (was gleichbedeutend ist) Kredit erworben hat, als wie man zu sagen pflegt, von Hand zu Munde geht, der hört auf einmal auf beherrscht zu werden, er hilft mit herrschen, und so wie sich sein Vermögen vermehrt, so vergrößert sich auch seine Macht. Dieß ist es auch, was das Volk einigermaßen tröstet und es seine Bürde geduldig tragen hilft; ein jeder kann hoffen, durch Fleiß oder Glück einst zu der herrschenden Geldaristokratie emporzusteigen; und dieses Bewußtseyn, nebst dem in allen Ständen verbreiteten Luxus, sind es auch, die den Engländern zu den kühnsten und gewagtesten Spekulationen anspornen, und selbst den Gelehrten und Künstler, den Geistlichen und den Edelmann auf den Wechselmarkt treiben, und diese Punkte muß man beständig im Auge behalten, wenn man sich Englands Wohlstand, und Englands Schwierigkeiten erklären will. Selbst die meisten unserer wohlthätigen Anstalten sind das Resultat der Habsucht, ein Verein wird gestiftet, nicht so sehr weil die leidende Menschheit in irgend einem Punkte geistigen oder körperlichen Beystand bedarf, sondern weil irgend ein paar Männer Sekretärstellen haben wollen, die ihnen einige hundert Pfund des Jahres eintragen mögen. So empfangen die drey Sekretäre der Bibelgesellschaft sogar jeder 300 Pfund des Jahres, und die Nebenausgaben dieser Gesellschaft für Besoldungen, Reisekosten u. s. w. sollen sich auf mehr als 8000 Pfund jährlich belaufen. Dieß ist mehr oder minder mit allen solchen Vereinen der Fall, obgleich die Absicht derjenigen, welche dieselben durch ihre Beyträge erhalten, die Wohlfahrt der Menschheit bezwecken möge.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. September 1826.

> Der Erscheinungen Grund und Erhalter,
> Licht in der Sonn' und im Mond, des Weltalls ewiger Samen!
>
> W.

Die Farben.

(Beschluß.)

Die meisten Strahlen von beyden Arten, die von einem Punkt der Sonne ausgegangen sind, erhalten durch die doppelte Brechung und die Reflexion eine solche Lage, daß sie bey ihrem endlichen Austritt in die Luft sich von einander entfernen (divergiren); daher nur einer oder sehr wenige von ihnen in das Auge fallen können, wodurch ein ganz unmerkliches Bild von dem Punkt der Sonne entsteht, aus dem sie ursprünglich herkommen. Da aber die Wolke aus unzähligen Tropfen besteht, so wird es eine Schichte geben, die eine solche Lage gegen die Sonne und das Auge haben, daß die Strahlen aus einem Punkt der Sonne, nach der doppelten Brechung, parallel in das Auge gelangen, mithin jeder Tropfen in dieser Schichte von jedem Punkte der Sonne ein deutliches Bild, d. i. einen hellen lebhaften Punkt bildet. Da nun alle Tropfen dieselbe Lage gegen die Sonne und das Auge haben müssen, welche hiezu erfordert wird, so liegen sie nothwendig in einem Kreise, dessen Mittelpunkt der Sonne gerade gegenüber liegt: folglich macht die ganze Reihe der Bilder von einem einzigen Punkt der Sonne einen kreisförmigen Lichtbogen. Da es nun mit jedem andern Punkt der Sonne eben die Bewandniß hat, so geben die Bilder der ganzen Sonne einen kreisförmigen Streifen, dessen Breite dem Durchmesser der Sonne gleich ist. Dieser Streifen würde die selbe Farbe der Sonne haben, wenn nicht die Sonnenstrahlen nach ihrer Farbe auf verschiedene Art gebrochen würden, so daß ihre Bilder nicht zusammenfallen, sondern sich neben einander legen, wodurch die Breite des Regenbogens viermal größer, oder viermal so groß wird, als die Sonnenscheibe. Damit nämlich die rothen Strahlen ein deutliches Bild im Auge erhalten, müssen die Tropfen oder der von ihnen gebildete Kreis eine andere Lage haben, als bey den gelben und violetten Strahlen, so daß jede Art von Strahlen aus andern Schichten von Regentropfen in das Auge gelangen und einen besondern Kreis bilden. So entstehen so viele koncentrische Kreise als es Farben gibt, und man unterscheidet deutlich von innen nach außen, oder von unten nach oben, den violetten, indigo, hellblauen, grünen, gelben, orange und rothen Bogen: der ganze schöne Gürtel umgibt den der Sonne entgegengesetzten Punkt in einer Entfernung von vierzig Grad, und ist ungefähr viermal so breit als die Sonne.

Dieß ist der Hauptregenbogen, der zu unterst steht, und sich durch die Lebhaftigkeit seiner Farben auszeichnet: er entsteht aus den Strahlen der ersten Art, die nur einmal reflektirt sind. Die übrigen Strahlen, die, wie wir gesehen haben, zum zweyten Mal zurückgeworfen wurden, ehe sie nach der zweyten Brechung aus dem Regentropfen in die Luft treten, bringen dieselbe Wirkung hervor, woraus oberhalb ein zweyter Regenbogen entsteht, der den ersten einschließt, aber aus dem oben angeführten Grund weit schwächer ist, und in dem die Farben, wegen der zweyten Reflexion, eine umgekehrte

Digitized by Google

Lage erhalten, so daß der rothe Bogen unten, der violette oben steht: er ist beynahe zweymal so breit als der Hauptregenbogen, und um mehr als seine doppelte Breite, neuntehalb Grad, von ihm entfernt.

Wenn man nach der durch das Prisma bekannten Theorie der Brechung der verschiedenen Farben eine genaue Rechnung anstellt, so findet man alle bisher mitgetheilten Resultate vollkommen so, wie die Beobachtungen sie zeigen: wodurch die Richtigkeit dieser Erklärung außer allen Zweifel gesezt wird. Es ist dieß ein merkwürdiges Beyspiel, wie die Natur die erhabensten Wirkungen und größten Schönheiten durch die kleinsten Mittel bewerkstelligt: den schönen Bogen der Iris bildet sie durch die Brechung und Zurückwerfung des Lichts auf den innern Wänden eines Regentropfens; eine Phantasmagorie im größten Maßstabe. Als Kontrast können die wichtigen Entdeckungen über die Natur des Lichts dienen, welche Newtons Genie aus einem bekannten Kinderspiel, nämlich aus den Farben der Seifenblasen herleitete.

Da jeder Tropfen, um den rothen oder blauen Theil des Regenbogens zu bilden, eine bestimmte Lage gegen das Auge haben muß, so ist es gewiß, daß jeder Mensch seinen eigenen Regenbogen sieht, das heißt, daß der Regenbogen, den er sieht, durch andere Tropfen gebildet wird. Allein auch der einzelne Mensch sieht, wegen des niederfallenden Regens, in jedem Augenblick den Regenbogen im Spiegel anderer Tropfen, so daß jeder niederfallende Tropfen dem Auge zuerst rothes, dann gelbes, grünes, blaues Licht zuschickt, aber beständig durch neue Tropfen ersezt wird, wodurch der Regenbogen unverändert bleibt, so lange der Regen anhält. Ist die Regenwolke aber unterbrochen, so besteht auch der Regenbogen aus getrennten Theilen.

Steht man auf einem etwas erhabenen Orte, so daß ein Theil des Regens das Land bis zum äußersten Horizonte bedeckt, so werden die Schenkel des Regenbogens, die sich in diesen Tropfen spiegeln, auch einen Theil des Landes zu bedecken scheinen, und man sieht die Felder oder Wiesen durch die Farben des Regenbogens. Es herrschte ehedem der Aberglaube, daß da, wo die Schenkel des Bogens auf der Erde ruhen, goldene Schüsseln vergraben wären; es ging aber denen, welche diese Schüsseln suchten, wie allen Schatzgräbern: anstatt Gold zu finden, verloren sie ihre Zeit; denn sie konnten die Schenkel, die immer vor ihnen flohen, nie einholen, weil bey dem Fortrücken des Auges auch der Regenbogen seine Stelle ändert.

Je höher die Sonne über dem Horizonte steht, desto tiefer fällt der ihr gegenüberstehende Punkt oder der Mittelpunkt des Bogens unter den Horizont, folglich bey einer beträchtlichen Höhe der Sonne (von einem halben rechten Winkel) auch der ganze Regenbogen, da dann nur der schwächere obere Bogen sichtbar ist, der bey einer noch größern Höhe der Sonne ebenfalls verschwindet. Dieß ist der Grund, warum wir des Sommers in den Mittagsstunden nie Regenbogen haben. Bey dem Auf- oder Untergang der Sonne steht der Mittelpunkt, also auch der entgegengesezte Punkt, im Horizont, und der Regenbogen bildet einen vollkommnen Halbkreis. Ist die Sonne nahe unter dem Horizonte, so sieht man sogar mehr als einen Halbkreis, der aber bey größerer Tiefe der Sonne verschwindet, weil wegen des Schattens der Erde die Sonnenstrahlen nicht mehr auf die Regenwolke fallen können.

Wenn die Sonne niedrig, der Beobachter hoch steht, und der Regen sehr nahe ist, so kann der Mittelpunkt so hoch liegen, daß der untere Theil des Regenbogens auch über den Horizont fällt, und man einen ganzen farbigen Kreis sieht. Dieß ist der Fall bey Fontänen und Wasserfällen; etwas ähnliches zeigt sich auf einem stürmischen Meere, wenn die Wellen sich in Tropfen in der Luft zertheilen.

Auch der Mond bildet zuweilen Regenbogen, die auf derselben Theorie beruhen, aber an Lebhaftigkeit der Farben dem eigentlichen Bogen der Iris so weit nachstehen, wie das Mondlicht dem Sonnenlichte. Dieses schöne Nachtstück war schon den Alten bekannt, ist aber so selten, daß ich mich nur erinnere, es einmal in meinem Leben deutlich gesehen zu haben.

Einzelnes.

(Beschluß.)

Deßhalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

*

Alle Mystik ist ein Transscendiren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Produktionen des Mystikers.

*

Die orientalische mystische Poësie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt, den der Adepte wegweist, ihm noch jederzeit zu Gebote steht. Er befindet sich also noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt und schwelgt in dem, was er gern los seyn möchte.

*

Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mysterien darbietet. Auch geben sie immer gleich in's Abstruse, in den Abgrund des Subjekts.

*

Ein geistreicher Mann sagte, die neuere Mystik sey

Digitized by Google

die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter so erstaunenswerth und verführerisch, weil sie Dinge zur Sprache bringe, zu denen der Mensch auf dem gewöhnlichen Verstandes-, Vernunfts- und Religionswege nicht gelangen würde. Wer sich Muth und Kraft glaube, sie zu studiren, ohne sich betäuben zu lassen, der möge sich in diese Höhle des Trophonios versenken, jedoch auf seine eigene Gefahr.

*

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreyßig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jezt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

*

Die Vorurtheile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen, daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

*

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „die Klugheit ist unüberwindlich, hinter welcher sich die Furcht versteckt.“ Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen: sie meynen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

*

In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler: den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

*

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beyde Geschlechter, was sie begehren, für nothwendig, und für nützlich, was ihnen gefällt.

*

Alle Menschen, wie sie zur Freyheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

*

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zulezt Pedanterie, um diese los zu werden, zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin, bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Clasficismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreyheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Konflikt, der zulezt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher, diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich in's Gleiche stellte; dieß ist aber den Menschen nicht gegeben und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

*

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können dann freylich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

*

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Kultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüthskräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

Es ist Schade, daß das Theater, welches in Paris so manche zur Tagesordnung gehörende Thorheit in ihrer Blöße darstellt und züchtigt, noch nicht den Parteystreit über die Jesuiten auf der Bühne darstellen kann, denn es ließen sich hier durch die Beobachtung manche komische Züge sammeln. In Zeitungen, Tagesschriften, gesellschaftlichen Gesprächen u. s. w. erscheint beständig der Name Jesuite, und eben verklagt sie der aristokratische Schriftsteller, Graf Montlosier, bey den Gerichten, und verlangt, die Richter sollen sich über die Jesuiten aussprechen, und den Leuten ihr Handwerk legen, da sie nach den alten Gesetzen geächtet seyen. Die Loyolas-Brüder haben noch keinen ärgern Feind in Frankreich gehabt als diesen Adelsvertheidiger, welcher, wie es scheint, nur hauptsächlich deßhalb der Mönchszunft einen so gewaltigen Krieg erklärt, weil diese Zunft der aristokratischen Zunft in den Weg tritt, und Ansehen und Macht ihr wegschnappen will. Somit steht die erzaristokratische Parthey jezt auf der Seite der Liberalen, obschon sie den Liberalismus wie einen Popanz fürchtet, und die Mönchszunft hat dadurch einen Feind mehr, der desto erbitterter ist, da er aus Privatvortheil zum Kampfe angetrieben wird. Die kleinen Tagesblätter rathen dem Grafen Montlosier, sich mit einem Panzer unter dem Rocke zu versehen, da die Jesuiten, wenn sie mit ihren Argumenten zu Ende seyen, ihre Beweise schon mit einem Dolche in der Hand geführt haben. Auch in den größern Tagesblättern, als dem Journal des Débats, dem Constitutionel, dem Courrier français wird ihrer nie als mit dem Zusatze Königsmörder und Unruhstifter Meldung gethan, und es ist eine Menge kleiner, für's Volk bestimmten, Broschüren erschienen, worin die Verbrechen ehemaliger Jesuiten erzählt und zusammengestellt werden. Natürlich donnert derjenige

Theil der Geistlichkeit, welcher dem Jesuitismus ergeben ist, gegen dergleichen Schriften, welche in der That den Jesuiten keine Freunde unter dem unabhängigen Publikum verschaffen. Indessen hat sich auch ein kleiner Theil der Liberalen ausgesondert, welche sich wider die Verfolgung gegen die Jesuiten erheben, und behaupten, Jedweder müsse in Frankreich völlige Freyheit haben, demjenigen religiösen Glauben anzuhängen, der ihm der beste dünke; und wenn man heute den Jesuitismus und den Ultramontanismus verfolge, so könnte man morgen in eben der Absicht auch dem Protestantismus und andern Glaubenssystemen den Krieg erklären, und dieselben ächten. Dieß läugnet die liberale Parthey eben nicht, bemerkt aber, daß, wenn man nicht schleunig den Jesuitismus aufhebe, derselbe die Oberhand bekommen, und daß alsdann gar keine Denk- noch Preßfreyheit vorhanden seyn werde. Sonderbar ist es jedoch, daß, wiewohl unaufhörlich jezt in Frankreich von Jesuiten die Rede ist, dennoch Niemand einen sieht und Niemand weiß, wo sie stecken. Zwar beruft man sich auf die Rede des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, welcher in der Deputirtenkammer gestanden hat, die Jesuiten hätten Seminarien in der Provinz. Allein nicht als Jesuiten haben sie diese Kollegien oder Seminarien, sondern als Weltgeistliche. Woran soll man sie erkennen? welche Leute gehören dazu, welche nicht? Die Unsichtbaren überall und nirgends. Deßhalb meynt auch der Globe, ein Blatt, welches Toleranz wider die Jesuiten empfiehlt, man thue Unrecht daran, sich wie Kinder vor einem Popanz zu fürchten; die herrschende Aufklärung und Geistesfreyheit werden sie schon bey Seite schaffen, ohne daß es gewaltsamer Mittel dazu bedürfe. Nicht ohne Interesse ist es, zu sehen, mit welcher Eifersucht das unabhängige Publikum darüber wacht, daß kein ausgezeichneter Mann gemeine Sache mit ihnen mache. Deßhalb ward der Besuch des Advokaten Dupin im Jesuiteninstitute zu St. Acheul, so unbedeutend die Sache an sich war, etwas Wichtiges in den Tagesblättern, wo beynahe einen Monat lang darüber geschrieben, gestritten und gewitzelt wurde. Die Sache ging so weit, daß Dupin zulezt nicht umhin konnte, sich über seinen Schritt zu erklären, und eine Rechtfertigung zu versuchen; diese gelang ihm freylich nicht zum besten; er beklagte sich in den Tagesblättern darüber, daß man so intolerant sey, und sich ereifere, weil er zu St. Acheul höflich empfangen worden, und dort hinter einer Prozession einhergegangen sey. Allein die unabhängigen Blätter riefen dem berühmten Advokaten von neuem zu: Was hattest du, der geschickte Vertheidiger des Constitutionel wider die Jesuiten in dem Hauptlager derselben zu thun; geschah es nicht, weil dich der Ehrgeiz antrieb, auch die Gunst eines mächtigwerdenden, und bey der Regierung vielvermögenden Ordens zu gewinnen zu suchen, damit du durch seine Hülfe dich zu wichtigen Posten emporschwängest? Dieß ist wenigstens die Meynung, welche dem Publikum über den Vorfall geblieben ist, nachdem man endlich müde geworden war, sich mit denselben zu beschäftigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Anfangs August.

(Beschluß.)

Zu Dorset wurden die vorige Woche sechs Knaben zur Tretmühle verurtheilt, weil sie ihrem Pfarrer einige Aepfel gestohlen! und diese Knaben waren vier von sechs bis neun, und die beyden ältesten nicht über zehn Jahre alt! Dieß nehme man noch zum Belege des Obengesagten. Aber das ist noch nicht Alles, die Friedensrichter haben in ihren Verurtheilungen einen solchen Spielraum, daß ein anderer Beamter in jener Gegend, einen Mann, welcher einige Aepfel gestohlen — nur zu einer Buße von fünfzehn Schillinge, dem dreyfachen Werthe des Gestohlenen verdammte. Die Knaben wurden aber, wie die Zeitungen sagen, um deßwillen so hart bestraft, weil einige davon die Sonntagsschule nicht besuchen wollten, wie ihr würdiger Seelenhirt es wünschte. Wohl möchte man mit Boileau ausrufen: „Tant de fiel entre-t-il dans l'ame des devots?"

Ein hiesiger Geistlicher, Namens Owen, gibt uns seit einiger Zeit fast jeden Monat etwas zu lachen. Dieser Herr ist Pfarrer einer Gemeinde der Altstadt, welche ihm die Pfründe vor ungefähr 40 Jahren aus freyen Stücken geschenkt. Die Einkünfte derselben waren damals ungefähr 250 Pfund, und der ehrwürdige Herr versprach, er wolle das Zehntgeld von den Häusern nicht erhöhen, welches alsdann ungefähr einen Schilling vom Pfund Grundzins betrug. Seitdem aber hat man in der Altstadt ein altes Gesez hervorgesucht, welches den dortigen Geistlichen zwey Schillinge neun Pfennige vom Pfund zuerkennt, und da die meisten Geistlichen auf diesem Recht bestanden, so hat es seit einigen Jahren zu vielen Streitigkeiten und Rechtshändeln Anlaß gegeben, welche der Anglikanischen Kirche mehr Herzen entzogen, als der Geistlichkeit Schillinge gebracht. Besonders ist der Streit sehr heftig in dem Kirchspiel dieses Doktor Owen, der sein Einkommen bis auf 2000 Pfund vermehrt hat, und sich jezt sogar weigert, seinen Antheil an der Armensteuer zu entrichten, obgleich er, wie er selbst gestanden, im vorigen Jahre nicht mehr als sechsundzwanzig Mal den Gottesdienst gefeyert, und sein Amt von einem elend bezahlten Kaplan verrichten läßt. Nun haben die Pfarrkinder häufige Versammlungen, bey welchen die bittersten Klagen gegen den Mann geführt werden, welcher aber dennoch nie verfehlt sich dabey einzufinden, und troz aller Gegenrede, den Vorsiz zu führen, den ihm das Gesez zuerkennt. Sie können sich so leicht denken, zu welchen lächerlichen Auftritten es Anlaß gibt, wenn der Mann die Erklärungen, welche gegen ihn selbst gemacht werden, zur Abstimmung bringt, und sie immer angenommen findet; und alles dieses mit der äußersten Kaltblütigkeit. Das Schlimmste bey der Sache ist, daß der Bischof von London die habsüchtigen Geistlichen unterstüzt, und z. B. den Vorschlag der Bewohner jenes Kirchsprengels nicht eingehen will, welche, um den Streit zu endigen, sich erboten haben, dem jezigen Pfarrer jährlich 1800 Pfund, und allen künftigen 1200 Pfund zu geben. Er dürfe, sagt das ehrwürdige Kirchenhaupt der Kirche, ihr Eigenthum nicht vergeben — als wenn die Leute, die man so grausam mitnehmen will, nicht auch zur Kirche gehörten!

Auflösung des Räthsels in Nr. 116.

Nebo, der Berg, wo Mose begraben ward.

R ä t h s e l.

Eine große Schwester
Führ ich vier kleine;
Reißt mich von ihnen,
So bleibt euch nur eine.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. September 1826.

Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

Goethe.

Italia.

(Fortsetzung von N. 39.)

V. Der Markusplatz.

Wem's verwehrt ist vom Loos nach Ostens Gefilden zu pilgern
An den Bospor, und Nil, oder nach Ißfahan hin,
Steure getrost nach Venedig, er findet in selbem beysammen
Wunder des Ostens verpflanzt an's adriatische Meer.
Auf dem Markusplatz wähnt er sich auf Ißfahans Platze,
Welchen Schah Abbas, diesen nachahmend, gebaut.
Dorten schaut man, wie hier, den hohen stattlichen Thurm,
Hohen Säulengang und die Palläste des Herrn;
In der Markuskirch' ist Aja Sofia zu sehen
Und Topchana's Damm ist der slavonische Quai.
Türken wohnten sonst beysammen im Fondaco dorten,
Und zu Istambol nennet der Ort sich Fündük,
Haselnüsse (Fündük) sind in der Herberg' zu haben,
Avellanische Nuß, Knaben und Mädchen dazu.
Mehr als persischer Hof und als osmanische Herberg'
Stellt Venedig euch Cairo die, große, vor's Aug':
Dort sind die Gassen so schmal und so belebet die Buden,
So geheimnißvoll dorten das Haus am Kanal,
Ein amphibisches Thier mit der Stirne gekehrt nach dem Lande
Mit dem hinteren Theile steigend in's Wasser hinab.
Dorten feyert, wie hier, den Triumph die arabische Bohne,
Auf den Plätzen hier Mährchenerzähler wie dort:
Wundern darf euch nicht mit dem Osten die große Verwandtschaft,
Freundlich und feindlich war selbem Venedig nie fern.
Aus Egypten holt' Ostindiens Schätze dasselbe
Und es zollte Tribut an den Mamlucken-Sultan
Für der Insel Besitz, dem übel erworbnen von Cypern,
Welches die Republik ihrer Erzeugten entriß.
Weil sie das Heirathsgut entriß der eigenen Tochter,
Fruchtete Cyperns Besitz der Signoria nur kurz.
Edelsteine drey vom östlichen Feuer und Schmelze
Waren der schönste Schmuck in dem Diademe Sankt Mark's,
Cypern und Creta zuerst und dann der Peloponesos
Standen dreygescheint im Horoscope des Staats.
Jede derselben hat unsterblichen Namen gegeben
Ihrem Eroberer nicht, ihrem Vertheidiger nur.
Henker und Schlächter war der Osman' als Erobrer von Cypern,
Wo der Treue Bund wurde gekittet mit Blut;
Weil er vertheidigte sich, ward lebendig geschunden der Tapfre
Bragabino's Blut ruft noch um Rache des Gräuls.
Mehr als zu Ilion ward in Candia rühmlich gefochten,
Fünfzig Jahre lang währte der blutige Kampf.

Digitized by Google

Bis daß Candia's Stadt, durchwühlt von Gräben und Minen,
Nur Schutthaufe war, qualmend von Rauch und von Staub,
Bis Contarini, der Held von unbezwinglichem Muthe,
Mit dem Bollwerk sank und mit der Insel zugleich.
Morosini nahm vom Peloponesos den Namen,
Les't die Inschrift dort ober der Thür des Pallast's:
„Morosini dem Peloponesischen sezt der Senat dieß."
Welcher Thatenkreis liegt in dem einzigen Wort!
Welch' Erinnerungen ruft auf dem Platz die Trippelstandart auf!
Die drey Stangen dort, jede auf eh'rnem Gestell.
Dorten wehten einst hoch schwellend in Lüften des Sieges
Dreyer Königreich' Fahnen als Wimpel vom Mast.
Ihrer Wimpel beraubt stehen nackt und traurig die Maste,
Ein horazisch Bild sturmbewegeter Zeit.
O Venedig! du bist längst deiner Herrschaft entblößet,
Ein dreymastiges Schiff, welches von Stürmen gepeitscht,
Ohne Segel und Fahn' Preis gibt die Seiten den Wogen,
So daß ohne Strick kaum sich erhält noch der Kiel*).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hor. I. XII.

Charakter der Chilier.

Obgleich man dem Chilier keine einzige Tugend zuschreiben kann, so gebührt ihnen doch das Lob, daß sie weniger Laster besitzen als andere Creolen; es zeichnet eine Gelassenheit, eine Gleichmuth aus, der sie den Chinesen ähnlich macht, denen sie auch in manchen andern Stücken gleichen; im Aeussern sogar haben sie die niedrige Stirne und kleine Augen derselben; sie haben dieselbe Listigkeit, dieselbe Selbstsucht und dieselbe Neigung zu kleinen Diebereyen. Sie besitzen ferner außerordentliche Geduld und Ausdauer im Mangel; selten ist es möglich, ihren Zorn zu erregen und ihre Gefühllosigkeit ist ganz empörend. Ein Fremder mag einen Chilier bey den schändlichsten Namen nennen, einen Lügner, einen Betrüger heißen, über das Betragen desselben wüthend werden, während dieser unbeweglich bleibt und selbst Schläge mit einem spöttischen Lächeln erträgt.

Die Gattin ist sehr aufmerksam gegen den Mann, und es würde einen Gatten auf ewig beschimpfen, der seine Frau schlüge; derselbe Gleichmuth, der sich bey allen Gelegenheiten unter ihnen zeigt, beherrscht auch ihre Ehen, aber von der Wärme der Neigung, die man bey andern Völkern zwischen beyden Geschlechtern bemerkt, findet man hier nichts. Doch sind die Gatten einander treu. Die Gesetze machen die Ehescheidungen sehr leicht, und die Frau kann sich nach Belieben von dem Manne trennen, und dabey auf die Hälfte des Erworbenen Anspruch machen. Unter den höhern Ständen ist dieß gewöhnlich, besonders wenn die Ehen kinderlos sind, haben sie aber eine zahlreiche Familie, so geschieht dieß nie. Bey den Landleuten ist es dasselbe — sie sind sorgsam in der Pflege ihrer Kinder, besonders der Mädchen, obgleich man keine besondere Liebe für dieselben bey ihnen bemerkt. Die Mütter beobachten diese sehr genau, geben sich aber keine Mühe, ihnen sittliche Grundsätze beyzubringen und sie über Dinge unwissend zu erhalten, welche die Leidenschaft erregen können. Ich habe unter den ärmern Klassen Kinder bemerkt, welche für ihre alten Eltern, die nicht mehr zu arbeiten vermochten, die größte Sorgfalt trugen; doch konnte dieß eben so sehr aus Gehorsam gegen das Gesetz als aus Liebe geschehen: denn nach jenem sind unverheirathete Söhne verpflichtet, ihren alten Eltern die Hälfte ihres Verdienstes mitzutheilen, und ich habe Beyspiele gekannt, wo Bauernsöhne ihre Heymath verlassen hatten und in die Ferne gewandert waren, um sich dieser Verbindlichkeit zu entziehen. Bettler trifft man selten im Lande, und es herrscht unter den Bauern eine wahrhaft bewundernswürdige Gastfreyheit gegeneinander, welche aber auch die einzige liebenswürdige Eigenschaft ist, die man bey dem gemeinen Volke in Chili trifft.

Die Ehrlichkeit, die sie in Handelsgeschäften zeigen, ist gezwungen; denn der vornehmste Handelsmann in den bedeutendsten Geschäften trägt kein Bedenken, eine Kleinigkeit zu stehlen, wenn er sich nicht beobachtet sieht. Mehrere englische Kaufleute haben mich versichert, daß dieses ein gewöhnliches Ereigniß ist. Ich war neulich in einem Lagerhaus, wo ein Handelsmann für zweytausend Thaler Waaren gekauft hatte, für die er baar bezahlte und sie dann nach Hause tragen ließ, im Packen aber wußte er ein baumwollenes Halstuch, von ungefähr anderthalb Thaler Werth, von einem andern Haufen zu nehmen und unter die gekauften wollenen Tücher zu mischen; und doch versicherte mich der Kaufmann, daß er keinen Anstand nehmen würde, demselben Manne für zehntausend Thaler Werth zu borgen. Diese kleinlichen Diebereyen lassen sich Chilier vom besten Rufe und höchstem Stande zu Schulden kommen. Lady Cochrane hatte zwey Erfahrungen dieser Art gemacht. Die erste war bey einem Balle, im Hause des amerikanischen Konsuls, wo ihr beym Eintreten drey vornehme Chilierinnen entgegen kamen und sie nach einander umarmten; gleich darauf vermißte sie eine diamantne Nadel, die in demselben Augenblicke mit einem Theil ihres Kleides abgerissen worden war. Man suchte allenthalben, aber die Nadel war verloren. Ungefähr ein Jahr nachher ließ sich ein Geistlicher bey ihr melden, und bat sie, insgeheim zu sprechen; und

Digitized by Google

hier überlieferte er ihr das verlorne Kleinod, mit den Worten: eine Dame habe ihm gebeichtet, daß sie es bey jener Gelegenheit gestohlen, und er habe auf der Wiedererstattung desselben bestanden. Bey einer andern Gelegenheit erhielt Lady Cochrane einen Besuch von drey Frauenzimmern, welche sie baten, ihnen ihr Kinderzeug zum Muster zu zeigen. Dieses wurde herbeygeholt und gemustert. Beym Zurechtlegen vermißte Lady Cochrane drey Spitzenmützchen und einige andere Spitzen, welche in ein Papier gewickelt gewesen. Sie sagte dieses den Damen, und als diese aufstanden, um auf dem Kanapee nachsehen zu lassen, fiel das Vermißte, in das Sacktuch einer dieser Damen gewickelt, zur Erde. Noch ein anderer sehr verdächtiger Umstand ereignete sich im Hause des Lord Cochrane. Er hatte in seinem Gesellschaftssaal ein Schränkchen von Rosenholz stehen, welches mehrere Kostbarkeiten und Familienandenken enthielt, welche der Eigenthümer sehr schäzte. Dieses ward während eines seiner Kreuzfahrten entwendet, und alle Bemühungen, es wieder zu finden, waren vergebens, obgleich auch der Gouverneur von dem Diebstahl unterrichtet worden. Einige Monate nachher besuchte Lady Cochrane die Tochter des leztern, und sah in einem Nebenzimmer, das man zufällig offen gelassen, das verlorne Schränkchen stehen. Sie nahm es sogleich als ihr Eigenthum in Anspruch, und erst als man es ihr lange streitig gemacht und man den Gouverneur gerufen, gestand dieser, seine Tochter hätte es von einem Soldaten gekauft, wo es ganz leer gewesen, und weder er noch sie hätten je gedacht, daß es dasselbe wäre, welches ihnen gestohlen. Es wurde zurückgegeben; aber es ist zu bemerken, daß dieses das einzige Schränkchen der Art war, welches man je in Chili gesehen, und daß es dem Gouverneur und seiner Tochter bey ihren häufigen Besuchen bey Lord Cochrane nicht so ganz fremd seyn konnte.

Kraft der Sonnenstrahlen.

Herr Macintosch, ein angesehener und unterrichteter Mann und Unternehmer der Werke, welche die Regierung zu Stonehouse-point, nahe bey Plymouth, errichten läßt, stieg in der Taucherglocke mit den Arbeitsleuten in's Meer herunter, um den Bau einer Mauer zu beginnen. Als die Maschine, welche konvexe Gläser an dem obern Theile hat, 25 Fuß unter dem Wasser war, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Hut von einem der Arbeitsleute rauchte. Er untersuchte die Sache und fand, daß die Sonnenstrahlen durch die Gläser konvergirten, und ein Loch in den Hut gebrannt hatten. Eine ähnliche Wirkung hatte sich während des heißen Wetters auf ihre Kleider geäußert, so daß die Arbeitsleute, welche nun die Ursache kennen, sich nicht mehr unter den Brennpunkt stellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

(Fortsetzung.)

Nach den Jesuiten sind es die Börsespekulationen, Börsefallissemente und Börsevergehen, welche eben jezt die öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Der Kriminalprozeß des Kassiers Reymond im Rothschild'schen Hause hat einen auffallenden Beweis von den Folgen der Börsespekulationen geliefert. Die unabhängigen Tagesblätter beschuldigen den Finanzminister, daß er die Spielwuth an der Börse anfache und unterhalte; allein es liegt schon in der Habsucht mancher Menschen, daß sie jede Gelegenheit ergreifen, sich schnell zu bereichern, und welche Gelegenheit kann ihnen tauglicher dazu scheinen, als das Börsenspiel? Sonderbar ist es jedoch, daß nie mit solcher Wuth gespielt worden ist, als seitdem es in den Preisen der Staatspapiere ruhig geworden ist. Man sollte glauben, die Leute hätten mehr zum Spielen und Wagen zu jener Zeit gereizt werden müssen, als das Sinken und Steigen der Staatspapiere schnell auf einander folgten, und bedeutende Differenzen darboten; damals konnte man zum Millionär oder zum Bettler werden, ehe man Zeit hatte, sich umzusehen; jezt geht das Ding nicht so leicht mehr, ausgenommen wenn man sehr im Großen spielt. Dieß scheinen dann auch alle diejenigen zu thun, die jezt noch Millionäre oder Bettler werden wollen. Dazu aber gehören beträchtliche Summen, die sie nicht besitzen. Was bleibt ihnen also zu thun übrig, als daß sie Gelder angreifen, die ihnen blos anvertraut worden sind? So haben es mehrere Wechselagenten gemacht, die sich nach einer kurzen glänzenden Rolle in Paris haben aus dem Staube machen müssen, um nicht an den Pranger gestellt und zur Kettenstrafe verurtheilt zu werden. So hatte es dann auch der Rothschild'sche Kassier gemacht, den das Gericht so eben zum Pranger und zu achtjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt hat. Beynahe anderthalb Millionen gesteht er selbst, der ihm anvertrauten Kasse allmählig entzogen zu haben; wahrscheinlich beläuft sich die Summe noch weit höher, und von diesem vielen Gelde hat der Mensch nicht das Geringste für sich behalten, sondern Alles zu seinen unsinnigen Börsespekulationen angewendet, und bis auf den lezten Heller durchgebracht, worauf er dann verschwunden, aber bald darauf entdeckt und verhaftet worden war. Die Zeitungen haben gemeldet, der Mann wäre noch zu retten gewesen, wenn er seinem Prinzipalen den Betrag der gestohlenen Summe aufrichtig hätte entdecken wollen, was er aber standhaft verweigert hätte. Vor Gericht gestand er jedoch seinen Diebstahl unverhohlen, wenigstens die Hauptthat, und sein Advokat wußte keine andere Ausflucht, als daß er zu beweisen suchte, Reymond wäre kein Kommis, sondern ein Associé des Rothschild'schen Hauses gewesen, was dann freylich die Lage der Dinge geändert haben würde. Die Associirung suchte er darauf zu gründen, daß Reymond ein gewisses Prozent von den Summen bekam, die ihm durch die Hände gingen. Das wäre aber ein sonderbarer Associé gewesen! Die Jury nahm keine Rücksicht auf die Vertheidigung, indessen müssen doch einige mildernde Umstände in Betracht gekommen seyn, indem der Delinquent nicht zur Kettenstrafe, sondern zum bloßen Gefangensitzen verurtheilt worden ist. Vielleicht geschah es aus Rücksicht gegen seine unschuldige Familie, wiewohl dergleichen Rücksichten auf die Richter nie Einfluß haben sollten. Uebrigens verdient die Frau des Kassiers Reymond Mitleiden wegen des Zusammentreffens allerley Widerwärtigkeiten in ihrer Familie. Zu gleicher Zeit, als der vom ihrem Mann begangne ungeheure Diebstahl entdeckt und ein Kriminalprozeß gegen ihn eingeleitet wurde, trafen andre Unglücksfälle ihr älterliches Haus; sie ist die Tochter des Buch-

Digitized by Google

händlers Masson, der in wohlhabenden Umständen war, und auch Achtung im Buchhandel genoß. Vor wenig Jahren gerieth dieser Mann aber auf den Einfall, eine Spekulation, und zwar auf den Handel in den neuen amerikanischen Freystaaten einzuleiten. Er brachte eine Ladung nicht allein von Büchern, sondern auch von andern Waaren zusammen, die einen Werth von einer halben Million Franken hatte, und mit dieser kostbaren Ladung sandte er seinen Sohn nach Mexiko; zuvor hatte er genau berechnet, wie lange die Reise dauern, und wie viel Zeit zum Absetzen der Waaren erforderlich seyn würde. Die Wirklichkeit traf aber mit der Berechnung nicht zusammen. Als nämlich die bestimmte Frist abgelaufen war, hatte man weder Nachricht von der Ladung noch von dem Sohne; da alle Waaren auf Kredit genommen worden waren, so stürmten die Gläubiger auf den Spekulanten los; mit den Buchhändlern, seinen Mitbrüdern, wäre er noch wohl fertig geworden; allein die andern Kaufleute, die sonst keine Geschäfte mit ihm gemacht hatten, hielten sich nicht für verbunden, länger zu warten. Masson wurde banterot, und hat einen zweyten Sohn abgesandt, um den ersten nebst der Ladung aufzusuchen. So leidet also Reymonds Frau zugleich durch die verunglückte Spekulation ihres Vaters, und durch die strafbare Spekulation ihres Mannes; der eine ist banterot, der andre entehrt und verhaßtet. So kommen die Thorheiten der Männer auf die armen Frauen zurück. Das unsinnige Spekulationswesen hat mehrere dramatische Dichter veranlaßt, es auf der Bühne zu schildern. Ribouté hat seinen Speculateur, und Picard mit einem andern Dichter seine Agiotage hervorgebracht; in lezterem Stücke ist eine Familie dargestellt, wo Jedweder von der Spiel- und Spekulationssucht ergriffen ist, und seine Habe beständig auf's Spiel sezt. Sogar ein fremder Mann, ein Marchese Pugacois, der darin vorkömmt, spielt und spekulirt; man vermuthet, Picard habe den Mann einer in Europa berühmten italienischen Sängerin dadurch andeuten wollen. Indessen hat man ihm in den Tagesblättern gerathen, diese Karikatur oder Satyre bey Seite zu lassen, da sie zur Handlung nichts beytrage, und auch keinen ästhetischen Werth habe. Sehr gelobt hat man dagegen eine Person des Stücks, die heftig gegen die Spielwuth predigt und eifert, und ziemlich bedeutende Summen in Börsenspekulationen wagt. Solche Personen sind nicht selten in Paris. Natürlich muß aber das Börsespiel unendlichen Reiz für Leute haben, die sich auf einmal bereichern wollen, und die auf andern Seiten überall Hindernisse gegen ihre Handelsspekulationen antreffen. Zwar hat der Bankier Lafitte in einer, bey der Handelsakademie gehaltenen Rede behauptet, Alles liege nur am Mangel an Zutrauen; allein woher dieser Mangel? doch wohl daher, daß keine hinlängliche Sicherheit zu den Unternehmungen da ist, daß die Politik der Kabinette mit dem Interesse der Völker im Streit liegt, daß die Staaten einander feindselig ihre Grenzen verschließen und wohl ausführen, aber nichts dagegen empfangen und ankaufen wollen? Die eben erwähnte Handelsakademie ist eine Privatanstalt, wie es deren in Hamburg und andern Handelsstädten gibt. Der erste Unternehmer scheiterte in derselben, aber unter seinem Nachfolger, und mit Hülfe der Hauptbankiers geht die Sache besser, und es befinden sich gegenwärtig in der Anstalt über hundert Jünglinge, meistens aus reichen Handelsfamilien, die hier ihre Söhne zu ihrem künftigen Stande vorbereiten lassen. Die öffentliche Sizung, bey welcher der Bankier Lafitte den Vorsiz führte, hatte zum Zwecke, dem Publikum einen anschaulichen Begriff von der jezigen Lage der Anstalt zu geben, und den ausgezeichnetsten Schülern ein Brevet de capacité oder Fähigkeitsdiplom zu ertheilen. Die englischen Blätter haben sich ein wenig über Lafitte's Rede, über die Handelsakademie und über die Fähigkeitsdiplome lustig gemacht. Bey ihnen, meynen sie, bedürfe es dergleichen Dinge nicht. Ihre Handelsakademien seyen die Komptoire der Kaufleute, ihre Brevets de capacité seye die Zufriedenheit der Prinzipale mit den Kommis. Freylich wohl mag in einem Lande, wo Alles dem Handel ergeben ist, eine Handelsakademie nicht so nüzlich seyn als in andern Ländern, wo die Komptoire nicht so häufige Gelegenheit zum Erlernen des Handels darbieten; und auch selbst in England würden theoretische Handelsschulen eben nicht unnüz seyn. Hätten diejenigen englischen Kaufleute, die eine Ladung Schlittschuhe nach dem heißen Brasilien, und eine Ladung Särge den Hindus zuschickten, die ihre Todten verbrennen, zuvor in einem Institute die Handelsgeographie erlernt, so würden sie keine solche Böcke geschossen haben, und ohne Zweifel rühren manche der unsinnigen mißglückten Spekulationen des englischen Handels in der lezten Zeit von einem gänzlichen Mangel theoretischer Kenntnisse her; aber so sind die Engländer; bey ihnen tritt der Jüngling sogleich in's praktische Leben ein; der Jurist bildet sich in der Arbeitsstube eines Sollicitors, der Medicus bey einem Arzte oder Wundarzte, und der Kaufmann im Komptoir; dieß hat seine Vortheile; aber deßhalb ist der theoretische Weg nicht zu tadeln.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 30. August.

Das Legat, welches Kardinal Consalvi hinterlassen hat, um die Facciaten der Kirchen Araceli, Consolazione und S. Andrea delle Fratte auszubauen, wird bereits an der zulezt genannten ausgeführt. Auf dem spanischen Plaze haben die elenden Häuser an der Ecke der Via-Condotti einem kleinen, aber zierlichen Hotel Plaz gemacht. Das Haus des Grafen Lucopiero, in der Straße Monte Catino, ist von dem Baumeister Paoletti in ungleich besserem Style, als man sonst an neuen Bauten zu sehen gewohnt ist, wieder hergestellt worden. Manche Straßen der Stadt sind durch Wegnehmen der Schirmdächer auffallend heiterer geworden.

Wir hatten im Laufe des Sommers uns des Besuchs der HH. Champollion d. j. und Seyffarth zu gleicher Zeit zu erfreuen. Sie betrugen sich, wie zu erwarten war, wie aber bey Antiquaren leider oft nicht geschieht, höflich und freundlich gegen einander. Hr. Champollion ist mit seinem Begleiter, Professor Rosellini, von Pisa nach Neapel abgereist.

Die Druckerey des Vaticans soll wieder hergestellt und reichlich mit schönen Lettern und guten Arbeitern versehen werden. Wir wünschen von Herzen, daß hierdurch die Schäze der Bibliotheca Vaticana, welche von Msgr. Mai so eifersüchtig bewacht, und so langsam herausgegeben werden, schneller der gelehrten Welt mitgetheilt werden mögen.

Das deutsche, von den Jesuiten geleitete Kollegium hat bereits gegen dreyßig Alumnen, welche hier wegen ihrer rothen Talare Gombari cotti, (gekochte Krebse) genannt werden. Die meisten sollen Schweizer seyn. Dieses Kollegium hat sein früheres schönes Lokal in S. Apollinare noch nicht zurück erhalten, und befindet sich vorläufig noch in einem Flügel des Profeßhauses al Gesù.

Die Erziehungsanstalt zu S. Michele a ripa hat ein Privilegium zu ausschließlichem Verkaufe aller Schulbücher erhalten, dagegen läßt sich nichts einwenden, wohl aber dagegen, daß die besten lateinischen Schriftsteller, Cicero, Cäsar, Tacitus und Sallustius darunter begriffen sind. Hoffentlich wird auch auf dieses Gesez nicht strenge gehalten werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. September 1826.

Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel.

Jean Paul.

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

1.

Das Interessanteste für den Menschen bleibt ewig der Mensch. Wäre er auch nicht die weiseste Kreatur unsers Planeten, schon sein Egoismus würde ihn dazu machen. Wenn ich aber hier eine Gallerie merkwürdiger Menschen verspreche, so muß ich freylich zugestehen, daß das Wörtchen merkwürdig relativ ist, und daß ich Manchen dafür gehalten haben kann, der meinen geneigten Lesern anders erscheint. Mögen mich dann alle Grazien und Musen nur vor dem häßlichsten Schriftstellerlaster — der Langweiligkeit bewahren!

2.

Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich diese Gallerie mit zwey so außerordentlichen Sterblichen eröffnen dürfte, als Friedrich der Einzige und Mozart der Unvergleichliche waren! Jenen konnte ich in frühester Jugend noch bey seiner lezten Revue vor Magdeburg sehen und diesen noch bey seinem Schwanenkonzerte in Leipzig hören; aber ich vergaß das Horazische „Quod adest, memento componere aequus" (benütze weislich den Augenblick), und so sahe ich sie Beyde leider nicht! Da ich mich also hier nur auf selbst beobachtete Merkwürdige beschränken will, so bleibt mir nichts weiter übrig, als den gütigen Gestirnen meinen innigsten Dank dafür zu zollen, daß sie meine schönste Zeit in die lezten Tage zweyer Männer fallen ließen, davon der Eine eben so vortheilhaft auf die Richtung meines Geistes als der Andere wohlthätig auf die Bildung meines Herzens gewirkt hat.

3.

Neben der majestätischen Eiche entzückt uns das niedliche Maienblümchen; warum sollte man also nicht von dem Antonin und dem Orpheus des verflossenen Jahrhunderts unmittelbar auf ein Paar ausgezeichnete Bewohner des lezten Mansfeldischen Dörfchens kommen dürfen? In diesem Ulubrä des Harzes geboren, lernte ich früher durch das Leben, was Wiz und Verstand, Tugend und Geschicklichkeit sey, als mich's die ewig besuchten Tempel des Ruhmes aus dem klassischen Alterthume lehrten. Versteht der Zeichner seine Kunst nicht allzuschlecht, so werden ein Paar flüchtig hingeworfene Skizzen von wackern Landleuten die freundlichen und humanen Leser und Leserinnen mindestens nicht langweilen.

4.

Ehre dem Ehre gebühret! Der treffliche Förster des Mansfeldischen Ulubrä — das, wohl zu merken, die Herren der Erde im Schilde führt, denn es heißt eigentlich Königerode! — mag uns zuerst ein wenig sitzen. — Der stattliche Mann besaß so gut sein Sabinum, wie einst Horaz, lebte mit seinen ehrlichen Nachbaren ganz auf dem nämlichen Fuß und machte, wenn er zur Bergstadt Eisleben ritt, auf seinem muthigen Rosse gewiß eine ungleich imposantere Figur, als der Günstling Mäcens, wenn er

sich auf seinen Stuppschwanz von Maulthier nach Tarent leierte. (Sat. Buch I. VI. V. 105.) Dabey hatte er ein Herz, wie man es Königen wünschen muß, wenn ihre Unterthanen beglückt heißen sollen, denn nie wandten Noth und Armuth sich vergebens an ihn. Und was für ein zärtlicher Freund war der joviale Mann seinen vertrauteren Freunden? Wahrlich, wenn er uns Magnaten des Dörfchens zum Forellen- und Krebsfange auf die wunderschönen Wiesen an der Wipper einladete, wir hatten Wochen lang davon zu rühmen und zu erzählen!

Will man auch ein Pröbchen seines natürlichen Witzes? Hier ist es, und ich hoffe, treffender als tausend Wortwitzeleyen unserer dermaligen unbefangenen Buchmacher. Dem Wohlhabenden fehlte einst, nach einem harten Winter, das Brodkorn zugleich mit dem Seilstroh. Er ließ also wider seine Gewohnheit schon in den ersten Tagen der Ernte dreschen. Als sich Ernsts Mutter darüber verwunderte, und ihn nach der Ursache fragte, gab er lächelnd diese naive Antwort: „Ich habe Stricke nöthig, um den Hunger daran zu binden!“

5.

Michel Angelo war bekanntlich in drey schönen Künsten Meister; allein es fragt sich, ob er bey aller seiner Größe für Rom mehr gewesen ist, als ein Tausendkünstler von Korporal nach dem Hubertsburger Frieden für mein stilles Dörfchen wurde? Wagner, Tischler und Drechsler in einer Person, gewann er die Achtung der Hausväter, die Freundschaft der Hausmütter und die Liebe der Kinder im ganzen Kirchspiele.

Seine kleine Bibliothek bestand aus Bibel, Gesangbuch und Kalender, mit welchen sich Gellerts und Rabeners Schriften nachbarlich paarten. Von dem Ersteren hatte er sich alle Gutmüthigkeit und von dem Letztern nicht wenig satyrischen Geist angeeignet. Einen drolligen Beweis davon lieferte er bald nach dem Frieden einer Bäurin, die in dem Gerüchte stand, mit der Xantipe näher verwandt zu seyn, als ihr Kreuzträger von Eheher es mit dem Sokrates war. Sie hatte sich nämlich bey dem Korporal eine Elle bestellt, die ihr der Schalk auch nach wenigen Tagen, mit folgender Inschrift brachte:

Böse Weiber soll man zwingen
Mit der Elle vor allen Dingen!

Um es indessen mit den Bessern des Geschlechtes nicht zu verderben, hatte er auf der Kehrseite weislich hinzugefügt:

Eine Jungfrau, schön und tugendreich,
Ist dem feinsten Golde gleich!

Ich bin gewiß, daß dieser gutmüthigste aller Satyriker in seinem Geburtsdörfchen so gut fortlebt als Alexander der Große in der Weltgeschichte; denn für ihn schlägt noch heute mehr als ein Herz, das von der innigsten Dankbarkeit beseelt, sich gern wieder jüngern mittheilt.

6.

Ist es zu verwundern, wenn der Erzähler, dem solche verführerische Beyspiele schon in der frühesten Kindheit vorleuchteten, sich bald in ähnlichen Künsten zu versuchen anfing? Doch hatte die schöne Natur des Vorharzes noch ein Paar andere poetische Geister in seinem kleinen Ulubrä geweckt, die wahrscheinlich auch das Ihrige reichlich dazu beytrugen. Der Eine war so eine Art von Hans Sachs; der Andere ein vir doctissimus von Kantor. Beyde klimperten von Zeit zu Zeit ihre Stückchen auf der Leyer; doch würde ich ihrer nicht erwähnen, wären sie nicht auch außerdem als wackere Ehrenmänner im Dörfchen bekannt gewesen.

Von dem Schuhmacher war folgende poetische Reliquie, an den Sohn eines frühern Predigers gerichtet, so zu sagen publici juris geworden, denn alle Erwachsene der Kommun wußten sie auswendig:

„Mr. N* thut mir zu wissen,
Wie er in den Haselnüssen
Sich das Fußwerk ganz zerrissen.
Darum will ich ihm nur schreiben:
Er kann fein zu Hause bleiben,
Braucht nicht in das Holz zu gehn,
Sich nach Nüssen umzusehn.
Will er haben, mag er laufen,
Soll das Leder nicht zerlaufen;
Doch — ich geb's Ihm ferner zu,
Mach' Ihm wieder neue Schuh'!“

Leser, welche mit Hans Sachsens Schriften bekannt sind, sollen, hoffe ich, eingestehen, daß sie oft Sächelchen darin gefunden haben, die mindestens nicht viel mehr Salz verrathen als diese Reliquie.

Das größte Verdienst des Mannes bestand aber, nächst der geprüftesten deutschen Redlichkeit, darin: daß er sich nicht blos meisterlich auf sein Handwerk verstand, sondern dabey auch der unterrichtetste und geschickteste Bienenwirth war, der mir noch im Leben vorgekommen ist. Uebrigens gehörte er zu den seltenen Menschen, welche sich diesen bestachelten und zornmüthigen Thierchen nähern dürfen, ohne von ihnen gestochen zu werden. Auch stand längst in seinem Katechism ein Kapitel mit der Ueberschrift: Von den Pflichten des Menschen gegen die Thiere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italia.

(Fortsetzung.)

VI. Der Markuspallast.

„Auf der Seufzerbrück' in Venedig bin ich gestanden,
„Rechts und links sich von mir thürmten Gefängniß, Pallast“ *)

---

*) Childe Harold IV.

Ein Pallast das Gefängniß, der festeste stattlichste Kerker,
Kerker war der Pallast Dogen, so lang sie regiert.
Diese Seufzerbrück' war Scheidung der Freyheit des Lebens,
Und so wandelten sie stets die Gerichteten nur.
Hatten die Grauen des Staats vielleicht aus Osten vernommen,
Mähr' der Scheidungsbrück', wie sie der Koran erzählt?
Die Gerichteten nur gehn über die Brücke der Scheidung,
In des Feuers Pfuhl stürzen Verdammte hinab.
Oder sollt' im ehrnen Pallast Nothwendigkeit wohnen,
Sie die wilde Fee mit dem bekannten Geleit? . . .
„Einzuschlagen den Keil und Nägel in ehernen Händen,"
„Mit dem Haken gekrümmt und dem geschmolzenen Bley *):"
Wahrlich, ich glaub's, denn unten senken hinab sich die Brunnen,
Wo Schlachtopfer des Staats lagen an Haken gebannt.
Oben unter dem Dach sind die bleyernen Kerkerbehälter,
Wo der Sonne Glut drohet zu schmelzen das Bley.
Dank der Menschlichkeit, nun sind die Brunnen geleeret,
Nicht Schlachtopfer schwert nieder das bleyerne Dach.
Von der Brücke tönt in finsterer Nacht noch Gestöhne,
Schatten der Republik seufzt von derselben herab.
Hier im Pallast war der Sitz der Signoria der alten,
Welche den Päpsten getrozt, welcher die Kaiser gefleht,
Dort im großen Saal vereinten sich alle die Edlen
Zu der Dogenwahl oder zu anderm Geschäft;
Statt der Edlen sind heut' Edlere dorten beherbergt,
In dem Versammlungssaal thronet die Bibliothek,
In dem Saal des Senats und der Inquisitoren des Staats,
Welche ohne Kontroll' sprachen in lezter Instanz,
Richtet nun nach besserem Recht der deutsche Gerichtshof,
Welcher in zweyter Instanz läßt noch zur höh'ren den Lauf.
Bilder voriger Zeit, Denkmale rühmlicher Thaten
Schmücken aus die Säl' allen Besuchern zur Schau,
Meisterstücke der Kunst der venetianischen Schule,
Tintoretto's Natur und Veronese's Gepräng.
In dem Saale, wo der Doge Gesandten Gehör gab,
Setz' ich nieder mich auf den gepolsterten Thron.
Sieh' es treten herein die Gesandten des Westens und Ostens,
Bietend zum Bündniß die Hand oder zum Schlage die Faust.
Auf dem Thron sitz' ich wie dort im Gemälde der Doge,
Vier der Perser sind's, welchen er schenket Gehör:
Vier der Perser sind's, Hülf' suchend wider die Türken,
Denen der Löwe Sankt Marks, damals ein grimmiger Löw'.
Dorten steht er zwar noch auf granitener Säul' in dem Hafen,
Aber entfallen ist längstens den Klauen das Schwert.
Ist er entwaffnet, so ist dafür auch geschlossen der Rachen
Jener Löwen dort, welcher gefüttert sonst war
Mit verschwärzendem Gift von Lüg' und heimlicher Angab,
Der Orakelschlund schlechten Spionengezüchts;
Aber noch pranget die goldene Stieg' und die Stiege der Riesen,
Wo der Götter Paar riesig erscheinet zu höchst.
Wo die Körbe stehen gefüllet mit steinernen Mispeln:
„Mittelst Zeit und Stroh werden die Mispeln gereift."
Endlich bestehen noch am Fuß des Pallasts die Latrinen,
Als Cloakinen's Altär' öffentlich jedem zum Brauch.
Cynische Freyheit genoß hier in dem Pallaste der Pöbel,
Aber tieferer Sinn lag in dem quiren Verein
Von Latrin und Pallast, wie's lehrt die Geschichte des Ostens.
Jener Chalife sprach: Werd' ich genennet mit Recht
Vom moslimischen Volk Vollzieher der Nöthen der Menschen,
Muß ich bewähren ganz, was mir der Titel empfiehlt,
Wohl kann ich vollziehen der Völker Noth in Geschäften,
Aber es muß vollziehen jeder die eigene Noth.
Daß dieß möglich sey am Hofe wurden Latrinen
Am Pallaste Bagdad's wie zu Venedig gebaut.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hor. I. 30.

Großmuth eines Mahomedaners in Indien.

Ahmud Bukhsch-Khan, obgleich von guter Familie, ward durch die Unruhen, welche in seinen früheren Jahren Mittelindien verheerten, und viele aus ihrem Eigenthum vertrieben, genöthigt als ein Miethling-Krieger zu dienen. Sein erster Gebieter war Ulwa Raja; später aber vereinigte er sich mit den Engländern, und begleitete den Lord Lake auf vielen seiner Züge. Er hatte sich so oft ausgezeichnet, daß der General sich bewogen fühlte, ihn auf eine auffallende Weise zu belohnen. Als er demnach eines Tages in großer Gesellschaft mit ihm speiste, forderte ihn der Feldherr auf, sich eine Belohnung auszubitten, und gab ihm zu verstehen, daß man eine unabhängige Herrschaft nicht für zu groß ansehen würde. Gerade um diese Zeit traf man Anstalten den Ulwa Raja, welcher die Engländer beleidigt hatte, zu züchtigen. Ahmud, welcher wohl wußte, was eine solche Züchtigung zu bedeuten hatte, bat zur Belohnung seiner langen Dienste — nicht um Rang und Ehrenstellen, nicht um Geld und Gut, nicht um Land und Leute, nein, er bat — um Gnade für seinen alten

Herrn! Der General und alle seine Offiziere, überrascht durch eine so großmüthige Bitte, standen auf einmal auf und jauchzten dem edlen Krieger Beyfall — aber noch mehr — Lord Lake gewährt ihm die Bitte; der Raja blieb verschont, und der brave Ahmud ward zum Nabob von Ferosepore ernannt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. August.

(Beschluß.)

Die Pariser Handelsakademie bringt mich auf eine, erst eben entstandene Akademie eigener Art, nämlich auf das egyptische Institut. Vor nicht gar langer Zeit fiel es dem Pascha von Egypten, dem es doch Ernst mit der Bildung seines Volkes zu seyn scheint, ein, die jungen Studierenden in seinen Kollegien zu fragen: Welche von Euch wollen nach Frankreich reisen, um sich mit der Gelehrsamkeit der Franken vertraut zu machen? Man sah, daß der Pascha es wünschte, und deßhalb meldeten sich Jünglinge genug. Sie wurden mit einigen Führern eingeschifft; und so kam denn zum ersten Male eine Truppe afrikanischer junger Muselmänner nach Paris, um sich daselbst in den Wissenschaften und Künsten zu bilden. Sie sind bereits in ihrer Wohnung angekommen, und scheinen ganz verduzt in der fremden Welt, worein sie versezt worden sind. Einige haben interessante orientalische Physiognomien, andere würden vortrefflich Franz Moors Gefährten abgeben können, und eben kein großes Zutrauen einflößen, wenn man ihnen allein in einem Hohlwege begegnete. Einige sollen so gelehrt seyn, daß sie den ganzen Koran auswendig wissen; vielleicht wissen sie aber auch nichts anders. Bis jezt hat man sie nicht aus ihrer Wohnung herausbringen können, aber in dieser Wohnung zieht alles ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese Jünglinge, wovon einige schon dem Mannesalter nahe stehen, sind, seit sie in Paris angekommen, sanft und gelehrig und gehorsam wie die Kinder, sie scheinen ihren türkischen Charakter zu verstellen; vielleicht wird ihn die französische Bildung ganz abreiben. Auf jeden Fall muß dieser Aufenthalt junger, nach türkischer Weise bereits gebildeten Jünglinge in Frankreich gewiß einigen Einfluß auf die Bildung der Egyptier haben, besonders wenn einmal der alles verdorrende Despotismus nachlassen und dem Volke auch ein Bischen Freyheit zuerkennen wollte. Aber bis jezt wird sogar die Bildung despotisch betrieben, was denn eben kein Mittel zur schnellen Beförderung derselben ist. Etwas früher als die Egyptier in Paris ankamen, hatte man daselbst auf den Gassen einige fremde Weiber und Mädchen erblickt, deren Anzug eben so unbekannt war, als derjenige der Egyptier, und die allenfalls selbst hätten für Egyptierinnen gelten können. In Paris, wo man in der Unterscheidung der fremden Anzüge nicht sehr bewandert ist, und wo sich zuweilen verkleidete Abenteurer für Wilde ausgeben, behauptete man, es seyen Elsäßerinnen; ich aber glaube, es waren Weiber aus der Gegend von Koblenz; wie man dergleichen in ganz Deutschland mit Steingut umherstreifen sieht. Diese kurzröckigen Weiber hatten es, wie es scheint, auf eine Besenspekulation nach Paris angelegt; vermuthlich hatten sie einen Wagen voll ihrer Waare aufgepackt, und waren damit getrost zur Hauptstadt Frankreichs gewandert, wo sie dann ihre Besen in den Gassen mit eben der unermüdlichen Zuversicht anboten, als sie es in ihrem Vaterlande thun. Ob bey dieser Besenspekulation viel herausgekommen ist, weiß ich nicht; vielleicht haben die Besen sie hier blos freygehalten, und ihnen die Gelegenheit verschafft, Paris zu sehen. Einige lustige Vaudevilledichter haben von der Gegenwart der kurzröckigen Fremden Anlaß genommen, um eine Posse zu dichten, unter dem Titel: die Elsäßerinnen, worin denn die Besenverkäuferinnen als Helden eines närrischen Lebensabenteuers aufgeführt werden. Die Schauspielerinnen des Variétéstheaters nahmen sich mit den kurzen Röckchen, runden Käppchen, und lang herunterhängenden Haarflechten recht hübsch aus; die Posse ist mehrmals gegeben worden; aber wahrscheinlich wird sie bald mit der Tagsbegebenheit, die Anlaß dazu gegeben hat, in die Vergessenheit versinken. Eine Tagsbegebenheit, die aber nicht sobald wird vergessen werden, wenigstens von den Dilettanti nicht, ist das Auftreten der Dem. Sonntag auf der Bühne der hiesigen italienischen Oper. Die hier anwesenden Deutschen haben sich ihrer Landsmännin mit patriotischer Wärme angenommen, und kaum war sie hier, so wurden auch pompöse Loberhebungen von Paris in die deutschen Journale eingesandt. So oft sie auftrat, erschallte in dem Schauspielsaale das göttlich, köstlich und herrlich der deutschen Provinzen mit dem charmant der Franzosen, und dem Bravo und Bravissimo der Italiener zusammen, mancher Deutsche trat bey dieser Gelegenheit sogar aus seinem phlegmatischen Charakter heraus, wurde begeistert, und hätte gern die Superlativa der Bewunderung ausgerufen, wenn sie ihm die Sprache so dargeboten hätte, wie den Italienern. Auch den Franzosen sprach solch ein blühendes Mädchen, mit einem schönen gefühlvollen Gesange herzlich an, und das öffentliche Urtheil über dasselbe war so einstimmig, daß die Direktion es sogleich für gut hielt, der liebichen Sängerin ein Engagement vorzuschlagen. Indessen gab es doch kältere Dilettanti, welche über den schönen Gesang die Fehler desselben nicht übersehen, und in einigen Blättern angaben. Diese waren mit ihren Rollen der Mozart'schen und Cimarosa'schen Opern nicht zufrieden; man beschuldigte sie, den Gesang dieser großen Meister, ohne Geschmack verziert zu haben; man fand, daß sie allzuhäufig Gebrauch von ihrer Kopfstimme mache, anstatt die Bruststimme hören zu lassen, daß sie es allzusehr darauf anlege, die Stimme als ein musikalisches Instrument zu behandeln; daß sie das Italienische affektirt und unangenehm ausspreche, daß sie die Fehler etwas sklavisch zum Muster genommen habe u. s. w. Jedoch meynte man, könnten bey der Jugend der Sängerin und ihren unverkennbar großen Anlagen zur Musik, mehrere dieser Fehler verbessert werden. Es war eine große Galanterie der Direktion, daß man ihr noch ein Duzend Vorstellungen, auch eine Benefizvorstellung bewilligte, die sonst nur nach einem oder zwey Jahren zugestanden wird. Dießmal trat sie im großen Opernhause auf, und es wurde, nebst der Oper, noch das beliebte Ballet Vulcans Netz gegeben. Dann vereinigte sie sich noch mit vier österreichischen Tonkünstlern, um ein Konzert zum Besten der Griechen zu geben, wobey ihr jugendliches Feuer gegen das Phlegma der Künstler von der Donau gar sonderbar abstach. Indessen haben sie alle redlich und brav zur Linderung des Elends der Griechen beygetragen, und verdienen deshalb Lob und Ehre. Das Beysteuern zu Gunsten der Griechen ist so allgemein in Paris geworden, daß es fast nicht mehr auffällt, und die Parthey, die beständig gegen den Zeitgeist streitet, und ihm Fesseln anzulegen droht, kann es wenigstens nicht verhehlen, daß dieser Zeitgeist sich außerordentlich mildthätig äußert, und der Angelegenheit der Menschheit große Opfer bringt. D g.

Edinburg, 2. Sept.

Obgleich von vielen Seiten Zweifel erhoben worden, ob das längst angekündigte Leben Napoleons von Walter Scott erscheinen werde, so können wir jezt doch mit Gewißheit versichern, daß die ersten Bogen desselben schon gedruckt sind. Das Werk führt den Titel: „Die Geschichte der französischen Revolution und des Lebens Napoleons, und wird 5 — 6 Bände enthalten.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. September 1826.

> Denen, welche keine Lust haben zum Lernen, entfalte ich meine Grundsätze nicht. Mit denen, welche nicht selbst forschen, gebe ich mir keine Mühe. Wenn ich eine Seite beschreibe, und der Lehrling versteht nicht die andern drey, so wiederhole ich meine Lehre nicht.
>
> Chines. Spruch.

Parabase *).

Wißt ihr etwa, liebe Christen, was man Parabase heißt,
Und was hier der Dichter seiner Akte jedem angeschweißt?
Sollt' es Keiner wissen, jetzo kann es lernen jeder Thor:
Dieß ist eine Parabase, was ich eben trage vor.
Scheint sie auch geschwätzig, laßt sie; denn es ist ein alter Brauch,
Gerne plaudern ja die Basen, und die Parabasen auch.
Doch sie wissen, daß in Deutschland, wo nur Gänse werden fett,
Nichts die Bretter darf betreten, was nicht hat vor'm Kopf ein Brett;
Wissen also, daß ich nie vor euch sie recitiren darf,
Darum sind sie um so kecker, um so mehr bestimmt und scharf.
Ja, sie wagen euch zu tadeln, wie ihr seyd mit Sack und Pack,
Euer ungewisses Urtheil, euern ledernen Geschmack!
Mittelmäß'gem klatscht ihr Beyfall, duldet das Erhabne blos,
Und verbannet fast schon alles, was nicht ganz gedankenlos.
Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Gibt man Claurens Albernheiten und verbietet Schiller's Tell!
Schreibe nur, o Freund, das beste, das gediegenste Gedicht,
Biet' es aber nie der Bühne, denn das Beste will sie nicht.
O verstündet ihr, von blossen Redensarten überhäuft,
Geistigern Genuß zu schlürfen, der aus ew'gen Rhythmen träuft!
O ihr würdet bald empfinden, daß man lieber hört von dort,
Wo ihr jezt das Leerste höret, ein mit Sinn begabtes Wort!
Aber hoff' ich, daß ihr jemals an ein Lustspiel euch gewöhnt,
Das ein freyes Spiel des Geistes, das der Zeit Gebrechen höhnt?
Nun zu euch, ihr Bühnendichter, sprech' ich, wend' ich mich fortan:
Wollt ihr etwas Großes leisten, setzet euer Leben dran!
Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzley mit Akten, Abends auf den Helikon:
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der den Hunger wen'ger fürchtet, als er seine Freyheit liebt.

*) Aus dem alsbald erscheinenden Lustspiel: „Die verhängnißvolle Gabel, von August Grafen v. Platen Hallermünde.“

Digitized by Google

Die Geburt verleiht Talente, rühmt ihr euch, so sey es — ja —.
Doch die Kunst gehört dem Leben, sie zu lernen seyd ihr da!
Mündig sey, wer spricht vor Allen; wird er's nie, so sprech' er nie,
Denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr und Sinn sie füllt,
Eines reingestimmten Busens innerste Musik enthüllt?
Selten zeigt sich Einer, welchem jeder Puls wie Feuer schlägt,
Weil ihn die Natur als ihren Liebling auf den Händen trägt:
Soll's auch Diesem nicht mißlingen, hab' er viel und tief gedacht,
Aber ferne von Scholastik, die die Welt zur Formel macht!
Wäre mit so leichten Griffen zu enträthseln die Natur,
Hätte sie auf euch gewartet, ihr zu kommen auf die Spur?
Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
Schönheit ist das Weltgeheimniß, das uns lockt in Bild und Wort,
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort:
Was noch athmet zuckt vor Abscheu, Alles sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem lezten Dichter aus!

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Fortsetzung.)

7.

Der andere Schwan gehörte aber, wie schon gesagt, unter die Kathegorie der sieben freyen Künste. Darum athmeten seine Gedichte reichlich den Thau aus Latium, wie folgender Anfang eines Hochzeitsgedichts beweist, das mehr als einen Herrn Magister aus dem Amte Rammelburg unter seine Bewunderer zählte:

„Herr Hauptmann über Hundert,
Latein'sch Centurio:
Ich weiß, daß er sich wundert,
Wenn ich in jubilo
An seinem Hochzeitsfeste,
Perquam humillime,
Beschenk' Ihn und die Gäste
Mit einem Carmine.“

Wenn man erwägt, daß dieser poetische Torso in der Zeit entstand, wo der Universitätsreimer Lisius in Halle jedesmal das Datum quaestionis mit einversificirte, wie z. B.

„Dieß Gedicht hat gemacht,
Und zu Papiere gebracht
Der Doktor Lisius
Am zehnten Januarius.“

so darf man ihm noch heute sein Körnchen Schulwitz nicht absprechen. Sollte aber auch der Verfasser in den elysäischen Feldern nicht gerade neben Homer und Pindar placirt worden seyn, so hat er doch ganz gewiß sein Plätzchen unter den verdientesten Dorfschulmeistern gefunden. Denn er kam schon lange vor Rousseau auf die beliebte Versinnlichungsmethode, welche der Genfer Bürger in seinem Emil vorschlug, und wenn er seine ABC Schüler nach dem Buchstaben mit dem krausen Köpfchen fragte, so hatte es zuverläßig auch der jüngste nicht vergessen, daß er X heiße.

8.

Für den mehr als oberflächlichen Beobachter ist an dem Menschen Alles charakteristisch, sein Mienenspiel, sein Gang, der Ton seiner Stimme, die Bewegung seiner Hände, ja selbst die größten Kleinigkeiten, die Art, wie er Athem schöpft, wie er um sich blickt, wie er stöhnt, wie er weint, wie er lacht, gähnt oder nießt. Ich darf also hier dreist den Versuch wagen, einige Sterbliche, die mir aus der unvergeßlichen Kindheit vorschweben, ohne daß ich Umständliches von ihnen zu erzählen wüßte, mit einem oder höchstens ein Paar Zügen zu schildern.

So steht in diesem Augenblick ein achtzigjähriger Greis vor mir, der alle Särge in meinem Dörfchen verfertigte, und zwar in der Nähe seines eigenen, den er wenigstens vierzig Jahre vor seinem Tode bereit hielt. Desgleichen das Bild eines Bergmanns, der im hundert und vierzehnten die nicht kleinen sechs Meilen von Ballenstädt bis Bärenburg in einem Tage zu Fuße zurücklegte und der noch kein graues Haar auf dem Kopfe hatte. — So lernte ich früh einen Lügner à la Münchhausen kennen, der im ganzen Ernste nicht blos erzählte, sondern es selbst glaubte, daß ihn zwey Pfunde Pulver, die er eines Tages im Busen trug, und die durch ein Fünkchen aus seiner Tabakspfeife zur Explosion kamen, über das große Thal des Mägdesprungs hinweggeschleudert hätten; ein Geschichtchen, wodurch er sich und Andern seinen permanenten Husten erklärte. — Ferner sah ich einst bey einer Festivität im Walde eine gnädige Frau mit dem sämmtlichen Korps der Forstbedienten nach der Scheibe schießen, während ein kleiner Doctor juris daneben bey jedem Schuße vor Schrecken in die Höhe fuhr; sie gefielen mir aber alle sehr schlecht. — Desgleichen ist mir ein Zärtling gegenwärtig geblieben (doch war

er von Geburt kein Sohn des Harzes), der sich während der Hundstage noch in einem Pelze zu erkälten fürchtete; nicht minder ein Säufer, der, wenn er gehörig getrunken hatte, sich hinter die erste, die beste Hecke von dem Dörfchen lagerte, und dann überlaut schrie: „Wer mich kennt, der kauft mich nicht, ich bin der alte G*!“ Endlich ein lustiger Bruder, der Niemand anders begrüßte als mit den Worten: „Es freut mich, wenn Ihr gesund seyd, aber Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich's auch bin!“

Campe ist in seinem väterlichen Rathe der Meynung: Die Redensart, „es freut mich unendlich, wenn Sie sich wohl befinden,“ heiße in ehrliches Deutsch übersezt, eigentlich nichts weiter, als: „es ist mir ganz einerley, wie Sie sich befinden!“ Diese Naivetät paßt aber auf den eben Geschilderten gewiß sehr schlecht, denn er war die unverstellteste Seele, die man finden konnte, und meynte es mit seinem Gruße genau so, wie er sagte.

Schließlich darf ich hier noch zwey Originale meines Dörfchens nicht vergessen, weil sie gewiß nicht alle Tage vorkommen. Der eine war ein Fleischer, der zu den ländlichen Hochzeiten nicht blos die Braten, sondern auch die Musik und den Witz lieferte. Die Natur selbst hatte ihn zu einem jener Komiker ausgeprägt, über die man schon lachen muß, bevor sie den Mund öffnen. — Die andere aber war eine Hebamme, welche auf ein Härchen der ehrenwerthen Frau glich, die uns Sterne so naiv im Tristram Shandy beschrieben hat. Ihr Ruf ging über die Gränzen der Grafschaft; und ich habe nie an einer Bäuerin einen zarteren Nervenbau und freundlicheres Gesicht bemerkt.

9.

Wenn die geneigten Leser bedenken, daß alle vorstehenden Beobachtungen vor meinem zehnten Jahre gemacht sind, so werden sie dieselben hoffentlich mit Nachsicht beurtheilen. In dem genannten Jahre mußte ich das väterliche Haus mit dem großmütterlichen, und meinen Geburtsort mit der ehemaligen Residenz, des Bischofs Heinrich Julius, Gröningen bey Halberstadt vertauschen. Hier wäre also der Ort, zunächst die merkwürdigsten Originale aus der Woldemar'schen Familie zu schildern. Da dieß aber bereits in einem Aufsatze des Gesellschafters geschehen ist, so muß ich mich nur auf solche beschränken, die ich außer dem Kreise meiner Lieben selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Schade, daß man mit der Feder nicht wie mit einem Pinsel malen kann! sonst würde ich es vorziehen, den Rektor der berühmten Bischofsstadt, welcher außer dem gutmüthigen Vater erster Lehrer wurde, statt vor die Phantasie, lieber gleich vor das Auge zu bringen. Es mag, seit man Griechisch und Lateinisch lernt, unter dem Monde viele Pedanten gegeben haben; allein einen, den die Geistesarmuth so originell zum Gimpel gestempelt hatte, gab es sicher noch niemals.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 15. August.

Der Tod der von der ganzen russischen Nation so unendlich geliebten Kaiserin Elisabeth, dieser menschenliebenden Fürstin, die im Purpur nur den Geist der Huld und Demuth athmete, Wohlthun und Beglücken für ihre höchsten und schönsten Pflichten erkannte, hat gewiß ganz Rußland in eine lange und tiefe Trauer versenkt. Sie endete gleich ihrem erhabenen Gemahle, entfernt von der von ihr so zärtlich geliebten kaiserlichen Familie, entfernt von der Residenz, die sie über dreyßig Jahre durch ihre Gegenwart zierte und beglückte. Die Bewohner Petersburgs begleiteten die Verewigte am 1sten September 1825, als sie sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit verließ, und sich nach Taganrog begab, mit ihren herzlichsten Gebeten und Wünschen um eine bald mögliche Genesung. Doch es war anders beschlossen. Am 26sten Juni d. J. sahen wir ihre entseelte Hülle, unter feyerlichem Trauergepränge in unsre Mauern bringen, und am 3ten Juli, früh Morgens in der St. Peter-Pauls Kathedrale, woselbst Sie eine ganze Woche öffentlich ausgesezt gestanden hatte, ihr Leichenbegängniß vollziehn. Das Andenken an die Tugenden der Verewigten — die Züge ihres überaus menschenliebenden, wohlthuenden Charakters bleiben auf immer unsern Herzen eingeprägt. Auch waren wir in diesen Tagen so glücklich von der Meisterhand Dowe's ein Gemälde, das uns die lieblich milden Gesichtszüge dieser hochverehrten Monarchin treffend ähnlich wiedergibt, zu erhalten. Ein glückliches Ungefähr — vielleicht aber auch das Gefühl einer traurigen Vorahnung bewog die Kaiserin, diesem Künstler wenige Tage vor ihrer Abreise nach Taganrog einige Sitzungen zu gewähren. Es gelang ihm, das erlauchte Original in treffender Aehnlichkeit wieder zu geben. Das Gemälde stellt die Monarchin auf einem Spaziergang im Schloßgarten von Zarskoje-Selo dar, welchen Aufenthalt sie immer jedem andern vorgezogen hatte. Aus ihrem Blick strahlen Sanftmuth und Gutherzigkeit, die steten Gefährtinnen ihres ganzen Lebens. Ihr Gesicht verkündet Ruhe und fromme Hingebung in den Willen Gottes. — Man sieht sie allein lustwandeln in einem der späterbstlichen Jahrzeit entsprechendem Gewande; in der linken Hand hält sie den Shwal. Im Hintergrund sieht man den von der Gallerie sich absinkenden Gang, von wo die Verewigte gewöhnlich den Garten betrat. Hier war es, wo auch Zarskoje-Selos Bewohner am Morgen des 15ten Septembers 1825 ihre abreisende Wohlthäterin zum lezten Male sahen. Hinter diesem abschüßigen Gange erblickt man die Kolonnade und den See, in noch etwas weiterer Ferne andre Stellen des Gartens, dem Lieblingsspaziergange der verstorbenen Kaiserin.

Das Leben dieser erlauchten Fürstin, nur der steten Ausübung menschenliebender Tugenden geweiht, bietet uns in seinem ganzen Zusammenhange ein fortlaufendes Gemälde des reinsten Edelmuths, der thätigsten Beyhülfe für das Unglück

in allen seinen Gestaltungen dar. Welche reichhaltige Sammlung von trefflichen Zügen der Menschenliebe ließe sich nicht aus demselben aufstellen. Die wenigsten derselben kamen bis jezt, weil die Monarchin bekanntlich ihre meisten Edelthaten in der größten Stille verübte, und prunkvolle Eitelkeit mehr denn alles haßte und floh, zur Kunde der Welt. Jezt aber, wo diese hohe Menschenfreundin für immer geschieden, wo Niemand mehr befürchten darf, ihrer zu großen Bescheidenheit zu nahe zu treten, oder gar des Lobes der Schmeicheley gegen sie beschuldigt zu werden, jezt wäre es heilige Pflicht für einen der Männer, die das Schicksal in die unmittelbare Umgebung der Verewigten gestellt hatte, die dieses schöne Tugendleben von seiner Jugendepoche bis zum Scheidepunkt in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, und dasselbe in seinem ganzen hehren würdevollen Gepräge, seine kleinsten Nüancen mit einbegriffen (wie strenghistorische Wahrheit dieß gebietet) darzustellen.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, 21. August.

Königliches Opernhaus. Phaedra, Trauerspiel von Racine, übersezt von Schiller.

Die Phaedra des Euripides hat den Sinn, die Macht der Aphrodite zu verherrlichen, und das Tragische des Pathos, welches sie in der Brust des Menschen zu entzünden weiß, darzustellen. Der Grieche gebraucht zu dieser Darstellung Personen eines Stammes, der seit lange schon zum Beweise gedient, was die mächtige Göttin vermöge; Phaedra, aus dem Geschlechte des Minos, die Gattin des Theseus, dessen Sagenkreis von ebensoviel bezwungenen Ungeheuern als Jungfrauen erzählt. Will aber die Liebesgöttin ihre Macht beweisen, so kann dieß nur in einer rücksichtslosen Liebe geschehen, welche wider Willen, aber widerstandslos, oder in vergeblichem Kampf alle sonstigen Bande zerreißt, weder durch Mutterliebe noch Liebe zum Gatten sich fesseln läßt, sondern ganz von der Flamme, welche die Göttin entzündet, durchlodert, dem Zuge dieser Flamme, wenn auch in vorausgesehenes und gewolltes Verderben, folgt. Von solcher Liebe ist Phaedra verzehrt. Ein ebenso kräftiger Beweis der bewältigenden Macht der Göttin, der alles weichen muß, wird Hippolyt, der liebeverschmähende Sohn der Amazone, denn dieß hartnäckige, barbarische Verschmähn ist im Euripides der gerechte Grund seines Todes, der die Gewalt der Allesvermögenden in nicht weniger glänzendem Lichte zeigt, als das willenlose Hingeben Phaedras. Der Widerstrebende sieht entweder seine Gegenwehr, oder sich selbst durch seine Gegenwehr vernichtet. — Wie sehr nun auch Racine glaubte, dem antiken Dichter gefolgt zu seyn, so ist er ihm dennoch unbewußt, so ungleich wie Hamlet dem Herkules, und der naivste Ausdruck dieser Verschiedenheit liegt im habit français, in welchem die antiken Stücke des modernen Dichters zur Darstellung kamen. Denn alles Griechische ist aus der französischen Phaedra verschwunden, zwar wird noch die Macht der Liebe dargestellt, aber nicht mehr die Macht der schaumgeborenen, paphischen Göttin, nicht mehr der Weg der griechischen Aphrodite, der Liebesgöttin, die selber ein Individuum, eine Gestalt und nicht nur eine leere Leidenschaft oder die Abstraktion eines allgemeinmächtigen Gefühls ist. Dadurch wird die Anrufung der Venus, ihre Beziehung auf das Geschlecht des Minos, ja der ganze übrig gebliebene griechische Apparat so hohl, leer und kalt, daß es in der That erfreulicher wäre das habit françois zu sehn, weil dann doch in der That diese breite griechische Lokalität zu Antiquitäten herabgesezt wird, die keinen andern Sinn erhalten, als daß der gelehrte Mann sich an diesem Echo seiner eigenen Gelehrsamkeit ergözen, und befriedigt zu sich sagen könne: siehe, das Alles weißt du doch auch. Die Befriedigung ist dann gedoppelt: wir sehen moderne Interessen, vertragen in gebildeter Sprache, bekleidet mit wohlfrisirter gelehrter Perrücke. Racine hatte für einen gebildeten Hof zu schreiben, und es ist nicht zu sagen, warum das Stück „Phaedra" nicht ebenso gut könnte am französischen Hofe selber, statt in Trözene und am Hofe des Theseus, wie Racine sagt, spielen. Nur würde das habit françois für uns vielleicht die falsche Vorstellung herein bringen, als hätten wir ganze Menschen, vielseitig bewegte individuelle Gestalten vor uns, da wir doch nur Repräsentanten allgemeiner Leidenschaften darstellen sehen; und diesen steht das allgemeine antike Kleid besser.

Daß aber die Racinischen Gestalten durch und durch modern seyen, beweist sich schon dadurch, daß sie uns gefallen, daß wir uns darin zu befriedigen vermögen. Die Phaedra des Euripides würden wir nicht ertragen können, obgleich sie uns schon näher liegt als andere griechische Gestalten. Besonders nach der Rückkehr des Theseus, (oder vielmehr ihres Gatten) ist die Racinische Phaedra modern, denn statt daß sie nach der kalten Verschmähung, die sie von Hippolyt erfahren, jezt rachesinnend, plözlich von der Liebe zum Hasse herübergeschleudert, ihn und sich zu verderben trachten sollte, ist sie um nichts bemüht als ihren guten Ruf zu retten, und sucht sich so gut es geht mit ihrem Gewissen abzufinden, während sie zu gleicher Zeit, statt selbst zu handeln, der Amme die That, die jezt dadurch zur Hofintrigue heruntersinkt, überläßt, und unterdessen doch ihre Liebe im Herzen bewahrt. Die frühere Gewalt der Leidenschaft gibt jezt, statt einer Heroengestalt das Miniaturbild einer kleinlichen Eifersucht, die damit endet, die Amme auf recht ächt französische Weise als Schmeichlerin, als Beyspiel dieses ewigen Fluches der Großen der Erde, zu schelten und zu verwünschen.

Noch weniger als Phaedra konnte der französische Dichter den antiken Hippolyt in seiner ursprünglichen Gestalt uns vorführen. Wie hätte uns sein Tod, den er erleidet, weil er der Macht der Venus widersteht, interessiren können? Als Liebhaber weiß er sich unsere Theilnahme in viel höherem Grade zu erwerben. Schade nur, daß einerseits auf diese Weise seine antike Bedeutung verschwindet, (denn um im zwanzigsten Jahr zum ersten Male zu lieben, braucht man von keiner Amazone geboren zu seyn), während anderseits von dieser Muttermilch dem Helden gerade soviel in Fleisch und Blut übergegangen ist, als hinreicht das Feuer seiner Liebe zu erkälten, und bis zum Uebermaß zu mäßigen. Aber dadurch, daß Hippolyt liebt, geht überhaupt der Gegensaz gegen Phaedra verloren, es wiederholt sich in ihm nur, was wir in ihr schon in kräftigeren Zügen gesehen haben, der vergebliche Widerstand gegen die Macht der unbezwinglichen Liebe: Phaedra liebt gegen die Sittlichkeit, indem sie den Gatten verräth, Hippolyt, indem er dem Willen des Vaters widerstrebt. Vor allem aber wird sein Tod in ein anderes Verhältniß gerückt; er wird nur rührend in modernem Sinn, mitleiderregend, zumal da wir nicht, wie Virgil, einen Aesculap haben, der den geschleiften Helden wieder aufweckt, und mit Aricia verbindet. Wir können nichts thun als andenken: armer Hippolyt! und allenfalls mit thränendem Blick auf zu den Sternen blicken. Ein Held aber, der durch ein solches Ende unsere Theilnahme erweckt, ist sicher von modernstem Schlage.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. September 1826.

Dieser Garten ist die Welt,
Die im Frühling junger Jahre
Uns mit ihrer bunten Waare
So ausnehmend wohl gefällt.

Lichtwehr.

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Fortsetzung.)

Ein Paar Züge werden hinreichen, das Original aller Originale in Lebensgröße zu zeigen. In der Universalhistorie, wie er es nannte, erzählte er uns gemeiniglich lustige Schwänke von Cartouche, Käsebier und andern berühmten Spitzbuben, schloß aber den Unterricht jedesmal mit der pedantischen Frage: „Was traktiren wir für eine Historie?“ — Worauf denn der sämmtliche Cötus, welcher im Sommer zur Hälfte aus Barfüßern bestand, wie aus einem Munde schrie: „Die Universalhistorie?“ — An dem Lohntage — so hieß er jeden Sonnabend — bekamen die Avancirenden für ihre Striche in der Conduitenliste eben so viele Schläge; die Herunterkommenden aber gingen frey durch, weil sie, seiner Meynung nach, schon durch die Degradation hinlänglich bestraft würden. — Alle hohe Festtage hatte er einmal zu predigen; um seine klassische Gelehrsamkeit zu beurkunden, verglich er in jeder dieser Predigten den David mit Orestes und den Jonathan mit Pylades, wobey der Kantor auf dem Chore stets unwillig ausrief: „Jezt gebt Acht! ihr Jungen, denn jezt kommen die Mährchen.“ — Seine Furcht vor den Spinnen war mehr als kindisch; und so oft sich ein Thierchen dieser Art in der Klasse blicken ließ, würgte er es eigenhändig mit dem Schulzepter. Weil er nun im höchsten Grade kurzsichtig war, so kamen eines Tages mehrere lustige Vögel auf den Einfall, eine Menge Spinnen aus Wachs zu bilden, und sie rings an den Wänden mit Haaren aufzuhängen. Der Spaß gelang trefflich; er ward von einer zur andern gejagt, ohne bey dem Würgeramte die Entdeckung zu machen, daß er — Wachs durchbohre. Man kann sich leicht vorstellen, welches laute Gelächter die vierzig sogenannten Primaner der Bischofsstadt während dieser Scene erhoben!

Es ist mir in spätern Jahren oft räthselhaft vorgekommen, wie ich aus dem halbgelehrten Dunstkreise eines solchen Ludimagisters mein Fünkchen gesunden Menschenverstand noch leidlich unversehrt davon bringen konnte. Auf jeden Fall war es ein Glück für mich, daß ich in dieser Verbildungsanstalt nicht eben lange verweilte.

10.

Der Tertius der Gröningischen Schule ist mir wegen einer ganz eigenen Ideenassociation merkwürdig geblieben. Ich konnte nämlich den Ehrenmann nie sehen, ohne bey ihm zugleich an das große Weinfaß des Bischofs und das Hirschzimmer und die schöne Kirche seines Schlosses zu denken. Die Sache ging übrigens sehr natürlich so zu: da der Herr Tertius ein ziemlich geschickter Organist war, so ließen ihn durchreisende Fremde nicht selten rufen, um sich von ihm auf dem schönen Orgelwerke der Schloßkirche etwas vorspielen zu lassen. Mir, als einem auf dem Harze gebornen Knaben schienen aber unter allen bischöflichen Herrlichkeiten ein Zimmer, in welchem mehr als ein Dutzend

Digitized by Google

Hirsche ihre Köpfe mit prächtigen Geweihen aus den Wänden hervorstreckten, und ein Faß, in dessen mächtig großem Bauche ich oft in eigener kleiner Person umhersprang, bey weitem die interessantesten; so fielen mir also bey dem Tertius nicht blos Kirche und Orgel, sondern auch stets die leztern wieder ein. Meine lieben Hirsche sind unterdessen, wie das ganze Schloß, längst ein Raub der Zeit geworden; allein das Riesenfaß ist, so viel ich weiß, noch heute auf dem Spiegelschen Bergen bey Halberstadt, so wie die Orgel in der dortigen St. Martinikirche zu sehen.

Man nennt die Leute, welche sich zur Noth mit dem Degen zu vertheidigen wissen, ohne die Fechtkunst ordentlich und gründlich erlernt zu haben, Naturalisten; eine ähnliche Naturalistin war die Frau jenes Organisten auf — der Baßgeige. Bisweilen versammelten sich nämlich seine Musikschüler blos in der Absicht bey ihm, um durch ihre erlernten Künste dem Vergnügen zu huldigen; dann legte sie das Instrument quer vor sich auf den Tisch, und strich, ohne sich um das Griffbrett weiter zu kümmern, die Grundharmonie zu den aufzuführenden Stücken in lauter Quintengängen allein mit dem Bogen. Man weiß, daß es beym Basse gewöhnlicher Dorfmusikanten gemeiniglich eben so gehalten wird; die Lage des Instruments gab aber, nebst ein Paar schielenden Augen dieser Naturvirtuosin ein so drolliges Relief, daß ich noch heute nicht ohne Lachen an sie zurückdenken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der taubstumme Dieb vor Gericht.

Der Fall eines von einem Taubstummen begangenen Diebstahls kam vor einiger Zeit vor das Pariser Assisengericht. Der Präsident des Gerichtshofs war Herr von Monmerqué, der Beklagte hieß Nadau, und hatte nie einen Unterricht als Taubstummer erhalten; sein Vertheidiger war Herr Charles Ledru. Nadau war im Jahr 1815 wegen Diebstahls verurtheilt (auf ein Jahr), nachher als Mitangeklagter wegen eines Diebstahls im Jahr 1823 freygesprochen worden. Für dießmal war er angeklagt, in einem Magazin, wo er in Strohhüten arbeitete, Strohhüte entwendet zu haben. Der Beklagte hatte den Diebstahl gar nicht geläugnet; die Nebenumstände der Handlung sind gar nicht bedeutend; das zahlreiche Publikum war aber vorzüglich wegen der Sonderbarkeit der Handlung und wegen der Neuheit des Phänomens zusammen gekommen; der Präsident mußte es sehr schwer finden, sich einem Taubstummen verständlich zu machen, der keinen Taubstummenunterricht bekommen hatte und kaum einige jener Handzeichen kennt, womit diese unglücklichen Geschöpfe einander ihre Ideen mittheilen. Herr Paulmier, Taubstummenlehrer, war von dem Gerichtshofe zum Dollmetscher angenommen worden; er erprobte bey dieser Gelegenheit das wichtige Talent, durch Geberden zu sprechen, die Hände und Augen gleichsam zum Sprachwerkzeug zu machen, und Ideen, ja sogar ganze Phrasen durch eine belebte und lebendige Pantomime zu übertragen. Unmöglich kann ein solches Verhör niedergeschrieben werden; denn Beklagter und Dollmetscher sprachen nur durch Zeichen. Hier brauchte man keinen Geschwindschreiber. Der Leser muß sich begnügen, wenn man ihm nur das Mittel darstellt, durch welches eine der Hauptfragen des Prozesses in's Klare gebracht wurde. Der Präsident trug dem Herrn Paulmier auf, die Frage zu versuchen, ob er einigen Begriff von Eigenthum, ob er einiges Gefühl des Unrechts, das ein Mensch dem Menschen thut, wenn er etwas nimmt, was ihm nicht gehört, und von der Schande habe, welche eine solche Handlung begleitet. Herr Paulmier that durch Geberden, als ob er dem Beklagten sein Wams, seine Halsbinde wegnähme. Nadau gab nicht besonders zu verstehen als ob er verstünde; er begnügte sich, durch Zeichen zu wiederholen, daß er den angeschuldigten Diebstahl bekenne. Der Herr Präsident trug dem Herrn Paulmier auf, er sollte die Probe noch werkthätiger machen. Herr Paulmier nahm dem Nadau sein Taschentuch und fragte ihn durch ein Zeichen, wem das Taschentuch gehöre. Der Beschuldigte drückte durch eine Geberde aus, das Taschentuch sey das seinige und machte eine Bewegung, um es wieder zu nehmen. Herr Paulmier weist nun auf die Gensd'armen, stellt einen Menschen vor, der die Hände gebunden hat, der eingesperrt ist; nun zeigt er ihm die Strohhüte, er deutet auf die Hüte, auf das Publikum, und drückt durch die Geberde die Schande und Erniedrigung aus. Nadau neigt das Haupt und sieht auf den Boden.— Das Zeugenverhör ist nunmehr nicht an sich selber, sondern durch die wunderbare Kunst merkwürdig, womit Herr Paulmier dem Nadau dasselbe bis auf die kleinsten Umstände begreiflich macht. Kömmt es darauf an, den Beklagten zu fragen, wie er den Diebstahl begangen habe, so bückt er sich gleich einem Menschen, der im Dunkeln geht; er macht die Geberde des Diebs, der rasch eine Uhr, eine Börse, einen Hut wegnimmt und damit wegläuft. Nadau versichert durch ein Zeichen, daß er nicht auf diese Art gehandelt habe. Dann macht Herr Paulmier das Zeichen eines Menschen, der mehrere Strohhüte nimmt, einen Pack daraus macht, ihn unter seine Kleider versteckt und in der Nacht davon geht, um sie an Händlerinnen zu verkaufen. Nadau antwortet mit einer bejahenden Geberde, so habe er es gemacht, und so die Hüte unter seinen Kleidern in den Keller des Hauses gelegt. — Der öffentliche Amtsankläger, Herr von Vaufreland, gab zu, daß man unwillkürlich an dem Angeklagten einigermaßen Antheil nehmen müsse, wenn man seine unglückliche Lage betrachte; jedoch dürfe man deßhalb die besondern Umstände des Prozesses, welche die Strafbarkeit des Nadau mit Evidenz beweisen, nicht aus den Augen verlieren. In der That, und ohne sich auf unbestimmte Theorien einzulassen, welche zu der

Verhandlung nicht gehören, sey es offenbar nach den Zeugenaussagen und dem Verhöre des Beklagten durch Herrn Paulmier, daß derselbe ganz deutliche Begriffe habe vom Guten und Bösen, daß Nadau sich versteckte, um zu stehlen, daß er sich versteckte, um die entwandten Gegenstände zu verkaufen, und endlich daß er mit Beschämung seinen begangenen Fehler eingestehe. Außerdem, wenn man auch voraussetze, daß die Taubstummen die moralischen Begriffe nicht eben so bestimmt besitzen als andere Menschen, so sey Nadau bereits durch vorhergehende Verurtheilungen gewarnt, daß dem Bösen die Strafe folge, er sey also in einer weit ungünstigern Stellung, er könne die Unwissenheit nicht mehr vorwenden. — Herr Charles Ledru als Vertheidiger sprach folgendermaßen: „Meine Herren, während Sie mit einer feyerlichen Aufmerksamkeit den Antrag des Staatsprokurators anhörten; während diese ganze Versammlung, geschreckt durch seine strengen Worte, mit Bangigkeit erwartet, ob nicht eine andere Stimme zu Gunsten einer Sache sich erheben werde, die ihr wichtig schien, weil sie die Sache des Unglücklichen ist. . . . Da schien ein einziger Mensch, ruhig unter so mancherley lebhaften Gefühlen, und nur durch den ihm ungewöhnlichen Zusammenfluß des Publikums aufmerksam gemacht, sich selber zu fragen, was all diese Vorkehrungen und all diese Feyerlichkeiten, die er nicht versteht, zu besagen haben. Gerade in diesem Augenblick sehen sie ihn da auf der Bank der Angeklagten, er ist ruhig! und doch die Frage ist, ob er in einigen Augenblicken frey oder in schwerer Haft seyn werde. Sonderbare Lage! neues Schauspiel in den Jahrbüchern der Völker aufzuzeichnen. Ein Geschöpf, das an die Menschheit nur durch seine Leiden angeknüpft zu seyn scheint, wird plötzlich in's Gefängniß geworfen. Hier steht er lange Angst aus, nun schleppt man ihn vor die Richter, weil sein Betragen dem Gesetz zuwider gewesen seyn solle. Und er, da er zugleich weder weiß, was die Richter sind noch die Gesetze, wohnt furchtlos der Vorstellung eines Schauspiels bey, dessen Entwicklung der Gefängnißwärter geben solle. Bey diesen Thatsachen, meine Herren, wozu soll da mein Amt dienen? Ich sollte die Vertheidigung, die Aufklärung dieses Unglücklichen Ihnen vorlegen, wenigstens seine Absicht entschuldigen. Allein diese Umstände, die so wichtig wären, ich konnte sie nicht von ihm erfahren. Umsonst fragte ich meinen Klienten; meine Stimme konnte nicht bis zu ihm reichen; meine Gedanken konnten seine Gedanken nicht erreichen. . . . Zwischen ihm und mir liegt eine Welt. Ich muß also damit beginnen, daß ich Alles zugebe, was der öffentliche Ankläger behauptet. Ich muß, anstatt zu untersuchen, zu bekämpfen, alles ohne Untersuchung annehmen, statt Vertheidiger zu seyn, mich mit der Anklage vereinigen. Aber ich rufe die Anklage auf, sich mit mir auf einem andern Felde zu schlagen. Nicht ein System, das die Kunst des Advokaten beweisen, aber durch sein Bewußtseyn widerlegt würde, nicht eine Theorie, gefährlich für die Gesellschaft will ich zur Entschuldigung des Verbrechens aufstellen, als sey es unvermeidlich, und darum nur noch furchtbarer. Ich frage nur: „Ist der Taubstumme, ohne Unterricht, fähig, ein Verbrecher zu seyn? In dem Menschen ist das Gefühl, die Einbildungskraft, der Verstand. Zu dieser lezten Seelenkraft gehören die moralischen Begriffe, die nicht durch die Sinne in dem Menschen entstehen, die nur durch Eindrücke von außen, durch das gehörte oder gelesene Wort in die Seele kommen, und die wir durch die organische oder geschriebene Sprache wieder äußerlich von uns geben. Was dem Taubstummen durch die äußerliche Natur in die Seele kömmt, wird er, wie alle andere Menschen, wahrnehmen, aber es ist unmöglich, daß er das Gute und das Böse erkennen, das nur unter dem Gewande der Sprache verwirklicht und dem Verstande begreiflich wird." Der Advokat fordert hier die Geschworenen auf, sie sollen sich vorstellen, als hätten sie keine moralischen Ideen, keine Sprache, eine leere Stelle in ihrer Seele, und er fragt sie nun, wie sie die Begriffe von Recht und Unrecht erhalten wollten? Herr Ledru sezt hinzu, das Gesetz sey seinem Klienten nie kund geworden; er sey taubstumm, man könne es ihm nicht anführen. Der Herr Staatsankläger antwortete, die Präsumption sey, jeder wisse das Gesetz. Herr Ledru erwiederte: „Ich übersetze das Nemo legem ignorare censetur durch: Wenn die Sonne scheint so scheint sie für alle, nur nicht für die Blinden." Nun sagt er weiter, da die Gesellschaft nichts für seinen unglücklichen Klienten gethan habe, indem er nicht unterrichtet sey; indem von 15,000 Taubstummen in Frankreich nur 500 Unterricht erhalten, so sey die Gesellschaft noch strafbarer als er selber. Der höchste Richter, sezte er hinzu, legt in die eine Schaale die Verirrungen der Menschen, in die andere ihre Thränen. Wenn auch, Sie, meine Richter, sagen wollten, der Beklagte habe das Böse gekannt, konnten sie wagen zu behaupten, er habe es nicht bereits gebüßt? Im Eintritt in die Welt hat er gelitten; er hatte den Vater und die Mutter verloren, er mußte wie ein Thier seine Nahrung suchen, man verachtete ihn, man entwürdigte ihn, was hat er nicht schon gelitten? Unsere Seele schwingt sich empor gegen den Höchsten, aber der unglückliche Taubstumme, verworfen von den Menschen, Auswurf von der Welt, ist gleichfalls, wenn ich es wagen kann so zu sagen, von Gott selber verlassen, da er seinem Verständnisse unbekannt blieb. Auch daß er schon vormals gefehlt hatte, ist eben so wenig seine Schuld als jezt. Die Gesellschaft bedarf des Beyspiels seiner Strafe nicht." Die Geschworenen sprachen den Ledru frey. Der Präsident wünschte dem Advokaten Glück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 21. August.

(Beschluß.)

Madame Schröder, die heutige Darstellerin, erneute ihren bewährten Ruhm. Gewiß gelingt es unter allen Deutschen dieser Künstlerin am besten, französische Gestalten uns anzueignen, denn sie hat von allen Deutschen unstreitig das meiste Pathos, dessen das französische Trauerspiel, will es

nicht ganz kahl und trocken werden, auf keine Weise entbehren kann. Denn, wenn sich Haß, Liebe, Zorn, Neid, Schmerz, Wuth nicht als Leidenschaft irgend einer individuellen Gestalt, die, ein Ineinander aller dieser Gefühle, eine ganze volle Menschenbrust in sich trägt, darstellen, sondern für sich rein als Leidenschaften hervortreten, und die ganze übrige Kraft der Individualität verzehren, um nur sich als Zorn, als Liebe, als Eifersucht ꝛc. ausdrücken zu lassen, dann werden alle Gegensäze der Stimme, Höhe und Tiefe, Schnelle und Langsamkeit, Stärke und Schwäche, die sonst durch die Individualität gebunden und vereinigt waren, frey, sie stellen sich schroff nebeneinander, wechseln übergangslos ab, und wissen, selbst von Leidenschaft hingerissen, zur Leidenschaft hinzureißen. Diese französische Darstellungsweise vermeidet die deutsche Künstlerin mit Recht, ohne dagegen die Gewalt der Leidenschaft zu ersticken. Aber eben weil diese Gewalt die eigentliche Sphäre für Mad. Schröder ist, (denn das Weiche, Schmelzende, Schmachtende, Liebliche gelingt ihr nur im Gegensaze der auflodernden Leidenschaft) gefiel sie weniger in den Scenen ruhiger Betrachtung im vierten Akt, als sie die Liebe Hippolyts zur Aricia erfährt, und trug diese Ruhe auch auf die Leidenschaft der Eifersucht über, die der Dichter überhaupt schon kühl behandelt hat. Erst als sie vor ihrem richtenden Vater in der Unterwelt zu stehen meynt, und nun ihr Loos und das seine beklagt, zeigte sich die Künstlerin in ihrer ganzen Größe. Nur wünschten wir, daß Mad. Schröder in ihren Bewegungen das Breite vermeiden möchte; bey mäßiger Größe sollte sie die Arme nicht zu gleicher Zeit zu beyden Seiten gerade ausstrecken, indem dadurch die Linie, die sich um die ganze Gestalt beschreiben läßt, sich zu sehr dem Kreise nähert. In dergleichen das schöne Maß zu treffen, ist ein besonderer Vorzug der Madame Stich. Ueberhaupt rundet sich der Arm der Mad. Schröder selten; sie streckt ihn entweder gerade von sich, oder läßt ihn zum Winkel zusammenfallen. Auch das g l möchten wir weniger bis zum e h t geschärft, und das e u weniger zum e i gebreitet hören. Ob ferner Mad. Schröder den ganzen Sinn der berühmten Antwort: „c'est toi qui l'a nommé!“ wiedergibt, möchten wir bezweifeln. Phaedra hat den unseligen Namen des Geliebten nicht auszusprechen vermocht, das innere Entsezen über die oftbekämpfte, tief im Innersten verschlossene Leidenschaft verschließt ihr die Lippen; Oenone nennt den Namen; jezt hat Phaedra das Grauenvolle gehört, das sie ewig verbergen wollte, ihr Entsezen muß die Spize erreichen, da ihr Verbrechen ihren eignen Ohren kund geworden, sie ist die Woge, die vor dem Ungeheuer, das sie trug, zurückbebt; aber zu gleicher Zeit ist ihre Brust von der erstickenden Last befreyt, ohne daß ihre eigenen Lippen durch das Geständniß befleckt sind, ihr Entsezen, ihr Schreck ist ebenso Freude und augenblickliche Beruhigung. Und dieß Leztere schien Mad. Schröder nicht mit hindurch klingen zu lassen. Denn sie ruft der Amme die Antwort laut und in einfachem, nicht in jenem doppelten Gefühle zu, das im Uebergange des Grauns zur Freude könnte ausgedrückt werden.

Von Herrn Kunst, Theseus, wollen wir nicht sprechen, da er bis jezt von der Kunst nur die natürliche Seite, Gestalt und Stimme zeigte, und seinem Namen wenig entsprach.

Petersburg, 15. August.

(Fortsezung.)

Fast sogleich nach ihrem erfolgten Hintritt ward folgender Zug des Edelmuths aus Elisabeths Privatleben bekannt, für dessen Authenticität sich eines unsrer ältesten periodischen Blätter, das Journal der neuesten Zeitgeschichte, Geographie und Statistik verbürgt: „der Kronbeamte **, der zu ** einen bedeutenden, ziemlich lukrativen Posten bekleidete, ward eines leichten Versehns wegen, das nicht so sehr sein Verschulden, als Folge widerwärtig wirkender Umstände war, von seinen Feinden denuncirt, von seinen Obern in Anklagestand gesezt, einer langwierigen Kriminaluntersuchung unterworfen, und von seinem Posten entlassen worden. Während dieser Untersuchung, die bey dem bisherigen langsamen Gange unsrer Justiz oft erst mit dem Tode des Betheiligten aufhörte, unterlag ** mit seiner Familie einem sehr harten Verhängnisse. Um sich, seine Gattin und seinen kleinen Sohn zu ernähren, mußte nach und nach seine ganze Habe verkauft werden, deren mäßiger Ertrag auch in Kurzem verzehrt war. Nun ging die Familie in Lumpen bekleidet einher, mußte ihren Hunger mit trocknem Brode stillen, das sie oft von den Bettlern erkaufte. Ihre Noth gerieth zulezt zu einer solchen Extremität, daß sie auch kein Geld mehr hatten, um lezteres zu erhalten, da die Frau des **, geschickt in manchen Handarbeiten, erkrankte, und aus Mangel an stärkenden Nahrungsmitteln, einer völligen Erschöpfung aller Lebenskräfte beynahe unterlag. – In einer solchen hoffnungslosen, an Gott und der Menschheit verzweifelnden Stimmung sagte endlich eines Tages der Mann zur Frau: „Wir haben nichts, um dir Labung zu verschaffen, laß mich um Almosen bitten.“ Sich ihrer Würde bewußt, erwiederte diese aber mit edlem Stolz: „Ich ziehe den Tod einer solchen Beschimpfung vor!“ der Gatte wiederholt verzweiflungsvoll, ja laß uns sterben. Die Mutter blickt auf ihr Kind, weint heftig, und hatte kaum noch die Kräfte zu bemerken: „soll denn auch dieses das Opfer so namenlosen Elends werden?“ – Der Vater weist gen Himmel, und ohne nachzudenken, ruft er aus, auch ihn nehmen wir mit uns hinauf. In dieser entscheidenden Minute erschien den namenlos Unglücklichen der rettende Lebensengel. Hr. von L**, im persönlichen Dienst der Kaiserin Elisabeth, genoß ihres größten Zutrauens, kannte genau die Familie **, und das ihr betroffene Leid. Als leztres seinen höchsten Grad erreicht hatte, hielt L** es, den wohlthätigen Charakter seiner edlen Gebieterin kennend, für heilige Pflicht, sie davon, ohne die mindeste Verleugnung der Wahrheit, in Kenntniß zu sezen. Elisabeth hörte seiner Erzählung mit der innigsten Rührung zu und als er geendet hatte, rief sie mit thränenvollem Blicke aus: „Hier muß wohl die Grenze menschlichen Elends seyn!“ Sie händigte darauf Herrn von L** ein Päckchen mit 300 Rubel Bankozettel ein, befahl ihm, es unverzüglich den Unglücklichen zu überbringen. „In jedem Monate sollen sie, (lautet ihr eigner Trostesspruch an sie) eine gleiche Summe erhalten, sagen Sie ihnen dabey, daß für die Wiederaenesung der Frau alle mögliche Hülfe wird geleistet, ihr Sohn ohne Zeitverlust in einem guten Erziehungsinstitute untergebracht werden. Für die Sache des Mannes werde ich mich gehörigen Ortes zu verwenden suchen.“ – L** erfüllt auf's eiligste diesen Auftrag, die Unglücklichen vernehmen ihn, fallen im stummen Entzücken vor dem Bildnisse ihrer Retterin nieder, wollen den ihre Herzen pressenden Dankgefühlen durch ein inniges Gebet zu Gott, der sie ihnen gesandt hatte, Luft machen; doch der plözliche Uebergang von dem namenlosesten Elend zur höchsten Freude äußert gewöhnlich die nachtheiligsten Folgen auf die Gesundheit, dieß war auch hier der Fall, beyde wurden bedenklich krank. Indessen wurden sie wieder hergestellt, und allmählich für die ihrer harrende glücklichere Zukunft vorbereitet. – Die menschenfreundliche Monarchin hielt getreu ihr gegebenes Wort. Ihrer beharrlichen nachdrücklichen Verwendung verdankte ** seine schnelle Freysprechung, völlige Rechtfertigung und baldige Wiederanstellung. Seine Gattin genaß in kurzem völlig, ihr Sohn wurde unter dem fürsorgenden Schuze der Kaiserin erzogen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. September 1826.

Dreyfach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Schiller.

Raum und Zeit *).

Raum und Zeit sind zwey Begriffe, die, obgleich beyde nicht zu den klarsten gehören, doch gegenseitig Licht über einander verbreiten. Ohne Raum kann man sich keinen Körper, ohne Zeit keine Veränderung, ohne beyde keine Bewegung denken. Bewegung ist Veränderung des Orts, oder Versetzung aus einem festen Punkt in den andern: die Veränderung erfordert Zeit, die festen Punkte setzen einen Raum voraus, und Veränderung findet statt, wenn der Zustand eines Dinges in verschiedenen Augenblicken nicht derselbe ist. So wie sich also entfernte Punkte zum Raum verhalten, so verhalten sich die verschiedenen Augenblicke zur Zeit: sie sind die Punkte der Zeit. Raum ist der Canevas, auf dem unsere Einbildungskraft jeden Ort, alle noch so entfernten Punkte stickt; die ausgespannte Leinwand, auf der sie die verschiedenen Augenblicke oder Begebenheiten, jede in ihrer gehörigen Ordnung zeichnet: und da die Natur uns keine Gränzen vorgeschrieben hat, außerhalb welcher es keine Punkte oder keine Veränderungen mehr gäbe, so kann die Einbildungskraft auch Raum und Zeit nicht anders als unendlich denken. Beyde sind eine Ausdehnung ohne Gränzen; jene denken wir uns als fest und unbeweglich, in dieser findet eine ununterbrochene Bewegung statt. Der Raum ist ein unermeßliches, von keinem Winde bewegtes Meer, aus dem alle Körper gleich Felsen hervorragen; die Zeit ist der unendliche Strom, auf dem die Weltbegebenheiten aus der Zukunft, durch die Gegenwart, in die Vergangenheit hinüberfließen. Niemand vermag die Quelle des Stroms der Zeiten zu bestimmen, oder die Mündung, durch die er sich in das Meer der Ewigkeit ergießt. Nur die einzelnen Theile dieses Stroms, die einzelnen Perioden können wir miteinander vergleichen; und hiezu dienen uns nicht die Tropfen dieses Wassers, die nur in unserer Phantasie ihr Daseyn haben, sondern die Begebenheiten, die gleich fremden Körpern auf dem Strome der Zeiten vor unsern Augen dahinfließen. So wie aber die Theile des absoluten Raumes sich durch die Menge der darin enthaltenen Körper oder Punkte nur dann messen lassen, wenn alle Punkte gleiche Entfernung von einander haben, so läßt sich auch die Zeit, durch die in ihr vorgefallenen Begebenheiten, nur dann messen, wenn diese gleichförmig aufeinander folgen; so wie der Beobachter am Ufer die Geschwindigkeit des Stromes durch die Menge der darauf schwimmenden Strohhalmen, wenn er von ihrer gleichförmigen Vertheilung auf der Oberfläche überzeugt ist, eben sowohl messen kann, als wenn er die vorüberfließenden Wassertropfen selbst zählte.

So bekannt dieses alles zu seyn scheint, so häufig handeln die Menschen doch, als wenn es ihnen ganz unbekannt wäre. Der Mensch gebraucht Raum, um zu existiren, und Zeit, um zu handeln; das heißt, er kann nicht leben, ohne

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung so eben erschienenen vierten Bande von Schuberts vermischten Schriften.

Digitized by Google

einen Theil des unermeßlichen Raums und der unendlichen Zeit als Eigenthum zu besitzen: man tödtet also den Menschen, sowohl wenn man ihm seinen Raum nimmt, ihn einsperrt oder vernichtet, als wenn man ihm seine Zeit raubt; und gütiger Himmel, wie oft und auf wie mancherley Art wird dieser Diebstahl oder Todtschlag begangen, ohne daß es erkannt wird! Der Sklave, dem sein unbarmherziger Herr keinen Augenblick läßt, über den er frey schalten kann, darf sich mit eben dem Rechte beklagen, als wenn er auf sein ganzes Leben in den Kerker gesperrt wird. Der Mächtige, der sich ein Gewissen daraus machen würde, seinen Untergebenen einen Theil ihrer Häuser oder ihrer Felder zu rauben, läßt sie, ohne sich Vorwürfe zu machen, Tage lang in seinem Vorzimmer warten; und der Zudringliche, der mich mit seinem nur für ihn unterhaltenden Geschwätz auf die Folter spannt, und mir mein Eigenthum der Zeit eigenmächtig raubt, ist eben so straffällig, als wenn er sich einen Theil meines Hauses ohne meine Erlaubniß zu seinem Gebrauch anmaßt; das Unrecht, das er begeht, ist im Grunde noch größer, da die Zeit nicht, wie der Raum, mein ausschließendes Eigenthum, nicht impenetrabel ist, sondern von mehreren zugleich benuzt werden kann, und er sie sich doch ausschließend zueignet. Dieser Begriff des Eigenthums der Zeit liegt offenbar bey dem quälenden Gefühle der Langeweile, die uns Andere machen, zum Grunde, einem Gefühl, das uns eben so empört, als wenn wir unsers wohl erworbenen Vermögens gewaltsam beraubt werden.

Es scheint sogar offenbar, daß die Freyheit mehr in dem ungekränkten Besitze der Zeit als des Raumes besteht, und daß die Zeit überhaupt etwas Edleres als der Raum ist. So wie es Menschen gibt, denen das Recht des Stärkern Raum und Zeit, und damit ihre ganze Freyheit geraubt hat, so gibt es auch solche, denen nur das eine geraubt ist, ohne daß ihnen der freye Gebrauch des andern geschmälert wird; und hier können wir am deutlichsten den Unterschied zwischen dem Eigenthum des Raums und der Zeit an zwey Klassen von Menschen sehen, welche die Straßen großer Städte durchziehen. Die glücklichen Herumtreiber, die, ohne einen Fuß breit Landes ihr Eigenthum nennen zu können, den nicht occupirten Theil des absoluten Raumes, gewöhnlich freye Luft genannt, genießen dürfen, wie es ihnen gut dünkt, weil sie unumschränkte Herren ihrer Zeit sind, dürfen sich nicht über ihr Schicksal beklagen: denn diese wahren Weltbürger haben den Genuß ihrer Freyheit gegen den Namen von Bettlern, Lazaroni oder Müßiggängern wohlfeil genug eingetauscht. Der Unglückliche aber, der nicht Herr seiner Zeit ist, fühlt den Mangel der Freyheit, wenn er gleich in Ansehung des Raums unumschränkt ist, und heute und morgen vielleicht die Straßen in den entgegengesezten Theilen der Stadt fegt. Wer sich am meisten zu beklagen hat, ist der Sklave seines Amtes, der jede Zeit seines Lebens zu seinen Berufsgeschäften verwenden muß, ohne sich dadurch den kleinsten Theil des von glücklicheren Müßiggängern occupirten Raums als Eigenthum erwerben zu können.

Der Strom der Zeiten endet nie, aber er fließt unaufhaltsam in das Meer der Ewigkeit: nie ändert er seine Richtung, nie fließt er zur Quelle zurück, und keiner der Strohhalmen, die auf ihm herabgeschwommen sind, kehrt jemals wieder. — Keine Handlung läßt sich ändern oder ungeschehen machen, und keine verlorne Zeit läßt sich ersetzen. Welche Betrachtungen erweckt der kleinste Bach, eine Rinne, die sich der Regen oder der geschmolzene Schnee grub, um sich in einen unterirdischen Kanal zu stürzen, durch den er sich mit dem nächsten Strome, und endlich mit dem unermeßlichen Weltmeere vereinigt! Alles, was mit ihm herabfließt, scheint nun gleichsam aus der Reihe der Dinge vertilgt und ewiger Vergessenheit übergeben zu seyn. Allein der geringfügigste Gegenstand wird von den mütterlichen Armen der Natur aufgenommen, von Neuem verarbeitet und benuzt; und die geringste unserer Handlungen, die wir gern der Vergessenheit übergeben möchten, wird irgendwo niedergeschrieben, und ihre Folgen erstrecken sich in die Ewigkeit.

Auch diese Wahrheiten, so allgemein anerkannt und so reich an Folgen sie sind, werden doch wenig benuzt. Alles läßt sich ersetzen, Verlust des Vermögens, der Ehre, der Gesundheit, nur verlorne Zeit nicht. Wenn daher ein Dieb desto strafbarer ist, je kostbarer, je unersezlicher die gestohlene Sache ist, so gibt es keine ärgeren Diebe als die Tagediebe, zu deren Entschuldigung man blos das sagen kann, daß sie mit dem Selbstmörder in eine Klasse gehören, weil sie sich selbst bestehlen.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich noch eine andere ganz entgegengesezte Folgerung aus der Unersezlichkeit der Zeit ziehen läßt, die von der Art ist, daß sie wahrscheinlich mehr Glück machen wird als jene, und aus der allein man sich den Eifer erklären kann, mit dem so manche Menschen durch die Straßen rennen, von denen man nicht begreift, was sie zu eilen oder zu versäumen haben. Auch bey den meisten, die so viel auf genaue Uhren halten, liegt dieses Motiv zum Grunde, und sie erinnern an die alte griechische Komödie, in der von einem Schmarotzer gesagt wird, daß er aus Eifer, nicht zu spät zu einem Gastmahle zu kommen, auf der Sonnenuhr den Schatten des Mondes für den Schatten der Sonne ansieht. „Wenn die Zeit nie „zurück kehrt, so muß man sie nicht unbenuzt vorbeylas„sen. Der Mensch, der nur einmal lebt, nur einmal jung „ist, muß seine Jugend genießen, nur an die Gegenwart, „nicht an die Zukunft denken; muß nie vergessen, daß jede

„Stunde seines Lebens, die ohne Genuß dahin fließt, für „die Ewigkeit verloren ist."

Der lezte Briefwechsel zwischen Jefferson und Adams.

Um auf die Neuigkeiten des Tages zu kommen, so scheint es, daß die Kannibalen in Europa wieder anfangen werden, einander aufzufressen. Ein Krieg in dessen Osten scheint unvermeidlich. Diese Mordlust der Menschen scheint in ihrer Natur zu liegen und eines der Hindernisse zu seyn, welche der zu großen Vermehrung des Geschlechtes einen Damm entgegensetzen.... Ich hoffe, wir werden ihnen beweisen, wie viel beglückender für die Menschheit die Politik der Quäker ist, und daß das Leben eines Ernährers mehr werth ist als das eines Kriegers, und es ist einiger Trost, zu bedenken, daß die Verwüstung, welche diese Rasenden auf einer Hälfte der Erde verbreiten, dazu beytragen, die andere zu bevölkern und zu bereichern. Während die Russen die Kuh bey den Hörnern und die Türken sie beym Schwanz halten, wollen wir sie melken. Gott segne Sie und gebe Ihnen Gesundheit, Frohsinn, Kräfte und so viel Leben, als Sie der Mühe werth denken zu haben!

Th. Jefferson.

Adams Antwort.

Montezillo, 11. Juni 1822.

Lieber Herr! — vor einer halben Stunde habe ich Ihren Brief empfangen und mir ihn nun zum vierten Mal vorlesen lassen; der beste Brief, der je von einem Achtziger geschrieben worden.... Meine Hand habe ich nicht verstaucht, aber meine Arme sind beyde so steif, daß ich nicht eine Zeile schreiben kann. Der arme Starke hatte das Gedächtniß ganz verloren und wußte von nichts mehr zu sprechen als von der Schlacht bey Bennington. N. ist nicht ganz so herunter. Ich kann nicht zu Pferde steigen, aber ich kann drey Meilen über einen felsigen Berg gehen und habe es diesen Monat gethan. Dennoch ist es mir, wenn ich in meinem Stuhl sitze, als wenn ich nicht wieder aufstehen könnte, und wenn ich aufstehe, als wenn ich nicht an's andere Ende der Stube gehen könnte. Mein Gesicht ist sehr schwach, Gehör ziemlich gut, Gedächtniß schwach genug. In Antwort auf ihre Frage: ist der Tod ein Uebel? — Er ist kein Uebel. Er ist eine Wohlthat für den Einzelnen und für die Welt. Doch sollten wir ihn nicht wünschen, ehe das Leben unerträglich wird. Wir müssen den Willen und den Ruf des großen Lehrers abwarten. Winter ist für mich so schrecklich als für Sie. Ich bin während desselben beynahe auf das Leben eines Bären oder einer erstarrten Schwalbe reduzirt. Ich kann nicht lesen, aber meine Freude ist Andere lesen zu hören; und ich zwinge meine Freunde ohne Gnade dazu. — Der Esel hat vergebens ausgeschlagen, Jedermann sagt, daß er sein Ziel verfehlt hat. — Diese Erde ist ein Kriegsschauplatz und ihre Bewohner sind alle Helden. Die kleinen Maden im Essig und die Infusionsthierchen sind, glaube ich, streitsüchtig. Die Bienen sind so kriegerisch wie Römer, Russen, Britten und Franzosen. Ameisen, Raupen und Holzwürmer sind die einzigen Thiere, die ich nicht habe sichtbar kämpfen sehen; und der Himmel selbst, wenn wir Hindus, Juden, Christen und Türken glauben, ist durch Bürgerkrieg erschüttert worden. Wir brauchen uns dieser Dinge wegen nicht zu grämen, noch wegen des Bösen, was geschieht, zu hadern, sondern ruhig dem „Herrscher über den Wolken" vertrauen. Auch brauchen wir kein kindisches Alter zu fürchten. N. erfreut sich noch immer, wie es scheint, an seinen vier Geschichten, und Starke erinnerte sich bis zum lezten Augenblick an Bennington und freute sich seiner Thaten. Das Schlimmste dabey ist, daß unsere Freunde mehr durch unsere Schwächen leiden als wir selbst....

Indem ich Ihnen Gesundheit und Zufriedenheit wünsche, bin ich sehr eigennützig, denn ich erwarte noch mehr Briefe von Ihnen; dieser lezte ist mir mehr als 500 Dollars werth, denn er hat mir mehr Vergnügen gemacht als tausende. Herr Jay, der ungefähr Ihr Alter hat, ist schwächer als Sie.

Ich bin Ihr alter Freund

J. Adams.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 15. August.

(Beschluß.)

Welche herrliche, menschenliebende Gesinnung spricht sich nicht in einer der lezten Verfügungen der verewigten Kaiserin aus, durch welche sie, ihrem irdischen Ziele sich schon nahe fühlend, dem Vaterherzen des jezt regierenden Monarchen noch einen ihrer Lieblingsentwürfe zur Ausführung überträgt: Es sollten von den ihr im Leben ausgesezt gewesenen Summen 300,000 Rubel separirt, und als Pensionsfond für die nachgebliebenen Wittwen und Waisen solcher Civilbeamten formirt werden, denen nach der Grundlage unsrer Gesezgebung keine Leibrente gebührt, die aber dennoch ihrer erwiesenen außerordentlichen Armuth wegen, eine menschenliebende Unterstützung der Regierung verdienen. Der Kaiser hat schon die nöthigen Verfügungen zur Vollziehung eben so nüzlicher als allgemein heilsamer Zwecke gegeben. — Die von der Verewigten bisher dirigirten zwey weiblichen Erziehungsinstitute, das der patriotischen Damen und die Industrieschule, geruhte in diesen Tagen die Kaiserin Alexandra, nach zuvor an sie ergangener unterthäniger Bitte von Seiten des sie gründenden und verwaltenden Frauenvereins, unter ihre unmittelbare administrative Leitung zu nehmen. Wenige Tage vor ihrer Abreise nach Moskau besuchte Ihre Majestät beyde Etablissements, zog genaue Nachrichten über ihren Bestand ein, besah alle ihre Sektionen mit der größten Aufmerksamkeit, würdigte das ganze Personal, von den sie dirigirenden Damen an bis zu den Zöglingen hinunter, huldvoller Anreden, ließ sich selbst die jungen

Mädchen vorstellen, die in der vorzüglichsten Huld der verewigten Kaiserin gestanden hatten, verfügte sich in die Speisesäle, wohnte hier der ganzen Mahlzeit der Jugend bey, und kostete von jeder ihr aufgetragenen Speisen.

Vor einigen Wochen fand hier ein schauderhafter Auftritt statt, von dem man einen ähnlichen in vielen Jahren hier nicht erlebt hatte. Ein Kleinkrämer, von russischer Nation, überfällt eines Abends, nach aufgehobenem Abendbrod, seinen betagten Vater, und ermordet ihn durch mehrere schnell auf einander versezte Stiche in die Brust, so daß er nach Verlauf einer Stunde unter den größten Martern verscheiden muß. Der Mörder will nach gelungener That sogleich mit demselben Mordinstrumente seinem eignen Leben ein Ende machen, wird aber daran durch die herbeygesprungenen Hausgenossen verhindert, und der Polizeywache übergeben. — Einem mehrjährigen, höchst liederlichen und ausschweifenden Leben ergeben, vergeudete und verpraßte er sein Eigenthum. Bey ernstlichen Vorstellungen unterstüzte ihn der Vater wiederholt im Gewerbe, doch in Kurzem war er mit seinen Fonds wieder im Reinen, während seine beyden Brüder bey ordentlichem Wandel und thätigem Fleiße sehr gut fortkamen. Endlich associirt ihn der Vater seiner eignen Handlung, hält ihn aber nun unter strenger väterlicher Autorität, und gestattet seinen ausschweifenden Lüsten nicht mehr die zügellose frühere Freyheit. Er findet dennoch versteckte Mittel, ihnen zu Zeiten Befriedigung zu gewähren, diese entdeckte der Vater mit Hülfe seiner zweyten Gattin, die (wie das Gerücht sagt) den steten Unfrieden zwischen Mann und Stiefsohn zu erhalten bemüht war. Er wird nun noch strenger gegen den ungerathenen Sohn. Dieß facht des leztern langgenährten Haß gegen den Vater zum unversöhnlichsten Grimm an. Er faßt den Entschluß ihn zu morden, will diesen zu verschiednen Zeitpunkten vollführen, wird aber immer durch eine unsichtbare Hand — durch ungünstig eintretende Umstände von dieser Unthat zurückgehalten, bis er sie an jenem Abende, wahrscheinlich in einem seiner selbst nicht mehr deutlich bewußten Zustande momentaner Verrücktheit, wirklich vollzieht. Bey den gerichtlichen Inquisitionen soll er dennoch seinen vollen Verstand gezeigt haben, denn der wiederholt an ihn gerichteten ernsten Frage der Richter: ob er dieses namenlos schreckliche Verbrechen nicht herzlich bereue, entgegnete er jedesmal ein deutliches Nein, mit dem Beysaz, es sey sein längst gefaßter reifer Entschluß gewesen. — Bey der Bestattung der Leiche mußte die Trauerprozession den Ort seiner Haft passiren. Auf höhern Befehl ward der gefesselte Verbrecher in diesem Moment vor den Sarg des so schrecklich gemordeten Vaters geführt, seiner Hülle ein leztes Lebewohl nachzurufen. Diese Scene soll ihn, wiewohl nur auf Augenblicke, in die erschütterndste Zerknirschung gebracht haben. Mit ungewöhnlicher Schnelle ward der Kriminalprozeß eingeleitet, fortgesezt und vollendet. Er ward zu 101 Knuthieben — und, im Fall er diese überstände, zu lebenslänglichen Bergwerks-Arbeiten nach Sibirien verurtheilt. Er kam vom Exekutionsplaze wirklich noch lebend zur Haft zurück.

B***g.

Paris, 7. August.

Heute wird Dem. Sonntag in dem großen Opernsaal zum lezten Mal, und zwar zu ihrem eigenen Benefiz singen; sie hat die Donna del Lago gewählt. Ihre ganze Pariserlaufbahn war ein ununterbrochener Triumph. Es war freylich physisch unmöglich, daß sie in allen Stücken mit derselben Vollkommenheit sang und spielte; aber gleich einem Glückskinde wurde ihr alles, was sie unternahm, zum neuen Siege. Die Eifersucht der Kunstverwandten versuchte es umsonst, einige Journalisten zu Hülfe zu rufen; die Artikel, worin man sie wegen Don Juan's tadeln wollte, waren ungerecht, und wurden also für das angesehen, was sie waren. Im Matrimonio secreto wollte man einige ihr nachtheilige Vergleichungen mit ihren Vorgängerinnen in diesem Stücke anstellen, aber sie wurden nicht gelesen. Sie war nun einmal der Liebling, und da sie es in so manchen Rücksichten verdiente zu seyn, so hat sich, was besonders ein Pariser Wunder ist, die Vorliebe für sie, der man unter den Franzosen so selten lange genießt, bis auf heute, den Vorabend ihrer morgenden Abreise, erhalten. Dieser Abend ist also ihr Schwanengesang; man kündigt ihn gleichsam mit Schmerzen an; wir kennen Leute, sogar vom zweyten Geschlecht, die in allem Ernste sagen, daß ihre Entfernung dem italienischen Theater insofern nachtheilig werden müsse, weil man künftig ihre Abwesenheit zu sehr fühlen werde; sie haben an ihr das liebliche, junge Mädchen, und die kühne Schauspielerin, die nichts in Verlegenheit brachte, auch das Schwerste nicht, und die in ihrer Art einzige Künstlerin so sehr liebgewonnen, daß sie auf lange, lange Zeit eine große Leere zurücklassen muß. Schon sind auch einige andere Umstände eingetreten, die das Andenken an sie nur noch länger erhalten werden. Dem. Mombelli ist während des Aufenthalts der Dem. Sonntag auf immer vom Theater geschieden. Madame Fodor, anstatt einzutreten, ist abermal, auf unbestimmte Zeit, aus Paris abgegangen; man sagt, sie gehe nach Dieppe in's Bad; es scheint, es sey dabey eine gewisse feine Rechnung der Eigenliebe im Spiel; sie will vielleicht den allmächtigen Eindruck der unvergleichlichen Sonntag ein wenig schwächer werden lassen, ehe sie selber wieder auftritt, und in der That gehört auch ein gewisser mehr als weiblicher Muth dazu, nach einer solchen Rivalin in die Schranken zu treten. Am schlimmsten kommt dabey die arme Dem. Canzi weg; sie hat seit einigen Tagen angefangen die Ninette in der Gazza Ladra zu spielen; das erste Mal, aus lauter Schonung für ihre deutsche Herkunft, die man nun zu Ehren der unvergeßlichen Sonntag eben so ehren wird, als man sie sonst darum zu beurtheilen sich erkühnt, entschuldigte man ihre Schwäche durch ihre Bangigkeit des ersten Erscheinens; aber auch das zweyte Mal konnte man an ihr nicht eine Spur von einer Stimmung finden, und nun fängt man bereits an, das arme Geschöpf zu kränken; außerdem war die Ninette auf eine allerliebste Art von Dem. Cinti, und ganz glänzend von Mombelli gegeben worden. Das Glück der Dem. Sonntag hat der italienischen Oper auch noch ein anderes Unglück gebracht; die Cinti ist übler Laune geworden, man weiß nicht warum; sie will weder in der französischen Oper noch bey den Italienern wieder singen. Was aus der Canzi werden wird, das mag der Genius der Kunst wissen; nur nehme sie sich in Acht, in der eigentlichen Opera seria den Todessprung zu wagen; das Unglück wollte, daß es ihr an einigen Zollen in der Höhe des Wuchses fehlt; und bey dem kleinen, unbarmherzigen Volke würde man sie als einen Heros lächerlich finden, wenn sie nach einer Pasta, die doch auch noch keine Riesin ist, beurtheilt würde. Die Dilettantinnen trösten sich mit der Hoffnung, daß Dem. Sonntag in einem Jahr nach Paris zurückkommen werde; ein Gerücht sagt, sie habe darüber einen Kontrakt abgeschlossen, welcher aber der Bedingung unterworfen sey, wenn sie sich nicht vorher verheirathe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. September 1826.

Staaten zertrümmern, es sinkt der Könige Macht und der Völker,
Aber des Weisen Wort thut noch der spätesten Zeit.

K.

Italia.

(Fortsetzung.)

VII. Die Markusbibliothek.

Nicht umsonst hat das Buch in den Klau'n der Löwe des Markus,
Seine Bibliothek machet des Buches ihn werth,
Lange führt' er's allein, bis man ihm das Schwert in die Klau'n gab,
Das denselben längst in dem Getümmel entsank,
In dem Getümmel der Zeit, der thronumwälzenden schweren,
Nahm das verrostete Schwert siegend der Adler ihm ab;
Aber es blieb ihm das Buch, sich Rath's zu erholen darinnen,
Und die Bibliothek blühet und grünt wie zuvor.
Dorten sucht' ich sie, wo vor Jahren sieben-und-zwanzig
Mich Morelli's Hand führte mit Liebe herum.
Leer fand ich den Saal von Büchern, doch nicht von Gemälden,
Jene wanderten aus, diese bewahrte die Wand.
Wieder sah ich mit Lust die dreymal sieben Gemälde
Auf der Decke des Saal's voll allegorischen Sinn's,
Alle Wettstreitwerke der venetianischen Schule,
Deren Siegespreis ward Veronese'n gewährt.
Aus der Prokuratie nach dem grossen Palaste des Doge
Zog die Bibliothek, besser zu wohnen, hinweg.
Dort im grossen Saal der Versammlung der Edeln Venedigs
Und der Dogenwahl fand ich sie stattlicher viel.
Aller Zugang leicht, ich wanderte wieder mit Freuden
Zu dem Handschriftschatz unter Bettio's Geleit.
Zu dem Handschriftschatz Bessarion's und Petrarca's,
Deren Namen zuerst adelten dieses Gestift.
In der Stifter Geist und seines Meisters Morelli
Reicht Bettio gern, was ihm der Leser begehrt,
Ganz unähnlich hierin manch anderem Hüter von Sälen,
Der sich als Drache wähnt über die Schätze gesezt,
Der ruhmgeizig für sich bewahret den Stein und das Büchlein,
Dessen, was er nicht kennt, Keinem vergönnend Gebrauch.
Eunuchen sind's, bestellt als Wächter Haremen,
Anderen neidend Genuß, dessen unfähig sie selbst.
Anderer Geist herrscht hier im Büchersaale des Markus,
Wo so Stein als Buch offen zu freyem Gebrauch.
Zeugniß könnt ihr deß, ihr nördlichen Reisenden, geben,
Thiersch und Rink, wie viel zeichnetet, schriebet ihr ab! —
Keine Klag' erhöb' hier Gerlach oder Sestini
Ueber verwehrtes Buch oder verweigerten Stein.
Zahlreich sind sie nicht, doch sehenswerth die Antiken,
Die im grossen Saal wechseln mit Büchern und Bild.

Digitized by Google

An den Wänden sind durch den Pinsel der Meister der grossen
Thaten der Republik künftigen Zeiten bewahrt;
Als Geländer steh'n Brustbilder rings in dem Saale,
Gruppen von Statuen auch, welche schon Winkelmann pries.
Sehet den Bachus, den Faun, auch dorten die Büste der Faunin,
Kleopatra's Rumpf und den gehörnten Altar.
Dann Buhlschaften des Zeus, der, zweymal verwandelt zum Vogel,
Leden und Ganymed raubet als Adler und Schwan.
Solche Gelüste verschmäh'n die hohen attischen Musen,
Die vom Theater Athens wurden verpflanzet hieher.
Hier Thalia und dort Melpomene's tragische Würde
Durch den Faltenwurf kündend schon höhere Kunst.
Lange verweil' ich mit Lieb' auf diesen Gebilden der Griechen,
Doch von Gemälden des Saals hält mich nur Eines gebannt.
An der Pforte des Siegs dem peloponnesischen Sieger,
Vom Senate gesezt, ewig zu ehren den Mann,
Fleht, gesenkt auf das Knie, von Venedig Rettung Morea,
Eine Griechin sie, voll von bezauberndem Reiz,
Abgelegt hat sie die strahlende Krone des Turbans,
Und um christlichen Schutz fleht sie mit weinendem Aug'.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Fortsetzung.)

II.

Jezt erlauben mir die freundlichen Leser, auf einen Mann zu kommen, dessen Name in Betracht der vielen Verdienste, welche er sich um die Erziehung und Bildung der Jugend erworben hat, leider zu früh verschollen ist. Ich habe wenig Schulmänner von so vielseitigen und doch so gründlichen Kenntnissen, und auch nicht einen von edlerem und liebenswürdigerem Herzen gekannt, als den ehmaligen Konsistorialrath und Rektor der Halberstädtischen Domschule, Gottlob Nathanael Fischer, den ich nicht blos als meinen vorzüglichsten Lehrer, sondern wirklich als meinen zweyten Vater verehren muß.

Dem trefflichen Funk ist von seinen dankbaren Schülern in Magdeburg ein eignes Denkmal errichtet worden; und wie sehr der Verewigte dieser Ehre würdig war, werde ich auch meiner Seits zu bestätigen nicht ermangeln, wenn ich in der Folge wieder auf ihn zu sprechen käme. Allein ich darf hier dreist die Frage aufwerfen: wer hat unsern unvergeßlichen Fischer persönlich gekannt, ohne ihn einer gleichen Auszeichnung werth zu achten?

Rastlose ununterbrochene Thätigkeit war neben der kindlichsten Gutmüthigkeit der hervorstechendste Zug seines Charakters; man kann mit Recht sagen, daß er dieser frischen männlichen Tugend nicht blos Lebensgenuß und Bequemlichkeit, sondern ganz eigentlich das Leben selbst aufgeopfert hat. In den ersten dreyßigen verrieth er noch eine Konstitution, welche auf das höchste Greisenalter berechnet schien; aber schon beym Eintritt der fünfzige waren seine Kräfte erschöpft, weil er neben seinen überhäuften Berufsgeschäften, theils aus Eifer zu nützen, theils um sich aller Welt gefällig zu beweisen, noch ein Heer von anderweitigen Arbeiten übernahm, die ihn vor der Zeit in's Grab stürzten.

Dabey war seine Gelehrsamkeit so vielseitig und wahrhaft gründlich, daß, hätte er Basedows Talent zu glänzen nur zur Hälfte besessen, er selbst in jener klassischen Zeit für einen Stern erster Größe darin gegolten haben würde. Allein weil er sich in allem Andern eher als in der Bescheidenheit übertreffen lassen wollte; so erfuhr er auch das Schicksal so manchen vorzüglichen Kopfes, der sich, wie Lessing, nie selbst genug thun kann, in der Stille beneidet, und öffentlich theils verkannt, theils verkleinert zu werden.

Die erste Periode seiner pädagogischen Wirksamkeit fiel in die Tage, wo der Abt Resewitz mit seinen neuen Ideen über die Erziehung des Bürgers durch ganz Deutschland die größte Sensation zu machen wußte. Diese Ideen griffen viel zu tief in Fischers eigenes Lehrsystem ein, als daß er sie nicht mit Liebe und Wärme überall hätte verbreiten helfen sollen. Vorzüglich drang er mit dem berühmten Abt auf ein sorgfältigeres Studium der edeln Muttersprache, die er schon als enthusiastischer Verehrer Luthers und seiner unsterblichen Verdienste um dieselbe für das erste und wirksamste Bildungsmittel der deutschen Jugend hielt. Allein statt seinem patriotischen Eifer von dieser Seite die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fing man an, die Gründlichkeit seiner Latinität in Zweifel zu ziehen. Um sich von einem so völlig grundlosen Verdachte zu reinigen, ergriff er eine Parthie, deren sich seine kleinlichen und neidischen Gegner schwerlich versehen hatten. Er gab nämlich einen lateinischen Musenalmanach heraus, worin er der gesammten gelehrten Welt durch die That bewies, daß er nicht blos in ungebundener, sondern auch in gebundener Rede ächt klassisches Latein zu schreiben wisse. Dieses ganz originelle Unternehmen hatte unter andern die Folge, daß bald darauf eine eigene lateinische Jugendzeitung zum Vorschein kam, die mehrere Jahre fortgesezt wurde.

War Fischer vielleicht auch kein so vollendeter Grieche, als er sich nach diesem glücklichen Versuche Lateiner

zu seyn rühmen konnte, so würde man ihm doch wahrlich das größte Unrecht thun, wenn man seine Kenntnisse in dieser gelehrten Sprache nicht gleichfalls weit über das Mittelmäßige hinaussetzen wollte. Nimmt man hierzu, daß er die Propheten und Psalmen eben so fertig in der Ursprache las, wie seinen Pindar und Homer; daß er ferner die vorzüglichsten Werke der Engländer, Franzosen und Italiener nicht minder in ihren eigenthümlichen Idiomen zu genießen pflegte; so darf man, denke ich, dreist fragen: wann und wo hat ein deutscher Schulmann gelebt, der einen größern Umfang von Sprachgelehrsamkeit aufzuweisen hatte, als Fischer?

Eben so reich war er an Schätzen wissenschaftlicher Kenntnisse; davon gab er schon an der St. Martinischule zu *Halberstadt* den glänzendsten Beweis, indem er hier mehrere Jahre seine erste Klasse ganz allein unterrichtete. Er trug darin Religion, Mathematik, Naturlehre, Logik, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, alles in eigener Person vor; doch besaß er den ächt deutschen Geist der Gründlichkeit allzusehr, als daß er nicht über diese traurige Nothwendigkeit von Zeit zu Zeit selbst hätte seufzen sollen. Nichts desto weniger war er in mehreren der genannten Fächer weiter, als nöthig seyn mochte, um bey uns damit einen tüchtigen Grund zu legen; so möchten unter andern viele von den bequemen Herren, welche sich heutiges Tages ausschließend der Geographie widmen, alle mögliche Mühe gehabt haben, in seiner Nähe nicht ein wenig von ihm verdunkelt zu werden. Auch gebe ich selbst blos der Wahrheit die Ehre, wenn ich versichere, durch diesen Anspruchlosesten aller Sterblichen einen weit anschaulichern und richtigern Begriff von der Logik bekommen zu haben, als ich auf der Universität durch den ungleich berühmteren Philosophen Eberhard erhalten hatte, indem letzterer doch in der That fast nichts weiter darüber zum Besten zu geben hatte, als was man zu Hause in seinem Meierschen Kompendio auch ohne ihn fand.

Bey aller dieser gründlichen Vielseitigkeit der Wort- und Sachkenntnisse ist wohl noch selten ein Schulmann vom Pedantism so gänzlich frey geblieben, als unser Fischer; er galt vielmehr sonderlich in früheren Jahren, und ehe ihn die Centnerlasten der heterogensten Arbeiten zu Boden drückten, für einen der geistreichsten, heitersten, launigsten und angenehmsten Gesellschafter. Nie habe ich mich des Gedankens erwehren können, daß, hätte ihn das Schicksal in das deutsche Athen, Weimar, geführt, die Welt höchst wahrscheinlich mindestens einen zweyten Musäus an ihm erlebt haben würde. Seine Laune war in fröhlichen Familienzirkeln eben so originell als unerschöpflich.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. August.

(Beschluß.)

Die unermüdeten Sammler von Sittengemälden, die sich seit einem Jahre in Lithographien und literarischen Skizzen versuchen und bereits eine reiche Ernte zu Hause gebracht haben würden, wenn sie nicht zu rasch arbeiteten, verlieren für sich und für das Publikum ihre Mühe dadurch, daß sie diese Bilder nur in zerstreuten Blättern mittheilen. Wir zeichnen hier eine der Sitten nach, die in der Picardie und Anjou bekannt sind. Ein junges Mädchen, das wissen möchte, welchem ihrer Liebhaber sie bestimmt ist, steht den 1sten Mai vor Tagesanbruch auf, sie nimmt einen Wassereimer, spült ihn mit einem Rosmarinzweige aus, und geht damit nach einer einsamen Quelle. Hier kniet sie nieder, betet, pflanzt den Rosmarinzweig in einem nahen Gebüsche, und füllt den Eimer mit Wasser aus der Quelle. Nun wartet sie, bis sie die Sonne aufgehen sieht. Sobald diese anfängt sichtbar zu werden, geht sie nach dem Eimer, rührt das Wasser mit der linken Hand um, und sagt dabey die geheimnißvollen Worte: ami, rabi, roche; sie muß das neun Mal wiederholen und damit fertig seyn, wenn die Sonnenscheibe ganz sichtbar ist; wenn sie dann von Niemand gesehen worden ist, weder im Heimgehen, noch während sie die Ceremonien machte, so sieht sie, oder wenigstens glaubt sie unten im Eimer das Gesicht dessen zu sehen, den sie heirathen soll. Man sollte nicht glauben, und doch ist es wahr, daß wenige Mädchen aus jener Gegend sich anders verheirathen. Wenn ein junger Mann in derselben Gegend ein junges Mädchen auf dem Korn hat, sucht er sie allein anzutreffen in irgend einer Ecke, und man hat daraus ein Zeitwort gemacht; es heißt: Coincher une fille von Coin, Ecke; nun spricht er mit ihr von unbedeutenden Dingen, sucht aber während des Gesprächs ihr die Schurzbänder loszumachen. Wenn der Junge dem Mädchen behagt, so läßt sie die Bänder hängen; gefällt er ihr aber nicht, so bindet sie die Schürze wieder zurecht. Damit läßt sich aber der junge Mann noch nicht abtreiben; er macht denselben Versuch dreymal, und erst nach dem dritten vergeblichen Male geht er weiter. Dabey wird kein Wort von Liebe gesprochen; die beyden Theile verstehen die andere Sprache ganz gut, so stumm sie ist. Bleiben aber die Bänder hängen, so wird sogleich der Heirathsversprush geschlossen, und bey der Ceremonie müssen beyde aus einem Glase trinken. Ist das einmal geschehen, so ist die Heirath für geschlossen angesehen und das Pärchen hat nicht einmal nöthig, die kirchliche Bestätigung abzuwarten.

Unsere Parisersitten, unbeständig wie das Volk selbst, welches das ganze Frankreich bewohnt, stellen seit zwey Sonntagen eine neue Art sich zu vergnügen dar. Die ländlichen Tänze waren schon seit vielen Jahren für alle Klassen ein Bedürfniß geworden; was heitere Laune und leichte Beine hatte, wollte vorzüglich nur auf dem Lande tanzen. Man sah seit einigen Jahren auch in den Dörfern um Paris vornehme Leute oder gutgekleidete Personen beyderley Geschlechts, sogar Petitmaitres und Petitesmaitressen, auf den Sonntagsbällen erscheinen. Nun ist plötzlich das neue Bellevue aufgetreten. Bellevue ist eine Prachtanlage in der Nähe von Meudon und St. Cloud; zu den Zeiten der ersten Revolution gehörte es der Nation, das heißt zum Staatsdomän; die Nationalversammlung dekretirte einst, es sollte nicht verkauft, sondern zu Volksfesten und zu Versuchen im Ackerbau beybehalten werden. Von Bellevue, das die einzige schöne, reine Aussicht auf Paris hat, hörte man damals auf der unten vorüberführenden Landstraße den Marseillermarsch bey patriotischen Gelagen erschallen; oder ringsumher um das Schloß hatte man, um die künftigen Hungersnöthen in Paris zu verhüten, einige Jauchert Felder mit Kar-

toffeln, mit Erbsen und Mais angepflanzt. Aeltere Erinnerungen sind, daß die berühmte Maitresse Pompadour Bellevue im Jahre 1748 an sich gekauft hatte; sie verschwendete dort Hunderttausende in Anlagen von Gärten und Badern und Bassins, mit Statuen und Gemälden; Ludwig XV. kaufte es ihr ab. Ludwig XVI. schenkte Bellevue seiner nachher so unglücklichen Tante; auch sie verwandte viel Geld darauf; der Architekt d'Isles leitete mehr Wasser herbey, und legte Seen und Cascaden an; man spricht von einem Thurm, der zwey Millionen kostete, die Zeichnung davon, von Herrn Professor Baltald, ist bekannt. Die Prinzessin hatte dort auch einen Landbau und eine Schweizerey. Als das königliche Gut endlich verkauft wurde als Nationalgut, erstund es der berühmte Postmeister von Paris und Lieferant Lanchère; von da kam es wieder in andere Hände. Man glaubte einst, der verstorbene Herzog von Richelieu, nachher die Frau Dauphine würde es kaufen, aber endlich kam es in die Hände des Herrn Guillaume, Maitre des Requêtes. Dieser verkaufte die Materialien der meisten Anlagen, die er abtragen und zusammenbauen ließ, so daß jezt nichts mehr davon steht als der englische Park und seine kleinen Bauten. Nun wurde der Plan zu einem neuen Dörfchen gemacht, und allerdings wollte anfänglich Jedermann in der herrlichen Aussicht und in den Schatten von den vielen umliegenden Wäldchen und Promenaden wohnen. Das Terrain wurde zu ungeheuren Preisen verkauft; zwar hatte die Wuth einigermaßen sich gestillt, aber nun vergißt man auf einmal den Ball von Montmorency, von Sceaux und von St. Cloud. Gestern sah man dort alle elegante, alle hübsche Frauenzimmer von Paris. Hier wird nicht bezahlt, sondern eine Gesellschaft reicher Einwohner aus der ganzen Nachbarschaft hat den Gedanken gehabt, die gute Gesellschaft durch das Vergnügen des Tanzes und der Promenade herbeyzuziehen, durch die Unentgeldlichkeit des Eintritts, den sie selber durch eigene Kommissarien gestattet oder verweigert, jede zweydeutige oder etwas freye Nachbarschaft zu entfernen, und so ein neues Vergnügen zu schaffen, was Paris bisher nicht kannte. Der erste Tanzmusiker, Herr Tolbeque, ist hier mit seinem Orchester. Man sieht nur die allereleganteсten, frischesten Toiletten; die prächtigsten Wagen kreuzen hier herum; es wird endlich einmal auf Einem Punkt das gefunden, was man die ganz gute, die ganz elegante Gesellschaft nennt. Es ist zu erwarten, daß hier die neueste, die klassische Schule der Mode sich eröffnen wird; und man kann sich leicht vorstellen, daß künftig ein Frauenzimmer sich um die Ehre bestreben wird, in der neuen Bellevue zugelassen zu werden; vielleicht wird dabey am Ende auch ein moralischer Zweck erreicht, wo nicht absichtlich, doch zufällig.

Edinburg, August.

Dem Fremden, der Edinburg in dieser Jahrszeit sieht, muß der Mangel an Leben und Bewegung in den wunderschönen breiten Straßen der Neustadt auffallen. Vom Anfange Juli, wo die Ferien der Gerichtshöfe beginnen, bis Anfang August, wo alle Schulen schließen, wird die Stadt mit jedem Augenblicke leerer, und von Mitte August bis Anfang Sept. ist Niemand hier, dem Geschäfte oder Verhältnisse vergönnen anderwärts zu seyn. Natürlich ist die Leere und Stille, von der ich hier rede, nur in dem Theile der Stadt sichtbar, welcher von jenen Klassen der Gesellschaft bewohnt wird, die Vermögen genug haben, um wenigstens für eine Weile den Sorgen und Aengsten des Lebens auf einem Dampfboote oder einem Postwagen zu entfliehen; und in der That ist hier das Reisen durch die große Mannichfaltigkeit in den Mitteln, sich von einem Orte zum andern zu begeben, so sehr erleichtert, und manche derselben sind sogar im Verhältniß zu andern Dingen so wenig kostbar, daß die Zahl derjenigen, welche dieses Vorrechts genießen können, größer ist, als man es bey der ersten Ansicht glauben möchte. Zwischen dem mit vier Postpferden bespannten zierlichen Reisewagen, der die reichen Inhaber mit Windesschnelle zum Ziele führt, und dem Kanalboote, auf welchem man von hier nach Glasgow (vierzig englische Meilen) in zwölf Stunden für fünf Sch. fährt, hat man die Wahl zwischen einer großen Zahl verschiedener Mittel, sich zu Lande oder zu Wasser fort zu bewegen. Den drey Dampfbooten, welche regelmäßig die Reise zwischen hier und London machen, hat man in diesem Augenblicke ein viertes zugesellt, welches an Größe, Pracht und Bequemlichkeit Alles übertrifft, was man bis jezt in dieser Art gesehen hat. — Ich setze einen Auszug der hier in den öffentlichen Blättern erschienenen Beschreibung her, welche einem meiner Freunde den Wunsch einflößte, sich ein für allemal darauf niederzulassen, überzeugt, daß es unmöglich sey, in irgend einer andern Wohnung eine größere Vereinigung der Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu finden.

„Das neue Dampfboot, the united kingdom genannt, übertrifft unbezweifelt Alles, was man bisher in dieser Art gesehen. An Größe, Kraft der Maschinen, Zierlichkeit des Baues und Pracht in den Einrichtungen steht es ohne Vergleich da, und wird die Wogen gleich einem mächtigen Leviathan durchschneiden, ohne einen Nebenbuhler zu finden.

„Dieses erstaunenswürdige Schiff mißt auf dem Verdecke 175 Fuß in der Länge, und 45 Fuß 6 Zoll in der Breite — die Ruder halten mehr als 20 Fuß im Durchmesser, und es hat zwey Maschinen, jede 100 Pferde stark. Es hat den Bau einer Fregatte. In dem Hauptverdeck befindet sich in der Mitte ein offener Flur mit einem Eisengitter eingefaßt. Man steigt eine Treppe herunter, und findet diesen Flur mit einer Reihe zierlicher Schlafgemächer umgeben, die alle Bequemlichkeiten zum Anzuge enthalten, und besonders zu Sommerreisen eingerichtet sind.

„Von hier geht man in den geräumigen Saal, dessen blendende Pracht mit allen unsern Vorstellungen von morgenländischem Luxus wetteifern. Korinthische Säulen von kostbarem und zierlich gearbeitetem Holze unterstützen ihn auf beyden Seiten, und in der Mitte läuft eine Reihe Säulen von Bronze von derselben Ordnung. Er ist 46 Fuß lang und 36 breit. Zehn prächtige Spiegel werfen von allen Seiten ihren glänzenden Widerschein auf die umgebenden Gegenstände, gleich dem zitternden Lichte des Sonnenstrahls. Drey Reihen Tische bieten einen bequemen Platz zum Mittagessen für 130 Personen dar. Modische Sofa's und Stühle sind keine der kleinsten Zierden dieses herrlichen Saals.“

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 122.

Kein, K, ein.

Charade.

Mein erstes Sylbenpaar erkennt
Man in bewegtem Element.

Mein zweytes war im Römerland
Und bey den Schotten unbekannt.

Das Ganze schreitet zwischen Meer
Und Himmel wildzerstörend her.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. September 1826.

Durch das Labyrinth von Inseln, Kanälen, Lagunen
Zeige mir Muse nun als Ariadne den Weg.

Italia.

(Fortsetzung.)

VIII. Die Bildersäle Venedigs.

Wollt ihr Gemälde besehn der venetianischen Schule,
Geht in die Akademie, geht zu Pisani, Manfrin;
Wie der Edle gehaus't, seht ihr in beyden Pallästen,
Beyd' ein schönes Maal dessen, was ehedem war.
In des ersten Hof steh'n sich gegenüber die Bilder
Aus der Römerzeit, würdig erhaltenes Werk;
Cäsar August's und deß', der die Seeherrschaft ihm gegeben,
Marcus Agrippa's Bild mit dem Delphine zu Fuß.
Ehrt in des Redners Bild das Werk des griechischen Meißels,
In der Gallerie venetianische Schul'.
In Manfrin's Pallast ist mannigfaltiger Reichthum
Und den Kenner beglückt mehrerer Schulen Verein.
Auf der Guitarre spielt das liebeschmachtende Mädchen,
In die Zukunft schaut jener Sybille Gesicht.
„Wieder wirst du mich schau'n die Sybille Guercino's zu Roma,"
Gibt weissagend mir froheste Kunde das Bild.
Die Grablegung bewundr' ich mehr als andere Bilder,
Aber Rafael freylich ist Tizian nicht.
Zu geviert erscheint das theuere Haupt des Erlösers,
Und das Viereck formt innren Rahmen des Bild's.
Aufgehaucht aus Duft sind Liberi's beyde Gemälde,
Der an Rubens sich und an Correggio hielt.
Zwey sind Säl' und eben so viele sind Zimmer zu schauen
In der Akademie dort an dem grossen Kanal;
Saal der Modelle zuerst, des römischen griechischen Kunstwerks,
All' Ideale der Kunst Roma's, Neapels, Athens;
Alle freylich nur Gyps — doch wem's verwehrt ist zu schauen
Die Urbilder selbst, mag sich entschädigen hier.
Zu Venedig dienet die Sammlung gar freundlich dem Pilger,
Der von Italien kömmt, der nach Italien geht.
Diesem als Vorgeschmack des hohen Genusses des Urbilds,
Jenem als ein Maal süßer Erinn'rung daran.
Von der Geliebten getrennt, ist Liebendem theuer ihr Bildniß,
Welches die Sehnsucht weckt, oder befriedigte nährt.
So durchwandl' ich indessen den Saal, wo die Götter von Gyps nur,
Selber Ihn zu sehn wird mir bescheret vom Gott.
Gottgeweiht sind auch die Schätze des anderen Saales,
Alle fast nur Bild für die Altäre gemalt.
Nimm mich auf zu dir, Gott Vater, wie dorten die Jungfrau,
Wie die Jungfrau dort golden im Lichte verklärt!
Tizians Höchstes vielleicht ist diese Verklärung der Jungfrau,
Die Gott Vater zu sich nimmt in den Himmel empor.

Digitized by Google

Nach dem Saal' der Altär' empfängt mich das Zimmer, das schöne,
Wo Canova's Herz würdig der Marmor verschließt.
Ausgelegt ist die Wand mit Stücken von farbigem Marmor,
Breccia Serpentin mit Alabaster Porphyr;
Vom Gesimse schau'n viel allerliebste Gesichter,
Welche Tizians Kunst fast rafaelisch gemalt.
Eine Brüderschaft ließ sich ausschmücken das Zimmer,
Einen Andachtsort heiligem Zwecke geweiht;
Bruderschaft der Kunst besitzet heute das Zimmer,
Welches nur anders heut heiligem Zwecke geweiht.
Heiligem Zweck der Erinn'rung an große Thaten und Werke,
Wie's die Inschrift sagt auf belehrender Wand;
Hieher hat das Herz Canova's gesezt Cicognara
Und die Absicht spricht klar und vernehmlich vom Stein:
„Daß es den Freunden dien' als Stoff zu nähren die Sehnsucht,
„Daß Anregung es sey Künstlern zu ringen wie er."
Auch drey Bilder stehn gegossen aus dunkelem Erz,
Drey Heroen der Zeit alten venetischen Ruhms,
Morosini, Venier und Bragadino der dritte,
Alle drey aus der Zeit blutigen cyprischen Kriegs.
Morosini starb den Heldentod zu Lepanto,
Bragadino's Ruhm spricht die geschundene Haut,
Die abzieh'n ihm ließ lebendig der türkische Wüthrich,
Weil Famagosta's Wall sich auf den Wink nicht ergab.
Glücklicher war Venier als die beyden Waffengefährten,
Denn im Triumph zog er von Lepanto zurück;
Mit einhelliger Stimme der Väter ernennet zum Dogen,
Daß er regiere den Staat, den er erhalten mit Sieg.
So begeistert hier zu Thaten das eherne Brustbild
Wenn zu Thaten nicht mehr, — doch noch zu Werken der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gallerie merkwürdiger Menschen, die ich selbst gekannt habe.

(Beschluß.)

„Jeder Mensch muß wenigstens etwas in seiner Gewalt haben," sagte er einst zu einer geistreichen Frau, „worauf er mit Recht stolz seyn darf;" und dann machte er ihr mit seinen nicht übel geformten Händen ein Geräusch vor, wie es bisweilen die Kaninchen hören lassen. „Sehen Sie, meine Beste, fügte er darauf lächelnd hinzu, dieß ist die schöne Kunst, worauf ich mir etwas zu Gute thue!"

Wenn er gerade auf seinem Steckenpferdchen saß, das heißt in Gesellschaft über eine von seinen Lieblingsideen laut geworden war, so schloß er nicht selten mit folgendem satyrischen Zuge: „Dieß könnte ich Ihnen alles weit gelehrter zum Besten geben, wenn ich mich, wie unsere Philosophen, auf die Kunst verstände, eine Sache in die gehörige Dunkelheit zu setzen."

Um seine Schüler, die etwas poetische Ader verriethen, vor leidigem Bombast zu bewahren, deklamierte er ihnen bisweilen mit ganz unnachahmlicher Ironie in Auge und Mienen diese salbungsreiche Stanze:

„Taucht Diamanten in die Sonne!
Schleift sie am Fittich eines Seraphs ab;
Borgt Sonnen ab von tausend Welten,
Ist's möglich, pflanzt sie einstens um mein Grab.
Wenn Engel sich dazu gesellten,
So bleibt es dennoch Nacht in meinem Grab!"

Wenn die Aristarchen Deutschlands in den poetischen und prosaischen Kleinigkeiten, die sie bisher von dieser Hand lasen, den Geist nicht ganz vermißten, der sich das Horazische Sit, quodvis, simplex duntaxat et unum zum ersten und höchsten Gesetz machte, so dürfen sie sicher darauf rechnen, daß der edle Fischer durch vorstehendes Bröckchen und durch die ächt satyrische Laune, womit er es zu deklamiren pflegte, das Seinige reichlich dazu beygetragen hat. Auch zolle ich ihm meinen herzlichsten Dank noch im Grabe dafür, daß er mich so früh in dem vorzüglichsten und geistreichsten römischen Dichter nicht blos den Dichter, sondern ungleich mehr den praktischen Philosophen für das Leben kennen lehrte. Da ich das, was die Welt Glück nennt, hier unter den Sternen durchaus nicht machen sollte, so wüßte ich in der That nicht, wie ich mir ohne jenen Meister in der Philosophie des Lebens die Zufriedenheit des Herzens hätte erhalten wollen, die für tausend Entbehrungen den einzigen Ersatz liefert, und bey der man zulezt gern mit ausruft:

Fuge magna: licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

12.

Unter die merkwürdigsten Menschen, welche ich während meiner frühesten Jugend in Halberstadt persönlich kennen lernte, zähle ich mit Recht den edeln Herzog von Braunschweig, den bekanntlich 1806 bey Jena und Auerstädt ein Loos traf, auf welches ihn seine schöne Rosenzeit wenig vorbereitet hatte. Er war damals noch Erbprinz und als Chef des Halberstädtischen Infanterie-Regiments mehr als nur blos geliebt, man kann sagen allgemein angebetet. Auch verdiente er das; denn nie haben sich in eines Fürsten Blicken und Mienen die einnehmenden Züge der Humanität und Freundlichkeit tiefer, wahrer und sprechender ausgedrückt als in den seinigen. Seine Ankunft in Halberstadt wurde daher jedesmal als ein gemeinschaftliches Familienfest gefeyert. Alt und Jung freute sich, nicht blos einen feinen Weltmann, sondern einen wirklich edeln Menschen in der Stadt mehr zu wissen.

So wie auf alle Prinzen des braunschweigischen Hau-

Digitized by Google

ses hatte der treffliche Abt Jerusalem besonders auf ihn, den künftigen Besitzer des herzoglichen Stuhles den entschiedensten und vortheilhaftesten Einfluß gehabt. Geist und Herz des Prinzen sprachen gleich sehr für den berühmten Erzieher, wie für die ausgezeichneten Naturanlagen des Erzogenen. Männer von Wissenschaft versicherten, stets den Cäsar oder einen andern Klassiker gefunden zu haben, und rühmten seine Belesenheit wie seine Einsichten. Geschäftsleute, die mit ihm zu thun hatten, waren von seiner strengen Rechtlichkeit wie von seiner zuvorkommenden Güte bezaubert; besonders innig verehrten ihn die jüngern Offiziere des Regiments, und wohl hatten sie alle mögliche Ursache dazu; denn sie führten nicht blos auf seine Rechnung die beste Tafel, sondern er hielt ihnen auch aus eigenen Mitteln die geistreichsten Lehrer, um ihren Geist zu bilden. Ueber seine Gutherzigkeit und Menschlichkeit war nur eine Stimme; und es war ihm schon damals ganz unmöglich, Zeuge von den härtern Strafen der Gemeinen, sonderlich des schrecklichen Gassenlaufens, zu seyn. Kam er von ungefähr dazu, so erhielt der Delinquent gewiß jedesmal entweder gänzlich Pardon, oder doch große Milderung seines Schicksals.

So und nicht anders hat Halberstadt diesen wahrhaft edeln Fürsten gekannt, und dort ist gewiß auch nicht eine krittelnde Stimme über ihn laut geworden, als ihn zuletzt nicht allein das Kriegs-, sondern überhaupt alles Erden-Glück so schrecklich verließ.

Ernst Woldemar.

Ueber die Abnahme der Kapital-Verbrechen in Frankreich.

Nach einem Bericht des Herrn Vingtrimer hätte die Zahl der Kapital-Verbrechen sich in dem Departement der Seine-inférieure in den lezten fünf-und zwanzig Jahren bey außerordentlich zunehmender Volksmenge unglaublich vermindert, und zwar nach folgendem Maßstab von fünf zu fünf Jahren:

von	1800 bis 1805	wurden	85	Personen zum Tod verurtheilt.
—	1805 — 1810	—	82	
—	1810 — 1815	—	28	
—	1815 — 1820	—	24	
—	1820 — 1825	—	12	

Herr Vingtrimer schreibt die Hauptursache dieses bedeutenden Unterschiedes zwischen den zwey ersten und den drey leztern Perioden der veränderten Gesetzgebung zu. Nähere Nachweisung über diesen günstigen Einfluß der Gesetze wäre von der höchsten Wichtigkeit.

Uebrigens spricht sich dieses Verhältniß der abnehmenden Todesurtheile im übrigen Frankreich nicht ganz eben so günstig aus, und zumal in Paris ist es immer das Gleiche der Zahl nach. Jedoch ist zu bedenken, daß bey der bedeutenden Zunahme der Bevölkerung diese Zahl nicht mehr dieselbe ist und also auch hier merkliche Verminderung eingetreten. Das numerische Verhältniß der Verurtheilungen zu Paris und in den oben angeführten Perioden ist nämlich folgendes:

von	1801 — 1806	wurden	27	Personen zum Tod verurtheilt.
—	1806 — 1811	—	21	
—	1811 — 1816	—	20	
—	1816 — 1821	—	24	
—	1821 — 1826	—	24	

im Ganzen 116, worunter 108 Männer und 8 Weiber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, August.

(Beschluß.)

„Außer dem Lichte, welches von oben hereinfällt, hat der Saal noch sechszehn Fenster, alle mit Vorhängen von carmoisinrothem Damast verziert. Eine andere Treppe führt vom Verdecke in das Zimmer der Damen hinab, dessen Einrichtung Geschmack und Pracht vereinigt. Die Vorhänge sind ebenfalls von carmoisinrothem Damast, womit auch die Stühle und Sofa's überzogen sind. Jonische Säulen unterstützen es auf beyden Seiten, und es ist mit zwey großen Spiegeln, Brüsseler Fußteppichen ꝛc. versehen. — Das Ganze gleicht wegen seinen kostbaren Verzierungen und Vergoldungen mehr einem romantischen Feengemache als der Kajüte eines Dampfschiffes. Man muß noch bemerken, daß dieses Zimmer so nahe dem Mittelpunkte des Schiffes liegt, daß die Bewegung desselben kaum fühlbar ist. Das Schlafgemach der Männer ist mit ähnlichem Luxus verziert. Außerdem sind noch sechs Zimmer mit zwey bis zehn Betten für Familien vorhanden; und an dem Steuer ein andres Gemach mit vierzehn Betten, fast so gut wie die übrigen. Die ganze Zahl der Betten auf dem Schiffe ist 176.

Auch in der Küche findet man Alles auf's Bequemste und Vortheilhafteste eingerichtet, und man sagt, daß zwey französische Köche die Aufsicht darüber erhalten werden. Höher läßt Luxus sich schwerlich treiben.

Wenn wir einen Augenblick den Unterschied zwischen dem so eben beschriebenen Schiffe und dem kleinen Nachen betrachten, der unter dem Namen Komet zuerst mit kühnem Muthe seine Räder in der Clyde bewegte, und der Stammvater einer zahlreichen Familie von Dampfbóten in Europa war, so fühlen wir keinen geringen Stolz über die schnelle Annäherung zur Vollkommenheit, zu welcher, neben dem Nordamerikaner, vorzüglich brittisches Talent und brittisches Kapital diese schätzbare Erfindung gebracht. Der Komet war, wenn unser Gedächtniß uns nicht trügt, 28 Fuß lang, die Maschine war 3 oder 4 Pferde stark, und er ward 1811 erbaut. So waren fünfzehn Jahre hinlänglich, die Dampfschiffahrt zu jener Höhe der Vollendung zu bringen, welche wir in dem United kingdom erblicken. Zu welchen neuen Vervollkommnungen die Dampfschiffahrt noch geführt werden mag, ist unmöglich zu bestimmen; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß wir in unsern Tagen ein prächtigeres Fahrzeug für den öffentlichen Gebrauch sehen werden, und man kann hinzusetzen, daß es in der That nichts zu wünschen übrig läßt. Selbst der weichliche Sybarite, dessen Schlummer durch die Falte in einem Rosenblatte gestört ward, würde gestehen müssen, daß hier alle seine Wünsche völlig erfüllt sind. Was die Kosten betrifft, so werden, wenn man der allgemeinen Meynung trauen darf, die ersten Ruderschläge des United kingdom ein Kapital von nicht viel weniger als 40,000 Pfd. St. in Umlauf seyen.

Dieser Monat ist die günstigste Zeit, um die romantischen

Hochlande mit ihren Seen zu besuchen, und die Lust für diese Reise scheint sich auf dem Kontinente auch mehr zu verbreiten. Wenigstens waren mehr Fremde in den lezten Jahren hier als früher. Da die Stadt aus den oben angeführten Ursachen in dieser Jahrszeit wenig Anziehendes hat (sogar das Theater ist geschlossen) und solche Merkwürdigkeiten, wie man auf Durchflügen sehen kann, bald gesehen sind, so eilen alle schnell den Bergen zu. Wäre ein Dampfboot von hier nach Rotterdam, jezt da die Dampfschiffahrt auf dem Rhein im Gange ist, so würden noch viel mehr Reisende aus den Rheingegenden herüber kommen und von hier dorthin gehen, da alsdann die Reise mit so großer Schnelle und geringen Kosten zu machen wäre. Allein jezt segelt zwischen hier und Rotterdam nur ein Smack, welches die Ueberfahrt ungewiß macht, so daß fast Jedermann vorzieht über London zu gehen, obgleich es die Kosten der Reise bedeutend vermehrt.

Sismondi brachte ein paar Tage hier zu, seine beschränkte Zeit erlaubte ihm nicht, dem Verlangen aller derer nachzugeben, die eine Verlängerung seines Aufenthaltes wünschten. Erfreulich war es uns, ihn von dem thätigen Eifer reden zu hören, der sich in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz für Griechenlands heilige Sache zeigt.

Viele Engländer kommen in diesem Augenblicke nach Schottland, um Grouse (eine Art Haselhühner), ein den hiesigen Hochländern eigenthümliches Wildpret, zu schießen. Da es keine in England oder Schottland außer in den Haiden der Hochländer gibt, so versenden die glücklichen Schützen ihre Beute nach allen Gegenden. Sehr gastfrey ist man hier; ganze Familien gehen für mehrere Wochen zum Besuche zu ihren Freunden auf das Land, und manche bringen den Sommer mit Reisen von einem Landsitze zum andern zu. Die meisten Landhäuser sind so geräumig, die Zahl der Bedienten so groß, daß solche Besuche für wohlhabende Besitzer mit keiner Beschwerlichkeit verknüpft sind, und die Gäste sich von dem Bewußtseyn, dergleichen zu verursachen, völlig frey fühlen. Für Fremde bedarf es keiner langen Bekanntschaft, um Einladungen auf das Land zu erhalten, und man sagt, daß in den abgelegenen Gegenden der Hochländer noch die Gastfreyheit der alten Zeiten herrscht, und ganz unbekannte Reisende eine freundliche Aufnahme in den weit von den Städten entfernten Schlössern und Landsitzen finden.

Das Elend der Fabrikstädte ist leider noch nicht im Abnehmen. Die hiesigen Damen haben einen vierten öffentlichen Verkauf der von ihnen verfertigten Arbeiten angestellt, und die in zwey Tagen für Puppen, Nadelkissen und dergl. gelöste Summe beläuft sich auf 470 Pfd. St. — doch diese und alle ähnliche Summen vom Einzelnen mit dem großmüthigsten Eifer zusammengebracht, verschwinden in wenigen Tagen in Nichts, wo Tausende verschmachten. Das Traurigste ist, daß sich noch gar kein wahrscheinliches Ende absehen läßt. Hier in der Stadt sieht man wenig von der Noth, da fast keine Fabriken in der Nähe sind, allein aus allen umliegenden Gegenden hört man herzerschütternde Berichte von den Leiden der unglücklichen Arbeiter. Meines Bedünkens gibt es wenig Dinge, die ein so tiefes Mitleid einflößen, als Menschen die Kraft und Fähigkeit zum Arbeiten haben, von ganzer Seele Arbeit wünschen — und Hungers sterben, weil sie keine zu finden vermögen. Es läßt sich wahrlich nicht berechnen, zu welchem Grade die Verzweiflung in einem solchen Zustande steigen kann, wenn Weiber und Kinder noch das Leiden theilen und vergrößern.

Berlin, 23. August.

Medea, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Grillparzer.

Madame Schröder ist es seit lange gewohnt uns nicht zu besuchen, ohne ein freundliches Gastgeschenk mitzubringen; vor mehreren Jahren führte sie uns die Raupach'schen Fürsten Chawansky zu, diesmal lehrte uns die Künstlerin die Grillparzersche Medea kennen. Aber es sind dieß zweydeutige Geschenke; ihr ganzer Glanz und Werth verschwindet mit der Gegenwart ihrer Geberin, und die Dankbarkeit erstirbt in dem Beyfall, welcher der Darstellerin und nicht jenen Werken gezollt wird. Herr Ludwig Tieck nennt diese sonst uns fremden Gestalten seltsame Ungeheuer, ohne zu bedenken, daß er, wie ungerathen ihm die Söhne auch scheinen mögen, die Großvaterschaft doch nicht verläugnen kann. Denn dieß sind alles Kinder der Ironie, deren Schicksal es ist, daß ihre Söhne sie, und sie ihre Söhne nicht gern anerkennen wollen; es sind ungerathene Kinder einer ungerathenen Mutter. Hat nicht die Ironie den Königspallast und Familienheerd alles tragischen Inhalts zerstört, und die Toga und den Kaisermantel und das Ritterkleid zu Lumpen verbraucht, um sich darauf gedruckt zu sehen? Hat sie nicht selber unbarstellbar, die Darstellung überhaupt über den Haufen geworfen, als der gestiefelte Kater den moralischen Edelmuth und die [illegible] Weisheit spielen ließ? Ihre Kunstsünde ist die Staatssünde der französischen Revolution, nichts geachtet, und alles umgestürzt zu haben, was als das Heiligste galt und zu gelten ein ewiges Recht hat. Sie hat Königsmord begangen, und darf sich nicht wundern, wenn neuere Konstitutionen sie zu ächten und zu verbannen beginnen. Sie schreit über die Verkehrtheit [illegible] und [illegible] Poesie, und sieht nicht ein, daß der [illegible] nur Folge ihrer Verschwendung und Maitressen-Regierung ist. Denn eben weil sie allen sonstigen tragischen Inhalt zerstört, alle wahrhaften Kollisionen aufgelöst, weil ihr Spaß mit dem Ernste Unzucht getrieben, und sie die keusche Melpomene zur erniedrigenden Umarmung mit dem Satyr gezwungen hat, blieb den neueren Poeten nichts übrig, als an die Stelle wahrhafter und nothwendiger Kollisionen erdichtete und zufällige zu setzen, und diesen Menschenmördern und Ehebrechern als Nothwendigkeit ihrer That den Aberglauben zufälliger Träume unterzuschieben oder Ahnweiber zum delphischen Orakel und zur Stimme der christlichen Vorsehung zu erheben. — Von der ersten Bekehrung und Umkehr aus dieser Verkehrtheit ist die Grillparzersche Medea ein Beweis; aber sie kann ihr Muttermahl nicht verbergen, und gesteht mit dem ersten Wort, daß sie aus dem Colchis der Poesie herüberkomme. Was der eigentliche Inhalt des Stückes sey, lernen wir am Besten durch Jasons eigene Worte kennen. Im zweyten Akte nämlich, als er sich mit Creusa vergangener glücklicher Jugendtage erinnert, fügt er hinzu, welche die rechte Art zu freyen sey, nach tapfer bestandenen Jugendkämpfen in der Geliebten eines und alles zu finden, treu um ihre Liebe zu werben, zum Vater und zur Mutter zu treten, von ihnen die Bewilligung des schönsten, einzigen Lebensglückes zu erflehen, und von ihrem Segen beschirmt nun allen ferneren Lebensstürmen zu trotzen. So aber hat Jason nicht gefreyt; mit dem Blut des Vaters und des Bruders hat er die Braut von den barbarischen colchischen Göttern erkauft, und die verfluchte Ehe kann ihm keinen Segen bringen. Kaum hat er die Erbeutete sein genannt, so ist er ihrer auch schon überdrüßig, und da sie im Vaterlande die Quelle all seines Unglücks wird, sucht er sich ihrer, wie einer Last, so schnell als möglich zu entledigen, und die ersten jungfräulichen Augen, die in die seinen blicken, entführen den Gatten seiner Gattin, die nun verlassen von allem, was ihr werth ist, in fremdem Lande einsam, beschimpft, vertrieben, bis auf's Aeußerste gebracht, das Aeußerste begeht, und ihre Kinder ermordet.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. September 1826.

Unter den Menschen wird man nicht besser, wenn man nicht schon gut unter sie kommt.

Jean Paul.

Bruchstücke
aus den Moeurs administratives von Ymbert.

Einfluß der Frauen.

Groß ist der Einfluß, den die Frauen auf die Administration ausüben; doch nie war er größer als zur Zeit Ludwigs XIV. und XV. Die Liebe hatte die Herzen dieser Monarchen von allen Seiten offen gefunden. Die Herrschaft der la Vallière, der Montespan, Fontange, Dubarry wird lange berühmt bleiben. Ihre Maulereyen bewirkten die Zurückberufung der Marschälle von Frankreich, und zwangen die Generalpächter, ihre Beutel zu leeren. Ihre Liebkosungen gaben einem Dummkopf den Oberbefehl über die Heere und einem Zierbengel die Herrschaft der Provinz. Die Minister arbeiteten mit der Favoritin und die großen Staatsmaßregeln, wovon das Schicksal der Nation abhing, wurden im Boudoir verhandelt. Ein frischer Wind, ein feuchter Nebel, Kopfschmerz und Nervenzufälle entschieden über Wohl und Weh der Völker. Bey den Römern waren es die Auguren, welche den Staat beherrschten, unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. stand Frankreich unter der Herrschaft der Weiber.

Man weiß, wie ansteckend das Beyspiel der Fürsten ist. Die Minister, die Intendanten, die Commis hatten Schönen, die in ihrem kleinern Wirkungskreis auf dieselbe unumschränkte Herrschaft Anspruch machten, wie sie die Favoritin des Monarchen in dem übrigen ausübte. Glücklich waren damals die Völker, wenn Zufall oder Laune ihre Herrscher einer Frau in die Arme warfen, die im Stande war, die Verantwortlichkeit ihrer Stellung zu fühlen. Eine solche war eine Zeit lang Frau von Maintenon.

Während der Revolution hat man keine Frauen, sondern Furien einen Theil des *anarchischen* Despotismus an sich reißen, den Volksversammlungen Beschlüsse und den ausübenden Kommittes Befehle vorschreiben sehen. Das Konsulat und noch mehr das Kaiserthum, wies die Frauen wieder in den Kreis ihres Hauswesens zurück, so daß ihnen bald nichts mehr blieb als Nadel und Spindel.

Napoleons Denkart war dem Einfluß der Frauen sehr ungünstig. Zwar war er den süßen Gefühlen, die ihnen die Herrschaft der Herzen sichern, nicht fremd, wie Manche behauptet haben; allein er weihte ihnen nur sehr kurze Augenblicke. Die Gegenwart der Weiber in den Arbeitszimmern der Männer war ihm unausstehlich; sie waren in seinen Augen nur zur Bequemlichkeit und zur Zier des Haushaltes geschaffen. Niemals besaßen sie unter seiner Herrschaft den geringsten Einfluß, nie hatten sie Antheil an der Ernennung eines Marschalls, eines Bischofs, eines Generaleinnehmers oder eines Präfekten; ja die Unterpräfekturen selbst entgingen ihren zärtlichen Bemühungen, und kaum hat vielleicht ein Auditor ihnen die Erlangung seiner bescheidenen Stelle zu danken gehabt.

Auch war die Gewalt der Reaktion in der folgenden Periode diesem Druck angemessen. Die Enkel Heinrichs IV., der den Ruhm und die Liebe zu vereinigen wußte, wurden

Digitized by Google

von den Frauen mit Enthusiasmus aufgenommen. Die weißen Tücher, von schönen Händen bewegt, ersezten die weißen Fahnen, die ihr Freudentaumel vermißte. Noch haben sie zwar nicht die verlorne Gewalt in ihrem ganzen Umfange wieder erhalten; allein sie haben die vortheilhaftesten Stellungen besezt.

Man kann mit Recht annehmen, daß bey weitem der größte Theil der Staatsbeamten verheirathet ist. Ihre Zahl beläuft sich auf 60,000; wer kann den Einfluß von 60,000 Frauen berechnen, die heut zu Tage Blumen auf das trockne Feld der Bureaukratie streuen, die Grazie in die Rekrutirung, Zärtlichkeit in die Finanzen, Liebe in die Lieferungskontrakte einführen. Mit tiefer Verehrung sehen wir an der Spitze dieses mächtigen Heeres die sieben Frauen unserer sieben Minister, und unter ihnen die drey Dutzend Frauen von drey Dutzend Staatsräthen, die sechs-und-achtzig Frauen von sechs-und-achtzig Präfekten u. s. w. Dieser Einfluß ist süß, freundlich, einschmeichelnd, er wirkt ohne offiziellen Charakter, ohne Diplom, ohne Stempel oder Siegel.

Die Cirkulare.

Das Cirkulare ist der Liebling der Ministerialkommis und der Schrecken der Departementalbehörden. Sie keimen in den Gesetzentwürfen, entwickeln sich und blühen in dem weiten Felde der Instruktionen und Reglements; zuweilen jedoch entspringen sie ganz von selbst in den Köpfen gewisser Kommis, die darauf zu spekuliren scheinen, alles Papier aus der Provinz nach der Hauptstadt zu ziehen. Die Cirkulare sind zwar nothwendig, um eine allgemeine Maßregel in Ausübung zu setzen, allein es gibt auch Fälle, wo sie die Quelle großer Unordnungen und Verwirrungen werden. Der Minister hat z. B. irgend einen Beschluß über diesen oder jenen Administrations Gegenstand gefaßt. Dieser Beschluß wird durch ein erstes Cirkular den Behörden der verschiedenen Departements mitgetheilt und entwickelt. Das ist ganz in der Ordnung; allein die Ausführung dieses Beschlusses findet bald unübersteigliche Hindernisse in einer Menge von Lokalitäten, so daß ein Paragraph, der in Paris sehr vernünftig zu seyn schien, in Perpignan ein Unsinn wird, oder jener, der im Ministerium vortrefflich schien, in Marseille unausführbar ist. Sogleich werden im Departement der östlichen Pyrenäen und der Rhonemündungen Berichte aufgesezt, welche die Unmöglichkeit der Ausführung anzeigen und beweisen. Fünf bis sechs solcher Reklamationen bringen ein neues Cirkular hervor, das in dem Departement der Rhonemündungen und der Ostpyrenäen vortreffliche Wirkungen thut, aber die Ausführung des ersten Cirkulars in den Vogesen und dem Finisterre stört und alles Angefangene durcheinander wirft. Neue Reklamationen, neue Cirkulare. In weniger als drey Monaten erscheinen ihrer zwanzig über denselben Gegenstand, welche in Verbindung mit einer großen Zahl von einzelnen Verordnungen einen Koder bilden, den zu erläutern sich die Bartul und Baldi des Ministeriums vergebens die Köpfe zerbrechen. Die Präfekten und Unterpräfekten wagen es in diesem Labyrinth administrativer Verordnungen nicht, sich von der Stelle zu bewegen, aus Furcht, daß jede Bewegung einen neuen Anstoß, eine neue Anfrage, ein neues Cirkular veranlassen werde. Indessen hängen sich in dem Kopfe dieses oder jenes Direktors, Vaters von zwanzig Cirkularen, eine Menge von Paragraphen fest, und bilden dann seine administrative Gelehrsamkeit. Da alles dieß voll von Widersprüchen und Dunkelheiten ist, so bildet es in diesen administrativen Köpfen ein Gemisch, eine Masse, die selten einem Lichtstrahl den Durchgang verstattet; da er aber der Schöpfer dieses Wustes ist, so läßt er keine Gelegenheit vorbeygehen, um dem Minister seine Sektionen und Artikel zu citiren. Thut Se. Excellenz eine vernünftige Frage an ihn, so findet der Administrator beständig irgend einen Artikel aus einem alten Cirkular in seinem Kopf, und mit diesem muß sich der Minister begnügen statt einer vernünftigen Antwort.

Das Cirkularsystem ist eine organische Krankheit in unserer Administration. Man bildet Bibliotheken von ihnen, und je mehr die Sammlung wächst, desto schwerfälliger wird der Gang der Administration. Zu einer Zeit, wo man noch nicht so freygebig mit Cirkularen war, wie jezt, fand sich ein Präfekt doch einmal in dem Fall, folgenden Brief zu schreiben.

Monseigneur!

„Ich ersuche Ew. Excellenz mir anzuzeigen, ob der Paragraph 3. des Cirkulars Nro. 7. nicht wesentlich aufgehoben ist durch den Paragraph 9. des Cirkulars Nro. 20? Ich bin geneigt, es zu glauben, wenn ich den Inhalt des Paragraph 15. der Cirkulare Nro. 24. überlege; allein das gleich darauf erlassene Cirkular Nro. 25. enthält Paragraph 13. eine Weisung, wonach ich vermuthen möchte, daß Paragraph 3. des Cirkulars Nro. 7. fernerhin in Wirksamkeit bleiben soll."

Eine so klare Frage erforderte eine deutliche Antwort. Folgendes ist die, welche der Präfekt erhielt.

Herr Präfekt!

„Die Frage, welche Sie mir die Ehre erwiesen haben, an mich zu richten, ist hinlänglich beantwortet im Artikel 7. der Instruktion Nro 4.; sollten Ihnen aber dennoch einige Zweifel bleiben, so bitte ich Sie, Ihre Aufmerksamkeit dem Paragraph 9. des Cirkulars Nro. 17. zu schenken, welcher in Verbindung mit dem Paragraph 16. des Cirkulars Nro. 12., welches vierzehn Tage nach dem von Ihnen citirten Nro. 7. erlassen worden ist, keinen Zweifel mehr bestehen läßt. Haben Sie die Güte, in diesem

Digitized by Google

Sinne die HH. Unterpräfekten und Maires anzuweisen." u. s. w.

Es läßt sich bezweifeln, ob die Unterpräfekten und Maires, die der Präfekt in diesem Sinne anwies, sehr deutlich eingesehen haben werden, wie sie sich eigentlich zu verhalten hätten.

Wenn die Administration in einen solchen Zustand gerathen ist, so erscheint sie den Administrirten wie die Sphynx des Alterthums, mit Kopf und Händen eines Mädchens, dem Leib eines Hundes, dem Schweif eines Drachen, den Vorüberwandernden barbarische Räthsel aufgebend und diejenigen zerreißend, welche sie nicht aufzulösen vermögen.

Nepotismus.

Unsere Administration hat dem Egoismus eine neue Ausdehnung gegeben oder vielmehr eine neue Gattung von Egoismus erzeugt. Der Zufall oder die Gunst hat mich in den Besitz einer Stelle gesezt. Kaum habe ich zweymal meinen Gehalt bezogen, so fange ich an, der Sache so viel Geschmack abzugewinnen, daß ich mich umsehe, ob nicht auch für die übrigen Mitglieder meiner Familie auf irgend eine Art ein Platz an der großen Krippe des Budgets zu finden wäre. Die kindliche, die brüderliche Liebe, die vetterliche Zuneigung verhindert mich zu fühlen, zu welchen Erniedrigungen ein solches Streben führen muß. Von dem Augenblicke an erscheinen mir alle Auflagen gerecht und billig, seyen sie noch so drückend, das Gefühl der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, die bürgerliche Unabhängigkeit verschwindet vor der lockenden Aussicht, 50,000 Franken jährlich mit meinem Bruder, meinem Vater, meinem Oheim, Vetter u. s. w. zu theilen! In diesem verwandtschaftlichen Eifer habe ich keine Ruhe, so lang ich nicht auch meinen lezten entferntesten Verwandten in irgend einem Winkel des Budgets angebracht habe. Daß die Wirkung dieses administrativen Nepotismus desto weiter um sich greift, je höher wir in der administrativen Hierarchie steigen, ist leicht einzusehen. So entstand bey uns eine wirkliche Budgets-Aristokratie, die sich durch alle Zweige der Administration erstreckt. In den Finanzen, im Krieg, in der Marine, in der Kirche, in der Justiz, treffen wir überall denselben Namen, als Brüder, Vetter, Neffen, Oheime u. s. w. Derselbe Name macht als Minister den Gesetzvorschlag, vertheidigt ihn als Staatsrath, votirt ihn als Deputirter, sezt ein Amendement hinzu als Pair von Frankreich, bringt ihn in Ausführung als Präfekt und ist unter seinem Titel dafür verantwortlich. Wie kann man ohne Schrecken ein Dutzend Familien sehen, die sich, wie weiland zur Eroberung des heiligen Grabes, in Masse erheben und jede einen vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneten Führer an ihrer Spitze, militärisch das Budget und die Plätze belagern, in den Salons manövriren, in den Audienzen tirailliren und in den Vorzimmern aufmarschiren? — Sobald eine solche Familie alle ihre Mitglieder in der Administration angestellt sieht, wird eine Art von gegenseitiger Gewährleistung geschlossen, wie die gegen Feuer- und Hagelschaden. Alle stehen für einen, und einer für alle. Besonders aber sind alle verpflichtet, das Haupt der Familie aus allen Kräften zu unterstützen. Die entferntern Vettern haben den Auftrag, seine Talente zu preisen; die Cousins germains heben seine Ergebenheit zum Himmel, die Onkel à la Mode de Bretagne seine Rechtlichkeit und sein Zartgefühl. Dieser bezahlt sie dafür mit Empfehlungen und Diplomen. Sobald einer in seiner Stelle wankt, eilen alle andern zu seiner Hülfe herbey, und aus allen Zweigen der Administration erhebt sich das Feldgeschrey des Nepotismus, bis sie ihn im Triumphe an die Stelle zurückgetragen haben, wovon er vertrieben worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 23. August.

(Beschluß.)

Diese ganz moderne Ehestandsgeschichte, welche den Inhalt der Tragödie ausmacht, sucht nun ihre Bewährung nicht in ihr selbst und in ihrer eigenen Darstellung, wie in früheren Zeiten der Poesie, aber eben so wenig liegt die Nothwendigkeit der Handlungen, wie in jüngst vergangener Zeit in Flüchen, Zigeunerprophezeihungen und anderen Zufälligkeiten der Ahnung und des Traumes, sondern der Dichter nimmt die Rechtfertigung seines Inhaltes aus Darstellungen der antiken Welt, deren Kunstwerke, was der Geist der Familie in Wahrheit sey, zur Erscheinung zu bringen wußten. Insofern aber ganz moderner Inhalt sich in jene antiken Gestalten hinflüchtet, und daher ebensosehr aus diesen Masken mit modernsten Liebesblicken hervorguckt, und mit Wienerischen Lippen herausspricht, entsteht der seltsamste Kontrast, und die sonderbarste Verkehrung. Denn man könnte zwar meynen, es handle sich hier nur um dieß liebende Weib, um ihre Kränkungen, ihre Bitten, ihre Verzweiflung, ihre Hoheit, um den Schmerz der Mutterliebe, um die Rache der Verstoßenen, überhaupt um den Charakter der Medea, gleichgültig in welchem Kleide er sich darstelle, aber man irrt; — es handelt sich ebensosehr um jene antike Fabel des goldenen Vließes als um griechische Sitten, wir sollen in Korinth heimisch zu seyn glauben, die Amphyctionen ehren, wir sollen Medea als Colcherin erkennen und verstoßen. Dadurch geräth der Dichter in fortwährende Widersprüche. In der antiken Medea ist es eine Hauptschuld der Medea Barbarin zu seyn, und von dieser Seite her ist Jasons neue Ehe mit Kreusa eher ein Akt der griechischen Sittlichkeit, als ein Verbrechen gegen dieselbe. Daß Medea Barbarin sey, sucht auch unser Dichter hervorleuchten zu lassen, und zu einem Hauptpunkt zu erheben, aber für unsere Zeit ist dieser Unterschied von Barbaren und Griechen so leer geworden, daß der Dichter, statt ihn darzustellen, gerade in's Gegentheil verfallen ist, und unseren Gefühlen nach Jason und alle Griechen Medeen gegenüber als die härtesten, grausamsten Barbaren gezeichnet hat. Denn gerade Medea ist es, welche von Anfang an dem sittlichen Geiste folgt; sie vergräbt ihr Zaubergeräth, sie sezt der Härte ihres Gatten die sanfteste Liebe und eine desto tiefere Selbstverläugnung entgegen, je weniger Jason sie anerkennt, und bey ihrer vermehrten Liebe und Treue

nur seine Grausamkeit und Untreue mehrt; sie gelobt ihm bis in den Tod zu folgen, sie wendet Alles an, was Milde, Ruhe, Freundlichkeit, Sicherheit, Klarheit und Verständigkeit vermögen. Vergebens; Jason entfernt sich nur immer weiter von ihr, und wenn er seinen launischen Wechsel, seinen Ueberdruß, seine Selbstsucht mit Medeens Barbarey entschuldigen will, müssen wir *ihn* als barbarisch schelten, und *Medeen* rechtfertigen. Was als Ausbrüche der Barbarey bey ihr gelten soll, ist uns nichts als nothwendige Folgen unleidlicher Beleidigungen; wir müßten Medeen, wenn sie nicht aufgährte, ebenso wie Jason verachten, der sie so bis zu diesem Punkte zu reizen im Stande ist. Seine verflogene Liebe macht ihn uns nicht zum Griechen, sondern zum modernsten Großstädter, der nach dem ersten Kinde, das ihm die Gattin geboren, gesättigt, und voll Ueberdruß sich zu einer zweyten Schönheit wendet, und ein launischer Prinz nach der Gräfin Orsina die frischere Emilia liebt. Wenn daher Kreon diesen Jason gegen Medea in Schutz nimmt, wenn Kreusa ihre Neigung in höchst verfänglicher und zweydeutiger Unschuld vor ihm entfaltet, erst Medeen beherbergt, mit Liebe überschüttet, und dann doch in die Verstoßung und die neue Ehe willigt, ja selbst daß der Mutter die Kinder geraubt werden, duldet, und plötzlich, eine Königin an Liebe und Glück, der verstoßenen Bettlerin das lezte Kleinod zu rauben vermag, wie können wir dann solchen Schurkenthaten als griechischen den Vorzug gegen die edle Barbarin einräumen? Alle Klagen, alle Vorwürfe Medeens sind gerecht, jedes ihrer Worte müßte Jason, wenn er nicht schamlos wäre, beschämt zu ihren Füßen niederwerfen, er müßte mit ihr in die Verbannung gehen und büßen, da er mit ihr gefehlt, und Medea nur seinetwegen das frühere Unrecht begangen hat. So ist denn auch Medeens lezte That kein Akt der Wildheit, sondern nur die Folge des Kränkungssystems, mit welchem Jason, Kreon und Kreusa, ja selbst die eigenen Kinder, sie quälen und ihre geängstete Seele auf die Folter spannen. Dieß Alles erleidet sie als Colcherin, und weil sie dem Jason traute, aber sie mordet die Kinder nicht als Colcherin, obgleich sie der Dichter so darstellt. Deßhalb ist diese Darstellung im vierten Akt auch so ermüdend; daß sie ihr Zaubergeräth wieder erhält, ist für uns nur von der Bedeutung, daß sie die Mittel zur Rache erhält, sie wird uns dadurch nicht wieder zur Barbarin, denn sie handelt jezt nicht einmal in unmittelbarer Wildheit, nicht im Ausbruch der Leidenschaft, sondern was sie dem Jason schon dreymal vorgeworfen, sagt sie sich noch zum vierten Male vor, sie steigert sich zum Entschluß des Mordes dadurch, daß sie sich die Schuld aller gegen sie vorführt. Die griechische Medea wird als Barbarin verstoßen, und zwar mit *Recht*, dadurch ist der Kindermord gleichfalls barbarisch, und *rechtfertigt* die Verstoßung, obgleich er sie straft; die moderne Medea aber wird mit *Unrecht* verstoßen, daß sie die Kinder ermordet, ist daher gegen die Andere gerecht, und für sie selber nur die Spitze ihres *Unglücks*, dem Jason, dieser glänzenden verführerischen Schlange, gefolgt, so wie ihres *Unrechts* Schuld am Tode des Vaters und Bruders geworden zu seyn. So ist auch von dieser Seite her das Antike durch das Moderne verdreht, und das Moderne auf verkehrte Weise in dem Antiken dargestellt. — Zur vollendeten Leerheit sinkt deßhalb auch der fünfte Akt herab, da alles vollendet ist, und nur die Reflexion übrig bleibt, wie Unrecht Kreon gehandelt, den schwächlichen, verderblichen, selbstsüchtigen Jason aufzunehmen, welch ein erbärmlicher Held dieser Jason sey, und wie nur Medea zu allem diesem Elend, zu allen diesen Greueln gebracht. Daß sie schließlich zum Tempel des Apollo wandern will, macht sie zur Büßerin, die in langem griechischen Gewande nach Rom wallfahrtet; doch wären wir ein Kunstpapst, wir würden ihr die Absolution sicher verweigern.

Die Medea ist für die Schauspielerin gewiß eine dankbare Rolle, aber wie jedes verfehlte Kunstwerk auch ebenso undankbar; Scenen, worauf die Schauspielerin den höchsten Fleiß, die angestrengteste Aufmerksamkeit verwenden muß, lassen kalt. So z. B. die lezte des dritten Aufzuges, als Medea wählen soll, welches der Kinder sie mit sich nehmen wolle, aber keines der Kinder in ihre Arme eilt. Die Situation ist an sich so widerlich, daß die Schauspielerin sich vergeblich nach allen Effektkünsten umsehen muß, um nicht ganz leer auszugehen. Denn daß die Kinder nicht zur Mutter eilen, erscheint uns um so mehr als ein widernatürlicher Zufall, da wir Medea so wild, so barbarisch nicht finden können, und bey wohlorganisirtem Geschmack bey weitem der blassen Kreusa vorziehen, wie freundlich sie auch blicken möge. Es gibt gewiß keinen Zuschauer, der die Kinder nicht mit Gewalt zur Mutter hinstoßen möchte. Als sie aber den Schooß verschmähen, der sie geboren, fühlt sich Medea zum ersten Mal ganz vernichtet, und um den Effekt dieses Deficit-Gefühls war es dem Dichter zu thun. Und Mad. Schröder stand ihm wacker im Effektmachen bey. Mit dem Jammer der Verzweiflung stürzt sie mit den Worten: „Ich bin vernichtet! Meine Kinder, meine Kinder!“ nieder. Wer aber mit solcher *Gewalt* des Schmerzes sagt: „ich bin vernichtet,“ der straft mit dieser Gewalt die Vernichtung, und mit der Vernichtung jene Gewalt Lügen. Bey den „Kindern“ gehörte der Jammer, auch ein gewaltiger, hin, aber bey der Vernichtung nicht, wie viel Effekt diese gewaltsam vermittelte Vermittlung auch machen mochte. Die Liebe zu falschen Effekten wäre das Einzige, was wir Madame Schröder als Medea vorwerfen möchten, denn diese Effekte sind Claude-Lorrainsche gemalte Sonnen, die troz alles Lichteffekts doch nicht glänzen. — Die größte Stütze dagegen findet Mad. Schröder in ihrer Stimme, deren Gewalt und Kraft sie bis zum Ausdruck des intensivsten Gefühls zusammenzuziehen vermag, und ebenso darum die tiefste Innerlichkeit mit solcher hinreißenden unwiderstehlichen Gewalt ausspricht. Schade, daß die Künstlerin sich an die schlechteren Kunstwerke wegwirft, und ihren Adel nicht dem Edlen aufbewahrt.

Vorgestern wurde nach dem Trauerspiel Phädra dem Publikum noch ein heiterer Genuß gewährt. Mad. Schoberlechner, geborne Dal Occa aus Petersburg, sang die Cavatine aus dem Rossinischen Barbier. Ein Anflug von Aengstlichkeit konnte beym Auftreten für die Künstlerin einige Besorgnisse erregen, aber gleich die ersten meisterhaften Töne des Recitativs beruhigten vollkommen, und machten der Freude Platz. Die Künstlerin spielte mit den willkürlichen Tönen der Cavatine auf die liebenswürdigste Weise, und wußte durch Zögern und Eilen, durch einfachen naiven Vortrag und Künstlichkeit, durch höchste Kraft des Tones, und die süßeste Lieblichkeit solche Mannichfaltigkeit in die einfache Melodie hineinzubringen, daß eine ganze Welt von Empfindungen in so kurzer Zeit, und in so wenigen Tönen erklungen war. Der rauschendste Beyfall belohnte die Künstlerin. Besonders hatte die Kraft der Höhe und Tiefe erfreut, und das sichre Ansprechen jedes Tones, der gleich in festester Bestimmtheit, und doch ohne Schärfe angefangen ward, Bewunderung erregt, zumal da bey dieser Fülle und Gewalt des Tones, bey dieser durchdringenden italienischen Kraft auch Unschuld und Lieblichkeit, Heiterkeit und liebenswürdiger Uebermuth nicht fehlte. Die zweyte Arie mit Chor (aus der Cenerentola) sollte die Beweise der Kunstfertigkeit geben, von deren chromatischen Läufen die Cavatine nur erst *eine* Perlenreihe dargereicht hatte, aber die lezten Töne dieser Arie erstickten unter dem lauteren Beyfall, der nicht länger zurückzuhalten war.

Beylage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. September 1826.

Liebt einer so, wie ich,
Der sage mir,
Wie er gehabe sich
Bey solcher Lieb'sbegier.

Bruchstücke aus den *Moeurs administratives.*

(Fortsetzung.)

In's Unendliche vermehrt sich in allen Winkeln des Budgets das Geschlecht der Vettern, und es dürfte dem Finanzminister hart ankommen, wenn er gestehen sollte, wie innig er seine Vettern liebt, und wie viel die Vettern dem Staate jährlich kosten.

Oft entsteht aus der beständigen Wiederholung desselben Namens in allen Zweigen der Administration eine Verwirrung, welche die Neugierde zu groben Verwechslungen verleitet. Man gibt dem Bruder Paul die Ehre der schönen Rede, die der Bruder Jerome gehalten und der Neffe Jerome wird gepriesen wegen des weisen Urtheils, was der Onkel Garguille gefällt hat. Um diese qui pro quo zu vermeiden, ist die Aristokratie des Budgets auf den Einfall gekommen, anstatt der Ortsnamen die Gutsnamen zu gebrauchen. Z. B. haben wir den Staatsrath D., den Generalsekretär D., den Finanzeinnehmer D., in D. de Suréne, D. de Chaillot D., d'Anteuil und D. d'Asnière verwandelt.

Wenn übrigens dieses System einem Angestellten oft die Ehre erzeigen läßt, die einem Verwandten gleichen Namens gebührt, so treten auch Fälle ein, wo andere Dinge an den ungerechten Mann kommen. So ging es z. B. 1815 zweyen von den obengenannten D's. Der eine, Generalsekretär, war ein billiger, gemäßigter Mann, der alle Angebereyen in's Feuer warf und glaubte, man könne dem Staate dienen, ohne seine Collegen zu verläumden, und ein guter Bürger seyn, ohne in Gent gewesen zu seyn. Der andere Direktor im Gegentheil hatte beständig offene Listen, um anonyme Angebereyen aufzunehmen und darnach Epurationen und Purifikationen vorzunehmen. Unter der Zahl seiner Opfer befand sich auch ein wackerer Beamter in der Provinz, der, als er sich ohne Ursache entlassen sah, auf den Einfall kam, sich in der damaligen Verwirrung selbst Rath zu verschaffen. Er kommt in Paris an und eilt nach dem Ministerium, statt einer Bittschrift einen jener tüchtigen Sprößlinge des Waldes in der Hand, womit die Cadis Gerechtigkeit zu handhaben pflegen. Es schlägt vier Uhr, der Direktor ist noch mit Purifikationen beschäftigt, der unschuldige Generalsekretär tritt friedlich aus dem Hotel, als er von dem unglücklichen Purifizirten empfangen wird, der mit kräftiger Hand auf seinen Schultern die Schuld der Rache abträgt, indem er wie Orestes dazu ausruft: „Nimm das als Lohn für die Purifikation!“ — „Halten Sie ein; schreit der Generalsekretär, Sie irren sich, ich bin D. de Chaillot. Mein Bruder ist es, der purifizirt, ich aber administrire.“ Es war zu spät, der Nepotismus hatte seine Früchte getragen.

Von den Ministern, welche die Industrie des Nepotismus ausüben, gibt es einige, die mit vorsichtigem Blick in die Zukunft schauend, ihr verwandtschaftliches Heer so aufstellen, daß, auch wenn sie selbst fallen sollten, doch der

Digitized by Google

Nepotismus sich in seinen Stellungen erhält; andere aber sehen nicht weiter als ihre Nase; diese stellen alle ihre Verwandten in ihrer Nähe auf, jene vertheilen sie in den Provinzen und im Auslande als Gesandte u. s. w. Die Folge ist, daß, wenn diese einmal fallen, sie ihre ganze Sippschaft unter ihrer Last erdrücken und nach sich ziehen, dagegen jene unvertilgbar sind, wie die weitverbreiteten Schößlinge der königlichen Eiche.

Es gibt auch Fälle, wo der Nepotismus den Minister nöthigt, einen entfernten Verwandten in den demüthigsten Posten unterzubringen und wo er sogar den Familienstolz zum Schweigen bringt. Hier ein Beyspiel. Alles war untergebracht; die Verwandten in aufsteigender und absteigender Linie, die Collateralen von Seiten des Mannes und der Frau hatten ihre Stellen. Plötzlich erscheint einer von diesen Leztern aus irgend einem Thal der Cevennen, an den Niemand gedacht hatte, in Paris und sein erster Weg ist zum Hotel des Ministeriums. Er reklamirt und beweist die Ansprüche, die er als Vetter an das Budget hat. Se. Excellenz antwortet, daß ihm die Vettern aus der Erde hervorspingen; daß er ihm anständiger Weise nicht die Stelle eines Bureaudieners anbieten könne, welches doch die einzige sey, die sich in diesem Augenblick erledigt finde. Der Vetter, eben nicht sehr stolz, nimmt ihn beym Wort und verlangt diese Stelle. Er erhält sie auch wirklich, allein unter der Bedingung, seinen Namen zu ändern und nie zu verrathen, daß er der Vetter des Ministers sey. Drey Monate vergehen und der neue Bureaudiener bewahrt sein Geheimniß unverletzlich und gehorcht pünktlich der Klingel eines hochfahrenden Direktors. Eines Tages aber, als er diesen über die Gebühr hat auf sich warten lassen, wird er mit einem: wo bleibt denn der Schlingel? empfangen. — „Ich bin kein Schlingel, mein Herr.“ — „Er ist ein Schlingel, und ich werde ihn zur Thür hinauswerfen.“ — „Zur Thür hinaus? mich?“ ruft der Bureaudiener, dessen vetterlicher Stolz erwacht. „Sie werden es nicht wagen!“ — „Was, Unverschämter, nicht wagen? ich bin der Vertraute des Ministers.“ — „Und ich, mein Herr, bin sein Vetter!“ — sagt der Bureaudiener, indem er mit dem Fuße stampft. Sogleich aber bittet er den erstaunten Direktor, sein Geheimniß nicht zu verrathen; allein der Hofmann hatte von dem Augenblicke an so viele Aufmerksamkeiten für seinen Diener, daß das Geheimniß bald ruchbar wurde. Die Niederträchtigkeit verrieth, was die Eitelkeit so lange verschwiegen hatte. Die Seuche des Nepotismus ist ansteckend, und geht durch alle Glieder der administrativen Hierarchie. Der Bureauchef, der Unterchef, der Kommis selbst, alle schleppen ein Heer von angehenden Administratoren hinter sich her, führen sie unter der Hand in die Bureaus ein, um sie bey der ersten Gelegenheit in's Supernumerarpersonal einrücken zu lassen. So wie der Tod, die Entlassung oder Versetzung eine Lücke macht, schlüpft ein Vetter hinein, und wie auf dem Schlachtfelde, hört man in dem Heere des Nepotismus den Ruf erschallen: die Glieder geschlossen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der lezte Briefwechsel zwischen Jefferson und Adams 1).

Durch ein Versehen des Korrektors ist dieser Anfang des Jefferson'schen Schreibens in Nr. 227 weggelassen, und nur der Schluß desselben gegeben worden. Der Vollständigkeit wegen tragen wir das Ausgelassene hier nach.

Die Red.

Jefferson an Adams.

Monticello, 1. Juni 1822.

Es ist sehr lange her, lieber Herr, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe. Meine Hand ist jezt so steif, daß ich nur langsam und mit Schmerzen schreibe und es deßhalb so selten thue als möglich. Doch sind wir es gegenseitiger Freundschaft schuldig, von Zeit zu Zeit uns zu erkundigen, wie es mit uns steht? Die Zeitungen sagen, daß General Starke auch hinüber ist in seinem drey und neunzigsten Jahre. N. lebt noch, ungefähr in selbem Alter, munter, mager, wie eine Heuschrecke, und so vergeßlich, daß er kaum seine Hausgenossen erkennt. Ein vertrauter Freund von ihm besuchte ihn leztbin; allein er konnte ihm nur mit Mühe begreiflich machen, wer er sey und in einer Stunde erzählte N. dieselbe Geschichte viermal. Ist das Leben? — „Mit mühsamen Schritten unsere früheren Schritte wiederholen? den ewigen Kreislauf zu wiederholen? — den längst betretenen Weg von Neuem zu betreten? — zu sehen, was wir längst gesehen — was wir gefühlt, von Neuem zu fühlen?“ 2) — Das ist denn doch höchstens das Leben eines Kohlkopfes, und wahrlich keines Wunsches werth. Wenn also unsere Lebensfähigkeiten uns nach und nach verlassen, Gesicht, Gehör, Gedächtniß, jeder Zugang angenehmer Eindrücke geschlossen ist, und Stumpfsinn, Schwäche und Schmerz an ihre Stelle treten; wenn die Freunde unserer Jugend uns vorangegan-

---

1) Diese beyden ausgezeichneten Männer gehörten bekanntlich zu den Stiftern der Nordamerikanischen Freyheit, hatten beyde die erste Stelle im Staat bekleidet, und starben beyde dieses Jahr am gleichen Tage — am Jahrestag der Amerikanischen Freyheit. Adams Sohn, der jezige Präsident der vereinten Staaten, hat den Segen seines sterbenden Vaters empfangen.

2) Worte eines Dichters.

Digitized by Google

gen sind und um uns ein Geschlecht sich erhebt, das wir nicht kennen, ist dann der Tod ein Uebel? Wenn nacheinander alle Bande zerreißen, wenn von dem Freund der Freund getrennt wird, wenn der Mensch allein ist, um zu trauern, o dann, wie süß ist es zu sterben! — Wenn zitternde Glieder ihren Dienst versagen und düstre Nebel unsere Blicke trüben, wenn Wolken unsern Geist beschatten, dann ist der Tod die Wohlthat der Natur. — Ich glaube wirklich, es ist so. Ich habe immer ein kindisches Alter gefürchtet und meine Gesundheit war immer so gut und ist es noch, daß ich es noch fürchte. Die schnelle Abnahme meiner Kräfte während des lezten Winters hat zuweilen die Hoffnung in mir erregt, daß ich Land sehe! — Während des Sommers genieße ich die Wärme, aber ich schaudere vor dem Winter, und wollte, ich könnte ihn verschlafen, wie der Siebenschläfer, und nur im Frühjahr erwachen oder nie. Man sagt, Starke habe noch in seinem Zimmer umhergehen können. Ich höre, Sie gehen noch gut und kräftig. Ich kann nur bis zu meinem Garten gelangen, und das nicht ohne große Ermüdung. Doch fahre ich täglich spazieren und Lesen ist meine größte Freude. Ich wollte, ich brauchte nie die Feder auf's Papier zu setzen und um so mehr wegen der treulosen Art, womit man seit einiger Zeit Briefe ohne Erlaubniß bekannt macht. Die Gesetze sollten einen solchen Mißbrauch des Vertrauens bestrafen. Sie werden gesehen haben, daß auch ich gezwungen worden bin, kürzlich in den Journalen aufzutreten. Obgleich ich weiß, daß es zu spät für mich ist, die Waffen der Jugend zu ergreifen, so war ich doch zu empört, um geduldig den Fußtritt des Esels hinzunehmen.

Indische Sprüche.

Wie Stolz die schönste Eigenschaft des Elephanten; der Mond die schönste Zierde der Nacht; die Sonne die schönste Zierde des Tages; Bescheidenheit die schönste Eigenschaft des Weibes; Lebendigkeit die schönste Eigenschaft des Pferdes; Sanftmuth in den Worten die schönste Zierde der Rede; tugendhafte Kinder die größte Zierde der Familien sind: eben so ist die Gerechtigkeit die schönste Eigenschaft der Könige.

*

Ach! in dem verdorbenen Zeitalter, worin wir jezt leben, ist ihr Gott das Geld; ihr Lehrer das Geld, ihr Stand, ihre Verwandtschaft das Geld und nichts als das Geld! Ein Mensch ohne Geld ist für diese Welt todt. Dieß Wort Geld übt heut zu Tage eine solche Wunderkraft über die Menschen aus, daß, wenn man es einem Todten ins Ohr riefe, er augenblicklich wieder aufstünde und sagte: ich will auch welches. Legte man auch das Geld auf den eckelhaftesten Schmutz, so viele würden sich nicht schämen, es mit der Zunge aufzulecken.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Eine Calcutta'sche Zeitung meldet den glücklichen Fortgang der in jener Stadt gestifteten Schule für Hindu'sche Mädchen, welche, obgleich erst vor vier Jahren angefangen, bey dem lezten Examen bereits 500 Schülerinnen zählte. Die Kinder bestanden sehr gut in den an sie gestellten Fragen über die Schöpfung, den Fall des Menschen, Erdbeschreibung u. s. w., und zeigten sehr gute Nadelarbeit. Von dem Verkauf von Dingen, welche die Calcutta'schen Damen zum Besten dieser Schule gemacht, und den Beyträgen der Anwesenden, wurde eine Summe von 21,300 Rupien gesammelt, wozu ein Radja, Namens Bitenaub, allein 20,000 gab. Dieses leztere ist nicht das einzige Beyspiel von der Bereitwilligkeit Hindu'scher Großen, europäische Kenntnisse unter ihren Landsleuten verbreiten zu helfen. Der Radja Kalisanker Gosal gab vor nicht langer Zeit eine ähnliche Summe an den Erziehungsverein, und 60,000 Rupien zum Bau eines Blindenhospitals zu Benares.

Die Fortschritte der Kolonie von N. S. Wales, in Bildung, Wohlstand und Sittlichkeit sind so weit gediehen, daß ein Geistlicher, Namens Halloran, der, wo ich nicht irre, vor ein paar Jahren, wegen der Fälschung des Namens eines Pair's auf einem Briefe (um Porto zu ersparen) dahin verbannt worden, sie für reif genug hält, die Stiftung eines freyen Seminariums vorschlagen zu können, aus welchem alle Jahre drey Jünglinge nach Oxford oder Cambridge geschickt werden sollen, um nach vollendeten Studien als Geistliche für die Kolonie ordinirt zu werden.

Man will zu Madras gefunden haben, daß Sämereyen mit Hafergrütze gemischt, und in auf zwey Drittel gefüllte Flaschen eingepfropft, sich Monate, ja Jahre lang erhalten, besonders wenn sie verschickt werden, und dadurch in Bewegung bleiben.

In einem Tempel zu Bhurtpore befanden sich vor der lezten Einnahme dieser Stadt durch die Engländer, eine Reihe von Gemälden, welche den früheren Angriff auf diese Festung durch Lord Lake, und den schändlichen Rückzug dieses Generals ziemlich karrikaturmäßig vorstellten. Beym Angriff erscheinen die Engländer mit aufgehobenen Säbeln in der einen, und Branntweinflaschen in der anderen Hand; das Geschütz der Festung donnert sie zu Dutzenden nieder, auf allen Seiten fliegen Köpfe, aber selbst die kopflosen Rumpfe machen noch fruchtlose Versuche — zu trinken — ein etwas derber Hieb auf die europäische Tapferkeit. Ja es war jener unglückliche Versuch auf Bhurtpore, welcher die Hoffnung der Hindus noch immer aufrecht hielt, einst die Herrschaft der Europäer abschütteln zu können; die endliche Einnahme dieser Stadt hat demnach mehr dazu gedient, diesen ihre Eroberungen zu sichern, als vielleicht sonst hätte durch zehn Schlachten geschehen können. Wie schwer es den Engländern fällt, in manchen Gegenden jenes großen Landes Ordnung zu erhalten, erhellt aus der Nachricht, daß ein Radjput Zemindar am hellen Tage mit 500 Pferden und zwey Elephanten, in ein Dorf eingefallen, zwey Mein

schen, einen Mahomedaner und einen Hindus getödtet, und große Beute mitgenommen. Der Verbrecher wurde später verhaftet; aber ein anderer Zemindar ließ sich verlauten, daß, wenn dieser Mann, wegen des Mordes von zwey Personen gehangen werden sollte, so wolle er deren vier umbringen. — Es gibt jezt in Indien, nebst den Durbars oder Hofzeitungen der noch herrschenden Prinzen, vier Zeitungen in Hindu'scher, und zwey in Persischer Sprache. Von diesen soll das Sumachar Durpan, das zu Serampore erscheint, die aufgeklärteste und gemeinnützigste seyn; indem einige der andern sich eher befleißen, Vorurtheile auszustreuen als auszurotten. Auch sollen alle zusammen nicht über 4 bis 5000 Leser haben, welche geringe Anzahl sich vielleicht dadurch erklären läßt, daß sehr viele der Eingebornen jezt englisch verstehen und englische Blätter lesen. Das erste dieser Blätter wurde inzwischen erst im Jahr 1818 angefangen.

Zu Dublin, wie anderwärts in diesem Inselreich, herrscht sehr große Noth unter den Fabrikarbeitern und anderen Personen, welche unmittelbar oder mittelbar ihre Nahrung durch die Fabriken fanden; und da in Irland die Erhaltung der Armen nicht wie in England, dem Kirchspiel gesezlich obliegt, so ward eine öffentliche Sammlung um so nothwendiger. Leider aber war der Ertrag derselben bis jezt so unbedeutend, daß der Ausschuß, welcher die Vertheilung derselben übernahm, sich gleich Anfangs darauf beschränken mußte, keinem unbeschäftigten Armen, selbst wenn er eine zahlreiche Familie hätte, mehr als einen Schilling des Tages zu geben, und ihn dafür auf der Landstraße arbeiten zu lassen. Dieß ließen sich die brodlosen Menschen gefallen, obgleich es für manche sehr schmerzhaft seyn mußte, sich auf eine solche Weise beschäftigt zu sehen, und die Bezahlung für eine nur etwas zahlreiche Familie kaum hinreichte, um sich das liebe Brod zu verschaffen. Als sich aber vor Kurzem der Ausschuß gezwungen sah, diesen armseligen Taglohn bis zur Hälfte herabzusetzen, da verging ihnen die Geduld; sie fingen an, etliche Tausend an der Zahl, manche mit ihren zerlumpten, abgemergelten Kindern an der Hand, die Straßen der Hauptstadt zu durchziehen, und zwar in der größten Ordnung, bis sie zur Börse kamen, wo sie dem Ausschuß eine Bittschrift überreichten. Während sie auf die Antwort warteten, vertheilten sie gedruckte Zettel, worin sie um Arbeit und Brod anhielten, aber auch im Verweigerungsfall droheten, „ihre Kinder da einzuquartieren, wo sie wüßten, daß es zu finden;“ und als man ihnen zulezt eine befriedigende Antwort gab, da zerstreuten sie sich, fingen aber an einige Bäckerladen zu plündern. Solch ein ernsthaftes Verfahren muß wohl ihre reicheren Mitbürger etwas milder gegen sie machen, oder die Sache dürfte eine noch ernsthaftere Wendung nehmen.

Die Irländer sind ein sonderbares, äußerst reizbares Volk, und eben so leicht zum Guten als zum Bösen zu lenken. Vor Kurzem z. B. erschien im Hafen von Dublin eine Jagd, welche ober dem Wimpel einen oranienfarbenen Merkur, auf einer Wolke stehend, als Wetterfahne hatte. Einige vom Volk erklärten die Figur für einen Oranienmann, der, zum Hohn der Katholiken und des Vaterlandes, die Nationalflagge, das Kleeblatt mit Füßen trete; dieses brachte den Pöbel zusammen, der das Schiff mit Steinwürfen angriff; und da die auf dem Schiffe unter den Pöbel mit Schrot feuerten, so wurden mehrere verwundet, und die Sache würde weit ernsthafter geworden seyn, wenn die Polizey nicht die Personen auf dem Schiffe verhaftet hätte. Die Sache wird nächstens zur gerichtlichen Untersuchung kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Hannover, 18. Sept.

Mit dem ersten Aufgehen der Gardine, welche während der Sommerferien eine Scheidewand zwischen Zuschauer und Darsteller bildete, erschien zu unserer allgemeinen Freude Mad. Gehlhaar (ein Schoßkind unsers Publikums) — zu erst wieder als „Elisabeth“ in „Maria Stuart.“ Im August 1825 hatte sie uns verlassen, und damals gab es stürmische Auftritte im Hause; das Publikum forderte mit stentorischem Getöse die Beybehaltung dieser Favoritin. Die Komité wollte erst nicht darauf eingehen. — Groß war daher der Jubel bey dem ersten Wiedererscheinen dieser trefflichen Schauspielerin; und ein Deutschfranzose rief unter den Begrüßenden recht triumphirend: „A nous la victoire!“ Ehrenwerth war Mad. Arioni an diesem Abend als „Maria.“ Ein wackerer „Mortimer,“ Herr Vollmar, besonders in seiner Erzählung: „Ich zählte zwanzig Jahre, Königin rc.!“ Daß Herr Vollmar übrigens bey seinem Abgange in der sechsten Scene des zweyten Akts stets im Hintergrunde, mit dem Gesichte dem Kabinette zugewendet, hinter der Königin dreinrede, und das, was ihr nicht mehr angehörte, in gleicher Stellung hineindonnerte, erregte Mißbehagen. „Treten Sie doch näher heran!“ hätten wir ihm gern zugerufen, wenn wir nicht gefürchtet hätten, seinen Zorn noch mehr anzufachen. Ein kühner „Leicester“ war unser Neufieur, Hr. Kaplaner; hatte aber das Knieband des Hosenbands-Ordens anzulegen vergessen. Bey dem feinen Hofmann, und vor seiner Monarchin mußte dieser Verstoß der Etikette uns auffallen. Der fünfte Akt war zu kurz abgeschnitten. Selbst den Monolog Leicester's hörten wir nicht. Das Orchester hatte zur heutigen Wiedereröffnung der Bühne eine matte Symphonie gewählt; etwas Brillantes, mit Pauken und Trompeten, würde uns feyerlicher empfangen haben. „Joseph in Egypten“ gab unserm neu engagirten Hrn. Grill Gelegenheit, in der Partie des „Simon“ sein dramatisches Spiel zu entwickeln, und er benuzte sie auf das Zweckmäßigste. Die Herren Kanitzer und Uez als „Joseph“ und „Jacob,“ so wie Mad. Nicola als „Benjamin,“ sind ein schönes Dreygestirn. Der Chor hat neben unserm kräftigen Hrn. Spitzeder eine gute Acquisition an dem Hrn. Börner gemacht. In den Kleinigkeiten an einem folgenden Abende, erstens: „Das zugemauerte Fenster,“ war das Brüderpaar „Lindner“ durch die Herren Weitner und Ludwig gut besezt. Herr Müller war anfangs als „Maurer Küper“ zu weichherzig für einen Mann, der Wände und Häuser einreißt; jedoch machte der Schluß Alles wieder gut. Zweytens: „Die Beichte“ ging wie am Schnürchen. Hr. Kaplaner, „Baron,“ war eben so köstlich als seine „Baronin.“ Mad. Gehlhaar unvergleichlich war. Schade, daß das Ganze durch die Schlußscene verdorben wurde; da hätte die muntere Schlaue nicht im tragi-komischen Baßtone den Richterspruch haranguiren sollen. Dieses klang gezwungen, nicht harmonisch, und das um so mehr, da sie doch nur eine verkappte Nemesis seyn will. Den Beschluß für diesen Abend machte: „Die Nacht im Walde,“ und wurde durch die liebliche Polonaise des Hrn. Grill verschönert. Nur etwas mehr Elasticität in den Bewegungen des Hrn. Grill wird uns allen willkommen seyn. Dem. Huber legte viel Beredsamkeit in die reiche Mimik. Aber nicht artig war es, daß man dem Gast das Licht vor der Nase wegnahm; in einem solchen Wirthshause ist es doppelt gefährlich im Dunkeln zu sitzen. Zwar nur eine Kleinigkeit, die jedoch zu den gewaltig störenden gehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. September 1826.

> So in eigenster Vollendung,
> Bildet' Ihn ein hold Geschick
> Und es ward des Hohen Sendung
> Seinem Volke Ruhm und Glück.
>
> Riemer.

Prolog
zu Goethe's Geburtstagsfeyer.
Weimar den 28sten August 1826.

Und abermals, geliebte, werthe Freunde!
Hat uns ein schönster Feyertag des Jahres
Am wohlbekannten, heit'ren Ort versammelt. —

Der reichbegabten Tafel munt're Zier,
Gedrängte Reih'n der Gäste, bunte Kränze,
Lautwogender Gesang, das edle Haupt,
Das aus der Blumen Farbenfülle leuchtet,
Vor Allem euer Antlitz, eure Blicke,
Die freudestrahlend jubeln durch den Saal;
Dieß Alles kündet uns die Wiederkehr
Des vielwillkomm'nen, vielgepries'nen Tags,
Der unser Hoffen, unser Wünschen krönt. —

Ein Jahr ist, seit wir uns zu gleichem Fest
Versammen sah'n, in's Meer der Zeit entschwunden.
Doch welch ein Jahr! Laßt euch gefallen, Freunde,
Von all' dem Selt'nen, Großen, Herrlichen,
Das es Ihm bot, nur einzelne Gebilde
Vor euren Blicken schüchtern aufzurollen. —

So zeig' ich denn zuerst euch seine Wohnung,
Am Jubeltag des Fürsten reich bekränzt,
Geschmückt mit sinnig deutungsvollen Bildern.
Ein ganzes Fürstenleben war in acht
Schweigsamen Hieroglyphen, dem Beschauer
Zur Lust, dem Denker zur Erforschung aufgeschlossen. —

Wir seh'n ihn dann, der fürstlichen Vermählung
Am frühsten Jubelmorgen eingedenk,
Das wohlgetroffne Bildniß einer hohen
Erlauchten Herrin, golden ausgeprägt,
Mit Eichenschmuck und Sternenglanz umwoben,
Still in der Ferne von ihm vorbereitet,
Zu gnadenreichen Händen übergeben. —

Nun aber naht die flammendste der Sonnen,
Die jemals über Sterblichen geleuchtet,
Den siebenten November nenn' ich euch,
Und tausend Wonnen, tausend Hochgefühle
Weckt dieses eine Wort in eurer Brust.
Vergebens unternähm' ich, die Momente
Euch jenes Tags der Tage vorzuführen:
Wie, schon im Morgenlicht, holdsel'ge Nymphen
Der Ilm mit sanften Tönen ihn begrüßt, —
Wie die Gemächer sich mit Widmungen,
Mit zierlich werthen Weihgeschenken füllten, —
Wie drauf ein hochbegabter Freund in unsers
Einheim'schen Mediceers Büchersaal,
In jenem weiten, stillen, heil'gen Raum,
Im Angesicht verehrter Mit- und Vorwelt,
Die einzig theuren mütterlichen Züge
Zusammt dem Urbild höchster Weiblichkeit,

Digitized by Google

Mit Iphigenien, der Ewigkeit vertraut, —
Wie nun die Schöpfungen des reichsten Geistes,
Als soviel Himmelsgenien, vom Fries
Des festlich-sinnigsten Trikliniums.
Hinab auf zahllos Feyernde geschau't, —
Wie sich am Abend reinste Schwesterpflicht
Auf kunstgeweihter, kunstgewohnter Stätte,
An einem irren Bruder, rauhen König,
Dämonisch, doch unnennbar mild verklärte, —
Wie denn bey Kerzenschein die Zimmer sich,
Die Säle sich des neidlos frohsten Hauses,
Wie ein Olymp, mit Gästen angefüllt,
Indeß der ruhig, mächtig Waltende
Durch seine munt're Welt ein Gott hindurchschritt,
Bis zu dem leisen Spruch: So träume fort! — —

Doch jezt ein and'res Bild. Nach wenig Tagen
Schmückt einem würdig hochgeehrten Freunde,
Dort wo die Saale strömt, sich Schwell' und Haus.
Es ist der Edle, der den Unsrigen
Einst in der Stadt, der kaiserkrönenden,
Dem Hof, dem Herzen Carl August's gewonnen;
Und eilends kommt ihm ein geflügelt Wort
Des Dichterfürsten glückverkündend zu,
Mit frischem Lebensmuth die Bahn erheiternd. —

Indessen wagt ein kühner Prinz, des Namens
Vollwürdig den er trägt, sich durch die Wüste
Des Oceans, betritt das freye Land,
Wo eine groß gigantische Natur
Zu Wundern der Gesittung sich gesellt,
Und in den neuen Staaten, jungen Städten,
Tönt ihm der Name G o e t h e; Goethe hallt
Aus blauen wie aus grünen Bergen wieder,
Und ein Verein im Neuen York erklärt
Den Stolz von Weimar zu dem seinigen. —

Doch wozu schweifen über's ferne Meer,
Da in Europa's näherm Horizonte
Sein Wort und Ruhm von allen Lippen quillt!
Hört' er nicht erst vor wenig kurzen Monden
Die Reihe seiner Bühnenschöpfungen
In gallisch reinem Laut herüberklingen?
Ward eine Schaar der kleinern Phantasieen,
In zierlich fremdem Reim und Sylbentanz
Treu nachgebildet, nicht ihm dargezaubert?
Hat nicht der Arno der geschäft'gen Themse
Von seines Geistes Macht und Schwung erzählt? —

So fand ihn Winter, Lenz und Sommer stets
Im Hochgenuß des Schaffens, des Geschaff'nen.
Ein reicher Vater, wollt er seine Werke
Allsämmtlich vor dem Wonneblick vereinigt,
In bestem Schmuck sinnreich geordnet schau'n,
Und sieh', ein unabsehbar langer Zug
Von ernsten, heit'ren, kühnen, lieblichen,
Von tiefen, ungeheuren Kunstgestalten
Sezt sich in langsam feyerlichem Schritt
Vor den erstaunten Blicken in Bewegung,
Und wird, ein stattlich sieggekröntes Heer,
Deutschland, Europa, ihm die Welt erobern. —

Wir seh'n ihn nun, wie er, ein Hochgebirg,
Das ewig klare Haupt im Aether sonnt,
Indeß von seinen Seiten sich der Fels,
Sich die Lawine in den Abgrund reißt,
Und unter seiner Scheitel tief hinab
Das wolkenfinst're Wetter donnernd dröhnt.
Wohl mögen, neidvoll, irdische Gewalten,
Unbilden sinnend, Göttliches bedroh'n;
Wohl mögen sie, in Trugerscheinungen,
Dem heiligen Bezirk umschwirrend nah'n:
Doch Dank den Göttern! Herkules erwürgt
Die Schlange in der Hand, und steht als Sieger! —

So sah vor wenig Wochen ihn sein Fürst
Inmitten seiner häuslich stillen Laren.
Ein blumenreicher Festkranz, lag bedeutsam
Zierlich gewunden mit zwey lieben Enkeln,
Auf einer Tafel vor dem Forschenden;
Und in des Kranzes Mitte ruht' ein Blatt,
Der Fürst entrollt es, und es tritt die Stunde,
Geschrieben ihm entgegen, wo den Jüngling,
Geschmückt mit allen Gaben hoher Einsicht,
Er eingeführt in seiner Räthe Kreis.
Wer malt die Freude, die den selt'nen Diener,
Die ein erlauchtes Antlitz still verklärte,
In so erhaben traulichem Moment! —

Nun dürfen wir der Zukunft gern vertrau'n,
Dem reichen Wirken seiner Heroskraft,
Und jenen Lieblingen des Aesculap,
Die seiner Nähe, seiner Gunst sich freu'n,
Die uns beglücken als Mitfeyernde.
Wir aber wollen diesen Tag noch oft,
Den edlen Sohn, den trefflichen, umringend,
Mit Opferdank und Weihgebühr begehn,
Und jezt und immer tön' aus voller Brust:
Leben und Heil dem H o c h b e g n a d e t e n.

P e n c e r.

B r u c h s t ü c k e
a u s d e n Moeurs administratives.

(Fortsetzung.)

A n k u n f t d e s n e u e n M i n i s t e r s.

Wir sahen oben, auf welche Art und Weise der abgedankte Minister das Hotel verläßt; wenden wir uns nun

von der Excellenz, die geht, zu der Exzellenz, die kommt.

Der Moniteur hat verkündet, daß die Zügel der Regierung einem andern Staatsmann anvertraut worden sind. Alle Ehrgeize, alle Interessen fragen die Zukunft, was sie von dem neuen Herrn zu erwarten haben. Sein Name fliegt von Mund zu Mund. Die Salons des Faubourg St. Germain verlangen schon von ihm Anstellungen und Religion, Moral und Indemnisationen, die der Chaussee d'Antin verlangen Finanzprojekte, Anleihen und Rückzahlung. In den Departements verbreitet die Post schnell die Nachricht und das bureaukratische Heer ist in Bewegung, um Glückwünschungsschreiben aufzusetzen.

In den Bureaus der Ministerien wird in den nächsten acht Tagen allein an der Biographie des neuen Ministers gearbeitet; vom Direktor bis zum Thürsteher trägt jeder seinen Theil dazu bey. Man untersucht seine frühere Laufbahn während der folgenden Epochen: vor der Revolution — während der Revolution — unter dem Konsulat und dem Kaiserthum — im Jahr 1814 — während der hundert Tage — seit den hundert Tagen. — Selten gelingt es den Lobrednern der neuen Excellenz, ihn unverlezt durch alle jene schweren Prüfungen zu bringen, ohne einen oder den andern jener großen Flecken an ihm zu finden, womit die Revolution unsere gestickten Kleider bespritzt hat.

Folgendes sind zunächst die Fragen, die man sich gegenseitig *macht: ist er barsch? — ist er heftig? — ist er ein Arbeiter (faiseur)?* — Die wichtigste Frage vor allen ist aber: wird er eine Organisation machen? — und ehe sie noch beantwortet ist, stäuben die 400 Bureaukraten nach allen Seiten auseinander, um sich durch Empfehlungen und Protektionen gegen die gefürchtete Organisation zu rüsten.

Folgende Scene fiel bey einer der lezten Ernennungen zum Ministerium in einer Sektion des Staatsrathes vor. Es waren bey der Sitzung vier Staatsräthe, ein Generalsekretär und ein maitre de requêtes. Die vier erstern berathschlagten sehr ernsthaft über einen, noch von dem lezten Minister herrührenden, Vorschlag. Einer von ihnen bemerkte, daß während der Zeit eine sehr fleißige Korrespondenz zwischen dem maitre de requêtes, einem unruhigen ehrgeizigen Menschen, und dem Generalsekretär im Gange war. Nachdem die Sitzung aufgehoben ist, bemächtigt er sich des Stückchen Papier, worauf mit Bleistift die Korrespondenz geführt worden war, und findet folgende Fragen und Antworten. Der maitre de requêtes: was für eine Art von Mann ist der neue Minister? — General-Sekretär — ein guter Mann. — Frage: Was sind seine politischen Meynungen? — Antwort: Gar keine. — F. Seine Gewohnheiten? — A. bürgerlich. — F. Sein Charakter? — A. eigensinnig. — F. Seine Leidenschaften? — A. Faulheit. — F. Seine Talente? — A. Gar keine. — Seine Liebhabereyen? — A. der Taback. — Seine Umgebungen? — A. Das will ich Ihnen nachher sagen.

Der würdige Staatsrath hat diese Korrespondenz als ein Monument unserer administrativen Sitten aufbewahrt. Was ihn besonders empörte, war die Frage nach den Umgebungen des Ministers; er fand darin einen Beweis jenes niedrigen Ehrgeitzes, der kein Mittel verschmäht, um den kleinlichsten Egoismus zu befriedigen, der kriecht und schleicht und sich anbäckelt; er nannte diesen Ausdruck, in dem Sinne gebraucht, eines Bedienten-Lexikons würdig.

Der Vorgänger ist bey Nacht und Nebel entwichen, der Generalsekretär erwartet sorgenvoll die Ankunft des neuen Herrn: den folgenden Tag wird er mit Frau und Kindern und Laquaien erwartet. Der Büreauchef des Innern hat eilig eine Schaar von Besen und Bürsten aufgeboten, das Hotel wird von oben bis unten gekehrt und gescheuert. Schon diese Reinigung, und das Kratzen der Besen an den Thüren sezt durch gewisse Ideenverbindungen das büreaukratische Personal in Angstschweiß.

Alles ist bereit. Der Wagen donnert zum Thore herein, der Jäger öffnet den Schlag, der neue Minister springt heraus, und wird von dem Generalsekretär und dem Büreauchef des Innern empfangen. Sie sind es auch, die ihn begleiten, wenn er das Hotel durchgeht: wie bequem und prachtvoll es auch eingerichtet sey, nichts genügt den Bedürfnissen oder den Gewohnheiten Sr. Excellenz und seiner Familie. Die Tapeten und Vorhänge sind nicht nach dem Geschmack der Gräfin. Die Meubels sind altmodig, alles muß verändert und neu angeschafft werden. Triumphirend zeigt der Büreauchef des Innern Sr. Excellenz ein Papier, was überschrieben ist: **Ausgaben für den Haushalt des Ministerium.** Dieß Kapitel beläuft sich auf 6,085,000 Franken, es besteht aus acht Artikeln. Auf alle Fragen Sr. Excellenz hat der Büreauchef eine Antwort auf seinem Papiere bereit: nichts leichter, wir werden das auf die Artikel 6, 7, 8 beziehen. — Aber größere Spiegel? — Artikel 6, 7, 8. — Neue Teppiche? — Artikel 6, 7, 8. — Prachtvollere Kandelaber? — Artikel 6, 7, 8. — Was sind denn ihre Artikel 6, 7, 8? — Hier sind sie:

Artikel 6. Büreaubedarf, Papier, Feder, Register, Tinte, Siegellack, Oblaten u. s. w. . . 250,000 Fr.

Artikel 7. Holz, Licht, außerordentliche Illumination . . . . 135,000 Fr.

Artikel 8. Erhaltung und Reparatur des Mobiliars u. s. w. . . . . 60,000 Fr.

Der Minister wendet dagegen ein, daß jede von diesen Summen schon ihre bestimmte Verwendung habe. O nein, Monseigneur! wir haben keine Specialitäten, Gott sey Dank! das würde uns nicht den nöthigen Spielraum las-

sen. Es ist viel bequemer, aus diesen 445,000 Fr. ein Ganzes zu machen und sie nach Umständen zu verwenden. — Allein die Bureaus müssen doch versorgt seyn. — Ew. Excellenz wird fühlen, daß man eine große Menge Oblaten aufbrauchen müßte, um 250,000 Fr. daran zu wenden. Es steht uns ganz frey, diese Oblaten in Meubels, das Holz in Vorhänge, das Siegellack in Teppiche zu verwandeln, wenn wir nur am Ende der Rechnung die geheiligte Zahl 445,000 Fr. nicht übertreten. — Dieß leuchtet Sr. Excellenz vollkommen ein. In wenig Tagen ist das Hotel, das Mobiliar, der Minister, alles neu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 18. Sept.

(Fortsetzung.)

Die für unsere Bühne neu engagirte Dem. Kobella trat am 3ten September als „Agathe" im „Freyschützen" zum ersten Male auf. Die schöne Pragerin soll noch Novizin in dem Tempel Amphions seyn; daher auch ihre deutlich wahrnehmbare Angst, und das fast hörbare Herzklopfen, welches natürlicherweise die bessern Eigenschaften dieser Sängerin, welche wir hervorschimmern sahen, nicht recht zu Tag kommen ließen. Darum hier auch vor der Hand nichts weiter von ihr als: Klang und Gesang scheint da zu seyn; Gestalt und Spiel sind wirklich da. Unser gutes Publikum ermunterte die Geängstigte auf das gastfreundlichste, und ihr ward schon ein Emulations-Applaus zu Theil, als sie kaum ein paar Takte gesungen hatte. Wahrlich unser Publikum benahm sich an diesem Abend so gastfreundlich, daß es wohl verdient hätte, hervorgerufen zu werden. Hr. Rauscher strahlte wieder in seiner Partie als „Max" in voller Glorie. Wie viel Erfreuliches unser Direktor, Hr. von Holbein, für die Bühnenanordnung schafft, empfinden wir mit jedem Tage lebhafter. Auch diese Jubeloper (ich glaube die Darstellung am heutigen Abende war ihre fünfzigste, war mit neuen Erscheinungen und Anordnungen von ihm ausgeschmückt. Daß der Balcon mit seinem Sternenhimmel bisher immer im Zwielichte dämmernd, verschwunden ist, und „Agathe" nun ihre Seufzer zu einem Seitenfenster hinaus verhallen läßt, ist gut ersonnen, und dadurch nun auch für die Abgänge gesorgt, die früher schnurstracks durch die Wände genommen wurden. „Correggio" gehört zu den Paradevorstellungen unserer Bühne. Hr. Vollmar, als „Antonio Allegri," und Hr. Kapianer als „Michel Angelo," waren das Ausgezeichnetste. Dem. Hanf die jüngere gab die „Maria" mit vieler Zartheit, so wie Hr. Kaibel den „Giulio Romano," und Hr. Weidner den „Battista" höchst befriedigend. „Preciosa" war auch ohne Maulthier und Zelter (welche sonst mitagirten) eine gute Darstellung. Unser fröhlicher Hr. Kaibel würzte als „Schloßvoigt Pedro," durch einen fast durchgängig neuen Text seine Rolle, und mischte manche treffende Lokalität ein, als z. B. in Beziehung auf die jetzt eben bey uns eingeführte Gasbeleuchtung, die Bärenmützen unserer Grenadiere, das Bajonettier-Exercitium unserer Armee ꝛc. Laut applaudirt wurde das Impromptü, wo er zu sagen hat:

„Und ich dieses Bein verlor"

und er hinzufügte:

„Verloren? — nein! das war gefehlt.
„Ich weiß, man hat es mir erzählt, —
„Dieß Bein hat ein Chirurgus
„Gut conservirt in Spiritus."

und ein anderes Impromptü, wo er zu den „Bauern" spricht:

„Die Zigeuner-Dämagogen,
„Nachdem ich's genau erwogen,
„Sind vermummte Türkenhunde.
„Werdet's an den Kleidern riechen;
„Dampfend von dem Blut' der Griechen. —
„Bey dem Bein im Spiritus!
„Diese Brut, — sie soll, sie muß — ꝛc. ꝛc."

und mehrere andere solche Späße wurden beyfällig aufgenommen.

(Der Beschluß folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Vor Kurzem wurde zu Dublin eine Frau vor Gericht gebracht, die ein Kind gestohlen, und zwar aus Liebe. Das Kind war ihr nämlich von den Waisenhausvorstehern bis in's siebente Jahr zur Pflege anvertraut, und dann einer anderen Amme übergeben. Zuerst ging sie mit ihrem Manne eine Tagreise weit, um das Kind zu besuchen; und als sie ihm bald darauf in Dublin mit seiner neuen Amme begegnete, riß sie es ihr mit Gewalt weg, und versteckte sich damit auf dem Dache eines Hauses, wo die Polizey sie am Ende mit Mühe fand. Die Geschwornen waren von dieser außerordentlichen Liebe zu einem Pflegekind so sehr gerührt, daß sie, obgleich der Richter sie versicherte, daß, im Fall der Schuldigerkennung ihre Strafe sehr leicht seyn würde, sie gegen das unwidersprechlichste Zeugniß und gegen ihren Eid freysprachen! Ein barbarisches Gesetz kann oft lange in einem Lande bestehen, ehe, durch eine besondere Begebenheit, die Barbarey desselben recht klar an den Tag kommt. So ist zum Beyspiel in England eine, im Lande selbst von einem katholischen Priester eingesegnete Ehe, und wären auch beyde Theile Katholiken, dem Gesetze nach ungültig, das Weib, das mit einer solchen Einsegnung zufrieden, ist eine Metze, und ihre Kinder Bastarde, während eine solche Ehe in einem andern Lande, und sey es in Irland oder Canada eingesegnet, in England gesetzlich ist. Vor ein paar Tagen erschien demnach eine hübsche junge Irländerin vor dem Lord Mayor, und beklagte sich, daß ihr Mann, ein hiesiger Wundarzt, und Katholike wie sie, der sie vor drey Jahren nach den Formeln ihres Glaubens geehlicht, sie aus dem Haus gestoßen, und sich auf das Landesrecht berufend, sie für eine Metze erklärt, und ihr sowohl alle Unterstützung als den Zutritt zu ihren Kindern verweigert! Der Beamte bedauerte, daß die Ungerechtigkeit des Gesetzes ihm nicht gestattete, sie in ihrem Recht zu schützen, erbot sich aber seinen persönlichen Einfluß zu gebrauchen, um ihren Mann zu billigen Gesinnungen zurückzubringen.

Ein englischer Befehlshaber eines Handelsschiffes ist von einigen seiner Seeleute beschuldigt worden, an der Westküste von Afrika vier Negerinnen an ein spanisches Sklavenschiff verkauft zu haben. Die Matrosen haben offenbar eine Feindschaft gegen ihn; doch weiß der Kapitän sich nicht anders zu vertheidigen als durch die Behauptung, die Weiber wären ihm von einem der Landesfürsten für eine Schuld als Unterpfand gegeben worden, und der Spanier habe ihm diese Schuld entrichtet, und es über sich genommen, die Weiber in ihr Vaterland zurückzubringen und sie gegen die Wiedererstattung seiner Auslage wieder auszuliefern. Die Sache ist sehr ernsthaft für den Kapitän, indem auf den Sklavenhandel die Todesstrafe stehet, und soll von dem Admiralitätsgericht untersucht werden. Indessen ist jenes Schiff, auf Anzeige der Matrosen, von den königlichen Schiffen, die gegen den Sklavenhandel kreuzen, bereits sammt der Ladung, [illegible] Pfund Sterling an Werth, in Beschlag genommen worden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. September 1826.

Was geschieht, das wird Geschichte.
Thierisch und menschlich. Laßt uns Menschen seyn.
Der Menschheit Schwingen sind Verstand und Herz,
Und ihre Schwungkraft Reiz und Grazie.

Herder.

Rana und Padmani.

Die Geschichte orientalischer Völker bietet manche Züge dar, welche eher dem Roman als der Geschichte anzugehören scheinen. Die Pracht asiatischer Höfe, die unumschränkte Macht der Fürsten, ihre Laster, Leidenschaften und Tugenden und die ungeheuern Kräfte, welche oft zur Befriedigung ihrer Launen in Bewegung gesezt werden, beschäftigen die Phantasie, wenn auch der Verstand sie verdammt. Wir entlehnen aus der Geschichte des Moguls Alabar folgenden Zug, der wenig bekannt ist.

Der Fürst eines Stammes der Rajputen, Namens Rana, dessen Vorfahre gleichen Namens sich schon durch seinen Widerstand gegen Tamerlan ausgezeichnet hatte, und der sich der Abstammung von Porus, dem edeln Gegner Alexanders rühmte, hatte sich immer noch in einiger Unabhängigkeit von der mongolischen Herrschaft erhalten, aber Alabar beschloß ihn sich zu unterwerfen; zugleich soll ihn auch eine heftige Leidenschaft zu Rana's Gemahlin Padmani vermocht haben, diesem den Krieg zu erklären und Chitor, die Hauptstadt seines kleinen Reiches, zu belagern. Chitor liegt nur zwölf Meilen von Delhi auf einem steilen Berge, der sich einzeln mitten aus einer Ebene erhebt, der Gipfel ist ganz eben und hat ungefähr anderthalb Meilen im Umfang, der Fuß des Berges wird von dem breiten und tiefen Flusse Nug bespült, in welchen sich ein Bach ergießt, der in der Stadt selbst entspringt und in mehreren Wasserfällen den Berg herabstürzt. Die Mauern der Festung schließen fruchtbare Reisfelder ein und alle Umstände vereinten sich, um sie für die indische Kriegskunst unüberwindlich zu machen. Ehe Alabar die Belagerung unternahm, ließ er dem Rana durch eine Gesandtschaft wissen, daß sein Zweck bey diesem Krieg nicht der Besitz seines Reiches sey, daß Rana das Unglück des Krieges von seinen Unterthanen abwenden könne, wenn er ihm die Fürstin Padmani überlasse. Dieser Vorschlag war nach indischen Sitten nicht so empörend und außerordentlich, als er in Europa scheinen würde, allein Rana liebte seine Gemahlin zu sehr, als daß er um diesen Preis den Frieden hätte erkaufen wollen, und Padmani selbst flößte ihm durch ihre Thränen und ihre Ermahnungen Muth ein, um sie und sein Reich gegen den mächtigsten Fürsten des Orients zu vertheidigen. Er antwortete den Gesandten, daß, wenn ihr Herr es wagen sollte, vor Chitor zu erscheinen, er in ihm einen ächten Rajputen finden würde, der sein Recht zu vertheidigen wisse, und nie seine Treue gegen Padmani verletzen werde. Der Kaiser ward durch eine solche Antwort entrüstet, er war es nicht gewohnt, Widerstand gegen seinen Willen oder Hindernisse in seinen Vergnügen zu finden, und führte bald sein siegegewohntes Heer vor Chitor, was Rana indessen in den besten Vertheidigungszustand gesezt hatte. Nie zuvor hatte man in Hindostan ein so zahlreiches und wohlgerüstetes Heer gesehen als das, womit Alabar sich vor Chitor lagerte. Seine Zelte glänzten von Gold, Silber und Edelsteinen,

Digitized by Google

und er schien eben so bemüht zu seyn, durch diese Pracht das Herz Padmani's zu gewinnen als, durch die Waffen ihren tapfern Gemahl zu bezwingen. Im Anfange führte er jedoch den Krieg mehr als ritterlicher Liebhaber, denn als Eroberer. Er schoß Pfeile in die Stadt, woran Briefe befestigt waren, in denen er seine Leidenschaft zu Padmani erklärte. Allein diese blieb unbeweglich und Alabar entschloß sich bald die Belagerung mit allem Nachdruck zu führen, allein alle seine Bemühungen waren vergebens, und sein Geschütz, obgleich zahlreich und wohlbedient, konnte der Festung nur wenig schaden, während diese von oben herab alle Stellungen der Belagerer bestrich. Nach zwey Jahren endete die Belagerung durch eine Begebenheit, die einzig in ihrer Art ist. Alabar beschloß durch List zu erhalten, was er mit Gewalt zu erringen verzweifelte. Er schrieb an Rana einen Brief, worin er ihm die größte Bewunderung wegen seiner Tapferkeit äußerte und eingestand, daß er an dem Gelingen seiner Unternehmung verzweifle; allein ehe er dieselbe aufgebe, verlangte er zwey Dinge als eine Gunst von Rana, die darin bestunden, daß dieser ihm gestatten möge, die Fürstin Padmani zu sehen und mit einem kleinen Gefolge Chitor zu besuchen, um die einzige Stadt kennen zu lernen, welche im Stande gewesen sey, seinen Waffen zu widerstehen. Rana schlug die erste Bitte ab, bewilligte aber mit Freuden die zweyte und erklärte dem Mogul, daß es ihm frey stehe, mit fünfzig Gefährten in Chitor einzuziehen. Nachdem Alabar Geißeln für seine Sicherheit empfangen hatte, begab er sich mit einem kleinen Gefolge in die Stadt, wo ihn Rana mit der größten Gastfreyheit und Ehrfurcht aufnahm. Bey dem Gastmahl, was nach indischer Sitte gegeben wurde, gelang es dem Mogul, so sehr allen Argwohn bey Rana zu zerstreuen, daß dieser endlich einwilligte, ihn seine Gemahlin sehen zu lassen; Padmani war jedoch nur mit großer Mühe zu bewegen, einen Augenblick vor dem Mogul zu erscheinen und entfernte sich sogleich wieder. Alabars Leidenschaft ward durch ihren Anblick noch erhöht, allein er verbarg seine Bewegung und versicherte Rana, daß er entschlossen sey, die Belagerung aufzuheben, und überzeugte ihn, daß er alle fernere Absichten auf eine Frau, die ihn zu verabscheuen scheine, aufgebe. Beyde Fürsten wechselten kostbare Geschenke und Rana begleitete den Mogul bey seiner Rückkehr bis zum letzten Thore der Festung; als er sich hier beurlauben wollte, warf ihm Alabar, zum Schein als neuen Beweis seines Wohlwollens, eine Perlenschnur um den Hals, wie sie Männer und Weiber in Ostindien tragen. An dieser Schnur, welcher er die nöthige Stärke hatte geben lassen, riß er nun den getäuschten, überraschten Rana zum Thor hinaus, während seine Begleiter die Rajputen einen Augenblick zurückdrängten und hinderten, ihrem Fürsten zu Hülfe zu kommen. Dieser ward sogleich auf ein Pferd geworfen und trotz des Feuers von den Wällen der Festung in das mongolische Lager entführt. Dieses unerwartete Ereigniß verbreitete den größten Schrecken und Verwirrung in Chitor, allein sobald Padmani erfahren hatte, was geschehen war, setzte sie sich zu Pferde, durchritt bewaffnet die Straßen und rief das Volk zur Rache an dem Verräther Alabar auf. Sie traf alle Anstalten zur Sicherheit der Stadt und zeigte sich den Männern eben so überlegen an Muth und Besonnenheit, als sie alle Frauen an Schönheit übertraf.

(Der Beschluß folgt.)

Vernunft bey Thieren.

Ein Elephant, der vor einigen Jahren in der Menagerie des Herrn Croß in Exeter-Change (in London) zu sehen war, konnte unter andern Kunststücken, womit diese Thiere gewöhnlich die Zuschauer belustigen, auch dasjenige, eine kleine Münze vom Boden aufzuheben. Einst geschah es, daß ein Sixpence, der ihm zugeworfen wurde, außerhalb des Bereiches seines Rüssels und seitwärts dicht an die Mauer fiel. Er machte allerley vergebliche Versuche ihn zu fassen und hielt sich dann einen Augenblick ruhig, offenbar um zu überlegen, was zu thun sey. Hierauf streckte er den Rüssel in gerader Linie aus, bis das Ende desselben dem Geldstücke gegenüber war, und nun blies er mit der größten Gewalt seitwärts gegen die Wand, woran das Geldstück lag, und gerade in einer solchen Höhe über diesem, daß der gebrochene Luftstoß es von der Wand entfernte und allmählig in den Bereich seines Rüssels brachte, so daß er es bequem aufheben konnte.

Einige junge Kameele, welche bey dem englischen Heere in Ostindien gebraucht wurden, sollten in einem flachen Boote über den Jumna gesetzt werden, allein sie fürchteten sich so sehr vor dem Wasser, daß es unmöglich schien, sie in das Boot zu bringen, worauf einer der Mohauts oder Elephantentreiber seinem Elephanten zurief, er solle die Kameele in's Boot treiben. Der Elephant rannte sogleich auf die Thiere los, als wenn er in der größten Wuth wäre, trompetete mit seinem Rüssel, stampfte mit den Füßen, schüttelte seine Ohren, brüllte und stieß links und rechts in den Boden. Hiedurch geriethen die Kameele in einen solchen Schreck, daß sie eiligst in's Boot liefen und sich ruhig übersetzen ließen, indem die geringere Furcht der größern nachgab. Sobald der Elephant sie im Boote sah, kehrte er ganz ruhig wieder an seinen Platz zurück. Derselbe Elephant wurde einst von seinem Führer aufgefordert, den Zweig eines Baumes aus dem Wege zu räumen, der so tief herabhing, daß er die Errichtung der Zeltpfähle hinderte. Der Elephant betrachtete zuerst den Pfahl, als wenn er seine Länge mäße und hierauf den Ast, den er nach einiger Ueberlegung mit dem Rüssel ergriff und eine Stelle

zu suchen schien, wo er am leichtesten abbrechen würde; sobald er diese in der nöthigen Höhe gefunden hatte, faßte er ihn mit aller Gewalt und riß ihn durch wiederholte Schwingungen los. Als sein Führer hierauf verlangte, er solle auch einen andern Ast abbrechen, der höher hing, versuchte er diesen mit seinem Rüssel zu erreichen, allein es gelang ihm nur, einige Blätter zu fassen, die sogleich abrissen; der Führer ermahnte ihn nochmals, diesen Ast abzubrechen; allein der Elephant schüttelte die Ohren und gab einen unwilligen, pfeifenden Ton von sich. Der Mohaut ließ jedoch nicht ab, und nach einem zweyten vergeblichen Versuche, den Ast zu erreichen, ergriff der Elephant plötzlich einen neben ihm stehenden Palankin und schüttelte ihn so heftig, daß die darin Sitzenden im größten Schreck heraussprangen. Der Mohaut ließ sich dieß zur Warnung dienen und merkte, daß der Elephant keine Lust habe, sich zum Narren halten zu lassen. — Bey der Belagerung von Bhurpoore im Jahr 1805 fing das englische Heer an, sehr durch Wassermangel zu leiden, indem alle Quellen vertrocknet waren, und nur die ungeheuren Cisternen, welche man dort findet, noch Wasser enthielten. Um diese her war das Gedränge von Menschen und Vieh immer außerordentlich groß und der Schwächere wurde häufig vom Stärkern verdrängt. Eines Tags geschah es, daß zwey Elephanten zugleich Wasser holen sollten, wovon der eine ausgezeichnet groß und stark, der andere verhältnißmäßig klein und schwach schien. Dieser letztere trug einen Eimer, mit dem er eben Wasser schöpfen wollte, als der andere, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Befehl seines Führers ihm denselben entriß und sich seiner zum Schöpfen bediente. Es entstand sogleich ein heftiger Streit zwischen den beyden Führern. Der kleine Elephant aber ersah sich einen Augenblick, wo sein großer Beleidiger mit der Seite gegen den Brunnen stand, trat ganz ruhig und unbefangen einige Schritte zurück und rannte hierauf mit einer solchen Heftigkeit gegen den großen, daß er ihn Hals über Kopf in den Brunnen hineinwarf. Es entstand nun eine große Verlegenheit über die Art, wie man das schwerfällige Thier aus dem Brunnen, der wenigstens zwanzig Fuß tief war, herausbringen sollte, da wenn es darin bliebe, für das ganze Heer sehr ernsthafte Folgen aus der Verunreinigung des Wassers entstehen konnten. Der Elephant schien indessen mit seiner Lage in dem kühlen Elemente sehr zufrieden zu seyn und zeigte nicht die geringste Lust, selbst zu seiner Befreyung beyzutragen. Endlich fiel es einem der Wärter ein, daß man die Faschinen, deren eine große Menge für die Werke der Belagerung umherlagen, benutzen könne, um in dem Brunnen eine Terrasse zu bilden, von der Höhe, daß das Thier leicht vollends heraussteigen oder gehoben werden könne. Wirklich gelang es ihm auch bald, den Elephanten zu überreden, daß er selbst die Faschinen, die man ihm zuwarf, ergriff, und auf dem Grunde des Brunnens ordentlich zurecht legte, bis er im Stande war selbst darauf zu stehen; allein als das kluge Thier merkte, daß es auf diese Art nach und nach aus dem Wasser, was ihm bey dem heißen Wetter so wohl behagte, heraus und in's Trockne gehoben werde, wollte er durchaus keine Faschinen mehr zulegen, wie sehr der Wärter auch drohte. Er mußte endlich zu Schmeicheleyen und Versprechungen seine Zuflucht nehmen, und die Aussicht auf eine große Menge Rack, der ihm verheißen ward, vermochte endlich den Elephanten seine Arbeit fortzusetzen, bis er die Faschinen so regelmäßig und zu einer solchen Höhe unter sich aufgehäuft hatte, daß er aus dem Brunnen heraussteigen konnte. Die ganze Operation dauerte vierzehn Stunden. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 18. Sept.

(Beschluß.)

„Blind geladen!“ ging rasch und lebendig. Hr. Denna (von Blum), dem seither mehrere junge Liebhaberrollen anvertraut worden, macht sich dieses Vertrauens würdig; spricht jedoch noch zu schnell, so daß wir oft nicht wissen, wie es mit seinem Herzen bestellt ist, wenn er seine Gefühle aussprechen soll. In: „Die Wiener in Berlin“ legte Mad. Nicola, „als Frau von Schlingen,“ gar liebliche Sächelchen ein, welche sie mit glockenreiner Stimme vortrug, und wofür sie reichen Beyfall erntete. Hr. Sedlmayr ist ein höchst gemüthlicher „Hubert“ und Hr. Grill als „Franz“ ganz in seinem Elemente. Im Schlußgesange entstand eine Pause, die, wenn gleich kurz, doch störend war. „Der Bräutigam auf der Probe“ macht bey uns besonders Glück durch die joviale Darstellung des „Generals,“ unsers Hrn. Hauff und den biedern „Fleischer,“ welchen Hr. Kaibel ehrenwerth repräsentirt. Ein Ballet: „Das Milchmädchen,“ von unserm Hoftanzlehrer, Hrn. Bolange arrangirt, worin er und seine Gattin mit vieler Grazie und Kunstfertigkeit mitwirken, wird mit Wohlgefallen gesehen. Unsere Mittel zu solchen Tanzdivertissements sind noch zu beschränkt; dennoch wird schon viel Erfreuliches geleistet. „Don Guitiere.“ Kein Sonntagsstück für unser hohes Publikum dort oben auf den Gallerien; dieß ist solch' hoher Sprache und solch' strengem Ernste nicht sehr gewogen, weßhalb auch von dorther während der Vorstellung mehr Lachen als Weinen gehört wurde. Hr. Marr als „König“ war wahrhaft königlich, und Hr. Kapianer als „Don Guitiere“ imponirend. Mad. Artour, „Mencia,“ die fromme Dulderin in vollendeter Nachbildung. Bey der Steigerung in der Angstscene, wo sie ihren gewissen Tod herannahen sieht, erschütterte sie alle Gemüther. Hr. Vollmar, „Infant,“ war ganz an seinem Platze. Dem. Huber war als „Sclavin“ zu phantastisch gekleidet. Kotzebue's „Lasarilla“ ward nach langer Pause gern nochmals wieder gesehen, und „die kleine Zigeunerin“ von Dem. Huber brav dargestellt. Wenige Bühnen möchten aber wohl einen „Großinquisitor“ aufzuweisen haben, wie ihn uns Hr. Marr mit all' seinen Tücken und seiner ganzen Scheinheiligkeit entwickelt. Sein Lieblingsfragewort: „Wie?“ nüancirte er mit seltener Kunstfertigkeit. Ein bisher verborgenes Blümchen zog unser Hr. Direktor an diesem Abend an's Licht. Er machte den Versuch, einer jungen Choristin, Dem. Therese Reitmann, die nicht unbedeutende Rolle der „Coelestina“ anzuvertrauen und — siehe da! das Blümchen, dem es an Reiz und Jugendfrische nicht mangelt, machte sich dieses Vertrauens so

wärtig, daß es Alle zum gerechtesten Beyfall und wiederholten rauschenden Applaus anfeuerte. Dem. Reimann's süß tönendes Organ, reine Sprache, richtige Betonung, und namentlich ihre liebliche Gestalt geben die erfreulichste Hoffnung für ihren Beruf. Mad. Huber, „Barbara," und Hr. Weidner, „Gamacho." Beyde sehr ergötzlich. Rossini's „Barbier von Sevilla" zog abermals ein großes Publikum herbey, da diese Oper hier vorzüglich gut executirt wird. Zwar mußten wir unsern Hrn. Rauscher, als „Graf Almaviva," wegen Unpäßlichkeit vermissen; aber Hr. Grill füllte diese bedeutsame Lücke nicht unbefriedigend aus. Blieb auch Dieß und Jenes noch zu wünschen übrig: so dürfen wir doch froh seyn, in der Zeit der Noth uns solcher guten Aushülfe erfreuen zu dürfen. Wenn nur nicht die alte Krankheit, daß unsere Operisten zu oft krank werden, wie einst in frühern Zeiten eine solche Epidemie herrschte, auf's neue um sich greift. Hr. Uey darf mit jedem „Figaro" deutscher Bühnen eine Lanze brechen; wir haben ihn, mit Inbegriff aller hier gesehener Gäste, noch niemals vollkommner gehabt. Dem. Kobelka erschien uns heute zum zweyten Mal, und zwar als „Rosine," und wir dürfen sagen, wenn auch zu Anfang noch immer befangen, gegen den Schluß jedoch ermuthigter und gesangfertiger als vorhin. Den Rossinischen Kolleraturen ist sie gewachsen; wenn sie nur kräftiger hervortreten wollten. Es ist Vieles noch zu leise und im Hinterhalt verborgen. Jedenfalls war das Ganze ansprechender. Das Taktiren mit dem ganzen Oberleibe muß die junge Sängerin weglassen; es schwindelt dem Zuschauer bey solch' einem Perpetuum mobile. Warum übrigens Dem. Kobelka mit ihrer Umgebung das spanische Kostüm nicht theilte, und als spanisches Mädchen das Kostüm aus dem Wiener Modejournal gewählt hat, wird sie wohl nicht zu rechtfertigen wissen. Vergessen wir ja nicht den humoristischen Hrn. Sedlmayr, der als Bartholo kein geringes Relief dieser Oper ertheilt, und dessen reiche Laune und anständiger Scherz uns beständig im Lachen erhielt. Seine große Arie, wo er seinem Mündel den Text liest, den er mit so vielem Scherzhaften würzte, erschütterte das Haus von Beyfallsbezeigungen. Hr. Uey ward gerechter Weise gerufen; sehr artig war es von ihm daß er mit Dem. Kobelka an der Hand hervortrat; zu bescheiden blieb er, der Gefeyerte, im Hintergrunde stehen, während Dem. Kobelka ein paar Worte zum Publikum redete. Damit für heute genug von der Theaterwelt; und nun noch einen Blick in das Leben diesseits der Bühne.

Mit großem Wohlgefallen beschauen wir hier seit wenigen Tagen ein werthvolles Gemälde von den Gebrüdern Riepenhausen (welche unser Gouvernement zu ihrer Ausbildung nach Rom geschickt hat), dort mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Es stellt das Zurücktreiben der rebellischen Römer durch Heinrich den Löwen dar, der dem Kaiser Friedrich Barbarossa und dem Papste Hadrian IV. vor der Peterskirche zu Hülfe geeilt war. Der Augenblick, wie gerade Herzog Heinrich siegreich die Macht der Meuter gebrochen, ist so sinnreich gewählt als ausgeführt. Man erblickt das ganze Schlachtgetümmel, den Kaiser im feyerlichen Ornate, ihm zur Linken seine getreuen Kampfgenossen, Otto von Wittelsbach, den siegreichen Herzog Heinrich, im Hintergrunde den Obelisk der Peterskirche, das Pantheon, das Lateiner Gebirge, den Lauf der Tiber, die Engelsburg mit der Brücke, die Stadt Rom ꝛc. ꝛc. Alles mit Virtuosität ausgeführt.

An literarischen Novitäten von einheimischen Autoren sind nunmehr im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung erschienen: „Beschreibung der Insel Helgoland," mit Kupfern und Karten, von unserm königlichen General-Feldzeugmeister von der Decken; durch sein Werk: „Ueber Englands Nationalreichthum," welches mehrere Auflagen erlebte, längst als klassischer Schriftsteller bekannt. Ferner ein Bändchen „Erzählungen von Dr. Fr. Pauli." — In der Helwing'schen Hofbuchhandlung: das zweyte Heft von der „Zeitschrift für die Civil- Kriminal-Rechtspflege für das Königreich Hannover, von E. P. Gans." das „Taschenbuch dramatischer Blüthen, für das Jahr 1827," vom unterzeichneten Referenten herausgegeben, mit einem Anhange: „Bestand der königlichen Hofbühne zu Hannover" bereichert, der vielleicht Mehreren, namentlich den ausübenden dramatischen Künstlern eine willkommene Zugabe seyn möchte.

Unsre Gasbeleuchtung erfreut sich des ungetheilten Beyfalls; da wir nun nicht mehr, wie früher, mit der Handleuchte die Straßenlaternen aufzusuchen brauchen.

Der Tod eines der ausgezeichnetsten Lehrer an unserm Lyceum, des Konrektor Boedeker, welcher ein trefflicher Redner, braver Dichter und ausgezeichneter Mann war, wird von sämmtlichen Einwohnern Hannovers innig betrauert. Doppelt schmerzhaft wird dieser frühzeitige Verlust durch die seltene Veranlassung zu demselben empfunden. Bey dem Beschneiden eines Stachelbeeren-Strauchs stieß B. sich nämlich einen Dorn in's Auge; dasselbe erblindete, und alsbald gesellte sich zu diesem örtlichen Uebel noch ein allgemeines inneres, welches ihn nach kurzem Krankenlager in der Blüthe seiner Jahre seiner zahlreichen Familie und seinen vielen Freunden und Verehrern entriß.

Georg Harrys.

Weimar, 19. Sept.

Den 17ten September Morgens wurde auf der Großherzogl. Bibliothek ein feyerlicher, obgleich stiller Akt, von ganz eigenthümlicher Art vollzogen. Es war die ergreifendste Gedächtnißfeyer unseres unvergeßlichen Schillers, verbunden mit der Aufstellung seiner Marmorbüste, ihres Danneckers, seines Freundes Meisterwerk. Schillers irdische Ueberreste waren nach seinem Tode in einer für ausgezeichnete Personen bestimmten Gruft beygesetzt worden, bis ruhigere Zeiten die Ausführung eines seiner würdigen Denkmals gestatten würden. Nachdem nun die großherzogliche Familiengruft auf den erhabensten Punkt des neu angelegten Gottesackers verlegt und die Särge der verstorbenen ruhmwürdigen Ahnen unseres Fürstenhauses dahin gebracht worden waren, wurde der Platz zur Rechten dieser Fürstengruft als die würdigste Ruhestätte für die Gebeine des Unsterblichen auserseben. Indessen blieb der Wunsch, den Schädel des deutschen Dichterfürsten der Verwesung nicht hinzugeben, die Werkstätte unvergänglichen Gesanges aufzubewahren der Huldigung der Nachwelt. Des Verewigten würdige Kinder entsprachen voll kindlicher Liebe für den ruhmgekrönten Vater und so ward denn durch Schillers jüngeren Sohn, Ernst, die heilige Reliquie an jenem Tage mit Würde und ernstem Anstand in die Bibliothek gebracht und in dem verschlossenen Postament niedergelegt, auf welchem die marmorne Büste des Entschlafenen aufgestellt worden. Ein ergreifender Augenblick für alle anwesenden Verehrer, doppelt ergreifend für den Sohn. Die Büste selbst, Goethe's Büste gegenüber stehend, ward mit einem frischen Lorbeer bekränzt, der sie unverwelklich schmückt. Als erster Vorstand der Bibliothek hatte Goethe erst die Absicht, bey dieser Handlung persönlich gegenwärtig zu seyn. Aber wäre des Freundes Herz für solch einen mächtigen Moment stark genug gewesen? Genug, er entschloß sich am Morgen dieses Tages auf das Land zu fahren und übertrug seinem Sohne, was er nicht vermocht hätte. Die Söhne Schiller's und Goethe's sprachen recht angemessene Worte, und unser Kanzler von Müller beschloß die feyerliche Handlung mit einem Nachwort.

Beylage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. September 1826.

Wie glücklich ist der Mann,
Der fern von Purpur, fern von Wechsel-
Bänken
Zu eignem Schatten, durch den West gekühlt,
sein Leben fühlt.

Kleist.

Bruchstücke
aus den *Moeurs administratives.*

(Fortsetzung.)

Die ersten acht Tage beschäftigt sich der neue Minister damit, sich mit den einzelnen Theilen seines Reiches bekannt zu machen. Der alte Generalsekretär ist dabey sein Führer, und vergißt beynahe, daß sein Zögling ihm demnächst die Thüre weisen wird. Kaum hat sich Se. Excellenz hinlänglich orientirt, kaum getraut er sich allein gehen zu können, so jagt er seinen Führer fort und setzt einen neuen Generalsekretär, den er schon längst in petto hatte, an seine Stelle. Nun ist die Stunde gekommen, wo Sr. Excellenz in vollen Zügen die Eitelkeit dieser Welt genießen und den süßen Klang: Monseigneur! von hundert Lippen vernehmen will. Der Tag zur feyerlichen Vorstellung seiner bureaukratischen Sklaven ist angesagt. Die Vorzimmer, die Säle füllen sich, dem Rufe des Huissiers: die erste Direktion! die zweyte Direktion! gehorchend, setzen sich die bureaukratischen Schaaren in Bewegung. Eine Direktion nach der andern drängt und schiebt sich, gleich einer Heerde von Schafen, durch die geöffneten Flügelthüren. Sehr vergeblicher Weise haben sich die guten Leute geängstigt wegen dessen, was sie der neuen Excellenz sagen oder antworten sollen. Der Minister ist nicht weniger in Verlegenheit, was er mit so vielen sonderbaren Gestalten beginnen soll, als diese Gestalten es vor ihm sind. Jedoch versucht er einige Redensarten und Ermahnungen zusammenzubringen, worauf der Direkteur im Namen seiner ganzen Schaar sein: ganz gewiß, Monseigneur! erwiedert. Hierauf zieht sich diese Direktion zurück, um der nächstfolgenden Platz zu machen.

Alles dieß ist so eitel, so wesentlich unnütz, Sr. Excellenz gibt auf die Physiognomien der ihm Vorgestellten so wenig Achtung, daß man statt ihrer dreist ein Bataillon Infanterie in Schwarz gekleidet, vor ihm vorbey defiliren lassen könnte, ohne daß er weniger überzeugt seyn und bleiben würde, seine Bureauchefs und Kommis gesehen zu haben.

Auf diese kleine Komödie im Innern folgen Scenen von einer höhern Gattung: der Minister empfängt die Behörden und auswärtigen Agenten seines Departements. Diese Gepränge haben meistens einen schlimmen Einfluß auf den Minister; die Schaar von hinten und vorne gestickter Röcke, die sich in dem Hotel und auf den nächsten Straßen und Plätzen drängen, geben ihm eine ganz neue, übermäßige Meynung von seiner Macht, seiner Wichtigkeit. Bevor er sie angenommen hatte, war er geneigt, zu hören, zu lernen, zu arbeiten; nachdem er sie angenommen hat, befiehlt und desorganisirt er.

Ein Ministerwechsel zieht noch eine andere Klasse von Menschen nach dem Hotel und in die Nähe des neuen Ministers, die Intriganten und Projektenmacher. Wenn ein Minister erst einige Zeit im Amte war, so haben ihn seine Bureaux schon über diese Klasse von Menschen zurecht-

Digitized by Google

gewiesen, und er weicht sie ab. Die Ankunft eines neuen Ministers gibt ihnen aber neue Hoffnungen, sie drängen sich herzu mit bittern Klagen über die Ungerechtigkeit des Vorgängers, die Hände voll Bittschriften und Projekte. Man kann diese Menschen die Gespenster (les revenans) der Ministerien nennen. Kaum ist ein Minister gefallen, so sieht man sie wie Schattenbilder die Corridors entlang schleichen. Ihre Erscheinung verkündet den Sturz Sr. Excellenz oft vor den offiziellen Blättern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rani und Padmani.

(Beschluß.)

Alabar hatte gehofft, daß sein Verrath ihm auch den Besitz der Festung sichern werde, und ließ den Belagerten sagen, daß, wenn sie sich nicht unterwürfen und die Fürstin auslieferten, Rana ihren Widerstand mit seinem Haupt bezahlen solle. Padmani erwiederte, daß nach der abscheulichen Treulosigkeit, deren Opfer ihr Gemahl geworden sey, sie nicht daran zweifle, daß Alabar ihn schon ermordet habe, daß aber unter den Rajputen noch genug tapfere Männer übrig seyen, um ihren Fürsten zu rächen, und sie selbst werde alle Mittel anwenden, die ihr zu Gebote stünden, um dem Mogul noch gefährlichere Feinde zu erwecken als Rana gewesen sey, und die angesehensten Führer der Rajputen hätten geschworen, eher zu sterben als die Stadt zu übergeben. Alabar kannte die Standhaftigkeit dieses Stammes in seinen Entschlüssen und hob bald die Belagerung wirklich auf, indem er hoffte, durch Unterhandlungen seine Absicht zu erreichen. Er schickte Gesandte an Padmani, welche ihr prachtvolle Geschenke überreichten und Alles aufboten, um diese Fürstin zu überreden, um ihres eigenen Vortheils und um Rana selbst zu retten, den Wünschen des Moguls nachzugeben; sie zeigten ihr sogar Briefe von dem gefangenen Fürsten, worin er sie aufforderte, durch ihr eignes Glück ihm seine Freyheit zu verschaffen. Sie merkte wohl, daß diese Aufforderung erzwungen war, allein sie beschloß diesen Umstand zu benutzen, um durch List ihren mächtigen Feind und Anbeter der Früchte seiner Treulosigkeit zu berauben und ihren Gemahl zu befreyen. Sie schien den Gründen und der Ueberredung der Gesandten nachzugeben, und erklärte, daß sie bereit sey, sich mit dem Mogul zu verbinden, wenn dieser ihr gestatten wolle, ihren Gemahl noch einmal zu sehen, damit sie aus seinem eigenen Munde die Gewißheit erhalte, daß er sie von dem Eide der ehelichen Treue entbinde. Sie überlasse es dem Mogul, ob er den Gefangenen nach Chitor senden wolle, oder ob sie selbst ihn an dem Orte, wo er eingeschlossen war, einer kleinen Feste in der Nähe von Agra besuchen solle, um von ihm die Erklärung ihrer Scheidung zu erhalten. Alabar stimmte mit Freuden für den letztern Vorschlag und bereitete in seiner Hauptstadt schon alles zu ihrem Empfang vor, während er ihr täglich kostbare Geschenke und sinnvolle Blumensträuße nach morgenländischer Sitte zusandte. Die Fürstin bereitete alles zu ihrer Reise vor; statt aber die bedeckten Palanquins, welche für sie und ihre Frauen bestimmt waren, selbst zu besteigen, ließ sie einige ihrer tapfersten Krieger dieselben besteigen, und die Rolle der Träger von andern eben so zuverlässigen Männern übernehmen. Diese machten sich mit einem kleinen, aber auserlesenen Gefolge, unter der Leitung eines alten Verschnittenen, auf den Weg, der in dem einen Palanquin tief verschleyert die Rolle der Fürstin übernahm. Die Fürstin selbst hielt sich verborgen in ihrem Pallast, während das Wehklagen der Einwohner von Chitor den Zug der Abreisenden begleitete, worunter sie ihre geliebte Herrscherin wähnten, die sie auf immer verlasse. Unterwegs begegnete der Zug mehreren Botschaften des Moguls mit kostbaren Geschenken und Betheurungen seiner Liebe und seines Entzückens über das ihm bevorstehende Glück. Der Verschnittene beantwortete alle diese Botschaften in Padmani's Namen, erklärte aber, daß sie einen Dolch bey sich führe, den sie sich in die Brust stoßen würde, sobald Alabar einen Versuch machen sollte, sie vor ihrer Zusammenkunft mit Rana zu sehen. Alabar kannte den Charakter der Fürstin zu gut, als daß er es gewagt hätte, ihrem Willen in diesem Punkte nicht nachzugeben und seine Ungeduld nicht zu bezähmen. Die Reisenden langten daher glücklich vor der kleinen Festung, worin Rana gefangen gehalten wurde, an, und wurden vom Befehlshaber derselben mit der größten Ehrfurcht empfangen. Allein kaum waren die Palanquine innerhalb der Thore, als die Krieger, welche darin saßen, hervorsprangen, sich an die Spitze ihrer Gefährten stellten, und nach kurzem Widerstande sich der Feste bemächtigten und ihren Fürsten befreyten. Dieser bestieg sogleich ein Pferd, was für ihn bereit gehalten war, und erreichte, da auf dem ganzen Wege frische Pferde für ihn bereit gehalten waren, Chitor, ehe Alabar Anstalten zu seiner Verfolgung treffen konnte. Die kühnen Rajputen, welche ihn befreyt hatten, erreichten ebenfalls glücklich das Gebiet eines befreundeten Raja's, der ihnen für den Augenblick eine Zuflucht gewährte, von wo aus sie bald darauf nach Chitor zurückkehrten. Sobald Rana sich in Sicherheit sah, schrieb er an Alabar, warf ihm mit bitterm Hohn seine Verrätherey vor und verhöhnte ihn wegen seiner getäuschten Hoffnungen. Er setzte hinzu, daß, nachdem Alabar von der List eines Weibes besiegt worden sey, ihm nichts übrig bleibe als seine Schande durch eine Niederlage, welche ihm die Rajputen bereiteten, zu vollenden. Rana ließ zugleich in Chitor eine Säule errichten mit der Inschrift: „Traut nie mehr den Mongolen, von

deren Treulosigkeit ihr so bittere Erfahrungen gemacht habt.“ Akabar ward durch das Mißlingen seines Planes und durch den Hohn seines Feindes in die größte Wuth gesezt und rückte bald mit einem mächtigern Heer als das erste Mal vor Chitor. Er ließ rings um die Stadt Terrassen für sein Geschütz aufführen, welche beynahe die Höhe der Mauern erreichten. Rana von seiner Seite vertheidigte sich mit dem größten Heldenmuthe und war Tag und Nacht auf den Wällen, wo die Gefahr am größten war. Eines Tages bemerkte Akbar, der eine jener Terrassen bestiegen hatte, auf den Wällen von Chitor einen Führer, der sich vor allen auszeichnete; er ergriff seine Büchse und schoß ihn selbst nieder. Bald darauf erfuhr man, daß Rana selbst es gewesen, der durch seines Gegners Hand gefallen war. Sein Leichnam ward feyerlich verbrannt und die edle Padmani endete ihr Leben freywillig auf dem Scheiterhaufen, der die Leiche ihres Gatten verzehrte. Chitor ergab sich bald darauf an den Mogul.

Zahmes Krokodill.

Die Alligators in dem Flusse Assahan in Sumatra sind besonders kühn und gefräßig, und die Eingebornen werden häufig die Opfer dieser gefährlichen Thiere. Sie erheben den Kopf hoch aus dem Wasser, und reißen die Menschen aus den Booten heraus; wovon während unserer Anwesenheit zwey Beyspiele vorfielen. Eine Fuhre, worauf Ziegen und Pferde übergesezt wurden, schlug um, und in einem Augenblick waren alle verschwunden, und von den Alligators hinabgezogen. An der Mündung des Flusses, in der Nähe einer Fischerhütte, hielt sich ein Alligator von ungeheurer Größe auf, sein Rücken, wenn er über dem Wasser erschien, glich einem großen Felsen. Er blieb immer in dieser Gegend, und nährte sich von den Eingeweiden und den Köpfen der großen Paris, welche man hier fängt. Ich sah ihn selbst, und die Malayen riefen ihn zum Mahle: er war wenigstens zwanzig Fuß lang. Die Fischer, welche ihm seine Nahrung zuwarfen, wagten es sogar, seinen Kopf mit den Händen zu klopfen und versicherten, er sey ganz zahm. Er duldete keine andern Alligators in dieser Gegend des Flusses, und deßhalb beteten ihn die Malayen beynahe an, und versorgten ihn täglich mit hinreichendem Futter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 3. Sept.

Schon mehrere Male habe ich des großen Zeltes erwähnt, welches die Unternehmer der hiesigen Feuerwerke über den Schauplaz derselben das Mausoleum des Augustus, haben ziehen lassen, um dadurch einen Grund zur Erhöhung der Preise um das Doppelte zu erhalten. Seitdem scheinen Hohn und Spott, ja selbst das entschiedenste Unglück über diese Unternehmung gekommen zu seyn. Vergangenen Montag Nachmittags, zwischen drey und vier Uhr wurde das Zelt von einem heftigen Sturme, mit seinem ganzen Zubehör von oben herab in die Tiefe geschleudert, und im Herabstürzen nicht allein die Vorderseite der Logen, und die im Parterre befindlichen amphitheatralischen Sitze gänzlich ruinirt, sondern auch zwey Arbeitsleute auf der Stelle erschlagen, und drey andere gefährlich verwundet. Ereignete sich dieses Unglück eine Stunde später, wo die Thierheze (Giostra) beginnen sollte, wer weiß wie viele Hunderte von Menschen dann auf eine eben so elende als schmälige Weise ihr Leben verloren hätten? Wie es heißt, hat der Papst einstweilen für dieses Jahr sowohl die Feuerwerke als die Thierhezen gänzlich verbieten lassen. Somit kann man von dieser eben so unklugen als unheilbringenden Spekulation mit Recht sagen: Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.

Ueber den oft besagten Schaz, der hier gehoben werden soll, habe ich mir an der Quelle selbst, das heißt bey dem nämlichen Herrn Cartoni, welcher die Kosten zum Nachgraben vorschießen will, Auskunft zu verschaffen gesucht. Da es nicht zu glauben steht, daß dieser Mann die Wahrheit verschweigen, oder eine Lüge zum Besten geben sollte, so erzähle ich, was er mir mittheilte. Ein Sprachmeister (aber kein Deutscher, und noch weniger ein Preuße, wie es Anfangs geheißen hatte) mit Namen de'Nobili, ist wirklich der erste gewesen, welcher die Sache in Anregung gebracht hat. Nach seiner Versicherung sind ihm die Papiere, in welchen der Ort und die Natur des Schazes bezeichnet stehen, von einem seiner Freunde und Tischgenossen in einem öffentlichen Traiteurhause beym Absterben desselben vermacht worden. Lezterer soll Bedienter bey einem französischen Obristen, welcher schon vor zwölf Jahren in einem Treffen gegen die Oesterreicher gefallen ist, gewesen seyn, und unter dessen nachgelassenen Effekten jene Papiere gefunden haben. Man könnte fragen, warum der Bediente nicht selbst, und schon früher Anstalt zur Hebung des Schazes getroffen habe? Darauf wird geantwortet, er sey in Rom fremd gewesen, habe sich nicht getraut, die Sache ruchbar werden zu lassen, und ohnedem an einer unheilbaren Krankheit gelitten, und sein nahes Ende vor Augen gesehen. Der Boden, wo der Schaz vergraben liegt, gehört nicht dem Staate, sondern der Gustinianischen Familie. Da die Güter derselben sich in Konkurs befinden, so hat nicht allein die Liquidationskommission, sondern auch die ganze, ziemlich zerstreute Familie um die Erlaubniß, den Schaz heben zu dürfen, und zur Bestimmung des Antheils, den sie sich vorbehalten dürfte, angegangen werden müssen. Dadurch ist die Sache natürlich sehr verzögert worden. Uebrigens ist es nicht wahr, daß der Sprachmeister von Hrn. Cartoni einen Vorschuß verlangt, noch viel weniger einen solchen, so gering er immer seyn möchte, erhalten hat.

Das recitirende Schauspiel, welches, ohne von der Oper unterstüzt zu werden, die Lücke zwischen der Sommer- und Herbststagione ausgefüllt hat, ist mitunter für den deutschen Theaterliebhaber von der größten Wichtigkeit gewesen. Lezterer hat hier sowohl den Geschmack des Publikums kennen lernen, als überhaupt von der Natur der italienischen Schauspielkunst, besonders von ihrer Verschiedenheit von der deutschen, einen deutlichen Begriff bekommen können. Worin diese besteht? Der Deutsche, eingeengt in die Fesseln, welche ihm das Klima, der Ofenqualm, seine Einschachtelung in das häusliche Familienleben, die schweren oder betäubenden Getränke, und endlich seine, an tausend Fäden geleitete Marionettenerziehung auferlegt hat, weiß keinen Fuß vor den andern zu sezen, ohne dabey zu reflekti-

ken. Was ist die Folge davon? Daß ihm jede unbewußte Natureingebung bis auf den lezten Hauch unbekannt geworden ist. Ein miserabel zusammenaddirtes Stückwerk im Leben, das nirgends die Probe hält, weil es die freche Anmaßung hat, troz seiner unendlichen Zersplitterung sich als ein Ganzes geriren und schäzen lassen zu wollen, treten die Deutschen auch auf dem Theater auf, wie schwerfällige Maschinen, um und hinter welchen die daran hängenden Gewichte herknarren, daß man taub davon werden möchte. Wie der italienische Schauspieler? Ohne alle Erziehung, als die, welche die Natur an die Hand gibt, weder aus Oekonomie, noch aus hochlangweiliger Divertirungssucht mit freyer, unbeeinträchtigter Disposition aller seiner Naturgaben tritt er auf die Bühne, und gebietet über seine Menschheit in ihrem ganzen Umfange. Freylich ist seine Darstellung oft roh, aber sie hat Kraft und Saft, ist frisch, und riecht nicht nach dem faulen Hautgout abgestandener Künstlichkeit. Diesen grellen Kontrast zwischen der deutschen und italienischen Darstellung hat der Schauspielkenner besonders an den beyden vortrefflichen Künstlern, der Polvaro und dem ersten Liebhaber, Modena, deren ich schon mehrere Male erwähnt habe, abnehmen können. Schon früher habe ich des vollendeten Spiels beyder in dem Goldonischen Stücke, Gli Innamorati und den Risse di un Matrimonico, von Federici gedacht. In der lezten Zeit ist es Modena gelungen, dem hiesigen Publikum ein Stück genießbar zu machen, welches ohne sein vollendetes Spiel vielleicht ungehört über die Bühne gegangen wäre. Es war dieß der arme Poet von Kozebue. Zur Zeit ist der Inhalt dieses Stücks noch von der Art, daß die Italiener, besonders die des südlichen Italiens, ihn nicht verstehen. Die Liebe, selbst die Sehnsucht danach, kennen sie, aber nicht in der sentimentalen Vergangenheit oder Zukunft, sondern in der materiellen Gegenwart; mit dem Hunger sind sie auch vertraut, aber es ist kein Leiden für sie, denn sie können ihn, wo sie gehen und stehen, befriedigen, ohne daran zu sterben; endlich wohlthätig sind sie auch, aber aus bloßem Naturalismus, ohne daraus eine Kunst oder gar ein Handwerk zu machen. Wenn dessen ungeachtet das Stück die allergrößte Sensation hervorgebracht hat, wenn Niemand, selbst nicht vor Vergnügen gelacht, wenn man sogar allenthalben (ein unerhörter Fall) Thränen in den Augen gesehen, ja schluchzen vernommen hat, wenn das Stück wenigstens die Hälfte des Poeten mit einem, ich möchte sagen religiösen Stillschweigen gehört worden ist, so bewirkte Modena allein dieß Wunder, indem er das unverständliche Stück durch sein Spiel verständlich machte. Da ich keine Abhandlung schreibe, so mögen hier von leztern nur einige wenige Andeutungen Platz finden. Sein Anzug war vollkommen, eine wahre Charaktermaske; nie ist mir ein Fall vorgekommen, wo dadurch die Person in ihren mannichfaltigen Zügen so verdeutlicht worden wäre als hier; man sah darin Genialität, Gemüth, Mitleid, Geduld, Verzweiflung, und endlich Hunger und Armuth. So wie im Anzuge, spiegelten sich diese verschiedenen Züge auch im Spiele. Ueber der ganzen Darstellung war eine gewisse Melankolie, ich möchte sagen, ein Anstrich von Wahnsinn verbreitet, welche das Interesse derselben erhöhte. Der Ton der Rolle, die Haltung war weder häßlich noch weinerlich, noch sentimental; sie war innig, innig möchte ich sagen bis in jede Fingerspitze, aber oft mit dem Ausbruche einer Kraft, die dem Vulkane glich. Die Erzählung seiner Schicksale war tragisch, aber so daß die ungemeine Wahrheit derselben, die Reflexion beschäftigend und ergözend, den materiellen Eindruck schwächte, und allein den Geist, den ästhetischen Kohol übrig ließ. Außer dem allgemeinen Interesse, welches diese Vorstellung bey mir erweckte, nahm ich noch einen persönlichen Antheil daran; es war mir darum zu thun, zu sehen, wie Modena die Eßscene behandeln würde. Ich habe in meinen Schauspielerstudien das wirkliche Essen und das wirkliche Trinken verworfen. Dagegen ist mir eingeworfen worden, daß es Rollen gebe, wo gegessen werden müsse, zum Beyspiel eben diesen Lorenz Kindlein. Wie benahm sich Modena? Meine Leser werden, im Andenken an die Uebertreibung, deren sich die Italiener, besonders in dergleichen leiblichen Dingen schuldig zu machen pflegen, vermuthen, er habe nicht allein gegessen, sondern sogar verschlungen. Sie irren: dieser vortreffliche Künstler führte Gabel und Glas kaum zum Munde, verschluckte nichts, sondern bewegte blos die Kinnladen; damit war die Sache geschehen. Wie war aber sein Spiel beschaffen, während die Speise aufgetragen, ja schon von dem Augenblicke an, wo zuerst davon gesprochen wurde? Das mit Worten zu schildern, ist nicht möglich. Nur so viel: ich glaube dem Gegenstande, wovon hier die Rede ist, nicht ganz entfremdet zu seyn; aber ich versichere unverhohlen, daß mir keine Idee von der Möglichkeit, einen bloßen körperlichen Naturtrieb auf eine so geistige, und doch so höchst verständliche und konsequente Weise auszudrücken, vorgeschwebt hat.

Die Vorstellungen der Herbststagion, welche wie gewöhnlich, mit dem 9. Sept., wenn dieser auf keinen Freitag oder großen Festtag fällt, das heißt am Tage nach Mariä Geburt beginnen werden, sind schon angekündigt; Oper und Schauspiel. Lezteres von derselben Gesellschaft welche bisher gespielt hat. Auch die Operntruppe ist dieselbe, mit Ausnahme der ersten Sängerin, der berühmten Boccabadati und dem ersten Tenoristen, einem bisher unbekannten Subjekte. Während vierundzwanzig Vorstellungen werden zwey Opern, eine neue, eigends von Graziani komponirte, und eine alte, welche noch bestimmt werden wird (da destinarisi, wie der Kunstausdruck heißt), aufgeführt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 229:
Wasserhose.

Doppel-Charade.

Hoch steht mein Erstes auf dem Erdengrund,
Ein Riese oft um's Haupt den grünen Kranz;
Doch öfter noch die Felsenstirn umschleyert,
Und weinet laut hinab die Silberthränen.

Das Zweite quillet mild aus herber Frucht,
Vermählt der Flammenbraut, erzeugt es Licht,
Doch heilig aufbewahrt im krummen Horne,
Entströmt es duftend auf den Gottgeweihten.

Der Erde tiefer Schoß gebiert das Ganze,
Aus Felsenspalten klimmt das bleiche Kind;
Doch kehr' es um, und steig auf seinen Scheitel,
So kannst du Sion sehn und Davids Stadt.

Fdrch. Helms.

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, etc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, etc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst etc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, etc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet. Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4—5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Hochzeitsfeyerlichkeiten im Kuhländchen. 243.
Konstantinopel. 245. 246. 247. 248. 249.

Erzählungen und Romane.

Olivia Garcias. 238.
Das Gottesurtheil. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251.
Der Bandit. 254. 255. 256.

Naturgeschichtliches.

Ein Orang-Outang. 235.
Der Wasserspiegel des kaspischen Meeres. 257.

Reisen.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald. 257. 258.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Bruchstücke aus den moeurs administratives. 235. 236. 237.
Ein jüdischer Sopher. 237.
Skizzen aus Griechenland. 239. 240.
Hindostanischer Zeitungsstyl. 239.
Sonderbare Rache. 239.
Die Paste. 240.
Ueber den Zweykampf und dessen Ursprung. 241. 242.
Zur Geschichte des Zweykampfes. 244.
Die Wallfischjagd mit Congreveschen Raketen. 247.
Rechnungs-Exempel. 248.
Der Alte bekömmt einen Sohn. 252. 253.
Antonio Viterbi's freywilliger Hungertod. 253. 254.
Das Eiduranion. 256.
Talma. 258.

Gedichte.

Italia. 236. 241. 242.
Die Floßfahrt. 238.
Charade. Eulenstein. 240.
Weinen und Lächeln. 246.
Charade. Morgenblatt. 246.
An den Eroberer. 249.
Joseph Gritti der Akrobat. 250. 251. 252.
Räthsel. Bell. Lieb. 252.
Dem glücklich bereichert Wiederkehrenden. 255.
Nach der griech. Anthologie. 255.
An den Morgenländer. 256.
Räthsel. 258.

Korrespondenz.

Alexandria. 237. — Arnstadt. 237. — Darmstadt. 253. — Dieppe. 238. — Dresden. 243. 244. — Frankfurt. 257. 258. — Hannover. 256. — Heilbronn. 240. — Leipzig. 251. 252. — London. 235. 236. 239. 240. 241. 242. 253. — München. 248. 249. 250. — Paris. 238. 239. 241. 242. 243. 245. 246. 247. 250. 251. 254. 255. 257. — Rom. 235. 236. 244. 245.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Anfänge der italienischen Kunst. Von Fr. K. (Forts.) — Münster in Straßburg. — Nachrichten aus Berlin.

Nro. 80.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Forts.) — Anfänge

Digitized by Google

der italienischen Kunst. Von Fr. K. (Beschl.) — Nachrichten aus Berlin.

Nro. 81.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Forts.) — Stuttgart. Verzeichniß der Sammlung von Oehlgemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen und Kunstwerken, welche aus der Verlassenschaft des königlich würtembergischen Hofmalers J. J Steinkopf zu verkaufen sind. — Birmanische Alterthümer. — Frankreich.

Nr. 82.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Forts.) — Sammlung von Ansichten alter enkaustischer Glasgemälde aus den verschiedenen Epochen. Veranstaltet durch C. Geerling.

Nro. 83.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Forts.) — Ueber das Abformen menschlicher Körper in Gyps.

Nro. 84.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Forts.) — Ueber ein Gemälde von Francia Bigio in Dresden.

Nro. 85.

Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Forts.) — Nachrichten aus Berlin. — Rom.

Nro. 86.

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel. — Historische Nachricht über Antonello von Messina. Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. (Beschl.) — Frankreich.

Nro. 87.

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel. (Forts.) — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 79.

Uebersicht der französischen Literatur. (Forts.) — Geschichte. Das concrete Allgemeine der Weltgeschichte, von D. Chr. Kapp. — Zeitgeschichte. Souvenirs et mélanges litteraires, politiques et biographiques. Par Mr. L. de Rochefort. II. Vol.

Nro. 80.

Der Hamlet des Ducis und der des Shakespeare.

Nro. 81.

Der Hamlet des Ducis und der des Shakespeare. (Beschl.) — Dichtkunst. 1) Gedichte von Auguste Küh... — 2) Gedichte von Fr. W. Riemer. Zwey Bändchen.

Nro. 82.

Romane. (Beschl.) — Sitten-Geschichte. Schatten und Licht im Landpredigerstande. Vom Verfasser des Predigers in der Wüste. — Unterhaltungs-Literatur. Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke von Georg Loß. — Geschichte. Histoire des Juifs depuis la destruction de Jérusalem jusqu'à ce jour, offrante le tableau de la dispersion, des malheurs et persécutions, de l'existence morale, religieuse et politique de cette nation chez les divers peuples de la terre, depuis le commencement de l'ère chretienne jusqu'au dix-neuvième siècle, publiée pour la premiere fois en France par Mr. Charles Malo. 1826.

Nro. 83.

Schriften über Religion und Kirche. — Biographie und Charakteristik. Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romandichter, von Walter Scott. Uebersezt und mit einem Anhange versehen von Ludwig Rellstab. Zweyter Band. Sterne. Goldsmith. Johnson. Mackenzie. Walpole. Clara Reeve. Richardson. Cervantes Saavedra (v. Smollet). Anhang zu Goldsmith's Leben. Dritter Band. Swift. Bage. Cumberland. Anna Radcliffe.

Nro. 84.

Schriften über Religion und Kirche. (Forts.) — Die Erbschaft. Ein Familiengemälde aus dem Englischen von **r. — Zeitgeschichte. Denkwürdigkeiten von Sanct-Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraum von achtzehn Monaten gesprochen oder gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist, von dem Grafen von Las Cases. Neunter Band.

Nro. 85.

Taschenbücher auf 1827. — Schriften über Religion und Kirche. (Beschl.)

Nro. 86.

Zeitgeschichte. Collection complète des pamphlets politiques et opuscules littèraires de Paul Louis Courier, ancien canonnier à cheval. — Geschichte. Bonapartes Ankunft und Aufenthalt auf dem Königl. großbritannischen Schiffe Bellerophon, nebst genauen Nachrichten über Alles, was sich vom 24sten Mai bis zum 8ten August 1825 (daselbst) zugetragen hat. Erzählt von Kapitän F. L. Maitland. Aus dem Englischen.

Von den beyden früher angekündigten Zeitschriften:

Der Staatsbote, eine allgemeine staatswissenschaftliche Zeitung, nebst einer wöchentlich einmal erscheinenden politischen Chronik (Preis halbjährl. 2⅔ Thlr. oder 4 fl.)

Allgemeine Militärzeitung, herausg. von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militär-Beamten (Preis halbjährl. 2⅔ Thlr. od. 4 fl.)

sind die drey ersten Monathefte erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden, bey denen solche zur Einsicht zu erhalten sind. Beyde werden nach dem öffentlich ausgesprochenen Plan regelmäßig fortgesezt und können posttäglich durch alle Postämter, wöchentlich oder monatlich durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Leipzig und Darmstadt, den 30. Septbr. 1826.

C. W. Leske.

Digitized by Google

Nro. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Oktober 1826.

Den Frevler bindet nicht der allerstärkste Eid;
Der Eid des Biedermanns ist seine Redlichkeit.

Tscherning.

Bruchstücke
aus den Moeurs administratives.

(Fortsezung.)

Feilheit.

Einer der charakteristischen Züge in unsern administrativen Sitten, der dem aufmerksamen Beobachter nur zu sehr auffällt, ist die Käuflichkeit, die Feilheit, die sich unter allen möglichen Formen und Namen verbirgt. Sie ist eine nothwendige Folge des überhandnehmenden Luxus, der ungeheuern Besoldungen der höheren Beamten und des ganzen Systems, welches den Staat und die Administration des Staates zu einem bloßen Gegenstand der Spekulation für die Bureaukraten macht. Bey einem solchen System darf man sich nicht wundern, daß gewisse Beamten für die Gnaden- und Ehrenbezeigungen, die Verzögerung oder Förderung der Geschäfte, die Verkäufe, Lieferungen, Liquidationen und Anleihen ein bestimmtes Tarif angesezt haben!

Wenn man dem, was öffentliche Blätter gesagt haben, Glauben beymessen darf, scheint es, daß die Ludwigskreuze und die Ehrenlegion ihren Cours haben, wie der Zuker und Zimmt. Menschen, welche den Auftrag haben, die Wunden und Narben zu zählen, und das Blut zu messen, was unsere Krieger auf dem Schlachtfelde vergossen haben, ziehen aus Banknoten die Gründe zu ihren Anträgen. Die Kunst der Verzögerung ist jedoch eine der reichsten Quellen der Einnahme für viele Beamten. Wer ein Anliegen, ein Geschäft, einen Prozeß hat; der sehnt sich nach dem Ende, nach der Entscheidung; auch wenn sie ungünstig seyn sollte, ist sie immer erwünscht. In den Händen der Bureaukraten aber liegt es, diesen ersehnten Moment mehr oder weniger zu verzögern. Sie haben ihre eigene Nomenklatur, um diesen Verrath zu rechtfertigen. Sie sind zu beschäftigt — die wichtigsten Arbeiten drängen — der Minister arbeitet heute nicht — er ist in der Sitzung — man hat Erkundigungen eingezogen — man erwartet sie — die befragte Behörde antwortet nicht — man wird von Neuem anfragen — es bedarf einer Untersuchung — es fehlt ein Dokument u. s. w. — Man könnte ein Buch von solchen Phrasen machen, wovon jede jährlich eine Million eintragen kann, wenn sie gehörig angebracht wird. Welcher ungeduldige, nach dem Ende seiner Angelegenheit sich sehnende Privatmann hat, wenn er einige Zeit mit der Bureaukratie zu thun gehabt hat, nicht gemerkt, daß die Verzögerungen sich diskontiren lassen, wie Wechsel und Staatspapiere. Sie hat ihre Wechselagenten, ihre Coulissiers, welche ihr Steigen und Fallen leiten.

Noch einträglicher sind die öffentlichen Versteigerungen für die Bureaukraten. Sie wissen, wie viel den Bietenden daran liegt, einen ungefähren Maßstab zu haben, von wo sie ausgehen können, ohne die Konkurrenz zu fürchten. Die Gebote werden zwar versiegelt eingegeben, allein es gibt mehr wie ein Mittel für die Bureaukraten, um sich die nöthige Auskunft zu verschaffen. Noch kürzlich hat-

Digitized by Google

ten wir ein solches Beyspiel bey einer Lieferung. Der Chef der Administration, ein Mann von strenger Rechtlichkeit, hatte befohlen, daß ungesiegelte Gebote in einem Kasten niedergelegt werden sollten, wozu er allein die Schlüssel besaß. Einer seiner Untergebenen aber und ein Bieter gewannen den Tischler, der den Kasten verfertigen sollte, und dieser brachte einen doppelten Boden dabey an, und verrieth ihnen das Geheimniß, so daß sie alle Gebote so wie sie in den Kasten niedergelegt wurden, lesen konnten, ohne diesen zu öffnen. Am Tage der Versteigerung legten die associrten Betrüger ein Gebot hinein, was das bisherige höchste Gebot nur um wenige Centimes überstieg. Die vortheilhafte Lieferung wurde ihnen zugeschlagen, allein spätere Streitigkeiten zwischen den Theilnehmern führten zur Entdeckung ihres Betruges, und sie wurden streng bestraft. Der treulose Beamte hatte sich außer einem beträchtlichen „Trinkgelde" einen jährlichen Gehalt für die ganze Dauer der Lieferung ausbedungen.

Bey vielen Käufen, bey vielen Lieferungen sind gewisse Primen und Retributionen für die betheiligten Beamten, stillschweigend im Voraus stipulirt. Hier erscheint die Bestechung unter dem Namen usage. Diese traurige Seite unserer administrativen Sitten gibt uns Gelegenheit, einen eben so schönen als seltenen Zug zu erwähnen. Ein General, dessen Bescheidenheit wir nicht durch Nennung seines Namens beleidigen wollen, war beauftragt, den Ankauf von 6000 Pferden abzuschließen. Nachdem alles berichtigt, die Quittung ausgestellt und nur der Preis noch en blanc gelassen ist, legt der Pferdehändler ein Paquet Banknoten auf den Tisch. — Was ist das? fragt der General. — Die gewöhnliche Retribution, die gebräuchliche Vergütung, mein General. — Welche Vergütung? — „Von fünf-und-zwanzig Franken für jedes Pferd, also 150,000 Fr." — „Was, Sie wagen es!" — „Mein General, es ist der Gebrauch." — „Sie haben mir also Ihre Pferde um 150,000 Fr. zu theuer verkauft, welche ich von dem Kaufgelde abziehen werde." Wirklich verminderte der General den Kaufpreis um 150,000 Fr. und der Pferdehändler mußte seine Banknoten wieder einstecken.

Das Ungeheuer der Feilheit, was in gewöhnlichen Zeiten in den Bureaux umherschleicht, schreitet mit erhabenem Haupte einher, sobald irgend eine große militärische, finanzielle oder politische Unternehmung bevorsteht. Das Ungeheuer spekulirt auf die Thronrede, auf die Gesetzvorschläge, die Anleihen, die Vorbereitungen zu einem Kriege. Die Umgebungen und Vertrauten der Kabinette werden dann mit in die Spekulationen gezogen, und nehmen ganze, halbe und viertels Antheile. Die Verhandlungen werden im Opernhaus, auf dem Ball, in den Salons eröffnet. Da suchen die administrativen Aufschlüsse (les révélations administratives) Käufer unter den französischen, jüdischen und englischen Banquiers. Eine gelegene Mittheilung kann ein Landhaus, eine telegraphische Nachricht ein Hotel in der Chaussee d'Antin eindringen. Zwischen einer Contredanse und einer Parthie écarté negozirt man eine vertraute Mittheilung und verkauft eine diplomatische Note.

Ein künstliches Steigen oder Fallen von einigen Franken wird auf der Börse auf Kosten des Vermögens von Tausenden die ungeheuren Preise dieser Courtage der Veruntreuung (courtage d'indiscretion) abwerfen. Nach der Ausführung der großen Maßregeln, welche die Regierungen unternehmen und die Völker bezahlen, findet sich gewöhnlich ein bedeutender Rückstand, dessen Liquidation nur nach gewissen Regeln, nach einer gewissen Ordnung vor sich geht, welche sie ganz der Willkür der Bureaukratie in die Hände liefert. Der mit diesem Geschäft beauftragte Beamte ist ein unumschränkter Herr; es steht bey ihm, durch eine Unzahl von künstlichen Hindernissen das ministerielle Thema der Liquidation in tausend Phantasieen und Variationen umzusetzen. Er kann nach Belieben und in's Unendliche Beweise, Certifikate, Legalisationen und Bescheinigungen verlangen; er kann Zweifel über Namen und Vornamen haben; er kann Formeln, Schemata und Tabellen vorschreiben; er wird mit einem Wort der Pascha der Gläubiger. Diese haben nun keine größere Sorge, als auf die Unterschrift des Liquidateurs und die Verwendungen aller derer, die etwas bey ihm vermögen, zu bieten. Sein Name ist kurz und besteht nur aus fünf Buchstaben, aber jeder von diesen hat seinen Preis, seinen Coursezettel. Seine Kinder, seine Frau, seine Bedienten nehmen an diesem Handel Theil, alle helfen liquidiren. Der Thürsteher selbst erwartet seinen Antheil und der Gläubiger darf nicht hoffen, seine Liquidation zu erobern, ohne auch mit diesem abzurechnen.

Man lobt unser Finanzsystem und wenn blos von der Ordnung und Genauigkeit in den Zahlungen und in der Verantwortlichkeit gegen den Staat die Rede ist, so verdient es dieses Lob. Auf der andern Seite aber hat dieß System die Feilheit nur in bestimmte Regeln gebracht. Die Generaleinnehmer, der Schatz selbst hält Bank. Jene beeilen sich, durch die größte Strenge in der Beytreibung der Steuern ihre Kasten zu füllen, und genießen dann die Zinsen der Summen, die ohne Nachtheil für den Staat noch längere Zeit dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau nützlich geworden wären, statt daß sie nun, in den Kästen von sechs-und-achtzig Generaleinnehmern konzentrirt, diesen die Zinsen abwerfen, welche billiger Weise den Steuerpflichtigen zukämen. Wenn dann endlich alle diese Kapitale in den königlichen Schatz geflossen sind, so weiß der geschickte Einnehmer den Ueberschuß von dem lau-

fenden Ausgaben in dem Börsenspiele zu seinem Vortheil anzulegen. So ist es erklärlich, wie die Strenge und Genauigkeit, womit das Volk gezwungen ist, die Abgaben herzubringen, vielen jener Herren Mittel an die Hand gibt, Häuser, Wagen, Pferde und Laquayen zu halten.

Man möchte vielleicht unserer Zeit ihre Feilheit verzeihen, wenn sie sich nicht bis auf die Gewissen, die Meynungen erstreckte; wenn man nicht seine Meynung, seine Stimme, seine Reden, seine Predigten verkaufen sähe.

Es ist hier der Ort, den Provinzen einen Irrthum zu benehmen, in welchen sie durch den Spott einiger der leichtfertigen Tagblätter der Hauptstadt verleitet worden sind; nämlich daß in Paris Alles um ein Diner zu bekommen sey. Wahrlich, wir sind hier nicht so dumm, und so wohlfeil zu verkaufen. Man glaube ja nicht, daß ein Amt um eine Schnepfenpastete feil sey, oder daß ein Votum den kräftigen Dampf eines gebratenen Fasanen nachziehe. Diese prachtvollen Gastmähler, wovon man so viel spricht, sind nichts weiter als die Börse, die Bazars, wo die Käufe geschlossen werden. Unsere Diners sind für den Verkauf der Gewissen und der Stimmen das, was die Wirthshäuser der Provinzen bey Viehmärkten für den Verkauf der Ochsen und Pferde. Die Preise sind freylich bey uns höher als man glaubt. Man könnte Stimmen nennen, die sich keineswegs durch ihren Wohlklang auszeichnen und doch dem Staate mehr kosten als die der Garcia und der Pasta.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Orang-Outang.

Eines dieser seltenen Thiere ward von Herrn Forrestier in Batavia an Herrn Karl Thatcher in Boston durch die Oktavia, Kapitän Blanchard, geschickt. Es starb aber in der Nacht des 1sten Juni, die erste nach seiner Ankunft. An Bord der Oktavia hatte der Orang-Outang ein eigenes Haus und war mit Reiß und Geflügel für die Reise versehen. Kapitän Blanchard sah ihn zuerst bey Herrn Forrestier in Batavia. Während er beym Frühstück saß, hörte er Jemand leise in's Zimmer treten und fühlte gleich darauf einen vertraulichen Schlag auf die Schulter. Als er sich umsah, wunderte er sich, daß der kleine häßliche behaarte Neger, den er vor sich zu sehen glaubte, sich solche Freyheiten herauszunehmen wage. George, so hieß der Affe, setzte sich mit zu Tische und nachdem er Kaffee u. s. w. zu sich genommen hatte, entfernte er sich wieder. An Bord hielt er sein Haus sehr rein und wusch es häufig mit einem Tuch und Wasser, was er sich dazu geben ließ. Auch seine Person hielt er immer sehr reinlich und wusch sich zweymal des Tages Hände und Gesicht. Er war freundlich und gehorsam und spielte sehr gern; dabey war er aber zuweilen so derb, daß ihn Kapitän Blanchard strafen mußte. Dann legte er sich nieder und weinte bitterlich wie ein Kind, dem es leid thut, etwas Unrechtes gethan zu haben. Er aß Alles, was man ihm gab, sein gewöhnliches Gericht war Reißbrey, doch liebte er besonders Thee, Kaffee und Früchte; auch pflegte er gewöhnlich zu Tische zu kommen, um Wein zu trinken.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Ihre Leser erinnern sich vielleicht aus einer meiner früheren Mittheilungen einer Erfindung, einen Wagen in einer Röhre oder einem Kanal, vermittelst Aussaugung der Luft vor demselben, und dem Einlassen derselben hinter demselben, mit einer Schnelligkeit von 100 englischen Meilen und mehr in einer Stunde fortzuschnellen. Ich höre jezt, daß man zu Brighton in einem kleinen Maßstabe einen Versuch darnach gemacht, welcher, wenn man den Angaben des Erfinders trauen darf, so weit gelungen ist, daß er sich, wo nicht gleich Anfangs, doch durch allmählig verbessertes Maschinenwerk den vollkommensten Erfolg verspricht. — Wahrscheinlich haben Sie auch schon gehört, daß im westlichen England ein Mann sich über 100 Meilen von zwey papiernen Drachen vor ein leichtes Wägelchen gespannt, hat ziehen lassen, eine Art zu reisen, an die gewiß Niemand vorher je gedacht, und die zu viele Unbequemlichkeiten hat, um allgemein zu werden. Ich zweifle aber nicht, daß man bald ein Mittel zum Reisen in Anwendung bringen werde, welches einen sehr großen Theil der Pferde, welche jezt den Menschen das Brod vertheuern, entbehrlich machen wird. — Browns Luft- oder Gasmaschine nähert sich immer mehr ihrer Vollkommenheit, und wird ihrer größeren Sicherheit und Leichtigkeit wegen zu diesem Behufe wenigstens der Dampfmaschine vorgezogen werden.

In der Grafschaft Warwick wurde vor Kurzem ein Sohn nach einer Schlägerey mit seinem Vater, von diesem im Zorne erschossen, und der Thäter hat sich selbst den Gerichten überliefert. Eben dieses hat auch ein Mann zu Carlisle gethan, der eine Weibsperson ermordet und sich geflüchtet hatte; aber vom Gewissen gepeinigt zurückkam, und den Mord und die Gemordete entdeckte!

In Manchester hatte vor einiger Zeit das Militär bey der Parade eine viel besuchte Straße versperrt: da dieß zu vielen Klagen Veranlassung gab, schickte der Magistrat drey Polizeydiener — um die Truppen in Schranken zu halten, welches jene sich auch gefallen lassen mußten!

Rom, 3. Sept.

(Fortsetzung.)

Troß der Hunderte von besondern Werken, und der Tausenden von einzelnen Notizen, welche seit Jahrhunderten über Rom geschrieben worden sind, wette ich doch, daß wenige mein

ner Leser wissen, was das Wasserfest auf dem Navonaplatze zu bedeuten hat. Dennoch ist dieses Fest ein's der originellsten und zugleich interessantesten, welche irgendwo stattfinden dürften. Auf dem genannten Platze, dem größten in Rom, befand sich ehemals der sogenannte Circus Agonalis, von Alexander Severus erbaut, oder doch wieder hergestellt; er führte seinen Namen von den agonalischen Festen, die in demselben gefeyert wurden. Aus dem alten Namen soll, durch Versetzung der Buchstaben, also Navona aus Agona entstanden seyn. Es ist freylich eine Eigenthümlichkeit der italienischen oder römischen Sprache, um einen Eigennamen zu einem Diminutive zu machen, den Anfangskonsonanten der lezten Sylbe vor den vorlezten zu sezen, und dann die andern Sylben, welche dieser vorausgehen, wegzuwerfen. So wird aus Carolina Nina, aus Anna Nana, und aus Francesko Checco u. s. w., wobey freylich dann und wann, wie der lezte Name zeigt, noch andere Veränderungen gemacht werden. Auf diese Weise kann die obenerwähnte Namensveränderung sehr wohl entstanden seyn; schwieriger bleibt die Verwandlung des g in v. Um den alten lateinischen Namen vom griechischen, welcher Streit bedeutet, abzuleiten, sagt man, es hätten im agonalischen Circus, außer dem Wagenrennen, auch noch Faust- und andere Kämpfe stattgefunden. Aber das war der Fall bey allen andern dergleichen Spielen der Art, ohne daß diese davon einen besondern Namen erhalten hätten. Bekanntlich wurden bey den Circensischen Festen auch Seegefechte (Naumachien) gegeben, zu welchem Ende die Circus unter Wasser gesezt werden konnten. Der heutige Navonaplatz soll dieselbe Gestalt des alten Circus haben, und seine vier Reihen Häuser auf die Grundmauern seiner antiken amphitheatralischen Gradinaten erbaut worden seyn. Er ist demnach, wie alle Circus, ein regelmäßiges längliches Viereck. Wahrscheinlich haben die hier ehemals stattgefundenen Naumachien zu dem Feste Veranlassung gegeben, welches jezt an jedem Sonnabende und Sonntage des Monats August daselbst gefeyert, und gewöhnlich Lago di Piazza Navona genannt wird. Es besteht in Folgendem. Mit anbrechendem Morgen wird an den genannten Tagen, vermittelst der auf demselben befindlichen Fontäne, die größere Hälfte des Platzes, das heißt, der tiefste Theil desselben dergestalt unter Wasser gesezt, daß nur noch an den Seiten ein Weg von etwa zwölf oder sechzehn Fuß trocken bleibt, um die Kommunikation mit den Häusern zu erhalten. Somit entsteht in der Mitte des Platzes eine Tiefe von vier bis fünf Fuß Wasser. Dann eilt aus ganz Rom, und sogar von außen her, alles herbey, was ein Pferd, einen Esel oder dergleichen hat, gleichviel von welcher Qualität, spannt das Thier vor einen Karren, Leiterwagen oder Karosse, packt sich und die Seinigen, im größten Staate darauf, und fährt wie das wilde Heer in dem See herum. Dieß dauert so lange, bis etwa das Gespann vor Mattigkeit in die Kniee sinkt, oder die Gesellschaft bis auf die Haut durchnäßt, aus Furcht, sich zu erkälten, abzieht, um die Kleider zu wechseln. Wer kein Fuhrwerk hat, reitet. Dann ist zwar die Freude von kürzerer Dauer, aber sie gewinnt an innerem Gehalte, denn je leichter der Reiter durchnäßt wird, desto ärger kann er auch andere durchnässen. Die Esel allein spielen dabey eine leidende Rolle; über sie geht alles her, Wasser, Prügel und Fußtritte, ohne daß sie wieder etwas austheilen könnten. Zuweilen freylich rächen sie sich, man weiß nicht, ob mit oder gegen ihren Willen; sie werfen sich platt in's Wasser. Dann stürzt der Reiter ebenfalls hinein, und hat Mühe sich und sein Thier wieder auf's Trockene zu haspeln. Daher sind die Esel bey diesem Feste meistens aus der Mode gekommen, selbst unter den Abruzzern. Leztere geben meistens auf eine Pferdefleisch-Bank, wo sie unter einer Menge von Gäulen, welche hier täglich, Behufs der Katzen, geschlachtet werden, für einen mäßigen Miethpreis das Aussuchen haben. Entweder sezen sie sich in Kompagnie, oder auch einzeln darauf, in welchem leztern Falle sie wechseln. Daß sie übervortheilt werden sollten, hat keine Noth, denn da dem Pferdeschlächter die Pflicht obliegt, das Thier, falls es im See liegen bleibt, auf eigne Kosten nach Hause zu schaffen, so können jene versichert seyn, nur solche Pferde zu bekommen, welche unter vierundzwanzig Stunden nicht crepiren. Bis Nachmittags um zwey Uhr herrscht Freyheit und Gleichheit unter dem Viehe; der einspännige Kothwagen kann neben der vierspännigen herzoglichen Karosse einherfahren. Von da an aber werden nur Fuhrwerke mit zwey Pferden zugelassen. Nun erscheint vorzugsweise die elegante Welt aus allen Ständen, das heißt aus dem Adel, dem Handel, der arbeitenden Klasse, den Winzern, den Fuhrleuten und den Birbaccioni, alles kunterbunt zwischen einander durch; alles bespritzt, und wieder bespritzend, ohne danach zu sehen, woher das Wasser kömmt, noch wohin es fährt. Die Eminenten und Eminentinnen zeichnen sich am meisten aus. Was das für Leute sind, habe ich schon öfters gesagt; sie lassen sich an den silbernen Fußsteigvallen, wie ein mäßiger Suppenteller groß, erkennen. Die Birbaccioni erscheinen auf Karren mit zwey Rädern, nicht etwa aus Oekonomie, sondern weil dieß das Fuhrwerk ihrer Ahnherren gewesen ist. Während sich die Leute zu Wagen im See herumtummeln, steht das übrige Publikum im Kreise herum, oder hat sich in die Fenster und die Balcons der Häuser gelagert. Die Untenstehenden haben nicht allein das Zusehn, sondern auch, obgleich meistens wider ihren Willen, Antheil an dem Vergnügen. Denn wo irgend einer ihrer Bekannten vorüberfährt, da werden sie von ihm bis über den Kopf bespritzt. Retiriren sie sich, so fällt der eine auf den andern, und alle auf den hintersten, worüber die im See sich todt lachen wollen, ohne daß die am Boden darüber weinten; denn hier erträgt Jedermann Spaß, weil Jedermann welchen ausübt. Aus den Fenstern und von den Balcons herab sehen meistens Weiber, und zwar lauter bildschöne, aus dem Grunde, weil es keine andern in Rom gibt. Toilette wird hier nicht gemacht, überhaupt ist die Bekleidung, der Hitze wegen, nur sehr spärlich. Dabey entgeht Niemanden etwas als dem Kaufmann. Bey der Mäßigkeit der Römer wird hier nichts gegessen und getrunken, als was sich zu demselben paßt, nämlich Wassermelonen und Limonade. Von erstern stehen auf der entgegengesezten Seite hohe Berge aufgeschichtet, theils ganze, theils aufgeschnittene, und all' um den dritten Mann stößt man auf einen Limonadenverkäufer. Aber der Handel mit beyden geht flau, denn bey der Einfalt und Natürlichkeit des hiesigen Volks ist es ihm eben so unmöglich sich geistig zu divertiren, und zugleich körperlich zu schmausen, als zum Beyspiele Butter und Käse zusammen zu essen. Punkt dreyundzwanzig und ein halb Uhr (das heißt eine halbe Stunde vor Nacht) schwingen sich zwey Brunnengewältigen auf die Schleuse des Platzes, ziehen dieselben auf, und in weniger denn einer Viertelstunde ist der Platz so trocken, als wenn er nie Wasser gesehen hätte. Die Menschen verlieren sich eben so schnell; denn so angenehm dem Römer das Leben im Freyen am Tage ist, eben so sehr haßt er es bey Nacht: die Nacht ist Niemandes Freund, ist sein Wahlspruch. Furcht vor Gespenstern ist dieß nicht, aber doch Furcht vor der Aria cattiva, welche bey ihm die Stelle des furchtbarsten Gespenstes vertritt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Oktober 1826.

Gestürzt ist Alles, ist gefallen, fällt.

Schwab nach Lamartine.

Italia.

(Fortsetzung.)

IX. Rialto.

„Auf der Seufzerbrück' in Venedig bin ich gestanden,
Rechts und links von mir thürmten Gefängniß, Pallast,“
Aber ich bin auch auf der Brücke Rialto gestanden,
Rechts und links von mir wogten die Stadt und das Meer.
Wenn der Egypter den Nil vergrößernd immer das Meer nennt,
Nennt der Venediger so richtiger seinen Kanal,
Er, der große mit Recht vor allen andern geheißen,
Der die Stadt entzwey, krümmend als Schlange sich, theilt.
Wie des Bospors Flut von Asien scheidet Europa,
Scheidet der große Kanal wirklich Venedig als Meer;
Was für kurze Zeit gelang nur dem Herrscher der Perser
Ueberbrückend das Meer dort an des Bospors Gestad,
Hat der Venediger hier vollführt in dauerndem Werke,
Ueberbrückend das Meer mit des Rialto's Gebäu.
Hoch auf steigt der Bau, als wollt' er den Himmel erstürmen,
Jählings wie der Fall stürzet derselbe herab;
Ein Triumphthor ist er Neptuns und der Göttin der Fluten,
Und die Wogen zieh'n lustigen Ganges hindurch.
Ueber den großen Kanal, Rialto die einzige Brücke,
Um den Arm des Meers kreisend als einziges Band.
In zwey Hälften getheilt ist die große Libelle Venedig,
Und Rialto das Glied, welches die beyden vereint,
Rechts und links seht ihr vom Rialto nur Meer und Palläste,
Die senkrecht emporsteigen aus salziger Flut,
Diese schlottern zum Grund, es zerrollen allmählig die Steine,
Und die Säle stehn ihrer Bewohner entblößt,
Aber noch ist der Kanal belebt mit Schiffen und Gondeln,
Und als feste Burg trotzet Rialto der Flut.
Alles ist Uebergang, las ich auf Brücken als Inschrift,
Und auch Rialto vergeht, spricht die zerrinnende Flut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Moeurs administratives.

(Fortsetzung.)

Unsere alten Könige führten, als sie einst Gelder brauchten, die Käuflichkeit der Aemter ein. Das ist freylich jetzt anders; der König ernennt und gratis und der Minister schickt und umsonst wieder weg. Um diese Un-

Digitized by Google

annehmlichkeit zu vermeiden, ist es sehr natürlich, daß man in der That wieder eingeführt hat, was früher von Rechtswegen stattfand, die Käuflichkeit der Aemter. Z. B. ein Generaleinnehmer fängt an zu merken, daß der gegenwärtige Minister, von dessen Schutz er abhängt, bald einem andern Platz machen werde, unter dem er seine Stelle verlieren würde; sogleich reist er nach Paris und gibt zu verstehen, daß er seine Stelle freywillig aufzugeben wünsche, gegen eine angemessene Entschädigung. Sogleich finden sich zehn, zwölf Käufer, und er verschafft demjenigen die Stelle, der ihn am besten bezahlt. Solche Verhandlungen sind sehr häufig und um ihnen ein anständiges Ansehen zu geben, braucht man blos den berichterstattenden Divisionschef zu gewinnen, der dann den Käufer als vollkommen gesund und tüchtig für die Stelle, den Verkäufer dagegen als sehr kränklich, schwachsinnig darzustellen weiß. Hat dieser das Geld einmal bezogen, so geht er wieder auf die Jagd, so viel er will, und hat so viel Geist als er kann.

Es gibt manche bureaukratische Gewissen, welche zu zart sind, um sich durch geprägtes Gold oder durch Bankzettel beschwichtigen zu lassen. Dagegen aber lieben sie die Kunst, die Wissenschaften. Bey diesen wird die Bestechung nie fehl gehen, wenn sie nur in Gestalt von Kunstgegenständen, von Geschmeiden u. s. w. erscheint. Diese Art von Feilheit zeigt sich oft mit einer gutmüthigen Offenheit, einer Naivetät, die wirklich erstaunlich ist. Gewöhnlich geht dieselbe liebenswürdige Zugänglichkeit auch auf die Frau, die Kinder, die Diener des Bureaukraten über. Es gibt Bureaukraten, die allen andern als Muster aufgestellt zu werden verdienten, wegen des Schutzes, den sie den schönen Künsten angedeihen lassen. Bey ihnen wird nichts gekauft: die schönsten Lüstre, die prachtvollsten Trümeaux scheinen sich von selbst einzufinden und sich mit der größten Grazie in ihren Zimmern zu ordnen. Prächtige Shawls fallen wie durch Zauberey auf die Schultern der Damen und unbekannte Schneider versehen den Herrn mit Kleidern vom feinsten Tuche. Uhren, die er nicht bestellt hat, schlagen für ihn die Bureaustunde, und wenn er zurückkehrt, findet er zu Hause Leckerbissen von unbekannter Hand in silbernen Schüsseln, nach deren Gewicht er gar nicht fragt. Auf diese Glückskinder läßt sich der Vers Virgils anwenden:

Nocte domum dapibus mensas ornabat inemptis.

Der wackere Mann versichert überdieß, daß alle diese Gaben unbekannter Freunde ihn in seinem eigenen Hause beständig an die Arbeiten seines Bureaus erinnern, an diesen Bericht, an jenes Cirkular, an einen Brief, eine Unterschrift u. s. w. Indem er nach seiner Uhr sieht, fällt ihm eine rückständige Liquidation ein, die er morgen expediren soll; indem er die Tasten eines prächtigen Piano's von Erard berührt, erinnert ihn seine liebenswürdige Tochter Amalie allegorisch: „Papa, Sie haben doch die Reklamation von vorgestern nicht vergessen?“ Seine Bibliothek, seine Gemälde, seine Teppiche, alles erinnert ihn an seine Pflichten, seine Verbindlichkeiten, die er wirklich mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllt. Bey seinem Tode hört man seine Gattin sich beklagen, daß die Begräbnißkosten die ersten Ausgaben seyen, die sie gehabt, seit ihr Mann im Amte war.

Klassifikation der Bureaukraten.

Unsere Bureaukraten lassen sich füglich in drey Klassen theilen. Zur ersten und zahlreichsten gehören die Schreibesüchtigen (écrivassier). Dieß ist eine epidemische oder vielmehr endemische Krankheit in bureaukratischen Lagern, in den Provinzen. Die, welche damit behaftet sind, lassen den Bureaus in den Ministerien keine Ruhe, ihre Namen finden sich überall, sie sind unvermeidlich, in allen Cartons, auf Registern, auf allen Tischen trifft man sie an. Jeder Commis denkt dieser ewigen Schreiber mit bittern Rachegefühlen, und wehe ihnen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, sie auszulassen. — Zur zweyten Klasse gehören die Neuerungssüchtigen; sie schicken beständig Vorschläge, Memoires ein; sie sind der Schrecken, der Abscheu der Direktoren, welche nur zwey Dinge wollen: ihren Schlendrian und ihren Gehalt. — Die dritte Klasse bilden die Cavillisten; sie verschieben die Ausübung der erhaltenen Cirkulare und Befehle, bis man ihnen genau auseinander gesetzt hat, ob nicht hinter der vorletzten Phrase des dritten Artikels ein Komma stehen müsse. — Diese verschiedenen Eigenschaften oder Krankheiten empfehlen die Provinzialbureaukraten schlecht in den Ministerien und sind die Veranlassung von vielen Entsetzungen. Der Beamte, der seine Stelle behalten will, muß sich zum unabänderlichen Gesetz machen, so wenig wie möglich zu schreiben, sich nicht mit Einwendungen abzugeben, sondern blos passiv die Cirkulare auszuüben und die Tabellen, Berichte und Berechnungen, die man von ihm verlangt, einzuschicken, ohne eine Bemerkung, auch wenn sie noch so absurd wären. Es gibt einen Präfekten, der seit der ersten Organisation der Präfekturen im Dienst ist, der allen Normen, allen Organisationen getrozt hat; sein Präservativ ist ganz einfach; seine Korrespondenz von zwanzig Jahren mit den Ministerien beschränkte sich auf eine einzige Formel:

Monseigneur!

Ew. Excellenz hat durch Ihren Brief vom .... mir die Ehre erzeigt, von mir zu verlangen, daß .... Ich beeile mich, hiermit Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihre Befehle genau befolgt habe u. s. w.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Dieser einfache protokollarische Briefstyl sichert ihm seine Stelle auf Lebzeiten.

Digitized by Google

Geschäftsgang.

Alle Tage kommen von allen Provinzen Tausende von mehr oder weniger wichtigen Depeschen in den Ministerien an. Man bildet sich vielleicht ein, daß die erste Sorge nur sey, sie zu lesen und die dringendsten zu beantworten; weit gefehlt! — Das erste, was mit den Depeschen vorgenommen wird, ist, sie mit einer Registrationsnummer zu versehen. Ein Präfekt, ein General meldet z. B., daß in seinem Departement Unruhen ausgebrochen sind, er bittet dringend um Verhaltungsbefehle, um Verstärkung und erwartet angstvoll beyde. Die Depesche aber geht indessen langsam ihren bureaukratischen Gang. Die Commis haben ihr das sogenannte numero d'ordre aufgesezt und sie wird mit einem Haufen anderer dem Bureauchef übergeben. Dieser liest sie mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit, sie ist für ihn nichts als ein Papier, was anfängt: „Monseigneur!“ und was mit: „Ich habe die Ehre u. s. w.“ schließt. Nachdem er seine Feder geschnitten, registrirt er ruhig die 999 Depeschen, welche dieser vorhergehen, so wie die Commis sie bezeichnet haben, und dann zulezt auch jene in ihrer Reihe, weder früher noch später. Indessen gehen die Unruhen ihren Gang: Thouars wird genommen und wenn die Depesche einige Nummern später zur Registration kommt, so kann auch Saumur genommen werden. Eine etwas warme Einbildungskraft könnte wirklich das Gelingen der Rückkehr von der Insel Elba den Commis zur Last legen, welche die Depesche des Maires von Cannes in ihrer Reihenfolge bezeichneten, oder dem unerschütterlichen Bureauchef, der sie in ihrer Reihenfolge registrirte, während der Usurpator Frankreich eroberte. Nach einem Aufenthalt von zwey bis drey Tagen gelangt die Depesche zum Direktor der Sektion, der sie endlich liest, nachdem sich in vier Tagen niemand um ihren Inhalt bekümmert hat. Während Tausende von bureaukratischen oder andern Herzen angstvoll auf die Entscheidung warten, liegt der Direktor bequem in seinem Lehnsessel und sortirt unter heftigem Gähnen die verschiedenen Depeschen nach ihrem Inhalte. Nichts kann ihn aus seiner gleichmüthigen Ruhe bringen, als wenn ihm etwa ein Name in die Augen fällt, an den auf irgend eine Art sein Privatinteresse gebunden ist; solche Briefe oder Depeschen begünstigt er mit einer befördernden Anmerkung. Für alle solche Depeschen dagegen, welche die Unterschrift dessen tragen, was man in den Bureaus ein Individuum nennt, d. h. einen Bürger, von dem der Bureaukrate nichts zu hoffen oder nichts zu fürchten hat, gilt die unabänderliche Regel, sie ganz unbeachtet zu lassen; der Minister hat keine Zeit, sich um die Individuen zu bekümmern; nicht dafür bezieht er jährlich 150,000 Fr.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 4. Sept.

Die lange Trockene, welche fast allenthalben auf diesen Inseln, während dieses Sommers stattgefunden, hat uns zwar eine Menge vortrefflichen Obst verschafft, aber auch fast alles Gras, Kräuter und Wurzeln für's Vieh, so wie alle leichte Getreidearten, wie Hafer, Roggen, Gerste, in den meisten Gegenden aufgezehrt, so daß die Regierung, um einer Hungersnoth unter dem gemeinen Volke, dem besonders in Irland und nördlichen Schottland der Waizen allzeit unerreichbar ist, zuvorzukommen, es auf sich genommen hat, dem Gesetze zum Troz die Einfuhr aller Getreidearten, außer Weizen, Spelz und Gerste zuzulassen. In Irland fehlt es besonders an dem Lebensstabe, den Kartoffeln; und es herrscht allenthalben, dort und hier, ein solcher Mangel an Fütterung für's Vieh, daß Pächter ein Schaaf, für die Erhaltung eines Schaafes, während des kommenden Winters geboten haben sollen, und der Preis des Fleisches, der Butter und des Käses zu einer Höhe gestiegen ist, welche die Lage der unbeschäftigten, oder übel bezahlten Fabrikarbeiter noch schlimmer macht. So vereinigt sich die Natur mit anderen Umständen, um der Regierung ihren Plan zur Beschränkung des Monopols der Gutsbesitzer durchsetzen zu helfen; und da das Parlament schon für den 14ten November berufen ist, so darf man erwarten, daß es in dieser, für Deutschland so wichtigen Sache, mit Anfang des künftigen Jahres zur Entscheidung kommen werde. Indessen steht zu hoffen, daß die Oeffnung der Häfen für fremdes Getreide, welche die Ausländer in Stand setzen wird, mehr englische Waaren zu kaufen, dem hiesigen Fabrik- und Handelswesen einen neuen günstigen Anstoß geben werde.

Wakefield, welcher gegen eine schwere Bürgschaft auf freyen Fuß gesezt worden war, ist entflohen, und da hier keine Contumazprozesse stattfinden, so konnte für jezt nichts geschehen. Indessen ist seine Bürgschaft verfallen; und sollte er vor den nächsten Assisen nicht verhaftet werden, oder sich nicht stellen, so würde seine Achtung erfolgen, wozu er, wie man glaubt, es doch nicht wird kommen lassen.

Das unterbrochene Opferfest ist viele Abende hinter einander mit dem größten Beyfall aufgeführt worden; und ist jezt nur deßwegen auf zwey Abende in der Woche beschränkt, weil Mathews, der berühmte Komiker, im englischen Opernhause spielt, und die Eigenthümer gern den größten Vortheil von seiner Beliebtheit ziehen wollen. Er zeichnet sich besonders in einem neuen Lustspiel, Before Breakfast (vor dem Frühstück) genannt, aus, welches zwar keine besondere Planmäßigkeit der Anlage empfiehlt, das aber reich an Späßen ist, und besonders Mathews als Bedienten dreyer Herren viele Gelegenheiten gibt, sein Mimentalent zu äußern. Sonst liefert die Bühne nichts Erwähnenswerthes. Vauxhall ist für diesen Sommer geschlossen. Die Eigenthümer hatten sich zwar auf's Aeußerste bemüht, den Ort anziehender als je zu machen, aber die Einnahmen sollen kaum hingereicht haben, sie für [illegible] Ausgaben zu entschädigen — der Ort hat aufgehört fashionable zu seyn.

Das Unwesen der deutschen Besenhändlerinnen, welche mit dem Ausruf buy a broom die Straßen Londons durchziehen, geht immer fort. Indessen sind einige derselben von der Polizey als Landstreicherinnen aufgegriffen, aber gegen das Versprechen sich nicht wieder betreten zu lassen, wieder in ihre

Heimath entlassen worden. Keine derselben soll indessen, es aus Ehrgefühl oder andern Gründen, vor der Polizey ihren wahren Familien-Namen angegeben haben. Wie ich höre, sind diese Besenbinderinnen alle aus dem Nassau'schen, in der Gegend des Taunus zu Hause, wo sie den Winter über die Besen für verschiedene Herrn machen, die sie im Frühjahr hierher bringen lassen, und während ihrer Anwesenheit in England einer jeden, nebst Kost und Wohnung, einen Gulden die Woche geben. Anfangs September gehen sie alle nach Deutschland zurück.

Heute hat eine Versammlung der Actieninhaber der zwey griechischen Anleihen stattgefunden, wobey Dinge an den Tag gekommen, welche viele Personen, Engländer sowohl als Griechen mit Schande bedecken. Ueber die erste Anleihe von 800,000 Pfund wurde zwar nicht viel gesagt, aber eben deßwegen ist zu vermuthen, daß das Geld nicht alles zum Vortheil der Sache, für die es die Leihenden wenigstens bestimmt hatten, verwendet worden ist. Das zweyte aber, von 1,150,000 Pfund, ist mit Ausnahme von 2 bis 300,000 Pfund, die entweder in Geld oder Waffen wirklich nach Griechenland geschickt worden, sind auf's Schändlichste verschleudert, oder zwischen den englischen Agenten, Hrn. Ricardo und Comp., und den griechischen Abgeordneten, Hrn. Orlando und Luriottis, noch schändlicher getheilt worden. Diese große Summe, scheint es, wurde aufgenommen, ohne daß irgend Jemand verantwortlich dafür gemacht worden wäre, und eben so verschwendet — der einzige bemerkbare Plan ist Habsucht, Nachlässigkeit und Begünstigung. Sir Francis Burdett, Hobhouse und Ellis riethen zur Ausrüstung von Kriegsschiffen und Dampfböten, welche Lord Cochrane befehligen sollte; es scheint, daß man die Einwilligung Cochranes erhalten, welchen Vertrag er aber geschlossen, und mit wem, hat sich noch nicht gezeigt; man bestellte zwey Fregatten in den vereinigten Staaten von Amerika, und schickte 155,000 Pfund für den Bau derselben hinüber, aber noch sind die Fregatten nicht abgesegelt; man bestellte vier Dampfschiffe in London, und diese (sagt man) werden erst in sechs Wochen abgehen können, ja es soll nur der Mangel an Geld Schuld daran seyn, daß beyde Schiffsgattungen nicht schon in den griechischen Gewässern sind. Das Merkwürdigste bey der ganzen Sache ist, daß Niemand bey der Versammlung erschien, der mit der Sache zu thun gehabt, und daher im Stande gewesen wäre, eine befriedigende Erklärung zu geben. Man ernannte also einen Ausschuß von unpartheyischen Männern, (worunter der Obrist Stanhope und Hr. Bowring) um dieselbe zu untersuchen, zu retten was zu retten ist, und die Absendung der Schiffe zu beschleunigen, indem die Gläubiger Griechenlands nur von der Befreyung dieses Landes die Wiedererstattung ihrer Anleihe erwarten können; aber es ist noch eine große Frage, ob das befreyte Griechenland sich dazu bekennen werde, wenigstens zu dem, was ihm nie zu Gute gekommen.

Die Bauten im Windsor Schloß gehen schnell von Statten, und werden dasselbe, wenn vollendet, gewiß zu einem der edelsten in Europa machen. In der St. Georgenkapelle überraschte mich [illegible] Denkmal der Prinzessin Charlotte. Der unter einem [illegible] ruhende Leichnam, und die vier verhüllten Gestalten um denselben her geben eines der rührendsten Bilder der Vergänglichkeit und des Jammers, das ich je gesehen; auch ist die Gestalt der Prinzessin, die als Psyche über dem Leichnam empor zu fliegen scheint, gelungen, die beyden Engel zur Seite aber, besonders der eine, mit einem häßlichen Kinde im Arme, bilden einen Uebelstand, der sich in allegorischen Gestalten in Marmor fast nie vermeiden läßt.

Rom, 3. Sept.

(Beschluß.)

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Wasserfestes geben die Römer eine Erklärung nach ihrer Art. Bald soll der Zweck derselben seyn, die Fuhrwerke zu benetzen, damit sie sich nicht von selbst entzünden, bald den Menschen Kühlung gegen die Hitze zu verschaffen, welche im Monate August ihren höchsten Grad zu erreichen pflegt. Mich dünkt, es ist, wie schon oben gesagt, ein Ueberbleibsel der ehemaligen Naumachien. Gekämpft wird jezt freylich nicht, und statt Blut fließt nur Wasser. Doch soll es vor einigen Jahrhunderten weniger ruhig zugegangen seyn. In jenen Zeiten, so erzählen die hiesigen Einwohner, dauerte die Lustbarkeit auch in der Nacht vom Sonnabende auf den Sonntag fort, weil das Wasser nicht abgelassen ward, sondern vom Aufgange der Sonne am Sonnabende an bis zum Niedergange am Sonntage auf dem Platze stehen blieb. Die Wasserpromenaden fanden alsdann bey Fackelschein statt. Da fügte es sich einstens, daß ein Savelli und ein Santacroce (aus den beyden, damals sehr mächtigen und sehr unruhigen Familien gleiches Namens, von denen die lezte noch jezt existirt) an einander geriethen (mit den Wagen nämlich) und vom Leder zogen, wobey lezterer, wenn auch nicht in's Grab, doch in's Wasser beißen mußte. Dieses Ereigniß ward Veranlassung, daß fortan das Fest in der Nacht nicht mehr stattfinden durfte. Uebrigens hat das Fest dieses Jahr einen Reiz erhalten, den es ehemals entbehrte: eine zahlreiche Harmoniemusik hat in den Nachmittagsstunden das Publikum mit Rossinischen Symphonien und Opernarien unterhalten. Da die Musik aus der päpstlichen Schatzkammer bezahlt worden ist; so gibt dieser Umstand einen Beweis, daß die Regierung, weit entfernt, wie der hiesige boshafte Pöbel zu sagen pflegt, die Volksvergnügungen zu stören, sie auch befördert.

Wie in andern Ländern, ist die Hitze dieses Jahr auch in Rom stärker und anhaltender gewesen als in den vorigen Jahren. Wir haben oft vier Tage anhaltend Mittags sechsundzwanzig Grad Reaumür gehabt, und fast während der ganzen zwey Monate Julius und August ist das Thermometer nicht unter vierundzwanzig gefallen. Es ist bekannt, daß die Hitze in Rom wohl lähmt, oder sonst untauglich zu körperlichen oder geistigen Geschäften macht, aber übrigens der Gesundheit nicht schadet. Der Hitze angemessen, ist die Quantität des sogenannten Eises (gelato) gewesen, welches in den hiesigen Kaffeehäusern verbraucht worden ist. Bekanntlich ist dieses Eis nichts weiter als ein verkälteter, mit Zucker versezter, Fruchtgallert, worin das Fleisch des jedesmaligen Obstes eine bedeutendere Rolle spielt als der Saft. Es hat durchaus mit dem, was man in Frankreich und in Deutschland (glace, Eis) nennt, gar nichts gemein. Freylich ist auch der Preis danach: dieselbe Qualität, welche in Paris zwanzig Sous kostet, wird hier (die beste Sorte) um den fünften Theil (3½ Bajocco) gegeben. Diese Wohlfeilheit vermehrt natürlich die Konsumtion: so ist es eine Freude gewesen, zu sehen, wie viele halbe, ja ganze Portionen (leztre kosten sieben Bajocchi) die Römer in einem einzigen Abend verschlungen haben. Die hiesigen Einwohner hören auf genau zu seyn, wenn es auf zwey Dinge ankömmt; diese sind, bey dem Wohlhabenden das Gefrorene, und bey den Aermern die Wassermelone (cocomero).

G. L. P. E.

Beylage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 237.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Oktober 1826.

Ernst ist das Geheimniß einer sich auf Meynung gründenden Macht.

Joh. v. Müller.

Bruchstücke
aus den *Moeurs administratives.*

(Beschluß.)

Nach drey bis vier Tagen hat der Direktor die Depeschen geordnet, und die Bureaudiener tragen sie nach den betreffenden Bureaus. Zu Bureauchefs sollten nur sehr tüchtige Männer verwendet werden, denn sie sind eigentlich die einzigen, die wirklich etwas zu thun haben. Tüchtige Männer sind aber leider selten, besonders wenn man außer der Tüchtigkeit auch noch ein bestimmtes politisches oder religiöses Glaubensbekenntniß verlangt. Diese Chefs, tüchtig oder nicht, bemerken diejenigen Depeschen, welche ihnen wichtig oder Arbeit erfordernd scheinen, und übergeben sie einem Commis Redakteur, um eine summarische Antwort abzufassen. Auf den größten Theil der übrigen wird das Todesurtheil *classé* geschrieben und es ist nicht wieder die Rede von ihnen.

Der Bureauchef hält die Depeschen selten über zwey Tage auf. Der Commis-Redakteur dagegen glaubt in seinen summarischen Antworten sein ganzes Genie aufbieten zu müssen, und gibt sich die größte Mühe, seinen kleinen bureaukratischen Willen mit dem Willen des Königs und des Ministers, in deren Namen er spricht, zu vermengen. Alle Wochen werden diese Arbeiten dem Unterchef übergeben, der sie durchsieht und das Nöthige abändert. Dieß gibt wieder acht Tage zu den zwölfen, während welcher der Präfekt die Antwort auf seine Depesche erwartet. Glücklich kann er sich preisen, wenn nicht zwischen dem Commis-Redakteur und dem Unterchef Controversen über die Abfassung der ihm bestimmten Antwort entstehen. Man hat es erlebt, daß als einst eine telegraphische Nachricht den Ausbruch von Unruhen in Flandern meldete, ein heftiger Streit zwischen diesen beyden Bureaukraten entstand, welche zu einem wahren Schisma in den Bureaus führte; es kam nämlich darauf an, ob es in der Antwort auf jene Depesche heißen müsse: *il en est résulté*, oder *il en a résulté*. Die Sache war noch nicht entschieden, als die Nachricht ankam, daß die Nationalgarde in Flandern die Ruhe wieder hergestellt habe.

Wir können indessen rechnen, daß die Korrekturen des Unterchefs vier bis fünf Tage wegnehmen. Nun erhalten die sogenannten Commis-Expeditionärs den Auftrag, diese Bescheide in's Reine zu schreiben und nach den bureaukratischen Regeln auszufertigen. Diese Herren haben auf der Welt keinen vernünftigen Grund, mit ihrer Arbeit sehr zu eilen und nehmen sich eine volle Woche Zeit dazu. Nun werden endlich nach Verfluß eines Monates seit der Ankunft der Depeschen diese nebst den Antworten darauf in zwey verschiedene Abtheilungen geordnet, von welcher jeder auf dem Umschlag eine kurze Analyse des Inhalts beygefügt wird. Diese Arbeit hat ein einziger Commis zu besorgen, neuer Verzug.

Indessen gelangen die sogeordneten Depeschen und ihre Antworten wieder in die Hände des Bureauchefs zur Durchsicht. Dieser hat entweder während der Zeit über

Digitized by Google

anderen Geschäfte und anderen Depeschen längst vergessen, was es mit diesen für eine Bewandtniß habe: oder (was in unsern Zeiten nicht selten der Fall ist) die Umstände haben sich indessen ganz geändert, andere Menschen, andere Grundsätze sind an der Tagsordnung. Ungeduldig bemerkt der Bureauchef die Absurditäten, die dadurch in manchen Antworten entstanden sind, welche vor drey Wochen noch sehr vernünftig waren; und bezeichnet sie mit einem: Ce n'est plus cela. — Diese omineuse Phrase: ce n'est plus cela, hat in unsern Zeiten häufige und sonderbare Anwendung gefunden, besonders im Anfang und am Ende der hundert Tage und bey der ersten Restauration. Das ce n'est plus cela hat nothwendig die Folge, daß die ganze Arbeit wieder von vorne angefangen werden muß. — Nehmen wir jedoch an, daß der Chef die Arbeit billigt und sie dem Direktor vorlegt. Dieser glaubt Beweise seiner Wichtigkeit, seiner Talente und Arbeitsamkeit geben zu müssen, er sieht die Arbeiten noch einmal durch und fügt gewöhnlich jeder Antwort noch einige Bemerkungen bey, welche ganz dasselbe sagen, was schon drinnen steht. Wir sind im zweyten Monat seit der Ankunft der Depeschen, auch ist die Arbeit wirklich weit vorgerückt. Der Direktor wird sie morgen dem Minister zur Unterschrift vorlegen. Unglücklicher Weise aber a r b e i t e t der Minister nur zweymal die Woche; morgen ist zwar der Arbeitstag; allein eine wichtige Sitzung verhindert ihn und er bescheidet den Direktor auf die nächste Woche. — Die nächste Woche und mit ihr der wichtige Tag ist gekommen: d e r M i n i s t e r a r b e i t e t.

Auch hier sehen wir uns genöthigt eine Illusion zu zerstören, welche die Departements zu vielen unnöthigen Schritten, vergeblichen Sorgen und falschen Ansichten verleitet. Da sie immer in dem Wahn sind, daß das, was für sie wichtig ist, wovon das Wohl und Wehe der Provinzen oder einzelner Individuen abhängt, auch für uns Bureaukraten der Ministerien wichtig seyn müsse; so stellen sie sich bey dem Ausdruck: Der Minister arbeitet, etwas sehr Feyerliches vor. Sie bilden sich ein, daß die Stunde, wo der Minister mit einem Federstrich über das Schicksal von so vielen Familien, über so viele Interessen entscheidet, auch von Sr. Excellenz zu reiflicher Untersuchung, Berathschlagung und Erwägung verwandt wird. Sonderbarer Wahn! — Die Provinz sollte endlich lernen, daß uns hier in der Hauptstadt alles, was die Provinz angeht, ganz vollkommen gleichgültig ist, bis auf die richtige Bezahlung der Abgaben.

Was aber die Arbeit des Ministers mit dem Direktor betrifft, so ist dieß ein Gegenstand, der unserer komischen Muse noch ein schönes Feld darbietet. Ich selbst habe mit mehr wie einem Minister gearbeitet, und weiß, was ich davon zu halten habe. Es geschieht z. B. wohl, daß der Huissier versichert, Se. Exzellenz scheine heute so beschäftigt, daß sehr zu zweifeln sey, ob er mit dem Direktor arbeiten könne. Dieser wagt es jedoch, er hat einen Gesetzvorschlag, vier Berichte und 250 Depeschen, welche die Excellenz unterzeichnen soll. Er läßt sich anmelden: „Verdammte Störungen! hört man den Minister in seinem hintersten Cabinette rufen, keinen Augenblick Ruhe! wer ist's schon wieder?" — Indem er den Direktor erblickt, beschäftigt er sich jedoch wieder und weiht diesen sogar in seine geheimnißvolle Beschäftigung ein. Die Gemahlin Sr. Excellenz hat nämlich von der Gattin eines Deputirten vom Centrum einen Papagey erhalten, der die seltensten Talente besitzen soll. Se. Excellenz waren den ganzen Morgen bemüht, das artige Thier zum Sprechen zu bringen. Alles umsonst! — Auch die Schmeicheleyen und Bemühungen des Direktors sind umsonst und in der Verzweiflung beginnen beyde zu arbeiten. Es ist die Rede von einem Gesetzvorschlag. Se. Excellenz fürchtet, daß Art. 2 und 3 der Opposition ein zu weites Feld eröffnen werden. — Die Deputirten des Centrums, Monseigneur, sind da, um sie zu vertheidigen. — Ey was! Phrasenmacher, denen es an Argumenten fehlt. Wir müssen der Opposition ein tüchtiges, unwiderlegliches Argument entgegensetzen. — „Da erschallt eine Stimme aus dem Cabinette: Die Abstimmung! Die Abstimmung!" — Es ist der Papagey, der nun plötzlich seine Talente glänzen läßt: „zur Ordnung! zur Ordnung!" schreyt er noch lauter. Se. Excellenz sind eben so erstaunt als entzückt über das Thier, das die Diskussion eines Gesetzvorschlags aus dem Grunde zu verstehen scheint. Bedächte Se. Excellenz, daß der kluge Papagey bey seinem vorigen Herrn, dem Deputirten vom Centrum, in demselben Zimmer hing, wo dieser sich auf die Sitzungen der Kammer vorzubereiten pflegte, so würde ihre Verwunderung ein Ende haben. Kaum hat die Freude über diese unerwartete Lösung seiner Zweifel dem Minister erlaubt die Arbeit fortzusetzen, so stürzt Ernst, sein jüngster Sohn, weinend herein. Sein Hanswurst ist zerbrochen, mit Mühe gelingt es dem liebenden Vater und dem gefälligen Direktor den Schaden wiederherzustellen und das Kind zu besänftigen. Se. Excellenz hat indessen trotz so vieler Störungen zwey Berichte und ein halbes Dutzend Depeschen unterzeichnet. Da tritt seine Gemahlin herein, um ihm anzuzeigen, welche Stücke sie diese Woche auf den Theatern, die sie besuchen wird, gespielt zu haben wünscht.

Vergebens sucht der Direktor während dieser wichtigen Diskussion noch einige Depeschen oder einen Bericht unterzuschreiben. Se. Excellenz gähnt, sieht nach der Uhr, wird von seiner Gemahlin erinnert, daß es Zeit sey nach dem Diorama zu fahren, um einen N e b e l e f f e k t zu sehen. Der Direktor ist entlassen, die übrigen 224 Depeschen auf die nächste Woche verlegt und — d e r M i n i s t e r h a t g e a r b e i t e t.

Ein jüdischer Sopher oder Schreiber.

Während meines Aufenthalts zu Dubnow äußerte ich den Wunsch, hebräische Manuscripte zu erhalten und mein jüdischer Führer begleitete mich eine enge Straße hinab nach dem Hause eines Sopher oder Schreibers, dessen Beschäftigung darin besteht, Abschriften des Gesetzes zu verfertigen nach den Regeln der hebräischen Kalligraphie. Sein kleines Gemach bot einen mir neuen und sonderbaren Anblick dar. Auf dem Tisch vor ihm lag ein genaues Exemplar, von welchem er seine Copie nahm, Rollen von Pergament lagen rings um ihn her, an den Wänden waren Zirkel, Tintenflaschen und andere Geräthschaften aufgehängt; und in einer Ecke des düstern Gemaches lagen Häute, welche zu Pergament verarbeitet werden sollten. Als ich eintrat, sah der Sopher von seiner Arbeit auf mit dem Ausdruck eines Mannes, der in einer angestrengten Beschäftigung seines Geistes und seiner Aufmerksamkeit gestört wird, einige Worte jedoch, die ich ihm über seine Beschäftigung sagte und einige hebräische Kunstausdrücke, die ich einfließen ließ, brachten ihn bald in die Wirklichkeit zurück und erregten seine Neugierde, so daß er sich bereitwillig mit mir in ein Gespräch über sein Geschäft und die Schwierigkeiten einließ, welche mit einer gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten verbunden seyen. Das Amt eines jüdischen Abschreibers schließt strenge alle Verbesserungen aus, er hat die religiöse Pflicht, alles ohne Ausnahme genau so zu kopiren, wie es vor zwölf bis dreyzehn Jahrhunderten zur Zeit der Entstehung des Talmuds geschrieben worden, bis zu den geringsten Kleinigkeiten. Die Felle zu den für diese Abschriften dienenden Pergamenten müssen von reinen Thieren und von jüdischen Händen bereitet seyn. Sollte es sich finden, daß ein solches Pergament von einem Christen bereitet worden wäre, so wird es sogleich als unrein zerstört. Die Pergamente werden so gefaltet, daß die Breite einer Spalte immer die Hälfte der Länge beträgt. Die Tinte, deren sich der Sopher bedient, besteht aus einer Mischung von Pech, Kohle und Honig in eine Art von Paste zusammengekocht und dann für den Gebrauch in Galläpfeltinktur aufgelöst. Ehe der Sopher sein Amt beginnt, und nach jeder Unterbrechung muß er seinen Geist sammeln, um mit der nöthigen Salbung die heiligen Worte nachzubilden. Er muß eine besondere Aufmerksamkeit darauf wenden, daß alle Buchstaben genau denen des Originals nachgebildet werden, und wenn in diesem ein Buchstabe größer oder kleiner als die übrigen ist, oder schief liegt oder über oder unter der Zeile, oder wenn ein Endbuchstaben aus Versehen in der Mitte des Wortes steht, so muß er diese Fehler mit der größten Genauigkeit nachahmen. Es haben übrigens auch christliche Herausgeber der Bibel diese ängstliche Sorgfalt nachgeahmt. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit die Lehren der Rabbiner auf diese zufälligen Anomalien legen, und manche von ihnen werden auf eine dem Christenthume sehr feindselige Art ausgelegt. Zum Beyspiel Fehler, welche sich während des Abschreibens einschleichen, dürfen korrigirt werden, aber es muß innerhalb dreyßig Tagen geschehen. Ist mehr Zeit verflossen, so wird die Abschrift „Posel“ oder „verboten“ erklärt. Sollte ein Aleph-Lamod oder Jod-He falsch geschrieben werden, so ist es nicht erlaubt, sie zu verbessern oder auszukratzen, weil sie die heiligen Namen bilden; es ist ferner verboten, die Namen der Gottheit zu korrigiren, außer wenn sie in einem untergeordneten Sinn gebraucht worden. Ein solcher Fall findet sich Genesis III. 5., wo der Name „Elohim“ zwey Mal vorkommt. Da die Rabbiner ihn das zweyte Mal als die falschen Götter bezeichnend ansehen, so erlauben sie, ihn an dieser Stelle zu korrigiren, allein sie verbieten es im Anfang der Zeile, wo offenbar von dem wahren Gott die Rede ist. Wenn der Sopher den unaussprechlichen Namen „Jehovah“ schreibt, so darf er nicht aufhören zu schreiben, bis er damit fertig ist, und wenn auch ein König in die Stube träte; aber wenn er zwey oder drey der Namen der Gottheit hinter einander zu schreiben hat, z. B. „Jehovah, Herr der Heerschaaren,“ so darf er, nachdem er den ersten vollendet hat, aufstehen und den Eintretenden bewillkommnen. Er darf den unaussprechlichen Namen auch nicht anfangen zu schreiben gleich nachdem er die Feder in die Tinte getaucht hat, sondern wenn er sich ihm nähert, muß er von Neuem eintauchen beym ersten Buchstaben des vorhergehenden Wortes.

Es wunderte mich nicht, daß der Sopher von Dubnow, durch so viele Regeln und Pflichten gebunden, ein mageres und abgearbeitetes Aeußere hatte, und einen sehr hohen Preis für seine Arbeiten forderte u. s. w.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandria.

Um dem französischen Handel mit Alexandrien und Egypten mehr Lebhaftigkeit zu geben, war kein Umstand von so glücklichen Folgen, als die entschiedene Vorliebe Mohammed-Ali's für Frankreich, welche ihren Grund in dem Plane dieses Fürsten hat, das alte klassische Land zu regeneriren, welches er beherrscht. Um aber dieß zu bewerkstelligen, sucht er jenem unternehmenden Geist, der mit den Siegern der Pyramiden den Nil aufwärts gezogen ist, die Thore seines Reichs zu öffnen. Betrachten wir Mohammed-Ali als den obersten Verwalter Egyptens und Beschützer des Handels, so erscheint er uns als ein, von jenem Christenfeind ganz verschiedener Mensch, welcher von ehrgeizigen, aber unpolitischen Ansichten, die dem Fortschreiten der europäischen Kultur so zuwiderlaufen, sich hat verleiten lassen, die Wiederunterjochung Griechenlands im Namen der Pforte für sich zu versuchen. Eine reifere Ueberlegung wird diesen kräftigen und kühnen Mann wohl am Ende von der Wahrheit überzeugen, daß Egypten, Nubien, nebst einem Theile Arabiens ein Reich bilden könnten, welches bey hinlänglicher Ausdehnung ihm ein ruhmvolles Feld darbietet, um sich in allen Richtungen der Re-

Digitized by Google

gierungskunst thätig und menschlich, klug und aufgeklärt zu beweisen.

Was heißt es aber anders als der Sache der Griechen, zwar nur indirekt, aber doch wesentlich dienen, wenn Mohammed-Ali europäische Kultur und Thätigkeit in sein Land verpflanzt. Ohnedieß wird der Pascha es bald müde werden, für diesen Kampf, in welchem er nur als Werkzeug betrachtet wird, seine besten Kräfte aufzuopfern. Schon genießen die in Egypten domicilirten Griechen dort alle mögliche Sicherheit. In den Inseln Cypern und Candia erlaubt die Mäßigung und das gute Benehmen der egyptischen Truppen vollends gar nicht ihren Herren als den persönlichen Feind der Christen zu betrachten. Ist er doch der erste Muselmann, der von dem, durch den Islamismus begünstigten geistigen Stillstand seines Volkes überzeugt, darauf bedacht gewesen ist, eine Zahl junger Muhamedaner nach Paris zu schicken, um sie in den Künsten und Wissenschaften Europa's unterrichten zu lassen. Gewiß werden diese, wenn sie dereinst in ihre Heimath zurückkehren, wo sie nicht den lezten Platz in der Gesellschaft ihrer Landsleute einzunehmen suchen dürften, den Kampf gegen Griechenland nicht begünstigen. Wollte Mohammed-Ali aber, daß sie dennoch in solchen Gesinnungen erzogen würden, so hätte sein hellsehender Blick sie nicht nach Frankreich geschickt, wo die heroischen Thaten der Griechen so große und lebhafte Theilnahme erregen. Man kann im Gegentheil hoffen, daß die Berührungen Frankreich's mit Egypten den besten Erfolg nicht allein für die Regeneration dieses Landes, sondern auch für Griechenland haben werden.

Weit entfernt, alle Maßregeln eines türkischen Pascha's gut zu heißen, welche derselbe in einem Lande ausführt, auf dem sein schwerer, obwohl in mancher Rücksicht wohlthätiger Arm ruht, kann man doch nicht umhin in Mohammed-Ali das lebhafte Bemühen zu loben, alle Künste und Einrichtungen des neunzehnten Jahrhunderts für den Wohlstand und die Verbesserung des Zustandes der Dinge in Egypten dahin zu verpflanzen. So sucht er die Keime der Gesittung zu pflegen und zur Reife zu bringen, welche die französische Armee mit den sie begleitenden Gelehrten und Künstlern in jenem Lande ausgestreut hat, das zwanzig Jahrhunderte vor der europäischen Kultur schon blühte. Er läßt Kanäle graben, sie mittelst Maschinen mit Wasser versehen, er legt Straßen an, verbessert den Landbau, und sucht fremde Pflanzen einheimisch zu machen. Gegen alle Grundsäze des dem Muhamedaner gleichsam angeborenen blinden Glaubens an ein unabwendbares Fatum, legt er Spitäler an, befördert die Kuhpockenimpfung, schafft er Bibliotheken, Buchdruckereyen und Telegraphen. Er hat die Beduinen verjagt, und die Anwendung der Riesenkräfte des Dampfes durch Dampfmaschinen mit Lebhaftigkeit aufgenommen und eingeführt. Selbst öffentliche Schulen hat er gestiftet, und sucht er zu vermehren. Schon bestehen zwey Kollegien, wo neben Egyptern auch Griechen, Syrier, Araber und Armenier unentgeldlichen Unterricht erhalten. Ja es ist geschehen, daß der Pascha die Eltern der Eleven mit Unterstüzungen aus seiner Kasse für die ihrer Arbeit entzogenen, den Studien gewidmeten Kinder entschädigte. Er hat ein Lyceum für 1200 junge Leute eröffnet, und schon zählt es 700 Schüler. Man lehrt in demselben mehrere lebende Sprachen, dann Anatomie, Medicin, Mathematik und Zeichnen. Französische, englische und italienische Werke werden dort in's Arabische und Türkische übersezt, und in demselben Institute gedruckt.

Das Resultat dieser seiner ersten Erziehungsversuche bestimmte Mohammed-Ali, vierzig junge Egypter nach Frankreich zu schicken, um dort eine möglichst gute Erziehung zu erhalten. Sein Wunsch und seine Absicht ist es, daß diese junge Leute die erworbenen Kenntnisse einst in ihr Vaterland zurückbringen, dort ihren Landsleuten mittheilen, und somit Kultur und Unterricht verbreiten möchten. In wenigen Jahren werden sie den Barbaren abgelegt haben, und fähig werden, die Absicht des Pascha zu erfüllen. Grundsäze von Recht und Billigkeit, von Menschlichkeit und wahrer Moral werden sie zurück begleiten, nachdem sie durch die Geschichte werden erfahren haben, was ihre Vorfahren, was die der Griechen gewesen. Sie werden lernen, was der rationelle Landbau, Industrie und Handel für das Wohl und das Glück eines Landes leisten können, wenn angemessene Geseze sie beschüzen. Wohl werden sie dann auch ihre gewonnenen Ideen mit dem noch jezt in Egypten herrschenden System schwer in Einklang zu bringen wissen; es wird des Widerspruchs nur zu vielen geben; allein die Zeit wird hülfreich dazwischen treten, und der Erfolg kann nur gut seyn. Gewiß ist, daß diese jungen Leute an den Ufern des Nils einst zu Leitung des Unterrichts werden berufen werden, die Gewalt der Dinge wird es so fügen, und somit wird der Islamismus von dort aus einen harten Stoß erhalten, der selbst für die Griechen, wenn sie auch jezt unterliegen sollten, nur wohlthätige Folgen haben kann.

Arnstadt.

Wir reisten über Rudolstadt, Ludwigstadt, Cronach, lauter Nebenwege, zurück. Paradiesische Thäler eines nordischen Landes! Eisenhütten, Schieferbrüche, Erlenbäche, Obstbäume, Wiesen bis zum Gipfel der wenig hohen Vorderberge, deren abgerundete Höhen mit Wald bedeckt sind. In Cronach sah ich mit großem Interesse die Tretmühle, welche im dasigen Zwangsarbeithaus eingeführt ist. Sie mahlt für das, 400 Menschen starke, Personal das tägliche Mehl. Jeder Arbeiter macht 600 Schritt, dann lösen ihn andre ab, so daß er acht Minuten ruht, und acht Minuten arbeitet. Der Arzt besucht sie wöchentlich, und bey dem geringsten Anschein von Brustschwäche wird ihnen eine andre Arbeit gegeben. Ein jeder tritt nur einen halben Tag, wobey die Zahl Schritte einer deutschen Meile herauskommt. Also eine Meile bergauf, ohne Bergluft, in einem großen, gewölbten Lokal, mit steter Unterbrechung, doppelter Portion Nahrung — der Anblick hatte etwas von Dantes Hölle — ein immenses Gewölbe von einer roth flammenden Lampe erleuchtet, bey der eine Wache mit entblößtem Säbel steht, dessen Stahl in der Dunkelheit blinkte; die Züchtlinge, (fast ohne Ausnahme schlanke, jugendliche Gestalten!) in weißtuchenen Pantalons und Hemdärmel, von hinten gesehen, in der rastlosen Bewegung des Hinansteigens, und nie Emporgelangens, bis die 600 Schritte gemacht sind; dann ertönt eine Glocke, die Tretenden lassen sich an eisernen Stäben herab, und neue winden sich an diesen Stäben hinan, so daß das Rad gar nicht aus dem Tempo kommt, und ehe sie es sich versehen, steht dasselbe Schauspiel des stets vergeblichen Klimmens wieder vor Ihnen! — 300 Männer und 120 Weiber waren als Arbeiter da (unter diesen Tretern Jünglinge von Bildung!) — Keine Menschenstimme tönt in diesem Mühlgewölbe, noch in irgend einem der Säle. Die Arbeiter müssen alle schweigen. Neben diesem Zwang, dieser Verstummung haben die Arbeiter von dem herrlichen Gebäude, aus den hohen, gesunden Zimmern die Aussicht auf die lieblichste Natur! — Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß eine Gattung Missionarien in solchen Häusern das schönste Bestreben üben könnte, Männer, Frauen, welche einige Stunden des Tages — nur eine Stunde! — vor der schweigenden Arbeit mit ihnen über Gott, Natur, Bürgerpflicht sprächen, ihnen einen menschlichen Gedanken, ein menschliches Interesse für den Tag in die Seele gäben!

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Oktober 1826.

> Gleich mit jedem Regengusse
> Aendert sich dein holdes Thal,
> Ach! und in demselben Flusse
> Schwimmst du nicht zum zweyten Mal.
>
> Goethe.

Die Floßfahrt.

Wildbad 1826.

Setzt euch sittig auf's Gebälk,
Jeder seiner Schönen
Fromm als Schützer zugesellt,
Laßt die Hörner tönen!
Kühn vertraut den kundigen
Kräft'gen Wäldersöhnen!

Wie die Wogen rauschend gehen,
Laßt Gesang erklingen
Zu der Hörner Melodien,
Und die Gläser klingen,
Daß die wohlgefügte Fahrt
Möge wohl gelingen!

Nimmt der Köpfe wohl in Acht
Vor der Wehresstelle!
Fergen *) sorget, daß die Flut
Nicht herüberschwelle,
Und der zarten Damen Fuß
Unsanft überquelle.

Eja wie so lustig zieht
Unterm Klang der Wellen
Hin der Floß, wie flieh'n zurück
Wies' und Berg im schnellen
Laufe, wo im Sonnenglanz
Hoch die Wogen schwellen.

Ist mir nicht, als säh' ich klar
Vorm Gebälke schweben
Munterer Tritonen Schaar,
Nymphen schön daneben!
Der Najaden frommer Chor
Ja er soll uns leben!

Sprecht von bösen Nixen nichts
Und von ihren Tücken,
Wie sie feine Knaben und
Männer selbst berücken,
Wenn zu schnödem Untergang
Sie oft die verstricken.

Ammenstuben lassen wir
Solches, wohl geborgen
In der Frau'n und Mädchen Hut;
Arges nichts besorgen
Läßt ihr Huldblick, führen wir
Fort auch bis zum Morgen.

Conz.

*) Für Schiffer, Ruderer noch da und dort gebraucht. In der ältern Schriftsprache in den Nibelungen z. B. auch bey Luther noch in der Bibelübersetzung so vorkommend. Hier für die Floßmänner.

Olivia Garcias.

(Aus Reynolds Memoiren.)

Sogleich nach dem Tode ihrer Eltern, die sie in ihrer frühen Jugend verlor, war die Portugiesin, Olivia Garcias, der Vormundschaft und Leitung des Herrn Macey, eines Oheims meines Vaters anvertraut worden. Sie war sehr schön und einen ganz besondern Reiz verlieh ihr der Ausdruck tiefer Melancholie, welcher ihre himmlischen Züge beschattete. Für die Ursache derselben hielt man allgemein einen

Digitized by Google

geheimen Kummer. Je häufiger Herr Macey über das Schicksal seiner Pflegbefohlnen befragt wurde, je geheimnißvoller und verschlossener fand man ihn, um so größer ward aber auch die allgemeine Theilnahme und Neugierde und um so verschiedenartiger die Gerüchte, welche über die schöne Olivia in Umlauf kamen.

Um diese Zeit hatte mein Vater, der Advokat war, einen Klienten, mit welchem ihn zugleich die innigste Freundschaft verband und der mit dem einnehmendsten Aeußeren die mannigfaltigsten Kenntnisse und ein sehr beträchtliches Vermögen verband, das er vor kurzer Zeit geerbt hatte; sein Name war Eduard B... Eines Tages hielt der Wagen des Herrn B. vor dem Hause, mein Vater stieg mit seinem Freunde aus und stellte ihn meinem Großoheim in Gegenwart meiner Tante Macey, Oliviens und meiner vor. Als Herr B., dessen liebenswürdige und angenehme Formen auf den ersten Blick für ihn einnahmen, näher zu uns trat, standen wir auf, um ihn zu begrüßen. Aber kaum hatte er Olivia erblickt, als sich eine merkliche Gemüthsbewegung seiner bemächtigte und wir ihn auf sie zustürzen und ihre Hand mit Heftigkeit ergreifen sahen. Olivia ihrer Seits schien uns gleichfalls lebhaft ergriffen, ihr Auge hatte, als sie Herrn B. erblickte, einen leidenschaftlichen Ausdruck, allein sie verließ das Zimmer mit sichtbar unterdrücktem Seufzen. Eduard wollte ihr nacheilen, allein Herr Macey hielt ihn ganz ernstlich davon ab.

Dieses Ereigniß verschaffte uns die Mittheilung von Oliviens Geschichte. Wir erfuhren, daß als mein Oheim Macey noch zu Lissabon gewohnt habe, Herr B. durch einen Bekannten bey ihm eingeführt und wegen seines gewinnenden liebenswürdigen Benehmens eingeladen worden sey, wieder zu kommen. Seine häufig wiederholten Besuche hätten bald keinen Zweifel mehr gelassen, daß die Schönheit, der Geist und die Liebenswürdigkeit Oliviens auf den jungen Engländer lebhaften Eindruck gemacht haben, und in kurzer Zeit hätte es sich gezeigt, daß auch die junge Portugiesin für den Fremden gleiche Neigung empfunden, wie er für sie.

Herr Macey, welcher an der rechtschaffenen Denkungsart und den guten Absichten des Herrn B. nicht zweifelte, habe der entstehenden Neigung beyder jungen Leute nichts in den Weg gelegt, weßhalb er sich denn aber nach Verlauf von einigen Monaten für verpflichtet gehalten habe, eine bestimmte Erklärung herbeyzuführen. Er habe also eines Tages zu Eduard gesagt, daß es gewiß seine Absicht sey, das, was er für Olivia fühle, laut auszusprechen. — In der That, habe der junge Mann geantwortet, ich kann es nicht verhehlen, daß ich Ihre Mündel anbete. — Worauf Herr Macey erwiedert habe, „so kann ich Ihnen sagen, daß Olivia demjenigen, der schon ihr Herz besitzt, auch gerne ihre Hand geben wird.“ — Bey diesen Worten habe Eduard einigermaßen verlegen geschienen und sey im Zweifel gewesen, wie er antworten solle.

Der gute Greis habe das Befremdende dieses Betragens ganz auf Rechnung der Wirkung, welche ein solches Geständniß auf den Liebenden machen konnte, geschrieben und habe fortgefahren: „Fürchten Sie von meiner Seite keine Verweigerung, nein, Alles soll abgeschlossen werden, sobald wir nur die für ihre Heirath nothwendigen Anordnungen getroffen haben werden.“

„Für unsere Heirath!“ rief Eduard erblassend und wie vom Donner gerührt. „Nun ja, mein Herr, rief Macey mit Ernst, oder sollten Sie gewagt haben? . . . Antworten Sie mir mit einem Wort: „soll meine Mündel das Opfer schändlicher Umwege werden, oder ist sie das Ziel einer aufrichtigen wahren Liebe?“ — „Mitleid, Mitleid,“ rief der unglückliche junge Mann, indem er vergeblich die erforderliche Geistesgegenwart zu gewinnen suchte. — „Sie hätten sie also wirklich nicht heirathen wollen?“ . . . „Wenn der Himmel es zugeben wollte, so würde sie für ewig mein seyn! Allein beendigen wir diese Unterhaltung, die mich zu Tode martert, morgen will ich ihnen die Ursachen auseinandersetzen, welche mir eine glückliche Zukunft rauben.“

Mit diesen Worten habe sich B. entfernt und den erstaunten Herr Macey dem schmerzlichsten Betrachtungen überlassen. Bald kam ein Brief an, welcher das unglückliche Räthsel lösen sollte. Er sagte, daß B. schon verheirathet sey. Alsbald ließ der würdige Vormund dem Herrn B. nun sein Haus verbieten. Aber das Gift der Liebe hatte Olivia Garcias empfindsames Herz zu tief ergriffen, als daß sie die verlorne Ruhe je hätte wieder finden können. Sie schien ganz tiefsinnig geworden zu seyn und man fing an, für ihr Leben zu fürchten. Die Aerzte verordneten eine Luftveränderung und Olivia ward in das Haus eines Freundes ihres Vormundes geführt, der bey Cintra wohnte, und dessen zahlreicher Familienkreis ihren Kummer zerstreuen und sie vor allen Nachstellungen sicher stellen sollte.

Eines Tages beschloß die Familie nach einem Fest, das sie ihren Bekannten gegeben hatte, einen Ausflug in die Gebirge zu machen. Olivia, zu schwach, um ihr zu folgen, wurde zu Hause zurückgelassen. Einsam wie sie war, ging sie, ein Buch in der Hand, an den Ufern des Tajo spazieren, als mit einem Male eine prachtvolle Jacht ihre Aufmerksamkeit erregte. Als sie aber mit Erstaunen wahrnahm, daß sich das Schiff gegen das Ufer hinwandte, wo sie spazieren ging, wollte sie sich eben entfernen, als sie schon mehrere Personen das Ufer betreten und ihr nachfolgen hörte. Sie beschleunigte darum ihre Schritte möglichst, allein sie wird eingeholt und die Hand des Nacheilenden ergreift sie beym Arm, sie wendet sich um und erkennt — Eduard! — „Olivia, sagte er zu ihr, hören Sie mich, denn wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Seit lan-

ger Zeit suchte ich die Gelegenheit, die mir endlich heute geworden ist. Vielleicht ist es aber auch heute der lezte Tag, an dem ich Sie befreyen kann. Folgen Sie mir und lassen Sie uns mit Umgehung aller eiteln Formalitäten nach Italien reisen, wo wir das Glück einer reinen, nie vergänglichen Liebe genießen können.“ — Olivia antwortete nicht. — „Ich beschwöre Sie, rief Eduard, kommen Sie, eilen Sie, denn ich höre Schritte und man könnte uns entdecken.“ Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand und versuchte es, sie mit sich fortzuziehen.

Zwischen Liebe und Furcht schwebend schwamm Olivia in Thränen, ohne Widerstand leisten zu können. Eduard an den vollständigsten Sieg seiner Liebe glaubend, drückte Olivia an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Aber nur wenige Schritte waren sie gegangen, als in Olivien der Muth der Tugend mit aller Kraft erwachte und sie sich mit den Worten aus seinen Armen wand: „Verlassen Sie mich und erscheinen Sie nicht wieder vor meinen Augen; stören Sie die Ruhe einer unglücklichen Waise nicht länger mehr und widmen Sie Ihre Liebe derjenigen, welche heiligere Rechte an dieselbe hat. Bis jezt haben Sie nur meine Seele verführt, lassen Sie mich sterben, ohne meine Ehre verlezt zu haben.“ Heftiger als vorher erneuerte Eduard seine Bitten, aber Olivia blieb unerbittlich und eilte davon. Einige Zeit nach diesem Vorfall wurde Herr Macey genöthigt, Portugall zu verlassen; da seine Mündel Olivia aber keine Verwandte mehr in diesem Lande hatte, so begleitete auch sie ihn nach England.

Diese Geschichte rührte uns bis zu Thränen und wir theilten, in Schmerz aufgelöst, den Kummer der unglücklichen Olivia. Mein Vater, den wir unterdessen gleichfalls in schmerzhafte Theilnahme und ernstes Nachsinnen versunken gesehen hatten, erhob sich jezt mit einem Male in rascher Bewegung, und richtete an Olivia folgende Worte: „Fassen Sie Muth, schöne Olivia, ich bin der Rechtsfreund Ihres Geliebten, aber sollte er Ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so werde ich gerichtlich gegen ihn auftreten. Ja, lieber Oncle, Eduard wird Olivia heirathen, und ich gehe von hier aus, ihn dazu zu bewegen.“ — „Wie magst du sie so bitter beleidigen, sagte Herr Macey zu meinem Vater, vergißt du, daß Eduard geheirathet ist?“ — „Ich werde aber seine Ehe auflösen,“ antwortete mein Vater, der davon eilte und uns im größten Staunen zurückließ.

Bald kam er aber wieder zurück und erzählte: „ich habe mich in B. nicht getäuscht, er ist ein Ehrenmann und wird Olivia heirathen, so bald die gerichtliche Scheidung zwischen ihm und seiner Frau ausgesprochen seyn wird. Ja, fuhr er fort, schon lange wußte ich, daß Eduard's Frau seiner unwürdig ist, und daß sie ihn längst verlassen hat. Hätte ich schon länger um Oliviens Geschichte gewußt, so wäre Alles schon heute im Reinen. Indessen muß man die verlorene Zeit wieder hereinzubringen suchen.“

Mein Vater war ein guter schneller Arbeiter, und entschieden in seiner Handlungsweise. Er verlangte vor Allem, daß Herr B. wieder Zutritt in dem Hause meines Oheims erhalten sollte. Das Glück schien Olivien wieder zu lächeln, allein aller Bemühungen meines Vaters unerachtet zog sich die Sache doch in die Länge, und Herr Macey und B. waren nicht ohne Angst und Sorgen.

Eines Abends, als man eben von den Mitteln sprach, die zu ergreifen wären, um beyde Liebenden endlich vereinigen zu können, wurde mein Vater zu einer kranken Dame gerufen, die ihr Testament aufsetzen lassen wollte. Allein mein Vater, mit der Sache beschäftigt, die seinen Geist und sein Herz gleich ansprach, schickte an seiner Stelle einen Notar. Dieser kehrte auch bald mit dem versiegelten Testamente zurück, welches nur erst nach dem Tode der Dame zu eröffnen war. Dieser Todesfall ereignete sich aber den anderen Tag und mein Vater schritt mit aller Form zu Eröffnung dieses lezten Willens, während dessen wir ihn aufmerksam beobachteten, weil seine Züge auffallend bewegt waren. „Olivia, rief er, hören Sie: „ich vermache meine Güter in . . . meinem unglücklichen Gemahl Eduard B . . ., indem ich ihn flehentlich bitte, mich in seinem gerechten Unwillen nicht bis jenseits des Grabes zu verfolgen.“

Eleonore B . . .

Das folgende Jahr folgte Olivia ihrem geliebten Eduard willig zum Altare, vor welchem die glücklichste Ehe eingesegnet wurde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dieppe, 14. August.

Es ist etwas Seltenes, wenn man die Beschreibung eines französischen Badeorts findet; bisher hatte man die Bäder in Frankreich noch nicht zu den Modevergnügungen gezählt, und erst seit dem vorigen Jahre wird das Publikum auf diese Anstalten aufmerksam, insofern sie vielmehr dem Luxus als der Heilkunst angehören. Ein's der wichtigsten Bäder wird Dieppe werden, nicht nur weil es Seebad ist, als weil es so ganz nahe bey Paris liegt; man fährt dahin ganz leicht in 24 Stunden. Einen besondern Werth gab im vorigen Jahr dem Bade in Dieppe die Frau Herzogin von Berry; die Aerzte hatten ihr das dortige Seebad angerathen, und die liebenswürdige Königstochter fand dort nicht nur die Gesundheit, sondern auch, was ein eben so köstliches Gut ist, die fröhliche Laune, die Zufriedenheit der Seele in den Wohlthaten, die sie so gerne austheilt, und deren das in seinem Wohlstande sehr heruntergekommene Städtchen gar sehr bedurfte, und endlich auch die Befriedigung des Bedürfnisses, einige Tage des Jahres, entfernt vom Zwange des Hofes, im Anblicke des freyen Meeres zu-

zubringen. Die Aussichten sind in Dieppe reich und reizend. Der Kanal des Meeres zwischen Frankreich und England, la Manche genannt, gewährt eine bezaubernde Abwechslung von großen Naturscenen; bald wogt das wilde Meer, und man beobachtet die furchtbare Erscheinung unter dem schützenden Dache der wirthlichen Wohnung am Gestade; bald zieht der friedliche Fischer aus, um die gefährliche Ernte zu holen, die er nicht gesäet hat, und die bisweilen seine Gattin, nebst ihrem Kinde lange, oft leider umsonst, am Ufer erwartet; bald bildet das heuchlerische Meer eine Spiegelfläche, und lockt durch seine majestätische Ruhe die Uferbewohner hinaus auf die reizende Ebene, auf welcher nicht einmal ein Grabeshügel sichtbar ist, um zu warnen, wie viele sie bereits in ihrem tiefen Schlunde begraben hat. Von der Höhe aus, welche die aufsteigende Sonne erwärmt, sehnt man sich hinunter in die kühlende Flut, und die Kraft der Gesundheit, die man in dieser fühlt, macht bald die Bilder des Todes vergessen. Das Leben ist mächtig überall, aber mächtiger als auf dem Lande ergreift es den Menschen auf dem Meere, und dieselbe Sonne, die Morgens vom Lande her kam, ist noch reicher an Freude für den Lebenslustigen, wenn sie Abends selber hinunter taucht, und seinen Kahn noch mit ihren lezten Strahlen beleuchtet. Das Leben für die Badegäste in Dieppe ist doppelt; sie freuen sich mit dem freudenreichen Lande, und leben mit dem ewigen Meere. — Einst war Dieppe eine bedeutende Handelsstadt; seine Seeleute waren vor einem Jahrhundert ausserordentlich berühmt; einst hatte hier der erste Seeheld Frankreichs, Duquesne, seine erste Bildung bekommen; aber mit dem allgemeinen Zerfall des Seehandels in Frankreich verlor auch Dieppe seinen Verkehr mit den Kolonien, den größten Theil seiner Spitzenfabriken und den Absaz seiner Elfenbein- und Beindrechsler-Waaren. Das jezige Seebad wird wahrscheinlich dem Wohlstande wieder aufhelfen; den ersten Anfang zur Anstalt machte ein Pariser Herr und unter dem Beystande einiger Kapitalisten und des ehemaligen Maires der Stadt, Herrn Quenouille, kam sie bald vollkommen zu Stande. Die Frau Herzogin von Berry sorgte im vorigen Jahre für die noch fehlenden Anstalten; auch dem Lokalkunstfleiße sucht sie wieder aufzuhelfen, und gewiß wird es ihr gelingen. Dieppe hatte kein Theater, nun ist seit einem Jahr ein ganz neues gebaut, nicht weit vom Meere, gerade über von dem warmen Bade; es ist so eben zum ersten Male darin gespielt worden; für dieses Jahr ist das Schauspiel dem berühmten Volksdichter, Herrn Desaugiers, der jezt zum zweyten Mal zum Direktor des Vaudevilletheaters in Paris ernannt worden, übertragen; der Vaudevillesaal wird jezt hier ausgebessert, und deßhalb berief man das Vaudeville nach Dieppe. — Die warmen und kalten Bäder sind in Dieppe äusserst bequem eingerichtet; das Lokal ist sehr geräumig, eine vortreffliche Promenade ist auch auf dem Lande eingerichtet. Der Badeaufenthalt in Dieppe kömmt eben nicht theuer zu stehen; die möblirten Wohnungen sind zahlreich, sehr gut bestellt, und mit allem Nöthigen versehen. Auch die möblirten Hotels sind groß und sehr bequem. Eine einzelne Person kann für monatliche dreyßig bis sechszig Franken wohnen; das Frühstück kömmt von 10 bis 20 Sols, das Mittagessen, das spät genug servirt wird, um das Abendessen entbehrlich zu machen, kostet an der Table d'Hote 40 bis 50 Sols (der Cours zu 28 Kreuzer für 20 Sols oder einen Frank). Wer Aufwand machen will, findet auch andere Gelegenheiten. Eine Badehütte kostet 15 Sols, aber nur Eine Person kann darin baden, um die Bequemlichkeit des Bades nicht zu beschränken. Das Städtchen ist artig, die Straßen sind breit, gerade, die Häuser gut gebaut. Die Luft in Dieppe ist rein. Die Einwohner sind gastfrey, gutmüthig, gefällig; in den Sitten herrscht Gutmüthlichkeit und Ordnung, und wenn Fremde sich bisweilen beklagen, daß man sie in andern Städten der Normandie übernommen hat, so ist das der Fall nicht in Dieppe. Schon vor etwa acht Tagen waren 1500 Badegäste da, und man erwartete noch viele, weil jezt gerade das Theater geöffnet wurde, und man die Frau Herzogin erwartete. Sie kam gerade am 8ten August Morgens an; man hatte sie nicht so frühe erwartet, aber sie selber, die das Gedränge der Ceremonien nicht liebt, und sich lieber unter die allgemeine Gesellschaft zwanglos mischt, war bereits in die Stadt eingefahren, ehe nur die Behörden Zeit gehabt hätten, sich zu ihrem Empfange zu versammeln; noch trommelte man die Nationalgarde zusammen, als die Prinzessin schon abgestiegen war, und einige Minuten nachher sah man sie auf dem Wege nach ihrem Seebade. Da war keine Wache, die die Gesellschaft abgehalten hätte; mitten unter den Badegästen kam sie herbey ohne alle Pracht, gekleidet in ihre Badepantalons und in das wollene Frauenkleid; plözlich lief sie mit jugendlicher Leichtigkeit dem Meere zu, in Begleitung des geschwornen Baders, eines allbeliebten Ehrenmannes, der sie, nach der vorgeschriebenen Regel, in ihrem Badebehälter in seinen Armen sanft in die Flut tauchte. In diesem Augenblick gaben vier königliche Kriegsfahrzeuge, die gerade über vor dem Bade ankern, ihre Salven und die Flaggen wehten bald überall, sogar in den geringsten Fischernachen. Für Dieppe ist die Gegenwart der Herzogin von Berry ein Fest, und in der That ist sie auch so sehr und so allgemein in Frankreich geliebt, so oft sie irgendwo erscheint, daß die Städte und Gegenden, wo sie bisweilen hinkommt, von den andern Nachbarstädten und Dörfern allen beneidet werden. Die Prinzessin hat mehrere Liebhabereyen, die ganz beweisen, wie vortrefflich ihr Charakter seyn muß; sie liebt die Kinder, die Zeichnungen und Gemälde, die Thiere, die Landwirthschaft und die Musik.

Paris.

Unsere Belletristen und Künstler, die nun endlich eingesehen haben, welche wichtige Ernte sie in der deutschen Literatur finden können, geben uns von Zeit zu Zeit die Proben ihrer Auswahl. Ein sehr schönes, ganz neu ausgestelltes Gemälde ist ein Faust nebst der Margaretha aus Goethen; der Maler ist Herr Colin; die Bilder sind vortrefflich gerathen, die Margaretha scheint aus dem Pinsel des Alban auf die Leinwand geflossen zu seyn, eine süße, wollüstige und doch fromme Gestalt. Auch eine unserer jungen Virtuosinnen, eine Dem. Louise B. hat die lezte Scene des Faust zu Musikscenen eingerichtet, und die Musik selber komponirt; die Begleitung ist für das Piano geschrieben. — All unsere Schöngeister haben der Dem. Sonntag ihren Abschiedsgruß nachgerufen. Ihre Verehrung erstreckt sich nicht blos auf ihre Kunst, sie rühmen auch ihren bescheidenen, tadellosen Lebenswandel. Aber weil sie dann nichts auf die Heldin zu sagen wissen, so greifen sie sich untereinander selber wegen des allgemeinen Beyfalls an, den sie Alle der liebenswürdigen Deutschen zollten, und nun hat Einer sich vorgenommen, sich über sie Alle lustig zu machen; er behauptet, sie haben Alle an die Demoiselle Sonntag während ihres Aufenthalts in Paris Liebeserklärungen eingeschickt, aber kein Einziger habe eine Antwort bekommen; also droht er, eine Sammlung dieser Briefe im Druck herauszugeben. Ein Deutscher, Hr. Nehrling, hat eine gute Lithographie, das Portrait der Dem. Sonntag herausgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Oktober 1826.

Der Freyheit Morgen steigt herauf,
Ein Gott ist's, der die Sonne lenket,
Und unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Uhland.

Skizzen aus Griechenland.

Konstantin Boţari ist der Abgott seiner Waffengefährten. In dem Gefecht vom 19ten April retteten sie ihn um den Preis ihres Blutes. Ein egyptischer Offizier hatte ihn vom Pferde geworfen, und war im Begriff, ihn zum Gefangenen zu machen. Seine Verwandten und Soldaten, beschämt ihren Feldherrn zu verlieren, entschlossen sich, ihn zu retten, es möchte kosten was es wolle. Sie schlossen einen Kreis um ihn und machten einen Wall aus ihren Körpern, und indem sie sich fechtend zurückzogen, schleppten sie ihn fast eine Meile mit sich fort; wenn der Feind sie drängte, so stellten sie sich ihm entgegen; sie fechten, sie fallen; Einer nimmt die Stelle des Andern ein und auf diese Weise retten sie ihn, indem sie siebzehn Todte auf dem Platze lassen; sie erkämpfen nicht allein sein Pferd wieder, sondern nehmen noch den Feinden zwölf der ihrigen weg. In diesem Kampfe, in dem man die Schlachten der Ilias erneuert zu sehen glaubt, fielen sechs Brüder, Boţari's Verwandte, um sein Leben und die Ehre der Sulioten zu retten.

Ich glaubte früher, daß die italienischen Maler in ihren Darstellungen von Kriegern die Färbung und Gestalt derselben übertrieben. Jene strengen Gesichter, jene athletischen Glieder, die dunkle Farbe schienen mir Karrikatur; allein jezt, nachdem ich die Rumelier und Sulioten gesehen, bin ich überzeugt, daß nichts Unnatürliches in jenen Gemälden ist. Dieser Völkerstamm ist der schönste und kräftigste, den ich je gesehen. Ihre stets der Sonne ausgesezte Haut ist buchstäblich bronzefarbig. Ihre Brust breit wie ein Harnisch. Die Natur hat ihnen ein reiches Haar geschenkt, das sie frey um das Haupt herumfliegen lassen, und welches noch weit schöner seyn würde, wenn sie nicht die Gewohnheit hätten, es an den Schläfen abzuscheeren. Sie werden als Krieger geboren und sterben als solche. Von ihrer Kindheit an tragen sie Pistolen und einen Säbel, welche sie nimmer ablegen. Gleich den andern griechischen Kriegern müssen sie sich selber Waffen und Kleidung verschaffen. Ihr Sold besteht in einer Portion Brod und zwölf Paras täglich für ihren Mundvorrath, und fünf-und-zwanzig Piaster monatlich für ihre übrigen Bedürfnisse. Sie haben weder Zelte noch Betten, noch irgend einen andern Schutz gegen die Witterung. Ihr Bett ist ein Mantel — ein Stein ihr Pfühl — und die Decke über ihrem Haupte ein stets heiterer Himmel. Während eines ganzen Feldzuges kleiden sie sich niemals aus, weßhalb sie natürlich sehr schmutzig sind, allein ihre Waffen sind stets rein und glänzend. Ihr erster Gedanke beym Erwachen ist sie zu putzen und in gutem Stand zu erhalten. Sie haben eine ausschweifende Vorliebe für schöne und reiche Waffen, die einen auffallenden Kontrast mit ihren schmutzigen Hemden bilden. Sie haben keine Tornister, noch irgend eine Art von Sack. Sie sind wohlgebaut, stark wie Löwen und leicht wie Ziegen. Ihr Anstand ist theatralisch. Sie fechten stets einzeln und ein

Jeder wählt seinen Platz. Gleich den Alten, die sich mit einem Schilde bedeckten, legen sie sich flach auf die Erde hinter einen Stein nieder, sie wissen sich so gut dahinter zu verstecken, daß sie unverwundbar sind, und von dort aus ihre Schüsse richten. Um die Feinde zu betrügen, stellen sie gewöhnlich in einiger Entfernung von ihrem Verstecke eine rothe Mütze auf. Sie machen keine Verschanzungen, wenn sie zusammen fechten wollen, so bilden sie sich in eine T r o m m e l, wie sie es nennen, dieß ist ein Platz mit einem Wall von Steinen umgeben, die sie rund herum aufstellen, und hinter welchem sie ein für den Feind gewöhnlich sehr zerstörendes Feuer unterhalten, da sie meistentheils sehr gut zielen. Man sagt, die Sulioten feuern niemals mehr als dreymal und dieß sehr nahe, dann werfen sie ihre Musketen und Mäntel ab und fallen mit gezogenem Säbel auf den Feind, denn sie bedienen sich des Säbels statt des Atugan, womit die Soldaten in Morea bewaffnet sind.

Die Rumelier und noch mehr die Sulioten halten es für ein großes Mißgeschick, ihren Anführer zu verlieren, auf welche Weise es auch seyn mag — so daß sie ihm zuweilen im Gefecht nicht erlauben, sich zu sehr auszusetzen. Sie folgen ihren Anführern und verlassen sie, wie es ihnen gefällt: keine Strafe oder Ehrlosigkeit ist hiermit verbunden, da sie nur eine Fahne verlassen, um unter einer andern zu dienen. Wenn man diese Truppen mit den altitalienischen Condottieri oder den spanischen Guerillas vergleichen wollte, so würde man keine sehr richtige Idee von ihnen erhalten. Die Aehnlichkeit mit den alten schottischen Clans ist größer: die starken Glieder und die der schottischen ähnliche Tracht machen diesen Vergleich noch vollkommner. In Rumelien gehört das Recht, den Truppen Anführer zu geben, gewöhnlich besondern Familien an, die es durch ihre Tapferkeit erworben, und geht meistens vom Vater auf den Sohn über. Die Sulioten haben den Türken ewigen Krieg geschworen und diesen Eid länger als die Maltheserritter erfüllt. Mehr als fünfzig dieser tapfern Männer fielen in der Schlacht vom 19ten April. Dieß war kostbares Blut, das vergossen wurde, denn seit die Sulioten ihr Vaterland verloren, sind nur noch ungefähr tausend von ihnen übrig, die in Griechenland und den jonischen Inseln zerstreut sind. Doch sind ihre Truppen immer zahlreich, weil viele Rumelier, durch ihren Kriegsruhm angezogen, sich unter ihre Fahnen stellen und in ihrer Schule vortreffliche Krieger werden. Gleich den alten Spartanern folgt ihnen beständig eine große Zahl Griechen, die unter ihren Befehlen fechten.

Wir erreichten um ein Uhr nach Mitternacht den Hafen von Hydra. An einem Sommerabend bey Mondlicht ist dieß eine der herrlichsten Scenen, die sich denken läßt. Die bloß aus weißen Häusern bestehende Stadt hängt in Form eines Amphitheaters über einem steilen Gebirge und erscheint in der Nacht gleich einer glänzenden Schneemasse, und die in der Ferne aus den Fenstern schimmernden Lichter scheinen gleich goldenen Sternen auf silbernem Grunde. Als wir in den Hafen einliefen, ertönte er von Hammerstreichen und dem Geschrey der Matrosen, welche die Anker lichteten. Dieses Geräusch kam von drey Brandern, die man für Miauli's Geschwader bereitete. Früh am folgenden Morgen ging ich an Bord dieser Höllenmaschinen, die sehr einfach sind. Die inwendige Seite dieser Schiffe ist wie eine Mine beschaffen und mit Pulverfässern, Pech und andern brennbaren Materialien gefüllt. Wenn der Brander ein feindliches Schiff geentert hat, so besteigt die Mannschaft ein Boot und der lezte Matrose, der ihn verläßt, sezt ihn durch zwey Oeffnungen in Feuer. Das Boot eilt davon, um dem Ausbruche zu entfliehen. Jeder Matrose erhält hundert Dollars als eine außerordentliche Belohnung. Miaulis gab denen, die ihr Leben in dem Hafen von Modon wagten, zweyhundert. Jeder Brander kostet die Regierung zwischen drey- bis viertausend Dollars. Die Hydrioten bereiteten diese Fahrzeuge, welche vielleicht ihr Grab werden mochten, mit demselben Eifer, als ob sie einen Ballsaal schmückten. Sie sind kräftig und ernst und haben den Charakter der Albaneser bewahrt, von denen sie abstammen. Sie verachten die Heiterkeit und Geschwätzigkeit der Bewohner von Morea: wenige von ihnen können lesen oder schreiben, allein mehrere sprechen zwey oder drey Sprachen — Italienisch, Französisch und Türkisch.

(Der Beschluß folgt.)

Hindostanischer Zeitungsstyl.

Folgender Bericht eines Streites findet sich in dem Spiegel der Neuigkeiten (Mirat-ool-Ukbar), einer Hindu-Zeitung, die in Calkutta herauskommt. „Am 6ten Oktober in der Muchoa-Bazarstraße unter dem Schatten der Nacht fuhr ein Europäer südwärts in einem Buggy, und indem ein Hindu in entgegengesezter Richtung fuhr, wollte es der Zufall, daß die beyden Buggy's zusammenstießen. Aus dieser unerwarteten Berührung entbrannte in der Brust des Europäers das Feuer des Zorns und er streckte die Hand der Gewalt gegen das Haupt des Hindu aus und gab ihm unterschiedliche Hiebe. Als dieser unglückliche und unterdrückte Hindu keine andere Rettung sah als in der Flucht, machte er sich auf die Beine. Troz des ihm schon zugefügten Schadens, war der Europäer so ganz unter der Herrschaft der Leidenschaft, daß das Feuer des Zornes noch nicht verlöschte, also daß er seinem Saces befahl, den Hindu zu verfolgen und zurückzubringen. Allein der Saces kehrte unverrichteter Sache zurück, denn der Hindu mit weißer Leber bewegte sich vor ihm gleich dem eilenden Winde; der Europäer aber griff nun den Saces an und

gab ihm einige Hiebe. Der Sares, nicht im Stande diese Hiebe länger zu ertragen, erhob mit seinem angebornen Muthe die Hand der Rache und versuchte, diesen rücksichtslosen Europäer niederzuwerfen; er zog ihn aus dem Buggy heraus und wünschte ihm die Behandlung, die er erfahren, zu vergelten nach dem Spruch: „Beleidigung für Beleidigung ist gerecht,“ oder: „wer mit dem Schwert gibt, wird mit der Scheide kriegen.“ Allein da indessen die Räder des Buggys auseinander gebracht waren, so bestieg der Europäer ohne Zeitverlust seinen Buggy und fuhr davon.

Moral. Die Vorsicht gebietet, daß in unserm Betragen gegen Andere wir uns nicht der Uebereilung hingeben sollen, welche meistens aus Mangel an Ueberlegung entsteht; daß der Mensch nicht den Anstand vergessen soll, nach dem Spruch Mahammud: „Vorsicht ist von Gott und Uebereilung vom Teufel.“ Und es ist nöthig, daß die anständigen Personen, deren Umstände ihnen erlauben, sich eines Fuhrwerks zu bedienen, niemals vergessen, welches Betragen sie ihrem Range schuldig sind. Und in der Nacht sollten sie Lichter aufstecken, damit sie eines guten Rufes genießen und nicht unangenehmen Vorfällen ausgesezt seyn und die Frucht der Reue kosten mögen.

Sonderbare Rache.

Pater Cotrou erwähnt in seiner Geschichte der Mongolen eines sonderbaren Gebrauches, den die Fürstin Cande von ihrem Geschütz machte, als der Mogul Akebar ihre Hauptstadt Amanadegar belagerte. „Als sie nämlich nach einer zweymonatlichen Vertheidigung sich gezwungen sah, der Uebermacht nachzugeben, ersann sie folgendes Mittel, um den Sieger zu hintergehen und sich an ihm zu rächen. Sie ließ aus dem Gold und Silber, was sie besaß, Kugeln gießen, worauf sie in der Landessprache Verwünschungen gegen Akebar eingrub. Diese Kugeln wurden in einige Feldschlangen geladen, welche dieselben eine Stunde weit tragen konnten, und auf diese Art über das feindliche Lager weg in die Wälder und Gebüsche verschossen, welche die Stadt umgeben. Nachdem sie auf diese Art alle ihre Reichthümer verschleudert hatte, übergab die Prinzessin die Stadt dem Mogul. Einige dieser goldnen und silbernen Kugeln werden noch von Zeit zu Zeit in der Gegend von Amanadegar gefunden, und noch vor kurzer Zeit fand ein Bauer eine goldene, welche acht Pfund wog; Herr Manouchy hat sie gesehen und die Inschrift, die sie trug, gelesen.“ —

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Ich besuchte vor Kurzem das Londoner Handwerker-Institut (London Mechanic's Institution), das erste, welches in England gebildet worden, und hörte eine Vorlesung von Dr. Birbeck, über Browns Gas- oder Luftmaschine. Der Doktor hatte eine solche Maschine nebst Zeichnungen und mehreren Vorrichtungen zur Hand, womit er nicht nur das Prinzip dieser Maschine, sondern auch die Schnellkraft und andere Eigenschaften der Luft, so viel wie möglich zu versinnlichen suchte; auch war sein Vortrag höchst einfach, faßlich und befriedigend für die, welche mit einigen Vorkenntnissen versehen seyn mochten, und durch sein heiteres Wesen sowohl als durch die Art seiner Experimente für alle unterhaltend. Die Versammlung, welche fast ausschließlich aus Handwerksgesellen zu bestehen schien, war zahlreich, äußerst anständig in ihrem Benehmen, und größtentheils sehr aufmerksam. Doch war es offenbar, daß nur sehr wenige etwas von der Sache verstanden, und wirklich Belehrung darin suchten und erhielten. Worauf jedoch zu antworten wäre, daß es besser ist die Menge so zu unterhalten, als in den Wirthshäusern vertheilt zu sehen. Auch kann Niemand in Abrede seyn, daß die mit dieser und anderen ähnlichen Anstalten verbundenen Schulen, in welchen die Mitglieder an den Abenden, wo keine Vorlesungen stattfinden, um ein Geringes im Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Französischen Unterricht erhalten, sehr nützlich seyn können; und es wundert mich auch deßwegen gar nicht, daß fast alle Ausländer davon bezaubert sind. Die Einwendungen dagegen aber, die ich schon anderwärts zusammengestellt habe, bleiben immer dieselben, und scheinen mir die Erwägung derer zu verdienen, welche so sehr geneigt sind diese brittische Erfindung auch in's deutsche Vaterland zu übertragen. Erstens finden die Handwerker zwar die Gelegenheit, von Allem etwas zu lernen, aber die Natur ihrer früheren Erziehung, oder vielmehr der Mangel an Erziehung, welcher in England diese Klasse bezeichnet, so wie der Mangel an gehöriger Muße, macht es unwahrscheinlich, daß viele es in irgend einem Fache zu einer solchen Vollkommenheit bringen sollten, daß sie sich dadurch vom Gesellen zum Meister emporschwingen können; und können sie dieses nicht, so muß — zweytens der vermeintliche Besitz mannichfaltiger Kenntnisse, das Vermögen etwas Französisch zu plappern, und über Dampf, Druck und Gegendruck, Planeten und Fixsterne, und anderen dergleichen Dingen im Bier- oder Kaffeehaus *) zu schwatzen, wodurch sie sich für geschickter halten lernen als ihre Meister, sie mit ihrem Stande unzufrieden, und zu allen Verbindungen und Umtrieben geneigt machen, wozu die Zeitumstände Gelegenheit geben mögen, um sich aus einer Sphäre heraus zu arbeiten, die ihnen ihre Aufklärer zu enge machen; denn es fehlt diesen Anstalten — drittens: der Grund aller guten Erziehung, das Mittel, wodurch jede Art von Unterricht für den Menschen selbst, für die Gesellschaft und den Staat wohlthätig gemacht werden kann — religiöser und sittlicher Unterricht! Diesen überlassen die Aufklärer der Handwerker dem Zufall; oder sie halten ihn für überflüssig — ob sie hierin richtig urtheilen, wird die Zeit lehren.

Man hat bereits angefangen die Materialien zum Bau der hiesigen hohen Schule herzuführen, und es heißt den künftigen

*) Es gibt in London viele wohlfeile Kaffee- und Theehäuser, in denen man fast alle Zeitungen und Monatschriften hält, und welche von dieser Klasse Leute häufig besucht werden.

Digitized by Google

Monat werde der erste Stein zum Gebäude gelegt werden. Neben anderen Lehrstühlen wird auch einer für die deutsche Literatur creiret werden. In dem lezten Stück des Edinburger Review erschien von der Feder des Hrn. Sidney Smith, eines Geistlichen und alten Mitarbeiters an dieser Zeitschrift, ein ziemlich langer Aufsaz zum Lobe des sogenannten Hamiltonischen Lehrsystems für Sprachen-Erlernung, welches vorzüglich darin besteht, daß man, statt mit der Grammatik anzufangen, mit dem Lesen der Schriftsteller, mit Hülfe von wörtlichen Uebersezungen anfängt, und die Grammatik später nachfolgen läßt. Man glaubt, daß dieser Aufsaz deßwegen erschienen ist, um das Publikum auf die Annahme dieses heterodoxen Systems in der neuen Universität vorzubereiten. Dieses System hat wirklich sehr viel Empfehlenswerthes; und ich selbst habe durch die Erfahrung erprobt, daß es im Allgemeinen dem Fassungsvermögen am angemessensten, und daß mit weit geringerer Arbeit für Lehrer und Schüler, der leztere weit geschwinder eine Sprache dadurch lernt; und Hamilton, obgleich durch seinen Mangel an Sprachkenntniß selbst unfähig zum Lehren, hat das Verdienst durch seine Beharrlichkeit, und man darf es kühn sagen, marktschreyerischen Anzeigen und Vorlesungen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Fehlerhafte der alten Lehrmethode gezogen zu haben, wenn auch das neue, oder vielmehr erneuerte System, so wie er sich desselben bedient, nicht blindlings angenommen werden kann. So fängt er z. B. in allen Sprachen den Unterricht mit dem Evangelium Johannis an, einem Buche, dessen Styl freylich wegen seiner Einfachheit und der öfteren Wiederkehr derselben Wörter und Ausdrücke zu empfehlen wäre, aber wegen seiner Unklassicität in den alten, und wegen seiner fremdartigen Idiomen und alterthümlichen Form in den neuern Sprachen, für Anfänger ein schlechtes Muster ist. Auch macht er sich und sein System bey vielen dadurch verächtlich, daß er die Abgeschmacktheit begeht, und allen Personen, wessen Alters und welcher Geistesgaben sie auch seyen, gleiche Fortschritte, und die Erlernung einer Sprache, je nachdem solche schwer oder leicht, innerhalb eines Zeitraumes von 48 bis 60 Stunden verspricht. Die Londoner Universität würde sich nach jenem Aufsaz ein wahres Verdienst dadurch erwerben, wenn sie dieses System mit den gehörigen Veränderungen wirklich zu dem ihrigen machen sollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris.

(Beschluß.)

Wie die Lithographie, besonders in Porträten, immer weiter emporkömmt, davon ist ein Beweis das Bild des oben benannten großen französischen General-Lieutenants der Seemacht, Abraham Duquesne; es wird das einzige Porträt von diesem großen Manne seyn, man hat von ihm nichts als seine marmorne Statue von Coustac, in einem der Säle des Louvre. Die Lithographie wird von den ersten Künstlern Frankreichs besorgt; nur fünfundzwanzig Exemplarien werden davon vor dem Buchstaben auf Chinapapier abgedruckt. Man spricht nie von dem großen Duquesne, ohne von seiner geistvollen Gattin zu sprechen. Duquesne war Protestant, und konnte darum, vermöge eines der Dekrete, die die Politik des Königs Ludwigs XIV. bezeichnen, nicht Großadmiral werden. Einst erzählte er seiner Gattin, wie er in Versailles gewesen sey, und ihm der König gesagt habe: „Ich möchte gar zu gern die Dienste, die Sie mir geleistet haben, nach Verdienst belohnen, aber Sie sind Protestant, und wissen deßhalb meinen Entschluß.“ Madame Duquesne erwiederte hierauf: „Darauf gehörte die Antwort: „Ja, Sire, ich bin Protestant, aber meine geleisteten Dienste sind katholisch.“ Duquesne hatte die spanischen, holländischen, tripolitanischen, algierischen und genuesischen Seemächte alle gedemüthigt.

Eine der literarischen Merkwürdigkeiten Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert waren die gelehrten Klubs, unter dem Vorsiz einer, durch ihren Namen oder ihre Talente berühmten Frau; sie waren eigentlich nur belletristischer Art; nur Belletristen wurden zu ihren Gastmahlen, die damals noch um Mittagszeit statthatten, eingeladen. Der Zweck der Versammlung war, Urtheile über das Jahrhundert und die Zeitgenossen zu fällen. Die bekanntesten davon sind folgende: Klub der Madame Lambert, deren Gatte Gouverneur des Luxemburg war. Das Mittagmahl war alle Freytage, bey ihr wurden die Mitglieder der Akademie zum Voraus gewählt; Fenelon war einer von den Gästen der Madame Lambert. Klub der Madame Verrue; sie hatte viel Geschmack für Künste, aber auch für den Genuß, darum hieß man sie Dame der Wollust; sie war Tochter des Herzogs von Luynes; ihre Schönheit hatte nicht ihres gleichen; der König von Sicilien hatte sich sterblich in sie verliebt, und lange widerstand sie ihm. Man hat von ihr die Anekdote, daß sie, nachdem sie den Nachstellungen dieses königlichen Liebhabers unterlegen war, sie sich von ihm trennte, und mit ihrem Bruder, dem Ritter von Luynes, die Flucht ergriff. Sie hatte einen kleinen Vogel, den sie sehr liebte; schon war sie mit ihrem Bruder seit fünf Stunden unterwegs, als sie bemerkte, daß ihr der Vogel fehlte. Die Gefahr sowohl für sie als für ihren Bruder schreckte sie nicht; er mußte zurückreiten und ihn holen. Ihr Lieblingsdichter war Lafaye. Klub der Madame Guerin de Tencin; ihr Intrikengeist hob ihren Bruder zum Kardinal, dann zum Minister. Ehe die Belletristen bey ihr aufgenommen waren, hatte sie mit den Jesuiten zu thun. Sie machte den Belletristen ein Neujahrsgeschenk von rothen Sammethosen; sie soll an dem einzigen Tage 4000 Paar ausgetheilt haben; unter denen, die ein Paar bekamen, waren Montesquieu, Helvetius, Mably. Marmontel spricht gerne und viel von dem Saale der Madame Guerin de Tencin. Klub der Madame Geoffrin, sie gab wöchentlich zwey Gastmahle, Montags den Künstlern, Mittwochs den Belletristen. Hier war Dalembert, Marivaux, Morellet, der Abbe Galliani, Thomas, Raynal, Saurin. Sie starb 1777, und war kindisch geworden. Nachher kamen die Abendessen der Mademoiselle Quinault; es ging dabey sparsam her, und man machte mehr Geistesaufwand dabey. Hier kam Voltaire, Rousseau, Piron, St. Lambert vor. Jeder Gast hatte seinen Spiznamen. Die Zirkel der Mademoiselle Lespinasse enthielten Gelehrte aller Art, Condillac, Turgot. Sie selber gehörte zu den Ökonomisten; ihr Liebling war Hr. de la Harpe; sie hatte viel Einfluß bey der Akademie. Madame Doublet, Tante des Herzogs von Choiseul, hatte vierzig Jahr einen Gelehrtenklub; man mußte da geheime Nachrichten erzählen; ein Sekretär hielt zwey Register, für die ächten und eins für die zweifelhaften Neuigkeiten; sie kam daher über bey der Regierung in Verdacht; einst wurde ihr Sekretär auf drey Tage lang in die Bastille gesperrt. Die Versammlungen bey Madame Buffaut sind merkwürdig durch ihre Verbindungen mit Madame Dubarry. In dem Klub der Madame Jouraneur beschäftigte man sich lange mit der Geschlechtsfrage des Chevalier d'Eon.

— h.

Beylage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Oktober 1826.

Trauet dem ächten Genie! Es veredelt und stärkt die Empfindung.

v. Brinkmann.

Die Pasta.

. . . . Apropos von schöner Natur! Ich habe in Paris das größte Wunder der Kunst gesehen. (Dieses Apropos soll kein Witz seyn: Natur und Kunst sind mir keine Gegensätze.) Jenes Naturwunder der Kunst, jenes Kunstwunder der Natur ist die lange, lange, lange nicht genug berühmte Pasta!! — Aber wie soll ich beschreiben? Sie ist durch und durch und ganz und ungetheilt Kunstwerk; und zwar eines jener unendlich eminenten, das uns die unwiderlegbarste Ueberzeugung aufdrängt, daß es das vollkommenste seiner Art ist. Ja ich weiß es, wie ich von meiner Existenz weiß, daß die Pasta nicht allein die größte tragische Schauspielerin unserer Zeit ist, sondern daß es auch vor ihr keine größere gegeben hat. Die Raucour, die Duchenois und die George; die Bethmann, Hendel-Schütz, Schröder, Wolff und Stich, sie verschwinden — obgleich Sterne erster Größe — vor dieser Sonne; und ich glaube allen den genannten Damen eine Ehre erwiesen zu haben, sie nur neben dieser vollendeten und gottbegabten Tragikerin zu nennen. Ihre Stimme gehört nicht zu den tadellosen; denn obgleich sie den Schmelz und das große Volumen ihres südlichen Vaterlandes hat, obgleich sie in den höhern Tönen äußerst weich und klangreich ist, so sind doch die tiefen und selbst einige Mitteltöne umschleyert. Allein auch diesen Mangel weiß sie so geschickt anzuwenden, daß dadurch der tragische Ausdruck verstärkt wird. Ich weiß dir keinen lebendigeren Begriff ihrer Gesangsweise zu geben, als wenn ich sie mit der Marchetti vergleiche. Eben dieses ergreifende Recitativ, eben dieser Tiefsinn, dieser Gedankenreichthum, diese Nothwendigkeit in jeder Verzierung, oder vielmehr nicht eben so, denn Alles ist noch gesteigerter, noch schöner, noch kunstreichharmonischer. Ihre vollendete Catalan'sche Kehlenfertigkeit, ihre Sonntag'schen Nachtigallenwirbel und Flötengelispel sind nur Nebendinge, nur Mittel, keineswegs der Zweck selbst. Kurz, um Alles mit einem Worte zu sagen — sie hat im Othello, und nicht nur im dritten, doch etwas charakteristischen Akte, sondern gleich vom Anfang, die frivolsten, tanzartigen und jodelnden Stellen in eine so tief-tragische Musik verwandelt, daß man sich der Thränen nicht erwehren konnte. Und dieß lediglich durch den tiefschmerzlichen Ausdruck, den sie selbst in jede Verzierung, in jede Roulade hineinzulegen wußte, so daß Rossini von Rechtswegen über seine eigne niegehörte Musik erstaunen müßte. Und doch bey alle dem! . . . verschwindet die Sängerin durchaus vor der übergroßen und unbeschreiblichen tragischen Schauspielerin!!! — Die schönste Gestalt, das edelste Gesicht, jedes Ausdrucks fähig, immer beweglich, immer schön, in Lust und Schmerz, in Zorn und Verachtung, in Stolz und Unschuld, in bitteren Thränen und in Todesangst und Todeskrampf. Keine Miene darf man verlieren, denn jede ist ein Theil eines Kunstwerks, eben so jede Bewegung — und in jeglicher Stellung ist sie die

Digitized by Google

tragische Muse selbst. Dabey keine Spur hergebrachter Konvention, alles neu, selbst und im Augenblick erfunden; und doch wieder, als wäre es das Resultat kritischen Nachdenkens; kurz ächte Kunst. — So wenig hergebracht sind ihre Stellungen, daß sie oft eckigt sind; sie zeigt das Innere der länglichen Hand mit ausgestreckten Fingern — es ist wunderschön! sie hockt sich nieder!! — es ist der erhabenste Ausdruck des Schmerzes und Unglücks, und das Haus erbebt vor Mitleid und Schrecken! Sie stellt sich im dritten Akt, in der Mordscene, dicht an Othello, seitwärts auf die Zehen, drängt sich an den Abgewendeten und will mit erhobenem Haupte auf ihn herabsehen — es ist der eindringlichste Ausdruck des höchsten Unschuldgefühls und der Indignation zugleich, so verkannt zu werden! Mir kommen die Thränen in's Auge, während ich dieses schreibe und mir den Eindruck dieser Stellung vergegenwärtige. Im zweyten Akte, wo nach dem Zweykampfe der Chor eintritt, treibt die ängstliche unruhige Sorge um den Geliebten sie vom Vorgrunde bis tief in den Hintergrund, der Reihe nach jeden Krieger um das Schicksal Othello's befragend — man athmet kaum, so theilt sich uns ihre Angst mit — nun erfährt sie, daß der Geliebte Sieger ist, und eilt mit einem so von Freude und Dank verklärten und leuchtenden Gesicht in den Vorgrund, daß das ganze Haus in frohen und lauten Jubel ausbricht, lediglich des Ausdrucks der verklärten Miene wegen! Aber in demselben Augenblick tritt der Vater ein, und, wie vom Blitz getroffen, sinkt sie zusammen, und die ganze Last des alten Unglücks drückt sie zu Boden, und alles künftige Unheil schaut aus der dunkeln Nacht des tragischen Antlitzes. Das Bindungsmittel, wodurch sie alle die einzelnen herrlichen Momente zu einen weiß, und diesen (nicht den Shakespear'schen) Charakter motivirt, ist dieses: So oft der Vater zu ihr oder sie zu ihm sich wendet, ist sie die vom Unglück gebeugte, doch ehrfurchtsvolle, um Verzeihung und Schonung flehende Tochter; so oft aber der Mann, der ihr aufgedrungen werden soll, ihr zu nahe tritt, oder auch nur, ohne daß sie ihn anblickt, seine Stimme erhebt, sieht man ihr den körperlichen Abscheu an, den er ihr erregt. Erst zieht sie sich, durch Gesichts- und Körperausdruck, gleichsam vor ihm zusammen, wie vor einem ekeln widerwärtigen Insekt; bey größerer Zudringlichkeit wird sie entrüstet und bis zur Tragik empört. Wunderbar schön und kunstreich macht sich dieses in den Ensemblestücken, wo sie zwischen Beyden steht, jezt voll Schmerz und kindlicher Ehrfurcht den Vater um Mitleid anfleht, und nun, noch zu ihm hingewendet, vor innerm Abscheu zusammenschaudert, da sie nur die Stimme des Widerwärtigen hört, drauf sich nothgedrungen zu ihm kehrt, wo sich dann, bey seiner wiederholten Liebesbetheurung, ihr Gefühl bis zu Entrüstung, Zorn und Verachtung steigert, bis daß der Vater die Stimme erhebt und sie wieder zu diesem demuthsvoll bittend sich neigt. Ich fühle das Manierirte in meiner Beschreibung sehr wohl; aber der edle grandiose Styl dieser vollendeten Tragikerin ist eben unbeschreiblich. Unbeschreiblich ist es, wie sie die Harfe spielt, wie angemessen gerade dieser Situation! wie total verschieden und antik schön sie zweymal auf dem Ruhebett daliegt, ein Mal schlafend, das andere Mal todt, nein! nicht todt — ermordet! Schlafend: den vom Auditorium abgewendeten Arm über das Haupt geschlagen, so daß man die Hand sieht, den andern sanft und ruhig herabhangend — ermordet: das Haupt mit wallendem Haar rücklings am Boden, neben dem Haupt der Arm, inwährend der Körper auf dem Bette ruht. Schaudervoll zugleich und anziehend! Zwey Bilder, wie sie vielleicht noch nie so schön gemalt wurden. Man muß das Alles sehen und hören; denn könnte man es beschreiben, so wäre es nicht was es ist. — Eine gute Satisfaktion habe ich aber gehabt, auf die ich mir etwas einbilde. Ich ging nämlich in's Theater, lediglich in der Erwartung, eine große italienische Sängerin im neuesten Sinne des Worts zu hören; von ihrer Schönheit hatte man mir auch, von ihrem guten Spiele jedoch nur beyläufig gesprochen; kein Wort aber von ihrer genialen Tragik. Und nun, wie ich mit Enthusiasmus von der gewaltigen Schauspielerin rede, höre ich, daß Talma sie für das erste tragische Genie erklärt und geäußert habe, daß es entzückend und zugleich niederschlagend für ihn sey, zu sehen, wie das, worüber er zehn und zwanzig Jahr studirt habe, und dennoch nicht erreicht, von dieser Italienerin augenblicks errathen und vollkommen ausgebildet werde. Kurz du siehst, daß wie Fleck von der Marchetti, Talma von der Pasta denkt. Auch ist die Pasta eine wiedererstandene Marchetti, aber in jeder Hinsicht steht sie höher als diese, als Sängerin wie als Musengestalt; als Schauspielerin aber höher, erhabener als Alle! Sie verläßt Paris im November, um nach Neapel zu gehen. Ich nehme es für eine Gunst des Schicksals, sie gesehen zu haben. . . .

Skizzen aus Griechenland.

(Beschluß.)

Colocotroni in der Gefangenschaft.

Ich fand Colocotroni in der Mitte von zehn seiner Gefährten, die wie er Staatsgefangene waren; seine Wachen behandelten ihn mit Ehrfurcht. Seine lang vernachlässigten grauen Haare fielen über seine breiten Schultern herab und vermischten sich mit seinem rauhen Barte, den er hatte wachsen lassen, seit er im Gefängnisse war, zum Zeichen des Grams und der Rache. Seine Gestalt ist erhaben und kräftig, seine Augen voll Feuer und seine ganze kriegerische und wilde Erscheinung glich einem der schroffen, grauen Felsen, die im Archipelagus zerstreut liegen. Ich erzählte ihm, daß die Egypter bald Besitz von Navarino nehmen würden, und daß sie nicht allein wegen ihrer per

sönlichen Tapferkeit, sondern auch wegen ihrer Kriegskunst und Reiterey zu fürchten seyen. Er bemerkte, daß es, um die Egypter zu überwinden, nur nöthig sey, Truppen zu werben und zu feuern; er begleitete diese Worte mit einer Bewegung der Hand. „Ich kenne, sagte er, die Stellung, in welcher ihre Kriegskunst und Reiterey nutzlos seyn würden. Wißt Ihr, was den Egyptern den Sieg verlieh?“ — „Die Einheit in dem Befehlen, während die Griechen von der Sucht besessen sind, daß ein Jeder ohne Erfahrung befehlen soll.“ Während er seinen Arm aufhob, sah ich eine Säbelwunde und fragte ihn, wo er dieses Ehrenzeichen erhalten. „Es ist nicht die einzige,“ antwortete er, und zeigte mir eine andere von einem Schusse am linken Arm, eine andere auf der rechten Seite der Brust und eine vierte an der Lende.

Im Sprechen zählte er hastig die Kugeln eines Rosenkranzes ab, und statt des türkischen Ernstes, den so viele Griechen angenommen, rollte er seine Augen wild und feurig herum, sezte sich, stand wieder auf und schien noch wie ein Klephte sich nach den Verstecken und Angriffen des Feindes umzuschauen. Colocotroni ist sicher kein Mann von gemeinem Gepräge. Nach wenigen Tagen ward er in Freyheit gesezt und in Napoli di Romania mit aller gebührenden Ehre empfangen. Er antwortete in dem Augenblick, wo er sich mit der Regierung aussöhnte, ohne Vorbereitung auf die Rede, die ihm einer der Gesetzgeber hielt. In seiner ungekünstelten Antwort kam folgende merkwürdige Stelle vor: „Indem ich von Hydra hierher kam, habe ich allen Groll in's Meer versenkt; thut Ihr dasselbe — begrabt im Meer alle eure Zwistigkeiten, all euern Haß; dieß wird der Schatz seyn, den ihr gewinnen könnt.“ Er sprach von einem Platze in Napoli, wo die Einwohner während mehreren Tagen die Erde aufgegraben, in der, in Griechenland oft gehegten Hoffnung, einen verborgenen Schatz zu finden.

(Der Verfasser sezt seine Reise nach Aegina fort.) Bey Sonnenaufgang kamen wir vor Aegina an. Wir gingen an's Land, um auf frischen Wind zu warten. Ich eilte, eine einzeln stehende Säule (wahrscheinlich ein Bruchstück eines Tempels) zu besuchen und von dort durch die Ruinen des alten Hafens von Aegina, die noch im Meere sichtbar sind, nach der Stadt selbst, welche sich in wenigen Jahren erhoben. Die Bewohner hatten in einer von den Venetianern auf einem Berge im Innern der Insel erbauten Stadt gelebt; aus Liebe zum Handel zogen sie die Küste vor und wählten die Stelle des alten Aegina. Die durch die Revolution verursachten Auswanderungen haben hier wandernde Griechen aus verschiedenen Theilen versammelt: aus Scio, Natolien, Zaituni, Livadien ꝛc.; die verschiedene Kleidung der Weiber zeigt dem Reisenden eine beständige Maskerade. Die Bevölkerung beläuft sich ungefähr auf 10,000 Seelen, worunter 1000 Ipsarioten, die nach der Katastrophe in ihrem Lande hier eine Freystatt gesucht. Die Tracht ihrer Weiber ist auffallend wegen den verschiedenen Farben und gleicht manchen Schweizerbauerntrachten. Doch waren jezt viele in Trauer für ihre von den Türken erschlagenen Männer und Verwandten. Sie tragen einen Turban, von welchem ein Tuch herabhängt, das ihr ganzes Gesicht, ausgenommen die Augen bedeckt. Ich kann nicht bestimmen, ob diese Gewohnheit, das Gesicht zu bedecken, eine Nachahmung des türkischen Kostüms ist, oder noch von dem der Athenerinnen herstammt. Die Weiber von Ipsara sind sehr schön, muthig und der heldenmüthigsten Handlungen fähig. Fast alle können schwimmen. Kapitän Canaris Tante, eine starke Frau von sechszig Jahren, rettete ihr Leben bey der Einnahme von Ipsara, indem sie drey Meilen schwamm. Die wohlhabendsten Familien aus Ipsara haben sich nach Aegina geflüchtet und fahren fort, sich dem Seeleben zu widmen. Ipsara ist ein wüster, unfruchtbarer Felsen. Aegina ist fruchtbar und liegt unter dem schönsten sonnigen Himmel, und dennoch seufzen die Ipsarioten stets nach ihrem öden Eilande. Die Regierung hat ihnen den Piräus zum Ersatz für den Verlust ihrer Insel angeboten und sie wünschen den Namen desselben in Neu-Ipsara zu verwandeln. So ist der bloße Name des Vaterlandes denen noch eine werthe Täuschung, welche die Wirklichkeit verloren haben.

Ich fragte nach der Wohnung von Konstantin Canaris, da ich die Bekanntschaft dieses kühnen Führers der Brander wünschte. Ich fand ihn an der Seite seines Weibes, mit seinem Sohne Miltiades, einem Knaben von drey Jahren spielend. Er empfing mich freundlich, und ließ mir durch seinen ältern Sohn Nikolas eine halb aufgeblühte Rose reichen, welches ein Freundschaftszeichen im Morgenlande ist. Canaris ist ungefähr 32 Jahre alt, offen, heiter, und äußerst bescheiden. Seine Waffen und sein Heldenmuth sind der ganze Reichthum dieses unerschrocknen Mannes. Voriges Jahr, nachdem er die Zerstörung seines Landes durch das Verbrennen eines feindlichen Schiffes gerächt, kam er nach Napoli di Romania, arm und an allem Mangel leidend. Alle Einwohner eilten ihm Gaben darzubringen, und er sagte vor dem gesetzgebenden Körper: „ich möchte lieber einen andern Brander für den Dienst meines Vaterlandes haben, als alle diese Gaben.“ Seine Frau hielt während wir sprachen, ein andres Kind von drey Monaten an ihrer Brust. Sie ist aus Ipsara, eine große Schönheit, ernst und bescheiden — eine wahre Minerva.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heilbronn.

Eine Reihe von Tagesblättern, besonders des Auslandes, von französischen: die Revue encyclopédique, le Globe, le Drapeau blanc, das Journal des Débats, le Pilote, la Gazette de Lausanne, die Pariser Zeitung, le Frondeur, la Pandore u. s. w., von englischen: the Monthly Magazine and Review, the London Lithérary Gazette, the Examiner u. s. w., von deutschen: die Zeitung für die elegante Welt, der Hesperus u. s. w., gaben uns schon längst von dem Beyfall Kunde, mit dem unser Landsmann, Herr Eulenstein, hauptsächlich zu London und Paris, mit seinem Spiel auf der Maultrommel aufgenommen wurde. *)

In Panoramic Miscellany, Vol. I. Juni 1826, p. 844. drückt sich ein Engländer über dieses Spiel sehr treffend also aus: „Herr Eulenstein, der die Ehre hatte an Sr. Majestät einen Gönner zu gewinnen, und der auch am französischen Hofe in Gegenwart Carls X. mit sehr großem Beyfalle auftrat, spielt

auf sechzehn Maultrommeln von verschiedener Größe und Ton, die nach Belieben in einem Augenblicke gewechselt, und von denen entweder eine oder zwey zugleich an den Mund gesezt werden, so wie die Tonart es erfordert. Dadurch, und durch die zarte Behandlung des Hauches, wird ein Gesang geflüsterter Harmonie hervorgebracht, gleich Stimmen aus der Heimath der Feyen, nicht viel lauter als das Gesumse der Bienen: und könnte man sich die Stimmen eines Chors dieser kleinen Insekten, nach den Abstufungen der harmonischen Tonleiter gestimmt, vorstellen, so möchte man gerade ein solches Konzert, wie Hr. Eulenstein hervorbringt, von diesen durch Thau genährten Sängern, in luftiger Laube aufgeführt, erwarten." —

Im lezten Monate kam Hr. Eulenstein, nach einer Abwesenheit von einigen Jahren, wieder hier in seiner Vaterstadt an. Ein Konzert, das er am 28sten v. M. im Braunhardtischen Gartensaale gab, überzeugte uns: daß die Lobeserhebungen, die das Ausland von Hrn. Eulensteins Spiel machte, nicht übertrieben waren.

Durch die Anwendung von sechzehn Maultrommeln, die in chromatischer Ordnung gestimmt sind, erreicht Hr. Eulenstein in seinem Spiele nicht weniger als vier Octaven, aber auch nur auf einer einzigen Maultrommel bringt er die ganze Tonleiter hervor, und er hat vor allen andern Künstlern auf diesem Instrumente den gelungenen Versuch gemacht, sogar mit vier Maultrommeln zugleich zu spielen.

Dadurch, und durch eine ganz eigenthümliche Benuzung der Zunge und Mundhöhle, und einen meisterhaften Fingerschlag, wobey der Künstler mit unbegreiflicher Schnelle die kleinen Instrumente je nach Erforderniß der Tonart wechselt, brachte er es nach Jahre langer Uebung dahin: mit einem sonst sehr verachteten Instrumente die schwierigsten Musik-Stücke Italiens oder Deutschlands in größter Vollkommenheit auszuführen. Eine solche Vollkommenheit konnte der sonst so sehr berühmte Maultrommelspieler Koch (s. Jean Paul, Hesperus und Morgenblatt 1809. Nr. 59) mit nur zwey Maultrommeln natürlich nicht erreichen, und nur noch ein Künstler auf diesem Instrument, Hr. Kunert aus Böhmen, der uns im Verlaufe dieses Sommers ebenfalls mit einem Konzerte erfreute, möchte in Hinsicht der gewandten Manipulation auch verschiedener Maultrommeln Hrn. Eulenstein gleich kommen.

Die Nachricht, die sich in einigen Zeitblättern befindet; Hr. Kunert sey der Lehrer Eulensteins, ist ungegründet.

Hr. Eulenstein hatte auf diesem Instrumente keinen Lehrer, wie es überhaupt sehr schwierig ist, Andern kunstgerechten Unterricht auf diesem subtilen Instrumente zu ertheilen. Die Manipulation dieses Instrumentes, so wie sie sich Hr. Eulenstein jezt zu eigen machte, erfand er sich nach und nach selbst, nachdem er in frühern Jahren nur einen Freund, Dr. Justinus Kerner, und den alten Meister Koch, und erst ganz spät den Hrn. Kunert, dieses Instrument auf eine mehr ausgezeichnete Weise behandeln hörte.

Einzig durch das ihm angeborene Musiktalent, und durch unermüdete Uebung brachte Hr. Eulenstein das Spiel auf diesem Instrumente zu einer solchen Virtuosität, zu der er allerdings auch, eben wegen des ihm angeborenen Talents zur Musik überhaupt, das Spiel auf jedem andern Instrumente gebracht hätte. Aber die sonst so sehr undankbare Maultrommel war die Wahl seiner frühern Jugend, und ist ihm jezt nur die Helferin zu Mitteln, durch die er sein ausgezeichnetes musikalisches Genie auch auf andere Instrumente, (wie er es bereits auf der Guitarre auf eine sehr gelungene Weise that) und auf die eigne musikalische Komposition will anwenden lernen. Hr. Eulenstein hat im Sinne, nach einer Reise nach München und Stuttgart wieder nach London zurückzukehren, um sich daselbst durch den Gewinn, den ihm sein Spiel und der Unterricht auf der Guitarre verschafft, zum völligen Tonkünstler ausbilden zu können. Bey seinem reichen Talente zur Tonkunst, bey seiner Jugend, (Hr. Eulenstein ist erst 21 Jahre alt) und bey seiner Sparsamkeit ist zu erwarten, daß Hr. Eulenstein dieses Unternehmen gelingen werde, zu dem ihm alle Freunde der Tonkunst, besonders die unter seinen hiesigen Mitbürgern, von Herzen Glück wünschen.

London, September.

(Fortsezung.)

Ein anderes Mittel, welches auf das schnelle geistige Fortschreiten der unteren Klassen berechnet ist, sind die sogenannten Infants Schools, oder Schulen für Kinder von zwey bis sechs Jahren, wo man denselben Lesen, Rechnen und christliche Sittenlehre beybringt, und überhaupt ihre Aufmerksamkeit und ihren Scharfsinn zu erwecken sucht; ein System, welches den Kleinen die Grundlage der Erziehung zur Entfaltung des Genies gibt, wenn sie dessen besizen, und wenn nicht, sie nicht aus ihrem Stande emporreißt. Der Erziehungsplan hat mit dem Pestalozzischen viel ähnliches, er ist aber besonders deswegen selbst für die höheren Klassen empfehlenswerth, weil man darin, durch eine fast beständige Körperbewegung, dem singenden Tone, womit alle zugleich bald laut, bald leise, alles Vorgesagte wiederholen, der steten Abwechselung der Gegenstände, die Kinder gegen Langeweile und Schläfrigkeit bewahrt, und die Abwesenheit alles Zwanges und körperlicher Strafen dieselben immer munter und fröhlich erhält. Da es Kinder der allerärmsten Leute sind, die diese Schule besuchen, und die meisten von einem Alter, in welchem Vernunftgründe wenig Eindruck machen, so dürfte wohl mancher glauben, daß, ohne Stock und Ruthe, nichts als Lärm und Unordnung in denselben herrschen müsse; ich habe aber in einer Schule von beynahe 300 Kindern, worin die Hälfte wenigstens unter drey Jahren alt war, bey einer ungezwungenen Heiterkeit alle die Ordnung gefunden, welche man nur immer einer Kinderschule wünschen könnte, und da das laute Hersagen beym Rechnen und Buchstabiren ihren Lungen Gelegenheit gibt, sich auszubreiten, so begeben sie sich gern des Kinderhangs, auf eine andere Weise zu lärmen — und ich wünsche herzlich, daß alle Eltern und Erzieher, die da glauben, man könne Kinder nur durch Schläge zum Lernen bringen, dergleichen Schulen besuchten, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Diese Schule, welche ich besuchte, und worin ich an zwey Stunden mit dem größten Vergnügen zubrachte, und mich an der offenen Heiterkeit der Kleinen, und den liebevollen Blicken, womit sie der Lehrerin in allen ihren Bewegungen folgten, ergözte, besteht nur erst seit acht Monaten, und ich fand, daß die meisten Schüler und Schülerinnen mehr Fortschritte gemacht hatten, als man in gewöhnlichen Schulen in anderthalb Jahren machen sieht.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Doppel-Charade in Nr. 234.
Bergöl. Oelberg.

C h a r a d e.

Thiere mit gekrümmten Klauen
Nennt das erste Sylbenpaar
Die mit Augen groß und klar
Oft aus dritter Sylbe schauen.
Wandrer ihre Stimme fliehen,
Die dämonisch tönt aus Nacht,
Aber in des Ganzen Macht
Stehen Engelsmelodien.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 241.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Oktober 1826.

Glänzend sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.

Goethe.

Italia.

(Fortsetzung.)

X. Der Glockenthurm des Markusplatzes.

Auf dem Markusplatz steigt auf als Ries' aus der Erde,
Himmelsstürmern gleich, der Campanile der Stadt;
Aller Gemeinschaft entrückt mit der Kirch' und mit dem Pallaste,
Eine Macht für sich, stehet vereinzelt er da.
Seinen Eingang formt ein säulengeschmücktes Triumphthor,
Erz und Marmor hat bildender Meißel belebt.
Pallas, Merkur und Apoll sammt der Göttin der milden des Friedens,
Alle hauchendes Erz, halten die Wache beym Thor.
In dem marmornen Bild sieh! thront das gerechte Venedig
Ueber zwey Flüssen erhöht, welche die Brenta, der Po.
Zu der rechten Hand steht Venus als Herrin von Cypern,
Und als Creta's Symbol stellet sich Jupiter dar.
Nicht auf Stufen führt der Weg hinauf zu dem Gipfel,
Sondern als schiefe Fläch' laufend herum um den Thurm;
Zehnmal im Viereck läuft die sanft aufsteigende Bergstraß',
Vierzig Bahnen sind's, welche geleiten hinauf.
Bis zum Glockenlöschl, von wo unendlich die Aussicht
Ueber Lagunen und Stadt, über den Lido, das Land.
Unten woget als Meer das Gedränge von Domen und Kuppeln,
Und die Thürme stehn gleichsam als Stangen hervor,
Noch die meisten gerad, doch andre gesenkt nach der Seite,
Wie Sankt Georgs Thurm und von der schönen Marie.
Während ich versenkt in's Gewühl der Gebäude hinabschau',
Schreckt der Glockenschlag mich aus Betrachtungen auf.
Kennt ihr den Glockenschlag des Campanile San Marco's? *)
Pindemonte's Geist weckt damit Schläfrige auf.
Mit dem Glockenschlag tönt mir das Lied in den Ohren,
Hohen ethischen Sinns, dem sich politischer eint:
„Deine Stunde hat, Venedig, längstens geschlagen,"
Spricht's mit eherner Zung' vom Campanile herab.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Il colpo di Martello del Campanile di San Marco in Venezia. Poemetto del Cav. Ippolito Pindemonte.

Digitized by Google

Ueber den Zweykampf und dessen Ursprung.

Was auch gegen den Zweykampf in so manchen Zeiten und Formen geschrieben und gesagt worden ist, so wird dieser Ehrenkampf dennoch bey den kultivirten Nationen schwerlich so bald aufgehoben werden. — Das Duell, welches gegenwärtig im südlichen Europa am meisten heimisch geworden ist, nahm seinen Ursprung unter dem gerade entgegengesezten Himmelsstriche; Dänemark, Norwegen und Schweden sind das Vaterland der Duelle. Die Bewohner dieser Länder, welche in der grauen Vorzeit ohne Gesetze, zügellos und ohne gesellige Verbindungen lebten, kannten kein anderes Recht und keinen andern Richter als ihr Schwert. Mit dem Degen in der Faust entschieden sie ihre Streitigkeiten; wer den Sieg davon trug, der übte jede Gewalt gegen den Besiegten aus. — Nachdem diese Völkerschaften Italien, Spanien und Gallien, einem Strome gleich, der seine Ufer übertreten, überschwemmt hatten, wurden die Duelle auch bald in diesen Ländern eingeführt und unter den Großen zur allgemeinen Sitte. — Frankreich sah sie zuerst unter Chlodovaeus Nachfolger, und zu Karls des Großen Zeiten wurde der Zweykampf als ein sicheres Mittel, den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden, betrachtet. Man nannte das Duell deßhalb „den Beweis durch den Zweykampf." Das Duell zwischen Guido Chabot de Jarnac und dem Francois Vivonne de la Chataigneraie ist das lezte aller dort autorisirten Duelle gewesen und wurde auf dem Hofe des Schlosses Saint-Germain en Laye, am 10. Juli 1547 unter Heinrichs II. Regierung vollzogen. Jarnac hatte de la Chataigneraie einen Lügner geschimpft, worauf ihn dieser zum Duell herausforderte. Der König gab seine Einwilligung dazu, wollte aber selbst dabey gegenwärtig seyn. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sein Günstling de la Chataigneraie den Sieg davon tragen werde. Aber seine Erwartung wurde getäuscht; Jarnac, obgleich schwach an Körperkräften, und obendrein an einem Auszehrungsfieber leidend, siegte und warf seinen Gegner zu Boden, nachdem er ihm einen Stich in's Kniegelenke beygebracht hatte. Man riß die Streitenden auseinander, der Ueberwundene, welcher erklärte, den Schimpf, in Gegenwart des Königs besiegt worden zu seyn, nicht überleben zu können, wollte sich von keinem Wundarzte verbinden lassen und starb einige Tage später an einer Verblutung, die in Folge seiner Verwundung entstanden war. Dieses traurige Ereigniß machte einen so tiefen Eindruck auf König Heinrich und derselbe wurde so sehr davon gerührt, daß er das feyerliche und mit einem Eidschwur bekräftigte Gelübde ablegte, ein solches Duell niemals wieder zu gestatten. — Unter den Anhängen, welche den Memoiren des Castlnau beygefügt sind, finden wir die Cartels jener beyden Kämpfer und unter andern auch die Briefe, von welchen wir, wie von den erwähnten Cartels, hier wörtliche Uebersetzungen mittheilen:

1) Cartel des François de Vivonne de la Chataigneraie.

„Sire! Da ich in Erfahrung gebracht, daß Guido Chabot de Jarnac neulich zu Compiegne gewesen, wo er gesagt hat, daß wer gesagt hätte, er habe sich gerühmt, mit „seiner Stiefmutter sträflichen Umgang gehabt zu haben, „ein Lügner und Bösewicht wäre, so antwortete ich, Sire! „nach dero gnädigem Willen und Wohlgefallen, daß er „als ein Bösewicht gelogen habe, was er nicht gesagt hat: „denn er hat mir es vielmal gesagt und sich gerühmt, daß „er mit seiner Stiefmutter in unerlaubten Verbindungen „gelebt habe.

(Unterz.) Francois de Vivonne."

2) Cartel des Guido Chabot de Jarnac.

„Sire! Mit Eurem gnädigen Wohlgefallen und Erlaubniß sage ich, daß Francois de Vivonne, in Ansehung „der Beschuldigung, die er gegen mich vorbringt, und wovon ich mit Euch zu Compiegne gesprochen habe, gelogen „hat. Dieserwegen, Sire, bitte ich unterthänigst, Ihr „wollet uns das Feld öffnen und uns Schutz und Sicherheit zum Zweykampfe gewähren.

(Unterz.) Guido de Chabot."

3) Schwur des Francois de Vivonne.

„Ich, Francois de Vivonne, schwöre bey dem heiligen „Evangelio, beym wahren Kreuze und bey dem Glauben, „den ich durch die Taufe erhalten habe, daß ich aus guten „und gerechten Ursachen auf dieses Feld kommen bin, mit „dem Guido Chabot zu kämpfen, welcher eine böse und „ungerechte Sache gegen mich vertheidigt, und daß ich weder an meinen Waffen noch in Worten etwas von Zauberey und Beschwörungen weiß, womit ich meinen Feind „zu überwinden hoffe, und deren ich mich gegen ihn bedienen wolle." —

Chabot leistete denselben Schwur an dem Tage des Zweykampfs. — La Chataigneraie, ein wahrer Windbeutel, hatte mehr als einhundert und fünfzig vom Hofe auf den Abend zu sich eingeladen, um in dem Zelte, welches neben jenem Kampfplatze aufgestellt war, ein Souper mit ihm zu sich zu nehmen. Es war aber vom Schicksal anders bestimmt; die sämmtlichen Schüsseln auf der reichbesezten Tafel wurden von den Vögeln geleert.

Die Neapolitaner hatten eine Art Herausforderung ersonnen, welche eher eine Schlacht als ein Duell zur Folge hatte. Derjenige, welcher sich von einem Andern beleidigt glaubte, wählte sich einen Sekundanten und forderte sei-

nen Gegner auf, ein Gleiches zu thun, um sich mit demselben an einem abgelegenen Orte einzufinden, wo man sich gegenseitig mit dem Degen oder der Keule vertheidigte, denn jede andere Waffe war untersagt — weßwegen man ein solches Gefecht auch einen Kampf alla mazza zu nennen pflegte. — Diese Art Raserey kam ebenfalls nach Frankreich und erhielt sich hier bis zu Ludwigs XIV. Zeiten, welcher durch ein Edikt die Duelle abschaffte. — Die Anzahl der Sekundanten war nicht festgesezt, man sah deren zehn, zwölf, ja zwanzig gegen zwanzig streiten. Derjenige, welcher zum Sekundiren aufgefordert wurde, betrachtete diese Einladung als den sichersten Beweis der Freundschaft. Oft erboten sich auch zu solchen Dienstleistungen Edelleute, die nicht selten dem Duellanten völlig fremd waren. Einen Fall der Art erzählt der Graf de Bussy in seinen Memoiren mit folgenden Worten: „Eines Tages, als ich aus dem Theater kam, wurde ich von einem Edelmann, Namens Brüc, vertraulich angeredet, und nachdem ich mit ihm bey Seite getreten war, fragte er mich: ob es gegründet sey, daß ihn der Graf de Thianges einen Säufer geschimpft habe? — Ich antwortete, daß ich diesen Herrn selten sähe, daher auch nicht wisse, ob er sich eine solche Aeußerung über ihn erlaubt habe. — Es ist Euer Oheim, entgegnete mir Brüc, und da ich ihn nicht selbst zur Rede stellen kann, weil er seine Provinz niemals verläßt, so wende ich mich an Euch. — Nun, wenn Ihr denn verlanget, daß ich an seiner Stelle reden soll, antwortete ich ihm, so erkläre ich denjenigen für einen Lügner, der ihn eines solchen Frevels beschuldigt. — Nun, so wisset denn, erwiederte Brüc, es ist mein Bruder, und der ist noch ein Kind! worauf de Bussy erzürnt ausrief: So muß man ihm die Ruthe geben und zog seinen Degen. So auch Brüc; aber kaum hatten sie sich zum Zweykampf in Positur gesezt, als mehrere andere hinzutraten und sie von einander entfernten. De Bussy ging seines Weges; aber bald wurde er auf's Neue von einem ihm Unbekannten angehalten, der zu ihm sagte: Er habe gehört, daß er den Brüc aufsuche, mit dem er in Streit gerathen sey. Unter der Bedingung, daß er ihn zum Sekundanten wähle, wolle er ihm anzeigen, wo er ihn antreffe. Dann fügte er noch hinzu, daß er weder ihn, de Bussy, noch Brüc weiter als blos dem Namen nach kenne, aber seine Neigung ziehe ihn zu ihm, dem Grafen, hin, und er wolle ihm lieber Beystand leisten als seinem Gegner. Der Graf dankte ihm für sein freundliches Erbieten, indem er keinen Gebrauch davon machen könne und fügte hinzu, daß er bereits vier seiner Freunde eingeladen hätte; bey einer größern Anzahl Kämpfer möchte am Ende eine wahre Schlacht daraus werden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Theaterliebhaber schreien um bessere Künstler, und unsere Theaterdirektionen um einige Grad weniger im Thermometer; diesen leztern ist nun geholfen, aber wie wird den ersten zu helfen seyn? Wenn auch Talma, der jezt auf seinem Landgute ist, wieder ganz hergestellt wird, so ist seine lezte Krankheit dennoch ein böses Zeichen; und die Aussicht für die Zukunft ist immer verzweifelt, weil sich seit so vielen Jahren kein neues Talent im tragischen Fache entwickelt hat; auch Dem. Duchesnois ist nur einzeln; ihre schöne, mächtige Rivalin Georges hat offenbar das theatralische Nomadenleben für immer zur künftigen Lebensweise angenommen, seit vielen Monaten hat sie sich nicht herabgelassen, den Parisern auch nur in einer Durchreise von Bordeaux nach Brüssel, oder von da nach Marseille eine Gastrolle zukommen zu lassen. Der geheime Grund, warum Georges, troz aller Gerechtigkeit, die man ihrer theatralischen Schönheit in Paris wiederfahren läßt, die Hauptstadt vermeidet, liegt gewiß nicht mehr in ihrer politischen Meynung; freylich hatte sie dieselbe bey ihrem festen, männlichen, eigensinnigen Charakter etwas länger beybehalten, als der größte Theil des mit ihr vormals einstimmigen Publikums; allein die vorherrschende Ursache ihrer Antipathie gegen die Bühnen der Hauptstadt liegt in ihrer Liebhaberey, in ihrer unersättlichen Gierde nach rauschendem Beyfall, in ihrem tiefen Gefühle des Genusses, der in der lärmenden, enthusiastischen Anerkennung ihrer prachtvollen, königlichen Gestalt, und der damit in hinreißender Harmonie stehenden Kraft ihres Organs liegt; die Pariser klatschen nicht heftig genug für diesen Ehrgeiz, weil sie vormals zu viel und zu stark für sie geklatscht hatten, dagegen erscheint Georges in den großen und mittelmäßigen Städten der Provinzen immer gleich einer außerordentlichen Erscheinung. Dem. Duchesnois ist und bleibt also immer ausschließlich das einzige weibliche Muster der tragischen Zöglinge ihres Geschlechts; aber gerade wie die tragischen männlichen Erben des dereinstigen Nachlasses von Talma selten sind, und unter den Seltenen auch nicht ein einziger Würdiger einst in die Fußtapfen seiner Größe zu treten verspricht, so ruht auch auf den wenigen Prätendentinnen der französischen Melpomene weder der Geist der tieffühlenden Duchesnois, noch hat ihnen irgend ein Pygmalion das himmlische Feuer eingehaucht, das Talma seinen beyden Zöglingen, Duchesnois und Georges, entweder durch sein Beyspiel oder durch seinen Unterricht mitgetheilt hat. Die Damen Paradol, Valmonzey, Charton sind schöne Gestalten, aber sie würden eher dazu taugen, schöne Statuen einer Clytemnestra oder einer Semiramis darzustellen. Das französische Nationaltheater hat durchaus keine Hoffnung auf irgend eine würdige Nachzucht; was vom geistigen Talente der beyden tragischen Heldinnen so ganz wahr ist, läßt sich noch ganz besonders von dem physischen Vortheile derselben sagen; wir reden hier nicht von der Schönheit, sondern von der Stimme; Dem. Duchesnois ist nichts weniger als eine reizende Schönheit, aber sobald sie den Mund geöffnet hat, vergißt man über den hinreißenden Tönen die Forderungen der Augen, und begnügt sich, oder vielmehr man überläßt sich dem vollen Genusse der Empfindungen, welche ihr durchdringendes Organ erregt; sie besizt im höchsten Grade die Gabe, Thränen zu entlocken, und die Thränen sind, wie der französische Ausdruck sagt, schon in ihrer Stimme; die majestätische Georges besizt dagegen die hinreißende Gabe einer durchdringenden, überwältigenden, mächtigen Sprache; wäre sie ein Mann, so würde sie furchtbar wie Ajax seyn, und als Weib glaubt man die Minerva zu hören, wenn sie im Homer die Helden ermuntert und die Feigen der

droht. Es fehlt in Paris an einem praktischen Theater für den Unterricht; alle Kunstkenner, alle unabhängigen Kritiker haben längst entschieden, daß die Deklamationsschule im Conservatorium zwecklos ist; auch nicht ein einziges taugliches Subjekt ist daraus für die tragische Dramatik hervorgegangen. Die bessere Meynung ist, daß ein Schauspieler nur auf der Bühne selber gebildet wird; nur da lernt er so manches, was zur Kunst gehört, nämlich aufzutreten, abzutreten, sich zu kleiden, zu sprechen, zu schweigen, sich nach den Launen seines Publikums zu richten, elegante Manieren und einen feinen Ton anzunehmen. Aber auch zu einer solchen Musterschule fordern unsere strengen Tadler etwas mehr als eine bloße Anstalt; sie verlangen, daß dabey auf keinen Geldgewinn spekulirt werde; daß man den Zögling nur dann aufnehme, wenn er wirkliches Talent, wenn er einen förmlichen Ruf hat; und daß man ihn nicht bald als Germanikus, bald als Almaviva oder gar zum Kameel in der Oper gebrauche. Die Pariser gehen hier als Pariser noch weiter, und haben vielleicht nicht ganz Unrecht. Sie sagen, nur in Paris, wo der Siz der schönen Künste ist, kann die Theaterschule errichtet werden, nur hier hat man Geschmack genug, um Andere zu leiten; nicht die Lehren, nicht die Reglements, nicht die Direktoren und Gouverneurs bilden die Künstler, sondern das Publikum.

Die mancherley Beyspiele von strenger Bestrafung der Personalitäten, die seit einiger Zeit, vermöge der Preßfreyheit, vor das Publikum gebracht worden waren, haben ihren Zweck nicht verfehlt; das Gesez wird jezt in Ehren gehalten, und die Familien haben Ruhe. Weil dann aber doch der verdorbene Geschmack des Publikums an diesen Auswüchsen des Wizes befriedigt werden muß, so hält man sich an literarische Kritiken. Vor einigen Tagen wurden die Entscheidungen über die Stiftungen des Herrn Baron von Montyon, der die Zinsen von vielen hunderttausend Franken zu Preisen und Spitälern ausgesezt hat, und deren Austheilung, was die Preise betrifft, der Akademie übertragen ist, in der großen öffentlichen Sizung bekannt gemacht. In einem Blatte wird hierüber bemerkt, eine bekannte Person sey bey der Austheilung gegenwärtig gewesen, und habe lange gewartet, ob dann bey der Vorlesung der Preise für die Tugend nicht auch ihr Name ausgerufen werde; allein es habe sich kein Tugendpreis für sie vorgefunden; diese Person sey Frau von Genlis.

London, September.

(Fortsezung.)

Es hat sich hier vor ungefähr anderthalb Jahren unter der Handwerksklasse, unter der Benennung Cooperative Society, ein Verein gebildet, dessen Zweck es ist, wenn innerhalb drey Jahren 30,000 Pfund Sterling zusammen gebracht sind, in einer Entfernung von fünfzig englischen Meilen von London, ein Dorf nach dem Owen'schen Plan zu erbauen, und in Zukunft von dem Ertrag des gemeinschaftlichen Fleißes der Mitglieder zu leben. Wer 100 Pfund bezahlt, braucht nicht eher einzutreten, als bis alle Gebäude errichtet sind, und hat nicht nöthig, wenn er noch ferner eine noch zu bestimmende jährliche Summe entrichtet, an den Arbeiten der Gesellschaft Theil zu nehmen, wogegen er aber auch keine Stimme im öffentlichen Rathe hat. Wer 40 Pfund gibt, braucht nicht eher einzutreten, als bis die erste Ernte eingebracht ist. Diejenigen aber, welche nur 10 Pfund geben, müssen die Gebäude und die erste Ernte vorbereiten, worin sie von einer vierten Klasse unterstüzt werden sollen, welche aus denen besteht, die nicht mehr als ein Pfund entrichten, aber dafür irgend eine Kunst oder Wissenschaft besizen, die der Gesellschaft besonders zu statten kommen könnte. Kinder unter zehn Jahren zahlen die Hälfte. Nach der ersten Einrichtung sind alle (außer genannten Restgängern) gleich, und es wird erwartet, daß ein jeder seinen täglichen Antheil von Arbeit liefere, der zur bequemen Erhaltung der Kolonie erforderlich, entweder zum unmittelbaren Gebrauch, oder als Mittel zum Eintausch von Dingen diene, die nicht bequem innerhalb der Kolonie hervorgebracht werden können. Da jedoch eine Person mehrere Aktien besizen, und entweder 5 Proc. Zinsen dafür verlangen, oder solche an neue Mitglieder übertragen kann, so haben diejenigen, welche für ihren Antheil verschuldet sind, in den Nebenstunden, deren man sehr viele zu haben hofft, da der größte Theil der Arbeit durch Maschinen verrichtet werden soll, zur Abbezahlung ihrer Schuld für sich selbst zu arbeiten, und die Gesellschaft verpflichtet sich, ihnen die Stoffe zum Anschaffungspreis zu überlassen. Ueberhaupt entsagt die Gesellschaft allem Profit in ihren Käufen und Verkäufen, indem sie den Grundsaz der Anhäufung bey Personen sowohl als Gesellschaften als eine der Quellen des jezigen menschlichen Elendes verdammt, und unter sich keine andere Anhäufung zulassen will, als solche, die zur Vermehrung der Bequemlichkeiten der Mitglieder, und zur Bildung neuer Kolonien für ihre Nachkommenschaft erforderlich seyn sollte – ein Grundsaz, nach dem wohl Menschen und Gesellschaften verfahren, und wobey doch wohl nur das Mehr oder Minder den Unterschied macht. Die Verwaltung soll in der ganzen Gemeinde, oder in den von derselben hierzu ernannten Personen ruhen; und die Weiber nicht nur gleiche und unabhängige Rechte mit den Männern zu genießen haben; sondern auch, (nach den Worten des Vertrags) „um der Gemeinde die vollkommenste Mitarbeitung der einen Hälfte ihrer erwachsenen Mitglieder, der Weiber, zu versichern; und um diesen die Gelegenheit zu geben, durch gleiche Nüzlichkeit, wie die der Männer, ähnliche Achtung und Theilnahme zu erlangen; und um ihnen gleiche Leichtigkeit zum geselligen Umgang und der Erlangung von Kenntnissen zu gewähren, bewilligen wir ihnen Freyheit von der häuslichen Plackerey des Kochens, Waschens und Einheizens, welche nach wissenschaftlichen Grundsäzen, in einem großen Maßstabe für die ganze Gemeinde besorgt werden.“ Zu diesem Ende, und auch zur Ersparung von Arbeit und Unkosten sollen alle Mitglieder beysammen speisen, die Kinder beysammen erzogen und unterrichtet, und die Alten und Kranken in einer einzigen Anstalt verpflegt werden; jedoch, da Freyheit des Denkens und Handelns einem jeden zugesichert ist, mag, wer Lust dazu hat, allein in seiner Stube essen, seine Kinder erziehen und lehren, und seine Kranken verpflegen; vor Allem aber soll in Glaubenssachen die vollkommenste Freyheit herrschen, und einer jeden besonderen Gesellschaft, von dreyßig und darüber, sollen nach Verlangen, die öffentlichen Säle drey Stunden die Woche zum gottesdienstlichen oder anderen Gebrauch, ausschließlich eingeräumt werden. Dabey soll jedes Mitglied mit der Zeit zwey Stuben zum eigenen Gebrauch erhalten, und man erwartet, daß man durch Ordnung, vervollkommnete Maschinen und zweckmäßige Vertheilung der Arbeit es dahin bringen werde, daß kein Mitglied werde über zwey bis drey Stunden des Tages zu arbeiten haben, um sich und allen in der Gemeinde den reichlichsten Genuß aller Bequemlichkeiten des Lebens, die Mittel zu gelehrten und wissenschaftlichen Studien aller Art, zur gastlichen Aufnahme besuchender Freunde, ja zum gelegentlichen Reisen zu verschaffen!!! Wie herrlich und wünschenswerth, und wie ausführbar – wenn man Menschen zu Engeln umschaffen könnte, zu reinen Geistern, ohne Hab- und Herrschsucht, ohne Ehrgeiz, ohne Neid, ohne Zanksucht und Bosheit, ohne irgend einen Hang zum Bösen, und vor Allem, ohne – Trägheit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Kunstbl. Nr. 81, u. Monatsreg. September.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Oktober 1826.

Das Urtheil des Volks mißt das Große wie das Kleine.

Antonio Perez.

Italia.

(Fortsetzung.)

XI. Die Kirchen Venedigs.

Hundert Inseln hat der Peloponesos Venedig,
Hundert Kirchen nennt euch zum Besuche das Buch.
Alle besuchend vermag ich nicht Hekatombe zu opfern,
Aber ich bin davon Zehent zu geben bereit.
Vierthalbhundert Jahre saß in dem Castelle Sankt Peters
Der Patriarch der Stadt auf dem arabischen Stuhl,
Welcher den Gläubigen galt als apostolischer Sessel,
Dem sich Peter in Arm zu Antiochia warf.
Dieß ist vorbey, — nun sind sie bekannt die Verse des Korans,
Deren kufische Schrift lang die Enträthsler betrog.
Korans Vers war also der Stein, auf dem zu Venedig
Lang gegründet war patriarchalischer Sitz.
Besser gegründet war die Seeherrschaft des alten Venedig
Auf dem Denkmalstein, welcher den Helden gebührt.
Sieben Dogen ruh'n zu San Francesco vom Weinberg,
In der Pleias strahlt Gritti vor andern hervor.
Vierzehn Dogen ruh'n in der Kirche Giovanni und Paolo's,
Viele mit Palmenzweig türkischer Siege geschmückt.
Bragadino's Haut wird dort den Besuchern gezeiget
Als die höchste Schmach cyprischen Sklavengeschicks.
Ausgewaschen hernach in Lepanto's blutigen Fluthen
Durch Don Juan, den sein Oesterreich nennet mit Stolz.
In der Kapelle des Rosenkranzes ist er verherrlicht
Jener heilige Bund wider osmanische Macht;
Die ihn schlossen, der Papst, der König, der Doge Venedigs,
Sind dort conterfeyt mit den Gewalt'gen der Schlacht.
Hinter dem Papst' Antonio Colonna der römische Feldherr,
Veniero, Don Juan bilden die heilige Drey,
Deren Heldenruhm verherrlicht im Bild' Tintoretto
Und Vittoria's Kunst durch das Gebilde des Steins.
Bragadino's Schand' und Cyperns Verlust ward gerächt zu Lepanto,
Aber das Eiland war so wie gewonnen verscherzt.
Angenommen an Tochter Statt von der Mutter Republik
Wurdest du deines Reichs schändlich Cornara beraubt!
Gehet doch hin und schauet die Maale, die beyden Cornara's,
So ihr Tizian's Kunst und die Republik gesezt.
Im Pallaste Manfrin, dem reichsten an köstlichen Bildern,
Schaut ihr Sie gemalt königlich, duldend und schön.

Digitized by Google

In Salvator's Kirch erhebt sich ihr stattliches Denkmal,
Wo dem Dogen Sie bringet die Kron' zum Geschenk';
Daß sie gezwungen es that, ist freylich im Bild nicht zu sehen,
Und es spricht ihr Schmerz sich in dem Steine nicht aus
Wie in Tizian's Bild; — ein Stein kann diesem genügen
Als Denkmal des Ruhms, welchen verspendet sein Werk.
„Hier liegt Tizian von Vercelli der Große,"
„Nebenbuhler sind Zeuxis, Apelles und er."
Bey den Frari lest ihr dieß inmitten von Maalen,
So die Republik Dogen und Helden gesezt.
Von den Pferden schau'n die Generäle herunter
Und aus dem Todespallast Pesaro's grimmet der Tod,
Schwarz ist der Tod und schwarz abessinische Sklaven,
Schwarz wie Pesaro's That eines der Lezten des Stamm's,
Welcher aus Geldgeiz nicht, aus Ehrgeiz ward zum Verräther
Und die Signorie ihren Bezwingern empfahl.
Sein unrühmliches Grab mag treten der Bürger Venedigs,
Treten sollt' er nicht heut' zu Sankt Stefano noch
Morosini's Grab des peloponesischen Helden,
Dessen ehernen Schild wetzet als Pflaster der Fuß.
Auf Sankt Georgs Insel und auf der Insel Giudecca
Leuchtet Palladio's Dom anderen Tempeln voraus.
Wollt ihr Marmor schau'n, geht zu den Jesuiten und Scalzi.
Bey den lezten allein lieget ein Bergwerk zu Tag:
Sieben Kapellen sind's von sieben Stiftern erbauet,
Welche verschwendeten dort Summen von Gold in dem Stein
Fünf Mal hunderttausend Dukaten sind Summen, zu große
Für den üblen Geschmack, welcher verwandte den Schatz.
So viel kosteten nicht die Meisterwerke zusammen,
Welche fast überall sind in den Kirchen zerstreut
Von den Meistern der Schule der venezianischen Maler:
Tizian's, Tintorett's des Veroneser's Gemäld';
Von den Meistern der Schule der venezianischen Bildner:
Sansovino's Gebild, oder Vittoria's Werk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Zweykampf und dessen Ursprung.

(Beschluß.)

Es ist aus allen Registraturen und Archiven erwiesen worden, daß in Frankreich von dem Zeitpunkte an, wie Heinrich II. zum Thron gelangte, bis in das zwanzigste Jahr seiner Regierung nicht weniger als sieben tausend Gnadenbriefe ausgefertigt worden sind. Rechnet man dazu noch die Duelle, bey welchen man sich um keine Begnadigung bemühet hatte: so wird es leicht begreiflich, daß durch diese neue Art von Duellen mancher französische Edelmann sein Leben eingebüßt haben müsse. Heinrich III. und seine Regierungsnachfolger erließen die strengsten Edikte wider die Duelle, und da Ludwig XIV. die fürchterlichsten Drohungen gegen die Uebertreter der Duellgesetze aussprach: so hielt man den Zweykampf in Frankreich für gänzlich abgeschafft, und in Prosa, wie in Versen, in öffentlichen Reden, wie in Privatunterhaltungen wurden die weisen Verbote des Zweykampfs hochgepriesen. Unter diesen Umständen geschah es, daß der Herzog von Noailles sich mit dem Grafen von Soissons nicht schlagen wollte. Die Gemahlin des Letztern, die Haushofmeisterin der Königin Mutter war, gerieth mit der Herzogin, Ehrendame derselben Königin, über gewisse, zu ihrem Amte gehörende, Dinge in Streit. Der König erließ einen Ausspruch, welcher der Herzogin günstig zu seyn schien. Darüber härmte sich die Gräfin so sehr, daß ihr Gemahl den Herzog zum Zweykampf herausforderte; dieser nahm aber die Herausforderung nicht an. Sogar die Prediger mischten sich in die Streitigkeiten für und wider die Duldung der Duelle und redeten mit Nachdruck gegen diese Art Kämpfe. Eines Tages, als der Marschall de la Force eine solche Predigt angehört hatte, war er so sehr von der Schädlichkeit der Duelle durchdrungen, daß er bey der Rückkehr aus dem Gotteshause das Gelübde ablegte, sich nicht zu stellen, wenn ihn Jemand herausfordern sollte. Manches Interessante über diesen Gegenstand ist nachzulesen in dem Werke: „L'Honneur considéré en lui-même, et relativement au Duel."

Niemals pflegten die größten Männer des Alterthums ihre persönlichen Beleidigungen durch Privatkämpfe zu schlichten oder zu rächen. Plutarch erzählt, daß Antonius, der von der Last seines Unglücks zu Boden gedrückt wurde, den Augustus herausgefordert habe. Augustus erwiederte aber auf diese Herausforderung bloß: er habe wohl andere Mittel zum Sterben in Händen, ohne dieses noch zu bedürfen.

Scipio Africanus und Metellus, diese beyden großen Feldherren, verwarfen diesen seltsamen Kampf auf gleiche Weise, weil, wie Theophrast sagt, ein General

Digitized by Google

als ein General, und nicht als ein gemeiner Soldat sterben müsse.

Ein Pascha sagte einst zu einem Türken, der sich mit einem Andern schlagen wollte: „Du hast einen Muselmann zum Zweykampf herausgefordert? gibt es denn nicht noch andere Feinde zu bekämpfen und zu überwinden? Du bist sehr verwegen, ein Leben auf's Spiel zu setzen, welches dir nicht gehört.“ —

Karl, König von Schweden, schickte im Jahr 1611 einen Herold mit einer Herausforderung an den König Christian von Dänemark, welche in ganz Europa Aufsehen erregte. Nach einigen ziemlich derben Vorwürfen, die König Karl seinem Feinde darin machte, bot er ihm den Zweykampf an und fügte dann noch hinzu: „Wenn Ihr den Zweykampf ausschlaget, so werde ich Euch weder als einen Mann von Ehre, noch als einen tapfern Soldaten fernerhin ansehen können.“ — Der König von Dänemark ertheilte ihm eine Antwort, welche noch anzüglichere Ausdrücke als jener Brief enthielt. Alle Vorwürfe, die ihm Karl in diesem gemacht hatte, erklärte er für unverschämte Lügen und schloß seine schriftliche Erwiederung mit den Worten: „Was nun die Herausforderung anbetrifft, die Ihr an mich habt ergehen lassen, so ersehe ich daraus, daß Ihr Niesewurz zur Reinigung Eures Gehirns bedürft.“

Gustav Adolph, dieser nordische Eroberer, sah eben so wie Ludwig XIV. die Privatkämpfe als den Ruin aller Kriegszucht an. Um diese barbarische Gewohnheit in seiner Armee auszurotten, untersagte er das Duell bey Lebensstrafe. Zwey Generale, die mit einander in Streit gerathen waren, kamen bald, nachdem dieß Gesetz erlassen war, zum Könige und baten ihn, es zu gestatten, daß sie ihre Sache mit dem Degen ausmachen dürften. Dieses Anliegen verdroß den König Gustav Adolph sehr; jedoch gab er seine Einwilligung, allein nur mit dem Zusatze, daß er selbst gegenwärtig bey dem Zweykampfe seyn, wie auch Zeit und Stunde, wann und den Ort, wo er vollzogen werden solle, selbst festsetzen wolle. Nachdem sich die Duellanten nebst ihren Sekundanten zur bestimmten Zeit auf dem Kampfplatze eingefunden hatten, ließ auch der König nicht lange mehr auf sich warten; aber er erschien nicht allein, sondern mit einem ungewöhnlich starken Gefolge, nämlich einem Regimente Infanterie, dessen Mannschaft einen Kreis bilden und den Kampfplatz einschließen mußte. Dann rief er den ebenfalls dahin beschiedenen Scharfrichter in den Kreis und sagte diesem: „Höre! Du siehst hier zwey Herren, „die ihres Lebens überdrüssig sind. Sobald Du also „wahrnimmst, daß einer derselben getödtet worden ist, so „ergreifst Du den andern, seinen Mörder, und schlägst „ihm den Kopf ab!“ Das hatten die Duellanten nicht erwartet, so groß auch bis dahin ihre Kampflust gewesen war, so schien sie nach Anhörung jenes Kampf-Befehls dennoch völlig erstarrt. Einige Minuten lang sahen sie sich sprachlos an, dann aber stürzten sie sich Beyde, als wäre es verabredet, zugleich dem Könige zu Füßen, erkannten ihr Unrecht und erhielten von demselben die Zusicherung, daß alles Geschehene vergessen und vergeben seyn solle, wenn sie auch ihren gegenseitigen Groll vergessen und sich mit einander wieder aussöhnen würden; welches dann auch auf der Stelle geschah.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Daß es Hrn. Owen gelungen, unter seinen Fabrikarbeitern zu Neu-Lanark einen diesem ähnlichen gesellschaftlichen Zustand einzuführen, ist kein Beweis für die Ausführbarkeit seiner Pläne in einer gemischten Gesellschaft, worin ein jeder sein eigenes Gewerbe hat, und wo man nicht geneigt seyn würde, der leitenden Hand eines Meisters zu folgen — auch soll Hr. Owen in seinen menschenfreundlichen Bemühungen, eine solche Kolonie in Amerika zu stiften, weit größere Schwierigkeiten finden, als er erwartet, besonders sollen ihm die lauten Zungen, der mit den Männern gleich berechtigten Mitarbeiterinnen viel zu schaffen machen.

In der Nähe von Exeter hat man eine Kolonie, wie die beabsichtigte, gegründet, aber, wie ich höre, haben die Unternehmer keine Hoffnung, sie ohne große Modifikation im Grundplan beysammen zu halten. Bey dem hiesigen Verein hat man den Vorschlag gemacht, daß, bis ihr großes Vorhaben ausgeführt werden könnte, mehrere Familien ihren wöchentlichen Verdienst in gleiche Theile zusammen legen, und in großen Häusern gemeinschaftlich leben sollten; ein Mittel, wodurch man für alle mehr Bequemlichkeit erwartet, als sie einzeln haben könnten, und welches wohl ausführbar seyn dürfte, wenn — die Weiber sich mit einander vertragen könnten.

Der wohlfeile Preis der in Manchester verfertigten Waaren ist in diesem Augenblicke in der That erstaunlich. Ein Stück Cambric, 12 Yard haltend, kann jezt für drey Schilling sechs Pence eingekauft werden; 1814 und 15 kostete dieselbe Waare dreyzehn bis vierzehn Schilling. Die nächst dieser folgenden Waaren, die damals achtzehn Schilling kosteten, kann man jezt für fünf Schilling haben; und die feinste Art für achtzehn Schilling, die damals sieben-und-zwanzig kostete; jene Preise waren schon niedrig im Vergleich mit denen vor 20 Jahren. Zu der Zeit wurden viele Cambric-Mussenne zu fünfzehn Schilling neun Pence der Yard verfertigt, anstatt daß nun der bestmöglichste Artikel von dieser Art nicht mehr als ein Schilling acht Pence oder ein Schilling neun Pence der Yard werth ist. In dem ganzen Manufakturwesen herrscht ein ähnlicher Fall in den Preisen.

Man hört oft von den sonderbaren Wetten der Britten als Probe eines excentrischen Charakters reden; die folgende, welche jezt nach öffentlichen Blättern von einem Schotten gemacht worden, läßt sich wohl in der Reihe derselben aufführ-

Digitized by Google

ren. Er wettete Pf. St. 1000, als ein wandernder Spielmann während sechs Monaten herumzuziehen, und in dieser Zeit Pf. St. 100 zu sammeln, nachdem er alle seine Ausgaben bezahlt. Ein Wanderer, der sich als jenen Schotten darstellte, erschien in diesen Tagen in Durham, und spielte mehrere Lieder auf dem schottischen und irländischen Dudelsacke, und auf beyden zeigte er viele Geschicklichkeit, indem er durch die verschiedenen Straßen der Stadt zog. Er war von gutem Ansehen, und von einem Mann begleitet, der als ein Bedienter erschien und die milden Beyträge empfing. Der Minstrel und sein Gefährte brachten die Nacht in einer sehr geringen Schenke zu, welches eine der Bedingungen der Wette ist.

Paris, 15. September.

In der lezten Zeit haben, außer den Jesuiten, auch noch die Biographen dem Publikum und der Justiz viel zu schaffen gemacht. Ein Biograph war sonst ein Schriftsteller, der es nur mit den Todten zu thun hatte, und um welchen sich die Lebenden nicht sehr bekümmerten; aber heut zu Tage geht es anders zu. Die Biographie erstreckt sich auch über lebende Personen; so lange als diese gelobt werden, lassen sie das Biographiren wohl hingehen; werden sie aber getadelt, oder deckt der Biograph einen Zug ihres Privatlebens oder ihres öffentlichen Verhaltens auf, den sie gern der öffentlichen Aufmerksamkeit entziehen möchten, so erheben sie ein Zetergeschrey, und lassen ihre Klagen und ihren Zorn überall erschallen. In Frankreich insbesondere, wo die Eigenliebe so reizbar ist, haben die Biographien der Lebenden einen gewaltigen Lärm hervorgebracht, und eine Menge schlafloser Nächte verursacht. Als nach der Wiederherstellung des Königthums das erste wichtige Werk dieser Art erschien, nämlich die Biographie des Vivans, in fünf Bänden, schrien die Leute, die sich in der Revolutionszeit übel hervorgethan, oder sich unter der kaiserlichen Regierung kriechend benommen hatten, und alle deren Betragen hier von ultraroyalistischen Händen unbarmherzig aufgedeckt war, gewaltig wider die Zügellosigkeit der Biographen, und als die Biographie deßhalb nicht minder, oder vielleicht gar noch mehr Absaz fand, so hielten sie es für rathsam, eine noch weit beträchtlichere Biographie des Contemporains in einem ganz entgegengesezten Sinne abzufassen, so daß fast alle diejenigen, die in der Biographie des Vivans heruntergemacht waren, in der Biographie des Contemporains bis in die Wolken erhoben, und dagegen die in der vorigen Biographie gelobten, hier in's schwarze Brett geschrieben wurden. Dadurch war dann das biographische Gleichgewicht so ziemlich wieder hergestellt; Ultras und Bonapartisten hatten Satisfaktion erhalten; wenn sie einerseits schwarz gemalt waren, so waren sie andererseits weiß und hübsch, und so etwas thut der Eigenliebe immer wohl. Aber nun kömmt ein Völkchen von Scharfschüzen, das auf alle Partheyen losziehet, die Leute Ständeweise, und zwar in Büchelchen vom 32 Formate vornimmt, ihre Heimlichkeiten aufdeckt, Wahres mit Falschem vermischt, und ganz unerwartete, meistens häßliche Porträte hervorbringt. Ein Stock in ein Wespennest geschoben, könnte keinen ärgern Aufruhr erregen, als diese plözliche Sündfluth von Zwergbiographien, daher dann auch Alles wider sie schreiet, Jesuiten, Liberale, Ministerielle, königliche Anwälde, und sogar die Geistlichen auf den Kanzeln und in ihren Zeitschriften. Die kleinen Biographien wuchsen auf einmal wie Pilze hervor; jedweder Stand bekam seinen Antheil, und während die Polizey auf mehrere Beschlag legte, erschien eine Biographie der Polizeybeamten. Nun liefen sie hinter diese her; der Verfasser, der selbst zur Polizey gehört zu haben scheint, war aber so pfiffig als sie; sie konnten der Auflage nicht habhaft werden, sondern erraschten nur hier und da einige Exemplare, es wurde sogar erzählt, die Polizey, als sie vernommen habe, es sollte eine Polizeybiographie gedruckt werden, habe dem Verfasser für sein Manuscript eine bedeutende Summe anbieten lassen, die der Verfasser dann auch versprochen habe anzunehmen; dadurch habe er sie eingeschläfert, nichts desto weniger sey kurz darauf, zum großen Schrecken der Polizey die Zwergbiographie erschienen. Die Zeitungen haben dieses Gerücht angegeben, und es ist demselben, von Seiten der Polizey, nicht widersprochen worden. Die Procureurs du Roi sind außerordentlich aufgebracht gegen die kleinen Biographien in 32mo. Sie verfolgen mehrere Verfasser derselben vor Gericht, haben auch bereits schon die Verurtheilung einiger zu Geldbußen und Verhaftung bewirkt, und drohen in ihren Requisitorien allen denjenigen mit der Verfolgung, die in der Folge noch solche Zwergbiographien wie Brandraketen aufsteigen lassen wollen. Allein im Grunde geht dieß die Procureurs du Roi nichts an; finden sich Privatpersonen durch jene Schriften beleidigt, so mögen diese die Verfasser als Verläumder angreifen; was kümmert dieß aber die Regierung? Als Vorwand geben die Procureurs du Roi an, die morale publique wäre durch die Biographen beleidigt und angetastet worden; die Regierung hätte die Pflicht über die Aufrechthaltung dieser morale publique zu wachen. Der eigentliche Grund ihres Eingreifens aber ist dieser: Unter den Personen, die sich über die Biographen zu beklagen haben, befinden sich manche angesehene Staatsmänner, Hofdamen u. s. w. Wenn diese nun alle ihre Klagen vorbrächten, einer weil man ihn beschuldigt, er habe sich bestechen lassen, ein anderer, seine Frau lebe etwas locker, und er sehe ihr durch die Finger, ein dritter, er versehe schlecht sein Amt, und ziehe mehr Gehalt ein als er verdiene, und wenn ihre Klagen öffentlich vor Gericht verhandelt würden, so würde eben dadurch das Publikum erst recht erfahren, worin ihre schwache Seite besteht, oder was für saubere Sachen sie sich haben zu Schulden kommen lassen, oder ihnen aufgebürdet werden. Besonders würden die Hofdamen mit ihren Klagen erst recht die Aufmerksamkeit des Publikums auf die kleinen Biographien und die Damenhistorien gezogen haben, oder die Männer hätten an ihrer Statt erscheinen, und die Ehre ihrer Ehehälften vertheidigen müssen, welches dann auch wieder seine komische Seite gehabt haben würde, wenigstens in Paris, wo man über die unglücklichen Ehemänner immer zu scherzen pflegt. Um nun den vornehmen Leuten dieses Skandal und Gespötte zu vermeiden, haben die Procureurs du Roi es für rathsam erachtet, ihnen zuvorzukommen, und die Biographen wegen Beleidigung der morale publique gerichtlich zu verfolgen. Bey dem Kriminalprozesse wegen der Biographie der Hofdamen haben sie sogar darauf gedrungen, die Sache sollte der Decenz wegen bey verschlossenen Thüren verhandelt werden; so sorgfältig wollten sie es vermeiden, dem Publikum wissen zu lassen, was dann in jenem Büchelchen wider oder über die Hofdamen gesagt werde. Die Männer der verunglimpften Damen scheinen zwar sehr erboßt gewesen zu seyn, aber sich doch sehr ruhig verhalten zu haben, vermuthlich in der Erwartung der vom Procureur du Roi verheißenen gerichtlichen Verfolgung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Oktober 1826.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen an's Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Hochzeitsfeyerlichkeiten im Kuhländchen *).

Die Bewohner des Kuhländchens (wovon man die Kunewälder gleichsam als den Mittelpunkt ansehen kann) zeichnen sich in Rücksicht ihrer Sitten und Gebräuche in mancherley Stücken aus. Merkwürdig sind z.B. nebst der ausgezeichneten weiblichen Tracht die ganz eigene Form ihrer Hochzeitsgebräuche.

Das Auffallendste bey der Einrichtung ihrer Hochzeiten ist: daß Braut und Bräutigam nicht, wie fast überall sonst, ihre Gäste gemeinschaftlich laden und bewirthen und sich zusammen beym Hochzeitmahle freuen, sondern jeder Theil seine Verwandten und Nachbaren abgesondert einladet und eine besondere Hochzeitgesellschaft ausmacht, welches allerley Sonderbarkeiten hervorbringt. — Der Gang des Ganzen ist folgender: Wenn der förmliche Heirathsantrag gemacht werden soll, so begibt sich der Bräutigam in Begleitung von einem Paar älterer Männer aus seinen Verwandten oder Freunden zu den Eltern der Braut, wo er bereits erwartet wird und alle Vorbereitungen gemacht worden sind. Die Begleitsmänner machen den Antrag; dieser wird genehmigt, auch wohl schon manche vorläufige Verabredung in Absicht auf den künftigen Ehevertrag, so wie auf den Zeitpunkt der Abschließung desselben getroffen. Dann wird die Braut gerufen und befragt: ob sie mit freyem Willen ihr Jawort gibt? Bey Bejahung dieser Frage geben sie einander die Hand, und der Bräutigam gibt ihr ein Goldstück oder einige Thaler als Wahlschatz und Einigungspfand. Nun wird die Branntweinflasche herumgeboten und dann ein kleines Mahl von Braten, Kuchen u. dgl. verzehrt. — Dieß heißt das Gewißmachen oder auf's gewisse Wort gehen. Bey der feyerlichen Eheberedung oder Zusage versammeln sich die Verwandten und Freunde von beyden Seiten im Ortsgerichte, dessen Mitglieder ebenfalls gegenwärtig sind. Da wird alles Nöthige verhandelt und berathschlagt und darauf der Ehevertrag aufgesezt. Wenn dieses Geschäft berichtiget ist, so wird von Seiten der Braut, Essen, Rinderbraten mit einer großen Brühe und Kuchen, für die Geschwornen und die nächsten Theilnehmer der Verhandlung gebracht. Zerschlägt sich zufällig die Heirathsunterhandlung, so wird das Essen wieder nach Hause getragen und Niemanden etwas davon gereicht. Gewöhnlich wird die Zusage acht, höchstens vierzehn Tage vor der Hochzeit gehalten. Am Vorabend des Hochzeitsfestes geht der Bräutigam in Begleitung des Brautführers und des sogenannten Vorsprechers (d. h. des bestimmten Sprechers und Vertreters, der bey allen Verhandlungen, sowohl beym Oberamte und Seelsorger als bey allen Hochzeitsfeyerlichkeiten das Wort führt) zu den künftigen Schwiegereltern, um die Braut zu bitten. Diese Verhandlung ist dem weiblichen Theil der Familie eine ganz köstliche Unterhaltung, welche, ob sie sich gleich bey jeder dergleichen Gelegenheit

*) Aus Büschings Sammlungen der Sitten, Gebräuche und Feste der Deutschen.

Digitized by Google

ganz genau und wörtlich in derselben Form und Einkleidung wiederholt, ihnen doch immer neu und höchst anziehend dünkt. Ehe nun also das vorgeschriebene Schauspiel beginnt, d. h. gegen die Zeit der Abenddämmerung werden alle Thüren verschlossen. Die Anwerber kommen gemeiniglich an die Hinterthür des Hauses, pochen an, werden mit rauhen Worten abgewiesen, fahren fort zu pochen, zu rufen und bey fortwährender Abweisung beginnen sie, gegen die Thür mit alten Töpfen zu werfen *). Endlich wird Gehör gegeben. Die Thür geht auf, und der zweyte Aufzug des Schauspiels beginnt. Die Brautwerber bleiben an der Thür stehen und bitten „als arme Reisende“ um gütige Beherbergung. Sie werden bedeutet: „Hier sey keine Herberge; sie möchten zum Richter des Orts gehen u. s. w.“ Sie halten mit Bitten an; man wendet ein: „Sie möchten wohl Landstreicher und verdächtiges Gesindel seyn, man könne nicht trauen,“ und so geht das Wörteln eine Zeit lang hin und her. Endlich geben sie sich zu erkennen, werden bewillkommt, und nun werden aus allen Kräften Reden gehalten. Zuerst von dem Brautführer, der eine sehr lange, zierliche und mit allerley Blümchen ausgeschmückte Anrede hält. Deßwegen sieht man bey der Wahl desselben immer auch darauf, einen solchen auszusuchen, der viel auswendig zu lernen und mit hinlänglicher Dreistigkeit herzusagen im Stande ist. Dann kömmt eine zweyte Rede des Vorsprechers, welche allenfalls bey der Stiftung des Ehestandes im Paradiese anfängt, bey der Hochzeit in Kanaan in Galliläa verweilt, sich so allmählig in mancherley Wendungen bis zu dem gegenwärtigen Brautpaare hinspielt, und endlich die geziemende Bitte vorträgt: „daß morgen die ehrsame Jungfer Braut, mit Tugend geziert, möge werden in die Kirche geführt ɩc.“ Dann empfiehlt er den Bräutigam und die Seinigen, den Schwiegereltern, Freunden und Verwandten zur Gewogenheit und Freundschaft, welches durch den Vorsprecher von Seiten der Braut gegenseitig geschieht. — Nun ist die Feyerlichkeit zu Ende, und es folgt ein kleines freundschaftliches Mahl.

Am Hochzeitmorgen erscheinen zuerst die von Seiten der Braut geladenen Gäste im Hause derselben zum Frühstücke, welches aus Butterbrod, Branntwein und Kuchen besteht. Wenn aber der Bräutigam mit dem Gefolge seiner Gäste erscheint, so müssen jene der Braut, sie mögen schon gefrühstückt haben oder nicht, den Kommenden Platz machen und aus der Stube weichen, worin nun von jenen das Frühstück eingenommen wird. — Wenn das väterliche Haus des Bräutigams am Wege zur Kirche liegt, so geht die Braut hinein, die Eltern zu herzen und ihren Segen zu erbitten, welches im entgegengesetzten Falle unterbleibt. Nach der Trauung begibt sich die ganze beyderseitige Hochzeitgesellschaft in's Wirthshaus, und daselbst wird nun bis zur Essenszeit, welche im Winter um drey oder vier Uhr Nachmittags, im Sommer auch noch später eintritt, getanzt. Jezt begibt sich jeder Theil mit seiner besondern Gesellschaft in sein Haus.

Sind der Musikanten nur drey, so folgen sie dem Bräutigam dahin; sind ihrer vier, so hat die Braut und ihre Gesellschaft ein Recht auf Einen davon, doch muß der Bräutigam darum ersucht und angesprochen werden. Das Hochzeitmahl besteht in der Regel aus Sauerkraut, Graupensuppe, eingemachtem Kalbfleisch — das um seiner gelben, gewürzten Brühe willen Gelbfleisch genannt wird — Rindfleisch mit Milchkrehn *), Honiggries, d. h. Gries mit Milch gekocht und Honigkuchen (Lebzelten) mit Butter und Honig reichlich übergossen, Rinderbraten und für die Verheiratheten noch ein Schmackessen, Füllsel genannt (bereitet aus Eyern, Käse und etwas Grieskuchen), machen den Beschluß. Nach geendetem Essen nimmt die Braut von ihren Eltern Abschied, welches gemeiniglich mit vielen Thränen und Schluchzen geschieht.

Wenn sie nun aus dem elterlichen Hause fortgehen soll, schließen ihre Gespielinnen im Hausflur um sie einen Kreis und singen ein bestimmtes altes Lied **); gegen Ende desselben geht der Zug singend über die Straße in das Haus des Richters als dem Wirthshause, wo zuerst der Ehevertrag noch einmal abgelesen, dann auf's Neue getanzt wird. Der Bräutigam begibt sich seinerseits mit seinen Begleitern eben dahin; nur wenn die Wohnung der Braut auf seinem Wege gelegen ist, spricht er mit seiner Gesellschaft und Musikanten da ein und führt sie dann mit sich. Wenn nun das Brautpaar und die nächsten Verwandten beym Richter versammelt sind, dann wird der Ehevertrag vorgelesen und alle nähere und entferntere Interessenten befragt, ob sie noch irgend etwas dabey zu erinnern oder einzuwenden haben? — Wenn dieses verneint wird und also der Inhalt als berichtigt und abgethan anzusehen ist, dann folgt die Feyerlichkeit des Aufwerfens. Diese hat folgende Gestalt: Die Braut, Kranzjungfer und das Brautweib setzen sich an einen Tisch, der um dieser Bestimmung willen den Namen Brauttisch behält. Nun treten Bräutigam und Brautführer vor den Tisch; der leztere aber führt das Wort. Das Brautweib fordert den Bräutigam zu Geschenken für die Braut auf. Der Brautführer wirft im dessen Namen einige Groschen auf den Tisch hin. Diese werden nicht angenommen und über die Armseligkeit und

*) Hier zeigt sich wohl der höchst merkwürdige Ursprung des, auch in andern Gegenden so bekannten, Polterabends und des dabey gewöhnlichen Zerwerfens alter Töpfe, welches nun an den meisten Orten ganz von seiner ursprünglichen Einrichtung, die wir hier zu finden meynen, abweicht.

*) Meerrettig mit Milch.

**) Leider nicht mitgetheilt. Auch Meinert in seinen Volksliedern des Kuhländchens gedenkt desselben nicht.

Knickerey bey dieser Gabe wird weidlich geschimpft. Er gibt dann in mancherley Abstufungen immer etwas mehr, und es folgt verhältnißmäßig dieselbe zurückweisende Erwiederung. Endlich, wenn dieses Markten und Streiten lange genug gedauert hat, so erfolgt nun das eigentliche, der Braut bestimmte Geschenk, welches gemeiniglich in fünf Thalern besteht. Nun werfen die nächsten und entfernteren Verwandten, die angesehensten Gäste, dann die Gespielinnen der Braut, Jedes ein Stück Geld auf den Tisch, und dieser gesammte, durch das Aufwerfen eingekommene Schatz macht ihren Schatz aus. Nun geht das Tanzen wieder an und dauert bis in die Nacht. Der Bräutigam darf aber, nach der bestehenden Sitte, keinen Antheil daran nehmen, sondern sitzt mit den Männern hinter dem Tische, die Braut hingegen tummelt sich wacker herum. Wenn nun die Zeit des Weggehens kömmt, so geht die Braut von einem Gaste zum andern herum, schlägt um jeden ihren bräutlichen Mantel, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und erhält von demselben ein Stück Geld. Diese Form des Einhebens des Geldes heißt „herzen gehen." — Anzuführen ist auch noch, daß fast alle Verwandtinnen des Hauses bey dieser Gelegenheit Köchinnen, oder wie man es, um des wichtigen Hauptgeschäftes, des Kuchenbackens willen nennt, Bäckerinnen sind, bey großen Hochzeiten zumal, wohl zehn bis zwölf oder noch mehr an der Zahl. — Im Sommer wird dazu im Garten ein Zelt von umgehängten Tüchern aufgeschlagen und dort eine Garküche gemacht. Bey Bauern sind wohl zehn oder mehr Tische besetzt, und zwar gewöhnlich jeder mit zwölf Personen. Zu Kuchen und Gries werden dann wohl zehn Metzen Weizen verbraucht. Zuweilen schlachtet man auch ein selbst gezogenes Stück Rind. Bey dem Bräutigam ist in Rücksicht der Kleidung (die in einem licht- oder dunkelblauen, zuweilen bey Angesehenern auch violetten Kleide von ziemlich feinem Tuche besteht) nichts besonderes anzuführen. Bauernsöhne tragen dabey gewöhnlich über die Schultern ein mit Rosen von Bändern und Messingdrath geziertes Gehänge, einen bloßen Degen und einen Stock.

Auszeichnend sind bey dem Anzuge der Braut und der Kranzjungfer erstens: der Kopfputz, welcher darin besteht, daß über dem gewöhnlichen rothen Bande, welches die Vorderhaare umgürtet, eine halbzirkelförmige messingene übersilberte Krone, hier Bärtel genannt, angebracht wird; hinter dieser ein von grüner Seide geflochtener, breiter Zopf; an diesen werden über das ganze Hinterhaupt hin und her gewundene rothe Bänder, welche dasselbe ganz bedecken und keine Haare sehen lassen, befestigt. Diese Kopfzurichtung heißt geschnürt. In der Mitte des Bändergeflechtes sitzt bey der Braut ein Rosmarinkranz, bey ihrer Gespielin ein Flitterkranz mit buntem Glase verziert. Ferner das Hemd, welches lange bis an die Knöchel reichende, ungestärkte Aermel haben muß, da doch sonst ein steif und blau gestärktes Hemd einen wichtigen Theil des dasigen Staates ausmacht. Endlich ein mit Pelzwerk ausgeschlagener und gefütterter Mantel von schwarzem Zeug, Schaub *) genannt, den außer diesen Beyden auch noch das Brautweib, selbst wenn es auch noch so warm ist, trägt, und der überhaupt das Ehren- und Feyerkleid ist, welches bey jeder wichtigen und feyerlichen Gelegenheit erscheint, indem die Gevatterin, von der das Kind zur Taufe getragen wird, so wie die Wöchnerin bey der Kirchfahrt damit bekleidet seyn müssen.

*) Ist die alte deutsche Benennung. So kommt in den Reichsstädten, besonders in Nürnberg, die frühere Benennung Schaubenbraut vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. Sept.

(Fortsetzung.)

Nicht so haben es die Schriftsteller gemacht; denn als der Dichter Armand Gouffé in der Biographie des gens des Lettres gelesen hatte, er sey ein Trunkenbold, und treibe sich in den Kneipen umher, eilte er stracks zum Verleger, und verlangte den Namen des Verfassers, oder im Weigerungsfalle einen Duell; der Verleger, der lieber einen Namen hergeben, als sein theures Leben auf's Spiel setzen wollte, trug kein Bedenken, den Autor zu nennen, und seine Wohnung zu bezeichnen. Flugs läuft Armand Gouffé zu diesem; er findet einen jungen Mann: Sind Sie der schändliche Verläumder, der u. s. w." Der junge Mann, im Beyseyn seiner Mutter, verneinte und behauptet, er wisse nichts von der besagten Biographie. — Nun so soll mir der Verleger Rede stehen, ruft A. Gouffé und eilt die Treppe hinunter. Auf der Gasse läuft ihm der junge Mann nach. Er habe, sagt er, geläugnet, weil er seiner Mutter keine Unruhe habe verursachen wollen; nun müsse er aber doch gestehen, er sey der Verfasser der biographischen Notiz über Armand Gouffé; es solle ihm leid thun, wenn er etwas Unrichtiges und Beleidigendes gesagt habe. Armand Gouffé verlangt auf der Stelle einen Widerruf seiner verläumderischen Behauptungen. Der junge Mensch stellt diesen Widerruf aus, und Armand Gouffé bringt denselben sogleich nach den Zeitungsbureaux, die ihn dann auch einrückten. Es heißt darin, der Verfasser sey durch einen liederlichen Mann getäuscht worden, der sich fälschlich für Armand Gouffé ausgegeben, und den Namen dieses geschätzten Dichters durch sein gemeines Betragen entehrt habe. Man hat wirklich noch von einem andern Schriftsteller erzählt, der von dem jungen Mann einen Widerruf verlangt habe, weil der Biograph ausgesagt habe, der dümmste Streich, den jener Schriftsteller in seinem Leben gethan, sey derjenige gewesen, daß er sich verheirathet habe. Allein von diesem Widerrufe, falls er ausgestellt worden, ist nichts in den Zeitungen erschienen; es würde auch sonderbar gelautet haben: der Biograph habe sich geirrt und Hr. N.N** habe durch seine Heirath einen recht klugen Streich begangen. Bey diesen Vorfällen hat man doch erfahren, daß die Verfasser der meisten jener Zwergbiographien armselige unbekannte Schriftsteller sind, die von eben so armseligen gierigen Buchhändlern in Bewegung gesezt worden waren. Skandal zu erregen, um Geld zu gewinnen, scheint beyderseits Hauptzweck gewesen zu seyn. Freylich muntert das lüsterne pariser Publikum zu solchen Unternehmungen auf; und so gern gewisse Leute auch den biographischen Skandal auf Rechnung der jetzigen Preßfreyheit schieben möch-

Digitized by Google

ten, um dadurch wieder neue Unterdrückung zu befördern, so können sie doch nicht läugnen, daß auch schon lange vor der Revolution ganze Sammlungen von Anekdoten aus dem Privatleben bekannter Personen in Frankreich im Umlauf waren. Man kennt allgemein die Anecdotes à la main, die Memoires de Bachaumont, und die Grimmsche Korrespondenz, womit sogar deutsche Fürsten und Fürstinnen ergözt wurden. Würde also die Presse auf lange Zeit wieder eingezwängt, so würde man wahrscheinlich auch wieder solche Anecdotes à la main umhergehen sehen, die dann im Geheimen verläumden könnten, ohne daß manchmal die beschuldigten Personen etwas davon erführen, und im Stande wären, die Verläumder zur Rechenschaft zu ziehen, und sich vor dem Publikum zu vertheidigen. Da nun das Erscheinen der Biographien eine Tagesbegebenheit gewesen ist, so haben die Vaudeville-Dichter die Gelegenheit vom Zaune gegriffen, und auf die Bühne des Variétés-theaters ein kleines Stück gebracht, das den Titel die kleinen Biographien führt, und eine Familie guter Menschen darstellt, die durch das Erscheinen der kleinen Biographien in die größte Verwirrung und Uneinigkeit gebracht werden. Die Tochter vom Hause soll nämlich einen jungen Advokaten heirathen; allein aus der eben erschienenen Advokatenbiographie erfährt sie, daß der Bräutigam ein leidenschaftlicher Spieler ist; die Ehe wird also rückgängig gemacht, und die Verbindung mit dem Freyer abgebrochen. Weiter erfährt man aus einer Künstlerbiographie, daß der Klaviermeister seine Schülerinnen zu verführen pflegt: also wird diesem der Abschied gegeben. Zulezt finden auch der Herr und die Frau vom Hause arge Noten über sich selbst in andern kleinen Biographien; indessen hat der abgewiesene Bräutigam, der um einer Zwergbiographie willen nicht geneigt ist, seine Braut zu verlieren, den Biographen aufgesucht, und ihn nach Armand Gouffés Beyspiel zum Widerrufe genöthigt: es ergibt sich, daß ein verabschiedeter Kammerdiener alle diese Verläumdungen in die neuen Biographien gestreuet hat. Die Familie hält es fürs Beste, die Biographien zu vergessen: Ruhe und Friede kehren wieder heim. Das kleine Vaudeville hat, obschon es nur ein Gelegenheitsstück ist, und beynahe von der Polizey bestellt worden zu seyn scheint, sehr gefallen, weil es mit Wiz angelegt und durchgeführt und nicht ohne dramatisches Interesse ist. Die Biographienseuche hat sich bereits von der Hauptstadt aus in die Provinzen verbreitet. So ist nach dem Muster der pariser Lebensnotizen eine ähnliche zu Lyon erschienen, worin sich ein Schriftsteller dieser Stadt gewaltig angegriffen fühlt; denn er hat in einem lyoner Tageblatte: l'Independant angekündigt, daß wofern der Biograph binnen [illegible] Tagen seine Verläumdungen nicht widerrufe, er ihn für einen Lo—t halte. Ich habe die darauf folgenden Blätter durchgelesen, aber keinen Widerruf darin gefunden. Der Biograph scheint also den Lo und Of—t auf sich haben sitzen lassen; vermuthlich hat er gedacht, daß man im Grunde daran doch nicht stirbt.

Dg.

Dresden, 30. Sept.

Die vergangene Woche zeichnete sich durch die hier gehaltene Versammlung der Naturforscher und Aerzte Deutschlands aus. Es war die fünfte seit der durch den genialen Oken geschehenen Stiftung dieser Gesellschaft. Mit der größten Liberalität war von der sächsischen Regierung, wie bereits früher in Leipzig, so auch dieses Mal hier Alles geschehen, was zu Beförderung und Anmuth gereichen konnte. Der große Versammlungssaal in dem vor Kurzem erst auch im Aeußern sehr anständig wieder ausgeschmückten Landhause (dem Versammlungsorte der Stände) nebst den angränzenden Zimmern war für die Sitzungen der Gesellschaft überlassen, und von den hiesigen Ordnern derselben mit den schönsten fremden Bäumen und Pflanzen aufs reizendste und passendste ausgeschmückt worden. Diese Ordner waren der Hofrath Seiler als Präses und der Prof. Carus als Sekretär, und man kann nicht rühmlich genug die Aufmerksamkeit und Sorgfalt erwähnen, womit auch von ihrer Seite Alles für diese Vereinigung geschah. Am 18ten September früh um 9 Uhr nahmen die Sitzungen ihren Anfang. Um eine ungeheure Tafel saßen die Aerzte und Naturforscher, und hinter ihnen standen und saßen die in großer Anzahl bey geöffneten Thüren zuströmenden Zuhörer. Der erstern Fremden, welche aus allen Gegenden Deutschlands, ja selbst aus Leyden, herbeygeströmt waren, zählte man 53, wozu noch eine sehr reiche Zahl der hiesigen kamen, welche sich sehr fleißig einfanden, und nicht wenige köstliche Gaben mitbrachten. Nach einigen Vorbereitungen begannen die Vorlesungen, welche der Professor Treviranus aus Breslau eröffnete. Es würde zu weitläuftig werden, Ihnen hier ein Verzeichniß aller der Mannichfaltigkeiten, anziehenden, belehrenden und gründlichen Vorträge mitzutheilen, welche in diesen Tagen (denn die Sitzungen währten die ganze Woche hindurch bis zum 23. Septbr. und es trat nicht die kleinste Pause ein) mitgetheilt wurden, späterhin wird das Nähere darüber, wie bisher die Isis mittheilen. Ich kann hier nur kürzlich erwähnen, daß besonders die Vorträge Okens, Wilbrands, Lampadius, Breithaupts, Carus, Reichenbachs u. s. w. anzogen, auch sprach der Hofr. Böttiger sehr beherzigenswerthe Worte über eine neue Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius, als für unser encyklopädisches Jahrhundert ganz geeignet.

Sämmtliche hiesige königl. Sammlungen waren den Fremden mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet und es bildeten sich in den Früh- und Nachmittagsstunden einzelne Kreise, welche sie besuchten und gern darin verweilten. Vor allen aber erwähne ich des Festes, welches die hiesigen beyden Gesellschaften für Mineralogie und Naturforschung im Verein den lieben Gästen auf dem Linkeschen Bade an der Elbe veranstaltet hatten. Es war ein Mittagsmahl von 120 Personen, indem auch noch mehrere ausgezeichnete Einheimische, z. B. der durch die oberste Leitung der Heil-Anstalt auf dem Sonnenstein hochverdiente Konferenz-Minister von Nostiz, sämmtliche Inspektoren der Sammlungen, einige Professoren der hiesigen Akademien u. s. w. geladen waren. Um 1 Uhr fuhren Gäste und Wirthe von dem Elbufer an der Brücke aus in 12 segelgerüsteten Gondeln mit einer zahlreich besetzten Musik dem gastlichen Orte zu, wo sie ebenfalls von bereits dort Versammelten mit Kanonendonner, Musik und einem lauten Hurrah begrüßt wurden. Der schönste Herbsttag begünstigte die Fahrt und der fröhliche Empfang bestimmte gleich die Heiterkeit für das ganze Mittagsmahl. Wirthe und Gäste paarten sich, das Gespräch war allgemein und lebendig, geistreich und belebt, und die drey Gedichte, welche Tiedge, Th. Hell und Karl Förster — welche sämmtlich mit zugegen waren — dazu beygetragen hatten, erhöhten Freude und herzliche Mittheilung nicht wenig. Doktor Hedenus recitirte ein schönes lateinisches Gedicht, welches dann gedruckt vertheilt wurde, heitere und innige Toasts flogen hin und her, rauschendes Lebehoch ward dem Könige, den wohlwollenden Behörden, den Gästen, den Wirthen, der Wissenschaft, allem Schönen und Guten gebracht, und erst spät gegen Abend trennten sich die auch mit Speise und Trank wohlgelezten Gastgenossen. Andre Mittags- und Abendessen waren bey den hiesigen angesehensten Aerzten und Freunden der Natur veranstaltet gewesen, und so durfte man hoffen, daß den Versammelten die verlebte Woche in jeder Art des edlern geistigen und leiblichen Genusses recht erfreulich verstrichen sey.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 244.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Oktober 1826.

Was ist der edlen Seele größte Qual?
Sich würdiger zu fühlen, als das Leben.

Das Gottesurtheil.

Geschichtliche Novelle von Fr. Laun.

1.

Bis tief in die Nacht dauerte schon das Bankett, welches Graf Peter von Alençon auf seinem geräumigen Schlosse veranstaltet hatte. Es galt hauptsächlich einigen durch mächtige Waffenthaten weit und breit berühmt gewordenen Rittern, zu denen auch die Herren von Boucicaut und Robinet von Boulogne, ein Ehrenritter des Königs von Frankreich, gehörten. Herrlich glänzte das Gold und Silber des Tafelgeschirrs im Scheine der zahllosen Kerzen, aber viel anmuthiger noch strahlten die blühenden Frauen, welche den reichen Schmuck, worin sie prangten, durch die süße Glut ihrer Wangen und Augen weit überboten. Wenn die fremden Gäste die Anwesenden mit Erzählung der ihnen auf ihren Ritterfahrten vorgekommenen Abenteuer schon ergözten, so erhöhten sie gewöhnlich das allgemeine Vergnügen noch besonders dadurch, daß sie die Vorzüge der Frauen an dieser Tafel vor denen an mancher weit größern, ja wohl königlichen, auf feine Weise in's Licht zu stellen suchten. Gern bezahlte der stolze Graf die ihm schmeichelhaft erscheinenden Lobsprüche mit den köstlichsten Weinen und es würde den lustigen Zechern vielleicht kein einziger unerfüllter Wunsch für diese Festnacht übrig geblieben seyn, hätten auch die anwesenden Frauen und Jungfrauen die Freuden des Bechers minder gescheut, in denen jene sich immer mehr berauschten. Eleonore, die zwanzigjährige Gemahlin des Ritters Johann von Carouges, die reizendste unter allen, war durch die eifrigsten Bitten ihres jungen schönen Nachbars, Jakob le Gris, und des fröhlichen Wirthes selbst lange nicht zu bewegen, auch nur die Lippen mit Weine zu netzen. Da wendete sich endlich der Graf von Alençon an den Ritter Johann mit den Worten: „Allerdings ist Enthaltsamkeit eine treffliche Tugend, zumal bey den Frauen. Zu viel aber wird ewig zu viel bleiben. Helft daher der Schmach ab, welche meinem Keller von Eurer Ehegenossin wiederfährt; und laßt sehen, lieber Carouges, ob sie Euch besser zu Willen lebt als uns Andern.“

Da bezwang der Ritter mit einem einzigen bittenden Blicke den zeitherigen Widerstand seiner Gemahlin. Das Frohlocken darüber war allgemein.

„Auf Euer glückliches Hausregiment, Herr Ritter!“ rief Boucicaut. Mit lautem Jubel leerten alle Männer die Becher und Carouges, durch manchen zu sich genommenen Trunk in eine erhöhte Stimmung versezt, konnte sich des Rühmens der Tugenden seiner Gattin so wenig enthalten, daß das Gesicht der bescheidenen Dame mehr als einmal in Flammen auflodern zu wollen schien und ihre dunkelbraunen brennenden Augen gar nicht mehr zum Vorschein kamen.

„Und solch einer trefflichen Gemahlin, hub jezt Ritter Robinet an, konntet Ihr so lange schon die Genugthuung versagen, ihres Namens Ruhm auch in andern Gegenden verbreitet zu sehen? Im ledigen Stande nahmet Ihr Euch

Digitized by Google

galanter, lieber Carouges. Damals brachen wir zusammen manche Lanze für Fräulein, die nicht halb so viel werth waren. Drum dünkt es mich ein wahres Unrecht an dieser Frau, daß Ihr nicht wenigstens dasselbe thut für sie."

„Nein, nein, sprach Robinet zur Frau von Carouges, als diese seine Vertheidigung übernehmen wollte, entschuldigt ihn nicht. Ein Ritter, wie er, darf nicht waffenfaul werden in diesen Jahren, wenn es dem Ruhme seiner Gemahlin gilt."

„Das denke ich auch, versezte Boucicaut. Und weil ein wackrer Mann seine Schulden lieber heute als morgen abzutragen pflegt, so thue ich Euch den Vorschlag, noch in dieser Nacht tait uns heimzuziehen nach Navarra, Arragonien und vielleicht noch weiter. An Gelegenheit zu Uebung unserer Ritterschaft soll es, denke ich, nicht fehlen."

„Wohlan, rief Carouges mit Begeisterung, hier meine Hand, daß ich Euch begleite zum Ruhme meiner Eleonore. Und weil die Schönheit in vielen Fällen ein gar schwankendes, zweydeutiges Ding ist, höchst selten von Allen anerkannt, die ächte Tugend aber wie die Sonne der allgemeinsten Anerkennung entgegensehen kann, so soll ihre Schönheit dießmal ganz bey Seite bleiben und nur die Tugend meiner Eleonore der Denkspruch meines Schildes werden, wie er auch in meinem Herzen steht. Ihr erlaubt mir solches doch, gnädiger Herr?" fügte er hinzu, nach dem Grafen von Alençon gerichtet.

„Wie möchte ich, antwortete dieser galant, dem wackern Carouges die Verbreitung meines eigenen Glanzes verweigern? denn gereicht es nicht mir ebenfalls zum Ruhme, wenn der Tugend Eurer Dame auch in fernen Landen der Preis errungen wird."

Aber der Entschluß des Ritters, seine Heimath zu verlassen, die Anstalten, welche wegen Nachsendung seiner Bedürfnisse zu dieser Fahrt und zu Sicherung seiner Gemahlin in seiner Abwesenheit getroffen wurden, damit er sogleich die fremden Reisenden begleiten könne, verwundeten die schöne Eleonore um so tiefer und schmerzlicher, je weniger sie auf das Alles vorbereitet gewesen war. Als es darauf zur wirklichen Trennung kam, da konnte sie ihrer Wehmuth nicht gebieten und schlug die schönen Arme um die Schultern ihres Gemahls und sprach: „Ach, mein theurer Herr, wie mochtet Ihr also mich betrüben?"

„Betrüben!" rief er unwillig und vom starken Genuß des Weines der Bekümmernisse enthoben, die sonst wohl selbst in ihm emporgestiegen seyn würden: „Als ob einer Rittersfrau dieses Landes der Ruhm nicht ebenfalls das Höchste seyn sollte!"

„Der höchste Ruhm der Frauen, antwortete sie, ist die tiefste Ruhe ihres Gewissens."

„Und gesezt es wäre so, was habt Ihr für diese Ruhe von meiner Reise zu fürchten?" fragte der Ritter. Dabey funkelte unter den zusammengezogenen buschigen Augenbrauen sein Zorn so mächtig hervor, daß sie heftig erschreckend zurücktrat und mit Demuth antwortete: „Nichts."

Doch als er drauf sich anschickte, sie ohne weitern Abschied zu verlassen, da holte sie ihn wieder zurück und sprach: „Sobald als möglich aber kehret mir heim und bedenkt, daß jeder Augenblick Eurer Abwesenheit ein Augenblick der Todesangst für mich seyn wird, daß all die mannigfachen Gefahren, die Euer Leben bedrohen können, auf das meinige wirklich einstürmen müssen! O mein Johann, möchte dieser Gedanke wenigstens zuweilen mein Vertreter seyn bey Euch!"

Und der Ton und Blick ging dem Ritter mächtig an's Herz. Mit Innigkeit preßte er die Tiefbetrübte an sich und eröffnete ihr, daß er seinem treuen Knappen Raimund von Douai die Aufsicht über ihren Wohnsitz, das Schloß Argenteil, anzuvertrauen denke. Drauf fuhr er fort: Um dir, mein Herz, auch Gelegenheit zu munterm Scherze zu verschaffen, will ich meinem Freunde le Gris eine Art von Oberaufsicht über das Schloß ertheilen. Sein ewig froher Muth, seine glücklichen Einfälle werden dir dann gewiß manche Stunde erheitern. Auf mein Bitten versteht er sich sicher dazu."

Aber Eleonore lehnte das mit solch einem Ernste ab, daß Ritter Carouges Auge unwillkürlich nach dem in der Ferne stehenden le Gris aufschaute. In der offenbaren Verwirrung, mit der dieser die, der schönen Frau zugekehrten glühenden Blicke zur Seite wendete, glaubte er auch den Aufschluß über seiner Gemahlin Widerwillen gegen ihren vorigen Tischnachbar zu erblicken, küßte sie mit dankbarer Inbrunst, nahm dann Abschied vom Grafen und gesellte sich zu den seiner unten bereits harrenden Rittern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Zweykampfs.

Griechisches Duell.

(Aus der griechischen Zeitung der Gesetzesfreund.)

Zwey junge Sulioten von der Garnison von Missolunghi geriethen bey Tisch in Streit und waren eben im Begriff in's Freye zu gehen, um sich zu schlagen. Mit einem Mal aber begann der jüngere von Beyden, der einige Zeit nachdenkend dagestanden, den andern mit folgenden Worten anzureden: „Bruder, ich halte dich für tapfer „und meyne daher, daß wir nicht im Kampfe gegeneinander „den schimpflichen Tod suchen sollten. Das Vaterland hat „der Feinde genug; laß uns gegen diese ausziehen, und auf „dem Felde der Ehre zeigen, wer von uns der tapferste sey." Ich bin es zufrieden, erwiederte der andere, und alsbald

Digitized by Google

sah man die beyden Gegner die Stadt verlassen und mit gezogenem Säbel gegen das Lager der Türken ausziehen. Der ältere von ihnen fiel, von einer Kugel getroffen, nachdem er mit eigner Hand fünf Feinde niedergemacht hatte. Der jüngere, der schon zehn Feinde niedergeworfen hatte, sieht nicht sobald seinen Gegner sinken, als er zu ihm hineilt, ihn auf seine Schultern läd't und mit der traurigen Bürde in die Trancheen zurückeilt, von vielen ihm nachgesandten Schüssen nur von einer Pistolenkugel gestreift.

* * *

Grundsätze Kaiser Joseph's über den Zweykampf.

„Herr General! den Grafen von K. und den Haubtmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend und eingenommen von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen; der Haubtmann ist ein alter Kriegsknecht, welcher jede Sache mit Degen oder Pistolen berichtigen will, und das Kartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und dulde aber keinen Zweykampf bey meinem Heere, verachte die Grundsätze derjenigen, welche ihn zu rechtfertigen suchen und ihren Gegner mit kaltem Blute durchboren.

Wenn ich Officiers habe, welche sich mit bravour jeder feindlichen Gefahr blos geben, bei jedem Falle Muth, Tapferkeit und Endschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen, so schätze ich sie doch: die Gleichgiltigkeit, welche sie bei solchen Gelegenheiten gegen den Tod äußern, dienet ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber darunter Männer sind, welche Alles der Rache und dem Hasse gegen ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben. Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres, als einen Römischen gladiator. — Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese zwei Officiers; untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheylichkeit, welche ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites; und wer hiervon am meisten Schuldtragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze! Eine solche barbarsche Gewohnheit, welche dem Jahrhunderte der Tamerlan's und Bajazeth's angemessen ist, und oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen, sollte es mir auch die Hälfte meiner Officiers rauben! Noch gibt es Menschen, welche mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinpaaren: und das kann nur der seyn, welcher die Staatsgesetze und Religion verehrt!“

Ioseph.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 30. Sept.

(Beschluß.)

Auch die Bühne hatte in dieser Woche ein Paar ihrer ausgezeichneten Darstellungen bereitet. Wir sahen Wallenstein und Alexander und Darius, welchem leztern der jezt hier anwesende Dichter des Trauerspiels beywohnte. Eben so ward auch Rossini's Matilde di Schabran gegeben, und der Palazzesi jugendlich frische Stimme, Zezi's schöner Baß, Pesadori's mild sich einschmeichelnder Tenor, und Benincasa's herrliches komisches Talent erfreuten alle Zuhörer. Auch hat die italienische Oper in dieser Zeit eine sehr schäzbare Acquisition an der aus Paris hieher gekommenen Sängerin Sgra. Schiasetti gemacht. Sie ist zwar bis jezt nur ein Mal, nämlich als Isabella in der Italiana in Algeri aufgetreten, aber mit Vergnügen sieht man ihrem fernern Spiel entgegen. Ihre Stimme ist ein sehr angenehmer Alt, der Kraft genug für bedeutende Tiefe, aber auch eine sehr liebliche Höhe hat. Der Wohllaut derselben ist ansprechend, vor Allem aber ist die treffliche Methode ihres Gesanges zu rühmen, welche Neuheit mit Gründlichkeit, Gewandtheit mit Solidität verbindet. Die kleinen Kunstgriffe des Mezza voce hat sie so schön in ihrer Gewalt, daß Dem. Sonntag kaum etwas lieblicheres würde herzaubern können. Hierzu kommt ein sehr belebtes, aber ungemein anständiges Spiel, welches durch ein sprechendes Auge und regelmäßige Gesichtsbildung noch gehoben wird. Dem Vernehmen nach sollen wir bald mit ihr den Crociato von Mayer Beer zu erwarten haben.

Im deutschen Theater machte die Darstellung der bezauberten Rose, Oper von Gehe, Musik von Wolfram, großes Aufsehen. Der Tonsezer leitete die Aufführung selbst, und ward nach derselben mit allgemeinem Beyfalle gerufen. Der Text ist nach Schulze's bekanntem Gedichte, jedoch unter den Modifikationen, welche die Oper nothwendig machte, mit Bühnenkenntniß und Anmuth gearbeitet. Die Musik zeichnet sich durch Klarheit, Einfachheit, Melodienreichthum und Benuzung der dramatischen Effekte, weniger jedoch durch Kühnheit der Gedanken und Harmonieverkettungen aus. Am meisten scheint sie mir sich dem Style in Winters trefflichem Opferfeste zu nähern, und besizt mithin so viele Vorzüge, daß sie zu den gelungensten Tonsezungen der neuern Zeit gerechnet werden kann. Dieß bewährte sich auch bey der dreymaligen Wiederholung derselben, welche stets ein gefülltes Haus, troz der großen Sommerhize und fortgesezten Beyfall gab. Die Arbeit des Maschinisten und Dekorationsmalers — man nannte uns als den leztern Herrn Arrigoni — bewährte sich aber auch darin, und hatte manche überraschende Wirkung hervorgebracht. Die Damen Veltheim und Devrient, so wie Herr Bergmann, welche die Hauptpartien darin vortrugen, erwarben sich wiederholten Beyfall. Die Oper wird sich gewiß auf dem Repertoir halten.

Ein sonderbarer Vorfall beschäftigt in dieser Woche die Neugierde. Am Sonntage in der Nacht hat ein kecker Dieb in der hiesigen Frauenkirche die festesten Behältnisse gesprengt, und silberne Gefäße und Geräthschaften daraus entnommen, die er bereits eingepackt, um sie mit sich zu nehmen. Unstreitig hat ihn das Anbrechen des Tags in seinem nächtlichen Werke gestört. Als nämlich am Sonntage früh der Kirchner, um das Innere derselben einem Fremden zu zeigen, zur ungewöhnlichen Zeit in die Kirche will, kann er die gewöhnliche Eintrittsthüre nicht öffnen. Er geht also zu einer entgegengesezten herein, riegelt sie aber sogleich wieder zu. In der Kirche vorschreitend, findet er nun den Diebstahl, und die erstre Thür von innen zugebunden. Er eilt fort, um Anzeige zu machen, bemerkt aber

Digitized by Google

daber noch, daß der Riegel der zweyten Thür noch vorgeschoben ist, folglich Niemand während dieser Zeit aus der Kirche entwischt seyn konnte. Man trifft nun sogleich alle Anstalten, indem man vermuthen mußte, daß sonach der Dieb nur gestört werden, und noch in der Kirche irgendwo verborgen sey. Die Polizeybehörde untersucht die ersten beyden Tage Alles auf's Genauste, läßt während der Nacht in der Kirche wachen u. s. w., es findet sich aber nichts, und zeigt sich vom Diebe keine Spur. Nun rücken am Mittwoche 24 Mann Soldaten in die Kirche, zur gemeinschaftlichen Untersuchung, eine Schaar Essenkehrer befährt die vielen Essen der Betstuben darin; vergebens! Und doch hört man in der Nacht, wo mehrere Wächter darin wachen, ein Schlürfen in den obern Gängen, findet auch einige dort aufgestellte Schemel aus ihrer wohlbemerkten Lage verrückt. Es wird daher am Donnerstage mit mehr als 100 Mann Soldaten die Kirche von Neuem auf's genauste durchsucht, aber nirgends etwas gefunden. Nun trat gestern das Michaelisfest, und mit ihm die Nothwendigkeit ein, Gottesdienst in der Kirche zu halten. Da es nun immer noch ungewiß blieb, ob der Dieb nicht dennoch bereits früher wieder sich aus der Kirche begeben habe, als der Kirchner eingetreten war, so hielt man es mit Recht für das Beste, den Gottesdienst nicht zu stören, und gestern strömte die Menge wieder in die Kirche und aus derselben, wodurch denn nun freylich die Entdeckung auf diese Art unmöglich geworden. Doch hat der Thäter nichts mit sich hinweggebracht, der Diebstahl ist also nicht eigentlich als vollzogen anzusehen. Ein wahres Volksschauspiel war es aber, während dieser vier Tage die Gruppen der Neugierigen zu betrachten, die sich von früh bis Abends schaarenweis um die Kirche aufgestellt hatten, und erwartungsvoll von den Schwellen bis zur Thurmspitze hinaufblickten, wo etwa der Kopf des Thäters hervorschauen möchte.

Guido.

Rom, 16. Sept.

Nach einer beynahe dreymonatlichen, ununterbrochenen Hitze von stets vier-und-zwanzig bis sechs-und-zwanzig Grad Reaumür, während welcher auch nicht ein einziger Tropfen Wasser gefallen ist, hat sich endlich mit dem Anfange dieses Monats das Wetter umgesezt. Nun regnet es fast alle Tage, und meistens unter sehr heftigen Gewittern. Troz dem hat sich die Luft noch immer nicht abgekühlt, denn das Thermometer steht fortwährend von zwanzig bis zu vier-und-zwanzig Grad. Bisher hatte man, ungeachtet der vielen Hagelschläge, welche strichweise ganze Weinberge ruinirt haben, gute Hoffnung vom Weinstocke gefaßt; jezt läßt sich befürchten, daß die fortwährende Nässe eine endliche Reife verzögern, oder gar unmöglich machen werde. Ob es gleich nicht an Wein fehlt; so wäre dennoch, unter den jezigen Umständen, der diesjährige Mißwachs ein Landesunglück. Die Bosheit würde sich dieses Umstandes bedienen, um Besorgniß unter dem Pöbel zu erregen, da ohnehin, troz aller Verordnungen der Regierung, das Brod aufgeschlagen, auch das Oel theuer geworden ist. Lezteres sieht man als Folge des lezten päpstlichen Edikts an, durch welches dieses nothwendige Lebensbedürfniß wohlfeiler gemacht werden sollte, von der Habgierde aber dergestalt umgangen worden ist, daß es gerade die entgegengesezte Wirkung hervorgebracht hat. Derselbe Fall ereignete sich vor zwey Jahren mit der Freischatare. So reicht sich die Schlechtigkeit gegenseitig die Hände, um selbst die wohlthätigsten und edelsten Bestrebungen der Regierung zu vereiteln. Dahin gehört die Aufmerksamkeit, welche sie auf die Reinigung der Gassen verwendet hat, und die in den ersten beyden Jahren der Thronbesteigung des jezigen Papstes eine heilsame Wirkung hervorgebracht hatte. Es ward nicht nur reiner und allgemeiner gefegt, sondern auch vor dem Fegen gesprengt, was nie vorher geschehen war. Dieses Jahr sieht man wieder die alte Saumseligkeit eintreten. Die Hauptgassen und Hauptpläze werden freylich so ziemlich rein gehalten, obgleich auch diese, in Vergleichung mit Turin, Mayland, Venedig, besonders mit Wien u. s. w. noch immer schmuzig zu nennen sind; dagegen bieten die kleineren Gassen (Vicoli) ein solches Bild des Unraths dar, daß es jeden Begriff übersteigt. Wird man nicht endlich einsehen lernen, daß zwischen der körperlichen und moralischen Reinigkeit die innigste Wechselwirkung herrscht? Wie kann ein Pöbel, der den ganzen Tag bis über den Knöchel in Staub und Pferdemist herumwaten muß, und dessen Körper Sommers von Ungeziefer aller Art dergestalt zerfressen wird, daß er wie mit Ruthen gepeitscht aussieht, edler Gesinnungen fähig seyn, wenn er sich stets von diesem Ungemach gequält fühlt? Im grellsten Widerspruche damit steht die musterhafte Kleiderreinlichkeit des hiesigen Volks, eine Reinlichkeit, in welcher es den Pöbel aller übrigen Länder übertrifft. Aber des Ungeziefers kann sich, bey dem Schmuze der Gassen, bey der Hize und langanhaltenden Trockenheit, und besonders bey der Scheu vor jedem Wassersprengen, wodurch, wie man glaubt, Feuchtigkeit und mit ihr die Aria cattiva erzeugt wird, Niemand erwehren; ja das Volk scheint dagegen gänzlich abgehärtet zu seyn. So kömmt es, daß, troz der eben erwähnten Kleider-, besonders Hemdenreinlichkeit, sich nicht allein auf dem Leibe des Pöbels, sondern selbst rechtlicher, wohlhabender Handwerker, ein gewisses Ungeziefer befindet, und von ihnen, wenn auch nicht vorn auf der Gasse, doch auf den Balkonen der Hinterhäuser öffentlich und Angesichts aller Nachbaren abgesucht und getödtet wird, welches in Deutschland jedem, der damit behaftet ist, zur Schande gereicht. Die Kothreinigung ist gar eine Handlung, aus welcher Niemand öffentlich ein Hehl macht. Der Schmuz der Gassen wird nicht eher aufhören, als bis die Regierung die Reinigung derselben den Einwohnern auferlegt, übrigens aber den Unrath von den Gefangenen fortschaffen läßt, statt daß man, wie bisher, diesem über alle Beschreibung frechen und faulen Gesindel dazu die Karren nachführt. Auch müßte verboten werden, den Hauskehricht nicht auf die Gasse zu werfen, sondern bis zur Erscheinung der Karren im Hause zu behalten. Freylich würde diese Neuerung so sehr in die Gewohnheiten des Pöbels eingreifen, und besonders der Indolenz desselben, welcher wiederum vom Klima Vorschub geleistet wird, dergestalt widerstreben, daß ihr wahrscheinlich tausend Hindernisse in den Weg gelegt werden dürften. Es gibt eine Menge kleiner Gassen, welche entweder ihrer Enge oder sonstigen Lage wegen nicht befahren werden. Hier sizen sämmtliche Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, nicht etwa vor der Thür, sondern mitten in der Gasse, arbeiten, essen, trinken u. s. w., ja man schlägt hier sogar oft Krankenbetten auf. Wer wird nun glauben, daß diese Gäßchen schmuziger als alle übrigen sind, daß ellenhohe Staub- und Misthaufen darin liegen, auf welchen die Einwohner, in Ermangelung der Tische und Stühle sizen, arbeiten; ja essen und trinken, daß die Kinder Versteckens darin spielen, besonders aber, daß zugleich Jung und Alt seine natürlichen Bedürfnisse darauf verrichtet? Ueberhaupt ist die Offenheit, mit welcher man leztere am nächsten besten Orte (ohne weit gehen zu dürfen) abthut, von der Art, daß ein Nordländer stumm vor Erstaunen dabey wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Oktober 1826.

Stehet o Musen mir bey als treue Gefährten des Weges,
  Musen, die ihr mit mir habet den Bospor beschifft,
Und vor Allen du Mnemosyne's älteste Tochter
  Polyhymnia, die gerne mit Klio verweilt,
Laßt mich der Gegenwart nicht über Vergangenem vergessen.

v. Hammer.

Konstantinopel.

(Aus dem ersten Theile der Reisen in Europa und den Morgenländern, von J. Berggren, vormaligem Gesandschaftsprediger in Konstantinopel. Aus dem Schwedischen übersezt von Dr. F. H. Ungewitter *).

Konstantinopel ist von ältern sowohl wie neuern Schriftstellern als eine der trefflichst gelegenen Städte auf der Erde beschrieben worden. Denkt man an die Vergangenheit, wie schön muß sich die Stadt, gleich dem mächtigen Rom, auf ihren sieben Hügeln über das Land und Meer erhoben haben; wie glanzvoll durch erhabene Vorzüge, durch Künste und Wissenschaften, durch Gold, Reichthum und Pracht muß sie dagestanden seyn. Dort schimmerte die Goldstadt (Chrysopolis), dort bog sich das Goldhorn (Chrysokeras), dort floß der Goldfluß (Chrysorrhoas), dort murmelte die Goldquelle (Chrysopege), dort erhob sich die Goldpforte (Chrysoporta), dort klang die goldene Harfe, dort saß die lobredende Clio und zeichnete mit ihrem goldenen Griffel für die Nachwelt das Gute und Wahre, welches durch Laster und Verbrechen noch nicht ausgelöscht ist, auf — und dort schwebten zwey Engel vom Himmel mit dem goldenen Kreuze, welches auf dem Tempel der ewigen Weisheit thront, herab. Sieht man auf das Gegenwärtige, ach! gewiß wölbt sich hier derselbe herrliche Himmel, gewiß sind hier die spiegelhellen Fluten, und in diesen Hainen singt noch die Nachtigall, klagt noch die Turteltaube; dort murmelt die Quelle des himmlischen Wassers (Göksu), dort erhebt sich die goldene Burg des Serails, dort duften Rosengärten (Güll-chane), dort grünt des Frühlings Zelt (Boharabad), dort erhebt sich der Pallast der Sicherheit (Emnabad), dort strahlt die Pforte der Glückseligkeit (Bad Seadet), dort schwebt der Prophet auf El-Borak herab und befestigt den Halbmond auf die Hagia Sophia. Aber gesprungen sind die Saiten der Harfe, mit Blut wird die Geschichte gezeichnet, mit Blut wird die Quelle des himmlischen Wassers gefärbt und von jener goldenen Burg des Serails hört man nur die Säbelhiebe der Henker knirschen und das Aufnageln der Köpfe, in jenem Rosengarten weinen die Jungfrauen Circassiens, in diesem Frühlingszelte ist der Zephyr ein Pestwind, in diesem Sicherheitspallaste bebt der Tyrann, jene Pforte der Glückseligkeit führt zum Jammer der Schönheit, und jener Halbmond geht blutroth auf über das vom Blut rauchende Kreuz.

Zu dem außerordentlich Schönen und Ueberraschenden

*) Der bis jezt erschienene erste Theil des schwedischen Originals wird binnen Kurzem in der deutschen Uebersezung herauskommen. Der Verfasser machte von Konstantinopel aus, hauptsächlich für Rechnung der schwedischen Regierung, mehrere bedeutende Reisen nach Syrien, Arabien, Egypten, und außerdem nach Frankreich, England, Holland, Deutschland, Dänemark und Rußland, die jedoch fast alle erst in den nächsten, bald nachfolgenden Theilen enthalten seyn werden.

A. d. U.

Digitized by Google

tritt bey der Stadt noch das Bequeme und Vortheilhafte der Lage hinzu. Die Produkte und die Reichthümer des äussersten Nordens, der Mongoley und Indiens, von China und Japan, von Arabien und Egypten, von dem Innern Afrika's, von Europa und Amerika strömen vom Norden und Süden durch den Pontus und Propontus dahin — unzählige Karavanen kommen von Osten und Westen herbey. Vermöge der Festungskette des Hellespont und des Bosporus, die Asien und Europa trennt und zugleich vereinigt, müßte der Tyrann eben so ruhig in seinem Harem weilen können, wie der Olymp beym Donnergetöne unbeweglich dasteht; aber der Himmel blitzt und der Olymp erbleicht — die Zeit raset und sein Thron erbebt.

Was das Klima betrifft, so beginnt bereits mit dem Februar der Frühling, aber er ist weniger behaglich und erfreulich, als man vermöge der südlichen Lage glauben sollte, indem die Milde des bithynischen Himmels der Strenge des thraeischen Himmelstriches nachgeben muß. Hierzu kommt ein plötzlicher Wechsel der Nord- und Südwinde, der diese Jahrszeit für die Gesundheit sehr gefährlich macht. Aber mit dem ersten Mai der Griechen, nämlich mit der Mitte unsers Maimonats, ist der Frühling überall herrschend und die erfreulichste Zeit für die Genüsse des Landlebens beginnt. Die ersten Tage des Blumenmonates feyern die Griechen mit Tanz und Gesang, mit Spiel und Belustigungen im Grünen, und sind bereits vor Anbruch der Morgenröthe fertig, um mit den Schönen die mit Thau getränkten Rosen zu Guirlanden und Blumenverzierungen für ihre Festkleider zu pflücken. Die Hitze des Sommers wird durch die regelmäßigen Nordwinde gemildert, während des Nachts der Thau die Pflanzen erfrischt und zugleich der glänzende Mond den Genuß des Herrlichen und Schönen für die Menschen erhöhet. Der Mitsommer- (Johannis) Abend wird mit Feuern auf den Bergen und die Ufer entlang, wo sie in den blauen dunkeln Räumen und in den stillen, klaren Fluten, wie der ferne Wiederschein der alten religiösen Gebräuche, der Illuminationsfeste der römischen Diana, der egyptischen Neith und Dagurs Indiens sich spiegeln. Der Herbst beginnt mit Stürmen und Regen, welches gewöhnlich vom September bis zur Mitte Oktobers anhält, worauf eine schöne Zwischenjahrszeit, der kleine Frühling genannt, einzutreten pflegt, die bis zur Winter-Sonnenwende dauert. Der eigentliche Winter beginnt gewöhnlich mit dem Januar und hält mit Schnee und Regen ungefähr fünf bis sechs Wochen an. Oft trifft es sich, daß während dieser Zeit der Nord und Süd in heftigen Streit mit einander gerathen, worein nicht selten die Gewitter mit siegenden Blitzen sich mischen, vor deren Glut die Schneewolken hastig entfliehen, aber eben so hastig mit Verstärkung vom Kaukasus zurückkehren, um die verlornen Posten wieder einzunehmen. Ein solches Wetter erfuhren die Gallier, als sie unter Brennus Delphi's Heiligthum stürmten, die Kreuzfahrer vor Damaskus und die englische Flotte im Propontus.

In Betreff der Naturprodukte haben alle Reiche der Natur über diese reichbegabte Stadt ihr Füllhorn ausgegossen. Das Land und das Meer scheinen gleichsam zu wetteifern, um mit ihrem Segen dem Menschen jeden möglichen Lebensgenuß zu bereiten. Fasanen, Beckassinen, Rebhühner, Trappen, Wachteln, Rothwild, Hasen und wilde Schweine sind in großer Menge vorhanden — vorzüglich die Wachteln, die, sobald sie vom nördlichen Europa und der Krimm herabkommen, sowohl die Ufer um Kila und Fanaraki, als auch um den Bosporus bedecken. Sie werden mit Reis zubereitet und sind besonders in dieser Zeit sehr wohlschmeckend. Kein Wunder, daß die Kinder Israels sie so lecker fanden! An den Fasttagen werden diese schmackhaften Gerichte des Erdreiches gegen diejenigen vertauscht, welche das Meer und die Flüsse darbieten. Der Bosporus wimmelt von allerhand Fischarten, und mit Recht nennt ihn Homer fischreich. Der allgemeine Zugfisch ist eine Art Makrele, die die Griechen ungesalzen und getrocknet essen; Pelamedes, Liche und Stauridia, Thunfischarten; Sardellen und Alusen, die im Herbste, wenn sie aus dem schwarzen Meer fortziehen, bey Fackelschein gefangen werden, welches den Griechinnen viel Vergnügen macht; der Schildfisch (eine Art Scholle, Pleuronectes maximus), wie die Türken ihn nennen, und endlich die Krone von allen, der Schwertfisch, zu dessen Fang man an den Ufern hohe hölzerne Wachthäuser (Talian) erbauet hat, worin die Fischer Wache halten, um, sobald die Fische sich nähern, in langen Linien die Netze herumzuziehen. Außerdem findet man Austern und Hummer in großer Anzahl und zu geringen Preisen. Heere von Delphinen (Baluk Junar oder Jonasfisch) schließen sich den übrigen Wasserbewohnern an, gleichsam um mit ihren Sprüngen und Spielen die Freude zu erhalten, welche so häufig in den Fluten zu herrschen scheint, wenn dieß gleich oft auf Kosten der Spielgenossen geschehen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

2.

Am offenen Fenster stand Graf Alençon mit seinem Lieblinge le Gris, hinausschauend in die Klarheit der herrlichen Sommernacht, die im Zauber des Vollmonds vor Lust zu zittern schien. Zuerst ritt der größte Theil der einheimischen Gäste unter frohen Aeußerungen gemächlich hinweg. Dann sprengten wild und lärmend die fremden Rit-

Digitized by Google

ter mit Carouges davon und zulezt erschien Eleonore nebst zweyen Frauen, dem Knappen Raimund und mehreren Knechten auf ihren Rossen langsam, in tiefem Schweigen, wie die Trauer, die ganz entgegengesezte Straße einschlagend.

„Euern Puls, le Gris! — sprach der Graf lächelnd und faßte den Gefährten bey der Hand. Ich wüßte wohl, wem Ihr jezt lieber Gesellschaft leisten würdet als mir!“

„Das läßt sich allerdings nicht läugnen, erwiederte der Ritter. Und seht nur, edler Herr, wie das hohe, weiße Roß unter ihr noch einmal so stolz thut, daß es solch ein Kleinod tragen darf. Seht, wie dort oben der kalte Mond sogar den Scharlach ihres Kleides durch Liebesküsse belebt, wie durstig sein Blick den weißen Lilienschleyer von ihr hinwegfangen möchte, um sich an der Fülle des schwarzen Rabenhaares in seinem ganzen Glanze zu laben; wie er sich gewiß noch tausendmal lieber in die Süßigkeit der braunen Augen versenkte, die düster nach dem Busen herabschauen, dessen Schönheit auch das dichte Gewebe des Tuches nicht verbergen kann!“

„Le Gris, lachte der Graf, glaubt mir, weder das Roß der reizenden Frau, noch auch der gute Mond dort oben theilen Eure Gefühle für sie. Aber über Tische machtet Ihr es offenbar zu arg damit. Wäre Carouges nicht allzutief in die Reize meines Kellers verstrickt gewesen, so hätte ihm die mit Euch vorgegangene Veränderung schwerlich entgehen können. Eure ganze lustige Art hatte sich in einen anbetenden Schwindel verwandelt, den wir Ehemänner nicht gehörig zu würdigen wissen. Zum Glück war, wie gesagt, unser Carouges mit einer Blindheit geschlagen, die so weit ging, daß er Euch zu bitten dachte, die schöne Eleonore über seine Abwesenheit zu trösten.“

Der Ernst des Grafen bey dieser Bemerkung versteinerte le Gris. Drauf erzählte der Graf von Alençon umständlich, wie er in der Nähe des Ritters von Carouges gestanden, und es selbst mit angehört habe.

„Gleichwohl, versezte le Gris, hat er keinen Laut darüber geäußert gegen mich.“

Auch deßhalb gab der Graf ihm Aufschluß. Als nun le Gris wie vernichtet vor ihm stand, weil die schönste Hoffnung seines Lebens gerade von dieser Seite durchkreuzt worden, da sagte der Graf: „Mit gutem Bedacht, lieber le Gris, reichte ich Euch diesen bittern Kelch. Eleonore von Carouges ist die höchste Schönheit und Tugend in meinem Lande. Die muß keiner, auch nur mit buhlerischen Blicken, verletzen wollen. Als väterlicher Freund glaubte ich Euch diese Warnung nicht ersparen zu dürfen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eine große Kunstmerkwürdigkeit sieht man seit kurzer Zeit in dem großen Saale der Börse, es ist bisher noch wenig davon gesprochen worden, weil man erst vor wenigen Tagen die Gerüste vollends abgenommen hat, welche verhinderten den Plafonds und die Wände zu beschauen. Man sieht an denselben mehrere Basreliefs von mehr oder weniger Höhe und Breite, die geringsten etwa von zwölf Schuhen in der Breite, und etwa acht bis neun Höhe; die Farbe davon ist grau; wahrscheinlich ist diese Farbe, die ganz einen gräulichen Marmor darstellt, die vortheilhafteste zu dieser Art von Täuschung; auch würden andere Farben ganz der Idee von Basreliefs zuwider seyn. Der Beobachter steht hier in dem mehr als sechzig Schuhe hohen, und an einigen Stellen noch höhern Saale, und glaubt die Plafonds und die Seiten des obern Gewölbes, das von oben herunter das Licht erhält, mit marmornen erhabenen Bildern verziert; er bewundert die Kühnheit, mit welcher die Figuren herausgehoben sind, und die Täuschung ist um so stärker, als die Werke mit dem Meisel außerordentlich zart und sorgfältig behandelt zu seyn scheinen. Man muß den Trug voraus wissen, um nicht ein falsches Urtheil über diese Verschwendung des Fleißes in der Austheilung der Schatten zu fällen, und um nicht den Künstler zu tadeln, daß er seinen Geist an dem graulichen Steine vergeudet habe, da die Meisterwerke doch wohl des carrarischen Reichthums werth gewesen wären. Aber es ist hier kein Basrelief. Nicht der Meisel, sondern der Pinsel der Herrn Meynier und Abel hat hier gearbeitet.

Wir haben jezt ein gutes Buch von einem Herrn Duchesne über die sogenannten Niellen, gestochene Werke der Silberarbeiter von Florenz im 15ten Jahrhundert; bekanntlich sind diese Werke der Ursprung der Kupferstecherkunst. In den allerersten Zeiten der Wiedererscheinung der Künste in Italien, noch der Barbarey waren die Silberarbeiter zugleich Zeichner, Ciselirer und Künstler in gegrabener Arbeit. Wenn sie, anstatt erhabene Figuren zu bilden, sie auf der silbernen Platte verziert anbringen wollten, stachen sie ihre Zeichnung mit dem Stichel in das Metall. Um die Figuren herauszuheben, machten sie Kreuzstriche im Grunde, bezeichneten die Schatten durch Einschnitte, und belegten sie bisweilen mit einem schwarzen Schmelz, um die bloßen Silbertheile mehr in Glanz zu setzen. Man hieß die Arbeit Nielle wegen der schwarzen Farbe; man verzierte auf diese Art Kelche, Reliquienkästchen, Evangelien und Kirchenbücher, Degengriffe, Möbeln u. s. w. Sie waren vom siebenten bis in's zwölfte Jahrhundert Mode, verloren sich alsdann, kamen im fünfzehnten wieder empor, und dann verloren sie sich wieder. Gegenwärtig sind sie wieder in Paris aufgekommen; man sieht Niellen auf Tabatsdosen, auf Uhren und an schlangenförmigen Tuchnadeln. Sie sind jezt in Gold statt Silbers. Man bemerkt auch unter den religiösen Gefäßen kleine metallene Plättchen, drey bis vier Zoll hoch und etwas schmäler; man heißt sie Paix, man küßt sie während feierlicher Messen, so lang das Agnus dei gesungen wird. Unter den alten Paix findet man einige, die niellirt sind; eine solche sehr berühmte Paix ist von 1452 von dem berühmten Maso-Finiguerra, und befindet sich seit einigen Jahren im Museum von Florenz. Das Nielliren ist etwa eine Arbeit wie das Emailliren; die schwarze Farbe ist eine Mischung von Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax im Tiegel geschmelzt und verglaset, dann gegossen und erkaltet. Man stößt sie fein, und beym Gebrauch wird sie in die gegrabenen Vertiefungen und am Feuer in Fluß gebracht, so daß sie darin hält, und nachher polirt wird. Einst kam zu Maso-Finiguerra eine Frau, und legte

Digitized by Google

ein feuchtes Tuch auf den Tisch; sie wußte nicht, daß eine Platte, die niellirt werden sollte, mit dem Schmelz versehen, darauf lag; als sie das Tuch wegnahm, hatte sich das Bild der Platte darauf abgedrückt. Finiguerra bemerkte das; wiederholte das mit einem Tuche, dann mit Papier, zuerst druckte er nur mit der Hand, der Erfindungsgeist that das Uebrige, und so entstand die Kupferstecherey. Eine große Anzahl von Niellen findet man in verschiedenen Kabinetten Europens; eine prächtige Paix ist im Museum auf der königlichen Bibliothek in Paris; der Herr Abbé Zani fand sie einst dort und bewies, daß sie von Finiguerra vom Jahre 1452 ist.

— p.

Rom, 16. Sept.

(Beschluß.)

Vor dem Edikte gegen die Verunreinigung der Kirchenmauern sezten Weiber aus allen Ständen, und wahrlich nicht immer aus den untersten, beym Herausgehen aus der Peterskirche, ihre kleinen Kinder unmittelbar an dem Haupteingang unter den Porticus nieder. Abzugskanäle für Urinirende, kirchenpolizeylich, und zu Jedermanns Gebrauche angelegt, gab es vor Leo XII., sowohl unter diesem Porticus als oben auf der königlichen (Constantinischen) Treppe, ja sogar in den Raphaelschen Logen, an welchem lezten Orte, wenn mich nicht Alles trügt, sie noch jezt vorhanden sind. Bedenkt man, welch eine Quantität pestilenzialischen Miasmas, sowohl aus den Staubhaufen und den stehenden Pfützen, welche niemals abfließen noch ausgefegt werden, als aus den verpestenden Fettbohnen-Butiken aufsteigend, der Pöbel, stets auf der Gasse sizend, im Sommer einathmen muß; rechnet man dazu das Ungemach des Ungeziefers, dann das nicht einmal halbreife Obst, welches er in ungeheurer Menge ißt, und das viele Wasser, welches er, um seinen Durst zu löschen, in Ermanglung des Weins trinkt, braucht man dann noch den Popanz der Aria cattiva zu ersinnen, um die vielen Fieber zu erklären, welche hier am Ende der jedesmaligen heißen Jahreszeit unter den untersten Volksklassen zu grassiren pflegen? Die wahre Aria cattiva heißt Staub, Schmuz und Ungeziefer. Werden diese fortgeschafft, so wird die Aria cattiva von selbst aufhören.

Der, wie oben gesagt, häufig gefallene Regen hat übrigens in den umliegenden Gegenden Felder und Wälder, welche von der Sonne wie verbrannt waren, dergestalt erquickt, daß ich mich nie erinnere, ein herrlicheres Wiesen- und Baumgrün gesehen zu haben, als was in den lezten acht Tagen in und um Albano und Frascati angetroffen worden ist. Besonders bietet der Wald über dem albanischen See einen Anblick dar, welcher sich mit nichts als mit der Idee des Paradieses vergleichen läßt. In nicht minderer Pracht stehen die Wiesen. So kömmt es, daß sich, troz des Regens, schon viele Familien nach Albano u. s. w. zur Herbstvilleggiatur begeben haben, obgleich diese eigentlich erst mit dem ersten Oktober anhebt.

Heut vor acht Tagen haben, wie ich in meinem lezten Schreiben meldete, die Herbstvorstellungen auf dem Theater Valle ihren Anfang genommen. Freuen sich die deutschen musikalischen Stoßgeyer, welche über den musikalischen Schlachtbänken schweben und auf Atzung Jagd machen, freuen sie sich! Ihr übrigen deutschen Patrioten aber, welche ihr gern eure lieben Landsleute aus stehlenden oder bettelnden Notenschmarozern zu eigner Opernproduktivität erhoben sehen möchtet, weint! Denn die Fedeltà ne' Boschi, ossia i Taglialegna di Dombra (die Treue in den Wäldern, oder die Holzhauer von Dombra), Musik von Grazioli, hat gefallen, und verdient zu gefallen. Ich sage mit den Römern: Non c'è male. Das ist schon genug bey einer Komposition, in welcher der Reminiscenzen so wenige sind, daß man sie zählen kann. Verstand herrscht auch darin, zwar kein tiefer, aber auch keiner, der blos oben auf schwimmt, wie ein Bläschen Butter auf einer Schüssel voll Wassersuppe. Ihr größtes Verdienst besteht aber darin, daß sie weder unter Ach und Weh aus den spanischen Stiefeln hervorgegangen, noch im Ertrunkenschlafe aus dem Ermel geschüttelt ist. Wie gesagt: Non c'è male. Also nur gleich auf der Stelle nach Rom geschrieben und die Partitur kommen lassen, wenn sich nicht ein verhungerter Geyer von einem andern den fetten Bissen vor'm Munde wegnehmen lassen will. Freylich kömmt es immer noch auf eine Kleinigkeit an, nämlich auf ein paar Sänger; aber diese sind, wie gesagt, eine Kleinigkeit, da Deutschland so viele Sänger, wenigstens Sängerinnen besizt, daß es deren in andere Länder schicken kann. Denn es wird doch nicht, statt des Ueberflusses, den Nothbedarf ausgeführt haben, um am Ende selbst Hungers zu sterben? Was Dem. Sonntag anbetrifft (denn diese fällt mir hier unwillkürlich bey), so ist Gott Apollo sehr mächtig; wenn ich bedenke, wie schwach sie war (ich meyne nicht an physischen Mitteln), als ich sie vor vier Jahren in Wien die Pamina singen hörte. Auch die Boccabadati ist schwach (aber gerade an physischen Mitteln); folglich hat der erwähnte Gott um so mehr Gelegenheit gehabt, seine Macht an ihr zu zeigen. In der That ist es unmöglich, mit wenigerem Aufwande von äußeren Mitteln mehr geistige Wirkung hervorzubringen als diese Frau, oder vielmehr Frauchen. Ein braver Oesterreicher sagte bey der ersten Vorstellung zu seinem Kameraden: Sie ist halder sehr lieb! Maschine ist zwar Alles, was singt und agirt, und folglich auch die Boccabadati; aber es ist ihr Odem eingeblasen; das ist die Hauptsache. Nur recht viel Odem, und solche Maschinen gerathen wie in's Stocken. Dergleichen mit Odem begabter Singmaschinen kenne ich zwey, in der Quantität freylich nicht viel, aber viel in der Qualität, die Boccabadati und die Pasta. Könnte leztere ersterer von ihrem dramatischen, erstere aber lezterer von ihrem musikalischen Hauche etwas abgeben, es würden die zwey größten Sängerinnen daraus werden. Vom Texte der Treue in den Wäldern nur zwey Worte. Eine schottische Königin (ihr Name ist mir nicht bekannt, da ich den Text nicht gelesen habe) hat zwey Generäle oder Minister, einen guten und einen bösen; ersterer ist der Liebhaber, lezterer der Tyrann des Stücks. Der Hof befindet sich auf der Jagd. Da fällt es den Holzhauern von Dombra ein, sich der Königin vorzustellen, und um Abhülfe von einer Menge Beschwerden zu bitten, welche sie über ihnen genommene Gerechtsame vorzubringen haben. Ihr Wortführer ist eine Art von Dorfschulz, die komische Person. Die Königin weiß von dem Drucke der Leute nichts; er ist das Werk des bösen Ministers, welcher deßhalb hart angelassen wird. Jezt entdeckt sich's, daß die Königin den guten Minister und dieser die Königin liebt. Da auch der böse Minister die Königin, oder vielmehr ihren Thron liebt; so entsteht unter den drey Leuten ein Hickhack, dem es Jedermann an der Nase ansieht, daß der böse Minister den Kürzeren dabey ziehen muß. Solches geschieht auch. Doch sträubt er sich vorher weidlich. Denn auf seine Veranlassung wird nicht allein der gute Minister als des Hochverraths verdächtig, arretirt; sondern es gelingt ihm sogar, die Königin in sein Schloß zu locken, wo er ihr, versteht sich, im politischen Sinne, eben Gewalt anthun will, als die guten Holzhacker, denen Kunde von der Sache geworden ist, herbeyeilen, das Schloß stürmen und sie befreyen. Die Königin heirathet den guten Minister und verzeiht dem bösen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Oktober 1826.

Alles wird durch Lust gerühret,
Wir nur gönnen unsre Zeit
Der verstoß'nen Einsamkeit.

P. Flemming.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

3.

Aber die Reize der schönen Eleonore wirkten mächtiger auf Jakob le Gris, als die besonnene Rede des Grafen. Tag und Nacht stahlen sie ihm, sogar aus der Ferne, die Ruhe. Dabey kam ihm immer der Gedanke des Unrechts, das ihr Gemahl an der Dame begehe, daß er, sey es auch ihres Ruhmes wegen, von ihr hinwegziehe und sie in die Einsamkeit eines abgelegenen Schlosses verweise. Er konnte sich auch nicht enthalten, mehr als einmal in die Nähe desselben zu reiten, um, wo möglich, sie wenigstens zu sehen. Doch da lag das alte, von der Zeit ergraute Gebäude mit seinen Thürmen und der aufgezogenen Brücke öde und ausgestorben. Kein Fenster durch ein Menschengesicht belebt. Alles schien sich dem Hofraume zugewendet zu haben. Denn sogar Abends war kein Lichtschein darin zu sehen, und in dem Dörfchen, wo Herr Jakob zuletzt ausführliche Erkundigung einzog, sagte man ihm, daß die schöne Edelfrau seit ihres Herrn Abreise noch kein einziges Mal die Burg verlassen habe. Sogar den Namenstag des Abwesenden, der sonst immer zu einem kleinen Feste im Dörfchen Veranlassung gegeben, habe sie dießmal ganz in der Stille mit ihrem Söhnlein und der kleinen Tochter im Garten gefeyert.

Je weniger le Gris solch eine freywillige Entsagung der Welt und der Freyheit aus der eigenen Natur sich erklären konnte, desto überzeugender ward allmählig die Vorstellung in ihm, daß für das Opfer, welches die Dame brachte, unstreitig eine Entschädigung im Innern ihrer Burg sich darbiete. Der junge Raimund von Douel fiel ihm sogleich ein. Bey den glänzenden Farben, mit denen seine Eifersucht so eben den wohlgestalteten Jüngling mit blondem Haar und blauem Auge ausschmückte, ward ihm der aufsteigende Argwohn schon zur halben Gewißheit. Endlich konnte ihn nichts mehr von dem Vorsatze zurückhalten, sich, wo möglich, durch die eigenen Augen von der Sache zu überzeugen. So schwang er sich denn eines Morgens auf das schönste seiner Rosse und durchflog den weiten Raum zwischen Alençon und Argenteil in unglaublich kurzer Zeit.

Immer muthloser geworden durch die Besorgniß, daß ihm der Einlaß in die Burg verweigert werden würde, langte er daselbst an. Um so größer war aber nun seine Freude, als Eleonore dem Freunde ihres Gemahls, dem nämlichen, dem dieser die Obhut ihres Wohnschlosses hatte anvertrauen wollen, der wohl gar in Auftrag des Grafen von Alençon zu ihr kam, die Aufnahme durchaus nicht versagen zu können glaubte, und kaum, daß seine Bitte ihr Ohr erreichte, so rasselte auch schon die Zugbrücke herunter.

Das anziehendste Bild der Mutterliebe trat Eleonore, an jeder Hand eines ihrer beyden Kinder, dem Ritter an der Thür ihres Wohngemaches entgegen. Der Schnee des ganz einfachen weißen Kleides und Tuches war

die würdigste Hülle für einen Körper von so vollendetem Ebenmaße. Es war, als ob die zitternden Rosen, woran er sich schloß, an Glanz durch ihn noch gewonnen hätten. Dabey flößte die ganze Gestalt bey allem Wohlwollen solch eine Ehrfurcht ein, daß der Gast vor seinen frühern Gedanken von dieser Dame erröthen mußte, und sich in eine Demuth zurückzog, zu welcher der Adel der Tugend oft sogar diejenigen zu zwingen weiß, die unvermögend sind, sich zu dem Glauben an sie zu erheben. Wie alle schöne Gemüther, wenn Jemand Unrecht geschehen ist durch sie, so fühlte sich auch Frau von Carouges recht schmerzlich verlezt, daß sie ihrem Gemahle am Trennungsabende auf dem Schlosse zu Alençon Verdacht gegen le Gris eingeflößt hatte. Sie legte jezt die damalige Zudringlichkeit seiner Blicke dem zu fleißig zur Hand genommenen Becher zur Last und glaubte als Vergütung jenes Unrechts dem Freunde ihres Gemahls und dessen Gesellen im Dienste bey dem Grafen von Alençon eine besondere Aufmerksamkeit schuldig zu seyn. Ihr Gefühl war übrigens zart genug, um auch in dieser die Linie nie zu überschreiten, welche ihm zum Wagniß irgend einer ungewöhnlichen Vertraulichkeit den mindesten Anlaß hätte geben können.

Mit ausgezeichneter Freundlichkeit machte sie den willkommnen Gast auf sein Bitten mit dem Sehenswerthesten des Schlosses bekannt, bis die Zeit der Tafel dieß unterbrach. Ueber Tische aber entzündete sich das unter der Asche schlummernde Feuer von le Gris Leidenschaft von Neuem beym Anblicke Raimunds, welcher an der Tafel Theil nahm. Es dünkte dem Gaste immer weniger wahrscheinlich, daß zwischen einem so wohlgebildeten Jünglinge wie diesem und einer Dame gleich Eleonoren in solcher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt kein Bündniß stattfinden sollte, das den Rechten des abwesenden Gemahls zuwiderliefe. Und je mehr dieser in ihm aufgestiegene Gedanke seinen Blick blendete, desto mehr veränderten sich auch seine Ansichten von Eleonorens Wesen.

Seiner Nachbarin entging die in ihm vorgegangene Veränderung, desto deutlicher aber nahm der ihm gegenübersitzende Raimund sie wahr, und weil deßhalb des leztern Augen auf ihn nunmehr bisweilen recht stechend hafteten, so maß er das vermuthlich der Eifersucht des Jünglings bey und fing an im Stillen die Zurückhaltung, zu welcher die Hoheit der Tugend ihn seither bewogen hatte, als eine lächerliche Thorheit zu betrachten. Um jedoch seinen Absichten nicht selbst in den Weg zu treten, blieb er dem seitherigen Benehmen treu und die Burgfrau fuhr nach aufgehobener Tafel fort, ihn mit den besondern Eigenthümlichkeiten des Schlosses bekannt zu machen.

Nichts blieb zulezt noch übrig, als ein Thurm, den der abwesende Ritter neu angelegt hatte, und dessen Vollendung nur durch seine Reise unterbrochen war. Gerade dieser aber dünkte dem Gaste am günstigsten für seine Pläne, weil der noch nicht ganz ausgebaute Weg dahin mit Vorsicht wollte betreten seyn, und daher die sorgsame Mutter ihren Kleinen, welche sie fast überall zu umhüpfen pflegten, schwerlich gestattete, ihr dahin zu folgen.

Als Frau von Carouges, der Unbequemlichkeit des Pfades zu diesem Thurme gedenkend, ihn dem Ritter ein ander Mal zu zeigen sich vorbehielt, äußerte er jedoch, daß nächst dem Wunsche, sich von dem Wohlseyn seiner heutigen verehrten Wirthin zu überzeugen, der neue Thurm die Hauptveranlassung zu seinem Besuche gegeben, und daß auch der Graf von Alençon, durch ihren Gemahl früher auf den Bau aufmerksam gemacht, einen Bericht über die innere Einrichtung desselben von ihm erwarte.

Frau von Carouges versuchte, ihm einen Begriff davon beyzubringen. Darauf bemerkte er, daß ihm damit völlig Genüge geschehen sey. „Nur, fügte er bedauernd hinzu, dem Auftrage meines Herrn, des Grafen, noch nicht, welcher dahin ging, daß ich den Thurm selbst in Augenschein nehmen sollte.“

Bey diesen Umständen glaubte die Edelfrau sich seiner Führung dahin unterziehen zu müssen. Und wie der schlaue le Gris vorausgesehen, übergab sie die Kinder zuvor der Obhut der Wärterin, mit dem strengsten Befehle, Acht zu haben, daß sie ja nicht etwa nachkommen möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

K o n s t a n t i n o p e l.

(Fortsetzung.)

Die Flora des Bosporus ist keineswegs so reichhaltig, wie manche wohl glauben möchten. Beyde Ufer sind unterdessen mit den schönsten Bäumen beiezt, worunter besonders die Platanen und Cypressen von den Morgenländern — jene wegen des Schattens, wegen der weit ausgebreiteten Krone und des Schutzes, den sie gegen die Hitze des Sommers gewähren; diese wegen der lieblichen Senkung vom Himmel zur Erde und wiederum wegen des Aufstrebens von der Erde zum Himmel, wobey die Zweige stets emper und nach oben gerichtet sind, und indem die Bäume auf Gottesäcker gepflanzt werden, sie gleichsam ein Bild des Strebens der Menschen nach dem Höheren und Himmlischen geben — geschäzt werden. Die Palme ist der Baum des Glücks und des Heils; war aber bey den Griechen und Römern das Sinnbild der Kraft und des Muthes, indem deren Stamm sich gewöhnlich nicht beugt. In Konstantinopel wächst blos die trapezuntische Palme (Diospyros Lotos). Außerdem findet man d. persischen Seidenbaum und die Mimose des Nils, zwey Arten der Acazien, Kastanienbäume, Terebinthen, zehn verschiedene Arten von Feigenbäumen und eben so viele von Kirschbäumen, Apfelbäume, Nußbäume, Mandel-, Aprikosen-, Pfirschen-,

Digitized by Google

Granat-, Oliven-, Maulbeerbäume, Pinien und die köstlichsten Weintrauben. — Unter den Gartengewächsen bemerkt man besonders: Melonen und Kürbisse, welche letztere die Form großer weiter Flaschen annehmen; Artischocken, Spargel und Sesam, dessen Saame als ein angenehmes Gewürz auf Brod und bisweilen auch auf geronnene Milch gestreut wird, die die Türken unter dem Namen Jaurt meisterhaft zu bereiten wissen. Das Sesamöl wird zu Confituren und anderem Zuckerbackwerk gebraucht. Unter den Blumen lieben die Türken besonders die Tulpe, die zugleich mit dem spanischen Flieder aus dem Orient nach Europa gebracht wurde; die Lilie ist das Sinnbild der Freyheit und der Beredtsamkeit wegen ihrer frey aufrechtstehenden und zungenförmigen Blätter; die Hyazinthe das Symbol der Liebe; das Geranium macrorhizum wird das Auge der Reinheit genannt, Cyclamen Europæum ist das Räucherwerk der Maria der Christen, und Alcea rosea Fatimas Lieblingsblume; der Gartenrittersporn (Delphinium Ajacis) wird Serailsblume genannt; und die Bienenblume (Orchis mellifera) von den Griechinnen zum Kopfputz gebraucht u. s. w.

Was die Erdarten und Mineralien betrifft, so bestehen die Hügel beym Bosporus aus blauartigem Kalkstein ohne Muscheln. Bey Sarijari enthalten die Felsen Quarz mit schwefelreichem Eisen. In der Nähe des schwarzen Meeres erblickt man in ihnen Adern von Chalcedon, die durch die Wellen so hart geschliffen sind, daß der schärfste Stahl sie nicht angreift. Man findet sie auch in den hiesigen Gegenden auf einer Grundschicht von Feldspat, die im Uebergange zum Basalt steht. Von der Art sind die Cyaneischen Inseln. Auf Kap Jumburnu sind die Felsen von Basaltprismen, die stets in einem rechten Winkel aufrecht stehen, und demnach völlig den türkischen Grabsteinen ähnlich sehen, durchschnitten. Der alleinstehende Felsen Crompon mitten in der Bucht zwischen Kap Jumburnu und Riva besteht aus sehr hartem Phonolith. Die Felsen um Kap Riva sind Basalt. Der Graf Andreossy *) hat eine vollständige Beschreibung von Allem geliefert, was für einen Mineralogen von Interesse seyn kann. Seine Sammlung befindet sich im Pariser Mineralienkabinet. Zufolge der Angabe des berühmten Reisebeschreibers Ewlia, enthält der Berg bey Sarijari Golderz, und der Felsen, worauf das Galata-Serail aufgeführt ist, Eisenerz, woraus zur Zeit Ewlia's, unter dem Sultane Murad IV. die berühmten Damascenerklingen verfertigt wurden. Eine Fabrik war damals, sagt er, in voller Thätigkeit, und sie lieferte Klingen, welche an Güte mit den persischen wetteiferten; aber die Grube gerieth in Verfall und wird späterhin zugeworfen seyn, indem gegenwärtig eine Pagenschule daselbst errichtet ist. Derselbe Ewlia theilt die Mineralien in zwölf Klassen, und macht aus den Menschen eine dreyzehnte, in Folge eines Ausdruckes im Koran: Die Menschen sind Erzstufen, gleichsam Stufen von Gold und Silber — und diese Verwandtschaft zwischen Stein und Blut veranlaßt mich, mit wenigen Worten dieser Mineral-Menschen, der Einwohner, zu erwähnen.

*) Voyage de l'embouchure de la Mer Morte.

An einem Juni-Abende saß ich bey einem Kaffeehause auf einer Anhöhe am Bosporus, von wo aus ich die Herrlichkeit und den Glanz, die Unordnung und den Wirrwarr, den Himmel und Erde hier darbieten, übersah. Ich richtete mein Augenmerk hauptsächlich auf den Menschen, der mir höchst sonderbar und als völliges Gegenstück des Europäers vorkam. Ich schwitzte in den leichtesten Kleidern, und ein barfüßiger Türke ging mit einem Pelze und doppelten Shawls um den rasierten Kopf bey mir vorüber. Am Strande saßen die verschleyerten Schönheiten des Harems als zusammengeschrumpfte Morcheln, und bliesen den Tabacksrauch über den Bosporus, wo der eifersüchtige Mann sich in dem kleinen, pfeilscharfen Boote, worin er mit untergeschlagenen Beinen zu den Füßen seines Eunuchen saß, auf den Wellen schaukeln ließ. Alsbald kommt ein kleiner Esel mit einem Kuriere herangetrabt, und setzt sich beym Pfeifen des Reiters in Galopp — und hinterher knarret mit lautem Getöne *) auf dem holprigen Wege ein vierrädriger Wagen (Araba), der von weißen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und rothgemaltem Flecke an der Stirn gezogen, und von schwarzen Verschnittenen, als Leibwache für die weißen, blendenden Circassierinnen, die hinter den blauen Umhängen eingepackt lagen, escortirt wurde. Dort sehe ich im Winkel des Kaffeehauses einen mit untergeschlagenen Beinen sitzenden Kopisten aus der kaiserlichen Kanzley, mit dem pistolenartigen Tintenfasse, wie er mit einer dicken Holzfeder von der Rechten zur Linken, wobey die eine Zeile schiefer wird wie die andere, ein calligraphisches Diplom ausfertigt — und um ihn her geht in bloßen Strümpfen ein berauschter Opium-Esser mit schallendem Gelächter, welches durch tiefe Seufzer unterbrochen wird. Bald darauf kommt eine Leichenprocession, wobey der Leichnam ohne Sarg, mit dem Kopfe nach vorn, und im Galopp getragen wird, so daß Mustapha, der nahe daran ist, seine Fischbeinhosen zu verlieren, emsig mit unserem Zeichen des Winkens Winke erhält — und hinterher hüpft ein unkluger, nackender Dervisch, der als ein Weiser verehrt wird. Hier läßt sich ein Brautpaar blicken, wovon der Bräutigam

*) Die Wagenräder laufen nämlich nicht, wie bey uns, auf Achsen, sondern umgekehrt, die Achsen sind am Rade, und sind in Löcher, die sich am Wagen befinden, gesteckt; woraus ein sehr starkes Knarren entsteht.

Anm. d. Uebers.

noch nicht die Braut gesehen hat, und in dem Gefolge befinden sich Dutzende von Weibern, die auf Stelzen (galonsi) einhergehen. Ich fordere eine Tasse Kaffee, und man reicht mir einen Fingerhut voll blossen klaren — Satz, und eine Pfeife, die etwas verlängert, man an der andern Seite des Bosporus ausklopfen könnte. Die Sonne ist im Sinken begriffen, es ist zwey Uhr, und Ramadsans Tag beginnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weinen und Lächeln.

Als ich, am Tag der Geburt, die Welt anweinte, da nickten
 Vater und Mutter und Freund lächelnd dem Weinenden zu.
Nun ich ihn ausgekämpft, den Ihr noch kämpfet, den Weltkampf,
 Lächl' ich am Ziel', und Ihr weinet dem Lächelnden nach?!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. September.

Nach altem Brauche hielt die Académie française am St. Ludwigstage ihre öffentliche Sitzung, nachdem sie vorher einem Panegyricus des heil. Ludwigs in der St. Germainkirche beygewohnt hatte, das heißt, nachdem einige wenige Mitglieder der Akademie diese Predigt, die wohl hundert Mal wiederholt worden seyn mag, mit angehört hatten; denn der größte Theil der Akademiker geht nicht zur Predigt, obschon dieselbe gleichsam zu den literarischen Uebungen jenes Tages gehört. Die Zeitungen behandeln sie auch als solche, und kritisiren am folgenden Tage den Prediger. Seitdem dieser alte Panegyricus wieder eingeführt ist, muß er jedes Jahr zum Zankapfel der beyden Hauptpartheyen dienen. An dem Könige Ludwig IX. ist zu loben und zu tadeln; er widersezte sich den Anmaßungen des römischen Stuhls, aber verfolgte grausam die Kezerey; er gab weise Geseze, und hemmte die Eingriffe des Adels, aber er richtete sich und das Land durch Kreuzzüge zu Grunde. Lobt nun der Prediger an ihm ein's und tadelt das entgegengesezte, so verdirbt er es unfehlbar mit derjenigen Parthey, welche dieß eine in Schuz nimmt, und das andere verdammt. Vor zwey Jahren hielt der Abbé de la Bouderie eine recht vernünftige Predigt, worin er an dem heil. Könige lobte, was zu allen Zeiten an ihm gelobt werden kann, und freymüthig dasjenige tadelte, was jedem aufgeklärten Manne tadelnswerth scheinen muß. Dafür mußte der Prediger sich auch von den Ultrablättern tüchtig den Text lesen lassen. Im vorigen Jahre trat ein Prediger andern Sinnes auf, der ganz im Geiste der Ultras den heil. König lobte; mit diesem waren sie zufrieden, aber nun wurde der Mann von der andern Parthey hart mitgenommen. Dießmal hatte sich an dem alten Thema ein junger, erst halbweg ausgebildeter Prediger geübt. Dieser hatte einen eigenen Weg eingeschlagen; er lobte nämlich Alles durch einander, Freyheit und Sklaverey, Aufklärung und Finsterniß, römische Anmaßungen und unabhängige Kirchen. Natürlich machte er es dadurch keiner Parthey recht. Am besten wäre es vielleicht, wenn der Panegyrikus unterbliebe; denn erstlich weiß man besser aus der Geschichte als aus den Predigten, was Ludwig IX. Gutes und nicht Gutes gestiftet; und zweytens ist dieß Thema so abgedroschen, und erweckt so wenig Erbauung, daß gar kein Nuzen daraus hervorgeht, wofern man nicht dieß in Anschlag bringen will, daß ein angehender Kanzelredner dadurch Gelegenheit bekömmt, sich zu üben, und daß die Journale das Publikum mit einer Predigtkritik unterhalten können. Nachmittags war dann, wie gewöhnlich, die öffentliche Sizung der Akademie zur Vertheilung ihrer Preise, nämlich der sogenannten Tugend- und der litterarischen Preise. Durch die mildthätigen Stiftungen Montyons haben bekanntlich die Preise der Académie française einige Wichtigkeit erhalten; denn er ist es, welcher Belohnungen auf ausgezeichnet tugendhafte Handlungen und ächt moralische Schriften ausgesezt hat; die Akademie hatte zuvor blos Preise für Gedichte und Reden. Allein diese neuen Preise sezen sie fast jährlich in Verlegenheit, und ziehen ihr eben so viel Unannehmlichkeit zu, als sie dem Stifter Ehre machen. Mit den sogenannten Tugendpreisen ist es zwar bald abgethan. Die Akademie läßt durch die Obrigkeiten Erkundigungen über löbliche Handlungen unter dem Volke einziehen, und wenn diese Erkundigungen eingegangen sind, so wählt sie einige aus, indem sie sich vorzüglich an solche hält, die von hülfsbedürftigen Leuten begangen worden sind, und theilt unter diese die von Montyon ausgesezte Rente aus. Sonst erkannte sie nur einen Preis zu, und diesen pflegte ein hülfsbedürftiger Pariser zu bekommen; allein jezt erkundigt man sich in ganz Frankreich nach guten Thaten, und vertheilt löblich und weise das Geld unter mehrere. Mit dem Preise für das sittlichste, im Laufe des Jahrs erschienene Buch hatte die Akademie es dießmal auch so machen wollen. Sie hatte nämlich in dem ganzen Kataloge der seit einem Jahre im Buchhandel erschienenen Schriften kein einziges durch Sittlichkeit oder durch Einfluß auf die Sitten vorzüglich ausgezeichnetes Buch gefunden, und sich daher zu einigen, freylich recht moralischen Schriften, aber ohne litterarisches Verdienst herablassen müssen. Dieß waren dann: eine von der Gesellschaft der christlichen Moral belohnte Schrift zur Bildung des Herzens der Soldaten, eine romanhafte erbauliche Erzählung von einer Dame, und dann Bouillys Erzählungen für die Enfans de France, prinzliche Erzählungen im Hofmannstone, und eins der schwächsten Werke des erzählenden und dramatisirenden Bouillys.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 240.

Eulenstein.

Charade.

Neues Schaffen, neues Leben
Bringt mein erstes Sylbenpaar.
Bange Schatten fern' entschweben,
Frey zum Himmel steigt der Aar.
Auch die dritte Sylbe heben
Will sich jezt zur Sonne klar.
Rath'! — Mein Ganzes bringt so eben
Deine Hand dem Auge dar.

— t —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. Oktober 1826.

Wir sind nicht um zu seyn; wir werden um zu werden,
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden
Sie geh'n nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle,
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That. —

Tiedge.

Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Andreossy gibt die Volksmenge der Stadt und der Vorstädte auf 630,000 an, welche Rechnung nach dem Verbrauche des Mehls und des Wassers aufgestellt ist. Mit Ausnahme der europäischen Missionäre und der sogenannten Franken, die eine eigene Vorstadt bewohnen, bestehen die eigentlichen Eingebornen blos aus Morgenländern, die in Mahomedaner, Christen und Juden eingetheilt werden können. Die erstern begreifen die drey großen Hauptstämme, die Türken, die Araber und Perser in sich; die Christen, Griechen und Armenier — und die Juden machen hier, wie überall, blos Juden aus. — Die Türken, von ächter tartarischer Herkunft, lassen deutliche Spuren der Steppenlebensart blicken, die sie vergebens seit einem halben Jahrtausende gegen die Kultur umzutauschen gesucht haben. Von der Natur keineswegs in Hinsicht des Herzens und des Verstandes vernachläßigt, sind sie es desto mehr rücksichtlich des Geschmackes, so daß die schönen Blumen der persischen und arabischen Poesie verdorren und aussterben, sobald sie von ihren stiefmütterlichen Händen berührt oder verpflanzt werden. Im übrigen einfach und ungekünstelt, aufrichtig und ohne Hehl, mäßig und dankbar bey Wohlthaten, aber auf der andern Seite roh, ungeschliffen, gewinnsüchtig und bis zum Aeußersten träge, vereinigen sie die guten Eigenschaften der Nomadenmenschen mit unentwickelten Vorzügen halber Kultur und sind im Ganzen gut — und blos in dem Maße böse, als sie mehr oder minder im eigentlichen Sinne der Regierung angehören oder von dieser Regierung verdorben werden. Sie nehmen fast zwey Drittheile der Bevölkerung Konstantinopels ein und sind in Kasten und Zünfte getheilt, von denen jede ihren Schutzheiligen hat, zufolge der Tradition, daß Adam der erste Ackermann, Seth der erste Knopfmacher, Enoch der erste Schneider, Noah der erste Zimmermann, Hul der erste Kaufmann, Salah der erste Kameeltreiber, Abraham der erste Maurer, Ismael der erste Jäger, Isaak der erste Hirte war u. s. w. Die Araber, größtentheils aus Egypten und in geringer Anzahl, suchen gewöhnlich ihr Brod als Stallknechte, Hamalen (Lastträger) und Sorbetverfertiger zu verdienen. Vermöge ihres schmächtigen, mageren Körperbaues, vermöge der Lebendigkeit in ihren Bewegungen, welche Feuer und Wärme in jeder Muskel verräth, und endlich vermöge ihrer Guttural-Sprache sind sie leicht als die Kinder der Wüste zu erkennen. Sie sind sehr redselig, und während sie sprechen, gestikuliren sie sehr heftig mit den Händen, so daß sie, obgleich in der Regel freundlich in den Worten, doch oft das Ansehen von Zorn und Bitterkeit haben. Von den drey Haupttugenden der Araber — Gastfreyheit, Heldenmuth und Beredtsamkeit — behält sich jederzeit die letztere bey, während die beyden andern sich oft mit den Wohnorten ändern. In den Augen der Türken sind sie, was der Italiener dem Bewohner des Nordens scheint — eine bloße Karrikatur. Die Perser sind in so geringer Menge da, daß

Digitized by Google

sie sich in dem großen Gewimmel verlieren, und daß eine Charakterschilderung der ganzen Nation, nach den wenigen hier ansässigen Individuen festgestellt, nur einseitig und individuell seyn könnte. Sie sind in der Regel blos Kaufleute und Dervische, von denen jene sich durch Handel erwerben, wozu diese durch Betteley — recht häufig zu großen Reichthümern — gelangen. Als Shiiten oder Ketzer werden sie von den fanatischen Sunniten oder Anhängern der reinen Lehre Muhameds, wie dieß in gewissen Ländern die Protestanten von den Katholiken und in anderen die Katholiken von den Protestanten erdulden müssen — gehaßt und verabscheut, sogar mehr wie die Juden, denen die Perser, der Volksmeynung nach, am jüngsten Tage die Eselspost einrichten müssen. Die Verachtung, der mehr oder minder in der ganzen Welt die Juden ausgesezt sind, trifft sie nirgends stärker als in den Morgenländern, wo sie nicht allein beständig der Gegenstand der Mißhandlung und Grausamkeit der Türken, sondern auch dem Spott und Hohn der christlichen Sklaven Preis gegeben sind. Ein Jude, der zur muhamedanischen Religion übertreten will, oder dazu gezwungen wird, muß sich vorher taufen lassen und ein Christ werden, ehe er die Moschee betreten darf. Die konstantinopolitanischen Juden sind größtentheils Caraiten. — Die Nationaltugenden der Armenier sind Fleiß, Betriebsamkeit, Nüchternheit und eine bewunderungswürdige Schaffungskraft; aber diese guten Eigenschaften werden auf der andern Seite wieder durch Grobheit, Unverschämtheit und Geschmacklosigkeit verdunkelt. Die Sprachverwandtschaft, die sich zwischen dem Juden und Araber, dem Griechen und dem Perser findet, tritt in einem noch größern Maße zwischen dem Türken und dem Armenier hervor, troz dem, daß sowohl dem Innern wie Aeußern nach die Sprache der leztern sehr abzuweichen scheint — und keine der andern Nationen spricht so vollkommen türkisch wie der Armenier. — Die Griechen tragen in Allem unverkennbare Züge eines klassischen Ursprungs an sich. Ungeachtet der Schwere der Ketten, ungeachtet der Bedrängnisse und der Verfolgungen von Jahrhunderten haben sie doch stets, gleich dem heiligen Feuer der Vesta, welches noch jezt aus dem Schutte von Hella's Erde emporstammt, den Geist und die Freyheitsliebe ihrer Vorfahren genährt und bewahrt. Ihr Charakter ist noch gegenwärtig ein Gemisch der großen Tugenden und Fehler, noch jezt tritt bey ihnen die Vereinigung und Trennung der Kräfte, die gegenseitige Liebe und der gegenseitige Haß der Eingebornen ein, wie uns die Geschichte dieß von den Hellenen erzählt. Ein schöner, einnehmender Körperbau, Liebe zur Aufklärung, Sinn für Künste und Wissenschaften, Kraft und Ausdauer da, wo es die Vertheidigung der Freyheit gilt, Abscheu gegen die schimpflichen Fesseln, eine lebendige Erinnerung an das Dahingeschwundene, Kampf und kriegerisches Feuer gegen das Gegenwärtige und ein unruhiges Jagen nach einem zukünftigen Bessern — dieses alles ist das von den gefeyerten Vorfahren ihnen hinterlassene und in den Stürmen der Jahrhunderte unversehrt gebliebene Erbtheil; dieß ist der Stein des Anstoßes, der gegen dieses Volk einen unauslöschlichen Haß, Neid und schmählichen Druck bey seinen barbarischen Beherrschern und gefühllosen Mitchristen *) aufgeregt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Je le demande au nom de Némésis, pour qui donc seraient-ils, ces Grecs, reconnaissans? Quel est l'être à qui un Grec ait jamais été redevable d'un bienfait? Sans doute il faudra qu'ils doivent de la reconnaissance aux Turcs qui les chargent de fers, aux Francs qui violent leurs promesses et qui les égarent par leurs conseils trompeurs! Veut-on qu'ils remercient l'artiste qui démolit les ruines de leurs édifices, et l'antiquaire qui les emporte? le voyageur qui les fait battre par son janissaire, l'écrivain qui les insulte dans son journal? Voilà le montant des obligations des Grecs envers les étrangers!

Byron.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

„Der Sturm haußt ja furchtbar! sprach die schöne Frau auf dem Wege nach dem Thurm zu dem sie begleitenden Ritter. Nehmt die Federn auf Euerm Baret in Acht; sie sind von einer zu seltenen Schönheit. Es würde mir leid thun, wenn mein Haus Ursach wäre, daß sie Schaden litten.“

„Und für mich, edle Frau, antwortete er, würden sie gerade dadurch erst Werth erhalten. In meiner Rüstkammer aufbewahrt, gäben sie dann ein um so lebendigeres Zeugniß von dem klaren Frühlingshimmel, der mir mitten durch den finstern Sturm aus Eurem milden Auge leuchtet.“

Dieses Wort würde die Dame vielleicht an des Ritters Benehmen an jenem Abende bey dem Grafen von Alençon erinnert haben, wäre solches nicht mit einer Zurückhaltung und Demuth ausgesprochen worden, die nur von Achtung und Ehrfurcht zu zeugen schienen.

„Ein schrecklicher Sturm!“ rief le Gris, als sie bereits im Thurme angelangt waren, und er selbst die Thür hinter ihnen heimlich zugeschlagen hatte.

„Man wird ganz ängstlich!“ entgegnete Frau von Carouges, und ging, den Riegel wieder aufzuschieben.

„Laßt es doch indessen! sprach er, sie davon zurückhaltend. Es ist so besser. Unstreitig risse das Wetter die Thüre sonst von Neuem auf und der heftige Zugwind könnte Eurer Gesundheit Nachtheil bringen. Nimmer verziehe ich mir's, wenn ich die Veranlassung dazu gewesen wäre.“

Aengstlich blieb jezt die Dame stehen, in Zweifel, ob sie es wagen dürfe, durch Hinabsteigen der Thurmtreppe mit ihrem Gefährten sich noch weiter vom Ausgange zu entfernen. Nicht der draußen durch die Bäume sausende Sturm, der so eben den neuen Wetterhahn vom Thurme

Digitized by Google

warf, war es, was ihr bange machte, sondern der Sturm, welcher plötzlich dem Gesichte ihres Gastes eine hohe Glut, seinen Augen ein wildes Feuer und allen seinen Muskeln eine ganz eigene Beweglichkeit gegeben, mit einem Worte, den seitherigen Deckmantel der Hochachtung und Ehrfurcht ganz abgeworfen hatte.

„Eleonore, rief le Gris aus, vor ihr niedersinkend, Tag und Nacht verfolgt mich Euer Bild. Der Zauber Eurer Schönheit hat mich zu dem unterwürfigsten Eurer Knechte gemacht. Sperrt mich ein in diesen Thurm, laßt mich durch die furchtbarsten Qualen Eure Gunst erkaufen und ich achte mich für den glücklichsten Sterblichen.“

„Nicht doch, mein Freund, versetzte Frau von Carouges, die all ihre Fassung zusammenraffte und wohl einsah, daß allein mit solch einer Leidenschaft einzig mildes Zureden von heilsamen Folgen seyn könne, wie möchtet Ihr Qualen von mir erwarten, Ihr, der Vertraute meines Eheherrn? Ermannet Euch, werther Herr. Meine Gunst! dürft Ihr an dieser wohl zweifeln? Der Sturm nur in der hiesigen Absonderung von den Menschen, diese unheimliche Einsamkeit hat Eure Einbildungskraft auf die seltsamste Weise aufgeregt. Laßt uns einen Ort meiden, der so gefährlich auf Euch einwirkte.“

Und mit einer geschickten Wendung hatte sie dabey schon wirklich die Thür gewonnen. Aber ehe ihr noch das Aufschieben des Riegels gelang, erfaßte er sie mit Wuth und rief: „Nein Sirene, so arg soll dein süßer Gesang mich nicht bethören. Keinen Schritt aus diesem Thurme, bevor du dich mir zu eigen ergeben hast, mein bestes, herrlichstes Eigenthum, der einzige Besitz, den ich noch des Lebens werth achte!“

Kaum aber hatte die also Geängstete, die er hier mit wahrhaft ehernem, unwiderstehlichen Arme an sich riß, einen heftigen Hülferuf ausgestoßen, als auch schon von Außen die Thüre durch einen gewaltigen Fußtritt eingeschlagen wurde und Raimund von Douai den unwürdigen Gast mächtig bey der Brust ergriff.

„Bube, du bist meiner Rache verfallen!“ rief der Knappe. Aber die Dame sprach: „Still, wackerer Raimund. Gott sandte Euch mir als Rettungsengel; doch die Rache ist nicht Eures Amtes. Laßt ihn ziehen, dessen heimliche Tücke meine freundliche Aufnahme so schändlich vergelten wollte. Mein Gemahl soll ihn zur Rede stellen wegen des Schimpfes, den er der Hausfrau seines Freundes zu bereiten dachte.“

„Versucht es nur, drohte der wüthende le Gris, versucht es, Eurem Gemahl davon zu sagen! Ich werde dann auch zu sprechen wissen. Nur Eifersucht, brennende Eifersucht war es, welche diesen mir nachgetrieben. Merkte ich doch schon über Tische, wie sehr sein Auge mich hütete.“

„Allerdings! antwortete Raimund. Der jetzige Vorfall ist meine beste Rechtfertigung, wenn ich Euern Blicken nichts Gutes zutraute gegen unsere Herrin. Die Pflicht rief mich auf zum Wächter ihrer Ehre. Gott sey gepriesen, der mein Vorhaben gelingen ließ.“

„Genug, so fügte der hinweggehende Gast hinzu, wenn ihr je so frech seyn solltet, dieses Vorfalls zu gedenken gegen irgend Jemand, so macht euch gefaßt auf eine förmliche Anklage von meiner Seite. Auf der eurigen ist die entschiedenste Schuld, während ich wohl gar nur der Prüfung der Gemahlin meines abwesenden Freundes mich könnte unterzogen haben!“

„Der Prüfung! rief die Hausfrau mit dem Ausdruck des gerechten Stolzes und der höchsten Empörung. Schamloser, eher vielleicht mögt ihr euch jedes Bubenstücks erdreisten, als des Gedankens einer Prüfung der Hausfrau Johanns von Carouges!“ —

In die ganze Tiefe ihres Schmerzes versunken stand Eleonore, während le Gris davoneilte.

Raimund tröstete: „Fasset Euch, edle Frau! Hat doch der Himmel Alles zum Besten gekehrt.“

„Durch eure Sorgfalt und Wachsamkeit, wackerer Knappe. Wahrlich, Raimund, das werde ich, das wird euch mein theurer Herr nimmer vergessen! Bewahrt übrigens, wie ich, die mir zugedachte Schmach in eurer Brust, bis zu seiner, Gott gebe, baldigen Heimkehr. Denn die Scham will mich schon vernichten, wenn ich denke, daß einer auf den Gedanken kommen konnte, sich eines Liebesantrags gegen mich zu erkühnen.“

So blieb denn das Ansinnen des undankbaren Gastes Jedermann verborgen. Doch ward von diesem Tage an Frau von Carouges häufig sehr nachdenklich und in sich gekehrt. Die Heiterkeit, mit der sie früher der Wirthschaft vorgestanden, fehlte ihr ganz. Dazu zog sie sich noch mehr von allen Menschen zurück, ihre Kinder ausgenommen. Man schrieb dieses dem Kummer über das lange Ausbleiben ihres Gemahls zu, und setzte noch die einzige Hoffnung auf eine Veränderung dieser allgemein beklagten Umstände in die Rückkehr des abwesenden Ritters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wallfischjagd mit Congreveschen Raketen.

Künste, Wissenschaften und Industrie haben tausend Berührungspunkte, und dienen gegenseitig eines dem anderen. Ihr Fortschreiten geht Hand in Hand, mit einander vervollkommnen sie sich, und mit einander erweitern sie die Gränzen ihrer Herrschaft. Selbst die Kunst Krieg zu führen, diese Geissel der Menschheit, dieses immer wiederkehrende Uebel, welches Menschen und Dinge zerstört, die Freyheit beeinträchtigt und der Civilisation entgegenarbeitet, selbst diese Kunst sehen wir dießmal dem Handel und der Industrie neue Hülfsmittel an die Hand geben, und zwar durch die Anwendung der Congreveschen Raketen beym Wallfischfang. Kapitän Kay, Kommandant des englischen Schiffes la Marguerite, hatte sich mit diesem Geschoß versehen, um es zu dem angezeigten Zwecke zu gebrauchen. Es war den

8ten Juni, als sich ein ungeheurer Wallfisch in der Nähe seines Schiffes sehen ließ, und bald auf Schußweite erreicht war. Kapitän Kay richtete nun eine solche Rakete gegen die Seitentheile des Riesenfisches, welche auch wirklich seine Decke durchdrang, und dem Thiere während einigen Sekunden die fürchterlichsten Convulsionen verursachte. Bald nachher aber drehte sich der unermeßliche Körper des Thieres, sein Bauch stand über dem Wasser, es war todt. Die Rakete war durch eine gewaltige Specklage und zwischen die Rippen durchgedrungen und im Innern des Thieres geplazt.

Ein zweyter Fisch war im Lauf des nächstfolgenden Monats auf dieselbe Art angegriffen worden. Allein seine schnelle Bewegung und die Unruhe der hochgehenden See verursachten, daß er nicht gut getroffen ward, und die Rakete nur den untersten Theil des Leibes traf, wo ihre Wirkung nicht tödtlich seyn konnte. Dennoch gab die Explosion dem Fisch einen fürchterlichen Stoß, nach welchem er untertauchte. Allein er zeigte sich bald wieder auf der Fläche des Wassers, indem er eine große Menge Blutes ausspritzte. Die Jäger näherten sich jezt, und fingen das Thier auf die gewöhnliche Art mit Harpunen und Wurfspießen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Sept.

(Beschluß.)

Einige Akademiker hatten sich jedoch geschämt, daß sie dießmal nichts besseres zu krönen hätten, und hatten ein wichtigeres Werk: Dunoyers Abhandlung über das Verhältniß der Freyheit zur Moral, zum Belohnen in Vorschlag gebracht. Solche Werke, meynten sie, müsse man in einem konstitutionell regierten Staate, wo die Freyheit wirklich kein leeres Wort, sondern gesezmäßig anerkannt ist, berücksichtigen, und ihnen schien in jener Abhandlung eine der wichtigsten Fragen, die jezt in Frankreich, und überhaupt in dem gesammten, verfassungsmäßig regierten Europa aufgeworfen werden können, erörtert worden zu seyn. Aber von diesem Werke hatten manche Akademiker, die in den Tag hineinleben, und ruhig ihre Pension verzehren, nichts gehört; also um dasselbe zur Kenntniß der Akademie zu bringen, wurde weislich beschlossen, so viele Exemplare anzuschaffen, als Akademiker da sind, das heißt vierzig, und erst nach ruhigem Durchlesen der Schrift eine Meynung abzulegen. Als es dazu kam, entstanden lebhafte Debatten; Dunoyer, ehemaliger Mitherausgeber des Censeur Européen, ist als einer der Hauptliberalen bekannt; seine Schrift ist von diesem Geiste durchweht; wie sollten sich diejenigen Akademiker, die nichts besser zu thun verstehen, als daß sie sich alles Nachdenkens über Staatssachen entschlagen, und in Gottes Namen die Staatsmänner schalten lassen, wie es diesen beliebt und einfällt, wofern sie, die Akademiker, nur ihre Pensionen behalten, wie sollten diese Leute sich so weit verirren können, daß sie einen übel angeschriebenen Schriftsteller, wäre er auch der sittlichste Autor des Jahres, krönen sollten? Da sie sich hiezu nicht verstehen mochten, so fanden sie einen ächt diplomatischen Ausweg, um Dunoyers Schrift vom Konkurs zu entfernen. Sie bemerkten nämlich, dieses Werk sey noch nicht vollendet, da blos der erste Theil im Drucke erschienen sey; folglich könne es auch dießmal nicht in Betracht gezogen werden. Natürlich sprach die liberale Seite der Akademie gegen diesen Einwurf; allein die Ultras oder Pensionirten, was manchmal auf ein's hinaus läuft, bestanden auf ihrer Einwendung, und da sie die Mehrzahl ausmachten, so trugen sie den Sieg davon. Alle diese Verhandlungen wurden natürlich sogleich durch die Zeitungen bekannt gemacht, und das Publikum erfuhr gar bald, welche kleinliche Intrigue Schuld sey, daß man dießmal so unbedeutende Schriften kröne. Die akademischen Preise dieser Art verlieren außerdem noch an ihrem Werthe, durch die Vergleichung mit den Preisen über Gegenstände, die in das gesellschaftliche Leben und die bürgerlichen Verhältnisse eingreifen, und die von reichen und geschäzten Bürgern, meistens Banquiers und Kaufleuten, ausgesezt werden. Diese Preise, die wirklich sehr bedeutend sind, liefern wieder einen Beweis von der patriotischen Tendenz des Wirkens und Treibens der unabhängigen Staatsbürger. Es verhält sich damit so. Ein unternehmender Mann, Namens Coste, hat den Plan zu einer weitumfassenden Encyclopädie entworfen, wozu die ausgezeichnetesten Schriftsteller der unabhängigen Parthey Beyträge zu liefern versprochen haben. Wie diese Encyclopädie je endigen wird, sehe ich nicht ein, denn ein bereits als Muster erschienener Band enthält blos fünf Aufsäze; berechnet man nun, daß in einer allgemeinen Encyclopädie ungefähr fünftausend Artikel abzuhandeln sind, und nimmt man an, daß jeder Band sogar zwanzig Aufsäze statt fünf enthalten wird, so würden doch noch 250 Bände erforderlich seyn; dazu kömmt dann, daß nach dem besondern Plane, den diese Encyclopädie vor allen andern auszeichnen soll, jeder Aufsaz, oder eigentlich jede Abhandlung (denn es werden vielmehr Abhandlungen als Aufsäze geliefert werden), die nicht mehr im Einklange mit den Fortschritten der Wissenschaft stehen wird, durch einen neuen ersezt werden soll, so daß also diese Encyclopädie beständig mit den Wissenschaften und menschlichen Kenntnissen fortschreiten muß, und eigentlich kein Ende haben kann, so lange die Wissenschaft selbst nicht stille stehen bleibt, welches wahrscheinlich vor Ende der Welt nicht statthaben wird. Neben dieser riesenhaften Encyclopädie soll noch ein kleineres Unternehmen, nämlich die Herausgabe eines encyclopädischen Handbuchs in's Werk gesezt werden, das sich allenfalls auf 20 – 25 Bände wird beschränken müssen. Beydes ist bereits im Gange, und Hr. Coste versammelt wöchentlich die Gelehrten um sich, damit er sich Raths mit ihnen erholen könne. Da dieses Institut nun ein neuer Vereinigungspunkt von aufgeklärten Männern ist, so haben ächt patriotisch gesinnte Männer, als Ternaux, Casimir Périer und andere, dasselbe dazu benuzen wollen, um gemeinnüzige Preisfragen aufzugeben, deren Lösung jezt dem französischen Staate wichtig ist, z. B. über die beste Einrichtung eines den Handel nicht drückenden Mauthsystems, über die Ursachen des jezigen Stockens im Handel, Vorschlag einer guten Gesezgebung über Erfindungspatente u. s. w. Die meisten Preise belaufen sich auf zwey bis dreytausend Franken, also höher als sie, außer Frankreich und England, von den meisten Regierungen versprochen werden. Und dieß thun einzelne Bürger, ohne irgend einen andern Antrieb, als den Wunsch, das gemeine Beste zu befördern! Bekannt ist es, was sie zur Errichtung von Volksschulen gethan, welche große Aufopferungen sie zu Gunsten der Griechen gebracht; welche wichtige Unternehmen in Hinsicht von Kanälen und Landstraßen sie noch vorhaben. Darf man sich nach allem diesem noch wundern, daß die industrielle Klasse jezt einen so hohen Standpunkt in Frankreich einnimmt, und daß sie die eigentliche Aristokratie des Reichs ausmacht, so sehr auch die alte streben mag, wieder zu ihrem vorigen Ansehen zu gelangen! Hätte Frankreich so viel Munizipalfreyheit als England, so würden hier wahrscheinlich eben so große Dinge von bloßen Bürgern ohne Beyhülfe der Regierung gethan werden, als deren in England geschehen sind; denn schon bey allen Hindernissen, die ihnen im Wege liegen, verrichten sie Außerordentliches, und gehen ihrer Nation mit einem glänzenden Beyspiele vor!

Dz.

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Oktober 1826.

Ein Kämpfen und Streiten
Ist auf Erden das Loos der Sterblichen!

L. Pyrker.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

4.

Die kühle erquickende Luft eines eben vorübergezogenen Gewitters am offnen Fenster einathmend, liebkosete Eleonore die kleine Adele auf ihrem Arme, während Hans, ihr Söhnchen, an ihrer Hand in die Höhe hüpfte und den Ton des nur noch in der Ferne surrenden Donners nachzuahmen suchte.

„Sieh, meine Adele, sprach Eleonore, mit dem Finger hinausdeutend, sieh, wie schön es wieder geworden ist! Wie die Schatten der schwarzen Wolken dort in den hellerleuchteten Bergen hinfliegen! Und die Nacht, die kurz zuvor den ganzen Himmel verdüstert hatte, weißt du noch? der Regen, welcher in Strömen herunter rauschte! Und wie dazwischen die Blitze hin und her fuhren und das Krachen des Donners euch bange machte! das hat nun Alles wieder weichen müssen. So geht das recht oft im Leben, meine Kinder, und wie jezt, wo die erfrischten Blumen und Bäume weit stärker und lieblicher duften als zuvor, ruft das vorübergegangene Leiden den Menschen gewöhnlich desto kräftiger zur Zufriedenheit und Freude auf.“

„Ja, sprach Hans, ich freue mich auch recht darüber. Nur du, gute Mutter, kannst gar nicht mehr so recht fröhlich seyn, wie vormals. Sogar jezt, da du uns das sagst, ist deine Miene so trübe.“

„Das wird ebenfalls vorübergehen!“ sagte sie mit einem recht tiefen Athemzuge und dem Kleinen die Wange streichelnd.

„Wenn der Vater wiederkommt, nicht wahr? fragte er. Niklas wenigstens und die alte Hanne sagen das. Ich glaube es selber. Denn wenn ich nur dran denke, so möchte ich gleich fort und ihm entgegen laufen, so weit ich kommen könnte, um mich recht bald wieder von seiner Hand drücken zu lassen. Denn treten mir dabey auch allemal die Thränen in's Auge, so weiß ich mich doch zu halten, daß ich nicht mehr aufschreye vor Schmerz wie sonst. Und das gefällt dem Vater immer recht. Dann nimmt er mich gewöhnlich auf den Schooß und ich darf spielen mit der goldenen Ehrenkette an seinem Halse. Ach, Mutter, wenn ich auch einmal so eine Kette bekäme, ich glaube, ich könnte dann sterben vor lauter Lust.“

„Trachte vor Allem nur dahin, mein Kind, der Ehre immer recht nachzuleben, die Kette findet sich dann vielleicht von selbst. Und wäre es nicht, so würde das kein Unglück seyn. Der ächte Glanz des Menschen ist immer nur in seinem Innern, der äußere ist immer nur leerer Schein.“

„Der Vater; Gott im Himmel! das ist er, da kommt er!“ jauchzte sie jezt auf, sezte die Kleine nieder und eilte, an jeder Hand eines ihrer Kinder dem Ersehnten entgegen.

Aber dem ersten innigsten Umfassen des Heimgekehrten, der einen lange vermißten Himmel im Auge seiner treuen Hausfrau wiederfand, folgte in Eleonorens Brust sogleich die trostloseste der Betrachtungen. Das freye Geständniß des ihr von le Gris geschehenen Ansinnens mußte,

Digitized by Google

wie sie meynte, jeder fernern Annäherung an den geliebten Gatten vorausgehen. Ohne dasselbe blieb eine Scheidewand aufgerichtet zwischen ihrem und seinem Herzen, welche das Entzücken des Wiedersehens nur auf Augenblicke hatte überspringen können.

Wie aber sollte sie ihren Bericht anfangen? Konnte nicht wenigstens der Verdacht auf ihr haften bleiben, daß sie durch zu große Freundlichkeit gegen den undankbaren Gast seiner Keckheit Nahrung gegeben hätte?

Des Ritters außerordentliche Freude an seinen Kindern und die fortdauernden Scherze mit ihnen ließen ihn einige Zeit lang nicht im mindesten zur Beobachtung der Schwermuth kommen, welcher seine Gemahlin durchaus nicht Meisterin zu werden wußte. Nur aber wendete er sich zu ihr und sprach, ihr einen goldenen mit Perlen reich verzierten Hauptschmuck überreichend: „Theure Eleonore, nimm hiermit die Krone derselben Tugend, welche meine Waffen im Kampf beseelte. Aus der Hand des schönsten Fräuleins im Königreiche Arragonien empfing ich sie nach einem Turniere, dem der höchste Schmuck der dortigen Ritterschaft beywohnte. Ein würdigeres Haupt dafür als das deinige fände ich nirgend, das ist auch allenthalben mein lautes Bekenntniß gewesen. Ach, mein liebes Herz, die Zeit ist mir gar lange geworden, seit ich nicht bey dir war. An jenem Abend, wo man mir das Verkünden deiner Tugend im Ausland so nahe legte, da trafen deine Bemerkungen über meinen Entschluß mich mächtiger als ich solches eingestand. Und der Unmuth, den ich dir zeigte, rührte weit weniger von ihnen als davon her, daß das gegebene Wort mich hinderte, mit dir heimzukehren. Nun die Zeit der Trennung vorübergegangen, kannst du ja wohl mit mir sogar die Ausführung jenes Vorsatzes segnen."

Da traten Thränen der schönen Frau in die Augen und ehrerbietig drückte sie seine Hand an ihren Mund, was der Heimgekehrte für eine stillschweigende Anerkennung der Wahrheit seiner Bemerkungen hielt.

Als aber beym Abendtische der Trübsinn noch immer nicht von ihr weichen wollte, und sie, statt die Zärtlichkeit des so lange entbehrten Gemahls zu erwiedern, sich auf eine gar befremdliche Weise ihm entzog, da begann die in seiner Brust erwachte Unruhe immer mehr des Argwohns finstere Gestalt anzunehmen.

Kaum war er endlich allein mit Eleonoren, so flog ein Blick aus seinen zusammengezogenen Augenbraunen nach ihr hin und er sprach: „Eure Freude an meiner Rückkehr hat so schnell allen Schein verloren, wie das unächte Gold eines Feyerkleides in bösen Dünsten. Sie war eine Lüge, vermuthlich in recht genauem Zusammenhange mit derjenigen, für die ich jene Krone im Kampfe erstritt. Eleonore, was ging in so kurzer Zeit mit Eurem Herzen vor, dem ich mich sicherer vertrauen zu können glaubte, als selbst meinem eigenen?"

Jetzt stürzte die Dame ihm zu Füßen. Doch vor Schluchzen vermochte sie nur einzelne Worte hervorzubringen und bat, daß er Raimund möchte kommen lassen.

Und als spalte ein Blitzstrahl plötzlich den Kern seines Lebens, so rief er mit einer vor Schrecken heiser gewordenen Stimme: „Der also?" Dabey starrte sein weitgeöffnetes Auge den Boden so wild und schrecklich an, als wolle er sagen: Verschlinge mich denn, heillose Erde, wenn die beyden Treuesten mir mein volles Zutrauen mit schändlichem Verrathe lohnen konnten!

Da kam jedoch Eleonoren die Sprache wieder. „Raimund, rief sie, war mein Rettungsengel, als Jakob le Gris sein lüsternes Auge auf mich geworfen hatte! Gott sey Dank, der mir endlich die Zunge löste. Denn nun kann ich Euch auch wieder getrost in's Angesicht schauen, mein theurer Herr, und sagen, daß es wahrlich meine Schuld nicht war, wenn er mich durch die freche Erklärung seiner Liebe erniedrigte. Doch erfüllt nur meine Bitte; laßt Raimund kommen, daß er Euch die nähern Umstände mittheile."

Und als der auf des Ritters Geheiß erschienene wackere Knappe seinen Bericht abgestattet hatte, da schloß Carouges erst ihn und dann seine Gemahlin in die Arme und sprach:

„Es ist traurig, nach der Heimkehr, statt den gehofften süßen Frieden im Hause zu finden, einen Schimpf rächen zu müssen, den der geliebten Lebensgenossin ein schamloser Mensch angethan, aber der Ausgang, den das böse Beginnen durch eure Treue und des Himmels Beystand genommen, gewährt dafür tausendfache Entschädigung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Der Hafen ist einer der schönsten der Welt, 500 Faden am Eingange und an einigen Stellen fast 4000 breit. Der Meerstrom, der am Vorsprunge beym Serail*) mit Gewalt hereinbricht, läuft kreisförmig durch den ganzen Hafen, bis er bey Topchana sich wieder mit dem Strome des Bosporus vereinigt. Hierdurch und vermöge der Ströme und Bäche, die in den Hafen laufen, bleibt dieser jederzeit rein. Die Alten nannten ihn wegen seiner reichen Zufuhr das goldene Horn, und hier, erzählt die Mythe, beym Vorgebirge Semistra, wo die Flüsse Cydaris und Barbyses ihre Fluten vereinigen, hier wurde Jo, als sie vor der eifersüchtigen Juno floh, von den Geburtswehen überfallen und gebar eine Tochter, die an der Stirn das Zeichen der Hörner ihrer Mutter trug und des-

*) Es ist hier das neue Serail gemeynt, welches die Fronte gegen den Hafen und Skutari bildet und unmittelbar am Ufer steht und mit demselben parallel läuft.

A. d. U.

wegen Keroessa oder die Gehörnte genannt wurde. Diese Keroessa gebar nun Pycas, den Gründer des alten Byzanz. Sein Vater war Neptun, des Meeres mächtiger Gott, und seine Gemahlin Barbyses. An einer Bucht des Hafens liegt das Arsenal (Tersana) mit seinen Werften und Quais. Schwedische Ingenieure, welche 1795 Erlaubniß erhielten, in türkische Dienste zu treten, haben sich sehr verdient darum gemacht. Das Arsenal der Alten, Neorium, lag dem neuen gerade gegenüber auf der andern Seite des Hafens. Ein anderes lag am Vorsprunge des Serails und wurde Bosporion genannt, indem ein Ochse soll in's Meer gesprungen und nach den Bergen bey Skutari, die man das Kalb nannte, geschwommen seyn. Der Name Bosporos oder Ochsenpassage wurde in Phosphorius (der Leuchtende) nach dem glücklich beendigten Kriege gegen Philipp von Macedonien umgeändert. Als Philipp von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, die Mauern von Byzanz zu untergraben anfing, wurde sein Vorhaben durch das plötzliche Erscheinen eines Nordlichtes und durch ein ungewöhnliches Hundegeheul verrathen. Die Byzantiner, welche Hekate Phosphora oder Lampadiphora dieses Wunderwerk, wodurch die Stadt gerettet wurde, zuschrieben, errichteten der Göttin eine Statue mit einem Hunde als Sinnbild der Wachsamkeit, und legten dem Bosporus den Beynamen der Schutzgöttin bey. Auf alten byzantinischen Münzen findet man auch die Attribute der Hekate oder Diana Phosphora einen Stern und einen gehörnten Mond, und noch heutigen Tages in dem osmanischen Reichswappen.

* * *

Konstantinopel, von den Türken theils Stambul, theils richtiger Islambol genannt, faßt, im weitesten Sinne genommen, nicht blos die eigentliche Stadt und die an beyden Seiten des Hafens gelegenen Vorstädte, sondern auch Skutari (Chrysopolis) und Kadiköi (Chalcedon) auf der asiatischen Seite, und die an beyden Ufern des Bosporus innerhalb des Raumes von dessen südlicher bis zur nördlichen Mündung belegenen Dörfer und Flecken in sich. Die beyden Strecken auf der thracischen und bithynischen Küste dehnen sich auf jeder Seite bis zur Länge von neun Stunden oder einer starken morgenländischen Tagereise aus. Die eigentliche Stadt an sich betrachtet, bildet fast ein gleichseitiges Dreyeck, wovon zwey Seiten, von Wasser umgeben, die Ausdehnung haben, daß ein Einzelner zu jeder eine Stunde braucht, um ihr entlang zu rudern. Die dritte, die Landseite, hat ungefähr denselben Umfang, so daß man theils zu Wasser, theils zu Lande in drey Stunden um die Stadt kommen kann. Dieses Territorium, wovon das frühere Byzanz blos einen Theil einnahm, machte auch den Umfang der von Konstantin erneuerten und erweiterten Stadt mit Inbegriff der Mauern, womit er sie umgab, und mit Ausnahme einer unbedeutenden Erweiterung durch Theodosius den jüngern 413 aus. Seitdem ist keine Erweiterung geschehen, so daß das gegenwärtige eigentliche Islambol weder größer noch kleiner als das frühere Konstantinopolis ist. Der türkische Geschichtschreiber Sead-ed Din muß die Stadt durch ein ungewöhnliches Vergrößerungsglas betrachtet haben, indem er sagt, daß man deren Umfang mit dem der Sonnenstrahlen vergleichen könne, und daß es eine Unmöglichkeit sey, sie zu durchwandern. Das Wasser hier, heißt es weiter, ist Wein, die Luft ein Ambrastrom, die Morgenstunde ist das Zusammentreffen der Liebenden, da die Schönen sich im Cypressenhaine einfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Rechnungs-Exempel.

Wenn man die englische Staatsschuld auf siebenhundert Millionen Pfund Sterling berechnet, *) so würde diese Summe in englischen Bankbillets von einem Pfund Betrag einen Raum von 4516 englischen Quadratmeilen und 558 Yards einnehmen.

In Gold würde diese Summe 14,981,272 Pfund, in Silber 325,805,451 Pfund wägen, und in Kupfer würde sie 4,687,500 Tonnen (die Tonne zu 2,024 Pfund) füllen.

Um diese Summe in Guineen zu zählen, würde man, (hundert Stücke auf eine Minute, und den Tag zu zwölf Stunden gerechnet) sieben-und-zwanzig Jahre, sechs Monate, zwey Wochen, fünf Tage und sechs Stunden brauchen; in Schillingen aber fünfhundert acht-und-siebenzig Jahre, acht Monate, zwey Wochen, zwey Tage und vier Stunden; in Kupfermünze aber würde man, von Erschaffung der Welt an daran gezählt, noch tausend einhundert und zwey-und-dreyßig Jahre zu zählen haben. Endlich um die ganze Schuld in Kupfergeld zu transportiren, würde man neuntausend dreyhundert und fünf-und-siebenzig Schiffe, jedes von fünfhundert Tonnen nöthig haben.

*) Ungefähr viermal so viel als das öffentliche Jahrs-Einkommen aller europäischen Staaten zusammengenommen, an welchem das Staatseinkommen des brittischen Reiches beynahe ein Drittheil beträgt. M. S. Statistik und Staatenkunde vom Freyh. v. Malchus. Stuttgardt 1826.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 6. Okt.

Königliches Hof- und National-Theater. Zum ersten Male: Clemence Isaure, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Pannasch.

Das Stück war als Manuscript angekündigt, was, wie es schien, zu seinem Ruhme beytragen sollte. Und will man der Erfahrung trauen, hat es freylich Grund, von einer neuen noch ungedruckten Tragödie, eben darum weil sie noch neu und ungedruckt ist, zu vermuthen, sie könne unmöglich schlechter seyn als das bisher Bekannte. Leider spricht aber die neueste Erfahrung bey dem gegenwärtigen Stücke diese Vermuthung als Irrthum aus. Daß es an den Erbsünden der jetzigen deutschen dramatischen

Poesie überhaupt leide, und der Schlange nicht würde den Kopf zertreten haben, war zu erwarten, jedoch nicht zu fürchten, daß eine allgemeine Schwächlichkeit jenen Erbsünden auch nicht die geringste Gegenwehr leisten, sondern sich ihnen sogar freundlich in die Arme werfen möchte. Um kurz diese Erbsünden auch ohne ihren Adam zu nennen, so besteht die Eine darin, daß zufällige Begebenheiten, Wünsche, Neigungen, Handlungen, Zwecke nicht mehr, wie es z. B. bey Shakspear oft geschieht, nur das Organ für eine tiefere und innere Nothwendigkeit sind, die sich ihrer als gleichgültiger Mittel bedient, sondern daß jezt solche reine interesselose Zufälligkeiten, solche ganz bedeutungsarme Begebenheiten den ganzen nachherigen Reichthum der Kollisionen, Verwicklungen und Entwicklungen zu bestimmen anfangen. Der Zufall hat den Unterthan zum König erhoben. Dieser Lumpenkönig, dieser Claudius hat den wahren König, den ächten alten Hamlet meuchelmörderisch vergiftet, und der ehrwürdige Geist wandert jezt einsam umher, sich einen Sohn zu suchen, der ihn räche. Aber die neuen Poeten sind „Hans der Träumer“ wie Hamlet, und schwatzen statt zu handeln. — Die andere Erbsünde, die erst recht ist Mode geworden, seitdem die Poesie aus ihrem Paradiese vertrieben ward, zeigt sich auf die Weise, daß zum Gegenstande nicht mehr ein Inhalt genommen wird, dessen Interessen noch gegenwärtig in der ganzen Nation leben, und ein Spiegel ihres wahren Geistes seyn könnten, indem sie aussprechen, was sie denkt und will, was sie ausführt, und welche Vorstellung sie von ihrem eigenen innern Wesen hat, sondern daß uns längstvergangene Interessen vorgeführt werden, welche nie die unsrigen waren, und woran wir nur theoretisch und kritisirend Theil nehmen können. Und dennoch prätendiren diese Herren, solche Poesie stehe auf freyen Füßen, während sie gerade im Gegentheil nur ein Dienstmann, sey es des Vergnügens oder überhaupt der Rührung, Spannung, des Zeitvertreibs, der Kurzweil und Langenweile geworden ist. Wenn nun nicht mehr der allgemeine Nationalgeist den Dichter treibt, was dieser Geist sey zur Darstellung zu bringen, und nun hinaus in die Ferne geschaut wird, dann kommt es leider auf die Zufälligkeit des guten Auges des Poeten an, ob er die weitliegenden Gegenstände in dieser Vogelperspektive auch deutlich und richtig zu erkennen im Stande ist. Doch weder die jezt so oft gebrauchte Reflexionsbrille, noch die moderne Sentimentalitätsthräne, durch welche in die dämmernde Ferne geblickt wird, sind fähig, die blassen Gestalten lebendig und wirksam aus dem nebelhaften Hintergrund in den frischen, hellbeleuchteten Vorgrund zu rücken. So sehen wir die Mumien der Vergangenheit mit falscher Schminke und eingehauchtem Athem das Fest einer lügenhaften Auferstehung feyern, und sollen, statt der ächtgeborenen Söhne unseres eigenen Lebens, diese Bastarde für die ehelichen Kinder unseres Geistes anerkennen. Daher läßt sich denn leicht der gerechte Unwille des besseren Publikums bey jeder dieser neuen Geburten erklären, und es ist keinem Rechtlichen zu verargen, nicht Taufzeuge seyn zu wollen. — Eine dritte Sünde, die mit diesen beyden ersten zusammenhängt, ist, daß bey der Gleichgültigkeit des Inhaltes das ganze Gewicht auf den Ausdruck gelegt wird, der für sich selbst schon soll Eindruck machen, aber als Ausdruck eines leeren, inhaltlosen Geistes nur mit gemachten Blumen zu spielen weiß, und den Mondschein einer abendlichen Poesie, die nur den Duft und Nebel liebt, für das helle Tageslicht der Sonne eingetauscht hat. Die sogenannte schöne Diction ist das Fräulein in Kleists Käthchen, das im Bade belauscht, lahm, verkrüppelt, bleich, zahnlos und kahlköpfig erschien. Das wahre Dichterwerk bleibt auch in der prosaischsten Uebersetzung noch poetisch.

Wenn nun andere neuere Versuche nur an einem der genannten Uebel kränkeln, so ist diese Clemence Isaure merkwürdig, weil sie an allen dreyen danieder liegt. Und deßhalb mag es uns vergönnt seyn, dieser romantischen Schönen näher in's Auge zu sehen. Beym Aufrollen des Vorhanges erblicken wir sie im Blumengarten ihres Stammschlosses; wir hören sie ein Lied zur Harfe singen, denn sie ist Dichterin, ein Lied vom Kampf der Liebe und Pflicht. Der Troubadour, Raoul von Toulouse, beantwortet über die Mauer herüber gleichfalls mit Harfenklang das Gedicht der Angebeteten. Dann tritt er zu ihr und erklärt ihr nach und nach seine Liebe. Sie antwortet mit drey Blumen, die er nach der Blumensprache seines Herzens deutet, und dann den alten romantischen Schwur wiederholt: „die Seele Gott, der Arm dem König; mein Herz sey dein, die Ehre mein.“ Die Ausführung dieses Schwurs, als Inhalts der romantischen Welt, ist nun der Gegenstand unserer Tragödie, der in seiner ganzen persönlichkeitslosen Leerheit festgehalten, allenfalls einen mittelmäßigen Operntext hätte abgeben können, aber keinen tragischen Knoten zu knüpfen im Stande ist. Ein Liebesunglück und einen Ehrenzwist als Gegenstand eines neusten Drama darzustellen, könnte nur einem Lustspieldichter einfallen, der sich in Calderon verliebt hat, und es würde ihm die Darstellung nur gelingen, wenn er die Calderonische Armuth, wie Calderon selber, durch den ganzen vollen Reichthum interessanter Verwicklungen, scharfsinniger Unterscheidungen, mit all den feinen Nuancirungen der Liebe, der Ehre, der Treue, wüßte vergessen zu machen. Von alle dieser Weisheit weiß aber unser Dichter nichts. Er hat jenem Ritterschwur nichts entgegen zu setzen als die triste Unglückseligkeit eines zweyten oder vielmehr eines ersten Schwurs. Damit aber verhält es sich folgendermaßen. Isaurens Mutter starb, wie es wohl zu geschehen pflegt, und bestimmte, was schon seltner ist, sterbend die Tochter für's Kloster. Ihr Bruder, Graf Lodovic, hat diesen Schwur auch geschworen, und wenn er gehalten werden soll, kann freylich Clemence den Raoul nicht heirathen. So ist die ganze Kollision an die Zufälligkeit eines gleichgültigen Schwures geknüpft. Was geht uns dieser Schwur an? Wir kennen weder die Mutter noch ihre sittlichen und religiösen Gründe; wie kann dieß bloße Faktum, daß der Mutter eingefallen ist zu schwören, und daß ihr Sohn gutwillig nachgeschworen hat, der Grund werden zu tragischen Verhältnissen? Dieß Unglück kann uns allenfalls in Betreff des guten Mädchens leid thun, wir können höchstens verdrießlich darüber werden, und in unserem Aerger schwören, es sey Unrecht von der Mutter gewesen, so zu schwören; aber tragisch ergriffen werden wir nicht. Hier ertappten wir also den Verfasser bey der ersten Sünde. Wenn nun diese Zufälligkeit des Schwurs Verwicklungen herbeyführt, die uns entweder als Verwicklungen oder durch den Inhalt, der durch sie dargestellt wird, interessiren könnten, dann möchten wir dem Dichter, wenn er nun einmal rein romantisch seyn will, seine Zufälligkeit vergeben, aber daß durch das Unglück dieses Schwurs nichts herauskommt, als daß sich Raoul als ein junger Mann zeigt, welcher der Ehre, der Liebe und dem Vaterlande treu ist, und wir sehen, daß der Dichter die Mutter nur der Darstellung solcher, für unsere Welt leer gewordenen Interessen wegen absichtlich hat schwören lassen, so daß uns das Zufällige so ganz nackt als Absicht erscheint, dann können wir den Dichter nicht freysprechen. — Der Bruder kommt so eben von Paris zurück, und bringt Clemencen eine Ernennung zur Kampfrichterin am Liebeshofe. Da sie die Würde mit Freuden annimmt, erräth er ihre Liebe, und droht und schwört, daß sein Schwur kein Meineid werden solle. So weit der erste Eingangsakt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Oktober 1826.

In Gott ruht die Natur — der Ew'ge wirkt durch sie:
Denn seine Schöpferkraft erstirbt und altert nie!
Er, der unendliche, nie rastende Gedanke,
Schuf uns nur zum Beweis, daß seine Huld nie wanke.
In ihm lebt, athmet, wirkt unendlich, ungetheilt
Der Seraph, wie der Mensch, der hier im Staube weilt.

Krug von Nidda.

Konstantinopel.

(Beschluß.)

Die ersten Mauern baute Phidalia, die Tochter von Barbyses. Der erste, der sie erweiterte, war Pausanias von Sparta und seitdem Severus, Konstantin, Theodosius und Arkadius, unter welchem leztern sie den Umfang erhielten, den sie noch heutiges Tages haben. Es war Apokaukus, der Mitbewerber um den Thron mit Kantakuzen, der nach dem furchtbaren Erdbeben 1344 neben der alten Mauer auf der propontischen Seite die Doppelmauer aufführen ließ, die noch jezt als Schutzwehr für die Stadt dasteht. Die Stadtmauern auf der Landseite sind ebenfalls doppelt und daneben ein 25 Fuß breiter Wallgraben. Die äußere Mauer, zwey Faden hoch, ist mit 250 niedern Thürmen, denen eine gleiche Anzahl auf einer innern, 20 Fuß hohen Mauer entspricht, gespickt. Dieß ist zum Theil ein Werk Mahomeds II. und einiger seiner Nachfolger. Die lezte Verbesserung geschah unter Achmet III. 1721. Man erblickt in diesen Mauern nicht blos Spuren der Barbarey und des Zerstörungsgeistes der Zeit, sondern mehr noch des Menschen. Bereits der byzantinische Feldherr Leo füllte mit Grabsteinen die Breschen, welche Philipp, als er die Stadt belagerte, gemacht; Konstantin und Theodosius nahmen die Baumaterialien aus den alten Göttertempeln; die Paläologen rissen Kirchen nieder, um Redouten und Verschanzungen zu bauen, die wiederum von andern Barbaren zerstört wurden — und die Türken endlich haben auf Kosten der lezten Heiligthümer des Kreuzes sich befestigt. Eine Menge griechischer, so wie lateinischer und türkischer Inschriften erinnern an die Ebbe und Flut der Zeit, womit die Werke der Menschen steigen und fallen. Der Thore gibt es acht-und-zwanzig, von denen vierzehn nach dem Hafen, sieben nach der Landseite und ebenfalls sieben nach dem Propontus hinausgehen. Durch das sogenannte Sigmathor, jezt Psamatia Kapussi genannt, führte Helena das in Jerusalem wiedergefundene heilige Kreuz herein. — Der erste Feind, der sich der Stadt näherte, war der König Philipp von Macedonien, außerdem wurde sie einmal von den Griechen, dreymal von den Römern, einmal von den Kreuzfahrern, Persern, Avaren, Slavonen und rebellischen Unterthanen, zweymal von den Bulgaren, siebenmal von den Arabern und dreymal von den Osmanen belagert — und sah während dieser Zeit, was keine andere Stadt gesehen, alte griechische Feldherrn, römische Kaiser und Cäsarn, neugriechische Autokraten, persische Chosroes und arabische Chalifen, bulgarische Kralen und slavische Despoten, venetianische Dogen und französische Grafen, avarische Chakanen und osmanische Sultane vor ihren Mauern — und vier-und-zwanzig Mal belagert, wurde sie nur sechsmal eingenommen, von Alcibiades, Severus, Konstantin, Dandolo, Michael Paläologus und Mahomed II. Außerdem enthält die Geschichte kein Beyspiel, daß eine Stadt durch die Feindseligkeit der Elemente so viel gelitten als Konstantinopel. Von Ueberschwemmungen, Stürmen, Feuersbrünsten und Erdbeben der

furchtbarsten Art ist diese Stadt heimgesucht worden und sie nehmen einen bedeutenden Raum in den Annalen Konstantinopels ein. Scad-ed-Din beschreibt auf folgende Weise das Erdbeben, welches 1511 einen großen Theil von Thrazien und Bithynien erschütterte: „im genannten Jahre, am ersten Tage in dem Monate Dschemasi-elawal, in einer furchtbaren Nacht, als der Herr „der vierten Sphäre (der Mond), als die Lichter des „Himmels ihren Glanz über die Bewohner der irdischen „Räume ausbreiteten, und der Augenmann im mensch„lichen Auge eingeschlossen ruhete, als der Herold der „Nacht von der Höhe des Firmaments sich zum Unter„gange anschickte, und die Augen der Sterne über die „Angelegenheiten der Welt wachten — gab der Erschaffer, „der die Felsen und Gebirge wie Erdpfeiler aufgestellt „hat, seine Größe und Macht durch ein erschreckliches Erd„beben, durch dessen Stöße die Welt erschüttert wurde „und die Elemente in Verwirrung geriethen, kund. Die „mit diesen Schrecknissen schwangere Nacht gebar aus dem „Schooße des Nichts ungeheure Gestalten; Zeit und Raum, „Ort und Stunde bebten, der Grund der Erde zitterte „und die herrlichen Gebäude der Stadt stürzten zusam„men. Mancher Pallast, der an Höhe und Festigkeit sich „mit dem Himmel maß, wurde der Erde gleich gemacht, „die Mauern barsten, die Thürme und die größten Boll„werke stürzten mit Geprassel über den Haufen; das alte „Weib selbst, die Welt, schrumpfte vor Schrecken über „diesen furchtbaren Auftritt zusammen, und die Men„schen flohen ihre Wohnungen, und suchten auf dem Felde „ihre Rettung, während die schreckenvollen Worte des Ko„rans: „„Ein kleines Erdbeben, eine große Sache,““ je„des Herz zerschnitten.“

Unter den jetzigen öffentlichen Plätzen Konstantinopels, die größtentheils denselben Platz einnehmen, den die sogenannten Fora der alten Stadt inne hatten, zeichnen sich hauptsächlich folgende aus: 1. Der Hippodromus, von den Türken Atmeidan oder Roßplatz genannt, wo die Wettrennen statthatten, im Südosten von der Sophienmoschee gelegen, ist jezt nur noch 250 Schritt lang und 150 breit. Früherhin gehörte hierzu auch der Platz, den jezt die Moschee des Sultans Achmet einnimmt. Der Hippodromus wurde vom Kaiser Sever angelegt, in der Nähe des Tempels der Hekate. Der Theil, den er zu vollenden im Stande war, wurde den Dioscuren geheiligt, und die Zielpfeiler der Rennbahn wurden mit dem Ey der Leda bezeichnet. Ein Theil der terrassenförmigen Sitze, von wo aus die vier Partheyen, die Grünen und Rothen, so wie die Blauen und Weißen, dem Wettlaufe zusahen, blieb unvollendet. Die Marmorpfeiler, die hierzu gebraucht wurden, kann man hin und wieder in den nahgelegenen Prachtgebäuden wiederfinden. Von den Eingängen wird besonders der Todtenpforte und der Decimuspforte in den byzantinischen Annalen sehr häufig erwähnt. Durch jene brachen die wildgesinnten Aufruhrstifter bey Spaltungen im Staate zum Tumulte und Blutvergießen herein — durch die leztere, die oft mit edelm Blute gefärbt wurde, ging der Kaiser unmittelbar von seinem Pallaste nach dem Hippodromus. Die Idee, die bey den Alten diesem Schauspiele zum Grunde lag, war die sinnliche Vorstellung der Weltregierung durch die Bewegung der Sonne und der sieben Planeten.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

5.

Am folgenden Morgen schickte der Ritter Carouges Boten aus an alle seine und seiner Gemahlin Verwandten, sie auf einen festgesetzten Tag nach Argenteil zu laden. Als sie nun dort beysammen waren, trug er ihnen das Ansinnen vor, welches der Tugend seiner Ehefrau geschehen, während er in fremden Landen den Preis für sie erstritten. Die Versammlung gab einstimmig den Rath, daß Carouges zunächst bey seinem Herrn die Klage über den Schimpf, den Jakob le Gris ihm und seiner Ehefrau zugefügt, anzubringen hätte.

Aber als der Ritter diesen Rath befolgte, so befremdete ihn der frostige Empfang und noch mehr die gleichgültige Art, mit welcher der Graf von Alençon die, zwar ohne Verletzung des Anstands, doch auch im gerechten Gefühle der ihm widerfahrnen Beleidigung vorgetragene Begebenheit aufnahm, als sey sie ein bekanntes, unbedeutendes Mährchen.

„Lieber Carouges, sagte endlich der Graf, das Histörchen ist mir schon früher, aber in einer sehr abweichenden Gestalt erzählt worden. Ich bedaure Euch herzlich. Denn der Vorfall ist, in allem Ernste, viel schlimmer für Euch als Ihr glaubt. Eure Frau treibt Wucher mit dem Pfunde ihrer Schönheit. Vielleicht mag auch mein wackerer le Gris nicht ganz frey gewesen seyn von einiger Begierde danach. Wenigstens billige ich keinesweges seinen Besuch auf Argenteil in Eurer Abwesenheit. Allein der Knappe, dem Ihr Eure Frau anvertrautet, besaß ihre Gunst bereits in solchem Grade, daß meinem le Gris vermuthlich gar nichts davon zu hoffen blieb. Und weil er Zeuge geworden der Schuld Eurer Frau, so hat diese und ihr Gesell für das Klügste geachtet, seinem Berichte mit einer Anklage gegen ihn zuvorzukommen.“

„Gnädiger Herr, rief da der Ritter hochentflammt, der Bösewicht täuschte Euch auf das Heilloseste.“

„Guter Carouges, versezte achselzuckend der Graf, auch angenommen, daß Ihr Recht hättet mit dieser Behauptung und le Gris Unrecht, wie wolltet Ihr einen gültigen Beweis gegen ihn führen? Folgt meinem Rathe,

Digitized by Google

alter Freund, laßt die Sache auf sich beruhen. Straft Raimund von Douai mit dem Tode, oder wenn Ihr, wie wohl rathsam seyn möchte, das Aufsehen scheut, so schickt ihn in der Stille fort. Für die Frau gibt es ebenfalls zwey Wege. Haben Euch ihre, allerdings seltenen Reize noch zu fest umstrickt, ei, so nehmt den treulosen Knappen für einen Verführer an, der nur erst durch die bosĥafteste Verschlagenheit sie Euch abtrünnig machen konnte und verzeiht, oder — schickt sie ohne Weiteres in das erste beste Nonnenkloster. Lezteres würde der Sache eine Abhülfe geben, die Euch zwar im Augenblicke sehr schmerzlich wäre, aber dafür auch desto gewisser zu dauerhaftem Frieden gereichte."

„Edler Herr, erwiederte Carouges, aus Achtung vor Eurem Rathe enthalte ich mich der nochmaligen Versicherung, daß le Gris Euch auf das Schamloseste betrogen. Gewährt mir jedoch die Bitte, ihn hier mit meiner Hausfrau in Euerm Beyseyn zusammenzustellen."

„Kann Euch das zur Beruhigung dienen, sprach der Graf, so bin ich bereit dazu."

6.

So viel aber auch der Ritter Carouges von diesem Auftritte erwartet hatte, so scheiterten doch alle seine Hoffnungen an der Frechheit Jakobs le Gris.

„Frau von Carouges, sagte dieser, als sie ihm sein Benehmen vorgehalten, mit scheinbar ganz unerschütterlicher Ruhe, ohne alle Noth handelt Ihr höchst feindselig gegen mich. Weil Eure Drohungen mich dergleichen besorgen ließen, glaubte ich die Sache, zu meiner Sicherung auf diesen Fall, meinem hier gegenwärtigen gnädigen Herrn anvertrauen zu müssen. Durch ihn hätte gewiß so wenig irgend Jemand etwas davon erfahren, als durch mich. Schon darum würde ich Alles bey mir behalten haben, weil meinem alten Freund Carouges die Entdeckung nur beunruhigen mußte, welche mein Schweigen ihm erspart hätte."

„Nicht mehr von Freundschaft zwischen uns, du giftige Schlange! rief Ritter Carouges so außer sich, daß der Graf sein Verhältniß zu ihm in Erinnerung bringen mußte. Aber obschon auch Raimund noch herbeygerufen, dem Ritter le Gris die Umstände vorhielt, so behauptete dieser doch mit einer ganz den Schein der Wahrheit an sich tragenden Keckheit, daß die Uebereinstimmung, mit welcher er und Frau von Carouges ihre gegen ihn ausgesonnene Fabel vortrügen, nichts beweise, als eine ihrem bösen Zwecke gemäße, schlaue Verabredung, die aber doch das Auge eines Herrn, scharfsichtig, wie der Graf von Alençon, nicht blenden werde.

Und wirklich konnte sogar der hinreißende Schmerz der Klägerin, die mächtige Stimme der Wahrheit im Munde ihres schuldlosen Beystands, den für le Gris außerordentlich eingenommenen Grafen nicht von der Schuld seines Günstlings überzeugen.

Zulezt, als er mit Carouges nur noch allein war, sagte er zu diesem: Allerdings kann ich mir die Last eures Herzens bey dem euch treffenden Uebel vorstellen, mir vorstellen wie eine Schönheit, gleich der, welche euere Hausfrau auszeichnet, von euch für die Wahrheit selbst angenommen wird. Solltet ihr aber nie von der fast unglaublichen Größe weiblicher Schlauheit und Tücke gehört haben? Abgesehen indeß hiervon, und von Recht und Unrecht in diesem Falle überhaupt, erwäget nur, daß das Recht, wie ich schon früher euch bemerkte, bey solchem Mangel an Zeugen, schwerlich auszumitteln, und ein Ausgleichen oder Niederschlagen der Sache das einzige ist, wozu ein so verständiger Mann, wie ihr sich entschließen sollte.

Im äußersten Unmuthe verließ der Ritter mit seiner Gemahlin das Schloß des Grafen, und beyde legten den langen Weg bis nach Argenteil in so tiefem Schweigen zurück, daß auch ihr Gefolge nur selten den Mund zu öffnen wagte, und nichts zu hören war, als die Hufe der Rosse, welche von Niemand angetrieben, an der Trauer, die das Paar, und den dem Ritter zur Linken reitenden Raimund beherrschte, durch die Langsamkeit ihrer Bewegung Theil zu nehmen schienen.

Kaum aber auf Argenteil angelangt, und allein mit seiner Gemahlin, sagte Carouges: „Eleonore, wie ich, so vernahmet auch ihr, mit welchem Rathe der Graf mich entließ. Seyd ihr auch der Meynung, daß die Sache auf sich beruhen könne."

Geliebter Herr und Gemahl, eher den Tod als dieses! Mit Freuden will ich ihn dulden, und schuldig erscheinen vor aller Welt, weil dabey wenigstens eure Ehre bestehen kann. Die Befolgung jenes Rathes aber richtete eure und meine Ehre zugleich zu Grunde.

„Wohl, edles Weib, — rief Carouges — das nur wollte ich noch wissen. Und möchte unser ganzes zeitliches Heil darüber untergehen, die Pflicht gebeut mir unser beyderseitiges Recht bis an's Ende meines Lebens zu verfolgen."

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Eroberer.

Wilder Erob'rer! Was suchst du durch Sieg' auf Siege dir? — Nachruhm? . . .
Eh' du im Staube verstiebst, nennet dich kaum noch — der Fluch!

Schaller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 6. Okt.

(Fortsetzung.)

Im zweyten soll nun die Charakteristik der Personen folgen. Schade nur, daß diese Charakteristik den romantischen Helden des Stücks noch ihr einzig mögliches Verdienst nimmt, nämlich das: romantisch zu seyn. Der Graf, der uns schon als Held, als unbeugsam und etwas unbändig geschildert ist, kommt so eben von der Jagd zurück; ein Bauer hat sich dem wilden Vergnügen, das seines Nachbars Acker zerstören sollte, widersezt, und da will ihn denn der Graf deßhalb gleichfalls sezen lassen. Dieß hört ein normännischer Ritter, Rollo, Raouls Freund; er fährt auf, beleidigt den Grafen, und sie gerathen in Streit. Das ist alles in der Ordnung. Was thut aber der beleidigte Graf? Er sagt dem Ritter: er sey trunken! Was thut der Ritter? Er meynt, er wolle am Morgen wiederkommen, wo jeder nüchtern sey. Ist dieß nun, da Rollo in der That nicht trunken ist, die Darstellung eines romantischen Ritterstreits oder einer Studentenrauferey, wo die Gegner sich eigentlich lieber vertragen möchten? — Dann folgt die Charakteristik des Troubadours, der sich von sich mit Rollo unterhält, und dem tapfern Normannen so viel von der Welt der Träume, von dem inneren Gemüthsleben, von Zartheit und Minne vorschwazt, und auch die rohe Wirklichkeit schmäht, daß sich der Troubadour urplözlich in einen unserer süßen, sehnsüchtigen, gemüthlichen, träumenden Poeten verkehrt, und das Gegenbild zu dem Studentenzwist liefert. Man ist froh, wenn Rollo versichert, daß alles, was im Raoul zu Geist, in ihm dem starken Normann, zu Knochen würde. Doch wenigstens ein kräftiges Wort. Wenn Herrn Pannaschs verschwebende Duftigkeit sich auch mitunter zu Knochen verdichten könnte, würde er statt Schatten vielleicht Menschen darstellen. — Auch Clemencens Bild zerstört er uns dadurch, daß er sie für eine Dichterin ausgibt, und von ihren Versen eine Beschreibung macht, wie wir sie eben bey Raoul tadelten. Gerade die tiefe, aber lautlose Innigkeit, die sich in sich verschließt, statt stets von sich plaudern, ist der schöne Charakter der deutschen romantischen Liebe, die sich nur in einzelnen Accenten ausspricht, und in ihrer Ausdruckslosigkeit ihre Tiefe darstellt. Die Mariane in Goethes Geschwistern, Gretchen im Faust, sind solche Charaktere. Wenn wir, statt dessen viertelstundenlangem Selbstgespräche mit Blumen, und Mond und Sternen hören, und die Tiefe des Gefühls nach der Breite solcher interesselosen Geschwäzigkeit messen sollen, welche die Leere ihres Inhalts unter dem Schmuck wechselnder Versmaßen, klingender Reime, Bilder, Ausrufungen und Gedankenstriche verbergen will, dann erhalten wir nur die Vorstellung neumodischer, markloser Sehnsüchtigkeit, aber nicht das Bild romantischer Innigkeit. — Wie nur den Freunden die Nachricht kommt, der Feind bedrohe den König, wie Raoul zur Geliebten schleicht, um von ihr Abschied zu nehmen, wie ihn der Graf behorchte, und ihn will einsperren lassen, wie Rollo dazukommt, und alle sich streiten, bis alle zum Heer des Königs müssen, davon sey uns die Erzählung erlassen. Nach diesen Liebeshändeln soll nun der dritte Akt, die Treue Raouls für den König, und sein Ehrgefühl zum Vorschein bringen.

Der Feind ist besiegt, der Friede hergestellt. Clemence zum Sängerfest geschmückt, und in der Meynung, daß bey der allgemeinen Freude und Liebe nicht der Bruder allein werde nur dem Hasse Raum geben, sondern sich bewegen lassen, einen Meineid geschworen zu haben. Doch ihre Hoffnungen sind eitel Thorheit. Denn als Raoul beym Feste als Meistersänger die Romanze seines eigenen Unglücks singt: wie der treue Sänger von der Geliebten drey Blumen empfangen habe, wie er den König zu retten hinausgeeilt sey in Kampf und Streit, wie er den König wirklich befreyt, doch im Augenblicke des Sieges ihn die Nachricht betroffen, sein Vater sey zum Tode wund; wie er zu ihm geflogen, um ihm das lezte ewige Lebewohl zu sagen, — da sey ein Ritter hinzugetreten, und habe schändlich den Schmuck seines Helmes, die drey Blumen, das Geschenk der Geliebten, in den Staub getreten, und dieser Ritter sey Lodoic, der Graf von Isaure. Und plözlich wird der Sänger zum Streiter, er wirft dem Grafen den Fehdehandschuh hin, und erhält zur Antwort die Anklage der Feigheit. Da blizen die Schwerdter, Clemence wirft sich zwischen die Streitenden, bekennt ihre Liebe, — vergebens — die Streitenden sind nicht zu trennen, schon hofft man sie werden sich wechselseitig tödten, und so der Sache ein Ende machen, doch so gütig ist der Dichter nicht — der Kanzler des Liebeshofes tritt vor, und bescheidet die Gegner auf den folgenden Tag, d. h. auf den fünften Akt. Der Vorhang fällt.

Hatte man nun bisher gemeynt, der Graf sey ein wenig ein schlechter Geselle, indem er allen Zweykämpfen ausgewichen, Rollo und Raoul hatte wollen in den Kerker werfen lassen, und jezt dem armen Sänger, der an der Leiche seines Vaters kniete, die holde Liebesgabe mit Füßen trat, und dann noch der Feigheit beschuldigte, so findet man natürlich, daß Rollo in geheimem Zwiegespräche und dann vor einigen Zeugen den Grafen einen schändlichen Verläumder schilt. Da wird denn Rollo endlich gefordert, und soll als zweyter Gegner nach Raoul fechten. Aber der tapfere Rollo und der Zuschauer irren: der Graf ist plözlich kein schlechter Geselle, sondern ein höchst edler Mann, denn wir erfahren durch seinen folgenden Monolog, daß er den Sänger wirklich für feig gehalten. Der in den Staub getretnen Blumen aber erwähnt er nicht. Der Dichter will nun einmal, daß er edel seyn soll, und läßt ihn deßhalb wegen Lebens und Sterbens eine Schrift aufsezen, in welcher er erklärt, der Sänger sey nicht feig. Diese Schrift soll, wenn er selber bliebe, nach dem Zweykampf vorgelesen werden. Ja er läßt sogar den Schreiber, der sich erbietet, ihm Raoul gefangen zu liefern, in Ketten legen. Man sollte diesem geharnischten Edelmuth einen neuen gestiefelten Kater auf den Hals hezen. Wie benehmen sich nun die Liebenden? Sie nehmen einen ewigen Abschied. Vorher aber klagt Raoul noch die Welt an, daß sie ihm keinen seiner Wünsche erfüllt, daß sie seine Liebesseligkeit in Schmerz, seinen Ruhm in Schimpf verwandelt habe, und wird so weich und schwach, daß man merkt, es gehe mit ihm zu Ende. Den hosten Kampf aber bereitet ihm die Geliebte. Sie weiß, die Ehre seines ganzen Lebens hänge von dem Zweykampf ab, sie weiß entehrt könne er nicht leben, und dennoch verlangt sie, er solle abstehen von dem Kampf. Kann es einer romantischen Dame einfallen, den Ritter vom Kampfe für seine Ehre abzuhalten? Muß sie ihn nicht im Gegentheil zur Tapferkeit anfeuern? Kann sie einen Entehrten lieben? Corneille läßt seine Heldin im Cid zum Geliebten, der ihr der Ehre wegen den Vater erschlagen hat, sagen: ich könnte dich nicht lieben, wenn du ihn nicht erschlagen. Und ist wohl zu behaupten, daß Clemence liebe, wenn sie eigensüchtig, nur sich selber und ihre kleinen schwachen Mädchenwünsche bedenkend, den Geliebten zu dem bereden will, was ihn durchs ganze Leben muß unglücklich machen. Sie ist weder eine romantische Figur noch eine liebende. — Nach diesem Abschiede wird Raoul von Vermummten überfallen, man hört, als er verschwindet, fernes Schwerdtergeklirr; der Vorhang fällt wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Oktober 1826.

Wer entrinnt dem Geschick? — ich war zum Jammer geboren!

Joseph Gritti, der Akrobat.

Gedicht in drey Balladen von G. W. O. v. Ries.

An die Fr. Frein. v. W. geborne Gräfin von St.

Was aus noch ungestimmten Saiten klang —
Des Jünglings erstes Phantasiegebilde,
Du nahmst es auf mit nachsichtsvoller Milde *);
Jezt weiht der Greis dir seinen Schwanensang.

* * *

(Bembo ist mit seinen Seiltänzern und Springern im Schiffbruche umgekommen und nur Gritti gerettet. Dieser, jezt erster Hochsteiger und Salto mortal bey einer andern Gesellschaft, hält seine im Meer verlorene Geliebte für ein überirdisches Wesen, er sieht sie in den Wolken, und hofft sich dort mit ihr zu vereinen.)

Erste Ballade.

(Garten, nahe dem Cirkus der Seiltänzer. Gritti allein spricht zu einem Gebilde seiner Phantasie.)

Du sehnest, gleich mir, dich nach Einsamkeit,
Du machst dich vom störenden Haufen los,
Du labest dich an der Vergangenheit;
Sie ruht, die du liebst, in der Erde Schooß? —
Die Meine lebet, doch fern, ja fern,
Nicht ganz so weit wie der Abendstern;
Da will sie für uns eine Hütte bauen.
Du liebst — dir kann ich mein Herz vertrauen.

Hier saß sie, hier bey den Blumen, oft
Von Bembo, dem Herrn, ohe mir bewacht;
Was sie gefühlt, was sie gehofft,
Hat mir das Vergiß-mein-nicht zugebracht.
Und wenn sie hoch wie auf Lüften ging,
Und wenn mein Aug' an dem ihren hing,
Dann konnt' es ihr grausamer Herr nicht verhüten,
Daß mir ihre Stern' in Lieb' erglühten.

Und wagt' ich, bey ihm um die Braut zu werben,
Mich höher als einer gestiegen war,
Als sey sie errungen durch mein Verderben,
Daß allen vor Schrecken sich sträubte das Haar!
Dann sprach sein Spott: Wie die Spinne doch leicht,
Auf dem Fädchen, zum Hahn auf der Thurmspitze steigt!
Kannst du ihn erreichen, herab auf ihm reiten,
So will ich euch selbst zur Trauung begleiten. — —

Mein jeziger Herr ist geizig und strenge,
Doch neidisch, wie Bembo, das ist er nicht;
Er säh' es gern, wenn mir es gelänge,
Ich holt' sie herab aus dem himmlischen Licht.
Er lobet mich, wenn ich zur Höhe steige,
Und wenn ich ihr Bild in den Wolken ihm zeige,
So spannt er immer höher die Bahn,
Und treibt mich selbst, sie zu suchen, an.

Du siehst, wie ein lebender Funke verstiebt —
Und wenn er dir todt und vernichtet scheint,
Dann sucht er das Element, das er liebt,
Dann ist er wieder mit ihm vereint:
Dir sey es heimlich, dir sey es vertraut:
Bald steig' ich empor und kehre nicht wieder:
Hat Sie mir mein Grab in den Wolken erbaut,
Dann senket ihr strahlender Blick sich hernieder. —

*) Des Verfassers erste Ballade, 1783, der Gräfin Stolberg gewidmet.

Wie Freudenboten des Himmels hin schweben,
Enteil' ich auf immer der Erde Nacht —
Dann schlaf' ich in Wolken, von Ihr bewacht —
Dann wecket sie mich zum ewigen Leben! —
Aus Sehnsucht und Schmerz ist die Liebe geboren,
Im Himmel erst reift sie zu seligem Glück;
Sie läßt den Schmerz auf der Erde zurück;
Drum bin ich in Schmerzen der Sehnsucht verloren.

Wie düstern westliche Wolken sich einen
Und sich erleichternd in Thränen ergießen,
So möcht' ich mich an den Traurenden schließen,
Mein Leid an Freundes Busen ausweinen;
Wohl haben sie freundlich mich angezogen,
Mich spottend dann um das Mitleid betrogen —
Dir trau' ich, als hätte mein Herz dich geboren:
Hör', wie ich den Engel auf Erden verloren:

Wir schifften mit Bembo zum fernen Land,
Die Großmutter ließ er böslich zurück.
Da stand sie auf hohem Riff an dem Strand —
Auf dreyzehn Meilen reichet ihr Blick! —
Da stand sie und schrieb mit der Hand in die Luft,
Und haucht' ihren Fluch in der Erde Kluft.
Sie warf eine hohle Nuß in die See,
Befrachtet von ihr mit Fluch und mit Weh,

Umtanzet sie erst, mit wildem Gesang —
Das pfiff, wie wenn Wind durch Felsenkluft drang:
„Laß, Bembo, mich nun deine Künste schauen
Auf Stangen, auf Segeln, auf morschen Tauen,
Auf Sandbank, auf Wog', auf der Klippen Spitze!
Dir leuchten zum Sprunge zackige Blitze!
Der Donner schlägt dir den Takt dazu!
Des Abgrundes Welle wiegt dich zur Ruh!

Ich senk' einen weißen Rosenstab,
Dir, Bembo, hinein in dein Wassergrab!
Dir, Bembo, schwer auf das Herz gepflanzt,
Von Hayfisch und Meeresschlang' froh umtanzt! —
Der Rosenstab ist der hohe Mast,
Die Rosen daran sind des Schiffes Last. —
Mein kleiner Segler*), duck unter, duck unter!
Ereil' ihn, duck unter sein Fahrzeug, hinunter!" —

Sie geifert in's Wasser, da schäumt es zu Schnee
Da wuchsen thurmhoch die Wellen der See,
Und kreisende Wirbel in Grabes Gestalt,
Die stritten sich um das Schiff mit Gewalt.
Und wie sich der Alten Stimme erhob,
Der heulende Sturm durch die Segel hinschnob,
Und Bembo drohet ihr Auge vom Riff,
Das schleudert Blitze herab auf das Schiff.

Und mit dem Gebrülle des Donners erscholl
Das Wasser, das zu dem Leck hereinquoll.
Da durchschnitt den Sturm ein Jammergeschrey,
Sie stürzen zum rettenden Boote herbey —
Es wird um das Boot mit den Schiffern gerungen,
Und Drängende werden blutig verlezt —
Da scheidet das Boot, mit Schiffern besezt —
Und sieh! — da hat es der Wirbel verschlungen!

Nun klimmen die Springer den Mast hinan —
Hangend an Stricken, an Segeln, an Stangen,
Und einer verenget dem andern die Bahn,
Das Ende von einem Tau zu erlangen —
Wie Raben, die flatternd im Baume schweben! —
Ich halte mich fest an dem unteren Mast —
Ach! mir entsprießet ein seliges Leben:
Sie hält mich mit beyden Armen umfaßt!

Wie wenn von nächtlichem Tau belebet,
Der Epheu den Ulmenbaum fester umwebet,
Hat, wenn über uns sich die Well' ergossen,
Sie fester mich an ihr Herz geschlossen.
Wie der Lilie Haupt im finsteren Thal
Sich hebt in der Sonne belebendem Strahl,
War holder ihr Aug', wenn der Blitz gezücket,
War bräutlich schöner ihr Antlitz geschmücket. —

Da hob es das Schiff aus des Meeres Grund —
Da zündet's ein Strahl — da regnet' es Funken —
Und flammend, bis es in den Abgrund gesunken
Und kreiselnd verschlang es der wirbelnde Schlund. —
Wir, sprangen durch Fluten — lang sind wir geschwommen,
Und enger von ihren Armen umstrickt.
Hat sie mir noch einmal in's Auge geblickt —
Dann ward in den Himmel sie aufgenommen.

Sie nahm mich mit bis an's Himmelsthor.
Da klang so schön der Seligen Chor!
Doch mußt' ich zurück — muß weilen auf Erden;
Sie rufet mir, wenn wir vereiniget werden. — —
Mich sollen Fischer gefunden haben,
Sie sagen: von Ihren Armen umschlungen —
Mich zu beleben wär ihnen gelungen;
Sie sey von ihnen am Ufer begraben;

Doch weiß ich es besser — glaub' ihnen nicht! —
Sie wandert dort oben im himmlischen Licht. -
Und ist sie von mir auch noch so fern,
Erscheint sie mir klar, wie der Abendstern!
Noch heute werd' ich in Wolken sie sehen — —
Da kommt die Alte — so mußt du gehen;
Sie hasset die Menschen und mag es nicht,
Daß Jemand mit mir von der Himmlischen spricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Nuß.

Das Gottesurtheil.

(Fortsetzung.)

7.

Hierauf wendete sich der Ritter mit seiner Klage gegen le Gris an das Parlament zu Paris. Aber da es an gültigen Zeugen durchaus fehlte, so dauerte der Prozeß schon anderthalb Jahr, ohne im mindesten der Entscheidung näher zu rücken und der Graf von Alençon, im blinden Vertrauen auf das Wort seines Günstlings le Gris, war außerordentlich erzürnt über den Ritter Carouges, welcher dem Beschimpfer seiner Gemahlin den Tod geschworen hatte.

Endlich faßte das Parlament den Beschluß, daß ein gerichtlicher Todeskampf zwischen Carouges und le Gris öf-

fentlich in Paris stattfinden sollte. Als dieser Bescheid nach Argenteil kam, da dankte der Ritter mit Inbrunst Gott, daß er sein Gebet erhört habe.

Seine Hausfrau aber wollte in Thränen zerfließen und sprach: „Nein, Herr, nein! Wie wenn Ihr fielet in diesem Kampfe und sonach die Schande Euer Loos würde? Als Ihr abreisetet von Alençon mit Boucicaut und Robinet, Eure Lanze meinem geringen Verdienste zu widmen, da quälte mich schon der Gedanke der Gefahr, welche über Eurem Haupt schwebte. Aber selbst im schlimmsten, traurigsten Fall blieb dabey doch Eure Ehre ungekränkt. Hier ist es anders. Nein, Herr, lieber will ich mich schuldig erklären und losgesprochen von meinem Gewissen, den Tod erleiden, als Eure Ehre der Unsicherheit von Lanze und Schwert auch in der kräftigsten, geübtesten Hand anvertrauen.“

„Mein Herz, unterbrach sie der Ritter, du vergissest, daß bey einem Kampfe, wie diesem, die ewige Gerechtigkeit unsichtbar waltet!“

„Und doch, antwortete sie mit tiefem Seufzer, doch erinnere ich mich leider aus früherer Zeit, daß Ihr selbst Zweifel heatet gegen die Sicherheit solcher Entscheidungen, daß Ihr meyntet, es heiße Gott versuchen, wenn auf diese Weise verfahren würde. Ausdrücklich sagtet Ihr, der gerichtliche Zweykampf habe gewiß gar manchmal schon dem Laster den Triumph verschafft und den Tugendhaften um Ehre und Leben gebracht!“

„Ich kann damit auch wohl im Irrthum gewesen seyn, entgegnete der Ritter, und fügte dann in einem Tone hinzu, der keine Einwendung gestattete, übrigens bleibt hier nichts zu thun, als der Entscheidung des Parlaments Folge zu leisten.“

Als Raimund davon hörte, beschwor er den Ritter, doch ihn, den Beschuldigten, an seiner Stelle den Kampf mit le Gris unternehmen zu lassen. Doch ein kurzes, finsteres Nein! war die ganze Antwort. Wie nun darauf seine Gemahlin sich ebenfalls recht angelegentlich für dieses Erbieten verwendete, erwiederte Carouges: „Wenn der Himmel auf diesem Wege dem Rechte den Sieg verleiht, was habe ich da zu fürchten? Wenn es aber nicht der Fall wäre, würde es denn gut und mit meiner Vernunft verträglich seyn, meine und Eure und des Knappen Ehre einer nicht schwächern zwar, aber doch ungeübtern Hand anzuvertrauen? Le Gris ist ein vielfach erprobter Kämpe und selten ohne Dank von einem Turniere heimgekehrt. Meinen Kampf mit ihm einem Andern überlassen, hieße wahrlich Verrath ausüben an uns Allen!

8.

Der König von Frankreich hielt sich eben in Sluis mit seinem Hofe auf, um von da nach England zu reisen. Bey der Nachricht von dem Beschlusse dieses Zweykampfs aber setzte er sein Vorhaben aus und damit er und sein ganzer Hof der Feyerlichkeit beywohnen könne, befahl er einen Aufschub derselben.

Es war am Montag nach Weihnachten im Jahr 1387, als solcher vor sich ging. Hinter dem Tempel auf dem Katharinenplatze zu Paris waren die Schranken aufgerichtet. Ein unermeßliches Volksgewühl wogte rastlos um sie her. Auf der einen Seite standen Schaugerüste und in deren Mitte saß der König auf seinem Thron, von sämmtlichen Prinzen von Geblüt und dem ganzen Hofe umgeben.

Die Mittagsstunde nahte. Da trat der Herold auf den Kampfplatz, das bevorstehende Ereigniß laut auszurufen.

Dann erschien der Ritter Carouges in schwarzer, ganz einfacher Rüstung und auf einem schwarzen Rosse an den Schranken. Als Kläger für den Ausforderer genommen, mußte er, den Gesetzen gemäß, Lanze und Schwert selbst, auch den Schild am Halse tragen, dazu die Panzerhandschuh an den Händen und das Visir herabgelassen haben. Jakob le Gris hingegen, welcher unmittelbar nach ihm herantritt, war, wie sein schönes weißes Roß, köstlich geschmückt. Sein spiegelblanker Harnisch und das darauf künstlich eingelegte Gold und Silber erregte ein allgemeines Staunen und die weißen Federn auf seinem Helme waren von ganz ungemeiner Größe und Schönheit. Von dem Rechte des Beklagten den vollen Gebrauch machend, ließ er sich Lanze und Schild durch den Knappen tragen, der hinter ihm ritt, hatte auch das Visir aufgethan und blickte so munter und fröhlich die ihm Platz machende Menge an, als ob es ein Freudenfest sey, das eben beginnen sollte. Wohl manches weibliche Herz unter den Anwesenden mochte, von dem Muthe, den er vor seinem tiefgebeugten Gegner voraus hatte, auf sein Recht schließend, ihm den Sieg wünschen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Sept.

Mit den Angelegenheiten der Académie française bin ich in meinem vorigen Schreiben nicht fertig geworden, und habe daher noch einiges darüber nachzuholen. Bekanntlich ist die Ernennung eines Akademikers immer eine wichtige Angelegenheit in Paris, und wiewohl ohne Aufhören Epigramme auf die vierzig Sessel der Académie française zugespitzt werden, so fehlt es doch nimmer an Bewerbern, sobald einer dieser Sessel leer wird. Dieß ereignete sich dann auch neulich wieder bey dem Tode des H. St. Lemontey. Dieser Gelehrte war ein Mann ganz eigner Art. Erstlich hat wohl Niemand in ganz Frankreich so oft außer Hause gespeist. Er war beständig eingeladen, und ging mit seiner schwarzen Kleidung und gepuderten Haaren regelmäßig zur Essenszeit zu seinen Freunden und Bekannten, wie ein Beamter zur bestimmten Stunde an seine Geschäfte geht. Während seiner sechzig Lebensjahre mochte Lemontey wohl zwanzigtausend fremde Mahlzeiten eingenommen haben. Freylich war er ein angenehmer, geistreicher Gesellschafter, nur in der letzten Zeit war er etwas schwerfällig geworden. Dabey besaß er eine so große Gewandtheit in seinem Betragen, daß er mit allen Partheyen gut stand, und daher unter zwey oder drey verschiedenen Regierungen, die in Frankreich auf einander gefolgt waren, Mitglied der Theaterkommission geblieben war, ohne, wie tausend andere Beamte, bald angestellt, bald abgesetzt zu werden. Lemontey war bey allen Staatsumwälzungen unbeweglich auf seinem Posten stehen geblieben, und hatte bald in diesem, bald in jenem Sinne die Theaterstücke censurirt, je nachdem der Geist der Regierungen war. Im Grunde war

Digitized by Google

er aber doch ein freysinniger Mann; als Frau v. Genlis einen Auszug aus des geschwäzigen Dengeaus Hofjournale verfertigt und herausgegeben hatte, worin aber nur solche Züge aufgenommen waren, die zur Verherrlichung des Hofes Ludwigs XIV. dienen konnten, nahm Lemontey die ungeheure Papiermasse nochmals vor, und hob eine Menge pikanter Züge aus, die auch Schwächen und Jämmerlichkeiten jenes Hofes zu erkennen geben konnten; er gab dieselben, nebst einem Versuche über die Regierungsgeschichte des vielbesprochenen Königs heraus, wozu er während der Napoleon'schen Regierung aufgefordert worden war. Man hatte ihm damals die dazu nöthigen Papiere aus dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten verabfolgen lassen. Lemontey hat hieraus großen Nuzen gezogen. Für Deutschland ist sein Versuch in einer besondern Hinsicht merkwürdig, da er nämlich aus den Aktenstücken beweiset, welche Mühe sich während einer gewissen Zeit die französische Regierung gab, um die Ernennung Ludwigs XIV. zum deutschen Kaiser zu bewirken. Es ist interessant zu sehen, welche Triebfedern in Bewegung gesezt, welche Ränke geschmiedet wurden, um Deutschland dem allgewaltigen Beherrscher Frankreichs zu unterwerfen, und mit welcher Feinsigkeit sich bereits einige kleine deutsche Fürsten für Geld und gute Worte dazu hergaben, um diese Projekte zu befördern. Noch eine andere Thatsache sezt Lemontey in ein helles Licht, daß nämlich Ludwig XIV. aus Geistesbeschränktheit, aus Stolz, und durch die vielen Schmeicheleyen, womit man ihn überhäuft hatte, dahin gekommen war, daß er sich, wie ein türkischer Großsultan, als den Eigenthümer des Bodens seines Reiches ansah, und mehrmals eigenmächtig über Grundstücke verfügte, die ihm gar nicht angehörten, und worüber er nicht das mindeste Recht besaß. Es scheint, daß Lemontey erst unter der itzmaligen Regierung mit dem unter der kaiserl. begonnenen historischen Werke fertig ward. Napoleon, so hold er dem Despotismus Ludwigs XIV. war, hörte doch ungern diesen König so übermäßig loben, wie es in Frankreich oft geschieht; und vermuthlich, um dieses Lob herabzustimmen, hatte Lemontey den Auftrag erhalten, die Geschichte der Regierung jenes Königs nach den Aktenstücken zu schreiben; allein als die Geschichte geschrieben war, hatte Frankreich schon die Nachfolger Ludwigs XIV. wieder zu Regenten bekommen; nun war es fast gefährlich, den großen König allzusehr zu tadeln, und da Lemontey allzu klug war, als daß er sich hätte der Gefahr aussezen sollen seine Stelle zu verlieren, und mit den Staatsmännern der jezigen Regierung zu zerfallen, so ließ er weislich sein Manuscript im Pulte liegen, und fuhr fort nach wie vor, außer Hause zu speisen, und die Salons der Ministeriellen und Ultras so gut als diejenigen der Liberalen zu besuchen, ohne von seinem Manuscripte weiter zu reden; man wußte blos, daß es in seinem Pulte stecke. Nach seinem Tode nun kömmt unerwartet das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und fordert nicht allein die Staatspapiere zurück, die Lemonteyen während der Napoleon'schen Regierung anvertraut worden waren, sondern verlangt auch noch sein eignes Manuscript, oder wie es in dem Requisitorium heißt, die von Lemontey gemachten Auszüge aus jenen Papieren, unter dem Vorwande, daß seine Arbeit eine geheime sey, die von der Regierung bestellt worden wäre, und folglich auch der Regierung anheim fallen müsse. Natürlich widersezten sich Lemonteys Erben dieser unerwarteten Forderung, und alle diejenigen, die eine freye Erörterung geschichtlicher Thatsachen lieben, das heißt alle freysinnigen Menschen nahmen lebhaften Antheil an dieser Angelegenheit. Fände die Forderung des Ministeriums Gehör, so würde es wahrscheinlich um Lemonteys Ausarbeitung auf immer geschehen seyn; denn gewiß würde das Ministerium eine Herausgabe eines so freymüthig geschriebenen Geschichtwerkes nicht befördern, und das Manuscript mit den Aktenstücken unter dem Staub der Archive verbergen, wo nicht gar zernichten, damit die Nachwelt ja keine üble Meynung von dem „großen Könige" und seiner Staatsverwaltung bekomme. Die Erben erwiederten, das Ministerium habe nicht das mindeste Recht auf die Arbeit eines Gelehrten, der zwar von der kaiserlichen Regierung zum Unternehmen derselben aufgemuntert, aber keineswegs besoldet worden sey, die Ausarbeitung sey die Frucht seines Geistes, und sein Eigenthum. Das Gericht hat sich damit begnügt, daß es einstweilen die Versiegelung der Handschrift, und ihre Niederlage bey einem Notar verordnet hat, bis die Streitigkeit über das Eigenthum wird beygelegt seyn.

(Der Beschluß folgt.)

München, 6. Okt.

(Beschluß.)

Der fünfte Akt gewährt nach dem Aerger über die vier ersten, wenigstens die Genugthuung der Verwunderung und des Lachens. Nachdem Clemence nämlich auch bey ihrem Bruder vergeblich versucht hat, den Kampf zu verhindern, nachdem man zu ihrem Klagemonologe die Trommeten hat dreymal schmettern und dann die Schwerdter wacker hat klappen hören, sieht man endlich bey veränderter Scene beyde Kämpfer auf der Bahre liegen. Aber man traut seinen Augen kaum — der tapfre Rollo liegt statt des Sängers da. Dieser edle Normann nämlich hat Raoul durch die Vermummten fangen, und bis nach entschiedenem Zweykampf festhalten lassen. Welch ritterlicher, oder vielmehr unritterlicher Edelmuth! Denn Rollo hat von der Schrift, die der Graf verfaßte, nichts erfahren. Er weiß daher nur, daß sich sein Freund einzig und allein durch einen Zweykampf von der Schande rein waschen kann. Raubt er ihm nun die Gelegenheit zu diesem Zweykampfe, so raubt er ihm die Gelegenheit, sich vom Schimpfe zu befreyen, und beschimpft ihn dadurch noch einmal. Daß eine Ehrenerklärung dem Publico werde vorgelesen werden, davon ahnt Rollo nichts und kann dadurch seine Handlung nicht bestimmen lassen, er handelt aus unüberlegter, unritterlicher, unfreundlicher, unverständiger Gutmüthigkeit, und so müssen wir denn diese bisher noch so ziemlich ritterliche Gestalt noch im Tode anklagen. Doch damit ist es noch nicht genug. Denn jezt stürzt Raoul herbey, und bejammert und verflucht den Edelmuth des Freundes, während Clemence aus dem Burgthor kommt, aus der Entfernung die Leichen verwechselt, Rollo für Raoul ansieht, und sich nun auch gleich ohne Monolog und Bedenkzeit in den Festungsgraben wirft. Raoul natürlich nach, rettet sie, ertrinkt aber, o Jammer, noch ehe er erfährt, daß der König ihn zum Grafen von Toulouse ernannt. Da bedarf denn Clemence keines Hamlet, der ihr sage: geh' in ein Kloster. Sie thut es von selber. So endet das Stück, wie es aus der Zufälligkeit eines Schwures hervorgegangen war, durch die Zufälligkeit, daß Clemence im wichtigsten Augenblick, was Liebenden sonst nicht eigen ist, die Personen verwechselt, um das Leichen-Duo zum Trio zu vermehren. Der Dichter aber hat erreicht, was er nicht wollte, er hat einen Sänger dargestellt, dem wir das Dichtertalent absprechen müssen, einen Ehrenhelden, der nie dazukommt für seine Ehre zu fechten, sondern sie vom Dichter durch Stellvertreter vertreten läßt; einen Liebeshelden endlich, der für seine Geliebte in's Wasser springt, und elendiglich — ersäuft. Wie leicht wäre es Herrn Pannasch geworden, sich alle diese Mühe zu ersparen, wenn er's hätte über's Herz bringen können, die alte Mutter nicht schwören zu lassen, und der Tochter statt schöner, lieber bessere Augen zu geben, oder ihr wenigstens eine auch nur mittelmäßig scharfe Brille zu schenken.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Oktober 1826.

Furchtbar sind die Gerichte des Herrn! Zuweilen ereilet
Schon auf irdischer Bahn den Sünder entsetzliche Strafe;
Oft erhebt er das Haupt, und schaut Hohnlächelnden Blickes
Auf den Frommen herab! — Unglücklicher! schon ist des Todes
Stunde dir nah'. Vor den Richterstuhl des Ewigen ruft sie
Dich, mit erschütterndem Laut'! —

Lad. Pyrker.

Das Gottesurtheil.

(Beschluß.)

Vor den Schranken stiegen beyde Ritter von ihren Rossen, erst der Kläger, dann der Beklagte, und gingen zu Fuß hinein. Und als die beyderseitigen Waffen untersucht und die Schwüre der Kämpfer für ihr Recht geschehen waren und jeder von ihnen zuletzt noch das Bild des Gekreuzigten, worauf sie geschworen, geküßt, der Herold auch schon den dritten Aufruf mit der Warnung geschlossen hatte, daß Niemand aus dem versammelten Volke die Schranken berühre, bey Verlust der rechten Hand, so ging Carouges zu seiner Gemahlin, welche auf einem mit Schwarz überhangenen Wagen stand, in Trauerkleider gehüllt und einen dichten schwarzen Schleyer über dem Gesichte.

„Dame, sprach er zu ihr, im festen Vertrauen auf Euch setze ich mein Leben jezt daran, den Jakob le Gris zu bekämpfen. Ihr wißt, ob meine Sache gerecht und löblich ist."

Da schlug Frau von Carouges den Schleyer zurück und ein Laut des innigsten Antheils durchbebte die zahllose Versammlung beym Anblick des von der Macht des Unglücks gebleichten Gesichts, dessen Schönheit alle Herzen an sich zog.

„Edler Herr, antwortete sie, meine Sache ist gerecht. Gott wird sie schützen durch Euren Arm."

Darauf nahm der Ritter die Dame bey der Hand, küßte ihren Mund und begab sich nach dem Kampfplatze. Eleonore aber ließ wieder den Schleyer über ihr Gesicht fallen und sank auf die Kniee, Gott und die heilige Jungfrau inbrünstig anrufend, daß sie dem Rechte den Sieg verleihen möchten.

Und die meisten, selbst von denjenigen Anwesenden, die zuvor der kräftigen Schönheit und Ritterart des le Gris sich zugekehrt fühlten, schienen nunmehr im Stillen zu der leidenden Dame übergeben zu müssen, ohne daß sie es wollten. Ihr Gesicht und ihre ganze Weise trug das Gepräge der Unschuld zu überzeugend an sich. Und welche furchtbare Gefühle mußten ihre Brust zerreißen, da nach dem unabänderlichen Beschlusse des Parlaments, auf den Fall, daß le Gris den Sieg davontrug in diesem Kampfe, ihr Gemahl entweder lebend oder todt an den Galgen geknüpft wurde, ihr jugendlich blühendes Leben aber die Flammen des Scheiterhaufens erwarteten, der, nebst dem Galgen, jenseits der Schranken bereits errichtet vor ihren Augen stand.

Als nun die Rosse den Kämpfern vorgeführt und jedem gesagt worden, was er zu beobachten hatte, bestiegen sie solche und rannten hierauf mit den Lanzen gegeneinander.

Aber je länger die Kraft und Gewandtheit beyder Gegner den Sieg unentschieden ließ, desto banger und schrecklicher stieg auch die Sorge in der trauernden Dame auf. Denn der Gedanke an ihre Kinder fiel ihr nun besonders auf's Herz, und sie klagte sich, falls ihr Gemahl unterliegen sollte, des Raubes der Ehre dieser so innig geliebten, harmlosen Seelen an. Sie schalt sich thöricht, ja gott-

los, daß sie von dem, doch glücklicher Weise mißlungenen, Frevel des le Gris gegen ihre Person, ihren Gemahl unterrichtet hatte, in diesem trostlosen Augenblicke ganz vergessend, wie eine Verheimlichung des Vorfalls gegen ihn ihrer treuen, liebenden Seele ganz unmöglich würde gewesen seyn.

Gewiß vereinigte sich manches Gebet mit dem ihrigen, wenn ihre Verzweiflung die Hände unter dem Schleyer so hoch als möglich zum Himmel hinaufhob.

Als nun die Kämpfer, keiner dem andern weichend, nach langem, fruchtlosen Bemühen, sich des Sieges zu versichern, abstiegen von ihren Rossen, um den Streit zu Fuße mit den Schwertern fortzusetzen, da wollte Eleonore schon, durch das Uebermaß ihrer Angst getrieben, vom Wagen herunter, vor dem Könige niederfallen und sich lieber für schuldig erklären, um nur wenigstens ihrem Gemahle das Leben und ihren Kindern den Vater zu erhalten. Aber ein Ritter, der zu Pferde in der Nähe hielt, ritt heran, bey der Bewegung, die sie hierzu machte, sie nach ihren Wünschen zu fragen. Als sie nun solche zu erkennen gab, beschwor er sie, den Schritt nicht zu thun, der sie nur entehren und ihren Gemahl dazu demselben Tode überliefern würde, den er im schlimmsten Falle zu erleiden habe. Das Einzige sey, sich auf Gott zu verlassen, der dem Rechte seinen Beystand gewiß nicht verweigern werde.

Inzwischen erklangen schon die schrecklichen Hiebe, welche die beyden Kämpfer mit ihren Schwertern auf einander führten. Lange jedoch blieb der Kampf noch gerade so unentschieden, wie beym Lanzenbrechen.

Jetzt aber erhielt Carouges eine Wunde in den rechten Schenkel und ein lauter Schreckensruf erscholl aus jeder, dem Ritter freundlich gesinnten, Brust, während seine Gemahlin mit dem Verluste ihres Bewußtseyns niedersank.

Doch eben der Gedanke der Möglichkeit des Unterliegens und des damit verknüpften Verlustes seiner Ehre ertheilte dem Verwundeten mit einem Male die Stärke eines auf's Höchste gereizten Löwen. Ein Schlag seines Schwertes spaltete den Helm des Gegners in zwey Theile und warf diesen selbst betäubt zur Erde. Von dem Zujauchzen, welches trotz dem strengen Gebote, jeden Beyfall oder Tadel zurückzuhalten, den Namen des Siegers jetzt verherrlichte, wieder zurück in's Leben gerufen, starrte Eleonore nach der Stelle hin, wo die Hand und das Knie ihres Gemahls seinen Feind wie mit eisernen Banden am Boden festhielt.

Da sank sie auf ihre Kniee, und die Hände erhoben, dankte sie laut für den Beystand, wodurch der Himmel alle Schmach mit einem Male von ihr genommen hatte.

Und der halsstarrige Frevler, durchzittert von der schauervollen Nähe der Ewigkeit und des Blitzes aus dem Auge, welches auch das Verborgenste erschauet, richtete das bleichgewordene Gesicht empor zu dem blauen Himmelsgewölbe und rief: „Gott, du bist gerecht!“ Dann sprach er zu dem Ritter: „Verzeihe mir, Carouges, deine Hausfrau ist ein Edelstein, über jeden Anhauch giftiger Verläumdung erhaben.“

„Ich verzeihe dir, auch in ihrem Namen!“ und fragte dann, ob er noch etwas auf dem Herzen habe.

„Nichts als die Bitte, mein Leben wenigstens von der Hand des Henkers zu erlösen durch einen Stoß Eures Dolches!“

Als nun dieser geschehen war, so wendete der Sieger sich hinweg von dem Entseelten nach den Richtern des Kampfes, den Grafen von St. Paul und von Alençon und fragte: ob er seine Schuldigkeit gethan habe. Und mit Einer Stimme riefen Beyde ihm ein lautes Ja zu.

Während drauf der Henker den Leichnam des Getödteten ergriff, ihn sogleich zum Galgen zu schleifen, wo er nachher aufgeknüpft wurde, nahte der Sieger unter abermaligem Zujauchzen des Volkes dem Könige, vor ihm niederknieend, und der König hieß ihn aufstehen und sicherte ihm nebst einem überaus reichen Geschenke seine besondere Huld und einen Ehrengehalt auf Lebenszeit zu.

Dann begab sich der Ritter zu seiner Gemahlin, welche, den Schleyer zurückgeschlagen, seiner harrte. Durch die vom Entzücken auf ihr Gesicht zurück gerufenen Rosen in den höchsten Glanz ihrer Schönheit wieder versetzt, erwiederte sie mit Inbrunst den Kuß, den er ihr auf die Lippen drückte. Drauf hob er sie herab vom Wagen, und Arm in Arm gingen sie, dem gerechten Richter im Himmel ihren Dank abzutragen, nach der Kirche Notre-Dame, von den lauten Freudenrufen einer zahllosen Volksmenge begleitet.

9.

Bey einem Gastmahle, welches bald nachher der Graf von Alençon dem allenthalben hochgefeyerten Paare zu Ehren anstellte, und dem jene Herren auch wieder beywohnten, welche den Ritter Carouges zum Lanzenbrechen für seine Hausfrau in fremden Landen angereizt hatten, saß Eleonore dem Hausherrn zur Rechten und Carouges zu seiner Linken. Nachdem der Graf die Härte, womit er, im festen Vertrauen auf die Aussagen des nun zu Schanden gewordenen le Gris das Paar behandelt, durch die größte Auszeichnung zu vergüten unablässig bemüht gewesen war, sagte er zu seiner schönen Nachbarin: „Edle Frau, als damals Euer Gemahl sich zu einer Ritterfahrt für Euren Namen verleiten ließ, hielt ich in meinem Herzen das Unternehmen — — wenigstens für überflüssig. Die nachher eingetretenen schlimmen Umstände konnten ihm eben so wenig das Wort reden. Und doch hat nun der Himmel aus einer sehr zweifelhaften Saat die köstlichste Ernte hervorgerufen. Denn was möchte Euern Ruhm höher heben als das Zeugniß, welches jenem halsstarrigen

Verläumder der Augenblick des Todes abpreßte, und was hätte wohl seiner eisernen Stirn die Maske vollständiger abgenommen als das Schwert, lieber Carouges, das der Himmel Eurer Hand anvertraute. Schon dadurch, Ritter, fühle ich mich Euch und Eurer Hausfrau auf mein ganzes Leben besonders verpflichtet. Ach, zu welchen Freveln hätte mein unbegränztes Vertrauen in den Rath dieses gleißnerischen Bösewichts mich noch künftig verleiten können!“ —

Joseph Gritti, der Akrobat.

Von C. W. O. v. Ries.

Zweyte Ballade.

(Gritti, die Alte.)

„Was sitzest du wieder einsam im Garte,
Un treimst un guckst in die blaue Luft!
Weißt du nit, daß se all uf dich warte?
Bajatz hat sich schon heischer geruft!
Der Jung iß uf die Altan' gekletteret,
Un hat die Fahn' schon ufgeplanzt *),
Sie habe all schon abgetanzt:
Der Prinzipal sucht dich un wettert!“

„Großmutter, laß' mich — ich komme nicht eher,
Bis die Sonne dort unter sinkt,
Bis mein Strahl von oben mir winkt —
Dann pflanzet die Fahne höher und höher!“
„Ach, geh mir heim mit deinem Strahl!
Der Böse iß es, der verführet
Dich un den geitzige Prinzipal,
Daß ihr das Prallseil stets höher schniret.

Du sollst den Reichthum ihm erwerbe,
Für dich un mich falle Brocke nur ab!
Du wirst, wie dei Vater, fliege un sterbe;
Was bleibt mir dann als der Bettelstab!
Seit die Theres' im Meer verkomme,
Un seit du mit ihr im Wasser geschwomme,
Iß dir der Verstand ersäuft un vergange:
Was thust am ertrunkene Mädel noch bange?“

„Ihr habt sie in ihrer Demuth gesehen;
O Mutter, saht Ihr den Engel nicht?
Wenn Himmlische irdisch gekleidet gehen,
Verräth sie der Augen himmlisches Licht!“
„Wie sollt' ich das fromme Mädel nit kenne!
Ich kann dir ihre Eltre doch nenne!
Der Bembo hat Se von ihne gekauft,
Un Se nach seinem Nahme getauft.“

„Wenn Menschen und eure Sinne euch triegen;
Mir, mir ist ihre Heimath bekannt:
Sie nahm mich mit in ihr Vaterland,
Da unsere Seelen dem Wasser entfliegen;
Doch nur bis hinauf an das Himmelsthor
Durft' ich sie begleiten, sie seelig umschlingen;
Doch blickt sie herab, ihre Strahlen dringen
Zu mir aus des Abends Wolken hervor.

Wenn dort sich das dunkle Gewölke verzogen,
Entfaltet sich strahlend ihr himmlisch Gewand — —
O seht! — mit Farben vom Regenbogen,
Den schimmernden Gürtel: ein Sternenband! —
Wie auf dem Wasser Mondenschein schwebet,
Ist lichtdurchstrahlet ihr Kleid gewebet!
In Azur des Himmels ward es getauchet;
Und um die unsterblichen Glieder gehauchet!

Noch bist du, Himmelsbewohnerin, fern —
Noch weilet dein Geist in der Seligen Schaar —
Noch ruhet dein Blick auf dem Heimathstern —
Durch Wolken schimmert dein lockiges Haar.
O senk es hernieder, so goldig umlaubt,
Das liebe, das engelmild strahlende Haupt! —
Nun wölbt ihre Hand mit dem Lilienstab
Zur Himmelslaube mein Wolkengrab.

Sie hat es mit Edens Blumen geziert.
Es knospen die Blumen von ihr berührt. —
O zeitige bald der Vereinigung Glück!
Ich rufe dich nicht auf die Erde zurück;
Ich schmachte, ich sehne nach dir mich hinauf! —
Jetzt winkt mir ihr Aug' — meine Sonne geht auf!
Dein liebender Blick erhellt mir die Bahn! —
Sprich, Mutter, den Segen; ich eile hinan! —“

„Im Feuer, im Wasser, in der Erde Kluft,
Seit, böse Geister, festgebunde!
Dem Himmel gehört sie die freye Luft.
Behüt di Gott vor Fall un vor Wunde!
Wie di' Engel, die Jakob im Traum geseh,
Sollst durch die geseidte Luft du geh,
Maria zur Ehr, dem Böse zum Spott! —
I' kreitze di ein — behüt di Gott!“

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Fahne, zu welcher der Akrobat auf dem von der Erde zur Altane gespannten Seile (dem Prallseile) aufsteigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. September.

(Beschluß.)

Lemontey hat durch das Hinterlassen dieser Papiere den Ministeriellen einen wahren Streich gespielt; denn er hat sein Lebenlang friedlich und munter mit ihnen gespeist, als ob er nichts Arges im Sinne habe, und siehe da, es findet sich nun, daß er eine Geschichte geschrieben hat, deren Bekanntmachung die Ministeriellen auf jedem Wege hintertreiben zu müssen glauben; solch eine Schalkheit hatten sie dem pünktlichen Tischgenossen wohl nicht zugetraut. Bis jezt ist Lemonteys Stelle in der Académie françoise noch nicht wieder besezt. Sie hat angekündigt, sie wolle bis zum November warten. Die kleineren Tagesblätter scherzen über diesen Aufschub, indem sie behaupten, die Akademie könne Niemand finden, der sich als Mitglied wolle aufnehmen lassen. Sie habe daher den Akademielustigen eine Frist von einigen Monaten anberaumt, und solle sich binnen derselben Niemand darstellen, so werde sie wohl gezwungen seyn, eine Akademikerpresse zu verordnen, wie man in England eine Matrossenpresse veranstaltete, wenn's an Schiffsvolk mangelt. Der wahre Grund des Aufschubs ist aber dieser:

Digitized by Google

Die Akademie, die schon lange von kleinlichen Intriguen umhergetrieben wird, möchte gern den vom Ministerium begünstigten und sehr regsamen Arzt Pariset zum Mitgliede ernennen; da derselbe aber bisher nichts geschrieben hat, was sich für die Académie française paßt, und ihm also Anspruch auf den akademischen Sessel geben kann, so wartet sie geduldig, bis Pariset mit etwas Akademischem zum Vorschein kommen wird. Nun soll er so etwas in der Presse haben, und sobald dieses dann wird vom Stapel gelaufen seyn, wollen sie ihn in ihre gelehrte Gesellschaft als ein würdiges Mitglied aufnehmen. Wenn man solche Kleinlichkeiten hört, möchte man zweifeln, ob in jetzigen Zeiten eine Académie française nicht eben so vielen Schaden als Nutzen stiftete. Manche Schriftsteller, die, wenn's keine solche Akademie gäbe, einen freyen, unabhängigen Sinn beybehalten würden, werden kriechend, unterwürfig, ehrgeizig, intrigant, sobald sie in der Akademie sitzen, und Gelegenheit haben dem Ministerium näher zu kommen; dann laufen sie den Stellen nach, werden nimmer satt, und wollen desto mehr erhalten, je mehr sie schon besitzen. Dann wandelt ihnen die Lust an, auch eine Rolle in der großen Welt spielen zu wollen; ein großes Haus, ein Kabriolet, ein Landgut, ein Baronstitel, alles dieses würde in kurzer Zeit, meistens mit Aufopferung ihrer Selbstständigkeit erworben, und das Schlimmste ist, daß gerade die mittelmäßigsten Schriftsteller sich um alles dieses am meisten die Beine ablaufen, und zuweilen durch ihre unerschütterliche Zudringlichkeit am weitesten gelangen. Die Unruhen und Bewegungen im Innern der Académie française müssen sehr stark gewesen seyn, da sich der Generalsekretär Raynouard dadurch veranlaßt gesehen hat, seine Stelle niederzulegen. So lange als die Akademie steht, war solch ein Fall noch nicht eingetreten, denn da der Generalsekretär 6000 Franken Gehalt bekömmt und viele Ehre genießt, so hatte sich noch kein solcher akademischer Beamte berufen gefühlt, auf diese Vortheile freywillig Verzicht zu leisten. Wahrscheinlich hat Raynouard, der aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, also lebhaften Temperaments ist, es wegen der verschiedenen Intriguen nicht länger aushalten können. Auch muß ein solcher Posten wegen der vielen Reibungen der Partheyen manche Unannehmlichkeit haben. Die Akademie, wie alle Versammlungen in Frankreich, besteht aus Freunden der alten und der neuen Ordnung der Dinge, aus Freysinnigen und ihren Gegnern, aus Liberalen und Ultras. Es bedarf eben keiner Politik, um die beyden Partheyen gegen einander zu bringen. Eine akademische Wahl, das Vorlesen eines Aufsatzes, die Entscheidung über eingesandte Preisschriften genügt oft schon, um das unter der Asche glimmende Feuer zum Auflodern zu bringen. Dieser Streit wird wahrscheinlich so lange dauern, bis einmal der Zeitgeist entschieden über die ihm in den Weg gelegten Hindernisse wird gesiegt haben. Bis dahin wird der Generalsekretär es mit beyden Partheyen zu thun haben, und seinen Unmuth verbeißen, oder sich wie Raynouard durch einen entschiedenen Schritt aus dieser unangenehmen Lage losreißen müssen.

Dg.

Leipzig, Sept.

Kurz auf die Darstellungen des Hrn. Devrient folgten die Gastdarstellungen des Hrn. Stawinsky, Regisseurs des deutschen Schauspiels in Breslau. Schon früher trat er in der zum Vortheil des hiesigen Pensionsfonds gegebnen Vorstellung, nämlich in dem wieder einstudirten Bretzner'schen Lustspiel: der mißtrauische Liebhaber, als Dr. Stoppert auf, und lieferte eine sehr beyfallswerthe komische Charakteristik, wie sie gegenwärtig nicht gar häufig gesehen wird, mit aller Haltung und Konsequenz, welche ein Schauspieler, der ganz bey der Sache ist, und sich eine große Bühnengewandtheit erworben hat, derselben geben kann. Daher die Wirksamkeit seines kleinen Spiels bey der sorgsamen Behandlung der von den Clienten gespendeten Gaben, und die Lüsternheit des alten Gutschmeckers. Einen besonders komischen Kontrast machte damit der strenge Ton der Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit, ja der Darstellende verleitete vielleicht den mit diesem Stücke unbekannten, durch seine strenge Haltung dem Doktor eine ganz entgegengesetzte Handlungsweise zuzutrauen. — Die Wirksamkeit dieses sonst gern gesehenen Lustspiels hängt zum großen Theil von einer sehr lebendigen Charakteristik des mißtrauischen Kommerzienraths ab, der sich durch die Stärke seines Fehlers um das Zutrauen der Frauenzimmer bringt. Hr. Stein schien sich damit nicht gar zu viel Mühe zu geben. In der Rolle des Einfaltspinsels Baldrian ist Hrn. Koch nicht viel Gelegenheit gegeben, sein Talent zu entwickeln; sie ist zu breit und ohne Witz vom Dichter behandelt, auch ein wenig außer der jetzigen Zeit.

Von desselben Künstlers Darstellung des Oberförsters in Ifflands Jägern, konnte ich nur den ersten Akt sehen. Die äußere Erscheinung war diesem Charakter recht wohl angemessen. In der Scene mit dem wiederauftretenden Mädchen vermißte ich die Herzlichkeit etwas, die mit dem sonst barschen Wesen des Alten in einen so wahren Kontrast tritt; auch kann diesem Charakter, besonders in dem Verhältnisse zum Amtmann, noch mehr Edles gegeben werden, was mit der Schlichtheit desselben gar nicht streitet. Dieses konnte schon in der Scene mit dem Schulzen zu Tage kommen. Lebendiger und mehr in das Einzelne gehend war das Spiel am Schlusse des Akts, wo das Verhältniß gegen die alte, geschwätzige Hausfrau, ohne diese zu erniedrigen, doch sehr launig aufgefaßt war.

Die zwey letzten Darstellungen dieses braven Gastspielers Marinelli in Lessing's Emilie und Klingsberg der Aeltere habe ich nicht gesehen; es ist mir aber Gutes davon mitgetheilt worden.

Die Oper hat jezt einige Zeit geruht. Eine Aufführung des Berggeistes von Spohr war sehr lobenswerth. Dem. Schulz (neuerdings Mad. Streit) sang besonders die meisterhafte Scene im ersten Aufzug äußerst beyfallswerth. An der Aufführung des sonst so sehr beliebten Winzerfestes von Kunzen habe ich mich, was die lieblichen, frohen und neckenden Melodien anlangt, noch immer ergözt. Träfe sich die Besetzung einiger Hauptpartieen glücklicher, und schnitte man ein einziges weg, was mit dem Bravourgesang, der vor ungefähr 20 Jahren noch herrschend war, veraltet ist, so würde diese Oper noch größeres Vergnügen machen. Herr Fischer hat die Mittel, den Schulmeister Barthel gut darzustellen; aber es würde ihm nach meiner Ansicht noch mehr gelingen, wenn er ihn mehr als wohlhabenden, auf Ansehen haltenden, wiewohl dem Genusse des Weins ein wenig nachgebenden Schulherrn darstellte. —

Um dieselbe Zeit hörten wir noch eines der größten Mitglieder der Berliner königl. Bühne, Mad. Milder, welche ein leider wenig besuchtes Konzert veranstaltete. Ihre unvergleichliche Stimme macht in ihrer einfachen, großartigen Bewegung gerade die entgegengesetzte Wirkung von der verbrämten welschen Gesangsweise; während beyde sich doch darin begegnen, daß sie den Naturgehalt der Empfindungen ausdrücken. Am meisten hat mich der Vortrag von Wolfram's Liede: „Mir ist so weh," ergözt, indem hier das vollkommenste Anschließen der Stimme an den aufzunehmenden Stoff stattfand.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Oktober 1826.

Ergötzen ist der Musen erste Pflicht.
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.

Wieland.

Der Alte bekömmt einen Sohn.

Chinesisches Lustspiel.

Man ist jezt in Paris auf nichts Literärisches gespannter als auf die deux Cousines, einen *chinesischen* Roman, welchen Abel-Remusat, der gelehrteste und geistreichste Kenner dieser Sprache in Europa, in einer französischen Bearbeitung bekannt machen wird. Denn man freut sich im Voraus, in vier Bändchen die getreuesten Familiengemälde und Sittenzeichnungen einer Nation zu finden, die sich durchaus nicht will kennen lernen lassen; und kömmt es nicht täglich vor, daß wir grade die Bekanntschaft von solchen Leuten verfolgen, die sich am wenigsten zugänglich zeigen? Herr Abel-Remusat hat einzelne Stücke seines Romans in mehreren gelehrten Gesellschaften vorgelesen, und es dauert nicht lange, so wird zu Paris jeder Bewunderer Walter Scott's und unseres Van der Velde die angenehme Bekanntschaft mit den beyden Basen gemacht haben.

Wir verdanken Herrn Remusat außer seinen rein-wissenschaftlichen Werken, schon manche auch für ein größeres Publikum zugängliche Schrift. Wer sich einen Begriff von der Religion, der Wissenschaft, den abenteuerlichen Sitten eines Chinesen machen will, lese einstweilen seine in diesem Jahr bey Dondey-Dupré erschienenen Melanges asiatiques. Er wird dann mit desto größerer Sachkenntniß den Roman der Chinesen beurtheilen können, wenn er schon eine Idee von verwandten Schriften desselben Volkes gewonnen hat; und schon dieser Umstand würde uns bewegen, folgende interessante Stelle im Auszuge aus den Mélanges asiatiques mitzutheilen:

Im vorigen Jahrhundert suchte ein berühmter Schriftsteller einen Hauptruhm der Chinesen darin, daß sie vor mehr als dreytausend Jahren schon die etwas später von den Griechen erfundene *dramatische* Kunst besessen hätten. Wäre dieß auch wirklich der Fall — was schwer zu beweisen ist — so müßte man sich doch hüten, für die damalige Bildungsstufe der Chinesen eine zu kühne Folgerung zu ziehen. Hat man doch auf Java und Sumatra und auf allen Inseln des großen Oceans Schauspiele vorgefunden! Uebrigens hat auch das Theater in China niemals in Ehren gestanden; und weil man es dort durchaus nicht als Tugendschule, sondern für eine höchst ungeziemende und sogar gefährliche Belustigung ansieht, so haben von jeher die Gelehrten jenes Landes nicht weniger gegen Schauspieler als gegen Taschenspieler gepredigt, ja sie bezeichnen beyde mit einem und demselben Wort. Nichts desto weniger gibt es dort überall Komödiantentruppen, welche, auf Verlangen, in den Häusern Possen und Tragödien spielen, es ist sogar Ton, bey festlichen Mahlzeiten die Gäste durch dieselben belustigen zu lassen, und sie kommen sogar in den kaiserlichen Pallast, wo sie sammt Marionetten, Schattenspiel und Seiltänzern dem Hofe und den fremden Gesandten zur Belustigung dienen. Denn man ist auch in China nicht immer seinen Grundsätzen getreu und ist dort, wie überall, weit strenger in der Theorie als in der Wirklichkeit.

Digitized by Google

Wo aber nicht Oeffentlichkeit und der Beyfall eines ganzen Publikums das Talent des Schauspielers spornt, was soll da für Vortreffliches in der dramatischen Kunst geleistet werden? Sollte man aber einem Komödianten eine solche Aufmunterung, alle Staatsordnung wäre in China von Grund aus umgestürzt. Doch nicht blos die Spieler haben solch ein hartes Loos, auch den Dichtern weis't man wie den Verfassern von Romanen und denen, welche sich mit leichter Poesie abgeben, den untersten Rang in der Literatur an. Macht in China ein Gelehrter schöne Verse, sagt Pater Cibot, so ist dieß, als ob bey uns ein Infanteriehauptmann gut Violin spielt.

Es ist daher noch ein großes Wunder, wenn sich bey allem dem jene Kunst dort einigermaßen ausgebildet hat und sogar einen Augenblick unsere Kritik besteht. Bis jezt konnte man nach weiter nichts urtheilen als nach der *Waise vom Hause Tschao*, welche Tragödie Pater Prémare nach einer Sammlung von hundert Theaterstücken französisch bearbeitet hat. Vor Kurzem hat Davis, Sohn des Direktors der ostindischen Kompagnie zu Kanton, aus derselben Sammlung ein Lustspiel entnommen und in's Englische übersezt. Aus jenem Trauerspiel hat Voltaire — nachsichtiger hierin als andere Kritiker — den Stoff zu einer Tragödie entlehnt; er hat allerdings ein ganz anderes Stück daraus gemacht, aber l'Orphelin de Tchao ist auch keineswegs der beste Theil der erwähnten Sammlung. Viel besser ist das von Davis bearbeitete Lustspiel.

Davis hat *Bemerkungen über das Drama und die theatralische Darstellung in China* vorausgeschickt. In diesem Lande kostet der Theaterbau sehr wenig, gewöhnlich ist derselbe das Geschäft der Truppe selbst: es dauert keine zwey Stunden, so stehen Pfeiler von Bambus da und auf diesen ruht, sechs, sieben Fuß über der Erde, ein Dach von Matten; auf drey Seiten ist die Scene von bemalter Leinwand eingeschlossen, die vierte Seite bleibt offen und davor sitzen die Zuschauer. Verwandlungen werden gar nicht vorgenommen: erhält ein Feldherr den Befehl, sich in eine entfernte Provinz zu begeben, so sezt er sich auf einen Stock, läßt mit einer Peitsche knallen, oder nimmt einen Zaum in die Hand und macht unter lautem Trommelschlag und dem Schalle der Trompeten drey, vier Mal die Runde um die Bühne, hält dann auf einmal inne und nennt den Zuschauern den Ort, wohin er gelangt ist. Soll eine Stadt mit Sturm genommen werden, so legen sich drey, vier Soldaten aufeinander und *stellen die Mauer vor*. Aber auch in England war es vor zweyhundert Jahren nicht viel anders, ehe nämlich Inigo Jones 1605 zu Oxford die Dekorationen erfand.

Residirt der Hof in Peking, so halten sich, sagt man, mehrere Hundert Truppen daselbst auf, die sonst in den Provinzen umherziehen. Jede Truppe besteht aus acht oder zehn Mann, welche eigentlich Bedienten oder Sklaven des Herrn und Lehrers sind. Sie reisen in bedeckten Barken die Kanäle und Flüsse entlang, an deren Ufer die meisten großen Städte liegen. Die Barken sind ihre Wohnung, hier übt sie der Herr in der Deklamation und studirt die Rollen mit ihnen ein. Die weiblichen Personen werden von Männern vorgestellt; dieß, seitdem der selige Kaiser Chianlung troz des Verbots, nach welchem keiner, der eine Stelle bekleidet, in eine nähere Verbindung mit einer Schauspielerin gehen darf, eine Komödiantin zur zweyten Frau nahm. Kaiser, Kaiserinnen, Fürsten, Minister und Feldherrn aus alten Zeiten dürfen nicht auf die Bühne gebracht werden; — daher der Satzung nach kein aus der Geschichte genommenes Drama bey einer Nation, die ebendasselbe am meisten in Ehren halten sollte, nach dem Willen einer Regierung, deren ganzes Thun und Treiben doch sonst gleichsam nur ein beständiges Auf die Bühne bringen alter Handlungen und Grundsätze ist. Dieß Verbot wird aber in einem fort übertreten, ja diese Art von Vorstellungen ist die gewöhnlichste, und wird am besten aufgenommen. Merkwürdig ist noch der Umstand, daß, je höher der Rang der Zuschauer, desto kindischer und unbedeutender die Theatervorstellungen sind. Bey Hofe und vor den Gesandtschaften gibt man den Possenreißern, Seiltänzern, den Marionetten sogar, den Vorzug vor den besten Schauspielern. So lief zur Zeit der Königin Anna die hohe Gesellschaft zu London nach den Puppet-Show, und überließ es dem Pöbel Shakespear's und Otway's Tragödien zu beklatschen.

Die chinesischen Stücke, bemerkt ferner Davis, sind großentheils in unregelmäßigen Versen geschrieben, die in Musik gesezt sind und gesungen werden. Der Sinn ist oft dunkel; man will besonders dem Ohre schmeicheln, und opfert nicht selten dafür den Sinn auf. In solchen Fällen hat Davis den von Chinesen selbst als den wahrscheinlichsten angegebenen Sinn befolgt: Andre Stellen hat er unterdrückt, weil sie gar zu sehr gegen allen Anstand oder zu langweilig waren, ohne freylich zu bedenken, daß der erste Zweck bey solchen Beobachtungen der seyn sollte, Geschmack und Geist des fremden Volkes treu zu schildern. Fast ein Drittel des Werkes ist leider auf diese Weise weggelassen worden.

Um zu beurtheilen, welchen Grad von Interesse ein Drama oder ein Roman für eine weit von uns entlegene Nation haben könne, müssen wir ihre Sitten und Gebräuche kennen. In dem unlängst übersezten Lustspiele z. B. ist die Hauptperson ein alter Mann, der sein Ende vor Augen sieht, ohne männliche Erben zu hinterlassen; ohne Nachkommenschaft zu seyn, ist freylich überall unangenehm, aber man muß die chinesischen Vorstellungen hierüber genau kennen, um die Wichtigkeit, welche der Alte hineinlegt, einen Sohn zu haben, — seine Verzweiflung, weil

er dieses Trostes entbehren zu müssen glaubt, — seine unmäßige Freude, sobald er erfährt, daß ihm der Himmel das Ziel seiner Wünsche vergönnt habe, gehörig zu würdigen. Man muß wissen, daß ein Chinese, der ohne männliche Kinder seinem Ende entgegensieht, sein Loos so betrachtet wie ein Europäer, welcher dächte, daß er unbestattet bleiben werde: er ist entehrt, seine Familie erloschen, Niemand erbt seinen Namen, seine Töchter verlieren diesen Namen bey ihrer Verheirathung; ihm werden nicht tägliche Ehrenbräuche zu Theil, welche Confucius zufolge den Verblichenen stets in die Gegenwart der Lebenden bringen; man wird sich nicht des Morgens und Abends vor der Tafel, worauf sein Name steht, niederwerfen, wird ihm kein Rauchopfer darbringen, keine Schüsseln, nicht seine Kleider zurechtlegen, nicht seinen Platz in der Familie leer lassen; auch nicht die Erde auf seinem Grabe umwühlen, nicht die daran gepflanzten Bäume pflegen; nicht weinen, nicht jammern wird man an seinem Grabe am Jahrstage seines Todes.

(Der Beschluß folgt.)

Joseph Gritti, der Akrobat.

Von C. W. D. von Ries.

Dritte Ballade.

(Circus der Künstler.)

Und hoch in geöffneter Blende
Von ihr wie von düsteren Wolken umschränket,
Als ob der Himmel ihn sende,
Steht der kühne Jüngling, erdwärts gesenket,
Von Seiden umstricket die Glieder,
Weiß glänzend, wie in der Sonne der Schwan.
Die Schärpe, geschmückt mit goldenem Lahn,
Wallt, saphirblau, flatternd hernieder.

Ein Diadem von Krystallen
Hält strahlend die herrliche Stirn ihm umzingelt,
Und hohe Federn umwallen
Das blonde Haar, das lockig sich ringelt.
Den Leib umgürtet ein Bügel,
Von Stahl, der die Wölbung der Brust erhebt.
Der Abendwind, wenn er die Luft durchschwebt,
Bewegt ihm die goldenen Flügel.

Und wie er so herrlich sich zeiget,
Hoch über den Häuptern der lärmenden Menge,
Staunt Alles ihn an und schweiget —
Dann schallet von Dächern und aus dem Gedränge,
Vereint mit dem Klang der Trompete,
Mit dem Dampf, der empor aus dem Böller rollt,
Der Beyfall von Kindern und Greisen gezollt,
In lautem Getön um die Wette.

Und schwebend hernieder, im Bogen,
Auf zwey Säulen, die mitten im Kreise ragen,
Kommt er aus den Wolken geflogen,
Als hätten ihren Liebling die Lüfte getragen.
Wie aus gegoßnem Metalle,
Steht fest auf den Säulen er anmuthsvoll,
Wie Herkules stark und schön wie Apoll,
Gleich dem Standbild in Künstlerhalle.

Und wie ein frommer Gedanke
Sich, leichtgefiedert, zum Himmel erhebet,
Der Jüngling schon über der Schranke
Auf schmaler Bahn in den Lüften schwebet.
Und wie der Schütze blicket
Fest zielend, unverwandt auf sein Mal,
So haftet des Kühnen Aug' auf dem Strahl,
Der feurig die Seel' ihm entzücket. — —

Und wenn es zum Himmel dich zöge —
Wenn der Wille mit Muth und Gewandtheit sich paaret —
Was der Mensch aus sich selber vermöge,
Wird durch den Menschen dir offenbaret.
Der Pflanze Sinn ist beschränket,
Und vorgeschrieben den Sternen die Bahn;
Der Mensch ist der Form nicht unterthan:
Er erhebt sich so hoch als er denket. — —

Und Mancher, von Schwindel befangen,
Weil mit dem Gemüth er den Jüngling begleitet,
Fühlt sich im Innern erbangen,
Ueber Tausende hat sich Stille verbreitet;
Nur leise Seufzer entsteigen
Manchem schönen Mund — vor den Augen die Hand,
Hat die Zarte den Blick von ihm abgewandt;
Sie will ihre Rührung nicht zeigen. —

Die scheidende Sonne geht unter.
Bald hat der Kühne die Bahn vollendet —
Da fallen Tropfen herunter —
Ein Blitz die Augen der Schauenden blendet.
Und bangend Alles erschweiget —
Da schwanket der Jüngling, dicht vor dem Ziel —
Gott! wenn er hinab in die Tiefe fiel! —
Und Alles starrt schreckengebleichet.

Da künden von oben Raketen:
Es hat die Gefahr mit dem Muth sich versöhnet!
Der freudige Ruf der Trompeten:
Es hat der Erfolg das Wag'stück gekrönet! —
Lebendiger wogt das Gedränge,
Und Alles empor nach dem Jünglinge schaut —
Und bis in die Wolken erschallet der Laut
Der Beyfall jauchzenden Menge. — —

Was jammern sie von dem Altane? —
Horch! — Töne, die die Freude verwunden!
„Der Jüngling sinkt mit der Fahne! —
Beym Ziel ist dem Holden das Leben entschwunden!"
Sie fanden ihn knieend, den Frommen,
Verkläret, wie wenn in dem Vollgenuß
Der Wiedervereinung, ein Engel im Kuß
Die Seele mit sich genommen. — — —

Sie weinen um ihn und sagen,
Ein Blitzstrahl sey aus den Wolken gedrungen,
Der hab' ihren Liebling erschlagen,
Ihn ringsum, wie mit Armen umschlungen;

Wenn mich die Ahnung nicht trüget,
Die Ahnung, die mir ein Vergiß-mein nicht gab,
Ich hab' es gepflückt auf des Jünglings Grab;
Es hat die Liebe gesieget.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Sept.

(Beschluß.)

Die Italiener in Algier, bekannt als eine der frühsten Musiken Rossinis, die auch ihre jugendliche Frische nicht verläugnen kann, wiewohl sie manches unbedeutende und nachher reichlich wiederholte enthält; diese Farce wurde im Ganzen so gut als sie nur von Deutschen gesungen und dargestellt werden kann, gegeben. Aber eine Farce, die von sechs Uhr bis dreyviertel auf neun Uhr dauert – muthet doch wahrlich der Aufmerksamkeit zu viel zu. Ueberhaupt ist es eine üble Angewohnheit unserer Bühne, die Vorstellungen allzusehr zu verlängern. Dieß geschieht häufig durch überflüssiges Umkleiden. Erscheinen in glänzender parure; häufig aber auch durch Darbietung zu vieles Stoffs, z. B. neulich, wo die arme Post, die gefährliche Wette, und der gerade Weg ist der beste, an einem Abende gegeben wurden. Ich glaube nicht, daß unser Publikum im Ganzen so unersättlich ist, daß es nicht den Multis das Multum vorzöge, besonders an schönen Sommertagen, wo man gern wieder zur freyen Natur zurückkehrt. Doch ich will nur von dem anliegenden Falle sprechen. Ich zweifle, daß irgend ein italienisches Theater die genannte Italiana vollständig nach allen ihren Nummern geben wird, ich behaupte selbst, dem Komponisten würde die Zeit zu lang werden, und er würde unsere deutsche Genauigkeit in einer Farce auslachen, wenn er seine vollständige Oper mit anhören würde. Man vergißt dabey auch ganz, daß die Italiener nie eine ganze Oper mit Aufmerksamkeit anhören. Aber nicht genug – hier wurde von Mad. Sareit noch eine große Arie eingelegt! Ich frage, ist es einem vernünftigen Menschen wohl möglich, so lange Zeit bey einem Gegenstande der Art, der nichts als Farce seyn will, ohne Ungeduld auszuharren. Bey solchen Produkten, wo von organischem Zusammenhang nicht die Rede ist, da kann und darf man kürzen, so wie die Beschaffenheit der Sänger, ihre Eigenheiten rc. es verlangen. Dem. Erhart war als Isabella im Spiel nicht lebendig genug, um ihre Macht über den einfältigen Barbaren darzustellen. Hr. Vetter, obwohl unpäßlich, sang doch mit ungemeinem Ausdruck und Weichheit der Stimme. Hr. Genast belustigt als Thaddäus allerdings in vielen Momenten. Ich hoffe, daß bey mehrern Aufführungen sein Spiel noch sicherer und weniger furchtsam erscheinen wird. Er gibt der Rolle, nach meiner Meynung, fast zu viel Unterthänigkeit, Furcht und Demuth, und noch nicht die rechte Mischung von Feigheit, Geckenhaftigkeit und Keckheit. –

Bald nach der Erscheinung dieser Oper auf unserer Bühne hatten wir das Vergnügen Dem. Canzi, welche für den nächsten Winter auf's Neue bey unserer Oper angestellt ist, als Sängerin im Konzert am Hofe auftreten zu sehen. Sie ist in dieser Partie mit Recht beliebt, und ergänzt das Personale der Oper sehr gut, besonders was die italienischen und französischen Opern anlangt. Ihr Vortrag wird einstimmig sehr geschätzt.

Zulezt gastirte noch Hr. Wallbach in mehrern Rollen, z. B. Don Carlos, Gluthen im lezten Mittel, Baron Wiburg in stille Wasser. Für das Tragische ist sein Organ zu gepreßt, und ohne jugendlichen Klang, sein Vortrag zu eintönig; in der Conversation haben wir manches recht lebenswerthe von ihm gesehen, obwohl seine Haltung etwas einseitig ist.

In der unterhaltenden und in der musikalischen Literatur scheint jezt gleich viel Bewegung. Für die erstere bietet sich in Tieks Sevennen (Berlin bey Reimer), nach meinem Urtheil die größte epische Dichtung, welche dieser Meister geliefert hat; und Arnims Landhausleben, eine Sammlung in originellen Novellen (eben bey Hartmann erschienen). Was die leztere anlangt, so vermehren sich die Journale seit Kurzem. Die in Weimar (bey Hofmann) erscheinende „musikalische Eilpost“ oder Uebersicht des Neuesten im Gebiete der Musik, ist doch von dem, seit dem Juli d. J. in Frankfurt erscheinenden musikalischen Anzeiger, nebst Beyblatt Minerva (redigirt von Dr. Stöpel) eingeholt worden. Dieser Anzeiger ist auch eine Uebersicht, welche in kurzen Anzeigen und Urtheilen das Neueste beschreibt, und wenn dieselbe in dieser Kürze und Vollständigkeit fortfährt, so befriedigt sie ein längst empfundenes Bedürfniß. Das erstgenannte Blatt dagegen schreitet nicht so schnell mit dem Erscheinen fort, und enthält zu viel Entlerntes. Eine sehr interessante Erscheinung ist A. B. Marx's (Redakteur der ausgezeichneten Berliner musikalischen Zeitung) „Kunst des Gesanges, theoretisch und praktisch behandelt“, welche eben in Berlin erschienen ist. Der Verfasser geht darauf aus, eine deutsche, d. h. eine gründliche, auf wissenschaftliche Betrachtung gebaute, und dem Charakter der deutschen Musik angemessene Gesanglehre zu liefern, und er hat dieß, so weit es jezt schon möglich, geleistet, und dieses Gebiet durch manche neue Ansicht bereichert, welche dieser Kunst aus vielseitigerer Betrachtung der Dinge in dieser Zeit zufließt. Es ist gewiß, daß zu gleicher Zeit Logier, der kürzlich Berlin verlassen hat, und wieder nach England gereist ist, mit Bekanntmachung seiner Methode in englischer und deutscher Sprache beschäftigt ist. Einer unserer besten Musiklehrer, Hr. Bayphiel, hat uns verlassen, und die Leitung seiner Akademie in Berlin übernommen.

Die durch schöne Unternehmung in der fremden Litteratur ausgezeichnete Verlagshandlung des Hrn. Ernst Fleischer hat uns nun eine äußerst saubere und korrekte Ausgabe des Ariost (als erste Lieferung des Parnasso Italiano) gegeben. Ein schönes Kupfer, von Schwertgeburth nach Rayd. Morghen gestochen, steht an der Spitze, darauf weiht A. Wagner, der Herausgeber, diesen Dichterkranz dem Dichtervater Goethe in italienischen Terzinen, die wohl wenig Deutsche zu schreiben im Stande seyn möchten. Das Ganze, mit den kurzen Anmerkungen beträgt 41 Bogen, und greift doch das Auge nicht an; denn der Druck ist scharf und schwarz auf gutem Papiere.

Auflösung der Charade in Nr. 246.
Morgenblatt.

Räthsel.

Nur eine Sylbe nimmt mein Ganzes ein.
Oft war ich blutbeträuft, wie Mancher ach!
Mußt' schon durch mich dem ernsten Tod sich weih'n,
Es fiel das Mächtigste durch mich mit Schmach.
Längst hab' ich Fürsten, Könige entthront,
Die Unschuld schrie zum Himmel hoffnungslos,
Den Frevler hab' ich nach Verdienst belohnt,
Und doch bin ich durch Eines Arm nur groß.
Jezt schnell mein Ganzes, Lieber! umgekehrt
Und mahnend ruft ein kleines Wort dir zu,
Zu thun was stets ein gutes Herz begehrt,
Kannst du es nicht, – so flieh der Hölle zu.

– f –

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Oktober 1826.

Denn die Ahnung höhern Lebens
Wird in solcher Stille wach.
So wird auch in ihm es stille,
Es verstummt die Leidenschaft.

K. L. Meth. Müller.

Antonio Viterbi's freywilliger Hungertod.

Durch politische Meynungen war zur Zeit der französischen Revolution die Familie Viterbi mit der Familie Frediani in Zwiespalt gerathen. Ein an Andrea Frediani begangener Mord, für dessen Urheber die Viterbi's, und namentlich Antonio, gehalten wurde, ein Verdacht, an welchen sich zum Theil auch die öffentliche Meynung anschloß, entzweite die beyden Familien noch stärker und artete zulezt in einen unversöhnlichen Haß aus. Eine zweyte ähnliche Frevelthat, von welcher Donato Frediani im Jahr 1814 unter der Thüre seines eigenen Hauses das Opfer ward, und als deren Urheber Antonio's Sohn angegeben wurde, indeß man den Vater selbst für mitschuldig hielt, gab zu neuen Prozessen und Kriminalanklagen Anlaß: allein wegen der, durch die politischen Unruhen auch in Corsika entstandenen Gährungen konnte auch diese Streitsache, zu welcher unterdessen noch eine andere mit der Familie Ceccaldi gekommen war, gar lange nicht beseitigt werden. Früherhin war hinwieder ein Meuchelmord an Antonio Viterbi's Vater, Simon, begangen und hierauf mehrere der angesehensten Frediani theils landesflüchtig, theils als Mitschuldige des Mordes zu zehnjähriger Galeerenstrafe verurtheilt worden. Erst im Jahre 1821, als Antonio Viterbi, der bis jezt beharrlich seine Unschuld verfochten hatte, von nun an den Rest seiner Tage in Ruhe verbringen zu können glaubte, wurde gegen ihn und seinen Sohn ein neuer Prozeß wegen der Ermordung des Donato Frediani eingeleitet. Der Sohn rettete sich auf das feste Land; der Vater ward in Verhaft genommen. Seine Verwandten und Freunde wollten ihn befreyen; er aber erklärte, daß er sich nichts vorzuwerfen habe und rief sie zur Achtung des Gesetzes zurück. Inzwischen führte man ihn in die Gefängnisse von Bastia. Sein Bruder Peter starb, nachdem er umsonst um seine Freylassung angesucht hatte, vor Gram, und erklärte noch in seinen lezten Augenblicken, daß Ränke und Bosheit über die Unschuld seines Bruders siegen würden. Wirklich wurde Antonio von dem königlichen Gerichtshofe, in Folge einer vierzehn Tage nach einander fortgesezten Berathung, am 16. September 1821 zum Tode verurtheilt. Er vertheidigte sich mit einer, allgemeines Erstaunen erregenden, Geistesgegenwart und Muth, und behauptete seine Standhaftigkeit, auch nachdem das Urtheil gesprochen war; von nun an aber war er einzig darauf bedacht, die Schande einer öffentlichen Hinrichtung von sich abzuwenden. Zu dem Ende hin appellirte er von dem Urtheilsspruche seiner Richter, einzig in der Absicht, zur Ausführung seines Vorhabens Zeit zu gewinnen. Er faßte nämlich den Entschluß, eines freywilligen Hungertodes zu sterben, und diesem Entschlusse unterlag er am 27. December, nach einem achtzehntägigen, entsetzlichen Todeskampf. Viterbi hatte den Wunsch geäußert, zu Penta, seinem Geburtsorte, feyerlich bestattet zu werden. Sein Tod war nicht so bald

Digitized by Google

bekannt geworden, als ungefähr sechshundert Bauern sich nach Bastia begaben, um seinen Leichnam daselbst abzuholen. Unterwegs vernahmen sie, man habe ihn auf Verfügung der Ortsbehörde in ungelöschten Kalk begraben, und seine Grabstätte werde von Soldaten bewacht. Gleichwohl drangen ihrer etwa hundert in die Stadt, um das Faktum zu bewähren und wo möglich den Leichnam wegzunehmen. Viterbi's außerordentlicher Tod machte zu Bastia großes Aufsehen. In allen Kirchen ward die Todtenglocke für ihn angezogen und die Brüderschaften, bevor sie wußten, was vorgegangen war, schickten sich an, seinen Ueberresten eine Strecke weit das Geleite zu geben. Dieser sonderbare Mann maß etwa 5′6″ englischen Maßes, und hatte eine ausdrucksvolle, dabey aber düstere Physiognomie. Sein Charakter war aus guten und schlechten Eigenschaften zusammengesezt. Untadelhaft als Gatte und Vater, bezeigte er sich äußerst anhänglich und großmüthig gegen seine Freunde, hinwieder aber unversöhnlich in seinem Hasse. Er glaubte an das Daseyn Gottes, nicht aber an die Offenbarung. Seiner körperlichen Stärke glich die Kraft seines Geistes. Sein Gedächtniß war so ungeheuer, daß er neunzig lateinische, in keinem Zusammenhang stehende, Wörter, nachdem er sie zweymal gelesen, nach einander hersagen konnte. Während seiner Gefangenschaft verfertigte er Gedichte und führte das Tagebuch, von dem wir hier unsern Lesern einige Bruchstücke mittheilen und dessen genaue Richtigkeit diejenigen, welchen in seinen lezten Augenblicken der Zutritt zu ihm gestattet war, bezeugen. Viterbi wollte erst seinem Leben durch Opium ein Ende machen. In seiner Erwartung getäuscht, nahm er nach einem mehrtägigen Fasten ein übermäßiges Quantum von Speisen zu sich, in der Hoffnung, daß hierauf der Tod erfolgen würde. Auch diese Hoffnung blieb unerfüllt und dann erst nahm er zu dem Hungertode, als leztes Mittel, seine Zuflucht. Kein Fieber — so schreibt er unterm 6. Dec. — und doch habe ich vier Tage lang nichts von Speise oder Trank zu mir genommen. Ich verdiene keine Vorwürfe, sondern Erbarmen und Mitleid. Ich habe mit dem Muthe eines Cato begonnen; auch in der Folge soll dieser Muth sich nicht verläugnen. Ich ertrage brennenden Durst, einen verzehrenden Hunger mit unerschütterlicher Beharrlichkeit. Um 10 Uhr: der Puls ist schwach und regelmäßig; der Kopf fängt an sich zu verwirren. Um 3 Uhr früh: der Puls äußerst schwach; doch nicht mehr intermittirend; der Blick unsicher.... Um 7 ten. Seit halb sieben Uhr über vier Stunden ruhig geschlafen; Schwindel beym Erwachen, ein brennender Durst; der Puls in unruhiger Bewegung u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Der Alte bekömmt einen Sohn.

(Beschluß.)

Lao seng öl: der Alte bekömmt einen Sohn — bey uns ein Glück wie ein anderes, in China eine Schickung vom Himmel.

Ein alter Mann aus Tungphingfu, sein Name ist Lienzungschen, hat als Kaufmann ein großes Vermögen zusammengebracht; sein Gewissen macht ihm Vorwürfe über die Weise, wie er dazu gekommen; der Himmel straft ihn hart. Er ist sechzig Jahr alt, seine Frau, Li, acht-und-fünfzig; er hat nur eine Tochter, welche verheirathet ist, und einen Neffen von Bruders Seite, der denselben Familiennamen führt; aber das ganze Haus ist gegen diesen Neffen verschworen: seine Frau, seine Tochter, und besonders sein Eidam. Man fürchtet, der Alte habe im Sinne, dem Erben des Familiennamens sein Vermögen zu hinterlassen. Die Frau nöthigt ihren Mann, den Neffen aus dem Hause zu jagen; der Schwiegersohn, welcher seinem Vetter eine Summe Geldes auszahlen soll, stiehlt ihm einen Theil davon; der arme Neffe muß ohne Gnade weg. Auf Bitten seiner Frau gibt der Alte dem Eidam alle Schlüssel und läßt ihm die Aufsicht über die Kasse. Alle sind zufrieden, nur der arme Neffe nicht. Ehe der Greis auf's Land geht, theilt er seiner Frau mit, Siaomei, seine zweyte Frau, sey guter Hoffnung und bittet inständigst, man solle ihm ohne Verzug anzeigen, ob das Kind, das sie ihm schenken werde, ein Knabe oder ein Mädchen sey. Diese naive Neugierde; der Haß der Frau Li gegen ihren Neffen; der schmutzighabsüchtige Charakter des Eidams; die Freude, die der Alte zum Voraus in Erwartung eines Sohnes hat; die Ungeduld seiner Frau, welche seine Freude nicht theilt, alles dieß ist mit Wärme, Witz und vieler Komik im Prolog gezeichnet.

Im ersten Akt beklagt der Eidam sein Unglück, daß er um die Erbschaft komme, worauf er erzählt. „Nie hätte ich dich geheirathet, sagt er zu seiner Frau, hätt' ich dieß ahnen können. Bringt Siaomei ein Mädchen zur Welt, so muß ich die Hälfte von deines Vaters Vermögen abtreten, und wenn einen Sohn, das ganze.“ Die junge Frau tröstet ihn; sie schlägt ihm vor, man solle vorgeben, Siaomei sey mit einem andern Manne davon gegangen; darüber wird auch mit Frau Li gesprochen und alle drey gehen auf's Land zu Lienzungschen. Anfangs will dieser es nicht glauben und meynt, es sey ein Betrug im Spiel; endlich aber wird er überzeugt, überläßt sich der Verzweiflung und nimmt sich vor, Almosen zu vertheilen, um den Zorn des Himmels zu versöhnen. Die Scene ist zu Anfang in der Stadt im Hause Lienzungschen's, dann auf dem Lande; Einheit des Orts darf man in chinesischen Stücken nicht erwarten.

Zweyter Akt. Almosen werden im Tempel Chai-

zuan's vertheilt; beauftragt mit diesem Geschäfte ist der Eidam. Die Bettlerscene wird durch die Schelmstreiche der Empfangenden lustig. Drauf kömmt des Alten Neffe, um auch seinen Theil zu haben, wird vom Eidam mit Härte abgewiesen, vom Oheim mit Zärtlichkeit aufgenommen, aber auf inständiges Bitten seiner Tante wieder abgewiesen. Der Greis beurlaubt ihn, nachdem er ihm anempfohlen, genau die Pflichten auf den Gräbern seiner Vorfahren zu erfüllen.

Die Grabstätte sieht man im dritten Akt. Lieuzungschen's Tochter will für die Vorfahren aus ihrer eignen Familie heilige Bräuche verrichten, aber ihr Gemahl führt sie weg und heißt sie für seine Familie bedacht seyn. Nun kömmt der Neffe und drückt in rührendem Selbstgespräch den Schatten seiner Vorfahren seine Gefühle aus und wie sehr er bedaure, seiner Armuth halber ihr Grab nicht nach Wunsch schmücken zu können. Nachdem er sich entfernt, kömmt der Greis mit seiner Frau. Sie wissen, daß ihre Tochter und der Eidam vor ihnen weggegangen sind, mit Kuchen, Schlachtopfern und Glühwein zum Darbringen: aber alles dieß war nach den Gräbern der Familie des Eidams gebracht worden. Die kleine Gabe des Neffen wird nicht bemerkt. Der Greis beklagt die Verlassenheit der Gräber, sein Schmerz verdoppelt sich bey dem Gedanken an das Loos, welches seines Grabes und des Grabes seiner Frau warte. Auch seine Frau wird immer mehr durch ihr Loos gerührt — und das Resultat der vortrefflich durchgeführten Scene ist, daß sie ihren Neffen, der zurückkömmt, um die begonnenen Bräuche zu vollenden, mit Freude aufnimmt. Die Aussöhnung ist mit großer Geschicklichkeit herbeygeführt und die Nebenumstände dieses Auftritts machen dem Dichter Ehre. Der Eidam und die Tochter aber, welche hierauf kommen, werden von Frau Li schlecht aufgenommen, ihrerseits verabschiedet und müssen die Schlüssel herausgeben.

Im vierten Akt feyert man den Geburtstag Lieuzungschen's. Der Neffe, welcher Hausverwalter geworden, nimmt seinen Vetter gerade so und mit denselben Ausdrücken auf, wie dieser ihn zuvor empfangen hatte. Der Greis will lange den Glückwunsch von Eidam und Tochter nicht annehmen. Keinen Verwandten, sagt er, wolle er verlassen, der ihm näher stehe als sein Neffe. Er glaubt mit dieser Antwort seinen Eidam und sogar seine Tochter auszuschließen, welche in eine andre Familie getreten war. Diese hat aber ein sicheres Mittel, sich mit ihrem Vater zu versöhnen. Sie heißt Siaomei eintreten, welche sie seit drey Jahren versteckt gehalten hatte, wie auch den Sohn der lezteren, und gibt eine nicht sehr genügende Rechenschaft über die Gründe, wodurch sie dazu bewogen worden sey. Aber der Greis achtet vor Freude beim Anblick seines Sohnes auf keine Unwahrscheinlichkeit in diesem Benehmen; fühlt sich glücklich mit Tochter, Neffe und Sohn zu seyn und theilt sein Vermögen in drey gleiche Theile: „Der Himmel hat mir für die Almosen, die ich ausgetheilt, Dank gewußt, sagt er zum Schluß, und zum Lohne hat er mir einen Sohn in meinem Alter geschenkt.

Das Stück spielt, sieht man, wenigstens drey Jahre, der Ort wechselt mehrmals. Aber dergleichen geringe Abweichungen von der Regel, worauf unsere Nachbarn kaum achten würden, heben das Verdienst eines Stückes nicht auf, das sich durch Einfachheit des Plans, glückliche Wahl der Nebenvorfälle, richtige Zeichnung der Charaktere, die Komik einzelner Theile, und durch einen, bey der Prosa natürlichen und einfachen, bey der von Musik begleiteten Dichtung, aber edlen und erhabenen Styl auszeichnet. *)

*) Das chinesische Lustspiel ist auf Hrn. Abel-Remusat's Anzeige unter dem Titel: Le vieillard qui obtient un fils, von Sorsum aus dem Englischen in's Französische übertragen worden, und zu Paris bey Rey und Gravier erschienen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfang September.

Es ist eine allgemeine Klage in England, daß die Anzahl der jugendlichen Verbrecher mit jedem Jahre zunimmt. Die erste Ursache dieser traurigen Erscheinung ist unstreitig in der bitteren Armuth zu suchen, worin so viele tausend Menschen schmachten, und wozu täglich immer mehr verdammt werden, so wie kunstreiche Erfindungen es den Einzelnen immer mehr erleichtern, sich auf Unkosten der Menge zu bereichern; die zweyte in der Strenge der Gesetze, welche so viele kleine Vergehungen, die der sehr Arme kaum zu vermeiden vermag, mit Gefängnißstrafe belegen; und drittens der schlechte Zustand dieser Gefängnisse selbst, wo so wenig für die nützliche Erziehung der jungen Gefangenen, und so viel zum gänzlichen Verderbniß derselben gethan wird. Zu New-York hingegen besteht seit einiger Zeit ein Gefängniß für junge Personen, die irgend eines unbedeutenden Vergehens überführt worden, welches zugleich dem Zwecke, die Gefangenen zu bessern, weit besser zu entsprechen scheint, als irgend etwas der Art, das wir hier in England haben. Es enthält ungefähr sechzig Knaben und fünfzehn Mädchen, welche leztere von den Knaben abgesondert wohnen. Das Gebäude ist von einem großen ummauerten Raum umgeben, welcher zum Theil als Garten dient, in dem die Knaben ihr Gemüse selbst pflanzen. Fünf-und-zwanzig machen Schuhe, und verdienen ein jeder im ersten Jahre einen Schilling die Woche, und im zweyten anderthalb; fünf-und-zwanzig andere weben; einer bäckt Brod für die ganze Anstalt, und das Kochen, Waschen u. s. w. wird von den Mädchen besorgt, von denen einige auch sehr artige Strohhüte flechten. Wohnung und Kleidung sollen sehr reinlich und bequem seyn, und das gesunde heitere Aussehen der Kinder, die Heilsamkeit der mit Unterhaltung und Leibesübungen untermischten Arbeit und einfacher Nahrung bewähren. Die Kinder erhalten auch Schulunterricht, im Ganzen arbeiten die Knaben neun Stunden des Tages. Das einzige, was an dem Plane auszusetzen ist, daß man die Kinder einzeln, jedes in einer besonderen Zelle schlafen läßt; gemeinschaftliche Schlafzimmer unter strenger Aufsicht würden gewiß für die Sittlichkeit der Kinder nützlicher befunden werden.

Digitized by Google

Das bekannte Steindruckerhaus Engelmann und Comp. von Paris, hat seit Kurzem auch hier eine, der Pariser ähnliche, Anstalt eröffnet, welche den besten Erfolg verspricht. Nur Lane hat bisher in der Figur Erzeugnisse hervorgebracht, die den Engelmann'schen gleich kommen, in den Landschaftszeichnungen aber, und im Schreiben auf Stein, besonders aber im reinen Abdruck, hat diese Anstalt hier keine Nebenbuhler, von denen sie etwas zu fürchten hätte. Es ist so eben die erste Lieferung von vier-und-zwanzig Ansichten von Schottland, nach Zeichnungen von F. Nicholson erschienen, das gelungenste, was mir noch im Steindruck vorgekommen.

Das Quarterly Review ist erschienen, ohne irgend eine Nachricht über die Fortschritte unserer Reisenden in Afrika zu enthalten, obgleich man versicherte, Kapitän Clapperton hätte sein Tagebuch, das seine Reise bis jenseits des hohen Gebirges, das den Niger entweder nach Osten wendet, oder durch welchem er sich einen Weg gen Westen bahnt, enthält, nach Hause geschickt. Möglich aber, daß die eingegangenen Berichte nicht mit der Theorie einiger einflußreichen Herren übereinstimmen, und man deßwegen die schlimme Botschaft so lange zurückhält, als sich füglich thun läßt; es ist aber auch möglich, daß Hr. Murray nicht willens ist, durch zu frühe Mittheilungen des Haupterfolges in seiner Zeitschrift der Neuheit des Buches, welches ohne Zweifel bey ihm verlegt werden wird, Eintrag zu thun. Wir haben mehrere neue Flugschriften, hinsichtlich der Zulassung auswärtigen Getreides, ein Gegenstand, welcher nicht nur alle Politiker, sondern auch das Publikum überhaupt, besonders aber die Grundeigenthümer und Pächter beschäftigt; und gewiß auch für's deutsche Publikum sehr wichtig ist, obgleich es nicht, wie das hiesige, einen Einfluß auf die Entscheidung derselben haben kann.

Ich weiß nicht, ob ich der Herausgabe von Kapitän Parrys dritter Entdeckungsreise erwähnt habe; wenn es nicht geschehen, so rührte es einzig daher, daß dieselbe fast gar nichts allgemein Interessantes, in Hinsicht auf Länder- und Völkerkunde hat. Obgleich sie sehr reich an wissenschaftlichen und naturgeschichtlichen Beobachtungen ist, welche sehr gut in einigen Bogen einer wissenschaftlichen Zeitschrift hätten angebracht werden können, hätte sie doch keinen theueren Quartoband verdient, und wird auch wirklich keine andern Käufer finden, als unter denen, welche alle früheren bey Murray erschienenen Reisen in diesem Prachtformat besitzen, und gerne alles vollkommen haben.

Darmstadt, Oktober.

Der Genius der Zeit, der jezt größere Eile nöthig hat, um in den engen Raum weniger Jahrzehnde die Ereignisse von Jahrhunderten zu drängen, scheint endlich der Zerstörung und der Errichtung von Staatsgebäuden müde zu seyn, und durchzieht daher, als ein zweyter Orpheus, die Welt, damit Steine und Holz in neue Formen sich fügen. In unserm weichen vaterländischen Sande, welcher, gleich einer allzu zärtlichen Mutter, den Kindern dieses Bodens bey jedem Schritte schier um den Hals zu fallen droht, hat der Gang der Zeit um so deutlichere Spuren hinterlassen, denn in wenigen Jahren ist eine neue Stadt entstanden. Hier zieht sich jezt, wie eine freundliche Oase im dürren Boden, eine neue Promenade um einen Theil derselben. Dort prangt in ihrer Mitte ein Brunnen mit vier steinernen Löwen, welche sämmtlich mit offenem Rachen ihren guten Willen bezeigen, den Durstigen zu laben, obgleich einige derselben öfters selbst trockenen Mundes lechzen, seitdem ein vaterstädtischer Dichter den Born, welchen sie Anfangs reichlich ergossen, als kastalischen Quell verbraucht hat. Hier nähert sich eine neue Cavallerie-Kaserne ihrer Vollendung, wo unter dem Schuz der Verträge, friedlich fressende Pferde den Werth von Haber und Stroh nicht ganz werden sinken lassen. Dort erhebt sich ein neues Kanzleygebäude, welches für die Verwaltung der Finanzen bestimmt, mit seiner Solidität diesen selbst hoffentlich zum wahren Symbole dienen wird; dagegen soll das alte Gebäude in Zukunft ausschließlich den Regierungs- und Justizbehörden eingeräumt werden, und in einer bequemeren Wohnung werden alsdann die Prozesse ihr oft langes Leben zubringen können. Welcher Spielraum für staatsdienerische Thätigkeit, und wie kann das Glück des Landes mit den Nummern der Aktenstücke noch lange wachsen, ehe diese die weiten Säle erfüllen! Und endlich das Theater, dieser seit mehreren Jahren den Musen geweihte Tempel! Aber statt Nektar und Ambrosia mußten sich Melpomene und Thalia seit längerer Zeit mit literarischer Hausmannskost begnügen, und außer zwey Calderon'schen Stücken und Raupachs Isidor und Olga ist seit mehreren Wochen kein geharnischter Geist über die Bühne geschritten. Nicht einmal von den Mädchen in Uniform kann ich Ihnen berichten, welche doch anderswo den ganzen disponiblen Wiz unserer Theaterkorrespondenten in's Feuer brachten, und dennoch würde auch bey manchen unserer Schauspielerinnen die Liebe zu den Uniformen, der Liebe zur Kunst einen mächtigen Vorschub gethan haben. Unsere Oper dagegen erfreut sich mit Recht noch immer ihres alten Ruhms, troz des bedeutenden Verlustes durch den Abgang des Sängers Wild, und zeichnet sich vorzüglich durch ihre vollständigen, wohleingeübten Chöre und durch die Präcision ihres Orchesters vortheilhaft aus. Ueberhaupt schlägt die Neigung für Musik und Gesang immer mehr Wurzel, und schon seit längerer Zeit haben sich hier verschiedene Musik- und Singvereine gebildet, von welchen der Eine unter der Leitung unsers berühmten Gottfried Weber steht. Diese Vorliebe für die Tonkunst scheint jedoch auch hier, wie anderswo, jedes andere Interesse zu verschlingen, und wenn sich erst einmal so viel Begeisterung für die Politik in Deutschland zeigte, als für Musik sich zeigt, so müßten wir bald das stärkste Volk der Erde seyn. Ehe es jedoch unsern sonst kühnen Komponisten gelingen wird, die deutschen Verfassungen selbst in Musik zu sezen, damit sie, wie einst das XII. Tafelgesez von den römischen Knaben ut carmina necessaria, abgesungen werden, möchte sich sogar das Daseyn einer öffentlichen Meynung in gegründeten Zweifel ziehen lassen. Dennoch ist es unsern jezigen Landständen gelungen, das Interesse auf eine Zeit lang in Anspruch zu nehmen, und sie halten jezt in demselben Saale, bey nicht immer ganz leeren Gallerien, ihre Sizungen, wo sonst, nach den Tönen jüdischer Musikanten, unsere vaterstädtische Jugend — sehr deutsch und symbolisch, — im deutschen Walzer sich um sich selber dreht, um am Ende zu stehen, wo sie früher gestanden hat. Aber eine andere Harmonie dringt jezt aus diesem Saale in unser Ohr, die Harmonie von Fürst und Volk, in welche endlich überall die Dissonanzen sich auflösen, womit seit 30 Jahren der Donner der Kanonen und endlich gar demagogische Umtriebe und ihr Widerspiel unser Ohr zerrissen haben. Um so mehr läßt sich erwarten, daß auch die jezige Parthie, ohne einen brummenden Kontrebaß, in einem fortwährenden Adagio sich zu Ende spielt, da man in benachbarten Ländern den rechten Ton so trefflich anzugeben wußte. Und wenn es wahr ist, daß kein Volk verloren ist, welches nicht selbst sich aufgibt, und darum die Landstände schon als bloße Hoffnungs-Assecuranzanstalten eine volle Bedeutung haben, so wird es doch nicht einzig bey aufgefrischten Hoffnungen bleiben, sondern gewiß werden einige Früchte auch aus diesem Landtage wieder hervorgehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Oktober 1826.

Wohl reizend ist es, hoch im Licht einherzuwandeln,
Vergöttert da zu steh'n vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.

Tiedge.

Der Bandit.

Die Bewohner von Drappo, einem Dorfe in der Nähe von Nizza, waren eben auf dem Heimwege von einem benachbarten Kirchenfeste begriffen, als eines von den Mädchen in den Paglione hinabglitt und von dem durch einen Wolkenbruch angeschwollenen Bergstrom mit reißender Gewalt davon geführt wurde. Ein Angstgeschrey entfuhr allen Lippen, aber nur ein einziger sechzehnjähriger Jüngling wagte es, ihr nachzuspringen, und sie mit eigener Lebensgefahr zu retten. Das Mädchen, welches der Jüngling so den Wellen entrissen, hieß Klara, eine aufblühende Schönheit von kaum fünfzehn Jahren, elternlos von einer armen Großmutter erzogen, gutmüthig und liebevoll, aber eigensinnig wie die meisten verzogenen Kinder. Der Jüngling hieß Giuseppe und war der Sohn des Schulzen Adrian, eines ziemlich bemittelten Mannes, welcher beym Edelmann des Dorfes, dem Marquis Malwi, in hoher Gunst stand, denn er hatte einst des Marquisen Gemahlin vom augenscheinlichen Tode gerettet, indem er den wilden Rennern in die Zügel gefallen, die mit ihrem Wagen durchgegangen waren, und sie einem Abgrunde zuführten; und seine Frau hatte nach dem Tode dieser geliebten Gemahlin ihre Tochter Blanka gesäugt und erzogen. Giuseppe war ein schöner, muthiger Jüngling, aber von wilder unruhiger Gemüthsart. Seine liebste Beschäftigung war die Wolfsjagd, auf der er oft mehrere Tage zubrachte, mit seinem großen zottigen Hunde das rauhe Gebirge durchkletternd und nicht eher zur Heimkehr geneigt als bis er seinen verzagteren Gefährten im Dorfe den Kopf eines Wolfes, oder obgleich seltener, den eines Ebers, als Beweis seiner Beharrlichkeit und seines Muthes vorzeigen konnte. Leblos hatte er die junge Klara aus dem brüllenden Strome gezogen und leblos war sie nach Hause und zu Bette gebracht worden, aber schon am andern Morgen hatte sie sich erholt; und als sie früh nach Adrians Wohnung hineilte, um ihrem Retter zu danken, fand sie, daß er schon mehrere Stunden zuvor auf die Wolfsjagd hinausgezogen war, so daß das gute Mädchen, gekränkt, sie wußte nicht warum, unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

Giuseppe wanderte inzwischen durch Schlünde und über Abgründe durch das unwirthbare Gebirge, bis er gegen Abend am Fuße des Col di Tende, früherer Verabredung gemäß, zu einem Haufen wandernder Gebirgsleute stieß, welche sich hier in der einzigen Hütte befanden, die das Thal enthielt. Sie wohnten irgendwo an der Seeküste und waren ihrem Aussehen nach rauh und wild, wie das Gebirge, das sie durchstreiften, und Niemand schien ihrem eigenen Vorgeben zu glauben, daß sie blos in diese Gegend kämen, um den wandernden Krämern, welche hier durchzogen, ihre Bedürfnisse abzukaufen; ja Adrian und der Marquis hatten sogar Giuseppe gegen den Umgang mit diesen verdächtigen Leuten gewarnt, und nur diese Warnungen hatten ihn verhindert, ihre öftern Einladungen, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten, anzunehmen, denn ihre wilde, abenteuerliche Lebensart reizte die

Digitized by Google

rege Einbildungskraft des thätigen Jünglings. Jezt fand er sie emsig mit dem Lesen eines gedruckten Papiers beschäftigt, in welchem man die Piemonteser im Namen der Freyheit und Gleichheit aufrief, das Joch der Priesterschaft und des Adels abzuschütteln, und sich an die französische Republik anzuschließen. Giuseppe hatte dergleichen schon seit einiger Zeit vernommen, aber wenig beachtet; doch dieser wilden Männer Gespräche und Vorspieglungen von künftiger Gleichheit aller Stände, von dem Rechte des Landmanns, auf die Hand der vornehmsten Fräulein im Lande Anspruch machen zu dürfen, erhizten seine Einbildungskraft: er dachte an Blanka, des Marquis Tochter, an die schöne, sanfte, zarte Blanka, seine Milchschwester, die er lange im Stillen geliebt, ohne es sich selbst gestanden zu haben (denn seine That für Klara war blos das Werk seines muthigen unternehmenden Geistes und von aller Nebenabsicht frey gewesen), und der Gedanke an die Möglichkeit, das holde Fräulein einst als seine Gattin an seine Brust drücken zu dürfen, sezte sein ganzes Blut in Wallung und öffnete sein Ohr und Herz den bösen Rathschlägen seiner wilden Gefährten. Ja, was noch mehr dazu beytrug, ihm ihre Anschläge willkommen zu machen, war ein Groll, den er seit einiger Zeit gegen den Marquis und seine Tochter hegte, weil ihn diese um eines Kusses, den er ihr mit Gewalt geraubt, bey ihrem Vater verklagt, und dieser ihm, da er auf einmal den Mißgriff erkannte, die zwey jungen Leute zusammen aufwachsen zu lassen, für den Augenblick das Schloß verboten hatte, das er künftig nur zu bestimmten Zeiten besuchen sollte. Unter dem Einfluß dieser Gefühle wußte der Hauptmann der Gesellschaft ihn zu vermögen, der neuen Freyheit zuzuschwören, welche allen Tyrannen Tod bringen sollte. Nur zu spät erfuhr er hier, daß der Marquis, dessen Güte gegen seine Untergebenen sie Heucheley nannten, um das Volk noch länger in Sklaverey zu halten, in dem Todesverzeichniß obenan stand, und vergebens bemühte er sich, sie eines andern zu bereden, denn troz seinem Groll gegen den Marquis behielt doch die Dankbarkeit die Oberhand, und da er bey den Barbaren, an die er sich so unvorsichtiger Weise gefesselt hatte, nichts auszurichten vermochte, so beschloß er eben so dankbar als heftig, die Kenntniß des Vorhabens dazu zu benuzen, um seinen bisherigen Wohlthäter zu retten.

Nur zu bald zeigte sich hiezu die Gelegenheit. Es war Nacht, und Einige von der Gesellschaft lagen schon im tiefen Schlafe, als ein Mann gerannt kam und verkündigte, „der verfluchte Marquis und seine Tochter" kämen nächsten Morgen auf dem Wege von Turin über's Gebirge. Alle jauchzten auf und schworen, daß er ihnen dießmal nicht lebendig aus den Händen kommen sollte; Giuseppe allein erblaßte und zitterte: „Erinnere dich deines Eides!" rief der Führer ihm zu und befahl sogleich einem der Bande, mit geladener Flinte die Thüre zu bewachen, damit er ihnen nicht entginge. Der Schurke hatte in des Jünglings Seele gelesen, denn es war allerdings sein Entschluß, zu entfliehen und den Edelmann zu warnen. Lange lauerte er vergebens auf einen günstigen Augenblick; endlich schien er gekommen zu seyn; alle waren in tiefen Schlaf versunken, die Schildwache stand, auf die Flinte gelehnt, mit dem Gesicht gegen die Thür gewendet, welche halb offen stand. Giuseppe wagte den kühnen Sprung — die Gewalt desselben warf die Schildwache nieder und in einem Nu war er draußen und zwischen den Felsen auf und davon. Sein Hund war ihm nachgeeilt, und mit diesem treuen Thiere an der Seite kletterte er so schnell den Berg hinan, daß er in wenigen Minuten schon das Geschrey und die Flüche des ihn verfolgenden Gesindels aus den Ohren verlor. Aber nicht lange, so stellte sich ihm eine neue Gefahr entgegen; er näherte sich dem damals einzigen Wirthshause auf dem Col, in welchem der Marquis, dem Berichte nach sich aufhielt, als plözlich aus dem Schlunde, an dessen Seite er hinkletterte, ein fürchterlicher Sturmwind hervorbrach, welcher jene Gebirgsgegenden öfter heimzusuchen pflegt, und von den Landleuten la tourmente genannt wird. Giuseppe war glücklicher Weise in dem Augenblicke gerade hinter einem Felsen, welcher ihn gegen den Wind schüzte, der in seinem wüthenden Laufe Bäume entwurzelt und ungeheure Steinmassen mit fortreißt. Einen Augenblick lang dachte der Jüngling an seine eigene Gefahr, aber schnell erinnerte er sich der Gefahr, welche in diesem Augenblick auch Blanka drohte. Ohne auf sich selbst zu achten, kletterte er also immer weiter, und erreichte nach vielen Beschwerden immer gegen den Wind kämpfend, endlich das Wirthshaus, in welchem er Blanka und ihren Vater fand und sie bewog, zahlreiche Begleitung bis nach Tende, das nächste Städtchen, mitzunehmen, ohne daß er ihnen gerade den Plan der Verschwornen entdeckt hätte. Der eben geleistete Eid hielt ihn davon ab, und ihm genügte vorerst, Blanka gerettet zu haben. (Die Fortsetzung folgt.)

Antonio Viterbi's freywilliger Hungertod.

(Beschluß.)

Auf ähnliche Weise geht es fort, bis es vom 9. December (nun nicht mehr von Viterbi's eigener Hand geschrieben, wohl aber von ihm in die Feder diktirt, anerkannt und unterzeichnet) heißt: Abends um acht Uhr, der Puls stark und regelmäßig, der Kopf frey, Magen und Eingeweide in einem guten Zustande, das Gehör gut, der Blick hell, ein schrecklicher Durst, der Körper bey voller Kraft. „Einzig die Furcht vor Schande und keineswegs die Todesfurcht ist es, die mich zu dem außerordentlichen, aber unwiderruflichen Entschluße vermocht hat, welchen ich in diesen Tagen unter den schrecklichsten Martern und einem schauervollen Todeskampf ausführe. Ich ver-

gebe denjenigen von meinen Richtern, welche mich aus Ueberzeugung verurtheilt haben; aber als ein Vermächtniß übertrage ich auf die spätesten meiner Abkömmlinge einen ewigen und unversöhnlichen Haß gegen den abscheulichen, fluchwürdigen Bluthund B . . .; gegen diesen Elenden, der einzig von persönlicher Erbitterung und dem Geist der Rache getrieben, die Aufopferung einer ganzen, unschuldigen und achtungswürdigen Familie vollbracht hat. Vom 10. December. Früh um acht Uhr der Puls regelmäßig — (diese Regelmäßigkeit dauerte mit wenigen Unterbrechungen fort, bis nahe an sein Ende; Verlangen nach Speisen verspürte er selten, dagegen quälte ihn fortwährend ein unerträglicher Durst, dem er ein Paar Male, troz aller Festigkeit seines Entschlusses, nicht zu widerstehen vermochte) — ein brennender Durst bis sechs, der sich aber bis gegen acht Uhr bedeutend verminderte. Zwey Stunden zweymal unterbrochenen, übrigens ruhigen Schlafes. Leichte Anwandlungen von Schwindel beym Erwachen, der Puls sehr schwach, aber gleichmäßig. Wenn es Grund hat, daß wir in den elysäischen Feldern eine getreue Erinnerung an das, was dieser Welt angehört, beybehalten sollen, so wird mir das Bild des ehrwürdigen Rathes Abatucci, als eines Beschützers der Unschuld und Wahrheit jederzeit vor Augen schweben. Mögen der Himmel und das Glück ihn und seine Nachkommen mit allen ihren Segnungen überschütten! *Dieser Wunsch entquillt einem mit der aufrichtigsten Dankbarkeit erfüllten Herzen.* Mit Vergnügen *fahre ich fort, Tabak zu nehmen*, von Appetit keine Spur. Vom 11. December. Vormittags ordentlicher Schlaf, der Durst ganz unerträglich. Eine äußerste Schwäche des Pulses verkündet mein herannahendes Ende. Der Plan, den ich entworfen habe und vollführe, ist vielleicht der seltsamste, den je das Gehirn eines Menschen erzeugt hat; ich vollführe ihn mitten unter unerhörten und furchtbaren Leiden, um meine Verwandten und Freunde vor Schmach und Schande zu retten, um meinen Feinden die Freude nicht werden zu lassen, meinen Kopf unter dem Henkerbeile fallen zu sehen, und um meinem einzigen, blutdürstigen und verabscheuungswürdigen Mörder zu zeigen, was ein wahrer Corse für einen Charakter und für eine Seele hat. Müsse er, wenn er vernehmen wird, auf was Weise ich habe sterben wollen, erzittern bey dem Gedanken, daß vielleicht irgend ein Verwandter es unternehmen könnte, das unschuldige Opfer seiner Höllenanschläge zu rächen. . . Um zehn Uhr der Puls schwach und regelmäßig, der Durst schrecklich, kein Verlangen nach Speise; die ganze übrige physische und moralische Organisation in einem Zustande, der weder auf Zerrüttung noch Abnahme schließen läßt. . . Deus in nomine tuo salvum fac me et in virtute tua libera me! Diese wenige lateinische Worte enthalten alle meine religiösen Grundsäze ihrem ganzen Umfange nach. Von meinem siebzehnten Jahre an habe ich jederzeit an einen seligmachenden Gott geglaubt und dieser Glaube hat mich in allen Prüfungen aufrecht erhalten. . . . Vom 12. Dec. Lethargischer Schlummer von fünfthalb Stunden. Beym Erwachen boten die Bewegungen des Pulses und mein ganzer Zustand nichts dar, als Vorzeichen des Todes, alle meine Sinne in einer völligen Erschlaffung. Am 13. Dec. ward Viterbi seinem Entschlusse, doch nur auf kurze Zeit, ungetreu. Um Mitternacht, heißt es in seinem Tagebuche, wurde der Puls außerordentlich schwach und intermittirend, der Durst ungemein stark, die Erschöpfung der Kräfte allgemein. In dieser Krise verließ mich die Vernunft, und in Folge einer maschinenmäßigen Bewegung ergriff ich den Wasserkrug, und schlürfte mit langen Zügen daraus. Nun erfolgte eine allgemeine Erkältung in allen Theilen meines Körpers, und wenige Augenblicke, nachdem ich getrunken, wurden meine Hände, Füße, Nase und Ohren wie Eis: der Puls hörte auf zu schlagen, und alle Symptome deuteten auf Tod. Unter konvulsivischen Bewegungen, während welcher ich den Gebrauch der Vernunft verloren hatte, war der Arzt eingetreten. Er fragte mich, ob ich etwas verlange, und schlug mir ein wenig Wein vor. Vier bis fünf Löffel davon verschafften mir Leben und Kräfte wieder; alsdann trank ich zum zweyten Mal eine bedeutende Portion Wasser. Seit dem 2. December, schreibt denn Viterbi unterm 11, nach öfterer wiederholter Anführung derselben Symptome und Zustände, bin ich aller Tröstungen beraubt. Keine Nachrichten von meiner Familie; meinen Freunden in der Stadt ist verboten, sich diesem Gefängnisse zu nähern. Sieben hartherzige Soldaten sind in das kleine Gemach, in welches ich eingeschlossen bin, postirt, und spioniren mit Inquisitorblicken auf meine unbedeutendsten Bewegungen, auf alle meine Gebehrden und Worte. Sie möchten gar meinen Tod hindern, aber ich hoffe und glaube alle ihre Anstrengungen und Maßregeln zu vereiteln. . . . Vom 16. December. Früh um ein Uhr ruhiger Schlaf; um zwey Uhr verliert sich der Puls, um drey Uhr schlägt er wieder, aber ungemein schwach. Um sieben Uhr: meine Schwäche hat in solchem Grade überhand genommen. daß ich hoffen darf, dem Ende meiner Leiden und Drangsale nicht mehr fern zu seyn. Nach meinem Tode soll dieses Tagebuch meinem Neffen Giovese Girolamo Guarino zugestellt, und von diesem für die Herrn Präsidenten Mezaud, Pergnalini und Suzzoni, so wie auch für den Hrn. Rigoud kopirt werden, welche leztere ich hiermit beschwöre, meinen ihm vorläufig mündlich mitgetheilten Willen in Erfüllung zu bringen. Vom 17. Dec. Der ganze gestrige Tag war ruhig, der Durst erträglich, der Puls regelmäßig, der Blick hell, der Kopf frey, Magen und Eingeweide in vollkommner Ruhe. Heute befinde ich mich in demselben Zustande, nur der Puls ist über die Maßen schwach. Die ganze Welt verläßt mich, aber meinen Muth werde ich behaupten bis an's Ende. Ich sterbe nach einem reinen, unschuldigen Leben und sehe dasselbe mit eben so viel Ruhe erlöschen wie Sokrates, Petronius und Seneca. Vom 18. Ich nähere mich dem Ziel meines Daseyns mit der Heiterkeit des Gerechten. Der Hunger peinigt mich nicht mehr; der Durst hat gänzlich nachgelassen, Magen und Gedärme sind ruhig, das Auge hell, der Kopf ohne Wolken. Kurz, eine allgemeine Ruhe herrscht nicht allein in meinem Herzen und Gewissen, sondern auch in meiner ganzen Organisation. Die wenigen Augenblicke, die mir noch übrig sind, verfließen ganz sanft wie das Wasser eines Bächleins durch eine schöne und anmuthige Wiese. Die Lampe will erlöschen aus Mangel an Oel. . . .

(Unterz.) Antonio Viterbi.

Digitized by Google

Hier schließt sich das Tagebuch: Viterbi starb aber erst am 20sten. Im Augenblicke des Sterbens dehnte er sich noch einmal auf seinem Lager, sagte noch: „Ich bin bereit, diese Welt zu verlassen,“ und verschied.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. Sept.

Deutschland versorgt jezt Paris mit unerwarteten Dingen. Vor Kurzem schickte es den Parisern eine Sängerin für die italienische Oper zu, und jezt erscheint sogar ein deutscher Läufer, der allen laufenden Franzosen den Rang abläuft, in Zeit von 48 Minuten sechs Mal ums Marsfeld rennt, und mit 4000 Franken Einnahme nach Hause eilt. Sonst hieß es, deutsche Sänger und Sängerin besäßen keine Anmuth, keine Grazie, und dennoch hat Dem. Sonntag die schwer zu befriedigenden Dilettanten der italienischen Oper entzückt. Sonst behauptete man, die Deutschen seyen schwerfällig, und dennoch konnte Rummel es fast mit einem gewöhnlichen Rennpferde aufnehmen. Aber hier ist seine Schnellfüßigkeit doch immer nur ein bloßer Gegenstand der Neugierde; warum ist er nicht schon längst nach England gegangen, wo man Wetten auf sein Laufen anstellen, und seinetwegen große Summen Geldes auf's Spiel sezen würde? Im vorigen Winter hatten wir auch einen deutschen Mundtrommelspieler, Namens Eulenstein, der mit seinem Talente großen Beyfall einerntete. An deutschen Tonkünstlern fehlt es in Paris nie, allein wenige wagen es, sich in einem großen Konzerte hören zu lassen; die meisten begnügen sich damit an sogenannten Matinées oder Soirées musicales Theil zu nehmen, die viel weniger einbringen, aber womit auch wenig gewagt wird, wogegen die Kosten eines großen Konzerts so bedeutend sind, daß nicht leicht ein Fremder Lust hat, sie zu bestreiten. Da hat es Rummel besser; er braucht nichts als seine beyden Beine in gutem Stande zu halten; er sezt einen Einnehmer am Eingange des Marsfeldes nieder, läuft einige Mal umher, und hüpft mit der beträchtlichen Einnahme davon. Noch andre Dinge werden aus Deutschland jezt eingeführt, besonders Erzählungen, da die Franzosen mit ihren Erzählungen zu Ende sind, und Deutschland jezt an diesem Produkte weit fruchtbarer ist als andre Länder. Sonst erkundigte man sich in Frankreich nur nach Kozebue und Lafontaine, man kennt keinen andern deutschen Erzähler; jezt wird der ganze Van der Velde in's Französische übertragen, auch ist die Reihe an Musäus gekommen; wahrscheinlich werden Hoffmann, Schilling, Clauren folgen; zu bemerken ist es, daß zu gleicher Zeit England und Frankreich diese bisher fast unbekannten Fundgruben ausbeuten; bald wird man sich gewöhnen deutsche Erzählungen wie deutsche Musik über den Rhein herüberkommen zu sehen. Eine Londoner Zeitschrift, das Monthly Review wundert sich nicht wenig über den eignen Schwung, den die Erzählung in Deutschland genommen. „Ein sonderbarer und höchst merkwürdiger Widerspruch, sagt diese Zeitschrift, ist es im Nationalcharakter der Deuschen, daß ein im wirklichen Leben bis zur Lächerlichkeit ruhiges Volk den wildesten Ausflug nimmt, so bald als es in die Region der Phantasie tritt, und daß ein Menschenschlag, der allgemein wegen seines abgemessenen, phlegmatischen Benehmens, und seines geregelten Gespräches bekannt ist, in seiner Literatur die glühendsten und wollüstigsten Schilderungen der Leidenschaften dulden kann.“ Vielleicht werden auch die Franzosen dergleichen Verwunderung an den Tag legen, wann einmal die deutsche erzählende Literatur sich vor ihren Blicken wird entfaltet haben. Uebrigens ist es nicht mehr als billig, daß die Deutschen gegen die vielen Theaterstücke, die sie aus Frankreich holen, Erzählungen dahin abliefern. Zum Dichten der Theaterstücke scheint sich die Anlage der Pariser Schriftsteller immerfort mehr und mehr zu entwickeln; oder vielmehr, es scheint eine fast mechanische Fertigkeit im Anlegen und Ausführen dramatischer Stücke bey den Dichtern entstanden zu seyn. Allen Stoffen neue Gestalten zu geben, aus Kleinigkeiten eine niedliche Darstellung zu schaffen, jede Tagesbegebenheit, jedes tragische oder sonst interessante Ereigniß zu einem Theatergegenstand zu benuzen. Alles dieses gehört zu der Gewandtheit, die sich die Pariser Dichter durch viele Uebung erworben haben, und wovon sie unaufhörlich Proben ablegen. Auch sogar während der großen Hize lezten Sommers ist keins der vielen Theater in Paris unthätig geblieben; nur das Vaudevilletheater ist verschlossen gewesen, weil der Schauspielsaal wieder hergestellt werden mußte; die Truppe hat unterdessen zu Dieppe gespielt, wo sich die Herzogin von Berry aufhielt. Diese Prinzessin, die jüngste und munterste Person am Hofe, scheint daselbst etwas Langeweile zu haben, und macht daher jährlich eine Reise nach Dieppe oder nach Auvergne, wo sie sich ihrer natürlichen Munterkeit ungestört überlassen kann. Die Stadt Dieppe, welche durch diesen Aufenthalt sehr gewinnt, sorgt alsdann dafür, daß während ihres Aufenthalts eine Truppe dort spiele. Dieses Jahr ist nun die ganze Vaudevilletruppe dahin gewandert, und seit mehreren Monaten besizt die Hauptstadt kein Vaudeville; allein diese, dem französischen Geiste so angemessene Schauspielgattung, wird auch auf dem Théâtre de Madame gespielt, eben so auf dem Théâtre des Variétés und das Théâtre des Nouveautés, welches man eben jezt erbaut, soll ihr noch gewidmet werden, so daß Paris also das eigentliche Théâtre du Vaudeville, das älteste dieser Art füglich entbehren könnte. Ursprünglich hatte dasselbe das Monopol der Vaudevilles; allein in Frankreich sind Nationalgewohnheiten und Bedürfnisse oft mächtiger als obrigkeitliche Verfügungen; so ist dann die Gattung des Vaudevilles auf mehrere Theater übergegangen, und sobald nur das Théâtre des Nouveautés fertig seyn wird, so werden unaufhörlich drey Theater Vaudevilles aufführen; also werden die Dichter Arbeit haben; denn natürlich muß oft Neues gegeben werden, das Alte kann auf solchen Bühnen nicht behagen, die Vaudevilles verwelken wie die Blumen gar schnell, weil sie aus einem vergänglichen Stoffe gewebt sind; man hat hievon neulich eine auffallende Erfahrung gemacht. Ein Vaudeville Dupaty's die botanische Lektion, hatte vor 35 Jahren außerordentlichen Beyfall gefunden, und war wohl fünfzig Mal hinter einander gegeben worden. Neulich nahm das Théâtre de Madame dieses Stück wieder vor, und nun wurde es äußerst kalt aufgenommen, und die Journale bezeigten ihr Erstaunen, wie solch ein geschraubtes Stück sonst so vielen Beyfall habe erhalten können. Vielleicht werden sich die Scribeschen Stücke länger halten, weil sie reich an Wiz sind, und der Wiz zu allen Zeiten gefällt. Außer seinem Gesandten, worin eine Anekdote aus den Memoiren der Mad. d'Haussét, Kammerfrau der Mad. de Pompadour dramatisirt worden ist, glaube ich nicht, daß Scribe in der lezten Zeit etwas Neues verfertigt hat. Er hat eine Schweizerreise gemacht; vielleicht hat ihm die Bergluft den Verstand wieder geschärft, und sein Erfindungs- oder Dramatisirvermögen wieder in Bewegung gesezt. An seiner Dame blanche kann sich das Publikum noch nicht satt sehen, oder eigentlich an Boyeldieus Musik dazu, kann es sich nicht satt hören, und die komische Oper gibt dieses Stück unaufhörlich. Auch eine neue Operette Herolds, nämlich Marie, wurde mit einigem Beyfall gegeben; diese Oper ist sentimentalen Inhalts, eine Gattung, welche von einigen strengen französischen Kunstrichtern als der komischen Oper unangemessen verworfen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Googl

Nro. 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Oktober 1826.

Vergiß dein Ich; Dich selbst verliere nie.

Herder.

Dem glücklich-bereichert Wiederkehrenden, ihrem Durchlauchtigsten Bruder
Herren Karl Bernhard,
Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach Hoheit
die verbundenen Brüder der Loge Amalia zu Weimar.

Das Segel steigt, das Segel schwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun ist des Mannes Wunsch erfüllt,
Noch ist ihm nichts versäumt.
So geht es in die Weite fort
Durch Wellenschaum und Straus;
Kaum sieht er sich am fremden Ort,
Und gleich ist er zu Haus.

Da summt es wie ein Bienenschwarm,
Man baut, man trägt herein,
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu seyn.
Geregelt wird der Flüsse Lauf
Durch kaum bewohntes Land,
Der Felsen steigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reisefürst begrüßt sodann,
Entschlossen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet wie so schön es sey
Im frischen Gottesreich;
Er fühlt sich mit dem Wackern frey,
Und sich dem Besten gleich.

Scharfsichtig, Land und Städte so
Weiß er sich zu beschaun;
Gesellig auch, im Tanze froh,
Willkommen schönen Frau'n;
Den Kriegern ist er zugewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernst und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlt des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er sich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.
Dem aber sey nun wie's auch sey,
Er wohnt in unserm Schooß! —
Die Erde wird durch Liebe frey,
Durch Thaten wird sie groß.

Goethe.

Der Bandit.

(Fortsetzung.)

Da der Leser vermuthlich zu wissen verlangt, warum der Marquis nach Turin gegangen, so diene ihm folgendes zur Erklärung. Der sardinische Hof, welchen die Umtriebe der französischen Freyheitsprediger beunruhigte, ließ den vornehmsten Adel nach Turin berufen, um von demselben die wahre Lage der Provinzen zu erfahren. Unter diesem befand sich nun auch der Marquis, und das Resultat seiner Reise war der gemessene Befehl, eine Bande verdächtiger Männer, die seit einiger Zeit im Gebirge um-

Digitized by Google

herstreifte, und die keine andere war, als Giuseppens neue Eidgenossen verhaften zu lassen. Was ihn aber vermocht hatte, seine Tochter mitzunehmen, war eine Bekanntschaft, welche dieselbe mit einem jungen Gardeoffizier gemacht, und die er, da derselbe reich und vornehm war, zu befördern wünschte. Die jungen Leute schienen einander durch nähern Umgang noch mehr zu gefallen, und der junge Graf erhielt eine Einladung auf des Marquis Landsitz, die er um so eher annehmen zu können glaubte, weil die Rede war, daß sein Regiment bald in die Gegend von Nice zu liegen kommen würde, da man damit umging, gegen die Gränze von Frankreich hin ein starkes — Cordon sanitaire zu ziehen. Von dieser Reise nun war, wie wir gesehen, der Edelmann mit seiner Tochter auf dem Rückwege begriffen und befand sich jezt in dem Städtchen Tende, welches jenem Spitzberge den Namen gibt, von dessen Gipfel man auf einmal in die fruchtbare Lombardey hinabsieht. Es war schon spät am Nachmittage, und der Marquis beschloß, die Nacht hier zuzubringen. Da es ihm aber, bey all seiner Dankbarkeit, nicht rathsam schien, den Jüngling Giuseppe, der sie hieher begleitet hatte, länger in der Gesellschaft seiner Tochter zu lassen, so beredete er ihn inzwischen, nach Hause zu gehen und seinen Vater wegen seines langen Wegbleibens zu beruhigen; und um ihn desto eher fortzubringen, versprach er ihm Bianka zur Tänzerin beym nächsten Dorffeste.

Halb freudig und halb gekränkt eilte der junge Mann nach Drappo und verkündigte des Gutsherrn Ankunft. Das ganze Dorf gerieth in freudigen Aufruhr, und ein Tag ward festgesezt, um die glückliche Begebenheit festlich zu begehen, besonders glücklich für Giuseppen, weil sie ihm desto eher Bianka zur Tänzerin geben sollte.

Am folgenden Morgen eilte er also auf's Schloß, Bianka seine Erwartung mitzutheilen, aber er sah sie nicht. Ihr Vater empfing ihn zwar sehr freundlich, wollte ihn aber nicht zu seiner Tochter lassen: sie würde ihr Versprechen erfüllen, sagte er, aber er hoffe, Giuseppe würde auch auf seiner Seite nicht vergessen, was eben so heilig als irgend ein Versprechen, nämlich die Achtung, die er seinen Vorgesezten schuldig sey. Störrig wandte sich der Jüngling weg und gehorchte mit Unwillen, als der Marquis ihm befahl, den alten Pfarrer, welcher mit ihm heraufgekommen war, wieder den steilen Pfad hinab zu unterstützen. Auf dem Wege hinunter erzählte des Geistlichen Haushälterin viel von dem, was sie von des Grafen Bedienten über Turin gehört hatte, unter andern auch, was man sich dort von dem Fortgange der französischen Revolution in's Ohr raunte, und daß ein Heer in die Gegend kommen sollte. „Fräulein Bianka, höre ich, soll es gar nicht ungern sehen, fuhr die Alte in ihrem Geschwätz fort, daß wir Militär in den Ort kriegen, denn ihr Liebster soll auch dabey seyn.“ — „Wer?“ schrie der Jüngling wie aus einem Traume auffahrend. „Je nun, der schöne, junge Offizier, dem sie ihr Vater versprochen hat.“ — „So bin ich verloren!“ rief Giuseppe im Tone der Verzweiflung, ließ den Geistlichen stehen, und rannte wie wahnsinnig davon.

Wie ein angeschossenes Reh trieb sich der Jüngling über Berg und Thal, durch Wald und über Fels, bis er mitten unter Trümmern einer alten Wasserleitung stille stand, und hier den ganzen Umfang seines ihm drohenden Verlustes überdachte. Seine Liebe zu seiner Milchschwester, die stille und sanft mit ihm aufgewachsen und, wie der Athem in seiner Brust, unbeachtet in ihm gelebt hatte, mußte durch den plötzlichen Widerstand, den sie mit jedem Schritte erfuhr, in einem heftigen Gemüthe wie Giuseppens, bis zur wüthendsten Leidenschaft steigen, welche ihn zu den verzweifelndsten Schritten geneigt machte, wenn sie ihm nur den Weg zu Bianka's Hand zeigten. Mit Freude begrüßte er nun den Genuesen, welchen wir oben als den Anführer der Verschwornen kennen gelernt und der jezt aus dem Gemäuer hervor zu ihm trat und ihn fragte, ob er sich nun eines Bessern besonnen habe und bereit sey, den Eid zu erneuern und kräftig für die Befreyung seines Vaterlandes mitzuarbeiten, oder die Geliebte in den Armen eines Anderen zu sehen? Mehr bedurfte es nicht, um den entflammten Jüngling zu reizen: entschlossen folgte er dem listigen Führer in eine geheime Höhle, welche eine Geistersage vor dem gemeinen Mann verborgen hielt, und wo er fünf von seinen vorigen Eidgenossen versammelt fand. Unter den aufgehobenen Dolchen dieser Wütheriche schwor er, was man von ihm verlangte und ward dann unter der Versicherung, daß ein französisches Heer im Anzuge sey, und unter Empfehlung der größten Vorsicht und Verschwiegenheit entlassen, worauf er mit erkünstelter Ruhe zu seines Vaters Wohnung zurückkehrte.

Der folgende Tag war Sonntag und der Marquis und seine Tochter wurden von dem Schulzen und der Gemeinde feyerlich in der Kirche begrüßt. Es war heute ein zweyter Priester da, der dem alten Pfarrer die Messe feyern half, und von Nizza aus geschickt worden war, um nebst andern Missionaren unter dem Landvolke gegen die neuen Lehren zu predigen, und zugleich der Obrigkeit diejenigen Personen anzudeuten, die als die verdächtigsten bezeichnet waren. Die Rede, welche der fromme Mönch hielt, war voller Kraft und Salbung; aber nicht auf alle machte sie gleichen Eindruck, denn Giuseppe bemerkte, daß, während Manche jedes Wort des Priesters mit gläubiger Andacht zu verschlingen schienen, viele sich bedeutende Seitenblicke zuwarfen, und einander höhnisch zulächelten, als der Prediger am Schlusse mit drohenden Worten gegen die Rebellen herausfuhr. Er sah hieraus deutlich, daß noch viele andere von den neuen Gesinnungen angesteckt waren, und diese Entdeckung diente dazu, die Hoffnungen des bethörten Jünglings zu vermehren. Auch der Marquis

Digitized by Google

und der Geistliche bemerkten es, und besonders waren diesem Giuseppens wildes Wesen und seine unruhige Blicke nicht entgangen, weßhalb er ihn der Aufsicht des Edelmannes als einen gefährlichen Menschen empfahl.

Noch an demselben Tage kamen die erwarteten Truppen in's Thal, und der Gardehauptmann, Graf Rivoli, ward als ein willkommner Gast im Schlosse des Marquis aufgenommen. Giuseppe sah ihn und knirschte, aber er wußte seine Wuth noch zu zügeln; Niemand entging es indessen, daß er ein veränderter Mensch geworden und der Marquis hielt es um so nothwendiger, ihn vom Schlosse entfernt zu halten. Unter diesen Umständen kam der Morgen zu dem bestimmten Feste heran, für welches ihm Bianka zur Tänzerin versprochen war. Das ganze Dorf war versammelt, auch der Marquis und seine Tochter erschienen, aber wer die leztere führte, war der verhaßte Graf Rivoli. Giuseppens Blut kochte: aber troz dem Grafen sollte sie seine Tänzerin werden, und sobald die Musik aufzuspielen angefangen, ging er entschlossen auf das Fräulein zu, welches, in tiefem Gespräch mit ihrem Liebhaber begriffen, auf nichts Anderes zu achten schien. Bey diesem Anblicke regten sich eine solche Menge widriger Gefühle in des Jünglings Brust, daß sein Gesicht ganz davon verzerrt ward. „Wer ist der junge Wahnsinnige?" fragte der Graf. „O es ist einer von den Bauern — mein Milchbruder; aber er ist seit einiger Zeit so sonderbar geworden, daß ich anfange, mich vor ihm zu fürchten. Ich versprach ihm, mit ihm zu tanzen, aber" — „Mit ihm tanzen? nein, das sollen Sie nicht; Sie tanzen mit mir, nicht wahr?" und Bianka ließ sich bereden; sie stand auf und trat, ohne auf Giuseppen zu merken, mit dem Grafen zum Tanze. „Spielt auf!" rief er den Musikanten zu, und zu Giuseppen: „Geh aus dem Wege, junger Mensch!" Der junge that es mit einem fürchterlichen Blicke, welchen der andere zum Glücke nicht bemerkte. Bey der nächsten Pause aber trat er plötzlich vor Bianka hin und rief mit feuersprühenden Augen: „Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten, Sie sollens bereuen!" — „Geh zum Teufel, du grober Schurke, schrie der Graf mit aufgehobener Hand, oder du wirst deine Frechheit zuerst bereuen." Giuseppens Zorn wollte eben in seiner ganzen Stärke losbrechen, als er mitten unter dem Haufen den Genueser erblickte, welcher ihm leise zuwinkte. Giuseppe faßte sich, unterdrückte seine unzeitige Wuth und schlich sich sachte aus dem Dorfe in's Gebüsch hinauf, worin er hatte den Genueser verschwinden sehen. Bald fand er ihn und erhielt einen kleinen Verweis für sein rasches Verfahren. „Aber komm, tröstete er ihn, die Zeit ist nicht mehr weit entfernt, wo wir uns werden alle an unseren Feinden rächen können. Savoyen ist schon unser, und von den Franzosen besezt. Jezt ist es an dir, zu handeln: ein Heer von hundert tausend Franzosen steht im Gebirge zwischen hier und Grasse, diese mußt du auf Nebenwegen unseren schurkischen Truppen in den Rücken führen, und zwar noch heute Nacht." Giuseppe stuzte. Bisher hatte seine Verrätherey blos in Worten bestanden; jezt aber, wo er wirklich anfangen sollte, was er im wilden Taumel der Leidenschaften versprochen, fühlte er sich von einem geheimen Schauder durchdrungen. Er wollte Einwendungen machen; aber in demselben Augenblick vernahmen sie Stimmen, und sahen Gewehre zwischen den Bäumen hindurch blitzen. „Folge mir, oder du bist verloren!" rief der Genueser, und sprang den Felsen hinauf. Giuseppe eilte ihm nach; es fielen Schüsse, und mehrere Kugeln pfiffen hinter ihnen her; aber beyde entkamen. Ein Soldat hatte beyde in's Gebüsch schlüpfen sehen, und sie belauscht, und als er den Inhalt ihres Gesprächs erkannt, einige von seinen Kameraden herbeygeholt, um sie ihm verhaften zu helfen. Wir haben gesehen, wie dieß fehlgeschlagen. Da Giuseppe aber sich als Verräther erkannt und verfolgt sah, so blieb ihm keine Wahl mehr; er ließ sich von dem Genueser die gehörige Weisung geben, und ging noch denselben Abend in's französische Hauptquartier ab.

Zwey Tage später hallten schon die Gebirge um seinen Geburtsort von dem Donner des Geschützes, und dem Getümmel einer Schlacht wieder. Die Piemonteser waren an dem hohen Ufer des jezt beynahe ausgetrockneten Paglione aufgestellt, von welchem die Franzosen sie zu vertreiben suchten. Drey Mal schon waren sie Sturm gelaufen, und immer mit großem Verluste von dem Geschütze auf den Bergen, und besonders auf der hohen Feste Montalbano, welche den Piemontesern den Rücken deckte, zurückgetrieben worden. Sie rückten zum vierten Male an; die Angegriffenen erwarteten sie auch dießmal geworfen zu sehen, als plötzlich die Batterien auf Montalbano schwiegen, und gleich darauf auf dessen Zinnen, statt ihrer eigenen Fahne — die Flagge der Neufranken wehete. Giuseppe hatte sie auf einem verborgenen Paß, den er auf seinen Wanderungen entdeckt unvermerkt hinaufgeführt, und die Ueberraschung ihnen die keineswegs starke Feste in die Hände geliefert. — Dieß entschied den Tag: die Piemonteser zogen sich in's Gebirge zurück — und so wie sie einen Ort verließen, erklärte sich auch der größte Theil der Bewohner für die neue Freyheit. Jezt erschien Giuseppe auch wieder in seiner Heimath, aber weder sein Vater noch der alte Pfarrer, welche ihren Pflichten treu geblieben, wollten mit dem Verräther Gemeinschaft halten, der, als er fand, daß auch Bianka, für deren Besitz er so viel geopfert, mit ihrem Vater entkommen war, anfangs über seine getäuschte Erwartung wüthete; bald aber, als er zu überdenken anfing, was er einst gewesen, und was er jezt war, bemächtigte sich seiner der Schmerz der Reue — doch zu spät zur Rückkehr.

Die Franzosen, welche sich inzwischen der Stadt Nizza

Digitized by Google

bemächtigt hatten, spielten die Herrn in der Gegend, und glaubten sich in vollkommener Sicherheit, als sie sich plötzlich von der ganzen sardinischen Macht angegriffen fanden. Anfangs behaupteten sie ihre Posten mit großer Standhaftigkeit, und als sie die Uebermacht endlich zum Weichen gebracht, vertheidigten sie jeden Fuß breit Landes mit beyspielloser Tapferkeit, aber dennoch wurden sie zulezt in das Thal hinabgetrieben. Während der Schlacht wüthete ein furchtbarer Sturm, der Regen ergoß sich in Strömen: und als die Franzosen jezt wieder über den Paglione hinüber mußten, verloren sie eine Menge Menschen in dem wilden Strome.

Giuseppe hatte natürlicher Weise auf der Seite seiner Bundesgenossen gefochten; aber er dachte nur, sich an dem Grafen Rivoli zu rächen; er suchte ihn im ganzen Heere, und griff ihn, als er ihn gefunden, wie ein wildes Thier an; aber ein Trupp sardinischer Reiter, welche eben dazu gekommen waren, retteten ihren Obristen, und führten den verrätherischen Landsmann gefangen davon.

(Der Beschluß folgt.)

Nach der griechischen Anthologie.

Als in das Feuer der Hagere blies, schnell faßt' ihn der Rauchdampf,
Und durch's Kamin mit sich rafft er den Schneider hinweg.

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. September.

(Beschluß.)

Die große Oper zieht noch immer mit ihrem Ballet: Vulkans Netze Einheimische und Fremde an, in der Erwartung des von Rossini umgearbeiteten Mahomets, der schon lange versprochen wird, aber doch im Herbste unfehlbar auftreten soll. Da nun einmal Rossini der Beherrscher des gegenwärtigen Geschmacks in der Musik ist, so hat man sich auch an ihn gewendet, um die Musik zu einer, dem englischen nachgebildeten Oper für's Odeon zu bekommen; er hat also zwar keine neue Komposition geliefert, denn dieß wäre ein Wunder, sondern aus denjenigen seiner Partituren, die in Frankreich wenig bekannt sind, die seiner Meynung nach am besten passenden Singstücke ausgezogen, und sie dem Texte der Oper Ivanhoe angepaßt. Weil man doch nun einmal nichts als Rossinische Musik will, so mag der Maestro gedacht haben, es sey eben so gut den Parisern seine ältern und weniger bekannten Stücke vorzuführen, als ihnen etwas Neues zu komponiren, das vielleicht doch auch nur eine Reminiszenz des älteren seyn würde. Solcher zusammengesezten Opern besizt das Odeon jezt eine Menge, sie machen nicht den Eindruck, den eine Oper aus einem Gusse zu machen pflegt; allein sie gewähren den Musikliebhabern den Vortheil, daß sie ihnen manche vortreffliche Singstücke vorführen, die ihnen sonst unbekannt geblieben wären, weil man doch unmöglich alle guten Opern kennen oder aufführen kann, und sich auch in manchen, bereits vergessenen und des Aufführens nicht mehr werthen Opern hie und da ein vortreffliches Singstück vorfindet, welches wohl verdient an einen besseren Ort versezt zu werden. Schlimmer ist das Théâtre français berathen, das sich ohne Talma behelfen muß, schon seit einigen Monaten liegt der große Tragiker sehr krank danieder, und es steht zu befürchten, daß er nie mehr die Bühne wird betreten können.*) Während dieser Krankheit hat man gesehen, welche große Achtung ein Kunstgenie, wie das seinige, in Paris genießt. Dreymal im Tage schickte das Theaterkomité zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und Abends verlangte das Publikum das Vorlesen der Bulletins der Aerzte, gerade als ob es die Krankheit eines Monarchen betroffen habe. Ganz Paris nahm Antheil an seinem Zustande, und die Aerzte hatten nicht wenig Mühe, es durch die Bekanntmachung ihrer Kur zu befriedigen. Es hieß, sie hätten einige Fehlgriffe gethan, und die Krankheit des großen Schauspielers einmal durch eine falsche Vorschrift eher verschlimmert als gebessert. Das tragische Fach leidet durch Talmas Abwesenheit um so mehr, da auch Dem. Duchesnois abwesend ist, um Gastrollen in den Provinzstädten zu spielen, welches dann für die Pariser Schauspieler ersten Ranges so viel heißt, als ihre Erndte halten, denn aus der Provinz kommen sie immer mit einer beträchtlichen Geldsumme, vielen Kronen, und einer Ladung schlechter Verse zu ihrem Lobe zurück. Unterdessen werden neue Lustspiele gegeben. Auch das Odeon hat einige derselben neu aufgeführt, unter andern die Schule der Wittwen, die zum Zwecke hat, die Wittwen vor der Thorheit zu warnen, sich mit Männern zu verheirathen, die weit jünger sind als sie, und deren Liebe folglich mehr ihrem Vermögen als ihrer Person gilt. Die Hauptperson des Stückes ist eine solche thörichte Wittwe, die einen beträchtlichen Handel führt, und die zweyte Ehe mit einem jungen Ladendiener eingeht. Dieser verschlingt in kurzer Zeit das Vermögen der Frau, bringt ihre Geschäfte in Unordnung, fällt in die Netze einer Buhlerin u. s. w. Es würde der armen betrogenen Wittwe nichts übrig bleiben als Augen zum Weinen, wenn nicht ein Onkel, wie's deren in so vielen Lustspielen gibt, zu ihrer Hülfe herbey käme, auf eine Scheidung anhielte, und dadurch die Trümmer des Vermögens rettete. Zu der Scheidung kann sich die junge Frau nur mit schwerem Herzen entschließen; auch wird sie derselben durch die Reue und plözliche Bekehrung des Mannes überhoben, welcher verspricht, daß er künftig ein besserer Ehemann seyn werde. Dieß unwahrscheinliche Ende des Stücks ist nicht gebilligt worden, und die Wittwenschule würde in der That lehrreicher seyn, wenn sie mit einer derben Bestrafung des Taugenichts, oder mit der gänzlichen Zugrunderichtung der Wittwe endigte; denn erstlich sind die plözlichen Bekehrungen der Taugenichtse etwas sehr Seltenes in der Welt; und wenn sie es nicht wären, so hätte eine betrogene Wittwe eben nicht viele Ursache sich zu grämen; sie brauchte ja nur ihr Bekehrungsvermögen in Ausübung zu sezen. Allein das Lustspiel soll nun einmal ein gutes Ende haben, und dazu ist nun Bekehrung das leichteste Mittel.

D g.

---

*) Talma ist bekanntlich den 19ten dieses Monats gestorben.

Die Red.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Oktober 1826.

Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel' bey,
Dem lezten, gräßlichsten, das ihr bereitet!

Aus Iphigenie auf Tauris.

Der Bandit.

(Beschluß.)

Während die Franzosen sich zurückzogen, und die Sardinier wieder von der ihnen entrissenen Gegend Besitz nahmen, wurde Giuseppe nach Montalbano gebracht, welches eine kurze Zeit vorher kapitulirt hatte. Dort in dem finstern Kerker traf er seinen Verführer, den Genueser, welcher ihn durch die Hoffnung, zu entkommen, aufzuheitern suchte. Aber dem unglücklichen Jüngling war das Leben so verhaßt, daß es ihn zu freuen schien, als man ihm sein Todesurtheil verkündigte, das der Marquis und selbst Graf Rivoli vergebens von ihm abzuwenden gesucht hatten — er war mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, — und der König war unerbittlich.

Während er sich also selbst und jeder andere ihn für verloren gab, beschloß die unschuldige Klara, — deren Liebe zu dem wilden Jüngling in dem Grade zu steigen schien, als er sie von sich stieß und die jezt hoffen durfte ihn durch Dankbarkeit an sich zu fesseln, besonders da er an Bianka nicht mehr denken konnte, — ihn zu retten. Sie hatte gehört, daß unter der Besatzung der Feste sich ein Soldat befand, der einst bey ihrem Vater im Quartiere gelegen, und ihr besonders gewogen gewesen — und auf diesen Mann baute sie ihre Hoffnung. Sie verrieth ihren Vorsatz Niemand, obgleich Adrians Jammer sie beynah bewogen hätte, sich dem unglücklichen Greise anzuvertrauen, sondern schlich sich des Morgens in aller Stille aus dem Dorfe, und eilte den steilen Pfad zu der Feste hinauf. Ihr glücklicher Stern wollte es, daß der Soldat, den sie suchte, gerade an dem Thore Wache stand. Sie ging gerade auf ihn los, gab sich ihm zu erkennen und bat ihn mit Thränen, er möchte sie doch zu ihrem Bruder lassen (denn so nannte sie den Gefangenen). Der Soldat versicherte sie, dieß sey unmöglich. „Doch, sezte er hinzu, diesen Abend kömmt der Priester zu ihm; haltet Euch am Wege und bittet ihn, daß er ein gutes Wort für Euch einlegt; ich werde wieder den Posten haben, und sagt er, ich solle Euch mit durchlassen, so drücke ich wohl ein Auge zu.“ Dieser Wink war für Klara genug: sie erschien zur bestimmten Stunde wieder vor der Feste, und als sie im Dunkeln zwey Priester herannahen sah, warf sie sich ihnen zu Füßen und bat sie flehentlich, daß sie sie zu ihrem armen Bruder mitnehmen wollten, der sterben müsse und zu dem man sie nicht hineinlassen wolle. Der Jammer des Mädchens rührte die beyden Mönche und einer von ihnen gewährte ihre Bitte, indem der andere ihr seine Kutte lieh, was sie ihm mit Geld belohnte.

Inzwischen war Giuseppe die Nachricht zu Ohren gekommen, daß diesen Abend noch Graf Rivoli die schöne Bianka zum Altare führen sollte, und diese Nachricht hatte wieder alle verderbliche Leidenschaften in seinem Busen aufgeregt, welche der Bösewicht, der mit ihm eingekerkert war, und der noch immer nicht die Hoffnung, zu entkommen und sich an seinen Feinden zu rächen, aufgegeben hatte, zur wüthenden Flamme anfachte, welche den verblendeten

Digitized by Google

Jüngling zu jedem Verbrechen reif machte, wozu sein herzloser Verführer ihn leiten mochte. „Ich liebe sie noch, die Falsche! ich liebe sie bis zum Wahnsinn — aber wäre ich nur frey — ehe ich sie in den Armen eines Andern sehen wollte, lieber stieß' ich ihr selbst den Dolch in's Herz!" In diesem Augenblick rasselten die Schlösser und die beyden Priester traten herein, hinter denen man wieder abschloß. Klara näherte sich sogleich ihrem Geliebten und flüsterte ihm in's Ohr: „Giuseppe, ich bin gekommen, dich zu retten; sie werden mir nichts thun — geschwind hülle dich in diese Kutte und entfliehe, und wenn du in Sicherheit bist, laß mich's wissen, damit ich zu dir kommen kann." Giuseppe war wie vom Donner gerührt, und wußte in dem ersten Augenblick nicht, was er thun oder sagen sollte. Aber der Genueser, welcher das Mädchen in der Verkleidung erkannt hatte, war augenblicklich gefaßt und schritt sogleich zur Ausführung seines schnellen Planes. Der Mönch hatte sich ihm genähert, um seine Beichte zu vernehmen, als er ihm plötzlich mit der Hand auf den Mund fuhr, um ihn am Schreyen zu verhindern, ihn zu Boden warf, ihm mit einem Tuche verstopfte und ihn mit einem Stricke, den man zufällig dagelassen, knebelte. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks, und nun, da er sich des Priesters versichert, zog er eine Feile aus seinem Busen hervor, befreyte sich von seiner Kette und that dann dasselbe für Giuseppen, ehe dieser und Klara sich noch von ihrem Erstaunen hatten erholen können. „Nun sind wir frey!" flüsterte er, indem er sich in des Priesters Kutte hüllte und sich der Thüre näherte. Giuseppe zögerte ihm zu folgen: er blickte bald Klara, bald den Genueser an. Doch dieser, der nur zu gut des Jünglings Schwäche kannte, rief ihm in's Ohr: „Mach geschwind, sonst kommen wir zu spät zur Hochzeit." Diese Worte wirkten wie ein elektrischer Schlag; er faßte Klarens Kutte, wickelte sich darein, während diese sich in den fernsten Winkel des Gefängnisses zurückzog.

Ein heftiger Sturm heulte über die Stadt Nizza, als die beyden falschen Priester durch eines der Thore in dieselbe einschritten und sich unter das Volk mischten, welches in gedrängten Haufen nach der Domkirche hinströmte, wo, wie sie aus den Reden desselben vernahmen, so eben der Graf Rivoli mit seiner schönen Braut getraut werden sollte. Diese Nachricht beflügelte ihren Schritt; sie warfen die Kutten ab und erreichten die Kirche, als der Gottesdienst schon angefangen und Braut und Bräutigam neben einander vor dem Altare knieten. Giuseppe sah Bianka: nie hatte sie ihm so schön geschienen, und als der Graf ihr den Ring an den Finger steckte, faßte es ihn mit einer solchen Gewalt, daß er hervorgesprungen seyn und sich verrathen haben würde, hätte ihn der Genueser nicht zurückgehalten. „Bist du toll?" flüsterte dieser ihm zu; „noch ist es nicht Zeit — komm mit mir." Mit diesen Worten zog er ihn nach der Thür zu, durch welche sich das Volk hinausdrängte. Viele aber blieben dort stehen, begierig die Braut in der Nähe zu sehen. Giuseppe und der Genueser standen mitten unter ihnen — er zitterte, denn er wußte wohl, warum dieser Elende ihn hatte hier still stehen heißen, aber ein böser Geist hatte von seiner Seele Besitz genommen und ließ ihm nicht mehr die Herrschaft über seine Entschließungen. Doch wankte er noch, als er den Grafen mit Bianka herankommen sah — er hielt sie mit einem Arm umschlungen — das Volk pries die Schönheit der Braut und das Glück des Bräutigams, und drängte sich dicht um den Brautzug her. Aber auf einmal erhob sich ein durchdringender Schrey, und die Braut sank, von dem Messer eines Meuchelmörders getroffen, eine Leiche in die Arme der Ihrigen. In der Verwirrung entflohen die Mörder, die man nur zu gut errieth, als am folgenden Morgen die Flucht der beyden Verräther von Montalbano kund ward.

Die arme Klara hörte bald die schrecklichen Folgen ihrer großmüthigen Befreyung eines verzweifelten Menschen — sie hörte sie im Gefängnisse, wo man sie eingesperrt; doch da der Mönch erhärtete, daß der Genueser Gewalt gebraucht, so setzte man sie nach einiger Zeit wieder in Freyheit, wo sie bald darauf verschwand, Niemand wußte wohin. Adrian, der unglückliche Vater, überlebte nicht lange sein Elend, und die Begebenheiten, welche bald darauf erfolgten, trieben viele der in dieser Erzählung genannten Personen in die Verbannung, wo sie nach und nach starben.

Mehrere Jahre gingen vorüber, ohne daß man je etwas von Giuseppen oder dem Genueser gehört, und Nizza, welches inzwischen nach langen, blutigen Kämpfen mit dem französischen Reich vereinigt worden, war zur Ruhe zurückgekehrt. Diese Ruhe ward aber dann und wann durch das Unheil unterbrochen, welches eine furchtbare Räuberbande, die in dem Waldgebirge von Estrelle ihren Sitz aufgeschlagen, der Gegend zufügte. Ihr Anführer war das Schrecken der Bewohner; man sagte, daß er manchmal Anfälle von Wahnsinn gehabt hätte, und daß er während eines solchen sich den Beynamen Jesus gegeben, den er immer nachher geführt. Alle Bemühungen, ihn zu fangen und seine Bande zu zersprengen, die aus allen den unruhigen Köpfen des Landes bestand, die nicht zur Ordnung zurückzukehren vermochten, waren lange vergebens gewesen. Endlich hatte man erfahren, daß der Anführer mit einem großen Theil seiner Bande sich in seinem gewöhnlichen Schlupfwinkel befände. Das Gebirg ward nun umzingelt und die Gensdarmen arbeiteten sich muthig die steilen Pfade hinan, auf die sie ein Mann führte, der die Schlupfwinkel der Räuber wohl zu kennen schien, als sich auf einmal ein Rauch erhob, und gleich darauf der ganze Wald um

Digitized by Google

sie her in Flammen ausbrach. Mit vieler Mühe hatten sie sich ein wenig aus dem Flammenlabyrinth herausgearbeitet, als sie auf den ganzen Haufen der Banditen stießen, welche schon mit einem Theil der Truppen handgemein geworden waren. Beyde Theile waren ziemlich gleich an Anzahl, und nun begann ein fürchterlicher Kampf auf Leben und Tod. Aber nicht lange, so ward es offenbar, daß die Kämpfenden alle ein gleiches Schicksal haben sollten; denn das Feuer, welches durch einen Hohlweg nur wenig aufgehalten worden war, brach mit erneuerter Wuth auf sie los, und in einem Augenblick waren Alle in ein Flammenmeer gehüllt, welches beyden Theilen die Flucht unmöglich machte. Unter der Bande zeichnete sich der fürchterliche Hauptmann durch die Dornenkrone aus, die er beständig um seinen Hut zu tragen pflegte, und er schien jezt wieder einen von seinen Anfällen der Raserey zu haben, denn sein Geschrey war schrecklich. „Wo ist der verdammte Graf, der mir meine Geliebte geraubt? Wo ist der Teufel? Komm mit mir zur Hölle!" Mit diesen Worten faßte er den Anführer der Gensdarmen und schleppte ihn dahin, wo das Feuer am dicksten brannte. Ein jeder von den Banditen that ein Gleiches und das Gewürge dauerte fort mitten unter dem rasenden Elemente, bis es alle die Streiter umhüllt und durch einen qualvollen Tod ihrer unmenschlichen Wuth ein Ende gemacht.

Erst am dritten Tage hatte das Feuer ausgebrannt, und am vierten ward es möglich, die Wahlstatt zu besichtigen. Man erlasse mir die Beschreibung des schauderhaften Anblicks, welcher sich hier darbot. Nur das Schicksal des Hauptmanns darf ich nicht übergehen. Man fand ihn aufrecht zwischen zwey Bäumen eingeklemmt, wovon einer gegen den andern gefallen war, der Offizier, mit welchem er gekämpft, lag zerfezt und blutig zu seinen Füßen und nicht weit von ihnen der versengte Leichnam eines großen zottigen Hundes. Die Füße des Banditen waren von dem Feuer, das an der Erde hin zu ihm gelaufen war, abgebrannt, aber der obere Theil des Körpers war beynahe unversehrt. Sein Todesschmerz mußte gräßlich gewesen seyn, denn er hatte in der Bemühung sich los zu machen, einen dicken Ast abgerissen.

Man sammelte die Ueberreste der Erschlagenen, und führte sie nach Cannes, wo mehrere Personen von Nice in dem gefürchteten Banditen Jesus — den einst glücklichen, aber leichtsinnigen Giuseppe erkannten. Nur wenige der Gensdarmen waren entkommen, und diese waren es, welche die Begebenheiten des schrecklichen Kampfes mitgetheilt. Nicht lange nachher erschien auch Klara wieder in ihrer Heimath; sie schien zum wenigsten zehn Jahre älter als sie wirklich war, so daß man sie fast nicht wieder erkannte. Wo sie so lange gewesen, hatte Niemand erfahren, denn sie wollte Niemanden darüber Rede stehen. Aber es war offenbar, daß ein tiefer Gram und gräßliche Erinnerungen ihr am Herzen nagten. Sie schleppte ein elendes Daseyn hin, bis auch endlich das Grab sich über sie schloß — die lezte Person dieses jammervollen Drama's, das ich in dieser Erzählung mit schwacher Feder darzustellen versucht habe.

Das Eiduranion; eine Planetenmaschine.

Auf keine Weise kann die erhabene Wissenschaft der Sternkunde so faßlich vorgetragen werden, als es Herr Walker in England mit seinem Eiduranion zu thun vermag.

In seinen Vorlesungen, welche diese Maschine begleiten, gibt er zuerst eine kurze Geschichte der Wissenschaft, und die ersten Begriffe über die wahre Gestalt und Bewegung der Erde. Vermittelst einer, sechs Fuß im Durchmesser haltenden, durchscheinenden Kugel beweist er sodann die runde Gestalt der Erde, und das Daseyn der Gegenfüßler. Auf einmal verändert sich die Scene; und während die Cölestine eine Idee von der Musik der Sphären gibt, bricht die Sonne mit ihren Strahlen hervor, und beleuchtet die eine Hälfte einer prächtigen, zwey Fuß im Durchmesser haltenden, durchsichtigen und sich drehenden Kugel, während die andere Hälfte in Nacht gehüllt ist. Diese Vorstellung zeigt zugleich zu einer Zeit den Nordpol beleuchtet, und nach und nach die ganze kalte Zone erhellt, und zu einer andern in Dunkelheit gehüllt, sobald die Sonne gegen Süden herunter tritt.

Die anscheinende Bewegung der Sonne, und wahre Bewegung der Erde, durch die verschiedenen Zeichen des Thierkreises, und der Wechsel der Jahreszeiten, sind sehr schön in einem durchsichtigen Gemälde dieser Zeichen dargestellt, welches die Maschine umgibt, und einen zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden Kreis bildet.

Nach einigen faßlichen Erklärungen über die Erscheinungen des Mondes kommt eine neue Scene zum Vorschein. Zwey durchscheinende Kugeln, welche die Erde und den Mond, nebst seinen Lichtgestalten und Finsternissen vorstellen, sind im Vordergrunde mit einem vorzüglichen durchscheinenden Gemälde versehen, worauf alle hohe und feuerspeiende Berge der Welt vorgestellt sind. Eben so sieht man zur rechten und linken Hand dieses Gemäldes transparente Zeichnungen von dem teleskopischen Anblicke des Mondes mit seinen Meeren, Flüssen und Bergen.

Die dritte Scene ist eine große Vorstellung des Sonnensystemes. Zuerst sieht man die untergehende Sonne hinter einem großen See, dessen Wasser an einer Stelle von den Strahlen der Sonne vergoldet, und an der an-

dern himmelblau gefärbt erscheinen. Dann folgen Merkur, Venus, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter mit seinen Gürteln und vier Monden, Saturn mit seinen Ringen und sieben Monden, und Uranus mit seinen sechs Monden; die alle in voller Pracht um die Sonne laufen, und zugleich die eigene Umdrehung um ihre Achse und jene ihrer Trabanten zeigen.

In der vierten Scene sieht man eine bewunderswürdige Vorstellung der Nacht, mit dem gestirnten Firmament, und der mit Sternen besäeten Milchstraße; und der ohnehin erhabene Anblick wird noch durch einen sich nähernden und wieder entfernenden Irrstern, in seiner excentrischen Bahn um die Sonne, vermehrt.

Auf diese Weise bekommt man eine richtige Vorstellung von den astronomischen Erscheinungen, deren leblose Beschreibung im Eiduranion anschaulich gemacht wird.

An den Morgenländer.

Als dich, Nomade, von Hügel zu Hügel die Sonne noch wärmte,
Glühte die Freyheit in dir, Himmel und Erde war dein.
Seit du, in Städte geengt, dich am Golde zu sonnen begannest,
Starrst du in Fesseln, und hast Himmel und Erde nicht mehr!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 3. Okt.

Mitten unter den Segnungen des goldenen Friedens gestaltet sich unsere Hauptstadt und die Umgegend auf zehn Stunden weit zum kriegerischen Schauplatz. Die Hälfte unserer Armee, zu einem Herbstmanöver zusammengezogen, rückte am 30. Sept. in der Gegend von Stöcken und Marienwerder, ein paar Stunden von hier, in der Nähe der Bremer Heerstraße, in ein Lager und Kantonnirungsquartiere. Diese militärischen Uebungen haben eine Menge fürstlicher und hoher Personen in unsere Residenz concentrirt. Wir besitzen noch gegenwärtig in unsern Mauern Se. K. H. den Herzog von Cumberland, Se. K. H. den Prinzen Wilhelm, Sohn Sr. königl. Majestät von Preußen; Se. Hoheit den Prinzen Friedrich, Sohn des Prinzen Paul von Würtemberg, königl. Hoheit, und eine bedeutende Anzahl fremder Generale und andere Staabsoffiziere. Am Sonntage, den 1sten Okt. strömte eine unabsehbare Volksmenge zu den Thoren hinaus, um auf der Desbrocksheide dem unter freyem Himmel abgehaltenen feyerlichen Gottesdienste beyzuwohnen, welcher vom schönsten Wetter begünstigt wurde. Vom 2ten bis 4ten Okt. fanden daselbst die verschiedenen Divisions-Exercitien statt, und am 5ten brach die Armee auf, um in der Gegend von Springe und Hameln die Feldmanöver zu executiren. Se. königl. Hoheit, unser Hr. General-Gouverneur, Herzog von Cambridge, sind beständig, in Begleitung sämmtlicher oben erwähnter höchster und hoher Herrschaften an der Spitze der Truppen.

Unser Theater war, wie zu erwarten stand, durch die Anwesenheit so vieler Fremden in den lezten Tagen stets überfüllt. Neues sahen wir indeß nichts, als das Lustspielchen von Kotzebue: „Die Großmama;“ eine artige Kleinigkeit, worin Mad. Gehlhaar uns zuerst im Silberhaar und altfränkischer Mode erschien. Der wackern Frau gelang dieses Probestückchen und der Uebergang in das Fach der Alten vollkommen. Ebenso versuchte sich unser Hr. Ludwig, durch die Krankheit des Hrn. Marr genöthigt, mit überaus vielem Glücke in der Rolle des „Pfeffer“ sowohl in „Nr. 777.“ als in der Fortsetzung dieses Lustspiels: „Die Verstorbene.“ Der unzweydeutigste Beyfall lohnte diese gelungenen Leistungen. Der Darstellung des „Freyschützen“ muß ich erwähnen, um unserer Dem. Hanff einer öffentlichen Anerkennung angedeihen zu lassen. Diese junge Sängerin übernahm die Rolle des „Aennchen.“ (eine Paraderolle unserer Mad. Nicola, welche wegen Unpäßlichkeit die Bühne nicht betreten konnte,) und leistete so viel Befriedigendes, daß der rauschendste Beyfall sie oft mitten im Spiele unterbrach. Eine der vorzüglichsten Darstellungen jüngster Tage war die des „Wallas.“ worin Hr. Kaibel, „Anführer der Schotten,“ und Hr. Marr, „König Eduard,“ die leuchtenden Gestirne dieser heroischen Tragödie waren. Mit einem neuen Mitgliede, Hrn. Grühn, ist unserm Bühnenpersonal in diesen Tagen eine werthvolle Ausdehnung geworden. Dem jungen Manne fehlt es nicht an vortheilhafter Gestalt und Organ, so wie an sinniger Auffassung der Charaktere, wovon er bereits einige mit Glück dargestellt hat. „Der Geitzige,“ nach Molliere, gab unserm Hrn. Keller, welcher so eben von einer Kunstreise zurückgekehrt ist, Gelegenheit, sein, auch im Auslande so laut anerkanntes, Talent von Neuem zu entwickeln. Möchte übrigens bald einmal ein tüchtiger Theaterautor diesem klassischen Lustspiele ein moderneres Gewand anziehen. Wir meynen nämlich, den Dialog in eine edlere Sprache kleiden; die Charaktere, welche selbst unserm Jahrhunderte angehören, sind zu korrekt gezeichnet, als daß es nicht der Mühe werth seyn sollte, ihnen auch die Sprache desselben zu leihen. Der Reichthum dieses Stückes, welchen so viele spätere Dichter sich zu Nutzen machten, würde dann besser zu Tage kommen. In: „Preciosa“ gab Hr. Kaibel als „Schloßvoigt Pedro“ seiner burlesken Rolle fast ganz neue Worte, die wegen ihrer treffenden lokalen Anspielungen Beyfall ernteten. In diesem Augenblick beschäftigt sich der seit ein paar Monaten hier angestellte Virtuos, Hr. Aloys Schmidt, der musikalischen Welt längst als ausgezeichneter Tondichter und vortrefflicher Klavierspieler rühmlichst bekannt, mit der Komposition einer neuen dreyaktigen komischen Oper, betitelt: „Der Doppel-Prozeß.“ Die Dichtung gehört dem Verfasser des lieblichen Lustspielchens: „Komm her!“ Es sollte diese, sich ihrer Vollendung nahende Oper, das Werk von zwey so erprobten Kunstverständigen, gewiß allen Bühnendirektoren und jedem Musikfreunde eine willkommene Spende seyn.

Unsere vaterländische Zeitschrift: „das Mittagsblatt“ hat seit acht Tagen in der Person des Hrn. Professors Dr. Schütz zu Hamburg einen neuen Redakteur bekommen, wodurch diesem literarischen Unternehmen nur Gewinn erkeimen kann.

H.

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Oktober 1826.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Goethe.

Erinnerungen an eine Reise in Thüringer Wald, im Sommer 1826 *).

Von dem Herzog von Koburg kann man in einem gewissen Sinne sagen: er sey auf dem Weg, sein Land in einen Lustgarten zu verwandeln, da der Umfang seiner Rosenau allmählig mit dem Herzogthum Koburg fast in ein Mißverhältniß zu treten beginnt. Man versicherte mich, daß der Plan im Werke sey, die ganze Strecke zwischen diesem Lustort und der Festung, Ciriarburg genannt, durch Anpflanzungen und Wege in den Park hineinzuziehen. Wahr ist es, daß die höchst günstige Gegend dazu einladet und daß der Anbau, größtentheils in Wiesengrund bestehend, dieß Sache erleichtert. Der Herzog soll, ohne den Boden zu kaufen, gegen eine gewisse Summe und Obliegenheiten die kleinen Güter nur in die Anlagen einschließen, wogegen er das Recht erhält, Wege durch diesen Boden zu führen und einige Bäume zu pflanzen.

*) Wir wünschen durch die Mittheilung dieser wenigen, anspruchslosen Blätter Reisende, die sich von Nordwesten her in die böhmischen und fränkischen Bäder begeben, zum Besuch dieser Berggegend zu ermuntern. Wenn sie einen für die Natur empfänglichen Sinn mitbringen, wird diese Abweichung von der Heerstraße eine heilsame Vorbereitung zu ihrer Kur seyn, und wenn sie ihn schon an den Mineralquellen durch wiedererlangte Gesundheit beleben, findet sie hier reichliche Nahrung. Doch sollen sie nicht den hier angedeuteten Weg genau nachfolgen — es gibt deren zahlreiche und viel schönere, die es aber dem Verfasser der Erinnerungen nicht frey stand zu wählen.

Der Zugang zu Koburg ist von der Süd-Ostseite, nach den schlechten Feldern und dürren Schafweiden, die größtentheils den Weg begränzen, höchst anmuthig. Ein Thalgrund, den waldbewachsene Hügel einschließen, von einem Wiesengrün geschmückt, das dem Auge bey der allgemeinen Dürre dieses Jahres auf das Wohlthätigste schmeichelte, von der Itsch durchströmt, die überall mit Gebüsch, oft mit den herrlichsten Bäumen beschattet ist. Einzelne Gruppen solcher Bäume sind auf dem Wiesengrunde zerstreut; meistens beschatten sie Häuserchen, die, wenigstens von fern, die Aussicht verschönern. Diese Wiesen, Baumgruppen und beschatteten Gewässer bilden auch den Vordergrund der Aussicht vom Rosenberg herab, und machen sie so reizend, daß ich auf alle die fernen Herrlichkeiten, die meine kranken Augen doch nicht erreichen konnten, mit Freuden verzichtete. Die nähern Umgebungen des Rosenbergs haben das Verdienst der größten Einfachheit und kluger Benutzung des Lokals. Ueberall hat man Raum zu schönen Durchsichten gelassen und die alten schönen Bäume geschont; da sind keine hölzernen Tempel über der Erde, noch Popanzlöcher unter dem Namen von Grotten unter der Erde, der Grasboden ist gut unterhalten, das niedere Gebüsch mit Blüthensträuchen untermischt; auf einem schönen hohen Punkte hat das Mittelalter in einem monstranzförmigen Denkstein gespuckt, aus dem sich mit der Zeit leicht ein Taubenhaus wird machen lassen. Ich sah ehedem auf der Besitzung eines polnischen Großen ein solches in der Gestalt eines Obelisken, aus dessen Hieroglyphen die Vög-

Digitized by Google

leins herein und heraus spazierten, warum sollten sie es nicht aus einem gothischen Tabernakel? Den Namen Rosenberg hat diese Anlage von der steilen Seite des Hügels, auf dem das Schlößchen steht, der ganz mit Rosen bedeckt ist. Das Schlößchen ist ein altes, allerliebst benuztes Gebäude; Einfachheit und Geschmack geben ihm ein so wohnliches Ansehen, daß ich ohne das mindeste Mißbehagen sogleich dort eingezogen wäre. Doch hätte ich vorher in die noch gänzlich leeren Schränke des Bibliothekzimmers einige Bücher einräumen und ein Dutzend Büchschen und Schächtelchen von der Toilette des Schlafzimmers abräumen lassen. Die Stadt ist gar nicht hübsch! holprige Straßen, kleinliches Häuserwerk, häufig Gras in dem Pflaster, zerbrochene Läden und verschobene Steinstufen sehen nicht nach bürgerlicher Wohlhabenheit aus. Dahingegen gewährt ein neugebauter Flügel des herzoglichen Schlosses einen ganz besonders angenehmen Anblick! Er muß sehr reine Proportionen haben, sonst hätte er auf mich unwissenden Layen nicht so starken Eindruck gemacht; er ist ganz einfach, nur an der Fronte mit einigen sehr geschmackvollen gothischen Fenstern verziert. Habe ich recht verstanden, so soll ein zweyter Flügel, mit diesem übereinstimmend, ihm gegenüber erbaut werden. Koburg war des Philosophen Feders Vaterstadt — unsere Zeit hatte genialere Philosophen, aber ihn hatte seine Philosophie zu einem praktisch guten Menschen gemacht. Koburg war auch Forkels Vaterstadt oder Wiege — ein Musiker, der mit seiner Gelehrsamkeit unter günstigeren Umständen der deutsche Burney oder Rameau geworden wäre — unter uns fand er nicht einmal Aufmunterung genug, um seine „Geschichte der Musik," ein Werk, das eine Welt von Gelehrsamkeit enthält, zu vollenden, und von dem Schicksal seiner reichen, in historischer Rücksicht gemachten Sammlung von Musikalien habe ich nach seinem Tode nie etwas erfahren können.

Auf dem Wege nach Hildburghausen sahen wir die Wirkung des trockenen Sommers auf die Schafweiden. Nichts ist weniger gemacht, an Arkadien zu erinnern, wie eine nordische Schafheerde mit ihren Damötas. Ich besuchte Hildburghausen vor einigen Jahren im Frühsommer, wo das Hoffnungsgrün noch alles umwob; da war es recht anmuthig; jezt kam es mir — wenn auch nicht garstig wie Koburg — doch trübselig vor.

Wir hatten über Schleußingen auf die Gebirgshöhe nach Frauenwalde gewollt als den wenigst holprigen Weg. Der Hildburghauser Gastwirth versicherte uns, daß wir über Waldau, links von Schleußingen ab, einen mehrstündig kürzern, und um nichts raubern Weg finden würden. Mir galt das Alles gleich; wo es keine Abgründe und reißende Ströme gibt, ist das Aergste, was den Reisenden droht, eine zerbrochene Achse, und die kann er sich bey hellem Tag und schönem Wetter wohl gefallen lassen, um eine neue Gegend zu sehen. Wir machten uns also nicht sehr früh nach Waldau auf. Der beste Weg ist dieses gewiß nicht. — Er hatte aber die negativen Eigenschaften, ohne Ströme und Abgründe zu seyn; dagegen ist aber diese Seite des Thüringer Waldes ohne alles Landschaftsinteresse und Romantik. So weit man vom Wege aus sieht, erblickt man nichts als leichtes, struppiges Tannengehölz, niemals einen hochstämmigen Forst, breite Bergböden mit dürren Waldwiesen und an ihrem Rande steigen aus jenseitigen Thälern neue lange Bergrücken mit Tannenwäldern empor. Die Auffahrt des Gebirgs war nicht besonders beschwerlich und von Bergabsätzen unterbrochen, aber die Niederfahrt nach Waldau zu wirklich bis zum Unbegreiflichen steil und ungebahnt. Von rauhem Weg war gar nicht mehr die Rede, sondern es galt eine Kluft, wo die Felsgeschiebe ein und zwey Fuß hohe Stufen bildeten, die der Wagen herabpoltern mußte. Oben auf der Höhe kamen uns ein Paar wackere Bauern entgegen, die uns zu warten riethen, bis eine Reihe Holzwägen den Holzweg herauf sey. Der Kutscher meynte aber einen Vorsprung gewinnen zu können, fuhr weiter und mußte bald die Pferde hinter den Wagen spannen, um ihn zurückzuziehen. Nach meiner alten Gewohnheit, Dinge und Vorgänge symbolisch zu betrachten, ward mir diese Fahrt sehr belehrend. Wie oft gedenken wir dem Schicksal einen Vorsprung abzugewinnen und nach kurzer Zeit gäben wir viel darum, die Pferde hinten anspannen zu können — aber dann reißt uns das Schicksal auf den Punkt, zu dem wir vorwitzig strebten, mit sich fort. — Wir ließen den Wagen seine Niederfahrt allein machen und zu Fuße herabklimmend begegneten wir bald den Holzwägen, und mußten — so enge war die Schlucht — an den Felsen hinaufsteigen, um, die Absätze zwischen das Gestein gestemmt, den armen Ochsen Platz zu machen. Keuchend zogen sie ihre Last und die Bauern keuchten hinterdrein und halfen mit Hebeln den Wagen die Felsstufen hinauf. Die Bauern in dieser Gegend haben freundliche Stimmen, gute, aber nicht erfreuliche Gesichter: niedere Stirn, ein schwaches Kinn — wirklich sie kennen nur die Mühen der Bergvölker, schlechten Boden, rauhe Wege, kalte Winde; nichts von der Größe der Alpen, keine strömenden Gewässer, keine blendenden Schneekoppen, keine donnernden Lauwinen, keine Freyheit.

Der Himmel lag azurblau und glänzend über der Schlucht, und nachdem sie endlich zurückgelegt war, gelangten wir in ein ziemlich flaches, grünes Thal, von einem krystallklaren Bache bewässert, längs dessen Ufern eine Menge zerstreute Häuser ein großes Dorf bildeten. Still und herbstlich, obschon im August, hatte kaum ein Sommer begonnen. Es hatte Obstbäume, aber sogar heuer kein Obst. Und nun ging es wieder bergauf und wieder bergunter, und jedes Mal durch ein neues Thälchen mit einem neuen Dörfchen — still und menschenleer. Wo die Men-

Digitized by Google

schen steckten, begreife ich nicht! nicht auf dem Feld, nicht vor den Häusern — nicht einmal Kinder konnte ich erblicken. Nachdem wir mehrere Male bergauf und bergunter gekommen waren, wobey mir wehmüthig zu Muthe ward, als sähe ich meinen Lebensweg zurück, gelangten wir auf eine breite Bergebne, wo dünnstehende Stoppelfelder die Kargheit des Bodens verriethen, elende Wiesen mit geschwärzten Bretterabschlägen das Eigenthum bezeichneten, und hier erblickten wir von fern her die schwarzen Hütten von Frauenwalde. Mir thut es immer in der Seele weh, wenn Etwas in unserm Deutschlande mich an Polen erinnert — und Frauenwalde ist nicht der erste Fleck diesseits des Mayns, wo das geschah! — Es besteht aus hölzernen, kahl, ohne Hof und Garten dastehenden Häusern mit Schindeln bedeckt; kleine, geflickte Fenster, garstige, schmutzige Menschen, ein wahrhaft schrecklicher Gasthof, wo neben dem permanenten Schmutz zahlreiche Spuren der lezten Gäste, auch von dem Zeitlichen und Zufälligen zeugten. Unser Mittagessen war angemessen schlecht und widrig durch feuchtes, gelbliches Tischzeug und eine unangenehme, langsame, nachlässige Magd. —

Wo ist der Punkt der Kultur, von dem an Reinlichkeit zum Lebensgenuß gerechnet wird? — Und scheint sie nicht immer eine Begleiterin der Sittlichkeit zu seyn? Was anders als sittliche Rohheit hindert diese Menschen *in den dunkeln Räumen ihrer häßlichen Häuser ihr weniges Geräth zu ordnen*, die ungeheuern leeren Räume rein *zu halten*, die Betten aufzuschichten, Tische und Fensterbretter abzuwaschen? — Nicht Mangel an Zeit. — Man sieht deren Einige immer müßig an allen Wänden sitzen und sich bey ihrem Hausgeschäft mit drückender Langsamkeit bewegen. — Es ist Unempfänglichkeit für das Wohlthuende der Reinlichkeit, es ist eine Rohheit, die überall den Beobachter peinlich verlezt, aber viel peinlicher in einem Klima, wo der Mensch den größten Theil des Jahrs in seine vier Mauern verwiesen ist, und aus der kalten Luft — das, was die Leute ihre Kirschen nennen, reift erst im September — von dem Morast der Wege, dem feuchten Dust der Wälder, lauter Schmutz in diese Wände mit hineinbringt. Malen wir uns so eine Hütte — und wenn die Gasthöfe solche unreine Höhlen sind, können die Hütten besser seyn? — Malen wir sie uns und bedenken die Möglichkeit, ob dort, wenn der Landmann des Abends nach Hause kehrt, Grays Darstellung in seinem tief ergreifenden Gedicht: **der Dorfkirchhof**, Raum findet*). In diesen dunkeln Höhlen kann das Familienverhältniß nur **Jungenliebe** seyn — zierlicher Naturtrieb genannt, oder Märtyrerthum — denn wie schmerzvoll ist die Elternliebe, welche ihre Kinder unter dem Druck solcher Umstände aufwachsen sieht?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Nicht mehr wird nun für sie des Heerdes Flamme lodern,
„Kein Weib am Abend sie mit Angst zurücke fordern,
„Und keine Kinder mehr nach ihrem Vater schreyn;
„Still lauschend, wenn er kömmt, sich ihm entgegen drängen,
„Und sich um seinen Kuß beneidend an ihn hängen.“ — —

Der Wasserspiegel des kaspischen Meeres.

Die Meynung, daß das kaspische Meer durch einen unterirdischen Kanal mit dem persischen Meerbusen zusammenhänge, rührt aus den ältesten Zeiten. Noch heutiges Tages versichert man, daß um die Zeit des Winteranfanges, auf der Oberfläche des dem kaspischen Meere am nächsten liegenden Theiles des persischen Meerbusens, todte Blätter und Zweige schwimmend gefunden werden, welche von Bäumen und Pflanzen herrühren, die im mittäglichen Persien nicht einheimisch sind.

Wie dem aber sey, so ist ein anderes Faktum, das nicht weniger merkwürdig ist, historisch gewiß, ich meyne das Abnehmen des Wassers im kaspischen Meere, welches abwechselnd mit seinem Wachsen, von Zeit zu Zeit eintritt, während es doch die Gewässer des Ural, der Wolga und anderer Ströme in sein Becken aufnimmt.

In diesem Augenblick ist der Wasserspiegel des kaspischen Meeres im Abnehmen, und zwar so bedeutend, daß man es nur mit Schiffen befahren kann, welche höchstens fünfzehn Fuß tief im Wasser gehen, während man es früher mit Schiffen befuhr, die achtzehn Fuß tief gingen.

Früher ging das Wasser bis unter die Mauern von Bakou, jezt ist es ziemlich weit davon entfernt, und die russischen Kriegsfahrzeuge liegen deßwegen nicht mehr in der Bucht von Bakou, sondern in dem Hafen der Insel Sara.

Dieses Sinken des Wasserspiegels hat auch zuerst die Spitzen, und nachher selbst die unteren Theile eines großen Caravanserails zu Tage kommen lassen, welches ungefähr zwey Wersten vom Ufer entfernt im Wasser liegt.

Nach einer allgemein verbreiteten Landessage ging der Weg ehemals längs des Ufers von Lankara bis Sallian, eine Straße, welche heut zu Tage vom Wasser bedeckt ist.

Dagegen sind ferner einige neue Inseln zu Tage gekommen, von denen eine mehrere Wersten Umfang hat. Ihr Grund und Boden ist fest, und gewiß wird sie, wie die anderen Inseln des kaspischen Meeres, in wenigen Jahren von Fischern bewohnt seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Mit dem Monat November beginnt der öffentliche Verkauf der reichhaltigen Büchersammlung des verstorbenen Grafen von **Schlabern dorf**, der in Deutschland so viele Verehrer und Freunde zählt. Wer unter unsern Landsleuten hätte nicht die Bekanntschaft des interessanten deutschen Einsiedlers

Grafen der französischen Weltstadt gemacht, und wer von Allen, die ihn, seine Denkungsart und seine Handlungsweise kennen gelernt, widmete nicht seinen Manen die verdiente Verehrung. Die Fächer seiner Büchersammlung sprechen den Geist des Sammlers aus. Er war der treue, der nimmer ermattende Freund der Menschheit bis zu seinem lezten Hauch: hätte er sie überleben können, er wäre es bis zu dem übrigen geblieben. Aber er beschäftigte sich nicht allein mit der Theorie des Guten und Wahren; er übte sie aus werkthätig, so viel er vermochte. Wie viele ärmere Künstler und Gelehrte hat seine milde Hand nicht in ihrer Laufbahn unterstüzt, wie viele nüzliche Unternehmungen hat er nicht mit eigenen Mitteln zur Ausführung gebracht. In diesem Sinne umgab er sich denn auch hauptsächlich mit solchen Schriften und Büchern, die ihn von dem Bedürfnisse seiner Nebenmenschen und seiner Zeit unterrichten, und ihn über die Mittel belehren konnten, durch welche dieselben besser zu machen wären.

Schöne Wissenschaften, Geschichte im engeren und weiteren Sinne, und Zeitschriften sind die Hauptabtheilung seiner, nicht sowohl bändereichen als inhaltvollen Bibliothek.

Eine Menge Wörterbücher und Grammatiken der vorzüglichsten Sprachen zeugen von seinem lebhaften Bemühen, sich in direkten Verkehr mit den Ländern und Menschen aller Zonen zu sezen, um so die Kenntnisse zu schöpfen, nach denen sein Geist wie seine Seele dürstete.

Vor allem anderen sind es die Geschichtsbücher der französischen Revolution, in welcher Schlabberndorf zu studieren vorzog. Hier war es ihm um die feinsten Schattirungen der Bilder einzelner Personen, ja wenn möglich, um die Kenntniß ihres Inneren selbst zu thun. Er scheute darum auch keine Kosten bis zu den kleinsten Pamphlets Alles zu sammeln, was die handelnden Personen jener Zeit betraf. Man kann sagen, daß seine Sammlung von Werken über diese neueste Episode der französischen Geschichte, und über die Ereignisse bis in's Jahr 1823 eine der allervollständigsten ist, die existirt. Seine bibliothèque historique de la révolution française faßt allein 890 Portefeuilles; sein Recueil de pièces relatives à diverses personnes qui ont figuré dans la revolution füllt 73 Cartons; seine affaires du temps depuis 1787 bis 1815 bestehen in 241 Bänden; ein recueil de pièces diverses relatives à la revolution française, classés chronologiquement ist in 62 Cartons enthalten, ein anderes wieder in 45 Cartons, und ein leztes in 99 Cartons. Alle aber sind voll von vortrefflich und systematisch geordneten Notizen und Schäzen aller Art.

Frankfurt a. M. Oktober.

Zur Messe brachte das Theater dieses Mal nur eine Oper: la dame blanche, von Bojeldieu, in einer vierten oder fünften Uebersezung von Madame Ellmenreich, Mitglied unserer Bühne; die gewandteste ihrer bisherigen Arbeiten. Das weiße Fräulein wurde am 3. September zum ersten Male aufgeführt, und ist bey gedrängt vollem Hause öfter wiederholt werden. Es vereinen sich hier wetteifernd die Talente eines trefflichen Tondichters und eines unerschöpflichen Textschreibers Scribe. Der alte würdige Kompositeur des Rothkäppchens, des Kalifen von Bagdad, des Johann von Paris, drängt sich nach langem Schweigen durch den Schwarm der Lärmschlagenden an die Seite eines der glücklichsten Modekomponisten, der seinen Ruhm fast in Schatten zu stellen schien, und raunt ihm das anch'io in's Ohr, gleich dem italienischen Maler. Und er ist wirklich ein Maler, wie jener, dessen Melodien in allen Salons, auf allen Bällen ertönen, aber er ist ein besserer; seine Zeichnung ist sicherer, nationaler, das Kolorit frischer, die Farben mehr verarbeitet, man erkennt den Meister der leichten Operette, der Operette, welche durch Romanzen und Liedchen das Ohr schmeichelnd bestickt, und wieder in der Harmonie so große Schönheiten entwickelt, und mit einer Instrumentation, gegen welche das Tongeriesel jenes eitel Schneeflocken sind. Kein Wunder also, daß sie in Paris so großes Aufsehen gemacht hat; dazu nun der Stoff, worin aus Wenigem Vieles gemacht ist. Scribe hat die Geschichte des schottischen Hauses Avenel, welches man in Walter Scotts Kloster und Abt kennen lernt, bis in's Jahr 1759 hinaufgesponnen, zu einer noch ungläubigeren Zeit als die, welche im Abt die spuckende Fee aller gesunden Wahrnehmung entzieht, denn man erlaubt sich hier sogar eine Mummerey mit ihrer Gestalt, indeß das Landvolk noch den alten Aberglauben bewahrt. Ein größeres Unrecht trifft den Verfasser des Textes, doch nicht für seine Nation, darin, daß er die Schotten in Paris civilisirt hat, denn die Personen reden das beste Französisch in Sprichwörtern, Scherzen und galanten Anspielungen, man höre z. B. nur, wie der Prätendent von Avenel mit der hübschen Pächtersfrau so artig scherzt, als ob er in ihrer Gunst noch einen höheren als den Gevattergrad anspreche; ja was wird man dazu sagen, daß der Dichter das weiße Fräulein, eine züchtige Jungfrau, eine Zweydeutigkeit sagen läßt, die auf ein schallendes Gelächter berechnet ist; doch ist es immer gut, daß Scribe einen Geist von Fleisch und Blut das Bonmot sagen läßt, und nicht etwa die ernste, wenn auch neckische White Lady im Kloster von Walter Scott, welche ihren Scherz eigentlich nur mit den runden Pfäfflein des Marienklosters von Kennaquhair, und nicht mit gutgearteten Jünglingen treibt. — Wer wollte mit dem Vielschreiber Scribe (nomen et omen) über die Erfindung rechten, die vielleicht das Werk einer flüchtigen Stunde, über die Ausführung, die nur das Werk einiger Tage seyn konnte. Genug er hat die ziemlich schwache Erfindung mit Wiz, mit leichtem französischem Wiz behandelt, und darin die Lebendigkeit der Musik noch überflügelt. Die Oper unterhält auch als Stück, doch ist das Lob jenes Beurtheilers zu stark gegriffen, welcher sagt: Scribe habe schon zehn Bonmots gesagt, bis Bojeldieu nur zu einem komme. Dieses charakterisirt indessen die Genußsucht unserer Tage, und die Befriedigung selbst im Politischen mit Bonmots, wo es auf ernstere Dinge ankommt. Von den musikalischen Theilen ist die Ouvertüre offenbar das schwächste, ohne rechte Bindung und Durchführung. Wer die etwas dünne Harmonie tadeln wollte, würde theils den Gegenstand aus den Augen sezen, theils den Dichter in Eigenthümlichkeiten ungerecht angreifen. Doch ist einiges allerdings flüchtig gearbeitet; dafür bieten aber die originellen, ansprechenden Melodien Ersaz. Das schottische Thema mit den Hörnern ist gar anziehend, an der schönen Romanze vom weißen Fräulein wird Jedermann den Romanzier erkennen, und die Harfenbegleitung ist von guter Wirkung. Das Terzett, welches den ersten Akt schließt, das Spinnerlied der Amme, das Lied: Komm, o holde Dame, das Duett des jungen Grafen und der weißen Dame, endlich neben andern trefflichen Einzelnheiten das Kriegslied der Avenel, welches auch den Schluß bildet, beurkunden den Meister in diesem leichteren Genre. Wenn in das Lied der Avenel der junge Krieger mit seinem do la la der prüfenden Erinnerung, aus den Tagen der Kindheit einfällt, und es später selbstständig wiederholt, so ist dieses eine der glücklichsten Stellen der Oper, welche über den Schluß eine ungemeine Lieblichkeit verbreitet. — Bey den trefflichen Leistungen unseres rühmlich bekannten Sänger- und Orchesterpersonales, und einer reichen und geschmackvollen scenischen Ausstattung wird diese schöne Oper eine Zierde unseres Repertoirs bleiben.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Oktober 1826.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebauet, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere.
Du nur Genius mehrst in der Natur die Natur.

Schiller.

Talma.

Die Schauspieler, wie ausgezeichnet auch ihr Talent seyn mag, *lassen* höchstens nur Erinnerungen an ihre Leistungen zurück. Denn die Kunst, welche sie üben, beruht auf wandelbaren Prinzipien und welche zumeist von ihren persönlichen Fähigkeiten und Eigenschaften abhängen. Der menschliche Geist geht seinen Weg mit so schnellen Schritten, daß die Bühnenkunst, besonders die tragische, von heute durchaus nicht mehr dieselbe ist, wie die zur Zeit Ludwig XIV., wo Baron mit Deklamation der erhabenen Verse Racine's entzückte. Die Kunst Lekain's würde heute nicht mehr ansprechen, und doch sind es erst fünfzig Jahre, seit er gestorben. Allein auch von ihm blieb nichts als sein Name. Talma aber, von dem wir sprechen wollen, wird dieses Schicksal, das alle seine Vorgänger auf der französischen Bühne erfahren haben, nicht theilen; und diese Ausnahme wird er einzig und allein seinem Genie, der Zeit in der er gelebt, seinem ehrenhaften Benehmen während der Revolution, besonders aber auch seinen Verbindungen verdanken, die ihn mit allen großen und ausgezeichneten Männern seines Vaterlandes in Berührung brachten. Talma's Ruhm ist darum ein europäischer geworden, er ist über das Meer gedrungen und bleibt der Zeitgeschichte seines Jahrhunderts einverleibt.

Franz Joseph Talma wurde 1760 zu Paris geboren, er trat in seinem siebzehnten Jahre auf dem théâtre français zum ersten Mal auf und starb in seinem sechsundsechzigsten. Noch ganz jung begleitete er seinen Vater nach England, wurde aber von demselben bald wieder nach Paris zurückgeschickt, wo er nunmehr seine Studien begann. Diese Reise gab die Veranlassung zu einem Streit zwischen französischen und englischen Journalisten, indem leztere die Ehre reklamirten, den berühmten Mann ein Kind ihres Landes nennen zu dürfen. Jedenfalls ist dieser Streit nur ehrenvoll für das große Genie, welches in der Kunst, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, Lekain und Garrik bey weitem übertroffen hat.

Noch in der Pension und erst zehn Jahre alt, erwachte in Talma der Beruf für die Bühne. Der Vorsteher der Anstalt hatte ein Trauerspiel „Tamerlan" geschrieben, das er durch die Schüler aufführen ließ. Talma hatte am Schlusse des Stückes eine Beschreibung des Todes des Helden zu deklamiren, und hier war es, wo er sich so ganz in die Person, die er vorstellte, hineingedacht hatte, daß er im Augenblick des höchsten Pathos seine Thränen nicht zurückhalten konnte und von Schluchzen überwältigt nicht weiter fortzufahren im Stande war. Man war genöthigt, ihn von der Bühne wegzubringen, aber sein Spiel hatte alle seine Zuhörer in die gleiche Stimmung versezt. Dieser erste glückliche Erfolg war für seine Laufbahn entscheidend.

Einige Zeit nachher begab sich Talma zu seinem Vater nach London, um dort seine Studien zu vollenden. Sein glückliches Spiel bey der Aufführung Tamerlan's hatte Aufsehen erregt, und war selbst in England schon be-

Digitized by Google

kannt geworden, weßwegen er denn veranlaßt wurde, in mehreren großen Häusern, sogar auch vor Sr. Majestät dem jetzt regierenden König von England mit einigen seiner Landsleute kleine französische Stücke aufzuführen. Auch hier verrieth sein Auftreten fortgesetzt ungemeine Originalität, und da er das Englische eben so gut sprach als das Französische, wurden ihm Engagementsvorschläge für eines der dortigen Theater gemacht. Allein er ging darauf nicht ein, kehrte nach Paris zurück und überließ sich nun ganz seiner vorherrschenden Neigung für das Studium der Bühne.

Der Herzog von Duras hatte im Jahr 1768, und zwar auf Anrathen der Madam Vestris, dem Könige vorgeschlagen, eine Deklamationsschule zu errichten, welche genehmigt ward und an welcher Molé, Dugazon und Fleury als Professoren angestellt wurden. Der Unterricht und die Leitung dieser erfahrnen Lehrer wurde von Talma eifrig benuzt und mag für seine Ausbildung zum Schauspieler von der folgereichsten Wirkung geworden seyn.

Sein erstes Auftreten auf dem théâtre françois, und zwar in dem Trauerspiel „Mahomed," in der Rolle des Seïde, fällt in diese Zeit, es erwarb ihm die allgemeine Aufmerksamkeit. Er spielte nunmehr abwechselnd im Trauerspiel und im Lustspiel, wie z. B. in der Rolle des Liebhabers, in Fabre's „intrigue épistolaire," und es fehlte ihm nur eine Gelegenheit, seinen wachsenden und bestens begründeten Ruhm vollends nach allen Seiten hin auszudehnen. Indessen studirte Talma eifrigst alle Theile der Kunst, der er sich mit Jugendliebe gewidmet; er besuchte die Künstler und besonders die Maler. Eines Tages, als er in dem Trauerspiel „Brutus" eine zweyte Rolle übernommen, sah man ihn in einem so vortrefflichen Kostüme eines römischen Senators aus seinem Ankleidezimmer treten, daß die anderen Schauspieler, von Staunen ergriffen, einstimmig erklärten: „er sehe aus wie eine römische Statue." Die römische Statue, welche der angehende Schauspieler mit allem Feuer seines jugendlichen Talentes belebte, wurde von dem Publikum mit Entzücken aufgenommen, und auf diesem Wege hat Talma jene nothwendige Umgestaltung des Kostüms bewirkt, welche Lekain und die Clairon, auf Marmontel's Rath, schon vor ihm, aber vergeblich versucht hatten. Seit ihm erscheint Achilles im antiken griechischen Haarschnitt und seit dieser Zeit trägt Zaire den Reifrock nicht mehr. Talma arbeitete nunmehr unausgesezt daran, diesem wesentlichen Theil der Schauspielkunst den höchsten Grad historischer Wahrheit zu geben.

Von dieser Zeit an datirt es sich aber auch, daß nicht allein das Publikum, sondern selbst dramatische Schriftsteller ihre Blicke und ihre Hoffnungen auf Talma richteten. Die Rollen Karl IX., und Egiste im Agamemnon wurden nun von ihm einstudirt und mit einer solchen Kunstfertigkeit und tiefer Wahrheit gegeben, daß seine Stellung als erster tragischer Schauspieler Frankreichs schon ein für allemal ausgesprochen ward und blieb.

Aber unerachtet dieses glänzenden Erfolgs, unerachtet seines riesenhaft wachsenden Rufes, sezte Talma seine Studien mit solcher Emsigkeit und Fleiß fort, als sehe er sich für einen eben erst debutirenden Schüler an. Man warf ihm noch Schwere und Langsamkeit in der Deklamation vor, welche seine zahlreichen und erhabenen Inspirationen nicht immer zu verstecken vermochten. Die Schwierigkeiten seiner Kunst waren der fortwährende Gegenstand seines Nachdenkens und führten ihn endlich auf einen Punkt, der ihn so lange beschäftigt hat. Von den mehr als menschlichen Verhältnissen der Größe der Trauerspielhelden erfüllt, ward Talma nämlich auf die Nothwendigkeit geführt, für dieselben, um sie auf eine ihrem Wesen entsprechende Art sprechen zu lassen, eine eigene künstliche Sprache zu erfinden, ein Resultat, das er jedoch nur erst nach dreyßigjähriger Anstrengung erreichte. Den physischen Anstrengungen in Erwerbung dieser Fertigkeit ist aber wohl leider auch der Keim der Krankheit zuzuschreiben, der er unterlegen ist.

Jedermann, der Talma auf der Bühne und im Gesellschaftszimmer hatte sprechen hören, konnte die Bemerkung machen, daß sein Organ in beyden Fällen ganz verschieden gewesen, aber die höchste Vollkommenheit hierin hatte er erst in den lezten zehn Jahren seines Lebens erreicht. Mit der von ihm erfundenen Stimme deklamirte er nicht, sondern sprach er nur im Trauerspiel; anstatt dieses einen Schritt weiter vom Natürlichen zu entfernen, hat er es vielmehr demselben näher gebracht und somit nicht allein die Schauspielkunst vervollkommt, sondern sogar dem Trauerspiel überhaupt einen wichtigen Dienst geleistet.

Talma besaß die glücklichste Körperbildung: sein edles, schönes Gesicht verherrlichte ein majestätisches Auge, sein Blick war durchdringend, sein Geist, sein Urtheil unübertrefflich, kurz Kunst und Natur hatten Alles gethan, um ihn für die Bühne vollkommen zu machen. Nie werden die Rollen des Oreste, Joad, Brutus, Néron, Manlius, Nicomède, Hamlet, Auguste, Ladislas, Vendôme, Oedipe, Sylla, Charles VII., einen Dolmetscher finden, wie es Talma gewesen.

Frau von Stael sagt in ihrem Werke de l'Allemagne von Talma: „daß er wegen seiner mit dem höchsten Grade von Takt verbundenen Kühnheit, so wie wegen seiner angebornen Naturanlagen und erworbenen Würde für ein unübertreffliches Muster gelten könne. Er besitze die Geheimnisse aller Künste. Seine Stellungen erinnern an die Statuen des klassischen Alterthums und der Ausdruck seines Gesichtes, sein gebildeter Blick verdienen von den Malern studirt zu werden. Seine Stimme habe einen so ansprechenden, magischen Wohlklang, daß sie unwidersteh-

Digitized by Google

lich zum Herzen bringe. Die Mittel, welche Talma zu Gebote stehen, um auf seine Zuhörer zu wirken, vereinigen also die verschiedenen Künste der Malerey, der Bildhauerkunst, der Poesie, und vor Allem werden sie durch die seelenvollste Sprache erhöht. Die Art, wie er seine Rollen auffasse, beweise eine vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch sein Mienenspiel wie durch seine Rede werde er gleichsam ein anderer Schauspieldichter."

Talma lebte beständig in der Gesellschaft der ersten Geister seiner Zeit, er kannte General Bonaparte vor der Expedition nach Egypten, ein Verhältniß, das dieser nachher als Konsul und Kaiser fortgesezt hat, indem er den Künstler in den Tuillerien wie in seinen Landhäusern empfing.

Talma schrieb mit einer Eleganz und einer Reinheit, die man selten findet. Seine Privatkorrespondenz ist davon ein sprechendes Zeugniß. Allein auch seine dem Publikum mitgetheilten Schriften mögen dieß bethätigen, wie z. B. seine Vorrede zu Lekain's Memoiren *). Noch vor zwey Jahren erst hat er gediegene, tiefdringende Reflexionen über die Schauspielkunst herausgegeben, welche allgemeinen Beyfall geerntet haben.

Talma für sich allein war die Säule des französischen Trauerspiels; er wird nicht erreicht werden von allen denen, die in seiner Schule lernten, unter welchen auch der berühmteste spanische Tragiker, Maiquez, nicht vergessen werden darf, da er ihm vielleicht am nächsten kam.

Alle, welche Talma näher kannten, geben seinem Charakter das ehrenvollste Lob, und stimmen in gleichem Urtheil über die Liebenswürdigkeit seines Umganges überein. Er war guter Bürger, der beste Familienvater, seine Seele groß und rein, und sein Ruf der unbescholtenste. Man weiß nicht, daß er Uebles gethan hätte, aber selten verging ein Tag, der ihm nicht Gelegenheit gegeben, irgend eine gute Handlung zu verrichten. Bis zu seinem lezten Augenblick behielt er den Gebrauch aller seiner Geisteskräfte, und sein endliches Herannahen fand ihn gefaßt und zuversichtsvoll, wie der Gerechte stirbt. Talma starb arm, aber schon ist eine Subscription eröffnet, um ihm ein Denkmal zu errichten.

G. C.

---

*) Eine Uebersetzung derselben haben wir. in den Nummern 81 und d. folg. des Morgenblatts von diesem Jahr, unseren Lesern mitgetheilt.

Die Red.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Frauenwalde soll ursprünglich ein, im dreyzehnten Jahrhundert gestiftetes, Nonnenkloster gewesen seyn. Die frommen Jungfrauen müssen recht viel verschuldet gehabt haben, um auf dieser öden Berghaide ihre Versöhnung zu suchen. Ich habe nicht gehört, daß jezt noch eine Spur dieses Gotteshauses vorhanden sey, das wahrscheinlich so, wie viele Gebäude waldiger Gegenden oft ein Paar Menschenalter hindurch von Holz gebaut stand, bis es in günstigen Zeiten mit Steinmauern ersezt ward. Traf ein solches während seines hölzernen Daseyns die Zerstörung, so konnte nur die Sage sein Andenken erhalten. Ein Theil der Gelübde, welche die heiligen Jungfrauen übernahmen, wird von den Umständen den jetzigen Bewohnern dieser Einnöde auch aufgelegt: Armuth, weil ihnen die Natur ihre Güter versagte; Gehorsam — nun wahrlich, wem obliegt dieser nicht? er wird Freyheit in dem Starken und Sklavensinn in dem Schwachen. — Das dritte Gelübde ist hier leicht zu halten, wenn das alte Lied wahr ist: „Durch die Augen kommt die Sünde . . . ." denn das Auge erblickt nur häßliche Gestalten um sich her.

Vermöge meiner Bemühung, die Leute zum Sprechen zu bringen, erfuhr ich, daß dieser arme Boden sehr ungleich unter seine Bewohner ausgetheilt ist. Er gehört nur einem halben Dutzend der Bürger, unter welche der Gastwirth unsrer schmutzigen Herberge gezählt wird; die übrigen nähren sich von Holzarbeit, vom Fällen der Bäume bis zum Löffelschneiden. Dennoch scheint Frauenwalde eine Pariaskaste wie Malabar zu besitzen; diejenigen, welche sich mit der Bereitung des Feuerschwamms beschäftigen, werden von ihren Mitbürgern mit Verachtung behandelt, warum ist dieser Erwerbszweig ehrenrührig? gefährlich kann es seyn Zunder zu bereiten, aber ehrenrührig doch nicht. Darauf will ich doch meine Symbolik nicht anwenden. — Es ist auch ein Pfarrer und eine Kirche hier. Wenn man im wirklichen Leben wie im Roman thun könnte, hätte ich sogleich den Pfarrer besucht. Welch ein Märtyrerthum, hier Pfarrer zu seyn! Und welche Krone dem der sie erringt! Diese Betrachtung schneidet meinen Spott ab und meinen Scherz.

Von Frauenwalde bis zum Abhange des Gebirgs nach Ilmenau zu bleibt das Gebirg, vom Wege aus gesehen, kleinlich und rauh; die Wälder struppig und verwüstet, der Boden dürr. Erst am Abhange werden die Tannen hoch, und stehen im Schlusse, und endlich schimmern die Häuser von Ilmenau durch die lichtern Gipfel der Bäume.

Ilmenau hat das Ansehen eines vornehmern, aber betriebsamen Landstädtchens. Die Wollarbeit und das Spitzenklöppeln hat hier allmählig den Bergbau nothdürftig ersezt. Das heißt, die Poesie mit der Prosa; wobey ich jedoch bemerke, daß die Poesie des Bergbaus nicht mehr für unsre Zeiten paßt, und unpoetisch betrachtet, ist der Bergbau nichts anders wie jedes „Schaufeln und Graben," so lange man lebt. — Schreitet die Mechanik in ihrer Vervollkommnung fort, so wird der Bergbau sehr bald etwas so gemeines seyn wie Pflügen und Schmieden, oder

Digitized by Google

er bedarf nur eines Maschinenmeisters, der sich oben an die Kure sezt, um das verschieden gestaltete Erz als Eisenplatten oder Goldstangen und dergleichen aus den Formen zu nehmen, unten im Schacht schürt indeß ein Invaliden-Soldat oder anderer pensionirter Staatsdiener das Feuer, und eine Dampfmaschine thut das Uebrige. Nacht und Lebensgefahr gab dem Bergbau seine poetische Seite, je mehr diese schwinden, je gemeiner wird der Beruf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Okt.

(Fortsezung.)

Die beyden neuen Schauspielgaben der Messe waren Adelma, Trauerspiel nach dem Englischen, von Vogel, ein gänzlich verunglücktes Sujet aus der byzantinischen Zeit, wo die Unnatur mit den heiligen Blutverwandtschaften wieder in der längst verpönten Art ihr Wesen treibt. Besser aufgenommen wurde Raupachs neues Lustspiel: die Belehrten, über welches ich mir noch kein Urtheil erlaube. Die kleine dramatische Aufgabe: Komm her, von Elsholz, welche durch unsere gewandte Lindner einen nicht geringen Reiz erhält, ist als Dreingabe zu betrachten.

Die Messe war sehr lebendig, ohne deßwegen besonders gut ausgefallen zu seyn. Eine erstaunliche Menge von Durchreisenden erfüllte die Gasthöfe, Märkte und Straßen, theils von den benachbarten Taunusbädern zur schönen Jahrszeit hereilend, theils auf den Reisen in die nördlicheren Gegenden begriffen. Die Anzahl der Fremden nimmt jährlich zu, der Fortgang der Messe nicht in gleichem Maße, doch hörte man dieses Mal wenig klagen. — Die große Anzahl der Merkwürdigkeiten und Meßungeheuer verdrängte derselben mehrere auf benachbarte Pläze. Die Menagerie des Herrn von Aken nimmt unter den Sehenswürdigkeiten unbezweifelt den ersten Rang ein. Das schöne Löwenpaar mit drey Jungen, die zu Utrecht das Licht erblickten, und dem kleinsten, einem sechswöchentlichen männlichen Löwen, der zu Coblenz auf die Welt kam, sind der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Es ist wohl das erste Mal, daß eine Menagerie eine solche Löwenfamilie von Ort zu Ort führt. Drey schöne Tiegerarten, Bären, Schakal, Wolf, Ichneumon, Ameisenbär, seltne Hasen, schöne und seltne Affen bereichern das Kabinet der vierfüßigen Thiere. Die Vögelabtheilung enthält zwey neuentdeckte Emcoos-Männchen und Weibchen, ein Thier, welches den Uebergang vom Casuar zum Strauß macht, von Gestalt wie dieser, von Federn wie der Casuar, von Farbe grau. Mehrere Casuare, ein schöner Pelican, ein brasilianischer schwarzer Adler mit rothen Füßen und rothem Schnabel, ein Lämmergeyer, viele Papagayen, Aras und kleine brasilianische Vögel reihen sich diesen an. Sehr merkwürdig ist eine junge Boa Constrictor oder Riesenschlange aus Brasilien, welche nicht buntschillernd in Farben, aber durch die eigne Zeichnung der Schilder, und durch die schon beträchtliche Größe eine bedeutende Seltenheit ist, wofür sie, wie Hr. von Aken versichert, selbst der Prinz Maximilian von Neuwied erklärt hat. Um sie in dem kälteren Klima zu erhalten, liegt sie in einem Kasten, der beständig durch ein blechernes Behälter mit heißem Wasser geheizt wird, in wollenen Tüchern verhüllt.

Auf dem Komödienplaz war ein schöner, großer männlicher Elephant zu sehen, der Fangzähne von ziemlich beträchtlicher Länge hat. Er kommt als „elephant gastronome" von Paris, wo er während sechs Monaten, wie die Eigenthümerin verkündet, im olympischen Cirkus des Herrn Franconi die ganze Hauptstadt durch seine Uebungen in Erstaunen gesezt hat. Diese Uebungen bestehen in der sogenannten Gastronomie, dem Ziehen einer Schelle nach dem Essen, und dem Verschlingen von Brot, Salat und Rum an einem Tisch, wozu das Thier sich indessen nicht sezt, wie es auf dem Zettel abgebildet ist; diese und ähnliche Künste erläßt man dem edlen Thiere gern, welches die Natur zum Herrscher der Wüste, und nicht zum apportirenden Pudel bestimmt hat. Die Freude, welche der Elephant bekanntlich an der Musik hat, wird nicht weiter als bis zu dem ziemlich mißtönenden Spiele eines Flageolets mit der Zunge verfolgt. Der arme, enge eingeschlossene Coloß macht continuirlich seinen Spaziergang in der Runde zwischen den drey Wänden und vordern zwey Balken seines Kerkers. Seine Größe erregt Erstaunen, und erinnert an Hallers Gedicht von der Allmacht: „die diesen Knochenberg beseelt."

Außerdem sahen wir ein Panorama von Altona und Hamburg — eine Reihe „polegraphischer Darstellungen, oder Reise im Zimmer durch die Welt." Ansichten von Sachsen, Italien, der Schweiz, England ꝛc. dreyzehn an der Zahl — ferner eine Katerlate, die weiße Dame genannt, zusammen mit optischen Belustigungen. — ein Mensch ohne Arme, und ein großer männlicher Waldmensch — ein Bauchredner Namens Schremser — Basreliefs von merkwürdigen Gegenden in der Schweiz, und noch andere kleine Sachen. Auch Hr. Thieme bezog diese Messe wieder mit seinem Marionettentheater von Leipzig.

Mehr als diese Merkwürdigkeiten interessirte mich ein merkwürdiger Schild, vielleicht von Benvenuto Cellini, oder doch aus seiner Schule, den der Antiquar Scheibner von Cöln den ihn besuchenden Kunstfreunden zeigte. Er ist von Eisen, und hat eine cirkelrunde, gewölbte Form; die Figuren von getriebener Arbeit sind Kämpfende in antikem Kostüme, zu Pferd und zu Fuß, mit zum Theil vergoldeten Rüstungen. Das Ganze ist von einer außerordentlichen Kraft und Lebendigkeit, die Stellungen hie und da vielleicht zu künstlich, die Gruppen schön verbunden — es ist eins der trefflichsten Bildwerke jener Zeit. Der Besizer fordert, wenn ich nicht irre, dreytausend Gulden dafür. Noch andre seltne Alterthümer sind bey Herrn Scheibner anzutreffen, viele alte und neue Münzen, alte Pokale, Waffenstücke und Geräthe aller Art, eine sehr merkwürdige Sammlung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 252.

Beil. Lieb.

Räthsel.

Nicht dem Ird'schen bin ich zugekehrt;
Aufwärts, nach dem Himmel, geht mein Streben
Und, in höh're Sphären mich zu heben,
Gern verlaß ich meines Vaters Heerd.

Thöricht wär' es, mich zurückzuweisen,
Weil ich dann dir schaffe bittre Qualen.
Ja, mit Thränen mußt du mir's bezahlen,
Denn auch zahnlos weiß ich dich zu beißen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Oktober 1826.

Das Leben, Brüder, ist nur Reise,
Die Heimath das verschwieg'ne Grab.
Der Thor murrt unterwegs, der Weise
Geht froh an seinem Wanderstab.

Fr. v. Köpken.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, *im* Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Von einigen Burgen, die vor Jahrhunderten hier gestanden haben sollen, wollte ein zierlicher Postbeamter, den ich aus dem Kaffee-Haus mußte holen lassen, um Pferde zu erhalten — gewiß einer der Beaux des Städtchens — gar nichts wissen, obgleich ich ihn auf einen alten Thorweg in einer hohen Mauer, der Post gegenüber, über den er mir die seltsamsten Dinge hätte weiß machen können, aufmerksam machte. Von hier aus geht der Weg durch Felder und Wiesen im Gerathal fort, dessen Hügel mit Gebüsch gekrönt, sich nach Arnstadt hin annähernd, links zu Felsen erheben, auf deren halben Höhe die Hochstraße hinführt. Im Sonnenstrahle eines schönen Augustabends war die Annäherung zur Stadt wahrhaft entzückend! Links auf der an die Straße anstoßenden Felsterrasse Gärten mit artigen Lusthäusern, rechts der tiefe, grüne Grund mit seinem Gerabache und Gebüsch und Bäumen, und dann die laubbedeckte Höhe, auf deren mittlern Abhang ein hübsches Wirthshausgebäude die angenehmste Wirkung hervorbrachte. Das Städtchen ist eines der schönsten, die ich kenne, weil in ihm nirgend abgefallne Mauerbekleidungen, verklebte Fensterscheiben, halbe Fensterläden, verschobene, mit Gras verwachsene Hausstufen an Verarmung erinnern. Ungewöhnliche Betriebsamkeit läßt sich mit hämmern, zimmern, schnurren und knarren in allen Häusern vernehmen; Seiler, Kupferschmiede, Seckler, Zeugmacher und alle andern gewöhnlichen Handwerker bieten in wohlversehenen Läden ihre Arbeiten dar. Das hiesige Bier soll sehr gut seyn, einige Handelshäuser haben ausgebreitete Verbindungen, der Gartenbau empfiehlt sich durch die vorzüglichen Sämereyen, mit denen Arnstadt in weiter Entfernung Handel treibt. An Wochenmärkten ist die Lebendigkeit auffallend! Die Bewohner der Ebene bringen hier ihre Feldfrüchte her, und die des Gebirgs kommen herab, sich mit ihren Bedürfnissen zu versehen. Dabey bringen sie die Erzeugnisse ihres Fleißes, Holzarbeiten, Kienruß, Feuerschwamm u. s. w. herab, ja sogar den gesponnenen und ungesponnenen Flachs, der in einigen Bergthälern wächst, weil es vielen der Walddörfer an Webstühlen fehlt. Der hiesige Marktplatz ist geräumig, die anstoßenden Straßen licht und breit. — Die Kopftücher und Schürzen der Weiber, die Brustlatze der Männer hochfarbig, dabey strahlte die Sonne und die warme Luft wiegte die Weinranken, die mehrere der saubern Häuser bis zum zweyten Stockwerk umzogen. Zwey der fürstlichen Familien von Sondershausen wohnen in Arnstadt, auch eine fürstliche Regierung und einiger Adel; da aber keines dieser Elemente auf die Masse zu drücken scheint, können sie nur Gutes wirken durch gebildetere Haltung, größere Nachfrage bey Handwerkern und Kaufleuten, so wie durch ein lebendiges Unterhalten der zur Herzensgewohnheit gewordenen Liebe zu dem alten Fürstenstamm. Eine schöne alte Kirche mit zwey zierlichen Thürmen, welche die Ansicht

Digitized by Google

der Stadt von vielen Seiten verschönt, wird leider nicht mehr besucht und ist also im Innern völlig verfallen. Das ist betrübt! Bedenkt man wohl, daß weder Arnstadt noch irgend ein anderer Ort in jetziger Zeit fähig wäre, eine solche Kirche zu bauen? Was sind unsere neuen Kirchen, da wo man sich einfallen ließ, deren zu errichten? Nach wunderlichen Rezepten der Deutschheit und Griechheit gemischte oder geschiedene Massen, bey denen man sich fast freut, daß sie nirgend fest genug aussehen, um bey der Nachwelt gegen uns zeugen zu können. Diese schöne Kirche, über die ein hiesiger Staatsbeamter, Herr H. von Hellbach, eine sehr unterrichtende Broschüre herausgab, hat übertünchte Wandmalereyen, alte Grabmäler und Baphometgestalten, bey denen das garstige Männchen, welches unter seinen Beinen durchsieht, nicht vergessen ist, noch ein gewisser liegender Seehund, den ich in Brenz, in Donauwörth, und in dem schönen Münster von Regensburg auch schon gefunden, und der bey den religiösen Geheimnissen des Mittelalters nothwendig eine bestimmte Rolle gespielt haben muß. Von jenem Männchen geht hier, wie in so vielen alten Kirchen in Deutschland, die Sage, es stelle den Altgesellen des Baumeisters dar, der eifersüchtig über das ihm vom Publikum seiner Geschicklichkeit wegen gezollte Lob diesen Gesellen vom Thurme herabstürzte. Seltsam ist es, daß die abgeschmackte Stellung dieser Fratze derjenigen ähnlich ist, welche die Schwere des Kopfs beym Herabstürzen verunglückter Wanderer, im Hochgebirg der Alpen z. B., dem Körper gibt. Einige Spaziergänge um die Stadt, besonders an den Ufern der schnellströmenden Gera, sind mit Buchen und Linden beschattet, die unter die schönsten, riesenmäßigsten gehören, die ich jemals gesehen. An Gasthöfen, Harmonien, Tanzsaal, Biergärten fehlt es diesem wackern Städtchen auch nicht, und seine Bewohner schienen mir dessen angenehme Umgebungen in Gärten und auf den umgebenden Hügeln zu genießen. Auf einem dieser Hügel sah ich einen Sonnenuntergang, der sich nie aus meiner Erinnerung verlieren wird. Wir befanden uns auf der Höhe, wo ehedem das Schloß Kefernburg gestanden haben soll; kaum erkennt man noch die ehemaligen Gräben, in denen jezt Schafheerden treiben; ein ansehnlicher Pachthof, der tiefer am Abhange liegt, trägt noch seinen Namen. Der mildeste Abend folgte einem heißen Sommertag und färbte die Dünste, in denen die Sonne niedersank mit glühendem Roth. Die strahlenlose Kugel stieg genau zwischen den Thürmen der alten Wachsenburg, eines auf der entgegengesezten Seite des Thals liegenden Schlosses langsam herab, das alte Gemäuer malte sich dunkel und riesig auf dem feurigen Gewölk. Kühle duftete aus dem Thal, Ruhe verbreitete sich auf den Fluren, hinter uns rauschte die Luft in den Gipfeln des Waldes; links zu unsern Füßen lag ein Dorf halb in Bäumen versteckt, dessen Gottesacker an eine noch tiefere Ruhe erinnerte; vor uns das Städtchen mit seinen prächtigen Buchenalleen und schönen Kirchthürmen. Wir saßen — ein kleiner Freundeskreis — an dem Rand des Hügels, wo ihn ehemals Mauern begränzten und erblickten auf einem der ehemaligen Wälle eine andere Menschengruppe, die sich schweigend wie wir an dem erhabnen Anblick ergözte. Ich weiß nicht, wer diese Menschen waren, ich möchte es nicht wissen — es ist eine erhabene Empfindung, mit unbekannten Mitmenschen in einem schönen Einklang gestanden zu haben. Es ist vielleicht ein Samenkorn für ein Bündniß in der Ewigkeit; wenn dort wir uns begegnen sollten, sind wir einander nicht fremd: wir sahen einst mit gleicher Andacht die Erdsonne sinken.

Unsere Gastfreunde führten uns auf einen andern entlegenern, viel höhern Punkt, wo das alte Schloß Reinsberg ehedem die Thäler beherrschte. Meine Gefährten sahen da oben durch ihren Dollond Wunderdinge! Am Schloß in Gotha zählten sie die Fenster ab, die Erfurter Citadelle lag ihnen vor der Nase, der Brocken war nicht zu verkennen, der hessische Meißner stand deutlich am Horizonte. Ich brauche wenig hoch zu steigen, um daß mir die Erde entschwinde — von all diesen Fernen sah ich nichts, nur die nächsten Hügel mit Wald bedeckt und kleine Weiler mit Obstbäumen umkränzt, und an den unebnen Abhängen des hohen Kegels, auf dem wir saßen, zahlreiche Schafheerden, die nahrhafte Speise fanden, wo ich kaum sichtbare Blättchen und Halme dem dürren Boden entkeimen sah. Ach in Arkadien muß es doch anders gewesen seyn! Alles, was bey uns Hirt und Heerde heißt, schlägt alle Poesie aus dem Feld. Auch eine Porzellainfabrik besahen wir in der Nähe der Stadt; sie scheint sich auf Töpfe, Tassen und — Pfeifenköpfe zu beschränken; von leztern waren große Haufen, besonders einer kleinen Sorte vorräthig, die häufig nach Amerika versendet wird; auf der bessern Gattung sind Alexanders, Napoleons und Blüchers Köpfe zu sehen, die sich nicht wenig wundern werden, von den Missuris und Delawaren ohne Ansehen der Person zum Blauendunstmachen gebraucht zu werden. Die Vervielfältigung der Porzellainfabriken ist einer der handgreiflichen Beweise, wie die Bequemlichkeitsbedürfnisse seit fünfzig Jahren zunahmen. Damals sah man in Bürgershäusern neben etwas Zinngeschirr höchstens eine grobe Fayence mit dem Umriß eines Vogels und einem frommen oder losen Spruch rund umher. Der Taglöhner kannte kein anderes als gemeines irdenes Geschirr. Jezt hat manche Handwerkerjungfer eine Tasse, mit der sie „auf Rosen und Vergiß mein nicht wandelt" und das wirkliche oder nachgeahmte englische Steingut ist allgemein. Nur der Bauer blieb bey dem Grad der Beschränkung, der bey anderweitigen Fortschritten der Kultur als Armseligkeit erscheint. — Ich habe in Franken und Oberschwaben in manchem Bauernhaus weder Glas noch Teller gefunden.

Digitized by Google

Von Arnstadt führt der nächste Weg nach Rudolstadt über Stadt Ilm. Auf einer breiten Bergebne sahen wir ärmliche Felder, deren einzelne kurze Halme unmöglich die Mühe des Schneidens lohnen konnten. Der heiße, trockene Sommer hatte den Boden ausgebrannt! Dagegen hatte man lange zur Rechten das ziemlich breite fruchtbare Angstthal — ein alberner Name, und ein abscheulicher, wenn er in diesen grünen Gründen eine Bedeutung hatte. Ilm ist ein niedliches Städtchen, in dem man viele gute wollne Zeuge macht, das eine hübsche Kirche hat, die sich jenseits des Ortes sehr vortheilhaft darstellt. Die Natur hat nichts für die Stadt-Ilmer gethan, und diese hinwiederum nichts für die Natur. Lange geht es in diesem Ton fort, bis man bey der Annäherung von Rudolstadt in ein Thal kommt, grün und angebaut mit waldigen Höhen, goldenen Saatfeldern und Wiesen bis an den kleinen Bach, der es durchfließt, die Häuser hinter Obstbäumen versteckt und drollige Ziegen, die an den bebuschten Abhängen umhernaschten. Vor vierzig Jahren hätte mich so ein Bauernhaus glücklich gemacht! Damals träumte man von einem Bauernstande, aus dem die Nation sich entwickeln solle — und warum sollte sie es in diesen lieblichen Thälern auf andern Wegen nicht auch jetzt? —

Rudolstadt ist, meines Bedünkens, die niedlichste *dieser kleinern sächsischen* Residenzen. Die Lage des *Städtchens, an dem besonnten* Abhang eines *Hügels, der eine* von vielen Thalausgängen gebildete schmale Ebene beherrscht. Höhere Berge, mit historischer, oder auf Volkssagen gegründeten Namen rund umher, ein sehr hübsches Schloß mit seinen Gärten hinter sich, dem Berg aufwärts — das Alles ist wahrhaft anmuthig! Etwas steil und mühselig muß der Herrscher auf seine Höhe hinan-steigen — nach meiner beliebten Symbolik ist das ja recht natürlich und heilsam. Wohl ihm, wenn er oben angelangt, mit frohem Bewußtseyn ein so allerliebstes Städtchen, so lachende Fluren übersieht! Eine Menge Gärten mit Obstbäumen umgeben die Stadt, Alleen von wunderschönen Bäumen zieren die Ufer der Saale, die hier recht ansehnlich, und doch ruhig die Gegend verschönert. Jenseits liegen Wiesen und Dörfer, und ein wohlgebautes Schlößchen, wo ein schönes Gewächshaus befindlich seyn soll, das ich aber nicht besuchte, weil mir die ungekünstelte Natur Freude genug machte. In der Stadt steht ein zweytes fürstliches Schloß, und hübsche Häuser kann sie genug aufweisen. Es gibt hier eine Regierung, Schulen, Amateurs, Dilettanten, Virtuosen, Alles was eine kultivirte Gesellschaft hervorbringt und versammelt, einen guten Gasthof, ein Theater, eine Art Harmonie oder Restauration an einem herrlich beschatteten Baumplatz in der Nähe des Schießplatzes, auf welchem die jährlichen großen, in dieser Gegend berühmten Freyschießen gehalten werden. Diese sind die Freude der jungen Damen, die Tugendprobe der jungen Herren, bey ihnen sehen die wackern Hausfrau'n oft etwas sorglich, die Hausväter etwas straffällig aus. Wirklich scheint mir die Ergötzlichkeit etwas zu lang — man sagte mir von vier Wochen! — zu dauern. Gegen eine Lustbarkeit von vier Wochen hält keine frohe Laune, kein Beutel und keine Philosophie aus.

Von hier bis Saalfeld folgen sich Wiesen, Felder und Dörfer, die immer am Abhange, meist beym Ausgang eines Nebenthals liegen, in steter Abwechslung. In manchen dieser Dörfer deuten große schwarze Schlackenhaufen, und in ihrer Nähe die Farbe des Wegs, die Beschäftigung ihrer Bewohner an. Diese Bergwerksbeschäftigung setzt sich in allen Thälern dieses Theils des Thüringer Gebirgs, bis zu seinem Ausgang nach Franken zu, fort. Bey Grün und Sonnenschein heben sich diese schwarzen Schlackenhaufen artig auf dem Rasen heraus, und die schwarzen hölzernen Hütten liegen malerisch zwischen Laubwerk und Obstbäumen versteckt; allein an einem Novembertag, wo ich einst einen andern Theil eben dieses Gebirgs bereiste, hatte die gleiche Scenerey einen Ausdruck unsäglicher Schwermuth. In kleinen Bergbuchten lagen die schwarzen Hütten an stillschleichenden Bächen, aus dem Hintergrunde der Bucht schwebte ein dunkler dichter Nebel her, mit welchem der aufsteigende braune Rauch der Schornsteine zusammenfloß. Heute war Alles glänzend und froh. Saalfeld selbst erschien vortheilhaft mit seinem hohen Schlosse und alten Stadtthürmen und anderweitigen alten Gebäuden. Vor mehr wie vierzig Jahren kam ich von Jena her, einen Weg der, Rudolstadt umgehend, eine halbe Stunde von hier, mit dem Saalfelder zusammentrifft. Damals war es eine arge, ungebahnte Straße, auf der wir um zehn Uhr, an einem regnerischen Frühlingsabend, eine Viertelstunde von der Stadt, umgeworfen wurden, und den zerbrochenen Wagen Bedienten und Postillion überlassend, zu Fuß nach Saalfeld hineingingen. Wie haben sich in diesen fünfzig Jahren Wege und Gasthöfe verbessert! Damals kannte man in Norddeutschland noch keine Hauderer oder Miethkutscher; ein hannoverischer Rath würde geglaubt haben um Ehr und Reputation zu kommen, wäre er ohne Bedienten und mit Miethpferden gereist. „Das thut man im Reich" sagte man sich vornehm, damals bedurften vier Personen vier Postpferde, mit denen man überdieß in vielen Gegenden in den bodenlosen Wegen nicht fortkam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bienen in Egypten.

Da Oberegypten sein Grün nur während vier oder fünf Monaten behält, und die Blumen- und Erntezeit dort früher eintritt, so benutzen die Bewohner von Unteregypten diese Zeit auf eine sehr sinnreiche Art. Sie sammeln die Bienenstöcke der verschiedenen Dörfer in große Boote, wobey jeder Eigenthümer den seinigen nur durch ein eigenes Zeichen unterscheidet. Dieses Boot wird von einigen Männern den Nil hinaufgeführt. An jedem Orte, wo sie Blumen und Kräuter finden, halten sie an. Die Bienen verlassen mit Tagesanbruch zu Tausenden ihre Zellen, sammeln den Honig am Ufer ein, und kehren damit mehrere Male täglich zurück; am Abend finden sich alle wieder ein, ohne je ihre Stöcke zu verfehlen. Nachdem sie auf diese Art drey Monate auf dem Nil zugebracht, und die Orangenblüthen von Said, die Rosen von Faium, den Jasmin Arabiens genossen haben, werden die Bienen wieder in ihre Heimath zurückgebracht, wo indessen ebenfalls die Blüthezeit eingetreten ist, und eine neue Ernte beginnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Oktober.

(Beschluß.)

Eine, in öffentlichen Blättern angekündigte, längst gewünschte Kunst- und Gewerbsausstellung hatte während der Messe, vom 6ten bis 10ten September statt und fiel über Erwarten reich und mannichfaltig aus. Das Verdienst dieser Ausstellung gebührt der thätigen polytechnischen Gesellschaft und ihrem verdienstvollen Direktor, Herrn Stallmeister Dr. Wöhler. Die Gegenstände durften sämmtlich nur von hiesigen Künstlern und Handwerkern verfertigt seyn. Von den Malern (welche hier einheimisch sind) nenne ich nach dem Verzeichniß: Pühler, Riese, Ramadier, Peroux, Mannskirsch, Reinheimer, Ackermann, Radl, Passavant, Thomas, Gauff, Grünbaum, Hausmann, Stricker, Schulz, Scheel, Wustlich, Juncker, Dagerath — unter diesen haben mehrere sehr verdienstliche und bedeutende Arbeiten geliefert, wie zum Theil schon aus rühmlich bekannten Namen hervorgeht. Die übrigen Kunst- und Gewerbsgegenstände (von Nr. 46 bis 105 des Verzeichnisses) enthielten viel Merkwürdiges, wovon ich indessen nur das allgemeiner Interessirende ausheben kann: ein Theodolith von Hrn. Olff; eine Centralmaschine mit vollständigem Apparat, zur Darstellung der Versuche über Centripetal- und Centrifugal-Kraft von Hrn. Albert; eine Guitarre von Hrn. Rüdger; ein Flügel von Hrn. Lady; mehrere schön gearbeitete Vorlegteppiche von Hrn. Baconius; ein paar Herrenstiefel, deren Sohlen ohne Naht und nur mit kupfernen Stiften befestigt sind, von Herrn Stieritz; andre künstliche Schuhe und Stiefel, Figuren von Papier-Maché, gemachte Blumen, Buchbinderarbeiten, Tischler- und andere Meisterstücke; als Kuriosität ist zu nennen ein Patent-Regenschirm ohne Draht, mit Voltaires Büste in Elfenbein, ein deßgleichen zum Verkürzen, einer mit Pfefferrohr-Stock und Rauch-Utensilien, und ein Regenschirm, in dessen Stock ein Sonnenschirm und ein Degen von Hrn. Hoigné. — Wenn diese Ausstellung für den Anfang schon vieles Sehenswürdige und Nachahmenswerthe lieferte, so hoffen wir doch bald von dem Kunst- und Bildungseifer der Frankfurter noch viel reichere Gaben in allen möglichen Fächern aufgestellt zu sehen, und gewiß ist nichts so sehr geeignet, den Trieb zu vervollkommneter Thätigkeit zu wecken und rege zu erhalten, als solche gemeinsame Gunstbewerbungen und öffentliche Rechtfertigung sinnigen Fleißes; viele haben hier die beste Gelegenheit, das mühsame Werk mancher Monate und Jahre zu einem aufmunternden Preise loszuschlagen, so wie Bestellungen zu erhalten, wobey die Messe die Konkurrenz, auch mannichfaltige Belehrung und Erweiterung der Kenntnisse und Geschicklichkeit sehr erhöht.

Der Ausbildung der Gewerbe in hiesiger Stadt tritt nur ein großes Hinderniß entgegen, der Luxus, nicht der höhern Stände, denn dieser könnte ihr eher förderlich seyn, sondern der unter den Handwerksleuten selber einreißende Geist der Verschwendung. Man darf nur die Ankündigungen der auf Wohlleben, und besonders auf's Essen berechneten Vergnügungsorte und Lustbarkeiten lesen, man darf nur hineinblicken in eine derselben, um zu finden, wie der alte einfache und bescheidne Sinn, der vor Alters eine Zierde unseres Handwerksstandes war, und es noch in kunstgeübten Städten ist, entschwindet, und vom Wohlleben verdrängt wird. In einer Stadt wie London, auch Paris, mögen andere Bedingungen der Aemulation eintreten, und doch wird man schwerlich die fleißigsten und talentvollsten Arbeiter unter den stets Schwärmenden treffen. Es ist noch nicht lange, daß zu jenem Verderb ein neuer Grund in der Errichtung eines beständigen Vauxhalls gelegt wurde, der größtentheils von Handwerksleuten besucht wird, die en famille den Abend einen, zwey, bis drey Louisd'ors verzehren, und sich dafür an immer höheren Rechnungen für ihre Arbeiten zu entschädigen wissen! Dabey ist die Insolenz dieser Leute auf einen hohen Grad gestiegen, seit sie Gesetzgeber werden können, wie sich mehrere komischer Weise auch nennen lassen, d. h. Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung. Man kann im eigentlichen Sinn sagen, daß die freyen Bürger nur die Handwerksleute mit ihrem Zunftzwang und ihren Anmaßungen sind; der Kaufmannstand bewegt sich bescheiden in seiner ruhigeren Wirksamkeit; der Stand der Gelehrten ist gering geachtet, bis auf solche, welche von eigener Gewinnsucht und unruhigem Wesen getrieben, dem verwöhnten Volkshaufen zu schmeicheln, und ihn in seine Ueppigkeit einzuwiegen verstehen. Nachdem der Vauxhall auf der Zeil einige Monate bestanden, regten sich rivalisirende Wirthe dann und wann zu irgend einer Festlichkeit. Gegenwärtig sind die Anzeigeblätter angefüllt von mannichfaltigen Annoncen trefflicher Volksbelustigungen, welche Frankfurt bald den Ruf erwerben werden, daß hier alle Tage Sonntag sey. Dort ist der Vauxhall mit stets neuen Gartendekorationen und Harmoniemusik zu sehen, hier preißt einer sein Tivoli mit türkischer Musik und Gartenillumination an, da ein anderer seine Harmoniemusik mit Kaleidoskop-Erleuchtung, wieder ein anderer macht die Anzeige von seinem Sanssouci, mit brillanten Dekorationen, Friedrich den Großen mit seinem Schloß Sanssouci vorstellend, ein dritter läßt sich Virtuosen auf Blechinstrumenten zwölf Stunden Weges aus Wetzlar kommen, um Gäste anzuziehen; ein Monrepos und Monplaisir sind auf dem Wege; der Wirth eines Vergnügungsortes, in der Nähe von Frankfurt, hatte neulich sogar die ganz tolle Idee, die bey solchen Anlässen auch beliebten Luftballons mit einem zu vermehren, welcher den hiesigen Pfarrthurm vorstellte, und auf ein gegebenes Zeichen mit türkischer Musik in die Luft flog.

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Oktober 1826.

Als das Verzeichniß der Dichter besah das richtende Schicksal,
Riß es der Namen gar viel aus dem Register heraus;
Während es jene verwarf, bestätigt' es diesen für immer,
Schrieb in der Zeiten Buch: Dauernd ist Baki fürwahr!

Tschelebi.

An Goethe.

Zum zweyten Oktober 1826.

Es lebe hoch, was Leben schafft,
Und neues Glück bescheert,
Des Rosenweines Wunderkraft
Treu hat sie sich bewährt.
Dort schmückte unsrer Wünsche Kranz
Der Freunde theures Haupt,
Neu in der Stunden heiterm Tanz
Sehn wir es frisch umlaubt.

Und über Alpen fliegt der Blick,
Der Gruß in's Wunderland,
Wo heute liebendes Geschick
Den Freund uns neu verband;
Ihn, dem die froh verjüngte Brust
Hesperiens Hauch durchglüht!
Und nun in der Erinnrung Lust
Ein Tempe auferblüht.

Schon schlingt zum festlichen Verein
Sich traulich Hand zu Hand,
Da tritt der Sänger zu uns ein
Vom fernen Donaustrand;
Und schnell hat seines Blickes Gruß
Das Herz ihm zugewandt,
Ein jeder fühlt im Frohgenuß
Sich längst schon ihm verwandt.

Hat er nicht Sappho's Liebesglut
Uns lebenswarm gemahlt,
Auf düstrem Grund Medeens Wuth
Mit Flammenblitz umstrahlt?
Doch blieb die Sehnsucht ungestillt;
Mehr als des Ruhmes Glück,
Mehr als das goldne Vließ selbst gilt
Ihm unsres Meisters Blick.

Und in des Herzens tiefstem Grund
Wird ihm sein Glaube wahr,
Neu liebend gibt der Meister kund,
Wie werth er stets ihm war.
So lebe hoch, was Leben schafft,
Und jedes Glück uns mehrt:
Des Meisters alte Zauberkraft,
Die neu sich stets bewährt.

v. Müller.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Lichtenfels in Franken half ein zufällig zurückreitender Postillon unsern Wagen im Gleichgewicht halten, weil er bey den tiefen Gleisen eine Strecke lang umzustürzen drohte. Damals kamen wir in Saalfeld in einen Gasthof, wo in einem mächtig großen Zimmer mit abhängigem Fußboden und runden Fensterscheiben drey unermeßliche Betten mit dunkeln wollnen Umhängen standen, furchtbare Federbetten mit einer dunkelblauen großblumigen gedruckten Leinwand überzogen, mit eben solchen Kopfkissen, flößten mir Schauder ein, ich versuchte, das mir bestimmte Bett davon zu befreyen, aber indem

ich es über das Zimmer tragen wollte, riß mich seine Schwere zu Boden. Meine Reisegefährtin, welche die gänzliche Entbehrung eines Deckbetts fürchtete, stöhnte unter dem ihrigen, wie die Titanen unter dem Oeta und Aetna. Jezt fanden wir in eben diesem Saalfeld einen anständigen Gasthof, helle grose Scheiben, weiße Bettüberwürfe und sogar baumwollne Decken. Gern hätte ich das Schloß wieder besucht, das mich damals durch seinen altväterischen Aufputz sehr unterhielt. Der lezte Saalfeldische Herzog — mich dünkt er hieß Peter? — hatte in ihm eine seltsame Dekorationsveränderung veranlaßt: der gute Herr war fromm — seine Regierung fiel in die Zeit, in welcher Frank und Sinzendorf auf mehrere der kleinen sächsischen Fürsten wesentlich wirkten. Dieser Herzog soll seine christliche Bruderliebe so weit getrieben haben, daß er Sonntags mit eignen hohen Händen einige fromme Schwestern in die Kirche kutschirte. Dabey ließ er es aber nicht bewenden, sondern theilte armen Brüdern so reichlich mit, daß er selbst allmählig verarmte. Nun befanden sich aber im Prunksaal des Saalfelder Schlosses Pfeilertische, Gueridons, Kronleuchter und Spiegelrahmen von eitel gediegenem Silber, diese wurden nach und nach zum Besten der pilgernden Brüder in die Münze geschickt und jenes gediegene Geräth mit versilbertem hölzernen Schnitzwerk ersezt. In dem dunkeln weiten Saal umhergankelnd, bemerkte ich — damals! — diese trügerische Pracht, und erlaubte mir einige muthwillige Bemerkungen. Der alte Kastellan, dem der gesunkene Glanz seines Hauses zu Herzen gehen mochte, entdeckte meinen Reisegefährten mit behutsamen Worten die rückgängige Verwandlung des ehemals kostbaren Geräths.

Saalfeld soll eine wunderalte Stadt seyn, schon im siebenten Jahrhundert zur Vertheidigung gegen die Sorben gebaut. Deßhalb hat sie auch die Sorbenburg geheißen, auch aus besondern Gründen der hohe Schwarm. Es sind nämlich noch jezt zwey Thürme in der Stadtmauer vorhanden, da wo der Sage nach ehedem ihrer viere gestanden, und zwischen ihnen ein Haus in eisernen Ketten aufgehangen gewesen seyn soll. Die Art, wie sich die wendischen Priester — denn damals sollen Wenden hier gewohnt haben — bey der Wahl dieses Bauplatzes leiten ließen, führt uns auf die ältesten griechischen Sagen zurück. Sie ließen eine weiße Taube fliegen und bauten an dem Ort, wo sie sich auf einer Eiche niederließ. Zugleich senkte sich aber auch ein Bienenschwarm auf diesen Baum. — Daher der Name „der hohe Schwarm," der mir dennoch viel moderner klingt, wie der Flug jener Taube. Nachdem die Sorben gezähmt waren, ward diese Burg ein Raubschloß, und damit die Mittelaltersherrlichkeit vollendet sey, erbauten sich neben ihm Benediktiner eine reiche Abtey und um sie her bildete sich die Stadt. Sie hatte ihre Blüthezeit; der Bergbau beschäftigte im sechszehnten Jahrhundert 1500 Männer, jezt ist ihre Zahl auf 150 geschmolzen; ihr Gemeingeist verschwamm in den andern Gewerben, und es blieben ihnen nur noch einige charakteristische Sprüche und grauenhafte Sagen, die bey der Aufklärung kein Gehör mehr finden. Der Sinn des Bergmanns muß durch seinen Beruf zur Frömmigkeit hingelenkt werden. Sein unterirdisches, von Dunkel umgebenes Leben muß die Einbildungskraft in Thätigkeit halten, und da er zugleich von Gefahren umgeben, auf einen Raum eingeschränkt ist, der ihm weder Gegenwehr noch Flucht gestattet, mußte sich in ihm Ergebung gegen Gott und Befreundung mit der Geisterwelt entwickeln. Statt des Bergbaues sind hier, wie allenthalben in den Bergstädtchen, Webstühle eingeführt. Hier bringen sie den Meistern noch wenig Vortheil, da sie nicht selbst Handel damit treiben, sondern ihre Stücke einzeln den Kaufleuten der benachbarten Städte zutragen, die ihnen das Mögliche abdingen und den Vortheil für sich behalten. Doch sagte man mir, daß sie sich allmählig von diesem Monopol befreyten und selbst die Märkte bezögen.

Eine Viertelstunde über der Stadt liegt bey Wilsdorf am Ufer der Saale das Denkmal, welches dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, der am zehnten Oktober 1806 hier fiel, errichtet ward. Ein alter Invalide ist ihm als Wächter bestellt; wir fragten ihn um sein Alter, um seine Dienstzeit, er war ein Achtziger und rühmte sich mit selbstbewußter Zuversicht: er habe noch mit dem alten Fritz g e a r b e i t e t. Dieser Graukopf war sich unbewußt selbst Denkmal einer andern Vergangenheit als die der neue Stein zurückruft — doch Friede sey mit der Asche, die er deckt! Dem Deutschen, der hier steht und die Gegend überblickt, in der einer der Hauptmomente der neuern Geschichte seines Vaterlandes entschieden ward, bewegt ein hohes Gefühl die Brust.

Nachdem wir über Aresgereut bis Hoheneichen sehr ansehnlich bergan gestiegen waren, verließen wir die Hochstraße nach Gräfenthal, die jezt durch ihren dauerhaften Bau den ehemals halsbrechenden Weg sehr bequem macht, und fuhren links über eine weite Bergebne auf Nebenwegen weiter. Rund um uns lagen schlechte Felder, schlechte Weiden. Am Rande der Ebne gewahrte man schwarze Tannenwälder, welche höhere Hügel, jenseits eines dazwischen liegenden Thales emporsteigend, krönten. Hie und da lagen einsame G e h ö f t e mit wunderlichen Namen zerstreut. So hatte man uns einen: die Hühnerschenke, als einen Wegweiser nach Probstzell, wohin wir steuerten, bezeichnet. Diese Menschenstätten sahen alle, trotz der herrlichen Sonne, die sie bestrahlte, etwas verdächtig aus; an einem Novemberabend hätte sie meine Phantasie leicht von der Art Leuten bewohnt geglaubt, die im nächsten Wald eine freye Kunst zu üben sich befleißigten. Wie wir endlich

einen steilen Abhang vor uns sahen und nicht wußten, wohin uns zu wenden, trat unser Reisegefährte in ein solches Gehöft, um nach dem Wege zu fragen. Nach einer Weile kam er mit einem Manne zurück, der einen Ranzen auf dem Rücken, sonneverbrannt und in sehr abgetragenem Anzug, wenn er eine Flinte geführt hätte, einem funktionirenden Forstmann gleichgekommen wäre. Er hatte sich, da auch sein Weg ihn nach Probstzell führte, sehr höflich erboten, uns den Weg dahin zu zeigen und begann damit, unserm Kutscher einen Fahrweg rechter Hand anzudeuten, und bezeichnete ihm eine Stelle, wo er ihn, uns zu erwarten, anwies; uns Reisende aber führte er einen steilen Fußpfad links durch den Wald, der uns angenehme Aussichten in kleine Nebenthäler gewährte. Während des Gehens fanden zwischen unsern Reisegefährten und unserm dienstwilligen Wegweiser, dessen Ausdruck mehr Bildung wie sein Anzug verrieth, Entdeckungen statt — fast wie in Lafontaineschen Romanen! Es fand sich, daß der wackere Mann mit R's Bruder studirt hatte — jenen hat die Glücksgöttin auf eine glänzende Höhe geführt, indeß unser Waldmann auf rauhen, niedern Pfaden ein ziemlich dunkles Daseyn dahin schlich. Das ist der Weltlauf, wie er sich tausendmal wiederholt, allein stellt er sich in einzelner Erscheinung unserm Auge dar, so hat ein solcher Kontrast etwas Ergreifendes, und mir fielen des jüdischen Weisen Worte dabey ein: „Darum hat Gott, dein Gott dich gesalbt mit Freudenöl, mehr wie deine Gesellen!" Sonderbarer Weise hatte ich eben diese Worte bey einem ganz ähnlichen Anlaß, in eben dieser Berggegend in jugendlichem Muth vor mehr wie vierzig Jahren schon einmal gesagt. Ich kam damals mit einem lieben Oheim, nachdem mich in Saalfeld mein Deckbett umgeworfen, nach Gräfenthal; hier suchte er den Stadtphysikus auf, mit dem er in Jena studirt hatte, und brachte ihn zu uns in den Gasthof. Eine hektische Gestalt in einem altväterischen Rock, dessen Kragen tief unter einer drey fingerbreiten, in schmalen Fältchen festgenähten Halsbinde herabhing. Der Mann war von des ehemaligen Duzbruders Ehren und Ruhm so niedergedrückt, daß er gar zu keiner vertikalen Stellung gelangen konnte, und meines vortrefflichen Oheims treuherzige Bitte, im Ton alter Herzlichkeit zu sprechen, durch ein schüchtern gestammeltes: Hochwerther Herr Bruder, erwiederte. Wie er uns verlassen hatte, rief ich, lebhaft ergriffen, jene Worte, doch frageweise meinem väterlichen Freund zu, dessen redliches Auge mit einem Blick zum Himmel die strenge Frage zurückwies. Demüthig war der Physikus in Gräfenthal, war unser Waldmann nicht geworden, er schien mit dem Schicksal zu grollen, doch sprach er wiederholt von einer Tochter, die bey ihm lebe, als von dem Gegenstand seiner weichern Empfindung. — Wir folgten ihm auf angenehmen Pfaden Hügel auf, und neben einem Dorfe vorbey, das — mir däucht Ober-Gölitz hieß — und mit Obstbäumen und kleinen Gemüsegärten umgeben, einen ruhigen, fröhlichen Anblick gewährte. Der Wagen war, nach der Bauerweiber Aussage, schon durchgefahren; wir gingen ihm deßhalb nach in ein kleines Thal hinab, still, wie die lezte Zuflucht im Alter seyn sollte, grün wie die Hoffnung der Zukunft; in seiner Mitte floß ein kleiner Bach, hie und da mit Gesträuch umwölbt, und tränkte die sich spiegelnden Halme. Wir gingen unbekümmert um den Wagen, dieses Ruhethal entlang, als unser Führer endlich sein Befremden über das Ausbleiben desselben bezeigend, nach Weidmanns Art zu rufen begann. Nach langer Zeit erschallte rechter Hand von der steilen Höhe her eine Antwort durch den Wald. Die beyden Männer verließen uns, um den Wagen aufzusuchen, und an einen uns bequemen Ort zu bringen, und — da saßen wir nun in dem einsamen, gänzlich menschenleeren Thal! Halb scherzend, halb aus langer Weile, und wenn eine dritte Hälfte erlaubt ist, halb aus Besorgniß, theilten wir uns allerley abentheuerliche Bemerkungen über unsre Lage mit. Die Gestalt unsers Führers hätte jeder von uns allein, mitten im Wald, kein großes Sicherheitsgefühl eingeflößt, nun hatten wir aber alle drey, durch die seltsamste Unvorsichtigkeit, unsere Arbeitsbeutel mit unserm Geld, um leichter zu gehen, im Wagen gelassen, und weil wir bis nach Hause den Koffer nicht zu öffnen gedachten, mehr wie gewöhnlich in Arbeitsäcke gehört. Möglich war vieles, wahrscheinlich nichts, und keine von uns hinderte die Besorgniß, die himmlische Stille dieses Waldthälchens zu genießen. Nach dreyviertel Stunden kamen die beyden Männer zurück; sie hatten den Wagen auf einem ziemlich weiten Abwege gefunden, ihn um die Bucht, welche hier die Berghöhen bildeten, zurückgeführt, und wir mußten ebenfalls rückwärts gehen, um zu ihm zu gelangen. Hier dankten wir unserm Führer für seine Mühe, und er ging auf Fußwegen seinen Geschäften nach.

Nun ging unser Weg immer den Thälern entlang, immer von Bächen begleitet, durch mehrere Dörfer, deren bedeutungsvolle Namen nur durch täglichen Gebrauch gleichgültig werden können. Zufällig Glück, frohe Hoffnung, Gabe Gottes. — Bey manchen Gelegenheiten werden hergebrachte Namen und Ausdrücke, ohne daß wir es merken, zur bittern Ironie. In einem der Bergdörfer — mir däucht es hieße Reichmannsdorf, lag aber nicht auf unserm Wege, sondern nach Westen hin — ward im achtzehnten Jahrhundert eine Goldgrube eröffnet; wie der Erfolg zeigte, hätte sie „des Sohnes Grab" heißen sollen. Der Herzog ließ zweyhundert Dukaten aus dem gewonnenen Golde schlagen, von denen ihm jeder, wie man sagt, auf zehn Thaler gekommen seyn soll. Doch plötzlich war die Goldquelle erschöpft, der

Fluch einer Mutter, deren einziger Sohn in dieser Grube das Leben verlor, soll sie verschüttet haben. Die Wohnungen dieser Bergwerksmenschen erinnern mich an die der Tyroler, der Schweizer und der Lithauer Bauern. Das ihnen nahe liegende Material bestimmt die Art ihres Baues. Der Gebrauch der Kienspäne, zur Erleuchtung des Zimmers, ist hier so wie in Polen gemein. Hier ist man aber so weit vorgeschritten, den Span auf einen eisernen Leuchter mitten im Zimmer zu stecken; in Lithauen klemmt man ihn in eine Spalte der Wand. Ein Theil der weiblichen Kleidung in der Gegend um Saalfeld zog der Vergleichung wegen auch meine Aufmerksamkeit auf sich. Beym Kirchgang hängen hier die Weiber ein weißes leinenes Laken über sich, wie in alten Bilderbibeln die heiligen Weiber abgebildet werden; ich erinnere mich, vor fast sechzig Jahren diese Tracht im Grubenhagischen noch an einigen sehr alten Frauen gesehen zu haben, vor achtzehn Jahren sah ich im Dom zu Kölln viele Weiber in ähnliche, aber schwarze Tücher gehüllt, und vordem trugen die gemeinen Jüdinnen in Lithauen ebenfalls allgemein ein weißes Laken, aber also, daß der eine Zipfel hinten herab auf die Erde hing, der andere um den Kopf geschlagen, das Gesicht zu verhüllen geschickt war, indeß die beyden andern die Arme verhüllten. Sollte diese Sitte, vom Orient hergekommen, sich nicht durch Umstände modifizirt haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

Dunkelhübsch.

Die Wissenschaft, die Dunkelhübsch docirt,
Gleich als in dunkeln Kasematten,
In seinen Heften lebt sie einquartirt,
Dort stets bedroht von Motten und von Blatten.

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. September.

Paris wird in wenigen Tagen vielleicht die reichste Stadt Europas an egyptischen Alterthümern seyn. Die große Sammlung, welche der König in Livorno ankaufen ließ, und die Sammlung des Herrn Joseph Passalacqua in Triest, welche vielleicht ebenfalls angekauft werden wird, und welche man seit einiger Zeit in Paris in der Straße und Gallerie Vivienne sehen läßt, werden wahrscheinlich in eine einzige Sammlung vereinigt werden. Ueber die Sammlung, die aus Livorno bereits im Havre angekommen, ist noch nicht so viel gesprochen worden als über die des Herrn Passalacqua; über diese leztere haben wir bereits mineralogische, zoologische, botanische und chymische u. s. w. Abhandlungen von den Meistern Brogniart, C. Kunth, Geoffrey St. Hilaire, Latreille, Isidore Geoffroy St. Hilaire, Vauquelin, Darcet, Lebaillif, Julia Fontenelle, Jomard, Marnnèe, Letronne, Reinaud, de Verneuil, Deslaitre, Champollion-Figeac, L. J. J. Dubois und Herrn Joseph Passalacqua selber. Das merkwürdigste Stück der Gallerie der Straße Vivienne ist das Ganze einer Todtenkammer, welche in der unterirdischen Nekropolis von Theben unversehrt gefunden worden; sie ist ganz vollkommen erhalten, wie man es von der wissenschaftlichen Vorsorge Passalacquas erwarten konnte. Es war am 4ten December 1823, als seine Arbeiter mit vieler Mühe endlich auf den obern Theil einer vermauerten Thüre stießen; sie kamen so weit, die Hälfte derselben vor sich zu sehen, aber man mußte nun die ganze Grube, die wahrscheinlich einen kostbaren Fund enthielt, ausräumen. Der besonders ergebene Bediente des Herrn Passalacqua, Mohammed, stieg alsdann hinunter; er machte ein Loch in die Mauer und leuchtete mit einer Fackel hinein; er steckte den Kopf durch und schrie nun aus Erstaunen und Freude, wie ein Besessener. „Herbey, herbey, rief er, hier sind Dinge, wie man sie nie in unsern Ruinen gefunden hat.“ Dieser Mensch hatte eine lange Erfahrung, er kannte die Traditionen der Aeltesten seines Dorfs, und urtheilte also mit Sachkenntniß. Herr Passalacqua war außerordentlich begierig; es war dabey noch immer Gefahr, in dem Schutte begraben zu werden; er ließ den Eingang der Todtenkammer erweitern; er trat hinein, und eine erstickende Hitze drohte, ihn zu asphyxiren. — In dem ersten Ausbruch der Freude wollte er den ersten Gegenstand, der sich ihm darstellte, wegnehmen; allein ein Gefühl frommer Ehrfurcht ergriff ihn und hielt ihn zurück. „Ich wagte es nicht, sagte er, diese theuren Reliquien anzutasten; durch sie knüpfte das Schicksal die Gegenwart unter meiner Mitwirkung an die vergessene Vergangenheit von wenigstens dreytausend Jahren. Ich kann die süße, tiefe Empfindung des köstlichen Augenblicks nicht beschreiben, wo die Fackel, mit der ich das Grab beleuchtete, die lange Nacht der Geschichtsbücher und der Katastrophen der Völker, seit den Zeiten des Busiris bis auf unsere Tage erhellte. Wie viel Nationen, wie viel Reiche waren dahin gegangen. Wie viel Völker hatten um die Herrschaft der Welt gekämpft, und waren in das Nichts zurückgegangen, beynahe an dieser Thüre eines alten Heiligthums vorüber! Diese Typen unserer eigenen Kenntnisse, diese schwachen Werke der ersten menschlichen Civilisation sind jedoch durch die Jahrhunderte hindurch gedrungen, und haben sich bis auf uns, troz der Zeit, troz der Verheerung und der Zerstörungen erhalten. Welch ein auffallender Kontrast zwischen den unzeheuren riesenmäßigen Ruinen in Granit auf der Erde, und der Unversehrtheit dieser Gegenstände von Holz unter der Erde, welche mir mein Geschick in der entfernten, am Horizont der Geschichte sich verlierenden Nacht der Zeiten durch ein Vermächtniß aufbewahrt hat!“ Diese Worte sind aus dem Buche gezogen, das Hr. Passalacqua unter dem Namen: Räsonnirender Katalog der von Passalacqua entdeckten egyptischen Alterthümer, herausgegeben hat; es sind dabey zwey Lithographien, und es enthält die Beschreibung der Todtenkammer und seiner andern Schäze des Alterthums, in Noten und Anmerkungen über die Stellungen und der mancherley Hüllen der egyptischen und griechischen Mumien, über die mancherley Necropolis und Gräber der Könige und Familien, und über die darin enthaltenen ganzen Reste von Völkerschaften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, 2c. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, 2c. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst 2c., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, 2c.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstüzen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine grössere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch grössere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 – 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Würtembergische Colonien bey Tiflis. 262.
Diamantgruben zu Purtvall. 267.
Aphorismen aus Paris. 273. 274. 275.
Die Isländer. 280. 281. 282. 283.
Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas. 285. 286.

Erzählungen und Romane.

Gleich und Gleich gesellt sich. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275.
Die Bettlerin vom Pont des arts. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286.

Naturgeschichtliches.

Ueber die bey den alten Egyptern für heilig gehaltenen Thiere u. s. w. 286.

Reisen.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald. 261. 262. 263.

Aufsätze gemischten Inhalts.

L'acquetta. 265.
Telegraphen in China. 268.
Hauptunterschied in den Lehren der Buddhisten und der Braminen. 270.
Wirksamkeit des Laudanums auf Augenflecken. 273.
Paradies auf Erden. 284.

Gedichte.

Religion und Vernunft. 261.
Gesang der Sulioten. 264.
Distichen. 264. 274. 281.
Charade. Wildbad. 264.
An Kanzler v. Müller. 267.
Herr Aage und Jungfrau Else. 266.
Das leichte und schwere Leiden. 267.
Hundert deutsche Reimsprüche von W. Müller. 268. 269. 272. 277. 267. 279.
Räthsel. Floh. . . 270.
Der deutsche Dichter. 271.
Räthsel. Leben. Tag. Reise. Jahr. 276.
Der Himmelruf von Baggesen. 278.
Lied nach dem Herbste. 282.
Geburt und Tod. Gewissensruhe. 283.
Abschied am Genfer See. 248.
Des Lebens Last und Lust. 285.

Korrespondenz.

Bergamo. 263. — Berlin. 268. 269. 285. 286. — Leipzig. 272. 273. 274. 275. 276. — Nürnberg. 263. 264. 265. 276. 277. — Paris. 261. 262. 270. 271. 273. 278. 279. — Rom. 279. 280. 281. 282. 283. 284.

Kunst-Blatt.

Nr. 88.

Berlin im Juli. Ueber die Kunstausstellung zum Besten der Griechen. Von Amalie v. Helwig, geb. Freyin von Imhoff. — Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel. (Forts.)

Digitized by Google

Nro. 89.

Kunstausstellung in München im October 1826. — Berlin im Juli. Ueber die Kunstausstellung zum Besten der Grie chen. Von Amalie v. Helwig, geb. Freyin von Imhoff. (Forts.)

Nro. 90.

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel. (Beschluß.) — Berlin im Juli. Ueber die Kunstausstellung zum Besten der Griechen. Von Amalie v. Helwig, geb. Freyin von Imhoff. (Beschluß.)

Nro. 91.

Paris. Kunstausstellung zum Vortheil der Griechen. — Aus Berlin, im September 1826.

Nro. 92.

Kunstausstellung in München, im October 1826. — Rom. — Paris.

Nro. 93.

Aufforderung für die Säcularfeyer von Albrecht Dürers Tos destag. — Radirte Blätter von D. Schulz. — Kupferwerke. Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, gravés d'après les desseins exécutés sur les lieux en 1811, par le Baron O. M. de Stackelberg et publiés à Rome 1826. gr. 4. — Statue des Marc Aurel. — Paris. — Rom.

Nro. 94.

Ueber die Kunstausstellung im Atteller des Professor Scha dow von seinen und seiner Schüler Arbeiten. — Berlin, im September 1826. — Paris.

Nro. 95.

Kunstausstellung in München, im October 1826. — Wien. — Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römis schen Inschriften.

Nro. 96.

Etruskische Ausgrabungen. — Auch ein Wort über Tyrs und Thorbilder. Von Dr. Dorow. — Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römischen Inschriften. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 88.

Spanische Literatur. — Biographie. Jean Paul Friedrich Richter in seinen lezten Tagen und im Tode von Dr. Ri chard Otto Spazier. — J. von Klaproths Notiz von der großen chinesischen Encyklopädie (Ku kin thu schu.)

Nro. 89.

Epische Dichtkunst. Das Lied vom Heerzuge Igors. übersezt vom Pastor Sederholm. Unterhaltungs-Li teratur. Contes historiques. Par V. D. Musset Pathey. — Krieg unter den Orientalisten.

Nro. 90.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1826. — Aus Italien. (Forts.)

Nro. 91.

Berichte über die engl. Literatur. (Forts.) Aus Italien. (Forts.)

Nro. 92.

Berichte über die engl. Literatur. (Forts.) — Aus Italien. (Forts.)

Nro. 93.

Länder- und Völkerkunde. Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner. Von F. von der Decken, K. Großbr. Hannov. General-Feldzeugs meister 2c. Mit 2 Kupfertafeln und 2 Landcharten. — Be richte über die englische Literatur. (Forts.)

Nro. 94.

Berichte über die englische Literatur. (Beschluß.) — Politik. Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Von Friedrich von Raumer. — Aus Italien. (Forts.)

Nro. 95.

Dichtkunst. Perlen der heil. Vorzeit, v. Johann Ladislav Pyrker. Zweyte vollständige Ausgabe. — Allgemeines deutsches Reim lexikon, herausgegeben von Peregrinus Syntax. In zwey Bänden. — Pädagogik. Geist der Familienerziehung. In einer Reihe vertrauter Briefe von Ernst Kley. — Aus Ita lien. (Forts.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Systematische Anleitung
zur
Deklamation
für Jeden,
dessen Beruf ein gründliches Studium derselben erfordert
von
G. Thürnagel,

8. 1 fl. 12 kr. rhein. oder 18 gGr. sächs.

Die richtige Deklamation ist nicht nur für geselligen Genuß, für die richtige Auffassung und Darstellung des Schönsten, was der menschliche Geist zur Veredlung des Lebens hervorbringt, eine wichtige und sehr empfehlende Kunst; sondern sie kann auch ein sehr erfolgreicher Weg werden, die höheren Wahrheiten, die Erhebungen und Tröstungen der Religion leichter zum Herzen zu führen, und es darf also wohl nicht unbeachtet bleiben, wenn ein von der Kunst Berufener eine Anleitung dazu liefert, welche auch sogar gleich bey ihrer Erscheinung an Lehr anstalten mit Interesse aufgenommen wurde. Der Preis erleichert die Anschaffung und das gefällige Aeußere giebt dem Büchlein auch noch die Eigenschaft eines angenehmen Geschenks.

August Oßwald in Heidelberg und Speyer.

Bey T. Trautwein in Berlin ist vor Kurzem in Kommission erschienen und an alle Buchhandlungen ver sandt worden:

Das sehr ähnliche Portrait des Kaisers von Rußland.
Nicolaus des Ersten,
gestochen von L. Dörbeck. Preis 16 ggr., Abdrücke vor der Schrift 1 Rthlr.

Digitized by Google

Nro. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. November 1826.

Denn Gleiches nur gedeiht mit Gleichem.

A. v. Helwig.

Gleich und Gleich gesellt sich.

Eduard Halwyl und Baron Tungern hatten sich im Winter 18 . . in Hamburg hie und da in Gesellschaft getroffen. Eduard war der Sohn eines Deutschen, der sich in Baltimore niedergelassen und sehr reich geworden war, ein Paar Söhne als Landeigenthümer etablirt, und Eduard, den jüngsten, einen blühenden, geradsinnigen Jüngling, nach Europa geschickt hatte, mit einem Auftrage, nach dessen Erfolg er es ihm anheimstellte, sich in der alten Welt niederzulassen oder zurück in die neue zu kehren. Eduard hatte sich, des Vaters Wunsche gemäß, in London, in Paris, zuletzt in Hamburg aufgehalten und reiste nun, mit einer mehr zur Ueberzeugung gereiften Liebe zu seinem Vaterlande jenseits der Atlantis, nach Franken, um den alten Jugendfreund seines Vaters, den Kammerrath Seidel, einen reichen Fabrik- und Wechselherrn, an den eigentlich seines Vaters Auftrag gerichtet war, aufzusuchen.

Es war Nacht, als Beyde die Diligence bestiegen, ohne sich einer um den andern zu bekümmern, suchte ein jeder die bequemste Stellung, um des Schlafes zu genießen, und erst wie bey Tagesanbruch frische Pferde vorgespannt wurden, erwachten die Schläfer und sahen sich ein Jeder nach seinem Nachbar um. Tungerns erster Blick fiel auf einen Neger, sogleich suchte er dessen Herrn, denn er erkannte ihn als denselben, der bey mehrern Diners hinter dem Stuhle des jungen Amerikaners gestanden hatte. Vergnüglich überrascht über die Begegnung eines halben Bekannten rief er: „Ey, mein Herr Amerikaner, Sie ziehen auch nach Süden?“ — „Für's erste, ja,“ antwortete ziemlich trocken der trotzige Jüngling. „Weit hinauf in Deutschland?“—„Das hängt von Umständen ab.“ — „Ey ja, thun Sie's! ich muß Gott weiß wohin! Vielleicht in die Schweiz, suchte Reisegesellschaft, fand keine, und um nicht allein zu seyn, nahm ich lieber die Diligence.“ — „So ging mir's auch,“ sagte Eduard ironisch und überblickte den azurblauen Himmel, der über einer so erbärmlichen Erdfläche hing, daß ihm selbst der Alles belebende Maimonat nichts wie Ginst und Haidekraut zu entlocken vermochte. Eduard Halwyl war in Denken und Bestreben Tungerns Gegenfüßler, aber zu human und männlich, um diesen unschädlichen Baron durch seine Launen zu verletzen; er kämpfte also seinen Widerwillen nieder und fand bald, daß jener ein sehr gutwilliger, bequemer Reisegefährte sey. Man konnte mit ihm und über ihn lachen, er war neugierig genug, um seines Mitreisenden Wißbegier nie im Wege zu stehen und ward immer behaglicher, je mehr er sah, daß dieser den Leuten auf dem ganzen Wege durch reiche Trinkgelder und zurückhaltenden Ernst mehr wie ein Ebenbürtiger imponirte.

In Hannover fragte Tungern nochmals — denn schon oft war Eduard der Antwort ausgewichen: „Nun, lieber Halwyl, wo reisen Sie denn hin? Ich frage ja wahrhaftig nicht aus Neugier — denn Sie sind so verschlossen wie

Digitized by Google

ein Diplomat — aber ich bin gerne in Ihrer Gesellschaft, und wenn Sie auch in die Schweiz gingen, so kauften wir hier gemeinschaftlich eine Chaise und reisten recht bequem weiter." — „Ich gehe nicht in die Schweiz, mache Ihnen auch gar kein Geheimniß daraus, daß ich für's Erste nach Goldmühl bey Bamberg reise zu einem Jugendfreund meines Vaters." — „Was? Goldmühl? zum Kammerrath Seidel in Goldmühl?" Eduard sah ihn groß an — „zu dem geh' ich ja auch, er war ja auch ein Freund meines Vaters." — „Nun, desto besser. Da bleiben wir Gefährten, aber nur, wenn Sie mit der Diligence reisen. So ein Chaisenfahren in einem Lande, das ich so viel möglich kennen lernen will, ist mir verhaßt. Mir machen die vielerley Passagiergesichter Freude und in der Diligence erfährt man hundert Denkarten von hundert Leuten, die man in der Chaise nie erblickt hätte." — „Nun meinentwegen, sagte der Baron, und fügte sogleich halb forschend hinzu: also auch nach Goldmühl? von Baltimore nach Goldmühl? das ist seltsam!" — „Von Baltimore nach Goldmühl, wenn nicht unmittelbar, doch endlich." — „Hm, hm, kennen Sie die Familie? ich nicht. Mein Vater — ey den hat Ihr Vater vielleicht auch gekannt, wenn er des Kammerraths Jugendfreund war." — „Ist möglich. Ihren Namen hat er mir zwar nie genannt." — „Der alte Herr ist wohl noch am Leben?" — „Gott sey Dank! er ist es." — „Das nenne ich einen guten Sohn. Meinen Alten hatte ich schon lieb, aber er hat mir auf seinem Todtbette einen erzdummen Auftrag gegeben, der mich wie einen Don Quixotte umherschickt." — „Erfüllen Sie ihn getreu, wie er auch seyn mag. Wenn ich bedenke, wie willig ich meinem lebenden Vater gehorche, so muß die Erinnerung an einen sterbenden, verblichenen keine Ruhe lassen, bis seine Befehle erfüllt sind." — „Jemine! Sie sprechen wie ein Pastor! aber wahrhaftig, Sie haben Recht; ich fühle selbst eine Art Unruhe, bis die Sache abgethan ist." Eduard hatte eine sonderbare Abneigung gegen die Anvertraunisse von Leuten, die er nicht hoch schätzte, deßhalb lenkte er das Gespräch hier ab und vermied, den Gegenstand wieder zu berühren.

Sie setzten ihre Reise fröhlich fort, unterhielten sich über die Menschen, die sie aufsuchen wollten, und Tungern beschuldigte seinen Reisegefährten der abenteuerlichsten, plattesten Absichten und diplomatischer Zurückhaltung, weil er nichts von ihm weiter erfahren konnte, als daß der Kammerrath außer ein Paar Söhnen auch eine Tochter habe: — ob sie schön, gebildet, liebenswürdig sey, wollte er nicht wissen. „Nun, sagte Tungern, reich ist sie, und das wäre mir genug, wenn es sich sonst thun ließ! recht reich! denn was die Bildung anbetrifft — lieber Gott! was will dann an so einer fränkischen Jungfer gebildet seyn! das bleibt bey Papa und Mama von Kindesbeinen, hilft Haushalt führen und Strümpfe stricken. Bey uns in Norddeutschland ist die Bildung viel weiter vorgeschritten." — Eduard sah seinen Reisegefährten mit etwas spöttischer Neugierde an. „Nun? sagte er, und bey Papa, Mama bleiben und dem Haushalt vorstehen, hindert die Bildung eines hübschen Mädchens?" — „Ach da kommen Sie wieder mit Ihren republikanischen Bürgertugenden angezogen. Das ist in der Wirthschaft recht gut, aber um uns jungen Burschen zu gefallen, gehört doch mehr dazu. Indeß wenn sie Geld hat" — Eduard brachte ein anderes Gespräch auf die Bahn und verweilte zum Erstenmal ohne Unbehaglichkeit bey dem Gedanken an Fräulein Antonie Seidel, die er sich nun im Licht eines häuslichen Mädchens dachte.

Unsere Reisenden hatten Jena und die Diligence an einem schönen Sommermorgen verlassen, und setzten ihren Weg, um den Thüringer Wald zu durchkreuzen, in einer eigenen Chaise fort. Im Saalethal waren die Abhänge der Hügel mit dem smaragdgrünen Laube der Buchen umsponnen und die Wiesenplätze mit den Silberblüthen des Weißdornes geschmückt, die Hütten waren unter blühenden Obstbäumen versteckt und die Quellen, welche von den Höhen durch die Grasgärten herabrollten, benetzten allenthalben goldgelbe Butterblumen, die aus der hüpfenden Welle emportauchend in der Sonne glänzten, wie frohe Kindergesichtchen, die im Bade triefend, emportauchen, und lächelnd sich schütteln. Doch gegen Abend umzog sich der Himmel. Nach eingebrochner Nacht kamen sie bey schon fern rollendem Donner nach Gräfenthal, und da ihnen der Postillon jenseits dieser trübseligen Station sehr schlechte Wege ankündigte, beschlossen sie hier das Gewitter vorüberziehen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Bey der Gabe Gottes trafen wir auf die Loquiz, ein Flüßchen, das, wie alle Bäche dieser Bergseite, der Saale zufließt; von nun an folgten wir ihrem Lauf durch ein angenehmes Thal, dessen herrliches Grün in diesem trockenen Sommer doppelt erquickend war. Bald treten Felsenecken von beyden Seiten nahe zusammen und lassen nur wenig Raum neben dem rauschenden Bach, bald geht der Weg auf der Höhe neben einem steilen Abhange hin, der jedoch mit einem Geländer versehen und mit Tannen bewachsen, niemals ängstigend ist. In der Nähe von Probstzell ward er freylich so holprig, daß er nichts weiter als ein bloßes leeres Flußbett zu seyn schien, da ihm

aber unser Wagen widerstand, konnten wir's uns gefallen lassen, und das alte Mauerwerk, auf dem die Häuser von Probstzell zum Theil gebaut sind, ungestört besehen. Der Name Probstzell beweist schon, daß es ehedem Mönchlein gegeben, welche die Annehmlichkeit dieses grünen Thales zu schätzen gewußt; wirklich war es ehedem eine reiche Benediktinerabtey, welcher die Gegend umher zinsbar war. Sogar das nahgelegene Ludwigsstadt mußte ihr eine Abgabe, der Gutshafer genannt, zollen. Ob von jener Abtey noch Ueberreste vorhanden sind, ob die alten Mauern, die jezt Bauerhütten zur Grundmauer dienten, dazu gehören, ist mir nicht bekannt.

Noch immer im Loquitzthal aufsteigend, gewannen wir plötzlich eine Aussicht gegen die linke Seite hin, indem der bisher fortlaufende Bergrücken sich senkt, jenseits sich eben so wieder emporhebt, immer mit Wiesen und Feldern bedeckt, mit Wäldern gekrönt — und im Vorgrund der Durchsicht, welche dadurch entsteht, zeigt sich hinter einem angebauten Feld auf einem kegelförmigen Hügel das Schloß Lauenstein. In dieser Jahrszeit, in dem Lichte, in dem wir es sahen, bot es ein wahrhaft zauberisches Bild, und der Gedanke, wie in grauer Vorzeit, wenn der Wanderer einsam und furchtsam diese Thäler durchzog — in denen wir in müßiger Fröhlichkeit umherschweiften — wie ihm da nach langen menschenleeren Stegen, dieser unerwartete Anblick erfreut haben mochte, ergriff mich zuerst. Von der Seite, wo man hier das Schloß sieht, scheint der Erbauer gar nichts wie ein festes Steinnest beabsichtigt zu haben, denn die kleine Kegelplatte ist gänzlich mit Gemauer (das jezt noch benuzt und bewohnt ist) bedeckt; besonders steigen rechter Seite Mauern und Hügel im steilsten Abhang in's Thal hinab, indeß ein Schneckenweg mit Bäumen beschattet, den Kegel umwindend, in das unten gelegene Dorf führt. Von beyden Seiten öffnen sich dem erfreuten Auge neue grünende Thäler, indem der Weg, immer dem Laufe der Loquiz folgend, durch nicht weniger anmuthige Gründe nach Ludwigsstadt führt.

Schwerlich kann ein andrer Weg von sechs Stunden mehr Freude gewähren. Nicht erhabene große Bilder, auffallende Naturerscheinungen, wichtige historische Erinnerungen machen ihn anziehend, er gewinnt gerade durch das Gegentheil von dem Allen. Er ließ in mir unendlich liebe, wehmüthige, und doch halb muthwillige Eindrücke, wie die Erinnerung an Kinder, Freunde zurück. Ueberall bietet hier die Natur der Phantasie ein anmuthiges Netz, um ihre Gestalten darauf zu malen. In jede Hütte kann sie sich eine frohe Familie, in jede Kirche eine fromme Gemeinde, unter jedes Laubgewölbe sich ein glückliches Paar denken.

Ludwigsstadt gewährte uns in seinem reinlichen Gasthof einen angenehmern Ruheplatz, als mancher glänzende Gasthof großer Städte nicht anbietet. Der Ort selbst ist ein bloßes Bergdorf mit hölzernen Häusern, vielem Obstbau, und in dem, sich erweiternden Thal, von Feldern umgeben. Man braut hier Bier, arbeitet in Holz, und gewinnt viele Aepfel, wodurch in der Blütbezeit dieses liebe Dörfchen ein wahres Eden seyn muß. Das Zimmer unsres Gasthofs, wo wir gute Forellen und vortreffliche frische Butter speisten, war sonnig, reinlich, und von der jungen Wirthstochter mit Wohlgefallen aufgepuzt. Bilderchen und Kränzchen von Immortellen schmückten die Wände, die Wandleuchter mit Spiegeln belegt, warfen das Bild der um den Tisch sitzenden Gäste in drolligen Verzerrungen zurück, und in dem anstoßenden Zimmer, in dem ein schneeweißes Bett stand, fand ich die Abschrift eines Gedichtes, das wie viele andre hätte gelobt werden können. Für den übrigen halben Tag war Ludwigsstadt für mich der Inbegriff aller Annehmlichkeit, und unser darauf folgendes Nachtlager in Kronach hob diese Erinnerung noch heraus.

In dieses Kronach brachte ich schon eine fatale Ahnung mit mir. Die lieben Leute versprachen mir dort Wunderdinge von einem Gasthof, wo königliche Majestät schon übernachtet habe, wo mit oder auf Silber gespeist werde, wo seidne Bettdecken und köstliche Zimmer seyen. In einer Hauptstadt sind solche Dinge an ihrem Platz, der Reisende, der sie nicht verlangt, sucht sich eine Wohnung, die seinem Bedürfniß genügt; aber in einem kleinen Städtchen, wo derselbe Gasthof in Miethwagen die Reisenden wie die Majestät aufnehmen muß, tragen solche Ueppigkeiten keinesweges zu seiner Bequemlichkeit bey. Der Wirth macht sich bey ihm für die Ausrüstung der fürstlichen Zimmer bezahlt, und hat darum nicht gelernt ein besserer Wirth zu seyn, denn jene Fürstlichkeiten, und dgl. bringen ihre Bedienung selbst mit, und diese schieben das Wirthshauspersonal zur Seite. Alle diese Bemerkungen fand ich auch in Kronach bestätigt, und obendrein einen eigenthümlichen Fehler, den keine Herrlichkeit der Welt übertünchen kann. Einen ganz angreifend furchtbaren Gestank, der mich unverzüglich an Salzmanns Carl von Carlsberg oder das menschliche Elend erinnerte, wo der erwähnte Held in eine Stadt kommt, die mit dem Geruch des Gasthofs zu Kronach dergestalt angefüllt ist, daß derselbe — und mit dem größten Recht — unter dem menschlichen Elend mitgezählt wird. O wie viel lieber hätte ich meinen Thee in dem reinlichen Ludwigsstadt in einem irdnen Töpfchen getrunken als in dem Silbergeschirr dieses Kronachs! wie viel lieber dort in dem Kämmerchen geschlafen, wo grüne Ranken das Fenster umzogen, und die Loquiz mir ein Schlaflied gerauscht hätte, als hier unter den grünseidnen Decken auf den reich gar-

nirten Kissen und Leintüchern! Und diesem furchtbaren Geruch ist hier der größte Monarch wie der fahrende Schiller ausgesezt, denn wie viele Bagagewägen dem ersten nachfahren, seinen Dunstkreis kann er nicht mit sich führen. Wäre ich ein bischen Donquixot oder ein frommer Bruder gewesen, ich hätte den Wirth zur Besserung seiner Cloake ermahnt, wie zum Wohle seiner Seele; da mir aber diese beyden Berufe fehlten, eilte ich gleich nach dem Frühstück diesen mephitischen Dunstkreis zu verlassen, und begleitete meinen Gefährten, um von der Höhe der Festung — die der Rosenberg heißt — die Gegend zu besehen.

Dieser Gang lohnt der Mühe. Dieses feste, noch unterhaltene Schloß, das man nur mit besonderer Erlaubniß des dort wohnenden Kommandanten betreten darf, liegt mit seinen mächtig hohen Mauern auf einem, weit in das Kronachthal tretenden Vorsprung des Gebirgs nord östlich von der Stadt. Die Aussicht gegen das Mainthal zu, dem das Flüßchen Kronach zueilt, ist höchst anmuthig. Doch fast noch mehr zog mich der Rückblick in den Frankenwald, dem von uns so eben durchzogenen Theil des Thüringer Gebirgs an. Von der Höhe der Festung blickt man in die drey Ausgänge dieses Gebirgs, die des Haßlach, des Kronach und des Rodachthals, deren jedes ein Flüßchen in den erweiterten Thälern dem Mayn zuschickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Religion und Vernunft.

Religion und Vernunft! Licht woll't ihr und Freyheit auf Erden . . .
Seyd ihr so nahe verwandt? Eins und dasselbe vielleicht?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. September.

(Fortsetzung.)

Die in Havre angekommene, bereits zum Parisermuseum gehörige egyptische Sammlung enthält, nach einem Berichte der Herrn Brüder Champollion, wovon der eine an den Herrn Herzog von Doudeauville und der andere von Herrn Champollion-Figeac an das Publikum gerichtet ist, acht-und-zwanzig Manuscripte auf Papyrus oder auf Leinwand; die Herrn Champollion behaupteten, die Manuscripte seyen wegen ihrer Länge, Formats und vollkommenen Erhaltung die schönsten egyptischen Manuscripte in ganz Europa; mehrere davon sind fünfzehn bis zwanzig Fuß lang; ein's hat beynahe vierzig Fuß. Die griechischen Papyrus sind ebenfalls sehr wichtig für Geschichte und Alterthumskunde; zwey davon sind astrologischen Inhalts; ein Stück von einem Manuskript, wovon das andere Stück in London ist, enthält schöne Bruchstücke der Iliade; ein Blättchen von einem griechisch-lateinischen Wörterbuch beweißt gegen die sonstige Meynung, daß die Alten ebenfalls Wörterbücher verfertigten, um eine Sprache durch die Wörter einer andern zu erklären. Der Gegenstände aus Bronze sind über 400 an der Zahl, und manche davon sind schöner als Alles, was man bisher von egyptischer Bronze kannte. Es sind darunter manche Figuren von mehr als ein Fuß Höhe; einige haben goldene oder silberne Augen; das Halsband und die andern Zierrathen des Kostüms sind incrustirtes Silber, vergoldetes Silber und sogar Gold; ein Osiris von zwey Fuß sieben Zoll hoch, und eine weibliche Statue von drey Fuß; bekanntlich sind in den europäischen Kabinetten die bronzene Antiken von dieser Größe selten. Auch bronzene Geräthe sind dabey zahlreich, und man bemerkt ein Rauchfaß, Vasen von allerley Formen, Spiegel und verschiedenes Handwerkszeug aus Bronze. Die egyptischen Bildner arbeiteten häufig in Holz; die Sammlung enthält über 200 Denkmäler aus Holz, unter andern eine Statue von vier Fuß vier Zoll, mehrere andere kleinen Figuren, und eine Menge andere Gegenstände, z. B. Kämme, Löffel, Stöcke und Stäbe mit Knöpfen darauf, nebst hieroglyphischen Inschriften; eine Harfe von drey Fuß acht Zoll in der Höhe, die noch einen Theil ihrer Darmsaiten hat, und deren ertönender Boden mit grünem Saffian überzogen ist; ein Sessel, dessen Lehne mit Ebenholz und Elfenbein eingelegt; eine Trommel, wie die unsrigen; ein Tambour de Basque; zwey angemalte Barken mit Ruder und Steuer, und eine Menge Vasen von allen Formen. Zu dieser Sammlung von häuslichen Geräthen gehören einige Stücke aus Elfenbein, Körbe aus Schilf oder Palmblättern, worin Früchte des Landes, Haarlocken, Spielbälle, Brod, Farben in Tafeln oder zerrieben, und fünf Paar Schuhe. Auch lederne Schuhe, saffianene, sehr verzierte Pantoffeln, und verschiedene andere lederne, sehr niedlich gearbeitete Gegenstände zum Schmucke. Dieses egyptische Mobiliargeräthe wird noch vollständiger durch seine große Zahl irdener, porzellanener, kalksteiner, Breccia-Granit und Basalt-Vasen, u. s. w., meistens mit Malereyen oder Inschriften. — Der Kleinode und anderen Schmuck's aus kostbaren Stoffe sind es über 1400. Mehrere Figuren sind aus massivem Gold oder Silber, und die Arbeit daran ist im Verhältniß eben so kostbar. Die Fingerringe und Ohrgehänge von demselben Metall, worunter einige gefaßte Käfer, (heilige Scarabäen) enthalten, sind zahlreich in der Sammlung, und ganz außerordentlich reich sind die Halsbänder von massivem Gold oder Silber mit eingefaßten Carniolen, Amethyste, Jaspis, Agathen, Hematiten und Smaragden. Eine gewisse Art von Luxusgegenständen sind aus eben diesen Materien verfertigt, und dieser Theil der Sammlung enthält endlich noch etwa tausend Käferarten oder Figuren, die eben so merkwürdig für den Naturkundigen als den Steinhändler und den Archäologen sind. Unter den Glasstücken zeichnet sich eine sehr niedlich geformte Platte von sechzehn bis achtzehn Zoll im Durchmesser aus, sie liegt in einem artigen Körbchen, und ist ganz gewiß das schönste bekannte Stück Glas aus dem Alterthum.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. November 1826.

Wir erzählen uns dann Beyde,
Ich vom heimisch innern Lande,
Ihr vom fernen, fremden Strande,
Den zu küssen ich euch neide.

L. Robert.

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Der Kronach folgt das Auge durch Felder und Wiesen neben Dörfern und Mühlen das Thal entlang, rückwärts schweift es über die Schluchten, Spalten und Waldkuppen des Gebirgs. In frühern Zeiten mochte dieser Punkt von hoher Wichtigkeit gewesen seyn, jezt gibt es ja keine unüberwindliche Festung mehr für Beharrlichkeit und freudigen Muth. Es ist recht schade! dieser Rotenberg läd't ganz zum Kriegführen ein. Ich sah im Geist die schwerfälligen Häuflein der Ritterzeit aus den Schluchten herausziehen, ihre Pickelhauben im Abendstrahl glänzen; sah ihren Herold heranschreiten und unten am Eck seinen windigen Aufruf herauf krähen; sah dann oben auf der Mauer einen Kriegsobersten mit weit gespreizten Beinen eine pausbackige Antwort ertheilen. Die Scenerey bot sich der Täuschung so vollkommen, daß ich kaum weiß, ob ich es nicht wirklich erlebt habe.

Von hier an beginnt das Holzflößen bis nach Holland hinab, welches den Mayn für diese Landschaft so wohlthätig und die an seinem Flußbett liegenden Orte so lebhaft macht. Die rüstige Arbeit und der Verkehr in die Ferne gibt dem Volk ein aufgeweckteres Ansehen, eine gelenkigere Gestalt. Die Landleute müssen sich um so besser dabey stehen, da der fruchtbare Boden rings umher noch außerdem Nahrungsfülle verspricht. Der Weg nach Kulmbach führt durch hübsche Dörfer der Kronach entlang, in welchen, so wie weiter vom Wege entfernt, viele Edelhöfe liegen; die am Wege liegenden haben nirgend etwas Einladendes, sehen ungastlich und sogar unwohnlich aus. Wenn man die heitern anspruchlosen Landsitze des Berner Kantons und des Waadtlandes kennt, wo der Reisende vom Wege aus so oft fröhliche Familienkreise auf schattigen Sitzen versammelt sieht, betrachtet er diese meistens von Vernachläßigung, oder gar Verfall zeugenden Landgüter mit Unmuth. Unter solchen Umgebungen gelangten wir zu unsrer lezten Station, Kulmbach, an dessen Thor die alte Feste Plassenburg liegt. Ehedem ward hier das Archiv der Markgrafen von Bayreuth aufbewahrt, in welchem unser humoristischer Lang, der Verfasser der Hammelburger Reisen, arbeitete, und die Materialien zu seiner kernhaften, robusten Geschichte von Bayreuth gesammelt haben mag. In noch frühern Zeiten war sie der Aufenthalt der Landesfürsten, jezt ist ein Straf- und Zwangsarbeitshaus dahin verlegt. Es wird hier Wolle verarbeitet, von ihrer ersten Behandlung bis zu Teppichen und Decken, von welchen ersteren so zierliche und tüchtige Gattungen gemacht werden, daß wenig Patriotismus dazu gehörte, wenn auch große Häuser sich hier versorgten, statt das Geld aus dem Lande zu schicken. Doch nicht Schafwolle allein wird hier verarbeitet. Einer der Aufseher der Anstalt war in einem Versuche begriffen, flächsenes Gespinnst durch sorgfältige Reinigung und Sonderung des Materials zu möglichster Feine zu fördern. Die hier arbeitenden Spinnerinnen haben aus einem Pfund

Digitized by Google

auf das sorgfältigste gereinigten Flachses sechzig Bind oder Schneller gesponnen, deren Anblick ein hausmütterliches Herz entzückte. Der Uneingeweihte wird die Virtuosität dieses Unternehmens vielleicht zu ermessen vermögen, wenn ich ihm bemerklich mache, daß die gröbste Leinwand, die etwa seines Bedienten Bett bekleidet, aus einem Faden gewoben ist, der in fünf solche Binde oder Schneller aus einem Pfund Flachs gesponnen ist. — Rücksichtlich des Zustandes der hiesigen Züchtlinge drängte sich mir von Neuem die Beobachtung auf, daß sie in Wohnung, Kost und Reinlichkeit eines weit tröstlichern Zustandes genössen als unsere Armen, Taglöhner — und was sehr, sehr traurig ist! — als ein groser Theil unsrer Bauern. Die Arbeit- und Schlafstellen haben die vortrefflichste Lage, sind hinlänglich geräumig, und hatten, unerachtet der drückenden Augusthitze, keine lästige Atmosphäre. Ihre Betten sind hart, nicht einladend, aber sie werden zur bestimmten Zeit mit einem reinen Tuche bedeckt. Ihre Nahrung ist hinreichend, wird ihnen zur bestimmten Stunde warm gereicht, und nach dem Geruch zu urtheilen und den Details, welche die Köchin mir gab, gut zusammengesezt.

(Der Beschluß folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

In dem elenden Gasthof, der zugleich Posthaus, waren die besten Zimmer von einer vornehmen Herrschaft, wie der schmutzige Wirth wichtig versicherte, eingenommen; unsere Freunde erhielten eine öde Hinterstube, die Eduard mit Mitleid überschaute, denn der beschränkte Amerikaner glaubte jedesmal, wo er Ungeschick und Zweckwidrigkeit bey der Betreibung eines Gewerbes wahrnahm, daran sey der Mangel an gesetzmäßiger Freyheit schuld *) — in seinem Lande, wo ein Jeder seine Kräfte frey benutzen könne, betreibe auch Jeder sein Handwerk auf die vortheilhafteste Weise und ein Wirth werde dort seinen Gästen Lust zum Logiren einflößen wollen, sonst öffne sein Nachbar sein Haus, empfange sie besser und sie nehmen bey ihm ihre Herberge. Tungern war die Gewerbsfreyheit sehr gleichgültig, er schlich sich sogleich in die Küche, um das Abendessen, irgend ein hübsches Mädchen und die vornehme Herrschaft auszukundschaften. Eduard merkte auf den rollenden Donner und wollte eben ein Fenster im Vorsaal aufsuchen, das ihm statt des vom Unrath überschwemmten Hofes, auf den sein Zimmer ging, die leuchtenden Blitze im Freyen zu beobachten vergönnte, als Tungern eintrat, die Hände reibend und mit höchst wichtiger Miene seinem Gefährten zurief: „Halwyl, Sie oder ich sind Lieblinge der Götter, wir brauchen gar nicht nach Goldmühl, der Quidam, den wir suchen, die Schöne, der Sie zu Gefallen aus Baltimore kommen . . .“ In diesem Moment fiel ein schmetternder Donner in die Dungpfütze des Hofes, ein stickender Schwefeldunst drang zu dem offnen Fenster herein, beyde Reisende eilten schnell die Thüre zu öffnen, der Luftzug löschte die Lichter aus und sie standen in der dicksten Finsterniß auf dem weiten, niedern, schiefgesenkten Vorsaal. Mit ihnen zugleich flogen erst zur Rechten, dann zur Linken die Thüren der Fremdenzimmer auf, noch ein Donnerschlag und noch einer mit wiederholten Blitzen umflossen die Gegenstände auf Augenblicke mit dem glänzendsten Lichte und zeigten einerseits einen mächtig dicken Herrn, der im leichtesten Anzug, welchen das Bett allein gestattet, eine spitzenweiße Mütze auf dem Haupt, in der Thüre seines Zimmers stand, gewaltig mit dem Schwefelholz in einem chemischen Feuerzeug rührte, und aus Leibeskräften nach seinem Diener Jeremias rief. Aus der andern Thüre stürzten ein Paar weibliche Gestalten hervor, züchtig eingehüllt, davon eine mit ängstlicher Stimme nach ihrem Vater rief und sich eilig zu dem alten Herrn drängte. Die beyden jungen Leute waren gar nicht zufrieden, dieses abenteuerliche Schauspiel durch Billy's, des Mohren, Ankunft unterbrochen zu sehen, der mit Licht in der Hand, die Treppe herauf eilte und von seinem Herrn nun zu dem leichtgekleideten dicken Papa geführt ward, dem Eduard dienstfertig sein Licht anzuzünden bemüht war. Ein neuer Donnerschlag hielt die weiblichen Gestalten, trotz ihrer Verschämtheit, in der Nähe des leichtgekleideten Papa zurück. Des Fremden Diener und Tungerns Jäger kamen mit Lichtern herbey. Die jungen Leute erkannten nun, daß das eine der beyden Frauenzimmer schön wie der Tag sey und wollten ihr eben die trostreichsten Dinge sagen, als sie mit ihrer Begleiterin in des alten Herrn Zimmer schlüpfte und die Thüre hinter ihnen geschlossen wurde. Dieser besann sich endlich auf sein leichtes Nachtkleid, wünschte den Herren gute Nacht, und verschwand ebenfalls.

Unsern Reisenden blieb nichts übrig, als sich in ihr Hinterzimmerchen zurückzubegeben, wo Tungern, ohne zu warten, bis Billy, der die Lichter auf den Tisch stellte, den Rücken gekehrt hatte, mit der Emphase eines Dorfkomödianten anfing: „Halwyl, das ist Antonie Seidel, der zu Gefallen Sie über das Meer fuhren.“ — „Nun wahrhaftig, das Wetter hat Sie zum Poeten gemacht, und dieses ist eine Verzückung.“ — „Nein, so wahr uns der Blitz nicht getroffen, was doch recht gut hätte geschehen können — dieses Mädchen, diese Göttin in grauer Wolkenhülle ist Antonie

---

*) Aus den höchst nachtheiligen Beschreibungen, welche die Reisenden neuerdings von den Gasthöfen in den vereinigten Provinzen machen, geht hervor, daß Herr Halwyl sehr günstige Vorurtheile für sein Vaterland hatte.

D. M.

Digitized by Google

Seidel." — Und nun erzählte er, daß, seinen eingezogenen Erkundigungen gemäß, die er ihm, eben wie der erste Strahl herabschoß, mitzutheilen bemüht gewesen war, diese Fremden, welche ihnen die besten Zimmer dieser Höhle genommen, der Kammerrath und seine Tochter seyen, die, von einer Reise nach Gotha zurückkehrend, hier ihr Nachtlager genommen haben. Halwyl zwang sich, diese Entdeckung scherzweise zu behandeln; ein weniger seichter Beobachter hätte aber wahrgenommen, daß er nicht unbefangen dabey war. Tungern meynte, sie sollten des Kammerraths Abreise abwarten, sich als die weitgereisten Söhne seiner alten Freunde zu erkennen geben, und dann in seiner Gesellschaft den Rest des Weges zurücklegen; allein dazu wollte sich Eduard keineswegs verstehen, er beharrte darauf, mit der ersten Morgendämmerung abzureisen und seinem Plane getreu, von Koburg aus das Fichtelgebirg zu durchstreifen, welches naturhistorisch und technisch Eduard sehr interessirte. Tungern mußte, dem geschlossenen Vertrage gemäß, noch mehr, weil er, wie schwache Menschen gern thun, sich von seinem Gefährten lieber beherrschen ließ, als eigenen Willen durchsetzte, ihm nachgeben. Mit Seufzen ließ Tungern in Hildburghausen die Chaise stehen und trat die langgefürchtete und von Eduard langgehoffte Fußreise an. Das zufällige Zusammentreffen mit ein Paar Jenaer Studenten, welche die Pfingstferien zu einer Bereisung des Fichtels benützten, erheiterten ihm die bittere Aussicht auf tägliche Mühe, denn er hoffte auf reichlichen Wirthshausspaß in der lustigen Gesellschaft; aber auch dieser ward ihm nur halb, denn die jungen Leute schlossen sich vielmehr Eduards wissenschaftlichem Eifer an, kletterten mit ihm in alle Klüfte, hoben jeden verdächtigen Stein auf und Abends ward geordnet und beschrieben und gefragt und erzählt, und indeß die guten Jungens mit der höchsten Theilnahme zuhörten, glühte Eduard im Erzählen von der reichen, jugendlichen Natur seines Landes, und es war selbst Tungern auffallend, daß er seit jener Gewitternacht seine Rückkehr in dasselbe, die er vorher nie berührt, als unzweifelhaft, ersehnt und nahe erwähnte. Kam es dann am Schlusse des Tages zum lustigen Nachttrunk, so war Tungerns Lustigkeit von der Andern ihrer weit verschieden. Diese sangen wundersame Lieder, der eine Englisch, der andere Deutsch, in denen die Liebe neben dem Tod und der Rheinwein neben dem Blutfeld genannt wurde, wobey die sämmtliche Hausbewohnerschaft zuzuhören herbey kam und die junge Magd, wenn der arme Baron artige Scherze mit ihr treiben wollte, ihn unhöflich fortstieß, und ihm rieth, sich vor seinen braven Kameraden zu schämen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Würtembergische Kolonien bey Tifflis.

Gamba, in seiner Reise in's mittägliche Rußland, spricht von deutschen, und besonders würtembergischen Bauern in der Nähe und in den Vorstädten von Tifflis, welche von Odessa her dahin gekommen sind, nachdem sie ihr Vaterland in Folge von religieuser Schwärmerey verlassen haben. Diejenigen, welche in dem zu den Vorstädten links des Kour gehörenden Dorfe wohnen, und welche meist alle Würtemberger sind, versehen die Stadt Tifflis mit Gemüse, Milch, Butter u. s. w., ja man verdankt ihnen auch die Einführung und den Bau der Kartoffeln. Als Gamba im Jahr 1820 nach Tifflis kam, bezahlte man ein Pfund dieser Frucht mit zehn Sous. Jezt hat sich der Preis derselben und der Gemüse sehr gemindert. Nach seiner Aussage leben unsere Landsleute glücklich und zufrieden. Ihre Dörfer Petersdorf und Marienfeld liegen am Ufer des Jori, des Cambyssus der Alten, wie ihn Cyrus zu Ehren seines Vaters nannte. Ihre Häuser sind von weichem Stein erbaut, bequem eingetheilt, und fast alle mit einer Säulenvorhalle versehen. Hinten schließen sich ein geräumiger Hof und die Stallungen an. Jede Familie hat bey ihrer Ansiedlung 35 Dessätinen Land (ungefähr 90 Morgen) als erbliches Eigenthum angewiesen erhalten. Die Häuser kosteten die Krone ungefähr zwanzig Louis'dor jedes, eine Summe, welche der Besitzer nach zehen Jahren ohne Interessen zurückzahlen muß. Erst nach Verlauf dieses Zeitraums müssen die Kolonisten Steuer zahlen, und zwar sieben Rubel von dem Hof.

Die Nähe der Stadt Tifflis wird das Gedeihen dieser Kolonien sehr befördern. Indessen war das erste Jahr ihrer Ansiedlung von einer solchen Dürre heimgesucht, daß die Regierung sie mit Nahrungsmitteln unterstützen mußte.

Neben den Würtembergern, welche diese zwey Dörfer bewohnen, sind noch vier ungarische Familien daselbst. Der Direktor der Kolonie, ein lithauischer Edelmann, wohnt zu Marienfeld.

Schon besitzen diese Würtemberger eine Mühle am Jori. Ihr höchster Wunsch ist, das Wasser dieses Flusses zur Bewässerung ihrer Wiesen benutzen zu können. Aber die zu einem solchen Unternehmen nothwendigen Arbeiten würden einen neuen Vorschuß von der Regierung verlangen, zu dem dieselbe, wegen der vielen Opfer, die sie der Kolonie schon gebracht hat, nicht geneigt ist.

Die Anzahl der Pferde, welche diese Kolonisten aufziehen, ist schon sehr bedeutend. Ihre Kühe sind von der kleinen Race. Ihre Schafe von der Art, welche man Chamtoul nennt, sind ausgeartet, und die Hämmel

Digitized by Google

werden nicht mehr so groß und schwer als die von dem ächten Stamm dieses Namens.

Zwey ähnliche, meist aus Würtembergern bestehende Kolonien sind seit ungefähr sechs Jahren in der Nähe von Elisabethpol entstanden, was dem jetzigen Kriegsschauplatz ganz nahe ist.

G. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. September.

(Beschluß.)

Die Mumien gehören wesentlich zu jeder egyptischen Sammlung; diese enthält ihrer eilf, alle darum merkwürdig, weil sie mehrere Einschläge mit Gold, oder reiche Malereyen, oder Verzierungen von Geweben aus Flechten von angefaßten Körnern von Email oder Glas haben. Es sind auch sechs Porträte auf Leinwand gemalt; das auf Holz gespannte ist aus der griechisch-egyptischen Epoche. Die übrigen Arten von Todtendenkmälern sind häufig in der Sammlung, z. B. Vasen aus Alabaster, oder Stein, Kästchen, Kapellen mit Inschriften, Thiermumien und heilige Statuetten. Unter den leztern sind acht-und-zwanzig Figuren aus den königlichen Gräbern aus Theben, mit Namen von Pharaonen der achtzehnten oder neunzehnten Dynastie; andere beziehen sich auf Egypter aller Klassen, Priester, königlicher oder heiliger Schreiber, Richter, Civilbeamte oder bloße Privatleute, und zwar aus allerley Stoffen. Noch sind dabey gemalte gottesdienstliche Scenen auf Holz, Trauerbasreliefs (Stelen), Statuen und große Denkmäler aus der, für die Geschichte so wichtigen Bildhauerkunst. Zehen kleine Gemälde auf Holz stellen Anbetungsscenen vor. Der Stelen oder Basreliefs sind es etwa fünfzig; die Bildhauereyen oder Inschriften haben einen großen Werth für das Studium der egyptischen Religion; mehrere stellen Könige oder Königinnen Egyptens vor, wie sie ihre Götter verehren oder von ihren Unterthanen verehrt werden; sie sind aus Sandstein, aus Granit, oder aus Basalt; einige sind auf beyden Seiten ausgehauen oder gemalt; eine Bildhauerey stellt Sesostris als Kind vor; eine andere ist eine sehr lange Inschrift, die sich auf Ehrenbezeigungen eines Priesterkorps gegen seinen Oberpriester bezieht; vier darunter sind in zwey Sprachen, entweder hieroglyphisch und in Volkssprache, oder in Volkssprache und griechisch; eine andere ist zur Hälfte gehauen; und die andere Hälfte nur in Schwarz angezeigt, und ihre Größe von zehn Zoll hoch, bis über sechs Fuß. — Die Statuen und Figuren in harten Stoffen sind ziemlich zahlreich, und einige werden unwidersprechbar beweisen, wie weit die egyptische Bildhauerkunst in halberhabener Arbeit ging. Unter den zwey Fuß hohen Statuetten ist die des Königs Nechao, welche eine Stele trägt, worauf die Jahrszahl seines Reichs steht. Der grösseren Figuren sind es fünfzehn; fünf derselben, in schwarzem Granit und von der achtzehnten Dynastie, haben sechs Fuß in der Höhe; ein Sesostris ebenfalls von schwarzem Granit, hat über sechs Fuß; ein anderer König, Sevechus, von der fünf-und-zwanzigsten Dynastie, auf seinem Throne sitzend, hat über vier Fuß; endlich der Kopf der Statue eines andern Königs, von rosenfarbenem Granit, von einem Koloß abgesondert, hat nicht weniger als sieben Fuß in der Höhe; ein Ohr allein daran hat über einen Fuß. — Auch einige Fragmente griechischer und römischer Bildhauerey sind dabey; z. B. zwey kleine Torsen von außerordentlicher Schönheit; der eine ist ein Bacchus. — Was aber diese neue königliche Sammlung vor allen andern auszeichnet, das sind ihre große Monumente der Bildhauerey, nicht sowohl durch ihre Zahl als durch ihren historischen Werth merkwürdig. Nämlich 1. Ein massiver Cippos, von schwarzem Granit, sechs Fuß hoch, mit Basreliefs, die sich auf Sesostris beziehen;

2. Der untere Theil des kolossalischen Bildes von Amenophis II., dieses Memnons der Griechen, in rosenfarbigem Granit; die Beine haben beynahe anderthalb Meter in der Länge; sie stehen auf einer Grundlage von achtzehn Fuß Höhe, die mit Figuren gefangener Könige geziert ist, sie haben alle sehr sichtbar das afrikanische Gesicht, und vor jedem ist ein Schild, auf welchem in buchstäblichen Hieroglyphen der Name der Gegend oder des kleinen Königreichs steht, über das er herrschte; diese Ländernamen sind größtentheils sehr leserlich, und wahrhaftig sind das ganz unerwartete Beyträge zur alten Erdbeschreibung von Afrika;

3. Die monolithe Kapelle des großen Tempels von Philä, aus rosenfarbenem Granit, acht Fuß gegen drey, nebst ihrer Weihung vom König Ptolemaios Evergetes II. und seiner Gemahlin Cleopatra;

4. Ein Cippos, in Gestalt einer egyptischen Pforte, von rosenfarbenem Granit, beynahe neun Fuß hoch, und ungefähr sechs Fuß breit; nebst Weihung des Pharao Thutmosis I. von der achtzehnten Dynastie;

5. Siebzehn Blöcke, welche ein Basrelief von fünfzehn Fuß gegen zwanzig, in Kolonnen eingetheilt, ausmachen; dieß ist eine jener statistischen Tabellen des egyptischen Reichs, wovon Tacitus bey der Reise des Germanikus nach Egypten spricht. Diese Tabelle ist aus den ersten Zeiten der achtzehnten Dynastie, und enthält von drey verschiedenen Epochen die Anzahl der Einwohner, welche gewisse Aemter, in mehreren Provinzen, bekleideten; die Zahl der Pferde, der Kriegswagen, der Ochsen, der Stiere, der Kühe, der Gazellen u. s. w., und was gerade nicht das Unbedeutendste ist, die Einkünfte des Königs an kostbaren Steinen, an Gold, Silber, Eisen, Kupfer, wohlriechenden Substanzen u. s. w.

6. Der Sarkophag des Pharao Ramses-Meiamoun, Großvaters des Sesostris, gezogen aus dem berühmten Harfengrabe zu Biban-el-Molouk in Theben; dieses prächtige Denkmal, vortrefflich erhalten, ist aus einem einzigen rosenfarbenen Granitblock, und hat zehn Fuß in der Länge, sechs Fuß hoch, und vier Fuß zehn Zoll breit (Dicke); sein Gewicht ist 180 Centner; das Innere und Aeußere ist durchaus mit Inschriften und gemalten oder emaillirten Figuren bedeckt. Die allgemeine Form des Sarkophag ist die königliche Ellypse als Einfassung, und diese enthält die Namen der Könige in den Inschriften; diese Form ist gerade dieselbe, welche der geometrische Plan dieses Grabs darstellt, so wie Herr Champollion sie unter den egyptischen Papyrus des königlichen Museums in Turin aufgefunden hat;

7. Ein königlicher Sphynx, in rosenfarbenem Granit, aus der Zeit des Sesostris, zehn bis eilf Fuß lang;

8. Vier andere königliche Sphynxe, eben dieselbe Stellung und Granit wie der vorige, aber wenigstens zwanzig Fuß in der Länge, und endlich ein, durch seine schöne Ausführung in Kunstrücksicht eben so merkwürdiges Monument mit einer königlichen Inschrift.

— p.

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. November 1826.

Viel Anmuthiges beut der heitere Frühling dem Landmann,
Unablässig jedoch pflügt und besät er das Feld.
Reich an Reizen erscheint des Lebens Frühling dem Jüngling.
Wohl ihm, wenn er, zur Saat emsig, nicht sucht den Genuß.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Endlich waren die Berge durchkrochen, man schied in Kulmbach von den freundlichen Musensöhnen, die Rechte in heiliger Drey fest verschlungen, das Heil von Eduards freyem Vaterland und treues Andenken im goldnen Mainwein trinkend, und unsere beyde Reisenden zogen nach Bamberg ein, wo Tungerns Jäger mit ihrer Chaise sie erwartete. Da sie hier einen Tag von ihrer Fußreise auszuruhen gedachten, um erfrischt und wohlgemuth die Wiedererkennungsscene in Goldmühl zu feyern, fand sich Tungern in seinem Element. Durch die Straßen lungern, bey den Körben der jungen Obsthökerinnen zu stehen, die Wachtparade zu sehen und endlich an der Wirthstafel in gewohntem Seelenschlaf den ausgetretenen Kreislauf der alltäglichsten Interessen: Schauspiel, Mädchen, Pferde — durchzutraben, reichte zu seinem Lebenszwecke aus. Eduard schrieb den ganzen Tag Briefe und befahl, indem er zur Abendtafel eintrat, seinem Billy die Postpferde für den nächsten Morgen — gar nicht früh, zu bestellen — denn Goldmühl kann man in drey Stunden erreichen und es lag ihm nicht daran, sehr früh dahin zu gelangen. Ein hochblonder junger Mensch in dem allermodigsten Reitanzug stand, während er mit seinem Neger sprach, neben ihm am Zahltisch, und sah während des Soupers oft nach den Fremden hinauf — denn, wie jezt an mehreren Orten, so hatten sich auch hier die habitués der table d'hôte, der einzigen Annehmlichkeit, des einzigen Vortheil's, den sie für ein rationelles Wesen hat, begeben. Anstatt wie vor dreyßig und mehr Jahren durch ein flüchtiges Gespräch mit einem fremden oder ausländischen Tischnachbar zu beobachten, zu geben, zu empfangen, oft sehr lohnende Entdeckungen zu machen, saßen diese habitués an dem einen Ende der Tafel neben einander, oft blieb zwischen ihnen und den Fremden ein Platz leer, und Keller und Kostgänger sahen sie wie halbe Eindränglinge an (intrus), die morgen fortgingen und also keine Theilnahme erregten. Eduard war diese Manier bekannt, aber die Neugier des berittenen Zierbengels belustigte ihn, weil sie mit einer drolligen Selbstverleugnung verbunden war, denn so oft Eduard nach ihm hinblickte, wendete er mit einer gewissen Pfauenvornehmigkeit den Kopf weg. Billy kam jezt hinter seines Herren Stuhl und sagte: der Gentleman im Reitkleide sey der Sohn des Herrn von Goldmühl und reise morgen auch auf seines Vaters Güter zurück. Diese abermalige Begegnung mit Seidels Familienmitgliedern schien Eduard zu überraschen. Er theilte sie seinem Reisegefährten nicht mit, sondern war im Begriff, den Speisesaal gleich nach aufgehobener Tafel zu verlassen, als jener Reiterbeau zu ihm trat und elegant-nachlässig mit seiner Gerte an die Stiefel schlagend sich freute, daß sein Vater morgen in ihm einen unerwarteten Gast empfangen werde. Es ist bekannt, daß Engländer und englisch Gebildete eine unleidlich abstoßende Art haben, unwillkommne Konvenienz-Annäherungen aufzunehmen;

ed by Google

Eduard that das hier im ganzen Umfange. Allein in Tungern wirkte schnell die Sympathie der Wesen, er stellte sich dem jungen Herrn von Seidel als ein zweyter Gast vor, der zwar nicht erwartet, aber von weitem dieses Besuchs wegen hergekommen sey, und diese beyden Brüderseelen fanden sich so schnell, daß sie schon vor einem Punschnapf saßen, wie sich Eduard mit der höflichen Hoffnung, den jungen Herrn bey seinem Herrn Vater wiederzusehen, in sein Zimmer zurückzog.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, sagt ein altes Sprüchwort, und das spräche auch ungefähr die Geschichte von den Eltern der beyden jungen Leute aus, die wir hier eingeführt haben. Halwyls Vater, der alte Seidel und ein Graubündner, Crouffol, hatten als Jünglinge zu gleicher Zeit in dem damals ehrenfesten Hause Valdi in Frankfurt am Main gelernt. Seidel und Halwyl waren Söhne von Neubereicherten; in dem Laufe des Krieges waren Beyde Waisen und hatten freye Hand, ihre Geschäfte nach eigener Wahl zu beginnen; der größte Gegensatz des Charakters schien diese beyden jungen Menschen berufen zu haben, durch Vereinigung ein Ganzes zu bilden. Seidel war ein frohsinniger, genießender Mensch mit entschiedenen Fähigkeiten zu Spekulationen, ein leichter Arbeiter und gutmüthiger Egoist; Halwyl ein mathematischer Kopf, der nur den sichersten Schritt gehen wollte, diese Sicherheit aber nicht in der Erfahrung, sondern in seinem theoretischen Benehmen suchte; die Zeit, welche Seidel dem Vergnügen opferte, widmete Halwyl dem Studium technischer Wissenschaften und ward schon als Komptorist das ambulante technische Wörterbuch genannt. Güte und Redlichkeit vollendeten diesen schönen, wenn auch nicht zu glänzendem Beyfall auffordernden Charakter. Diese beyden Köpfe zusammen machten einen vortrefflichen Handelskopf, und nun der redliche Crouffol als Detailarbeiter dazu gerechnet, erwartete ein Jeder, daß diese drey Leute, wenn sie sich zu einem Unternehmen vereinigten, Glück haben müßten. Crouffol war von den wunderlichen Menschen, deren Tugend so leicht wie Beschränkung aussieht, weil ihnen ihr Kindersinn nie in weltliche Angelegenheiten einzutreten erlaubt. Diesem Sinne gemäß hätte er sich nie mit dem Handel befassen, sondern ein Landmann werden sollen; sein Vater hatte ihn aber von erster Kindheit an zu Handelsgeschäften erzogen und dadurch die einzige Eigenschaft in dem Knaben, die zu diesem Berufe taugte, unermüdete Arbeitslust, um so vorzüglicher entwickelt, da der Sohn ihn nur durch diese zu befriedigen vermochte. Crouffol älter wie sie und schon in dem Handelswesen bewandert, war jener Beyden Mitarbeiter bey Valdi, und erhielt gerade in dem Zeitpunkt, wo sie über einen künftigen Lebensplan sannen, die Nachricht, daß seines Vaters Handelshaus von einem gänzlichen Bankrott bedroht werde. Durch eine genaue Kenntniß der Umstände schon lange beunruhigt, hatte dieser seinen Untergang durch falsche Spekulationen, von denen er Rettung hoffte, noch mehr beschleunigt, und überlebte sein Unglück, das er zum Theil für seine Schuld ansah, nicht lange. Crouffol ward vielweniger von dem Verlust seines Wohlstandes als von dem Gedanken gepeinigt, daß seine Anwesenheit in seines Vaters Hause diesen vor einem so traurigen Schicksal hätte schützen können, indem erst seit seinem Aufenthalt im Ausland die falschen Schritte, welche den alten Crouffol zum Untergang führten, geschehen waren. Diese Abwesenheit vom Vaterhause war aber auf seine Bitte beschlossen und nun gab er sich sein eigenes Unglück schuld. Halwyls warmes Gefühl verhalf ihm bald zu der Ueberzeugung, er und Seidel könnten ihr Geld gar nicht besser anlegen, als indem sie den ganzen Handel Crouffols übernähmen, mit ihren Mitteln seinem Kredit wieder aufhälfen und von ihres Freundes Lokalkenntnissen unterstützt, die Geschäfte gemeinschaftlich betrieben. Crouffol war von dem Plane entzückt! Er sah darin das Mittel, seines Vaters Firma wieder zu Ehren zu bringen, und hatte das festeste Zutrauen, seiner Freunde Vortheil dabey zu befördern.

Der Plan ward ausgeführt, aber Crouffols Hoffnungen nicht erfüllt, die öffentlichen Angelegenheiten der damaligen Zeit wirkten zerstörend auf Seidels Spekulationen, Halwyls Kenntnisse und Crouffols Arbeitsliebe wollten bey keinem Unternehmen gedeihen. Halwyl, der in einer frohen Ehe lebte, hatte das Unglück, mit drey Kindern Wittwer zu werden. Seidel nahm wahr, daß er in Deutschland bey der Betriebsamkeit, die seinen Vater im siebenjährigen Kriege bereichert hatte, in den damaligen Kriegszeiten viel bessere Geschäfte machen könnte, als in dem überall stockenden Handel, und Crouffol, der Sorge für das große Geschäft müde, war es sehr zufrieden, ihren Vertrag aufzuheben und ein beschränktes Geschäft in einer damals so vortheilhaften Baumwollenwaarenweberey zu beginnen. So zufrieden ein Jeder von ihnen mit dieser Trennung war, so schwer ward ihnen das Scheiden. Jugend und Gewohnheit, Güte und Vertrauen hatte sie zehn Jahre lang vereinigt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an eine Reise im Thüringer Wald, im Sommer 1826.

(Beschluß.)

Wir kamen als unbekannte Reisende, denen man kein Blendwerk vorzumachen gesonnen seyn konnte, Vormittag, wo die Kessel kochten, in die Küche, und ihre glänzende Reinlichkeit, die einsichtsvolle Einrichtung die Bereitung der Speisen zu erleichtern, gaben hinreichende Sicherheit für die Zweckmäßigkeit dieses Zweigs der Verwaltung. Wer das Innere des Hauswesens unserer Armen kennt, ihre

elende Kost, ihr oft aus blossen Lumpen bestehendes Lager, dem preßt es das Herz zusammen, wenn er sieht, daß Verbrechen und Unthat zum vergleichungsweisen Wohlseyn führt. Und das ist recht! Gewiß trug die Armuth zur Verwilderung, zum Verbrechen dieser Züchtlinge bey, nur bey einem erträglichern physischen Daseyn können sie sich aus der Verwilderung aufhelfen. Die erzwungene Arbeit und die gute Behandlung kann ihnen bessere Gewohnheiten geben, aber nur Lehre und Unterricht vermag ihren Willen zu bessern und zu befestigen — und deßhalb möchte ich unaufhörlich und laut, laut an den Stufen des Thrones, in den Versammlungen der Gemeine, durch die Feder unsrer Schriftsteller bitten und mahnen: unterrichtet die Gefangenen, unterrichtet den Armen! Ich weiß, daß auch in Bayern diese wohlthätige Absicht vorherrscht, aber wie Vieles fehlt noch, um sie wirksam zu machen! merkwürdig ist es, daß bey der frommen Hinneigung unserer Zeit unter Layen und Leviten nicht mehr gute Weiber, wohlmeynende Geistliche aufstehen, die sich freywillig zum Unterricht in Gefangenhäusern anbieten? hier wird ihnen die Nachfolge unsers allgemeinen Lehrers buchstäblich angeboten, ja hier schadet ein Körnlein Ueberspannung nicht, denn wahrlich, es bedarf einiger Spannung des Gemüths, um das Bewußtseyn zu ertragen, das bey gemeinen Züchtlingen nach dem Erwachen aus der dumpfen Betäubung, der schauderlichen Unwissenheit ihres Geistes eintreten muß. Es fehlt zu so einem Beruf nicht an Vorbildern; die ehrwürdige Mißtriß Fry hat es unsern frommen Frauen in den Londner Gefängnissen gegeben.

Hier fand ich endlich Gelegenheit, die berühmte Tretmühle in Thätigkeit zu sehen. Es ist bekannt, wie viel über deren Gebrauch und Schädlichkeit gestritten, ja sogar im englischen Parlament darüber erörtert worden ist. Bey dem Gebrauch, den man in der Plassenburg davon macht, ist nie der geringste Nachtheil gespürt worden, und nach meiner Ansicht ist derselbe auch gar nicht zu erwarten, ja sie könnte vielmehr in manchen Fällen zur ärztlichen Behandlung der Züchtlinge beytragen, da sicherlich zur Abwechslung bey sitzenden Arbeiten, diese Ermüdung des Unterleibs und Beinmuskeln sehr heilsam seyn könnten. Ehe ein Züchtling zu dieser Arbeit angewiesen wird, muß in der hiesigen Anstalt der Arzt unterscheiden, ob sein Gesundheitszustand ihn nicht daran verhindre, und in jedem Fall werden diese Züchtlinge jede Woche von ihm untersucht. Die Tretmühle, welche die ganze Anstalt mit Mehl versieht, befindet sich in einem großen, gewölbten, der Sonne auf der äußern Seite ausgesetzten Erdgeschoß dieser hochliegenden Feste. Die Gestalt der Maschine ist in den Abbildungen sehr deutlich gemacht; es ist eine ungeheure Walze, der ganzen Länge nach mit Stufen, in die Runde mit eisernen Stangen wie Treppengeländer versehen, und vermöge dieser in zehn oder zwölf Stiegen eingetheilt. Diese Stiegen geht der Züchtling, sich mit den Händen an dem Geländer forthelfend, empor. Jeder Züchtling ist nur die Hälfte des Tages hier beschäftigt; eine Reihe von acht oder zehn derselben schreitet sechs Minuten lang, dann wird sie abgewechselt und ruht eben so lange u. s. f. Dabey bekommen diese Leute eine doppelte Portion Speise. Dieser Umstand beweißt, daß diese Arbeit für mühsamer gehalten wird, oder daß sie stärkeres Eßbedürfniß errege. Wie sie es aber mehr seyn kann, wie ein eben so langes Bergsteigen, begreife ich nicht, und hier wird dieses Steigen noch durch den Umstand erleichtert, daß der Steigende sich mit den Händen forthilft, und der Berg in eben dem Maße zu ihm herab kömmt, wie er hinauf schreitet. So weit beobachtete ich die Sache in der Wirklichkeit. — Aber welch einen Eindruck macht sie auf die Phantasie! Die meine erblickte einen Auftritt aus Dantes Hölle in ihr. Diese jungen schlanken Gestalten — (mir schauderte in der jetzigen Zeit, zu fragen wer sie seyen) — die man nur von der Rückseite sieht, in weißen Pantalons und Kitteln, noch auffallender in der Dunkelheit des Gewölbes für das aus dem Sonnenlicht getretne Auge, winden sich in ewigen Abbrüchen mit eiligem leisem Schritt ewig empor! und bleiben stets in der nämlichen Tiefe. Das hohe dunkle Gewölbe war von einer großen rothflammenden Lampe erhellt, welche die Reihe der Züchtlinge schräg erleuchtend, ihre Schatten in ewigem Versinken an die Seitenwand malte. Hinter ihnen saß stumm und bewegungslos die Reihe der Ausruhenden, und zwischen ihnen schritt ein ernster Wächter mit entblößtem, das rothe Lampenlicht zurückstrahlenden Schwert. — In Dantes Hölle, antworten die Undankbaren aus dem Meer flüssigen Bleis, aus welchem sie auftauchen auf die Frage: was ist's an der Zeit? — Die Ewigkeit! die Ewigkeit, *) — und diese Gestalten, hätte man sie gefragt: Was führte euch hierher? würden nicht manche von ihnen rufen: eine vergiftete Jugend, ein zerstörendes Geschick? —

Es ist eine tief wehmüthige Empfindung, so wie hier aus dem Gefangenhause in die Ansicht der reizendsten Natur überzugehen. Die schön angebauten Hügel verlieren sich in das reiche Mainthal, eine doppelte Reihe alter herrlicher Bäume führt hinauf bis zu den ungeheuern Mauern, hinter denen Verbrechen, Rohheit und Reue gefesselt liegen. O möchte hinter ihnen der Quell entspringen, der Reinheit und Kraft wiedergibt, und möchte außer ihnen, in diesem schönen Lande, durch Gesetz und Unterricht einem Jeden Beherrschung seines Willens, und Freyheit im Gebrauch seiner Kräfte gelehrt werden.

Th. Huber.

*) Irrt sich der Einsender in dem Verbrechen, so verzeihe es der belesenere Leser! der Sinn bleibt derselbe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

Mit Begeisterung betrat ich das alte, herrliche Nürnberg; mit einer Begeisterung, die um so größer war, je mehr ich in den Steppen des bisher bewohnten Sandlandes und den dortigen, hochaufgespreizten, eigendünkelischen Verstandes getrieben, den Charakter unserer Zeit und deren Bedürfniß nach einem Anderen, die herben Widersprüche in ihr Auflösendem recht lebhaft zu fühlen hatte. Daß aus einer solchen Zeit des innern Zwiespalts die Kunst sich nicht mehr zu dem gestalten kann, was ihr eigentliches Wesen ist, ist der tief gefühlte Schmerz aller derer, die aus dem Geiste des Alterthums haben begreifen lernen, was die Kunst für die Zeit ist, die das Tiefste, was ein Volk denkt, was es fühlt, darin sich zur Anschauung bringt. Hat sich doch der Geist der Kunst unserer Zeit nunmehr auf eine Stufe des Entäußerns alles Geistes getrieben, von welcher aus kein Heil mehr zu finden ist, als in einem ernsten tiefen Studium des Alterthums. Unsere Zeit, die sich in der neuen Kunst spiegelt, macht dieser ihre erste und Grundbestimmung: Einheit in ihr selbst, unmöglich; darum muß der Künstler, will er anders seinem heiligen Berufe nachgehen, sich eine Basis in dem Geiste suchen, der ihn wieder zu seiner Bestimmung zurückführen kann, und dieß ist kein anderer, als der des Alterthums; wir haben es stets gesehen und sehen es noch fortwährend, zu welcher Gottes- und Geistesverlassenheit die Kunst gelangt, die sich dieses Berufes entschlägt. Daß der Hauptpfeiler desselben das Christenthum ist, liegt so sehr im Wesen des Alterthums und der neuen Kunst überhaupt, daß es keiner weitern Andeutung deßhalb bedarf. — Hier in Nürnberg hoffte ich denn auch dem Bedürfnisse aller derer gemäß, die ihre Zeit verstanden haben, reiche Nahrung zu finden, die nur so wenig oder viel zu Theil werden kann, als man das, was unserer Zeit noth thut, mehr oder weniger zu begreifen beginnt. Und gewiß gibt es in Deutschland wohl keinen Ort, an welchem dieses Bedürfniß nach dem Geiste der Alten in dem Innersten des Gemüths so rege gemacht wurde als hier. Denn keine Stadt hat sich solcher **Blüthe der Kunst** im Mittelalter zu erfreuen gehabt als Nürnberg, und keine Stadt hat **den Fluch unserer Zeit** in solchem Grade zu fühlen gehabt als Nürnberg. — Was denn nun hier in Nürnberg geschieht, um das Bedürfniß nach Versöhnung eines solchen heftigen Kontrastes zu befriedigen, möchte ich jezt gerne Ihnen mittheilen, und will es darum auf ein ander Mal versparen, Sie mit dem, was von der Blüthe der Kunst, aus jenem Fluche der Zeit, sich noch als einzelnstehende Reste gerettet hat, bekannt zu machen, wiewohl es mich fast jezt schon drängt, Ihnen Mehreres mitzutheilen, was meines Wissens wenigstens, noch gar nicht, oder nur wenig zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist.

Besonderer Anerkennung haben sich hier die Meisterwerke der Bildhauer- und Baukunst des Mittelalters, besonders von Seiten der Nürnbergischen Gemeindeverwaltung zu erfreuen gehabt, und gewiß wird man mit dem vollkommensten Rechte dem Magistrat der Stadt diese öffentliche Anerkennung darzubringen befugt seyn, ja man wird sich durch den Geist des Alterthums dazu getrieben fühlen. — Der **englische Gruß**, von **Veit Stoß** in Holz gearbeitet, ein Werk voll des reinsten, frömmsten Ausdrucks, mit einer Schönheit der Formen in einzelnen Theilen, die das Ganze mit in die Reihe ausgezeichneter Kunstwerke stellt, (die Jungfrau Marie mit dem Engel, über beyden Gott Vater und die Taube, das Ganze in einem Rosenkranz mit sieben Basreliefs aus dem Leben der Maria, die beyden Hauptfiguren in fast doppelter Lebensgröße) hing in alten Zeiten im Chor der Kirche des heiligen Laurentius, und ward in den obenerwähnten kunststürmerischen Zeiten herausgenommen, um zu, der Himmel weiß, welchem Zweck benuzt zu werden; da man aber nirgends einen passenden Plaz für dieses Kunstwerk fand, ward es endlich wieder an die alte Stelle gebracht, und weil die gute eiserne Kette indeß verkauft worden, so mußte ein Brunnenseil ihre Stelle vertreten. Tags darauf, nachdem das Ganze aufgehängt worden, fand man das Bildwerk auf dem Fußboden der Kirche in tausend Splitter zertrümmert. Durch eine, fast an's Unglaubliche gränzende Arbeit ward aber doch in diesem Jahre, mit nur wenig nothwendig gewordenen Ergänzungen, das Ganze wieder zusammengefügt, und dieses erfreut nun wieder Alle, welche Sinn für das Schöne haben. — Gleiches erfreuliche Schicksal hatte der sogenannte **schöne Brunnen** auf dem Marktplaze, der diesen Namen wohl mit dem vollkommensten Rechte verdient. Weil ein kostbares, von Peter Vischer (dem Verfertiger des berühmten, über Alles herrlichen Sebolds-Grabs) in Bronze mit vielen Figuren gegossenes Gitter, im **Metallwerth** — sage im **Metallwerth** — verkauft worden war, so soll der großherzige und für alte Kunst so sehr begeisterte König von Bayern, damals noch Kronprinz, aus eigenen Mitteln die Kosten der Wiederherstellung dieses schönen Brunnens, gleichsam als Ersaz übernommen haben, und so wurde dieses große Kunstwerk dem Untergange entrissen, und steht nun wieder in alter Pracht da. Beyläufig gesagt, hat man durch diesen Bau den Namen des Bildhauers Georg Schönhofer (aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts) entdeckt, durch welchen und dessen Zusammenhang mit den herrlichen Figuren an der Kirche zu unserer lieben Frauen, man eine, für die Kunstgeschichte so höchstwichtige Bildhauerschule entdeckt hat. Zu bewundern ist die Geschicklichkeit, mit welcher dieser Bau zu Stande gebracht worden; die ganze altdeutsche Architektur ist neu, und auch eine große Anzahl der Figuren ist nach den halb verwitterten alten gehauen; beydes gibt ein erfreuliches Zeugniß von der technischen Fertigkeit, die Formen der Alten nachzuahmen, was noch gar nicht lange her, für etwas fast Unmögliches gehalten worden ist. Gleiche Berücksichtigung verdienen auch die Ausbesserungen der schadhaft gewordenen Theile der Frauenkirche. Wenn nun gleich diese neuen Arbeiten, neben die alten gestellt, Manches zu wünschen übrig lassen, so verdient doch schon gewiß der gute Sinn der Nürnberger, der sich darin kund thut, die billigste Anerkennung.

(Die Fortsezung folgt.)

Bergamo im Oktober.

Zu unseren ausgezeichneten Mitbürgern rechnen wir ihren Landsmann Simon Mayr, Kapellmeister bey der Liebfrauen-Kirche (la santa Maria maggiore). Er ist Verfasser von mehr als vierzig großen Opern, Messen, Oratorien und Kantaten, seit mehr als zwanzig Jahren hat er sich hier niedergelassen. Seine geistreichen Kompositionen verbinden italienische Gluth mit deutscher Wahrheit, Treue und Korrektheit. In Italien, Frankreich, England und Spanien werden seine Opern mit dem glänzendsten Erfolge gegeben, und halten sich fortwährend auf dem Repertoire, nur in Deutschland ist dieser deutsche Meister noch weniger bekannt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 4. November 1826.

Getrost! — Allein steht Griechen eurer Sache! —
Kämpft um der freyen Zukunft edles Glück.
Berauscht, begeistert euch in heil'ger Rache! —
Mit Blut kauft eure Töchter euch zurück;
Erhebt sie die zertrümmerten Altäre! —
Wölbt eure Tempel neu mit stolzer Pracht! —
Im Sieg verherrlicht unsers Heilands Ehre! —
Er ist der Gott des Tapfern in der Schlacht.

Amalie von Helwig,
geb. Freyin von Imhoff.

Gesang der Sulioten*).

Durch die Luft mit mächt'gen Schwingen schifft der königliche Aar,
Schwingt sich mit des Sturmwinds Wüthen auf des Berges dunkle Höh'n,
Und die Jungfrau'n nah'n dem Orte, Wasser schöpfend aus dem Quell,
Und von ihren Schwanenbusen rauben wir den Liebeskuß.

Tanze, Tanze, Pallikare,
Auf! und tanze, muth'ger Held!
Morgen wirst du, wie ein Löwe,
Wüthen in der Türken Reih'n.

„Warum bist du, junge Hirtin, also traurig, also still?" —
„Warum ach! du Vielgeliebter, magst du also fragen mich?
Ist doch Sklaverey in Suli, herrscht doch in dem Land der Feind." —
„Darob, Mädchen, sey nicht traurig! der Suliot bekämpft den Feind."

Tanze, tanze, Pallikare,
Auf! und tanze, muth'ger Held!
Morgen wirst du, wie ein Löwe,
Wüthen in der Türken Reih'n.

Lebt doch noch die hohe Göttin, die des Himmels Reich bewohnt,
Deren Stimme kräftig Tönen auf der Erde wiederhallt;
Flammen sprühen ihre Blitze, vor ihr schwindet jeder Feind,
In den Herzen der Hellenen facht sie an des Muthes Glut.
Frag' an bey den Thermopylen! und der Sparter kündet's dir!

Tanze, tanze, Pallikare,
Auf! und tanze, muth'ger Held!
Morgen wirst du, wie ein Löwe,
Wüthen in der Türken Reih'n.

Th. K.

*) Nach der französischen Mittheilung desselben in dem interessanten Werke der Madame Belloc: Bonaparte et les Grecs etc. Paris 1826. pag. 250. vergleiche pag. 400., wornach derselbe den Griechen Demetrius Murusi, Sohn des im April 1825 in Konstantinopel hingerichteten Fürsten Konstantin Murusi, zum Verfasser hat und aus einem größern Gedichte desselben entnommen ist.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Halwyls, durch den Tod seiner Gattin und den Gang der Völkerschicksale tief verwundetes, Herz fand es leichter, sich von Allem loszureißen, als seine zerstörte Vergangenheit auf dem alten Vaterlandsboden neu zu erbauen, — er schiffte sich mit seinen kleinen Waisen nach Baltimore ein; Croussol empfand diesen Schritt so schmerzvoll, daß er beym Abschied zu ihm sagte: „Fühlte ich nicht ahnend, daß ich Unglück hinbringe, wo ich helfen möchte, so ging

Digitized by Google

ich mit dir, ich würde deiner Söhne Erzieher und lebte für dich." Seidel nahm die Sache viel leichter; seine junge, eitle Frau, eine Obersächsin, die er auf der Bauzener Messe, wohin sie ihr Vater in Handelsgeschäften mitgenommen, kennen gelernt hatte, war sehr vergnügt, ihr Vaterland wieder zu sehen, und es schien, als wenn die Glücksgöttin die Stelle seiner Associé's eingenommen hätte, denn was er seit seiner Trennung von Halwyl und Croussol unternahm, brachte ihm Gewinn. Er kaufte einige schöne vergantete Güter, bekam von einem kleinen Fürsten, dem er Geld lieh, den wesenlosen Titel eines Kammerraths, kaufte mit wenigem Geld einen bedeutungslosen Adel und erhielt endlich für zweydeutige Verdienste einen Orden, der, wie alle, seinen Werth von dem erhalten muß, der ihn trägt. Nach der Katastrophe, die wir mit dem Namen des allgemeinen Friedens belegen, lenkte sich Seidels thätige Eitelkeit auf Fabrikunternehmungen, neben denen Armenanstalten fast immer Zeitgenossen und mit ihnen in Wechselwirkung sind. Kurz, er ward ein Mann, der viel Gutes beförderte, vielen Dank erntete, aber seine Verwandtschaft weder mit dem, der im Evangelium an seine Brust schlug, noch mit der dort auch erwähnten armen Wittwe, keineswegs darthat. Darnach ging auch nicht sein Bestreben, sondern nach den Beweisen, daß die Seidels zur Zeit Kaiser Konrads Barone von Goldmühl gewesen waren, was er sehr richtig aus der Aehnlichkeit seines Wappens mit dem des alten Thurms in Goldmühl bewies. Dieser schien die lezte Trümmer eines alten Schlosses zu seyn und zeigte auf einem großen Quaderstein ein Mühlrad ausgehauen. Seidel hatte aber von seinem Großvater, einem reichen Müller her, ein Mühlrad auf gewässertem Grunde im Wappen geführt. Die Beweise wurden alle herbeygeschafft, Seidel war darum nicht glücklicher, und sein Hang, sich als Beförderer des öffentlichen Wohls zu zeigen, nahm nicht ab. Bey seinen beyden Kindern, einem Sohn und einer Tochter, äußerte sich des Vaters Bestreben und Behaupten um Geld und Ehre, als angebornes unzweifelndes Bewußtseyn des Besitzes, aber eben so die Fähigkeit zu vergeuden; der alte Herr hätte es wohl anders gewünscht, dennoch aber empfand er immer eine gewisse Genugthuung, wenn er für seine Tochter eine ungeheure Putzmacherrechnung und für seinen Sohn splendide Soupers, die er in Würzburg als Student, oder in dem nächsten Städtchen als Erbprinz von Goldmühl gegeben, bezahlen mußte. Er äußerte jedesmal dabey: es sey ihm nur um die jugendliche Thorheit, denn das Geld — das Geld mache ihn nicht arm. Bey allen diesen Armseligkeiten war ihm, in der Kindheit von einer braven Mutter erzogen (und das wirkt, oft wunderlich, dennoch unfühlbar fort), das Gute doch Ernst, und deßhalb die Erinnerung an seine Jugend sehr wichtig. Er nannte sie seine gute Zeit, und sie war doch nur die Zeit, wo er gut war.

Mit Halwyl war er immer in Verbindung geblieben und wie dieser ein reicher und immer reicherer Handelsmann und Landbesitzer ward, hatte er sich an die Idee gewöhnt, daß er mit ihm von jeher Damon und Pythias gewesen. Nicht weil er ihn in andern Verhältnissen nicht auch lieb behalten hätte, allein Leute, die Geld zu ihrem einzigen Ziel machen, geht es mit ihm, wie mit jeder ausschließenden Leidenschaft: sie halten es für das Höchste. Schon im ersten Jahr seiner Rückkehr nach Deutschland erfuhr er von Chur aus, daß sein ehemaliger Kompagnon Croussol bey seiner neuen Unternehmung durch die Schuld seines Mitarbeiters, der durch seine Flucht den Zustand seiner Angelegenheiten ruchbar gemacht hatte, gänzlich fallirt habe: und nach Aufopferung alles dessen, was er sein nennen konnte, um die Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen, aus der Stadt und Gegend verschwunden sey.

Croussols Gläubiger gewannen in der Auseinandersezung seines Geschäftes so viel Achtung für ihn, indem neben der, durch seines Kompagnons Untreue herbeygeführten nothwendigen, Fehlschlagung überall Redlichkeit hervorblickte, daß sie ihm ein ansehnliches Geschenk zu seinem nächsten Fortkommen machten. Seidel war sehr bestürzt über diese Nachricht, die ihm zufällig nach Franken gemeldet wurde, und forschte mehrere Male nach Croussols Schicksal, aber vergebens; ja es fanden sich Anzeigen, daß er auf dem Wege nach dem See wohl im Gebirge verunglückt seyn könnte. Die Theilnahme, mit welcher Seidel das Schicksal ihres verlornen Jugendfreundes Halwyl meldete, trug dazu bey, sein eigenes Andenken bey dem Ueberlebenden zu steigern, so daß dieses Band von Halwyls Seite mit den Jahren etwas Idealisches erhielt, denn er verpflanzte auf Seideln, den er seit seiner Ueberfahrt nach Baltimore nie wiedersah, alle Reife im geistig Guten, welche er selbst gewonnen hatte, und unter allen Vortheilen einer großartigen Betriebsamkeit unter dem Schutz einer freyen Verfassung fortwährend ausbildete. Seidel sah in dem würdigen Bürger, dem glücklichen Gatten, dem zufriedenen Vater immer nur den reicher werdenden Kaufmann, und wieß es keineswegs von sich, wenn in Halwyls Kopf sich der Plan bildete, einen seiner Söhne, wenn die Herzen der jungen Leute einwilligten, mit seiner einzigen Tochter zu verheirathen. Er hoffte den jungen Mann in Deutschland zu behalten — oder dachte vielmehr nichts deutlich als die Tausende, welche seine Tochter, einerley wo? noch neben ihrem Brautschatz besitzen sollte.

Während der Kriegsjahre war Seidel oft in Berührung mit einem Lieferungs-Agenten, dem Vater unsers jungen Baron Tungern, gekommen; damals war dieser noch nicht Baron, wie er aber seine Schäfchen in's Trockne gebracht hatte, erwarb er diese Würde auf eine viel rechtmäßigere Weise, als er das Geld, welches er für sie gab, erworben hatte, kaufte Güter in Holstein, verkaufte sie

wieder, und fand überall Mittel zu erwerben. Seine Spekulationen führten ihn mehrmals in der Meßzeit nach Leipzig, wohin Seidel seiner Wollverkäufe wegen auch kam; sie zechten dann zusammen, und Seidel, der außerordentlich gern sprach, fand an Tungern einen bereitwilligen Zuhörer und Frager. Eines Tages erzählte Seidel von seinen frühern Handelsverhältnissen in Chur und erwähnte dabey seines Freundes Croussol. Hätte er nicht, statt seinem Gesellschafter in's Gesicht, eifrig in sein Glas geguckt, so würde er eine Veränderung in dessen Zügen wahrgenommen haben; eben so wenig war es ihm auffallend, daß Tungern Mittel fand, des armen Verstorbenen weiteres Schicksal bis zu seinem Verschwinden von ihm herauszulocken. „Und so wäre er todt?" fragte er dann dringend, aber starr in die Neige seines Glases blickend, das er empor hielt. „Gebe Gott, nur verunglückt, meynte jener und nicht freventlich. . ." — „Ey behüte Gott! es war ja ein frommer Mann," unterbrach Tungern heftig. „Vielleicht, sprach Seidel weiter, starb er aber erst später, denn ein Uhrenkaufmann aus Locle sagte mir, weil ich immer nach ihm forschte, wohl noch ein Paar Jahre darauf, es habe ein Croussol in der Gegend gelebt und sey im Elende gestorben. Ich trug ihm auf, die Sache näher zu untersuchen, da war keine Spur mehr von ihm, seiner Frau und seinen Kindern zu finden." — „Wie? *Frau, Kind?*" — „Ja, er muß geheirathet haben — gewiß *eine dumme Heirath*, denn einen empfindsamen Hieb hatte der arme Mann von jeher." Tungern sprach von etwas Anderm und trank dabey so gewaltig, daß er bald gar nicht mehr sprach, sondern seinem Bedienten lallend befahl, ihn bald zu Bette zu bringen.

Tungern aber hatte sehr recht, bey Croussols Namen die Fassung zu verlieren. Er war es, der den armen Mann in Chur zu Grunde gerichtet hatte. Bey völliger Unkunde des Geschäfts hatte er mit geborgtem Gelde Croussols bekannte Kenntniß zu seinem Vortheile benutzen wollen. Bald gaben ihm alte Spießgesellen Nachricht von einem Unternehmen, das reichlichern Ertrag abwerfen würde, als das mühselige Fabrikwesen, wenn man nur dabey keine strenge Vorurtheile über Glaub und Treu haben wolle. Das war nicht Tungerns Fehler, das Fabrikwesen war ihm also schnell zum Eckel geworden, und der gewissenhafte Croussol nicht sein Mann, er wußte einiges Geld auf sein Geschäft vorgestreckt zu erhalten, für welches, da ihr Unternehmen solidarisch war, Croussol haften mußte, und ging damit zu dem Befehlshaber der * * * Armee in Italien. Er ward für seine Dienste gut bezahlt, begab sich nach Deutschland, und machte seinen Weg, wie wir oben erzählt haben. Was mit Croussol wurde, wissen wir auch; allein er kam nicht in den Gebirgspässen um. Es war schon Spätherbst, und er wollte nur den ihm bekannten drückenden Umgebungen, nicht seinem Gewissen entfliehen. Das war ruhig! Er verließ die Schweiz, und traf in dem Arlberg auf einen einsamen Hof, dessen Bewohner hölzerne Uhren verfertigten. — Dort blieb er den ganzen Winter, und seine Fertigkeit in manchem mechanischen Geschäft war ihm in Erlernung des Kunstzweiges seines Wirths so förderlich, daß er bald geschickter wie dieser, im Frühjahr den Entschluß faßte, in den Neufchateller Bergen die Uhrmacherkunst zu erlernen, da in jenen Jahren dieses Handwerk sehr vortheilhaft war. Croussol war dabey nicht von dem Bedürfniß nach Beschäftigung, noch Unterhalt allein angetrieben, der Gebirgsuhrmacher hatte eine Tochter, die ein Kind der Natur, und von ihr erzogen, dem von gebildeten Menschen grausam Mißhandelten freylich wie ein wohlthätiger Engel erscheinen mochte. Mit kindlicher Zutraulichkeit, wenn Croussol erzählte, oder gar sie über ein weltliches Interesse belehrte, mit züchtiger Bescheidenheit, wenn er mit ihr scherzte, oder Dienste von ihr erbat, schien sie ihm bald Tochter, bald Geliebte, und er segnete die Möglichkeit mehr verdienen zu können, als die an Beschränkung, ja an Entbehrung gewöhnte Eusebia als Hausfrau bedurfte. Croussols Plan glückte. Er ging im nächsten Frühjahr nach Locle, und begab sich bey einem geschickten Arbeiter in die Lehre. Dießmal schien ihn ein guter Engel zu leiten, er fand schnell die Gattung Arbeit, die ihm am meisten zusagte — es war eine der einträglichsten — er vervollkommte sich darin durch die ihm angeborne mechanische Geschicklichkeit und die Sehnsucht, bald Eusebien heimholen zu können, und nach zwey Jahren wohnten sie in dem Thale von Locle, in einem Häuschen, das eine Felsenbucht gegen Nord und Nordost schützte, an der Felsenecke standen ein paar Fichten, unter denen ein Quell in ein Brunnenbecken gefaßt war, — und dort schien der Friede Gottes zu wohnen, der höher ist wie alle Vernunft. Eusebia hatte mit dem Geliebten gern Vater und Mutter verlassen. Das reinliche Häuschen im Jura schien ein Schloß neben der rauchigen Hütte im Arlberg, aber doch sehnte sie sich zuweilen, den väterlichen Heerd wieder zu sehen. Doch nach einem Jahr saß sie mit einem Kind auf dem Schooß unter den Fichten, ein paar Ziegen spielten auf dem Grase, Croussol kam jeden Samstag mit reichem Arbeitslohn von seinem Fabrikherrn nach Hause. — Wer hat Ausdrücke einfach genug für so ein einfaches Glück? Nun ward es Herbst, und Croussol ging hinab zum Jahrmarkt nach Neufchatel, um Winterkleider für sein Weib und seine kleine Eusebia zu kaufen, die rüstiger wie sonst Kinder von zwey Monaten aus ihren Hüllen herauszappelte. Der thörichte Vater kaufte das Beste und hätte gern etwas noch Besseres für seinen kleinen Abgott aufgesucht, aber wie er schnell nach vollbrachtem Geschäft zurück auf seine Berge eilen wollte, traf er schon auf halbem Wege zu Rochette einen Bergnachbar, der eines jener hohen Kinder-

Digitized by Google

stühlchen gekauft hatte, auf denen die Kleinen ihren Platz in gewöhnlicher Menschenhöhe behaupten können. Cronsol malte sich die nächsten Winterabende, sein Weib am Spitzenkissen arbeitend, die kleine Eusebia neben ihnen mit den Maiskolben spielend, die er ihr mitbrachte, sich selbst arbeitend oder lesend — denn die Fabrikherrn liehen ihm gern gute Bücher. So einen Stuhl mußte er zurückbringen! er eilte also den langen Weg in die Stadt zurück, suchte, feilschte, lud sich die ungewohnte Last auf die Schultern und machte sich um eine Stunde später, wie die Jahreszeit mit sich brachte, wieder auf den Weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Distichen.

1.

Als noch Solon Gesetz' und Themistokles schuf und Perikles,
Solcherley Männern Athens waren die Satzungen gleich.
Als die Nikomache bald verpfuschten die alten Gesetze,
Solcherley Schurken Athens wurden die Satzungen gleich.

2.

Schattet die Nacht, da regen die Söhne des Weh's*), sich, die Schakals,
Schleicht das unheimliche Wild tückisch im Nebel umher:
Aber sobald aufstrahlt die welterleuchtende Sonne,
Dann in ihr dunkles Geklüft legen sie schnell sich zurück.

C.

*) Arabischer Ausdruck für Schakals.

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

(Fortsetzung.)

Weniger erfreulich sind nun wohl die Werke der newalten Kunst. Auf allen Straßen fast sieht man jezt Brunnen mit gothischen Verzierungen; die Kirche zum heiligen Laurentius hat eine neue Thüre von Holz, broncirt mit den geschmacklosesten altdeutschen Zierrathen, erhalten; in der schönen Kirche zum heiligen Sebald (welche voll herrlicher Kunstschätze des Alterthums ist) wurde ein hölzerner Altar mit goldenen und broncirten (!) Zierrathen ohne Zusammenhang, Geschmack oder Regel, aufgebaut (auf demselben steht ein hölzernes, sehr schönes Kruzifix von Veit Stoß, ebenfalls broncirt!); mehrere Privathäuser, darunter das des Herrn von Schwarz, des Kaufmanns Klett, sind in Stuck und Blech mit altdeutschen Zierrathen versehen worden; selbst bey Wiederherstellung des von dem Nürnbergischen Magistrat gekauften Albrecht Dürers Hause, wurden in die viereckigten Fenstertafeln altdeutsche Spitzbogen von Holz eingesezt, und diese mit geschmacklos bunten Gläsern ausgefüllt. — Der Nürnbergische Magistrat soll die Absicht gehabt haben, ein Gebäude für die polytechnische Schule zu bauen, wovon das Modell schon aufgestellt war; dieses war ebenfalls im altdeutschen Style, eigentlich aber in gar keinem. Der als Zeichner schon rühmlich bekannte Carl Heideloff hat hier die Veranlassung erhalten, sich auch auf die Architektur zu legen, allein mit weniger glücklichem Erfolg. Ein Mann voll Talent, lebendiger Auffassungsgabe, und überhaupt mit einem wahrhaft meistervollen Geschicke begabt, Allem, auch dem Unbedeutendsten, eine gefällige und oft originelle Form zu geben, ist er doch nicht eigentlich Architekt. Ihm hat man es vornehmlich zu danken, daß in Nürnberg jezt die altdeutschen Formen Mode geworden sind; diese sind aber auch nichts als Mode, denn sie gehen nicht aus einer, im Tiefsten des Gemüths liegenden Kunstanschauung, aus welcher sie sich als etwas Nothwendiges hätten gestalten müssen, hervor, sondern sind blos zufällig willkürliche äußerliche Formen des, in diesem Augenblicke herrschenden Geschmacks. So wenig die Form das Wesen ersetzen kann, so wenig wird sich ein nur halb mit dem Geiste der altdeutschen Baukunst Vertrauter, von dem unerträglichen Gefühle beym Betrachten dieser leeren Tändeleyen ergriffen, sagen können, dieses sey altdeutsche Kunst! Ja er muß es sogar für Verhöhnung und den vortrefflichsten Mißbrauch des Großen und Unübertroffenen des altdeutschen Styls, als eine Versündigung an dem Geiste der Alten erachten. Welchen verkehrten Weg die Maler schon in den lezten fünfzehn Jahren eingeschlagen haben, dadurch, daß sie in dem Wahne stunden, durch Nachahmung der Formen in altdeutschen Gemälden, erhöben sie sich zu den Alten selbst, ist seit dieser Zeit schon so oft besprochen worden, daß es überflüssig wäre, Ihnen, da Sie überdieß mit mir hierüber ganz einverstanden seyn werden, meine Ansicht weiter zu entwickeln. Was unserer Kunst Noth thut, ist gründliches, ernstes, tiefes Studium des Geistes der Alten; ist dieser erfaßt, und bildet sich hieran eine neue Kunst, so wird sich und muß sich aus dieser die ihr inwohnende wahrhafte, und dann auch nothwendige Form von selbst ergeben. Wenn Sie die herrlichen Werke des größten unserer in Deutschland lebenden Maler, Cornelius, gesehen haben, so würden Sie mir schon aus der äußern Anschauung allein Recht geben, und was uns hin und wieder von den Leistungen eines Veit, Schnorr, Overbeck und Heß in Rom zu Gesichte gekommen ist, mag das Gesagte auch durch diese bestätigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 258.
Rauch.

Charade.

Mein Erstes lebt gar froh und frank
Im dichten Schattenhain,
Beym Jagdgesang und Hörnerklang
Springt's über Stock und Stein.

Mein Zweytes mag zur Sommerzeit
Den müden Leib dir laben.
Doch kannst du's auch, wenn's friert und schneit
In meinem Ganzen haben.

— r —

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 42. u. Monatsreg. Oktober.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. November 1826.

Aus, aus kurzes Licht! Leben ist nur ein wandelnder Schatten, ein armer Schauspieler, der seine Stunde lang auf der Bühne groß ist, und hernach nicht weiter gehört wird.

Shakspeare.

L'Acquetta.

(Aus dem Mercure du XIX. Siècle.)

L'Acquetta, das fürchterliche Wort, vor dem in Italien Alles zittert, ist das Diminutiv des Wortes acqua (Wasser). Die entsetzlichen Wirkungen des Upas-Giftes sind bekannt, und man weiß, daß eine in dasselbe getauchte Pfeilspitze dem Geschöpfe, welches sie trifft, augenblicklichen Tod bringt; die acqua tophana ist aus der Geschichte der Weishaupt'schen Illuminaten als der für die Meineidigen bestimmte Gifttrank nicht weniger bekannt; das Orfila'sche Werk ist häufig gelesen und man kennt im Allgemeinen die Wirkungen des Saftes des Blancanillobaumes, der Metallgifte und jenes schnell wirkenden giftigen Fluidums, welches die Natur mehreren Arten von Reptilien verliehen hat; allein alle diese Gifte sind nichts im Vergleich mit dem weniger bekannten, welches die Bewohner von Perusa in Kalabrien fabriciren. Seine Eigenschaften bestehen vorzüglich darin, daß kein auffallendes Symptom sein Wirken kund gibt, denn nur, wenn es dem Körper schon tödtliche Vernichtung gebracht, wird der Vergiftete dieses gewahr; es führt langsam, aber unabänderlich dem Tode zu und verschafft dem teuflischen Feinde, der es gebraucht, den Anblick einer schmerzvollen Agonie des Geopferten: sein Name ist Acquetta.

Mit diesem Gift, Acquetta genannt, sollen nach einer in Italien allgemein verbreiteten Meynung die Jesuiten den Papst Clemens XIV., Ganganelli, vergiftet haben.

Dieser Papst, welcher den Jesuiten-Orden vernichtet hatte, erwartete nichts anderes als ein Opfer der Rache dieser mächtigen Gesellschaft zu fallen, und sagte hierüber zu seinen besorgten Freunden: „Ich habe Alles vorausgesehen, als ich die betreffende Bulle unterschrieb. Allein ich habe damit nur gethan, was mir gerecht und nothwendig geschienen; indem ich mich in die Arme der Vorsehung geworfen, wußte ich gleichwohl, daß mein Leben zum Opfer gebracht werden mußte."

In der That mußte dieß auch, troß aller angewandten Vorsichtsmaßregeln, endlich also geschehen, und die äußerste Wachsamkeit konnte den heiligen Vater nicht für immer gegen den noch nachsameren Feind schützen. Oft sagte er zu seinem Koch: „Fra Francesco, badate alla pignata, perchè altrimente anderebbe male e per voi e per noi." (Bruder Franziskus, gebt mir wohl auf den Topf acht, sonst könnte es Euch und mir schlimm gehen.) Bruder Francesco befolgte diesen Befehl auf das allergewissenhafteste und ließ nie Jemand in die Küche treten. Ja als er sich eines Tages auf einen Augenblick aus derselben entfernt hatte, ohne die Thüre abzuschließen, benachrichtigte er den Papst alsbald davon, welcher denselben Tag nichts genoß als frische Eyer.

Im Jahr 1770 verkündeten eine Bäurin von Valentano und mehrere andere fanatische Personen den nahe bevorstehenden Tod des Papstes. Im Jahr 1771 erneuerten sich diese Prophezeihungen. Im Jahr 1773, in welchem die Aufhebungsbulle des Ordens erschien, wurden noch bestimmtere, dieses Ereigniß betreffende Offenbarungen von

Digitized by Google

einer Frömmlerin aus der Mark Ancona bekannt gemacht. Sie bedrohte in denselben den Papst und alle Fürsten, welche den Orden verfolgen oder aufheben würden, mit nahem Tode und andern furchtbaren Uebeln. Indessen vergingen immer noch mehrere Monate, ehe die Gesundheit des Papstes irgend einen Anstoß erlitt. Gegen Ende des Jahres 1774 aber, gerade am Mittwoch der heiligen Woche, als der Papst vom Vatikan zurückkehrte, sagte er ganz unvermuthet zum Prälaten Macedonio, den er seines größten Zutrauens würdigte und indem er die Hand auf den Magen legte: „Monsignor, l'abbiamo preso; è qui.“ (Herr Prälat, jezt hab' ich Gift bekommen; ich fühle es hier.)

Der heilige Vater hatte sich nicht getäuscht. Bald war sein Mund und Hals angeschwollen. Es folgte Erbrechen, immer zunehmende Schwäche des ganzen Körpers, endlich Betäubung und heftige Leibschmerzen; der Mund stand unausgesezt offen, als ob ein inneres Feuer den Körper verzehre. Kurz alle Symptome zeigten deutlich, was vorgegangen seyn mußte, und was zu erwarten stund. Der Papst ließ eiligst den Doktor Bianchi, seinen alten Freund, von Rimini kommen. Er kam, aber — als es zu spät war. Der heilige Vater hatte gleich nach den ersten Anzeigen ein Gegengift genommen, welches er immer bey sich trug, er hatte sich dann in ein wie ein Backofen geheiztes Zimmer bringen lassen, um durch künstliche Ausdünstung das Gift zu vertreiben. Aber alle Mittel waren vergebens.

Ganganelli starb wirklich den folgenden 22sten September, aufgezehrt von dem fürchterlichsten Fieber, dem Acquotta Fieber. Sein Tod war voll Seelenergebung und christlicher Würde. Keine Klage, kein Murren entweihten seinen Mund. Als man ihn wegen seines Testaments fragte, erwiederte er kurz: „l'anima a Dio, la robba a' parenti.“ (Meine Seele möge Gott zu sich nehmen, meine Habe die Verwandte theilen.)

Nach seinem Tode zeigten sich die Wirkungen des fürchterlichsten aller Gifte auf die schrecklichste Art. Der Leichnam zerfiel in schwarze Stücke, und seine Ausdünstung war pestartig. Die Eingeweide und das Herz des Papstes hatte man vorerst nur in einem Pokal aufbewahrt, um sie später beyzusetzen, allein derselbe zerplazte in wenigen Stunden zu unzähligen Splittern. Ja selbst nachdem die Eingeweide alle aus dem Körper genommen und dieser sorgfältig gewaschen und einbalsamirt worden war, erzeugte sich in demselben fortwährend eine mit Blut gefärbte Flüssigkeit, die durch das Bett hindurch bis auf den Boden lief. Diese furchtbare Auflösung sezte Alles, besonders die Männer vom Fache, in Staunen und Schrecken.

Es ist also eine Eigenthümlichkeit der Acquotta, daß ihre Wirkung auch auf den entseelten Körper fortdauert.

Gott bewahre vor der Acquotta alle meine Leser, vorzüglich aber mich, der ich aus unverdächtigen Quellen diese Erzählung geschöpft und aufgezeichnet habe.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsezung.)

Die Novembersonne war noch so warm! der arme Wanderer fühlte freudig ihren Strahl, trocknete seine Stirn, sah über den blitzenden See, von der Abendsonne bestrahlt, sah jenseits die Kette der beschneiten Alpen blendend auf den Azur des Himmels gezeichnet, er empfand einen unnennbar freudigen Muth, die Schöpfung so herrlich, und er Gatte, Vater, freyer Mann, weil er arbeiten konnte und zu entbehren verstand. — Nun sank die Sonne zur Seite seines Weges hinter die Gipfel des Gebirgs, der Schatten des Jura breitete sich wie ein dunkler Teppich weiter und weiter über den See; so eben glänzten noch die Thürme von Estavayer im Abendstrahl, jezt hüllten sie sich in Dämmerung ein und der dunkle Teppich rollte sich gegen die Berge hinan auf die Schneefelder zu. — Croussol athmete schwer, schwer! und der eisige Nordwest, der dem Niedergang der Sonne in diesem Gebirge folgt, schüttelte ihn wie Fieberfrost. Jezt war er rechts um Locle herum geeilt, über einen Feldpfad, und dort lag seine Hütte! — aber dennoch blickte sein Auge über sie hinaus. Die Niederung war in Finsterniß gehüllt, die Schneegipfel lagen in grauen Massen unter dem dunkeln Himmel, an dem Stern neben Stern hervortrat, indeß am Ende der Bergkette über der Nacht der Ebne und der grauen Masse der umschleyerten Alpen eine rosenrothe Lichtwolke lag — es war die Spitze des Montblanc. Croussol hätte, wenn er gefragt worden wäre, in diesem Augenblick nicht gewußt, ob sein heftig schlagendes Herz sich mehr nach der Heimath in der Felsenschlucht, oder nach jener dort über der rosigen Wolke — hoch darüber — sehnen möchte; aber wie er sein Weib sah und die kleine Eusebia ihm die Arme entgegenstreckte, da fühlte er tief, tief, seine Heimath sey noch auf Erden.

Aber das war Croussols lezter sorgenloser Tag. Sein Kind saß neben ihm auf dem mitgebrachten Sessel, sein Weib hielt ihre Spitzenklöppel zusammen, um zehn Mal die Maiskolbe, die der kleine Muthwille vom Tisch rollen ließ, aufzuheben; er saß daneben und freute sich mit ahnender Wehmuth, denn ein zerstörender Husten war die Folge des Marktganges, den Croussol, mit den Eigenheiten der Bergluft unbekannt, ohne Vorsicht gemacht hatte. Je mehr sein Leben hinwelkte, je mehr Hoffnung rankte sich um die Geduld, mit welcher er schlaflose Nächte, kraftlose Tage ertrug. Mutter Eusebia ahnete den Zustand ihres Mannes nicht; sie dachte, daß er wieder genesen

Digitized by Google

würde, wenn er nur Stärke genug gewänne, um sie mit ihrer Kleinen zum Großvater im Arlgebirge zu führen, und wie der Großvater vom Christfeste an nicht mehr schrieb, ward die Sehnsucht noch größer, bis im August des folgenden Jahres einer der Brüder ihr meldete: der Vater sey gestorben; den einen Bruder habe das Loos getroffen, Soldat zu werden, der andere sey in die weite Welt gegangen und das verschuldete kleine Anwesen verkauft, denn er, der Schreiber, habe ein reiches Mädchen geheirathet, und sey zu dessen Vater gezogen. Dem Schreiben lag ein Geldbrief auf zehn Karolin bey, als Eusebia's Antheil am Ueberrest des väterlichen Erbes. Das gute Weib sah sich seiner seligsten Hoffnung beraubt, ihr war, als könne Croussol nun nicht mehr genesen, nun sie keine Vaterhütte mehr hatte, die ihn aufnehmen sollte. Deßhalb hatte sie auch nicht das Herz, ihrem Mann diese Nachricht zu geben; auch sollte er nicht wissen, daß sie einen Nothpfennig erhalten habe, denn er fing an, wahrzunehmen, daß die Noth herannahte, weil seine Kraftlosigkeit ihn an der Arbeit verhinderte. Da hoffte sie ihm unbemerkt von ihrer kleinen Baarschaft einzuflicken, bis er wieder tüchtig zu arbeiten vermöchte. Da kam der Herbst wieder, früh, wie er es in den Bergen zu thun pflegt, aber die Sonne wärmte die Felsenbucht noch wie ein Treibhaus, und die wenigen Laubbäume schienen mit ihren bunten Sterbekleidern in neuem Lenzschmuck gehüllt. Eusebia mußte nach Locle gehen, um für den morgenden Sonntag einzukaufen; sie freute sich, ihren Gatten während ihrer Abwesenheit an der Hüttenthür in der milden Sonnenwärme sitzen zu lassen, wo sein Töchterlein um ihn herumspielte. Sein Erwerb war aufgezehrt, sie hatte deßhalb eines der geerbten Goldstücke in die Hand genommen — das erste! — und wollte es mit schwerem Herzen bey dem Fabrikherrn auswechseln. Indem sie beym Weggehen die Kleine über die Thürschwelle hob, glitt ihr das Gold aus der Hand und rollte in's Gras. Croussol ward es gewahr und fragte verwundert, woher das Gold komme? Eusebia raffte den Karolin schnell auf und aus Schrecken und Eil' — denn die Sonne sank — und aus liebendem Muthwillen antwortete sie einer kindischen Volkssage zufolge: „Es ist ein Engelchen neben uns vorbeygeflogen und hat mit seinen Flügelchen an das Dach gestoßen; dann fällt immer ein Goldstück herab.“ — Lange schwer Kranke verlernen den Scherz schnell zu verstehen, indeß Eusebia, ihrem Mann Scheideküsse zuwerfend, forteilte, besann er sich auf das Engelchen, faßte nur das Bild des Himmelsboten auf, den sein träumendes Auge über der kleinen Wiese suchte, auf der dichte Sträuße von Zeitlosen das Grün des Rasens übersäeten. Sein Blick schwebte matt fort bis zu einem Punkt, wo der Gipfel des Montblanc über den nahen Hügel hervorragte und in voller Lichtespracht in das dunkelblaue Himmelsgewölbe stieg. Der Engel schien ihm vielleicht auf jener Höhe zu weilen, denn dahin blieb sein Blick gerichtet. Sein Weib war aufgehalten worden im Ort, sie hatte sich selbst aufgehalten, denn sie hatte beym Einwechseln des Goldstücks dem Fabrikherrn, der Deutsch verstand, die ganze Geschichte ihres Erbes und ihrer häuslichen Noth mit Herzenserguß erzählt — nun sank die Sonne schnell, und sie eilte zurück, damit die Kleine nicht unruhig würde, und den Vater belästige. Der saß aber noch vor der Hüttenthür, und sein Antlitz war noch zu dem Montblanc gewendet, der jezt in abendlicher Glut glänzte. Die kleine Eusebia hatte seinen Schooß voll herbstlich gefärbter Blätter gelegt, eine Handvoll der schönsten gesammelt, und hielt sie, auf seine Kniee gelehnt, zu ihm empor. Das besorgte Weib zog die Kleine vom Schlafenden hinweg, aber — sein Auge war ja offen, die Rosenglut des Berges spiegelte sich trübe in dem starren Blicke, er erwachte nicht mehr.

Der Fabrikherr meynte, daß Eusebia bey ihrer Erbschaft, deren nichts bedeutenden Betrag sie des Vaters Andenken schonend nicht angegeben hatte, keiner Unterstützung bedürfe, und die Arme meynte, die zehn Goldstücke müßten viel länger dauern wie ihr armes Leben, oder sie dachte überhaupt wenig, eilte nur aus der Hütte, wo sie glücklich gewesen, aus Locle, wo alles so theuer war, und bezog am Abhang des Vorgebirges ein kleines, einzeln stehendes Häuschen, wie sie dort überall hingesäet sind, machte Spitzen, betete für ihr Kind, und pflegte es mit inniger Liebe. Ein Kaufmann in St. Aubin bezahlte ihre Arbeit pünktlich und christlich, denn viele drängen die armen Spitzenmacherinnen so, daß sie für ihrer Augen Licht, das ihre Arbeit früher oder später dunkel macht, kaum das Brod haben. Gute Nachbarn, die Gärten und Felder hatten, schenkten ihr zuweilen Gemüse und Butter, und wie Eusebia immer holdseliger ward, gaben sie ihr an der einen Hütte einige Birnen, an der andern Weißbrod — und so ging ein Jahr hin und ein Paar, und die Wittwe konnte sich nicht entschließen, die Nähe von ihres Gatten Grab zu verlassen und in's Arlberg zurückzuziehen, von wo die Brüder ihr seit des Vaters Tod nicht mehr schrieben. — Eusebia war nun acht Jahr alt, die Mutter lehrte sie alles, was der Vater sie selbst hatte üben lassen; denn der hatte sie im französisch Lesen, Schreiben und im Rechnen recht sorgfältig unterrichtet, und dabey machte das Kind kleine Spitzchen, die auch wöchentlich ein paar Piecettes eintrugen. „Gott wirds schon machen!“ seufzte zutrauensvoll die Wittwe, wenn sie Eusebiens kindliche Schöne erfreute, und die Zukunft doch so dunkel vor ihr lag. Gott machte es freylich, aber härter wie die Fromme es gehofft hatte. Der Kummer, die sitzende Arbeit, die rauhe Nahrung, entwickelten ein langsames Uebel in ihr, Eusebia blickte angstvoll in der Mutter erlöschendes Auge, wenn diese schwerathmend die mat-

ten Hände, statt zu arbeiten, über dem Spitzenkissen zum Gebete faltete. — Die bisher noch erhaltenen Goldstücke der Erbschaft wurden ein's nach dem andern hinab nach St. Aubin getragen und ausgewechselt; der gutmüthige Kaufmann starb, ein anderer in einem entfernteren Dorfe feilschte unbarmherzig um ihre schönen breiten Kanten, und wollte Eusebiens kleine Spitzchen gar nicht mehr annehmen. „Gott! mache es gut!" betete die Mutter, wie der Winter wieder eintrat, und der Schnee die Wege bedeckte, und die Nächte der Schlaflosen so lang schienen. An einem Sonntag Nachmittag trug die Kranke der nun achtjährigen Eusebia auf, sich einen Weg durch den Schnee zu bahnen, bis zu dem Pfad hinauf nach Rochefort, woher der Pfarrer, weil es sein Filial war, zurückkehren mußte, und ihn zu bitten, daß er auf einen Moment nur in ihre Hütte kommen möge. Die Kleine gehorchte, und stand nun mit dem Besen, mit dem sie mühsam den Schnee zur Seite gekehrt hatte, in der Hand, weinend am Wege. Der gute Pfarrer blieb unangeredet bey ihr stehen, und sagte: „Kleine, du frierst ja!" Nun strömten die Thränen des Kindes aus den dunkeln Augen, und sie zog bittend den Prediger zu ihrer Wohnung hin. Croussol und sein Weib waren katholisch, der gute Pfarrer hatte also, obgleich er sie in den sieben Jahren, die sie am Berge wohnte, oft freundlich gegrüßt, keinen Beruf gehabt, die Wittwe in ihrer Hütte zu besuchen, aber gern folgte er dem weinenden Kinde. Er fand die Kranke zu seinem Erstaunen mit der Bibel vor sich, und obgleich hoffnungslos, doch gefaßt. — „Wenn ich todt bin, soll Eusebia zu Ihnen kommen, und Sie suchen ihr einen barmherzigen Schutz, sagte sie mit einer angestrengten Bestimmtheit, welche ihm bewies, daß sie sich an den Entschluß, so zu sprechen durch langes Wollen gewöhnt hatte. — Der Prediger versprach es: — liebe Kleine, sagte er zu dem Kinde, wenn du mich brauchst, so geh hinüber zu Frau Ballical — so hieß die nächste Nachbarin, und laß dich zu mir in's Dorf führen." Eusebia blickte ihm forschend in's Gesicht, und ihr Auge hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Besinnen und Verstehen, ohne klares Bewußtseyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

(Fortsetzung.)

Noch muß ich Sie mit einem hiesigen Künstler bekannt machen, der mit Recht alle Aufmerksamkeit verdient, und von welchem man wohl noch Bedeutendes wird erwarten können. Er heißt Burgschmiet. Dieser verdiente sich früher seinen Unterhalt mit Verfertigung von Schnitzwaaren, die er den hiesigen Kaufleuten zur Nürnberger Waare lieferte. Durch die Arbeiten am schönen Brunnen aufmerksam gemacht, meldete er sich bey dem, das Ganze leitenden Direktor der hiesigen Akademie, Herrn Reindel, damit dieser auch ihn zu den Arbeiten verwende. Als Probe lieferte er nach einiger Zeit aus einem, ihm von Reindel gegebenen Stein, sein eigenes Bild auf das Aehnlichste getroffen, wobey er sich damit entschuldigte, er habe eben nichts anderes zu machen gewußt; aus einem zweyten erhaltenen Stein machte er den Kopf des Direktors Reindel selbst; beydes in einer Art gearbeitet, die nur das ausgezeichnetste Talent des Künstlers, dessen erste Bildhauerarbeiten diese waren, erkennen ließ. Bey dem am 23sten Mai dieses Jahrs veranstalteten Feste des Jubiläums des hiesigen Gymnasiums fertigte er in zwey Monaten, ohne ein Modell vor sich zu haben, die kolossale Statue des Philipp Melanchthon; auch diese Statue ist, Einzelnheiten abgerechnet, ganz vortrefflich. Möchte der Patriotismus der Vaterstadt dem wackern Manne die Mittel verschaffen, sich durch Reisen auszubilden.

Es bleibt mir noch übrig, von den Bestrebungen der Nürnberger im Fache der Musik Ihnen etwas zu melden. Auch hier regt sich im Ganzen das Bedürfniß nach etwas Besserem, als was unsere neue Kunst vermag, doch — wie dort — auch nur auf schwache Weise; würde es aber unstreitig mehr, wären nicht gar zu mächtig hemmende Momente vorhanden. Der edle Magistrat hat auch hier seinerseits gethan, was er thun konnte, und verdient eben so die gerechteste Anerkennung. Durch Einrichtung einer städtischen Gesangschule wurde ein Grund gelegt, auf dem sich etwas Tüchtiges hätte aufbauen lassen, wenn sich nur Eitelkeit und Mittelmäßigkeit, die feindseligen Mächte des Guten, nicht dagegen so gewaltig anstemmten. — Vor Allem fehlt es, so viel ich wahrnehmen konnte, an einer tüchtigen Direktion. Es sind von Seiten der Gemeinde außerordentlich viele Mittel, tüchtige Leute aus dem Auslande hieher zu ziehen vorhanden; die Cantoren und Organisten, selbst auch der Stadtmusikdirektor, der Gesanglehrer an der Gesangschule, eine Anzahl von der Stadtkasse (zwar gering) besoldeter Stadtmusici — sind mit solchen Gehalten versehen, daß, wollte man nicht den alten Schlendrian des Herkommens so herrschend gelten lassen, gewiß Großes müßte hervorgebracht werden. Statt dessen begnügt man sich aber, die Leute, die durch langes Dienen Anspruch auf gute Stellen zu haben meynen, allen Andern vorzuziehen, ohne Rücksicht, ob sie wohl auch ihren Posten versehen können. Man hört wohl kaum irgendwo schlechter den Kirchengesang mit der Orgel begleiten als hier. Das Stadtmusik- und das Theaterorchester sind an sich wohl nicht so schlecht, sie sollen unter der Leitung eines Hrn. Georg, der sich nunmehr auf Reisen befindet, wie allgemein versichert wird, Ausgezeichnetes geleistet haben; jezt aber können sie oft kaum auf das Mittelmäßige Anspruch machen. Bey meinem ersten kurzen Hierseyn wohnte ich dem Feste des Gymnasiumsjubiläums bey; auch hier ließ die Aufführung des Händel'schen Alexandersfestes und einer Kantate von Friedrich Schneider mehrere Proben, und hauptsächlich eine geistvolle, kräftige und lebendige Direktion zu wünschen übrig. Mit Erstaunen muß man dann doch jedesmal nach solchen Aufführungen im Korrespondenten von und für Deutschland die ungemessensten Lobsprüche hören, die im lächerlichen Widerspruche mit dem im ganzen Publikum verbreiteten Urtheile stehen, so daß selbst der Unbefangenste sich nicht enthalten kann zu glauben, dieses, so wie die Leitung jener Leistungen ständen im engsten Zusammenhange; denn so wie mir von glaubhaften Leuten erzählt worden ist, soll selbst bey dem Ausgezeichnetsten, was durch Hrn. Georg hervorgebracht worden ist, jener Lobsprecher gänzlich stillgeschwiegen und selbst einmal sogar versucht haben, Gegenbewegungen zu machen. Nicht ganz mit Unrecht hat denn auch ein Korrespondent der Flora diesen jedesmal auftretenden, unberufenen Panegyriker zurecht zu weisen gesucht, wiewohl er es mit zu viel Animosität und das Schickliche verletzender Art gethan hat, die nie zu rechtfertigen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. November 1826.

Liehst du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch? –
Kann ja der Tod mir nur bringen,
Himmlische Schwingen.

Aus
die Frithiofs-Sage.

Herr Aage und Jungfrau Else.

Ein dänisches Volkslied, übersetzt von Gustav Hobbach*).

1. Es war der Ritter Herr Aage,
Der ritt zur Insel weit,
Verlobte sich Jungfrau Elselille,
Eine gar liebliche Maid.

2. Verlobte sich Jungfrau Elselille
Mit Schätzen reich und werth.
Drauf am Monatstage
Lag er in schwarzer Erd'.

3. Es war Jungfrau Elselille,
Ihr war das Herz so wund.
Das hörte der Ritter, Herr Aage,
Tief unter schwarzem Grund.

4. Und den Sarg der Ritter Herr Aage
Auf seinen Rücken nahm;
So wankt' er zu ihrem Kämmerlein,
Sich selber zu Müh' und Gram.

5. Er klopft mit dem Sarg an die Thüre,
Weil er kein Kleid hat an.
„Steh auf, steh auf, Jungfrau Else,
„Laß ein deinen Bräutigam!“

6. Da sagte Jungfrau Else:
„Meine Thüre mach' ich nicht auf,
„Bis du Jesu Namen kannst nennen,
„Wie du gekonnt sonst auch.“

7. „Steh auf, steh auf, Jungfrau Else,
„Mach' deine Thüre mir auf.
„Ich kann Jesu Namen nennen,
„Wie ich gekonnt sonst auch.“

8. Mit Thränen auf ihren Wangen
Läßt die stolze Else ihn ein.
So schließt sie mit dem todten Mann
Sich in ihr Kämmerlein.

9. So nahm sie den Goldkamm,
So kämmte sie sein Haar;
Sie weinte bittere Thränen,
So oft sie lockt' ein Haar.

10. „Hört Ihr, Ritter Herr Aage,
„Allerliebster mein,
„Wie ist es denn in der schwarzen Erd',
„Im dunkeln Grabe dein?“

11. „Immer, wenn du dich freuest
„Und fröhlichen Muthes bist,
„Dann immer mein Grab inwendig
„Umhangen mit Rosen ist.

12. „Und immer, wenn du dich grämest
„Und traurig ist dein Muth,
„Dann ist mein Sarg inwendig
„Wie voll mit geronnenem Blut.

*) Die Uebersetzung von W. C. Grimm (Altdänische Heldenlieder S. 73.), welche hier bey der 1 – 3. 5. 6. 22. Strophe zu Grund gelegt ist, läßt die 7 – 10. und 14 – 19. Strophe ganz aus und sagt in der 20. gerade das Gegentheil. Die Unregelmäßigkeiten des Versmaßes und des Reims finden sich auch im Original.

Digitized by Google

13. „Nun krähet der Hahn, der rothe,
„Und muß ich von dannen nun.
„Zur Erde sollen die Todten all',
„Und bey ihnen muß ich ruh'n.

14. „Nun krähet der Hahn, der schwarze,
„Nun muß ich hinunter in's Grab.
„Auf thut sich des Himmels Pforte;
„Nun muß ich schnell hinab."

15. Und den Sarg der Ritter Herr Aage
Auf seinen Rücken nahm.
So wanket er zu dem Kirchhof hin,
Mit so viel Müh' und Gram.

16. Das machte, weil Jungfrau Else
War traurig in ihrem Sinn.
Sie ging mit ihrem Bräutigam
Durch den finstern Wald dahin.

17. Und als sie nun zum Kirchhof
Durch den Wald gekommen war,
Da erbleichte dem Ritter Herrn Aage
Sein schönes, blondes Haar.

18. Und als er kam aus dem Kirchhof,
Und in die Kirche hinein,
Da erblaßte dem Ritter Herrn Aage
Die Rosenwange sein.

19. „Hör du, stolze Elsefille,
„Allerliebste mein,
„Weine du nun nimmermehr
„Um den Bräutigam dein.

20. „Schaue hinauf zum Himmel,
„Und zu den Sternlein hin:
„Da siehst du, wie am Himmel
„Die Nacht nun ziehet dahin."

21. Und als sie hinauf zum Himmel,
Hinauf zu den Sternlein sah,
Da sank in die Erde der Todte;
Nimmermehr sie ihn sah.

22. Heim ging die Jungfrau Else,
Ihr Herz von Sorgen wund,
Drauf am Monatstage
Lag sie im schwarzem Grund.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Der gute Prediger schien besorgt für das Kind, aber die Mutter sagte fest: „Nein Herr, wo das Unglück so thurmhoch steigt, geht der Mensch sicher unter ihm hin. — Thun Sie nur, wie ich bitte, versprechen Sie . . ." zugleich reichte sie ihm die dürre, heiße Hand. Der Geistliche sah eine Sterbende vor sich, die er als Protestant nicht trösten zu dürfen glaubte, und die mehr Glauben bewies, wie er je in seiner Kirche gefunden hatte. Er ging beym Weggehen hinüber zu Frau Ballieul, um sie anzuweisen, daß sie die kranke Nachbarin besuchen und ihm die Kleine, wenn die Mutter verschieden seyn würde, sogleich bringen möge. Aber die arme Frau hatte selbst ein krankes Kind, ihr Mann arbeitete in Biel und kam nur am Samstag nach Hause. Der Pfarrer wollte den nächsten Morgen seine Magd senden mit Stärkungen für beyde Kranke, aber Gott half der Wittwe früher. Der Sonntag ging vorüber, der Mond stieg über dem See auf und die Sterne glänzten über den umdüsterten Bergen wie Leuchten auf einem großen Trauermahl. — „Mache nicht den Laden zu," rief die Kranke leise dem Kind, das auf den Stuhl stieg, um die Fenster zu verwahren. „Es kommt kalt herein," meynte die Kleine. „O, Licht ist besser, sagte die Mutter: komm, sing' mir das deutsche Lied an die heilige Jungfrau!" — Das Kind sang, aber unter vielen Thränen, denn die Mutter, deren gefaltete Hände sie, neben ihr auf dem Bett sitzend, mit ihrer kleinen Hand hielt, zitterte heftig. Endlich konnte Eusebia vor Weinen nicht mehr singen, und weil die Mutter schwieg, lehnte sie den Kopf an das Bett und horchte, ob sie sanft schliefe. Da erlöschte das Lichtendchen und der Mond schien voll auf die stille Kranke. — „Das ist der Tod," schien es dem Kind zuzuflüstern. „Das ist der Tod, sagte die Kleine, und legte die Hand auf der Mutter Stirn — aber ihr war, als sey sie es nicht, die das sagte und nun hinkniete und betete, und erst wie sie am Fenster saß und die Mutter in der dunkeln Stube, weil der Mond nun über dem Dache stand, nicht mehr erkennen konnte, draußen aber das Mondlicht den Schnee beschien und die kahlen Baumstämme schwarze Schatten warfen, fing es ihr an zu grauen und sie erkannte sich wieder und sprach sich selbst Muth ein. Da erinnerte sie sich, wie ihr die Mutter oft gesagt, sie soll singen, wenn sie sich fürchte, wie es wohl, wenn sie bey schlechtem Wetter allein im Haus geblieben und die Mutter nach St. Aubin hinabgegangen war, sich zugetragen hatte. Unwillkürlich fing sie das abgebrochene Lied wieder an, bey dessen thränenerstickten Tönen die Mutter eingeschlafen war; ihre eigene Stimme erschreckte sie auf's Neue, deßhalb sang sie lauter und lauter:

Die Sonn' begleitet dich,
Es unterwirfet sich
Zu deinen Füßen der silberne Mond.
Kein' Unvollkommenheit,
Mindert die Herrlichkeit,
Um dein Haupt bilden die Stern' eine Kron'.
Alles was lebet,
Alles was schwebet,
Alles was Himmel und Erden schränkt ein,
Muß deiner Majestät unterthan seyn. — —

Da klopfte es an's Fenster und rief: „Kleine, wie geht's deiner Mutter?" — Eusebia fuhr zusammen, erkannte den Nachbar Ballieul und eilte, die Thüre zu öffnen. „Meine Mutter schläft und Ihr müßt mich zum Herrn Pfarrer füh-

ren," sagte die Kleine, sonderbar gefaßt. Der Nachbar rief: „Behüte, welch ein Einfall, komm, laß mich ein Licht anstecken." — „Das brannte ab, indem sie einschlief und ich habe kein anderes." — „Barmherziger Gott! rief der Mann, der die Todte angefühlt hatte. Komm, ich geh in die Fabrik hinunter und will dich mit zum Herrn Pfarrer nehmen — komm du arme Kleine!" Eusebia kletterte auf's Bettbrett und nahm ihr kleines Gewand von dem Kleiderhaken; dabey kam sie der Mutter gar nahe, bückte sich, sie anzusehen bemüht, stieg herab und stand zögernd. „Nicht wahr, eure Frau kommt zu ihr herüber?" sagte sie, wie der Mann sie antrieb. „Adieu Mutter!" rief sie dann, küßte die kalte Stirne, und ging mit dem Manne, der das Haus zuschloß.

Der Pfarrer war eben aufgestanden und zündete selbst sein Kaminfeuer an. Der Anblick des Kindes erschreckte ihn, er sprach leise mit dessen Führer, schickte ihn fort und gab der erstarrten Kleinen einen Tropfen Wein. Das Kind war wie im Traum, es machte ihm Angst, er hieß es sich auf seinen Sopha legen, deckte es zu und suchte seine Frau auf. Wie er mit ihr zurückkam, schlief es, lange und sanft. Beym Erwachen war es heller Tag, der Prediger saß an seinem Arbeitstisch. Eusebia sprang mit gleichen Füßen vom Sopha, griff nach ihrem Gewand und, dem Geistlichen guten Morgen wünschend, sagte sie: „Nun kann ich wieder allein hinauf zur Mutter." Erst durch längeres Bemühen begriff die Arme, was der ganze Vorgang dieser Nacht zu bedeuten gehabt habe. Die Mutter hatte ihr wohl von ihrem Tode gesprochen, aber die Phantasie des Kindes versagte sich dem Niegesehenen; sie erwartete etwas Anderes, etwas Gewaltsames und hatte den Tod nicht erkannt, die Natur hatte ihr Grauen ihrer Unerfahrenheit zugesellt und ihren Sinn verwirrt, nicht belehrt. Sie hörte dem Prediger mit zunehmender Angst zu; endlich fragte sie: „So todt, daß man sie begraben muß?" — „So todt, liebe Kleine." — „Und nun habe ich keine Mutter mehr, und nichts, nichts auf Erden. —" Hier erstickten die Thränen ihre Worte. „Du hast Gott und hast mich und die Mutter hat dich mir anvertraut." — „Wann?" — „Gestern, wie du mich vom Wege abriefst." — „Was hat sie denn gesagt?" — „Wenn ich todt bin, so soll Eusebia zu Ihnen kommen und Sie suchen ihr einen barmherzigen Schutz." — „Ja, das hab' ich gehört. Also die Mutter wußte, daß sie begraben werden sollte?" — —

Eusebia wechselte mit heftigem Weinen und festem Glauben ab, daß die Mutter Alles angeordnet habe, bis ihr Kindersinn der Zeit die Hand bot und sie in des Pfarrers Hausordnung eingewöhnte. Die wahrhaft evangelische Menschenliebe der Neufchateller verleugnete sich nicht. Mehrere wohlhabende Familien der Gegend traten zusammen, um über Eusebiens Schicksal zu berathschlagen. Eine jede wollte beytragen, dem verwaisten Kinde eine zweckmäßige Erziehung zu verschaffen, und anfangs dachte man auf keine andere als die, sie zu einem geschickten Stubenmädchen bilden zu können. Wie die wackern Frauen aber das Kind mehrmals sahen, seine Beflissenheit wahrnahmen von den Lehrstunden, welche der Pfarrer seinen Kindern gab, Vortheil zu ziehen, seinen Ernst, zu dienen, nützlich zu seyn, und seine unbeschreibliche Heiterkeit bey jedem Spiel und jeder häuslichen Arbeit, da äußerten sie gegen einander, daß Eusebia sich wohl zu einem höhern Range im Dienstverhältniß, zur Erzieherin bilden könnte. Eines Abends fand eine der Damen die Pfarrerfamilie um den großen Eßtisch versammelt, wie sie Türkenkorn ausbrach; obenan der Pfarrer, welcher aus Rollins Geschichtbuche vorlas, daneben die Frau und beyde Kinder, und Eusebia zu unterst, Magd und Knecht am Ende des Tisches, die aufmerksam, wenn gleich verwundert, zuhörten. Frau von Tangin forderte Eusebien auf, ihr von dem Gelesenen etwas zu erzählen, und die Kleine trug ihr die Geschichte des Marc Anton, an deren Schluß sie sich befanden, im besten Zusammenhange vor, allein mit Unterschieben fremder Motive, die sie aus ihrem kindischen Sinn geschöpft, aus denen man aber wahrnahm, sie habe das Gelesene sich angeeignet, und trage es als ihr Erworbenes wieder vor. Der Pfarrer lächelte väterlich vergnügt. Frau von Tangin verwunderte sich und sagte ziemlich unüberlegt: du bist ein aufmerksames Kind; was willst du denn werden? ein gelehrter Schüler oder eine Nähjungfer wie Mamsel Boulanges. — Werden? gnädige Frau? Ich bin ja schon des Herr Pfarrers kleine Magd, und die bleibe ich, bis ich stark genug bin, Köchin zu werden.

Das schöne Kind mit seinem vornehmen Blick sah ganz eigen bey diesen Worten aus. Daß die häßliche Cleopatra den Antonius verzärtelt habe mit Zucker und Biscuit, hatte sie mit blitzenden Augen erzählt. Diese Antwort gab sie mit ruhigem Gleichmuth, indem sie an ihren Kornkolben fortarbeitete.

Solche Züge, mehrmals beobachtet, bewogen den Pfarrer und seine wohlthätigen Freundinnen, ihr den Grad geistiger Bildung zu geben, welcher sie zu dem Beruf einer Erzieherin befähigen könnte. Ersterer unterrichtete sie mit seinen Kindern, bald aber mit dem Sohn allein, der aber weit hinter der zwey Jahre jüngern Eusebia zurückblieb, weil, da die alten Sprachen nicht mit in diesen Lehrstunden begriffen waren, des Mädchens Kopf mit nichts Unnützem angefüllt wurde. Im vierzehnten Jahre nahm sie Frau von Tangin zu sich, um mit ihren Töchtern die Geschicklichkeiten und die äußere Bildung zu erhalten, welche im Auslande, wohin sie bestimmt war, von einer Erzieherin gefordert werden. Sonderbarer Weise war des Kindes väterlicher Name Croussol in Vergessenheit gerathen. Die Kleine hatte anfangs aus kindlicher Einfalt, wie sie sich des Pfarrers kleine Magd dünkte, sich der alten wackern Haus-

Digitized by Google

magd Namen angemaßt, der Scherz ward Gewohnheit, und der Alten, je vortheilhafter Eusebia sich ausbildete, so lieb, daß sie bey ihrem, kurz vor des jungen Mädchens Eintritt bey Frau von Tangin erfolgten Tod, ihr, da sie keine nahe Verwandte hatte, ihre gänzlichen Ersparnisse, sechstausend Franken, vermachte. Dieser Umstand sicherte ihr, ohne weitere Abrede noch Nachdenken, den Namen ihrer alten Erblasserin, und der wohlmeynende Pfarrer war nicht bemüht, an den ihres Vaters zu erinnern, denn, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, in Chur Verwandte zu entdecken, welche sich der Waise angenommen hätten, erzog er dieselbe in seiner, fremden der reformirten Kirche, behielt aber eine gewisse Scheu vor Eingriffen, die er am füglichsten durch Vergessendes väterlichen Namens abzuwenden hoffte.

Von allem diesem war Herrn von Tungern, dem betrügerischen Associé des armen Croussol, nichts bekannt geworden, da er nach seinem Verschwinden aus Chur seinen jetzigen Namen angenommen hatte; um die Aufmerksamkeit hatte nicht auf sich zu ziehen, hütete er sich in den ersten Jahren Entdeckungen von seinem schändlich betrognen Associé einzuziehen; wie er nach und nach reicher und reicher ward, rief ihn sein Gewissen auf, dem Schicksal des Mannes nachzufragen, und so hörte er einstmals auf der Leipziger Messe von einem Bolzaner Kaufmann, dieser Croussol habe Bankerott gemacht, und sey von den Franzosen beym Fuhrwesen angestellt worden. Vielleicht hatten ihn Graubündner gesehen, wie er in dem Jahr, wo er bey seinem nachmaligen Schwiegervater in Arlberg lebte, einst wirklich, einem kranken Nachbar aushelfend, mit Vorspann nach Bregenz gefahren war. Tungern wußte nun sein Gewissen zu beruhigen, indem er sich überzeugte, er habe jezt Alles gethan, um Croussol zu suchen; und sollte er noch einmal erscheinen, so sey er entschlossen, ihm seinen ganzen Verlust zu ersetzen. Mit diesem eingeschläferten Bewußtseyn lebte und trank er fort, bis seine Gesundheit anfing zu wanken, da fand dann einst zufällig das früher erwähnte Gespräch mit Seidel bey seinem Zusammentreffen auf der Leipziger Messe statt. Des Menschen Gewissen ward wach, aber Menschenfurcht war noch mächtiger in ihm wie Höllenfurcht, die sich zu regen begann. Er wollte nicht für den armen Schlucker erkannt seyn, der fast vor zwanzig Jahren einen verdorbenen Churer Kaufmann um seinen lezten Thaler gebracht hatte; sein Sohn sollte der Vollstrecker seines Sühnopfers werden, und dieses wuchs während den Qualen einer Brustwassersucht, deren Vorboten er schon früher gespürt, immer höher an, so daß er bald die Erstattung des ursprünglichen Raubes nicht mehr für hinreichend hielt. Tungern war katholisch, er vertraute sich also seinem Priester, dieser fand bald den Weg zu dem Pfarrer des katholischen Dorfes Cressier in Neufchatel aus, um ihm die Nachfrage nach dem armen Graubündner aufzutragen, dieser erfragte so viel, daß besagten Croussols Töchterchen, nachdem Vater und Mutter, ohne den Trost der Kirche, unter Calvinisten im größten Elend gestorben, von dem reformirten Pfarrer in St. Aubin erzogen worden, und späterhin in's Ausland gegangen sey. Der Beichtvater machte dem schwerathmenden Kranken eine furchtbare Beschreibung der Schuld, die er, als erste Veranlassung drey Seelen der rechtglaubigen Kirche entzogen zu haben, auf seine Seele geladen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 10. Oktober.

(Beschluß.)

So werden nun die armen Nürnberger hin- und hergezogen: Mittelmäßigkeit, große Mittelmäßigkeit auf der einen Seite, und übertriebene Lobederhebungen, selbst auch des Schlechten, auf der andern. — Wer wird wohl nicht so billig seyn, guten Willen anerkennen zu wollen? Gewiß Jeder — Jeder aber läßt es sich nicht gutwillig gefallen, wenn ihm zugemuthet werden will, solchen guten Willen an der Stelle großer Kunstleistungen anzunehmen. Wie schon gesagt, sehr zu bedauern ist es, daß das, was von Seiten des Magistrats für Musik geschieht, ein auf so ganz unfruchtbarem Boden ausgesäetes Saamenkorn ist. Die natürliche Folge konnte denn nur die seyn, daß sich allgemeiner Unwille des gebildeten Theils des Publikums bemächtigte, daß Aufführungen großer klassischer Werke, wie z. B. der Händel'schen, an dem Publikum ganz interesselos vorbeygestrichen sind, daß es sogar jezt so weit gekommen ist, daß dieses nunmehr nichts mehr von solcher Musik hören mag, und ihm leichtes, schamloses, ohrenkitzelndes Zeug der neuen Kunst immer willkommener ist. Vergleiche sich einmal Nürnberg mit andern Städten zweyten Rangs, Frankfurt, Leipzig z. B.; was dort größerer Privatreichthum vermag, ersetzen hier unstreitig große Mittel, die der Gemeinde zu Gebote stehen, und mit denen, in zweckmäßig das Ganze leitenden Händen, gewiß eben so Großes, wenn nicht noch Größeres geleistet werden könnte, weil solche Mittel jedenfalls der Willkühr und der Laune des Publikums niemals unterworfen sind. Eine weitere Folge jenes, alles freyere Kunststreben zerstörenden feindlichen Moments der Eitelkeit und Mittelmäßigkeit, ist, daß keine Einheit der Kunstliebhaber und Dilettanten, deren es hier eine große Menge gibt, mit denen möglich seyn kann, die sich als die Koryphäen der Kunst geltend zu machen suchen, und geht dieses Unwesen auf solche Weise noch lange so fort, so wird es bald dahin kommen, wozu man schon hin und wieder an andern Orten gekommen ist, nämlich Vernichtung und Zerstreuung alles ächten Kunstinteresses und Kunstsinns im Publikum. Der Himmel lasse nun bald den edlen Nürnbergern einen glücklichern Stern am Horizonte ihrer Kunst aufgehen.

Nachschrift. Eine nicht uninteressante Anekdote muß ich Ihnen noch mittheilen. Der hiesige Magistrat gab zweyen Sachverständigen, die in eigenen Geschäften eine Reise nach Paris unternahmen, den Auftrag, ausgezeichnete Produkte der dortigen Gewerbe einzukaufen, um sie als Muster für die hiesige polytechnische Schule zu benützen. Das geschah denn auch. Unter den eingekauften Sachen befand sich ein ausgezeichnet schönes und allgemein bewundertes Reißzeug. Bey genauer Prüfung zeigte sich's aber, daß dieses hier gemacht worden, und von den Parisern nur mit einem eleganten, geschmackvollen Ueberzuge versehen, dort als Pariser Waare verkauft worden ist.

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 267.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 8. November 1826.

Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Schiller.

An Kanzler von Müller.
Erwiedrung seines Gedichtes: an Goethe in Nro. 260. Jahrgang 1826 dieser Blätter befindlich.

Wer schwebt auf des Gesanges Flügel
Hernieder dort, in unsern Kreis;
Bringt, vom geweih'ten Sonnenhügel,
Dem Würdigsten ein Lorbeerreis?
Schenkt ein vom schäumend-rosenrothen!
Klingt freudig an, und trinkt und singt,
Den langersehnten lieben Boten,
Der unsers Fürsten Huld uns bringt!
Ja uns — denn diese Ehrenspende
Ward einem Deutschen ja gewährt;
Und welcher ächte Deutsche fände
Sich in dem Landsmann nicht geehrt. —

Wo Myrthe sich und Lorbeer gatten,
Hoch oben, tief im Musenhain,
Da steht auf farb'gen Blumenmatten
Ein Bau von seltenem Gestein.
Er strahlet weit hinaus in's Dunkel
Mit seinem eignen innern Licht,
Wie wundersam von dem Karfunkel
Die mährchenhafte Sage spricht.
Zum Himmel streben schlanke Zinnen,
Und Säul' und Kuppel zwischen durch.
Ein Tempel ist der Bau von innen,
Von außen eine feste Burg.
Dort hat, mit edeln Hausgenossen,
Der Dichterfürst in weiser Ruh,
Ohn' Haß, sich vor der Welt verschlossen,
Und schauet antheilsvoll ihr zu.
Von Zeit zu Zeit bracht' uns die Kunde
Tiefsinn'gen Urtheilsspruch von dort.
Wir hingen dann an seinem Munde,
Und horchten dem Orakelwort,
Von Kunst im grauen Alterthume,
Von Kunst am fernen Tigris-Strand,
Von einer holden Dichtungsblume,
Erblüht im heut'gen Griechenland;
Von einer längst verklungnen Sage,
Die uns mit holdem Zauber winkt,
Von Liedern, die noch heut zu Tage
Der wandernde Nomade singt;
Von jedem Streben, jeder Richtung,
Sie sey uns fern, sie sey uns nah:
Von dem Naturlaut, bis zur Dichtung
Der glänzenden Lutetia.
Dem allen horchten wir zur Stunde,
Sobald ein Wort von dort erscholl,
Und hingen an des Lehrers Munde
Mit treuem Fleiß und freudenvoll,
Und doch, in unsern tiefsten Seelen
Verbargen wir — gesteh' es Herz!
Du brauchst es nicht mehr zu verhehlen —
Wehmuth! und mehr als Wehmuth, Schmerz!
Schmerz, daß die Deutschen das entbehrten,
Was er dem Ausland reich verlieh:
Kein Wort des Theuern, Hochverehrten
Von heimisch-neuer Poesie.
Sie kann sich nicht mit Kränzen zeigen,
Da ihr der Meister keine flicht,
Sie sieht in seinem tiefen Schweigen
Ein niederschlagend Strafgericht! —

Doch nein! auf des Gesanges Flügel
Naht sich ein Bote unserm Kreis,

Bringt vom geweihten Sonnenhügel
　Dem Würdigsten ein Lorbeerreis.
Schenkt ein vom schäumend-rosenrothen!
　Klingt freudig an und trinkt und singt
Den langersehnten lieben Boten,
　Der unsers Fürsten Huld uns bringt!
Ja uns — denn diese Ehrenspende
　Ward einem Deutschen ja gewährt
Und welcher ächte Deutsche fände
　Sich in dem Landsmann nicht geehrt. —

Ludwig Robert.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Je schwerer Tungerns Athem ward, je größer schien ihm seine Verantwortung, und die Sache ward mit dem Beichtiger so vielfältig besprochen, daß endlich die Wahl zwischen zwey Mitteln, das begangene Unrecht zu büßen, aufgestellt wurde. Der junge Tungern solle selbst nach Neufchatel reisen, Croussols Waise aufsuchen und ihr ein großes Kapital unter der Bedingung auszahlen, daß sie in die Mutterkirche zurückkehre; verweigere sie dieses, so werde sie mit der Summe, welche der bußfertige Sünder ihrem Vater entwendet hatte, überflüssig entschädigt seyn; gelänge es dem Sohne nicht, sie aufzufinden, so vermache der Kranke der katholischen Kirche zu ** das ihr bestimmt gewesene Kapital. Tungern seufzte oft und tief bey dem Gedanken, so vieles Geld für seiner Seelen Heil, das ihm nie großes Interesse eingeflößt hatte, zu verwenden, und endlich brachte ihn Seufzen und Bereuen auf einen Ausweg, den er seinem Sohn, dem Beichtiger unbekannt, vorschlug. Wenn er in Croussols Tochter ein gebildetes Mädchen finde, wie die Gouvernantinnen aus Neufchatel ja alle wären, so daß sie als Baronin von Tungern den künftigen Ahnen keine Schande zu machen drohe, so solle er ihr nebst den Kapital und der Rückkehr zur Mutterkirche seine Hand annehmbar machen, und so sein Büßungsgeld als Brautschatz zurückerhalten. Der junge Herr von Tungern, den das Bild bitter-physischen Leidens und heftiger Gewissensangst, die ihm sein Vater nicht verschwieg, mürbe gemacht hatte und nun zu langweilen begann, fand nichts Störendes in der ganzen Verhandlung, da ihm keine der vielen Fräuleins, die ihn als Tänzer und Anbeter sehr bereitwillig aufgenommen hatten, als Gattin besonders wünschenswerth schien; er versprach also dem Priester und dem Vater alles, was sie wollten, und reiste nach des Vaters endlich erfolgtem Tod, des Verstorbenen Rath zufolge, zuerst nach Franken zu Herrn Kammerrath von Seidel, um von ihm über Croussols Familie wo möglich genauere Umstände einzuziehen und dadurch vielleicht der Waise, im Fall er sie mit seiner Hand zu beehren für genehm hielt, eine Abkunft zu versichern, die sich der schwindelnden Höhe eines Ex-Lieferanten, Baron von Tungern, doch einigermaßen nähere. Auf diesem Wege traf er mit Halwyl zusammen und kam nach manchen Kreuz- und Querzügen, auf denen wir sie zum Theil begleitet haben, endlich in Goldmühl an.

Es war an einem Sonntag früh, an dem unsere Reisende von Bamberg nach Goldmühl abfuhren. Tungern hatte seinen Jäger beauftragt, Billy's gewohnte Sorgfalt für das Abputzen des Wagens und die Anordnung des Gepäckes noch mehr anzuspornen, seine eigne Livree zu bürsten und zu reiben, aber vor allem auf die kavaliersmäßige Eleganz seines Reiseanzugs die größte Aufmerksamkeit zu verwenden. Billy merkte das Ding und brummte ein Paar „Hasenfüße" zwischen den Zähnen, indem er sein schneeweißes Halstuch an seinem schwarzen Hals hinaufzog und die weißen Zähne spottlächelnd fletschte, wie der Jäger seinem Herren nachging, um ihm sein Taschentuch noch einmal zu parfümiren, indeß Eduard einem Kinde für ein Körbchen voll Feldblumen so viel Geld gab, daß es knixte und segnete, Eduard aber dieselbe in seinem Hut ordnete und einige ihm nicht bekannte zur nähern Untersuchung bey Seite legte. Tungern rief dem Postillon mehr wie einmal zu, schnell zu fahren. Eduard zeigte auf die blühenden Wiesen, die bebuschten Hügel, die schlängelnden Bäche von Erlen beschattet und mahnte ihn, zu genießen, was der Augenblick darbiete. Jener rief endlich ganz fassungslos: „Halwyl! Sie haben sich unterwegs verliebt, oder Sie sind schon des Nabobs verliebter Schwiegersohn. Denn nur in diesen beyden Fällen kann ein schmucker Gesell wie sie, wenn er zu einem hübschen Mädchen fährt, so bleyern dasitzen." — „Keines von beyden, aber die Wiese, welche mir duftet, interessirt mich mehr, wie die Göttin, die ich nicht kenne." — „Nicht kenne! wie? das vollblühende, rosenwangige Mädchen im Nachtgewande nicht kennen?" — „Aber lieber Baron, beruhigen Sie sich doch um mich! Versuchen Sie Ihr Glück selbst, spielen Sie den Cäsar, ich verspreche Ihnen, nicht im Wege zu seyn." — „Ja, den T . . . . ., wenn ich nur wüßte, wie reich sie wär." Eduard, der von dem geheimen Auftrag, den Tungern von seinem Vater erhalten hatte, nichts wußte, wandte sich mit Unwillen ab und sagte fast verächtlich: „Darum können Sie ja den jungen Herrn von Seidel bey der nächsten Punschpokale, oder seine Fräulein Schwester nach der ersten Fleurette fragen. Ich verspreche Ihnen ausdrücklich dazu ein tête à tête zu menagiren."

Indem ritt Billy an den Wagen und sagte: „Dort liegt Goldmühl, Herr, soll ich vorausreiten?" Eduard bejahte und beyde Reisende spähten nach der Lage des Schlosses. Der vorderste flache Hügel einer niedern Gebirgskette war zu einem Lustgarten umgewandelt worden, der jedoch dem Schloß die volle Aussicht in das lachende, weite Thal gab, indem das Auge über Fluren und Dörfer hinaus die fer-

Digitized by Google

nen Stadtthürme entdeckte; hinter dem Hügel zogen sich kleine Thäler hin, von still flüsternden Bächen durchflossen, nur gegen Morgen lag ein schönes Dorf, in dessen, vom Kammerrath von Seidel neuerbauter, Kirche so eben der Gottesdienst beendet war. Die ganze Gemeine stand zu beyden Seiten der Kirchthür, die Weiber hier, die Männer alle baarhauptig dort, und erwarteten demüthig, bis der Gutsherr in seinen Wagen gestiegen sey; dieser hielt sich aber einen Augenblick bey dem Pastor auf, den er — wobey dieser, ohnehin ein kleiner Mann, gar nicht aus der gebückten Stellung der Reverenz herauskam — zum Mittagessen einlud. Halwyl hatte beym Anblick der versammelten Gemeine den Wagen unten am Kirchhof halten lassen und sah dem Vorgang stillschweigend zu; erst nachdem Seidels glänzende Karosse eine Weile abgefahren war, ließ er den Postillon ihr folgen.

Halwyl spielte als erwarteter Gast beym Empfang freylich die erste Rolle, bald aber trug das Verdienst bey den Damen den Sieg davon und Tungern konnte sich gar nicht erwehren, der glänzenden Fräulein Antonie diensthabender Gesellschafter zu seyn. Halwyl schien dabey eben nicht verlegen, er ließ sich von dem Kammerrath noch mehr erzählen wie er ihn abfragte, folgte ihm in alle seine Anstalten, besuchte mit ihm alle umliegenden Güter, wo irgend ein besonderer Anbau zu sehen war, brachte halbe Vormittage in der Gerichtsstube des Oberamtmanns zu, wo er dem Gang der Rechtshändel zu folgen bemüht war, ja er ritt mit einem Aktuar zu einigen Gantvollziehungen, und endlich — o Abscheu! — sogar nach Lichtenfeld zu der Hinrichtung eines gemeinen Verbrechers. Der Familienkreis, der nie sehr viel gesellschaftliche Vereinigungspunkte gehabt hatte, war bald förmlich in zwey Parteyen getrennt, die eine jede ein Trio ausmachten. Fräulein Antonie, ihr Bruder und Herr von Tungern bildeten die eine, der Kammerrath, Fräulein Ubriet und Eduard die andere; die Frau vom Hause, welche nie einen Einfluß in ihre Familie hatte erhalten können, weil ihre schwache Güte sie zum Werkzeug anderer List oder Leidenschaft machte, begnügte sich, ihre Gäste zu empfangen und die höfliche Wirthin zu machen, ohne darunter mehr als das Anordnen der Tafel und der Spieltische zu verstehen. Sie war sich bewußt, ihre Tochter in die beste Pension gethan, ihrem Sohn den theuersten Hofmeister gehalten zu haben, die Hüte und Roben Antoniens von der vornehmsten Leipziger Modehändlerin kommen zu lassen, ihren Sohn immer in adeliger Gesellschaft zu wissen. — Alles andere konnte nicht fehlschlagen, denn ihre Tochter hatte einen gewaltigen Brautschatz und ihr Sohn erbte ein Rittergut, mit allen Patrimonialrechten verbunden. Frau von Seidel war daher die personifizirte Neutralität in dem gesellschaftlichen Kreise ihres Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Diamantgruben zu Purtyall.

Purtyall, oder Gunny-Purtyall, wie es häufiger genannt wird, ist der Hauptort eines kleinen, aus fünf Dörfern bestehenden Distrikts, welcher Sr. Hoheit, dem Nizam, gehört, und am Flusse Kistna, innerhalb der Besitzungen der ostindischen Kompagnie gelegen ist. Dieser Distrikt liegt in der Nähe einer Hügelreihe, die sich von Norden nach Süden erstreckt, und wird von der Heerstraße durchschnitten, die sich von Masulipatnam nach Hyderabad zieht. Die Gestaltung des Landes ist uneben; und der Boden ist nach der Lage verschieden, reich in den Ebenen, und steinig und unfruchtbar auf den Anhöhen.

Die Entdeckung der Diamantgruben geschah, wie man behauptet, zufällig durch einige Hirten, welche auf ihren Wanderungen in der Nähe von Mulhully, einige der umherliegenden Diamanten einsteckten, ohne den Werth derselben zu kennen. Bey ihrer Ankunft zu Hause zeigten sie diese Steine als etwas Seltsames, bis sie zuletzt in die Hände eines Mannes geriethen, der ihren Werth kannte, und um eine Kleinigkeit kaufte. Nachdem er sie an sich gebracht hatte, ließ er sich von den Hirten an den Ort führen, wo sie gefunden worden waren, und war so glücklich noch einige daselbst aufzulesen. Bald darauf aber wurde der Durst nach Edelsteinen groß; und weil man keine mehr auf der Oberfläche fand, so fing man an, die Eingeweide des Bodens zu durchwühlen, wodurch die Bergleute eine große Geschicklichkeit in der Kunst erlangten, den Gang der Minen kennen zu lernen und ihm zu folgen. Auf diese Weise erreichten sie nach und nach Purtyall, Codavatacullco und Oostapilly, wovon das erstere fünfzehn englische Meilen in südwestlicher, und das leztere achtzehn Meilen in westlicher Richtung von Purtyall liegt. Beyde Plätze sind auf dem nördlichen Ufer des Kistna, wo die Diamantgruben ihr Ende zu erreichen scheinen.

Diese Minen wurden zuerst vor 125 Jahren eröffnet, als Nizam Mulk-Asaph Jah über Deccan herrschte. Der Boden ist im Allgemeinen schwarz, ausgenommen auf den sanft sich neigenden Anhöhen, wo er grau und kieselig wird. Auf diesen Anhöhen arbeiten die aus entfernten Gegenden kommenden Bergleute, und beginnen zuerst damit, daß sie vierzehn bis dreyßig Fuß tief in den Boden graben, bis sie eine Lage kleiner Kieselsteine erreichen, die mit einer Art mineralhaltiger Erde vermischt sind, worin sich die Diamanten eingeschlossen befinden. Diese Erde ist verschieden, und entweder gelb oder röthlich, und sizt mehr oder weniger an den Diamanten fest. Von dieser Erde gräbt man eine hinlängliche Quantität aus, und führt sie nach einer, mit Wasser angefüllten, Cisterne, in welche sie geworfen wird, und so lange darin liegen bleibt, bis die Klumpen aufgelößt sind. Wenn dieß ge-

schehen ist, wird die Masse stark umgerührt, um Alles gehörig zu trennen, worauf die kieselige Materie zu Boden sinkt. Das schmutzige Wasser wird sodann abgelassen, und frisches hinzugegossen, bis nichts als Kies zurückbleibt, den man in der Sonne trocknet, und nachher genau untersucht, damit kein Edelstein verloren geht. In dieser Arbeit sind die Bergleute so geschickt, daß auch das kleinste Steinchen ihren Blicken nicht entgeht.

Die Erdschichten in den Gruben sind verschieden. Zuerst kommt ein schwarzer, etwa sechs Fuß tiefer Boden, dann eine fünf Fuß dicke Lage schwarzer und weißer Erde, auf welche eine Schicht weißen Thones oder Mergels und weißer, rother, gelber und goldgelber Sand folgt. Zulezt kommt eine Schicht kleiner Kieselsteine von verschiedener Gestalt und Farbe, womit obige Erde verbunden ist, und worin die Diamanten gewöhnlich enthalten sind. Die Bergleute sind nackt, und haben blos ein Tuch um die Lenden; und man bewacht sie sehr genau, damit sie keine Steine entwenden können.

Die Diamanten, welche man hier findet, sind von verschiedener Größe; im Allgemeinen aber klein, und wiegen nur zehn bis dreyßig Karat und darüber. Einige darunter sind nicht sehr hell, und haben einen gelben oder rothen Glanz; manchmal sind sie auch schwarz gestreift; was aller Wahrscheinlichkeit der Natur des Bodens zuzuschreiben ist.

Von allen Diamanten, die über vierzehn bis fünfzehn Karat wiegen, erhält der Nizam 75 Precent, außer einer Abgabe von den Kaufleuten, die sich nach der Zahl der Arbeiter richtet. Was unter diesem Gewichte ist, zahlt nichts, und ist ausschließliches Eigenthum des Unternehmers.

Die erste Grube, welche eröffnet wurde, ist ungefähr 600 Fuß westlich von Purtall, und führt den Namen Dealyconda. Von hier bearbeitete man die Mine ungefähr 900 Fuß östlich, von wo sie südlich in westlicher Wendung an den Dörfern Muccalampett, Buttenpand, Autcoor und Moogloor vorbey, verfolgt wurde. Jezt sind diese Gruben vernachlässigt und ausgefüllt; allein einige unter den Einwohnern fahren fort, Diamanten in der Erde zu suchen, welche aus der, nordöstlich von Purtall liegenden, Grube ausgeworfen wird, und worin man Steine von der Größe eines Stecknadelkopfes und darüber findet, die man gewöhnlich für anderthalb bis zwey Rupien verkauft.

So lange eine Grube eröffnet und bearbeitet wird, darf kein Fremder bis auf eine gewisse Entfernung in die Nähe kommen und kein Arbeiter wird mit Sandalen zugelassen. Weibern ist der Zutritt ebenfalls verboten, und es wird keine zur Arbeit genommen, wenn auch Mangel an Bergleuten seyn sollte.

Das leichte und schwere Leiden.

Daß dein Leiden nur leicht sey, beweis't die beständige Klage;
Drücket es lang und schwer, trägt es der Dulder und schweigt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

Im königlichen Schauspielhause: Otto von Wittelsbach, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Babo. Neu einstudiert.

Zur Zeit der aufgeklärtesten Bildung, welche eine Lust daran hatte, alles früher unmittelbar Geltende, die Liebe zum Vaterlande, zur Familie, zum Recht und Gesez, zu zerstören, und an die Stelle dieser alten, verebrlichen Güter sich selbst mit ihrem Eigennuz, ihrer Selbstsucht und Eitelkeit zu sezen, sah man in der dramatischen wie in der bürgerlichen Welt dem einstürmenden Meere jener Schlechtigkeit und Bosheit sich eine eben so leere Rechtschaffenheit im moralischen Pflichtgefühl als hemmender Damm entgegenstemmen. Wie die unmittelbare Gesinnung für Heimath, für Vater und Mutter, Geschwister und Kinder, für Kaiser und Reich verschwunden war, ging auch der Glaube verloren, daß die stete Verwirklichung dieser einst göttlichen Zwecke das Leben der Welt sey. Die Erde ward nichts als ein Jammerthal, in welchem das Gute und Böse seinen nie sich endenden Kampf focht, und wo sich nur in Schauspielen der gute Gott noch daran zu erkennen gab, daß er der Rechtschaffenheit ihren Sieg, der Bosheit ihre Strafe durch den moralischen Verfasser ertheilen ließ, und dafür den Dank des gerührten Publikums in hellen Thränen sich ergießen sah. Da schlug denn der gerechte Eckel über eine so schwächliche Welt in die Sehnsucht nach der alten guten Zeit um, und da die Gegenwart in allen ihren Zügen nur das Gesicht der Schlechtigkeit zeigte, wurde rückwärts nach der Vergangenheit geblickt, und gegen die Bildung als die verführende Schlange mußte die Bildungslosigkeit das verlorene und wiederzufindende Paradies seyn. So wurde denn jezt Hans Taps der gefeyerte Held, und weil der feine Kammerjunker der leidige Böse gewesen war, erhielt schon darum die ritterliche Tölpelhaftigkeit den Stempel der Tugend. Aber der Inhalt der Darstellung blieb leider derselbe, das Champagnerglas, aus dem dieser Wein bisher geschenkt war, verdickte und vergrößerte sich nur zum Humpen; die süße und bittre Mandeln wurden, statt, wie bisher, bunt und überzuckert, jezt in natürlicher roher und derber Schaale gereicht. Zu solcher extremen Ausbildung einer verkehrten Richtung, so wie zu solchen absurden Heilmitteln chronischer Geisteskrankheiten hat nur unser Volk Talent, denn seine beliebte Gründlichkeit läßt es auch bis in den tiefsten Meeresgrund der Abgeschmacktheit nieder steigen, und sollte sich's auch eigens Taucherglocken dafür bauen

(Die Fortsezung folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 265, 5. Spalte, Seite 1059, in der Zeile 16. von oben herunten, lies neuen statt neuem, ebendaselbst Sp. 7. S. 1060, Zeile 18 v. unten lies Ballient statt Ballical.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. November 1826.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter,
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.

Westöstlicher Divan von Goethe.

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

1. Empfänglichkeit.

In die kalte herbe Luft
Haucht die Rose keinen Duft.
Zu der Erde Liebeswonne
Wärme dich in Gottes Sonne!

2. Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

3. Bodenlose Liebe.

Die Lieb' ist der Säckel des Fortunat:
Je mehr sie gibt, desto mehr sie hat.

4. Die Sphinx.

Die Lieb' ist eine Sphinx, vom Himmel hergesandt:
Wer lös't ihr Räthsel wohl mit irdischem Verstand?

5. Der Schmetterling.

Will der Schmetterling entflattern, reißt der Knab' ihm aus die Schwingen.
Will die Liebe von dir fliegen, kannst du sie zum Bleiben zwingen?

6. Atlas.

O Atlas, großer, starker Riese, wie wird des Himmels Last dir schwer!
Die Liebe trägt dieselbe Bürde, und hüpft so selig hin und her.

7. Der gern verbesserte Irrthum.

Einen Irrthum gibt's auf Erden, welcher gern verbessert wird:
Wenn der Kuß, die Lippen suchend, in die Schleifen sich verirrt.

8. Der Dichter und der Ehemann.

Der Dichter und der Ehemann, wie das sich reimen soll!
Ein Weibchen für den Ehemann, neun Mädchen für Apoll!

9. Pegasus.

Verwehre dem Dichter zu trinken und zu lieben —
Pegasus, wo sind deine Flügel geblieben?
Verwehre dem Dichter zu lieben und zu trinken —
Pegasus lernt wie ein Karrengaul hinken.

10. In vino veritas.

Im Wein ist Wahrheit, jede Flasche hat Grund,
Drum netzen wir Weisen so gern den Mund.
Zerbrich dir den eigenen Kopf nur nicht,
Zerbrich ihn der Flasche, so hast du Licht.

11. Das Prisma.

Dem Prisma gleicht des Dichters Seele, in welcher Freud' und Leid sich bricht
Mit hellen und mit trüben Strahlen zu buntem Regenbogenlicht.

12. Tantalus.

O Tantalus, dir gleicht der Dichter, der aus dem Himmel Nektar stahl;
Er wandelt einsam auf der Erde, verwiesen aus der Göt- [illegible]ter Saal.

Und wenn von oben goldne Früchte im Traum ihm spielen um den Mund,
So gibt er hier in süßen Liedern der Sehnsucht Qual und Wonne kund.

13. Die Stolze.

Adelstolz sizt auf hölzernem Pferde,
Bauerstolz wälzt sich auf der Erde,
Bürgerstolz geht auf hohen Hacken,
Geldstolz steht auf gelben Schlacken.
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein:
Wo mag der stolzeste Stolz wohl seyn?

14. Gedichte.

Orpheus hat so Wunderbares nicht im Dichten ausgerichtet,
Als ihr Reimer, die ihr dichtend euch zu Dichtern selber dichtet.

15. Die besten Gaben des Mundes.

Welche sind des Mundes beste Gaben?
Lust zum Singen, Trinken, Küssen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Eine viel wirksamere, wenn gleich anscheinend sehr untergeordnete, Rolle spielte Fräulein Udriet, eine junge Schweizerin, welche, seit Antonie die Pension verlassen, ihr zur Gesellschafterin und zur Uebung in der französischen Sprache verschrieben worden war. Herr von Seidel hatte einem Korrespondenten in Genf ausdrücklich aufgetragen, ihm ein junges Frauenzimmer zu finden, die ganz hülflos und ohne eine Familienstütze die Versorgung, welche er ihr zugedächte, dankbar zu erkennen im Stande sey. Dabey solle sie ein Jahr jünger als Antonie seyn, um sich auch durch das Alter untergeordnet zu fühlen und mit den ländlichen Arbeiten bekannt, um seiner Tochter Geschmack für diese einzuflößen. Der Korrespondent rühmte sich, durch seine Wahl allen Forderungen des Kammerraths entsprochen zu haben. Fräulein Udriet war seit ihren Kinderjahren Waise, aus Barmherzigkeit von guten Menschen auf dem Lande erzogen, erst seit drey Jahren, um sich zu einer Dienstbarkeit, wie der Kammerrath ihr großmüthig anbot, geschickt zu machen, von einer großmüthigen Dame in Genf in ihr Haus aufgenommen. Antonie schien mit der Anordnung ihres Vaters nicht ganz zufrieden. Sie war zwar gewohnt, in die Vorzüge des Reichthums gar keine Zweifel zu setzen, konnte aber bey dem Bilde ihrer französischen Gesellschafterin durchaus ein gewisses schüchternes Mißbehagen nicht unterdrücken, wie sie es immer in Gegenwart von Personen von irgend einer Art anerkannten Vorzugs empfunden und deren Nähe sie deßhalb immer gescheut hatte. Allein die Abneigung beruhte auf so unklaren Begriffen, daß sie eine berühmte Modehändlerin mit eben so viel Schüchternheit anredete, wie sie bey dem Gespräch mit einer vornehmen Frau oder einem berühmten Mann empfunden hätte. Der Gedanke an Fräulein von Udriets durch Herrn von Seidels Korrespondenten bezeugten Anmuth und Jugend machte ihr wieder Muth, und ihre Eitelkeit wie ihr gutes Herz ging mit der Absicht um, sich die neue Gespielin durch Geschenke und Ansehen zu unterwerfen. Wäre bey Ankunft der Erwarteten eine kleine lebhafte, Ansprüche machende Person aufgetreten, so würde dieser Plan ohne Zweifel gelungen seyn. Ihn gleich bey ihrer Ankunft auszuführen, wollte auch der junge Baron, der eben zu den Herbstferien von Leipzig herübergekommen war, das Seinige beytragen. Man hatte sie in der Equipage von Goldmühl von Nürnberg, wohin sie mit Kaufleuten gereist war, abholen lassen; der junge Herr sezte sich also in der Stunde ihrer wahrscheinlichen Ankunft mit seiner Pfeife vor die Eingangsthüre, einige Hunde zum Zeitvertreibe um sich versammelt. Antonie hatte es zu veranstalten gewußt, daß der Pfarrer, der Oberamtmann und einige andere Bedienstete der Gutsherrschaft auf's Schloß geladen waren; es fehlte bey der Collation nicht an Silber, es fehlte bey ihrem Putz nicht an Schmuck, und der alte Herr, seiner Tochter Kriegslist errathend, empfand eine mysteriöse Wirkung dieser Vorbereitungen auf seine Seele, denn er überfloß gegen seine ehrfurchtsvollen Zuhörer von Schilderung alles dessen, was er für den Staat gethan und für die Menschheit thun wollte. Unter diesen Umständen fuhr der ausgesendete Wagen auf den Schloßhof. Der Junker streckte seine Beine aus, dampfte seine Cigarre und fixirte durch den, an einer goldenen Kette hangenden, Operngucker die aussteigende Fremde. Des Junkers Jäger trat ziemlich langsam und nachlässig an den Kutschenschlag; eine schlanke, hohe Gestalt stieg leicht und sicher aus dem Wagen, schlug den Schleyer zurück und der junge Herr erblickte ein edles Gesicht mit dunkeln Augen, von dunkeln Haaren beschattet. Die Fremde schaute, um sich zu orientiren, um sich her, und ging dann sehr unbefangen auf das Haus zu, einen sehr gleichgültigen Blick auf den rauchenden Junker werfend, der aus Verlegenheit bey ihrem Anblick unartig genug war, sie ohne Gruß vorüber gehen zu lassen. Im Vorhause kam ihr der Kammerrath entgegen und der Magie der Schönheit und des Anstandes nachgebend, führte er sie geziemend die Treppe hinauf in den Saal, wo allgemeine Neugier auf sie lauerte. Diese Neugier fand ganz etwas anderes als sie erwartet hatte, also keine Befriedigung. Fräulein Udriet ging ohne alle Verlegenheit auf die Frau vom Hause zu, sagte das Anständigste, wendete sich mit sanftem Erröthen zu Antonie und bat sie, den Wunsch, Liebe um Liebe mit ihr auszutauschen, wo möglich zu theilen. Bey diesen Worten war ein so inniger, heiterer, vertrauenvoller Ausdruck in ihrem Gesicht, daß die Umstehenden sichtbar davon überrascht

Digitized by Google

wurden. Ihr Betragen gegen jeden Einzelnen derselben war so angemessen abgestuft, und doch so allgemein bescheiden und verbindlich, daß ihr dieser erste Eindruck sehr günstig war. Vor Allem bey dem Pfarrer, der den Ausdruck vertrauenvoller Achtung, mit welchem man seinen Stand in Fräulein Udriets Vaterland noch behandelt, von seiner Umgebung nicht gewohnt war, und also mit vielem Behagen empfing. Nur Junker Max, wie der alte Herr von Seidel seinen Sohn zuweilen zu dieses großen Mißfallen nannte, fand die junge Fremde „verflucht stolz,“ und diesen Eindruck hatte sie freylich durch die Kälte, mit welcher sie seinen Versuch, ihr galant näher zu treten, abwies, bewirkt. Nach wenigen Wochen hatte Fräulein Udriet ihren festen Platz im Hause gefunden, doch ohne darin einheimisch geworden zu seyn. Das ward sie nie, denn ihr ganzes Wesen war ein fremdes Element unter den Menschen, die sich hier um sie bewegten; frühes Unglück und eine Jugendlage, in der sie nur ihr persönlicher Werth, keine begünstigende Umstände gehoben, hatten ihr sehr früh eine richtige Schätzung dieser Umstände gelehrt. Ihr vortrefflicher Religionslehrer hatte eben so früh in ihr ein so erhabnes Bild wahren menschlichen und christlichen Werthes entwickelt, daß kindliche Demuth vor diesem Ideal und Verehrung für alles Edle und Gute, wodurch der Mensch ihm nachstrebt, ihr Gemüth durchglühte. Ungestört, oft lächelnd, sah sie die drolligen Aeußerungen von des Kammerraths Geld- und Standesherrlichkeit mit an, warm und thätig nahm sie an allen seinen wohlthätigen Anstalten Theil, und weil der Mann sich im Guten gefiel, und weil ihm das Gute in Gestalt eines schönen Mädchens sehr anmuthig vorkam, ward es ihm bald eine Gewohnheit, sie von seinen dahin gehörigen Geschäften zu unterhalten, gar gerne ihre Gesellschaft bey Besuchung der Werkstätten zu fordern und ihr endlich mehrere häusliche Besorgungen für seine Armenschule aufzutragen, wobey das junge Mädchen stets mit Ehren bestand. Frau von Seidel fand in der jungen Ausländerin eine sehr geschickte, hülfreiche Stellvertreterin im Anordnen der Tafel und Collation, und Antonie hatte wirklich weniger Langeweile wie früherhin, da ihre Gespielin ihr durch die Lebendigkeit, welche sie in Handarbeit und Lektüre zu bringen wußte, selbst mehr Leben mittheilte. Fräulein Udriets Tugenden flößten ihr nicht die geringste Eifersucht ein, sie bestanden in Fähigkeiten, welche sie bey einem reichen, adeligen Fräulein nie hatte bewundern hören, und schienen ihr zum Stande der Dienstbarkeit passend, daß ihre neue Gespielin bey jedem häuslichen Geschäft einen sonderbaren Anstand beybehielt, war der Gegenstand ihres harmlosen Spottes, so daß sie an einem Tage, wo sie mit ein Paar Bekannten über eine Wiese ging, auf der Fräulein Udriet die bey der Arbeit unpäßlich gewordene Kammerfrau beym Aufhängen der Wäsche ersezte, lachend zu ihren Begleitern sagte: „Sieht sie nicht wie die schöne Aschenbrödel am Küchenheerde aus?“ — Die jungen Herrn bewunderten ihren Einfall, verhehlten aber klüglich das Wohlgefallen an der edeln Gestalt der Wäscherin. Bey den sogenannten schönen Talenten fand Antonie keine Nebenbuhlerin an ihr, die Schweizerin trieb keine Musik und die vielen Chansons, die sie mit dem unbefangensten Ausdruck sang, kamen, wenn Besuch da war, neben Antoniens Bravour-Arien gar nie zum Vorschein; nur wenn an einsamen Abenden der alte Herr sein Familien-Whist beendet, fand er und seine Frau Vergnügen an dem Gewirbel ihrer reinen Stimme, die sie auf ihre Bitte anspruchlos ertönen ließ.

Bey dieser Grundverschiedenheit von Lebensansichten und Lebenszweck, Schein und Seyn, stellte sich die junge Schweizerin nach dem dreyjährigen Aufenthalt in der Familie des Kammerraths dem Fremdling von jenseits des Oceans noch immer wie ein Wesen ganz fremder und nach seinen seltsamen Begriffen höherer Art dar. So wie der Bürger seines Freystaates das Gesetz nie als Knechtschaft spürt, weil er selbst es aussprach, und dessen Verwaltung sanctionirt, sah er diese junge Fremde im Stand der Dienstbarkeiten unabhängig, weil ihr überlegener Verstand sie fähig machte, ihre Pflichten als willkührlich gebrauchte Mittel zu einem willkührlich erwählten Zweck zu erfüllen. Des Dichters Worte über des Weibes Bestimmung: gehorsam am schönsten frey, sah er in ihn versinnlicht. Gewohnt bey jeder Gelegenheit, wo sein Gefühl mächtig aufwallte, seine Vernunft aufzurufen, versuchte er es auch hier! er wollte durch Vergleich seinem Beobachtungsgeist nachhelfen, er versezte die junge Schweizerin nach Baltimore, und sah sie als seines Vaters liebende Tochter, er dachte sie als Herrin in der Mitte seiner Pflanzungen von Sklaven und Freyen umgeben, und sie mußte eine milde Herrin seyn, er versezte sich neben sie in den Drang häuslicher Geschäfte; er kehrte zu ihr zurück aus dem Sturm der öffentlichen Versammlungen, er sah sie neben seinem Lager, wo Alter oder Tod ihn fest bannten, und überall fügte das edle Engelbild sich den Umständen an, fromm, hülfreich und mild. Seines Vaters Wünschen eingedenk, wollte er aber Antonie nicht mit partheyischer Leidenschaftlichkeit unbeachtet vernachlässigen. Er versuchte ihr Bild, ihr Wesen, wie er es auf der Promenade, am Klavier, bey Scherz und Tanz — und wieder auf der Promenade und wieder am Klavier, und etwa beym Deklamiren eines Gedichts und etwa am Stickrahmen beobachtet hatte, in sein vaterländisches, sein individuelles Leben zu versetzen — nirgend paßte es hin, überall stand sie als schöngestaltete Modepuppe mit geschnürter Taille, sorgfältigem Anzug, fremdartig in der ihm theuren Umgebung. Er hatte sie noch nie in die Interessen des Menschenlebens eingreifen sehen. Halwyl war

schmerzlich mit dem Gedanken beschäftigt, daß die Umstände, daß sein Herz und seine Vernunft einen langgehegten Plan seines Vaters zerstört hatte, schrieb ihm aber unverzüglich die Gründe, Antoniens Hand nicht nachzusuchen, und auch seinen feurigen Wunsch, ihm ihre arme verwaiste Gesellschafterin als Schwiegertochter zuführen zu dürfen. Eduard versprach seines Vaters, seiner Würde als freyer Bürger eingedenk zu bleiben, und erst nach reiflicher Ueberlegung über seine Zukunft zu entscheiden. Eine innere Stimme sagte ihm, sein Vater werde bey diesen Zeilen sorgen und lächeln, und des frommen Jünglings Auge hob sich betend zum Himmel, wie des jüdischen Königs in den Tagen seiner Tugend, und betete um Weisheit und Verstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Telegraphen in China.

Busbequius erzählt, daß er in der Türkey von einem frommen Bettler, der in Cathay (China) mit einer Karavane gewesen sey, gehört habe, daß, als sie von Persien her die chinesische Gränze erreicht hätten, sie von den chinesischen Gränzwächtern ausgefragt und ihre Aussagen durch Zeichen nach der Hauptstadt berichtet worden seyen: „Was die königlichen Wachen erfuhren, theilten sie am Tage durch Rauch und in der Nacht durch Feuer dem nächsten Posten mit, diese wieder dem nächsten und so fort bis in einigen Stunden die Botschaft von der Ankunft der Kaufleute dem Könige von Cathay mitgetheilt ward, was sonst in mehreren Tagen nicht hätte geschehen können. Und mit derselben Schnelligkeit und durch dasselbe Mittel antwortet er, was sein Wille sey, ob alle zugelassen oder einige abgewiesen oder zurückgehalten werden sollten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

(Fortsetzung.)

Wenn es noch Interesse haben kann, den vergessenen Otto von Wittelsbach wieder zu sehen, so besteht es in der Greisesluft, sich gern der vergangenen Jugendzeit zu erinnern, die uns zu dem machte, als was wir uns fühlen. Und für diese Erinnerung ist der baierische Pfalzgraf eine nützliche Figur. Denn er zeigt uns den Widerstreit sowohl jener Bildungskrankheit als auch ihres versuchten Heilmittels, und ist die Tragödie beyder, indem sie sich wechselsweise zerstören. Begeben wir uns zunächst an Philipps von Schwaben Hoflager, zum Sitze der Krankheit, so sehen wir den geschichtlich so kräftigen, tüchtigen Philipp durch Herrn Babo an der Schwachheit der Bildung darnieder liegen. Erst seitdem er Kaiser ist, seitdem er sich mit Politik beschäftigt, und dem Rathe der Staatsklugheit folgt, wird er treulos, wortbrüchig, betrügerisch gegen den arglosen, biedern, ungebildeten Haudegen, den wackern Pfalzgrafen, der ihm zur Krone verholfen, und dem er als Dank in früher Zeit seine älteste Tochter zur Ehe versprochen. Daß Philipp nun seine beyden Töchter den Reichsfeinden, die er dadurch zum Frieden bewegt, verheirathet, diese Staatsklugheit, die er dem Waffenbruder staatsklug verhehlt, ist sein erstes Verbrechen. Aber daß der Dichter diese Kaisertugend durch den als wacker, als gediegen, als vortrefflich geschilderten Otto zum Verbrechen herumkehren läßt, darin zeigt sich schon wie Otto selber aus dieser gesollten und gewollten Gediegenheit zur Subjektivität der Bildung und Abstraktion der Selbstsucht verkehrt ist, und daß ihm nur eine tölpelhafte Bildungslosigkeit kann als einzige Tugend angerechnet werden. Dem braven Deutschen muß des Reiches Wohl mehr am Herzen liegen, denn seine eigenen Wünsche, und es ist die ärgste Abstraktion der aufgeklärtesten moralischen Menschenschaftheit, den vollen Reichthum der Zwecke und Pflichten eines Kaiserwillens zu verschmähen, und dagegen die Leerheit der moralischen Forderung geltend zu machen, sein, auch unter andern Umständen gegebenes Wort müsse der Kaiser halten, weil er es gegeben habe. So erscheint uns in den ersten zwey Akten gerade der Kaiser als der Vortreffliche, und Otto als ein Zwitter moralischer Bildung, die sich eine altdeutsche Bärenhaut übergezogen hat. In ihm ist prophetisch dargestellt, was unsere modernen Altdeutschen uns verwirklicht haben. Aber der moralischen Welt erscheint das Leben im Staat immer als das Schlechte, welches dem argen Weltlauf anheimfällt, und wogegen die moralische Stimme des Herzens stets zu schreyen, und wovon sie abzumahnen hat. Weil Philipp als Kaiser handelt, muß er moralisch schlecht handeln, weil er schlecht handelt, und der staatsunkluge und biedere Otto der Gute und Edle, so wie der dadurch Starke und Mächtige seyn soll, muß der Kaiser schwach und sogar weibisch erscheinen. Diese Grundsätze bestimmen die lezten Akte. In ihnen liegt das Tiefe darin, daß es sich zeigt, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit jener naiven Vortrefflichkeit habe. Die altdeutsche Bärenhaut verdünnt sich zum durchtriebenen Schelmen, der auch in Otto eine ganze gebildete Moralität mit aller ihrer Subjektivität und Rachsucht und Selbstsucht durchscheinen läßt, die desto stärker hervortritt, je kräftiger sie sich Luft macht und ausführt. Der Kaiser nämlich gibt, weil er denn doch nun einmal schlecht handeln soll und muß, dem Wittelsbacher, als er zum Pohlenkönig und seiner Tochter auf die Freite geht, einen Uriasbrief mit. Zu welcher Wuth gährt Otto nun auf. Doch diese Wuth läßt ihn nicht etwa vergessen, daß Philipp sein Herr und Kaiser sey, und treibt ihn unmittelbar zum Morde, sondern er verdankt ihr im Gegentheil die feine Distinction von Kaiser und Freund, und die moralische Beruhigung, daß nur der treulose Freund gesündigt, und daß er nur diese Treulosigkeit zu rächen habe. Es ist das Hauptinteresse des Stücks zu sehen, wie eben in Otto diese ganze treuherzige, wackere, biedere, rohe, ungebildete Ritterschaft zum Sünder deßhalb wird, weil eben ihre treuherzige Biederkeit nur ein Büffelwams ist, statt im innersten Herzen zu wohnen. Und so ist es denn möglich, befriedigt von dem Stücke zu scheiden, da es mit dem jammervollen Tode Otto's und seiner Erfahrung endet, daß Philipp dennoch sey als sein treuer, guter, braver Freund, und in der Reue über den Betrug gestorben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verleg von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. November 1826.

Ein Wort bringt so tief
Als sieben Brief.

Castelli.

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

16. Die Nachtigall.

Dein Gesang, o Nachtigall, ist ein Wunder dieser Welt,
Weil ihn Keiner kann versteh'n, und er Jedem doch gefällt.

17. Die metrische Uebersetzung.

Wer heißt euch, Fell und Federn der Nachtigall zerfetzen?
„Wir wollen ihre Lieder nur metrisch übersetzen."

18. Adams Erdenkloß.

Wie vergoldet und bemalt sich der Mensch so lange schon!
Und noch immer guckt er durch, Vater Adams alter Thon.

19. Knechtschaft und Freyheit.

Sklavenhände selber können mir ein Joch vom Nacken heben,
Aber das vermag kein Freyer, Sklave, Freyheit dir zu geben.

20. Gränzen der Menschheit.

Könnten wir Alles mit eigener Kraft,
Wie bald wär' Gott aus dem Himmel geschafft!

21. Veränderlich und beständig.

Wie schnell und leicht auf Erden auch Maschinen Alles treiben,
Doch immer will die Erde noch im alten Gange bleiben.

22. Die Erfindungen.

Es ist noch nichts erfunden hier, so lange Menschen leben,
Wofür ein Privilegium der Himmel hat gegeben.

23. Tabaksfeuer und Sonnenfeuer.

Tabaksfeuer ist Menschenbrauch,
Aber die Sonne macht keinen Rauch.

24. Unseliger Segen.

Glaube nicht, du seyst von Gott gesegnet,
Bleibst du trocken, wenn's vom Himmel regnet.

25. Frage.

Pflanze, willst du dumpf umschlossen in dem engen Glase seyn,
Oder unter'm Himmel fühlen Regen, Sturm und Sonnenschein?

26. Gegenfrage.

Frag' den Grashalm, der der Sonne regenschwer entgegenzittert,
Ob er heute wünschen möchte, daß es gestern nicht gewittert?

27. Die Schirme.

Schirme gegen Sonn' und Regen deinen Hut und deinen Kragen:
Unter Gottes freyem Himmel soll das freye Herz dir schlagen.

28. Das rechte Maß.

Aus der engsten Kammerzelle kannst du in den Himmel sehn;
In dem kleinsten Vaterlande lernt der Mensch die Welt verstehn.
Fühl' erst groß dich in dem Kleinen, aber dann im Großen klein,
Und im Großen, wie im Kleinen, wird dein Maß das rechte seyn.

29. Vaterland und Vaterlandsliebe.

Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein:
Je enger es dich rings umschließt, je näher wird's dem Herzen seyn.

30. Riesenstolz.

Wer für sein kleines Vaterland sich dünken will zu groß,
Der gleicht dem Riesen, der sich schämt vor seiner Mutter Schooß.

31. Wem gebührt die Krone?

Die größte Wüst' ist leichter zu regieren,
Als der kleinste Garten zu kultiviren.

32. Zwerge und Riesen.

Die Zwerge, die auf Stelzen gehn,
Meinen den Riesen zu übersehn.
Aber stürzen sie in den Graben,
Möchten sie doch seine Beine haben.

33. Verdienstlose Tugend.

O prahle mit deiner Tugend nicht! das Sündigen wird dir sauer.
Wer keine Beine zum Gehen hat, der springt nicht über die Mauer.

34. Der gute Mann.

Er ist ein guter Mann,
Er läßt, was er nicht kann:
Trinkt nie aus einer leeren Flasche
Und steckt keinen Kirchthurm in die Tasche.

35. Versäum's nicht.

Wenn du willst ein Frommer werden,
Wie es Mode wird auf Erden,
Fang' es heute lieber an,
Morgen kann es Jedermann.

36. Fromme Politik.

Warum willst du in's Kloster gehn?
Weil draußen so viele Galgen stehn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Es ward Halwyl klar, daß sein Reisegefährte vom ersten Tage an von Fräulein Antoniens schimmernden Eigenschaften angezogen, von dem Prunk mit Geld und Gut, welchen der Kammerrath auskramte, geblendet war. Die junge Dame versuchte anfangs den jungen Amerikaner zu ihrem Sklaven zu machen, sein Wesen machte ihn aber ihren vortrefflichen Eigenschaften unzugänglich, indeß Tungerns Schmeicheleyen sie bethörten, und sie hätte „den Westindier," wie sie ihn zu Tungern flüsternd, in witziger Anspielung auf den, also benannten Komödiencharakter nannte, gern etwas übel behandelt, hätte ihr seine aufmerksame Höflichkeit und der Platz, den er in der Gesellschaft einnahm, nur Mittel dazu gelassen. Dieser lezte Umstand machte ihr hie und da üble Laune, denn kein Weib mag gleichgültig den Mann, den sie nicht unterjochen konnte, über den, welcher sich ihr zum Sklaven machte, hervorragen sehen. So geschah es, daß ein alter Krieger, der ein Landgut in der Nachbarschaft besaß, Goldmühl besuchte; er hatte seine Epaulettes unter den anspachischen, von ihrem Landesvater an die Engländer verkauften Truppen, im amerikanischen Freyheitskrieg erhalten und war mit Ehre — denn die gebührt oft dem Einzelnen, wo die Sache sehr schlecht ist — in sein Geburtsland zurückgekehrt. Wie ihm Halwyl als ein Bürger der amerikanischen Freystaaten vorgestellt wurde, erwachten die Erinnerungen seiner Jugend in ihm, seiner bey Saratoga empfangenen gefährlichen Wunde, das Andenken einer Jugendliebe, die ihm seine Gefangenschaft unter den Amerikanern zum Elysium gemacht, und er rief nach einigen gleichgültigen Fragen an den jungen Mann: „Wären Sie doch nördlicher zu Hause und könnten mir von dem Schauplatz meiner alten Heldenthaten, die sich freylich sehr traurig endeten, erzählen." — „Ich kam nie weiter als Albany nach Norden, in dessen Gegend mein ältester Bruder ansehnliche Ländereyen besizt," antwortete Eduard mit recht jugendlicher Bescheidenheit. Der alte Krieger nahm lebhaft das Wort: „Albany, dahin führte mich ein guter Stern. Ich fiel, hart verwundet, vor der Kapitulation von Saratoga bey einer Rekognoscirung in eure Hände; der feindliche Anführer hätte mich können liegen lassen und da wäre ich umgekommen, denn was von meiner Begleitung lebend blieb, kehrte nicht zurück, so daß ich in der englischen Armee für todt gehalten wurde. Aber der Amerikaner nahm mich auf, ließ mich verbinden, schickte mich nordwestlich in's Land hinein zu seinen Eltern, und wie die Verhältnisse sich so schnell änderten, nahmen mich die Leute mit nach Albany. Lange wußte ich nichts von mir, denn die Narbe da beweist, daß mir der Schädel getroffen war; wie mein Bewußtseyn nach und nach wiederkehrte, hatte ich mich schon gewöhnt, diese Menschen zu lieben und fing nun auch an, mich zu schämen über die dummen Vorurtheile, die wir uns angewöhnt hatten. Von einer Tochter, die im Hause war, will ich nicht sprechen, wenn ich gleich um ihretwillen noch heute alle Frauen ehre. Dabey zog der Alte ein schwarzes Käppchen, welches er auf seiner breiten Kopfnarbe trug, gegen die Damen gewendet, ab. „Aber einer ihrer Brüder, Pitt Vernon" — „Pitt Vernon in Albany? verzeihen Sie, Herr Oberst, daß ich Sie unterbreche, Pitt Vernon ist meiner Schwägerin, Elvide Vernon, Vater, seine Schwester ist der Schutzgeist der ganzen Familie, aber Hülfsbedürftigen, die sie erreichen kann." — Der alte Oberst reichte ihm die Hand und schon stand der

Jüngling neben dem Greis von gleichen Gefühlen ergriffen, beseligt, von einem Gefühl, das zwey Menschen, die Alter und Zone so weit von einander entfernten, innig vereinte und ohne Worte zwischen ihnen ein Bundeszeichen ward. Nach einer Pause, während welcher die Umstehenden alle verlegen dastanden, — denn nichts bringt Alltagsmenschen mehr aus der Fassung, als wenn ein tiefes Gefühl Anspruch auf sie macht — nur die Schweizerin blickte bey verklärender Glut des Antlitzes und glänzendem Auge auf die beyden Männer; ein aufmerksamer Beobachter hätte den verschiedenen Ausdruck von Theilnahme, den der junge Republikaner und der greise Krieger in ihr anregte, leicht unterschieden; — nach einer langen Pause suchten Beyde das Gespräch auf allgemeine Interessen zu lenken.

Dieser Tag war der Tungernschen Parthey gar nicht günstig. Oberst von Haupt spann bey Tisch ein Gespräch über den gegenwärtigen Zustand des Landes an, dessen Wohlfahrt zu zerstören er ehrlicher Weise sein Blut einst vergossen hatte. Da Handel und Wandel einen großen Antheil an diesem Gegenstand hatten, nahm der Kammerrath in seiner Art auch Antheil daran, er fand sich sogar behaglich, da er manche Notiz über deutsche Gewerbe berichtigen konnte. Aus einem Gefühl von Mitleid und Anstand forderte Eduard seinen Reise-Pythias ein paarmal auf, ihnen einige Nachrichten über den Ostseehandel zu geben, der ihn als ansehnlicher Gutsbesitzer in der Nähe von ihren deutschen Häfen interessiren müßte. Tungern wußte das erste Mal gar keine Antwort zu geben, bey der zweyten Frage gestand er, diese Küste an keinem Punkt als den von Dobberan zu kennen, wo er ein paarmal die Kurzeit verlebt habe. Fräulein Antonie schien die Nullität ihres Ritters etwas unbehaglich zu machen, allein des Junkers erhabene Seele reizte die Nacktheit, in welcher sein Punschbruder erschien, zu einem edeln Widerstand; er faßte Dobberan auf, spann ein Gespräch über Badeorte, Spielbanken und hübsche Mädchen an, das er geflissentlich laut zu führen schien, so daß sein Vater, um ihm eine Diversion zu machen, sein Glas herum- und hinumsezte, seiner Weinflasche verschiedene Stellungen gab, und der Oberst ein paarmal etwas streng zu dem beredten Sprecher hinabsah, endlich aber plötzlich ganz still schwieg; Hallwyl, eben so aus Ehrerbietung gegen des alten Mannes Absicht, der Kammerrath aus Erwartung dessen, was es bedeute, thaten dasselbe. — Und nun tönte jenes unziemende Gespräch einige Sekunden höchst ergötzlich fort, bis die Redenden gewahr wurden, daß sie sich zur Schau gaben, und ihre Stimmen sinken lassend, schleunig verstummten, wie eine schnell gesperrte Schleuße nach brausendem Geräusch plötzlich tröpfelt und dann trocken steht.

Wie die Gesellschaft nach des Obersten Abschied einen Gang durch den Garten machte, hielt sich Tungern an der Seite des Kammerraths in einer Art von eifrigem Gespräch, weßhalb Eduard Antoniens Unterhaltung übernehmen mußte, was er um so gefälliger that, da seinem feinen Gefühl ihr Unbehagen an der Mittagstafel nicht entgangen war. Jezt hörten sie Fräulein Udriets Stimme, die einen fröhlichen Rond sang und, das Ende eines Laubgangs erreichend, fanden sie sie mit einer Menge kleiner Dorfmädchen auf dem Grasboden tanzend. Die Kleinen sprangen im Kreise, indeß eine in der Mitte figurirte, bis der Refrain des Liedchens kam, worauf sie nach einer der Gespielen hintanzte, sie umarmte, und dann mit ihr den Platz tauschte. Der Refrain, den die Schweizerin den Reihen anführend sang, hieß:

> J'entends le tambour qui bat,
> Et l'amour qui apelle,
> Tu baisera qui tu voudra
> Et moi celle que j'aime,

Halwyl hatte des geliebten Mädchens häufige Abwesenheit bey der Abendpromenade mit Leidwesen empfunden; er wußte nicht, daß dieses die Stunde war, wo sie gewöhnlich Kranke besuchte, und die Spenderin kleiner Wohlthaten war, zu denen ihr Frau von Seidel gern Mittel verschaffte. Heute war es aber Sonntag, und da ging sie, wenn ihre Gegenwart im Salon nicht erfordert wurde, gern allein durch die nächsten Fluren, oder suchte den Spielplatz der jungen Mädchen auf. Bey der Annäherung der Gesellschaft verstummte sogleich der Gesang, Fräulein Udriet sagte den Kindern eine freundliche gute Nacht, und schloß sich den Spaziergehenden an, der Junker und Herr von Tungern drangen ziemlich ungestüm darauf, die Mädchen forttanzen zu lassen, wobey der erste sehr lose versicherte, er wolle den Refrain pünktlich mitmachen. Die Schweizerin sagte sehr kalt: dieser Rond werde in ihrem Lande nur von jungen Mädchen getanzt. — „Das habe ich gar nicht gewußt, bemerkte der Junker etwas empfindlich, daß Genf eine Amazonenstadt ist.“ — „Es ist kein Genfer Tanz, sondern ein Jura-Rond.“ — „Ey Herr Baron, wendete sich Tungern schnell zu dem alten Seidel, vielleicht könnte uns Fräulein Udriet, da sie den Jura so gut zu kennen scheint, etwas von der Person sagen, die wir suchen.“ — „Wie könnte sie? das arme Kind kam ja nie aus ihrer Pfarre. Nicht wahr, Fräulein Udriet, Sie sind nie in Neufchatel gewesen?“ — „In früher Jugend doch, mein Herr.“ — „Haben Sie von einem Dorfe St. Aubin gehört, wo Herr Rodier Pfarrer war?“ Des jungen Mädchens Gesicht überzog sich mit reizender Röthe, ihr Auge füllte sich mit Thränen, und mit freudiger, obgleich bebender Stimme antwortete sie: — „O mein Gott! er ist der Wohlthäter meiner Kindheit, er ist mein väterlicher Freund.“ — „Nun, das muß ein braver Mann seyn, nahm der Kammerrath wieder das Wort und sezte sich in einen Schattengang, wo die ganze Gesell-

Digitized by Google

schaft Platz nahm. Das ist ja die zweyte Person, für welche er also sorgte, und für einen armen Pfarrer ist das wahrhaftig, als wenn ich ein Spital baue. Haben Sie denn vielleicht eine Waise aus Locle bey diesem Rodier gesehen, die Croussol hieß, sie mag fast von Ihrem Alter seyn?" — „Croussol, mein Herr, ist mein eigner Name, Eusebia Croussol, den Namen Udriet nahm ich von einer alten Pflegerin meiner Kindheit in des Herrn Pfarrers Hause an, welche mir ein kleines Vermögen vermachte." — Eusebia war bey diesen Worten tief bewegt, ein unendlich seelenvoller Ausdruck verschönerte ihre edlen Züge. Der Kammerrath schien äusserst bestürzt, in Tungern aber schien plötzlich alle Theilnahme an dem Gespräch erloschen zu seyn, er riß anscheinend zerstreut Rosen von den nahen Gebüschen, und steckte sie wieder hinein. — Anders wirkte dieser Auftritt auf Halwyl, der mit glühendem Antlitz sich zurückhielt, um sich nicht in das Gespräch einzumischen. Der alte Seidel faßte sich nach einer Weile, und fragte noch einmal mit sichtbarer Rührung: — „Liebes Kind, hieß ihr Vater wirklich Salvator Croussol, und war er aus Chur in Graubündten?" — „So hieß er, der Herr Pfarrer hat mir eine beglaubigte Abschrift aller meiner Papiere mitgegeben, die Urkunden sind im Kirchenarchiv von St. Aubin aufbewahrt." — „Der alte Herr war bey seiner lezten Rede aufgestanden, und hatte sich dem jungen Mädchen genähert; jezt faßte er ihre Hand, die er unter seinen Arm legte und sie fortzog, wobey er sagte: — „Kommen Sie, mein Kind, zeigen Sie mir sogleich Ihre Papiere, irren Sie sich in keinem der Namen, so sind Sie die Tochter meines alten armen Freundes." — Herr von Halwyl (zu diesem gewendet), die Tochter von ihres Vaters Jugendfreund, und unsrer beyder erster Handelsgenosse — länger bemeisterte sich Eduard nicht, er schritt den Fortgehenden nach, und man hörte wie er lebhaft zu Eusebien sprach, und, sie dann mit dem Kammerrath allein lassend, schnell nach einem entfernten Theil des Gartens eilte.

Der Junker, welcher bisher mit halb spöttischer Miene zugehört hatte, schlug ein albernes Gelächter auf: „Eine Romanenscene, rief er, bey meinem Leben! Unser alter Herr spielt den père noble ganz excellent! und die prude Udriet stellt sich majestätisch, wie eine verkappte Prinzessin dar." — „Was das anbetrifft, Bruder, fiel Antonie ein, so könnten die verkappten Prinzessinnen Gott danken, wenn sie so aussähen. Nein, da kann ich nicht mit dir spotten. Es ist von der Udriet recht hübsch, daß sie sich gar nicht schämte, des Pfarrers Wohlthaten zu erkennen. Nicht wahr Mama, wenn der Papa für die Udriet etwas thut, wird es Sie auch freuen?" — „Wenn sie nur nicht hochmüthig wird, antwortete Frau von Seidel sehr gelassen, so wie sie bisher war, konnte ich sie recht gut brauchen." — „Die Sache sieht mir doch wie ein Roman aus, fiel hier Tungern unbedachtsam ein. — „Ey schau doch Baron! rief Junker Max, es ist dir wohl nicht recht, wenn die Prinzessin eine Standesperson wird, so als quasi Hausjungfer meyntest du, sie leicht erobern zu können. . ." — „Pfui, wie schlecht und unzierlich! rief Antonie in rechtlicher Entrüstung, und bot ihrer Mutter den Arm, kommen Sie Mama, der Papa wird sich nicht bethören lassen, findet er die Papiere richtig, so ist der Udriet Schicksal doch wohl interessant." Die beyden Junker blieben etwas dumm zurück, und schlenderten, um sich selbst wieder zu finden, in das Dorf, die Bauern tanzen zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

(Beschluß.)

Die Darstellung zeigte von vielem Fleiße, und von der großen Anstrengung in eine vergangene Periode zurückzugeben, und einen gestorbenen Geist wieder verlebendigen zu wollen. Der Bruch, der in Otto zum Vorschein kommt, trat daher in Herrn Rebenstein auf eine ganz eigene Weise hervor. Bisher nämlich war Herr Rebenstein nur der moderne Liebhaber gewesen, und hatte Stimme und Geberden diesem Inhalte angepaßt. Jezt sollte er plötzlich in die Heldenschaft sich einarbeiten, und die Darstellung natürlicher Kraft, unwillkührlicher innerer Bewegung, reflexionsloser Treuherzigkeit, da er zu dieser Darstellung von Natur kein Talent hat, durch Reflexion sich zu eigen machen. Es ging ihm wie unseren jungen Schauspielern, wenn sie, so zu sagen, naiv seyn sollen. Gelang auch hin und wieder eine unwillkührliche Bewegung, so brach doch plötzlich, wie ein Bliz aus heiterem Himmel, der intensivste, innerlichste, subjektivste Ton herein, und zerstörte sogleich die ganze Biederkeit; alle Scenen der Wuth, ja der Leidenschaft überhaupt waren in diesem Tone gespielt und je mehr sich Herr Rebenstein mit verdienstlichem Fleiße abmühte, diesen Zwiespalt aufzuheben, desto mehr kam eben nur die vergebliche Anstrengung zum Vorschein, und man mußte beyde, Otto und Herrn Rebenstein, bemitleiden. Man könnte zwar meynen, gerade weil die Rolle selbst diesen Widerspruch in sich hat, würde eine solche Darstellung erst recht die plastische dieses Charakters, so wie jezt Kozebue'sche und Houwald'sche Stücke von den schlechtesten umherziehenden Truppen in kleinen Städten gespielt, erst ihre eigentliche Bedeutung offenbaren, aber leider ist bey Otto die Ungeschliffenheit der Grundton, der sich nur hin und wieder in allerley Mittel- und Uebergangstöne der Bildung unbewußt verliert, während Herr Rebenstein im Gegentheil diese Mitteltöne wider Willen zu Grundtönen machte, und die Ungeschliffenheit, troz aller Mühe, nur hin und wieder durchlappen ließ. Herr Beschort dagegen wußte sich besser in jene gute alte Zeit zu schicken, und die redliche Dienerschaft ist seit je Herrn Wauers Element. Herr Mattausch war als Philipp die schönste treuste Mittelalters-Gestalt, aber schade, daß der Schwabenkaiser zu sprechen hat, da Herr Mattausch weder sprechen kann noch Rollen auswendig lernen mag. Wie schmerzlich und wie freudig mußte sich der verdiente Greis seiner glorreichen goldnen Jugendzeit erinnern, als er noch den Otto spielte, und als Held der Stolz und Ruhm unserer Bühne war.

Beylage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. November 1826.

Stille Tugenden ehrt und offenbaret der Herr einst. —

Lavater.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Der Kammerrath fand in Eusebiens Papieren die unzweifelhaftesten Beweise, daß es seines Jugendfreundes Tochter sey, welcher sein Haus seit drey Jahren zum Aufenthalt diente, und der Leser dieser kleinen Geschichte hat in Fräulein Ubriet die Waise aus Locle, die hülflose Eusebia, welche der Nachbar Bassieul von der Leiche ihrer Mutter zu dem Pfarrer nach St. Aubin führte, schon erkannt. Die Ueberraschung eines lebendigen Gefühls mitten in dem stockenden Moor eines gemein konvenzionellen Lebens, gleicht der Wirkung, welche ein frischer Ostwind in einem sumpfigen Thale hat, es belebt die Seelenkräfte, wie dieser die physische Natur. Die stattgefundene Entdeckung hatte des alten Seidels Herz in allen Fasern angeregt, er kam gleich nach der Damen Rückkehr in das Haus, Eusebia an der Hand führend, zu ihnen, und empfahl ihnen mit zahllosen Worten, aber mit wahrer Herzlichkeit seines Freundes hinterlassenes Kind. — „Sie muß uns ihre Kindheitsgeschichte noch recht weitläufig erzählen, sagte er unter andern, aber für's Erste nur uns allein, denn unsere gute Eusebia hat zu viele Klugheit, als daß sie nicht begreifen sollte, daß die Gesellschaft, welche sie bey uns sieht, nicht geeignet ist, einen oder den andern Umstand im rechten Lichte zu sehen.“ — „Mein theurer Herr! erwiederte das Mädchen: Sie haben Ihren Ehrgeiz und ich den meinigen, dieser rühmte sich gern meiner Mutter Hirtenstand, meines Vaters mechanischer Arbeit, allein Sie sind Herr in Ihrem Hause, und außerdem ist mir meiner Eltern Unglück zu heilig, um es Fremden zu erzählen.“ — „Sie haben Recht, liebes Kind, schwatzte der Kammerrath fort, und ich habe Recht, und lassen Sie mich nur walten; ich habe Mittel in Händen, ihr Glück zu machen, und wenn ich an den guten Crouffol denke, so dünkt mich, es wird mich freuen, als träfe es meine eigne Tochter.“ — Eusebia küßte dem alten Herrn ehrerbietig die Hand, was ihm so einnehmend vorkam — denn Antonie hatte ihn nicht an solche Liebkosung gewöhnt — daß er sie wirklich väterlich umarmte, wobey Frau von Seidel ganz verduzt zusah, Antoniens Gesicht aber nicht ganz liebenswürdig blieb.

Es war so spät geworden, daß der Bediente das Abendessen auftrug als die Herren sich erst im Speisesaal wieder bey der Familie einfanden. Der alte Seidel ließ Champagner kommen und trank auf Eusebiens Gesundheit, und nach einigen Gläsern, Tungern listig ansehend, sogar auf ihre fröhliche Zukunft, wobey er den Schadenersatz im Sinne hatte, den dieser, wie er wußte, von seinem Vater beauftragt war, Eusebien zu geben, worauf aber diese etwas schneidend antwortete: „Sie finden mich immer in einem so ehrenvollen nützlichen Beruf, wie Ihr Haus mir anbietet, oder in meinem geliebten Juragebirg an dem Spitzenkissen meiner verewigten Mutter.“ Eduard hatte Seidels Blick auf Tungern wahrgenommen, horchte auf Eusebiens ernste Rede und blieb in unruhigen Gedan-

Digitized by Google

len versenkt. Jezt behielten die beyden Junker das Feld, und zum Trinken waren sie dem Kammerrath willkommene Gesellen, die Damen verließen die Tafel, Halwyl unter dem Vorwand eines heftigen Kopfschmerzens zog sich in sein Zimmer zurück.

Es war Mitternacht als Eduard, der noch immer mit Entschlüssen, Befürchtungen und Wünschen streitend, in seinem Zimmer umherging, die Herren auseinander gehen hörte und zu seinem Erstaunen Tungern bald darauf zu ihm in's Zimmer treten sah. „Halwyl, begann er auf eine geheimnißvolle Weise seine Rede, Sie müssen mir Ihren Rath geben, denn hol' mich — — ich weiß mir nicht zu helfen und muß dem alten Seidel doch mit meinem Entschluß zuvorkommen.“ — Eduard stand mürrisch und trotzig wie ein Gewappneter, so daß der andere drollig gutmüthig rief: „Wir wollen uns ja nicht zanken, machen Sie doch nicht so ein finster Gesicht. Sie sollen mir rathen, wie ich von der graziösen Fräulein Ubrier, Eusebie Croussol, oder wie sie heißt, loskomme, ohne ihr, wie mein Vater aus übertriebener Gewissenhaftigkeit gewollt hat, mein halbes Vermögen zu geben.“ — „Wenn Sie wirklich mit mir zu sprechen haben, so bitte ich, mir Ihr Geschäft ohne abenteuerliche Redensarten, die sich zu Fräulein Croussols Namen schlecht passen, mitzutheilen.“ — „Herzensmann, das hatte ich ja schon längst gewollt, Sie haben ja aber immer so vornehm gethan wie ein Fürstenkind, so oft ich Ihnen mein Anliegen anvertrauen wollte.“ — „Ich liebe die zwecklosen Konfidenzen nicht, kann ich Ihnen aber nützlich seyn, so bin ich Ihnen zu Diensten.“ — Doch genug zum Eingang von der Erzählung dessen, was der Leser von des alten Tungerns Unrecht gegen Eusebiens Vater und dessen Armensündersreue auf dem Todbett, so wie über den Auftrag an seinen Sohn, erfahren hat. Halwyl hörte mit kaltem Unwillen zu, wie aber der Erzähler zu der Wiedererstattung kam, welche der Beichtvater seinem Vater aufgelegt hatte, gewann sein Gesicht einen Ausdruck peinlicher Spannung, bis er endlich den ersonnenen Ausweg erfuhr: wie sein edler Erbe vermöge einer Heirath mit dem verwaisten Kinde, seine Seele loskaufen und dennoch den Mammon beybehalten könnte. Da nahm ein halb spottender Zug in seinen Mienen Platz, er hörte Tungern, nachsinnend hin- und hergehend, weiter sprechen: wie er gleich bey seiner Ankunft den alten Herrn von Seidel, der mit Neufchateller Kaufleuten in Verbindung stehe, gebeten, an den Pfarrer von St. Aubin zu schreiben, um sich nach dem Aufenthalt der Tochter Croussol zu erkundigen; doch ehe eine Antwort habe anlangen können, habe er nun diese verzweifelte Entdeckung selbst gemacht! — „Verzweifelt? fragte Eduard und blieb vor Tungern stehen, das seh' ich nicht ein. Ich begreife auch nicht, warum Sie sich hieher gesezt und den Kammerrath haben Briefe schreiben lassen, statt selbst nach Neufchatel zu gehen. . . .“ — „Weil ich die Sache in meinen Händen behalten wollte, lieber Freund, weil ich vermeiden wollte, was nun geschehen ist, daß alle Welt erfahre, wo und wie das Mädchen in Diensten gestanden, wodurch es ja fast unmöglich gemacht wird, sie zu meiner Gemahlin zu machen.“ — „Ah so! nun so geben Sie ihr das verheißene Kapital.“ — „Das ist ja eine ungeheure Summe, und — aufrichtig gesagt, meine als Unmündiger gemachte Schulden haben so ein verdammtes Loch in die Erbschaft gemacht, daß ich vielmehr darauf denken muß, eine reiche Frau zu nehmen, als Kapitale hinzugeben.“ — „Da seh' ich aber gar nicht, was ich Ihnen rathen soll. Ihr Weg ist Ihnen ja vorgeschrieben. Sie tragen Fräulein Croussol Ihre Hand an, und schlägt sie dieselbe aus, so zahlen Sie ihr 50,000 Thaler.“ — „Nein! sie muß erst katholisch werden.“ — „Ah ja! gut, sie wird also katholisch um des Glückes willen, die Ihrige zu seyn, und ist sie fanatisch genug, um Stand und Reichthum zu verschmähen, so erstatten Sie ihr den an ihrem unglücklichen Vater begangenen Diebstahl und heirathen . . . etwa Fräulein Antonie?“ — „O lieber, bester Freund, rief der Baron entzückt und wollte Eduard um den Hals fallen, Sie werben also nicht um Antonie! — O wenn die Sachen so gingen, wär' ich der glücklichste Mensch! ich wär' ein reicher Mann und ließ recht gern, um den Pfaffen kirre zu machen, eine neue Kanzel oder so etwas, an dem mein Wappen angebracht werden könnte, in der katholischen Kirche zu K.. bauen.“ Eduard hatte seine Umarmung abgewehrt und stand mit dem Ausdruck der Verachtung und der Gegenwehr gegenüber. „Nun, jezt wißen Sie ja Ihren Gang, Sie tragen dem Kammerrath Ihre Werbung mit Fräulein Eusebie auf und erwarten ihre Antwort.“ — „Und wenn dann das Mädchen dumm genug ist, meine Hand auszuschlagen, so werbe ich um Fräulein Antonie.“ — „Halt! das können Sie thun oder lassen wie Sie wollen, allein gerathen habe ich es Ihnen nicht, sondern ich half Ihnen Ihre eigene Absichten aussprechen, weil ich die Winkelzüge nicht mag, am wenigsten, wenn es Zeit ist, zu Bette zu gehen; er sah dabey auf seine Uhr. Im Gegentheil, fuhr er fort, sollte mich Fräulein Antonie um Rath fragen, so würde ich ihr sagen, sie sollte sich lieber mit einer Tonne Goldes von der Ehre loskaufen.“ — „Herr Halwyl? . . . doch Sie sind ein Sonderling!“ Und laut lachend sezte er hinzu: solcher Körbe ließ man sich ein halbes Dutzend gefallen . . . denn ich verlasse mich darauf, daß sie nicht mein Nebenbuhler sind?“ — „In keinem Fall; Glück zum Unternehmen, Herr Baron, es ist fast Tages Anbruch.“ — Mit diesen Worten nahm Eduard den Leuchter in die Hand und bewog dadurch seinen Besuch endlich zum Fortgehen.

„Nein, Eusebie, sprach Halwyl in seinem Innern am Fenster stehend, indem er den ersten bleichen Schimmer

Digitized by Google

des Morgens am Himmel ausdämmern und die Sterne still vor dem nahenden Lichte erlöschen sah — nein, du wirst keinen Augenblick schwanken und es wird mir vergönnt seyn, auf dein ganzes Leben dein Beschützer zu werden, wie dein edler Pfarrer es für deine Kindheit gewesen ist. Du schöne reine Lilie, du bist ein Wundergewächs auf diesem ausgedörrten Boden; dort auf unsern jugendlichen Fluren wirst du gedeihen. Hier sieht deine Würde wie Stolz aus, deine Reinheit wie Verletzung ihrer heuchlerischen Zucht, dein angeborner Freyheitssinn wie Neigung zum Gemeinen. So lange du jung bist, trachten dir die Männer, von deinen Reizen bestochen, nach, die Weiber dulden dich, weil sie unbedenklich deine Fähigkeit, deine Thätigkeit benutzen, wenn die Zeit deine Blüthe abgestreift hat, wird dich mein rohes Geschlecht zurücksetzen, das deinige um so herrschsüchtiger niederdrücken, je ernster dein Sinn sich bildet. Was würde aus dir! Achten thust du mich, das fühle ich, und vertrauen wirst du mir, wenn ich dir mein Herz öffne. Schenkst du mir deine Hand, so schlingen diese Empfindungen ein Band, in dem meine Liebe keine Mißfarbe einwebt. — Und der Vater? er wird uns segnen. Er wird einsehen, daß ich ohne die unedelste Unzartheit seine Antwort nicht abwarten konnte. Aber soll ich Antonie sich opfern lassen? Doch was bedürfte sie und ihre Eltern denn noch, um Tungerns Elendigkeit einzusehen? Hab' ich sie nicht gänzlich mit ihm bekannt gemacht, indem ich ihn, sein Geschäft in des Alten Hände zu legen vermochte?"

Mit solchen Gedanken beschäftigt, war Eduard im Zimmer auf- und abgegangen, jezt blickte der erste Sonnenstrahl über waldbekrönte Hügel, er zog ihn an das Fenster zurück und mit gefaltenen Händen blickte er dahin, während seine Seele betete. „Solchen Strahl deines Lichts senke in meinen Geist, du Vater des Lichts, daß die heiße Liebe zu ihr mich nicht verleite, Unrecht mit Recht zu verwechseln." Wenn die Leidenschaft Worte zum Gebet findet, hat auch das Gemüth noch Frieden, um im Schlummer Erquickung zu erlangen. Eduard warf sich auf sein Lager und erwachte heiter als habe ihm ein Traum die Erfüllung seiner Wünsche verheißen, um, wie er entschlossen war, die Entscheidung seines Schicksals zu erfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hauptunterschied in den Lehren der Buddhisten und der Braminen*).

Beyde lehren, daß, so oft das Menschengeschlecht ungewöhnlich verdorben und entartet war, außerordentliche Wesen erschienen sind, welche seine Wiedergeburt vornahmen; aber während die Braminen lehren, daß in diesen Fällen die Götter Menschen geworden sind, behaupten dagegen die Buddhisten, Menschen seyen durch Frömmigkeit und beschauliches Leben zu Göttern geworden.

2. Die Buddhisten glauben an das Daseyn eines höchsten Wesens, allein sie läugnen, daß es sich um die Angelegenheiten dieser Erde im geringsten bekümmere. Es existirt in der vollkommensten Ruhe; die Begebenheiten der Natur werden von viel untergeordneteren Wesen geleitet. Die Braminen dagegen erkennen in allem was vorgeht, den unmittelbaren Einfluß der Gottheit, sie ist die Quelle des Lebens und Handelns.

3. Die Buddhisten nehmen das ewige Daseyn der Materie an; die Braminen dagegen, einige wenige Philosophen ausgenommen, lehren, daß die Materie erschaffen ist.

4. Die ersteren läugnen die Autorität der Veds und Puranus (heiliger Bücher); die lezteren verehren alle ohne Ausnahme die Veds, und nur einige Philosophen verwerfen die Puranus.

5. Bey den Buddhisten existirt keine Kasteneintheilung, während sie bey den Braminen auf alle Gesetze und Pflichten den größten Einfluß hat.

6. Die Priester der Buddhisten gehören zu allen Klassen der freyen Männer, und können nach Belieben ihren Stand wieder verlassen, und eine weltliche Beschäftigung ergreifen. Die Braminen sind durch ihre Geburt Priester, und dürfen diesen Stand nie verlassen.

7. Die Priester der Buddhisten verbinden sich zur Enthaltsamkeit und Keuschheit. Die Braminen sehen den Ehestand als heilig und zur Fortpflanzung der heiligen Kasten nothwendig an, und dürfen mehrere Weiber halten.

8. Der Buddhistische Priester nimmt nach Mittag keine Nahrung mehr zu sich. Die Braminen halten ihre Hauptmahlzeit nach Sonnenuntergang, und dürfen zu jeder Stunde essen und trinken.

9. Die Buddhisten essen das Fleisch von fast allen Thieren, obgleich sie sie nicht tödten, um zu essen, außer Wild und schädliche Thiere. Die höheren Klassen der Braminen'schen Hindus essen sehr selten Fleisch.

10. Die Buddhisten-Priester leben in Klöstern, in der Nähe ihrer Tempel. Die Braminen leben in ihren eignen Häusern und Familien.

11. Die Buddhisten verehren das Feuer nicht, und bringen keine Opfer. Feuer ist dagegen der Gegenstand der höchsten Verehrung bey den Braminen, und das Gesetz gebietet ihnen Thiere zu opfern, und ihr Blut zu vergießen.

12. Die Buddhisten verehren die Reliquien ihrer Budhs oder Heiligen. Den Braminen sind die Ueberreste der Todten unrein, und sie verehren nur die Götter und was ihnen zugehört.

13. Die heilige Sprache der Buddhisten ist das Bali, Pali oder Maghada, die der Braminen das Sanskrit.

---

*) Im Allgemeinen sind die Hindus diesseits des Ganges Anhänger der braminischen Lehre, und die Bewohner jenseits des Ganges, z. B. die Burmanen, Buddhisten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Oktober.

Alle Tagesblätter sind voll von Bemerkungen, Notizen und andern Aufsätzen über den so eben verstorbenen Schauspieler Talma, den Dichter, Schauspieler, Kaufleute, Deputirte, kurz Männer aus allen Ständen feyerlich zu Grabe geleitet haben, und dessen vielleicht unersetzlicher Verlust ganz Paris bedauert. Der zu derselben Zeit verstorbene Graf Boissy d'Anglas, der dem Staate so wichtige Dienste geleistet, und in seinem ganzen Leben einen würdevollen, patriotischen und ächt freysinnigen Charakter gezeigt hat, ist über Talmas Tod und Beerdigung vernachlässigt und vergessen worden. Das Angedenken eines wahren Staatsbürgers verdiente doch weit mehr als dasjenige eines Schauspielers die allgemeinen Ehrenbezeigungen seiner Zeitgenossen; allein so sind die Menschen; das stille erhabene Verdienst eines Mannes, der ohne vieles Ansehen das Wohl seines Vaterlandes beförderte, kann nicht von Jedermann nach Gebühr geschätzt werden, dagegen ein Schauspieler allen Klassen der Gesellschaft bekannt ist, besonders ein genialer Schauspieler wie es Talma war; ein Beweis, wie wenig der Ruhm eines Mannes oft seinen Verdiensten angemessen ist. Nun ist freylich nicht zu läugnen, daß der Verlust, den das Théâtre français durch Talmas Tod leidet, außerordentlich groß ist. Talma war der einzige Schauspieler dieser Bühne, der nicht allein von Franzosen, sondern auch von Fremden bewundert wurde; manche Stücke, alte und neue, sind nur dadurch in Aufnahme gekommen, daß er die Hauptrolle darin übernommen hatte, und verlieren nun bey der Darstellung ihren Hauptwerth. In andern, besonders in den für Frankreich klassischen Trauerspielen Corneilles und Racines, die man in Frankreich gewohnt ist, von Schauspielern ersten Ranges aufführen zu sehen, hatte er die Hauptrollen mit solcher Genialität aufgefaßt, daß seine Darstellungen zu unnachahmlichen Mustern geworden waren, und Niemand es so bald wagen wird, sie zu übernehmen. Das Parterre des Théâtre français besteht aus Kunstkennern, wovon manche seit dreyßig bis vierzig Jahren dieß Theater regelmäßig besuchen, und daher einen sehr geläuterten Geschmack, oder wenigstens ein gutes Gedächtniß besitzen, und sehr wohl wissen, wie diese oder jene Rolle von den vorzüglichsten Schauspielern aufgeführt worden ist. Diese Habitués des Théâtre français, gleichsam die eigentlichen Kunden des Theaterkassiers, stellen beständig Vergleichungen an, und je älter sie werden, desto eifriger loben sie die Art, wie sie die Rollen in ihrer Jugend haben aufführen sehen. Talma befriedigte fast immer diese strengen Kunstrichter, die nur von Zeit zu Zeit mit schmerzlicher Erinnerung ihm Molé oder Brizard oder Lecain entgegenstellten. Wie oft wird aber in der Folge nicht an Talma gedacht werden, wenn die jetzigen Kunstrichter einmal gealtert seyn werden! Schon jezt ist es eine allgemeine Redensformel in Paris, das Théâtre français sey verloren, indem nichts als die mittelmäßigen Subjekte übrig blieben. Dieß ist freylich nicht sehr aufmunternd für die noch lebenden Schauspieler; vermuthlich werden sie jezt sterben müssen, um gelobt zu werden; denn zufolge des allgemeinen Gebrauches wird man ihre Nachfolger für weit schlechter halten als sie. Allerdings herrschte ein großer Abstand zwischen Talma und den meisten Schauspielern, die mit ihm auftraten; aber wo findet man in Menge Künstler, die so tief in ihre Kunst eingedrungen sind wie Talma, und die von einem so innigen Gefühle der Würde und den Leistungen eines tragischen Schauspielers beseelt sind wie er! wo findet man viele solcher Männer die, wie er, Nationen durch ihre malerischen Darstellungen in Erstaunen setzen, und die größten Helden ihrer Zeit zu Bewunderern und beynahe zu Freunden gehabt haben? Frankreich wird lange suchen, ehe es solch einen Künstler wieder findet. Auch in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen war Talma groß, und erregte allgemeine Achtung. Sein beträchtliches Einkommen (er hatte vierzigtausend Franken vom Theater und eben so viel von der Regierung) verwendete er auf eine großartige Weise, indem er auf seinem Landgute eine große Anzahl Arbeiter beschäftigte, und auch sonst sehr wohlthätig war. Zuweilen lief auch Verschwendung mitunter, und es ist bekannt, daß Napoleon mehrmals seine Schulden bezahlt hat. Ueberhaupt war ein, mit der Kunst beschäftigter, und stets mit den Reichen umgehender Mann wie Talma, keiner Sparsamkeit fähig. Er lebte wohlauf, besaß ein schönes, von ihm erst vor einigen Jahren erbautes Hotel neben demjenigen der Dem. Mars, seiner Mitschauspielerin und Freundin, und ein angenehmes Landgut zu Brunoy in der Umgegend von Paris; ein sonstiges beträchtliches Vermögen wird er schwerlich hinterlassen haben, wiewohl er sehr reich hätte werden können, da er außer seinem Gehalte jährlich von seinen Gastreisen in die Provinzen und nach Brüssel, beträchtliche Summen mitbrachte, aber das meiste ging eben so leicht wieder durch als es erworben worden war; und das Geldbedürfniß verursachte, daß er zuweilen dem Théâtre français, das ihn nicht entbehren konnte, sehr harte Bedingungen vorschrieb. In seiner Jugend soll Talma ein sehr schöner Mann gewesen seyn; in seinem Alter war nur noch die Form seines Kopfes schön, und wenn er das römische oder griechische Gewand trug, das er bekanntlich sehr kunstgemäß drappirte, so konnte er auch dann noch als ein schöner, fast jugendlicher Schauspieler gelten. Diesen Vortheil verlor er aber, wenn er in einer bürgerlichen Kleidung spielte, z. B. in Lavignes Greisenschule, hier erschien er wirklich wie er war, ein abgehagerter Greis. Man hat in den Zeitungen erzählt, er habe es dahin gebracht, im Trauerspiele mit einer künstlichen Stimme zu reden, die von seiner gewöhnlichen sehr verschieden sey, und die Anstrengung, die ihm der Gebrauch dieser künstlichen Stimme gekostet habe, sey eine der Ursachen der Zerrüttung seiner Eingeweide geworden. Das wäre eben kein Lob für Talma. Wozu eine künstliche Sprache? Haben Helden und tragische Ideale nicht eben dieselbe Sprache wie gewöhnliche Menschen? Außerhalb Frankreichs, wo das Trauerspiel überhaupt künstlich ist, würde eine künstliche Sprache auf der Bühne beynahe groteßk vorkommen, und es ist zu verwundern, daß Talma, der das Theaterkostüm auf eine so vernünftige Weise reformirt hatte, auf den Gedanken hat kommen können, es bedürfe auf der tragischen Bühne einer künstlichen Sprache. Vielleicht aber war irgend ein andrer Beweggrund vorhanden, den die Zeitungen nicht angegeben haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 264.

Wildbad.

Räthsel.

Ich stürz, mit einem Harnisch ringsum angethan,
Dem Feinde tapfer auf den Leib,
Ich schone weder Mann noch Weib,
Und blut'ge Flecken zeichnen meines Lebens Bahn.

Gleich einem Dichter, der Begeistrung in der Brust,
Sich aufwärts hebt in lyr'schem Schwung,
Also auch ich mit Riesensprung,
Doch fall auch ich, wie er zurück in Fleischeslust.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 271.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Montag, 13. November 1826.

Und dennoch soll die Kunst mich nie gereuen;
ich werde oben in der Bragahall wohnen;
an keinen Hof gebunden, ist sie mein.

Henne.

Der deutsche Dichter.

Eine wahre Romanze.

Hoch im Dach, im engen Stübchen
Sinnt erfindend der Poet;
Um ihn spielen ein Paar Bübchen,
Und die Gattin sizt und näh't.
Sie erwirbt mit fleiß'ger Nadel
Ihrer Lieben täglich Brod,
Trägt mit stillem Seelenadel
Mangel, Dürftigkeit und Noth.
Selten nur umschwebt ein Schatten
Leisen Unmuths ihr Gesicht;
Sie verehrt die Kunst des Gatten,
Nüzt sie gleich dem Haushalt nicht.
Denn wie ämsig er auch dichtet,
Nichts doch beut' er zum Verkauf:
Wohlgeordnet und geschichtet
Hebt er seine Werke auf.
Ist es Stolz? — Er ist voll Demuth.
Ist es Gallsucht? — Er ist froh.
Und die Gattin schweigt in Wehmuth,
Denkt: er ist einmal nun so.
Doch die kleine Kunstgemeinde,
Der er manches Lied vertraut,
Nachbarliche gute Freunde,
Die er froh macht und erbau't,
Diese schweigen nicht, sie klagen
Eiteln Eigensinns ihn an,
Und bestürmen stets und plagen
Den talentreich-armen Mann.
„Laß dein Licht doch leuchtend strahlen,
Berg' es unter'm Scheffel nicht!
Theuer würde man dir zahlen
Manch unsterbliches Gedicht;
Und so könntest leicht du mindern
Jene Noth, die dich umgiebt:
Schuldig bist du's deinen Kindern,
Schuldig ihr, die so dich liebt;
Schuldig bist du's deinen Liedern,
Schuldig deinem Künstlerstand,
Schuldig endlich deinem biedern,
Deinem deutschen Vaterland!" —
Und des Dichters Mund umspielet
Wehmuth, sanft gepaart mit Spott,
Und er spricht: „Worauf ihr zielet,
Es geschieht wohl bald mit Gott;
Laßt nur meines Geistes Schwingen
Frey erst und entfaltet seyn."
Doch die guten Leute bringen
Immerwährend auf ihn ein.
Der — nennt träg' ihn, einen Wandrer,
Welcher nie zum Ziele kommt;
Jener — stolz; und noch ein Andrer
Meynt, daß Schüchternheit nicht frommt.
Jeder sucht es ihm zu zeigen,

Wie er antheilsvoll gesinnt;
Und er bringt sie nicht zum Schweigen,
Bis er endlich so beginnt:
„Hab' ich nicht ein Werk geschrieben
Treu und fromm mit deutschem Sinn
Gab ich es nicht Eurem lieben,
Meinem lieben Deutschland hin?
Während Ihr mich träge nennet,
Euch ob meiner Art erhizt,
Frag' ich, ob dieß Werk Ihr kennet,
Ob Ihr es vielleicht besizt? —
Unerkannt ist es versunken
In dem deutschen Büchermeer.
Um dort obenauf zu prunken,
War es auch wohl allzuschwer.
Und mich selbst zog es mit nieder
In die stille Tiefe hin,
Wo ich still und einsam wieder
Nun mit meinen Liedern bin.
Gönnt mir, daß ich ausgerungen,
Gönnt dem Strome seinen Lauf!
Er trägt die, die er verschlungen,
Nach drey Tagen selbst herauf." —
Und nun trennt er in drey Jahren
Sich von einer Arbeit nicht,
Horcht was Götter offenbaren,
Schafft ein himmlisches Gedicht.
Und als ihm die lezten Worte
Ernst und mild in's Auge seh'n,
Sieht sein Geist des Himmels Pforte
Auch schon vor ihm offen steh'n.
Schon in beßre Welten schwebend
Ruft er Weib und Kind heran,
Spricht, die Hände ihnen gebend:
„Enden muß, wer hier begann!
Also laßt mich heiter enden,
Freuet Euch und weinet nicht;
Denn dieß Enden ist ein Wenden
Zu dem Lebensquell, zum Licht.
Doch von diesen lichten Quellen
Mag ich nicht zu reden heut;
Ich muß jezt mein Haus bestellen,
Wie es mir die Pflicht gebeut.
Nimm, mein Weib, nimm Dank und Segen,
Daß du mich ernähret hast,
Daß du trugest meinetwegen
Bittre Armuth, Sorg' und Last;
Daß du nie darüber klagtest,
Nie mit Thränen mich gequält.
Ja nicht einmal danach fragtest,
Was mein Unmuth dir verhehlt.
Aber jezt sollst du erfahren,
Welchen Schatz ich aufgespart,
Jezt will ich dir offenbaren,
Was der Geist mir offenbart.
Wisse! wann der Kampf geendet,
Wann mein Körper eingesargt,
Dann wird reichlich dir gespendet,
Was man streng mir abgekargt.
Was hier Herrliches gedichtet,
Hier! der Gott, im Busen mir,
Ward für dich dort aufgeschichtet
Und die Welt bezahlt es dir.
Jeden Brief, den ich geschrieben,
Wägen sie mit Gold dir auf,
Jeden Gruß an meine Lieben
Bringt zu Markt man, zum Verkauf.
Ehren wird man meine Knaben,
Preisen, krönen mein Gedicht —
Eh' uns Deutschland nicht begraben,
Lohnt es seine Dichter nicht.
Auch wird huldvoll dir gewähret,
Dir, zum Lohn für meinen Ruhm,
Ein Patent, das dir verehret
Mein verlass'nes Eigenthum.
Man wird dir das Vorrecht schenken,
Und verbieten streng und scharf,
Daß mein Dichten und mein Denken
Kein Korsar dir rauben darf.
Dann, o theures Weib, ich bitte!
Nimm ein solch Geschenk nicht an,
Das ein Schimpf ist für die Sitte,
Weil's ein Recht für Jedermann
Danke nicht, nein laß sein danken,
Für den Vorzug, für die Gunst,
Daß nicht höhnen dort die Franken
Deutsche Ehre, deutsche Kunst."
„Warum bist du nicht Franzose?!
Fällt sein Knabe rasch hier ein,
O welch' andre beßre Loose
Würden dir gefallen seyn!" —
„Und doch preis' ich dich, mein Richter,
Ja! daß ich ein Deutscher bin!!"
Also ruft der treue Dichter,
Athmet auf und sinket hin.

Ludwig Robert.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Tungern hätte gern, nach dem schweren Schlaf, aus dem er erst spät am andern Morgen auftaumelte, etwas Anderes als das mit Halwyl Verabredete, etwas, das Eusebien gar keine Möglichkeit ließ sein Geld anzunehmen, gethan. Aber Halwyls Gegenwart schüchterte ihn ein, er

begab sich deßhalb, sobald der Anstand es erlaubte, zu dem Kammerrath und machte ihn nun auch mit der geheimen Abrede, die sein Vater auf dem Sterbebette mit ihm genommen hatte, bekannt, daß er nämlich Croussols Tochter nicht allein Schadenersatz geben, sondern wenn sie ihren Kirchenglauben aufgeben wolle, ihr nebst einem großen Kapital auch seine Hand anbieten solle. Zu diesem Antrag bey Fräulein Croussol, schloß er seine Rede, ersuche er ihn um seine gefällige Vermittlung. Herr von Tungern, der bisher den Kammerrath nie so viel Theil an eines Andern Angelegenheit hatte nehmen sehen, um über dieselbe zu sprechen, noch weniger zu widersprechen, wunderte sich nicht wenig, den Mann ganz roth vor Zorn, ihm eine abschlägige Antwort geben zu hören. „Ihr Freywerber zu seyn, mein Herr von Tungern, sezte er eifrig hinzu, würde ich für eine Ehre gehalten haben. Herr Croussol war aus einer sehr guten Familie seines Landes, und wenn seine Tochter diente, so war es in einem Hause, wo man sie wie der König bezahlte. Aber zur Apostasie beschwatzen, um einer vornehmen Heirath willen, nein, das ist ein Verbrechen, und wenn ich es nicht bedächte, was der Pietät eines Sohnes verziehen werden kann, so . . ." Tungern erschöpfte sich in schlechten Entschuldigungen, welche bey dem Kammerrath den Eifer, eine gute Sache zu vertheidigen, immer mehr anschürten, so daß er endlich mit Emphase versicherte, er hasse eine Kirche, die solche Kunstgriffe gestatte, und würde deßhalb keinen Schwiegersohn aus ihr annehmen, und wenn er auch bis an die Ohren im Gold säße." Der Baron stand wie vernichtet; ihm war der Einfluß seiner Kirche bey seinen Absichten auf Antonien noch nie eingefallen, denn da sie auf keine Religiosität gegründet waren, hatte er sie von dieser Seite nie angesehen. Sein Genius stand ihm bey: er protestirte gegen seines Vaters Denkungsart über das Bekehrungswesen, stellte sein Betragen als strengen kindlichen Gehorsam dar und wagte sogar, den Beweis seiner Denkart auf den Umstand zu gründen, daß er ihn, den Kammerrath, zu seinem Sachwalter ausgesucht habe. Diese Betrachtung besänftigte den alten Herrn in so fern, daß die Unterredung friedlich endigte, der Baron aber ganz verzweiflungsvoll von ihr zurück auf sein Zimmer kam. Er verwünschte die Frömmeley seines Gastfreundes, noch mehr seine Dummheit, sie nie gewahrt zu haben; einen Augenblick war er entschlossen, Fräulein Croussol die ihr gebührende Wiederersetzung von ihres Vaters Verlust zu bezahlen, auf und davon zu gehen, und dem alten Seibel zum Troz die nächste, reichste Fräulein zu heirathen. Da fiel ihm aber ein, daß Seibel von den Anordnungen seines verstorbenen Vaters unterrichtet, der Waise dieselben entdecken würde, ja der Eid, den er dem Vater abgelegt, die Gewissensangst, mit welcher er ihn sterben gesehen, stellte sich seiner Erinnerung dar, und er beschloß mit knabenmäßiger Bosheit, das Mädchen als seine Gattin zu bestrafen, wenn sie sich seine Verlegenheit zu Nutze mache und seine Hand annehme. Ihm blieb nun kein Ausweg, als seinen Vortrag schriftlich an Eusebia zu machen. Sein Brief war so verworren wie seine Ansichten, so unzusammenhängend wie die Empfindungen die ihn stachelten, und so niedrig wie seine Denkart. Er sagte ihr mit pomphaften Worten, daß sein Vater sich auf dem Todbette bewogen gefühlt hätte, eine alte, bey Herrn Croussol gemachte Schuld zu erstatten, aus unerhörter Zartheit der Gesinnungen habe er sich sogar gedrungen gefühlt, unter der Bedingung, daß sie zu ihres Vaters Kirche zurückkehren werde, sie zu seiner Schwiegertochter zu erwählen, schlüge sie aber seines Sohnes Hand aus, diesem zu befehlen, daß er ihr 50,000 Thaler als Eigenthum auszahlen solle.

Der Brief ward Eusebien übersendet und gleich darauf ritt Tungern mit dem jungen Seidel auf einen benachbarten Edelhof mit Hinterlassung der Nachricht, erst für den Abend zurückkehren zu wollen.

Eusebia saß mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt neben Antonien, die mit einem Gemisch unzarten Leichtsinnes und angeborner Gutmüthigkeit ihrer Gespielin frühere Schicksale mit eben der Neugierde erfragte, wie sie eine spannende Taschenbuchs-Erzählung zu lesen gewohnt war. Eusebia war ihr durch die Entdeckung ihrer harten Kindheit nicht gefährlicher geworden, im Gegentheil stellte sie sich ihr dadurch in einem Gesichtspunkt dar, welcher ihr die Vorzüge ihrer Lage deutlicher fühlen ließ, und ihr zugleich die angenehme Empfindung großmüthigen Mitleidhabens erregte. Eusebia empfing den ihr von Tungern gesendeten Brief mit Befremdung, las ihn mit immer höher gefärbten Wangen, und antwortete, indem sie mit augenscheinlicher Entschlossenheit aus dem Zimmer ging, auf Antoniens neugierige Fragen: sie habe mit dem Herrn Kammerrath zu sprechen. Diesem brachte sie ohne anderes Bedenken den Brief; der alte Herr mochte dergleichen erwartet haben. Er begann ihn auf ihr erstes Wort zu lesen, brummte von Zeit zu Zeit, legte ihn, nachdem er fertig war, auf den Tisch, sah dem Mädchen mit künstlicher Gleichgültigkeit in ihre, von Unwillen blitzende Augen, und fragte nach einer ziemlichen Pause: „Nun, meine kleine Croussol, was beschließen wir denn?" — „Herr Baron, erwiederte Eusebia so bestimmt, als spräche sie das Urtheil eines Obertribunals aus, vertreten Sie bey dieser Gelegenheit die Stelle meines Vormunds, sagen Sie dem Verfasser dieses unwürdigen Schreibens, daß mein Vater seines Vaters Schuld gewiß lange vor seinem Tode verziehen habe, daß ich aber in seinem Andenken die Zumuthung, welche meine Kirche betrifft, mit Verachtung, und jeden andern, den er mir machen kann, als unziemlich zurückweise. Wollen Sie das, mein theurer Herr?" — „Bravo, mein gutes Kind,

mein frommes Kind, rief der alte Mann, in dessen Seele wirklich ein besserer Funke aufloderte, man muß seinen Gott nicht verkaufen." — „Mein theurer Herr, mein Gott ist an keine Kirche gebunden, allein die Verehrung, welche ich ihm vor dem Antlitz meiner Mitbürger zolle, ist mir zu heilig, als daß ich ihre Form um Goldeswillen verändern möchte; Herr von Tungern wäre auch ohne diese unwürdige Bedingung nie der Mann meiner Wahl." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 13. Oktober.

(Beschluß.)

Daß Talmas außerordentliches Schauspielertalent sich schon in seiner frühen Jugend gezeigt habe, ist durch eine, in den Zeitungen berichtete Anekdote bewiesen worden. Als nämlich Talma noch als Knabe in einer Erziehungsanstalt lebte, deren Vorsteher ein leidenschaftlicher Liebhaber des Schauspiels war, und am Ende des Jahrs von ihm selbst gedichtete Theaterstücke aufführen ließ, hatte Talma am Ende eines Trauerspiels eine pathetische Erzählung des Todes des Haupthelden herzusagen; allein bey dieser Erzählung ward er so gerührt, daß er einen Strom von Thränen vergoß, und nicht endigen konnte. Indessen hat mir ein Jugendfreund und Schulkamerad Talmas eine andere Anekdote erzählt, die mit dieser nicht übereinstimmt. Talmas Vater war nämlich ein Zahnarzt gewesen, und der Sohn sollte sich demselben Stande widmen; der lebhafte Hang zum Schauspiele überwältigte den jungen Talma aber bald, und da er noch nicht auf eine entschiedene Weise als Schauspieler auftreten konnte, so wollte er wenigstens sein Talent auf einem Liebhabertheater versuchen, wie es deren einige in Paris gibt, die den Liebhabern und angehenden Künstlern immer zu Gebote stehen, und woraus schon manche ausgezeichnete Talente hervorgegangen sind. Er bat seine besten Freunde, sich zu versammeln, seine Darstellungen zu beurtheilen, und ihm aufrichtig zu sagen, ob er wahre Anlagen zur Schauspielkunst besäße. Dieß geschah, die Freunde wohnten mit vieler Aufmerksamkeit seinen Darstellungen bey, hernach beriethen sie sich, und waren ziemlich einstimmig der Meynung. Talma kündige allerdings merkwürdige Anlagen zur Schauspielkunst an, allein es fehle ihm doch das Wesentliche, nämlich die innige Empfindung des Großen und Schönen dieser Kunst, das Gefühlvolle und Beseelende. Dieses harte Urtheil wurde ihm mitgetheilt. Talma, der sich vielleicht eines Bessern bewußt war, aber doch noch nicht Zutrauen genug auf seine Kräfte besaß, nahm sein Verdammniß ruhig an, und versprach von der dramatischen Laufbahn abzustehen. Er legte sich nun mit einem Eifer auf die Zahnarztkunde, die ihm wahrscheinlich wenig behagte, und das Geschick fügte es nun so, daß er der Zahnarzt des Théâtre français wurde, denn in Paris hat das große Theater seinen Notar, seinen Arzt, Zahn- und Wundarzt u. s. w. Nun kam er mit Schauspielern und Schauspiel in so nahe Berührung, daß seine angeborene Leidenschaft von Neuem angefacht wurde; er legte Proben seines Talents bey einigen der vorzüglichsten Schauspielern ab, und diese wurden so innig von seinem Berufe zum Schauspieler überzeugt, daß sie ihm lebhaft riethen, sich ganz diesem Fache zu widmen. Von einem Zahnarzte des Théâtre français wurde Talma also zum Komödianten derselben, und von nun an verbreitete sich sein Ruf sehr schnell, so wie sich seine Anlagen und Studien auf die bewundernswürdigste Weise entfalteten. Von seinem sittlichen Lebenswandel darf man sich jedoch keinen bessern Begriff machen als derjenige ist, den man in Paris von der Sittlichkeit der meisten großen Schauspieler und Schauspielerinnen hat. In dieser Hinsicht ist man in Paris so gleichgültig, daß die Zeitungen als die gewöhnlichste Sache von der Welt haben erzählen können, Talma hinterlasse zwey uneheliche Söhne, und nach seinem Tode habe seine Frau, die, wie es scheint, seit lange nicht mehr mit ihm lebte, aus Achtung gegen das Angedenken eines so großen Mannes, die Erziehung dieser unehelichen Söhne übernommen, was dann allerdings sehr erbaulich ist. Sobald als es ruchbar in Paris wurde, daß Talma tödtlich krank liege, fing die Geistlichkeit an sich wegen des bevorstehenden Todes dieses berühmten Mannes zu bewegen. Als vor einigen Jahren, bey der Beerdigung des Schauspielers Philippe, eben dieselbe durch das Thürschließen der Kirchthüren, und das Verweigern eines Todtenamtes, einen äußerst ärgerlichen Auftritt in Paris verursachte, soll Talma erklärt haben, um seinen Leichnam dereinst nicht einem ähnlichen Schimpfe auszusetzen, sey er Willens, die katholische Kirche zu verlassen und zur protestantischen überzugehen. Indessen scheint es bey diesem Vorsatze sein Bewenden gehabt zu haben. Der Erzbischof von Paris, der zwar milder ist als sein Clerus, aber doch von demselben Geiste beseelt seyn muß, wollte jeden ärgerlichen Auftritt vermeiden, und daher Talma so in der Stille bekehren, damit man alsdann nach seinem Tode in ganz Paris bekannt machen könne, der große Schauspieler sey in den Schooß der Kirche zurückgekehrt, und er verdiene alle kirchlichen Ehrenbezeigungen. So ist es mehrmals mit den Schauspielern gegangen, und diejenigen, welche sich nicht reuig bekehrten, wurden ohne Barmherzigkeit von allen Gebeten und lezten Ceremonien ausgeschlossen. Diese Besuche des Erzbischofs in dem Hause des Kranken, und die Bewegungen des Clerus wurden sogleich durch die Zeitungen bekannt, und noch ehe Talma starb, war man schon um seine Beerdigung sehr besorgt. Allen künftigen Aergernissen wurde jedoch dadurch vorgebeugt, daß Talma selbst das Verlangen äußerte, man möge seinen Leichnam ohne alle kirchliche Ceremonie zur Erde bestatten. Die Beerdigung ging ohne die geringste Einmischung der Geistlichkeit vor sich, und zwar mit der größten Ordnung, ja sogar mit einiger Feyerlichkeit. An der Spitze des Leichenzugs zog der beym Théâtre français angestellte königliche Kommissär einher, so daß also dieser Repräsentant der Regierung beym Theater selbst sich nach dem Willen des Verstorbenen und der Familie fügte, und nicht den Zug nach der Kirche hin, sondern nach dem Leichenacker richtete. Die liberalen Zeitungen haben nicht ermangelt, aus dieser Tagsbegebenheit, die in Paris viel Aufsehen erregte, Nutzen zu ziehen. Sie äußerten, was sich bey Talmas Leichenbegängnisse ereignet habe, könne und müsse künftighin den Bürgern zur Warnung und zur Leitung dienen. Der große Schauspieler habe geradewegs mit seinem Schöpfer sich zu vereinigen gesucht, und die Dazwischenkunft des Pariser Clerus abgelehnt, und aus eben diesem Beweggrunde habe er auch gewünscht und für zweckmäßig erachtet, ohne die Gebete und Ceremonien jenes Clerus zur Erde bestattet zu werden. Man würde also hinführo alles Aergerniß vermeiden, wenn man die Geistlichkeit nimmer dazu zwingen wolle, bey den Todten, die während ihren Lebzeiten dieselbe nicht herbeygerufen haben, ihr Amt zu verrichten. Diese Spannung zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft in Paris darf Niemand in Verwunderung setzen. Man weiß allgemein, wie ungebährlich sich die Missionarien in den französischen Provinzen betragen, und mit welchem unüberlegten Eifer der Pariser Clerus, oder wenigstens ein Theil derselben die Rechte und Freyheit der Bürger angreift, besonders die Preß- und Gewissensfreyheit, und die Scheinheiligkeit befördert, die alle Tugenden erstickt.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. November 1826.

Wie viel auch ein Engel wisse,
Nie entdeckt es sein Verstand,
Wie Du deine Welt regierest,
Alles zu der Absicht führest,
Die Dein huldreich weiser Rath
Immer gut gewählet hat.

Gesangbuch.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

„Nun, nun, zu stolz muß man nicht seyn, denn wenn Herr von Tungern ein Protestant wäre . . .“ — „Herr Baron, wir brauchen keine Voraussetzungen, die Thatsache entscheidet. Ich wünsche Herrn von Tungern eine Frau, die seine Verdienste zu erkennen wisse.“ — „Nun ja! und das wiedererstattete Kapital lasse ich Ihnen so vortheilhaft verwenden, daß meines Freundes Tochter doch einen Brautschatz vorfinden solle.“ — „Nein, nein, rief Eusebia abwehrend, keine Wiedererstattung.“ — „Der Kammerrath verwies ihr den irrigen Stolz, der sie dieses ihr Eigenthum ausschlagen bewog. Er zeigte ihr, daß die Papiere ihres Vaters, die er durchgesehen habe, diesen Verlust bezeugten, daß sie auf diese Papiere hin beynahe eine Rechtssache hätte anfangen können, daß sie es der Gerechtigkeit schuldig sey, ihr Eigenthum zurück zu nehmen, und ihrem Gewissen, Mittel Gutes zu thun, welche die Vorsehung ihr anweise, nicht von sich zu stoßen.

Eusebia kämpfte mit einer Regung von Stolz und unwilliger Verachtung, die es ihr schwer machten, sogleich mit Milde zu antworten, doch rief ihre Vernunft ihr zu, daß der Mann Recht habe. „Gutes zu thun, sagte sie endlich mit schwerer Brust, ich glaube, Sie haben Recht. Wollen Sie aber das Geschäft abthun ganz ohne mich? ganz wie ein Versorger der Waisen?“ Dabey wagte sie seine Hand zu fassen und blickte ihm mit zauberischem Ernst in's Gesicht. Der alte Herr empfand diesen Zauber wirklich mit menschlicher Freude, und Eusebia flog in den einsamsten Theil des Gartens, um zu weinen und die unklaren Empfindungen von Rache, Demüthigung, Verachtung und Wehmuth, die sich in ihrer, der streitenden Mißtöne so ungewohnten, Brust endlich als Sehnsucht nach dem Grabe ausprägten, aufzulösen und zu beschwichtigen.

Dort saß sie nun an einem einsamen Plätzchen und war in ihrem frommen Bemühen schon so weit gekommen, daß sie sich bewußt war, über die wilden Regungen ihres Herzens, nicht über Tungerns beleidigende Schlechtigkeit zürnen zu sollen, nicht über ihr Schicksal, das sie schutzlos solcher Unbilde aussezte, sondern Gott für die Führung danken zu müssen, welche sie durch Erziehung und Beyspiel befähigt hatte, in Dienstbarkeit frey und in Armuth unabhängig zu bleiben. Jezt blickte sie begeistert durch die verschlungenen Zweige zum Himmel hinauf, ihre Thränen flossen so rein wie die Thautropfen aus dem Rosenkelch über ihre Wangen, als sie plötzlich der ungeduldige halb unterdrückte Ton eines Hundes aufschreckte, wie diese Thiere zu thun pflegen, wenn sie das ihnen von ihren Herrn befohlne Stillschweigen halb furchtsam vergessen. Es war Eduards getreuer Gefährte, dessen Herr, die Begebenheiten dieses Morgens voraussehend, schon früh seine Flinte ergriffen hatte, und mit seinem Hunde in den Feldern umhergestrichen war, um die Zeit, wo er Eusebien mit Anstand aufsuchen durfte, herbey kommen zu lassen. Sein Glaube an der Geliebten Denkart wankte nicht, sie konnte nicht

in Tungerns Antrag willigen, sie mußte das Geld unter jeder Bedingung zurückweisen, aber dennoch hätte er Tungern, um des blosen Versuchs willen, vernichten mögen, dennoch neckte ihn seine Phantasie mit den Bildern, welche seiner Zuversicht widersprachen. Der leidenschaftliche Jüngling kämpft nicht in dem moralischen Sinn, wie das fromme Mädchen, der Kraft sich bewußt und des Rechts sie gebrauchen zu dürfen gewohnt, steht in dem Hintergrund von des Mannes Seele immer die Aussicht auf Angriff, Gegenwehr und nöthigen Falls auf Tod. — Das Weib hat gegen die Rohheit der Menschen nur ihre innere Hoheit zur Zuflucht, zum Trost. Der Anblick des Mädchens hätte den jungen Liebenden fast hingerissen, sie ungestüm zu überraschen, wie er aber ihre Thränen, ihr Gebet wahrnahm, blieb er selbst in der Stellung eines Betenden stehen, gebot seinem treuen Gefährten Schweigen und hatte sie eine Weile ehrerbietig betrachtet, als seines Hundes ungeduldiges Murren ihren Blick zu ihm hinzog. Sie erschrack, aber ohne Beschämung und Eduard ging ehrfurchtsvoll wie in einer Kirche auf sie zu, ergriff ihre gefalteten Hände und sagte leise und schüchtern: „Eusebia, nicht wahr, Sie sind frey?“ — „Frey? wie? Sie wußten, was mir drohte, und wendeten diesen Angriff von einer Unbeschützten nicht ab?“ — „Eusebia, welch ein Vorwurf! — ich wußte nichts bis gestern Abend, gestern Nacht, und ob ich des Elenden Absicht abwenden konnte, beurtheilen Sie selbst; Ja beurtheilen Sie meine ganze Lage, denn nun ist die Zeit des Schweigens vorüber.“ Nun erzählte er ihr den Antheil, den Antonie an seinem Besuch in Goldmühl gehabt hatte, und wie ihr absichtliches Wesen schon bey der nächtlichen Gewitterscene in Gräfenthal seine Begriffe eines liebenswürdigen Mädchens verlezt, und wie die Aufmerksamkeit, welche sie Tungerns Geckereyen geschenkt, ihr seine Achtung geraubt hätte. Hier unterbrach ihn Eusebia und vertheidigte Antoniens Charakter. „Menschen, die das Schicksal so achtlos erzog, denen es die Kenntniß des Leidens, die Erhebung des Strebens, den Lohn des Erringens versagte, denen die Entsagung fremd blieb und deren gröste Lebenslast endlich der Mangel an Wünschen wird, müßten wir nicht nach allgemeinen moralischen Gesetzen beurtheilen.“ — „Doch Eusebia, meine angebetete Eusebia, das moralische Gesetz ist für alle Menschen dasselbe, denn allen Menschen legte Gott die Moral in's Herz.“ — „Deßhalb, mein Herr, rechnen Sie es Antonien zu, daß sie das Böse meidet, das Gute, sobald sie es erkennt, gern befolgt, daß ihr Neid fremd ist.“ — „Nun gut, edles Mädchen, die schlecht vernünftelt, weil sie zu gut fühlt, lassen Sie Antonien und hören Sie mich an.“ Er erzählte ihr nun die Fortschritte seiner Liebe und den gewaltsamen Streit, seine Rührung bey der Entdeckung, wie nahe ihrer beyden Väter Jugend verbunden gewesen war, wie er mit seiner Ungeduld gekämpft, um die von seinen Eltern erbetene Erlaubniß, sie statt Antonien ihnen als Tochter zuzuführen, ehe er sich ihr erkläre, abzuwarten, und wie ihn die Anvertrauniß des Barons und dessen Absichten erbittert und verlezt hätten. Er bewies ihr durch den bestimmten Ton seines Vortrags, daß es ihm nicht erlaubt gewesen war, weder Tungern abzulenken, noch ihm vorzugreifen. „Ich fürchtete ja nichts für Sie, Eusebia, fuhr er fort, Sie konnten diesen Antrag nur verachten, aber darf ich Ihnen den meinen machen? wollen Sie von meiner Hand ein Vaterhaus, ein Vaterland annehmen, wollen Sie an meiner Hand in einen Kreis von Menschen eingeführt leben, die nicht die zärtliche Flitterkultur, nicht die Alles ebnenden Sitten der hier despotisch herrschenden Konvenienz haben, unter denen aber die Wahrheit, die Kraft, die Einfalt Ihres Gemüthes verstanden und in einer wohlthätigen Wirksamkeit Nahrung erhalten werden. Wollen Sie? wollen Sie einen Glücklichen machen, das Glück meiner würdigen Eltern krönen?“ — „Ich bin ganz arm, sagte das Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, in denen jedoch der Jüngling alle Beseeligung der Gegenliebe las.“ „Gott sey Dank!“ rief er und kniete vor ihr, ihre zitternde Hand fassend, „und ich würde hier zu Lande reich heißen.“ — „Ich bin aus Barmherzigkeit aufgezogen und habe das Brod der Dienstbarkeit gegessen.“ — „Eusebia, jezt sind Sie nicht wahrhaftig, oder Sie lieben mich nicht,“ rief Eduard und ließ ihre Hand sinken. Eusebia richtete ihren Blick thränenschwer empor. „Junger Mann, sagte sie langsam und ernst, ein Dichter der Deutschen sagt von dem freygewordenen Vogel: „„Er schleppt des Gefängnisses Schmach, ein Stück des abgerissenen Fadens nach — er ist der freygeborne Vogel nicht mehr. . . .““ Ihre Stimme erstickte vor Wehmuth. „Eusebia! Ihre Armuth, die edle Benuzung Ihrer Kräfte wollen Sie als Knechtschaft ansehen? mir schienen Sie die schönste Erziehung zu der Geistesfreyheit zu seyn, die Sie errungen haben, und Sie als mein Weib, als das Weib eines freygebornen Mannes mir denkend, durfte ich schon mehr wie einmal Gott für Sie danken.“ Eusebia machte eine Bewegung aufzustehen, die auch Eduard nöthigte, seine Stellung zu verlassen; er war traurig und erschrocken, sie schien, sich beruhigend, zu sinnen, und nach einer kleinen Weile reichte sie ihm ihre Hand und sagte feyerlich: „Bitten Sie um Ihres Vaters Segen, der Geist des meinigen erflehe ihn vor Gott, aber vergessen Sie diese Stunde nicht, Eduard: das Geklirr der zerrissenen Kette kann noch ein oder das andere Mal die Harmonie meines Wesens stören, dann übertöne die Rede Ihrer Vernunft die Worte Ihrer Liebe, den Mißton — er hätte ja das Herz, das schon lange Ihnen gehört, in diesem Augenblicke beynahe auf einen Irrweg geleitet.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

y Go

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

37. Bequeme Frömmigkeit.

Das Frommseyn macht dem Mann nicht viel zu schaffen,
Der mager ist und beichtet fetten Pfaffen.

38. Der alleinseligmachende Glaube.

Der seligste Glaub' auf dieser Welt,
Der nur das glaubt, was ihm gefällt.

39. Die bequemste Rückkehr.

Wer sich auf der Sünderwiese seinen Fußsteg erst getreten,
Lernt, um selbst nicht umzukehren, ein Gebetchen rückwärts beten.

40. Wie die Arbeit, so der Lohn.

Der Frevler, der im Todeskampfe noch lernt ein Kreuz der Reue schlagen,
Der wird zum Lohn dafür von Engeln bis vor der Hölle Thor getragen.

41. Die Kammerherrn.

An des Himmels Pforte stehn keine Kammerherrn,
Jeder König öffnet sie ohne Diener gern.
Aber an der Hölle Thor wird dem Bettelmann
Gleich ein Kammerherr bestellt, klopft er selbst nicht an.

42. Gott bewahr' uns vor ihnen im Himmel.

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme dich, Gott, der fröhlichen Frommen!
Sie desertiren aus deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllenqual.

43. Petrus und die Höflinge.

Als Petrus nur in den Hof gerochen,
Da hat er Gott die Treu gebrochen.
Dem Höfling, der's dem Menschen thut,
Gibt Petri Beyspiel hohen Muth.

43. Der Narr in der Fremde.

Manches arme Närrchen würde reich und klug zu Hause seyn,
Aber ach, es findet nimmer sich in's eigne Haus hinein.

45. Was er weiß, macht ihn heiß.

Viele lange Jahr es währt,
Daß ein Tag den andern lehrt.
Wird der jüngste Tag zu heiß,
Kömmt's von Allem, was er weiß.

46. Narrheit mit Vorsicht.

Zu Pfingsten möchte mancher Narr gern auf dem Eise stehn,
Doch keiner will zur Weihnachtszeit im Flusse baden gehn.

47. Die Narrenschuhe.

Es muß auf Erden jeder Mensch ein Pärchen Narrenschuh vertragen,
Doch mancher läßt die Sohlen sich mit Eisen um und um beschlagen.

47. Zu Wenig und zu Viel.

Zu Wenig und zu Viel,
Ist nur ein Narrenspiel.
Und sind wir, wie wir sollen,
Wir haben, was wir wollen.

49. Narrenstolz.

O sagt, warum die stolzen Narren so mürrisch durch die Straßen gehn,
Warum sie bald erbost zu Boden und bald ergrimmt gen Himmel sehn?
„Dort will das Pflaster sich vor ihnen noch nicht erheben mit Respekt,
„Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten gar bedeckt.

50. Mir, wie dir.

Wer sich nicht selbst verspotten kann,
Der fang' es nicht mit Andern an.
Narr, hudle nur den eignen Herrn,
So haben dich die Gäste gern.

51. Bav und Mav.

Bav oder Mav!
Schüttle sich, wen's traf.
Zeichne sie zum Kennen,
Brauchst sie nicht zu nennen.

52. Der beste Narr.

Narren gibt's überall in der Welt,
Doch jedem sein eigner am besten gefällt.

53. Der Nadler.

Mein Narr will fein und spitzig seyn —
O sperrt ihn zu dem Nadler ein!
Da kann er, ohne zu betrüben,
Sein niedliches Talentchen üben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Devrients Darstellungen.

Nach den Gastvorstellungen der Dem. Lindner eröffnete der berühmte Devrient, dießmal in weit kräftigerm Körperzustand als im vorigen Jahr, seine Gastdarstellungen mit der Rolle des

Franz Moor.

Ich muß geradezu gestehen, daß ich keinen Maßstab für die Beurtheilung einer *solchen* Darstellung kenne. Denn sie tritt, in dem kühnen Bestreben, das Sammelbild des Gräßlichsten mit aller Stärke der versinnlichenden Wahrheit auf die Bühne hinzustellen, über alle Gränzen des theatralischen Bildes und der Bühnendarstellung hinaus. Ist schon in jener Abstraktion des Häßlichsten und Gräßlichsten, welche die noch riesenhaft kämpfende Einbildungskraft des großen deutschen Dichters erzeugte, Karikatur, so erschien dieselbe durch alle Macht der Darstellungskraft, und in lebendigen Bewegungen von den Sinnen festgehalten, furchtbar verstärkt und auf's Aeußerste getrieben. Das Große und das Gemeine, das Furchtbare und das Scheußliche, was, — weil die äußersten Gegensätze sich berühren — sogar in's Lächerliche umschlägt, war in Devrients Darstellung verbunden; und *Alles* schien ihm erlaubt, was nur dazu beytragen konnte, die Züge dieses Schreckbildes der Phantasie des Zuschauers auf's Tiefste einzuprägen, weil nur *diese* Wahrheit und die *Kraft* in derselben sein Augenmerk war. Es kann, scheint es, bey einer solchen Häufung greller Farben nicht mehr von einem poetischen Bilde, als Ganzem

die Rede seyn, da Alles, ohne das Prinzip der innern beseelenden Wahrheit, auseinander fällt, sondern nur von äußerer Konsequenz, von Angemessenheit des einzelnen Ausdruckes für die jedesmalige Absicht des Dichters. Geben wir uns nun, ohne eine andere Anforderung, der Darstellung Devrients unbefangen hin, so werden wir, wie beym Lesen des Gedichts, theils durch den Eindruck ungebändigter Kraft, theils durch den Eindruck kräftiger Darstellung bald in Staunen, Nachdenken und Bewunderung versezt, bald erschreckt, erschüttert, gequält; aber diese Darstellung, möchte ich behaupten, geht im Einzelnen noch weiter, nicht nur weil sie sinnliche Darstellung ist, und das innere Räderwerk des Lesers, wie sich Schiller ausdrückt, auch dem äußern Auge enthüllt, sondern auch, weil die anerkannte Meisterschaft des Künstlers selbst das nicht scheut, was ein anderer klug vermeiden, oder mit unwirksamer Scheu ausführen würde. Es sind also, nach meiner Einsicht, Züge eines ungeheuren Bösewichts, welche hier mit gigantischer Darstellungskraft aufgestellt werden, interessiren, erschüttern und zermalmen, aber eigentlich nicht zusammengefaßt werden können. Der Moment reißt den Darsteller, und der Darsteller das Publikum durch seine Kühnheit hin.

Bey dem Verhältniß, in welchem der Darsteller zum Souffleur steht (welches Verhältniß zuweilen sehr störend wird), muß es auch oft an den vermittelnden Farben der Schilderung fehlen, und schärfere Gegensäze werden eintreten. Dieß bemerkten wir gleich im ersten Aufzuge. Es bleibt also nur übrig, sich an die grosen Momente der Darstellung zu halten, die dieser Künstler für lange Erinnerung schreckend hinstellt, und deren erwähnen wir einige.

Der erste, die Stelle, in welcher das Grundmotiv jener Bosheit liegt, die schon den Bruder um des Vaters Segen gebracht hat: ich habe große Rechte über die Natur ungehalten zu seyn, und bey meiner Ehre! ich will sie geltend machen. Das Leztere mit einem so furchtbaren, klanglos krächzenden Ton und von Zähnknirschen begleitet, gesprochen, daß man die Wirkungen der Hyäne voranszusehen glaubt. Franz erscheint als der fürchterlichste Rebell gegen die Vorsehung, der sich wegen der äußern Zurücksezung an den Begünstigten gräßlich zu rächen strebt. Die Arglist ist seine Stärke. Durch Heucheley strebt er zu seinem Ziele. Eine furchtbare Wahrheit gibt Devrient der Scene, wo Franz sein Schreckenssystem entwirft, des Vaters zerbrechliches Leben zu fällen. In diesem Monologe schildert Devrient auch mit mimischer Gewandtheit alle „Henker des Menschen.“ Darauf folgt eine der vortrefflichsten Scenen, die Scene mit Hermann, in welcher Devrient den leichtgereizten gleich einer Schlange langsam umwindet, und für den gräßlichen Plan gewinnt. In Kurzem sehen wir ihn das Schreckenssystem folgerecht aufführen, und es gehört zu dem Furchtbarsten der Moment, wo er dem Vater den Fluch vorwirft, den er selbst erpreßt hat, wo er mit der gräßlichen Miene eines Raubthiers hinter dem Lehnstuhl des Vaters stehend, den Eindruck erlauscht, welchen die Schreckensbotschaft auf den von allen Furien gequälten Greis machen wird, ja nachher, als dieser den verlornen Sohn in der Aufwallung des Jammers von ihm fordert, sogar Hand an ihn legt (was nach der alten Ausgabe der Räuber blos abwehrend geschieht). Einen ganz andern Ton nimmt er an, als er zuerst den Herrn gegen Amalien spielt. Dieser Stolz wird zuerst gedemüthigt dadurch, daß Hermann ihm den Gehorsam aufkündigt. Diese Scene ist eine von denen, an welchen Devrient seine Gewandtheit in der Behandlung der Mitspielenden am glänzendsten zeigt. Alle Versuche schlagen fehl, Hermann sich wieder zu verbinden; grinsende Ohnmacht und Furcht befallen Franz; und diese Furcht wächst mit des Fremden Erscheinen riesenhaft. Das Grauen, das er einsam im Zimmer vor den Bildern des Bruders und Vaters empfindet, veranlaßte die originellsten mimischen Aeußerungen. Die zweyte Scene mit dem alten Daniel zeigt, wie die Gewissensfurcht sich zu geisterhaften Phantasien steigert. Die Erzählung des furchtbaren Traums habe ich darum nicht billigen können, weil durch das immerwährende Verändern der Lage und Stellung, — wobey Stellungen und Lagen vorkommen, in welchen der Darsteller seinen Körper ganz dem Zufall überläßt, — jene grosartige Phantasie zerrissen, und ihre Wirkung zerstückelt ward. Ich habe diesen Traum ehemals von einem braven, aber an künstlerischem Talent weit unter Devrient stehenden Schauspielern vortragen hören, und fand gerade das so vortrefflich und von hoher, den Dichter nachahmender Wirkung, daß derselbe, von der sittlichen Macht ergriffen, momentan auch die Stimme des Greises annahm, und dadurch unwillkührlich im erhöhten und veredelten Tone sprach, und erst mit den Worten: „Nun warum lachst du nicht?“ wieder in seinen gewöhnlichen Ton einfiel. — Die Verzweiflung des Franz, sein Grimm als ihn die Räuber fortschleppen, und seine Aeußerung vor dem Bruder ist nach dem Aufwand von Kraft der vorhergegangen, nur das lezte Winden der Schlange und ohnmächtiger Versuch ihren Geifer gegen den Himmel zu sprizen. Hier kommen Töne vor, welche in's Lächerliche umschlagen, wie das erstickte, halb drohende: „Bruder!“

Es kann leicht seyn, daß dieser Künstler in früherer Zeit, wo er Körper und Sprachorgan insbesondere noch mehr in seiner Gewalt hatte, und diese seinen Absichten ohne Zwang und Widerstreben dienten, diese Darstellung noch mehr aus einem Gusse, und in Bewegungen und Tönen minder grell war als jezt, wo Kraftanstrengung und Schlaffheit im Körper oft augenblicklich abzuwechseln scheinen; aber gewiß ist es, daß bey den gegenwärtigen Mitteln diese Darstellung bis zum Ende nicht kühner und furchtbarer gesteigert werden kann.

Was die übrige Darstellung anlangt, so war darin manches Gute, viel Verfehltes wahrzunehmen, besonders in den Räuberscenen. Schweizer, Roller, Spiegelberg wurden durch Herrn Genast, Fischer, Koch gut repräsentirt. Vom Hrn. Stein hörte man den schönen Monolog: Wie herrlich die Sonne dort untergeht — am besten sprechen. Dem. Lauber muß sich erst wieder an ein natürliches Sprechen gewöhnen, und dem affektirten Betonen und Säuseln, das sie gewiß von schlechten theatralischen Vorbildern angenommen hat, entsagen, bevor von einer angemessenen Darstellung der Amalie die Rede seyn kann. Dem Darsteller des Daniel war zu viel auf seine Schultern gelegt, auch Korsinsky ist nicht für einen ersten Versuch, wie denn die Rolle nicht blos recitirt werden soll. —

(Die Fortsezung folgt.)

Bitte.

Ich bitte löbliche Redaktion, den Verfasser des in Nr. 253 des Morgenblatts enthaltenen Korrespondenz-Artikels aus Darmstadt gefälligst zu ersuchen, die Zeilen 16 bis 18 desselben zu erläutern.

Darmstadt. Karl Buchner.

* * *

Jene Zeilen beziehen sich auf ein Gedicht, welches gelegentlich der Errichtung des Brunnens, wovon in jenem Artikel geredet wurde, erschienen ist. Der Verfasser jenes Gedichts, und der mir von der löbl. Redaktion zur Erläuterung mitgetheilten „Bitte“ sind keineswegs dieselben.

Darmstadt.

Der Verfasser des Korrespondenz-Artikels in Nr. 253 des Morgenblatts.

Beylage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. November 1826.

Die Tragödie war bey den Alten eine Staatseinrichtung, eine religiöse Handlung; bey uns ist es eine Ergötzlichkeit, um damit den Müßiggängern großer Städte die Langeweile auf einige Stunden zu vertreiben.

Grimm.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung von N. 200.)

Bey der Religiosität, mit welcher die Franzosen ihre dramatischen Formen festhalten, ist es rein unmöglich, daß sie die Uebersetzung eines fremden Werks darstellen dürfen, selbst wenn eine solche in ihrer fix und fertigen und verpallisadirten Sprache zu gestalten wäre. — Nicht einmal Nachbildungen sind hier zu erwarten, sondern totale Umbildungen. So sind Hamlet, Makbeth, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans eben so total andere Stücke durch die französische Bearbeitung geworden, als diejenigen, die sie den Alten nachgebildet haben — mit dem Unterschiede jedoch, daß sie bey den erstern mit Bewußtseyn etwas Anderes hervorbringen wollten, bey den letztern aber, mit dem besten Willen nachzuahmen, dennoch unbewußt ganz Verschiedenartiges hervorbrachten.

Wenn einer im Stande wäre, den Franzosen ein deutsches Dichterwerk so zu übersetzen, daß ihnen dadurch die lebendige Anschauung des Originals würde, so ist es Benjamin Constant, der den Geist unserer Sprache durchaus erkannt hat, und der der eigenen mit erfindsamer Geschicklichkeit neue Wendungen zu geben weiß. Dennoch war auch er — vielleicht weil er an die Darstellung dachte — gezwungen, den Schiller'schen Wallenstein so umzugestalten, daß von der Form des Originals keine Spur, und nur hier und da ein verblaßter Schimmer seiner Farbengebung zu sehen ist, wenn gleich man nicht läugnen kann, daß überall das edle Metall des Grundstoffs durchblinkt und blitzt. Ganz so gut ist es den andern Werken des deutschen Meisters nicht ergangen, doch immer besser als denen Shakespears, die ja von noch viel roherer Barbarey gereinigt und für die dramatische Gastronomie der Geschmackvollen bereitet werden mußten. Ja, Kabale und Liebe, ein Werk, auf welches der große Dichter selbst nicht viel gab*), hat sogar trotz aller Verwischung der nothwendigen und effektvollen Lokalfarbe, einige nicht üble Abänderungen. Dahin rechne ich die gänzliche Ausscheidung des Hofmarschalls aus der Tragödie, nicht etwa, weil er eine komische, sondern weil er eine Lustspiel-Person ist, hauptsächlich aber, weil der Zuschauer nun gar nicht erfährt, so wenig als Luise, an wen der erzwungene Brief gerichtet, wer zu dem Schelmenstück gebraucht wird, woraus nun hinwiederum der große Vortheil für den Major hervorgeht, daß er nicht nöthig hat, seine Luise mit einem Kalb in Verbindung zu glauben, eine Kurzsichtigkeit des Herzens, die unedel ist; denn blind darf

*) Bekannt ist die Xenie, die von dem Dichter über sein eigenes Werk ausging; weniger bekannt die Art seiner Entstehung. Es war nämlich von Emilia Galotti die Rede, und der jugendliche Schiller nicht gut auf diese Bürgerlichkeit zu sprechen. Ein ähnliches Stück, sagte er, kann man jeden Tag erfinden! Auf diese Weise entstand (durch polemische Schöpferkraft) Kabale und Liebe, worin, nach Schillers Meynung und Bestreben, der ganze Gang des Lessing'schen Trauerspiels und dieselben dort handelnden Personen beybehalten wurden.

Digitized by Google

Eiferwuth wie jede Leidenschaft seyn. Blindheit ist erhaben — Kurzsichtigkeit aber ist kleinlich, daher im Lustspiel komisch, daher in der Tragödie unedel. Blind ist es, daß Othello überhaupt und namentlich auf Jago eifersüchtig ist; kurzsichtig wäre es, wenn er es auf einen Pistol oder Nym seyn könnte. Daher halte ich es für besser, daß der Zuschauer nicht erfährt, und es seiner Phantasie überlassen wird, auf wen der Verdacht des getäuschten Ferdinands fiel. — Eine andre Aenderung, die manchem von uns überzart, mehr als dezent, nämlich verdächtig erscheinen dürfte, ist die Ehrenrettung der Lady Milforth. Sie ist in der französischen Bearbeitung nicht die Maitresse des Fürsten; aufgesucht von ihm, gibt sie nur der geschmeichelten Eitelkeit Raum, weist nur den Einfluß, den ihr der Fürst gewährt, nicht zurück, liebt den Major und will durch eine gesetzliche Verbindung ihr Glück und ihren Ruf sichern. Späterhin, gerührt von der Persönlichkeit ihrer Rivalin, besiegt sie sogar ihr Herz, und bringt (vielleicht zu theatralisch-edelmüthig) die Vermittelung des Fürsten, als schon das Unheil geschehen ist. Die großartig erfundene, stolze, gefallene, und sich wieder erhebende Engländerin sehen wir freylich nicht, im Gegentheil es wird uns der allbekannte konventionelle Charakter theatralischer Schneereinheit und Aufopferung vorgeführt, den ja auch die Deutsch-Franzosen in Kleist's Prinzen von Homburg so sehr entrüstet vermissen — dennoch aber macht sich auch diese Aenderung gar nicht übel, und war nothwendig für das französische Parterre, welches keine femme perdue in einem pathetischen Stücke geduldet hätte. Aus derselben Ursache ist es nicht der Geliebte, welcher Luise den Gifttrank bereitet, sondern sie selbst endet gewaltsam ihr Leben und trägt, als sie im lezten Akt auf der Scene erscheint, bereits den Tod in sich. Von dem französischen Standpunkt aus gesehen, läßt sich auch diese Aenderung rechtfertigen, besonders da sie durch die Umgestaltung des Charakters vorbereitet ist. Die französische Luise ist nämlich bey weitem nicht so einfach als die deutsche; jene weiß mehr als nur von ihrer Liebe; mehr von der Welt und von sich selbst und von ihrem Wissen und Willen, als das deutsche in Dürftigkeit und einsamer Beschränkung aufgeblühte, und nur an dem erwärmenden Strahl ihrer Liebe entfaltete Mädchen. Denn auch die treue Kopie der Schiller'schen Luise im Drama (so nennt man hier das bürgerliche Trauerspiel) würde den Franzosen nicht gemundet haben. Der Selbstmord der Heldin ist nun freylich durch diese Charakteränderung motivirt; dagegen aber wird es nun ganz erklärlich, wie diese gemachte Person den verderblichen Brief schreiben und den Schwur leisten kann. Auch fühlte das Publikum diese Inkonsequenz und war unruhig, ja beleidigt bey dieser Scene. Ganz widersprechend aber wird es später, wenn die Selbstmörderin so religiös ist, selbst einen erzwungenen Eid nicht zu brechen. Die Mutter kommt in dem französischen Stücke nicht vor; eine so aus der Natur gegriffene schwache, eitele und gefällige Mutter ist gegen das französische Herkommen des ernsten Dramas; sie müßte ein Argus an Umsichtigkeit seyn, sich besonders für den äußern Ruf ihrer Tochter ohne alle Umstände braten lassen; deßhalb wurde sie, als überflüssig und störend, aus der Personenzahl gestrichen; und wenn hiedurch, so wie dadurch, daß Müller kein ärmlicher Stadtmusikant, sondern ein Künstler, oder vielmehr un artiste mit sauberm Tressenkleide ist, ein guter Theil der Lokalfarbe verloren geht, so empfindet dieß doch nur der Deutsche, der sein Original kennt, und nicht das französische Publikum. Tiefer noch wird er es empfinden, daß, um den verpönten Scenenwechsel zu verhüten, Lady Milforth sich zu Luise bemüht, statt sie rufen zu lassen, und daß auf diese Weise eine der eindringlichsten Scenen ihren eigenthümlichen Charakter verliert. Ich verbreitete mich über diese Veränderung eines deutschen Dramas als eine der besseren, deßhalb, weil ich glaube, daß es den Freunden der Kunst von Interesse, dem jungen Dramatiker aber von Nutzen seyn dürfte. Welchen Eindruck aber die Natur dieses (aus unserm Zeitleben gegriffenen) Trauerspiels im Gegensatz der konventionellen Heldentragödie der Franzosen, auf das französische Publikum machte, wie diese Natur die Darstellenden zu Natürlichkeit zwang, davon später an seinem Orte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Es ist immer eine Entweihung, das erste Sicheinanderfinden zweyer Liebenden zu schildern, und wir überlassen also diese sich selbst bis zum Eintritt in des Herrn von Seidels Kabinet, dem Eduard Eusebia als seine Braut darstellte. Der alte Herr war nicht wenig überrascht, aber sehr erfreut, denn seine gewohnte Denkart hatte den Wunsch, Halwyl zum Schwiegersohn zu haben, nie aufkommen lassen. Der kahle Name, ohne alle Zuthat, hätte ihn, wenn er seinen amerikanischen Gast seinen betitelten Nachbarn vorstellte, immer gestört, ja dessen ganzes Wesen war nicht gemacht, ihm eine gewisse Fremdheit zu nehmen, so gerne er ihn im Reiche seiner Thaten umherführte. Halwyls wiederholte Aeußerung, den Aufenthalt in Baltimore nie mit Europa vertauschen zu wollen, hätte auch allein hingereicht, ihn als Freyer seiner Tochter zu verwerfen, denn Amerika war nach seiner Ansicht zu weit, das Meer zu tief und Halwyls Reichthum konnte nie bis nach Franken her schimmern: seine Eitelkeit hatte ihn also nie auf den Gedanken dieser Verbindung gebracht. Daß ein reicher Mann eine in seinem Brod stehende Person bei-

Digitized by Google

rathete, schmeichelte aber dieser Eitelkeit und hätte ihn in der Folge gegen Halwyl fast à son aise gesezt, wenn dieser nicht eine gewisse Art gehabt hätte, allen läppischen Anmaßungen den Muth zu benehmen. Wohlmeynender als zartsinnig erwähnte er in diesem Gespräch der Schuldverschreibung von Tungerns Vater, welche die dem verstorbenen Croussol entwendete Summe ersezte, als zur brautlichen Aussteuer sehr willkommen. Halwyl horchte schnell aufgeregt auf seine Rede, Eusebia sagte aber bestimmt: „Keineswegs, mein theurer Herr, Sie sagten, ich müßte sie, Gutes zu thun, annehmen, und so bestimme ich sie, als lezte freye Handlung meines Mädchenstandes, zu einer Stiftung, aus der in meinem Vaterlande hülflose Waisen unterstüzt werden sollen." Sie erklärte darauf ihrem jungen Freund die Gründe, denen sie bey der Annahme dieser Summe hatte nachgegeben, und wie nur die Bescheidenheit, welche den Armen zieme, sie verhindert habe, die Bestimmung, die sie unverzüglich dem Gelde gegeben, sogleich auszusprechen. „Ihre Braut, Halwyl, sezte sie hinzu, ist reich, sie darf Armen schenken." Eduard wäre ihr gern zu Füßen gefallen, um ihr zu danken, daß sie, was er bey des Kammerraths Worten gefürchtet, so genugthuend abgewendet hatte, er scheute das aber in dessen Gegenwart, als solle er öffentlich beten. Der Kammerrath war bey Eusebiens bestimmt ausgesprochener Verfügung anfangs ein bischen verdutzt, aber plötzlich lüpften sich die Schwingen seiner Eitelkeit und er legte sich selbst das Gelübde ab, eine gleiche Summe zu einer gleichen Stiftung in seiner — uns unbekannten Vaterstadt — zu verwenden. Der gegenwärtige Augenblick war zu schön, um seinen Entschluß nicht im schönsten Lichte zu sehen, er trug dazu bey, der Liebenden Freude zu erhöhen. Antoniens Erstaunen und herzliche Theilnahme, wie sie ihrer Gespielin Schicksalswendung erfuhr, erinnerte Eduard an seiner Geliebten Vertheidigungsrede und trug dazu bey, dieselbe zum ersten Mal nicht nur schön, sondern auch gewinnend zu finden. Frau von Seidel blieb in ihrem Gleichgewicht; ihr fiel bey der neuen Kunde sogleich der Verlust bey, den sie an Bequemlichkeit erleiden würde, allein sie hatte doch bey der Wirkung vor Eusebiens edler Schönheit und hervorstechendem Geist der mütterlichen Eifersucht nicht ganz entgehen können, sie wünschte ihr also mit eben dem Gleichmuth Glück, mit dem sie einen vortheilhaften Einkauf gemacht hätte.

Auf diese Weise vereinigte heute ein so guter Genius die sonst ziemlich ungleichartigen Elemente des Familienzirkels in Goldmühl, daß jeder den andern liebenswürdig, sich selbst gut fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wirksamkeit des Laudanums auf Augenflecken.

Herr Lallemand, Professor der medizinischen Fakultät von Montpellier, hat ganz neuerdings die Wirksamkeit dieses einfachen Mittels auf das Verschwinden von Augenflecken konstatirt, es mögen dieselben so alt seyn als sie wollen. Die Art und Weise des Gebrauchs ist folgende: man berührt diese Flecken zwanzig bis dreyßig Tage nach einander, und zwar täglich zwey bis drey Mal mit flüssigem Opiums-Extrakt. Nach einer Kurzeit von einem Monat ist die Heilung stets vollständig erfolgt. Man sagt, dieses in Polen seit langer Zeit bekannte Mittel sey Herrn Professor Lallemand von einem Polen mitgetheilt worden.

Wie dem aber auch sey, so behauptet dieser Herr die außerordentliche Wirkung dieses Mittels erprobt zu haben, worüber er sich folgendermaßen ausspricht: „ich „habe durch Anwendung des Laudanums so starke und gefährlichscheinende Flecken verschwinden sehen, daß ich eben „so erstaunt als betrübt bin, daß die Wirksamkeit dieses „vortrefflichen Mittels so lange unbekannt geblieben ist."

Das Januarheft der Éphémérides médicales de Montpellier vom Jahrgang 1826 enthält mehrere Beyspiele, von welchen die Heilungsart einer Frau von 30 Jahren das interessanteste. Ein Fell von zwey Linien machte sie, da ihr anderes Auge am Staar litt, fast völlig blind. Auch ihr Uebel wurde durch die Anwendung des Laudanums völlig geheilt, was um so auffallender war, als dasselbe eine Folge der Blattern gewesen und schon zwey-und-zwanzig Jahre gedauert hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Nov.

Sir Walter Scott ist hier angekommen, wie man sagt, um die für seine Geschichte von Napoleon's Leben nothwendigen Dokumente zusammenzubringen. Er ist an einen unserer Landsleute empfohlen worden, der in Beziehung auf Geist und Rechtlichkeit zu den ausgezeichnetsten Männern unserer Zeit gehört. Gewiß wird der Umgang dieses würdigen Patrioten, und die Schätze seiner reichhaltigen Bibliothek ihm Aufschlüsse und Materialien an die Hand geben, wie er sie nirgends gefunden haben würde. Die Vorurtheile, welche den Lettres de Paul ihre englische Farbe gaben, werden bey einem gründlicheren Studium des Kaiserreiches Frankreich ganz verschwinden, und das Schauspiel unserer Sitten, so wie das Räderwerk unserer heutigen politischen Einrichtungen werden den englischen Tory eher zur Achtung als zur Satyre stimmen.

Im Allgemeinen hat die Wahl dieses Gegenstandes seiner neusten Arbeit hier in Frankreich für den Ruf Sir Walter's einige Unruhe und Sorglichkeit erweckt, und wir glauben, daß er selbst sie einigermaßen theilt. Wie man sagt, soll schon das Manuscript der drey ersten Bände vollendet seyn. Das neugierige Paris wird dieses Werk durch die Bemühung des Hrn.

Gosselin eben so schnell lesen können als London. Das ist eine schöne Winterfreude für das lesende Publikum.

Jedermann drängt sich hin den berühmten Romanschreiber zu sehen, der nun nicht mehr der *Unbekannte* ist. Man erzählt sich, daß der französische Verleger seiner Werke ihm zwey Exemplare seiner schönen Ausgabe in 8. und seiner niedlichen in 18. übersandt habe, und zwar mit einer furchtsamen Schüchternheit, indem er ihn zugleich um Verzeihung bat, die bisher geheimnißvoll gebliebenen nicht anerkannten Romane den poetischen Werken des Verfassers unter gleichem Namen haben folgen zu lassen. Sir Walter soll das eine und das andere Buch angenommen haben, und in einem, mit der an ihm gewohnten Bonhommie geschriebenen, Briefe in Paris endlich eine Autorschaft förmlich eingestehen, welche Constable's Katalog noch vor einem Jahr nicht aussprechen durfte.

Nach den Bildern, die wir von Walter Scott kennen, denkt man sich in demselben einen großen, wohlgenährten Mann mit pausbackigem heiterem Gesicht. Aber so sieht er nun einmal gar nicht aus. Er ist im Gegentheil mager und dünn, dabey groß, seine Beine schlecht gebaut, und seinen etwas kleinen Kopf bedecken spärlich einige graue, ehemals blond gewesene Haare. Uebrigens ist der Ausdruck seiner Züge sanft und gut, und nebenbey einige Spuren von Leiden nicht zu verkennen. Sein Aeußeres spricht von keiner darauf verwandten Sorgfalt, und es mangelt ihm das Graziöse ganz und gar. Sein Gang, seine Haltung sind ganz die eines gewöhnlichen Dorfpredigers. Er ist ganz kindlich, freut sich, und spielt wie ein Kind. Der geringste Vorfall, das unbedeutendste Ding macht ihn bis zu Thränen lachen oder rührt ihn heftig, und alle diese Eindrücke malen sich mit unglaublicher Lebhaftigkeit auf seinem Gesicht. Er ist ganz der Mann, der die Einzelnheiten seiner Romane selbst mitfühlen und mitleben kann. Unwillkührlich denkt man sich ihn in den Umgebungen von Abbotsfort spazieren gehen, die Begegnenden freundlich anreden, dem Spiel eines Kindes mit Theilnahme zusehen, die Erzählungen alter Frauen aufmerksam anhören, eine Blume oder einen schönen Baum ganze Stunden lang betrachten, oder an dem gastlichen Tische sitzend seiner Tochter, die schottische Balladen singt, zuhören, mit immer steigendem, lebhafter sich äußernden Herzensjubel zuhören, und endlich selbst in eine Art von Freudentaumel verfallen, mit ihr Chor machen.

Leipzig.

(Fortsetzung.)

Ossip in Isidor und Olga.

Ossip ist in Raupachs Trauerspiel der Leibeigne, der die grausame Zerstörung seines Liebesglückes durch Herrscherwillkühr, an den *Söhnen* des Herrschers furchtbar rächt. Er schwört, es soll kein Glück in diese Familie einkehren; und verfolgt diesen Schwur dadurch, daß er dem erstgebornen Wlodimir, welcher Herr geworden, und der ihn jezt als Rathgeber braucht, nur solche Maßregeln an die Hand gibt, welche dazu führen. Ihm ist das schmachvolle Verhältniß des Unfreyen zu dem Freyen zum Bewußtseyn gekommen; und mit Erbitterung gedenkt er desselben immerfort. Dieß ist hinlänglich, um an diese Rolle hier den Leser zu erinnern.

Hr. Devrient nun hat eine eigenthümliche Auffassung dieses Charakters, die er mit Kraft und Konsequenz, seiner würdig ausführt; er hat gewiß darüber nachgedacht, und durch die Nähe des Dichters konnte ihm der Sinn desselben genauer bekannt seyn. Aber dieß hebt mir einige Zweifel noch nicht, die ich gegen die vollkommene Angemessenheit dieser Auffassung hege, und daher hier ganz aufrichtig mittheilen will.

Hr. Devrient nimmt diesen Ossip als einen noch jungen feurigen Mann, mit einer rohen Heftigkeit, die sich in Rede und Bewegung äußert. Man könnte glauben, Arinia sey ihm erst eben entrissen. Da dieß aber nicht der Fall, so muß man glauben, Hr. Devrient wolle vornehmlich zeigen, wie die Liebe auch in dem *ursprünglich rohen*, wilden Gemüth eine tiefe, unvertilgbare Wirkung hervorbringe. Die Erwähnung Arinia's nun ist so allemal ein erschütternder Moment dieser Darstellung, der einzige Lichtpunkt in diesem Charakter, welchem der offenbare Grimm gegen die Herrscher immer vorhergeht und folgt. Wie diesem Moment zeigt Hr. Devrient auch den großen Darsteller, dem es gelingt eine starke Gemüthsbewegung auf den Hintergrund eines heftigen Charakters zu zeichnen, ohne einem von beyden zu schaden. Hier ist er einer großen Wirkung gewiß; die er auch bey dieser Darstellung nicht verfehlte, obgleich sie im Ganzen nicht mit demselben Beyfall aufgenommen wurde, wie seine übrigen.

Ich meyne nun, daß, was diesem Ossip eine solche Stimme in diesem Hause verschafft haben kann, ist unstreitig nur ein ausgezeichneter Verstand, der Mittel und Wege kennt, und den der leidenschaftliche Gebieter selbst zu Hülfe nehmen muß, und vielleicht ein wenig Anstrich von Humor dazu. Ein *leidenschaftliches* Wesen, offenes Zurschautragen seines Grimms würde ihn längst dieses Einflusses beraubt haben. Aber Ossip mischte ja schon, wie er selbst sagt, Galle in des *alten* Fürsten Becher; sein Grimm konnte sich also nur *im Stillen* zerstörend äußern, und hat sich bisher *nur so* gezeigt. Auch der Fürst nennt ihn kalt, wiewohl im Aufruhr seiner Leidenschaft, und er zeigt sich auch äußerlich so, wenn er mit Schadenfreude sich an der innern Qual des Herrschers weidet. Wäre aber auch dieß Alles nicht, und schiene auch das Verhältniß, in welches die Charaktere des Ossip und des Fürsten in diesem Trauerspiel gestellt sind, ferner der im Stücke angedeutete Umstand, daß Arinia Isidors Jugendgespielin war, folglich Ossip nach gewöhnlichem Verhältniß etwas *älter*, als Isidor gedacht werden kann, eine *jugendlich*-feurige und heftige Erscheinung nicht zu verbieten, so würde ich doch *immer* sagen, daß der Dialog mit einer solchen Auffassung in einigem Widerspruche steht; indem fast jeder Rede des Ossip eine fast einstudirte Bitterkeit vom Dichter untergelegt ist, die nicht in heftiger, feuriger Stimmung gedacht wird, und sich *verbergen* mußte, um nicht ihres Zwecks zu verfehlen.

Ich glaube daher, daß Ossip minder heftig, feurig und jugendlich, sondern kälter, feiner und erstarkter, und mit einer langgenährten Erbitterung gegen die Menschen, vornehmlich gegen die Freyen gefaßt werden muß, bey welcher die Erinnerung an seine Liebe als ein Lichtblick des Gefühls erscheint, welches diese Erbitterung geschärft hat, und ihr immerfort Nahrung gibt. Bey dieser Auffassung tritt der Fürst in die eigentliche innere Abhängigkeit von ihm; er wird, wie Ossip selbst sagt, das verwöhnte Kind, das sich selbst nicht zu leiten versteht, und jene Erinnerung an die theure Arinia macht, wie es scheint, einen noch rührendern Eindruck, da sie die einzige Spur von *Wärme* des Gefühles ist. Der Troz auf seine ehliche Geburt und die ganze nationelle Physiognomie dieses Charakters lassen sich damit, wie mir es scheint, recht wohl vereinigen. Ich überlasse indessen andern die Beurtheilung meiner Meynung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. November 1826.

Es ist viel leichter, einen Berg mit einer Nadelspitze zu entwurzeln, als den Hochmuth aus dem Herzen des Menschen verdrängen.

Dschamy.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Fortsetzung.)

Wie die Gesellschaft in dieser harmonischen Stimmung der eintretenden Abendkühle an der alten Dame Lieblingsplatz, einem hart an der Landstraße gelegenen Tempel — so nannte sie diese Gebaulichkeit, die aber, redlich gesagt, nur einer riesenhaften Pomadebüchse glich — genoß, sah man eine Art einspännigen Fourgon daherfahren, der an dem nahen Wirthshause hielt, worauf bald der Hausknecht ein Billet des Junkers brachte, das die flüchtige Bitte an seine Mutter richtete, dem Oberlieutenant, Prinz Saalbach, und dem Rittmeister, Graf Balbi, ein Nachtquartier zu geben, indem er und Tungern Abrede genommen, mit ihnen in das benachbarte Mineralbad zu gehen und die angenehme Gesellschaft dieser Herren wohl der Gastfreundschaft werth sey. Der alte Herr besann sich schnell auf die Familienverbindungen beyder Herren und war über ihren Besuch sehr erfreut. Frau von Seidel fand denselben etwas lästig und stand, Eusebien seitwärts ansehend, langsam und murrend auf, ihre häuslichen Anordnungen zu treffen. Diese aber eilte mit einfacher Herzlichkeit zu ihr, anmuthig schmählend, daß sie solle vor der Zeit Amt und Würde verlieren, verabredete die Zimmereintheilung und ging, Eduard einen Handkuß zuwerfend, in das Haus. Eduard schämte sich der Verstimmung, die er plötzlich in seinem Innern empfand, er ging in dem nahen Laubgang auf und ab, und der Seelenforscher würde an seiner veränderten Haltung wahrgenommen haben, wie er bald mit sich im Klaren mit festem Schritt und erhabnem Haupt wieder in den Tempel trat, eben wie Antonie, wahrscheinlich ihrer Mutter antwortend, ihn mit den Worten: „Ich will mich doch ein bischen anziehen,“ verließ.

Die angekündigten Gäste ermangelten nicht, noch vor Nacht mit Gelärm und einer großen Zahl von Reitknechten und Jägern in das Dorf einzuziehen. Junker Max stellte sie vor; Herr von Tungern machte ein sehr verlegenes Gesicht, das einige Versuche machte, in Trotz überzugehen. Sobald man Platz um den reichlich mit Erfrischungen besetzten Tisch genommen hatte, bemerkten seine Blicke, die gleich beym Eintritte Halwyls ruhigem Auge begegnet waren, ihn aber jetzt von der Seite suchten, wie er neben Eusebien sitzend, diese mit einer unbefangenen Vertraulichkeit unterhielt, die in ihm Angst und böses Gewissen erregte. Der alte Herr, der bis jetzt von dem Wohlbehagen, einen Prinzen und einen Grafen in seinem Hause zu bewirthen, etwas zerstreut gewesen war, hatte Herrn von Tungern um der Begleitung willen, in der er ankam — denn sein Sohn hatte ihn beym Eintritt belehrt, die beyden mit Orden gezierten Helden seyen Herrn von Tungerns alte Freunde von mehr wie einem Badeorte her — mit einer ihm nicht zugedachten verbindlichen Höflichkeit begrüßt, jetzt aber bemerkte er, wie dessen verlegene Blicke nach den beyden Liebenden hinsahen. Er vergaß, daß er jenem mit einem gewissen Aufwand von Moralität seine Anträge an Fräulein Croussol hatte zurückstellen wollen und

Digitized by Google

bereitete ihm und dem größten Theil der Gesellschaft eine kühne Ueberraschung. Bebende umschritt er nämlich den Halbkreis der Stühle, ergriff Eusebiens Hand und sagte, an die vier angelangten Männer gerichtet: „Sie erlauben mir die Ehre, Ihnen in der Tochter eines meiner ältesten Freunde, Fräulein von Croussol und Herrn von Halwyl aus einem reichen Hause in Baltimore als ein Brautpaar vorzustellen, dessen Glück mich mit recht väterlicher Freude erfüllt.“ Wirklich hätten unsere größten Bühnenkünstler die sich nun darstellende Gruppe studiren können. Diesen Knalleffekt des père noble hatte Niemand erwartet. Der Kammerrath stand, Eusebien, die mit glühenden Wangen erschrocken und fragend nach Eduard hinblickte, an der Hand vorn auf dem Proscenium, wie gegen die fürstliche Loge gewendet; Halwyl sah nur seiner Geliebten peinliche Verlegenheit, die ganze übrige Umgebung war für ihn höchst unbedeutend, er stellte also den wahren Liebhaber dar. Unter den Uebrigen war Tungern ohne Zweifel die ausdruckvollste Gestalt — er hatte Lust vor Freude zu jauchzen — denn dunkel aber urplötzlich begriff er, daß, sobald Eusebie Halwyls Braut sey, sein Kapital ihm sicherlich zurückgestellt werde. Allein es regte sich in ihm eine zweyte, wahrlich noch dunklere Empfindung, der zufolge er — wenn nicht Streit mit dem trotzigen Amerikaner anfangen, doch sich an ihm — er wußte nicht warum — zu rächen gewünscht hätte. Endlich flocht sich eine dritte und überwiegende Seeleneigenschaft ein, die man bey Weibern unbedenklich Furchtsamkeit nennen darf, und die hier den Ausschlag gab. Denn er schloß sich mit ziemlich guter Art an die glückwünschenden Kriegshelden an, indeß diese, so gut sie es vermochten, die schöne Braut mit galanten Redensarten übergossen. Da Halwyl diese schaale Galanterie bald in die Ufer des gewöhnlichen Gesprächs einzudämmen wußte, zog Tungern den Kammerrath bey Seite und drückte ihm sein Erstaunen und seine Neugierde aus. „Stille, stille, Herr Baron, antwortete dieser, ungeduldig über die Unterbrechung der herrlichen Scene. Sie können Gott danken: Ihr Kapital will kein Mensch. Die paartausend Thälerchen Schuldgeld, fuhr er mit drolliger Pantomime fort, hat die Braut den Armen geschenkt und den schönen Vorschlag von katholisch werden hat kein Mensch wie Halwyl erfahren. Verderben Sie Ihr Spiel nicht selber, so stehen Ihre Sachen gut.“ Kaum gesprochen, so drängte er sich wieder zu seinen Gästen, welche, den Umständen nachgebend, Antonien fortan ihre Huldigung zollten. Ein ganz anderer Genius schwebte jetzt über diesem Cirkel, als der, der vor wenigen Stunden seine Fittige ausgebreitet hatte, — der Genius eitler Gefallsucht, vergnügenshungrigen Müßiggangs — aber er fand hier seine Weide und verbreitete Lustigkeit um sich her. Noch ehe man sich zum Schlafengehen trennte, vermochten die liebenswürdigen Gäste den Kammerrath, seine Abreise in das Bad, die einen Monat später stattfinden sollte, schon auf die nächsten Tage anzusetzen, um damit einige Streifzüge in die reizenden Thäler des Fichtelgebirges zu verbinden. Unterdessen hätte das Bad Zeit sich mit Gästen zu füllen. Diese Einrichtung zog eine Einladung an die beyden Fremden nach sich, ihre Abreise um ein Paar Tage zu verschieben, und man trennte sich, ein Jeder mit Planen für seine nächste Zukunft beschäftigt.

Halwyl hatte auch die seinigen entworfen; nachdem er den folgenden Morgen mit Eusebien eine kurze Unterredung gehabt, begab er sich zu dem Pfarrer und theilte ihm seine Verhältnisse zu Eusebien mit und trug ihm die Bitte vor, ihn und seine Braut, nebst seiner Frau nach Neufchatel zu begleiten, wo er Eusebie ihrem würdigen Pflegevater zuzuführen gedachte. Die fromme Braut bestand darauf, die Einwilligung des Vaters Halwyl aus Baltimore abzuwarten, ehe sie die Kirche ihren Liebesbund besiegeln ließ; Eduard ehrte diese Gesinnung, obgleich sie ihm das erste Mal das Meer als unermeßlich darstellte, denn Monate mußten über diesen Briefwechsel vergehen. Allein wie konnten sie den Liebenden süßer verfließen als unter den Augen des Mannes, der seine Geliebte als Vater gepflegt hatte, als in der Gegend, wo sie nun zehnfach die Wohlthaten an Andern vergelten konnte, die gute Menschen ihrer hülflosen Jugend ertheilten. Dem Pfarrer von Goldmühl, welcher oft seiner Sehnsucht, die Schweiz zu sehen, gegen Fräulein Croussol erwähnt hatte, ohne je an die Möglichkeit, sie zu stillen, denken zu dürfen, kam der Vorschlag wie die Erscheinung eines Zauberbildes vor, die Frau Pfarrerin sah das Unmögliche vor ihren Augen in die Wirklichkeit treten. Des Kirchenpatrons, Baron von Seidel, Einwilligung durfte Halwyl voraussetzen; Kinder standen nicht im Wege, denn der einzige Sohn besuchte das Gymnasium zu Baireuth, ein Vetter Kandidat, der indeß alle Sonntage für die gnädige Herrschaft beten und neben etwas predigen konnte, fand sich unter der Hand, kurz es fügte sich Alles viel zu natürlich, um etwas darüber sagen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Der Schauspieler *), der in Kabale und Liebe den Ferdinand und die bekannte ergreifende Scene mit seinem Vater im Hause der Geliebten mit wohlthuender

*) Warum ich seinen Namen nicht nenne? Erstlich weil es eine Unsumme von Schauspielern seines Ranges in Frankreich gibt. Dann aber, weil man ihm von einer unserer ersten deutschen Schauspielerinnen sprach, die unlängst in Paris war, und ihn persönlich kennen lernte, er aber kein anderes Wort hervor-

Digitized by Google

Leidenschaft spielt, wurde hierüber von einem Ausländer, dessen Urtheil er wohl achten durfte, mit freundlichen Lobsprüchen überhäuft und gefragt, weßhalb er in keinem andern Trauerspiel auftrete? Verwundert erwiederte er: „Ich spiele nie im Trauerspiel; wie kommen Sie darauf? Das ist mein Fach gar nicht.“ Diese Antwort erklärt so manches Unglaubliche hier. — Wenn man einen so eingefleischten Franzosen, wie z. B. den so eben nicht genannten Schauspieler, über deutsche Art und Kunst raisonniren hört, so erschrickt man ob der Möglichkeit, daß man sich vielleicht eben so täusche, eben in der Welt zu seyn glaubte, während man sich unbewußt nur in einem mehr oder minder weitern Nationalgefängniß befände. Bey aller gepriesenen Vielseitigkeit haben wir dieses, wir Deutsche, zu bedenken!

Der französische Künstler, der sich einen neuen Weg bahnt, ist mehr zu bewundern als jeder andere, weil ihm Autorität und Herkommen hier mehr als irgendwo mächtig, ja allmächtig entgegenstehen. Wird es nun schon dem einsam arbeitenden Künstler so schwer gemacht, seinen Genius erstlich nur aufzufinden und dann, ihm folgend, Neues und Originales zu schaffen, so muß der, welcher dieses dem beharrlichen und reizbaren französischen Publikum gegenüber thun will, sich wahrlich seinen eigenen neuen Weg durch Felsen brechen. Um so bewundernswürdiger war Talma, der dieses in einem Maße that, wie vor ihm noch kein Anderer. Denn mehrere Jahre mußte er mit dem Publikum kämpfen, dem Ausbruch des Mißfalls die Stirne bieten und festfstehender Beharrlichkeit noch festere entgegenstellen, bis daß er endlich mit den Pfeilen der Wahrheit und Ueberzeugung den breiten Schild des abergläubigen Herkommens allmählig zerstückte. Ob er ohne die Kenntniß der englischen Bühne (er sah sie schon in zarter Jugend und später im Mannesalter wieder) seinen Genius nur aufgefunden hätte, kann dahingestellt bleiben; man möge es, wie seine Gestalt, sein ausdrucksvolles Antlitz, seine klangreiche Stimme und seine vielfältigen Gaben, der Gunst der Musen zuschreiben; doch bleibt ihm des eigenen künstlerischen Verdienstes genug. Denn ohne Unterlaß hat er fortwährend an sich gearbeitet; und wahrlich! mit vollem Rechte durfte er einem kunstverwandten Freunde, der ihn seit einer Reihe von Jahren nicht spielen sah, mit vollem Rechte durfte der sechzigjährige Künstler ihm sagen: „Erst jezt werden sie mich sehen, erst jezt bin ich Schauspieler und werde erst binnen einigen Jahren zeigen, was ich in meiner Kunst vermag.“ So neu aber, so abweichend von dem herkömmlichen Gange französischer Tragik war die Bahn, die er beharrlich sich brach, daß er jezt nicht nur hoch über seiner Umgebung, sondern fern von ihr einsam und allein dastand. Keiner, keiner vermochte ihm nachzuschreiten. Auch dieses würde dem schöpferischen Genie in jeder andern selbstständigen Kunst leichter geworden seyn. Aber auf der Bühne, wo ein Verein, ja eine Einigung von Künstlern das Werk erschaffen soll, wo also das Genie Rücksichten auf das Bestehende nehmen, seine Erfindung modifiziren, hier zurückhalten, da nachgeben und sich unterordnen mußte, um durch das Disparate seiner Ueberzeugung und Eingebung das Ganze nicht zu zerstören, wie schwer wurde ihm nicht hier, das zu vollbringen, was er vollbrachte — nämlich ein durchaus Neues in einer fast abgegränzten, und innen fertig ausgebildeten Kunstsphäre zu erschaffen! Indessen vermag ich wohl zu begreifen, woran er noch immer ohne Unterlaß an sich arbeitete, was ihm hie und da in dem eigenen Spiel noch immer nicht genügte.

(Die Fortsetzung folgt.)

brachte, als das wegwerfende: Joue t-elle encore toujours là bas? . Wir wissen là bas von seiner Existenz nichts, und ich will nicht dazu beytragen, das Gedächtniß der Deutschen mit dem Namen eines Spielers vom dritten Range zu beschweren.

Recht und Unrecht.

Alles ist recht, was das heilige, lichte Gewissen gebietet;
Unrecht Alles, was recht vor der Sophistik erscheint.

Der erobernde und der friedliche Fürst.

Wenn der erobernde will, daß Alle sterben für Einen,
Will der friedliche, daß Alle nur leben für Ihn!

Der Führer zum Ziele.

Was mein reines Gemüth hier suchte, das sucht' es vergebens:
Täuschung fand es und Lug, Ueberdruß, Eckel und Qual.
Rastlos sucht' es doch fort, und fand im Glauben die Ruhe.
Dieser nur wies mir den Weg, ewige Liebe! zu dir!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Fortsetzung.)

König Lear.

Alle Verehrer der großen Tragödie waren darauf gespannt, den großen Künstler diese Aufgabe lösen zu sehen. Der großen Sonnenhitze ungeachtet war das Haus fast übervoll. Ein zweckmäßiges Musikstück — ein seltner Fall — unterstützte die Stimmung, mit welcher Shakspear's Geist empfangen werden muß. Die Scene öffnete sich. Kent verkündigte seinem Freunde Glocester, wie der alte König, der Regierung satt, das Reich unter seine älteste Tochter getheilt, die jüngste aber, weil sie nicht in täuschenden Liebesworten mit jenen gewetteifert, in seiner Heftigkeit enterbt habe, und wie er selbst im redlichen Bestreben, den König von diesem Schritte leidenschaftlicher Uebereilung abzuwarnen, verbannt werden sey. Darauf wird Edmund vorgeführt, und dessen boshafte Intrigue gegen seinen

Bruder beginnt. — So wird also, nach der Bearbeitung der Tragödie, welche hier zum Grunde gelegt wird, wahrscheinlich der Kürze wegen, und um den schnellen Scenenwechsel zu vermeiden, die Handlung Lears, um welche sich hier Alles dreht, nur erzählt. Dieß hat die zweckwidrige Wirkung, daß wir so nur die schweren Folgen dieser Handlung unmittelbar erfahren, während sie selbst mit ihren Motiven in den Hintergrund, die Episode aber mit Gloster und seinen Söhnen gewissermaßen in den Vordergrund tritt. — Schon soll der König die Folgen seiner Unbesonnenheit empfinden; schon ist er Goneril, seiner ältesten Tochter, lästig geworden; sie gebietet ihren Dienern, ihn zu vernachlässigen. Lear kommt von der Jagd, verlangt zu essen, und ruft zu seiner Ergötzlichkeit seinen Narren. Er will seine Tochter sprechen; der Hausmeister derselben bleibt die Antwort schuldig. Der König ist auf dieses Betragen schon seit einiger Zeit, wie er sagt, im Stillen aufmerksam geworden, aber er hat es nicht für Absicht halten wollen. Die schneidenden Einfälle des nun auftretenden Narren, der seit der Abreise Cordeliens nach Frankreich sich nicht hatte sehen lassen, werfen mehr Licht auf dieses Verhältniß. So ist die Wirkung, welche Generils Vorwürfe nun auf Lear machen, vorbereitet. Der Greis, der bisher den leichten Argwohn überwand, und nur den Dienern Schuld gab, traut seinen Augen und Ohren nicht. — Hier ist der erste große Moment in Devrients Darstellung.

Ueberhaupt muß ich bemerken, repräsentirt dieses Künstlers Erscheinung und Maske Lears Charakter vortrefflich. Seine dunkeln, tiefliegenden Augen, in denen eine gewisse Heftigkeit aufleuchtet, der breite, ansehnliche Bart, der den Kopf einfaßt, und ihm die Würde des Alters gibt, stimmen ungemein gut dazu. Seine Kleidung ist die eines Ritters, stattlich, aber nicht prächtig, um so unverkennbarer scheint die innere Majestät aus seinem Aeußern hervor. Es macht einen großen Eindruck, wenn Devrient, der bey den Worten: bist du meine Tochter, mit etwas gedämpfter Stimme sein Staunen ausgedrückt hatte, zu den Umstehenden gewendet, hier dieselbe zum ersten Male mit vollem Nachdruck erhebt: „Kennt mich Jemand hier? etc." Der Zuschauer empfindet hier vollkommen das Gefühl der beleidigten Majestät des Vaters. Die Vorwürfe und Forderungen werden heftiger. Sein Gemüth ist so empört, daß er zuerst nur in kurzen Ausrufungen spricht; dann ihren Vorwürfen mit edlem Zorn antwortet, und seine Unbesonnenheit zum ersten Male bitter bereut. Wie eine stürmende Woge steigt seine Heftigkeit, und nun donnert er den schauderhaften Fluch gegen Goneril. Daß sich Devrient in einiger Entfernung von ihr gegen sie zurückwendet, während er ihn spricht, ist sehr gut gedacht; denn ihm schaudert vor ihr und mit solchem Schauder eilt er auch ab. So warmen Ausdruck der Liebe er früher (in der weggelassenen Scene) verlangte, so tief und unwiderstehlich ist nun sein Zorn. Er eilt ab, aber er kommt sogleich zurück; weil sein Gedanke sich von dieser Scene noch nicht losmachen kann. Hier ist eine Veränderung in der Anordnung vorgegangen. Lear ist nicht fähig, dem herbeygekommenen und fragenden Herzog Alban den Vorgang zu erzählen; unwillkührlich wendet sich sogleich seine Rede der Tochter wieder zu. Sein Stolz erhebt sich unter Thränen; es lindert seinen Schmerz, ihr noch zu sagen, daß ihm noch eine Tochter geblieben ist, die diese Unkindlichkeit rächen werde; ein Gedanke, der ihn dem ahndenden Zuschauer noch mitleidswürdiger zeigt. Des Narren Worte nähren diese Stimmung. Hier können wir den feinen Unterschied, der sich zwischen dem Verhalten Lears gegen den Narren in diesem und dem früheren Gespräch zeigte, nicht unbemerkt lassen. In jener Scene vom Anfang war Lear nur in einen leichten Argwohn befangen, der durch den Vorfall mit dem Hausmeister neue Nahrung empfängt; sein Narr sollte ihn erheitern; er spricht also hier mehr mit und zu ihm. In der leztern Scene aber wirkt der bittre Eindruck unverlöschbar nach, Lear ist so sehr in die Vorstellung des Vergangenen verloren und mit sich beschäftigt, daß er die Worte des Narren nur zum Theil vernimmt, und nur mit halber Aufmerksamkeit antwortet. — Sein Abgehen mit ihm hat etwas Rührendes. Herr Devrient lehnte sich auf ihn. — Der zweyte Aufzug begann. Edmund treibt seinen Bruder boshaft zur Flucht. Darauf kommt der Haushofmeister Generils, der den Bericht an Regan überbringen soll; Kent stellt sich ihm in den Weg, fängt Händel mit ihm an, und muß seinen Unwillen gegen den niedrigen Knecht in den Fußblöcken büßen. Hier sollte Lear erscheinen — da wurde der Versammlung angekündigt, daß Hr. Devrient unwohl geworden, und um Geduld bitte. Zur einstweiligen Unterhaltung der Versammlung wurde der Vorsatz von Holbein eingeschoben, und von unserm Hrn. Devrient, (dem Neffen) und dessen Gattin, mit solcher Sammlung und Gewandtheit dargestellt, als ob eben die Probe dazu gewesen wäre. — Nach Endigung dieses kleinen Stücks wurde angekündigt, daß Hr. Devrient sich nicht fähig finde, die Rolle des Lear an diesem Abende auszuspielen. Dafür wurde noch das Lustspiel Männertreue gegeben. Die ganze Versammlung war darüber sehr betroffen, und ein ansehnlicher Theil suchte das Freye. So hatten wir nur die große Anlage zu einem tragischen Charakterbilde gesehen, deren Ausführung ohne dieß Riesenkräfte zu erfordern schien.

Die nächste Darstellung am folgenden Tage, an welchem Hr. Devrient glücklich wieder hergestellt war, war erstens

Der arme Poet, Lorenz Kindlein.

Hier verbindet Devrient die sprechenden Züge einer rührenden Schilderung, unter welchen gränzenlose Gutmüthigkeit und Zufriedenheit bey den dürftigsten Umständen, Zartheit und Kindlichkeit des Herzens verwebt mit dem Gefühle geistiger Beschränkung die hervortretendsten sind, in eine vor uns stehende und lebende Persönlichkeit mit einer solchen Macht der Gegenwart, daß auch der fleißigste Theaterbesucher das Theater vergessen muß, und in den rührendsten Momenten dieser Schilderung sich der Thränen nicht enthalten kann. Hierher gehört der Moment, wo der Alte nach langem Darben sich des köstlichen Trunks erfreut, und bey demselben „der Ruhenden unter dem Grase" gedenkt; wo er nun gesprächiger und aufgeregter durch den Wein seine frühere Geschichte erzählt; die erste Erinnerung seiner Liebe und der Trennung von der Geliebten ihn überwältigt, ja auf Augenblicke sprachlos macht; und später die betäubende Freude beym Finden einer Tochter, die er mit krampfhaftem Entzücken festhält. Ich kann hier nur im Nachgenusse der Erinnerung sagen, daß der Künstler in jeder Miene, jedem Tone mit dem geschilderten Charakter eins war, was ein unverrücktes Festhalten des bestimmten Bildes durch die Einbildungskraft, und Ausschließen alles Fremdartigen voraussezt. — Das Einzige könnte man fast wünschen, daß Hr. Devrient in dieser Schilderung eine, an's Alberne gränzende Uebertreibung, zu welcher der Dichter sich bey diesem Charakter, wie oft verleiten ließ, ganz tilgte, das ist nämlich der Umstand aus der Erzählung, daß Kindlein den lezten Zuruf der Geliebten durch den Telegraphen schreibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verleger von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. November 1826.

Die Zeit, die zwischen offenbarter Liebe
Und dem geschloss'nen Bunde am Altare
Mit ihrem nie geahnten Zauber lieget;

Sie ist's, die aus dem irdischen Getriebe,
Ein Meteor für alle Lebensjahre,
Zum Himmel steigt und jeden Schmerz besieget.

G. Döring.

Gleich und Gleich gesellt sich.

(Beschluß.)

Der Kammerrath war mit der ganzen Einrichtung zufrieden, er hatte einen neuen Bewunderer seiner Armenschulen, Spinnmaschinen, Industrieanstalten gefunden. Der Graf Rittmeister theilte seine Zeit auf das Vortheilhafteste zwischen der Bewunderung des Vaters und der Tochter. Es war eine chemische Scheidung in der Gesellschaftsmasse von Goldmühl vorgegangen, bey welcher unser Brautpaar als fremdartig obenauf schwamm, indeß die übrigen Elemente brodelten und gohren. Eusebie war wenig im Salon, sie ordnete Alles zu ihrer Abreise, Halwol bewegte sich frey unter den Männern, denen keiner ihm seine Geltung streitig machen wollte. Der Oberlieutenant, Prinz Saalbach, mit etwas gebildeterm Kopf und ohne besondern Trieb, des Rittmeisters Nebenbuhler zu werden, der wunderlicher Weise von einigen liberalen Begriffen angesteckt war, schloß sich sogar geflissentlich ihm an. Antonie hatte fast vergessen, daß aus Eusebien etwas anders werden sollte als ihre bescheidene Gesellschafterin, als sie durch die Ankunft des allereleganteſten Reisewagens daran erinnert ward, den Halwol in aller Stille von seinem schwarzen Billy in Bamberg hatte kaufen lassen — ja der geschickte Neger hatte sich dort so gut zu helfen gewußt, daß er für seines Herrn schöne Braut den zierlichsten Staubmantel, den köstlichsten Florentiner Strohhut und andere Herrlichkeiten, wie sie Antoniens Toilettenschatz nicht aufwies, mitgebracht hatte. Zum Mißbehagen hatte sie nicht Zeit, denn Eduard nahm die Gelegenheit wahr, indem er die alte Dame verbindlich um die Erlaubniß bat den folgenden Tag mit seinen Gefährten abreisen zu dürfen, unter die drey Damen den Inhalt eines Schmuckkästchens auszutheilen, das er im möglichen Fall für Antonie allein mitgebracht haben mochte, und aus dem auch diese einen Rubinschmuck erhielt, der ihr als blühender Blondine wirklich wunderschön stand. Die alte Dame empfand einen ungewöhnlichen Reiz in der Nase, den sie vor Niesen hielt, im Erfolg aber wirklich als ein Paar gefühlvolle Thränen ergoß, als sie einen schönen Diamant an ihren Finger gesteckt sah. — Der Kammerrath kam eben zur rechten Zeit dazu, um diese Herrlichkeiten zu bewundern, er brachte aber selbst eine bessere mit: die Antwort des Magistrats von C., dem er noch am Tage der Verabredung die Eröffnung seiner Absicht: in seiner Vaterstadt eine Stiftung zur Unterstützung armer Waisen zu gründen, bekannt gemacht hatte. Diese ehrbare Behörde erhob den Edelmuth des reichen Mannes bis über die Wolken und nahm die Gabe dankbarlichst an. Diese Nachricht färbte die Bilder der nächsten Vergangenheit, welche die glänzenden Gäste etwas verbleicht hatte, wieder auf, so daß der lezte mit dem Brautpaar zugebrachte Abend nicht ohne gutmüthige und weiche Empfindungen vorüberging.

Die Badereise nahm nun das ganze Gemüth der Damen, nahm den Beutel des alten Herrn in Anspruch; man

durchzog die schöne Gebirgsgegend zu Fuß und zu Pferd mit der Mama, ohne sie; Antonie, der Obhut des Bruders übergeben, auch in Gesellschaft anderer Badegäste. Aber der Erzähler findet hier durchaus keinen Stoff zu einem interessanten Bericht. Der Leser, welcher Badeorte kennt, würde sagen: das ist das langweilige Badeleben, wie man es überall führt, der Arme, dem diese glanzvolle Welt nie zu Gesichte kam, dürfte uns vorwerfen, daß wir neue und alte Taschenbücher abschrieben. — Lieber versichern wir ganz anmaßungslos, daß das Badeleben der Gesellschaft von Goldmühl aus allen den Bestandtheilen zusammengesezt war, die jene Taschenbuchsnovellen so hinreißend machen. Der Rittmeister und Antonie zogen den besten Nutzen von den Bällen, Riechfläschchen, Serenaden, niedrigem Buschwerk und offenen Alleen, der gute Prinz Lieutenant war der rathgebende Freund; ein reicher Pole, welcher zu Antoniens größtem Aergerniß für gar nichts anderes Gefühl hatte als den grünen Teppich, sah sich endlich genöthigt, den Baron von Tungern, welcher bis dahin sich bemüht hatte, in der Geschichte die Rolle des Bösewichts zu spielen, wegen eines .... Versehens an der Pharaobank auf eine Art zurechtzuweisen, welche dessen schleunige Abreise nach Dobberan veranlaßte, wo er, wie die geheimnißvolle Schlange mit einer neuen Haut angethan, wieder glänzend aufgetreten seyn soll. Der Schluß der Erzählung zeigt uns Antonien als Gräfin von Balbo; den alten Herrn als etwas unmuthig, weil der bestimmte Brautschatz seiner Tochter nicht hinreichte, die Güter des Schwiegersohns von den dringendsten Schulden zu befreyen; die Frau Kammerräthin, welche der Frau Pfarrerin jedesmal erzählte, wenn ihre Gräfin Tochter einen Hofball besucht, oder vom Fürsten angesprochen worden war.

Und Halwyl mit seiner Braut? — Wenn sich von dem künstlichen Gewebe eines so prächtig verbrämten Schicksals, wie das der Badegesellschaft von Goldmühl gar nichts Neues sagen ließ, wie sollte ein armer Erzähler es wagen, von so einfachen Sterblichen zu sprechen, wie die, welche in dem kleinen Pfarrhause zu St. Aubin am Jura vereinigt waren? Dank und Liebe vereinigten sie in der großen ernsten Natur. Wohin Eduard seine Geliebte führte, kam ihr der Segen für geleistete Wohlthaten, oder die Freude von ihr empfangene so herrlich gelohnt zu sehen, entgegen. Wie der ehrwürdige Pfarrer am Kommuniontage, auf dessen Feyer sich Eusebia lange gefreut hatte, ihr wieder mit den Gefährten ihrer Kindheit das heilige Brod darreichte, wäre vor freudigem Zittern fast die symbolische Gabe seiner Hand entfallen, und wie sie der Zeit gedenkend, wo sie von fremder Milde, im ärmlichen Gewand gekleidet, hier zum ersten Mal den Bruderbund der Christen gefeyert hatte, und nun von dem liebestrahlenden Blick eines großmüthigen Geliebten bewacht, von ihren ehemaligen Gespielen umgeben, den Kelch an ihre Lippen hob, rollten ein paar Tropfen in das heilige Gefäß, und weihten es zum würdigen Opfer der Gottheit.

Vater Halwyl hätte dem Brief, welcher Eusebien in seine Arme rief, gern die Flügel des Windes gegeben; — er kam noch früh genug in der liebenden Hände, um ihre Seereise vor dem Eintritt der Herbstzeit zu erlauben. Der Pfarrer von St. Aubin hatte die Freude, seiner Pflegtochter Ehebund in seiner Kirche zu weihen. Von nahe und ferne versammelten sich die Wohlthäterinnen von Eusebiens Kindheit, um ihres gelungenen Werks sich zu erfreuen, alle ihre Gespielinnen erhielten ein Andenken dieses Tages, alle Armen in der Gegend sahen dem nächsten Winter, dankbar für Halwyls Spenden, sorglos entgegen, und günstige Lüfte führten das Schiff, das die Liebenden trug, an Amerikas Ufer, und schon Jahre lang in dem frohesten Familienkreis lebend, erzieht Eusebia Kinder würdig ihres Gatten freyen Vaterlandes.

Th. Huber.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Ein gang und gäbes Urtheilswort des hiesigen konventionellen Kunstinstinkts hat mich hierüber aufgeklärt. Sie sagen nämlich, Talma's Spiel sey ungleich gewesen — und darin haben sie, die Vertheidiger des Herkömmlichen, recht, wenn gleich sie sich selbst dadurch verurtheilen. In den Gränzen nämlich festgehalten, welche bey den Franzosen fester und enger als bey jedem andern Volke, um das Gebiet der mimischen Kunst durch Nationalität und sprachliche Konvention gezogen sind, in diesen Gränzen festgehalten, fielen jene Theile seiner Darstellung, wo er der Konvention nothgedrungen nachgeben mußte, freylich ganz anders aus als jene andere, wo er mit genialer Eingebung dasjenige, was er der Natur ablauschte, künstlerisch-treu wiedergab. Aus jenen Gränzen konnte er nun einmal nicht heraus, da er nicht aufhören konnte, als französischer Schauspieler vor einem französischen Publikum aufzutreten. Sein fortwährendes Bestreben ging also dahin, diese beyden streitenden Elemente harmonisch zu verbinden. Welche Kunst er hiebey anwendete, wie großartig ihm dieses hier gelang, dort ihm die unvereinbaren Stoffe widerstrebten, wie er sie bald mit Riesenkraft zusammengeschmiedet, bald durch ein drittes, das er hinzuthat, ineinander zu locken wußte, dieß war für den Aufmerksamen ein höchst merkwürdiges und erfreuendes Schauspiel im Schauspiel. Genugthuend war es dabey und belehrend, zu beobachten, bey welchen Stellen das französische Publikum, unwillkürlich ergriffen, in lauten Applaus ausbricht, bey welchen einzelnen Reden ein Bravo! ein c'est délicieux! ein staunendes comme il a dit ça! ertönte. Gerade dann geschah dieses, gerade da war das Publikum wahrhaft ergriffen, wo er, die

Digitized by Google

stereotype Melodie des konventionellen Pathos verlassend, unverfälschte, reine Naturtöne gab, begleitet von eben so natürlicher und durchaus angemessener Mimik. Auch ich habe Talma vor vielen Jahren gesehen und glaube damals bemerkt zu haben, daß jene ergreifende Theile seiner Rollen mehr als Stellen, d. h. vereinzelter und in größeren Intervallen vorkamen. In diesen einzelnen Stellen nur stellte ich ihn dem größten Schauspieler, den ich kannte, dem zweyten Schöpfer des Wallenstein, Fleck, zur Seite, mit welchem er — im Vorbeygehen gesagt, — die größte Aehnlichkeit in Gestalt, Bewegung, Mienenspiel, Stimme und Auffassung von heldenhaften Charakteren hat. In seiner lezten Zeit hatte Talma, nach seinem eigenen Urtheil über sich, einen Fortschritt in seiner Kunst gemacht, eine neue Epoche begonnen. Alle seine Bemühung, so bemerkte ich — ging jezt darauf hin, jene vereinzelnte Stellen immer näher aneinander zu rücken, die Intervallen des konventionellen Spiels immer kleiner zu machen, und auf diese Weise — nicht etwa seine Rolle aus Einem Guß und als abgerundetes Ganzes zu geben, welches ihm ja schon früher gelungen war — sondern das herkömmlich-konventionelle Spiel, allmählig und ohne daß es die Zuschauer gewahr wurden, zu vernichten. Nur auf diese Weise war in dem Kampf mit der alten, breit- und festgewurzelten Autorität der Sieg möglich. Talma hat ihn errungen, vollkommen errungen in einem der neuesten Trauerspiele Charles VI., und in der Rolle dieses gutmüthigen und wahnsinnigen Königs. Hier hat er jene der Natur abgelauschten und mit künstlerischer Genialität wiedergegebenen Stellen so unendlich nahe aneinandergerückt, daß sie eine Linie, eine Schönheitslinie bilden; hier war er — und es ist das Höchste, was ich, meiner innigsten Ueberzeugung gemäß, von einem tragischen Schauspieler sagen kann! — hier war er größer, gewaltiger, vollkommener als selbst Fleck in der Rolle des Wallenstein. — Von dem Stücke ist nicht viel zu sagen; ich hörte selbst von dem Publikum neben mir, daß man es ohne Talma's großartiges Spiel kaum ertragen würde. Dennoch muß man dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen; er ist, wenigstens in der Zeichnung seines Karls VI., der Geschichte treu geblieben, und so ist ihm das Gemälde eines wirklichen und individuellen Wahnsinnigen gelungen, wie er auf diese Weise, so viel ich weiß, noch nicht auf die Bühne gebracht ward. — Auf welche Weise der König auf seinem Zuge nach Bretagne in wüthenden, mörderischen Wahnsinn verfiel, ist bekannt; eben so wie unvollkommen er geheilt wurde, immer wieder von Neuem in Tollheit verfiel, welches zu sieben Malen in einem Jahre geschah, und wie er doch lichte Wochen und Monate genug hatte, um Gesandte zu empfangen, im öffentlichen und geheimen Rathe zu erscheinen rc. Die Geschichte sagt von ihm, daß er in diesen lichten Augenblicken seinen unseligen Zustand vollkommen gekannt; ja vorgefühlt, wann ihn sein Uebel befallen wollte, und dann selbst um die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gebeten habe. Dieß leztere nun hat der Dichter trefflich benuzt und Talma — es gibt kein Wort dafür, wie — ausgeführt. Er erschien bey völligem Verstande, aber schwach und von seinen Freunden unterstüzt, auf der Bühne. In jedem Blick, in jeder Bewegung sah, in jedem Tone hörte man den Kranken; man nahm es wahr, wie er in Allem geleitet ward, wie er sich König, Vater, Mensch fühlte und doch nicht die Kraft hatte, es zu seyn, wie ihn immer sein Gedächtniß verließ, wie er die Worte, ja die entschlüpfenden Gedanken suchte; bey dem Gleichgültigsten, das er sagte, fühlte man das Herz gepreßt. Er ward vorbereitet, den Sohn zu sehen, den er für seinen Feind hält, den er auf Anstiften seiner Gemahlin Isabelle von Bayern verbannt hatte; der Dauphin kam, lag zu seinen Füßen; und wie er nun zweymal mit steigender und das zweyte Mal erklärender Intonation rufte: „Dans mes bras! dans mes bras!“ ist unbeschreiblich; alle Vaterliebe nicht nur, sondern die ganze Geschichte dieser Verbannung, des Königs Reue, die Unschuld des Sinnberaubten, alles, alles lag in diesem einzigen Worte, und der Thränen und des lauten Beyfalls war kein Ende! Aber durch diese Gemüthsbewegung fühlt sich der König erschöpft, fühlt, daß sein Uebel herannaht, will nicht, daß ihn der Sohn in diesem elenden Zustande sehe, hält ihn zurück, da er ihm folgen will, und verläßt, von seinen Freunden geführt, die Scene. Alles dieses war so aus der Natur geschöpft, so wahr und doch so kunstreich dargestellt, daß es nur von dem Folgenden übertroffen ward. Im nächsten Akt nämlich, wo der König vor unsern Augen von dem Zustande ruhiger Schwäche zu wahnsinniger Wuth übergeht. Diese allmählige Steigerung des Verwirrtwerdens, diese bald geistige, bald körperliche Metamorphose, dieses Bewußtseyn, das sich erhalten will und der endliche Sieg der Krankheit! wie er vor dem Anblick der Gattin zurückschauderte, sie mit Vorwürfen überhäufte und, sie später mißkennend, ihr das Geheimniß seiner verabredeten Entführung anvertraute! alles dieses muß man von Talma gesehen haben, um es zu glauben, daß etwas dem Aehnliches nie auf einer Bühne der neuern Zeit dargestellt wurde. — So wie aber in dem Stücke mit den andern Charakteren umgesprungen ist, wie sie Natur und Geschichte verlassen, und rhetorisch verfälscht dem Patriotismus des französischen Publikums huldigen müssen, so auch in der Darstellung reden und bewegen sie sich in einer ganz andern, in der engen, herkömmlich-konventionellen Sphäre — und Talma stand auf dem Gipfel der Kunst, im Sonnenlicht der reinsten Kunstwahrheit, einsam und allein. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Fortsetzung.)

So wie nun diese vollendete Schilderung bis zu Thränen fortriß, so versezte dagegen die Darstellung des Kandidaten

Elias Krumm

in dem kleinen Lustspiele Kozebue's: der gerade Weg ist der beste, in den Zustand eines so überschwänglichen Vergnügens, daß wohl kein Hypochonder, der das Leben etwas kennt, ohne unaufhaltsames Lachen diese Darstellung ansehen konnte. Das erste Auftreten verräth schon den ganzen Charakter. Vor unsern Augen steht der devote geistliche Kandidat, der im steten Hinschaun auf eine geistliche Pfründe, eine feyerliche Haltung, und einen gestreckten Gang, kurz das gravitätische Wesen, durch welches er sich für die Verwaltung eines geistlichen Amts empfehlen will, und (wahrscheinlich durch vieles Predigen) eine monotone Bewegung und Modulation der Sprache, verbunden mit nicht ungewöhnlicher Verfälschung und Verwechslung der Vokale, wie sie besonders bey einem mechanischen Streben gewöhnlich ist, schon angenommen hat. Durch sein langes Leben in der Stadt hat er sich mit allen Wegen der trivialen Lebensklugheit bekannt gemacht, und übernimmt sich daher in Höflichkeiten, Komplimenten, Schmeicheleyen u. dgl. so sehr, daß er dadurch dem ungebildeten, aber gesunden Menschenverstande des Hauptmanns lästig und lächerlich wird. Sein Zartgefühl hat seinen Mitteln nie im Wege gestanden; dieß ist ein Gebiet, welches für ihn nicht existirt. Das Fortkommen ist ihm die Hauptsache. Daß er vor allen auf das Aeußere hält, sieht man an seiner Erscheinung; er will gefallen, daher ist er so sorgfältig, dem Stadtleben, welches er verlassen, und zugleich doch dem Aeußern des Standes, nach welchem er hinstrebt, gemäß gekleidet. Der Ton einer hohlen Feyerlichkeit stimmt ganz mit seinem Sinn für das Weltliche. So faßt Devrient diesen Charakter, und zum Vortheil der komischen Schilderung gibt er seinem Kandidaten ein etwas ältliches Ansehen, so daß er nahe dem Zustande des sogenannten Versauerns ist; denn hierdurch entsteht eine neuer Kontrast mit seinem weltlichen Wesen. Uebrigens bemerkte man an dieser Darstellung, welche Wirkungen Mäßigung und Konsequenz des Darstellers hervorbringen können. Im Uebrigen ist freylich die Aufgabe eine beschränkte, und unter den Kräften eines solchen Darstellers. —

Lear. (Fortsetzung).

Am 20sten August trat Devrient zum lezten Male auf, um seinen Lear zu vollenden. Es kann nur eine Meynung darüber seyn, daß dieses seine größte Leistung war. Das neulich gesehene Bruchstück hatte eine, wo möglich noch zahlreichere Versammlung in's Theater gezogen. Auch ist der Kraftaufwand bey Durchführung dieser Rolle zu bedeutend, als daß man hoffen sollte, den Künstler jemals wieder in diesem Charakter zu sehen. — Devrient legte heute den Lear ganz anders, und doch mit großer Wahrheit an. Er mäßigte nämlich den Kraftaufwand beym Fluch gegen Goneril, und sprach den leztern mehr in dumpfen, heiser klingenden Tönen, in welchen der Schauder vor der Fluchwürdigen noch mehr als der Zorn hervorstechen. Da ich oben ausführlich über das Auftreten dieses Charakters im ersten Akte gesprochen, so erlaube ich mir hier nur einige Fragen und Zweifel, einzelne Stellen betreffend. Kent antwortet dem König, der ihn fragt: wer bist du? — „ein ehrlicher Mensch, und so arm als der König.“ Der König bekräftigt dieß gewissermaßen, indem er sagt: „bist du als Unterthan so arm, wie er als König, so bist du arm genug.“ Daß der König mit seiner Lage schon unzufrieden ist, seinen Entschluß schon bereut hat, ist bey der Heftigkeit seines Temperaments erklärbar, und wird durch das vorhergehende Gespräch Gonerils mit ihrem Diener außer Zweifel gesezt. Aber nach meiner Empfindung gab Devrient diesen Worten doch schon zu viel Gewicht, er gab ihnen den Ton einer tief aus dem Herzen kommenden Klage. So weit, glaube ich, ist in dem angeführten Momente Lears Zustand noch nicht gediehen, und wenn auch an sich eine solche Klage wohl aufsteigen könnte, so scheint es doch der Intention des Dichters zu widerstreben, der uns den Unmuth Lears in seiner Steigerung sichtbar vor Augen stellen will. Daß man ihn warten läßt, seine Wünsche nicht gleich befriedigt, regt erst eine flüchtige Heftigkeit an. Daß er keine Antwort von dem Diener seiner Tochter erhält, gibt Bemerkungen Raum, die seinen Argwohn bestätigen; das unehrerbietige Betragen des Dieners macht ihn hizig. Des Narren Einfälle nähren seinen Argwohn, der so durch Ahnung, Befremden, Zweifel, zum Staunen und zur Entrüstung steigt, die endlich in dem fürchterlichen Fluche für diesen Akt den höchsten Gipfel erreicht. Sehr wahr trug Devrient die Worte vor, welche er zu dem Ritter sagt; er gibt ihnen den stillern Ton des Nachdenkens; zugleich liegt darin eine Art von Schaam; der Vater und König will sich die Wahrheit seiner Beobachtungen vor dem Diener kaum gestehen. Devrient sah daher auch sehr richtig den Ritter bey diesen Worten nicht an. — Ein schöner Zug Shakspeare's ist es, daß er an derselben Stelle, wo sich des Königs Unzufriedenheit mit der Behandlung in seiner Tochter Hause äußert, zugleich auch an Cordelien erinnern läßt; mit deren Abreise, wie es heißt, der Narr ganz abgezehrt sey. Die Worte „still davon! — ich habe es recht gut bemerkt.“ haben in Devrients Munde einen rührenden Ausdruck. Sie enthalten das Eingeständniß seines Fehlers, und ein Bestreben den verwundenden Gedanken zu verdrängen. — In den Worten zu Goneril: euer Name, schöne Frau? liegt entrüstetes Staunen mit einer bittern Ironie verbunden. Es drückt, nur vielmal stärker, dasselbe aus, was die ersten Worte: bist du meine Tochter? Die Tochter sagt daher auch in ihrem Sinne: dieß Staunen ꝛc. Diesen Sinn hob, meiner Empfindung nach, Hr. Devrient nicht heraus. Doch ich darf mich nicht ins Einzelne verlieren. Ich berühre daher nur die Hauptmomente.

Im zweyten Akte findet sich Lear auch in seiner zweyten Tochter getäuscht, und nähert sich dem Wahnsinn. Auch hier eine Vorbereitungsscene, die Scene nämlich, wo er die auf ihn zurückfallende Schmach seines Dieners (Kent) erfährt. Er kämpft mit seinem Argwohn; er will seine Augen Lügen strafen, er kann sein Ansehen nicht so gedemüthigt glauben. Er geht nun selbst hinein, seine Tochter versagt, ihn zu sprechen. (Hier blieb nach der angewendeten Bearbeitung, Lear in einem stummen Gespräch mit Gloucester, welcher aus dem Schlosse kam, unter der Thüre stehen. Es kann keinen schlechtern Einfall geben, als den König in einem solchen Augenblicke stumm zu machen, und wie nimmt sich nun das unmittelbar Folgende aus?) In der höchsten Entrüstung der beleidigten Vater- und Königswürde kommt der König zurück. Aber auch hier ist noch der Wunsch, die Hoffnung mächtig, es möchte anders seyn als seine aufgeregte Stimmung es sieht. Lear faßt sich daher einen Augenblick; aber auf ein Mal fällt sein Blick wieder auf den gemißhandelten Kent, und sein Zorn kehrt mit größerem Ernste wieder. Hier geht Devrient ganz in des Dichters Gedanken ein. Der Zorn, von dem ich zulezt sprach, führt in seinem Tone seine Berechtigung mit sich, es ist kein leeres Aufbrausen. Die königliche Majestät regt sich; sie fordert Recht mit dringendem Nachdruck.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digit Go

Nro. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. November 1826.

Das Geheimniß ist — der Weiber
Macht auf unsre Männerherzen.

aus dem Cid.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

Novelle von Wilhelm Hauff.

Wer vor etwa zwey Jahren Abends hie und da in den Gasthof zum König von England in Stuttgart kam, oder Nachmittags zwischen zwey und drey Uhr in den Anlagen auf dem breiten Weg promenirte, muß sich, wenn anders sein Gedächtniß nicht zu kurz ist, noch einiger Gestalten erinnern, die damals jedes Auge auf sich zogen. Es waren nämlich zwey Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trinkgäste oder Anlagenspaziergänger paßten, sondern eher auf den Prado zu Madrid oder in einen Café zu Lissabon oder Sevilla zu gehören schienen. Denket euch einen großen hagern Mann mit schwärzlich grauen Haaren, tiefen brennenden Augen, von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühn gebogenen Nase und feinem eingepreßtem Munde. Er geht langsam, stolz und aufrecht. Zu seinen schwarz-seidnen Unterkleidern und Strümpfen, zu den großen Rosen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem langen dünnen Degen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugespitzten Hut mit breiter Krempe, schief in die Stirn gedrückt, wünscht ihr, wenn euch nur einigermaßen Phantasie inne wohnt, ein kurzes geschlitztes Wams und einen spanischen Mantel statt des schwarzen Fracks, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm eben so stolzen Schrittes folgt, erinnert er nicht durch das spitzbübische dummdreiste Gesicht, durch die fremdartige grelle Kleidung, durch das ungenirte Wesen, womit er um sich schaut, Alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im spanischen Lustspiel, die ihrem Herrn wie ein Schatten treu, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an List und Schlauheit über ihm stehen? Unter dem Arm trägt er seines Gebieters Sonnenschirm und Regenmantel, in der Hand eine silberne Büchse mit Zigarren und eine Lunte.

Wer blieb nicht stehen, wenn diese Beyden langsam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzusehen? Es war bekanntlich niemand anders als Don Pedro di San Montejo Ligez, der Haushofmeister des Prinzen von P., der sich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego sein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menschen berühmt und auffallend zu machen, so geschah dieß auch mit dem jungen Fröben, der seit einem halben Jahre (so lange mochte er sich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag zwey Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreymal um den See und fünfmal den breiten Weg auf und nieder ging; an allen den glänzenden Equipagen, schönen Fräulein, an einer Masse Direktoren, Räthen und Lieutenants vorüberkam und von Niemand beachtet wurde, denn er sah ja aus wie ein ganz gewöhnlicher Mensch von etwa 28 bis 30 Jahren. Seitdem er aber eines Nachmittags im breiten Wege auf den Pedro gestoßen, solcher ihn gar freundlich gegrüßt, seinen Arm traulich in den seinigen gescho-

Digitized by Google

ben hatte, und mit ihm einige Mal eifrig sprechend auf und ab spaziert war, seitdem beobachtete man ihn neugierig, sogar mit einer gewissen Achtung, denn der stolze Spanier, der sonst mit Niemand sprach, hatte ihn mit auffallender Aestimation behandelt.

Die schönsten Fräulein fanden jezt, daß er gar kein übles Gesicht habe, ja es liege sogar etwas Interessantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig sehe; die Direktoren und allerley Räthe fragten, wer der junge Mann wohl seyn könnte, und nur einige junge Leute konnten Auskunft geben, daß er hie und da in dem Museum beef steak speise, seit einem halben Jahre in der Schloßstraße wohne und einen schönen Meklenburger reite, so ihm eigen angehörig; sie sezten noch Vieles über die Vortrefflichkeit dieses Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es sey, was es wohl kosten könnte, und kamen so auf Pferde überhaupt zu sprechen, was sehr lehrreich zu hören war.

Den jungen Fröben aber sah man seit dieser Zeit öfter in Gesellschaft Don Pedros, und gewöhnlich fand er sich Abends im König von England ein, wo er etwas entfernt von andern Gästen bey dem Señor saß und mit ihm sprach. Diego aber stand hinter dem Stuhl seines Herrn und bediente Beyde fleißig mit Xeres und Zigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beyden Herren zusammengekommen, oder welches Interesse sie aneinander finden? Man rieth hin und her, machte kühne Konjekturen, und am Ende hätte doch der junge Mann selbst den besten Aufschluß darüber geben können, wenn ihn nur Einer gefragt hätte. Und war es denn nicht die schöne Gallerie der Brüder Boisserée und Bertram, wo sie sich zuerst fanden und erkannten? Diese gastfreyen Männer hatten dem jungen Mann erlaubt, ihre Bilder so oft zu besuchen als er immer wollte, und er that das, wenn er nur immer in der Nachmittagsstunde, wo die Gallerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder schneien, das Wetter mochte zu den herrlichsten Ausflügen in die Gegend laden, er kam; er sah oft recht krank aus und kam dennoch. Man würde aber unbilliger Weise den Kunstsinn des Herrn von Fröben zu hoch anschlagen, wenn man etwa glaubte, er habe die herrlichen Bilder der alten Niederländer studirt oder nachgezeichnet. Nein, er kam leise in die Thür, grüßte schweigend und ging in ein entferntes Zimmer vor ein Bild, das er lange betrachtete, und eben so still verließ er wieder die Gallerie.

Die Eigenthümer dachten zu delikat, als daß sie ihn über seine wunderliche Vorliebe für das Bild befragt hätten; aber auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen seyn, denn oft wenn er hinausging, konnte er nur schlecht die Thränen verbergen, die ihm im Auge quollen.

Großen historischen oder bedeutenden Kunstwerth hatte das Bildchen nicht. Es stellte eine Dame in halb spanischer, halb altdeutscher Tracht vor. Ein freundliches, blühendes Gesicht, mit klaren, liebevollen Augen, mit feinem zierlichen Mund, und zartem runden Kinn, trat sehr lebendig aus dem Hintergrunde hervor, die schöne Stirn umzog reiches Haar, und ein kleiner Hut, mit weißen buschigten Federn geschmückt, der etwas schalkhaft zur Seite saß. Das Gewand, das nur den schönen zierlichen Hals frey ließ, war mit schweren goldenen Ketten umhängt und zeugte eben so sehr von der Sittsamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende ist er wohl in das Bild verliebt, dachte man, wie Calaf in das der Prinzessin Turandot, obschon mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild ist wohl dreyhundert Jahr alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden!“

Nach einiger Zeit schien aber Fröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu seyn. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit seinem Gefolge die Gallerie besucht, Don Pedro, der Haushofmeister, hatte die umherschreitende Schaar der Zuschauer verlassen und besah sich die Gemälde auf eigene Faust, von Zimmer zu Zimmer wandelnd. Doch wie vom Blitz gerührt, mit einem Ausruf des Erstaunens war er vor dem Bilde jener Dame stehen geblieben. Als der Prinz die Gallerie verließ, suchte man den Haushofmeister lange vergebens. Endlich fand man ihn mit übergeschlagenen Armen, die feurigen Augen halb zugedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Bewegung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabsteige, doch der alte Mann schien in diesem Augenblick nur für Eines Sinn zu haben. Er fragte, wie das Bild hiehergekommen sey? Man sagte ihm, daß es von einem berühmten Meister vor mehreren hundert Jahren gefertigt, und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigenthümer gekommen sey.

„O Gott nein, antwortete er, das Bild ist neu, nicht hundert Jahr alt; woher, sagen Sie, woher? o ich beschwöre Sie, wo kann ich sie finden?“

Der Mann war alt und sah zu ehrwürdig aus, als daß man diesen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieselbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und von dem und dem Meister sey, da schüttelte er bedenklich den Kopf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

54. Eselstrab.

Um den forcirten Schwärmer sey nicht bange,
Ein Eselstrab der dauert selten lange.

ted by Google

55. Einer und zwey.
Ein Narr und ein Weiser im Verein,
Die wissen mehr als ein Weiser allein.

56. Hat's doch den Namen.
Daß vorn ihr lebt, fällt hinten euch nicht ein,
Und heißt doch, leben, heißt doch, Menschen seyn!

57. Man sieht's nicht Jedem an der Nase an.
An dem umgekehrten Besen,
Sieh, wozu er nutz gewesen.
Gäben's doch so deutlich kund
Menschenhand und Menschenmund!

58. Höllenerweiterung.
Wie die Menschen werden gescheiter,
Macht der Teufel die Hölle weiter.

59. Haben gehabt und haben werden.
Haben gehabt, ist ein armer Mann,
Haben werden, sein guter Kumpan:
Heute, sie ha'wn kein Hellerchen Geld,
Morgen, sie wollen sich kaufen die Welt.

60. Wir müssen's alle tragen.
Gegen den Löwen und Elephanten
Sind zu gebrauchen die Leibtrabanten.
Aber der Mücke wehren sie's nicht,
Daß in die Nase des Königs sie sticht.

61. Ein Trost in drey Nöthen.
Wenn faule Bäume anfangen zu brennen,
Wenn faule Pferde anfangen zu rennen,
Wenn alte Weiber anfangen zu lieben:
Gott lob, noch Keines hat's lange getrieben.

62. Laß es laufen.
Schweigen und denken
Wird Keinen kränken.
Unbedacht sagen,
Wer wollt' es verklagen?

63. Der Beruf.
Wer geboren ist zum Stehlen,
Kann sich selbst einen Galgen wählen.
Aber der unberufene Mann
Muß den ersten besten hinan.

64. Das Glück.
Laß dich von dem Glücke suchen!
Fehlt's den Weg, so mag es fluchen.
Aber suchst du selbst das Glück,
Kömmst du fluchend oft zurück.

65. Empfindlichkeit.
Ziehe dem Himmel ein schiefes Gesicht,
Und die Engel sie achten's nicht.
Spuck' einmal in die Hölle hinein,
Was das wird für ein Zischen seyn.

66. Der Sand.
Jedes Land
Hat seinen Sand.
Sieh nur zu,
Daß er nicht lauf' in deinen Schuh.

67. Das Element.
Setz' einen Frosch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

68. Ne quid nimis!
Schilt mir Keinen von unten bis oben,
Daß dir ein Plätzchen noch bleibe zum Loben.
Stopf' auch Keinen mit Lob so voll,
Daß der Tadel nicht weiß, wo hinein er soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Beschluß.)

In dem folgenden Gespräch mit Regan nun würde ein gewöhnlicher Dichter versucht haben, die Fluchscene des ersten Akts an Stärke des Ausdrucks zu überbieten. Shakspeare übertrifft sich allerdings auch noch, aber in anderer Weise. Es zeigt sich in dieser ganzen Scene sein Gemüth im Kampf mit seiner Heftigkeit, im Kampf, die lezte Tochter nicht zu verlieren. Auf der einen Seite bringt dieses einen rührenden Kontrast mit jener Stimmung, in welcher er sie zu sprechen verlangte, und mit dem Fluche gegen Goneril, den er nicht zurücknimmt, hervor; auf der andern ist hierdurch der spätere Uebergang in den Wahnsinn vortrefflich vorbereitet — denn dieß Wiederkämpfen solcher Gefühle, und immer neu andrängender Gedanken von Schmach und kindlicher Undankbarkeit geht über menschliche Kraft. In diesem Geiste stellte Devrient diese Scene dar. Das Gewaltsame in dem Gefühle des Alten, welcher dem Gruße der Tochter so gern traut, und die ihm in dem Diener widerfahrene Schmach einen Augenblick vergißt, um der Tochter, die er für besser hält, das ihm von der undankbaren Goneril widerfahrene Leid zu klagen, der dann gleichsam dem, was ihm von Regan bevorsteht, zuvorzukommen strebt (in der heftigen Rede: Nein, Regan, nie ꝛc., nie wirst du meinen Fluch empfangen ꝛc., dein Auge ist mild ꝛc.,) und als Regan kalt blieb, doch über die Behandlung seines Boten sichern Aufschluß haben will — dieß Alles ist keiner treffenderen Darstellung fähig; so wenig als der Uebergang in Wahnsinn, der ihm nah ist, da beyde Töchter ihm die Aufnahme versagen, und auch das Wetter gegen ihn stürmt. Von unendlich rührender Wirkung sind die mit Thränen ausgesprochenen Worte: ihr denkt, ich solle weinen; nein ich will nicht weinen! und dann: O Narr, ich werde toll! Die lezteren Worte verhielten sich zu den früheren am Schlusse des ersten Akts: o nur nicht Wahnsinn ꝛc.! wie der Schreck über das Nahe zu der Ahnung des Fernen.

Die folgende Scene zeigt uns Lear im Kampf mit den Elementen. Der äußere Sturm ist gleichsam Begleiter des innern. Hier gehört der Wechsel zwischen den Wogen des empörten Gefühls und der augenblicklichen Abspannung und dem Gefühl des Leidens zu den größten Aufgaben, die unser Künstler mit Leichtigkeit löste. Ueber alles rührend die Stelle, wo der König sich dem Bettler gleichgestellt fühlt: „o ich dachte sonst selten dran'! ꝛc. — und nun noch die Erscheinung des verstellten Wahnsinns vor seinem schwindelnden Geiste: Ein mit Schreck durchdringender Moment, wo Lear sich die Kleider abreißt, um dem Bettler gleich zu seyn, das Bewußtseyn seiner Umgebung verliert, und sich nur mit Toms beschäftigt. — Darauf die große Scene, wo der König im völligen Wahnsinn über die Töchter Gericht hält; ein Schreckgeist, wie er den unmenschlichen Töchtern in der Todesstunde erscheinen muß.

Hier war die Erscheinung der gestreckten, immer noch Majestät verkündenden Gestalt mit dem Schwerte von Stroh umwunden, von der ungeheuersten Wirkung. „Jeder Zoll ein König!“ —

In der nächsten Scene, wo der Wahnsinn sich noch beweglicher zeigt, und die unwillkührlichen Vorstellungen schneller wechseln, waren die rührendsten Momente die, wo der König der früheren Schmeicheley seiner Töchter gedenkt, dann, wo ihn der Dichter mit Glocester zusammenstellt, und der bittre Ernst gegen die Ungerechtigkeit der Welt durchbricht, dann wo der König Glocester erkennt, und ihm die Worte zuruft: Geduld, wir kommen weinend in die Welt ꝛc. Alles dieses wichtige Seiten, von welchem aus der Dichter seinen Gegenstand nur durch diesen Wahnsinn so ergreifend zeigen konnte.

Die Scene im vierten Akte, wo Lear in Cordeliens Armen erwacht, macht den Eindruck eines, sich nach großen Stürmen und Wettern allmählig aufklärenden Abendhimmels. Das Wiederkehren zum Bewußtseyn mittelst des schönen Wahns, er habe es mit einer Seligen zu thun, die Milde des Gefühls, mit welcher sich die Geistesschwäche des Greises so natürlich verbindet; endlich der lezte Schmerz über den Tod der geliebten, wiedererkannten Tochter, im Gefängniß, und das Entfliehen des Geistes, der hienieden nicht mehr freyen Odem schöpft, mit dem tröstenden Gedanken an sie; Alles das stellte Devrient in so lebendigem Bilde hin, daß mir auf lange Zeit alle theatralische Darstellung ungenießbar vorgekommen ist. Man hat bemerkt, wie auch Devrients Auge die Zustände des Lear in den verschiedenen Hauptscenen so äußerst sprechend ausdrückt, z. B. die Leidenschaftlichkeit in den ersten Scenen, durch feurigen Glanz des Auges; die Unstetigkeit des Geistes im Wahnsinn durch Wendungen der Pupille, bey denen man zulezt fast nur das Weiße im Auge sieht; und die rührende Weichheit des von dem Schicksal ermüdeten Greises durch milde Freundlichkeit des Blicks. Auch in den Bewegungen verlor der Künstler nie das Maß des Edeln. Solche Vortrefflichkeit erkannte das Publikum verdientermaßen durch ein dem Künstler gebrachtes Vivat nach geendigter Vorstellung.

Noch während Devrients Aufenthalt in Leipzig wurde uns das Vergnügen zu Theil, eines der größten Mitglieder des königlichen Theaters in Berlin zu hören.

Am 19ten August zog Mad. Milder aus Berlin einen kleinen Kreis wahrer Gesangsfreunde in das von ihr veranstaltete Konzert im Saale des Gewandhauses. Es gewährte einen eigenen, uns fast unbekannten Genuß, eine solche königliche Stimme in ihrer majestätischen Einfachheit erklingen zu hören. Das Angemessenste, was sie vortrug, war eine Scene aus Wolframs (bisherigen Bürgermeisters in Töplitz) jüngst mit großem Beyfall in Prag gegebener Oper: die bezauberte Rose, in einem kräftigen, würdigen Style — noch angemessener das zarte Lied desselben Komponisten zum Pianoforte: „Mir ist so weh“! Wir geben für dasselbe gern mehrere Dutzend verschnörkelte Cavatinen und einige dito Bravourstücke voll wüster Leidenschaft und gesuchter Modulationen hin. Hier wurde man gewahr, was eine große Stimme voll Reinheit und Wohlklang durch getragenen Gesang auszurichten im Stande ist.

In einem häuslichen Cirkel machte uns der hier durchreisende Kapellmeister Kienlen mit seiner Komposition von Goethes feinem Maskensingspiel: Scherz, List und Rache, bekannt. Eine geistvolle deutsche Tonsetzung in dem Gebiete der leichten komischen Oper; ein Werk von so origineller Melodie, fließendem Gesang, gewählter Instrumentation, voller Bewegung und Leben habe ich seit langer Zeit nicht kennen lernen. Es ist zu wünschen, daß es auf deutschen Opernbühnen eingeführt werde; um so mehr zu wünschen, da wir in dem Gebiete des komischen Singspiels so wenig Eigenes haben. Die Zahl der dabey nothwendigen Personen (Scapin, Scapine und der Doktor) kann dieses Werk auch beschränkten Bühnen empfehlen, aber freylich kommt es auch auf den Gehalt der Sänger und Spieler an.

Wendt.

Nürnberg, 11. Nov.

Der Bericht über Nürnberg vom 10. Oktober, in Nr. 263—266 des Morgenblatts, enthält mehrere Unrichtigkeiten, welche auf verdiente Personen ein falsches Licht werfen, und deren Berichtigung daher die Wahrheitsliebe gebietet. Der Architekt, Carl Heideloff, ist in demselben eines Theils mit Lob überhäuft, und als „ein Mann voll Talent, lebendiger Auffassungsgabe mit einem wahrhaft meistervollen Geschick begabt, der auch dem Unbedeutendsten eine gefällige und oft originelle Form geben könne,“ geschildert, andern Theils aber mit Schmähungen überschüttet, denn seine Werke werden als leere Tändeleyen, als geschmacklos und regelwidrig dargestellt, ja sogar für eine Verhöhnung des altdeutschen Styls, als eine Versündigung an dem Geiste der Alten erachtet. Der grelle Widerspruch, der darin liegt, daß man den Künstler zum Himmel hebt, und seine Werke in den Koth tritt, dürfte zwar manchem aufmerksamen Leser ohnehin Mißtrauen gegen diesen Bericht einflößen, allein wir sind es dennoch dem wackern Heideloff schuldig, zu erklären, daß seine Werke eine so schmachvolle Herabwürdigung nicht verdienen. Wir wissen nicht, ob der Berichterstatter ein Mann vom Fach, oder wie er sonst befugt ist, ein so entschiedenes Urtheil über Werke der Kunst und des Geschmacks auszusprechen; wir wollen nur dasjenige dagegen anführen, was Männer vom Fach, was bewährte Kunstkenner über Heideloffs Werke in hiesiger Stadt geäußert haben.

Wir wagen es vor Allem, einen gekrönten Kunstkenner zu citiren, unsern geliebten König Ludwig. Als Er bey seiner vorlezten Anwesenheit hier die St. Jakobs-Kirche betrat, welche das Genie Heideloffs aus einer finstern und geschmacklosen Höhle in einen freundlichen, Andacht erregenden Tempel umgeschaffen hatte, rief Er voll Verwunderung aus: welche Harmonie! Das ist ein Meisterstück! — Der Prinz Leopold von Coburg, dessen Urtheil durch die Erinnerung an Englands Meisterwerke gothischer Bauart gewiß nicht geschwächt wurde, erklärte nach langem Verweilen in der Kirche: hier möchte ich wohnen. Der Domherr von Ambach aus Naumburg, der bey seiner Zurückkunft aus Italien die Kirche besah, der ehrwürdige Stiglitz von Leipzig, Weinbrenner, der einige Monate vor seinem Tode hier war, alle stimmten in dieses Urtheil ein, und bewunderten den Geschmack und Geist, die aus den Werken Heideloffs hervorleuchten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 270.

Floh.

Räthsel.

Die vier Dinge.

(Nach Jean Paul.)

Vier Dinge gleichen sich; Anfangs, in Mitt', am Ziele,
Vorerst an frischer Luft, sodann an dumpfer Schwüle;
Lezt an Ermattung, naht das Ende nun der Bahn. — —
Bist du der Oedipus, der dieß errathen kann?

— e —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. November 1826.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im lezten bequemer als im ersten.

Goethe.

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

69. Das böse Weib.

Nur ein einziges böses Weib lebt noch unter der Sonnen,
Doch meynt jeder Ehemann, er hab's eben gewonnen.

70. Brautbett und Sterbebett.

Im Brautbett und im Sterbebett gibt's keine Langeweile,
Und mit dem Schlafe hier und dort hat's eben keine Eile.

71. Einer nach dem Andern.

Laßt sie nur sagen —
Wir müssen's tragen.
Laßt sie nur machen —
Dann wollen wir auch einmal lachen.

72. Tiefe und Klarheit.

Wie hell und klar auch sey der Himmel, du kannst doch seinen Grund nicht sehn.
Je tiefer das Gedicht ich schöpfe, je lichter wird es vor dir stehn.

73. Flachheit und Dunkelheit.

Wenn Alles, was dunkel ist, tief auch wär',
So stieße sich Keiner im Dunkeln mehr.
Und guckst du bey Nacht zum Fenster hinaus,
Der Schornstein sieht schwarz, wie der Himmel, aus.

74. Tiefe und Dunkelheit.

Es reizt der dunkle Sumpf mich nicht, hinein zu gehn.
Wie tief dein Werk auch sey, ich mag es nicht verstehn.

75. Triumph der Dunkelheit.

Er hat es weit im Denken gebracht,
Er versteht schon halb, was er selber gedacht,
Und was er versteht, halb kann er's dir sagen:
Mit den Worten magst du dich weiter plagen.

76. Probate Lehrmethode.

O Bruder, wolle mich belehren!
Halt still! ich muß dich erst bekehren.

77. Das Sprüchwort.

Der Gedanke trügt,
Kein Sprüchwort lügt.
Von Mund zu Mund
Läuft's rein und rund.
Und, nennen's hundert Weise dumm,
Es klingt, und schiert sich nichts darum.

78. Die schlechteste Waare.

Nichts ist auf Erden so schlecht,
Einer bezahlt es dir.
Mach' ich's Allen recht,
Keiner dankt es mir.

79. Weibchen und Männchen.

Das Weibchen weint, so oft es will, und lacht, so oft es kann,
Und will es nicht, und kann es nicht, so muß der liebe Mann.

80. Arbeitsregel.

Faulenz' und schrey',
Du bekömmst für zwey.
Arbeit' und schweige,
Dir bleibt die Neige.

Digitized by Google

81. Die zerbrochene Leyer.

Ich schlug zu Stücken meine Leyer, ergrimmt auf diese tolle Welt,
Doch bald empfand ich Langeweile, und eine neue ward bestellt.
Indessen klimpr' ich auf der Saite, die an der alten hängen blieb:
So lange nehmt, geneigte Leser, mit kleinen Reimen auch vorlieb.

82. Des Menschen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest.
Aber wenn er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

83. Vornehmer Pöbel.

Lieber dem Bettler den Brodsack tragen,
Als mit dem vornehmen Pöbel sich plagen!
Besser riecht verschimmelt Brod,
Als der raffinirte Koth.

84. Der Liebling der Leute.

Willst du der Leute Liebling seyn?
Sey scharmant und sey gemein.
Was sie nicht können und was sie nicht fassen,
Sie werdens verspotten oder hassen.

85. Gesellige Talente.

Im Bürgerklubb ist der zu brauchen,
Der Bier kann trinken und Tabak rauchen;
Der gehört in die höhere Societät,
Der sich in Thee zu berauschen versteht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Meine Herren, sprach er, und legte betheuernd die Hand auf's Herz; meine Herren, Don Pedro di San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerthe Leute. Sie sind nicht Gemäldeverkäufer, wollen mir nicht dieses Bild als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte diese Bilder sehen, und Sie genießen die Achtung dieser Provinz. Aber es müßte mich Alles täuschen, oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorstellt.“ Mit diesen Worten trat er ehrerbietig grüßend aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig! sagte einer der Eigenthümer der Gallerie, wenn wir nicht so genau wüßten, von wem dieses Bild gemalt ist, und wann und wie es in unsern Besitz kam, und welche lange Reihe von Jahren es vorher in E. hing, man wäre versucht, an dieser Dame irre zu werden. Scheint nicht selbst den jungen Fröben irgend eine Erinnerung beynahe täglich vor dieses Bild zu treiben, und dieser alte Don! blitzte nicht ein jugendliches Feuer aus seinen Augen als er gestand, daß er die Dame kenne, die hier gemalt ist? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menschen mitspielt; und mich müßte Alles täuschen, wenn der Spanier zum letzten Mal hier gewesen wäre.“

Und es traf ein; kaum war die Gallerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, so trat auch schon Don Pedro di San Montanjo Ligez festen, ehrbaren Schrittes ein, strich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgestellt war. Es verdroß ihn, daß der Platz vor dem Bilde schon besetzt war, daß er es nicht allein und einsam Zug für Zug mustern konnte, wie er so gerne gethan hätte. Ein junger Mann stand davor, blickte es lange an, trat an ein Fenster, sah hinaus nach dem Flug der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es genirte den alten Herrn etwas; doch er mußte sich gedulden.

Er machte sich an andern Bildern zu schaffen, aber erfüllt von dem Gedanken an die Dame, drehte er alle Augenblicke den Kopf um, zu sehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen sey, aber er stand wie eine Mauer, er schien in Betrachtung versunken. Der Spanier hustete, um ihn aus dem langen Traume zu wecken, jener träumte fort; er scharrte etwas weniges mit den Füßen auf dem Boden, der junge Mensch sah sich um, aber sein schönes Auge streifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und haftete dann von Neuem auf dem Gemälde.

„San Pedro! San Jago di Carostella! murmelte der Alte, welch langweiliger, alberner Dilletante!“ Unmuthig verließ er das Zimmer und die Gallerie, denn er fühlte, heute sey ihm schon aller Genuß benommen durch Verdruß und Aerger. Hätte er doch lieber gewartet! Den Tag nachher war die Gallerie geschlossen, und so mußte er sich acht und vierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in so hohem Grade interessirte. Doch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geschlagen, stieg er mit anständiger Eile die Treppe hinan, hinein in die Gallerie, dem wohlbekannten Zimmer zu, und getroffen! er war der erste, war allein, konnte einsam betrachten. Er schaute die Dame lange an, mit unverwandtem Blick, sein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern; „o Laura!“ flüsterte er leise, da tönte ganz vernehmlich ein Seufzer an seinen Ohren, er wandte sich erschrocken um, der junge Mann von vorgestern stand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrießlich, sich unterbrochen zu sehen, nickte er mit dem Haupte ein flüchtiges Kompliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder stolz als der Spanier. Auch dießmal wollte der letztere den überflüssigen Nachbar abwarten; er sah zu seinem Schrecken, wie jener sogar einen Stuhl nahm, sich einige Schritte vom Gemälde nie-

Digitized by Google

versetzte, um es mit gehöriger Muße und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Geck, murmelte Don Pedro, ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhnen.“ Er verließ noch unmuthiger als ehegestern das Gemach.

Im Vorsaal stieß er auf einen der Eigenthümer der Gallerie. Er sagte ihm herzlichen Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereite, konnte sich aber nicht enthalten, über den jungen Ruhestörer sich etwas zu beklagen. „Herr B.! sagte er, Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog: es interessirt mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich, die — die ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, so oft Sie es vergönnten, um das Bild zu sehen, freute mich recht, es ungestört zu sehen, weil doch gewöhnlich die Menge dort nicht lange verweilt, und denken Sie sich, da hat es mir ein junger böser Mensch abgelauscht, und kömmt, so oft ich komme, und bleibt, mir zum Trotze bleibt er Stunden lang vor diesem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!“

Herr B. lächelte, denn recht wohl konnte er sich denken, wer den alten Herrn gestört haben möchte. „Das Letztere möchte ich denn doch nicht behaupten, antwortete er, das Bild scheint den jungen Mann nahe anzugehen, denn es ist nicht das erste Mal, daß er es so lange betrachtet.“

„Wie so? wer ist der Mensch?“

„Es ist ein Herr von Fröben, fuhr jener fort, der sich seit fünf, sechs Monaten hier aufhält, und seit er das erste Mal jenes Bild gesehen, eben jene Dame mit dem Federhute, das auch Sie besuchen, kömmt er alle Tage regelmäßig zu dieser Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie sehen also zum wenigsten, daß er Interesse an dem Bilde nehmen muß, da er es schon so lange besucht.“

„Herr! sechs Monate? rief der Alte. Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen; Gott mag es mir verzeihen; ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmuth. Und ist ein Kavalier, sagen Sie? Nein, man soll von Pedro de Ligez nicht sagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, sagen Sie ihm — doch, lassen Sie das: ich werde ihn wieder treffen und mit ihm sprechen.“

Und als er den andern Tag sich wieder einfand und Fröben schon vor dem Gemälde traf, trat er auch hinzu mit recht, recht freundlichem Gesichte; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich, um dem alten Herrn den bessern Platz einzuräumen, verbeugte sich dieser höflich grüßend und sprach: „Wenn ich nicht irre, Señor, so habe ich Sie schon mehrere Male vor diesem Gemälde verweilen sehen. — Da geht es Ihnen wohl gleich mir, auch mir ist dieses Bild sehr interessant, und ich kann es nie genug betrachten.“

Fröben war überrascht durch diese Anrede; auch ihm waren die Besuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen, er hatte erfahren, wer er sey, und nach der steifen, kalten Begrüßung von gestern war er dieser freundlichen Anrede nicht gewärtig.

„Ich gestehe, mein Herr! erwiederte er nach einigem Zögern, dieses Bild zieht mich vor allen andern an, denn — weil — es liegt etwas in diesem Gemälde, das für mich von Bedeutung ist.“ — Der Alte sah ihn fragend an, als genüge ihm diese Antwort nicht völlig, und Fröben fuhr gefaßter fort: „Es ist wunderbar mit Kunstwerken, besonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde oft Tausende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Kolorit ihren Beyfall, aber es spricht sie nicht tiefer an, während einem Einzelnen aus solch einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefesselt stehen, kann sich kaum losreißen von dem Anblick, und kehrt wieder, und immer wieder, um es von Neuem zu betrachten.“

„Sie können Recht haben, sagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde schaute, aber — ich denke es ließe sich dieses nur von größeren Kompositionen sagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen Viele vorüber, bis die Bedeutung endlich Einem aufgeht, der dann den tieferen Sinn des Künstlers bewundert. Aber — sollte man dieß von solchen Köpfen behaupten können?“ —

Der junge Mann erröthete. „Und warum nicht? fragte er lächelnd. Die schönen Formen dieses Gesichts, die edle Stirn, dieses sinnende Auge, dieser holde Mund, hat sie der Künstler nicht mit tiefem Geiste geschaffen; liegt nicht etwas so Anziehendes in diesen Zügen, daß —“

„O bitte, bitte, unterbrach ihn der Alte, gütig abwehrend; es war allerdings eine recht hübsche Person, die dem Künstler gesessen, die Familie hat schöne Frauen.“

„Wie? welche Familie! rief der Jüngling erstaunt,“ er zweifelte an dem gesunden Verstand des Alten, und doch schienen ihn seine Worte auf's Höchste zu spannen; „dieß Bild ist ja eine Phantasie, mein Herr, zum wenigsten mehrere hundert Jahre alt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, 11. Nov.

(Beschluß.)

Wer ein gerechtes Urtheil über einen Künstler fällen will, darf keines seiner vorzüglichen Werke verschweigen. Dieß hat aber der Berichterstatter gethan, denn er hat die Herstellung der Jakobskirche, die herrliche Kanzel und den Hauptaltar in derselben, alles Heideloffs Werk, gänzlich ignorirt. Waren sie vielleicht seiner Kritik gar nicht werth? Es ist nichts daran gelegen, denn das Urtheil kompetenter Richter über sie steht fest, und er, der alle Werke Heideloffs, die er nannte,

Digitized by Google

schmähle, würde, um konsequent zu bleiben, wahrscheinlich auch von der Kirche, der Kanzel und dem Altar nur schmähend geurtheilt haben. Aber Heideloff braucht sich darum seiner Werke nicht zu schämen, denn er hat durch sie bewiesen, daß er, nach den eigenen Worten des Berichterstatters, ein Mann ist, *der mit wahrhaft meistervollem Geschick begabt, auch dem Unbedeutendsten eine gefällige Form geben könne.* — Ein solcher Mann wird zwar nie ganz tadelfrey bleiben, er wird es unmöglich Allen Recht machen können, allein er wird sich gewiß nie so verirren, daß er so viel Geschmackloses und Regelwidriges zu Tage fördert, als ihm von dem Berichterstatter Schuld gegeben wird. Daß die neuerbauten Brunnenaufsätze im Einklang mit ihren Umgebungen meistens im gothischen Styl verziert werden, ist gewiß mehr zu loben als zu tadeln; es geschieht dieß nicht aus Mode, sondern aus Grundsatz, weil sich dergleichen neue Bauwerke, sie seyen klein oder groß, in neuem Geschmack ausgeführt, wie wir sie in der Universitätsstadt Erlangen sehen, hier unter den Denkmälern der alten Kunst gewiß nicht gut ausnehmen würden. — Aus diesem Grunde hat der König auch befohlen, daß, wenn je ein neues Gebäude für die polytechnische Schule erbaut werden sollte, dieß im Einklang mit der Bauart Nürnbergs, im gothischen Styl, geschehen müße. — Ob das Modell, das Heideloff hierzu bauen ließ, *eigentlich in gar keinem Styl sey*, wie der Berichterstatter sagt, mögen verständige Architekten entscheiden. Wir maßen uns kein Urtheil darüber an, und bemerken nur so viel, daß die größten Baukünstler neuer Zeit, ein Weinbrenner, Schinkel, Fischer, Klenze, oder ihre Werke dem Tadel auch nicht entgehen konnten, und daß sich Heideloff mit diesen Männern trösten muß, wenn es ihm nicht besser geht. Er wird so bescheiden seyn, um gerechten Tadel benutzen, und so verständig, um ungerechten Tadel verachten zu können, ohne sich darüber zu ärgern, oder sich dadurch in seinem anerkannt nützlichen Wirken für unsere ehrwürdige Stadt irre machen zu lassen. Und daß dieses Wirken erkannt wird, beweist eine ganz neue Verfügung der königlichen Regierung, wodurch ihm das höhere Bauwesen der hiesigen Stadt, unabhängig von dem städtischen Baurath, übertragen wurde, beweist der Beschluß des Magistrats und der Gemeindebevollmächtigten, ihm dafür einen jährlichen Gehalt auszusetzen. Dieses Anerkenntniß der königlichen und städtischen Behörden hat doch wohl mehr Gewicht als der Tadel eines schmähsüchtigen Kritikers.

Der Berichterstatter springt nun zur Musik über, und fällt über die Bestrebungen in dieser Beziehung in Nürnberg das harte Urtheil, daß *alles, was der Magistrat für Musik thue, ein auf ganz unfruchtbaren Boden ausgesäetes Saamenkorn sey, daß das Publikum nichts mehr von Händel'scher Musik hören möge, und daß ihm leichtes schamlos ohrenkitzelndes Zeug der neuen Kunst immer willkommner sey.*

Es ist schwer auf so harte Worte etwas zu sagen, denn wenn sie wahr wären, wie sehr müßte man nicht die guten Nürnberger in musikalischer Hinsicht beklagen, wegen ihres sterilen Bodens, und verachten wegen ihrer schamlosen Ohren. — Doch wir wollen hören, wie die Thatsachen zu solchen Schimpfreden passen. Der Berichterstatter war so delikat, die Männer nicht zu nennen, welche er unter den *feindseligen Mächten des Guten, unter Eitelkeit und Mittelmäßigkeit* mystifizirt, aber hier deutet Jedermann mit Fingern auf sie, und darum darf auch das große Publikum ihre Namen wissen; es sind darunter gemeynt: Der Buchhändler Mainberger, der Musikdirektor Blumröder, und der Gesanglehrer Köhler. Wir nennen ihre Namen, nicht um sie dem Hohn Preis zu geben, den der Kritiker über sie bringen will, sondern um ihrem Verdienst zu huldigen, das sie sich um die Wiederherstellung des bessern Geschmacks in der Musik in Nürnberg erworben haben, ein Verdienst, das jeder Unpartheyische dankbar anerkennt, und das nur Mißgunst und Bosheit zu beflecken suchen kann. Es sind nun fünf Jahre, daß diese braven Männer den vorher lange brach gelegenen Boden zu bauen angefangen haben, und sie dürfen sich der Früchte ihrer mühevollen Arbeit nicht schämen. Es hat sich seit diesen fünf Jahren die anfangs aus fünfzig Individuen bestandene städtische Gesangschule auf 200 ausgedehnt. Die jährlichen Prüfungen beweisen ihr Fortschreiten auf guter Bahn, ein Zeugniß, das ihr der würdige Fr. Schneider aus Dessau, der sie besucht hat, nicht versagen wird. In Folge dieser Bestrebungen hat sich unter den hiesigen Schullehrern ein Gesangverein gebildet, der sonntäglich seine Uebungen hält, und seine Wirksamkeit auf den Unterricht junger Männer aus allen Ständen erstreckt. Es haben sich in der Gesangschule Talente entwickelt, welche eine Hofkapelle zieren würden. Der seit fünf Jahren gebildete Singchor hat sich mit jedem Jahre verstärkt, und ist jetzt auf 36 Soprane, 20 Alt, 30 Tenore und 28 Bässe angewachsen. Durch ihn und die Stadtmusik wurden seit fünf Jahren *Haydns Schöpfung* fünf Mal, die *Jahrszeiten* zwey Mal, *Händels Messias* vier Mal, *Samson* zwey Mal, das *Alexandersfest* ein Mal, *Judas Macadäus* ein Mal, Naumanns *Vater Unser* zwey Mal, Schneiders *Weltgericht* und *Sündfluth*, Kunzens *Hallelujah*, Stadlers *Jerusalem*, Anfangs mit einem Singchor von 30, und nun mit 100 bis 120 Stimmen aufgeführt. Sind dieß lauter leere Halme aus unfruchtbarem Boden, und verdient ein Publikum, das seit fünf Jahren so viele große ernste Werke mit Theilnahme anhören konnte, den Vorwurf, daß es *schamlos* ohrenkitzelndes Zeug vorziehe, und wird irgendwo in Nürnberg dergleichen Zeug aufgetischt? — Unser herrlicher Rathhaussaal ist vielleicht in fünfzig Jahren zu musikalischen Zwecken nicht so häufig benutzt worden, als seit fünf Jahren, und er soll es noch ferner, denn, weit entfernt, diese Aufführungen aufzugeben, wird vielmehr demnächst der *Messias* von Händel zum fünften Mal mit vollem Chor gegeben werden. Wer sollte dieses große, herzerhebende und trostvolle Meisterwerk des unsterblichen Mannes nicht zum fünften Mal lieber hören als zum ersten Mal, nun da unser Chor die Partien fast auswendig kann, und von zu besiegenden Schwierigkeiten der Doppelfugen keine Rede mehr ist, das Oratorium von Schneider: Das Paradies, wird zur Aufführung vorbereitet. Die Partituren der Händel'schen Oratorien: Die Tochter Jephtas und die Israeliten, werden erwartet. Die obengenannten braven Männer haben sich der guten Sache mit Liebe und Aufopferung hingegeben; sie haben dafür unsern Dank verdient, den ihnen das harte Urtheil Einzelner nicht verkümmern soll. Mögen sie gerechten Tadel benutzend, Hohn verachtend, in ihren edlen Bestrebungen unermüdet fortfahren.

Der Berichterstatter schließt mit einer Anekdote über ein Reißzeug, die eben so interessant als *unwahr* ist. Das Reißzeug wurde in Paris gekauft, und eine Person *vermuthete*, daß es hier gemacht seyn könne, was sich aber nach genauer Untersuchung als *ganz grundlos* bewiesen hat. — Diese Berichtigungen waren wir der Wahrheit schuldig. — Wir geben sie den Angriffen des Berichterstatters völlig Preis, mit der Bemerkung, daß wir, ohne einen Kampf zu scheuen, auf Alles, was er allenfalls dagegen sagen möchte, nichts erwiedern werden, und die Akten für uns als geschlossen erklären.

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. November 1826.

> Rein, im Blute rein gewaschen,
> Hebt sich Hellas, lang gebeugt,
> Wie aus seinen eigenen Aschen
> Hoch, verjüngt der Phönix steigt.
>
> A. v. Helwig.

Scherflein an die Griechen in ihrem Todeskampf mit ihren öffentlichen und heimlichen Feinden.

Von Jens Immanuel Baggesen *).

Der Himmelruf.

Ode an die Griechen.

Noch immer droht, obgleich das Paradies verloren,
Hienieden jeden Augenblick
Dem Geist, deß Streben mehr als Erdgenuß erkohren,
Das erste paradiesische Geschick.
Den Baum des Lebens dürft ihr frech umreißen,
Um unten auf dem Boden weit und breit
Gemach zu fressen alles Obst der Zeit;
Doch weh' dem Sterblichen, der wagt nur anzubeißen
Den Apfel der Unsterblichkeit.

Der erste Mensch verlor die Menschenrechte,
Weil er versuchte, Göttern gleich zu seyn;
Prometheus, Rettung bringend dem Geschlechte,
Ward festgeschmiedet an den Riesenstein;
Der Weisheit lehrte, trank den Schierlingsbecher;
Und der Erlöser Selbst, des Himmels Stolz,
Ward, mit dem niedrigsten der Erden-Schächer
Zugleich bestraft, genagelt an das Holz.

Steil, eng', und mühsam ist die Bahn erhabner
Für Licht, und Freyheit und Beseligung
Der Menschheit kämpfender Begeisterung,
Umringt von offnen Schlünden unbegrab'ner
Herabgestürzter Helden, die voran
Geschritten diese, fern von Ruhezelten
Und Zufluchtshütten, öde, kahle, selten
Betret'ne weltverborgne Himmelsbahn.

Was gibt, troz ihren Warnungszeichen allen
(Denn lauter Kreuze, schwarz, voll Todesgrau'n
Sind drauf bis zu dem Gipfel nur zu schau'n)
Dem Pilger wohl den Muth, sie noch zu wallen?
Was ruft, was stärkt, was hebt ihn unter allen
Den Lauwen, die herab mit Donnerknallen
Von Schreckhornfirsten gegen ihn sich ballen?

Den Himmelruf hört nie die feige Meng' erschallen —
Der Held der Freyheit hört ihn überall.
Ihn hörte Stephanus und alle Christi Jünger,
Und sah'n, dem Staub im Sterben geistentfloh'n,
Als Weltmacht-Trotzer, als Sich selbst Bezwinger,
Und der, sie winkenden Unsterblichkeit Erringer,
Hienieden Gottes Himmel offen schon.

Du, immer größ'res Griechenvolk, je kleiner
Wird Deine Schaar, Dein Vorrath und Dein Land,
Gesammtkreuzträger — im Verbluten Einer —
Du hörst erschallen jenen Ruf, wie Keiner,
Seit der Apostel Christenthum verschwand!
Du läßt Dich von Sirenen nicht bethören,
Begleitet rings von Zauberflötenröhren,
Die Dir vorlullen ihren Rettungsplan:
Dich armen schutzbedürft'gen zu erlösen
Vom äußern, innern Krieg, und allem Bösen,
Als ihren römisch-sel'gen Unterthan.
Du fährst, auf Gott und Dich allein vertrauend,
Irrlicht verachtend, stets nach Oben schauend,
Entblendet jetzo von der Bruderhülfewahn,
Nur jenen hohen Himmelsruf zu hören,

*) Als des Verfassers Schwanengesang auf seinem Krankenbette unter den entsetzlichsten Qualen, nach der Nachricht von Missolunghis Fall gedichtet.

Digitized by Google

Der luftbegleitet von der Väter Geisterchören
 In's Herz Dir klingt, auf Deiner Martyrbahn.

Erhab'ne Griechen! bleibet treu zum Ende
 Dem wahren Christen heil'gen Ruf, der ruft
 Von Gottes Thron herab, bis in die Gruft
Der lezten Freyheit, durch gesprengte Kerkerwände!
 Vergießt mit stets erhöhtem Heldenmuth
 Im Kampf mit den Unheil'gen Euer Blut!
Fahrt fort mit dessen unverdroßner Spende,
 Bis Euer ganzes heil'ges Attica,
Wohin der Pilger in der Wüste trete,
Gleich Missolonghi, werd' ein' einz'ge Schädelstätte
 Ein großes, blutumfloßnes Golgatha!

Dort laßt die Herrscher unter sich vertheilen
 Den Rest von Pulver, Geld und Proviant,
Den ihre Unterthanen, beym Verweilen
Der stets gehofften Hülfe, troz dem Eilen
 Ach! jezt zu spät vielleicht, Euch zugesandt!

Eilt, eilt dann weg von hier mit allen euren Wunden
 Hinauf in's Freye, wo man Euch begehrt,
Wo Engel Eure Kränze schon gewunden!
Es ist, seitdem's sich mit Barbaren feig verbunden,
Seitdem darin kein Fürst Euch rettungswerth gefunden,
 Europa eines Volks von Eurem Rang nicht werth!

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Also glauben Sie das Mährchen auch? flüsterte der Alte; unter uns gesagt, dießmal hat die Eigenthümer ihr scharfer Blick doch irre geleitet, ich kenne ja die Dame?“

„Um Gottes Willen Sie kennen sie? wo ist sie jezt? wie heißt sie?“ sprach Fröben heftig bewegt, indem er die Hand des Portugiesen faßte.

„Sage ich lieber, ich habe sie gekannt, antwortete dieser mit zitternder Stimme, indem er das feuchte Auge zu der Dame aufschlug. Ja ich habe sie gekannt in Valenzia vor zwanzig Jahren, eine lange Zeit! Es ist ja aber niemand anders als Donna Laura Tortosi.“

„Zwanzig Jahr! wiederholte der junge Mann traurig und niedergeschlagen. Zwanzig Jahre, nein, sie ist es nicht!“

„Sie ist es nicht? fuhr Pedro hitzig auf, nicht, sagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe diese Züge aus seinem Hirn zusammengepinselt? Doch ich will nicht ungerecht seyn, es war wohl ein tüchtiger Mann, der sie malte, denn seine Farben sind wahr und treu, treu und frisch wie das blühende Leben. Aber glauben Sie, daß ein solcher Künstler aus seiner Phantasie nicht ein ganz anderes Bild erschafft? Finden Sie nicht, ohne die Familie Tortosi zu kennen, daß diese Dame offenbar Familienähnlichkeit haben müsse, Familienzüge, bestimmt und klar von der Natur ausgesprochen, Züge, wie man sie nie in Gemälden der Phantasie, sondern nur bey guten Portraits findet? Es ist ein Portrait, sage ich Ihnen, Señor, und bey Gott kein anderes als das der Donna Laura, wie ich sie vor zwanzig Jahren gesehen in dem lieblichen Valenzia.“

„Mein verehrter Herr! erwiederte ihm Fröben, es gibt Aehnlichkeiten, täuschende Aehnlichkeiten. Man glaubt oft, einen Freund sprechend getroffen zu sehen, nur in sonderbarem, veralteten Kostüm, und wenn man fragt, ist es sein Urahn aus dem dreyßigjährigen Kriege, oder überdieß gar ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieses Bild sogenannte Familienzüge trage, daß es der liebenswürdigen Donna Laura gleiche, aber dieses Bild ist alt, und so viel weiß man wenigstens aus Registern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenenkirche zu C. schon seit 150 Jahren hängt, und durch Stiftung, nicht auf Bestellung in die Kirche kam.“

„So hole der lebendige Satan meine Augen, rief Don Pedro ärgerlich, indem er aufsprang und seinen Hut nahm. Ein Blendwerk der Hölle ist's, sie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dieß Gemälde in Wehmuth und Gram versenken.“ Thränen standen dem alten Mann in den Augen, als er mit hastigen, dröhnenden Schritten die Gallerie verließ.

Aber dennoch war er auch jezt nicht zum lezten Male da gewesen. Fröben und er sahen sich noch oft vor dem Bilde, und der Alte gewann den jungen Mann durch sein bescheidnes aber bestimmtes Urtheil, durch seine liebenswürdige Offenheit, durch sein ganzes Wesen, das feine Erziehung, treffliche Kenntnisse und einen für diese Jahre seltenen Takt verrieth, immer lieber. Der Alte war fremd in dieser Stadt, er fühlte sich einsam, denn noch war er der Welt nicht so sehr abgestorben, daß er nicht hin und wieder einen Menschen hätte sprechen mögen. So kam es, daß er sich unvermerkt näher an den jungen Fröben anschloß; zog ihn ja dieser auch dadurch so unbeschreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es auch, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gern begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm Abends Gesellschaft zu leisten. Eines Abends, als der Speisesaal im König von England ungewöhnlich gefüllt war und rings um die Beyden fremde Gäste saßen, so daß sie sich im traulichen Gespräche gehindert fühlten, sprach Don Pedro zu seinem jungen Freund: „Señor, wenn Ihr anders diesen Abend nicht einer Dame versprochen habt, vor ihrem Gitter mit der Laute zu erscheinen, oder wenn Euch nicht sonst ein Versprechen hindert, so möchte ich Euch einladen, eine Flasche ächten Pedro Ximenez mit mir auszustechen auf meinem Gemach.“

„Sie ehren mich unendlich, sagte Fröben, mich bindet kein Versprechen, denn ich kenne hier keine Dame; auch ist es hiesigen Orts nicht Sitte, Abends die Laute

Digitized by Google

zu schlagen auf der Straße, oder sich mit der Geliebten am Fenster zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten."

„Gut; so geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Zurichtung gemacht; ich werde Euch rufen lassen." Der Alte hatte diese Einladung mit einer Art von Feyerlichkeit gesprochen, die Fröben sonderbar auffiel. Jezt erst entsann er sich auch, daß er noch nie auf Don Pedros Zimmer gewesen, denn immer hatten sie sich in dem allgemeinen Speisesaal des Gasthofs getroffen. Doch aus Allem zusammen glaubte er schließen zu müssen, daß es eine besondere Höflichkeit sey, die ihm der Portugiese durch diese Einführung bey sich erzeigen wolle. Nach einer Viertelstunde erschien Diego mit zwey silbernen Armleuchtern, neigte sich ehrerbietig vor dem jungen Mann und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fröben folgte ihm und bemerkte als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäste neugierig ihm nachschauten und die Köpfe zusammensteckten. Im ersten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gaste einzutreten. Ueberrascht blieb dieser auf der Schwelle stehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein schwarzes geschliztes Wams mit rothen Bauschen angezogen, einen langen Degen mit goldenem Griff umgeschnallt und ein dunkelrother Mantel fiel ihm über die Schultern. Feyerlich schritt er seinem Gaste entgegen und streckte seine Hand aus den reichen Manchetten hervor, ihn zu begrüßen. „Seyd mir herzlich willkommen, Don Fröbenio, sprach er, stoßet Euch nicht an diesem schlechten, prunklosen Gemach, auf Reisen, wie Ihr wißt, fügt sich nicht Alles wie zu Hause. Weicher allerdings sizt es sich in einem Saale zu Lissabon und meine Divans sind ächt maurische Arbeit; doch setzet Euch immer zu mir, auf dieß schlechte Ding, Sopha genannt, ist doch der Wein ächt und gut: sezt Euch."

Er führte unter diesen Worten den jungen Mann zu einem Sopha; der Tisch vor diesem war mit Konfituren und Wein besezt; Diego schenkte ein und brachte Zündwerk und Zigarren.

„Schon lange, hub dann Don Pedro an, schon lange hätte ich gern einmal so recht vertraulich zu Euch gesprochen, Don Fröbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Seht, wenn wir uns oft zur Mittagsstunde vor Laura's Bildniß trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr so recht versunken waret in Anschauung, aufmerksam betrachtet, und vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebstahl an Euren Augen begingen, ich bemerkte, daß der Gegenstand dieses Gemäldes noch höheres Interesse für Euch haben müsse, und eine tiefere Bedeutung als Ihr mir bisher gestanden."

Fröben erröthete, der Alte sah ihn so scharf und durchdringend an, als wollte er im innersten Grund seiner Seele lesen. „Es ist wahr, antwortete er, dieses Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht gesehen, wenn Sie glauben, es sey nicht das Kunstwerk, was mich interessire, sondern der Gegenstand des Gemäldes. Ach! es erinnert mich an den sonderbarsten aber glücklichsten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst ein Mädchen sah, das mit diesem Bilde täuschende Aehnlichkeit hatte, ich sah sie nur einmal und nicht wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigstens ihre holden Züge in diesem Gemälde wieder aufzusuchen."

„O Gott! das ist ja auch mein Fall!" rief Don Pedro.

„Doch lachen werden Sie, fuhr Fröben fort, wenn ich gestehe, daß ich nur von einem Theil des Gesichtes dieser Dame sprechen kann. Ich weiß nicht ist sie blond oder braun, ist ihre Stirn hoch oder nieder, ist ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber diese zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn, finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geschaut."

„Sonderbar! — und diese Formen, die sich dem Gedächtnisse weniger tief eindrücken als Auge, Stirn und Haar, diese sollten, nachdem Sie nur einmal sie gesehen, so lebhaft in Eurer Seele stehen?"

„O Don Pedro! sprach der Jüngling bewegt, einen Mund, den man einmal geküßt hat, einen solchen Mund vergißt man so leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

Da hat Rummel, der deutsche Läufer oder Schnellfüßler, doch einen großen Sieg davon getragen, und die deutsche Laufkunst mitten in Frankreich zu Ehren gebracht. Ich habe in einem vorigen Schreiben gemeldet, wie ehrlich er mit seinem Versprechen Wort gehalten hatte, und das Marsfeld in 48 Minuten fünf Mal richtig umlaufen war. Eben so pünktlich hatte er bey andern Gelegenheiten die von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt, und jedesmal vor Ablauf der bestimmten Frist sein Ziel erreicht. Nun kömmt auf einmal ein Franzose, den der Ruhm des deutschen Läufers verdrießt, und der tollkühn ausruft: Ihr Herren, ich will's noch besser machen als dieser Deutsche. Er ist das Marsfeld in 48 Minuten fünf Mal durchlaufen; ich aber mache mich anheischig, es in 42 Minuten sechs Mal zu umlaufen. Und will sich der Deutsche mit mir messen, so mag er kommen." Der deutsche Läufer, der aber wahrscheinlich ein verständiger Mann ist, und es nicht für rathsam hält, sich mitten unter dem französischen Volke mit einem Franzosen zu messen, und sich dadurch dem Ausbruche der Nationaleifersucht auszusetzen, oder welcher vielleicht den einmal erworbenen Ruhm nicht auf's Spiel setzen will, lehnte den angebotenen Wettlauf ab. Nun ließ der aufgeblähte französische Schnellfüßler mit großen Anschlagzetteln und in den Zeitungen ankündigen, der Deutsche habe mit ihm keinen Wettlauf eingehen wollen; er aber werde am künftigen Sonntag in 42 Minuten das Marsfeld sechs Mal umlaufen, und zwar am äußersten Rande desselben. Diese Ankündigung lockte vielleicht eben so viele Neugierige herbey als

Digitized by Google

Hans Nerib, da er versprach, in einen Krug zu kriechen. Der Franzose erschien mit vieler Zuversicht, und begann seinen Lauf. Zu dem ersten Umlaufe bedurfte er acht eine halbe Minute; dieß war schon ein übles Vorzeichen, eben so viel zu dem folgenden. Je näher das Ende der bestimmten Frist heranrückte, je weniger Anschein war da, daß der Mann sein Versprechen erfüllen würde. Bey solchen Gelegenheiten bleibt das Pariser Publikum nicht lange ruhig; es entstand zuerst ein lautes Murmeln, das sich nach und nach vermehrte. Dann rief man einerseits: er wird's abmachen; und andernseits: er wird's nicht abmachen! Endlich war die Zeit abgelaufen, und der leichtfüßige Mann war erst fünf Mal das Marsfeld umlaufen, also fehlte Ein Umlauf an der versprochenen Zahl, und der Mann ward gleichsam bankrott gegen das Publikum, das sein Geld für die sechs Umläufe gezahlt hatte. Es ließ ihm auch bald seinen Unmuth fühlen; es wurde gepfiffen und gezischt und geschrieen; als der arme Schelm beschämt abzog, lief man hinter ihm her, und hätte ihn wahrscheinlich arg beschimpft, wenn nicht die gewöhnlichen Schutzengel der in Paris vom Volke verfolgten, ich meyne die Gensdarmen, ihn umringt und zu einer Miethkutsche verholfen hätten, worin er mit seiner Schande bald aus den Augen des Publikums verschwand. Die Kasse war schon früher verschwunden und in Sicherheit gebracht, sonst würde auch diese übel angekommen seyn. Wahrscheinlich hatte der Einnehmer den Sturm vorausgesehen, und bey Zeiten geeilt die Segel zu streichen. Seitdem strahlt der Name des ehrlichen deutschen Rummel herrlicher als zuvor. Denn er hat die Leute nie um ihr Geld betrogen, sondern stets seine Schuld mit seinen Füßen auf's gewissenhafteste abgetragen.

Ein andrer stürmischer Vorfall hatte vorigen Sonnabend bey einer öffentlichen Sitzung des königlichen Instituts statt, wo ein solcher Skandal noch unerwarteter kam als auf dem Marsfelde. Es war die jährliche Sitzung der Kunstakademie, dessen Sekretär Hr. Quatremère de Quincy ist. In der gelehrten Welt ist dieser Quatremère mit Recht geschätzt; allein als akademischer Sekretär wird er in den Zeitungen, besonders in den unabhängigen, oft hart mitgenommen, weil der schon ziemlich bejahrte Mann, nach Nestorischer Art, sich etwas breit über die gelehrten Gegenstände ausläßt, und dadurch den nicht gelehrten Zuhörern ziemliche Langeweile verursacht, was in Paris zu den unverzeihlichsten Fehlern gehört. An das Mißvergnügen der Zuhörer, und die Spötteleyen der Journalisten hatte sich der Hr. Sekretär bisher nicht viel gekehrt, und war jedesmal mit seiner unerschütterlichen Zuversicht und mit seinen Vorlesungen aufgetreten. Bey der dießjährigen öffentlichen Sitzung der Kunstakademie hatte er zwey biographische Notizen über verstorbene Mitglieder der Akademie zu lesen, ehe die Preise an die Zöglinge vertheilt wurden, welches Preisvertheilen an diesem Tage für die Jünglinge und ihre Familien die Hauptsache ist. Die erste Notiz ging ziemlich wohl durch, aber als die zweyte begann, in dem gewöhnlichen schnarchenden Tone des Sekretärs, riß den jungen Leuten, die sich in einem dunkeln Winkel des großen Saals zusammengerottet hatten, die Geduld, sie belustigten sich etwas allzulaut und unhöflich auf Unkosten des Vorlesers, der sich durch nichts irre machen ließ, klatschten zur Unzeit, räusperten sich, lachten und spotteten. Nun ging auch dem Präsidenten, dem Kupferstecher Boucher-Desnoyers die Geduld aus, und dieser Künstler, der wahrscheinlich noch ganz unerfahren in der Präsidentschaft ist, wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß er dem anßen die Wache habenden Offizier auftrug, durch seine Soldaten die ruhestörenden Jünglinge herauszutreiben, ohne daß er selbst vorläufig auch nur die geringste Ermahnung zur Ordnung an dieselben gerichtet hatte. Die Soldaten rückten also mit dem Gewehre heran, räumten den Winkel aus; die jungen Leute widersetzten sich, es entstand ein Schreyen und Rufen, das die Damen in Schrecken setzte, und sie auch zum Schweigen und dann zur Flucht bewog; der ganze Saal gerieth in Unordnung, und es verging einige Zeit, ehe die Ruhe wieder hergestellt wurde. Endlich hörte doch die Verwirrung auf. Quatremère de Quincy hatte seine unterbrochene Notiz eingesteckt, es wurde, unter großer Zufriedenheit der Zöglinge und ihrer Mamas, zur Vertheilung der Preise geschritten, und die Sitzung mit der Aufführung der Kantate beschlossen, welche den Preis der Tonkunst erhalten hatte, und welche harmonisch genug war, um die gestörte Einigkeit wieder hervorzubringen. Somit ging man dann zufrieden auseinander; allein an den folgenden Tagen beklagten sich die Tageblätter nicht ohne Unrecht über die kürtzire Weise des Präsidenten, die Ruhe bey einer Sitzung der Kunstakademie beyzubehalten. Bajonettengewalt in einer solchen friedfertigen Versammlung auszuüben, schien ihnen etwas Empörendes, und der arme Quatremère de Quincy wurde wieder hart angefahren, daß er dieß Aergerniß veranlaßt habe. Einige beschuldigten ihn geradewegs, er habe es darauf angelegt, die Zuhörer vermittelst der Soldaten zu zwingen, seine langen und breiten Vorlesungen geduldig bis auf die lezte Sylbe anzuhören; diese Beschuldigung hatte der arme Sekretär aber doch nicht verdient; denn nicht er, sondern der Präsident hatte ja den unüberlegten Befehl gegeben, die Soldaten heranrücken zu lassen; des Sekretärs einzige Schuld war, daß er dießmal, wie zuvor, den jungen Leuten Langeweile verursachte. Dieß scheint aber bey einer solchen Sitzung unvermeidlich zu seyn; denn unter dem vorigen Sekretär, le Breton, wurde auch beständig geklagt, daß des Mannes Notizen so lang und einschläfernd wären. Vielleicht thäte Quatremère weise, wenn er die Sekretärstelle niederlegte; denn für einen bejahrten, und als Gelehrten sehr geachteten Mann ist es doch eine empfindliche Sache, nach jeder öffentlichen Sitzung, worin er auftritt, aus den Zeitungen zu vernehmen, daß er sein Auditorium eingeschläfert, und dessen Geduld mißbraucht habe. Ueberhaupt kann der Unwille, den das Publikum und die Journalisten über das Anrücken der Soldaten geäußert haben, einen Beweis der [illegible] Gesinnung geben. Je mehr sich die Begriffe von [illegible] Freyheit in den Köpfen festsetzen, je unwilliger [illegible] man, daß sich der bewaffnete Stand in den friedlichen [illegible] der Bürger zeige. Sonst freylich war es allgemeiner Gebrauch, so oft das Volk irgendwo zusammen kam, es durch Truppen zu Fuß und zu Pferde im Zaume zu halten, und im Nothfalle zusammen zu treiben. Allein seitdem haben die Bürger ihre natürlichen Rechte wieder bekommen; man hat eingesehen, daß man die Leute durch die bloße Macht der Gesetze, ohne alle Hülfe der Bajonette in Zucht halten könne; England liefert davon das auffallendste Beyspiel. Ungesittet war es allerdings von den Jünglingen, sich in einer Versammlung von gebildeten Personen, zu welcher sie aus bloßer Gunst zugelassen worden waren, über einen bejahrten und ehrwürdigen Akademiker lustig zu machen; allein dieß war kein Grund, um eine Kompagnie Soldaten gegen die Versammlung anrücken zu lassen, und dadurch die sämmtlichen Zuhörer, besonders die Damen, in Schrecken zu jagen; es ist zu viel Ehrgefühl in der französischen Nation, als daß sie sich mit dem Bajonette regieren ließe, sie will durch Vernunft und gute Worte gelenkt werden. Die kleinen Tageblätter fahren aber noch immer fort, sich über den Vorleser Quatremère de Quincy zu belustigen; so behaupten sie, man biete jezt Pfeifchen à la Quincy feil, und die Akademie habe beschlossen, hinführo zu ihren öffentlichen Sitzungen das Publikum nicht mehr zuzulassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. November 1826.

An des Lebens voller Blüthe hängt des Menschen Seele fest,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Rose süßem Nest.
Aber wenn er auf die Erde mit den welken Blättern sinkt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in sich trinkt.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Halt ein, kein Wort! unterbrach ihn der Portugiese. Ihr würdet mich für sehr schlecht erzogen halten müssen, wollte ich einem Kavalier sein Geheimniß entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben. Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem sonderbaren Bilde erkannte, und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, so möget Ihr mir mit Eurer Geschichte vergelten. Doch Ihr trinkt ja gar nicht; es ist ächter spanischer Wein, und Ihr müßt ihn zuvor trinken, wenn Ihr mit mir Valenzia besuchen wollt."

Sie tranken von dem begeisternden Pedro Ximenez und der Alte hub an:

„Señor, ich bin in Granada geboren. Mein Vater kommandirte ein Regiment, und er und meine Mutter stammten aus den ältesten Familien dieses Königreichs. Ich wurde im Christenthum und allen Wissenschaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater bestimmte mich, als ich sechszehn Jahre alt und gut gewachsen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann streng und ohne Rücksicht im Dienste, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, sie möchte mich oft verhindern, meine Pflicht gehörig zu vollbringen, beschloß er, mich zu einem andern Regimente zu schicken, und seine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim kommandirte. Ich lernte dort den Dienst sorgfältig und genau, und brachte es in den folgenden sechs Jahren bis zum Kapitän. Als ich zwey-und-zwanzig Jahr alt war, wurde mein Oheim nach Valenzia versezt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm schon nach einem halben Jahre als Adjutant folgen konnte. Als ich aber in Valenzia ankam, hatte sich in meines Oheims Hauswesen vieles geändert. Er war schon längst, noch in Pampeluna, Wittwer geworden. In Valenzia lernte er eine reiche Wittwe kennen und hatte sie einige Wochen, ehe ich bey ihm eintraf, geheirathet. Sie können denken, wie ich überrascht war, als er mir eine ältliche Dame vorstellte und sie seine Gemahlin nannte; meine Ueberraschung stieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, schön wie der Tag, herbeyführte, und sie seine Tochter Laura, meine Cousine, nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Kameraden hatten mich oft deßhalb Pedro il petro (den steinernen Pedro) genannt; aber dieser Stein zerschmolz wie Wachs vor den feurigen Blicken Laura's. Ihr habt sie gesehen, Don Frobenio, jenes Bild gibt ihre himmlischen Züge wieder, wenn es anders einem irdischen Künstler möglich ist, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach gerade so trug sie ihr Haar, so muthwillig wie auf jenem Gemälde hatte sie das Hütchen mit den wallenden Federn aufgesezt, und wenn sie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufschlug, so war es, als ob der Himmel sich öffnete und ein leuchtender Engel freundlich herabgrüßte.

Meine Liebe, Señor, war eine freudige; ich konnte

Digitized by Google

ja täglich um sie seyn; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe schmerzlich, ängstlich, gramvoll und verschlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft sah, wie ruhig, wie lachend erschien sie mir! Mein Oheim liebte mich wie seinen Sohn; verstand ich seine Winke recht, so schien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um seine Tochter bewarb. Und von meinem Vater konnte ich keine Hindernisse erwarten, denn Laura stammte aus edlem Blute, und der Reichthum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr schon daraus sehen, daß ich da liebte, wo es so gänzlich ohne Noth und Jammer abging. Denn gewöhnlich entsteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dächern fortschleicht, und durch eine Mauer aufgehalten, plötzlich verzehrend nieder in das Haus und prasselnd auf zum Himmel schlägt, so die Liebe. Die kleine Neigung wird ernährt, die unüberwindlich scheinenden Hindernisse spornen an, man glaubt eine Glut zu fühlen, die nur im Arm der Geliebten sich abkühlen kann. Man spricht die Dame heimlich am Gitter, man schickt ihr Briefe durch die Zofe, man malt im Traum und wachend ihr Bild, ihre Gestalt so reizend sich vor, denn bisher sah man sie nicht anders als im Schleyer und der verhüllenden Mantilla. Endlich, sey es durch List oder Gewalt, fallen die Schranken. Man fliegt herbey, führt die Errungene zur Kirche, und — besieht sich nachher den Schatz etwas genauer. Wie aus dem schönen Wiesen-Grund, der nur ein Teppich ist, über ein sumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf fester Erde ausschreitest, deine Füße eindringen und Quellen aus der Tiefe rieseln, so hier. Alle Augenblicke zeigt sich eine neue Laune bey der Dame, alle Tage lüftet sie Schleyer und Mantilla ihres Herzens freyer, und am Ende stündest du lieber wieder vor dem Gitter, Liebes-Lagen zu singen, und — nie wiederzukehren."

„Bey Gott, Ihr seyd ein scharfer Kritiker, erwiederte Fröben erröthend; es liegt in dem, was Ihr saget, etwas Wahres, aber, ganz so? nein, da müßte ja jener Götterfunke, der zündend ins Herz schlägt, jene seligen Augenblicke, wo die Hälfte einer Minute zum Verständniß hinreicht, müßte lügen, und doch glaube ich an seine himmlische Abkunft. O! ist es mir denn besser ergangen?"

„Ich verstehe, was Ihr sagen wollt, sprach Don Pedro, jener Moment ist himmlisch schön, aber beruht gar oft auf bitterer Täuschung. Höret weiter, mich reizten, mich hinderten keine Schranken, und dennoch liebte ich so warm als nur irgend ein junger Kavalier in Spanien. Das einzige Hinderniß konnte Laura's Herz seyn, und ihr Auge hatte mir ja schon oft gestanden, daß es dem meinigen gern begegne. Alle jene kleinern Beweise meiner Zärtlichkeit, wie man sie in diesem Zustande gibt, nahm Donna Laura gütig auf, und nach einem Vierteljahre erlaubte sie mir, ihr meine Liebe zu gestehen. Die Eltern hatten die Sache längst bemerkt.

Mein Oheim gab mir seine Einwilligung und sagte, er habe für mich wegen guter Dienste, die ich geleistet, beym Könige um ein Majorspatent nachgesucht. Mit der Nachricht meines Steigens solle ich dem Vater meine Liebe gestehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es: ach warum hab' ich's gethan? Sollte man nicht immer einen Dämon hinter sich glauben, der uns das Glück wie ein schönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerschlagen? Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glücks mit einem Hauptmann aus einem Schweizerregimente Bekanntschaft gemacht, den ich lieb gewonnen und täglich in mein Haus führte. Er war ein schöner blonder Jüngling, mit klaren, blauen Augen, von weißer Haut und rothen Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgesehen, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in aller Munde lebten. Um so gefährlicher war er für die Frauen. Seine ganze Erscheinung war so neu in diesem Lande, wo die Sonne die Gesichter dunkel färbt, wo unter schwarzem Haar schwarze Augen blitzten; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee seiner Heimath erzählte, so lauschte man gern auf seine Rede, und manche Dame mochte schon den Versuch gemacht haben, das Eis seines Herzens zu zerschmelzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hundert deutsche Reimsprüche.

Von Wilhelm Müller.

86. Adelsinstinkt.

Wappen ließ die edle Dame in des Säuglings Windeln nähen,
Und das Kind starb an Verstopfung, eh' es noch sein Schild gesehen.
Lernt daraus, wie viel es heiße, adelig geboren seyn!
Nur aus edlem Bauchinstinkte hielt das Kind den Adel rein.

87. Geschenkte Ahnen.

Ahnen kann der Kaiser geben. Sag', wo mag er her sie nehmen?
Von den umgetauften Söhnen, die sich ihrer Väter schämen.

88. Vornehmheit des Geschmackes.

Das heiß' ich mir doch einen vornehmen Mann!
Sein Pferd rührt kein bezahltes Futter an.

Digitized by Google

89. Hungrige Behaglichkeit.

Ein kleiner Pfennig, ein kleiner Sinn,
Ein Wappenmantel mit grossen Falten.
Man kann so hungrig bequem darin,
Wie Mäus' im leeren Sacke schalten.

90. Das Ziel.

Jeder hat ein Ziel vor Augen, dem er nachläuft bis zur Gruft,
Aber oft ist's eine Feder, die er ausblies in die Luft.

91. Wer muß die Haare dazu geben?

Wenn die grossen Herrn sich raufen und verlieren Schopf und Zopf,
Preise glücklich sich der Bürger, welcher hat den kahlsten Kopf.

92. Haar und Bart.

Held Simson hatte seine Kraft in seines Hauptes Haaren,
Den neuen Helden ist sie nun in ihren Bart gefahren.
Und wer Reißaus sie nehmen sieht vor Messern und Rasseuren,
Wer weiß, ob Simson tapfrer wär' im Kampfe mit Friseuren?

93. Reichthum und Rauch.

Daß der Reichthum ist ein Rauch, kann dich mancher Schornstein lehren.
Gold und Silber flog hinauf, Ruß wird man herunter kehren.

94. Der Bauer ein Edelmann.

Wenn der Bauer wird ein Edelmann,
So guckt er den Pflug mit Brillen an.

95. Neue Minister.

Die neuen Minister können gar viel:
Sie treffen zehn Kegel in jedem Spiel.

96. Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,
Sie wachsen, wie sie rollen fort.
Eine Handvoll wirf zur Thür hinaus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

97. Immer etwas im Rückhalt!

Willst du wiederkommen zum Schmaus?
Sing' nicht im ersten dein Liedchen aus.

98. Eier oder Hühner.

Schlägst du die Eier in den Topf,
Kein Küchlein steckt heraus den Kopf.

99. Die Natur siegt.

Kitzle kein gewaschenes Schwein,
S' legt sich in den Koth hinein.
Kitzl' ein bestäubtes Vögelein,
S' putzt sich gleich die Federn rein.

100. Kleines für Kleines.

Die liebe kleine Zeit will Kleines haben,
Drum bring' ich ihr so viele kleine Gaben.
Aus vielen Tagen wird ja auch ein Jahr:
Sey ganz, und sieh' ein Ganzes in der Schaar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. Oktober.

(Beschluß.)

Ein dritter Unfall ist dem Ingenieur Navier zugestoßen; zwar hat man ihn nicht ausgezischt, und es hat keiner bewaffneten Soldaten bedurft, um dem Ausbruche des Unwillens vorzubeugen: allein der Vorfall ist deßhalb nicht minder unangenehm für diesen Baumeister. Navier wird zu den geschicktesten Ingenieurs in Paris gerechnet, und da er ein bedeutendes Werk über die Hängebrücken herausgegeben hatte, so hielt man ihn für den tauglichsten Mann, die erste grosse Hängebrücke anzulegen, die je in Frankreich unternommen worden ist. Eine Gesellschaft von Unternehmern hatte nämlich beschlossen, eine solche Brücke über die Seine, zwischen den Champs Elysées und dem Invalidenplatze anzulegen. Es war rasch daran gearbeitet worden, und schon diesen Herbst sollte die Brücke fertig seyn; allein kaum waren die schweren Ketten eingehangen, als die Pfeiler auf dem einen Ufer nachgaben; das ganze Werk würde eingestürzt seyn, wenn man nicht schleunig die Ketten wieder abgenommen hätte. Dieser Unfall war natürlich eine Folge der fehlerhaften Anlegung der Brücke, und fiel dem Baumeister zur Schuld; dieser suchte in den ministeriellen Blättern, die für solche Beschönigungen gern offen stehen, das Ding zu bemänteln; er schob nämlich die Schuld auf eine Wasserröhre, die neben den Pfeilern herging, und gesprungen sey, und dadurch den Grund, worauf einer der Pfeiler ruhte, erweicht haben sollte. Gegen diese Röhre hätte sich aber der Hr. Ingenieur vorsehen sollen. Besser wäre es gewesen freymüthig zu gestehen, daß man bey diesem ersten Versuche nicht die nöthige Erfahrung gehabt, und daher einige Mißgriffe gethan habe. Aber dieß Geständniß war zu hart für den Unternehmer; man erzählte sogar in den ersten Tagen nach dem Unfalle, als manche Leute die Brücke besichtigen wollten, habe man an derselben Männer vorgefunden, welche dazu bedungen gewesen seyen, um den Leuten vorzudemonstriren, daß das Ding habe so kommen müssen, und daß der Ingenieur und die Unternehmer ganz unschuldig bey dem Unfalle seyen. Dieß geht indessen die unternehmende Gesellschaft an; denn da sie die Kosten der Anlage der Brücke bestreitet, so mag sie auch jezt die durch den Unfall entstandenen neuen Kosten tragen, wenn es ihr so beliebte. Die Fundamente der Pfeiler waren übrigens sehr stark; nur meynten einige Leute, statt der Pfeiler hätte man Pyramiden errichten sollen, andre schlugen vor, den Pfeilern eine etwas schräge Richtung zu geben, damit sie dem von der entgegengesezten Seite kommenden Drucke der Ketten desto besser widerstehen könnten. In Betreff der Hängebrücken werden die französischen Ingenieure von den englischen noch einiges zu lernen haben. Uebrigens ist es noch eine Frage, ob eine Hängebrücke, besonders eine grosse, wie die hiesige seyn sollte, auch eine wahre monumentalische Zierde ist. Die Pfeiler und Ketten hindern die Aussicht, und haben nichts imposantes; dazu kömmt, daß wegen der Ketten, die hinter den Pfeilern im Fundamente fest gemacht werden, viel Platz am Ufer verloren geht, was in einer Hauptstadt, wo man mit dem Raume nicht sparsam genug zu Werke gehen kann, ein bedeutender

Digitized by Google

Nachtheil ist. Anders verhält es sich mitten in einer Landschaft, wo man Raum und Prospekt genug hat. Bey dem schnellen Bauen in Paris darf man sich nicht wundern, daß zuweilen arge Mißgriffe geschehen. Alles soll an einem bestimmten Tage fertig seyn, und um dieß zu bewerkstelligen, müssen Baumeister und Werkleute Hals über Kopf arbeiten. So geht es eben jezt mit dem neuen Théâtre de Nouveautés, auf dem ebenfalls neuen Börsenplaze; dieses Schauspielhaus soll noch in diesem Jahre fertig werden. Man hat daher den Miethsleuten in der Feydeau Passage, die zum Theil abgebrochen werden mußte, schleunig eine Entschädigung angeboten, und ehe diese noch angenommen war, ihre Kramläden abgebrochen, woraus dann ein halb Duzend Prozesse entstanden sind; allein da es auch mit den Prozessen in Paris rascher zu gehen pflegt als anderswo, so sind diese meistens beendigt, und es wird nun Tag und Nacht an dem neuen Theater gebaut, das gewiß zur bestimmten Zeit fix und fertig dastehen wird. Mit dieser Eile läuft man nun aber allerdings Gefahr sich zu übereilen, und dieß ist beym Bauen etwas kostspielig. So ist es den Unternehmern der Bauanlagen in den Champs Elysées gegangen, die ein ganz neues Stadtrevier dort anzulegen sich vorgenommen, und Alles wohl berechnet hatten, nur nicht die Mittel, wie sie Miethsleute herbeybringen könnten. Sie hatten mit Anlegung eines großen Springbrunnens und eines schönen Einganges begonnen; dann hatten sie hie und da schöne Häuser von drey bis fünf Stockwerk errichtet; einige glichen kleinen Lustschlössern. Nur fehlten noch Miethsleute, und diese fehlen auch noch jezt; und so ist das schöne Revier in Stocken gerathen, und wird wahrscheinlich nicht zur Vollendung kommen, wofern nicht ein besondrer Zufall die Bauherrn begünstigt. Leider hat in diesem Jahre der Zufall die freylich unüberlegter Weise drauf los arbeitenden Bauunternehmer so wenig begünstigt, daß das Schuldnergefängniß St. Pelagie voll von solchen Unternehmern stecken soll.

D g.

Rom, 31. Okt.

Die Schazgräberey, von der ich schon mehrere Male geredet habe, ist fortwährend an der Tagesordnung, obgleich ihr das Publikum nach und nach immer weniger Aufmerksamkeit zu schenken beginnt. Mit Bestimmtheit, und aus der authentischen Quelle, kann ich melden, daß die Sache zwar verschoben, aber bis jezt keineswegs aufgehoben ist. Es hat sich nämlich, wie schon früher erwähnt, gefunden, daß der Grund, wo der Schaz vergraben liegen soll, nicht dem Staate, sondern dem Hause Giustiniani gehört. Da sich die Besizungen dieses leztern im Konkurse befinden; so haben sich nicht allein im Allgemeinen Schwierigkeiten für die Zustimmung zum Nachgraben erhoben, sondern die Bedingungen, welche die Liquidationskommission einstweilen hat machen zu können geglaubt, sind noch obenein so drückend, daß die Unternehmer sich entschlossen haben, noch anzustehen und zu erwarten, ob nicht vielleicht die Familie von den Gläubigern gezwungen werden wird, billigere Forderungen zu machen. Leztere sollen darin bestanden haben, nicht allein die Hälfte des Schazes, sondern auch für jede an Ort und Stelle erfolgte Beschädigung Ersaz zu bekommen. Da sich die Regierung den dritten Theil desselben vorbehalten hat, und folglich den beyden Unternehmern nur ein halbes Drittheil übrig bleiben würde; so könnte es immer geschehen, daß der Knochen unverzehrt liegen bliebe, weil der Hunde, welche sich darum zanken, zu viel sind. Dieß die erste Widerwärtigkeit, welche den Gewürzhändler, Hrn. Cartoni, der die Auslage der Nachgrabung machen will, getroffen hat. Eine zweyte erwächst ihm aus seinem Verhältnisse zum Theater Argentina. Ob lezteres ihm eigen gehört, wie es im Publikum heißt, oder ob er nur den Namen dazu hergibt, während der Duca Cesarini als dessen Eigenthum es wenigstens noch vor nicht langer Zeit ganz Rom gekannt hat, der fortwährende ausschließliche, oder theilweise Besizer desselben ist, läßt sich nicht bestimmen. Wie dem aber auch sey, Hr. Cartoni hat die Erlaubniß erhalten, das besagte Theater nach der Straße zu vergrößern, eine Begünstigung, welche, obgleich aus ihr dem Theater eine Façade erwächst, deren es bisher entbehrt hat, von Wichtigkeit ist, weil dadurch die Gasse, welche ohnehin schon sehr eng ist, noch mehr beschränkt wird. Damit noch nicht zufrieden, hat nicht allein Hr. Cartoni noch obenein um die Erlaubniß nachgesucht, auch außer dem Karneval Opern oder sonstige theatralische Vorstellungen zu geben, sondern auch auf den, bisher von der Regierung der großen Karnevalsoper bewilligten Zuschuß von sechstausend Scudi Anspruch gemacht. Da die Regierung sich zu keinem von beyden verstehen will, so scheint jezt Hr. Cartoni entweder kein sogenanntes Teatro regio (so heißt hier ein Theater, wenn es eine große Oper mit einem großen drey- oder fünfaktigen Ballette gibt) öffnen, oder wenigstens kein Ballett damit zu verbinden, oder überall auf die Opera seria verzichten, und statt dessen blos eine Opera buffa geben zu wollen. Die engagirten Mitglieder sind, kraft ihres Kontrakts, verpflichtet, sich zu beyden zu verstehen. Auf diese Weise dürfte Rom folgenden Karneval ohne große Oper bleiben, ein Fall, der vielleicht nicht stattgefunden hat, so lange in Rom Opern gegeben werden. Ueberdem dürfte sich aus einem solchen Engagement wenig Gutes von der künftigen Karnevalsentreprise versprechen lassen, denn in der Regel ist der komische italienische Sänger zum ernsten, und dieser zu jenem untauglich, weil Stimmen, auf komischen, also kleinen Theatern gebildet und ausgebildet, keine große Bühne zu füllen vermögen, und solche, welche hier genügen, wiederum zu stark für jene sind, Spiel, Vortrag, überhaupt die respektive Routine, nicht einmal in Berechnung gebracht. Unter den Sängerinnen nennt man als Prima Donna jene Sgra. Elena Pasteri, welche früher in Stuttgart als Hofsängerin angestellt war, und dann vor zwey Jahren in der Herbstzeit mit großem Beyfalle auf dem Theater Valle gesungen hat. Eine ernste Opernpartie dürfte weder der Stärke ihrer Stimme, noch der Natur ihres Spiels, noch überhaupt der Eigenthümlichkeit ihrer Person angemessen seyn. Als Sopran nennt man die Pisaroni, die häßlichste Frau, aber die geschickteste Singmaschine der jezigen Zeit. Wie sich diese, im Entstehungsfalle, in der komischen Oper ausnehmen wird, steht nicht wohl abzusehen. Uebrigens heißt es für ganz gewiß, Hr. Cartoni habe den berühmten David, den größten aller singenden Charlatans, engagirt, und es habe dieser im Sinne, sich hier bey seiner Durchreise nach Neapel, wo er im folgenden Karneval singen wird, künftigen Monat in einigen Akademien zu produciren. Andre behaupten, den genannten Impresario habe der Handel zu reuen begonnen, seit er den Fiasco vernommen, welchen Hr. David in Mailand gemacht haben soll, und lezterer sey deßhalb abgefunden worden. Wenn das Theater Argentina wenig verspricht; so hat dagegen das Theater Valle desto mehr gehalten. Die Holzhauer von Dombra oder die Treue in den Wäldern, haben treulich bis zur zwey-und-zwanzigsten Vorstellung dem vorgesezten Ziele Stich gehalten, und sind nicht minder von ihrer Königin als vom Publikum mit Beyfall und Gnadenbezeigungen überhäuft worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 280.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. November 1826.

Wo sie starret, wo sie zerfließt, wird Kultur nicht leicht hinkommen oder schwerlich bestehen und wirken.

Joh. v. Müller.

Die Isländer,
aus Geyer Geschichte von Schweden,
übersezt von Dr. Ungewitter.

Hoch im atlantischen Meere, ungefähr achtzig schwedische (120 deutsche) Meilen von Drontheim, nicht volle zwanzig von Grönland entfernt, zwischen 63° 24′ und 66° 30′ nördlicher Breite und zwischen 13° 15′ und 24° 40′ westlicher Länge von Greenwich *) liegt Island. Die Insel ist voll von großen Bergen, die vorzüglich von Osten nach Westen sich erstrecken, und den mittleren Theil des Landes unbewohnbar machen. Eis bedeckt ihre Gipfel, Feuer wüthet in ihrem Innern. Nach dem Meere hin in den Thälern und auf den abgedachten Flächen, die fruchtbare Weiden darbieten, hat der Isländer seine einsame Wohnung. Waldungen sind nicht vorhanden, blos kleinere Birken erblickt man hier und dort; und daß die Wälder, von denen in ältern Zeiten die Rede ist, keine Holzarten, die zum Bauholz hätten dienen können, darboten, kann man daraus abnehmen, daß bereits die ersten Ansiedler auf der Insel dasselbe von Norwegen sehr oft holten **). Die Saat gedeiht schwer zur Reife, weßwegen auch der Ackerbau wenig und blos zum Versuch (und auf den Versuch beschränkten sich auch alle die Spuren von Landbau, die man vom frühern Zeiten her dort gefunden hat) *), betrieben wird. Viehzucht, Fischerey und der Fang der Seevögel, die in unglaublicher Menge die Küsten besuchen, machen die einzigen Nahrungszweige aus. Der Sommer ist warm, und der Winter, während dem das Pferd und das Schaaf ausgetrieben werden, ist, sofern nicht Treibeis die Kälte vermehrt, weniger kalt als man von der nördlichen Lage der Insel eigentlich erwarten könnte. Aber häufig kommt in ungewöhnlicher Menge das Treibeis heran, bedeckt hauptsächlich die nördlichen und östlichen Küsten, füllt alle Buchten, verbreitet sich, so weit man sehen kann, umher, und bleibt oft den Sommer über liegen. Dann ist die Luft beständig kalt und neblicht; es friert und schneit mitten im Sommer; das Gras kann nicht zum Wachsthum kommen; die Thiere leiden, ihnen fallen die Haare aus; die Menschen bekommen Ausschlag, und die weißen Bären, die mit dem Eise von Grönland

*) Henderson, Iceland, 1814—15. Die Insel reicht demnach bis zum Polarkreise hinauf. Islands Flächeninhalt gibt Thaarup (Statistik d. Dän. Mon. S. 59) auf 1405 Quadratmeilen an. (Der bewohnte Theil der Insel nimmt etwa 200 Quadratmeilen ein.)

**) Vatnsdaela Saga, c. 16. Mehrere ähnliche Beyspiele kommen vor. Dasselbe gilt von dem Schiffsbauholze. Größere Schiffe wurden in Norwegen gekauft. Landnáma Saga, p. 29, erzählt als eine Seltenheit, daß einer der ersten Inselbewohner sich an einer Stelle niederließ, wo so große Waldungen waren, daß daraus Holz zu Seeschiffen genommen werden konnte.

*) Es wird als etwas Besonderes angeführt, daß auf Reitholt, Snorre Sturlesons Hofe, die Saat auf den Aeckern nie fehl schlug, sondern daß man beständig frisches Mehl hatte, welches zu Leckereyen gebraucht wurde (zu fágaetis). Sturlunga Saga I. c. 13.

Digitized by Google

kommen und erst mit ihm wieder fortgehen, stellen sich als gefährliche Gäste ein. Im Uebrigen führt das Eis eine Menge Treibholz, worunter man amerikanische und sibirische Holzarten erkennt, mit sich.

Kein Fleck auf der Erde hat ähnliche Spuren von unterirdischem Feuer aufzuweisen wie diese Insel. Der Steinfluß *) (so nennt der Isländer den aus dem Glühofen des feuerspeyenden Berges sich wälzenden Lavastrom) hat in ungeheuern Strecken das Land übergossen. Die siedenden Quellen werfen bis zur Höhe von mehr wie hundert Fuß Wasserstrahlen empor **), und himmelhohe Pfeiler des heißen Dampfes erheben sich aus des Grundes Tiefen und weiten Spalten. Im verflossenen Jahrhunderte waren von der großen Menge Vulkane allein neun in Bewegung. Sie scheinen sowohl untereinander als mit dem Meere in Verbindung zu stehen, bald speyen sie Feuer, bald werfen sie Wasser, bald beydes zugleich aus ***), und da die meisten Vulkane mit ewigem Schnee bedeckt sind, so vereinigen sich meistentheils bey der Eruption die Verheerungen der Wasser- mit denen der Feuerfluth. — Der Isländer wohnt also mitten unter den Schrecknissen der Natur, und gleichwohl sagt ein einheimisches Sprichwort: „Island ist das beste Land, welches die Sonne bescheint ****).“ So sehr der Isländer sein Land liebt, eben so sehr hängt er den alten Sitten an. In der Wißbegierde und Kenntnissen, in der Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder übertrifft er in der That die Menge in vielen andern von der Natur glücklicher begabten Ländern. Seine, durch eine eigene Literatur ausgebildete und festgestellte Sprache, die früher wie irgend eine andere in Europa, reich in sich selbst war, ist noch jezt dieselbe, die früher in Scandinavien gesprochen wurde, ist dieselbe, in der Snorre Sturleson schrieb; und die alten Sagen, oft aus trefflichen, von dem Hauswirthe selbst verfertigten Abschriften zu lesen, macht in den langen Winterabenden sowohl für ihn wie für die Seinigen die angenehmste Erholung aus.

In jener Zeit, als Island von Norwegen aus entdeckt und bebaut wurde, sagt das alte, von dessen Besitznahme sprechende Buch *), war Harald Harfager König über Norwegen, Erich Emundsson und sein Sohn Björe herrschten über Schweden, und Gorm der Alte beherrschte Dänemark, und in dem Sommer, als Ingolf und dessen Gefährten zuerst nach Island zogen, um es zu bebauen, hatte Harald Harfager zwölf Jahre lang in Norwegen regiert und seit Christi Geburt waren 874 Winter verflossen **). Ingolf war der erste Normann, der sich auf Island niederließ. Nordische Seeräuber, die einige Jahre zuvor dahin verschlagen worden und es entdeckt hatten, brachten darüber nach Norwegen die erste Kunde. Ein gewisser Naddod, der sich nach den Farder-Inseln begeben wollte, war auf die östliche Küste Islands geworfen worden und hatte das unbewohnte Land, wo die Gipfel der Berge alle mit Schnee bedeckt waren, Schneeland genannt. Gardar Svafarsson, ein Schwede, der von den Hebriden das väterliche Erbtheil seiner Frau zu holen beabsichtigte, hatte dasselbe Schicksal gehabt. Er umsegelte nun die Insel, nannte sie nach sich Gardarsholm, und nach seiner Zuhausekunft theilte er darüber eine vortheilhafte Beschreibung mit. Floke, ein dritter Abenteurer, hatte nach den Angaben jener das Land aufgesucht, dort einen Winter zugebracht und ihm wegen des Treibeises den Namen Island gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Steiná. Henderson, I.

**) Der Geiser und der durch ein Erdbeben 1789 entstandene Strocker sind die bekanntesten. In den warmen Quellen in Reikiadal wurden die Isländer im Jahr 1000 getauft. Kristni Saga, c. 11. Die Ruinen eines von Snorre Sturleson daselbst eingerichteten Bades sind noch jezt vorhanden.

***) Es soll dieses auch mit dem Hekla, der übrigens zu den kleineren Bergen Islands gehört, und nicht stets mit Eis bedeckt ist, der Fall gewesen seyn. Man hat hin und wieder gefunden, daß das aus den Isländischen Vulkanen geworfene Wasser salzig ist, und bey dem Hekla hat man sogar nach einem Ausbruche eine große Menge Salz gefunden. Olafsens und Povelsens Reise, S. 265.

****) Henderson, I.

*) Landnámabok, c. 1.

**) c. 3. Are Frode, Schedae c. 1, hat 870 Winter.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Eines Morgens, fuhr der Spanier fort, kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerley geheimnißvollen Reden zu verstehen, ich möchte entweder auf der Hut seyn, oder ohne das Majorspatent meine Baie heirathen, indem sonst noch Manches sich ereignen könnte, was mir nicht angenehm seyn würde.

Ich war betreten, forschte nach und erfuhr, daß Donna Laura bey einer verheiratheten Freundin hie und da mit einem Manne zusammen käme, der in einen Mantel verhüllt in's Haus schleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nicht daran, aber ein Stachel von Eifersucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Laurens Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; sie war hold, gütig gegen mich wie zuvor. Sie ließ sich die Hand, wohl auch den schönen Mund küssen — aber dabey blieb es auch; denn jezt erst fiel mir auf, wie kalt sie immer bey meiner Umarmung war, sie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich sie drückte, sie gab mir meinen Kuß nicht zurück.

Digitized by Google

Zweifel quälten mich; der Freund kam wieder, schürte durch bestimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beschloß bey mir, die Schritte meiner Dame aufmerksamer zu bewachen. Wir speisten gewöhnlich zusammen. Der Oheim, die Tante, meine schöne Base und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweyten Mal mich gewarnt, fragte die Tante bey Tische ihre Tochter, ob sie ihr Gesellschaft leisten werde auf dem Balcon. Sie antwortete, sie habe ihrer Freundin einen Besuch zugesagt. Unwillkürlich mochte ich sie dabey schärfer angesehen haben, denn sie schlug die Augen nieder und erröthete. Sie ging eine Stunde, ehe die Nacht einbrach, zu jener Dame. Als es dunkel wurde, schlich ich mich an jenes Haus und hielt Wache; rasende Eifersucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuser gedrückt, eine verhüllte Gestalt schleichen sah. Ich stellte mich vor die Hausthüre, die Gestalt kam näher und wollte mich sanft auf die Seite schieben. Aber ich faßte sie am Gewand und sprach: „Señor, wer Ihr auch seyd, in diesem Augenblicke glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben und bey Eurer Ehre fordre ich Euch auf, steht mir Rede.“ Bey dem ernsten Ton meiner Stimme sah ich den Mann zusammenschrecken; er besann sich eine kleine Weile und entgegnete dann: „Was soll es?“ — „Schwört mir bey Eurer Ehre, fuhr ich fort, daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortosi in dieses Haus geht.“ — „Wer erkühnt sich, mir über meine Schritte Rechenschaft abzufordern?“ rief er mit dumpfer verstellter Stimme; an seiner Aussprache merkte ich, daß er ein Fremder seyn müsse. Eine düstere Ahnung ging in meiner Seele auf. „Der Kapitän di San Montanjo wagt es,“ antwortete ich, und riß ihm, ehe er sich dessen versah, den Mantel vom Gesicht. — Es war mein Freund Tannensee, der Schweizer.

Er stand da wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig, aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und sprachlos vor Wuth deutete ich ihm an, dasselbe zu thun. „Ich habe keine Waffen bey mir als einen Dolch,“ erwiederte er. Schon war ich willens, ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen, aber als er so regungslos auf Alles gefaßt vor mir stand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch so viel Fassung, daß ich ihn bestimmte, am andern Morgen vor dem Thore der Stadt mir Rechenschaft zu geben; die Thüre hielt ich besetzt, er sagte zu und ging. Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Sänfte für Laura gebracht wurde, bis ich sie einsteigen sah, dann folgte ich ihr langsam nach Hause. Die Qualen der Eifersucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und so hörte ich, wie sich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten, man pochte an. Verwundert warf ich meinen Mantel um und schloß auf; es war die alte Dienerin Laura's, die mir einen Brief übergab und eilends wieder davon ging.

„Señor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in Gnaden bewahren!“ Sie gestand mir, daß sie den Schweizer längst geliebt habe, als sie mich noch gar nicht kannte, daß sie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden haßte, ihn immer zurückgehalten, um sie zu werben; daß sie von den Drohungen meiner Tante genöthigt, meine Liebe sich habe gefallen lassen. Sie nehme alle Schuld auf sich; sie schwöre mit dem heiligsten Eide, daß Tannensee mir oft habe Alles gestehen wollen, und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, strenger verwahrt zu werden, sich habe zurückhalten lassen. Sie deutete mir ein schreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie beflecken werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelfe. Sie beschwor mich, von meinem Streite abzustehen, denn wenn er falle, so bliebe ihr, seiner Gattin, nichts übrig als sich das Leben zu nehmen. Sie schloß damit, meine Großmuth anzurufen, sie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.“

„Ihr werdet gestehen, daß ein solcher Brief gleich kaltem Wasser alle Flammen der Liebe löschen kann; er löschte sogar zum Theil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum stellte ich mich zur bestimmten Stunde auf dem Kampfplatze ein. Der Kapitän mochte tief fühlen, wie sehr er mich beleidigte; obgleich er ein besserer Fechter war als ich, vertheidigte er sich nur, und nicht seine Schuld ist es, daß ich meine Hand hier zwischen Daumen und Zeigefiger in seinen Degen rannte, so daß ich außer Stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Laura's Brief. Er las, er bat mich flehend ihm zu vergeben, ich that es mit schwerem Herzen.“

„Die Geschichte meiner Liebe ist zu Ende, Don Frobenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verschwunden.“

„Und mit Ihrer Hülfe?“ fragte Fröben.

„Ich half so gut es ging, freylich war der Schmerz meiner Tante groß; aber in diesen Umständen war es besser, sie sah ihre Tochter nie wieder, als daß Unehre über ihr Haus kam.“

„Edler Mann! wie unendlich viel muß Sie dieß gekostet haben! wahrhaftig es war eine harte Prüfung.“

„Das war es, antwortete der Alte mit düsterm Lächeln. Anfangs glaubte ich, diese Wunde werde nie vernarben, aber die Zeit thut viel, mein Freund. Ich habe sie nie wieder gesehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Oberst Tannensee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne dem Feinde langen Widerstand gethan habe. Ob es derselbe ist, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu sagen. Als ich aber in diese Stadt kam, jene Gallerie besuchte, und nach zwanzig

Digitized by Google

langen Jahren meine Laura wieder erblickte, ganz so wie sie war, in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf und — nun Ihr wißt, daß ich sie täglich besuche."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung.)

Ich wiederhole, was ich schon in einem meiner früheren Berichte gesagt habe: Die Komposition des Hrn. Grazioli gehört zu den besten, welche jezt auf den italienischen Bühnen gegeben werden. Es ist Verstand und, was daraus folgt, Charakteristik darin; mit einem Worte, die Musik zieht selbst denjenigen an, der mehr verlangt als den gewöhnlichen Ohrenkitzel. Eine arge Flickrolle ist der böse Minister, den der ungeschickte Buchmacher nicht unmittelbar in das Stück zu verflechten gewußt hat, ohnedem wurde sie auch schlecht gespielt, obgleich recht gut gesungen. Seine zwey brav gearbeiteten großen Arien interessiren nicht, weil ihnen die Handlung fehlt. Dagegen sind die Partien der Königin und des guten Ministers (des Liebhabers), besonders in ihren beyden Duetten, dramatisch und keineswegs bloßer Klingklang. Deßgleichen die Partie des ersten Holzhackers, welche mit großer Sorgfalt gearbeitet ist. Sein Duett mit dem guten Minister, in welchem er diesem die mannichfaltigen Beschwerden zu erkennen gibt, welche sein Dorf über den Druck des bösen Ministers zu führen hat, und wo die Worte: Ma, la Regina non lo sa . . . . . ma, la Regina lo saprà, vom Minister mehrere Male wiederholt werden, hat allgemein angesprochen, und ist populär geworden. Sogar hat man eine bloße Flickarie, um den andern Zeit zum Verschnaufen zu geben, von einer der Holzhauerinnen gesungen, ihrer allerliebsten und nichts weniger als gemeinen Melodie wegen, ausgezeichnet. Zum Lobe der zahlreichen Chöre kann ich mit wenigen Worten nicht mehr sagen, als daß sie einen deutschen Geist athmen. Von der Boccabadati habe ich schon geredet; sie ist von Anfang bis zum Ende allerliebst gewesen. Hat man freylich mitunter an ihr auszusetzen; so zeigt sie dagegen, selbst in den Fehlern, so viel Natürlichkeit, daß man ihr Beyfall geben muß, wenn man auch nicht will. Der Tenorist Berger (troz seines französischen Namens ein geborener Römer) ist eine von jenen kräftigen Naturen, wie sie der italienische Himmel nicht selten hervorzubringen pflegt. Mit der Stimme eines Stentor, und den Formen eines Athleten verbindet er in beyden so viel Grazie und Schönheit, daß er den ausgezeichnetsten Beyfall erhalten hat, obgleich sein Gesang, dem des Donzelli bis zur Täuschung ähnlich, den vom heutigen Fistulirfirlefanze eines David und Konsorten, verwöhnten Ohren zu grandios vorkommen möchte. Zu bedauern ist, daß dieser Künstler eben um den erwähnten Ohren zu gefallen, mitunter zu der halben Stimme seine Zuflucht, dann aber, weil ihm die Natur diese versagt hat, statt des Beyfalls nur ein mitleidiges Lächeln erhält. Ein Fehler an ihm ist die Unart, keiner Note ihre volle Zeit zu geben, sondern alle, besonders die Endnoten, wie mit der Scheere abzuschneiden, eine Folge der Unkunde im Solfeggiren, welche jedoch die besseren Sänger heut zu Tage so ziemlich abgelegt haben. Nach den Holzhauern ist der Rossinische Moses an die Reihe gekommen, und hat Furore gemacht. Ueber diese Komposition, welche, wie ich höre, schon allgemein in Deutschland bekannt ist, kann ich meinen Lesern nichts sagen, was sie nicht schon wüßten. Es läßt sich unstreitig etwas Besseres darin verspüren, und dieß Bessere ist gut, obgleich ihm doch auch die wahre (ich meyne nicht die, auf der Folter erzwängte) Bedeutung abgeht. Das Schlechte darin besteht aus einer Menge so handgreiflicher Reminiscenzen aus allen früheren Arbeiten des Komponisten, daß man wohl sieht, er habe es sich bey dieser um so leichter machen wollen, je mehr Anstrengung ihn jenes Bessere gekostet haben dürfte. Da die jezt bestehende Truppe die Amalthea nicht hätte besetzen können; so hat man die Paer, die Gattin des bekannten, in Paris lebenden Paer, bey ihrer Durchreise für die zwey-und-zwanzig Vorstellungen, welche vom Moses werden gegeben werden, engagirt. Die frühere Virtuosität ist bey dieser Sängerin dahin, denn vieles fängt an zu versagen; doch läßt sich, was sie singt, noch immer hören. Ihre große Arie wird jeden Abend applaudirt. Die Boccabadati, vortrefflich in der komischen Oper, wo sie nicht stark aufzutragen hat, erscheint im Moses gezwängt, ja sogar oft widerwärtig, weil sie, ihrer beschränkten Mittel sich bewußt, mehr leisten will als sie vermag. Ich zweifle, daß sie es bis zur lezten Vorstellung aushalten wird. Dieß führt mich auf einen Umstand, über welchen ich mich um so weitläuftiger auslassen zu müssen glaube, weil die Sache zwar in Deutschland bekannt, aber von Niemandem recht begriffen und noch weniger beherzigt wird. Die dießjährigen Herbstvorstellungen haben wie gewöhnlich, am 9ten September, das heißt am Tage nach Mariä Geburt, angefangen, und werden, gleichfalls wie gewöhnlich, bis zum lezten Oktober dauern. In dieser Frist, das heißt in zwey-und-fünfzig Tagen, muß die Truppe die gehörige kontraktmäßige bestimmte Anzahl Vorstellungen geben, nämlich vier-und-vierzig Male, singen. Dazu die Proben der beyden Opern, welche man auf dreyßig anschlagen kann, gerechnet, welche theilweise noch angreifender als die Vorstellungen selbst sind; so ergibt sich, daß die Sänger in zwey-und-siebenzig Tagen (die Proben der ersten Oper beginnen ungefähr drey Wochen vor der Vorstellung, und die zweyten finden natürlich während der Aufführung der erstern statt) vier-und-siebenzig Vorstellungen (von denen jede wenigstens viertehalb Stunden dauert) gesungen haben, das Einlernen der Partien im Hause nicht einmal zu erwähnen. In welchem andern Lande, ausgenommen Italien, könnte es Sänger geben, welche einer solchen Anstrengung gewachsen wären? So gränzt die Einrichtung der Stagionen-Engagements wirklich an's Wunderbare, denn da die Rollen nur einfach besezt sind (außer in sehr seltenen Fällen und nur zur Karnevalszeit, wo neben der ersten Sängerin eine andere engagirt wird, welche nothfalls ihre Stelle versehen kann; dem Tenore, noch viel weniger den beyden Bassisten, ein Supplemento zu halten, ist gar nicht gebräuchlich); so müssen die Leute singen, es koste was es wolle, und (so wirksam ist Gewohnheit und die Ueberzeugung, daß es nicht anders seyn kann) sie singen auch! Sehr selten, daß einer für einen oder zwey Tage heiser, unerhört, daß er wirklich krank würde. Ich wollte es keinem Sänger rathen, sich im lezten Falle zu befinden; denn eine einzige solche Krankheit, welche natürlich die Vorstellungen hemmen und den Unternehmer in die größte Verlegenheit bringen, ihm obenein einen ansehnlichen Geldverlust verursachen würde, dürfte für eine lange Reihe von Jahren jedes Engagement bey einem andern Theater erschweren; denn mit einem Sänger, der im Falle wäre, während einer Stagione krank zu werden, würde kein Impresario zu thun haben wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 281.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. November 1826.

In den erschöpften Busen führt
Mir Liebe wieder, wieder Frieden;
Wie, wenn des Tages Glut verschieden,
Der Nächte Thau das Gras berührt.

Lamartine.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Mit umständlicher Gravität, wie es dem Haushofmeister eines P . . . schen Prinzen, einem Manne aus alt kastilischem Geschlechte, geziemt, hatte Don Pedro di San Montanjo Ligez seine Geschichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Wein, lüftete den Hut, strich sich über Stirn und Kinn und sagte zu dem jungen Mann an seiner Seite: „Was ich wenigen Menschen vertraut, habe ich Euch umständlich erzählt, Don Frobenio, nicht um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwiedern, obgleich Euer Geheimniß so sicher in meiner Brust ruht als der Staub der Könige von Spanien in Eldorado — obgleich ich neugierig wäre zu wissen, inwiefern Euch jene Dame interessirt — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut.“

Fröben dankte dem Alten für seine Mittheilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum Besten geben, sagte er lächelnd, er betrifft keiner Dame Geheimnisse und endet schon da, wo andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu spät seyn.“

„Ganz nach Eurer Bequemlichkeit, erwiederte der Don, seine Hand drückend. Euer Vertrauen werde ich zu ehren wissen.“ So schieden sie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle seines Vorsaals, und Diego leuchtete ihm bis in die Straße. Nach seiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Gallerie, er stand länger vor dem Bilde, und wirklich dachte er an diesem Tage mehr an den Alten, als an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde, der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag drey Uhr in die Anlagen, ging langsamen Schrittes um den See, vorbey an schönen Equipagen, noch schöneren Damen, vorbey an unzähligen Direktoren und Lieutenants, zog oft sein Fernglas und schaute die lange Promenade hinab, allein die ehrwürdige Gestalt seines alten Freundes wollte sich nicht zeigen. Umsonst schaute er nach den dünnen schwarzen Beinen, nach dem spitzen Hut, umsonst nach Diego in den bunten Kleidern, mit Sonnenschirm und Regenmantel, er war nicht zu sehen.

Sollte er krank geworden seyn? fragte er sich, und unwillkürlich ging er nach dem Schloßplatze hin und nach dem Gasthof zum König von England, um Don Pedro zu besuchen. „Fort ist die ganze Wirthschaft, auf und davon, antwortete auf seine Frage der Oberkellner. Gestern Abend noch bekam der Prinz Depeschen und heute Vormittag sind Se. Hoh. nebst Gefolge in sechs Wagen nach W. abgereist; der Haushofmeister fuhr im zweyten und hat für Sie eine Charte hiergelassen. Begierig griff Fröben nach diesem letzten Freundeszeichen. Es war nur Don Pedro di San Montanjo Ligez, Major Rio di S. ꝛc. darauf zu lesen. Verdrießlich wollte Fröben diesen kalten Abschied einstecken, da gewahrte er auf der Rückseite noch einige Worte mit Bleyfeder geschrieben; er las: „Lebt wohl,

„theurer Don Frobenio. Eure Geschichte müßt Ihr mir „schuldig bleiben; grüßet und küsset Donna Laura.“

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, doch als er in den nächsten Tagen wieder vor dem Bilde stand, war er wehmüthiger als je, denn es war in seinem Leben eine Lücke entstanden durch Don Pedros Abreise. Er hatte sich so gern mit dem guten Alten unterhalten, er hatte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in einem genauern Verhältnisse mit Menschen gelebt, und deutlicher als je fühlte er jezt, daß nur der Einsame, der Hoffnungslose ganz unglücklich ist. Wäre das Bild nicht gewesen, das ihn mit seinem eigenthümlichen Zauber zurückhielt, schon längst hätte er Stuttgart verlassen, das sonst keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herrn Boisserée die treue Kopie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt, zeigten, und ihn damit beschenkten, da nahm er es als einen Wink des Schicksals auf, nahm Abschied von dem Urbilde, packte die Kopie sorgfältig ein und verließ diese Stadt so still als er sie betreten hatte.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Gallerie gefunden. Er war als er die Hauptstadt Würtembergs berührte, auf einer Reise an den Rhein begriffen, und dahin zog er nun weiter. Er gestand sich selbst, daß ihn die lezten Monate beynahe allzuweich gemacht hätten. — Er fühlte nicht ohne Beschämung und tiefes Schaudern, daß sein Trübsinn, sein ganzes Dichten und Trachten schon nahe an Narrheit gestreift hatte. Er war zwar unabhängig, hatte dieses Jahr noch zu Reisen bestimmt, ohne sich irgend einen festen Plan, ein Ziel zu setzen; er wollte diese lange Unterbrechung seiner Reise auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen schieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt so angenehm gefunden? hatte er Menschen aufgesucht, kennen gelernt? hatte er sie nicht vielmehr gemieden, weil sie seine Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, störten? Hatte er die als schön beschriebenen Umgebungen genossen? „Nein, sagte er lächelnd zu sich, man wäre versucht an Zauber zu glauben! Ich habe mich betragen, wie ein Thor! habe mich eingeschlossen in mein Zimmer, um zu lesen. Und habe ich denn wirklich gelesen? stand nicht ihr Bild auf jeder Seite? Gingen meine Schritte weiter als zur Promenade, um einmal allein unter dem Gewühl der Menge auf- und abzugehen? Ist es nicht schon Raserey, auf so langen Wegen einem Schatten nachzujagen, jedes Mädchengesicht aufmerksam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekannten Geliebten wieder erkenne?“

So schalt sich der junge Mann, glaubte recht feste Vorsätze zu fassen, und — wie oft, wenn sein Pferd langsamer heran geschritten war, vergaß er, oben es anzutreiben, weil seine Seele auf andern Wegen schweifte; wie oft, wenn er Abends sein Gepäck öffnete, und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkürlich das Bild der Geliebten, und vergaß, sich zur Ruhe zu begeben. Aber die reitzenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Fluren von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten endlich auch auf ihn ihren eigenthümlichen Eindruck nicht. Sie zerstreuten ihn, sie füllten seine Seele mit neuen freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen ausbrach, stand nur ein Bild vor seinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken sollte. Fröben hatte vor einigen Jahren mit einem Landsmann Frankreich und England bereist, und aus dem Gesellschafter war ihm nach und nach ein Freund erwachsen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundschaft nachdachte, sich selbst gestehen, daß Uebereinstimmung der Charaktere sie nicht zusammenführte, doch oft pflegt es ja zu geschehen, daß gerade das Ungleiche sich heißer liebt als das Aehnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet, selbst jene Reise, das bewegte Leben zweyer Hauptstädte wie Paris und London hatte nur seine Außenseite etwas abschleifen und mildern können. Er war einer jener Menschen, die, weil sie durch fremde oder eigene Schuld gewählte Lektüre, feinere, tiefere Kenntnisse und die bildende Hand der Wissenschaften verschmähten, zu der Ueberzeugung kamen, sie seyen praktische Menschen, d. h. Leute, die in sich selbst alles tragen, um was sich andere es zu erlernen abmühen, die keinen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe u. dgl. haben, und sich für geborne Landwirthe, praktische Hausväter ansehen, die auf dem natürlichsten Wege das zu erreichen glauben, was die Masse von Büchern vergebens zu lehren sucht. Dieser Egoismus machte ihn glücklich, denn er sah nicht, auf welchen schwachen Stützen sein Wissen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl gewesen, wenn diese Eigenliebe bey den Geschäften stehen geblieben wäre; aber er trug sie mit sich, wohin er ging, ertheilte Rath, ohne welchen anzunehmen, hielt sich, was man ihm nicht gerade nachsagte, für einen klugen Kopf und ward durch dieses Alles ein unangenehmer Gesellschafter und zu Hause vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grunde, weil er klug war und immer Recht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Verschiedene Umstände trugen dazu bey, daß Island ein eifrig nachgesuchter Zufluchtsort wurde. Harald Harfager brach in Norwegen die Gewalt der Unterkönige. Viele von diesen verließen ihr Vaterland, um sich seinem Joche nicht zu unterwerfen, und von Norwegen aus geschah eine große Auswanderung. „Es wurden jezt, sagt Snorre

Sturleson, große wüste und auswärtige Länder angebauet [1])." Viele zogen über die Fiellen und vermehrten die Anzahl derer, die bereits angefangen hatten, Jemtlands und Helsinglands Wüsteneyen zu bebauen. Andere begaben sich zur See nach Hjaltland [2]), nach den Faröern, den orcadischen und den südlichen Inseln [3]), den bekannten Seeräubernestern, von wo aus Norwegen jeden Sommer geplündert wurde, so daß Harald einen eignen Kriegszug nach diesen Inseln, um sie sich zu unterwerfen, unternehmen mußte. Unterdessen war Island bereits entdeckt. Das Gerücht verbreitete sich, daß das Land gut sey, daß das Vieh im Winter sich selbst ernähren könne, daß es an Waldungen nicht mangele, daß die Gewässer reich an Lachs und allen Fischarten, und die Küsten günstig für den Wallfischfang belegen seyen [4]), und das neue Land, wo man „frey von der Unterdrückung der Könige und der Gewaltigen" leben könnte [5]), wurde vorzüglich das Ziel der Auswanderungen solcher, die hierüber sich beklagten und zugleich mächtig genug waren, die Kosten einer so weiten Reise zu bestreiten. Denn kein zusammengeraffter Haufe von Flüchtlingen, sondern blos Männer von Vermögen, Heerführer und Schiffseigner konnten die Ausrüstungen zu einer solchen Fahrt, die oft die Hälfte des Jahres wegnahm, und auf der der Anführer seine Götter [6]), seine Hausgenossen und sein Vieh mitführte, aufstellen. Blutsverwandte, Freunde und andere freye Männer schlossen sich solchen Anführern an, und bald nahmen die Auswanderungen nach Island so überhand, daß Harald Harfager durch eine eigene Auflage sie vergebens zu hemmen suchte. — Nicht blos Norweger, sondern auch Schweden, worunter mehrere von königlichem Geblüte, entweder durch einen abenteuerlichen Geist getrieben, oder deren Familien durch Mißvergnügen oder Landesverweisung von ihrem Vaterlande getrennt wurden, begaben sich nach diesen fern belegenen Ufern, weßwegen verschiedene der berühmtesten Geschlechter und Männer [7]) der Insel schwedische Ahnen hatten. Weise Männer haben gesagt, bemerkt Are Frode [1]), daß nach Verlauf von sechzig Wintern Island so bevölkert war, wie es späterhin nie der Fall gewesen ist.

Auf diese Weise wurde diese Insel eine scandinavische Kolonie von angesehenen und mächtigen nordischen Geschlechtern, welche die Götterlehre ihrer Vorfahren, ihre Tradition, ihre Sitten, ihre Sprache mit sich führten, und hier in der neuen Heimath eine Freystätte für die alte Selbstständigkeit suchten, bevölkert. Alles vereinigte sich, von dem alten nordischen Leben und Treiben gleichsam ein Nachbild, welches lebendiger und vollständiger die verschiedenen Scenen auf die Nachwelt tragen sollte, darzustellen; und eine der größten Schwierigkeiten, die Denkmäler einer verflossenen Zeit, benutzen zu können, wird durch eine Darstellung des Vergangenen, welches auf einem neuen Schauplatze wieder auflebt, gehoben.

Die Abenteurer, die Väter und Mütter, unzertrennlich von dem Besitze eines neuen Landes, welches sie einer unlenksamen Natur entreißen mußte, bewirkten auf einmal, daß die neuen Bewohner ihre persönliche Kraft entwickelten, und durch die zu besiegende Schwierigkeiten aller Art reich an lebendig eingeprägten Erinnerungen wurden. Die neue Heimath konnte blos nach den, von den Vorfahren übertragenen, Begriffen und Sitten geordnet werden. So sehen wir alte Gesetze und Rechte auf neue Gegenstände angewandt, wir sehen die Grundzüge der altnordischen Verfassung, gleichsam vor unsern Augen, eine Menge kleinerer, unter sich vereinter Staaten bilden, und wir sehen dieß um so deutlicher, als keine königliche Gewalt die inneren Verhältnisse des Volkes unseren Blicken entrückt. Wir sehen die Versetzung der Götter des Mutterlandes, wir sehen, wie sie beym Volke ansässig werden; und die Besitzergreifung neuer Wohnungsplätze selbst, die bey allen Völkerschaften mit gottesdienstlichen Handlungen verknüpft war, bietet uns ein höchst lebendiges Beyspiel des Einflusses der alten Götterlehre auf die Gemüther dar. Die Götter wurden, hinsichtlich des Wohnortes, um Rath gefragt. Als die neuen Ansiedler sich Island näherten, warfen sie ihre Oberrangsitz-Pfeiler in das Meer, wobey sie gelobten sich da niederzulassen, [2]) diese landeten; und diese Sitte, der zufolge die Hausgötter erst abgeschickt wurden, um die neue Heimath in

1) Heims Kr. Harald. Harf. Saga c. 20.

2) Die alte nordische Benennung der Shetländischen Inseln.

3) Die Hebriden.

4) Vatnsdaela Saga, p. 47. Eigils Saga, p. 116, 134. Landaela Saga, c. 2.

5) Vatnsdaela Saga, l. c.

6) Thorolf Mostrarskägg, der zufolge Thors Orakel im Jahr 884 von Norwegen nach Island zog, nahm den größten Theil der Baumaterialien von Thors Tempel, ja selbst die Erde mit sich, worauf die Bildsäule des Gottes stand. Egyrbyggia Saga, c. 4. Ein ähnliches Beyspiel kommt in Landnáma, p. 294 vor.

7) Man findet sie angeführt in Hallenbergs Anmärkninge zu Nagerbrings Sir. Rik. Hist. I. 269. II. 40.

1) Schedae c. 3.

2) Oondvegis Sulur, oder Setstokkar wurden zwey Pfeiler genannt, die auf jeder Seite des Hausvatersitzes standen. Sie scheinen oft mit Götterbildern verziert zu seyn. So wird in Egyrbyggia Saga c. 4 bemerkt, daß Thors Bild Thorolfs Saulpfeiler schmückte.

Digitized by Google

Besitz zu nehmen, kommt oft in den Nachrichten über die Ansiedelungen in Island vor. 1)

(Die Fortsetzung folgt.)

1) An vielen Stellen in Landnáma; und es wird daselbst p. 354 bemerkt, daß es nach alter Sitte (at fornum sid) geschehen sey. Als Helge Magre, einer der berühmtesten Ansiedler Islands, und von schwedischer Herkunft, das Land erblickte, frug er Thor, wo er nun seinen Wohnplatz errichten solle, und durch ein Orakel wurde es ihm gezeigt (l. c. p. 229). Dieser Helge, der Thor anrief, ließ sich, wie erzählt wird, unterdessen taufen, und nahm den christlichen Glauben an, weßwegen es heißt, daß er „mioec blandinn i trúnni" (eines sehr gemischten Glaubens) war. Skallagrim warf, als er sich Island näherte, eine Kiste in's Meer, die die Leiche seines Vaters (der während der Fahrt gestorben war) enthielt, und da, wo sie liegen blieb, ließ er sich nieder. Eigils Saga, c. 28.

Der Mensch eine Blüthe.

Nicht dem Laube vergleicht den Menschen, vergleicht ihn der Blüthe:
Staub wird das Laub, und in Frucht löset die Blüthe sich auf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung.)

Wollte man die folgenden drey Theaterzeiten durchgehen, es würde sich zeigen, daß ein italienischer Sänger von Ruf in Italien eigentlich jeden Tag eine Vorstellung zu singen hat. Ganz frey bleiben ihm eigentlich nur die Tage, wo er sich auf der Reise befindet; diese Ruhe aber muß er bey den Proben der jedesmaligen zweyten Oper um so theurer erkaufen, während welcher er am Morgen die Probe, am Abend die Vorstellung zu singen hat. Hiezu kommt ein andrer Umstand, welcher von nicht minderer Wichtigkeit ist. In Neapel, Rom und Venedig, wie überhaupt in ganz Italien, dauern die Theater, besonders während der Sommer- und der Karnevalszeit, bis tief in die Nacht, oder besser gesagt, bis tief in den folgenden Tag hinein. Nach der Vorstellung ist dem Sänger einige Nahrung, und hierauf wiederum einige Ruhe nöthig, ehe er sich zu Bett legen kann. Somit ist es unmöglich, daß er am folgenden Morgen, wo die Proben so früh als möglich beginnen müssen, um sie nicht zu nahe zwischen die Essenszeit und die Vorstellung zu bringen, gehörig ausgeschlafen haben kann; ihm bleibt also nichts übrig, als sich nach Tisch niederzulegen. Aber Jedermann weiß, daß dieser Schlaf nicht allein wegen der größern Störung am Tage sehr ungewiß, folglich nicht stärkend, und außerdem der Verdauung hinderlich, also nichts weniger als gesund ist. Endlich muß man noch erwägen, daß die italienischen Theater im Durchschnitte noch einmal so groß sind als, mit wenigen Ausnahmen, die deutschen und französischen. Was setzt den italienischen Sänger in den Stand, solche Anstrengungen auszuhalten, ohne Nachtheil seiner Gesundheit und seiner Stimme? Die Antwort dürfte eben so leicht, als lang die Aufzählung aller der Gründe seyn, welche dieses Phänomen hervorbringen. Die physische Vorrichtung des Körperbaues, das heißt die auffallend hoch gewölbte und breite Brustbildung, welche wir an den Italienern überhaupt, insbesondere aber an den Süditalienern wahrnehmen, ein Erzeugniß der bessern Luft, welche ihnen erlaubt, von Jugend frey und mit offenem Munde zu athmen, wodurch zugleich auf ein größeres Lungenvolumen geschlossen werden kann, möchte die Hauptursache seyn! Der Italiener ist physisch zum Sänger geboren, während dem Nordländer die Gesangstöne nur widernatürlich abgezwungen werden. Unter beyden ist derselbe Unterschied, wie zwischen der Weintraube, auf den Höhen des albanischen Berges gezogen, und derjenigen, welche bey Witzenhausen, im Churhessischen wächst. Nächstdem üben das Klima, nebst den Lebensmitteln, besonders dem Weine, von welchem, wenigstens in Unteritalien, selbst die säuerlichen Gattungen (vini acuti; eigentlich saure Weine, wie die französischen, oder gar wie die deutschen, gibt es dort nicht) immer noch einen süßlichen Geschmack haben, einen großen, den größten mittelbaren Einfluß, jedoch die seltene Mäßigkeit und Enthaltsamkeit der Sänger aus, welche letztere ihnen theils schon durch die Nationalerziehung zur andern Natur, theils durch ihre Beschäftigung, neben welcher keine Zeit zu Schwelgerey oder Ausschweifungen übrig bleibt, unmöglich gemacht wird. Endlich trägt, wie bereits gesagt, die Ueberzeugung, daß es nicht möglich ist krank zu werden, zu ihrer Erhaltung bey: fühlen sie sich hin und wieder unpäßlich oder heiser; so schwindet das Uebel um so leichter, als sie ihm, weder in der Idee noch durch angewandte Mittel, Vorschub leisten. Heiserkeit darf übrigens in keinem Falle einen Sänger am Auftreten hindern, höchstens erlaubt ihm das Publikum, seine Arie und Cavatinen zu überschlagen, und auch dieß geschieht stets unter nicht unzweydeutigen Beweisen von Unzufriedenheit: Oh's und Ach's, die Worte pasienza, canterete domani, si? u. s. w. lassen sich dann von allen Seiten vernehmen. Die Ensemble-Stücke, wo er eine Stimme auszufüllen, oder Stichwörter zu geben hat, muß er singen, es koste was es wolle. Die Boccabadati hat sich während der Vorstellungen der Tagliaregna di Dombra, in diesem Falle befunden: sie ließ ihre beyden Arien und das Duett weg, sang dagegen, obgleich mit Anstrengung, die mehrstimmigen Stücke, und trat sogar am Ende der Oper vor, um auch das, nach der von Rossini eingeführten Unart, der Prima Donna zugetheilte gewöhnliche Thema mit Variationen zu singen. Ich hoffte, das Publikum würde ihren guten Willen für die That nehmen, und ihr die Anstrengung ersparen; allein eine solche Pariser Galanterie ist hier, wo der Musikgenuß nothwendiges Bedürfniß, und keineswegs eine Dessertleckerey ist, keine Mode. — Komme ich noch einmal auf den Moses zurück. Er wird mit Enthusiasmus, also vortrefflich gesungen, und daher jeden Abend ungemein applaudirt. Aus einer leicht zu erklärenden Wechselwirkung steigert der Beyfall wieder jenen Enthusiasmus, und so möchten die Vorstellungen, je mehr sie sich dem Ende nahen, in demselben Verhältnisse immer gerundeter und vollkommener werden. Dieß ist wieder eine Eigenthümlichkeit der italienischen Opernbühne, von der man in Deutschland, wo selbst eine kleine Anzahl unmittelbar auf einander folgender Vorstellungen derselben Oper unter den Sängern Saumseligkeit und Eckel erregt, eine Empfindung, die sich in ihrem Vortrag nur zu deutlich wahrnehmen läßt, nichts weiß. Die Chöre lassen zu wünschen übrig, besonders der, wo der bekannte Schlendrian einer ernsteren, würdigern Behandlung gewichen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. November 1826.

Ihr Glückliche stimmet von ferne mit ein!
Sie leben! durchtöne den herbstlichen Hain,
Durchtöne die Wiesen der Hügel entlang: —
Und, Gottheit, erhöre den Herzensgesang!

Ein Lied nach dem Herbste.

O weh! ihr Rebenhügel!
Wie steht ihr traurend nun!
Der Sturm schwingt seine Flügel
Und die Gesänge ruh'n.
Es zog mit eurem Weine
Aus euch der Jubel aus,
Daß er mit ihm erscheine
Neu in des Trinkers Haus.

Laßt euer Herz erwarmen,
Die ihr jezt schlürft den Wein,
Und trinkt auch zu dem Armen,
Der ihn geschenket ein!
Dem, den nichts kann entmuthen,
Der immer trägt und baut,
Dem, der in Sommers Gluten
Den harten Stein bebaut.

Wie in des Berges Tiefen
Rastlos der Bergmann schafft,
Die Schätze, die da schliefen,
Erhebt durch seine Kraft,
An Händen trägt die Narben,
Der Herr den Edelstein,
Muß auch der oben darben,
Trinkt Wasser, ihr den Wein.

Und wie der unten nimmer,
Stirbt alle Hoffnung, ruht,
So wächst beym lezten Schimmer
Dem oben noch der Muth.

Schlägt schwerer Hagel nieder,
Was er durch's Jahr erschafft,
Er geht neuhoffend wieder
An's Werk mit gleicher Kraft.

Und wie in seinem Grabe
Der unten immer weilt,
Als Greis wie einst als Knabe
Zu seinen Steinen eilt,
So bleibt bey seinen Reben
Als Knabe und als Greis
Der oben — treu ergeben
Der Armuth und dem Fleiß.

Er schafft vom ersten Scheine
Der Sonne bis zur Nacht,
Und trinkt im Schlaf vom Weine,
Den ihm sein Berg gebracht.
Doch bringt der Berg in Wahrheit
Ihm einmal goldnen Wein,
Läßt er die Goldesklarheit
Dem reichen Trinker seyn.

Er aber, mit der Flasche
Voll Wasser, geht in Ruh,
Ein Brod in seiner Tasche,
Und deckt die Reben zu.
Einst deckt auch ihn, den Armen,
Der lang geschafft, gewacht,
Ein Engel voll Erbarmen
Und flüstert: gute Nacht! —

Justinus Kerner.

Digitized by Google

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun auf diese Weise der Wohnplatz bestimmt war, trugen die neuen Isländer gewöhnlich um diejenige Landstrecke, die sie einzunehmen beabsichtigten, Feuer herum [1]). Dieß nannte man den Besitz des Landes heiligen [2]), und es kommen dabey Beyspiele vor, daß ein solcher Fleck ausdrücklich gewissen Göttern, als Thor und Frey, geheiligt wurde [3]). Hierauf vertheilte nun der Anführer den eingenommenen Landstrich unter seine Anverwandte, Freunde und andere Begleiter, überließ oder verkaufte auch zuweilen Theile desselben den späteren Ankömmlingen [4]). Das Ansehen, welches er auf dem Schiffe bey seiner Mannschaft genossen hatte, blieb ihm auf dem Lande [5]), und er vererbte es auf seine Nachkommen [6]). Aus seiner, nun um ihn angesiedelten Kriegerschaar [7]) entstand ein Regierungsbezirk [8]); bey dem neuerbauten Tempel, der durch gemeinschaftliche Abgaben unterhalten ward, wurde Gericht gehalten [9]); bey dem mit dem Blute der Opferthiere gefärbten Ringe auf dem Altare legte man den gesetzlichen Eid mit den Worten: „So wahr mir Frey, „Njordr und der Allmächtige unter den Asen helfen möge" ab [10]); der Landesvorgesetzte trug in der Versammlung diesen Ring am Finger, und aus seiner priesterlichen Würde entstand der Titel Godordsmadr, als einer, der im Namen der Götter spricht, sonach ein Zwistigkeiten Schlichtender, ein Richter [1]). Im Uebrigen, da er von freyen Männern umgeben war, beruhte sein Ansehen hauptsächlich auf persönlicher Kraft und Macht, und die Staatsverbindung wurde nach nordischen Rechtsbegriffen durch eine Uebereinkunft, wodurch der kleine Staat Gesetze erhielt, begründet [2]). Im Kriege und im Frieden wurden diese kleinern Staaten nach und nach verbunden und legten endlich den Grund zu der politischen Eintheilung der Insel, wo dann die einzelnen Gesetze ungefähr 54 Jahre nach der ersten Bevölkerung des Landes einem allgemeinen Gesetzbuche wichen [3]). Von dieser Zeit an wurde der Landtag (Allting) eine jährliche Nationalversammlung und deren Wortführer, der durch Wahl berufene Lagman, der höchste Beamte der Isländischen Republik [4]), der dann in Verbindung mit den Distrikt-Richtern [5]) Streitigkeiten entschied, Gesetze auslegte und die Berathschlagungen leitete.

Häufige öffentliche Zusammenkünfte mußten demnach bey den Isländern eintreten. Sie hielten sie gemeinschaftlicher Angelegenheiten, aber auch gemeinschaftlicher Vergnügungen wegen. Opfervereinigungen und Gastmähler, Gerichtssitzungen und öffentliche Spiele [6]) führten sie zusammen. Geschlechts-, Gastfreundschafts- und Freundschaftsverbindun-

1) Póru ellde um landnám sitt. l. c. p. 208. Dieser Gebrauch war der gewöhnliche, aber nicht der einzige. S. Landnáma, p. 269, 307. Weiterhin wurde verordnet, daß kein größeres Stück Land eingenommen werden solle, als man an einem Tage mit Feuer umgehen könnte.

2) l. c. p. 212.

3) l. c. p. 327. Vor allem, wenn ein Gotteshaus oder Tempel an der Stelle erbaut wurde. Vigaglums Saga. c. 19.

4) Landnáma, p. 231, 315.

5) Eyrbyggia Saga. c. 4. Vatnsdaela Saga. c. 15. Eigils Saga, p. 132.

6) Vatnsdaela Saga. c. 28, 41. Diese Erblichkeit fand aber späterhin nicht ohne Zuziehung der Wahl statt.

7) Sie wurde Sveit (Versammlung, Gefolge), wofür im alten schwedischen Svet gebraucht ward (ostgöthl. Gesetzbuch, Abtheilung 8), genannt. Ein Mitglied einer solchen Schaar hieß Sveitermann.

8) „þar setti herads þing rádi allra sveitermanna" heißt es in Landnáma von dem Ansiedler Thorolf Mostrarskägg, p. 93, als er den Tempel erbaut hatte.

9) Eyrbyggia Saga. c. 4. Landnáma, l. c.

10) Hjalpi, mer sva Freyr ok Njördr ok hinn allmátki A's u. s. w. Man sehe den vollständigen Eid in Landnáma, p. 300. Eyrbyggia Saga. c. 4. Der Eid wurde Ringeid (Baugeid) genannt. Hávamál Str. 112., auch Tempeleid (Hofs eid); „Ich lege den Tempeleid auf den Ring ab, und die Asen sagen es" (ek vinn hofs eid at baugi ok saegi ek pat Aesi). Viga Glums Saga. c. 25.

1) Gode (Priester) oder Godordsmadr war der Titel des Landesvorgesetzten. Godord hieß die Würde selbst.

2) Ingemund ließ sich mit seinem Gefolge im Vatnsdal nieder. Pa gerdust margar sveitir byggdar tokust pá upp lög ok landrettr. Vatnsd. Saga. c. 14.

3) „Darauf wurde das Land in Viertel getheilt, in je„dem Viertel sollten drey Gerichte, und in jedem Gerichtsbe„zirke drey Gotteshäuser oder Tempel seyn. Verständige und „gerechte Männer wurden zu Vorstehern der letzteren gewählt. „In den Gerichten sollten sie Urtheile fällen, und über die „Rechtsstreitigkeiten wachen. Sie wurden Godar (Priester) „genannt, und Jedermann mußte eine Abgabe an das Got„teshaus entrichten." Landnáma, p. 300. Man sieht hieraus, daß blos die alte Ordnung neu geregelt und eingerichtet wurde.

4) Ulfliot, der 60 Jahre alt war, reiste nach Norwegen, und verfaßte hier mit Beyhülfe seines Mutter-Bruders, Thorleif hin spake (der Fromme), nach dem Muster des Norwegischen Gulatingsgesetzbuches, das Gesetzbuch, welches späterhin nach ihm genannt wurde (Ulfliotsgesetzbuch). Alsherjar Gode (Oberpriester), welches p. 19 in Landnáma vorkommt, scheint dasselbe, wie Landrichter (Richter in oberer Instanz) (Lögsögumadr) gewesen zu seyn; obgleich die spätere Benennung die gewöhnliche war.

5) Zwölf aus jedem der Viertel der Insel, von denen wiederum jeder zwey Bauern bey sich haben mußte, um sich mit denen zu berathen. Dom Arnesen Islandske Raettergang, p. 381.

6) Solche waren unter andern das Ringen (man rang nackend), Ballspiel und das Bogenschießen. Auch Hengste zum Kampfe zusammen zu führen, war ein öffentliches Vergnügen, und wurde Hesteping, Hestevig genannt.

gen wurden nach der Sitte der Vorzeit sehr heilig gehalten und bewirkten, ungeachtet der mühevollen und schwierigen Wege [1]) und der Abgelegenheit der Wohnungen, eine gemeinsame Verbindung und Geselligkeit, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und gesammelten Erfahrungen, der Erinnerungen aus dem eigenen Leben und der der Vorfahren befördert wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Stor omväg är det
till svekfull vän
fast han i vägen bor;
Men genvägar ligga
till trofast vän
fast han bor fjärran.

(Zu einem treulosen Freunde sind die Wege immer sehr weit, wenn er gleich nahe bey uns wohnt; aber Richtwege finden sich zu einem treuen Freunde, wohnt er gleich fern.)

singt der Isländer in Havámál, Str. 35. Sämunds Edda, übersetzt von Afzelius, p. 13.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Ob er wohl noch sein Sprichwort an sich hat, fragte sich Fröben lächelnd, das unabwendbare: „„Das habe ich ja gleich gesagt!““ Wie oft, wenn er am wenigsten daran dachte, daß etwas gerade so geschehen werde, wie oft faßte er mich da bey der Hand und schrie: „Freund Fröben, sag' an, hab' ich es nicht schon vor vier Wochen gesagt, daß es so kommen würde? warum habt Ihr mir nicht gefolgt?“ Und wenn ich ihm sonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegentheil behauptet habe, so ließ er sich um keine Bedingung davon abbringen, und grollte drey, vier Tage lang.“

Fröben hoffte, Erfahrung und die schöne Natur um ihn her werden seinen Freund weiser gemacht haben. An einer der reizendsten Stellen des Rheinthals, in der Nähe von Kaub lag sein Gut, und je näher der Reisende herab kam, desto freudiger schlug sein Herz über alle diese Herrlichkeit der Berge und des majestätischen Flusses, um so öfter sagte er zu sich: „Nein, er muß sich geändert haben, in diesen Umgebungen kann man nur hingebend, nur freundlich und theilnehmend seyn, und im Genuß dieser Aussicht muß man vergessen, wenn man auch wirklich Recht hat, was bey ihm leider der seltene Fall ist.“ Nachmittags langte er auf dem Gute an; er gab sein Pferd vor dem Hause einem Diener, fragte nach seinem Herrn und wurde in den Garten gewiesen. Dort erkannte er schon von Weitem Gestalt und Stimme seines Freundes. Er schien in diesem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baume mit Graben beschäftigt war, heftig zu streiten. „Und wenn Ihr es auch hundert Jahr nach dem alten Schlendrian gemacht habt, statt fünfzig, so muß der Baum doch so herausgenommen werden, wie ich sagte. Und frisch daran, Alter; es kömmt bey Allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt.“ Der Arbeiter setzte seufzend die Mütze auf, betrachtete noch einmal mit wehmüthigem Blick den schönen Apfelbaum und stieß dann schnell, wie es schien, unmuthig den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pfiff ein Liedchen, wandte sich um, und vor ihm stand ein Mensch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegenstreckte. Er sah ihn verwundert an. „Was steht zu Dienst?“ fragte er kurz und schnell.

„Kennst du mich nicht mehr, Faldner, erwiederte der Fremde; solltest du bey deiner Baumschule London und Paris so ganz vergessen haben?“

„Ist's möglich, mein Fröben! rief jener und eilte, den Freund zu umarmen. Aber mein Gott, wie hast du dich verändert, du bist so bleich und mager; das kömmt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; hast du auch gar keinen Rath befolgt, ich habe dir ja doch immer gesagt, es tauge nicht für dich?“ — „Freund, entgegnete Fröben, den dieser Empfang unwillkürlich an seine Gedanken unterwegs erinnerte, Freund denke doch ein wenig nach; hast du mir nicht immer gesagt, ich tauge nicht zum Landwirth, nicht zum Forstmann u. dgl., und ich müsse eine juridische oder diplomatische Laufbahn einschlagen?“

„Ach du guter Fröben, sagte jener zweydeutig lächelnd, so laborirst du noch immer an einem kurzen Gedächtniß? Sagte ich es nicht schon damals?“ — „Bitte du hast Recht, streiten wir nicht! unterbrach ihn sein Gast, laß uns lieber Vernünftigeres reden, wie es dir erging, seit wir uns nicht sahen, wie du lebst?“ Der Baron ließ Wein in eine Laube setzen, und erzählte von seinem Leben und Treiben. Seine Erzählung bestand beynahe in Nichts als in Klagen über schlechte Zeit, und die Thorheit der Menschen. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er es in den wenigen Jahren, mit seinem hellen Kopf und Kenntnissen, die er auf Reisen gesammelt, in der Landwirthschaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm seine Nachbarn, unberufen; dieß oder jenes abgerathen, bald hatte er unbegreifliche Widerspenstigkeit unter seinen Arbeitern selbst gefunden, die alles besser wissen wollten als er, und in ihrer Verblendung sich auf lange Erfahrung stützten. Kurz er lebte, wie er gestand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Hader und Zorn, und einige Prozesse wegen Grenzstreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Besorgung seines Gutes übrig ließ.“ Armer Freund, dachte Fröben unter dieser Erzählung, so reitest du noch dasselbe Steckenpferd, und es geht wie der wildeste Renner mit dir durch, ohne daß du es zügeln kannst?

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an den Gast,

Digitized by Google

und er konnte seinem Freunde in wenigen Worten sagen, daß er an einigen Höfen den Gesandtschaften seines Fürsten zugetheilt gewesen sey, daß er sich überall schlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe, und jezt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher! rief Faldner, wie beneide ich dir deine Verhältnisse, heute hier, morgen dort; kennst keine Fesseln, und kannst reisen wohin und wie lange du willst. Es ist etwas Schönes um das Reisen! ich wollte, ich könnte auch noch einmal so hinaus in die Welt!“

„Nun, was hindert dich denn? rief Fröben lachend. Deine große Wirthschaft doch nicht? Die kannst du alle Tage einem Pächter geben, läßt dein Pferd satteln, und ziehst mit mir!“

„Ach, das verstehst du nicht, Bester! erwiederte der Baron verlegen lächelnd, einmal, was die Wirthschaft betrifft, da kann ich keinen Tag abwesend seyn, ohne daß Alles quer geht, denn ich bin einmal die Seele des Ganzen. Und dann habe ich einen dummen Streich gemacht. — Doch laß das gut seyn, es geht einmal nicht mehr mit dem Reisen.“

In diesem Augenblick kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die gnädige Frau zurückgekommen sey und anfragen lasse, wo man den Thee serviren solle?

„Ich denke oben im Zimmer,“ sagte er leicht erröthend, und der Diener entfernte sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsezung).

Die Chöre sind in ganz Italien schlecht, und müssen es seyn: wie ein vortrefflicher Soloinstrumentalist in der Regel ein höchst mittelmäßiger, oft gar gänzlich unbrauchbarer Ripienist ist, aus demselben Grunde fällt es einem italienischen Sänger (denn ein jedes Chormitglied, welches hier in Rom jeden Abend einen Chor abbrüllt, würde sich, wenn man ihn irgend ein Stück solo vortragen lassen wollte, stets mehr oder weniger als Gesangsvirtuose zeigen) unmöglich, die untergeordnete Rolle eines Choristen zu übernehmen. Ich schließe die Anzeige des Moses mit einer Bemerkung, welche sich mir aufgedrungen hat, so oft ich Rossinische Werke in Italien habe aufführen hören. Wer mit der Fähigkeit, sich von musikalischen Eindrücken Rechenschaft zu geben, ohne dabey einem übelverstandenen Patriotismus, oder einer vorgefaßten Meynung, zu huldigen, nach Italien kommt, der kann nicht anders, als die Stufe, auf welche sich daselbst die neuere Gesangskunst erhoben hat, mit Bewunderung anstaunen; denn selbst in ihren Auswüchsen zeigt sie sich (ich weiß kein anders Wort zu finden) allmächtig. Man muß ein Deutscher, mit einigem Geschicke für die Musik, besonders für den Gesang geboren seyn, beydes, ja selbst die Komposition ausgeübt, ohnedem Gelegenheit gehabt haben, das italienische Theater schon in Deutschland von frühester Jugend kennen zu lernen, und endlich sich Geschmack und Kritik über Musik zu verschaffen, um in Italien die Gesangskunst zu würdigen, wie sie es verdient. Ich sage in Italien; denn selbst die besten italienischen Theater im Auslande, zum Beyspiele das Pariser, können sich selbst nicht mit den mittelmäßigsten in Italien messen, so gewiß ist es, daß jede Kunst, insbesondere die Gesangskunst, diese unmittelbarste Geistesproduktion zu siechen anfängt, wenn man sie ihrem angestammten Boden entrissen hat. Ich will nicht einmal vom Klima und von den Lebensmitteln reden, so großen Einfluß diese Gegenstände auch auf die Stimme, mehr noch aber auf das Gemüth (und von diesem, wechselwirkend wieder zurück, auf die Stimme) haben mögen, eben so wenig vom geringern Enthusiasmus, mit welchem im Norden die italienischen Sänger aufgenommen und dadurch eben in ihrer Inspiration gehemmt werden; des Zwiespalts allein werde hier gedacht, welcher unter jenen Truppen auf längere Zeit engagirt, und folglich weder vom Publikum noch von der Direktion abhängig, zu herrschen pflegt. Die miserabelen Eigentümlichkeiten und Eifersüchteleyen, welche zum Beyspiele seit länger als einem Jahr das italienische Theater zu Paris zerfleischen, wo in demselben Augenblicke acht bis zehn erste Sängerinnen, Pasta, Mainville Fodor, Mombelli, Schiasetti, Sonntag, Schütz, Cinti, Canzi, (Kainz) u. s. w. engagirt gewesen sind, und dessen Direktion sich dessen ungeachtet oft auf dem Punkte befunden hat, relâche anschlagen zu lassen, glauben meine Leser, daß dergleichen in Italien, wo die Engagements nur stagionweise gemacht werden, wo der Impresario allein vom Publikum lebt, wo dieses also (befände sich jener selbst im Unmöglichkeitsfalle) unerbittlich ist, wo in der Regel jedes Fach nur einfach besezt ist, und wo also, wie wir oben gesehen haben, jeder singen muß, er mag können oder nicht, stattgefunden haben würden? Die Abwesenheit aller dieser nachtheiligen Einwirkungen verbreiten einen Zauber über die Aufführungen, besonders über den Gesang, daß man wohl begreift, es gebe nur Ein musikalisches Land in der Welt, und dieß sey Italien.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 276.

Leben. Tag. Reise. Jahr.

Charade.

Dreyfaltig ist des Ersten Sinn,
Ihn wolle du mir deuten;
Voll Glanz ist es bey Königen,
Voll Schmuz bey Bauersleuten;
Beym Schein der Königin der Nacht
Hat's Pilgern oft schon bang gemacht.

Und Allen sind die lezten Zwey
Zum Leben unentbehrlich,
Sie sprossen Nahrung immer neu
Aus ihrem Schooß alljährlich:
Das Ganze ist, wie Attila,
Zur Disciplin und Strafe da.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. November 1826.

Wer sich durch Reue nicht befriedigen läßt, taugt weder in den Himmel noch auf die Erde.

Shakspeare.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Wie, du bist verheirathet? fragte Fröben erstaunt. Und das erfahre ich jezt erst? Nun ich wünsche Glück; aber sage mir doch — ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen lassen, als diese Neuigkeit, und seit wann?“

„Seit sechs Monaten, erwiederte der Baron kleinlaut und ohne seinen Gast anzusehen, doch wie kann dich das so in Erstaunen sezen? Du kannst dir denken, bey meiner großen Wirthschaft, da ich Alles selbst besorge — so“

„Je nun, ich finde es ganz natürlich und angemessener, aber wenn ich zurückdenke, wie du dich früher über das Heirathen äußertest, da dachte ich nicht daran, daß dir je ein Mädchen recht seyn würde.“

„Nein verzeihe! sagte Faldner, ich sagte ja immer, und schon damals —“

„Nun ja, du sagtest ja immer und schon damals, rief der junge Mann lächelnd, und schon damals und immer sagte ich, daß du nach deinen Prätentionen keines finden würdest, denn diese gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichen Glückwunsch. Da aber eine Dame im Hause ist, die uns zum Thee ladet, so kann ich doch wahrlich nicht so in Reisekleidern erscheinen; gedulde dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bey dir seyn. Auf Wiedersehn!“

Er verließ die Laube, und der Baron sah ihm mit trüben Blicken nach; „Er hat nicht Unrecht,“ flüsterte er. Doch in demselben Augenblick trat eine hohe weibliche Gestalt in die Laube; „Wer ging so eben von dir? fragte sie schnell und hastig, wer sprach dieß auf Wiedersehn?“

Der Baron stand auf und sah seine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die sonst so zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Roth übergegangen war. „Nein, das ist nicht auszuhalten, rief er heftig; Josephe, wie oft muß ich dir sagen, daß Hufeland Leuten von deiner Konstitution jede allzurasche Bewegung streng untersagt; wie du jezt glühest, du bist gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und hast dich erhizt, und gehst jezt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es schon kühl ist. Immer und ewig muß ich dir Alles wiederholen wie einem Kinde, schäme dich!“ — „Ach ich habe dich ja nur abholen wollen, sagte Josephe mit zitternder Stimme, werde nur nicht gleich so böse, ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren, und bin auch gar nicht erhizt. Sey doch gut.“

„Deine Wangen widersprechen, fuhr er mürrisch fort. Muß ich denn auch dir immer predigen? Und den Shawl hast du auch nicht umgelegt, wie ich dir sagte, wenn du Abends noch herab in den Garten gehst. Wofür werfe ich denn das Geld zum Fenster hinaus für dergleichen Dinge, wenn man sie nicht einmal brauchen mag? O Gott, ich möchte oft rasend werden. Auch nicht das Geringste thust du mir zu Gefallen; dein ewiger Eigensinn bringt mich noch um. O ich möchte oft —“

„Bitte, verzeihe mir, Franz! bat sie wehmüthig,

Digitized by Google

indem sie große Thränen im Auge zerdrückte, ich habe dich den ganzen Tag nicht gesehen und wollte dich hier überraschen, ach ich dachte ja nicht mehr an das Tuch und an den Abend. Vergib mir, willst du deinem Weibe vergeben?"

„Ist ja schon gut, laß mich doch in Ruhe, du weißt, ich liebe solche Scenen nicht, und gar vollends Thränen, gewöhne dir doch um Gotteswillen die Weichheit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gast, Fröben, von dem ich dir schon erzählte, er reiste mit mir. Führ' dich vernünftig auf, Josephe, hörst du? Laß es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken."

Er ging schweigend ihr voran der Allee entlang nach dem Schlosse. Trübe folgte ihm Josephe; eine Frage schwebte auf ihren Lippen, aber so gern sie gesprochen hätte, sie verschloß die Frage wieder tief in ihre Brust.

Als der Baron spät in der Nacht seinen Gast auf sein Zimmer begleitete, konnte sich dieser nicht enthalten, ihm zu seiner Wahl Glück zu wünschen. „Wahrhaftig, Franz, sagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, ein solches Weib hat dir gefehlt, du warst ein Glückskind von jeher, aber das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß du bey deinen sonderbaren Maximen und Forderungen ein solch liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdest."

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden, erwiederte der Baron trocken, indem er seine Kerze heller aufstörte. Man kann ja nicht Alles haben, an diesen Gedanken muß man sich freylich gewöhnen auf dieser unvollkommenen Welt."

„Mensch, ich will nicht hoffen, daß du undankbar gegen so vieles Schöne bist. Ich habe viele Frauen gesehen, aber weiß Gott, keine von solch untadelhafter Schönheit wie dein Weib. Diese Augen! welch rührender Ausdruck! Glaubt man nicht, liebliche Träume auf ihrer schönen Stirn zu lesen? Und diese zarte schlanke Gestalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Takt, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geist nicht noch mehr bewundern soll?"

„Du bist ja ganz bezaubert, lächelte Faldner. Doch von jeher hast du zu viel gelesen und weniger auf's Praktische gesehen, ich sagte es ja immer. — Mit den Weibern ist es ein eigenes Ding, fuhr er seufzend fort. Glaube mir, in der Wirthschaft ist oft eine, die es versteht, und die Sache flink umtreibt, besser als ein sogenannter gebildeter Geist. Gute Nacht; sey froh, daß du noch frey bist und — wähle nicht zu rasch." Unmuthig sah ihm Fröben nach, als er das Zimmer verlassen hatte. „Ich glaube, der Unmensch ist auch jezt nicht mit seinem Loose zufrieden, hat einen Engel gewählt, und schafft sich durch seine lächerlichen Prätensionen eine Hölle im Haus. Das arme Weib!"

Es war ihm nicht entgangen, wie ängstlich sie bey Allem, was sie that und sagte, an Faldners Blicken hing, wie er oft ein grimmiges Auge zeigte, wenn sie nach seinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zusammenbiß und stöhnte, wenn er glaubte, von dem Gast nicht gesehen zu werden. Und mit welcher Engelsgeduld trug sie dieß Alles! Sie hatte tiefen, wunderbaren Eindruck auf Fröben gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freye Stirn fiel, ließ blaue Augen, rothe Wangen, vielleicht auch ein Näschen erwarten, das durch seine zierliche Keckheit Blondinen mehr als Brünetten ziert. Aber von diesem Allen nichts. Unter den blonden Wimpern ruhte wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Glut oder große Lebendigkeit, sondern durch ein gewisses Etwas von sinnender Schwermuth überraschte, das Fröben bey schönen Frauen, so selten er es fand, so unendlich liebte. Ihre Nase näherte sich dem griechischen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leisen Schatten von Roth unterlaufen, und das einzige, was in ihrem Gesicht blühte, waren statt der Rosen der Wangen die Lippen, bey deren Anblick man sich des Gedankens an zarte rothe Kirschen nicht erwehren konnte.

„Und diese herrliche Gestalt fuhr Fröben in seinen Gedanken weiter fort, so zart, so hoch, und wenn sie über das Zimmer geht, beynahe schwebend! schwebend? Als ob ich nicht gesehen hätte, daß sie schwer zu tragen hat, daß diese Lippen so manches Wort des Grams verschließen, daß diese Augen nur auf die Einsamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein, es ist unmöglich, fuhr er nach einigem Sinnen fort, sie kann ihn nicht aus Liebe geheirathet haben. Die Welt, die hinter diesem Auge liegt, ist zu groß für Faldners Verstand, das Herz seines Weibes zu zart für den rohen Druck ihres Haustyrannen. Ich bedaure sie!"

Er war während dieser Worte an einen Schrank getreten, in welchen die Diener sein Reisegeräth niedergelegt hatten. Er schloß ihn auf, sein erster Blick fiel auf die wohlbekannte Rolle und er erröthete. „Bin ich dir nicht ungetreu gewesen diesen Abend? fragte er. Hat nicht ein anderes Bild sich in mein Herz geschlichen? Ja und ertappe ich mich nicht auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nicht nützen können?" Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen stehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm schlummerte und verworren träumte, erwachte es jezt mit einem Mal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Aehnlichkeit mit diesem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verschieden von dem des Bildes, aber überraschende Aehnlichkeit glaubte er in Nase, Mund und Kinn, sogar in der Haltung des zierlichen Halses zu finden. „Und diese Stimme! rief er, klang mir diese Stimme nicht gleich anfangs so bekannt? Wie ist mir denn? Wäre es möglich,

Digitized by Google

daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur einmal, nur halb gesehen und ewig liebe und von jenem Augenblick an vergebens suche? Diese Gestalt — ja auch sie war groß, und als ich den Mantel umschlang, als sie an meinem Herz ruhte, fühlte ich eine feine, schlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute Abend so oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch sie mich wieder erkennen? Doch, ich Thor! wie könnte Faldner bey seinem Mißtrauen, bey seinen strengen Grundsätzen über Adel und unbescholtenen Ruf eine — unbekannte Bettlerin geheirathet haben?"

Er sah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in diesem Augenblick Gewißheit zu haben, im nächsten zweifelte er wieder. Er klagte sein treuloses Gedächtniß an! Hatte nicht dieses Gemälde sich so ganz mit seinen frühern Erinnerungen verwischt, daß er die Unbekannte sich nicht mehr anders dachte als wie dieses Bild? Und nun, da er auf eine neue auffallende Aehnlichkeit gestoßen, stand er nicht vor einem Labyrinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die Seite und verbarg seine heiße Stirn in die Kissen seines Bettes. Er wünschte sich tiefen Schlaf herbey, damit er diesen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit siegender Kraft in seinen Träumen aufgehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Noch ein ganzes Jahrhundert lang nach dem Anbau Islands herrschte dort das Heidenthum, und eine noch etwas längere Zeit nach der freywilligen Annahme des Christenthums verging, ehe die Isländische Sage in die Schrift niedergelegt wurde. Fast jedes Isländische bekanntere Geschlecht erhielt die ihrige, die bis zur ersten Bevölkerung der Insel hinaufging. Aber nicht blos hierauf wurden die darin enthaltenen Erinnerungen beschränkt, sondern diese hatten gleich, wie das Volk selbst ihre Wurzeln in Scandinavien. Von hier aus rechneten diese Geschlechter, und Viele von den Königen des Nordens ihre Herkunft, und mit der größten Sorgfalt bewahrten sie die Erinnerung daran auf, gleichsam um bey dem Hervorheben der frühern Heimath zu zeigen, daß sie keine verächtlichen Flüchtlinge seyen, sondern aus dem edelsten nordischen Geblüte herstammten. In den Gesängen und Sagen lebten bey ihnen die alten Traditionen des Nordens; in den Gesängen und Sagen feyerten sie die gleichzeitigen nordischen Könige. Mit dem Mutterlande blieben die Isländer in fortwährender Verbindung. Außer einer natürlichen Verwandtschafts- und Landsmannschaftsliebe veranlaßten sie mehrere der ersten Lebensbedürfnisse — als Korn und Bauholz — oft den Weg über das Meer wieder zu nehmen, den sie, um sich neue Wohnplätze zu suchen, zurückgelegt hatten. Ihr Element war die See. Seeräuberfahrten, und als diese bald aufhörten, mehr noch der Handel, die Wißbegierde, Kriegsdienste und Dienste bey Hofe führten sie weit umher und wurden Mittel, um sowohl Vermögen wie Ehre zu erlangen; obgleich weder die Gunst der Könige, Geschenke, noch die Reize und Bequemlichkeiten, die andere Länder darboten, sie abhalten konnten, zuletzt wieder zu den Felsenthälern ihrer Heimath zurückzukehren [1]). Ungefähr hundert Jahre nach der Ankunft der ersten Bewohner der Insel gingen andere von dort nach Grönland [2]) hinüber, und stifteten auf dessen östlichen Küsten sowohl wie auf dessen westlichen, Kolonien [3]). Sie trafen späterhin im Süden von Grönland auf andere Küsten, die vorn voll

---

1)
Ljuf blifver led
som länge sitter
på annans bänkar.
Ett bo är godt
fast det är litet.
Hvar man är Herre hemma;
fast trenne getter endast
och strätächt sal han äger.

(Die Freude wird dem verbittert, der lange die Füße unter den Tisch eines Andern streckt. Eigne Wohnung ist gut, wenn sie auch klein ist. Jeder ist Herr in seinem Hause, und wenn er auch nur zwey Ziegen und eine strohbedeckte Hütte besizt.) Havamál. l. c.

2) Es geschah nach fünfzehn oder sechzehn Winter, ehe das Christenthum hier nach Island kam, sagt Are Frode, Schedae, c. 6., — folglich 985—986; denn 1000 kam das Christenthum nach Island.

3) Da die glaubwürdigsten Isländischen Quellen, als Are Frode, Heimskringla und Landnáma Th. II. c. 14. dieses bezeugen; so sehen wir uns mit Eggers nicht berechtigt, die alte Ansiedlung auf Grönland blos auf die westliche Küste einzuschränken (das jezige Staatenhoek). Mit den alten Kolonien hörte im fünfzehnten Jahrhundert alle Gemeinschaft auf. Als in späteren Zeiten Grönland wieder besucht ward, fand man in den früheren sogenannten Westkolonien Ruinen von Häusern und Kirchen (Cranz, Grönl. Hist. S. 377, 380). Grönlands Ostkolonien, wohin die Isländer die Hauptkolonie verlegen, konnte man nicht besuchen. Erst in neueren Zeiten scheinen die Hindernisse durch die Veränderungen des Polareises hinweggeräumt zu seyn. 1817 sah der Hamburger Schiffer Olof Dacen die östliche Küste Grönlands unter 79° nördlicher Breite. 1821 erblickten sie Manby und Sovresby unter 74°30′. 1822 glückte es dem Kapitän Sovresby (Journal of a Voyage to the Northern Whalefishery. Edinb. 1823). Grönlands östliche Küste entlang zu segeln von 69° bis 75°. Einwohner konnte man nicht erblicken, wohl aber Spuren, daß die Küste vor nicht langer Zeit besucht worden. Die Hitze war im Juli stark, und das Gras an manchen Stellen von einer solchen Frische, daß die Reisenden den alten Namen Grönland nicht unpassend fanden, den, zufolge Are Frode, die ersten Kolonisten dem Lande gegeben hatten, um Mehrere hinzulocken.

Digitized by Google

kahler Felsen, weiterhin ebener waren, und dann ein weites, gutes und gesundes Land, wobey überdieß eine Insel im Norden lag, ausmachten. Ströme waren dort, reich an Lachs, eine Art Getreide wuchs wild, und Früchte fand man daselbst, die den Weintrauben glichen; [1]) weßwegen der erste Entdecker [2]) das Land das gute Weinland nannte. Die, welche es späterhin besuchten, trafen auch Eingeborne an, die denen, welche man vorher auf Grönland gefunden hatte, glichen [3]), und von denen sie Pelzwerk eintauschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Vinber. Heimskringla I. 333. Andreas Rudman, der 1697 als Priester nach Neu-Schweden am Delawareflusse in Nordamerika gesandt wurde, schreibt in demselben Jahre an den Professor Jakob Arrhenius in Upsala, daß dort Weintrauben und Weinbeeren wild wüchsen. Palmsk. Sammlung.

2) Leif nämlich, der Sohn von Erich Röde, der zuerst von Island nach Grönland, wo Leif das Christenthum einführte, hinübergiug. Er brachte einen Winter in Weinland, wo der Winter ungewöhnlich mild war, so daß für die Weiden nicht der mindeste Nachtheil daraus entstand, zu. Die Isländischen Angaben, in Betreff des in Heimskringla I. 331. erwähnten kürzesten Tages in dieser Gegend sind, um die Polhöhe zu bestimmen, mehreren Auslegungen unterworfen worden. Schönings Erklärung widerspricht der von Torfaeus, die widersprechend an sich selbst ist.

3) Are Frode, c. 6. Wegen ihres schmächtigen, unkräftigen Körperbaues wurden sie von den Isländern Schwächlinge (Skrälinger) genannt, und durch die Beschreibung von ihnen wird man an die Eskimoes erinnert.

Geburt und Tod.

Was ist des Menschen Geburt? „Des Seyns erneuerter Anfang!“
Was der Tod? „Der Beginn eines erneuerten Seyns!“

Gewissensruhe.

Ist dein Gewissen mit dir zufrieden, so sind es die Bessern
Unter den Menschen, so ist's selber die Gottheit mit dir.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung.)

Dieses Zaubers haben sich besonders die Darstellungen der Rossinischen Opern zu erfreuen, und steigen dadurch, abgesehen von dem inneren Werthe, den sie für die Italiener haben, um so mehr im Beyfalle des Publikums. Ein Glück für Deutschland ist es daher (und dieß war die Bemerkung, welche ich bereits oben machen wollte), daß die dortigen Sänger im Vortrage italienischer, besonders Rossinischer Opern, den Sängern Italiens dergestalt nachstehen, daß die Darstellungen kaum für den Schatten jenes blühenden, frischen und gesunden Leibes, welchen sie in Italien anziehen, genommen werden können. Diesem Umstande allein hat man es zu verdanken, daß die Rossinischen Opern nicht noch ausschließlichern Besitz von den deutschen, besonders norddeutschen Theatern genommen haben, als es wirklich geschehen ist. Schickt eine Barbajasche italienische Operntruppe nach Frankfurt, Leipzig, Berlin und Hamburg (das Dresdener italienische Theater thut's nicht, aus den oben angeführten Gründen), und es steht hundert gegen ein's zu verwetten, die wenigen deutschen Nationalopern, selbst der beliebte Freyschütz, jene minervische Geburt unter Kopfschmerz mit dem Hammer an's Licht gefördert (ich glaube selbst die Todten mit diesem Vergleiche zu citiren), welche sich noch auf den norddeutschen Theatern vernehmen lassen, werden vollends von denselben verschwinden. Dieß war das Schicksal der deutschen Oper zu Wien, als vor fünftehalb Jahren der genannte Barbaja mit seiner Truppe dorthin kam. Die deutsche Oper ist dort ruinirt, wer weiß auf wie lange Zeit, eine um so traurigere Erscheinung, als sie gerade in Wien am herrlichsten geblüht hatte. Die Wiege ist ihr zugleich zum Sarge geworden. Soll die deutsche Opernmusik nicht ganz untergehen in Deutschland; so verbanne man daraus nicht sowohl die italienischen Opern als vielmehr den italienischen Gesang. Auf jeden Fall aber muß man dort aufhören, sich über die wenigere Geschicklichkeit der deutschen Sänger zu beklagen, denn, wie wir oben gesehen haben: à quelque chose malheur est bon.

Das anhaltende Regenwetter, welches seit Anfang des vergangenen Monats bis auf diesen Augenblick geherrscht hat, gibt den augenscheinlichen Beweis von der geringen Bevölkerung Roms, in Hinsicht seines ungeheuern Umfangs; drey Viertel der Stadt sind dermaßen mit Gras bewachsen, daß sie Wiesen ähnlich sehen würden, wenn Vieh darauf wäre. Und was für Gras! In meinem Leben habe ich kein herrlicheres Grün gesehen. Wie oft ist mir beym Anblicke dieser üppigen Vegetation der Wunsch aufgestiegen, eine Zauberruthe zu besitzen, und auf einen Schlag derselben einige tausende abgemagerter Schaafe oder Ziegen aus den Brandenburgischen oder Lüneburgischen Heide- und Sandwüsten hierher zu versetzen! Rechnet man zu diesem lebendigen Grase das trockene, nämlich das Heu, welches daneben in ganzen Haufen von den Kärnern verloren wird; so fragt man sich, wie es arme Menschen in Rom geben könne? Wie, wenn eine jede Bettlerfamilie mit einer Kuh, oder ein paar Schaafen und Ziegen durch jene, immer grünen Wiesen zöge, und somit gleichsam nomadische Heerden bildete, würden die Leute nicht ein wahres arcadisches Leben führen? Stallung würde sich für Menschen und Vieh leicht finden, für erstere, wo sie sie ohnehin nehmen, nämlich in irgend einem verfallenen Gemäuer, und die Thiere unter freyem Himmel. Um solche nomadische Heerden zu bilden, müßten die Bettler freylich auch Vieh besitzen, ich meyne nämlich Hornvieh; aber dazu könnte leicht Rath werden: man brauchte nur den Klöstern, den frommen Körperschaften, überhaupt der Geistlichkeit aufzuerlegen, die vielen Almosen, welche sie spenden, nicht unmittelbar den Bettlern zu geben, sondern in eine gemeinschaftliche Kasse abzuliefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. November 1826.

Die meine zwingt ein herber Gram zu tönen,
Und diese Brust deckt ein gebrochnes Herz.

Henne.

Abschied am Genfersee.

Es siegt der Tag, die falschen Nebel schwinden,
  Die Sonne strahlt durch Luna's Wolkengrau,
Und herrlich frisch von kühlen Morgenwinden
  Erhebt in sanften Schwellungen dein Blau,
Erhab'ne heil'ge Flut, bis zu den Gründen,
  Wo überm Silberglanze schwarz und rauh,
Ein furchtbar Bild, in duftigen Gestalten
Savoyens Felsenwände sich entfalten.

Doch weg von jenen schaurigen Gestaden
  Des Schreckens und der Wildniß eilt der Blick
Hinüber, wo von Traubenlaub beladen,
  Gesegnet von der Freyheit heiterm Glück
Im klaren See sich Städt' und Dörfer baden,
  Und streift voran und kehrt mit Schmerz zurück,
Wo jung und südlich in der Morgenstille
Die Schlösser glänzen aus der Gärten Fülle.

Und Jubel hör' ich von den Ufern schallen,
  Von Rebenhügeln tönt der Freudenlaut,
Und lachend hör' ich dort ihn wiederhallen,
  Wo hold von Sommerhäusern überbaut,
Der üpp'ge Berg in's buhlerische Wallen
  Der süßen Lichtflut tief hinunterschaut,
O jene Tropfen, die so blitzend leuchten,
Mein Auge fühl' ich sie mit Wasser feuchten.

Hier, wo mit tausend Augen grün und helle
  Der Frühling in den ew'gen Winter blickt,
Wo die Natur des Lebens schönste Quelle,
  So schreckhaft an des Todes Grausen rückt,
Da wo des Lemans rein krystallne Welle
  Zwey Welten an die Aetherlippen drückt;
Hier Kind und Jungfrau sich mit Rosen kränzen,
Und dort des Montblanc's Riesenhäupter glänzen,

Da scheidet sich, ich fühl's im Tiefsten beben,
  Wie einer Ahnung leisen Geistergruß,
Auf ewig auch für meine Welt das Leben,
  Und mit dem leztern stummen Abschiedskuß,
Den ich vom Berg dem Vaterland gegeben,
  Und mit dem lezten schweren Vollgenuß
Der Leiden all' und jener wen'gen Lieben,
Was ist mir noch als dieses Herz geblieben?

So glaubt' ich nicht die Heimath zu verlassen,
  Ein Todtenacker dünkte sie mir einst,
In dem die Freuden alle dir erblassen,
  Und nur die Thränen rinnen, die du weinst,
Du Armer, den selbst die Geliebten hassen,
  Die du für ew'ge Zeit zu fesseln meynst,
Dem keine Ruh' im schweigenden Gemüthe,
Die Leichenrose nur auf Gräbern blühte.

O Götter, wer verliert in solchen Leiden
  Die inn're Stimme nicht und deine Spur,
Von der ich nie mein Lebenlang will scheiden,
  Wie nenn' ich dich, o Wahrheit, o Natur!
Welch' Wort erfaßte dich, du bist in beyden,
  Und Kunst und Leben ist durch beyde nur;
So Gott, den jeder ahnt und nicht verstehet,
Der Sonnen lenkt und sanft im Veilchen wehet.

Du bist die Weisheit und das Maaß, das Eine,
  Dem Menschen und dem Dichter bist du's gleich

Digitized by Google

Wie eingetaucht in duft'gem Silberscheine
Der Morgen lächelt und sein Zauberreich,
So schwebst auch du in ewig junger Reine,
Und wer dich kennt, der ist unsterblich reich,
Du bist das Licht, die Jünger sind die Farben,
Die nie, so lange Du bist, noch erstarben.

Drum sey auch mir ein unvergeßlich Zeichen
Der Lichtgruß, den die Sonne heut mir gab,
Ich sah den Dunst, ich sah den Nebel weichen,
Die neugeborne Welt entstieg dem Grab;
Der Himmel scheint die Hölle zu erweichen,
Auf immer sank sie in die Flut hinab,
Im Schnee, im Grün und See und meinen Zähren
Schien mir der sanfte Gott sich zu verklären.

So nimm mein Lebewohl, vielleicht auf lange,
Vielleicht auf immer, theures Vaterland,
Du gabst dem ungestümen, heißen Drange
So Leid wie Freud' mit voller Mutterhand.
Wie wunderbar das Herz ist! Ich verlange
Selbst nach dem Schmerz, von dem ich los mich wand;
Des Lebens Kern sind doch der Liebe Klagen,
Ist doch der Schmerz, den wir um andre tragen!

Und wohl, ich ward, kann ich mir's doch bekennen,
Aus blutend voller Seele schon geliebt,
Nur daß dieß ungestillte wilde Brennen
Der Theuren, ach! so viele schon betrübt.
Nie will ich mehr die süßen Namen nennen,
Die schwerste Tugend, die ich je geübt,
Laßt unser Bild in unsern Herzen stehen,
Und gleich der Nachtviole still verwehen.

Vergebt mir! möchte Keines mehr mir grollen,
Ihr seyd ja nicht, o ich bin nur allein!
Laßt uns das schwarze Schuldbuch nicht entrollen,
Seyd mir versöhnt, o wenn auch nicht mehr mein!
Du, der ein Meer von Thränen schon entquollen,
Leb' wohl, es deckt dich bald der Leichenstein,
Und du auch, Tochter meiner Trauerlieder,
Leb' wohl, leb' wohl, wir seh'n uns nimmer wieder,

Und nun, erhab'ne hohe Stadt der Götter,
Des Lorbeers, des Triumphes, sey gegrüßt.
Du füllst der Weltgeschichte ew'ge Blätter,
Und furchtbar hast du deine Schuld gebüßt;
O stolze Roma, die, nun ohne Retter,
Kein Sieger vor Jahrtausenden geküßt,
Des Schicksals größter Kirchhof, nimm auf immer
Mich auf in deine finstern Riesentrümmer.

Da, wo der Vorwelt stumme Bilder wohnen,
Die Trauernden, in ernster Majestät,
Und jene himmlischen Gebilde thronen,
Von Sanzios reinem Schöpferhauch durchweht,
Wo, Hohenstaufen, ihr mit euren Kronen
In meinem Geist aus düsterm Grab ersteht,
Da weihet mich zu meinem Werk auf Erden,
Laßt einen Dichter, laßt mich euren werden.

Wilhelm Waiblinger.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühstücken sollte, war sein rastloser Freund schon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Gränze seines Gutes zu besichtigen. Der Diener, der ihm diese Nachricht gab, setzte mit wichtiger Miene hinzu, daß sein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch seine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald, eine neue Gartenanlage, nebst vielem Andern besichtigen müsse. „Und die gnädige Frau?" fragte der Gast.

„War schon vor einer Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jetzt bald zum Frühstück hier seyn."

Fröben ging im Saal umher und musterte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erscheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung als sie uns im Duft des Abends erschienen! Auch mit den verworrenen Gedanken, die gestern in ihm auf- und abschwebten, ging es ihm so, er lächelte über sich selbst, über die Zweifel, die ihm seine rege Phantasie aufgeweckt hatte. „Der Baron, sprach er zu sich, ist am Ende doch ein guter Mensch; freylich, viele Eigenheiten, einige Rohheit, die aber mehr im Aeußern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt sich daran, weiß sich darein zu finden. Und Josephe? Wie verschnell man oft urtheilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Resignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu lesen, ließ mich vom Teufel blenden, sie recht zart trösten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Zauber in meiner Einbildung; es war dann, näher betrachtet, eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den sinnenden Blicken, worin ich Sehnsucht sah, ängstlich die Augen an ihrem Strickstrumpf zählte, oder hinter der von Gram umwölkten Stirne bedachte, was sie auf den Abend kochen lassen sollte." Er verfolgte diese Gedanken, um sich selbst mit Ironie zu strafen, um die zärtere Empfindung, jene Nachklänge von gestern zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überspannt erschienen. In diese Gedanken versunken war er an den Spiegel getreten und hatte die Besuchkarten überlesen, die dort angesteckt waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Faldners eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich gestochenen Worte: „Freyherr F. v. Faldner mit seiner Braut Josephe von Tannensee."

„Von Tannensee?" wie ein Blitz erleuchtete ihm dieser Name jene dunkle Aehnlichkeit, die er zwischen der Gattin seines Freundes und seinem lieben Bilde gefunden. Wie? wäre sie vielleicht die Tochter jener Laura, die einst mein guter Don Pedro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es so wäre, wenn ich ihm von der Verlornen Nach-

richt geben könnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuschendste Aehnlichkeit mit seiner Kousine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?"

Er verbarg die Karte schnell, als er die Thüre gehen hörte; er sah sich um und Josephe schwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Gestalt umschloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günstiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in diesem Augenblick noch unendlich reizender vor als gestern. Ihre Locken flatterten noch kunstlos um die Stirne, der frische Morgen hatte ein feines Roth auf ihre Wangen gehaucht, sie lächelte zu ihrem Morgengruß so freundlich, und doch mußte er sich schon in diesem Augenblicke der Bewunderung wieder einen Thoren schelten, denn ihre Augen schienen ihm trübe und verweint.

Sie lud ihn ein, sich zu ihr zum Frühstück zu setzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner schon mit Tagesanbruch weggeritten sey, und ihr seine Entschuldigung aufgetragen habe, sie beschrieb die mancherley Geschäfte, die er heute vornehmen, und die ihn bis zum Mittag zurückhalten werden; „er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen, sagte sie, aber ich glaube, daß diese Geschäftigkeit ihm zum Bedürfniß geworden ist."

„Und ist dieß nur in diesen Tagen? fragte Fröben, ist jetzt gerade besonders viel zu thun auf den Gütern?"

„Das nicht; erwiederte sie, es geht Alles seinen gewöhnlichen Gang, es ist so seit ich ihn kenne. Er ist rastlos in seinen Arbeiten. Diesen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gut beschäftigt gewesen wäre."

„So werden Sie sich doch oft recht einsam fühlen, sagte der junge Mann, so ganz allein auf dem Lande, und Faldner den ganzen Tag entfernt." —

„Einsam? sagte sie mit zitterndem Ton, und beugte sich nach einem Tischchen an der Seite, und Fröben sah im Spiegel, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten; einsam? nein; besucht ja doch die Erinnerung die Einsamen, und — setzte sie hinzu, indem sie zu lächeln suchte: glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer so großen Wirthschaft nicht auch recht viel zu thun und zu sorgen? Da ist man nicht einsam oder — man darf es nicht seyn."

Man darf es nicht seyn? du Arme! dachte Fröben, verbietet dir dein Herz die Träume, die Erinnerung, die dich in der Einsamkeit besuchen, oder verbietet dir der harte Freund, einsam zu seyn? Es lag etwas im Ton, womit sie jene Worte sagte, das ihrem Lächeln zu widersprechen schien.

„Und doch, fuhr er fort, um seinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, und doch scheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zu Stille und Einsamkeit bestimmt zu seyn; wenigstens war bey jenen Völkern, die im Allgemeinen die herrlichsten Weiber aufzuweisen hatten, die Frau am meisten auf ihr Frauengemach beschränkt, so bey Römern und Griechen, so selbst in unserm Mittelalter."

„Daß Sie diese Beyspiele anführen könnten, hätte ich nicht gedacht, entgegnete Josephe, indem ihr Auge wie prüfend auf seinen Zügen verweilte. Glauben Sie mir, Herr von Fröben, jede Frau, auch die geringste, merkt dem Mann, ehe sie noch über sein Verhältniß unterrichtet ist, recht bald an, ob er viel im Kreise der Frauen lebte oder nicht. Und unbestreitbar liegt in solchen Kreisen immer jener feine Takt, jenes zarte Gefühl, im Gespräche das auszuwählen was gerade für Frauen taugt, was uns am meisten anspricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Manne fehlen sollte. Sie werden mir dieß um so weniger bestreiten, setzte sie hinzu, als Sie offenbar einen Theil Ihrer Bildung meinem Geschlecht verdanken."

„Es liegt etwas Wahres darin, bemerkte der junge Mann, und namentlich das Leztere will ich zugeben, daß Frauen weniger auf meine Denkungsart als auf die Art das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältnisse nöthigten mich in der lezten Zeit viel in der großen Welt, besonders in Damenzirkeln zu leben. Aber eben in diesen Zirkeln ward mir erst recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen, oder um mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieses Leben und Treiben passen."

„Und warum?"

„Ich will es sagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir böse werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paradies auf Erden.

Als Scheddad, der in Yemen herrschte, die Beschreibung des Paradieses vernahm, so sprach er: „Ich will mir selbst ein Paradies schaffen, daß keines Sterblichen Auge je etwas so Prächtiges gesehen haben wird." Und er befahl seinen Leuten, eine gelegene Stelle für einen Garten aufzusuchen. Eilig durchstrichen sie eine Menge Gegenden, bis sie an der Gränze des glücklichen Arabiens einen reizenden Ort fanden. Scheddad trug hundert seiner Fürsten auf, ihm die geschicktesten Handwerker seines ganzen Reiches zu verschaffen. Auch erließ er an die Herrscher von Indien, Rum und Ormus den Befehl, ihm alles Gold, Silber, alle Perlen und Edelsteine ihrer Staaten zu senden. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, begann man den Bau des herrlichen Pallastes. Es wurde immer ein ziegelförmiges Stück reinen Goldes, und dann eins von glattem Silber hingelegt, der Zwischenraum mit Perlen und Diamanten ausgefüllt. Vierzig Reihen Kameele, versichert man, überbrachten jeden Tag das Gold, Silber, die Perlen und Diamanten.

Man baute einen Pallast mit tausend Höfen, ringsum zweytausend Gemächer, tausend Vorhöfe. Mauern und Dächer bestanden aus Gold- und Silberstücken. Alle Mauern funkelten von Perlen, Rubinen, Smaragden, Amethysten und andern Edelsteinen. Vor jedem Gemache standen Bäume von Gold und Silber, deren Blätter aus Amethysten; statt der Früchte hingen Amethystentrauben daran. Ambra, Moschus und Safran bedeckte wie Sand den Boden. Zwischen zwey Bäumen von Gold und von Silber erhob sich ein Fruchtbaum; die Farbe der Früchte entzückte das Auge, ihr Geschmack war auserlesen. Endlich war, nach lang-

Digitized by Google

jähriger Arbeit, der Pallast vollendet. Man nannte ihn den Garten der Rosen von Irem und benachrichtigte Scheddad, alle seine Wünsche seyen erfüllt. Umgeben von der ganzen königlichen Pracht und Herrlichkeit zog Scheddad aus seiner Hauptstadt, um den Wundergarten zu sehen. Bey seiner Ankunft sonderte er von seinem Gefolge zweytausend junge Sklaven, die er von Damas mitgebracht, und wies ihren vier Abtheilungen vier Gebäude, die außerhalb des Gartens eingerichtet waren, zur Wohnung an.

Der König auf einem stolzen Roß, begab sich mit allen seinen Hofleuten nach dem Garten zu. Als er aber dem Roß den Sporn geben wollte, hörte man einen fürchterlichen Schrey, der Scheddad schaudern machte. Wie er die Augen erhob, erblickte er eine Gestalt von majestätischem, aber schrecklich wildem Ansehen. „Wer bist du?“ fragte der König. „Ich bin der Engel des Todes,“ entgegnete jener, „und ich komme, um mich deiner verbrecherischen Seele zu bemächtigen.“ Von Schrecken ergriffen, bemühte sich Scheddad vom Pferde abzusteigen. Sein Fuß hatte fast den Boden erreicht, da ergriff der Seelenräuber den schuldigen Geist, und der frevelhafte Fürst stürzte todt zu Boden. Blitze zuckten, der Donner rollte mit schrecklichem Krachen; Flammen verzehrten die Sklaven und verwandelte sie in Staub sammt Allem, was die Ebene bedeckte, und seit dieser Zeit ist der Rosengarten dem menschlichen Auge entrückt geblieben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung).

Von der Summe, welche man auf diese jährlichen Beyträge leicht vorgeliehen bekommen konnte, ließe sich eine Heerde Vieh ankaufen, welche hinlänglich wäre, allen in Rom lebenden Bettlern zu leben zu geben. Würden letztere endlich gewohnt werden, während ihres Hütens auch noch zu stricken oder zu spinnen (nämlich auf antike Art im Gehen); so möchten alle die Vortheile, welche sich aus dieser Viehnomaden-Wirthschaft ergäben, nicht leicht zu berechnen seyn. Bis auf das Spinnen und Stricken würde den Leuten diese Lebensart auch zusagen, zum Milchen aber müßte man ihnen Anfangs Leute halten. Denn einer so sauren Arbeit dürfte kein römischer Bettler gewachsen seyn. Vor einem Jahre ging die Rede, die Regierung, durchdrungen von der Wahrheit, daß der Immoralität des hiesigen untersten Pöbels nicht anders gesteuert werden könne als durch Aufhebung der Betteley und des Müßigganges desselben, wolle um Rom herum kleine Tenute (Meiereyen) anlegen, und alles Straßengesindel, welches nicht irgend eine bestimmte Beschäftigung nachweisen könnte, hinein schaffen lassen, wo dann einem jeden irgend eine häusliche oder Feldarbeit auferlegt werden sollte. Seitdem ist nicht wieder von diesem Projekte die Rede gewesen. Vielleicht würde das nomadische Hirtenleben, welches ich vorschlage, und welches man leicht bis in die nächsten Umgebungen Rom's, von Südosten bis Südwesten ausdehnen könnte, weniger Schwierigkeit finden, als jene fixe Ansiedlungen. Zugleich würden sich daraus für Rom selbst zwey sehr wichtige Vortheile ergeben, nämlich wohlfeilere Preise von Butter und Milch, zwey Produkte, welche hier verhältnißmäßig theurer sind als in jedem andern Lande.

Es ist oben die Rede von den Theatern gewesen, auf welchen lebendige Personen agiren. Ich habe nun noch ein paar Worte von den Marionettentheatern zu reden, von denen vier während des ganzen Jahres, neben dem Theater Valle, zwey gespielt und, wie es heißt, keine übeln Geschäfte gemacht haben. Im vorigen Karneval war gar noch ein drittes offen. Wenn etwas für den kindlichen, natürlichen Geist des hiesigen Volks zeugt, so sind es diese Vergnügungen, zu denen man Unbefangenheit des Gemüths, und Zufriedenheit mit sich und der Welt bringen muß, um sie genießen zu können. Daneben ziehen zugleich der ungemein glückliche Mechanismus, mit welchem die Puppen regiert werden, und von dem sich nirgendwo, selbst nicht in Mailand, etwas Aehnliches vorfindet, und zugleich ihre allerliebste Kostumirung, die nichts weniger als steif oder ungefällig ist, das Publikum an. Das Wohlgefallen an diesen Vorstellungen wächst, wenn man sieht, daß auf einem dieser beyden Theater (im Pallaste Fiano), welches vielleicht kaum zwölf Fuß breit ist, sich oft, besonders bey Balletten, zehn bis fünfzehn Personen bewegen, ohne daß die sie leitenden Stricke in einem so schmalen Raume in Verwirrung geriethen. Wie weit hier der Mechanismus getrieben wird, werden Kunstverständige von selbst beurtheilen, wenn ich sage, daß die Puppen sich einander auskleiden, das Tambourino schlagend tanzen, ja daß sie sogar das hier gewöhnliche Spiel, alla morra genannt (welches darin besteht, daß zwey Personen aus der verschlossenen Faust sich eine Anzahl Finger zuwerfen, und deren Gesammtzahl zu errathen suchen) spielen. Noch dazu gibt es auf diesem Theater nur drey leitende Personen, eine Ersparniß, welche eben sowohl vom beschränkten Raume als von der Mäßigkeit der Einnahmen bedingt wird. In diesen Tagen wird auf diesem Theater ein Gelegenheitsstück (in Bezug auf das Oktoberfest) gegeben. I Trasteverini in carrettela al Testaccio, ossia il Dottore Cassandro sposato ad una Minenta (Eminente) („die Trasteveriner zu Wagen auf dem Testaccio, oder der Doktor Cassander mit einer Eminentin verheirathet“), welches das stets zahlreiche Publikum ausnehmend amüsirt. Die Volkssitten der Trasteveriner, im Gegensatze mit denen der Bergbewohner (Monticiani, der drey von der untersten Volksklasse bewohnten Berge Quirinalis (Monte Cavallo), Viminalis und Esquilinus, ihre gegenseitigen feindlichen Gesinnungen, ihre Scharmützel, endlich die Scenen auf dem Testaccio, sind sehr natürlich und nicht ohne komische Kraft aufgefaßt. Am ergötzlichsten ist der Doktor Cassander, in welchem, bey Gelegenheit einer Herausforderung der beyden genannten Stadtviertel, plötzlich die Lust nach der alten geliebten Beschäftigung, dem Steinwerfen (tirar sassate) wieder erwacht, und der sich deshalb an die Spitze der Seinigen (der Trasteveriner) stellt, um auf dem Campo Vaccino (dem alten Forum Romanum) den Kampf zu beginnen. Was das Oktoberfest auf dem Testaccio ist, werden sich die Leser aus einer meiner eben so betitelten Mittheilung erinnern. Das Theater Fiano faßt, wenn es voll ist, wahrscheinlich keine hundert Personen. Die Preise sind fünf, sieben und zehn Bajocchi (ein kleiner Bruch mehr, als eben so viele Vierpfennigstücke). Da jeden Abend drey-, oft sogar viermal gespielt wird, die Unterhaltung der Schauspieler nichts kostet, ihre Kleidung ausgenommen, in der sie jedoch nicht schwer zu befriedigen sind, weil jeder anzieht, was man ihm gibt, überhaupt die Kosten gering sind, so macht der Unternehmer recht gute Geschäfte. Eine zweyte, größere Marionettentruppe spielt auf dem Theater Capranica, an Größe dem Theater Argentina nichts nachgebend. Hier werden besonders Ballette mit einer Vollendung und Eleganz gegeben, welche in Erstaunen setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 264, Seite 1056, Spalte 2, Zeile 21, von oben, lies verwerflicher statt vortrefflicher Mißbrauch. Nr. 266, S. 1064, Sp. 1, Z. 31, v. o., lies schaales statt schamlos ehren[illegible] Zeug.

Beylage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. November 1826.

Wenn ich im Geist auf euch, ihr Berge, stehe,
Ist mir die Welt so klein — als ich sie sehe.

v. Kleist.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

Vom Kapitän F. B. Head, vom königl. brittischen Geniekorps.

Skizze der Pampas ꝛc.

Die Gebirgskette der Anden läuft gegen Norden und Süden durch ganz Südamerika und ist folglich fast parallel mit den Küsten des stillen Meeres und atlantischen Oceans, indem sie das Land in zwey ungleiche Theile zerschneidet, von denen jeder durch einen Ocean und die Cordilleras begränzt wird.

Man möchte erwarten, daß diese verschwisterten, nur durch eine Gebirgskette getrennten Länder eine große Aehnlichkeit miteinander haben; allein Mannigfaltigkeit ist eine Eigenschaft der Allmacht und die Natur hat diesen Gegenden eine merkwürdige Verschiedenheit im Klima und in der geologischen Bildung verliehen.

Das allmählige Schmelzen des Schnee's auf dem Gipfel der Alpen bewässert beyde Theile im Verhältniß zu ihren Bedürfnissen, und so wird der Wachsthum der Pflanzen, anstatt durch die brennende Sonne des Sommers gestört zu werden, vielmehr durch jene Hitze genährt und erhalten, welche sie zu vernichten drohte.

Das Wasser, welches durch Chili nach dem stillen Meere hinfließt, ist in seinem ganzen Laufe eingeengt und gezwungen, sich einen Weg durch ein Land zu bahnen, welches den Gebirgsgegenden Schottlands und der Schweiz gleicht. Die von der Ostseite der Cordilleras kommenden Ströme schlängeln sich durch eine 900 (englische) Meilen breite Ebene, und es ist merkwürdig, auf dem Gipfel der Anden zur Linken und Rechten den Schnee desselben Ungewitters zu betrachten, von dem ein Theil bestimmt ist, in das stille Meer hinabzurauschen, während der andere sich mit den entfernten Wogen des atlantischen Oceans vereinigen wird.

Die große Ebene oder die Pampas im Osten der Cordilleras ist ungefähr 900 englische Meilen breit, und der Theil, welchen ich besucht, ist, obgleich unter derselben Breite liegend, doch in Regionen mit verschiedenem Klima und Produkten abgetheilt. Wenn man Buenos-Ayres verläßt, so ist der erste Strich Landes von 180 Meilen ganz mit Klee und Disteln bedeckt; der zweyte, der sich 450 Meilen weit erstreckt, bringt hohes Gras hervor, und der dritte, der bis an den Fuß der Cordilleras reicht, ist ein Hain von niedrigen Bäumen und Gebüsch. Die zweyte und dritte Region haben das ganze Jahr hindurch fast dasselbe Ansehen, denn die Bäume und Sträuche sind immer grün und die unermeßliche mit Gras bedeckte Ebene vertauscht blos ihre grüne Farbe gegen braun; allein die erste Region verändert sich in den vier Jahreszeiten auf eine höchst auffallende Weise. Im Winter sind die Blätter der Disteln groß und üppig, und die ganze Oberfläche gleicht einem Runkelrübenfelde. Der Klee ist in dieser Jahrszeit ungewöhnlich fett und stark, und es gewährt einen reizenden Anblick, wilde Viehheerden in voller Freyheit auf solchen Weiden grasen zu sehen. Im Frühlinge ist der Klee

verschwunden, die Blätter der Disteln haben sich über den Boden ausgestreut und das Land ist noch immer einem struppigen Rübenfelde ähnlich. In weniger als einem Monate ist der Wechsel höchst auffallend; die ganze Gegend verwandelt sich in einen dicken Wald von ungeheuern Disteln, die plötzlich zu einer Höhe von zehn bis zwölf Fuß aufgeschossen sind und in voller Blüthe stehen. Der Weg oder Fußpfad ist an beyden Seiten von ihnen eingeschlossen; die Aussicht ist gänzlich gesperrt, kein Thier ist zu sehen und die Distelstöcke stehen so dicht zusammen und sind so stark, daß sie auch ohne die Stacheln, womit sie besezt sind, einen undurchdringlichen Wall bilden würden. Das plötzliche Wachsen dieser Pflanzen ist in der That erstaunenswerth; es möchte ein ungewöhnliches Ereigniß in der Kriegsgeschichte seyn, doch ist es keineswegs unmöglich, daß ein in das Land einfallendes Heer, welches mit seiner Beschaffenheit unbekannt wäre, sich durch diese Disteln eingeschlossen fände, ehe es Zeit hätte, ihnen zu entgehen. Ehe der Sommer vorüber ist, verändert sich abermals die Scene: die Disteln verlieren ihren Saft und ihre grüne Farbe, die Köpfe sinken herunter, die Blätter schrumpfen ein und verwelken, die Stöcke werden schwarz und sterben ab und im Winde rascheln sie gegen einander, bis die Heftigkeit des Pampero oder Orkans sie dem Boden gleich macht, wo sie schnell verwesen und verschwinden. — Der Klee springt jezt auf und die Scene grünt von Neuem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Es ist ein schöner Zug der neuen Zeit, daß man in den größern Zirkeln eingesehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schulkrankheit, oder ein modischer Deckmantel für Geistesarmuth sey. Man hat daher das Wisth, Boston, Pharo und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlassen, die nun einmal die Konversation nicht machen können. In Frankreich freylich spielen in Gesellschaft Herren von zwanzig bis dreyßig Jahren, es sind aber nur die armseligen Wichte, die sich nach einem englischen Dandy gebildet haben, oder Frauen, die selbst fühlen, daß ihnen der Witz abgeht, den sie im Gespräch nothwendig haben müßten. Seitdem man nun, seyen die Zirkel groß oder klein, die sogenannte Konversation macht, das heißt sich um das Kamin oder in Deutschland um das Sopha pflanzt, Thee dazu trinkt, und ungemein geistreiche Gespräche führt, sind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Gleise gekommen.“

„Ey, Sie sind doch gar zu streng, wie sollten denn“ —

„Lassen Sie mich ausreden, fuhr Fröben eifrig fort, indem er, ohne es zu wissen, die Hand der schönen Frau in seine beyden Hände nahm. Eine Dame der sogenannten guten Gesellschaft empfängt jede Woche ein Mal Abendbesuche bey sich; sechs Mal in der Woche gibt sie solche beim. In solche Gesellschaften taugt höchstens das junge Volk einige Mal, außer es wären denn große Bälle, die schon seltner vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen unterhält sich. Es gibt nun ungemein gebildete wirklich geistreiche Männer, die im Männerkreise stumm und langweilig, vor Damen ungemein witzig und sprachselig sind, und einen Reichthum socialer Bildung, ungemeiner Kenntnisse entfalten, die Jeden stumm machen. Es ist nicht Eitelkeit, was diese Männer glänzend und beredt macht, es ist das Gefühl, daß das Interessante ihres Wissens sich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr systematisch sind, die ihre Forderungen höher spannen.“

„Gut, ich kann mir solche Männer denken, aber weiter.“

„Durch solche Männer bekommt das Gespräch Gestaltung, Hintergrund, Leben; Frauen, besonders geistreiche Frauen, werden sich unter sich bey weitem nicht so lebendig unterhalten, als dieß geschieht, wenn auch nur ein Mann, gleichsam als Zeuge oder Schiedsrichter dabey sizt. Indem nun durch solche Männer allerley Witziges, Interessantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich gesteigert. Um doch ein Wort mitzusprechen, um als geistreich, gebildet zu erscheinen, müssen sie Alles aufbieten, gleichsam alle Behälter ihres Geistes ausdrehen, um ihren reichlichen Antheil zu der allgemeinen Gesprächsflut zu geben, in welcher sich die Gesellschaft badet. Doch verzeihen Sie, dieser Fond ist gewöhnlich bald erschöpft; denken Sie sich einen ganzen Winter sieben Abende hindurch geistreich seyn zu müssen, welche Qual!“

„Aber nein, Sie machen es doch auch zu arg, Sie übertreiben —“

„Gewiß nicht; ich sage nur, was ich gesehen, selbst erlebt habe. Seit in neuern Zeiten solche Konversation zur Mode geworden ist, werden die Mädchen ganz anders erzogen als früher. Die armen Geschöpfe! Was müssen sie jezt nicht alles lernen vom zehnten bis in's fünfzehnte Jahr: Geschichte, Geographie, Botanik, Physik, sogenannte höhere Zeichenkunst und Malerey, Aesthetik, Literaturgeschichte, von Gesang, Musik und Tanzen gar nichts zu erwähnen. Diese Fächer lernt der Mann gewöhnlich erst nach seinem achtzehnten, zwanzigsten Jahre recht verstehen; er lernt sie nach und nach, also gründlicher; er lernt Manches durch sich selbst, weiß es also auch besser anzuwenden, und tritt er im drey und zwanzigsten oder später noch in diese Kreise, so trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensklugheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in sich selbst. Aber das Mädchen; ich bitte Sie! wenn ein sol-

Digitized by Google

ches Unglückskind im fünfzehnten Jahr, vollgepfropft mit den verschiedenartigsten Kenntnissen und Kunststücken in die große Welt tritt, wie wunderlich muß ihm dann Alles erscheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einsames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Zirkel mitgeschleppt, muß glänzen, muß plappern, muß die Kenntnisse auskramen und — wie bald wird sie damit zu Rande seyn! Sie lächeln? hören Sie weiter. Sie hat jezt keine Zeit mehr, ihre Schulkenntnisse zu erweitern; es werden bald noch höhere Ansprüche an sie gemacht! Sie muß so gut wie die Eltern über Kunstgegenstände, über Literatur mitsprechen können. Sie sammelt also den Tag über alle möglichen Kunstausdrücke, liest Journale, um ein Urtheil über das neueste Buch zu bekommen, und jeder Abend ist eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für sie, wo sie das auf geschickte Art anbringen muß, was sie gelernt hat. Daß einem Mann von wahrer Bildung, von wahren Kenntnissen vor solchem Geplauder, vor solcher Halbbildung graut, können Sie sich denken; er wird diese Unsitte zuerst lächerlich, nachher gefährlich finden; er wird diese Ueberbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem stillen Kreise herausreißt und sie zu Halbmännern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem sie sich gewöhnen, Alles nach Frauenart zu besprechen und zu beklatschen; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurückwünschen, jene Einsamkeit, wo sie zu Hause sind, und auf jeden Fall herrlicher brilliren, als in einem jener geistreichen Zirkel!"

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier sagten, erwiederte Frau von Faldner; ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück — oder das Unglück hatte, in jenen Zirkeln zu leben. Aber mir scheint auch dort wie überall, das minder Gute aus der Uebertreibung hervorzugehen. Es ist wahr, was Sie sagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewiesen ist, jene Häuslichkeit, die einmal unser Beruf ist. Wir werden ohne wahren Halt seyn, wir werden uns in ein unsicheres Feld begeben, wenn wir diesen Kreis gänzlich verlassen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geistreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es ist wahr, solche sieben Abende in der Woche müssen zum Unnatürlichen, zu Ueberbildung oder zur Erschöpfung führen; aber ließe sich hier denn kein Mittelweg denken?"

„Ich habe mich vielleicht zu stark ausgedrückt, ich wollte" —

„Lassen Sie auch mich ausreden, sagte sie, ihn sanft zurückdrängend; Sie sagten selbst, daß Frauen unter sich seltener ein sogenanntes geistreiches Gespräch lange fortführen. Ich weiß nur allzuwohl, wie peinlich in einer Frauengesellschaft eine sogenannte geistreiche Dame ist, welcher Alles trivial erscheint, was nicht allgemein, nicht interessant ist. Wir fühlen uns beengt, ängstlich, und wollen am Ende mit unserm Bißchen Wissen lieber vor einem Manne erröthen als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zusammen sind oder Mädchen, die Wirthschaft, das Hauswesen, die Nachbarschaft, vielleicht auch Neuigkeiten oder gar Moden abgehandelt, aber sollen wir denn ganz auf diesen Kreis beschränkt seyn? Soll denn, was allgemein interessant und bildend ist, uns ganz fremd bleiben?"

„Gott! Sie verkennen mich, wollte ich denn dieß sagen."

„Es ist wahr, fuhr sie eifriger fort, es ist wahr, die Männer besitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung, oder gar den Schein von Wissen ausschließt und geringt achtet. Aber wie gern lauschen wir Frauen auf ein Gespräch der Männer, dessen Gegenstände nicht so ganz fern liegen. Zum Beyspiel über ein interessantes Buch, das wir gelesen, über Bilder, die wir gesehen. Wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabey zuhören, oder gar mitsprechen dürfen; unser Urtheil, das wir im Stillen fällten, bildete sich aus, und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine solche Unterhaltung angenehm seyn. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dieß verargen werden, wenn wir nur, sezte sie lächelnd hinzu, nicht selbst glänzen, den bescheidenen Kreis nicht verlassen wollen, der uns einmal angewiesen ist."

Wie schön war sie in diesem Augenblick; das Gespräch hatte ihre Wangen mit höherm Roth übergossen, ihre Augen leuchteten, und das Lächeln, womit sie schloß, hatte etwas so zauberisches, gewinnendes an sich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieser Frau, oder ihren Geist, und die einfach schöne Weise sich auszudrücken bewundern sollte.

„Gewiß, sagte er, in ihren Anblick verloren, gewiß, wir müßten sehr ungerecht seyn, wenn wir solche zarte und gerechte Ansprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bey einem gebildeten Geist, bey Freude an Lektüre und gebildeter Unterhaltung keine solche Anklänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich, so ganz auf sich beschränkt, müßte sie sich für sehr unglücklich halten!"

Josephe erröthete, und eine düstere Wolke zog über ihre schöne Stirne; sie seufzte unwillkührlich, und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine solche Frau, wie er sie eben beschrieben, an seiner Seite sitze. Ja, ohne es zu wollen, sollte er ihren eigenen Gram verrathen. Denn konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entsprechen? Er, der in seiner Frau nur seine erste Schaffnerin sah, der jedes Geistige, was dem Menschen interessant oder wünschenswerth dünkte, als unpraktisch gering schäzte, konnte er diese Ansprüche auf den

Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen. War nicht zu befürchten, daß er Ihr solche sogar geflissentlich entzog? Noch ehe Fröben so viel Fassung gewonnen hatte, seinem Satz eine allgemeine Wendung zu geben, und das ganze Gespräch von diesem Gegenstand abzuwenden, sagte Josephe, ohne ihn seinen Verstoß fühlen zu lassen: Wir Frauen auf dem Lande genießen diese Freude freylich seltener, übrigens sind wir dennoch nicht so ganz allein, als es dem Fremden vielleicht scheinen möchte. „Man besucht einander um so öfter; sehen Sie nur, welche Masse von Besuchen dort am Spiegel hängt.“

Fröben sah hin, und jene Karte fiel ihm bey: „Ach ja, sagte er, indem er sie hervorzog, da habe ich vorhin einen kleinen Diebstahl begangen. Können Sie glauben, daß ich bis gestern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheirathet sey? Und Ihren Namen erfuhr ich erst vorhin durch diese Karte. Sie heißen Tannensee?“

„Ja, antwortete sie lächelnd, und diesen unberühmten Namen tauschte ich gegen den schönen von Faldner um.“

„Unberühmt? wenn Ihr Vater der Oberst von Tannensee war, so war Ihr Name wohl nicht unberühmt.“

Sie erröthete; „ach mein guter Vater, rief sie, ja man erzählt mir wohl von ihm, daß er für einen braven Offizier des Kaisers gegolten habe, und — sie haben ihn auch als General begraben. Ich — habe ihn nicht gekannt, nur einmal als er aus dem Feldzug zurückkam, sah ich ihn, und nachher nicht wieder; es sind schon dreyzehn Jahre, seit er todt ist.“

„Und war er nicht ein Schweizer?“ fragte Fröben weiter.

Sie sah ihn staunend an. „Wenn ich nicht irre, sagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben.“

„Und Ihre Mutter, heißt sie nicht Laura und stammt aus einem fränkischen Geschlecht?“

Sie erbleichte, sie zitterte bey diesen Worten. „Ja, sie hieß Laura,“ antwortete sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Lebens Last und Lust.

Last ist das Leben für den, dem's bangt vor dem täglichen Tode;
Lust wird das Leben für dich, wenn du des Todes dich freust.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. Okt.

Königliches Opernhaus. Armide. Große heroische Oper in fünf Akten, vom Ritter Gluck.

Wenn bey durchaus gefülltem Hause und gelungener Darstellung der Beyfall nicht so rauschend war, wie wohl sonst bey neueren Opern, so zeigt sich schon darin der Unterschied des Geistes der Gluck'schen und jetzigen Zeit. Nur ihr, der neuesten, scheint der ewig jugendliche Greis veraltet. Diese Veraltung besteht darin, daß er noch nicht wie die Neueren, in den tiefen Schacht des Herzens und subjektiven Gemüths hinein gestiegen ist, um von dort alles Schmachten und Sehnen, alle Ahnung und Angst, alle Unschuld und Bosheit heraufzuholen, und dieß falsche Gold zu Bijouterie-Opern zu verarbeiten, sondern daß er nach dem ächten Gold gräbt, wie es sich nur in Gemüthern findet, die noch keine andern Wünsche hegen als die allgemein sittlichen, und noch zu keinem Bestehen außer dieser Sittlichkeit gekommen sind. Freylich kann er zum Ausdrucke dieser Gefühle nicht die Töne gebrauchen, die jenen selbstsüchtigsten Wünschen, jener Sehnsüchtigkeit, jenem Lächeln durch Thränen, jener Schlauheit, Bosheit und Niederträchtigkeit, so wie ihr gegenüber der reinen inhaltleeren Unschuld entsprechen, sondern nur jene, die im Tonsystem selber nicht die ausgebildeten und am feinsten nüancirten, aber die gründlichsten, auch nicht an die ausgebildete und nüancirte, sondern an die gründliche Gemüthlichkeit anklingen. Er hat die tiefsten, aber die einfachsten Gegensätze der [illegible], Tonarten und harmonischen Bewegungen, den reinsten Fluß der Melodie; er ist der ewig gründliche Dreyklang gegen die [illegible] Nonen und Septimenaccorde; ein seelenvolles Recitativ gegen die gefühlvollere Mozartische Arie; ein griechischer Tempel mit durchsichtigen Säulenhallen, den sichtbaren Gott in sich schließend, gegen das in tausend Spitzen und Thürmen, und bis auf's Kleinste hin ausgeführten Zierrathen aufsteigende gothische Gebäude neuester Orchestrik, das dem unsichtbaren Gotte aufsteigt. Am deutlichsten zeigt sich dieser Charakter da, wo er nicht die allgemeinen Mächte der Sittlichkeit, nicht Vaterland, nicht Gatten-, nicht Geschwisterliebe, oder Treue der Freundschaft zum Inhalte hat, sondern den Inhalt der Innigkeit und Subjectivität selber, Liebe und Ehre darstellen will. Zugleich wird sich ihm dieser persönlichste Inhalt zu einer allgemeinen Macht erweitern, wir hören nicht Agathe, nicht Amazily oder sonst eine Liebende, sondern den allgemeinen Zauber der Liebe, der Zärtlichkeit selber, und Armide ist so weit entfernt, in den ersten Akten mehr als diese Zaubermacht zu seyn, daß sie ausdrücklich verschmäht selber zu lieben, denn sie will nichts als durch Liebe herrschen, sie will die ringsum Verehrte, Angebetete ohne Gegenliebe seyn. Aber das Wesen, der Zauber der Liebe ist gerade diese tiefe Innigkeit, dieß eigenste Gefühl, die Wonne den Wiederklang seiner selbst, das Echo der eigenen Seele zu hören; weil sie die Liebe ist, muß Armide lieben, doch weil sie zugleich nur als die allgemeine Zaubermacht dargestellt ist, muß sie dieser Liebe entsagen, und der Schmerz dieses Bruches und Zwiespalts, dieser innern Trennung gibt ihr das höchste Interesse. Daher wird uns weniger ihr Stolz im ersten Akt fesseln, oder ihr Zauber erfreuen, den die Chöre preisen, oder selber im zweyten Akte ausüben, denn hier zeigt sich Liebe und Anmuth, Zärtlichkeit und Lieblichkeit nur als Macht, die zu allgemein ist, um an die innersten Seiten unseres Herzens zu streifen; erst wenn Armide als Person auftritt, wenn sie selbst die beseelte Liebesmacht, die Selbstliebende, die Verschmähte, die Weinende, Zürnende wird, gewinnt sie unser ganzes Herz. Und dadurch ist besonders das Ende des zweyten Aktes, der dritte und fünfte ausgezeichnet, welche auch lebhaftere Theilnahme erregten als die übrigen. Deßhalb sey uns erlaubt sie näher zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. November 1826.

Mancher ist wohl, der erfahren
Hat auf Erden keine Lust,
Keiner, der nicht still bewahren
Wird ein Weh in seiner Brust.

Frdrch. Rückert.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Aber mein Gott, was wissen Sie denn von uns, woher — aus einem spanischen Geschlecht? fuhr Josephe gefaßter fort; nein, da irren Sie, meine Mutter sprach deutsch und war eine Deutsche.“

„Wie? so ist Ihre Mutter todt.“

„Seit drey Jahren,“ erwiederte sie wehmüthig.

„O schelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte sie nicht schwarze Haare, und wie Sie, braune Augen? Hatte Sie nicht viele Aehnlichkeit mit Ihnen?“

„Sie kannten meine Mutter?!“ rief Josephe ängstlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören Sie einen sonderbaren Zufall, erwiederte Fröben; es müßte mich Alles täuschen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten Ihrer Mutter kennen gelernt hätte.“ Und nun erzählte er ihr von Don Pedro. Er beschrieb ihr, wie sie sich vor dem Bilde gefunden, er ließ jene Kopie von seinem Zimmer holen und zeigte sie; er sagte ihr, wie sie genauer bekannt geworden und wie ihm Don Pedro seine Geschichte erzählte. Aber die leztere wiederholte er mit großer Schonung; er datirte sogar aus einem gewissen Zartgefühl jene Vorfälle und Laura's Flucht um ein ganzes Jahr zurück, und schloß endlich damit, daß er, wenn Josephe ihre Mutter nicht eine Deutsche nennen würde, bestimmt glaubte, ihre Mutter Laura und jene Donna Laura Tortosi des Spaniers, der Schweizerhauptmann Tannensee und ihr Vater der Oberst seyen dieselben Personen.

Josephe war nachdenklich geworden; sinnend legte sie die Stirn in die Hand; sie schien ihm, als er geendet hatte, nicht sogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht, sagte Fröben, wenn ich mich hinreißen ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls diese Deutung zu geben.“

„O wie könnte ich denn Ihnen zürnen, sagte sie bewegt, und Thränen drängten sich aus den schönen Augen. Es ist ja nur mein schweres Schicksal, das auch dieses Dunkel wieder herbey führt. Wie konnte ich auch wähnen, jemals ganz glücklich zu seyn?“

„Mein Gott, was habe ich gemacht! rief Fröben, als er sah, wie ihre Thränen heftiger strömten. Es ist ja alles nur eine thörichte Vermuthung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutsche, Ihre Verwandten und Sie werden ja dieß Alles besser wissen.“ —

„Meine Verwandten? sagte sie unter Thränen, ach, das ist ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind; wie angenehm sind die Worte: Oncle, Tante; sie sind gleichsam ein zweyter Vater, eine zweyte Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Worte Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menschen zu beneiden, ich hätte oft das oder jenes Mäd-

Digitized by Google

chen beneidet, die einen Bruder hatte, es war ihr innigster, natürlichster, aufrichtigster Freund und Beschützer."

Fröben rückte ängstlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Josephens Brust getroffen, die schmerzlich nachklang; es standen ihm Aufschlüsse bevor, vor welchen ihm unwillkürlich bangte. Er schwieg, als Josephe ihre Thränen trocknete, und sie fuhr fort:

„Das Schicksal hat mich manchmal recht sonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, und so entbehrte ich schon jene grose Wohlthat, Geschwister zu haben; wir wohnten unter fremden Menschen, und so hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater schien mit den seinigen in der Schweiz nicht im besten Einverständniß zu leben, denn meine Mutter erzählte mir oft, daß sie ihm grollen, weil er sie geheirathet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm aufdringen wollte. Auch meinen Vater sah ich nur wenig; er war bey der Armee, und sie wissen, wie unruhig unter dem Kaiser die Zeiten waren. So blieb mir nichts als meine gute Mutter; und wahrlich, sie ersezte mir alle Verwandte. Als sie starb, freylich da stand ich sehr verlassen in der Welt, denn da war unter Millionen Niemand in der Welt, zu dem ich hätte gehen und sagen können, nun sind sie todt, die mich ernährten und beschüzten, seyd Ihr jezt meine Eltern."

„Und Ihre Mutter hieß also nicht Tortosi?" sagte Fröben.

„Ich nannte sie nicht anders als Mutter, und nie hat sie über ihre frühern Verhältnisse mit mir gesprochen; ach, als ich größer wurde, war sie ja immer so krank! Mein Vater nannte sie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand, und mir übergab, ward sie Laura von Tortheim genannt."

„Ey nun! rief Fröben heiter; das ist ja so klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Tortheim ist nichts anders als Tortosi, das die lieben Flüchtlinge veränderten. Tannensee hieß jener Kapitän in Valenzia, er ist Ihr Vater, der Oberst Tannensee, und noch mehr, sagen Sie nicht selbst, daß dieses Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche und erkannte nicht mein werther Don Pedro in dem Urbild seine Donna Laura? Jezt sind Sie nicht mehr einsam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigstens, Don Pedro de San Montanjo de Ligez! Ach, wie wird sich mein Freund über die berühmte Verwandtschaft freuen!"

„O Gott mein Mann!" rief sie schmerzlich und verhüllte das Gesicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie sie dieß so ganz anders ansehen könne als er; er sah ja in diesem allen nichts als die Freude Don Pedros, eine Tochter seiner Laura zu finden. Er war reich, unverheirathet, trug noch immer den alten Enthusiasmus für seine schöne Kousine in sich, also auch eine schöne Erbschaft kombinirte Fröben aus diesem wunderbaren Verhältnisse. Er ergriff Josephens Hand, zog sie herab von ihren Augen; sie weinte heftig.

„O Sie kennen Faldner schlecht, sagte sie, wenn Sie meynen, daß ihn diese Vermuthungen freudig überraschen werden! Sie kennen sein Mißtrauen nicht. Alles soll ja nur seinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, alles recht schicklich und ordentlich seyn und alles Außergewöhnliche haßt er aus tiefster Seele. Ich mußte es ja, fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort, ich mußte es ja als eine Gnade ansehen, daß mich der reiche, angesehene Mann heirathete, daß er mit den wenigen Dokumenten zufrieden war, die ich ihm über meine Familie geben konnte. Muß ich es denn, rief sie heftiger weinend, muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angesehensten Familien sich hätte verbinden, daß er dieses oder jenes reiche Fräulein hätte heirathen könne..? Sagt er mir es nicht, so oft als er mir zürnt, daß mein Adel neu sey, daß man von dem Geschlecht meiner Mutter gar nichts wisse, und daß sogar einige Tannensee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden seyen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Obgleich einzelne Personen sich hier und da auf dem Wege zerstreut zeigen, welche diese weite Ebene durchkreuzen oder in kleinen Gruppen zusammen leben, so ist doch im Allgemeinen der Zustand des Landes derselbe, als er seit dem ersten Jahr seiner Schöpfung war. Alles trägt das erhabne Gepräge eines allmächtigen Schöpfers, und es ist unmöglich, es ohne ein überraschendes Gefühl zu durchreisen, wenn gleich in allen Ländern die Himmel die Ehre Gottes erzählen und das Firmament seiner Hände Werk zeigt, so sieht man in bevölkerten Gegenden gewöhnlich nur die Produkte, welche die Arbeit der Menschen hervorbringen, anstatt daß man hier die Regelmäßigkeit und Schönheit der Pflanzenwelt erblickt, wenn sie den weisen Einrichtungen der Natur allein überlassen bleibt.

Die weite Grasregion in den Pampas, welche 450 Meilen begreift, ist gänzlich ohne Unkraut und die waldige Region eben so erstaunenswerth. Die Bäume sind nicht enge zusammengedrängt, sondern es herrscht eine so wunderbare Ordnung in ihrem Wachsthum, daß man fast in allen Richtungen hindurch galoppiren könnte. Die jungen Bäume schießen auf, andere grünen in voller Kraft und für eine Weile sieht man sich vergeblich nach denen um, die zufolge des großen Systems in der Natur, wo Eins dem Andern Platz macht, nothwendig irgendwo in Zerstörung

sinken müssen. Endlich entdeckt man sie, doch stören sie nicht die heitere Ansicht des Ganzen und zeigen sich im wörtlichen Sinne unter der Gestalt eines „grünen Altars." Die äußersten Enden ihrer Aeste brechen ab, so wie sie absterben, und wenn nichts übrig bleibt als der hohle Stamm, so ist dieser noch mit Zweigen und Blättern bedeckt und wird allmählig den Augen durch die jungen Sprößlinge entzogen, welche unter dem Schutze seiner Aeste aufspringen und schnell über ihn hinauswachsen. Einige wenige Plätze sieht man, die durch Zufall in Brand gerathen, allein das Feuer ist kaum verlöscht, so scheinen die umgebenden Bäume ihre Zweige darüber auszubreiten und junge Gesträuche erheben sich aus dem Boden, während die saftlosen Stämme vermodern.

Alle Flüsse behalten ihren eigenen Lauf, und so vortrefflich ist das Ganze geordnet, daß, wenn man plötzlich Städte und Millionen von Bewohnern in gehörigen Zwischenräumen und Lagen hierher verpflanzen könnte, die Leute fast nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben und ohne irgend eine Vorbereitung so viel des Bodens umzupflügen als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig wäre.

Das Klima der Pampas erleidet eine große Veränderung der Temperatur im Winter und Sommer, obgleich die allmähligen Abwechslungen sehr regelmäßig sind. Der Winter ist beynahe so kalt als unser November, und der Boden bey Sonnenaufgang stets mit Reif bedeckt, doch ist das Eis selten dicker wie ein Zehntel eines Zolls. Im Sommer ist die Sonnenhitze sehr drückend *) und jedes lebende Geschöpf scheint ihrer Macht zu unterliegen. Die wilden Pferde und Ochsen scheinen gänzlich dadurch erschöpft und der Siesta als einer natürlichen und nothwendigen Ruhe zu bedürfen. Man kann nicht arbeiten in der Mitte des Tages, und so scheint diese Zeit die angemessenste zur Ruhe und die kühlen Morgen für die Thätigkeit bestimmt zu seyn.

Die Verschiedenheit der Atmosphäre von Mendoza, St. Luis und Buenos-Ayres, welche alle fast unter derselben Breite liegen, ist sehr merkwürdig; in den beyden erstern, oder der Wald- und Grasregion ist die Luft äußerst trocken; kein Thau fällt bey Nacht, selbst in dem heißesten Wetter gibt es nur wenige Ausdünstung und die todten Thiere liegen auf der Ebene vertrocknet in ihren Häuten, so daß ich zuweilen kaum unterscheiden konnte, ob sie lebendig oder todt waren. Allein in der Provinz Buenos-Ayres oder der Distel- und Klee-Region zeigt die Vegetation deutlich die Feuchtigkeit des Klima's.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ich habe zweymal Morea durchreiset, welches fast unter derselben Breite (nördlich) wie die Straße durch die Pampas liegt, und das Klima der letztern scheint mir heißer im Sommer und kälter im Winter als Morea, Sicilien, Malta und Gibraltar.
A. d. U.

Ueber die bey den alten Egyptern für heilig gehaltenen Thiere, welche man heut zu Tage nur noch in Indien antrifft.

Herr Isidor Geoffroy-Saint-Hilaire hat der Gesellschaft für Naturgeschichte in Paris eine Untersuchung über die Spitzmäuse vorgelesen, von welchen dieser junge Naturforscher fünf neue Arten kenntlich gemacht hat. Zwey derselben wurden in der Sammlung egyptischer Alterthümer des Herrn Passalacqua gefunden.

Der Vater Geoffroy-Saint-Hilaire gibt in Bezug auf diesen Gegenstand und die Untersuchungen seines Sohnes sehr interessante Details. Die Spitzmäuse wurden im alten Egypten göttlich verehrt, und eine eigene Stadt war ihnen geheiligt. Indessen wurden die von Isidor beschriebenen Individuen dieses Geschlechts nicht in dieser Stadt gefunden. Sonderbar genug hat man in einem egyptischen Grabe ungefähr dreyßig dieser Thiere, nicht in Lacken eingewickelt, sondern in einer Art von Weingeist aufbewahrt gefunden. Man brachte sie von da in Alcohol, wodurch man sie in so gut erhaltenem Zustand conservirte, als ob sie eben erst zu leben aufgehört hätten. Diese Spitzmäuse, welche man demnach auf das Genaueste untersuchen konnte, gehören keiner der jezt in Egypten lebenden Gattungen dieses Thier-Geschlechtes an, sondern es werden dieselben nur noch in Indien angetroffen.

Was diese Bemerkung interessant macht, ist der Umstand, daß dieses Thier nicht das einzige von den in dem alten Egypten göttlich verehrten Thieren ist, welche heut zu Tage nicht mehr in diesem Land, sondern nur noch in Indien gefunden werden.

Der ehemals heilige Ibis ist nicht derselbe, der heute an den Ufern des Nils lebt; nicht allein durch seinen längeren, dünneren Schnabel, sondern auch durch sein glänzenderes Gefieder zeichnet sich jener vor diesem aus. Aber eben jener, den wir aus den Gräbern der alten Egypter kennen lernen, mit dem langen dünnen Schnabel, mit dem Glanz der Federn, findet sich in Indien.

Gleichfalls hat Herr Latreille gefunden, daß von den im alten Egypten für heilig gehaltenen Insekten nur wenige noch jezt in diesem Lande vorkommen, die Mehrzahl derselben aber in Indien lebt.

Soll man nun glauben, daß seit drey- bis viertausend Jahren das Klima dieser beyden Länder sich so bedeutend geändert habe, daß diese Thiere sich aus dem einen in das andere begeben haben? Oder sollten die Egypter in diesen Thieren fremde Thiere verehrt haben, und daraus zu schließen seyn, daß auch sie mit der Erinnerung an dieses fremde Land, ein früheres Vaterland haben bezeichnen wollen, aus dem sie einst nach Egypten gewandert?

Herr Geoffroy stellt hierüber keine Vermuthung auf.

Digitized by Google

und begnügt sich blos die Gewißheit der Verschiedenheit mehrerer, von den alten Egyptern göttlich verehrten Thiere und den jezt in Egypten vorkommenden Thieren gleicher Gattung nachgewiesen zu haben.

G. E.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. Okt.

(Fortsezung.)

Der erste Zauberruf Armidens hatte gewirkt. Das lieblichste Gefilde erscheint; ein weites, bachdurchschlängeltes Thal mit fernen Hügeln; ein lachender Himmel; rings Blumen und schwellender Rasen. Das reizendste D dur Andante soll den Helden verführen. So lockend, so still und friedlich, und doch so unwiderstehlich schmeicheln diese Töne sich ein, so anscheinend harmlos und unschuldig, daß Rinald nur die Rosen und nicht die lauernde Schlange sieht, und der süßen Evastimme der verlockenden Flöte folgend entschlummert. Und wie schmiegte sich Herrn Stümers weiche Stimme diesen Tönen an. Das Kunstvollste war der vollendet unbefangene und harmlose Ausdruck dieser süßen Trunkenheit, der die Töne sanft anschwellen ließ, ohne ihnen tiefe Innigkeit zu geben; sie waren unschuldig, sie ließen ein bewußtlos sich hingebendes Gefühl erklingen, das selber nicht weiß wie ihm geschieht, doch der besiegte Rinald wird auch Armidens Niederlage. Sie naht sich, um den holden Schlummernden zu ermorden; in abgebrochenen Säzen äußert sich ihr Haß. Aber plözlich durch ihren eigenen Zauber, die Liebe, gefesselt steht sie da; klagende Sexten immer wiederholt, nur einmal steigend und wieder sinkend, halten sie zurück, malen ihr Schwanken und Zaudern, ihr beklagenswerthes Loos. Sie rafft sich noch einmal zusammen — vergebens. Jezt fühlt sie selbst das Zaudern, welches als ihren bewußtlosen Zustand bisher nur die Begleitung erklingen ließ; „was sie denn so bewege?“ fragt sie in d-mol, bis sie nun zum lezten Mal sich erhebend, immer gehemmt, nach h-dur, womit sie begann, hinstrebend, immer vergeblich den Racheversuch wiederholend, in das lezte Zagen versinkt, und nun zum ersten Mal wie neugeboren, aber in tiefem Schmerz, im Septimenaccorde von a-dur, die junge Liebe in ihrem Busen fühlt; ihre Rache entflieht, der Dolch entsinkt ihrer Hand, das liebende Herz beginnt seine Sprache, das Recitativ steigert sich zur Arie. Die früheren klagenden, die Rache aufhaltenden Töne kehren jezt wieder, und führen Armiden zu den g-durtönen, in denen sie sich ganz der Liebe und dem Mitleiden überläßt. Jene Klagetöne klingen zwar immer noch wieder hindurch, aber nur einmal in Moll, das, obgleich es ihr Zorn und Rache zurückbringen will, dennoch liebend hinschmilzt. Ein neuer Zauberspruch soll Rinalden ewig an sie fesseln; die frühere Macht des Zaubers jedoch bleibt nur in den Bässen, welche immer die Haupttöne des Accordes auseinanderlegen, indeß die übrige Begleitung in Triolen mit steten Pausen, im lezten Nachhall jenes früheren Bebens erzittert, als sie weithin durch alle Räume der Welt mit dem Freunde entfliehen will.

Doch sie hat ihn sich nur durch ihre allgemeine Zaubermacht vereinigt; er liebt sie nicht ihrer selbst wegen, und so klagt sie, durch die Zaubermacht und die Gewalt innigster, eigenster Liebe im Innersten zerrissen, jezt den Kampf ihres Stolzes und ihrer Liebesgluth. Der erste Theil ihrer Arie zeigt in den steten Vorhalten wie sie, sich selber entrissen, sich vergebens sucht, und wie ihr Haß, wenn er auch bis zu dem hohen klaren g aufsteigt, dennoch klagend, liebend und verschwindend wieder herabsinkt. Jezt folgt im zweyten Theil ein recitativischer Gang, die herüberklingende Erinnerung ihrer Rachewuth, der Schmerz des neuen Liebegefühls kehrt wieder, immer klagender ruft sie den Namen Rinald, und betrauert im tiefsten, geheimsten Leiden ihr Loos, welches sie dem Anfange ihrer Arie sehnend und liebend wieder zurückführt. Aber von aller Klage, allem Troste der Dienerinnen, aller Freude über Rinalds Liebe, allem Schmerz, daß dieses Feuer nur Wirkung des Zaubers, nicht freywillige Gluth sey, reinigt sich Armide endlich, indem sie bis zu c-dur hindurch dringt, und nun, die reine, liebeleere Zaubergewalt der Liebe wieder zu werden, den Haß anruft, mit seiner Gewalt ihren liebersfüllten Busen zu beseelen. Es ist der dritte Zauberruf Armidens, und vereinigt die Kraft des ersten mit dem Beben und Zittern des zweyten. Zagend, von Schmerz gemartert, fleht sie die Furie an; das hohe, langgehaltne g der so keck gerühmten „Selbstbeherrschung“ des ersten Akts kehrt wieder, aber es führt jezt, statt zu siegendem c dur nur zu klagendem Moll. Auf diesen Ruf erscheint die Furie, und plözlich aus c-dur geht sie in a-dur über, denn sie will Armiden durch deren Eigenstes, die Liebe selbst bekämpfen, indem sie die süßen Accorde derselben auseinanderschlägt, umherwirft, damit zürnt und tobt, und plözlich daraus unerwartet und immer und immer wiederholt die härteste Dissonanz entwickelt. Der Chor wiederholt der Furie Toben, indeß sie ihren Dissonanzenblitz dazwischen schmettert, der gegen die klaren vorhergehenden consonanten Accorde desto greller hereinbricht. Nun folgt der furchtbarste Furientanz; hin und her, auf und ab rollen die sonst so lieblichen a-dur, d-dur und e dur Töne, und kommen immer zu dem gehässigen, für sich selbst sich abschließenden Oktaven-Fall und Wiederaufsteigen, bis sie zulezt in ihren eigenen Strudel hineingezogen, immer schneller und feindlicher sich abschließend verstummen. Nachdem nun auf diese Weise zuerst außerhalb Armidens Brust die Liebesklänge in die Töne des Hasses verwandelt sind, dringt jezt die Furie a-mol auf die Unglückselige ein, denn erst nachdem was bisher der Liebenden das Geltende war, in sein Gegentheil verkehrt ist, tritt es ihr nun auch als ihr Gegentheil, a-dur als a-mol, entgegen, womit jezt die Furie ihre Beschwörung beginnt, indeß die Begleitung den allgemeinen Charakter des Hasses in den immer gleichen Bässen und den stets auf denselben Ton wieder zurückkommenden Triolen beybehält. Der Chor wiederholt die Beschwörung, bis Armide, die bisher nur die eine Seite ihres Wesens, die gewollte Rückkehr zum Stolze der Liebesgöttin, bewährt hatte, jezt auch die andere, die unzerstörbare Heftigkeit ihrer Liebe, im Kampfe gegen die Furie hervorkehrt, und so aufs Grellste ihren innern, ausöhnungslosen Zwiespalt offenbart. Dieß führt das widerstreitende d dur-Duett der Furie und Armidens herbey, worin auch der Chor einfällt, und nicht eher aufhört, bis sich Armide schmerzlich aus diesem Kampfe herausringt, und dann bis nach a-mol heraufgestiegen, zum Tode ermattet herabfällt. Da gibt die Feindin der Gemarterten ihren Fluch, da sie ihr in schmeichelndem Hohn räth der Syrene zu folgen; ein Meisterstück, der alles Bisherige enthält: die Art der Begleitung der ersten a-dur-Arie, die folgende Wuth, die Schadenfreude, die erst anlockend zulezt Verderben auf die Arglose hinschleudert. Und furchtbar spricht der Chor diesen Fluch ihr nach. — Aus sterbendem Erzittern vermag Armide nur in g-dur die rührendste Bitte, ihrer zu schonen, zum Gotte der Liebe hinaufzustufenden, indeß die Begleitung im bangen Nachklang all dieser Schrecken bebend verhallt. Diese stille machtlose Klage ist das Ergreifendste der ganzen Oper, und lauter Beyfall belohnte Mad. Milder für die Anstrengungen des schweren Aktes.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsaz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 – 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.

das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampa's und Anden. 287. 288. 294. 295. 296.
Die Isländer. 290. 291. 292. 297. 298.
Erziehung in China. 304.
Die Familie Sindia. 308. 309. 310.

Erzählungen und Romane.

Die Bettlerin vom Pont des arts. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305.

Naturgeschichtliches.

Ob die Platina im Alterthum bekannt war. 302.

Biographisches.

Carl Maria v. Weber. 300.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aphorismen von Börne. 290. 293.
Auszüge aus Briefen des reisenden Botanikers Fleischer. 306. 307.
Der Berg und der Hügel. 309.

Gedichte.

Logogryph. Schwarm. . . 288.
An Carl v. Bonnstetten. 289.
Verse von Schaller. 289. 291. 296. 302. 305. 308. 310.
Baggesen. 293.
Charade. Morgenblatt. 294.
Triolette. 297.
Romanzen vom Bodensee. 299. 301. 303. 305.
Räthsel. Die Zeit. 300.
Wanderlied. 304.
Bey der Körners-Eiche. 306.
Charade. . . 306.
An den Ewigen. 307.
Florenz. 308.
Das Paradies des Dante Alighieri. 310.

Korrespondenz.

Berlin. 287. 302. 308. 309. 310. — Dresden. 307. 308. — Edinburg. 293. — Hannover. 293. 294. — Leipzig. 297. 298. 299. — London. 298. 299. 300. 305. 306. 307. — München. 289. 290. 291. 292. — Paris. 295. 296. 301. 303. 304. 305. 306. 310. — Rom. 288. 289. 297. 301. 302. 303. 304.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Etruskische Ausgrabungen. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche. Manfred und der Gemsjäger, gemalt von Kraft, gestochen von C. Rahl. — Lithographik. La Chartreuse de Becho aux bords du lac de Thoune et ses environs. Campagne appartenante a S. E. Mr. le Comte de Mulinen, avoyer de Berne et ancien président de la Diète fédérale de la Suisse. Lithographics par E. Ch. Sixtus.

Nro. 98.

Etruskische Ausgrabungen. (Forts.) — Aegyptische Alterthümer. Catalogue raisonné et historique des antiquités découvertes en Egypte par M. Joseph Passalacqua, de Trieste, orné de deux planches. — Paris.

Digitized by Google

Nro. 99.

Aus Berlin, November 1826. — Kunst in Tibet. — Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römischen Inschriften. (Forts.)

Nro. 100.

Etruskische Ausgrabungen. (Forts.) — Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

Nro. 101.

Etruskische Ausgrabungen. (Forts.) — Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. (Forts.)

Nro. 102.

Kunstausstellung in München. — Neue Kupferstiche. 1. Der Tod des Priamus von Pietro Benvenuti, gestochen von Ant. Ricciani, 1825. — 2. Die heil. Familie mit dem heil. Hieronymus nach Correggio, gest. von Mauro Gandolfi.

Nro. 103.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. (Beschl.) — Etruskische Ausgrabungen (Beschl.) — Neue Kupferstiche. Der Tempel der Diana bey Nemi. nach Claude Lorrain. gest. von Ch. Duttenhofer. — Lithographie. Pauline, Königin von Württemberg, nach Stieler, lithographirt von N. Strixner. — Paris.

Nro. 104.

Museum in Amsterdam. — Lithographie. Malerische Ansichten aus Deutschland, der Schweiz und den zu Deutschland gehörigen Ländern, nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Lorenz Ekeman-Allesson und Anderen. Mit beygefügtem Text, besorgt von Gustav Schwab. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 97.

Lustspiele. — Aus Italien. (Beschluß.)

Nro. 98.

Goethe's Theater. Aus der französischen Zeitschrift: le Catholique, publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, übersezt. — Lustspiele. (Beschluß.)

Nro. 99.

Goethe's Theater. Aus der französischen Zeitschrift: le Catholique, publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, übersezt. (Forts.) — Vermischte Schriften. Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal im Jahr 1826.

Nro. 100.

Goethe's Theater. Aus der französischen Zeitschrift: le Catholique, publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, übersezt. (Beschluß.) — Dichtkunst. Irische Elfenmährchen, übersezt von den Gebrüdern Grimm.

Nro. 101.

Geschichtliche Romane. — Geschichte. Die Geschichte Bayerns aus den Quellen und andern vorzüglichen Hülfsmitteln bearbeitet von Konrad Mannert, k. bayr. Hofrath 2c. 2c.

Nro. 102.

Geschichtliche Romane. (Beschluß.) — Biographien. Die edelsten Frauen der deutschen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargestellt von A. W. Heckel, Pfarrer zu Wirbenz 2c. Zweyter Band. — Volksschriften. Ehestands-Spiegel, worin die jungen Leute sehen, was für Rosen im Ehestand wachsen, und die Eltern sehen, wie sie selbe warten und pflegen müssen, wenn sie vollständige und wohlriechende Rosen haben wollen.

Nro. 103.

Naturkunde. Ueber den Bau des Himmels. Von W. Herschel. — Serbianka.

Nro. 104.

Geschichte. Mémoires relatifs à la famille royale de France pendant la revolution accompagnés d'anecdotes inconnues et authentiques sur les princes contemporains et autres personnes célèbres de cette époque. Publiés pour la pr. fois d'après le journal, les lettres et les entretiens de la Princesse de Lamballe, par une dame de qualité attachée au service confidentiel de cette infortunée Princesse. — Sprachlehre. Atlas éthnographique du globe ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues, avec environ sept cents vocabulaires des principaux idiomes connues et suivi du tableau physique, moral et politique des cinq parties du monde, dédié à S. M. l'Empereur Alexandre par Adrian Balbi.

Die Allgemeine Aelternzeitung,
herausgegeben von F. B. Spieß, evangelischer Pfarrer und Vorsteher einer Erziehungs-Anstalt in Offenbach,

welche seit dem Juli dieses Jahres erscheint, hat sich eines ungetheilten Beyfalls zu erfreuen gehabt. Der hohe und heilige Zweck, den sich Herausgeber und Mitarbeiter dabey vorgesezt haben und der schon nach dem ausgegebenen Inhalts-Verzeichniß der ersten drey Monate zu ersehen und zu beurtheilen ist, hat bey vielen guten Aeltern die günstigste Aufnahme gefunden und zur Fortsetzung derselben aufgefordert. Es wird diese Zeitung auch in folgendem Jahre wöchentlich zweymal erscheinen und 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. sächs. für den halben Jahrgang sowohl durch die fürstl. Thurn und Taxische Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition dahier, als auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen seyn.

Jäger'sche Buchhandlung in
Frankfurt am M.

Digitized by Google

Nro. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. December 1826.

Stets ruft Natur ihr schöpferisches Werde.
Zu ew'ger Bildung geht das Lebensmeer.

Schreiber.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Wenn ich des Nachts im Freyen schlief, fand ich meinen Poncho (oder Decke von grobem wollenen Zeug) fast ganz von Thau durchnäßt und meine Stiefeln so feucht, daß ich sie kaum ausziehen konnte. Todte Thiere gehen schnell in Fäulniß über. Wenn man nach Buenos-Ayres kommt, so sind die Wände der Häuser so feucht, daß der Eintritt unfreundlich erscheint und Zucker so wie alle Salze sich fast in einem aufgelösten Zustande befinden. Indessen scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund. Die Gaucho's*) und sogar Reisende schlafen auf dem Boden und die Bewohner von Buenos-Ayres leben in ihren feuchten Häusern ohne rheumatische Beschwerden oder Schnupfen, und sie haben das Ansehen, stärker und gesünder als solche zu seyn, die in trockenen Gegenden wohnen. Es kann im Ganzen gesagt werden, daß in den Pampas eine so schöne und gesunde Atmosphäre herrscht als in den gesündesten Theilen von Griechenland und Italien und ohne die geringste Malaria.

Die einzige Unregelmäßigkeit in diesem Klima ist der Pampero oder Südwestwind, den die kalte Luft in den Anden hervorbringt und der über diese weiten Ebenen mit einer Schnelle und Gewalt dahinrauscht, der es fast unmöglich ist, zu widerstehen. Allein dieser rasche Umlauf der Atmosphäre hat sehr wohlthätige Wirkungen, und das Wetter ist nach einem solchen Sturm immer besonders heilsam und angenehm.

Der südliche Theil der Pampas wird von den Pampasindianern bewohnt, die keinen bestimmten Wohnplatz haben, sondern von Ort zu Ort gehen, so wie das Gras von ihren Heerden abgeweidet ist. Der nördliche Theil der Pampas und die übrigen Provinzen am Rio de la Plata werden von einigen wenigen zerstreuten Wanderern bewohnt, die sich an einigen Orten in kleine Gruppen versammelt haben und zusammen an demselben Orte leben, weil sie an demselben geboren wurden. Ihre Geschichte ist in der That merkwürdig.

Sobald als die Unabhängigkeit und Freyheit der Provinzen am la Plata durch den Fall der Spanier begründet worden, wandten mehrere der Einwohner ihre Aufmerksamkeit auf eine Verfassung, welche die erworbene Freyheit erhalten, die Bevölkerung aufmuntern und allmählig die Oberfläche eines höchst interessanten und reizenden Landes mit Hülfe der Künste, Manufakturen und Wissenschaften verschönern möchte, deren es bisher beraubt gewesen; aber die sonderbare Lage des Landes stellte große Schwierigkeiten dagegen auf.

Obgleich unermeßliche Striche reicher Ländereyen unangebaut und ohne Eigenthümer lagen, so war doch schon etwas

*) Gaucho ist der Name der Bauern in den Pampas, welche sich zur christlichen Religion bekennen. A. d. U.

gethan. Kleine Städte und Niederlassungen (ursprünglich für den Minenbau) waren in einer Entfernung von 5 bis 700 Meilen von einander angelegt und so das Skelet einer Karte für ein civilisirtes Land entworfen, dessen Ausfüllung indessen durch das beschränkte Interesse Einzelner verhindert wurde.

Allein wenn gleich der Grund auf diese Weise gelegt war, so fehlte doch der Plan des Baues, den die Spanier entworfen. Er war durch den Krieg zerstört worden, und alles, was man davon wußte, war, daß seine Zwecke dem großen politischen Systeme nicht angemessen waren, welches jezt angenommen werden sollte.

Man bemerkte bald, daß die Provinzen von Rio de la Plata ohne Hafen waren, daß die Stadt Buenos-Ayres sich in einer ungünstigen Lage befand, und da die engherzige Politik der Spanier das Anpflanzen des Weins und Oelbaums verboten, so waren die Plätze, welche am angemessensten für die natürlichen Produkte des Landes waren, vernachlässigt, während man für den Minenbau und andere mit dem spanischen System verbundene Zwecke Städte in den entlegensten und unvortheilhaftesten Gegenden erbaut, und so fanden sich dann auch die Bewohner in Haufen zusammen, lebend, ohne zu wissen warum, und unter Umständen, welche alle Bestrebungen mit einem Nebel überzogen, und unter Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung sich keine Hoffnung zeigte.

Die Lage dieser Menschen war und ist noch jezt höchst traurig. Das Klima bietet ihnen leicht die ersten Lebensbedürfnisse dar. Aber von aller Verbindung mit der civilisirten Welt abgeschnitten, sind sie aber unfähig, an den Fortschritten der Zeit Theil zu nehmen, oder sich von den Irrthümern und Nachtheilen einer schlechten politischen Erziehung loszureißen. Die moralischen Mittel, ihr Land zu verbessern, oder von demselben gebessert zu werden, fehlen ihnen, und durch diese und andere Umstände gedrückt, geben sie sich natürlich der Trägheit und Unthätigkeit hin. Die Stadt, oder vielmehr das abgelegene Dorf, worin sie leben, ist gewöhnlich der Sitz der Regierung der Provinz, und stellt nur zu oft ein trauriges politisches Gemälde dar.

Leute, welche, obgleich jezt frey, unter der finstern Tyranney der spanischen Regierung aufgewachsen und voll von engherzigen Vorurtheilen sind, die selbst in volkreichen Ländern unter den Bewohnern kleiner Orte herrschen, überdieß aller Erziehung entbehrend, sehen sich aufgerufen, einen Gouverneur zu erwählen und eine Junta zu errichten, die Geschäfte ihrer Provinz zu ordnen und einen Deputirten zu einer entfernten Nationalversammlung nach Buenos-Ayres zu senden. Die Folge davon (was ich oft mit eigenen Augen gesehen) ist, was man natürlich erwarten muß, daß die Wahl des Gouverneurs selten einstimmig geschieht, und kaum eingesezt, ist er auch schon wieder abgesezt, und dieß auf eine Weise, die einem jeden, der an eine Regierung nach einem größern Maßstabe gewohnt ist, kindisch und lächerlich erscheinen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Jezt erst ging dem jungen Mann ein schreckliches Licht auf. Also in ein Haus des Unglücks, in eine unglückselige Ehe bin ich gekommen, sprach er zu sich. „Ach, nicht aus Liebe hat sie ihn geheirathet, sondern aus Noth, weil sie allein stand; und Faldner, so kenn' ich ihn, hat sie genommen, weil sie schön war, weil er mit ihr glänzen konnte. Das unglückliche Weib! und der Barbar macht ihr Vorwürfe über ihr Unglück, läßt sie sogar fühlen, was sie ihm verdanke?“ Ein gemischtes Gefühl von Unmuth über seinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die schöne unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er küßte ihre Hand, er bemühte sich, ihr Muth und Vertrauen einzuflößen. „Sehen Sie dieß Alles als nicht gesagt an, flüsterte er, ich sehe, es macht Ihnen Kummer; was nüzt es denn Faldner; verschweigen wir ihm die thörichten Muthmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedieß zu nichts führen können.“

Josephe sah ihn bey diesen Worten groß an; ihre Thränen standen stille in den weitgeöffneten Augen und Fröben glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu lesen. „Mein Herr, sagte sie, und ihre Gestalt schien sich höher aufzurichten. Ich kann unmöglich glauben, daß das, was Sie sagten, Ihr Ernst seyn kann; auf jeden Fall werden Sie wissen, daß die Gattin des Barons von Faldner kein Geheimniß mit Ihnen theilt, das nicht ihr Gatte wissen dürfte.“

Unter diesen Worten hatte sie das Theegeschirr etwas unsanft von sich gerückt, war aufgestanden, und — nach einer kurzen Verbeugung verließ sie den erstaunten Gast. Fröben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan, wollte Alles auf einmal gut machen, aber sie war schon in der Thüre verschwunden, ehe er nur Fassung genug hatte, sich vom Sopha aufzuraffen. Unmuthig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht, sollte er sich selbst grollen, oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in diesem Augenblicke übergroß erschien. Doch wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sein aufgeregtes Blut wollte nach und nach ruhiger, und sein Geist gewann Raum, über sich selbst nachzusinnen. Und hier fand er nun Manches, was Josephen zur Entschuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht, sagte er zu sich, er behandelt sie vielleicht roh, zeigt sich mehr als Herr denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr von höhern Genüssen des Lebens sprach, ich sah.

Digitized by Google

wie sie erschrack, als sie sich gegen mich verrathen hatte, als sie aussprach, welcher Mangel selbst mitten im äußern Glück sie drücke. Und mußte sie sich nicht ängstlich berührt fühlen, daß sie diesen Mangel einem Freund ihres Gatten verrieth? Und weiter; als ich ihr Alles, Alles sagte, als ich mit einer gewissen Bestimmtheit von ihrer Abstammung sprach, als ich, vielleicht etwas unzart, Saiten berührte, die sonst Niemand bey ihr antastete, mußte sie nicht schon dadurch außer sich selbst gerathen. Und als sie vollends den Argwohn, die Zweifelsucht des Barons bedachte, wurde sie nicht immer ängstlicher, immer verlegener, und ich — fuhr er fort, indem er sich vor die Stirne schlug, ich konnte ihr zumuthen, ein Geheimniß mit ihr zu theilen, das sie ihrem nächsten Freund, ihrem Gatten nicht verrathen durfte? Mußte sie nicht fürchten, wenn sie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu seyn; mußte ihr nicht das ganze Anerbieten sonderbar, unzart vorkommen?" Wie hoch, wie edel erschien ihm jezt erst der Charakter dieser Frau; wo nahm sie bey dieser Jugend, denn sie konnte höchstens neunzehn zählen, solche Stärke, solche Umsicht, solche ungewöhnliche Bildung, solche feine, gesellige Formen her? Er fühlte, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlauheit, Kraft, Ueberwindung, kurz daß ihnen ein Geheimniß inne wohne, dem der Mann, selbst der stolze, gewichtige, nicht gemessen sey.

Der Baron von Faldner war zum Mittagessen zurückgekommen und Josephe hatte ihn mit ihrer gewohnten Anmuth, vielleicht ein wenig ernster als gewöhnlich empfangen. Aber hastig riß er sich aus ihrer Umarmung. „Ist es nicht um toll zu werden, Fröben, rief er, ohne seine Frau weiter zu beachten. Mit großen Kosten lasse ich mir eine Dampfmaschine aus England kommen, lasse sie auf die Gefahr hin, daß Alles zu Grunde gehe, ausschmuckeln, du kennst ja die Gesetze hierüber. Und jezt, da ich meyne im Trocknen zu seyn, da ich schon achtzig, ja hundert Prozent berechnete, jezt geht sie nicht!"

„Franz!" rief Josephe erbleichend.

„Sie geht nicht?" rief ihr Fröben nach.

„Sie geht nicht, wiederholte der unglückliche Landwirth. Die Fugen greifen nicht ein, das Räderwerk steht, es muß irgend etwas verloren gegangen seyn. Ich ließ, wie du weißt Josephe, ich ließ es mir ja Alles kosten, mit theurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen, ich legte ihm die Zeichnungen vor. „„Nichts leichter als dieß,"" sagte der Hund, und jezt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es ist alles numerirt und beschrieben, jezt kann es kein Teufel zusammensetzen; es ist um rasend zu werden!!"

Man sezte sich verstimmt zu Tische, der Baron verbiß seinen innern Grimm über die fehlgeschlagene Hoffnung, und den wahrscheinlichen Verlust des Kapitals, er trank viel Wein und exaltirte sich zu schlechten Scherzen. Josephe war noch bleicher als gewöhnlich, sie besorgte still ihr Amt als Hausfrau, und nur Fröben wußte einigermaßen ihre Gefühle zu deuten, denn sie vermied es, ihn anzusehen. Ihm quoll der Bissen im Munde, er sah den Unmuth einer getäuschten Hoffnung in den Mienen seines Freundes, er sah den Muth, die Entschlossenheit, und doch wieder unverkennbare Angst in den Mienen der schönen Frau, es war ihm zuweilen als sey mit ihm erst Unglück über dieses Haus hereingebrochen. Das Gespräch schlich während der Tafel nur mühsam und stockend hin, doch als das Desert aufgetragen war, und die Diener auf Josephens Wink sich entfernt hatten, holte sie einige Mal mühsam Athem, ihre Wangen färbten sich röther, und sie sprach:

„Du hast heute früh eine recht sonderbare Unterhaltung zwischen mir und Deinem Freunde versäumt. Schon oft, wie Du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtschaft von meiner Seite, jezt scheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angesehene Verwandte in's Haus!"

Verwundert und fragend sah Faldner seinen Freund an, dieser war im ersten Augenblick etwas betroffen, doch hier galt es mit Umsicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in diesem Augenblick das Uebergewicht eines Mannes von Welt, über die niedere, beynahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner, und mit mehr Gelassenheit, mit weiser Benutzung der Umstände, erzählte er die sonderbare Geschichte des Bildes und seiner Bekanntschaft mit Don Pedro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zusehends heiterer, während der Erzählung, „ey — sonderbar," waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entschlüpften, und als Fröben geendet hatte, rief er: „was ist klarer als dieß. Donna Laura Tortosi, und Laura von Tortheim, der Schweizer Kapitän Tannensee, und Dein Vater sind dieselben. Und reich, sagst Du lieber Fröben, reich ist der Haushofmeister; begütert, unverheirathet, und hegt noch die alte Vorliebe für seine Baase von Valenzia; ey der Tausend, Josephe! da könnte es ja noch eine reiche Erbschaft von Piastern geben!"

„Josephe hatte wohl diese Aeußerung nicht erwartet; der Gast sah ihr an, daß sie dieses gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Last schien sich dennoch ihrem Busen zu entladen, sie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur weil er ihr dießmal weniger Bitteres gesagt hatte als sonst, und ziemlich aufgeheitert sagte sie: „Mir selbst scheint in diesem sonderbaren Zusammentreffen unseres Freundes mit dem Spanier eine eigene Fügung des Schicksals zu liegen, ja ich glaube sogar, daß es spanische Lieder waren, die hie und da meine Mut-

ter, wenn sie einsam war, zur Laute sang. Ja vielleicht kommt es eben daher, daß ich in katholischem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich bestimmt weiß, reformirten Glaubens war. Nun das Beste ist, unser Freund schreibt an Don Pedro.“

„Ja, thue mir den Gefallen! sagte Faldner, schreibe an den alten Don, seine Laura habest Du nicht gefunden, aber offenbar ihre Tochter; es könnte ja zu etwas führen, Du verstehest mich schon; wem will er auch, sagte er fröhlich die Hände reibend, wem will er auch seinen Mammon vermachen, als Dir, Du Goldkind? Ich habe es ja immer gesagt, und auch zur Gräfin Landkron sagte ich es, als ich um Dich anhielt, wenn sie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Haus. Und haben wir da nicht den Segen? Wie hoch, sagtest Du, daß Du den Spanier anschlägst?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. Okt.

(Beschluß.)

Ihrer Zaubermacht steht die Macht und der Zauber des Heldenthums und der Tapferkeit entgegen, welche aus Rinaldo's Brust entflohen, jezt in den Gesandten Bouillons hervortritt. Aber erst nachdem sie die Schwachheit der Liebe besiegt, vermögen sie den Zauber der Liebe zu lösen. Denn erst muß sich das gottgeweihte Heldenthum in ihnen als die höhere Macht beweisen, ehe sie Rinalden zu befreyen vermögen.

Durch diesen Sieg des Heldenthums bricht Schmerz und Trennung in das selige Bündniß der Liebenden ein. Noch wissen beyde nicht, was ihnen bevorsteht, aber der Bruch ist geschehen. Armide fühlt ihn schon deutlich in ihrem ahnenden Herzen, und er wird der Grundklang, der jezt klagend, wehmüthig und sehnsuchtvoll durch Rinaldo's, unruhig voll geheimen, unerklärlichen Schmerzes durch Armidens Töne weht. So kommt es zu ihrem glückselig unglücklichen Liebesduett in a mol, dem lezten Silberblicke in der Sterbestunde ihrer Liebe. Denn ihre Wechselliebe reißt sie in's Verderben; Armiden, weil sie, die Liebeskönigin, nicht selber erliegen darf, ohne diese Zaubermacht einzubüßen, durch welche allein sie siegte; Rinaldo, weil der Heldenruhm und der Kampf für die Ehre Gottes sein Beruf ist. Dieß klingt überall hindurch, denn erhebt sich Rinald im Schwur ewiger Treue auch bis zu a-dur, so tönt doch ein stetes Moll durch diese Durklänge; auch Armide antwortet in der Grundtonart, und wenn nun ihre Stimmen wie im Anfange sich verschmelzen, so malt die Begleitung einen noch geheimen Schmerz, bis sich die Liebenden aus dieser unbewußten Klage erst in Sextengängen, dann in Terzen, herauswinden, und sich nun endlich im Wechsel von g-dur und c-dur zu einem Liebesjubel erheben, der zum ersten Male Beyde zu ganzer voller Seligkeit vereinigt. Aber indem sie die Tonart, welche sonst nur Armidens Liebesherrschaft, und Rinaldens Heldenmuthe erklang, jezt zum Ausdrucke ihrer Liebe gebrauchen, wird dieser vereinigte Jubel gerade das Trennende. Armide verfällt im nächsten Recitativ ihres Abschieds sogleich in es-dur und b-dur, und diese Tonart liegt jezt auch den Tänzen und Chören zu Grunde, die, statt der früheren, heiteren Anmuth, dem Locken, der stillen Freude der Zärtlichkeit jezt nur im Schmerz der Trennung erklingen. So weist sie denn auch der Verlassene von sich, da sie seinen Schmerz nur vermehren, den er dann sehnsuchtsvoller als je aushaucht. Doch jezt nahen die Helden in c-dur. Wunderbar erschreckt die Begleitung hin und her rollend und springend den Liebenden, und wie er den Schild erblickt, kommt ihm plözlich die Erinnerung des verlornen Heldenthums in c-dur zurück. Streng antwortet ihm der Freund; nun mit einem Male erkennt sich der Versunkene, sein Dur verkehrt sich in Moll, doch dann in d-dur zeigt er sich zum Kampfe gegen die Leidenschaft bereit. Da donnern ihn denn mit furchtbarer Macht die Pauken aus seiner früheren Ruhe auf, und die kriegerischen Trompeten ziehen ihn schmetternd unwiderstehlich nach Zion zurück. Aber nun steht ihm und Armiden der lezte furchtbarste Kampf bevor; sie sieht den Geliebten enteilen, ihr Entsezen schreit auf, dann sinkt es schmerzlich zur rührendsten Bitte nieder, Er möge, wenn auch als Feind, sie mit sich führen, fleht sie in e-dur, d moll u. s. f.; den Geliebten in der Schlacht beschützen und retten zu wollen, ermuthigt sie durch Septimenaccorde von c-dur zu f dur u. s. w., aber dieß selige Mißgeschick endigt sich in d-mol. Doch weil sein Frevel, sie nie geliebt zu haben, ihre höchste Qual ist, steigert diese Erinnerung ihren Schmerz zur Wuth, sie will den Feind mit ihrer Herrschergewalt zermalmen — vergebens — der frühere Schmerz rafft sie dahin, und liebend sinkt sie in a-dur nieder. Nun faßt auch Rinalden unendliches Mitleiden; aber die strengen Freunde reißen ihn fort. — Daß bey der Aufführung an dieser Stelle der erste Paukendonner und das Trompetengeschmetter wiederholt wird, ist nicht zu loben. Rinald soll hier nicht aufgeschreckt werden. Daß er gehe, zeigt sich längst schon in seinen Tönen, und eben je mehr sich der Schmerz seines Mitleidens vertieft, desto gewisser erklingt darin der Entschluß zur Trennung, welche die Ursache dieses Schmerzes ist. Ohne diese Ursache wäre der Schmerz lächerlich. Auch muß das *Wiederholen* jenes ersten Effekts den Effekt selbst schwächen, da nur die *Ersparung* der Pauken bis zu diesem Augenblick ihn hervorbrachte. Die Scene nach Sonnenaufgang wird Niemanden in Erstaunen setzen, und was alle schon wissen, noch einmal zu sagen, bleibt wirkungslos. — Als nun der Geliebte entflohen ist, und Armide in der ganzen weiten Schöpfung sich einsam und verlassen fühlt, beginnt die tiefste, härteste, schmerzlichste Klage. Aber mit diesen Thränen fließt auch ihre Schwachheit dahin. Es ist Armide, die Liebesherrscherin, welche weint, und die nur, indem sie das eigene Leben aus ihrer königlichen Brust reißt, in ihrer Hoheit sich wieder herzustellen vermag. Dieß ist ihre lezte schmerzliche Arbeit, die sie, durch Zauber zerstörend, was Zauber geschaffen, in d-mol schließt, siegend durch das hohe a, schmerzlich durch das Moll, auf welchem es beginnt, und in das sie hinabfällt. Nachdem sie verstummt ist, tönt nun in der Begleitung ihr Zauberruf fort, und singt ihre schmerzgestörte Macht, bis Alles in die einfachen, durch drey Takte wiederholten Oktaven von f-dur zusammenbricht. Aber nachdem nun leise und gedämpft alle Schmerzensaccorde durchlaufen sind, läutern sie sich plötzlich zu a-dur und dem herausfordernden d-dur; denn der Sturz ihrer Liebe ist der Sieg der herrschenden Zauberin, und nur die Terz im Diskant behält noch einen leisen Klang schmerzlicher Wehmuth, der nun ewig durch den Grundton ihres Lebens klingen wird.

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. December 1826.

Dreyerley ist bey drey Personen zu verabscheuen, Grausamkeit bey einem Könige, Geldgier bey einem Gelehrten, und Geiz bey einem Reichen.

Persisch. Spruch.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Der Baron hatte frische Flaschen befohlen und Josephe stand bey den lezten Worten auf und entfernte sich. Unbegreiflich war Fröben, wie unzart sein Freund mit dem holden, edeln Wesen verfuhr, er fühlte, wie sie sich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten schäme, er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmuthig: „Was weiß ich; meynst du denn, ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer, wie viel wiegst du?“

„Ach ich kenne ja deine sonderbaren Grillen über diesen Punkt, lachte der Baron, dir ist ein armseliger Geselle, wenn er nur das sogenannte sentiment und savoir vivre besizt, so viel als einer, der zweymal-hundert-tausend Pfund Renten hat. Aber ernstlich, mit dem Don müssen wir noch in's Reine kommen und ich rechne ganz auf dich.“

„Ja doch, du kannst gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landskron. Du sagtest mir ja noch nicht einmal, wie du deine Frau kennen lerntest!“

„Nun, das ist eigentlich eine kurze Geschichte, erwiederte Faldner, indem er sich und dem Freunde von Neuem Wein in das Glas goß; du kennst meinen praktischen Sinn, meinen richtigen Takt in dergleichen Dingen. Es stand mir die Wahl frey unter den Töchtern des Landes, reiche, bemittelte, schöne, hübsche, alles stand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht alles ist Gold, was glänzt, und suchte mir eine tüchtige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landskron. Josephe war damals noch als Fräulein von Tannensee ihre Gesellschaftsdame. Das emsige, geschäftige Kind gefiel mir; Theeschenken, Aepfel schälen, Bohnen brechen, die Blumen begießen, kurz Alles wußte sie so zierlich und nett zu machen, daß ich dachte, diese oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich sprach mit der Gräfin darüber. Zwar schreckten mich anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die mir die Landskron über Josephens Verhältnisse geben konnte. Sie sagte mir, daß sie Josephens Mutter gekannt und nach ihrem Tode das Mädchen zu sich genommen habe; Vermögen hatte sie nicht, aber die Gräfin gab eine anständige Ausstattung. Das Kopulationszeugniß ihrer Eltern, ihr Taufschein war richtig — nun man ist ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr und so nahm ich sie zu mir.“

„Und bist gewiß unendlich glücklich mit diesem holden Wesen?“

„Nun, nun, das geht so; praktisch ist sie nun einmal gar nicht, und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich konfisciren, nur daß ich sie an Haus und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau sich vornehm in den Sopha sezt, Romane und Almanachs liest, empfindelt, wozu sie ohnedieß großen Hang hat, und weder Küche noch Garten besorgt?“

„Aber mein Gott, dazu könntest du ja Mägde hal-

Digitized by Google

ten," bemerkte Fröben, den der Wein und das Gespräch noch wärmer und unmuthiger gemacht hatten.

„Mägde? fragte Faldner lachend und sah ihn groß an, Mägde! da sieht man wieder den Theoretiker! Freund, davon verstehst du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten, die schönen Gemüse, Obst und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Wo nur Holz und Butter genug hernehmen, wenn Alles den Mägden anvertraut ist! Nein, die Frau muß da schalten und walten, und leider! bin ich da mit Josephen schlecht gefahren; doch komm, stoß' an, der Don soll Alles gut machen."

Fröben, so sehr sein Herz, sein zarterer Sinn durch alles, was er hier sah und hörte, verlezt war, wagte nichts entgegen zu reden. Er folgte dem Hausherrn, als dieser jezt aufstand, hielt seine Umarmung geduldig aus und nahm sogar, mehr um Josephe so bald nach diesem Vorfall nicht zu sehen als aus Freude an des Barons Gesellschaft, seine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmühle zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer schwangen sich auf, und schon wollte Fröben um die Ecke biegen als er noch einen Blick zurückwarf und Josephens Gestalt im Fenster erblickte; sie zog ihr Tuch von dem Auge, sie blickte ihnen wehmüthig nach, sie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, um Abschied zu nehmen," rief er Faldner zu; aber dieser lachte ihn aus. „Was meynst du denn? sagte er im Weiterreiten. Glaubst du ich habe sie so zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Küssen und Drücken, mit Grüßen und Schnupftuchwedeln Abschied nehmen? Gott bewahre mich; dadurch verwöhnt man die Weiber, und wenn es dir einmal begegnen sollte, daß du auch heirathest, so mache es um Gotteswillen wie ich. Kein Wort von einer Reise, oder einem Spazierritt vorher." Das Pferd wird vorgeführt — „„Wohin, mein Lieber?"" fragt sie dann das erste oder zweyte Mal. Keine Antwort, sondern die Handschuh angezogen. „„Aber wirst du mich denn so allein lassen?"" fragt sie weiter und streichelt dir die Wangen; du nimmst getrost die Reitpeitsche und sagst: „„Ja, ich will heut Abend noch auf das Vorwerk, es ist dieß und das zu thun. Adje! und wenn ich bis neun Uhr nicht zu Hause bin, brauchst du mit der Suppe nicht zu warten."" Sie erschrickt, du achtest es nicht; sie will nach, du weisest sie mit der Reitgerte zurück, sie stürzt an's Fenster, hängt sich und das Thränentüchlein heraus und ruft Ade! und wedelt hin und her mit den weißen Fahnen; laß weben und achte nicht darauf. Drück' dem Gaul' die Sporen in den Leib und davon; ich kann dir schwören, das sezt die Weiber in Respekt. Das dritte Mal fragte die meine nicht mehr, und Gottlob, das Gewinsel hat ein Ende."

Der Baron hatte während dieser trefflichen Rede in größter Gemüthsruhe eine Pfeife gestopft, Feuer angeschlagen und dampfte jezt, indem er seine Felder und Wälder überschaute, ohne eine Antwort seines Gastes zu erwarten; aber dieser preßte die Lippen zusammen und noch stärker preßte die Rede des rohen Mannes sein volles Herz. „O du Hund von einem Menschen, sprach er bey sich, schlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet, oder einen Baum in bessere Erde sezt, hast du gelernt, aber eine schöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verstehen, liegt außer deinen Gränzen. Wie sie ihm nachsah, so voll Wehmuth, denn er hatte ja nicht von ihr Abschied genommen, so voll Engelsgeduld, sie hatte ihm ja seine rohen Worte schon wieder vergeben; mit einem Blick so voll von Liebe! Von Liebe? kann sie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tausendmal jeden Tag von ihm beleidigt? Sieht sie denn nicht, wie er seinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweist als ihr? Oder wie, fuhr er in seinem Hinträumen fort, sollte sie, weil sie einmal sein Weib geworden ist, Zärtlichkeit für den fühlen, den sie an Geist so weit überragt und den sie dennoch — fürchtet? Oder sollte es immer und ewig das Loos dieser armen Wesen seyn, daß unter Hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern, von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüstet, erwachsen, blühen, verwelken, ohne wahre Liebe zu kennen? Doch dieser Gedanke wäre mir noch erträglicher als der, daß sie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht seyn!" Unwillkürlich hatte er bey den lezten Worten durch eine rasche Bewegung seinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte sich auf und flog dahin. „Ho ho Junge! Du willst mit mir in die Wette reiten? rief ihm der Baron nach und steckte die Pfeife bey. Zweyhundert Schritte gebe ich dir vor und hole dich dennoch ein." Kunstgerecht berechnete er dann den Zwischenraum, und als er dachte, Fröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er sein Pferd weit ausstreichen und gelangte zu seinem nicht geringen Triumph in demselben Moment mit dem Freunde vor der Dampfmühle an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

In mehr als einer Provinz ist der Gouverneur sehr tyrannisch, in anderen scheinen der Gouverneur und die Junta für das Interesse der Provinz zu handeln, allein ihre Mittel sind so geringe, und die Eifersucht und der Neid, gegen die sie zu kämpfen haben, so groß, daß ihnen Schwierigkeiten ohne Ende entgegen stehen, und unmöglich ist es, daß sie für das Nationalinteresse handeln sollten.

Digitized by Google

Wie kann man erwarten, daß Leute mit sehr geringen Einkünften und in kleinen abgeschnittenen Gesellschaften ihr eignes engherziges Interesse für das allgemeine Beste ihres Vaterlandes vergessen sollen? Es ist in der That gegen die Natur, denn das, was im politischen Sinne ihr Vaterland genannt wird, ist ein so unermeßlicher Strich Landes, daß es nothwendig in Zukunft der Wohnsitz mancher verschiedenen gesellschaftlichen Vereine werden muß; und wenn diese Vereine, wie aufgeklärt sie auch seyn mögen, niemals dahin gelangen können, das Gefühl zu überwinden, welches sie an ihre Heimath bindet, oder die Vorurtheile zu besiegen, mit denen sie ihre Nachbaren betrachten, wie läßt es sich denken, daß eine schwache Regierung und einige wenige Einwohner das ausrichten, was die Civilisation bis jezt noch nicht im Stande gewesen ist zu bewirken, oder daß das politische Kind nicht solche Gebrechlichkeiten verrathen sollte, welche das männliche Alter bis jezt noch nicht zu überwinden vermochte. Es ist eine Thatsache, daß jede Provinz die benachbarte mit eifersüchtigen Augen betrachtet, und bey meinen Streifereyen durch das Land habe ich ohne Ausnahme die Benennung mala gente (schlechte Leute) auf die Einwohner der umliegenden Länder anwenden hören, so wie alle Land- und Stadtbewohner neidisch auf die Macht und den Einfluß der Stadt Buenos-Ayres sind; und wenn man bedenkt, daß die Politik von Buenos-Ayres darauf abzweckt, die Gewalt der Mönche und Priester zu brechen, und daß diese Menschen noch einen sehr großen Einfluß in den meisten der entlegenen Provinzen haben, und daß das seefahrende Interesse von Buenos-Ayres oft im Widerspruch mit dem der Ländereyen im Innern stehen muß, so wird man begreifen, mit welcher Stärke diese Eifersucht der Wahrscheinlichkeit nach wirken mag.

Die Lage des Gaucho ist von Natur unabhängig von den politischen Unruhen, welche die Aufmerksamkeit der Bewohner der Städte auf sich ziehen. Die Zahl der Gauchos ist sehr geringe, und sie leben zerstreut in großen Entfernungen von einander, hier und da im Lande. Viele von diesen Leuten stammen von den besten Familien in Spanien ab; sie sind wohlgesittet, und zeigen oft sehr edle Gefühle: ihr Leben ist sehr interessant — sie bewohnen gewöhnlich die Hütte, in der sie geboren sind, und worin ihr Vater und Großvater vor ihnen gelebt, obgleich sie in den Augen eines Fremden wenig Reize haben mag. Alle diese Hütten haben dieselbe einfache Bauart, denn obgleich der Luxus tausend Plane und Bauarten für die vergängliche Wohnung des noch vergänglichern Bewohners hat, so ist sich doch die Hütte in allen Ländern gleich, und so gibt es keine Verschiedenheit zwischen der Hütte des südamerikanischen Gaucho und des schottischen Hochländers, ausgenommen, daß die erste aus Lehm erbaut und mit gelbem Grase gedeckt ist, während die andre aus Steinen errichtet und mit Haide überdeckt ist. Die Materialien beyder sind unmittelbare Produkte des Bodens, und ihre Farbe hat so viel Aehnlichkeit mit der Oberfläche der Erde, daß es oft schwer ist sie zu unterscheiden; und da man in Südamerika gewöhnlich im raschen Galopp dahin reitet, so kann man kaum die Wohnungen entdecken, bis man vor der Thüre anlangt. Der Corral ist ungefähr fünfzig oder hundert Klafter von der Hütte entfernt; es ist ein Kreis von ungefähr dreyßig Klaftern im Diameter, von einer Reihe starker runder Pfosten eingefaßt, deren Enden in den Boden gepflanzt sind. Auf diesen Pfosten sitzen gewöhnlich eine Anzahl müßiger Geyer und Habichte *) und Hunde. Der Corral ist mit Knochen und Gerippen von Pferden, Ochsenhörnern, Wolle ꝛc. bedeckt, wodurch er den Geruch und das Ansehen eines schlecht besorgten Hundezwingers erhält. Die Hütte besteht gewöhnlich aus einem Zimmer, worin die ganze Familie lebt, Knaben, Mädchen, Männer, Weiber und Kinder, alle liegen über einandergeworfen. In den Wänden und Dächern sind immer Löcher, die auf den ersten Anblick als besondere Zeichen der Nachlässigkeit des Volks erscheinen. Die Küche ist in einem ein Paar Klafter entfernten Schoppen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Habichte sind sehr zahm, und man sieht sie selten anders als bey den Hütten; allein zuweilen folgten sie mir mehrere Meilen nach, dicht vor mir liegend, und mir mit ihren runden schwarzen Augen in's Gesicht stierend, welches, wie ich glaube, ihre Aufmerksamkeit an sich zog, weil es so verschieden von denen der Eingebornen war, und ich dachte oft wirklich, daß sie Lust hatten, es zu kosten. Sie haben die Gewohnheit Pferde und Maulthiere, deren Rücken wund sind, anzufallen, und oft habe ich sie beobachtet, nur fünf oder sechs Zoll hoch über dieselben dahin fliegend. Es ist merkwürdig den Ausdruck beyder Thiere zu beobachten. Der Habicht mit niedergebeugtem Haupte und seine Augen fest auf die Wunde gerichtet: das Maulthier, mit niedergeschmiegtem Rücken, die Ohren anliegend, den Schweif bewegend, scheint kaum zu wagen sein Futter zu berühren, und nicht entschlossen zu seyn, ob es sich auf die Hinterbeine setzen oder ausschlagen soll.

A. d. V.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Fortsetzung).

In den Freuden des Oktobermonats hat bisher, des beständigen Regens wegen, viel Flauheit geherrscht. Nichts desto weniger macht der meistens bedeckte Himmel, wodurch die Heftigkeit der Sonne gemildert wird, besonders die allenthalben von Neuem grünende Natur, den hiesigen Fremden den Aufenthalt im Freyen ungemein interessant; die Römer aber wollen die Sonne sehen, und sollte es im Schweiße ihres Angesichts geschehen. So sind die Tage auf dem Testaccio nun vorüber, ohne daß sie ihn ein einziges Mal wahrhaft heiter

verlassen hätten. Nicht selten hat die Anzahl der Auswärtigen in den Kneipen die der Gäste übertroffen. Meistens bestehen leztere aus den fremden, hier lebenden Künstlern, von denen besonders die französischen sich mit liebenswürdiger, natürlicher Offenheit den hiesigen Sitten hingeben und anschließen, während die übrigen von Ferne stehen, nicht wissend, ob sie Theilnahme, Gleichgültigkeit oder Verachtung zu erkennen geben sollen. Ich bin Augenzeuge von einer Scene gewesen, welche zu interessant ist, als daß ich sie meinen Lesern nicht näher schildern sollte. Was der Saltarello ist, habe ich schon in mehrern meiner Mittheilungen gesagt. Da hier kein öffentlicher Tanz auf einem Tanzsaale, von eigens dazu versammelten Personen getanzt und mit Instrumentalmusik begleitet, geduldet wird; so bleibt dem hiesigen Volke, welches natürlich kein Mittel besizt, in seinem Hause eigentliche Bälle zu veranstalten, keine andere Belustigung dieser Art über, als der sogenannte Saltarello. Er wird von zwey Personen, von demselben oder von verschiedenem Geschlechte getanzt, und von einer dritten mit dem Tamburino, zuweilen noch von einer vierten mit der Guitarre begleitet, nicht selten auch dazu gesungen. Tänzer und Spieler lösen sich ab, wann sie müde sind. Daß dieser Tanz etwas ausdrückt, und folglich pantomimisch ist, steht nicht zu läugnen, obgleich viele unter denen, welche ihn tanzen, sich davon keine Rechenschaft zu geben scheinen. So viel ich habe abnehmen können, und so wie es dabey jedes Mal mehr oder weniger deutlich ausgedrückt zu werden scheint, ist es eine Liebesgeschichte, in ihren verschiedenen Phasen vorgestellt, zuerst der Akt der Verliebung, daneben Freude auf allen Ecken; dann Eifersüchteley, Zank und Rippenstöße, und endlich Versöhnung und Heirath, leztere auf eine ziemlich sinnliche Weise ausgedrückt. Daß dieser Tanz für den Fremden, aus Norden kommend, wo die Tänze gar nichts aussprechen, viel Anziehendes hat, weil das, was ausgedrückt werden soll, mit Wahrheit, Energie und Natürlichkeit ausgedrückt wird, bedarf keiner Versicherung: die französischen Quadrillen und Contretänze (vom Englischen- und Walzer der Deutschen gar nicht zu sprechen) erscheinen ein sinnloser Hokuspokus dagegen. Die größte Annehmlichkeit des Saltarello besteht in der Abwesenheit aller Affektation und Koketterie: von Anfang bis zu Ende lauter Natur, oft freylich, sowohl in der Liebe wie im Hasse, sehr handgreiflich. Man denke sich ihn von zwey Menschen getanzt, nach welchen (im eigentlichen Verstande, denn es sind meistens Leute, welche in den hiesigen bildenden Akademien zu Modellen dienen) ein Apollo, ein Mars, ein Adonis, ein Herkules, oder eine Venus, Juno, Hebe u. s. w. geformt werden! Gewöhnlich begeben sich ganze Gesellschaften in der einzigen Absicht auf den Testaccio, um sich daselbst mit dem Saltarello sehen zu lassen; ja sie sammeln oft sogar im Kreise herum, wo ihnen Fremde, besonders Engländer, von Distinktion aufstoßen. Das Geldstück wird in der nächsten Kneipe verzehrt. Eine solche Gesellschaft, aus lauter weiblichen und männlichen Modellen der hiesigen Akademie s. Luca bestehend, hatte sich einer dieser Tage dort versammelt, und tanzte den Saltarello mit einer Kunstfertigkeit, welche ihr den Beyfall aller Anwesenden zuzog. Unter dem dicken Haufen der Umstehenden befanden sich mehrere französische Künstler, welche nicht die Saumseligsten im Applaudiren waren. Da sie die Modelle, und diese wieder sie kannten; so traten mehrere der Tänzer zu ihnen und baten sie, doch auch einen Tanz mit ihnen zu machen. Einer derselben, ein bildschöner junger Mann, ließ sich nicht lange bitten, zog sein Kleid ab, und fing an mit eben so viel natürlicher Offenheit, als Geschick, mit einem der Modelle den Saltarello auszuführen. Diese Scene machte unter allen Umstehenden viele Sensation.

Wenn die Spazierfahrten in's Freye während des Oktobers (denn die untersten Volksklassen würden sich schämen, zu Fuß auf die nächsten, vor Rom liegenden Wirthshäuser zu gehen) und die Schmausereyen daselbst dieß Jahr, wegen des schlechten Wetters, minder zahlreich gewesen sind, als sonst wohl; so hat dagegen die Jagd eben so viele Liebhaber gefunden, als hätte während des ganzen Monats die Sonne geschienen. Denn abgerechnet, daß dieses Vergnügen eine wahre Leidenschaft der Römer, vielleicht die einzige ist, welche sie haben; so ziehen sie daraus noch obenein baaren Gewinn, dagegen von den Besuchen auf dem Testaccio nichts übrig bleibt, als volle Köpfe und leere Taschen. Die Jagd ist ein Handwerk für den Römer, zu dessen Erlernung er ordentlich in die Lehre geht, eine gewisse Zeit darin aushält, und sich endlich zum Bürger und Meister erklären läßt. Jedes Stadtviertel hat sein Innungshaus, das ist der größte nächste Plaz. Hier versammeln sie sich Abends, nach der Zurückkunft, zu mehrern Hunderten, zeigen einander ihre Beute vor, beurtheilen die Quantität und die Qualität derselben, kommen über den Preis überein, auf den sie beym Verkaufe halten wollen, und machen Partien unter einander, um am andern Morgen gemeinschaftlich auszuziehen, oder geben sich Stelldichein, wo sie einander treffen wollen. Diese Versammlungen sind besonders am Sonnabend oder an jedem andern Vorabend eines Festtages zahlreich, weil am Sonntage Alles auf die Jagd geht, was nicht lahm oder blind ist. Einen Hauptgegenstand der Verabredungen macht hier die Kirche aus, wo sie am folgenden Morgen die Messe hören wollen. Da die römisch-katholische Religion als Gesez vorschreibt, und die Uebertretung desselben für eine Sünde erklärt, wenigstens an jedem Sonn- und Festtage der Messe beyzuwohnen, so kommen die Jäger (wie überhaupt alle Römer) dieser Vorschrift streng nach, und wirklich nicht sowohl in der Befürchtung, einige Duzend Lerchen oder Wachteln weniger zu schießen, als aus religiösem Pflichtgefühl. Ja sie lassen es sich oft noch à Person einen Groschen (mehr denn zwanzig Pfennige) kosten, um früh genug einen Priester aus dem Bette zu klopfen, der ihnen dann für Bezahlung die Messe liest, welche sie, da in der Regel hier keine Kirche vor Tagesanbruch geöffnet wird, noch nirgends umsonst hören können.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 282.

Hofgericht.

Logogryph.

Der Lenz lockt aus kunstreichem Haus
Ein emsig Volk, das Ganze raus,
Doch ist sein König bald bemüht,
Daß es in's Neue fröhlich zieht.
Nimmst du ihm seine ersten drey
Ist dir im Winter wohl dabey;
Sonst statt der Vierten du die Dritte,
Dann wehe, wenn dein Herz dran litte;
Nimmst du auch diese, hast du wenig,
Doch ist's ein Glied vom größten König.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. [illegible]9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 289.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 4. December 1826.

Der Weise kann das Glück betrügen;
Auch wahres Uebel fühlt er kaum.

Uz.

An Karl von Bonnstetten.

Turin.

Ein fromm Gefühl, wie milder Sonnenschein
Erweckt der Greis in jeder Menschenbrust.
Der Jugend nur, dem ernsten Alter nicht
Ist einer Rose Blüthenbild verwandt;
Denn ihre Seele, dieser Himmelsduft,
Verschwindet, wenn der schöne Leib verblüht,
So wie der Jugend goldne Blumenwelt
Früh schon dem Sturm erliegt, der nur geahnt,
Unausgesprochen, wie der große Geist,
Gewaltig durch die Weltgeschichte braust.
Nicht so das Alter. Denn das Leben gleicht
Dem Bergstrom, der aus unbetret'nen Höh'n
Herabrauscht und durch Abgrund und Geklüft
Wildschäumend seine grüne Bahn sich bricht,
Und endlich frey und schön, in weitem Beet,
Von Fels und Fesseln länger nicht beengt,
In heitrer Klarheit wallt; das Ufer lacht
Mit Menschen, Dörfern, Früchten um ihn her,
Und spiegeleben, segenbringend trägt
Für menschlich Wirken er das stolze Schiff.
Das ist der Greis. Dem frommen Alterthum
War er der Weisheit und der Tugend Bild.

Und dächt' ich einen mir, vor dem mein Geist
Voll stillem Sinnen ehrfurchtsvoll sich neigt,
So bist es du, ehrwürdig Herrlicher,
Der mit Gedanken, wie der Himmel sie
Durch Platons Sehergeist verkündete,
Mit unermüdet reger Thätigkeit
Für's theure Vaterland, dem Heldensohn
Der Vorwelt gleich, schon zwey Jahrhunderte
Voll Noth und Drangsal schöpferisch erfüllt,
Du, dem der große klare Geistesquell,
So nah' schon dran, sich zu vereinigen
Okeanos, mit Dir, Unendlicher!
Lebendig, unerschöpflich aus dem Schacht
Voll Goldgeblüth' an's Licht der Sonne springt,
Der über'm Grab fast all' der Großen steht,
Die nun im Mund der Völker aufbewahrt,
Für Wahrheit einst gehandelt und gedacht,
Und jezt der Welt den blutenden Verlust,
Vor dem sie zittern muß, erleichtern willst.
Dem Zeitgeist, diesem blinden Polyphem,
Dem grob Gefräßigen, Dein Silberhaupt
Das ruhmgekrönte, mit gewalt'ger Kraft
Zum kühnen Todeskampf entgegenstellst,
Und ein Gebäude gründest, das kein Sturm
Des finstern Irrthums und der Narrheit je
Mit keckem Feuerstrahl erschüttern wird,
Dich sah ich endlich und du reichtest mir
Die väterliche Hand, und unverrückt
In Deinem heitern Antlitz hing mein Blick,
Und wie am sanften Sommertage still
Dein himmelblauer Leman lieblich ruht,
So klar und freundlich war's, und doch so tief:
Ein muntres Lächeln nur bewegt es kaum,
Gleich einem Hauch von Jenseits, wie den See
Ein spielend Lüftchen wunderbar durchbebt,
Und gleich dem Montblanc, dessen Riesenhöh'
Und zarter Schönheit keiner sich vergleicht,
Umblüht der Schnee dein Haupt, die Weisheit ruht
Gleich sanftem Rosenschein auf deiner Stirn,
Und keiner deutet's, ob's der Abschied ist
Von dieser Erde, die so tief sich trübt,
Ob nicht die Weihe einer Besseren.

Digitized by Google

Und so, der du den Menschen kennst vom Thron
Und von der Krone bis zum Hirtenstab,
Ihn liebest von der Wiege bis zum Grab,
Und achtest von dem göttlichen Entwurf,
Der Völker bändigt, bis zum süßen Schmerz
Der Wehmuth und der Sehnsucht, hoher Greis,
Laß du dem endlos irrenden Geschlecht
Dein ganzes Herz, und deinen Denkergeist,
Dein Bestes, Deine Weisheit ihm zurück;
Und reiche deinem großen Freund, der längst
Voran zu jenem heil'gen Quell dir ging,
Woraus die Flut der Weltgeschichte strömt,
Reich' ihm die Hand — und drüben lohnt und hier,
In beyden Welten, euch Unsterblichkeit.

Wilhelm Waiblinger.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Der Mechanikus, ein bescheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geschicklichkeit genoß, empfing sie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?" fragte Faldner, indem sein Gesicht sich verfinsterte; wahrhaftig, entweder ist mein Korrespondent in London ein Schurke und verdient gehangen zu werden, oder Ihr, Meister Fröhlich, versteht zwar Taschenuhren zusammenzudrechseln, aber keine Dampfmühlen aufzuschlagen, wie Ihr mir vorspiegelt."

Der Mann schien tief gekränkt durch die Worte des Barons, eine hohe Röthe überflog sein Gesicht und ein bitteres Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über sein schlichtes Haar, als wollte er seinen innern Unmuth wie seine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron, antwortete er; wenn man mir Aufriß und Berechnung einer Maschine vorlegt und dazu Räderwerk und Schrauben genau verzeichnet sind, so will ich eine Maschine zusammensetzen, wenn ich sie auch nie zuvor gesehen. Aber dann muß ich freyes Spiel haben, und dann steh' ich auch davor, daß Alles Recht wird, aber so —"

„Nun, daß ich selbst ein wenig mitgeholfen, meynt Ihr? darauf soll also alles geschoben werden? Ihr sagt selbst, daß Ihr in Eurem Leben noch keine solche Maschine gesehen und ich habe eine gesehen, zwey, drey, in Frankreich und London und weiß recht gut, daß die größern Räder in die Mitte des Cylinders eingreifen und die kleinern oben angebracht sind."

„Aber mein Gott, erlauben Euer Gnaden, entgegnete der Künstler ungeduldig, diese **Ihre** Dampfmühle ist nun einmal nach anderer Struktur; das kann man ja schon an der Zeichnung sehen."

„Zeichnung hin, Zeichnung her. Dampfmaschinen sind Dampfmaschinen und eine sieht aus wie die andere. Betrogen bin ich, von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenster hinausgeworfen."

Fröben hatte indessen die Zeichnungen zur Hand genommen und sie durchgesehen. Er fand, daß die Struktur dieser Mühle sehr einfach und schön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, sehr leicht aufzuschlagen sey. Er hatte in frühern Zeiten Mathematik und Physik gründlich studirt, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmtesten Maschinenwerke jener Länder gesehen und kennen gelernt, kam aber, weil er sich selten darüber äußerte, bey dem Herrn von Faldner, der sich mit seinen Kenntnissen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts von dem Maschinenwesen zu verstehen. Er wandte sich nun, als Faldners Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach diesen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als jener sie vorwies, als man sah, wie richtig sie ineinander paßten, sagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, du bist durchaus nicht betrogen, denn so gut hier F und H in P passen, du siehst, es sind die Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Oelpresse in Verbindung gesezt wird, so gut muß sich auch das Uebrige fügen."

„Ach, Sie hat unser Herr Gott hergesandt, rief der Mechanikus freudig, wie Sie doch dieß gleich so wegbekommen! Ja das F und der Hauptzug H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad Kl befestigt."

„Die Maschine ist sehr einfach, fuhr Fröben fort, und der ganze Irrthum meines Freundes kommt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freylich anders aussehen. Du wirst dich übrigens erinnern, daß wir in Devonshire bey Sir Henry Smith eine Oelmühle sahen, die beynahe ganz nach diesem Plan bearbeitet war."

Der Baron verbarg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus ansah. „Macht was ihr wollt, sagte er gleichgültig, ich gebe die ganze Geschichte verloren; vernünftiger wäre es gewesen, ich hätte einen englischen Mechaniker mitkommen lassen. Versuche immer dein Heil an dem heillosen Schraubenwerk, ich denke, wenn ich dich in einigen Stunden abhole, wirst du dieses Maschinen-a b c schon satt haben, denn darinn, ich weiß es ja, bist du doch nur ein ABC-Schütze." Pfeifend verließ er das Gebäude, sezte sich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ sogleich wieder auseinander legen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zusammengefügt war. Die Nummern wurden geordnet, er wurde unter diesem Geschäft nach und nach heiterer, denn es zerstreute die düstern Bilder in seiner Seele, und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn seine Gesellen und Jungen gleich einem Altmeister ihrer Kunst ehrfurchtsvoll ansahen. Freude und Leben war in die Werkstätte gekom-

Digitized by Google

men, wo man diesen Morgen nur die Befehle, die Flüche des Barons, die Bitten und die Gegenreden des Meisters gehört hatte; bald war Alles in Ordnung gebracht, und als der Baron Abends aus dem Wald zurückkam, seinen Gast abzuholen, erstaunte er und schien sich im ersten Augenblick nicht einmal über das sichtbare Fortschreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, Alles in Bestürzung und Konfusion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit stolzer Freude, was sie bis jezt schon geleistet haben. „Wenn es so fortgeht, sezte der Mechanikus hinzu, und wenn der fremde Herr dort uns auch Morgen so trefflich an die Hand geht, so garantire ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden.“

„Tolles Zeug!“ war alles was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Flüche oder Danksagungen seyen, was sein Freund hin und wieder murmelte, als sie zusammen nach dem Schloß zuritten.

Der glückliche Fortgang des Maschinenbaues, vielleicht auch die schimmernde Aussicht auf Don Pedros spanische Quadrupel hatte den Baron in den nächsten Tagen fröhlicher gestimmt. Fröben hatte an den Spanier nach W. geschrieben und sein Gastfreund nahm ihm das Versprechen ab, so lange bey ihm zu verweilen, bis aus W. eine Antwort angelangt sey. Auch gegen Josephe betrug er sich etwas menschlicher und er hatte ihr, wahrscheinlich mehr aus Rücksicht auf den Freund als auf sie sogar erlaubt, daß sie ihre Haushaltungsgeschäfte abkürzen und Vormittags oder Abends, wenn ihn einige Geschäfte abhielten, sich von Fröben vorlesen lassen, oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und sie lebte in diesen wenigen Tagen zusehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen röthete ein Schimmer von stillem Vergnügen und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feinen Grübchen in den Wangen erschienen, gestand sich Fröben, daß er selten eine schönere Frau gesehen habe, ja ihr Anblick erfüllte ihn so ganz, daß er ein geliebtes Bild seiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbversunkene Erinnerungen wieder in ihr auftauchten, daß ihm sogar ihre Stimme, wenn sie bewegt, gerührt war, so bekannt däuchte, als hätte er sie hier nicht zum ersten Mal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er sonst Stunden lang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekannten Geliebten sah, so fühlte er sich beschämt, er glaubte ihrem leblosen Gemälde diese Vernachlässigung abbitten zu müssen. „Doch, sprach er dann zu sich, als müßte er sich entschuldigen, ist es denn Unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudenlosen Lebens angenehm zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieses holde Wesen zu erfreuen, sie glücklicher zu stimmen! Ein schönes Buch mit ihr zu lesen, mit ihr zu sprechen, sie auf einem Spaziergang an ihr Lieblingsplätzchen zu begleiten, dieß ist ja alles, was sie braucht, um heiter und froh zu seyn. Welchen Himmel könnte Faldner in seinem Hause haben, wenn er nur zuweilen die eine oder die andere dieser kleinen Freuden mit ihr theilte!“

Der junge Mann fühlte sich übrigens, ohne daß er es sich selbst recht gestand, angenehm berührt, geschmeichelt von Josephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Fest zu seyn? Wenn er herab kam zum Frühstück hatte sie schon Alles zierlich und nett bereitet; bald wählte sie den Saal, der eine herrliche Aussicht auf den fernen Rhein öffnete, bald die Terrasse, von wo sie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor sich hatten, so nahe, um Alles wie ein treues Tableau zu betrachten, und doch ferne genug, um im stillen Genuß des Morgens nicht gestört zu seyn, bald hatte sie eine Laube im Garten ausgesucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgeschlossen, und nur der frischen Morgenluft oder dem Frühroth der Zutritt gestattet war. So erschien sie immer neu und überraschend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig stand sie auf, wie hold bot sie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte sie, wenn er noch ganz in ihren Anblick versunken, ohne Worte war, das Gespräch anzuknüpfen, dieß und jenes zu erzählen, durch Laune und feine Beobachtung allem was sie sagte, ein eigned Gewand, einen eigenthümlichen Reiz zu geben! Und wenn sie dann nachher schnell und emsig das Geräthe des Frühstücks auf die Seite räumte, wenn er sein Buch hervorzog, wenn sie mit der Arbeit, die sie selten bey Seite legte, ihm sich gegenüber sezte, und erwartungsvoll an seinen Lippen hing, da war es ihm oft, als müsse er alles, die ganze Welt vergessen, und einen kleinen, kurzen, seeligen Augenblick träumte er, er sey ein glücklicher Gatte, und sitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

Es gereichte Josephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß sie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bey Vorlesungen aus Jean Paul's herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieses oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären, aber sie faßte schnell, ihr natürlicher Takt und ihr zarter Sinn, der so ganz in dem Dichter lebte, ließ sie manches errathen, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der glückliche Vater.

Glücklicher Vater! wie alle die deinen, von dir erzogen,
Blühten und reiften! . . . Du hast — stirb nun! —
die Ernte geseh'n.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 31. Okt.

(Beschluß.)

Der besuchteste Platz ist die Rotonde vor dem Pantheon, wo sich, besonders Sonnabends Abends, vielleicht nahe an tausend Jäger versammeln, weil sich hier der größte Wildpret- und Geflügelmarkt in ganz Rom befindet. Der Römer ist ökonomisch; daher kommt es, daß er auf der Jagd nicht die besten Kleider anzieht: ein solcher Trupp Nimrods, mit der Flinte auf der Schulter, und der Waidtasche auf dem Rücken, besonders mit dem langen Barte (denn sie gehen des Morgens so früh aus, und kehren des Abends so spät nach Hause, daß das Barbieren oft einen ganzen Monat lang unterbleibt), sieht einer Horde Wegelagerern ähnlicher, als ehrlichen Bürgersleuten. Die meisten gehen ganz nüchtern aus; einige stecken ein Stück Brod in die Tasche, wozu sie im Laufe des Tages ein halbes Maß Wein trinken, wenn gerade ein Wirthshaus in der Nähe liegt. Bey der Heimkunft wird zu Mittag gegessen. Außer der Vogeljagd, welche hier immer nur von einzelnen Personen getrieben wird, gibt es auch einen Vogelfang, den, wie in Deutschland, ganze Gemeinden, oder wenigstens Meiereyen (Tenute) auf dem ihnen gehörigen Grund und Boden anstellen, und zwar auf Lerchen und Wachteln.

Da ich einmal von nützlichen Dingen rede; so möge hier eines andern gedacht werden, welches mir, außer Rom, nie zu Gesicht gekommen, was aber für das häusliche Leben von großer Bequemlichkeit ist. Ich meyne den Mechanismus, vermittelst dessen man hier aus einem, im Hofraume liegenden, oft zwölf, sechszehn, ja zwanzig Fuß entfernten Brunnen in die oberen Etagen der Häuser das Wasser aufzieht. Er besteht in folgender Vorrichtung. Vom Orte aus, und oberwärts desselben, wohin das Wasser geschafft werden soll, ist bis über den Brunnen ein straffer, ein Finger dicker, eiserner Draht gezogen, in welchem ein Gewicht mit einer weiten Oese, und durch leztere wiederum ein Strick läuft, an dessen einem Ende ein eiserner Haken (zum Anhängen des Eimers) befestigt ist, während das zweyte über eine, über dem Orte angebrachte Winde geschlagen ist, und zum Niederlassen und Aufziehen desselben dient. Hat man Wasser nöthig; so wird der Haken von dem eisernen oder hölzernen Nagel, auf welchem man ihn befestigt hält (weil er sonst in die Mitte des Hofs herabhängen und unerreichbar seyn würde), abgenommen, und der Eimer daran gehangen, dieser, von dem Gewichte hinabgezogen, fährt blitzschnell in den Brunnen, lezteres aber bleibt oberhalb desselben, da wo der eiserne Draht befestigt ist, sitzen. Es versteht sich, daß, bevor der an dem Haken hängende Eimer in die Tiefe hinablaufen kann, das andere, über die Winde geschlagene Ende des Stricks von demselben Nagel, wo er nebst dem eisernen Haken aufgehangen gewesen ist, abgenommen werden muß. Da der Strick, wenn die Vorkehrung aus einer beträchtlichen Höhe hinab geht, sehr lang ist; so wird er, nach Maßgabe, wie man ihn nach und nach wieder von unten nach oben aufzieht, in einzelnen Schlingen über denselben Haken gehangen, damit er sich nicht verwirre. Da die Brunnen hier, so viel mir deren bekannt geworden sind, sämmtlich an einer Mauer liegen; so wird der, vom Hause herablaufende Draht in dieser befestigt. Bey einem freystehenden Brunnen würde ein über demselben erbautes Dach, oder eine andere dergleichen Vorrichtung denselben Dienst leisten können.

G. L. P. S.

München, Ende Nov.

Die hieher verpflanzte Ludovico-Maximiliana beginnt nunmehr Wurzel zu schlagen, und gewinnt durch die beträchtliche Anzahl Studirender (gegen 1200), welche sich bereits inscribiren ließen, ein heiteres Ansehen. Die Zahl der Professoren und Privatdozenten ist 73. Unter den außerordentlichen oder vielmehr Honorar-Professoren befindet sich auch unser berühmter Staatsrath von Gönner. Solche Namen haben in den Wissenschaften einen guten Klang, und geben der Anstalt ein Relief. Gönner ist ein wirklich außerordentlicher Professor. Aber auch außer ihm zählt unsere Hochschule mehrere Männer, die außer Bayern wohl bekannt sind, als von Dresch, von Wening, Röschlaub, von Grossi, Ast, Ottmar Frank, Thiersch, von Baader, Schorn, Gruithuisen. Während der Beamte sein Pensum arbeitet und übrigens seine Besoldung verzehrt, bringt der Gelehrte durch seinen Namen und seine Thätigkeit Tausende in's Land, und spannt alle Gefühle seines Herzens, alle Sehnen seines Geistes zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, zur Belehrung der Mit- und Nachwelt. Ein wichtiges, nach Geldeswerth gar nicht abzuschätzendes Wirken! — Vor einigen Tagen nun begannen die Antrittsreden der neuangestellten Lehrer und Privatdozenten. Zuerst traten auf Obermedicinalrath Dr. Ringseis und Oberstbergrath Ritter von Baader. Wir wollen es versuchen, in so weit es uns möglich war, durch bloßes Anhören den Ideengang dieser Denker zu verfolgen und aufzufassen, die eigentliche Tendenz ihrer Reden näher zu bezeichnen. Was hat nicht die Welt, was hat nicht die Wissenschaft, sagte unter andern Ringseis, von einem Könige zu erwarten, dessen Sinn von früher Jugend an Kunst und Wissenschaft zugewandt ist, dessen erster Gedanke war ein Pantheon und Wallhalla zu erbauen für die erhabensten Geister deutscher Nation? Aber, meynen viele, wozu das? wozu der Wissenschaft, der Philosophie noch größern Spielraum gewähren? ist sie es nicht, die in Osten und Westen Revolutionen bewirkt, Aufstände angestiftet, den Abfall von Gott und den rechtmäßigen Oberherrn bewirkt, durch Zwietracht die bürgerliche Gesellschaft zum Abgrund geleitet hat? Freylich ist es nicht zu läugnen, lenkte der Redner ein, daß die Wissenschaft theilweise an diesen Uebeln schuld ist, aber nicht die wahre, die auf der ewigen Vernunft, auf dem Christenthum fußende, sondern die sich dem Bösen, dem leibhaftigen Satan in die Arme geworfen hat. Die wahre Wissenschaft, die, wie Plato sagt, immerdar auf einen Gegebenen beruht, ist der allerhaltende Grund, das Knochenmark der bürgerlichen Gesellschaft, die einzige Theorie, die auch zugleich die Praxis in sich schließt; der wahrhaft große Theoretiker ist zugleich auch der große Praktiker, ohne zwar in seinen erhabenen Spekulationen an die gemeine Anwendung im bürgerlichen Leben zu denken. Die großen Geister, Newton, Keppler, Galilei, Fraunhofer dachten bey ihren tiefsinnigen Forschungen nicht an die Verbesserung der Brillen, des Kompasses u. dergl., die Resultate ihrer Forschungen aber kamen allen Zweigen des menschlichen Lebens zu gute, sie waren ächte Theoretiker, und deßhalb auch die wahren Praktiker. Ehre darum der Wissenschaft, Ehre den Gelehrten, und Ehre vor Allem dem hochherzigen, edlen Könige, der sie pflegt und schützt, und ihr die Mittel anweist, damit sie sich zeigen kann, würdig ihrer selbst, würdig des deutschen Volkes, und würdig der bayrischen Nation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. December 1826.

Dort ruht endlich der Wahnsinn des Eroberers.
Denn die Brücke zum Monde fehlt.

Klamer Schmidt.

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Keine eigentliche Verbindung kam übrigens mit diesem Lande, welches gleichwohl 1121 von einem grönländischen Bischofe besucht ward [1]), zu Stande; aber ohne Zweifel ist es irgend ein Theil der nordamerikanischen Küsten, die in diesen alten Isländischen Nachrichten — fünfhundert Jahre vor Columbus — hervortreten, gewesen [2]).

Während einer vierhundertjährigen Dauer behielt der Isländische Freystaat seine Selbstständigkeit bey, bis im Jahre 1261 er, ermattet von innern Unruhen, sich der Herrschaft Norwegens unterwarf. Eine Frucht dieses Zeitraums der Freyheit war eine eigene Literatur, die schon dadurch die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, daß sie in einer Zeit, wo das Latein sonst die allgemeine Schriftsprache in Europa war, ganz und gar auf der Muttersprache beruht. Diese war, wie wir bereits bemerkt haben, dieselbe, die früher in den drey scandinavischen Reichen gesprochen wurde [1]). Die Isländer selbst nannten sie bald

1) Torfaeus. Vialandia Antiqua p. 71. An der Mündung des großen Lorenzflusses in Nordamerika findet man an der Südseite einen Landstrich, der Gaspé oder Gaspésie genannt wird, und früherhin von einem Indianer-Stamme, der die Sonne anbetete, und sich durch mannigfache gebildete Sitten auszeichnete, bewohnt war. Ein Theil dieses Stammes betete das Kreuz vor der Ankunft der Missionäre an, und bewahrte eine alte Tradition von einem ehrwürdigen Mann, der zu irgend einer Zeit das heilige Zeichen zu ihnen soll gebracht, und dadurch eine ansteckende Krankheit gehoben haben. Man geräth fast in Versuchung, in diesem Lande das alte Weinland, und in dem Apostel den Grönländischen Bischof anzunehmen. Malte-Brun, Neuestes Gemälde von Amerika, aus dem Französischen. Leipzig, 1819. S. 145.

2) Eyrbuggia Saga. c. 64 erzählt, daß ein gewisser Hudleif Hunlaugson gegen Ende der Regierung Olafs des Heiligen auf einer Seereise im Westen von Irland durch einen starken Sturm weithin nach Südosten getrieben wurde. Er gelangte endlich zu einem unbekannten Lande, wo sowohl er, wie seine Begleiter, von den Einwohnern, die eine unbekannte Sprache (ihnen schien sie mit dem Irländischen Aehnlichkeit zu haben) redeten, gebunden wurden. Ein alter angesehener Mann, der von allen Einwohnern mit Achtung behandelt wurde, befreyte sie. Er sprach zu den Isländern in der nordischen Sprache, erkundigte sich nach Thurida, der Schwester von Snorre Gode auf Island, und gab ihnen einen Ring für sie, und ein Schwert für ihren Sohn. Seinen Namen wollte er nicht sagen, und bat sie, sich nicht lange hier aufzuhalten, indem die dortigen Einwohner treulos und grausam, und keine Häfen weiter da seyen. Hudleif brachte die Geschenke nach Island; und man vermuthete hier, daß der Geber Björn Bruderikingakappe gewesen sey, ein berühmter Skalde, der Thurida liebte, und deshalb von ihrem Bruder und Gemahl verfolgt wurde. Er hatte Island im Jahre 998 verlassen. — Dieser Björn war eine Zeitlang in den Diensten des schwedischen Prinzen Styrbjörn gewesen, hatte erst nach dem Tode desselben seine Dienste verlassen, und wahrscheinlich an der Schlacht bey Tyrisvall gegen Erich Segerväll Antheil genommen.

1) Das Isländische Gesetzbuch Grágás, geschrieben 1118, sagt: Ef útlendir menn verpa vegnir á landi Danskir epa Sönskir epa Norrönir u. s. w. (Sofern ein Ausländer hier im Lande erschlagen wird, und ein Däne, Schwede oder

die norwegische [1]), bald die dänische Zunge, aber begriffen unter dieser Benennung sowohl ihre eigene wie die schwedische Sprache, welche noch im dreyzehnten Jahrhundert damit übereinstimmte [2]), und auch unter den neuern scandinavischen Schwestersprachen der alten Sprache am getreuesten geblieben ist. Im Isländischen hat die leztere sich ferner beybehalten. Die Ursache davon ist offenbar die, daß sie auf Island durch eine eigene Literatur so frühzeitig festgestellt wurde; aber dieses führt dann auch zur Frage hin, wie diese frühzeitige Ausbildung vorbereitet und erlangt ward. Nicht blos durch den innern Reichthum der vorangegangenen mündlichen Ueberlieferungen ist sie erklärbar, wenn gleich so mannigfaltige Umstände dazu beytrugen, die Isländer reich an Erinnerungen zu machen. Auch Saxo hatte die Sagen einer ganzen Vorzeit zur Hand; und dieß hinderte ihn nicht, sie in eine lateinische Rhetorik zu kleiden. Bey diesem innern Reichthume, der bey den Isländern mehr wie anderwärts sich findet, muß vorher irgend etwas in der Form der mündlichen Ueberlieferung gelegen haben, welches diese der Muttersprache bewahrte und sie auch in der Schrift in der ursprünglichen äußern Gestalt wieder gab.

Die Form wurde vornehmlich durch die Dichtkunst begründet. Auch in Scandinavien sah man die Isländer als vorzugsweise im Besitze der alten Gesänge des Nordens an, und daß ein großer Reichthum an solchen Gesängen, wodurch die Dichtkunst frühzeitig eine bestimmte Ausbildung erhielt, von den heidnischen Zeiten zu ihnen übergegangen ist, sollte man, im Fall sich derartige Dichtungen nicht wirklich fänden, schon daraus schließen können, daß diese Dichtkunst selbst auf den Lippen der christlichen Dichter von der alten Vereinigung mit den heidnischen Mythen sich nicht losreißen konnte, sondern bis zu den letzten Klängen dem ersten Ursprunge getreu blieb [1]). Beweise für die hohe Achtung, die unsere Vorfahren einer Kunst zollten, deren Ursprung den Göttern zugeschrieben wurde, und worauf Könige sich legten, finden sich lange vor den Isländern. Starkother der Alte war ein nicht minder berühmter Dichter als Held, und in der Beschreibung, die Saxo nach einem seiner Gedichte über die Bråvallaschlacht gibt, wird gesagt, daß mehrere Skalden Harald Hildetand in den Kampf gefolgt seyen [2]). Ragnar Lodbrok, seine Gemahlin Aslaug und seine Söhne waren berühmte Skalden. Nicht weniger wie neun Dichter, worunter Brage der Alte, werden als am Hofe des schwedischen Königs Eisten Belis befindlich erwähnt. Der Skalde Erpur bey dem Könige Björn auf Hoga rettete seinen Kopf durch einen Gesang [3]). Am Hofe Harald Harfagers nahmen die Dichter den obersten Platz dem Könige gegenüber ein und standen von allen Hofleuten am meisten bey ihm in Achtung. Bey Olof Schooßkönig (Skötkonung), der ihre Freymüthigkeit liebte, wurde ihnen derselbe Ehrenplatz zugestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Norwege, oder überhaupt aus den drey Königreichen ist, wo unsere Sprache gesprochen wird, so haben die Verwandten ihre Sachen (d. h. das Recht, ihn zu rächen, über ihn eine Klage zu erheben, oder die Mörder in Strafe zu nehmen), wenn sie hier sind; aber von allen anderen, als die, welche die dänische Sprache reden, hat keiner das Recht, der Verwandtschaft wegen, eine Anklage über einen Todtschlag zu erheben, er sey dann der Vater oder Bruder des Erschlagenen, und auch nur in dem Falle, wenn man sie hier vorher gekannt hat). Vigsloda, c. 37.

2) Norraena, Norraentunga. Ari Prestr hin frodi — — ritadi fyrstr manna haer á landis at Norraenu máli frōdi baedi forna oc nyia. (Der Priester Are, der Weise, schrieb zuerst über alle Männer hier im Lande in Norwegischer Sprache sowohl alte wie neue Nachrichten). Snorre Sturleson in der Vorrede zur Heimskringla.

3) z. B. Uplands Gesezbuch unterscheidet sich blos in Hinsicht der Ortographie von dem, was man jezt Isländisch nennt: Rask, Aevisn. till Isländskan. Stockholm, 1818. Vorrede S. XVI.

1) Ungern sagten auch die Skalden dem alten Glauben ab, deren Mythen sie unterdessen, auch nachdem sie Christen geworden waren, zu ihren poetischen Ausschmückungen gebrauchten. „Das ganze Odinsche Geschlecht hat schöne Gesänge, die Allen Vergnügen gewährten, zu Tage gefördert, und ich erinnere mich sehr wohl der alten Sitten unserer Vorfahren. Jezt werde ich gezwungen (denn wohl behagte dem Skalden Odens Gewalt), Frigga's Gemahl (Oden) zu hassen; denn wir dienen Christo“ — klagt Halfred Vandrada der Skalde, den Olof der Heilige gezwungen hatte, sich taufen zu lassen. Und an einer anderen Stelle: „Jezt sind wir genöthigt, den von Alters her von den Normännern beobachteten Gebräuchen zu entsagen; jezt übergeben wir das ganze Odinische Geschlecht dem Kreuze.“ Pon Olafsen, Om Nordens gamle Digtekonst, p. 3 und Syntogma de Baptismo, p. 187.

2) Saxo L. VIII. p. 143. Vergl. das Sagenfragment über die Bravalla-Schlacht.

3) Skaldatal, in Heimskringla Ed. Peringsköld. T. II. p. 479.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Es liegt doch, sagte sie eines Tages, eine Welt von Gedanken in diesem Hesperus! jede menschliche Empfindung bey Freude und Schmerz, bey Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den süßen Duft einer Blume einsaugen, ihre innersten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinsten Staubfäden zu beschreiben,

Digitized by Google

ohne daß er sie zerstört, entblättert. Denn das, glaube ich, ist ja das große, tiefe Geheimniß dieses Meisters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beschreibt, sondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, sondern wie durch das kalte Mikroskop eines Gleichnisses uns einen tiefen Blick in die Menschenseele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufsteigt und das Auge überrascht, aber entzückt über die wundervolle Schöpfung in eine Thräne übergeht."

„Sie haben, erwiederte der Gastfreund, wie es mir scheint, in diesen Worten sein Geheimniß wirklich ausgesprochen. Mir ist sonst, ich gestehe es offen, nichts so in der innersten Seele zuwider als das sichtbare Abmühen eines Autors, dem Leser recht klar und deutlich zu machen, was sein Held, oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Person da oder dort empfunden oder gedacht. Aber unser Dichter! Wie herrlich, wie reich ist auch hierin seine Erfindung, wir leben, wir denken, wir weinen unwillkürlich mit Viktor; und Klothildens bleiche Wangen, ihre klaglose Trauer trifft uns tiefer als jede Beschreibung uns sagen kann, und im warmen, weichen Glück der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendsonne seyn, die in der Laube um ihre Umarmung spielt, jene Nachtigall, die ihnen die fromme Feyer ihrer Seligkeit mit ihrer glockenhellen Stimme einläutete."

„Es ist sonderbar, bemerkte Josephe, der Faden dieses Romans oder was man sein Gerippe nennt, würde uns bey einem andern nicht im mindesten interessant, vielleicht sogar gesucht, langweilig dünken. Sechs verlorne, vertauschte, wiedergefundene Söhne, statt daß z. B. Walter Scott gewöhnlich nur einen hat, und sogar der Verfasser des Walladmor in seiner Parodie mit zweyen sich begnügt. Eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, selbst aber seinen Freund liebt; ein kleiner simpler Hof in Duodez, ein Pfarrhaus voll Ratten und Kinder und ein Edelsitz, wo Unedle wohnen, denken Sie sich diese ganz gewöhnlichen Dinge in einer Reihenfolge, so haben Sie einen unserer gewöhnlichen Romane von verlornen Söhnen rc. und nicht einmal einen rechten Jammer, um mich so auszudrücken als etwa le Beaut Ermordung durch den Hofjunker oder das tragische Ende des Lords im fünften Akt. Aber welch ein Leben, welch eine Welt wird aus dieser Geschichte, wenn ihr jener Dichter seinen Blumenmantel umhängt! Welche geistige Lust, höher und reiner als jede irdische, tönt uns aus der verehrenden Liebe Viktors und Klothildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Wehmuth aus den Täuschungen eines kalten Lebens, wenn Viktor und jenes liebenswürdige Wesen sich verkennen, nicht finden; welche Wonne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächtlichen gestirnten Himmel im Schmerz der Trennung sich aufschließen und überströmen in Liebe?!"

„Ja, rief der junge Mann, unser Dichter ist wie einer jener großen Musiker. Er hat ein ausgespieltes, altes, längst gehörtes Thema vor sich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beybehält, führt er die Gedanken auf eine Weise aus, die uns so überraschend, so neu erscheint, daß wir das Thema vergessen und nur auf die Wendungen horchen, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Töne wie ein Engel auf- und abschwebt, und uns einen geöffneten seligen Himmel im Traume zeigt, während wir vielleicht, wie Jakob in der Wirklichkeit auf recht hartem Lager liegen. Dann ist er bald weich wie eine Flöte, durchdringend wie eine Hoboe, bald voll und rührend wie das Waldhorn aus der Ferne, bald braust er daher, wie mit den mächtigsten tiefsten Bässen, majestätisch, erhaben, bald nur sanft lispelnd wie die Aeolsharfe, oder in Wehmuth aufgelöst wie die Töne der Harmonika."

„Wie dank' ich es ihm, sagte sie weich, daß er versöhnt, daß er die Wunden unserer Wehmuth heilt. Es hätte ja in seiner Macht gestanden, Klothilden untergehen zu lassen im Schmerz unerwiderter Liebe; vor ihrem Tode hätte ihr Viktor noch zugerufen: „Ich liebe dich ja über alles," und sie wäre lächelnd eingeschlafen. Denken Sie sich den ungeheuern Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geschick, wenn wir diese Menschen so hätten untergehen sehen, ohne Hoffnung, ohne Trost. Aber es wäre ja nicht möglich gewesen; Viktor hätte nicht so lange geliebt, hätte sich an Joachime oder die Fürstin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiderte Liebe nicht lange leben!"

„Glauben Sie das wirklich? erwiderte Fröben wehmüthig lächelnd; o wie wenig müssen Sie uns kennen, wie klein müssen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Muth besäßen, dieses kurze Leben durch treu zu lieben, auch ohne geliebt zu werden!"

„Ich halte es bey Frauen für möglich, sagte die schöne Frau, Liebe ohne Gegenliebe ist ein tiefes Unglück, und Frauen sind ja mehr dazu gemacht, stille Leiden zu tragen, ein Erdenleben lang, als ihr. Der Mann würde einen solchen Gram von sich werfen, oder der glühende Kummer müßte ihn verzehren!"

„Beydes nicht — ich lebe ja noch und liebe," sagte Fröben zerstreut vor sich hinblickend.

„Sie lieben!!" rief Josephe, und mit so eigenem Ton, daß der junge Mann erschreckt aufblickte; sie schlug die Augen nieder, als sein Blick ihr begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht und ging eben so schnell wieder in tiefe Bläße über.

„Ja sagte er, indem es ihm mit Mühe gelang, es scherzhaft zu sagen; der Fall, den Sie sagten, ist der meinige; und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder innig als am ersten Tag, ich liebe sogar beynahe

ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie sehen, hat mich der Kummer noch nicht getödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen
von Börne.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den Einen nicht hassen und den Andern nicht lieben. Die zackigste härteste Selbstsucht ist nichts als gefrornes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der kleinen.

*

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne, und macht alles Leben irdisch und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß, alles austrocknend, beleuchtend, entzweyt er die verwandtesten Dinge bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Gränzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt hinaus, und fühlt herein; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie, nicht überschauen, nur umschauen können sie die Welt, sie umschließend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie fühlen hinaus und denken herein, ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

*

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört um zu schaffen, die lebende gebährt, um zu tödten. Wie beneidenswerth sind jene Glücklichen, die friedlich leben, in der wildbewegten Zeit am Strande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen.

*

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen brittischen Geist, Französisch war nichts an ihm als die Sprache.

*

Nur die Glücklichen kommen in's Paradies, die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Ende Nov.

(Fortsetzung.)

Zwey Partheyen, begann Herr F. von Baader, richten unsägliches Unheil an in der bürgerlichen Gesellschaft, beyde sind befangen, beyde sind den Irrthümern verfallen, die sogenannten Liberalen und die Ultra, weil beyde das Prinzip der Freyheit mißkennen. Die einen können wir die Autonomen nennen, die nichts außer ihrem partikulären Willen gelten lassen wollen, die von aller Historie, von allem Gegebenen absehen, und sich ein eigenes, von der Religion getrenntes Schattenbild, eine deistische oder gar atheistische Moral, nach der es nur ein von ihren Oberen gegebenes Gesetz gibt, aufrichten; die andern aber wollen, weil sie vor jeder Kraftäußerung, vor jeder freyen Bewegung des menschlichen Geistes erzittern, den Menschen in eine bestimmte, von ihnen als wahr angenommene Form einzwängen, mit einer erheuchelten Furcht vor Gefahren der Wissenschaft wollen viele dieser Parthey ihre eigne Geistesarmuth bemänteln, ihre Mittelmäßigkeit zerärgert sich bey jeder erhaben aufstrebenden Menschennatur, sie verbinden sich mit den Unerleuchteten geistlichen Standes, mit einem Worte, mit den Pfaffen. Schimpfen und Schmähen ist ihr Element; doch soll keineswegs geläugnet werden, daß nicht die scheußlichsten Doktrinen und Ansichten die bürgerliche Gesellschaft verpesten, sogar das Verbrechen hat seine besondere Doktrin, aber was ist zu thun? Das Uebel ist einmal geschehen, ein plötzliches Verbieten aller andern Ansichten, und das Aufstellen einer privilegirten Regierungsphilosophie führt, wie wir tagtäglich sehen, nicht zum Ziele, was ist zu thun? Die schlechte Philosophie kann nur durch die gute, die falschen Doktrinen nur durch die wahren bekämpft werden. Diese wahre Doktrin besteht aber, wenn wir den Redner recht verstanden haben, in den ewigen Gesetzen menschlicher Natur, die mit den unerschütterlichen Lehren des Christenthums in eine Einheit zusammenfallen, dieß ist die wahre Katholizität, der primitive Zustand, die eigentliche Orthodoxie. Wird diese einzige und allemige Wahrheit die Gelehrten wieder beseelen, so werden sie sich wieder, wie ehemals, eng mit dem wahren Priester verbinden, der Zwiespalt in der bürgerlichen Gesellschaft wird zerstäuben, wie ehemals treten Wissenschaft und Kirche enge verbunden auf, und die ewigen Reibungen werden aufhören, der Böse liegt zerschmettert vor den Füßen dieser erhabenen Katholizität. — In das Einzelne dieser tiefen philosophischen Untersuchung einzugehen, ist hier der Ort nicht, auch halten wir uns, wie wir oben bemerkten, nicht für fähig, diese tiefen, zum Theil ganz neuen Ideen durch einmaliges flüchtiges Anhören so aufzufassen, daß wir es vermöchten sie in einer organischen Entwicklung wiederzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. December 1826.

Gleicht nicht die Liebe
Dem weichen Kind, das oft gescholten, oft
Geschlagen, dennoch immer wiederkehrt,
Und, gutgeartet, denen die es kränkten,
Noch Blumen bringt, die weinend es gepflückt?

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Darf man wissen, sagte Josephe zutraulich und wie es Fröben schien, mit zitternder Stimme, darf man wissen, wer die Glücklichste ist, die —“

„Ach, sehen Sie, das ist gerade das Unglück, ich weiß ja nicht, wer sie ist, noch wo sie sich aufhält und liebe dennoch, ja Sie werden mich für einen zweyten Don Quixote halten, wenn ich gestehe, daß ich sie nur einige Mal flüchtig sah, mich nur noch einiger Partien ihres Gesichts erinnern kann, und dennoch in der Welt umherstreife, um sie zu finden, weil es mir zu Hause keine Ruhe läßt.“

„Sonderbar, bemerkte Josephe, indem sie ihn nachdenklich ansah; sonderbar; es ist wahr, ich kann mir einen solchen Fall denken, aber dennoch machen Sie eine seltene Ausnahme, lieber Fröben; denn wissen Sie denn, ob Sie geliebt werden? ob das Mädchen Ihnen treu ist, ob —

„Nichts weiß ich von diesem Allem, erwiederte er ernst und mit verschlossenem Gram, ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Wesen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie glücklich werde!“

Je seltener sonst der junge Mann über diese Gefühle sich aussprach, desto mächtiger kamen in diesem Augenblick alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden und eine Wehmuth über ihn, der er sich nicht gewachsen fühlte. Er stand schnell auf und ging aus der Laube dem Schlosse zu. Aber Josephe sah ihm mit Blicken voll unendlicher Liebe nach, Thräne um Thräne lößte sich aus den zuckenden Wimpern und erst als sie wie ein Quell auf ihre schöne Hand herabsanken, erweckten sie Josephe aus ihren Träumen. Und beschämt als hätte sie sich bey einer geheimen Schuld belauscht, erröthete sie und preßte ihr Tuch vor diese verrätherischen Augen.

Die Vorhersagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem lezten Tag der Woche waren auch die Maschinen der Dampfmühle fertig aufgestellt. Der Baron, so unmuthig er anfangs gewesen war, hatte in der Freude seines Herzens, als der erste Versuch glücklich gelungen war, den Alten und seine Gesellen reichlich beschenkt entlassen und auf Sonntag alle seine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feste seine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an diesem Tage war, so fröhlich und jovial er seine zahlreichen Gäste empfing, so entging es doch Fröbens beobachtenden Blicken nicht, daß er die arme Josephe mit hunderterley Aufträgen und Anordnungen plagte, und daß sie ihm nichts recht machen konnte. Bald sollte sie in der Küche seyn, um das Gesinde anzutreiben und selbst mitzuhelfen, bald besserte er dieß oder jenes an ihrem Putz, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn sie nicht schnell genug die Treppe herabflog, um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel so oder anders gestellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Re-

Digitized by Google

signation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug sie alle diese Unbilden. Sie war überall, sorgte für Alles und wußte sogar einen Augenblick zu finden, um den Gastfreund zu fragen, warum er gerade heute so trübe sey, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die Aufmerksamkeit der Hausfrau; die Männer priesen den Baron glücklich, einen solchen Schatz im Hause zu haben, und mehrere der ältern Damen sagten ihm unverholen ihre Bewunderung über die seltenen Talente für die Wirthschaft, über die Einsicht und Ordnung einer so jungen Frau. „Siehst du, flüsterte der Glückliche gegen Fröben, siehst du, was eine Zucht wie die meinige Wunder wirkt? Ich bin im Ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich ja nicht im Geheimen überall selbst nachhülfe, wie stünde es dann um die wirthschaftliche Ehre der Hausfrau; aber es macht sich, ich sagte es ja immer, es macht sich.“ Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein steigerten seine Laune immer höher, und es war endlich hohe Zeit die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarschaft erlaubten sich schon Scherze und Anspielungen, welche jedes zärtere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfmühle, man weihte sie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück und erstaunte auf's Neue über die geschmackvollen und doch so bequemen Anordnungen, welche Josephe indessen im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung schnell eine große geräumige Laube errichten zu lassen. Alle möglichen Erfrischungen erwarteten dort die Gäste, und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder. Der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eschen und Tannen aus seinem Wald zu der Laube verwendet, daß man seinen eigenen Plan — ein Zelt aus Brettern und Teppichen aufzuschlagen — nicht befolgt hatte. Er küßte seine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Ueberraschung.

Man setzte sich in bunten Reihen umher. Die Männer sprachen den alten Weinen des Hausherrn fleißig zu, und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Gesellschaft erfaßt. Man spielte witzige, geistreiche Spiele, und als die muthwillige Laune der Männer noch höher stieg, wurden sogar Pfänderspiele nicht verschmäht. So kam es, daß bey ihrer Auflösung auch Fröben sein Pfand mit einer Strafe lösen sollte, und Josephe, welcher die Bestimmung dieser Strafe aufgelegt war, befahl ihm, eine **wahre** Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beyfall, der Baron schlug vor Freuden über seine kluge Frau in die Hände, und als Fröben zauderte und sich besann, rief er: „Nun, soll ich etwas für dich erzählen aus deinem Leben? etwa die piquante Geschichte von dem Mädchen vom pont des arts.“

Fröben erröthete und sah ihn mißbilligend an; aber die Gesellschaft, die hier vielleicht ein lustiges Geheimniß ahnete, rief: „Die Geschichte von dem Mädchen, die Geschichte vom pont des arts,“ und vielleicht nur, um der Indiskretion seines Freundes zu entgehen, den der Wein schon etwas über die gewöhnlichen Gränzen hinausgerückt hatte, bequemte er sich, zu erzählen; der Baron aber versprach der Gesellschaft, sobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweichen würde, wolle er Noten zu der Geschichte geben, denn er sey selbst dabey gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Nachdem Island bebaut worden, finden wir mehrentheils Isländer als Skalden an den nordischen Höfen, deren alte Sitte, gerade diese Dichter bey sich zu haben, das Christenthum erst allmählig ändern konnte. Den ersten Isländischen Skalden in Schweden treffen wir bey Erich Siegreich (Seger säll) an. Nach dem Siege bey Fyrisvall über Styrbjörn stieg König Erich Siegreich auf den Upsaler Berg. Er frug, ob Niemand gegen eine Belohnung aus seiner eigenen Hand einen Gesang dichten könne. Thorwald Hjalteson trat vor, sang zwey Strophen ab, und empfing vom Könige einen goldenen Ring. Es wird angemerkt, daß er weder vorher noch nachher gedichtet habe; aber diese beyden in Gegenwart des Königs und des Heeres gedichteten und abgesungenen Strophen sind bis zu unserer Zeit aufbehalten worden [1]). Am Hofe Olof Skötkonungs finden wir vier Skalden, und eine Nachricht über einen poetischen Wettstreit vor dem Könige zwischen zwey von ihnen ist noch vorhanden [2]). Die Isländischen Dichter treten späterhin fast in einer ordentlichen Folge bey den Königen Amund Jakob, Inge Stenkilsson, Sver-

1) Styrbjörns Thattr. **Müller**, Saga. Bibl. III. 142. Von Thorwald Hjalteson ist in Landnáma, p. 217 die Rede.

2) Saga af Gunlaugi Omstungu ok Skald-Rafni. Havn. 1775. c. 9. Nachdem beyde ihre Gedichte vorgetragen hatten, wurde Rafn von Gunlaug der Vorwurf gemacht, daß er bloß ein kleineres Gedicht (Flock) über den König gemacht, als ob er eines größeren (Drapa) nicht werth sey. Kanut der Große in Dänemark nahm es so übel auf, daß der Isländer Thorarinn Loftunga einen kurzen und kleinen Gesang über ihn gedichtet hatte, daß er drohete, den Skalden tödten zu lassen, sofern er ihn nicht mit einem Gedichte von wenigstens dreyßig Strophen versöhnte. **Bartholin**. Ant. Dan. p. 107. nach der Hnytlinga Saga. Vergl. Heimskringla I. 712. Das größere Gedicht wurde verfertigt, Hufvudlösen (Lösegeld für den Kopf) genannt, und der Skalde erhielt fünfzig Mark Silbers Belohnung.

Digitized by Google

ker, Knut Erichson, Sverker Carlsson, Erich Knutson, Erich Erichsson, ja selbst bey mehreren schwedischen Jarls auf. Der lezte Isländische Skalde in Schweden war Sturle Thordson, ein Brudersohn von Snorre Sturleson, und zu seiner Zeit in der Isländischen wie Norwegischen Geschichte wohl bekannt. Er verfertigte ein Gedicht zu Ehren Birger Jarls [1]). Noch häufiger hielten sich Isländische Skalden bey Norwegischen Königen auf. Olof der Heilige, den der Eifer für das Christenthum von den mit heidnischen Bildern erfüllten Skaldegesängen scheint fern gehalten zu haben, weßwegen er auch zu dem Skalden Sighvat sagte: „daß er keine Lieder irgend einer Art hören wolle," räumte gleichwohl diesem Dichter einen ausgezeichneten Platz zwischen seinen Hofleuten ein, beehrte ihn mit seinem Vertrauen, gebrauchte ihn zu Gesandtschaften [2]) und konnte selbst den, dem nordischen Gemüthe so tief eingeprägten [3]) Wunsch nicht unterdrücken, durch die Gesänge in dem Gedächtnisse der Menschen fortzuleben. In seiner lezten Schlacht bey Stiklarstad, in der, weil Olof fiel, die Tapferkeit der ihm treu gebliebenen Norweger und die der Schweden, die in seine Dienste getreten waren, fruchtlos blieb, waren drey Dichter in dem Gefolge des Königs. Er rief sie zu sich in die Schildburg, die die Tapfersten und Muthigsten der Seinigen um ihn gebildet hatten, und sagte zu ihnen: „Hier müßt Ihr seyn, „um alles Merkwürdige, was hier vorfällt, zu sehen, da„mit Ihr dieserhalb der Nachrichten Anderer nicht be„dürft; denn Euch gebührt es, hiervon zu **erzählen** „und darüber zu dichten [1])." Die Verse, die vor dem Beginnen der Schlacht auf der Stelle gedichtet wurden, wurden sogleich vom Heere auswendig gelernt, und sind bis zu unseren Tagen aufbehalten worden [2]). Zwey von den Dichtern stürzten an der Seite des Königs zu Boden; der dritte sprach den Wunsch aus, ihn nicht zu überleben [3]). Dieses war Thormoder Kolbrunaskald, so genannt nach seinen Gedichten über ein schwarzgelocktes Mädchen auf Island. Tödtlich verwundet, dichtete er noch, ehe er den Pfeil [4]) aus seinem Herzen zog, Mehreres zu Ehren Olofs, und starb. Alle drey waren Isländer. Harald Hardrade war selbst Dichter [5]), und wußte die Verdienste der Skalden zu beurtheilen. „Ich sehe recht wohl, sagte er zu dem Isländer, Arnor Jarlaskald, der zwey Gedichte, eins über König Magnus den Guten, ein anderes über Harald selbst verfertigt, und in des Königs Gegenwart hergesprochen hatte [6]) — „ich sehe recht wohl den Unterschied „zwischen diesen Gedichten ein: diejenigen, welche das, „was von **mir** handelt, erlernen, werden es bald wieder „vergessen; aber das Gedicht über Magnus wird in dem „Gedächtnisse der Menschen leben, so lange die Nordlande werden bewohnt seyn [7])."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Halfdan. Einari l. c. p. 47. **Finn. Johannae** in Hist. Eccl. Isl. I. 210. Sturle Thordson ist der Verfasser der Sturlunga Saga, wenigstens des größten Theils derselben. Sie enthält die Geschichte Islands vom zwölften Jahrhunderte bis zur Mitte des dreyzehnten und der Geschichte seines eigenen Geschlechts.

2) Wie unter andern bey den Vermählungs- und Friedensunterhandlungen mit Schweden, wobey Sighvater zu Ragvald Jarl in Westgothland gesandt wurde. c. 92.

3) Rikdom dör
fränder dö
sjelf du dör desslikes.
Men ej **ryktet**
nånsin dör
hvem sig ett **godt** förvärfvat.
Rikdom dör
fränder dö
sjelf du dör desslikes
Ett jag vet
som aldrig dör:
Domen om hvar döden.

(Reichthum vergeht, die Freunde sterben, und auch du stirbst. Aber der **gute Ruf**, sofern man sich diesen erworben hat, stirbt nie.

Reichthum vergeht, die Freunde sterben, und auch du stirbst. Etwas aber kenne ich, welches nie stirbt, — es ist das **Urtheil** über den Todten.

---

1) Heimskringla. Olof d. Hel. Saga. c. 218.

2) Ebendaselbst.

3) Fostbraedra Saga. **Müller**, Saga-Bibl. I. 157.

4) Er blickte auf ihn und sagte: „Nicht hat der König uns genährt, da das Fett noch an meinem Herzen sitzt." Heimskr. Olof. d. H. S. c. 247.

5) Am berühmtesten sind seine sogenannte Gammanvisor (Gammanlieder). Heimskr. Harald Hardr. Saga. c. 15. Er besingt darin nicht blos seine eignen Thaten, sondern schüttet auch seine Klagen über die ihm von seiner russischen Geliebten widerfahrene Verachtung aus. Sie haben in der That poetischen Werth. Die erste Strophe findet man, jedoch unrichtig übersezt, in Heimskringla Ed. Peringsk. a. a. O. Die überhaupt noch vorhanden sind, findet man bey **Bartholin**. Ant. Dan. p. 155 ff.

6) Quäda (Dichter), das Wort, womit ein solcher Vortrag bezeichnet wurde, bedeutet sowohl **singen** wie **reden**. Wahrscheinlich wurden die Gedichte mit einer Art singender Deklamation hergesprochen.

7) Fünf Strophen haben sich in der That davon noch erhalten. **Torfaeus**, Hist. Norv. P. III. L. 4. c. 13.

Der Immerglückliche.

Nenne mich nicht unglücklich. Ich kann unglücklich nicht werden,
Träf' auch härter der Schlag. Glücklich ist immer der Christ.

Digitized by Google

Der Reichste und der Glücklichste.

Wer ist unter den Reichen der Reichste? „Der hat, was ihm noth thut!"
Und der Glücklichste? „Der, welchem, was noth thut, genügt!"

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Nov.

(Fortsezung.)

Ich schreite nunmehr zu unserm Bühnenwesen. Seit meinem lezten Bericht sahen wir Neuigkeiten: Die Malteser, Drama in fünf Akten, von Gebe (Manuscript). Der Gehalt des Stücks ist folgender: Des Maltheser Ordens Großmeister La Valette, soll vom türkischen Kaiser Soliman dem Großen auf Maltha angegriffen werden. Der Großadmiral des Ordens Romegas verlangt für den spanischen Ritter Montaldo, welcher indessen ein verkappter Türke ist, die Aufnahme in den Orden, welche anfänglich verweigert, später aber durch Stimmenmehrheit des Ordenskapitels zugestanden wird. Dieser Montalto, ein türkischer Spion und Verräther, steht nun zum Verderben des Ordens im Bunde mit Helena, der Tochter eines ehemaligen griechischen Fürsten auf der Insel Lesbos, welcher einst vom Großadmiral des Ordens, Romegas, getödtet worden war. Beyde, Montalto und Helena, haben sich nun zur Rache gegen den Orden verbunden, und leztere soll Montalto zur Ausführung derselben behülflich seyn; weibliches Mitleid und Zartgefühl läßt sie indessen Montaltos abscheulichen Plan, die ihrer Sorge anvertrauten Kranken des Ordens mit Gift aus dem Wege zu räumen, verwerfen. So zieht sich die Handlung höchst langweilig in großer Gedehntheit durch die ersten Akte. Indessen wird Malta von den Türken angegriffen, und das Kastell St. Elmo, als der Hauptvertheidigungspunkt, auf ausdrücklichen Befehl des Großmeisters von den dazu befehligten Rittern auf's Aeußerste vertheidigt; obwohl diese deßfalls unzufrieden sind, so wird doch durch La Valettes Energie die Vertheidigung nicht aufgegeben. Während dessen ist Montalto nicht müssig gewesen, den Plan seiner Rache weiter zu verfolgen, und will nun den Großmeister sammt allen Rittern durch eine angelegte Pulvermine in die Luft sprengen; wirklich legt er auch schon die Lunte an, und eilt dann hinweg, da fliegt Helena, welche darum weiß, nach der verhängnißvollen Grotte, reißt die brennende Lunte vom Pulver und rettet den Orden. Das Motiv ist Liebe für den Maltheser Scipio, welcher gleichfalls unter den zum Todesopfer Erwählten sich befindet. Montalto sucht nun Meuterey und Aufwieglung im Orden selbst zu stiften. Zu dem Ende schmeichelt er dem Ehrgeize des Großadmirals Romegas, der, neidisch auf La Valette, um die Großmeisterwürde buhlt. Die fortgesezte Vertheidigung des Kastells, welche troz des Murrens und der Unzufriedenheit der Ritter, von dem Großmeister befohlen wird, gibt Montalto den Vorwand, an der Spize von fünfzig Ordensrittern als Rebell aufzutreten, um den Großmeister zur Abdankung zu vermögen. Dieser weigert sich standhaft, und Montalto will eben mit dem Schwerte auf ihn eindringen, verräth sich aber als eingeschlichener Wolf durch den Ausruf: Beym Allah, und springt dann, um sich vor der Rache der Ritter zu retten, zum Fenster hinaus. Wir folgen ihm, der mit heiler Haut davon gekommen, damit er dem auf die Großmeisterschaft lauernden Romegas sich in seiner wahren Gestalt zeigen, und ihm unter Fluch und Verwünschung eröffnen kann, daß er ein Türke und ein geschworner Feind des Ordens sey; Romegas ist wie aus der Wolke gefallen, kämpft nun mit dem Heiden, wird aber von ihm überwältigt, und macht sich voll Reue und Scham heftige Vorwürfe wegen seiner Verblendung und seines Ungehorsams gegen den Großmeister. Durch glänzende Waffenthaten im Fortgange des Gefechts gegen die Türken, macht er indessen seine Schande wieder gut, wird nachher sammt den übrigen rebellischen Rittern vom Orden begnadigt, und stirbt endlich bey St. Elmo den Heldentod. Endlich, nachdem der vierte Akt die Geduld der Zuhörer nicht wenig geprüft hat, naht die Auflösung des Knotens: Montalto, nachdem er zum Fenster hinausgesprungen, und den Großadmiral Romegas niedergekämpft, war zu dem Belagerungsheer der Türken übergegangen, und drängte mit der türkischen Heeresmacht sehr hart das Kastell St. Elmo, welches endlich von seinen Vertheidigern verlassen wird. Montalto betrachtet mit Hohn das erbeutete Ordenspanier, da erscheint mit einem Male Helena, sticht Montalto nieder, entreißt ihm die Ordensfahne, eilt damit auf die Zinne des Kastells, und pflanzt sie daselbst als Signal für die zu Hülfe und Entsaz herbeyeilende sicilische Flotte auf, wird aber von einem türkischen Pfeile tödtlich getroffen. Nachdem nun die Türken wahrscheinlich fortgejagt, so erscheint der Großmeister mit den Rittern, die sterbende Helena wird vom Kastell herab in ihre Mitte getragen, und bietet ihre lezten Kräfte auf, als eine zweyte Kassandra die Morgenröthe einer schönen Zukunft für Griechenland prophetisch zu verkünden, nach welchem sie dann ihren Geist aufgibt. Zum Andenken beschließt der Großmeister, auf dieser Stelle eine Stadt zu bauen, und auf Anfrage bey den Ordensrittern, wie solche genannt werden soll, beschließt der einstimmige Ausruf; la Valette! Dieses Drama, das die Geduld des Publikums über drey Stunden erprobte, und die gespannte Erwartung durchaus unbefriedigt ließ.

Weitere Neuigkeiten waren: Erste Liebeleyen und erste Liebe in einem Akt, aus dem Französischen, von Hell, und der Schwiegersohn kommt, nach Scribe, gleichfalls in einem Aufzuge. Ersteres gefiel bey aller Unwahrscheinlichkeit der Handlung, vorzüglich durch Vespermanns, Urbans und Hölkens gelungenes Spiel, wobey noch eine Anfängerin, Dem. Cramer, Tochter unserer geschäzten Schauspielerin, Mad. Cramer, mit Glück ihren ersten Versuch wagte. Die Anlage und Ausführung des zweyten Stückchens ist überaus seicht und uninteressant, es konnte darum, da auch die Darstellung sehr mangelhaft war, kein Gefallen finden. Vielen Beyfall hingegen fand die neue Liederposse: Die Wiener in Berlin, doch wohl allein nur durch unsere zwey großen Sängerinnen Vespermann und Sigl, welche die darin vorkommenden Lieder, um derentwillen das Ganze (überaus leicht und lose) zusammengefügt ist, mit hoher Virtuosität vortrugen. Auch die Herren Bayer, Fries und Schimon wirkten sehr vortheilhaft zum Gelingen des Ganzen, wenn auch der Wiener und Berliner Jargon, der hier bedingt ist, nicht immer gelingen wollte. Noch muß ich einer interessanten neuen Bühnenerscheinung erwähnen: Kaiser Ludwig der Bayer, von Uhland, eines von den fünf-und-dreyßig im Jahre 1818 zur Eröffnung unseres neuen Schauspielhauses eingesandten Preisstücken. Dieses Schauspiel ist allerdings ein kräftiges historisches Gemälde, das seinem geistreichen Verfasser alle Ehre bringt, allein für die theatralische Verstellung enthält es bey ganz vorzüglicher Schönheit manches Verfehlte und Ungeeignete. Bey allen diesen Gebrechen aber halten wir, wie gesagt, dieses Schauspiel doch wegen seiner trefflichen Anlagen und Charakterzeichnungen für ein vorzügliches historisches Gemälde, und begreifen nicht, warum es nicht als Preisstück gekrönt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. December 1826.

Und bey der Töne Schwellen hob die Seel' empor
Vom niedern Thal der Erde sich gen Walaskialf.
Und das Gefühl des Hasses und der Rache schmolz
Dahin, wie Eises Panzer von der Klippe schmilzt
Beym Frühlings-Sonnenschein; ein Meer des Friedens goß
Ein still Entzücken mild sich durch die Heldenbrust.

A. v. Helwig.

Die Isländer.

(Fortsetzung).

Nachdem ein Skaldegedicht öffentlich vorgetragen war, ward es von einigen der Anwesenden auswendig gelernt, und es gibt Beyspiele, daß ein König einem Skalden die Belohnung verweigerte, sofern er nicht so lange verweilen würde, bis die Hofleute den zur Ehre des Königs gedichteten Gesang erlernen könnten [1]). Ein durch Buchstabenreim stark betonter, schlagender und gleichsam kriegerischer Rhythmus, eine eigene poetische, manche in der Prosa ungebräuchliche Worte enthaltende Sprache, häufige Hindeutungen auf die Mythen, mit den derbsten Ausmalungen und Bildern bezeichnen diese alte nordische Skaldekunst, und wenn sie, dem Wesentlichen nach heidnisch, mit dem Verschwinden dieses Glaubens, wodurch sie das eigentliche Leben erhielt, schon mehr gekünstelt ward, so deutet gleichwohl eben dieses Ausarten auf eine vom Anfange an bestimmte Form hin, die damit so zusammengewachsen war, daß sie davon nicht mehr getrennt werden konnte.

Aber auch das prosaische Erzählen mußte auf eine gewisse Art zur Kunst erhoben werden, und die mündliche Ueberlieferung dadurch eine so geregelte Ausbildung erhalten, daß sie späterhin weniger ausgearbeitet, als eigentlich völlig vollendet in die Schrift übergetragen wurde. — Ein junger Isländer, Thorstein Frode, hatte sich am Hofe des Norwegischen Königs Harald Hardrade als einen geschickten Erzähler gemeldet, und wurde unter der Bedingung angenommen, seine Kunst, so oft der König es befehle, zu zeigen. Nachdem er nun oft auf diese Weise den König und den Hof ergözt hatte, fing er gegen die Weihnachten an, still und betrübt zu werden, und wollte zugleich die Ursache hiervon nicht angeben. Der König vermuthete, daß sein Geschichtsvorrath wohl ein Ende haben möchte, und brachte auf seine genauere Erkundigung so viel heraus, daß der Erzähler nur noch eine Sage übrig habe, die er jedoch, ungewiß, ob er sie recht aufgefaßt, zu erzählen sich fürchtete: sie handelte von des Königs eigenen Thaten in fernen Landen. Jedoch von Harald selbst dazu aufgefordert, erzählte er sie während der Weihnachten, und zwar ziemlich zur Zufriedenheit des Königs. Man frug ihn, wo er dieses Alles erfahren habe, und er antwortete, er habe fast jährlich das Allting oder die Nationalversammlung der Isländer besucht; dort habe er mehrere Jahre lang verschiedene Theile dieser Sage gehört, bis er sie ganz und gar aufgefaßt; der Erzähler sey Haldor, ein anderer Isländer [1]), gewesen, der Harald auf

1) Dieß geschah bey dem Könige Harald Godwinsson am englischen Hofe; der ebenfalls vom Isländischen Skalden besucht ward. Snegle – Halls Thatr. bey Müller, Saga Bibl. III. 349.

1) Ueber diesen Haldor Snorreson, von dem in Heimskringla Harald Hardr. Sag. c. 9. 37. die Rede ist, findet sich eine eigene Isländische Erzählung. Müller, Saga Bibl. T. III. 330. Zwey Isländer werden genannt, die Harald auf diesen Zügen begleiteten.

Digitized by Google

allen seinen Zügen nach Rußland, Griechenland, Afrika, Sizilien, Palästina gefolgt sey, und obgleich er am Ende in Unfreundschaft sich von ihm getrennt, doch nach seiner Rückkehr auf die Insel vor den Isländern die ruhmvollen Thaten des Königs gefeyert habe [1]). Auch die Abgeschiedenen, glaubte man, seyen nicht gefühllos gegen die Fürsorge der Lebenden für ihr Andenken. Ein Kaufmann erzählte, während er nach den Norwegischen Küsten segelte, seinen Begleitern die Sage über einen König Vatnar, dessen Grabhügel man am Strande erblickte, und sagte, daß dieser sich einen großen Namen erworben habe. Als er späterhin bey Vatnars Hügel schlief, träumte ihm, daß der König zu ihm komme und sage: „Du hast meine „Sage erzählt, ich will dich dafür mit allen dem Reich„thum belohnen, der sich in meinem Hügel findet [2]).“ So war das Erzählen ein öffentliches Vergnügen, am Hofe wie in den Volksversammlungen, und Stoff bot sowohl die Vorzeit wie die Gegenwart dar. Auf diese Weise scheinen in den allgemeinen und einzelnen Zusammenkünften die Sagen über die vornehmsten Isländischen Geschlechter, scheinen die Sagen über die Könige der nordischen Reiche, und vor Allem Norwegens ihre Entstehung erhalten zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) Torfaeus, Hist. Norv. P. III. L. V. c. 11. Müller a. a. O. I. 347.

2) Landnáma p. 386. An derselben Stelle kommt eine ähnliche Erzählung von den Söhnen dieses Königs Vatnar, deren Hügel man in Halland sah, vor. Mehrere Züge zeigen diesen Glauben in der allgemeinen Denkweise. Ein Hirte lag am Grabhügel Thorleif Jarlaskalds und versuchte, unkundig in der Skaldenkunst, vergebens, ein Gedicht über den Todten zu Stande zu bringen. Endlich träumte ihm, daß ein großer Mann aus dem Hügel trete, und ihm durch einen Gesang die Gabe der Dichtkunst verleihe. Der Hirt machte später ein Lobgedicht auf den Hügelbewohner (osti ridam losquoedi, um haugbuann) und wurde ein berühmter Skalde. Bartholin, Ant. Dan. p. 186, nach Thorleif Jarlaskalds Saga. Vergl. Saga Bibl.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, hub Fröben an, ob der Gesellschaft bekannt ist, daß ich vor mehreren Jahren mit unserm Faldner reis'te, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zusammen lebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten so ziemlich gemeinschaftliche Studien, besuchten dieselben Zirkel, machten gegenseitig unsere früheren Bekannte mit dem Freunde bekannt, und lebten auf diese Weise beynahe unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinschaftlichen Freund, den eben so liebenswürdigen als gelehrten Doktor M., einen Landsmann, der in der rue tarant wohnte, die bekanntlich in die rue St. dominique führt und auf dem rechten Ufer der Seine liegt. Unser gewöhnlicher Abendspaziergang war durch die Champs elysées über die schöne Brücke in's Marsfeld, und von da durch fauxbourg St. Germain in die Wohnung unseres Freundes, wo wir oft noch bis tief in die Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir gesehen, von allem Möglichen plauderten. Wir wohnten, um dieß noch hinzuzusetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der rue tarant, und wählten zum Rückweg gewöhnlich den pont des arts, um das Louvre zu durchschneiden und uns einen Umweg durch die Seitenstraßen zu ersparen. Eines Abends, es mochte nach eilf Uhr seyn, es hatte geregnet, und der Wind wehte, besonders in der Nähe des Flusses, sehr kalt und schneidend, gingen wir auch vom Quai Malaquais über den pont des arts dem Louvre zu. Der pont des arts ist nur für Fußgänger zugänglich, und so kam es, daß um diese Zeit nicht mehr viel Leben um und an der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel fester um uns ziehend, stillschweigend über die Brücke; schon wollte ich die Brückenstufen auf der andern Seite hinabeilen, als ein überraschender Anblick mich festhielt.

An die Brücke gelehnt stand eine schlanke, ziemlich hohe weibliche Gestalt. Ein schwarzes Hütchen war tief in's Gesicht geknüpft und zum Ueberfluß noch mit einem grünen Schleyer versehen; ein schwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Wind, der die Gewänder in diesem Augenblick fester anschmiegte, verrieth eine ungemein zarte jugendliche Taille; aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt, vor ihr aber stand ein kleines Laternchen, dessen Licht unruhig flackerte, sein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends so sehr als in jener Stadt das tiefste Elend neben dem höchsten Glanz und Wohlleben, aber dennoch sieht man verhältnißmäßig wenige Bettler. Sie drängen sich selten unverschämt herzu und nie wird man sehen, daß sie dem Fremden nachlaufen, ihm mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde sitzen oder knieen an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor sich hinhaltend, und überlassen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will. Am schauerlichsten, wenigstens für mein Gefühl, waren immer jene verschämten Bettler, die Nachts mit verhülltem Haupt, eine brennende Kerze vor sich, regungslos, fast schon wie verstorben in einer Ecke stehen; viele meiner Bekannten in Paris hatten mich versichert, daß man darauf rechnen könne, daß dieß meistens Leute aus bessern Ständen seyen, die durch Unglück so tief herabgekommen sind, daß sie entweder Arbeit suchen müssen, oder sind sie zu verschämt, vielleicht zu schwach für Brod zu arbeiten, diesen lezten Ausweg ergreifen, ehe sie, wie so viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergessenheit übergeben.

Von dieser Klasse der Bettelnden war die weibliche Gestalt auf dem pont des arts, deren Anblick mich unwider-

Digitized by Google

ftehlich fesselte. Ich sah sie näher an: ihre Glieder schienen vor Frost noch heftiger zu zittern als das Flämmchen in der Laterne, aber sie schwieg und ließ ihr Elend und den kalten Nachtwind für sich reden. Ich suchte in der Tasche nach kleinem Gelde, aber es wollten sich keine Sous, sogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmuthig, durch mein Zögern der schneidenden Kälte ausgesetzt zu seyn, rief er mir in unserer Sprache zu: „So laß doch das Bettelvolk und spute dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert!“ — „Nur ein Paar Sous, Bester!“ bat ich; aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen.

Da rief die Verhüllte mit zitternder, aber wohltönender Stimme und zu unserer Verwunderung auf gut Deutsch: „O meine Herren! seyn Sie barmherzig!“ Diese Stimme, diese Worte und unsere Sprache hatten etwas so Rührendes für mich, daß ich ihn nochmal um einige Münze bat; er lachte. „Nun wohlan, da hast du ein Paar Franks, sagte er, versuche dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zugwind eilen.“ Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in diesem Augenblick verlegen, was ich thun sollte; sie mußte ja gehört haben, was Faldner sagte, und beleidigen kann ich am wenigsten einen Unglücklichen. Ich trat unschlüssig näher. „Mein Kind, sagte ich, Sie haben hier einen schlechten Standpunkt gewählt hier werden heute Abend nicht mehr viele Menschen vorübergehen.“ Sie antwortete nicht gleich; „wenn nur, flüsterte sie nach einer Weile kaum hörbar, diese Wenigen Gefühl für Unglück haben.“ Diese Antwort überraschte mich, sie war so ungesucht und doch so treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit sie jene Worte gesagt, verriethen Bildung. „Wir sind Landsleute, fuhr ich fort, darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir sagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als so im Vorübergehen zu geschehen pflegt?“ — „Wir sind sehr arm, antwortete sie, wie mir schien, etwas muthiger, und meine Mutter ist krank und ohne Hülfe.“ — „Ohne weitere Ueberlegung, nur von dem unbestimmten Gefühl, daß mich das Mädchen sehr anzog, getrieben, sagte ich: „Führen Sie mich zu ihr.“ Sie schwieg, der Vorschlag schien sie zu überraschen. „Halten Sie dieß für nichts anders, fuhr ich fort, als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann.“ — „So kommen Sie, erwiederte die Verschleierte,“ hob ihr Laternchen auf, löschte es aus und verbarg es sammt dem Teller unter den Mantel. —

„Wie?“ rief der Baron laut lachend, als Fröben schwieg, „weiter willst du nicht erzählen? willst es auch wieder machen, wie du mir es schon damals machtest? Nämlich bis hieher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner historischer Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich stand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariterscene unter dem Portal des Palais und sah ihm zu: ob der Dialog wirklich so vor sich gegangen, weiß ich nicht, denn der starke Wind verwehte die Worte; aber ich sah wie die Dame ihr Lämpchen auslöschte, und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bey seinem galanten Abentheuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, sah er weder eine kranke Mama noch dergleichen, sondern die Dame vom pont des arts hatte das alte Sprenenlied nur auf andere Weise gesungen.“

Er belachte seinen eigenen Witz, und die Männer stimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber sahen vor sich nieder, und Josephe schien mit den Worten ihres Gatten so unzufrieden als mit der sonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn, bleich wie der Tod, hielt sie ihre Tasse zitternd in den Händen, daß sie klirrte, und sandte dem jungen Mann nur einen Blick zu, für den er in diesem Augenblick keine andere, als eine tief beschämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar, sprach er mit starker Stimme, das Gelächter der Männer unterbrechend, mein Pfand gelöst zu haben, aber mein eigener Vortheil will, daß ich eine Deutung dieses Vorfalls nicht zulasse, die mein Freund ihm unterzulegen scheint; Sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bey meinem Leben, setzte er hinzu, indem er erröthete und sein Auge höher leuchtete, ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen.“

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich schweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit sie zu beobachten. Ihre Gestalt, so weit sie der Mantel sehen ließ, ihre ganze Haltung, besonders aber ihre Stimme, war sehr jugendlich. Ihr Gang schnell, aber leicht und schwebend. Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog sie nach der rue mazarine ein. „Ist Ihre Mutter schon lange krank?“ fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und versuchte, durch den Schleyer etwas von ihren Zügen zu erspähen.“ — „Seit zwey Jahren, antwortete sie seufzend, aber seit acht Tagen ist sie recht elend geworden.“ — „Waren Sie schon öfter an jenem Ort?“ — „Wo? fragte sie, auf der Brücke? diesen Abend zum ersten Mal,“ erwiederte sie. „Dann haben Sie sich keinen guten Platz gesucht, andere Passagen sind frequenter.“ Doch schon indem ich dieß sagte, bereute ich es gesagt zu haben, denn es mußte sie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüsterte sie: „Ach ich bin ja hier so unbekannt und — ich schämte mich, so in's Gedränge zu geben!“

Wie gränzenlos mußte das Elend seyn, das dieses Ge-

Digitized by Google

schöpf zwang zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich gestehe es, einige Mal solche Gedanken kommen, wie sie Faldner hatte, aber immer verschwanden sie wieder, weil sie widersinnig, unnatürlich waren; wenn sie zu jener verworfenen Klasse von Mädchen gehörte, warum sollte sie sich verhüllt an einen einsamen Ort stellen? Warum geflissentlich eine Gestalt verbergen, die, so viel die Umrisse flüchtig zeigten, gewiß zu den schöneren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Elend und jene zarte Verschämtheit vor unverschuldeter Armuth da, die das Unglück so unbeschreiblich rührend macht.

„Hat Ihre Mutter einen Arzt?“ fragte ich wieder nach einiger Weile. „Sie hatte einen; aber als wir keine Arzney mehr kaufen konnten, wollte er sie in's Spital des incurables bringen lassen, und — das konnte ich nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter in's Spital!“ Wie viel tiefer Schmerz lag in den lezten Worten dieses Mädchens!

Sie weinte, sie führte ihr Tuch unter dem Schleyer an's Auge, und Laterne und Teller, die sie in der andern Hand trug, verhinderten sie, den Mantel zusammen zu halten; der Wind wehte ihn weit auseinander, und ich sah, daß ich mich nicht betrogen hatte; sie war von feiner, schlanker Taille; sie trug ein einfaches, aber so viel mein flüchtiger Blick bemerkte, sehr reinliches Kleid. Sie haschte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder umzulegen, fühlte ich ihre weiche, zarte Hand.

Wir waren schon durch die Straßen Mazarin, St. Germain, de l'école de medecine und von dort durch einige kleine Seitenstraßen gegangen, als sie auf einmal stehen blieb und klagte, sie habe den Weg verfehlt. Ich fragte sie, in welcher Gegend sie wohne und sie gab St. Severin an. Ich war in Verlegenheit, denn diese Straße wußte ich selbst nicht zu finden. Machte es Angst oder Kälte, ich sah sie heftiger zittern. Ich sah mich um; ich bemerkte noch Licht in einem Souterrain, wo Eau de vie verkauft wurde, ich bat sie zu warten, stieg hinab und erkundigte mich. Man wies mich zurecht und ich glaubte mich hinfinden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Ende Nov.

(Beschluß.)

Das Trauerspiel Clemence Isaure, von Pannasch, das mißfällig aufgenommen wurde, ist im Morgenblatte bereits genügend abgehandelt worden.

Schüchtern und dreist, nach dem Französischen, von Kurländer, ein leichtgeschürztes Intriguenspiel, aus der gewandten Feder eines französischen Schnelldichters, ward bey fleißiger Darstellung gerne gesehen, wie man dergleichen Tändeleyen wohl einmal ansehen mag. Der Krieg mit dem Onkel, Posse in vier Akten, ohne Angabe des Verfassers, ward im kleinen Hoftheater meisterhaft dargestellt, und Lachen und Applaus wollten kein Ende nehmen. Wespermann, der große Charakteristiker, und unser trefflicher Urban als Onkel und Neffe hatten Gelegenheit sich in ihrem ergötzlichsten Humor zu zeigen, und würden auch ein Pariser Publikum entzückt haben. Die Idee des Stückes, daß ein narrenhafter Onkel von einem verschmizten Neffen betrogen wird, ist allerdings sehr abgedroschen, aber sie ist hier durch vier Akte sehr geschickt, ja geistreich durchgeführt, und bewährt einen versuchten und gewandten Verfasser. Einige Zweydeutigkeiten oder Nicht-Zweydeutigkeiten hätten füglich wegbleiben können, doch wer wird auch gar so delikat seyn!

Von Gästen sahen wir in der Zwischenzeit: Sie, kurz, die Gesangkönigin, ich brauche nicht erst zu sagen die Catalani. Wenn wir auch nicht galant genug sind zu behaupten, daß die acht Jahre, in denen wir die große Sängerin gesehen, machtlos über sie weggeschritten sind, so haben wir doch die Ueberzeugung, daß ihre Stimme an Kraft, Stärke und Fülle durchaus nichts, an Wohlklang aber vielleicht etwas weniges verloren hat. Dagegen dünkt uns, ihr Vortrag habe an Gefühl auffallend gewonnen. Welch ein wollüstiges mezzavoce, welche Geläufigkeit in den Läufen und Oktavsprüngen, welche erstaunliche Sicherheit in allen Verzierungen, und welch ein Triller! Mad. Catalani gab im großen Hoftheater zwey Konzerte, mit doppeltem Eintrittspreise, und bey vollem Hause. Im ersten, das an 3000 fl. eintrug, entzückte uns vor Allem die Arie: Elena tu mi chiami! die sie mit allem Zauber des modernen Geschmacks und mit ungemeinem Gefühl vortrug, während wir in einer Scene von Zingarelli die vortreffliche ältere Schule und den grandiosen Vortrag der alten Kastraten bewunderten. Alles hinreißend aber durch die kolossale Kraft ihres Vortrags war das god save de king, wo sie in der Schlußkadenz mit einem pompösen, vollen, das ganze Haus erfüllenden Triller die ganze Macht und Herrlichkeit ihrer Stimme zeigt. — Im zweyten Konzert, dessen vollen Ertrag die großmüthige Frau den hiesigen Armen bestimmte, bewunderten wir ihren Vortrag des „gratias agimus,“ ein Musikstück in großartigem Kirchenstyl, und den Bolleros von Sermiento, der uns aber von Seiten des Orchesters nicht ganz richtig aufgefaßt schien. Das Beginnen der großen bekannten Arie von Portogallo: „io son Regina,“ brachte in Beziehung auf die Sängerin einen stürmischen Beyfall hervor, und einige Zuhörer schrieen, alle aber dachten: sie ist's und keine jezt lebende wird ihr das Diadem entreissen.

Ein anderer Gast war Herr Fereol Massaz aus Paris, ein tüchtiger, gediegener Violinist aus der ältern französischen Schule. Hr. Massaz gefällt sich in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und will seinem Instrumente nur Bravour ablocken. Die schweren Passagen in den hohen Tönen klingen zischend, und sind in concerto eroico an unrechter Stelle. Sein Adagio auf einer Saite, der g Saite, muß zwar bewundert werden, klingt aber unangenehm. Im Museumsaale hörten wir ein Konzert von Fräulein Krings, die unlängst aus Paris zurückgekehrt, wo der berühmte Nadermann ihre Studien geleitet hatte. Die liebenswürdige Künstlerin entwickelte ein schönes, reiches Talent im Harfenspiel.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 98., Intelligenzbl. Nr. 51. und Monatsregister November.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. December 1826.

Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Schiller.

Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen
Christian von Dänemark
ehrfurchtsvoll gewidmet von
Fr. Brun, geb. Münter.

Baggesen *).

Er ist dahin, der Sänger hoher Lieder,
  Gesenket der Gedanken Adlerflug!
Es schwebt nicht mehr das strahlende Gefieder,
  Das uns empor in Aetherfernen trug!

Es schlägt nicht mehr das zarteste der Herzen,
  Gebrochen ach, durch bittres Seelenweh!
Die Zither tönt nicht mehr von leichten Scherzen,
  Sanft wechselnd mit des strengen Denkens Höh'!

Mein Fürst! sein Freund, sanft wirst Du mit mir trauren,
  Daß Daniens klangvollste Harfe schweigt!
Nicht mehr bewegt, oft voll von stillem Schauren
  Dein Kennerohr sich den Akkorden neigt:

Die brausend bald wie sturmbewegte Wellen,
  So uferlos in dunkle Fernen fliehn,
Bald zwischen Blumenküsten reizend schwellen,
  Und Herz und Geist und Seele mit sich ziehn!

In Freud' und Leid dem Freunde gleich gewogen,
  Im frohen wie im herbesten Geschick —
Als Unheils Wolken donnernd ihn umzogen,
  Warst Du ihm Ruh, ihm Labung, Heil und Glück!

Einst hier auf öder freudenleerer Heide,
  Wo der Gedankenstrom in Sand zerrann,
Entsprudelt ihm der volle Born der Freude,
  Ein duft'ger Springquell, perlend himmelan *)!

Da blühten wir in froher Jugendfülle **),
  In reiner Freundschaft seligstem Erguß!
Ach stiller wird es um mich, stille — stille!
  Nur in Erinn'rung such' ich Vollgenuß!

O schlummre süß, auf junger Engel Flügeln
  Sanft eingewiegt, Du mein Immanuel ***)!
Erwach' auf ros'umblühten Myrthenhügeln,
  Doch nicht an des Vergessens dunkelm Quell!

Nein! wo vom Thron des Wahrheitsstromes Welle
  Sich unter Palmen ätherreich ergießt;
Da lösch' den nie gestillten Durst am Quelle,
  Der, mehr Du schöpfest, desto voller fließt.

---

*) Zu spät erst nach dem Abdrucke dieses Gedichtes erfuhr die Verfasserin, daß Baggesen nicht in Hamburg starb, wo er beygesezt ward, sondern durch die kindliche Sorgfalt seines Sohnes nach **Kiel** gebracht wurde, wo er einst gern lebte und wahre Freunde fand; und wo er neben dem Weibe seiner Jugend, und nahe seinem Freunde, Carl Leonhard Reinhold ruht.

*) Dieses Gedicht ward auf der Lüneburger Heide geschrieben, welche ich im Jahre 89 mit dem verklärten Freunde durchreiste. Sein unnachahmliches **Labyrinth** war zum Theil Ausbeute dieser Stunden.

**) Die Verfasserin war seit ihrem vierundzwanzigsten Jahre Freundin des nur einige Jahre mehr älteren Dichters.

***) So hatte, wie bekannt, **Baggesen** sich selbst aus Enthusiasmus, nach dem tiefen Denker **Immanuel Kant** genannt.

O du sein Volk! Sein leztes banges Sehnen,
War in der Muttererde Schooß zu ruhn *)!
Es brach sein Aug' in diesen Wehmuthsthränen;
Ach, in der Fremdlingserde ruht er nun!

So lange Daniens Sprache lieblich tönet
Im Minnelied und leicht gewohnen Scherz,
So lang Sein Heilig durch die Himmel tönet **),
Lebt Baggesen in seines Volkes Herz!

Drum brecht Zypressen, brecht des Lorbeers Aeste,
Wall't zu der Stadt, in der sein Herz ihm brach;
Führt heim des hohen Dichters heil'ge Reste,
Hall't Klagetöne, hall't dem Zuge nach!

Zieht ihm entgegen, holde Jungfrau'n-Chöre,
Die feyernd oft im süßen Lied er sang,
Dem Sohn der Unschuldgrazie zur Ehre,
Ertöne sanft der süßen Stimmen Klang!

Dann ruhe still, benezt von unsern Zähren,
Du, unsers hehren Sängers heil'ger Staub!
Nicht Frühlingskränze soll dein Grab entbehren,
Nicht das geweihte immergrüne Laub!

*) Von Marienbad in Böhmen, wo er schon zwischen Tod und Leben schwankte, kam er sterbend in Hamburg an, und verschied — an der Schwelle des Vaterlandes.

**) Sein Heilig, Heilig, Heilig, aus seinem unsterblichen Oratorium: Christi Tod.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Als ich herauf kam, hörte ich in der Nähe laut reden, ich sah beym schwachen Schein einer Laterne, wie sich das Mädchen heftig gegen zwey Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; sie lachten, sie sprachen ihr zu, ich ahnete, was vorging, sprang herzu und riß dem einen die Hand weg, die er gefaßt hatte; sprachlos, weinend klammerte sie sich fest an meinen Arm.

„Meine Herren, sagte ich, Sie sehen, daß Sie hier im Irrthum sind, Sie werden im Augenblick den Mantel von Mademoiselle loslassen!"

„Ah, Verzeihung mein Herr! erwiederte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte; ich sehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiselle!" und lachend zogen sie weiter.

Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, sie hielt noch immer meinen Arm fest, sie war nahe daran niederzusinken.

„Nur Muth! sagte ich zu ihr, St. Severin ist nicht mehr fern, Sie werden bald zu Hause seyn." Sie antwortete nicht, sie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beschreibung St. Severin seyn mußte, blieb sie wieder stehen. „Nein, Sie dürfen nicht mit mir gehen, mein Herr, sagte sie, es darf nicht seyn."

— „Aber warum denn nicht, da Sie mich so weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine schlechten Absichten zu!" — Ich hatte bey diesen Worten, ohne es zu wissen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; sie entzog sie mir hastig und sagte: „Vergeben Sie, daß ich die Unschicklichkeit beging, Sie so weit mitzuführen; bitte, verlassen Sie mich jezt!" Ich fühlte, daß der Auftritt vorhin sie tief verlezt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich selbst Mißtrauen einflößte, und eben dieß rührte mich unbeschreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig diese kleine Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück und ich gab ihr das wenige Gold, das ich bey mir trug.

Ihre Hand zuckte als sie es nahm; sie schien es für Silber zu halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.

„Noch ein Wort, sagte ich und hielt sie auf; ich hoffe, Ihre Mutter wird gesund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, sind nicht für solche Abendgänge wie der heutige gemacht. Wollen Sie nicht heut über acht Tage um dieselbe Zeit vor der Ecole de Medecine seyn, daß ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann?" Sie schien unschlüssig, endlich sagte sie ja. „Und setzen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleyer wieder auf, daß ich Sie erkenne, fügte ich hinzu; sie bejahte es, dankte noch einmal, ging eilig die Straße hin und war schnell in der Nacht verschwunden."

Als ich am Morgen nach dieser Begebenheit erwachte, schien es mir, als hätte mir von diesem Allen nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeykam und mich nach seiner zarten Manier zu schrauben anfing, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache schien mir, so recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich sie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man ist in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die schon in's Gebiet der Unsittlichkeit hinüberstreift; man will in manchen Fällen lieber wild und schlecht erscheinen, man gibt lieber eine Zweydeutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Mensch von schwachem Verstande und beschränkten Lebensansichten zu gelten.

Im Innern kränkte mich aber noch mehr als Faldners Schraubereyen ein Etwas, eine Unruhe, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Gesicht gesehen hatte. Wozu, sagte ich mir, wozu diese übertriebene Diskretion. Wenn ich ein Paar Napoleons hingebe, so kann ich doch um die Gunst bitten, den Schleyer etwas zu lüften? Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, so einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im Geringsten etwas an sich hatte, zurückrief, wenn ich bedachte, wie mich

ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, so mußte ich mich, halb zu meinem Aerger, selbst rechtfertigen. Es liegt etwas in der menschlichen Stimme, was nur, ehe wir Züge und Auge, ehe wir den Stand des Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm sprechen müssen. Wie unendlich, nicht sowohl in der Form als im Klang der Sprache unterscheidet sich der Gebildete vom Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren so weich und zart, ihre kurzen Antworten oft so aus der tiefsten Seele gesprochen! den ganzen Tag konnte ich diese Gedanken nicht los werden, sogar Abends, in einer glänzenden Gesellschaft von Damen begleitete mich das arme Mädchen mit dem schwarzen Hütchen, dem grünen Schleyer und dem unscheinbaren Mantel.

In den nächsten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche Schuld war, daß ich das Mädchen erst nach acht Tagen sehen konnte; ich zählte die Stunden ab bis zu dem nächsten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptstadt der Welt, wie sie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in sich als die Bettlerin vom Pont des arts. Endlich, endlich erschien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche List, um mich diesen Abend von Faldner und den übrigen Freunden loszumachen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen, und Zeit genug über meinen Gang nachzudenken. Heute sagte ich zu mir, heute wirst du in's Reine kommen, was du von dieser Person zu denken hast; du wirst ihr anbieten mit dir zu gehen, geht sie, so hast du dich schon das erste Mal betrogen. Auch das Gesicht muß sie heute zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von Börne.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

*

So Noth thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

*

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

*

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben, darum fürchten sie sich auch so leicht.

*

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Kapital ist.

*

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, so lange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit den Fingern plätschern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freyen Strom; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

*

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit noch der Stärke ausmacht.

*

Glücklich zu seyn ist auch eine Tugend.

*

Klugheit ist oft lästig wie ein Nachtlicht im Zimmer.

*

Alle Narrheiten erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

*

Um zu gefallen, muß man eitel seyn; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmeicheln.

*

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, am 1. Nov.

Unsere Bühne, die seit dem verflossenen Sommer sich bedeutend umgestaltet hat, scheint nunmehr mit dem Personalwechsel so ziemlich in's Reine gekommen zu seyn. Die Oper steht auf einem soliden Fuße, und das recitirende Schauspiel läßt keine Lücke verspüren. Es ist nicht gut, weder für die dramatische Gesellschaft noch für das Publikum, wenn solide Bühnen einem Taubenschlage gleichen, wo die Mitglieder tagtäglich ein- und ausfliegen; Mimen und Zuschauer werden sich einander fremd, und müssen stets neue Bekanntschaften machen. — Wir dürfen uns übrigens für dießmal im Allgemeinen nicht über den Wechsel beklagen; was noch mangelhaft ist, wiegt der größere Theil, das Bessere, reichlich auf. — So gab uns schon Dem. Böhm, welche an die Stelle der abgegangenen Dem. Langschwadt getreten ist, in ihrer ersten Antrittsrolle, als „Desdemona" im „Othello" erfreuliche Proben ihres Talents. Ihre Stimme ist wohltönend, und spricht zum Herzen; Biegsamkeit, Kehlenfertigkeit und Manieren beherrscht sie vollkommen. Freylich mangelt dieser Sängerin noch die Kraft und Fülle des Tons; sie ist indeß noch im jugendlichen Alter; nach einem Paar Jahre erst dürfen wir über diesen Mangel klagen, wenn er alsdann noch bemerkbar wäre. Jedenfalls gehört Dem. Böhm zu den sehr guten Sopranstimmen, die mit einem ansprechenden Gajonne regelmäßige Bewegungen vereinigen, und wir heißen sie von Herzen willkommen. Das Neue lockt, wie überall, auch bey uns die Neu-

Digitized by Google

gierigen in Menge herbey; werden nun die mit großen Erwartungen Herbeygeströmten getäuscht, so ist es immer besser, wenn man es beym Alten läßt. Diese Erfahrung machten wir abermals bey Darstellung der Vogel'schen Uebersetzung des Drama's: „Adelma.“ An Effektmomenten, wobey sich die Haare sträuben, fehlt es diesem Produkte nicht; noch weit weniger mangeln ihm schaudererregende Unwahrscheinlichkeiten, die auf das Kühnste die Gränzen des Natürlichen, ja selbst das heiligste Naturgesetz überspringen. Wir behaupten hier gewiß nicht zu viel, wenn wir nur den einzigen Moment festhalten, wo „Adelma“ in der Angst ihres Herzens den hochherzigen „Lothar,“ von dem sie weiß, daß er ihr Sohn und fleckenlos ist, mit den Worten: „er ist schuldig!“ moralisch mordet und vernichtet. Wie auch ihre frühern Fehltritte auf ihr lasten, und so strenge ihres biedern Gemahls Begriffe von Tugend immerhin seyn mögen, so kann das Mutterherz selbst der größten Gefahr ein Kind, zumal einen solchen Sohn, der sie stets wie ein Schutzengel umschwebet, und wie ein Märtyrer für sie duldet, nimmermehr so leichtfertig hinopfern wollen. An ähnlichen Unwahrscheinlichkeiten kränkelt dieß Drama hie und da noch mehr. Was duldet nicht eine Mutter aus Liebe zu ihrem Kinde?! Es gebricht diesem Drama aber auch an dramatischem Gehalte, an Konsequenz in Ausführung der Charaktere, kurz an Allem, was das gehaltvolle Drama bedingt. Der Charakter des „Lothar“ ist gut angelegt, aber nicht also ausgeführt. Am konsequentesten bleibt sich „der Usurpator von Byzanz;“ doch können wir es nicht glauben, daß ein solcher eingefleischter Bösewicht sich nicht besser vor dem Dolchstoße eines Weibes verwahren sollte; so wie es uns unfürstlich scheint, daß „Herzog Robert,“ der die Ermordung Nicephor's eben noch so schrecklich ahnden wollte, in dem Augenblicke, wie er erfährt, daß dieser Tyrann auch nach seinem Leben getrachtet hat, nun den Mord auf ein Mal vollkommen billigt; ein Fürst, wie „Robert“ vor uns dasteht, kann solche Blößen sich nicht geben. Die Partie der „Imma“ streift mehr an das Episodische hin, während sie, besser durchgeführt, ein Architrav dieses dramatischen Gebäudes seyn könnte. Bey diesen Mängeln konnte das Ganze, trotz der guten Leistungen der Darsteller uns nicht ansprechen.

„Die deutschen Kleinstädter“ erwähnen wir im Vorübergehen um eines kleinen Umstandes willen, der indeß vom Parkett bis zur Gallerie großes Aufsehen erregte. „Hr. Marr,“ der schon mehrmals Kopien achtbarer Individuen aus dem großen Publikum auf die Bretter brachte, gaudirte sich und die Menge auf's Neue durch ein ähnliches Possenspiel; indem er als „Sperling“ die Gestalt eines bekannten Mannes aus unserer Stadt, und zwar mit Glück, repräsentirte, dessen greises Haar und falsches Touppé, so wie sein Backenbart und etwas hervorragendes Kinn ihm als Muster zur Kopie dienten. Wir wollen nicht darüber hier entscheiden, wiefern es einem Schauspieler zusteht, sich auf eine solche Weise zu emancipiren, da wir wissen, daß solche tückische Hanswurststreiche bey jeder soliden Bühne eben so verpönt sind, als nicht minder der achtbare Vorstand unserer Bühne für solche Fälle strenge Strafen bestimmt hat. *) Wie diese auch in Anwendung gebracht seyn mögen, so hegen wir jedenfalls den christlichen Wunsch, daß Herr Marr mit Ehren grau werden möge wie sein Model, daß kein anders Falsch als jenes falsche Touppé auf ihm lasten, und kein Gebrechen an ihm hervorragender als das von ihm nachgeahmte hervorragende Kinn seyn möge.

*) Man erinnere sich hier des gerechten Urtelspruchs eines humanen Monarchen, der vor einigen Jahren, als er erfahren hatte, daß ein Schauspieler einen Bürger seiner Königsstadt zum Stichblatte seines Witzes gebrauchte, ihm anbefehlen ließ die Residenz binnen 24 Stunden zu räumen.

Die zweyte Antrittsrolle der „Dem. Böhm,“ „Amenaide,“ im „Tankred,“ bewährte die gute Meynung, die wir von dieser Sängerin bereits hegten; obgleich im zweyten Akte ihr Gesang nicht mehr so vernehmlich war wie in dem ersten. Seitdem „Hr. Sedlmayr“ mit seiner schönen Stimme die Partie des „Tancred“ übernommen hat, gewährt uns diese Oper vielen Genuß, der durch den „Hrn. Rauscher“ als „Arsir“ nicht wenig erhöht wird.

Unser fleißiger Hoftanzlehrer, „Hr. Bolange,“ hat uns wiederum ein niedliches pantomimisches Ballet: „Der Guckkasten“ betitelt, arrangirt und solches von Kindern tanzen lassen. Die Musik dazu, welche viel Charakteristisches und zugleich manches Gefällige enthält, hat ein Mitglied unsers Orchesters, Hr. Stowitschek komponirt. Die kleinen Wesen bewegten sich recht flink und zierlich durcheinander. Das Ganze hätte übrigens wohl ein wenig abgekürzt werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Edinburg, 15. Nov.

Die zwischen hier und London, während der guten Jahrszeit regelmäßig hin und herfahrenden Dampfschiffe, endigen der stürmischen See wegen, in diesem Monate ihre Reisen. Ein unglücklicher Zufall, durch welchen sechs oder sieben Personen das Leben verloren, fiel in diesen Tagen nahe bey Grimsby, in der Nachbarschaft von Hull vor. Das im vorigen Sommer erbaute prächtige Dampfschiff, the United kingdom, ward auf seiner lezten Reise von London hierher, durch widrige Winde gezwungen, in der Humber Schutz zu suchen. Der Graham, ein kleines Dampfboot, kam kurz darauf an, und erbot sich, diejenigen Reisenden, welche ihre Reise zu beschleunigen wünschten, aufzunehmen und nach Hull zu führen, und während das Verdeck wörtlich mit der Mannschaft des Graham und den von dem United kingdom kommenden Personen bedeckt war, barst der Dampfkessel des ersteren plötzlich mit einem furchtbaren Knall; mehrere wurden zu einer großen Höhe in die Luft geschleudert, und andere in die Humber gestürzt. Weit mehrere Menschen würden um's Leben gekommen seyn, wären nicht glücklicherweise die Böte des United kingdom, wegen des Ueberganges der Reisenden nach dem andern Schiff in Bereitschaft gewesen, so daß sie die ins Wasser Gefallenen auf's schnellste auffischen konnten.

Dem Maschinenmeister und Eigenthümer des Graham wirft man es als eine große Nachlässigkeit vor, das Boot nicht mit einem sichern Kessel versehen zu haben; der geborstene fand sich an mehreren Stellen nur $\frac{1}{4}$, und an andern nur $\frac{1}{16}$ Zoll dick. Dieser Zufall wird wahrscheinlich in England sogleich zu einer wirksamen Anordnung Veranlassung geben, um das Leben und Eigenthum der Reisenden in Sicherheit zu setzen. Man hat vorgeschlagen, daß der Eigenthümer eines jeden Dampfschiffes sich von dem Maschinenmeister, der den Dampfkessel verfertigt und ausbessert, ein monatliches Zeugniß, daß dieser in gutem Stande ist, und ob von Gußeisen, von Gußeisen sollte man gar keine Dampfkessel bilden, oder gehämmertem Eisen verfertigt, verschaffen soll. Ein neuer und vollkommen guter Dampfkessel dauert nur vier oder fünf Jahre.

Eine Untersuchung ist sogleich angestellt, und der Maschinenmeister und Eigenthümer des Graham sind von dem Geschworenen Gericht des Todschlags (Manslaughter) nach den englischen Gesetzen schuldig erklärt worden; man weiß noch nicht, ob die Strafe Gefängniß oder eine Geldbuße seyn wird, wozu gewöhnlich diejenigen verurtheilt werden, welche ohne Vorsatz den Tod eines Menschen verursachen, da der Todschlag (Manslaughter) im Gegensatz von vorsätzlichem Mord (wilful murder) natürlich kein Todesverbrechen seyn kann.

Beylage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. December 1826.

Schilt nicht die Schickung blind! noch stets ist sie bereit
Der Tugend Werke zu vergelten;
Sie sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für gute Menschen und für Welten.

von Hagedorn.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„Ich war so eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf der Place de l'Ecole de Medecine anlangte, und — auf eilf Uhr hatte ich sie ja erst bestimmt. Ich trat noch in ein Kaffee, durchblätterte gedankenlos eine Schaar von Zeitungen — endlich schlug es eilf Uhr.

Auf dem Platz waren wenige Menschen, und so weit ich meine Augen anstrengte, kein grüner Schleyer zu sehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneyschule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente solchen Erwartens sind peinlich. Wenn sie an deinem Golde genug hätte und gar nicht käme? wenn sie deine Gutherzigkeit verlachte! dachte ich, als ich den Platz wohl schon zehnmal auf- und abgegangen war. Es schlug halb zwölf, schon fing ich an, über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne etwa dreyßig Schritt von mir, etwas Grünes; mein Herz pochte ungestümer, ich eilte hin — sie war es. „Guten Abend, sagte ich, indem ich ihr die Hand bot, schön, daß Sie doch Wort halten; schon glaubte ich, Sie werden nimmer kommen.“ Sie verbeugte sich, ohne meine Hand zu fassen und ging an meiner Seite hin, sie schien sehr gerührt. „Mein Herr, mein edler Landsmann, sprach sie mit bewegter Stimme, ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte auf's Neue in Anspruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freygebig haben Sie uns beschenkt! Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünsche meiner kranken Mutter Sie entschädigen?“

„Sprechen wir nicht davon, erwiederte ich; wie geht es Ihrer Mutter?“ — „Ich glaube wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen, antwortete sie, der Arzt spricht gar nichts Bestimmtes aus, aber sie selbst fühlt sich kräftiger. O wie danke ich Ihnen! Von Ihrem Geschenk konnte ich ihr wieder kräftige Speisen bereiten, und glauben Sie mir, der Gedanke, daß es noch so gute Menschen gibt, hat sie beynahe eben so sehr gestärkt.“

„Was sagte Ihre Mutter als Sie zu Hause kamen?“ — „Sie war sehr in Sorgen um mich, weil es schon so spät war, erwiederte sie, ach, sie hatte so ungern mir die Erlaubniß zu diesem Gang gegeben und malte sich jetzt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet sey. Ich erzählte ihr Alles, aber als ich mein Tuch öffnete und die Gaben, die ich gesammelt hatte, hervor zog und Gold dabey war, Gold unter den Kupfer- und Silberstücken, da erstaunte sie und“ — sie stockte und schien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe sie arger Dinge beschuldigt und forschte weiter, aber mit rührender Offenheit gestand sie, „die Mutter habe gesagt, der großmüthige Landsmann müsse entweder ein Engel oder ein Prinz gewesen seyn.“ — „Weder das Eine noch das Andere sagte ich ihr; aber wie weit haben Sie ausgereicht? haben Sie noch Geld?“ — „O wir haben noch,“ erwiederte sie

Digitized by Google

muthig wie es scheinen sollte, aber mir entging nicht, daß sie vielleicht unwillkürlich dabey seufzte. „Und was haben Sie noch?" fragte ich etwas bestimmter und dringender. „Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt und einen Monat am Hauszins, und der Mutter habe ich davon gekocht, es ist aber noch immer übrig geblieben." Wie ärmlich mußten sie wohnen, wenn man von diesem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hauszins bezahlen und acht Tage lang kochen konnte. „Ich will aber genau wissen, fuhr ich fort, was und wie viel Sie noch haben." — „Mein Herr," sagte sie, indem sie beleidigt einen Schritt zurücktrat. „Mein gutes Kind, das verstehen Sie nicht, erwiederte ich, indem ich ihr näher trat, oder Sie wollen es sich aus übertriebenem Zartgefühl nicht gestehen; ich frage Sie ernstlich, wenn Sie mit den Paar Franken zu Rande sind, haben Sie Hülfe zu erwarten?" — „Nein, sagte sie schüchtern und weich, keine." — „Denken Sie an Ihre Mutter und verschmähen Sie meine Hülfe nicht." Ich hatte ihr bey diesen Worten meine Hand geboten; sie ergriff sie hastig, drückte sie an ihr Herz und pries meine Güte. „Nun wohlan, so kommen Sie, fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte, ich kam leider nicht gerade von Hause als ich hierher kam und hatte mich nicht versehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe." Sie ließ sich schweigend weiter führen, und so angenehm mir der Gedanke war, sie noch ferner unterstützen zu können, so war doch mein Gefühl beynahe beleidigt, als sie so ganz ohne Sträuben mitging, Nachts in die Wohnung eines Mannes; aber wie ganz anders kam es als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwey-, dreyhundert Schritte fortgegangen seyn, da stand sie stille und entzog mir ihren Arm. „Nein, es kann, es darf nicht seyn," rief sie in Thränen ausbrechend. „Was betrübt dich auf einmal? fragte ich verwundert, was darf nicht seyn?" — „Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen." — „Aber mein Gott, erwiederte ich, indem ich mich etwas aufgebracht stellte; Sie haben doch wahrhaftig sehr wenig Vertrauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, wahrhaftig, ich ginge jezt von Ihnen, denn Sie kränken mich."

Sie nahm meine Hand, sie drückte sie bewegt. „Habe ich Sie denn beleidigt? rief sie; o Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie sind so großmüthig und ich sollte Sie beleidigen?" — „Nun denn, so komm, sagte ich, indem ich sie weiter zog, es ist keine Zeit zu verlieren, es ist spät und der Weg ist weit." — Aber sie blieb stehen, weinte und flüsterte: „Nein, um keinen Preis gehe ich weiter." — „Aber vor wem fürchtest du dich denn? Es kennt dich ja kein Mensch, es sieht dich ja keine Seele; du kannst getrost mit mir kommen." — „Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich. Nein, nein, es darf nicht seyn, dringen Sie nicht weiter in mich." — Sie zitterte; ich fühlte, wenn ich ihr die Noth der Mutter noch einmal recht dringend vorstellte, so ging sie mit, aber die Angst des Mädchens rührte mich tief. „Gut, so bleiben Sie hier, sagte ich; aber sagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?" — „O ja, mein Herr," erwiederte sie, ihre Thränen trocknend. „Könnten Sie vielleicht meine feine Wäsche besorgen?" — „Nein, antwortete sie sehr bestimmt, dazu sind wir nicht eingerichtet." — „Hier ist ein weißes Tuch, fuhr ich fort; können Sie mir vielleicht ein halbes Dutzend besorgen und fertig machen?" Sie besah das Tuch und sagte: „Mit Vergnügen und recht fein will ich es nähen!" Zu meiner eigenen Beschämung mußte ich jezt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verläugnet hatte. „Kaufen Sie sechs solche Tücher, fuhr ich fort, und können Sie wohl drey davon bis Sonntag Abend fertig machen?" Sie versprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter und sagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet sey, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es schien sie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte sie davon, wie schön sie die Tücher machen wolle, ja wenn ich nicht irre, so fragte sie mich sogar, ob sie nicht einen englischen Saum einnähen dürfe? Ich sagte ihr alles zu, aber als sie nun Abschied nehmen wollte, hielt ich sie noch fest. „Ein's müssen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun, sprach ich, Sie können es gewiß und leicht." — „Und was? fragte sie, wie gern will ich Alles für Sie thun." — „Lassen Sie mich diesen neidischen Schleyer aufheben und Ihr Gesicht sehen, daß ich doch eine Erinnerung an diesen Abend habe." Sie wich mir aus und hielt ihren Schleyer fester. „Bitte, lassen Sie das, erwiederte sie und schien ein wenig mit sich selbst zu kämpfen; Sie haben ja die schöne Erinnerung an Ihre Wohlthaten; die Mutter hat es mir streng verboten, den Schleyer zu lüften und ich versichere Sie, sezte sie hinzu, ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erschrecken."

Aber dieser Widerstand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, spricht nicht so von ihrer Häßlichkeit; ich wollte den Schleyer fassen, aber wie ein Aal war sie entwischt. „Dimanche, à revoir!" rief sie und eilte davon. Erstaunt blickte ich ihr nach; etwa fünfzig Schritte von mir blieb sie stehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch und rief mit ihrer silberhellen Stimme: „Gute Nacht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Im Sommer ist die Wohnung der südamerikanischen Gaucho's so mit Flöhen und Vinchucas (eine Art Wanzen so groß wie ein Roßkäfer) angefüllt, daß die ganze Familie auf dem Boden vor dem Hause schläft, und wenn ein Reisender des Nachts ankommt, und nachdem er sein Pferd abgesattelt, zwischen diese schlafende Gesellschaft kommt, so mag er seinen Sattel oder Recado, worauf er ruhen will, neben den Gefährten legen, der seinem Geschmacke am besten zusagt. — Ein Bewunderer der Unschuld mag sich einen Platz neben einem schlafenden Kinde wählen, ein Schwermüthiger neben einem alten schwarzen Weibe schlummern, und der, welcher die schönere Hälfte der Schöpfung bewundert, mag sein Haupt sittsam auf seinen Sattel, ein Paar Zoll weit von dem Gegenstand seiner Verehrung legen. Doch kann die Wahl durch nichts geleitet werden, als durch die bloßen Füße der schlummernden Gruppe, denn die Körper und Häupter sind alle durch die Felle und den Poncho, der sie bedeckt, verhüllt.

Im Winter schlafen sie in der Hütte und die Scene ist sehr sonderbar. Sobald das Abendessen des Reisenden fertig ist, wird der große eiserne Spieß, woran das Rindfleisch gebraten worden, in die Hütte gebracht und die Spitze in den Boden gestoßen; dann bietet der Gaucho seinem Gaste das Gerippe eines Pferdekopfes zum Sitzen an; er und mehrere Mitglieder seiner Familie sind auf ähnlichen Sitzen rund um den Spieß versammelt, von welchem sie mit langen Messern große Bissen herunterschneiden *). Eine schwache Lampe, worin geschmolzenes Talg brennt, erleuchtet die Hütte, die durch ein Kohlenfeuer erwärmt wird; an den Wänden derselben hängen auf Knochen zwey oder drey Zäume und Sporen und mehrere Lasso's und eine Art Schleuder **); auf dem Fußboden befinden sich verschiedene schwarz aussehende Erhöhungen, welche man im ersten Augenblick nicht deutlich unterscheiden kann; wenn ich mich zuweilen ermüdet darauf niedersetzte, ist es mir begegnet, ein Kind unter mir aufschreyen zu hören, und gelegentlich hat eine junge Frau mich mit sanfter Stimme gefragt, ob ich etwas bedürfe? — Zu andern Zeiten sprang ein ungeheurer schwarzer Hund auf! Während ich mir einst die Hände an dem Kohlenfeuer wärmte, auf einem Pferdekopfe sitzend, meine Augen träumend auf das schwarze Dach gerichtet und mich ganz allein glaubend, fühlte ich mich plötzlich von etwas berührt und sah zwey schwarze nackende Kinder über die Kohlen in der Stellung von zwey Kröten gelehnt; sie waren unter einem der Poncho's hervorgekrochen, und ich fand hernach, daß mehrere andere Personen sowohl als einige auf ihren Eyern sitzende Hennen sich mit mir in der Hütte befanden. Wenn ich in diesen Hütten schlief, ist mir oft der Hahn auf die Schulter gehüpft, um des Morgens zu krähen; sobald übrigens der Tag angebrochen, steht Jedermann auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Als ich zuerst mit den Gaucho's lebte, konnte ich nicht begreifen, wie sie es anfingen so schnell Fleisch zu essen, welches ich so ungewöhnlich zähe fand, allein ein alter Gaucho sagte mir, dieß käme, weil ich nicht die rechten Bissen zu wählen verstände, und schnitt mir ein ganz weiches Stück herunter. Ich bat hierauf immer einen Gaucho mir vorzulegen, und sie lächelten gewöhnlich, daß ich hinter die Schliche gekommen war.

A. d. V.

**) Das Instrument, dessen man sich in Südamerika bedient, um Wild einzufangen, wird von den Engländern Lasso genannt, welches von dem spanischen Lazo kömmt, welches einen Schlingknoten bedeutet. Es besteht aus einem, von Streifen ungegerbten Leders gedrehten Stricke, und ist ungefähr so dick als ein kleiner Finger. Es hat einen Schlingknoten an einem Ende, während das andere mit einem Knopfe und Knopfloche an einem starken ledernen Gürtel befestigt ist, der fest um das Pferd gebunden ist. Der Reiter hält in der linken Hand das aufgewickelte Ende des Stricks, während die Schlinge, wovon das Ende in die rechte Hand genommen wird, ihm auf dem Boden nachschleppt, ausgenommen wenn das Instrument gebraucht wird, welches dann mit der größten Geschicklichkeit um den Kopf auf solche Weise gewirbelt wird, daß die Schlinge sich offen erhält, bis sie auf den bestimmten Gegenstand fällt. Die große Genauigkeit, mit welcher der Lasso zu Pferde in vollem Galopp geworfen wird, ist erstaunlich.

Die Schleuder wird von den Engländern Balls oder Kugeln genannt, von denen gewöhnlich drey zusammen sind, eine an jedem Ende eines Strickes, und eine andere mit einem zweyten Stricke an dem Theil des erstern befestigt, der sich in der Hand des Gaucho befindet; dieser schwingt sie in vollem Laufe um seinen Kopf, ehe er sie auf den Strauß oder irgend eine andere Beute wirft; wenn die Kugel das Thier erreicht, so dauert die schwingende Bewegung fort, und der Strick mit den andern Kugeln windet sich um die getroffene Beute; zuweilen wird auch das Thier auf der Stelle getödtet, und wenn nicht, wenigstens festgehalten, und dann mit dem Lasso gefangen.

A. d. Uebers.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 1. Nov.

(Beschluß.)

Das veraltete Singspiel: „Der Bettelstudent,“ von Winter, machte uns viele Langeweile. Tempora mutantur, und so lassen wir es in seinen Einzelnheiten unerwähnt vorübergehen, indem wir nur noch erwähnen, daß „Dem. Neumann“ die Partie des „Hannchen“ recht artig sang und spielte, der Hr. Ley hingegen „den Bettelstudenten“ in zu armseliger Kleidung darstellte, die mehr einen Schneider Kakadu als einen verarmten Akademiker personifizirte. Mozarts inhaltsschwere „Zauberflöte“ verjüngte sich in der fast durchgängig neuen Besetzung. Hr. Sedlmayr reihete sich, wenn auch nicht in der Gestalt, doch mit dem Gesange ehrenwerth an die frühern „Sarastros“ unserer Bühne an. Hr. Grill machte sich um die Partie des „Tamino“ verdient; die Feuer- und Wasserprobe bestand er indeß nicht ruhig, denn während derselben tobte er so laut, daß man im Parterre deutlich vernehmen konnte, wie er den

lärmenden Arbeitern in den Koulissen Ruhe gebot. Diese Zurechtweisung würde einen größern Effekt hervorgebracht haben, wenn er sie bis nach der Vorstellung verschoben hätte. Dem. Rodelka muß die „Pamina“ viel besser singen und viel gewandter spielen, wie sie es an diesem Abend that, wenn wir ihrer freundlicher erwähnen sollen, als wir es für jezt zu thun im Stande sind; dahingegen nahm Dem. Böhm, als „Königin der Nacht“ unsern gerechten Beyfall in Anspruch. Ihre Bravour-Arie wurde rauschend applaudirt. Hr. Uetz „Papageno“ war brav im Gesange, jedoch mit seinem Humor nicht lebendig genug. „Das Majorat“ gab Hrn. Marr wiederum Gelegenheit, uns sein unverkennbares Talent für das Großartig-Ernste und Kräftige zu entwickeln. Als „Daniel“ leistet er viel Ausgezeichnetes. Er greift bis in das Mark des Zuschauers ein, und erpreßt uns Mitleid und Bewunderung. „Ditmar“ ist eine wackere Leistung des Hrn. Volkmar; Hr. Ludwig ist ein kräftiger „Benno“ und Hr. Kaibel ein eben so braver „Siegbart.“ Wieder etwas Neues! „Er weiß Alles.“ von Dr. Birch aus dem Französischen verdeutscht, wahrlich aber um nichts besser als so manches andere Neue. Da laufen sie durcheinander, kommen und gehen, flüstern und horchen, und das Alles, um einen bornirten Alcaden zu prellen, dem, ohne so vieles Aufhebens, Alles weiß gemacht werden könnte. Das Interesse, welches Junonio so lebhaft an den Schicksalen des Doppelpärchens nimmt, und weßhalb er sich so abmartert, um ihm beyzustehen, ist durchaus nicht hinreichend motivirt, so wie es auffallend ist, daß der wildfremde stolze „Don Fernando di Caravajal,“ dem so ernste Geschäfte obliegen, sich in das Maskenspiel und in die Intriguen als Triebfeder mit hereinziehen läßt. Das Schleppende des vierten Akts ist fast nicht zu ertragen, und alle Komik der Scene, wo „Juan“ maskirt aus dem Kabinette geführt wird, schwindet, weil eine Ewigkeit davon geredet wird, bevor er erscheint. Präparirte Knalleffekte werden auf diese Weise Falleffekte. Also wieder ein Produkt, das wie eine Schneelawine plözlich herabrollt und eben so schnell zerschmilzt. Hr. Keller hielt das Ganze noch mindestens für den heutigen Abend. In „Othello“ hatten die Herren Rauscher und Uetz mit der Rolle des „Othello“ getauscht, und lezterer sang diese Partie, während der erstere jene des „Jago“ freundlich übernommen hatte. Warum wohl dieses geschah? C'est le sécret de la Comédie. Besser wäre es gewesen, man hätte es beym bessern Alten gelassen. Für den Bariton ist diese Partie nicht geschrieben; das muß Hr. Uetz fast durchgängig, und namentlich am Schlusse empfunden haben, wo er mit aller Kunstfertigkeit, die ihm zu Gebote steht, genöthigt war, die Worte: „Ha!, stirb, Falsche!“ parlando vorzutragen.

Drey musikalische Abende brachte der jüngst verflossene Monat. Das von der Theater-Intendanz zur Unterhaltung der vielen hier anwesenden hohen Herrschaften veranstaltete Konzert vereinigte viele Künstler, unter denen unser Hr. Aloys Schmidt und der Herzoglich-Meiningische Konzertmeister, Hr. Knoop sich besonders hervorthaten. Des Hrn. Schmidt's Virtuosität auf dem Piano-Forte bedarf kaum einer weitern Erwähnung, und dennoch überraschten uns seine Solos an jenem Abend auf das Erfreulichste. Hr. Knoop beherrscht das Cello mit seltener Kraft, Reinheit und Sicherheit. Wir haben dieses Instrument lange nicht so vollendet behandeln gehört. Unsere Kammermusici, die Herren Seemann und Heinemeier, so wie unsere Operisten vervollkommneten den Genuß dieses Abends. Der eben erwähnte Hr. Knoop erfreute uns bald nachher mit einer schönen Abendunterhaltung im Hanstein'schen Saale, und bewährte die schon von ihm aufgefaßte günstige Meynung vollends. Die Variationen von Dotzauer möchten wohl nicht so leicht besser vorgetragen werden können, als diese Hr. Knoop von Anfang bis zu Ende durchführte. Das munterartige Capriccio von Romberg hatte uns schon früher ein Lächeln entlockt; an jenem Abend machte uns der Vortrag des Hrn. Knoop diese humoristische Tondichtung doppelt werth. Ein Schüler unsers Hrn. Aloys Schmidt, Hr. Elliot, trug in Begleitung seines Meisters eine Introduktion und Polonaise von eigener Komposition sehr wacker vor. Wie diese Komposition und die musikalischen Verdienste dieses jungen Mannes zu würdigen sind; darüber sprach sich jüngst schon eine Recension in Nr. 30 der „Leipziger musikalischen Zeitung“ unzweydeutig aus. Dort heißt es nämlich: „Der Komponist von Geist und gründlicher Kenntniß seiner Kunst ist auch hier zu erkennen. Die ernste Einleitung ist kurz und gut; das Thema der Polonaise heiter und pikant; was dazwischen gesagt wird, ist theils sanfter und theils rascher, und gruppirt sich hübsch ꝛc.“ Solche liebe Gäste mögen nur fleißig bey uns einkehren.

Hr. Dotzauer mit seinen beyden Söhnen gab bald nachher im Saale der Harmonie ebenfalls eine Abendunterhaltung. Ohne Vergleiche anstellen zu wollen, können wir diesem Cellisten als Solospieler nicht alle die Vorzüge des Hrn. Knoop einräumen, so fertig sein Spiel auch seyn mag. Ton und Sicherheit scheinen hie und da zu wanken, und seine Methode ist etwas veraltet; dagegen ist er als Kompositeur gewiß einer der achtbarsten unserer Zeit, und ehrenwerth als solcher bekannt. Sein Sohn, B. Dotzauer, trug ein Hummel'sches Klavierkonzert vor. Der Jüngling hatte seine Lektion gut auswendig gelernt. Mit dem Inwendigen ist er noch nicht einig mit sich selbst. „Die Seele soll sich bey Klavierspielern in den Spitzen der Finger einnisten;“ prätendirte der alte Organist Stegmayer in seiner „Vorschule für Dilettanten.“ Davon hatte aber der junge Dotzauer keine Ahnung, und wie viele Seele im Vortrage bedingt nicht ein Hummel'sches Tonstück! Hr. L. Dotzauer spielte auf seinem Cello nur ein paar Variationen von seines Vaters Komposition. Mit der Zeit kann dieser junge Mann Herr seines Instruments werden, da er den Ton desselben schon bemeistert, und ziemliche Fingerfertigkeit besizt. Die lezte Piece: Polonaise für zwey Violoncellos und Pianoforte, vorgetragen von der Familie Dotzauer, war ein Meisterstück der gediegensten Komposition; der Zettel nannte den Komponisten nicht.

Unsere Winterkonzerte, die nun bald ihren Anfang nehmen werden, lassen bey der zu hoffenden Unterstützung der seit einem Jahre bey uns eingebürgerten verschiedenen Künstler etwas Ausgezeichnetes erwarten.

Georg Harrys.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 288:
Schwarm, warm, Harm, arm, Arm.

Charade.

Sey freundlich mir willkomm du erstes Sylbenpaar!
Mit mir grüßt jubelnd dich der Vögel munt're Schaar.
Komm' stets im Rosenkleid, dem Bruder Frühling gleich
An bunter Farbenpracht, an ew'gem Wechsel reich!
Du dritte Sylbe bist gar vielfach an Gestalt,
Im Lenz fast immer jung, im Herbste meistens alt;
Dich scheinen, leichtes Ding, die Stürme nicht zu kümmern,
Die den, der jezt dich trägt, den Starken leicht zertrümmern.
Du, Ganzes! bist mir längst durch Geist und Witz bekannt,
Auch in der Grazien und Musen Kunst gewandt.
Doch hast du gleich mit Ruhm in jeder Weis' gesungen,
Mein leichtes Spiel ist jüngst dir herzlich schlecht gelungen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 295.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. December 1826.

> Die Menschheit ist ein großer Leib voll Glieder;
> Fühlst du dich nicht in deine Brüder,
> So fühlt in dich sich Niemand wieder.
>
> Herder.

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Fortsetzung.)

Das Leben des Gaucho gleicht der reizenden Beschreibung, die Horaz von den Fortschritten eines jungen Adlers gibt:

> Olim juventas et patrius vigor
> Nido laborum propulit inscium:
> Vernique, jam nimbis remotis,
> Insolitos docuére nisus,
> Venti, paventem; mox in ovilia
> Demisit hostem vividus impetus:
> Nunc in reluctantes dracones
> Egit amor dapis, atque pugnae.

In der ärmlichen Hütte geboren, wird dem Kinde des Gaucho wenig Pflege gewährt; sich selbst überlassen, schaukelt es sich in einer, von dem Dach herunterhängenden Ochsenhaut, deren Zipfel mit vier Streifen aufgefaßt sind. In dem ersten Jahr seines Lebens kriecht es ohne Kleider herum, und mehr als einmal habe ich eine Mutter einem Kinde von diesem Alter ein fußlanges Messer zum Spielen geben sehen. Sobald es anfängt zu gehen, bereiten seine kindischen Belustigungen es für die Beschäftigungen seines künftigen Lebens vor: mit einem von Bindfaden gemachten Lasso versucht es kleine Vögel zu fangen, oder die Hunde, wenn sie in der Hütte aus- und eingehen. Wenn es vier Jahr alt ist, fängt es an zu reiten und macht sich sogleich nützlich, indem es das Vieh in den Corral treiben hilft. Die Art, wie diese Kinder reiten, ist erstaunenswerth; wenn ein Pferd versucht, von der Heerde zu entfliehen, während man sie nach dem Corral zutreibt, habe ich oft ein Kind es verfolgen und zurückbringen sehen, indem es während der ganzen Zeit darauf lospeitschte; vergebens versucht das Thier zu entfliehen, das Kind dreht sich mit ihm und bleibt stets dicht hinter ihm; es ist eine sonderbare Thatsache, welche ich immer beobachtet, daß ein Pferd mit einem Reiter allezeit ein lediges überholen kann.

Bald werden seine Belustigungen und Beschäftigungen männlicher — ohne sich um die Biscacheros (die Löcher eines, Biscacho genannten, Thieres) zu bekümmern, womit die Ebene untergraben ist, und die sehr gefährlich sind, galoppirt er dem Strauße, dem Gama, dem Löwen und Tiger nach; er tödtet sie mit der Schleuder, und täglich hilft er mit dem Lasso das wilde Vieh einfangen und nach der Hütte schleppen, sey es zum Schlachten oder um bezeichnet zu werden. Er reitet die jungen Pferde auf die eben beschriebene Weise zu und bringt in dieser Beschäftigung oft mehrere Tage fern von seiner Hütte zu, indem er sein Pferd wechselt, so oft das Thier müde ist und auf dem Boden schläft. Da seine gewöhnliche Nahrung Rindfleisch und Wasser ist, so wird seine Gesundheit so stark, daß er die größten Anstrengungen zu ertragen vermag; und die Strecken Weges, die er reitet, und die Zahl der Stunden, die er auf dem Pferde zubringt, würden kaum glaublich erscheinen. Er fühlt ganz den Werth der unbeschränkten Freyheit eines solchen Lebens, und unbekannt mit ih-

Digitized by Google

gend einem Zwange, ist sein Gemüth oft mit Gefühlen der Freyheit erfüllt, die eben so edel als harmlos sind, obgleich natürlicherweise die wilden Gewohnheiten seines Lebens ihren Einfluß darauf äußern. Vergebens ist es, ihm die Genüsse eines civilisirten Lebens darzustellen; alle seine Vorstellungen sind, daß es die edelste Anstrengung eines Mannes ist, sich von dem Boden zu erheben und zu reiten, anstatt zu Fuß zu gehen — daß weder reiche Gewänder noch wohlschmeckende Speisen den Mangel eines Pferdes zu ersetzen vermögen — und daß die Spur eines menschlichen Fußes auf dem Boden das Sinnbild der Barbarey ist.

Viele haben den Gaucho der Trägheit beschuldigt; die, welche seine Hütte besuchen, finden ihn mit übergeschlagenen Armen und den Poncho über seine linke Schulter, gleich einem spanischen Mantel, geworfen, vor seiner Thüre stehen; seine Hütte ist durchlöchert und die Arbeit weniger Stunden würde sie augenscheinlich gemächlicher machen; in einem herrlichen Klima ist er ohne Früchte oder Gemüse; von Viehheerden umgeben fehlt es ihm oft an Milch, er lebt ohne Brod und hat keine andere Speise als Rindfleisch und Wasser, und so mögen diejenigen, welche seine Lebensweise mit der eines englischen Bauern vergleichen, ihn der Trägheit anklagen; allein dieser Vergleich ist unhaltbar und die Anklage ungerecht, und ein Jeder, der mit dem Gaucho leben und ihm durch alle seine Leibesübungen folgen will, wird bald gewahr werden, daß er nichts weniger als träge ist, und im Gegentheil erstaunen, daß er ein so ermüdendes Leben zu ertragen vermag. Wahr ist es, dem Gaucho fehlen alle Bequemlichkeiten des Lebens, allein der Hauptzug seines Charakters ist, daß er keine Bedürfnisse hat; gewohnt, beständig in freyer Luft zu leben, und auf dem Boden zu schlafen, fällt es ihm nicht ein, daß einige Oeffnungen in seiner Hütte eine Unbequemlichkeit seyn können. Er möchte wohl Milch trinken, allein er behilft sich lieber ohne dieselbe, als daß er alle Tage die Mühe hat, sie zu melken. Er möchte Käse machen und für Geld verkaufen, allein wenn er einen guten Sattel und gute Sporen besitzt, so denkt er nicht, daß das Geld einen großen Werth hat; und wenn man bedenkt, daß in dem wachsenden Luxus der Menschen nichts ist, was wahre Zufriedenheit hervorbringt, so liegt vielleicht eben so viel Philosophie als Thorheit in dem Entschlusse des Gaucho, ohne Bedürfnisse zu leben, und seine Lebensweise scheint edler, als wenn er sich vom Morgen bis zum Abend abarbeitete, um bessere Kleider und Nahrung zu gewinnen *).

Wahr ist es, der Gaucho ist der großen Sache der Civilisation nicht sehr beförderlich, der jedes vernünftige Wesen dienen sollte; allein ein einzelner Mensch, der allein in einer gränzenlosen Ebene lebt, kann weder Künste noch Wissenschaften in die weiten unbewohnten Regionen einführen, die ihn umringen: so möge es ihm denn vergönnt seyn, sie zu lassen, wie er sie gefunden und wie sie nothwendig bleiben müssen, bis eine wachsende Bevölkerung, welche Bedürfnisse schafft, die Mittel erfindet, sie zu befriedigen. Der Charakter des Gaucho ist oft sehr achtungswerth, er ist stets gastfrey — in seiner Hütte findet der Reisende immer eine freundliche Aufnahme und wird oft über die natürliche Würde und den Anstand erstaunen, den man nicht in einer solchen elenden Wohnung erwartet. Wenn ich in die Hütte trat, verfehlte der Gaucho niemals aufzustehen und mir seinen Sitz anzubieten, welches ich ablehnte, und viele Komplimente und Verbeugungen wurden gemacht, ehe ich den Sitz annahm, der aus dem Gerippe eines Pferdekopfes bestand. Sonderbar ist es zu sehen, daß sie beständig den Hut abnehmen, wenn sie in ein Zimmer treten, das keine Fenster hat, dessen Thüre aus einer Ochsenhaut besteht, und worin die Decke zuweilen fast gänzlich fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Art, wie die Gaucho's ihre Stiefeln verfertigen, ist merkwürdig, denn es gibt keine Schuster in ihrem Lande, und jedes Paar Stiefeln kostet ein Pferd; sie ziehen die Hinterfüße ab, und nehmen den Theil der Haut, der das Gelenk bedeckt, und den, der unmittelbar darüber ist, ohne die Haut zu zerreißen; und so sind die Stiefeln fertig. Die Spitze des Fußes, oder vielmehr der große Zehen allein, steckt aus der Ecke heraus, und steht in dem Steigbügel, und dieß ist das Einzige, was dem Gaucho Festigkeit in allen Bewegungen, auch mit den Pferden gibt.

Anmerk. d. Uebers.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

„In den nächsten Tagen beschäftigte mich der Gedanke, welchem Stande das Mädchen wohl angehören könnte. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, desto höher steigerte ich meine Vermuthungen. Darüber wenigstens muß sie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beschloß mich nicht wieder so abweisen zu lassen wie mit dem Schleyer.

Der Sonntag kam; du wirst dich noch jenes Nachmittags erinnern, Faldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency im Garten des großen Dichters saßen; ihr wolltet spät in der Nacht zu Hause fahren und ich trieb immer zu einer früheren Rückfahrt, und als ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz eures Scheltens davon. Freylich glaubtest du damals nicht, was ich vorgab, ich könne die Nachtluft nicht ertragen, aber daß ich zu einem Rendez-vous mit einer Bettlerin vom pont des arts eilte, konntest du auch nicht denken. Sie war dießmal die erste auf dem Platz und weil sie mir die Tücher zu bringen

hatte, war sie schon bange geworden, ich könnte sie verfehlt haben und glauben, sie werde nicht Wort halten. Mit beynahe kindischer Freude und, wie es mir schien, noch größerem Zutrauen als früher, plauderte sie, indem sie mir beym Schein einer Straßenlaterne die Tücher zeigte. Sie schien es gern zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. „Sehen Sie, auch Ihren Namen habe ich herein gezeichnet," sagte sie, indem sie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte sie mir eine Menge Silbergeld als Ueberschuß zurückgeben und nur meine bestimmte Erklärung, daß sie mich dadurch beleidige, konnte sie bewegen, es als Arbeitslohn anzunehmen.

Ich bestellte auf's Neue wieder Arbeit, weil ich sah, daß dem zarten Sinn des Mädchens ein solcher Weg meiner Gaben mehr zusagte, und dießmal waren es Jabots und Manchetten, die ich bestellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlassen; doch schon dieser Mittelzustand erschien ihr tröstlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, sie geradezu zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältnisse seyen. Die Geschichte, die sie mir in wenigen Worten preis gab, ist in Frankreich so alltäglich, daß sie beynahe jedem Armen zum Aushängeschild dienen muß. Ihr Vater war Offizier in der großen Armee gewesen, war nach der ersten Restauration der Bourbons auf halben Sold gesezt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Parthey ergriffen und war bey Mont St. Jean mit den Garden gefallen. Er mochte ziemlich unvorsichtig gehandelt haben, denn seine Wittwe verlor die Pension und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwey lezten Jahren fristeten sie ihr Leben meist vom Verkauf ihrer geringen Habe und waren jezt eben zu jenem äußersten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrig bleibt, als aus der Welt zu gehen. — Ich fragte das Mädchen, ob sie nicht ihr Verhältniß hätte bessern können, wenn sie etwa ihre Mutter auf andere Weise zu unterstützen gesucht hätte. „Sie meynen, wenn ich einen Dienst genommen hätte? erwiederte sie ohne alle Empfindlichkeit; sehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber und dann wurde sie auf einmal so elend, daß sie das Bett nicht verlassen konnte; da brauchte sie also immer Jemand um sich und konnte ich denn ihre Pflege einer Fremden überlassen? Ja wenn sie gesund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unsere früheren Verhältnisse verläugnet, wäre etwa in einen Putzladen gegangen oder als Gouvernante in ein anständiges Haus, denn ich habe Manches gelernt, mein Herr! aber so ging es ja nicht!" — Auch dießmal bat ich vergeblich, den Schleyer zu lüften. Die Andeutungen, die sie mir über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich gestehe es, nur noch mehr, das Gesicht dieses Mädchens zu sehen, die wenig über sechszehn Jahre haben konnte; aber sie bat mich so dringend, davon abzulassen, ihre Mutter habe ihr so triftige Gründe angegeben, daß es nimmermehr geschehen könne.

Wir trafen uns von da an alle drey Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für sie, und pünktlich war sie damit fertig. Je fester ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen sie angenommen, je strenger ich mich immer an den Grenzen des Anstandes hielt, desto zutraulicher und offner wurde das gute Mädchen. Sie gestand mir sogar, daß sie zu Hause die drey Tage über immer an den nächsten Abend denke, und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beschäftigte ich mich mit diesem sonderbaren Wesen, das mir durch seinen gebildeten Geist, durch sein liebenswürdiges Zartgefühl, durch sein eigenthümliches Verhältniß zu mir immer interessanter wurde.

Der Frühling war indessen völlig herangekommen, und die Zeit war da, die ich mit Faldner schon längst zu einer Reise nach England festgesezt hatte. Es hält es vielleicht mancher für thöricht, was ich ausspreche, aber wahr ist es, daß ich diese Reise nur mit Widerwillen betrachtete. Paris an sich hatte nichts Interessantes mehr für mich; aber jenes Mädchen hatte alle Sinne so gefangen genommen, daß ich einer längeren Trennung nur mit Wehmuth entgegensah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war sonst kein bündiger Grund vorhanden, die Reise aufzuschieben: ich schämte mich sogar vor mir selbst, und stellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beschloß die Abreise, aber gewiß hat sich wohl keiner je so wenig auf England gefreut als ich.

Acht Tage zuvor sagte ich es dem Mädchen; sie erschrack, sie weinte. Ich bat sie, ihre Mutter zu fragen, ob ich sie nicht besuchen dürfe, sie sagte es zu. Das nächste Mal aber brachte sie mir sehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten lasse, diesen Besuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszustand allzu angreifend seyn würde. Ich hatte jenen Besuch eigentlich nur darum nachgesucht, um mein Mädchen bey Tage und ohne Schleyer zu sehen: ich verlangte dieß also jezt auf's Neue wieder, aber sie bat mich, den Abend vor meiner Abreise noch einmal zu kommen, sie wollte ihre Mutter so lange bestürmen, bis sie die Erlaubniß erhalte, den Schleyer aufzuheben. Unvergeßlich wird mir immer dieser Abend seyn. Sie kam, und meine erste Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe, sie sagte ja, und hob von selbst den Schleyer auf. Der Mond schien helle und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubniß schien nur theilweise gegeben zu seyn, denn meine Schöne trug sogenannte Venezianer Augen, die den obern Theil ihres Gesichtes verhüllten. Doch wie schön, wie reizend waren die Parthien, welche frey waren, eine feine zierliche Nase, schöngeformte blühende Wangen, ein kleiner, lieblicher Mund, ein

Kinn wie aus Wachs geformt, und ein schlanker, blendend-weißer Hals. Ueber die Augen konnte ich nicht recht in's Reine kommen, aber sie schienen mir dunkel und feurig. Sie erröthete als ich sie lange, entzückt betrachtete: „werden Sie mir nicht böse, flüsterte sie, daß ich diese Halbmaske vornahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abschlagen, nachher gestattete sie es nur unter dieser Bedingung; ich war selbst recht ärgerlich darüber, aber sie sagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.“

„Und was sind diese Gründe?“ fragte ich; „ach mein Herr! erwiederte sie wehmüthig, Sie werden ewig in unserem Herzen leben, aber Sie selbst sollen uns ganz vergessen; Sie sollen mich nie, nie wieder sehen!“ Und meynen Sie denn ich werde Ihre schönen Züge nicht wieder erkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht sehen darf?

„Die Mutter meynt, antwortete sie, das sey nicht wohl möglich, denn wenn man ein Gesicht nur zur Hälfte gesehen, sey das Wiedererkennen unwahrscheinlich. Und warum soll ich dich denn nicht wieder sehen, nicht wieder erkennen?“

Sie weinte bey diesen Fragen, sie drückte meine Hand und sagte: „es darf ja nicht seyn! was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wieder zu erkennen; und — nein die Mutter hat Recht, es ist besser so!“ Ich sagte ihr, daß meine Reise nicht lange dauern werde, daß ich vielleicht schon nach zwey Monaten in Paris seyn könne, daß ich sie wieder zu sehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Ende Oktober.

Endlich, nach jahrelangem Zögern ist dann Rossini mit einer französischen Oper im großen Opernhause hervorgekommen, und auch sogar dießmal war die Oper nicht ganz neu, sondern nur halb und halb. Das Setzen einer neuen Oper ist eine Mühe, die Rossini, seitdem er Direktor des hiesigen italienischen Theaters ist, nur ein Mal, nämlich bey der Krönung des jetzigen Königs sich gegeben hat, weil es dieß Mal unentbehrlich war. Seitdem wurde lange von Seiten der Regierung und der Tagesblätter in ihn gedrungen, er solle eine neue Oper schreiben; Rossini ließ die Leute reden, und begnügte sich damit, eine seiner ältern und in Frankreich ziemlich unbekannt gebliebenen Opern wieder vorzunehmen. Der Dichter Soumet bearbeitete auf seine Weise den Text; Rossini setzte einen ganz neuen dritten Aufzug, da wahrscheinlich das italienische Stück nur zwey Aufzüge gehabt hatte, auch die Ouvertüre kam hinzu, ob ganz neu oder aus einer andern Oper Rossini's, weiß ich nicht. Die Theaterdirektion stattete das Stück mit Tänzen, Märschen und Dekorationen reichlich aus, und so von allen Seiten neu aufgeputzt und ausstaffirt, erschien der alte Mahomet II. vor einem äußerst zahlreichen und glänzenden Publikum. Alle Dilettanti waren auf ihren Posten, und fest entschlossen, das neue Stück des berühmten Maestro nach Verdienst zu loben und zu beklatschen; ihr Eifer war um so mehr angespornt, da in der letzten Zeit die kleinern Tagesblätter sans façon über die angebliche Trägheit Rossini's gespottet, und den berühmten Direktor der italienischen Oper sehr herabgewürdigt hatten; hiefür glaubten die Dilettanten ihm eine Entschädigung schuldig zu seyn. Dann war die Aufführung der Oper Mahomet auch noch in einer andern Hinsicht merkwürdig. Rossini's belebter Styl, seine Gesangsart, seine Behandlung des Orchesters weicht von demjenigen, was man bey der alten französischen Oper sieht und hört, beträchtlich ab. Fast alle diejenigen, die sich an Rossini's Opern gewöhnt haben, finden, daß die französische Opernmusik (das heißt die Musik der großen Opern, nicht diejenige der Operetten) zu schleppend und feyerlich langweilig ist, wie eine Hofceremonie, daß die Opernsänger zu sehr schreyen, daß das Orchester nicht die dem Ohre so angenehmen Abstufungen beobachtet, und den Gesang zu sehr überstimmt. Castilblaze und andere Kunstrichter haben schon lange in den Tagesblättern vorgesagt, daß es bald mit dem alten Opernsystem zu Ende gehen, und daß sogar Glucks Opern die Gunst des Publikums verlieren würden. Dieß war natürlich eine furchtbare Ankündigung für die Anhänger des alten Opernstyls; und obschon man sich heutzutage bey so wichtigen Staats- und Volksangelegenheiten nicht mehr wie unter Ludwig XV. oder XVI., für oder wider eine musikalische Parthey ereifert, so war doch so etwas, was einer Parthey ähnlich sah, entstanden, und es war die Frage, ob Rossini durch seine neue Komposition das alte Opernsystem auf immer einstürzen würde oder nicht, und ob er wohl der Reformator der alten französischen Oper werden solle, wozu ihn seine Anhänger und sein Genie zu berufen schienen. Der von der Regierung unterstützten Theaterdirektion lag nicht wenig daran, dem Erfolg dieses ersten Versuches des berühmten Maestro in der französischen Oper den höchsten Glanz zu geben. So war dann bey der ersten Aufführung des Rossinischen Mahomet der geräumige und schöne Opernsaal von oben bis unten voll; die Damen in den Logen waren auf's Glänzendste geputzt, eine Menge ausgezeichneter Fremden, und unter andern Canning, wohnten dieser feyerlichen Vorstellung bey, von welcher die Zeitungen so ausführlichen Bericht erstattet haben, daß es unnöthig seyn wird, in's Einzelne zu gehen. Bey der Belagerung von Corinth, unter der Anführung Mahomets II. hatte sich der Dichter Soumet offenbar die berühmte Belagerung Missolonghis traurigen Angedenkens gedacht, sein Text wimmelt von Anspielungen auf das Schicksal der um Freyheit und Vaterland kämpfenden Griechen; bey der Fahnenweihe dachte jeder Zuschauer, der etwas Humanität im Busen trug, an die ahnungsvollen Vorbereitungen der unglücklichen Hellenen zur verzweifelten Vertheidigung ihrer Städte, ihrer Familien, ihres vaterländischen Bodens; Rossini's entzückende Töne rührten noch weit mehr als sich ihr Eindruck mit jener Erinnerung paarte. Vielleicht gibt es wenige Beyspiele von einem so lebhaften Effekte der Musik auf die Zuhörer, als derjenige war, den die Fahnenweihe hervorbrachte. Der Franzose geräth leicht in Enthusiasmus; auch möchte wohl die Theaterdirektion einen Trupp Beyfallsklatscher besoldet haben; indessen da es auch nicht an Gegnern des Rossinischen Styls fehlte, so mußte die Empfindung doch wohl allgemein seyn, um sich so plötzlich und so einstimmig zu äußern. Der Tonsetzer kann stolz auf diesen Triumph seyn, denn er hat wenige solche Triumphe während seiner musikalischen Laufbahn gehabt. Eine einzige Gemüthsbewegung beseelte den angefüllten Saal; Alles war entzückt, und der musikalische Zauberer aus Pesaro riß Alles mit sich hin.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. December 1826.

Es ist ein köstlich Ding um Tugend ohne Lohn,
Ja, was noch mehr als dieß; Entwürdigung und Hohn!
Denn nirgends strahlt so rein, so lauter ihre Klarheit,
Als unter Prüfungen — bestätigend die Wahrheit:
Daß sie sich selbst genügt, um ihrer selber willen
Verübt, im Stande ist, das weitste Herz zu füllen.

Krug von Nidda.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung).

Ich drang in das Mädchen, mir zu sagen, warum sie glaube, ich würde sie nicht mehr sehen. „Mir ahnet, erwiederte sie, ich sehe Sie heute zum lezten Mal, ich glaube, meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt sagte es mir gestern, und dann ist ja Alles vorbey! und wenn sie auch länger lebt, in London werden Sie ein so armes Geschöpf, wie ich bin, lange vergessen.“ Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; ich sprach ihr Muth ein; ich gelobte ihr, sie gewiß nicht zu vergessen; ich nahm ihr das Versprechen ab, immer den ersten und fünfzehnten eines jeden Monats auf diesen Platz zu kommen, damit ich sie wiederfinden könnte; sie sagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob sie wenig Hoffnung hätte! „Nun so lebe wohl auf Wiedersehen, sagte ich, indem ich sie in meine Arme schloß und einen kleinen einfachen Ring an ihre Hand steckte, lebe wohl und denke an mich, und vergiß nicht den ersten und fünfzehnten.“ — „Wie könnte ich Sie vergessen! rief sie, indem sie weinend aufblickte. Aber ich werde Sie nimmer wiedersehen, Sie nehmen Abschied auf immer.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihren schönen Mund zu küssen; sie erröthete, ließ es aber geduldig geschehen; ich steckte ihr einen Tresorschein in die kleine Hand, sah sie mir noch einmal recht aufmerksam an und drückte sie heftig an mich. „Auf Wiedersehen,“ sprach ich, indem ich mich sanft aus ihren Armen wand. Der lezte Moment des Abschieds schien ihr Muth zu geben, sie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen; „auf immer! lebe wohl auf immer!“ rief sie schmerzlich, riß sich los und eilte über den Platz hin.

Ich habe sie nicht wieder gesehen! Nach einem Aufenthalt von drey Monaten kehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am fünfzehnten auf den Platz de l'école de médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erschien nicht. Noch oft am ersten und fünfzehnten wiederholte ich diese Gänge, wie oft ging ich durch die Straße St. Severin, blickte an den Häusern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen deutschen Frau und ihrer Tochter, aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Wesen hatte Recht, als sie mir beym Abschied zurief: „auf immer.“

Der junge Mann hatte seine Erzählung mit einem Feuer vorgetragen, das ihr große Wahrheit verlieh und wenigstens auf den weiblichen Theil der Gesellschaft tiefen Eindruck zu machen schien. Josephe weinte heftig und auch die andern Fräulein und die Frauen wischten sich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernster geworden und schienen mit großem Interesse zuzuhören, aber der Baron lächelte hin und wieder seltsam, stieß bey dieser oder jener Stelle seinen Nachbar an und flüsterte ihm seine Bemerkungen zu. Jezt, als Fröben geschlossen hatte, brach er in lautes Gelächter aus: „Das heiße ich mich gut aus der Affaire ziehen! rief er, ich hab' es ja immer ge-

agt, mein Freund ist ein Schlaukopf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte, der Schelm! wahrhaftig, meine Frau heult als habe ihr der Pfarrer die Absolution versagt. Das ist köstlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! ja das hast du deinem Goethe abgelauscht, Dichtung und Wahrheit, es ist ein herrlicher Spaß."

Fröben fühlte sich durch diese Worte auf's Neue verlezt. „Ich sagte dir schon, sagte er unmuthig, daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich bey Seite ließ und nur die Wahrheit sagte, ich hoffe, du wirst es als solche ansehen."

„Gott soll mich bewahren! lachte der Baron. Wahrheit! das Mädchen hast du dir unterhalten, Bester, das ist die ganze Geschichte, und aus deinen Abendbesuchen bey ihr hast du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das laß ich gelten."

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er sah, wie Josephe ihren Gatten starr und ängstlich ansah; er glaubte zu sehen, daß auch sie vielleicht seinen Argwohn theile und schlechter von ihm denke; die Achtung dieser Frau wenigstens wollte er sich durch diese gemeinen Scherze nicht nehmen lassen. „Ich bitte, schweigen wir davon, rief er; ich habe nie in meinem Leben Ursache gehabt, irgend etwas zu bemänteln oder zu entstellen, kann es aber auch nicht dulden, wenn Andere mir dieses Geschäft abnehmen wollen. Ich sage dir zum lezten Mal, Faldner, daß sich auf mein Wort Alles so verhält, wie ich es erzählte."

„Nun dann sey es Gott geklagt, erwiederte jener, indem er die Hände zusammenschlug, dann hast du aus lauter übertriebenem Edelsinn und theoretischer Zartheit ein Paar hundert Franks an ein listiges Freudenmädchen weggeworfen, die dich durch ein gewöhnliches Histörchen von Elend und kranker Mutter köderte; hast nichts davon gehabt als einen armseligen Kuß! Armer Teufel, in Paris sich von einer Metze so zum Narren halten zu lassen!"

Noch mehr als die vorige Beschuldigung reizte den jungen Mann dieses spöttische Mitleiden und das Gelächter der Gesellschaft, die auf seine Kosten den schlechten Witz des Barons applaudirte. Er wollte eben auf's tiefste gekränkt die Gesellschaft verlassen, als ein sonderbarer, schrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Josephe war, bleich wie eine Leiche, langsam aufgestanden; sie schien ihrem Gatten etwas erwiedern zu wollen, aber in demselben Moment sank sie ohnmächtig wie todt zusammen. Bestürzt sprang man auf, alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten sich verwirrt, wie dieß denn so plötzlich gekommen sey, Fröben hatte der Schreck beynahe ohnmächtig gemacht, und der Baron murmelte Flüche über die zarten Nerven der Weiber, schalt auf die gränzenlose Decenz, auf die ängstliche Beobachtung des Anstandes, wovon man ohnmächtig werde, suchte bald die Gesellschaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu seiner Frau; Alles sprach, rieth, schrie zusammen und keiner hörte, keiner verstand den andern. Josephe kam nach einigen Minuten wieder zu sich; sie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte sie dahin und die Mädchen und Frauen drängten sich neugierig und geschäftig nach; sie gaben hunderterley Mittel an, die wider Ohnmacht zu gebrauchen, sie erzählten, wie ihnen da oder dort dasselbe begegnet, sie wurden darüber einig, daß die große Anstrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geschäfte an diesem Tage diesen Zufall nothwendig habe herbeyführen müssen, und die Sorge, der Baron möchte sich vielleicht blamiren, da er ohnedieß schon recht unanständig gewesen, habe die Sache noch beschleunigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen, gesammelt auf einigen Durchflügen durch die Pampas und Anden.

(Beschluß.)

Die Lebensart der Frauen ist sonderbar; sie haben, im buchstäblichen Sinn des Worts, nichts zu thun; die großen Ebenen, von denen sie umringt sind, geben ihnen keinen Bewegungsgrund zu Fuße auszugehen, sie reiten selten und von ihnen mag man mit Recht sagen, daß sie sehr träge und unthätig sind. Die Religion in allen Provinzen von Rio de la Plata ist die römisch-katholische, die aber sehr verschieden an den verschiedenen Orten ist. Während der spanischen Herrschaft hatten die Mönche und Priester allenthalben einen großen Einfluß, und die Größe der Kirchen in Buenos-Ayres, Lucan, Mendoza ꝛc. zeigt die Macht und den Reichthum, den sie besaßen, und die Habgier, von welcher sie beherrscht wurden. Es ist ein trauriger Anblick, eine Zahl kleiner, elender Hütten eine Kirche umringen zu sehen, deren stolzer Bau der christlichen Demuth durchaus nicht entspricht, und ein Engländer kann sich nicht enthalten, einen Vergleich mit den friedlichen Dorfkirchen in seinem Vaterlande anzustellen, deren Aeußeres und Inneres mehr darauf abzweckt, die Gefühle der Hochmüthigen und Stolzen zu demüthigen, während sie dem Landbauer das heitere Ansehen seiner eigenen Wohnung hervorheben. Wenn man bedenkt, daß die Kirchen in Südamerika hauptsächlich für die Bekehrung der Indianer zum christlichen Glauben erbaut wurden, so ist es ein trauriges Gefühl, daß die Priester durch das Pomphafte ihrer Tempel und die Mummerey von Lichtern und Gemälden und Bildern das zu erzwecken strebten, was sie weit besser durch Vernunft, Güte und Demuth erreicht haben würden. Allein ihre geheime Absicht war Geld zu erpressen; und da es immer leichter ist, einen Haufen Menschen durch üble Leidenschaften anzuziehen, wie durch Güte, so machten sie ihre Tempel so reizend als möglich, und die

Leute wurden aufgerufen, zu schauen und zu bewundern, anstatt zu hören und zu bedenken.

Die Macht der Priester und Mönche hat sich seit der politischen Umwälzung sehr verändert. Zu Buenos-Ayres sind die meisten Klöster aufgehoben worden, und es ist der allgemeine Wunsch fast aller Partheyen, die noch übrigen aufzuheben. Gelegentlich begegnet man einem alten, in Sackleinwand gekleideten und mit Schmutz bedeckten Bettelmönche; allein die Art, wie er mit niedergeschlagenen, eingesunkenen Augen und Wangen durch die Straßen schleicht, zeigt, daß seine Macht zerdrückt und sein Einfluß zerstört ist. Die Kirchen haben ihre Silbergefäße verloren, die Kerzen sind gelb, die Gemälde schlecht und die Bilder in groben englischen Kattun gekleidet. An hohen Festtagen gehen die Damen von Buenos Ayres in ihrem schönsten Putze zur Kirche, ein schwarzer Knabe folgt ihnen in gelber oder grüner Livree, der ein Stück eines englischen Teppichs von greller Farbe unter dem Arme trägt, worauf die Dame mit dem Kinde hinter sich niederkniet; allein gewöhnlich sind die Kirchen verödet und man sieht niemand darin als ein oder zwey abgelebte Weiber durch die Ritzen des Beichtstuhls flüsternd. Die traurige Folge von allen diesem ist, daß man in Buenos-Ayres überhaupt wenig Religion findet. In Mendoza gibt es manche Leute, welche die Priester zu unterdrücken wünschen, doch haben sie augenscheinlich immer noch eine große Macht.

Einmal des Jahres werden Männer und Weiber aufgerufen, während neun Tagen in einer Art Schoppen zu leben, den man mir als eine große Gunst zu besuchen vergönnte. Er ist in kleine Zellen abgetheilt und zu verschiedenen Zeiten werden Männer und Weiber wirklich in diese Löcher eingeschlossen, um zu fasten und sich zu geißeln. Ich befragte mehrere Personen ernstlich, ob diese Bußübung bona fide vollzogen würde, und sie versicherten mich, daß die Meisten sich bis auf's Blut peitschten. Als ich eines Tages mit einem Bekannten im Gasthofe zu Mendoza im Gespräch begriffen war, kam ein ärmlich aussehender Mönch mit einem mit Blumen umringten kleinen Gemälde: mein Gefährte war genöthigt, dieß Bild zu küssen, welches der Mönch dann Jedermann im Hause herumreichte — dem Wirthe, dem Bedienten und sogar dem schwarzen Koche, die alle dieselben Ceremonien damit vornahmen und natürlich für die Ehre bezahlten. Der Koch gab dem Mönche zwey Eier.

Die Priester in Mendoza führen alle ein unregelmäßiges Leben; die meisten haben Familie, und viele leben öffentlich mit derselben. Ihre hauptsächliche Belustigung indessen ist, so sonderbar es auch klingen mag, ein Hahnengefecht, alle Donnerstage und Sonntage. Ich ritt eines Sonntags aus, entdeckte die Schaubühne, worauf ich vom Pferde stieg, um sie zu besehen. Sie war gedrängt voll von Priestern, deren jeder einen Streithahn unter dem Arme trug; und es war wunderlich zu sehen, wie ernstlich und langsam sie mit ihren Wetten zu Werke gingen. Ich stand mehr als eine Stunde auf dem Schauplatze, während welcher Zeit die Hähne oft im Begriff waren das Gefecht zu beginnen, allein die Wette war nicht geendigt, und der Kampf ward aufgeschoben. Außer den Priestern war da ein Haufen kleiner schmutziger Buben, und ein niedliches Mädchen. Während sie ihre Wetten richtig machten, fingen die Knaben an zu spielen, und sogleich befahl der Kampfrichter allen, die keinen Hahn hatten, den Schauplatz zu verlassen, worauf das arme Mädchen und alle kleine Buben sogleich fortgeschickt wurden.

Ich ward bald des Schauspiels müde, und konnte mich nicht enthalten über den sonderbaren Anblick nachzudenken, und mir zu sagen wie unwillig die Leute in England seyn würden, wenn sie einen Haufen Priester am Sonntage mit einem Hahnengefechte beschäftigt sähen.

Zu St. Juan haben die Priester vielleicht mehr Macht als in Mendoza, und dieß zeigte sich neulich, indem sie den Gouverneur gefangen nahmen, während er im Bette lag, und von dem Kerkermeister, auf dem Marktplatze die Carta de Mayo verbrennen ließen, welche, um die Niederlassungen der Engländer in dieser Provinz aufzumuntern, dem Fremden religiöse Duldung vergönnt. In andern Provinzen sind die Priester mehr oder minder mächtig nach ihren verschiedenen Fähigkeiten, und im Allgemeinen nach ihrem größeren oder geringeren Verkehr mit Buenos-Ayres.

Die Religion des Gaucho ist nothwendig einfacher als in der Stadt, da seine Lage ihn von den Priestern entfernt. In fast allen Hütten gibt es ein kleines Bild oder Gemälde und die Gaucho's tragen zuweilen ein kleines Kreuz um den Hals. Um ihre Kinder taufen zu lassen, bringen sie sie zu Pferde nach der nächsten Kirche und ich glaube, daß sie die Leichen gewöhnlich auch quer über ein Pferd werfen, um sie in geweihtem Boden begraben zu lassen; doch wurden ein ermordeter Kourier und Postillon, deren Begräbniß ich beywohnte, in den Ruinen einer alten Hütte in der Mitte der Ebene von Santa Fé begraben. Wenn eine Heirath geschlossen wird, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf das Pferd, und in ein Paar Tagen sind sie gewöhnlich im Stande eine Kirche zu erreichen.

Freundschaft und Liebe.

Liebe mißtraut und Freundschaft vertraut. An der Brust der Geliebten
Ruht es so sicher sich nie, als in dem Arme des Freunds.

Empor zur Vollkommenheit.

Ringe, vollkommen zu werden. Doch ganz erringst du es niemals,
Auch nicht droben, denn sonst hörte die Ewigkeit auf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Oktober.

(Beschluß.)

Das Ballet, das in der Oper angebracht worden war, schien langweilig, obschon die besten Tänzer und Tänzerinnen darin ihre gewöhnliche Vortrefflichkeit bewiesen; der rasche Gang der Rossinischen Kompositionen, das beständige Auf- und Abwallen seiner Crescendos, Pianos und Pianissimos, sein abwechselndes Anregen aller Instrumente des Orchesters vertrugen sich nicht wohl mit einem dreyviertelstündigen Ballette nach dem alten Zuschnitte; bey den folgenden Vorstellungen hat es daher auch abgekürzt werden müssen, und dennoch scheint es zu lang. Bey der Beurtheilung dieser Rossinischen Oper in den Tagesblättern entstand ein Streit darüber, ob der Maestro durch dieses Stück eine Revolution in dem französischen Opernstyl hervorgebracht habe oder nicht. Der Constitutionnel als Oppositionsblatt verneint es, die ministeriellen Blätter bejahen; sie behaupten, Rossini habe nie etwas Herrlicheres hervorgebracht; die Gegenparthey lobt nur einzelne vortreffliche Theile der Komposition, und meynt das Opernsystem bleibe im Statu quo. Im Grunde ist der Streit über die angebliche Revolution im Opernstyl etwas ganz Unbedeutendes. Daß Rossini in einem ganz andern Style komponirt als die ältern Opernsetzer, ist eine, wie mich dünkt, ausgemachte Sache; wird nun dieser Styl künftighin der herrschende, so hat Rossini offenbar die Ehre, diese musikalische Revolution angeregt und befördert zu haben; kehrt man aber wieder zum alten Styl zurück, so kann dieß offenbar keine Revolution genannt werden; also sollte man mit diesem Streite erst den Erfolg abwarten; in zwanzig oder dreyßig Jahren wird sich vielleicht darüber etwas Bestimmtes sagen lassen. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß Rossini's Styl der herrschende werden wird, bis einmal ein anderer genialer Reformator auftreten und dem Publikum etwas ganz Neues zum Besten geben wird. Denn dieß ist eben die Macht des musikalischen Genies, daß es seine Neuerungen in Aufnahme bringt, auch wenn sie blos Neuerungen sind, und an Gehalt dem zuvor Bestandenen nicht gleichkommen. In Frankreich, wo nun schon seit anderthalb Jahrhunderten eine große Oper besteht, sind diese musikalischen Umwälzungen auffallend gewesen, und bezeichnen eben so viele Epochen in der Geschichte dieses Instituts. Zuerst war, ich weiß nicht welches Gefiedel und welcher Kantorstyl im Gebrauche. Dann kam Lulli und brachte einen bessern Styl in Aufnahme. Er war der Rossini der damaligen Zeit, man glaubte nicht, daß es die Tonkunst weiter bringen würde. Allein des Lullischen Styls wurde man zulezt doch müde, und als Rameau auftrat, waren die Gemüther zu der bevorstehenden Umwälzung im Opernstyl in der besten Stimmung. Rameau prophezeyte, die französische Opernbühne werde immerwährend herrschen, und sein Genie habe den wahren Styl getroffen. Doch was geschah? Rameaus Herrschaft war noch kurzer als Lulli's seine, und als die Gluck'schen Opern zuerst aufgeführt wurden, wollte Niemand von Rameau etwas mehr hören. Jezt aber treten einige Kunstrichter auf, und behaupten, der Gluck'sche Styl sey veraltet, und Rossini besitze die Kunst des ächten Zuschnittes nach dem jezigen Geschmacke für die Opernkompositionen. Einige gehen indessen noch weiter, und glauben, er werde die französische Oper ganz über den Haufen werfen. Wenigstens wird die große Pariser Oper jezt durch die glänzende italienische, und durch das Odeon zum Theile verdunkelt, auf den beyden lezten werden beständig Rossinische Stücke gegeben; das Publikum scheint keine andere zu verlangen, oder wenigstens keine andere scheinen ihm so zu behagen wie diese. So lange also dieser Geschmack bestehen wird, hat es keinen Anschein, daß das ä[illegible] Opernrepertoir wieder in Aufnahme wird gebracht werden können, einige wenige ausgenommen, wie Sacchini's Oedipe à Colonne, Glucks Iphigenie u. a. Wahrscheinlich wird das Ballet die Hauptstüze der großen Oper bleiben, und die neuen Singstücke werden sich nach und nach dem herrschenden Geschmacke anpassen. An Größe und Pracht bleibt dieses Schauspiel immer noch das erste, die ächten Musikdilettanti ziehen aber doch die italienische Oper vor. Die Leitung der leztern ist dem die Gemächlichkeit liebenden Rossini zu beschwerlich gefallen, und da er nach seinem lezten Triumphe sogleich zum Gesanginspektor und zum Compositeur du Roi ernannt wurde, so legte er seine Direktion nieder, die dann in die Hände des vorigen Direktors Paer kam. Vielleicht wird man nun wieder einige Paer'sche Opern zu hören bekommen, wovon unter Rossini's Leitung gar keine Rede mehr war. So angenehm es für die Hofleute ist, über die königlichen Theater zu befehlen, und sich von schönen Schauspielerinnen und Tänzerinnen die Cour machen zu lassen, so scheint das Ministerium des königlichen Hofhaltes des Dinges doch müde geworden und willens gewesen zu seyn, die großen Theater der Stadt zu überlassen, mit allen den furchtbaren Zuschuß-Forderungen die von diesen Theatern gemacht werden. Allein was heißt die Stadt bey dem jezigen Bestande der Dinge? nichts weiter als der Verein eines von der Regierung angesezten Präfekten, und eines Rathes, dessen Mitglieder aus den am meisten besteuerten Bewohnern der Stadt ebenfalls von der Regierung gewählt werden. Diese Herren hatten, wie es scheint, Anerbieten von dem Unternehmer der Spielanstalten, Boursault, erhalten, der die großen Theater in Pacht nehmen wollte, wie er die sämmtlichen Spielhäuser der Hauptstadt, und wo ich nicht irre, des ganzen Reichs gepachtet hat. Die Stadt oder der Stadtrath hätte dann, nebst dem Spielgelde, auch noch eine Million Theatergeld jährlich eingezogen, und die Regierung hätte die ungeheuren Kosten der großen Theater nicht mehr zu bestreiten gehabt. Allein sobald dieses Projekt ruchbar wurde, äußerte sich der Unwille des Publikums in den Tagesblättern so nachdrücklich, und man sezte die gehässigen Folgen jenes Vorhabens so deutlich in's Licht, daß die Stadtbeamten wohl sahen, daß es unmöglich sey den Plan durchzusezen. Welcher sich selbst achtende Schauspieler würde von einem Manne haben abhängen wollen, der sich mit dem Gelde der durch die Spielwuth zu Grunde gerichteten Menschen bereichert, und der mit derselben Hand, womit er die Künstler besolden würde, die Croupiers und andere Söldlinge an den Spielbänken bezahlt? was würde das Publikum empfunden haben, wenn man den Geistesgenuß, den es aus den Schauspielen zieht, der Sorgfalt der Unternehmer der unmoralischsten aller Anstalten in Paris übergeben hätte? Die vorige Anordnung wird also auch künftighin wohl beybehalten werden, wofern nicht etwa die Stadt auf eine andere Art die Leitung der großen Theater besorgen will. Dergleichen Leitungen scheinen Anfangs etwas sehr Angenehmes, allein man wird ihrer bald müde, und überläßt sie gern andern.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. December 1826.

Über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie im Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Uhland.

Die Isländer.

(Fortsetzung.)

Die Gesänge der Skalden, worauf man sich so oft bezog, lieben der Erzählung die Haltpunkte, und diese erhielt durch den öffentlichen Vortrag in der Gegenwart Vieler, denen die Gegenstände nicht unbekannt waren, eine Art Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit; die meisten Begebenheiten bezogen sich auf Island, oder wenigstens auf die nordischen Reiche. Unter solchen Umständen war zu dem Erzählen eine eigene Gewandtheit erforderlich. Man sezte so hohen Werth darauf, daß selbst ohne das Vermögen, die Thaten, die Reisen, die Erfahrungen, die man gemacht hatte, erzählen zu können, die dadurch erlangte Ehre als unvollständig angesehen wurde [1]), wogegen eine solche Gabe mehrentheils mit der noch höher geachteten des Gesanges vereinigt, schon an und für sich ein nicht geringes Ansehen verliehen. Bereits in den eddischen Gedichten wird von dem ausgezeichneten Platze gesprochen, den ein derartiger öffentlicher Erzähler bey den allgemeinen Zusammenkünften einnahm [2]), und Hávamál räth, nie über den graubaarigen Erzähler, selbst wenn er vor Jedermanns Thür geht, zu lachen [1]). — Man kann wohl sagen, daß diese Züge aus der Geschichte der alten Sitten dem ganzen Scandinavischen Norden eigen waren. Sie gehören in der That allen den Zeiten an, wo schriftliche Aufzeichnung nicht stattfindet. Eine solche Zeit pflegt und schäzt desto mehr die mündlichen Ueberlieferungen als eine eigene Kunst und Gabe, und mit Unrecht wird man, indem hierin das einzige und hauptsächlichste Mittel zur Ausbildung liegt, nach der schon längst verschwundenen vernachlässigten Beschaffenheit derselben hierüber aburtheilen [2]). Über bey

1) Als der berühmte Isländer Kjartan, Olaofsson von Norwegen zurückkehrte, erzählte er nichts; welches sein Vater sehr übel aufnahm, sagt Landaela Saga, c. 45.

2) Der Erzähler wurde Pulr genannt, welches Wort in der älteren Edda in priesterlicher Bedeutung vorkommt, und auf Oden selbst angewandt wird, und der dort hin und wieder Fimbul Pulr, oder der große Erzähler heißt. Der Stuhl des Erzählers hieß Pularstóll. Vergl. Lodsafnismál (ein Theil von Hávamál) Str. 1. Die Erzählung oder das Gedicht, welches vorgetragen wurde, hieß Pula, hiervon Pylia, erzählen, hersagen, vorzüglich reden, und zu den Göttern beten. Pon Olofsen, Nordensgamle Digtekonst, p. 8.

1) Als Beyspiel, wie reich das Gedächtniß des Skalden war, mag Folgendes dienen. Der blinde Skalde Ruf sang vor dem Könige Harald Hårdråde an einem Abende sechszig kleine Gesänge (Flockar) ab, und sagte, daß er noch ein halb Mal so viele größere (Drapor) wisse. Thattr om Stuf — Ska Müller, Sag. Bibl. III. 377.

2) Lodsafnismal, Str. 24. Jemand, der in Nachrichten wohl bewandert war, wurde Sagnamadr, Praedimadr genannt. Auf solche bezieht sich Snorre Sturleson in der Vorrede zur Heimskringla: „Einiges," sagt er, „ist aufgezeichnet worden nach alten Gesängen und Sagegedichten, welche Menschen zu ihrem Vergnügen inne gehabt haben, und obgleich wir die Wahrheit nicht bekräftigen können, so wissen wir doch, daß alte Praedimenn solches für wahr angenommen haben." — Noch jezt werden oft alte Sagen von Personen erzählt, die sie auswendig gelernt haben, und nicht ungewöhnlich sind wan-

Digitized by Google

Isländern trugen viele Umstände dazu bey, diese Ueberlieferungen gleichsam zu Erben der Nordischen Sagen zu machen. — Diese wurden auf die Weise in den Gesängen und Traditionen so ausgebildet, daß deren Uebersetzung in die Schrift mit dem Abpflücken einer schon reifen Frucht verglichen werden kann [1]). Der Baum selbst, der im Heidenthum Wurzel geschlagen hatte, wurde mit dem Aufhören desselben nicht abgehauen; denn der Uebergang zu einem neuen Glauben geschah bey diesen Inselbewohnern langsamer als anderwärts, ohne Gewaltsamkeiten oder Religionskriege [2]), und das Entferntseyn von dem Einflusse, den sonst überall und auch selbst in Scandinavien die Sprache der römischen Kirche, bis zum Verdrängen der eignen Literatur ausübte, trug dazu bey, daß hier die Ueberlieferungen aus den alten Zeiten beybehalten wurden, und mehr in der ursprünglichen eigenthümlichen Gestalt hervortraten, wobey es übrigens auf Island nicht an Männern fehlte, die in allen dem, was man Gelehrsamkeit nannte, eingeweiht waren [3]).

(Der Beschluß folgt.)

---

dernde Erzähler, die vermittelst ihrer Kunst sich im Winter ihren Unterhalt verschaffen. Hendersson I. 385.

1) Deßhalb geben die Isländischen Sagen so selten den Namen des Verfassers an; obgleich sie oft von denen sprechen, auf deren Erzählungen sie sich gründen, und da wo sie Verse anführen, wird meistentheils der Skalde genannt. Die Sage war nämlich durch die stückweise erzählten Nachrichten so fertig gemacht, daß dann das darauf folgende Niederschreiben kein Verfassen war. Deßhalb wird auch eine gemachte Sage von einer geschriebenen unterschieden; z. B. in Sturlunga Saga, S. II. c. 38, wo es heißt: „Die meisten Sagen, die auf Island sind gemacht worden (er hèr hafa giörst à Islandis), wurden vor dem Tode des Bischoffs Brand Sämundsson geschrieben (voru ritador) im Jahre 1201); aber die Sagen, welche späterhin gemacht wurden, davon wurden einige geschrieben, ehe Sturle Thordson der Skalde die Isländingssagen diktirte (sagdi fyrir)" (nämlich die Sturlunga Saga, die auch Isländinga-Saga hin mikla genannt wird).

2) Als das Christenthum auf Island eingeführt wurde, wurde festgesezt, daß man, wenn man wollte, heimlich den Göttern opfern könnte, daß man aber verbannt wurde, sofern es in Gegenwart von Zeugen geschähe. Auch manche heidnische Gebräuche, z. B. das Aussetzen der Kinder, das Genießen des Pferdefleisches u. m. a. mußten ebenfalls im Anfange übersehen werden. Man sehe die bey der Annahme des Christenthums gemachten Bedingungen in der Kristnis Saga, c. 11.

3) Mehrere Isländer besuchten England, Frankreich und Deutschland, um hier zu studiren. Die beyden ersten Isländischen Bischöfe hatten in Erfurt, der Priester Sämund Frode in Paris studirt, dieser errichtete, als er zurückgekommen war, eine Schule, und man fand deren mehrere frühzeitig auf Island. Die Gelehrsamkeit war nicht blos auf die Geistlichen beschränkt. Gissur, Hallson, Lagman auf Island 1131, kannte die lateinische und mehrere andere Sprachen, hatte große Reisen gemacht, und sie beschrieben. Ingunna, eine Isländerin, gab Unterricht im Latein, und in der Grammatik. Halfdan Einari a. a. O. 31. Finni Johann. Hist. Eccl Isl. p. 190. ff. Aber der Einfluß des Einheimischen war in den Wissenschaften so überwiegend, daß selbst die wenigen historischen Werke, welche ursprünglich in der lateinischen Sprache verfaßt waren, wie unter andern die Lebensbeschreibungen der Mönche Oddar und Gunlaug von Olof Fryggvason sich nur in der Isländischen Uebersetzung und Bearbeitung erhalten haben.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Der Baron suchte indessen unter den Männern die vorige Ordnung wieder herzustellen. Er ließ fleißig einschenken, trank diesem oder jenem tapfer zu und suchte sich und seine Gäste mit allerley Trostgründen zu beruhigen. „Es kömmt von nichts, rief er, als von dem Unwesen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heut zu Tage schwache Nerven, und wenn sie die nicht hat, so gilt sie nicht für vornehm; ohnmächtig werden gehört zum guten Ton; der Teufel hat diese verrückten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kommt es, daß man nichts mehr beym rechten Namen nennen darf. Alles soll so überaus zart, decent, fein, manierlich hergeben, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat sie sich jezt alterirt, daß ich einigen Scherz wagte, was doch die Würze der Gesellschaft ist; daß ich über dergleichen zarten, feinfühligen Geschichten nicht außer mir kam vor Rührung und Schmerz, und mir einige praktische Konjunkturen erlaubte. Was da! unter Freunden muß dergleichen erlaubt seyn! Und ich hätte dich, Freund Fröben, für gescheiter gehalten, als daß du nur dergleichen übel nehmen könntest."

Aber der, an den der Baron den lezten Theil seiner Rede richtete, war längst nicht mehr unter den Gästen; Fröben war auf sein Zimmer gegangen, in Unmuth, im Groll auf sich und die Welt. Noch konnte er sich diesen sonderbaren Auftritt nicht ganz enträthseln, seine Seele halb noch aufgeregt von dem Zorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin war noch zu voll, zu stürmisch bewegt, um ruhigern Gedanken und der Ueberlegung Raum zu geben. „Wird auch sie mir nicht glauben, sprach er kummervoll zu sich; wird auch sie den schnöden Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als der einfachen ungeschmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuteten jene seltsamen Blicke, womit sie mich während meiner Erzählung ansah? wie konnte sie diese Begebenheit so tief ergreifen, daß sie erbleichte, zitterte? sollte es denn wirklich wahr seyn, daß sie mir gut ist, daß sie einigen Antheil an mir nimmt, daß sie verlezt wurde von dem Hohn des Freundes, der mich in ihren Augen so tief herabsetzen mußte? Und was wollte sie denn, als sie aufstand, als sie sprechen wollte, wollte sie denn Faldners unschicklichen Reden Einhalt thun, oder wollte sie mich sogar vertheidigen?"

Er war unter diesen Worten heftig im Zimmer auf- und abgegangen, sein Blick fiel jezt auf die Rolle, die je-

nes Bild enthielt, er rollte es auf, er sah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beschämung hinreißen lassen, mein Herz Menschen aufzuschließen, die es doch nicht verstehen, von Dingen zu reden, die solch überaus vornehmen Leuten so fremd sind; das Schlechte, das Gemeine ist ihnen ja lieber, scheint ihnen natürlicher als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen süßen Lippen zu diesen Puppen sprechen? O du armes, armes Kind; wie viel edler bist du in deinem tiefen Elend als diese Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verschämte Armuth nur vom Hörensagen kennen, und jede Tugend, die sich über das Gemeine erhebt, als Mährchen verlassen! Wo du jezt seyn magst? und ob du des Freundes noch gedenkst und jener Abende, die ihn so glücklich machten!"

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er gedachte, welch bitteres Unrecht die Menschen heute diesem armen Wesen angethan. Er wollte seine Thränen unterdrücken, aber sie strömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Brust des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, sich alle Wehmuth, alle zurückgedrängten Thränen des Grams still und auf lange versammelten; aber Momente wie dieser, wo die Schmerzen der Erinnerung und seine Hofnungslosigkeit so schwer über ihn kamen, sprengten die Decke dieses Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um so mächtiger überströmen, jemehr sein gebrochener Muth in Wehmuth überging.

Fröben überdachte am andern Morgen die Vorfälle des gestrigen Tages und war mit sich uneinig, ob er nicht jezt gleich ein Haus verlassen sollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter solchen Unannehmlichkeiten aussezte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeschlagen und beschämt hereintrat. „Du bist gestern Abend nicht zu Tisch gekommen, du hast dich heute noch nicht sehen lassen, hub er an, indem er näher kam, du zürnest mir; aber sey vernünftig und vergib mir. Sieh es ging mir wunderlich, ich hatte den Tag über zu viel Wein getrunken, war erhizt, und du weißt meine schwache Seite, da kann ich das Necken nicht lassen. Ich bin gestraft genug, daß der schöne Tag so elend endete, und daß mein Haus jezt vier Wochen lang das Gespräch der Umgegend seyn wird. Verbittere mir nicht vollends das Leben und sey mir wieder freundlich wie zuvor."

„Laßt lieber die ganze Geschichte ruhen, entgegnete Fröben finster, indem er ihm die Hand bot; ich liebe es nicht, über dergleichen mich noch weiter auszusprechen, aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger."

„Sey doch kein Narr! rief Faldner, der dieß nicht erwartet hatte und ernstlich erschrak; wegen einer solchen Scene gleich aufbrechen zu wollen! ich sagte es ja immer, daß du ein solcher Hitzkopf bist. Nein, daraus wird nichts, und hast du mir nicht versprochen zu warten, bis Briefe da sind vom Don in W.? Nein, du darfst mir nicht schon wieder weggehen; und wegen der Gesellschaft hast du dich nicht zu schämen, sie Alle, besonders die Frauen, schelten mich tüchtig aus, sie gaben dir völlig Recht, und sagten, ich sey an allem Schuld."

„Wie geht es deiner Frau?" fragte Fröben, um diesen Erinnerungen auszuweichen.

„Ganz hergestellt, es war nur so ein kleiner Schrecken, weil sie fürchtete, wir würden ernstlich aneinander gerathen; sie wartet mit dem Frühstück auf dich; komm jezt mit herunter, sey vernünftig und nimm Raison an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kommt heute in Gang. Du bist also wieder ganz wie zuvor?"

„Nun ja doch!" sagte der junge Mann ärgerlich; „laß doch einmal die ganze Geschichte ruhen." Er folgte mit sonderbaren Gefühlen, die er selbst nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der, vergnügt über die schnelle Versöhnung seines Freundes, ihm voraneilte, seiner Frau schnell berichtete, was er ausgerichtet habe, und dann das Schloß verließ, um seine Mühle in Gang zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Triolette.

Die Schnecken.

Mittelgut hat hohen Muth
Schlüpfet glatt durch jede Ritze,
Kriecht empor zu steilem Sitze;
Mittelgut hat hohen Muth;
Ohne Hirn und rothes Blut,
Schneckenkalt in Sommershitze:
Mittelgut hat hohen Muth,
Schlüpfet glatt durch jede Ritze.

Die Fischer.

Obenauf im Strom der Zeiten
Schwimmt nur Spreu und Schaum so bunt;
Manches Knäblein fischt den Fund
Obenauf im Strom der Zeiten;
Wer das Netz läßt niedergleiten,
Fischet Gold aus tiefem Grund:
Obenauf im Strom der Zeiten
Schwimmt nur Spreu und Schaum so bunt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Nov.

Seit ich Ihnen zum lezten Male geschrieben, ist die Michaelismesse, die nichts Außerordentliches darbot, in Beziehung auf Kunstausstellungen aber vielleicht ärmer war als alle frühern, geendigt worden, und der Winter hat wieder ein zahlreicheres Publikum zu Theater und Konzert versammelt. Ich fasse daher das unterdessen von leztern beyden Geleistete, so weit es mir bekannt worden, in einem Ueberblick zusammen, und fange beym Theater an. Der größere Antheil, welchen die Unternehmung des Hrn. Hofrath Küstner in diesem Winter gewinnt, schreibt sich in der That von der nicht ungegründeten Besorgniß her, derselbe möchte diese Unternehmung nach Ablauf der Pachtzeit (Ostern 1828) aufgeben. Daß dieß zum Nachtheile unseres Publikums gereichen würde, kann derjenige nicht bezweifeln, der sich ein wenig in Deutschland umgesehen und wahrgenommen hat, daß auf den Bühnen der größten deutschen Städte, bey weit größern Mitteln nicht mehr, ja oft weit Unbedeutenderes als hier geleistet wird, und daß namentlich das hiesige Personale im Ganzen genommen die Vergleichung mit jeder deutschen Bühnengesellschaft aushält. Der Tadel, den man unter uns ebenfalls so häufig vernimmt, daß die Direktion die unersättliche Schausucht, die nur Augenweide verlangt, bis zu einem unerhörten Grade gesteigert habe, und daß darin das höhere Drama allzu leer ausgehe, vermindert sich in etwas durch die Wahrnehmung, daß jenes Uebel sich aller Orten zeigt, und daß einestheils der eingetretene Mangel an rechten neuern Werken in der rein dramatischen Gattung, anderntheils der unläugbare Mangel eminenter mimischer Talente in Deutschland, dasselbe so weit hat um sich greifen lassen. — Doch will ich damit die Möglichkeit nicht bestreiten, durch mannichfaltige; von dem gegenwärtigen Wege weit abliegende Versuche das vorhandene Gute in der (ältern und neuern) dramatischen Poesie auf eine das Publikum nach und nach immer mehr anziehende Weise einzuführen, und dadurch jenem Uebel entgegenzuwirken.

Was ich aber von den Leistungen unserer Bühne im Allgemeinen gesagt habe, wird sich auch durch die Uebersicht der leztverflossenen Monate bestätigen. Im Geiste des höheren Drama waren zwey Darstellungen höchst gelungen zu nennen, nämlich Grillparzers Medea, in Anwesenheit des liebenswürdigen Dichters aufgeführt, und Donna Diana. In der erstern ist das Verdienst der Mad. Miedke, in der zweyten das der Mad. Genast anerkannt. Sicher hätten wir im Fache des höheren Schauspiels noch mehreres Bedeutende gesehen, wenn nicht eine schwere Krankheit des Hrn. Devrient die Direktion sehr beschränkt hätte. So wurde z. B. die schon angesagte Aufführung des Prinzen Friedrich von Homburg, eines Gedichts, das beyläufig gesagt, zur Schande der deutschen Bühne auf den meisten Theatern durch Uebersezungen schlechter Boulevardsschauspiele und französischer Kriminalgeschichten verdrängt wird, durch diesen Unfall aufgeschoben. Dagegen wird eben Shakespears Othello vorbereitet, von welchem nächstens. Die Wahl solcher Stücke, und die Wiederholung mancher anderer, z. B. Jungfrau von Orleans, deren lezte Aufführung ich aber nicht loben kann — zeigt wenigstens, daß die Direktion in dem Guten keiner andern nachstehen will. — Was das eigentliche Schauspiel anlangt, so finden wir hier als Novität das Majorat von Vogel, durch des Hrn. von Ziethen lebendige Charakterzeichnung des verbrecherischen Daniel gehoben, und zur Erinnerung an ältere Zeiten Kozebues Kreuzfahrer, an denen wir das Geschick des fruchtbaren Dichters anerkennen mußten, manchfaltige und auch malerisch-interessante Situationen zu einem, die Menge rührenden Ganzen zusammenzureihen. Man verwundert sich, daß kein Operndichter darauf gefallen ist, diesen Stoff zu verarbeiten. Im Lustspiel kamen wir auch in die alten Zeiten zurück durch das Räuschchen — in diesem Stück hat, wie ich früherhin berichtete, Hr. Genast eine seiner vorzüglichsten Rollen gefunden — ferner Kozebues verbannten Amor, die argwöhnischen Eheleute und dessen Epigramm, welches wir früher freylich besser gesehen haben, ferner den schwarzen Mann, der wohl verdient erneuert zu werden, und Ifflands Selbstbeherrschung, worin Hr. Stein eine seiner edelsten und rührendsten Darstellungen (Sekr. Willnang) gibt. Die vielleicht so häufig wiederholten Vaudevillstücke will ich nicht besonders anführen, sondern nur das, daß sie vorzüglich durch die reichströmende komische Ader des Hrn. Koch sich beliebt machen.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 12. Nov.

Vor Kurzem war ich am See von Celano. Die Arbeiten sind bis an den vierten Pozzo (vertikales Luftloch) vorgerückt, und am fünften ist bereits eine Roßmühle erbaut, um die Erde heraufzuschaffen, welche jezt noch aus der Mündung des Emissars in den Liris geworfen wird. Der ganze Emissar ist 1½ Stunde lang, hat 19 Pozzi, und viele schiefe Zugänge, Cunicoli. Der See, welcher bis auf eine kleine Strecke in seiner Mitte abgelassen werden soll, hat sechszehn Stunden im Umfange, ist von Kalkgebirgen umgeben, und nicht sehr tief. Wie lange die Arbeit währen werde, läßt sich nicht voraussagen. Ich fürchte man wird auf die großen Schwierigkeiten zulezt stoßen, wenn man dem See sich nähert. Die Ebene des See's, mit den sie umgebenden Gebirgen, wird vielleicht einst die festeste militärische Stellung Italiens werden, wenn Straßen durch diesen Theil des Appennines geführt seyn werden. In der Nähe liegt Alba Fucente, wo die Römer ihre Staatsgefangenen bewahrten, und das Schlachtfeld von Tagliacozzo, wo Deutschlands und Italiens Zertrennung entschieden wurde.

Sie wissen wie viel Sonderbares über die sogenannten Cyclopen-Mauern geschrieben worden ist. Niemand aber hat noch bemerkt, daß die Via Valeria zwischen Rocca Cerri und Colle mit poligonen Mauern substruirt ist. Auch im Städtchen Tagliacozzo sollen sich ähnliche Futtermauern unter der alten Straße befinden, bey Colle ist ein Plaz mit pseudo-cyclopäischen Mauern hart an der Straße unterbaut.

Mrs. Mai hat in der Bibliothek von Neapel einen Palimpsest gefunden. Auch dieser stammt aus Bobbio und enthält ein Werk über den Ackerbau.

Wir sehen bereits viele Reisende ankommen, doch scheint im laufenden Winter Neapel für bleibenden Aufenthalt von der Mehrzahl vorgezogen zu werden. G. R. von Refues aus Bonn ist hier eingetroffen. Der berühmte Savigny wird leider in Florenz durch Unpäßlichkeit zurückgehalten. Der französische Schriftsteller, Raoul Rochette, und die Dichterin, Delphine Gay, sind aus Paris hier angekommen.

Die königlich preußische Regierung hat einige interessante antike Marmore erworben, deren einige gegenwärtig von dem Bildhauer Wolff aus Berlin ergänzt werden.

M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. December 1826.

Nein! schon eine jener Stunden,
Die dein Himmelsglanz erhellt,
Wiegt die Wonne einer Welt! —
Ach der Glückliche, der hier
Einmal nur Dich wahr empfunden,
Singt auch weinend Lieder Dir!

v. Tromlitz.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Hatte sich denn heut auf einmal alles so ganz anders gestaltet, oder war nur er selbst anders geworden; Josephens Züge, ihr ganzes Wesen schien Fröben verändert als er bey ihr eintrat. Eine stille Wehmuth, eine weiche Trauer schien über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und doch war ihr Lächeln so hold, so traulich, als sie ihn willkommen hieß. Sie schrieb ihr gestriges Uebel allzugroßer Anstrengung zu und schien überhaupt von dem ganzen Vorfalle nicht gern zu sprechen. Aber Fröben, dem an der guten Meynung seiner Freundin so viel lag, konnte es nicht ertragen, daß sie beynahe geflissentlich seine Erzählung gar nicht berührte. „Nein, rief er, ich lasse Sie nicht so entschlüpfen, gnädige Frau! An dem Urtheil der Andern über mich lag mir wenig; was kümmert es mich, ob solche Alltagsmenschen mich nach ihrem gemeinen Maßstab messen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich schmerzen, wenn auch Sie mich falsch beurtheilten, wenn auch Sie Gedanken Raum gäben, die mich in Ihren Augen so tief herabsetzen müssen, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freylich solchen Ohren nie hätte preis geben sollen. O ich beschwöre Sie, sagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geschichte denken?"

Sie sah ihn lange an, ihr schönes großes Auge füllte sich mit Thränen, sie drückte seine Hand und sagte: „O Fröben, was ich davon denke? sprach sie, und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr gesprochen! Sie wissen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!"

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand. „Wie gütig sind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe Alles, Alles genau nach der Wahrheit erzählt."

„Und dieses Mädchen, fuhr sie fort, ist wohl dieselbe, von welcher Sie mir lezthin sagten? Erinnern Sie sich nicht, als wir von Viktor und Klotilden sprachen, daß Sie mir gestanden, Sie lieben hoffnungslos? Ist es dieselbe?"

„Sie ist es, erwiederte er traurig; nein, Sie werden mich wegen dieser Thorheit nicht auslachen. Sie fühlen zu tief, als daß Sie dieß lächerlich finden könnten. Ich weiß alles, was man dagegen sagen kann, ich schalt mich selbst oft genug einen Thoren, einen Phantasten, der einem Schatten nachjage, ich weiß ja nicht einmal, ob sie mich liebt." —

„Sie liebt sie, rief Josephe unwillkürlich aus, doch über ihre eigenen Worte erröthend sezte sie hinzu, sie muß Sie lieben; glauben Sie denn, so viel Edelmuth müsse nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von siebzehn Jahren machen, und in allen Ihren Aeußerungen, die Sie uns erzählten, liegt, es müßte mich Alles trügen, aber es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebe darin."

Der junge Mann schien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauschen. „Wie oft rief ich mir dieß selbst zu, sprach er, wenn ich so ganz ohne Trost war und traurig in die

Digitized by Google

Vergangenheit blickte, aber wozu denn? vielleicht nur, um mich noch unglücklicher zu machen! Ich habe oft mit mir selbst gekämpft, habe im Gewühl der Menschen Zerstreuung, im Drang der Geschäfte Betäubung gesucht, es wollte mir nie gelingen. Immer schwebte mir jenes holde unglückliche Wesen vor; mein einziger Wunsch war, sie nur noch einmal zu sehen. Es ist noch jezt mein Wunsch, ich darf es Ihnen gestehen, denn Sie wissen meine Gefühle zu würdigen, auch diese Reise unternahm ich nur, weil meine Sehnsucht mich hinaustrieb, sie zu suchen, sie noch einmal zu sehen. Und wenn ich denn so recht über diesen Wunsch nachdenke, so finde ich mich sogar oft bey dem Gedanken, sie auf immer zu besitzen! — Sie blicken weg, Josephe? O ich verstehe; Sie denken, ein Geschöpf, das so tief im Elend war, dessen Verhältnisse so zweydeutig sind, dürfe ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menschen; an alles dieß habe auch ich recht oft gedacht, aber so wahr ich lebe, wenn ich sie so wiederfände, wie ich sie verlassen, ich würde niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich denn so strenge beurtheilen, Josephe?"

Sie antwortete ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand gestüzt, bot sie ein Buch hin und bat ihn vorzulesen. Er ergriff es zögernd, er sah sie fragend an, es war das einzige Mal, daß er sich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber sie winkte ihm zu lesen und er folgte, wiewohl er gerne noch länger sein Herz hätte sprechen lassen. Er las von Anfang zerstreut, aber nach und nach zog ihn der Gegenstand an, entführte seine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Gespräch und riß ihn endlich hin, so daß er im Fluß seiner Rede nicht bemerkte, wie die schöne Frau ihm ein Angesicht voll Wehmuth zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß ihr Auge sich oft mit Thränen füllen wollte, die sie nur mühsam wieder unterdrückte. Spät erst endete er, und Josephe hatte sich so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe über das Gelesene sprechen konnte, aber dennoch schien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hie und da zittre, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die sie dem Freund ihres Gatten bewiesen, gewichen sey; er hätte sich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmern Gefühls, der oft aus ihrem Auge hervorbrach, ihn an seiner Beobachtung irre gemacht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Isländer.

(Beschluß.)

Etwas mehr wie 240 Jahre waren seit der Ansiedlung auf Island verflossen, als man anfing die Sagen niederzuschreiben [1]), und da fast alle die älteren von Skalde-gedichten durchflochten sind und stückweise sie mittheilen, so ist die Aufzeichnung der Gesänge wenigstens nicht später geschehen. Hin und wieder könnten wohl in den neuern Sagen die Verse von den Sagenschreibern gedichtet seyn; aber der Zweck selbst, der damit beabsichtigt wurde, zeigt uns am besten das frühe Verhältniß der alten Skaldekunst zu der Sage. Es geschah nämlich, um den Nachrichten eine größere Glaubwürdigkeit zu geben, indem die Gesänge der Skalden, wie Snorre Sturleson selbst bezeugt, die wichtigsten historischen Zeugnisse waren. Auch sind die Isländischen Sagen voll von historisch-bekannten, mit den Begebenheiten gleichzeitigen Versen der Skalden von Harald Harfagers Zeit und der Mitte des neunten Jahrhunderts. Aus dem vorhergehenden Zeitpunkte wußte man bloß einige wenige Gedichte von bekannten Skalden anzuführen. Aber bereits diese zeichnen sich, wie alle ihre Nachfolger, durch unaufhörliche Andeutungen auf die alten Mythen aus. Die mythischen Gesänge müssen also noch älter gewesen seyn. Auch wußte man von ihnen, die noch aufbehalten sind, die Verfasser nicht anzugeben. Mit dem Aufschreiben der Sagen und der Gesänge wurde bald Kritik und Sammeln verbunden, und derartigen Bemühungen haben wir die, für die Isländer umfassendsten, in historischer, mythologischer und poetischer Hinsicht wichtigsten Werke zu danken [1]). In dem Maße, wie die Quelle der lebendigen Ueberlieferungen diesemnach geleert wurde, fing man zulezt an, aus eigner Fülle gedichtete Sagen zu schreiben, die entweder den einheimischen alten, oder ausländischen Mustern nachgebildet und oft auch in Verse gesezt wurden, welche schon durch ihre Form an eine spätere Zeit erinnern [2]). Da nun die Sage und der Gesang auf die Weise

---

1) Pat var meir enn C.C. vetra tolfraeder Island var bygt, ádr men toke her saugur at rita. Olofs Saga, Praef. Vereluca, not. ad Herr. Saga, p. Ein hundert Tolfraed sind zehn Mal zwölf, oder 120, welches früher in Schweden, und noch jezt an einigen Orten, Storhundrade (das große Hundert) genannt wurde.

1) So wie die Eddas. Um die Grundlage für die Chronologie hat sich im Allgemeinen Are Frode sehr verdient gemacht; außerdem um Islands allgemeine Geschichte die Verfasser der Sturlunga Saga; für Scandinaviens, besonders Norwegens Geschichte sind die Sammlungen der Königssagen, vorzüglich Snorre. Sturlesons Zusammentragung derselben in Heimskringla wichtig gewesen; für Dänemarks Geschichte, die ebenfalls zu einem Ganzen zusammengetragene Knytlinga Saga, als deren Verfasser Olof Thordson, genannt Hvitaskald angesehen wird; eben so wie Sturla Thordson den größten Antheil an der Sturlunga Saga oder der großen Islands Saga gehabt hat. Beyde waren Brudersöhne von Snorre Sturleson. Gegen kein Geschlecht hat daher die alte Geschichte des Nordens größere Verbindlichkeiten.

2) Die sogenannte Rimur (wovon ein Beyspiel in der von Björner in seine nordischen Heldenthaten gebrachten Rimur af Harl ok Grym sich findet), welche größtentheils aus späteren, nach eignen Ideen gedichteten, Isländischen Sagen bestehen.

Digitized by Google

völlig vom Historischen geschieden wurden, so vertrocknete dieses in registerähnlichen, trocknen, chronologischen Annalen; und diese, obgleich schon unter der Kritik- und Sammlungsperiode begonnen, machen doch im Allgemeinen die lezten historischen Denkmähler der alten Literatur der Isländer, welche eigentlich auf den Zeitraum innerhalb des zwölften, dreyzehnten und zum Theil vierzehnten Jahrhunderts sich beschränkt, aus.

Nachdem wir solchergestalt den Gang der Isländischen Literatur dargestellt haben, können wir deren hauptsächlichsten Bestandtheile nun angeben. Es sind folgende:

I. Mythische Gesänge und Sagen.

Die hierher zu rechnenden Gesänge gehören dem mythischen Zeitalter, sowohl vermöge ihres Inhaltes als auch deßwegen an, weil sie älter als alle historische Erinnerungen, und demnach alle von unbekannten Verfassern sind. Sie handeln theils von den Göttern und der alten Götterlehre, theils auch, um uns der eigenen Worte eines alten Gesanges zu bedienen [1]), „von den Helden, die von den Göttern kommen." Die Sammlung der mythischen Gesänge, die noch übrig ist, wird nach einer unter den Isländern gangbaren Sage Saemund, genannt Frode [2]) (der Gelehrte), zugeschrieben und daher auch Saemunds Edda, sonst gewöhnlich die Poetische, oder die Aeltere Edda genannt. Mythische Sagen enthält mit Bezugnahme auf die Gesänge die Prosaische oder Jüngere Edda, die Snorre Sturlesons Namen trägt, indem er als der Verfasser eines Theils derselben angesehen wird [3]). Zu der Jüngern Edda gehört auch die Skalda, eine Abhandlung über die Skaldensprache, oder über die von den Skalden gebrauchten Umschreibungen, Bilder und Benennungen, und endlich eine Uebersicht aller Versarten der Isländischen Skaldekunst [4]) nebst mehreren grammatikalischen Aufsätzen. Alles dieses zeigt uns die Jüngere Edda als eine Isländische Poetik [5]), welche eigentlich die Mythologie zu dem Ende abhandelt, um den Gebrauch, den die Skalden davon machten, aufzuklären. An die alten mythischen Gesänge schließen sich übrigens auch andere mythische oder halbmythische Sagen an.

II. Historische Gesänge und Sagen.

Diese Abtheilung faßt Gesänge von historisch-bekannten, mit den Begebenheiten gleichzeitigen Skalden und Sagen der Art, die sich darauf beziehen und im Uebrigen das historische Gepräge an sich tragen, in sich. Diese Sagen sind theils abgesonderte — so wie über die Isländischen Geschlechter und die berühmten Männer seit der Bevölkerung der Insel mit deren Scandinavischen Ahnen, Sagen über verschiedene andere nordische Kolonien, über die Faröer- und Orkadischen Inseln, über Grönland, so wie über einzelne nordische Könige und Königsgeschlechter — theils wiederum gesammelte und zu größeren Werken über Islands eigene oder Scandinaviens Geschichte ausgearbeitete Sagen.

III. Gedichtete und romantische Gesänge und Sagen,

welche die Isländer entweder aus der poetischen und romantischen Literatur des übrigen Europa's geschöpft, oder, nachdem sie damit bekannt geworden, nach einheimischen Ideen geschaffen haben. Dieser Theil der Isländischen Literatur, im Allgemeinen der inhaltreichste, ist für den eigentlichen Geschichtsforscher allein nur von Wichtigkeit, so wie er Beyträge zu der Geschichte der Denkart, der Sitten und der Gebräuche liefert, und hin und wieder auch ältere nordische Ueberlieferungen aufnimmt. Im Uebrigen geht daraus hervor, daß es im Mittelalter keinen bekannten Gegenstand für den Gesang und die Sage gab, den nicht auch die Wißbegierde dieser Inselbewohner umfaßt und angewandt hätte.

1) Hyndluljod Nr. 8. Merkwürdig als eine Art poetischen Auszugs der alten mythologischen Genealogien.

2) Geboren in der Mitte des eilften Jahrhunderts, gestorben 1133. Vita Saemundi Multiscii, auctore Arna Magnaeo, in der Kopenhagener Edition der ältern Edda. P. I.

3) Wie groß dieser Theil war, ist ungewiß, aber daß mehrere Theile der Edda vermehrt und bearbeitet wurden nach seiner Zeit, und daß das Ganze in seiner gegenwärtigen Gestalt dem vierzehnten Jahrhundert angehört, ist gewiß.

4) Nach einem Ehrengedichte über König Hakan den Alten und Skule Jarl in Norwegen von Snorre Sturleson in hundert verschiedenen Versarten, deßhalb Hattalyckil (Clavis Rhythmica) genannt.

5) In den Isländischen Gesängen bedeutet Edda Poesie im Allgemeinen, Eddulist Skaldekunst, Eddureglar die Regeln der Skaldekunst. Arnas Magnaeus, Vita Saemundi p. XXI.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Nov.

(Fortsetzung.)

Für die Opernbarstellungen dieses Winters ist durch die abermalige Berufung der Fräulein Canzi sehr viel gewonnen. Ihr ausgebildeter und bestimmter Vortrag wird jezt um so mehr anerkannt, da ihre Stimme sich seit vorigem Winter ungemein erholt zu haben scheint. In der italienischen Musik herrscht sie, und in der deutschen schüzt sie ihr Geschmack vor Ueberladung. Ihr Vortrag, in Verbindung mit Vetters schmelzendem Tenor gibt das reizendste Duett, das man wohl hören kann. In der Oper waren Novitäten: die nun überall bekannte weiße Dame. Die Tendenz der Franzosen, Alles in's Conventionelle zu ziehen, scheint in dieser Oper ihr Höchstes erreicht zu haben. Fast ist es unbegreiflich, wie ein Tonsetzer einen Text wählen kann, der so wenig musikalische Elemente in sich trägt. Nun darf man zwar nicht läugnen, daß der Komponist sich alle Mühe gegeben hat, die Momente,

Digitized by Google

in welche einige Schilderung der Empfindung zu legen war, zu benutzen, und alle Geschicklichkeit, die ihm eigen, angewendet hat, um seine Musik durch die jezt vorhandenen Tonmittel anziehend zu machen; aber wenn man es genau betrachtet, so kann man diese Musik doch kein charakteristisches Ganze nennen, sondern wie es eine Monotonie der Trauer und Wehmuth gibt, so gibt es auch eine Monotonie der Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit, in welche der Komponist sein Werk eingetaucht zu haben scheint. Hiermit wird also keineswegs geläugnet, daß diese Oper eine Menge angenehmer Melodien und pikanter die Aufmerksamkeit reizender Säze in sich enthalte; aber die charakteristische Einheit, welche selbst im Johann von Paris vorhanden ist, kann ihr nicht zugestanden werden. Um nun einen Beleg anzuführen, wie wenigsagend ist die Situation der beyden Liebenden, die sich zum ersten Male wieder begegnen; eine unbedeutende leyernde Melodie, die sich mehrmals wiederholt, ist der einzige Ausdruck ihrer Gefühle. Solche Wiederholungen stellen sich aber ein, wenn ein Komponist nicht viel zu sagen hat, und in keiner von Boyeldieus Musiken haben wir die Eigenheit in so starkem Grade gefunden, Melodien, die ihm gefallen, so häufig wiederholen zu lassen. Dann aber ist der Aufwand von Tonmitteln für den wichtigen, aller eigentlichen Poesie beraubten Stoff viel zu groß, und die Versteigerungsmusik, welche das zweyte, in technischer Hinsicht meisterhafte Finale bildet, könnte eben so gut einem heroischen Kampfe untergelegt werden. Die Kunst verirrt sich überall, wenn sie, statt den ihr entsprechenden Stoff zu durchdringen, den fremdartigen wählt, um an der Schwierigkeit der Behandlung die Meisterschaft zu zeigen. — Die musikalische Aufführung gereicht den Sängern, dem Orchester, und dessen gewandtem Leiter, Hrn. Präger, zur Ehre. Vornehmlich glänzte aber Fräulein Canzi als weiße Dame, (die aus dem Crociato von Meyerbeer eingelegte Arie belebt sie durch meisterhaften Vortrag) und Hr. Vetter in der Tonpartie. Der Beyfall, welchen diese Oper überhaupt ärndtet, scheint hier getheilt zu seyn; namentlich erklären sich diejenigen lebhaft für dieselbe, welche durch gelungene Einzelnheiten befriedigt werden. Dagegen hat, troz aller Anstrengungen der Sänger Morlacchis Tebaldo und Isolina hier keinen Eingang gefunden, wobey indessen auch Umstände mitwirkten, die hier nicht können angeführt werden. Der Mangel an strenger dramatischer Charakteristik ist fast der ganzen Gattung der neuesten italienischen Musik vorzuwerfen. Gedehnte Handlung, Mangel an Einheit des Styls, viel Geliebenes, lange und doch nicht ausgeführte, sondern wirklich aufspringende Säze — das ist es, wodurch diese Oper vorzüglich dem unbefangenen Beurtheiler anstößig ist. Daß dieser aber, wenn die Anforderungen, welche der Komponist an die Stimmen, und die fast immer obligaten Blasinstrumente gemacht hat, durchaus befriedigt wird, durch gelungene Einzelnheiten, z. B. die ersten Gesangsstücke des zweyten Akts, durch Lebhaftigkeit und Feuer, welches sich in den neuesten Stücken zeigt, durch den eleganten Gesang, der auf das große Publikum eine günstige Wirkung hervorbringen kann, wenn keine ungünstige Meynung vorwaltet, dieß beweist der Erfolg mancher anderer Opern ähnlicher Gattung, und die Aufnahme, welche diese Oper unter des Komponisten Leitung auf der italienischen Opernbühne in Dresden gefunden hat. In der zweyten Vorstellung, welche wahrscheinlich die lezte seyn wird, fanden auch die Sänger (besonders Fräulein Canzi, — welche besonders die Soloscene des ersten Akts, ungeachtet des durch viele Fermaten und Veränderungen des Tempos unterbrochenen Zusammenhangs zu einem Ganzen zu verbinden wußte — ferner Herr Vetter in der kraftfordernden Partie des Vaters — und Fräulein Erhart, in der ihre Stimmenlage oft überschreyenden Partie des Tebaldo) den verdienten Beyfall. Das Orchester konnte man häufig schon besser vortragen hören.

(Der Beschluß folgt.)

London, 28. Nov.

Mit der Ankunft unsers Königs in der Hauptstadt hat Alles ein neues reges Leben genommen, und unsere Season, d. h. die schöne Jahreszeit ist dießmal, nach dem Rathschlusse des Ministers, ausnahmsweise im November eingetreten, anstatt daß sie sich sonst erst im Februar gleich nach der Eröffnung des Parlaments einzustellen pflegt. Es gehört nun zwar zu den seltensten Erscheinungen in unserer „schönen Jahreszeit,“ auch nur einen einzigen heitern Blick der Sonne zu erhaschen, oder es zu wagen uns in die freye Luft, ohne die Begleitung des schüzenden Freundes, des Regenschirms, zu begeben, aber dieß thut nichts zur Sache, wir verstehen es hier gar sehr, der alten Natur zu trozen, und ihr zu zeigen, daß Wesen of the haut ton sich gar nicht um sie bekümmern. Machen uns auch sonst andere Völker das Graziöse und Leichtere in unserer geselligen Bewegung streitig, so laufen wir ihnen doch ohne Zweifel in der Kunst, über alle Zeit uns hinauszusezen, den Vorrang ab. Welcher Mann von Ton wollte sich z. B. bey uns gegen den Anstand wohl so vergeben, um schon vor eilf Uhr Vormittags sein Frühstück einzunehmen, oder wem fällt es im Westend wohl je ein, sich vor sieben Uhr Abends zum Mittagstisch niederzusezen? Freylich haben wir hier noch manchen Distrikt, wie jenseits Temple bar, oder die weltbekannte City, wo man sich der Zeiten der Vorväter noch mit etwas mehr Treue erinnert, denn da schämt man sich immer noch nicht den Mittag schon um ein Uhr einzuweihen. Aber von Citizens kann jezt wirklich, wo die Hauptstadt sich füllt, und alles voller fashionable movements ist, gar nicht die Rede seyn; sie gehören nicht zum red book, und können von dem Westluftathmenden nicht beachtet werden. Um aber wieder auf unsern König zu kommen, so macht seine jedesmalige Erscheinung in der Hauptstadt wirklich Epoche in der Geschichte Londons. Georg der Vierte besucht uns nämlich äußerst selten, und sein zwey- oder dreywöchentlicher Aufenthalt in St. James's sezt nicht nur jedes brittische Herz, vom Oberkammerherrn bis zum lezten Footman, in Bewegung, sondern der gute König wird unaufhörlich auf das Unbarmherzigste geplagt. Kaum aus dem Reisewagen gestiegen, muß er schon Audienzen ertheilen, einen geheimen Rath halten, und mannichfaltige Akten unterschreiben. Tages darauf Parlamentseröffnung, und er wird zur Ablesung einer Rede sich mit Widerwillen Jedermann zur Schau zu stellen genöthigt. Morgen am Hoftage, überreicht ihm der grausame Recorder von London eine, mit 46 zum Tode verurtheilten jungen Verbrecher, angefüllte Liste, von welchen er sechs durch eigenhändige Unterschrift in die Ewigkeit muß schicken lassen; Am Gallatage verlangen zwey Alderman der City, Spießbürger, von Sr. Majestät in einer besondern Audienz, eine neue Treppe am Tower, damit Sr. Majestät getreue Unterthanen den Passagieren nach und von den Dampfbooten nicht in die Gefahr kommen, ein zu zeitiges Grab in den Fluthen der Themse zu finden. Kaum von allen diesen Fatiguen erholt, so erwartet sie schon die Hofkapelle, in welche Sr. Majestät als Oberhaupt der anglikanischen Kirche genöthigt sind, eine gewöhnlich sehr langweilige Predigt ablesen zu hören. (Am vorigen Sonntag war Se. Majestät jedoch nicht in der Kirche, was ein äußerst seltener Fall).

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 299.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 15. December 1826.

— Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da drunten aber ist's fürchterlich. —

Schillers Taucher.

Romanzen vom Bodensee*).

Von Gustav Schwab.

1.
Der Reiter und der See.

Mündliche Sage.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So fliegt er hin eine Meil', und zwey,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrey;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See! wie weit mag's seyn?"

Die Maid sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du."

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?"

*) Aus dem nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Werke: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Von Gustav Schwab.

Digitized by Google

Sie rufet das Dorf herbey zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und iß vom Fisch!"

Der Reiter er starret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Da der Baron erst bis Abend zurückkehren wollte, Josephe sich aber nach dieser Vorlesung in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, so beschloß Fröben, um diesen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigstens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verschlafen. In jener Laube, die ihm durch so manche schöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, werth geworden war, legte er sich auf die Moosbank und entschlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelassen, sie folgten ihm nicht durch das Thor der Träume; nur liebliche Erinnerungen verschmolzen und mischten sich zu neuen reizenden Bildern, das Mädchen aus der St. Severinstraße mit ihrer schmelzenden Stimme schwebte zu ihm her und erzählte ihm von ihrer Mutter; er schalt sie, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, da er doch jeden ersten und fünfzehnten gekommen sey; er wollte sie küssen zur Strafe, sie sträubte sich, er hob den Schleyer auf, er hob das schöne Gesichtchen am Kinn empor, und siehe, es war Don Pedro, der sich in des Mädchens Gewänder gesteckt hatte, und Diego sein Diener wollte sich todt lachen über den herrlichen Spaß. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantasie in Stuttgart in jener Gemäldesammlung. Man hatte sie anders geordnet, er durchsuchte vergebens alle Säle nach dem theuern Bilde, es war nicht zu finden; er weinte, er fing an zu rufen und laut zu klagen; da kam der Galleriediener herbey und bat ihn stille zu seyn und die Bilder nicht zu wecken, die jezt alle schlafen. Auf einmal sah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Brustbild, wie früher, sondern in Lebensgröße; es sah ihn neckend mit schelmischen Blicken an; es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Ueberglücklichen; er fühlte einen heißen langen Kuß auf seinen Lippen. Wie es zu geschehen pflegt, daß man im Traume zu wachen glaubt und träumend sich sagt, man habe ja nur geträumt, so schien es auch jezt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte von dem langen Kuß erweckt die Augen zu öffnen, und siehe, auf ihn niedergebeugt hatte sich ein blühendes, rosiges Gesicht, das ihm bekannt schien. Vor Lust des süßen Athems, der liebewarmen Küsse, die er einsog, schloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräusch, er schlug sie noch einmal auf und sah eine Gestalt im schwarzen Mantel, schwarzem Hütchen mit grünem Schleyer entschweben; als sie eben um eine Ecke biegen wollte, kehrte sie ihm noch einmal das Gesicht zu; es waren die Züge des geliebten Mädchens und neidisch wie damals hatte sie auch jezt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es ist ja doch nur ein Traum," sagte er lächelnd zu sich, indem er die Augen wieder schließen wollte; aber das Gefühl, erwacht zu seyn, das Säuseln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätschern des Springbrunnens war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das sonderbare, lebhafte Traumbild stand noch vor seiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo sie verschwunden war, er sah die Stelle an, wo sie gestanden, sich über ihn hingebeugt hatte, er glaubte die Küsse des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen! „So weit also ist es mit dir gekommen, sprach er erschreckend zu sich, daß du sogar im Wachen träumest, daß du sie bey gesunden Sinnen um dich siehst! Zu welchem Wahnwitz soll dieß noch führen? Nein, daß man so deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es ist eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantasie; ja es fehlt nicht viel, so möchte ich sogar behaupten, Traumbilder können Fußtapfen hinterlassen, denn diese Tritte hier im Sande sind nicht von meinem Fuß." Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er sah ein zierlich gefaltetes Papier und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufschrift, es hatte ganz die Form eines billet doux, er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe, aber neugierig, wer hier wohl in solcher Form schreiben könnte, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchflog den Brief, er las: „Oft bin ich dir nahe, du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umschwebe dich mit jener unendlichen Liebe, „die meine Dankbarkeit anfachte, die selbst mit meinem Leben nicht verglühen wird! Ich weiß, dein großmüthiges „Herz schlägt noch immer für mich, du hast Länder durchstreift, um mich zu suchen, zu finden; doch — umsonst „bemühst du dich, vergiß ein unglückliches Geschöpf; was „wolltest du auch mit mir? Wenn auch mein höchstes „Glück in dem Gedanken liegt, ganz dir anzugehören, so „kann es ja doch nimmermehr seyn! Auf immer sagte „ich dir schon damals, ja auf immer liebe ich dich, aber

Digitized by Google

„das Schicksal will, daß wir getrennt seyen auf immer, „daß ich nie an deiner Seite, vielleicht nur noch in deiner gütigen Erinnerung leben darf.

Die Bettlerin vom pont des arts.“

Der junge Mann glaubte noch immer oder auf's Neue zu träumen; er sah sich mißtrauisch um, ob seine Phantasie ihn denn so ganz verführt hätte, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenstände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß in der Ferne, alles stand noch wie zuvor, er sah, er wachte, er träumte nicht. Und diese Zeilen waren also wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild seiner Phantasie? Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen? fragte er sich dann, ja gewiß, es kömmt wohl Alles von Josephe! vielleicht war auch jene Erscheinung nur eine Maske! Aber wie? hätte sie mich denn geküßt, oder war dieß nur ein Traum?“ Indem er das Papier zusammenrollte, fühlte er den Ring in seiner Hand, der in dem Brieschen verborgen war. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigstens war keine Täuschung, es war derselbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abschied nahm. So sehr er im ersten Augendblick versucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Wesen habe, daß sie ihm nahe sey, mit so hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte; er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er stürzte aus der Laube in den Garten und seine Blicke streiften auf allen Wegen, in allen Büschen nach der theuren Gestalt. Aber er spähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schlosse, ob sie keine Fremde gesehen haben, man hatte sie nicht bemerkt. Bestürzt, beynahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tische; umsonst forschte Falbner nach dem Grund seiner verstörten Blicke, umsonst fragte ihn Josephe, ob er denn vielleicht von gestern her noch so trübe gestimmt sey. „Es ist mir etwas begegnet, sagte er, das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft sich gegen Aberglauben sträubte.“

Dieser sonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tiefsinnig gemacht. Er fing an nachzusinnen, ob es denn möglich sey, daß überirdische Wesen in das Leben der Sterblichen eingreifen können? Wie oft hatte er über jene Schwärmer gelacht, die an Erscheinungen, an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeister, die den Menschen umschweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen sogar die physische Unmöglichkeit dargethan, daß körperlose Wesen dennoch sichtbar erscheinen, daß sie dieß oder jenes verrichten können. Aber da es ihm hier selbst begegnet war, wie sollte er es deuten? Oft nahm er sich vor, Alles zu vergessen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächsten Augenblicke quälte er sich ab, seine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu lassen; deutlicher als je erschienen dann wieder ihre Züge, er hatte sie ja gesehen als sie sich an der Ecke noch einmal umwandte, er hatte den holden Mund, diese rosigen Wangen, dieses Kinn, diesen schlanken Hals wieder gesehen! Er holte jenes Bild herbey, er verglich Zug um Zug, er deckte die Hand auf Auge und Stirne der Dame, und es war das halbe Gesichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorschaute.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Nov.

(Beschluß.)

Von ältern Opern wurde der Wasserträger wieder eingeführt — eine gute Darstellung, in welcher sich auch Mad. Streit als Gräfin vortheilhaft auszeichnete. Einen der heitersten Abende verschaffte uns der Sänger Blum vom königlichen Theater in Berlin. Er trat als Doktor Bartolo in Rossini's Barbier zum ersten Male bey uns auf. Es war wohl natürlich, daß er, um in dieser untergeordneten Rolle als Gast zu interessiren, dieselbe etwas stärker zeichnete; dieß hatte aber die gute Wirkung, daß alle übrigen Mitspielenden in den Ton der übertreibenden Laune, der solch' ein munteres Fastnachtsspiel vertragen kann, eingingen (besonders Hr. Genast als Figaro, und Hr. Höfler als Almaviva, welche eine von dessen gelungensten Leistungen ist), und so ein höchst ergötzliches Spiel der Lust durch Zusammenwirken der Darsteller hervorgebracht wurde. Besonders gefiel der Vortrag der charakteristischen Arie aus Paesiellos Barbier, in welcher der Alte über die Dinte an den Fingern der Mündel ꝛc. schilt, und in seinem Eifer immer wieder darauf zurückkommt. So keck und launig dieser Bartolo war, so musterhaft in vornehmer Gewandtheit und treffenden Geberden war der Graf Almaviva in Mozarts Figaro, welchen Hr. Blum gleich darauf als lezte Gastrolle gab, und den ausgezeichnetsten Beyfall erhielt, obgleich Hr. Blum die Ansprüche der Singparthie nicht ganz befriedigt. Fräulein Canzi führte mit Nettigkeit und Munterkeit die Partie der Susanne aus. — Zulezt kamen auch wieder auf die Bühne Johann von Paris, die Zauberflöte und das Opferfest. In den beyden ersten Opern trat der bekannte Bassist, Hr. Sieber, mit seiner Tochter auf. Die Fertigkeit des erstern ist eben so bekannt, als daß er nicht immer den besten Gebrauch davon macht. Die Partie des Seneschall trug er mit großem Beyfall vor — die leichte Cavatine von Rossini aber, welche er einlegte, wird durch die Ueberladung mit Figuren und Halten allzusehr gedehnt. Mehr noch verdiente er Beyfall als Sarastro, wo die schöne Tiefe seiner Stimme für sich selbst wirken kann. Seiner Tochter sind alle Mittel zu einer bedeutenden Bravoursängerin verliehen — ihre Stimme ist ein hoher Sopran von jezt seltener Höhe, welcher zu verziertem Gesang viele Anlage hat; auch empfiehlt sie Jugend und ein angenehmes Aeußere — aber um dieß zu werden, müßte sie sich noch einem gründlichern Studium hingeben, und manche Verwöhnungen beym Singen abgewöhnen. Ihre ergötzlichste Leistung ist die Königin der Nacht; dann kommt unter den hier ausgeführten Partien die

Digitized by Google

der Prinzessin, und darauf die der Myrrha, welche auch wohl in jeder Hinsicht die schwierigste ist. In der Aufführung des Opferfestes auf unserer Bühne zeigt sich übrigens, daß es ihr selbst zu den Mittelrollen in der Oper an brauchbaren Mitgliedern nicht fehlt, welche ihren Platz auf beyfallswerthe Art ausfüllen; hieher gehört Hr. Gay, der die Partie des Oberpriesters mit Würde und Geschmack vortrug, Hr. Voigt, welcher die Rolle des feurigen Rokka hatte, und bey ein wenig Mäßigung noch mehr wirken würde. Unter den Hauptpartien thut sich Hr. Höfler als Murray hervor; sein ausdrucksvoller Vortrag spricht in solchen Rollen immer an, ferner der erste Bassist, Hr. Kblert, als Mafferu.

Die musikalischen Institute, welche wir hier besitzen, Abonnementskonzert, Musikverein, und das unter Konzertmeister Matthäi bestehende Quartett sind in diesem Winter schon sehr thätig gewesen. Das erstere wurde am Michaelisfeste eröffnet. Moscheles spielte in dieser ersten Versammlung sein glänzendes und feuriges Es-dur-Konzert, und veranstaltete um dieselbe Zeit ein eigenes Konzert, in welchem er sein neuestes Werk (aus C-dur) vortrug. Wir nehmen mit Freuden wahr, wie dieser Meister in gediegenen Werken fortschreitet.

Als erste Solosängerin des genannten Konzertes ist für diesen Winter Fräulein Grabau aus Bremen angestellt. Eine volle klangreiche Stimme und Seele im Vortrag sind die Haupteigenschaften durch welche sie die Zuhörer gewinnt. Das Beste leistete sie im gediegenen Styl deutscher Meister; Beethovens einzige Scene, Mozarts große Arien ꝛc. Herr Hering hat für diesen Winter wieder die Tenorpartie übernommen. Als Konzertspieler traten mit großem Beyfall auf der Konzertmeister Matthäi, der sein gut ausgearbeitetes E-moll-Konzert, und Fräulein Reinbold, welche Ries' Es-dur-Konzert auf dem Pianoforte beyfallswerth vortrug. Unter den Symphonien wurden einige von Haydn, Mozart und von Beethoven Nr. 8 und 9 (die neueste) gegeben, leztere ohne den Schlußsatz, aus Gründen, welche in der Berliner musikalischen Zeitung, St. 27 d. J. ausgesprochen worden sind. Von neuen Stücken hat nichts die Zuhörer so sehr begeistert als Webers Ouvertüre zum Oberon, welche einige Male wiederholt worden ist. Eine Symphonie von Kelliwode, welche wir im lezten Winter zum ersten Male hörten, hat auch in diesem Winter wieder Beyfall und Anerkennung gefunden. — Andere Konzerte sind bisher noch wenig gegeben worden. Doch hörten wir Swoboda aus Prag, der auf einer schlechten Harfe Außerordentliches leistet, und Vimercati, den bekannten Virtuosen, auf der Mandoline.

Als Unterhaltungslektüre findet man hier fast überall: Tiecks Cevennen, deren Schluß mit Sehnsucht erwartet wird, und die Familien Walseth und Leith, Cyklus von Novellen, von Prof. Steffens, wovon der erste Band erschienen ist; mit großem Erfolg betritt der geistreiche Verfasser hier eine neue schriftstellerische Laufbahn, und legt eine eigenthümliche Lebensansicht in diesen Erzählungen an den Tag. Eine genauere Beurtheilung verdienen Nienstädt's Hohenstaufen (dramatisches Gedicht in sieben Abtheilungen), welche bey Barth in einer trefflichen Ausgabe erschienen sind. Von dem bey Ernst Fleischer erscheinenden Parnasso Italiano wird die Lieferung, welche den Dante enthält, nächstens erscheinen. Der Supplementband zu dieser schönen Sammlung wird die kleinen Gedichte von Dante, Tasso, Michel Angelo, welche man selten beysammen findet, enthalten. Für das Studium der englischen Aussprache bietet der für ausländische Literatur thätige Verleger Wakers critical pronouncing Dictionary in einem schönen bequemen Abdruck an.

Unter den größern Musikwerken, welche neulich herausgekommen sind, verdient vor allen ausgezeichnet zu werden, Eyblers Missa solemnis (Wien bey Haßlinger); sie schließt sich würdig an dessen Requiem an. — L. Spohr wird den Klavierauszug seines großen Passionsoratoriums in Steindruck herausgeben. — Von neuen ausdrucksvollen Liedern sind die von Wiedebein (in Braunschweig) und von einem sich hier aufhaltenden Komponisten, Otto Claudius zu empfehlen, der auch eine Oper: Arion, vollendet hat.

A. Wendt.

London, 28. Nov.

(Fortsezung).

Mit Tagesanbruch, am Montage hört man schon im Schlosse die Vorbereitungen zum Lever, das nicht wenig beschwerlich und ceremoniös ist; dann kömmt die Reihe an die Nationaltheater, wie wir sie hier nennen, obgleich sie der Nation eigentlich keinen Heller kosten, und nur Privatinstitute sind, die insgesammt Beschlag auf die Person des Fürsten legen, der sie nach hergebrachter Sitte besuchen muß; gleich darauf ein Drawing room, wo Se. Majestät beynahe vier Stunden stehen müssen, um die Huldigungen aller hoffähigen Frauen und Fräulein zu empfangen; kurz der ganze Aufenthalt Sr. Majestät in London ist eine unaufhörliche Anstrengung, und man kann es Höchstdenselben nicht verargen, wenn sie sich so schnell wie möglich aus dem Staube zu machen wünschen, und sich nach ihrem Windsor Lodge zurücksehnen. Aber auch unsere Minister, kaum hatten sie das Parlament eröffnet, wurden schon über die Maßen geplagt. Der Eine überhäufte sie mit Verwürfen, daß sie sich um andere Nationen bekümmerten, und meynte, es gäbe genug im eignen Hause zu thun. Der andere tobt über den Bau der neuen Schlösser für den König und seine Familie, zu einer Zeit, wo das Volk beynahe Hungers stirbt. Die größte Zierde des Landes, äußert dieser warme Patriot, wären jezt unvollendete, halbausgebaute Palläste, die als moderne Ruinen der Extravaganz und dem Unvermögen der jüngsten Zeit, der Nachwelt ein vollgültiges Zeugniß ablegen können. Ein dritter Oekonomist verlangt sogar die Abdankung der ganzen Land- und Seemacht, und meynt, daß schon unsere insulare Lage allein uns zu Herren der Welt mache, allerdings eine Größe, worauf Sardinien und Korsika nicht wenig stolz seyn können; ja ein vierter, (freylich ein Landeigenthümer, und mit diesen Leuten ist jezt hier wenig zu spaßen) vergreift sich sogar in seinem gerechten Zorne an dem Charakter der Minister, und klagt sie beynahe des Hochverraths an; er meynt sie spielen mit den Deutschen unter einer Decke, und spricht die bedeutsamen Worte aus, daß sich das Land dennoch von den Deutschen für ihr lumpiges Getreide nicht die Taschen werde ausleeren lassen, kurz, wollte man alle Vorwürfe aufzählen, welche unsere, am Staatsruder stehende Männer so oft hören müssen, so kann man nicht genug die Weisheit unserer Quaker bewundern, die es sich zum festen Grundsaze gemacht haben, keine Stelle, weder eine höhere noch eine niedere, von der Regierung anzunehmen, und sich nur durch eigene Gewerbthätigkeit und Handel zu ernähren, wofür denn auch diese klugen Rechtgläubigen von ihren Mitbürgern schon längst mit dem Titel jews belobt worden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. December 1826.

Sage nicht, die Huld der Frauen
Sey ein flüchtig Erdengut! —

Wagner.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Fröben hatte sich, weil Josephe am nächsten Morgen im Hause zu sehr beschäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube gesezt. Er las, und während des Lesens beschäftigte ihn immer der Gedanke, ob sie ihm wohl wieder erscheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe suchte er sich wach zu halten, er las eifriger und angestrengter, aber nach und nach sank sein Haupt zurück, das Buch entfiel seinen Händen, er schlief. Beynahe um dieselbe Zeit wie gestern erwachte er, aber keine Gestalt mit grünem Schleyer war weit und breit zu sehen; er lächelte über sich selbst, daß er sie erwartet habe, er stand traurig und unzufrieden auf, um in's Schloß zu gehen, da erblickte er neben sich ein weißes Tuch, das er sich nicht erinnern konnte hingelegt zu haben; er sah es an, es mußte wohl dennoch sein gehören, denn in der Ecke war sein Namenszug eingenäht. „Wie kommt dieß Tuch hieher, rief er bewegt, als er bey genauerer Besichtigung entdeckte, daß es eines jener Tücher sey, die ihm das Mädchen hatte fertigen müssen und die er wie Heiligthümer sorgfältig verschloß. Soll dieß auf's Neue ein Zeichen seyn?" Er entfaltete das Tuch, er suchte, ob nicht vielleicht wieder einige Zeilen hineingelegt seyen; es war leer; aber in einer andern Ecke des Tuchs entdeckte er einige Lettern, die wie sein Name eingenäht waren: zierlich und nett standen dort die Worte „auf immer!"

„Also dennoch hier gewesen, rief der junge Mann unmuthig, und ich konnte ihre Erscheinung schnöder Weise verschlafen? Warum gibt sie mir wohl ein neues Zeichen? warum diese traurigen Worte wiederholen, die mich schon damals und erst gestern wieder so unglücklich machten?" Auch heute wieder befragte er nach der Reihe die Domestiken, ob nicht ein fremder Mensch im Garten gewesen sey; sie verneinten es einstimmig und der alte Gärtner sagte, seit drey Stunden sey gar niemand durch den Garten gegangen als nur die gnädige Frau. „Und wie war sie angezogen?" fragte Fröben auf sonderbare Weise überrascht. „Ach Herr, da fragt Ihr mich zu viel, antwortete der Alte, sie ist halt angezogen gewesen in vornehme Kleider, aber wie? das weiß ich nicht zu beschreiben; als sie bey mir vorbeyging, nickte sie freundlich und sagte: „„Guten Abend Jakob.""

Der junge Mann führte den Alten bey Seite. „Ich beschwöre dich, flüsterte er, trug sie einen grünen Schleyer, hatte sie nicht eine große schwarze Brille auf?" Der alte Gärtner sah ihn mißtrauisch und kopfschüttelnd an. „Eine große schwarze Brille? fragte er, die gnädige Frau eine schwarze Brille; ey du Herr Gott, wo denken Sie hin, sie hat so scharfe klare Augen wie eine Gemse und soll eine Brille auf der Nase tragen, mit Respekt zu melden, eine große schwarze Brille, wie sie die alten Weiber in der Kirche auf die Nase klemmen, daß es feiner schnarrt, wenn sie singen? Nein gnädiger Herr, solche schlechte Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen, das ist nichts;

Digitized by Google

und, nehmen Sie es nicht ungütig, aber einen Hut sollten Sie doch aufsetzen bey dieser Hitze, es ist von wegen des Sonnenstichs." So sprach der Alte und ging kopfschüttelnd weiter; den übrigen Dienstboten aber deutete er mit sehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers an's Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn Gast hier oben nicht recht richtig seyn müsse.

Auch jezt kam Fröben zu keinem andern Resultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er so innig liebte, unbegreiflich sey. Und dieses räthselhafte Spiel mit seinem Schmerz, mit seiner Sehnsucht beschäftigte ihn so ganz ausschließlich, daß ihm Vieles entging, was ihm sonst wohl hätte auffallen müssen. Josephe kam mit verweinten Augen zu Tische; der Baron war verstimmt und einsylbig und schien seinen innern Unmuth, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen sprach, hie und da durch einen Fluch über die schlechte Küche und die noch schlechtere Haushaltung Luft machen zu müssen. Die unglückliche Frau ließ alles still und geduldig über sich ergehen; sie schickte zuweilen, als wolle sie Hülfe oder Trost suchen, einen flüchtigen Blick nach Fröben hinüber, ach, sie bemerkte nicht, wie ihr Gatte diese Blicke belauerte, wie seine Stirn sich röther färbte, wenn er ihre Augen auf diesem Wege traf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Maria von Weber.

Es ist nicht selten das Loos ausgezeichneter Männer, daß sie in der Blüthe ihrer Jahre den irdischen Schauplatz ihres Wirkens verlassen. Zu diesen gehört Karl Maria von Weber, den der Tod in Mitte seiner künstlerischen Thätigkeit ereilte. Nach seinen Jahren hätte er noch Vieles wirken können für die Kunst, allein er hat genug gethan, um der Welt zu zeigen, daß er, ein bevorrechtetes Kind Polyhymniens, tief eingeweiht war in den Mysterien der seelenergreifenden Kunst. Ueberhaupt soll der Hingang eines großen Mannes nie so sehr mit Rücksicht auf das, was er noch hätte leisten können, ein Gegenstand der Trauer seyn. Wenn seine Zeit gekommen ist, tritt er ab; was er der Welt noch hätte seyn können, welches menschliche Auge will es bemessen? Und wissen wir (ohne hier eine Anwendung auf unsern Künstler zu machen), ob nicht seine Zeit gekommen war in einer andern Hinsicht, nämlich die Zeit, wo er den Gipfel des Berges erstiegen und die höchste Glanzseite seines Wesens uns entfaltet hatte? Mehr als ein Dichter hat sich selbst überlebt und mancher würde groß heißen, oder doch einen Namen davon getragen haben, wenn er nicht den, durch einige von Genie zeugenden Werke erlangten, Ruf selbst wieder in einer Flut von ephemeren Erzeugnissen zu Grabe getragen hätte. Ohne also zu fragen, was hätte unser Held noch wirken können, wollen wir uns lieber an das halten, was er wirklich geleistet hat, und dieß ist hinlänglich, ihm die Krone des Ruhms für die Zukunft zu sichern. Es ist hier aber keineswegs auf eine vollständige Würdigung seiner musikalischen Verdienste abgesehen, sondern nur auf Darlegung einiger Züge, welche dem Verfasser nach seiner Individualität aus dem reichen Ganzen sich am deutlichsten entwickelten.

Es ist allgemein bekannt und angenommen, daß dieser ausgezeichnete Mann seinen Ruf nicht so sehr seinen zahlreichen Instrumentalkompositionen verdankt (wiewohl sich auch hier der originelle Geist, öfters zwar auch bis zu den Gränzen des Gesuchten schweifend, offenbart), sondern seinen Opern und Gesangstücken. Karl Maria von Weber zeigt sich hier als schöpferisches Kunstgenie und nicht bloß als schön-empfindender, sondern auch als denkender Künstler. Wenn der Instrumentalkomponist uns in Tönen gewisse Empfindungen ohne bestimmtes Maß, ohne Regel und Folge darstellt, wenn er willkürlich den Bewegungen seines Innern folgt und folgen darf und uns in einem Musikstück oft die verschiedenartigsten Regungen des Gemüths darlegt, wie er sich, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, bewußtlos gleichsam, dazu gestimmt fühlt, so ist die Sphäre des Gesangtondichters, und besonders des dramatischen, eine ganz andere. Ihm ist im Text die Bahn, die er zu durchlaufen hat, streng vorgezeichnet. Seine innere Befugtheit wird auf eine äußere, bestimmte, und oft auf die mannigfaltigste Weise in Anspruch genommen. Er soll uns das Verschiedenartigste, Ruhe und Bewegung, Friede und Zwiespalt, Unschuld und Gewissensqual, Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Erhebung und Demüthigung in Tönen fühlbar machen, und zwar für die besondern Stände, Alter und Geschlechter angemessenen Ausdruck ihrer Empfindungen zu wählen wissen. — Dazu gehört nicht allein eine umfassende Kenntniß der verschiedenen Tonmittel, sondern auch Geist und Gemüth, dazu gehört ein treues Nachfühlen der mancherley Seelenstimmungen und Gemüthszustände, dazu gehört Studium des menschlichen Herzens und der Leidenschaften, dazu gehört ein Studium des Menschen überhaupt in seinen verschiedenartigen innern und äußern Lebensbeziehungen. Nur wer über solche Mittel frey gebieten kann, wird die seltene Kunst besitzen, uns das Leben in Tönen ergreifender zu malen als irgend eine andere Kunst. Und gerade in dieser Beziehung hat sich Weber als Meister bewährt. Der Genius, der in ihm dichtete, war gezügelt von den Weisungen des Verstandes; er bewegte sich innerhalb der Gränzen einer höhern Besonnenheit, und er gebot über eine Fülle innerer Erfahrung und vielseitiger Lebenskenntniß. Daher die seltene Treue, Klarheit und Angemessenheit in seinen Gesangwerken, beson-

Digitized by Google

bers in jener ganz volksthümlichen Oper, dem Freyschütz, und in seinen Volksliedern. Wer so treu das Leben wiedergeben kann, der muß von Allen verstanden werden, oder die Muse der Tonkunst muß ihr Angesicht vor den Menschen verhüllt haben. Webers Tongedichte sind durchaus nationell. Er erscheint als deutscher Künstler durch die Tüchtigkeit seiner Bildung und die weise Anordnung seines Stoffs. Wenn Italiens Meister und besonders Rossini in freyer Erfindung melodischer, ohrenbezaubernder Sätze es unserm deutschen Helden zuvorgethan haben, so ist es nicht selten auf Kosten der Wahrheit und mit Hintansetzung des Textes geschehen. Die Vollkommenheit einer Gesangkomposition ist stets durch die strenge Beziehung zum Texte bedingt. Diese bestimmt das Charakteristische, das eigenthümliche Gepräge eines Stücks und fordert darum die unerläßlichste Berücksichtigung. Kein anderweitiger Vorzug kann ihren Mangel ersetzen. Sey ein Satz noch so gelungen, noch so originell in Melodie und Harmonie, er ist als durchaus verfehlt anzusehen, wenn er sich nicht in der Sphäre bewegt, die ihm durch Form und Gestalt der Dichtung vorgezeichnet wird. Daher ist eine Gesangkomposition um so vollendeter, je weniger man ihr einen andern Text unterlegen kann. Sind darum in subjektiver freyer Schönheit jene als unerreicht zu betrachten, beweisen sie von der einen Seite eben so sehr ihren Reichthum natürlicher, unmittelbarer Künstlergabe, als von der andern Seite ihren Mangel an künstlerischer Durchbildung und an den Eigenschaften und Besitzthümern, ohne die kein Künstler wahrhaft groß seyn kann, nämlich an verständiger Besonnenheit und an Kenntniß und treuer Auffassung der menschlichen Leidenschaften und mannigfaltigen Seelenzustände, so dürfen wir sagen, daß Webers Ruhm in der Vereinigung beyder Elemente besteht. Die Schönheit seiner Gesangstücke beruht jedoch zunächst auf ihrer Angemessenheit zum gegebenen Zweck, durch tiefes Eingehen in den Charakter des Darzustellenden, durch enges Anschmiegen an den Gegenstand. Dadurch erhalten dieselben eine Wahrheit und ein Leben, die uns den innigsten Antheil an dem Dargestellten nehmen lassen. Poesie und Musik erscheinen in ihrer gegenseitigen Durchdringung, verschmolzen zu Einem Guß, um Ein schönes Ganze dem empfänglichen Gemüthe zum Genuß darzubieten. Webers Töne sind Farben, aufgetragen von der Hand eines Meisters, der die Natur und den Menschen studirt hat, der seine Gruppen so zu ordnen und Licht und Schatten so zu vertheilen weiß, daß der beabsichtigte Zweck im Einzelnen wie im Ganzen erreicht wird. Mag es dann seyn, daß die bezaubernde Sangbarkeit Rossinischer Arien uns im Augenblick hinreißt und in einer Fülle weicher Empfindungen uns gleichsam schwimmend erhält; es bleibt doch eine unklare, mehr das Ohr als das Herz rührende Lust, die er in uns erzeugt und deren Reiz darum, weil er keine bewußte Haltungspunkte hat, sich bald abstumpft. Weber dagegen bereitet uns einen verständigen Genuß, von bestimmter Gestalt und Farbe, der seinen Zauber behält, weil er durch das Leben und seine mannichfaltigen Erscheinungen bedingt ist. Dieß ließe sich durch eine Menge treffender Beweise aus seinen Werken in's Licht stellen, wenn es für den Kenner nicht überflüssig, und für den Nichteinverstandenen nicht unwirksam wäre. De gustibus non est disputandum. Jedes Kunsturtheil muß in lezter Instanz durch ein unmittelbares Gefühl motivirt werden. Webers Verdienste als Tondichter sind anerkannt, und werden es bleiben, doch die schönste Perle in seiner Krone ist die der Nationalität.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 28. Nov.

(Beschluß.)

Von allen Ministern kommen jedoch der alte Lordkanzler, Lord Eldon, und der Handelsminister, Hr. Huskisson am schlimmsten weg. Der Eine wird spottweise der Oberst-Zauderer des Reichs genannt, und der Andere ein Enthusiast, ein Theorist gescholten. Die gegen Ersteren gemachten Vorwürfe sind allerdings nicht ganz ungegründet, was auch seine Anbeter, die king and church men einigermaßen nicht ganz abläugnen wollen. So sind die Beyspiele gar nicht selten, daß nachdem bey einer streitigen Rechtssache die respektiven Anwälde beyder Partheyen aus strengen Rechtsbegriffen ihre Klienten beynahe an den Bettelstab gebracht haben, der ehrwürdige Lordkanzler sich noch beym Ausspruche des Rechtsurtheils zehen Jahre lang zu besinnen hatte, so daß die Worte you may go to Chancery hier jezt mit dem Ausdrucke, fahren Sie zur Hölle, gleichbedeutend sind. Aber jedes Uebel hat auch seine gute Seite; hätte wohl je der Kanzleygerichtshof ohne den gegenwärtigen Lordkanzler sich zu der schwindelnden Höhe emporschwingen können, als die er wirklich jezt einnimmt? Schon sind 39 Millionen Pfund Sterling, oder 470 Millionen deutsche Gulden, also doppelt so viel als alle im vereinigten Königreiche im Umlaufe befindlichen Gold- und Silbermünzen bey ihm deponirt, worüber er die Kontrolle führt. Wohl gibt es keinen Gerichtshof auf dem ganzen Erdenrund, der sich eines solchen Einflusses rühmen könnte, und hier zeigt sich der Welt ein zweytes Beyspiel, was die Tugend des Zauderns vermag. Lord Eldon darf, ohne unbescheiden zu seyn, sich dem Fabius Cunctator an die Seite stellen, nur wäre noch die Frage zu lösen, ob Fabius je so sehr von den Carthaginensern verwünscht worden sey, als der Lordkanzler von allen würdigen alten Matronen, die gar zu oft persönlich gegen den Oberfeldherrn der brittischen Rechtspflege mit Bittschriften und Briefen anstürmen, damit er sich doch ihrer Rechtsangelegenheiten erbarme, ehe sie in's Grab steigen. Indessen sizt der gute Kanzler auf seinem Richterstuhle fest, wie ein Prometheus; über ihn wacht das Königthum, ihm zur Seite steht der hohe Adel, und zu seinen Füßen alles, was auf Beförderung und Protektion hinaufblickt. Von ganz anderer Natur sind die Vorwürfe, welche man dem Handelsminister macht. Dieser hat schon den Zorn vieler Fabrikherrn, und jezt auch den der Landeigenthümer auf sich geladen; man gibt ihm Schuld, er sey ein Theorist, welcher den praktischen Sinn der Nation revolutioniren will, um einen Schatten — Handelsfreyheit — wohlfeiles Brod — dafür an die Stelle zu

Digitized by Google

seyen. Der Minister und seine Anhänger geben sich zwar die größte Mühe, ihre Gegner zu überzeugen, daß die Zeiten sich geändert haben, und daß England seinen Handel und sein Brod bey der alten Beharrlichkeit ganz verlieren würde. Aber mit solchen Ausflüchten lassen sich unsere Praktiker nicht täuschen; wer bey uns etwas philosophisch die Zukunft aus der Gegenwart demonstriren will, bleibt Theorist, und verdient gerechten Tadel, wäre er auch Minister. Unsere Geschichte zeigt uns nur zu klar, welchen Nachtheil die Theorien angerichtet haben, man denke nur an die Puritaner, und wahrlich zeigen sich wieder manche schlimme Zeichen der Zeit. So hatte vor wenig Tagen die Stadt Bristol die Frechheit, beym Parlamente um Abschaffung des Zehnten zu bitten. Ein anderer Geistlicher in der Grafschaft Devonshire ließ im Oberhause eine Bittschrift gegen die Gewährung fernerer Rechte an die katholischen Unterthanen einreichen. Vor wenig Jahren wären ihm noch alle Hände seines ganzen Kirchspiels zur Unterzeichnung einer solchen Bittschrift zu Gebote gestanden; jezt konnte er nur ein-und-zwanzig Pfarrkinder hierzu auftreiben, von welchen er aber eilf aus wohl zu errathenden Gründen ihre Namen durch Kreuze repräsentiren lassen mußte. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit haben diese ehrlichen Britten die Bittschrift gar nicht gelesen, und glauben wie mancher Spanier von den Protestanten, der Himmel habe die Katholiken zur Strafe beschwänzt. Sie ersehen hieraus, daß der aufgeklärtere Theil des Volkes sich nicht mehr blindlings leiten läßt, und daß man zu manchen Dingen sich schon der Kreuze statt des Hinduischen Alphabets bedienen muß, das bey manchem eifrigen Britten in gar keinem so guten Rufe stehet, wie man im Auslande sich schmeichelt. Viele seufzen im Stillen, daß die meisten Minister in Staatsangelegenheiten den Theorien Thür und Thor öffnen, zu liberal, und keineswegs ministeriell sind. Andere brechen in heftigen Unwillen aus; aber die Liebenswürdigkeit des Hauptliberalen, des Hrn. Canning, weiß jeden Sturm zu besänftigen, und mit Achselzucken müssen alle Andersdenkende in das Le Roi le veut einstimmen. Mehrere unserer Freysinnigen oder Whigs, welche immer die uneigennützigsten Patrioten sind, so lange sie keine Stellen haben, befanden sich noch immer wegen ihres so großen Eifers für die Griechen, deren heilige Sache sie mit den Interessen ihrer eignen Tasche in Verbindung sezen wollten, in nicht geringer Verlegenheit, seitdem die freye Presse das Licht der Wahrheit über die Geldumtriebe mehrerer Komitémänner verbreitet hat. Der Ehrgeiz, als Mitglied eines Ausschusses angestellt zu werden, der im Publikum bekannt wird, ist bey uns sehr groß, so etwas gibt einen Namen, und darauf läuft hier alles hinaus. Eine philhellenische Komité war das Höchste aller Wünsche, denn hier konnte man sich für die schönste Sache der Welt das Prädikat eines public Character erwerben. Alle Mitglieder gaben sich schon gleich nach der Geburt des Komité ein diplomatisch-mysteriöses Air, und man hätte schwören dürfen, daß diese allein die Restauratoren Griechenlands wären. Das Publikum leistete aber wenig Unterstüzung, und da die Protektoren die eigene Tasche für eine noch heiligere Sache ansahen, so wendeten sie sich in ihrem Eifer an den frommen Sinn der Börsenspieler. Griechenland wurde als ein Land geschildert, in welchem schon jezt Milch und Honig fließt, für fünfzig Pfund baar wurde eine Verschreibung von hundert versprochen, Unternehmern, Mäklern und dem ganzen Publikum wurde der Himmel eröffnet, und was thut nicht Jeder, um zehn Procent Zinsen und ein Kapital zu verdienen? Die Anleihe kam zu Stande. Die frommen Komitémänner standen an der Spize dieses Werkes der Wohlthätigkeit, jeder erhielt seinen beträchtlichen Antheil, und alle sahen schon mit seligen Freuden den Augenblick herannahen, wo Gott durch eine Erhöhung der Preise dieser Papiere ihnen so sichtbar seine Huld und Gnade für ihre Wohlthätigkeitsliebe bezeigen werde. Aber die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar, und die Obligationen statt zu steigen, nahmen eine entgegengesezte Richtung. Da eröffnete sich eine neue Laufbahn für die Thätigkeit unserer Philhellenen, und damit man nun ganz frey und unpartheyisch handeln könne, schien es den guten Komitémännern ein recht frommes und uneigennüziges Werk, statt des baaren Geldes, den bedrängten Griechen mit ihren eigenen Obligationen zum ersten Einkaufspreise aufzuwarten, und sich die vorher gemachten Zahlungen zurückgeben zu lassen. Ja der berühmte Hr. Hume ließ sich noch 54 Extra Zinsen auszahlen, wodurch er zweifelsohne den Griechen die Lehre geben wollte, wie genau eine Regierung in allen ihren Verträgen handeln müsse. Unglücklicherweise wurden die Tories über den entfalteten großartigen Sinn ihrer politischen Gegner sehr eifersüchtig, und ihre Organe, der John Bull, der Morning Post, die New Times und Courier fielen über die armen Whigs wie die Raubvögel her. Die Schotten hatten nur genug zu thun, ihren Landsmann und Helden, den Herrn Hume, aus diesem Schiffbruche der Charaktere zu retten, und ein Zeitungsredakteur in Glasgow bildet sich sogar nicht wenig auf den unsterblichen Ruhm ein, seine Vertheidigung des Lieblings vier-und-zwanzig Stunden früher als die des Schottischen Redakteurs der Morning Cronicle in die Welt geschickt zu haben. Nimmt man auf die Ansprüche des Herrn Hume Rücksicht, bey einer dereinstigen Crisis Finanzminister zu werden, dann muß man den Eifer seiner Landsleute allerdings loben, der Leumund will jedoch wissen, daß, als Hr. Hume vor wenig Tagen zum ersten Male in diesem Parlamente auftrat und über Ersparnisse sprechen wollte, die Gegenparthey in ein brittisches Husten und römisches Scharren ausbrach, daß dem Griechenfreunde und Redner Hören und Sehen verging. Dieser Ausbruch des Unwillens muß aber als Partheysache betrachtet werden; die Tories würden es um kein Haar besser gemacht haben, hätten sie die Anleihen geleitet. Mammon! Mammon! ist hier das Losungswort, und der Zauberring, an den unser ganzes Innere gefettet ist. Wir studiren hier alle die Staatswirthschaftslehre, und sind Meister darin, weil diese Wissenschaft nach Macculloch uns den Weg zeigt, wie man am schnellsten reich werden kann.

R—t.

Auflösung der Charade in Nr. 294.

Morgenblatt.

Räthsel.

Kennst du die Jägerin mit den drey Hunden,
Die rund nach Beute die Welt durchstreicht?
Da wird kein Wild so flüchtig erfunden,
Das nicht die Beharrliche stürmend erreicht.
Sie sendet die Doggen bey Tag und bey Nacht,
Die nimmer ermüden auf gieriger Jagd:
Es stürmet die erste durch Nebel
Stets näher und näher heran;
Das Wild ergreifet die zweyte
Inmitten der flüchtigen Bahn;
Die dritte zermalmet die Beute
Mit nie verschonendem Zahn.
Wirst du die gewaltige Jägerin kennen?
Und kannst du die Namen der Hunde mir nennen?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. December 1826.

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

Schillers Tell.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

1.

Des Fischers Haus.*)

Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es stehet dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als spräch' es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Reben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auf steiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr stillen, ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“
So spricht er und schnellt in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus,
Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beym Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrungen;

*) „Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben bey Constanz innerhalb drey Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sey.“

Digitized by Google

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Es schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freyen Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

An Fröbens Auge und Ohr ging dieß vorüber als etwas, an das er sich schon gewöhnt hatte; er gab sich nicht einmal die Mühe, Josephe um die Ursache dieses Ausbrausens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß sie im Beyseyn Faldners zurückhaltender gegen ihn war, er schrieb es der gewöhnlichen Geschäftigkeit seines Freundes zu, daß ihn dieser in den nächsten Tagen nöthigte, mit ihm da und dorthin auf das Gut zu gehen und in Wald und Feld oft einen großen Theil des Tages mit Messungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Faldner schon gestiefelt und gespornt erwartete, eine kleine Unpäßlichkeit vorschützte, um diesen unangenehmen Feldbesuchen zu entgehen, als er arglos hinwarf, daß er doch Josephen auch einmal wieder vorlesen müsse, da wollte es ihm doch auffallend dünken, daß der Baron unmuthig rief: „Nein, sie soll mir nichts mehr lesen, gar nichts mehr. Es geht ohnedieß seit einiger Zeit Alles kontrair. Das könnte ich vollends brauchen, wenn sie den ganzen Morgen mit Lesen hinbrächte und solche Romanideen im Kopf trüge, wie ich schon welche habe spuken sehen. Lies dir in Gottes Namen selbst vor, lieber Fröben, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placire. Du gehst in den Garten nach dem Frühstück, Josephe, es sollen heute Gemüse ausgestochen werden, nachher bist du so gütig und gehst zu Pastors, du bist dort seit lange einen Besuch schuldig.“ Mit diesen Worten nahm er seine Reitpeitsche vom Tische und schritt davon.

„Was soll denn das, was hat er denn heute?“ fragte Fröben staunend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O, er ist so ziemlich wie sonst, erwiederte sie, ohne aufzublicken; Ihre Anwesenheit hat ihn eine Zeit lang aus dem gewöhnlichen Gleise gebracht; Sie sehen, er ist jezt wieder nur wie zuvor.“

„Aber mein Gott, rief er unmuthig, so schicken Sie doch eine Magd in den Garten!“

„Ich darf nicht, sagte sie bestimmt; ich muß selbst zusehen, er will es ja haben.“

„Und den Besuch bey Pastors?“ —

„Muß ich machen, Sie haben es ja gehört, daß ich ihn machen **muß**; lassen wir das; es ist einmal so. Aber Sie, fuhr Josephe fort, Sie mein Freund, scheinen mir seit einigen Tagen verändert, gar nicht mehr so munter, so zutraulich wie früher. Sollten Sie sich vielleicht hier nicht mehr gefallen? Sollte mein Mann, sollte vielleicht ich Ursache Ihrer Verstimmung seyn?“

Fröben fühlte sich verlegen; er war auf dem Punkt, der Freundin jene sonderbaren Vorfälle im Garten zu gestehen, aber der Gedanke, sich vor der klugen jungen Frau eine Blöße zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wissen, sagte er ausweichend, daß ich in den lezten Tagen Briefe aus S. bekam, und wenn ich verstimmt erscheine, so tragen diese Briefe allein die Schuld.“ Sie sah ihn zweifelhaft an; eine Antwort schien auf ihren Lippen zu schweben, aber wie wenn sie den Mangel an Vertrauen in den Blicken des jungen Mannes gelesen und sich dadurch gekränkt gefühlt hätte, zuckten ihre schönen Lippen und drängten die Antwort zurück; sie zog schweigend die Glocke, befahl ihrer Zofe Hut und Schirm zu bringen und ging dann, ohne ihn zu diesem Gang einzuladen, in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabging und nach Josephen fragte, hieß es, sie sey zu Pastors gegangen. Er eilte der Laube zu, er sezte sich mit pochendem Herzen nieder. Heute hatte er sich vorgenommen, nicht zu schlafen. „Ich will doch sehen, sagte er zu sich, ob dieses Wesen, das mich so geheimnißvoll umschwebt, noch ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und so wahr ich lebe, wenn es wieder erscheint, will ich es haschen und beschauen, welcher Natur es sey!“ Er las bis der Mittag herangekommen war, dann legte er sich nieder und schloß die Augen. Oft wollte sich der Schlummer wirklich über ihn herabsenken, aber Erwartung, Unruhe und sein fester Wille, der die Mohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben. Er mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, als die Zweige der Laube rauschten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und sah, wie zwey kleine weiße Hände die Zweige behutsam theilten, vermuthlich um eine Aussicht auf den Schlummernden zu öffnen. Dann knisterten leise, leise Schritte im Sand. Er blickte verstohlen nach dem Eingang der Laube und sein Herz wollte zerspringen vor freudiger Ungeduld, als er sein Mädchen sah im schwarzen Mantel und Hut, den grünen Schleyer zurückgeschlagen, die schwarzen Maskenaugen vor den obern Theil des schönen Gesichts gebunden. Sie nahte auf den Zehenspitzen. Er sah, wie auf ihrem Gesicht ein höheres Roth aufstieg als sie näher trat. Sie betrachtete den Schla-

Digitized by Google

fer lange; sie seufzte tief und schien Thränen von ihren Augen abzutrocknen. Dann trat sie nahe heran; sie beugte sich über ihn herab, ihr Athem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer süßen Lippen ansagte, sie senkte sich tiefer, und ihr Mund legte sich auf den seinigen so sanft, wie das Morgenroth sich auf den Hügel senkt.

Da hielt er sich nicht länger; schnell schlang er seinen Arm um ihre Hüften und mit einem kurzen Angstschrey sank sie in die Knie. Er sprang erschrocken auf, er glaubte sie ohnmächtig, aber sie war nur sprachlos und zitterte heftig; er hob sie auf, er zog sie, erfüllt von der Wonne des Wiedersehens, auf seinen Schooß, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, er drückte sie fest an sich: „O so habe ich dich wieder, endlich, endlich wieder, du geliebtes Wesen! rief er; du bist kein Trugbild, du lebst, ich halte dich in meinen Armen wie damals, und liebe dich wie damals und bin glücklich, selig, denn du liebst ja auch mich!" Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen, sie sprach nicht, sie suchte vergebens sich aus seinen Armen zu winden. „Nein, jezt lasse ich dich nicht mehr, sprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen in seinen Wimpern; jezt halte ich dich fest und keine Welt darf dich von mir reißen. Und komm, hinweg mit dieser neidischen Maske, ganz will ich dein schönes Antlitz schauen, ach, es lebte ja immer in meinen Träumen!" Sie schien mit der lezten Kraft seine Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, sie athmete schwer, sie rang mit ihm, aber die trunkene Lust des jungen Mannes, nach so langer Entbehrung auf einmal sich so unaussprechlich glücklich zu wissen, gewährte ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand zurück; zitternd stieß er mit der andern den Hut hinweg, band die Maske los und erblickte — die Gattin seines Freundes.

„Josephe!" rief er, wie in einen Abgrund niedergeschmettert, und seine Gedanken drehten sich im Ringe. „Josephe?"

Bleich, erstarrt, thränenlos saß sie auf seinen Knien und sagte wehmüthig lächelnd: „Ja, Josephe!"

„Sie haben mich also getäuscht?" sagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog; „o dieses Possenspiel konnten Sie uns ersparen. Doch, fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblizte, um Gotteswillen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?"

„Sie erröthete von Neuem, sie brach in Thränen aus, sie verbarg ihr Haupt an seiner Brust. „Nein, rief er, Antwort muß ich haben; es ist mein Ring, das Tuch — ich beschwöre Sie, wie kam beydes in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?

„Von dir!" flüsterte sie, indem sie sich beschämt fester an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtstrahl in Fröbens Seele; noch blendete ihn dieß zu helle Licht, aber er hob sanft ihr Haupt in die Höhe und sah sie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du bist es? träume ich denn wieder? sprach er, nachdem er sie lange angeblickt; sagtest du nicht, du seyest mein süßes Mädchen? O Gott, welcher Schleyer lag denn auf meinen Augen? Ja, das sind ja deine holden Wangen, das ist ja dein reizender Mund, der mich heute nicht zum ersten Mal küßte!"

Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen. Sie sah ihn voll Wonne und Entzücken an. „Was wäre aus mir geworden ohne dich, du edler Mann, rief sie, indem sich in milden Thränen der Schimmer ihrer Augen brach; ich bringe dir den Segen meiner guten Mutter, du hast ihre lezten Tage leicht gemacht und die Decke des Elends gelüftet, die so schwer auf ihrer kranken Brust lag. O wie kann ich dir danken? Was wäre ich geworden ohne dich! Doch, fuhr sie fort, indem sie mit ihren Händen das glühende Gesicht bedeckte, was bin ich denn geworden? das Weib eines Andern, deines Freundes Weib!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Nov.

Scribe hat sich nach seiner Schweizerreise wieder durch ein neues Vaudeville hervorgethan, das seinen besten Vaudevilles an die Seite gesezt zu werden verdient, und einen außerordentlichen Zulauf im Théâtre de Madame erregt. Es heißt die Heirath aus Vernunft, und stellt eine Waise dar, die den Sohn ihres Pflegevaters, eines auf seinen Rang und Geburt stolzen Generals zu heirathen wünscht, aber aus Vernunftgründen darauf Verzicht leistet, einen Sergeant mit einem hölzernen Beine heirathet, glücklich lebt, und sich freuen muß, daß sie den Sohn des Generals nicht bekommen hat, da es sich zulezt ausweißt, daß dieser junge Mensch ein liederlicher Kerl ist, wogegen der Invaliden-Sergeant sich als ein Ausbund von Zartsinnigkeit und ehelicher Liebe zeigt. Nach Scrib'scher Weise beruht das Ganze auf ziemlich unwahrscheinlichen Voraussezungen, allein die Auftritte sind so geistreich und heiter ausgesponnen und dargestellt, daß man das Stück mit vielem Vergnügen sieht. Seit einiger Zeit hatte Scribe keinen so glänzenden Erfolg erhalten als dießmal. Das Théâtre de Madame lebt fast einzig nur durch ihn; die Direktion des Théâtre des Nouveautés, woran man Tag und Nacht bauet und das gegen das neue Jahr fertig werden soll, hat alles Mögliche gethan, um ihn für diese neue Bühne zu gewinnen; allein Scribe bleibt dem alten Theater getreu, auf welchem er so manche glänzende Triumphe erhalten, und so beträchtliche Summen gewonnen hat. Daran hat er wohl nicht Unrecht: denn beym Théâtre de Madame ist er so ziemlich Herr und Meister; an dem neuen Theater würde dieß vielleicht nicht der Fall seyn. Während Rossini neulich durch seinen Mahomet II. so großen Beyfall erwarb, trat der alte französische Tonsezer Barton mit einer Operette: Les Créoles, wieder in die Laufbahn; allein alt gewordenen Tonsezern und Schriftstellern gelingt es zuweilen mit einem unterdessen verjüngten Parterre sehr übel. Es erwartet Meisterstücke von ihnen, wie sie dergleichen mitten in ihrer Manneskraft lieferten, und äußert sein Mißbehagen, wenn es statt deren schwache Versuche zu lesen oder

Digitized by Google

zu hören bekömmt. So ungefähr ging es mit der Barton'schen Operette. Man dachte an Montano und Stephanie, und an Alire, zwey vortreffliche Stücke dieses Meisters; allein man gab ihm eine schwache Musik, mit einem verworrenen, romanhaften Texte. Es klatschte zwar, als nach Beendigung der Operette Barton genannt wurde; diese Achtung glaubte es dem grau gewordenen Tonkünstler schuldig zu seyn; demungeachtet aber meynten doch die Tagesblätter, Barton habe eine mittelmäßige Arbeit geliefert, und er thue besser, wenn er hinführo nicht mehr mit den jüngern Tonkünstlern in die Schranken trete. So macht es der berühmte Gossec, der schon seit länger als zwanzig Jahren nichts mehr komponirt, und in seinem hohen Alter den in seinem Mannesalter erworbenen Ruhm stille und ruhig genießt. Man erblickt den Greis zuweilen in der komischen Oper, wo er auf dem Balcon zu sitzen pflegt. Vor nicht gar langer Zeit kam er an, als die Oper schon angefangen und die Pläze besezt waren. Allein sobald ihn junge Leute, die auf den Vorderplätzen saßen, erblickten, standen sie auf und machten ihm Plaz. Das Publikum bemerkte dieß und klatschte. Gossec ist vermuthlich jezt der älteste unter den lebenden französischen Tonsezern. Seit Talmas Tode hat das Théâtre français einen tragischen Versuch gewagt, indem es ein längst aufgenommenes Trauerspiel Rosamunde, von einem ganz unbekannten Dichter, Namens Bonnechose, aufgeführt hat; vermuthlich ist dieses Stück dem englischen gleichen Namens, von Mason, nachgedichtet; es ist zwar eben so gut aufgenommen worden wie zwanzig andere neuen Trauerspiele; und wahrscheinlich wird es, wie diese, in Kurzem wieder von der Bühne verschwinden, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Das Tagesblatt Le Globe ruft den französischen Dichtern unaufhörlich zu: Mit eurem alten Zuschnitte der Trauerspiele kommt ihr nicht mehr zurecht; seht wie Shakspeare oder Schiller dergleichen Stoffe behandelt haben, werdet Dichter wie sie; alsdann könnt ihr auf langen Beyfall rechnen! Aber nicht allein die Dichterart, sondern auch das Parterre des Théâtre français müßte man umwandeln, da es an alle neuen Stücke den alten Maßstab anlegt, und die Dichtungen der heutigen Zeit nach Corneille und Racine beurtheilt. Wahrscheinlich wird diese Umwandlung nach und nach vor sich gehen, je mehr man mit dem auswärtigen Theater bekannt werden wird. Es ließen sich noch manche neue Vaudevilles anführen, die auf dem Variétés- und dem Vaudevilletheater und andern Bühnen in den lezten Wochen gegeben worden sind; allein für das Ausland haben solche Kleinigkeiten meistens zu wenig Interesse, und es ist wahrlich nicht abzusehen, wie noch eine neue Bühne für dieselben bestehen soll; es müßte denn seyn, daß der Geschmack des Publikums für dergleichen Stücke allgemein geworden sey; dieß aber sollte man fast glauben, wenn man sieht, in welcher Menge diese kleinen Geistesprodukte in Paris hervorkommen, und wie ämsig und schnell sie in Deutschland und anderswo übersezt werden.

Dg.

Rom, 4. und 11. Nov.

Wenn ein auswärtiger Beobachter nicht gerade schlafend durch Rom gereist ist, oder sich mit verbundenen Augen kürzer oder länger daselbst aufgehalten hat, dem muß bekannt geworden seyn, daß die sittliche Bildung der Römer, in ihrem weitesten Umfange, vielleicht von der aller übrigen großen Hauptstädte Europa's unterschieden seyn möchte. So wie es hier keinen mittlern Stand (ich meyne einen solchen, der durch Sitten, Charakter, Industrie, besonders Wohlhabenheit zur geistigen und gesellschaftlichen Unabhängigkeit gelangt, eine bestimmte, abgesonderte Stellung im Staate eingenommen hätte) gibt, so würde man gleichfalls vergebens nach einer mittlern Kultur fragen; was sich hier findet, ist mehr oder weniger geistige und socielle Politur unter dem Adel, und rohe, ungekünstelte und unumterrichtete Natur unter dem Volke. Allerdings möchte der Klerus, auf den ersten Blick, den zweyten Stand auszumachen scheinen; aber, beym rechten Lichte besehen, ergibt sich, daß die höhere Geistlichkeit sich entweder durch Geburt oder Gelehrsamkeit dem Adel anschließt, und die niedere, welche in der Regel keinen weitern Unterricht als im Lesen und Schreiben empfangen hat, sich unter das Volk verliert. Da überhaupt der Klerus weder eine arbeitende noch verzehrende (das heißt, vom eigenen Vermögen unabhängig lebende) Klasse ausmacht; so tritt er ganz außer Reihe und Glied, ohne im Bürgerthum auf irgend einer Stufe zu stehen, und ein Glied desselben auszumachen. In Rom gibt es also bloß Adel und Volk, beyde von ganz entgegengeseztem Charakter; jener anspruchslos, dieses anmaßend, jener verträglich, dieses zänkisch, jener kaltblütig, dieses leidenschaftlich. Um die Verschiedenheit der Gemüthsart beyder Stände in's rechte Licht zu sezen, genüge eine einzige Bemerkung: während unter dem Volke fast täglich Mordanfälle (um nicht zu sagen Mordthaten) vorfallen, habe ich, während meiner ganzen hiesigen vierjährigen Anwesenheit, auch nicht von einem einzigen Duelle zwischen Adeligen gehört. Wo ließe sich nicht, bey der heutigen vorgerückten Bildung der unteren Klassen in Deutschland, Frankreich und England, ohne große Schwierigkeit daselbst ein oder das andere Individuum aus dem Pöbel auffinden, welches (die Weiber eingeschlossen), mit der nöthigen Kleidung versehen, in einem adligen Zirkel eine erträgliche Figur zu spielen vermöchte, ohne sich zu verrathen? In Rom möchte eine solche Aufgabe zu den unlösbaren gehören. Die gänzliche Abgesondertheit des Volkscharakters vom Charakter des Adels wird um so schneidender, als ersterer eine auffallende Beymischung von Republikanismus enthält, ein Umstand, welcher Ursache wird, daß das Volk keinen Stand über sich kennt, oder ihn verkennt, oder vielmehr gar nicht ahnt. Beweise davon bieten sich an jedem öffentlichen Orte dar. Auf dem Corso zum Beyspiele muß der Duca, Conte oder Marchese mit seiner Gemahlin, wenn er zu Fuße geht, einem Winzerburschen oder Fuhrmannsknechte, will er sich sonst von diesem nicht über den Haufen rennen lassen, mehr als zur Hälfte Plaz machen, und in den öffentlichen Speisegärten, wohin sich, während des Mai's und Oktobers, der Adel nicht minder begibt als das Volk, kann ersterer sicher darauf rechnen, sich an seinem Tische, wenn dieser nicht so voll besezt ist, daß Niemand die Ellenbogen rühren kann, einen Kohlenbrenner oder sonst einen römischen Increvable *) nebst der Sposa eindringen zu sehen, ja ihnen im Nothfalle Wasser, Salz oder Pfeffer, oder worauf sie sonst der Aufwärter warten läßt, hinreichen zu müssen. Geschieht dieß aus absichtlicher Unverschämtheit, um zu beleidigen? Keineswegs! Es ist klare, rohe, aber nicht minder natürliche Unbefangenheit, gänzliche Unbekanntschaft mit den höheren gesellschaftlich-kultivirten Umgangsformen. Jene Unbefangenheit hat sich so und nicht anders gestalten müssen, eben weil hier der zweyte Stand fehlt, der, als Vermittler zwischen dem Adel und dem Volke, in absteigender Proportion den ersten nachahmte, und seinerseits von lezterem nachgeahmt würde.

(Die Fortsezung folgt.)

*) So möchte ich den Beynamen Minente (Eminente), welchen man den hochfahrenden jungen Burschen in schwarzer Sammtjacke, blauseidner Schärpe, rother Weste, schwarzem Castorhute, grünem Plüschbeinkleide, und besonders mit den silbernen Suppentellers-Schnallen u. s. w. gibt, übersezen, um allgemeiner verständlich zu werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. December 1826.

> In Gottes Weltenraum ist Alles gut und wahr,
> Der freye Mensch allein oft dieses Ruhmes bar;
> Da was vom Thier' ihn trennt, mit Engeln ihn verbrüdert,
> Freyheit, unfrey verwandt, ihn oft zum Staub erniedert.
>
> Krug von Nidda.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Fröben sah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Busen hob und senkte, wie durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieselten. Er fühlte, wie innig sie ihn liebe und kein Gedanke an einen Vorwurf, daß sie einem andern als ihm gehören könnte, kam in seine Seele. „Es ist so, sagte er traurig, indem er sie fester an sich drückte, als könne er sie dennoch nicht verlieren, es ist so! wir wollen denken, es sollte so seyn, es habe so kommen müssen, weil wir vielleicht zu glücklich gewesen wären. Doch in diesem Moment wenigstens bist du mein, wirf alles von dir, alle Gedanken, alle Pflichten, denke du kämest herüber über den Platz der Arzneyschule und ich erwarte dich; o komm, noch einmal umarme mich so wie damals, ach nur ein einziges Mal!"

In Erinnerung verloren hing sie an seinem Halse; hinter ihren düstern Blicken schien der Gedanke an die Wirklichkeit sich zu verlieren, heller und heller, freundlicher und immer freundlicher schien die Erinnerung aufzutauchen; ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und senkte sich auf ihren Wangen in die zarten Grübchen. „Und kanntest du mich denn nicht?" fragte sie lächelnd; „Und du kanntest mich nicht?" fragte er, sie voll Zärtlichkeit betrachtend. „Ach! antwortete sie, ich hatte mir damals deine Züge recht abgelauscht und tief in mein Herz geschrieben, aber wahrlich, dich hätte ich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich dich nur immer bey Nacht sah, in den Mantel gewickelt, den Hut tief in der Stirne, und wie konnt' ich auch denken? — Freylich als du am ersten Abend Faldner zuriefst: „auf Wiedersehn!" da kam mir der Ton so bekannt vor als hätte ich ihn schon gehört, aber ich tadelte mich immer selbst über die thörichten Vermuthungen. Nachher war es mir hie und da, als müßtest du der seyn, den ich meynte, aber ich zweifelte immer wieder; aber als du am Sonntag nur erst pont des arts genannt hattest, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf deinem Gesicht auf; du schienest ganz in Erinnerung zu leben und mit den ersten Worten ward es mir klar, daß du, du es bist! Aber freylich, mich konntest du nicht wiedererkennen, nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?"

„Josephe, erwiederte er, wo waren meine Sinne? wo mein Auge, mein Ohr, daß ich dich nicht erkannte? gleich bey deinem ersten Anblick flog ein freudiger Schreck durch meine Seele, du glichst so ganz jenem Bilde, das ich, durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge als dir ähnlich gefunden und geliebt hatte; aber die Entdeckung über das Geschlecht deiner Mutter führte mich in eine Irrbahn; ich sah in dir nur noch die ähnliche Tochter der schönen Laura, und oft, während ich neben dir saß, streifte mein Geist ferne, weithin nach — dir!"

„O Gott! rief Josephe, ist es denn wahr, ist es möglich, kannst du mich denn noch lieben?"

„Ob ich es kann? — aber darf ich denn? Gott im

Himmel, du heißt ja Frau von Faldner; sage mir nur um des Himmels willen, wie fügte sich dieß Alles? Wie hast du auch nicht ein einziges Mal mehr mich erwarten mögen?"

Sie stillte ihre Thränen, sie faßte sich mit Mühe, um zu sprechen: „Siehe, sagte sie, es war, als ob ein feindliches Geschick alles nur so geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als du weg warst, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit dir waren mir so unendlich viel gewesen. Sieh, schon von dem ersten Moment an, als du in der lieben Muttersprache deinen Begleiter um Geld batest, von da an schlug mein Herz für dich, und als du mit so unendlichem Edelmuth, mit so viel Zartsinn für uns sorgtest, ach da hätt' ich dich oft an mein Herz schließen und dir gestehen mögen, daß ich dich wie ein höheres Geschöpf anbete. Ich weiß nicht, was mir für dich zu thun zu schwer gewesen wäre; und wie groß, wie edel hast du dich gegen mich benommen! du gingst; ich weinte lange, denn ein schmerzliches Gefühl sagte mir, daß es auf immer geschieden sey. Acht Tage, nachdem du abgereist warst, starb meine arme Mutter sehr schnell. Was du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenken nicht in Unehren gerathen zu lassen. Eine Dame, es war die Gräfin Landskron, die in unserer Nachbarschaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu sich kommen. Sie prüfte mich in Allem, sie durchschaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; sie schien zufrieden und nahm mich als Gesellschaftsfräulein an. Wir reisten; ich will dir nicht beschreiben, wie mein Herz blutete als ich dieses Paris verlassen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die du zu deiner Rückkehr bestimmtest, dann wäre ich am ersten auf den Platz gegangen, hätte dich noch einmal gesprochen, noch einmal von dir Abschied genommen! Es sollte nicht so seyn, und als wir aus der St. Severinstraße über den wohlbekannten Platz der Ecole de Medecine hinfuhren, da wollte mein Herz brechen und ich sagte zu mir: „„auf immer!"" Eduard, ich habe nie wieder von dir gehört, dein Name war mir unbekannt, du mußtest ja die Bettlerin längst vergessen haben; ich lebte nur von der Gnade fremder Leute; ich hatte manches Bittere zu ertragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichste! Als aber die Gräfin in diese Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner sich um mich bewarb, als ich merkte, daß sie es gutmüthig für eine gute Versorgung hälte, vielleicht auch meiner überdrüssig war — nun — ich war ja nur ein einziges Mal glücklich gewesen, konnte nimmer hoffen es wieder zu werden, das Uebrige war ja so gleichgültig — da wurde ich seine Frau." —

„Armes Kind! an diesen Faldner, warum denn gerade du mit so weicher Seele, mit so zartem Sinn, mit so viel gültigem Anspruch auf ein, zum mindesten edleres Loos, warum gerade du seine Frau? doch es ist so; Josephe, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier seyn; ich habe ihn, bey allem, was er Rohes haben mag, einst Freund genannt, bin jezt sein Gastfreund, und wenn auch alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich seyn!" Es lag ein tiefer Schmerz in seinen Worten, er küßte die Augen der schönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihm wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O nur noch einen Tag, flüsterte sie zärtlich; hab' dich ja jezt eben erst gefunden und du denkst schon zu entfliehen; nur noch einen Morgen wie dieser. Siehe wenn du weg bist, da verschließt sich wieder mein Glück auf immer, ich werde Hartes ertragen müssen, da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufsparen, von der ich zehren kann in der endlosen Wüste."

„Höre, ich will Faldner alles gestehen, sprach nach einigem Sinnen der junge Mann. Ich will ihm Alles vormalen, daß es ihn selbst rühren muß; er liebt dich doch nicht, du ihn nicht und bist unglücklich; er soll dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht so schön wie dieses Schloß, meine Güter kannst du vom Belvedere auf dem Dache übersehen, du verließest hier großen Wohlstand, aber wenn du einzögest in mein Haus, wollte ich dir meine Hände als Teppich unterlegen, auf den Händen wollte ich dich tragen, du solltest die Königin seyn in meinem Hause und ich dein erster treuer Diener!"

Sie blickte schmerzlich zum Himmel auf, sie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich eine Ketzerin wäre und deines Glaubens, dann ginge es wohl, aber wir sind ja gut katholisch getraut worden, und das scheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft diese Gesetze! Welch eine Seligkeit, mit dir, bey dir zu seyn; immer für dich zu sorgen, an deinen Blicken zu hängen und alle Tage dir durch zärtliche Liebe ein Tausendtheil von dem heimzugeben, was du an meiner lieben Mutter und an mir gethan."

„Also dennoch auf immer? erwiederte er traurig; also nur noch Morgen, und dann für immer scheiden?"

„Für immer," hauchte sie kaum hörbar, indem sie ihn fester an ihre Lippen schloß.

„Hier also findet man dich, du niederträchtige Metze!" schrie in diesem Augenblick ein Dritter, der neben dieser Gruppe stand. Sie sprangen erschreckt auf.

Zitternd vor Zorn, knirschend vor Wuth stand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitsche haltend, die er eben aufhob, um sie über den schönen Nacken der Unglücklichen herabschwirren zu lassen. Fröben fiel ihm in die Arme, entwand ihm mit Mühe die Peitsche und warf sie weit hinweg. „Ich bitte dich, sagte er zu dem Wüthenden, nur hier keine solche Scene; deine Leute sind im Garten, du schändest dich und dein Haus durch einen solchen Auftritt."

Digitized by Google

„Was? schrie jener, ist mein Haus nicht schon genug geschändet durch diese niederträchtige Person, durch dieses Bettlerpack, das ich in meinem Hause halte? Meynst du, ich kenne deine Handschrift nicht, fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinstreckte; das ist ja ein süßes Brieschen an den Herrn Galan hier, an den Romanhelden. Also eine Dirne mußte ich heirathen, die du unterhieltst, und als du sie satt warst, sollte der ehrliche Falbner sie zur gnädigen Frau machen; dann kommt man nach sechs Monaten so zufällig zum Besuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzusetzen. Das sollst du mir bezahlen, Schandbube; aber dieses Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laternen sich am pont des arts aufstellen, oder von deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte sollen sie mir mit Hetzpeitschen vom Hofe jagen!“

Der Mann von gediegener Bildung hat in solchen Momenten ein entschiedenes Uebergewicht über den Rohen, der von Wuth zur Unbesonnenheit hingerissen, unsicher ist, was er beginnen soll. Ein Blick auf Josephe, die bleich, zitternd, ohne Sprache auf der Moosbank saß, überzeugte Fröben, was hier zu thun sey. Er bot ihr den Arm und führte sie aus der Laube nach dem Schlosse. Wüthend sah ihnen der Baron nach; er war im Begriff, seine Knechte zusammenzurufen und seine Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, seine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Josephe auf dem Sopha lag, ihr weinendes Gesicht in den Kissen verbarg und Fröben wie gedankenlos am Fenster stand und hinausstarrte. Scheltend und fluchend rannte jener im Saal umher; er verfluchte sich, daß er sein Leben an eine solche Dirne gehängt habe; „es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande seyn, wenn ich sie mir nicht vom Halse schaffte; rief er: Sie hat Taufschein und Alles fälschlich angegeben; sie hat sich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, diese Ehe ist null und nichtig!“

„Das wird allerdings das Vernünftigste seyn, unterbrach ihn Fröben; es kommt nur darauf an, wie du es angreifst, um dich nicht noch mehr zu blamiren.“ —

„Ha, mein Herr! schrie der Baron in wildem Zorn, Sie spotten noch über mich, nachdem Sie durch ihre gränzenlose Frechheit all diese Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu unserer Scheidung brauchen wir weiter keine Assisen, die kann sogleich abgemacht werden. Folgen Sie!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ob die Platina im Alterthum bekannt war?

In einer antiquarischen Abhandlung über die Ruinen von Alt-Evreux, welche Hr. Rever im Journal d'Agriculture etc. de la Société d'Evreux (Nr. 1. 1824) mittheilt, wird die Frage erörtert: ob die Alten bereits schon die Platina gekannt hätten? Plinius spricht vom weißen Bley und vom schwarzen Bley. Seine Beschreibung des weißen, hält Hr. Rever dafür, treffe mit denen, welche die neueren Mineralogen von der Platina geben, so genau zusammen, daß man nicht anstehen könne, beyde für eine und die nämliche Substanz zu halten. Bey Cäsar freylich sey zu lesen, das weiße Bley komme in England vor, wo doch bis dahin noch Niemand das Platin-Metall gefunden hat. Allein (erwiedert Herr Rever) Cäsar war kein Naturforscher, er konnte das Zinn von Cornwallis mit dem Namen plumbum album bezeichnen. Plinius hingegen hat drey Gattungen Metall durch drey verschiedene Namen unterschieden: das Zinn (stannum), welches damals schon zum Verzinnen von Kupfergefäßen diente; das schwarze Bley, welches zu groben Arbeiten, zu Wasserröhren für Brunnen und Bäder u. s. w. gebraucht ward; das weiße Bley, härter als die zwey andern, so schwer wie Gold, und mit diesem in gleichen Minen vorkommend. Dieß leztere war das Platin-Metall, welches, wie Herr Rever noch weiter glaubt, auch von den Alten schon für eingelegte Arbeiten gebraucht ward. Er wünscht, daß man sorgfältig jene in Veja gefundenen und von Mongez (in der Encyclopédi méthodique Antiqu. T. 5. p. 670) beschriebenen bronzenen, mit einer Art Silberdecke (argenture) versehenen Waffen untersuchen möchte, um auszumitteln, ob sich nicht eine Platin-Belegung fände, oder was Plinius argentatae nennt, und was bey den Galliern, den Erfindern dieser Zierrathen, häufig angetroffen ward.

Auch Reichthum hat Werth.

Weis' ist der Arme, vergnügt mit Wenigem; aber ein Thor ist,
Wer, voll stoischen Wahn's, rechtlichen Reichthum verschmäht.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. und 11. Nov.

(Fortsetzung.)

Dieser schroffe Gegensatz zwischen Adel und Volk erscheint um so auffallender, als er sich selbst durch die äußere Kleidung charakterisirt. Uebrigens theilt sich lezteres gleich dem ehemaligen römischen Volke in Patrone und Clienten, ohne daß deßhalb erstere mehr oder leztere weniger als Bürger wären, nämlich in Herren und Knechte. Zu jenen gehören Winzer, Gärtner (ortolani), Obsthändler (fruttaruoli), Krämer (carrettieri), Fuhrwerksbesitzer (vetturini, vetturali), niedere Handwerker, welche nicht reich genug sind, um eigene Werkstätte (botteghe) zu halten, sondern entweder bey andern im Hause, oder auch für andere in der eigenen Wohnung arbeiten u. s. w. Alle diese Leute gehören zu den oben erwähnten Incroyables, mit dem Spottnamen Minenti (Eminenti) benannt, weil sie allenthalben hervorragen wollen. Sie kleiden sich, mehr oder weni-

Digitized by Google

ger, in die besagte Kleidung, und haben sämmtlich das äußere Kennzeichen mit einander gemein, daß sie eine kurze Jacke nie einen Frack tragen. Diese spielen die Patrone. Ihre Clienten, von ihnen ihrerseits mit dem Spitznamen Vassalli *) benannt, sind ihre Knechte. leztere tragen meistens einen großen, kugelrunden, stark gekrämpten, spizzulaufenden Hut, eine Plüschjacke mit silbernen Knöpfen, im Sommer stets über der Schulter hängend, oder statt deren, Winters einen rothen, an den Kanten mit gelben oder blauen Schnüren besezten Mantel, an welchem die Aermel leer herabbaumeln, ein kurzes Beinkleid, dessen Kniegürtel unzugeknöpft sind, damit das darunter sizende weiße Unterbeinkleid hervorsehe, weiße Strümpfe, welche bey denen, welche reiten ledernen, bis hoch über die Knie reichenden, mit Schnallen zugemachten Kamaschen Plaz machen u. s. w. Obgleich, wie gesagt, erstere Herren und leztere Knechte; so hat dieß Verhältniß mit dem ähnlichen in andern Ländern nichts gemein als höchstens den Namen, oder auch diesen nicht einmal. Denn der Herr heißt und nennt sich freylich Padrone; aber für den Knecht ist kein Name in absoluter Bedeutung (Vassallo ist ein bloßes Spott- oder Scheltwort) vorhanden, ein nicht unmerkwürdiger Umstand, der jedenfalls auf den Republikanismus hindeutet. Ein solcher Padrone kann zum Beyspiele nicht sagen: „Ich habe meinen Knecht dahin geschickt.“ denn es gibt, wie gesagt, kein Wort für „Knecht.“ außer es sey ein Stallknecht, wo er allerdings den Ausdruck Stallone (das Toskanische Mozzo di stalla kennt hier Niemand) gebraucht; aber Stallone hat durchaus die verächtliche Bedeutung nicht, welche im Deutschen „Knechte“ oder im Französischen Valet liegt. Das sächliche Verhältniß unter beyden ist noch verschiedener als das des Namens. Ich wollte es zum Beyspiele keinem Padrone rathen eine Prise Taback zu nehmen, ohne seinem Stallone (oder was sonst der Knecht bey ihm ist) die Dose zu reichen, und keinem Stallone, dem Padrone nicht aus seiner Weinflasche zuzutrinken; einer würde den andern des Bauernstolzes (superbia) beschuldigen. Superbo aber ist im Munde des römischen Volkes eine Beleidigung, welche tiefer empfunden wird als ein Briccone, Assassino u. s. w. Die einzige Auszeichnung, welche der Knecht dem Herrn erweist, besteht in den Worten Sor (Signore) und Padrone, von welchen er jenes in der unmittelbaren Anrede, und dieses in der dritten Person von ihm redend, seinen Taufnamen (der Familienname ist hier, außer auf Briefen, oder zur ausdrücklichen Nachweisung der Person, gar nicht gebräuchlich) vorsezt. Oft geschieht aber auch dieß nicht einmal, und dann nennt der Knecht seinen Herrn schlechtweg Pipo (Filippo) wie Pipo seinen Knecht schlechtweg Checco (Francesco) nennt. Gleichergestalt rufen die Mägde sehr häufig ihre Hausfrauen, ohne das Sora hinzuzufügen, blos mit dem Artikel, zum Beyspiele la Carolina, la Nina (Caterina) u. s. w.!

Ist die materielle, nicht blos formelle Verschiedenheit also zwischen den äußern Sitten des römischen Adels und des Volks schon groß; so zeigt sich der Kontrast ihrer gegenseitigen Gemüthsart noch auffallender. Andeutungen davon habe ich bereits oben gegeben. Es kann nicht geläugnet werden, daß der gemeine Römer, wenn ihn wahre oder eingebildete Beleidigungen reizen, grausam, ja blutgierig werden kann; ungereizt zeigt er sich dagegen eben so gutmüthig als mitleidig, dienstfertig und uneigennüzig. Leztere Eigenschaft sticht besonders im untersten Pöbel hervor. Läge jene Grausamkeit, welche ihn für den Augenblick zu Mord und Todschlag geschickt macht, blos im Blute: so müßte der Adel denselben Charakter haben. Offenbar wird es daher anderswo mit ihm versehen. Wo? Das auseinander zu sezen, ist hier der Ort nicht. Daß man sich gezwungen sieht, zu gewissen torturmäßigen Strafen Zuflucht zu nehmen, um seinen Geist der Widersezlichkeit und des Uebermuths im Zaum zu halten, wirkt auf den Menschenfreund eben so herzzerreißend, als leider der kalte Beobachter nichts anders als eine sehr nothwendige Maßregel darin erkennen muß. Unter hundert Beyspielen, welche dieß bestätigen, nur ein's. Ein Fremder geht, während des diesjährigen Oktobers, auf den Testaccio und ißt daselbst zu Mittage. Als der Aufwärter die Rechnung macht, sieht sich der Fremde, dem die Preise in den Speisehäusern recht wohl bekannt sind, so gröblich übervortheilt, daß er den Speisezettel fordert. Anfangs verweigert diesen der Aufwärter unter dem Vorwande, es sey keiner da. Als er ihn aber endlich nothgedrungen herbeybringen muß, weil der Fremde einen solchen auf einem entfernten Tische liegen sieht; so zeigt sich, daß lezterer wenigstens um die Hälfte hat betrogen werden sollen. Vom Zorn über eine solche Frechheit überwältigt, schlägt er dem Aufwärter mit den Worten: „Briccone“ den Speisezettel unter die Nase. Dieser, nach einem Messer greifend, fährt damit auf den Fremden ein, welcher eben noch Zeit genug hat ihm den Arm zu halten, und die draußen stehenden Gensd'armen herbeyzurufen. Diese kommen und wollen den Aufwärter verhaften, verlangen aber der Fremde solle sich mit zum Distriktspräsidenten begeben, um seine Anklage in Person zu machen. Da er, um kein Aufsehen zu machen, dazu keine Lust hat, so stellt er die Sache ihrem Ermessen anheim, um so mehr, da sie sich vom Hergange der Sache bis in die kleinsten Details unterrichtet haben. Was aus der Sache geworden, hat der Fremde nicht erfahren; doch ist er acht Tage später, auf der Gasse von demselben Aufwärter noch obenein ausgelacht worden.

(Die Fortsezung folgt.)

*) In der römischen Umgangssprache wird das Wort Vassallo von einem gemeinen, knechtisch-gesinnten Menschen gebraucht, hat aber doch im Toskanischen die Bedeutung eines jeden Gehülfen, der bey einem Handwerker die gröberen Handleistungen verrichtet.

Berlin, November.

Montags den 6ten dieses ward endlich unter der Generaldirektion des Ritters Spontini die Benefiz-Vorstellung des Freyschützen gegeben, deren Ertrag zur Vermehrung eines Fond für die Erziehung der Weber'schen unmündigen Kinder bestimmt ist. Das Haus war übervoll, wie sich nach der Achtung und Liebe, deren sich der Verstorbene überall, wohin er nur kam, erfreute, erwarten läßt. mit den Geivenien Sr. Majestät des Königs und Ihrer königlichen Hoheiten der Prinzen des Hauses, soll sich die Einnahme bis auf zweytausend dreyhundert Thaler belaufen. Hoffentlich werden die übrigen Bühnen Deutschlands diesem schönen Beyspiele folgen. Unsere ersten Künstler übernahmen freudig auch die Nebenrollen, ja Herr Bader verschmähte es selbst nicht im Jägerchore mitzusingen, und wie diese ganze Darstellung mehr der Erinnerung an den Komponisten als seinem Werk geweiht schien, sey es uns erlaubt, ihrer weder mit lobendem Pomp noch mit für diesen Fall unfreundlichem Tadel zu erwähnen. Wenn an dem Grabe des verehrten Mannes Töne seiner Oper erklingen sollen, welche andre würde man anstimmen können als die des Schlußchors: „Wer rein ist von Herzen und schuldlos von Leben, darf kindlich der Milde des Vaters vertrauen.“ Töne, die er selbst nach mannichfachem Kampf mit dem Bösen und Uebel, nach dem heiteren Jauchzen, nach der ahnungsvollen Klage der zärtlichen Unschuld, nach so manchem innern Gemüthsstreit, nach den zerrissenen melodielosen Tönen der Hölle, nach dem dumpfen unheimlichen Schauer und dem betäubenden Toben, als gläubigen vertrauenden Jubel erklingen läßt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. December 1826.

Wie viele Menschen stehn an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen.

Novalis.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

3.

Graf Gero von Montfort.

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättigt von dem Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf,
Und stille Kähne schweben;
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh:
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte.
Verläßt die Herrschaft und das Schloß
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trat,
Hört guten Wind er sausen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heil'gen Petershausen;
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll!

Sankt Peters Haus, die stille Statt,
Von Wellen leis bespület,
Sein Geist sich auserseben hat,
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen:
Wohl bringt dem Kloster das Gewinn!
Sie stoßen ab vom Hafen;
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Flut,
Wie wird dem Greise da zu Muth!

Er spricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bey jenes Hornes *) Riff
Geboren ward ich einst im Schiff."

„Und wann ich in dem Nachen bin,
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter lispelt in mein Ohr,
Und singt ein Schlummerlied mir vor."

Derweil sie segeln frisch nach vorn;
Da übermannt's den Grafen,
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu schlafen,
Und bey der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied
So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!"

*) Horn heißt am Bodensee so viel als Landzunge.

Digitized by Google

Er schloß die Augen wieder zu,
  Noch tiefer fort zu schlafen.
Steh Nachen still, nicht eile du!
  Dein Gast ist schon im Hafen;
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem lezten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
  Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Flut, die einst ihn gab,
  Und die ihn jezt entnommen;
Im süßen Frieden, frey von Harm,
Ruht er der Welle dort im Arm.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Josephe, die die Worte Faldners verstand, sprang auf; sie warf sich vor dem Wüthenden nieder, sie beschwor ihn, alles nur über sie ergehen zu lassen, denn sein Freund sey ja ganz unschuldig, sie wies hin auf den Zettel in seiner Hand, den sie erkannte. Sie schwor, daß Fröben erst heute erfahren, wer sie sey, aber der junge Mann selbst unterbrach ihre Fürbitten, er hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück. „Ich bin gewohnt, sagte er kaltblütig zum Baron, bey solchen Gängen zuerst meine Arrangements zu treffen und du wirst wohl thun, es auch nicht zu unterlassen. Vor Allem geht deine Frau jezt aus dem Schloß, denn hier will ich sie nicht mehr wissen, wenn ich nicht mehr da bin, um sie vor deinen Mißhandlungen schützen zu können."

„Du schaltest ja hier wie in deinem Eigenthum, erwiederte der Baron vor Zorn lachend; doch Madame war ja schon vorher sein Eigenthum, ich hätte es beynahe vergessen; wohin soll denn der süße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächsten besten Zaun, um ihr Gewerbe fortzusetzen?"

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte sich zu Josephe: „Wohnt die Gräfin noch in der Nähe, fragte er sie, glauben Sie wohl für die nächsten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?"

„Ich will zu ihr gehen," erwiederte sie.

„Gut, Faldner wird die Gnade haben, Sie hinfahren zu lassen, dort erwarten Sie das Weitere; ob er einsieht, wie unrecht er uns Beyden gethan, oder ob er darauf beharrt, sich von Ihnen zu trennen."

Josephe war zu der Gräfin abgefahren, der Freund hatte ihr gerathen, bey ihrer Ankunft nur einen Besuch von einigen Tagen zu maskiren, indessen wolle er ihr über die Stimmung seines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereden, sich mit ihr zu versöhnen."

„Nein, rief sie leidenschaftlich, indem sie von der Terrasse in den Wagen hinabstieg, in diese Thüre kehre ich nie wieder zurück, auf ewig wende ich diesen Mauern den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen, ich habe lange dulden müssen und das Herz wollte mir oft zerspringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und sollte ich wieder zurückkehren müssen auf den pont des arts, die Menschen um ein Paar Sous anzuflehen, ich will es lieber thun als noch länger solche niedrige Behandlung von diesem rohen Menschen mir gefallen lassen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Offizier Frankreichs, seine Tochter darf sich nicht bis zur Magd eines Faldners entwürdigen."

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreise einige Briefe geschrieben und war gerade mit Ordnen seines kleinen Gepäcks beschäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Fröben sah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche seines Zorns. Jener aber sagte: „Ich glaube, jemehr ich diese unglücklichen Zeilen lese, die ich heute Mittag auf deinem Zimmer fand, immer mehr, daß du eigentlich doch unschuldig an der miserablen Historie bist, nämlich daß du vorher nichts wußtest und die Person nicht kanntest; daß ich mein Weib in deinen Armen traf, verzeihe ich dir, denn jene Person hatte aufgehört meine zu seyn, als sie den thörichten Brief an dich schrieb."

„Es ist mir wegen unseres alten Verhältnisses erwünscht, antwortete Fröben, wenn du die Sache so ansiehst. Hauptsächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit dir über Josephe zu sprechen. Für's erste mein heiliges Wort, daß zwischen ihr und mir bis heute Mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im geringsten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß sie arm war, daß sie einmal genöthigt war, die Hülfe der Menschen anzurufen —

„Nein, sag' lieber, daß sie bettelte, rief Faldner hitzig, und Nachts auf den Straßen und Brücken der liederlichen Hauptstadt umherzog, um Geld zu verdienen; ich hätte ja schon damals das Vergnügen ihrer näheren Bekanntschaft haben können, ich war ja bey der rührenden Scene auf dem pont des arts. Nein, wenn ich dir auch alles glaubte, ich bin dennoch beschimpft. Die Familie Faldner und eine Bettlerin!"

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hause" —

„Fabeln, Erdichtung! daß ich mich so fangen ließ; eben so gut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heirathen können, wenn sie ein Bierglas im Wappen führte und ein falsches Zeugniß ihrer Geburt brachte!"

„Das ist in meinen Augen das Geringste bey der Sache, die Hauptsache ist, daß du sie gleich von Anfang wie eine Magd behandeltest und nicht wie deine Frau; sie konnte dich nicht lieben, ihr paßt nicht für einander."

„Das ist das rechte Wort, entgegnete der Baron, wir passen nicht zusammen; der Freyherr von Faldner

und eine Bettlerin können nie passen. Und jezt freut es mich erst recht, daß ich meinem Kopf folgte und sie so behandelte, die Dirne hat es nicht besser. Ich hab' es ja gleich gesagt, sie hat so etwas Gemeines an sich!"

Diese Rohheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegnen, aber er bezwang sich, um Josephen nützlich zu seyn. Er redete mit dem Baron ab, was in der Sache zu thun sey und sie kamen darin überein, daß sie ihre Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenseitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben sollten. Freylich konnte bey ihren Glaubensverhältnissen keiner der beyden Theile hoffen, in einer neuen Verbindung Trost zu finden; aber Josephen, wenn sie auch mit Schrecken in eine hülflose Zukunft blickte, schien kein Loos so schwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die sie in Faldners Hause erduldet, erträglich geschienen hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einsamen Stunden Reue anwandelte, suchte Zerstreuung in seinen Geschäften und Trost in den Gedanken, daß Niemand seine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweydeutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

Einige Wochen nach diesem Vorfall ging Fröben in Mainz, wohin er sich, um doch in Josephens Nähe zu seyn, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke hin und wieder. Er gedachte der sonderbaren Verkettung des Schicksals, er dachte an mancherley Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnten; da fuhr ein Reisewagen über die Brücke her, dessen wunderlicher Bau die Aufmerksamkeit des jungen Mannes schon von Weitem auf sich zog.

Bald aber haftet sein Auge nur noch an dem Bedienten, der auf dem Bock saß; dieses braungelbe, heitere Gesicht, das neugierig um sich schaute, schien ihm nicht minder bekannt als die gelben Farben der Livree. Als der Wagen, der sich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher heran kam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Compostella! das ist er ja selbst." Und riß das Wagenfenster auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte, und sprach eifrig hinein. Alsobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenster niedergelassen, und heraus fuhr das wohlbekannte Gesicht Don Pedros di San Montanjo Ligez. Der Wagen hielt; der junge Mann sprang freudig herzu, um den Schlag zu öffnen und der alte Herr sank in seine Arme. „Wo ist sie, wo habt Ihr sie, die Tochter meiner Laura? O um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr sie hier? sagt an, junger Herr! wo ist sie?"

Der junge Mann schwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und sagte ihm dann, daß sie nicht weit von dieser Stadt sich aufhalte und morgen wolle er ihn zu ihr führen. Der Spanier hatte Freudenthränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben! sprach er, wie glücklich habt Ihr meine alten Tage gemacht!"

Sobald ich Urlaub bekommen hatte, sezte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von W. bis hier täglich sechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt sie glücklich! Sieht sie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt sie von Laura Tortosi?" Fröben versprach auf seinem Zimmer alle seine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem sich der Spanier ein wenig ausgeruht und umgekleidet hatte, Xeres bringen, schenkte ein, Diego reichte, wie damals, Cigarren, und als Don Pedro recht bequem saß, fing der junge Mann seine Erzählung an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. November.

Wenn man jezt die Oppositionsblätter liest, so sollte man glauben, man lebe in Paris nicht sicherer als in einem Walde, worin Räuber hausiren, denn täglich werden neue Diebereyen von Straßendieben erzählt; mitunter auch Mordgeschichten; mit jedem Morgen werden aus allen Stadtrevieren dergleichen Abenteuer zu Tage gefördert, mit Bezeichnung der Personen und der Gassen oder öffentlichen Pläze, wo dergleichen vorgefallen. Beym Lesen dieser Dieb-, Raub- und Mordgeschichten mag sich mancher Fernwohnende Glück wünschen, daß er sich nicht in Paris befindet, und dabey die armen Pariser bedauern, daß sie täglich in so großer Gefahr schweben, und keinen Abend ihres Lebens und ihres Gutes sicher sind. Nimmt man nun freylich die ministeriellen oder besoldeten Blätter zur Hand, so bekömmt man hier eine ganz andere Meynung von dem Zustande der Stadt Paris. Nach diesen Blättern zu urtheilen, wird die Polizey in der großen Hauptstadt vortrefflich gehandhabt, man geht und schläft ruhig; auf den Gassen ist man so sicher wie auf seinem Zimmer, denn der Herr Polizeypräfekt mit seinen Polizeykommissarien, Polizeydienern und Gensdarmen wacht für die 750,000 Menschen, die sich in der großen Stadt herumtreiben, und wenn es etwas unsauber in der „ersten Stadt der Welt" aussieht, so liegt die Schuld nicht an der Polizey, sondern an der Jahreszeit. Kurzum, die Polizey verdient ehrlich das Geld, das sie den Staat kostet, und damit muß sich jedweder zufrieden stellen. So lautet mit andern Worten die Lob- und Schuzrede, welche die besoldeten Blätter auf Veranlassung der täglichen Angriffe der unabhängigen Zeitblätter anstimmen. Wer hat nun Recht! Hierauf läßt sich nicht so kurz antworten als man glauben sollte. In Paris fällt Jahr aus Jahr ein viel Dieberey, Raub und Mord vor; vielleicht gibt es desselben jezt etwas mehr als gewöhnlich, sey es, weil wirklich mehr Taugenichtse sich zusammenfinden als sonst, sey es, weil Einstellung der Taglöhnerarbeiten und Stocken einiger Gewerbszweige das Elend in den ärmern Klassen vergrößert hat. Die Aufmerksamkeit der Einwohner ist nun einmal lebhaft aufgeregt; was sonst unbemerkbar vorüber geht, wird jezt umständlich in den Tagesblättern erzählt und ausgemacht; das Publikum selbst vergrößert durch seine Furcht den Zustand der Dinge: es sieht überall Diebe und Räuber, und vielleicht be-

nutzen Diebe und Räuber gerade diese allgemeine Furcht, um noch mehr Gaunerstreiche zu begehen als gewöhnlich. Es ist gewiß, daß manche Arbeiten in diesem Jahre eingestellt worden sind, die sonst einer Menge Menschen Beschäftigung gaben. Man hat nicht ein Viertel von demjenigen gebauet, was man in den drey oder vier vorigen Jahren gebauet hatte. Mithin verlieren die Arbeiter in den Steinbrüchen um Paris, die Maurer, Zimmerleute und viele andere ihr Brod. Eben so ist es in den großen Buchdruckereyen gegangen. Bey Didot, Fain u. a. geht jezt nur die Hälfte der Pressen; folglich gerathen Setzer, Buchbinder, Papiermacher außer Thätigkeit, und zwar beym Eintritte des Winters. Die leidige Kongregation, der man so viele Schuld gibt, hat auch das Ihrige dazu beygetragen, um das Elend der ärmern Volksklassen zu vermehren; statt die Leute zur Arbeit aufzumuntern, hat sie dieselben durch Belohnungen zu unnützen, geistlosen Andachtsübungen angehalten. Diejenigen Arbeiter, welche dergleichen Uebungen fleißig beywohnen, sollten sie auch ihre Handarbeit darüber versäumen, bekommen Geld und Brod, besonders wenn sie in eine der vielen neu errichteten Brüderschaften eingeschrieben sind. Die bequeme Art Brod zu gewinnen, macht die Leute träge, und flößt ihnen Hang zur Scheinheiligkeit ein, woraus dann allerley Laster entspringen. Und nun die Pariser Polizey? Die Oppositionsblätter werfen ihr vor, daß sie sich allzusehr um das politische Betragen der Bewohner bekümmert, und darüber die Sauberkeit der Gassen und die Sicherheit der öffentlichen Pläze versäumt. Man gibt der Polizey in den Tagesblättern deutlich zu verstehen, anstatt so viele Spione zu besolden, solle sie lieber den Besen zur Hand nehmen, die Gassen fegen, und am Abend und in der Nacht fleißig patrouilliren; dadurch verdiene sie eher das ihr vom Staate zugelegte schwere Geld, und dabey bestehe die Hauptstadt im Ganzen auch viel besser. Obschon die Pariser Polizey seit der Einführung der freyen Staatsverfassung für die Bürger eben nicht sehr lästig ist, und es auch in einer so großen Stadt nicht wohl seyn kann, so ist es doch allerdings wahr, daß sie die Sauberkeit und Sicherheit der Gassen zu sehr vernachlässigt, und sich zu sehr mit der politischen Bewachung der Bewohner abgibt, welches dann freylich den Beamten etwas mehr Ansehen gibt oder geben soll, und ihnen wichtigere Belohnungen von Seiten der Regierung einbringt. Sonst beging sie in dieser Hinsicht manchen Unfug; ein Bürger konnte auf den geringsten Verdacht in Verhaft genommen werden, und hatte Mühe genug sich wieder aus den Händen oder Klauen der Polizey loszumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 4. und 11. Nov.

(Fortsetzung.)

Daß es in Rom an religiösen Besserungsmitteln nicht fehlt, weiß Jedermann; man dürfte sich sogar wundern, daß an einem Orte, wo unmittelbar aus der Quelle der christlichen Moral geschöpft wird, das Volk nicht vorzugsweise friedfertig, duldsam und gutmüthig ist, mit einem Worte, daß es, statt das Tugendhafteste auf der ganzen Erde zu seyn, vielmehr den Ermahnungen zum Guten widerstreben, und sich in einem gewissen Starrsinn immer mehr vertiefen könne. Aber, wie mich dünkt, ist diese Halsstarrigkeit nicht in seiner Natur begründet, sondern wird mittelbar in ihm durch Unterlassungen erzeugt, von denen sich, eben weil sie Jahrtausende alt und innig mit dem Höchsten und Wichtigsten der Kirchensatzungen verbunden sind, ohne gewaltsame Erschütterungen des bestehenden Gebäudes nicht zurückkommen läßt. Von der andern Seite glaube ich, ließe sich von außenher und mittelbar durch eine Anstalt, welche hier fehlt, im Auslande dagegen nicht ohne heilsamen Einfluß auf die öffentliche Moralität ist, die Rohheit des hiesigen Volks mit um so glücklicherm Erfolge bekämpfen, als das Mittel durch keine gewaltsame Maßregel, sondern vielmehr im Wege poetischer, also um desto interessanterer und eingreifenderer, Täuschung wirken würde. Diese Anstalt wäre ein Volkstheater.

Entweder sind bisher alle Moralphilosophen alte und neuere im Irrthume gewesen, oder das dramatische Schauspiel übt auf die Sittlichkeit einer Nation einen Einfluß aus, welcher in etwas Höherem und Bedeutsamern besteht, als im bloßen augenblicklichen Zeitvertreibe; sonst würde es sich der Mühe nicht lohnen, so kostspielige Aufopferungen, wie hin und wieder geschieht, für eine Unterhaltung zu machen, welche nichts anders bezweckte, als die Menschen für ein paar Stunden vergessen zu lassen, daß sie auf der Welt sind. Ich glaube im Gegentheile, daß, wenn die dramatischen Vorstellungen etwas anders als Spiele für unmündige Kinder (ich sage nicht Marionettenspiele, denn selbst diesen dürfte eine höhere Bedeutsamkeit gegeben werden müssen) seyn sollen, ein moralisch-sittlicher Zweck damit verbunden werden müsse. Dieser kann bey den Deutschen nicht wie bey den Griechen in Konstituirung oder Modifirung des öffentlichen Lebens, weil sie kein öffentliches Leben haben, eben so wenig wie bey den Franzosen zur Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens, welches ihnen gleichfalls abgeht, bestehen, sondern muß sich allein auf das Familienleben beziehen, welches leztere in Deutschland und den übrigen kulturverwandten Nordländern vorzugsweise vorhanden ist. Daher wären die sogenannten Familiengemälde, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts das Eins und Alles der deutschen Theater ausmachten, die vernünftigste Gattung von Schauspielen gewesen, hätte ein Mann in seiner Art, ein Shakspear an die Stelle der subjektiven Befangenheit eine objektive Freyheit gesezt, das heißt, hätte er das Familienleben mit der Geißel der Satyre gepeitscht, statt sich mit dem Großvater hinter den Ofen zu setzen, und Thränen über die Ausrottung desselben zu vergießen. Selbst diese höhere geistige Bedeutung der genannten Gattung hätte in so fern eine verschiedene Gestalt annehmen müssen, als in der jedesmaligen Nation, für welche es geschrieben, das Familienleben selbst auf einer verschiedenen Stufe der Ausbildung, oder meinetwegen der Verbildung gestanden wäre, das heißt, sie hätte da, wo beyde vorhanden, das Familienleben der höheren Stände, und dasjenige des Volks in verschiedenen Stylen schildern müssen. Lezteres ist an mehreren Orten in Deutschland, wo man einen Volkscharakter im Gegensatz des Charakters der gebildeteren Klassen wahrzunehmen geglaubt hat, geschehen, mit Glücke aber einzig nur in Wien, wo vorzugsweise vor allen größeren Hauptstädten Deutschlands ein Volksthum, abgesondert von den höheren Gesellschaftsverhältnissen besteht. Das Wiener Leopoldstädtertheater ist in dieser Hinsicht eine wahre Sittenschule, aus welcher der dortige Pöbel heilsamere Regeln mit nach Hause bringt, als ihm vielleicht manche andere, eigens zu diesem Zwecke eingesezte Institute gewähren möchten. Freylich stände zu wünschen, daß die Autoren, welche für dieses Theater arbeiten, und von denen mehrere wahre Genies in der Gattung sind, weniger häufig sich in's Lustigleere verlieren, und statt dessen stets einen sittlich-bürgerlichen Zweck vor Augen haben möchten. Daß dieses Theater zugleich eine so hohe Stufe von Kunstvollendung in der Darstellung erreicht hat, gibt ihm einen um so höhern Werth.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. December 1826.

Das Herz ist der Gerichtsstuhl zwischen Freunden.

Ant. Perez.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Fortsetzung.)

Mit steigendem Interesse hörte der Spanier seinen Freund an; zu grossem Aergerniß Diego's ließ er seit zwanzig Jahren zum ersten Mal die Cigarre ausgehen, und als der junge Mann an jene empörende Scene zwischen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er sich nicht mehr halten; sein altes, südliches Blut kochte auf; er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blitzenden Augen: „Meinen langen Stoßdegen her, Diego, den mach' ich kalt, so wahr ich ein guter Christ und spanischer Edelmann bin; ich steck' ihn nieder und hätte er ein Kruzifix vor der Brust, ich bring' ihn um, ohne Absolution und ohne alle Sakramente schick' ich ihn zur Hölle, so thu' ich. Bring mir mein Schwert, Diego."

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erschöpften Alten zu sich nieder; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie dieß alles nicht nöthig sey, denn Josephe sey schon aus der Gewalt des rohen Menschen befreyt und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu besänftigen, jenes Bild herbey und entfaltete es vor den staunenden Blicken Pedros. Entzückt betrachtete es der Don. „Ja, sie ist es, rief er, alles Uebrige vergessend, meine arme unglückliche Laura!" Und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn seinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für Alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblick, wie der alte Mann die schöne jugendliche Gestalt Josephens umschlungen hielt, wie er ihr Gesicht aufmerksam betrachtete, wie seine strengen Züge immer weicher wurden, wie er sie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja du bist Lauras Tochter! rief er; Dein Vater hat Dir nichts gegeben als sein blondes Haar, aber das sind ihre lieben Augen, das ist ihr Mund, das sind die schönen Züge der Tortosi! Sey meine Tochter, liebes Kind, ich habe keine Verwandten und bin reich, und durch Verwandtschaft, mein Herz, und einen zwanzigjährigen Gram gehörst Du mir näher an als irgend jemand anderem auf der Erde!" Ihre Blicke, die über seine Schulter weg auf Fröben fielen, schienen diese leztere Behauptung nicht gerade zu bestätigen, aber sie küßte gerührt seine Hand und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweyten Vater.

Die Freude des Wiedersehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Pedro erklärte sehr bestimmt, daß ihn seine Geschäfte nach Portugall rufen, und zugleich schien er gar nicht einzusehen, was Josephe abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu strenge Grundsätze über die Artikel seiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Josephe, die getrennte Gattin eines Andern, zur Frau begehren. Es ist uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über diesen

Digitized by Google

streitigen Punkt verhandelten; nur so viel ist gewiß, daß Fröben einigemal darauf hindeutete, sie solle zum evangelischen Glauben zurückkehren, daß sie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz, aber sehr bestimmt diesen Vorschlag abwies. Oft soll ihr der junge Mann, in Verzweiflung über die herannahende Trennung, vorgeschlagen haben, sie solle Don Pedro ziehen lassen, sie solle für sich leben, in Deutschland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte werden könne, auf immer als Freund um sie seyn, aber auch dieß lehnte sie ab. Sie gestand ihm offen, daß sie sich zu schwach fühle, ein solches Verhältniß mit Ehren hinauszuführen, und stolzer gemacht durch ihr Unglück, bebte sie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den sie so hoch achtete als sie ihn liebte. Allein mit sich gestand sie sich wohl, daß noch ein edelmüthigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er, sagte sie zu sich, sollte er die Blüthe des Lebens an ein unglückliches Geschöpf verlieren, das ihm nur Freundin seyn darf? Soll er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um sich zu versammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich schon einmal verloren und die Zeit wird auch jezt seinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Wesen vergessen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird.“

So schienen denn jene prophetischen Worte Josephens, „auf immer!“ in Erfüllung zu gehen. Don Pedro verließ mit seiner neuen Verwandten das Gut der Gräfin, um durch Holland auf die See zu gehen. Fröben, den vielleicht nur der Gedanke, Josephen bald nach Portugall nachzufolgen, um dort ihr Freund zu seyn, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reise durch Deutschland und Holland; und so oft sie ihn bat, durch längeres Begleiten die Tage der Trennung nicht noch schwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge, „nur bis an's Meer, und dann auf immer.“

(Der Beschluß folgt.)

Erziehung in China.

Aus einem alten chinesischen Werke, das 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung geschrieben ist, ergibt sich, wie frühe die Chinesen die Wichtigkeit der Erziehung einsahen; denn es ist schon hierin von alten Erziehungsanstalten die Rede. Man unterrichtete sonst in China die Kinder, sobald sie essen und sprechen konnten, und es wurden frühzeitig mit Maximen „ihre Ohren gefüllt und ihre Leiber gestopft.“ In dem angeführten Werke, Lે-ke betitelt, wird anempfohlen: sobald die Kinder essen können, solle man ihnen den Gebrauch der rechten Hand zeigen, und mit sechs Jahren sollen sie Zahlen lernen. — Man schärft in China Ehrfurcht gegen die Lehrer ein. Für die Mittelklasse gibt es dort keine solche Schulen wie in Europa; die Reichen haben Privaterzieher für ihre Kinder; die öffentlichen Anstalten, deren Lehrer zuweilen ihre Stellen vermiethen, sind so schlecht, daß sie außer zur Zeit der öffentlichen Prüfung gar nicht besucht werden. In diesen wie in den, meist von armen Kindern besuchten, Privatschulen wird bezahlt; das Eintrittsgeld ist in den Privatanstalten je nach dem Vermögen des Eintretenden verschieden. In den grossen Städten gibt es für die, welche am Tage arbeiten müssen, Nachtschulen. Gewöhnlich gehen die Kinder nur ein Jahr lang in die Schule, und müssen für das ganze Jahr bezahlen, sie mögen nun kommen oder nicht.

Der „häusliche Rathgeber oder vollständige Sammlung von Familienkleinodien,“ ein chinesisches Werk, enthält eine Art Schulordnung und Lebensregeln für die Jugend; wir theilen einige davon mit:

„Alle Schüler müssen frühmorgens kommen.“

„Wenn sie in die Schule treten, sollen sie sich zuerst vor dem Weisen, Confucius, bücken, dann vor dem Lehrer.“

„Ehe man des Abends auseinandergeht, soll eine Ode hergesagt oder etwas Geschichtliches erzählt werden, gerade was am verständlichsten, rührendsten ist oder woraus sich am meisten Schlüsse ziehen lassen.“

„Gehst du aus der Schule, so bücke dich vor Confucius und dem Lehrer, wie zuvor.“

„Sind die Schüler in großer Anzahl, so schicke sie theilweise weg; jeder muß gerade nach Hause gehen und sich nicht auf dem Wege aufhalten, um zu spielen.“

„Wenn sie heim kommen, sollen sie sich erst vor den Hausgöttern, dann vor den Vorfahren, dann vor Vater und Mutter, dann vor den Oheimen und Muhmen bücken.“

„Ist zu Hause im Saale Besuch, so muß der Knabe gleich nach der Verneigung vor Hausgöttern und Vorfahren auf eine ungezwungene, gefällige Weise aufrecht stehend sich verbeugen und den Gast bewillkommnen. Hat er sich darauf niedergesezt, so soll er sich weder herausnehmen, viel zu sprechen, noch sich furchtsam zurückziehen.“

„Wer etwas auswendig lernt, hat auf dreyerley zu achten, auf sein Auge, daß er den Inhalt begreife, und auf seinen Mund. Daß er ja nichts mit dem Munde wiederhole, während sein Herz an etwas anderes denkt.“

„Knaben müssen nicht zu laut lesen, damit sie ihrer Lunge nicht schaden.“

„Wo viele Schüler sind, muß geloost werden, in welcher Ordnung einer nach dem andern hersagen soll, und sie sollen sich nicht um den Lehrer herumdrängen.“

„Sie müssen sich noch den vom Lehrer erklärten Stellen prüfen und die Warnungen und guten Beyspiele auf sich selbst anwenden.“

Digitized by Google

„Wenn etwas im Buche nicht deutlich erklärt ist, so muß der Schüler gleich zum Lehrer gehen und ihn eigends darüber fragen, und er darf es nicht verheimlichen, wenn er von einer Stelle keinen deutlichen Begriff hat.“

„Wenn du Knaben unterrichtest, so halte sie zuerst zur Reinlichkeit an. Das Buch muß drey Zoll weit vom Leibe gehalten werden oder liegen, sie dürfen keine Ohren hinein machen und es nicht beschmieren.“

„Die Kleidung eines Knaben sey einfach, aber reinlich, wie die eines Mannes, der sich mit der Wissenschaft beschäftigt.“

„Verboten ist jungen Leuten jedes Spiel, das Lesen leichtsinniger Bücher; Dichten; Umgang mit Freunden, Plaudern u. s. w.“

„Mache, daß ihnen Essen und Trinken eine gleichgültige Sache sey.“

„Wenn Knaben nicht lernen wollen, so ermahne sie erst zwey- oder dreymal; bessern sie sich nicht, so laß sie zur Strafe auf ihrem eigenen Sitz knieen; hilft das nicht, so laß sie an der Thüre knieen, und betragen sie sich dann noch nicht besser, so haue zu; aber schlage ihnen nicht zu stark auf den Rücken, damit du ihnen keinen Schaden zufügest.“

Wanderlied.

Kennst du das Land, wo keine Blumen blühn?
Wo keine Herzen mehr vor Wonne glühn?
Die tiefe Nacht den Mantel niederhängt?
Kein Stern, kein Laut sich durch die Dunkel drängt?
Kennst du es wohl? — dahin, dahin
Will ich mit dir, mein weinend Auge ziehn.

Kennst du das Haus? Es hat ein grünes Dach;
Wohl klein, doch still und kühl ist sein Gemach;
Das weiße Bettchen ladet süß dich ein:
„Komm, lege dich, du müdes Haupt hinein!“
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, mein Haupt, zum Schlafen ziehn.

Kennst du das Feld und seinen stillen Pfad?
Der Sämann streut mit Thränen dort die Saat,
Doch frohe Kunde gibt das Trauermahl,
Die Keime wecket einst der Morgenstrahl.
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Geht unser Weg, mein Herz — den laß uns ziehn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 4. und 11. Nov.

(Beschluß.)

Daß bey der, kecker und bizarrer als irgendwo hervorspringenden Eigenthümlichkeit der untersten römischen Volksklassen, kein, diesen zunächst gewidmetes, Theater in Rom existirt, ist vielleicht eine der vornehmsten negativen Ursachen der Verwilderung derselben. Im Geiste des Katholicismus dürfen hier, ohne das Wesen desselben zu verletzen, keine rein-menschliche Verhältnisse ohne unmittelbare Beziehung auf die Gottheit während des Hauptgottesdienstes, das heißt während der Messe auf der Kanzel verhandelt werden. Zu letzterm Zwecke sind die sogenannten Katechismus-Predigten eine Gattung von religiösem Unterrichte, welche den Kinderlehren in den protestantischen Kirchen gleichen, nur daß jene Predigten (kurzab il Catechismo genannt) von der Kanzel herab, und wirkliche zusammenhängende Reden vom Priester allein gehalten werden. Aber diesen gebricht es, aus Unkunde der Prediger, welche sich blos der höheren Kanzelberedsamkeit widmen, am nothwendigen Interesse. So ist das Volk, da ihm, wie gesagt, die Gelegenheit fehlt, die Terenzische Sittenregel: Tamquam in speculum, in vitas omnium inspicere, in Ausübung zu bringen, auf sich selbst beschränkt; von sich selbst aber ist ein jedes Volk eine rudis indigestaque moles, blos in der Materie existirend, der ein höherstehender Geist lebendigen Athem einhauchen muß. Ein solches Theater würde einen doppelten Nutzen stiften, nämlich einmal dem Hange zum Wirthshausleben, und damit allem dem Unheile, welches sich hier häufiger als anderswo zu ereignen pflegt, steuern, dann auch unmittelbar durch anschauliche Versinnlichung der Folgen desselben, das Volk nach und nach auf bessere Wege leiten. Freylich dürften diese Schauspiele weder französische Gesellschafts-, noch deutsche Familiengemälde seyn; denn von beyden würde das römische Volk in seiner Individualität keinen Anklang finden; sondern sie müßten ihm einen treuen Spiegel seiner selbst vorhalten. Materiell genommen, gibt es hier dergleichen Stücke; es sind die Marionetten-Farcen, von welchen ich in einer meiner vorigen Mittheilungen geredet habe. Aber abgerechnet, daß diesen Produkten aller eigentlicher Kunstwerth abgeht, so läßt sich überdem auch nicht die leiseste Ahnung von moralischer Nutzanwendung darin verspüren. Davon nur ein Beyspiel. In dem neulich von mir angeführten Stücke: J Trasteverini in carrottela al Testaccio, ossia Cassandro sposato ad una Minente (Eminente), ziehen die Bewohner der beyden feindlichen Stadtviertel, jenseit der Tiber (Trasteverini) und der Berge (Viminalis und Esquilinus, Monticciani) auf den Ochsenmarkt (Campo Vaccino, das ehemalige Forum Romanum), wohin sie sich gegenseitig auf einen Kampf mit Steinen (per far le sassate) herausgefordert haben. Das Gefecht beginnt, die Trasteveriner siegen, eine Menge Todte von Seiten der Monticciani bleiben auf dem Platze, und erstere ziehen jubelnd auf den Testaccio, ohne daß eine dramatische Gerechtigkeit geübt wird. Man dürfte meynen, daß darauf in einer Puppenkomödie nichts ankomme. Ich bin, im gegebenen Falle, der entgegengesetzten Meynung. Freylich würde dieser Kampf, wenn ihn erdichtete Personen und unter erdichteten Umständen hielten, nichts weiter als eine Narrentheidung scheinen; aber in Rom, bey der leicht entzündbaren Reizbarkeit des Pöbels und seiner ohnehin großen Geneigtheit zu blutigen Händeln, muß diese Narrentheidung um so mehr Eindruck auf das Gemüth desselben machen, als jene unsinnigen Anfeindungen der verschiedenen Stadtviertel unter einander zwar während der Oc

cursation der Franzosen, welche ihnen durch die energischten Maßregeln zu steuern wußten, nachgelassen hatte, seit der Zeit aber wieder von Neuem in die Mode gekommen sind. Nun nehme man dagegen die Handlung folgendermaßen intriguirt an. Zwey Helden, einer jenseits der Tiber und der andere von den Bergen herströmend, mit ihrem Gefolge in ein erdichtetes Land, welches meinetwegen unter der Protektion einer Fee stehen könnte, wo sie Rom in kleinem nachgemacht haben, lieben dort ein und dasselbe Mädchen. Von Eifersucht entbrannt, ziehen sie, jeder an der Spitze der Seinigen, auf den Campo Vaccino, liefern hier die Schlacht mit Steinen, die Trasteveriner siegen, von den Monticcianern bleibt eine Zahl auf dem Platze. Der Gebieter der Insel, längst von der unruhigen Gemüthsart der Fremdlinge unterrichtet, hat schon früher ein scharfes Gesetz gegen dergleichen Befehdungen gegeben. In Folge desselben werden die Rädelsführer arretirt, verurtheilt und zum Tode geführt. Eben zuckt das Schwert der Gerechtigkeit über ihrem Haupte, da bedeckt eine Wolke den Schauplatz, die Fee erscheint, befreyt die Verurtheilten unter der Bedingung, sich nie wieder in dergleichen Kämpfe einzulassen, wirft den Trasteverinern wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Regenten (den Pabst), ihrer Sitteneinfalt und Redlichkeit, den Monticcianern dagegen wegen ihrer Arbeitsamkeit einige Lobsprüche an den Hals, und das Stück endet. Eine solche Handlung nicht narrentheidig, sondern mit tragisch-komischer Kraft durchgeführt, wie Gozzi „im Raben," „im König Hirsch" und einigen andern seiner Stücke gethan hat, und ich wette, das hiesige Volk würde in doppeltem Verstande davon erbaut werden. Meiner Meynung nach wäre die Zugabe des Wunderbaren, des Phantastischen durchaus unerlaßlich, aber um einen divertirenden Gegensatz mit der nur zu reellen Tendenz des hiesigen Volks zu machen. Daß diese Stücke, wenn auch nicht opernmäßig, doch nach Art der französischen Vaudevilles, in Musik gesezt werden müßten, versteht sich von selbst. Freylich würde die Errichtung eines solchen Theaters mit größern Schwierigkeiten verbunden seyn als man glauben möchte. Denn so leicht sich auch Schauspieler der Darstellung dieses Genre, und Tonsetzer der Komposition desselben gewachsen finden möchten; so verzweifelt möchte es um einen Dichter aussehen, welcher Genie genug besäße, unter der frivolen Hülle solcher Narrenspiele denjenigen tiefen, bedeutsamen Ernst zu verbergen, auf welchen es hier ankommen möchte, um den erzielten Zweck nicht zu verfehlen. Italien, selbst Rom, besizt komische dramatische Dichter, welche mit vielem Glücke Goldoni nachzuahmen gestrebt haben. Ich nenne unter leztern nur den Grafen Giraud, welcher in dieser Gattung sehr verdienstvolle Arbeiten geliefert hat, mit denen sich der erbärmliche Firlefanz der deutschen und französischen Intriguenkomödie vergebens zu messen unterfangen würde. Aber diesen Stücken liegt stets ein Thema aus dem gesellschaftlichen Leben zum Grunde, ein schon erkünstelter Zustand, während es auf dem Theater, wovon hier die Rede ist, blos auf die lautere, reine Natur ankommen müßte: nicht um dramatisches kostbares Dessert, sondern um derbe, gesunde Hausmannskost, nicht um Bisquit, sondern um kräftiges Rockenbrod, würde es hier zu thun seyn.

Paris, 14. November.

(Fortsetzung.)

Die Gerichte haben sich aber in der lezten Zeit mehrmals eifrig der Freyheit der Bürger angenommen, und einige Polizeyagenten, die einen Bürger ohne Grund verhaftet hatten, zu schwerer Strafe verurtheilt. Seitdem geht sie behutsamer zu Werke, und hat mehr Achtung für die bürgerliche Freyheit. Hätte sie dieselbe früher bewiesen, so würde sie sich wahrscheinlich nicht so viele Feinde zugezogen, und nicht so manche Ausfälle in den Flug- und Tagesschriften auszustehen haben. Die Stimmung des Publikums wider die Polizey äußert sich jedesmal, wenn Polizeyagenten jemanden an einem öffentlichen Orte in Verhaft nehmen; fast immer ist es geneigt, sich des Verhafteten, der manchmal ein Dieb oder ein sonstiger Verbrecher ist, anzunehmen, und ihn aus den Händen der Polizeyagenten zu befreyen. Dieß würde gewiß nicht der Fall seyn, wenn man nicht allgemein über die vielen Mißbräuche der heimlichen Gewalt aufgebracht wäre; denn im Grunde ist jedermann ein Freund der Ordnung und Ruhe, und erkennt, daß eine Obrigkeit da seyn muß mit der nöthigen Gewalt, um beyde aufrecht zu halten. Nicht ohne Unrecht beklagt sich das Pariser Publikum, daß die Polizey ungeheure Summen kostet, und doch so wenig zur allgemeinen Sicherheit beyträgt. Man lernt die ganze Einrichtung der Pariser Polizey in ihren vielfältigen Geweben aus einem neulich erschienenen Buche kennen, nämlich aus der Biographie des commissaires et agens de police, worauf die Polizeyagenten aber schon einige Stunden nach seinem Erscheinen Beschlag legten, und welches sie schnell vor Gericht verklagten; seitdem ist ein Prozeß eingeleitet, und durch einen Richterspruch die Zernichtung des Werkes befohlen worden; es scheint aber, daß die Agenten alles ihres Spürtalents ungeachtet, doch nur wenige Exemplare haben auftreiben können, und daß die übrigen so nach und nach unters Publikum kommen, wie es in Paris mit manchen, von der Polizey verfolgten Büchern zu gehen pflegt. In jenem biographischen Werke nun werden erstlich die Polizeykommissäre namentlich aufgeführt, und ihrem Charakter nach geschildert, ob sie hart oder milde, grob oder höflich, träge oder fleißig, habsüchtig oder uneigennützig, ungerecht oder billig sind. Vermuthlich hat dieser Theil des Werkes die Verdammung des Ganzen bewirkt; denn es kommen hier manche Beschuldigungen vor, die der Verfasser unmöglich mit Beweisen belegen könnte, obschon einige vielleicht nicht ungegründet sind; Beschuldigungen, die man aber nicht beweisen kann, sehen aus wie Verläumdungen; wahrscheinlich hat sie das Polizeygericht als solche behandelt; indessen hat der Verfasser, wenn ich nicht irre, von diesem ersten Richterspruche appellirt; allein auch bey höherer Instanz wird er keine Beweise liefern können, und sich also wiederum der Verurtheilung gewärtigen müssen. Nicht allein die Polizeykomissäre, sondern auch ihre Schreiber werden in dem ersten Theile geschildert, und von diesen untergeordneten Offizianten werden arge Anekdoten beygebracht; der Verfasser muß mit diesen Schreibern viel umgegangen seyn; denn wo sollte er sonst so Manches von solchen obskuren Leuten wissen? Nach den Kommissarien und den Schreibern werden die eigentlichen agens oder officiers de police aufgeführt, einer Gattung Menschen, die weit weniger geachtet werden als die Polizeykommissarien; denn diese gehen offen zu Werke, wogegen die eigentlichen agens de police nichts an sich haben, was sie von andern Bürgern unterscheidet, und daher sich überall einschleichen, ohne bemerkt und erkannt zu werden. Der Verfasser der Biographie erzählt, Napoleon habe im Anfange seiner Regierung, da ihm die Polizey große Dienste leistete, die agens de police erheben wollen, und ihnen daher eine Uniform gegeben; allein gerade an dieser Uniform habe man die Leute erkannt und sey ihnen überall ausgewichen, und da man sie nun wie verderbliche Wesen habe allein stehen lassen, sey die Regierung genöthigt worden, ihnen die Uniform wieder abzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. December 1826.

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig, wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.
Schiller.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

4.

Konradin.

Kaum ist der Frühling im Erwachen,
Es blüht der See *), es blüht der Baum,
Es blüht ein Jüngling dort im Nachen,
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
Ein junges Purpurkleid ihn ein,
Und unter einer Krone quillet
Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
Sein sinnend Auge, wellenblau,
Der Leyer, die er schlägt, entschwellen
Gesänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
Im Süden blitzt es blutig roth;
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
Ihn kümmert nichts als Liebesnoth.

Und wenn er Minne sich errungen,
So holt er sich dazu den Ruhm,
Und herrscht, vom Lorbeerkranz umschlungen,
In seiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du stehst im schwanken Kahne,
So rufet dich ein schwanker Thron;
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,
Verlass'ner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
Du sinkest, eh du es geglaubt,
Es sizt die Kron' auf deinen Locken,
Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
Was weiß er von des Sturmes Grimme?
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland,
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne sel'ges Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe,
Hauch' ihm entgegen Lebensluft,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? er läßt die Leyer fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert,
O seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd.

*) Im Frühling ist der See mit Blüthenstaub bedeckt, der wahrscheinlich von den vielen Fruchtbäumen am Ufer herrührt und vom Wind hinausgetrieben ist. Dieß nennt man das Blühen des See's.

Digitized by Google

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, seebespültes Land?
Was willst du Luft mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr war't geschmückt zu Freud' und Wonne,
Dem lezten Staufen dientet ihr,
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es ist aus mit eurer Zier.

Die Bettlerin vom Pont des arts.

(Beschluß.)

Im August dieses Jahres wurde in Ostende ein englisches Schiff klar, das nach Portugall Schiffsgut und Passagiere brachte. Es war ein schöner Morgen, die Nebel hatten sich gesenkt und die Tage schienen für die Fahrt günstig werden zu wollen. Es war neun Uhr Morgens, als ein Kanonenschuß von dem Engländer herüberschallte, zum Zeichen, daß die Passagiere sich an die Küste begeben sollen. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran und warf ihr Brett aus, um die Reisenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Personen mit Gepäck, gingen über das Brett und bald war die Schaluppe voll und die erste Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweyten Mal anlegte, sah man vier Personen sich dem Strand nähern, die sich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmlicheren Passagieren unterschieden. Ein hoher, ältlicher Mann ging stolzen Schrittes voraus. Er hatte einen breitgekrämpten Hut auf und den Mantel so kunstreich und bequem um die Schultern geschlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen sah, ausrief: „Ich laß mich fressen, wenn es kein Spanier ist.“ Hinter jenem kam ein jüngerer Herr, der eine schöne, schlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war sehr bleich und schien einen grosen Kummer niederzukämpfen, um durch Zureden einen noch größern bey der Dame zu beschwichtigen. Ihr schönes Gesicht war um Auge und Stirn von heftigem Weinen geröthet, der Mund schmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Theile des Gesichts sehr bleich. Sie ging schwankend, auf den Arm des jungen Mannes gestüzt. Ein Hütchen mit rollenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von schwerem schwarzen Seidenzeug, um Hals und Busen reiche Goldketten, schienen nicht zur Reise zu passen, und man konnte daher glauben, daß sie den jungen Mann an Bord begleite; hinter Beyden ging ein Diener in bunten Kleidern, er trug einen grosen Sonnenschirm unter dem Arm, und hatte ein spanisches Netz über seine dunkeln Haare gezogen.

Als sie so weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Flut noch feucht war, an die Stelle, wo man das Brett aus der Schaluppe anwarf, blieben sie stehen und das schöne junge Paar sah nach dem Schiff, dann sahen sie sich an, und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mannes, daß die Straußfedern um sein Gesicht spielten und seine stillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr stand nicht weit davon, wickelte sich, finster auf die See blickend, tief in seinen Mantel und sein Auge blinkte, man wußte nicht ob von einer Thräne oder vom Wiederschein der glänzenden Wellen. Jezt kam die Schaluppe plätschernd an's Ufer, das Brett wurde ausgeworfen und ein donnernder Schuß vom Schiffe schreckte das Paar aus seiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, schüttelte sie kräftig und stieg dann schnell über das Brett, sein Diener folgte, nachdem auch er dem Jüngling herzlich die Hand geboten. Jezt umarmten sich die jungen Leute noch einmal; er wandte sich zuerst los und führte die Dame nach dem Brett. „Auf immer!“ flüsterte sie mit wehmüthigem Lächeln; „auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er sie bebend mit Thränen ansah. Noch einen Händedruck und sie wandte sich, das Brett hinanzusteigen. Schon stand sie oben, der Oberbootsmann, ein breiter Engländer, wartete am Brett, streckte seine braune Hand aus, um die schöne Dame zu empfangen und hatte schon einige gutgemeynte Trostgründe in Bereitschaft. Da wandte sie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe, herrliche Gestalt schwebte kühn auf dem schmalen Brett, ihr schlanker Hals war nach dem Land zurückgebogen, die schwankenden Federn des Hutes schienen hinüber zu grüßen. Er breitete die Arme aus, in seinen Zügen mischte sich die Seligkeit der Liebe mit dem Schmerz der Trennung. Da schien sie ihrer selbst nicht mehr mächtig zu seyn; sie sprang über das Brett und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann seine Hände vor Verwunderung zusammenschlagen konnte, hing sie schon an seinem Hals, an seinen Lippen. „Nein, ich kann nicht über das Meer, rief sie, ich will bleiben, ich will alles thun, was du willst, will diese Fesseln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem bessern Gefühl zu folgen; du bist mein Vaterland, meine Familie, mein Alles; ich bleibe!“

„Josephe, meine Josephe!“ rief der junge Mann, indem er sie mit stürmischem Entzücken an sein Herz drückte, mein, mein auf immer. Ein Gott hat dein Herz gelenkt, o ich wäre untergegangen unter der Qual dieser Trennung!“ Sie hielten sich noch umschlungen, als der alte Herr mit hastigen Schritten über Bord und das Brett herabstieg und zu der Gruppe trat. „Kinder, sagte er,

an einmal Abschied zu nehmen wäre genug gewesen; komm Josephe, es hilft ja doch zu nichts, sie werden gleich zum dritten Mal schießen."

„Laßt sie mit Stückkugeln auf uns schießen, Don Pedro, rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, sie bleibt dennoch hier, sie bleibt bey mir."

„Was höre ich, erwiederte jener sehr ernst; ich will nicht hoffen, daß dieß so ist, wie der Kavalier sagt; du wirst deinen Verwandten folgen, Josephe!"

„Nein! rief sie muthig; als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe stand und hinaussah auf diese Flut, die mich von ihm trennen sollte, da stand fest in mir, was ich zu thun habe. Meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; auch sie ist einst dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlassen aus Liebe; ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier steht der, dem meine Mutter ihre lezten süßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, Alles verdanke, und ich sollte ihn verlassen? Grüßet die Gräber meiner Ahnen in Valenzia, Don Pedro, und saget ihnen, daß es noch eine Frau aus dem Stamme der Tortosi gibt, der die Liebe höher gilt als das Leben."

Don Pedro wurde weich. „So folge denn deinem Herzen, vielleicht es rathet dir besser als ein alter Mann; ich weiß dich zum mindesten glücklich in den Armen dieses edeln Mannes, und sein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unsere Ehre nicht minder hoch als die seine gilt. Aber Don Fröbenio, was werden Sie zu ihren stolzen Verwandten sagen, wenn Sie dieses Kind des Elends vorstellen? Gott! werden Sie auch den Muth haben, den Spott der Welt zu ertragen?"

„Fahret wohl, Don Pedro, erwiederte der junge Mann mit muthigem Gesicht, indem er jenem die eine Hand zum Abschied bot und mit der andern die schlanke Hüfte der Geliebten umschlang, fahret wohl, seyd getrost und verzaget nicht an mir! Ich werde sie der Welt zeigen, und wenn man mich fragt, wer war sie denn? so werde ich nicht ohne freudigen Stolz antworten: es war „„die Bettlerin vom Pont des arts.""

Theone an Theon.

Wie ich dich liebe, dieß sagt kein Mensch und kein Engel. — Mein Leben
Opfr' ich, Geliebter! dir gern; aber die Tugend nicht auf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. Nov.

(Fortsetzung.)

Darauf führt der Verfasser die Hauptagenten namentlich an, und gibt einige Nachrichten über ihren Lebenswandel, der nicht immer der erbaulichste zu seyn scheint. Zu solchen Polizeyagenten-Geschäften scheinen sich überhaupt mehr solche Leute herabzulassen, denen der Zutritt zur ehrlichen Gesellschaft verschlossen ist, oder die sich selbst schon in übeln Ruf gesezt und daher wenig mehr zu verlieren haben. Dann wird die ganze Einrichtung der Polizeypräfektur beschrieben, welche Leute da angestellt sind, und was für Geschäfte jedweder zu betreiben hat; der eine hat es mit den schwer zu behandelnden Miethkutschern zu thun, der andere mit den Spielhäusern, mit den Bänkelsängern, mit den Hetären, und dem von ihnen zu entrichtenden Zoll, ein dritter besorgt die öffentlichen Lustbarkeiten, ein vierter verhört die vielen Gauner, die im Laufe des Tages und der Nacht in Paris verhaftet werden u. s. w. Dann ist noch eine allgemeine Polizey für's ganze Reich vorhanden. Außerdem führt der Verfasser noch einige heimliche Polizeyanstalten an, z. B. eine Tuilerienpolizey, eine andere für die Gardes du Corps. Ein besonderes Kapitel wird der sogenannten Brigade de Sureté gewidmet, die zu der Pariser Polizey gehört, und ihres Anführers Vidoc halber jezt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Dieser Vidoc ist ehemals zur Galeerenstrafe verurtheilt gewesen, und von da wieder zurückgekommen; seine natürliche Betriebsamkeit und Schlauheit, und seine Bekanntschaft mit dem schlechtesten Gesindel der Hauptstadt machten ihn zu einem tauglichen Subjekte der aufspürenden Polizey, der er seine Dienste anbot; seitdem hat er eine solche Gewandtheit bewiesen, daß er der Polizey beynahe unentbehrlich geworden ist. Man hat dreyßig Polizeydiener unter seine Befehle gestellt, und diese dreyßig sollen in den lezten Tagen bis auf fünfzig gebracht worden seyn. Wenn ein Verbrechen in Paris begangen worden ist, und man den Thäter nicht kennt, so wendet sich die Justiz an Vidoc, und dieser sucht dann den Verbrecher ausfindig zu machen, was ihm auch sehr oft gelingt; oder wenn die Polizey von einem bevorstehenden Gaunerstreiche zuvor benachrichtigt wird, so muß sich Vidoc mit seinen Helfern auf die Beine machen, und die Kerls in seine Schlingen fangen; ein Handwerk, das er vortrefflich versteht. An Geld läßt man es ihm bey solchen Gelegenheiten nicht mangeln, da die Polizey jährlich eine beträchtliche Summe zu ihrer Verfügung hat, wovon sie keine Rechenschaft zu geben braucht, und die zu geheimen Ausgaben bestimmt wird. Mehrmals hat dieser Vidoc als Zeuge gegen Verbrecher beym Kriminalgerichte auftreten müssen; bey solchen Vorfällen haben sich jedoch die Anwälde der Beklagten zuweilen die Freyheit genommen, den ehemaligen Aufenthalt des Chef de la brigade de Sureté auf den Galeeren demselben wieder in Erinnerung zu bringen, und einige Male hat man ihn sogar beschuldigt, er habe den Elenden in Paris Schlingen gestellt, um sie darin zu fangen, und sie zum Verbrechen verleitet, um durch die Aufdeckung derselben Anspruch auf eine Belohnung zu bekommen. Aehnliche Beschuldigungen sind auch manchmal bey der Londoner Polizey vorgebracht worden, besonders unter Castlereaghs Ministerium. Sie mögen auch wohl nicht ganz ungegründet seyn. Es gehört in der That viel dazu, um die Polizey einer großen Hauptstadt so einzurichten und zu leiten, daß sie den Bürgern nicht gehäßig wird, und sich blos darauf beschränkt, das Böse zu verhüten, und die Bösen zur Strafe zu ziehen. — Neue Beschuldigungen hat die Pariser Polizey wieder bey der lezten Feyer des königlichen Namensfestes von den unabhängigen Tagesblät-

tern vernehmen müssen, da sie, wie gewöhnlich, das so verhaßte Herumwerfen von Lebensmitteln auf öffentlichen Plätzen, und das noch verhaßtere Austheilen von berauschenden Getränken wie gewöhnlich veranstaltet hatte, obschon jedes Mal die freysinnigen Blätter die Folgen dieser erniedrigenden Auftritte mit den schwärzesten Farben schildern. Allein in Frankreich, wie anderswo, sind Mißbräuche schwer auszurotten, und nur durch das beständige Wiederholen ihrer Folgen in freyen, keiner Censur unterworfenen Tagesblättern gelingt es endlich die Regierung zum Abstellen derselben zu bewegen. Dieselben Blätter brachten auch einige Bemerkungen über einen andern, wo nicht schädlichen, doch wenigstens unnützen Gebrauch vor, nämlich über die Vorstellungen eigens dazu verfertigter dramatischer Stücke am Königsfeste. Man weiß genau, daß diese dramatischen Schmeicheleyen mit 500 Franken per Stück von der Polizey bezahlt werden; einige Dichter scheinen beynahe von dieser Fabrikarbeit zu leben, denn sie liefern Stücke für zwey oder drey Theater, so flink und gewandt sind sie im Schmeicheln. Ihre Machwerke werden zwey oder drey Mal gegeben, und zwar das erste Mal vor dem nicht zahlenden Pöbel; und da das zahlende Publikum dergleichen von der Polizey bestelltes Zeug nicht lange anhören will, so legt man es nach geendigtem Feste bey Seite, wie das Gerüste zu den Feuerwerken, und die Lampen zur Illumination.

(Der Beschluß folgt.)

London, 13. December.

Der Einfall der portugiesischen Ausgewanderten in ihr Vaterland von spanischem Boden war seit mehreren Tagen das Gespräch in London; und seit der ersten Ankunft der Nachricht waren weder Lord Liverpool noch Hr. Canning – die einzigen Minister, welche in beyden Parlamentshäusern über auswärtige Verhältnisse befragt werden können, oder doch zum wenigsten wenn gefragt, zu antworten verpflichtet sind, — wie es heißt, aus Unpäßlichkeit nicht erschienen. Da hieß es, am Abend vom 8ten December werde Hr. Canning an seiner Stelle im Unterhause erscheinen; und ich, begierig etwas von dem Entschluß des brittischen Kabinets über diesen wichtigen Punkt aus dem Munde des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten selbst zu hören, bezahlte eine halbe Krone, und stieg die enge steile Treppe hinan, welche zur Gallerie des Unterhauses führt. Diese halbe Krone, nach rheinischem Münzfuße ungefähr 1 fl. 30 kr., ist freylich viel Geld, um oft gar keine Debatten dafür zu hören, und es ist kaum des brittischen Senates würdig, das Publikum für das Recht bezahlen zu lassen, die Debatten seiner Stellvertreter anhören zu dürfen; aber man entschuldigt den Gebrauch erstens damit, daß es ein alter Gebrauch sey, zweytens, daß, wenn der Eintritt frey, oder sehr wohlfeil wäre, der Jan Hagel immer die Sitze der engen Gallerie füllen, und alle ordentlichen Personen daraus verbannen würde, und endlich, daß die Taxe leicht zu vermeiden, indem man ohne Schwierigkeit von irgend einem vorübergehenden Mitgliede einen Befehl zu einem freyen Einlaß erhalten kann, wenn man nur irgend das Ansehen eines Gentleman habe, und Kühnheit genug, einen Unbekannten um eine Gefälligkeit anzusprechen. Da das leztere nun nicht mein Fall war, und ich nicht gerade Lust hatte in dem einer Wachtstube ähnlichen Vorzimmer auf ein mir bekanntes Mitglied zu warten, so bezahlte ich, wie gesagt, meine halbe Krone, stieg eine enge steile Treppe hinan, und kam in die Gallerie des Unterhauses. Diese befindet sich bekanntlich dem Sitze des Sprechers gerade gegenüber, und besteht aus vier oder fünf Stufen, welche die ganze Breite des Hauses einnehmen, mit Bastmatten bedeckt sind, und zu gleicher Zeit zu Sitzen und Fußschemeln dienen. Niemand darf sich länger darin auf den Beinen halten als nöthig ist, um zu einem Sitze zu gelangen, man darf weder laut lachen, noch auf eine auffallende Weise seinen Beyfall oder sein Mißfallen bezeugen, und nichts lesen; und die Diener des Hauses sind bereit jede Uebertretung irgend einer dieser Verordnungen ziemlich laut und unsanft zu rügen, und im Nothfall die Uebertreter zu verhaften. Den Berichterstattern für die Zeitungen ist aus besonderer Gunst, die beynahe zum Recht geworden ist, der obere Sitz eingeräumt, und es sitzen deren immer zehn oder zwölf mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt da, die, je nachdem der verhandelte Gegenstand ihnen wichtig oder unwichtig, der Redner, oder das, was er sagt, bemerkenswerth scheint, mehr oder minder begierig aufhorchen, das Gehörte mehr oder minder emsig niederschreiben, oft aber auch im Gespräch mit einander begriffen sind, und eine lange Rede mit einem einzigen Federzuge andeuten. Von dieser Bank scheint aller Partheygeist verbannt, die Berichterstatter der verschiedenartigsten Blätter sitzen friedlich neben einander, helfen wo einer ein Mitglied nicht kennt oder nicht unterscheiden kann, oder etwas überhört hat, einander aus, und sind daher ziemlich gleich in ihren Berichten, nur daß persönliche Vorliebe oder Haß für oder gegen ein Mitglied einen oder den anderen oft verleitet eine Rede zu verbessern oder zu verschlimmern, und Partheyansichten sie verleiten mögen, eine Rede oder einen Theil davon in helleres Licht zu setzen, um eine andere in den Schatten zu werfen oder zu verschweigen; selten aber oder nie verdrehen sie das Gesagte. Um das Werk des Druckens zu befördern, erscheint alle halbe Stunden von einem jeden Zeitungsamt ein Knabe, der die rein ausgeschriebenen Blätter abholt, wenn die Verhandlungen von der Art sind, daß der Bericht darüber sich sogleich vollendet zu Papier bringen läßt; aber alle Stunden lösen die Berichterstatter selbst einander ab, und die Weggehenden begeben sich in ihr gegenseitiges Amt, wo sie die längeren Reden in's Reine schreiben, ehe sie sie zum Drucke geben. Ich habe mit Vorsatz die Gelegenheit benuzt, die Gallerie des Hauses mit ihren Eigenthümlichkeiten zu beschreiben, weil sich mir im Hause selbst für dießmal so wenig Interessantes darbot. Das Haus selbst, so wie das Ansehen der Mitglieder in demselben, ist schon so oft beschrieben worden, daß es kaum einer neuen Beschreibung bedarf; ich kann aber nicht umhin eines Uebelstandes zu erwähnen, dessen ich nirgends erwähnt gesehen: nämlich daß so oft dem Sprecher irgend etwas zum Ablesen vorgelegt wird, welches in einem Abende zuweilen hundert Mal geschieht, der Schreiber, der es ihm überreicht, ein mit einem grünen Schirme versehenes Licht mitnehmen und den Schirm herabziehen, und dem Sprecher leuchten muß, während er liest! Dieß hat ein sehr gemeines Ansehen, und ließe sich auf's Leichteste vermeiden. Uebrigens muß ich bekennen, daß mir das ungezwungene Wesen der Mitglieder in ihrem Anzuge und ihrer Haltung, und der Gebrauch unvorbereitet von der Stelle, wo man sich eben befindet, zu reden, besser behagt als die schaubühnenmäßige Förmlichkeit der französischen Kammern, und wie mich dünkt, gerade das Mittel ist, diejenige Ordnung zu erhalten, welche diesen Kammern oft zu fehlen scheint. Auch zeigt die Ehrerbietung, womit sich jedes Mitglied gegen den Sprecher benimmt, nicht nur im Reden, sondern auch durch eine Verbeugung, so oft es ein- und aus- oder vor dem Stuhle vorüberacht, daß bey aller anscheinenden Nachläßigkeit die Herrn nie vergessen, daß sie an feyerlicher Stelle sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. December 1826.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter.

Goethe.

Auszüge aus Briefen des reisenden Botanikers Franz Fleischer, mitgetheilt durch den botanisch-naturhistorischen Reiseverein zu Eßlingen.

Vorwort.

Es ist vielleicht den Lesern dieser Blätter der durch die Herren Dr. Steudel und Professor Hochstetter in Eßlingen gestiftete botanisch-naturhistorische Reiseverein noch nicht so bekannt, daß nicht auch hier ein Paar Worte über Entstehung und Fortgang dieses Instituts als Vorerinnerung zu den folgenden Briefauszügen, welche fortgesezt werden sollen, gerne gelesen werden sollten. Herr Franz Fleischer, ein junger Pharmacent aus Sachsen, erwarb sich bey seinem Aufenthalt in Eßlingen eben so sehr durch seine leidenschaftliche Liebe für Botanik als durch seinen ausgezeichnet guten moralischen Charakter und seine einnehmende Gefälligkeit die Liebe und das Zutrauen der obgenannten Männer. In der Unterhaltung äußerte sich oft der lebhafte Wunsch des thätigen (mittellosen) Jünglings, botanische Reisen in entferntere, interessante Gegenden zu machen. Es schien den Freunden des jungen Mannes wohl möglich, die Mittel hiezu theils durch ihre Verbindungen, theils durch Fleischers Fertigkeit und Thätigkeit im Auffinden und in Bereitung der Pflanzen für Sammlungen zu verschaffen; und im Vertrauen auf leztern schlugen sie im Frühjahr 1825 öffentlich eine auf Aktien zu veranstaltende Reise nach den reichen Gefilden und Bergen Tyrols vor. Der Vorschlag fand Beyfall und Unterstützung von ungefähr fünfzig Aktionärs, welche jeder einen Louisd'or zur Reise beytrugen. Durch die, blos seinen Zweck im Auge haltende verständige Sparsamkeit und Genügsamkeit des Reisenden wurde es möglich, die halbjährige Reise zu vollenden, deren Resultat für die Wissenschaft das Auffinden mehrerer für Deutschland neuen Pflanzen, für die Aktionäre aber eine Sammlung von mehr als zweyhundert Arten der zum Theil seltensten deutschen Pflanzen in vortrefflich getrockneten Exemplaren lieferte. Wie oft die einfachsten und erfolgreichsten Ideen erst spät zur Ausführung kommen, dann aber, einmal zur Sprache gebracht, mit allgemeinem Beyfall ergriffen werden und mit Riesenschritten selbst dem fern gesteckten, kaum gehofften Ziele sich nähern, so scheint es auch mit diesem Verein zu gehen. Die ersten Unternehmer schlugen nämlich, ermuthigt durch den unzweydeutigen Beyfall, welcher dem Resultate dieser Reise von allen Seiten gegeben wurde, einen stehenden, naturhistorischen Reiseverein mit einem jährlichen Beytrag von fünfzehn Gulden so vor, daß die jedesmalige Ausbeute unter die Mitglieder vertheilt werden solle. Die Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Stuttgart übernahm die oberste Leitung des Vereins, an welchen sich nun bereits im Laufe dieses Jahres gegen hundert Theilnehmer angeschlossen haben, unter welchen man die Namen der ausgezeichnetsten Naturforscher nicht nur von Deutschland, sondern auch vom Ausland findet, unter welchen folgende zu nennen genügen dürfte:

Graf Kaspar von Sternberg, Graf von Hoffmannsegg, der Präsident der Bonner Akademie, Nees von Esenbeck, Direktor der Akademie von Schrank in München, Ritter von Martius, Staatsrath von Kielmeyer, Professor Reichenbach, Professor Decandolle in Genf, Professor Hooker in Glasgow u. s. f. Durch die thätige Theilnahme des Herrn Barons Oberst von Welden in Wien konnte Herr Fleischer, wohl empfohlen, mit der kaiserlich östreichischen Schiffs-Expedition, die Reise nach Smyrna machen. Zuvor botanisirte er fleißig in Triest, weil er den Abgang der Flotte hier erwarten mußte. So wenig die Briefe von Herrn Fleischer zu öffentlichem Gebrauch bestimmt sind, so dürften sie doch hie und da Interesse erregen; auch geben wir, um dem Gemüthlichen in Styl und Ton nichts zu entziehen, immer nur die eigenen Worte des Reisenden. —

* * *

Triest den 2. Juni 1826.

An Herrn Baron Oberst von Welden in Wien.

Endlich ist die Bellona nebst den andern kleinern Fahrzeugen hier angekommen und mir ist der Befehl gegeben worden, mich morgen mit einem Nachen an Bord des Bramo lo Sparviero zu begeben. Ich bin dem Herrn General von Paulucci vorgestellt worden und habe nun von demselben ein Schreiben erhalten, worin mir angezeigt wird, daß meine Aufnahme von dem k. k. Hofkriegsrathe genehmigt worden ist, welches Schreiben mir nun gleichsam als Paß dienen wird. Ich habe nun alle Hände voll zu thun, meine Sachen einzupacken, kam daher heute Morgen erst nach zwey Uhr zu Bette und war um fünf Uhr schon wieder auf. In Smyrna hofft man mich auf der Bellona unterzubringen; übrigens gefällt mir das Beyschiff recht wohl; ich war gestern an Bord desselben und ich hoffe da ungenirter zu seyn als auf der Bellona, wo außerordentlich viele Menschen sich befinden, auch will mich Herr Hauptmann von J. dem Kommandanten noch besonders empfehlen. Es befinden sich auf diesem Schiffe auch drey deutsche Aerzte, von welchen zwey Botaniker sind.

Smyrna den 15. Juli.

Gestern erreichten wir endlich das lang ersehnte Smyrna. Ungünstiger Wind hatte unser ohnedin langsam segelndes Spitalschiff aufgehalten, so daß wir eilf Tage später als die Bellona hier eingelaufen sind. Corfu, welches wir am 18. Juni erreichten, verließen wir schon nach ein Paar Stunden wieder, so daß an kein Sammeln zu denken war. Wir hatten guten Wind, so daß wir schon am 20. Vormittags Zante erreichten. Wir trafen hier die Bellona, von welcher wir erfuhren, daß wir den 21. schon wieder abreisen würden. Meine Hoffnung, hier das nachzuholen, was ich in Corfu versäumen mußte, um Ew. Hochwohlgeboren Wunsche, von hier aus eine kleine Sendung nach Triest zu machen, erfüllen zu können, wurde dadurch leider vernichtet. Ich benützte zwar den kurzen Aufenthalt und sammelte, was ich fand, allein dieses war zu wenig, um es wegzusenden. Ich verließ Zante am 21. betrübt, daß der Anfang meiner Reise sich so wenig günstig zeigte; ich hatte nicht einmal Gelegenheit, die nach Zante und Corfu mir mitgegebenen Empfehlungsschreiben zu überreichen. Acht Tage fuhren wir jezt herum, ohne daß ich weder eine Pflanze zu sehen, noch viel weniger zu pflücken bekam, als endlich unsere Brigg durch einen widrigen Wind, von welchem aber die Bellona sich nicht aufhalten ließ, genöthigt war, im Hafen von Syra vor Anker zu gehen. Abermals die Fügung eines Unsterns, denn Syra ist wohl die kahlste Insel des Archipels. Schon in Zante, wo ich die Getraideäcker gemäht fand, leuchtete es mir ein, daß ich, um Pflanzen zu sammeln, ein Paar Monate zu spät gekommen sey, doch fand ich im Schatten der Olivenwälder noch mehrere blühende Pflanzen; allein in Syra war alles vertrocknet; auf den kahlen Kalkfelsen, woraus fast die ganze Insel besteht, hat die sengende Sonne alles Grün in Gelb und Braun verwandelt, und blühte hie und da noch eine Pflanze, so mangelten ihr wenigstens die Blätter. Noch nie sahe ich etwas Aehnliches und ich glaubte gerne, was man mir sagte, daß es schon drey Monate nicht einen Tropfen geregnet habe. Ich habe troz der Unsicherheit von Syra (wegen der vielen 5 — 6000 hierher geflüchteten Griechen) doch mehrere Exkursionen gemacht, eine ziemliche Menge Saamen, einige Conchylien, an Pflanzen aber fast nichts gesammelt, denn ich glaube nicht, daß ich über zweyhundert Exemplare werde erbeutet haben. Am 9. Juli segelten wir von diesem traurigen Orte weg und kamen gestern glücklich hier an. Hier sieht es besser aus; die Felder sind zwar auch schon gemäht, die Weintrauben reif; allein die Berge sind bewachsen und einige bedeutend hoch, wo wohl noch etwas zu finden seyn wird. Ich habe mich, um desto mehr thun zu können, in einem französischen Hause eingemiethet, wo ich Kost und Logis täglich für sechs Piaster (1 fl. 12 kr.) habe. Auf dem Schiffe könnte ich um etwa den vierten Theil wohlfeiler leben, allein wenigstens um die Hälfte weniger thun als am Lande. Denn ich habe kein eignes Zimmer an Bord, auf dem Verdecke wird beständig gearbeitet; da schieben sie mich bald links, bald rechts; im Zimmer, wo gespeist wird, ist nur ein einziger Tisch, welcher mir zu Gebote steht, wenn ihn nämlich nicht einer von den neun Offizieren und Aerzten in Beschlag hat. Ueberall, wo ich mit meinen Pflanzen hinkomme, bin ich ihnen im Weg, halbe Tage lang mußte ich warten, bis ich an's Land gesezt wurde, denn oft war das Schiff eine Viertelstunde bis eine halbe Stunde vom Ufer entfernt vor Anker. Zudem hatte ich das Vergnügen, ganze fünf Wochen auf einer harten Soldatenmatraze auf dem Boden zu liegen, denn jeder Offizier und Arzt bringt sich sein Bett und Eßzeug mit; ich erhielt jenes

Digitized by Google

noch aus Gefälligkeit eines Arztes. Doch alles dieses möchte seyn, wenn ich nur meine Pflanzen gehörig behandeln könnte, denn ich möchte nicht gerne schlechtes Zeug mitbringen. Aus diesen Gründen habe ich mich auf dem Lande eingemiethet. Was ich hier finden werde, weiß ich nicht zu sagen. Das Schlimmste ist nur, daß der östreichische Konsul, an den ich von dem Herrn Hauptmann von J. empfohlen bin, mir keine Hoffnung macht, einen sichern Führer zu bekommen, da die Janitscharen abgeschafft sind. Ich denke aber, das wird sich noch machen, da es hier doch etwas sicherer ist, als auf den griechischen Inseln.

(Der Beschluß folgt.)

Sonderbare Sekte von Mahomedanern.

Sie bewohnt das Dorf Keboot Goombuz in Persien und wird Allee Ullahees genannt. Sie verehren als Gott den Allmächtigen selbst, Allee den Schwiegersohn des Propheten und der Ursprung dieses Glaubens wird in folgender Legende erzählt. „Allee war eines Tages gegen einen von seinem Gefolge erzürnt und schlug ihm mit dem Säbel das Haupt ab; allein seine Uebereilung bereuend, sezte er dem Manne das Haupt wieder auf die Schultern und gab ihm das Leben zurück. Kaum war das Wunder geschehen, so fiel der Mann auf seine Kniee und begann Allee anzubeten, indem er versicherte, daß er „Gott selbst" sey. Allee, entsezt über diese Gottlosigkeit, suchte ihn zu bekehren, allein der Mensch blieb bey seiner Behauptung, und Allee schlug ihm endlich den Kopf von Neuem ab; allein aus Mitleiden wiederholte er das vorige Wunder und kaum saß der Kopf wieder fest, so fing sein Eigenthümer wieder an zu schwören, Allee sey kein anderer als Gott selbst. Allee wußte nun nichts mehr mit ihm anzufangen, nannte ihn einen Narren und hieß ihn gehen. Von diesem zweymal geköpften Manne stammt die Sekte der Allee Ullahees ab, die noch bis auf diesen Tag Allee als die Gottheit selbst verehren. Sie sind sehr fanatisch in ihrem Glauben, werden aber von den übrigen Muselmännern als Ungläubige angesehen.

Bey der Körners-Eiche.

Auf immer ist dein Schlachtgesang verklungen,
Du deutsches Herz, das nie dem Tod' erbebt!
Kein muthig Lied den Lippen mehr entschwebt,
Die Saiten deiner Leyer sind zersprungen.

Doch traun! du hast vergeblich nicht gesungen,
Umsonst nicht treu der Eisenbraut gelebt:
Den hohen Preis, dem fest du nachgestrebt,
Hat durch das Schwert dein starkes Volk errungen.

Wie deine Eiche grünt auf frischem Grunde,
Wie glüht dein Flammenlied in Volkesmunde,
So strahlst du in des Sieges vollem Licht.

Mit Eichenkränzen, die die Liebe bindet,
Sie deine Leyer und dein Schwert umwindet:
Dein Volk vergißt der treuen Todten nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18. November.

(Beschluß.)

Eine bessere Feyer des königlichen Namensfestes war dießmal die Eröffnung der neuen Börse, wovon nun schon seit zehn bis zwölf Jahren die Rede ist. So hastig man auch in Paris mit den Unternehmungen zu Werke geht, so war der Bau dieses prächtigen Denkmals doch in Stocken gerathen, besonders in den ersten Jahren der Wiederherstellung des königlichen Throns, weil damals unvernünftige Leute gern Alles, was unter der Napoleon'schen Regierung beschlossen und begonnen war, in einen Schutthaufen verwandelt hätten. Auch soll der Vorschlag gemacht worden seyn, das angefangene Börsengebäude in ein Theater oder gar in eine Kirche umzuschaffen. Indessen drang der Handelsstand auf die Vollendung der Börse, wozu er hatte sein Geld hergeben müssen; die öffentliche Meynung wurde in den freyen Zeitungen laut, und da es doch der Stadt Paris an einer Börse fehlte, so fand es die Regierung endlich für zweckmäßig, das angefangene Gebäude vollenden zu lassen, nur nach einem etwas abgeänderten Plane, indem während der Zeit der Baumeister, der sie angelegt hatte, gestorben war, und sein Nachfolger andere Ideen hatte, die zum Theil allerdings besser waren als diejenigen seines Vorgängers, wie es dann überhaupt leichter ist, etwas zu verbessern als zu erfinden. Schon im vorigen Jahre hatte man am Namensfeste des Königs die Börse eröffnet, da man doch etwas Merkwürdiges bey diesem Feste thun wollte, und es waren schon einige pomphafte Reden verschwendet worden; allein nach dem Feste mußte man die Börse wieder schließen, weil noch zu viel daran zu arbeiten war. Auch dießmal ist noch nicht Alles fertig geworden, indessen ist das Gebäude jezt doch brauchbar, und das Halbdutzend Reden, die dießmal gehalten worden sind, waren wenigstens nicht ganz zwecklos, wenn sie auch zu lang und zu voll von unterwürfigen Schmeicheleyen waren. Die Pariser strömen seitdem zu dem neuen Gebäude, und bewundern mit Recht den neuen Börsensaal, und das imposante Aeußere, das ein längliches Viereck mit einem Säulengange auf allen vier Seiten ausmacht. Ein solches freystehendes Gebäude auf einem großen Platze, der aber noch sehr viel zu seiner Verschönerung bedarf, und bis jezt noch voll von Schutt und alten Häusern ist, nimmt sich vortrefflich aus; allein manche meynen doch, daß ein Säulengang um ein Gebäude herum zwar schön in die Augen fällt, im Grunde aber in unsern Gegenden wenig zuträglich ist. Die Griechen und Römer lebten unter heißen Himmelsstrichen, die es ihnen zur Nothwendigkeit machten, das Sonnenlicht vielmehr zu vermeiden als zu suchen. Sie brauchten wenig Fenster, und lebten zum Theil in offenen Höfen; deßhalb konnten sie am Aeußern der Gebäude, statt der Fensteröffnungen großartige Verzierungen anbringen. Wir aber brauchen viele Fenster; bey uns gleichen Gebäude mit wenigen Fenstern den Gefängnissen; so hat man dann auch unter dem Säulengange der neuen Börse Fensteröffnungen anbringen müssen, die schon die Regeln der klassischen Architektur verletzen, und dennoch geben diese Oeffnungen unter einem Säulengange wenig Tageslicht, so daß die Zimmer und Säle nach unsern Begriffen und Erfordernissen der Baukunst einen wesentlichen Fehler haben. Im großen Saale der Börse kommt jedoch das Licht von oben herab, und dieser Saal ist herrlich beleuchtet. Ueberhaupt hat das neue Gebäude Bequemlichkeiten und Vorzüge genug, um die kleinen Fehler in der Anlage in Vergessenheit zu bringen; und wenn nun einmal das Théâtre des Nouveautés und andere Bauten auf dem Börsenplatze fertig seyn werden, so wird gewiß dieser Platz zu den schönsten

von ganz Paris gehören. Eine so schöne Börse sezt natürlich einen schönen und großen Handel voraus; mit diesem wird es hoffentlich gut gehen, wenn einmal die europäischen Nationen so vernünftig seyn werden, daß sie sich durch Mauthsperren nicht mehr einander aufreiben, und daß sie sich mit den neuen amerikanischen Staaten in enge und thätige Verbindung sezen. Dann würde auch noch dadurch der Pariser Börse eine große Wichtigkeit ertheilt werden, wenn der vielbesprochene Plan eines großen Kanals oder einer Eisenbahn von Paris nach Hâvre zu Stande käme. Allein nachdem vieles für und wider den Plan geschrieben worden, scheint es damit etwas zu stocken. Dupin hat seine Berechnung über die Kosten bekannt gemacht; der Ingenieur Návier hat diese Berechnung unrichtig gefunden; eine Kompagnie von Unternehmern hat angefangen mit großen Kosten den Boden ausmessen und aufnehmen zu lassen; eine andre Kompagnie hat sich gemeldet, um das große Werk des Kanalgrabens zu unternehmen; erstere hat ihr wollen das Recht dazu streitig machen; allein in den freysinnigen Zeitungen hat man ihr begreiflich gemacht, daß gerade durch diese Konkurrenz die Nation gewinne. Seitdem läßt keine von beyden etwas von sich hören, vielleicht hat das Scheitern so mancher andern Unternehmungen in Frankreich und England die Leute etwas scheu gemacht; indessen hat der Plan doch schon zu viel Unterstüzung gefunden, und ist auch augenscheinlich zu vortheilhaft und zu wichtig, als daß er sollte aufgegeben worden seyn; Hâvre wird jezt eine der größten Waarenniederlagen im atlantischen Meere; die nordamerikanischen Schiffe besuchen fast keinen andern Hafen Frankreichs mehr als diesen, und ihnen scheinen bereits die südamerikanischen Schiffe zu folgen. Für Paris ist es also von großer Wichtigkeit, mit diesem großen und immer größer werdenden Stapelplaze in leichte Verbindung zu gerathen, und dazu kann nun eine Eisenbahn oder ein großer Kanal verhelfen. Bey der Eröffnung der neuen Börse sind recht hübsche Worte über den Handel ausgesprochen worden. Es fehlt nun nichts weiter, als daß auf die schönen Reden schöne Thaten folgen.

Dg.

London, 13. December.

(Fortsezung.)

Auch hat die anscheinende Gleichheit, welche hier herrscht, die dem Edelmann und Minister allen Rang raubt, und nur da besondere Aufmerksamkeit gewährt, wo sich Verdienste zeigen, etwas Tröstendes für die Menschheit; denn ein Minister kann wohl von seinen Schüzlingen und Untergebenen fordern, daß sie da seyen, um auf seiner Seite zu stimmen, aber niemals kann er es von ihnen erhalten, daß sie stille sizen, und ihn aufmerksam anhören, wenn er nicht ein guter Redner ist; während dieselben Personen, obgleich im Voraus entschlossen, er sage was er wolle, gegen ihn zu stimmen, dem talentvollen Redner von der Opposition die ehrerbietigste Aufmerksamkeit schenken. Ja ein Mann, von welcher Seite er auch sey, darf sich selbst ohne ausgezeichnetes Talent Gehör versprechen, wenn ihn sein Charakter achtungswerth macht, und der Gegenstand nur das Reden verdient; aber wehe ihm, wenn er sich durch irgend ein öffentliches Vergehen von der Art, welches selbst die Nachsicht der Vornehmeren nicht übersehen darf, Geringschäzung oder Verachtung zugezogen hat, oder seine Unwissenheit allein ihn schon als einen gemeinen Menschen bezeichnet. — Die Gegner lachen oder spotten ihm gerade zu in's Gesicht, oder lassen sich, sobald er den Mund aufthut, unter einander in lautes Gespräch ein; und diejenigen von derselben Parthey lassen ihn entweder im Stich, oder zeigen doch offenbar in ihrem Wesen, daß sie es gerne thäten, wenn sie es nur, ohne Nachtheil für ihre Parthey dürften. In dieser Lage befindet sich jezt der bekannte Hr. Hume. Als dieser Mann vor vier, fünf Jahren vor's Publikum trat, da herrschte noch sehr viele Verschwendung in der Landesverwaltung: der lange Krieg hatte dem Ministerium große Summen in die Hände gegeben, und die Nothwendigkeit, sich und seine Maßregeln beständig gegen die Angriffe einer kräftigen Opposition zu erhalten, es gezwungen, mit diesen Geldern ziemlich freygebig gegen seine Freunde zu seyn. Manche überflüssige Ausgabe war freylich schon beseitigt worden, aber vieles blieb noch zu thun übrig, und das Volk seufzte nach Erleichterung. Da trat Hume auf, und fing an, statt wie die anderen Mitglieder der Opposition lange Reden über abstrakte Theorien zu halten, die Rechnungen der Regierung zu untersuchen; er zeigte als ein geschickter Rechner, wo man hier 10,000, dort 20,000 und dort 50,000 Pfund ersparen könnte, und zwang, obgleich er fast ganz allein diesen Gegenstand verfolgte, und trotz Schmeicheleyen und Drohungen, Spott und Hohngelächter, blos durch die Gewalt der Beharrlichkeit, das Ministerium in Vielem zum Nachgeben, und man möchte sagen beynahe zu einem neuen Regierungssystem. Damals erscholl sein Lob von allen Seiten, man hörte seine Reden mit Aufmerksamkeit an, und wenn er dann aus dem Parlamente getreten wäre, es würde ein Glück für seinen Ruhm gewesen seyn. Aber jezt wollte er ein allgemeiner Gesezgeber werden — und seine Unwissenheit machte ihn lächerlich; und als vor Kurzem es sich auch zeigte, daß seine Liberalität nur angemaßt, und daß er, um selbst keinen Verlust zu leiden, die armen Griechen unter dem Deckmantel der Freyheitsliebe beraubt, da ward er auch — verächtlich; und es hört ihn Niemand mehr an, außer um seiner zu spotten. Das war besonders diesen Abend der Fall, und gab zu einem sonderbaren Auftritt Anlaß, welcher, da Hr. Canning nicht kam, und durchaus keine öffentlichen Geschäfte vorfielen, auch das Einzige ist, welches von meinem Besuche im Unterhause erzählt zu werden verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 300.

Die Zeit in ihrer dreyfachen Gestalt.

Charade.

Gott grüße dich! lustiger Wandersmann.
Wo eilest du hin mit leuchtenden Blicken?
So rief den jungen Gesellen ich an:
Da sprach er das Erste mit freundlichem Nicken.

Wie wärst du beglückt, wenn stets zu entfliehn
Dem Zweyten, dir hätte dein Gott verliehn!
Verscheuche den Wahn; du ringest vergebens,
Es folget dir schon von der Pforte des Lebens.

Hast, ein Fremdling, du mächtig das Ganze gefühlt,
So greife zum pilgernden Wanderstabe,
Und ohne daß Ruhe noch Rast dich labe,
Voll Drang, wie der Pilger zum heiligen Grabe,
Zieh hin, wo dein brennendes Sehnen sich kühlt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. December 1826.

Würden Erd' und Himmel schweigen,
Meine Seele würde zeugen.

An den Ewigen.

Der du des Weltalls Schöpfer bist,
Unendlicher an Jahren!
Der, wie er heut' und morgen ist,
Schon war, eh' Welten waren;
Der seyn wird, wenn die Sternenwelt
Mit uns'rer Erd' in Staub zerschellt —
Gott! wer kann dich begreifen?

Du Wesen sonder Anbeginn,
Du Wesen sonder Ende!
Wo ist der Weise, dessen Sinn
Dein Ewigseyn verstände?
Kaum mißt er diese Spanne Zeit;
Doch wer wollt' eine Ewigkeit
Durch Menschenweisheit messen?

Könnt' ich den Ufersand am Meer,
Das Laub an jedem Baume,
Den Sonnenstaub, das Sternenheer
Im gränzenlosen Raume —
Könnt' ich in jedem Regenguß,
In jedem See, in jedem Fluß
Die Tropfen alle zählen;

Könnt' ich die Halmen jeder Au'
Und aller Fluren Aehren;
Könnt' ich die Saat von Reif' und Thau
Durch eine Zahl bewähren . . .
Und jedes Eins von jeder Zahl
Gält' hundert Jahr — o nicht einmal
Ein Bild hätt' ich von Ewig!

O Ewiger! es schwindelt mir,
Die Ewigkeit zu denken.
Ich fühl's, wie viele Fesseln hier
Noch meinen Geist beschränken.
Ich fühl's! . . . Doch eine Zuversicht
Strahlt in mir auf, wie Morgenlicht,
Wenn ich dich ewig denke:

Ich, Ewiger! ich bin dein Kind,
Und werd' es ewig bleiben.
Wenn all die Sterne nimmer sind,
Wenn Sonn' und Mond verstäuben;
Wenn Erd' und Himmel einst zerfällt,
Werd' ich in einer bessern Welt
Mit dir auch ewig leben.

Dein Wort stärkt diese Zuversicht,
Auf ihm beruht mein Glaube.
Von dir stammt meine Seel', und nicht
Von nicht'gem Erdenstaube.
Sie ist ein Hauch aus dir, und kehrt,
Wenn einst der Tod ihr Haus zerstört,
Zu dir in's ew'ge Leben.

Digitized by Google

So falle denn, wenn's Gott gefällt,
Du meiner Seele Hülle!
So falle denn, du große Welt!
Gebeut's der Allmacht Wille.
Ich bin, wenn du auch nicht mehr bist.
Mein Gott, der seyn wird, war und ist,
Schuf mich zum ew'gen Leben.

Schaller.

Auszüge aus Briefen des reisenden Botanikers Franz Fleischer, mitgetheilt durch den botanisch-naturhistorischen Reiseverein zu Eßlingen.

(Beschluß.)

Smyrna den 1. August.

Ew. Hochwohlgeboren kann ich mit großem Vergnügen melden, daß es mit der Einsammlung von Pflanzen hier besser geht, als ich anfangs gehofft hatte und als auf der Insel Syra. Es ist zwar im Allgemeinen auch hier wie dort schon zu spät, um eine reiche Ernte zu machen; allein doch findet sich hie und da in Gebüschen oder an Bächen noch eine oder die andere Herbstpflanze, welche mir, da ich in vielfachen Exemplaren zu sammeln habe, volle Beschäftigung geben. Uebrigens reicht diese Ausbeute nicht hin, um die auf die Reise verwendeten Kosten auszugleichen. Niemanden aber würde es mehr schmerzen, wenn der Erfolg dieser Reise den Erwartungen nicht entsprechen sollte, als mich, und der Gedanke, alle Kräfte aufbietend, den Beschwerden zu unterliegen, scheint mir leichter zu ertragen als der Vorwurf: ich habe meine Schuldigkeit nicht gethan. Ich habe indessen die Hoffnung nicht verloren, den botanischen hauptsächlichsten Zweck meiner Reise noch vollständig zu erreichen, wenn nur der Verein einen Vorschlag genehmigen möchte, welcher zum Gelingen der Sache durchaus nothwendig ist. Ich glaube nämlich, man sollte meinen Aufenthalt in der Levante verlängern, wenigstens bis zum nächsten Frühjahr, welches hier im Januar beginnt. Um dieses möglich zu machen, würde es vielleicht keiner sehr großen Summe bedürfen, da ich mich der größtmöglichsten Sparsamkeit befleißige, um nur nicht ohne Pflanzen zurückkehren zu müssen. Ich habe mich durch die vielen vertrockneten Rudera der Pflanzen hinlänglich überzeugt, daß die hiesige Frühlingsflor äußerst interessant seyn muß; auch stimmen damit die Aussagen vieler hiesiger Einwohner überein, welche mir von der Manchfaltigkeit und Schönheit der hiesigen Flor nicht genug erzählen können. Den Herbst und Winter würde ich Seepflanzen, Moose und andere Cryptogamen, Conchylien, Insekten u. s. f. sammeln und dann könnte ich die zwey Frühlingsmonate über mich vorzüglich der Einsammlung von Phanerogamen widmen. Würde ich bis zu Ende Aprils, wo die heiße Jahrszeit anfängt, hier bleiben, so könnte ich nach meiner Rückreise nach Triest und erstandener Quarantaine den Rest des Sommers, so lange noch Ausbeute zu machen wäre, in den Alpen bleiben und dann im Herbste zurückkehren. Nocheinmal, es ist mir unmöglich, ohne hinlängliche Pflanzen zurückzukehren und mir den Vorwurf machen zu lassen, ich habe die Theilnehmer hintergangen, eher will ich nur Wasser und Brod genießen, auf Stroh schlafen und in zerrissenen Kleidern einhergehen! Ich sehne mich nach meinem deutschen Vaterlande, wo man ruhig durch Wald und Fluren streifen kann, allein ohne eine befriedigende Ausbeute kann ich nicht zurückkehren.

Smyrna den 30. Sept.

Endlich einmal nach Monate langem Harren habe ich Briefe erhalten. Es ist außerordentlich schmeichelhaft für mich, daß mich Ew. Hochwohlgeboren mit einem so großen Zutrauen beehren; je öfter ich aber meine geringen Fähigkeiten diesem zu Dank verpflichtenden Zutrauen gegenüberstelle, um so mehr peinigt mich die Furcht, daß ich nicht der Mann seyn dürfte, dasselbe gehörig zu rechtfertigen und mir dasselbe ganz zu verdienen. Nicht weniger freut es mich, meine Wünsche hinsichtlich der Verlängerung meines Aufenthalts gebilligt und realisirt zu finden; ich gründe nun darauf meine Hoffnung zu reussiren und finde mich eben dadurch aufgemuntert, so daß ich jezt mit doppelter Lust arbeite. Mit hundert Gulden monatlich hoffe ich gut auskommen zu können; bis jezt habe ich zwar nie so viel gebraucht, allein diese Summe dürfte in Zukunft manchmal aufgehen, wenn ich größere Exkursionen in das Innere des Landes vornehme, welches ich jezt, da die größte Hitze vorüber ist, und ich mit hinlänglichen Mitteln versehen bin, leichter thun kann und werde. Was die Sicherheit des Landes betrifft, so ist es so gefährlich nicht, als man sich in Europa vorstellt, und man erfreut sich hier derselben weit mehr als auf den griechischen republikanischen Inseln, deren Bewohner insbesondere gegen die östreichische Nation einen starken Haß tragen. Jedoch auch hier ist es nicht ganz ohne Gefahr, und der Franke darf sich allein nicht zu weit von der Stadt entfernen. Man fürchtet besonders die Marodeurs der türkischen bey Ephesus liegenden Korps, unter welchen sehr viele wilde Asiaten sind, die ohne große Umstände rauben und morden, wie es ihnen beliebt. So haben sie unlängst einen hiesigen fränkischen Kaufmann aufgegriffen, welcher auf das Land gegangen war, um Einkäufe von Früchten zu machen. Glücklicherweise konnte er gut türkisch sprechen, und verlangte zu ihrem Anführer gebracht zu werden. Zufällig war dieser ein angesehener Türke, dessen Bekanntschaft er schon früher gemacht hatte, und so kam er glücklich davon. Schon lange bemühe ich mich deßwegen, einen

Firman von dem hiesigen Pascha zu erhalten, der zugleich Pascha von dem angränzenden Magnesia ist; ich soll ihn in diesen Tagen endlich bekommen. Bis auf vier Stunden Entfernung von Smyrna war ich theils in Gesellschaft eines hiesigen Kaufmanns, eines Landsmanns von mir, in dessen Hause ich nun auch wohne, und einiger andern Freunde der Natur, theils auch allein ausgegangen, ohne daß ich jemals von den Türken wäre insultirt worden.

Das Terrain von Smyrna ist sehr verschiedenartig; hohe Berge bis zu ungefähr 4000 Fuß, deren einen ich in den nächsten Tagen in Gesellschaft einiger Jäger, d. h. fränkischer Jagdliebhaber, besteigen werde. Kahle und bewachsene Hügel, Felsenwände, Thäler, durchschnitten von Bächen, belaubte und unbelaubte Ebenen wechseln miteinander ab. Auf den Höhen geht der Jurakalk, der hier viele Feuersteine wie im südlichen Tyrol enthält, etwas tiefer der Porphyr zu Tage aus; die Ebenen sind theils sandig, theils mit guter Dammerde belegt. Alles dieses läßt auf eine reichhaltige Flor schließen, wovon mich noch besonders die Sammlung eines hiesigen Arztes überzeugt. Da zu diesem noch kommt, daß ich mich vollkommen wohl befinde, welches Wohlbefinden wohl auch fortdauern wird, da ich die für den Nordländer gefährlichste Zeit der großen Hitze — welche mich übrigens bald zum Mohren gebrannt hat — glücklich überstanden habe, so sehe ich nicht ein, was meinem hiesigen Aufenthalte entgegen seyn könnte. Nach Konstantinopel hoffe ich auch zu kommen, da Herr Oberst von Philipowich mir versprochen hat, mich mitzunehmen, wenn er mit Baron von Lichtenstern dahin geht. An Empfehlungen fehlt es mir nicht. Die Bellona wird wahrscheinlich in der nächsten Woche nach Urlab oder Mytilene absegeln und ich zweifle nicht, daß mir der Herr General nicht erlauben sollte, mit dahin zu gehen.

In ungefähr acht Tagen wird ein Paketboot nach Venedig gehen, mit diesem werde ich die erste Sendung abschicken; diese besteht aus ungefähr 150 Arten oder 6000 Exemplaren getrockneter Pflanzen, aus mehr als hundert Arten verschiedener Sämereyen und einigen Conchylien. — Chamäleone gibt es hier so wie Eidechsenarten eine Menge, aber um sie lebendig zu schicken, wie Herr Direktor von Schreibers es wünschte, werde ich es wohl anstehen lassen müssen, bis ich selbst zurückkehre. Ich hoffe die Sendung werde in acht Wochen in Wien seyn.

Die Temperatur ist gegenwärtig sehr angenehm, nicht zu warm und nicht zu kalt; auch hatten wir einen halbstündigen Regen. Viele Pflanzen fangen an neue Triebe zu entwickeln und einige aus Familien, welche bey uns in Deutschland im Frühjahr blühen, stehen nun in Blüthe.

Nachschrift vom 2. Oktober. Gestern hat es den ganzen Tag und die ganze Nacht geregnet. Ich war auf einer Exkursion begriffen, ließ mich aber herzlich gern auf dem dreystündigen Wege durchnässen, denn jeder Tropfen, dachte ich, dient dazu, dem keimenden Samen den Weg zur Blume zu bahnen. Schon sieht es frischer und freundlicher in den Umgebungen von Smyrna aus, schon fangen die kahlen Berge an, sich mit einem leichten grünen Schimmer zu überziehen. So wird mir die Farbe der Hoffnung zur wirklichen Hoffnung, deren theilweise Erfüllung in meinem nächsten Briefe fröhlich mitzutheilen ich mich freue.

Eben da ich dieses schrieb, überraschte mich der Herr General Paulucci mit einem Besuche. Ich hatte bey diesem zugleich das Vergnügen, daß er mit vielem Wohlgefallen meine Sammlungen betrachtete und mir wiederholt die Versicherung gab, mir bey allen meinen Bemühungen förderlich seyn zu wollen. Ich erkenne, daß ich diese Vortheile alle Ew. Hochwohlgeboren zu verdanken habe ꝛc.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 28. Nov.

Noch immer gehen bey der nicht strengen Witterung die zahlreichen Baue vorwärts, welche sich jezt in Dresden überall erheben. Man kann annehmen, daß seit Abtragung der Festungswerke gewiß 4 bis 500 neue Häuser emporgestiegen, oder wenigstens alte über- und ausgebaut worden sind. Allerdings haben die Esplanaden dadurch eine Lebendigkeit bekommen, die mit dem frühern düstern Schweigen auf diesen Wallplätzen sehr angenehm absticht. Möchte nur auch der Geschmack, mit welchem fast alle diese Neubaue unternommen worden sind, ein geläuteterer seyn! Wie vieles Schöne hätte sich in dieser Periode gestalten können! Wie vieles Zweckmäßige mindestens. Aber höchst selten begegnet das Auge einer wohlthuenden Erscheinung in dieser Art, und nur das in einem grandiosen Style erbaute von Preußische Haus an der Kreuzgasse, das anmuthige Brückner'sche vorm schwarzen Thore, und einige kleine nette Gartenhäuser machen Ausnahmen davon. Es werden nun auch die Arkaden auf dem großen Platze am Wilsdruffer Thore in zwey langen Reihen zu bauen begonnen. Bis der Bau beendigt, will ich mir noch kein Urtheil darüber erlauben. Möge nur der große Cirkus, wozu man Risse auch von fremden Baukünstlern wünscht, und deßhalb Prämien ausgesezt hat, den gerechten Anforderungen entsprechen. Bis jezt verunstalten noch häßliche hölzerne Buden jenen großen freyen Platz. Von dem Baue eines großen Konzertsaales, der doch für Dresden so höchst nothwendig wäre, scheint es wieder still zu seyn, unterdessen wird aber noch immer der so sehr beschränkte Saal im Hotel de Pologne benuzt. Wie verlautet, soll jezt in dem allerdings größern, aber sehr langen und niedrigen Saale des Gewandhauses ein Privattheater von der hiesigen Noblesse errichtet werden, auf welchem Darstellungen zum Besten der Griechen und der hiesigen Armen stattfinden sollen. Möchte doch dieser wohlthätige Plan in Erfüllung gehen, und bey einer zweckmäßigen Leitung dadurch selbst für die Kunst auch Wohlgefälliges bezweckt werden.

Im königlichen Theater sind seit meinem lezten Berichte mehrere interessante Erscheinungen über die Bretter gegangen. Ich rechne hierunter vor Allem die Darstellung des Julius Cäsar von Shakspear. Seit länger als zwey Jahren war kein neues Werk des großen Britten einstudirt worden, um so ge-

spannter war man daher auf dieses allerdings zu den gediegensten gehörende Trauerspiel dieses Meisters. Die Aufführung entsprach fast ganz den Erwartungen, und die Aufnahme von Seiten des Publikums war eine sehr ehrenvolle, zwar nicht rauschende, aber doch würdigende. Vor allen andern zeichnete sich **Devrient** als Antonius aus, durch Leben und Feuer, Besonnenheit und Ernst, Lieblichkeit und Wohllaut. Ein Meisterstück war die Art, mit welcher er die Rede an Cäsars Bahre sprach. Schade daß er in den lezten Akten so sehr zurücktritt, und überhaupt der Kriegstumult des lezten Aktes ziemlich gewaltsam zu Ende bringt. Einige Sterbescenen waren mit vollem Rechte bereits daraus gestrichen, aber auch die noch gebliebenen schienen nicht die regste Theilnahme zu erregen. Es scheint als ob der große Dichter am Schlusse zum Ende geeilt sey, ohne sich Zeit zu Motivenentwicklungen zu nehmen. Herr von **Zahlhas** hat in Gestalt, Gesicht und Ton etwas für Darstellung antiker Größe ganz Eigenthümliches, und war daher als Cassius wahrhaft meisterlich. Dem Darsteller des Brutus hingegen fehlte eben diese Naturgabe, und dadurch konnte er, ungeachtet alles rühmlichen Bestrebens und sichtbaren Studiums der Rolle, doch nicht die Wirkung hervorbringen, welche man von diesem Charakter erwarten durfte. Auch Herr **Julius** war, besonders was den Kopf betraf, ein Muster eines strengen, hochfahrenden Cäsars, wie ihn ja Shakspear in diesem Stücke lediglich schildert, und rufte mit dem Lorbeerkranze im Haare sogar neuere Erinnerungen auf, welche seinem Erscheinen eine wunderbare Bedeutsamkeit gaben. Alle andern Künstler wirkten mit Fleiß und Eifer zum Erfolge des Ganzen, das bereits in kurzen Zwischenräumen zwey Mal wiederholt worden ist.

Mit gleichem Vergnügen verweilen wir auch bey der Aufführung der italienischen Oper: **il Crociato in Egitto**. Die erste erfolgte am 15ten November. Das Werk ist als ein's der ausgezeichnetsten bekannt. Als ein solches ward es auch hier anerkannt. Meyerbeer hat sich schon früher durch seine Emma von Resburg und Margarethe von Anjou, die wir hier ebenfalls mit Vergnügen sahen, unser Publikum befreundet, bey weitem aber übertroffen hat er diese Arbeiten durch seinen Crociato. Gleich die Introduktion — eine Ouvertüre hat die Oper nicht — ist eine so ächt dramatische Tonsetzung, so voll Tiefe und doch auch Verständlichkeit, Kraft und Innigkeit, daß sie den Zuschauer etwas Herrliches von dem Ganzen erwarten läßt, und er wird nicht getäuscht. Palmidens schöne Cavatine I doni d'Elmireno gehen in ein lebendiges Duett mit Aladino über, und endigen in dem Trio zwischen Concenti bellici. Nun entzückt uns Armands große Cavatine, oh, come rapido und besonders die ungemein liebliche und süße Stretta derselben, l'aspetto adorabile. Doch lebendiger als diese und ganz der ergreifenden Situation angemessen behandelt, ist hierauf das Duett zwischen Armand und seinem Oheim Adrian, Va, gia varcasti, indegno. Wer möchte ohne tiefe Bewegung des leztern Vorwürfe in dem Nel duolo, nel pianto hören, und sich dann von dem kriegerischen il brando invitto nicht mit fortgerissen fühlen. In ganz anderer Art, aber gleich charakteristisch gehalten ist das nun folgende Terzett Palmidens, Armands und der Felicia, Giovinetto Cavalier, dessen Refrain:

Non fidarti, o giovin cor,
Dell'accento dell'amor

gewiß eine alte provenzalische Tonweise zum Grunde liegt, welche hier auf das Hinreißendste benuzt worden ist. Bald darauf tritt nun das in seinen mannichfachen Situationswechseln ächt dramatisch bearbeitete Finale: Gran profeta, hà da Cielo etc. ein, worin besonders das ohne Instrumentalbegleitung gesungene Quartett Sogni ridenti di pace e amor, eine himmlische Anmuth besizt, und wie ein blühender Orangenhain an die Lavaströme gränzt, mit denen das wilderhabene Al armi si chiama errauscht.

(Der Beschluß folgt.)

London, 13. December.

(Beschluß.)

Alderman Wood hatte eine Bittschrift eingereicht, und im Plebejerstyle einige Bemerkungen darüber gemacht; Hr. Grattan, Sohn des berühmten Redners, eine andere von einem irländischen Katholiken, begleitet von einigen Gemeinplätzen zu Gunsten der Emancipation der irländischen Katholiken; und während beynahe einer Stunde erfolgte nichts als das trockene Ablesen von Gesetzzetteln, und andere trockene Geschäfte, welche zwar sehr nothwendig, aber für den Zuschauer nichts Interessantes haben. Endlich stand Hr. Hume, der bisher stille und allein bey einem Pfeiler gesessen hatte, auf, um eine Bittschrift von einem gewissen ehemaligen Obristlieutenant Bradley einzureichen, der wegen Verletzung der Militärpflicht des Gehorsams aus dem Dienste entfernt worden ist, und dessen Klagen Hr. Hume schon seit zwey, drey Jahren regelmäßig vor's Parlament bringt. In dem Augenblick, wo er sich erhob, fingen alle Mitglieder auf der ministeriellen Seite unter einander zu reden an, und Hr. Hume beklagte sich, daß selbst der Kriegsminister, Lord Palmerstone, an den er sich eigentlich gewandt, eben so unartig sey als die übrigen. Dieß brachte die Minister zur Ordnung; und als Hr. Hume (dessen Art zu reden für Geschäftssachen sehr gut ist) geendigt, antwortete ihm Palmerstone kalt und besonnen, und, wie mir's schien, ganz befriedigend. Aber Hr. Hume ließ sich nicht abweisen; er fing seinen Angriff auf's Neue an, beschuldigte das Ministerium, ein Dokument fälschlich zurück datirt zu haben, er nannte die Offiziere im Hause, die bey einer Tyranney, wie sie gegen besagten Offizier verübt worden, stille schwiegen, Sklaven u. s. w. Dieser lezte Ausfall zog ihm einen derben Verweis vom General Hardinge zu, welcher erklärte, eine Beschimpfung von dem „ehrenvollen Mitgliede" sey ganz harmlos; und der Kriegsminister versicherte auf's Feyerlichste, die Beschuldigung einer Fälschung sey eine schändliche Verläumdung. Aber Hr. Hume kam oft zu derselben Beschuldigung zurück, daß der Minister am Ende in Zorn gerieth, ihn einen versteckten Dummkopf schalt, und unter dem lauten Beyfallruf seiner Freunde versicherte, er antworte nicht dem „ehrenvollen Mitgliede von Aberdeen," sondern dem Parlamente! Dieser Ausfall schien doch Hrn. Hume's Phlegma etwas zu erschüttern; er sagte, Beleidigungen seyen keine Gründe, und er sehe eine solche Behandlungsart, von wem sie auch komme, und wie sehr sie auch der ministerielle Phalanx billige — mit der tiefsten Verachtung an. Diese Rede, welcher die Verwerfung seiner Vorschläge folgte, für welche kaum ein einziges Mitglied von der Opposition stimmte, endigte diesen sonderbaren Auftritt, und wenige Minuten nachher vertagte sich das Haus. Sir Robert Wilson hatte indessen schon, ehe ich kam, angekündigt, daß er künftigen Dienstag einen Vorschlag, hinsichtlich Portugals machen werde; aber man glaubt, daß die Minister eine Diskussion vermeiden wollen, und Dienstag oder Mittwoch, wenn sie das Haus bis nach den Feyertagen vertagen, blos erklären werden, was sie in der Sache gethan.

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 308.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. December 1826.

Laßt mich der Gegenwart nicht über Vergangenem vergessen,
Nicht der Vergangenheit über den Reizen des Jezt.
Laßt mich vergessen nicht das Himmlische über Idole,
Ueber der Kunst die Natur, über den Göttern den Gott.
Nicht Fußstapfen pressend von anderen reisenden Sängern,
Nicht Child Harold's Kumpan oder des Traveller's Knapp,
Sondern verfolgend den Pfad auf heiligem klassischem Boden,
Wie wegweisend der Gott mir es im Innern gebeut.

Florenz.

Dich hat, Florenz, dein altes Etruskenvolk
Mit wahrem Fug die blühende Stadt genannt,
Nicht weil der Arno nagt an Hügeln,
Deren der kahlste von Wein und Oel trieft:

Nicht, weil die Saat aus wucherndem Boden keimt,
Nicht weil der Gärten hohe Cypressen und
Oliven und das Laub des Lorbeers
Neben der Pinie nie verwelken;

Nicht weil Gewerb und rascher Verkehr dir blüht,
Den andre Städte missen, indeß du stolz
Freyheit genießest, Ruhm genießest
Unter der milden Gesetze Weisheit:

Nicht weil im Prunksaal Schätze der Kunst du häufst,
Vor denen jezt stummgaffende Britten stehn;
Wie manches Kunstwerk ist, Florenz, dir
Fremder geworden als selbst dem Fremdling!

Was auch geschehn mag, Sonne der Medicis,
Nie trittst du wieder über den Horizont!
Längst schläft da Vinci, Buonarotti,
Machiavell und der alte Dante:

Allein du blühst in deinen Gestalten fort,
Und jener Kunst Vorbilder, sie wandeln am
Lungarno heut wie sonst, sie füllen
Deine Theater noch an wie vormals.

Wenn hoch vom Thurm das Ave Maria klingt,
Dann wimmelt's auf den Plätzen, und überall
Gewahrst du Züge, wie Natur sie
Trunken und dichtend im Rausche bildet.

Wie brennt des Auges Feuer! des prächtigen
Profils herausgebildete, reife Form,
Wer staunt ihr nicht, rühmt nicht des Wuchses
Fülle, den Arm, und der Hände Schönheit?

Der ist beglückt mir, welcher den leichten Stift
Als Künstler handhabt. Kann er auf ewig doch
Festhalten jener Ebenbilder
Gottes erhabenste, schönste, liebste!

Kaum hat der Blick, vor zögerndem Unbestand
Sich scheuend, freudvoll eine Gestalt erwählt,
Als höchste Schönheit kaum gefeyert,
Wandelt die schönere schon vorüber.

Und hat das florentinische Mädchen nicht
Von frühster Jugend liebend emporgestaunt
Zur Venus Tizians, und tausend
Reize der Reizenden weggelauschet?

Und deiner Söhne Mütter, o sprich, Florenz!
Ob nie die sehnsuchtsvollen Blicke sie
Gesenkt vor Benvenuto's Perseus,
Oder dem himmlischen Apollino?

Wohl mag der Neid euch zeihen der Ueppigkeit,
Frey spricht die Lieb' euch. Liebt und genießt, und stets
An seiner Göttin Busen kühle,
Kühle die leuchtende Stirn Adonis!

Digitized by Google

Hier tändle Glück und Jugend! Den Dichter nur,
Zum strengsten Ernste feuert die Zeit ihn an,
Und ihm zerbricht sein früheres Leben
Unter den Händen wie Knabenspielzeug.

Er rafft sich auf, die Stunde der Thaten graut,
Ihm naht der Wahrheit wehender Flügelschlag,
Und mehr und mehr gewiß der Zukunft,
Lernt er erdulden die kalte Mitwelt.

Nicht ohne Zierde sehe das Vaterland
Ihn wieder: Lorbeersprößlinge heischt er nicht,
Doch Rosen wohl, auf daß dereinst er
Scheide vom Leben mit Dank und Wehmuth!

Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
In solcher Schönheit, solchem Gefühl der Kraft,
Wie auf dem Springquell hier der Meergott
Jenes unsterblichen Gian Bologna!

Graf von Platen.

Die Familie Sindia.

Die nachfolgende Episode aus der Geschichte der Mahraten scheint uns geeignet zu seyn, einige der vielen falschen Ansichten, welche über die Geschichte und den Zustand von Ostindien und den Charakter der Hindus so allgemein sind, zu berichtigen. Wie manchen unserer Leser gibt es z. B. wohl, der sich die Hindus nicht als ein friedfertiges, sanftes, unkriegerisches Volk denkt, in Kasten eingetheilt, die niemals die ihnen angewiesenen friedlichen Beschäftigungen verlassen? — und dennoch sind die Mahraten und Rajputen, welche zu den kriegerischsten Völkern der Erde gehören, nicht nur Hindus, sondern die erstern rechnen sich sogar größtentheils zu der Kaste der Braminen. Um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhoben sich die Mahraten unter ihrem Helden Sevajee gegen die Herrschaft der Mahomedaner und verbreiteten sich siegreich über den größten Theil von Mittelindien oder Malwa, anfangs als Befreyer der hindostanischen Rajputen, bald aber diese selbst unterjochend. Erst vor wenigen Jahren brach sich die Macht der Mahraten gegen die der Engländer, das Gebiet des Paishwah, des nominellen Oberhauptes der Mahratten, ward mit den englischen Besitzungen vereinigt, und nur einigen Mahratenfürsten wurde der Schein einer unabhängigen Existenz gelassen. Hierzu gehören besonders Holkar und Sindia. Der Ursprung der Größe und Macht des Hauses, zu welchem dieser leztere gehört, ist der Gegenstand der folgenden Skizze.

* * *

Die Familie Sindia gehört zu den Sudras aus dem Stamme Koombee oder der Ackerleute. Ranojee Sindia, der erste kriegerische Anführer aus diesem Hause, hatte die erbliche Würde eines Potail oder Dorfvorstehers von Kumeskerrah bekleidet, ehe er in die Dienste des Paishwah Ballajee Bishwanath trat, nach dessen Tode er in die seines Nachfolgers und Sohnes Bajerow Belvall überging. Der niedrige Dienst, den Ranojee anfangs versah, war der, die Pantoffeln des Paishwah's zu tragen; allein in Indien gilt jeder Dienst um die Person des Fürsten für eine Ehre und kann den Weg zu den höchsten Stellen im Staate eröffnen, und wahrscheinlich war es mehr Ehrgeiz als Noth, was den Vorsteher eines Dorfes in die Dienste des Paishwah trieb. Ranojee's Beförderung wird von glaubwürdigen Zeugen folgendem Vorfalle beygemessen. Als Bajerow eines Tages von einer langen Zusammenkunft mit Sahoo Raja aufstand, fand er Ranojee schlafend auf dem Rücken liegen, die Pantoffeln seines Herrn sorgfältig mit beyden Händen an die Brust drückend. Diese Gewissenhaftigkeit in einem so geringen Dienst erregte die Aufmerksamkeit des Paishwah's; er bezeigte seine Zufriedenheit dadurch, daß er Ranojee sogleich in seine Leibwache aufnahm. Von dieser Zeit an stieg Ranojee schnell an Macht und Ansehen durch Tapferkeit und Unternehmungsgeist und machte sich endlich in der That unabhängig von dem Paishwah, obgleich er alle äußere Formen der Unterwürfigkeit beybehielt. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Mahdajee Sindia, den ihm eine Rajputin geboren hatte; obgleich er von einem Weibe aus seinem eigenen Stamme drey Söhne hatte, welche sich als Krieger auszeichneten. Mahdajee erbte jedoch die Würden und den größten Theil der Besitzungen und der Macht seines Vaters, ohne daß seine Stiefbrüder sich ihm widersetzten, obgleich sie ein näheres Recht hatten, und er ward als Haupt der Familie anerkannt. Mahdajee Sindia focht mit in der unglücklichen Schlacht bey Panipat gegen die Afghanen, worin die Macht der Mahraten einen solchen Stoß erlitt, daß sie eine Zeit lang ganz untergegangen zu seyn schien. Sie verloren 200,000 Mann, wovon 100,000 todt auf dem Schlachtfeld blieben (1761). Mahdajee ward auf der Flucht hartnäckig von einem Afghanen verfolgt, der ihn endlich erreichte und ihm mit der Streitart einen solchen Hieb über das Knie gab, daß er für sein ganzes Leben gelähmt blieb. Hiemit begnügte sich jedoch der Sieger, plünderte ihn und ließ ihn liegen. Er ward von einem Wasserträger entdeckt und auf seinem Ochsen in Sicherheit gebracht *). Mahdajee pflegte diesen Vorfall seines Lebens häufig zu erzählen. Seine schöne deckanische Stute erhielt leicht einen bedeutenden Vorsprung vor dem starken Paßgänger, den der Krieger ritt, der sich ihn als Beute auserseben hatte; allein sobald Mahdajee seinem Pferde einen Augenblick Ruhe gönnen wollte, erschien auch sein Feind wieder, ihn

*) Diesen armen Mann, Namens Ranab Khan, belohnte Mahdajee später königlich. Er erhielt den Namen eines Bhara oder Bruders von Mahdajee Sindia, und ward zu den größten Ehrenstellen erhoben, und mit Reichthümern überhäuft. Sein Enkel genießt noch gegenwärtig einige der seinem Großvater überlassenen Einkünfte.

Digitized by Google

hartnäckig und immer im selben mäßigen Trabe verfolgend; endlich stürzte seine erschöpfte Stute in einen Graben. Er ward eingeholt, verwundet, beraubt, angespieen und seinem Schicksal überlassen. Er äußerte lange nachher gegen den brittischen Residenten an seinem Hofe, General Palmer, dieser Vorfall habe einen solchen Eindruck auf seine Einbildungskraft gemacht, daß er noch lange darnach kaum habe einschlafen können, ohne den Afghanen mit seinem schwerfälligen Gaul zu sehen, wie er hinter ihm und seiner schönen Stute herritt. Die dem Schlachtfelde von Paniput entronnenen Mahraten suchten eine Zuflucht in Deckan und schienen lange von diesem Schlage betäubt; allein Ahmed Schah's Rückkehr nach Kabul und die Streitigkeiten zwischen den mahomedanischen Fürsten gaben ihnen bald Gelegenheit, in Malwa und Hindostan von Neuem die Oberhand zu gewinnen. Mahdajee hatte zwar durch die Schlacht bey Paniput ebenfalls alle seine Besitzungen in Hindostan und Malwa verloren, allein da er nicht nur der ausgezeichnetste Anführer der Leibwache zu Pferde des Paishwah, Ballajee, war, sondern auch auf seine eigene Hand ein bedeutendes Truppenkorps unterhielt, so ward er nach dem Tode des Hauptes der Familie Holkar, Mulhar Holkar, der mächtigste unter den Mahratenfürsten. Sein Betragen bey dem Tode seines Feindes und Nebenbuhlers, Mulhar Row, war edel. Ragobah, der Oheim des Paishwah, verlangte seinen Beystand, um die Wittwe Mulhar Row's, Alia Byhe, zu einer Uebereinkunft zu zwingen, welche die Macht des Hauses Holkar gebrochen hätte. Mahdajee bot zwar seine persönlichen Dienste, als zu den Haustruppen des Paishwah's gehörend, an; allein er weigerte sich, seine eigenen Truppen mit denen des Paishwah's zu vereinigen, um die Familie Holkar zu unterdrücken. Drey Jahre nach der Schlacht bey Paniput brachen die Mahraten mit einem bedeutenden Heere in Hindostan ein, unter Bisajee Krishna, der für den Paishwah den Oberbefehl führte, und unter dem angeblich Mahdajee stand. Allein dieser Anführer hatte um diese Zeit schon seine eigenen Pläne zur Bildung einer eigenen, wenn auch nicht ganz unabhängigen, Herrschaft zu verfolgen angefangen. Er war seinem Vater im Besitze aller der Ländereyen gefolgt, welche ihm zur Bezahlung der Truppen angewiesen waren, und hatte sowohl in Mittelindien als in Hindostan einen Rajah nach dem andern sich zinsbar gemacht und im Namen des Paishwah einen Distrikt nach dem andern sich unterworfen. Die Herrschaft der Paishwah's fand blos dem Namen nach statt, und dessen eigene Besitzungen blieben nicht von Mahdajee verschont. Die Details dieser Beraubung von Freund und Feind gehören nicht hierher, genug daß Mahdajee in Kurzem der mächtigste Gegner ward, den die Engländer um diese Zeit in Ostindien hatten. Er war dem Namen nach der Sklave, in der That aber der strenge Gebieter des unglücklichen Schah Allum, Kaisers von Delhi, der vorgebliche Freund, aber eigentlich der ehrgeizige Gegner des Hauses Holkar; in allen Förmlichkeiten der anerkannte Untergebene der Rajputschen Fürsten, in der That aber ihr Unterdrücker; der erklärte Krieger des Paishwah, eigentlich aber sein Räuber. Nie ist wohl der Anschein demüthiger Unterwerfung von Seiten des Mächtigen gegen den Schwachen so weit getrieben worden als bey Mahdajee's Besuch am Hofe des jungen Paishwah's, Madhoo Row, zu Poona.

(Die Fortsetzung folgt.)

N e i d.

Nun! — Was siehst du so scheel mein Gut an?... Erfreue dich sein nur,
Und mein Eigenthum wird, Neider! im Augenblick dein.

M i t f r e u d e.

Wer ist reicher als ich? Ich bin der Reichste von Allen.
Eure Güter sind mein; denn ich erfreue mich ihr.

S c h a l l e r.

K o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n.

B e r l i n.

(Verspätet.)

Im königlichen Schauspielhause. Zum ersten Male: Rafaële, Trauerspiel in fünf Akten, nach einer neugriechischen Sage, von E. R a u p a c h.

Nachdem Herr Raupach die nur g e m a c h t e n Kollisionen, wie wir sie in seinen früheren Stücken finden, verlassen hatte, sahen wir ihn sich zwar nach wahrhafteren tragischen Kämpfen umsehen, aber er führte uns leider in Isidor und Olga nur den Streit der Herrschaft und Knechtschaft vor, indem er dadurch gerade in das entgegengesetzte Extrem sich verlor, zu glauben, daß dieser Kampf, weil er existire, darum auch schon tragisch sey. Doch unseren westlichen Vorstellungen ist eine so östliche Herrschaft, wie sie dieß Stück uns darstellt, so unberechtigt, und widerstrebt so unserem ganzen Innern, daß wir in sie zu gerathen, nur können für ein Unglück erachten, ohne eine auf solche Weise herbeygeführte Kollision für tragisch zu halten, daß wir uns, um sie tragisch zu finden, erst selbst zu Russen machen müssen, dieß ist das G e m a c h t e an ihr, und der Charakter, durch welchen sie mit den früheren desselben Verfassers zusammenhängt. Wie freuten wir uns daher, als wir in diesem neuen Stücke vermuthen konnten, wenigstens ein gegenwärtiges Interesse dargestellt zu sehen, den so viele Herzen und Köpfe bewegenden Türken- und Griechenkampf, ja als wir hoffen durften, der Dichter werde in seiner wahrhafteren Schein-Welt dem Geschehen der äußerlicheren voraneilen, und in seinem Gebiete einen Sieg erfechten, der von so vielen tausend Lippen erfleht wird. Und bis zum Schlusse des dritten Aktes schienen auch diese Hoffnungen erfüllt, doch plötzlich zeigen sie sich vergeblich, von jenem Gegensatze ist die Rede nicht mehr, und nur frühere Unglücksfälle steigern sich bis zum Gräßlichen, um uns die türkische Lehre zu geben: Allah sey groß und allmächtig, und sein Strafgericht Wiedervergeltung. Bey diesem Siege Allahs ist es denn G n a d e des Pascha, daß Rafaële mit ihrem christlichen Glauben, ihrem christlichen Gemüth darf schweigend in ein Kloster gehen, um mit uns die Großmuth ihrer Feinde zu bewundern. — Doch

es mag uns erlaubt seyn, den näheren Inhalt der Intriguen Allahs zu erzählen, zu deren wahren Genuß wir jedoch die Leser und Verehrer Isidors und Olga's aus Russen sich in Türken zu verwandeln bitten müssen.

In einer Seestadt an der Westküste Natoliens lebt Abdallah, ein reicher türkischer Handelsherr, mit Osmin seinem Sohne und seiner Tochter Yelula. Wir sehen in der ersten Scene den Greis gemächlich in seinem Rosengarten auf weichen Polstern ruhen, der Kadi hat ihm so eben ein hohes Glück verkündet: der Pascha wolle Abdallahs Tochter zur Herrscherin im Harem erheben, und den Sohn in seine Dienste nehmen. Wie preißt der Alte die Güte Allahs, daß er ihm solches Glück bescheert, nur der Bote gefällt ihm nicht, denn er haßt den Kadi, warum? weiß man nicht, wozu? sieht man auch später nicht ein, da es eine Eigenthümlichkeit des Stückes ist, daß die Nebenpersonen, d. h. alle außer Abdallah, so sehr Nebenpersonen sind, daß sie sich entweder nur als Figuren zeigen, aufgestellt um Abdallahs Vaterliebe und Allahs strafenden Zorn zu zeigen, oder auch als episodische Gestalten uns verlocken und verführen zu glauben, daß es zu einer rechten Kollision noch kommen werde. Zur ersteren Klasse gehören der Pascha, Osmin, Yelula, der Kadi, nebst einigen vertrauten Dienern, zur zweyten Rafaële und Heliodor, die Griechen. Yelula geräth bey dem Berichte des Vaters in Entzücken über den zukünftigen Glanz ihrer Haremsherrschaft. Osman aber verschmäht alle Hoheit, denn eine heiße Liebe läßt ihn Rafaëlen, seines Vaters Mündel, als den einzigen Edelstein im Schatze des Lebensglückes ansehen. Da geräth der eifrige Muselmann in den heftigsten Zorn, und statt wie der Sohn es räth, die Christen bekehren zu wollen, verschmäht er jüdisch alle Bekehrung, und spricht von einem Volk der Gläubigen, während es doch der eigentliche mahomedanische Zweck ist, die ganze Welt und alle Völker zu bekehren, und kein ausschließendes Volk Gottes zu kennen. Doch er soll die Christen, die Griechen, noch mehr hassen lernen. Sie haben ihm seine Kameele geraubt, seine Schiffe sind von den Wellen verschlungen, und hatte er eben noch Allah gepriesen, so klagt er ihn jezt an, daß er ihm, „der keinen Schweiß mehr habe, die Früchte des vierzigjährigen Schweißes entreiße.“ doch Allah ist groß, ist der Refrain, der bey jedem Unglücksfalle wiederkehrt. Plötzlich verarmt, weiß Abdallah sich nicht zu rathen und zu helfen, und das ganze Interesse dreht sich jezt darum, wie er könne eine Morgengabe für die Tochter bekommen, die zu erhöhen der einzige Zweck seines Lebens ist. Diese Morgengabe, welche der Grund aller Kollisionen wird, und die selbst im Stücke der Pascha nicht einmal verlangt, brauchte er freylich nach türkischem Recht nicht zu geben, da es gerade im Gegentheil mahomedanische Sitte ist, daß der Bräutigam dem Vater für die Tochter, gleichsam als Kaufpreis, eine Gabe bringt, aber das weiß weder Abdallah noch Herr Raupach, und nur für uns also kann dadurch diese Tragödie komisch werden. Hätte sich der Dichter nicht bemüht uns die Türken und den Mahomedanismus treu darzustellen, ja läge nicht das ganze Interesse in der Darstellung dieser mahomedanischen Gesinnungen, so daß das Ganze ein türkisch Trauerspiel ist, bey dem wir nur die Geschicklichkeit bewundern können, die fremde Welt uns heimisch zu machen, dann wäre ihm das Nichtwissen der türkischen Rechtsverhältnisse nicht anzurechnen, aber eine türkische Tragödie auf untürkischem Grunde aufzubauen, gibt nichts als die Anschauung der Moschee im Schwezinger Garten. Doch es sey uns, um den Faden des Stücks nicht zu verlieren, erlaubt, mit dem Dichter anzunehmen, Abdallah brauche wirklich eine Morgengabe. Hat doch sein Mündel, die Griechin, Goldes die Fülle, was kann der vertraute Diener Selim Besseres rathen als die Arme ihres Reichthums zu berauben. Vor diesem Vorschlag schauert Abdallah zurück. Da fällt denn dem Getreuen ein zweyter Rath ein: Abdallah solle die Griechin bekehren, und dem liebenden Osmin zum Weibe geben. Der Alte läßt sich bereden, und der trauernde Osmin ist bis in Allahs Himmel entzückt. Aber ach! Rafaële liebt schon. Ein junger Grieche, Heliodor, hat sie auf allen Pfaden verfolgt, er entdeckt ihr vor unsern Augen seine Liebe keck und kühn, und zwingt sie mit seiner Zuversicht zu schweigendem Geständniß. Die neue Wendung, welcher sich der Dichter dabey bedient, können wir nicht ohne Lob übergehen. Rafaële hat den dreisten Jüngling bisher abgewiesen, doch er läßt nicht nach mit Bitten, Flehen und Schwüren, und bezeichnet ihr fast übermüthig den Ort der nächsten Zusammenkunft, Abdallahs Garten. Hohe Felswände muß er erklimmen, um sie zu sehen, doch tausend Todesgefahren schrecken seinen Muth nicht. Da zagt die liebende Rafaële, und dieß Zagen, ihr heftiges Verbot, er solle so Gefährliches nicht wagen, gestehen, wie werth ihrem Herzen der kühne Glaubensgenosse sey. Nach diesem Geständniß rauscht der Vorhang nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, 28. Nov.

(Beschluß.)

Mit gleicher Trefflichkeit ist der zweyte Akt behandelt. Das Chor der Emire, Nel silenzio, tra l'orror drückt ganz das heimliche Schleichen der Verschwornen aus, dagegen das Quartett, worin Adrian Valmiden in den Schooß der christlichen Kirche, in Gegenwart Armands und Felicias aufnimmt, in seinen milden, süßen und innigen Tönen in himmlische Gefilde entrückt, und alle Herzen mit einstimmen läßt in das inbrünstige

O Ciolo clemente
Il voto inocente
Accogli, proteggi.

Ergreifend wirkt hier Aladins Eintreten, und das wild durcheinandertobende Schlußchor von den tiefergreifenden Tönen. Ah, questo è l'ultimo crudele addio! unterbrechen. Mit der einfach erhabenen Melodie des edelsten Kirchengesanges ertönt Adrians und seiner Ritter Todtesgesang, Suona funerea, unstreitig das in sich großartigste Tonstück des Ganzen, und im tiefster Seele gerührt, sieht man die Ritter zum Tode gehen. Kunstvoll verschränkt beginnt darauf das Final des zweyten Akts mit dem Doppelchore, Udite or l'alto arcano, die Entwicklung folgte schnell, und das bezaubernde Duett Palmidens und Armands, il tenore affetto, schließt mit dem lieblichsten Schmelze der Töne die Oper. Den Damen Schiasetti und Palazzesi, so wie den Männern Rubini und Salvatori waren die Hauptpartien anvertraut, und sie thaten ganz denselben Genüge. Mit dem vortrefflichsten Vortrage vereinigte die Schiasetti das lebendigste Spiel, die Palazzesi ließ ihre Nachtigallenstimme rein und voll anklingen, Rubini trug als Meister im Gesang seine Partie vor, und Salvatori trat mit gewandtem Basse kräftig ein, und so fand diese Oper den ungetheilten Beyfall, der sich durch das Vorrufen sämmtlicher Darsteller mehr als einmal kund gab. Es wäre aber die größte Vergessenheit, hier nicht auch des meisterhaften Spiels der königlichen Kapelle unter der ausgezeichnetsten Leistung des Kapellmeister Ritter Morlacchi, mit der größten Anerkennung eingedenk zu seyn.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. December 1826.

Weil es dir selbst an Werth gebricht,

Verkleinerst Du gerechten Ruhm.

A. W. C. Buch.

Der Berg und der Hügel.

Auf einer Fußreise hatte ich mich einstens verirrt. Schon manche Stunde hatte ich mißmuthig zurückgelegt, ohne daß ich einen gebahnten Weg, oder einen Fußsteig, oder auch nur irgend ein Zeichen von Menschennähe erblicken konnte. Endlich gab ich der einbrechenden Nacht nach, legte mich unter einen Baum und verzehrte die Lebensmittel, mit welchen ich mich vorsichtig versehen hatte. Aber als ich das dürftige Mahl zu mir genommen hatte, erfaßte mich das unbehagliche Gefühl des Alleinseyns, und nur der Entschluß, mein heutiges Abenteuer in einer romantischen Erzählung zu beschreiben, sobald ich nur wieder in den Besitz einer geschnittenen Feder und eines Dintengefäßes gekommen seyn würde konnte mich aufheitern. In dem Gedanken an den Ruhm, der aus diesem Produkte mir werden müßte, schlief ich sanft ein und erwachte nicht eher wieder, als bis mich der Aerger über eine gar zu bittere Rezension meiner Erzählung übermannte.

Da die Sonne schon einige Zeit aufgegangen war, so raffte ich mich auf und setzte meinen Weg auf's Gerathewohl fort. Es dauerte nicht lange, so tauchte am Gesichtskreise ein majestätischer Berg auf, der die Einförmigkeit der Ebene erfreulich unterbrach. Sein Rücken schien eben und seine Abdachungen nach allen Seiten ganz gleichförmig zu seyn, was ihm ein wohlgefällig imponirendes Ansehen gab. Ich beschloß sogleich, seine Spitze zu erklimmen, theils aus Wohlgefallen an seiner Form, theils in der Hoffnung, von dort aus bewohnte Orte zu sehen. Ehe ich aber noch dem Berge mich näherte, erblickte ich zu meiner großen Freude einen einzelnen Menschen, der sich über einen Gegenstand hinbeugte. Ich ging auf den Mann zu, um ihn anzureden, allein seine harmlose und doch so sinnige Freude, mit welcher er eine Blume oder einen Käfer zu betrachten schien, hielt mich ab, ihn zu unterbrechen. Erst als er sich wieder erhob und in der Richtung zum Berge fortschritt, begann ich die Unterhaltung:

„Es ist mir lieb, in dieser Einöde einen Menschen zu treffen, und wenn du Begleitung der Einsamkeit vorziehst, so biete ich dir meine Gesellschaft an." —

Etwas verwundert schaute der Fremde mich an, und sprach dann freundlich: „Führt dich denn dein Weg nach jenem Berge?"

„In diesem Augenblicke habe ich kein bestimmtes Ziel, indem ich mich verirrt habe, allein jener Berg zieht mich an und ich gedenke ihn zu ersteigen."

Das ist so leicht nicht, als du zu glauben scheinst, sagte gutmüthig lächelnd der Andere, der Gipfel jenes Berges ist bewohnt, und die Besitzer sind nicht gesonnen, Jeden hinaufzulassen."

„Wer sind denn diese mürrischen Einsiedler?"

„Rede würdiger, sprach mit einem gewissen Stolze der Fremde, es sind Dichter!"

„Dichter? ich bin auch ein Dichter!" warf ich halbtrotzig hin.

„Wirklich? So will ich hoffen, daß dir der Zugang nicht verwehrt werde. Wisse aber, daß die dorten nur treffliche, auserwählte Dichter sind, und du selbst wirst am leichtesten ermessen, ob du unter sie gehörst."

„Das allerdings nicht, sagte ich mit Erröthen, doch wünschte ich mich künftig an ihre Seite zu stellen."

„So hoffe ich, wie ich schon sagte, dich einstens oben zu begrüßen."

„Und bist du denn der Aufnahme so gewiß?"

„Da mir der Aufenthalt unter den Menschen seine Schönheit verlor, und ich sie zu verlassen beschloß, so kann ich wohl voraussetzen, dort willkommen zu seyn, da ich früher schon von den Dichtern selbst dorthin entboten wurde."

„Und wie ist dein Name?" fragte ich, nicht ohne auf eine gewisse Weise verstimmt gegen den Fremdling zu seyn, der einen so offenbaren Vorzug vor mir hatte.

„Mein Name war Richter."

Ich schwieg, denn eine innere Stimme sagte mir, daß unter so vielen dieses Namens dieser der Eine sey, meine kleinliche Aufwallung aber war gebrochen. „Bist du Richter, sagte ich endlich, so weiß ich, wie schwer der Weg zu deinem künftigen Wohnorte ist, und ich verzweifle, ihn je zu betreten."

„Nicht doch! Wenn es dir gelingt, die Herzen guter Menschen zu Thränen zu stimmen oder in ihre Wange die Grube des Lächelns zu locken, oder den folgsamen Geist zu großen erhebenden Wahrheiten zu führen, so lebe nur der Hoffnung, daß deiner treuen Mühe der Lohn gereicht werden wird. Hab' ich denn mehr gethan, als das Gefühl reiner Seelen zu erweichen und es dann zu umschlingen, und mit mir herumzuführen in dem schönen Reiche, das mir geöffnet war?"

„Aber dieses Reich ist doch wohl nur Wenigen geöffnet?"

„Allerdings, doch kannst du ja einer der Wenigen seyn. Wer eine glühende und wahre Sehnsucht in sich fühlt, den Ruhm des Dichters zu erlangen, der ist gewiß auch von der Natur ausgerüstet, um diesen Preis zu ringen. Aber wie viele lockende, irrführende Abwege hast du zu vermeiden!"

„Meister, sprach ich, ich will von dir scheiden und darnach streben, ähnlich dir jenen Berg zu besteigen."

„Thue das, mein Sohn, sagte er freundlich, reichte mir die Hand und setzte seinen Weg fort. Ich sah ihm nach, so lange ich ihn erblicken konnte, und schlug mich dann seitwärts, nicht ohne manchen sehnsüchtigen Blick dem Berge zuzuwerfen. In tiefen Gedanken und Träumereyen mochte ich etwa eine Stunde fortgeschritten seyn, als ich plötzlich meine Schritte aufgehalten sah. Die Ursache aber war ein Hügel, der seiner Niedrigkeit wegen von den umherstehenden Bäumen fast überragt, mir bisher unsichtbar geblieben war. Nichtsdestoweniger aber bemerkte ich jezt, daß er auf seiner gerundeten Platte mehrere hüttenähnliche Erhöhungen trug, und daß einige Quellen aus seinen Seitenabhängen hervorsprudelten.

Ich war noch ungewiß, ob ich den Hügel umgehen sollte, um mich nicht aus meinem angenehmen Ideenkreise zu entfernen, oder ob ich, meiner Neugierde mich überlassend, ihn ersteigen sollte. Da bemerkte ich einen Mann, der eine der Quellen auf das aufmerksamste betrachtete, so als ob er eine wichtige Berechnung anstelle. In der Absicht ihn anzureden, näherte ich mich ihm, aber ich wagte dieses dennoch nicht eher als bis ich sah, daß seine Beobachtung ein Ende nahm. Nun bot ich ihm einen Gruß und fragte ihn höflich, was er so eben für eine Beschäftigung vorgenommen habe.

„Ich belauschte die Natur."

Nachdem ich mir Zeit genommen hatte, über diese Antwort nachzudenken, und die Nothwendigkeit fühlte, die Unterhaltung, die ich so unvorbereitet begann, fortzusetzen, so sagte ich: „So warst du in der angenehmsten Beschäftigung, die nur ein Mensch wählen kann, welcher Muße hat, und dessen Herz harmloser Freude offen steht."

„Ja, sagte er mit der Gesprächigkeit eines Pachters, es ist eine gute Beschäftigung, eine sehr gute Beschäftigung, und auch eine vortheilhafte Beschäftigung für den, der sie zu benutzen weiß.

Da er bey den lezten Worten ein gewisses pfiffiges Lächeln annahm, so wurde ich in meinem Glauben bestärkt, ihn für einen Landmann zu halten, und ich fragte ihn, wie in diesen Gegenden das Getraide gerathen sey. Er zeigte sich aber so gewaltig bey Beantwortung dieser und einiger anderer landwirthschaftlicher Fragen, daß ich endlich äußerte, er sey wohl gar kein Landmann. Lachend antwortete er: „Keineswegs, in eine Wiese gedachte ich diese Quelle nicht zu leiten, aber in ein Gedicht, d. h. ich bin ein Dichter und belauschte das Hervorquellen dieses Wassers, um einem lyrischen Gedichte die entsprechende Natürlichkeit zu geben."

„Aber, rief ich verwundert aus, kann man denn den poetischen Kern, den die Natur umschließt, wirklich sehen durch die Beobachtung des Auges, kann man ihn nicht vielmehr nur empfinden, indem man sich ihr in die Arme wirft, wie dem Schlummer, wo sie denn nicht ermangelt, uns die schönsten Traumbilder zu geben. Wird man, wenn man absichtlich, gleich dir, beobachtet, nicht eher eine Abhandlung über den Wiesenbau als ein Gedicht schreiben."

Der Mann war offenbar verstimmt, und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fragte ich ihn, ob dieser Hügel bewohnt sey.

„Gewiß, antwortete er, seitdem der Berg gebaut ist, haben sich wohl an fünfzig Kolonisten darauf niedergelassen."

„Wie? Gebaut? So wäre er nicht von der Natur erschaffen?"

Digitized by Google

„Bewahre, er ist mit Kunst aufgehäuft, und dient einer Menge Menschen zur Wohnung.“

„Willst du mir nicht Näheres darüber sagen?“

„Warum sollte ich nicht? herzlich gern. Es sind nun einige Jahre her, da wollten mehrere g e f e y e r t e Dichter Theil nehmen an der Bewohnung jenes hohen Berges, den du dorten sehen kannst, aber der einseitige Stolz der Besitzer wollte sie nicht zulassen. In gerechtem Zorne dachten wir alle den Eingang zu erzwingen, aber — es ging nicht. Da verbanden wir uns denn, uns selbst einen Berg zu bauen, ihn jenen Uebermüthigen zum Troß zu bewohnen, und ganz der Natur und der Poesie zu leben. Daß wir unsern Anschlag ausführten, siehst du, und unser neuer Berg kam bald weit mehr in Aufnahme als der alte. Uns alle beseelt und vereinigt nun hier das einmüthige Streben nach Rache an den Bewohnern jenes Berges.“

„Nach Rache? Und wie?“

„Durch mannigfache Künste sezten sich jene in den Besitz der Gunst eines gewissen Theils der gebildeten Welt, und sie aus diesem usurpirten Besitzthum wieder zu vertreiben, ist unsere mühsame, aber süße Beschäftigung. So wie selbst eine Marmorsäule, stets mit Koth beworfen, endlich wirklich schmutzig wird, so wird uns auch am Ende der Sieg, gesezt, daß ein wirklicher Werth Jener mein Gleichniß passend mache.“

Sinnend hatte ich zugehört und erwiederte auf die Frage des Erzählers, ob ich auch einer der Ihrigen seyn wolle: „Das nicht, aber nenne mir doch einmal deinen Namen, daß ich ihn der Welt preise.“

„Er ist nicht ungepriesen,“ sprach der Dichter und nannte einen Namen, den ich zu nennen keinen Beruf fühle. Ich rief ihm einen flüchtigen Gruß zu und entfernte mich so schnell, wie einer, der den festen Entschluß gefaßt hat, nicht wieder zu kommen.

L. W. Jung.

Die Familie Sindia.

(Fortsetzung).

Der wirkliche Beherrscher von Hindostan, vom Sutleje bis nach Agra, der Besieger der Rajputen, der Eroberer von Delphi, der Anführer eines Heeres von sechszehn Bataillonen regulären Fußvolkes mit 500 Kanonen und 100,000 Reitern begab sich nach Poona, um einem Knaben, der die Stelle des Paishwah's bekleidete, seine Ehrfurcht zu bezeigen. An den Thoren von Poona stieg er von seinem Elephanten herab und begab sich zu Fuß nach dem Pallast, wo er in der grosen Halle tiefer als alle Mankarries oder erbliche Adliche des Reiches seinen Platz nahm. Als der Paishwah hereintrat und ihn aufforderte sich zu setzen, weigerte er sich dessen, als einer solchen Ehre unwürdig, und indem er einen Bündel, den er unter dem Arm trug, öffnete, nahm er ein Paar Pantoffeln heraus und legte sie dem Paishwah zu Füßen, indem er sagte: „Dieß ist mein Amt, es war dasjenige meines Vaters.“ Zugleich nahm er die Pantoffeln, deren der Paishwah sich bedient hatte, wickelte sie sorgfältig ein und behielt sie unter dem Arme. Erst nach wiederholter Aufforderung von Seiten Madhoo Row's willigte er darein, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Die Pantoffeln des Paishwah's wurden noch von Mahdajee's Nachfolger sorgfältig aufbewahrt. Dieß war nicht die einzige Gelegenheit, wo Mahdajee sich mit einer Art von Stolz des Ursprungs seiner Familie und des ersten Dienstes seines Vaters zu erinnern schien. Er hatte ihre ursprünglichen Besitzungen als maratische Landbauer in Deckan erweitert und verlangte nach ihrem bescheidenen Titel genannt zu werden. Das Gefühl war nationell und machte ihn bey seinem Volke beliebt, und es war damals eine Redensart in Indien: „daß Mahdajee sich zum Herrn eines Kaiserthums gemacht habe, indem er sich Potail oder Dorfvorsteher nannte.“ Ein solches Betragen scheint bey diesem ausgezeichneten Manne wirklich nicht bloß Heucheley gewesen zu seyn, und männliche Einfachheit der Gefühle und Sitten, die ihn eben so sehr das Schaugepränge der Macht als die Lockungen der Weichlichkeit verachten ließen, war ein Zug seines Charakters, den sein ganzes Leben bewährte. Obgleich aber Mahdajee dem Beyspiele der Gründer der mahratischen Macht folgend, sich mit dem Wesen der Herrschaft begnügte und andern ihre Namen und Kleider überließ, so scheint er doch zu einer Zeit daran gedacht zu haben, seiner Herrschaft einen bestimmteren Charakter und Form zu geben; allein dieser Plan ward nie in Erfüllung gebracht. Seine Laufbahn ward durch viele Handlungen der Gewaltthätigkeit und Unterdrückung bezeichnet. Dennoch war er aber ein Mann von mildem Sinne, und ließ es sich angelegen seyn, die Lage der von ihm eroberten Länder zu verbessern; allein sein rastloser Ehrgeiz und die Nahrung, die sich ihm auf allen Seiten darbot, ließ ihm wenig Muße oder Mittel dazu. Mahdajee behielt beständig viele Mahraten in seinen Diensten, allein da er meistens in Kriegen, nördlich von Narbuddhe verwickelt war, so war die Anzahl der Rajputen und Mahomedaner in seinem Heere viel größer. Er gieng in der Abweichung von der alten Gewohnheit der Mahraten noch weiter durch die Errichtung eines bedeutenden Korps regulärer Truppen. Die Heere der Mahraten bestanden früher fast ausschließlich aus Reiterey und waren so zusammengesezt, daß sie nie lange im Felde bleiben konnten, so geschah es oft, daß die geringste Befestigung allen ihren Angriffen widerstand, und die Bheeds von ihren Gebirgen, so wie die Rajputen von ihren Festen aus ihnen oft grosen Schaden zufügten. Mahdajee bediente sich, um diesem Mangel seiner Heere abzuhelfen, eines französischen Offiziers, de

Digitized by Google

Boigne, der sich bey der Vertheidigung von Gohud gegen ihn ausgezeichnet hatte. Es gelang diesem Manne in kurzer Zeit ein Korps von sechszehn Bataillonen mit achtzig Kanonen und einer starken Abtheilung Reiter vollkommen auf europäischen Fuß zu organisiren, und diese Macht war es besonders, der Mahdajee sein entschiedenes Uebergewicht über alle Heere der eingebornen Fürsten verdankte. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Akt sehen wir die Liebenden in Abdallahs Garten und hier zum ersten Mal beginnt ein ächtes Pathos hereinzukommen. Heliodor entdeckt sich der Geliebten: er stamme aus dem Hause der Comnenen, er sey gekommen, die Fesseln seines unterdrückten Volkes brechen zu helfen, da habe er sie gesehn, geliebt und zu retten gelobt. Mit den glühenden Farben seines Hasses mahlt er ihr das Bild der türkischen Grausamkeit, mit dem Jammer über die Schmach seiner niedergetretenen Brüder erfüllt er auch ihr Herz, aber sie will dennoch nicht eher mit ihm entfliehen, als bis des Priesters Hand sie eingesegnet. Jezt ist die Kollision der christlichen und türkischen Gesinnung eingeleitet, und wird auch in der folgenden Scene Abdallahs und Rafaëlens fortgeführt, wo sich Rafaëlens Standhaftigkeit, ihr christlicher Muth sich auch als Weib voll freyen Willens und festen Entschlusses zu bewei;en, glänzend gegen die Wuth Abdallah's, seine Unterwerfung fordernde Herrschaft und die widerspruchslose Zuversicht absticht, mit welcher er Rafaëlen die Glaubensänderung befiehlt. Ihre Weigerung reizt ihn zu unendlichem Zorn. Sie sucht beym Kadi Hülfe; dieser will ihr zwar aus altem Hasse gegen Abdallah beystehen, doch als Abdallah droht, das Volk entscheiden zu lassen, fügt er sich dem Willen seines Feindes, wie denn dieser Kadi und die Feindschaft Beyder zum Leersten gehört, was je kann dargestellt werden. Nur Ytelulas Bitten verschaffen Rafaëlen Aufschub. Doch vergebens! Der liebende Osmin, auf den der Vater schmäht, weil er die Christin liebe, will die Geliebte aus ihren Frauengemächern reißen, und wir sehen ihn sich im Garten verstecken, unterdeß Heliodor und Rafaële mit einigen Veränderungen die Liebesscene des dritten Akts von Romeo und Julia spielen. Aber Heliodor kommt nicht wie Romeo bis Mantua, Osmin hält ihn auf, doch leider zu eigenem Verderben, denn Heliodor erdolcht Osminen, ein Sclave Osmins Heliodoren.

Fragen wir nun, wodurch und warum all dieses Elend sich begeben, so bleiben als Antwort für das Wodurch die verunglückten Kameele; bey dem Warum aber müssen wir verstummen, wenn wir nicht sagen wollen: Allah hat es so gewollt, Allah ist groß, er sey gepriesen. Von Allah sahen wir das erste Unglück, den Verlust der Schiffe und Lastthiere herkommen, aber ein bloßes grundloses Unglück, und mag Allah noch so groß seyn, bleibt doch nichts als eine triste Begebenheit. Wie anders verliert der königliche Kaufmann von Venedig seine Schiffe. Denn bey ihm ist eben die Vernachlässigung und Geringschätzung des kaufmännischen Gewinns, die Verachtung der rechtlichen Verhältnisse und des ganzen bürgerlichen Getreibes das große Unrecht des Kaufmanns, und durch den Verlust des Vermögens, durch die Todesgefahr, in welche die Geringschätzung des Vertrags Antonio bringt, zeigt es sich ihm, wie berechtigt und achtbar jene verachteten Verhältnisse seyen. In unserem Stück aber ist das Unglück eine reine grundlose Zufälligkeit. Eben so unbrechtend beweist sich Heliodors Liebe, denn statt dadurch die Grundkollision von Türken und Griechen herbeyzuführen, kommt nichts dadurch zu Stande, als daß Osmin, eine bisher nichtssagende Person, und Heliodor selber sterben. Und sie sterben auch nur, weil Allah es nun einmal so will. Denn der Gegensatz von türkischer und griechischer Liebe und Gesinnung ist nicht das Bewegende des Stücks, denn sonst könnte dieser Gegensatz nicht jezt schon erlöschen und Abdallah und seine väterliche Liebe zum Hauptgegenstand werden lassen. Der greise Vater nämlich geräth über den Tod des Sohnes in unaussprechlichen Jammer — aber Allah ist groß und der Vater getröstet. Nun bleibt ihm nur noch die süße Ytelula, schon morgen will der Pascha sie heimführen, und noch ist keine Morgengabe da. Haß gegen Rafaële, durch deren Geliebten sein Sohn, sein Osmin ermordet, väterliche Liebe, Rache und Wuth treiben ihn zum Aeußersten: er befiehlt Rafaëlen zu ermorden und mit Heliodoren zu vergraben. So hat der Jammernde seinem Hasse genuggethan und seiner Liebe, denn Rafaëlens Reichthum soll Ytelulas Morgengabe werden. Und dahin wollte es Allah auch nur bringen; nur darum hat er dem Unglückseligen all dieß Elend bereitet, damit er jezt in Schuld gerathe und Allah wieder vergelten könne. Diese Wiedervergeltung ist denn auch so mahomedanisch wie möglich: Auge für Auge, Ytelula für Rafaële. Dadurch sehen wir das Gräßlichste geschehen, und Allah erscheint uns um so mehr als ein erschrecklicher Gott, da die Tragödie seines Zorngerichts durch eine Lustspielsintrigue eingeleitet wird. Die heitere, immer lachende Ytelula nämlich hat sich einen Spaß ausgedacht, sie hat gehört, ihr Bruder Osmin wolle Rafaëlen rauben und bittet diese nun, mit Zimmer und Bette zu tauschen. Rafaële, die gleichfalls von der Mordgeschichte des vorigen Aktes nichts weiß, willigt nach langem Zögern ein, und so geht denn das Fürchterliche vor sich. Abdallah tritt mit den Dienern herein, die schlafende Ytelula wird unerkannt statt Rafaëlens erdrosselt und vergraben. So ohne alle Schuld, so rein pro Deo ist noch keine tragische Figur gemordet, und unser einziger Trost bey dieser Gräßlichkeit bleibt nur der, daß Ytelula in keinem Auftritte auf Interesse nur irgend konnte Anspruch machen. Aber für jede tragische Willkür ist jezt ein gutes Mittel der Entschuldigung gefunden — der Dichter braucht die Scene nur nach der Türkey zu verlegen und Allah Allem als Grund unterzuschieben, Allah ist groß und allmächtig, und gegen ihn ist keine Appellation möglich. Und dennoch appellirt Abdallah, als er durch die lebende Rafaële den entsetzlichen Irrthum erfahren. Grabt aus! Grabt aus! schreyt er durch die stille Nacht, indeß Rafaële in einem ewiglangen Monologe der Hingeschiedenen eine preisende Todtenrede hält. Die Diener graben, ach, es ist Ytelula, die neben Heliodoren liegt. Allah ist groß! sollte Abdallah wiederum sagen, aber nein, dießmal verflucht er die Welt, sich, Allah und den Propheten, und verfällt in Wahnsinn, indem er sich plötzlich einbildet, der Engel des Gerichts zu seyn, der den Abdallah suche ohne ihn zu finden. Wozu dieser Wahnsinn, als er die Tochter sieht? Er weiß ja, daß sie vergraben, und als er sie nun wirklich todt vor sich erblickt, ist er nicht in Vorstellung und Wirklichkeit gebrochen, so daß ihn ein solcher Zwiespalt, solche Verrückung zur Verrücktheit bringen könnte. Lear dagegen glaubt seine schlechten Töchter gut, und diese Thorheit wird zum Wahnsinn, als er sie wirklich schlecht findet, und in dem Bruch und Wahn seines Glaubens und seiner Erfahrung, im Wechsel und in der stäten Verrückung seines innern Meynens durch die äußere Thatsache, und diese durch seine innere Meynung lebt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. December 1826.

> Auf den Geist der Zeit ließe sich aus den Moden, so wie über den Menschen aus der Physiognomie schließen.
>
> U.

Das Paradies des Dante Alighieri.

Uebersezt von Karl Streckfuß.

Siebzehnter Gesang.

(Dante, von Beatrice geleitet, hat im Planeten Mars seinen Urgroßvater Cacciaguida gefunden, und bittet ihn jezt um Deutung derjenigen Prophezeyungen seines künftigen Geschicks, welche er in der Hölle und im Fegfeuer von einigen Geistern vernommen hatte.)

1 Wie der, der Väter karg gemacht den Söhnen,
An Climene um Kunde sich gewandt
Von dem, was man gesagt, ihn zu verhöhnen;

4 So war ich jezt in mir, und so empfand
Beatrix mich und Er, deß Liebesregung
Vom Flammenkreuz ihn zu mir hergebannt.

7 Drum Sie: „Folg' izt der inneren Bewegung,
Und laß den Wunsch hervor; nur sey er rein
Bezeichnet durch des innern Stempels Prägung.

10 Er soll nicht größre Kenntniß uns verleihn,
Doch muthig sollst du deinen Durst bekennen,
Als ob ein Mensch ihn stillen sollt' in Wein."

13 „O theurer Ahn, hochragend im Erkennen,
Gleichwie der Mensch sieht, daß im Dreyeck nicht
Zwey stumpfe Winkel sich gestalten können,

16 So siehst du, was da seyn wird, das Gesicht
Dem Spiegel zugewandt, der alle Zeiten
Als Gegenwart dir zeigt in klarem Licht.

19 Als noch Virgil bestimmt war, mich zu leiten
Um auf den Berg, der unsre Seelen heilt,
Und zu der todten Welt hinabzuschreiten,

22 Ward von der Zukunft Kunde mir ertheilt,
Die hart ist, mag ich auch als Thurm mich fühlen,
Der trotzend steht, wenn ihn der Sturm umheult.

25 Drum wüßt ich gern, um meinen Wunsch zu kühlen,
Welch ein Geschick mir naht. Vorausgeschaut,
Scheint minder tief ein Pfeil sich einzuwühlen."

28 Ich sprach's zum Licht, das mir mit süßem Laut
Gesprochen hatt', und hatt' ihm nun vollkommen,
Nach meiner Herrin Wink, den Wunsch vertraut.

31 In Räthseln nicht, wie man sie einst vernommen,
Bestimmt, ein Netz für Thorenwahn zu seyn,
Eh' Gottes Lamm die Sünd' auf sich genommen,

34 In klarem Wort und bündigem Latein
Antwortete mir jene Vaterliebe,
Verschlossen in der eignen Wonne Schein:

37 Der Zufall, Werk allein der Erdentriebe,
Mahlt sich in ew'gem Blick, wie vorbestimmt,
Und keiner ist, der ihm verborgen bliebe;

40 Obwohl er euch die Freyheit nicht benimmt,
So wenig als das Aug' ein Schifflein leitet,
Das drin sich spiegelt, wenn's stromunter schwimmt.

43 Wie Orgelharmonie zum Ohre gleitet,
So kann mein Aug' im ew'gem Blicke sehn,
Welch ein Geschick die Zukunft dir bereitet.

Digitized by Google

46 Wie Hyppolit, vertrieben aus Athen,
Von der Stiefmutter treulos argen Ränken,
So mußt du aus dem Vaterlande gehn.
49 Dieß wollen sie, dieß ist's, worauf sie denken,
Und wo man Christum frech zu Markte trägt,
Dort wird zur That, was Noth thut, dich zu kränken.
52 Und dem verletzten Theil folgt, wie er pflegt,
Der Ruf der Schuld — allein die Wahrheit künden
Wird Gottes Rache, die den Argen schlägt.
55 Du wirst dich allem, was du liebst entwinden,
Und wirst, wenn dieß dir bittern Schmerz erweckt,
Darin den ersten Pfeil des Banns empfinden.
58 Wie fremdes Brod gar scharf gesalzen schmeckt,
Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen,
Wird dann durch die Erfahrung dir entdeckt.
61 Doch wird so schwer nichts deinen Rücken biegen
Als die Gesellschaft jener schlechten Schaar,
Mit welcher du dem Bann wirst unterliegen.
64 Ganz toll, und ganz verrucht und undankbar
Bekämpft sie dich; doch zeiget bald, zerschlagen,
Ihr Kopf, nicht deiner, wer im Rechte war,
67 Wie dumm sie ist, das wird ihr Thun besagen;
Und daß du für dich selbst Parthey gemacht,
Wird dir erwünschte, schöne Früchte tragen.
70 Die erste Zuflucht in der harten Acht
Wird dir der herrliche Lombard gewähren,
Den heil'ger Aar und Leiter kenntlich macht.
73. Zwischen euch wird von Geben und Begehren
Das, was sonst später kommt, das Erste seyn,
So sorgsam wird auf dich sein Blick sich kehren.
76 Dort siehst du Ihn, dem dieses Sternes Schein
Bey der Geburt im hellsten Licht entglommen,
Ihm das Gepräg zu hoher That zu leih'n.
79 Und hat die Welt noch nichts davon vernommen,
So ist's weil eben erst zum neunten Mal
Die Sonn' um ihn den Zirkellauf genommen.
82 Doch glänzt er, ungerührt durch Gold und Qual,
Bevor sich des Gascogners Tücken zeigen
Bey Heinrichs Zug, in heller Tugend Strahl.
85 Hochherrlich wird sein Ruhm zum Himmel steigen;
Der Feind selbst kann, obwohl voll Ungeduld
Bey seiner Thaten Lob, es nicht verschweigen.
88 Gewärtig sey denn sein und seiner Huld;
Aus Armen macht er Reich' und Arm aus Reichen,
Hebt arme Tugend, stürzt die reiche Schuld.
89 Laß nicht dieß Wort aus dem Gedächtniß weichen,
Doch sage nichts!" Dann sagt' er Dinge mir,
Die dem selbst, der sie sah, noch Wundern gleichen.
94 „Sohn," also sprach er weiter, „Siehe hier,
Zu dem, was dir verkündet ward, die Glossen.
Schon droht man aus dem Hinterhalte dir.
97 Doch nicht beneide deine Landesgenossen,
Denn lang, bevor du sinkst in's dunkle Grab,
Ist dem Verrath gerechte Rach' entsprossen."
100 Hier brach die heil'ge Seel' ihr Reden ab,
Und hatte das Gewebe ganz vollendet,
Wozu ich fragend ihr den Aufzug gab,
103 Und wie man zweifelnd sich an Jemand wendet,
Der innig liebt, und Rechtes will und sieht
Nach gutem Rath — so ich, als er geendet;
106 „Ich seh's, wie rasch heran die Stunde zieht,
Um gegen mich den scharfen Pfeil zu kehren,
Der schwerer trifft, wen die Besinnung flieht.
109 Drum muß ich wohl mit Vorsicht mich bewehren,
Um nicht, aus meinem liebsten Ort verjagt,
Durch mein Gesicht der Zuflucht zu entbehren.
112 Denn, reisend durch die Welt, wo's immer tagt,
Dann, hangend an der Herrin Angesichte,
Zum schönen Gipfel, der gen Himmel ragt,
115 Dann durch den Himmel selbst von Licht zu Lichte,
Erfuhr ich, was so manchen brennt und beißt
Durch ätzenden Geschmack, wenn ich's berichte.
118 Und zagt, der Wahrheit feiger Freund, mein Geist,
Dann, fürcht' ich, bin ich todt bey jenen Allen,
Bey welchen diese Zeit d i e a l t e heißt."
121 Und neuen Glanz sah ich dem Licht entwallen,
Das Strahlen, wie ein goldner Spiegel, warf,
Auf den der Sonne Feuerblicke fallen.
124 „Wer rein nicht sein Gewissen nennen darf,"
Sprach er, „wen eigne Schmach, wen fremde drücket
Dem schmeckt wohl deine Rede streng und scharf.
127 Dennoch verkünde ganz und unzerstücket
Was du gesehn, von jeder Lüge frey,
Und laß nur den sich kratzen, den es jucket.
130 Ob schwer dein Wort beym ersten Kosten sey,
Doch Nahrung hinterläßt's zu kräft'germ Leben.
Ist des Gerichts Verdauung erst vorbey.
133 Dein Laut wird sich, dem Sturme gleich, erheben,
Der hohe Gipfel stärker schüttelnd faßt,
Und dieß wird Grund zu größrer Ehre geben.
136 Drum sind berühmte Seelen alle fast,
Die du im dunkeln wehevollen Schlunde
Und auf dem Berg und hier gesehen hast.
139 Denn niemand traut beruhigt einer Kunde
Verbirgt das Bild, das sie vor Augen stellt,
Die Wurzel tief im unbekannten Grunde,
142 Und nur was flimmert überzeugt die Welt."

Digitized by Google

Die Familie Sindia.

(Fortsetzung.)

Besonders wichtig in ihren Folgen war die Schlacht bey Meirtah gegen die Rajah's von Joudpoor und Odeypoor. Nur zweytausend Reitern von dem Stamme Chundewut gelang es, hier die Campoos oder Brigaden von de Boigne zu durchbrechen, allein als sie sich wandten, um von Neuem einzuhauen, wurden sie fast alle durch Kartätschenfeuer zu Boden gestreckt. Auch die Niederlage von Junkajee Holkar, wobey vier Korps regulärer Truppen von französischen Offizieren, in Junkajee's Diensten organisirt, gänzlich zu Grunde gerichtet wurden, war von großer Wichtigkeit. Mahdajee stark jedoch zu Poona vor der Schlacht im Jahr 1794. Er hatte seinen gewöhnlichen Sitz in Hindostan, allein zuweilen begab er sich auch nach Malwa und lebte in Oojein. Die Länder, welche mehr unmittelbar unter seiner Herrschaft stunden, wurden gut verwaltet, so wie überhaupt alle die, deren Einwohner friedlich und gehorsam waren; allein die unabhängigen Fürsten der Rajputen und andere kleine Rajah's, welche ihm oft einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, ließ er alle Wildheit und Grausamkeit seiner unregelmäßigen Truppen fühlen, und zeigte dabey oft eine Habsucht und Tyranney, wie sie sogar in den Annalen der Mahraten sich selten finden. Mahdajee war zwar ein Feind der Engländer, allein er erkannte doch die Vortheile, die er dadurch erlangt hatte, daß die brittische Regierung in Ostindien ihn als einen unabhängigen Fürsten anerkannt hatte, und was auch seine Absichten gegen dieselbe gewesen seyn mögen, so verhinderte der Tod ihre Ausführung.

Mahdajee hatte keine Söhne, er hatte aber den Sohn seines Bruders, Namens Dowlet Row Sindia adoptirt, und dieser folgte ihm auch in der Herrschaft. Mahdajee's Wittwen machten ihm zwar mehrere Besitzungen streitig, und ernannten einen andern Fürsten zu ihres Gemahls Nachfolger, allein ihre Heere wurden mehrmals geschlagen und sie selbst gezwungen ihre Ansprüche aufzugeben. Dowlet Row Sindia's Macht ward noch dadurch vermehrt, daß die Famlie Holkar nach Mulhee Row Holkar's Tode sehr an Einfluß verlor und alle Besitzungen nördlich von Jeypoore aufgegeben hatte. Es ist ein eigenthümlicher Zug in den Verhältnissen der Mahratenfürsten, daß dennoch Holkars Ansprüche auf die Einkünfte dieser Provinz anerkannt wurden. Dieß, so wie die Erhaltung seiner Besitzungen in Malwa, verdankte er gegen das Ende von Mahdajees Leben nicht sowohl seiner eignen Macht, als den alten Verbindungen seines Hauses mit andern Mahratenfürsten, Verbindungen und Rücksichten, die oft sogar in der Schlacht geehrt werden. Diese nationellen Gefühle tragen oft dazu bey den Streitigkeiten zwischen den Mahraten einen Ausgang zu geben, den ein Fremder durchaus nicht erwarten konnte, und sie plötzlich zu vereinen, wenn alle Bande zwischen ihnen zerrissen schienen. Mahdajee wußte diese Verbindungen zu schätzen, und sezte sie auch zur Zeit seiner größten Macht nie ganz aus den Augen, sondern ehrte sie oft durch große Opfer, die er ihnen brachte. So z. B. als Nana Furnavese, der Minister des Paishwah für seinen Herren eine bedeutende Summe als seinen Antheil an den Tributen von Malwa und Hindostan verlangte, war Mahdajee weit entfernt die Gültigkeit dieser Ansprüche zu läugnen, sondern er umging die Bezahlung der Summe nur durch eine Gegenforderung für andere von ihm, angeblich im Dienste des Paishwahs getragene Ausgaben. Und bey einer andern Gelegenheit benuzte er die Vortheile, die ihm ein Sieg über Tukajee Holkar gab, nur um die gegenseitigen Forderungen mit großer Billigkeit zu ordnen. Dergleichen Rücksichten für die Nationellen und Familienverbindungen der Mahraten konnten von Dowlet Row Sindia nicht erwartet werden, der in Deckan geboren, und beständig von Europäern, Mahomedanern oder Rajputen umgeben, sich nicht mehr als ein Mitglied der Mahraten-Konföderation ansah, sondern als den mächtigsten Fürsten von Indien. Diese Denkungsart führte bald zu einer Reihe von Begebenheiten und Veränderungen in den Verhältnissen Sindia's zu dem Paishwah und andern Mahratenfürsten, wobey Dowlet Row Sindia einen Grad von Treulosigkeit, Ehrgeiz und Hinterlist zeigte, wie sie sogar in den Verhandlungen indischer Fürsten, bey denen Treulosigkeit der erste Grundsatz des öffentlichen Rechts ist, selten gefunden wird. Das unglückliche Schicksal des jungen Paishwah's, Madhro Row, der sich von einer hohen Mauer seines Pallastes herabstürzte, und so zerschmetterte, die Gefangenschaft von Nana Furnavese, seinem treusten Rathgeber, der Mord von Purseram Bhow und mehrerer anderer Braminen sind einige der Begebenheiten, welche den Anfang von Dowlet Row Sindia's Herrschaft bezeichnen. Während dieser Streitigkeiten wurden die Staaten der Mahraten von den Schaaren der Rajputen und Mahomedanern, in Diensten der verschiedenen Häuptlinge, und besonders Sindia's selbst, verwüstet, und den Mahraten die Uebel reichlich vergolten, die sie selbst bey ihren Raubzügen in Malwa verbreitet hatten. Auch in seinen Verhältnissen mit der Familie Holkar sezte Dowlet Row alle Rücksichten aus den Augen, und bemächtigte sich ohne irgend einen Vorwand und ohne eine Förmlichkeit zu beobachten, mehrerer Provinzen, welche Jeswont Row Holkar gehörten. Dieß Betragen entfremdete ihm die Fürsten seines Volkes und trug dazu bey, die Macht Holkars zu heben, indem sich die Mahraten an ihn anschlossen. Diese „Zeit der Unruhen" (Gurdenka Wukht), wie in Ostindien die Epoche von 1800—1813 emphatisch genannt wird, endigte durch das unvermeidliche Zusammentreffen Dowlet Row Sindia's mit der brittischen Macht und der gänzlichen

Niederlage des erstern. Seine regulären Brigaden, von de Boigne gebildet und später von Perron vermehrt, wurden vernichtet. Vierhundert Kanonen, in seinen eigenen Arsenalen gegossen, fielen in die Hände der Sieger, und er mußte den Frieden durch das Opfer seiner besten Provinzen erkaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Theilnahme.

Glücklich macht mich kein Glück, so lang ich allein es nur kenne;
Theilet's dein Herz mit mir, Bruder! dann hat es Gehalt.

Der Grundwurm.

Niemal hast du genug des Grundes, so viel du auch umwühlst:
Grundwurm! morgen sind dir einige Schollen zu viel!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. November.

Da Alles hier mit einem gewissen theatermäßigen Pompe abgethan wird, und man beständig mit langen Reden herauszieht, so verfehlen auch die Gerichte nicht, bey dem Wiederanfangen ihrer Sitzungen nach der Vakanz eine jährliche Sitzung zu halten, mit feyerlichen langen Reden. Diese pflegen von den königlichen Anwälden an den Gerichten gehalten zu werden, und beziehen sich meistens auf die Pflichten der Richter der Advokaten und Prokuratoren. Da nun alle königliche Anwälde in ganz Frankreich an solchen Tagen sich für verbunden halten, lang und breit zu reden, so kann man denken, was für ein Stoß von Ermahnungen bey dieser Gelegenheit zur Welt gefördert wird. Natürlich sprechen die Anwälde mehr oder weniger nach ihrem Gewissen, je besser oder je schlimmer es um ihr Gewissen steht. Sind es Leute, die mit Leib und Seele der Regierung ergeben sind, oder sich durch eine feyerliche unterwürfige Handlung der Minister zu erkennen geben wollen, so predigen sie blinde Unterwerfung, und geben ihrer Rede einen Anstrich des im Ministerium herrschenden Systems. ist die Regierung kriegerisch gesinnt, so ertönen auch Kriegslaute von der Katheder der königlichen Anwälde; ist dagegen die Regierung in Andacht versunken, und begünstigt die Jesuiten, so nimmt auch die Sprache der Regierungsanwälde den Jesuitenton an, und predigt den Richtern und Advokaten im Kapuzinerstyle. Indessen gibt es doch auch gewissenhafte Beamte, welche den Richtern und Advokaten rathen, nach Recht und Billigkeit zu richten und zu sprechen, und sich durch keine Drohung, keine Macht von der Erfüllung ihrer Pflichten abhalten zu lassen. Die freysinnigen Blätter mangeln nimmer, die Reden der leztern herauszuheben, wogegen dann die servilen Blätter die Aeußerungen der erstern in extenso einrücken, und mit Lobsprüchen begleiten; zuweilen entsteht hierüber Streit unter den Blättern der beyden Partheyen. Einige Tage darauf ist der ganze Schwarm von Reden und Kritiken schon über andere Tagesbegebenheiten vergessen, es sey denn, daß in einer jener Reden so merkwürdige Dinge vorkommen, daß man sich ihrer noch einige Wochen lang erinnert. Der ganze feyerliche Aktus der Rentreé der Gerichte könnte füglich unterbleiben, und ihre Vakanz dazu; allein diese werden sich die Richter schwerlich nehmen lassen. Dieses Mal war die Rentreé mit einigen besondern Nebenumständen verbunden, welche bewirkt haben, daß sich die Tagesblätter noch ein wenig damit beschäftigen, wiewohl die Sache im Anfange dieses Monats statt gehabt hat. So hatte dieses Jahr zum ersten Male bey dem Rechnungshofe, der als ein Gericht betrachtet wird, weil er über die Rechnungen der Ministerien aburtheilt, eine feyerliche Messe statt, und der königliche Anwald predigte den Rechnungsführern etwas von der innigen Verbindung der Religion mit den Staatsgeschäften vor, obschon manche Leute der Meynung sind, es wäre besser gewesen dem Hofe die Nothwendigkeit tüchtiger Kalkulatoren an's Herz zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin.

(Beschluß.)

Man könnte zwar meynen die süße Ophelia werde nur dadurch vom Wahnsinn ergriffen, daß ihre ganze innere Welt, welche früher der äußern entsprach, plötzlich mit dieser äußern Wirklichkeit in den unendlichsten Widerspruch geräth, was auch bey Abdallah der Fall sey, aber Ophelia ist, wie viele Shakspearesche Gestalten ein Gemüth, das nicht aus sich heraus zum Handeln fortgeht, und indem es nicht die Kraft hat die äußere Welt nach eigenen Zwecken zu gestalten und zu verändern, nur dann vermag man mit sich selbst und dem Bewußtseyn von dieser Welt im Einklang zu bleiben, wenn der Zustand der äußern Wirklichkeit dem innern Gemüth entspricht. Wird aber dieser Einklang zerrissen, so schwirren alle Saiten eines solchen Gemüthes wild und dissonirend durcheinander; sich durch sich selbst mit den äußeren Zufällen in Einheit zu setzen, fehlt ihm die Kraft, von seinem eigenen Innern, seinen Wünschen und Neigungen kann es nicht ablassen, die ganze Welt widerspricht diesen Wünschen, und auf diese Weise in das Wissen von sich in das entgegengesezte Bewußtseyn von der Welt zerschieden, und doch dieß doppelte Wissen in ein und demselben Bewußtseyn vereinigend, bleibt für solches Gemüth kein anderer Zustand übrig als der des Wahnsinns. Dasselbe wiederholt sich in der Konstanze des Königs Johann, die wir jedoch nicht selbst im Wahnsinn, sondern nur in der höchsten Gewalt des Mutterschmerzes vor uns sehen, und erst später von ihrem Wahnsinn hören, so daß der König Klaudius im Hamlet ganz Recht hat, wenn er von Opheliens Wahnsinn sagt: „O dieß ist Gift des tiefen Grams!“ Aber solches Gemüth ist Abdallah nicht; wir haben ihn im Handeln, wir haben ihn im Kampf mit den äußeren Zuständen gesehen, wenn sie seinen innern Wünschen widersprechen, und so ist denn der Wahnsinn bey ihm nur eine inkonsequente plötzliche Geistesschwäche, die auch nicht einmal den alten mahomedanischen Trost der Größe Allahs wieder finden kann. Doch was bedarf auch der Dichter nothwendiger Gründe für Abdallahs Wahnsinn? Ist doch Allah der Grund von Allem, und hat seine Allmacht bis er im ganzen Stück als Willkühr bewiesen. So wird ihm jezt diese Verrücktheit Abdallahs von Rafaëlen zur Beschönigung so gräulicher Wiedervergeltung als Schonung und Milde angerechnet, und der Wahnsinn auf diese Weise gegen die selbstbewußte, wenn auch schmerzzerrissene, Vernunft als der bessere Zustand ausgesprochen, während die Macht des christlichen Gottes durch Heliodors Tod gebrochen, in Rafaëlens Herzen verstummend muß in's Kloster wandern. „Allah ist groß und gerecht!“ schließt der Dichter, und wir könnten ebenso schließen, wenn nicht diese Größe und Gerechtigkeit gerade eine Kleinlichkeit und Ungerechtigkeit des Dichters wäre.

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 311.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 29. December 1826.

Die Guten und die Bösen
Bemühn sich viel, zu lösen
Ein Räthsel, Allen aufgegeben.
Der Räthselschmied Herr Himmel,
Mit tönendem Gebimmel
Reimt er zusammen das Menschenleben.

Frdr. Rückert.

Die Familie Sindia.

(Beschluß.)

Nach diesem Stoß, den Sindia's Macht erlitten hatte, benuzte er seine Kräfte zur Unterjochung mehrerer kleiner Raja's in Mittelindien und zur Beraubung der immer mächtiger werdenden Räuberhorden, die unter dem Namen der Pindarrie's bekannt sind. Als ein Beyspiel von ostindischer Politik wollen wir Sindia's Betragen gegen einen der Pindarrie'sanführer, Kurreem Khan, erwähnen. Dieser hatte mit seinem Haufen lange in Sindia's Diensten gestanden und sich durch glückliche Raubzüge so bereichert, daß er für den mächtigsten der Pindarrie's galt, und sogar daran dachte, eine bleibende Herrschaft zu gründen. Er sah sich an der Spitze einer Schaar von 10,000 Pindarries und 1000 Mann Fußvolk mit vier Kanonen und hatte sich eine Art von Leibwache gebildet. Sindia hatte ihn gegen die Gewohnheit der Mahraten- und Rajputenfürsten mit einiger Achtung behandelt und ihm den Titel Nabob gegeben. Sobald er aber glaubte, daß Kurreem hinreichende Schätze beysammen habe, beschloß er, sie ihm abzunehmen. Er lud ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu einer Zusammenkunft ein, und der durch sein Glück aufgeblasene Räuber fand sich auch sogleich bereit dazu, hochgeehrt durch ein solches Verhältniß und erfreut über diese Gelegenheit, seine Macht und seinen Reichthum zu zeigen. Dowlet Row lag gerade vor der Festung Suttumbarree und versprach sie dem Pindarri zu übergeben, sobald er sie erobert habe. Um ihn noch sicherer zu machen, besuchte er ihn mit einem geringen Gefolge in seinem Lager, wo ihn Kurreem mit der größten Pracht empfing und einen Thron für ihn errichtet hatte, der, wie es im Orient Sitte ist, als ein Geschenk für ihn bestimmt war. Zu diesem Musund war ein Rock und 25,000 Rupees verwandt worden. Sindia stellte sich bey diesem Besuch, als wenn er ganz von den Eigenschaften des Räubers entzückt sey, und versicherte, er habe niemals einen so vollkommnen Staatsmann und Krieger gesehen. Alle Wünsche Kurreem's wurden mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt, die verschiedenen Verträge und Bedingungen aufgesezt und ein reiches Ehrengewand für ihn mit großem Gepränge bereitet. Einige der ältern Pindarrie's warnten zwar ihren Anführer, allein die Schmeicheleyen des mächtigen Sindia und die Aussicht auf künftiges Glück schienen ihn ganz bethört zu haben. An dem Tage, der zu Kurreem's Abreise nach den neuen, ihm von Sindia eingeräumten Distrikten bezeichnet war, ward er zu einem Abschiedsbesuch eingeladen, fand sich auch mit wenigen Begleitern ein und ward mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeigungen empfangen. Die Sunnds oder Dokumente wurden unterschrieben, die Ehrengewänder übergeben und Alles schien zur größten Zufriedenheit beyder Anführer beendet zu seyn und eine bleibende Freundschaft zu versprechen. Die Posse nahte sich jedoch ihrem Ende. Sindia verließ unter einem Vorwande das Zelt und gleich darauf wurde Kurreem und seine Begleiter von Bewaffneten überfallen und gefesselt; im selben

Digitized by Google

Augenblick gab ein Kanonenschuß das Zeichen, worauf Sindia's Truppen die sorglosen Schaaren der Pindarrie's überfielen und zerstreuten. Alle Schätze Kurreem's und der Pindarrie's fielen auf diese Art in Sindia's Hände und Kurreem selbst ward erst nach einigen Tagen gegen ein bedeutendes Lösegeld freygelassen.

Dergleichen kleinere Vortheile konnten jedoch Sindia's gebrochene Macht nicht wieder herstellen und er suchte nun vergebens die alten Banden der Mahratenkonföderation, die er selbst zerrissen hatte, wieder anzuknüpfen. Als die Engländer sich zur Vertilgung der Pindarrie's rüsteten, ließ sich Sindia in Verbindungen mit mehreren Anführern derselben und mit andern Fürsten ein, allein die Bewegungen der englischen Truppen waren so rasch und wohl berechnet, daß er nicht Zeit hatte, irgend einen Schritt zu Gunsten seiner Verbündeten zu thun und froh seyn mußte, daß die Engländer seine Verhältnisse mit ihnen nicht weiter untersuchten, sondern sich begnügten, ihn unschädlich zu machen. Als gleich darauf der Paidshwah Bajerow den Engländern den Krieg erklärte, war Sindia's Lage von der Art, daß er durchaus nichts zu Gunsten des nominellen Hauptes der Mahraten thun konnte, wenn er auch gewollt hätte. Er konnte sich den Rest seiner Besitzungen nur dadurch erhalten, daß er alles, was bey den Mahraten und bey seinem Stamme insbesondere für Ehre gilt, aufopferte. Der verlassene und entthronte Paidshwah schrieb an Dowlet Row Sindia im April 1818 folgenden Brief: „Dein Vater, Maddajee Sindia, zog auf Befehl des Sircar nach Delhi, ward zum Vezier ernannt und erwarb sich großen Ruhm. Als du die Herrschaft antratest, ließest du dich mit den Engländern in ein Bündniß ein, und so beherrschtest du Jeden und so zeigst du deine Dankbarkeit. Nachdem du uns auf diese Art gedient hast, solltest du lange Aermel tragen und dich niedersetzen wie ein Weib. Da meine Macht zerstört ist, glaubst du etwa, die deinige werde bestehen?" — Nach dem Empfang dieses Briefes war Dowlet Row zwey Stunden lang in wahrer Verzweiflung, dann legte er sich schlafen. Er sandte keine Antwort zurück. In diesem Augenblick scheint Sindia sich in sein Schicksal ergeben zu haben und nicht weiter daran zu denken, seine untergeordnete Stellung zu verlassen. —

Die Gefahren der Alpenpässe im Winter und Frühjahr.

Es haben die in der jüngsten Zeit durch wetteifernde Anstrengungen erweiterten und fahrbar gemachten Straßen über die merkwürdigsten Alpenpässe ihren Gebrauch vervielfältigt und solche, die vorhin nur im Sommer zugänglich waren, sind jezt das ganze Jahr hindurch geöffnet. Die eigenthümliche Natur des lang andauernden Winters dieser Berghöhen konnte der vervollkommnete Straßenbau jedoch nicht ändern, und was seine Anstrengungen vermochten, mußte sich auf die Nachweisung der Mittel, wodurch theils die neugebahnten Straßen den Winter hindurch geöffnet, oder ihre Bahnbrechung erzielt, theils dann aber die Gefahren, welche dem Reisenden drohen, vorgesehen, zeitlich erkannt und so viel möglich abgewandt werden mögen, beschränken.

Diese Gefahren der Hochgebirge, von denen sich eine gehörige Vorstellung zu machen für den Bewohner von Flachländern schwer hält, hat der große Kenner des Alpengebirgs, Herr Doktor Ebel, zum ersten Mal in umständlicher Uebersicht, bey Anlaß seiner Beschreibung der Wanderung über den Bernhardino-Paß, in der schönen und kostbaren Malerischen Reise durch Graubünden von J. J. Meyer gewürdigt, deren erschienene vierte Lieferung (Zürich 1826. Querfolio) die gelungensten Ansichten dieses Gebirgspasses befaßt. Wir entheben der Ebelschen Darstellung die nachfolgenden Angaben.

Der Schneefall beginnt in diesen Höhen mit Ende Oktober und Anfang November, und erreicht in der Thalfläche des Rheinwalds 4 — 8 Fuß, auf dem Bernhardinopaß 8 — 16 — 19 Fuß und an vielen Stellen, wo der Wind den Schnee hinträgt, sehr oft 30 Fuß Tiefe über der Landstraße. Diese ungeheuern Schneemassen widerstehen daher den Frühlingslüften auch sehr lange, so daß der Paß gegen Ende Mai, selbst erst im Juni, ganz frey wird. Ja sogar nach eingetretenem Sommer begegnet es bisweilen, daß nach heftigen Gewitternächten drey bis vier Fuß tiefer Schnee fällt, der mehrere Tage liegen bleibt und Lauinenstürze verursacht, wie dieß am 17ten und 27sten Juli 1823 in den Kantonen Bündten, Uri, Bern und in andern Theilen des Alpengebirges der Fall war, von Jahrgängen wie 1816 nicht zu sprechen, wo es während den sechs Sommermonaten in den Alpen 130 Regen- und Schneetage gab, und die Kälte bisweilen den Grad erreichte, daß mitten im August auf einer hohen Alpweide in dem Bündnerischen Lugnetzerthal fünf-und-zwanzig Pferde erfroren.

Der Gefahren für den im Winter über einen Alpenpaß Reisenden sind vielerley: 1) Das Verwehen, d. h. wenn der Wind solche Schneemassen in die Bahn trägt, daß das Fortkommen sehr erschwert oder gar gehindert wird. Dieses Verwehen hat mehr oder minder allzeit statt. So lange der Kältegrad bedeutend ist, löst sich der trockne feine Schnee stets leicht von der festen Bahn ab, und die Schwierigkeit ist dann nicht so groß; allein wenn nach vorhergegangener gelinder Witterung der weiche Schnee in der Bahn zusammengedrückt, einen tiefen Graben bildet, welcher selbst bey leichtem Wind ganz ausgefüllt wird, dann beginnt das Hinderniß des Fortkommens. An der

Digitized by Google

Nordseite entsteht dieses Hinderniß durch den Südwind und an der Südseite des Passes durch den Nordwind, so daß man im Ganzen annehmen kann, der Bernhardino sey am nämlichen Tage immer nur auf einer Seite entschieden schlecht. Hat sich nach einigen Tagen Kälte die Straße wieder in die Höhe gezogen, d. h. bildet sie statt eines Grabens einen Damm, so wird das Verwehen weniger bedenklich.

2) Das Einsinken oder Durchbrechen, wenn die Bahn wegen lauer Witterung keine hinreichende Festigkeit darbietet. Dieser Fall kann bey anhaltendem Südwind den ganzen Winter eintreten und findet alle Frühlinge regelmäßig statt. Die Weiche des Schnees setzt dem Reisenden zu Pferde, zu Schlitten und selbst zu Fuß oft ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, und da bey so lauer Witterung, besonders nach starkem Schneefall, sehr leicht Schneeschlipfe entstehen, Lauinen stürzen, oder Windschilder losreißen, so erhöht sich die Gefahr außerordentlich. Derjenige, welcher im Hinterrhein oder Bernhardino nicht warten kann, sondern forteilen muß, kann dann jenen Gefahren durch Nachtreise entgehen.

3) Schneestürme (Tourmentes in Savoyen genannt). Wer bey stiller Luft abgereist ist, und auf dem Wege von einem Schneesturm überfallen wird, befindet sich in der mißlichsten Lage und der höchsten Gefahr. Nord- und Südsturm sind gleich fürchterlich, aber mit dem merkwürdigen Unterschied, daß der Nordwind an der mittäglichen Seite des Passes und der Südwind an der mitternächtlichen Seite desselben am schrecklichsten tobet. Selten zwar ist die Gewalt dieser Stürme so groß, daß Menschen und Vieh umgeworfen werden; allein es wird öfters unmöglich, wenn auch vier und sechs Pferde vor dem Wagen oder Schlitten sind, dem Sturm entgegen vorwärts zu kommen, während die Bahn gleich verweht ist, Rosse und Kutscher in dem Gestöber nicht sehen und sich umsonst bis zum Hinfallen abmüden. Bey Nordsturm ist die Bahn fest und die Fahrt geht an allen unverwehten Stellen schnell; der Südsturm dagegen macht in der Regel heftigere Stöße, erweicht die Bahn, bringt mehr Schneegestöber, eignet den schon liegenden Schnee mehr zum Stäuben und wird hierdurch entschieden gefährlicher als der Nordwind. Der Ostwind ist wegen seiner schneidenden Kälte lästig und der Westwind (in Rheinwald der französische Wind genannt) aber ist der unbedenklichste. Das Schneegestöber und die Schneewirbel bey Nord- oder Südstürmen auf diesen Höhen verdunkeln die Luft, treffen die entblößten Theile des Wanderers wie feine Nadeln, und erregen Schmerz, Röthe und Geschwulst, benehmen ihm den Athem, erblinden das Auge, umsausen ihn mit furchtbarem Geheul, und wenn derselbe in den wenigen Augenblicken des nachlassenden Tobens, die Augen öffnen kann, so erblickt er keine Spur eines Weges mehr, sondern sieht sich verlassen in einer grausenhaften Schneewüste, und hört das wildeste Getümmel der brausenden Lüfte zwischen den starren Felsenhörnern auf allen Seiten. Dieß sind dann die lebensgefährlichsten Augenblicke des armen Reisenden.

4) Erstarren vor Kälte, Hinsinken vor Erschöpfung oder Schläfrigkeit. Diese Gefahren werden von den Eingebornen durch Gewohnheit und zweckmäßige Vorsicht vermieden, doch sind auch unter ihnen Beyspiele bekannt, wo die Neigung zum Schlaf unüberwindlich wurde, und ohne Beyhülfe von Begleitern der Tod unvermeidlich erfolgt wäre. Aber für fremde Reisende sind jene Gefahren groß. Die Kälte bey Nord- und besonders bey Nordostwind kann sehr feindselig werden, so bald Mangel an Kraft die Bewegung zu Fuß unmöglich macht, oder wenn die ungewohnte feine Bergluft, der heftige Wind, oder zu viel genommene Nahrung, den Menschen nach einiger Anstrengung im Schnee des Athems beraubt, und ferneres Gehen unmöglich macht, während ohne Bewegung der Kälte nicht zu widerstehen ist. Dieß kann sogar bey sehr robusten Männern stattfinden. Im Jahr 1817 reisten fünf Hannoveraner (welche aus Italien, wohin sie Pferde geführt hatten, zurückkehrten) von dem Dorf St. Bernhardino ab. Da sie sich aller Warnung ungeachtet, nicht wollten abwendig machen lassen, und allein den Bernhardiner-Paß zu besteigen willens waren, so entschloß sich ein eben gegenwärtiger Mann aus dem Rheinwaldthal die fünf Deutsche zu begleiten, um sie nicht einem gewissen Verderben Preis zu geben. Das Unwetter wurde entsetzlich, und die Männer kämpften bis ihnen die Kräfte ausgingen. Der Rheinwalder bot alles Ersinnliche auf, um sie zu retten, allein einer nach dem andern erlag. Da der brave Rheinwalder alle Hoffnung verloren sah, dachte er an sein eignes Heil, aber schon zu übermäßig angestrengt, wurde er beynahe selbst ein Opfer. Es gelang ihm noch sein Leben zu retten, jedoch mit so erfrornen Gliedern, daß er seitdem ein Krüppel ist. Alle fünf Deutsche, starke Pferdeführer, büßten ihr Wagestück mit dem Leben. Die besten Regeln, um sich gegen die oben genannten Gefahren zu schützen, sind folgende: man trage keine schwere Mäntel, hingegen doppelte Hemden, keine Stiefel, sondern locker anschließende Kamaschen, seidene Kappen unter dem Hut; — man genieße vor der Abreise nicht Kaffee, sondern eine geröstete Mehlsuppe mit Wein, aber in keinem Fall Branntwein; man nehme ein Stück Brod und ein Fläschchen guten Wein in die Tasche; — im Schnee bergauf geht man Anfangs sehr langsam und immer in gleichem Takt mit dem Schritt hole man Athem.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Nov.

(Beschluß.)

Bey dem obern Gerichtshofe fiel ein drolliger Umstand vor, woraus man sieht, mit welchen Armseligkeiten man jezt zu thun hat. Der Erzbischof von Paris hatte dort nämlich die Messe gelesen, und darnach der feyerlichen Sizung beygewohnt, und zwar mit Vorangehen seines Porte-croix oder Kreuzträgers. Nun hat man aber in den alten Parliamentsakten gefunden, daß, wenn ein Erzbischof einer Gerichtssizung beywohnt, sein Porte-croix vor der Thüre bleiben muß und daß es einmal wegen der Einführung eines solchen Porte-croix im Gerichtssaale zu einer heftigen Streitigkeit gekommen. Heut zu Tage ist man viel zu höflich, um einen ehrlichen Kreuzträger aus dem Saale zu treiben; allein es hat den Nachfolgern der ehemaligen Parliamentsherrn nicht minder gewurmt, daß ein solcher Mann neben ihnen gesessen oder gestanden hat, und sie haben nicht ermangelt, gegen den Mißbrauch zu protestiren, als das Protokoll der Sizung ihnen zur Genehmigung vorgelegt worden ist. Will also künftighin der Erzbischof ihrer Sizung beywohnen, so wird er sein Kreuz und den Träger, der von demselben unzertrennlich ist, vor der Thüre lassen müssen, oder mit andern Worten, er wird nicht in Pontificalibus erscheinen dürfen, vermuthlich weil der Gerichtshof Herr und Meister während seiner Sizungen seyn, und nicht zulassen will daß die Geistlichkeit dabey in eben dem Pompe erscheine, als ob sie in der Kirche wäre. Bekanntlich haben die obern Gerichtshöfe in Frankreich immer viele Arbeit gehabt, um sich vor den Eingriffen der geistlichen Macht in ihre Rechte zu wehren, und bey den jezigen Umständen ist es noch als ein wahres Glück zu achten, daß sich diese Gerichtshöfe so kräftig wider die Mißbräuche der kirchlichen Macht aussprechen und vertheidigen; in diesem Sinn wird man dann auch den sonst so lächerlichen Streit wegen des Porte-croix zu betrachten haben. Derselbe Erzbischof hatte neulich zu einem andern Streite Anlaß gegeben. Man wird sich aus den vorigen Berichten erinnern, daß er sich während Talma's lezter Krankheit mehrmals in dessen Wohnung verfügt hatte, um, wie es scheint, den Kranken zu bekehren, oder ihm einen Aktus der Reue abzulocken. Diese Zudringlichkeit wurde im Publikum sehr übel ausgelegt, und man frug, wer den Erzbischof berechtigt habe, sich in das Haus eines Bürgers zu begeben, ohne von demselben oder von dessen Verwandten herbeygerufen zu seyn. Da der Vorgang in die Zeitungen kam, und sich die betheiligten Leute darüber aussprechen mußten, so kam heraus, daß der Wundarzt Dupuytron es auf sich genommen hatte, den Erzbischof herbey zu rufen; jener entschuldigte sich damit, daß er geglaubt habe, es sey der Wille der Familie; allein die Verwandten schrieben dagegen, sie hätten diesen Wunsch oder Willen nimmer geäußert. Dupuytren ist es, von dem man erzählt, er habe einmal bey Hofe ein Gebetbüchlein aus der Tasche fallen lassen, damit man sich von seiner Andacht überzeugen könne. Da nun Talma an seinem Ende mit der katholischen Kirche, von der er sich schon lange vorher scheint getrennt zu haben, keine Gemeinschaft hatte haben wollen, so rächt man sich dadurch an ihm, daß man den Theatern nicht erlauben will, sein Andenken durch Dichtungen zu feyern. Nur läßt man das Aufstellen seiner Büste in den Foyers der Theater zu; bey einigen Theatern ist dieses Aufstellen mit einiger Feyerlichkeit verbunden worden. Das Publikum, das von keiner Klerisey und von keiner Polizey abhängt, hat übrigens dem großen Künstler alle mögliche Ehre widerfahren lassen. Ein halb Duzend biographischer Notizen und Memoiren über ihn, und eine Menge Oden und Elegien auf seinen Tod sind gedruckt worden; einige sind mehrmals aufgelegt worden. Sein Porträt ist gestochen und auch lithographirt worden; auch einige Moden à la Talma sind in den Modejournalen erwähnt worden; sogar hat ein Spekulant „Seife à la Talma angekündigt. Nach Talma's Beyspiel hat sich ein anderer Schauspieler des Théâtre français, der in diesen Tagen gestorben ist, Namens Michot, in seinen lezten Tagen das Seelenamt in der Kirche verbeten, und dadurch ist dann wiederum ein ärgerlicher Streit und Aufruhr vermieden worden. Wahrscheinlich werden künftighin alle diejenigen Familien, die mit der herrschenden Kirche nicht in gutem Einverständnisse stehen, es eben so machen, und die Begräbnisse ohne Zuziehung der Klerisey veranstalten; viel Unordnung und Aergerniß würde in Frankreich vermieden worden seyn, wenn man sich früher so benommen hätte, anstatt die Klerisey zwingen zu wollen, Gebete und Zeremonien für diejenigen zu verrichten, die sie nicht zu den ihrigen rechnen wollte. Zulezt wird jedoch die französische Klerisey etwas stuzig werden, daß man sich angewöhnt, ihrer bey der lezten Ehre der Sterblichen zu entbehren, und alsdann wird sie vielleicht aus Ueberlegung oder aus Klugheit toleranter und milder werden, als sie jezt zu seyn scheint.

D g.

Leipzig, im Dec.

Zu den Interesse erregenden Gegenständen, welche uns in der leztvergangenen Zeit dargeboten wurden, gehörte vor allen 1) eine Aufführung des musikalischen Oratoriums: das verlorne Paradies, vom Kapellmeister Friedrich Schneider, welche dieser achtungswerthe Komponist zum Vortheil des Pensionsfonds der hiesigen Orchestermusiker in eigener Person leitete, und durch mehrere Proben verbreitete. Diese und die Theilnehmer der Mitglieder der hiesigen Singakademie und des Musikvereins machten diese Aufführung zu einer der glänzendsten und vollendetsten, die wir jemals gehört; und so konnte auch die Wirkung der Tonsezung nicht anders als glänzend und erhebend seyn. Die gerühmte Kunst dieses Meisters in kräftigen Chören verbindet sich hier mit der Anwendung sanfter, melodiöser Partien, zu welchen der, im Plane und im Einzelnen übrigens manche Mängel enthaltende Text Gelegenheit dargeboten hat, und wegen dieser dem Gefühle des Zuhörers wohlthuenden Abwechslung des Starken und Kräftigen mit dem Sanften und Zarten möchte jenes herrliche Werk dem berühmten Weltgerichte desselben Tonsezers noch vorgezogen werden. Auch scheint es, als ob er hier die Aufgabe zum vollen Bewußtseyn gebracht habe, den Geist, der in den Chören, vornehmlich der Händel'schen Oratorien waltet, mit den Fortschritten der neuern Tonkunst zu verbinden. Am meisten tritt diese Intention hervor in den prächtigen Chören: Eröffne Himmel deine Pforten ꝛc. O streuet ihm Palmen ꝛc., und in den Schlußsäzen, die dem Ganzen die Krone aufsezen. Aber auch die kindliche Ergebenheit Adams gegen den Herrn (Nr. 12), das Verlockende der Hölle (Nr. 21) und die leidenschaftliche Erregung Eva's (Nr. 22) ist dem Tonsezer zu schildern meisterhaft gelungen. Auf jeden Fall verdient dieselbe um so größere Schäzung, da er in dieser würdigen Gattung jezt fast einzig steht. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. December 1826.

Einer ist es, der Allerhöchste, der Schöpfer aller Dinge, allmächtig,
ein gewaltiger König, und sehr erschrecklich.

Jes. Sirach I. 7.

Dem Allmächtigen.

Erhab'ner! dessen Wundermacht
Der Erde Grund gegründet,
Und rings um sie, mit seiner Pracht,
Das Sternenzelt geründet —
Du Namenloser! dessen Ruf
Was lebt und webt, allmächtig schuf:

Wer bin ich, daß ich mich zu dir,
Allmächtiger! erhebe?
Nur Staub! und dennoch weht in mir
Dein Geist, durch den ich lebe —
Ein Geist, der deine Größ', entzückt,
In deines Willens Macht erblickt.

Wie groß ist sie, mein Gott und Hort!
Sie kennet keine Gränzen.
Dein Will' ist That. Du sprichst ein Wort,
Und Mond und Sonne glänzen.
Du willst! . . es lischt der Sonne Licht,
Und Mond und Sterne leuchten nicht.

Du willst! . . ein Sturm empört das Meer,
Der Erde Pol' erzittern,
Der Donner rollt auf Flammen her,
Und Felsgebirge splittern,
Die Stürme schweigen, willst du nur,
Und Stille herrscht durch die Natur.

Du willst, was Meer ist, wird zu Land,
Was Erde war, zum Meere.
Nichts ist, was deiner starken Hand,
O Gott! unmöglich wäre.
Sprichst du, geschieht's; gebeutst du, Gott!
So steht es da, auf dein Gebot!

Du herrschest einzig unbeschränkt,
Nichts kann dir widerstehen.
Was mein Verstand noch ferne denkt,
Ist, denk' ich's kaum, geschehen.
Kein Engel und kein Mensch ermißt,
Wie wundermächtig, Herr, du bist!

Doch Heil mir! daß, so schwach ich bin,
Ich deine Allmacht kenne,
Und o! mit frommem Kindessinn
Dich meinen Vater nenne,
Und nennen darf, wenn eine Noth
Mich rettungslos zu stürzen droht.

Mir sey Gefahr und Fall auch nah,
Du, Vater! bist nicht ferne.
Du hilfst, dein Wort verspricht es ja,
Du hilfst den Deinen gerne.
Ich traue dir und zage nicht.
Du, Gott! bist meine Zuversicht!

O bleib' es stets, und stärk' in mir
Dieß ruhige Vertrauen
Auf deine Macht. Denn trau' ich ihr,
Macht nichts mir Furcht und Grauen.
Weiß ich als meinen Beystand dich,
Vermag die Welt nichts wider mich.

Schaller.

Digitized by Google

Die Gefahren der Alpenpässe im Winter und Frühjahr.

(Beschluß.)

5) Schneeschlipfe; Schneestürze oder Lauinen. Wenn Schneelagen auf nackten Felsabhängen, die eine Neigung von 30° bis 50° haben, in Bewegung gerathen und herabschlipfen, so entstehen Schneeströme, welche, wenn sie die Straße erreichen, den Reisenden bedecken und aufhalten können, aber selten lebensgefährlich sind. Da diese Schlipfe bey außerordentlicher Schneeanhäufung nur in den ersten zwey Tagen nach dem Schneefall stattfinden, so lassen sich die daraus entstehenden Gefahren ausweichen und haben daher im Ganzen keine Bedeutung. Ganz anders verhält es sich mit den Schneestürzen oder Lauinen, welche zu den furchtbarsten Erscheinungen der Hochgebirge gehören. Sie ereignen sich den ganzen Winter und im Frühling nach sehr starkem Schneefall bey Windstößen und bey Thauwetter, ja bey Nordwind und sehr feinem und lockerm Schnee können sie sogar in Bewegung gerathen, wenn die Luft durch Geräusch erschüttert wird, oder der Himmel senkrecht über den mit Schneeschirmen behelmten Felshörnern sich erheitert und die Sonnenstrahlen wirken können. Wenn bey Schneefall der Wind nicht wirbelt, sondern stets von einer Seite und etwas von unten auf bläst, so sezt sich an den Höhen und Gräten der Gebirge auf eine wunderbar schnelle Art der Schnee als ein in der Luft freyhängendes Dach an, welches immer weiter wächst und bisweilen ungeheure frey herüberhängende Schirme bildet; deßwegen nennt es der Bündtner Windschild, Windschirm, auch Windbritt. Diese drohenden Schneemassen hängen fest, bis sie unter der Last brechen, oder durch laue Luft, veränderte Richtung des Windes u. s. w. losreißen und stürzen. Bey Nordwind und lockerm Schnee gibt es häufigere, bey Südwind und Thauwetter die gefährlichsten Lauinen; die erstern heißen Wind- oder Staub-, die leztern Schlag-, Grund- oder Schloßlauinen. Diese wälzen sich langsamer und legen in fünf Sekunden den Weg zurück, wozu eine Windlauine nur eine Sekunde braucht. Deßwegen kann man erstern noch bisweilen entlaufen, den andern aber nie. Manche Gebirgsgegend ist nur bey gewissen Winden den Schneestürzen ausgesezt, und Lage und Gestalt der Felsen sind Ursache, daß an gewissen Stellen alle Frühjahr die entsetzlichsten Lauinen bis in die Tiefe stürzen, weßwegen diese Stellen Lauinenzüge genannt werden. Solcher Lauinenzüge gibt es an dem Bernhardinopaß nicht, aber Windschilde setzen sich an den Seitengebirgen an und verursachen bisweilen Lauinen. Das Losreißen eines solchen Windschildes ergriff am 2ten März 1824 den Diligence-Schlitten und warf denselben mit dreyzehn Personen (Reisende, Kondukteur, Wegbahner und Postillon) in einen beschneiten Abgrund, aus welchem jedoch eilf wieder gerettet wurden, ein Wegbahner und der Landammann von Roveredo im Misoxerthal hingegen waren durch den Druck an das Straßengeländer getödtet. Seit diesem Unglück hat man die Winterstraße auf das jenseitige Ufer des Baches gelegt, wo der alte Weg ging, wodurch jene Gefahr vermieden wird. Einer meiner Freunde in Bündten (so erzählt Herr Doktor Ebel) reiste vor mehreren Jahren mit einer ganzen Karavane im Winter aus dem Engadin nach Davor über den Skalettopaß. Plötzlich fängt der Nordwind an, in den Höhen zu stäuben und südwärts Windschilder anzusetzen, welche nach einiger Zeit losrissen und den langen Zug von zwey-und-fünfzig Schlitten mit allen Menschen und Pferden verschütteten. Mein Freund und einige andere Männer wurden durch den Druck der Luft ergriffen, weithin seitwärts abgesezt aber unbeschädigt, und diese eilten nun so schnell als möglich, alle im Schnee Begrabenen zu erretten, welches glücklicherweise auch gelang, da es trockner und lockerer Schnee war. Bey Schlaglauinen, welche nur bey lauem Südwinde und Thauwetter erfolgen, ballt sich der Schnee dicht aufeinander und schlägt so fest, daß wenn ein Mensch oder Pferd nur bis an den Hals darin steckt, es doch unmöglich ist, ohne Hülfe sich herauszuarbeiten; deßwegen sind diejenigen, welche von Schlaglauinen verschüttet werden, gewöhnlich ohne Rettung verloren; der Mensch erstickt oder bricht Genick und Rückgrath. Nicht selten ist es, daß der dicht geschlagene Schnee solcher Grundlauinen feste Brücken über wilde Gebirgsbäche bildet und der Hitze eines ganzen Sommers widersteht. Die fürchterliche Gewalt der Schlaglauinen übersteigt jede Vorstellung. Der Sturz dieser Schneemassen von den, mehrere tausend Fuß hohen Felsen stößt die Luft mit solcher Heftigkeit, daß selbst weit von dem Fallstrich derselben Wälder niedergedrückt, Hütten umgerissen und Menschen und Vieh fortgeführt und erstickt werden können. Ein Beyspiel ist bekannt, daß von fünf Männern aus Klosters im Prettigau, welche aus den im Gebirge stehenden Hütten Heu herabholen wollten und von einer Lauine überrascht wurden, der eine von ihnen durch den Seitendruck der Luft aufgehoben und in die Thaltiefe, die eine volle Stunde von der Stelle des Unglücks entfernt war, auf den Schnee abgesezt wurde; ganz unbeschädigt, aber wie ein Träumender blieb er sitzen, und erst auf das Anrufen anderer Menschen kehrte Besinnung zurück. Eine gleiche Luftfahrt machte eine Frau, welche in dem Paß des Zügen zwischen Fillisur und Davor bey einem Lauinenfall von dem Luftdruck über den tiefen Schlund des Landwassers auf die andere Seite getragen wurde. Die Wurfkraft der Schlaglauinen ist oft so außerordentlich, daß sie mit ihrem Schnee und allen mitführenden Steintrümmern meilenlange Flächen bedecken. Der Unglücksfälle, welche die

Lauinen den Bewohnern der schweizerischen Alpenkette von jeher verursacht haben, sind unzählige, denn diese Schneeungeheuer bringen häufig bis in die fruchtbaren Thäler hinab, zerstören in einem Augenblick Wälder, Felder, Wiesen, Häuser und tödten Menschen und Vieh. Manche Jahre, wo übermäßiger Schnee fällt, sind dann besonders schrecklich, wie z. B. das Jahr 1808, wo im December in den Kantonen Graubünden, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Bern, Wallis, Waadt und St. Gallen so furchtbare Lauinen stürzten, daß der ganze Schaden auf einige Millionen Schweizerfranken geschätzt wurde, und wie das Jahr 1817, wo nur in drey Kantonen acht-und-fünfzig Menschen getödtet, vier-und-zwanzig Personen verwundet, vierhundert-sechs-und-sechzig Stücke Vieh erstickt und hundert-ein-und-sechzig Häuser und Ställe weggerissen wurden. Es gibt mehr wie ein Beyspiel, daß ganze Dörfer und bisweilen mehrere Hundert Menschen zu gleicher Zeit von Lauinen überfallen wurden. In den Jahren 1800 bis 1825 sind in dem Kanton Bünden durch Lauinen sieben-und-achtzig Einwohner getödtet und vier-und-zwanzig verwundet, fünfhundert-fünfzig Stücke Vieh erstickt und gegen hundert Häuser und Ställe weggerissen worden, und in neun Gebirgskantonen kamen hundert achtzig Menschen um, sieben-und-dreyßig wurden verwundet, tausend-dreyhundert-ein-und-vierzig Stücke Vieh erstickt, hundert-vier-und-zwanzig Wohnhäuser und vierhundert-vier-und-vierzig Ställe wurden zerstört. Diese Angaben sind nicht ganz vollständig, denn sie bleiben unter der Wahrheit des ganzen von den Lauinen verursachten Unglücks. Was die Voraussicht des Lauinenfalls betrifft, für Reisende höchst wichtig, so gilt folgende Regel: So lange der lockere staubige Schnee nicht von den Tannen gefallen ist, so lange ist die Gefahr nicht vorbey, und diese dauert nach dem Aufhören eines starken Schneefalls zwey, drey bis vier Tage. Die Gebirgsbewohner wissen durch Anschauen und Befühlen des Schnee's ziemlich genau zu bestimmen, ob es Lauinenschnee sey und wie bald man es wagen dürfe, auf die Weite zu gehen, deßwegen muß man bey den Einwohnern hierüber sich Raths erholen. Alsdann ist bey der Reise selbst die Vorsicht zu beobachten, nicht geschlossen, sondern in gewissen Entfernungen von einander zu gehen, damit wenn eine Lauine stürzt, nicht Alle ergriffen werden und die Verschütteten sogleich herausgegraben werden können. Bey kaltem Wetter ist im Winter keine Gefahr; im Frühling dauert die Gefahr hauptsächlich von Mittag bis Abend, deßwegen reise man dann so früh als möglich.

Dampfmaschinen in England.

Folgende Berechnung über die jezt in England vorhandenen Dampfmaschinen ist neulich von Herrn Webster gemacht worden.

Nach einem ziemlich genauen Ueberschlage arbeiten in diesem Augenblicke ungefähr 15,000 Dampfmaschinen in Großbritannien, unter denen sich einige von fast unglaublicher Kraft befinden. Man sagt es gibt eine in Cornwall, welche eine Kraft von 600 Pferden hat. Wenn man annimmt, daß ein's in's andere gerechnet, jede dieser Dampfmaschinen 25 Pferde stark ist, so würde dieß der Kraft von 375,000 Pferden gleich kommen. Nach Watts Berechnung ist die Kraft von sechsthalb Mann der eines Pferdes gleich. Wir besitzen folglich vermittelst der Dampfmaschinen eine Kraft von beynahe zwey Millionen Menschen. Für die Nahrung jedes Pferdes werden zwey Morgen Landes jährlich erfordert, und so werden durch den Gebrauch der Dampfmaschinen statt der Pferde 750,000 Morgen Landes in Großbritannien gewonnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Dec.

(Beschluß.)

Das Zweyte was Auszeichnung verdient, war eine Darstellung des Shakspearischen Othello, nach Voß bearbeitet. Hier wurde einer würdigen Aufgabe mit jugendlichen Kräften nachgestrebt. Das Meiste leistete nach meiner Einsicht Hr. Stein als Othello, und was er darin nicht leistete, schien ihm nur die Natur versagt zu haben. Hierzu rechne ich einige der höchsten Kraftausbrüche in dieser Rolle, welche mit seiner Figur kaum in Verhältniß zu bringen sind. Für das Gelungenste seiner Darstellung halte ich die Gespräche Othellos mit Jago im dritten Akte, wo ihm dieser das Gift der Eifersucht in Tropfen einflößt, und er alle Stufen, welche diese furchtbare Empfindung hat, durchläuft, bis zu der Ahnung, daß sie ihn selbst in seinem Innern entnerve, und sein Theaterruhm dahin sey. Daß Shakspear den Helden, von dem Punkte an wo die Leidenschaft zu wirken anfängt, nach Cypern in ein unthätiges Leben versezt, ist beyläufig bemerkt, ein weiser Zug des Dichters. Die Worte: nun fahre wohl für immer du meines Herzens Ruh &c., — dann den Ausruf: so blas' ich meine kindische Liebe fort &c., und den Racheschwur in derselben Scene hat Hr. Stein meisterhaft ausgesprochen. Den Senatoren (in dem ersten Akte) gegenüber möchte sein Betragen wohl etwas zu sehr gemessen seyn; da hier Othello zwar ruhig und würdig (im Verhältniß zu den Aeußerungen seiner Leidenschaft in den folgenden Akten), aber als grader, kühn zugreifender Soldat, offen und schmucklos erschein. Der ruhige Besiz der reizenden Frau hat nur sein Wesen besänftigt. Von Eifersucht geweckt, bricht das alte Chaos um so zerstörender hervor. — In der Desdemona Charakter sind Züge verbunden, welche in der Darstellung durch Mad. Gerwst nicht ganz hervortreten. Ein Sinn für das Große in dem afrikanischen Helden hatte sie ihm zugeführt und dem Vater entwandt. Hohe Gluth der Empfindung und die innigste Treue, männlicher Sinn und kindliche

Unbefangenheit und Unschuld ist es, was wir hier in einem sich entwickelnden Charakter sehen wollen. Im Einzelnen gelang der Darstellerin manches, besonders in den Gesprächen mit Emilie und Cassio, aber zu vielen Stellen, besonders zu dem Ausdrucke der melancholischen Ahnung am Schlusse des vierten Aktes fehlt ihr die Stimme der Empfindung. Vieles verdirbt die angewöhnte Manier, z. B. das wiederholte Kopfnicken bey den Worten: „ich möchte wissen was ich dir, wenn du mich darum bätest, wohl verweigern könnte.“ — Jago, den fast alle Personen im Stücke für ehrlich halten, und unvermerkt eine Herrschaft über sich einräumen, muß etwas sehr Gewinnendes und Einschmeichelndes haben, was die Absichten des intriguensüchtigen Mannes verbirgt, bis der Ausgang, den er nicht mehr leiten kann, sie entschleyert. Aus diesen Gründen kann mir die Darstellung des Hrn. von Zieten nicht zusagen, der — besonders in der ersten Darstellung, einen erklärten Bösewicht mit starken Farben schilderte. Mad. Miedke hat die Rolle der Emilie übernommen, und sich durch ihre Ausführung ein Verdienst um die Darstellung erworben. Eine einzige Stelle fand ich tadelhaft, wo sie auf die Worte: Gott weiß, nicht ich, wozu er's haben mag (nämlich das Schnupftuch) ein falsches Gewicht legt; als ob sie etwas Böses damit ahnete. Gerade diese Worte müssen sehr leicht gesprochen werden; werden sie schwer genommen, so erklärt sich Emiliens Handlungsweise um so weniger, und ihr Schweigen wegen des Schnupftuchs ist bey der Ergebenheit gegen Desdemonen um so tadelhafter. Da nun bey unserer theatralischen Bearbeitung aus ihrer Rolle noch das gestrichen ist, was auf ihren Leichtsinn hindeutet, so werden jene Accente dadurch um so nachtheiliger für diese Rolle, und die ganze Intrigue, in welcher der Dichter ohnehin zu weit gegangen zu seyn scheint. Die Rolle des Cassio war genügend durch Hrn. Genast besezt. Die ganze Darstellung wurde mit großem Interesse gesehen und wiederholt. Von Zriny, Abällino, der zum Vortheil des Pensionsfonds wieder in die Scene gesezt wurde, an seine vorigen Zeiten erinnerte, und seinen Zweck vollkommen erreichte, — erwähne ich nach einem solchen Werke nichts. — Als eine Neuigkeit aber, die ein oder zwey Mal unterhält, muß ich Aubers Oper: der Maurer und der Schlosser anführen. Das Streben nach dem Pikanten guckt in dieser Musik überall hervor: Einiges ist wirklich neu und angenehm; das vorzüglichste Stück ist vielleicht das wirklich dramatische Zankduett im zweyten Akte, was auch durch Spiel gehoben, hier wiederholt werden mußte. Was die poetische Arbeit anlangt, so gibt diese Oper, so wie der Text zu dame blanche zu der Bemerkung Veranlassung, daß die französischen Operndichter in ihren Texten weit mehr auf einzelne Situationen hinarbeiten, und um Zusammenhang und Motivirung der Handlung weit unbekümmerter sind als sonst. Der untergelegte deutsche Text macht der Verfasserin wenig Ehre.

Ein sehr glänzendes Fest, was die vornehme und schöne Welt in diesem Monate versammelte, war das fünfzigjährige Jubiläum der hiesigen Harmonie, welches in den festlich dekorirten Sälen des Gewandhauses gefeyert wurde. Ein angemessenes Gedicht des seit einiger Zeit leider sehr kranken Hofraths Mahlmann,*) und eine zweckmäßige Rede, in welcher der Herr Oberhofgerichtsrath Dr. Wenck an schöner Stelle die Beziehung dieser geachteten Gesellschaft auf die Geschichte der Zeit und unserer Stadt insbesondere entwickelte eröffnete das Fest; ein glänzender Ball beschloß dasselbe.

Von bemerkenswerthen Tonstücken ist mir, außer der in meinem lezten Bericht angeführten Krönungsmesse von Jos. Eybler ein Graduale und ein Offertorium von demselben Meister in gestochener Partitur zugekommen. Dieselben gehören zu der Prachtausgabe von sechs Messen und ebensoviel Gradualien und Offertorien, welche in des thätigen und musikkundigen Haßlingers Verlage in Wien erscheint. In demselben Verlage ist auch eine schöne und vollständige Prachtausgabe von J. B. Cramers gediegenen Etuden mit genauer Applicaturbezeichnung erschienen. Diesem trefflichen und jedem gründlichen Pianofortespieler nicht genug anzuempfehlenden Werke wird sich eine Sammlung von Studien an die Seite stellen, welche Moscheles im Laufe dieses Winters bey Probst in Leipzig erscheinen lassen wird.

A. Wendt.

*) Er ist den 16ten dieß gestorben.

D. Red.

Auflösung der Charade in Nr. 306.

Heimweh.

Räthsel.

Wer kennt den grimmen Riesen,
Der mit den Starken ringt,
Und der in jedem Kampfe
Zulezt den Gegner zwingt.

Grau sind ihm Bart und Haare,
Die Wang' ist dürr und fahl;
Doch ist sein Arm von Eisen,
Sein Fuß zermalmt wie Stahl.

Sein Auge scheint erloschen,
Gekrümmt ist die Gestalt;
Doch stürmt er auf den Gegner
Mit drengender Gewalt.

Von seinem Hauche rostet
Des Schwerdtes scharfer Glanz,
Er bricht der Panzer Ringe,
Verdirbt der Blüthen Kranz.

Ihm kann sich nicht entreißen
Der Reiter noch sein Roß;
Umsonst hält dich umschanzet
Vor ihm das Felsenschloß.

Er kommt herangezogen
Und hebt die schwere Hand;
Da stürzt das Thor zerbröckelt,
In Schutt die Mauerwand.

Er bricht der Eichen Krone,
Der Löwin Mark er raubt,
Zermalmt die Stirn der Felsen,
Tritt weg der Berge Haupt.

Dem grimmen Riesen alles,
Was irdisch ist, erliegt:
Nur was vom Himmel stammet,
Wird nie von ihm besiegt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. Juli 1826.

Kulturgeschichte.

Allgemeine kritische Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungsanstalten, der körperlichen und geistigen Heilungsinstitute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen. Nach des Herrn Appert zu Paris neuem Journal des Prisons, Hospices, Écoles primaires et Établissements de Bienfaisance, in größerer Ausdehnung und mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet von dem Herausgeber der allgemeinen deutschen Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Erster Jahrgang, 1 — 3tes Heft. Basel, bey Neukirch, 1825.

Nachdem die Flut der Barbarey, die einst Europa überschwemmt, in ihren großen Massen sich allmählich verlaufen hat, ist es Zeit, auch den Schlamm, der in den reinlichen Menschenwohnungen zurückgeblieben, vollends herauszukehren. Noch immer entehrt die gebildetsten Völker Europa's eine barbarische Gewohnheit, die zwar den Blick, der auf der glänzenden Oberfläche des Lebens sich ergeht, nicht beleidigen kann, weil sie in dunkle Mauern sich verschließt, die aber wie eine geheime Sünde desto schimpflicher ist. Der unsterbliche Howard machte zuerst auf den Widerspruch aufmerksam, in welchen das philosophische Jahrhundert verfallen war, da es Missionäre nach allen Zonen schickte, die Barbaren aufzuklären, und in der Mitte des sonnenhellen Europa selbst noch so trübe Flecken duldete, ja nicht einmal beachtete. Er stieg in die Jammerhöhlen hinab, aus denen mitten im lachenden Gewühl der Städte die Seufzer der verstoßenen Mitmenschen ungehört verhallten. Er scheute nicht die Vorurtheile der Justiz und nicht den Qualm der Kerker, und opferte sich der Humanität, indem er, ein wandelnder Gefangener, alle Kerker heimsuchte, um das Elend derselben durch Bekanntmachung zu mildern. Sein edles Streben hat Nacheiferung erweckt, und an die vielen schönen Versuche, seine menschenfreundlichen Rathschläge allgemeiner zu verbreiten, schließt sich auch das vorliegende Journal an. Die Nordamerikaner haben das erste Beyspiel gegeben; durch Howard aufmerksam gemacht, haben auch die meisten Regierungen in Europa das Loos der Gefangenen mannigfach verbessert, doch ist noch nicht alles geschehen. Die politischen Ereignisse haben die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gelenkt, und an vielen Orten sind die alten Uebel geblieben, wie sie waren, an andern wohl gar wieder zurückgekehrt, nachdem sie schon einmal verbannt worden. Zwar ist unendlich viel Gutes geschehen, aber dieß soll uns nicht blind machen gegen das noch bestehende Uebel, und wenn es auch noch so gering wäre. Noch immer bestehen zahlreiche Mißbräuche in vielen Strafanstalten, vorzüglich Unreinlichkeit, verpestete Luft, ungesunde Kost, Vermischung der bloß Angeschuldigten mit den Verurtheilten, der Verführten mit den Verführern, der minder Strafbaren mit den Unverbesserlichen, Willkür, Betrug und Gelderpressungen der subalternen Aufseher, Müßiggang oder unzweckmäßige Arbeit. Gegen diese „Uebel im Verborgnen" zu kämpfen, ist der schönste Beruf des Menschenfreundes. Wahrlich, ehe wir den Sonnenflug der Philosophie wagen, sollten wir uns erst auf der Erde gehörig umsehen und uns erinnern an den alten Spruch, homo sum etc., aber wir täuschen uns allzugern über die Wirklichkeit mit glänzenden Phantasien, über die Leiden Anderer mit dem Glück, dessen wir uns selbst erfreuen. —

Die Tendenz der vorliegenden Zeitschrift ist die humanste. In einer Reihe von historischen Notizen wird das Uebel, wie es ist, werden die Versuche, ihm abzuhelfen, wie sie mit größerem oder geringerem Erfolge angestellt worden sind, werden die Mittel, die etwa noch versucht werden können, nahmhaft gemacht. Es wird bewiesen, daß Reinlichkeit, gesunde Wohnung und Kost nicht nur ein allgemeines Menschenrecht, das auch dem Gefangenen nicht verweigert werden darf, sondern auch die zweckmäßigsten Mittel seyen, den verwahrlosten Bösewicht durch physische Ordnung und Mäßigkeit zur mo-

Digitized by Google

ralischen zurückzuführen. Es wird dargethan, wie gerecht es sey, den nur Angeschuldigten vom Verurtheilten zu sondern und besser zu behandeln, und wie zweckmäßig es sey, auch unter den Verurtheilten die besseren von den verhärteten Bösewichten zu trennen. In der Behandlung aller Gefangenen wird consequente, strenge Gerechtigkeit verlangt; das Gesetz gebiete eine bestimmte Strafe, aber nicht Willkür, Gunst oder Rache, nicht jene Despotie der Subalternen, die bald dem Bösewicht die Fesseln erleichtert, bald den minder Straffälligen zur Verzweiflung bringt. Endlich wird verlangt, daß die Strafanstalt zugleich bessern solle, daß sie den Wilden zähme durch Zucht, den Reuigen erhebe durch Humanität, den Trägen an die Arbeit gewöhne und den Roben unterrichte, damit die Gefängnisse nicht ferner „Schulen und Universitäten des Lasters" seyen.

Da das deutsche Journal nur eine Umarbeitung und Erweiterung des französischen von Appert ist, so handelt es auch vorzüglich von französischen Anstalten. Die ausgezeichnetsten Aufsätze sind im ersten Heft umständliche Berichte über die Königliche Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse (unter dem Vorsitz des Dauphin), an welche sich sehr interessante Darstellungen des gegenwärtigen Zustandes der Pariser Gefängnisse anschließen. Es wird nachgewiesen, daß in Paris selbst noch viele der oben gerügten Uebel herrschend sind, und es wird sogar eines neuen Uebels erwähnt, das zugleich ein charakteristisches Zeichen der Zeit ist. S. 79 heißt es: „Zwey junge Leute, die den höhern Ständen anzugehören scheinen, besuchen öfters, unter Ermächtigung der Polizeypräfekten, zwey Quartiere des Gefängnisses von La Force, nämlich den neuen Bau und das Quartier der Kinder. Diese jungen Missionäre-Laien predigen und katechisiren. Ihre Empfehlungen sollen, wie man sagt, nicht ohne Einfluß, in Hinsicht auf Begnadigung oder Strafminderung seyn. Man glaubt, daß sie zu den halb religiösen und halb politischen Congregationen gehören, deren Einfluß, wie man behaupten will, seit einem gewissen Zeitpunkte von Tag zu Tag gewinnt. Wenn diese Congregationen ihren Zöglingen nur Uebungen der vorerwähnten Art aufgeben, so müssen wir, weit entfernt, sie zu tadeln oder Mißtrauen in sie zu setzen, sie vielmehr aufmuntern und ihren Bemühungen Gedeihen wünschen. Da aber bey allen menschlichen Dingen das Böse dicht an das Gute grenzt, so ist es von Wichtigkeit, hier die Klippen der Heucheley zu vermeiden. Viele Gefangene geben sich das Ansehen, als ob sie die religiösen Uebungen mit dem größten Eifer ausübten, und ziehen sich dadurch manchmal Gnadenbezeigungen in verschwenderischem Maße zu. Andere hingegen, denen man nichts weniger als Unsittlichkeit zur Last legen kann, sehen sich mit der äußersten Strenge behandelt, weil entweder anti-religiöse Vorurtheile oder eine zu große Unbiegsamkeit ihres Charakters sie von den gottesdienstlichen Gebräuchen fern halten. Es ist in diesem Falle sehr viel Aufmerksamkeit, Duldung und Unpartheylichkeit nöthig, um nicht in Mißgriffe zu gerathen, welche die einen erbittern und die andern ohne Rettung verderben." In demselben Heft findet sich unter andern noch ein interessanter Bericht über die vortreffliche Irrenanstalt im Juliushospital zu Würzburg. Das 2te Heft setzt die Berichte über Frankreich fort und gibt Nachricht von den Verdiensten, welche die berühmte Elisabeth Fry um das weibliche Gefängniß zu Newgate sich erworben, ferner eine umfassende Gallerie der englischen Hospitäler und Irrenanstalten von Dr. Schultheß, und eine Beschreibung des Schlosses Köpnik bey Berlin, als Gefängniß der Demagogen. Im dritten Heft ist eine ausführliche Beschreibung des Bagno zu Toulon von vorzüglichem Interesse. Wer den Menschen in seiner tiefsten Herabwürdigung unter Lumpen, Ketten, Pferdearbeit und Pferdekost, Stock und Henkerbeil, wer selbst die Kranken noch bis zum Augenblick ihres Todes in Ketten schmachten sehen will, lese dieses schauderhafte Gemälde aus einer erst jüngstvergangenen Zeit, und möge niemand, der menschlich fühlen kann, von diesem Spiegel der Wahrheit aus Eckel sich abwenden. Jeder erkenne bey so vielem verborgenen Elend die Wohlthat der Oeffentlichkeit, die es an das Licht zieht, und vermehre sie durch seine Theilnahme an Werken, wie das vorliegende, damit ein so edles Unternehmen nicht stocken bleibe. Möge das menschenfreundliche Journal nicht eher seine Berichte schließen dürfen, bis es uns versichern kann, daß alle seine humanen Wünsche erfüllt sind!

Zeitgeschichte.

Der Suliotenkrieg nebst den darauf bezüglichen Volksgesängen. Ein Beytrag zur Geschichte des griechischen Freyheitskampfes. Von W. v. Lüdemann. Leipzig, bey F. A. Brockhaus. 1825. 91 S.

Die Theilnahme an den Angelegenheiten Griechenlands bestimmte wahrscheinlich den Verf. vorliegender Broschüre, in derselben „eine kurze, mit dem Reiz eines Romans anziehende Geschichte des Krieges der Slioten gegen Ali Pascha von Janina" zu geben, und wohl auch nur darum mag er diesen Krieg als „eines der blutigen Vorspiele zu dem großen Freyheitskampfe der Griechen" in dem Vorworte, so wie dessen Darstellung als einen „Beytrag zur Geschichte des griechischen Freyheitskampfes" auf dem Titel bezeichnen. Denn als ein sol-

Digitized by Google

des Vorspiel läßt jener sich in der That nicht betrachten, und nur darin mag die innere Verwandtschaft und ein gewisser Zusammenhang beyder, durch einen Zeitraum von fast siebzehn Jahren getrennter, Erscheinungen liegen, daß dort eine kleine, aber freye Republik ihre Freyheit und Unabhängigkeit gegen einen listigen und mächtigen Despoten vertheidigt, hier ein ganzes, in Sklaverey lebendes, Volk seine Freyheit und Selbständigkeit sich erkämpfen will. Doch abgesehen davon und schon an und für sich betrachtet, ist die Geschichte jener Suliotenkriege von dem höchsten menschlichen Interesse für den, der die in dem heldenmüthigen, Alles aufopfernden Kampfe Weniger gegen die Uebermacht, in dem Kampfe für des Lebens höchste Güter sich aussprechende Größe und Hoheit der menschlichen Natur zu begreifen und zu schätzen weiß — und auch historischen Werth hat eine Darstellung derselben. Hr. v. L. hat dabey als Quelle dasjenige benutzt, was sich in Fauriel's Sammlung der „Chants populaires de la Grèce, moderne. Paris 1824. 1825." im ersten Bande, und zwar allein zur Erläuterung der von demselben mitgetheilten, auf jene Suliotenkriege bezüglichen Volkslieder, findet, und wobey Fauriel selbst außer mündlichen Nachrichten von Griechen, theils aus Pouqueville Voyage dans la Grèce, theils aus Eton (nicht Easton) Gemälde des türkischen Reiches, theils endlich und vorzüglich aus des Neugriechen Perrhäbos (so heißt er, nicht Perevos) neugriechisch geschriebener Geschichte von Suli und Parga geschöpft hat. Fauriel sagt über die Benutzung dieser Quellen: j'ai pris indifféremment dans chacun ce qui m'a paru le plus intéressant, le plus probable en soi et le plus d'accord avec l'ensemble des événemens, und er glaubte also verfahren zu müssen bey den in jenen drey Werken sich findenden Mängeln und Widersprüchen: Hr. v. L. wiederum hat „Alles Entbehrliche sorgfältig weggeschnitten, der Darstellung Kürze und Deutlichkeit, so viel als möglich, mitgetheilt und strenge Kritik bey Aufnahme der Nachrichten angewendet," wie er im Vorworte sagt. Trotz der beyden in Deutschland bereits erschienenen Uebersetzungen des Fauriel'schen Werks, (nämlich: theils der Koblenzer anonymen und nicht sehr verdienstlichen, theils der ausgezeichneten Leipziger von dem schätzbaren Griechensänger Wilh. Müller) scheint Hr. v. L. gleichwohl zu einer anderweitigen Verdeutschung der darin enthaltenen Darstellung der Suliotenkriege besonders dadurch bestimmt worden zu seyn, daß diese in der Müller'schen Uebersetzung sehr abgekürzt worden: aber er hätte mehr thun und, da er eine für sich bestehende und für sich allein zu betrachtende Geschichte jener Kriege geben wollte, bis auf die Quelle, besonders auf Perrhäbos, zurückgehen, aber sich nicht bloß an Fauriel halten sollen, zumal da dieser oft nur nach eigenem Gutdünken bey Benutzung seiner Quellen zu Werke gegangen. Dann wäre seine Darstellung, bey der auch die frühere Geschichte Suli's, der Ursprung dieser Republik, ihre geographische Lage, die Sitten ihrer Einwohner durchaus eine nähere Berücksichtigung verdienten, genauer und ausführlicher geworden; obgleich sie auch so, wie sie vorliegt, in solchem Grade die Theilnahme verdient, welche die außerordentlichen, oft an das Wunderbare und Unglaubliche gränzenden Thaten und der rührende Untergang jenes Heldenvolkes (im Jahr 1804 — denn nur bis dahin reicht Fauriel's Darstellung) in Anspruch nehmen. Und auch um ihrer spätern Schicksale bis 1820, um ihrer Theilnahme an der griechischen Revolution willen, (man denke nur an den heldenmüthigen Markos Bozzaris, der im August 1823, ein zweyter Leonidas, den Tod für das Vaterland starb, und dessen Onkel Notis Bozzaris, welcher im April 1826 in Missolonghi den ehrenvollen Tod einem schmachvollen Leben vorzog, Anderer nicht zu erwähnen) verdienen die Slioten auszeichnende Berücksichtigung, wie zugleich die Republik Suli, scheint sie auch (nach Einigen, und zwar im 17ten Jahrhundert) in einer Vermischung von Albanesern und Griechen ihren Ursprung gefunden zu haben, dennoch ein unverdächtiges Zeugniß gibt für die moralische und geistige Kraft, welche in den Griechen schlummert, und welche sie, recht geleitet, der wahren Freyheit fähig und werth macht.

Der Darstellung der Suliotenkriege nach Fauriel sind aus dessen, im Ganzen nichts weniger als erschöpfenden, aber höchst wichtigen und interessanten, Sammlung noch neun, auf jene Kämpfe mit Ali Pascha bald in näherer, bald in lockerer Verbindung sich beziehende neugriechische Volkslieder mit dem Originaltexte (aus Fauriel Tom. 1. 284 ff. 2. 344.) und in einer metrischen, „vollkommentreuen" Uebersetzung beygefügt, die indeß der Müller'schen in der Verdeutschung Fauriel's an Kraft und poetischer Rundung bey weitem nicht gleichkommt, wie eine flüchtige Vergleichung es lehrt.

Das Aeußere der vorliegenden Broschüre ist sehr geschmackvoll, die Uebersetzung ist gut, und nur wenige Druckfehler entstellen sie.

Reise-Literatur.

Reise von Bamberg über Paris nach Boulogne von J. H. Jäck, Weimar im Landes-Industrie-Comptoir, 1826.

Der Verfasser ist, wie man ehemals zu sagen pflegte, à la Büsching gereist, d. h. er hat alle statistischen und artistischen Merkwürdigkeiten auf seinem Wege besehen und beschrieben, und weiter nichts. Von Herzensange-

legenheiten oder politischen, oder ästhetischen Meinungen erfahren wir keine Sylbe, und können auch wohl damit zufrieden seyn, denn wir wollen nach Frankreich, nicht in das Land der Phantasien reisen. Doch erhält das Buch durch die bloße Aufzählung von Merkwürdigkeiten eine gewisse Trockenheit, und wir hätten wenigstens hin und wieder einige Persönlichkeiten gewünscht. Da der Verfasser schon auf den ersten Seiten in Paris anlangt und es erst auf den lezten wieder verläßt, so handelt eigentlich das ganze Buch nur von dieser Stadt und ist als ein Wegweiser durch dieselbe zu betrachten. Dadurch erhält es in der That einen eigenthümlichen Werth. Der Verfasser hat unermüdet alles besehen, was in Paris irgend die Aufmerksamkeit der Fremden fesseln kann, ist in allen Pallästen, Kirchen, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Bureaux, Gefängnissen etc. herumgewandert, hat nichts unbeachtet gelassen und ertheilt überall Belehrungen, wie man alles Sehenswerthe auffinden und zugleich auf die bequemste und wohlfeilste Weise genießen kann. Sein Buch in der Hand kann man sich schon getrauen, wie deutsche Handwerksbursche sagen, Frankreich in Paris zu finden.

In das Einerley der topographischen Notizen sind zuweilen artige Anekdoten eingeflochten, z. B.: Im Anfange der Revolution wohnte ein Kapuziner bey einer Putzmacherin, wurde in diese verliebt und mit ihr verehelicht, kam auf den glücklichen Gedanken zur Herausgabe einer Wochenschrift neuer Moden und legte dadurch den Grund zu seinem Glück. — Ein Schweinemetzger in Paris bot seine Bank nebst der dahin gewöhnten Kundschaft (les fonds, les affaires et toute la cochonnerie) zum Verkauf an den Meistbietenden aus. Wer staunt nicht, daß 160,000 Francs dafür geboten wurden? Ein öffentlicher Schuhputzer, der sich bereits genug erworben hatte, bot das Patent zu seiner Bank, seine Schuhwichse und Bürsten nebst Kundschaft aus, und erhielt — zwey tausend Francs.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Den Statuten gemäß will die Gioenische Akademie jedesmal zu Anfange eines akademischen Jahres sich einen einzelnen Gegenstand aus dem Gebiete ihrer Wissenschaft auswählen, der ihre Thätigkeit vorzugsweise beschäftigen soll. Dann las der Pater G. B. La Via, als Sekretär der Section für Naturgeschichte und Direktor des Naturalien-Cabinettes, eine Abhandlung vor, enthaltend einige, in der Grafschaft Sommatino gemachte, geologische Beobachtungen. Nachdem er die in dieser Gegend sich vorfindenden Mineralien beschrieben und die verschiedenen Arten ihrer Benutzung auseinandergesezt, ging er über zu den Phänomenen, welche sich unlängst in der Solfatara von Bruca ereignet haben, unterhielt ferner sein Auditorium mit der Beschreibung einer neuen, in dortiger Gegend von ihm aufgefundenen Schwefel-Krystallisation, von dem Entdecker unitaria Sauussata genannt, und schloß seine Vorlesung mit der Angabe der verschiedenen, in der Gegend von Bruca quellenden Mineralwasser. An Stoff zu Untersuchungen kann es den Mitgliedern der Gioenischen Akademie, vermöge des wundersam gestalteten Erdstriches, den sie bewohnen, und der Menge noch unbekannter Schäze und Erzeugnisse, welche der dortige Boden in sich schließt, so geschwind nicht fehlen. Mehrere auf den fraglichen Gegenstand, nämlich eine Ortsbeschreibung des Aetna und seiner Umgegend, bezügliche Abhandlungen und Aufsäze; unter andern eine Abhandlung über die Gehölze des Aetna von Prof. Scuderi, eine geologische Ansicht des Aetna von Gemellari; eine Beschreibung der in der Fläche von Catania wachsenden Pflanzen, von dem Prof. Cosentini, eine Abhandlung über die Wässerung der Ebene von Catania, vermittelst der Gewässer des Simetus von dem Fürsten Manzanelli, u. a. m. liegen bereits fertig zum Drucke, und sollen in den Akten der Akademie, von welchen der erste Band in Kurzem erscheinen wird, dem Publikum mitgetheilt werden.

Betreffend die Verrichtungen der Accademia Labronica zu Livorno, vom Jahre 1825, vernimmt man, daß in der Sizung vom 23sten Februar Hr. Franz Pistolesi derselben eine Anzahl von Zusäzen zu dem in den Pariser Annalen für Chemie und Physik enthaltenen Verzeichnisse von Erdbeben mitgetheilt, und Hr. Santoni ihr eine Prüfung der Meinung des Dr. James Johnson über die Tugend der Reinlichkeit vorgelegt habe. Für die Sizung am 19ten März hatte sich der Präsident der Akademie, Hr. Palloni, den Einfluß des Handels auf die Mittel, das Ansehn und die Macht einer Nation zu vergrößern, zum Gegenstande einer gelehrten Unterhaltung ausgewählt, und der Dr. Viveli ein Bruchstück über das Schicksal des Menschen verlesen. Am 28sten Mai hatte Hr. Riamconi seine früher begonnenen Vorlesungen über die Geschichte des Hafens von Pisa fortgesezt.

— Nachdem es früherhin von Rom aus geheißen hatte, das, von der Frau Benincampi ausgearbeitete Brustbild des berühmten Friedrich Cesi, Stifters und Fürsten der Lincei, sey im Pantheon daselbst aufgestellt worden, so lauten nun neuere Nachrichten dahin, diese Ehrenbezeigung sey einem der größten Italiener, Galiläis würdigem Freunde, versagt worden. Somit gäbe es denn sogar in unsern Tagen noch Leute, die sich aus allen Kräften bestreben, die Schande und die Vorurtheile ihrer Altvordern in einer Hauptstadt zu verewigen, wo man den Fürsten Cesi und die Lynceer verfolgte, während man auch Galiläi verdammte und die Offenbarung der Bewegung des Erdballs für Kezerey tarirte. Es hat übrigens der Pater Odescalchi, unter dessen Leitung das Giornale Arcadico und die neuen Lynceer gegenwärtig stehen, um das gedachte Aergerniß wenigstens zum Theil wieder gut zu machen, Cesis Büste in einem Cabinette seines Hauses, mitten unter den Brustbildern des Homer, Pindar, Virgil, Dante und Tasso ihren Plaz angewiesen, und nicht bloß alle Italiäner, die dem Ruhme ihres Vaterlandes hold sind, sondern auch alle gebildeten Ausländer, rechnen es sich zur Pflicht, dieses kleine Heiligthum zu besuchen und dadurch das Andenken eines höchst wohlthätigen und nüzlichen und thätigen Philosophen Italiens zu ehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. Juli 1826.

Biographie.

Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, aus einer englischen Handschrift übersezt. Zwey Bände, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Der Werth dieser Memoiren liegt nicht etwa nur in historischen Notizen, oder gar nur in dem hohen Range der Verfasserin, sondern zugleich in dem liebenswürdigen Charakter, in der hohen Bildung und in den ungewöhnlichen Schicksalen und Erfahrungen derselben. Nächst der unsterblichen Lady Morgan hat England keine Schriftstellerin geboren, die so viel weibliche Würde, Geist und Bildung ausgezeichnet hätte, als diese Markgräfin. Ihr Werk ist kein trocknes Tagebuch, das der Geschichtschreiber nur benutzen könnte, sondern die eigenthümliche Blüthe eines schönen, reichen Geistes, das uns überall zugleich ein ästhetisches und philosophisches Interesse gewährt.

Allerdings haben diese Memoiren eine politische und historische Bedeutung und geben zahlreiche Aufschlüsse über die Geschichte der leztverflossenen fünfzig Jahre, doch hat sich die erlauchte Verfasserin, einem gewissen weiblichen Sinne getreu, nie eigentlich in politische Geheimnisse mischen mögen, wenn sie auch überall dazu Gelegenheit und sogar Aufforderung gefunden hat, und die Aufschlüsse, die sie uns gibt, bestehen nur in Charakterschilderungen und Anekdoten. Diese sind aber von großem Interesse. Die Verfasserin hat vor, während und nach der Revolution alle europäischen Höfe besucht, und alle Hauptpersonen des politischen Theaters kennen gelernt. Nur vom Hofe Napoleon's als Engländerin ausgeschlossen, hat sie ringsumher die coalisirten Länder durchreist, und ihre Memoiren schließen deßfalls gleichsam einen Kreis um die vielen französischen Memoiren, die das einzige Gebiet aufklären, das ihr verschlossen blieb.

In den politischen Meinungen der Frau Markgräfin, sofern sie dieselben gelegentlich und eigentlich unwillkürlich ausspricht, äußert sich ein seltsames Gemisch von verschiedenen Einflüssen ihrer Erziehung, Bildung und Erfahrung, und wenn man darin Widersprüche findet, wenn die Einen oder Andern mit ihr unzufrieden seyn könnten, so erscheint sie doch in allen diesen Aeußerungen liebenswürdig. Sie ist zuweilen aristokratisch, aber auf eine naive Weise; Geburt und Gewohnheit, und jener weibliche Sinn, der sich unschuldig und gehorchend den bestehenden Verhältnissen anschließt, bewirken zuweilen, daß sie etwas zu billigen scheint, was ihr philosophischer Blick bald darauf verwirft. Ihr edler Geist durchbricht die Schranken der Geburt, und sie erscheint überall, wo sie gleichsam über den Familienkreis hinausblickt, vollkommen liberal. Geist und Talente, Thaten und Verdienste gelten ihr in jedem Collisionsfall mehr als die Geburt, und in allen ihren Charakterschilderungen äußert sie sich frey und wahrhaft philosophisch. Nicht minder ist sie eine eifrige Vertheidigerin der unglücklichen Griechen und der Spanier.

In ihren Bemerkungen über ganze Nationen oder einzelne historische Personen verräth sie nicht nur ein feines weibliches Auge, sondern auch eine durch Erfahrung und Lektüre gereifte Menschenkenntniß. In ihren philosophischen Betrachtungen über die Gesellschaft, Erziehung, Politik, Literatur und Kunst, die beynahe allein den zweyten Band ausfüllen, reiht sie sich an die edelsten und gebildetsten Geister aller Zeiten an, und ihre tiefen Einsichten erhalten durch die ihr natürliche Lebhaftigkeit und Wärme des Gefühls und durch eine überall vorschlagende weibliche Naivetät einen besonders charakteristischen Reitz.

Da sie ihre Lebensgeschichte schreibt, so ist ihre Persönlichkeit im ganzen Werke das vorherrschende und ohne Zweifel auch das schönste. Was sie uns von andern Personen und Gegenständen berichtet, erhält erst seine höchste Bedeutung, indem wir die Berichterstatterin selbst kennen lernen. Nicht ihre Reisen, Bekanntschaften und Schicksale machen sie interessant, sondern ihre ausgezeichnete liebenswürdige Persönlichkeit. Sie ist ein Weib im ächten Sinne des Worts, und von der Gesellschaft un-

Digitized by Google

verdorben. Es ist nicht möglich ohne die innigste Theilnahme zu hören, wie sie in allen Verhältnissen, in Glück und Unglück, gegen Bewunderung und Verläumdung ihren weiblichen Sinn bewahrt hat und uns an Höfen und auf Reisen, frey durch Geburt und Geist, doch überall das Beyspiel einer gehorsamen Tochter und Gattin, einer zärtlichen Mutter und Freundin gibt. Wir erwarten ein Epos und finden eine Idylle, und die wir als eine Heldin bewundern möchten, sehen wir in einem freundlichen Familienkreise die sanften Tugenden eines bürgerlichen Weibes üben.

Ihre interessante Lebensgeschichte ist in gedrängtem Umriß folgende. Elisabeth Berkeley, die jüngste Tochter des Grafen von Berkeley, ward in England geboren 1750. Ihre Mutter liebte sie nicht und vernachlässigte sie auffallend gegen ihre ältere Schwester. Durch zuvorkommende Liebe und Gehorsam gelang es jedoch der jungen Elisabeth, allmählig das Herz der strengen Mutter zu versöhnen. Schon in zartem Alter begab sie sich mit ihrer Familie eine Zeit lang nach Paris an den Hof der Königin Maria Antoinette, die sie gegen die Anklagen der Geschichtschreiber zu vertheidigen bemüht ist. Bald darauf wurde sie mit Lord Craven vermählt, lebte sehr glücklich mit ihm und gebar ihm mehrere Kinder. Ihr Geist, ihre Schönheit und ihre Sanftmuth machten sie am Hofe, beym Adel und selbst bey den Gelehrten zum Gegenstand der Bewunderung, und sie genoß in dieser Zeit ein ungestörtes Glück, das indeß nur dazu diente, sie in ihrer Demuth und Bescheidenheit zu bestärken. Wiewohl ihr Gatte ziemlich roh war, bewies sie ihm doch treue Liebe und Gehorsam, bis er selbst sein Glück zerstörte. Er verließ seine schöne Gattin und reiste mit einer Maitresse herum. Er wandte alle Mittel an, um Elisabeth zur Scheidung zu zwingen, was sie aber im Gefühl ihrer Würde standhaft verweigerte. Ihre Kinder hielten zur Familie des Vaters, nur das jüngste und schönste, Keppel Craven, blieb bey der zärtlichen Mutter.

Sie floh aus den feindseligen Umgebungen und ging auf Reisen nach Italien, Oesterreich, Polen, Rußland, der Türkey und Griechenland. Nachdem sie den englischen und französischen Hof schon früher geschildert, entwirft sie uns treffliche Gemälde der Höfe, Regenten und ausgezeichneten Personen in Italien, Wien, Warschau, St. Petersburg, Constantinopel. Von Griechenland kehrte sie auf kurze Zeit nach London zurück, und ging dann nach Anspach an den Hof des ihr befreundeten Markgrafen. Hier lernte sie die Deutschen näher kennen, ohne sich recht in sie finden zu können. Sie meynt, wir thäten immer zu viel oder zu wenig, wir suchten in allem etwas anderes, als was die Natur in die Dinge gelegt, und schienen dann selbst über oder unter der menschlichen Natur zu stehen. (I. S. 189). Dabey zeigt sie in wohlgewählten Beyspielen den auffallenden Contrast in so vielen nationellen Zügen. Die nahe Verbindung des Anspachischen und des Berliner Hofes führt die Betrachtung der Verfasserin auf Preußen. Der Markgraf Christian Carl Alexander Friedrich von Anspach und Baireuth lebte mit einer Schwester Friedrichs des Großen in kinderloser Ehe, und nach seinem Tode sollte die Markgrafschaft an das Haus Preußen fallen. Bey Berlin kommt die Verfasserin gelegentlich auf Wundergeschichten zu sprechen, und eine französische Schauspielerin, welche Absichten auf den Markgrafen hegte, gibt ihr Anlaß, ihre Ansichten über Theater und Schauspieler auszubreiten. Alle ihre Bemerkungen durchflicht sie mit sehr artigen und größtentheils neuen Anekdoten aus der Zeitgeschichte. Nach einer sehr angenehmen Lustreise mit dem Markgrafen nach dem Hofe von Neapel erhielt ihr Schicksal eine neue Wendung. Lord Craven und die Markgräfin starben beynahe zu gleicher Zeit, der Markgraf trat seine Staaten an Preußen ab und Lady Craven begab sich mit ihm auf Reisen. In Lissabon wurde sie mit ihm vermählt, und das neue Paar begab sich von da nach Madrid. Damals regierte noch Karl IV. und die erlauchte Verfasserin schildert mit großer Lebhaftigkeit die südlichen Höfe, Länder, Sitten. Sie kehrten von da nach Berlin zurück, und bey dieser Gelegenheit erfahren wir wieder sehr viel Interessantes über Preußen, besonders Friedrich den Großen, Staatsstreiche, Atheismus, Wunder und andere Berlinische Sonderbarkeiten. Das fürstliche Paar verließ indeß das Festland, und ließ sich in England in dem schönen Landsitz Brandenbourg-House nieder. Die deutsche Markgräfin wurde zwar vom Hofe und von ihrer Familie, selbst von ihren Töchtern übel aufgenommen, doch ertrug sie diese neue Verunglimpfung mit Sanftmuth, und war desto glücklicher in ihrer ländlichen Einsamkeit, die sie durch einen Zirkel der gebildetsten Personen und durch Studien und geistreiche Vergnügungen auf's anmuthigste zu beleben wußte. Sie kam mit den ausgezeichnetsten Geistern Englands in Berührung und dichtete selbst; einige ihrer Schauspiele wurden in London mit großem Beyfall aufgeführt. Ihre Reisen hörten seitdem auf und ihr Leben blieb einförmig, das Resultat ihrer Lebenserfahrung und Bildung hat sie aber in den zahlreichen aphoristischen Bemerkungen niedergelegt, die den hauptsächlichen Inhalt des zweyten Bandes ausmachen. Im eilften Capitel desselben spricht sie ausschließlich über die neueste Politik seit der Restauration, und es ist bedeutungsvoll, daß die fürstliche Dame sich dabey mit der Cassandra vergleicht.

Anthropologie.

Die Produktionskraft der Erde oder die Entstehung des Menschengeschlechtes aus Naturkräften von C. F. Werner. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Heinrich Richter etc. Leipzig. W. Engelmann 1826.

Wenn wir bey der neulich von uns angezeigten Schrift des Herrn von Autenrieth: „Ueber den Menschen" nur einen populären Vortrag zu wünschen hatten, so müssen wir bey der gegenwärtigen über zu weit getriebene Popularität klagen; und wie des Herrn von Autenrieth's Styl zu gedrängt und wortkarg war, so ist der des Verfassers gegenwärtiger Schrift zu redselig und zu breit. Was den Gegenstand der lezteren betrifft, so ist er, wie sich schon aus dem Titel schliessen läßt, demjenigen ziemlich verwandt, welchen Herr von Autenrieth behandelt hat. Es kommt dem Herrn Werner darauf an, den Menschen in seinem Verhältniß zur Aussenwelt darzustellen und, wie schon Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" gethan, Alles zu dem Ende hinauszuführen, daß derselbe, seinem wahren Wesen nach, ewiger Natur und zu immerwährender Fortschreitung bestimmt sey. Troz sehr häufiger Erinnerung an Herder's Ideen muß man doch zugeben, daß Werner einen ganz eigenthümlichen Weg gegangen ist. Er verfährt einerseits physikalischer als Herder, indem er bey den Naturkräften stehen bleibt, anderseits subjectiv-religiöser, weil es ihm augenscheinlich mehr darum zu thun ist, den Glauben und den Frieden der Seele von Seiten der Naturwissenschaft sicher zu stellen, als einen Punkt zu gewinnen, von dem aus die historische Entwickelung der Menschheit in ihrem Wesen zu erschauen wäre.

Die Summe der Schrift findet sich in folgenden Sätzen S. 293 ausgesprochen:

„Es gibt drey unendliche positive Kräfte in der Natur."

„Die erste derselben ist die Schwerkraft. Sie wirkt unaufhörlich und ohn' Ende, wird aber dadurch nicht im Geringsten erschöpft oder vermindert. Durch dieselbe bestehen alle Körper in der Schöpfung in der Zeit."

„Die zweyte positive, unendliche Kraft ist die Ausdehnungskraft. Sie wirkt unaufhörlich und ohn' Ende, wird aber dadurch nicht im Geringsten erschöpft und vermindert. Durch dieselbe bestehen alle Körper in der Schöpfung in dem Raume."

„Die dritte positive, unendliche Kraft ist die Lebenskraft, oder die allgemeine Weltseele. Sie wirkt unaufhörlich und ohn' Ende, wird aber dadurch nicht im Geringsten erschöpft und vermindert. Durch dieselbe besteht alle Bewegung und alles Leben in der ganzen Schöpfung in der Zeit und in dem Raume. Sie hat diesen Grund der Bewegung und des Lebens in sich selbst; dieser Grund ist ihr Wesen."

„Alle drey positive unendliche Kräfte zusammen könnte und kann nur ein einziges positives, unendliches Wesen besitzen — die Gottheit." Die Darlegung all' dieser Sätze würde viel überzeugender ohne obenerwähnte Breite und Weitschweifigkeit ausgefallen seyn; nicht minder die Nachweisung der Wechselwirkung jener drey Grundkräfte, deren Feindseligkeit nur eine scheinbare sey, weil wir dieselben immer nur vereinzelt sich äußern sähen. Manche neue Bemerkung über die Verhältnisse der Weltkörper gegen einander und über die Beschaffenheit unserer Erde haben wir gefunden. Um nur eins anzuführen, so macht der Verf. es S. 105 ff. äußerst wahrscheinlich, daß unsere Erde vor der lezten Wasserrevolution, von welcher alle Völkersagen erzählen, abwechselnd mehrere Feuer- und Wasserrevolutionen erlebt haben müsse; und so werden die entgegengesezten Hypothesen der Vulkanisten und Neptunisten auf eine ansprechende Weise verbunden. —

Wir erkennen übrigens in dieser, wie in mancher ähnlichen Schrift das lobenswerthe Bestreben, von Seiten der Wissenschaft nicht minder dem Unglauben als dem Aberglauben entgegenzuarbeiten. —

Neueste russische Literatur.

Die russische Literatur schreitet zwar im Laufe dieses Jahrs nicht mit den raschen Schritten, wie in den drey vorangegangenen, vorwärts; dennoch bemerkt der aufmerksame Forscher auch im gegenwärtigen ihr Vorrücken, wenn freylich langsam. Für verschiedene wissenschaftliche Fächer werden auch im gegenwärtigen nicht unbedeutende Bereicherungen erwartet. So heißt's werde unser Reichshistoriograph Karamsin *) noch in diesem Jahre den 12ten Band der russischen Reichsgeschichte enden, und wolle mit diesem sein schwieriges und großes Unternehmen in der vaterländischen Geschichte vollenden. Dieß wäre gewiß sehr zu bedauern, denn so gingen wir gerade des interessantesten und neuesten Theils der russischen Reichsgeschichte, den der romanowschen Dynastie verlustig. Dieser 12te Band wird mit dem Tode des Dmitry Samoswanez **) beginnen, und bis auf die Czaare der jezt regierenden Dynastie, der romanowschen fortgehen. Er thut der Vaterlandshelden Poscharsky und Minin Erwähnung, erzählt die in diese Epoche einfallenden Drangsale und anarchischen Zerrüttungen Rußlands, aber auch seinen, unter den ersten romanowschen Czaaren beginnenden Flor. Alle zwölf Bände sollen mit einem umständlichen Inhaltsregister versehen werden, womit sich schon jezt ein bekannter russischer Archäolog beschäftigt. — Die Sammlung der Reichsverträge und Urkunden, die unter der Aufsicht eines Hrn. Malinowsky ausgegeben werden, werden mit Eifer fortgesezt. In Kurzem verläßt der 4te Band davon die Presse, ihm wird ein umständliches Register über alle vier Bände bey-

*) Ist bekanntlich unterdessen gestorben.

**) Geschichtlich als der falsche oder Pseudo-Dmitry bekannt.

gefügt. Aus Auftrag der in Moskau bestehenden Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer beschäftigt sich Hr. von Kalaidowitsch mit der Herausgabe des 2ten Bandes der russisch-alterthümlichen Denkwürdigkeiten, dieser Band wird unter andern die älteste bekannte Reise, die des Daniel Palomnik nach Palästina, enthalten. Der das Studium der Alterthümer so patriotisch befördernde Graf Tolstoy in Moskau hat Herrn Strojew beauftragt, einen Katalog von allen alten gedruckten Büchern seiner Bibliothek auszugeben. Es läßt sich von diesem reichen, die Aufklärung liebenden und sie auf alle mögliche Weise befördernden russischen Mäcen erwarten und hoffen, daß er diese Ausgabe mit guten und reichen Abdrücken zum Gebrauch des wissenschaftlichen Publikums werde begleiten lassen. Nächstdem beschäftigt sich Herr Strogen noch auf Kosten des Grafen mit Auszügen aus einer reichen Manuscripten-Sammlung, von ihnen werden in allem acht Bände erscheinen. Sie umfassen die Jahrbücher der Geschichte, wie sie die Chronographen darstellen, wichtige Akte derselben, und merkwürdige Beyträge aus der Archäologie. Herr Jasükow hat sich durch seine Uebersetzung der Reisen zu den Tartarn und andern Völkern des Orients, während des 13ten bis 15ten Jahrhunderts, der er den Originaltext beygefügt, ein großes Verdienst um die russische Geschichte erworben. Der erste Theil dieser Uebersetzungen ist vor zwey Monaten erschienen, in einem reinen, deutlichen und gedrängten Style, mit instruktiven Bemerkungen des Verfassers versehen, die seinen tiefen geschichtlichen Forschungsgeist verrathen. Die Vorgeschichte Rußlands, besonders die 200jährige Epoche, während der die Tartaren-Herrschaft dieses Land so hart bedrängte, wird immer dunkel und lückenhaft bleiben, so lange die Tartaren-Geschichte nicht gründlich von den Russen aufgehellt wird. Die russischen Geschichtschreiber erwähnen zwar mit ziemlicher Ausführlichkeit der geschichtlichen Hauptbegebenheiten unter den Tartaren, aber über der leztern bürgerliche Verfassung, die Bildungsstufe ihrer Kultur, schweigen sie ganz, und gerade eine Kenntniß dieser beyden Gegenstände würde uns den Schlüssel zu vielen Unternehmungen, die diese Nomaden-Völker bey uns ausführten, finden lassen. Noch jezt finden wir im russischen Volke viele Sitten und Gebräuche aus jener Tartaren-Epoche erhalten, deren Zwecke und Ursprung uns bis jezt unbekannt geblieben ist. Die moskausche Gesellschaft der Geschichte gibt noch im Laufe dieses Jahrs den 3ten Band ihrer Memoiren heraus. Hier wird nächstens die Erscheinung einer Sammlung der ältesten schwedischen Geseze, auch eine, auf Kosten des verstorbenen Reichskanzlers Grafen Rumanzow veranstaltete Herausgabe der Lawretgewschen und Wollhynischen Annalen, beyde für das Studium der russischen Geschichte und orientalischen Literatur so wichtige schätzenswerthe Beyträge liefernd, an denen die Akademiker Krug und Frähn arbeiten, erwartet. — Die beyden berühmten Jurisconsulten Chawsky und Degay beschäftigen sich mit zwey, für die russische Rechtsgelehrtheit wichtigen, ihr überaus willkommnen Werken; erstrer sezt seine, schon auf viele Bände gehende Sammlung aller in Rußland erschienenen Geseze, von den ältesten rechtsgeschichtlichen bis auf unsre Zeiten, in chronologisch-systematischer Ordnung fort, leztrer arbeitet an einem neuen, in die vaterländische Jurisprudenz einschlagendem Werke. Für die Kunde der orientalischen Philologie erscheinen hier nächstens zwey Wörterbücher der morgenländischen Sprache. Ein Staatsrath Martinow sezt hier mit unermüdeter Thätigkeit seine vor drey Jahren begonnenen Uebersezungen der griechischen Klassiker fort, die er mit und ohne Urtext auf Subscription herausgibt, und für welche sich auch die Regierung mit einer bedeutenden Summe, für alle im Reiche bestehenden Gouvernements-Gymnasien unterschrieben hat. Ein junger Hellenist zu Moskau beschäftigt sich in diesem Augenblick, den Plato für seine Landsleute russisch zu übersezen. Die in unserm grossen Kaiserstaate bestehenden Akademien und gelehrten Gesellschaften blieben gleichfalls in der fortgesezten Herausgabe ihrer Jahrbücher, in denen Memoiren, Beyträge und Abhandlungen ihrer Mitglieder über alle Zweige der Wissenschaften, vorzüglich über die in das Innere des Reichs zu verschiedenen Zeitepochen unternommenen wissenschaftlichen Reisen, Aufnahme finden, nicht ganz zurück; besonders hat sich im vergangenen Jahre, in leztrer Hinsicht, die gelehrte Komität des Reichsadmiralitäts-Kollegiums rühmlichst ausgezeichnet. — Auch die Russen besizen schon seit mehrern Jahren, gleich den ersten civilisirten Völkern Europens, eine fortlaufende Sammlung ihrer Klassiker, (Dichter und Prosaiker). Vor wenigen Monaten erschienen von dieser, die immer noch fortgesezt wird, die beyden lezten Bände, so daß die ganze Sammlung jezt aus 18 Bänden besteht. Von den beyden lezten Bänden umfaßt wieder, der früher festgesezten Ordnung gemäß, der eine die neuesten Erzeugnisse der Dichter, der andre die der Prosaiker. Beyde sind mit den Bildnissen einiger berühmtern Schriftsteller geziert, wie des Fürsten Wäsemsky, eines Westolow, Glinka und Merstäkow, von denen aber nur das Erste als gelungen genannt werden darf. Die Kupferstecherkunst befindet sich überhaupt noch immer bey den Russen im Zustande der Kindheit; unweit grössere Fortschritte dagegen hat in der neuesten Zeit die Lithographie, unter der lehrenden Anleitung der vielen guten, hier und zu Moskau etablirten ausländischen Lythographen bey ihnen gemacht. — Einen zweyten gerechten Vorwurf kann man diesen zwey lezten Bänden der erwähnten russischen Klassiker-Sammlung darin machen, daß sie in der Wahl der aufgenommenen Gegenstände dießmal, die doch in einem solchen Monumente des literärischen Ruhms einer ganzen Nation für die folgenden Jahrhunderte, mit der größten Vorsicht geleitet werden müßte, mit Nachläßigkeit behandelt worden sind. Neben den Geistesprodukten eines Schukowsky und Krälow, erblickt man in ihnen Aufsäze, die selbst keinen Plaz in einem ephemeren Tagesblatte verdienten.

Auch in den ästhetischen Geisteserzeugnissen blieben die Russen für dieses Jahr nicht ganz zurück. Der als Dichter von allen seinen Landsleuten mit Recht abgöttisch verehrte Puschkin, selbst den Ausländern durch frühere Dichtungen, wie: Russlan und Ljudmill, der Gefangene am Caukasus, der Springbrunnen zu Baktschisaray, bekannt, hat in diesen Tagen wiederum ein neues Produkt seines unerschöpflichen Dichtergenies, die Zigeuner, beendet; aber dieser excentrische Kopf, eine fürwahr außerordentliche Erscheinung am Horizonte der neuesten russischen Literatur, bedarf nie einer Ruhe von seinen vielfältigen Arbeiten; schon bearbeitet er wiederum den Stoff eines vaterländischen Trauerspiels, das nächstens unter dem Titel: Boris Godunow erscheinen wird. Zu einigen andern poetischen Süjets sind schon von ihm die Grundzüge fragmentarisch entworfen, die künftig ausgeführt erscheinen sollen. Vor einigen Monaten erschien eine neue Prachtausgabe in mehrern Bänden seiner sämmtlichen, bis jezt erschienenen Dichtungen. So eben hat ein, mehrere Jahre sich hier aufhaltender junger Pole, von vorzüglicher literarischer Bildung, Hr. Rogalsky, die Uebersezung des Puschkinschen Werks: der Springbrunnen zu Baktschisaray, vollendet. Kritische Kenner beyder Sprachen versichern, sie sey gut gelungen, und komme in vielen Stellen dem Originale ganz gleich. Der beliebte Schauspieldichter Gribojedow wird sein im vergangenen Jahre erschienenes, für klassisch gehaltenes Lustspiel: Wehe vor dem Verstande, nächstens drucken lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. Juli 1826.

Biographie.

Histoire de la vie et des ouvrages de Molière par Pachereau. Paris 1825.

Die Deutschen haben sich schon so manche große Erfindung angemaßt, oder ihr Recht an dieselbe bewiesen, daß wir nicht sicher sind, ob wir ihnen nicht auch die Erfindung des Büchermachens Schuld geben müssen? Wir meynen die Kunst, aus sehr geringem Stoff ein sehr dickes Buch hervorzubringen, mit unzählig vielen Worten sehr wenig zu sagen, durch vielgestaltete Wiederholungen, wenn man seinem Autor erst halbwegs auf die Schliche gekommen ist, das Lesen zum größten Theil zu ersparen, indem der Leser, viele Seiten nur durchlaufend, erst wieder bey dem erkannten Stichwort zur Sache einzulenken gelernt hat. — Wir gestehen unsern Landsleuten, wenn sie darum ansprechen, auch die Ehre dieser Erfindung zu; dabey versichern wir sie aber, daß unsere westliche Nachbarn, für deren Bildung wir doch einige Hoffnung fassen können, seit sie, wie die Zeitungen verlauten, in Paris einen Professor der Dichtkunst des deutschen Mittelalters aufgestellt haben — daß unsere Nachbarn das Büchermachen nach obigem Rezept noch viel besser verstehen wie sie. Unter andern hat besagter Hr. Pachereau in erwähnter Geschichte des Lebens und der Werke Molières ein Meisterstück in dieser Gattung geliefert, und seinem Werk noch obendrein einen Charakter von alterthümlicher Denkart und Ansichten gegeben, der in uns die seltsame Täuschung erweckt, einen submissen Zeugen der Herrlichkeit Ludwigs XIV. sprechen zu hören. Neben dieser Eigenthümlichkeit enthält sein Buch auf 500 Seiten Nachrichten, welche auf hundert Seiten uns das Schicksal des berühmten Lustspieldichters und die Sitten, die er schilderte und geiselte, auf eine sehr anziehende Weise hätten schildern können. Wir sehen in ihm, wie dieser große Sittenmaler alle Mühseligkeiten seines Standes, alle Unbilde seiner Zeitverhältnisse bekämpfte, und endlich dem Uebergewicht beyder erlag.

Molière, der Sohn eines Tapeziers, der zugleich Kammerdiener Ludwigs XIII. war, ward 1622 geboren. Er sollte das Handwerk seines Vaters erlernen, und erhielt auch die Zusicherung seiner Nachfolge in der Kammerdienerwürde; dieser Plan entsprach aber nicht seinen Wünschen, nach vielen Bitten erhielt er die Erlaubniß zu studiren und trat im vierzehnten Jahr in das Collège Clermont ein; es ward von Jesuiten geleitet, und vielleicht hier der erste Keim zu seinem Tartüffe in seinem Geist gelegt. In diesem Collegium erhielten Jünglinge des ersten Ranges ihre Bildung, unter andern der Prinz von Conti, des großen Condé Bruder, der sein ganzes Lebelang Molières Gönner blieb, so wie mehrere berühmt gewordene Schriftsteller und Dichter. Es fehlte Molièren nicht an Fleiß, an Anlagen, an vortrefflichen Lehrern — Gassondi z. B. unterrichtete in diesem College in der Philosophie — somit erhielt er eine viel sorgfältigere Bildung, als sich unsere, von dem Gymnasium auf die Bühne beförderten Schauspieler erfreuen können. 1661 mußte er als seines Vaters Stellvertreter Ludwig XIII. als Kammerdiener nach Narbonne begleiten. Er hatte dabey die erste Gelegenheit, die Lächerlichkeiten der Provinzialsitten, und die viel weniger lustigen und straflosen — einen Unterschied, den aber Hr. Pachereau nicht macht — des Hofs zu beobachten. Es war der Zeitpunkt, wo der armselige König seinen Günstling, den jungen Cinqmars, der Eifersucht des Kardinals von Richelieu aufopferte, bey welchem Anlaß dieser König, den man der Grausamkeit nicht beschuldigen konnte, in der Stunde, wo sein ehemaliger Liebling das Blutgerüst bestieg, zu seinen umstehenden Höflingen sagte: „jezt wird der Freund (so nannte er den jungen Cinqmars gewöhnlich während seiner Gunst) ein übles Gesicht machen!“ — Molière lernte in dieser Umgebung früh, daß die Hofgunst das Lebenselement, so wie die Ungunst der Stickstoff aller Hofleute sey.

Nach einem Jahre nach Paris zurückgekehrt, fing Molière an, die Rechte zu studiren. Ludwig XIII. war jezt gestorben und der Geschmack an der Bühne hatte unter der Königin Anna von Oesterreichs Regentschaft dergestalt zugenommen, daß er sich auch Molières gänzlich bemächtigte; er verließ sein Rechtsstudium und

Digitized by Google

schwang sich zum Direktor einer, aus pariser Bürgern bestehenden Privatbühne auf. Die Unruhen der Regentschaft störten diese Kurzweil der Hauptstadt, Molière zog mit seiner Truppe in die Provinzen und führte zu Bordeaux in seinem drey und zwanzigsten Jahr sein erstes Bühnenstück, das Trauerspiel: die Thebaide, auf. Es fiel gänzlich durch und ist niemals wieder zum Vorschein gekommen. Einige Jahre hindurch spielte er abwechselnd in mehreren Städten des südlichen Frankreichs, bis er 1654 in Bessières sein erstes Lustspiel: den verliebten Verdruß (le dépit amoureux), darstellte. Erst 1658 erhielt er Erlaubniß mit seiner Truppe nach Paris zu kommen, und ein halbes Jahr darauf wurde ihm das Glück, vor der königlichen Familie zu spielen.

Das Jahr nach diesem ersten günstigen Wechsel seiner Lage — Molière war nun sieben und dreyßig Jahr alt — brachte er das erste seiner Lustspiele, welches die Sitten-Schilderung seiner Zeit enthielt, auf die Bühne. Es waren die lächerlichen Spröden, (les précieuses ridicules.) Wir finden in allen Memoiren jener Zeit der geistreichen Gesellschaften im Hotel von Rambouillet erwähnt; sie bestanden aus den gebildetsten Personen des hohen Adels, Gelehrte und Schöngeister waren auch in ihnen aufgenommen. Anfangs mochte Trieb nach geistiger Bildung sie versammelt haben, nach und nach entstand aber eine Ordensverbrüderung des superfeinen Geschmacks daraus, der endlich in eine unnatürliche Ziererey ausartete, die alle Geistesanlagen verdrehte, und die Spottlust freysinniger guter Köpfe reitzen mußte. Diese auserlesenste Gesellschaft hatte eine Art Statuten, für deren Mittheilung der Leser Hrn. Pachereau Dank wissen wird. Wir wünschten, er hätte uns noch mehr Detail darüber gegeben, denn da in diesem Verein eine Zahl der Weiber noch fortwirkte, deren Ränkesucht und Ehrgeitz die Unruhen der Fronde genährt und geleitet hatte, mußte es anziehend seyn zu beobachten, wie die lezten Schwärmer dieses politischen Feuerwerkes hier in verwunderlichen Redensarten verpufft sind. Wenn sich Weiber durch Ziererey lächerlich machen, ist es schlimm, aber da es die Liebenswürdigkeit nicht durchaus ausschließt, läßt sich's ertragen; nicht so beym Manne: denn der kann beym lächerlich werden die Männlichkeit schwerlich festhalten, und deßhalb erbarmen den Leser die Geckereyen der Helden, welche im Hotel von Rambouillet figurirten. Man denke sich aber ihre Beschämung und Erbitterung, wie sie sich und ihre geistige Herrinnen in den précieuses ridicules auf die Bretter gebracht sahen! — Die Hochgebildeten schimpften, schrieen, verfolgten Molière, aber er hatte sie dem Lachen des Publikums preis gegeben, das Hotel de Rambouillet gerieth in Verfall, und seine schönen Redensarten wurden vergessen.

Nachdem verschiedene andere von Molières Lustspielen, davon jedes irgend eine Lächerlichkeit bloßstellte, mit vielem Beyfall aufgenommen waren, brachte er 1665 seinen Tartüffe in Paris auf die Bühne. Seitdem verflossen hundert und ein und sechzig Jahre; dieser Sittenspiegel der Heuchler und Frömmler ward seitdem, mit wenig Ausnahme, jährlich in allen größern Städten Frankreichs und eben so in Paris gespielt, und zog, je nachdem er mehr oder weniger treffend war, den Spott und die Abneigung auf jene Pest der wahren Religiosität und des für das Wohl des Ganzen freudig gewidmeten Lebens. Wir lasen in allen französischen Blättern, welche Bewegung dessen erneute Darstellung in dem leztverflossenen Jahre in den Provinzen und in Paris hervorgebracht hat.

Unsere Bühnenbesucher haben im Durchschnitt nicht die bewegliche Phantasie unserer Nachbarn, welche sich von dem Inhalt eines Schauspiels sonderbar ergreifen lassen, weil sie es gleichsam als ein symbolisches Ganzes anzusehen gewohnt sind, dem sie in jedem Jahrzehend eine passende Auslegung geben können. Die Eigenheit ihrer Bühne, besonders in frühern — auch schon in Molières Zeiten, mehr abstrakte, als individuelle Charaktere aufzustellen, trägt wahrscheinlich auch dazu bey, daß ihre guten dramatischen Gedichte für sie stets gleichen Werth und Interesse behalten. Mahomed ist für sie das Urbild eines Ehrsüchtigen; Nero, eines Tyrannen; Arist, des Menschenscheuen, Tartüffe des Heuchlers. Unser Bühnen-Publikum will einen Ehrgeizigen, einen Tyrannen, einen Menschenhasser, einen Heuchler des laufenden Jahrs. Der Beyfall, mit dem Tartüffe bey seinem ersten Erscheinen aufgenommen ward, und jezt von Neuem bewillkommt wird, ist uns etwas räthselhaft. Dazu kommt noch, daß wir zu zahm sind, um keck und sorglos, trotzig und lachend Nutzanwendungen zu machen. Für uns sind die Komödien-Charaktere stets nur Herr Michel als Macbeth, Herr Jochen als Tasso, u. s. w. Auf diese Weise kann kein Lustspiel dauerndes Interesse haben, und ein Publikum, das vierzigmal über die Quälgeister oder dem Pumpernickel lacht, muß seicht werden, wenn diese Meisterstücke nicht schon von Haus aus der Seichtigkeit ihren Beyfall zu danken haben. Die Ursachen zu dieser Verschiedenheit spreche ein Einsichtsvollerer aus — wenn man Tiecks Zerbino liest, einige seiner Erzählungen, so sollte man glauben, er hätte der Molière unserer Nation werden können; und wir besitzen einige andere Dichter, deren komisches Talent, geistvoll mit der Satyre gepaart, aufgetreten ist — aber! — Satyre und Sittenschilderung erhält nur bey furchtloser Nutzanwendung ihren Werth, und nur furchtlos ist die Nutzanwendung unschädlich.

Tartüffe fand dieser Nutzanwendung so viel, daß er auf Anregung der Priester und Frömmler von seiner

ersten Darstellung an bis zum Jahr 1667 nicht wieder aufgeführt werden durfte. Molière ward von jenen Menschen noch mit viel mehr Erbitterung, wie von den Zierlichkeits-Pedanten für die précieuses ridicules, verfolgt, scheint aber deßhalb mit dem Hofe nicht verfallen zu seyn, da der Herr die Sache bis dahin zu ignoriren geruhte, und in dem Fall blieb sie gewissermaßen noch immer jenseits der Wirklichkeit stehen. Bald nach der Erscheinung des Tartüffe trat er in seinem amour medecin (die Liebe als Arzt) gegen die damalige Heilkunde und ihre Priester in die Schranken; der malade imaginaire, und der medecin malgré lui (der eingebildete Kranke, und der Arzt gegen seinen Willen) folgten jenem nach, und die ganze Fakultät, so wie die einzelnen, auf die Bretter gebrachten Mitglieder derselben und deren Gönner, fielen über den kecken Dichter her. Es half ihnen nichts! Das Publikum fühlte die Wahrheit der Satyre, ward über die Lächerlichkeit manches Mißbrauchs belehrt, übte seinen Scharfsinn, und sein Beyfall wog für Molière die Verunglimpfungen seiner Verfolger auf. Der Geizige stellte ein Laster dar, das seit jener Zeit seine Formen mehr wie viele andere geändert hat, und uns in der Molièreschen Darstellung vielleicht mehr als die medicinischen Satyren, die wir geradezu als Farcen zu beseitigen pflegen, mißfällt. Eitelkeit und Sinnenlust sind dem reinen, derben Geiz zu so mächtigen Gegnern geworden, daß er sich im häuslichen Leben mehr als Knauserey, im öffentlichen als inconsequenter Haushalt zeigt. — Der Misanthrop spielt unter den höhern Ständen, er stellte die Lächerlichkeiten, die Schlechtigkeiten der vornehmen Welt dar, und bedrohte Molièren mit mächtigen Gegnern. Man wendete die Hauptcharaktere auf Leute von Stand an, welche durch gleiche Eigenheiten bekannt waren. So versicherte man, in dem Alceste des Misanthropen sey der Graf von Montausier gemeint; dienstfreundliche Leute hinterbrachten es ihm, und der wackere Herr drohte den Dichter mit Prügeln und Gefängniß, wenn er sich durch diesen Charakter auf das leiseste verlezt finde. Molière zitterte, Montausier wohnte der nächsten Vorstellung des Misanthropen bey, ward von dem Stücke entzückt, und überhäufte beym Herausgehen aus dem Schauspiel den Dichter mit Lob, ja er dankte ihm, einem so edeln Charakter, wie Alcestis, einige Aehnlichkeit mit dem seinigen gegeben zu haben.

In welcher Stellung die Kunst und der Künstler sich zu jener Zeit gegen die Hofleute befanden, mögen folgende Züge anschaulich machen. Damals hatten alle Leibgarden, die sämmtlich aus Adelichen bestanden, freyen Eintritt in das Schauspiel, oft war von ihnen das Parterre ganz angefüllt, ohne daß die Casse das Mindeste bezog. Molière, der bey jedem Anlaß das Beste und die Ehre seiner Kunstbrüder zu befördern suchte, beklagte sich (1667) bey Ludwig XIV. über diesen Mißbrauch, und dieser befahl dessen Abstellung. Die Herren Leibgarden ergrimmten gegen die Schauspieler, sie erstürmten den Eingang des Hauses, der Pförtner vertheidigte ihn eine Weile, dann warf er aber den Degen hinweg — denn damals trug alle Welt den Degen — und bat um Gnade; die Gardisten stachen ihn aber nieder, und jeder ihrer nachstürmenden Kameraden gab ihm noch im Vorbeygehen einen Stoß. Nun suchten die Wüthenden die Schauspieler auf, und wer weiß, wozu ihr Uebermuth sie hingerissen hätte — allein der junge Béjart, der an diesem Abend als Greis kostumirt auf der Bühne erscheinen sollte, hatte die Keckheit sich ihnen in den Weg zu stellen und mit tragischem Anstand um Barmherzigkeit für einen sechs und siebzigjährigen Greis zu flehen. Dieser Einfall entwaffnete sie, nun erschien Molière auf der Bühne, um das gesetzlose Hofgesind zu haranguiren. Es erkannte seine Unbilde und begab sich hinweg. Allein von einem Ersatz für die Gewaltthat, von einer Strafe für den Mord war nicht die Rede; Hr. Pachereau drückt auch weder Unwillen noch Verwunderung darüber aus, er gesteht aber ziemlich leichtherzig, daß die Garde nach wie vor das Schauspiel gratis besucht habe, obschon Molière zu männlich dachte, um, wie man ihm anrieth, den König um ausdrückliche Rücknahme seines Befehls zu ersuchen. Die Stellung der Herren dieses Standes zum Schauspieler hat man höhern Ortes doch etwas besser einsehen lernen: denn wenn einer von jenen einem Schauspieler den Degen in den Leib rennt, macht man ihm doch eine Art von Prozeß. —

(Der Beschluß folgt.)

Satyre.

Satyrisches Lanzenrennen von Martin Cunow. Erstes Turnier. Berlin, bey Petri. 1826.

Es ist zu verwundern, daß die Deutschen so wenige gute Satyren schreiben, da uns doch der Stoff dazu von allen Seiten gleichsam in die Augen schlägt. Der Grund liegt wohl darin, daß zu wenige Dichter und Denker sich auf einem freyen Standpunkt halten; sie machen fast alle Parthey und die Satyre wird von der Polemik verschlungen. Das Lustspiel, die eigentliche Heimath der Satyre, ist zahm und rührend geworden, und die Humoristen, die es Jean Paul oder Swift nachthun möchten, verstehen die satyrische Kriegskunst nur allzuwenig, verbreiten sich mit Reflexion und Witz über alles, zielen rechts und links und treffen nirgend und wissen niemals alle Kraft des Spotts auf einen Punkt zu richten.

Dieser Vorwurf trifft auch den Herrn Cunow. Er zieht nicht alles, aber von allem etwas in die Schranken seines Lanzenspiels, und niemand läuft Gefahr dabey. Er spielt die Rolle eines Pikador beym Stiergefecht

Digitized by Google

und ärgert den Stier ein wenig, der Matador aber fehlt, der ihn fällen sollte. Hundert Raketen läßt er los gegen die Politik, die Literatur das gesellige Leben und gegen die Sonderbarkeiten des deutschen Nationalcharakters, aber wir vermissen die eigentlichen Kernschüsse. Die Satyre hat keinen bestimmten festen Gegenstand und ist zu wenig scharf. Uebersehen wir dieß aber, und betrachten das Buch nur als eine Sammlung von gelegentlichen aphoristischen Bemerkungen und Einfällen, so finden wir darin allerdings eine Menge treffender Wahrheiten und feiner Gedankenspiele.

Herr Cunow hat sein Werk den Manen Swifts gewidmet, im Styl aber sehr auffallend unsern Jean Paul nachgeahmt, zwar nirgend in der Bilderfülle, aber desto mehr in der Redseligkeit und in gewissen charakteristischen Wendungen. Dieß kann uns nicht stören, da die Gedanken des Verfassers seine eigenen sind und überall einen originellen und umfassenden Geist verrathen. Daß er aber auch, wie Jean Paul, seinem Ich eine so bedeutende Stelle einräumt und gar zu gern von sich selber spricht, können wir darum nicht billigen, weil die Sentimentalität Jean Pauls dieses Hervortreten des Ich allerdings nicht nur entschuldigte, sondern sogar nothwendig machte, während die bloß verständigen oder witzigen Aphorismen des Herrn Cunow uns so objectiv als möglich hätten vorgetragen werden müssen. Jean Pauls Person kam in Betracht, weil er sein Herz aufschloß, seine Gefühle mußten nothwendig die seinigen seyn, und nachdem er uns einmal mit diesem großen Herzen vertraut gemacht hatte, war uns alles lieb bloß darum, weil es von ihm kam. Herr Cunow hat uns dagegen eine so ausgezeichnete Persönlichkeit noch nicht dargethan und uns noch kein Gemüth offenbart, das allen seinen Aeußerungen eine höhere Weihe gibt; wir müssen zusehen, ob das, was er sagt, gut ist, und dürfen es noch nicht billigen, weil er es sagt. Er hätte sich also ersparen sollen, so viele Worte von sich selbst zu machen. Was hilft es ihm, sein Buch vorn mit einem literarischen Paß, hinten mit einer langen Apologie und Selbstrecension zu versehen? Man wird darin, wenn nicht jugendliche Eitelkeit, doch gewiß etwas sehr Ueberflüssiges finden.

Neueste russische Literatur.

(Beschluß.)

Vom Dichter Barätinsky erschienen diesen Winter zwey neue Dichtungen, Pirin und Eda, deren Hauptbegebenheiten in Finnland spielen. Von der Fabelsammlung des bekannten Fabulisten Krulow, unsers nordischen Lafontaine, erschien in diesen Tagen eine neue Ausgabe, mit allen typographischen Schönheiten des Drucks, Papiers und der gravirten Vignetten, die sich zu Anfange jedes Buches zur Erläuterung der Fabeln befinden, reich ausgestattet; das Titelblatt der Sammlung ziert das sehr wohlgetroffene Bild des Verfassers. Die gegenwärtige Ausgabe ist mit einem neuen, dem 7ten Buche vermehrt worden; auch sind in den früher vorhandnen sechs Büchern mehrere ganz neue Fabeln aufgenommen worden. Durch die vereinten Bemühungen einiger russischen Literaten sollen auch die Gesammtwerke des trefflichen von Wisins bald in einer neuen Ausgabe erscheinen.

Die Almanache sind eine ganz neue Erscheinung in der schöngeisterischen Literatur der Russen. Im Jahr 1823 erschien der erste bekannte russische Almanach, unter dem Titel der Polarstern, herausgegeben von den Herren von Bestuschew und Külejew. Wegen seiner geschmackvollen äußern Eleganz, ganz der Form der ausländischen nachgeahmt, wegen der mit Sorgfalt gewählten Artikel, zu denen die besten Schriftsteller der Nation ihre Beyträge gegeben hatten, und die ihrem Inhalte nach wie jene in zwey Haupttheile, in Prosa und Poesie, verfielen, fand er unter allen gebildeten Ständen unsers Publikums allgemeinen Beyfall und schnelle Abnahme. In dieser Gunst erhielt er sich auch die zwey folgenden Jahre, fand im Jahr 1825 schon drey und im darauf folgenden gar fünf Mitkollegen, unter denen einige mit ihm im Werthe des innern Gehaltes rühmlich rivalisirten. Den vorzüglichsten literärischen Genuß von allen gewährte aber unstreitig der im vergangenen Jahre vom Hrn. von Karnilowitsch herausgegebene Almanach: Rußlands Vorzeit. Seine Beyträge: Geschichte der Kosaken am Don, das Privatleben Peters des Großen und das Leben der seinen damaligen Hof formirenden ersten Staatsbeamten, sind ein Schatz von geschichtlichen Notizen aus einer uns Russen so interessanten und noch so naheliegenden historischen Vorepoche Rußlands. — Im gegenwärtigen Jahre zieren zwar wiederum sechs neue Almanache den belletristischen Theil der russischen Literatur, doch bemerkt man unter ihnen mit vielem Bedauern nicht mehr drey der bessern frühern. Der Polarstern, Rußlands Vorzeit und der russische Theater-Almanach des Herrn von Bulgarin erscheinen nicht mehr. Erstere beyde werden wahrscheinlich wohl nie wieder auftreten, weil ihre Herausgeber, die Herren von Bestuschew, Külejew und Karnilowitsch an den hochverrätherischen Ereignissen des 26sten Dec. 1825 schwer mitimplicirt befunden, sofort arretirt worden und in strenger Haft bis jezt sitzend einem ihren Thaten gebührenden Verhängnisse entgegengehen, das sie gewiß auf immer für jeden künftigen literärischen Wirkungskreis unthätig machen wird.

Unter den 6 dießjährigen Almanachen: die Nordblüthen des Baron von Dellwig, der Moskowische Almanach für das schöne Geschlecht von Glinka, der Kalender der Musen, herausgegeben von den Herren von Ismailow und Jakowlew, der Nowaische Almanach von Aladjin, die Urania von Pogodin, und der theatralische Stammbaum von einem, dem Ref. Unbekannten in Moskau, scheint der erstere, die Nordblüthen des Baron Dellwig, durch mehrere treffliche Aufsätze, den Triumph über alle übrigen errungen zu haben. Nebst ihm möchte wohl die Urania und der Kalender der Musen den gehaltvollern beygezählt werden dürfen. — Im Beginn dieses Jahrs trat hier ein französischer Almanach unter dem Titel: der Widerhall von Paris auf. Referent kann über seinen Inhalt nichts sagen, weil er ihm bis jezt nicht zu Gesichte kam. Dem erlassenen Programme zu Folge sollte er auserwählte, größtentheils noch ungedruckte Artikel der besten französischen Schriftsteller unserer Zeit, Skizzen interessanter Reisen, Erzählungen, Anekdoten, Bemerkungen über Pariser Sitten, dortige Gesellschaften ꝛc. enthalten. — Zu Riga erscheint in diesem Jahre für das leselustige Publikum der Ostsee-Provinzen ein neuer Almanach: die Caritas, von ganz vorzüglichem Werthe, herausgegeben vom Dr. Ludwig Grave. Der Ertrag ist nur zum Besten der Unterstützungskasse des Rigaschen Frauenvereins bestimmt.

B***g.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. Juli 1826.

Roman.

Die Inseln im Südmeere, ein Roman von Oehlenschläger. Vier Theile. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Dieser Roman des ausgezeichnetsten unter den neuen dänischen Dichtern enthält eine solche Menge von romantischen Elementen, daß es schwer ist, ihn durch Vergleichung mit frühern Romanen zu charakterisiren. Wir finden historische Charaktergemälde wie bey Walter Scott, didaktische Ausschweifungen wie in Tiecks Novellen, humoristische wie bey Jean Paul, etwas Grauenhaftes wie bey Hoffmann, eine Ruhe, Klarheit und Milde der Darstellung wie in Goethe's Wilhelm Meister oder Novalis Ofterdinger, und sentimentale Schwärmerey wie in der Insel Felsenburg, die dem Ganzen zu Grunde gelegt ist. Doch wie diese glückliche Insel im Südmeer in die Geschichte, oder vielmehr in die zahlreichen Geschichten des Romans die Einheit bringt, so erhalten auch die mannigfachen Anklänge an ältere Romane durch das Genie des Dichters eine Harmonie, die seinem Werk vollkommen den Stempel der Originalität aufdrückt. Er hat es deutsch geschrieben, und es ist in seiner Idee, in seiner romantischen Tendenz, in seinen Charakteren und in allen Eigenthümlichkeiten ein recht deutsches Werk. Jener romantische Sinn des Deutschen, der ein fernes abentheuerliches Glück, etwas Geheimnißvolles, Rührendes und Schauerliches und vorzüglich eine reiche Mannigfaltigkeit von Verwicklungen verlangt, welche die Illusion unaufhörlich beschäftigen und die Erwartung reizen, wird in diesem Roman seine volle Befriedigung finden. Er gehört unstreitig zu den reichsten Gemälden, die wir in dieser Art besitzen. Er zeichnet sich insbesondere vor den meisten neueren Romanen dadurch aus, daß er mehr Begebenheiten und Schicksale als einen Helden und dessen Charakter schildert. Wir finden eigentlich keinen genialen Menschen darin, aber die Geschichte selbst ist so genial behandelt, daß uns selbst die unbedeutenden Menschen auf's lebhafteste interessiren, und eine epische Mannigfaltigkeit ersezt reichlich, was der Charakteristik an Einheit zu mangeln scheint.

Eine gedrängte Uebersicht des Ganzen wird am besten dienen, den Lesern einen Begriff von dem bunten Gemälde beyzubringen, und sie werden daraus auch die Moral so wie einige Fehler desselben erkennen. Die Person, die wir als den Haupthelden des Romans betrachten dürfen, ist Eberhard Julius, ein Leipziger Student im Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein in jeder Hinsicht liebenswürdiger Jüngling von lebhaftem Temperament und poetischer Anlage. Wir finden ihn in ziemlich bedrängten Umständen, da seine Mutter gestorben ist und sein pedantischer Vater fallirt hat. Nur ein treues Wesen steht ihm bey, Hanna Hellkraft, eine tüchtige Schweizerin, die seine Amme gewesen. In dieser Lage empfängt er einen mystischen Brief von einem gewissen Kapitän Wolfgang, der ihn nach Amsterdam ruft. Hanna begleitet ihn. Im Cöllner Dom macht er Bekanntschaft mit einem Mathematiker und Maler Litzberg und mit einem Orgelspieler Lademann, die seine Reisegefährten werden. Der erste ist ein Humorist, der andere sentimental. In Cölln wird Eberhard von einem gewissen Tobias Schlenk bestohlen, rettet den verhafteten Dieb auf eine großmüthige Weise, sieht ihn aber bald darauf wegen anderer Uebelthaten unterwegs hängen, und verhilft ihm zu einem ehrlichen Begräbniß. Die zahlreichen Reiseabentheuer und Gespräche können wir übergeben; der Verfasser nimmt vorzüglich Gelegenheit, ein höchst treues und wahrhaft niederländisches Gemälde von den Niederlanden zu entwerfen.

In einem Gasthofe finden die Reisenden einen deutschen Edelmann, Herrn von Sok, und einen mystischen Baron. Der erste ist die Carrikatur jenes Adels, der sich zur damaligen Zeit in die Pariser Schule drängte und von dem man zu sagen pflegte: es zog ein Gänschen über den Rhein und kam ein Gikgak wieder heim. Der andere ist der berühmte Philosoph Leibnitz, und beyde treten in den lebhaftesten Contrast, wobey viel über den Adel überhaupt geredet wird. In Saardam machen die Reisenden die Bekanntschaft Peters des Großen, der da-

Digitized by Google

mals dort das Zimmerhandwerk lernte. In Amsterdam endlich findet Eberhard den Kapitän Wolfgang, der ihm eröffnet, daß fern im Südmeer Albert Julius, Eberhards Großoheim, in hohem Alter noch lebe, eine glückliche Insel beherrsche und ihn auffordern lasse, zu ihm zu kommen. Es findet sich, daß zugleich auch Litzberg und Lademann als Künstler nach der Insel verschrieben sind. Auch Hanna entschließt sich, mitzureisen und sie geben sämmtlich unter Segel.

Eberhard schreibt ein Tagebuch über seine Seereise, worin einzelne Scenen derselben anmuthig geschildert werden. Kapitän Wolfgang erzählt seine Geschichte. Er ist in Schwaben geboren, in Wien erzogen und hat die Belagerung dieser Stadt durch die Türken unter Kara Mustapha erlebt, und Johann Sobiesky kennen gelernt. Dann hat er in Tübingen studirt, wegen eines Duells fliehen müssen, den Seedienst gewählt, und ist Kapitän geworden. Seine Matrosen haben sich gegen ihn empört und ihn ausgesezt, zum Glück ist er aber auf der Felsenburg gelandet, von wo aus er wieder nach Europa gekommen. Die Reisenden kommen selbst auf der Insel an und finden den alten Patriarchen in der Mitte seiner zahlreichen Nachkommen, die ein friedliches und idyllisches Leben führen.

Nun erzählt der Greis seine Geschichte. Albert Julius war in Prag geboren, und der Sohn eines Professors, der nach der Schlacht am weißen Berge wegen seiner Anhänglichkeit an die Protestanten hingerichtet wurde. Seine Mutter zog darauf mit ihm und seinem Bruder Rudolf nach Eisenach zu einer Muhme, einer alten Jungfer, die in ihrem alten Costüm sehr ergötzlich geschildert wird. Die Familie war weitläufig mit Luther verwandt, daher die Wartburg eine besondere Bedeutung für Albert haben mußte. Damals wüthete der dreyßigjährige Krieg und das wilde Leben wird geschildert. Als Albert herangewachsen war, zog er mit Seyfert, einem jovialen Studenten und andern Cameraden auf Abentheuer. Seinen Bruder Rudolf sah er nicht mehr wieder, und dessen Urenkel war der junge Eberhard. Die lustigen Brüder machten Bekanntschaft mit dem Ritter Kurt von Knausdegen und führten vor demselben Comödien im Geschmack des Hans Sachs auf. Bey diesen Schwänken werden wir oft an Cervantes erinnert. Diese Burlesken wurden aber bald durch eine schauderhafte Begebenheit unterbrochen. Seyfert verliebte sich in eine schöne Bäckerin, die sich für eine Hexe hielt und als solche angeklagt wurde. Die Geschichte ist angreifend, läuft aber glücklich ab, denn das schöne Weib besteht die Wasserprobe. An solchen Schilderungen der Vorzeit in der Manier Walter Scotts ist der Roman überhaupt sehr reich. Das tragische Ereigniß machte den Comödien ein Ende, und die Jünglinge zogen weiter. In einem Dorf, wo uns wieder Scenen von Gespenstern und Wahnsinnigen und unglücklicher Liebe Schauer einjagen, trennt Albert sich von den übrigen und wird Küster. Ueberdieß wüthet der Krieg fort und Gustav Adolf erscheint auf deutschem Boden. Sein Heer kommt in Alberts Gegend, und dieser findet Seyfert als schwedischen Rittmeister wieder. Er sieht den Schwedenkönig selbst und wird einem natürlichen Sohn desselben als Mentor auf die Universität Wittenberg mitgegeben. In dieser glücklichen Lage bleibt er aber nicht lange, denn der König fällt in der Schlacht und der junge Prinz verläßt ihn. Albert will nach Schweden reisen, dort sein Glück zu versuchen, strandet aber auf der Insel Oeland und wird krank. Hier kommt er mit der berühmten Gesandtschaft nach Persien zusammen, die Olearius weitläufig beschrieben und welcher der bekannte Dichter Paul Flemming beygewohnt hat. Sie waren ebenfalls vom Sturm verschlagen worden, und Albert wird durch sie bald geheilt. Ein niederländischer Edelmann, van Leuven, nimmt ihn in seine Dienste und bringt ihn nach Copenhagen, wo er ebenfalls berühmte Zeitgenossen, unter andern den Maler Carl van Mandern kennen lernt. Van Leuven liebt eine junge Engländerin und entführt sie mit Alberts Hülfe. Die schöne Concordia ist eine Urenkelin Shakespeare's und macht Albert mit diesem großen Genius bekannt. Die Liebenden und Albert schiffen sich nach Ceylon ein, ein Sturm zertrümmert aber ihr Schiff, und nur fünf Personen retten sich auf die Insel Felsenburg, van Leuven, Concordia, ihre treue Negerin, Albert und der Schiffskapitän Lemelin. Die Robinsonade, die nun beginnt, ist mit reizenden Farben geschildert. Die Insel war rings von hohen Felsen eingeschlossen, in der Mitte trug sie aber wie ein Blumenkorb die üppigste Pflanzen- und Thierwelt des Südens. Schon vor vielen Jahren war eine kleine Anzahl spanischer Missionäre hieher verschlagen worden. Den lezten derselben fanden sie noch unbegraben in einer Höhle sitzen, und er fiel bey der ersten Berührung in Staub zusammen. Er hatte ihnen eine Menge Schätze des gescheiterten spanischen Schiffs und seine Lebensbeschreibung hinterlassen.

Don Cyrillo de Valaro war ein Jüngling, als der große Columbus ein Greis war. Er hatte diesen Helden gekannt und ihn sterben sehen. Seiner Schätze wegen ward er von der Inquisition verfolgt, durch eine schöne Spanierin aber gerettet. Eleonora floh mit ihm nach Italien, dort wurde sie von Räubern entführt, Cyrillo Freund aber, der große Dichter Ariost, befreyte sie durch sein Ansehen. Indeß hatte die leichtsinnige Eleonora Geschmack an dem Räuberhauptmann gefunden, und folgte demselben bald in seine Wälder. Cyrillo wurde Mönch und wollte in Indien die Heiden bekehren. Sein Schiff strandete auf der Felsenburg, und er lebte

Digitized by Google

daselbst, der Andacht und der Sternkunde sich widmend, bis alle seine Gefährten und zuletzt er selbst vor Alter starb.

Leuven sezte die Studien des Alten auf seiner Sternwarte fort. Die kleine Colonie wäre sehr glücklich gewesen, wenn Lemelin nicht eine verbotene Neigung zu Concordien gefaßt hätte. Dieser raffinirte Franzose hatte schon auf dem Schiff beyde Männer vergiften wollen, und auf der Insel gelang es ihm, van Leuven von der Sternwarte hinabzustürzen. Er wurde dafür aber selbst von der Negerin erstochen.

Lemelin war ein herabgekommener französischer Edelmann von der strengkatholischen Parthey. In seiner Lebensbeschreibung, die er auf der Insel aufgesezt, schildert er die Greuel der Bluthochzeit. Da ihn später Heinrich IV. beleidigt hatte, trat er gegen ihn in's Complott und spielte bey dem berühmten Ravaillac die Rolle einer Geistererscheinung, um ihn zum Königsmord anzureihen. Als dieser vollbracht war, begab sich Lemelin nach Italien und schwelgte in allen Lastern. Seine Erzählung, wie er eine Braut verführte und wie der Bräutigam sich rächte, ist das Entsezlichste, was man irgend lesen kann. Zulezt ward er Seeräuber und gehenkt; der Strick riß, er ward gerettet und versuchte als Seemann auf's neue sein Glück.

Albert lebte nun allein mit Concordia und der Negerin. Leuvens Wittwe gebar kurz darauf eine Tochter und nahm dann den glücklichen Albert zum Gatten. Aus dieser Ehe entstanden eine Menge Kinder, durch Schiffbruch wurde die Bevölkerung der Insel noch von Zeit zu Zeit vermehrt, und der hundertjährige Albert beherrschte jezt als Patriarch das glückliche Eiland, das Europa gänzlich unbekannt blieb und seine unschuldigen Sitten bewahrte. Die neuen Ankömmlinge gewöhnten sich sehr leicht an dieselben und freyten die Töchter des Landes. Eduard wählt sich die schöne Cordula aus, deren Vater Hunter von der Tochter van Leuvens abstammt. Das Glück seiner Liebe ward aber durch des Patriarchen Tod und durch die Ankunft neuer Europäer unterbrochen. Ein deutscher Officier, von Birking, bewog Hunters Geschlecht, ihren Adel zu vindiciren, erregte Bürgerkrieg, und zog mit Hunter und der schönen Cordula nach Europa in dem Augenblick, da Eduards Hochzeit seyn sollte. Dieser arme Jüngling war in Verzweiflung, fand aber zum Glück bald genug ein Schiff, auf dem er nach Europa segelte. In den Niederlanden entdeckt ihn Birking und will ihn auf die Seite schaffen lassen. Ein Sohn des Tobias Schlenk rettet ihn aber aus Dankbarkeit. Eduard trifft auf Birking und ersticht ihn im Duell. Er entflieht, und als ihn sein Herz wieder in Cordulas Nähe treibt, hört er, sie sey gestorben. Verzweifelnd reist er nach Deutschland zu seinem Vater, findet aber auf der Wartburg ein Zeichen, daß Cordula noch lebe, und endlich glückt es ihm, sie in England im Hause ihres Ahnherrn Shakespeare zu Stratford wiederzusehen. Ihr Vater war gestorben, sie heirathen einander und kehren auf die glückliche Insel zurück.

Aus dieser kleinen Skizze wird man ersehen, wie äußerst reich, wechselnd und spannend dieser Roman ist. Bey so vielen Vorzügen ist es mir aber doch zuweilen vorgekommen, als ob der sogenannte deus ex machina, der hülfreiche Zufall, allzuoft zu gelegener Zeit vom Himmel herabgefallen wäre.

Biographie.

Histoire de la vie et des ouvrages de Molière par Pachereau. Paris 1825.

(Beschluß.)

Wie die Herren vom Hof den Schauspieler einzeln behandelten, beweise folgender Vorfall. Molière hatte, wegen der häufigen Angriffe, denen eines seiner Lustspiele: l'école des femmes (die Weiberschule), ausgesezt gewesen war, eine Vertheidigung desselben in einem neuen Lustspiel, das er Critique de l'école des femmes, eine seiner gelungensten Satyren — benannt hatte, geschrieben. Man gab ihm Schuld in einem dummen Marquis, der darin auftritt, den Herzog von la Feuillade geschildert zu haben; es mochte wahr seyn, denn dieser Herr hatte seinen Aerger über die Satyre in der Weiberschule sehr abgeschmackt an den Tag gelegt. In dieser Zeit begegnete er Molière in einer Gallerie von Versailles, er ging mit verstellter Freundlichkeit auf ihn zu und machte die Bewegung ihn umarmen zu wollen, — eine Gunstbezeigung, mit der dazumal Vornehme auch untergeordnete Personen beehrten. Molière ließ ihn treuherzig nahe kommen, um die ihm angebotene Ehre mit tiefer Verbeugung zu empfangen, allein der edle Herzog faßte des Dichters Kopf mit beyden Händen und rieb ihm, die ihm im Schauspiel in den Mund gelegten abgeschmackten Worte grimmig wiederholend, das Gesicht an den Metallknöpfen seines Kleides wund. Und Molière? — litt es; denn sein Geschichtschreiber erzählt nicht, daß er Klage geführt, noch Genugthuung erhalten habe. Auch in dieser Rücksicht haben sich die Dinge gebessert, und es wird kein großer Herr sich gegen einen Bühnenkünstler einer solchen Schlechtigkeit schuldig machen — es sey denn, daß ihrer beyder Persönlichkeit für die Würde ihrer beyden Stände nicht hinreicht.

Es ist unnöthig die Schauspiele Molières alle aufzuzählen, noch ihrer Beziehungen einzeln zu erwähnen. In so fern sie persönlich sind, beruhen sie nach anderthalb Jahrhunderten nur noch auf Vermuthungen, oder betreffen Menschen, welche der Leser nicht kennt.

Digitized by Google

Molières Lustspiele mußten um so ergreifender seyn, weil er stets eine der Hauptrollen darin selbst übernahm, und durch seine geistvollen Züge, zierliche Gestalt und anmuthige Stimme ein vortrefflicher Schauspieler war. Er wußte, daß sein Spiel die Wohlfahrt seiner Truppe, die ihm unausgesezt am Herzen lag, begründete; deßhalb fuhr er auch fort die Bühne zu betreten, wie seine Brust schon sehr leidend war, und wies die Ermahnung seiner Freunde: sich, um sein Leben zu fristen, ganz der dramatischen Muse zu widmen, mit dem, oft mit Wehmuth ausgesprochenen Einwurf zurück, daß er die Verarmung seiner Kunstgenossen dadurch herbeyziehen würde. Endlich starb er ein Opfer dieser redlichen Denkart. Er ward während der Darstellung des Argant in seinem malade imaginaire so krank, daß ihn beym Schluß der Rolle konvulsivische Bewegungen überfielen, die er aber unter einem passenden Lachen verbarg; allein gleich nach seiner Nachhausekunft ward er von Blutstürzen befallen, und gab nach wenigen Stunden mit frommer Fassung seinen Geist auf. (1673.) In diesem Augenblick, der jede feindselige Empfindung vertilgen sollte, erfuhr er noch den Haß der Menschen, die sein Tartüffe gebrandmarkt hatte. Sobald er seinen Zustand ahnete, bat er nach einem Priester zu schicken. Deren zwey, die man nach einander aufsuchte, weigerten sich zu dem Gottlosen zu kommen; und ehe ein Dritter, menschlich gesinnterer, gefunden werden konnte, war er verschieden. Molière war also ohne Sakramente gestorben, und der Erzbischof von Paris, Harlay, dem die Folgen seiner Ausschweifungen späterhin das Leben kosteten, versagte einem Manne, dessen ganzes Leben von Wohlwollen zeugte, der stets das Laster bekämpft, und seinen Feinden gedient hatte, ein kirchliches Begräbniß. Molières Wittwe, die durch ihre Aufführung als Gattin wohl zu des Dichters frühem Tod beygetragen hatte, war sich doch bewußt, was die Ehre seines Andenkens erheischte, und begab sich selbst nach Versailles, um sich beym König über den Schimpf, der ihm angethan wurde, zu beklagen. Allein unglücklicherweise bediente sie sich dabey der Wendung: „wenn Molière ein Vergehen begangen habe, Schauspieler zu seyn, so habe ihn der König selbst dazu autorisirt.“ Diese Aeußerung verlezte Ludwigs XIV. Stolz, so daß er die Bittende mit dem trockenen Bescheide abwies: die Sache liege ganz in den Händen des Erzbischofs von Paris. Doch mochte ihm die Herrschsucht dieses Kirchenfürsten nicht ganz gefallen, denn er ließ ihm unter der Hand verbieten, sich Molières kirchlichem Begräbniß weiter zu widersetzen. Der Erzbischof gehorchte nur halb, denn er ließ den Pfarrer von St. Eustace, zu dessen Sprengel der Verstorbene gehörte, dem Begräbniß beyzuwohnen verbieten; ja er that wahrscheinlich noch mehr, denn wie sich die Freunde in seinem Hause einfanden, um ihn in der Stille zur Gruft zu begleiten, versammelte sich ein roher Volkshaufen auf der Straße, und drohte den Leichnam des außer der Gemeinschaft der Kirche Gestorbenen zu mißhandeln. Die Wittwe gerieth in die größte Bestürzung, einige besonnene Männer, welche den Anschlag durchblickten, riethen ihr aber mehrere Hundert Franks aus den Fenstern als Almosen unter das Gesindel zu werfen, und diese aufraffend vergaß es seine Sendung so schnell, daß es, den Todten segnend, seinen Sarg vorbeytragen ließ. — Und so gelangte Molière, zwar von zwey Geistlichen begleitet, aber ohne in der Kirche die Einsegnung zu empfangen, in seine Gruft.

Molière scheint als Mensch gütevoll, theilnehmend, edelmüthig, treu, aber in mancher Rücksicht schwach gewesen zu seyn. Seine Frau, ebenfalls eine berühmte Schauspielerin, die als Künstlerin ihren Familiennamen, Bejart, fortwährend führte, war schön, viel jünger wie er, herzlos und leichtsinnig; er duldete zu nachsichtig ihre entehrende Liebeshändel, endlich trennte er sich auf längere Zeit von ihr; von ihrem Zauber verblendet, nahm er sie wieder zu sich, lebte aber späterhin wieder allein, ohne je gleichgültig gegen sie werden zu können. Als Freund fand er mehr Treue; er war stets zu Diensten und Opfern für seine Vertrauten und Kunstgefährten bereit, freute sich jedes Talents und beförderte jedes. Er lebte mit den geistreichsten Menschen seiner Zeit — die an solchen reich war — und hatte die Gabe, *die Freuden der Geselligkeit, deren Ausdruck uns nüchternen Leuten* freylich oft etwas zügellos vorkommt — sorglos zu genießen. Sein Zeitalter hatte ihn gebildet, allein er bildete mit vollem Bewußtseyn sein Zeitalter, und noch bis jezt behielt das französische Lustspiel das Recht, Lächerlichkeiten, Mißbräuche, Laster zu geißeln, nicht mehr in Molièreschem Ton, aber frey und wirksam wie er. Das französische Publikum ist wie seine Bühne geschliffener geworden, die Militärs stechen die Portiers nicht mehr nieder, die dummen Marquis rächen sich nicht mehr, wenn sie sich auf der Bühne gespielt glauben, wie robuste Schulbuben, nur die Frömmler und Heuchler gleichen noch jenen zu Molières Zeit; sie versagen noch heute dem sittenschildernden Schriftsteller, dem lasterverspottenden Schauspieler das kirchliche Begräbniß, und legen ihnen allen damit die Pflicht auf, fortwährend diese unheilbringenden Menschen in allen Gestalten zu schildern, und vor ihnen zu warnen.

Oeffentliche Erklärung.

Das literarische Conversations-Blatt in Leipzig enthält einen Artikel über das königl. Ballet in Stuttgart, der als böslicher Entstellung von Thatsachen jeden Freund der Wahrheit kränken muß.

Um so weniger gleichgültig kann es mir seyn, daß diese hämische Kritik von einigen Seiten mir zugeschrieben wird. Die Redaction des Lit. Conversations-Blattes wird die Unwahrheit dieser Beschuldigung öffentlich kund thun und auf sie verweise ich Menschen, die aus Absicht oder Unkunde meinen Namen dieser Sache vorsetzen möchten.

Paris den 4ten Juli 1826. Dr. Wilhelm Hauff.

Digitized by Google

Nr. 57.

Literatur=Blatt.

Dienstag, den 18. Juli 1826.

Geschichte.

Geschichte des deutschen Volkes, von Heinrich Luden. Erster und zweyter Band. Gotha bey Justus Perthes. 1825 — 1826. Mit dem Motto: „Wahrlich, im schwierigen Werk Allen genügen ist schwer!“

Justus Möser bestimmte das höchste Ziel einer Nationalgeschichte durch folgende Worte: *) „Sie wird aber recht vielen Menschen und nicht bloß einzelnen Ständen unter denselben nutzen, besonders aber den Bürger und Landmann lehren müssen, wie er, in den mancherley Regierungsformen und deren sich immer veränderten Spannungen, Freyheit und Eigenthum am sichersten erhalten könne.“ Später sprach Johann von Müller in seinen Zuschriften und Vorreden zu den „Geschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ dasselbe, obwohl rhetorischer aus. Und wenn er es auch, vornehmlich durch seine bald klassische und bald an die Chroniken erinnernde Darstellungsweise, für seine vaterländischen Geschichten zum Theil verfehlte, so müssen wir doch eingestehen, daß er es nie aus dem Auge verlor. —

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß der größere Theil des Publikums, weil in dem Wunsch, auch in der Erwartung gestanden habe, Luden werde für die deutsche Geschichte leisten, was von Möser angedeutet und in engerem Kreise versucht, und von Müller in dem seinigen erzielt worden. Gleichwohl haben wir selbst dieser Meynung nie beytreten können, weil derselben Luden's bisherige Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichte, gerade wodurch sie charakterisirt ist, entgegenzutreten schien. In allen Schriften des Herrn Prof. Luden begegnen wir, es ist wahr, jenem Geist um sich blickender Berücksichtigung, besonnener Abwägung und feiner Combination der politischen Dinge, und diesem Geiste sehen wir eben so oft einen edelen, ethischen Sinn zur Seite stehen, einen Sinn für verständige Beurtheilung der Begebenheiten nach ihrem inneren Zusammenhange, für gerechte Würdigung der historischen Charaktere nach ihrer Eigenthümlichkeit, ihrem Wollen, ihren Verhältnissen. Dieser Sinn, wie jener Geist, herrschet in der „alten Geschichte“ und in der „des Mittelalters,“ er waltet nicht minder in den „Vorlesungen über deutsche Geschichte,“ als in der „Politik,“ und wir können keinen Augenblick anstehen, beyde für dieselbigen zu erkennen, welche sich hier in dem Geiste eines „Hugo Grotius,“ dort in dem edelen Bestreben des „Thomasius,“ indem sie dieselben erfaßten und schilderten, gespiegelt, selbst erkannt und geschliffen haben. Aber aus demselben Grunde pflegt sich auch dieser Geist und jener Sinn lieber in der Form geistreicher Reflexion und sinnvoller Schilderung, als in der philosophischer Anordnung und anschaulicher Darstellung mitzutheilen. — Wir glaubten uns daher nur zu der Erwartung berechtigt, Luden's deutsche Geschichte werde sich dadurch besonders hervorthun, daß die Thatsachen derselben durch geistvolles Räsonnement verknüpft und unter klare Gesichtspunkte gestellt werden würden, wodurch, wie die ethische Würdigung der Charaktere, so die politische der Begebenheiten gewönne. Was aber diese historische Arbeit von den früheren ihres Verfassers unterscheiden würde, meynten wir auf größere Ausführlichkeit im Einzelnen, sowohl der Ereignisse, als auch der mit diesen und der Kultur Hand in Hand gehenden Verfassungs-Entwickelung, beschränken zu dürfen. So versahen wir uns denn einer deutschen Geschichte, die zwar keine Nationalgeschichte in Möser's und Müllers Sinne seyn, wohl aber einer großen Menge gebildeter Leser entsprechen würde, welche jene ethische und politische Erwägung der Dinge lieben. Ja, wir hofften sogar, es werde Luden, besser als irgend einem, gelingen, der bezeichneten Gattung von Lesern, denen nur auf dem Wege der Reflexion beyzukommen ist, die Einsicht zu erwecken und selbst das Geständniß zu entlocken, daß Liebe zum Vaterlande und für dessen Wohl auf angemessene Weise zu wirken, in der That etwas Schönes, Edeles und Wünschenswerthes sey. —

*) S. IV. der Vorrede zur zweyten Auflage der Osnabrück. Geschichte.

Es gereichte daher zu unserer nicht geringen Genugthuung, als wir, beym ersten Durchblättern der vorliegenden beyden Bände der Luden'schen Geschichte, die verschiedenen Elemente antrafen, aus denen wir dieselbe in unserer Erwartung, Meynung und Hoffnung zusammengesezt hatten. Doch plötzlich stießen wir auf ganz unerwartete, der Luden'schen Manier fremdartige Elemente, und fanden bey näherer Ansicht, daß das ganze Werk von diesen neuen Eindringlingen erfüllt sey. Wir sprechen nicht von den zahlreichen, gelehrten Noten, welche jedem Bande beygefügt sind, auch nicht von nie gehörten, eigenthümlichen Ansichten; diese mußten sich bey dem zwanzigjährigen Studium eines so feinen Denkers, wie Luden ist, von selbst einfinden und jener darf kein neueres Geschichtswerk entbehren, wenn es auf den Ruhm wissenschaftlicher Geschichtforschung Anspruch machen will. Was uns Wunder nahm, war, zu bemerken, daß Luden der historischen Kritik und Combination einen ziemlich bedeutenden Platz mitten im Text eingeräumt habe. Nichts fehlt. Kritik der Quellenschriftsteller, Abwägung verschiedener Nachrichten, Polemik und Warnung vor fremden Meynungen, Ermahnung zu Befolgung richtiger, historischer Principe, alles drängt sich vor und zwischen die Erzählung und verdunkelt sogar das Räsonnement, welches hier und da als dürftiges Resultat auftritt. Mit einem Wort: Luden hat keine „Geschichte des deutschen Volks," sondern cursorische Betrachtungen oder „akademische Vorlesungen" über dieselbe geschrieben. Als solche haben sie denn ihren eigenthümlichen und ausgezeichneten Werth, nehmen aber nur Gelehrte, nicht das größere Publikum in Anspruch.

Wie in dieser Vermengung der erzählenden Darstellung im Text mit der kritischen Untersuchung, der Polemik und den Nutzanwendungen, eben so vermissen wir auch in der Anordnung des ganzen Werks die dem Geschichtschreiber so nothwendige Oekonomie. Herr Prof. Luden kommt in zwey äußerst dicken Bänden bis auf Attilas Weltsturm. Wo will das hinaus? Je weiter der Strom der Geschichte fortläuft, desto breiter wird er; die folgenden Begebenheiten sind zahlreicher, wichtiger, und erfordern wegen mannigfacher Verwickelung eine ausführlichere Darstellung. Nach dem Verhältniß der ersten Bände dürften wir also wenigstens noch dreyßig, ja fünfzig Bände erwarten. Was sind die Kriege Cäsars am Rhein im Verhältniß zur übrigen Geschichte des deutschen Volkes, und doch nehmen sie nicht weniger als 80 Seiten des ersten Bandes ein. Wichtiger sind die Thaten Armins, da sie aber über 100 Seiten umfassen, wie viel wird wohl Karl der Große, Luther rc. ansprechen müssen? Wir sehen Herrn Prof. Luden sehr ungern auf dem großen Wege, den er wandelt, mit so vieler Umständlichkeit sich aufhalten, und sähen ihn lieber so bald als möglich wenigstens in's sechzehnte, am liebsten in's achtzehnte Jahrhundert hineinfahren. Jeder, der des Verfassers Schriften und Vorlesungen kennt, wird darüber mit uns einverstanden seyn, daß Herr Professor Luden immer mehr historische Gelehrsamkeit, immer mehr Ueberblick, Scharfsinn und Genie blicken läßt, je näher seine geschichtlichen Betrachtungen unserer Zeit rücken, und daß diese Tugenden in demselben Maße verschwinden, je mehr er sich in's Alterthum vertieft. Daß er nun in seinen Werken gar nicht aus dem Alterthum herauskommen kann, und immer wieder von vorn anfängt, erst in der allgemeinen Geschichte und hier wieder in der deutschen einen Ansatz nimmt, und so langsam als möglich der spätern Geschichte näher rückt, als ob er noch drey Menschenalter zu leben hätte, das scheint uns in der That unpolitisch, wenn sich nicht etwa die feinste Politik dahinter versteckt.

Sodann hat sich der Verfasser gewiß sehr im Lichten gestanden, indem er wieder den Standpunkt wählte, der mehr als alles andere bisher Ursache gewesen ist, daß wir noch keine gute deutsche Geschichte haben. Der Bauriß des ganzen Werks ist, so weit er sich über dem gelehrten Schutt und Handwerkszeug mitten im Text unterscheiden läßt, nichts als eine getreue Copie des alten von Mascov; das Werk selbst ist ein modernisirter, ein geistreich paraphrasirter Mascov, in dem Sinne wie Eichhorns deutsche Rechtsgeschichte der auferstandene Heineccius ist, und die Ehre, welche die Neuern von den vergessenen Alten geborgt, dürfte größer seyn, als die sie ihnen selbst erwiesen. Jener Standpunkt nun ist der römische. Unser Blick wird nicht von Deutschland nach Rom, sondern von Rom nach Deutschland gerichtet, und die Geschichte unsers Volkes erscheint als ein Fragment der römischen Kaisergeschichte. Was sollen doch diese Schilderungen römischer Verhältnisse, diese Charakteristik der römischen Kaiser in einer Geschichte des deutschen Volks? was brauchen wir z. B. in derselben von Julians Studium des Platon zu hören rc., wenn auch der Verfasser, was niemand läugnen wird, eine große Stärke in der Charakteristik besizt? und was ist das für eine Manier der patriotischen Geschichtschreibung, die uns wie einen Gefangenen im feindlichen Lager oder gar in der feindlichen Hauptstadt herumschleppt, und uns von dort aus in die Heimath blicken läßt? Nach wenigem Hin- und Hergerede über Namen und Herkunft unsers Volks führt uns der Verfasser sogleich zu den Römern; und mit diesen führen wir ihre Kriege gegen uns selbst, und alle Abschnitte der Geschichte richten sich nach den Römern, und der Untergang des Römerreichs bildet wieder wie gewöhnlich einen imposanten

Schluß. Dieß mag für Gibbons römische Geschichte gelten, für die Deutschen gelten aber nur innere Umgestaltungen als Hauptabschnitte. Diese Einseitigkeit des Standpunkts ist die natürliche Folge eines einseitigen Quellenstudiums. Wenn man auch die viel spätern nordischen Quellen nicht mit den römischen vermischen darf, so dienen sie doch wesentlich zum Verständniß dieser früheren, und das nordische Heidenthum, so wie die Spuren des Heidenthums und der frühern Verfassung in den ältesten deutschen Gesetzbüchern, enthalten so viel Uebereinstimmendes mit dem, was Tacitus berichtet, daß ein Geschichtforscher schwerlich damit auskommt, wenn er bloß die Römer abschreibt, ohne ihre Berichte aus den spätern Erscheinungen deutschen Lebens und Sinnes zu kommentiren. Hätte Herr Luden dieß gethan, so würde er statt einer römischen Kriegsgeschichte ein Bild des deutschen Lebens gegeben haben, und wäre dieß auch unvollständig ausgefallen, der Geschichtschreiber hätte doch leisten müssen, was in seinen Kräften gestanden hätte. Luden gibt uns aber in Betreff der innern Verhältnisse des deutschen Volkes in jenem Alterthum nichts als ein Räsonnement über die dürftigen römischen Berichte, vorzüglich über die Germania des Tacitus, und spricht beynahe mehr über deren Verfasser, als über deren Inhalt. Die nordisch-, kaukasisch-, persisch-indischen Untersuchungen über die Herkunft und frühesten religiösen, und Stammverhältnisse der Deutschen weiset Herr Luden von sich, und da diese Untersuchungen noch zu keinem genügenden Resultate geführt haben und noch rein der kritischen Forschung angehören, Luden aber eine populäre Geschichte geben will, so hat er Recht, sich nicht darauf einzulassen. Er hätte doch aber auch consequent seyn und uns aus demselben Grunde mit seinen oberflächlichen Bemerkungen über Thuiskon, Mannus und über alles Mythische der römischen Quellen verschonen sollen, da diese Untersuchungen für seinen Zweck eben so unfruchtbar bleiben, und nur dann von Bedeutung seyn können, wenn sie mit den Sagen anderer Quellen verglichen werden.

Das große Talent des Verfassers, in verwickelten politischen Machinationen die verborgene Triebfeder aufzudecken, scheint nicht wenig Antheil an seiner beständigen Rücksicht auf die Römer zu haben, weil ihm diese dafür einen weiten Spielraum eröffnen. Dieses Talent äußert sich aber bey ihm, wie sich große Virtuositäten nicht selten zu äußern pflegen, nämlich in einer reizenden Nachlässigkeit, in naiven Widersprüchen. Vor lauter Umsichtlichkeit vergißt er wieder, was er eben erkannt hatte, und löst, ohne es zu bemerken, die schon einmal gewonnenen Resultate wieder in ein Nichts auf. So wird z. B. S. 215 des ersten Bandes zweifelhaft gemacht, daß Marbod sich Böhmens mit Gewalt der Waffen bemächtigt habe, und dennoch heißt es S. 310 von demselben Marbod, er habe in seiner Stellung als Eroberer einer Leibwache bedurft. So mußte die Leibwache, die nicht zu läugnen ist, erklärt werden; denn S. 213 war behauptet worden, es spreche Alles dafür, daß Marbod kein Usurpator, sondern ein von seinem Markmannischen Volke freywillig erwählter König sey. Gleichwohl wird er S. 312 zu einem unbeschränkten Fürsten gemacht. Endlich wird S. 213 sehr fein insinuirt, wie Marbod, mit Besorgniß für das Schicksal seines Volkes erfüllt, von Rom zurückgekehrt sey und es zu einem Kriegerstaate verbunden habe, in der Absicht, nicht nur dieses, sondern das ganze deutsche Volk (!) vor den Unterjochungsplanen Roms zu schirmen. Das hindert indessen nicht, daß S. 317, ohne daß sie bestritten würde, die Behauptung ausgesprochen wird, derselbe habe die Römer in Beknechtung der (deutschen) Völker unterstüzt. Dieß eine Beyspiel mag genug seyn. An andern Orten verleitet ihn eine falsche Vaterlandsliebe oder die Lust an Spitzfindigkeiten zu äußerst gewagten Hypothesen. So will er z. B. durchaus nicht leiden, daß Armin, den er aus Leibes- und Lebenskräften zu einem Ideale macht, an der Spitze einer Verschwörung gegen die Römer gestanden habe. Erst auf dem Wege im Teutoburger Walde sey ihm und den Deutschen, wie durch göttliche Eingebung, der Gedanke gekommen, den Varus zu vernichten. Luden behauptet, Armin sey viel zu edel gewesen, um eines heimlichen Verrathes fähig zu seyn, es habe gar keine Verschwörung stattgefunden, sie sey bey der strengen römischen Polizey unmöglich gewesen, und die bekannte Anklage des Segest sey ein Mährchen. Hierbey fällt er wieder in schlagende Widersprüche, deren Erörterung uns hier aber zu viel Raum wegnehmen würde. Schade nur, daß die Kritik dergleichen patriotische Beschönigungen ein für allemal abweist. Luden macht zwar den Grundsatz geltend, daß, da die Nachrichten über unsere Altvordern von unsern Feinden herrühren, es Pflicht des deutschen Geschichtschreibers sey, für angedichtet zu halten, was jenen zum Nachtheil, zur Schmach gereiche. Allein die Vergleichung einer Menge von anderen Fällen, welche nicht unter diese Kategorie gehören, lehrt uns, daß der Herr Prof. Luden sich gewöhnt hat, diesen oder jenen Einfall, der sich ihm bey Betrachtung der deutschen Geschichte darbot, festzustellen, unbekümmert darum, ob dadurch ein anderer Einfall zu Grunde gehe, oder ob dieselben Beweisstellen anderswo im entgegengesezten Sinn gebraucht worden. — Wir dürfen uns nicht scheuen, dieses nur allzuhäufige Verfahren eine der historischen Forschung durchaus unwürdige Manipulation zu nennen.

Wie es bey solchen wissenschaftlichen Mängeln des

Werkes dem Herrn Verf. beykommen konnte, gegen große Namen, gegen Gibbon z. B., gegen Johann v. Müller, gegen Justus Möser zu polemisiren, läßt sich nur begreifen, so fern es meist auf eine kleinliche Weise geschieht. So wirft er z. B. dem Justus Möser nicht allein Systemsucht, sondern auch einen fühlbaren Mangel an Quellenstudium vor, und glaubt durch die zweydeutig lobende Bemerkung, daß derselbe „geistreich" sey, sich des schuldigen Respekts gegen den ausgezeichneten Mann entledigt zu haben. Jene Vorwürfe sind bloß die übermüthige Anwendung bescheidener Bekenntnisse, welche Justus Möser in der Vorrede zu seiner Osnabrückischen Geschichte abgelegt hat. Diese geboten aber um so mehr Achtung und Bescheidenheit, als Möser, ungleich dem neuesten deutschen Geschichtschreiber, unendlich mehr geleistet hat, als er versprach. — Denn, mag es diesem oder jenem seiner Nachfolger gelingen, die eine oder die andere Ausnahme zu dem historischen Gesetz, welches er festgestellt, aufzufinden, das Gesetz bleibt stehen. Wir sprechen hier namentlich von der Darstellung der häuslichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der alten Deutschen, und Luden ist wenigstens im dritten Buche seines Werkes, worin von jenen Verhältnissen geredet wird, nicht im Stande gewesen, irgend eine wesentliche, neu gestaltende Bestimmung zu erweisen. Vielmehr herrscht auch in diesem Abschnitte dieselbige Inconsequenz und Unsicherheit der eigenen Ansicht, welche oben gerügt worden, und es kündigt sich darin eine Rückkehr zu der alten Verwirrung vor Möser an.

W. V. M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Der Professor Antonio Mezzanotte zu Perugia hat die verderbliche Ueberschwemmung zu Petersburg im November 1824 zum Gegenstande eines epischen Gedichtes zu machen versucht. Seine bey F. Paduel in Perugia erschienene Schrift führt den Titel: La inondazione di Pietroburgo avvenuta nel Novembre 1824, canti quattro. Der Umstand, daß sich die Dauer jenes Ereignisses auf zwey Tage und zwey Nächte erstreckt hat, mag ihm den Gedanken eingegeben haben, seine Gedichte in vier Gesänge oder vielmehr Abschnitte einzutheilen. Der Styl dieses Gedichtes — bemerkt ein italienischer Kritiker — hat zwar etwas von dem ächtklassischen Style, ist aber für eine einfache Erzählung nicht klar, und eben so wenig episch genug für einen Dichter, der es sich beygehen läßt, seine Muse mit den Worten anheben zu lassen:

Canto l'opre benigne, e la divina Virtù del prence invitto ed immortale

und der sich bey der Invokation in der zweyten Stanze folgender Ausdrücke bedient:

Pietà, celeste dea, del nume Figlia, Che del russo Alessandro in petto regni, Tu nel arduo lavoro or mi consiglia etc.;

auch habe man sich überhaupt Besseres und Schöneres von dem Dichter versprochen, der den Versuch gemacht, es mit seiner Feder dem erhabenen Pinsel Michel Angelos gleichzuthun.

— Ein Freund der Naturwissenschaften in Sizilien, der Pater Gregor Barnabas La Via, liefert in einer kürzlich von ihm herausgegebenen geologisch-mineralogischen Schilderung der wenig bekannten, jedoch in mehr als einer Hinsicht näher gekannt zu seyn verdienenden Umgebungen der Sizilianischen Stadt Caltanisetta auch eine Beschreibung eines am 5ten März 1823 erfolgten Ausbruches des in dortiger Gegend gelegenen Schlammvulkanes von Terzapilata. Dieser Vulkan hat, was seine Gasausflüsse betrifft, nicht wenig Aehnlichkeit mit dem berühmten Maccaluba von Girgent; auch zur Zeit der größten Hitze, bey 29.5 Reaumür ist er in Thätigkeit und spitzt sich bey seinen Schlammausbrüchen zu einer großen Anzahl kleiner Kegelgestalten, aus deren Mittelpunkte Salzwasser, Schlamm und Wasserstoffgas hervorsprudelt. Der Boden ringsum ist in solchem Maße ausgedörrt und öde, daß er durchaus keine Spur von Vegetation darbietet; daher auch der Name des Vulkans. Gebildete Inwohner haben den Pater Gregor versichert, so oft Sizilien stärkere Erdstöße und Erderschütterungen verspüre, werfe der Boden in der Nähe des Vulkans eine, zwey und mehr Zoll breite Spalte, welche, das Land quer durchschneidend, sich erst unter dem Kloster della Grazia, in einer Entfernung von mehr als zwey Meilen von dem gedachten Vulkane, wieder verliere, und diesem Umstande sey es zuzuschreiben, daß Caltanisetta so glücklich gewesen sey, bey keinem von allen bis jezt erfolgten Erdbeben Schaden zu nehmen. Um sich von der Wahrheit der angeführten Thatsache zu überzeugen, begab sich der P. Gregor an dem oben erwähnten Tage, gegen halb sechs Uhr Nachmittags, hin nach dem Vulkane von Terzapilata. Die Tramontana blies in starken und unterbrochenen Wirbelstößen; der Himmel war heiter, nur im Westen zeigten sich einige wenige dichte Wolken, mit langen, spitzigen Streifen und bey einer Temperatur von + 9 Reaumür erfolgten in Zeit von 9 Secunden, vom Südwest nach Nordwest hin, fünf Erderschütterungen, die erste succussorisch, die übrigen wellenförmig, ohne daß jedoch auch nur eines der umliegenden Gebäude irgend einen Schaden erlitten hätte. Der Naturforscher und seine Begleiter, der Herzog von Villarosa, nebst mehreren, ebenfalls wissenschaftlich gebildeten Sizilianern fanden, daß sich der Thon- und Wasservulkan dem ganzen Umfange seiner Erhöhung nach in viele, von zehn Zoll bis auf anderthalb Pariser Fuß in die Breite haltende Spalten zertheilt, auch die vulkanischen Kratere sich vermehrt hatten, und daß diese, weit entfernt, Wasser, Kreide und Wasserstoffgas, wie sie sonst zu thun pflegten, auszuwerfen, theils auf eine Weite von sieben Fuß nichts als Schlamm aus ihren Eingeweiden hervorschleuderten, theils unter einem, dem der verschlossenen Winde gleichenden, Getöse, bloß Wasserstoffgas aushauchten. Noch andere dieser vulkanischen Kegel waren solchergestalt eingesunken, daß ein leerer Raum von ungefähr einem Fuße im Durchmesser zum Vorschein kam, und die ausgeworfenen Materien aus einer Tiefe von fünf Fuß hervorgeschleudert wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. Juli 1826.

Moral.

Ueber den sittlichen Einfluß der Romane, ein Versuch von J. H. v. Wessenberg, Constanz bey W. Wallis, 1826.

Der würdige Verfasser hat bereits über den sittlichen Einfluß der Schaubühne geschrieben, und jezt zieht er auch die Romane vor den Richterstuhl der Moral. In der That sind die Theater und die Romane für den sittlichen Charakter der Nationen von großer Bedeutung, weil sie auf die Phantasie und das Herz und dadurch auf die Gedanken und Handlungen eine tiefe und unwiderstehliche Gewalt behaupten. Schon Plato hat diesen Einfluß der Poesie auf die Sitten erkannt und vor dem Verderben gewarnt, das dadurch angerichtet wird. Nach ihm hat es immer Moralisten genug gegeben, welche zum Theil auf eine harte und barbarische Weise gegen alle weltliche Kunst und Poesie geeifert, und eine äußerst trockene, trostlose Tugendlehre gepredigt haben, mit welcher sich der heitere Sinn lebensfroher Menschen nicht vertragen konnte. Je öfter und strenger die Weltlust von den Kanzeln herab verdammt worden, desto glücklicher hat die heitere Muse die moralische Pedanterey verspottet, und gerade diese Pedanten haben die Immoralität befördert, indem sie die Moral lächerlich gemacht. Aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, hat man nachher lange nicht mehr gewagt, die Unterhaltungs-Literatur von der moralischen Seite anzugreifen, und wer es jezt versucht, hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und muß sich aus allen Kräften gegen das Vorurtheil der Pedanterey verwahren. Man ist zu sehr gewöhnt, die strengen Forderungen der Sittlichkeit nur auf das Gebiet des handelnden Lebens zu beschränken, der Phantasie dagegen und den Gefühlen ungezügelte Freyheit zu gönnen. Man hat zu große und zahlreiche Beyspiele von Dichtungen, deren klassische Vollendung vergessen läßt, welches Gift sie dem Herzen einflößen. Man ist seit geraumer Zeit an die süße weiche Speise der Romane gewöhnt, und sie ist einer unermeßlichen Menge von Lesern, besonders in Norddeutschland, so unentbehrlich wie das tägliche Brod. Wer also die verderbliche Tendenz der Romane angreift und wirklich etwas Gutes damit ausrichten will, mag sich wohl in Acht nehmen, daß er nicht als Zelot, als nüchterner Moralist und Feind des Schönen verschrieen und verspottet werde.

Herr von Wessenberg hat dieß hinlänglich eingesehen, und schon sein Name wird hinreichen, ihn von dem Verdacht pedantischer Sittenrichterey loszusprechen. Er hat überall, unbeschadet seiner priesterlichen Würde, den Musen und Grazien gehuldigt, und Niemand ist so sehr berufen, über die Wirkungen der wahren und falschen Musen auf das Volk zu sprechen, als ein Priester, Lehrer, Kenner und Freund des Volkes, der zugleich mit den Musen auf's innigste vertraut ist. Sein Werk ist daher nichts weniger als eine Predigt, sondern eine liebevolle Warnung und zugleich eine umfassende Charakteristik der ganzen Romanwelt, die auch in rein literargeschichtlicher Hinsicht eine vorzügliche Beachtung verdient.

Der Verfasser ist weit entfernt, die Romane an sich zu verwerfen, vielmehr schäzt er diese dichterische Gattung in ihrem ganzen Werthe, und tadelt nur die verderbliche unsittliche Tendenz, die in einem großen Theile derselben vorherrscht. Diese Unsittlichkeit besteht aber seiner Meynung nach keineswegs allein in der Sinnlichkeit und in verführerischen Schilderungen des offenen Lasters, die freylich oft genug in Romanen angetroffen, aber auch leicht in ihrer Nichtswürdigkeit erkannt werden. Er sucht vielmehr die wahre Verderbniß tiefer in dem verborgenen, süßlichen, einschläfernden Gift, das unter der Maske der Moralität, erhabener Liebe, inniger Herzensglut die unbewachten Gemüther beschleicht und die ursprünglich gesunden Seelen in Ohnmacht abschwächt. Er tadelt weniger das offene nackte Laster, als die Beschönigung des versteckten Lasters und mehr noch der menschlichen Schwächen, die poetische Verklärung des Gemeinen, die in der Romanenliteratur der neuesten Zeit so gewaltig um sich gegriffen hat. Er sagt S. 20: „Es ist Pflicht, besonders des Dichters, die Tugend, das Recht, die Wahrheit so schön zu malen, als immer möglich, und das Uebel wäre so groß eben nicht, wenn uns die

Digitized by Google

Leidenschaft für solche heilige Gestalten entflammte. Indessen wäre die Forderung übertrieben, daß im Roman lauter Ideale von Weisheit und Tugend aufgestellt werden sollen. Alle Personen im Roman mögen mit Schwächen behaftet erscheinen, die meisten mögen in einer oder anderer Beziehung Tadel verdienen, wie dieß auch im gemeinen Leben sich zeigt. Aber das Recht soll Recht behalten; aus dem Ganzen soll ersichtlich seyn, daß nur der Wahrheit und dem Guten die Oberhand, die Herrschaft gebühre. Erbaulicher als die Schöpfung, moralischer als Geschichte und Erfahrung, philosophischer als der Instinkt sinnlicher vernünftiger Naturen soll auch der Roman nicht seyn. Aber wie käme er zu dem Vorrecht, die Natur, die Erfahrung und das bessere Selbst in uns zu verhöhnen und die Seele in die seuchenschwangeren Lufträume der Täuschung unterzutauchen? Der heilloseste Mißbrauch der Poesie ist es, das Laster in eine liebenswürdige Gestalt zu hüllen und ihm dadurch Reize zu verleihen, die ihm die Natur versagt hat." S. 40: „Welche unzählbare Schaar bilden nicht die Romane, die den grausamsten Verrath an der Menschheit begehen, indem alles in ihnen mit schlauer Kunst angelegt ist, mit dem Schein himmlischer Züge des Guten und Schönen, mit dem gleißenden Firniß einer sublimen Lebensweisheit das Herz zu bethören, und statt ihm einen ariadnischen Faden darzubieten, an dem es aus den vielfach sich windenden Irrpfaden der Welt sich zurechtfinden möchte, es vielmehr, wie Armide den Rinald, mit allen Zauberkünsten zu verblenden und ihnen jeden Argwohn vor den mit Blumen bedeckten Schlingen und Abgründen zu benehmen?"

Sodann verbreitet sich der Verfasser über die übeln Wirkungen überhaupt, welche die Herrschaft des Gefühls und der Phantasie über die Vernunft mit sich bringt. Er behauptet sehr richtig, daß die Romane das Meiste beytragen, die Menschen von einem gesunden frischen Handeln zu einer krankhaften Schwelgerey der Seele zu verführen, daß sie die alten wie die jungen Köpfe mit Träumen und Narrheiten anfüllen, die gesunde Heiterkeit trüben, die Seelenkraft schwächen, die Vernunft ersticken. Er ist nicht abgeneigt, einen Theil der unter uns herrschenden Abergläubigkeit, Schwärmerey und Mystik auf Rechnung der Romanenlektüre zu setzen, welche die Gemüther zum Abenteuerlichen und Unnatürlichen vorbereitet und in eine fieberhafte Spannung versezt. Nicht weniger schreibt er den Wirkungen der Romane vieles an der Charakterlosigkeit des gegenwärtigen Geschlechtes zu, weil sie die Herzen von der Wirklichkeit und vom kräftigen Handeln abziehen und in dem Reich der Phantasie zahllosen Luftbildern nachjagen lassen. Endlich erklärt er die Romane, wenn nicht für eine Ursache, doch für ein Mittel der jezt herrschenden Eitelkeit und Modesucht. Alle diese Betrachtungen, welche die Einleitung des ganzen Werkes ausmachen, sind so wahr an sich und so eindringlich dargestellt, daß sie ihre Wirkung wohl nicht ganz verfehlen dürften. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß immer mehr Stimmen laut werden, die uns aus der schwülen faulen Dämmerung gelehrter Spitzfindigkeit, kopfhängerischer Frömmeley und poetischer Phantasterey zur Natur, zur Wirklichkeit und zur Praxis zurückrufen.

Der Verfasser unterscheidet beständig die guten und schlechten Romane, und unterläßt nie, dem poetischen Gott Opfer zu bringen, indem er den Götzen zertrümmert. Er bedauert nur, daß die bessern Romane unter dem wuchernden Unkraut der schlechten verkümmern müssen. S. 31: „Unsere bessern romantischen Dichtungen gehen, nicht eben was ihren innern Werth, doch was ihre Schätzung betrifft, in der Sündfluth von mittelmäßigen und schlechten Erzeugnissen verloren, woran die heißhungrige Neugierde des Publikums sich abwechselnd erquickt. Jeder geistlose Dichterling glaubt sich heut zu Tage berufen, den Roman s e i n e s Lebens bekannt zu machen, und da dieser sich von der Heerstraße der Gemeinheit nicht entfernt, so wird er für einige Zeit des Leserpöbels beliebte Weide." S. 66: „Wie heißt wohl der Genius, der die gewöhnlichen Romanendichter begeistert? Bey vielen, sagt man, sey es der *Hunger*, ein unbändiger roher Geselle, der für jeden Tag mit Ungestüm seine Mahlzeit verlangt; und ist nicht jede freye Kunst, die nach Brod geht, die größte aller Miseren? Bey andern ist eitle Gefallsucht, Sucht zu glänzen, einen Augenblick Aufsehen zu erregen, sichtbar im Spiel. Auch diese Art Buchmacherey ist nur eitles Selbstbedürfniß, aus dem oder jenem Grunde; eine Kunst auf der Maultrommel zu spielen, wozu das Publikum tanzt! Inwendig sehen Schriftsteller und Leser sich einander ziemlich gleich. Das Publikum ist eine Schöne, die nur unterhalten seyn will, und manche Schriftsteller, um ihr Lächeln buhlend, heften ihre Augen stets auf sie, und haben beständig die Tasche voll Zuckerplätzchen und Bonbons. Sie fragen immer nur nach dem Urtheil der jetzigen Welt, und es ist ihnen nur darum zu thun, den Ton der Mode und den äußerlichen Schein der Unterhaltung, der gerade gilt, zu erhaschen. Hamlet hat auch sie mit andern Hofschranzen gezeichnet, da er von Jemand sagt: er machte Umstände an seiner Mutter Brust, ehe er daran sog. Hatte nicht auch Plato solche im Auge, da er die Dichter als höchstgefährliche Wesen aus seiner Republik verbannt wissen wollte? Allein eben das, weßwegen dieser Weise an dem Schnickschnack unserer Romane wenig Gefallen hatte, ist der Grund, warum das Publikum sie jezt liebt. Es kann ihrer nicht satt werden, verlangt aber immer neue, und man sieht es den Roman-

schreibern täglich mehr an, wie sauer es ihnen werde, sich noch bemerkbar zu machen. Zwar ist das Reich der schaffenden Phantasie unermeßlich. Aber im dichtenden Individuum ist die Zeugungskraft dieser Tausendkünstlerin, sobald sie sich an keine Wirklichkeit hält, meistens bald erschöpft. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man nach den zahllosen Versuchen, die mannigfachen Lagen des Lebens und die verschiedenen Charaktere und Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens in empfindsamen, humoristischen, satyrischen, frommen und philosophirenden Romanen darzustellen, zuletzt überall den historischen Roman den Reihen beschließen läßt."

Nach diesen allgemeinen Erörterungen beginnt die summarische Charakteristik der ausgezeichnetsten Romane, guter und schlechter, deutscher und fremder, aller solchen, die am meisten gelesen werden und dadurch am meisten Einfluß üben. Diese Charakteristik umfaßt die größere Hälfte des Werks und enthält einen Schatz von treffenden Urtheilen, in die wir hier aber nicht näher eingehen können. Ueberall legt der Verfasser zugleich den ästhetischen und moralischen Maßstab an, und urtheilt in einem großartigen, umfassenden und humanen Sinn gleich dem unsterblichen Herder. Nur zuweilen scheint es, er gebe gewissen didaktischen moralisirenden Romanen einen größern Werth, als sie verdienen. Die sittliche Reinheit läßt ihn einigemal über die ästhetischen Mängel hinwegsehen, was indeß, wenn es seinem Geschmack zum Nachtheil gereicht, seinem Herzen nur Ehre macht. Auf der andern Seite scheint er zuweilen auch ohne Grund sittliche Gefahren zu befürchten, z. B. von den Kindermährchen. Ich gestehe, daß es mir ziemlich unbegreiflich vorkommt, wie der umsichtige und tolerante Verfasser jene lieblichen Gespielinnen des Kindesalters verdammen kann? Er sagt S. 58: „In der Erziehung gibt es wohl kaum einen unglücklichern Mißgriff, als Feenmährchen zum Mittel des Unterrichts von Kindern auszuersehen. Man mag in diese Dichtungen noch so reine Sittenlehren einkleiden, immer werden sie in der Phantasie der Kinder Eindrücke von Furcht und Leichtgläubigkeit zurücklassen. — Allerdings mag das Kind lieber unterhalten als unterrichtet werden. Aber wenn man diesem Hange nachgibt, was wird es dann noch lernen?" Diese Gründe widerlegen nichts. Wenn man nur einen zweckmäßigen Unterschied zwischen heitern, unschuldigen und albernen, finstern Mährchen macht, so werden sie kein Kind verderben und seine junge Seele gewiß tiefer ergreifen und reiner stimmen, als alle trocknen katechetischen Regeln. Auch ist den Kindern wohl ein reines Spiel zu gönnen, und noch weit mehr ein Spiel, was sie zugleich belehrt. Ich kann den Gedanken, die Kindermährchen abzuschaffen und moralische Predigten oder belehrende Beyspiele vom naschhaften Fränzchen und vom gehorsamen Gottlieb an deren Stelle zu setzen, nicht denken, ohne mit den armen Kindern ein inniges Mitleid zu fühlen. Mag man es rügen, wenn die Alten kindisch sind, aber die Kinder laßt nur kindlich bleiben, und versengt ihnen die kleine dämmernde Blumenwelt nicht mit dem Brennglase einer zu frühen Aufklärung.

W. M.

Musik-Literatur.

Ueber Reinheit der Tonkunst. Zweyte vermehrte Auflage. Heidelberg bey Mohr, 1826.

Unsern Lesern wird die musikalische Fehde zwischen Herrn Nägeli und dem Verfasser der obigen Schrift aus dem vorigen Jahrgang dieses Blattes noch in Erinnerung geblieben seyn. Wir wollen, ohne auf jenen Streit Rücksicht zu nehmen, hier nur das angezeigte Werk in seiner neuen verbesserten Gestalt im Allgemeinen charakterisiren. Der würdige Verfasser will die moderne Musik auf den Kirchenstyl, die Instrumentalmusik auf die Vokalmusik zurückführen. Er findet in der neuern Musik so viel Künsteley, Schwulst und Unnatur, wie Fernow in der plastischen Schule des Bernini, die bis auf Canova geherrscht hat, oder wie Tieck in der Malerey, und weiset uns auf die reinen, einfachen, erhabenen Muster der alten Kirchenmusik eines Palestrina, Pergolese, Durante 2c. hin, wie Fernow auf die Antike und wie Tieck auf die altdeutsche und altitalienische Malerschule. Es läßt sich in diesem Bestreben zwar eine gewisse antiquarische Einseitigkeit nicht verkennen, sie hat sich aber gewissermaßen nothwendig im Gegensatz gegen die andere jezt herrschende moderne Einseitigkeit erzeugen müssen, und gehört zu den Eigenschaften, welche die ächte Kraft, wenn sie die Fesseln alter Gewohnheit zerbricht, gewöhnlich zu begleiten pflegen. Einer bloß sklavischen, passiven Hingebung an die alten Muster wird der produktive Geist des Jahrhunderts beständig widerstreben, und wenn der Verfasser hofft, die neuen Componisten werden, in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl, ihre eigenen Flickwerke liegen lassen und nur die Meisterwerke der Alten ausführen, so irrt er sich gewiß, oder verlangt zu viel. Dagegen wird seine Idee, die noch keiner so klar und siegreich ausgesprochen, als er, mit der Zeit goldene Früchte tragen. Es hat den Anschein, als solle zuerst der Choral eine umfassende Verjüngung erleben. Ohne Zweifel wird aber der Genius der alten Kirchenmusik, gleich dem der antiken Plastik, oder der mittelalterlichen

ed by Google

Poesie, überhaupt bald eine allgemeine Anerkennung finden, und den jüngeren Künstler begeistern, in die neuern Schöpfungen nicht vernichtend, aber reinigend eingreifen, und so auf eine lebendige Weise sich in der Gegenwart erneuern. Diese Hoffnung ist in der That tröstlicher, als es eine bloß passive Verehrung des Alten seyn kann, wobey das schmerzliche Gefühl, nichts Aehnliches mehr erzeugen zu können, mit der Thatkraft auch unfehlbar den lebendigen Sinn für Musik ertödten müßte. Was der Weise denkt, muß der Held und Künstler in's Leben übersetzen. Beynahe in allen Künsten ist man zu den alten Mustern zurückgekehrt, aber nicht wie der egyptische Priester zu den Mumien, sondern wie Pygmalion zu dem Marmor, den sein Feuer beseelt. Auf Winckelmann folgte Canova, auf Fernow Thorwaldsen, auf die Wiedererwecker der schwäbischen Poesie folgte Goethe, Tieck, auf Tieck und Wakenroder folgte Cornelius und die besten der neuern Maler. Jede Beherzigung der alten Kunstideale hat neue erzeugt, und diese neuen Schöpfungen sind mehr als die bloße Bewunderung des Alten. Auch die Musik wird eine ähnliche Verjüngung erfahren, und auf den Verfasser der vorliegenden genialen Schrift werden dereinst ebenfalls Componisten folgen, die seine Idee in's Leben führen. Freylich ist die religiöse Musik ohne religiösen Sinn nicht zu reformiren, und mit der Weltlust wird auch die weltliche Musik, mit der Fadheit, Affectation, Sinnlichkeit und Eitelkeit wird auch die geistlose, künstliche, lüsterne und brutale Musik immer ihre Herrschaft behaupten. Die Zeit wird aber jezt wirklich wieder ein wenig frömmer, die Kirchen füllen sich und die Theater bleiben leer. Diese Erscheinung und die neue Vorliebe für den Kirchengesang unterstützen sich wechselseitig, und hoffentlich werden beyde immer mehr aneinander wachsen und sich läutern.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Als man eine brennende Fackel an einen jener brausenden Kegel hinhielt, sah man von demselben plötzlich eine azurfarbene, fünf Fuß hohe Flamme emporlodern, die eine geraume Zeit fortgebrannt haben würde, wenn nicht der heftige Andrang des Westwindes sie ausgelöscht hätte. Auch die erwähnte, ihnen bereits bekannt gewordene Spalte machten die Reisenden zum Gegenstande ihrer Betrachtungen und fanden, daß dieselbe in einer Breite von anderthalb Fuß von dem größern Theile der gedachten Vulkane ausgehe, das Thal bello Scopatore und die Abhänge des Berges von S. Anna mit vier Zoll Breite durchschneide, sich dann durch das Quartier von Piedigrotta hindurchziehe, mit 15 Linien Breite bis zu der Kirche von Santa Flavia emporsteige, das Kloster bella Grazia durchschneide, und endlich auf eine unmerkliche Weise nahe an der Kirche von San Petronilla zu Ende gehe. Nachdem übrigens die Vulkane fünf Tage lang ununterbrochen in heftiger Bewegung gewesen, fingen die Ausbrüche an allmählich abzunehmen, und zulezt kehrte das Ganze wieder in seinen vormaligen natürlichen Zustand zurück, so wie der Pater La Via denselben vor den hier beschriebenen Phänomenen beobachtet hatte.

— Bemerkenswerth ist der Vortrag, welchen der Oberaufseher des Museums der egyptischen Denkmäler des Königs von Sardinien, Hr. Jul. von S. Quintino, in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften, Literatur und Künste zu Lucca, mit welcher dieser gelehrte Verein Ende Augusts 1823 die Arbeiten seines akademischen Jahres beschloß, über ein in den neuesten Tagen viel besprochenes Thema, die alt-egyptischen Papyrus und ihre Entzifferung, gehalten hat. Nachdem nämlich gedachter Akademiker Rechenschaft von den Fortschritten gegeben, welche seit Kurzem in der Kunst, die alt-egyptischen Handschriften zu entziffern, gemacht worden, so legte er der Versammlung ein Facsimile eines Papyrus von sehr hohem Werthe vor Augen, aus welchem hervorgeht, daß die Egyptier jenes so weit entfernten Zeitalters die Zahlenbrüche ungefähr nach der heutzutägigen Methode zu schreiben pflegten. Am Schlusse seines Vortrages beklagte sich der Redner über die unrichtigen, zum Theil verfälschten Berichte, die man zu Paris, in Betreff der Schriften, von denen es der Akademie so eben eine Uebersicht mitgetheilt, gegen ihn im Drucke habe erscheinen lassen. „Man hat mir,“ sagte er, „zur Last gelegt, ich habe die Arbeiten des Hrn. Champollion, des jüngern, mir angeeignet. Bis dahin hatte ich es meinen Schriften selbst überlassen, diese Beschuldigung abzutreiben; jezt aber, nachdem sich die Anklage in ganz Italien verbreitet hat, während daß meine Schriften nur noch wenig bekannt sind, habe ich geglaubt, den Rath meiner Freunde befolgen und der Wahrheit ihren Triumph verschaffen zu müssen, und dieß ist der Zweck der Bemerkungen, welche ich hiermit dem unpartheyischen Urtheile der Akademie vorlege.“ Unter diesen Bemerkungen findet sich in Bezug auf ein im Moniteur vom 25sten December 1824 abgedrucktes Schreiben des Hrn. Champollion, worin dieser freylich der auf die Erhaltung des Papyrus verwandten Sorgfalt nichts weniger als rühmliche Erwähnung thut, eine, die dahin geht, daß jener Boden oder Speicher, welchem die Papyruskisten enthoben worden, um eröffnet und dem Herrn Champollion vor Augen gelegt zu werden, nichts anderes gewesen sey, als sein, des Hrn. v. S. Quintino, Arbeitszimmer im Pallaste der Akademie. In diesem, sezt Hr. v. Q. hinzu, habe Hr. Champollion mit aller Bequemlichkeit den größten Theil des Winters zugebracht und sich mit Untersuchung der Papyrus-Rollen beschäftigt. Früherhin sey Hr. Ornato, einer der Sekretäre der Akademie, in diesem Zimmer einlogirt gewesen; demnach sey der Grund, warum man die Papyruskisten, jene kostbaren Ueberbleibsel der egyptischen Wissenschaft, an den Ort hingestellt, wo Hr. Champollion sie gesehen habe, kein anderer gewesen, als um sie vor dem Feuchtwerden zu verwahren. Hr. v. S. Q. beruft sich in dieser Hinsicht auf das Zeugniß aller derer, welche im Falle sind, es zu wissen, wie sehr er zu jenem Depositum Sorge getragen, und wendet sich ganz besonders an diejenigen, welche selbst im Pallaste der Akademie einquartirt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. Juli 1826.

Berichte über die englische Literatur.

IV.

Erd- und Völkerkunde.

Die lähmenden Störungen in der Handelswelt haben auch auf den Büchermarkt eingewirkt, der lange nicht so leer war, als in der lezten Zeit. Mehrere angekündigte wichtige Werke werden zurückgehalten, und unter den Erzeugnissen, die seit 5 Monaten an's Licht getreten sind, findet man nur wenige, welche länger leben werden, als bis die erste Ankündigung vergessen oder die flüchtige Neugier befriedigt worden ist. Dieser Stillstand gibt uns Muße, auf einige Werke aus der jüngstvorhergehenden Zeit zurückzublicken, die hier genannt zu werden verdienen. Wir können uns diese Abschweifung um so unbedenklicher erlauben, da es nie der Zweck dieser Berichte gewesen ist, eine Uebersicht der gesammten englischen Literatur zu geben, oder auch nur die wichtigsten Erscheinungen auf jedem wissenschaftlichen Gebiete anzuzeigen, und auch künftig nicht mehr versucht werden soll, als die Leser dieser Blätter mit denjenigen neuern Werken näher bekannt zu machen, die den general reader, wie es die Engländer nennen, oder das gebildete Publikum überhaupt anziehen können. — Ehe wir bey einer andern Gelegenheit einen Blick auf den Ertrag werfen, den die Kunde außereuropäischer Länder neulich gewonnen hat, begleiten wir noch einige englische Reisende auf ihrem Wege durch unsern Welttheil. Italien wird unter allen Ländern Europa's, seit 1815, am häufigsten von Engländern besucht, und gleich nach dem Frieden ergossen sie sich in einem solchen Strome über das lange verschlossene schöne Alpenland, daß die guten Italiener anfänglich in allem Ernste glaubten, die Engländer wären aus Furcht vor einer schrecklichen Revolution so schnell als möglich aus ihrer Heimath geeilt. Es ist Mode, Rom zu sehen. Leute aus allen Ständen und Volksklassen, der Gelehrte aus Oxford und Cambridge, der stutzerhafte Pflastertreter, das holde Mädchen und die gelehrte Altjungfer, durchkreuzen das Land in allen Richtungen. Wer ihr Thun und Treiben dort betrachten will, lese die Schilderungen, die das unterhaltende Buch: The English in Italy (London 1825. 3 Bde. 8.) gibt. Ein Heer von Reisebeschreibungen in allen Gestalten ist seit einer Reihe von Jahren die Frucht dieser Wanderlust gewesen, aber es ist kaum etwas erschienen, das den Berichten von Eustace (in seinem, unlängst in einer neuen Auflage wieder ausgegebenen Werke), Forsyth und der beißenden Morgan an die Seite gestellt werden könnte. Oft geschilderte, gelehrt und empfindsam besprochene Merkwürdigkeiten auf dem Wege von Paris nach Rom und allenfalls nach Neapel, auf welchem es keinen Stein gibt, der nicht beschrieben, kein Wirthshaus, das nicht belobt oder beseufzt worden wäre! Desto angenehmer überrascht es auf einem Felde, wo man nur noch eine Aehrenlese erwarten konnte, eine so reiche Garbe gebunden zu sehen, als wir aus dem Nachlasse des verstorbenen ausgezeichneten Anatomen J. Bell erhalten haben: Observations on Italy. By the late John Bell, Fellow of the royal College of Surgeons, Edinburgh. Edited by his widow. Edinburgh 1825. 1 Bd. 4. mit 9 Kupfern. Im Jahre 1817 machte sich der Verfasser in Gesellschaft seiner Frau auf den Weg, und gleich auf den ersten Seiten zieht der Mann uns an, der krank und in trauriger Seelenstimmung über die Alpen zieht, um unter Italiens schönem Himmel die lezten Bilder zu suchen, mit welchen er in das Grab steigen will, das vor ihm offen liegt. Was die Wittwe aus seinem Nachlasse gibt, ist keine zusammenhängende Darstellung; es sind Bruchstücke, Blätter aus seinem Tagebuche, das die Empfindungen, die der lebendige Eindruck des Augenblickes hervorrief, die Betrachtungen eines gebildeten, fein beobachtenden Geistes aufbewahrt, einzelne Gemälde, worin Licht und Schatten oft trefflich vertheilt sind. Der reine Abdruck der Stimmung des Reisenden gibt diesen Schilderungen einen eigenen Reiz, und wir empfinden und genießen mit ihm, wenn die Schönheiten der Natur und der Kunst seine trübe Seele erheitern und das erregbare Gemüth sich kräftig über den leidenden Körper erhebt. Selbst wenn er sich zuweilen in eine weiche und haltlose Schwärmerey verirrt, denken wir, gutmüthig lächelnd,

Digitized by Google

nur an seine krankhafte Reizbarkeit, und werden überall durch eine vorzügliche Darstellung entschädigt. Wir folgen einem solchen Führer gern auf der oft betretenen Straße. Der Verfasser kam über den Berg Cenis. „Als wir den Gipfel erreicht und einen Augenblick betrachtend verweilt hatten, begannen wir die angenehme Fahrt abwärts. Wir rollten auf einem geebneten Kieswege hinab, und kamen durch eine enge Schlucht, die einem Steinbruche glich; zur Linken erhoben sich ungeheure, steil emporragende Bergmassen, die sich in seltsam großartigen Felsengestalten endigten, während wir zuweilen bey den Krümmungen der Straße einen Blick in die Thäler in der Tiefe warfen, wo Dörfer mit ihren Kirchen die schöne Landschaft schmückten, die wir bald betreten sollten. Sobald die Straße breiter wird, ist der Abhang des Berges mit grünen und blühenden Gesträuchen bedeckt, aus welchen hier und da Bäume sich erheben, freundliche Hütten die Landschaft erheitern, und die Kinder jedes Dörfchens gaben mit ihren kleinen Heerden von Ziegen, Schafen oder Kühen anmuthige Bilder, die gegen die rauhe Erhabenheit der Landschaften abstachen, welche wir eben verlassen hatten. Die Fahrt von diesen steilen Höhen, die selbst die furchtsamste Frau nicht beunruhigen kann, ist ungemein angenehm. Je weiter man hinabkommt, desto anziehender wird der Weg. Die Aussicht ist zuweilen beschränkt. Hügel mit lieblichen Thälern, Ströme mit ihren buchtenvollen Gestaden, breitwipfelige Bäume, die in Gruppen zusammenrücken, bilden eine anmuthige Landschaft, während hinter uns das Gebirge immer ernst sich erhebt, und leichte flüchtige Wolken am Himmelsrande ziehen, oder, von den niedrigen Hügeln sich senkend, der Landschaft einen höheren Reiz geben. Rivoli, das wir in den Nachmittagsstunden erreichten, liegt reizend auf einem Hügel, am Eingange des großen Po-Thales. . . Von der Schlucht oberhalb Susa sieht man den Dorra hervorbrechen, verfolgt seine glänzende Wasserfläche durch die Bögen der langen und leichten Brücken, die sich über seine Wellen spannen, während die Abendsonne über den Bergen glüht, ihre Strahlen durch das enge Thal wirft, und das große Michael-Kloster beleuchtet, das einsam und ernst auf einem hohen Berge steht. Wendet man den Blick von diesen erhabenen Gestalten nach der entgegengesetzten Richtung, so sieht man die höchsten Spitzen der zahlreichen Thürme Turins von den Strahlen der untergehenden Sonne geröthet. Kein Rauch steigt empor, wie in nördlichen Ländern, die Stelle bezeichnend, wo eine Stadt liegt; ein leichter durchsichtiger Nebelschleyer scheint sie zu bedecken, während prächtige hohe Bäume in einer dämmernden Linie ihre Gränze bezeichnen. Das ganze schöne Landschaftsbild erhält einen neuen Reiz durch die reichen Fluren, die bewaldeten Ebenen, die, weit gegen Abend sich erstreckend und durch zahllose weiße Gebäude erheitert, das Gemälde beleben. Wenn man nach einem schwülen Tage den erfrischenden Abendwind athmet, und die Reize der umliegenden Landschaft betrachtet, wird man versucht, sie mit dem Klima und der Ansicht des Landes zu vergleichen, das man verlassen hat, und man wird Italien mit seiner glänzenden Sonne, seinem milden, duftigen, klaren Himmel, seinen mächtigen Bergen, seinen edlen Strömen den Vorzug geben." Ueber Mailand, Pavia und Florenz reiste Bell nach Rom, wo er die Osterzeit zubrachte. Wir folgen ihm in die Sixtinische Kapelle, um das Miserere zu hören. „Die Feyerlichkeit beginnt mit einem Theile der Klagelieder des Jeremias, die der Chor singt. Der Papst spricht dann mit leiser Stimme das Paternoster. Mit der Tiara bedeckt, bleibt er auf dem Throne sitzen, während das Thema von der lauten und süßen Stimme des ersten Soprans fortgesezt wird. Der Ton hält so lange aus, ist so hoch, so rein, so silbern und schmelzend, daß er die ergreifendste Wirkung hervorbringt, im Gegensatze der tiefen Stimme der Chöre, die beym Schlusse jeder Strophe in voller Harmonie antworten. Dann hört man wieder die klagende Stimme, die zart und rührend einen süßen, lang gezogenen Ton wiederholt, der in der Ferne klar und hoch tönt, bis er wieder in den Chor herabsinkt. Die köstlichen Töne des Soprans wußten den Tadel beynahe wegzuzaubern; wir konnten jedoch das Gefühl nicht unterdrücken, daß eine Composition dieser Art selbst in der Hand eines so großen Meisters als Allegri, dessen Musik man gab, sehr schwer seyn müßte, und wir bemerkten, daß nach einiger Zeit der immer fortgesezte Ton und der abgemessen antwortende Chor eintönig werden und ermüden. Das Ganze aber ist sehr schön; es ist, als hörte man ein Wesen einer anderen Welt über eine verheerte Stadt klagen und ein betrübtes Volk antworten; es ist eine große und schwermüthige Vorbereitung auf das Miserere. Sobald das lezte Licht ausgelöscht ist, verkündet der Chor in eilenden Tönen, daß man den Heiland verrathen hat. Dann herrscht auf einen Augenblick, als Sinnbild der Finsterniß, worin die sittliche Welt blieb, die tiefste Dunkelheit, bis bey den Worten: Christus ist gestorben — der Papst, die ganze Geistlichkeit und das Volk niederknien, — in frühern Zeiten fielen sie auf die Erde nieder — und alles schweigt. Die feyerliche Pause wird dann durch den Anfang des Miserere unterbrochen, das in tiefen, reichen und herrlichen Tönen gesungen wird, erst sanft an das Ohr dringt und dann zu den mächtigen Tönen einer seraphischen Harmonie anschwillt. Diese Musik bringt eine schönere und kräftigere Wirkung hervor, als irgend eine andere bewunderte Kunst, und weder ein Gemälde, noch ein Bildwerk, noch eine Dichtung, kurz kein Werk der Phantasie,

Digitized by Google

kann eine so wundervolle Macht auf das Gemüth ausüben. Die stille Feyerlichkeit der Scene, die rührende Bedeutung der Worte: „O Gott, erbarme dich meiner!“ durchbeben das Innerste der Seele, locken Thränen in die Augen, und die Wange erbleicht. Die Musik besteht aus zwey vierstimmigen Chören. Der Ton hebt tief und feyerlich an, steigt allmählig zu den klaren Tönen des ersten Soprans, die man zuweilen allein hört. Beym Schlusse des Verses fällt der zweyte Chor ein, und dann sterben die Stimmen nach und nach hin. Das sanfte, kaum merkliche Anschwellen der Töne zu einer schwermüthigen reichen und mächtigen Harmonie und ihr allmähliges Zurückweichen, als ob sie wie die Klagetöne von Engeln und Geistern aus einem fernen Himmel kämen, erwecken ein Bild von finsterer Verödung und furchtbarer Einsamkeit, das nur derjenige begreifen kann, der sie gehört hat. Ein feyerliches Schweigen folgt, und man hört keinen Athemzug, während der knieende Papst das unhörbare Gebet fortsetzt. Wenn er sich erhebt, hört man leise Töne, die allmählig die Stille unterbrechen, was eine angenehme Wirkung macht und die entzückte Seele gleichsam zu den Gefühlen der Gegenwart zurückführt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Kulturgeschichte.

Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt, herausgegeben von F. A. Ebert, königl. Sächs. Bibliothekar. Ersten Bandes erstes und zweytes Stück. Dresden in der Waltherschen Buchhandlung, 1826.

Diese periodische Schrift hat den verdienstlichen Zweck, über Antiquitäten aller Art zu berichten, besonders aber über handschriftlich-literarische. Ihrem Plane nach könnte sie eine sehr würdige Stelle unter den deutschen Zeitschriften einnehmen. Es fehlt uns allerdings ein Magazin für Alterthümer, namentlich literarische. Ein allgemeiner deutscher Antiquarius, worin Auszüge aus Handschriften oder alten Druckwerken, einzelne antiquarische Studien und Notizen, Kritiken und Anzeigen und überhaupt ein Intelligenzblatt für alterthümliche nur in Handschriften vorhandene oder aus dem Buchhandel gekommene Werke enthalten wären, würde den Gelehrten gewiß nicht unwillkommen und auch nicht schwer auszuführen seyn, wenn sie alle dafür sich interessiren wollten. Bey vereinzelten Unternehmungen dieser Art werden die Hülfsquellen nur zu bald erschöpft, und man greift zu dem Unbedeutendsten, um nur den Raum zu füllen. Die ersten Stücke der vorliegenden Sammlung enthalten sehr viel Interessantes, doch auch schon Manches, was als bloßer Lückenbüßer zu betrachten ist. Wir können daher nur wünschen, daß von allen Seiten her die Gelehrten, besonders die Bibliothekare, ohne Neid und Eigennutz in den an sich vortrefflichen Plan eingehen und dem Herausgeber ihre Beyträge schicken mögen, damit dieses Unternehmen, nicht wie so viele ähnliche, zuletzt an der Erschöpfung und Langenweile stirbt.

Das Vortrefflichste in der Sammlung sind die Abdrücke handschriftlicher Nachlässe, im ersten Stück von Heyne, der berühmten schönen Gräfin Aurora von Königsmark, Voltaire, Fontenelle, Reaumur, im zweyten Stück wieder von Heyne, Händel, Gellert. Es sind Briefe, oder Auszüge daraus, worin theils auf die Verfasser selbst, theils auf die Zeitgenossen Licht geworfen wird. Ohne Zweifel befinden sich ähnliche noch ungedruckte Reliquien überall zerstreut, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie in dieser Zeitschrift, die einen so glücklichen Anfang gemacht hat, mitgetheilt werden könnten. Bey einer größern Concurrenz interessanter Nachlässe könnte man dann, wie billig, alles Unbedeutende weglassen, deßgleichen sich in den Briefen von Heyne nur zu oft vorfindet. Wenn dieser Gelehrte sein Urtheil über große Männer oder Bücher ausspricht, so hören wir es gern; wenn er aber vom Wetter, vom kalten Bibliothekzimmer und dergleichen spricht, so gehört dieß wohl schwerlich vor das Publikum. An die Briefe reihen sich biographische Notizen über die Schweizer Einsiedler Claus und Ulrich, einige alte Göttinger Professoren, Michaelis, Caillard, Schupvius. Es wäre vielleicht besser, wenn mehr vom Leben anderer Männer, als bloß der Gelehrten und nicht gerade der bedeutendsten die Rede wäre, damit nicht allzuviel Bücherstaub mit unterliefe. Neben diesen meist biographischen Gegenständen finden wir noch eine kleine Anzahl recht artiger Antiquitäten, alte deutsche und lateinische Lieder, topographische Notizen aus Hans von Waldheims Reise im Jahr 1474, Beyspiele von alten sonderbaren Predigten, Kritiken und dergleichen. Das zweyte Stück bringt aber einige Sachen, die Geschichte des Pitt'schen Diamanten, die Schilderung einer alten Garderobe, ein Edikt über die Bärte rc., die wohl eher in das Museum des Wundervollen gehört hätten. Die Nachrichten über italienische Bibliotheken und über die Handschriften in Wolfenbüttel sind schätzbar, und man sollte nur aus den alten literarischen Schätzen immer mehr mittheilen. Dieser Artikel allein würde die Zeitschrift in gutem Fortgang erhalten können. Zuletzt bringt sie Miscellen und Anekdoten, darunter einige sehr artig sind. Unter andern finden wir ein altes Epigramm des berühmten Martin Opitz auf die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly, das recht witzig und bisher unbekannt geblieben ist. Es lautet:

Die stets alleine schlief, die alte keusche Magd,
Von Tausenden gehofft und Tausenden versagt,
Die Carl zuvor, und jetzt der Markgraf hat begehrt,
Und jenem nie, und dem nicht lange ward gewährt.

Digitized by Google

Weil jener ehlich war, und dieser Bischof ist,
Und eine Jungfrau nicht ein frembes Bett erkiest.
Kriegt Tilly: also kommt jezt keusch und keusche Flammen
Und Jungfrau und Gesell, und alt und alt zusammen.

Ueber das älteste Taschenbuch finden wir folgende Notiz. „Wahrscheinlich das älteste Taschenbuch, wenigstens dem Titel nach, ist folgendes: Taschenbüchlin. Auß einem closter in dem Rieß Kompt dises Taschenbüchlin süß: Das der mensch sol bey jm tragen Vnd damit sein veind verjagen. Augspurg, gedruckt von maister Hansen otmar, 1510, 8. 107 Blätter mit 14 Holzschnitten. Es ist ein Gebetbuch, welches viel Aehnliches mit dem um dieselbe Zeit sehr beliebten Hortulus animae oder Seelengarten hat, und eine Nachahmung desselben scheint, auf welche vielleicht die Augsburger Handlungen die Hoffnung einer eben so glücklichen Speculation gründeten, wie sie die Nürnberger und Straßburger mit dem Hortulus gemacht hatten. Die Holzschnitte sind nicht ohne Verdienst und die Sprache zwar voll Härten und gezwungener Constructionen, aber wegen einzelner Ausdrücke merkwürdig. Namentlich findet sich bereits hier das Wort gemüthlich (Bl. 3a), nach dessen Alter vor Kurzem im Conversationsblatt gefragt wurde, obgleich in einem andern Sinne, als in welchem es jezt gebraucht wird. Es ist nämlich von einer gemüthlichen Beichte (confessio mentalis) eines Kranken die Rede, welcher den Gebrauch der Sprache verloren hat, im Gegensatz einer mündlich auszusprechenden Beichte."

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Zu Mailand war am 13ten Februar der Priester Ottavio Morali, einer der Bibliothekare an der Brera, ein ausgezeichneter Sprachgelehrter Italiens, im 62sten Lebensjahre mit Tode abgegangen. Die italienische Literatur verdankt ihm die correcteste und schäzbarste aller Ausgaben des Orlando Furioso, der durch ihn, mit unsäglicher Mühe in seiner wahren Lesart, wieder ist hergestellt worden; eine Arbeit, welcher er die Aufnahme unter die ordentlichen Mitglieder der Akademie della Crusca zu verdanken hatte. Mit andern Arbeiten über italienische Klassiker, und namentlich über Galileo, war er noch am Ende seiner Tage beschäftigt, und ein griechisch-italienisches Wörterbuch zum Gebrauche der Gymnasien hatte er beynahe vollendet.

— Mit gebührendem Lobe erwähnen die italienischen Blätter in ihren nekrologischen Nachrichten auch des noch in den lezten Tagen des Jahres 1824 verstorbenen Professors der Mineralogie an der Universität della Sapienza zu Rom, des Paters C. G. Gismondi, von Mentone, im Fürstenthum Monaco. Im Jahr 1786 ward ihm von seinen Obern der Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik an dem Piaristen-Collegium zu Palermo übertragen, an welcher Stelle er sich in solchem Grade auszeichnete, daß er nach Rom zurückberufen wurde, um dieselben Fächer an dem dortigen Nazzarenischen Collegium zu lehren. Durch seine Verwendung und vermöge seiner freundschaftlichen Verhältnisse mit den berühmten englischen Mineralogen Thomson und Hamilton, die er zu Neapel kennen gelernt, so wie auch mit Dolomieu, in Verbindung mit bedeutenden von Joseph II. gemachten Geschenken, erwuchs das mineralogische Museum des Nazzarenischen Collegiums zu einem der reichsten und vollständigsten von Italien, das von fremden und einheimischen Liebhabern solcher Kenntnisse häufig besucht wurde. Als Lehrer besaß Gismondi eine außerordentliche Leichtigkeit, die in der Klarheit seiner Ideen und in seiner tiefen Sachkenntniß ihren Grund hatte. Scharfsinnig und schnell im Auffassen, deutlich und gedrängt im Vortrage, wußte er seinen Schülern jenes Vertrauen, wodurch sich der Muth in Besiegung der Schwierigkeiten verdoppelt, einzuflößen. Durch Entdeckung verschiedener vulkanischer Produkte des römischen Bodens, namentlich zweyer neuer Arten (la lazialite und l'abrazite), deren eine er in den Umgebungen des Sees Nemi, die andere in der Lave von Capo di Bove auffand, kam er in Briefwechsel, auch wohl in einen, die mineralogischen Museen der Universität della Sapienza und des N. Collegiums noch mehr bereichernden Tauschverkehr mit vielen berühmten Naturforschern seiner Zeit, namentlich mit dem Prof. Leonhard zu Heidelberg, Zipser zu Neusohl, Menard de la Grove, Webster zu Boston, Hauy, u. m. a.; deßgleichen mit den berühmtesten Mineralogen Italiens, einem Prof. Borson zu Turin und Genazzai zu Udine. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörten besonders auch der Prof. Monticelli zu Neapel und der berühmte Mineralog Brocchi, welcher sich vor dem Antritte seiner Reise nach Syrien und Aegypten eine geraume Zeit in Rom aufhielt. Was die Aufmerksamkeit des Naturforschers bey seinen Excursionen in der Umgegend von Rom in ganz vorzüglichem Grade auf sich zog, war der seltsam gestaltete Monte Mario mit seinen unermeßlichen Anhäufungen fossiler Conchylien und den wechselnden Lagern von vulkanischen Fluß- und Meerprodukten, die man vornehmlich auf derjenigen Seite des Hügels wahrnimmt, welche sich zu Tor di Quinto längs dem Tiber-Thale hinzieht. Bereits hatte er die Materialien zu einer durch den Reichthum und die Merkwürdigkeit ihres Inhaltes sich in gleichem Grade auszeichnenden Fossil-Conchiliologie jenes Hügels gesammelt und war eben mit der systematischen Redaktion eines Werkes über diesen Gegenstand beschäftigt, als eine Krankheit seinen Muth niederschlug und seine vorher nicht zu ermüdende Thätigkeit lähmte. Die einzige, von ihm im Drucke erschienene Arbeit ist eine der Akademie der Lincei im August 1816 vorgelesene, der italienischen Bibliothek einverleibte Abhandlung, die den Titel führt: Osservazioni sopra alcuni minerali de' contorni di Roma. Einer großen Anzahl neuer, von Gismondi an verschiedenen Mineralien zum ersten Mal bestimmter Formen gedenkt auch der Prodromo della mineralogia Vesuviana, herausgegeben von den Professoren Monticelli und Covelli. Neapel 1825.

Der am 26sten December v. J., in einem Alter von 68 Jahren mit Tode abgegangene Hr. J. Pregliasco, war ein Mann, der sich durch seine Geschicklichkeit in der Theater-Architektur sowohl, als in der Kunst, Gärten in englischem Geschmacke anzulegen, in ganz Italien großen Ruhm erworben hatte. Zu seinen bedeutendern Arbeiten gehören: der Park der Prinzessin von Carignan; die Restauration des großen Theaters von la Canobiana zu Mailand; der größte Theil der Dekorationen zu den mythologischen Balletten der Hrn. Vigano und Gioja; die neue Construktion des großen Theaters zu Neapel, und des Mailändischen Hoftheaters zu Monza. Auch in Piemont zählt man mehrere Theater und Gärten, die er aufgeführt und angelegt hat. In allen Arbeiten dieser Gattung legte er einen sehr guten Geschmack zu Tage, und war übrigens ein sehr origineller Mann.

Digitized by Google

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. Juli 1826.

Lyrische Dichtkunst.

(Beschluß.)

15. Ver-Vert, frey nach Gresset, nebst angehängtem Versuch in metrischen Erzählungen und andern kleinen Poesien von J. M. Schmidt. Danzig, bey Gerhard, 1825.

Ver-Vert ist eine gar artige Satyre gegen die Frömmeley, ein scherzhaftes Heldengedicht, dessen Held niemand anders als ein Papagai ist. Der Vogel wird in einem Nonnenkloster zu Nevers aufgezogen und von den guten Schwestern im Gebeteplappern und Augendrehen unterrichtet, so daß er im ganzen Lande unter dem Namen des frommen Vogels berühmt wird. Sein Ruf macht die Nonnen in Nantes äußerst neugierig, ihn bey sich zu sehen, und sie erlassen ein Sendschreiben, worin sie ihre Schwesterchen auf eine Zeitlang um den Vogel bitten. Mit Schmerzen trennen sich die Pflegerinnen von dem geliebten Schwätzer, und schicken ihn unter sicherem Geleit auf einem Schiffe nach Nantes. Unterwegs lernt aber der Vogel von Soldaten und Matrosen nichts als Schimpfreden und derbe Flüche, die ihm weit besser behagen, als das fromme Seufzen, und als er darauf in Nantes ankommt, finden sich die zarten Nonnen garstig betrogen und senden ihn mit Protest zurück. In Nevers wird aber Ververt sogleich zur Kirchenbuße verdammt und muß einsam eingesperrt bleiben und fasten. Da wird er wieder fromm und bigott, und als die Nonnen seine Besserung erfahren, bereiten sie ein großes Freudenfest, bey welchem der Bekehrte sich mit Mandeln überladet und den Geist aufgibt.

Die übrigen lyrischen Gedichte sind von geringer Bedeutung. Es zeichnen sich nur noch zwey längere versificirte Erzählungen aus, Seleuko, worin die rührende Aufopferung eines Jünglings für seine Mutter geschildert wird, und Fernandos Familie, eine Idylle, wie die Louise von Voß, nur mit mannigfaltigen Lebensbildern ausgestattet.

16. Gedichte von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. Weimar, bey W. Hoffmann. 1826.

Die Gegenstände dieser lyrischen Gedichte sind wieder wie gewöhnlich Natur, Liebe, Freundschaft, Sehnsucht, Hoffnung ꝛc. Es sind reine sanfte Empfindungen, die aber in allzu alltäglichen Gedanken, Bildern und Reimen und in einer etwas breiten umständlichen Sprache vorgetragen werden.

17. Spiele der Laune und des Witzes in Epigrammen und versificirten Anekdoten von J. C. F. Haug. Tübingen, bey Osiander.

Der rühmlich bekannte Verfasser ist der einzige Epigrammendichter der neuesten Zeit, der diesen Namen ganz und ausschließlich verdient. Seine Muse zeichnet sich, wie man weiß, überall durch Feinheit, Schalkhaftigkeit und eine gewisse Gutmüthigkeit aus, die ihm nie erlaubt, die Waffen des Spottes Andern zur Kränkung zu mißbrauchen. Die Anekdoten haben uns weniger gefallen, da sie größtentheils längst bekannt sind, z. B. S. 56:

Baut, Meister, einen Modegalgen auf
Und nehmt an Drittel-Zahlungsstatt den alten.
Jedoch der neue muß. — wir zählen drauf,
Für uns und unsre Kindeskinder halten.

Dagegen sind die reinen Epigramme weit origineller und feiner, z. B.

Du rühmst die Ehe, Spießgeselle!
Und, Thomas, du verdammest sie. Warum?
Die Ehe scheint auf alle Fälle
Kein Himmel mir und keine Hölle,
Vielmehr das Purgatorium.

* * *

Mich verläumdet, lästert, schilt
Die betagte Brunehild;
Meiner Rache laß ich nur den Zügel
Und verehr' ihr — einen Spiegel.

Digitized by Google

18. Magyarische Gedichte, übersezt von Johann Grafen Mailath, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1825.

Der berühmteste unter den neuern Sängern des ungarischen Volkes sammelt hier die vorzüglichsten kleinen Lieder, Romanzen, Fabeln und Epigramme seiner Landsleute seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Sein Werk hat viele Aehnlichkeit mit der Sammlung russischer Gedichte von Borg, worüber im vorigen Jahrgang unseres Blattes berichtet worden, doch ist nicht zu verkennen, daß die magyarischen oder ungarischen Dichter mehr südliche Glut und mehr nationelle Eigenthümlichkeit verrathen, als die russischen. Der Herausgeber gibt in einer langen Einleitung zuerst sehr schätzbare Nachrichten über die ältere und neuere Geschichte der magyarischen Poesie, und sodann über die Prosodie der magyarischen Sprache. Ueber die poetischen Anlagen des Volks und der Sprache waltet wohl nirgends ein Zweifel. In ältern Zeiten reihten sich die Magyaren an alle übrigen sang- und sagenreichen Völker Europas würdig an. Später blieben sie gleich den slavischen Nationen hinter der Bildung der westlichen Völker zurück, und seit dem vorigen Jahrhundert ist auch diese Bildung bey ihnen mehr und mehr einheimisch geworden, vorzüglich bey dem Adel, zu welchem auch beynahe alle Dichter der vorliegenden Sammlung zu gehören scheinen. Ueber die anderweitigen Verdienste dieser Dichter um die Bildung ihres Vaterlandes und über die größern Werke wenigstens von einigen derselben gibt der Uebersetzer die nöthigen Notizen. Hier geben sie uns nur als lyrische Dichter an, und selbst ein an die feinste Kost gewöhnter Deutscher muß gestehen, daß jene ersten Blüthen, welche die neue Entwicklung der magyarischen Poesie hervorgebracht, sehr viel Anziehendes haben und noch mehr versprechen. Die Minnelieder behaupten ein entschiedenes Uebergewicht und erinnern durch ihre zarte Glut noch sehr an das Mittelalter, wenigstens scheint die alte Innigkeit, Liebe, Ehre des Ritterthums beym ungarischen Adel sich noch reiner erhalten zu haben, als irgendwo. Es fehlt zwar auch nicht an fremdartigen Einmischungen des horazischen Odentons, der griechischen Götterwelt und dergleichen, doch hat sich dieser Schule kein europäisches Volk entziehen können, und die Eigenthümlichkeit der Magyaren scheint mehr dadurch gebildet als beherrscht zu werden. Eine so reichbegabte Nation wird nicht lange nöthig haben, Nachahmungen der Fremden höher zu stellen, als eigene Schöpfungen. Ein vorzüglich nationelles, beynahe alterthümliches Gepräge zeigen Franz Faludi und Graf Raday, die ältesten unter den übrigen. Ihre wenigen, aber vortrefflichen Lieder und Fabeln scheinen noch der besten Zeit der Minnesänger anzugehören, wiewohl beyde Dichter im vorigen Jahrhundert geboren sind. Durch ergreifende Innigkeit ist Alexander Kißfaludis Liebesklage vorzüglich ausgezeichnet, und Karl Kißfaludi steht ihm würdig zur Seite, sodann Franz Kazinczi, Daniel Berzsenyi ꝛc. Benedict Verag ist am meisten in die Nachahmung antiker, vorzüglich horazischer Muster verfallen. Als Epigrammendichter zeichnen sich Michael Vitkovits und Mikloßi aus. Die Reihe der zwey und zwanzig Dichter schließen zwey Dichterinnen, Judith Gönböcz und Wilhelmine Keplaki.

Die Nachtmahlslieder, von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen übersezt von Olof Berg. Königsberg 1825. 8 Gr. (XII. 45 S.) 12.

Troz den sehr schlechten Uebersetzungen eines L. Schley kann man wohl mit Recht sagen, daß die schwedische Literatur uns im Ganzen noch sehr unbekannt ist, obschon sie in allen Zweigen menschlichen Wissens viel Treffliches aufzuweisen hat. Um so mehr wollen wir eilen auf eine Uebersetzung des vortrefflichen Gedichts aufmerksam zu machen, welches der berühmte Bischof Tegner unter dem Namen Nattwardsbarnen herausgegeben, und welches seit 1824 schon drey Auflagen in Schweden erlebt hat. Herr Olof Berg, schwedischer Vice-Konsul in Königsberg, ein eben so kenntniß- als talentvoller Mann, hat dieses Werk in wohlklingenden Hexametern übertragen und unter oben bezeichnetem Titel drucken lassen.

Der Uebersetzer hat dem würdigen Verfasser die Uebersetzung in einer Stanze zugeeignet, welche uns zugleich einen Beweis gibt, daß Herr Berg wahres Dichtergefühl hat. Wenn wir auch hier wieder die Bildung des Hexameters nicht als ganz gelungen nennen können, so werden diese Fehler durch Wohlklang und Einfachheit der Sprache reichlich ersezt. Uns ist die Stelle aus dem Briefe des Bischofs Tegner mitgetheilt, welche diese Uebersetzung beurtheilt. Wir lassen dieselbe hier folgen, indem die Uebertragung wohl schwerlich ein würdigeres, gediegeneres und aufmunternderes Lob erhalten kann, so wie auch das Publikum keine unpartheyischere Aufforderung, sich mit dieser Uebersetzung der lieblichen frommen Idylle vertraut zu machen. Herr Tegner schreibt: „Ich zweifle, daß es einem andern als einem eingebornen Schweden bis zu dem Grade gelingen könne, des Verfassers Geist und Meynung sowohl aufzufassen als wiederzugeben. Meine Freunde sagen mir, daß der etwas gedrängte Ausdruck, welchen ich mir angewöhnt habe, in einer andern Sprache schwer zu erreichen sey: aber dessen ungeachtet weiß ich keinen einzigen Vers in der Uebersetzung, den ich verändert wünschen würde."

Die schwedische Literatur der frühern Jahre — vor 50 und mehrern Jahren — scheint uns die Ueberzeugung

Digitized by Google

zu geben, daß der Adel dieses Landes wohl unstreitig zu den Gebildetsten aller Länder gehört. Nur dieser zeichnete sich vorzüglich durch Bekanntmachung von Geisteswerken aus, und wir haben aus dieser Zeit viel Schönes, welches wohl verdiente durch geistvolle Uebersetzungen uns näher geführt zu werden. Herr Berg sey freundlichst aufgefordert, die ihm bleibende Muße zu verwenden, in sein neues Vaterland die Geistesblüten seines Geburtslandes zu verpflanzen.

Dorow.

Berichte über die englische Literatur.

III.

Erd- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

Zu den anziehendsten Mittheilungen gehört, was Bell über die Kunstwerke, die er in Italien sah und besonders gegen die übertriebene Darlegung anatomischer Kenntnisse in der Malerey und Sculptur sagt. „Man sollte die Kenntniß der Anatomie — sagt er bey der Betrachtung des farnesischen Herkules — nicht so zu deutlicher Anschauung bringen; nur die schönen, runden und fleischigen Formen des lebendigen Körpers sollte man in hoher kräftiger Thätigkeit zeigen. Die Natur läßt uns nicht die nackten harten Knochen sehen, sondern schont unser zartes Gefühl. Die Knochen, Muskeln und Sehnen sind von einem Zellgewebe umgeben, und mit Bändern bedeckt; die innere Maschinerie aber ist durch die, allen Gliedmaßen eigene Hülle geschützt, und eine dicke Haut bedeckt das Ganze mit einer unveränderlich glatten und schönen Oberfläche, die nur dann runzelig, dünn und mager wird, wenn man die Maschine auseinander nimmt und in ihre Urbestandtheile zerlegt. Vom Antinous sagt er: „Die schönen Verhältnisse und die zierlichen Formen dieses herrlichen Bildwerkes werden noch sichtbarer durch den Glanz seines trefflichen Marmors. Man möchte sich wundern, daß Johann von Bologna und andere große Künstler, während sie solche Muster vor Augen hatten, in den Fehler verfallen konnten, immer ihre anatomischen Kenntnisse darzulegen, und oft ihre schönsten Werke zu entstellen, indem sie die Züge der Wissenschaft uns aufdringlich vor das Auge bringen. Muß denn der Bildhauer uns stets daran erinnern, daß die Modernen unter andern wissenschaftlichen Entdeckungen auch gefunden haben, der Körper bestehe aus Knochen, Muskeln, Sehnen und Bändern? Warum wurde der Körper so schön mit der Haut bekleidet, als um den inneren Mechanismus zu verdecken und die Form reizender zu machen? Die Anatomie ist nur als Berichtigung nützlich. Nur fühlen soll man ihren Einfluß, und um sie nützlich zu machen, muß der Künstler sich darauf verstehen, eine Hauptwirkung hervorzubringen. Wie die Perspective ist sie eine gute Regel, dem Auge in demjenigen beyzustehen, was ein gutes Auge auch ohne Führer vermöchte." Bell mochte bey diesen Bemerkungen die Verirrungen einiger neuern Maler in England im Auge haben, besonders den verstorbenen Fuesli, dessen Figuren wahre Karrikaturen des Muskelausdruckes sind, und den noch lebenden Etty, der auf ähnliche Abwege gerathen ist. Ueberall in seinem Buche spricht er gegen solche falsche Bestrebungen. Man lese besonders seine Bemerkungen über die Unwissenheit in der Anatomie, welche man in der Statue des heiligen Bartholomäus in der Domkirche zu Mailand findet, die man so oft als Muster anatomischer Kenntnisse gepriesen hat, obgleich man sich den widrigen Eindruck, den das Bildwerk macht, nicht verhehlen konnte. „Ich erkläre auf das Wort eines Mannes, der mit Kunst und Anatomie nicht ganz unbekannt ist, sagt er, daß man nichts von wahrer Anatomie, auch nicht die mindeste Darstellung derselben, in dieser grotesken Gestalt findet." Hören wir, was er (S. 251 ff.) in dieser Beziehung über die antike Kunst sagt. „Betrachten wir die Kunstwerke des Alterthums, so werden wir zur Untersuchung der Frage gedrängt, was denn eine so frühe und fast unvergleichliche Trefflichkeit in den Werken der Sculptur hervorgebracht habe. Man findet die Antwort in den Sitten der Griechen, welche die Fortschritte der Kunstfertigkeit beförderten und die schönste Gelegenheit zum Studium darboten. Jede Feyerlichkeit ihrer poetischen Religion, die bey ihren Heirathen und öffentlichen Festen gewöhnlichen Gebräuche, ihre Leichenbegängnisse und öffentlichen Spiele waren eben so viele günstige Gelegenheiten für das aufstrebende Talent, und gaben dem Künstler die schönsten Modelle zur Nachahmung und zum Studium. Dieß war besonders in Beziehung auf die Sculptur der Fall. Bey den olympischen Spielen und bey ähnlichen Festen, wo die persönliche Tapferkeit mit den höchsten Ehren belohnt wurde, hatte der Künstler die beste Gelegenheit, die menschliche Gestalt in ihrer Vollkommenheit kennen zu lernen. Er sah bey diesen Aeußerungen der Behendigkeit und Stärke, die edelsten Formen im belebten Kampfe, und zur größten Thätigkeit aufgeregt durch jene Hoffnung auf Auszeichnung, welche die dem glücklichen Bewerber gewährten Belohnungen so gut zu erwerben im Stande waren . . . Eben so wichtig war das Wesen ihrer Mythologie. In unserer Religion sind die Gegenstände groß, edel, eindringlich, aber beynahe zu heilig für den Pinsel oder den Meißel. Die Mythologie der Griechen war dagegen heiter und belebend. Selbst in dem Bestreben, die Gottheit in hoher und ernster Würde darzustellen, haben die Griechen uns übertroffen. Man kann den Allmächtigen des Rafael und den Jupiter des Phidias, wie die Schriftsteller des

Alterthums ihn beschreiben, gar nicht vergleichen. Der Künstler, mochte er mit dem Meißel oder dem Pinsel arbeiten, verdankte das Gelingen seiner Bestrebungen nur der schaffenden Phantasie, der die Nachahmung und die Erinnerung allein Stoff liefern können . . . Man hat lange gestritten, ob die Alten mit der Anatomie bekannt gewesen seyen oder nicht, und die Gelehrten haben die Frage in allen Beziehungen lebhaft besprochen. Hätten aber die Alten viel von der Anatomie gewußt, so würde ihre Kenntniß kein Gegenstand der Forschung geblieben seyn, und wir würden Beweise in ihren Werken davon entdecken; dagegen aber finden wir, daß Hippokrates die Zeit mit leeren Vorhersagungen zubrachte und Affen zergliederte, um den Sitz der Galle aufzufinden. Hätten sie mehr von der Anatomie gewußt, als sich durch die Haut sehen, oder in einem an die Küste geworfenen Skelett entdecken ließ, so würde diese Wissenschaft nicht in einem so unvollkommenen Zustande und fast unbekannt geblieben seyn. Die Alten hatten keine Gelegenheit, mit der Bildung des menschlichen Leibes bekannt zu werden, außer was das Ergebniß des Zufalles seyn konnte, denn die Leichen wurden verbrannt und die Todtenurne enthielt nur die Asche . . . Man hat sowohl in Pompeji als Herculanum verschiedene wundärztliche Werkzeuge gefunden, aber weder Proben noch Spuren von Anatomie. Die Alten bewahrten das Andenken körperlicher Vollkommenheiten, die man in der Geschicklichkeit zu Leibesübungen fand. Bey den olympischen Spielen wurden Abbildungen der oft mit Sieg gekrönten Kämpfer gemacht, welche genau die Größe, die eigenthümlichen Formen, alle Schönheiten und alle Mängel der Gestalt ausdrückten, und als Muster männlicher Kraft, Behendigkeit und Tapferkeit aufbewahrt . . . Es liegt am Tage, daß diese öffentlichen Gelegenheiten den Alten Vortheile gaben, welche die tiefste Kenntniß der Anatomie, selbst wenn sie mit Geschmack und Urtheil gepaart ist, nicht ersetzen kann. Anatomie ist für die Sculptur, was der Zirkel für die Baukunst. Ist der berühmte Torso ein Herkules, wie man glaubt, so finden wir hier das Bestreben des poetischen Künstlers, eine schöne und edle Darstellung der Kraft zu geben, ohne irgend eine gewaltsame und plumpe Abbildung von Fibern und Muskeln. Die nachtheiligen Wirkungen der Uebertreibung in dieser Hinsicht lassen sich im Farnesischen Herkules auffinden. Sein plumper, derber Rumpf, mit überflüssigen Muskeln belastet, seine knotigen Waden, seine langen Knöchel bezeichnen die Stärke eines schwerfälligen Körpers, der Lasten heben oder tragen kann, aber ohne rüstige Kraft zum Kampfe, zu Wurf- oder Hiebwaffen. Das gebeugte Haupt, das düstre, wilde Auge dieses Herkules, seine lange runde Stirne, quer über die Schläfe getheilt, und von dem platten, groben und ausdrucklosen Gesichte geschieden, zeigen so wenig von der Anmuth und Lebendigkeit eines Heldencharakters, als seine groben Fibern die ersten Grundsätze der Anatomie verrathen . . . Ein Umstand besonders verräth, daß die griechischen Künstler ihre Studien hauptsächlich im Circus gemacht haben; fast alle ihre männlichen Gestalten sind nackt, zumal wenn sie in Thätigkeit sind, wie die Ringer, die Fechter, die Discuswerfer. Die Alten kannten sehr gut den Hauptgrundsatz der schönen Kunst, daß übertriebener Ausdruck und eine verzerrt gewaltsame Thätigkeit, statt in dem Beschauer Theilnahme zu erwecken, nur die Wirkung schwächen, und eher Widerwillen als Vergnügen machen. In der Nachbildung der kräftigsten Stellungen sind sie stets der Natur treu. Das vollkommenste Muster dieses Styls der Composition sieht man in dem (in Antium gefundenen) Fechter im Louvre, der uns ein schönes Beyspiel von der Art und Kunst der Alten gibt. Die Gestalt ist in hoher Thätigkeit, ganz Anmuth, Sehnen und Muskeln in vollem Spiele, aber verhüllt in schönen jugendlichen Formen, nicht stark ausgedruckt, oder dem Auge aufgedrungen. Ein fechtender Gladiator ist nicht eben eine edle oder das Gefühl ansprechende Darstellung, um Würde, Leidenschaft oder Schmerz auszudrücken, aber dieses Bildwerk ist der kühnste Versuch, den je die Sculptur machte, die schönen Formen und die hohe Kraftentwickelung des menschlichen Körpers darzustellen. Es ist eine Lebendigkeit in allen Gliedmaßen, welche die ganze jugendliche *Kraft zeigt*. Der vorgehaltene Schild treibt den *Feind zurück*, und deckt den ganzen Leib, der im Begriff zu seyn scheint, mit kräftiger Schnelligkeit und unwiderstehlicher Macht voranzuspringen. Der Kopf und das jugendliche Gesicht wenden sich, die Gefahr anzuschauen, mit einer lebendigen Kühnheit, die eine gewisse ernste Freude über die Nähe derselben ausdruckt, und den tödtlichen Stoß ankündigt, worauf es angelegt ist, während der rechte Arm sich zurückzieht, kraftvoll und jede Fiber zur Thätigkeit gespannt. Alle Theile, die ganze Handlung bis in die äußersten Gliedmaßen, alles ist eigenthümlich, und könnte keiner andern Gestalt zugetheilt werden. Nicht bloß ein Theil macht Wirkung, sondern das Ganze. Der schöne jugendliche Kopf, die kräftigen Glieder, die belebte Gestalt, der überall ausgedruckte Muth und Geist, die Hoffnung, die Erwartung bey der begonnenen Handlung, deren Erfolg noch ungewiß ist, erwecken in mir beym Anschauen dieses Bildwerkes ein Gefühl von Bewunderung und Freude, wie kein anderes Kunstwerk."

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

Lit. Bl. Nr. 38. S. 149. Sp. 1. Z. 3. l. ausgezeichneten.
— — — 150. — 2. — 13. ist 1825 statt 1821 zu lesen.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. August 1826.

Berichte über die englische Literatur.

IV.

Erd- und Völkerkunde.

(Beschluß.)

Dieselbe Reiselinie, der Bell folgte, beschreibt W. Hazlitt in einer, ohne seinen Namen erschienenen Schrift: Notes of a Journey through France and Italy. London 1826. 8. Der Verfasser ist durch mehrere Schriften bekannt, z. B. über die Charaktere in Shakspeare's Schauspielen, über das Zeitalter der Königin Elisabeth, und eine, im vorigen Jahre unter dem Titel The Spirit of the Age erschienene Charakterschilderung der ausgezeichnetsten Zeitgenossen in Großbritannien. Er hat ein ausgezeichnetes Talent, er schreibt oft kräftig; seine Ansichten sind oft originell und zuweilen gut, aber seine Schoßsünde ist Haschen nach Originalität und die Sucht, alles auf eine ungewöhnliche Weise zu sagen, die sich besonders in dem Spirit of the Age zeigt. Seine guten und bösen Eigenheiten zeigen sich auch in seinem jüngsten Buche. Wir müssen uns begnügen, einige Stellen auszuheben. Zuerst über den berühmten Kirchhof des Paters La Chaise zu Paris. „Der Zugang ist im buchstäblichen Sinne mit Blumengewinden geschmückt. Man glaubt sich einer Hochzeit, einem Jahrmarkte, einer festlichen Feyer zu nahen. Frauen sitzen am Wege, oder vor ihren Hausthüren und winden Kränze von einer Art gelber Feldblumen, die man im Ofen dörrt und die dann, wie die Franzosen sagen, ewig dauern. Sie haben das hagere verabscheute Ungeheuer, den Tod, über und über mit Süßigkeiten bestreut; sie haben aus dem Grabe einen Garten, ein Blumenbeet gemacht, wo ganz Paris ruht, der Reiche wie der Arme, der Geringe wie der Mächtige, munter und lachend, und sie zeigen, wie im Leben, eine schöne Außenseite. Der Tod scheint hier des Lebens Gespiele zu seyn; Kummer und Lächeln sitzen zufrieden an einem Grabe. Rosen wachsen auf dem thonigen Boden; es gibt eine Thränenurne und auch ein schlankes Kreuz, das der Glaube umfassen kann, und schöne Marmordenkmahle mit gemalten Blumenkränzen, um die Erinnerung aufzufrischen und die Hand der Freundschaft anzudeuten. Keine düstern traurigen Epheuranken verfinstern den Schauplatz und geben ihm ein künstliches Dunkel; kein häßlicher Todtenkopf, kein Bildwerk eines Gerippes beleidigt das Auge, sondern eine schöne Ophelia scheint als allgemeine Leidträgerin über der Bahre eines Volkes ihren Launen nachgehangen, und Blumensträußer für die Gedanken, Raute für die Erinnerungen ausgestreut zu haben. Ist aber ein solcher Ausdruck des Kummers nicht ein wenig zu phantastisch und leichtsinnig? Wird man nicht so sehr an ein kindisches Spiel, an ein Glaubenmachen erinnert? Verräth es nicht einen gewissen Mangel an Seelenstärke, einen Mangel an tiefem Gefühle, wenn man so mit dem höchsten Grade des Schmerzes unterhandelt, und die ernstesten Betrachtungen des sittlichen Menschen übertüncht? Wahrer Kummer ist männlich und anständig, nicht weibisch und theatralisch. Das Grab ist kein Puppenhaus, wo die Phantasie ihre Zierathen und ihren falschen Putz aufhängen kann. Traurigen Gedanken entgegenzugehen und sie durch erhabene oder zärtliche Gedanken zu überwältigen oder zu beruhigen, ist allerdings recht, aber ihnen ganz auszuweichen, Fröhlichkeit unter Seufzern zu erkünsteln, und das Schmerzgefühl des klagenden Herzens durch etwas zu zerstreuen, das die Augen fesseln und die Sinne kitzeln kann, ist etwas, das dem Gefühle eines Engländers nicht zusagt. Hier sind die Franzosen im Vortheil gegen uns. Die frischen Blumen und Bäume auf unsern Gräbern, der kalte Marmor, der unsere Asche deckt, der abgeschiedene Schauplatz, wo wir unsere umherirrenden Gedanken sammeln; die unschuldigen natürlichen Blumen, welche, ohne von unserem Verluste zu wissen, aufsprießen, dieß sind Gegenstände, die unsern Kummer nähren und zugleich lindern, aber die kleinlichen, täglich wiederholten Beyleidbezeigungen, die erkünstelte Lebendigkeit, und der bunte Prunk des Schauplatzes, der vor uns liegt, sie gleichen galvanischen Versuchen, das fliehende Leben zurückzurufen; sie schmeicheln weder den Lebenden, noch ziemen sie sich für die Todten. Eine der herzlosesten und mattesten Thorheiten in der neuen Heloise ist der

Digitized by Google

Einfall, der Tochter der Frau von Orbe Juliens Kleider anzuziehen und sie nach dem Tode des geliebten Wesens an den Tisch zu setzen. Ist nicht der Kirchhof des Paters La Chaise eine Täuschung, die nach demselben Grundsatze angelegt, ja übertrieben ist, als ob das Heiligste nicht gegen Zudringlichkeit und Ziererey gesichert wäre?" Aber der Verfasser hat die Empfänglichkeit und leichte Beweglichkeit der Franzosen überhaupt zu sehr aus dem Standpunkte seiner Volksthümlichkeit betrachtet. Er verräth dieß wunderlich genug bey einem Besuche der französischen Oper, wo er bey Erwähnung des Souffleurs sich also vernehmen läßt: „Ein Franzose, der über eine Summe verfügen kann, sollte jährlich 10,000 Franken für diese Stelle geben. Sie muß den Mann in eine Art von Verzückung setzen; denn nicht einen Augenblick ist er ruhig; er säbelt mit den Händen in der Luft, wirft sie über die Partitur hinaus, die er vor sich hat, schnappt mit den Fingern, nickt mit dem Kopfe, schlägt den Takt mit den Füßen, und dieß nicht mechanisch, wie man eine gezwungene Plackerey abmacht, der man gern los seyn will, sondern mit unermüdeter Lust, mit heftigem Geberdenspiele, stoßend, trippelnd, wedelnd, auffahrend, stampfend, als hätte die stete Bewegung ihm den Kopf verdreht, als wären alle seine Glieder mit Quecksilber ausgegossen. Vier Stunden in steter Bewegung zu seyn und die Bewegungen Anderer durch einen Wink des Fingers zu leiten, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht nur für die Bühne und das Orchester, sondern nach seiner Einbildung auch für Parterre, Logen und Galerie zu seyn, der Angelpunkt, um welchen die große Maschinerie der größten aller Maschinerien, die französische Oper, sich dreht, ist für einen Pariser gewiß der höchste Gipfel der Glückseligkeit." Man sieht deutlich, daß der Verfasser sich hier von dem Haschen nach Ungemeinem zu weit führen läßt, wenn man hört, wie günstig er sonst über die Franzosen urtheilt. „Man hegt in England gewöhnlich das Vorurtheil, daß die Franzosen nicht viel mehr als große Kinder sind, die sich an einer Feder vergnügen und mit Strohhalmen sich kitzeln lassen; man will in ihnen nichts als Verzerrung, Lärm und Prahlsucht sehen, sie seyen lebendig und muthwillig, meynt man, aber ohne Neigung und Fähigkeit für ernsthafte Gedanken oder anhaltende Aufmerksamkeit irgend einer Art und des Namens vernünftiger Wesen kaum würdiger als Affen oder Dohlen. Sie mögen allerdings mehr lachen und schwatzen als die Engländer, aber sie lesen und, wie ich glaube, denken auch mehr, als Volk betrachtet. Man sieht ein Aepfelmädchen in ihrer Bude sitzen, bey strenger Winterkälte mit den Füßen auf einem Feuerbecken, oder mit einem Regenschirme gegen die Hitze sich schützend, während sie Racine oder Voltaire liest. Wer sah je in London eine Obsthökerin Shakspeare oder Fielding lesen? In jedem kleinen Laden in Paris sitzt ein hübsches geputztes Mädchen, und wenn sie kein gewerbliches Geschäft hat, liest sie vielleicht Marmontels Erzählungen, worein sie so theilnehmend versunken ist, als eine Romanheldin. Und doch hört man unter uns gewaltige Klagen über den Mangel an Bildung bey dem gemeinen Volke, über Mangel an Ueberlegung bey den Frauen in Frankreich. Man findet in Schottland gleichfalls jene Neigung zum Lesen, aber wo so viel Munterkeit und Anmuth! Die Schottländer sind noch saurer, noch steifer als die Engländer. Alle Buchläden in Paris bieten einen sehr erfreulichen Anblick dar. Man findet hier sauber gebundene, wohlfeile und bequeme Ausgaben der besten Schriftsteller, ein Umstand, der allein schon den Vorwurf widerlegen kann, daß es in Frankreich an Kenntnissen, an Neigung zum Lesen fehle. Die Franzosen lesen begierig, so oft sie nur Gelegenheit finden können. Sie lesen stehend im Freyen, wenn der Mangel an frischer Luft sie aus ihren Häusern treibt, sie lesen in Dachstuben und in Kellern, sie lesen in der Ecke einer Werkstätte, während in der andern Jemand an einem Schlosse hämmert, oder Tischlerarbeit macht, ohne ihr Auge vom Buche zu wenden, oder mit dem Lärmenden zu zanken. Die Gesellschaft ist die Schule der Bildung in Frankreich; der Verstand des Volkes ist klar und durchsichtig wie seine Atmosphäre, wodurch die Mittheilung von Gedanken oder Tönen schneller und allgemeiner wird."

Hazlitt warnt jeden, der in Italien reist, sich wenigstens nicht von einem Vetturino verpflegen zu lassen. Ein solcher Reisender, sagt er, den der Vetturino bey den Wirthen für den geringsten Preis verdingt, werde in den Wirthshäusern unhöflich behandelt, mit ungesunden Speisen versorgt, in die schlechtesten Zimmer gesteckt, wo er oft mit andern Reisenden dasselbe Bett theilen müsse. Lesen wir noch, was er über Rom sagt, und wir lassen ihn weiter ziehen: „London ist gegen die geringste Landstadt, was Rom gegen jede andere Stadt in der Welt. So sagte ein alter Freund zu mir, und ich glaubte ihm, bis ich es sah. Dieß ist nicht das Rom, das ich zu sehen erwartete. Niemand, der hier lebt, wird sich überreden, daß er in der Stadt sey, die zweymal die Weltgebieterin war. Ich begreife nicht, wie Nicolaus Poussin sagen konnte, als er eine Handvoll Erde aufnahm, es wäre ein Theil der ewigen Stadt. In Oxford wehet uns selbst aus den Mauern ein gelehrter Hauch entgegen; in allen Richtungen begegnet das Auge Hallen und Collegien, und man kann nicht auf einen Augenblick vergessen, wo man ist. In London findet man ein Ansehen von Wohlstand und ansehnlicher Bevölkerung wie nirgendwo. In Rom verliert man sich meist in einer Masse gaukelbunter Gemeinheiten. Ich klage nicht über den Abstich zwischen Schweinställen und Pallästen, den

Unterschied zwischen Altem und Neuem, wohl aber über den Mangel irgend eines auffallenden Gegensatzes, außer dem der ununterbrochenen Reihe enger armseliger Straßen, wo Knoblauchgestank vor dem Geruche des Alterthums vorherrscht, mit den finstern, traurigen flachen Giebelseiten der in neuern Zeiten gebauten Häuser, die einen Eigenthümer zu suchen scheinen. Ein Düngerhaufen, ein Nebenhaus, und Unkraut unter dem Triumphbogen eines Imperators beleidigen mich nicht; aber was hat ein Gemüseladen, eine armselige Bude mit englischem Porzellan, ein schmutziges Speisehaus, ein Barbierzeichen, der Laden eines Kleider- oder Bildertrödlers, ein gothischer Pallast, vor dessen Eingange einige Diener in modernen Livreen stehen, was haben sie mit dem alten Rom zu thun? Nein, dieß sind nicht die Mauern, über welche Romulus sprang, dieß ist nicht das Kapitol, wo Julius Cäsar fiel; statt auf sieben Hügeln sich zu erheben, steht Rom in einem tiefen Thale; die goldene Tiber ist ein schlammiger Strom; die Peterskirche steht der Paulskirche (?) in London nach; der Vatikan dem Louvre, wie ich es früher sah. Aber ich glaubte hier unwandelbare, unsterbliche, auf Erden unnachahmliche Werke zu finden, welche die Seele zum Himmel entrücken. Ich finde sie nicht, oder nur, was ich früher auf andere Weise gesehen habe, Rafaels Stanzen sind verblichen oder nicht besser als die gestochenen Abbildungen, und der Geist in Michel Angelo's Gestalten, wovon man keine Spur in der Nachbildung finden kann, fehlt auch auf den Wänden der Sixtinischen Kapelle. Rom ist groß, aber nur in Ruinen."

Doch wer hätte die Weltstadt in ihrem Verfall je mit kräftigern Worten geschildert als Anastasius in der Zornrede auf der Kuppel der Peterskirche! Wer eine treue und sorgfältige Schilderung lesen will, nehme das Werk einer geistreichen und kenntnißvollern Beobachterin: Rome in the 19th Century, containing a complete account of the ruins of the ancient city, the remains of the middle ages, and the monuments of modern times, with remarks on the fine arts, on the state of the society, and on the religions ceremonies, manners and customs of the modern Romans, in a series of letters, written during a residence at Rome in the years 1817 and 1818. Fourth edition. London bey Murray 1826. 3 Bde. 8. Die frühern Ausgaben erschienen bey Constable in Edinburgh. Das Buch ist keinesweges einer der gewöhnlichen Wegweiser, die in der Regel zu den langweiligsten aller menschlichen Erzeugnisse gehören, sondern eine lebenvolle Beschreibung der oft beschriebenen Stadt. Die Verfasserin reiste über Florenz und Siena, und gern hätten wir mehr über ihre Reise nach Rom gelesen, so anziehend ist das Wenige, das sie gibt. Wie interessant, was sie z. B. über Siena sagt! Sie besuchte unter andern auch das Haus der heiligen Katharina, wo man außer einer schlechten Kapelle auch das Lager sieht, auf welchem die Heilige die Nacht zubrachte, eben dieselbe Stelle, wo der Heiland stand, als er sich mit ihr vermählte. „Mein Erstaunen war unbeschreiblich. Ich habe die Vermählung des Heilandes mit der heiligen Katharina Tausendmal in Gemälden gesehen, aber den Gegenstand immer nur für eine metaphorische Darstellung gehalten, oder höchstens gedacht, daß die Leichtgläubigkeit irgend einen zufälligen Traum zu einer himmlischen Erscheinung vergrößert hätte; nie aber war es mir in den Sinn gekommen, man hätte je die wirkliche Vollziehung einer solchen Vermählung sich eingebildet oder vorgegeben. Hier aber versicherten mich alle Anwesenden, ein Priester, der Lohndiener, ein Schneider und zwey Frauen, sehr feyerlich, der Heiland wäre wirklich auf dieser Stelle erschienen, hätte der Heiligen den Ring an den Finger gesteckt und sie zu seiner Braut erklärt. Ja man behauptete, er hätte der Heiligen sehr zärtliche Briefe geschrieben, deren viele noch vorhanden seyn sollten. Ich konnte keinen zu sehen bekommen, wohl aber zeigte man mir in der öffentlichen Bibliothek mehrere Briefe der Heiligen, an ihrem lieben Gemahl, Jesus Christus, und ihrer Schwiegermutter, die Jungfrau Maria."

Die Beschreibung Roms füllt den größten Theil des Werkes. Man findet wohl nirgend so vollständige Nachrichten über Roms Alterthümer, seine Kunstsammlungen, die Sitten und das Leben des Volkes. Nur selten verräth die Verfasserin ihr Geschlecht, nur selten läßt sie sich zu Uebertreibungen in der Schilderung von Naturschönheiten verleiten, wie in der Beschreibung der Wasserfälle zu Tivoli. Wir heben nur eine Bemerkung aus, die sie bey der Erwähnung der Obelisken macht. „Sie wurden nach Rom gebracht, um den Triumph der römischen Kaiser zu verherrlichen, deren lange Reihe sie vorübergehen sahen. Barbaren stürzten sie um, deren gesittete Nachkommen über ihren Fall klagten, und sie wurden wieder aufgerichtet zur Verherrlichung von Päpsten, deren dunkle Namen auf ihnen zu lesen sind. Es ist seltsam und beynahe demüthigend, daß man es als einen Sieg der Kunst betrachtet hat, diese Massen auch nur vom Boden aufzurichten."

Zeitgeschichte.

Discours de Camille Jordan, précédé de son Éloge par M. Ballanche et d'une lettre de M. le Baron Dégérando sur sa vie privée etc. etc. Paris Jules Rénouard, rue de Tournon. 1826.

C. J. ist einer von den seltenen Menschen, bey denen die Ausübung dessen, was sie für wahr und recht halten,

Digitized by Google

gleichsam zu einer inneren Nothwendigkeit wurde. Höchst liebenswürdig und nachgebend in seinen Privatverhältnissen, war er äußerst strenge in seinen Ansichten und Forderungen, insofern sie das öffentliche Leben betrafen. C. J. begann seine politische Laufbahn als ein junger Mann von etlichen und zwanzig Jahren bey dem Aufstand der Lyoner gegen den National-Convent, wo er viel Thätigkeit und Energie bewies. Beym Falle Lyons floh er in die Schweiz, von wo aus er nach sechsmonatlichem Aufenthalt England besuchte, und daselbst bis nach der Katastrophe vom 9ten Thermidor blieb. Dann kehrte er nach Frankreich zurück und wurde, kaum 26 Jahr alt, im Jahre 1799 zum Mitglied des Raths der Fünfhundert gewählt. Der 18te Fruktidor vertrieb ihn abermals aus Frankreich. Er ging nach Schwaben, von da nach Weimar, und kehrte endlich im Februar 1800 wieder nach Frankreich zurück, wo er im Jahre 1802 das berühmte Votum über das lebenslängliche Consulat schrieb, von da an aber durchaus keinen Theil an der Politik nahm, bis zur Rückkehr der Bourbons. Er wurde nach den hundert Tagen zum Deputirten gewählt und blieb es bis zu seinem Tode im Jahr 1821. Er besaß, sagt Ballanche in seiner Lobrede auf ihn, eine glühende Vaterlandsliebe, die mit allen seinen Gedanken auf's Innigste verwoben war. Eben so sagt Degerando, sein alter lang erprobter Freund: ich wage es, zu sagen, C. J. war der Spiegel der Redlichkeit und der Rechtschaffenheit in jeder Hinsicht. Die Moral war gleichsam das logische Band, welches das System aller seiner Gedanken, aller seiner Entschlüsse und Werke vereinte; sie war gleichsam das allgemeine Gepräge, das allen Zügen seines Charakters aufgedruckt war. Die Wahrheit und die Gerechtigkeit waren für ihn ein gebieterisches Bedürfniß eben so wohl, als eine heilige Pflicht; er trennte sie nicht von einander; er wollte sie rein ohne Mischung und blieb ihnen mit einer unerschütterlichen Treue ergeben; so war er in allem mit sich selbst in Uebereinstimmung, weil er nur eine bewegende Kraft, nur eine Richtung besaß. Weder der Wechsel der politischen Verhältnisse, noch die glänzenden Gesellschaften konnten jemals seine liebenswürdige Geradheit, seine eigenthümliche Jugendlichkeit des Geistes und des Herzens ersticken oder auch nur vermindern. Diese Gesinnung befestigte sich mit den Jahren. Er schöpfte aus dieser Treue gegen die Wahrheit und das Recht eine ruhige Festigkeit und Energie, die sich nie verläugneten. Darum glichen seine Reden einem starken festgeschlossenen Gewebe, sie waren das Bild seiner stets festgegründeten Ueberzeugung. Dieß macht uns begreiflich, warum C. J., dessen Charakter so milde, so duldsam, so nachgiebig war, warum er, der Freund aller gemäßigten Meynungen, oft hart, bitter und beißend in öffentlichen Diskussionen wurde; er hatte einen unglaublichen Abscheu gegen alles, was ihm ungerecht schien. Die nämliche Strenge, die er in seinen moralischen Grundsätzen hatte, trug er auf alle öffentliche Verhältnisse über, und daraus erklären sich mehrere Umstände seines politischen Lebens und seines Benehmens, dessen wahre Beweggründe nicht immer begriffen wurden. Aber diesem rechtlichen Sinne dankt er zugleich die seltene Auszeichnung von allen Partheien, selbst von seinen erklärtesten Gegnern, als ein rechtschaffener Mann anerkannt zu werden. Selbst in den heftigsten Debatten wurden seine Absichten nie verdächtigt, und sogar unter denjenigen, deren Ansichten von den seinigen verschieden, ja denselben völlig entgegengesezt waren, besaß er warme Freunde.

Wenige Menschen haben in gleich hohem Grade jenen politischen und bürgerlichen Muth besessen, der in freyen Ländern so nothwendig, aber selbst bey Völkern, die nach der Freyheit streben, so selten ist. Dieser Muth war bey ihm so einfach, so natürlich, daß er weit davon entfernt war, sich deßhalb auch nur einen Schatten von Verdienst beyzumessen.

Wenn diese Züge, von seinen Freunden gezeichnet, vielleicht auch etwas zu glänzend erscheinen mögen, so widerspricht doch sein Leben diesen Zügen durchaus nicht, und wenn auch gerade diese Strenge seiner moralischen und politischen Grundsätze und die daraus folgende Bitterkeit gegen politischen Eigennutz und politische Schlechtigkeit ihn zur Führung der größten Angelegenheiten eines Staates untauglich machten, so ist doch gewiß C. J. hinreichend unter Tausenden ausgezeichnet, weil er das Maaß nie überschritt, und in Zeiten, die in religiösen Dingen keine Billigkeit und kein Maaß kannten, immer zum Vortheil einer ächten und für alle gleichen Freyheit des Gottesdienstes kämpfte, wozu ihn schon seine Religiosität antrieb. Man vergleiche darüber die Rede, welche er im Jahr 1797 als Mitglied einer Commission über die Freyheit des Kultus hielt, und dadurch der vornehmen Verachtung aller äußeren Gottesverehrung nicht weniger gegenübertrat, als im Jahr 1821 den Fortschritten der Geistlichkeit. Um in dieß, so wie in seine übrigen Reden näher einzugehen, müßten zu viele politische und historische Erörterungen vorangehen, zu welchen hier der Raum fehlt. Wer aber diese Reden mit Aufmerksamkeit durchliest, der wird nicht nur eine gerade gemäßigte Politik, sondern auch ein seltenes Rednertalent darin finden.

Druckfehler.

Lit. Bl. Nr. 60. S. 238. Sp. 2. Z. 11. l. Nachtmahlskinder, st. Nachtmahlslieder.

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 4. August 1826.

Biographie.

Biographie des Quarante de l'Academie Française. Paris chez les Marchands de Nouveautés. 1826.

Diese Schrift ist in vielfacher Beziehung merkwürdig. Abgesehen von den oft sehr interessanten biographischen Skizzen, lernt man daraus das literarische Treiben in Frankreich kennen, wie vielleicht aus wenig anderen Schriften, und dann sind Ansichten über den Gang der französischen Literatur und namentlich der dramatischen darin niedergelegt, welche allen denen sehr willkommen seyn werden, welchen das Nachbeten der Griechen und Römer und der Mangel an Nationalität in der Literatur zum Eckel geworden sind. Die Vorrede, die wir hier einrücken, gibt uns über Ton und Geist der Schrift ziemlichen Aufschluß:

„Schlechte Dichter und obscure Gelehrte vereinigten sich im Jahr 1634 im Hause eines Sekretärs Ludwigs XIII., um einander ihre Verse und ihre Prosa vorzulesen; eines Tages luden sie zu der Ehre ihrer Sitzung den Hofnarren des Cardinals von Richelieu, den Abbé Boisrobert, ein, der von ihnen bezaubert wurde und die Aufmerksamkeit seines Herrn auf diese Gesellschaft lenkte; der Cardinal erklärte sich für ihren Beschützer und ließ ihr im Januar 1635 ein Patent ausfertigen, das sie zur Academie française erhob und die Zahl der Mitglieder auf 40 festsezte. *)

Der erste Akt der literarischen Autorität, welchen diese Akademie ausübte, war eine Dummheit; sie erklärte, daß der Cid eine erbärmliche Tragödie sey, und der Dichter-Cardinal Richelieu weit über Corneille stehe. Das Publikum empfing diese akademische Bulle, wie es heut zu Tage die Manifeste des Herrn Auger empfängt; es regnete Kronen auf Corneille und Spottgedichte auf das gelehrte Corps, das den Cid getadelt hatte.

Nach Richelieu's Tode, der seine Akademie weniger aus Liebe zu den Wissenschaften, als aus Haß gegen Corneille gegründet hatte, erklärte sich der Kanzler Seguier als den zweyten Vater der verwaisten Gesellschaft, und gab ihr ein Asyl in seinem Hotel. In der Folge nahm Ludwig XIV. den Titel eines Beschützers der Akademie an, und verwilligte ihr einen Saal im Louvre, wo sie fortwährend ihre Sitzungen hielt, bis zum Jahr 1795, wo das Institut de France errichtet wurde. In der Constitution vom 3ten Jahre hieß es: „Es wird für die ganze Republik ein National-Institut geben, das beauftragt ist, die Entdeckungen zu sammeln, und Kunst und Wissenschaft zu vervollkommnen." Im Jahr 1804 theilte Buonaparte das Institut in 4 Classen; die erste von 63 Mitgliedern für die physischen und mathematischen Wissenschaften; die zweyte von 40 Mitgliedern für französische Sprache und Literatur; die dritte von 40 Mitgliedern, 8 fremden Associés und 60 Correspondenten für alte Literatur und Geschichte; die vierte Classe für schöne Künste hatte 20 Mitglieder, 8 fremde Associés und 36 Correspondenten. Im Jahr 1815 behielt man den Namen Institut bey, man gab aber den vier Classen ihre alten Benennungen: Academie des Sciences, Française, des Inscriptions et belles lettres, de Peinture et de Sculpture.

Das Publikum beschäftigt sich mehr mit der zweyten Classe des Instituts, weil die Arbeiten desselben innerhalb seines Geschäftskreises liegen; in dieß einzutreten, rechnen sich die großen Herrn und Prälaten am meisten zur Ehre, und dieß fällt ihnen auch nicht schwer, weil es leichter ist, Homilien zu machen und über Kirchenbußen zu schreiben, als eine Venus genitrix aus carrarischem

*) Zur näheren Kenntniß der Geschichte der französischen Akademie, welche in der oben übersezten Vorrede der Biographie des Quarante berührt wurde, kann die erste Lieferung des Werks: Atlas historique et chronologique des literatures anciennes et modernes, des sciences et des beaux arts d'aprés la methode et sur le plan de l'Atlas de A. Lesage, dienen, welche das Patent Ludwigs XIII. vom Jahr 1635 und das Regement des Cardinals Richelieu und Ludwigs XV., sodann die Aufzählung aller gewesenen und noch lebenden Mitglieder der Akademie, so wie auch die verschiedenen Veränderungen enthält, welche sie seit ihrer Gründung erfahren hat.

Digitized by Google

Marmor zu fertigen, oder Entdeckungen in der planetarischen Welt, im Gas oder im Dampfe zu machen. Jezt hat die französische Akademie ihre literarische Wichtigkeit verloren; sie hat sich durch das Organ ihrer Stummen außerhalb der Literatur und der Bedürfnisse der Gegenwart gesezt; ihre Wahlen werden lächerlich gemacht, ihre Befehle cassirt, und ihre Blitze schrecken nur die schwachen Seelen, die noch den Vatican fürchten: die Ursachen davon sind die Fortschritte der Bildung. Heut zu Tage ist das Publikum der einzige Richter, der einzige Beschützer großer Talente; das Publikum richtet, lobt und zahlt; die Homilien des Akademikers Frayssinous, die philanthropischen Träume des Akademikers Droz, die dramatischen Werke des Akademikers Roger modern unbekannt im Staube der Buchläden, und das Publikum kauft die Werke der Herren Beranger, Hugo, Ancelot, Barante, Segür, Lamartine, die nicht Akademiker sind, in einer Auflage nach der andern, und es verschlingt selbst die neblichen Schöpfungen der Herrn Romantiker, über welche die Akademie en Corps viermal des Monats das Anathema ausspricht. Wir bringen diese Lebensbeschreibungen zur öffentlichen Kenntniß, nicht um dem akademischen Corps mehr Wichtigkeit zu geben, als es verdient; unsere Absicht war bloß, dem Publikum eine kleine Gallerie von 40 mehr oder weniger interessanten Gemälden vorzuführen, in einem Augenblick, wo die öffentliche Aufmerksamkeit, wie durch ein Wunder, auf die Akademie gerichtet ist; wir wollten auch beweisen, daß die Wuth, welche sich von allen Seiten gegen sie offenbart, blind ist, und daß die Herren Anti-Akademiker ihren Tadel zu sehr verallgemeinert haben; denn was man auch davon sagen mag, in der Akademie befinden sich noch Leute von viel Geist und großem Talent. Wir haben in dieser Gallerie die Spreu vom Korn getrennt und die rechte Seite von der linken. Die Unpartheylichkeit, der die Biographen sich standsgemäß rühmen, ist unser Denkspruch gewesen. Wenn wir oft in unseren Gemälden Literatur und Politik bey einem Mitglied zusammenwerfen, so ist hieran die Akademie selbst Schuld, welche sehr häufig ihre Thore den monarchischen Meynungen öffnet, und sie dem freysinnigen Talente verschließt. Gebe der Himmel, daß unser Buch der Akademie mißfälle, wir wünschen es im Interesse des Publikums, denn nur für dieses haben wir geschrieben!"

Wäre die Schrift eben so witzig, als beißend abgefaßt, so würde sie den berühmten Briefen von Junius an die Seite gesezt werden dürfen. Der Gegenstand bietet ungemein reichlichen Stoff zu Spott und Sarkasmen dar. Leute von sehr geringem literarischen Verdienst, oder, um richtiger zu reden, deren ganzes Verdienst darin bestand, daß sie ihre Feder oder ihre Zunge der herrschenden Gewalt widmeten, und jeder neuerstehenden Herrschaft in Prosa und Versen willkommenen Weihrauch streuten, sind freylich Gegenstände, die den geraden Sinn des Mannes von Ehre empören, während jedoch die Unbedeutenheit dieser Menschen nur zum Spotte reizen kann. Gar viele der ältern Mitglieder haben die Revolution als den edelsten Aufschwung der Menschheit mit vollen Backen gepriesen, dann in Napoleon nicht nur den Retter Frankreichs, sondern sogar „den Mittler zwischen Gott und der Menschheit verehrt," wie Baour-Lormian, und, als der Gewaltige von seinem hohen Standpunkt herabstürzte, mit zerknirschtem Herzen „ihre alten Irrthümer abgeschworen." Von diesem Fluche unserer Zeit, in der fast alle Individualität und Selbstständigkeit untergegangen ist, haben sich nur wenige rein gehalten, und der Verfasser dieser Biographien, der überdieß seine politischen Gesinnungen keineswegs verläugnet, erkennt und würdigt politische Treue, wo er sie findet. So sagt er von Andrieux, dessen poetischen Produktionen er übrigens keinen großen Beyfall zollt, er sey einer von den heut zu Tage so seltenen Menschen, die nie von ihren Grundsätzen abgewichen sind, welche das Gold und die Gewalt stets unzugänglich fand, und welche den Umständen nur jene leichten Zugeständnisse machten, welche die Klugheit befiehlt, und die die Ehre nicht beflecken. Dieses Zeugniß hat er in dem Maaße keinem andern ertheilt; viele aber haben nur die Morgenröthe der Revolution begrüßt, und sind dann, durch ihre Verirrungen abgeschreckt, auf andere Gesinnungen gekommen, und in der Folge diesen und sich selbst getreu geblieben. So Montmorency, den übrigens der Verfasser zu strenge beurtheilt, wo er sein Leben mit den kurzen Worten schildert: Halbrepublikaner im Jahr 1789, Kirchenältester unter der kaiserlichen Regierung, Jesuit im Jahr 1821, Restaurator Spaniens im Jahr 1822, dann in Ungnade gefallener Minister, endlich Akademiker, abyssus abyssum avocat." Dieß Urtheil ist gewiß zu strenge. Montmorency, wenn gleich etwas schwach, starb doch fast allgemein geachtet, und die Freundschaft, die zwischen ihm und Camille-Jordan troz ihrer abweichenden politischen Gesinnungen bestand, ist ein Zug, der für beyde gleich ehrenvoll ist. Montmorency war ein gemüthlich religiöser Mann, ein Charakterzug, den Franzosen selten richtig schätzen.

Der Verfasser dieser Biographien hat ganz Recht, wenn er sich in der Vorrede darüber beklagt, daß er bey so vielen Literatur und Politik zusammenwerfen müsse, und hat nicht minder Recht, wenn er der Akademie selbst die Schuld davon beymißt. Man kann die Mitglieder der Akademie ungefähr in drey Classen theilen. Erstens solche, welche wirklich ihr literarisches Verdienst

Digitized by Google

in die Akademie gebracht hat; unter diese gehört namentlich Casimir Delavigne, Lemercier, Düval, Chateaubriand, Picard. Zweytens solche, welche ohne irgend ein literarisches Verdienst sich durch ihre politischen Meynungen den Weg in die Akademie öffneten; unter diese gehören namentlich Frayssinous, Bischof von Hermopolis, und Graf von Quelen, Erzbischof von Paris, nebst einer Menge anderer, deren Anführung nicht die Mühe verlohnt. Endlich solche, deren feile Feder jeder Gewalt mit eifriger Ergebung entgegenkam. Wenige nur lassen sich in diese Kategorien nicht bringen, wie Darü, Destütt-de-Tracy und zum Theil Bonald. Nicht unmerkwürdig sind die Urtheile über die beyden leztern, die sich als Metaphysiker *) ausgezeichnet haben. Von Destütt-de-Tracy sagt er: „tiefer und lichtvoller Metaphysiker, reiner und korrekter Schriftsteller, denkender Philosoph, Freund der Freyheit und Duldung ist de-Tracy, obgleich Graf, doch eines der am wenigsten aristokratischen Mitglieder der Akademie, und wir können fast sagen, er wird in Folge dessen bald einer von denen seyn, deren Name am wenigsten würdig ist, sich in Gesellschaft der großen Herren zu befinden, welche den Pallast der schönen Künste versperren.“ Von Bonald führt er Carnot's Urtheil an, wie ihn dieser in einem Briefe an Napoleon schilderte: Neblicher Ideologe, mehr hohl als tief, und klingend, weil er leer ist; dieß ist einer von den gefährlichen Träumern, welche in ihren mehr einfältigen als scharfen Zergliederungen ohne Unterlaß die Wahrheit durchkreuzen, oder daneben bleiben, und heute in Zweifel ziehen, was gestern beschlossen wurde. Er verfinstert die Sonne der Wahrheit mit Wolken oder vielmehr mit Dünsten und läßt die unförmlichen Produkte einer Einbildungskraft, die sich selbst nicht versteht, im falschen Schimmer der Sophistik glänzen. Diese Sekte von Obscuranten, unvollständig an Einsicht und überreich an Irrthum, ist der natürliche Verbündete aller vorurtheilsvollen Menschen, stellt sich hinter sie, um sie anzuhauchen, oder vorwärts zu stoßen, und ist bereit, jede Lehre zu vertheidigen, und jede Handlung zu rechtfertigen, die den Gang des Menschengeistes aufhält.

Wir müssen bedauern, daß der Raum dieser Blätter nicht gestattet, mehr Auszüge aus den biographischen Notizen zu geben, und wenden uns darum zu der für uns weit wichtigern Seite, nämlich zu der Literatur, in so fern der Gang derselben in dieser Schrift bezeichnet ist. Freuen dürfen wir uns, daß namentlich in der dramatischen Literatur die Aussichten in Frankreich immer schöner werden. Um unsere Leser ohne weitere Umschweife auf den rechten Standpunkt zu stellen, haben wir nur nöthig, auf dasjenige hinzuweisen, was Schiller in seinem Gedicht an Goethe, als dieser Voltaires Mahomed auf die Bühne brachte, über die französische dramatische Literatur oder eigentlich nur über die Tragödie sagte. Mit Schillers dortigen Aeußerungen stimmt das, was der Verfasser dieser Schrift an mehreren Stellen sagt, so genau überein, daß man glauben sollte, er habe Schillers Gedicht vor sich gehabt. Man vergleiche die Worte: „nicht Muster zwar darf uns der Franke werden, aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist, des falschen Anstands prunkende Geberden, verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preißt,“ mit folgenden Worten des Verfassers im Lemercier: „Die Bildung, welche jeden Tag ungeheure Fortschritte macht, gibt dem Jahrhundert mehr und mehr den Sinn für die Wirklichkeit und Wahrheit, und wir nähern uns dem Zeitpunkte, wo die Tragödie mit ihrem klassischen Apparate vom Theater verbannt werden wird; denn man ist es ziemlich müde, regelrecht über alte schwülstige Helden zu weinen. Das Volk, welches gerufen hat, keine Privilegien, keine Bastille mehr, wird noch rufen, keine Einheiten, keinen Aristoteles mehr, und unsere jungen Neuerer werden ihm auch auf unsern Theatern mitten unter den Convulsionen der Akademie neue und gleichzeitige Katastrophen darbieten, in welchen das Verbrechen und die Tugend die Sprache der Natur und Wahrheit reden werden. Dieß Bedürfniß der Neuerung eines Theils und des Beyfallgebens auf der andern Seite ist in dem jetzigen Zeitpunkt so allgemein gefühlt, daß ein nationales und romantisches Theater, wenn es mit einemmal entstünde, allen andern einen tödtlichen Stoß versetzen würde.“

Seit längerer Zeit schon stehen sich in dieser Hinsicht zwey Partheyen gegenüber. An der Spitze der alten Parthey, welche die Classicität vertheidigt, stehen besonders die ältern Mitglieder der Akademie, und nur wenige der Anhänger der neuern sind ebenfalls Mitglieder derselben. Unter diesen aber kann Lemercier für das Haupt gelten, und unser Verfasser sagt darüber Folgendes: „Man kann sagen, daß diese dramatische Revolution seit langer Zeit der herrschende Gedanke des Hrn. Lemercier ist; gebe der Himmel, daß er nicht stirbt, wie Moses, im Anblick des gelobten Landes! Er scheint seine Tragödie Agamemnon nur geschrieben zu haben, um seinen Gegnern zu beweisen, daß er auch, wie ein anderer, gute griechische und römische Tragödien schaffen könne, wenn die besondere Sendung seines Genius ihn nicht von den betretenen Bahnen abriese. Seine Co-

*) Metaphysiker im französischen, nicht im deutschen Sinne, wofür die Franzosen auch den Ausdruck Ideolog haben.

Digitized by Google

mödie Pinto, die voll Originalität ist, öffnete Frankreich eine neue dramatische Welt und wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Sein Erfolg hätte die Fortschritte dieser Gattung beschleunigen sollen, aber die Advokaten der Classicität waren noch so zahlreich und mächtig, daß Pinto bald vergessen wurde. Der Ruf dieser Comödie hat sich indessen im Gedächtniß der Leute von Geschmack erhalten, man liest dieß geistvolle Werk, wo die wichtigsten politischen Ereignisse auf eine komische Weise dargestellt sind, wo jede Person die Sprache ihrer Stellung spricht, wo das Volk eine Rolle spielt, und die Massen handeln, stets mit Bewunderung, weil man es nicht mehr sehen darf.“ Den Gegensatz gegen die alte Parthey gibt der Verfasser am besten und kürzesten mit dem einfachen Ausdrucke, daß die Tragödie nationalisirt werden müsse. Der Ausdruck ist in der That sehr gut gewählt, und es liegt weit mehr darin, als man beym ersten Anblick glaubt.

Die Comödie hat nie in diesem Maaße ihr nationales Gepräge verloren, und als ein Repräsentant einer wahrhaft nationalen, dem Gange der Begebenheiten folgenden Comödie kann Picard gelten. Nachdem der Verfasser die wichtigsten Werke desselben aufgezählt hatte, sagt er: „In diesem langen Kataloge dramatischer Werke gibt es wenige, die sich nicht durch eine freye und natürliche Fröhlichkeit, durch einen lebhaften und raschen Dialog und durch eine vollkommene Einsicht in die Bühnenwelt auszeichnen. Man hat ihm vorgeworfen, daß er vorzüglich nur bürgerliche Sitten gezeichnet habe, und daß er mehr darauf bedacht scheine, die Lächerlichkeiten des Tages dem Gelächter bloß zu stellen, als die Laster aller Zeiten mit der Geißel der Satyre heimzusuchen. Ohne zu forschen, bis auf welchen Grad der Tadel gegründet ist, ohne zu untersuchen, ob Hr. Picard, anstatt sich mit seinen komischen Bemerkungen über lächerliche Gewohnheiten und über die Thorheiten und Albernheiten seiner Zeitgenossen auszubreiten, sich großer Charaktere hätte bemächtigen, oder wenigstens die moralische Anatomie des Menschen aller Zeiten, die durch seine Vorgänger so wohl begonnen war, weiter fördern sollen, wird man doch zugeben müssen, daß er in einer Epoche, wo die aufgelöste Gesellschaft vergebliche Anstrengungen machte, um sich zu ordnen, auf der Bühne mit Glück die komische Seite einer Welt dargestellt hat, wo das Lächerliche vorherrschte. Wir wollen nicht untersuchen, ob sein Talent sich bis zu jenen großen Sittengemälden hätte erheben können, welche die Jahrhunderte überdauern, und noch bewundert werden, wenn auch die dargestellten Sitten nur noch im Gedächtnisse leben; es genügt seinem Ruhme, das, was war, gezeichnet, oft Lachen, manchmal Nachdenken erregt zu haben. Die Welt ging damals schnell, die Scenen folgten sich reißend, man hatte nur Zeit sie zu skizziren, und es hieße von einem komischen Dichter zu viel fordern, wenn man von ihm verlangte, daß er ergründen solle, was nur Oberfläche hatte; ihn mit zu viel Strenge zu richten, wäre Ungerechtigkeit; man muß bey ihm die Umstände in Anschlag bringen.“ Was hier über Picard allein gesagt ist, darf von ihm nicht allein gelten, sondern auch, wenn gleich in geringerem Grade, von Düval und Delavigne. Wenn wir bey dem literarischen Theile der Bemerkungen über diese Schrift die Lächerlichkeiten nicht so heraushebeu, wie dieß in der politischen Biographie der Hrn. Akademiker der Fall war, so geschieht dieß keineswegs, weil an solchen literarischen Lächerlichkeiten Mangel wäre, sondern nur weil die deutschen Leser den plebs deorum doch nicht kennen und nicht beachten. Möchte doch der Verfasser der Lebensbeschreibung der vierzig Mitglieder der Akademie durch eine andere Schrift, welche die vorzüglichsten Nichtakademiker enthielte, seine Darstellung der französischen Literatur bereichern und vervollständigen!

Anfrage.

Im Jahr 1805 brachten der Kriegsrath C. G. Bock (Uebersetzer der Georgika) und J. F. Reichardt eine *Herausgabe der Kreutzfeldschen Schriften zur Sprache. Kreutzfeld* war Professor der Geschichte in Königsberg *in Preußen* und gehörte zu dem herrlichen Gelehrtenverein eines Hamann, Kant, Herder, Hippel, u. s. w. Sowohl der deutsche Merkur, als vorzüglich die in den damaligen Jahren erscheinende Kantersche Zeitung in Königsberg, enthielten viel schätzbare Aufsätze desselben.

Die nach Kreutzfelds Tode vorgefundenen handschriftlichen Fragmente sendete Reichardt an Johann von Müller, um diesen zu einer Herausgabe mit nöthiger Vorrede und Erläuterungen zu veranlassen. Das Antwortschreiben des großen Geschichtforschers finde hier einen Platz und gebe Veranlassung zur Wiederaufsuchung der erwähnten Fragmente, welche Müller „interessant“ nennt, und die vielleicht in Reichardts schriftlichem Nachlaß — welcher der Oeffentlichkeit übrigens auch nicht vorenthalten werden sollte — aufzufinden seyn möchten.

Johannes von Müller schreibt an Reichardt: „Hier, theuerster Freund, sende ich des braven Kreutzfelds interessante Fragmente zurück. Die Frage ist, ob die Familie nicht mehr ausgearbeitete liegen hat; so könnten ein paar Bändchen Abhandlungen aus der preußischen Geschichte veranstaltet werden. Ferner ob ihr viel daran liegt, Gewinn daraus zu ziehen! So wollten wir sehen, ob Buchhändler oder Journalisten und um welchen Preis sie sich damit befassen wollten, auf daß des edlen Mannes gute Arbeit weder für seinen Ruhm noch für die Seinigen ganz verloren gehe. Meinerseits könnte ich in einer kurzen Vorrede die Hauptsachen bemerklich machen. Erkennen Sie in dem guten Willen wenigstens die Bereitwilligkeit Ihres ganz eigenen Freundes

Jo. Müller.

Digitized by Google

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. August 1826.

Romane.

Vergleicht man die Masse der neuern Romane mit den früheren, so zeigt sich ein merklicher Unterschied. Eine gewisse Naivität ist darin verloren gegangen und mit ihr die Wärme, die Innigkeit; dagegen hat sich eine herzlose Persiflage, eine vornehme Altklugheit und aller Aberwitz einer vom Gemüth verlassenen Phantasterey eingedrängt. Der biedre, kraftkräftige und etwas bornirte Heroismus der Ritter-, Räuber- und Zaubergeschichten hat einer feinen, giftigen Grausamkeit Platz gemacht, die den Müllnerschen Schicksalsunfug, Berliner Geisterseherey, Magnetismus und Teufelsspuck in die Romane eingeführt hat, und sich mit einer unbegreiflichen Härte an den unnatürlichsten Verbrechen und Zufällen und vorzüglich an den geheimen Seelenmartern ihrer literarischen Schlachtopfer weidet und hierin den Triumph der Kraft sucht. Die bürgerlichen, sentimentalen, weinerlichen Romane, darin man noch ehrlich liebte und nur von Eltern und Vormündern zu leiden hatte, sind vor raffinirten Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten gewichen. Die Liebe hat ihren Schauplatz wie in Italien vom jungfräulichen Stande meist in den Ehestand verlegt, und die Romanschreiber, ja vorzüglich auch die Schreiberinnen, gefallen sich mehr in der Schilderung der Verdorbenheit, als der Unschuld, und geben uns psychologische Experimente statt der frühern Herzensergießungen. An die Stelle der moralischen Romane sind die humoristischen und ironisirenden getreten. Man spottet nur noch über die Laster und Schwächen und will mehr durch Witz glänzen, als die Menschen bessern. Auch in der Form hat sich vieles geändert. Statt der bändereichen Romane von Richardson, Hermes, Salzmann ꝛc. findet man jetzt hauptsächlich nur kleine Novellen, die immer mehr überhand nehmen, die Unterhaltungsblätter und Taschenbücher füllen und den Roman ganz in die periodische Literatur unterzutauchen drohen.

Im Ganzen läßt sich diese neue Richtung der Romanliteratur nicht billigen. Nur der Verstand und die Phantasie wird dadurch befriedigt, das Herz erkältet oder verderbt. Der Reitz der Unschuld und süßen Schwärmerey ist entwichen. Indeß zeichnen sich auch in dieser Gattung zuweilen vortreffliche Romane aus. Sie sind eine Fundgrube der Erfahrungs-Seelenlehre und mancher Philosoph könnte von ihnen lernen. Endlich ist auch im Allgemeinen die Sprache jezt weit ausgebildeter, als früher, und man liest die meisten Romane leicht und behaglich, so daß man oft wünschen möchte, die gute Sprache wäre nicht an so gemeine Gegenstände verschwendet.

Neben den ausgezeichnetsten Erscheinungen in jedem Fache der Literatur muß uns auch immer die große Masse derselben interessiren. In ihr spiegelt sich das Talent der Schriftsteller und das Bedürfniß der Leser im Allgemeinen und der herrschende literarische Charakter der Nation erhellt daraus deutlicher, als aus den seltenen genialen Geisteswerken, die immer nur Ausnahmen machen. Große Genien zeigen, wie man weiter kommt, die Masse, wo man sich befindet. Aus dieser Masse der neuesten Romane will ich eine Anzahl von jedem Kaliber herausheben.

Die Kokette von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. (Breslau, bey Max 1826) gibt uns das wohlgerathene Bild eines eiteln und ehrgeitzigen Geschöpfes, das durch ihre verführerischen Reize einen Ehemann bethört und die zärtliche Gemahlin desselben in das tiefste Elend stürzt. So wenig man indeß diesem Gemälde die Wahrscheinlichkeit absprechen kann, so bringt es doch nur eine peinliche Wirkung hervor, und ein tiefer Zug von Gemeinheit in dem Charakter der Heldin empört das Gefühl und widerstrebt den ästhetischen Anforderungen an den Roman. Was uns verführen, vom Pfade der Tugend ablenken könnte, müßte wenigstens durchaus liebenswürdig seyn. Die schöne Eugenia läßt aber eine Schamlosigkeit blicken, die nicht nur ihrem Liebhaber, sondern auch dem Leser hätte verborgen bleiben müssen. Die Verfasserin hat vergessen, daß wir von dem Augenblick an, da wir nichts mehr als Gemeinheit sehen, auch das ästhetische Interesse verlieren müssen.

Digitized by Google

Isabelle de Luynes oder die Halbgeschwister, ein Nachtstück von C. Lessing (Lübeck, 1825), entspricht dem günstigen Vorurtheil nicht, das uns den Namen des Verfassers erweckt. Guter Gotthold Ephraim Lessing, was denkst du wohl davon, daß einer deiner Enkel jezt ein Müllner in Prosa wird und ein Nacht-Schicksalstück voll Raub, Wahnsinn, Muttermord, Blutschande und allgemeinem Selbstmord schreibt, daß einem die Haare zu Berge stehen? Man höre den erbaulichen Inhalt. Ritter Roger von Schwarzensee entführt Fräulein Bettina, ermordet ihre Mutter, die ihn verfolgt, und erfährt von der Sterbenden, daß Bettina seine Schwester sey. Nichtsdestoweniger behält er sie als sein Weib und wird Räuber im Schwarzwalde. Auf einem seiner Züge bringt er eine Reisegesellschaft aus Indien um, und reißt ein schönes Kind, Bella, von der von Blut rauchenden Brust der Mutter, die er zuvor erdolcht hat. Dieses Kind wird sein Liebling, und, nachdem Bettina gestorben, lebt er mit Bella einsam in den Wäldern, geht in sich und wird, von Gewissensangst gemartert, ein stiller Wahnsinniger. Als Bella heranwächst, verliebt sie sich in einen Jüngling, der aber ihr verlorener Bruder ist. Sie entdecken diesen Umstand, lieben sich aber allzusehr und stürzen sich bey der ersten Gelegenheit in's Meer, wohin Roger nachspringt.

Die Erzählungen von Hilarius Dornbusch (Berlin, bey Petri 1826) enthalten fünf Novellen, die aber genau besehen in die Gattung der Kalendergeschichten gehören. Der Bettler, das Gespenst und der Traum erheben sich einigermaßen über diese niedrige Sphäre, und erinnern an die bekannten Erzählungen von Laun, sind aber eben so langweilig. Der Müller und der Gehenkte, so wie der neue Freyschütz, schildern Scenen aus dem gemeinsten Leben der niedern Classen, nicht ohne Humor, und sind in ihrer Art recht artig.

Novantiken von Karl Gräbner (Leipzig, bey Hartknoch, 1826). Es sind acht kleine Novellen, die Jedermann mit Vergnügen lesen wird. Ihr Inhalt ist originell und ansprechend. Von besonderem Interesse ist der Prinz, die Geschichte der schlauen Verführung eines jungen Fürsten durch Jesuiten, ein wahrhaft zeitgemäßes Gemälde, und der Luftsprung von der Erde auf den noch unentdeckten Planeten Vulkanus, worin das Treiben auf der Erde in einem satyrischen Hohlspiegel in Gullivers Manier verspottet wird.

Lilly, die großmüthige Indianerin, von Hecke (Berlin bey Petri, 1826), ist eine romanisirte Geschichtserzählung. In dem Kriege zwischen Nordamerikanern und Britten, worin die Indianer Theil nehmen, wird ein Fürst der lezteren von den Amerikanern grausam umgebracht. Seine Tochter Lilly aber rächt sich auf eine großmüthige Weise, indem sie dem Sieger Johnson ihre Hand reicht und dadurch ewige Freundschaft zwischen den kriegenden Völkern stiftet. Die Greuel des Kriegs und die indianischen Sitten sind gut geschildert, doch mischt der Verfasser auf eine sehr unpassende Weise bombastische Reden an die Völker und lyrische Ausschweifungen ein, und hält nicht genug den einfachen Ton.

Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild, zwey Novellen, nebst angehängten Liedern und Romanzen von Joseph Freyherrn von Eichendorff, (Berlin, in der Vereinsbuchhandlung 1826). Man erwartet etwas Komisches und findet nur langweilige Rührung. Der Taugenichts taugt auch gar nichts, und hat nicht einen Fetzen von jener göttlichen Bettelhaftigkeit der Tagediebe bey Shakespeare und Cervantes, es fehlt ihm alles, was man Humor nennt. Die andern Sachen geben sich wenigstens für das, was sie sind, und erregen keine große Erwartung. Es sind jugendliche Herzensergießungen von der gewöhnlichen Art, voll Saft, aber ohne Kraft.

Die Alpenblumen von Georg Döring (Cassel, bey Bohné 1826) enthalten drey schweizerische Erzählungen, wovon ich die eine wenigstens schon in einem Almanach gelesen habe. Man liest sie nicht ohne Vergnügen, weil der Dichter uns überall in die reizendsten Alpengegenden führt, und uns dadurch romantische Phantasien erweckt oder schöne Erinnerungen vergegenwärtigt. Die Geschichten und Menschen sind aber auch nicht viel besser als bloße Staffagen. In Seppis Reise zur Hochzeit ist eine bekannte Anekdote, die jeder Reisende in Grindelwald hören kann, poetisch bearbeitet, nämlich das Abenteuer eines Gemsjägers, der in die tiefe Schlucht eines Gletschers stürzte und unter dem Gletscher hindurch dem Wasser nach wieder an's Tageslicht kam. Die zweyte Novelle: Nach Stürmen Ruh, enthält wunderbare Begebenheiten auf einem adeligen Schlosse, dergleichen schon zu Dutzenden in den Taschenbüchern geschildert worden sind. Die Kristallkönigin endlich ist eine ziemlich abgeschmackte Variation der bekannten Sage vom verloren gegangenen Bräutigam, der auf dem Gebirg in Zauberschlaf versunken war, ein Plagiat nach Tieck und Hoffmann.

Die Monatrosen oder Scherz und Ernst von Schießler, (Erstes Bändchen, Prag bey Buhler, 1826), enthalten zehn Novellen und Schwänke, die sich nicht über die gewöhnlichen Almanachs-Lückenbüßer erheben. Nur die Freuden nach dem Tode haben einen psychologischen Werth, wiewohl keinen ästhetischen, da sie uns die

Betrachtungen eines Verstorbenen über den schmählichen Undank und die Heucheley der Seinigen schildern. Noch besser und ächt komisch ist die Reise in's Riesengebirge, worin Rübezahl sein Daseyn einer sceptischen Reisegesellschaft dadurch zu erkennen gibt, daß er sie zu einer allgemeinen Prügeley verlockt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Napoléon et ses Contemporains, suite de gravures, représentant des traits d'héroïsme, de clémence, de générosité, de popularité, avec texte; publiée par Auguste de Chambure. (4to.)

Der Verfasser dieser Schrift ist ein Oberst der ehemaligen großen Armee, der sich besonders bey der letzten Belagerung von Danzig, unter dem Oberbefehle des Generals Rapp, auszeichnete. Er hatte nämlich, einzig zum Dienste während der Belagerung, jene berühmte Frey-Compagnie, aus hundert auserlesenen Männern, gebildet, welche die Belagerer mit dem Beynamen der höllischen beehrten. Man sah sie während der Nacht im Rücken der russischen Armee landen, die Schildwachen niederstoßen, Kanonen vernageln, Magazine verbrennen, die Parks zerstören, selbst die Person der Generale in Gefahr bringen, und mitten durch das feindliche Lager die Festung wieder erreichen, indem sie Alles niederstießen, was sich ihrem Marsch widersezte. Nach der Rückkehr von Elba verlangte Napoleon den tapfern Chambüre, der mit Wunden bedeckt war, zu sehen, und ernannte ihn zum Kommandanten eines Freycorps an den westlichen Gränzen von Frankreich. Bey dieser Gelegenheit fielen ihm zwey englische Officiere in die Hände, zu einer Zeit, wo neue Unfälle eine große Erbitterung erzeugt hatten. Chambüre nahm die Gefangenen gegen die Wuth seiner Soldaten in Schutz; ihre Pferde, selbst ihre Effekten wurden ihnen gelassen. Doch wurde dieser Mann, dessen Muth, Redlichkeit und Schonung eine Belohnung verdienten, später von einem französischen Gerichtshof zur lebenslänglichen Galeerenstrafe, zum Pranger und Brandmarken verurtheilt, weil er, wie man sagte, auf öffentlicher Straße zwey feindliche Officiere geplündert hätte. Es blieb ihm nichts übrig, als schnell sein Vaterland zu verlassen. Erst nach langer Zeit, in einem Augenblick der öffentlichen Stille wurde es ihm möglich, sich von Neuem vor den Gerichtshöfen, denen er sich freywillig auslieferte, zu vertheidigen; und sie erklärten dießmal, daß nicht einmal eine Beschuldigung gegen ihn stattfinden könne. Von diesem Zeitpunkt an scheint sich der Oberst hauptsächlich literärische Arbeiten zum Ziele seiner Thätigkeit gemacht zu haben. Das oben genannte Werk, von dem uns gegenwärtig fünf Hefte vorliegen, gibt zu einer zweyfachen Beurtheilung Anlaß, nämlich von Seite seines schriftstellerischen und dann von Seite seines Kunstwerthes. Die Seele des Verfassers ist noch immer von den Rückerinnerungen an die Großthaten Napoleons, in den Verhältnissen des Feldherrn sowohl als des Regenten, begeistert, und er bestrebt sich, durch eine Reihe von Zügen, die er ohne chronologische Ordnung aneinander reiht, seinen Landsleuten zu beweisen, daß alles Erhabene und Große, was die Annalen des Alterthums uns überliefert hatten, in neuern Zeiten wiederholt und sogar übertroffen worden ist. „Auch wir, ruft er aus, hatten unsern Cäsar, unsern Hannibal, unsern Alexander!" und „wir würden, sezt er hinzu, wenn ein neuer Schlund sich eröffnen sollte, auch unsern Curtius haben! Wo findet man auf einem kleineren Zeitraum eine größere Anzahl berühmter Männer zusammengedrängt? Helden, Dichter, Gesetzgeber, Gelehrte bieten sich von allen Seiten dar. Neben den Trophäen des Siegs und der Palme der schönen Künste sammeln sich die Produkte des Kunstfleißes; alle Arten des Ruhms vereinen sich. Was ist aber unter dieser Masse von Wundern riesenartiger, als jenes außerordentliche Wesen, dessen Unglück allein seinem Genie gleichkam? Seine Erhöhung und sein Sturz flößen der Seele eine Art von religiösem Erstaunen ein." Dieses leztere Wesen will er nun vorzüglich so darstellen, wo es nicht in den Umgebungen der Macht und der Pracht erscheint, sondern wo sich sein Herz, abgesehen von äußern Umständen, ausspricht. Dieß gelingt denn auch dem Verf. in vollem Maaße; seine Erzählungen sind einfach, klar, treffend, seine Betrachtungen glücklich motivirt, und er beweist, daß er dem Helden mit Liebe gedient, und die Empfänglichkeit für das Große in seinem Herzen bewahrt hat. Wenn man einer Seits nicht umhin kann, einem Manne, der seine Muße einer edlen Beschäftigung widmet, seine Achtung zu zollen, so kann man ander Seits die Würde, Toleranz und den Edelmuth der gegenwärtigen französischen Regierung nicht genug bewundern, womit sie jedem Manne von Talent, der durch die Politik verhindert wurde, auf dem Grabe Napoleons an der Seine seine Thräne fließen zu lassen, wenigstens freysinnig gestattet, für das Grab auf St. Helena aus der Ferne Kränze zu winden. Die Schrift des Hrn. Chambüre ist von der größten typographischen Schönheit, und es läßt sich bey der Popularität des abgehandelten Gegenstandes voraussehen, daß bey Vollendung dieses Werks, wie bey dem mit ähnlichem Luxus unternommenen Leben Napoleons von Arnaut, gedrängte und einfache Ausgaben erscheinen werden. Jeder in dem Werke angeführte Zug

Digitized by Google

aus dem Leben des ausserordentlichen Mannes ist mit einem Kupferstiche begleitet. Hr. Chambüre sagt, seine Absicht sey gewesen, den fremden Nationen dadurch den Vorrang der französischen Schule im Fache des Kupferstichs zu beweisen. So glücklich derselbe auch in Erreichung der Zwecke seyn mag, die er sich durch seine literarischen Schilderungen vorsezte, so wenig glauben wir, daß jener Beweis vortheilhaft und befriedigend ausgefallen ist. Die Kupferstiche sind von doppelter Höhe und Breite in Vergleichung mit denen, womit früher Chodowieki unsere deutschen Almanache u. s. w. ausgestattet hat, aber sie sind weit entfernt, das Verdienst der leztern zu erreichen. Indessen sind sie nicht gerade widerstrebend, und füllen immer eine Stelle unter dem vielen Mittelmäßigen in diesem Felde aus. Es bleibt sogar für den Beurtheiler noch ein anderer interessanter Standpunkt übrig, nämlich das Verdienst zu erwägen, welches den Compositionen, also den Zeichnungen oder Gemälden, nach welchen die Kupferstiche verfertigt wurden, zukommt. In dieser Beziehung dürfte bey manchen die nähere Betrachtung den angenehmen ersten Eindruck bestätigen. Wir wollen die behandelten Scenen hier kurz anführen. Nro. 1. Der Archidiakon Lucian Bonaparte, auf dem Todtenbette, von der Familie seines Bruders umgeben, wie er zu Joseph sagt: „Du bist zwar der älteste der Familie, erinnere dich aber immer, daß dieser hier (auf den jungen Napoleon deutend) das Oberhaupt derselben ist.“ Nach einer Zeichnung von Deveria, gestochen von Lefevre. Nro. 2. Napoleon übergibt, als Obergeneral der Armee des Innern, dem Knaben Eugen Beauharnois den Degen seines Vaters. Gezeichnet von Steuben, gestochen von Sirdeniers. Nro. 3. Napoleon besucht das Schlachtfeld von Bassano, und wird von der Treue eines Hundes, der am Leichnam seines Herrn, eines östreichischen Officiers, wacht, tief ergriffen. Gezeichnet von Charlet, gestochen von Pourvoyeur. Nro. 4. Eine Scene von der Landschlacht von Aboukir. Murat führt den von ihm selbst gefangenen kommandirenden Pascha seinem Obergeneral vor, und in demselben Augenblick erscheint der durch sein kolossales Wachsthum ausgezeichnete General Kleber. Dieser war auf den gehörten Kanonendonner seiner Division vorausgeeilt, findet die Schlacht geendigt, und steht voll Erstaunen vor dem kleinen hagern Bonaparte, mit dem Ausdruck: „Sie sind groß wie die Welt!“ Nach einem Gemälde von Schäffer, gestochen von Tony Johannot. Nro. 5. Die Fürstin von Hatzfeld erhält Gnade für ihren Gemal. Nach einem Gemälde von Steuben, gestochen von Blanchard. Nro. 6. Eine Scene bey der Halle von Paris, wo der Kaiser eine Gemüsverkäuferin, die ihn zum Frieden auffordert, zu Recht weist. Zeich. von Charlet, Stich von Frilley. Nro. 7. Eine Scene aus dem preußischen Feldzuge von 1806, wo der Kaiser von einem Sturme überfallen, in einer Hütte zwischen Dresden und Berlin ausruht, dort die Wittwe eines Offiziers der egyptischen Armee, eine Egyptierin, antrifft, und ihr einen Jahrgehalt von 1200 Franken aussezt. Gez. von Deveria, gest. von Guyard. Nro. 8. Napoleon auf einer Rheininsel, erfüllt die höchsten Wünsche eines armen Bauern. Gez. von Deveria, gest. von Prevost. Nro. 9. Napoleon überrascht den Adjutanten Wurmsers vor Mantua durch großmüthige Kapitulationspunkte. Gez. von Steuben, gest. von Prevost. Nro. 10. Napoleon in einer Versammlung egyptischer Cheiks, u. s. w. bey der Erklärung: „Alle, die unter meinen Befehlen stehen, sind meine Kinder.“ Gez. von Delorme, gest. von Gelée. Nro. 11. Eine Scene auf dem Berg St. Bernhard, vor der Schlacht von Marengo, wo er einem Mauleseltreiber einen versiegelten Brief übergibt, durch den er das höchste Glück des armen Mannes gründet. Gez. von Deveria, gest. von König. Nro. 18. Eine Scene vor Boulogne, wo der Kaiser einem armen gefangenen englischen Matrosen, der in einem leichten Fahrzeug unternommen hatte, sich auf dem hohen Meere zu flüchten, wegen seines innigen Gefühls für seine arme Mutter, unter reicher Ausstattung, die Freyheit schenkt. Gez. von Deveria, gest. von Dupont. Nro. 12. Eine Deputation der Cenobiten empfängt Napoleon, nachdem er an jenseitigem Ufer des rothen Meeres angekommen war, und bittet ihn das alte Register ihrer Garantien, nach den Namen von Ali, Saladin und Ibrahim, zu unterzeichnen. Gem. von Schäffer, gest. von Johannot. Nro. 14. Napoleon und Delaix vor der Schlacht von Marengo über den Feldzug von Egypten sich unterhaltend. Gez. von Deveria, gest. von Lefevre. Nro. 15. Napoleon an dem Sterbebette des Marschalls Lannes. Gez. von Deveria, gest. von Delaistre. Nro. 16. Napoleon verzeiht dem Marschall Victor bey Montereau. Gez. von Deveria, gest. von Pelée. Nro. 17. Napoleon auf einem Spaziergang zu St. Helena mit dem Grafen Lascases, begegnet einer jungen Engländerin, die aus Ostindien angekommen, und von Madame Balcombe ihm vorgestellt worden war. Einige Neger gehen belastet über die Straße, denen Madame Balcombe zuruft, Platz zu machen. Napoleon aber geht selbst auf die Seite mit den Worten an Mad. Balcombe: „Achtung dem Lastträger!“ Gez. von Deveria, gest. von Johannot. Nro. 18. Eine Scene auf einer der Straßen von Paris nach dem russischen Feldzuge. Gez. von Charlet, gest. von Frilly. Nro. 19. Napoleon verzeiht auf die Fürbitte des Generals Rapp einem der gefährlichsten Verschwörer gegen sein Leben. Gez. von Deveria, gest. von Adam. Nro. 20. Napoleon verweigert die Unterschrift zu Friedens-Bedingungen, welche die alten Gränzen Frankreichs festsetzen. Gez. von Deveria, gest. von Louzé.

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. August 1826.

Romane.

(Fortsetzung.)

Marbolds Klippenwege von Chr. Bork, (Mannheim, bey Götz 1826), enthalten die Abenteuer eines jungen Menschen, der seine Geliebte heimlich entführt und Comödiant wird. Die Begebenheiten der herumziehenden Schauspielertruppe und die eingestreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst erinnern an Wilhelm Meister, sind aber weit entfernt, den himmelklaren und tief poetischen Eindruck jenes unvergleichlichen Romans zu machen. Was sich etwa Heiteres vorfindet, wird am Schluß auf eine fatale Weise getrübt. Um etwas Pikantes in die ziemlich dürftige Erzählung hineinzubringen, hat der Verfasser sich wieder jenes abgeschmackten und anwidernden Kunstgriffs der Schicksalstragöden bedient, und das Liebespaar offenbart sich auf einmal als Bruder und Schwester. Die Blutschande wird natürlich wieder durch Selbstmord gesühnt.

Der schwarze Christoph von Peschel (Glogau, bey Heymann 1826), ist die Geschichte eines schlesischen Raubritters und mit aller möglichen brutalen Rohheit ausgestattet. Der Held mordet seine erste Geliebte, ihren Vater und seinen eigenen Vater, entführt ein anderes Mädchen und sezt sie den gräßlichsten Gemeinheiten aus, wofür er denn zulezt seinen Lohn empfängt. Der Roman mischt die alte Plumpheit der Ritterromane mit der neuen Blutgier der Schicksalsstücke durcheinander, und man watet recht durch Blut und Koth.

In den Erzählungen von dem Grafen Xavier de Maistre (aus dem Französischen von Schuetzler, Freyburg im Breisgau bey Wagner, 1826), spricht sich jene raffinirte Grausamkeit aus, die wir in neuerer Zeit nicht selten in französischen Poesien finden, und die uns poetisch zu ergötzen vermeynt, wenn sie uns die Nerven zerreißt. In der ersten Erzählung, die Gefangenen auf dem Caucasus, wird die grausame Mißhandlung zweyer Russen in tartarischer Gefangenschaft, in der zweyten, das Mädchen aus Sibirien, wird die mühevolle Reise einer zärtlichen Tochter, die aus Sibirien allein nach Petersburg wandert, um für ihren verbannten Vater um Gnade zu flehen, und in der lezten, der Aussätzige von Aosta, wird der herzzerschneidende Jammer eines eckelhaften Kranken mit der Phantasie eines Chirurgen oder Henkers geschildert.

Die Papiere aus meiner bunten Mappe, eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen und Gedichten von Bärmann (Berlin, 1826) zeichnen sich durch heiteren lebensfrohen Ton aus. Manches Alte ist darin aufgewärmt, z. B. die Erzählung der Teufelsbanner und der Derwisch. Die erste ist dem bekannten Lustspiel „der Bettelstudent," die andere einem Mährchen nachgebildet, das man in allen Kinderbüchern finden kann. Die übrigen Erzählungen, von denen ich nicht mit Bestimmtheit weiß, ob sie nicht etwa auch Plagiate sind, ergötzen wenigstens durch die fröhlichste Laune, die darin vorherrscht. Gar artig sind besonders die Vetterschaften. Der Erzählungston gelingt dem Verfasser vortrefflich, das Drama jedoch scheint nicht seine Sache, denn sein Original-Trauerspiel, die Höhle auf Lampedusa, ist ein höchst geschraubtes, martervolles Machwerk, das sich auf keine Weise mit den übrigen muntern und gefälligen Dichtungen verträgt. Die vielen Gedichte, die den Schluß des Werkes bilden, haben nichts von Tiefe, doch größtentheils eine lachende Heiterkeit.

Blanka, Fürstin von Amalfi, nach dem Französischen des Grafen Fedor Golowkin, von David, (Kölln, 1826). Dieser Roman in Briefen hat sehr viel Anziehendes und zeichnet sich besonders durch eine gewisse lyrische Einfachheit aus, in welcher sich alles Interesse um eine Person vereinigt, und weniger auf äußere Handlungen als auf die innere Geschichte des Herzens bezogen wird. Die Erbin von Amalfi schreibt diese Briefe an ihren Pagen, und es entwickelt sich darin das ganze süße Spiel einer heimlichen Liebe vom ersten unbewußten Erwachen bis zum stärksten Sturme der Leidenschaft, und

Digitized by Google

das schöne Gemälde eines weiblichen Herzens erhält noch mehr Reiz durch die eigenthümliche Stellung, in welcher die nicht nur durch ihren Rang, sondern auch von Natur stolze Fürstin zu dem armen Jüngling steht. Der Ausgang ist so heiter und befriedigend, als ein so schönes Verhältniß erwarten ließ. Der Page, der sich freywillig verbannt hat, kehrt als Ritter wieder und bleibt Sieger in dem Turnier, das der Fürstin ihren Gemahl bestimmen soll.

Das betrübte Thorn, Erzählung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts von Ewald (zwey Theile, Leipzig bey Ernst Kollmann 1826), ist in der Sprache ein wenig schwerfällig und gedehnt, der Gegenstand aber ist sehr interessant und hat eine zeitgemäße Bedeutung. In Walter Scotts Manier, in der Form des historischen Romans wird das unglückliche Schicksal der protestantischen Bürger von Thorn, die im Jahr 1724 durch eine Jesuitenverfolgung unter dem Henkerbeil fielen, auf eine sehr lebendige Weise geschildert. Das Kostüm der Zeit ist treulich beybehalten, und der Gegensatz einer ehrsamen, kräftigen und behaglichen Bürgerschaft, die ihres Lebens sich freut, mit den hungerigen Raben, die in der Stadt sich einschleichen und allmählig alle Herrschaft sich anmaaßen und die Stätte des Friedens mit Ränken, Aufruhr, Blut und Mord erfüllen, ist sehr ansprechend hervorgehoben. Das poetische Verdienst einer Liebesgeschichte oder das antiquarische eines Zeitgemäldes steht bey Erzählungen dieser Art hinter dem moralischen Verdienst zurück. Die Lehre, die sie enthalten, ist das wichtigste, und mit Recht wird sie als die Hauptsache, die Form des Romans als das Untergeordnete behandelt. Die Idylle mag uns mit der heitersten Lebensansicht ergötzen, der historische Roman darf sich nicht scheuen, den poetischen Genuß dem Ernst einer weisen Belehrung aufzuopfern, und es ist ein Fortschritt unserer Zeit, daß sie an der Geschichte in romantischer Darstellung so viel Gefallen findet. Sie kehrt aus dem öden Reich der Phantastereyen zur Wirklichkeit zurück, und verlangt von der Poesie Wahrheit, und die Wahrheit in einem schönen Gewande. So stellen sich die historischen Romane in die Mitte zwischen Dichtung und Geschichte, und vermeiden die Ueberschwenglichkeit der einen, die Trockenheit und gelehrte Unbeholfenheit der andern. Freylich kommt es bey den meisten dieser Romane auf eine bloße antiquarische Tändeley an, und nur wenige machen sich großen welthistorischen Ideen dienstbar; diese wenigen sind aber sehr zu schätzen. Man darf behaupten, daß ein Gemälde, wie das vorliegende, darin uns die Jesuiten nach der Natur gemalt werden, weit eindringlicher wirken muß, als die vielen räsonnirenden und gelehrten Tiraden der Liberalen, die bey der Theorie stehen bleiben.

Berthold von der Nidda oder die Horde im Schwarzwalde, ein Gemälde aus der lezten Hälfte des dreyßigjährigen Krieges, von C. Hildebrandt, in drey Theilen (Leipzig bey Kollmann 1826), gehört ebenfalls zu der Gattung der eben genannten Romane, ist aber aller Moral und Nutzanwendung baar und ledig. Wir sehen einen lüderlichen Officier von den Schweden zu Wallenstein, von diesem zu einer Räuberhorde flüchten, allerley gemeine Kriegs- und Räuberabenteuer erleben, Nonnen entführen, und endlich mit einer glücklichen Heirath seinen tollen Lebenswandel beschließen. Eine Seite jener Zeit und ihres bewegten Lebens ist zwar richtig aufgefaßt, die Rohheit und Zerrüttung aller bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse; dagegen ist von der religiösen Zerspaltung gar nicht die Rede. Der Held des Romans und seine Genossen sind diesen Interessen völlig fremd. Der Roman ist gleichsam eine Fortsetzung von Wallensteins Lager, damit ist aber der Charakter jener Zeit keineswegs erschöpft. Die wüsten Helden des Lagers und des Waldes erhalten vielmehr ihre Bedeutung erst im Contrast gegen die religiöse Begeisterung der Partheyen, deren Auswurf sie sind; von diesem Contraste findet sich aber im vorliegenden Roman keine Spur. Man kann dem Roman auch noch andere Vorwürfe machen; die Hauptfigur ist nicht genug hervorgehoben, selbst die Liebesgeschichte, die sich durch das Ganze hinzieht, ist abgerissen und nachlässig behandelt. Die kriegerischen Abenteuer aber, die den ganzen Raum ausfüllen, sind zu gedehnt, wiederholen immer dasselbe, und führen doch nie zu einem Resultate, so daß wir einen Helden sehen ohne Thaten und ohne Tendenz.

Die Raubritter, ein historischer Roman aus der Geschichte der Kuksburg auf der Teufelsmauer bey Blankenburg, von Melindor, in drey Theilen (Leipzig bey Kollmann 1826). Tolles, bubenhaftes Zeug, bey dem man sich nicht ohne heimliches Wohlbehagen in die Jahre zurückversezt fühlt, da man zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter schwankend nichts lieber gelesen als einen Urach den Wilden, Kuno von Kyburg, Hasvar a Spada, Kaspar der Torringer und dergleichen Heroen der alten Raubritterbücherzeit. Auch hier sind alle Ingredienzien eines guten Ritterromans zusammengegossen, Kreuzzug, Turnier, Burgverließ, Folterkammer, Raubschloß, unterirdischer Gang, Fallthür, Entführung, Nonnenkloster, heilige Fehm, Strafe des Bösewichts, Sieg der Unschuld und so weiter, nur die Pfaffen sind vergessen, an deren Stelle aber eine überflüssige Menge Bären auftreten. Einigemal hat uns der Verfasser, wo von spitzfündigen Ehrensachen gehandelt wird, an den süßlichen Ehrenhold Fouqué erinnert; sonst ist aber der Roman ganz vom alten Schlag, derb, übersprudelnd von Muth

und Kraft, rasch, stürmisch und von einer recht imponirenden, alles niederreißenden Bengelhaftigkeit. So nimmt er sich neben den zarten und zärtesten Hofdamenromänchen unserer Zeit gar nicht übel aus. Wem dort die kleinen Bonbons den Magen verdorben haben, kann hier aus einem alten Ritterhumpen sich wieder gesund trinken, und wem unter den Fächern der niedlichen Damen etwa gar die alte deutsche Grobheit abhanden gekommen seyn sollte, wird sie hier unter den kräftigen Umarmungen der Bären schon wiederfinden.

Lottens Geständnisse, in Briefen an eine vertraute Freundin, vor und nach Werthers Tode, geschrieben. Aus dem Englischen, nach der fünften amerikanischen Ausgabe. Mit Lottens höchst ähnlichem Bildnisse, nach einem Familiengemälde und einem Facsimile ihrer Handschrift, aus einem Erinnerungsbuche. (Trier, 1825, bey F. A. Gall.) Vielleicht dürfte mancher aufmerksame Leser diese Briefe zu den vielen literarischen Mystificationen rechnen, welche jezt an der Tagesordnung sind. Allein davon abgesehen, so bleibt es nicht unmerkwürdig, daß Werther's Leiden in Amerika die Herausgabe von Lottens Briefen veranlaßt haben. Obgleich dieselben nicht, wie die falschen Wanderjahre, eine Kritik des Verf. der ächten beabsichtigen, so wollen sie doch, nach dem Bekenntniß des Herausgebers, dem schädlichen Einfluß begegnen, welche die in Werther's Leiden ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze auf die christliche Moral ausüben. Daher kommt es, daß Lotte in ihren Briefen, so oft darin Werther's, seiner Ansichten und seines Benehmens gegen dieselbe Erwähnung geschieht, eine ziemlich peinliche Moralphilosophinn zu werden anfängt. Es ist jedoch dieß nicht das einzige, wodurch sich die neue Lotte von der bekannten unterscheidet. Leztere ist nur ein ganz verständiges Frauenzimmer und weiter nichts; denn, wenn wir ihr auch sonst nicht ihr Benehmen gegen Werther vorwerfen wollen, so erscheint sie darin doch eben so eitel als schwach. In ihren Briefen wird der Versuch gemacht, sie von diesem Vorwurf zu befreyen. Derselbe gelingt inzwischen nur zur Hälfte, und das kaum, weil sie sich selbst vertheidigt. Es erklärt sich nämlich ihr unentschiedenes Benehmen gegen Werther, welches diesem eine ungegründete Hoffnung gab und erhielt, durch ein bisher unbekannt gebliebenes Verhältniß. — Ehe noch Werther mit ihr bekannt geworden war, hatte sich ein junger Mensch, der in dem Dienste von Lottens Vater gestanden, in sie verliebt, und als diese Liebe, ohne daß Lotte sie erhörte, sich entdeckt hatte, war derselbe aus dem Dienst gejagt und über dieses doppelt harte Schicksal wahnsinnig geworden. Was war natürlicher, als daß der zweyte Unglückliche um so weicher behandelt wurde, je verderblicher die Härte gegen den ersten gewirkt hatte. Das Leben und der Tod des Wahnsinnigen spielt nicht übel in Lottens Briefen bis zum Tode Werther's in des lezteren Verhältniß zu ihr hinein, und gibt nebst einer anderen Episode den alten Begebenheiten einen neuen Reiz. Dennoch macht das Ganze, mit all' seinem wahren und guten, moralischen rein religiösen Räsonnement keinen befriedigenderen Eindruck auf unser Gemüth, als Werther's Leiden selbst. Die Thatsachen des Verhältnisses und seines Endes sprechen stärker, als alle, auch die vernünftigsten, Betrachtungen darüber. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Journalistik.

Le Catholique; ouvrage périodique, dans lequel on traite de l'universalité des connaissances humaines sous le point de vue de l'unité de doctrine. Publié sous la direction de M. le baron d'Eckstein.

Jedes aufrichtige Streben nach Wahrheit, jede ernste Bemühung, das als Wahrheit und Recht erkannte in's Leben, besonders in das öffentliche Leben treten zu lassen, verdient Anerkennung und Achtung auch von solchen, die eine andere, vielleicht (wenigstens für unsere Kurzsichtigkeit) entgegengesezte Seite des Lebens der Welt als die wahre, als die rechte erkannt haben. So machen wir denn auch unsere deutschen Leser mit Vergnügen auf die oben genannte periodische Schrift aufmerksam, obgleich wir weit entfernt sind, die Ansichten, welche sie zu entwickeln und zu verbreiten sich vorgesezt zu haben scheint, in ihrer Anwendung zu billigen; dieß kann uns jedoch nicht hindern, zu gestehen, daß dieselbe manche eben so neue als tiefgedachte Bemerkungen über Geschichte und Bestimmung der Völker enthält, welche auch solche, die anderer Meynung sind, nicht ohne Nutzen lesen und erwägen werden. Ein großes Verdienst, vielleicht das größte, das periodische Schriften haben können, ist zum Selbstdenken aufzuregen, und dieß Verdienst besizt der Catholique in hohem Grade. Niemand, der diese Aufsätze mit Aufmerksamkeit liest, wird das Werk weglegen, ohne neue Ideen gewonnen zu haben, oder früherer Ansichten sich klarer bewußt zu seyn, er mag denjenigen des Verfassers nun beystimmen, oder sie widerlegt haben. Der Catholique ist im Geiste der ultramontanischen Parthey geschrieben, und erkennt in den De Maistres, La Mennais und Bonald seine Meister und Lehrer*). Man

*) Es möchte jedoch schwer seyn, die hohe Verehrung, welche diesen Männern wiederholt bezeigt wird, ja die Ue-

könnte ihn einen ultramontanischen Doktrinär, oder philosophischen Ultramontaner nennen. Er will keinesweges die Anwendung philosophischer Untersuchung ausschließen, aber er sieht in dem Catholicismus nicht eine Theorie, eine Erfindung des menschlichen Geistes, sondern gewissermaaßen eine Naturerscheinung, an welcher der Mensch seinen Scharfsinn üben, die er philosophisch untersuchen darf, die es ihm aber keinesweges freysteht nach Gutdünken anzunehmen oder zu verwerfen. Der Zweck des Catholique scheint zu seyn, den Catholicismus (l'unité de doctrine) in allen Zweigen des Wissens, in allen Erscheinungen der Natur und der Menschengeschichte nachzuweisen und diese auf ihn zurückzuführen. Die geistigen Mittel, deren er sich dabey zu bedienen gedenkt, sind uns, die Wahrheit zu sagen, nicht ganz deutlich geworden; so viel aber ist gewiß, daß er von den Mitteln, deren sich andere Philosophen bedienten, um die Wahrheit zu ergründen, von dem, was man gewöhnlich Verstand oder Vernunft nennt, mit großer Verachtung spricht. Außer jenen ultramontanischen Aposteln ist von allen lebenden französischen Philosophen Cousin der einzige, dem er einige Ehre widerfahren läßt; von ihm sagt er: „Sein Genie möge wählen; er überschreite die Gränzen der materiellen Philosophie und vertiefe sich in die Regionen des göttlichen Denkvermögens (et s'élance au sein de la pensée divine), oder, einen so kräftigen und kühnen Schwung verschmähend, ziehe er die Betrachtung des Universums vor. Im ersten Fall muß sein Geist, gleichsam seine eigene Substanz verlierend, eine übermenschliche Kraft erlangen, im zweyten wird er im Universum absorbirt werden, und seine Individualität wird sich in der Masse der Wesen verschmelzen." Nach dieser, etwas unverständlichen Stelle sollte man also denken, der Catholique werde nicht „durch die Betrachtung des Universums" die Wahrheit zu erkennen suchen, sondern durch „einen Sprung in die Regionen des göttlichen Denkvermögens," wozu wir ihm von Herzen Glück wünschen. Leider findet sich in dem Catholique noch viel ähnlicher Unsinn, allein: vanitas vanitatum, omnia vanitas! — Dieser Unsinn entsteht nur aus dem Bestreben, sich und andere glauben zu machen, als wenn ihm gegeben wäre, die Wahrheit auf einem ganz besondern Wege, vermöge einer eignen Inspiration zu erkennen. Dem mag seyn wie ihm wolle, so ist es gewiß, daß das dritte Heft des Catholique, das wir vor uns haben, sehr interessante Aufsätze enthält. Dahin gehört besonders, was über die Päpste und ihre Wirksamkeit und Politik zu den Zeiten der Kreuzzüge gesagt wird — ein Gegenstand, der namentlich von protestantischen und sogenannten liberalen oder philosophischen Geschichtsforschern keinesweges mit der nöthigen Ruhe, Unbefangenheit und Klarheit behandelt worden ist. Rom war gewiß zu jener Zeit de facto das geistige Haupt Europa's und stand an der Spitze der europäischen Civilisation; deßhalb gebührte ihm auch der Einfluß, den ihm die Politik einiger großen Päpste de jure gab. Gerade aber weil Rom nicht mehr an der Spitze der europäischen Civilisation steht, so ist es unnatürlich und unmöglich, ihm jenen Einfluß wiederzugeben, denn dem Geiste bleibt endlich doch die Herrschaft, er schafft sich seine Formen und sie verändern sich gerade, weil der Geist nicht stillesteht, sondern vorwärts strebt. — Ganz besonders beherzigenswerth ist Alles, was in einem andern Aufsatz über die Eigenschaften und den Zweck einer periodischen Zeitschrift gesagt ist. Dieß ist eine würdige Ansicht der Sache, und es ist zu wünschen, daß alle Zeitschriften ohne Rücksicht auf die Parthey, der sie angehören, dieselbe nie aus den Augen verlieren mögen. Eine Nachricht über lettische Volkspoesie und einen Aufsatz über romantische und klassische Poesie lassen hoffen, daß der Catholique an die Stelle der sinnlosen Phrasen, welche in neuer Zeit die beyden Partheyen der Classiker und Romantiker zum Eckel wiederholen, ohne sich selbst zu verstehen, etwas Besseres setzen werde. Eine Kritik des Paria von Delavigne ist nicht ohne Partheylichkeit geschrieben, und bemüht sich vergeblich dem Dichter Unkunde in den indischen Kastenverhältnissen nachzuweisen, welche der Catholique sehr zu verehren scheint, was auch der Hauptgrund seines Eifers gegen den Dichter ist, der den Geist der Menschlichkeit über den Kastengeist erhebt.

---

bereinstimmung ihrer Ansichten mit denen des Catholique mit folgenden Stellen zu vereinigen. „Die Theorie des Herrn von Bonald ist demnach imposant und großartig (sublime) dem Anschein nach, aber sie wird beständig an den Leidenschaften und dem Eigennutz der Menschen scheitern," und ferner über das Lamennais'sche System: „Wie sollte sich der Staat unter dem Einfluß einer Klosterdisciplin (discipline de collège) erhalten, wovon wir weder im Alterthum, noch im Mittelalter, noch in der neuern Zeit ein Beyspiel finden, und wovon nur jene Civilisation des Paraguay eine Spur zeigt, welche bey Wesen von sehr beschränkten Geisteskräften hervorgebracht wurde. — Wenn es dem Menschen verboten wäre seine Vernunft zu gebrauchen, was bliebe ihm dann?" — Hieraus geht denn doch deutlich genug die Gottlosigkeit und Absurdität jener Theorie hervor. Uebrigens mag sich der Catholique hüten, denn wenn je die Lamennais die Gewalt in Händen haben sollten, so würde er eben so gut verbrannt werden als Ref., der nicht einmal ein so großer Verehrer der unité de doctrine ist. Diese Herren verstehen keinen Spaß, und wollen bey ihrem Catholicismus nichts von dem „Gebrauch der Vernunft" wissen.

Digitized by Google

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. August 1826.

Trauerspiel.

Tasso's Befreyung. Ein dramatisches Gedicht von B. S. Jugemann. Aus dem Dänischen übersezt von H. Gardthausen. Leipzig bey Carl Cnobloch 1826.

Um meine Ansicht über dieses Werk zu begründen, will ich einen kurzen Auszug der einzelnen Scenen vorausschicken. — Wir treffen beym Beginn des Stücks Tasso im Irrenhause zu Ferrara, im Innersten zerrissen; Giovanni Manso, Hofarzt, Tasso's Freund und nachmaliger Biograph, bringt ihm einen Brief, den Tasso von Leonoren geschrieben glaubt. Darin wird ihm Trost und Muth zugesprochen, denn durch das schreckliche Fegefeuer seyen die Flecken seiner Dichterseele gereinigt, und bald werde er mit heiliger Harfe in der geweihten Hand befreyt aus dieser Babelshaft wandern. Giovanni entdeckt ihm, daß Leonore aus Liebe zu ihm krank geworden, daß der Fürst ihn nur aus Schonung, um ihn nicht als Majestätsverbrecher zu bestrafen, als gemüthskrank in der Haft gehalten habe, daß Antonio allein sein Feind und Urheber alles Geschehenen gewesen und jezt verwiesen werde, ja daß Leonore sich vom Fürsten die Erlaubniß erbeten habe, ihn zu sehen. Nachdem nun dieses den Tasso auf das heftigste erregt, den Kampf gegen Schicklichkeit und Meynung wieder zu kämpfen, weiß ihn Giovanni durch die Mahnung, die Poesie nicht in die Wirklichkeit hinüberzuführen und durch das Bild eines neuen schönen Dichterlebens, wenn er Leonore zum lezten Mal gesehen und mit ihrem Engelsbild im Herzen aus dem Kerker ginge, dahin zu bringen, daß er einsieht, es sey Thorheit gewesen, zu glauben, daß die Muse bey ihrem Dichter wie ein häuslich Weib Wohnung nehmen könnte. — Der Fürst in einer Unterredung mit seiner Schwester im Orangenhain läßt sich eben nicht zum Besten über die Eitelkeit der Dichter aus, und wirft ihr vor, daß sie durch ihre Gunst den Tasso verdorben habe. Sie, auch nicht artig, vergleicht ihren Bruder, den Fürsten eines kleinen Landes, mit Tasso, dem Fürsten im großen Geisterreiche. Der Fürst sagt, er wisse den Genius so gut wie sie zu schätzen, ihr sey es übertragen, ihm Vergebung und Freyheit zu verkündigen. Allein gelassen singt Leonore ein trauriges todahnendes Lied. — Im zweyten Aufzug entwickelt der in Ungnade gefallene Antonio in einer Unterredung mit Giovanni die häßlichsten Gesinnungen, die der Leser schon aus einem Monologe des Vorstehers des Hospitals im ersten Aufzug hat kennen gelernt, dem Antonio Tasso's Leben bezahlt hatte. Da er erfährt, daß der Fürst den Dichter mit eigener Hand aus der Haft führen wolle, wirft er in Wuth seine Orkusketten von sich, erlaubt sich die insolentesten Aeußerungen über das fürstliche Haus und meynt bey sich, er kenne ein Mittel, das jeden Wahnwitz heilt, selbst wenn man ihn zu krönen dächte. — Wir finden Tasso im Orangenhain in Unterredung mit dem Fürsten, der das Vergangene vergessen haben will, und sein Unrecht eingesteht. Tasso will Eleonoren sehen und dann für immer scheiden. Der Fürst führt seine Schwester selbst zu Tasso, ihn zu bitten, daß er bleibe und ihm verzeihe. Sie bittet ihn das Vergangene als einen bösen Traum zu betrachten, und da sie beyde über Welt und Tod gesiegt, er befreyt aus seiner Haft, sie aus des Grabes Nacht hervorgegangen sey, so möge er die verstummte Harfe in die Hand nehmen und die freye Seele sich im Hosiannah zum Erbarmer emporschwingen lassen. Ihn durchbebt die Ahnung von Leonorens nahem Tod, sie tröstet ihn mit der Liebe edler Frauen und Männer. Begeistert durch ihre Worte stürzt er fort und Leonore sinkt ohnmächtig nieder. — — Im dritten Aufzug finden wir Antonio auf einem Kreuzweg zwischen Ferrara und Rom in einer Zigeunertracht, die er einem jungen Zigeunerhauptmann abgekauft hat, welcher, wie die Rede auf Tasso kömmt, in Begeisterung geräth, und, da Antonio seinen Haß gegen Tasso ausspricht, das gegebene Geld hinwirft, und ihm räth, nicht nach Rom zur Krönung Tasso's zu gehen, weil sie sich sonst in dieser Welt zum lezten Mal träfen. Tasso kömmt als Pilgrim des Weges her, kniet bey der Kapelle nieder und ergießt seinen Dank gegen die Himmelskönigin. Da tritt Antonio hervor, und räth ihm mit verstellter Stimme, sich vor Rom

Digitized by Google

zu hüten, denn er habe viele Feinde, am meisten aber in seinem Innern. Er macht ihm die bittersten Vorwürfe über seine Eitelkeit, sich zu groß für diese Welt zu halten, und sagt, in Rom harre seiner vollendete Demüthigung, dort werde er seinem bösen Schicksal in die Arme rennen. Tasso, nachdem sich Antonio entfernt, nennt sich einen Missethäter, der den finstern Mächten preisgegeben sey; da er aber voll Reue auf dem Wege der Büßung sey, so wolle er sich auch durch keine Macht von ihm abwenden lassen, besonders da ihm Leonore in Rom den Frieden verheißen habe. — In Ferrara ist unterdessen Cardinal *Aldobrandini* eingetroffen, fordert im Namen des Vaterlandes von dem Fürsten den Tasso zurück, und macht ihm Vorwürfe über die schlechte Behandlung des Dichters. — Leonoren finden wir in ihrem Gemach, bleich und verwirrt, die Laute in der Hand, in die Erinnerung an Tasso versenkt. Ihre unbegränzte Sehnsucht und die Ahnung ihres Todes spricht sie in einem stürmischen Liede aus, das sie zur Laute singt. Der Fürst bittet Manso nach Rom zu eilen, Tasso schnell zurückzubringen, ihm alles zu versprechen, ja mehr als seine Seele ahnen könne. Leonore aber spricht es aus, daß nicht Menschen und Fürsten mehr helfen könnten, Giovanni möge dem Tasso freudige Kunde bringen und ihn zu seinem Schwanensange stärken. — Der vierte Aufzug beginnt mit einem launigen Gespräch zweyer Bürger in Rom, von denen der eine, ein ächter Spießbürger, sich ärgert, daß man um eines tollen Dichters willen, der eben erst aus dem Narrenhaus käme, das Kapitolium mit Blumenkränzen und Lorbeerkronen schmücke, obwohl er nicht besser sey als wackere Bürgersleute, die ihr Meisterstück gemacht und seßhaft sind. Der Andere beruhigt ihn mit der Vorstellung, daß die freyen Künstler das Vorrecht haben, frey verhungern zu dürfen, wenn nicht große Herren sich ihnen gnädig erweisen, welche Gunst aber, wie man an Tasso gesehen, eben nicht lange daure; überhaupt erzeuge das bißchen Ehre mehr Mißgunst und Haß, als es werth sey. — Es erscheint ein Trupp Zigeuner, den jungen Hauptmann an der Spitze, der seinen Vorsatz offenbart, der Schutzgeist Tasso's gegen den vermummten Verfolger zu werden. Tasso kommt und setzt sich ermattet auf eine eingestürzte Mauer; der Zigeuner, ihn nicht kennend, versucht den Betrübten zu trösten, muß ihn aber für verrückt halten, da er in seine alte Verzweiflung verfällt und wild lachend erzählt, daß man ihm erst weiß gemacht, daß er ein Gott sey, dann das Herz aus der Brust gerissen und auf den Thron gehängt; als er aber ohne die Schuhe vorher zu putzen zum Throne hinauf gesprungen, es sich zu holen, habe man ihm zur Strafe den Verstand genommen, und ein dienstfertiger Teufel ihm gezeigt, daß er sein Bruder sey. Und wie der Zigeuner ihm von der vorzuhabenden Krönung Tasso's erzählt, hält er ihn erst für den Satan, der durch Lügen seine Seele fangen will, dann aber erregt der kommende Ruhm den Tasso nur zu der trüben Betrachtung, daß er dieses heilige Kleinod für immer verscherzt habe, und daß er die Lorbeerkrone selbst nicht als Dornenkranz tragen dürfe. Jezt könne ihn der Weihrauchdampf nicht mehr berauschen und der Versucher nicht mehr zur Selbstgefälligkeit im eitlen Herzen locken. Und da eine geistliche Prozession aus der Kirche des heiligen Onofrio unter Gebet und Gesang mit dem Venerabile in der Mitte, voran die Kreuzesfahne, und mit brennenden Fackeln in den Händen vorüberzieht, löst sich der ungeheure Streit in Tasso's Brust in Frieden Gottes auf, er sieht seinen Fehler ein, *hier auf Erden schon Ruhe und Frieden finden zu wollen, der doch nur bey Gott wohne.* Wie er nun niederkniet und betet, nähert sich ihm eine fremde Maske (Antonio), und reicht ihm zur Erquickung Trauben, die vergiftet sind, und als Tasso eine gegessen und ausgesöhnt mit der ganzen Welt gesagt, daß er Frieden mit der ganzen Welt habe, frägt ihn die Maske: „Mit mir auch?" nimmt die Larve ab, zeigt ihm ein Todtenangesicht, und entfernt sich schnell. Tasso erkennt in der hohlen Stimme die seines Feindes Antonio und geht in das Kloster. — Der Cardinal Aldobrandini ersucht den Giovanni, der unterdessen angekommen, die Nachricht von Leonorens Tod dem Tasso erst dann zu überbringen, wenn er den Freudenbecher, den ihm Roma reicht, ohne Bitterkeit geleert hätte. — Da kömmt die Nachricht, daß ein Zigeuner den Antonio getödtet habe. — Wir finden jezt Tasso in einer Zelle im St. Onofrio-Kloster am Fuße des Altars ruhen und dem vor ihm stehenden Cardinal versichern, daß er nicht würdig sey Petrarka's Lorbeerschmuck zu empfangen, und daß er die ewige Krone nicht um die niedere verscherzen wolle; jene aber sey der Segen, den der Cardinal ihm vom großen Seelenhirten gebracht; er träume nun nicht mehr von Befreyung, denn er habe sie gefunden. Er stimmt in den Gesang der Brüder in der Kirche nach Davids 40stem Psalm, und da Giovanni ihm Leonorens Schleyer überbringt, stirbt er selig, begeistert in Giovanni's und des Cardinals Armen. Giovanni spricht Tasso's ewigen Ruhm aus. —

Viel schon können die Leser aus dieser Darstellung der einzelnen Scenen entnehmen, und die Charaktere des Stücks mögen ihnen klar entgegentreten. Offenbar hat Ingemann Goethe's Tasso fortsetzen und die Dissonanz, mit der Goethe's herrliches Gedicht zu schließen *scheint*, auflösen wollen. Statt aber die Dissonanz aufzulösen, hat er sie viel ärger gemacht, oder eigentlich die Versöhnung, die in Goethe's Tasso liegt und die bey einer wissenschaftlichen, philosophischen Kritik dieses Drama's sich ergeben würde, zur Dissonanz gemacht. Denn was lehrt

Digitized by Google

gegenwärtiges Drama anders, als daß das Genie, ewig anstoßend gegen Welt und Sitte, endliche Ruhe nur im Grabe finde, und daß sich erst jenseits die Seelen finden werden, die durch Vorurtheile hienieden getrennt sind. Dieser Trost ist ein schlechter und zu verwerfen; der Dichter muß diese Welt als die Welt des Guten und Wahren darstellen, und in diese Idee müssen alle seine Gestalten sich auflösen. Goethe hat in Tasso die ganze Herrlichkeit und Hoheit des Dichtergenies dargestellt, aber auch zugleich, wie dasselbe, wenn es in Widerstreit mit der höhern Sphäre der Sitte und des Staates kömmt, zu seinem Unglück erfahren muß, daß die reichste, mit den höchsten Gaben ausgestattete Persönlichkeit doch nur Persönlichkeit, etwas Individuelles ist, das an der höhern Idee, der Sitte, des Staates seine Nothwendigkeit, und durch Widerstreit seinen Untergang findet. Ingemann aber hat mit Fleiß alle Gegensätze recht schroff hingestellt, um das Herz des Lesers mehr zu verwunden, als die gemeinste und schlimmste Wirklichkeit ihn verwunden könnte. Ganz subjectiv und fast komisch ist der Haß, mit dem der Dichter den von Goethe als kalten, etwas neidischen, aber doch tüchtigen, innerlich guten Weltmann gezeichneten Antonio dargestellt hat. Er ist unter seinen Händen zu einem tückischen kalten Bösewicht geworden, der selbst einen Mord nicht scheut, um seine Rachlust zu befriedigen. Auch der Fürst zeigt sich als einen äußerst rohen Menschen in der ersten Unterredung mit seiner Schwester, (welche Scene wohl die schlechteste im ganzen Drama ist) indem er gegen die Kranke, Leidende ziemlich plump herausfährt:

„Man sagt, der Vorfall mit dem Tasso sey
An deiner Krankheit Schuld.“ —

und ihr die bittersten höhnendsten Vorwürfe macht. Wie gemein ist folgende Aeußerung:

— Also hätt' ich wohl
Den Unterthan aus niederm Staube heben
Und dir zur Seite setzen sollen, weil
Ottaverime ihm nicht schlecht gelingen?
Du würfst vielleicht die Krone selber weg,
Um deinem schmachtenden verliebten Sänger
Von Thür zu Thür die Harfe nachzutragen,
Mit ihm in moosbedeckter stiller Hütte
Zu wohnen, und als treue Schäferin
Am klaren Bach, auf grüner Wiesenflur,
Die Heerden ihm und Lämmerchen zu weiden! (!!!)

Am schlechtesten ist aber der hohe edle Charakter Leonorens, der Goethe allein schon des Nachruhms sicher macht, weggekommen. Das hohe Ideal ist herabgesunken zum liebessiechen, vor Liebe sich verzehrenden Mädchen, von der es lächerlich scheint, wenn sie in jener verunglückten Scene mit dem Bruder jammernd sagt:

O spotte meines kranken Herzens nicht.
Es könnte brechen, früher als du glaubst.
Ja, ich gestehe dir, für solch ein Leben,
Als hier dein Witz so höhnend zeichnete,
Legt' ich das Diadem mit Freuden ab,
Und nicht erniedrigt würd' ich je mich fühlen
Im Hüttchen an des frommen Dichters Seite.

Und gleich darauf sich in höhere Sphäre versteigt:

Was ich für Tasso bin, will ich ihm bleiben,
Vergebens nicht hat eine Welt der Herr
Auf Erden trennend zwischen das gestellt.
Fern steh' ich ihm, als seines Sanges Muse,
Und näher soll ich hier ihm auch nicht stehn,
Nicht bloß um unsertwillen, noch der Welt:
In meinem Schicksal seh' ich einen Wink,
Der mehr mir gilt als menschliches Gesetz.
Soll nicht Tornato's Dichterflug erlahmen,
Soll hoch er steigen, heil'gen Eifers voll,
Muß die Geliebte fern nur mit dem Kranz,
Als ein verklärter Geist, von Stern zu Stern,
Bis zu der Sonnen lezte hin ihm winken,
Darf liebend nicht zum Liebling niedersteigen,
Den Becher reichend der Unsterblichkeit.
Denn wie aus einer Zauberschale würde
Vergessen er, Betäubung trinken, und
Für diese Welt einschlummern und verstummen.

Klingt das nicht wie pure Koketterie? — Tasso ist noch am besten gezeichnet, denn er ist der leichteste Charakter, weil er die subjectivste Person ist, dem der Dichter am leichtesten seine Gesinnungen und Meynungen in den Mund geben kann, und es steht ihm gut, eigentlich gar keinen Charakter zu haben. Unser Endurtheil wäre demnach: das Werk zeugt von vielem poetischen Talent und hat manche gelungene Stellen, aber die Tendenz des Ganzen ist mißlungen, und wird eigentlich von Goethe's Tasso ganz vernichtet, weil in diesem alles enthalten ist, was in jenem, und noch über alles das die vollkommenste Auflösung alles Zwiespalts, welches sich ergeben würde, wenn man Goethe's Tasso auf ächt philosophische Weise, in der Weise des Gedankens erfassen und darstellen möchte, auf die Art nämlich, wie Hinrichs Goethe's Faust in seinen ästhetischen Vorlesungen über Goethe's Faust (Halle 1825) erfaßt und in Elemente des Gedankens wiedergeboren hat. — Zum Schlusse sey es mir vergönnt, die trefflichen Worte K. E. Schubarths über Goethe's Tasso aus Paläophron und Neoterpe, einer nicht sehr bekannten Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhalts (Berlin 1823), von der aber nur ein Stück und das erste Heft des zweyten Stücks erschienen sind, anzuführen, woraus sich das Verfehlte in der Tendenz des vorliegenden dramatischen Gedichts noch klarer ergeben wird. „Die gewöhnliche Erzählung von der harten Behandlung Tasso's durch Ferrara's Fürsten konnte wohl Goethe nicht brauchen. Ihm ziemte vielmehr die Zartheit des Genius in einem leidenschaftlichen Affekt zu schildern, wie er sich selbst um so mehr untergrub, je zarter, würdiger, trefflicher in der

That die Umzebung war, die sich um ihn bewegte und bemühte. Hier konnte denn das ganze eigenthümliche Wesen des Genies entfaltet werden, in welches so tief die Quellen jedes Schönen und Guten von der Natur gelegt worden, daß es fast natürlich unglücklich werden muß, wo es noch irgend etwas Bedeutendes, Herrliches gewahrt, das es als außer ihm liegend und ihm unerreichbar und unvereinbar anerkennen muß. Und so entspringt denn die ganze Unruhe, die Qual, das Mißtrauen, zulezt das Unglück Tasso's daraus. —

„Den reinsten Begriff des Genius selbst, allem Würdigsten und Edelsten außer ihm sonst gegenüber, uns in Tasso zu geben, war die Absicht des Dichters. Zugleich vermag nichts, nicht das Lieblichste und Vernünftigste, dasjenige Mißverhältniß herzustellen, was in den Genius von selbst eingebrochen. Vielmehr, indem dieser dadurch nur zu seinem Untergange hingedrängt wird, wird er verzweifelnd seine lezte innwohnende Kraft immer mehr hervorkehren — und es wird klar werden, daß eine so große Kluft zwischen Seyn und Hervorbringen, Handeln und Empfinden, Denken und Darstellen sey, daß Beydes für die Wirklichkeit nicht anders zu vermitteln ist, als wenn wir das Genie rein aufgehoben sehen, wie es am Schluß des Tasso sich darstellt, wo zulezt bloß der arme, geängstete leidende Mensch sich an seinen Retter anhält. —

„Laßt uns die geniale Leidenschaftlichkeit Tasso's wie die Flamme betrachten, die aus der tiefen Nacht gewaltsam aufschlägt zwischen großen Kunstschätzen, und, indem sie diese rettungslos verzehrt, zugleich einen Schein auf sie wirft, daß wir nun erst erkennen, was sie waren, indem sie vergehen.

„Die Prinzessin, der Fürst, Leonore von Sanvitale, Antonio, Florenz und Rom, und der Vatikan, vor dem uns die Reiche der Welt so klein erscheinen, daß man die Menschen selbst nicht mehr darin unterscheidet — sie alle werden uns erst recht kenntlich, bedeutend dadurch, daß ein Dichtergemüth, bey der eigensten herrlichsten, ihm inwohnenden Kraft, die wir bewundern müssen, davon so ergriffen wird, daß wir es ganz außer sich gesezt, und von der Last des mächtigen Begriffs und Gefühls dieser reichen und werthen Weltpersönlichkeiten und Gegenstände zulezt erschüttert, niedergestürzt, erdrückt sehen.“ —

Man sieht, daß auch Schubarth mehr die Dissonanz in Goethe's Tasso hervorhebt, und die höhere Idee, die ich oben kurz ausgedrückt habe, unberührt läßt. — Noch ist zu bemerken, daß Fouqué dieses dramatische Werk mit einem Liedesgruß als Einleitung, in Stanzen, versehen hat, die poetisch und kräftig, aber nicht eben wohllautend sind. Er charakterisirt Goethe's und Ingemann's Tasso, den lezteren also:

Hier, hier beschwört des edlen Tasso's Leiden
Der Nordlandsänger streng und scharf hinauf.
Hier sollt ihr schaun sein Ringen, Scheiden, Meiden,
Wie's hart ihm bot des äußern Lebens Lauf.
Nichts kann und will die Schildrung hier verkleiden,
Nichts von dem Dolch, von Spitze bis zum Knauf.
Und schonungslos weckt sie des Dulders Wimmern,
Doch läßt der Himmel den Polarstern schimmern.

Alfried.

Lebens-Philosophie.

Eudaimonia, oder die Kunst glücklich zu seyn. Versuch einer gefälligen Lebensphilosophie von Joseph Droz, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen frey übertragen und mit Anmerkungen rc. versehen von August von Blumröder. Ilmenau, bey Voigt, 1826.

Der Streit über das Glück (summum bonum) ist uralt, aber auch noch niemals entschieden worden. Sofern das Glück von äußern Umständen oder von unserem Temperament abhängt, ist es eine Gabe des Himmels, etwas Zufälliges, die auf ihrer Kugel umrollende Fortuna, die niemand festhalten kann, und eben darum kann es über diese Gattung von Glück keine Lehre geben. Es gibt aber auch ein Glück, das von unserer eigenen That abhängig ist, und dazu können wir gebildet werden. Der rühmlich bekannte Droz ist zu moralisch, als daß er das Glück nicht in der Tugend finden sollte, aber er ist auch Franzose genug, um allzu stoische Grundsätze von der Hand zu weisen. Er hält die goldene Mittelstraße, und wenn er jeden für seine Person so glücklich als möglich machen möchte, so verlangt er auch nur so viel Tugend, als jeder etwa leisten kann, nichts Heroisches, sondern gesellige, bürgerliche Selbstbeschränkung. In dem Recht, an den Freuden der gesitteten Gesellschaft Theil zu nehmen, findet er das höchste Glück, und diesem Recht stellt er immer die Pflicht an die Seite, sich desselben würdig zu machen. Er entwirft ein umfassendes Bild des Glücks, das uns innere Zufriedenheit und äußere Thätigkeit, ein gewisser Wohlstand, die Familie und der gesellige Umgang gewähren, und bleibt somit auf einer gewissen Mittellinie des gewöhnlichen Lebens stehen, ohne sich in die Tiefen und Höhen desselben zu versteigen, wo das religiöse Bedürfniß, der philosophische Tiefsinn, die dichterische Phantasie, die glühende Leidenschaft und der Thatendurst auf außerordentlichen Wegen ein seltenes unbekanntes Glück suchen. In jener Beschränkung aber hat der würdige Verfasser der Masse seiner Zeitgenossen einen heitern Spiegel vorgehalten, und seine Lehren verdienen vollkommene Beherzigung. Nicht minder schätzbar sind die Zusätze des Uebersetzers.

Digitized by Google

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. August 1826.

Alterthümer.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Untersuchungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten. In acht Büchern. Sr. M. dem Könige von Dänemark gewidmet von Dr. P. O. Bröndsted, der Universität zu Kopenhagen und mehrerer Akademieen Mitgliede; Ritter des Danebrogordens, Königl. Dänischem Geschäftsträger am römischen Hofe. Erstes Buch. Stuttgart, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Paris, gedruckt bey Firmin Didot. 1826.

Das ganze Werk verdankt sein Entstehen jener edelen Begeisterung für Wissenschaft und Kunst, welche einst den Schöpfer der antiken Kunstgeschichte, Winckelmann, aus der engen Schulstube und von seinen Büchern hinweg, zu der Heimath der Kunst und ihrer Denkmale hingetrieben. Der Verfasser nämlich, Herr Dr. Bröndsted wurde, wie er uns in der Vorrede berichtet, bey einem eifrigen Studium der griechischen Classiker, von der unbezwinglichen Sehnsucht ergriffen, das Vaterland derselben kennen zu lernen. Er und sein Freund und Studiengenoß, G. H. C. Koës, hofften dort vielfältige, lebendige Aufklärung für ihre Alterthumsstudien gewinnen zu können, und der Entschluß, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen, stand schon früh fest. Aber später erst kam derselbe, nach einem vorbereitenden Aufenthalt in Paris und Rom, zur Ausführung. In Rom vereinigten sich mit beyden Freunden und zu demselben Zweck Herr J. Linkh aus Würtemberg, der Freyherr Haller v. Hallerstein aus Nürnberg und der Freyherr O. M. v. Stackelberg aus Esthland. Die nun erfolgenden, gemeinschaftlichen Reisen und Untersuchungen in Griechenland wurden in den Jahren 1810 — 1814 unternommen. Die Resultate derselben so wie neuer, welche der Verf., Herr Dr. Bröndsted 1820 und 1821 in Großgriechenland und auf den Jonischen Inseln anstellte, sollen nun in gegenwärtigem Werke niedergelegt werden. So viel sich aus dem ersten Buche desselben schließen läßt, gehört es zu den ausgezeichnetsten Werken, die über Alterthumskunde vorhanden sind. Dieß Lob gebührt nicht allein dem einzelnen Ausdruck, der eben so weit von der Leichtfertigkeit des journalistischen, als von der Schwerfälligkeit des gewöhnlichen, gelehrten Styles entfernt ist, es kommt in einem höheren Grade noch der Anordnung im Ganzen zu. Diese ist nämlich die natürlichste, freyeste und darum lebendigste, die, welche die Reise selbst, als solche, vorgeschrieben. Herr Dr. Bröndsted hat es vortrefflich verstanden, den Leser zu seinem Reisegefährten und zum Genossen seiner Nachforschungen und Nachgrabungen zu machen. In dem ersten Buche hier z. B., welches ganz den auf der Insel Zea angestellten Untersuchungen gewidmet ist, reiset man mit Herren Bröndsted und seinem Freunde Linkh am 18ten December 1811 von Athen ab, und kommt noch am Abend desselben Tages zu Raphthilimani (dem alten Prasiä) an. Dort wird in der Kapelle des H. Nikolaus (des christlichen Nachfolgers Poseidons) übernachtet; am anderen Morgen um drey Uhr werden die Anker gelichtet und schon vor acht Uhr laufen wir im Hafen von Zea ein. Hier betrachten wir die Lage desselben, werden an frühere Nachrichten davon und daran erinnert, welche Bedeutung er für die Schifffahrt und den Verkehr einst gehabt und noch habe. Wir steigen an's Land, lernen den Zustand desselben kennen, der, trotz des Reichthums an Produkten aller Art, kläglich ist, weil türkische Despotie das Eigenthum eben so wenig schützt, als sie dasselbe achtet. In der Stadt Zea werden Bekanntschaften gemacht und Vorbereitungen zu den Untersuchungen getroffen. Was die Alten zuvörderst von den vier Städten der Insel gemeldet, wird in's Gedächtniß zurückgerufen und mit den Meynungen Neuerer verglichen. Es ergibt sich Dunkelheit und Widerspruch rücksichtlich

Digitized by Google

der Lage der alten Städte Julis und Karthäa, und die erste Expedition nach Tàs Polàs, der Stätte eines alten Ortes, wird unternommen; die Ausgrabungen beginnen nach der Ankunft daselbst, mit Hülfe dreyßig und etlicher griechischer Bauern, die stark belöhnet werden müssen, und unter allen Schwierigkeiten, welche die Entfernung von bewohnten Ortschaften auf der einen Seite und Habsucht der Einwohner auf der andern mit sich bringen. In dieser Weise begleiten wir den gelehrten Reisenden auf seinem interessanten Wege weiter, der uns überall die dankbarsten Aufschlüsse über die Geschichte, Kultur, Wissenschaft und Kunst der alten Griechen darbiebet.

Das Werk ist mit vier und dreyßig Kupfern geziert, worauf Pläne, Charten, Landschaften und Alterthümer plastischer, architektonischer, numismatischer, ja jeder Art abgebildet sind. Unter den aufgefundenen, plastischen Kunstwerken zeichnet sich ein auf Taf. IX. dargestellter, weiblicher Torso aus. Er wurde in den Ruinen von Karthäa ausgegraben, nachdem eben da die Spuren eines Apollotempels entdeckt worden. Der Verf. meynt, daß derselbe der Rest einer Artemisstatue sey, und behauptet, daß ihm kein schöneres Muster antiker Draperie bekannt sey. Tafel XI. stellt einen in Felsen gehauenen Löwen dar, der uns an den in unseren Tagen entstandenen und berühmt gewordenen Luzerner Löwen erinnert. Letzterer ist indeß in eine Felswand gebauen, aus welcher nur der halbe Leib in Profil hervortritt. Dieser hier wächst mit ganzem Leibe aus dem Felsen eines Berggipfels heraus. Seine Verhältnisse sind äußerst colossal, wie schon die Vergleichung mit dem im Vorgrunde liegenden Manne zeigt. Der Löwe liegt ausgestreckt da, und doch beträgt die Höhe seines Vorderleibes neun Fuß. Man entdeckt nichts von der Lammfrömmigkeit, mit welcher der Luzerner Löwe im Sterben noch die vor ihm hingestreuten Lilien anschnauft. Vielmehr scheint unser Löwe hier das ganze Land, auf dessen Berge, Thäler und Städte sein grimmiger Blick gerichtet ist, zu beherrschen. Und es kann nicht anders seyn, da einer uralten Mythe zu Folge, (nach welcher dieser Löwe, so gut als des Phidias Ol. Jupiter nach Homer, geschaffen worden) die Nymphen oder ersten Bewohnerinnen der Insel durch einen Löwen aus derselben vertrieben wurden. Obgleich diese Mythe in Herakleides Pontikos Fragmenten zu finden ist, so hat dieselbe doch erst jetzt Herr Dr. Bröndsted auf den stummen, aber deutlich redenden Zeugen derselben angewandt. Ueberhaupt ist der Gewinn, den die Mythologie nicht minder, als die Kunstgeschichte von diesem Werke zu erwarten hat, kein geringer. So hat z. B. der Mythos über den Aristeas, der Priester Apollo's, der fast an allen Orten und zu allen Zeiten gelebt, ausführliche Behandlung erfahren, und er müßte um so mehr Licht empfangen, als derselbe auf Zea (Keos) ganz einheimisch und der Verf. einer sehr geläuterten Forschungsmethode zugethan ist, von welcher ich hier nur bemerken kann, daß sie sich eben so weit von der Zusammenzwängung des Fremdartigsten als von dem Auseinanderreißen alles dessen, was nicht gerade sichtbarlich zusammenklebt, entfernt hält. Bey der vernünftigen Ansicht solchen Verfahrens, bey der vielseitigen Berücksichtigung alles Gehörigen und Verwandten kann es nicht fehlen, daß auch die Geschichte selbst sich mannigfachen Gewinnes zu versehen hat. Der Geschichte der Insel Zea ist nämlich nebst der Archäologie eine eigene Abtheilung dieses ersten Buches gewidmet. In derselben und noch mehr in den dazu gehörigen Noten und Beylagen wird der Gelehrte bedeutende Aufschlüsse über allgemeine Verhältnisse und einzelne Begebenheiten, über Zustände, Fälle und Zweifel in Menge antreffen. So ist z. B. ein neues Licht über die griechischen Meer- und Inselherrschaften, über den Delischen Apollodienst, über den Zustand der Inseln des Archipelagus vor und nach den Perserkriegen verbreitet worden. Die Geographie der Insel aber hat eine durchaus neue und meiner Meynung nach nicht zu erschütternde Bestimmung erhalten. Um nur etwas Einzelnes bemerkbar zu machen, was der Sitten- und Religionsgeschichte des Alterthums angehört, so hat Hr. Dr. Bröndsted eine auf Keos altherkömmliche und bis in's dritte Jahrhundert nach Christo bestandene Sitte schön hervorgehoben und außer allen Zweifel gestellt, die Sitte nämlich: daß alte Leute einen freywilligen Tod zu sterben pflegten, wenn sie sich leiblich und geistig schwach fühlten und weder den Ihrigen, noch dem Vaterlande, noch sich selbst zu Ehre, Nutzen und Frommen leben zu können meynten. Es traf sich wohl, daß mehrere Alte gleichzeitig denselben Entschluß faßten; dann luden sie einander wie zu einem feyerlichen Opfer und Gastmahl ein und tranken festlich geschmückt und gemeinschaftlich den Schierlingsbecher. Wenn auch eine solche Selbsttödtung, zwar nicht ausdrücklich verboten, aber dennoch gegen den Geist des Christenthums ist, so spricht sich in der Sitte gleichwohl eine erhabene Gesinnung und die schönste Lebensansicht aus, zu welcher die Naturreligion des Alterthums befähigen konnte. Daher finden wir dieselbe, wir möchten sagen noch herrlicher ausgebildet als in Griechenland, im alten scandinavischen Norden, und ich begreife eben deßhalb nicht, warum Herr Dr. Bröndsted keines der verschiedenen Beyspiele davon, vielmehr nur einer Entartung jener Sitte bey den Herulern gedacht hat. Merkwürdig ist, daß noch im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt dergleichen Selbsttödtungen, aber freylich zu eiteln Schauspielen entartet, auf Keos vorfielen. — Wie es aber der Verf. nöthig

Digitized by Google

erachtet hat, so viel möglich auf das Speciellste einzugehen, was sich nur irgend an seine Untersuchungen knüpfen ließ, so hat er es auch nicht verschmäht, gelegentliche Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Griechen einzuweben. Schon vorhin hatte ich Veranlassung, etwas der Art zu berühren, und wenn aus allem dahin Gehörigen auch hervorgeht, was oft wiederholt worden, daß die jetzigen Griechen alle Laster ihrer Altvordern beybehalten haben, ja schrankenloser als diese üben, so gibt die sehr besonnene Erwägung der einzelnen Lebenderscheinungen und der Verhältnisse, welche Herr Bröndsted, ohne liberale oder servile Vorurtheile, beobachtet, die feste Ueberzeugung, daß den Griechen eben nichts fehlt, als eine wohl geordnete Verfassung und feste, streng gehandhabte Gesetze, um sie bald zu einem der civilisirtesten Völker Europa's wieder zu erheben." —

Uebrigens gereicht das Werk in typographischer Hinsicht unserer Nation zur höchsten Ehre. Es ist ein Prachtwerk vom ersten Rang, dergleichen Deutschland wenige aufzuweisen hat. Es erscheinen zwey Ausgaben zu gleicher Zeit, eine, welche wir vor uns haben, mit deutschem, und eine andere mit französischem Text. Die Ausgabe mit französischem Text ist wiederum eine doppelte, dem Format nach, das entweder, wie das der deutschen, Groß Quart, oder auch Folio ist. Ueber den Werth und die Erklärung der aufgefundenen Münzen und Inschriften überlassen wir, wie über alles Gelehrte, den dafür bestimmten Journalen das Urtheil und ebenso den Kunstkennern den näheren Bericht über die Kunstdenkmale.

W. B. M.

Religions-Geschichte.

Demagogie der Jesuiten. Ein politisch-historischer Versuch von Otto v. Deppen. Altenburg, im Verlage der Hof-Buchdruckerey. 1826. VI. 202 S. gr. 8.

Der Verfasser will keine Geschichte des Jesuitenordens schreiben, sondern nur darthun, daß das ganze Wirken desselben eine fortlaufende Demagogie, seine Tendenz stets eine demagogische gewesen sey, und um dieß zu beweisen, hält er allein eine Darstellung der ersten Anlage und eine Andeutung der Verfassung des Ordens, so weit sie einen staatsgefährlichen Charakter habe, endlich einzelne Belege, daß die gesammte Gesellschaft in Wort und That jener Tendenz nachgekommen sey, für nöthig. Obgleich er bey seinen Vorarbeiten zu dieser Schrift, nach der Vorrede, die neuern Begebenheiten nicht unberücksichtigt gelassen hat, so hat er sie doch bey der Schrift selbst ausgeschlossen, aus manchem Grunde, und es bedurfte auch gerade nicht einer besondern Rücksicht auf die neuesten Zeiten, da ja die Jesuiten nicht erst von gestern und heute sind. Herr O. v. D., der sich in dieser Schrift und durch dieselbe als einen warmen Freund der Wahrheit, des Rechts und der Aufklärung darstellt, hat dieselbe „allen Fürsten und Völkern, ganz vorzüglich dem deutschen Bunde" gewidmet, und dadurch deutlich genug es ausgesprochen, daß er denen, die Augen zu sehen, und Ohren zu hören, hätten, dieselben zu öffnen beabsichtige: besonders hat er noch „die Evangelischen auf die Ränke aufmerksam machen wollen, welche die Jesuiten noch heutiges Tages gegen sie schmieden." (Vorrede S. V.) Denn gerade jetzt, „wo jene Ordensbrüder auf's Neue streben, finstern Nebel um die Geister zu hüllen, die Aufklärung wie eine Feindin der Fürsten zu verschreyen, das Lutherthum als Quelle der Revolutionen anzufeinden und Feuer und Schwerdt gegen die Ketzer, hier laut und dort im Stillen, predigen," sey es nöthig, gegen die Jesuiten und ihre Ränke, durch Aufdeckung der geheimen Lehren und Grundsätze des Ordens, anzukämpfen.

In der Einleitung wird erst im Allgemeinen über die Jesuiten, einzelne ihrer lasterhaften Handlungen und schändlichen Lehren, so wie über den höchsten Zweck des Ordens, „eine geistliche Universal-Monarchie zu gründen und sich an die Spitze zu stellen," gesprochen, und sodann durch eine Biographie des Lojola dargethan, was der Stifter selbst schon für seinen Orden gewirkt, und daß schon er jene geistliche Universalmonarchie, die Gründung eines Staates im Staate, als Zweck seiner Gesellschaft aufgestellt habe. Durchgängig hat der Verf. in dieser Einleitung nur den staatsgefährlichen, an und für sich unmoralischen Charakter jenes Ordens, sowohl schon in seinem Entstehen und seiner ersten Grundlage als in seiner weitern Fortbildung, im Allgemeinen in ein besseres Licht setzen wollen. Daß die Anhänger des Lojola sich ewig gleich geblieben seyen und jedes Mittel angewandt haben, um zu ihrem Zwecke (wie sie sagen: omnia in majorem dei gloriam) zu gelangen, das ist der Hauptgegenstand des Buches, und der Verfasser behandelt ihn von S. 37 an in zwey Abtheilungen, und zwar dergestalt, daß er in der ersten „die Immoralität der Jesuiten im Allgemeinen," in der zweyten aber „die Demagogie der Jesuiten, ihre revolutionären, allen Regenten gefährlichen Umtriebe" beweist. Diesen doppelten Beweis führt er sehr zweckmäßig theils durch die

Digitized by Google

Aussprüche ausgezeichneter Personen, Institute u. s. w., theils durch Stellen aus den eigenen Schriften der Jesuiten, theils endlich, als Beweis der Theorie durch die Praxis, durch unzweifelhafte von Gliedern des Ordens begangene Handlungen, so daß jede der beyden Abtheilungen wiederum in drey Abschnitte zerfällt. Klar und offen geht aus den einzelnen Belegen, die durch die Quellen, aus denen sie geschöpft sind, fast immer genau nachgewiesen werden, hervor, daß die Jesuiten nicht nur die unsittlichsten und verwerflichsten Lehren ausgesprochen und gepredigt, sondern daß sie auch demgemäß gehandelt haben.

Als Anhang befindet sich S. 181 ff. ein genaues „Verzeichniß einiger der interessantesten, den Jesuitenorden betreffenden Schriften, mit besonderer Rücksicht auf den Zweck des gegenwärtigen Werks."

Reise-Literatur.

Briefe aus Sicilien von Justus Tommasini. Mit einer Karte von Syrakus. Berlin und Stettin. In der Nikolaischen Buchhandlung. 1825.

In dem Bekenntniß, daß wir nach so vielen, zum Theil vortrefflichen Reisebeschreibungen, welche über Italien und Sicilien vorhanden sind, gegenwärtige „Briefe aus (und über) Sicilien" nicht ohne neues Interesse gelesen haben, ist zugleich das unzweydeutigste Lob derselben ausgesprochen. Denn ein solches Interesse würde Herr Tommasini (angenommener Name) nicht zu erwecken im Stande gewesen seyn, wenn er nicht einerseits die altbekannten Gegenstände auf eigenthümliche Weise betrachtet und dargestellt, anderseits minder beachtete mehr, als bisher geschehen, hervorgehoben hätte. Frühere Reisende pflegten ihre besondere Aufmerksamkeit den Alterthümern und der Natur und selbst dieser nicht ohne antike Erinnerungen zu schenken; und sie thaten dieß wiederum entweder mit poetischem und künstlerischem Sinn und Blick, wie Goethe, oder mit vorherrschender Rücksicht auf Alterthumswissenschaft und Kunstgeschichte, wie Kephalides, oder gar in elegischer, ja misanthropischer Stimmung, wie Seume. Kein Wunder, wenn die Natur nur als dekorirender Hintergrund, die Gegenwart selbst und das Leben in dieser nur als Rahm des Gemäldes in ihren Beschreibungen Platz fanden. Unser Herr Verf. hat es dagegen vorzugsweise auf den Lebensgenuß selbst, den eine Reise in Sicilien gewährt, abgesehen. Natur und gegenwärtiges Leben der Sicilianer, wie selbst erlebte Begebenheiten, erfahren daher in seinen Briefen die ausgezeichnetste Erwähnung. Reminiscenzen aus dem Alterthum und Betrachtungen darüber finden sich nur gelegentlich und schnell vorübergehend ein. Sie sind deßhalb für den Leser von geringer Bedeutung. Desto lieber wird er aber bey Gemälden verweilen, unter welchen z. B. die Schilderung des Lebens und Treibens in Palermo genannt zu werden verdient. Diese ist lebendig, anschaulich und selbst humoristisch, als ob sie einem Engländer angehörte. Zu loben ist ferner die Art und Weise, wie über den religiösen, politischen und sittlichen Zustand der Einwohner Siciliens Bericht erstattet wird. Keine Reflexionen, sondern Notizen, charakterisirende Anekdoten, Aussagen der Eingeborenen selbst, werden mitgetheilt. Der Banditencharakter z. B. der Sicilianer ist bekannt, wie der der Italiäner, aber folgende Anekdote, die wir beyspielsweise anführen, öffnet uns den Blick in die innerste Tiefe ihrer Seele. In Caltanisetta hörte der Verf. einem Gespräch zu, welches zwischen einem Siebmacher und einigen müßiggehenden Einwohnern des Orts, die immer noch für ehrliche Leute passiren konnten, stattfand, und worin die Frage: ob es in gewissen Fällen einem Sohne erlaubt sey, seinen Vater zu erschlagen? nach raffinirter Schelmencasuistik dahin entschieden wurde: Es sey zwar immer Unrecht und einem rechtmäßigen Sohne durchaus nicht zu gestatten, aber bey einem unehelichen Sohne könne es, wenn derselbe eine vom Vater angethane Beleidigung zu rächen hätte, entschuldigt werden. —

Allein nicht bloß Beyspiele von Verruchtheit lernen wir kennen, der Verf. erwähnt eben so viele, welche uns die Sicilianer von höchst liebenswürdigen Seiten zeigen. Wie überall, so erscheint auch hier der wohlhabende Mittelstand als der beste, und kräftiges Leben in Unverdorbenheit an Orten, die weder von Kirche und Staat noch zu oft von Reisenden heimgesucht werden. Nicht uninteressant ist ein Liebesabenteuer, welches der Verf. zu Catanea erlebt hat, wenn auch hier, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, die Dichtung der Wahrheit einen schimmernden Schleyer ums Haupt geschlungen haben mag. Unter den Schilderungen der Natur und der Gegenden zeichnen wir die von Taormina und von der Insel und von dem Vulkan Stromboli aus. Zu bedauern ist, daß die Form der Darstellung oft gar zu bequem, manchmal trocken, ja in einzelnen Ausdrücken sogar geschmacklos und ungehobelt ist. Freylich artet in unsern Tagen häufig genug ein an sich unverwerfliches, selbst lobenswerthes Streben nach Natürlichkeit, Einfachheit und Ungezwungenheit in die eben gerügten Fehler aus. —

Digitized by Google

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. August 1826.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

I. Religiöse Literatur.

Ein ehrlicher Lausitzer, der auf einer Reise durch das Riesengebirge unter andern auch zu den Quellen der Elbe gekommen war, bemühte sich, den Lauf derselben zu hemmen, und rief, nachdem er dieß mittelst einiger Erdschollen vollbracht hatte, jubelnd aus: „Was werden sie sich in Dresden wundern, wenn sie kein Wasser mehr bekommen werden!" — Schreiber dieses, der sich als unwürdiger Reisegefährte in der Gesellschaft des Biedermannes befand, konnte sich damals einiger bescheidenen Bemerkungen über die Vergeblichkeit dieses Unternehmens nicht enthalten. Aber wie oft ist er nicht seitdem in seinem Leben Leuten begegnet, die den Lauf des Stromes zu stören meynten, indem sie seine Quelle verstopften? Fast möchte er daher den Sachsen, ungeachtet seines gutmüthigen Gesichts, für einen Schalk halten, der die Maximen unserer neuesten politischen Schule persifliren wollte.

Die Bibliotheken von Predigten und Kirchenvätern, Legenden, Controversen und Erbauungsbüchern, deren sich die Wächter von Zion und Montrouge bedienen, um den Strom der Civilisation zu hemmen, schwimmen bereits lustig auf demselben fort, und alle Anstrengungen der heiligen Männer können es nicht weiter bringen, als an seichten Stellen das Wasser etwas trüb zu machen.

Ein ächter rationalistisch-protestantischer Eiferer vor dem Herrn freylich, der den geselligen und wissenschaftlichen Zustand von Frankreich bloß aus der Bibliographie de la France beurtheilen wollte — wie ein geschätzter deutscher Gelehrter vor einigen Jahren die deutsche Literatur aus den Leipziger Meßkatalogen — der Gute würde erschrecken, wenn er in einer einzigen Woche des Monats Juli 1826 an sechzig religiöse Tractätchen der angedeuteten Art angezeigt fände und an der Spitze derselben l'Infaillibilité du Pape prouvée par le Chanoine Muzzarelli; (Avignon, 1826. 8.), ein Werk, in welchem mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit bewiesen wird, — daß alle Doktoren der Sorbonne die Infallibilität des Papstes gelehrt haben. Man behauptet, daß der Verfasser gegenwärtig damit umgehe, die Infallibilität des Papstes und die Nothwendigkeit der Inquisition a priori zu beweisen; und es wird versichert, daß die vortreffliche Vergleichung der Hierarchie mit dem Organismus des Menschen, welche die Etoile neulich lieferte, aus seinem System entlehnt gewesen sey. „Der Kopf des Menschen, sagte die Etoile — wie unsere Leser sich erinnern — kann wohl zuweilen allein thätig seyn, aber keines der übrigen Glieder einzeln, so wenig als alle zusammen, ohne den Kopf. Nun ist der Papst (wie Jedermann sieht) der Kopf der katholischen Kirche; folglich hat er allerdings das Recht, allein Beschlüsse zu fassen, die für alle Glieder der Kirche verbindende Kraft haben; aber keines der übrigen Glieder derselben, so wenig, als die ganze Kirche, ohne den Papst." Ein Schluß, dessen Bündigkeit so einleuchtend ist, wie das Licht des Tages durch das Dach einer Baurenhütte in der Campagna di Roma.

Ob der würdige Canonicus Muzzarelli auch der Verfasser des kleinen Himmelsweges (Petit chemin du ciel) ist, der gleichfalls vor Kurzem zu Avignon erschienen, ist mir nicht bekannt. So viel ist nicht zu läugnen, daß es eine glückliche Idee war, neben der alten Straße, die bekanntlich ziemlich schmal ist und jetzt beständig von den Equipagen der Damen vom Hofe und der Faubourg St. Germain occupirt seyn soll, zum Nutzen frommer Seelen ohne Equipagen einen kleinen Fußsteig zum Himmel anzulegen. Mit dem Petit Chemin von Avignon steht in Communication der Weg der Heiligung (Chemin de la Sanctification) zu Montbéliard, und an diesen schließen sich an die verschiedenen Lebenswege der Heiligen — in Quarto, Octavo und Duodecimo; die Vies des Pères, des Martyrs et des autres principaux Saints 14 Bände, in 8., aus dem Englischen des Pater Buttler; — der Précis de la vie des Saints pour tous les jours, ein Abriß des Lebens der Heiligen (in zwey Bänden) für alle Tage, aber nicht in dem Sinn unsers gewöhnlichen deutschen Hausgebrauchs: denn die Sonn- und Festtage sind mit darin einbegriffen; u. s. w. Ferner la Vie de la Sainte

Digitized by Google

Vierge, Mère de Dieu und le Mois de Marie, ou le Mois de Mai, consacré à la gloire de la mère des Dieux; besonders aber la conversion miraculeuse d'un pécheur, reduite en principes, die großes Aufsehen gemacht hat — zu Alais.

Leider nur zu Alais. Denn während die geringste Irregularität, die sich ein Diener des Herrn in irgend einem Theile der civilisirten und uncivilisirten Welt zu Schulden kommen läßt, durch die Bemühungen des Constitutionnel und Courrier Français ganz Frankreich scandalisirt, bleibt die segensreiche Wirkung der Bekehrung eines Sünders, die zu Alais bewerkstelligt wird, eben auch nur auf die ban-lieue von Alais beschränkt. *)

Fast alle religiösen Schriften, die in Frankreich erscheinen, werden in Provinzialstädten gedruckt und kommen selten über die Ringmauern und die nächsten Umgebungen derselben heraus. Die gesammte übrige Literatur dagegen ist bis auf unbedeutende Ausnahmen in Paris concentrirt, und verbreitet sich von hier aus in excentrischen Kreisen durch alle Provinzen. Aber so wie die Literatur der Provinzialstädte, so ist auch die von Paris auf eine einzige Gattung beschränkt; war es dort die Religion, so ist es hier die Politik, die alles literarische Leben in sich vereint, alle scheinbar noch so verschiedenen Erscheinungen der Literatur nicht sowohl färbt, wie man schon oft behauptet hat, als wesentlich durchdringt, ihren innersten Kern, ihre wahrste Bedeutung, ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausmacht.

Selbst die wenigen Schriften religiösen Inhalts, die in Paris erscheinen, gehören daher ihrer Tendenz nach mehr der Politik, als der Religion an. Predigt der gottselige Bischof von Hermopolis **) vor seiner eleganten Gemeinde, so eifert er nicht gegen ihre religiösen und moralischen, sondern gegen ihre politischen Grundsätze, seine Controversen sind nicht gegen Juden, Türken und Heiden, sondern gegen Voltaire und Rousseau gerichtet, und wenn er sich bemüht, den Kreis der Gläubigen zu erweitern, so geschieht dieß weniger in der Hoffnung der Macht des Teufels, als der Revolution dadurch Abbruch zu thun. Ueber die streitende Kirche, die zu Heinrich des IV. Zeiten einen so imposanten Anblick darbot, wenn Tausende von Mönchen und andern geistlichen Müßiggängern, mit Crucifixen, Musketen und Hellebarden bewaffnet, die Heerschau passirten — ist gegenwärtig auf die Väter Jesuiten zu Montrouge und Aveul, die Société des bons livres *) zu Paris und einige gottergebene Curés in den Provinzen beschränkt, und hat daher sehr unklug gehandelt, sich in einen Krieg mit einem Feinde einzulassen, dem sie nicht mehr gewachsen ist.

Die Folge davon ist gewesen, wie vorauszusehen war, daß dieser den unvorsichtigen Angriff nicht nur leicht zurückgewiesen, sondern auch bald den ganzen Krieg in das Gebiet der angreifenden Parthey hinübergespielt hat. Neben den Lebensbeschreibungen der Heiligen erscheinen die Lebensbeschreibungen der Päpste, mit den schwärzesten Farben gezeichnet. In dem Résumé de l'histoire des Papes (Paris 1826. 12°) werden alle die alten Fabeln auf's Neue aufgewärmt, welche zur Zeit der Reformation von eifrigen Protestanten erfunden oder aus Legenden und Chroniken hervorgesucht worden waren, so z. B. das bekannte Mährchen von der Päpstinn Johanna, die lange Zeit ihr Geschlecht verborgen haben soll, bis sie einst bey einer großen Procession plötzlich von den Wehen befallen ward. Der Verf., der diese erbauliche Begebenheit mit vielem Wohlgefallen erzählt, hat es nicht für gut gefunden, dabey zu bemerken, daß der Gewährsmann für dieselbe Martinus Polonus seyn soll, daß sie aber in allen alten und ächten Handschriften seiner Chronik leider fehlt. —

In ähnlichem Geist ist das Résumé de l'histoire des Jesuites par Ch. Laumier (Paris 1826. 12.) geschrieben, von dem künftig, wenn wir die Résumés de l'histoire durchmustern, noch einmal die Rede seyn wird; ferner Le Jesuitisme en action et mis au nu, eine Broschüre, die uns schon durch den Titel an jene glücklichen Zeiten erinnert, wo in Deutschland noch Werke erschienen, wie: „das Papstthum in seiner Verabscheuungswürdigkeit, oder das durch die Lichtensteinischen Dragoner zum Papstthum bekehrte oder vielmehr kläglich verkehrte Schweid-

*) Und wenn der Sünder in der Zerknirschung seines Herzens sich etwa beykommen läßt — wie Dupin, der gelehrte weiland Vertheidiger des Constitutionnel zu Aveul — eine Kerze bey der Procession der Väter Jesuiten zu tragen — wehe ihm! hic niger est!

**) Es ist einer jener sonderbaren Einfälle des Schicksals, die man Zufall zu nennen gewohnt ist, daß der ehrwürdige Frayssinous Episcopus in partibus infidelium ist. — Unsere Leser erinnern sich aus Nr. [illegible] des Lit. Bl. vom vorigen Jahr, daß wir den ehrwürdigen Mann einem Reiter verglichen, der rückwärts zu Pferde säße, und in voller Carriere dort anzugelangen hoffte, wohin er sähe. Die Richtigkeit unserer Vergleichung hat vor Kurzem erst wieder eine Controverspredigt gegen die gottlosen Schriften von Rousseau und Voltaire bewährt, durch die mehrere fromme Hoffräulein, welche bisher von der französischen Literatur bloß ihr Gebetbuch und ihren Stammbaum kannten, zuerst mit diesen gefährlichen Leuten bekannt geworden seyn sollen.

*) Die Société des bons livres gibt zum Frommen der Armen, die durch die wohlfeilen Sedezausgaben der französischen Classiker von dem Gift der Irreligiosität ergriffen sind, eine Bibliothèque catholique heraus, in vielen dicken Bänden, die wir bis jetzt, aller unserer Bemühungen ungeachtet, noch nirgend zu Gesicht bekommen konnten.

Digitized by Google

nitz" (Görlitz 1663. Fol. mit Kupfern) und ähnliche geistreiche Produkte.

In einem Streit, welcher — wie der Kampf zwischen Alten und Neuen, dem „ancien régime" und den „Institutionen der Revolution" — alle Elemente des Lebens ergriffen hat, kann jede untergeordnete Gattung der Polemik nur als kleiner Krieg betrachtet werden, und wenn dieselbe überdieß einen so lächerlichen Charakter annimmt, wie in den vorliegenden Schriften, von denen wir unsern Lesern — die Titel mitgetheilt haben: so wäre es doppelt unrecht, unsere Auffassung uns als Zeichen der Frivolität anzurechnen. Wir werden, in der Fortsetzung unserer Berichte über die französische Literatur, demselben Streit auf andern Feldern begegnen, wo er mit würdigeren Waffen geführt wird, und werden uns bemühen, ihn dann auch in würdigerem Tone zu schildern.

Dr. Hermes.

Geschichte.

Laskaris, oder die Griechen in dem fünfzehnten Jahrhundert, mit einem historischen Versuche über den Zustand der Griechen, seit der Eroberung der Mahomedaner bis auf unsere Zeiten. Von Villemain. Aus dem Französischen übersezt, mit Anmerkungen. Straßburg, bey J. G. Levrault. 1825. VIII. 424 S. 8.

Vorliegende höchst wichtige, interessante und zeitgemäße Schrift des auch in Deutschland geschäzten, französischen Gelehrten Villemain zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung, die, bald nach der Erscheinung des Originals, das Morgenblatt verdeutscht mittheilte, beschäftigt sich mit Laskaris und den Griechen des fünfzehnten Jahrhunderts; die zweyte schildert den Zustand der Griechen unter der türkischen Herrschaft, oder nach den Worten des Verf. selbst. (S. 187, 188): die erste Abtheilung enthält: „Die Schilderung einer Nation, bey welcher der Geschmack an geistigen Arbeiten die moralische Kraft überlebt, und wo charaktervolle und genialische Männer, wenn je unter ihr solche noch aufkommen können, aller Stütze bey der Menge entbehrend, nichts weiter mehr als einzeln stehende Beobachter und einflußlose Bewunderer seyn können;" die zweyte dagegen sucht auf rein historischem Wege zu erklären, „woher es kam, daß die Theologen und Gelehrten des hinsterbenden Konstantinopels jezt die kriegerischen Hirten des Peloponnes und die Matrosen von Psara (nicht Ipsara) zu Nachfolgern haben." Dadurch ist der Zweck des Verf. deutlich genug angegeben, und wenn besonders die erste Abtheilung den Einfluß zeigen soll, den die Eroberung Konstantinopels durch die Auswanderung gelehrter Griechen auf den Zustand der Künste und Wissenschaften im Abendlande gehabt hat, so löset die zweyte das auffallend erscheinende Problem, wie in dem lange Zeit hindurch unterjochten Griechenlande noch eine solche Kraft habe schlummern können, als dasselbe seit 1821 geäußert hat. Indeß spricht sich besonders bey der ersten Abtheilung auch noch ein Nebenzweck aus in den Worten, welche dem Laskaris zu Ende derselben in den Mund gelegt sind, mit deren prophetischem Inhalte es aber wenigstens in Beziehung auf die Politik eine üble Sache ist: „Wird nicht einmal, sagt er S. 119, Europa die Dankbarkeit fühlen, zu welcher es gegen unser Vaterland verpflichtet ist? Nein! nein! das ganze Europa kann solchem Ruhme nicht entsagen! Einst wird die glühende Liebe zu unsern Künsten uns auch Rächer erwerben unter den Völkern, welche den Genius unserer Väter geerbt haben." Meinte Laskaris, weßhalb man freylich Herrn Villemain fragen müßte, die Theilnahme und den Enthusiasmus der Völker Europa's für das unterdrückte Griechenland, so antwortet ihm die lebhafte Theilnahme fast ganz Europa's, die es an dem erwachenden Griechenlande zeigt.

Laskaris ist eine historische Novelle: nur unter dieser Form konnte Villemain den oben angegebenen Zweck um so besser erreichen, indem er, die Geschichte hin und wieder verändernd, sie nur jenem Zwecke unterordnete, und daß er die Geschichte verändert hat, beweist der ungenannte Uebersetzer in manchen seiner Anmerkungen, in deren einigen er auch da, wo der Verf. des Originals, ohne durch den Zweck der Novelle dazu veranlaßt zu seyn, und ohne daß derselbe es nöthig machte, der Geschichte untreu ist, also dieselbe wahrscheinlich wider Wissen und Willen entstellt, Berichtigungen mit vieler Gelehrsamkeit beyfügt. Denn viele der gelehrten Griechen z. B. sind nicht zu der Zeit nach Italien gekommen, zu welcher sie V. dort ankommen läßt. Derselbe schildert, um etwas nur in das Einzelne hier einzugehen, im Laskaris, dem Repräsentanten des damaligen gelehrten Griechenlands, in Verbindung mit dem flüchtigen Neffen desselben, das innere Leben in Italien, wie es sich in jener Zeit nach der Eroberung von Byzanz in wissenschaftlicher und religiöser Hinsicht gestaltete, und indem er das Leben des Laskaris selbst, dieses Freundes seines Vaterlandes und der Wissenschaften und Künste, bis zu dessen Tode verfolgt, zeigt er den wohlthätigen Einfluß, den er vorzüglich unter allen damals ausgewanderten Griechen auf das Studium der altgriechischen Schriftsteller in Italien hatte, und die wohlthätigen Folgen, die jene Auswanderung für den Zustand der Wissenschaften und das Erwachen des wissenschaftlichen Eifers in Europa äußerte.

Digitized by Google

In noch näherer Beziehung auf die neuesten Ereignisse, weil sie den Grund davon und die Ursachen dieser Erscheinung zu entwickeln sucht, steht die zwente Abtheilung, und in der That ist dieselbe auch allen denen, die an Griechenland wahren Theil nehmen und sich darum auch über Manches in seinem jetzigen Kampfe auffallend scheinende belehren wollen, zu empfehlen, indem sie historisch nachweiset, wie, trotz der verweichlichenden Sklaverey Griechenlands und deren alle moralische Kraft vertilgenden Folgen, doch die griechische Nation die Heldenthaten habe verrichten können, die sie gethan, und überhaupt die moralische Kraft habe äußern können, die sie geäußert hat. Der Verf. hat umsichtig und mit Geist zu diesem Gemälde alle einzelnen, auch die kleinsten, Züge, die sich in der innern und äußern Geschichte Griechenlands vorfinden, zur Lösung jenes Problems benuzt und zusammengestellt. Er hat besonders es ausgesprochen, daß die griechische Kirche auch die Einheit des griechischen Volkes aufrecht erhalten habe: er hat den Einfluß gewürdigt, welchen die Armatolis und Klephtis, die Phanarioten und die aus ihnen gewählten Hospodare der Moldau und Wallachei, der sich hebende Handel und, bey dem nie ganz verwischten, wenn auch nur durch Einzelne erhaltenen, Sinne für Wissenschaft, der besonders zu Ende des 18ten Jahrhunderts sich allgemeiner regende wissenschaftliche Eifer, sodann weltgeschichtliche Begebenheiten, wie die französische Revolution, mittelbar oder unmittelbar auf die griechische Nation als Nation gehabt haben, und hierbey konnten Ali Pascha von Janina, der Widerstand der Sulioten gegen seine Tyranney, die frühern Insurrektionen der Griechen von 1770 und 1790, der Patriot Rhigas und die Geschichte der Jonischen Inseln nicht unerwähnt bleiben: aber immer muß wohl erwogen werden, daß nur das nicht immer nach äußeren Spuren zu erkennende Zusammenwirken mehrerer Ursachen eben so das innere Erwachen der griechischen Nation, wie das äußere im Jahr 1821, veranlassen konnte. Ein treueres Bild Griechenlands unter der Herrschaft der Pforte ist bis jezt nicht aufgestellt worden, und es bleibt, was es ist, wenn auch einzelne unbedeutende Flecken sich finden.

Die Uebersetzung ist sehr gut, so auch das Aeußere des Buches; nur haben sich manche Druckfehler eingeschlichen.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Carl Gottfried Ritter von Leitner. Wien bey Sollinger. 1825. 214 S. 12°.

Oesterreich hat in neuerer Zeit manche Dichter hervorgebracht, die sich durch lyrische Dichtungen auszeichneten, wir nennen Grillparzer, Seidl, Ebert, Marsano, Manfred, deren Erzeugnisse mehr oder weniger besprochen wurden, nur Leitner, der es verdient recht hoch gestellt zu werden, scheint weniger bekannt zu seyn. Er ist von Geburt ein Steyermärker, und die Natur seines herrlichen Geburtslandes hat manchem seiner Lieder eine besondere Eigenthümlichkeit gegeben. Sie zeichnen sich vor vielen andern unserer Tage dadurch aus, daß sie nicht in's Allgemeine zerfließen oder mit einer falschen Sentimentalität prunken, sondern einfach und kräftig, tief und innig tönen sie aus dem bewegten reinen und edlen Gemüth des Sängers hervor und müssen jedes Herz wohlthuend ansprechen. Obige Sammlung hat die zwey Abtheilungen: Vermischte Gedichte und Minnelieder. Unter den ersten nähern sich mehrere dem Ton des Volksliedes und haben zugleich ein örtliches Interesse; viele sind ächte Romanzen, und andere stehen zwischen dem Lied und der Romanze in der Mitte, in der Weise wie viele Gedichte von Uhland. Ueberhaupt hat uns der österreichische Dichter nicht selten an diesen berühmtesten der neuern schwäbischen Dichter erinnert. Wir heben zur Probe das kleine Gedicht „der Kreuzzug" heraus.

Ein Münich steht in seiner Zell'
Am Fenstergitter grau.
Viel Rittersleut' in Waffen hell
Die reiten durch die Au.

Sie singen Lieder frommer Art
In schönem, ernstem Chor.
Inmitten fliegt, von Seide zart,
Die Kreuzesfahn' empor.

Sie steigen an dem Seegestad
Das hohe Schiff hinan.
Es läuft hinweg mit grünem Pfad,
Ist bald nur wie ein Schwan.

Der Münich steht am Fenster noch,
Schaut ihnen nach hinaus,
„Ich bin, wie ihr, ein Pilger doch
Und bleib' ich gleich zu Haus.

Des Lebens Fahrt durch Wellentrug
Und heißen Wüstensand,
Es ist ja auch ein Kreuzeszug
In das gelobte Land." —

Die Minnelieder, aus welchen die zweyte Abtheilung besteht, sind mehr subjectiver Art und offenbar aus äußeren Lebens- und Liebesereignissen des Dichters entstanden. Der Dichter erzählt in dem einleitenden Sonett, von Ulrich von Lichtenstein die Harfe erhalten zu haben, und zeigt sich auch in diesen Liedern als ein wahrer Minnesänger, der von reiner edler Liebe erfüllt seine Geliebte zart und anmuthig besingt.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß der Dichter recht viel Freunde im deutschen Vaterland finden möge. — Die Ausstattung des Büchleins ist elegant. —

Alfrid.

Digitized by Google

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 25. August 1826.

Uebersicht der französischen Literatur.

II. Poesie.

Die Poesie, wie die Religion enthalten dieselbe Erkenntniß des Höchsten, welche die Philosophie uns in der Gestalt der Wissenschaft zu geben verspricht — die Religion die Erkenntniß des Göttlichen in sich, als Idee, — die Poesie die Erkenntniß des Göttlichen außer sich, als Offenbarung der ewigen Welt der Ideen in der zeitlichen — in der Form der Ahnung, d. i. des dunkeln, theilweisen und verworrenen Wissens, welches in jedem einzelnen Menschen, wie in jedem Volke und in der gesammten Menschheit, dem klaren, vollständigen und systematischen Wissen vorangeht. In einem Volke, das sich aus seinem ursprünglichen Naturzustand naturgemäß, d. h. durch eigene Kraft und ohne gewaltsame äußere Einwirkung, entwickelt, wird aus dieser anfänglichen Ahnung, nach und nach immer heller und in immer deutlicher ausgeprägter Entfaltung der einzelnen Theile die Wissenschaft, als vollständiger Organismus des volksthümlichen Wissens und Erkennens, hervortreten; wie dieß unter den historisch bekannten Völkern, z. B. bey den Hindus und bey den Griechen, der Fall gewesen ist.

Wo dagegen irgend eine theilweise Erkenntniß von außen her sich eindrängt, wird die organische Entwicklung der Wissenschaft immer dadurch gestört; und es bildet sich — wie durch ungewöhnliche fremdartige Einflüsse auf den menschlichen Körper in dem Organismus desselben ein untergeordneter Organismus sich erzeugt, der die Lebensverrichtungen des ersteren stört und daher Krankheit genannt wird — so in dem Organismus der volksthümlichen Erkenntniß ein fremder auf den ersteren störend und oft vernichtend einwirkender Organismus, den man Gelehrsamkeit zu nennen gewohnt ist und der unter den Gelehrten auf ähnliche Weise als eine ausgezeichnete Gabe des Himmels in Ehren gehalten wird, wie z. B. unter den Cretins in Wallis der Kropf.

Im Alterthum steht als das merkwürdigste Denkmal durch Aufnahme fremden Wissens zerstörter volksthümlicher Bildung die Literatur und Geschichte der Römer da. In der neuern Zeit hat sich kein Volk von fremden Einwirkungen ähnlicher Art frey erhalten; doch ist bey den meisten die Gelehrsamkeit auf einen gewissen Kreis, eine einzelne in sich abgeschlossene Classe von Menschen beschränkt geblieben, der in keiner unmittelbaren Berührung mit dem übrigen Volke steht. Wo dieß der Fall ist, da ist sie eine bloß örtliche Krankheit, welche selbst die völlige Gesundheit aller übrigen Theile des Mechanismus nicht ausschließt. Wie weit indeß auch ein solches Localübel um sich greifen und wie sehr es den ganzen Organismus zerrütten kann, davon hat das belehrendste Beyspiel unstreitig die Geschichte der französischen Literatur gegeben.

Im Mittelalter standen in Frankreich volksthümliche und gelehrte Literatur sich eben so fremd und oft feindselig gegenüber, als die beyden Stände, die sich in den Besitz derselben getheilt hatten *). Als mit dem Verfall der Adels- und Priesterherrschaft alle Macht, alles Recht, alle Freyheit und Ehre sich in der Person des Monarchen vereinigte, concentrirte sich die gesammte Literatur im Hofe, auf den in untergeordneter Stufe jene Macht überging. Wie aber das Leben des Hofes ein bloß von außen, von der Person des Monarchen erborgtes, folglich ein bloß mechanisches, formelles, unlebendiges war; so mußte auch eine Literatur, die ihren Mittelpunkt in diesem Hofleben fand, eine bloß formelle, mechanische, unlebendige werden. Jene volksthümliche Literatur, die früher der Adel ausgebildet hatte, konnte daher am Hofe nicht lange gedeihen; eben so wenig aber auch die gelehrte, welche das Eigenthum des Priesterstandes gewesen war; weil dieselbe nur den beschränkten Bedürfnissen dieses Standes entsprach.

Unter ähnlichen Bedingungen hatte einst die römische Literatur sich gebildet; sie mußte daher auch jetzt vor andern dem Bedürfniß, das man fühlte, sich eine Art von wissenschaftlicher und geselliger Bildung anzueignen, zu-

*) Wir können die Adelsliteratur des Mittelalters eine volksthümliche nennen, schon darum, weil der Adel in dieser Periode allein das Volk repräsentirte, wie früher in den Staaten des Alterthums der Stand der Freyen und später in neuern Staaten der Hof.

Digitized by Google

sagen. Deßhalb befremdet es uns nicht im geringsten, wenn wir sehen, wie die neu entstehende französische Literatur die ganze Kluft, die zwischen dem Hofe Ludwigs des XIV. und dem der römischen Imperatoren liegt, überspringt, und der erste französische „Classiker" unmittelbar auf derselben Seite zu schreiben fortfährt, auf welcher der lezte römische aufgehört hatte. In Corneille und Racine glauben wir den gereifteren Seneca zu lesen, in Moliere bald Plautus, bald Terenz. Wenn Boileau hinter Horaz und Juvenal, die er abwechselnd plündert, zurückbleibt: ist es seine Schuld, daß er beym Ausbrennen der gestohlenen falschen Tressen nur Kupfer, statt des Goldes, findet? — Um unsere Leser nicht durch eine allzulange Nomenclatur zu ermüden, entlassen wir sie mit der Versicherung, daß die gerühmten Éloges der französischen Akademie und der römischen Panegyriker des „eisernen Zeitalters," die ihnen zum Muster gedient haben, meist vollkommen würdig scheinen, sowohl an kraft- und geistloser Albernheit, als an hündischer Schmeicheley.

Die Revolution konnte den Thron umstürzen, aber sie vermochte nicht den künstlichen Mechanismus zu zerstören, dessen Schlingen von dem Fuße desselben aus sich über das ganze Land verbreiteten. Die Millionen, die seit ihrer Geburt sich nie anders, als in gebückter Stellung befunden hatten, behielten diese Stellung auch, nachdem der Gegenstand verschwunden war, der sie gezwungen hatte, dieselbe anzunehmen; wie Hühner, denen man einen Strich mit Kreide auf den Schnabel malt, den Kopf ängstlich auf dem Tisch liegen lassen, wenn auch die Hand, die ihn darauf niedergedrückt hat, längst zurückgezogen ist. — Die Herrschaft der Akademie über die französische Sprache dauerte fort, als keine Akademie mehr bestand; die Helden des französischen Trauerspieles fuhren fort, auf den Stelzen der Hofetiquette Ludwigs XIV. einherzuschreiten, während der französische Pöbel damit beschäftigt war, die Bildsäulen Ludwigs XIV. zu zertrümmern und von ihren Piedestals herabzuwerfen.

Der Thron ist wieder aufgerichtet worden, aber auch die Sklaven, auf deren Rücken er einst stand, haben sich aufgerichtet und umgeben denselben jezt als freye Männer. Nicht mehr der Monarch und sein Hof ist der Staat, sondern das Volk, dessen Haupt der König ist. Frey, ehrenhaft und begabt mit allen den ewigen Rechten der Menschheit ist nicht der Fürst allein und die, „welche der Sonnenglanz seiner Gunst bestrahlt," sondern jedes Individuum durch seine Geburt und durch das Gesetz. Noch bewegen sich die meisten, ungewohnt des freyen Gebrauches ihrer Glieder, ungeschickt und plump; aber sie wissen, daß sie das Recht haben, sich zu bewegen, und dieß Bewußtseyn begleitet sie in allem ihrem Denken und Treiben.

Dieß Bewußtseyn, das allen Ständen gemeinschaftlich inwohnt, ist der wahre Mittelpunkt des französischen Volkslebens, der unverrückbar in seinem Innern ruht, wie wandelbar auch das Farbenspiel der Seifenblasen erscheinen mag, welche von dem luftigen Schaum der Partheyen auf der Oberfläche aufsteigen. — Die Masse ist frey, die Masse besizt Grundeigenthum, Ehre und Recht: dieß ist das Erbe der Revolution, und die Masse, die dasselbe erhoben hat, wird es sich nicht nehmen lassen, wie auch der Proceß ausfallen mag, den Liberale und Ultras über die Gültigkeit des Testamentes führen. Beyde, die Vertheidiger, deren es nicht bedarf, und die Angreifer, um deren ohnmächtiges Geschrey es sich nicht kümmert, stehen dem Volke gleich fern; beyde gehören jener Classe an, die vor der Revolution sich von dem Blute des Volkes nährte, und jezt, seit sie diesen Nahrungszweig größtentheils verloren hat, sich in ihre neue Lage noch nicht recht zu finden weiß: dem Stande der „Gebildeten." Dieser Stand hat durch die Revolution, ungeachtet des ernstlichen Willens einiger heißen Köpfe, nicht ausgerottet werden können; aber er wird, so wie sich aus der Masse allmählig eine selbständige wahre Bildung entwickelt, die Nichtigkeit seiner erlernten Afterbildung sich nicht längerverhehlen können, und dann gern in jene Masse zurücktreten, auf die er jezt mit selbstgefälliger Verachtung, als auf rohen Pöbel, herabsieht.

Noch ist dieser Zeitpunkt fern, noch kämpft die Morgendämmerung mit dem Grauen der Nacht — Fledermäuse und Eulen flattern den Großen um die Köpfe und Jesuiten und Missionäre streuen ihnen Sand in die Augen; — aber schon bricht hier und dort das innere geistige Licht der Wahrheit durch den erborgten falschen Schmuck hindurch. Und diese Lichtpunkte sind es vorzüglich, welche gewöhnlich als Fortschritte der französischen Literatur seit der Revolution betrachtet werden, aber eigentlich der alten klassischen Hofliteratur schon gar nicht mehr angehören, sondern die Vorboten einer jezt noch im Werden begriffenen künftigen Volksliteratur sind. Am hellsten schimmern diese Lichtpunkte in der Poesie durch, weil diese jenen einfachen Elementen, aus denen alle wahre Bildung sich entwickeln muß, am nächsten steht, ja — wenn wir unter Poesie, im weitesten Sinn, nicht bloß die geschriebene, sondern auch die gefühlte und gedachte verstehen — noch ganz in ihnen begriffen ist. Unter den drey Dichtern, deren, vor allen, das heutige Frankreich sich rühmt, ist Einer, der bereits ganz jener neuen Epoche angehört.

Wenn De Lamartine der Dichter der Ultras, Casimir Delavigne der Dichter der Liberalen ist; so ist Béranger der Sänger des Volkes, und im Munde desselben werden seine Lieder leben, wenn vielleicht längst die Veranlassungen vergessen sind, welche sie hervorriefen. Les noms, qui passent à la postérité par l'entremise d'un

peuple, ne meurent jamais, sagt mit Recht Tissot in dem kurzen Aufsatz über Béranger im vierten Bändchen der so eben erschienenen neuen Ausgabe seiner Lieder:

Chansons de P. J. Béranger. T. I — IV. Paris, Baudouin Frères, 1826. 32. (Preis 60 Centimes das Bändchen.)

Bérangers Lieder sind sein Leben; jeder Moment desselben, der durch äußeren Eindruck oder innere Bewegung hervorgehoben einen Abschnitt in demselben bildet, tritt unwillkürlich in der Gestalt des Liedes aus ihm heraus. Wie aber sein Leben dem Volke angehört, in dessen Mitte er lebt, dessen Leiden und Freuden, dessen Hoffnungen und dessen Besorgnisse, dessen Empfindungen, Ansichten und Vorurtheile er theilt; so gehören mit Recht auch seine Lieder dem Volke an.

Geboren in Paris, 19ten Aug. 1780, in dem Hause seines Großvaters — der ein armer Schneider war — und von demselben seinem Stande gemäß erzogen, als Knabe Aufwärter in einem Wirthshaus, später Buchdruckerlehrling und Schreiber, zuletzt in einem unbedeutenden kleinen Amt bey der Universität angestellt, das ihm indeß der revolutionären Tendenz seiner Lieder wegen im Jahr 1822 entzogen wurde, ist er im eigentlichsten Sinn aus dem Volke, aus der „Masse," aus dem Pöbel hervorgegangen.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
En l'an du Christ mil sept cent quatre vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi, nouveau né, sachez ce qui m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs,
Mais mon grand-père, accourant à mes pleurs,
Me trouve un jour dans les bras d'une fée,
Et cette fée, avec des gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

— Aber eine Fee erschien an seiner ärmlichen Wiege und verlieh ihm die Gabe des Gesanges, „der Fröhlichkeit verbreitet unter dem Dache des Armen und die Langeweile aus dem Palast des Reichen verscheucht.

Au toit du pauvre il répand l'allégresse,
A l'opulence il sauve des ennuis.

Oft mag, wie der bescheidene Dichter in einem seiner Lieder gesteht, der alte Schneider ausgerufen haben: „Wie? nichts, als einen Versemacher hat mir meine Tochter gegeben? Besser Tag und Nacht die Nadel führen, als — ein eitles Echo — in leeren Tönen hinsterben!" Aber die gütige Fee hat Recht behalten, wenn sie ihn dann beruhigte: Seine leichten Lieder werden Frankreich werth seyn und die Thränen des Verbannten stillen.

Va, dit la fée, à tort tu t'en alarmes,
De grands talens ont de moins beaux succès.
Ses chants légers seront chers aux Français
Et du proscrit adouciront les larmes.

Heiterkeit, fröhlicher Muth, Freyheit und Unabhängigkeit begleiten ihn, Frankreichs ächten Sohn, durch alle Stufen des Lebens, dessen Zweck ihm vor allen Dingen der ist — zu leben.

On ne rit guère aujourd'hui,
Est on moins frivole?

ruft er im Vorübergehen dem Sittenprediger zu, der sein ausgelassenes Lachen unanständig findet. Der alte Hut seines Vaters, ein Mantel — seit zwanzig Jahren sein treuer Freund, in seiner Kammer ein Tisch, ein altes Bett, Karten, eine Flöte, eine Kanne, die Gott füllen wird, wenn sie leer ist, das Porträt seiner Geliebten, ein Coffer und nichts darin:

Eh gai! c'est la richesse
Du gros Roger Bontemps!

Mancher alte Verwandte wirft ihm vor, er habe alles verzehrt; aber er beweist, als ordentlicher Wirth, daß der nie etwas durchgebracht hat, der nie etwas sein genannt:

Quand on a rien,
On ne saurait manger son bien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Geschichte.

Kurze (?) Geschichte (?) und Charakteristik (?) der schönen Literatur der Deutschen von Ehrenfried Stöber. Paris bey Levrault, 1826.

Warum denn kurz? Ein Buch in Groß Octav von 428 Seiten ist lang genug. Oder ist der Inhalt etwa kurzgefaßt und in scharfen Formen ausgeprägt? Nichts weniger, das Buch ist sehr umständlich und langweilig. Nur das Genie des Verfassers mag ein wenig zu kurz gewesen seyn, um den Gegenstand zu erreichen. Kurzsichtig ist diese sogenannte Geschichte, aber weder kurz noch kurzweilig.

Eine Geschichte soll sie seyn? Aber ich finde nur ein trockenes Register von Namen und Titeln und einige poetische Auszüge. In chronologischer Folge werden die deutschen Dichter nach einander aufgezählt. Der Name des Dichters bildet jedesmal die Ueberschrift, und darunter wird eine biographische Notiz, ein Verzeichniß seiner Werke, hin und wieder ein Auszug und ein summarisches Urtheil gegeben. So zerfällt das ganze Werk in mehrere hundert Rubriken gleich dem Conversationslexikon. Die ganze Dichterarmee ist nach den verschiedenen Zeiträumen in besondere Bataillons eingetheilt, und jedem Zeitraum geht eine Art von Uebersicht vorher, die aber so kurz ist, daß sie auf keine Weise genügt, den Geist und Charakter der Zeit, den Fortschritt der Bildung im Allgemeinen und den Einfluß derselben auf die schöne Literatur, so wie umgekehrt den Einfluß dieser auf jene zu erörtern. Das

Digitized by Google

Werk ist also nichts, als ein deutsches Dichterlexikon, gut genug, um darin nachzuschlagen, wann und wo ein Dichter gelebt, und welches die Titel seiner Werke sind. An eine Geschichte ist dabey aber nicht zu denken. Wer eine solche zu schreiben unternimmt, muß den inneren Entwicklungsgang des Geschmacks und der Kunst und den Zusammenhang derselben mit der gesammten Bildungsgeschichte der Nation verfolgen. In einem übersichtlichen Gemälde der Art wird dann jeder Dichter die ihm gebührende höhere oder tiefere Stelle einnehmen, und seine Bedeutung für das Ganze wird anschaulich werden. Der ganze Troß dunkler Namen, das trockene Register längst und mit Recht vergessener Bücher und Autoren wird billig auf die Seite geworfen werden, und der Geschichtschreiber wird gleich dem Dramatiker die Helden in den Vordergrund, die Statisten in den Hintergrund stellen, nicht alle in Reih und Glied durcheinandermengen und alle gleich mustern wie der Garderobemeister.

Sey aber das Buch eine Geschichte oder ein bloßes Lexikon, die Anordnung ist in beyden Fällen mangelhaft. Die ältere Zeit ist unbegreiflich kurz und die spätere eben so langweilig behandelt. Das ganze schwäbische Zeitalter wird auf 20 Seiten abgethan, und Goethe allein auf 70 Seiten. Die unermeßliche Fülle von Poesie, die das Mittelalter uns als Erbe hinterlassen, und die zugleich auf die neuere Romantik so entschieden eingewirkt, der Kern unserer nationellen Poesie wird gleichsam nur gelegentlich berührt, und die unbedeutendsten Poeten, Nachahmer des antiken und französischen Geschmacks, die man jezt kaum mehr liest, erhalten die ausführlichste Berücksichtigung, ein Pfeffel allein auf drey Seiten. Eben so verfehlt ist die Anordnung in Bezug auf die Grenzen der schönen Literatur. Wir finden Kant (im Register heißt er Karl, ohne daß der Druckfehler angezeigt ist), Fichte, Schelling, Platner, Garve, Pestalozzi &c. unter den Belletristen mit verzeichnet. Es läßt sich auch vertheidigen, sofern jene Denker auf Tendenz und Sprache der schönen Literatur mannigfach eingewirkt haben; aus welchem Grunde sind dann aber andere Männer, die in einem noch weit näheren Verhältniß zur deutschen Poesie stehen, z. B. Görres, v. Hammer, und unter den Aeltern Schummel, Fülleborn vergessen? ja es sollte mir nicht schwer fallen, noch manchen andern namhaft zu machen, der in dem Register des Herrn Stöber den Platz verdient hätte, den er so manchem obscuren Dichterling oder Aesthetiker wider Verdienst angewiesen hat.

Aber die Charakteristik? Sie wird auf dem Titel des dicken Buchs verkündigt, wo ist sie? Ich habe sie nirgend gefunden. Sollen die hin und wieder zerstreuten Auszüge eine Charakteristik seyn? Aber sie sind größtentheils übel gewählt und führen uns in's Detail, ehe wir den Dichter im Ganzen kennen. Sie dürfen ein Urtheil begleiten und bestätigen, aber sie sind selbst kein Urtheil, keine Charakteristik, der ganze Dichter müßte denn ausgezogen werden, und überdem finden wir solche Auszüge nur aus den wenigsten Dichtern. Die versprochene Charakteristik beschränkt sich also auf ein, in zwey oder drey Zeilen enthaltenes, summarisches Urtheil, das vielen, aber nicht allen Dichtern zum Schluß nachgeworfen wird, nachdem ihre Lebensverhältnisse und die Titel ihrer Werke angezeigt sind. Was sich aber nun der geneigte Leser unter diesen Urtheilen vorzustellen hat, mag aus einigen Proben erhellen. Von Wolfram von Eschilbach, einem der größten Dichter des Mittelalters, heißt es kurzweg: „seine epischen Dichtungen gehörten zu den beliebtesten Ritterbüchern, und es läßt sich darin die Sprache der zartesten Liebe öfters vernehmen.“ Das ist also alles? wer nun nicht wüßte, daß der Parcifal von Wolfram nächst dem Nibelungenliede die erhabenste Dichtung des Mittelalters ist, ein Heldenepos, das alle Elemente des christlichen Ritterthums umfaßt und die großartigste Allegorie jenes ganzen Zeitalters ist, der müßte, dem Herrn Stöber zufolge, nichts mehr als artige Liebeständeleyen darin suchen, gerade das, wodurch jenes Gedicht am allerwenigsten ausgezeichnet ist. Vielleicht hat der umsichtige Verfasser den liebevollen Tristan im Auge gehabt. Er mag aber wohl beyde nicht gelesen haben, oder noch schlimmer, wenn er sie gelesen hat. Um nicht zu weitläufig zu werden, springen wir sogleich zu den Dichtern der neuern Zeit über. Da heißt es unter andern von Friedrich Rückert, dem im Ganzen nur sieben Zeilen gewidmet sind: „er ist ein Dichter aus der romantischen Schule, nicht ohne Originalität und Gemüthlichkeit.“ Und damit Punktum. „Romantisch, originell, gemüthlich,“ das heiß ich charakterisiren. Das paßt auf den großen Abällino so gut, als auf den Don Quichote, aber wo bleibt unser Rückert? Ueber Ludwig Uhland sind im Ganzen noch sieben Zeilen mehr gesagt und seine Charakteristik lautet: „Ein reiches poetisches Gemüth, das sich in seinen Dichtungen lebendig und unbefangen ausspricht, erwarb ihm schnell vielen Ruhm.“ Was ist damit gesagt? Viele sind reich, poetisch, lebendig und unbefangen, und viele werden berühmt, aber wir wollen wissen, was Uhland ganz besonders sey? Von Zacharias Werner wird gesagt, er sey ein Dichter in der höchsten Beziehung des Worts. Nun, „Gott bessers,“ sagt der alte Comthur in den Söhnen des Thals. Soll ich noch mehr Urtheile anführen? Es ließe sich so viel darüber schreiben, daß eine zweyte „kurze Geschichte der Literatur“ daraus entstehen könnte. Ich denke, es ist genug gesagt, um die ungemeine Oberflächlichkeit, den überflüssigen Mangel an Urtheilskraft in diesem Werke darzuthun, das seiner eleganten typographischen Ausstattung kaum werth ist.

W. M.

Digitized by Google

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. August 1826.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

II. Poesie.

(Fortsetzung.)

Im Wasser schöpfte Diogenes seine rauhe Unabhängigkeit; der neue Diogenes trinkt keines, doch in weniger als einem Monat hat er, um seine Weisheit zu behausen, eine Tonne alten Weines trocken gelegt und befindet sich nicht weniger wohl darin. Mögen die Fürsten sich die Welt vertheilen; ob sie sich um seine Tonne bekümmern, er fragt nichts darum. Seine Freyheit trägt nur einen Blumenkranz; seine Laterne dient der Liebe zur Leuchte.

Aber nicht immer führt sie ihn zu den Freuden der Nacht; wir finden ihn bald bey dem alten Spielmann, der das fröhliche Dorf unter der Eiche versammelt und den Herrn des Schlosses beklagt, der nicht mit dabey ist. Bald geht er, abgezogenen Hutes, hinter dem alten Marquis her, dem Marquis de Carabas, „dessen Haus, bey seiner Ehre, edler ist, als das des Königs“ — und ruft:

> Chapeau bas! chapeau bas!
> Gloire au marquis de Carabas.

Monsieur Judas hat nie Farbe gewechselt, er trägt das Kreuz und spricht mit edlem Zorn von der Unterdrückung des Vaterlandes; aber der neue Diogenes, der seine Tonne verlassen hat, flüstert seinen Freunden zu: Parlons bas, Parlons bas, Ici près j'ai vu Judas. Er begleitet den armen Alten von Bagnolet, der blind aus dem Felde zurückkommt und nur bey Fröhlichen bettelt:

> Ah donnez, donnez, s'il vous plaît;
> Le plaisir rend l'ame si bonne!
> Ah donnez, donnez, s'il vous plaît,
> A l'aveugle de Bagnolet.

Wir finden ihn im Cabaret, wo die Wirthin den Wein umsonst verschenkt; vor der Thür, wo der Mann seine Frau schlägt und der Polizeykommissär nichts dabey zu thun findet; und bey dem biedern Ehemann, dessen Freund, der Senateur, ihn zum neuen Jahr umarmt, am Johannisfest fetirt, wenn er ihm begegnet, ihm die Hand drückt, und — seine Frau beym Minister zum Ball führt:

> Quel honneur!
> Quel bonheur!
> Ah! monsieur le sénateur,
> Je suis votre humble serviteur.

Freund Robin, der den Preis aller Schönen weiß, hat er auf der Schule gekannt: es war kein Libertin; aber er gewann manchen großen Thaler, indem er den Aretin — andern zu lesen lieh. Frétillon, von Herren, Banquiers und Notaires mit Schmuck und Brillanten bedeckt, sieht er alles für einen treulosen Liebhaber verkaufen und zulezt selbst — den „cotillon“; bald wird sie wieder glänzen, aber — er sieht es voraus — Frétillon mourra sans un cotillon. — Ein Deputirter gibt seinen Wählern Rechenschaft von der lezten Sitzung der Kammer:

> L'État n'a point déperi,
> Je reviens gras et fleuri.
> Quels dinés,
> Quels dinés
> Les ministres m'ont donnés!

Mathurin will Frankreich beherrschen; bist du ein Narr? ruft ihm der weise Dichter zu; vertausche deine Armuth nicht gegen alles Gold eines Souveräns! Nur Mißmuth brüstet sich auf dem Throne, stolz, von Thoren beräuchert zu werden. Glaube mir, Prinz von Navarra, glaube mir, Prinz, und mache uns Schuh! — Aber vorzüglich darum müßte er von einem Thron keinen Gebrauch zu machen, weil man darauf nicht zu zweyen sitzen kann. Denn wenn Liebe und Wein abwechselnd das Thema seiner Lieder sind und Amor die Flasche, die er ihm entwendet, ihm nicht lange vorenthalten darf; so müssen wir ihm nachrühmen, daß immer an seinem Tisch noch ein Platz für einen Freund offen ist:

> L'amitié, qui trinque pour boire,
> Boit bien plus encor pour trinquer.

Wenn er die Stunde genießt, eh' sie entflieht und den Augenblick der Lust im Fluge hascht; so geschieht dieß nicht mit trübem Blick auf ein freudenloses Alter und auf das finstere Grab: denn er altert zusammen mit seinen Freunden, und:

> Die drohenden Sorgen gemeinsam verscheuchen,
> Das Ziel endlich alle gemeinsam erreichen,
> Das heißt nicht gealtert, das ist noch gelebt!

Und ist er, von Lust, Liebe und Wein berauscht, ungewiß, ob die nächste Zukunft ihm Freude oder Leid bringen wird, so verweilt er gern bey dem Gedanken an seinen lezten Tag: Schon scheint es ihm, als ob seine Seele ihn verließe, Lebewohl sagt er dem fröhlichen Gelage, und ohne Schmerz steigt er, lächelnd, zum Himmel empor.

Diese kleinen Lieder, die uns so leichtsinnig erscheinen, sind der treueste Spiegel der Zeit und aller ihrer Bewegungen; und wenn das Bild des Dichters selbst etwas oft darin sichtbar wird, so können wir gewiß seyn, daß es mit gleicher Unbefangenheit zurückgeworfen ist, wie das jedes Fremden. Nicht selten hat uns diese Objectivität an unsern Goethe erinnert, und in der That begegnen sich beyde Dichter, von wie verschiedenen Standpunkten sie auch ausgehen, doch oft in den gleichen Ideen. Das zufällige Zusammentreffen in der Wahl ähnlicher Stoffe wollen wir für unsere Behauptung nicht anführen, weil wir sonst z. B. gestehen müßten, daß beyde das schöne volksmäßige Thema: Wenn ich ein Vöglein wär' (Si j'étais petit oiseau), gleich schlecht behandelt haben, und nur der französische Dichter mit mehr Kälte, aber auch mit mehr Originalität.

Aber nicht die verschiedenen Wärmegrade sind es, welche den Hauptunterschied zwischen Goethe und Beranger machen, vielleicht selbst nicht der scheinbar so verschiedene Umfang des Talents. Béranger's Spiegel umfaßt, gleich dem des deutschen Dichters, den ganzen Horizont; und es ist unwesentlich, daß der eine uns die Bilder, die er reflectirt, bald als Dramen, bald als Romane, bald als lyrische Gedichte gibt, während jener der einfachen Form des Liedes, die sich ihm zuerst darbot, treu bleibt. Der Hauptunterschied zwischen ihnen ist, daß Béranger Volksdichter ist und in dem Nationalgefühl einen Mittelpunkt gefunden hat, welcher Goethe fehlt und durch den reichen Schatz seiner Erfahrungen nicht ersezt wird.

> De la patrie écoute un peu la voix,

ruft Béranger in seiner bittern Allegorie l'épée de Damoclès dem Tyrannen Dionys zu — in einer Gesinnung, würdig des Griechen, dem das Vaterland zu beschützen das beste Wahrzeichen galt (εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης) —

> Elle est, crois moi, la première des muses,
> Mais rarement elle inspire les rois.

Im Vaterlande wurzeln alle Gefühle, die ihn beseelen, mit dem Vaterlande hofft und jauchzt und fürchtet und verzweifelt er, und das Vaterland ist nicht bloß die Muse, die ihn begeistert, sondern auch der Inhalt seiner Gesänge. Und wenn die meisten derselben heiter, viele frivol sind; so dürfen wir bloß unter den Chansons nouvelles das Gedicht an Manuel lesen, das überschrieben ist: Les Esclaves Gaulois, um die Erklärung dieser widersprechenden Erscheinung und zugleich die vollste Rechtfertigung des Dichters zu finden:

> Rions des dieux, sifflons les sages,
> Flattons les maitres absolus;
> Donnons-leur nos fils pour otages:
> On vit de honte, on ne meurt plus.
> Le plaisir nous venge;
> Sur nous du sort il fait glisser les coups.
> Trainons gaiment nos chaines dans la fange.
> Enivrons nous!

Fast immer ist unter dieser scheinbaren Frivolität der bitterste Hohn verborgen; wie wenn die Demoiselles des Palais-Royal den Einzug der Fremden in Paris feyern und die Chiens de qualité um Erlaubniß zu freyem Eintritt in den Garten der Tuilerien bitten:

> Nous promettons pour cette grâce,
> Tous, hors quelques barbets honteux,
> De sauter pour les gens en place,
> De courir sur les malheureux.

So verspricht er seiner Geliebten: keine Politik mehr:

> J'ai pour ma patrie
> Fait trop de voeux superflus;
> Rassurez vous, ma mie:
> Je n'en parlerai plus.

Aber ob er auch unwillig den Blick abwendet von dem Schauplatz, wo sich die Aesopische Fabel vom gefallenen Löwen im Großen wiederholt, er kann seinem Herzen, das ihn immer wieder zum Vaterlande zurückzieht, nicht entfliehen, und jeder neue Schrey des Unwillens, den dasselbe ausstößt, findet stets in seiner Brust einen Wiederhall. Bietet doch für die Schmach der Gegenwart die Vergangenheit reichen Ersatz, und Frankreich bleibt immer noch die Königin der Welt:

> Reine du monde, ô France, ô ma patrie
> Soulève enfin ton front cicatrisé.
> Sans qu' à tes yeux leur gloire en soit flétrie,
> De tes enfans l'étendard s'est brisé.
> Quand la fortune outrageait leur vaillance,

Digitized by Google

Quand de tes mains tombait ton sceptre d'or,
Tes ennemis disaient encore:
Honneur aux enfans de la France!

Wenn man Bérangers Lieder Gelegenheitsgedichte nennen will, weil fast alle einer bestimmten äußeren Veranlassung ihr Entstehen verdanken; so haben wir nichts dagegen: aber sie verlieren dadurch nichts von ihrem Werth. Poesie ist Ahnung des Göttlichen im irdischen Leben, des Idealen im Individuellen. Wenn dieß irdische Leben aber Ausdruck, Offenbarung des Göttlichen ist, so muß jede wahre Auffassung des Lebens selbst schon Ahnung des Göttlichen seyn, und in diesem Sinne können wir sagen: Poesie ist Wahrheit. Nur jene Auffassung des Lebens, der Welt, ist keine poetische, die dasselbe nicht in seiner Individualität als vollendetes organisches Ganze erkennt. —

Diese Auffassung ist dem Menschen, nach den drey verschiedenen Seiten seiner Geistesentwickelung, auf dreyfache Weise möglich: zuerst durch den Verstand, der das Aeußere seiner Beobachtung Entgegentretende rein äußerlich — objectiv auffaßt; dann durch das Gemüth, welches alles Aeußere, sobald dasselbe in seine Wahrnehmung fällt, in Beziehung auf sich setzt — subjectivirt; und endlich durch den Willen, der dem äußeren Eindruck durch Gegenwirkung antwortet und dadurch das Aeußere reproducirt. Die objective, verständige Auffassung der Welt erzeugt, sobald sie sich durch die Sprache mittheilt und fixirt, das epische — die subjective, gemüthliche das lyrische Gedicht und die reproducirende des Willens das Drama. So wie sich nun im Menschen zuerst der Verstand, darauf das Gemüth und zulezt der Wille entwickelt; so in den Völkern zuerst das Epos — aus dem bey der Verwandlung der Poesie in Prosa der Roman, die Geschichte, Naturwissenschaft und Philosophie hervorgehen — dann die lyrische Poesie und zulezt die dramatische.

Da wir in Béranger den Uebergang zu einer neuen Epoche der französischen Literatur sehen und seine Gedichte bereits als den Anfangspunkt derselben •trachten; so kann es uns nicht befremden, wenn wir denselben auch das charakteristische Zeichen einer neu sich entwickelnden Kultur — die objective, epische Auffassung des Lebens und der Welt — aufgedrückt finden. Das leichteste Lied Bérangers gibt ein vollständiges in sich gerundetes Bild; und wenn diese Bilder sich mehr der flamändischen, als der italienischen Schule zu nähern scheinen, so ermangeln sie darum nicht der Poesie, so wenig, als — was auch viele unserer neuern deutschen Kritiker sagen mögen — die Meister jener Schule. Viele derselben gehen bereits ganz in den Ton der Romanze über; und sind nicht selbst jene „Gelegenheitsgedichte" durch die Ereignisse des Tages hervorgerufen — wahre Romanzen? Le cinq Mai — La vivandière, le vieux drapeau und vor allen jener unübertreffliche bon petit roi: le Roi d'Yvetot, se lévant tard, se couchant tot, Dormant fort bien sans gloire! — Aber nicht alle Romanzen Bérangers sind Gelegenheitsgedichte; und wenn schon diese dem einzelnen besondern Vorfall und Verhältniß, den Umständen des Moments stets ein allgemeines Interesse abzugewinnen wissen; so sind dagegen andere und vielleicht gerade die, in denen sich der Geist des Dichters am reinsten in seiner Eigenthümlichkeit zeigt: L'ange exilé, le voyageur, le prisonnier, les étoiles qui filent, le bon vieillard, la mère aveugle u. a. — frey von aller Beziehung auf Zeitverhältnisse, wenn gleich nie denselben fremd.

Dr. Hermes.

Biographie.

1) Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerikanischen Marine. Nach Originalpapieren geschildert. Aus dem Englischen von *r. Leipzig, bey Wienbrack. 1826.

2) Denkwürdigkeiten des Kapitäns Landolph. Die Geschichte seiner Reisen während sechsunddreyßig Jahren enthaltend. Nach dem Französischen bearbeitet von Therese Huber. Leipzig, bey Brockhaus, 1826.

Paul Jones glänzt in der Geschichte, doch nur als eine flüchtige vorübergehende Erscheinung. Die Poesie hat alle Ursache, sich theilnehmender mit diesem kühnen Helden des Meeres zu beschäftigen, und Cooper hat ihn auf eine sehr dankbare Weise in der Verkleidung des „Lootsen" in die Romanenwelt eingeführt. Die Geschichte nimmt nur kurze Notiz von einem Partheygänger, und eine abenteuerliche, mehr räuberische als kriegerische Unternehmung greift nicht in's Rad der Weltbegebenheiten; doch die dichterische Phantasie folgt dem kecken, wunderbaren Piraten begierig auf allen seinen Zügen durch das unwirthbare Meer. In diesem Sinne haben wir Binnenländer immer eine romantische Vorliebe für Reisen und Abenteuer auf der See und in

fremden tropischen Ländern gehegt, und insofern wird uns auch die Selbstbiographie des Kapitäns Landolph ergötzen müssen, wiewohl derselbe noch weit unberühmter als Paul Jones ist.

Das erste der genannten Bücher trägt alle Nachrichten über den tapfern Jones zusammen, und zwar größtentheils aus dessen eigenen Originalbriefen. Den Freunden Coopers wird es interessant seyn, die wahre Geschichte des mystischen Lootsen kennen zu lernen, wovon wir hier einen gedrängten Auszug geben. Paul Jones, von Geburt ein Schotte, wurde früh nach Amerika versezt, und widmete sich seinem zweyten Vaterlande mit ganzer Seele. Sein Jünglingsalter fiel in die Zeit des Nordamerikanischen Freyheitskrieges. Er ging, von kühnem Muth getrieben, zur See, und war der erste, der die Flagge der neuen Republik aufzog. Er betrieb die erste Gründung einer amerikanischen Marine und war der erste Lehrer, Meister und Held derselben. Ungescheut fuhr er hinüber an die Küste des brittischen Mutterlandes, steckte mit List eine englische Flotte vor Whitehaven in Brand, und eroberte die Schiffe, die ihn verfolgten. Zu schwach, Größeres zu unternehmen, begab er sich nach Frankreich, betrieb das Bündniß seines Vaterlandes mit diesem Staat und erhielt endlich das Commando eines kleinen französischen Geschwaders, um einen neuen Handstreich gegen England auszuführen. Sein Schiff war aber alt und schlecht, und die französischen Kapitäns handelten ihm zuwider. Dennoch nahm er im Angesicht der englischen Küste das schönste englische Linienschiff, den Serapis, weg. Die Umstände dieser That sind außerordentlich. Während Paul Jones im heftigsten Kampf mit dem Engländer begriffen war, gab ihm eins der französischen Schiffe selbst noch eine verderbliche Ladung, aus Ungeschicklichkeit oder Bosheit des Kapitäns. Dennoch strich der Engländer seine Flagge, und kaum hatte Jones das eroberte Schiff bestiegen, so ging sein eignes unter. Diese unerhörte That zog die Augen von ganz Europa auf ihn, und er wurde 1780 in Paris wie im Triumph empfangen. Hier lernen wir ihn von einer neuen Seite, nämlich als galanten Ritter und feurigen Liebhaber kennen, denn er hatte nur zwey Leidenschaften, für das Meer und für die Damen. Er widmete sich darauf diplomatischen Geschäften, und nahm endlich aus Kriegslust die Einladung Katharinas II. an, als Contreadmiral die russische Flotte im schwarzen Meer bey der berühmten Belagerung von Oczacow zu befehligen. Er zertrümmerte die türkische Flotte, der Ruhm dieser That ward aber geschickt von Jones auf den Admiral Herzog von Nassau übergetragen, auf Antrieb des damals allmächtigen Fürsten Potemkin, der seine Ursachen dazu haben mochte. Jones fühlte sich beleidigt und sprach in derber Seemannsweise. Dieß zog ihm Ungnade, Ränke und Verfolgung zu. Er ging nach Paris zu seinem alten Freunde La Fayette und starb daselbst 1792. Die damalige National-Versammlung legte um ihn, wie um seinen Landsmann Franklin, Trauer an.

Kapitän Landolph ist eine nicht minder merkwürdige Erscheinung. Der Schauplatz seiner Thaten war das Atlantische Meer mit allen seinen Küsten. Hier fuhr er von Europa nach Afrika, von Afrika nach Amerika, und rastlos sechsunddreyßig Jahre lang an allen Küsten und Inseln umher, wie Berechnung oder Noth ihn trieb. Er diente von der Pike auf, errichtete dann im Interesse Frankreichs eine Kolonie in Afrika, trieb Sklavenhandel, erwarb unermeßliche Summen, verlor sie wieder an die Engländer, mischte sich dann in den großen Kolonialkrieg und wurde Corsar. Wenn man bedenkt, welches Uebergewicht die Engländer zur See hatten, muß man billig über die Schlauigkeit und den Heldenmuth des Kapitäns erstaunen, dem es in einem so unglücklichen Kriege noch gelang, den Engländern in den Kolonien nicht weniger als vierundvierzig Schiffe zu nehmen.

Zuweilen scheinen uns die Erzählungen des beredten Seemanns von seinen eigenen Abenteuern ein wenig fabelhaft, aber er beruft sich, um allem Argwohn vorzubeugen, auf die im französischen Seeministerium niedergelegten Dokumente, und er redet noch zu Zeitgenossen, die ihn nöthigenfalls widerlegen können. Sein Charakter trägt übrigens das Gepräge einer gutmüthigen Rohheit, mit welcher sich Schlauheit und Tapferkeit gar wohl paaren. Er nimmt es mit den Menschen nicht sehr genau, und seine Aeußerungen über den Sklavenhandel sind oft verzweifelt naiv. Er findet nichts natürlicher als diesen Menschenverkauf, und verlangt selbst keine mildere Behandlung vom Schicksal, als er andern zuerkennt. Hier ein gutmüthiger Barbar, ist er dort ein geduldiger Gefangener. Er macht mit dem Unglück so wenig Complimente als mit dem Glück. Hier gewinnt er, dort verliert er Alles, und bleibt immer gleich muthig. Ein ächtes Kind der Natur gibt er uns in seiner naiven Selbstbiographie ein treues Bild des Lebens, wie es ist, fern von aller Selbsttäuschung. Keine allzu liebliche und keine zu schmerzliche Erinnerung trübt den klaren Blick in sein Schicksal. Er hatte keinen Zweck, als zu leben, wo und wie es immer seyn mochte, und er hat gelebt.

W. M.

Digitized by Google

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. September 1826.

Trauerspiel.

Die Leichenbraut, romantisch-historische Tragödie von J. A. Köllner-Werdenau. Prag, bey Enders, 1826.

Wenn doch noch in unsern Trauerspielen ein so recht solider Jammer vorkäme, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, daß wir ein wenig weinen könnten, wenn die Dichter es noch darauf absähen, uns mit einer menschlichen Rührung zu beschleichen, und troz unserer eiskelten Kritik, mit der wir vor der Bühne sitzen, uns unvermerkt eine warme Thräne zu entlocken; aber nichts von alle dem! — wir sollen ja nicht gerührt werden, uns nicht etwa fürchten, wie die Kinder, oder greinen, wie die Weiber, wir sollen nur das stupende Genie des dramatischen Dichters und des Mimen bewundern, analysiren, kritisiren. Wir sollen nicht selbst tragisch erschüttert werden, sondern nur einsehen, daß die Tragödie diese Erschütterung bey allen Andern hervorbringen könnte. Unbegreifliche Selbsttäuschung! Wenn der Zuschauer nur dem Dichter in die Karten sehn kann, ist er zufrieden, wenn er auch das Spiel selbst verliert. Wenn er nur die Absichtlichkeit des Dichters durchschaut, vergißt er, daß er von der Wirkung nichts verspürt. Alle Zuschauer werden Kritiker und Mitschuldige des Dichters, ohne zu fühlen, daß sie selber den Schaden davon haben.

Die Dichter, welche dieß wohl wissen, hüten sich daher sehr, Trauerspiele für das stumme Herz zu schreiben; sie schreiben nur für den kritisirenden Verstand. Müllner, Houwald, Raupach, Grillparzer, die meisten unter den neuesten Tragöden huldigen dieser Ansicht und bilden ihr eine bald allmächtige Schule. Das natürliche, einfache Unglück rührt zwar das Herz am stärksten, aber der Verstand hat nicht viel dabey zu schaffen, kann dabey sogar dumm werden, und überdem haben die alten Dichter in diesem Gebiet schon aufgeräumt; und wollen die neuen originell seyn, so müssen sie es anders anfangen. Metaphysische, moralische, politische Ideen, in Trauerspielen ausgeprägt, werden den Verstand der Zuhörer beschäftigen und viel Redens von sich machen. Unnatürliche Tugenden und Laster, unmenschliche Charaktere, die über alle Schranken der sittlichen Welt hinüber voltigiren, werden mit dem Reiz der Neuheit zugleich die blendende Wirkung der Seiltänzerkunst verbinden. An den kecksten Situationen und Verwickelungen, an spannenden Einleitungen und überraschenden Aufschlüssen, wenn sie auch noch so sehr bey den Haaren herbeygezogen werden, wird man immer mehr die Künstlichkeit loben, als die Unnatur tadeln, ganz so wie an der beliebten Musik Rossinis. Endlich scheint es sehr zweckmäßig, die Reflexion und Kritik über die Charaktere eines Trauerspiels in die Aeußerungen derselben aufzunehmen, damit dem Zuschauer und Recensenten hinlänglich vorgearbeitet werde. Da der Held doch unwiderruflich wie dem Schicksal, so der Kritik anheimfällt, so darf er auch mit vollem Recht gegen beyde geharnischt seyn und in allen seinen Worten darauf Rücksicht nehmen, daß sie nicht bloß an die mithandelnden Personen, sondern auch an die Kritiker gerichtet sind.

Dieß sind die Maximen der neuern deutschen Tragödie, die mit jedem Schritt ihrem gänzlichen Verderben näher eilt, und von der Tieck mit tiefer Ironie den Ausspruch thut, sie sey bereits auf der lezten Stufe der Kellertreppe, und es werde ihr wohl nichts übrig bleiben, als wieder hinaufzusteigen. Aber darf man auch so ein Urtheil wagen? Fünfzig lärmende Parterres erheben sich mit kritischen Knotenstöcken, und die Gegenwart, die Mode hat leider immer zugleich die Gewalt und das Recht.

Der junge Dichter, dessen Leichenbraut wir hier zu anatomiren haben, scheint blind und unschuldig der Mode gefolgt zu seyn. Warnen will ich ihn indeß nicht. Wer eine Warnung braucht, ist selten einer Warnung werth. Der Dichter muß seiner Natur folgen; führt sie ihn auf Abwege, so ist es auch die Schuld seiner Natur. Eine sogenannte gute Natur, das geborne Genie, bricht sich, wie Shakspeare und Schiller, unter allen Umständen den eigenen und den rechten Weg.

Das, womit unser Dichter den meisten Effekt zu erzielen wünscht, ist die Künstlichkeit seiner Situationen.

Digitized by Google

Wirklich ist seine Tragödie an Spannung, Täuschung und Ueberraschung reicher, als mir noch irgend eine vorgekommen, aber er opfert derselben auch alle wahrhaft tragische Wirkung auf. Wir werden so oft mit dem Schein des Unglücks getäuscht, daß das wirkliche Unglück, das hintennach hinkt, uns völlig kalt läßt. Er schießt so oft blind und die Leute fallen vom bloßen Schreck und stehen wieder auf, daß wir zulezt kaum glauben, es sey wirklich einer todt. Der Leser wird gemartert und muß zulezt lachen. Und das ist der ganze Triumph des Dichters, unwürdig der Melpomene, würdig eines Jahrmarktsnarren.

Der Held der Tragödie (das deutsche Wort: Trauerspiel ist dem Verfasser wohl zu gemein gewesen?) ist ein schwedischer Kronprinz, Alfred, der sich in ein gewöhnliches Fräulein, Elfriden, verliebt hat. Sein Vater, König Birger, und die Reichsstände verbieten eine Mißheirath, und die Liebenden sollen sich trennen. Der Bruder des Königs, Herzog Erik, will die Gelegenheit benutzen, um selbst Thronfolger zu werden, und räth Alfred, der Krone zu entsagen, um Elfriden besitzen zu können. Sein eigener Sohn, Karl, aber und ein Jüngling, Fidelio, stehen dem Prinzen als eine Art von Schutzgeistern zur Seite. Der Herzog will Fidelio im Schlaf erstechen, weil dieser hinter seine verbrecherischen Geheimnisse gekommen, der Dolch gleitet aber an dem Bildniß von Fidelios Vater ab, das dieser auf dem Herzen trägt, und es ergibt sich, daß der Herzog selbst dieser Vater ist. Karl, welcher gezwungen wird, Elfriden zu heirathen, um sie Alfred auf immer zu entreißen, entschließt sich großmüthig, am Hochzeittage zu sterben. Fidelio schiebt ihm aber statt des Giftes ein unschädliches Pulver unter. Karl nimmt dasselbe, und vollbringt den scheinbaren Selbstmord mit allem möglichen theatralischen Anstande. Alfred erfährt die großmüthige That und zugleich ihre Unschädlichkeit. Da entschließt er sich eben so großmüthig, Elfriden zu entsagen und sie Karln zu überlassen. Während die arme Braut aber auf diese Weise von einer Großmuth an die andere verschachert wird, ist sie ebenfalls großmüthig, und nimmt das wirkliche Gift, um den Jünglingen jede Wahl und dem Reich den Unfrieden zu ersparen. Die Jünglinge sind auch damit zufrieden, und wer etwa noch auf einige Selbstmorde gerechnet hat, hat sich verrechnet.

Ich habe hier nur im Allgemeinen die Hauptpartie des Drama's hervorgehoben, ohne der vielen verwickelten Nebenpartien zu gedenken. Man ersieht hieraus schon den Charakter des Ganzen. Elfridens Aufopferung ist an sich recht tragisch, aber für wen opfert sie sich denn? für den Prinzen von der kläglichen Gestalt, der nie entschieden ist, immer greint und sich geberdet, wie ein einfältiges Bauermädchen, die vor dem Freyer steht und nicht weiß, ob sie ihn nehmen soll oder nicht. Der Gegenstand muß des Opfers werth seyn. Ein Opfer sezt das andere voraus und muß ihm zuvorkommen, wie in Schillers Bürgschaft. Hier aber erwiedert der Prinz das Opfer nicht, und das ist gerade so unpoetisch, als wenn Damon den Pythias, Pylades den Orest im Stich gelassen hätte. Welch ein Liebhaber, der das Mädchen, das für ihn zu sterben bereit ist, aus Sentimentalität einem Andern verkuppelt! und welch eine Närrin, die einem solchen süßlichen Hans ihr Leben opfert! So ist das Stück schon in der ersten Idee verfehlt. Was soll man aber zu den theatralischen Effekten sagen, womit das Trauerspiel so ohne Noth aufgepüzt ist? was soll hier wieder der Dolchstoß, der vom Herzen abgleitet, und womit schon Müllner einmal in seiner Nachäffung des Wernerschen Februarunsinns Wind gemacht hat? und dieser alberne Selbstmord mit Glaubersalz und Rhabarber? Das heißt mit dem Tode Blindekuh gespielt, gehört in's Leopoldstädter Theater und ist nicht besser, als wenn Kasperln statt des Schwertes einen Fuchsschwanz aus der Scheide zieht.

Das Drama ist wieder in den gewöhnlichen Jamben abgefaßt, allein:

> Ob Schillerischer Klang sie ziert,
> Die Leute werden nicht gerührt.

Der tragische Vers muß alle poetischen Mängel bedecken. Sind die Phrasen auch noch so hohl, sie klingen *desto besser*. Wenn so ein junger Dichter in *Prosa schreiben* müßte, was würde er wohl zu Stande *bringen*, davor ihm nicht selber grauen müßte? Er ist keines Bildes, keines Kraftausdrucks, keines tiefen Tons der Leidenschaft, keines seelenvollen Zeichens einer ächten Empfindung fähig. Aber der Vers, die Diction, das Sonnettengeklingel verbirgt alle diese Gebrechen. Die Personen treten mit einem gewissen lyrischen Schwunge auf, singen ihre Arie ab und gehen wieder. Jeder stellt über ihre Tendenz eine philosophisch-ästhetische Betrachtung an, statt in derselben zu empfinden und zu handeln. Die eine reflectirt über die Liebe, die andere über die Ehre, die dritte über die Großmuth, die vierte über die Freundschaft, Fidelio, der Sänger, besingt den Gesang, und alles läuft auf die gemeinsten Phrasen hinaus, ohne daß irgend eine scharfgezeichnete Individualität, ein Charakter, eine Lebendigkeit wie bey Shakspeare hervorträte. Alle diese Helden sind nichts, als jene allgemeinen jugendlichen Tugendspiegel, die hier Alfred und dort Eduard, Heinrich, Otto oder Hinz und Kunz heißen und sich gleichen, wie ihre Verfasser, während ein Romeo, ein Hamlet so einzig in ihrer Art sind, als Shakspeare selbst.

W. M.

Neue Homer-Uebersetzungen.

1) Homer's Ilias, prosaisch übersezt von Professor J. St. Zauper. Prag J. G. Calve'sche Buchhandlung. 1826.

2) Homer's Heldengesänge, übersezt von Karl Georg Neumann. Erster Band. Ilias. Dresden, 1826. In der Arnoldischen Buchhandlung.

3) Irrfahrten des Odysseus, in vierundzwanzig Gesängen. Freye Nachbildung in gereimten Strophen nach Homer. Von Hedwig Hülle, geborner Hoffmeier. Bremen, in Commission bey Joh. Georg Heyse. 1826.

Wir gehören keinesweges zu den unbedingten Verehrern Vossens, welche geneigt seyn dürften, jeden neuen Versuch, den Homer zu übersetzen, eine vergebliche Anmaßung zu nennen. Haben doch F. A. Wolfs Proben gezeigt, daß Voß, in seiner eigenen, philologischen Methode sogar, noch zu übertreffen sey, wie das geübteste Talent vom geborenen Genie überflügelt zu werden pflegt. Außerdem verträgt sich aber auch die genannte Methode gar nicht einmal mit dem Zweck, den wir als den ersten und lezten aller Uebertragungen, auch der klassischen Schriftsteller, betrachten, mit dem populären nämlich, den Nichtgelehrten den Genuß der vorzüglichsten Werke des Alterthums zu verschaffen. In dieser Rücksicht lassen die Vossischen Sprachmeisterkunststücke fast Alles zu wünschen übrig. In ihnen ist der deutschen Sprache so oft und in solchem Maße Gewalt angethan, daß Sprachgelehrsamkeit dazu gehört, um dieselbigen nur zu verstehen. Sodann ist an Homer selbst gerade der allgemeinverständliche, natürliche, einfache Ton der höchste poetische Zauber, den keine Uebersetzung verfehlen dürfte, und der dem guten alten Voß nun ganz und gar unter seinen groben Fingern verschwunden ist. Am leichtesten wäre diese Grundforderung, ohne daß dabey der Geist der Muttersprache gefährdet würde, zu erfüllen, wenn man, wie Goethe in „Kunst und Alterthum“ *) wünscht, den Homer in poetische Prosa überträge. Ein also verdeutschter Homer würde wie ein Volksbuch gelesen werden können. Schwieriger zwar, aber nicht unmöglich scheint uns eine hexametrische Verdeutschung des Homer, die weder den populären Zweck, noch die Pflicht gegen den Geist des Autors vernachlässigte. Dieser würden wir dann doch vor der prosaischen den Vorzug geben. Wir sind der Meynung, daß es nicht sowohl die Rhythmen der Hexameter sind, welche das deutsche Ohr beleidigen, als die gezwungenen Wendungen, die dem Geist der deutschen Sprache widerstreben. — Einen dritten Weg gibt es aber gewiß nicht, der nicht zugleich ein Abweg wäre. Am wenigsten würde vielleicht noch bey reimlosen Jamben eingebüßt werden. Der Reim ist dagegen in jedem Fall dem Charakter des alten Epos durchaus zuwider. Wir sind in demselben wie auf eine hohe Warte gestellt, von welcher herab wir den Ruderschlag der Schiffe, die auf dem tief unter uns liegenden Meer vorüberfahren, wohl sehen, nicht aber hören, die Brandung der Wogen, nicht aber jeglichen Zuruf der Schiffer vernehmen. Wenden wir diese Bemerkungen auf die neuesten Homerübersetzungen an, so ergibt sich Folgendes:

*) Von 1820.

1) Herr Professor Zauper hat, wie es scheint, Goethe's Wunsch realisiren wollen. Inzwischen hat er diese Absicht in so fern ganz verfehlt, als ihm fast nirgends eine gesunde deutsche Wendung geglückt ist und er dennoch selten genug ganz richtig übersezt. Wir sind erbötig, auf Verlangen, die etwa vermißten Beweise in beliebiger Anzahl zu liefern. Hie und da ist es uns sogar vorgekommen, als habe der Herr Prof. nur den Vossischen Homer übersezt.

2) Die Grundsätze, welche Herr Neumann in einer Zueignungsschrift an Herrn Hofr. Winkler etwas keck ausspricht, sind im Ganzen richtig. Nur schade, daß einer vortrefflichen Einsicht, der lobenswerthesten Absicht und dem aufrichtigsten Wunsch nur zu oft die Hauptsache, die Kunst, jene anzuwenden und diese zu erfüllen, abgeht. In der gegebenen Uebertragung sind die Hexameter, fast ohne Ausnahme, mißrathen, gar viele Ausdrücke und Wendungen ungefüge und oft plump. Nur von äußerst wenigen Versen kann man sagen, daß sie wohlklingend, gebildet und natürlich ausgedrückt sind.

3) Frau Hedwig Hülle hat sich die größte Freyheit genommen und ihre Odyssee ist so sehr eine deutsche geworden, daß die griechische, wenn man die Namen der Personen und Oerter und das Materielle der Begebenheiten abrechnet, schwer wieder zu erkennen seyn möchte. Sie hat die allerunpassendste Rhythmenform und Reimweise gewählt, die sich etwa auffinden ließen — jene vierfüßig-trochäischen Strophen nämlich von zehn Zeilen und mit theils gepaarten, theils verschränkten Reimen, in denen Schiller's „Hero und Leander“ gedichtet ist. Der Gegenstand dieses Gedichtes ist bekanntlich so ganz romantischer Natur, wie kein antiker sonst, und rechtfertigt die Wahl des Versmaaßes ꝛc., die Schiller getroffen, vollkommen. Aber eben deßhalb beruft sich die neueste Verdeutscherin der Odyssee eben so grundlos auf

Schiller's Beyspiel, als Herr Dr. Ilen, der ihren „Irrfahrten des Odysseus" eine schätzenswerthe Abhandlung über gereimte Uebersetzungen antiker Poesie beygefügt hat. Als jener unsterbliche Dichter einen Versuch machte, die Aeneide zu übersetzen, wählte er wohlweislich unregelmäßige jambische Ottave-Rime, und blieb überdieß bey dem zweyten und vierten Gesang stehen, die bekanntlich voll sind von heftiger Gemüthsbewegung, einem Element romantischer Poesie. — Was kann aber aus dem heiteren, ruhigen Strom des Homerischen Epos werden, wenn er in rastlos eilende, bewegte, in sich selbst wiederklingende Reimtrochäen gefaßt wird? — Aufgelöst muß er werden und zerfahren in tausend rauschende Flüßchen und plätschernde Bächlein. Hätte es die Frau Verfasserin hiebey bewenden lassen, so könnte man sich immer noch darüber beruhigen, antike Schönheit in Form deutschmoderner Lieblichkeiten empfangen zu haben. Allein dieselbe ist wahrhaft unbarmherzig mit dem Jonischen Sänger umgegangen. Hier hat sie etwas ausgelassen, weil sie ihn zu breit fand, dort etwas angeflickt, wo er derselben nicht breit genug gewesen zu seyn scheint, und so bleibt es dabey, was wir oben geäußert: es ist wenig oder nichts von ihm übrig geblieben. — Geschickte Maler können mit einem Pinselstrich ein gemaltes Angesicht in ein anderes, in die Carrikatur desselben verwandeln. Mit derselben Geschicklichkeit hat die Frau Verfasserin den Helden der Odyssee, als sey sie Athene selbst, verwandelt, indem sie dem guten Odysseus ein aus der Schneiderhölle der modernen Romanencostümiers entlehntes Lümpchen anheftet. In der bekannten Stelle nämlich, wo der kluge und edele Dulder die Nausikaa anfleht, sich seiner anzunehmen, heißt es:

„Da, mit schmeichelnd süßem Flehen,
Wie ein Liebender wohl pflegt,
Naht Odysseus sich der Holden;
Edle Jungfrau, höre mich.
Du seyst Göttin, oder Mädchen,
Götterhoheit schmücket Dich.
Gleich der Tochter des Kroniden
Ist Dir Himmelsglanz beschieden."

Wir erinnern bloß, daß Homer den aus dem Dickicht hervorkommenden Odysseus so wenig eingerichtet hat, die Rolle eines liebenden Jünglings zu spielen und süß zu thun, daß er ihn vielmehr den Gespielinnen der Nausikaa wie einen wilden Löwen des Gebirges erscheinen läßt, der, von Hunger getrieben, auf Rinder, Schaafe oder Hirsche sich stürzen will. —

W. B. M.

Reise-Literatur.

Der deutsche Wanderer, von Dr. Zober. Zweyte unveränderte Auflage. Berlin bey Fr. Laue, 1826.

Im vorigen Jahrhundert schämte man sich in Deutschland, wie noch jezt in Frankreich, zu Fuß zu reisen. Diese Schaam hat sich gänzlich verloren. Jeden Sommer sieht man die Landstraßen mit anständigen, gebildeten, ja wohl reichen Jünglingen bedeckt, welche den Tornister auf dem Rücken die interessantesten Gegenden des Vaterlandes bereisen. Und in der That ziemt es dem rüstigen Jüngling nicht nur, seine Füße zu gebrauchen und sich abzuhärten, sondern der Fußgänger hat auch überhaupt mehr Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, als der vornehme Reisende zu Wagen. Er genießt die Natur viel freyer, kann bequemer von den großen Herrstraßen abschweifen, und das Volk in der Nähe betrachten. Seitdem die deutsche Jugend, namentlich seit den lezten Kriegen, so gern und häufig im Vaterland umherreist, ist ihr ein Handbuch zum Bedürfniß geworden, in welchem alles verzeichnet seyn müßte, was sie auf solchen Reisen suchen soll und finden wird, und was sie dazu nöthig hat. Ein solches Buch liefert ihr nun Herr Zober in die Hände, und er hat ohne Zweifel allen möglichen Beruf dazu, da er selbst ganz Deutschland in allen Richtungen durchreist, alles, was zu Fußreisen nöthig ist, erprobt, und alles, was dem Jüngling in seinem Vaterlande interessant seyn muß, mit jugendlicher Wärme und deutschem Fleiß aufgesucht und beobachtet hat. Er beginnt sein Werk mit Betrachtungen über Nutzen, Wesen und Art der Fußreisen, Begriff und Umfang der vaterländischen Wanderungen, sodann mit praktischen Anweisungen zu allem, was zu einer Fußreise erforderlich ist, und schließt die Einleitung mit einem Verzeichniß der besten deutschen Wanderlieder. Im zweyten Haupttheile seines Werkes verzeichnet er alle Merkwürdigkeiten des deutschen Vaterlandes, als die Ziele und Gegenstände der Fußreisen. Er wählt vorzüglich das aus, was den Jüngling, namentlich den Studenten am meisten interessiren muß; er gibt aber keine trockene Statistik, sondern knüpft die Aufzählung aller jener Merkwürdigkeiten an die Routen seiner eigenen zahlreichen Reisen. Findet man auch keine statistische Vollständigkeit, so genügt das Buch doch seinem Zweck vollkommen, und gewährt eine große Auswahl von Reisen, die andere Jünglinge ihm nachmachen können. In der dritten Abtheilung des Werks endlich finden wir ein reiches Verzeichniß von Reisehülfsmitteln, Landcharten, Büchern, welche der Verfasser durch eigene Erfahrung geprüft hat. Die praktische Brauchbarkeit des ganzen Werkes erhellt daraus, daß es schon jezt die zweyte Auflage erlebt hat.

Digitized by Google

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. September 1826.

Geschichte.

Memoires de Mr. de Falckenskiold, etc. Paris, chez Treuttel et Würz. 1826. (441 S. gr. 8.)

Eines der wenigen Ereignisse aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, deren Andenken nicht durch den Strom ungeheurer Begebenheiten, welche die französische Revolution herbeygeführt hat, verschlungen worden ist, bleibt immer das Schicksal des unglücklichen Grafen Struensee; und so viel auch schon darüber geschrieben worden ist, wird jede neue Aufklärung über sein Wirken, so wie über seinen Fall, die Aufmerksamkeit denkender Leser erregen. Dieses Interesse ist leicht erklärlich und wohlverdient. Struensee erhob sich wie ein glänzendes Meteor aus der Nacht eines wenig bekannten und bis dahin, sowohl als seitdem der Aufmerksamkeit weniger würdigen Staates, er erschien wie ein höheres Wesen mitten unter den Mißgeburten eines verdorbenen Hofes und eines sklavischen Volkes; er wollte die Mißbräuche abschaffen, er wollte im Namen und durch die königliche Gewalt, die er in den Händen eines kindischen Königs leitete, die Wiedergeburt des Staates, der Nation herbeyführen; er fiel, wie jeder fallen muß, der unter kleinen Menschen, der mit Sklaven und Höflingen etwas Großes ausführen will. *) Sein Fall zog zugleich eine liebenswürdige Frau, seine Königin, mit in's Verderben, und man mag sie nun als das Opfer ihrer Neigung zu einem ausgezeichneten Manne, oder der Verläumdung seiner und ihrer Feinde ansehen, so vermehrt die Verknüpfung ihres Schicksals mit dem Sturze Struensee's das Interesse, das wir für diesen fühlen. Abgesehen aber von diesem persönlichen Interesse, ist dieses Ereigniß auch aus einem allgemeinern Gesichtspunkte, gerade für unsere Zeiten wichtig. Während Menschen, die sich ausschließlich ihrer Treue gegen die Fürsten und ihrer aufopfernden Ergebenheit für ihren Dienst rühmen, diese am besten dadurch zu beweisen glauben, daß sie den Fürsten sogenannte freye Verfassungen und Constitutionen als Beeinträchtigungen ihrer Rechte, als gefahrdrohend für die Sicherheit und Ehre des Throns, des Fürsten und der Dynastien schildern, während sie es für ihre Pflicht halten, überall die Fürsten zur Festhaltung oder Wiedererlangung ihrer sogenannten unumschränkten Gewalt aufzumuntern, ist es nicht überflüssig, durch Beyspiele aus der Vergangenheit, aus der guten alten Zeit zu zeigen, was es eigentlich mit dieser unumschränkten Gewalt für eine Bewandtniß hatte. Wir sehen hier einen unumschränkten Herrscher — einen König, der nur unter der **Bedingung** der unumschränkten Herrschaft die Krone trägt — aus den Händen eines Günstlings in die eines andern fallen. Der unumschränkte König wird gewaltsam überfallen, aus seinem Bette gerissen, seine Gemahlin wird in den Kerker geworfen, sein Günstling, der Mann, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hat, einem schmählichen Tode preißgegeben, es wird ihm der Gebrauch einer Gewalt zum Verbrechen gemacht, die er nur im Namen des unumschränkten Königs ausübte und ausüben konnte. Wenn solche und so viele ähnliche Beyspiele den Fürsten selbst jene unumschränkte Gewalt verleiden könnten, wenn wir den jüngst verstorbenen König von Portugal in seiner neuerworbenen unumschränkten Gewalt die Zeit der Cortes zurückwünschen hören, *) so dürfen wir uns mit Recht verwundern, daß es noch einen Minister oder Günstling gibt, der ein heimlicher oder offener Freund der unumschränkten Herrschaft seyn mag. Es gehört ein hoher Grad von Selbstverläugnung, von Heroismus dazu, der Ruhe und Sicherheit zu entsagen, welchen die Responsabilität dem Minister in konstitutionellen Regierungen gewährt, um sich dem Schick-

*) Sein Charakter, sein Wirken, seine Lage gibt ihm das Recht, neben dem gewaltigen Pombal, seinem Zeitgenossen, genannt zu werden, der, vielleicht noch unglücklicher, seine Schöpfungen überlebte.

*) Der König von Portugal äußerte einige Zeit vor seinem Tode gegen einen Vertrauten: „Ich sage Niemanden etwas; aber ich bin jezt eben so schlimm daran als zur Zeit der Cortes, oder noch viel schlimmer,“ mit einem tiefen Seufzer.

fale der unzähligen Minister auszusehen, welche unter absoluten Regierungen seit Anbeginn der Welt verbrannt, gehängt, geviertheilt, geblendet oder auf andere Art responsabel gemacht worden sind. Welchem Minister ist dagegen seit der französischen Revolution in konstitutionellen Staaten ein Haar gekrümmt worden? fragen wir. Wenn Herr von Villele die Wahrheit sagen will, wird er gestehen, daß unter einer unumschränkten Regierung die errores loci in den spanischen Rechnungen ihm den Kopf oder doch das Portefeuille gekostet hätten — und doch zweifelt man an seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an die Charte? Oder sollte Hr. von Villele sich einbilden, daß in der guten alten Zeit nur die Pombals, die Struensee's etwas zu fürchten hatten? — darin möchte er allenfalls Recht haben.

Hr. von Falkenskiold, der Verf. vorliegender Memoiren, ward selbst in Struensee's Sturz verwickelt, ohne einen großen Theil an seiner Macht oder an seiner Gunst gehabt zu haben: 1738 auf der Insel Seeland geboren, diente er mit Auszeichnung in den französischen und russischen Heeren und ward 1772 von Struensee nach Dänemark zurückberufen, und theils in diplomatischen Sendungen, besonders aber bey der neuern Organisation der Armee gebraucht. Bey Struensee's Fall ward er zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der kleinen Festung Munkholm bey Drontheim verurtheilt, jedoch nach fünf Jahren freygelassen. Seit dieser Zeit lebte er größtentheils auf einem kleinen Landgute bey Lausanne den Wissenschaften und dem Umgang seiner Freunde. Er starb 1820, und die Herausgabe seiner Memoiren ward von seinem Freunde, Hrn. Secretan in Lausanne, besorgt. Die Nothwendigkeit einer gänzlichen Reform in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des bürgerlichen Lebens in Dänemark, die Zweckmäßigkeit vieler der von Struensee getroffenen und eingeleiteten Reformen, seine Fehlgriffe und irrigen Ansichten in manchen andern, und die unvorsichtige und übereilte Art, womit andere an und für sich nützliche Verbesserungen eingeführt wurden, finden wir hier klar und bündig dargestellt. An der Reinheit seiner Absichten bleibt kein Zweifel: was ihn in's Verderben stürzte, waren nicht seine wirklichen Fehlgriffe, sondern die Feindschaft der Menschen, welche ihren Vortheil in den Mißbräuchen fanden, die er abschaffte, und sein blindes Vertrauen auf die Gunst eines Königs, der keinen eigenen Willen hatte, und den ein gewaltsamer Ueberfall in die Hände seiner Feinde brachte. Daß unter solchen Umständen und in einem solchen Lande an keine ordentliche, gesetzliche Untersuchung zu denken sey, ließ sich erwarten, und die Stücke der Prozedur, welche dem Berichte des Hrn. von Falkenskiold beygefügt sind, zeigen alle empörenden Absurditäten der zum Mord gemißbrauchten Gesetze. Der Raum verbietet uns, dem Verfasser in diesem Theile seiner Erzählung zu folgen, wir empfehlen sie jedem, der sich über den Gegenstand unterrichten will. Neu sind einige Aufschlüsse in Hinsicht des Verhältnisses, worin Struensee mit der Königin gestanden hatte, oder gestanden zu haben angeschuldigt war. In der von seinem Anwalte aufgesezten Vertheidigung, wozu diesem jedoch nur ein Tag Zeit gegeben wurde, gestand er dieß Verhältniß selbst ein, und rief deßhalb die Gnade des Königs an, während er alle andern Anklagepunkte läugnete oder sich rechtfertigte. Es scheint jedoch, als wenn man den unglücklichen Mann durch die Drohung des Falles, und durch Versprechungen, daß er dadurch sein Schicksal mildern würde, ohne der Königin zu schaden, zu diesem Geständniß verleitet hatte. Der Rath Schack brachte der Königin dieß Bekenntniß zur Unterschrift nach Kronenburg, wo sie gefangen saß. Sie äußerte anfangs einen heftigen Unwillen, als er ihr Verhältniß zu Struensee berührte. Schack gab ihr jedoch zu verstehen, daß Struensee eine sehr grausame Strafe zu fürchten habe, wann seine Aussage falsch sey; hierauf besann sich die Königin einen Augenblick, und sagte dann: „Glauben Sie also, daß ich dem Unglücklichen das Leben retten werde, indem ich diese Aussage unterschreibe?“ Schack antwortete durch eine tiefe Verbeugung. Die Königin ergriff nun rasch eine Feder und unterzeichnete den ersten Buchstaben ihres Namens, dann fiel sie aber in Ohnmacht und Schack vollendete die Unterschrift. Diese Unterhandlung erwarb dem Rath Schack die Gunst der herrschenden Parthey in hohem Grade, die ihn, so wie alle Zeugen und Richter, in dieser Sache reichlich belohnten. Die Aussagen der Zeugen beschränken sich übrigens auf nichtsbedeutende Dinge, oder unbestimmte Gerüchte und Verläumdungen, und es existirt durchaus kein gültiger Beweis für die Wahrheit von Struensee's Aussage. Die Königin lebte später in Zelle in großer Zurückgezogenheit als Wohlthäterin der Armen. Sie endete ihr schmerzvolles Leben 1775. Hr. Roques, französischer Prediger in Zelle, der wegen Vertheilung der Almosen die unglückliche Fürstin täglich besuchte, sah sie wenige Augenblicke vor ihrem Tode. Obgleich sehr schwach, war sie noch bey völliger Besinnung. Nachdem er die üblichen Gebete gesprochen hatte, sagte sie mit neubelebter Stimme: „Hr. Roques, ich werde jezt vor Gott erscheinen; ich betheure, daß ich an den Verbrechen, deren man mich angeklagt hat, unschuldig bin, und daß ich meinem Gemahle nie untreu geworden bin.“ Sie hatte dieser Vorfälle nie zuvor gegen Hrn. Roques erwähnt, aus dessen eigenem Munde Hr. von Falkenskiold diesen Bericht gehört und sogleich aufgeschrieben hat. Einer der Anklagepunkte gegen Struensee und Brandt, der bekanntlich mit ihm hingerichtet wurde, war der, daß Brandt den König

Digitized by Google

thätlich mißhandelt und Struensee ihn dazu aufgefordert habe. Die eigentlichen Umstände dieses Vorfalles geben ein trauriges Bild des Königs und des Hofes, und vermehren das Mitleiden, das wir für die Königin empfinden. Der König verlangte nämlich von seinen Günstlingen, daß sie sich mit ihm herumbalgen sollten, und die Vorgänger Struensee's hatten sich gerne dazu hergegeben. Struensee hatte Brandt diese ehrenvolle Rolle zutheilen wollen, allein dieser mochte sich nicht darauf einlassen, bis ihn der König selbst thätlich beleidigte und ihm in Gegenwart der Königin eine Zitrone an den Kopf warf, um ihn zur Balgerey zu bringen. Brandt klagte nun Struensee seine Noth, und dieser rieth ihm, dem König seinen Willen zu thun, was Brandt endlich auch wirklich that. Doch scheint es, daß es dabey so derb zu Werke ging, daß es dem König zu viel ward.

Außer dem Bericht über Struensee enthalten diese Memoiren Betrachtungen des Verf. über die Feldzüge gegen die Türken in den Jahren 1769 und 70; in denen er sich selbst sehr auszeichnete. Er gibt ein trauriges Bild von der Organisation der damaligen russischen Heere, und der Unwissenheit ihrer Anführer. Beyde schienen darin zuweilen mit den Türken zu wetteifern. Da diese Bemerkungen gegenwärtig keine Anwendung mehr finden, so übergeben wir sie. Endlich enthält dieser Band noch eine Abhandlung über die Kriegsmacht des Königs von Dänemark. Die Ideen, welche darin entwickelt werden, waren es zum Theil, um derentwillen der Verf. mit in Struensee's Sturz gezogen wurde.

Romane.

(Fortsetzung.)

Henriette oder die schöne Sängerin, eine Geschichte unserer Tage, von Freymund Zuschauer. (Leipzig bey Herbig, 1826.) Es ist Schade, daß dieser vortrefflich geschriebene Roman uns nur den Wunsch erweckt, der Verfasser möchte so gut etwas Besseres geschrieben haben. Der Gegenstand entspricht dem großen Talent der Darstellung nicht. Das Ganze ist eine Satyre, ziemlich unwürdig des ächten Genies, voll Spott gegen Personen, die entweder keinen Spott verdienen, oder nicht einmal des Spottes werth sind, gegen allerley Volk auf dem literarisch-theatralischen Markte Berlins, wovon einige schwerlich um die Achtung zu bringen seyn dürften, welche sie genießen, andere aber einer so guten Satyre gar nicht werth sind. Zugleich dreht sich der Roman in bloß lokalen Verhältnissen herum. Das Original zu all den komischen Karikaturen, die uns hier aufgeführt werden, kann nur der kennen, der gegenwärtig in Berlin selbst lebt, und diese Kenntniß ist überall vorausgesezt, daher dem Fremden oft die beste Anspielung ungenießbar bleibt. So zweydeutig indeß der Werth einer persönlichen und örtlichen Satyre an sich seyn mag, so unzweydeutig ist das Talent, womit der Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat. Die ganze Anordnung ist gefällig, die Sprache lebendig, fein, liebenswürdig, siegreich. Der Mittelpunkt des reichen Gemäldes ist eine schöne Sängerin, die alle Köpfe verwirrt, und hier die Bewunderung, dort den Neid in Flammen sezt. Eine Schaar adeliger Müßiggänger, Theaterfreunde, Dichter und Recensenten versammelt sich um die neue Sonne und kribbelt und wibbelt wie ein Heer von Mücken um sie her, wetteifernd, wer zuerst in die Flamme sich stürzen könne. Auf der andern Seite setzen die über Henrietten vernachlässigten Schauspielerinnen alle Künste der Verführung und Intrigue in Bewegung, um das Feld zu behaupten. In der Mitte erscheint dagegen ein mystischer Fremder, welcher das Herz der edlen und unschuldigen Sängerin mitten aus dem Heer der ästhetischen Ungeheuer, das sie umlagert hält, siegreich davonträgt und sich zulezt als einen Grafen offenbart, und Henrietten von dem schlüpfrigen Boden der Theaterwelt hinweg als Gräfin heimführt.

Die komischen Personen des Romans sind sämmtlich Karikaturen von wirklichen Dichtern, Kritikern, Stutzern, die jezt die Berliner Sonntagsfeyer zu verherrlichen bemüht sind. Wer in Berlin bekannt ist, mag sie unschwer wiedererkennen, sogar die Namen sind ziemlich nahe gelegt. Ohne Zweifel ist nicht alles Karikatur, vieles auch bloß Portrait. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Verfasser auf eine sehr geistreiche Weise wirkliche Mängel und Thorheiten der heutigen Theaterwelt gegeißelt hat; indeß manches hat er übertrieben, und sein Spott hat oft Personen verlezt, wo er nur die Sache hätte treffen sollen. Dieß hat ihm, wie man aus Berlin vernimmt, Unannehmlichkeiten zugezogen und er ist verklagt worden.

So sehr die Satyre das Vorherrschende in dem kleinen Roman ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß die eigentliche Liebesgeschichte mit einer ungemeinen Zartheit behandelt ist. Der Verfasser ist in der süßen Sprache der Liebe nicht minder gewandt, als in der Sprache des Humors und in der feinen Persiflage. —

Leipzigs Vorzeit in acht historisch-romantischen Bildern, von Sebaldo, (Leipzig bey Weygand, 1826) enthält vier reichsbürgerlich hochnothpeinliche Delinquentengeschichten, größtentheils aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges, und vier andere bürgerliche Begebenheiten von einem glücklichern Ausgang. Der Zweck, die Sitten und das Kostüme der Vorzeit zu schildern, ist löblich; doch hat der Verfasser zu auffallend in der Manier Fouqué's geschrieben, und den Ton reichsstädtischer Biederkeit und

Digitized by Google

Frömmigkeit auf eine eben so widerliche, süßliche Weise affektirt.

Caroline, Gräfin von Thorenberg, oder die Erbin des stillen Thales, und der Jokey, zwey Erzählungen von Amalie Berg. (Neue Auflage, Erfurt bey Müller, 1826.) Heitre, gutgemeynte Gaben, aber doch von wenig innerem Werth. In der ersten Novelle wird eine junge Gräfin durch eine Hofkabale von ihrem Geliebten getrennt und zieht sich auf ihren stillen Landsitz zurück. Der Geliebte überzeugt sich von ihrer Unschuld, kommt als Landmann verkleidet auf ihr Gut zu einem Volksfest, rettet ihr auf einer Wasserfahrt das Leben, entdeckt sich und empfängt ihre Hand. Ein wenig pikanter ist die zweyte Novelle. Eine junge Fürstin entflieht dem ihr bestimmten verhaßten Bräutigam in der Verkleidung eines Jokeys und wird als solcher von einer Freundin aufgenommen, deren Gemahl aber gerade den Auftrag erhalten hat, die Entflohene aufzufangen, weßhalb der Jokey sich ihm nicht entdecken darf. Die Freundschaft der jungen Frau und des Jokey macht den Gemahl eifersüchtig, und schon neigt es sich zu einer tragischen Katastrophe, als die Mutter der Fürstin hülfreich dazwischentritt. Es ließe sich ein artiges Lustspiel daraus machen.

Die Minen von Pasco, ein Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise. (Drey Bände, Leipzig bey Taubert, 1826). Dieser Roman enthält eine Schilderung aus der südamerikanischen Revolution und ist offenbar eine Nachahmung von Coopers Lionel. Dort wird Nordamerika geschildert, hier Südamerika; dort befreyen sich die Kolonien vom Mutterlande, und hier wieder; dort wird Boston belagert, hier Lima; dort ist der Held des Romans ein englischer Officier und hier wieder, dort heirathet er eine schöne Eingeborne und hier wieder; sogar die mystische Person, der verrückt sich stellende Brutus unter den Patrioten ist nicht vergessen, bey Cooper heißt er Job und hier Joacquin. Bey so viel Uebereinstimmung möchte sich aber doch auch ein bedeutender Unterschied zwischen beyden Romanen finden lassen. Cooper schreibt wie ein Mann, und wie es die Schilderung männlicher Thaten verlangt; Frau Amalia Schoppe dagegen mischt viele weibliche Sentimentalität ein, und wenn sie auch sichtbar strebt, ihr Original in der Zeichnung fester, kecker Gestalten zu erreichen, so versagt ihr die zärtliche Hand doch allzuoft und verfällt in die weiche Manier Lafontaines, und es wird zu viel geseufzt, geweint, großmüthig gethan, entsagt und dergleichen. Sodann ist Cooper selbst geborner Amerikaner und schildert überall nach dem Leben. Dadurch erhalten seine Romane den unnachahmlichen Reiz der Wahrheit, die Homerische Natürlichkeit, die sie uns so werth, die sie selbst unsterblich macht. Dem vorliegenden Roman aber sieht man es wohl an, daß seine Verfasserin nie selbst in Südamerika gewesen ist, daß sie ihre Kenntniß des Landes und Volkes nur aus Büchern entlehnt hat. Die Lokaltöne sind verwischt, keine Gegend wird uns lebendig nach der Wirklichkeit vor das Auge gezaubert, und in den Menschen ist die nationelle Charakteristik, die bey Cooper so fein und treffend ist, entweder gar nicht beachtet, oder gänzlich verfehlt. Der junge Britte ist ein gewöhnlicher edler Jüngling und liebt ganz deutsch empfindsam und großmüthig. Der alte spanische Kaufmann, bey dem der Jüngling einkehrt, ist ein gewöhnlicher, fleißiger, deutscher Hausvater. Der eine Nebenbuhler ist ein kaltblütiger Teufel, dergleichen es weder in Spanien noch sonst in der Wirklichkeit gibt, eine Spukgestalt, eine bloße personificirte Idee der reinen Bosheit, etwa wie Franz Moor, und ungleich diesem sogar ohne allen Humor. Der zweyte Nebenbuhler ist zwar heißblütig, aber nicht wie ein Spanier, sondern wie ein rascher, gefühlvoller und treuherziger Deutscher. Der verrückte Joacquin ist noch mehr Karikatur, als sein Urbild Job, den Cooper selbst wohl ein wenig verzeichnet hat. Die übrigen Figuren stehen mehr im Hintergrunde und haben noch weniger scharfes Gepräge. Man hätte erwarten sollen, daß die Verfasserin als Weib wenigstens auf die Heldin ihres Romans einen vorzüglichen Fleiß verwenden, und in ihr mit recht romantischem Colorit eine ächte Spanierin darstellen würde; aber diese Heldin ist auch nur eine gewöhnliche, deutsche, treue, zärtliche Tochter und Braut, von nicht mehr Feuer und Muth, als man an jeder romanhaften Tugendheldin erwarten darf.

Im Ganzen nimmt sich aber der Roman doch nicht übel aus. Eine wohlzusammenhängende heroische Liebesgeschichte, eine rein sittliche Tendenz, die Vergegenwärtigung der neuesten Zeitereignisse und ihrer vielbesprochenen Helden, Bolivar, San Martin, Cochrane, endlich ein gewisser patriotischer Aufschwung und sogar ein liberaler Enthusiasmus geben dem Roman viele Reize und ein zeitgemäßes Interesse.

Die Erzählungen und Novellen von Cecilie (Neue Auflage, Erfurt bey Müller, 1826) sind von sehr verschiedenem Gehalt. Die erste Hälfte des Buchs nimmt eine Erzählung: Clementine, ein, die von der Herausgeberin selbst herrührt und uns eine gewöhnliche moderne Liebesgeschichte zwischen einem verarmten Mädchen und einem reichen vornehmen Herrn, der sich ihrer annimmt, darbietet, dergleichen schon oft genug in Almanachen vorgekommen sind. Die andere Hälfte des Buchs nehmen eine Menge kleinere und größere Anekdoten ein, die nach älteren italienischen Novellisten bearbeitet sind, größtentheils Pfaffenschwänke betreffen, und weder im Ton noch Inhalt mit der ersten Erzählung harmoniren.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. September 1826.

Criminal-Proceß.

Diplomatischer Bericht über die revolutionären Drohbriefe, welche bey dem Kurfürstlichen Hoflager zu Cassel eingegangen, von Johann von Horn. Zerbst, bey Kummer, 1826.

Wer noch an Wunder glaubte, müßte die segenvolle Erscheinung des Herrn von Horn in dem berüchtigten hessischen Criminalproceß einer innerlichen Erweckung, einer unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung zuschreiben. Die Erscheinung ist äußerst auffallend. Ein Mann, der ruhig außerhalb Hessen lebt und nichts mit jenem Proceß zu schaffen hat, widmet ihm aus freyen Stücken seine Aufmerksamkeit, erkennt die Unschuld der Angeklagten, ahnet den wahren Verbrecher und mischt sich nicht ohne Gefahr in die schwierige Sache, um sie an Ort und Stelle gründlich aufzuklären. Es gehörte ein ungemeiner Muth dazu, der mächtigen Parthey des noch unentdeckten Verbrechers die Stirn zu bieten, und ungemeine Klugheit, ihn zu entlarven. Horn besaß beydes und stand dem Ungewitter unerschütterlich ohne Rücksicht auf sich selbst, mit dem festen Entschluß, die vielen unschuldig Verfolgten zu retten und der Gerechtigkeit ihr Opfer zu geben. Er hat gesiegt und erntet jetzt die Früchte seiner redlichen Bemühungen, den Dank, den ihm ganz Deutschland zollen muß. Was er gethan, legt er in seiner neuen Schrift uns nunmehr vollständig vor Augen, und wir wollen es ihm nicht verdenken, daß er mit gerechtem Stolze auf seine Arbeiten und Gefahren zurückblickt. Er hat ein Recht, sich zu freuen. Das Glück war im Bunde mit der Tugend, und Horn hat doppelte Lorbeeren um sein Haupt gewunden, von denen wenigstens einer den Vertheidigern des Jean Calas oder Fonk mangelt. Der Verfasser bezweckt mit der vorliegenden Schrift zunächst eine treue, geschichtliche Darstellung des ganzen Processes, sodann eine Mahnung an das Vaterland, die Nutzanwendung davon ja nicht außer Acht zu lassen. Er zeigt die verderblichen Folgen des falschen Argwohns der Regierungen gegen treue Unterthanen, er hebt an einem auffallenden Beyspiel hervor, welcher Mißbrauch mit der Demagogenriecherey, mit den Verdächtigungen, mit den Proscriptionen getrieben werden könne, und er verfehlt nicht zu gestehen, daß auch das herkömmliche römische Rechtsverfahren vielfache Schuld an den vorgefallenen Ungerechtigkeiten trage. Er sagt S. 4: „Möge meine Schrift auch dazu beytragen, das Verderbliche jener Geheimnißkrämerey an's Licht zu setzen, welche in Ländern, in denen die peinliche Gerichtsordnung Karls V. herrscht und keinerley Art des öffentlichen Verfahrens stattfindet, bey einer Criminaluntersuchung für so nothwendig gehalten wird."

Die Geschichte des Processes ist in einer gedrängten Uebersicht folgende. Im Jahr 1823 erhielt der Churfürst von Hessen in dem Bade Nenndorf den ersten Drohbrief, und bald darauf noch immer mehrere. Es wurden darin Veränderungen in der Verfassung des Landes verlangt, der Churfürst selbst, die Gräfin von Reichenbach und einige hohe Staatsdiener angeklagt und beschimpft, und endlich Drohungen ausgestoßen, eine Menge Personen seyen verschworen, den Churfürsten zu ermorden, falls er den Briefen keine Folge leisten würde. Die Handschriften der Briefe waren verschieden, so daß wirklich mehrere Personen im Spiele zu seyn schienen. Der Churfürst hegte wirklich Besorgnisse, und sein Oberpolizeydirektor Manger bestärkte ihn darin und traf unerhörte Anstalten, das Verbrechen zu entdecken. Mit unumschränkter Vollmacht unterwarf er das Land der strengsten öffentlichen und geheimen Polizeygewalt. Der Churfürst wurde wie in einer Festung bewacht, die Fremden und Reisenden wurden in ihrer Freyheit beschränkt, und noch im Jahr 1823 nicht weniger als 2544 Personen in dem kleinen Churfürstenthum arretirt. Man setzte einen Preis von 10,000 Thalern auf die Entdeckung des Verbrechers, für die übrigen großen Anstalten wohl zu wenig, wozu aber Manger, wie nachher erhellen wird, Grund haben mochte. Ein Facsimile der Handschriften wurde überall vertheilt, um dadurch den Schreibern jener Briefe auf die Spur zu kommen, und es fehlte natürlich nicht an Personen, die ähnliche Handschrift hatten und deßhalb in strenge Haft kamen. Sie waren aber alle

Digitized by Google

unschuldig und man entdeckte nichts. Manger suchte die Thäter zuerst in den niedern Classen, wo sie offenbar nicht gefunden werden konnten, und sezte dieß Spiel so lange fort, bis Herr Professor von Horn in Münden, welcher die großen Mängel dieser Untersuchung erkannte, seine erste Schrift darüber herausgab. Er behauptete darin, daß die Verhafteten unschuldig seyen, daß man den Verbrecher nicht in den niedern Classen, sondern in den höchsten suchen müsse, und daß nur ein Mann, der dem Throne nahe stehe und seine Geheimnisse kenne, die Briefe geschrieben, daß nur ein Mann, der völlig unverdächtig bey Hofe Zutritt habe, sie in den innern Gemächern troz der starken Wachen habe fallen lassen können. Durch dieses Buch wurde der Oberpolizeydirektor selbst verdächtig. Er hatte an Horn, der ihn früher um Mittheilungen zum Behuf seiner Arbeit gebeten, ablehnend geschrieben, ihm aber einen gewissen Windemuth, der in seinem Bureau arbeitete, zugeschickt, der ihm falsche Nachrichten mündlich überbringen mußte, um ihn bey seiner Arbeit irre zu leiten. Da jezt das Buch erschien, machte sich Manger noch verdächtiger, indem er ein Manifest dagegen erließ, es insgeheim aufzukaufen suchte und bey seinen Unterhandlungen eine merkliche Angst verrieth. Da in einem der Drohbriefe eines churfürstlichen Familiengeheimnisses erwähnt war, um das nur Manger, der Archivar Müller und ein dritter unverdächtiger Mann wußten, so leitete Manger den Argwohn auf Müller und ließ ihn verhaften. Ein gleiches Schicksal widerfuhr auf Mangers Antrieb dem Herrn Murhard in Frankfurt, und das ganze Volk war in Furcht und Zittern vor dem gewaltigen Manne, der auf einen bloßen Verdacht hin Jedermann in einen schrecklichen Kerker werfen lassen konnte.

Da aber Horn persönlich vom Churfürsten berufen in Cassel erschien, nahm der Proceß eine andere Wendung. Manger hatte die Eifersucht der Untersuchungskommission gegen den Fremdling, der heller sehen wollte, als sie, aufzuregen gewußt; er klagte Horn selbst an und suchte ihm auf jede Weise heimlich und öffentlich zu schaden, ihn in Verwirrung zu bringen, die Untersuchung auf andere Punkte zu lenken. Horn behielt aber unerschrocken den Blick auf ihn selbst gerichtet, und Manger mußte die Rolle des Anklägers bald mit der des Vertheidigers vertauschen. Zuerst kam Windemuth in Verhaft, er läugnete die falschen Nachrichten von Manger an Horn gebracht zu haben, läugnete auch anderes in der Verwirrung ohne Noth, und gestand endlich. Horn entdeckte auch einen falschen Poststempel auf Mangers erstem Brief an ihn, und schloß daraus auf gleichen Betrug bey den Drohbriefen. Der bekannte Haß Mangers gegen die Gräfin Reichenbach und andere in den Drohbriefen verunglimpfte Personen, und der große Vortheil, den er aus der Macht seines Terrorismus zog, so lange er den Churfürsten schrecken und das Land polizeylich tyrannisiren konnte, seine Mitwissenschaft um das erwähnte Familiengeheimniß, der Umstand, daß troz der Wachen und selbst nach der Verhaftung Müllers noch neue Drohbriefe gefunden wurden, und noch mehrere andere Umstände erweckten endlich gegen den Polizeydirektor selbst den stärksten Verdacht, und er ward sammt der ganzen polizeylichen Centralbehörde, als seinem vertrauten Anhange, im Mai 1824 gefangen gesezt in dem Augenblick, da er den Churfürsten beredete, Cassel zu verlassen, um dann allein und nach seiner Willkür den Proceß leiten zu können. Seitdem wurden die Unschuldigen sämmtlich entlassen, der Terrorismus hatte ein Ende, und es erschien auch kein einziger Drohbrief mehr. Von den neuen Gefangenen wurden zwey unschuldig befunden und wieder befreyt, die übrigen sind noch im Kerker.

So stellt Herr von Horn die Sache dar, und nur so weit scheint sie das Publikum angehen zu dürfen. Bleiben etwa noch Fragen übrig, so liegt deren Beantwortung wenigstens über unserem Gesichtskreis und vielleicht auch über den des Herrn von Horn hinaus.

Der Verfasser findet noch nöthig zu bemerken: „Auch der Rechtfertigung der akademischen Zöglinge wird meine Schrift nützen, wie denn in dieser Hinsicht meine Arbeiten ohnehin bereits ersprießlich gewesen. — Zufolge der, vor Erscheinung meines Buchs über die Verschwörung ꝛc. angenommenen Meynung, als seyen die Universitäten der Heerd politischer Umtriebe und Revolutionen, glaubte man auch von dorther den Ursprung der Casseler Drohbriefe herleiten zu müssen, und es ist in der That mehr und strenger nachgeforscht, als ich mir erlaubt habe öffentlich zu erzählen. Auch diese, zum Theil mit der größten Feinheit geleitete Nachforschung hat die Universitäten hinsichtlich des Ursprungs der Drohbriefe vollkommen gerechtfertigt. Jene Intrigue, mit welcher ein Staatsdiener seinen Souverän umsponnen hatte, war in der That zu künstlich angelegt, und mit zu vieler Erfahrung in Dienstsachen abgehandelt, als daß sie von Studierenden in Göttingen oder Marburg hätte herrühren können.“

Dichtkunst.

Odes nouvelles de Kalvos, suivies d'un choix de poésies de Chrestopoulo. Paris chez Jules Renouard. 1826. (252 S. kl. 8.)

Das Interesse, welches die durch französische und deutsche Uebersetzungen bekannt gewordenen Volkslieder

Digitized by Google

der Griechen mit vollem Rechte erregt haben, darf uns nicht verleiten, diejenigen Früchte der neuern griechischen Literatur zu vernachlässigen, welche einer andern Gattung der Poesie angehören — wenn es überhaupt mehr als eine Poesie gibt. Die Oden des Kalvos würden in der Literatur eines jeden Volkes einen ehrenvollen Platz verdienen; sie haben aber durch die Umstände, unter denen sie erscheinen, durch das Vaterland des Dichters, durch die Gegenstände, die es besingt, ein doppeltes Recht auf unsere Aufmerksamkeit. Was auch der endliche Ausgang des Freyheitskampfes der Hellenen seyn mag, eine Sache, die durch den Heldentod eines Bozzaris, durch den Untergang von Missolunghi, durch die kühnen Thaten eines Canaris, durch die Gesänge eines Byrons und eines Kalvos verherrlicht worden, steht nicht mehr unter der Herrschaft des Zufalls oder der Politik, sie hat gesiegt, weil sie der Geschichte und der Poesie angehört.

Indem wir unsern Dichter neben Byron nannten, haben wir ihm einen Ehrenplatz gegeben, der ihm in mancher Hinsicht gebührt. Die wenigen Proben, die wir in wörtlicher Uebersetzung geben können, werden hoffentlich den Leser am besten überzeugen, daß Byron sich des Hellenen nicht zu schämen hat. *) „Eher mögen die wilden Wogen des Meeres mein Vaterland verschlingen, wie einen verlassenen Nachen. — Eher möge über das feste Land und über die Inseln der Flammen Glut sich verbreiten, die Wälder verzehren und die Städte und die Völker und ihre Hoffnungen. — Eher mögen die Hellenen zerstreut auf der Erde umherirren und mit flehender Hand das Mitleid der Völker anrufen — ehe sie einen Schirmherrn annehmen. Nie haben mich die Namen der Großen geblendet, nie hat der Throne Glanz mein Staunen erregt......... Wir, wir haben gestritten für den Sieg des Kreuzes, und ihr habt heimlich denen Hülfe geleistet, die das Kreuz der Wahrheit bekämpfen. — Ihr verehrt das Kreuz bey euren Völkern, um die Tyranney zu befestigen; um sie zu befestigen, habt ihr in Griechenland das Kreuz verfolgt. — Und jetzt bietet ihr uns die Hand, um uns zu schützen! Zieht sie zurück, Gott sieht und straft die Treulosigkeit. — Als die Eiche noch jung und schwach sich vor dem Sturmwind beugte, da bedurfte sie des Schutzes, jetzt ist sie stark und ihre eigene Kraft genügt ihr. — O Hellenen! faßt fester nur den Griff eurer Schwerdter; hebt euren Blick empor zum Ewigen, der euer einziger Schutz ist. — Und wenn der Herr, wenn eure Schwerdter euch verlassen, so ist es besser, daß wieder auf dem Cithäron wiehern der Türken wilde Renner — als daß!... ja, je grausamer, je blinder die Tyranney ist, desto schneller zerreißen ihre Ketten. — Keine Leidenschaft reißt mich fort: einsam laß' ich meine Saiten tönen und stehe sinnend an dem Rande meines Grabes." — Wir haben diese Ode zuerst angeführt, weil sie gewissermaßen die persönliche Ansicht des Dichters über eine für das Schicksal Griechenlands so wichtige Frage ausspricht, und weil uns diese Ansicht für das Bild, was wir uns so gerne von dem Dichter machen, nicht gleichgültig schien. Mehr poetischen Werth hat die 3te Ode (τα ἡφαιστια) die Brander. „Ihr grünen duftenden Inseln des ägeischen Meeres, einst glückliche Wohnung der Lust und Wonne. — Wo sind jetzt eure reizenden Jungfrauen, deren Seele Glut war, deren Lippen frisch wie Rosen, deren Busen weiß wie reine Milch? Vergebens blühen in euren fruchtbaren Gärten Jasmin und Lilien; sie sind verlassen und keine sorgsame Hand erfrischt sie mit klarem Wasser. — Die Wälder, die Thäler, wo einst der Ruf der Jäger wiederhallte, sind stumm und einsam heulen die herrenlosen Hunde — frey und ohne Zügel stürmt das Roß durch verlassene Weinberge und auf seinem Rücken fühlt es nur des Sturmwinds Sausen. — Und ohne Scheu schweben die Raubvögel, Wolken ähnlich, von den Gebirgen nach dem Ufer herab. — Am Ufer sah ich wohl im Sande die Spuren von Männern und von Kindern; aber wo sind die Kinder? wo sind die Männer? — Welch gräßlicher Anblick umgibt mich! — was sind es für blutige Leichname, die auf den Wogen schwimmen? was für verstümmelte Köpfe? — Ihr Strahlen der Morgensonne, warum leuchtet ihr? Gefällt denn dem Blicke der Himmelsbewohner das Wüthen der Mörder? — Schöpfer der Welt! Vater der unglücklichen Sterblichen! wenn Du das Verderben unseres ganzen Volkes willst, wenn Du es gebietest — dann beuge ich meine Kniee vor Dir, und mein stolzes Haupt, das sich vor Königen nie gesenkt, küsse den Staub. — Zu Deinen Füßen liegen die Hellenen demuthsvoll; befiehl, und wenn es Dein Wille ist, so möge das Feuer Deines Zorns auf unsere Häupter fallen. — Doch Du bist barmherzig, und wir rufen Deinen Beystand an. Ich sehe, ich sehe auf dem Meere heranfliegen die Flotte der wilden Muselmänner. — Schaut, wie die Sonne ihre Seegel vergoldet, wie die Wogen glänzen von den Strahlen ihrer Schwerdter. — Der Schall von tausend Zymbeln ertönet von den schwankenden Kielen, die Luft erschütternd, und aus dem wilden Toben erhebt sich der Barbaren Gesang .... Doch schnell wie der Kranich mit weitgestreckten Flügeln, sah ich zwey Schiffe nahen, schwarz und drohend. — Es verstummt das Toben der Zymbeln, es verstummt der stolze Hohngesang der Barbaren. — Ich höre nur noch das Sausen des Windes, der gewaltig dahinfährt durch den Wald der Maste und des Tauwerks. — Ich höre nur des

*) Folgendes ist die sechste Ode: „das Gebet αἱ εὐχαι."

Meeres Brausen und die Schiffe, einem grossen Strome gleich, der sich an Felsen bricht. — Da ertönt der Ruf des Schreckens! — Angst und Verwirrung verbreitet sich nach allen Seiten und zur Flucht entfalten sich Segel ohne Zahl. — Die Furcht macht das Meer zu enge, und zerschmetternd stürzen Schiffe sich auf Schiffe und den Schiffer verschlingt die Woge. — Ha! wie ist vor meinen Augen die zahlreiche Flotte vernichtet! Ich sehe nichts als Wirbel von Rauch und Flammen sich zum Himmel erheben. — Und siegreich aus des Meeres Feuersbrunst (θαλασσιου πυρκαϊας) sah ich wieder hervorschweben die zwey wunderbaren Schiffe, schwarz und drohend. — Sie fliegen! und am fernen Horizonte verschwinden sie dem Auge. Als sie dahinsegelten, da ertönte Siegesgesang, und die Welt hat ihn gehört. — Canaris! — Und die Stimme der Völker antwortet: Canaris! — Und durch Jahrhunderte hallt es nach: Canaris!" — Wir haben einige Strophen ausgelassen, welche diese Oden unnöthig verlängern.

Der Einfluß, den Byron auf den Dichter gehabt hat, zeigt sich besonders in der siebenten Ode: „die Vision" (το Φασμα), wovon wir hier einige Bruchstücke geben, in der Hoffnung, dadurch zu einer würdigern Uebertragung aufzufordern. „Die bejammernswerthen Trümmer des Schiffbruches sah ich vorübertreiben. Eine Leiche, frisch gemordet . . . der Leichnam einer Königin scheint es zu seyn. — O Griechenland! Seht die Tausende von Kindern, die vorüberziehen, in Windeln noch gehüllt, und in der Brust steckt schon der Dolch! — Seht die Jungfrauen und die klagenden Mütter vorübertreiben, einst glänzte ihre Zahl wie die Gestirne des Himmels; sie waren so glücklich . . . und die Todesstunde hat sie fortgerissen! — Und die Rosen ihrer Kränze sind zerrissen, ihre weißen Busen sind entblößt, entweiht unter den Lippen wilder Barbaren. Doch neue Gestalten ziehen vorüber — streitbare Männer sind es, kühne Schiffer, tapfere Führer und die folgsame Schaar des Volkes. — Vergebens haben sie das Schwerdt gezogen, vergebens haben sie den Lorbeer gepflückt, ihre Hoffnungen alle entriß der Sturmwind plötzlich. Oede ist jezt das Meer; doch in der Ferne sah ich Land und Inseln, gleich Wolken an dem Abendhimmel. — Zerstörte Städte sind dort, und die Trümmer von Pallästen und von Tempeln; der Pflug verlassen, und das Ruder und die Waffen. Kein lebendiges Wesen ließ das Schicksal auf diesem Schauplatz, um den frühen Untergang des Volkes zu beweinen. — Groß, furchtbar, mit ausgebreiteten Flügeln schwebt, wie ein unbeweglicher Adler, die Zwietracht in der Luft. — Ich, ich habe das Volk von der Erde vertilgt, und freue mich der Verwüstungen, mit denen ich sie bedeckt. So spricht sie u. s. w." — Die Sammlung enthält außer denen, wovon wir Proben gegeben haben, noch sieben Oden: „die britannische Muse," dem Andenken Lord Byron's geweiht — „an Psara" auf den Trümmern von Ipsara. Diese Ode feyert am Schlusse den Heldentod der Ipsarioten, die sich mit den Türken in die Luft sprengten, in diesen Worten: „O Vaterland! empfange das freywillige Opfer deiner Kinder! Ein Blitz! die Erde bebt und Helden schlafen unter dem hohen Grabeshügel. — Und auf den grossen Trümmern steht die Freyheit und zwey Kränze hält sie in der Hand, der eine von irdischem Laube, von Sternen der andere." —

Die vierte Ode: „An Samos," ist vielleicht die schwächste. — Die fünfte: „an Suli," feyert den Tod des Markos Bozzaris. — Die achte: „an die Siegesgöttin," hat schöne Stellen, aber zu wenig Zusammenhang in den Ideen. — Die neunte: „der Verräther," spricht den Fluch des Dichters über den Verräther Varnakides aus. „Er wendet den Rücken, er flieht, der Verräther! er flieht! und schleppt seine dunklen vergifteten Waffen nach sich. Seine Brust ist eine Hölle. — Er hat das Kreuz und die Hellenen verlassen; er hat den Türken die Hand gereicht als Freundschaftspfand, er hat sich gebeugt vor dem Gesetze der Barbaren! — Ueber ihm schwebt eine finstere Wolke, und begleitet ihn wie ein unbeweglicher Blitz die immer wache Vergeltung. — O Varnakiote, Du fliehst und der Schall deiner Tritte ertönt, als wenn Du auf der hohlen Decke eines tiefen Abgrundes wandeltest. — Wenn Du müde von der Flucht Dich zur Ruhe lagerst, dann lagert sich das furchtbare Bewußtseyn neben Dich und verwandelt die Gräser in Schlangen," u. s. w. „Unseliger Du hast den falschen Weg gewählt: Die Hellenen, die Du verriethest, bewundert die Welt und nennt sie Helden — Und der Varnakiote ist verachtet. Suche nach Deiner Schmach Dir ein Grab, der ganzen Welt verborgen." — Die zehnte Ode: „der Altar des Vaterlandes" ist ein Aufruf an die Hellenen.

Den Oden des Kalvos sind einige Gedichte von Chrestopulo beygefügt. Ihr Inhalt, es sind anakreontische Liebes- und Trinklieder, beweist schon, daß sie aus einer frühern Zeit sind, und was auch sonst an ihnen gefallen mag, so passen sie nicht in die große ernste Zeit, die jezt für Griechenland aufgegangen ist, weßhalb wir es auch nicht für nöthig halten, Proben davon zu geben.

Digitized by Google

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. September 1826.

Chinesische Literatur.

Werke des tschinesischen Weisen Kung-Fu-Dsü und seiner Schüler. Zum ersten Mal aus der Ursprache in's Deutsche übersezt und mit Anmerkungen begleitet von D. Wilhelm Schott. Erster Theil. Lün-Yü. Halle, in der Renger'schen Verlagsbuchhandlung, 1826.

Die orientalischen Studien schreiten in Deutschland rüstig fort, wie viele Hindernisse denselben auch im Wege stehen. Die größere Masse des Publikums kann noch nicht damit befreundet werden, und Gelehrte selbst, den seligen Johann Heinrich Voß an der Spitze, haben das Wachsthum des Orientalismus mit scheelen Blicken angesehen, und mit einer andächtigen Verdrehung der Augen nichts geringeres als Rückkehr des Baal und Moloch prophezeyt, wenn man sich länger mit dem morgenländischen Barbarismus gemein mache. Dem sey, wie ihm wolle, die Weisheit des Orients bleibt dieselbe und wird nie aufhören, bey uns Verehrer und Verkündiger zu finden. Nur scheint es allerdings gerathen, wenn man diese Weisheit uns als etwas Neues bringt, uns auch als gewöhnliche Schüler zu behandeln, und uns früher in die ersten Grade einer gewissen Profanweisheit einzuweihen, ehe man uns die Mystik des lezten Grades aufdrängt, wovon wir noch nichts begreifen können. Herr Wilhelm Schott hat daher sehr wohl gethan, uns von den Werken des berühmten chinesischen oder, nach der richtigeren Orthographie, tschinesischen Philosophen zuerst das in die Hände zu geben, was am gemeinverständlichsten ist und nichts enthält, als praktische Sittenlehren, die auch auf uns noch angewendet werden können und in einem edlen, milden, wahrhaft christlichen Geist geschrieben sind, so daß sie sich uns auf den ersten Blick empfehlen und uns zu Gunsten des alten Weisen und seiner noch übrigen Werke stimmen.

Das Tschinesische ist bisher weniger beachtet gewesen, als das Arabische, Persische, Indische; doch haben die Orientalisten ihre Eroberungen nun auch bis dahin, bis zur äußersten Grenze Asiens erweitert. Wir sind gewohnt, die phlegmatischen Tschinesen zu verachten, weil sie uns keine Geschichte, keine Poesie, kaum eine Natur darbieten, wie die Völker am Ganges und Euphrat; doch war jenem Phlegma immer ein beschaulicher Sinn zugesellt, ein Geist ruhiger Ueberlegung, und dieser ist in seiner Art nicht weniger zu schätzen, als das poetische Feuer anderer Nationen. Eine genauere Kenntniß der tschinesischen Weisheit läßt uns sogar die Bemerkung machen, daß sie dem verständigen, protestantischen, aufgeklärten Zeitalter weit näher steht, als die in Gefühlen und Phantasien ausschweifende indische Lehre, welche dem mittelalterlichen Geist verwandter ist. Bey den Tschinesen dreht sich alles um nackte Verstandes Spekulation und um Sittengesetze. Das Gemüth, die Einbildungskraft erscheinen aber verkrüppelt oder in tschinesische Schuhe eingezwängt, während bey den Vorderasiaten das Gegentheil stattfindet. Dieß sollte doch wohl manchen versöhnen, der bisher bey den Orientalen nur dumpfe Gefühle und phantastischen Schwulst gefunden haben will.

So viel jeder einigermaßen Gebildete weiß, gibt es bey den Tschinesen heilige Bücher, von denen die ältesten dem Fo, die jüngern dem großen Confucius zugeschrieben werden. Gewisse Sprüche des Leztern sind gleich denen des Pythagoras auch unter uns längst bekannt, und Schiller hat einen davon in seinen Gedichten didaktisch ausgeführt. Dieser Confucius ist derselbe Kong-Fu-Dsü, dessen sämmtliche Werke Herr Schott jezt in der deutschen Uebersetzung herausgibt. Er wurde 551 Jahre vor Christo geboren, war der Sohn eines Mandarinen, verwaltete selbst Staatsämter, zeichnete sich aber weit mehr noch durch seinen reinen Lebenswandel, seine weisen Lehren und durch Schriften aus, die zum Theil unter die ältesten heiligen Urkunden der Nation aufgenommen wurden. „Der lezte Zweck aller Lehren dieses Weltweisen war, daß die menschliche Natur ihren ersten Glanz, ihre uranfängliche Reinheit und Schönheit wieder erhalten sollte, die sie zuerst vom Himmel empfangen, und die durch Aberglauben sowohl, als durch die ansteckende Seuche der Laster verdunkelt und getrübt worden sey. Ohne als

Digitized by Google

Stifter einer neuen Religion aufzutreten, suchte er seine Zeitgenossen, besonders die, ihm über alles theure, jüngere Menschheit zu dem reinen, patriarchalischen Glauben der Urväter zurückzuführen. Er war vollkommen von dem Daseyn des einzigen höchsten Wesens überzeugt, obschon er den Glauben an untergeordnete Schutzgötter, der so tief bey den Tschinesen eingewurzelt war, und diesem sinnlichen Volke wahres Bedürfniß bleibt, im Volksunterricht wenigstens nicht bekämpfte. Bey jeder Gelegenheit aber pflegte er seine Geringschätzung leerer Ceremonien, woran das Herz keinen Antheil habe, streng rügend darzuthun. Er drang auf Ausübung der Tugend um ihrer selbst willen, räumte der Vernunft, als der herrlichsten Gabe des Schöpfers, über alle Seelenkräfte den Vorzug ein: ermahnte, sie in allen Dingen zu Rathe zu ziehen, nichts zu thun, nichts zu reden, ja nicht einmal zu denken, was ihr zuwider seyn könnte. In seinem eigenen Wandel spiegelte sich jede Tugend, wozu seine kräftigen Reden ermunterten, und er selbst blieb denen, die ihn zu schätzen wußten, ein leuchtendes, wiewohl nie ganz erreichbares Vorbild."

Das Werk, das uns Herr Schott unter allen hier zuerst gibt, der Lün-Yü, gehört zu den klassischen Büchern des zweyten Ranges. „Lün heißt sprechen, sich unterreden — yü erwiedern, antworten!" Das Buch besteht aus Fragen der Schüler und Antworten des Meisters, welche leztern gewöhnlich einfache Sentenzen sind. Zwey Schüler des Kong Fu-Dsü sollen sie gesammelt und abgefaßt haben. Dieß erinnert an die socratischen Gespräche des Platon und Xenophon, doch hängt der Dialog nie zusammen, sondern jede Frage steht mit der Antwort aphoristisch da, und oft steht bloß ein kurzer Ausspruch oder Satz. Alle diese einzelnen Aphorismen sind Sectionen, diese Kapiteln, diese Büchern und je fünf Bücher einem Bande untergeordnet, und das Ganze umfaßt zwey Bände.

Die Lehre dieses Buchs bezieht sich auf das praktische Leben, auf Tugend und Anstand oder Gerechtigkeit und Höflichkeit. Der Weise will keine stoische, harte, ungenießbare Tugend, keinen Cynismus, sondern eine milde, gesellige, heitere Lebensweisheit, daher ihm der äußere Anstand gar nichts Gleichgültiges ist, ohne daß er ihn jedoch zur Hauptsache machen wollte. Wie die griechischen Philosophen die Gymnastik als ein hauptsächliches Mittel für die Gesundheit der Seele betrachteten, so der Tschinese die Etikette. Er schildert daher nicht nur die dem Weisen anständigen Gesinnungen und Handlungen, sondern auch Schnitt und Farbe seines Kleides, Höhe und Tiefe seiner Bücklinge, seinen Gang, seine Mienen. Davon abgesehen, enthalten seine Lehren eine sehr gesunde Moral, und viele seiner Sprüche athmen den Geist der feinsten Beobachtung und der edelsten Humanität, ächt sokratischer Weisheit und ächt christlicher Liebe. Ich übergehe die Sentenzen, welche gewöhnliche Tugendregeln enthalten, die uns bereits hinlänglich geläufig sind, wie z. B.: du sollst Vater und Mutter ehren, du sollst kein Sklave deiner Begierden seyn, du sollst deine Handlungen prüfen, ꝛc. Neben diesen finden wir auch noch viele Sprüche, die auf eine besondere Weise tief oder fein gedacht sind und von einem genialen Denker zeugen.

Aus dem reichen Schatze derselben mögen hier einige zur Probe stehen, welches zugleich die beste Empfehlung des Buches seyn dürfte.

„Achtungswürdig ist der Mann ohne Ruhm und doch frey von Mißgunst."

„Wer seine Eltern und seinen Bruder ehrt, wird nicht leicht eine Empörung erregen."

„Erst schneide, dann glätte; erst haue, dann polire."

„Erzähle ihm die Vergangenheit, und er wird die Zukunft erkennen."

„Gräme dich nicht, wenn Du den Menschen unbekannt bist, sondern vielmehr, wenn du sie nicht kennst."

„Lernen ohne Nachdenken ist unnütz; Nachdenken ohne Studium macht einseitig und hülflos."

„Laß deinen guten Rath, wenn die Sache schon ausgeführt; laß deinen Tadel, wenn sie vergangen ist."

„Wenn ich am Morgen Weisheit lerne und schon am Abend sterbe, kann ich mich glücklich preisen."

„Faules Holz taugt nicht zum Drechseln. Ermahnungen des Trägen sind fruchtlos."

„Wer kann sein Haus verlassen, ohne durch die Thüre zu gehen? Warum also wollt ihr nicht durch die Pforte der Tugend zur Glückseligkeit?"

„Von der Kenntniß der Tugend bis zu ihrer Billigung ist ein großer Schritt. Von der Billigung bis zur Liebe ein noch weit größerer."

„Die Weisheit bringt Freude, klar wie ein reiner Quell; die Tugend bringt Seligkeit, fest wie ein Gebirge. Die Weisheit durchdringt alles, die Tugend ist zufrieden und glücklich. Die Weisheit ist hoher Genuß, die Tugend langes Leben."

„Denen, welche keine Lust haben zum Lernen, entfalte ich meine Grundsätze nicht. Mit denen, welche nicht selbst forschen, gebe ich mir keine Mühe. Wenn ich eine Seite beschreibe und der Lehrling versteht nicht die andern drey, so wiederhole ich meine Lehre nicht."

„Ich war nicht mit Weisheit geboren. Die Alten schätzte ich hoch und suchte in ihren Geist zu bringen."

„Ich bin ein glücklicher Mann. Wenn ich einen Fehler begehe, so bemerkt man ihn."

„Das gemeine Volk wird durch Gewohnheit geleitet; aber zur Weisheit kann man es nicht zwingen."

Digitized by Google

„Laßt den fähigen und genialen Kopf die Wissenschaft anbauen; lenkt den kräftigen ausdauernden Mann auf den Pfad der Tugend.“

„Ich weiß nicht, wie ich folgende drey Menschenklassen unterrichten soll: den Stolzen ohne Verdienst, den Unwissenden, der wankelmüthig, und den Geistlosen, der nicht aufrichtig ist.“

„Werfe ich einen Blick auf die Tugend der Weisen, wie erhaben zeigt sie sich mir! Versuche ich, sie zu durchdringen, wie fest und unerschütterlich! Fasse ich sie scharf in's Auge, so dünkt mir, was vor meinem Antlitz war, plötzlich verschwunden!“

„Ich will meinen Edelstein verkaufen, allein ich warte, bis Andere ihn schätzen.“

„Oft entsteigt der Halm dem Boden und bringt keine Blüthe; oft entfaltet sich die Blüthe und die volle Aehre folgt ihr nicht.“

„Wer im vierzigsten oder fünfzigsten Jahre noch keine Fortschritte in der Weisheit gemacht hat, der wird niemals dahin gelangen, daß man ihn ehrwürdig nennen kann.“

„Der Weise fühlt keinen Zweifel, der vollkommen Tugendhafte keine Seelenleiden, der wahrhaft Muthige keine Furcht.“

„Wenn die Blume des Tang ti ein sanfter Wind bewegt, so neigt sie sich nach allen Seiten, und neigt sich nicht mein Herz eben so gegen euch? doch ihr wohnet weit von mir.“

Die Anmerkungen des Herausgebers zeigen von eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit, und besonders ist die an einem Philologen seltene Klarheit und Verständlichkeit seiner Erörterungen und überhaupt seines Styles zu loben. Er hat alles gethan, um seinen Gegenstand populär zu machen. Möge sein Unternehmen gelingen und der zweyte Band so bald als möglich folgen.

W. M.

Reise-Literatur.

Tagebuch auf einer Reise nach Nordamerika, im Jahr 1823. Mit vielen interessanten Bemerkungen über die durchreisten Länder und Meere und besonders über Nordamerika. Von J. J. Rütlinger, Verfasser der ländlichen Gedichte. Ebnat, Kt. St. Gallen, in der Abr. Keller'schen Buchhandlung. 1826. 233 S. 12.

Der Sohn eines armen Schulmeisters in Ulrich Zwinglis Geburtsorte zu Wildhaus im Toggenburg, ward J. J. Rütlinger frühe der Nachfolger des Vaters im Schuldienst; der Bauernknabe fühlte, wie Vieles er dafür wissen sollte, und er suchte Gelegenheit, sich wenigstens einige der zum Lehramt nöthigen Kenntnisse zu erwerben; dieß gelang ihm in dem Schullehrer-Seminar des wackeren Pfarrers Steinmüller in Rheineck; aber nun reichte der magere Schuldienst für den Unterhalt des Lehrers und seiner Gattin nicht hin. Angeregt durch einen Landsmann, dem es in Nordamerika wohl ging, faßte das junge Ehepaar den muthigen Entschluß, die alte mit der neuen Welt zu vertauschen. Ein Bändchen „ländlicher Gedichte“ ward im Augenblick der Abreise (1823) zum Abschiede den Freunden gedruckt übergeben. Das Morgenblatt oder seine Literatur-Blätter haben seiner Zeit ihrer freundlich gedacht. Es waren kunstlose und gegen alle Regeln der Kunst vielfältig anstoßende Gedichte: in Liedertönen ausgesprochene Bilder der vaterländischen Natur, wie sie das kindliche Gemüth mit lebendiger Phantasie aufgefaßt, mit reinen Gefühlen vereinbart und damit dann auch wohl allerdings eine wahrhaft dichterische Anlage verrathen hatte.

Jezt sind es eben so kunstlos, aber in verständlich, klarer und herzlicher Sprache geschriebene Reiseberichte aus der neuen Heimath, die mit sehnender Liebe, doch ohne Reue oder Heimweh, in die alte gesandt wurden, und die als lehrreiche Berichte eines höchst redlichen Beobachters allerdings die Bekanntmachung verdienten. Rheinfahrt und Seeüberfahrt waren glücklich, Baltimore war der Landungsort, von wo aus die Wanderer nach Lancaster, Philadelphia und Middleton zogen und an leztetem Ort sich ansiedelten. Zur Probe will Ref. den schweizerischen Landmann erzählen lassen, wie ihm des amerikanischen Bauers und Handwerkers Arbeiten vorkamen. „Alle Arbeiten (so erzählt Reutlinger) werden hier sehr schnell und vortheilhaft verrichtet. Ein Bauer, der seine 150 bis 200 Acker Land hat, bearbeitet alles selbst, wenn er etwa einen oder zwey eigene Buben und einen Sklaven hat, ausgenommen in der Heu- und Fruchterndte, da hält er Taglöhner; bey lezterem Geschäft so viel er nur bekommen kann, damit ja alles nur geschwind abgethan sey. Kommt man auf ein Erndtefeld, so trifft man zwanzig, dreyßig bis vierzig Personen an. Es wird gemäht, geschnitten, gebunden, alles durch- und übereinander, als wenn es Tod und Leben gälte. Der Bauer sieht nicht darauf, wie die Sache gethan werde, wenn nur recht viel geschieht. Die Branntweinflasche geht alle Augenblicke herum, damit die Leute ihre Kräfte recht gebrauchen. Viel wird gethan, das ist wahr, aber alles ohne Rücksicht auf Fruchtverlust. Es ist eine Wühlerey, wobey entsetzlich viel Frucht zu Grunde geht.

So ist es mit allen Bauernarbeiten, sie bauen mit wenig Leuten entsetzlich viel Land; aber alles ist nur oberflächlich und sehr flüchtig gethan.

Bey der Welschkornerndte geht es eben so hurtig. Etliche Personen gehen auf's Feld, brechen die Kolben und werfen sie auf kleine Haufen; dann wird es auf Wägen geladen, heimgefahren und alles auf einen Haufen gethan. Jezt läßt der Bauer vierzig bis sechszig Personen auf einen Abend zusammenrufen, und diese enthülsen in ein paar Stunden sechszig bis hundert Büschel Kolben. Das kostet nichts wie Branntwein und ein gutes Nachtessen.

Wenn ein Bauer ein schönes Haus bauen will, so richtet er auf einem schicklichen Platz eine Pfahlhütte mit Strohdach auf, er öffnet eine Lehmgrube, und backt und formt, und brennt die Ziegelsteine zu seinem Hause selbst. Und es ist zum Erstaunen, wie in unglaublich kurzer Zeit ein prächtiges Backsteinhaus mit Dach und Fach, mit Thür und Fenster, mit Küche und Kamin dasteht. Aber man betrachte Alles daran, es ist nur für den Schein und nicht für die Dauer gemacht. Und so erscheint mir alles, was von amerikanischen Händen geschaffen wird. Bey dieser Maxime erwerben sie sich dann bald ungewöhnliche Fertigkeit, und nimmt man dazu, daß ihre Geräthschaften und Werkzeuge sehr zweckmäßig und vortheilhaft ausgedacht sind, so kommt uns der amerikanische Vielarbeiter lange nicht mehr so erstaunenswerth und noch weniger nachahmungswürdig vor. Für kernfeste, anhaltend ausdauernde Arbeit scheint mir der Amerikaner nicht fähig zu seyn; aber zum Aufgreifen jedes naheliegenden Hülfsmittels, was die Selbstbehülflichkeit befördert, ist er ganz gemacht. Und das ist denn auch wahr, daß oft aus dieser leichten Spielkraft des Geistes recht geniale Gedanken hervorspringen, die in kühne Kunstwerke übergehen. Diese flüchtige Schnelligkeit in den Arbeiten lassen viele Handwerker und Professionisten, und auch den Taglöhner, oft Wochen lang ohne Beschäftigung, und doch sind die Arbeitslöhne noch hoch. Keiner will um einen gemäßigten Lohn arbeiten, um dadurch mehr Arbeit zu erhalten; er will viel Lohn und wenig Arbeit, und die übrige Zeit mit Nichtsthun zubringen; und so ist's mit dem Taglöhner, der Bauer hält ihn, um des zu hohen Lohns willen nur, wenn er dazu genöthigt ist. Diese periodischen Arbeiten wirken nachtheilig. Jeder, wenn er nichts zu schaffen hat, bringt seine Zeit in den Wirthshäusern und mit Branntweintrinken zu. Sehr viele liederliche Kerls werden auf diesem Wege ausgebrütet."

Von den **Feldversammlungen der Methodisten** in seiner Nachbarschaft erzählt der Reisebeschreiber als Augenzeuge folgendes: „Zehn Meilen von hier (Middleton), hieß es, werde eine deutsche **Campmeeting** gehalten, von den vereinigten Brüdern und Methodisten. Man meldete uns Mirakel und Wunder, die daselbst vorgehen sollen; daher wurden wir neugierig und wollten die Sache auch sehen. Wir gingen und fanden in einem abgelegenen Walde, unter hohen schattigen Eichen eine große Volksversammlung. Rund umher waren Zelte aufgeschlagen (eine solche Versammlung dauert gewöhnlich acht Tage), worin Betten, Kisten und Koffer, Tische und Stühle waren. Hinter jedem Zelt rauchte eine Feuerstätte zum Kochen und Braten. Reihen von Brettern auf Blöcken sind hingelegt zum Sitzen. Eine Gasse scheidet beyde Geschlechter. Unten ist ein Katheder errichtet, worauf wohl ein Dutzend Prediger paradieren. Vorn und zunächst daran ist ein viereckiger Platz eingeräumt, welcher für Neubekehrte bestimmt ist. Da wird nun täglich, so lange die Sache dauert, vom frühen Morgen an bis tief zur Mitternacht, gepredigt, gebetet, gesungen. Ist ein Prediger fertig, so tritt ein anderer auf. Diesen Tag hatten wir die Ehre drey von den Gottesmännern zu hören. Aber wie die Kerls darauf loshauen; wie sie die Höllenpforten auf und zudonnern; wie sie ewige Verdammniß aus dem qualmenden Schlunde heraufflammen lassen, daß es etwas fürchterliches ist! Sie zucken in die Höhe, daß die Balken unter ihren Sprüngen krachen; sie schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, rufen und schreyen aus Leibeskräften, und steigern ihren Enthusiasmus, bis sie unfähig werden Athem zu schöpfen; auch lassen sie gemeiniglich nicht nach, bis ihre eifrigsten Brüder und Schwestern laut seufzen, wehklagen und jammern, sich zu Boden werfen und auf der Erde wälzen. — Der lezte, der während unsers Daseyns auftrat, predigte in englischer Sprache. Diesen kann ich wiedersehen, so lange ich lebe. Ein hoher, alter, eisgrauer Mann. O, wie dieser sich geberdete; wie er seine gerade herunterlaufenden, altenglischen Rocktaschen um die Beine schleuderte! Ich konnte ihn leider nicht verstehen. Aber sein wüthendes Lärmen muß eine ganz besondere Kraft gehabt haben. Jezt drängten sich Leute in das umzäunte Heiligthum, lärmten und wälzten sich auf der Erde, wie unvernünftige Thiere. Es wurde ein kreischender Gesang angestimmt von den Predigern und dazwischen hörte man rufen: kommt herein, wer sich erweckt fühlt, jezt ist's die rechte Zeit zu Gnaden angenommen zu werden. Einige Priester gingen hinunter, beteten über diese Neubekehrten, legten Hände auf und segneten sie, während das Rufen und Singen von allen Seiten fortscholl. Wir hatten nun mehr als satt." — Für Auswanderer nach Amerika aus dem Handwerks- und Bauernstand findet sich im Rütlinger'schen Tagebuch eine Fülle gewichtiger Erinnerungen, Warnungen und Belehrungen.

Digitized by Google

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. September 1826.

Schau- und Trauerspiele.

Eben erhalten wir drey neue deutsche Trauerspiele, die sämmtlich in Schottland spielen. Wahrhaftig, das düstere nebelvolle Hochland ist ein recht tragischer Boden, und ist nicht die ganze schottische Geschichte von Fingal bis auf den lezten Stuart ein einziges langes Trauerspiel? Ossian hat den Klageton angestimmt, und bietet dem tragischen Dichter eine unerschöpfliche Menge von Stoffen, wie Homer dem bildenden Künstler. Es ließ sich erwarten, daß man die Helden und Mädchen Ossians auch auf die deutsche Bühne bringen würde. Ob sie aber da nicht entarten? der Zweifel ist nicht leicht durch die That zu widerlegen. Allerdings ist der Inhalt von Ossians Gesängen, abgesehen von der Form ganz dramatisch, aber eine deutsche Bühne ist wohl zu klein für seine Welt. Man muß ihn beschneiden, klein und niedlich machen, wenn er dahin passen soll, und das ist eine Sünde gegen die Poesie. Läßt ihm der Dichter aber seine gigantische Größe, so bleibt er zu ungeschlacht für die Bretter. Es verhält sich mit dem Ossian wie mit Aeschylos. Dieser hat sogar ausdrücklich für die Bühne gedichtet, aber wer kann jezt noch seine Helden darstellen?

Dennoch haben es zwey neue Dichter versucht, das Widerwärtige zu vereinigen, den Ossian auf's Theater zu bringen, und der Versuch ist mißlungen; sie haben nur beyden Gewalt angethan, dem Ossian und dem Theater. Herr Braun von Braunthal hat in seinem Trauerspiel **Loda** (Wien, bey Gerold, 1826) den gleichnamigen Gesang Ossians in theatralische Formen umgegossen. Da er den poetischen Inhalt von dem alten Dichter, über dessen Werth nur eine Stimme ist, entlehnt hat, so kann uns hier nur die neue Form, die moderne theatralische Behandlung, angehen. Diese ist verfehlt, indem der neue Dichter in einem an sich löblichen Bestreben dem Original zu treu geblieben ist. Er läßt die ganze Handlung hindurch zu sehr den lyrisch-epischen Bardenton vorherrschen, wodurch wir zwar sehr angenehm an Ossians Ton, und an seine eigenen Worte erinnert werden, wodurch aber zugleich das lebendige Interesse der theatralischen Handlung verloren geht. Die Personen reden nicht nach ihrer Eigenthümlichkeit, sondern alle in gleichem düsteren Klageton, gleichsam als abwechselnde Rhapsoden des Ossian, als ob einer dem andern die Harfe des blinden Sängers abnähme und seine Strophe dabey absänge. Der epische Strom, der auf diese Weise durch das ganze Gedicht sich hindurchzieht, erscheint durch den Zwang der dramatischen Form überall gebrochen, was eben keinen angenehmen Eindruck macht. Dieß zeigt sich sogar in den einzelnen Versen. Ein innerer Zug reißt sie in langen schönen epischen Wellen fort, aber ein unnatürlicher äußerer Zwang bricht sie in der Mitte scharf und mißtönig ab, z. B.:

> Vorübergerauscht am Felsen der Zeit
> Sind die Tage der Vorwelt, vorüber die
> Tage, in denen wir waren. (S. 1).
>
> Bald wird dein stolzer Aufenthalt hier zum
> Lärmenden Kriegsplaz werden, darum
> Bin ich gekommen. (S. 9).
>
> Ein leichter Schlummer sank mit dem
> Halbergrauten Morgen nieder. (S. 49).

Eine freyere Behandlung hat sich Herr Max Löwenthal in seinem Trauerspiel: **die Caledonier** (Wien, bey Wallishauser, 1826) erlaubt, worin er den Ossianischen Gesang Kalthon und Kolmal dramatisirt. Er ist aber in den entgegengesezten Fehler gerathen, indem er sein Original dem populären Zweck aufopfert und in ziemlich leichten Jamben, etwa in der jugendlichen Manier Theodor Körners, von dem eigenthümlichen Ton des düstern Ossian nichts mehr übrig läßt.

Das dritte jener schottischen Stücke ist zwar tragisch genug, doch gewinnt es wider unsere Erwartung einen glücklichen Ausgang und heißt daher, wie billig nur ein historisch-romantisches Schauspiel. Es führt den Titel: **die Douglas** von A. von Tromlitz (Berlin, bey Rücker, 1826). Der Name Douglas führt uns sogleich in einen tragischen Sagenkreis der spätern schottischen Geschichte ein, der in der englischen Poesie eine nicht unbedeutende Rolle spielt und jedermann wenigstens aus

Digitized by Google

der berühmten Jagd Percys bekannt seyn wird. Das ehrgeizige, stolze Haus Douglas steht an der Spitze eines der mächtigsten und kräftigsten schottischen Clans und lebt mit den Nachbarn und Stammgenossen in ewiger Fehde um Blutrache. Auf diesem geschichtlichen Boden treibt nun der Dichter eine neue poetische Blume hervor. Er wählt den rauhen nordischen Himmel, um darin in eigenthümlicher Form ein Schauspiel zu erneuern, das der große Shakespeare in Romeo und Julie unter dem milden italienischen Himmel entstehen ließ. Was dort die Häuser Montague und Capulet, sind hier Douglas und Lindsay, was dort Romeo und Julie, sind hier William und Elisabeth. Dieselbe Liebe kämpft gegen denselben Familiengeist, nur läßt Tromlitz die Liebe siegen und den erbitterten Kampf mit einer allgemeinen Versöhnung und mit der perspectivischen Aussicht auf die Hochzeit schließen.

Dieser Ausgang ist das am wenigsten Poetische an dem neuen Drama. Seine Personen sind wirklich so edel tragisch, daß sie von Rechtswegen auch den Tod verdient hätten. Unser Mitleid wäre wärmer gewesen, unsere Mitlust ist kälter. Vielleicht hat der Dichter den tragischen Ausgang gemieden, um seinem großen Vorbilde Shakespeare nicht zu sklavisch nachzukommen, aber der Stolz, Andern nicht nachtreten zu wollen, hat schon manchen auf einen Irrweg gebracht. Im Uebrigen hat das Drama so viel originelle Schönheiten, daß eine Vergleichung mit Shakespeares Romeo es nur ehren kann. Der Dichter hat gezeigt, nicht wie man den Unnachahmlichen nachahmen kann, sondern wie man aus dem unerschöpflichen Blumenfeld der Poesie sich den neuen Kranz winden kann, wenn es auch schon viele Kränze hergegeben. Wollen wir aber diese Douglas mit den Freunden von Raupach vergleichen, worin dieser Dichter ebenfalls Romeo und Julie weniger copirt als unter politischen Phrasen zum zweyten Mal begraben hat, so wird die Poesie gänzlich auf Tromlitz Seite treten.

Der Gang des Dramas ist kürzlich folgender. Das Haupt der Douglas, Archibald, ist verbannt. Sein Sohn William wird von einem alten Harfner aufgezogen. Er weiß nichts von seiner edlen Geburt, diese äußert sich aber in kühnen Jägerthaten und in dem großherzigen Sinn, mit welchem er die Liebe der edlen Elisabeth Lindsay gewinnt, nachdem er sie und ihren Bruder Georg zufällig vom Tode gerettet. Da kommt Archibald zurück und erhebt seinen Sohn aus der Niedrigkeit; zugleich bricht aber die alte Fehde zwischen den Häusern Douglas und Lindsay wieder aus, und die Liebenden stehen sich feindlich gegenüber. William muß dem Ruf der Ehre folgen und Georg fällt von seiner Hand. Archibald wird gefangen, aber Elisabeth befreyt ihn, und gewinnt dadurch die Liebe des stolzen Douglas. Mit derselben Großmuth verzeiht sie dem Mörder ihres Bruders, und als Georg vom Scheintod erwacht, werden die feindlichen Familien versöhnt. Im Hintergrunde des Kampfes steht Emmy, eine freundliche Gestalt, ein Mädchen, das mit William aufgezogen worden ist und ihn heimlich liebt, aber großmüthig der edlen Elisabeth beysteht.

Großmuth und Tugend sind in den Trauerspielen etwas sehr gewöhnliches, aber hier sind sie liebenswürdig geschildert, und das ist ungewöhnlich. Alle Charaktere dieses Dramas haben nicht nur etwas Großes, Edles, Reines, sondern zugleich auch eine innere natürliche Wahrheit, eine gewisse Innigkeit, die unsern aus kalter Reflexion geschöpften Tugendspiegeln in Dramen und Romanen insgemein abgeht. Eine jugendliche Wärme weht uns aus diesem Schauspiel entgegen, und verkündigt uns einmal wieder ein rechtes feuriges Dichtergemüth, das um so seltener wird, je häufiger die Dichter werden.

Die Verse sind frisch, fließend, lebendig, sie strömen aus einer reinen vollen Quelle. Was aber den Dichter verleitet hat, auch hier wieder einmal eine Art von antiken Chören anzubringen, ist schwer zu errathen, zumal, da sie ihm so schlecht gelungen sind. Er mischt lyrische Gesänge der Harfenspieler nach schottischer Weise und Jäger- und Kriegerchöre ein, die vortrefflich seyn könnten, wenn sie ein mehr nationelles Gepräge hätten. Aber sie gehören nur zu sehr zu der modernen Reflexionspoesie, und man sollte oft kaum glauben, daß derselbe Dichter das schöne Drama und diese läppischen Tändeleyen verfaßt habe. Man höre z. B. folgenden Vers eines Harfnergesangs, S. 48.

Nähm ein Meister aus des Aetna Gluten,
  Nähm er aus der Abendsonne Strahl,
Aus des Silberbaches reinen Fluten, (?)
Aus Orions diamantnen Gluten
  Seine Farben zu dem Ideal; —
Matt und bleich wär es nur anzuschauen
Neben ihr, der herrlichsten der Frauen.

Haben Sie wohl bedacht, Hr. Autor, daß der Gedanke, ein Mädchen im Leben sey schöner, als im Bilde, äußerst abgedroschen ist? daß aber, wenn Sie von einem Ideal reden, dieses entweder schöner, als die Wirklichkeit, oder gar kein Ideal ist, daß Ihre Vergleichung also auf einer Absurdität beruht? daß ferner Lava, Sonne, Bachwasser und Sternenschein in einem sehr falschen Klimax aufeinanderfolgen? daß diese Dinge Glanz sind, aber nicht Farben, und von keinem Malerpinsel erfaßt werden können, und daß Sie auch der lebendigsten Phantasie zu viel zumuthen, wenn wir uns ein Ideal, nicht aus Wasserfarben, sondern aus Wasser, aus reinem silbernen Bachwasser gemalt vorstellen sollen? Sie begehen hier Fehler, die jetzt tausend junge Dichter begehen, ohne daß sie

Digitized by Google

eine ernste Rüge trifft. Man liest die artigen Verse glatt weg, behält einen Wohlklang im Ohr, und denkt nicht weiter nach, ob auch ein vernünftiger Sinn darin ist. Da Sie aber Talent genug besitzen, um sich hervorzuthun, so dulden Sie es auch, daß man an Ihnen rüge, was man dem großen Haufen achselzuckend verzeiht.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitgeschichte.

Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit. Uebersetzungen und Auszüge aus den interessantesten Werken des Auslands. Erster, zweyter und dritter Band. Leipzig und Darmstadt, bey Leske, 1826.

Alle größern, nur einigermaßen wichtigen Werke des Auslands werden gewöhnlich übersezt, aber die kleinen Broschüren, fliegenden Blätter oder Artikel in Journalen, die oft sehr wichtige Aufklärungen enthalten, kommen weniger in Umlauf oder verzetteln sich leicht. Es ist daher ein löbliches Unternehmen, sie zu sammeln und einen Ueberblick darüber zu gewähren. Wir finden in der vorliegenden Sammlung nur solche kleine Beyträge zur Zeitgeschichte, und größere Werke sind davon ausgeschlossen, wiewohl dieß auf dem Titel nicht bemerkt ist. Auch sind alle übersezten Schriften erst jüngst im Auslande selbst erschienen und ausschließlich als neu zu betrachten, welches der Titel ebenfalls deutlicher hätte bezeichnen sollen. In den ersten drey Bänden finden wir manches sehr Interessante, aber auch einiges ziemlich Unbedeutende.

Der erste Band enthält: das Wahre über die hundert Tage, von einem Korsischen Bürger, voll Träumereyen des Carbonarismus, worin man mehr über den Irrthum der Italiener, als über die Wahrheit der hundert Tage aufgeklärt wird. Sodann: Denkwürdigkeiten aus dem Exil der königlich französischen Familie, worin uns eine Art von sentimentalem Kammerherren eine bis zum Komischen klägliche Beschreibung von den Reisen Ludwigs XVIII. und besonders von seinen pecuniären Verlegenheiten macht. Das wahre Unglück wie die wahre Großmuth des edlen Verfolgten wird durch die Uebertreibungen und Exklamationen des Höflings beynahe lächerlich. Endlich: Denkwürdigkeiten in Beziehung auf verschiedene royalistische Sendungen der Frau Vicomtesse Turpin de Crissé, die vieles Interesse gewähren und uns mit einem unternehmenden Charakter bekannt machen.

Im zweyten Bande finden wir zwey bedeutende Schriften über die lezten italienischen Revolutionen, die neapolitanische, von Biago Gamboa, Oberstlieutenant der Artillerie, und die zu Palermo von Lelio de Paula, die Militär-Expedition nach Sicilien von Olivier Paoli. Dann folgen zwey Schriften über Pichegrus Tod, die erste vom Herzog von Rovigo, die zweyte von Pierret, worin der ganze Verbalproceß über den Selbstmord des unglücklichen Generals enthalten ist. Den Schluß macht eine Erklärung des General-Lieutenants Grafen Partonneaux über Lib. XI. Cap. 7. des Segur'schen Werkes: Geschichte Napoleons und der großen Armee, und über die Widerlegung des Generals Gourgaud. Die Sache betrifft eine persönliche Rechtfertigung des Generals, die aber für die Weltgeschichte von keiner Bedeutung ist.

Der dritte Band gibt die auch in Deutschland schon rühmlichst bekannte Denkschrift des Exgenerals Franceschetti über den Tod Joachims I., Königs beyder Sicilien, und nicht minder interessante Auszüge aus Lauvergnes Erinnerungen aus Griechenland während des Feldzugs 1825.

W. M.

Philosophische Literatur.

Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben. Von Dr. Ludwig v. Voß. Berlin 1826. 8. 376 Seiten.

Schon einmal sprachen wir es in diesen Blättern (Nr. 86 1822) aus, daß es Hrn. v. Voß gefallen möge, Zerstreutes seiner Geistesblüthen zu sammeln und als Ganzes geordnet uns, ohne fremden Beyschmack, mitzutheilen. Unser Wunsch ist durch vorliegendes Werk zum Theil in Erfüllung gegangen, doch alles, was darin enthalten, ist neu und noch nie gedruckt. Wir möchten das Werk als eine geistige Schnur bezeichnen, an der Perlen und Steine verschiedener Art, von großer Reinheit und schöner Farbenpracht, aufgereiht sind, die jedoch einen tiefen, innern Zusammenhang haben und durch welche sich, gleich wie in der königlich englischen Marine der rothe Faden, so hier der Geist des Verfassers durchzieht, der, ist man ans Ziel gelangt, sich uns aufs Klarste als ein guter Geist bekundet. Führt er uns auch S. 136, 252 u. s. w. in den „Abgrund des menschlichen Geistes" und hat uns mit allen Teufeln bekannt gemacht, die in uns wohnen, so wird das Einzelne, als ein Ganzes betrachtet und aufgefaßt, uns beruhigen und uns „ein freundlicher Herold zum himmlischen Seyn," werden. „Vor Allem verlohnt es wohl der Mühe, sich selbst sowohl als

Digitized by Google

auch die Welt in ihrem innersten Verhältniß zur Menschheit näher kennen zu lernen; und besonders — wie es der Zweck dieser Blätter ist — dazu beyzutragen, daß unsere Gefühle und Ahnungen immer mehr zu hellerem Bewußtseyn gelangen, und damit also inneres und äußeres Leben wesentlich zunehme an Klarheit und Wahrheit. Weil es aber zu weit führen würde, von den Geistesreisen in diesem unendlichen Gebiete eine systematisch abgeschlossene Darstellung versuchen zu wollen, so habe ich lieber nur einzelne Scenen daraus beschrieben," — sagt der Verfasser in der Vorrede sehr wahr, und finden wir auch bey Durchlesung der Ueberschriften der einzelnen Abhandlungen oft keinen Zusammenhang, so rufe man es sich zurück, daß Geistesreisen in dem unendlichen, großen Gebiete unsrer Gefühle und Ahnungen nicht in Systeme oder zusammenhängend aufgebaut werden können; das Widersprechendste auf diesem Wege löst sich doch stets am Ende der Reise harmonisch auf!

Aus dem Ganzen geht auch hier wieder, wie bey der schon früher beurtheilten Abhandlung „die Stoffbildungen," klar hervor des Verfassers Hinneigen zum thierischen Magnetismus, doch aber nicht als ein Vertheidiger desselben, wie so viele Aerzte und Nichtärzte ihn nebeind und charlatanartig behandeln und ohne durch das Studium der Naturwissenschaften philosophisch geleitet zu werden.

Die in einer schönen, wohlklingenden Sprache abgefaßten Aufsätze einzeln zu beurtheilen, liegt außer dem Kreise dieser Anzeige, welche auf dieses eigenthümliche Geistesprodukt eines genialen, phantasiereichen Mannes allein nur aufmerksam machen soll.

Vielleicht würde man das Gesuchte und Ungewöhnliche in den Ueberschriften mehrerer Artikel nicht ohne Grund tadeln können, so wie auch hin und wieder Verwechselung der persischen mit der indischen Religionslehre. Geschichtlich interessant hat uns Fürst Blüchers Charakteristik berührt, oder vielmehr das Verhältniß des Verfassers zum Feldmarschall und die Art seiner Bekanntschaft mit demselben S. 337. Durch einen genial, mit Kühnheit und Geistesgegenwart abgefeuerten Kartätschenschuß auf Blücher, um diesen aus den Klauen der Feinde im Jahr 1794 zu retten, — machte unser Verfasser, damals noch Artillerie-Unteroffizier, seine Bekanntschaft mit Blücher und erwarb sich die Neigung des herrlichen Helden.

D.

Anekdoten-Literatur.

Jedes Jahr bringt einige neue Anekdoten-Sammlungen, aber gewöhnlich wird nur das Alte darin aufgewärmt und das Neue lohnt sich selten der Mühe des Erzählens. Es ist Schade, daß wir keine Auswahl der besten deutschen Anekdoten besitzen, die in einem Geist gesammelt und dargestellt wären, wie Hebels Schatzkästlein. Oder ließen sich nicht gewisse neue komische Persönlichkeiten denken, an welche man ganze Gattungen von Anekdoten auf eine lebendige Weise anknüpfte. Unsere sinnigen Vorfahren haben dieß gethan und Eulenspiegel, die Schildbürger, Markolphus, Kian, Rübezahl, Taubmann, Münchhausen, ꝛc. stehen als lebendige Schöpfer einer ganzen eigenthümlichen Anekdotenwelt da. Der Verfasser des neuen Anekdoten-Lexicons, (erster Theil, Gotha bey Ettinger, 1826) hat das Bedürfniß gefühlt, ganze Gattungen von Anekdoten unter einen Gesichtspunkt zu bringen und alles Gleichartige zusammenzustellen. Dadurch erhalten wir eine Anzahl von Rubriken, hier Anekdoten von Advocaten, dort von Aerzten, von Juden, Geistlichen, Schulmeistern, Dieben, Bauern ꝛc. Leicht ließe sich aber, was einem Stande charakteristisch ist, auf eine Person übertragen und so könnte manches neue sehr artige Volksbuch entstehen.

Drey andere neue Sammlungen zeichnen sich weniger aus. Die Leipziger Spaßvögel (Leipzig, bey Kaiser, 1826) enthalten ohne Ordnung und Auswahl neben manchem Ueberraschenden auch viele alberne und längst bekannte Witze, und unter andern auch eine sehr plumpe Zweydeutigkeit I. S. 51. Wer an dem, was aller Schaam Hohn spricht, Gefallen findet, mag in gewissen Broschüren des Palais Royal Unterhaltung suchen. Dergleichen sollte aber von deutschen Anekdoten-Sammlungen, die doch auch von gebildeten Damen gelesen werden, streng ausgeschieden seyn. Uebrigens wundere ich mich, warum der Verfasser seine Spaßvögel nicht lieber einfach Leipziger Lerchen genannt hat, was so nahe lag.

Der neue Almanach auf 1827 von Florestin, Komus Launig Kurzweil (Halberstadt bey Hahn) zeichnet sich durch eine solche Mattigkeit und Fadheit aus, daß es mir nicht möglich gewesen ist, ihn bis an's Ende zu lesen. Auf jeder Seite stößt uns eine Albernheit nicht der handelnden Personen, sondern des Verfassers auf. Wenn die Witze höchst schwach und trivial sind, so ist es die Darstellung derselben in noch weit höherem Grade. Mit aller möglichen Prätension witzig und geistreich zu erscheinen, erweckt der geschwätzige Berichterstatter nur Gähnen und Eckel.

Jokus oder Hypochonders Feind (Nürnberg bey Zeh, 1826) enthält eine Mehrzahl recht guter, aber auch größtentheils bekannter geschichtlicher Anekdoten oder Charakterzüge.

Digitized by Google

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. September 1826.

Schau- und Trauerspiele.

(Beschluß.)

Zwey andere neue Trauerspiele schildern Scenen aus dem gegenwärtigen Freyheitskriege der Griechen. Der blutgetränkte Boden von Hellas scheint der Melpomene vorzugsweise heilig, und wir dürfen uns wundern, daß nicht schon längst eine Menge tragischer Dichter sich darauf angebaut, zumal da Byron bereits den rechten Ton dazu angestimmt und Pouqueville die historischen Hülfsmittel in reichem Maße dargeboten hat. Vielleicht hat aber ein edles Schamgefühl die Dichter zurückgehalten. Sie scheuen sich, mit dem fürchterlichen Ernst ein Spiel zu treiben, zu einer Zeit, wo noch geholfen, gerettet werden könnte; sie können sich nicht verbergen, daß es Hohn sey, an den Leiden des Mitchristen ein Studium des tragischen Schmerzes anzustellen, statt ihm beyzuspringen. Sie wollen das Jauchzen über ihre theatralischen Kunststücke nicht dem Geheul der Verzweiflung vermischen; sie fühlen, daß, wo Mithülfe versagt ist, ein tiefes Schweigen beredter wird als alle Kunst des Mimen. Indeß muß man gestehen, daß die Poesie dazu dienen kann, Mitleid, Menschlichkeit und Begeisterung für die unglücklichen Griechen warm zu erhalten, und daß eine gute Dichtung besser die Wahrheit schildert, als ein zweydeutiger Zeitungsartikel. Daher wollen wir es dem Herrn Daniels gar nicht verdenken, daß er in zwey Trauerspielen sich bemüht hat, sein begeistertes Herz auszuschütten. Er gibt in den Insurgenten (Halberstadt, bey Vogler 1826) eines jener tragischen Bilder, waren Pouquevilles Werk so reich ist. Die Griechen belagern eine türkische Festung. Der darin gebietende Bassa hat eine griechische Sklavin, Iduna, welche Ali, den Sohn des Bassa, heimlich liebt und für die Sache der Griechen begeistert. Ihr Vater, Colanos, aber, der griechische Capitano, der die Feste belagert, glaubt sie abtrünnig, dringt in das Schloß und ermordet sie im heiligen Eifer, in dem Augenblick, da ihm durch sie und Ali der Sieg bereitet wird. Das zweyte Trauerspiel, die Belagerung oder die feindlichen Brüder in Griechenland, enthält ein ähnliches tragisches Mißverständniß. Auch hier belagern die Griechen eine türkische Feste, und der Bassa ist Omar, ein Renegat, dessen eigener Bruder Christos ihm mit einem Insurgentenheer belagert. Omar ist heimlich zum Gott seiner Väter zurückgekehrt, sein Sohn selbst streitet unter den Christen. Seine Vorsicht erzeugt aber Mißverständnisse, und er fällt durch den Bruder. In beyden Dramen wird die Gottbegeisterung, die Vaterlandsliebe, der Nationalstolz und der unerschrockene Heldenmuth der Griechen mit den wärmsten Farben geschildert. Die Sprache des Dichters ist munter und feurig.

Auch die ältere griechische und römische Geschichte hat wieder einigen Trauerspieldichtern Stoff liefern müssen. Das geschieht jezt weit seltener, als ehemals, denn die antiken Stoffe sind mit dem antiken Geschmack in Abnahme gekommen. Doch schließt die beliebte Romantik das Alterthum gar nicht aus, und was kann wohl romantischer seyn, als das abentheuerliche Leben des großen Alexander? Man darf den Curtius nur dramatisch bearbeiten, so hat man ein romantisches Schauspiel von der besten Sorte. Herr Veil hat es versucht, und daß es ihm gelungen, beweist die zweyte Auflage des Alexander von Macedonien (Mannheim, bey Göz, 1826). Dieses Schauspiel beginnt und endet mit der persischen Eroberung, und führt den großen Helden nicht bis zum Tode, sondern bis zum Gipfel seines Glücks. Ich finde indeß nicht, daß das Drama poetischer sey, als der historische Roman des Curtius selbst. Der Brüderkampf, Tragödie von K. Anders, (Halberstadt, bey Vogler, 1826) stellt den bekannten Kampf der Horatier und Curiatier dar, und ist im antiken Geschmack gedichtet und mit Chören versehen. Eigenthümliche Schönheiten hab ich darin nicht finden können. Unangenehm ist es mir aber aufgefallen, daß der Kampf selbst hinter der Scene vor sich geht, während die handelnden Personen ihn vom Theater aus beobachten, indem sie hinter die Coulissen blicken. Dieß ist an und für sich untheatralisch und scheint nicht einmal nothwendig, da sich ein dreyfacher

Digitized by Google

Zweykampf recht wohl auf den Brettern selbst hätte darstellen lassen können.

Shakespeares historische Trauerspiele und Schillers Wallenstein haben eine Unzahl von dramatischen Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte nach sich gezogen. Besonders jüngere Dichter sind durch die Erhabenheit und Würde des Gegenstandes, und nicht minder durch die leichte poetische Ausführlichkeit auf die Verfertigung jener Tragödien erpicht, wofür sie nichts zu bedürfen scheinen, als einen bekannten historischen Charakter, eine bekannte Begebenheit, kaiserlichen oder ritterlichen Pomp, edle deutsche Frauen und — Jamben. Meistens liegt die Poesie solcher Stücke nur im geschichtlichen Gegenstande, und nicht selten wird sie durch die Behandlung des Dichters sogar entstellt, verwischt oder ganz ausgetilgt. Die kräftigen Söhne der Vorzeit müssen zu den leidlichen Sentiments sich hergeben, die ihnen der moderne Dichter aufdrängt, und die Phrasen eines liebesiechen Süßlings, oder wohl gar die Sentenzen einer halbverdauten Philosophie absingen. Es ist der gewöhnlichste Fehler dieser Dichter, daß sie den romantischen Schleyer, der über der historischen Vorzeit liegt, zerreißen, daß sie die Eigenthümlichkeit eines fremden Zeitalters, den einfachen Charakter der alterthümlichen Natur, worin gerade der tiefste poetische Zauber verborgen liegt, nicht begreifen, daher auch nicht darzustellen wissen, und durch ein Heer von modernen Begriffen, durch den ganzen Apparat der modernen Kultur, die sie jener Vorzeit aufdrängen, alle Illusion zerstören. Bey bloßen Erfindungen, wenn in die Geschichte hinein, nicht aus ihr herausgedichtet wird, hat der Dichter allerdings eine größere Freyheit, aber er darf doch auch den allgemeinen Charakter der Zeit, in die er seine Dichtung versezt, nicht verläugnen. Am schlimmsten aber sind jene Dichtungen, die der Geschichte nicht nur eine falsche Ausschmückung, sondern eine offenbare Lüge aufdrängen, und den Charakter der historischen Helden nicht nur zu idealisiren oder vielmehr zu modernisiren streben, sondern auf den Kopf stellen und in einen andern verwandeln.

Dieser Vorwurf trifft den Herrn Mienstädt, dessen Tragödie Karl V. (Leipzig, bey Brockhaus 1826) uns diesen großen Kaiser in einem durchaus falschen und wahrhaft lächerlichen Licht erblicken läßt. Karl erscheint in Spanien als Greis, von seinen Schwestern begleitet. Nicht ein heroischer Entschluß, nicht die Laune einer großen, stolzen, über die Welt erhabenen Seele, sondern Gewissensbisse treiben ihn in das freywillige Exil. Nicht eigener Wille, nicht Frömmigkeit, sondern die Lust und Gewaltthat seines Sohnes Philipp läßt ihn aber gerade das Kloster zur lezten Ruhestatt wählen. Nicht wie der große thatenreiche, und jedermann persönlich imponirende Kaiser wird er behandelt, sondern wie ein armer alter Sünder. Und nicht wie der Held des Jahrhunderts beträgt er sich selbst, sondern wie ein altes Weib, halb eitel, halb furchtsam, und ganz erbärmlich. Er ist eine Art von Carrikatur des Königs Lear, und Philipp II. spielt dabey die Rolle der undankbaren Kinder. Man kann die Geschichte und die Poesie selbst nicht gröblicher beleidigen. Erscheint das weibische Benehmen des halbverrückten alten Sünders und die Henkerbrutalität seines ihm vom Sohne bestellten Wächters auf's höchste gemein und widerlich, so ist dagegen von wahrhaft komischem Effekt eine Strafpredigt, worin Mendoza, eine unerträgliche Copie von Schillers Marquis Posa, den alten Karl schulmeistert, und ihm mit weltbürgerlicher Unverschämtheit vorhält, daß seine Politik, seine Thaten im Grunde genommen nichts werth seyen. Und somit wird dem Helden der Tragödie auch der lezte Nimbus, die Erinnerung seiner alten Größe, abgezogen, und er steht ganz nackend da, ein ecce homo!

In Ottos Brautfahrt von H. König (Elberfeld, bey Schönian 1826) wird ein großes dramatisches Gemählde aus der Geschichte Kaiser Ottos des Großen gegeben. Es umfaßt den ritterlichen Zug Ottos, auf welchem er die schöne Adelheid in Italien gewann, und die Verschwörung des durch die neue Heirath des Kaisers zurückgesezten ältern Sohns desselben, Ludolf. Der Dichter bleibt im Wesentlichen der Geschichte treu, doch ist diese wohl zu reichhaltig an Ereignissen und handelnden Personen, um in die engen Gränzen eines Dramas gezwungen werden zu können, wenn der Dichter nicht, wie Shakespeare, eine ganze historische Gallerie liefern will.

Theodos Gericht von Stuckert (Basel, bey Schweighauser, 1825) hat eine historische Grundlage, worauf der Dichter aber sein Werk mit großer Freyheit gebaut hat. Die Scene ist in Baiern bald nach der Einführung des Christenthums. Der Herzog von Baiern, Theodo, ist ein eifriger Christ und hält den fränkischen Priester Emmeran, den Apostel seines Volkes, hoch in Ehren und übergibt ihm die Erziehung seiner schönen Tochter Uta. Diese wird von Sigibald, einem jungen bairischen Ritter, und von Rudar, einem vornehmen Bulgaren, geliebt. Sie erwiedert die Liebe des ersteren. Rudar aber stiftet aus Eifersucht ihren Bruder Landbert auf, sich gegen den Vater zu empören und das Christenthum wieder auszurotten. Er spiegelt ihm vor, Emmeran lebe mit Uta in verbotenem Umgange, und Landbert ermordet den frommen Heiligen, dessen Unschuld durch die Entdeckung von Utas und Sigibalds heimlicher Liebe aufgeklärt wird. Theodo tritt nun als Richter auf, und schickt die Liebenden in's Kloster, den Mörder aber und

Digitized by Google

der Verräther ermorden sich selbst. Das Hauptinteresse des Ganzen liegt darin, daß der Heilige für die Liebe, die Liebe für den Heiligen geopfert wird; doch erscheint der fromme Mann als die Hauptperson des Trauerspiels ein wenig zu unthätig.

In dem Vorabend des Reichstags zu Augsburg von Gründler (Glogau, bey Günter 1826) werden in einer Folgereihe dramatischer Scenen gleich wie in einer Gallerie die Porträte berühmter Personen der Reformation aufgestellt, Luther, sein Vater, seine Frau, sein Sohn, der sächsische Churprinz, Spalatinus, Melanchthon, Pirkheimer, Hans Sachs, Lucas Cranach. Es ist ein artiger Gedanke, diese Zeitgenossen und Freunde zusammenzubringen, aber es ist auch nur ein Nebeneinanderstellen, wie an der Wand, ohne dramatisches Interesse.

Zwey Schauspiele von Friedrich Hoffmann beziehen sich auf die Geschichte des Hauses Anhalt und sind von einem schönen vaterländischen Sinn und von kindlicher Anhänglichkeit an jenes Fürstenhaus eingegeben. In Beringer von Anhalt (Bernburg, bey Gröning 1825) gibt uns der Dichter das Bild eines jungen sächsischen Helden, der unter Karl dem Großen sich zum Christenthum bekehrt und die Hand einer schönen Gräfin von Henneberg gewinnt. Das zweyte Schauspiel befindet sich in Fr. Hoffmanns Ausstellungen (Magdeburg bey Heinrichshofen, 1826), neben einigen artigen Erzählungen, und zeigt uns den Fürsten Wolfgang von Anhalt im Sturm der Reformation, als Genoß des schmalkaldischen Bundes in die Acht erklärt und vertrieben, zuletzt aber seinem Lande wiedergegeben.

Schließlich will ich noch eines neuen bürgerlichen Trauerspiels gedenken, das unter die Fatalitätsstücke gehört und die Vergeltung heißt. Schon bey diesem Namen muß man unwillkürlich an die Schuld denken. Es ist dieß übrigens die zweyte Vergeltung, die wir binnen zwey Jahren über die Bühne oder wenigstens über den Leipziger Meßtisch schreiten sehen. Die erste war von Heinrich Schmidt verfaßt und ist in Nr. 10 des dießjährigen Literatur-Blatts besprochen. Die zweyte ist von Karl Theodor Beil (Mannheim in der Schwan- und Götz'schen Hofbuchhandlung. 1826). Doch, gleiche Brüder, gleiche Kappen. Beyde Vergeltungen sind, wie im Namen, so im Wesen blutsverwandt, Schicksalstragödien schlecht und recht. Der Inhalt der Beilschen Vergeltung ist folgender: Ein Graf Holberg, (wird der deutsche Odysseus-Holberg, der vielgewanderte, oder der Geist des alten dänischen Historiographen nichts dagegen haben?) kurz ein Graf Holberg entehrt eine gewisse Agathe, und die Frucht dieser Schuld ist ein hübscher Sohn, Namens Leopold. Agathe ist die Tochter eines Ministers, und ihre Schande zu verbergen flieht sie, und trennt sich nachher auch von ihrem Sohne. Holberg aber heirathet ohne es zu wissen, Agathens Schwester, Sophie, und stürzt ihren Vater, den Minister, von allen seinen Ehrenstellen in's Gefängniß, um selbst an seine Stelle zu treten. Er mißhandelt seine Frau, erhält von ihr aber einen Sohn, Cäcil, und eine Tochter, Monica. Agathe begibt sich sofort, durch ihr Leiden entstellt und unbekannt, in Holbergs Haus und hilft dort die Wirthschaft versehen, in der edlen Absicht, sich gelegentlich zu rächen. Auch ihr Sohn Leopold findet sich ein, sie kennt ihn, aber er sie nicht. Er verliebt sich in seine Schwester Monica. Dieses unschuldige Mädchen tödtet ihre Mutter Sophie, indem sie ihr statt der Arzney ein Gift bringt, welches Agathe im Zimmer liegen gelassen. Monica und ihr Bruder Cäcil werden verhaftet. Um den Spektakel zu vermehren, kommt auch der alte Exminister, der Großvater, aus dem Gefängniß zurück. Agathe entdeckt alles, der Sünder Holberg bebt, die andern beten, Monica stirbt am gebrochenen Herzen und Leopold ermordet sich selbst. — Man sieht, die Ahnfrau hat im Kopfe des Dichters gespuckt, diese Agathe ist eine lebendige Ahnfrau, und in einem Gewebe von Noth und Laster müssen die Kinder wieder büßen, was die Eltern verschuldet, das Laster wird durch Unglück und das Unglück durch Laster vergolten. Und diese Vergeltung nennt der Dichter selbst in seinem drittletzten Verse: Gerechtigkeit! Wenn ich nicht scheele Blicke voraussähe, würde ich es wagen, diese Ansicht unchristlich zu nennen, oder, wenn man lieber will, unvernünftig. Aber was hat das Christenthum mit jenem Schicksal, das man ja vorzugsweise das antike nennt, und was hat die Vernunft mit der Mordlust eines Tragöden zu schaffen? Jene neuen Verfertiger von Fatalitätsstücken pflegen sich auf das Beyspiel der griechischen Tragiker zu berufen, wenn sie unmenschliche Verbrechen und deren Bestrafung schildern. Aber eins haben sie vergessen. Bey jenen antiken Charakteren ist die Grundlage eine unverletzliche Schönheit und Hoheit, sie bleiben liebenswürdig wie Orest, Antigone, oder groß wie Oedipus, Philoctet, welches Verbrechen oder Unglück ihnen auch aufgebürdet wird, und gerade die Würde, der Adel der menschlichen Natur ist es, der im Contrast gegen ein unerbittliches Schicksal, das sie hier zu Verbrechen fortreißt, dort sie in's Verderben stürzt, jenem Cyclus von Trauerspielen die unsterbliche Schönheit und Würde verleiht. Unsere neuen Schicksalstragödien nehmen aber an jenen alten nur die eine, die düstre Seite, nur das Schicksal zum Muster, nicht zugleich auch die großen Charaktere, die edeln gewaltigen Naturen. An deren Stelle setzen sie feige,

Digitized by Google

nichtswürdige Schelme, von Grund aus schwächliche, boshafte oder verzerrte, ja ganz unnatürliche Naturen, um die es in keinem Fall Schade ist, wenn sie exemplarisch bestraft werden, bey denen das Schicksal nur ein trauriges Henkeramt zu übernehmen hat. Oder was ist denn Großes und Schönes an dem Wirth im vier und zwanzigsten Februar und an jenem prahlhaften Schwächling Derindur? Der Verbrecher muß dem Schicksal Kraft, das Opfer Liebenswürdigkeit entgegensetzen; am Schuldigen müssen wir die kühne Größe, am Unschuldigen den Werth des Opfers bewundern. Aber was haben denn die unschuldig Leidenden in unsern Schicksalsstücken, das sie nur entfernt einer Antigone oder Cassandra an die Seite setzte? Es sind ganz gewöhnliche brave Jünglinge und Mädchen, von denen man nur sagen kann, wenn sie auch das Schicksal am Leben gelassen hätte, so würde doch nichts Großes aus ihnen geworden seyn. Wie schrecklich auch das Schicksal in den antiken Tragödien waltet, so findet das Gemüth doch eine Befriedigung in der Größe der Opfer, das Verbrechen, das Leiden wird versöhnt durch diese Größe. Christlich-romantische Trauerspiele geben diese Befriedigung in dem Glauben an eine alles versöhnende göttliche Liebe. Die modernen Fatalitätsstücke geben aber keinerley Befriedigung, denn statt jener Größe kennen sie nur Erbärmlichkeit des Menschen, und statt jener Liebe nur das todte Gesetz der Nothwendigkeit. Jene Befriedigung des Gemüths ist die poetische Gerechtigkeit, aber diese Dichter kennen nur ein barbarisches Vergeltungsrecht und wir verlassen ihre Trauerspiele mit der widerlichen Empfindung, mit welcher wir einem Akt der Criminaljustiz beywohnen.

W. M.

Pädagogische Literatur.

Rheinisch-westphälische Monatschrift für Erziehung und Volksunterricht, im Verein mit mehreren Lehrern und Erziehern herausgegeben von J. P. Rossel, Gymnasiallehrer zu Aachen und wirklichem Mitgliede der Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin. Aachen. In der Expedition der Rheinisch-westphälischen Monatschrift. 1824 — 1826.

Die vorliegende Monatschrift hat nicht bloß für Lehrer ein besonderes, sondern auch für das größere Publikum ein allgemeines Interesse. Sie legt zunächst ein Zeugniß ab von dem regeren Leben und der gesteigerten Thätigkeit, welche in Westphalen und den Rheinlanden, seit sie preussisch sind, für das Volksschulwesen erweckt worden sind. Wir erhalten genaue Kunde von allem, was für äußere Verbesserung der Schulen und für innere Vervollkommnung derselben durch immer zweckmäßigeren Unterricht sowohl in jenen Ländern als überhaupt in Preussen geschieht, und selbst auf dasjenige wird der Blick gerichtet, was im Auslande für das Schulwesen Bedeutendes sich ereignet. Alles, was das Aeußere und die Geschichte der Pädagogik angeht, wird in einer Zeitung mitgetheilt, welche der Monatschrift angehängt ist; (diese selbst aber enthält theoretische Abhandlungen über die mannigfaltigsten Gegenstände der allgemeinen und der besonderen Pädagogik.) Es ist erfreulich zu bemerken, wie die meisten Mitarbeiter, selbst praktische Schulmänner, immer mehr bemüht sind, Theorie und Praxis in Einklang zu setzen; denn nur zu lange ist in der Pädagogik ein theoretisches Unwesen getrieben worden, und wenn wir auch gerne zugeben wollen, daß selbst ein solches heilsam, ja nothwendig war, damit die Praxis fortan mit erleuchteterem Bewußtseyn wiederergriffen werden könne, so müssen doch die unzähligen Schüler stets unser Bedauern erregen, die das Schicksal, Opfer pädagogischen Experimentirens zu werden, getroffen hat und häufig genug noch trifft. —

Einige Aufsätze, die hier mitgetheilt werden, gehen geradezu nur Lehrer an, da sie Anweisungen, Vorschläge und Beyspiele enthalten, wie dieser oder jener Unterrichtszweig am zweckmäßigsten zu behandeln sey. Andere Abhandlungen dagegen beschäftigen sich mit allgemeineren Gegenständen und sind räsonnirender Art. Hiedurch schon sind sie auch allgemeinerer Theilnahme gewiß und ganz geeignet, jeden Freund der Jugend anzusprechen. Sie zeichnen sich durch einen verständigen, oft gewandten, nicht selten auch durch lebendigen Vortrag aus. Dieses Lob gebührt z. B. den meisten Aufsätzen, welche den Herren Dr. A. Diesterweg zum Verfasser haben, unter denen wir wiederum besonders einen nahmhaft machen müssen, der „von dem Gebrauch der Kinder zur Fabrikarbeit" handelt und einfach und eindringlich zeigt, wie sehr man sich durch einen solchen Gebrauch versündige, da derselbe die Hülflosen unwiederbringlich zu geistlosen Maschinen verkrüppelt. Nicht minder anziehend fanden wir einen anderen Aufsatz: „Versuche über Erziehung von J. G. v. Pöckelsheim zu Langen-Schwalbach." Hier wird als Grund und Boden aller Erziehung genaue Kenntniß und Beachtung der Temperamente gefordert, und der Verf. verbreitet sich über diesen Gegenstand auf eine geistvolle und doch populäre Weise. Wir können also nur wünschen, daß die wohlthätige Wirksamkeit dieser Zeitschrift sich so weit als möglich verbreiten möge.

Digitized by Google

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. September 1826.

Geschichte.

Resumé de l'histoire d'Espagne etc. par Alph. Rabbe. Paris 1824.

Resumé de l'histoire de Portugal par Alph. Rabbe. Paris 1824.

Resumé de l'histoire du Bresil par Ferdinand Denis. Paris 1825.

Ref. setzt gegenwärtigem Artikel diese drey Büchertitel nicht sowohl deßhalb vor, um die Werke selbst zu beurtheilen, als um bey Gelegenheit derselben einige Bemerkungen über resumés im Allgemeinen und resumés *historiques* insbesondere dem geneigten Leser vorzutragen. Schon der Name resumés wird bey einem großen Theile des deutschen lesenden und schreibenden Publikums ein verächtliches Achselzucken hervorbringen, und eine für deutsche Gemüther sehr schmeichelhafte Vergleichung deutscher Gründlichkeit, deutscher Gelehrsamkeit mit französischer Oberflächlichkeit. Es ist keineswegs Ref. Absicht, die französischen resumés zu vertheidigen, sondern bloß die resumés überhaupt und die Absicht, die ihnen zu Grunde liegt und aus der sie hervorgegangen sind, nämlich die: daß die Geschichte als eines der wichtigsten moralischen Bildungsmittel so viel wie möglich allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zugänglich und verständlich gemacht werden müsse. Diesen Zweck sucht man in Frankreich neuerdings durch dergleichen kurze Uebersichten der Geschichten verschiedener Völker zu erreichen, welchen durch die Wohlfeilheit des Preises ein großer Absatz unter den mittlern Klassen der Gesellschaft gesichert wird. Gegen die Art der Ausführung ließe sich nun freylich manches einwenden, der Gedanke selbst aber ist ohne Zweifel sehr gut und könnte die besten Folgen haben. In Deutschland nun fehlt es bis jezt noch ganz an einem solchen Unternehmen, und dieser Mangel ist um so mehr zu bedauern, da der geschichtliche Unterricht in den meisten öffentlichen Unterrichtsanstalten besonders für die mittlern Stände eben so sehr vernachläßigt und nach eben so falschen Grundsätzen betrieben wird als in Frankreich. Die allgemeinen Weltgeschichten, z. B. die von Becker, sind viel zu theuer und viel zu bändereich, um den Mangel an dergleichen kurzen und wohlfeilen Uebersichten der Geschichte einzelner Völker zu ersetzen. — Wir haben zwar einige Geschichten der Deutschen, allein auch diese sind, bey allen ihren etwanigen Verdiensten, entweder für Gelehrte, oder für Kinder geschrieben, oder für zu gebildete Leser, und vor allen Dingen so dick und so theuer, daß eine größere Unternehmung in demselben Maßstabe gar nicht ausführbar wäre. Eine Unternehmung in dem Sinn, wie die französischen resumés, wird besonders deßhalb in Deutschland große Schwierigkeiten finden, weil diejenigen deutschen Gelehrten, welche die nöthigen Kenntnisse besitzen, um daran Theil zu nehmen, eben bloß Gelehrte und zu sehr Gelehrte sind; weil unsere Gelehrten die Gelehrsamkeit zu hoch und die Bildung zu gering anschlagen, weil sie vergessen, daß Gelehrsamkeit nur Mittel, Bildung aber Zweck ist. „Die Wissenschaft gewinnt nichts durch solche oberflächliche Arbeiten — wir wollen der Wissenschaft leben," hört man diese Herrn sagen; sie sollten aber bedenken, daß die Wissenschaft unser nicht bedarf, wohl aber wir der Wissenschaft. Ueberdieß ist es ein sonderbarer Irrthum zu glauben, daß solche Uebersichten oberflächlich seyn dürfen oder gar müssen, und dieser Irrthum hat die zwiefache üble Folge, daß tüchtige Gelehrte sich nicht damit abgeben mögen, und daß oberflächliche Schreiber die Sache noch mehr in üblen Ruf bringen. Um ein gutes historisches resumé zu schreiben, bedarf es nicht nur der gründlichsten historischen Kenntnisse und besonders des gründlichsten Quellenstudiums, sondern der weit seltenern Gabe, die Resultate dieser Kenntnisse, dieser Untersuchungen möglichst kurz, möglich einfach und faßlich zusammenzustellen, und in dieser Hinsicht hat diese Art historischer Arbeiten weit größere Schwierigkeiten als größere, ausführlichere historische Werke; es ist oft viel schwerer, Dinge **nicht** zu sagen, als sie zu sagen, und es gehört wirklich eine Entsagung dazu, die nicht häufig gefunden wird.

Vorliegende Schriften gehören zu einer Folge von re-

Digitized by Google

sumés der Geschichte aller bedeutenden Völker und Staaten, welche von verschiedenen Gelehrten verfaßt werden, und wovon außer den genannten bis jezt schon erschienen ist: Die Geschichte von Deutschland und von Frankreich, die Geschichte der französischen und deutschen Literatur. Die Verfasser sind meistens geachtete und schon bekannte Schriftsteller, doch nur vom zweyten Rang in der Hierarchie der französischen Literatur. Die Hauptfehler in diesen resumés sind erstlich, daß sie noch immer zu dick und zu theuer sind; der Band enthält zwanzig bis dreyßig Bogen klein Octav und kostet zwey bis drey Franken. Das ist für eine Uebersicht zu viel, für eine eigentliche Geschichte zu wenig. Wer ein resumé schreiben will, muß dabey nie vergessen, daß es darauf ankommt in einem Bändchen so viel zu geben, als ein gewöhnlicher Kopf hintereinander fort lesen mag und behalten kann. Um beyde Zwecke zu erreichen, muß man dem Leser Bilder geben, keine Aufzählung von Jahrszahlen, Namen und Begebenheiten. Dieß haben die Verfasser und Unternehmer der französischen resumés zu wenig bedacht. Namen und Begebenheiten haben für die meisten Leser, und mit Recht, wenig oder gar kein Interesse, wenn sie nicht durch Details ihre Einbildung anregen; diese Details aber können in einem resumé nicht gegeben werden, und man mag sich drehen und wenden wie man will, ein solches Werk, das sich auf die Aufzählung der Begebenheiten, auch nur der wichtigsten einläßt, wird troz der besten Schreibart, der größten Genauigkeit nichts anderes bleiben als eine historische Tabelle — es wird nur Langeweile bey dem Leser hervorbringen, und eigentliche historische Tabellen haben noch den großen Vortheil, besonders wenn die größern Massen mit Farben unterschieden sind, daß sie dem Auge, der Phantasie gleich ein Bild geben. Um seinen Zweck zu erreichen, um Raum zu sparen und doch den Leser durch Details zu fesseln, müßte ein resumé nicht sowohl eine Uebersicht der Begebenheiten, als eine Darstellung ihrer Folgen enthalten; das heißt eine Folge von Schilderungen des Zustandes der Völker in den bedeutendsten Epochen ihrer Geschichte, eine Reihe von Bildern, das innere Leben der Völker, die Fortschritte ihrer Civilisation darstellend; dann könnte man sich auf eine bloße Aufzählung der allerwichtigsten Begebenheiten beschränken, oder sie in einer kurzen chronologischen Tabelle beyfügen. Eine solche Art, die Geschichte zu behandeln, würde indessen freylich weit gründlichere und umfassendere Vorarbeiten erfordern, als die bloße Aufzählung und Zusammenstellung der Begebenheiten, denn von dem Zustand des Volkes zu einer bestimmten Epoche erhält man nur durch ein sorgfältiges Studium der Quellen gleichzeitiger Schriftsteller und Chroniken ein Bild. Hiezu müßte noch eine genaue Kenntniß der Literatur und besonders der Kunstgeschichte und der Kunstdenkmäler des Volkes kommen. Aus diesen Materialien sich selbst ein deutliches, lebendiges Bild von dem Zustand des Volkes, von dem Gange und den Fortschritten der Civilisation zu machen und dieses Bild dem Leser in kräftigen Umrissen hinzustellen — das ist die Aufgabe dessen, der ein resumé schreiben will. Troz allen sonstigen Verdiensten haben die Verfasser dieser französischen resumés ihre Aufgabe keineswegs gelöst. Sie haben viel zu viele Begebenheiten, Jahrszahlen und Namen gegeben, und sich um die Verfassung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Völker viel zu wenig bekümmert. So findet sich z. B. in dem resumé der spanischen Geschichte kein Wort über die Fortschritte und den Verfall der Künste und Wissenschaften in diesem Lande, kein Wort von der schönen Zeit, wo Poesie, Malerey, Baukunst, Bildhauerey und Künste und Handwerke aller Art in den spanischen Städten sich ausbildeten im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert. Doch es wäre überflüssig und unbillig, diese und ähnliche Mängel ausführlich zu rügen; es lag offenbar nicht in dem Plan der Verf., diese Gegenstände zu berühren, und wir können deßhalb bloß den Plan tadeln, nicht aber die Ausführung. Die Angabe und Zusammenstellung der Begebenheiten ist im Ganzen genau, die Schilderung einzelner Charaktere, wenn auch nicht immer unbefangen, doch meistens so lebendig, als es in dieser Kürze möglich ist. *Am besten* gelungen ist die Darstellung der *Administration des* Marquis von Pombal in dem resumé *de l'histoire de Portugal*; obgleich sie den großen Mann vielleicht zu einseitig erhebt und die schädlichen Folgen seiner Herrschaft zu sehr übersieht. Gewissermaßen ist diese Partheylichkeit für den furchtbarsten Feind der Jesuiten eine verzeihliche oder nothwendige Folge der gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich. Ein größerer Fehler aller dieser resumés ist es, daß nicht eine ausführlichere, richtigere und lebendigere Darstellung der Beschaffenheit des Landes, seines Klimas, seiner Produkte, u. s. w. damit verbunden ist. Eine solche Darstellung müßte diesen Uebersichten als Einleitung vorangehen; dieß wäre nützlicher als die doppelten introductions und geharnischten Nachreden, die sich hier finden. —

Es ist übrigens vor Kurzem noch eine neue Unternehmung der Art angekündigt worden, welche resumés aller Geschichten und aller Wissenschaften verspricht, und zwar die Geschichte eines jeden Volkes und die Quintessenz jeder Wissenschaft in einem Bändchen Duodez zu zehn Sous. Die Sache ist besonders für die ärmeren Classen, Handwerker, Fabrikarbeiter, u. s. w. berechnet, und wir sind begierig, wie man z. B. ein resumé de la metaphysique für diese braven Leute einrichten wird.

Digitized by Google

Taschenbücher auf 1827.

1) Frauen-Taschenbuch.

Eine gewisse Anzahl von Almanachen, wozu auch das Frauen-Taschenbuch gehört, behauptet sich seit einer Reihe von Jahren, einige andere kommen und verschwinden wieder, im Ganzen aber nimmt die Zahl der Taschenbücher überhaupt mit jedem Jahre zu. Eine so beliebte Waare erregt eine lebhafte Concurrenz unter den Buchhändlern, und da man geniale Dichtungen für die Almanache nicht nur nicht verlangt, sondern sogar verschmäht, falls sie nicht durch einen berühmten Namen gleichsam entschuldigt werden, so ist es auch nicht schwer, neben neun und zwanzig Taschenbüchern noch das dreyßigste hervorzubringen. Es ist beynahe physisch unmöglich, daß zu gleicher Zeit so viele ächte geniale Dichter in Deutschland leben können, als die Summe der Novellen- und Versemacher in den Taschenbüchern beträgt. Man muß aber auch keine solchen ächten Dichter verlangen, und wohl unterscheiden, daß es hier nicht auf Poesie, sondern einzig auf Unterhaltung abgesehen ist. Das muß unsere Forderungen gewaltig herabstimmen, und dann werden wir auch billig genug seyn, vom veränderten Standpunkt aus zu loben, was wir sonst tadeln müßten. Diese artigen kleinen Bücher sollen ja nicht im Tempel der Unsterblichkeit, sie sollen nur auf dem Toilettentisch der Damen, nicht für die Ewigkeit, nur für ein Jahr, vielleicht nur für einen müßigen Morgen glänzen. Wenn dann ihr Einband, ihre Kupferchen nett und zart sind, so kann man vom Inhalt nur verlangen, daß er leicht zu lesen und noch leichter zu vergessen sey, daß die zarten Erzählungen und Gedichte wie süßer Schaum auf der Zunge schmelzen und weiter keine Empfindung zurücklassen mögen. Und so sind diese Büchelchen auch beschaffen, und es wäre ungerecht, etwas mehr von ihnen zu verlangen. Auch sind sie in dieser Hinsicht an Werth einander beynahe alle gleich. Sie huldigen der Mode, nicht der Poesie, nehmen daher eine Uniform an und schließen das Eckige und Eigenthümliche origineller Genies von sich aus. Und dieß kostet auch wenig Mühe, denn die Almanachsdichter sind von Natur einander ziemlich gleich, und kommen, weil sie einen niedern Rang unter den Dichtern überhaupt einnehmen, in ganzer Gattung vor, während die Dichter vom ersten und höchsten Rang immer nur einzig sind. Sie selbst und ihre Dichtungen sehen sich einander auffallend ähnlich, und wiederholen sich in der Person, wie im Gedicht. Dieselben Gegenstände, dieselbe Darstellung, ja dieselben Persönlichkeiten kehren nur mit veränderten Namen immer wieder. Dieß stört vielleicht die ältern Leser, aber deren sind gerade die wenigsten. Das große Publikum der Almanache besteht aus jungen Herrn und Damen, denen sie immer neu sind. Der Jüngling, das Mädchen liest eine Novelle, ein lyrisches Gedicht, und weiß nicht, wie oft schon dasselbe gedichtet und gesungen worden ist. Haben wir aber, die wir es wissen, wohl ein Recht, ihnen mit grämlicher Kritik die unbefangene Unterhaltung zu verderben?

Das Frauen-Taschenbuch, welches jezt Georg Döring herausgibt, unterscheidet sich von andern Almanachen keineswegs durch eine besondere Beziehung auf Frauen, sondern nur durch ein längliches ungefälliges Format, ein wahres Procrustesbett für die Figuren auf den Kupfertafeln, denn diese müssen sich zu einer unnatürlichen Länge auszerren lassen, damit sie die Höhe jedes Blattes ausfüllen. Diese Kupfer enthalten dießmal Darstellungen aus Calderons Schauspielen, größtentheils brav gestochen, aber widerlich gezeichnet. Die Zeichnungen zweyer Statuen aus dem Mittelalter, Karls IV. und Gerlachs von Nassau, sind dagegen vortrefflich. Unter den Erzählungen zeichnet sich die Sängerin von Wilhelm Hauf durch leichten Styl und heiteres Colorit am meisten aus. Zu bedauern aber ist, daß dieses schöne Talent an so gar unbedeutende, anekdotenmäßige, ideenlose Gegenstände verschwendet wird. Zwischen die Mode und die Poesie gestellt, sollte dieser junge Dichter doch ein wenig schwanken, bevor er sich blindlings der ersten in die Arme wirft. Der Page des Herzogs von Friedland von A. v. Tromlitz ist ein Schattenbild von Max Piccolomini, liebt, ist treu und opfert sich. Die übrigen Erzählungen kann man wohl lesen, aber ein Wort weiter darüber zu sagen, wäre Zeitverlust. Nur Trutnella, ein Nürnberger Schwank vom Herausgeber, ist mir widerlich aufgefallen durch die Affectation des altreichsstädtischen, kurzweilig seyn sollenden Styls, worin Ausdrücke wie „maßmaßen, dieweil, Kindlein, Blümlein, Bißlein, erkiesen, männiglich, schmuckes Weiblein, Schiebfensterlein, ic." eine gewisse Naivetät forciren sollen. Unter den wenigen Gedichten dieses Jahrgangs sind die Lieder Wilhelm Müllers auf eine schöne Kellnerin die artigsten.

2) Penelope.

Dieser von Theodor Hell herausgegebene Almanach, ebenfalls einer der ältern, bringt uns dießmal in einem sehr eleganten Einbande fünf ziemlich reizende weibliche Bildnisse und vier historische oder allegorische Darstellungen zu Schillers Gedichten, sodann fünf Erzählungen, eine Abhandlung und nur zwey Gedichte. Unter den Erzählungen zeichnen sich vorzüglich die beyden ersten aus. Die Katzianer von Katzenstein von Wilhelm Blumenhagen enthalten ein reiches und lebendiges Gemälde aus den Türkenkriegen im sechszehnten Jahrhundert. Die Christnacht, von E. Raupach, ist ein warnendes Bild menschlichen Aberglaubens, und wie von dem beliebten Verfasser sich erwarten ließ, vortrefflich geschrieben. Die Abhandlung ist von A. Wendt und gibt

Digitized by Google

Im ersten Bande finden wir zunächst kleinere Gelegenheits-Gedichte, die größtentheils auf Liebe Bezug haben und dergleichen die Frauen erfinden und vortragen sollen. Sie geben Zeugniß von dem gesundesten Naturgefühl des Volkes, und es fehlt ihnen nicht an ungemeiner Zartheit und Innigkeit. Zugleich prägen sich in ihnen die eigenthümlichen Sitten der Serben auf eine charakteristische Weise ab. Der Gegenstand dieser Lieder ist größtentheils derselbe, den wir auch in unsern lyrischen Gedichten bis in's Unendliche besingen und bedichten, Liebe, Sehnsucht, Treue, Klage, ꝛc.; die Auffassung ist aber eine andere. Unsere Dichter gehen vom Gedanken aus und suchen ein Bild dazu, wählen mit der Phantasie eine passende Einkleidung; bey den serbischen Frauen erweckt aber umgekehrt eine unmittelbare Naturanschauung ein verwandtes Gefühl. Sie sehen eine Blume, einen Bach, und irgend eine Beziehung erinnert sie dabey lebhafter an ihren Geliebten, dessen Bild sie beständig beschäftigt. Sie knüpfen dieses Bild an jenes, und die Empfindungen beyder schmelzen harmonisch zusammen. Dieß ist die einfache Entstehungsart jener Lieder, und sie verleiht ihnen den Reiz der Wahrheit und Natürlichkeit, den unsere kunstgerechten Liebesseufzer in Sonnetten so oft entbehren. Sie erwecken unser ganzes Mitgefühl für die Sängerin, denn wir wissen, sie fühlt unmittelbar, was sie in jenen innigen Tönen ausspricht, während wir bey unsern Liebesdichtern nur zu oft bemerken, daß sie sich erst in eine sentimentale Stimmung künstlich versezt, daß sie behaglich nachgedacht haben, wie wohl einem Liebenden, einem Unglücklichen zu Muthe seyn möchte. Wir heben als Probe einige der kürzesten, naivsten und innigsten jener Lieder hervor:

Liebeswunsch.

Daß ich, ach! ein kühles Bächlein wäre!
Wüßte wohl, wo freudig ich entspränge!
Unter meines Herzgeliebten Fenster,
Wo der Freund sich kleidet und entkleidet.
Daß vielleicht auch mir den Durst er lösche,
Daß, die Brust mit seinen Wellchen netzend,
Ich vielleicht das liebe Herz berührte.

Erkältetes Herz.

Fiel der Schnee am St. Georgentage,
Hielt sich nicht das Vöglein in den Lüften.
Barfuß watete hindurch das Mädchen.
Ihre Schuhe tragend, folgt ihr Bruder.
„Ist dir kalt an Deinen Füßen, Schwester?“ —
„Nicht an meinen Füßen, o mein Bruder!
Aber kalt ist mir um's arme Herz!
Doch der Schnee nicht hat es mir erkältet;
Meine Mutter hat es mir erkältet,
Die dem Ungeliebten mich gegeben!“

Das liebende Mädchen.

Als wir gestern in der Herberg' waren,
Speisten wir ein herrlich Abendessen,
Und wir sahn ein schönes Mädchen stehen,
Auf dem Haupt ein Kranz von Perlentulpen.
Und ich gab mein Roß ihr, es zu führen,
Da zum Rosse sprach das Mädchen flüsternd:
„Sag mir, Brauner, mit den goldnen Mähnen,
Sag mir, hat dein Herr sich schon vermählet“? —
Und das Roß entgegnete ihr wiehernd:
„Nein, beym Himmel! noch nicht, schönes Mädchen,
Ist mein Herr vermählet; doch im Herbste,
Nächsten Herbst denkt Dich er heimzuführen.“
Und das Mädchen sprach zum Braunen freudig:
„Wenn ich wüßte, daß dieß Wahrheit wäre,
Möcht' ich meine Spangen gleich verschmelzen,
Deinen Halfter Dir damit beschlagen,
Mit dem reinen Silber es beschlagen,
Und mit meinem Halsschmuck es vergolden.“

Den zahlreichen kleinen Liedern folgen größere Romanzen. In ihnen spiegelt sich die Eigenthümlichkeit der Nation, ihr Familien- und Kriegerleben noch deutlicher, und sie sind wie die ausgedehntesten, so die vortrefflichsten Produkte jener Volkspoesie. Der Raum erlaubt uns nicht, Näheres davon anzuführen. Man darf aber nur an jene allgemein bekannte serbische Romanze von Goethe denken, um einen richtigen Begriff von dieser poetischen Gattung zu erhalten. Im Allgemeinen sind es drey Momente, um welche sich alles darin bewegt, männlicher Heldenstolz, weibliche Liebe und das innige Familienverhältniß. Das leztere ist sehr charakteristisch und seine große Bedeutung geht aus dem patriarchalischen Leben des unverdorbenen Volkes hervor. Merkwürdig ist dabey, daß fast überall die Mütter und Brüder wichtiger als die Väter erscheinen, und zwar spricht sich bey den jungen Mädchen eine ungewöhnliche Furcht vor der Strenge der Mutter und eine ungewöhnlich zarte Neigung gegen die Brüder aus. Ueberhaupt aber steht die Blutsverwandtschaft in heiligem Ansehen, und ihre Verletzung ist einer der gewöhnlichsten tragischen Gegenstände. Den Beschluß des ersten Bandes machen zwey größere Heldengedichte, die Abentheuer des Königssohnes Marko in acht, und die Amselfelder Schlacht in vier Romanzen. Marko ist als der serbische Siegfried zu betrachten. Beynahe jedes Heldenvolk hat eine ähnliche Sage. Der schönste tapferste Jüngling fällt in der Blüthe seiner Thaten durch die Macht des Schicksals, die Götter beneiden den Glücklichen, der Tod will das schönste Opfer. So stirbt bey den Alten Adonis und Achilleus, bey den Skandinaviern Baldur, bey Ossian Oscar, in der deutschen Sage Siegfried. Einen nicht minder ächt tragischen Charakter hat die Türkenschlacht auf dem Amselfelde, die uns zugleich in mancher Hinsicht an die neuern Griechenkämpfe erinnert.

Den zweyten Band eröffnet die ausführliche Beschreibung einer serbischen Hochzeit, ein sehr schöner Beytrag zur Sittengeschichte. Dann folgen wieder eine große Menge kleiner Liebeslieder, wovon wir wenigstens noch einige erwähnen wollen.

Digitized by Google

Die Kranzwinderin.

Emilja pflückt am kühlen Bach Schön-Emilja,
Pflückte sich den Schooß voll und die Aermel,
Flechtete davon drey grüne Kränzchen.
Einen will sie für sich selbst behalten,
Der Gefährtin sie den andern geben,
Läßt den dritten in das Wasser gleiten,
Biegt sich nieder, leise Worte flüsternd:

Schwimme, schwimm' o du, mein grünes Kränzchen!
Schwimme bis zu Juris weißem Hofe,
Frag', mein Kränzchen, dorten Juris Mutter:
„Mutter, willst Du Juris nicht vermählen?
Freye ja nicht eine Wittwe für ihn,
Freye lieber ihm ein schönes Mädchen!" —

Die Perlen.

Fleht zu Gott ein unvermählter Knabe,
Möcht' am Meere gern zu Perlen werden,
Wo die Mädchen Wasser holen kommen,
Daß sie ihn in ihrem Schooße sammeln,
Ihn auf grünen Seidenfaden reihen,
Und ihn tragen hängend an dem Halse,
Daß, was jede red', er höre:
Ob wohl jede von dem Ihren rede,
Ach! und ob von ihm wohl seine Liebe!

Was er bat, ward ihm von Gott gewähret:
Perlen, lag verwandelt er am Meere,
Wo die Mädchen Wasser holen kommen,
Und sie sammeln ihn in ihrem Schooße,
Reihen ihn auf grünen Seidenfaden,
Tragen dann ihn hängend an dem Halse,
Höret nun, was eine jede redet:
Redete Jedwede von dem Ihren,
Redete von ihm auch seine Liebe.

Es folgen sodann wieder größere Romanzen, auch drey Legenden, ein größeres Heldengedicht von Marko Kraljewitsch, und fünf Gesänge, worin Scenen aus dem lezten Aufstandskriege der Servier geschildert werden.

Ohne Zweifel lassen sich noch mehr Gedichte sammeln, als in diesen beyden Bänden enthalten ist, und der Herausgeber wird vielleicht noch einen dritten liefern. Er bemerkt, daß er noch viele erotische Lieder der Serben kenne, die er aber den kultivirten deutschen Ohren nicht mitzutheilen wage, weil darin zu viel unverhüllte Natur herrsche. Wir wollen aber wünschen, daß er die moralische Grenze zum Nachtheil der Poesie nicht zu eng gezogen habe.

Schließlich mag es wenigstens erwähnt werden, daß mehrere serbische Romanzen Gegenstände betreffen, die auch in den Sagen anderer Völker sich finden, sey es, daß sie verpflanzt worden, oder daß die Natur unter den nämlichen Bedingungen gleiche Erscheinungen hervorgebracht. Diese Correspondenz geht durch alle ältere Volkspoesie, dieselbe kritisch zu erörtern überlassen wir aber den Gelehrten.

W. M.

Länderkunde.

L'isle de Cuba et la Havane ou Histoire, Topographie, Statistique, Moeurs, Usages, Commerce et Situation politique de cette Colonie d'après un Journal écrit sur les lieux. Par C. M. Mappe. 1825.

Der zweyte Titel sagt zu viel; Geschichte und Topographie kann man dürftig nennen, weit besser ist Statistik und Handel dieser Insel gezeichnet, und am besten Sitten und Gebräuche. Die Reisebeschreibung ist wahrhaft malerisch, und die Farben sind mit südlicher Lebendigkeit aufgetragen. Der Genuß, den sie gewährt, ist um so größer, weil das ganze Gepräge der Schrift zu beweisen scheint, daß der Verfasser nichts erzählt oder schildert, was er nicht selbst sah oder hörte, ein Vorzug, der bekanntlich nicht allen französischen Reisebeschreibungen eigen ist. Wenn man die spanischen Sitten und die Lebensweise und Gewohnheiten auf den westindischen Inseln mit denen der Havanesen vergleicht, wie sie in dieser Schrift geschildert sind, so ist es äußerst interessant zu bemerken, wie diese beyden Elemente sich gegenseitig modificirten; doch haben die spanischen in mancher Hinsicht die Oberhand behalten, wenigstens in so fern, als nicht klimatische Einflüsse einen überwiegenden Einfluß äußern. Die Eifersucht, verbunden mit der Heftigkeit des Charakters, welche den Altspanier rasch den Degen oder den Dolch ziehen läßt, bewaffnet hier nur den feigen Meuchelmörder, und viele Straßen, namentlich aber der Paseo, eine Art Prado, sind nach der Abendglocke, sobald die Volantes (eine Gattung leichter Gefährte) allmählig verschwinden, wahre Mördergruben, und obgleich die Polizey während der Statthalterschaft des thätigen Cienfuegos besser eingerichtet wurde, so wird doch sowohl das Elend, welches neben ungeheuren Reichthümern oft stattfindet, als die Liebesintriguen der Damen, die mit gar nichts anderem ihre Zeit auszufüllen wissen, es nicht an Mordthaten fehlen lassen. Das natürliche Phlegma der Spanier hat hier Nahrung gefunden; wer Geld hat, thut nichts; und auch der, welcher es durch Arbeit erwarb, hielte es fast für Schande, wenn seine Kinder wieder arbeiten sollten, wie er. Nichts zu thun, sagt der Verfasser, ist der gemeinsame Wunsch der spanischen Kreolen: fehlt es endlich gar zu sehr am eigenen Unterhalt, so wird man Tabaquero, oder Cigarrenmacher, ein Gewerbe, das selbst einem Hidalgo*) keine Schande macht, und gewöhnlich 12, bey den fleißigsten 18 Realen des Tags abwirft. Der Verbrauch an Tabak ist ungeheuer; Priester, Mönche, Nonnen, Weiber, Kinder, Schwarze, Weiße, alles raucht. Man raucht auf den Straßen, in den Klöstern, auf dem Ball,

*) Hidalgo, von dem lateinischen filius alicujus (Sohn eines Gewissen), heißt Edelmann.

in den Sakristeyen; die Leidenschaft für den Tabak, sagt der Verfasser, macht alle Stände gleich. Mit einer Cigarre zwischen den Fingern könnt ihr den ersten Besten anhalten, der euch auf der Straße rauchend begegnet, und ihr sagt zu ihm: Candela. Wäre es ein Grand von Spanien erster Classe, er nimmt die Cigarre aus dem Munde, und bietet sie euch hin; ihr zündet an, und dankt dann durch eine leichte Verbeugung. Ehemals wußten die Damen gar nichts zu thun, als zu rauchen, jezt aber, da französische Moden eingerissen sind, hat es ein wenig abgenommen, doch nicht zum Glück ihrer Ehemänner; denn sie sind ungemein verschwenderisch, und wird der Herr Gemahl unwillig, so benützen sie ihre ungemein großen gesetzlichen Vorrechte, auf welche sie halten, troß einem Schiffskapitän auf die Ehre seiner Flagge. An Gelegenheiten, ihre glänzenden Anzüge den Augen des Publikums bloßzustellen, fehlt es auch nicht, die Spazierfahrten im Paseo, die Stiergefechte u. s. w. bieten deren hinreichend dar, nur in die Kirchen müssen alle in der Nationaltracht; diese besteht aus einem einfachen Rocke, der mit dem Korset ein Stück ausmacht und Basquina heißt, und der Mantilla oder dem Schleyer. Aber dieses Aufwandsgesetz wird dadurch umgangen, daß man die kostbarsten Blonden an die Schleyer und prächtige Spitzen an einem leichten Unterrock trägt, der unter der Basquina vorsieht. Weit nicht so artig, aber eben so unwissend und faul, und ungemein roh, sind die Bewohner des Landes, Monteros genannt, deren Sitten den Bewohnern des festen Landes in Venezuela u. dgl. in vielen Stücken ähnlich sind. Diese tragen auch zu den Ausfuhrartikeln am wenigsten bey, hier thun die größern Besitzungen, wo Neger die Arbeit verrichten, das meiste, und der ungeheure Aufschwung, den der Anbau des Landes seit etwa 30 Jahren nahm, beweist, was diese Insel unter andern Verhältnissen werden könnte, und wahrscheinlich auch noch werden wird. Freylich wird die unbegreifliche Trägheit des spanischen Theils der Einwohner einem hohen Flor lange Zeit Hindernisse in den Weg legen; wenn man aber nur erwägt, was die geringe Anzahl französischer Kolonisten aus San Domingo, welche während der Unruhen auf jener Insel hieher flohen, bereits bewirkt haben, so wird, wenn die Anzahl der Nordamerikaner größer wird, die Nacheiferung steigen. Auch der Handel wird im Vergleich mit dem, was er seyn könnte, als unbedeutend geschildert, und muß es unter den jetzigen Verhältnissen noch in weit höherem Grade seyn. So sehr aber zu erwarten ist, daß die Befreyung von der spanischen Herrschaft viele wohlthätige Folgen haben wird und muß, so ist jedoch der gesellschaftliche Zustand der Insel der Art, daß eine Revolution, breche sie nun, was nicht sehr wahrscheinlich ist, ohne äußere Veranlassung unter den Havanesern selbst aus, oder in Folge eines Angriffs vom festen Lande her, die fürchterlichsten Folgen haben muß. Die freyen Neger und Farbigen sind in großer Anzahl vorhanden, und besitzen oft nicht unbeträchtliche Reichthümer. Wie sehr müssen nun diese Menschen gedemüthigt werden, durch den fortdauernden Unterschied, den die Farbe zwischen ihnen und den Weißen macht; zudem sind sie häufig nicht ganz ungebildet, und man darf sich daher gar nicht wundern, daß die Klasse der Freygelassenen seit mehreren Jahren in starker Bewegung ist, und seit langer Zeit Aufstände befürchtet werden. In dem Anhang sagt der Verfasser: Was wird aus dieser Kolonie werden? — Gewiß ist, daß die Insel Cuba und der Hafen der Havana den Nordamerikanern sehr gelegen wären. Die Havana selbst, als Handelshafen und Seestation, wäre sehr nach dem Geschmack der Engländer. Die südamerikanischen Republiken würden vielleicht gern eine Schwester sich erheben sehen, die, mit ihnen verbündet, ihnen zum Bollwerk dienen könnte. Nichts von dem allem wird stattfinden, wenn die Einwohner, wenn auch in geheim, stets die Klugheit haben, ihre Sklaven zu fürchten, wenn das Beyspiel San Domingo's ihrem Gedächtniß stets gegenwärtig ist. Die Einwohner von San Domingo schrieen nach Unabhängigkeit, und ihre Neger emancipirten sich. Erinnern wir uns der Worte Pitts, daß der Grundsatz der Sklaverey in den Kolonien eine ungeheure Menge Laster und Verbrechen in sich schließt. Die Sklaverey ist dermaßen eine unreine Quelle aller möglichen Uebel, daß selbst ihre Aufhebung die schrecklichsten erzeugen kann. Man müßte sie allmählich abschaffen, aber das ist es gerade, was man nicht thun wird. Diese Maßregel erforderte nicht nur mehr Klugheit, sondern auch mehr Tugend, als sich in den Kolonien findet, wo die Lust fast die einzige Regel des Handelns ist." Man kann diese Aussicht nicht reizend nennen, und doch ist, ihre Richtigkeit, wenn man den Charakter der Havaneser und das Wesen der Kolonialsklaverey überhaupt bedenkt, nicht in Abrede zu ziehen.

Druckfehler.

In Nro. 41 des Literaturblatts findet man in dem Verse, der aus Gustav Schwabs deutscher Uebersetzung der auserlesenen Gedichte des Alphonse de Lamartine entlehnt ist, ein r statt eines m gedruckt. Es heißt:

Du lezter Traum von meiner Lieben,

und soll heißen:

Du lezter Traum von meinem Lieben.

wie es sich von selbst versteht, wenn man auf den Sinn und auf das gleich darüber stehende französische Original achten, oder nur in Schwabs Uebersetzung S. 93 selbst nachlesen will. Der ganze Fehler ist also ein — Druckfehler, und nicht, wie ein Artikel in N. 13 der Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung meint, dem Recensenten und noch weniger dem Uebersetzer zuzuschreiben, sondern einzig und allein

dem Corrector.

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. September 1826.

Uebersicht der französischen Literatur.

II. Poesie.

Epische Poesie. Roman. Geschichte.

Poesie ist Leben. Die ganze Natur ist eine unendliche Poesie, weil sie ein unendlicher Organismus ist, in dem jedes Atom unendliches Leben athmet. Jeder Gedanke des Geistes, jedes Gefühl der Seele, jede That ist Poesie; und zwar zugleich — sofern wir sie äußerlich oder objectiv auffassen, als etwas Fremdes, wie die Natur — eine poetische Erscheinung, und — sobald sie innerlich, subjectiv, als unser geistiges Eigenthum uns bewußt werden — eine poetische Idee. Ein unpoetischer Gedanke ist auch schon darum etwas unmögliches, weil die Formen des Denkens selbst poetisch sind. Jeder Gedanke, der in uns aufkeimt, wird sogleich von der Phantasie in eines ihrer tausendfarbigen Gewänder gekleidet. Aber es ist ein Irrthum, wenn man deßhalb behauptet: dieß Gewand sey nun eben die Poesie — die sogenannte poetische Hülle, welche man den Gedanken nach Belieben anlegen, oder abstreifen könnte — und der Gebrauch oder Nichtgebrauch dieser Hülle sey es, was den Unterschied zwischen Dichter und Nichtdichter mache. Der Unterschied zwischen Inhalt und Form der Gedanken ist kein wesentlicher; beyde sind unmöglich zu trennen, da wohl derselbe Gedanke unter verschiedenen Formen, aber keiner ohne Form gedacht werden kann. — Selbst der einfachste mathematische Satz ist, sowohl dem Inhalt, als der Form nach, eine poetische Idee; und gewiß die ganze Mathematik der erhabenste Hymnus auf die Unendlichkeit, den der Geist des Menschen zu fassen fähig ist. Unpoetisch ist nur das, was kein inneres Leben hat; und die gewöhnliche Eintheilung der Literatur in Poesie und Prosa ist daher, wenn sie richtig ist, zugleich die Verurtheilung der letzteren.

Aber was berechtigt uns zu dieser Eintheilung? Ist es die Form, oder der Inhalt, welcher den Unterschied zwischen Poesie und Prosa bildet?

Was die Form betrifft, so steht der Prosa nicht die Poesie, sondern der Vers gegenüber, und dieser ist in der That nichts als eine unausgebildete Prosa. Aber ohne uns in eine Untersuchung über das vielbesprochene Thema von Metrum, Alliteration, Reim und Parallelismus einzulassen, können wir — ohne Widerspruch befürchten zu müssen — behaupten — daß der Unterschied zwischen gebundener und ungebundener Rede ein lediglich stylistischer ist und daher wohl zu einer Eintheilung in einem Compendium über den Styl, aber nicht in der Literatur berechtigt, und am wenigsten zu einer Unterscheidung von Poesie und Prosa. Man müßte denn etwa auch behaupten wollen, daß Macphersons Ossian unpoetisch und die hexametrische Uebersetzung desselben von Denis poetisch sey.

Im Fall der Inhalt diese Unterscheidung rechtfertigen soll, werden wir uns mit der gewöhnlichen Erklärung begnügen müssen: Poesie ist Dichtung und Dichtung ist — keine Wahrheit, Erfindung von Dingen, Verhältnissen, Begebenheiten, die nicht in der wirklichen äußeren Welt, sondern nur in der Phantasie existiren. Dieß angenommen, so ist der hierauf begründete Unterschied wieder keiner zwischen Poesie und Prosa; sondern zwischen Poesie und Nichtpoesie — zwischen Dichtung und Wahrheit. Wenigstens wird es nicht leicht Jemand in Abrede stellen, daß man in Versen eben so gut die Wahrheit sagen kann, als lügen in Prosa, da wir von dem letzteren leider die Beyspiele täglich vor Augen haben und das erstere unter andern, wie unsere Leser sich erinnern werden, Beranger's Gedichte und sein Proceß beweisen. Aber auch hier befinden wir uns auf einem Gebiet, das der Literatur bereits nicht mehr angehört. Die alte Frage, die schon Pilatus aufwarf und nach ihm so manche seiner zahlreichen modernen Nachfolger auf dem Fürsten=, Statthalter=, Präsidenten= und Richterstuhl: was ist Wahrheit? Niemand wird erwarten, sie in einer Aesthetik oder Literaturgeschichte beantwortet zu finden, und doch sollen von dieser Antwort die Haupteintheilungen, die Grundzüge derselben abhängig seyn! Zu welchen Verwirrungen diese Verkehrtheit Veranlassung geben muß, läßt sich denken. Um nur ein Beyspiel anzuführen; so haben wir einen „Grundriß der Geschichte der deutschen

Digitized by Google

Poesie" (von v. der Hagen), eine Compilation von vieler Gelehrsamkeit, in der alle „Gedichte" aufgezählt sind, die zu des Verf. Kenntniß kamen. Aber der Roman ist Prosa, folglich gehört er in keinen Grundriß der Poesie; die zahlreichen Chroniken des Mittelalters, die größtentheils in Reimen abgefaßt sind, enthalten Geschichte, folglich gehören sie auch nicht in einen Grundriß der Poesie. Und in der That finden wir so wenig die Romane, die in Prosa geschrieben sind, aber Dichtung enthalten, als die Reimchroniken, die Geschichte in Versen beschreiben, im genannten Grundriß. Neben diesem Grundriß der deutschen Poesie besitzen wir auch ein Handbuch der deutschen Prosa (von Pischon); und man sollte meynen, daß beyde zusammen das gesammte Gebiet der deutschen Literatur umfassen müßten. Wirklich hat der Verf. des Handbuches auch den Roman, den der Grundriß verworfen hatte, zu Gnaden angenommen und als reuigen Sünder neben die Geschichte gestellt; aber daß die gereimten Chroniken und Geschichtsbücher Prosa wären, hat er sich nicht überzeugen können. Und so vermissen wir denn die nicht unwichtige Literatur der Reimchroniken sowohl in dem Handbuch der Prosa, weil sie in Reimen sind, als in dem Handbuch der Poesie, weil sie Chroniken sind; und wer diese Literatur etwa künftig bearbeiten will, mag sehen, wo er sie unterbringt.

Wie der Vers die Kindheit der Prosa, so ist die Dichtung (Poesie im engern Sinne) die Kindheit der Wissenschaft; und so wie es ein wesentlicher Fehler der Prosa ist, wenn sie des Rhythmus, des Wohllautes entbehrt und denselben dem Verse überläßt, so ist es ein wesentlicher Mangel der Wissenschaft, wenn sie die Poesie der Dichtung überläßt. Auch ist dieß da, wo die Wissenschaft aus ihren natürlichen Elementen sich entwickelt, nicht möglich, und tritt nur in jener krankhaften Erscheinung derselben ein, die man Gelehrsamkeit nennt. Und diese — nicht die Prosa — ist daher der wahre Gegensatz gegen die Poesie: die krankhafte, unlebendige, todte Auffassung der äußern und innern Welt gegenüber der gesunden, lebensvollen.

So lange es keine Schrift gab, und, was denkwürdig war, das Gedächtniß allein aufbewahrte, mußte alles, was nicht in dem nächsten Augenblick vergessen seyn sollte, nachdem es ausgesprochen war, in Versen abgefaßt seyn; weil die regelmäßig wiederkehrenden Abschnitte derselben dem Gedächtniß Haltpunkte darbieten, an denen es haften kann. Schilderungen der einfachsten Scenen der Natur oder des Menschenlebens waren die ältesten Gedichte — Volkslieder, Romanzen (wenn wir sie so nennen dürfen), wie die, welche wir noch jezt bey den Völkern im Innern von Afrika oder auf den Inseln der Südsee finden. Zu einer Zeit, wo der Umfang des Wissens noch auf einen engen Kreis beschränkt und das Gesammteigenthum Aller war, konnte derselbe leicht in ein größeres Gedicht zusammengefaßt werden; das, so wie das Leben selbst jene einzelnen Scenen, so die einzelnen Schilderungen derselben unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu einem Ganzen vereinigte. Dieß ist die natürliche Entstehung des Epos.

So wie die Kenntnisse dagegen sich allmählig erweiterten, wurde es immer schwerer das Ganze zu übersehen. Die einzelnen Menschen richteten auf einzelne Zweige des Wissens ihre Aufmerksamkeit, und indem jeder derselben sich von dem andern sonderte, erhielt jeder eine schärfere, bestimmtere Ausbildung. Dem Gebiete des Wissens stellten sich auf diese Weise allmählig aus der anfänglichen allgemeinen, epischen Auffassung der Welt hervor: das äußere Leben der Natur, das innere des Geistes und das Leben des Menschen, in welchem Natur und Geist sich vereinigen. Das erstere wurde Gegenstand der Naturwissenschaft, das zweyte der Philosophie, das dritte der Geschichte.

Die Geschichte, die ihrem Wesen nach die beyden ersten Wissenschaften in sich vereinigte, war daher die eigentliche Fortsetzung des Epos, welche dasselbe ersetzte und entbehrlich machte. — Das Epos hatte die Kunde merkwürdiger Begebenheiten aufbewahrt, aber es vermochte nicht die Farbe der Zeit zu bewahren, in welche diese Begebenheiten fielen. So wie das Wort von Mund zu Munde ging und allmählig vielfältige Veränderungen erlitt, weil es durch kein bestimmtes äußeres Zeichen festgehalten wurde; so auch die Einkleidung der Geschichte, welche es erzählte — nach dem Charakter des Erzählers und nach dem Charakter seiner Zeit. Das Epos erzählt Begebenheiten der Vergangenheit in der Farbe der Gegenwart. — — Die Geschichte dagegen, unabhängig von den mannigfaltigen Umbildungen der mündlichen Ueberlieferung, gibt die Kunden, wie sie ihr gekommen sind, und stellt jede Zeit in der Farbe dar, die ihr eigen ist.

Jede Nachahmung des Epos in einer Zeit, die Geschichte kennt, muß nothwendig verfehlt seyn; weil die Elemente, aus denen sich das Epos einst gestaltete, nicht mehr vorhanden sind. Der Zweck des Epos ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit, und der Unterschied desselben von der Geschichte ist daher in dieser Beziehung derselbe, wie der zwischen einer unkritischen und einer kritischen Geschichte. Aus einer kritischen, genauen Geschichte eine unkritische, ungenaue, von der Wahrheit abweichende zu machen, wäre gewiß das lächerlichste Beginnen, das man sich denken kann, und doch sind alle unsere modernen sogenannten Heldengedichte nichts anderes. *) Die einzigen poetischen Stellen in Voltaire's

*) Mit der Ausnahme des Nibelungenliedes; dieß ist aber kein „modernes" Heldengedicht.

Digitized by Google

Henriade sind — die historischen, die unpoetischsten, die, in denen der Dichter sich am weitesten von der Wahrheit entfernt, und unter diesen vor allen jene frostigen Allegorien, welche die Götter des antiken Epos ersetzen sollen. Daß die französische Literatur weder vor, noch nach Voltaire ein Epos aufzuweisen hat, das auch nur die entfernteste Vergleichung mit der Henriade aushielte, ist weniger Voltaire's Ruhm, als ein Beweis mehr für den völligen Mangel an Poesie in der französischen Literatur, der sich im Allgemeinen freylich schon daraus ergibt, daß sie ihrem Wesen nach eine durch und durch gelehrte, erlernte, nicht aus sich selbst entwickelte ist. Von dieser Ansicht gingen wir aus, als wir ein Werk in die Hand nahmen, das uns seit langer Zeit mit vielem Pompe angekündigt war: Philippe-Auguste, Poëme héroique en douze chants, par P. A. Parseval, Membre de l'Académie Française. Paris, Baudouin Frères. 1826. 8. (448 S.)

Unser Urtheil über dieß Werk — die Frucht zwanzigjähriger Arbeiten, wie der Verf. versichert — haben wir gesprochen, wenn wir sagen, daß es dem Verf. gelungen ist, ohne jenes Hülfsmittel der Allegorien in Bewegung zu setzen, die uns in der Henriade auf allen Tritten störend begegnen, denselben Grad von Frost zu erreichen; aber wir zweifeln, ob dieß sein Zweck gewesen ist. „Ici l'invention d'un être surnaturel commence à donner au poème la couleur de l'épopée, qui ne doit pas être le recit d'une action purement humaine, mais la représentation d'une scène, qui se passe entre la terre et le ciel. Sans cette sublime alliance de l'homme et de la divinité, la poesie épique disparoit, parce qu'elle est privée du merveilleux, qui est son essence," sagt Hr. Parseval in einer der Noten (S. 417), die dem Gedicht angehängt sind, und wir sehen hieraus, daß er höhere Ansprüche an seine „Muse" gestellt hat, als Voltaire, der sich keiner Instrumente bedienen wollte, die er nicht begriff. Aber indem er das Wunderbare als den Charakter des Epos bezeichnet — wie ein deutscher Aesthetiker, unser unvergeßlicher J. P. Fr. Richter, überhaupt der Poesie — und dadurch das Epos der Geschichte gegenüberstellt, vergißt er, daß dieß Wunderbare nichts anderes ist, als die Ahnung der Gegenwart eines höhern geistigen Wesens in den irdischen Erscheinungen und der Eindruck, den diese Ahnung auf die Seele macht. Nur die Wahrheit bringt diesen Eindruck hervor. Die Welt des Wunderbaren ist wirklich, und wir dürfen nur die Augen öffnen, um sie rings um und her zu sehen: in dem tiefen grünen Wald, in Wiese und Feld, in den Gestalten der Thiere und der Menschen, in dem Weben des Windes und im Zuge der Wolken —; aber sie läßt sich nicht nachäffen, ein gemachtes Wunder hört auf wunderbar zu seyn. Ein Gespenst, das wir schon als Bettuch oder Steifleinen gekannt haben, wird uns kein Grauen erregen; und wie kann der Erzähler, der beständig verräth, daß er selbst keinen Glauben in seinen Bericht sezt, Glauben von andern verlangen?

Um die Feenwelt und den Heiligenhimmel des Mittelalters in die Poesie einführen zu können, hätte Hr. Parseval vor allem sich in den Geist jener Zeit versetzen müssen; er hätte selbst im Mittelalter leben müssen, um die Gottheit auf die Weise des Mittelalters auffassen und diesen Glauben darstellen zu können. Aber Herr Parseval, Mitglied der französischen Akademie und Gelehrter des neunzehnten Jahrhunderts, ist viel zu verständig, um anzunehmen, daß das finstere Mittelalter in seinem Aberglauben, der für dasselbe freylich Glauben war, auch die Wahrheit, auf seine Weise, erkannt haben könnte. Seine heilige Genovefa mit den himmlischen Heerschaaren und die Fee Melusine mit ihrem Chor von Teufeln und Teufelinnen sind daher bloße Maschinen; und wenn wir sehen, daß in dem ganzen Gedicht keine einzige Handlung ist, die nicht von diesen Maschinen getrieben und hervorgebracht wäre: so verwundern wir uns über nichts, als darüber, daß der Verf. nicht auch sein Gedicht durch diese oder andere Maschinen hat hervorbringen lassen. Seinen Nachfolgern auf derselben Bahn, deren er gewiß viele zu erwarten hat, wollen wir wenigstens empfehlen, einen Versuch damit zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographie.

Lebensgeschichte des Hofraths und Professors Christian Heinrich Wolke. Verfasset von J. P. Hasselbach. Aachen, 1826. In der Expedition der rheinisch-westphälischen Monatschrift.

Das Leben eines Mannes, der, wie Wolke, seine besten Kräfte dem Unterricht und der Erziehung, wie der Erforschung der Muttersprache, unausgesezt gewidmet hat, darf Anspruch auf die Theilnahme eines Jeden machen. Wolke kann überdieß in vielfacher Beziehung der norddeutsche Pestalozzi genannt werden. Während Basedow überall Lärm schlug und excentrische Hoffnungen von den Leistungen des noch zu errichtenden Philanthropin's erregte, leitete Wolke an einer kleinen Anstalt, worin er allein fünfzehn Schülern in Allem

Digitized by Google

Unterricht ertheilte, mehr als man je erwarten konnte. Denn er war ein gebornes Lehr- und Erziehgenie. Wie er sich schon als fünf- bis sechsjähriger Knabe eine eigene Leselernmethode erfunden, so wußte er später jeden Gegenstand des Unterrichts auf eine originelle, leichtere, angemessenere Weise zu behandeln. So kam es, daß bey einer Prüfung, die er mit seinen Schülern vor 125 ausgezeichneten Gelehrten und Schulmännern Deutschlands (Mendelssohn, Schummel, Gedike, Henke, Bode ꝛc. ꝛc.) im Jahre 1776 zu Dessau hielt, unter andern drey Knaben von 13 — 14 Jahren, die 1 Jahr lang Wolke's Unterricht genossen hatten, jede beliebige Stelle irgend eines lateinischen Autors fertig übersetzen und regelrecht erklären konnten. Eben so große Fortschritte hatten die Schüler, und verhältnißmäßig auch die jüngeren, von 6 — 8 Jahren, in der Natur- und Völkergeschichte, in der Physik, Arithmetik, Mathematik in einem einzigen Jahre gemacht, und Wolke hatte allen Unterricht allein gegeben. —

Wir führen diese in der Lebensbeschreibung mitgetheilte, sonst schon bekannte Anekdote an, weil diese und ähnliche überraschende Leistungen, deren sich Wolke auch später, namentlich in Petersburg, rühmen konnte, das Verlangen nach einer kurzen und bündigen Charakteristik der Wolke'schen Lehrmethode und Lehrgabe lebhaft anregen. Herr Hasselbach hat auf dieses Verlangen nicht Rücksicht genommen, und hierin besteht ein großer Fehler seiner Biographie, die uns nur einen dürftigen Bericht über die äußeren Lebensverhältnisse Wolke's gibt. Zum Glück war Wolke's Leben sehr wechsel- und schicksalsvoll, so daß die wenigen Notizen, welche wir über dasselbe bekommen, uns zu voller Theilnahme auffordern, aber eben deßwegen immer auf's Neue den Wunsch in uns hervorrufen, wir möchten mehr erfahren haben. Dieselbe persönliche Liebenswürdigkeit, die Güte, Redlichkeit, der kindliche Sinn, die begeisterte Hingebung an gefaßte Ideen, welche an Pestalozzi bewundert werden müssen, finden wir bey Wolke wieder. Obgleich vielfach und oft unterstützt, ist Wolke, wie Pestalozzi, immerdar zu bereitwillig gewesen, dem allgemeinen Besten Alles hinzuopfern, als daß er nicht oft bis zum äußersten Mangel in Dürftigkeit gerathen wäre. Zu gut war er, wie Pestalozzi, um nicht, wie dieser, häufig gekränkt, betrogen, mißhandelt worden zu seyn. Aber dem edelen Schweizer wird hoffentlich auch das glückliche Loos werden, das Ende seiner Tage, wie Wolke, von Freunden umgeben und geehrt zu erreichen.

W. V. M.

Indische Zeitungen.

Die Anzahl der Zeitungen in den Sprachen Indiens und für eingeborne Leser hat sehr zugenommen; vor sieben Jahren war nur eine da, jetzt sechs, worunter vier in bengalesischer, zwey in persischer Sprache, und über welche the Friend of India folgende Nachricht gibt:

Die älteste ist die Sumachar Durpan, aus der Druckerey zu Serampore; das erste Blatt erschien am 23sten Mai 1818. Sie gibt die Uebersetzung der wöchentlichen politischen Nachrichten, kurze Angaben der Haupt-Ereignisse und Entdeckungen in Europa, und zwey oder drey Columnen zur Unterhaltung und Belehrung; das Interesse der brittischen Regierung wird darin aufrecht gehalten. Hierauf folgen die Zeitungen Sumbad Kaumudi und Sumbad Tschundrika, deren Herausgeber keinen leichten Zutritt zu den englischen Blättern haben und daher die politischen Nachrichten aus dem Durpan entlehnen; sie theilen einen wöchentlichen Ueberblick von Tagesbegebenheiten von Stadt und Land mit, und lassen sich in Disputationen ein, die manchmal giftig werden, und wobey die eine den Hinduismus, die andere dagegen liberalere Meynungen vertritt. Das jüngste unter den Blättern ist Timer Nasuck, d. h. Zerstreuer der Finsterniß, und bringt die wundervollsten Sachen an's Licht; man sollte beym Durchlesen glauben, die goldene Zeit Hindustan's sey wiedergekehrt, wo die Götter ihre getreuen Verehrer in Person besuchten. Mit den beyden persischen Blättern sind wir nicht so vertraut; sie scheinen hauptsächlich Auszüge aus den kraftlosen Ukbars oder Hofzeitungen und eine kleinliche Beschreibung von dem uninteressanten und unwichtigen täglichen Thun und Treiben der eingebornen Fürsten zu geben. Die Anzahl derer, welche diese sechs Zeitungen halten, mag auf acht Hundert bis ein Tausend geschätzt werden können, und jedes Exemplar mag fünf Leser haben.

Asiatic Journal.

Das Aufrollen, Entziffern und der Druck der zu Herkulanum gefundenen Handschriften rückt jetzt schneller, als bisher, vor; nächstens werden erscheinen: Zwey Abhandlungen über Rhetorik und eine über Moral, von Philodemus; zwey über die Natur, von Epikur; und eine über die Vorsehung, von Chrysipp. Darauf wird eine von Camiscus, eine von Polistratus und eine von Epikur folgen. Merkwürdig ist, daß die immer Aristoteles zugeschriebenen Staatsverfassungen Philodem zufolge dem Theophrast angehören.

Asiatic Journal.

Digitized by Google

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. October 1826.

Uebersicht der französischen Literatur.

II. Poesie.

Epische Poesie. Roman. Geschichte.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht wird mit dem sehr prosaischen Bericht eröffnet, daß Philipp August die Engländer geschlagen habe:

Philippe avoit conquis sur les rois d'Albion
Les grands états tombés en leur possession,
Quand le droit d'héritage unit à leur domaine
La Touraine, l'Anjou, la Neustrie et le Maine,
Et qu'aux mains de Henri l'hymen d'Aliénor
De la riche Aquitaine apporta le trésor.

In der Kirche der heiligen Genovefa zu Paris, wovon wir beyläufig erfahren, daß sie damals bey weitem noch nicht ihren heutigen Glanz besaß, wird das Tedeum darüber gesungen; aber die heilige Genovefa ist klüger als der Pöbel unten, der sich der Freude über seine Siege überläßt, und sieht das Unglück voraus, das Frankreich noch bevorsteht, bevor es des Friedens genießen soll. Sie bittet den Höchsten, von dem es — etwas ketzerisch, doch, wie wir glauben, nur dem Reim zu gefallen — heißt:

Le Verbe, l'Esprit Saint et la toute puissance,
De leur triple unité composent son essence,

den König zu retten. Gott — oder, wie er durch das ganze Gedicht genannt wird, der Höchste (le Très-Haut) beruhigt die furchtsame Heilige und sagt ihr:

Ton Roi triomphera, mais le ciel irrité (!)
Veut rétarder le cours de sa prospérité
Et châtier en lui l'injustice et la force,
Qui depouilla du trône et flétrit du divorce
Isembure, jadis l'épouse de son choix,
Dont il reconnoitra l'innocence et les droits.

In dieser Antwort liegt der Inhalt des ganzen Gedichts, aber, wie man aus der folgenden Analyse sehen wird, mehr der Absicht des Verf., als der Ausführung nach.

Die Fee Melusine, erzürnt über die Zerstörung ihres Stammschlosses Lusignan (wie man aus dem Zusammenhang errathen muß), will den König verderben; sie erregt England, Flandern und Deutschland zum Kriege wider Frankreich. Philipp August sieht den Sturm herannahen (ob durch die heil. Genovefa, oder wodurch benachrichtigt, erhellt nicht), und rüstet sich ihm zu widerstehen. Aber, daß in Paris selbst, während der Feste zur Feyer seiner Siege, sich eine Verschwörung wider ihn entspinnt, ahnt er nicht, bis ihm, gerade zur rechten Zeit, — statt eines Polizeypräfekten — die heil. Genovefa erscheint und ihn auf die Gefahr aufmerksam macht. Er ergreift natürlich die zweckmäßigsten Maßregeln, und die Verschworenen wären vernichtet worden, wenn Melusine nicht durch des horribles serpents, immondes Celenos und effrayants Polyphèmes ihren Rückzug gedeckt hätte.

Er sendet darauf einen seiner Getreuen, Grafen Thibaut von Champagne nach England, um mit König Johann den Frieden zu unterhandeln. Melusine verführt aber den Botschafter, indem sie ihn mit der Freundin des Königs, der schönen Isabella — in einer Höhle zusammenbringt: daß er seiner Geliebten zuvor die Geschichte des Krieges erzählt, der ihn nach Windsor geführt hat, versteht sich von selbst, da ja auch Aeneas seiner Dido die traurige Begebenheit von der Zerstörung Troja's erzählt hatte, durch die er nach Karthago und in die bekannte afrikanische Höhle kam. Aber überraschend ist es, daß Thibaut ohne Hülfe der heil. Genovefa den Zauber Melusinen's und den Bund, den er mit Johann bereits eingegangen war, bricht und nach Frankreich unter die Fahnen seines Königs zurückkehrt.

Diese sind indeß, nachdem die heil. Genovefa die Feinde im Innern der peinlichen Justiz ausgeliefert hat, im Begriff, der von außen drohenden Gefahr zu begegnen, als plötzlich der Nuntius des Papstes erscheint, und Philipp August — als Feind des apostolischen Stuhles, dem Johann von England sich zum Vasallen ergeben hat, und die Kirche, deren Gebote er durch die Verstoßung seiner ersten Gemahlin Isembure und seine zweyte Vermählung mit Agnes von Meran gebrochen hat — mit dem Bann, das ganze Reich mit dem Interdikt belegt. Die allgemeine Verwirrung, die dadurch entsteht, ist gränzenlos, und die Schilderung derselben gehört zu den

Digitized by Google

besten Stellen des Gedichts; aber um so mehr befremdet es uns, wenn wir sehen, daß die einzige Folge derselben (nämlich die Folge der Verse im Gedicht) der Fortgang der Rüstungen des Königs ist. Wir können uns nicht enthalten, zu fragen: wozu denn nun der ganze Lärm? wenn wir vernehmen, daß die Armee des Königs ausmarschirt und die Flotte ausläuft, ohne daß weiter etwas von einem Interdict verlautete. Denn daß die Flotte, die den König trägt, von einem Vulcan — einem äußerst merkwürdigen volcan sou-marin — der sich plötzlich mitten im Ocean zeigt, in die Luft gesprengt wird, können wir als keine Wirkung des Interdicts betrachten, da wir erfahren, daß diese Explosion, die alle Stürme und Schiffbrände der Aeneide, wenn nicht an Großartigkeit, doch gewiß an Rarität bey weitem übertrifft, das Werk der Melusine und des höllischen Geistes sey, der den Hecla bewohnt:

Plus que tous les démons peints dans l'horrible Dante,
Terrible et foudroyant, ce nouveau Lucifer. —

Der König entkommt, aber krank sieht er dem Tode entgegen; zum Glück erscheint die heilige Genovefa, um ihn auf wunderbare Weise (mirablement) zu heilen. Seine Gemahlin Agnes hat indeß zufällig die Unschuld ihrer Vorgängerin, der verstoßenen Isembure, entdeckt; sie nimmt, um den Himmel zu versöhnen, den Schleyer und stirbt, um Philipp August die Einsetzung seiner verstoßenen Gemahlin in ihre Rechte zu erleichtern. Kaum ist dieß geschehen, so bringt die heilige Genovefa eine himmlische Fahne, die ein Erzengel gemacht hat, und vertauscht sie mit der Oriflamme im Kloster St. Denis, die der König erhebt, um den Feinden entgegenzugehen, die mit vereinter Macht in Frankreich eingefallen sind.

In der Ebene von Bovines kommt es, wie bekannt, zur Schlacht. Die Reihen der Engländer und der flandrischen Truppen werden durchbrochen; aber die Ungarn (?), die dem Kaiser von Oesterreich (??) gefolgt sind, werfen alles vor sich nieder. Die tapfersten französischen Ritter sind bereits gefallen, die königliche Familie gefangen, der König selbst in der äußersten Gefahr.

Hélas! c'en étoit fait du salut de la France;

Alles war verloren, wenn nicht Montigny, der Ritter dem die Oriflamme anvertraut war, die Gefahr wahrgenommen hätte. Er kommt mit der himmlischen Fahne dem König zu Hülfe; und unter derselben rückt die ganze Armee des Himmels an:

du ciel guidant l'armée entière,
De celle des Français brillante auxiliaire. — —
Sous le divin drapeau, vers Philippe en danger,
Les chérubins en foule accourent se ranger.

Melusine und die wüthenden Ungeheuer in ihrer Begleitung, die — wie wir jetzt erst erfahren — hauptsächlich die Franzosen geschlagen hatten, werden in einem Moment in den Abgrund zurückgeworfen, aus dem sie hervorgegangen sind. Die „Kaiserlichen" (Imperiaux) verlieren plötzlich — man weiß nicht, wie? und warum? — den Muth; sie fliehen — man weiß eben so wenig warum? — und Philipp August gewinnt ganz unverhofft die Schlacht.

Wer die Lobpreisungen in den öffentlichen Blättern gelesen hat, mit denen das Epos des Hrn. Parsival in Frankreich empfangen worden ist, wird uns der Uebertreibung und Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn wir behaupten, daß unsere Leser — nämlich die, welche das eben gelieferte résumé gelesen haben — sich die Mühe ersparen können, nach demselben noch das Gedicht selbst zu lesen. Und wir können allerdings nicht läugnen, daß manches in den zwölf Gesängen desselben steht, was in dieser Uebersicht keinen Platz finden konnte. Aber das Gedicht selbst liefert wenig mehr, als eine Uebersicht der Begebenheiten; und wenn dieselben etwas mehr detaillirt und mit einigen Episoden im Himmel, in der Hölle und auf Erden ausgeschmückt sind, die wir ausgelassen haben, so bleibt der Verf. darum seinem resumirenden Charakter nicht weniger treu.

Eine der wenigen Stellen des Gedichts, wo uns der Verf. statt kalter Schilderungen in das Leben des Mittelalters einführt, ist die (im Anfang des 8ten Gesanges), wo der mit dem Bann belegte Montmorency in sein Schloß zurückkehrt und dasselbe von allen seinen Leuten, bis auf einen alten Pförtner, verlassen findet; — eine andere — die einzige in der ganzen Beschreibung der Schlacht — wo der Bischof von Dreux Salisbury mit seiner Keule niederschlägt und den Engländern zuruft:

Tel que je vous le rende,
Reprenez votre chef et qu'il passe en vos rangs,
Je ne puis à son ame, en ce moment de crise,
Moi-même administrer les secours de l'Eglise!

Aber besonders diese Stelle, die unstreitig aus irgend einer alten Chronik entlehnt ist — denn das Lied vom Rosengarten zu Worms im deutschen Heldenbuche, wo Mönch Ilsan auf ähnliche Weise auftritt, ist dem Verf. schwerlich auch nur dem Namen nach bekannt geworden — hätte ihn belehren können, daß nur die Berichte der Zeitgenossen ein treues lebendiges Bild ihrer Zeit geben, während die späteren philosophischen Geschichtschreiber alles individuelle Leben unter die Retorte bringen und uns statt desselben nur die allgemeinen Begriffe verkaufen, die sie durch ihren chemischen Proceß als caput mortuum gewonnen haben. Wenn schon die Schilderungen, zu denen sie sich herablassen, kein Bild geben, wieviel weniger ist dieß zu erwarten, wenn ein Dritter nun wieder von diesen Schilderungen eine Schilderung macht? Und daß Herr Parsival sich in diesem Fall befindet, beweist — mehr als sein eigenes offenes Geständniß in den Noten —

Digitized by Google

wo bald Robertson, bald Du-Laure angeführt wird, nur keine Chroniken — der Charakter seines ganzen Gedichts. Wie hätte es ihm sonst wohl z. B. begegnen können, Salisbury eine Rede über die (von den englischen Großen verlangte) „Charte" Johanns ohne Land in den Mund zu legen, worin es heißt:

Je veux qu'appuis du trône et de chaque province
Les députés du peuple et les grands et le prince
Représentent l'état par un triple pouvoir!

Wer je nur einen Blick in die Magna charta geworfen hat, in der von ganz andern Dingen die Rede ist, — als: daß man den Bauern nicht den Pflug wegnehmen und verkaufen soll, um davon ihre Abgaben zu bezahlen — muß einsehen, daß ein Raisonnement der Art wohl allenfalls in der New-Times oder irgend einem andern englischen Toryblatte unserer Tage stehen dürfte, aber unmöglich aus dem Munde eines Salisbury kommen konnte. Ein Mißgriff der Art charakterisirt das ganze Gedicht; und es kann uns daher nicht mehr befremden, wenn wir durch einen entgegengesezten Anachronismus — gleichsam um diesem die Wage zu halten — an dem Hofe Johanns von England neben Troubadour's und Trouveres einen scandinavischen Scalden finden, der — von Odin und Walhall singt.

Wir scheiden von Hrn. Parsival, indem wir ihm versichern, daß, wenn er statt zwanzig Jahre darauf zu verwenden, um seine Verse auszufeilen, nur ein einziges darauf verwandt hätte, die Chroniken des Mittelalters zu lesen, sein Gedicht vielleicht weniger Glätte, aber dafür wenigstens einen Hauch von jener innern Lebenswärme erhalten haben würde, die das Brillantfeuer der Kunst selbst bey einem Virgil nicht ersetzen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte.

Das concrete Allgemeine der Weltgeschichte, von Dr. Chr. Kapp. Erlangen, bey Palm, 1826.

Das Studium der Geschichte hat in der neuern Zeit mannigfache Umwandlungen erlitten. Ursprünglich erzählte man einfach, was man wußte; dann wurde gesammelt, verglichen, kritisirt; später behandelte man die Geschichte zum Behuf politischer Aufklärungen, untersuchte Ursache und Folge, das Zusammenwirken vieler Umstände, den Zeitgeist, die Tendenz der Partheyen, und so entstand die sogenannte pragmatische Geschichte; endlich versuchte Herder eine Philosophie aller Geschichte und seitdem hat man immer mehr gestrebt, die ganze Mannigfaltigkeit der Weltgeschichte unter die Einheit eines philosophischen Gesetzes zu bringen, und die verschiedenen philosophischen Systeme haben auch verschiedene philosophische Weltansichten erzeugt.

Das vorliegende Werk ist in dieser Weise eine Anwendung der Hegelschen Philosophie auf die Weltgeschichte. Alle Thatsachen der Geschichte werden in Begriffe verwandelt, und diese nach dem Hegelschen System reducirt. Die Treue dieser Reduktion hat uns so eben ein Schüler Hegels verbürgt, indem er den Herrn Kapp in den Blättern für literarische Unterhaltung anklagt, er habe sein Buch eigentlich gar nicht selbst gemacht, sondern — abgeschrieben, nach bekannten von Hegel in Berlin gehaltenen Vorlesungen treulich und beynahe wörtlich nachcopirt. Aber doch nur beynahe, nicht bis zu dem Grade, daß von einem förmlichen literarischen Diebstahl die Rede seyn könnte. Herr Kapp hat nach Hegel, aber doch zugleich selbst gedacht; er ist den Worten desselben treu geblieben, aber mit Auswahl; er hat seine Grundzüge vor sich gehabt, sie aber mit feinen Haarstrichen begleitet und ausgefüllt; seine philosophische Ansicht im Allgemeinen gehört Hegel an, aber in der Anwendung auf das Detail der Geschichte, auf so viele kleine Einzelheiten hat er doch auch eigenes Verdienst. Wirft man ihm das Plagium vor, so muß man überhaupt keine philosophische Schule dulden wollen. Besteht denn nicht gerade darin die Schule, daß die Schüler in verba magistri schwören, und tritt nicht jeder eben aus der Schule heraus, der es nicht mehr thut? Müßte man nicht mit gleichem Recht gegen hundert Kantianer auflagen, welche die Worte des Alten bis zum Eckel wiederholt haben, und denen man es sogar zum Verdienst angerechnet hat?

Sey dem aber, wie ihm wolle, mag Herr Kapp die Grenzen des Eigenthums verlezt haben, sey es Kapp oder Hegel, den wir vor uns haben, der Name thut nichts zur Sache und das Buch bleibt immer dasselbe. Wir halten uns nicht an den Verfasser, sondern an den Inhalt. Dieser ist nun von der Art, daß wir das Publikum schwerlich mit einem Bericht darüber behelligen würden, wenn er uns nicht Anlaß gäbe, einmal im Allgemeinen ein Wort über unsere philosophische Literatur fallen zu lassen. Schlagen wir jenes Buch auf, so stört uns darin gleich etwas, das leider fast allen unsern philosophischen Werken wie ein alter Erbschaden anklebt, jener Gallimathias von Worten, der dem gesunden Menschenverstande wildfremd ist, dem man nur dann einen Sinn abgewinnt, wenn man die Probe wagt, Jahre lang seine eigene Natur zu verläugnen und sich blind dem Meister in die Lehre zu geben.

Zum Belege dieser Behauptungen geben wir einige Proben aus dem vorliegenden Werke. S. 44: „Persien erscheint in reell positivem besonderem Zusammenhang mit der Geschichte. Von seinem Inneren ist wenig bekannt. Das Hochland kommt mit dem Tieflande in Conflict, viele freye Nationen hängen in ihrem Fürsichseyn reell von einem Einheitspunkte ab. — Indiens abstrakte Mitte zieht sich nach Tibet hin, und gegen Osten so fort

breitet sich das abstrakte Ansich der Idealität des morgenländischen Geistes überhaupt aus." S. 84: „Griechenland ist nothwendig Demokratie, denn der Wille ist nicht zur concreten Innerlichkeit und objectiv politischen Idealität, noch weniger zur Souveränität des Fürstlichseyns vertieft. Die Gesetze gelten, weil sie sind. Die Sittlichkeit ist Gewohnheit und wird durch kein Princip gehindert, das Staatsinteresse ist das der Bürger. Hier tritt so fort das Princip der bürgerlichen Gesellschaft mit europäischer, hier schon festere Rechtsbildung selbst bevorwortender Bestimmtheit der subjectiven Natürlichkeit orientalischer oder theokratischer Formen für sich berechtigt gegenüber. Die einzelnen haben ein Recht mit zu beschließen, so lange sie mit der Substanz in abstrakt unmittelbarer Einheit sind." S. 113: „Durchaus vortrefflich in der nationalen Erfassung besonderer Rechte für sich in der abstrakten Bestimmtheit ihrer unmittelbar systematischen Allgemeinheit, hatten die Römer wohl in diesem praktischen Elemente, nicht aber in dem philosophischen Erfassen des absoluten (höchsten) und concreten Allgemeinen ihre Stärke und Virtuosität." S. 144. „Karls des Großen substanzielle, europäisch reelle und so fort sich brechende Einheit in der allgemeinen Macht der selbstweisenheitlichen Idealität und des abstrakten Selbstbewußtseyns der nachchristlichen Zeit rc."

Der Leser wird genug haben. Hat er etwas verstanden? ist dieses Deutsch nicht fremder, als Chaldäisch? Wie soll sich nun ein unglücklicher Recensent anstellen, wenn er die Masse der Leser bitten möchte, doch das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, wenn er ihnen begreiflich machen möchte, daß unter diesem philosophischen Rothwelsch doch allerley tiefe und geniale Gedanken versteckt sind, Gedanken, die sich recht wohl auch populär ausdrücken ließen? Aber er müßte das ganze Buch vor den Augen des Lesers umarbeiten, und das wäre doch zu viel verlangt. Nein, die Philosophen mögen es selber thun; sie mögen vom Publikum verkannt, ja verlacht werden, bis sie aus Schaam wieder deutsch reden lernen.

Bis dahin wollen wir sie nur auf den Widerspruch aufmerksam machen, in den sie mit sich selbst fallen. Sie glauben nicht eher richtig zu denken, bis sie nicht mehr richtig sprechen; sie glauben nicht mehr vernünftig zu werden, bis niemand mehr von ihrer Vernunft Gebrauch machen kann, weil niemand sie versteht. Es macht den Werth der Philosophie sehr zweydeutig, daß sie gleich den längst verachteten Orakeln nur aus trüben Rauchwolken unverständliche Töne von sich gibt. Muß man denn, wie jener griechische Weise, sich die Zunge abbeißen, um ein Philosoph zu heißen? Kann man die Höhen der Weisheit nicht erklimmen, ohne Schnupfen und Heiserkeit zu bekommen, und muß dieses Uebel alle Philosophen anstecken? Was hilft es uns, daß wir eine Philosophie haben, wenn das Volk nichts davon begreifen kann? Was helfen uns jene Bücher, in denen wir mit frommer Andacht die tiefste Weisheit vermuthen, wenn wir sie nicht lesen können? Diese verschlossenen Orakel erinnern mich immer an eine Anekdote, die sich zur Zeit der französischen Revolution in einem jener kleinen Nachbarstaaten zugetragen hat, in welchen die große Republik nachgeäfft wurde. Die guten Bürger wurden bedrängt, auf der Stelle sich durch einen feyerlichen Akt für die Republik zu erklären, und da man keine Zeit hatte, eine Constitution niederzuschreiben, so verfertigte ein geschickter Schreiner ein Buch von Holz, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Constitution! Darauf versammelten sich die Bürger auf einer grünen Wiese und schworen auf das geheimnißvolle Buch feyerlich den Eid. *Sapienti sat.*

W. M.

Zeitgeschichte.

Souvenirs et mélanges litteraires, politiques et biographiques. Par Mr. L. de [illegible]

Wer wissen will, wie und worüber sich in Paris die gute Gesellschaft, die Leute vom bon ton unterhalten, der kann dieß hier finden, nur leider nicht, wie man zu sagen pflegt in nuce, denn es sind zwey starke Bände. Man höre einmal, wie Herr Marquis de B. gesc[illegible] [illegible] ist einer der geistreichsten Menschen, die [illegible] kenne, niemand legt mehr Grazie in das, was [illegible] sagt, und niemand weiß auf eine pikantere Weise zu erzählen. Seine ausnehmende Fröhlichkeit, und die große Kunst, in der er sich auszeichnet, über Nichtse mit einer unnennbaren Anmuth zu sprechen, machen, daß er von allem aufgesucht wird, was es liebenswürdiges in Paris gibt. Nur dann ist des Lebens höchstes Ziel erreicht, er ist vollendeter Mann, wenigstens ein Mann comme il faut. — Wer Brydones Reise nach Sizilien und Malta gelesen hat, wird sich des Franzosen erinnern, von dem man hätte schwören sollen, er habe Stahlfedern in den Schuhen. Hier ist der literarische Pendant dazu, nicht ein Gedanke ist fest gehalten, wenn er ja einen hat, denn gar oft spricht er, wie sein hochgerühmter Freund Marquis de B., über Nichtse. Ueber die Revolution und ihre Greuelscenen, die er manchmal herzbrechend schildert, ist er, wie billig, höchlich und standgemäß entrüstet. Eine allgemeine Idee von dem Buche zu geben ist vollkommen unmöglich bey einem Schriftsteller, der nicht umsonst die Worte: diversité, c'est ma devise als Motto braucht, und noch zu allem Ueberfluß mit fremden Federn prangt, denn zwey Drittheile des Ganzen sind nicht sein Eigenthum, sondern bestehen aus alten und neuen Anekdötchen, Epigrammen und Gedichten, die nicht von ihm sind.

Digitized by Google

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. October 1826.

Der Hamlet des Ducis und der des Shakespeare.

Talma sollte den Hamlet spielen und der Wunsch ihn zu sehen, hatte uns früh in das französische Theater gelockt. Ich hatte mir im Voraus die französische Bearbeitung, wie sie wohl seyn möchte, konstruirt, als ich dicht hinter mir einige englische Laute vernahm: ein Engländer und seine Frau standen im Gedränge, nahe dem Orte, wo man die Billets löst, und auf ihrem Gesichte [illegible] der äußersten Verlegenheit: sie wußten, wie es mir schien, nicht französisch genug, um mit Sicherheit die passenden Billets zu fordern: ein Deutscher ist gutmüthig; beyläufig zeigt er wohl auch gern, daß er universell ist, und einem Engländer in Frankreich aus de[illegible] helfen kann: ich wandte mich schnell um, und bat den Engländer und seine Frau, mir die Besorgung der Billets zu überlassen, was sie mit stummer Dankbarkeit annahmen. Als ich sie hierauf zu ihren Plätzen geführt, und meine Verwunderung laut werden ließ, daß sie, ohne französisch zu wissen, mit so vieler Spannung dem Schauspiel entgegensahen, fand sich folgende Lösung: sie waren hauptsächlich in der Absicht hergegangen, um zu observiren, ob die Todtengräber mehr oder weniger Jacken als in England an- und auszögen.

Diese Anecdote schicke ich einem, wie es scheint, damit nicht zusammenhängenden Aufsatz über den Hamlet des Shakespeare und den Hamlet des Ducis voran, weil, wie sonderbar es auch klingen mag, diese Geschichte Schuld daran ist, daß ich die folgenden Betrachtungen niederschrieb.

Will man das, was der Hamlet des Shakespeare ist, mit einem Worte bezeichnen, so muß man sagen: Hamlet ist die Tragödie der Reflerions-Richtigkeit, oder, wie man dieß auch anders ausdrücken dürfte, die Tragödie des Verstandes. Das Tragische des Verstandes ist aber, daß er das Wahre zu seyn scheint, und dennoch das Unwahre ist, daß er weder das Substantielle ist, noch das Substantielle erlaubt, sondern daß er nur die zersetzende Macht ist, vor deren Stößen die Welt untergehen würde, wenn nicht gerade die Vernunft diese negative Gewalt zu ihrem Dienst verkehrte, und sie zu Organen wahrhafter Vollbringung machte. Aber der Verstand ist anderseits das Höchste, Gewaltigste und Größte, das was den Menschen zum Menschen macht, sein Schmuck und seine Zierde ist, und so ist der Kampf des Verstandes und des Substantiellen und Vernünftigen die Sphäre, worin alles Wahrhaftige untergeht und alles Wahrhaftige wieder geboren wird. Hamlet ist darum nächst Faust die tiefste, kühnste und eigenthümlichste Tragödie, die je geschrieben worden, weil ihr Held nicht durch das, was sonst wohl menschliche Schwäche heißt, untergeht, sondern gerade durch das, was man die menschliche Stärke nennen muß, nur daß im Verlaufe die Dialectik der Begebenheiten zeigt, daß gerade diese Stärke die eigentliche Schwäche und das Mangelhafte sey. Was gibt es wohl Tieferes, als einerseits aufzuführen den festbestehenden unverrückten, an und für sich wahren Gang der Vernunft, des Rechts und der Geschichte, wie er sich vollbringt und vollbringen muß, und zwar durch uns vollbringt, wir mögen nun das Unsrige dazuthun oder es lassen, anderseits aber den Menschen, wie er sich dieser Welt gegenüber verhält, die seinige aufbaut, umreißt, und wieder von neuem erbaut, bis es sich denn endlich ergibt, daß durch all dieses Sträuben, sich auf sich Stellen und durch diese ganze vermeintliche Einsamkeit hindurch im Grunde nur das gethan worden, was an und für sich das Rechte war, daß es gethan worden mit uns, aber ohne uns. Dieß ist die Tragödie des menschlichen Lebens überhaupt: Wir wollen dieses Allgemeine jetzt im Besonderen zu rechtfertigen suchen.

Der Vater des Hamlet ist todt: er ist während der Abwesenheit Hamlets gestorben. Der Onkel des Hamlet hat die Mutter desselben unmittelbar nach dem Tode des Vaters geheirathet. Dieß ist die Begebenheit, mit der das Stück eröffnet wird. Als Hamlet zurückkommt, ist es zunächst die einfache Betrachtung, die ihn quält, daß die Gattin eines solchen Mannes, wie sein Vater war, sogleich sich entschließen konnte, einen andern so untergeordneten zu heirathen. Dieß ist kein Verbrechen,

Digitized by Google

aber eine an Verkennung alles Sittlichen gränzende Unschicklichkeit, es wäre aber eben so unschicklich, diese laut auszusprechen, und gegen dieselbe mit Ernst aufzutreten. Die Weise, wie der Unmuth sich Luft macht, ist bis auf das stille Verschließen in's Herz (but break my heart, for I must hold my tongue) der Humor gegen den Freund, daß das Backwerk des Leichenschmauses auch für den Hochzeittag mitdiene. Anderseits ist es eben so naiv, daß die Königin den Hamlet bloß einfach bittet, er möge seinen finstern Blick ablegen, und ein freundlicheres Auge für ihren jetzigen Gemahl haben. Die triviale Bemerkung, die sie macht, daß alles, was lebt, sterben muß, und die nun der schuldige Claudius aufgreift, um sich durch ihre weitere Ausführung zu decken, stellt sie uns gleich dar, wie sie ist und seyn muß, als apathisch, gleichgültig, und in so weit dieses Unschuld heißen kann, unschuldig.

Der Geist ist zwar bereits erschienen, aber nicht dem Hamlet, und in so fern bedeutungslos: er ist nur erschienen, damit dem Hamlet gesagt werden könne, daß er erschienen sey. Es ist in diesem bedeutungslosen Vorhererscheinen eine solche Tiefe, daß sie nicht übersehen werden darf. Ein neuerer Poet hätte wahrscheinlich den Hamlet mit dem Geiste überrascht, und sich auf diesen Theatercoup was zu Gute gethan. Aber bey Shakespeare hat diese Vorbereitung auf den Geist die wesentliche Bedeutung des Unterschiedes, in den die ganze That in Beziehung auf Hamlet und die Uebrigen gesezt ist. Für die Uebrigen ist und bleibt die That eine nicht geschehene; selbst wenn sie geschehen ist, wäre und müßte sie ihnen gleichgültig seyn. Hamlet hat eben die Bedeutung, alles allein zu tragen, zu überdenken und in sich aufzunehmen. Die ganze vorliegende Welt reflektirt sich und soll sich in Hamlet reflektiren. Diese Welt an sich ist ruhig, gleichgültig, und keine der anderen Gestalten bis auf Claudius darf von irgend einem Pathos bewegt seyn. (In wie weit die Familie des Polonius davon ausgenommen ist, wird weiter unten folgen.) Darum hat Hamlet keinen Vertrauten und darf keinen haben. Hätte er diesen, so würde die Handlung aus der Sphäre der reinen Subjectivität nach der Seite des Hamlet zu herausgetreten seyn, es würde das, was Hamlet allein bey sich beherbergen soll, äußere Gestalt gewonnen haben. Horatio ist daher nur ein solcher, dem die Humorblasen Hamlets zu Theil werden, und nichts weiter. Hamlet fragt den Horatio nie um Rath, sondern dieser ist nur ein Dabeystehер, damit Hamlet nicht immer in Monologen laut zu denken brauche. Alle diese Folger dürfen den Geist sehen (die Königin darf ihn, wie wir zeigen werden, nicht sehen) aber er sagt ihnen nichts. Als Hamlet ihm nachgeht, und sie für den Freund fürchten, bemerkt Marcellus, wie in einer halben Ahnung: Something is rotten in the State of Denmark.

Die Scene, in der Hamlet sich mit dem Geist unterhält, ist, nachdem so alles vorbereitet worden, die Anfangsscene des eigentlichen Stücks. Was bisher nur Unschicklichkeit war, wird ein Verbrechen, das, worüber geseufzt, gemurrt und gejammert werden konnte, heischt jezt Handeln und entschlossene That. Aber in diesem Dialoge zwischen dem Geist und Hamlet ist schon das Princip enthalten, wonach Hamlet der gegebenen substantiellen Pflicht überhaupt als ein bloß Denkender und darum abstrakt Denkender gegenübersteht. Zunächst will Hamlet bloß hören (Speak, I am bound to hear), damit ist der Geist aber nicht zufrieden, denn er gibt rasch die Antwort: So art thou to r e v e n g e when thou shalt h e a r, und um diese Mahnung, den Vater zu rächen und die Mörder zu bestrafen, die ohnehin unabwendbar gegeben und nicht zu beschwichtigen ist, zu verstärken, sezt er hinzu, daß er, bis er gerächt sey, in Höllenqualen schmachte. Es ist, als wenn der Geist den Hamlet kennte, und durch diese Erzählung seines Zustandes allein die Entschlossenheit in ihm hervorzurufen glaubt. Eben so charakteristisch ist die Rache, die Hamlet verspricht; sie soll so schnell seyn, wie das Nachdenken und Liebesgedanken.

> that I with wings as swift
> as meditation or the thoughts of love
> May sweep to my revenge

(Schlegel hat hier meditation vollkommen *falsch* mit Andacht übersezt.)

Und als der Geist dem Hamlet *nun die umständlich* gräßliche Erzählung gemacht hat und verschwunden ist, was ist das, was Hamlet unmittelbar darauf beginnt? er will alles, was früher Eindruck auf ihn gemacht hat, auslöschen, und nichts als den abstrakten Befehl des Geistes in sich aufnehmen, was ist aber das erste, was er thut? er schreibt in seine Schreibtafel ein, daß man lächeln könne, immer lächeln und dennoch ein Schurke seyn. Hiemit ist der erste Schritt zur Rache Hamlets begonnen, ihm allein ist sie übertragen, er allein hat alles zu beherbergen. Die Freunde müssen schwören, nichts gesehen haben zu wollen. Daß sie innerlich nichts sehen dürfen, ist oben gezeigt worden; aber ihr Mund soll auch für das verschlossen seyn, was das äußere Auge geschaut hat.

Hamlet ist kein Wortbrüchiger; er hält in der Rache, die er geschworen hat, Wort. Diese ist so schnell wie das Nachdenken und die Gedanken der Liebe. Die erste Empfindung, die er hatte, als der Geist ihn verließ, war von der Tafel der Erinnerung wegzulöschen alle Bilder und Spuren des Vergangenen, das heißt sich aufzugeben und aus sich eine tabula rasa, in der die Rache ihr Einsiedlerleben führen könne, zu machen. Dieß ist aber das Umgekehrte dessen, was die Rache ist, vielmehr erfüllt sich diese mit allen Bildern und Spuren des Ver-

Digitized by Google

gangenen, und statt *Aufgebung* zu seyn, ist sie *Eingebung* und That. Indem der Rächende in dieser seiner That lebt, kann man allerdings sagen, daß er alles Andere vergessen habe, aber er ist nicht im Bewußtseyn dieser Vergessenheit, und das Loslassen alles Andern dient nur als Verstärkung des zu Aeußernden. Die bloß innerliche Rache, wie man die des Hamlet nennen könnte, ist zum Unterschiede Bewußtseyn dieser Loslassung, somit Rache an sich selbst. Hamlet rächt seinen Vater an sich selbst. Die Genugthuung, die der Vater erhält, ist zunächst die, daß die Erde, dieser treffliche Bau, ihm nur ein kahles Vorgebirge scheint, die Luft ein Hause von Dünsten, und der Mensch eine Quintessenz von Staub. Dieses Aufgeben aber, diese Rache an sich selbst, erscheint, und muß erscheinen als Tollheit, und sie erscheint nicht bloß so, sondern sie ist in dieser Erscheinung wahrhaft vorhanden. Hamlet hat keineswegs die Absicht unter erheuchelten Wahnsinn seine Pläne und sein ferneres Handeln zu verbergen, vielmehr ist dieser Wahnsinn gerade das, was die Aufmerksamkeit auf ihn zieht, und sein etwaiges Handeln hemmt. Indem er von allem, was als gegebene Welt vor ihm liegt, abstrahiren will, beständig aber auf diese Welt stößt, so liegt in dieser Reibung und in diesem Widerspruche die Ironie, welche sich hier als Humor der Tollheit darstellt, und zugleich alle Klugheit, allen Geist und allen Witz enthält, deren dieser Humor überhaupt fähig ist." Indem diese leere Ironie gegen die Welt sich aber zugleich umkehrt, und die Ironie gegen den Hamlet wird, liegt hierin die Genesung und das Geheiltseyn vom Wahnsinn. Während die Welt, Polonius und alle Umgebenden mit vollkommenem Recht die Gründe des Wahnsinns ausfindig zu machen suchen, muß Hamlet, wenn er zu sich kommt, und der Conflikt mit der vorliegenden Welt aufgehört hat, sich als das leerste Geschöpf vorkommen, als Hans der Träumer, der seiner Sache fremd ist. (Like John a dreams, unpregnant of my cause) Das Ende vom Liede, die lezte Spitze dieses Humors ist denn der Wunsch, diese Qual los zu seyn und zu sterben, ein Wunsch, der gegen den Polonius unverholen ausgedrückt wird, und am schärfsten in dem berühmten Monologe hervortritt. Aber auch diese vollständigere Rache an sich selbst wird nicht vollendet, und es bleibt beym Wunsche und den Reflexionen darüber. In dieser Irrwissenheit und in dieser Zerwürfniß des Hamlet mit sich selbst ist nun der einzige Trostgrund, der ihm bleiben kann, der Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Geistes, ein Zweifel, der eben so den verständigen, besonnenen und seiner sich bewußten Mann ehrt, als er hier zugleich das ganze Verhältniß ändert, indem er es aus der Unmittelbarkeit, der Verletzung, der Rache und der anspornenden Geistererscheinung in die Vermittelung des Gerichts und des Urtheils bringt. Es ist sicherlich eine der merkwürdigsten Tiefen dieses Stückes, daß Hamlet die Gewißheit durch das eigene Geständniß im Schauspiel haben will, welches, indem es der Vorwand ist, um Hamlet vor sich selbst zu retten, zugleich das noch ganz Unbestimmte zu seiner Wahrheit und Bestimmtheit erhebt. Den neuesten Dichtern, wie Herrn *Müllner*, muß solche Tiefe ein fast Unglaubliches scheinen; sie hätten sich nicht allein mit dem Geiste, sondern mit irgend einem Fluche begnügt, den der Geist von unten herauf gebrüllt hätte.

Der Oheim Claudius wird somit nicht einer bloßen Rache, welche unwahr ist, noch einer Gespenstererscheinung, welche der verkappte Teufel seyn kann, geopfert. Er wird vor ein Gericht gestellt, welches hier freylich das Schauspiel ist. Als einen so geforderten müssen wir ihn nun betrachten. Wie Hamlet als der, dem die Aufgabe des Rächens gegeben ist, ganz allein dasteht, ohne Vertraute, und wie eben dieß sein Wesen ist, Alles in sich allein zu beherbergen, so ist dieses eben so nothwendig von dem gegenüberstehenden Verbrecher gefordert. Hätte das Verbrechen eine Breite von Vertrautenschaft und Parthey, wäre es gekannt, und gewönne es damit einen über das bloße Gewissen hinausgehenden Charakter, so wäre die tragische Gestalt Hamlets offenbar in eine komische verwandelt, hier muß die in sich gekehrte Rache dem bloß in die Form des Gewissens versenkten Verbrechen gegenüberstehen. Claudius ist eben so der einzige, der da weiß, daß Hamlets Verrücktheit nicht eigentlich so genannt werden kann, denn er fragt den Rosenkranz, warum Hamlet eigentlich diese Verwirrung anlege (why he puts on this confusion); ferner meint er, daß der Wahnsinn bey Großen nicht ohne Wache gehen dürfe. Hamlet weiß von seinem Wahnsinn, und dieses Wissen ist die Seite, nach der er sinnig ist. Indem der Lumpenkönig, dieses Wort ist nämlich das bezeichnendste für den Claudius, vor Gericht gestellt wird, hat Hamlet das erlangt, daß das, was sich bis jezt bloß im Gewissen des Verbrechers verkroch, nun äußerlich erscheint; hiermit ist Hamlet aber einen Schritt weiter gekommen, und wenn die bloß innerliche Rache an sich selbst Wahnsinn war, so hört dieser unmittelbar vor dem Schauspiel, ganz bestimmt aber nach demselben auf. Da die Rache nicht mehr ganz innerlich ist, so braucht die Subjectivität des Hamlet auch nicht allein davon beschwert zu seyn, sie hat eine Erleichterung durch dieses Heraustreten, welche hier das Vertrauen ist. Hamlet entdeckt vor dem Schauspiel dem Horatio seine Absichten und fordert ihn zur Mithülfe auf. Ueberhaupt ist das Wesen des Hamlets nach dem Schauspiel, welches, wenn nicht eine That, doch eine Veranstaltung seiner Rache ist, wesentlich verändert: sein Humor ist nicht mehr bewußtloser, toller Humor, sondern feine und bewußte Ironie:

Digitized by Google

er weiß jezt vollkommen, was er zu thun hat, und wenn er es nicht thut, so sind es Gründe, die ihn davon abhalten. Vor dem Schauspiel war sein Wesen grundlos und naiv, seine Unthätigkeit, wie sein Humor: beyde hatten darum den Charakter von Außersichseyn und Wahnsinn. Durch das Schauspiel ist alles begründet und vermittelt, der Humor, wird feiner Spott, der Wahnsinn, eine sich-wissende Melancholie, die Unthätigkeit, rastlose Thätigkeit im Auffinden der Gründe für die Unthätigkeit. Unmittelbar nach dem Schauspiel trifft Hamlet den betenden König, der ihn nicht bemerkt; jezt ist die beste Gelegenheit zur Rache vorhanden, aber welche erbärmliche Rache, einen andächtig Gestimmten zu tödten? Diese darf ihn nur im sündhaften Augenblicke ereilen. Ohnehin wartet die Königin, und es ist ungalant, eine Dame warten zu lassen, da der Aufschub der Rache ja doch nur Frist für sieche Tage ist.

Wenn so die Rache durch die Reflexionen Hamlets zwar keineswegs geläugnet und besiegt wird, so kann es dennoch immer nur zu der That kommen, in welcher die Reflexionen nicht selbst untergehen, sondern sich als in ihrem Elemente erhalten. Diese weibische Rache, in der die Reflexionen noch mitspielen, und Sitz und Stimme haben, ist der Vorwurf. Hamlet ist am Ende dazu gekommen Vorwürfe zu machen. Diese können, um angemessen zu seyn, nur an die unschuldige Person gerichtet werden; dem Verbrecher gegenüber wären sie unangemessen und komisch. Hamlet macht seiner Mutter bittere Vorwürfe, denn sie ist nur daran schuld, den Mörder ihres Mannes sogleich nach dem Tode desselben geheirathet zu haben, und auch ohne selbst die That zu kennen, nicht durch irgend einen geheimen Zug davon abgehalten worden zu seyn. Aber sie ist anderseits so apathisch, gleichgültig und unschuldig, daß ihr diese Betrachtung von selbst nie gekommen wäre, und daß Hamlet erst in den heftigsten Tönen sprechen muß, um ihr die Augen in's Innere zu kehren, damit sie schwarze Flecken sehe. Indem Hamlet so auf der Höhe ist Vorwürfe zu machen, somit seinem Gegenstande sich gegenüber befindet, ist er zwar von der wahrhaften Rache weit entfernt, diese Entfernung hat aber hier die Gestalt des Zufälligen. Man könnte meynen, wenn er dem Claudius gegenüberstände, wie jezt der Mutter, würde der Dolch des Vorwurfs sich in einen anderen Dolch zu verkehren wissen. Anderseits ist die Sache so weit gediehen, daß bloß ein Zufall fehlte, um den Vorwurf in wirkliche Rache übergehen zu lassen. Dieser Zufall könnte hier ein nicht genug zu schätzender dienstbarer Geist seyn, der die gewaltige Kluft des Unterschiedes vermittelte, er darf daher nicht fehlen. Die Königin ruft um Hülfe; derselbe Ruf läßt sich hinter den Tapeten vernehmen. Hamlet stößt durch die Tapete, und tödtet den, der dahinter ist. Wäre dieses nun der König, so hätte Hamlet in dem Augenblick der Ueberraschung gethan, wozu ihn die Macht und Naivetät der Natur nicht angetrieben, und es wäre ihm gelungen seine Reflexionen zu überlisten, und ihre Abwesenheit zu benutzen. Aber die Strafe ist wesentlich Gerechtigkeit und Vergeltung, und Bewußtseyn dieser Gerechtigkeit und dieser Vergeltung. Wohl darf sich die rächende Nemesis des Zufalls als ihres Organs bedienen, aber sie darf nicht, wo das Gericht berufen ist und der Richter ernannt, loosen lassen, ob der Schuldige sterben soll oder nicht. Der Zufall ist hier das ganz Leere und Rechtslose, er kann nur eine Ungerechtigkeit begehen. Der hinter der Tapete Getödtete ist nicht der König, sondern Polonius.

Der Tod des Polonius ist einer der tragischsten Momente des ganzen Stückes, weil hier Hamlet sich zum ersten Male zusammennimmt, und zur That erhebt; da er jedoch den bloßen Zufall walten läßt, so entsteht daraus allerdings eine That, welche aber der Tod eines Unschuldigen ist. Den Verhandlungen, welche das Hauptinteresse ausmachen, gegenüber ist diese dienstfertige Einmischung des Polonius allerdings eine Vorwitzigkeit, die ihre etwas herbe Strafe erhält; nach dieser Seite zu ist auch Hamlet vollkommen unschuldig, so wie er denn wenig erschüttert scheint, und sich weder dieses Unglück, noch das Weitere, das daraus folgt, zu Herzen nimmt. Aber dieß ist eben die Bedeutung, daß die Thatenlosigkeit und das müßige Hin- und Hergehen am Substantiellen zulezt nicht mehr dieses Müßige sind, daß dieses Müßige zulezt That wird, aber nicht die rechte eigentliche That, sondern selbst weder ein Unrecht eine neue Verletzung. Hamlet zerstört nicht bloß seinen Reichthum, sondern er bringt auch den Tod in die außer ihm seyende substantielle Welt. Die ruhige, einige, im tiefsten Liebesglück lebende Familie geht unter, weil sie das Unglück hat im Umkreise des Hamlet sich zu befinden; der Kreis dieser Innigkeit hört auf, so wie er sich demselben nähert. Polonius, Ophelia, Laertes, wie fremd sie der Hauptfrage des Stückes sind, wie unschuldig und gleichgültig fallen als ein Opfer, sie, die da hätten leben sollen, um den Tag der Gerechtigkeit kommen zu sehen. Hamlet ist an dieser Zerstörung unschuldig, sie ist nur dadurch, daß er ist; aber dieß ist eben sein Bezeichnendes an allem, was wirklich seine That ist, unschuldig zu seyn, und nur schuldig zu seyn an dem, was er nicht thut.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. October 1826.

Der Hamlet des Ducis und der des Shakespeares.

(Beschluß.)

In der Scene, in welcher Hamlet dazu gekommen ist, der Mutter Vorwürfe zu machen, und den Polonius zu tödten, erscheint der Geist zum anderen und lezten Male. Nur Hamlet sieht ihn, aber nicht die Königin. Schon oben ist bemerkt worden, daß sie ihn nicht sehen darf. Der Geist kann nur dem erscheinen, an den er sich unmittelbar zu wenden hat, oder denen er ein völlig Anderes und Gleichgültiges ist. Die Königin ist zwischen Schuld und Unschuld: in einem solchen Zustande kann der Geist nicht erblickt werden. Man könnte aber die Frage aufwerfen: was will der Geist gerade in dieser Scene? Da nun der Geist des Shakespeare niemals vergebens kommt, so können wir ihn selbst reden lassen.

> Vergiß nicht! Diese Heimsuchung
> Soll nur den abgestumpften Vorsatz schärfen.
> Doch schau, Entsetzen liegt auf deiner Mutter;
> Tritt zwischen sie und ihre Seel im Kampf,
> Im Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten.
> Sprich mit ihr, Hamlet.

Der erscheinende Geist hat hier wesentlich die Bedeutung, das Verhältniß der Königin zur That, so wie das des Hamlet zu Beyden auf's schärfste festzustellen. Man könnte zunächst glauben, der Geist habe jezt am allerwenigsten zu erscheinen, da Hamlet auf dem besten Wege sey, sich in Vorwürfen auszusprechen, also sicherlich die Sache noch im Gedächtniß habe, aber eben, weil dieses eine Alte-Weiberrache ist, hat der Geist die doppelte Aufgabe ihm vorzustellen, daß er einerseits nicht vergessen solle und den abgestumpften Vorsatz zu schärfen habe, anderseits aber, daß nicht die Mutter die ist, an die er sich zu wenden hat.

Mit dieser Erscheinung des Geistes ist eigentlich der Theil des Stückes vollendet und abgeschlossen, der die geforderte Rache, wegen des am Vater des Hamlet begangenen Verbrechens zum Gegenstande hat. Hamlet ist durch alle Stadien durchgegangen, die zuvörderst Zweifelsucht, dann aber die anderen Forderungen sorgsamer Ueberlegung nothwendig machen konnten: er hat den Oheim nicht blinder Rache opfern wollen, sondern ihn vor ein Gericht gestellt, wo er das Geständniß seiner Schuld abgelegt hat: er hat ihm, während er betete, nichts anhaben mögen, weil er sonst zu heilig die jenseitige Welt betreten hätte. Das, wozu es alle diese Reflexionen gebracht haben, sind die an die Mutter gerichteten Vorwürfe, und der Tod des Polonius. Die lezte Erscheinung des Geistes ist vergeblich, wie die erste. Wenn die Rache und die Strafe die andere Seite des Verbrechens sind, so wird die Kraft, die der vergeltenden Gerechtigkeit fehlt, dem Verbrechen zuwachsen müssen, und der nicht richtende Hamlet wird durch diese Schuld, welche selbst zu büßen ist, eine Verletzung hervorrufen, welche nur ihn selbst zu treffen hat. Die Weiterbewegung ist in so fern keine andere als die, daß Hamlet an die Stelle seines Vaters tritt, und daß der Verbrecher der Angreifende wird, der sich nun dem Hamlet direkt gegenüberstellt. So wird Hamlet ein unmittelbar Verlezter, statt eines Vermittelten, und was bisher die Forderung der Familie und des Geschlechts war, wird jezt Selbsterhaltung und Selbstrettung. Hamlet wird nach England geschickt, um dort geopfert zu werden. Er entdeckt die List, und sendet seine Begleiter dem Tode entgegen, der ihn erwartete.

Aber dieser unendliche Progreß der Reflexion, dieser Verstand, der alles ausmißt, und zu nichts kommt, dieser Reichthum an Betrachtungen, und diese Armuth an Thaten, würde die Langweiligkeit des eigenen Inhalts darbieten, wenn sich nicht innerhalb dieses Gemäldes selbst das Bild des Gegensatzes erhübe, wenn nicht, der Leerheit der Reflexion bey aller ihrer Ausdehnung gegenüber, das Vernünftige und Substantielle erschiene. Alles, was durch den Verstand des Hamlet verlezt wird, der Staat und die Familie, muß uns der Dichter in ihrer Befriedigung und in ihrer vernünftigen Gestalt vorführen, damit an ihr selbst Hamlets müßige Zerstreutheit hervortrete. Die Individuen, die in der Substanz des Staates und der Familie leben, können ganz unbedeutende Geister seyn, verglichen mit der Geisteskraft des Hamlet, aber in ihrer Naivität thun sie, was recht ist,

Digitized by Google

und vollführen die Gebote der Vernunft. Fortinbras zieht, um ein kleines Fleckchen zu gewinnen, das keinen Vortheil als den Namen bringt, und nicht fünf Dukaten Pacht trägt, nach Polen, und dem Hamlet solcher Rüstigkeit gegenüber, bleibt nichts übrig, als sie mit einer schönen Reflexion beurtheilen zu können, daß wahrhaft groß seyn heiße, nicht ohne großen Gegenstand sich regen, doch einen Strohhalm selber groß verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel. Hamlet hat sich die Krone ruhig nehmen lassen; sein Oheim hat sich, wie er selbst sagt, zwischen die Erwählung und seine Hoffnungen eingedrängt, ohne daß von dieser Usurpation viel die Rede ist. Wie Fortinbras den Staat repräsentirt, und was dieser heischt und will, dem der Substanz des Staatsinteresses fremden Hamlet gegenüberstellt, so ist Laertes der Repräsentant der Familie: in der Sache desselben sieht Hamlet nach eigenem Geständniß das Gegenstück der Seinigen. Und wie unbedeutend ist nicht dieser Laertes verglichen mit dem Hamlet? doch in der Substanz der elterlichen und Geschwisterliebe bewegt er sich als Sohn und als Bruder, der keinen Augenblick ansteht, das Unglück seines Hauses am Urheber zu rächen. Wie anders sind die Töne seiner Verzweiflung, die Hamlet des Schmerzes Prahlerey nennt, verglichen mit den humoristischen Ausbrüchen Hamlets? Selbst zur Bosheit und zu einer List, die weder aus seinem Kopf noch aus seinem Herzen kommt, läßt er sich vom König hinreißen, weil seine Rache unendlich ist, und keine weitere Reflexion bildete. Und wie rächt sich das Weib Ophelia, durch ihren Wahnsinn und ihren Tod?

Diese Rüstigkeit des Staatslebens, diese Tiefe der Familieninnigkeit müssen den Hamlet, der ihnen gegenüber ist, schmerzen, aber weder diese, noch die eigene Verletzung können die Reflexionen, von denen Hamlet selbst sagt, daß sie nach Blut trachten, oder verachtet seyn müssen, besiegen. Hamlet darf nicht bloß verlezt seyn, er selbst muß als ein Opfer seiner Reflexionen fallen. Indem er den Tod seiner Reflexionen stirbt, ist einerseits die Schuld derselben gebüßt, anderseits geschieht nun ohne ihn die That der ewigen Gerechtigkeit, und er wird aus einem Richter, der er hätte seyn können, ein bloßer Vollstrecker. Der König ersieht sich den Laertes zu seinem Werkzeuge, um Hamlet aus dem Wege zu räumen, denn den Hamlet muß zweyfaches treffen, die Rache des Laertes und das Verbrechen des Königs. Fehlt der Stich des Laertes, so ist ein giftiger Becher in Bereitschaft, aus dem Hamlet zu trinken hat. Aber Hamlet und Laertes stehen einander gleich verantwortlich gegenüber: auf dem einen lastet der Tod des Polonius, auf dem andern die Wissenschaft und die Ausführung des königlichen Bubenstückes. Beyde haben, jeder von des Gegners Hand zu sterben, mit verwechselten Rapieren in der Hitze des Kampfes, eine der tiefsten Tiefen des Stückes, nicht bloß eine willkürlich aufgenommene Lösung. Die Königin stirbt, wie sie gelebt hat, durch ein Versehen, am Gifte, das für Hamlet bestimmt war: sie kann nicht leben, aber sie kann durch nichts anderes sterben, als durch einen Irrthum: sie stirbt *vor* dem Hamlet; in diesem *vorher* liegt ihre Aussöhnung mit dem Sohne, der, indem er nun glauben muß, daß auch sie ein Verbrechen tödte, zugleich sich mit einer neuen Rache, und mit der Bestrafung des an ihm begangenen Mordes beschwert sieht. In diesem Tode aller Reflexionen erwacht zugleich das Bewußtseyn des Rechten, somit die That, er tödtet den blutschänderischen Dänen, und rächt seinen Vater, zugleich aber auch sich. Die Gerechtigkeit hat ihn am Ende zu dem Organ gemacht, zu dem er sich nicht hinaufarbeiten konnte.

Nicht Hamlet, dieser Held der Reflexion, wohl aber der wollende, rüstige Geist ist zum Herrschen berufen. Fortinbras, der in's weite Polen ziehende Held, weil dort ein Stück Erde zu behaupten war, muß den Tod des Hamlet sehen, und da herrschen, wo jener unterging. Das Weltgericht ist die Weltgeschichte, sie ist offenbar: Nicht die Erdennacht ist der Ausgang, sondern das Licht. Es liegt nahe, bey dieser Tragödie auf einen ähnlichen Stoff des Alterthums aufmerksam zu machen, und daran den Unterschied der antiken und *modernen* Welt zu beobachten. Agamemnon, *Clytemnestra*, *Aegisthus* und Orestes sind die Gestalten, um die sich bey Aeschylus und Sophocles die gleiche Handlung, wenn wir diese bey ihrer bloßen abstrakten Thatsächlichkeit fassen wollen, bewegt. Die Frau ist mit dem Mörder des Gatten verheirathet, und der Sohn rächt an beyden den Vater. Aber im Alterthum sind die bewegenden Mächte die naive unmittelbare Sittlichkeit des Geschlechts, und die in's unendliche fortgehende Rache, die die Wage der Gerechtigkeit noch nicht an sich hat. Die moderne Welt hat mit dem vergeltenden richterlichen Spruche auch die Gründe überkommen, an deren Hin und Her dieselbe erst ein schwer zu erringendes Ziel hat. Die unmittelbare Sittlichkeit ist verloren: sie hat sich erst geltend zu machen und zu legitimiren. Statt der schuldigen, und ihr Verbrechen bey sich beherbergenden Clytemnestra tritt uns im Hamlet die apathische Gertrud entgegen: wäre diese schuldig, so müßte das, was dem Hamlet als Pflichtmäßiges vorsteht, den Charakter eines selbst zu büßenden Verbrechens haben. Eben so wenig ist Hamlet ein Orestes, der von der Sittlichkeit der Familie und des Geschlechts getriebene, und so zur Furie dieser Unmittelbarkeit gewordene Held, sondern was im Orestes unmittelbare Sittlichkeit und somit That ist, das ist dem Hamlet Pflicht, und somit gegenüber, es ist nicht das naiv Bewegende, sondern als Pflicht hat es den Charakter ein

Digitized by Google

Gegebenes zu seyn, das nun auszuführen, und zwar in der ganzen Beschränkung der Pflicht auszuführen ist. Die Rache des Orestes hat die Natur der Rache in's Unendliche fortzugehen, und somit wiederum eine neue Verletzung zu seyn. Im Hamlet ist die Rache Vergeltung, daher der abwägenden Richtung. Die Beschäftigung des Geistes ist, zu diesem Schlusse zu gelangen, aber wenn die Furien der Unmittelbarkeit zur That treiben, so sind es die besonnenen Furien des Verstandes und der Reflexion, die da nicht erlauben zum versöhnenden Schlusse zu gelangen, und die am Substantiellen Hin und Her müssig auf und abgehen lassen, ohne die Qual durch das Ergreifen des Rechten zu beendigen. So ist Hamlet der moderne Orestes, nicht der durch die Qual der That geängstigte, sondern der durch die Hölle des Nichtthuns gepeinigte Held.

Wie aber hat der französische Dichter Ducis, diesen Stoff behandelt? er hat den Hamlet aufgefaßt, wie die französische Tragödie alle Stoffe überhaupt aufgreift, in ihrer abstrakten Bedeutung, ohne die Vertiefung in die Besonderheit der Nationalität, oder auch nur des menschlichen Geistes überhaupt. Das Wesen der französischen Tragödie ist, die allgemeinen tragischen Mächte ganz ohne Einbildung in individuelle Kreise darzustellen. Es ist die Tragödie des Allgemeinen, als ganz abstrakt Allgemeines. Liebe, Haß, Vaterland, Herrschsucht, Großmuth, Tyranney, Aufopferung, Gewissen, Grausamkeit, Vertrauen, Gerechtigkeit, Versöhnung sind die Individuen, die vorgeführt werden, und bald orientalische, bald griechische, römische und christliche Masken tragen. Die Zeit ist immer nur die Larve, die zwar die Personen benennt, aber nicht zum eigenen Gesichte wird. So ist also hier dieß, daß Hamlet der Held der Reflexion und des Verstandes ist, völlig bey Seite gesezt, alle Bewegungen, die daraus hervorgehen, sind unberücksichtigt, und wie Orientalen, Griechen, Römer und Christen auf gleiche Weise sich produciren, so bleibt für den Hamlet nichts anderes übrig, als die traurige Gestalt, ein Sohn zu seyn, der seinen Vater verloren hat. Kindesliebe, Gewissen, Herrschsucht, Vertrauen, Liebe, Rache und Vergeltung sind hier die Texte, auf die der Dichter, der sich fälschlich einen blossen Nachahmer des Shakespeare nennt, seine Variationen gesezt hat. Wir wollen dieselben durchgehen.

1) Kindesliebe = Hamlet, untröstlich über den Tod seines Vaters, weinend, heulend, wehklagend, kurz alles thuend, was ein Kind in solchen Zuständen zu thun pflegt.

Lassé d'un deuil trop long, qui génait ses desirs,
Je vois déja ma cour revoler aux plaisirs,
Et moi dans ce palais l'oeil fixé sur la terre,
Je cherche encore les pas de mon malheureux père.

2) Gewissen = Gertrud, die die Todesart des Mannes kennt und schaudernd mithalf, vom Gewissen gefoltert, und nur für den Sohn lebend, sich vom Claudius entfernend, den sie noch nicht geheirathet hat, und nicht heirathen mag.

Des jours du mien à peine ai-je éteint le flambeau,
Que pour le ranimer j'eusse ouvert mon tombeau.

3) Herrschsucht = Claudius, der daher nicht König, sondern nur prince du sang seyn kann, und den König, welcher hier Hamlet ist, sehr gern fortwünscht, wozu er beyzutragen bereit ist.

4) Vertrauen = Polonius, einerseits der Vertraute des Claudius, den er zum Throne reizt, und zum Thun auffordert, ein ganz schäbiger, abgetragener Confident, anderseits = Norceſt, dem Freunde des Hamlet.

5) Liebe = Ophelia und Hamlet, die mit einander winseln. Ophelia kann nicht begreifen, warum sie Hamlet nicht heirathen will, vornehmlich, da Gertrud damit zufrieden ist, aber, wenn es begreiflich ist, daß Hamlet die Tochter des Mörders seines Vaters (die französische Ophelia ist nämlich des Claudius, nicht des Polonius Tochter) nicht freyen kann, so ist es doch wieder das Platteste, was irgend denkbar ist, beständig davon reden zu hören, warum eigentlich diese Heirath nicht zu Stande kommen kann.

5) Rache und Vergeltung wiederum = Hamlet. Die Gewißheit, daß sein Vater ermordet worden, erhält Hamlet nicht wachend durch den gegenwärtigen Geist, der erscheint, und sichtbar ist, sondern der Geist hat die Natur eines Gespenstes und eines Träumers:

Deux fois dans mon sommeil, ami, j'ai vu mon père.

Ihn den Zuschauern vorzuführen, hätte kein Franzose in der haute tragédie gewagt. Hamlet ermannt sich endlich, und tödtet den Claudius, der ihm zu hart zu Leibe will, worauf sich Gertrud selbst entleibt, und Hamlet sich tröstet, indem er das Stück so endet:

Privé de tous les miens, dans ce palais funeste
Mes malheurs sont comblés, mais ma vertu me reste,
Mais je suis homme et roi réservé pour souffrir,
Je saurai vivre encore, je fais plus que mourir.

Talma spielte die Rolle des Hamlet, wie sie das Wesen desselben erforderte. Alle Leidenschaften, die der französische Hamlet darzustellen berufen ist, Kindesliebe, Liebe zur Ophelia, Freundschaft, Rache, auflaurender Verdacht, Ermannung zur Kraft und Dahinsinken in Schwäche, endliche That, und der Schmerz sie gethan zu haben, (was hier zu bemerken bleibt, weil es gerade die Kehrseite des englischen Hamlets ist) alles dieses gab der

Künstler in höchster Vollkommenheit: so winselt ein Sohn um seinen Vater, so liebt ein Liebender, so lauert ein Verdachthabender auf, aber es könnte auch eben so gut ein anderer wie Hamlet seyn. Man kann sagen, weil Talma, nur Allgemeinheiten darzustellen berufen ist, so habe er die Kraft, die wir Deutsche auf das Studium der Individualität verwenden müssen, dem Malerischen und der Erscheinung dieser Allgemeinheit zufließen lassen, und sey darum pathetischer, weil sein Pathos nicht durch die Einbildung in die Bestimmtheit mehr die Gestalt der Wirklichkeit anzunehmen braucht.

Die Duchesnois theilt den Charakter dieses Spiels: sie stellt die Höhe und Tiefe des Schmerzes, die Pein des Gewissens, den Schreck sehr gut dar, ohne gerade die zerrissene, die erschütterte, die liebende Gertrud zu seyn, oder vielmehr seyn zu dürfen.

Eduard Gans.

Dichtkunst.

1) Gedichte von Auguste Kühn. Berlin, bey Trautwein, 1826.

Diese Gedichte beginnen mit einem Verse, der uns eben nicht neugierig nach den übrigen macht:

Mich reißt empor des Wunsches kühner Flügel,
Daß auf dem Pindus sich mein Lied verkläre,
Doch ach! mich hält des ird'schen Körpers Schwere;
Kein Geniusflug trägt mich zum Sonnenhügel.

Aber muß uns dieß naive Geständniß nicht beynahe eben so rühren, als wenn sie es gar nicht nöthig gehabt, wenn sie den kühnen Wunsch, gut zu dichten, wirklich erreicht hätte? Diese Dame gesteht doch ehrlich, was hundert lyrische Vagabunden sich auf keiner kritischen Tortur auspressen lassen. Sie sagt: ach, ich möchte gerne dichten, hier liegt das weiße Papier, ich kann dem Drange nicht widerstehen, wie innig wünsch' ich nicht, diese zierlichen Blättchen bald mit allerliebsten Versen angefüllt zu sehen; ich weiß wohl, es wird nicht viel Gescheidtes herauskommen, denn beym Licht besehen bin ich eigentlich kein Genie, aber die Leute sollen wenigstens wissen, daß ich ihnen gerne mit etwas recht Schönem Freude gemacht hätte, wenn ich auch damit nicht zu Stande komme. So sagt die Gute, und wenn wir es gegen die prahlerischen Dichterweihen der meisten unserer jungen Lyriker halten, so können wir nicht umhin, der Bescheidenheit und liebenswürdigen Naivetät der Mlle. oder Mde. Kühne volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihre Anspruchslosigkeit entwaffnet die Kritik. Es ist mir nicht möglich, ihr vorzuwerfen, daß ihre Gedichte nichts Neues, Großes, Tiefes enthalten. Ich kann diese Lieder nicht einer beschämenden Vergleichung mit bessern aussetzen, sie nicht nach dem allgemeinen Maßstab messen, gleich Stickereyen und Putzwaaren, die unter vielen schöneren auf dem großen Markt ausgelegt sind, sondern ich fühle mich angezogen, der fleißigen Stickerin in ihr Arbeitszimmer zu folgen, und wenn ich dann ihre stille Emsigkeit, ihren guten Willen, die Geduld und die heimlichen Seufzer bedenke, die vielleicht manchen Nadelstich begleitet haben, wie sollte ich noch herzlos genug seyn, ihre Arbeit zu tadeln? So muß man jene Lieder ansehen, die vom besten Herzen, von einer stillen Innigkeit und zuweilen von einer Melancholie zeugen, deren rührender Ausdruck unser ganzes Mitgefühl in Anspruch nimmt.

2) Gedichte von Fr. W. Riemer. Zwey Bändchen. Jena bey Frommann. 1826.

Auf schönem weißem Papier und in reinem Druck empfehlen sich uns hier einige hundert — Gelegenheits-Gedichte zur Feyer vornehmer, berühmter und geliebter Personen, mit welchen der Dichter in persönlicher Berührung steht. Der erste Band besingt erlauchte Herrschaften und Hoffeste, deren Mittelpunkt Weimar ist. Diese ehrfurchtsvolleren und feyerlicheren Leyerklänge nennt der Sänger seine Festreime. Der zweyte Band ist geringeren Civilpersonen, gleichsam den diis minorum gentium gewidmet, die indeß noch immer hoch erhaben über dem Haufen stehen und eines Altars, Opfers und Priestersängers würdig sind. Dieses zweyten Tempels Mittelgrund nimmt das Götterbild unsers Goethe ein und ihm allein läßt der Sänger ein und zwanzig Loblieder erschallen, die er zum Unterschied von jenen Festreimen mit einem Accent nur Ehrenreime nennt. Hinter den Fest- und Ehrenreimen findet sich aber in beyden Bänden noch Vermischtes, mit den untergeordneten Rubriken: Ernst, Scherz, Schimpf und Glimpf, nebst einigen Uebersetzungen. Das Vermischte beginnt mit einem Sonettenkranz, dem ein Sonett zu Grunde liegt, dessen einzelne Verse je von einem neuen Sonett glossirt werden. In diesem Mustersonett liest man folgende Musterverse:

Was Lippe Liebliches nur lobt der Lippe.
Das liebt auch lipplich Lippe zu gelieben.
Daß wie sie leiblich ist auch leiblich minne.

Ueberhaupt sind die meisten Lieder dieser dicken Bändchen in der Sonettenform abgefaßt und klingeln gar niedlich.

Digitized by Google

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. October 1826.

Romane.

(Beschluß.)

Walter Scotts Manier hat sicher etwas bezauberndes und ansteckendes, und wollen wir es uns ehrlich gestehn, so ist vielleicht gerade die Langweiligkeit ihr Talisman. Das Phlegma steckt bey weitem mehr an, als Pathos oder Muthwille, und eine muntre Schöne, eine hüpfende Italienerin fesselt uns schwerlich so ernsthaft und lange, so uns selber unbewußt, als eine stille junonische Niederländerin, die das Haupt unverrückt und mit ihren schönen dunkeln Augen lange lange anblickt, und immerfort, gespensterhaft, magisch, daß wir einen Zaubertrank getrunken zu haben glauben und uns in einer seligen Pein oder peinlichen Seligkeit nicht vom Fleck rühren, und selber herzlich langweilig werden. So ist es einer nahmhaften Anzahl junger deutscher Autoren ergangen, die in den Zauberkreis der Muse Walter Scotts gebannt sind; immer mehrere eilen herzu, und alle scheinen zu versteinern, alle ziehen die muntern Mienen in die Länge und werden langweilig. Die deutsche Romantik, sonst eine Amazone schweifend durch Gebirg und Wald, ist fett und träge geworden und hat sich im eigentlichen Verstande gesezt, und mit ihr setzen sich die müden Dichter. Sogar, sollte man's glauben, sogar Ludwig Tieck ist von der englischen schweren Kohlenluft afficirt worden, sogar ihn hat das weiche Polster, das Walter Scott den Geistern untergebreitet, zur Ruhe eingeladen, und seine neueste Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, gehört zu der beliebten neuen Schule. Diese Novelle, von der ich übrigens hier noch nichts näheres berichten will, da sie noch nicht vollendet ist, gehört ohne Zweifel zu dem Besten, was seit Jahren im Fach der Romane erschienen ist, so wie Tieck selbst wohl jezt nächst Goethe der erste unter den lebenden deutschen Dichtern genannt zu werden verdient. Wenn nun Tieck dem neuen Zauber sich hingegeben, wie sollten es nicht die vielen jüngeren und geringeren Dichter?

Auch Wilhelm Hauf, der bekannte neue Novellist aus Schwaben, hat in seinem Roman Lichtenstein, eine romantische Sage aus der Würtembergischen Geschichte, in drey Theilen, Stuttgart bey Franckh, 1826" der Manier Walter Scotts gehuldigt. Dieser junge Mann gibt das Beyspiel einer literarischen Seelenwanderung. In seinen Memoiren des Satan schreibt er als Teufel selber, im Mann im Mond als H. Clauren, und jezt als ein kleiner würtembergischer Walter Scott, wahrlich sehr heterogene Dinge, und das alles innerhalb eines Jahres. Was treibt ihn dazu? der Humor, die Keckheit eines universellen Talentes, die Laune des Genies, der jugendliche Uebermuth, das Publikum zu mystificiren, oder etwa ein Wunsch, der einem jungen Dichter leicht zu verzeihen ist, der Wunsch, so bald und so stark als möglich Aufsehen zu erregen? Es mag von beydem etwas mit im Spiele seyn. In der That kann wohl nur ein ächt humoristischer Kopf auf diesen kühnen Wechsel verfallen, aber bey dieser Auswahl der Manieren des beliebten Clauren, des beliebten Walter Scott, bey dieser sclavischen Copie selbst aller Erbärmlichkeiten und Langweiligkeiten der Originale liegt doch auch die Absicht, selbst durch die gleichen Mittel und unter dem fremden Namen, gleichsam an seinem Rockschooß hängend, zur Gesellschaft ein wenig mit beliebt und berühmt zu werden, nur allzudeutlich am Tage. Man sieht, der Dichter hat beydes gewollt, die Spötter befriedigen, indem er seine Copien als Persiflagen gelten lassen will, und die Gläubigen, indem er ihnen einen ächten Clauren und Walter Scott aufzudringen versteht. Das ist sein ganzes Geheimniß, und sein Mann im Monde hat bewiesen, wie geschickt die doppelte Mystification angelegt war, denn die Liebhaber Claurens haben ihn wie einen ächten Claurenschen Roman verschlungen und ganz deliciös gefunden, die Feinde dieser frivolen und faden Manier aber haben den Mondmann als Satyre genommen.

Der Roman Lichtenstein ist ernsthaft, was die früheren Werke des Herrn Hauf niemals waren; aber der Ernst steht ihm auch in der That nicht so gut, als Scherz, Ironie, Persiflage, und weil er dieß zu wissen scheint, hat er mit leichten Zügen kleine Spöttereyen genug auch in diesem Roman angebracht, auch wo sie

nicht ganz hinpassen. Besonders hat er den Liebesscenen, zu deren sentimentalen Behandlung es ihm, auch wo die Geschichte sie verlangt, gänzlich an innerem Ernst fehlte, eine feine Würze von leichter Persiflage gegeben, die oft stört und alle herzliche Theilnahme in uns erstickt. Davon abgesehen, macht er dem Walter Scott alle Ehre. Der Roman schildert die alte böse Zeit Würtembergs unter dem bekannten Herzog Ulrich, der aus seinem Lande getrieben wurde. Das Costume der Zeit und des Orts ist antik, und der Dichter hat besonders in der Schilderung einzelner Figuren und Situationen ein höchst glückliches Talent offenbart, wenn er auch nicht im Stande gewesen ist, im Ganzen den ernsten und alterthümlichen Ton zu halten. Die Hauptperson des Romans ist nicht der Herzog, sondern ein ritterlicher Jüngling, Georg von Sturmfeder, der von der Parthey der Kaiserlichen aus Liebe zu Marie von Lichtenstein, deren Vater zum Herzog hält, zu diesem übertritt, seine Verbannung theilt, und nach manchen Kämpfen und Drangsalen in den Besitz der Geliebten kommt. Er ist im Grunde ein gewöhnlicher hübscher und tapferer Romanheld und seine Geliebte hat auch nicht viel Originelles. Der Herzog ist völlig verzeichnet, und der Verfasser hat kaum einen einzigen der malerischen Züge benutzt, die ihm die Geschichte selbst für dieses Bild dargeboten. Aus einem wilden kecken Jäger und Helden ist ein ziemlich sentimentaler guter Fürst geworden, und was die Geschichte Grausames von ihm erzählt, ist einer karrikirten Nebenperson, einem tückischen Kanzler, aufgebürdet. Hätte doch Herr Hauf Brambletye-House von Horaz Smith gelesen und sich an den Schilderungen der Höfe Cromwells und Karls II. ein Beyspiel genommen. Am besten sind dem Verfasser einige komische reichsbürgerliche Figuren und das Bild eines treuen, kecken und verschmitzten schwäbischen Bauern, des Pfeiffers von Hardt, gelungen, welcher dem Herzog in seiner Verbannung als Unterhändler und Beschützer dient. Dieß ist eine feste plastische Gestalt, wahr und warm geschildert und ächt nationell. — Im Styl ist der Roman übrigens, wie alle Werke des Herrn Hauf, vorzüglich zu nennen. Alles Harte ist schlechterdings daraus verbannt, und man ergeht sich wie auf weichem Rasen von Blatt zu Blatt. Dieser weiche Wiesengrund ist nicht einmal von Blumen, Metaphern, Antithesen und dergleichen unterbrochen, sondern kurzgemäht, glatt und breit, wie es die Manier Walter Scotts verlangt. Dieser ist sogar in den Motto's nachgeahmt, die jedem Capitel vorangehn und die Aufmerksamkeit auf das lokale Interesse des Romans lenken, indem sie nur Verse aus würtembergischen Dichtern enthalten.

Die Erzählungen von Petiscus, ehemaligem Prediger zu Leipzig, (zwey Bände, Leipzig bey Engelmann, 1825) enthalten heitere und rührende Darstellungen aus dem modernen Leben. Sie sind vielleicht etwas zu breit erzählt, aber am Schluß finden wir uns immer befriedigt. Es sind sämmtlich Liebesgeschichten, die nach einigen Verwickelungen oder Leiden einen glücklichen Ausgang nehmen. Von Claurens raffinirtem Sinnenkitzel und von dem falschen Tugendprunk unserer meisten Schriftstellerinnen gleich weit entfernt, stellt uns der Verfasser größtentheils einfache redliche Naturen dar, ohne alle Koketterie.

Der bis jezt erschienene erste Theil der Erzählungen von Friedrich Steinmann (Aachen, bey La Ruelle, 1826) gibt Phantasiestücke in Callots, oder vielmehr Hoffmanns Manier. Der Verfasser besizt kein gemeines Talent im Humoristischen und in jenem bekannten Grausenhaften, das man früher an Hoffmann, jezt an Walter Scott und Byron so sehr bewundert hat. Aber Herr Steinmann ist ein allzu sclavischer Nachahmer. In seiner ersten Erzählung, Kapellmeister Perducci, ist der desperate Musikus, in der zweyten, Signor Vincentio, der diabolische Doktor, beydes stehende Hoffmann'sche Figuren, treulich abcopirt, und sogar Hoffmanns Ausdrücke und Wendungen sind nicht ohne Meisterschaft bis in's Kleinste nachgezeichnet. Allerdings verräth dieß ein schätzbares Talent, und wer vielleicht Hoffmann nicht kennen sollte, wird durch diese neuen Novellen angenehm überrascht werden. Wer aber mit Hoffmanns Muse vertraut ist, wird sich eines unbehaglichen Grauens nicht erwehren können, wenn er sein Schemen, mit seinen pikanten, aber leichenhaften Zügen, in der Literatur spuken sieht. Die dritte und lezte Novelle von Steinmann, die Vampyrbraut, ist eine eben so sclavische Copie von Byrons Blutsauger, ein mörderliches, fleischermäßiges Gemälde, das für englische Doggen, nicht für Menschen geschrieben ist.

In den Cyanenkränzen von Magdalena Freyin von Callot (Erster Band, Wien bey Ludwig, 1826) finden wir troß des Namens nichts weniger als jene „Callots Manier.“ Die Verfasserin erzählt uns nur Geschichten aus der wirklichen, modernen und vornehmen Welt, ohne alle Mystification und mit so viel Theilnahme, als ob sie von ihren eigenen Freundinnen redete. Der erste Band enthält drey Erzählungen, welche sämmtlich die Schicksale junger edler Mädchen schildern. Die erste, Honorine, wird bey der Geburt vertauscht, erleidet harte Drangsale, bleibt aber tugendhaft und findet zulezt wieder ihre Familie und einen geliebten Gatten. In der zweyten Erzählung, die Verblendung der Leidenschaft, wird das traurige Loos eines Mädchens geschildert, die von Natur sanft und zart, von Liebe verblendet einen Mann von ganz entgegengesezter heftiger und etwas roher Gemüthsart heirathet, mit ihm in beschränkten ökonomischen Verhältnissen leben muß, daher

Digitized by Google

die vielen Kleinigkeiten, welche den empfindlichen Gatten geniren, nicht vermeiden kann, sich seiner wachsenden Indelikatesse, ja seinen Mißhandlungen Preis gegeben sieht und endlich bis zum Wahnsinn getrieben wird. Das Gemälde hat viel Abschreckendes, aber viel Wahres. Die lezte Erzählung, der Todtenkopf, macht uns mit einem Mädchen bekannt, welche, dem lezten Willen ihrer Mutter zufolge, den Todtenkopf derselben stets bey sich führt und ihm alle Abend, als ob es noch die Mutter selbst wäre, von ihrer täglichen Handlung eine gewissenhafte Beichte ablegt. Dieß bestärkt sie in ihrem tugendhaften Wandel, und dadurch gewinnt sie die Hand eines vortrefflichen Mannes. Ich muß aber gestehen, daß mir diese Art von kindlicher und mütterlicher Zärtlichkeit ein wenig barbarisch vorkommt.

In den Erzählungen von Amalia Schoppe (Leipzig, bey Focke, 1826) herrscht ein heiterer und gewandter Ton und sittliches Zartgefühl; auch merkt man leicht, die Verfasserin kennt das Leben, die Menschen, das Herz bis zu derjenigen Tiefe, wohin etwa der gewöhnliche Leser bequem nachfolgen kann. Dabey ist sie anspruchlos, eine seltene Tugend deutscher Dichterinnen, und kurz, sie macht, daß jeder Recensent artig seyn muß. Die erste Erzählung, Florentine, schildert wieder einmal eine schöne tugendhafte Opernsängerin, ein Charakter, der unter den Novellisten Mode zu werden scheint. Dann folgen zwey historische Novellen, Angelika Kaufmann, und Elisabeth, Prinzessin von Taraconov (Tochter der russischen Kaiserin Elisabeth). Beyde sind in Briefen und mit vieler Wärme geschrieben, und die Behandlung stimmt ganz mit der rührenden und tragischen Wahrheit, die ihnen zu Grunde liegt. Zulezt finden wir noch eine Erzählung, die Wittwe, welche von Ehebruch, Mord und Reue handelt und in die Criminalgeschichten hinüberspielt. Die Frau Verfasserin stellt bey ihren Erzählungen immer ein Weib in den Vordergrund, und dadurch gewinnen ihre Bilder immer mehr Haltung, als andere anderer Dichterinnen, die uns Männer schildern möchten. Das, worauf sich die Weiber an uns verstehen, ist auch nur die Seite, die wir denselben zukehren, und läßt einen ansehnlichen Rest von Männlichkeit übrig, für deren wahre ausdrucksvolle Darstellung die schwache weibliche Hand durchaus keine Züge finden kann. Diese Dichterinnen, die berühmte Verfasserin des Agathokles nicht ausgenommen, bringen es höchstens bis zur Schönheit eines Paris oder jugendlichen Bacchus, der etwas Hermaphroditisches an sich trägt, nie zu der strengen männlichen Schönheit eines Achilles oder Odysseus, Mars oder Hermes. Sie schildern artige, gefühlvolle oder unartige und grausame Männer, nie aber wissen sie die ächte Heldenkraft oder den ächten Humor unsers Geschlechts darzustellen. Was aber ihre weiblichen Darstellungen, ihre Selbstschilderungen betrifft, worin Frau Schoppe, Louise Brachmann, Fanny Tarnow so ausgezeichnet sind, so erreichen sie im lyrischen Ausdruck der Gefühle leicht den höchsten Grad der Wahrheit und Innigkeit, nur plastisch, objectiv können sie uns kein rechtes weibliches Porträt vor die Augen stellen. Es geht ihnen damit wie mit dem Putz. Mögen sie ihn noch so gut auf die Männer berechnen, immer entgeht ihnen etwas, was uns daran mißfällt, und etwas, was uns gefällt, ohne daß sie es wissen.

Von derselben Verfasserin ist auch ein größerer Roman, Antonie oder Liebe und Entsagung (Leipzig bey Focke, 1826), erschienen. Hier ist die Heldin eine Tante, ihr Liebhaber der Neffe. Er liebt sie, aber er ist acht Jahre jünger. Sie liebt ihn, aber sie kennt das menschliche Herz und leitet selbst großmüthig die Liebe des Neffen auf einen jüngern Gegenstand. Die Verhältnisse sind denen in Goethe's Wahlverwandtschaften sehr ähnlich, doch ganz anders die Charaktere. W. M.

Sitten-Geschichte.

Schatten und Licht im Landpredigerstande. Vom Verfasser des Predigers in der Wüste. Heilbronn. Bey Carl Drechsler, 1826.

Neben dem großen, politischen Treiben der Welt und dem Allgemeinen der Wissenschaft, besteht das Leben des Hauses und der Familien, das am Ende der lezte Grund von jenem bleibt, und so darf ein Blick in dieses nicht verschmäht werden. Einen solchen verschafft uns vorliegende Schrift, indem sie uns die engen, wenig beachteten Wirkungskreise des Pfarrerlebens aufthut. Es sieht nicht zum Besten darin aus, und obgleich der Verf. selbst ein protestantischer Geistlicher ist, so verhehlt er uns doch keineswegs die Mängel, von welchen das Leben seiner Hrn. Collegen nur zu häufig befleckt ist. Die Schilderung hievon ist um so betrübender, da die Ausnahmen von der Regel zeigen, wie schön der heilige Beruf eines Landpredigers erfüllt werden kann. Wir erkennen übrigens aus dieser Schrift auf's Neue, wie die Segnungen, welche von dem geistlichen Stande auf die Christenheit gebracht werden, weit weniger in seinen äußeren Bedingungen des Daseyns, als vielmehr in der persönlichen Tüchtigkeit und Frömmigkeit seiner Glieder ihre Quelle haben. Man führt z. B. gewöhnlich den Cölibat an, wenn von dem Aergerniß die Rede ist, welchen häufig katholische Geistliche ihren Gemeinden geben; — hier erfahren wir, daß das eheliche Leben protestantischer Geistlichen oft ein eben so großes, wenn nicht größeres Aergerniß geben könne, sobald es eben kein musterhaftes ist. Eben so triumphiren Protestanten nicht selten über die Kapuzinaden katholischer Kan-

Digitized by Google

zelredner; — hier werden wir durch Beyspiele der erbärmlichsten Predigten, wie sie sich aus dem Munde geistloser, fauler, verbauerter Landprediger über ihre Gemeinden ergießen, sogar mit Eckel erfüllt, wenn wir jene Kapuzinaden höchstens abgeschmackt finden können. So viel geht aus der ganzen Schrift hervor, daß, wie der evangelische Glaube überhaupt eine bis zu einem gewissen Grade gesteigerte Bildung des Verstandes und Herzens verlangt, so auch protestantische Geistliche und insbesondere selbst Landprediger einen sehr hohen Grad geistiger und moralischer Tüchtigkeit besitzen müssen, wenn sie anders einen wahrhaft segensreichen Einfluß auf ihre Gemeinde zu üben im Stande seyn sollen.

Unterhaltungs-Literatur.

Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke von Georg Lotz. Leipzig bey Heinsius, 1825.

Der Werth des Vielerley, welches Herr Lotz uns hier darbietet, ist sehr verschieden. Zwey walterscottisirende Erzählungen: „der blinde Harfner und die Seinigen," und „der Schützling" werden höchstens die Liebhaber des großen Novellendichters, welche ihn nur in den etwas unbeholfenen Fabriküberſetzungen kennen gelernt haben, nicht unangenehm an denselben erinnern. Besser sind die irischen Mährchen. In diesen hat das Gepräge, welches ihnen eine lebendige Volksphantasie aufgedrückt hat, nicht unkenntlich gemacht werden können. Sie sind durchweg launig, ergötzlich und selbst sinnvoll; und eine gewisse Monotonie in Anwendung vielgebrauchter Redensarten, welche die oberwähnten Erzählungen verunziert, ist hier, wie von selbst, ausgeblieben. — Unter den Gaben der, jedenfalls ziemlich nachlässigen und bequem schwätzenden, romantischen Muse des Herrn Lotz hat eine sehr flüchtige Skizze Platz gefunden, die uns nicht uninteressante Momente aus Denon's Leben erzählt. Merkwürdig erschien uns folgende darin mitgetheilte Anekdote: Zur Zeit der Krönungsfeyer Napoleons mußte eines Tages Denon Pius dem VII. die Münze, das Museum und die vorzüglichsten Buchdruckereyen in Paris zeigen. Als Se. Heiligkeit mit Verwunderung dem Abdruck des Vaterunsers in 150 verschiedenen Sprachen und Dialekten zugesehen hatte, wandte er sich mit den Worten an Denon: „Du hast mir aber noch nicht Dein Werk (über Aegypten) vorgelegt." „Ich würde es nie gewagt haben, es Ew. Heiligkeit anzubieten," entgegnete Denon, „Ew. Heil. werden sich erinnern, daß ich von Ihnen excommunizirt ward, weil ich versucht hatte, in meinem Buche den Beweis zu führen, daß die Welt älter als sechstausend Jahre sey." „Pah," erwiederte der Papst, „Du hast Dein Handwerk (metier) getrieben, ich das meine! Gieb mir nur immerhin Dein Buch." —

Geschichte.

Histoire des Juifs depuis la destruction de Jérusalem jusqu'à ce jour, offrante le tableau de la dispersion, des malheurs et persécutions, de l'existance morale, religieuse et politique de cette nation chez les divers peuples de la terre, depuis le commencement de l'ère chrétienne jusqu'au dix-neuvième siècle, publiée pour la première fois en France par Mr. Charles Malo. 1826.

An eine Geschichte der Juden müssen andere Ansprüche gemacht werden, als hier erfüllt sind. Die Geschichte keines einzigen Volkes ist so schwierig zu behandeln, weil sie von der Zerstörung Jerusalems an mit der Geschichte der andern Völker verbunden ist, und ohne diese gar nicht gedacht werden kann. Der Verfasser scheint diese Schwierigkeit kaum gefühlt zu haben, und versteht, wie es scheint, nicht einmal hebräisch und rabbinisch, viel weniger die andern semitischen Dialekte. Die Einleitung, 71 Seiten stark, besteht aus einer ziemlich weitläufigen Chronologie der jüdischen Geschichte von den Zeiten der Perser bis auf Christus, am Ende derselben eine Aufzählung ihrer Sekten mit einer dürftigen Angabe ihrer Lehren; aber von dem Zusammenhang derselben mit andern orientalischen Philosophemen steht kein Wort da. Die Geschichte der Zerstörung Jerusalems ist rein aus Josephus, vielleicht nicht einmal ursprünglich, und ist, so wie die Erzählung der Schicksale der Juden unter den Römern, noch ungefähr das beste, denn später in den christlichen Reichen des Abendlandes hat der V. bloß eine ermüdende Aufzählung ihrer erlittenen Verfolgungen, von ihren staatsrechtlichen Verhältnissen in diesen Reichen keine Sylbe, vermuthlich weil er von der Geschichte dieser Reiche nichts weiß, als die rohen Umrisse. Bey der Literatur zählt er nur einige bekannte Schriftsteller auf, aber von dem engen Zusammenhang mit der arabischen Literatur, und von dem Einfluß beyder auf die europäische Bildung weiß er gleichfalls nichts, als daß er das Faktum anführt, ohne es irgend zu motiviren. Man sollte denken, der Verfasser werde wenigstens die neuere Zeit, und namentlich sein eigenes Vaterland etwas genauer kennen, aber von Napoleons weitgreifender Maßregel in Betreff der Einbürgerung der Juden hat er gleichfalls nichts weiter, als man in der gewöhnlichsten Geschichte Frankreichs auch findet. Zu den bessern Theilen gehört die Schilderung ihrer Gebräuche und Meynungen am Ende des Werks, doch auch nur für den, der sonst noch nichts darüber gelesen hat.

Digitized by Google

Nr. 83.

Literatur=Blatt.

Dienstag, den 17. October 1826.

Schriften über Religion und Kirche.

Aus jenem mehr denn zwanzigjährigen Revolutionskriege, der Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, sind religiöse und kirchliche Bestrebungen nach kurzem Schlummer und mit gesammelter, verjüngter Kraft hervorgebrochen. Seither haben dieselben, wie verschiedenartig sie auch seyen, die Gesellschaft so weit ergriffen und selbst durchdrungen, daß man sich schon genöthigt sieht, ihnen einen Platz neben den politischen und merkantilischen Interessen unserer Tage einzuräumen. Es kann nicht fehlen, daß die Literatur das klarste Zeugniß davon ablegt, und eben so gewiß ist, daß gerade in Deutschland die auf Religion und Kirche bezügliche Literatur gegen die anderer Länder die reichste ist. Wir finden den Grund davon nicht allein in dem bekannten Umstande, daß man bey uns überhaupt weniger thut, als denkt, weniger ausführt, als spekulirt, sinnt, meint, wünscht, träumt und alles dieß wiederum nur, indem man schreibt, sondern auch in dem damit verwandten, daß uns in der That die Religion und um ihretwillen selbst die Kirche, eben so sehr aber freylich auch Ansichten über dieselben am Herzen liegen. Es ist unglaublich, welche ungeheure Menge religiöser und kirchlicher Schriften neben den theologischen erschienen sind, seit hier die Feyer des Reformationsfestes, dort die Wiederherstellung der Jesuiten das Signal zu Erneuerung des alten Streites zwischen Protestantismus und Katholicismus gegeben; und das Jahr 1826 ist an Ergiebigkeit keineswegs hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben. Freylich bilden die Masse derselben Unterrichts- und Erbauungsbücher, woraus sich auf die Ausbreitung eines wirklich stattfindenden religiösen Bedürfnisses schließen läßt; und daß dieses wiederum bedeutenden Theils pietistisch-mystisch sey, geht unter andern schon aus den vier diesjährigen Ausgaben des Thomas a Kempis hervor. In der pietistisch-mystischen Richtung unserer Zeit erkennen wir den eigentlich religiösen Grund, nicht allein des gänzlich unkirchlichen Separatismus, sondern auch des vergebens beklagten Confessionenwechsels, die an der Tagesordnung sind. Diesem in den Gemüthern herrschenden Verlangen nach freyer, der individuellen Natur zusagender Religionsübung entspricht ein damit nah verwandtes Streben des Verstandes nach freyer Prüfung der verschiedensten Religionsansichten und Kirchenlehren und der Vernunft nach Erforschung einer höheren, alle verbindenden Einheit. Daß der Verstand, jenes Vermögen für Verhältniß-Bestimmungen, sich in der Literatur, wie im Leben, geschäftiger erweise, als die Vernunft und öfters einseitig, folgt aus seiner und des Menschen beschränkter Natur. Demnach dient derselbe auch wider Willen, der Einheit fordernden Vernunft, für deren zusammenfassende Betrachtung er die mannigfaltigsten Materialien sammelt. So hat er eine neue Ausgabe der epistolae obscurorum virorum hervorgebracht, mehrere Schriften über und gegen Jesuiten, für und gegen den Katholicismus, Mysticismus, Separatismus, über Schwedenborg, Herrenhuter, Waldenser, Missionswesen erzeugt, und wenn er sich selbst schon in einigen der lezteren als berichterstattender Diener der Vernunft bekannt hat, so gilt dieß recht eigentlich von allen kirchen- und religionshistorischen Schriften. Aber es hat wirklich auch die Vernunft selbst öfters an Hervorbringung der religiösen Literatur dieses Jahres Theil genommen. Wir finden die Spuren davon weniger in Versuchen, die römische und alle anderen Kirchen geradezu unter einen Hut zu bringen, dergleichen einer von Herrn Prätorius gemacht worden, als in dem Geist der Toleranz, welcher (ohne jedoch indifferent zu seyn) mit dem Falschen, das ihm in dieser oder jener Confession und Kirchenanordnung entgegenzutreten scheint, nicht auch das Wahre, welches jenem eben so oft zu Grunde liegt, oder doch damit verbunden ist, über Bord wirft. Zwar hat das Ketzerrufen einer Parthey über die andere nicht überall nachgelassen, allein man muß schon zufrieden seyn, wenn man hie und da ernsthafte Anstalten treffen sieht, die zur Ordnung zu führen geeignet sind. Wie wir die Spuren freyer, umsichtiger Prüfung und Vernunftthätigkeit für die erfreulichsten Zeichen der neuesten, religiösen und kirchlichen Literatur halten, so werden wir auch für die nachfolgende

Digitized by Google

Anzeige einiger diesem Literaturgebiete zugehörigen Werke und Schriften besonders solche auswählen, an welchen jene Zeichen und Spuren mehr oder weniger hervortreten.

An die Spitze der uns in dieser Weise bemerkenswürdigsten Schriften stellen wir ohne Bedenken eine, die in demselben Maße die ganze Theilnahme aller Laien erwecken dürfte, in welchem sie von den wenigsten Geistlichen aller Partheyen und Confessionen beliebt zu werden scheint. Wir meynen die „Betrachtungen über den Protestantismus.“ (Heidelberg bey Christian Friedrich Winter, 1826. 452 S.) Die Gesinnung nämlich, welche auf jeder Seite dieses Buches unverhüllt an den Tag tritt, ist eine durchaus unkirchliche, widerpriesterliche. Sie fordert einen christlichen, durch die Lehren des Evangeliums und der Vernunft zur unerschütterlichen Ueberzeugung gesteigerten Glauben, dessen schönste Blüthe und segenvollste Frucht ein frommer und gerechter Wandel seyn solle. Hierin erkennt sie das Reich, welches noch immerdar kommen soll, und welches nach der Ueberzeugung des in dieser Gesinnung lebenden Verfassers nur darum nicht gekommen ist, weil der Glaube, in die Fesseln kirchlicher und durch Priester festgehaltener Satzungen geschlagen, Vernunft und Willen tödte und, statt in heiligen Wandel ausgeboren zu werden, in hohle nichtige Werkheiligkeit und unchristlichen Priesterunfug ausgeartet sey. Dieß die Gesinnung und die Ansicht des Verfassers. Um jener Luft zu verschaffen und vielleicht Raum zu gewinnen, diese aber zu bewahrheiten, hat derselbe die ganze, insbesondere aber die protestantische Kirchengeschichte einer Betrachtung unterworfen, der schwerlich irgend eine der vielen schadhaften Stellen entgangen ist, welche sich am Kirchen- und Priesterthum, wie an jeder menschlichen Institution, vorfinden. Obgleich eine jede gewissenhafte Kirchengeschichte von dem meisten, worüber hier Aufschluß ertheilt wird, Bericht erstattet, so ergreift uns doch alles in den „Betrachtungen“ Dargelegte mit der vollen Gewalt der Neuheit, weil die bezeichnete Gesinnung und Ansicht bisher nie so ganz zu dem eigentlichen, unverrückbaren Kern und Mittelpunkt aller Beurtheilung ist gemacht worden. So ist es denn diesen Betrachtungen vollkommen gelungen, wie so manchen andern, so auch den durch protestantische Eiferer nur zu sehr genährten Wahn zu vernichten, als habe man, wenn von Priesterherrschaft und Glaubenszwang die Rede kommt, nur an das Papstthum zu denken. Vielmehr behaupten dieselben, was bisher öfters katholische Schriftsteller in anderem Sinn den protestantischen Kirchen vorgeworfen haben, daß diese im Grunde nur spätgeborene Töchter der alten, katholischen Mutter seyen, die besonders darin eine unverkennbare Aehnlichkeit mit derselben verrathen, daß sie von Anbeginn, so viel möglich, darauf Bedacht genommen, Priesterregiment und Autoritätsglauben in dieser oder jener Form aufrecht zu erhalten. Wir empfehlen denjenigen unserer biederen, deutschen Landsleute, welche etwa geneigt sind, mit dem Herrn Professor Steffens vor dem „geistreichen Burke“ den Hut abzunehmen und, auf des Letzteren ungeprüfte Autorität hin, uns die nachahmungswerthe Vortrefflichkeit der Anglicanischen Kirche anzupreisen, das Kapitel gegenwärtiger Betrachtungen nachzulesen, welches von der bischöflichen Kirche in England handelt. Wir sind überzeugt, daß sie dann, wenn ihnen nicht sehr starke Nerven oder sehr schlechte Gesinnungen beschert worden, vor den hierarchischen Greueln zurückschaudern werden, welche die Vortrefflichkeit jener Kirche gewirkt hat und in jedem dafür günstigen Augenblick, ihrer Natur nach, wirken muß. Eben so möchten diejenigen Protestanten und Katholiken unter uns, denen eine Presbyterial-Verfassung als das Ideal einer kirchlich-religiösen Ordnung vorschwebt, in einem dem „Presbyterianismus“ gewidmeten Kapitel die warnende Lehre finden, daß auch diese republikanische Verfassung geistlichen Despotismus und Glaubenszwang unausbleiblich zur Folge hat, sobald der Geist, der sie geschaffen, von ihr zu weichen, beginnt, und daß dieser Geist, weil er keine menschliche Schwachheit und Schlaffheit duldet, nur zu leicht entweicht. Leute, welche die Geschichte erkannt haben, die der Glaubensfreyheit in der Episcopalkirche und selbst bey einer Presbyterial-Verfassung bevorsteht, glauben am sichersten zu geben, wenn sie die höchste, kirchliche Autorität der Geistlichkeit entziehen und in die Hand der weltlichen Macht legen. Wie der herrschende Zustand, so ist dieß auch sehr verbreitete Ansicht im protestantischen Deutschland. Hievon handelt der Verfasser in einem Kapitel über die „politische Kirche,“ und die Betrachtung ihrer Geschichte zeigt gleicherweise wenig erfreuliche Erfolge, wie ihr Princip schon der Würde der Religion selbst nicht eben angemessen erscheint. So ergibt sich dem Verfasser, daß eine jede kirchliche Autorität dem Princip und folglich auch der Geschichte nach Glaubenszwang erzeuge, und somit dem Zweck und Geiste des Christenthums, welches einen sittlich frommen Wandel verlange, der ohne Glaubensfreyheit unmöglich sey, geradezu entgegenwirke. Darum schließt er sein Werk mit folgender Apostrophe:

„An allen Formen des protestantischen Kirchenthums, durch welche besondere Vorzüge oder Nachtheile sie sich voneinander unterscheiden mögen, scheint sich das als ihr gemeinschaftliches Merkmal erkennen zu lassen, daß alle doch nur Uebergänge von jenem vollendeten Priesterthume der alten Kirche, zu einer, noch nicht einmal überall bezweckten, geschweige denn erreichten vollkommeneren Ordnung der Dinge ausmachen. Alle führten zu einem Standpunkte, auf dem sich unmöglich stehen bleiben läßt, und von dem aus mehrere Wege in den ver-

Digitized by Google

schiedensten Richtungen gleich offen und nahe liegen. Wohin die weitere Bewegung führen soll, ob vorwärts oder zurück, muß uns die Zukunft lehren. Soviel aber ist gewiß; nur das bessere Ziel wird ein bleibendes, und nur der Weg nach diesem ohne Kampf zu betreten und ohne Gefahr zurückzulegen seyn.

„Der Protestantismus, als Kirchenwesen, ohne den bisherigen Uebeln des Priesterthums eigentlich ein Ende zu machen, verwandelte sie nur in leidlichere neue. Leidlichere darum, weil er bey jedem derselben in einen Widerspruch mit sich selbst gerieth, weil jedes Unheil, das in der alten Kirche aus irgend einem schlechten Grundsatze folgte, in der neuen einem guten zum Trotze behauptet wurde; weil Gift und Gegengift in dieser unzertrennlich mit einander gepaart erschienen. Schwäche ist allerdings der Grundcharakter der protestantischen Kirchen, und wir brauchen uns dessen um so weniger zu schämen, da eben in dieser Schwäche die Ursache ihrer minderen Verderblichkeit und folglich ihr Vorzug besteht. Fast alles andere blieb sich gleich. Die Ansprüche des alten Clerus, eben so sehr in Standesinteressen als Lehrsätzen gegründet, vererbten sich, nur versteckter und gemilderter, auf den ihm folgenden. Der Kampf, den die katholische Hierarchie seit länger als einem Jahrtausend wider die Ketzerey geführt hatte, wurde von den protestantischen Kirchen wider die Sekten fortgesezt. Unter den Besitzern und Anhängern, der geistlichen auf der einen, der weltlichen Macht auf der andern Seite, hörte der Zwiespalt so wenig durch den Sieg der leztern auf, als früher durch den der erstern. Beyde verfolgten in der Gewissensherrschaft ein Ziel, das weder als Landeshoheit noch als Gottesrecht sich ertragen oder vertheidigen läßt, und bekämpften oder mißbrauchten immer auch zu ihrem eigenen Unglück ein Gesetz der Natur, das nur demjenigen, der es zu erkennen und anzuerkennen weiß, gefährlich zu seyn aufhört. —

Die Ihr jede Beeinträchtigung des Gewissens noch immer für ausführbarer haltet, als unbedingte Gewissensfreyheit; zweifelt Ihr, ob der Mensch in Heerden oder Gesellschaften zu leben gemacht sey; könnt Ihr wählen zwischen Religion und Priesterthum; wohlan, so wählet, aber wählet ganz. Hoffet nicht, in dem allgemeinen Untergange der Menschenwürde die Eurige zu retten. Bescheidet Euch das Schicksal Eurer Mitgeschöpfe zu theilen und erkennt in ihrer Knechtschaft oder Freyheit auch die Eurige. Unterwerfet Euch einem niedrigeren Herrn, scheint Euch der Höchste zu hoch. Wählet, aber wählet ganz; einen Statthalter oder die Stimme Gottes, einen Papst oder das Gewissen."

Wir empfinden mit dem Verf. ganz den Schmerz der vernünftigen Natur über die Unzulänglichkeit der menschlichen, welche leztere alle Forderungen der ersteren durchkreuzet und paralysirt. Dieser Schmerz ist es, welcher ihn zu einer solchen paradoxen Alternative geführt hat, wie er der Vater unzähliger, tiefeinschneidender Sarkasmen gewesen ist, welche dem Werke einverleibt worden. Allein da die menschliche Natur eben eine vernünftigfreye und eine sinnlichunfreye ist, so wird sie, so lange sie keine andere geworden, wohl nur in einem Mittelzustand von Freyheit und Gebundenheit auch in Glaubenssachen zu verharren im Stande seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographie und Charakteristik.

Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romandichter, von Walter Scott. Uebersezt und mit einem Anhange versehen von Ludwig Rellstab. Zweyter Band. Sterne. Goldsmith. Johnson. Mackenzie. Walpole. Clara Reeve. Richardson. Cervantes Saavedra (v. Smollet). Anhang zu Goldsmith's Leben. — Dritter Band. Swift. Bage. Cumberland. Anna Radcliffe. Berlin, bey Fr. Laue. 1826.

Obgleich das Urtheil, welches wir bey Gelegenheit des ersten Bandes der Scottischen Biographien über dieselben ausgesprochen, *) seine völlige Anwendung auch auf die vorliegenden beyden Bände findet, so wollen wir doch noch Einiges hinzufügen, was jenes Urtheil näher zu bestimmen geeignet scheint.

Wie uns Scott's Unterscheidung des Drama's und Roman's als die bedeutendste, wenn auch nicht völlig befriedigende, ästhetische Erörterung erschien, die er im ersten Bande gegeben hatte, so müssen wir unter allen ästhetischen Auseinandersetzungen, zu welchen die vorliegenden Bände Veranlassung gaben, besonders die auszeichnen, welche sich über den Gebrauch des Wunderbaren, über Beobachtung des Kostüm's und über die sittliche Reinheit, die keinem Roman fehlen sollte, verbreiten. Zwar nimmt Walter Scott überall Gelegenheit, Bemerkungen über die bezeichneten Gegenstände einzustreuen, am häufigsten geschieht dieß jedoch in den Charakteristiken Walpole's, Richardsons, Swift's. Wir möchten vor allen, den deutschen Romanschreibern, die es unternehmen, W. Scott nachzuahmen, den Rath geben, jedes

*) Literatur-Blatt Nr. 35. von 1826.

Digitized by Google

Wort zu beherzigen, was ihr Meister hier gesagt hat. Sie würden sich dann nicht begnügen, statt wunderbarer Erscheinungen irgend eine schlechte Dekoration aus dem Freyschützen zu citiren, statt Männer und Frauen des Mittelalters oder der Reformationszeit uns Figuren vorzuführen, die sich wie Stallknechte und Kammerzofen des neunzehnten Jahrhunderts gebährden. Vielmehr würden sie sich bemühen, die Zeiten, in welche sie ihre historischen Romane verlegen, genau zu studiren, um treue Sittengemählde zu liefern und alle Wunder so eintreten zu lassen, wie sie der Wunderglaube jener Zeit aus sich selbst hervorgerufen. Auch hätten sie dann nicht nöthig, zu albernen Wundererklärungen ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie etwa, wie H. Zschokke, darauf bedacht wären, ihren Ruf als aufgeklärte Männer unbefleckt zu erhalten. Endlich wäre zu hoffen, daß dieselbigen Romanschreiber einmal aufhören würden, Derbheit und Rohheit, ja Wildheit der Sitte mit der allerniedrigsten Gemeinheit zu verwechseln. — Wenn wir hiemit die Vortrefflichkeit der bezeichneten Bemerkungen Scott's in ihrem ganzen Werth anerkennen, so müssen wir um so mehr bedauern, daß auch ihnen die tiefere Begründung fehlt, welche freylich, wie wir früher schon angedeutet, außer dem Zweck des gerriesenen Mannes gelegen zu haben scheint. Fühlbarer jedoch, als bey ihnen selbst, ist uns dieser Mangel in der Beurtheilung Sterne's entgegengetreten.

Diesem macht es nämlich W. Scott zum Vorwurf, daß derselbe nicht selten von Andern entlehnte Gedanken und Witze in seine Werke aufgenommen habe; und obgleich er eingesteht, daß der Reichthum origineller Gedanken, die Sternen eigenthümlich seyen, die entlehnten gänzlich verschwinden mache, so rechnet er ihm jedes Plagiat eigentlich nur um so höher an, da er dessen nicht benöthigt gewesen sey. Es ist offenbar, daß dieses Urtheil zu juristisch gefaßt ist, um vor einem ästhetischen Schöppenstuhl bestehen zu können. Es ist überhaupt fehlerhaft, das Eigenthumsrecht in seiner ganzen Strenge auf Gedanken und — Einfälle anzuwenden, wenn gleich literarischer Diebstahl eben so wenig gerechtfertigt werden kann. Denn die Anklage auf den lezteren oder auf das Plagiat findet erst dann statt, wenn das fremdher Angeeignete entweder in solcher Masse oder in solcher Art nachgewiesen werden kann, daß, nach Abzug desselben, der nackte, schwarze Rabe übrig bleibt. Wenn aber der Pfau, nachdem man ihm jede fremde Pfauenfeder ausgerupft, dennoch ein Pfau mit vollem, schönem Schweife bleibt, so muß man annehmen, daß besagtem Pfau, während er in einem Pfauengarten lustwandelte, sich eine und die andere Feder seiner Vettern zufällig angehängt habe. — Und so ist es mit Sterne. Eben so verhält es sich unter andern auch mit Jean Paul, dem man schon denselben ungerechten Vorwurf gemacht hat. Lezterer rechtfertigt sich an verschiedenen Stellen darüber. Einmal sagt er z. B., daß er eben so wenig daran Schuld sey, einen Gedanken und Einfall geäußert zu haben, der etwa bey Swift oder Sterne sich finde, als daran, daß er später als diese geboren sey. Ueberhaupt, sagt er, ist es schwer, in einer Zeit, wo der Bücherschrank so nahe beym Schreibtisch steht, von einem Gedanken zu sagen, er sey der meine. Wie in dieser Rücksicht, so scheint Scott Sternen nicht genug Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wo von dem Vorwurf des Unanständigen in dessen Tristram Shandy die Rede ist. Er unterläßt hiebey ohne Zweifel, was ihm sonst nicht vorgeworfen werden kann, die gehörige Würdigung des Autors aus dessen eigener Natur.

Viel glücklicher ist dagegen unser Verfasser in der Beurtheilung Swift's gewesen, obgleich derselben nur ein enger Raum gewidmet ist. Man wird sich vielleicht wundern, daß Richardsons Pamela und Grandison die umständlichste Erörterung erfahren haben. Allein wir finden dieß gerade sehr lobenswürdig, da es sehr wahrscheinlich ist, daß die langweilige Breite und Eintönigkeit der moralischen Romane Richardsons und ihrer noch langweiligeren Nachahmungen die irrthümliche Ansicht erzeugt haben, als vertrage sich Moral und Poesie überhaupt schlecht. Selbst Goethe hat es geradezu behauptet, daß moralische Erzählungen eintönig werden müßten. Aber zwischen dem unpoetischen Zweck, Moral zu predigen, und dem poetischen, die Sittlichkeit in Ehren zu halten und wahrhafte Tugenden mit dem Heiligenschein zu umgeben, ist ein großer Unterschied. In Beziehung auf dieses Thema müssen wir einer Abhandlung unsere lobende Anerkennung zuwenden, welche Herr Rellstab in dem seiner Uebersetzung beygefügten Anhang mitgetheilt hat, und die wenigstens einen wichtigen Theil desselben, die Beobachtung „sittlicher Formen," als ästhetische Forderung näher würdigt. Nicht mindere Aufmerksamkeit verdienen noch zwey Aufsätze Herrn Rellstabs, die derselbe Anhang enthält. Der eine beleuchtet die mehrerwähnte Unterscheidung, welche W. Sc. zwischen Roman und Drama feststellt. Herr Rellstab weiset mit Feinheit auf das Ungenügende in W. Sc. Auseinandersetzung hin und führt mit Glück den Gedanken aus, daß die Vereinigung des dramatischen und romanistischen Talents wohl selten, nicht aber wegen Verschiedenheit der entsprechenden Dichtgattungen unmöglich sey. Der andere Aufsatz handelt von der „Würde des Romans" und muß, wenn er auch so wenig, wie die beyden angeführten, auf Erledigung seines Thema's Anspruch macht, aller Berücksichtigung werth geachtet werden.

Digitized by Google

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. October 1826.

Schriften über Religion und Kirche.

(Fortsetzung.)

Wir sprachen von einem Mittelzustande, und somit kommen wir auf die Vorschläge zu einer konstitutionellen Kirchenverfassung, welche Herr Professor Krug in seinem Kirchenrecht (Leipzig, 1826. In der Baumgärtner'schen Buchhandlung) gemacht hat. — Wenn auch Natur- und Idealphilosophen eben so wenig geneigt sind, Tiefe der philosophischen Spekulation in dem Herrn Professor Krug nachzurühmen, wie dieser in der ihrigen hinwiederum die nöthige Klarheit vermißt, so müssen wir doch bekennen, daß ein Sinn für das Praktische, Angemessene, die publicistischen Schriften des Herrn Professors überhaupt und auch die gegenwärtige auszeichnet. Sein durch die kritische Philosophie geschärfter Verstand geht überall auf die gegebenen Grundverhältnisse zurück und leitet aus diesen alle verwickelteren ab, so daß sie mit mathematischer Verhältnißmäßigkeit geordnet und von allem Ungehörigen abgesondert erscheinen. So entwickelt er hier aus dem Begriff und Zweck der Kirche den ihr stillschweigend zu Grunde liegenden oder ausgesprochenen Vertrag, der sie erzeugt hat, schreitet sodann zu der eben dadurch bedingten kirchlichen Verfassung fort, und nachdem er die rechtlichen Schranken der Kirchengewalt bestimmt hat, fügt sich die Betrachtung der Verhältnisse von selbst an, in welchen die Kirche zu ihren Gliedern, zu einer andern, zum Staate rc. steht. Wenn man bey Lesung der Betrachtungen über den Protestantismus von ethischem Ingrimm über den Geistesdespotismus, den überall das Priesterthum zu üben gewußt hat, erfüllt wird und zulezt sich eines demüthigenden Gefühls nicht erwehren kann, wenn man die schwache Natur der Menschen der schlechten überall in die Hände arbeiten gesehen hat, so lernen wir hier die Mittel kennen, wodurch beyden Schranken gesezt werden können. Herr Professor Krug verwirft mit Recht jede Autokratie in der Kirche, ob diese einem Einzigen, Vielen oder Allen zugewiesen werde; dagegen verlangt er Repräsentation der Gemeinde, welche die vollziehende Gewalt des Klerus beschränke. Alle Auseinandersetzungen hierüber sind äußerst lichtvoll und mit weiser Berücksichtigung aller Verhältnisse entworfen, und wir stehen nicht an, dem Verf. in allen wesentlichen Bestimmungen beyzutreten. Dem hier und da verlautbarten Wunsch, alle christlichen Confessionen zu vereinigen, tritt er mit Recht entgegen, denn es ist in der religiösen Welt noch mehr wahr als in der politischen, was Jean Paul sagt: „Geister brauchen Freyheit, aber keine Gleichheit.“ Den Einfluß des Staates auf die Kirche beschränkt er auf einen abwehrenden, da er jede Verletzung des Rechtsgesetzes, selbst wenn diese religiöse Meynungen zum Grunde habe, wahrnehmen müsse. In Einzelnem können wir dem Herrn Professor nicht beystimmen. Er tadelt z. B. die Engländer, daß sie es dulden, wenn indianische Weiber ihren Männern freywillig in den Tod folgen, und bloß die gegen die Forderungen jener indianischen Glaubenssitte Schutz suchenden Weiber wirklich in Schutz nehmen. Hierin handeln die Engländer ganz richtig; denn selbst, wenn wir jenen freywilligen Tod einen Selbstmord nennen, so thun wir dieß nicht als Bürger, sondern als Christen. Die Engländer würden also, durch gänzliches Verbot jener Sitte die Indianer, diese, zu einer christlichen Ansicht sich zu bekennen, zwingen. Uebrigens brauchen wir wohl kaum hinzuzusetzen, daß auch der Vortrag des Herrn Professors faßlich und leicht ist und seine Schrift eine musterhafte Popularität besitzt, die wir in der Verbindung des Richtigen und Wahren mit Lebendigkeit und Verständlichkeit finden.

Lebendigkeit des Vortrages wird bekanntlich durch Beyspiele, noch mehr aber durch bildlichen Ausdruck befördert, und durch lezteren zeichnen sich besonders die „Zerstreuten Blätter von einem katholischen Geistlichen“ aus, davon der erste Band (Stuttgart und Tübingen, 1826) erschienen ist. Inzwischen beschränkt sich das Lobenswerthe dieser Schrift keineswegs allein auf den durch Bildlichkeit geschmückten Vortrag; diesem entspricht auch ein warmes religiöses Gefühl, ein reger Geist, ein gesunder, auf das Wirkliche, Erforderliche ge-

Digitized by Google

richteter Sinn. Die mannigfaltigsten auf religiöses und kirchliches Leben und die demselben entsprechende Literatur bezüglichen Gegenstände werden hier betrachtet, und selbst durch amtliche Verhältnisse veranlaßte Aufsätze, Reden, Bemerkungen mitgetheilt. Die Gesinnung des Verfassers ist eine entschieden katholische, oder vielmehr eine kirchliche und priesterliche, wenn man katholisch für gleichbedeutend mit papistisch hält. Wenigstens erklärt derselbe sich an mehreren Stellen gegen unumschränkte Autokratie des Papstes. So viel sich aus verlorenen Aeußerungen schließen läßt, mag er eine deutsch-katholische Kirche, in der Weise der Gallikanischen etwa, im Sinne haben. Wo das Verhältniß von Staat und Kirche berührt wird, weiset er jede Abhängigkeit der lezteren von dem ersteren zurück. Ob dazu die weltliche Souveränität des Papstes nöthig sey, wie der Verf. im Widerspruche mit sich selbst (S. 72) zu glauben geneigt scheint, (S. 93) dürfte bezweifelt werden, hier aber nicht auszumachen seyn. Wir bemerken nur, daß der Verf. in der angeführten Stelle die Begriffe verwechselt hat, weil das freye, unantastbare Eigenthum der Kirche, welches er verlangt, bestehen kann, ohne daß der Papst ein weltlicher Fürst zu seyn braucht. An diesen und ähnlichen Widersprüchen und Verirrungen ist zum Theil das warme Gefühl und die lebhafte Phantasie des Verfassers, zum Theil wohl auch das amtliche Verhältniß desselben Schuld gewesen, welches das Pflichtgefühl nicht selten mit der vernünftigen Ueberzeugung in Conflikt gesezt haben mag. Dem sey, wie ihm wolle, so viel bleibt gewiß, daß jedes der zerstreuten Blätter voll Geist und Leben ist, und der Leser von Anfang bis zu Ende sich angenehm angeregt und durch die Originalität mancher Ansichten, wenn sie auch nicht die seinigen sind, zu neuer Prüfung der lezteren aufgefordert sieht. Ueberdieß erhält der Laie, besonders der protestantische, manchen interessanten Aufschluß über den gegenwärtigen Zustand der deutsch-katholischen Kirche und über die Natur verschiedener, reformatorischer Versuche im Schooße derselben. Unter vielen freysinnigen und unbefangenen Urtheilen bemerken wir nur beyspielsweise das offene Bekenntniß, daß sich die theologische Literatur, aus welcher katholische Geistliche eine geistvollere und gründlichere Erfassung der Religion zu gewinnen suchten, bis vor nicht gar langer Zeit fast nur auf die protestantische beschränkt habe, und daß also die jetzige katholisch-theologische Literatur, so fern sie höheren Ansprüchen genügt, aus jener hervorgewachsen sey. Wir unserseits sind längst überzeugt gewesen, daß eine so ideale Auffassung des Katholicismus selbst, wie sie z. B. in Görres Schriften niedergelegt ist, schwerlich ohne die freye Geistesbewegung möglich gewesen wäre, welche die köstliche Frucht der Reformation war, ist und bleiben wird. —

Wie wir zur Berichtigung und Ergänzung der Betrachtungen über den Protestantismus Krugs Kirchenrecht empfohlen haben, so möchten wir den „Zerstreuten Blättern" „die reine katholische Lehre" vor den Augen seiner protestantischen Glaubensgenossen beleuchtet von Wormser (Leipzig 1826, bey Carl Cnobloch) gegenüberstellen. Sie bietet, wie jene, ein religiöses und kirchliches Allerley dar, indem sie die meisten Punkte, welche von jeher und besonders auch in unseren Tagen zum Gegenstand des Streites zwischen der protestantischen und katholischen Kirche geworden sind, näherer Betrachtung unterwirft. Die Darstellungsweise ist gleichfalls populär; in Briefen nämlich werden alle jene Punkte besprochen, in der Weise, wie dieß etwa in Gesellschaften unterrichteter Männer geschehen mag. Allein wir vermissen den lebhaften, interessirenden Ton der zerstreuten Blätter, während die Gesinnung des Herrn Wormser weniger protestantisch als evangelisch ist, und ein toleranter Geist, der nicht zu Indifferentismus ausartet, uns wohlthuend entgegentritt. Diesen Geist loben wir um so mehr, da die Schrift des Herrn Wormser eigentlich eine polemische und gegen eine, in katholischer Ansicht verfaßte Schrift gerichtet ist, die ebenfalls den Titel „die reine katholische Lehre" führt. So werden wir recht eigentlich in die Mitte des fortwährend lebhaften Streites versezt, der wenigstens das Gute zur Folge haben muß, daß jeder Unbefangene zum Bewußtseyn des wesentlichen Unterschiedes gelangt, welcher Protestanten und Katholiken ewig trennen wird, wenn sie auch in der Idee des Christenthums, als in einer höheren Einheit, zusammenstimmen. Die Summe der Unterschiede und Uebereinstimmungen hat Herr Wormser S. 121 u. ff. gezogen. So sehr wir uns inzwischen über die wiederholte Aeußerung, daß zwischen der rein katholischen (nicht römisch katholischen) und rein evangelischen Lehre und Gottesverehrung kein wesentlicher Unterschied stattfinde, gefreut haben, weil sie eben so von Friedfertigkeit und Mäßigung als von tiefer gehender Ansicht zeugt, so wenig können wir es doch rühmen, daß der Verfasser die Uebereinstimmung der Confessionen auch auf den Glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafen, welcher gegen Vernunft und Christenthum streitet, ausgedehnt hat. Wäre dieß eine Lehre des Christenthums, so müßten wir jedem Christen mit Fichte *) rathen, bald möglichst in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren, weil diese allein die Macht zu binden, aber auch zu lösen hat, welche Macht die protestantische Kirche z. B. nicht in Anspruch nimmt. Wer möchte aber in einer Kirche verharren,

*) Der dieß bey ähnlicher Voraussetzung in seiner Schrift über die französische Revolution thut.

Digitized by Google

welche ewige Höllenstrafen predigt, aber das Gewissen von der Angst davor nicht zu befreyen im Stande ist?! —

Bey aller Verschiedenheit der Ansichten oder Gegenstände, welche in den bisher angezeigten Schriften zur Sprache kamen, bestand unter allen doch eine gewisse Verwandtschaft, indem die eine wie die andere, sowohl dem Ursprung als ihrem Zwecke nach, dem Leben angehörte. Ueberall will sich, selbst im protestantischen Deutschland, das Priesterthum auf's Neue geltend machen und die „Betrachtungen über den Protestantismus" beschwören aus dem Schooße vergangener Jahrhunderte mächtig warnende Gestalten und Stimmen herauf, während das „Kirchenrecht," in dem Streben der Zeit ein Bedürfniß derselben erkennend, die Wege bezeichnet, welche zu gesetzmäßiger Glaubensfreyheit, oder zu Despotie und Anarchie führen. Eben so lassen sich allerley Stimmen über Protestantismus und Katholicismus vernehmen, einzelne Glaubenslehren werden besprochen, bestritten, verworfen, hier der Gottesdienst, dort der Wandel angegriffen, jede Parthey will Recht behalten und die „Zerstreuten Blätter" wie „die reine katholische Lehre" suchen die Wahrheit auf dieser und auf jener Seite zu sichern, fordern zu tüchtiger Gesinnung, zu frommem Wandel auf, als worin der festeste Kern jeder Confession beschlossen ist. —

Die Schriften, über die wir nun noch zu berichten gesonnen sind, können zwar gleichfalls ihren Ursprung aus den religiösen Interessen der Gegenwart so wenig als die Absicht verläugnen, Ordnung und Klarheit in das Verworrene zu bringen, jedoch versuchen sie das leztere nicht geradezu, sondern auf mehr wissenschaftlichem Wege, und es ist daher vorzüglich die Wichtigkeit des Inhalts, die hier Berücksichtigung verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Die Erbschaft. Ein Familiengemälde aus dem Englischen von **r. Leipzig, bey Carl Focke.*)

Eine untergeschobene Erbin, eine geheimnißvolle Mutter, ein adelstolzer Lord, ein brummiger Oheim, und all dergl. sind so gewöhnliche Roman-Ingredienzen, daß der gegenwärtige nicht das Verdienst neuer Erfindung hat; der Faden der Geschichte ist auch so einfach gesponnen, daß es nicht die Begebenheiten sind, welche das Interesse erregen, auch die Charaktere bleiben sich nicht alle treu. Diejenigen, welche man Stereotypen nennen könnte, sind wie in den meisten englischen Romanen übertrieben, ja der brummige Oheim fällt am Ende, der Form, nicht dem Sinne nach, aus seiner Rolle; an einigen Unwahrscheinlichkeiten im Gang des täglichen Lebens fehlt es auch nicht; allein neben diesen, allen englischen Romanen — und einigen deutschen — gemeinschaftlichen Fehlern, hat der gegenwärtige so hervorleuchtende Vorzüge, daß er uns, da er nicht auf deutschem Boden wuchs, auf ein halbes Dutzend gleichzeitig erschienener Originale mit Beschämung blicken ließ, weil ihre bombastische Wäßrigkeit, moralische Schlaffheit, empfindelnde Gemeinheit sich sogar schlecht mit den uns angerühmten National-Tugenden der Innigkeit, Keuschheit und ernsten Würde reimen lassen! — Diese Erbschaft führt uns einen Liebhaber auf, der dem wackern Maitland in Ellen Percy ähnlich, bey einer innig zärtlichen Liebe seiner Schönen nicht schmeichelt, sondern ihre Schwächen anerkennend, ihr Warner, Ermahner, Rathgeber ist, und sich nicht für einen verlorenen Menschen hält, weil „nicht alle seine Blüthenträume reiften." Dieser Lindsey ist wirklich einer der schönsten Charaktere, den wir im Roman gefunden und den wir auch in der wirklichen Welt anzutreffen hoffen können, denn er ist nicht übermenschlich. Bey manchem einseitig gebildeten Leser — (und Leserin) werden wir ihn entschuldigen müssen, daß er bey seinen Ermahnungen und Trostgründen zuweilen recht einfach christliche Worte braucht, so wie die Moral des ganzen Romans in diesem Gewande, wenn auch ohne kirchliche Abzeichen erscheint. Wir gestehen, daß uns dieser Lindsey, die leidende Tante Marie, die herzlich liebende Anna durch diese Form der Denkart erst recht vertraut und eindringlich zu werden scheinen; wir hoffen, daß dieser Roman dadurch Menschen, die zum praktischen Leben berufen sind, nützlich gemacht wird.

Gertrude, die Heldin der Erzählung, geht für unsere, höher wie die der englischen Nation, gesteigerte Begriffe von wahrhaft weiblicher Würde, in ihren Modethorheiten ein Bischen zu weit. Wir können ihr fast nicht verzeihen im steten Gegensatz mit dem edeln, männlichen Lindsey, den eigennützigen, leeren Gecken Delmour nicht müde zu werden, sondern verblendet zu bleiben, bis er sie auf die gemeinste Weise, weil sie Rang und Vermögen verlor, verabschiedet. Allein sollte Gertrude einmal auf diese Weise lieben, so ist diese Leidenschaft in ihr wahr, anziehend und zart geschildert. Madame St. Clair, Gertrudens Mutter, ist wohl das gelungenste, aber

---

*) Mit dem Motto auf dem Titel: si la Noblesse est vertu, elle se perd par tout ce qui n'est pas vertueux; et si elle n'est par vertu, c'est peu de chose! Labruyère, der diese Worte sagte, hatte Unrecht, weil es niemanden einfällt la Noblesse für Vertu zu halten. Wir wissen alle, daß sie an sich ein peu de chose ist, das in der kultivirten Welt zur Hauptsache geworden war, bis das Geld mit ihr um die Herrschaft zu streiten begann. Labruyère hat demnach einen schönen Spruch, aber kein wahres Wort gesagt.

D. C.

auch das abschreckendste Gemälde dieser bunten Gallerie. Aus gemein bürgerlichem Stande von dem jüngern Sohn einer großen Familie ihrer Schönheit wegen geheirathet, aber durch den Zorn dieser Familie alles Besitzes von Rang und Reichthum beraubt, ist der Durst nach diesen Gütern durch lange Entbehrung bey ihr auf's Höchste gestiegen. Ohne die Fähigkeit einer zärtlichen Empfindung, kennt sie daher, wie der Betrug, welcher sie reich und vornehm machen sollte, entdeckt ist, gar kein Mitleid mit ihrem Schlachtopfer, keine Reue wegen ihres Verbrechens, sondern beklagt sich über Gertrudens Rechtlichkeit, die ihr die Früchte ihrer Unthat raubt, wie über ein erlittenes Unrecht. Madame St. Clair schob, da sie selbst kinderlos blieb, ein fremdes Kind unter, um sich dem Genuß des Erbes von Roßville, welches ihres Gatten Kinde zufallen mußte, für ihre vorgebliche Tochter zu erlangen. Durch einen Zufall kommt ihr Geheimniß zur Kunde eines ganz gemeinen rohen Menschen, der sich bey ihr für Gertrudens wahren Vater ausgibt, durch stete Furcht vor Verrath sie auf's Grausamste quält und knechtet, und endlich, nachdem Gertrude durch ihres vermeynten Oheims, des Grafen von Roßville, Tod zum wirklichen Besitz der reichen Erbschaft gekommen ist, sich in ihr Schloß eindrängt und durch den rohesten Uebermuth verleitet, das Geheimniß verräth. Gertrude gibt die Erbschaft zurück, und gänzlich verarmt, verliert sie auch den glänzenden Geliebten, der als wahrer Erbe in ihre Rechte eintritt. — Doch die weichen Herzen der Leserinnen können sich trösten. Der brummige Oheim bestimmt ihr sein ganzes, großes Vermögen, Roßville fällt, weil die zwey nachfolgenden Besitzer, sehr zeitgemäß durch Lungenentzündung und Duell umkommen, an den edeln Lindsey, und Gertrude kehrt, durch Unglück gebessert, als Lindseys Gattin, als rechtmäßige Herrin in das Schloß zurück, das sie so gedemüthigt, so verzweiflungsvoll verließ.

Die Nebenpersonen, deren diese Erzählung viele aufführt, bilden einige sehr drollige Gruppen, die allgemein verbreitete Thorheiten mit scharfer Satyre gewürzt darstellen. Eine gewisse Fr. Majorin Waddel, die durch ihre Heirath mit einem ganz alltäglichen Mann reich und vornehm geworden ist und nun die zarte Dame, die zärtliche Gattin bis zur Karikatur nachäfft, trägt dazu bey. Eine unmäßig zudringliche, geschwätzige, klatschhafte Fräulein, wird wohl in manchem Zirkel eine persönliche Nutzanwendung finden, und wenn der brummige Oheim gleich am Schluß der Erzählung zu mild wird, ist es doch eine schön aufgefaßte Idee in einem alten, vereinsamten, verschrumpften Herzen, das Andenken an eine nie beglückte Jugendliebe fortglühen, und dieses Herz in späten Jahren durch den Anblick ihrer, der Mutter Züge besitzenden Tochter, wieder erweichen, wieder sich erweitern zu lassen. Der Schluß der Erzählung ist das, was die Franzosen étranglé (erdrosselt) nennen; dem Verfasser scheint die Geduld ausgegangen zu seyn, welches bey einer, Seelenkunde bezweckenden Schilderung, wie er doch beabsichtigte, nicht seyn darf. Nachdem er durch drey Bändchen weitläuftig war — ohne den Leser zu langweilen — hätte er in gleicher Manier enden sollen. Gertrudens Uebergang von Verzweiflung und Zerknirschung zur Ruhe und zu dem Seelenzustand, wo der edle Lindsey ihre Hand erbitten konnte, verlangten einige Ausmalung.

Die Uebersetzung liest sich gut. Der Uebersetzer mußte offenbar die Vorzüge seines Originals nachzufühlen, und erweckt dadurch in seinem Leser die gleiche Theilnahme, die ihn bey seiner Arbeit beseelte. Die Motto der Kapitel hätten mögen lieber wegbleiben. Viele davon haben nur für Leser, welche mit der englischen Literatur sehr vertraut sind, einen passenden Sinn. Bey einigen hätte der Uebersetzer besser schon vorhandene deutsche Uebersetzungen benutzen sollen; doch sind diese Motto's jezt Mode, und da sie hie und da gute Gedanken durch den Reim oder durch die Spruchweise einprägen, die ohne das schnell verflögen, nehmen wir sie mit dem Uebrigen dankbarlichst an.

Zeitgeschichte.

Denkwürdigkeiten von Sanct-Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in einem Zeitraum von achtzehn Monaten gesprochen oder gethan hat, Tag für Tag ausgezeichnet ist, von dem Grafen von Las Cases. Neunter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Der historische Werth der Sammlung des Grafen von Las Cases ist zu bekannt, als daß wir noch ein Wort darüber verlieren sollten. Der vorliegende neunte Band enthält nur Supplemente, und ist nur dem ersten Theile nach Uebersetzung der Bemerkungen und Zusätze des französischen Verfassers; das übrige besteht aus Zusätzen des deutschen Uebersetzers, die indeß von gleichem Werthe sind. Am Schluß ist ein Ueberblick über die, Napoleon betreffende Literatur gegeben, die sehr verdienstlich ist, wiewohl hierin noch keine Vollständigkeit zu erwarten ist, denn manches Interessante von und über Napoleon ist, wie einige Notizen dieser Sammlung selbst beweisen, in Schriften verborgen, wo man es nicht sucht, und jedes Jahr bringt neue Aufklärungen, so lange die Generation Napoleons noch nicht von der jüngern verdrängt ist.

Daß sich in der Tendenz, namentlich des zweyten Theiles der vorliegenden Sammlung, der von einem Deutschen redigirt ist, eine große Vorliebe für Napoleon ausspricht, wird man schon darum billig, ja nothwendig finden, weil sie der Tendenz des französischen Werkes entsprechen muß. Sollen wir denn aber überhaupt nicht mit Begeisterung bey dem Bilde des größten Mannes verweilen, den der Schauplatz der Thaten je gesehen? fehlt uns denn das Auge für das Große und das Gefühl für das Erhabene? oder dürfen wir uns noch fürchten, von dieser Größe zermalmt zu werden, und ist noch ein Grund zum Haß vorhanden, nachdem der Feind in kühler Erde ruht? Wer heute noch für Napoleon redet, erregt wenigstens das gute Vorurtheil, daß es die Größe, nicht die Gnade ist, die ihn zum Lobe begeistert, denn Vortheil wird er davon nicht erwarten dürfen.

Digitized by Google

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. October 1826.

Taschenbücher auf 1827.

4. Fortuna.

Wer lächelt nicht, wenn er nur Fortunens Namen hört, und wer empfängt nicht freundlich die holde Göttin des Glücks? aber man sagt, sie täuscht uns gern, sie lockt uns mit Rosen und gibt uns Disteln. Wie garstig war ich getäuscht, als ich den hoffnungsvollen grünen Band des Taschenbuchs Fortuna in die Hände nahm und aufschlug. Bilder zum Erschrecken lächelten mir entgegen, und dieser Frazzen süßliche Freundlichkeit schien ordentlich Anspruch auf Grazie zu machen. Was steife verrenkte Zeichnung, leere Stellen und grobe gekerte Schatten und ein völlig geist- und lebloser Ausdruck in Kupferstichen Widerliches haben kann, ist hier zum geschmacklosesten Ganzen vereinigt. Ich habe lange keine so schlechten Almanachskupfer gesehen, und es gibt doch wahrhaftig der schlechten genug. Der Inhalt des Taschenbuchs ist besser, aber da man einmal auf die Kupfer zuerst sieht, hätten sie ein wenig empfehlender ausfallen sollen. Ein Gastwirth muß nicht nur für gute Tafel und Betten, er muß auch für ein heiteres Aeußere seines Hauses sorgen, wenn die Gäste nicht vorbeygehen sollen. — Unter zehn Erzählungen dieses Taschenbuchs zeichnen sich vorzüglich vier humoristische aus. Die Wallensteiner vor Pfützebach vom Herausgeber Told, schildern gar launige Reiseabenteuer im Postwagen und Abderitenstreiche. In der Schule der Erfahrung von Koch sehen wir einen eingebildeten jungen Philosophen auf Reisen, wie er überall wie Don Quichote von „des Weltlaufs harter Pfote" getroffen wird. Das Glück im Unglück und Unglück im Glück von Kuffner zeichnet uns nicht minder geistreich einen Jüngling, der stumm, taub und blind das Glück findet, und nach seiner völligen Heilung, indem sein schöner Traum von der ihm neuen Welt entflieht, unglücklich wird. Endlich ist Jobsens Glück und Ende von Langner zwar nur die Variation auf eine alte, aber auf eine sehr glückliche Idee. Jobs, der Bauer, beklagt sich über sein beschränktes Loos, sieht mit Neid auf den Ritterstand und wird auf seine dringende Bitte von einem Zauberer in einen Ritter verwandelt; nun kann er sich aber in seinen neuen Stand nicht finden, stößt überall an, und fällt in einem Zweykampf, den er sich durch seine Ungeschicklichkeit zugezogen. Die tragischen Erzählungen haben weniger Werth. Man hat dergleichen unglückliche Liebesgeschichten schon gar zu oft durch die Almanache laufen sehen, und es geht gewissen Ideen von Liebe, Entsagung, Eifersucht, Mord ꝛc. wie einem gewissen Heringskopfe, den die armen Bauern eines abderitischen Dorfes auf gemeinsame Kosten anschafften, an einen Pfahl nagelten und so lange ihr Brod daran rieben, bis nichts mehr davon übrig und der Pfahl selbst beynahe aufgerieben war. Der Herausgeber der Fortuna hat noch drey Erzählungen geliefert, zuerst das jüngste Gericht, eine der jezt beliebten Malergeschichten, worin van Eyck und Hemling auftreten, welcher leztere die Schwester des ersten liebt und verliert. Quintin Messis und Johann Schoreel, von Caroline Pichler, welche Veranlassung zu dieser Erzählung gegeben haben mögen, sind ungleich schöner. Friedrich von Tyrol enthält die Geschichte einer edlen Tyrolerin, die den Herzog auf der Flucht rettet und aus Versehen von ihm selbst erschossen wird, eine rührende Geschichte, der es aber nicht an Pendants fehlt. Die noch übrige Novelle des Herausgebers, Charlotte Corday, ist gänzlich mißlungen. Die berühmte französische Heldin erscheint als die Geliebte eines gewissen süßen Emil, welcher guillotinirt wird, und nur ihn, nicht das Vaterland rächt sie an dem blutigen Marat. Man kann die Geschichte nicht erbärmlicher verschlimmbessern. Die Geschichte sagt, die großherzige Charlotte habe auf die Frage des Gerichts, ob sie einen Mann oder Geliebten habe, stolz geantwortet: „nein, denn Marat lebte noch!" Keiner war dieser schönen reinen Hand würdig, denn keiner war Held genug, das Vaterland von Marat zu befreyen. Schämt euch, ihr Dichter, die ihr das Erhabene nicht begreift; laßt die goldenen Buchstaben auf der Marmortafel der Geschichte stehen, oder wollt ihr sie mit euren Blumen bekränzen, so lernt es von dem unvergeßlichen

Digitized by Google

Jean Paul, der auch um Charlotte Corday getrauert, der schon kurz nach ihrem Tode ihr geweihtes Haupt mit der reinsten Glorie der Dichtung umgeben.

5. Huldigung der Frauen.

Die Kupfer dieses Taschenbuchs sind bey weitem ausdrucksvoller, reinlicher und fleißiger als die des vorigen; indeß hat der Zeichner in den untergeordneten Hintergründen und Landschaften ungleich mehr Talent bewährt, als in den historischen Figuren und Gruppen, die eigentlich die Hauptsache sind. Die erste Erzählung, der Waldbrand von Schefer, schildert die Flucht und Rettung einer ländlichen Familie während des neuesten allbekannten Brandes der nordamerikanischen Wälder. Der Dichter gibt uns ein umfassendes Gemälde der tragischen Naturscene und trägt seine Farben sehr lebhaft auf. Wir sehen die Lohe zum Himmel schlagen, die Heerden flüchtiger Thiere ersticken und verbrennen, die Fische im Wasser sieden, die Schlangen in der Asche rösten, die verkohlten Bäume noch wälderweise aufrecht stehen, rc. Everalline Campbell von Sophie May ist wiedereinmal eine neue, die hundert und erste zu hundert andern Umarbeitungen von Romeo und Julie oder von der unglücklichen Liebesgeschichte eines Jünglings und eines Mädchens, deren Familien bittere Feinde sind. Denselben Gegenstand enthielten die Douglas, das neue Trauerspiel, wovon in diesem Blatte vor Kurzem die Rede war. Auch die vorliegende Novelle spielt, wie jenes Trauerspiel, in Schottland, und die feindlichen Häuser sind Macdonald und Campbell, die Liebenden Malcolm und Everalline! Man muß indeß rühmen, daß die Verfasserin ihren Gegenstand originell und geistreich behandelt hat. Eine poetische Erzählung Miranda, von Karl Lappe, verdient ebenfalls rühmliche Auszeichnung. Sie ist in wohlklingenden Ottaverimen gedichtet und enthält den tragischen Tod zweyer Liebenden aus Spanien, Miranda und Hurtado, die von den wilden Indianern Südamerika's dem Flammentod überliefert werden, nachdem Miranda sich standhaft geweigert hatte, dem wilden Fürsten ihre Treue zu opfern. Die übrigen Erzählungen und Gedichte sind von geringer Bedeutung, eine Liebesgeschichte von Frau von Chezy, ziemlich fade, eine Legende von Schefer, die vermißte Braut, zwar schön, aber nur die Copie eines alten Volksliedes, aus des Knaben Wunderhorn.

6. Beckers Taschenbuch, von Kind.

Seit einiger Zeit erschöpfen die Recensenten ihren Witz gegen dieses älteste unter allen bestehenden poetischen Taschenbüchern. Es kam bekanntlich nach Beckers Tode doppelt heraus, und Kind setzte seinen Namen auf einen der Zwillinge. Da sagte man, das Becker'sche Taschenbuch zum geselligen Vergnügen sey vor Alter kindisch geworden, und man nannte das Büchelchen zum Unterschied von seinem Milchbruder das kindische Vergnügen, und was dergleichen wohlfeile Scherze mehr waren. So viel ist gewiß, der Almanach ist durch sein Alter nicht besser geworden, er gibt nicht einmal mehr den Ton an, sondern er läuft nur noch, wie aus Gewohnheit, mit. Er ist nicht der schlechteste, aber können wir das rühmen, da ihn sein ehrwürdiges Alter auffordert, der Beste zu seyn? Die Kupfer nach Rambergs Zeichnungen sind von der gewöhnlichen bekannten Art. Der Stich von H. Schmidt sagt der Rambergischen Zeichnung vortrefflich zu, dagegen sey es mir erlaubt, die Bemerkung zu machen, daß Fleischmanns ganze Manier, unbeschadet ihrer anerkannten Lieblichkeit, und vielleicht eben deßwegen zu Rambergs Manier nicht paßt. Fleischmann ist zu sehr Colorist und würde in seinem Stich selbst Michel Angelos Dornen mit Titians Rosen überkleiden. — In den Erzählungen von Friederike Lohmann, Laun, Kind ist wenig oder nichts Originelles, aber doch ein fließender unterhaltender Ton wiederzufinden. Vortrefflich ist dagegen unter einer Anzahl Reliquien von verstorbenen Dichtern ein Bruchstück von Carl Maria von Weber, „Tonkünstlers Leben, eine Arabeske," voll genialer, abentheuerlicher, pikanter Gedanken und Phantasien. Unter den vielen Gedichten zeichnen sich besonders Prinz Heinrich und Fleurette von Kuhn, Friedrich der Rothbart von Krug von Nidda, die Klosterfrauen von Arthur von Nordstern, und die beyden Hähne von Langbein aus. Ueberhaupt haben die ältesten jezt noch lebenden Almanachspoeten beynahe vollzählig diesem ältesten Almanach Beyträge geliefert und viele von den verstorbenen wenigstens Nachträge. Wir finden sogar ein Stammbuchblatt von Goethe und eine Aphorisme von Jean Paul, ferner einzelne Lieder von Mathisson, Graf Löben, Louise Brachmann, Contessa, Buri; doch geben diese guten alten Mosaikstückchen kein Ganzes.

7. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Dieser Almanach ist der Zwillingsbruder und Nebenbuhler des vorigen. Er bringt ein schönes Titelkupfer, die heilige Katharina nach Raphael, und auch unter den historischen Kupfern sind einige gar artig. Auch einige Erzählungen sind gut, namentlich das schwarze Kästchen von Ludwig Robert, worin eine wahrhaft arabische Phantasie und Laune herrscht, und tausend und eine Nacht beynahe noch überboten werden. Der schlafende Räuber von Sartorius enthält die wunderbare Rettungsgeschichte eines Carbonaro und läßt uns italische Luft athmen. Auch Theodora Kontakuzenos

Digitized by Google

von Adolph vom Berge, die Entführung einer griechischen Prinzessin aus dem Serail des türkischen Sultans hat viele Reize. Das Asyl am Kynast von A. von Tromlitz ist dagegen etwas zu düster und unerfreulich. Unter den wenigen Gedichten zeichnen sich des Trinkers Jahrszeiten von Wilhelm Müller aus.

Schriften über Religion und Kirche.

(Beschluß.)

Da die christliche Religion eine unter bestimmten Verhältnissen der Zeit und des Ortes wie der Personen geoffenbarte ist, so hat der Streit zwischen Protestantismus und Katholicismus sich früh nach den wahren Quellen der christlichen Lehre gewendet. Wie in den Zeiten des Mittelalters das sehnende Gemüth der Frommen nur wahre Erquickung an der Stätte selbst zu finden hoffte, wo der Herr gewandelt, und zu ihr zu pilgern zwang, so glaubte man seit der Reformation auch nur aus den Urkunden des Christenthums die reinste Lehre und die gegründeteste Ueberzeugung gewinnen zu können, welche der Zeit Christi und der Apostel am nächsten stünden, wo möglich noch von dieser herrührten. Darum bauten die Protestanten bis auf unsere Tage ihre Lehre *einzig* und *allein* auf dem Grunde des neuen Testamentes auf, während die Katholiken darauf bestanden und noch bestehen, wie das alte Testament, so durch Schüler der Apostel aufbewahrte, in den Kirchenvätern niedergelegte Lehrüberlieferungen, ja selbst die Lehren jener Kirchenväter und durch Concilien festgesezte Dogmen als vollgültige Quellen christlichen Glaubens zu betrachten. Hiemit steht und fällt die historisch-begründete Kirchenlehre der Katholiken und Protestanten. Daher sind die Gründe, welche für die katholische Ansicht, so fern sie die Tradition dem Evangelium neben- oder gar überordnet, angeführt werden, auf's Neue von dem Herrn Pfarrer K. W. Ch. Weinmann in zwey Schriften geprüft worden. („Ueber Tradition" 1826; und „Ueber das Verhältniß des Urchristenthums zum Protestantismus" 1826; in der Kesselring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen.) Die leztere Schrift ist im Grunde nur eine Folgerung aus der ersten, deren umsichtig und lichtvoll entwickeltes Resultat ist: daß die Tradition keineswegs ganz verworfen zu werden brauche, da sie eine weitere Entwickelung, reichere Ausführung enthalten und das Verständniß der Lehren des Evangeliums eben dadurch erleichtern könne; inzwischen müsse sie der heiligen Schrift nicht neben-, sondern untergeordnet, und diese als Norm und Prüfstein aller christlichen, also auch der traditionellen Lehre betrachtet werden. Wir können nicht umhin, dem Herrn Pfarrer beyzustimmen, wenn wir uns nicht genöthigt sehen sollen, auch den Muhammedanismus für ein ausgebildeteres, noch immer wahres Christenthum anzuerkennen, weil derselbe Moses und Christus als Propheten ehrt, den Muhammed aber als den höchsten, gleich wie der H. Augustinus und mit ihm viele Ultrakatholiken das Ansehen der Kirche über das des Evangeliums stellen. Bekanntlich behauptete jener: daß er selbst dem Evangelio nicht glauben würde, vermöchte ihn nicht dazu das Ansehen der katholischen Kirche. — Als Ergebniß der zweyten Schrift des Herrn Weinmann stellt sich nun von selbst heraus, daß im Protestantismus das Urchristenthum reiner bewahrt werde und daher der protestantischen Kirche ein wenigstens gleiches Recht und gleiches Ansehen, wie der katholischen, zukomme. Uebrigens gibt auch diese Schrift die Ueberzeugung, daß von einer Vereinigung beyder Kirchen nie die Rede seyn könne, wenn nicht eine von beyden ihrem jetzigen Wesen völlig entsagte. Mit der Tradition bekäme die protestantische und verlöre die katholische Kirche z. B. jene im Papst, als alleinigem Statthalter Christi, concentrirte Unfehlbarkeit. Nicht minder hängt damit eine Grundlehre der katholischen Kirche, die Mutter unzähliger Uebungen, Rechte und Gebräuche derselben, zusammen, die Lehre nämlich von der alleinseligmachenden Kraft der Kirche und von der „ewigen Verdammniß" aller, nicht in ihrem Schooß befindlichen Heiden, Juden, Christen. —

Auch diese Lehre ist einer genauen Prüfung unterworfen worden in einem umfassenden Werke: Ueber alleinseligmachende Kirche von F. W. Carové. (Frankfurt am Main, Johann Christian Hermann'sche Buchhandlung. 1826.) Es wird in demselben dargethan, daß jenes Dogma der römisch-katholischen Kirche wider Vernunft und Christenthum sey und daß also jede Kirche, weß Namens sie auch sey, sobald sie sich alleinseligmachende Kraft zuzuschreiben, alle Andersgläubigen aber ewiger Verdammniß anheimzugeben beginne, auch aufhöre, eine christliche zu seyn. Diese Behauptung ist nicht eben neu, auch gibt sie der Verf. nicht dafür aus; aber die Art und Weise, wie dieselbe für jeden unbefangenen und denkenden Leser bis zur klarsten Ueberzeugung entwickelt worden, ist es. Vernunft und Evangelium fordern hier das besagte Dogma vor ihre Schranken. In einem ordentlichen Proceß muß die species facti vorerst in's Klare gesezt seyn, und daher werden auch hier zunächst die Thatsachen, welche die Klage begründen, festgestellt. So erhalten wir eine kurze Entstehungsgeschichte des Dogma's, aus welcher freylich hervorgeht, daß es als kein organisches Gewächs der Lehren des Evangeliums, sondern als ein Conglomerat altjüdisch-religiöser Selbstsucht und altrömischer Herrschlust zu betrachten sey. Neuere, fran-

zösische wie deutsche, Dogmatiker, die der katholischen Kirche angehören, haben dieß gefühlt, und deßhalb mildere Deutungen des Dogmas versucht. Herr Carové dagegen beweiset, daß über den strengen, harten, ja widerchristlichen Sinn, welchen die römische Kirche von Anbeginn bis auf unsere Tage herab mit demselben verbunden habe, durchaus kein Zweifel stattfinden könne, da er in allen offiziellen Urkunden der kirchlichen Lehre, in Bullen, Concilienbeschlüssen, Kathechismen ꝛc. offen zu Tage liege. Und so erklärt derselbe alle mildere Deutungen, wie sie sich in den Schriften des Herrn Bischoffs von Hermopolis und des Herrn Onymus vorfinden, für nichts geringeres, als für Ketzereyen. — Es ist uns hier nicht vergönnt, eine nähere Würdigung des vorliegenden Werkes vorzunehmen, deren Resultat inzwischen in dieser Aussage zusammengefaßt werden müßte, daß es den Anforderungen, welche die Wissenschaft an dasselbe machen darf, vollkommen erfüllt habe. Das Ganze ist von philosophischem Geiste durchdrungen und mit historischer Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Die Gründe, aus welchen das Dogma verurtheilt wird, sind eben so aus den Lehren und Geboten Christi, als aus den mit denselben übereinstimmenden, ewigen Ideen des Geistes entlehnt. Unter vielen tiefgeschöpften und fruchtbaren Ideen, welche in dem Werke durchgeführt werden, zeichnen wir folgende aus: Wie sich die römische Kirche durch Aufstellung und Behauptung jenes Dogma's von der wahren katholischen Kirche isolirt hat und fortan bemüht gewesen ist, dasselbe als terroristisches Zwanggesetz der gesammten Christenheit aufzudringen, so ist aus demselben auch zugleich der Keim jedes inneren Verderbens derselben Kirche hervorgebrochen, dem alsdann mit Nothwendigkeit die Reformation habe gegenübertreten müssen. In genauer Verbindung mit dieser Idee steht eine andere, welche sich aus einer Vergleichung der urorientalischen (Indischen, Persischen) Lehren mit denen des Christenthums ergeben hat. Es geht daraus hervor, daß das Christenthum als eine Verklärung und höhere Entwickelung jener uralten Ansicht, die eine Rückkehr zu Gott und allgemeine Heiligung und Seligkeit, nicht aber ewige Verdammniß verkündet, in's Leben getreten sey, nachdem diese in heidnischen und jüdischen Priestersatzungen fast völligen Untergang gefunden. Eben so sey später die reine Lehre des Evangeliums wieder verdunkelt worden und ausgeartet, so daß eine neue Regeneration bevorstehe, die in der Reformation ein erstes Stadium erreicht haben möchte. Manche orthodoxe Männer dürften dergleichen Ansichten hyperprotestantisch nennen, während der selige Voß einst für gut befunden, den Verf. vorliegenden Werkes der dunklen Rotte der Römlinge beyzuzählen. Wir müssen unserseits versichern, daß Herr Carové um so gewisser durch seine Schrift jeden Vernünftigen von der Widerchristlichkeit jenes Dogma's, des innersten Kernes römisch katholischen Glaubens, überzeugen wird, je entschiedener er es verschmäht hat, in jenes pöbelhafte Schimpfen über Pfaffentrug und römische Tücke mit einzustimmen.

Gänzlich abgewendet von der Rücksicht auf eine gegebene Religion, Confession und noch mehr also von jeder Partheystreitigkeit erscheinen die „Sätze zur Vorschule der Theologie von J. H. Fichte." (Stuttgart und Tübingen 1826.) Der Verf. entwickelt nämlich aus der Idee, dem Seyn und Wesen Gottes, die Schöpfung, Welt und Natur und darinnen den Menschen in seinem Verhältniß zu Gott, welches aber kein anderes, als ein religiöses seyn kann. Der Mittelpunkt alles religiösen Bedürfnisses, wie des Christenthums, die Sünde, als freye, von Gott losreißende, Ihm gegenübertretende That, wird als möglich und in der Idee Gottes und der Schöpfung selbst begründet nachgewiesen und ebenso die Nothwendigkeit der Erlösung durch Gott, sobald diese That wirklich eingetreten sey. Wie diese Ansicht des Verfassers zu nehmen sey, wird uns übrigens nicht entgehen, wenn wir den Sinn des Goethe'schen Verses festhalten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken! —
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?! —

Ob aber eine solche Erlösung durch Gott dem Menschen wirklich zu Theil geworden, darüber erlaubt sich, wie billig, die Philosophie des Herrn Verf. nicht eher zu entscheiden, als bis jene sich irgend wie und wo in der Geschichte thatsächlich dargestellt hat; wohl aber entscheidet dieselbe Philosophie, ob irgend eine Thatsache und Begebenheit den Charakter an sich trägt, welcher der Idee der Erlösung entspricht, dieselbe erfüllt. Daß die durch Christum in's Leben getretene Erlösung des Menschengeschlechtes der philosophischen Idee, wie sie der Verf. aufgestellt, vollkommen entspreche, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen. Wir enthalten uns hier jedes besonderen Urtheils, und merken nur an, daß diese Schrift der schlagendste Beweis für eine schon anderwärts von uns gethane Aeußerung ist, nach welcher in unserer Zeit das Streben nicht zu verkennen seyn soll, Wissenschaft und Religion, Vernunft und Glauben auf eine höhere Einheit zurückzuführen. So viel ist gewiß, daß Herrn Fichte auf keine Weise der Vorwurf des Atheismus gemacht werden kann, den Unverstand einst auf seinen verehrten Vater gebracht hat. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß der Sohn die Grundsätze der modernen Idealphilosophie, als deren Stifter der Vater stets betrachtet werden muß, nicht in ihrer Schroffheit, die leicht zu Einseitigkeit führen mag, festhält, sondern erweitert und in größeren Kreisen anwendet. Während Fichte der Schöpfer der Wissenschaftslehre, um die Selbstergreifung des Ich's, das Selbstbewußtseyn des Geistes in ihm selbst unerschütterlich zu begründen, dasselbe der ganzen Außenwelt gegenüberstellte, geht unser Verfasser einen Schritt weiter, und läßt die Natur von der lebendigen Person und Ichheit Gottes durchdrungen seyn, und bewahrt, indem er die Entdeckungen der Naturphilosophie in seinen Kreis zieht, vor einem schädlichen Rückfall in geistlosen Materialismus.

W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. October 1826.

Zeitgeschichte.

Collection complète des pamphlets politiques et opuscules littéraires de Paul Louis Courier, ancien canonnier à cheval. Bruxelles 1826. 480 S. 8.

Wenige von unsern Lesern kennen von Paul Louis Courier mehr als etwa den Namen, und den meisten ist er wahrscheinlich ganz unbekannt, und dennoch gehört er zu den merkwürdigsten Menschen, die Frankreich in der neuern Zeit hervorgebracht hat, oder vielmehr die unsere merkwürdige Zeit in Frankreich hervorgebracht hat. Couriers Lebenslauf hat wenig oder kein Interesse, dafür kann er so wenig als die meisten Menschen, deren Leben und Thaten Aufsehen erregt haben, deren Namen in Bulletins genannt worden ist, dafür können. Nur wenigen ist es gegeben, Schmiede ihres Schicksals zu seyn, bey noch wenigern ist das, was sie sind, im Verhältniß mit dem, was sie thun, d. h. was sie scheinen. Wie viele Helden und berühmte Männer hat in unserer Zeit ein großer Mann hervorgezaubert, was ist aus ihnen geworden? Sie sanken in die Nacht zurück, sobald die Sonne untergegangen war, von der sie ihren Glanz borgten, denn ein wahrhaft großer Mann verdunkelt nicht, er beleuchtet wie die Sonne. Mit all diesen Berühmtheiten hat Courier nichts zu thun, er ging seinen eigenen Weg und ward, zwar kein großer Mann, aber doch ein Mann, und das will leider viel sagen in unserer Zeit. Ehrenthalben wollen wir doch hier in der Kürze sein quis? quid? quando? quibus auxiliis? etc. anbringen, wobey wir weiter kein Verdienst haben, da das alles des Breiteren in der Vorrede des Buches steht und auch in dem Annuaire nécrologique vom Jahr 1825; Courier ward 1773 zu Paris geboren und 1825 zu Veretz in der Nähe von Tour, wenige Schritte von seinem Hause, ermordet. Sein Vater war Eigenthümer eines kleinen Gutes in Touraine. Courier focht als Freywilliger in den Kriegen der Republik, und zeichnete sich in Deutschland und Italien so aus, daß er 1792 Escadronschef bey der reitenden Artillerie ward. Allein er glaubte bald zu bemerken, daß er nicht mehr für die Freyheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes focht, sondern für die Plane oder den Ehrgeiz eines Menschen, und verlangte seinen Abschied nach der Schlacht bey Wagram, der ihm auch sehr bereitwillig gegeben wurde. Männer von Courier's starrem und schroffem Charakter waren den damaligen Machthabern hinderlich, und sind es wohl allen Mächtigen zu allen Zeiten gewesen. Courier selbst hatte die Fesseln der militärischen Verhältnisse beständig mit großem Unwillen getragen, und sein Stand war ihm nur auf dem Schlachtfelde erträglich. Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß nur eine große Nachsicht von Seiten seiner Obern ihm manche seiner Sonderbarkeiten hingehen lassen konnte, und diese Nachsicht selbst beweist, daß man damals seinen Werth zu schätzen wußte. So z. B. konnte ihn nichts dazu bewegen, sich an Sattel und Steigbügel zu gewöhnen, und sogar auf Paraden erschien er auf der bloßen Decke reitend; und wenn sein Regiment nicht gerade vor dem Feind stand, so verließ er es meistens ohne Urlaub, um sich in den Bibliotheken und Museen Italiens zu erholen. Folgender Zug aus seinem damaligen Leben beweist, daß er schon damals die üble Eigenschaft hatte, den Leuten etwas derbe Wahrheiten zu sagen. Er hatte in einem ziemlich heißen Gefechte zu bemerken geglaubt, daß der junge Cäsar Berthier keine ganz römische Tapferkeit zeige; als er daher am folgenden Tage zufällig den Bagagewagen dieses jungen Mannes begegnete, worauf in großen Buchstaben dessen Namen geschrieben stand, befahl er den bestürzten Fuhrleuten plötzlich zu halten, und indem er mit seinem Säbel das Wort Cäsar auskratzte, rief er ihnen zu: „Geht! sagt eurem Herrn, Berthier mög' er sich nur immerhin nennen; aber Cäsar nicht, das verbiet' ich ihm.“ — Von der Zeit, da er seine Freyheit wieder erhalten hatte, bis zum Sturze des Kaiserreiches, lebte Courier ganz eingezogen, theils auf seinem Gute, theils auf Reisen, die Bibliotheken und andere Hülfsmittel zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten benutzend. 1815 hatte er viel durch die Reaktion der herrschenden Parthey zu leiden, und theilte das Schicksal aller derer, die zu selbständig sind, um sich

Digitized by Google

an irgend eine Parthey anzuschließen; er wurde von den Fanatikern der Partheyen auf's heftigste verfolgt. Diese Vorfälle veranlaßten ihn, mehrere kleine politische Flugschriften zu verfassen, von denen einige ihm gerichtliche Verfolgungen, alle aber, so wie sein ganzes Leben und Treiben, ihm den wüthendsten Haß der herrschenden Parthey zuzogen. Wenige Tage vor seiner Ermordung warnte ihn ein Nachbar: Paul Louis, les cagots te tueront.*) Es treffen zu viele Umstände zusammen, als daß man zweifeln könnte, daß dieser Mord die Erfüllung jener Worte waren. Die wenigen Nachforschungen, welche von Seiten der Behörden gemacht wurden, blieben ohne Erfolg, und die ganze Sache ward bald vergessen. Die sogenannten Liberalen ließen einige ihrer hergebrachten Redensarten fallen, aber Courier war nicht von ihrer Schule, er gehörte zu keiner Clique, und seine rauhe Selbständigkeit hatte diese Herren trotz den vornehmen Airs, die sie sich geben, zu oft in Verlegenheit gebracht, als daß sie nicht über ein unerhörtes Verbrechen, das Frankreich einen Mann raubte, gegen den alle diese Herren nur Gliederpuppen sind, sich sehr bald zufrieden gaben. Ein paar alte Sünder oder Heilige, die für ihr Geld irgend ein altes Bauwerk miethen und nach Jesuiten riechen, sind diesen liberalen oder protestantischen Pedanten wichtiger, als der Mord eines Mannes, der sie für diese misères züchtigen würde, wenn er noch lebte.

Es ist immer eine merkwürdige Erscheinung, daß der Partheyhaß gerade gegen diesen Mann, und seit vielen Jahren zum ersten Male und gegen ihn allein, ein so gefährliches Mittel anzuwenden für nöthig gefunden hat. Nur sehr gewichtige Ursachen und nur ein ganz unversöhnlicher, durch besondere Umstände erzeugter und genährter Haß konnten ein solches Wagstück in den Augen der Thäter rechtfertigen. Auf den ersten Blick scheint aber weder in Couriers Leben noch in seinen Schriften ein Grund zu einer solchen Furcht oder zu einem solchen Haß zu liegen. Courier hat an keinem der blutigen Ereignisse der Revolution thätigen Antheil genommen, er hat zu keiner Epoche irgend eine Art von politischer oder bürgerlicher Macht oder Einfluß besessen, und konnte also keine mißbrauchen oder auch nur ausüben; er hat sich im Gegentheil beständig den Argwohn oder die Verfolgungen der entgegengesetztesten, einander verdrängenden Mächte zugezogen. Ist er Jakobiner, Republikaner? — Er fand nur in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger Rettung vor dem Beil der Revolution. Ist er Bonapartist? — sein ganzes Leben und alle seine Schriften drücken den tiefsten Haß gegen Napoleon oder vielmehr gegen das Kaiserthum aus. — Gehört er zur Parthey der Liberalen, der Philosophen? — In keiner seiner Schriften findet sich eine einzige der Redensarten dieser Schule — in keiner findet sich ein Gran von dem, was die Franzosen Philosophie nennen — in keiner ein Wort gegen Religion oder gar Legitimität, worauf die Throne und Staaten Europa's gegründet, und welche die Liberalen zu untergraben suchen. Die Liberalen können sich wahrlich nicht rühmen in Couriers Schriften leer auszugehen, und wenn er weniger Gelegenheit findet, ihnen Wahrheiten zu sagen, so ist es bloß, weil sie für den Augenblick eine zu unbedeutende Rolle spielen. Couriers politische und religiöse Grundsätze können es nicht seyn, die den Haß derer, die der warnende Nachbar cagots nennt, in so hohem Grad entflammten: „Meine Grundsätze, sagt er selbst an einer Stelle, sind, daß zwischen zwey Punkten die gerade Linie die kürzeste ist, daß das Ganze größer ist als der Theil, und daß zwey Größen, wovon jede einer dritten gleich ist, auch unter einander gleich sind. Auch bin ich geneigt zu glauben, daß zwey Mal zwey vier macht, doch bin ich davon nicht ganz überzeugt. Meine religiösen Grundsätze sind die meiner Amme, welche als Christin und Katholikin gestorben ist und ohne den geringsten Verdacht der Ketzerey. Der Köhlerglaube ist zum Sprichwort geworden. Ich bin Soldat und Holzbauer, das ist ungefähr so viel wie Köhler. Erhöbe Jemand mir wegen meiner Orthodoxie je Schwierigkeiten erheben, so appellire ich an das nächste Concilium. — Meine moralischen Grundsätze sind alle in dieser Regel begriffen: was du nicht willst, daß Dir die Andern thun, das sollst Du auch den Andern nicht thun.“ — Courier gehörte zu keiner Parthey und das war gerade sein Verbrechen bey der herrschenden Parthey. Er gehörte zu dem Volke, er war der einzige von allen Schriftstellern des Tages, der den Sinn des Volkes in der Sprache des Volkes aussprach. Die Partheystreitigkeiten sind jetzt immer, mehr oder weniger, Spiegelfechtereyen, und die Herren meynen es lange so böse nicht, wie sie sich anstellen, es ist ihnen mit ihrem Grimme eben so wenig Ernst, wie mit ihren Grundsätzen: words, words, words, sagt Hamlet, und Liberalen und Ultras, Whigs und Tories muß es eigentlich eben so schwer werden, sich zu begegnen, ohne sich in's Gesicht zu lachen, als den Auguren in Rom. Diese Herren werfen sich, wenn sie recht giftig werden, gegenseitig Partheyfehler und Partheyverbrechen vor, und das kann am Ende keiner übel nehmen, sondern im Gegentheil. Sobald es erst einmal ausgesprochen worden ist, daß die Bluthochzeit eine rigeur salutaire war, so braucht sich kein Ultra mehr zu schämen, wenn man ihn auch geradezu Bluthochzeiter nennt, — schimpft man ihn bigott, fanatisch, wirft man ihm vor,

*) Kurz darauf ward er einige Schritte von seiner Wohnung im Walde erschossen.

Digitized by Google

er habe gegen sein Vaterland gefochten, er wolle bürgerliche Freyheit, Gewissensfreyheit, u. s. w. unterdrücken, Majorate, Inquisition u. s. w. einführen, so kann er sich nur geschmeichelt fühlen, und wenn er es nicht gesteht, ist es bloß Affektation oder Bescheidenheit. Nennt einen Liberalen Atheisten, sagt ihm, er wolle die Jesuiten verbrennen, oder doch exportiren, er sey ein Feind der Legitimität, ein Jakobiner, schimpft ihn einen Königsmörder, bildet euch aber ja nicht ein, daß er es im Ernste übel nimmt, wie er sich auch anstellt. Man werfe einem Menschen irgend ein Verbrechen oder eine Thorheit vor, die auf irgend eine Art mit den höheren Grundsätzen in Verbindung gebracht werden kann, die seine Parthey vertheidigt oder zu vertheidigen ausgibt, so fühlt er sich nicht beleidigt, weil er sich nicht gefährdet sieht; der Vorwurf trifft ihn nicht persönlich, sondern er trifft ihn als Theil eines Ganzen, als Mitglied einer Parthey, deren er sich rühmt. Es trete aber ein Mann auf und beweise den Herren, daß sie zu gar keiner Parthey gehören, oder, daß das, was sie verbindet, nicht jene Grundsätze sind, nicht irgend ein höheres, gemeinschaftliches Interesse, sondern bloß ihr individueller, kleinlicher Eigennutz, Eitelkeit — er sage nicht: Du bist ein Ultra, Du bist ein Liberaler, sondern nur ganz einfach: ihr seyd schlecht, eigennützig, elend, heuchlerisch, feig, Du deßhalb und Du deßhalb, und nenne Namen, Ort, Zeit und Umstände, und schreibe so, daß man ihn liest und gerne liest, dann kann er gewiß seyn, beleidigt zu haben; dann kann er den Herren auf ihr Wort glauben, daß es ihnen mit ihrem Zorn Ernst ist. Wenn Courier aus allgemeinen Grundsätzen das Institut des Adels in allgemeinen Redensarten angegriffen hätte, so würde es ihm kein Mensch übel genommen haben; statt dessen läßt er es sich aber einfallen aus alten Geschichtsschreibern und neuen Geschichten zu zeigen, durch welche Arten von Verdiensten die Höflinge aller Zeiten Macht und Reichthum erhalten, und was es eigentlich mit ihrer Loyalität und Treue und Verehrung für die Monarchen für eine Bewandtniß hat. „Die Höflinge geben Alles dem Könige, wie die Priester Alles Gott geben;" diese wenigen Worte hat Courier kommentirt. Ohne Unterschied zwischen alten Höflingen und neuen Höflingen, kaiserlichen und königlichen, damit hat er sich unvergängliche Ansprüche auf den Haß der Priester und der Höflinge erworben. Hätte er die Könige oder das Königthum, die Gottheit oder das Christenthum angegriffen, das würden ihm die Herren leicht verziehen haben. Hätte er unzüchtige Verse oder gottlose Systeme gemacht, so hätte kein Mensch sich darum gegrämt, statt dessen aber sagt er zu den Höflingen: eure Vorfahren und ihre Weiber waren unzüchtig und ihr würdet es auch seyn, wenn es die jetzigen Fürsten wären, und beweist es aus der Geschichte — er sagt: die jungen Geistlichen thäten besser sich nicht um die Reize der Weiber zu bekümmern, und bey einem frohen Tanze unter der Linde des Dorfes, läuft die Sittsamkeit und Ehre der Frauen und Mädchen weniger Gefahr, als bey frommen Heimlichkeiten mit einem jungen Manne, der nicht weniger Mann ist, weil er Priester ist — er sagt: schickt uns lieber, wenn es denn einmal seyn soll, alte Priester, denen Leben und Leiden außer dem Glauben auch Duldung und Menschenkenntniß gelehrt hat, statt der jungen Leute, die in blindem Eifer alles bekehren und beherrschen wollen, und sich selbst nicht beherrschen können, die es nicht können, weil sie Menschen bleiben und Versuchungen ausgesetzt sind, die nur ein Priester kennt und denen kein Mensch widerstehen kann — er sagt: weder wir Bauern noch die Religion, an die wir alle gerne glauben, gewinnt etwas dabey, wenn ein solcher junger Eiferer uns verbietet am Sonntag zu tanzen, wenn er die Gensdarmes aufbietet, um das Christenthum zu lehren, und dann damit aufhört, seine Beichtkinder zu verführen, wie es dort und dort geschehen ist, oder die Verführten zu ermorden, wie es dort geschah. Sogleich erhebt sich die sinnlose Anklage: er beleidigt die öffentliche Moral und gegen Courier werden Höflinge und Priester und alles, was mit dem Hofe und der Kirche zusammenhängt, bis zum Gensdarmen und Flurschützen des adelichen Präfekten oder Maire losgelassen, um die beleidigte Moral zu rächen. Courier beleidigt Personen und Stände, nicht Grundsätze, er spricht im Namen der großen, breiten Basis der bürgerlichen Gesellschaft, die nach den Worten der Schrift betet und arbeitet, zu allen denen, welche durch Macht, durch Gunst, durch alle denkbaren Mittel sich nach dem großen Ziel aller ihrer sogenannten politischen Grundsätze und Aufopferungen für Legitimität, für Religion, für Ruhm, für alte oder neue Dynastien, nach der großen Krippe des Budjets hindrängen, zu allen spricht er: wir bezahlen euch und werden euch bezahlen, weil wir es können, aber wir verachten euch, weil wir euch kennen — bezieht eure Gehalte, hängt eure Bänder und Sterne ein, kriecht und heuchelt vor den Mächtigen, stoßt die, die vor euch kriechen, mit Füßen, uns aber laßt zufrieden und hütet euch, daß wir nicht die Geduld verlieren. Wir wollen euren Uebermuth nicht ertragen: „οὐ μὰ τοὺς ἐν Μαραθῶνι (sagt er an einer Stelle mit Demosthenes) nein! bey dem Andenken derer, die bey Marathon fielen! — Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, bemerken wir sogleich, daß Courier weder an dieser Stelle noch sonst in die zum Ueberdruß wiederholten Klagen und Lobpreisungen der gloire française und dessen, was damit zusammenhängt, einstimmt. —

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Bonapartes Ankunft und Aufenthalt auf dem Königl. großbrittannischen Schiffe Bellerophon, nebst genauen Nachrichten über Alles, was sich vom 24sten Mai bis zum 8ten August 1825 (daselbst) zugetragen hat. Erzählt von Kapitän F. L. Maitland. Aus dem Englischen. Hamburg, bey Campe, 1826.

Da uns einmal alles, auch das Geringste nicht nur von den Thaten, sondern auch von der Person Napoleons interessirt, so kann der Kapitän Maitland auch auf willige Ohren für seine Schilderung von Ereignissen rechnen, welche die Weltgeschichte freylich in zwey Worte zusammendrängen wird, in jene Worte Homers vor der Brisäis: sie ging ungern. Napoleon wurde willenlos hinweggeführt und sah traurig nach der geliebten Küste seines Frankreichs zurück, das ist alles. Indeß hat die ausführliche Erzählung eines Augenzeugen in mancher Hinsicht ihren Werth. Sie ist ein Beytrag zur Charakteristik Napoleons und seiner Umgebung, und sie widerlegt manche frühere falsche Berichte. Zugleich enthält sie einen getreuen Abdruck der Correspondenz Napoleons und der englischen Admiralität, so weit sie die Anwesenheit des Kaisers auf dem Bellerophon betrifft.

Napoleon erscheint bewegt, aber würdig, und der Verfasser ist eifrig bemüht das Vorurtheil zu widerlegen, als sey das Betragen des unglücklichen Helden roh und heftig gewesen, wie einige es ausgeschrieen. Wiewohl Kapitän Maitland selbst ein ächter Altengländer ist, der den Kaiser selbst auch auf dem Titel seines Buchs nur Bonaparte nennt, ihm nur Mitleid und keine Bewunderung zollt, und stolz darauf ist, ein Porträt Napoleons mit Brillanten besezt, das dieser ihm zum Andenken geben wollte, ausgeschlagen zu haben, so ist er doch von der Brutalität eines Gefangenwärters weit entfernt und läßt den Schatz, den er bewahrt, nicht kränken. Das beste und sicherste Zeugniß von dem würdigen und Ehrfurcht einflößenden Betragen Napoleons geben die englischen Matrosen, von denen Einer nach Maitlands Zeugniß gesagt haben soll: „gut, laß sie ihn verwünschen, so viel sie wollen, wenn die Leute in England ihn aber so gut kennten, wie wir, so würden sie ihm nicht ein Haar krümmen," womit auch die übrigen alle einstimmten.

Der Kapitän selbst vertheidigt sich gegen den Vorwurf, als habe er den Kaiser auf sein Schiff gelockt oder ihm irgend ein trügliches Versprechen gemacht, und beweist urkundlich, daß er, was von seiner Person abhing, zur Zufriedenheit sowohl Napoleons als seiner eigenen Regierung ausgerichtet habe, und wir können ihm die Genugthuung nicht versagen, daß wir ihn als einen treuen, klugen und braven Officier kennen gelernt.

Was uns an den Correspondenzen am meisten interessiren muß, sind die Protestationen Napoleons gegen das Verfahren des englischen Hofes, die aber bereits bekannt sind. Doch wird folgende authentische Schilderung von Napoleons Betragen bey der Nachricht, daß er nach St. Helena abgeführt werden würde, unsern Lesern nicht uninteressant seyn. Der Kapitän berichtet: „Bonaparte war durch die Zeitungen schon so sehr auf diesen Fall vorbereitet, daß er bey dem Empfange der Nachricht keine sehr große Bewegung äußerte, obgleich er sich in den stärksten Ausdrücken über die Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel beklagte. — Sobald der Admiral das Schiff verlassen hatte, schickte Bonaparte zu mir, und zeigte mir das Papier (welches den Befehl zur Reise nach St. Helena enthielt). Während ich es las, klagte er heftig über seine Behandlung, nach St. Helena geschickt zu werden, und sagte: „Der Gedanke ist durchaus schrecklich für mich, auf Lebenszeit auf einer Insel innerhalb der Wendekreise, in einer ungeheuren Entfernung von jedem Lande, abgeschnitten von aller Verbindung mit der Welt und dem, was mir theuer darin ist, versezt zu seyn!" — „c'est pis que la cage de fer de Tamerlan." (Es ist schlimmer als Tamerlans eiserner Käfig.) „Ich würde es vorziehen an die Bourbons ausgeliefert zu werden" „Unter andern Beleidigungen" — sagte er — „aber ist das bloß eine Kleinigkeit, eine sehr untergeordnete Sache, — sie nennen mich General! Sie haben kein Recht mich General zu nennen; sie hätten mich eben so gut Erzbischof nennen können, da ich so gut das Haupt der Kirche wie der Armee war. Wenn sie mich auch nicht als Kaiser anerkennen wollten, so sollten sie es doch als ersten Consul: denn als solcher haben sie Gesandte an mich geschickt, und ihr König hat mich in seinem Briefe Bruder genannt. Hätten sie mich in dem Tower oder in einer der Festungen Englands eingeschlossen, (was ich indeß bey der Großmuth des englischen Volkes nicht erwartete), so würde ich weniger Ursache zu klagen haben; mich aber auf eine Insel unter dem Wendekreise zu verbannen!? — Eben so gut hätten sie mein Todesurtheil mit einem Male unterschreiben können, da es für einen Mann von meiner körperlichen Beschaffenheit unmöglich ist, in einem solchen Klima lange zu leben."

Beym Mittagessen sprach er wie gewöhnlich, und es war in der That ganz zum Erstaunen, mit welcher Elasticität sein Geist nach solchen Prüfungen und fehlgeschlagenen Hoffnungen seine gewöhnliche Munterkeit wiedergewann. Ich hörte ihn nie in meiner Gegenwart mit einem Selbstmorde drohen, noch glaube ich, daß er dieß bey irgend einer Gelegenheit gethan habe. Den einzigen Ausdruck, von welchem ich ihn jemals Gebrauch machen hörte, und welcher einigermaßen als eine solche Drohung ausgelegt werden könnte, war die, daß er nicht nach St. Helena gehen würde: — „Je n'irai pas à St. Hélène."

Digitized by Google

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. November 1826.

Zeitgeschichte.

Collection complète des pamphlets politiques et opuscules litteraires de Paul Louis Courier, ancien canonnier à cheval. Bruxelles 1826. 480 S. 8.

(Beschluß.)

In seinen Augen hat die Revolution für Frankreich eine große, wohlthätige Folge gehabt, die alle ihre Thorheiten, alle ihre Opfer reichlich aufwägt; die große Masse des Volkes hat unabhängiges Eigenthum erlangt, und damit alle die moralischen Vorzüge, welche auf der Stufe geistiger Ausbildung, worauf sie steht, einzig und allein durch Eigenthum, durch eigenes Feld, eigenen Heerd erlangt werden können. Diese Frucht der Revolution hat das Volk bey Marengo und Austerlitz vertheidigt; für sie hat es bey Waterloo gefochten, denn der Soldat gehört in Frankreich dem Volke an — diese Frucht wird es sich von keiner einheimischen oder fremden Macht rauben lassen, es wird sich nicht wieder zur Leibeigenschaft zurückführen lassen, es wird in jeder andern Hinsicht viel ertragen, Abgaben bezahlen, u. s. w., aber den Uebermuth der Aristokratie der alten, oder neuen und der Theokratie wird es nie wieder ertragen: ὀυ μα τους ἐν Μαραθωνι! Hören wir folgende Beschreibung der französischen Bauern von einem Schriftsteller des großen, des goldenen Zeitalters, des adelichen, zierlichen, königlichen Zeitalters. „Man sieht, sagt Labruyère, auf dem Lande gewisse schöne Thiere zerstreut, Weibchen und Männchen, schwarz, abgezehrt, nackt, von der Sonne verbrannt, an die Erde gefesselt, welche sie rastlos und hartnäckig bearbeiten. Sie haben eine Art von artikulirter Stimme, und wenn sie sich auf die Füße erheben, so zeigen sie ein beynahe menschliches Antlitz; und wirklich es sind Menschen; Nachts kriechen sie in ihre Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brod, von Wasser und Wurzeln leben. Sie ersparen andern Menschen die Mühe zu ackern, zu säen und zu ärndten, um zu leben, und verdienen dadurch doch einen Theil des Brodes, das sie hervorbringen.“ Courier sagt, indem er diese Stelle anführt: „Die Engländer, welche unser Land besuchen, wundern sich, wenn sie unsere Feste, unser Leben sehen; am meisten aber wundern sich die Alten, die sich noch erinnern können, was das alte Frankreich, besonders die Touraine war, das Land und das Volk der guten Seigneurs der großen Landeigenthümer. Ich selbst kann mich noch recht wohl erinnern, wie damals, als ich in die Reihen der Soldaten der Revolution eintrat, die Bauern hungrig, verlumpt ihr Brod an den Hausthüren und an den Straßen erbettelten, an den Zugängen der Städte, der Schlösser, der Klöster, wo ihr unvermeidlicher Anblick selbst denen zur Last fiel, welche jezt den allgemeinen Wohlstand mit scheelen Augen ansehen und uns in jene schöne Zeit zurückführen möchten. Wenn Labruyère jezt wieder kommen und sich bey unsern Sonntags-Versammlungen einfinden könnte, so würde er nicht nur menschliche Gesichter, sondern Weiber und Mädchengesichter finden, schöner und besonders schamhafter als die an seinem so gepriesenen Hofe, geschmackvoller gekleidet ohne Widerrede, liebenswürdiger, anständiger besonders, ohne Vergleich; besser tanzend, dieselbe Sprache redend, aber mit einer so sanften, so lieblichen Stimme, daß er gewiß damit zufrieden wäre. Er würde diese Menschen Abends zur Ruhe gehen sehen, nicht in Höhlen, sondern in reinliche und bequeme Häuser. Wenn er dann jene scheuen Thiere suchte, von denen er redet, und sie nirgends fände, so würde er ohne Zweifel die Ursache einer so großen, so glücklichen Veränderung segnen, welche es auch seyn mag.“ — Es gibt viele Leute, die diese Verbesserung des materiellen Zustandes des Volks, wie sie ihn nennen, mit großer Verachtung behandeln und meynen: das sey zwar nicht so übel, aber das Höhere sey doch immer die Hauptsache, die Religion, die Moral, und die müsse mit aller Gewalt, mit Missionen, Jesuiten und Gensdarmes, Präfekten und Sacrilegiengesetzen, und Verboten, am Sonntag zu tanzen, und Verweigerung der Absolution und des christlichen Begräbnisses und andern rigueurs salutaires wieder eingeführt werden. Wir wollen aus christlicher Liebe voraussetzen, daß es diesen Herren wirklich um die

Moral und Religion, um das Höhere zu thun ist, was ohne Zweifel sehr lobenswerth und nöthig ist, aber dann können wir sie um so mehr trösten und versichern, daß, wenn das Volk erst einmal Eigenthum besizt, sich das Höhere von selbst findet, und daß sie besser thäten, für ihre eigenen Seelen zu sorgen. Sobald der Bauer erst einmal eigenen Heerd und Feld hat, so arbeitet er mit Lust und Dank für seine Frau, für seine Kinder. Wer aber arbeitet, der betet, und um den häuslichen Heerd versammeln sich von selber alle christlichen und menschlichen Tugenden, ohne Missionärs und ohne Gensdarmes und auch ohne Adel und ohne große Landeigenthümer. Engel und Heilige werden die Bauern freylich nicht werden, aber Menschen. Auch die spezielle Form des Höhern, das Christenthum, das katholische Christenthum wird leicht Anhänger und Gläubige unter denen finden, welche arbeiten und beten und Sonntags vergnügt sind, wenn man es ihnen nur nicht zuwider macht durch allerley Dinge, die sie jezt nicht mehr gewohnt sind und sich nicht mehr gefallen lassen wollen. Denen nun, welche diese Frucht der Revolution zerstören, welche den Landmann wieder zu einer Art von „scheuem Thier“ umwandeln möchten, hat Courier Krieg erklärt auf Leben und Tod; es sind dieß aber erstlich die Cagots (wir wissen keinen passenden Ausdruck für dieses etwas derbe Wort), zweytens die Büreaukraten, die jezt freylich nur Werkzeuge in den Händen der ersten geworden sind. Die eben so lächerliche und kleinliche als drückende Wichtigkeit der Agenten der Gewalt in den Provinzen und besonders auf dem Lande, von den Präfekten bis zum Gensdarmen hinunter, geißelt er mit eben so unerbittlichem, ingrimmigem Hohn als den knabenhaften Eifer junger Zeloten und die Heucheley alter Sünder; und dafür ist er als Beleidiger der guten Sitten, als Ruhestörer vor die Gerichte gebracht und in's Gefängniß geworfen, auf alle Art verfolgt und endlich ermordet worden. Man könnte ihm vorwerfen, daß er sich in Sachen mischt, die ihn nichts angehen, daß ihm kein Mensch etwas zu leide gethan hätte, wenn er sich, wie er andern räth, um seinen Weinberg, sein Feld, seinen Wald gekümmert hätte, statt sich anderer Leute Händel anzunehmen; das alles gibt er selbst zu, entschuldigt sich aber auf seine Art: „mich hat, sagt er, wahrlich nicht die Klugheit, sondern die Dummheit in's Gefängniß und vor die Gerichte gebracht. Ich habe ganz im Ernste an die Charte geglaubt; ich bin ganz in die Falle der Charte gegangen, ich gestehe es zu meiner großen Schande, aber klügere Leute als ich bin, sind nicht besser gefahren. In meinem Leben wäre es mir ohne die Charte nicht eingefallen, den Leuten von dem zu reden, was sie interessirt. Robespierre, Barras und der große Napoleon hatten mich seit zwanzig Jahren gelehrt zu schweigen, Bonaparte besonders; dieser Held hat uns nichts weiß gemacht. Er hat uns nicht die Katze für den Hasen verkauft, hat uns nie die Preßfreyheit oder irgend eine Freyheit als Köder hingehalten. Etwas türkisch in seiner Weise, sperrte er das gute Volk in's Arbeitshaus, aber ohne es im geringsten zu täuschen, nie hat er uns seine kaiserliche Meynung verheimlicht, die immer war, daß wir sein Eigenthum seyen, Leib und Gut. Aus den Seelen machte er sich nicht viel. Erst seit einiger Zeit rechnet man auch auf die Seelen. Da er allein sprechen wollte, so gebot er zuerst uns Stillschweigen und dann ganz Europa, und ganz Europa schwieg. Niemand rührte sich, kein Mensch klagte, und das hatte doch die Bequemlichkeit, daß jedermann wußte, woran er war. Ich liebe diese Weise, denn ich habe die andere auch geschmeckt. Die Charte kam; man sagte uns: sprecht, ihr seyd jezt frey, schreibt, druckt; die Preßfreyheit und alle Freyheiten sind euch gesichert. Was fürchtet ihr denn? wenn die Mächtigen es übel nehmen, so habt ihr ja die Jury, das Petitionsrecht, die Oeffentlichkeit; eure eigenen Deputirten für euch erwählt. Die werden es nicht zugeben, daß man euch ein Haar krümmt. Ey, sprecht doch ein Bischen, Leute, nur um zu sehen — erzählt uns doch etwas. Ich dummer Teufel meynte, das alles sey Ernst, thu den Mund auf und sage: ich möchte wohl, wenn es erlaubt ist, nicht für Chambord bezahlen. Kaum ist das Wort heraus, so ergreift man mich, und ich sitze im Gefängniß. Als ich wieder heraus war, meynte ich immer noch, so vernagelt war ich, es sey bloß ein Mißverständniß gewesen. Die Herren haben mich sicher nicht recht verstanden, sag' ich zu mir selbst. Ein Bischen gesunder Menschenverstand (seltene Waare heut zu Tage) hätte mir gleich zeigen können, was es an der Zeit sey: aber voll von meiner Charte und meinen Garantieen, überzeugt, daß man mich ohne böse Laune anhören werde, wage ich ein anderes Gesuch: wenn es den Herren doch gefällig wäre, sag' ich und halte meinen Hut in beyden Händen, uns zu erlauben, am Sonntag vor unsern Häusern zu tanzen.... Gensdarmes! in's Gefängniß mit ihm, Maximum der Strafe, Geldbuße, u. s. w. Von der Jury keine Nachricht — Petitionsrecht, Mährchen — Deputirte, die halfen mir so viel als der Präfekt ungefähr. — Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung, wißt ihr, meine Herren, was das heißt? Meine Feinde werden in ihren eigenen Blättern, wenn es ihnen gefällt, drucken lassen, was sie wollen, mich tausend Albernheiten sagen lassen, und tausend Albernheiten daraus folgern; mir, meinen Freunden ist es nicht erlaubt ein Wort zu ihrer Widerlegung und zu meiner Rechtfertigung zu sagen. Das gewinne ich bey der gerühmten Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Glücklich, tausendmal glücklich die, welche man sonst auf höheren Befehl unter Schloß und Riegel verdammte! Sie waren unterdrückt, aber nicht entehrt.“ — So schrieb

Digitized by Google

Courier vor einigen Jahren, und so könnte er noch heute sprechen. Nicht genug, daß heute diejenigen, welche offen oder heimlich gegen die Preßfreyheit sind, die Schriftsteller wegen ihrer Meynungen in Frankreich verfolgen; die selbst, welche beständig Preß- und Meynungsfreyheit im Munde führen, rufen die Macht gegen die auf, welche anderer Meynung sind. Daß die Jesuiten einen Schriftsteller bestraft wissen wollen, der die Wunder von der Moral trennt, kann uns nicht wundern, aber was sollen wir dazu sagen, wenn die Coryphäen des Liberalismus Feuer und Schwerdt gegen die Schriftsteller aufrufen, welche ultramontanische oder jesuitische Grundsätze vorbringen? —

Wir können, um wieder auf Courier zurückzukommen, keine einzelnen Stellen aus dieser Sammlung seiner kleinen Schriften herausheben, weil sie größtentheils ein sehr lokales Interesse haben, und sich auf anscheinend geringfügige Gegenstände beziehen, die in der Entfernung von Zeit und Ort ihr Interesse verlieren, obgleich sie für jeden, der die Bedürfnisse, Denkungsart und Leiden und Freuden des französischen Landvolks kennen lernen will, von der größten Wichtigkeit seyn können, aber auch solchen würden einzelne Bruchstücke, auch wenn der Raum sie gestattete, nichts helfen. Außerdem würde durch eine Uebersetzung das Hauptverdienst dieser kleinen Schriften verloren gehen, das Verdienst, welches ganz besonders das rechtfertigt, was wir oben von dem Verfasser sagten, daß er einer der merkwürdigsten Menschen sey, welche Frankreich in neuerer Zeit hervorgebracht hat: die unvergleichliche Energie und Originalität seiner Schreibart und seiner Denkart, seines Witzes. Courier ist vielleicht der einzige Schriftsteller, außer etwa Rousseau, der seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. die französische Sprache weiter gebracht hat, und die Gränzen der Sprache eines Volkes erweitern, ist mehr als Provinzen und Städte erobern. Courier würde sich, wenn er länger gelebt hätte, um die französische Schriftsprache eben so große Verdienste haben erwerben können, wie Dante um die italienische, obgleich von entgegengesezter Art. Dante schaffte seine göttliche Sprache aus einem Chaos, Courier hat die Fesseln der Classicität, welche die französische Sprache zu einer todten Sprache zu machen drohten, zu sprengen gesucht, und sie für sich gesprengt, indem er in den Schätzen der ältern französischen Sprache und in der Sprache des Volkes schöpfte. Deutsche Leser könnten dabey vielleicht mit Schrecken an unsere Neualtdeutsche denken, aber es kommt hier bloß auf das Maaß und den Geist an, womit solche Umbildungen vorgenommen werden, und wir sollten nie vergessen, was unsere deutsche Sprache im Anfang des vorigen Jahrhunderts war, und was sie jezt wäre, wenn Klopstock, Goethe, Schiller u. s. w. nicht in dem ewig frischen Quell des Volkslebens geschöpft hätten. Dasselbe hat Courier in Frankreich gethan, er hat zwar nur kleine Flugschriften und einige Uebersetzungen der Alten geschrieben, und keinen einzigen Vers, glaube ich, aber darin hat er das Unglaubliche geliefert. Er gibt der französischen Sprache Leben, Natur und Humor, und als wir seine Schriften zum ersten Male lasen, war es uns, als wenn wir aus den gedrechselten, stereotypen Redensarten aller der Tagsschriftsteller wie aus einem altfranzösischen Buchsgarten in eine freye, grüne Landschaft träten. Couriers Witz ist fast immer bittere Ironie oder Humor, und von der Art, daß, wen er trifft, rettungslos verloren ist. Wer z. B. die Paar Seiten über den Klecks in dem Florentiner Manuscript des Longinus liest (wovon Courier sagt: en effet il y a de plus grands crimes, mais il n'y en a point de plus noir), der wird an den unseligen Pedanten von Bibliothekar, Furia, nur mit Mitleiden denken, wenn er vor Lachen dazu kommen kann; und alle die zahllosen Witze, die gegen die Akademie und gegen gelehrte Gesellschaften überhaupt gemacht worden sind und gemacht werden, sind Staub und Nebel im Vergleich mit Couriers: Lettre à Mr. M. de l'Academie des inscriptions et belles lettres.

Courier hat weder Nachfolger noch Schüler hinterlassen, und sein Verlust ist wahrhaft unersetzlich. Was seine Verdienste als Hellenist betrifft, worauf er sich ziemlich viel einbildet, so wollen wir sie dahin gestellt seyn lassen. Er mag leicht so viel Griechisch können, als man in Frankreich überhaupt kann.

V. A. H.

Taschenbücher auf 1827.

8. Urania.

Der Herausgeber der Urania hat den glücklichen Gedanken gehabt, jedesmal das Bildniß eines berühmten neuern oder lebenden Dichters als Titelkupfer zu geben. Der lezte Jahrgang brachte Jean Paul, der vorliegende Walter Scott, gestochen von Schwertgeburth. Das Gesicht des großen Schotten enthält eine seltsame Mischung von Genialität und einem gewissen rohen Ausdruck. Man sieht es diesem Kopf an, daß kein Sophokleisches Trauerspiel, sondern dunkle und breite Romane aus ihm entsprungen sind. Die übrigen Kupfer sollen humoristisch-allegorisch seyn und enthalten die Gegensätze von Rohheit und Bildung, glatter und scharfer Zunge, Roman und Wirklichkeit; sie stehen aber hinter ähnlichen Darstellungen von Hogarth und Chodowiecki weit zurück. Unter den Erzählungen tritt uns zuerst der Dreyzehnte, eine Novelle von Wilhelm Müller, entgegen, der sich hier zum ersten Male im Fach der Novellen zu versuchen scheint. Der bekannte Aberglauben, daß die dreyzehnte Person in einer Gesellschaft dem Verderben ge-

weiht sey, wird hier auf eine mannigfache und anmuthige Weise zu einer halb humoristischen, halb tragisch-düstern Erzählung benuzt, die indeß, wie jener Aberglaube selbst, keine sehr poetische Tiefe hat und nahe an blosse Spielerey gränzt. Jahn der Büßende von Blumenhagen ist ein Nachtstück, und schildert uns das Ende des bekannten Johannes Parricida, der nach Kaiser Albrechts Ermordung nach Westphalen entflohen und da selbst Räuberhauptmann geworden ist. Alles ist Erdichtung, denn die Geschichte selbst gibt uns nur eine dunkle Spur, daß Herzog Johann in Italien als Mönch seine Schuld abgebüßt. Die Freyheit, welche der Dichter sich genommen, ist wohl allzukühn, und es ist auch nicht einmal ein poetischer Grund vorhanden, warum der Herzog gerade ein Räuberhauptmann und gerade in Westphalen geworden seyn soll. Poetischer und der Geschichte selbst getreuer hat ihn Schiller im Tell und Spindler in seinem Roman Freund Pilgram aufgefaßt. Die Nordische Freundschaft von Kruse ist ein sehr originelles Gemälde von tiefer psychologischer Wahrheit und ächt tragischer Entwickelung. Dagegen hat der Collaborator Liborius von Willibald Alexis etwas höchst Widerwärtiges. Der Verfasser mißbraucht sein anerkanntes Talent zu einer wahrhaft albernen Nachahmung der Manier Hoffmanns, indem er den Manen dieses unvergleichlichen Humoristen eine Art von Todtenopfer bringt. Möchte doch jeder seine Capriolen nach eigener Manier machen, sonst wird er gar zu leicht, wenn er komisch seyn soll, nur lächerlich. Die arme Margareth von Johanna Schopenhauer ist eine modernisirte Ophelia, dergleichen in Deutschland schon viele in's Romanenwasser gefallen sind. Unter den wenigen Gedichten verdienen Wilhelm Müllers Muscheln von der Insel Rügen und Gustav Schwabs Hans Hemling rühmliche Erwähnung.

9. Orphea.

Der vierte Jahrgang der Orphea, die bekanntlich eine fortlaufende Kupfergallerie zu den berühmtesten Opern zu liefern sich vorgesezt, enthält dießmal Rambergische Darstellungen aus Mozarts Figaro, in der gewohnten Manier und gröstentheils mit Eleganz ausgeführt. Die interessanteste Gabe dieses Taschenbuchs ist Alanghu, ein Schauspiel von Raupach. Die Idee desselben ist freylich nicht originell, sondern dieselbe wie in der Sonnenjungfrau, im unterbrochenen Opferfest, in der Jessonda 2c. Der russische Fürst Svätoslaw soll dem großen Mongolenfürsten Batu huldigen und dabey dessen Götter anbeten. Als Christ verwirft er die Götzen, die Priester empören das Volk und er soll als Opfer fallen, wird aber durch Alanghu, Batus Tochter, die ihn liebt, gerettet. Dennoch ist diese neue Bearbeitung eines alten Stoffs sehr reizend, und besonders gewährt Alanghu ein schönes Bild. Ihre Wärme, Innigkeit, Naivetät überrascht uns und harmonirt lieblich mit dem lebhaften wohlklingenden Versen. Unter den Erzählungen zeichnen sich die Lebensräthsel von Blumenhagen durch äußerst frische Farben und ein heiteres Licht aus, wie wir denn rühmlich anerkennen müssen, daß dieser Novellist sich immer mehr verbessert und noch mehr leisten könnte, wenn er nicht allzuviel schriebe. Die übrigen Erzählungen und das einzige Gedicht, das sich in diesem Almanach vorfindet, sind weniger werth. Auch Fouqué hat eine Novelle, die Scipionengruft, geliefert, die aber nur beweist, daß der Verfasser besser thäte, auf seinen alten Lorbeeren auszuruhen.

10. Rheinisches Taschenbuch.

Dieser Almanach hat durch seinen Herausgeber Dr. Adrian einen gewissen englischen oder englisirenden Anstrich erhalten. Die Kupfer stellen nur Scenen aus Walter Scotts Romanen dar, sind aber nicht so gut, als wenn sie nach Ramberg gestochen wären. Auch unter den Erzählungen ist wenig Ausgezeichnetes. Wir finden deren überheupt nur drey. Die erste Liebe von Johanna Schopenhauer gewährt noch den meisten Reiz, wiewohl sie nur ein schwacher Abglanz der ehemals mit Recht berühmten Aline oder Königin von Golkonda ist. Ein Knabe und ein Mädchen, die in früher Jugend durch ein geheimnißvolles Band der Herzen vereinigt waren, finden sich nach langer Trennung im *reifen Alter wieder* und brechen jezt erst die Frucht der frühen Blüthe. Die stille Magd von Gerstenbergk ist gar zu krankhaft, um gefallen zu können, und die Erzählung der Professor ist eine bis zum Läppischen naive Badegeschichte. Besser sind die drey Skizzen vom Herausgeber, die Westminsterabtey, der Alterthümler und der erste May, sämmtlich Bilder aus England. Von Versen findet man nichts.

11. Cornelia.

Das Titelkupfer enthält ein schönes Marienbild nach einem oberdeutschen Originalgemälde von 1494. Die übrigen Kupfer zu Karl Geibs rheinischen Sagen sind wie gewöhnlich manierirt und verzerrt gezeichnet. Die Sagen selbst sind, wiewohl bekannt, doch immer schön, so wie noch mehrere andere Gedichte dieses Taschenbuchs, unter andern die aus dem Nachlasse von Max von Schenkendorf. Unter den Erzählungen zeichnet sich Agnes von Helmine von Chezy aus, worin eine feurige romantische Liebe gegen die gewöhnlichen Conveniencen durchgeführt wird. Wem das Gegentheil, eine mattherzige, feige Entsagung besser gefällt, lese die beyden Erzählungen zweyer anderer Damen, Caroline Stille und Fanny Tarnow, in demselben Taschenbuch, das überhaupt nicht nur für, sondern auch von Frauen geschrieben zu werden scheint.

Digitized by Google

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. November 1826.

Epische Dichtkunst.

Das Lied vom Heereszuge Igors, übersezt vom Pastor Sederholm. Moskau 1825.

In Rußland wie in Deutschland ist auf die Gallomanie eine Begeisterung für das Eigene, Alte, Nationelle gefolgt. Im Osten Europa's sucht man jezt das Altslavische gleich heiligen Reliquien, wie bey uns das Altdeutsche. Die Erndte ist freylich nicht so ergiebig, theils weil die alten Slaven, namentlich die Russen, weniger Kultur besaßen, theils weil sie lange unter mongolischer Herrschaft standen, durch welche alle ihre frühern Geistesblüthen zerknickt wurden. Indeß zeichnet sich das wenige, was sich erhalten hat, namentlich das Poetische, durch alle das Schöne aus, was in der Nationalität eines ursprünglich geistreichen und sehr gemüthlichen Volkes liegt, wovon wir erst vor Kurzem in diesen Blättern bey Gelegenheit der serbischen Volkslieder gesprochen haben.

Das vorliegende Epos gehört zu den ausgezeichnetsten Denkmalen des slavischen Alterthums. Es wurde 1795 zufällig entdeckt und rührt aus der Zeit vor der Mongolenherrschaft her. Es schildert eine Begebenheit, die sich 1185 wirklich zugetragen hat, und aus bestimmten Worten desselben ergibt sich, daß es selbst noch vor Ende des zwölften Jahrhunderts geschrieben seyn muß. Der Verfasser ist unbekannt, die Sprache ist die altrussische, wie sie in der russischen Bibel und alten Urkunden vorkommt. Das Lied ist in Prosa geschrieben, aber so rhythmisch, daß ihm wahrscheinlich ein unbekanntes Versmaaß zu Grunde liegt. Vor etwa zehn Jahren erschien eine prosaische Uebersetzung von Müller, die vorliegende ist in Jamben abgefaßt.

Der Dichter erscheint als Rhapsode im Kreis seiner Freunde, die er als Brüder anredet. Er gedenkt des alten Sängers Bojan, der allein würdig gewesen wäre, den Heereszug Igors zu besingen.

Denn, wenn ein Heldenlied er singen wollte,
So schweifte durch die Wälder sein Gedanke,
Wie auf der Erde schweift der graue Wolf,
Den Wolken nah der bläulich-graue Aar.
Und da gedachte er der Sagen von
Vergangner Zeiten Kämpfen, und entsandte
Der Falken zehn auf einen Schwarm von Schwänen.
Wer nun voranflog, den besang er auch
Zuerst, bald Jaroslaw, den alten, weisen,
Bald Mistislaw, den tapfern, oder auch Roman
Den blühenden. —

O Nachtigall der alten Zeit, Bojan!
O daß du diesen Zug besungen hättest,
Im sinnigen Gehölze schwirrend, wie
Die Nachtigall —

Bojan,
O Seher, Weles Enkel, du nur hättest
Es singen sollen.

Da unterbricht sich der Sänger und versezt sich in die Mitte des Heldengedichtes.

Horch! Rosse wiehern hinter der Sula,
In Kiew tönt der Ruhm und Hörner schallen,
In Nowogorod-Sewersk, Fahnen wehn
Schon in Putilwa.

Fürst Igor von Nowogorod zieht, von jugendlicher Kriegslust getrieben, gegen die heidnischen Polowzer, mit ihm sein Bruder Wsewolod.

Und in den goldnen Bügel trat Fürst Igor
Und ritt durch ungeheure Steppen fort. —
Jezt aber eilen hin zum großen Don
Auf ungebahnten Wegen die Polowzer;
Geknarr der Wagen hört die Mitternacht;
Sie ziehn, zerstreuten Schwänen gleich, daher.
Zum Don führt Igor seiner Krieger Schaar.
Schon weiden sich an seiner Noth die Vögel.
Die Wölfe erwecken in den Klüften Grauen:
Zur Azung laden Adler durch Geschrey
Das Wild — den rothen Schilden heulen Füchse
Entgegen — O, schon bist du, Rußland, nicht
Auf deiner Höhe mehr. Schon lange dämmert
Die Nacht — das Licht des Abendroths erlosch.
Es decken Nebel der Gefilde Fernen.
Der Sang der Nachtigall ist eingeschlummert,
Und das Geräch der Dolen aufgewacht.

Doch am folgenden Morgen siegen die Russen,

Und liebliche Polowzermaide fielen
Als Beute ihnen zu.

Am zweyten Morgen verstärken sich aber die Polowzer von allen Seiten.

Die Erd' erbebt, die Ströme fließen trübe,
Staub deckt die Felder und die Fahnen rauschen.
Polowzer rücken von dem Meer heran
Vom Don, von allen Seiten —
Die tapfern Russen aber
Umschanzen sich mit ihren rothen Schilden.
Da stehst du auf der Huth, Held Wsewolod! —
Wohin, o Recke, du nur hinflogst, wo
Dein goldner Helm hinleuchtete, da liegen
Die heidnischen Polowzerhäupter auch,
Da werden mit den hartgestählten Klingen
Gespalten auch die Helme der Awarer
Von dir, du starker Recke, Wsewolod!

Sie streiten vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen, einen Tag und noch einen,

Am dritten aber, gegen Mittagszeit,
Da sanken Igors Banner. —
Es senkte sich vor Herzeleid das Gras
Und Bäume neigten sich vor Gram zur Erde.

Igor wird gefangen und von den Polowzern in ihr Land geführt, und

Es singen schöne Gothenmaide an
Des blauen Meeres Ufer, —
Mit Rußlands Golde klingend.

Da ruft der Dichter alle Fürsten Rußlands auf zur Rache, und beklagt ihre verderblichen Fehden, wodurch die Polowzer mächtig geworden seyen, und erinnert an ihren alten Ruhm, an alte Schlachten, an den Reichthum ihres Landes. Von einer Schlacht heißt es:

An der Nemiga breitet man, gleich Garben,
Die Köpfe hin, zu Drescherflegeln werden
Die Schwerter hier, die stählernen, es wird
Das Leben auf die Tenne hingebreitet,
Und worfelnd sondert man hier Leib von Seele.

Rührend äußert sich der alte Swätoslaw, Igors Vater, ein weit berühmter Held, von dem es heißt:

Da singen Deutsche und Venetier
Den Ruhm des Swätoslaw, ihn singen Griechen
Und Mähren.

Der Greis will es allein wagen, seine Söhne zu rächen:

Und wär es wohl ein Wunder, Brüder, wenn
Ein Greis sich noch verjüngte, mausert doch
Der Falke, treibt, so lang er lebt, die Vögel
Zurück von seiner Höhe stets, und läßt
Nicht seinem Neste Unbill widerfahren.
Das nur ist schlimm, sehr schlimm, daß unsre Fürsten
Uns nicht zur Seite stehn: die Zeiten sind
Zu nichts geworden.

Der Dichter verliert sich in die Angelegenheiten Rußlands, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst ein Fürst oder ein Edler war, da ihm an der Ehre Rußlands und jener Fürsten dringend zu liegen scheint. Plötzlich unterbricht er sich aber wieder und gedenkt der Gattin Igors:

Horch', es ertönt die Stimme Jaroslawna's
sie klagt, — ein Guckguck einsam in der Frühe. —
„Ich werde, spricht sie, einem Guckguck gleich,
„hinfliegen bis zum Don. Die Biberärmel
„soll mir benetzen der Kajalafluß.
„Dem Fürsten will ich seine blut'gen Wunden
„an dem erstarrten Körper dort verbinden."

Auf ihrem Söller zu Putiwla weinet
Frühmorgens Jaroslawna, also klagend:

„O Wind, o lieber Wind, sag', warum wehest,
„du Starker, so gewaltig, warum führst
„auf deinen leichten Schwingen die Geschosse
„des Chanes du auf meines Herren Schaaren?
„War dir's noch zu geringe auf den Bergen
„zu wehen in der Wolken Nähe, oder
„das Schiff zu schaukeln auf dem blauen Meer?
„Warum, o Mächtiger, verwehest du
„mir meine Freunde längs dem Grase hin?"

Auf ihrem Söller zu Putiwla weinet
Frühmorgens Jaroslawna, also flehend:

„Du hochberühmter Dneper, Berg und Steine
„hast du durchbrochen durch's Polowzerland,
„die Schiffe Swätoslaws hast du auf dir
„im Zuge wider den Kobäk geschaukelt,
„O trage sanft, du Starker, meinen Herrn
„zu mir, auf daß ich nicht frühmorgens Thränen
„ihm nachzusenden habe auf dem Meer."

Auf ihrem Söller zu Putiwla weinet
Frühmorgens Jaroslawna, also klagend:

„O Sonne, helles, drey Mal helles Licht!
„Ach allen bist du warm und hold, warum
„Gewaltige, die Strahlen deiner Glut
„auf meines Herren Schaaren niedersenden?
„Auf wasserloser Ebne hast du ihnen,
„den Dürstenden, die Bogen abgespannt,
„die Köcher ihnen durch den Gram verschlossen.

Unterdeß ist Igor aber glücklich aus der Gefangenschaft entflohen und eilt durch die Steppen:

Zum Imbiß, Mittagsmahl und Abendkost
Sich Schwän' und Gänse tödtend. —

So kehrt er glücklich in die Heimath zurück, und:

Die Länder jauchzen und die Städte jubeln.

Aus diesen Proben kann man zugleich den poetischen Werth des Gedichts erkennen. Man sieht, es ist ein ächtes altes volksthümliches Heldenepos, so ächt, wie Homer und Ossian, aus der Natur hervorgegangen, von ursprünglichem Heldengeist der Nation durchdrungen. Am nächsten ist es mit den serbischen Heldengedichten verwandt, doch erscheint es noch ernster, gewaltiger, und, wie das Alterthum selbst, kühner. Der Gegenstand des Gedichts hat eine wahrhaft homerische Einfachheit. Kampf, Gefangennehmung und Flucht eines Scythen bieten an sich wenig Interesse dar, erst der Dichter macht

Digitized by Google

etwas daraus. Die Behandlung selbst ist äußerst einfach. Igors Befreyung erinnert auffallend an die bekannte Sage von Heinrich dem Löwen, der auch gefangen und befreyt wurde; aber der slavische Dichter bedarf jenes Aufwandes von Wunder und Allegorie, womit der deutsche sein Gedicht geschmückt, durchaus nicht. Er erzählt in der einfachen Weise eines Chronisten nur wirkliche Begebenheiten, und entfernt sich niemals von der Natur. Und dennoch ist diese simple Erzählung von tiefer Poesie durchdrungen. Die Einfachheit selbst, die Naivetät, Natürlichkeit und der gesunde Menschenverstand, der lautre Geist homerischer Humanität, die über dem Ganzen schweben, sind seine größten Zauber. Es tritt uns in diesem Gedicht reine ächte Menschlichkeit entgegen; der Dichter ist kein blutiger Scythe, er ist ein Weiser, der des Lebens wechselnde Gestalten und des Menschen Herz tief ergründet hat. So wird im Spiegel seines erfahrenen und humanen Geistes aus jenem Kriegsgemälde weit etwas Edleres, als ein gemeines barbarisches Heldenlied. Auch der Nationalstolz, ohne den die heroische Poesie der alten Völker gar nicht gedacht werden kann, erscheint bey diesem slavischen Dichter veredelt. In den serbischen Heldenliedern sind es nur Familien, in den nordischen nur Stämme, an welche jener Stolz sich knüpft; jener Russe ist aber von einer weit höheren Begeisterung für das gemeinsame Vaterland ergriffen, und gerade im Gegensatz gegen den Familien- und Stammgeist. Er verachtet diese kleinlichen Interessen, er bedauert das große Vaterland, das in sich selbst zerrissen ist, und sein hoher Geist hegt patriotische Ideen, die er gleichsam nur prophetisch den blinden Zeitgenossen mittheilt. — Sehn wir auf die epische Darstellung im Einzelnen, so finden wir ein höchst lebendiges und kräftiges Gemälde. Der Hintergrund der Natur und Nationalität ist in einfachen Zügen unnachahmlich wahr und lebhaft gezeichnet, und eben so geben die einzelnen Scenen, namentlich die Schlachten, gedrängte und kräftige Gemälde. Die Charaktere sind bey der Simplicität des Ganzen musterhaft gehalten. Es treten eigentlich nur vier Gestalten näher in den Vordergrund, aber sie geben, wenn ich so sagen darf, einen reinen Accord. Swätoslaw ist die Ehre und der Patriotismus, Igor die Kühnheit und das Glück, Wsewolod die Tapferkeit und Ausdauer, Jaroslawna die Liebe und der Besitz. Und diese Ideen sind es, die der Dichter in Harmonie bringen muß, um seinem Vaterlande ein Ideal zu geben. Man sieht deutlich, daß er auf das Herz der Nation zu wirken bemüht ist, daß er warnen, ermuthigen, begeistern, nicht bloß erzählen will.

Was seine Sprache betrifft, so ist sie von einer seltenen Gedrungenheit, Kürze, Kraft, Eindringlichkeit und Bildlichkeit. Mit wenig Worten wirft er ganze Gemälde hin, und seine Metaphern sind so ganz lokal und treffend und malerisch schön, wie irgend eins bey Homer und Ossian, offenbar aber weit reicher und orientalischer, als bey den altdeutschen Dichtern. Als Rhapsode wird er oft lyrisch, schweift aus, und fällt in den Ton Ossians, mit dem er überhaupt als Dichter vorzugsweise Aehnlichkeit hat, während er nur als Slave den Serben näher verwandt ist. Zuweilen erinnert er uns durch kühnen dithyrambischen Schwung und Sprünge der Phantasie sogar an Pindar. Auffallend und selten ist seine Glut des Gefühls bey dem klaren Licht seines Verstandes, und die Fülle seiner Phantasie bey der außerordentlichen Einfachheit seines Gegenstandes. Ohne allen Zweifel dürfen wir ihn zu den besten Dichtern rechnen, die je unter rohen Völkern wie Blüthen aus dem Holze geschlagen sind. Er hätte der Homer der Russen werden können, und die Ehrfurcht, die er vor dem ältern Bojan hegt, muß uns ein noch lebhafteres Bedauern erwecken, daß von diesem uns so hoch gepriesenen Dichter gar nichts erhalten ist. Indeß finden die Russen in ihren Klöstern vielleicht noch manches schätzbare Denkmal der Vorzeit, so glücklich als wir.

W. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Contes historiques. Par V. D. Musset Palhey. Paris 1826.

Dieses Buch hält mehr als es verspricht, denn statt willkürlich mit der Zeitgeschichte durchflochtener Romänchen gibt es uns einzelne Gemälde von Gegenständen aus der Zeitgeschichte, in einen ähnlichen Rahmen gefaßt, wie der, dessen sich Goethe bey seinen „Auswanderern" bediente. Damals war die Aufgabe, welche er sich vorsezte, streitende Meynungen zu mildern, kämpfende Interessen auszugleichen. Das war das Bestreben mehrerer wohlmeynenden Männer jener Zeit; sie glichen aber Wundärzten, welche Wunden zuheilen wollen, bevor die Eiterung die abgestorbenen Theile verzehrte. Manche neuere Schriftsteller scheinen der Meynung zu seyn, daß eine stattgefundene Heilung nur scheinbar, und heut zu Tage Aetzmittel nothwendig seyen, um das Absterben des Gliedes zu hindern. Diese Geschichtchen (denn der Ausdruck Contes hat im Französischen keinen so beschränkten Sinn wie unser „Mährchen," welches auf Fabelhaftes deutet), diese Geschichtchen sind gar nicht mit besonderer Geschicklichkeit aneinander gereiht, sie führen nur Gelegenheit herbey, allgemeine Interessen in das Schicksal des Einzelnen verflochten,

dem Leser nahe zu legen, und damit seine Aufmerksamkeit auf sie zu erwecken. In verschiedenen Abschnitten werden als Vorwürfe gesellschaftlicher Unterhaltung folgende Gegenstände erörtert. Familienleben der heutigen Zeit, in einigen, verschiedene Ueberschriften tragenden Kapiteln; über die Sittenlosigkeit der Weiber unter den beyden lezten Ludwigen vor der Revolution; und über die literarischen gesellschaftlichen Zirkel eine sehr anziehende Zusammenstellung, welche es begreiflich macht, wie aus diesen zahlreichen Feuerheerden lebendiger, kühner und auch rücksichtsloser oder schlecht gereifter Ideen sich die Funken durch ganz Frankreich verbreiten mußten; ein sehr aufregender Abschnitt über die Jesuiten unter der Aufschrift la rotonde et le coupé (zwey verschiedene Plätze der französischen Postwägen); eine bittere Kritik der Amtsführung der heutigen Minister (le secret des Ministres, ou l'art de regner) und einige andere weniger anziehende Gegenstände.

Wir können bey unserem starren Beharren in gesellschaftlichen Förmlichkeiten, bey unserer Unkunde gesetzlicher Berechtigungen, bey unserer Zahmheit gegen außergesetzliche Anmaßungen, bey unserem ängstlichen Beobachten der Subordination und der mit dieser Aengstlichkeit gleichen Schritt haltenden Zügellosigkeit, wenn wir diese Subordination erst einmal überschritten haben — wir können uns keinen Begriff machen von dem dauernden Bestand von Regierern, gegen deren Mängel so viele öffentliche Anklagen gemacht werden. Diese Regierer müssen sehr sicher seyn, daß Alles nur bey Vorwürfen und Sarkasmen stehen bleiben wird, um solche Schriften wie die gegenwärtige und manche ähnliche (les moeurs administratives z. B.) nicht zu hindern. Das bessert nun aber ihre Moralität nicht, so wie die Moralität der, bey so scharf ausgesprochener Rüge, dennoch den Gesetzesmißbräuchen, den Gesetzes-Umgehungen, dem Gesetzeshohn sich fügenden Regierten dabey erschlaffen muß. Das ist die eine Ansicht dieser Gattung von Schriften; die andere ist weniger trübe: Die Begriffe von gesetzlichem Gehorsam und Recht, von den Handlungen, die beyde verletzen, von Sitte und Tugend und den Mißbräuchen, die ihnen ungestraft Hohn sprechen, müssen sich durch solche Lesebücher immer weiter verbreiten und als unaufgedrungener Zeitvertreib sich mit der ganzen Denkart der Nation amalgamiren. Sollte denn einmal der Moment kommen, wo die Regierer selbst es für gerathener hielten, sich an die, von ihnen selbst anerkannten, Grundsätze zu halten, so finden sie die Menge durch lange erkanntes Unrecht vorbereitet, der Ausübung des Rechts ernstlich Hände und Kräfte zu bieten. Es fällt in die Augen, daß den Regierern nach einer so praktischen Vorbereitung eine Verbesserung viel leichter werden muß, als einst ihren Vorgängern mit einer Zahl theoretischer, der praktischen Staatsverwaltung ungewohnter Köpfe. Aus diesem Gesichtspunkte angesehen, könnten, bey dem lobenswürdigen Streben so vieler Regierenden, das Regiment zu vervollkommnen, ähnliche Darstellungen wie die Contes historiques allenthalben möglich seyn, wenn sie so geziemend, wie diese, alle persönliche Angriffe zu vermeiden verständen.

Krieg unter den Orientalisten.

Eine Pariser Zeitung macht folgenden charakteristischen Ausfall gegen den Orientalismus:

Während Europa's großherzige Monarchen bemüht sind, den Frieden unter den Völkern unseres Erdtheils zu erhalten, ist in Paris eine heftige Fehde zwischen den Orientalisten ausgebrochen, die unter diesen gelehrten Herren ein förmliches Schisma befürchten läßt. Es ist hier keineswegs von einem Streite die Rede, der, wie bey Gellert's Nachtwächtern, Sylbenstecherey zum Anlasse hat. Nein, der Gegenstand ist erhabener! Die asiatische Dichtkunst ist die Troja, welche von den poetischen Grammatikern gegen die anstürmenden Philosophen, Geschichtsforscher und Geographen mit begeisterter Verzückung vertheidigt wird; Priamus und Anchises selbst fechten von den hohen Wällen herab, und der jugendliche hehre Hektor ermahnt die Seinen mit Donnerstimme zum Kampf auf Leben und Tod. Schon mehrmals haben die hölzernen Thürme der Feste Feuer gefangen, das aber noch immer glücklich gelöscht worden ist. Im Ganzen scheint der Krieg durch ein Mißverständniß zwischen beyden Partheyen ausgebrochen zu seyn. Es ist nämlich bekannt, daß man, um vollkommen die Sprachen der Araber und Perser zu verstehen, die poetischen Werke beyder Nationen studiren muß, weil selbst in ihren prosaischen Schriften eine Menge poetischer, bildlicher und allegorischer Ausdrücke so häufig gebraucht werden, daß man, wenn man diese nicht kennt, den Sinn des Textes nicht hinlänglich ergründen kann. So lange also die asiatische Poesie, und vorzüglich die der Mahomedaner in Europa ein Attribut der Sprachlehre bleibt, kann man es nicht mißbilligen, daß Schüler sich mit ihrem Verständnisse beschäftigen.

Die Gedichte des Morgenlandes sind an sich höchst geschmacklos, neben den erhabensten Bildern findet sich gewöhnlich das Gemeinste in langen Tiraden ausgesponnen. Ihre Liebeslieder haben größtentheils einen, in Europa verabscheuten Auswuchs der Liebe zum Gegenstand, ohne ihn wie Anakreon und Theocrit durch hohe Schönheit im Vortrage zu veredeln. Will man uns nun dergleichen noch geschmackloser in europäischen Sprachen übersezt vorlegen, so kann man kaum denen ihre Abneigung verdenken, die sich mit Eifer gegen solcherley Bombast erklären. Man lese arabische, persische und türkische Dichter, entweder um die Sprachen, in welchen sie geschrieben haben, besser kennen zu lernen, oder aus Neigung für ihre Poesie, denn jeder hat seinen Geschmack; man wähne aber nicht der gebildeten Welt ein Geschenk durch unlesbare Uebersezungen von Mottenabi und Baki zu machen, die nicht einmal dazu geeignet sind, Lachen zu erregen; sie lassen nur die vergebliche Mühe des Uebersezers und seinen Mangel an richtigem Gefühl bedauern.

Digitized by Google

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 10. November 1826.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1826.

Die dießjährige Leipziger Herbstmesse hat eine größere Menge von Büchern geliefert, als alle bisherigen Herbstmessen. Der Michaelis-Meßkatalog dieses Jahres umfaßt 226 Seiten. Auf 182 Seiten sind die fertigen Werke in der deutschen und in ältern Sprachen, auf 20 Seiten die fertigen Werke in fremden Sprachen, und auf 24 S. die Werke verzeichnet, welche künftig erscheinen sollen. Die gesammte Zahl der fertig gewordenen und bey deutschen Verlegern erschienenen Werke beträgt 2125, und die Zahl der Verlagsbuchhandlungen 338, so daß im Durchschnitt jeder 6 – 7 Werke verlegt hat. Die meisten haben folgende geliefert:

65. Das Lit. Centralcomptoir in Leipzig.
34. Reimer in Berlin.
— Basse in Quedlinburg.
— Hartmann in Leipzig.
30. Leske in Darmstadt.
— Franckh in Stuttgart.

In der Gesammtzahl 2125 unterscheiden wir zunächst 222 neue Auflagen von ältern Werken, ungerechnet die zahlreichen neuen Ausgaben und Uebersetzungen klassischer Werke, und zwar:

140 zweyte Auflagen.	2 zehnte.
30 dritte.	1 elfte.
15 vierte.	1 dreyzehnte.
9 fünfte.	1 vierzehnte.
10 sechste.	4 fünfzehnte.
7 siebente.	1 dreyunddreyßigste.
4 achte.	1 sechsundachtzigste.
1 neunte.	

Zum dreyunddreyßigsten Mal ist aufgelegt Bogatzkys güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes, und zum sechsundachtzigsten Mal Wilmsens deutscher Kinderfreund.

Ferner unterscheiden wir 239 Werke in fremden Sprachen, und zwar:

160 lateinische.
37 griechische.
19 französische.
10 englische.
13 in andern Sprachen.

Außer diesen finden wir noch 156 Uebersetzungen aus fremden Sprachen, und zwar:

10 aus dem Lateinischen.
8 aus dem Griechischen.
54 aus dem Französischen.
65 aus dem Englischen.
19 aus andern Sprachen.

Ziehen wir die Gesammtzahl der fremden Werke, 395, von den 2125 ab, so bleiben nur 1730 Werke von deutschen Autoren. Aus dieser Uebersicht sehen wir zugleich, daß das Studium der englischen Sprache in Deutschland noch weit hinter dem der französischen zurücksteht, denn es sind mehr französische, als englische Originalwerke, und weit mehr englische als französische Uebersetzungen erschienen. Uebrigens sind unter den englischen Werken die von Walter Scott wie gewöhnlich die zahlreichsten. Unter seinem Namen finden wir allein unter den fertig gewordenen Werken 23 Nummern, worunter sich 6 Ausgaben seiner sämmtlichen Werke befinden, eine englische bey den Brüdern Schumann in Zwickau, und fünf deutsche, bey:

Franckh in Stuttgart,
Gerhard in Danzig,
Gleditsch in Leipzig,
Hennings in Gotha,
Schumann in Zwickau.

Die periodischen Schriften nehmen mehr als $\frac{1}{8}$ der Gesammtzahl aller Werke ein. Wir finden deren, von den Jahrgängen bis zu den Tagblättern herab, 280 verzeichnet, darunter 60 Taschenbücher. Es erscheinen aber noch weit mehr, denn die meisten lokalen Blätter, wie sie in jeder nur etwas bedeutenden Stadt herauskommen, werden in den Meßkatalogen gar nicht verzeichnet. Die meisten der periodischen Schriften sind kritischen Inhalts und dienen zu Ueberblicken über die neuesten Erscheinungen in den verschiedenen Wissenschaften und Künsten. Je unübersehlicher jedes Fach sich erweitert, desto drin-

Digitized by Google

gender werden solche kritische Uebersichten nöthig, aber sie selbst vermehren sich dergestalt, daß man wieder über sie einer Uebersicht bedarf, denn es wird nicht viel an einem halben Hundert bloß theologischer, oder bloß medicinischer Journale fehlen.

Dem Inhalt nach unterscheiden wir unter den 2125 Werken:

- 327 theologische.
- 21 philosophische.
- 167 historische.
- 116 politische und juridische.
- 150 pädagogische.
- 50 grammatikalische.
- 87 alte Classiker.
- 39 mathematische.
- 208 technische.
- 88 naturwissenschaftliche.
- 159 medicinische.
- 44 geographische.
- 11 epische.
- 58 lyrische.
- 38 dramatische.
- 186 Romane und Erzählungen.
- 69 Landcharten.
- 27 musikalische Werke.

Die übrigen sind vermischten Inhalts. Man ersieht daraus, daß die Naturwissenschaften und was dazu gehört, Mathematik, Gewerbe, Medicin, Geographie und Reisen und Landcharten bey weitem das Uebergewicht in der neuen Literatur behaupten, woraus wir deutlich erkennen, wie sehr wir allmählich immer praktischer werden. Außerdem muß die große Zahl der Romane auffallen, wozu noch gegen 30 poetische Almanache gerechnet werden können. Diese Massen sind um so merkwürdiger, als sie größtentheils von historischen Romanen in Walter Scotts Manier gebildet werden, die wie eine Fluth in Deutschland hereingebrochen und noch immer auffallend im Steigen sind.

Unter den theologischen Werken, wohin wir die Predigten, Andachts- und Gebetbücher mitrechnen, bemerken wir 187 protestantische und 140 katholische. Verhältnißmäßig ist also die Zahl der katholischen Schriften bedeutend gestiegen, denn noch vor Kurzem betrug die katholische Literatur nur ein, die protestantische zwey Drittel, und früher noch weniger. Die steigende Bewegung des Katholicismus ist auch in der Literatur nicht zu verkennen, und gerade die Literatur ist eines ihrer vorzüglichsten Beförderungsmittel. Aus den bloßen Titeln läßt sich übrigens dießmal auf nicht viel Ausgezeichnetes in der theologischen Literatur schließen. Außer den gewöhnlichen Fakultätsschriften, Predigten und Andachtsbüchern finden wir bey den Protestanten als gegenwärtigen Modeartikel eine Menge Worte, Winke, Betrachtungen, Bedenken, freymüthige Erörterungen ꝛc. über den bekannten Brief an die Frau Herzogin von Anhalt-Köthen; und bey den Katholiken eben so viel gelegentliche Jubiläumsschriften. Die Namen der Verfasser machen ferner den Protestanten Eschenmaiers Dogmatik und Schleiermachers Festpredigten, und den Katholiken mehrere kleine Schriften von Görres und Franz von Bader bemerkenswerth.

In der Philosophie ist wenig Erhebliches zu finden, so weit aus Namen und Titeln geschlossen werden darf. Von berühmten Namen tritt nur Hegel und nur mit einer zweyten Auflage seiner Encyclopädie auf. Einiges über Geschichte der Philosophie, z. B. die pythagoräische, Rationalismus ꝛc., zeigt wenigstens, daß die Philosophie, die in der speculativen Richtung ein wenig in's Stocken gerathen ist, in der historischen das Gewonnene zu ordnen trachtet, offenbar das Klügste, was sie thun kann.

Politik und Staatswissenschaften sind wie gewöhnlich in Vergleichung mit der französischen oder englischen Literatur dürftig ausgefallen, und vieles davon ist nur aus jenen Sprachen übersezt. Als eigenes Erzeugniß bemerken wir Aretins Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie, Malchus Statistik, Friedrich von Raumer über geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Die Jurisprudenz ist wieder in vielen Werken fakultätsmäßig abgehandelt, und das römische Recht hat wie immer das entscheidende Uebergewicht. Ueber öffentliche Gerichte haben sich nur ein Paar Stimmen verlauten lassen, doch handeln auch einige Werke von ältern deutschen Rechten, und eines sogar vom alt russischen Recht.

Die Geschichte bietet manches Interessante dar, von berühmten Verfassern z. B. neue Auflagen von Joh. Müllers Schweitzergeschichte, von Niebuhrs römischer Geschichte, von Bredows populärer Weltgeschichte (die neunte Auflage); eine Fortsetzung von Schmidts deutscher Geschichte von Dresch, die Fortsetzung von Karamsins russischer; Anfänge von Dreschs deutscher Geschichte, von Rotteks Geschichte der neuern Zeit, von Schlossers universal historischer Uebersicht der alten Welt. Ferner empfehlen sich Bottas Geschichte von Italien, Hasses Geschichte der Lombarden, Kauslers Kriegsgeschichte, zwey Geschichten von Hayti, eine des Lützowschen Freykorps, und Deubers historisch-geographischer Atlas für die verschiedenen welthistorischen Perioden. Interessante Memoiren finden wir in Uebersetzungen von Falkenskiold, Franceschetti, Frau von Genlis, dem ältern Segur ꝛc.; endlich Bio-

graphien von Arnold von Brescia, Canaris, Fenelon, Marco Bozzaris, Murat, Napoleon, Johann von Werth, drey Lebensbeschreibungen von Jean Paul, Jakobs biographisch-literarische Skizze von Walter Scott, eine Fortsetzung der biographischen Denkmale von Varnhagen von Ense, worin Blüchers Leben beschrieben ist ꝛc. Unter den Alterthümern zeichnen sich mehrere kostbare Werke über antike griechisch-römische und über altdeutsche Denkmale aus, unter andern über deutsche Baukunst, eine Schrift des berühmten Angelo Majo über die egyptischen Papyrusrollen auf der Vatikanischen Bibliothek, eine von dem gelehrten Rask über das Alter der Zend-Avesta, A. W. Schlegels indische Bibliothek, Thiersch über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen ꝛc.

Die größte Menge von Schriften handelt von Naturgegenständen aller Art, und vorzüglich von der praktischen Anwendung der Naturkunde in Medicin und Gewerben, Landwirthschaft ꝛc. Die wichtigste unter den Reisen ist die große afrikanische Reise von Denham, Clapperton und Oudney.

Für die klassische Literatur der alten und neuen Zeit ist in Ausgaben und Uebersetzungen wieder sehr viel gethan worden. Es sind zwey Uebersetzungs-Bibliotheken der alten Classiker erschienen, bey Metzler in Stuttgart und bey Ragoczy in Prenzlau. Viele einzelne Classiker sind, zum Theil von namhaften Gelehrten, übersezt, und das wichtigste Werk darunter möchte die längst erwartete Republik Platos von Schleiermacher seyn. Von neuern Classikern, oder doch ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern in fremden Sprachen finden wir in Deutschland erschienene Originalausgaben von Coopers, Walter Scotts und Florians Werken; ferner Uebersetzungen aus dem Englischen von Walter Scotts, Coopers, Washington Irvings und Shakespeares sämmtlichen und einzelnen Werken, zwey Uebersetzungen von Horaz Smiths Brambletye House und einer von Thomas Jones; aus dem Französischen die Uebersetzungen sämmtlicher Werke von Chateaubriand, Beaumarchais und Molliere, und von Olivier, dem neuen Roman von der Verfasserin der Urika; aus dem Schwedischen drey Uebersetzungen der Frithiofsaga von Tegner; aus dem Italienischen Dantes Paradies, übersezt von Streckfuß, und Dantes kleinere Gedichte von Kannegießer; endlich aus dem Arabischen Rückerts Uebersetzung der Verwandlungen des Ebu Said (der arabische Eulenspiegel) und Habichts neue Uebersetzung der Tausend und einen Nacht. Von deutschen Classikern erscheinen jezt neue Ausgaben der sämmtlichen Werke von Goethe, Herder, Wieland, Jean Paul, Tieck, deßgleichen von Seume, Heinrich von Kleist, Louise Brachmann, endlich Jakobis Briefwechsel, und nochmals Klopstocks Oden und Gleims Lieder. Unter den neuen Sammlungen lyrischer Gedichte zeichnen sich die von Contessa, Fouqué und Agnes Franz aus. In der Rubrik der Romane finden wir die Namen Blumenhagen, Clauren, G. Döring, Fouqué, von der Hagen, Laun, A. Schopenhauer, Spindler, und — den berühmten Naturphilosophen Steffens, der uns mit seinem neuesten Werke, Walseth und Leith, einem Cyclus von Novellen, erfreut. Unter den Dramatikern finden wir den Grafen Benzel-Sternau, C. Blum, Castelli, Gehe, den Grafen Platen-Hallermünde, Raupach und L. Robert, und zwar alle nur als Lustspieldichter.

Bey dieser Gelegenheit wird es nicht unschicklich seyn, einmal die deutsche Bücherproduktion von den verschiedenen Jahrgängen untereinander und mit der französischen zu vergleichen. Die *Bibliographie de la France* gibt einen Ueberblick über die Zahl der in Frankreich neu erschienenen Bücher (ungerechnet die Musikalien, Landcharten, Kupferstiche, Lithographien ꝛc.), wie sie je in den ersten sechs Monaten der Jahrgänge von 1814 bis 1826, also seit der Restauration sich gestellt. Vergleichen wir diese mit der Zahl der in den Leipziger Meßkatalogen von denselben Jahren als fertig angezeigten Büchern (ungerechnet die Landcharten, Musik- und Kupferwerke und die noch nicht fertigen Bücher), so ergibt sich folgendes Verhältniß.

Jahr.	Frankreich.	Deutschland.	
		Ostern.	Michaelis.
1814	979	1490	1039
1815	1712	1777	973
1816	1851	1997	1200
1817	2126	2345	1187
1818	2431	2294	1487
1819	2441	2648	1268
1820	2465	2640	1318
1821	2617	3012	985
1822	3114	2729	1554
1823	2687	2558	1751
1824	3436	2870	1641
1825	3569	3196	1640
1826	4347	2048	2056 *)
	33,774	32,204	18,099
			32,204
			50,303

*) Oder die obige Zahl 2125, wenn man die 69 Landcharten dazurechnet.

Man ersieht aus dieser Vergleichung, daß die deutsche Bücherproduktion weit stärker ist als die französische, zumal, wenn man bedenkt, daß die als noch nicht fertig angezeigten Bücher, di bis auf wenige Ausnahmen wirklich erschienen sind, ohne auf's neue angezeigt zu werden, in den betreffenden sechsundzwanzig deutschen Meßkatalogen noch 735 Seiten anfüllen, wobey man etwa auf jede Seite zehn Werke rechnen darf und daß unter den hier

nicht mitverzeichneten Büchern in fremden neuern Sprachen auch noch wenigstens eine Minderzahl von deutschen Verlegern herrührt. Man sieht ferner, daß die Bücherproduktion in Frankreich seit der Restauration stufenweise rascher gestiegen ist, als in Deutschland, denn die französische ist von 979 auf 4347 Werke gestiegen, die deutsche nur von 4704 Werken des Jahres 1814 auf 2529 des Jahres 1826. Der reichlichste Jahrgang war in Deutschland der vorjährige, welcher 4836 fertige Werke anzeigte, der ärmste war der von 1814; der stärkste Katalog war aber der von Ostern 1825 und der schwächste der von Michaelis 1815.

Rechnet man zu den 50,303 als fertig angezeigten Werken noch 7350 als nicht fertig genannte, und die in Deutschland erschienenen Werke in fremder Sprache, so entsteht eine Summe von etwa 60,000 seit 1814 in Deutschland gedruckten Büchern. Wer davon in jedem Tag im Durchschnitt ein Buch liest, es mag nun ein, oder wie die neuen beyspiellos wohlfeilen Taschenwerke hundert und mehr Bändchen umfassen, der braucht nicht weniger als 170 Jahre, um fertig zu werden. Die Zahl der Schriftsteller übrigens, welchen wir diesen Reichthum von Lecture verdanken, wird sich wenigstens auf die Hälfte der Werke, also auf 30,000 belaufen. Da dreyzehn Jahre noch nicht ein halbes Menschenalter, zu 30 Jahren gerechnet, ausmachen, so müssen wenigstens noch 40,000 andere Schriftsteller existiren, welche dieses Menschenalter ausfüllen, denn rechnen wir auf 13 Jahre dreyßig, so müssen wir auf die noch fehlenden 17 noch vierzigtausend zählen. Das lebende Geschlecht zählt also 70,000 Autoren, welche innerhalb von 30 Jahren, wir mögen sie vorwärts oder rückwärts zählen, geschrieben haben, schreiben oder schreiben werden. Rechnen wir in Deutschland 30 Millionen Leser, wovon die meisten freylich nicht mehr als drey Bücher kennen, so kommen doch im Durchschnitt auf jeden Autor etwa 500 Leser.

Aus Italien.

— Es ist bekannt, daß die Venezianische, im Jahre 1501 aus Aldinischen Pressen hervorgegangene Ausgabe von Petrarcas Gedichten dem Leser zu vernehmen gibt, daß Messer Pietro Bembo den Herausgebern ein vollständiges Original-Manuscript jenes Dichters mitgetheilt habe, nach welchem die ganze Ausgabe angeordnet und berichtigt worden sey. Dieser, durchaus von Petrarcas Hand geschriebene Original-Codex war nach dem Ableben des Kardinals Bembo nicht mehr zum Vorschein gekommen, und muß ohne Zweifel ein anderer gewesen seyn, als jener dürftige und unvollständige, den Federico Ubaldini im Jahre 1642 herausgegeben hat, und der unter Nummer 3195 in der Vaticana zu sehen steht. Nun aber enthält eine unlängst zu St. Petersburg in der Druckerey des Departements des öffentlichen Unterrichtes erschienene Schrift, die den Titel führt: Illustrazione al codice autografo di messer Francesco Petrarca, stato occulto alla republica letteraria fin' dall' anno 1501, epoca in cui fù posseduto dal chiarissimo messer Pietro Bembo, die bestimmte Anzeige, daß jenes kostbare Manuscript ganz neuerlich von dem Ritter Arrighi wieder sey aufgefunden worden, welcher die Freunde und Kenner der italienischen Literatur sobald als möglich damit zu erfreuen verspricht. Obgleich sich erst nach den sorgfältigsten Confrontationen darthun wird entscheiden lassen, ob dieser Codex jener von Bembo besessene sey oder nicht, so ist wenigstens vorläufig an demselben bemerkenswerth, daß sich das Sonetto: Non dal ispano Ibero all' indo Idaspe, in Betreff dessen viele der berühmtesten Commentatoren Petrarcas geglaubt haben, es sey des Sängers der Laura nicht würdig, in demselben nicht findet; eben so wenig jenes zweyte: Qui giaccion quelle caste e felici ossa; daß hingegen das von einigen verworfene Capitolo: Nel cor pien d'amarissima dolcezza nicht weniger als das Madrigal: Or vedi, Amor, che giovinetta donna, darin vorkommen und daß endlich der trionfo della Castità, eine ganze Terzina enthält, die in allen bekannten Abdrücken von Petrarcas Gedichten vermißt wird.

— Von langem her ist es in Italien Sitte, ansehnlichere Vermählungsfeste, durch Gedichte und andere schriftstellerische Produkte zu verherrlichen. Noch kürzlich haben die Faustissime nozze Crescini-Menghini, — ein Hr. Luigi Crescini, wie es scheint, ein Paduaner, hatte sich nämlich mit Sgra Adelaide Menghini Turchi verheirathet — nicht weniger als sechs poetische sowohl als prosaische Federn in Bewegung gesezt. Vier dieser Produkte sind zu Padua, zwey zu Venedig im Druck erschienen. Es sind nachstehende: Ein kurzes, etwas flüchtiges anakreontisches Gedicht, welchem der Verfasser, der Abate Andrea de' Mori, eine Uebersezung desselben in sieben Sprachen — zu welchem Zwecke bey einer Vermählung, sieht man nicht ein, — beygefügt hat; ein Gedicht von etwa zwölfhundert Versen in drey Gesängen, dessen Verfasser, Hr Caree sich, was sonst nicht Dichterart ist, von freyen Stücken der Armuth und einer gewissen Armseligkeit des Planes bescheidet; dann zwey lieblich zu lesende, in lateinischer Sprache abgefaßte Elegien, die eine auf die blauen, die andere auf die schwarzen Augen, von der Pisanerinn Caterina Borghini und herausgegeben von G. Monico, Erzpriester von Postioma; ferner eine Gelegenheitsschrift von Hrn. Bartolomeo Gamba, die den Titel führt: Schilderung einiger ausgezeichneter Damen aus den venezianischen Provinzen und in Betreff deren der Gedanke, der Verlobten zwölf ihrer verdientesten Landsmänninnen in kurzen und genauen Abrissen ihres Lebens, ihrer Tugenden und ihrer Studien gleichsam zur Gesellschaft mitzugeben, alles Lob verdient; weiterhin unter dem Titel: die griechische Hochzeit, ein Bruchstück einer erotischen Dichtung, von einem Ungenannten, und endlich, ebenfalls auf die Hochzeit Crescini-Menghini, von dem Prof. Menin eine Schrift zum Andenken des vaterländischen Malers Guariento und seiner Kunstarbeiten. Dieser Guariento war ein Schüler Giottos und malte sowohl in seiner Vaterstadt Padua, als auch außer derselben so meisterhaft, daß Vasari ihn denjenigen beyzählt, welche am meisten zum Wiederaufleben der Künste beygetragen haben. Giotto that den ersten Schritt, um sich von den Griechen zu entfernen; Guariento verlieh diesem Beyspiele Kraft durch das zweyte, welches er selbst aufstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. November 1826.

Berichte über die englische Literatur.

V.

Geschichte.

Der Ertrag der englischen Literatur auf dem Gebiete der Geschichte ist seit einer Reihe von Jahren nur für die Geschichte des Landes und seiner Kolonien reich gewesen. Seit Gibbon, Ferguson, Milford und Roscoe ist kein Werk erschienen, das einen großen Abschnitt der ältern oder mittlern Geschichte umfaßt hätte, außer Hallam's, vor Kurzem in einer neuern Auflage erschienener Geschichte des Mittelalters, die doch wieder vorzüglich auf das Einheimische den Blick richtet. Es gibt kein bedeutendes neueres Werk über die allgemeine Geschichte, das mit deutschen Werken sich vergleichen ließe, und noch vor wenigen Jahren war eine neue Ausgabe der Uebersetzung von Millot's Weltgeschichte mit Milton's Fortsetzung Bedürfniß, aber eher wird die Uebersetzung der allgemeinen Geschichte unseres Johannes von Müller zur Beförderung einer geistreichen Behandlung der Weltgeschichte etwas beytragen. Die gewöhnlichen historischen Handbücher für die Jugend sind höchst dürftige Lehrmittel, die zum Theil noch auf der Stufe stehen, über welche wir lange hinaus sind, und eine Ueberleitung des deutschen Lebensblutes könnte hier eine heilsame Verjüngung bewirken. Die brauchbare Sammlung für die Zeitgeschichte, das im Jahr 1758 von dem Buchhändler Dodsley gegründete Annual Register, woran früher bekanntlich Burke und andere ausgezeichnete Männer Theil nahmen, wird nach dem ursprünglichen Plan fortgesezt. Das 1780 begonnene New Annual Register hat, so viel ich weiß, 1807 aufgehört. Im Jahre 1808 begann dagegen in Constable's Verlage das mit Geist und Sorgfalt geleitete Edinburgh Annual Register, das mir nur bis zum Jahrgang 1823 bekannt ist. Es zeichnet sich durch zweckmäßigere Einrichtung und besonders auch durch eine bequemere Anordnung der Parliaments-Verhandlungen, durch gute Uebersichten aller wissenschaftlichen Entdeckungen und durch schätzbare biographische Aufsätze vor den beyden ältern Jahrbüchern der Zeitgeschichte aus. Jene Richtung der Geschichtschreiber auf das Vaterländische, die in dem Gange der Studien bey den Britten und in ihrer lebendigen Theilnahme an dem Staatsleben ihren Grund hat, ist freylich eher zu rühmen als zu bedauern, zumal wenn sie so reife Früchte bringt, als der brittischen Literatur seit Hume zugewachsen sind; aber auch hier hat sich seit mehreren Jahren die literarische Thätigkeit nur in einem beschränkten Kreise gezeigt, so vorzüglich manche der gelieferten Gaben waren. Haben wir doch bis auf diesen Augenblick noch keine umfassende und vollständige Darstellung der Geschichte Schottlands, welche die neuern Forschungen, die über einzelne Theile so viel Licht verbreitet haben, gründlich benuzt hätte, und eben so fehlt es noch an einem Werke über die Geschichte Irlands bis auf die neuesten Zeiten, das befriedigender wäre, als die in diesem Jahrhunderte erschienenen Werke von Gordon, Plowden und Burdy, dessen 1819 herausgekommene Darstellung der Geschichte Irlands bis zur Union bis jezt das beste Buch ist, obgleich es in der ältern Geschichte der Kritik ermangelt.

Wir wollen für jezt einen Theil des neuesten Ertrages der historischen Literatur mustern, und werfen zuerst einen Blick auf die, in den lezten Jahren erschienenen allgemeinen historischen Werke und die Geschichte des Auslandes. Nicht ohne Ansprüche hat The History of Chivalry, or Knighthood and its times. By Charles Mills, Esq. Author of the History of the Crusades (2 Bde. 8. London 1825 und 2te Aufl. 1826) sich angekündigt. Der Verfasser hat außer der Geschichte der Kreuzzüge, auch eine Geschichte des Muhammedanismus und die Reisen des Theodor Ducas geschrieben. Die Geschichte des Muhammedanismus ist, troz der aufdringlichen Nachahmung der Darstellung Gibbon's, sein bestes Werk, das Sorgfalt und Fleiß verräth, obgleich sich auch hier, wie in den spätern Werken, Mangel an philosophischem Blicke und an gründlicher Forschung zeigt. Die Geschichte der Kreuzzüge erzählt die merkwürdigsten Ereignisse jenes Zeitraumes, aber ohne mit den neuern Werken der Deutschen und selbst der Franzosen über

Digitized by Google

denselben Gegenstand die Vergleichung aushalten zu können, und macht den Uebergang von dem gezierten Styl des Erstlings zu der nachlässigen Darstellung, wozu der Verfasser in dem neuesten Buche herabsinkt. Er hat Recht, wenn er St. Palaye's Werk über das Ritterwesen unvollständig und zu einseitig auf Frankreich beschränkt findet, und wir können ihm auch in unserer Literatur nichts nennen, das allen Forderungen genügte. Einige Handschriften des brittischen Museums boten ihm Manches dar; den reichhaltigsten Ertrag aber lieferten der treffliche Froissart (der vor Kurzem in Buchon's vollständiger Ausgabe des Originals uns zugänglicher geworden ist) und andere Chroniken, und der Verfasser hatte den guten Gedanken, diese erborgten Schätze von gutem Schrot und Korn in der Gestalt zu geben, worin er sie fand. So ist sein Buch ein brauchbares Hülfsmittel zum Verständniß des Ritterthumes für das größere Publikum geworden. Er hat den Gegenstand, wie es nicht anders seyn kann, ethnographisch behandelt, und über die Ausbildung des Ritterwesens in Europa, besonders aber in England von den Normännern bis auf Karl I. manches mitgetheilt, das man anderswo nicht findet, und, wenn man einzelne Unrichtigkeiten und Lücken, z. B. über die Wappen und die ritterlichen Belustigungen, abrechnet, viele anziehende Züge gesammelt; mehr aber läßt sich ihm nicht nachrühmen, und sucht man gründliche Forschungen über den Ursprung des Ritterwesens, den er mit einigen dürftigen Worten abfertigt, über den Einfluß desselben auf die Zeit, wo es blühte, und auf unsern gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand, so findet man nur oberflächliche Bemerkungen, die deutlich verrathen, daß Mills seines Stoffes nicht Meister war. Ueber Einzelnes etwas zu sagen, würde hier nicht der Ort seyn, und es möge nur darauf hingedeutet werden, daß er (Bd. 1. S. 340 ff.) die Fortdauer des Tempelherren-Ordens und die ununterbrochene Uebertragung der Großmeisterwürde, von Jakob von Molay bis auf unsere Tage, in allem Ernste behauptet.

Einen guten Beytrag zur Geschichte des europäischen Mittelalters gibt: An Inquiry into the Origin of the Laws and political Institutions of modern Europe, particularly those of England. By George Spence, Esq. of Lincoln's Inn. (London 1826. 8.), ein mit vieler Klarheit und Faßlichkeit geschriebenes Buch, obgleich man den, von der gewöhnlichen Meynung abweichenden Ergebnissen, wozu der Verfasser gelangt, nicht überall beystimmen kann. Seit einigen Jahren mit einer englischen Uebersetzung des Code Napoleon beschäftigt, wurde der Verfasser zu einem sorgfältigern Studium des römischen Rechts geführt, als bey den englischen Rechtsgelehrten gewöhnlich ist, und er fand, daß viele Satzungen des englischen gemeinen Rechtes ihre Quelle in den römischen Rechtsbüchern haben. Dieß führte ihn zu tieferen Forschungen und zu einer Vergleichung der politischen und gerichtlichen Einrichtungen des neuern Europa's mit den römischen Rechtsanstalten. Er richtete seinen Blick auf die Verfassung und Verwaltung der Provinzen des römischen Reiches, auf die Volksrechte der Provinzialen, auf den ursprünglichen gesellschaftlichen Zustand der germanischen Völker, die das Römerreich überschwemmten, und auf die, von ihnen in den eroberten Provinzen gegründeten Einrichtungen, und führte seine Untersuchungen bis auf die Theilung des Karolingischen Reiches und die Stiftung der normännischen Herrschaft in England herab. Die Darstellung der römischen Rechtsverfassung und die Schilderung der Einrichtungen der neuen germanischen Staaten sind die Hauptpartbieen des Buches. Der Verfasser bedauert, daß er die Arbeiten deutscher Gelehrten nicht hat benutzen können, wie denn die Engländer in neuern Zeiten überhaupt in Forschungen dieser Art hinter den Schriftstellern des Festlandes, besonders den deutschen, offenbar zurückgeblieben sind; und auch in diesem Buche vermißt man die Bekanntschaft mit den gründlichen Untersuchungen, die Hugo, Savigny und Eichhorn in diesem Gebiete gemacht haben. Die deutsche Schrift seines Landsmanns, H. Phillips: Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechtes (Göttingen, 1825. 8.) wird die Richtung jener Forschungen vielleicht bekannter in England machen. Spence zieht aus seinen Untersuchungen das *Ergebniß, daß die germanischen Völker nach ihren Eroberungen keineswegs* eine ganz neue Ordnung der politischen Verfassung und der Gesetzgebung eingeführt, sondern von den Besiegten die Grundlagen der Civilisation, wie den Glauben derselben, angenommen haben; ja er geht so weit, daß er selbst die Keime des Feudalsystems und andere charakteristische Einrichtungen der europäischen Staaten des Mittelalters nicht in der ursprünglichen Verfassung der germanischen Völker sucht, sondern sie in der Verfassung der römischen Provinzialen und den römischen Gesetzbüchern finden will. Die Ableitung des Lehnwesens aus dem römischen Kolonialsystem ist ein Gegenstand, dem er seinen Scharfsinn vorzüglich gewidmet hat; aber wie leicht eine vorgefaßte Meynung verführen kann, ist schon aus dem Umstande zu ersehen, daß er den Ursprung des Verhältnisses zwischen Lehnherrn und Dienstmann in dem römischen Verhältnisse zwischen Patron und Klienten sucht.

Lord J. Russel, bekannt als eifriger Sprecher der Opposition, und als Verfasser einer, auch verdeutschten Geschichte der englischen Verfassung, gab ohne seinen Namen Memoires of the affairs of Europe, from the peace of Utrecht (London 1824. 4. und in einer neuen Auflage, 1826. 2 Bde. in 8.) heraus; ein allgemeines Gemälde des Zustandes von Europa, von einem Zeitpunkte

an, der in der Geschichte der europäischen Politik einen Wendepunkt bildet. Das Werk soll nach seiner Anlage eine umfassende Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts werden. Die bis jezt erschienene Abtheilung geht bis zum Jahre 1723. Die Einleitung über den frühern Zustand Deutschlands und die Staatenverhältnisse der neuern Zeit enthält manche eigene, zum Theil wunderliche Ansichten. Die Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften, die wir gewöhnlich als den Anfang besserer Staatseinrichtungen betrachten, soll eigentlich die Zeit des Umsturzes der Freyheit seyn, und die Eigenmacht gegründet haben. Er sucht den Grund, warum das Volk auf dem Festlande seine Freyheit so zahm aufgegeben habe, in der Liebe zum Eigenthume. Diese erweckte den Wunsch nach Gesetzen. Es könnte, dachte man, nur wenig Fälle geben, wo es dem Interesse des Fürsten gemäß wäre, das Leben oder das Eigenthum des Bürgers anzutasten. Ließ nun der Regent die Bürger ungestört im Genusse des Eigenthums und der Ruhe, so überließ es das Volk gern der Regierung, in bloß politischen Dingen ganz nach ihrem Gefallen zu handeln. Daher vom Anfange des 16ten Jahrhunderts bis zur Mitte des 18ten Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten der Freyheit. Die Politik des Tages betrachtend, will er Unglück im Schooße der Zukunft sehen. Der Kampf habe begonnen, und die Weisen und Guten seyen nicht im Stande, seine Wuth zu hemmen. Er glaubt zwar, daß sich eine glückliche Zeit für Europa bilde, glücklicher als sie seit dem Falle des römischen Reiches, aber nur durch Kämpfe gehe der Weg dahin. Der Verfasser beginnt mit einer Schilderung der Lage Frankreichs nach dem Frieden von Utrecht. Die Streitigkeiten über die Bulle Unigenitus und der Zwist zwischen Jesuiten und Jansenisten sind die auffallendsten Züge in dieser Darstellung, die Anlaß zu manchen Vergleichungen zwischen damals und jezt geben kann. Die allgemeine Uebersicht der Regierung Ludwigs XIV., so bekannt sie durch einen großen Reichthum geschichtlicher Denkmale geworden ist, hat der Verfasser sehr umständlich gegeben, und die Schilderung des Charakters und der Sitten des französischen Hofes in den lezten Jahren des Königs ist vorzüglich und sehr anziehend. Er ist aber nicht strenge genug in seinem Urtheile über den König, der keine großen Eigenschaften besaß, die seine Laster hätten aufwägen können. Der Verfasser hat hier die Quellen gut benuzt und viele Züge mitgetheilt, die für minder kundige Leser neu seyn werden. Manches kann als heilsames Gegengift der Bemühungen der rückwärts drängenden Parthey dienen, welche der Menschheit alle Segnungen des ancien Regime wiederbringen möchte. Wo hat sich der Knechtsinn je verächtlicher gezeigt? Wenn ein gewisser La Feuillade auf die Nachricht, daß St. Aunay, der als Verbannter in Spanien lebte, den König geschmäht habe, alsbald nach Madrid eilt, und jenen durch eine Herausforderung zum Widerrufe nöthigt, so ist gegen diese Ritterlichkeit, wenn kein anderer Beweggrund im Spiele war, nichts zu sagen, als daß man solcher Ergebenheit einen würdigern Gegenstand wünschen möchte; empört aber wendet man sich weg, wenn eben dieser La Feuillade an der Spitze eines Garde-Regiments dreymal um das, dem Könige auf dem Siegesplatze errichtete, Standbild zieht, und sich in den Staub niederwirft. Die Inschrift hieß: Viro immortali. Der Urheber dieser Schmeicheley wollte eine ewige Lampe vor dem Bilde brennen lassen; es wurde jedoch untersagt, sie bey Tage anzuzünden, und ein angebrachtes Marienbild gab Gelegenheit, die plumpe Vergötterung des Königs zu verschleyern. Der Bischof von Noyon stiftete auf ewige Zeiten einen akademischen Preis für die beste Lobrede auf Ludwig XIV. Die Akademie selbst blieb in ekelhafter Schmeicheley nicht zurück, und als nach Corneille's Tode der Antrag gemacht wurde, des Königs natürlichen Sohn zu wählen, ließ sie dem Könige durch ihren Sekretär sagen, selbst wenn die Zahl ihrer Mitglieder voll wären, würde doch jeder gern zum Tode bereit seyn, um dem Herzoge von Maine Platz zu machen. Und welche Sitten an einem Hofe, wo gleißnerische Frömmeley den schmutzigen Pfuhl verdeckte! Russel sammelt viele Züge, die das Thun und Treiben der bon vieux tems schildern. Ein verworfener Höfling, Namens Villarceaux, sagte Ludwig dem Vierzehnten ganz unbefangen: wenn das Gerücht wahr wäre, daß Seine Majestät Absichten auf seine Nichte, Frau von Grancey, hätte, würde die Angelegenheit in seinen Händen ganz sicher seyn, und er wollte den glücklichen Erfolg verbürgen. Eben dieser Villarceaux lebte lange mit der berüchtigten Hetäre, Ninon de l'Enclos, die mehrere Kinder von verschiedenen Liebhabern hatte, und einst durch das Loos über die Vaterschaft entscheiden ließ, die zwey Herren sich streitig machten. Ninon war eine vertraute Freundin der andächtigen Frau von Maintenon. — Einst gerieth Frau von R. mit Frau von B. beym Spiele über 12 Louisdor in Streit. Diese, des Zankes müde, gab den Anspruch auf. O Sie können das wohl, sprach die Andere, Sie haben Liebhaber, die Ihnen Geld geben. „Ich fühle mich nicht berufen, mich darüber zu erklären, antwortete Frau v. B., aber so viel weiß ich, als ich vor zehn Jahren in die Welt trat, gaben Sie Ihren Liebhabern schon Geld." In der Geschichte Englands sind in dem sechsjährigen Zeitraum, den diese Abtheilung des Werkes umfaßt, drey Hauptereignisse wichtig, der Friede zu Utrecht, die Thronfolge des Hauses Hannover und die siebenjährige Dauer des Parliaments. In Beziehung auf den Frieden hat sich der Verfasser nicht auf einen freyen Standpunkt gestellt, und die Einwürfe der damaligen Whigparthey ge-

Digitized by Google

gen den Frieden, den die im Jahr 1713 an's Ruder gekommenen Tories, allerdings auch aus Partheyrücksichten, schlossen, sind hier nicht unbefangen gewürdigt worden, besonders hinsichtlich des Friedens mit Frankreich, welcher der Whigparthey hauptsächlich Anlaß gab, ihre Gegner anzugreifen. Mit ziemlich schwachen Gründen vertheidigt Lord Russel die Siebenjährigkeit des Parliaments; welche die Whigparthey durchsezte, die eine große Mehrheit im Hause der Gemeinen hatte, aber bey der nächsten Wahl den Einfluß der Tories fürchtete, die heftig gegen jene Maßregel sich erhoben. Alles, was man zu jener Zeit dafür sagte, war seicht, und der Grund, daß von der papistischen Parthey etwas zu fürchten wäre, wurde nicht durch Thatsachen bewährt. Die Gründe, wodurch der Verfasser die Befugniß der, für drey Jahre gewählten Abgeordneten, ihre Vollmacht eigenmächtig zu verlängern, beweisen will, liegen vielen Einwürfen offen. In den Meynungen des Verfassers zeigt sich hier der Einfluß der fortgeerbten Ansichten der Parthey, wozu er gehört. Der übrige Theil des Buches erzählt die französischen und spanischen Angelegenheiten bis 1723, und hier ist die umständliche Nachricht über die Mississippi-Gesellschaft und Law's Finanzplan wohl das Bedeutendste. Im Ganzen hat der Verfasser in seinem Werke eine brauchbare Sammlung von Thatsachen gegeben, aber es fehlt ihm die Kunst, die Begebenheiten unter einen Hauptgesichtspunkt zu fassen, und findet man auch zuweilen treffliche Ansichten, so vermißt man doch Tiefe des Blicks. Er hätte vom Jahre 1688 ausgehen sollen, wenn er die Geschichte des Benehmens der beyden großen Staatspartheyen liefern wollte, und um das eigentliche Wesen und die Folgen der Revolution zu begreifen, muß man gerade die Zeit von 1688 bis 1713 in's Auge fassen. Hier zeigt sich der Geist der beyden Partheyen in charakteristischen Zügen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In Betreff der Einberufung des berühmten Canova nach Paris durch den damaligen Alleinherrscher der Welt, die dortige Aufnahme des Künstlers und sein Verhältniß zu den französischen Künstlern enthält ein von dem Professor Rosini von Pisa abgefaßter, erst nachdem bereits ein Cicognora, Tambroni, Quatremère, Missirini, Albrizzi u. a. m. über denselben Gegenstand geschrieben hatten, erschienener: Saggio sulla vita e sulle opere di Antonio Canova (Pisa b. N. Capurzo) nachstehende charakteristische Stelle: Napoleon strebte auf allen möglichen Wegen nach Celebrität. Nachdem ihn bereits Appiani durch seinen vortrefflichen Pinsel verewigt und Frankreich ihn in Davids Darstellung bewundert hatte, wie er sich auf muthigem Roß über die Gipfel des großen St. Bernhardsberges hinwegwagte, verlangte er gleichwohl, auch noch durch den Meißel des Bildhauers in grandiosen Formen dargestellt zu werden, und ließ daher den Künstler Canova nach Paris kommen, daß er seinen Kopf modellirte. Den Franzosen mißfiel es, daß Napoleon auf eine so unumwundene und ausgezeichnete Weise einem Ausländer den Vorzug ertheilte, und alsobald fingen weniger günstige Urtheile über Canova laut zu werden. Bald griff das Vorurtheil gegen ihn um sich und gewann festern Fuß; auch blieb es nicht mehr auf wenige und unbedeutende Individuen beschränkt und artete zuletzt in offenbare Ungerechtigkeit aus. *) Ueber die Maßen aber vergrößerte sich der Neid von Canovas Widersachern, als diese nach seiner Ankunft zu Paris sahen, wie er von dem Consul eines vertrauten Umganges gewürdigt und auch von seiner Gemahlin sehr freundlich und mit großen Ehren empfangen wurde. In dieser Beschützerin der Künste und mehr noch der Unglücklichen traf Canova auf ein dem seinigen ähnliches Gemüth, so wie hinwieder sie in Canova einen Freund fand. Da Josephine den Künstler in Paris nicht festhalten konnte, so wollte sie wenigstens eine möglichst große Anzahl seiner Arbeiten besitzen. *) Er aber modellirte in nicht mehr als fünf Tagen zu Saint-Cloud den Kopf des ersten Consuls, und da er sich geehrt und begünstigt sah, so ward er nicht müde, demselben unter der Arbeit von der Zerstörung der venezianischen Republik und von der ungerechten Ausraubung Roms und Italiens zu sprechen. Napoleon, obgleich er von Beydem die Hauptschuld war, so daß jedes Wort Canovas für einen Vorwurf gelten konnte, nahm die aus redlichem und aufrichtigem Herzen geflossenen Aeußerungen des Künstlers keineswegs übel, antwortete aber gar wenig darauf. Inzwischen besuchte Canova die ausgezeichnetesten Künstler der Hauptstadt Frankreichs und ward hinwieder von ihnen besucht. In ihnen hatte er keine unwürdigen Nebenbuhler, keine Neider zu befürchten. David lud ihn oft zu sich ein; Gerard malte sein Bild in Öl; Girodet porträtirte ihn in schwarzer Kreide. Billig und aufrichtig wie er war, ließ er sich nicht darauf ein, David zu rühmen, wohl wissend, daß auf gleicher Höhe stehende Künstler einer des andern Ruhm stillschweigend anzuerkennen hätten; aber viel Lob spendete er an Gerard, wegen seines Belisars; an Girodet, wegen seiner Sündfluths-Scene; an den damals noch sehr jungen Guerin, wegen seines schönen Hippolits mit der Phädra; an Le Gros seiner ersten Gemälde wegen. Auf eine so schöne Schule that David sich, wie leicht zu erachten, nicht wenig zu gute; das aber mußte Canova im höchsten Grade befremden, daß in einem eben so offenbaren, als einzig aus den niedrigsten Leidenschaften erklärlichen Widerspruche mit sich selbst dieselben Franzosen, welche in den berühmten Gemälden des Sabiner-Raubes und des Leonidas **) die abgebildeten Helden in ihrer Nacktheit bewundert hatten, nunmehr einem großen Theile nach ein lautes Geschrey darüber erhoben, daß der kolossalische Consul sich keine Beinkleider angegürtet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Damit hatte es schon zu der Zeit einen Anfang genommen, als die Gruppe, Psyche und Amor, öffentlich ausgestellt wurde. Es hatte sich, erzählten die damaligen Tageblätter, unter den Franzosen ein nebenbuhlerischer Neid angeregt, und jene Statuen waren mit unerhörter Strenge beurtheilt worden. Aus Canovas Leben von Missirini vernimmt man, daß die Faustkämpfer zu gehässigen Vergleichungen Anlaß gegeben, und daß man, nachdem das kolossale Bild Napoleons zu Tage gefördert worden, bloß geschrien habe, es sey dieß nicht der Torso eines Kriegshelden, sondern eines Gladiators, und Napoleon selbst habe beym Anblicke jener Riesengestalt die Worte von sich hören lassen: Canova meint, es sey das Ungestüm meiner Faust, womit ich meine Eroberungen mache!

*) Amor und Psyche in stehender Figur, Hebe, Paris, die Tänzerin mit den Händen in der Seite und die Grazien.

**) Dieses sind, im Ganzen genommen, Davids vorzüglichste Arbeiten. Er selbst hatte bey Anlaß der Ausstellung seiner Sabinerinnen eine kleine Schrift zur Rechtfertigung der Nudität seiner Helden erscheinen lassen. Auch sind die nackten Figuren in Davids Gemälden jedesmal unter einer großen Anzahl bekleideter vorgestellt.

Digitized by Google

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 17. November 1826.

Berichte über die englische Literatur.

V.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

Eine Erwähnung verdient: The History of Italy, from the fall of the western Empire to the commencement of the wars of the french Revolution. By G. Percival. London 1825. 2 Bde. 8. Der Verfasser konnte nach so guten Vorarbeiten, als die Geschichte Italiens in neuern Zeiten erhalten hat, eine brauchbare Uebersicht geben, die sich durch angenehme Darstellung und gute Anordnung der Thatsachen empfiehlt, ohne auf das Verdienst der Quellenforschung Anspruch zu machen. Unter den neuern Werken hat er besonders Sismondi und Daru benuzt.

Die neuern Schriften zur Aufklärung der Zeitgeschichte liefern nicht viel Ausgezeichnetes. Alexander I. Emperor of Russia, or a sketch of his life and the most important events of his reign. By H. E. Lloyd (London 1826. 8.) ist ein flüchtiges Erzeugniß des Augenblickes, das ziemlich lobpreisend nur die Lichtseite des Bildes zeigt. — Weit höher steht: An historical Outline of the greek revolution, with a few remarks on the present state of affairs in that country. By W. M. Leake. London 1826. 8. Der durch seine Researches in Greece (1814) und seine Reise durch Klein-Asien (1824) bekannte Verfasser gibt hier eine sehr brauchbare Uebersicht der wichtigsten Kriegsereignisse, vom Anfange des Freyheitskampfes bis zum Januar 1826, und spricht als ein warmer Freund der griechischen Sache, aber auch als ein unbefangener Freund der Wahrheit, über die Mittel der streitenden Partheyen und die zeitherigen Erfolge des Kampfes. Die geringen Fortschritte beyder Partheyen schreibt er hauptsächlich dem Mangel an Kriegskunst zu, aber auf den Umstand, daß die Griechen, selbst nach so lange fortgesezten Feindseligkeiten, noch immer eine ansehnliche Kriegsmacht aufstellen können, baut er die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Die Ueberlegenheit der griechischen Seeleute aber und die natürliche Festigkeit des Theiles ihres Landes, den sie inne haben, hielt er für die sicherste Bürgschaft eines günstigen Erfolges, und er zeigt bey der Entwickelung dieser Meynung eine sehr genaue Bekanntschaft mit der geographischen Lage des Landes. Unter die moralischen Vortheile, die in die Wagschale der Griechen fallen, rechnet Leake ihren unversöhnlichen Haß gegen die Osmanen, und das unter allen Ständen lebendige Gefühl, daß sie nie wieder in das alte Unterthanenverhältniß gegen die Pforte kommen können, vor allen aber den Umstand, daß der sittliche Charakter der Griechen sich gehoben hat und früher oder später sein Recht erlangen muß. Die Unabhängigkeit Morea's ist nach seiner Ansicht die festeste Stütze eines künftigen gesetzlichen Zustandes des griechischen Volkes. Er erörtert die Ausführbarkeit dieses Planes durch Gründe, die er von dem physischen und moralischen Zustande der Griechen hernimmt; er zeigt einleuchtend, daß die Politik zur Herbeyführung dieses Ergebnisses auffordert, und deutet auf die nachtheiligen Folgen hin, die für Europa entstehen müßten, wenn die griechische Revolution unterdrückt würde und die Osmanen ihr ehemaliges Uebergewicht erlangten.

In der Geschichte des brittischen Reiches ist seit einer Reihe von Jahren mehr der Sammlerfleiß thätig gewesen als die Kunst des Geschichtschreibers. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts verfügte bekanntlich das Parliament die Untersuchung der in den Landesarchiven aufbewahrten Urkunden, worüber ein Ausschuß im Jahre 1801 den ersten Bericht vorlegte, und seit 1802 erfolgte auf öffentliche Kosten die Bekanntmachung mehrerer wichtigen Urkundenschätze, womit man bis jezt fortfuhr. Ein anderes Bedürfniß der historischen Literatur war, nach allem, was früher Comelin, Camden, Selden, Gale, Hearne und Andere geleistet haben, eine kritische Sammlung der alten Quellen der Landesgeschichte, und freygebig widmete das Parliament im Jahre 1822 diesem Unternehmen eine jährliche Summe von 2000 Pfund Sterling. *) Der Fleiß der Ge-

*) S. Annual Register 1822, S. 155 History.

lehrten ging mit diesen öffentlichen Unternehmungen gleichen Schritt. Rymers klassische Sammlung erscheint seit 1816 in einer, von Clarke und Holbrooke besorgten neuen Ausgabe. Die angelsächsischen Chroniken gab J. Ingram 1823 mit einer Uebersetzung und Anmerkungen heraus, und vor Kurzem hat man angefangen, auch die alten irländischen geschichtlichen Denkmale bekannt zu machen. In Schottland wurden mehrere Chroniken in der niederschottischen Sprache abgedruckt, wie Bellenden's Uebersetzung des Hector Bonce, und des Bischofs Lesly handschriftliche Geschichte Schottlands von 1436 bis 1561 und mehr Werke aus den reichen Schätzen der Advokaten-Bibliothek zu Edinburgh. Das brittische Museum lieferte die reichhaltige Briefsammlung von den Zeiten Heinrichs V. bis auf Georg II., die Ellis im Jahr 1824 bekannt machte, und, wie verlautet, nächstens fortsetzen will. Den freygebigen Mittheilungen mehrerer Privatpersonen verdankt man andere Schätze, wie die Fortsetzung der Briefsammlung Fene's, und den merkwürdigen Briefwechsel der Gräfin von Suffolk, der Geliebten Georgs II., der 1824 in 2 Bänden mit biographischen und erläuternden Anmerkungen erschien.

Unter den zusammenhängenden Darstellungen der Landesgeschichte ist bey weitem das Bedeutendste, was in neuern Zeiten Sharon, Turner und Lingard geliefert haben. Turner's Werk: The History of England during the middle ages, comprising the reigns from William the conqueror to the accession of Henry VIII., and also the History of poetry, religion and language of England during that period (2te Ausgabe. London 1825. 5 Bde. 8.) erschien zwar in der ersten Ausgabe schon 1814; es darf aber in diesen Berichten nicht übergangen werden, da zu dieser Ausgabe viele neue Quellen benuzt wurden. Das Volksleben der Engländer im Mittelalter in einem lebendigen Gemälde darzustellen, war eine schöne, noch nicht gelöste Aufgabe. Hume, den die eigenthümliche Stimmung seines Gemüthes hinderte, den Geist jener Zeit aufzufassen, ist in diesem Theile der Geschichte am wenigsten befriedigend, und Henry hatte hier nur trefflichen Stoff geliefert, der sich aber bey der, von ihm gewählten zerstückelten Darstellung der Staats-, Kriegs- und Kulturgeschichte nicht zu einem Gemälde gestaltete. Aber auch Turner hat hier, so wenig als in seiner Geschichte der Angelsachsen, eine solche auch durch schöne Form sich auszeichnende Darstellung gegeben, sondern vielmehr eine kritische Erläuterung der Quellen, worin die Anmerkungen oft den Text verdrängen; als solche hat jedoch das Werk großen Werth. Es ist besonders auch als eine Schilderung der Entstehung und Ausbildung der englischen Gesetzgebung schätzbar. Die neue Ausgabe zeichnet sich vorzüglich durch viele Aufklärungen über Heinrichs V. Kriege in Frankreich aus. Der 5te Band beschäftigt sich hauptsächlich mit der Literaturgeschichte. Der Verfasser fängt nun an, nach gleichem Plane die neuere Geschichte Englands zu bearbeiten. Ueber den angekündigten ersten Theil derselben, der die Geschichte Heinrichs VIII. enthalten soll, werden unsere Berichte bald sprechen können.

Ausführlicher muß hier über: A History of England from the first invasions of the Romans. By John Lingard D. D. (London 1819 — 25, 6 Bde. 4. und 10 Bde. 8.) gesprochen werden, die jezt bis auf Karl I. herabgeht. Man hat aus Gründen, die der Charakter und der deutlich ausgesprochene Zweck des Werkes hinlänglich erklären, auch auf dem Festlande sich hier und da bemüht, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Buch zu leiten, wie auch ein, in diesem Jahre in Paris erschienener sauberer Wiederabdruck desselben beweiset, der jezt aus 6 Bänden besteht, die bis auf Heinrich VIII. gehen. Eine französische Uebersetzung hat begonnen, und eine deutsche ist angekündigt worden. Gerade jezt wäre eine gründliche Geschichte des englischen Staats und Volkes wohl ein willkommenes Geschenk für die französische wie für unsere Literatur, und eine würdige Aufgabe für einen deutschen Forscher; ob aber eine Verpflanzung jenes Werkes das Bedürfniß befriedigen könne, das sich hier ankündigt, möchte sich sehr bezweifeln lassen. Der lebhaft aufgeregte Kampf der Glaubenspartheyen hat dem Werke ein hohes Ansehen in den Reihen verschafft, wo der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, als geschickter Kämpfer steht, aber unter den Protestanten sind eben so tüchtige Gegner wider ihn aufgetreten, die jedoch seine wahren Verdienste gerecht anerkannt haben. Schon früher schrieb er ein gelehrtes Werk über die Alterthümer der angelsächsischen Kirche, und zeigte sich in mehreren Flugschriften als einen eifrigen Verfechter des Katholicismus. Seine Geschichte Englands ist allerdings die Frucht eines ausgezeichneten Fleißes, einer gründlichen Gelehrsamkeit und eines nicht gemeinen Scharfsinnes, und verräth ein vorzügliches Talent für historische Kritik, ohne darum eine kritische Geschichte zu seyn. Für den Forscher, der selbst die Quellen zu prüfen weiß, ist sie ein schätzbares, zu neuen Untersuchungen anregendes Werk, wäre es auch nur, weil Lingard viele angenommene Meynungen in Zweifel zieht und auf viele früher in Dunkelheit gehüllte Verhandlungen neues Licht wirft. Er hat die Kunst der Composition bey Hume und Gibbon gelernt, so wenig er eingestehen zu wollen scheint, daß er von Hume gelernt habe; und obgleich man die glückliche Leichtigkeit der Darstellung, den umfassenden Ueberblick, die politische Einsicht und die tiefe Kenntniß der Menschennatur vermißt, die diesem Manne eigen sind, so kann Lingard doch die Vergleichung mit jedem andern englischen Geschichtschreiber aushalten. Eine klare und angenehme Darstel-

lung erhöht diese Verdienste, obgleich der Ton der Erzählung nur selten, nur wenn das Interesse seiner Parthey den Verfasser aufregt, Lebendigkeit und Bewegung erhält. Diese Parthеysucht aber, dieses unverhüllte Bestreben, das Interesse seiner Kirche zu verfechten, sind die Sünden, die jene Tugenden in Schatten stellen und für unvorsichtige, der eigenen Prüfung nicht fähige Leser sogar zu gefährlichen Fallstricken machen. Lingard ist so wenig, als in ganz anderer Beziehung Hume, ein redlicher Forscher, und wie man diesen mit Recht einer schwachen Partheylichkeit für die Stuarte beschuldigt, so scheint Lingard in der Geschichte nichts zu sehen und nichts zu glauben, als was seiner Kirche zum Vortheile oder zur Ehre gereichen könnte; und er scheut sich bey dieser Stimmung nicht, die Wahrheit zu entstellen oder zu verschweigen, und Zeugnisse zu unterdrücken, die seinen vorgefaßten Meynungen widerstreiten. Wenige Geschichtschreiber möchten in diesen feinen Sachwalterkünsten so geübt seyn als er, und er besitzt ein seltenes Talent, so viel von einer Beweisstelle anzuführen, als zu seiner Absicht dient, und wegzulassen, was ihm entgegen ist. Bald wird auf einzelne Vorfälle ein ungebührliches Gewicht gelegt, bald werden wichtige Umstände künstlich in ein täuschendes Zwielicht gestellt. Entschieden partheylich für seine Kirche, ist er nicht bloß der Vertheidiger ihrer hierarchischen Verfassung, sondern auch der Lobredner aller, die für die Kirche gearbeitet oder gelitten, der Tadler aller, die sich den Anmaßungen der Hierarchie widersezt haben. Es ist zum Glück eine Folge dieses feinen Spiels, daß das Werk im Ganzen nicht so viel Eindruck macht, als man erwarten könnte. Der zu aufdringlich geltend gemachte Anspruch auf redliche Unbefangenheit und die überall sich verrathende Besorgniß, daß man den Verfasser seiner Glaubensmeynungen wegen für partheylich halten könne, erwecken Mißtrauen, und während er uns zu überreden sucht, daß die Wahrheit allein ihm heilig sey, sehen wir uns bald durch die künstliche Darstellung des Partheygeistes verstrickt. Will man sehen, wie der Eifer für seinen Stand ihn selbst in der Geschichte entfernter Zeiten den Pflichten des Geschichtschreibers untreu macht, so lese man z. B. seine Erzählung der Geschichte Edwy's und Elgivas und des Priesters Dunstan, wo er die Einwürfe, die seiner Darstellung entgegenstehen, verschleyert, und Thatsachen, die dagegen sprechen, unterdrückt. Je näher Lingard den Zeiten der Reformation kommt, desto auffallender wird seine Partheylichkeit selbst dem arglosen Leser. Herabsetzung des Protestantismus ist seine entschiedene Absicht; aber weniger durch offene Angriffe, die man abwehren könnte, als durch schlau hingeworfene täuschende Winke und Einflüsterungen sucht er die Wahrheit zu untergraben. Wicleff und die Lollarden werden nicht treu geschildert; die ganze Geschicklichkeit einer in allen Waffen geübten Sachwalterkunst aber wird aufgeboten, die Ursachen und den Geist der Reformation untreu darzustellen. Ein Blick auf den zweyten Abschnitt des 4ten Bandes der Quartausgabe muß jeden Unbefangenen davon überzeugen. Die Scheidung Heinrichs VIII. von Katharina und sein Verhältniß zu Anna Boleyn werden künstlich in ein falsches Licht gestellt, und des Königs frühere Verbindung mit Anna's Schwester wird auf ein verwerfliches, wenigstens sehr verdächtiges Zeugniß behauptet, um auf Heinrichs zweyte Ehe den Vorwurf zu wälzen, den er gegen die erste machte. Wie Lingard die grausamen Verfolgungen unter der bigoten Königin Maria zu verschleyern weiß! Sie seyen ein Fleck ihres Rufes, gesteht er ein, aber „Ausrottung irriger Lehren sey von den Häuptern jeder Glaubensparthey als Pflicht eingeschärft worden, Maria habe ausgeübt, was sie gelehrt hätten, und man müsse es eher für ihr Unglück als für ihren Fehler halten, daß sie nicht erleuchteter gewesen sey, als die Weisesten unter ihren Zeitgenossen." Allerdings war, möchte man sagen, die Lehre der Duldung dem Geiste jener Zeit entgegen, und sie wurde von Protestanten so wenig als von Katholiken befolgt; aber man darf wohl fragen, aus welcher Schule denn Maria's Lehrer gekommen waren. Dann mäkelt Lingard über die Zahl der, während Maria's Regierung wegen ihres Glaubens umgekommenen Protestanten und gibt am Ende nur beynahe 200 zu. Unter dem schlauen Vorwande, diese Verfolgungen seyen zu gräßlich für die Darstellung, schiebt er jene Ereignisse in einen bequemen Hintergrund, aber dagegen werden in der Geschichte der Regierung der Königin Elisabeth die Schicksale der Missionarien, die „bloß in der Absicht, die Pflichten ihres Amtes auszuüben, nach England gekommen waren," desto ausführlicher erzählt. Der Aufstand in Northumberland im Jahr 1569 hatte nach Lingard den Zweck, „religiöse Freyheit zu gründen," obgleich diese Verfechter der Gewissensfreyheit die Bibel und das Gebetbuch der Protestanten verbrennen ließen. Die von den glaubwürdigsten Geschichtschreibern behaupteten Verabredungen zu Bayonne zwischen Alba und Katharina von Medici werden geläugnet, weil die geheimen Artikel nicht in Urkunden vorliegen. Winke über Elisabeth's Privatleben werden nicht gespart, um Schatten in das Gemälde zu bringen. Aus einer, unter dem Namen des Kardinals Allen erschienenen Flugschrift werden alle Schmähungen gegen die Königin ausgehoben, um den Leser gegen sie einzunehmen, schlau aber die Stellen übergangen, die das Volk zum Aufruhr reizen sollten. Von der aufrührischen Schrift des Jesuiten Persons, mit dem Motto aus der Apokalypse: „Und ich sah das Weib, trunken von dem Blute der Zeugen Jesu," hören wir nichts. Wie Maria Stuart hier dargestellt wird, läßt sich ahnen.

Digitized by Google

Sie wird zur Heldin und Märtyrerinn verklärt, während Anna Boleyn, deren Schuld wenigstens zweifelhafter war, zur Verbrecherin herabgewürdigt wurde. Wir finden hier eine neue Bestätigung der Ansicht, daß Maria's Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls eine Thatsache ist, die man schwerlich würde bestritten haben, wenn nicht ihr beyspielloses Unglück, ihre grausame Hinrichtung, und die Großherzigkeit, womit sie ihr Schicksal ertrug, es ihren Vertheidigern möglich gemacht hätten, das Mitgefühl der Welt für sie zu erwecken. In frühern Zeiten waren ihre Verfechter, die Katholiken, eine sinkende Parthey in England und Schottland, deren Daseyn von der Beschützung ihres Hauptes abhing, und später traten Jakobiten für sie auf, die erbliche Vorurtheile verfochten. Lingard hat in seiner Darstellung der Regierung der Königin Elisabeth mit großer Geschicklichkeit die Ansicht behauptet, die von Männern vertheidigt wird, welche noch immer für Maria's makellose Reinheit in die Schranken treten, und seine Partheylichkeit hat sein Urtheil über Elisabeth so sehr getrübt, daß selbst sein gerechter Tadel eine Ungerechtigkeit wird, weil er die Lichtseite des Bildes geflissentlich verdunkelt hat. In einer Episode dieses Zeitraums, der Geschichte der Bartholomäusnacht, hat Lingard ein merkwürdiges Beyspiel einer untreuen Darstellung gegeben. Es möge hier nur bemerkt werden, daß er hauptsächlich dem partheylichen Franzosen Caveyrac folgt, und zu unbedingtes Vertrauen auf den Bericht des Herzogs von Anjou sezt, den man schwerlich für vollkommen glaubwürdig halten kann, wenn man sich erinnert, durch welche Umstände der Mitschuldige, den auf der Reise nach Polen die Verwünschungen der Protestanten begleitet hatten, zur Bekanntmachung dieser Nachricht veranlaßt wurde, die das Gehässige einer vorbedachten Metzeley zu entfernen sucht. Theilnahme an der Sache der bürgerlichen Freyheit blickt aus Lingard's Darstellungen auch nicht hervor, und er scheint kalt und gleichgültig zu bleiben bey den Kämpfen für gesetzliche Freyheit, die einen so glänzenden Theil der englischen Geschichte bilden. Nur wenn es die Ehre der Kirche gilt, kann er warm werden. Die Darstellung der unruhigen Regierung Karls I. gibt uns ein ziemlich treues Bild jenes Zeitabschnittes, und im Ganzen urtheilt Lingard verständig über den verblendeten König. „Karl I. würde, sagt er, in einem frühern Zeitalter, wo das Gefühl für Unrecht durch die Gewohnheit an Unterwürfigkeit leichter wäre besiegt worden, wahrscheinlich weniger Verletzungen der Volksfreyheit verschuldet haben. (Bey jener Gewohnheit hätte es freylich nicht viel Volksfreyheit geben können.) Widerstand machte ihn zum Tyrannen. Das Volk wollte die Umgriffe der Krone nicht dulden, und eine ungerechte Handlung nöthigt den König, eine andere folgen zu lassen.“ Aber warum nicht offener gestanden, daß auch Karl den Stuartischen Despotenhang und den festen Glauben an den Grundsatz hatte, den sein Vater, Jakob I., so naiv dem Parliament vorpredigte? Die Gewalt der Könige, sagt dieser, gleicht der göttlichen Gewalt; denn wie Gott schaffen und zerstören, nach seinem Gefallen hervorbringen und vernichten kann, so können Könige Leben und Tod geben, und alles richten, ohne von jemanden gerichtet zu werden, und wie es Lästerung ist zu bezweifeln, ob Gott etwas thun könne, so ist es Aufruhr zu bezweifeln, ob der König etwas thun könne in der Fülle seiner Gewalt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

(Fortsetzung.

— Zu Cannetto, in der Provinz Mantua, starb am 25sten Nov. 1825, 54 Jahre alt, Fr. Reina, gebürtig von Malgrate im Comaicischen Gebiete. Der Wohlstand, dessen sich seine Familie erfreute, sezte ihn in den Fall, zu Mailand eine vollständige Erziehung zu erhalten. Die literarische Berühmtheit eines Marchese Beccaria, eines Grafen Verry, Gregor Fontana und vor allem aus eines Joseph Parini, dessen Bewunderer und Freund er war, weckten ihn zu einer edeln Nacheiferung. Er war zwar seinem eigentlichen Berufe nach ein Rechtsgelehrter, allein seine Hauptneigung und sein Hauptstudium ging auf die Literatur nach allen ihren Verzweigungen. Ganz besonders war er ein leidenschaftlicher Liebhaber von Büchern. Die Bibliothek, welche er sich zu Mailand anlegte, war sowohl rücksichtlich der Anzahl als der Auswahl der darin vorkommenden Werke, eine der schönsten Privat-Büchersammlungen der Stadt, und soll ihn gegen 300.000 Francs gekostet haben. Seinen Freunden nicht weniger als seinen übrigen Mitbürgern und auch den Ausländern stand diese Sammlung jederzeit offen. Inzwischen wurden, wegen dieser seiner Liebhaberey für die Literatur die Interessen seines Landes von ihm keineswegs beyseit gesezt. Auch er, wie so manche seiner Landsleute, gab sich der Hoffnung von Verbesserungen hin, und nahm Antheil an den politischen Ereignissen, aus welchen ein veränderter Zustand von Italien hervorging. Seine Absichten dabey waren rein und uneigennützig. Gleichwohl wurde er mit dem berühmten Moscati deportirt und gefangen gehalten. Nachdem er seine Freyheit wieder erhalten hatte, und in sein Vaterland zurückgekehrt war, widmete er sich, durch eine traurige Erfahrung belehrt, ausschließlich den Studien, und begnügte sich, ohne irgend eine Empfindlichkeit oder Reue blicken zu lassen, damit, daß er die Kette aufbewahrte, die er während seines Exils und Kerkerlebens hatte schleppen müssen. Von nun an kam er in den öffentlichen Verwaltungsgeschäften nicht mehr zum Vorschein; aber ununterbrochen fuhr er fort, den Unglücklichen in ihrer Noth beyzuspringen und mit seinen Einsichten und Kenntnissen Jedem, der auf der Bahn des Wissens weiter vorzuschreiten wünschte, an die Hand zu geben. Eine Zeitlang gab er sich mit eben so viel Sachkenntniß als Redlichkeit mit Handelsgeschäften ab. In literarischer Beziehung aber scheint seine Neigung mehr darauf gegangen zu seyn, die Schriften Anderer zu sammeln, als selbst dergleichen zu Tage zu fördern. Einige Lobschriften sind das einzige, das er aus eigener Feder hat im Drucke erscheinen lassen; eine auf den Abbé Denina, eine zweyte auf den berühmten Muratori. Dieselbe Huldigung hat er auch seinem Freunde Parini dargebracht, der ihn bey seinem Tode zum Erben aller seiner Handschriften eingesezt hatte. Hierzu kommt noch eine Biographie dieses Dichters in der vollständigen Ausgabe seiner Werke, womit Reina Italien bereichert hat. Aus einer Art von Hochachtung für Parini hat der Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften in dieser Ausgabe auch einige seiner schwächern, der übrigen nicht würdigen, Produkte beybehalten. Auch von verschiedenen andern Gelehrten hatte Reina Manuscripte, und unter diesen eine mathematische Schrift des Professors Fontana an sich gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. November 1826.

Länder- und Völkerkunde.

Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner. Von F. von der Decken, K. Großbr. Hannov. General-Feldzeugmeister ꝛc. Mit 2 Kupfertafeln und 2 Landcharten. Hannover, bey Hahn, 1826.

Specialgeschichten liefern die Farben zu den großen Gemälden der Volksgeschichten. Ohne die ausführlichste archivarisch-topographische Kunde von einzelnen Gegenden und Städten wird es nie möglich seyn, eine Geschichte des deutschen Volkes so zu schreiben, wie sie uns jezt nur erst als Ziel aufgesteckt ist. Die alten Chroniken haben manches geleistet, aber erst der unvergeßliche, nie genug zu rühmende Justus Möser brachte in die Specialgeschichte die nöthige Kritik, und gab ihr den gehörigen Umfang, indem er Tradition, ungedruckte Urkunden, Sitten und Gebräuche und die Natur der Gegend und ihrer Bewohner auf gleiche Weise zu Rathe zog, und beym geringfügigsten Detail nie die Rücksicht auf die großen Interessen der Nation, zu deren Aufklärung es beytragen konnte, aus dem Auge verlor. Seinem Beyspiel sind viele wackere und gelehrte Männer gefolgt, denen es vergönnt war, die Natur und Geschichte einer Gegend so lange und genau kennen zu lernen, als Möser die des Bisthums Osnabrück. Wenn es das Wesen solcher Specialgeschichten mit sich bringt, daß sie nur in ihrer Heimath und bey wenigen Geschichtforschern gehörig bekannt sind, und nur selten die Theilnahme und den Beyfall der ganzen Nation auf sich ziehen, so sind sie doch als ein unschätzbares Kapital der Nationalintelligenz zu betrachten, das immer reichlichere Zinsen tragen muß, je mehr es sich erweitert und ergänzt. Eine Specialgeschichte klärt die andere auf, und jede wird eine neue Stufe zu dem Ziel, das uns endlich einmal eine befriedigende Geschichte unseres ganzen Volkes bringen soll.

Auch die Geschichte der kleinen, unscheinbaren Insel Helgoland ist ein nicht unwichtiger Beytrag zur deutschen Volksgeschichte, weil diese Insel in der ältern Zeit ein großes Nationalheiligthum umfaßte, und weil ihre abgeschiedene Lage es möglich machte, daß sich bis auf die neueste Zeit auf ihrem Felsen noch vieles von den alten Sitten erhielt. Sehen wir aber ab von dem historischen Interesse des vorliegenden Werks, so wird es uns auch als ein selbständiges, in sich abgerundetes Gemälde vollkommen befriedigen. Es hat vor vielen andern Specialgeschichten den Vorzug, daß es nicht nöthig hat, sich in der Auseinandersetzung von Nachbarverhältnissen zu verwickeln, da es nur die Geschichte einer Insel gibt, welche von aller Welt abgeschieden ein freyes, reinliches und niedliches Gemälde darbietet.

Zwey colorirte Ansichten von der Insel und zwey Pläne von der frühern und gegenwärtigen Ausdehnung derselben orientiren uns auf den ersten Blick. Die Beschreibung selbst betrifft zuerst die Topographie, sodann die Geschichte der Insel und endlich den Charakter, die Sitten und Lebensweise der Einwohner.

Das jetzige Helgoland ist nur der Rest einer ehemals großen Insel, von der die Tradition sogar sagt, sie sey vom dänischen Festland nur durch eine kleine Meerenge getrennt gewesen. Im Jahr 1010 befanden sich urkundlich zwey Klöster und neun Kirchspiele auf der Insel, im Jahr 1300 nur noch zwey Kirchspiele. Jezt besteht sie aus einem bloßen Felsen, 206 Fuß über dem Meer, auf dessen Höhe sich eine kleine Stadt befindet, und zu dessen Fuß sich noch ein wenig ebenes Land ausbreitet, wo die Schiffe anlegen. „Auf ihrer, kaum eine englische Meile im Umfange betragenden Höhe leben ihre Bewohner gleich wie auf dem Verdeck eines Linienschiffes.“ Aber auch an diesem lockern Felsen nagt das Meer und reißt beständig große Massen los. Die Sturmfluthen, welche zu verschiedenen Zeiten große bevölkerte Strecken der friesischen Küste in den Abgrund des Meeres gerissen, scheinen auch die Ebene von Helgoland, die aus einem lockern Thon besteht, weggeschwemmt und überspült zu haben. Nur der Felsen trozte, doch nimmt dieser beständig ab, und Helgoland kann dem Schicksal nicht entgehen, endlich ganz vom Meer verschlungen zu werden.

Digitized by Google

Die Geschichte des kleinen Eilandes ist kürzlich folgende. Adam von Bremen gedenkt seiner zuerst im zehnten Jahrhundert, nennt es Fosetes- oder Forsetesland, und sagt, es sey vorzüglich den Schiffern heilig gewesen. Fosete war eine Hauptgottheit der Friesen und Helgoland das Hauptheiligthum der Nation. Einen nähern Aufschluß über diese Gottheit werden wir schwerlich erhalten. Das keltische, römische und skandinavische Götterwesen spielt hier in einander. Der würdige Verfasser hat mit großem Fleiß alle Nachrichten und Muthmaßungen zusammengestellt, die aber kein unzweifelhaftes Resultat darbieten. Unter seinen eigenen Ansichten zeichnet sich vorzüglich diejenige aus, worin er das berühmte castum nemus und den Herthasee des Tacitus für sein Helgoland vindicirt, oder wenigstens darthut, daß jene Heiligthümer eben so gut auf Helgoland als auf Rügen, Seeland oder Bornholm bezogen werden können. Er benuzt dabey des gelehrten Passow Lesart Nerthum für Hertham, und identificirt damit den skandinavischen Neptun Niörd, der als Gott des Meeres allerdings auf Helgoland den nächsten Anspruch hat. Interessant ist auch eine sehr glückliche Vergleichung, welche der Verfasser zwischen Helgoland und der heiligen Insel Samothrace anstellt. Endlich führt er noch einige sehr merkwürdige Volkssitten und Sagen der Helgolander an, welche unverkennbare Reste des alten Heidenthums sind. Dabey gedenkt er auch eines Götzen Tontlas, welcher in einen christlichen Heiligen verwandelt worden seyn soll, wobey wir nur wünschen müssen, daß er die Quelle angegeben hätte. Das Heidenthum auf Helgoland wurde 744 ausgerottet und Fosetes Tempel zerstört. Der Verfasser erzählt die nähern Umstände, wie sie die um diese Zeit sehr interessante Geschichte der friesischen Könige darbietet. Diese Könige, unter denen der berühmteste, Radbod, auch eine Burg auf Helgoland besaß, wurden bekehrt und den Franken unterworfen. Nachher bestanden die Friesen lange schwere Kämpfe mit den Normannen, aus welchen ihnen eine neue Freyheit erblühte. Die sieben friesischen Seelande bildeten eine unabhängige Republik. Helgoland war aber nicht darin eingeschlossen, sondern den Herzogen von Schleswig unterworfen; indeß war von dem öden Eiland kein Vortheil zu ziehen, daher blieb es in ungestörter Ruhe bey einer einfachen alten Verfassung. Im Jahr 1684 kam es unter Dänemark und 1807 unter England. Jezt erst, zur Zeit des Continentalsystems, erhielt es eine neue Bedeutung in der Geschichte, und es begann ein neues reges Leben auf der Insel. Sie wurde der Siz des Schleichhandels und zog die Augen und Reichthümer aller umliegenden Nationen auf sich. Jezt ist sie aber wieder in Verfall gerathen.

Die Verfassung der Insel hat sich unter allen Umständen erhalten. Ihre Armuth, ihre Unbedeutenheit war ihr Schuz. Auch die Engländer überlassen es dem kleinen Völkchen, sich selbst zu regieren, und es finden nur nöthigenfalls Appellationen an den zeitigen englischen Commandanten auf der Felsenfeste statt. Die Verfassung ist demokratisch wie in den Thälern der Alpen. Die Volksversammlung besteht aus allen Hauswirthen ohne Unterschied, und wählt ihre wenigen Vorsteher, so wie die Geistlichen. Die Geseze sind alt und einfach, man hält sie heilig, gleich den alten Sitten, und es gibt auf der ganzen Insel kein einziges Gefängniß. Das Vertrauen der Helgolander zu einander ist so groß, daß Schloß und Riegel immer offen stehen. Haben sie Streit, so werfen sie das Loos und begnügen sich mit diesem Gottesurtheil ohne Widerrede. Ueberhaupt halten sie untereinander fest zusammen. Kein Mann darf eine Ausländerin heirathen, und ungern sehen sie Heirathen zwischen Helgolanderinnen und Fremden. Die Reinheit des Blutes gilt ihnen hoch, ihre Insel ist ihnen über alles theuer, und sie sind stolz darauf, wie auf ihre altfriesische Sprache, die hier am reinsten gesprochen wird. Gegen die Fremden sind sie dagegen mißtrauisch, und nehmen es sich nicht übel, sie zu übervortheilen. Auf dem festen Lande sind sie als feig verrufen, auf dem Meere aber als kühne Lotsen geschäzt. Es gibt keinen Standesunterschied unter ihnen, alle achten sich gleich, und selbst der ungleichen Vertheilung des Vermögens bauen sie durch treffliche Einrichtungen vor. Das Lotsengewerbe treiben sie gildenmäßig und der Ertrag wird regelmäßig vertheilt. Den Fischfang treiben sie compagnienweise, bald mit größern Schiffen, bald mit kleinern Kähnen, und jeder gewinnt etwas dabey. Arme Wittwen haben ausschließlich das Recht, Kramhandel zu treiben. So schüzt sich das kleine Völkchen vor den Uebeln, die auf dem Festlande fast überall das Gemeindewesen zerrüttet haben. Das Volk ist unwissend und abergläubig, doch sehr geschickt zur See, reinlich, sittig, aufgeräumt und lustig. Die Männer sind schlank, wodurch sie sich von den dicken Küstenbewohnern des Festlandes auffallend auszeichnen. Sie tragen eine braune Matrosentracht. Die Weiber haben im vorigen Jahrhundert ihre häßliche Tracht mit einer neuen reizenden vertauscht, und es ist Schade, daß dem Werk keine Abbildungen davon beygelegt sind. Die Weiber sollen sehr munter, neugierig, naiv und oft schön seyn.

Mit Bedauern bemerkt aber der Verfasser, daß die Fremden und die Reichthümer, welche den Helgolandern während des Continentalsystems zugeströmt sind, eine schlimme Revolution unter ihren Sitten angerichtet haben. Dieß ist ihnen um so nachtheiliger, als seit dem Frieden ihre Hülfsquellen wieder erschöpft sind, während ihre Bedürfnisse sich gleich geblieben sind. Der Schleichhandel hat aufgehört, und sogar das Lotsenhandwerk bringt ihnen

Digitized by Google

wenig mehr ein, weil sich jezt die Küstenbewohner auch auf dieß Gewerbe gelegt haben. Es geschahen daher schon Auswanderungen von der Insel, was früher unerhört war. Der Verfasser äußert den wohlwollenden Wunsch, die Engländer möchten die gesunde Luft der Insel und ihre günstige Lage für Seebäder benutzen und dadurch den Einwohnern wieder einen Nahrungszweig eröffnen, bis einst das Meer den schönen Felsen und die Freystätte des idyllischen Völkchens verschlingt.

Berichte über die englische Literatur.

V.

Geschichte.

(Fortsetzung.)

Der merkwürdige Zeitraum, wohin Lingard auf seiner Laufbahn gelangt ist, hat in den lezten Jahren weit befriedigendere Aufklärungen erhalten, als auch dieser Geschichtschreiber gegeben hat. Eines der beyden Werke, die hier erwähnt werden müssen: A History of the british Empire, from the accession of Charles I. to the Restoration; with an introduction, tracing the progress of society, and the constitution from the feudal times, to the opening of the history, and including a particular examination of Mr. Hume's statements, relative to the character of the english government. By George Brodie, Esq. Advocate. (Edinburgh 1822. 4 Bde. 8.) fällt zwar auch über den Zeitpunkt hinaus, den diese literarischen Berichte umfassen sollen; es scheint aber außer England weniger bekannt zu seyn, als es verdient. Dieser schätzbare Beytrag zur Aufklärung eines, durch befangene Forscher in hohem Grade untreu dargestellten Zeitabschnittes zeichnet sich durch beharrlichen Fleiß, durch seltene Genauigkeit in der Sammlung und Zusammenstellung der Thatsachen aus, und hat selbst nach allem, was man der fleißigen Katharina Macaulay und Malcolm Laing's gründlichen Forschungen verdankt, noch viel Neues mittheilen können. Es ist längst bekannt, daß unbestechliche Wahrheitforschung keine Perle in Hume's Ehrenkrone ist, und daß gerade in dem glänzendsten Theile seines Werkes, in der Geschichte der Stuarte auf dem englischen Throne bis zur Revolution von 1689, seine Partheylichkeit für dieses unglückliche Geschlecht ihn zu Verirrungen verleitet hat; aber in welchem Grade dieß der Fall ist, hat noch niemand so unwidersprechlich dargethan als Brodie. Man darf wohl annehmen, daß Hume in der Theorie republikanische Gesinnungen hegte, so ungünstig der Inhalt seiner Geschichte dem demokratischen Elemente der englischen Verfassung ist. Er ließ sich durch unredlich forschende Vorgänger, besonders durch Brady, zu einer falschen Ansicht von den Vorrechten der Krone verleiten, und vergaß, daß die Anstrengungen des Volkes zur Wiedererlangung seiner Rechte oft keineswegs Eingriffe in die alten Rechte der Krone, sondern Widerstand gegen verfassungswidrige Eigenmacht war. Ce n'est pas la liberté, c'est le despotisme qui est d'institution nouvelle en Europe — diese Worte der Frau von Staël galten auch hier. Hume war als Jakobit erzogen, und Jakobitismus war seit der Union in Schottland, seinem Vaterlande, Mode unter allen, welche die Ehre und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes achteten oder zu achten vorgaben. Sein heller Verstand mußte zwar die Grundsätze der Jakobiten verwerfen, aber die früh eingesogenen Vorurtheile verleiteten ihn doch, die Schuld der bemitleideten Stuarte zu mildern. Er war überdieß mit der presbyterianischen Geistlichkeit in seinem Vaterlande, die zu jener Zeit engherzig und unduldsam war, in Streit gerathen, was eine Abneigung in ihm erweckte, die ihn zu ungerechten Urtheilen verleitete. Von der Partheylichkeit, welche vorgefaßte Meynungen einflößen, ist es ein leichter Schritt, der Versuchung zur Entstellung der Wahrheit zu unterliegen. Brodie's Verdienst beschränkt sich auf die Enthüllung der Mängel und Sünden seines Vorgängers und auf die sorgfältige Prüfung der Quellen. Die polemische Richtung gibt seinem Werke an sich schon eine gewisse unerfreuliche Eintönigkeit, und der Verfasser ist in der Kunst der Darstellung nicht geschickt genug, dem Forscher die Mühe des Studiums zu erleichtern. Der erste Band, der die Einleitung enthält, liefert zwar viele schätzbare Nachrichten über den Gang der öffentlichen Verwaltung und die Lage des Volkes, steht aber mit dem Hauptgegenstande der Geschichte selbst nur wenig in Verbindung. Brodie hätte vielmehr nachweisen sollen, durch welche Umstände in England Ansichten verbreitet wurden, die zu jener Zeit in andern Theilen Europa's wenigstens noch nicht auf das Volksleben Einfluß hatten. Hume's Hauptzweck war, zu zeigen, daß Karl's Betragen offen und redlich gewesen war. Redlichkeit und Ehrgefühl, sagt er, muß man billig zu seinen glänzendsten Eigenschaften rechnen. Gerade das Gegentheil geht aus Brodie's Darstellung hervor. Die Quellen der Geschichte jener Zeit sind theils royalistische, theils republikanische Schriftstellen, theils Originalurkunden, Briefe und andere Schriften, worin man die Thatsachen frey von den Farben sieht, welche die Schutzschriften beyder Partheyen ihnen aufgelegt haben, und dazu gehören besonders viele Briefe des Königs selbst und mehrere seiner einflußreichen Anhänger, welche die, der Welt verhehlten, ja oft abgeläugneten Entwürfe mittheilen. Fast alle diese Urkunden hat Hume unbenuzt gelassen, weil sie seinen Helden in einem andern Lichte zeigen, als in seiner Geschichte auf ihn fallen sollte. Hier aber sehen wir, daß der König gewohnt war, Zusagen zu geben und sie durch die heiligsten Betheurungen zu bekräftigen, in einem Au-

Digitized by Google

genblicke, wo er von ihrer Falschheit selbst überzeugt war. Hume glaubte den republikanischen Schriftstellern nur, wenn sie Zeugniß für die Königsfreunde ablegten, und den Royalisten immer, außer wenn sie etwa gegen sich selbst zeugten. In sehr vielen Fällen kannte er die Quellen, welche seinen Darstellungen widersprachen. Brodie hat oft nachgewiesen, daß Hume in Handschriften der Advokatenbibliothek zu Edinburgh, deren Aufseher er war, Stellen bezeichnet hat, die gerade das Gegentheil seiner Behauptungen aussprachen. So sagt er, um seinen Helden auch durch diesen kleinen Zug in ein schöneres Licht zu setzen, Karl habe in den lezten Nächten seines Lebens so ruhig als gewöhnlich geschlafen, obgleich der Lärm der mit der Errichtung des Blutgerüstes beschäftigten Werkleute immer vor seinen Ohren gewesen sey. Brodie aber fand Hume's Zeichen bey einer Stelle in Herbert's Denkwürdigkeiten, aus welcher hervorgeht, daß der König in St. James schlief und daher unmöglich den Lärm in Whitehall hören konnte. Einzelne Ereignisse in Karl's Regierung, z. B. Strafford's Hinrichtung, die Verhandlungen des Königs mit Ormond, dem Statthalter in Irland, wobey sich seine Falschheit so auffallend verrieth, werden hier wahrer dargestellt als bey Hume, und es findet sich mehrmals Gelegenheit, Clarendon, dem jener so oft folgt, einer unredlichen Darstellung zu überführen.

Die History of the Commonwealth of England; from its commencement to the Restoration of Charles II By William Godwin (1ster und 2ter Band. London 1824 — 26. 8.) schließt sich an Brodie's Werk. Der durch mehrere Romane, Chaucer's Lebensgeschichte und andere Schriften bekannte geistreiche Verfasser kündigt sich mit zu großen Ansprüchen an, und fordert dadurch auf, einen hohen Maßstab anzulegen, den sein Werk doch nicht ganz erreicht. Styl und Anordnung sind mangelhaft. Jener ist oft ohne Würde, und besonders vermißt man im ersten Bande, bey häufigem Ueberspringen von einem Gegenstande auf einen andern, so sehr einen natürlichen und faßlichen Zusammenhang der Thatsachen, daß die Uebersicht erschwert wird. Bey häufigen Wiederholungen und breiter Darstellung hat der Verfasser auf 1100 Seiten kaum die Hälfte seiner Laufbahn zurückgelegt. Der erste Band geht bis zur Schlacht bey Naseby, der zweyte bis auf Karl's Hinrichtung. In den Hauptergebnissen trifft Godwin mit Brodie zusammen; aber der Ertrag seiner Untersuchungen ist weniger neu, als man nach seinem Motto: Die Vernachlässigten zu beachten und an die Vergessenen zu erinnern — erwarten könnte. Die ausgezeichneten Charaktere, die hier auftreten, wird man aus den lebendigen Schilderungen der Frau Hutchinson in den anziehenden, auch in Guizot's Memoirensammlung übersezten Denkwürdigkeiten aus dem Leben ihres Mannes, fast besser kennen lernen. Godwin scheint diese Quelle gar nicht und Evelyn's Denkwürdigkeiten nur wenig benuzt zu haben. Im dreyzehnten Abschnitte (Bd. I.) wird der Geist der beyden Hauptpartheyen, der Presbyterianer und Independenten, sehr gut geschildert. Godwin zeigt, daß es nicht religiöse Gegenstände waren, sondern hauptsächlich Streit über die Obergewalt, was sie entzweyte, und daß die beyden sich befehdenden politischen Partheyen mit den beyden sich entgegengesezten Sekten zusammenfielen. Die Glaubenslehren waren nur das Band der Einigung. Die Presbyterianer waren eine Parthey, die Independenten aber bestanden, als politische Parthey betrachtet, aus vielen verschiedenen Partheyen, die bloß durch ihren Eifer für geistige Freyheit und für Duldung verbunden waren. Der ereignißvolle Zeitraum von 1646 bis 49, den der zweyte Band beschreibt, war auch darum so merkwürdig, weil hier so viele wichtige Fragen über Verfassung, politische Rechte und öffentliche Verwaltung zur Sprache kamen. Godwin schildert den Fortgang und endlichen Erfolg des großen Kampfes nicht ohne Kraft und Lebendigkeit, obgleich der zweyte Band im Ganzen nachlässiger als der erste gearbeitet ist. Er verräth hier aber seine Partheylichkeit für die Independenten noch auffallender als in dem frühern Zeitabschnitte. Ihre Vaterlandsliebe und ihre Talente werden erhoben, ihre Verirrungen entschuldigt, aber nur in den Folgerungen, die der Verfasser aus den, mit gewissenhafter Treue dargelegten Thatsachen zieht, offenbart sich seine Partheylichkeit. Er ist ungerecht gegen die Presbyterianer, die an geistiger Kraft den Independenten freylich nachstanden, aber doch scharfsichtig genug waren, die Gefahr zu erkennen, die ihre Nebenbuhler dem Staate bereiteten, als sie die Entscheidung seines Schicksals in die Hand des Heeres legten. Wirft ihre Unduldsamkeit einen Schatten auf ihren Namen, so darf man doch nicht vergessen, daß sie nicht die Absicht hatten, die Monarchie zu stürzen, sondern nur mit konstitutionellen Schranken zu umgeben. Es ist eine Folge der partheylichen Ansichten des Verfassers, daß er sich in zu feine Grübeleyen über Cromwells Absichten und Beweggründe verliert, und auf die Voraussetzung zu bauen scheint, daß der außerordentliche Mann selbst zur Zeit der Hinrichtung des Königs noch nicht den Vorsatz gehabt habe, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Wir hören zwar von Cromwells Unterhandlungen mit dem Könige; um ihn aber gegen den Vorwurf eines Abfalles von seinen republikanischen Grundsätzen zu sichern, nimmt Godwin an, Cromwell und Ireton hätten bey der Unterhandlung nur die Absicht gehabt, den König durch trügliche Hoffnungen abzuhalten, die Anerbietungen der Schottländer anzunehmen. Sie wollten die Gründung einer Republik unvermeidlich machen. „Als sie einmal, sagt er (Bd. II. S. 204) geschworen hatten zu betrügen, konnten sie bey den großen Hülfemitteln eines kräftigen Geistes sogleich als vollendete Jünger Machiavells auftreten.“ Es ist wohl wahrscheinlicher, daß Karl in seinen Unterhandlungen mit dem Könige aufrichtig war, bis er einsah, daß sich jenem nicht trauen ließ. Godwin trifft mit Brodie in der Ansicht zusammen, daß der König für die Schuld seiner Verirrungen und seiner Unredlichkeit büßte. Der Erfolg zeigte freylich, sezt er hinzu, daß die Verurtheilung des Königs die Absichten der Urheber nicht erfüllte. Die Engländer wurden mit den republikanischen Grundsätzen nicht versöhnt, und alles, was nicht zur herrschenden Parthey gehörte, ward empört. „Ich glaube, sezt Godwin hinzu, der Tag, wo Karl auf dem Blutgerüste starb, machte die Wiedererhebung seines Hauses unvermeidlich.“ (Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 24. November 1826.

Berichte über die englische Literatur.

V.

Geschichte.

(Beschluß.)

An Memoiren, historischen Denkschriften mithandelnder Personen, war die englische Literatur nie so reich als die französische, weil dem Franzosen der Nationalcharakter zu dieser Art schriftstellerischer Thätigkeit einen besonderen Beruf gibt. Es fehlt jedoch auch in England nicht an gehaltreichen historischen Quellen der Art, wie schon die, von Guizot in Uebersetzungen herausgegebene Sammlung der englischen Memoiren aus der Zeit des bürgerlichen Krieges unter Karl I. beweiset, und in Familien-Archiven mögen noch viele ähnliche Schätze begraben liegen, wie die vor einigen Jahren erschienenen Memoiren von Horaze Walpole und Waldegrave sind. Eine allgemeine Sammlung solcher historischer Denkmale, wie die Franzosen sie besitzen, ist von dem Buchhändler Murray angekündigt worden, in dessen Verlage eine vollständige Sammlung der auf die Geschichte Großbrittanniens sich beziehenden Memoiren mit Anmerkungen und Erläuterungen erscheinen wird. Die neueste Zeit hat einige Schriften dieser Art geliefert, die sich vorzüglich auszeichnen.

Dahin gehören die Memoirs of Samuel Pepys, Esq. F. R. S. Secretary to the Admiralty in the reigns of Charles II. and James II., comprising his diary from 1659 — 1669; deciphered by the Rev. J. Smith, A. B. of St. John's College Cambridge, from the original short hand M. in the Pepysian Library, and a selection from his private correspondence. Edited by Richard Lord Braybroelle (2 Bde. 4. London 1825), eine sehr merkwürdige Mittheilung aus den Schätzen der Vorzeit. Vielleicht hat die Bekanntmachung des anziehenden Tagebuches von Evelyn Anlaß gegeben, auch den alten Pepys aus dem Staube der Handschriften hervorzurufen. Pepys hatte sein Tagebuch mit seinen Büchern dem Magdalenen-Collegium zu Cambridge vermacht, dessen Mitglied er war; aber wahrscheinlich war es nicht seine Absicht, sein Tagebuch, dem er die unbedeutendsten Ereignisse seines Lebens anvertraute, je an's Licht treten zu lassen, wenigstens nicht in dieser Gestalt. Er zeigt sich überall vorsichtig, ja furchtsam, und war sorgfältig bedacht, es nicht einmal wissen zu lassen, daß er ein Tagebuch führte. Aber gerade der Umstand, daß er es bloß zu seinem Vergnügen oder zu seiner Erinnerung schrieb, gibt dieser Schrift einen so hohen Werth. An jedem Abende wurden seine und seiner Amtsgenossen Sünden dem verschwiegenen Papier anvertraut. Bey der Offenherzigkeit und Umständlichkeit, womit Pepys alles aufzeichnete, gibt er uns eine Menge anziehender Anekdoten und viele belehrende Züge zur Geschichte der Sitten seiner Zeit. Schade, daß er sein Tagebuch so früh abbricht, und nicht auch über die spätere Regierungszeit Karls und seines Nachfolgers kurze Herrschaft seine Offenbarungen aufgezeichnet hat. Das Nachtkleid und die mit Spitzen besetzten Ueberröcke der launischen Castlemaine und die Hemdärmel der hübschen und witzigen Schauspielerin Nelly, die Karls II. Zuneigung theilten, werden nicht vergessen. Die Lästerchronik des lüderlichen Hofes wird eben so sorgfältig berücksichtigt, als das Theater, zu dessen Geschichte das Tagebuch dem Literator viele interessante Züge liefert. Für den Geschichtschreiber ist es schätzbar durch die Schilderungen, die Pepys von der Verwaltung des Staates in den ersten neun Jahren nach der Restauration gibt, und die uns den klarsten Beweis liefern, wie wahr Milton in diesem Falle sprach, als er die schlechteste aller Regierungen die Regierung eines restaurirten Königs nannte. Pepys hatte früher der Republik gedient, und wurde durch seinen Gönner, Lord Sandwich, der während des Bürgerkrieges einer der Generale des Parliaments war, nach der Wiederherstellung des Hauses Stuart befördert. Er schildert uns die Begeisterung, womit man das vertriebene Königshaus wieder aufnahm; wie man Freudenfeuer in London anzündete, wie Herren und selbst Frauen — es kam dem Königsfreunde doch fast zu arg vor — auf den Knieen in den Straßen auf die Gesundheit des Königs tranken. Pepys wurde bald Sekretär der Admiralität, und erhielt auch sonst von der

Digitized by Google

Beute, wozu die Hersteller der — gesetzlichen Ordnung sich berechtigt hielten, so viel Antheil, daß er, wo alles Pfeifen im Rohre schnitt, nicht zu kurz kam, und wohlhabend genug ward, seiner lieben Ehehälfte und sich selber viele schöne Kleider kaufen zu können, die der Schneidersohn mit innigem Behagen zu beschreiben nicht müde wird. Setzen wir gleich hinzu, daß der Sekretär der Admiralität zwar so wenig als andere, die ihre Hand in den öffentlichen Angelegenheiten hatten, an die Abstellung bequemer Mißbräuche dachte, aber, wie seine Bekenntnisse verrathen, im Privatleben ein aufrichtiger und gutmüthiger Mann war. In den offenherzigen Mittheilungen über seine amtlichen Verhältnisse gibt er uns wichtige Aufschlüsse über den unglücklichen Krieg mit den Holländern, den man leichtsinnig anfing, weil man, wie der *loyale* Pepys sagte, auf den Krieg versessen war. Karl II., von jedem Hofwinde bewegt, meynte sich auf Schiffbaukunst zu verstehen, und wollte nun gern sein Spielzeug auf dem Wasser sehen, und sein Bruder, den Türenne gerühmt hatte, wünschte die Flotte anzuführen. Eifersüchtig auf die Mitbewerber im Handel, sah das Volk den Krieg gern, und das Parliament war anfänglich sehr freygebig. Wie stolz die Holländer jezt auf ihre Nebenbuhler herabsahen! Sie hatten es nicht vergessen, daß der König, der nun in Ueppigkeit an seinem Hofe schwelgte, wenige Jahre früher als dürftiger Gastfreund bey ihnen gelebt hatte, und sie verriethen laut genug, daß sie ihn weder achteten noch fürchteten. Hatten sie doch ein Spottbild gemacht, worauf man den König mit einer Frau an jeder Hand sah, während die Höflinge ihm die Taschen leerten. „Das konnte kein König dulden,“ sagt Pepys, „wenn das Parliament Geld geben wollte.“ Und das Parliament gab Geld genug, und es war knechtisch, wie das schottische. Lüderliche Wirthschaft, Verschwendung und Unterschleife in der Staatsverwaltung wie am Hofe. Auf der Seite der Gegner stand der kluge und patriotische de Witt, an der Spitze der brittischen Staatsverwaltung der König, von Weibern und witzigen Günstlingen geleitet, und Räthe, unter welchen der Kanzler, Lord Clarendon, auch nach diesem Tagebuche nicht in dem günstigen Lichte erscheint, worein einige Geschichtschreiber ihn zu stellen gesucht haben, sondern feil, wie viele Andere. Auf die Flotte kam alles an; aber die alten erfahrenen Anführer — *Theerjacken* (Tarpaulins) nannten sie die Cavaliers, die brittische Ultra-Partey, die Leute, die nichts vergessen und nichts gelernt hatten — waren bald nach der Restauration verdrängt worden, und junge Leute, muntre Höflinge, welche die Kriegszucht erschlaffen ließen, kamen an ihre Stelle. Unglück folgte auf Unglück. Die Spenden des freygebigen Parliaments wurden so schaamlos vergeudet, daß zu den dringendsten Staatsbedürfnissen nichts übrig blieb, und den Matrosen Scheine gegeben wurden, worauf sie borgen sollten. Selbst der Sieg des Herzogs von York machte die Lage des Staats nicht besser. Pepys erzählt ganz offenherzig, wie er als Sekretär der Admiralität mit dem Lord der Schatzkammer darauf sann, die Staatsrechnungen zu modeln, die dem Hause der Gemeinen vorgelegt werden sollten, um durch übertriebene Ansätze der Ausgaben noch mehr von den lästigen Leuten zu erpressen, die zum Glück noch den Geldbeutel des Volkes in der Hand hatten. Er war aber, obgleich er mitten in diesem schmutzigen Pfuhl stand, verständig genug, den unglücklichen Ausgang vorauszusehen, hatte nur nicht Kraft und Vaterlandsliebe genug, sich den Mißbräuchen entgegenzustellen, und begnügte sich, in seinem Tagebuche zu beklagen, was er nicht billigte. Kaum waren sieben Jahre vergangen, seit der neuen Gründung der Herrschaft, deren Wiederherstellung man von einem Ende des Landes zum andern freudig begrüßt hatte, und schon lähmte die Noth des Staates alle Anstrengungen. Wenn früher der Finanzminister auf neue Forderungen mit der Versicherung antwortete, es wäre unmöglich, Geld aufzutreiben, pflegte Clarendon dem Könige scherzend zu berichten, der alte Mann hätte doch wieder Mittel gefunden, Unmöglichkeiten wirklich zu machen; aber wie der Alte vorausgesagt hatte, die Zeit war nun gekommen, wo das Unmögliche endlich — unmöglich ward. Alles forderte Frieden. Keine Flotte konnte mehr ausgerüstet werden, und das Parliament fing an, sparsamer in seinen Bewilligungen zu werden, während die Holländer die bedrängte Lage der Feinde benutzten. Und nun höre man, wie in dem verschwiegenen Tagebuche hier und da ein Seufzer bey dem Rückblicke auf die Vergangenheit laut wird. „Es ist sonderbar, daß nun jedermann an Olivier Cromwell denkt und ihn rühmt, wie viele herrliche Dinge er gethan, wie er allen Nachbarfürsten Furcht eingeflößt habe, während hier ein Fürst, herbeygerufen von der Liebe, von den Gebeten, von den wohlwollenden Wünschen des Volkes, alles so bald verloren hat, daß es ein Wunder ist, wie jemand so viel in so kurzer Zeit verlieren konnte.“ Endlich fiel der tödtliche Streich, die Verbrennung der englischen Schiffe zu Chatham. Die Seeleute waren gegen die Regierung erbittert, und ihre Weiber riefen in den Straßen: „Das kommt davon, daß man unsere Männer nicht bezahlt.“ Engländer auf holländischen Schiffen sagten: „Bisher haben wir für Papierscheine gefochten, jezt fechten wir für Thaler.“ In vielen lebendigen Zügen, die das Tagebuch aufbewahrt, sehen wir die Noth und die Bestürzung des Landes. Wir sehen den König in diesem wichtigen Augenblicke unter den Weibern, und, statt an die Rettung des Landes zu denken, war es ihm eine wichtigere Angelegenheit, seine uneinigen Buhlinnen zu versöhnen, oder den Zwist

Digitized by Google

der Zofen der verschwenderischen Castlemaine zu schlichten, die, troß den deutlichen Anspielungen des Parliaments auf die Sünde des Ehebruches, in's Schloß hatte zurückkehren müssen. Die Höflinge trieben indeß zum Abschlusse des Friedens, so lange von der lezten ansehnlichen Bewilligung des Parliaments der Rest noch in des Königs Händen war, womit er zur Bezahlung seiner Schulden etwas übrig behielte, und sein Parliament nicht mehr brauchte. Die Schulden aber waren zu groß und die täglichen Ausgaben wuchsen. Das Parliament mußte wieder in Anspruch genommen werden, obgleich der Herzog von York schon den Grundsatz empfahl, den er als König befolgte, und seinem Bruder rieth, nach seinem Belieben Geld aufzunehmen, und Clarendon gleichfalls daran erinnerte, daß Elisabeth im Jahre 1688 allen Bedürfnissen abgeholfen hätte, ohne sich an das Parliament zu wenden. Der geschmeidige Pepys hat hundert Züge aufbewahrt, welche die verächtliche Regierung grell genug schildern. Ein stehendes Heer sollte der königlichen Eigenmacht eine neue Stütze geben. Der König müsse durch ein Heer herrschen, meynte Lady Castlemaine, aber es fehlte an Geld, und vergebens bot der König zehn vom Hundert; niemand wollte leihen. Clarendon wurde durch die Ränke der verschwenderischen Castlemaine gestürzt. Er hätte die Verleihung einer Stelle hintertrieben, die der König einem Schützlinge seiner Geliebten geben wollte. Dieses Weib wird bald alles verkaufen, sagte der Kanzler. Sie habe über diese Stelle verfügt, läßt sie ihm in ihrer Erbitterung sagen, und werde bald auch über die seinige verfügen. Um diese Zeit stürmte das Volk, von schwärmerischen Köpfen aufgereizt, die Schlupfwinkel der Lüderlichkeit. „Aber warum sollen wir diese kleinen H.... häuser niederreißen, rief es, wenn das große H.... haus in Whitehall stehen bleibt?“ Das Parliament war der schlechten Regierung würdig. Es geht auch aus diesem Tagebuche klar hervor, daß die Unwirksamkeit alle Bemühungen desselben, Mißbräuchen abzuhelfen, hauptsächlich in der Heimlichkeit der Erörterungen zu suchen ist, und in dem daraus entsprungenen Mangel einer Unterstützung durch die öffentliche Meynung. Ja nichts gibt in England der neuern Zeit einen größern Vorzug vor den Zeiten der Vorfahren, als eben die Oeffentlichkeit jeder Bewegung der Regierung, und die Freyheit, womit über alles von einem Ende des Landes zum andern gesprochen wird.

Politik.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, F. A. Brockhaus 1826.

Herr von Raumer gibt uns in gegenwärtiger Schrift eine gedrängte Uebersicht der beachtungswerthesten Begriffe von Recht, Staat und Politik, wie dieselben von Weisen, Staatsmännern und überhaupt von ausgezeichneteren Denkern, seit Platon und Aristoteles bis auf die neuesten Zeiten, aufgestellt worden. Schon die Wahl dieser Aufgabe, deren Lösung der gepriesene Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen hier unternommen hat, ist eine sehr glückliche zu nennen. Denn was ist wohl geeigneter, unsere Begriffe über irgend einen Gegenstand des Nachdenkens zu läutern und aufzuhellen, zu erweitern und vor Einseitigkeit zu bewahren, als die Zusammenstellung und Vergleichung dessen, was von den größesten Geistern der verschiedensten Zeiten und Völker eben darüber gedacht, gemeynt, geglaubt worden ist? Und wo thut eine solche Zusammenstellung und Vergleichung in der angegebenen Beziehung mehr Noth, als auf dem Gebiete der Politik und in unseren Tagen? Aber wie uns die Wahl der Aufgabe glücklich erscheint, so müssen wir auch deren vorliegende Lösung als eine in ihrer Art gelungene bezeichnen. Wissenschaftlicher Geist und praktischer Sinn haben sich zu derselben, wie es nur selten geschieht, vereinigt, und so ist es gekommen, daß die Schrift, indem sie nur die Grundzüge zu einer umständlicheren, wissenschaftlichen Ausführung anzugeben scheint, jeden gebildeten Leser auf das Erfreulichste belehrt, zu lebhaftem Nachdenken und besonnener Beurtheilung politischer Dinge einladet. Lezteres ist besonders die Folge der von dem Verf. jeder Darlegung der Ansichten verschiedener Männer beygefügten Kritiken derselben, die immer scharf und treffend, oft fein und witzig, manchmal aber, obwohl selten, jocoser sind, als sich mit dem Gegenstande und dem sokratischen Geist vertragen will, der sonst diese Kritiken auszeichnet. Vortrefflich ist in dieser Rücksicht eine zwar an der äußersten Gränze stehende, sie aber nicht überschreitende Stelle, welche gegen die von Herrn von **Ancillon** gepredigte, einseitige Ausschließung der Geistlichen und Gelehrten von der ständischen Repräsentation gerichtet ist. Leider verbietet der Raum, dieselbe anzuführen; sie steht S. 223 u. ff. Die Ansicht, zu welcher sich Herr von Raumer bekennt, verläugnet sich nirgends. Am deutlichsten tritt sie unseres Erachtens in den Kritiken der Neueren, namentlich **Rousseau's**, **Fichte's**, **Bonald's**, **Benjamin Constant's**, **Schlegel's**, **Ancillons** hervor; auch läßt sie sich in dem Resultat der ganzen Darstellung erkennen, welches der Verfasser in folgende vier Sätze gefaßt hat:

Erstens: Die alte Welt kann, ungeachtet vieler Trefflichkeiten, keineswegs **Musterbild** der Verfassung und Verwaltung seyn; wohl aber können und müssen viele Einrichtungen des Mittelalters neubelebt und angewandt werden. Will aber jemand dasselbe unbedingt

Digitized by Google

herstellen, der ist ein Revolutionär rückwärts, wie wir der Revolutionäre rückwärts genug haben kennen lernen.

Zweytens: Diejenigen, welche die Grundsätze und Träumereyen der französischen Schule noch nicht für unheilbringend halten, oder (die Sache auf den Kopf stellend) alle Formen für gleichgültig erklären und im Despotismus Hülfe suchen, sind gleich unheilbar. Gründliche Philosophie und gründliche Geschichtskenntniß gehen Hand in Hand und verwerfen gleichmäßig die leeren Abstraktionen, wonach man alle Staaten und Völker erst von Naturrechts wegen nackt ausziehen, und ihnen dann die Zwangsjacke einer angeblich ideellen Verfassung und Verwaltung anziehen soll.

Drittens: obgleich die Theoretiker über Religion, Kirche, Stände, Anordnung der Körperschaften und Zünfte u. s. w. noch uneinig sind; so wird doch im Ganzen der Werth des Germanischen immer mehr anerkannt und den Verhältnissen angepaßt; man ist einig, das Christenthum sey Grundlage unseres ganzen häuslichen und öffentlichen Lebens. Diese zwey ungemein wichtigen Fortschritte verschließen den meisten Irrthümern Thür und Thor. Endlich

Viertens: ist es höchst erfreulich, daß die praktische Entwickelung nicht hinter den berichtigten theoretischen Ansichten zurückgeblieben. Ja, mehrere Schriftsteller sollen aus dem heiligen Bunde lernen: die Christenheit bilde, trotz aller Abweichungen der Bekenntnisse, ein großes Ganzes und müsse sich in Liebe umfassen (also auch mit Einschluß der Griechen!); und andere sollten, statt nach dem Auslande hinzublicken, erkennen: daß die süddeutschen Verfassungen, auf eine nicht genug zu rühmende Weise, alle Elemente des deutschen Lebens ergriffen, keines übersehen und verworfen haben.

Wir bemerken noch, daß der Verf. selbst weder auf Unfehlbarkeit der Ansicht, noch auf Vollständigkeit der Uebersicht Anspruch macht. In Bezug auf das Leztere haben wir uns dennoch gewundert, daß, wie von manchen andern, weder von Leibnitz, noch von Voltaire, noch endlich unter den Neueren von Görres eine Sylbe erwähnt worden ist. Dieser verdient doch unter den Naturphilosophen eher eine Stelle, wenn von Politik die Rede ist, als Steffens, wie Treffliches derselbe auch über Vieles Einzelne geäußert hat. Hat sich der Verf. vielleicht nicht an jenen Mann gewagt, der sich, meynen wir, wohl einem E. Burke gegenüberstellen kann, welchem H. v. Raumer den Namen eines Riesengeistes verliehen hat? — W. B. M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.

— Zu Folge der Berichte einiger Reisender hatte die Dame Charlotte Medicis-Lenzoni das ehemals von Boccaccio bewohnte Haus zu Certaldo durch Kauf an sich gebracht und solches mit Sorgfalt repariren lassen, um es ihren Mitlandsleuten sowohl, als den Ausländern, welche, um das Andenken jenes großen Mannes zu ehren, nach Certaldo kommen, als ein für beyde gleich ehrwürdiges Denkmal vorzuzeigen. Dieses Haus sieht noch vollkommen so aus, wie Manni solches in Boccaccios Leben beschrieben hat. Im Hintergrunde des Zimmers, wo sich der sinnreiche Erzähler in der Regel aufzuhalten pflegte, hat ihn Madame Lenzoni in Lebensgröße und in der Stellung eines nachdenkenden Schriftstellers abmalen lassen. Dasselbe Zimmer ist auch mit andern, einige Geräthschaften aus Boccaccios Zeit und kleine Etruscische Aschenkrüge vorstellenden Malereyen ausstaffirt. In zwey Schränken finden sich Boccaccios sämmtliche Schriften aufgestellt. Vor einigen Jahren hatte man in Boccaccios, in der Kirche zu Certaldo befindlicher Gruft Nachsuchungen angestellt und, nebst einem Schädel und einem Tubus von Eisenblech, dreyzehn Manuscripte auf Pergament aus derselben hervorgezogen. Diese Handschriften haben sich insgesammt verloren und bis auf den heutigen Tag nicht wieder können zur Hand gebracht werden. Sehr vermuthlich aber ist dieser Verlust nicht der einzige, welchen die Wissenschaften an gedachtem Orte erlitten haben. Man will nämlich versichern, es habe sich ganz kürzlich in dem erwähnten Zimmer, in Gegenwart eines daselbst arbeitenden Weibes, ein Stück von dem Täfelwerk losgemacht, worauf ein aus mehreren Manuscripten bestehendes Paket heruntergefallen sey. Dieses Paket habe die Alte vermuthlich aus einem übelverstandenen Frömmigkeitssinne, und aus Besorgniß, jene Handschriften möchten etwas Irreligiöses enthalten, eilends den Flammen geopfert. Gar leicht könnte hiermit dieß oder jenes noch unbekanntes Werk Boccaccios auf eine höchst bedauerliche Weise vernichtet worden seyn.

— Zu Neapel war am 7ten Dec. d. J. der Architekt der apostolischen Kammer, Pietro Ferrari, gebürtig von Spoleto, mit Tode abgegangen. Frühzeitig hatte er sich eine tiefgehende Kenntniß seiner Kunst erworben und den Genius derselben sich, so zu sagen, eigen gemacht. Die französische Verwaltung, die den Werth seiner Talente zu schätzen wußte, säumte zu Anfange des laufenden Jahrhunderts nicht, von denselben zum Vortheile Italiens Gebrauch zu machen. Er wurde, als Chef des Geniewesens, mit mancherley Arbeiten im Trasimene-Departement beauftragt. In dieser Zeit beschäftigte er sich in Uebereinstimmung mit dem Ritter Fontana mit den nöthigen Vorbereitungs- und Einleitungsmaßregeln zur Ausführung des Projektes eines großen Kanales, vermittelst dessen man das Adriatische Meer mit dem Mittelländischen zu vereinigen hoffte. Doch geschah es erst im Jahre 1825; nachdem er seinen Plan reiflich erwogen und durchdacht, auch sich in den Fall gesezt hatte, über alle Einwendungen und Hindernisse zu triumphiren, daß er das Publikum mit den Resultaten seiner Nachforschungen über diese wichtige Arbeit bekannt machte. Solches that er in einer Schrift, welche den Titel führt: „Ueber die Eröffnung eines schiffbaren Kanales, welcher vom adriatischen Meer an sich quer durch Italien ziehe und an zwey Stellen des Mittelmeeres münden würde. Dem Herrn Ferrari verdankt Italien auch noch sehr wohl ausgedachte Projekte zur Austrocknung der Seen von Trasimene und Fucino. Sein Portefeuille enthält, neben andern Stücken von Werthe, eine beträchtliche Anzahl Zeichnungen von Landhäusern, in Betreff derer zu wünschen ist, daß sie dem Publikum bald mögen mitgetheilt werden. Uebrigens war er neben seinem Wissen ein tugendhafter Mann, geliebt und hochgeachtet von zahlreichen Freunden. Er starb mit Ergebung in einem Alter von ungefähr 73 Jahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. November 1826.

Dichtkunst.

Perlen der heiligen Vorzeit, von Johann Ladislav Pyrker. Zweyte vollständige Ausgabe. Wien bey Anton Strauß, 1826.

Beym ersten Aufschlagen dieses schön gedruckten Buches werden wir sogleich an Klopstocks Messias erinnert. Wir finden Erzählungen der Bibel und hohen Flug religiöser Andacht in wogenden Herametern. Mit Freuden vermissen wir aber hier alle die Mängel, welche Klopstock bey seiner ungeheuren Aufgabe nicht vermeiden konnte. Der würdige Verfasser dieser Perlen hat nicht wie Klopstock das Unmögliche versucht, sondern sich beschränkt, und darum ist ihm sein Werk vortrefflich gelungen. Auch er hat die Bibel zur Grundlage seiner Dichtung gewählt, und wie Klopstock ein episches, lyrisches und didaktisches Interesse zu verbinden gesucht, und dieß ist eine eben so schöne und kühne, als natürliche Verknüpfung, da wir keine biblische Geschichte lesen können, ohne eine tiefsinnige Lehre daraus zu entnehmen und in einem lyrischen Andachtsgefühl zu versinken. Aber Pyrker hat die Grenzen wohl erkannt, in welchen moderne Dichter die Bibel behandeln müssen. Er wagt es nur einzelne Bilder daraus hervorzuheben, und gleichsam in der Vorhalle des geheimnißvollen Tempels seine Andacht zu verrichten, nicht wie Klopstock mit irdischer Hand das tiefste Mysterium des Innersten und Allerheiligsten enthüllen zu wollen. Man darf wohl behaupten, daß in Christus ein Moment liegt, was die Grenzen jedes Heldengedichtes überschreitet. Entweder die Erhabenheit und das Mystische seiner Idee, oder das Heldengedicht wird vernichtet. Mit den Propheten verhält es sich anders. Sie sind irdische, feste Heldengestalten, gleichsam Farben, in denen das Licht sich verkörpert und verhüllt, Christus aber ist auch in seiner Menschwerdung immer noch das Licht selbst; und wie wenig sich dieses in seinem wahren Glanze darstellen läßt, beweist eben Klopstock, indem er es versucht hat, den Heiland nicht bloß als Menschen, sondern auch als Gott zu schildern.

Pyrker hat sich Propheten zu seinen Helden erwählt, Moses, Samuel, Elias, Elisa und die Makkabäer. Dem epischen Interesse nach finden wir also fünf Heldengedichte, in denen aber dem lyrisch-didaktischen Interesse nach noch eine andere Eintheilung verborgen liegt. Die fünf Gedichte geben nämlich zusammen zwölf Gesänge, wovon jeder selbständig eine religiöse Idee und Lehre zugleich episch der Anschauung und lyrisch dem Gefühl einprägen soll. Die Erzählung verwandelt sich daher gewissermaßen in eine Parabel, und geht sogar in die Hymne über, sofern sie durchaus rhapsodisch vom Strome lyrischer Empfindung getragen wird. Das Epische ist dem didaktischen, religiös-moralischen Zweck untergeordnet, und stets begleitet von dem Ausbruch andächtiger Empfindungen.

In dieser Weise bietet zuerst das Gedicht **Moses** in drey Gesängen einen Cyklus von drey religiösen Ideen dar. Diese sind: **Gott**, **Erlösung** und **Auferstehung**, und werden an die drey Hauptmomente im Leben Mosis geknüpft, an seine Weihe auf dem Horeb, an seine Erlösung des Volkes aus Egypten und an seinen Tod im Angesicht des gelobten Landes. Die Lehre ist: Gott ist uns gegenwärtig und das Vertrauen zu ihm wird uns erlösen und uns in das Land der Verheißung bringen. Im zweyten Gedicht, **Samuel**, ist die Idee des **Gerichtes** an dem Beyspiele Sauls anschaulich gemacht, wie er den Schatten Samuels beschwört, und dieser ihm zuruft:

„Wie?“ — sprach jener mit furchtbarem Ernst — „von Jehova gewichen
Bist du selber, und staunst, daß er dich verläßt in der Noth jetzt?“

In dem Gedicht **Helias** sind in drey Gesängen die Ideen **Glaube**, **Liebe**, **Hoffnung** cyklisch verbunden, in **Elisa** dagegen **Tod** und **Unsterblichkeit** und in den **Makkabäern** **Trost**, **Hingebung** und **Sieg**. Da es uns nicht zukommt, an der Bibelfestigkeit unserer Leser zu zweifeln, so scheint es überflüssig, hier noch nachzuweisen, wie natürlich alle diese Ideen an die

Digitized by Google

entsprechenden biblischen Geschichten sich anknüpfen lassen. Der ehrwürdige Dichter ist, man fühlt es, von reiner Andacht durchdrungen gewesen, und wo wahre Begeisterung aus der innersten Tiefe des Gemüthes hervorbricht, möge sie doch ja empfängliche Herzen finden in einer Zeit, wo man so wenig mehr empfindet, selbst nicht mehr in der Religion und Poesie, wo man ästhetisch und moralisch nur klügelt und höchstens empfindelt. Pyrkers Gesang ist gleich weit entfernt von moralisirender Trockenheit und von sentimentalisirender Süßlichkeit. Er quält uns nicht mit der Prosa versificirter Lehrbegriffe, sondern ächt poetisch läßt er nur eine einfache, aber tiefe Idee in seiner Empfindung als Grundton herrschen, und diese Empfindung ist durchaus nicht weichherzig und am Pietismus kränkelnd, sondern gesund, stark, erhaben.

Warum der Verfasser übrigens Hexameter zu seinen Gedichten gewählt, dieß läßt sich wohl nur aus einer ihm eigenthümlichen Vorliebe für diese Versart erklären. Der Gegenstand verlangt dieses Metrum nicht nothwendig, ja er widerstrebt demselben zuweilen, und wo wirkliche wörtliche Bibelstellen in Hexameter übergetragen sind, behauptet die rührende Einfachheit in Luthers Uebersetzung den Vorzug. Doch haben diese Hexameter Pyrkers eine innere Vollendung, wie wir sie nur beym seligen Voß wiederfinden, und übertreffen an Classicität die Klopstockischen bey weitem. Der Verfasser handhabt das antike Metrum mit Meisterschaft und ist überreich an Schönheiten, theils der Formen und des Klanges selbst, theils des Sinnes und derjenigen Bilder und Constructionen, die sich nach dem ewigen Muster Homers am besten nur in Hexametern darstellen lassen.

Allgemeines deutsches Reimlexicon, herausgegeben von Peregrinus Syntax. In zwey Bänden. Leipzig bey Brockhaus, 1826.

Flügel hat nicht jeder — doch alle möchten sie gern hinauf in das hohe Himmelsland der Dichtkunst. Wie erwünscht also, daß jezt sogar der Esel, den Pegasus am Pflug zurückgelassen, ihm gemächlich nachklimmen kann auf der langen langen — Eselsbrücke von 300,000 Stufen oder Reimen, die der fleißige Peregrinus als romantische Fortsetzung an den antiken gradus ad Parnassum angebaut. Wie werden alle die Dichter jauchzen, die sonst mit schwülem Kopf vor dem fehlenden Reim saßen, wie vor dem Räthsel der Sphynx. Der Oedipus hat sich gefunden und jeder braucht nur nachzuschlagen, so öffnet ihm die Sphynx, das grämliche Ungeheuer, das sonst schrie: reim' dich oder ich verschlinge dich! geschmeidig den Himmelsweg. Die Dichter werden glücklich seyn und die Leser — nun wir werden wenigstens mehr Reime zu lesen bekommen, als sonst, denn, wenn wir aufrichtig seyn wollen, so waren doch bisher unsere zahllosen lyrischen Gedichte gar zu langweilig immer auf: Herz und Schmerz, Sehnen und Thränen, Pein und allein, scheiden und meiden, Lust und Brust, Rosen und kosen, Muth und Blut, Wangen und Verlangen, Sinn und hin und was weiter gereimt, und es kamen etwa nur hundert Normalreime auf hunderttausend Gedichte. Welche Fundgrube schließt sich nun im neuen Reimlexicon auf. Kein einziger Reim steht zweymal darin, und doch würden sie, jeder an einen Vers gesezt, ein Gedicht geben, das die ganze lange Schlachtordnung Dantes, Ariosts und Tassos überflügeln müßte.

Gewissenhafte Leser werden fragen, ob das Reimlexicon auch vollständig sey, und sie nicht etwa in schlimmen Fällen im Stich lassen werde. Ich vermuthe, selten, denn ich habe nichts vermißt, wo ich auch aufgeschlagen, obgleich ich das Ganze durchzumustern keine Geduld habe. Außer den deutschen Reimen findet man auch noch alle die, welche wir aus fremden Sprachen zuweilen entlehnen, und der Sammler hat sogar alle Worte des alten Canzley- und Curialstyls, und alles, was sich seit dem dreyßigjährigen Kriege von fremden Redensarten in Deutschland eingebürgert, der Vollständigkeit zu Liebe und den Puristen zum Troz, sorgfältig aufgenommen. Daß er sich die überflüssige Mühe gegeben, beynahe alle *Stammwörter* in ihren verschiedenen Flexionsendungen der Reihe nach zu wiederholen, ist darum fehlerhaft, weil es allzuviel Raum wegnimmt und das Buch unnöthig theurer macht. Einmal steht alles, was sich auf Glück reimt, dann wieder dieselben Wörter unter der Rubrik *Glücks*, *Glücke*, oder was unter *leben* stand, wieder unter *lebst*, *lebt*, *lebend* ꝛc., und es ist bey weitem zu weniges zusammengezogen. Ein anderer Fehler ist die wenige Rücksicht auf Betonung. So finden wir z. B. *Therese* in einer Reihe mit *lese*, *verwese*, was wohl niemand zusammenreimen wird. Uebrigens ist das Buch zum Gebrauch vortrefflich eingerichtet, die Uebersicht leicht, das Nachschlagen bequem. Man darf nur alphabetisch den im Reim herrschenden Vocalen und den darauf folgenden Consonanten folgen. Die Doppelreime und die so genannten gleitenden Reime von mehr als zwey Sylben sind hinten besonders verzeichnet.

Eigentlich hat das Buch mehr Werth für den Sprachforscher, als für den Dichter, denn wer, als ein Stümper, möchte statt der Muse das Reimlexicon fragen? welcher ächte Dichter hat noch jemals Reime *gesucht*? Das Dichten ist ein Hervorwachsen aus dem Innern, nicht ein Zusammenkleben von Außen. Die Reime wachsen von selber aus dem Gedicht, wie Blüten aus dem Baum.

Man kann nicht, wenn der Stamm die eignen Blüten versagt, beliebig aus Linne's Pflanzensystem sich andere zusammensuchen und ihm aufpfropfen. Kurz, wer ein Reimlexicon braucht, ist gewiß kein wahrhafter von innerem plastischem Drange getriebener Dichter, sondern ein Reimer und Leimer. Da dieß aber immer unter hundert deutschen Dichtern neun und neunzig sind, so darf sich das Buch Absatz versprechen. Zu Gunsten der Sprachforschung hätte der Verfasser sein Werk etwas geistreicher behandeln und z. B. Vergleichungen zwischen der deutschen und andern Sprachen anstellen, über die bey uns vorherrschenden Vocale und Reimweisen berichten und daraus ganz artige Folgerungen ziehen können; denn gewisse Erscheinungen, die wir auf diesem Gebiet der Sprachbildung finden, hängen genau mit dem Volkscharakter zusammen. So ist es nicht ohne Bedeutung, daß in den deutschen Reimen die Vocale a und e vorherrschen, während i, o, u zurückgedrängt sind, da diese leztern gewissermaßen die Extreme, jene die Mitte des Vocals sind, und daß im Deutschen Consonanten und Vocale, so wie männliche und weibliche Reime sich die Waage halten, während in den nordischen Sprachen Consonanten und männliche Reime, in den südlichen Sprachen Vocale und weibliche Reime das Uebergewicht haben.

Pädagogik.

Geist der Familienerziehung. In einer Reihe vertrauter Briefe von Ernst Klotz. Leipzig. 1826. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Zu den Einseitigkeiten, welche unsere im Experimentiren sich gefallende Zeit auch in der Pädagogik erlebt hat, gehört unfehlbar die Forderung, an die Stelle der Familienerziehung eine entweder bloß staatsbürgerliche, christlich-deutsche, oder gar kosmopolitisch-philosophische zu setzen. So rieth einst Fichte selbst, die Kinder möglichst bald den Müttern zu entreißen und in ein Staatserziehungshaus zu thun, und Goethe erschuf unlängst ein Erziehungsland, welches eben so weit vom wahren Familien- als vom Staatsleben entfernt liegt. Aber diese Forderungen und Vorschläge traten weder einsam, noch ohne Erfolg auf. Früher, gleichzeitig und nachher sah man einerseits Philanthropien und Privaterziehungsanstalten aller Art entstehen, welche sich bis jezt noch vergeblich angestrengt haben, irgend einen gewünschten Normalmenschen zu bilden; anderseits nahm hie und da der Staat die Anhänger jenes Philosophen beym Wort und sorgt nicht allein für öffentliche Erziehung mehr, sondern leitet sie bereits. Die gesellschaftlichen Verhältnisse, die philosophischen Ansichten, oberflächliche Parallelisirung mit ähnlichen Einrichtungen in der alten Welt, ethische und religiöse Verzweiflung, auf andere Weise die Perfectibilität des Menschen endlich durch handgreifliche Beyspiele zu beweisen, — Alles vereinigte sich, um solche Maßregeln gut zu heißen und eintreten zu lassen. Aber wie künstlich auch die Verhältnisse in den höheren Kreisen des Lebens seyn mögen, wie sehr in's Blaue sich auch die Spekulation versteigen mag, der breite Grund und Boden des Erdendaseyns ruht in der Natur selbst und trägt allein jene künstlichen Ausgeburten desselben, und ein gesunder, tiefer Sinn läßt sich nicht irre machen, sondern ruft zur Natur zurück. Unter denen, welche in diesem Sinne die Stimme erhoben, muß vor allen Jean Paul erwähnt werden, der in seiner Levana die Sorge für erste, häusliche Erziehung, auch den Müttern aus den gebildeten Ständen, als ihren heiligsten Beruf an's Herz gelegt hat. Auf diese Seite stellt sich auch der Verf. vorliegender Schrift, und darin liegt ihre Bedeutung und ihr Werth. Sie stellt die Erziehung, den Unterricht und die Bildung unserer Menschen, von ihrem Kindesalter bis zu ihrer Erwachsenheit, dar. Der Gedanke, an der Jugendgeschichte verschiedener Mädchen und Knaben die Anwendung der für die verschiedenen Altersstufen passenden Unterrichts- und Erziehungs-Grundsätze zu entwickeln, ist nicht übel. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. dem Familienkreise, welcher uns hier geöffnet wird, eine größere Ausdehnung gegeben hätte. Dann würden die Verhältnisse mannichfaltiger gewesen und verschiedenartigere Naturen zum Vorschein gekommen seyn. Jezt hören wir nur von gesunden und gutgearteten Kindern, die vortreffliche Eltern und Erzieher haben, und so kann es nicht fehlen, daß alle angewendete Grundsätze und Methoden einen vortrefflichen Erfolg haben. Da nun aber eine Geschichte, welche moralische, religiöse oder pädagogische Grundsätze darstellt, sich ihrer Natur nach als ein Beyspiel geltend macht, das nachgeahmt werden soll, so ruft sie eben deßwegen die Einwendung hervor, daß das Leben nirgends die günstigen Verhältnisse darbiete, welche hier erdacht worden. So dürfte die Wirkung der Schrift, welche ihr Verf. durch die geschichtliche Form zu befördern hoffte, gerade geschwächt werden, nicht dieser Form wegen, sondern weil diese nicht reich genug ausgefüllt worden ist, und weil namentlich alle Gegensätze des Lebens entweder übergangen oder doch als sehr machtlos und als Nebensache behandelt sind. Ein Schiffer bewährt sich aber erst auf stürmender See und ein Soldat auf dem Schlachtfelde, — die Pädagogik erst im Kampfe mit allen Widerwärtigkeiten. Ueberhaupt scheint der Herr Verf. eine etwas zu idyllische Ansicht des Lebens zu haben, oder doch die Idylle als das Ziel desselben sich vorzustellen. Das ist ganz lieb und gut und

Digitized by Google

schön. Es gibt aber noch Millionen Heiden und wilde, reißende Thiere und zwar nicht allein im neuentdeckten Innern Afrika's, und die Menschen haben noch einen jahrhundert- und jahrtausend-langen Kampf vor sich. — Dieses Wenige gegen die Form und gegen die Ansicht, welche sich, ohne gerade ausgesprochen zu werden, dennoch durch die ganze Schrift als rother Faden hindurchzieht. — Im Uebrigen können wir von den einzelnen pädagogischen Ansichten, Grundsätzen und Rathschlägen, welche hier ertheilt werden, nur Gutes rühmen und wenn auch sonst die Schrift keine große und schlagende Wirkung erzielt und verheißt, so bleibt doch den ernsten und aufmerksamen Lesern und Leserinnen gewiß die, daß sie auf's Neue von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer vernünftigen Erziehung überzeugt werden. —

W. V. M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.

— Einen merkwürdigen Beytrag zur Geschichte der gereizten Empfindlichkeit größerer Geister liefern die kürzlich, in der Druckerey der Minerva zu Padua erschienenen: Tre lettere dell' Accademia degl' Intrepidi di Ferrara alcav. Battista Guarini e due di questo à quella, pubblicate per la prima volta etc. Es hatte nämlich die im Jahre 1600 gestiftete Akademie degl' Intrepidi, zu Ferrara, das ohnehin reizbare Gemüth des Dichters des Pastor Fido gar sehr dadurch wider sich aufgebracht, daß sie sich konstituirte, ohne dabey irgend der Rathschläge eines Mannes zu pflegen, durch dessen Beytritt zu ihren Vereinen sich viele Akademien in hohem Grade geehrt gefunden hatten. Inzwischen ließ Guarini einige Zeit nachher, nämlich zu Anfange des Jahres 1602, der Akademie ein Exemplar einer neuen Ausgabe seines Pastor Fido zugehen, und die Akademiker hinwieder erklärten ihn unterm 23sten Februar desselben Jahres zu ihrem Mitgliede, und ersuchten ihn, „er möchte, gleich wie er andere Akademien, und zwar nicht allein diejenigen seines unmittelbaren Vaterlandes, sondern überhaupt alle berühmten akademischen Vereine Italiens mit seinem Beytritte beehrt habe, es nun auch nicht verschmähen, diese Akademie, welche vor wenigen Monaten ihre Laufbahn unter so lautem Beyfall eröffnet habe, zu ehren und mit väterlicher Huld umfaßt zu halten.“ Guarini aber, der sich durch diese Aufnahme in eine Akademie, die er geringschätzte oder gering zu schätzen sich stellte, nichts weniger als geehrt fand, antwortete den Herrn Akademikern, sie hätten seiner Absicht bey der Präsentation des Pastor Fido einen allzuniedrigen und argen Sinn untergelegt. „Ich habe, schrieb er zurück, mein Gedicht keineswegs in der Absicht eingesandt, um irgend eine Belohnung, am allerwenigsten eine so übel ausgedachte, zu erhalten, wie die, von welcher Ihr (von dem Sekretär der Akademie, Ottavio Magnini, abgefaßtes) Schreiben mir Kunde ertheilt. Haben Sie daher die Güte Ihren Herrn Folgendes zu vermelden: Eine Akademie, um ihr Daseyn zu begründen, bedarf hauptsächlich des Rathes; sich zu erhalten, wenn sie einmal konstituirt ist, kostet mehr Mühe und Anstrengung. Für jenes taugen die Greise; für dieses nicht. Nachdem nun Ihre Herrn meiner Beyhülfe zu demjenigen nicht nöthig gehabt haben, wozu ich zufälliger Weise brauchbar gewesen wäre, so werden sie derselben ohne Zweifel noch weit weniger zu demjenigen bedürfen, wozu ich ganz untauglich bin.“ Mit diesen Aeußerungen lehnte er die ihm angetragene Ehrenbezeigung ab und setzte sich zu der noch im Werden begriffenen Akademie in ein offenbar feindseliges Verhältniß. Hinwieder reizte sein Benehmen den Unwillen der Intrepidi so sehr, daß sie ihm durch ihren Sekretär Magnini seine Erklärung spitzig genug dahin erwiedern ließen, daß, nachdem sie, ohne eben seines Rathes zu pflegen, ihre Akademie so zweckmäßig eingerichtet, daß er selbst diese Einrichtung nicht bloß gebilligt, sondern überaus genehm gehalten habe, so wollen sie nun auch alles anwenden, dieselbe aus eigenen Kräften und ohne Hrn. Guarinis Mitwirkung, von der sie übrigens eine sehr hohe Meynung hegen, zu erhalten und ihren gesellschaftlichen Kreis zu erweitern. Auf diese, wie der Empfänger sie nannte, nicht bloß zürnende, sondern zornmüthige Zuschrift erfolgte von seiner Seite eine nochmalige, weitläufige Rückantwort, voll hochtrabender, vielleicht etwas übermüthiger Aeußerungen. In dieser Antwort bestätigte er vorerst seine frühere Erklärung, die dahin gegangen war, daß die Akademie seine Darbringung des Pastor Fido in einem gemeinen und üblen Sinne genommen habe; dann äußert er sich weiter, es habe zwar die Akademie seines Rathes wohl etwa nöthig gehabt, allein, statt ihn unmittelbar und auf geradem Wege dafür anzusprechen, es vorgezogen, jenes Rathes indirekte und gleichsam verstohlener Weise durch eine dritte Person zu pflegen; und endlich bricht er in nachstehende vornehme Phrasen aus: „So viel darf ich, und zwar ohne Eigendünkel, wohl sagen, daß, wenn die Herrn Akademiker von Ferrara, meiner Vaterstadt, sich meines Rathes nicht bedient haben, mir daran nichts liegt, indem es mir genügt, mich von andern, in sehr hohem Rufe stehenden, gelehrten Vereinen Italiens geachtet zu wissen; wie denn auch wirklich von edeln und gelehrten Männern dieses unseres neuen Athens, die gegenwärtig im Purpur und in der Inful einhergehen, meine Person so sehr ist geachtet worden, daß sie nicht allein mich zum Stifter, Vorsteher und Vater ihrer Akademie, sondern sogar mein Haus zu ihrem Versammlungsorte ausersehen hat. Demnach, mein Hr. Sekretär, sind wir miteinander vollkommen einverstanden: Wenn diese Herrn meiner Dienste nicht bedurft haben, so bedarf auch ich ihrer nicht, um jene Glorie auf mich zurückstrahlen zu machen, welche die Welt vermittelst der Gnade Gottes und meiner Schriften über mich herbeyführt, und welche so viele gegenwärtige sowohl als vergangene Dinge, die Vortrefflichkeit meiner Schriften, der Einfluß ausgezeichneter Männer und berühmte und erlauchte Akademien, die nicht unmündige noch an der Mutterbrust trinkende Kindlein, sondern ansehnliche Frauen und ehrwürdige Matronen sind, mir zu erhalten vermögen.“ Zum Schlusse der Correspondenz erwiederte die Akademie dieses Schreiben mit einer noch längern Rückantwort, die aus höflichen und anmaßenden Ausdrücken und Aeußerungen zusammengestoppelt, im Ganzen aber natürlicher, als Guarinis Brief, abgefaßt ist. Die Mittheilung dieses, sowohl den Charakter und die Gemüthsart Guarinis als auch einigermaßen die Geschichte einer, im Verlaufe der Zeit berühmt gewordenen Akademie beleuchtenden Briefwechsel verdankt man dem Hrn. G. M. Zecchinelli zu Padua, in dessen Händen sich sämmtliche noch ungedruckte Manuscripte Guarinis befinden. Diese Handschriften, von dem Apostolo Zeno nachgesehen und geordnet, sollten die zweyte Hälfte der 1737 und 38 von Tumermani zu Verona herausgegebenen sämmtlichen Werke des Ritters B. Guarini ausmachen; es erschienen aber davon nur vier Bände in 4to; dann gerieth, aus unbekannten Gründen, die Ausgabe in Stocken.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. December 1826.

Schöne Künste.

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Fünften Bandes drittes Heft. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Wir finden hier den ganzen Goethe wieder, unsern großen Lehrer, der sich wie immer heiter-mittheilend und geistreich über die mannigfaltigsten Erscheinungen der Kunst, Literatur und des Lebens ausspricht, immer das Rechte und Wahre treffend und viele hundert köstliche Körner ausstreuend, die dann zu fröhlicher Saat gedeihen mögen. Hiezu gehören besonders die Sprüche S. 14, sittlich-ästhetische Betrachtungen hervorrufend, deren Wahrheit oft überraschend ist, und die uns manchen hellen Blick in's Leben und in die Literatur gewähren, wie auch in Hinsicht auf Goethe selbst psychologisch denkwürdig sind. Wir heben einige heraus:

„Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden, und in die Außenwelt einzuführen trachtet."

„Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn auszugleichen suchen. Wenn uns andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache." —

„Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte, er wird nicht mehr von seines Gleichen beurtheilt." —

„Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie Einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröthe, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird."

Goethe's Natur ist eine rein-produktive, er producirt, selbst wenn er reflektirt oder kritisirt, er hat den klarsten Blick in die Kunst und Poesie aller Zeiten und beurtheilt jedes poetische oder Kunstwerk ganz richtig aus der Zeit und den Zuständen, aus denen es hervorgegangen, er hat uns die geistreichsten Aufschlüsse z. B. über Calderon und Shakespeare gegeben, wenn er auch nicht das Wesen der Kunstwerke vermittelst der Strenge des Begriffes darstellt, was dem philosophischen Kritiker zukömmt, denn Goethe ist zwar ein tiefer Denker und Forscher, aber nicht Philosoph im strengen Sinne des Wortes. Aber der Verfasser der Rede, die in der Berliner literarischen Mittwochgesellschaft an Goethe's Geburtstag gehalten wurde (S. Gesellschafter 144. Blatt) entdeckt eine neue Eigenschaft an ihm; ihm erscheint Goethe „in seiner ganzen dichterischen Thätigkeit als ein großer Kritiker deutscher Nation, der auf seiner Bahn keinen Nachfolger gefunden hat." (?!) „Sind nicht Goethe's gesammte Werke," fährt der Redner fort, „eine große fortlaufende Kritik der bedeutungsvollen Lebendepochen des deutschen Volkes und seiner Poesie?" (Viel Ehre für Goethe, in seinen erhabenen, ewigen Werken nichts als eine fortlaufende Kritik zu sehen, und etwas Zufälliges, den Stoff, den die Zeit und Lebenderfahrung Goethe'n gab, mit dem Wesen, der Idee, der Seele seiner Werke zu verwechseln!) „Nicht mit der Verstandesschärfe und dem tief in die Wesenheit eindringenden Witze eines Lessing und August Wilhelm Schlegel hat er die Erscheinungen während seines langen Lebens secirt und das Verkehrte rügend zur Schau gestellt; er hat vielmehr Alles, was sich ihm zeigte, geprüft, selbst darin versucht und das Gute herauszufinden gewußt." (Wie erbärmlich lobt der Verfasser Goethe'n, wie verkehrt sich sein Lob in Tadel! Nach meiner Meynung hat ein Dichter, der so herrlich organisirte und ganz vollendete Werke hervorbringt, wie Faust, die Wahlverwandtschaften, Egmont u. s. w. wohl eben so viel Verstandesschärfe und Witz als Lessing und A. W. Schlegel; und über unsern größten Dichter sollte man nicht mit so platten Redensarten reden, als der „tief in die Wesenheit eindringende Witz," das Seciren der Erscheinungen und: „er hat gewußt das Gute herauszufinden," sind. Uebrigens gehört der Redner zu den glücklichen Naturkindern, die Goethe's Werke „ohne Interpreten verstehen, denn sie sprechen ja zum Herzen!" Diese Naturkinder glauben schon genug

Digitized by Google

gethan, und ein ächtes Verständniß der Poesie gewonnen zu haben, wenn sie nur „den Organismus einer poetischen Schöpfung belauschen und mit heiliger Ehrfurcht den höher waltenden Geist erkennen, der von keiner Regel eines Perfektibilitätssystems gefesselt werden kann?" — Wie denn aber, wenn die Philosophie jene unbekannte, geahnete Regel vollständig ausspräche, die Goethe nach dem oben angeführten Ausspruch in der Außenwelt zu finden, und in die Außenwelt einzuführen trachtete? Das ist aber freylich etwas, wovon sich die Philosophie dieser Natürlichen nichts träumen läßt. — Solche Begrifflosigkeit der deutschen Kritik bewährt die Wahrheit dessen, was Goethe im gegenwärtigen Heft S. 134 bey Erwähnung einer französischen Kritik über die französische Uebersetzung seiner dramatischen Werke von Albert Stapfer sagt:

„Wenn man genau auf den Gang, den sie (die Franzosen) nehmen, Acht gibt, so möchte die Zeit heran nahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freysinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich dieß ein jeder, den es angeht, gesagt seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen, nicht längst erreichten Standpunkte über uns und andere Nachbarnationen aussprechen." —

Und Goethe hat im Ganzen Recht. Der Zustand der Kritik in Deutschland ist erbarmenswürdig, die Theaterkritik besonders steht noch auf einer niedrigeren Stufe als das Theater selbst. Aber doch wollen wir hoffen, daß wir von den Franzosen nichts lernen werden, wenigstens in der Kritik nicht, und herrliche Anfänge einer die Kunstwerke aller Nationen in ihren Tiefen durchdringenden Kritik sind bereits vorhanden. —

Unter den im gegenwärtigen Hefte enthaltenen Kritiken und Bemerkungen über Kunstwerke heben sich die über die historischen Porträts von Gerard, dem tüchtigsten Schüler Davids, hervor. Indem Goethe diese trefflichen Kunstwerke mit herrlicher Plastik der Rede, die nur ihm eigen ist, beschreibt, tritt uns zugleich der Charakter der porträtirten Personen mit überraschender Wahrheit entgegen. Goethe zeigt dabey sein physiognomisches Talent. —

Der Aufsatz über Platons Jon, geschrieben 1796, stellt diesen kleinen Dialog als eine Persiflage dar; und die Bemerkungen über Shakespear als Theaterdichter ergänzen den Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende," im Morgenblatt 1826. Goethe erklärt es für ein Vorurtheil, daß man Shakespeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und läugnet überhaupt, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. — Der mitgetheilte Auszug aus der oben erwähnten französischen Kritik ist erfreulich, weil er beweist, wie die deutsche Nation von der französischen immer mehr erkannt wird. Uebrigens sagt uns der französische Kritiker nichts Neues, über Goethe nichts, was wir nicht schon oft gehört hätten. — Der Aufsatz über Haydn von Z. ist mit Liebe und Begeisterung geschrieben, doch hat der Verfasser zu viel behauptet, wenn er sagt, daß alle moderne Musik auf Haydn ruht. (S. 126.) — Eckermann leitet S. 161 Goethe's Recensionen aus den Jahren 1772 und 1773 ein, deren Mittheilung, so wie manche andere, die uns Goethe in der Ankündigung zur neuen Ausgabe seiner Werke verspricht, wir mit Sehnsucht erwarten. Auch die flüchtigsten der übrigen in diesem Hefte mitgetheilten Andeutungen und Beurtheilungen sind geistreich und belehrend.

Alfrid.

Geschichte.

Die Pariser Bluthochzeit, dargestellt von Dr. Ludwig Wachler. Leipzig, 1826. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Gewiß ist keinem unserer Leser Schiller's vortreffliche Darstellung *) jenes entsetzlichen Ereignisses unbekannt, welches zu nennen hergebracht ist, wenn man den Gipfel des Unmenschlichen, Gräßlichen, Ruchlosen, Eingeteufelten bezeichnen will, zu welchem katholischer Wahnglaube, von priesterlicher und weltlicher Herrschlust mißleitet und zu fanatischer Wuth entflammt, hinangetrieben werden könne. Wir glauben über vorliegende, neue Darstellung des bekannten Factums schon ein lobendes Urtheil auszusprechen, wenn wir von derselben aussagen, daß sie nach jener Schiller'schen noch äußerst lesenswerth sey. Da nämlich Schiller dasselbe nur in der Reihe anderer, wenn auch zu ihr hinleitender Begebenheiten beschrieben hat, so konnte es nicht fehlen, daß er, dem es hauptsächlich auf das welthistorische Resultat ankam, Manches übersehen, Anderes übergangen hat, was zur größeren Anschaulichkeit, ja selbst zur detaillirten Einsicht in den Verlauf jenes blutigen Frevels, mit dem sich geistliche und weltliche Fürsten befleckt, allerdings erforderlich ist. Was nun in dieser Rücksicht zu wünschen übrig blieb, ist von dem Herren Dr. L. Wachler, der sich um theologische und historische Wissenschaft schon vielfach verdient gemacht, bedeu-

*) In dessen Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. Sämmtliche Werke, Taschenausgabe Bd. XVI.

Digitized by Google

tendentheils geleistet worden. Selbst der Uebersicht der Religions- und Bürgerkriege von 1560 — 1570 hat derselbe, obwohl sie des Hauptgegenstandes wegen nur allgemeine Erwähnung finden konnten, einzelne Züge einverleibt, welche Licht auf Schiller's Darstellung werfen, die übrigens in dieser Parthie befriedigender, als die gegenwärtige ist. — Um nur Einiges bemerklich zu machen, so wird sehr glücklich (S. 14) an den Connétable Karl von Bourbon erinnert, von dessen Abfall (1523) sich, zum Theil wenigstens, die mißtrauische Zurücksetzung der Bourbonen, Anton's von Navarra und Ludwig's von Condé, herschreiben mochte. Eben so ist die Andeutung des politischen und patriotischen Glaubens, dem Coligny ergeben war und der uns ihn als ächten Franzosen zeigt (S. 16 ff.), um so dankenswerther, als hieraus erst das Verhältniß gehörig gewürdigt werden kann, in welches er kurz vor seinem Tode zu Karl IV. trat, und der wüthende Haß, der ihn eben deßwegen treffen mußte.

Die Ansicht, welche Herr Dr. Wachler durchgeführt hat, daß Karl IX. es bis wenige Stunden vor der, durch Katharina und die Guisen vorbereiteten, Katastrophe in der That aufrichtig und treu mit dem alten, ehrwürdigen Coligny gemeynt habe, ist zwar nicht neu, denn schon Schiller hat sich mit dem sichern Blick des Genius für dieselbe entschieden *); gleichwohl gehört doch die nähere, historische Beglaubigung und Feststellung derselbigen unserm Herrn Verf. an. Außerdem sind die hiemit verbundenen Nachweisungen, wie die Parthey der Königinn Mutter und der Guisen in dem Haß gegen die Bourbonischen und Coligny immer mehr gesteigert, und endlich dahin getrieben worden, diesen Haß gerade auf die furchtbarste, schmachwürdigste Weise zu entladen, äußerst schätzenswerth. — So darf denn die vorliegende Darstellung einerseits als eine erfreuliche Zugabe zu der Schiller'schen, anderseits als eine aufklärende Bereicherung der Historie selbst betrachtet werden. In lezterer Hinsicht verdient die dritte Abtheilung besondere Aufmerksamkeit, da sie die Zeit bestimmt, in welcher der Entwurf zur Bluthochzeit entstanden seyn dürfte, und den Antheil, welchen Karl IX. daran genommen. In zwey Beylagen wird überdieß noch der „Discours du Roy Henry III. à Cracovie des causes et motifs de la S. Barthelemy“ (ein Beichtbekenntniß) und das „Verzeichniß des Gespräches, so zwischen Heinrich III. und Churfürsten Friedrich III. vorgegangen, von dem Churfürsten eigenhändig aufgezeichnet den 12ten Decbr. 1573,“ mitgetheilt. —

Bey diesen Vorzügen der Schrift, zu denen sich noch ein populärer Vortrag gesellt, wäre zu wünschen, daß der Verf. einige Insinuationen gegen den katholischen Glauben unterdrückt hätte. Er nennt diese zwar im Vorwort eine Nutzanwendung, die er unbefangenen Lesern zu weiterer Betrachtung anheimgeben wolle. Aber wie sollen katholische Leser z. B. unbefangen bleiben, wenn sie den Verf. selbst in der Ansicht befangen sehen, daß der katholische Glauben an sich die Schuld jener Frevel trage, wozu der protestantische nie geführt haben würde. Ueberdieß beleidigen dergleichen hinzugefügte Nutzanwendungen eben so sehr den Geist historischer Darstellung, als der, Gellerts Fabeln angehängte Moraltext den ästhetischen Sinn verlezt, selbst wenn sie wahr sind. Leider sind aber noch dazu die gegenwärtigen nur halb wahr. — Es weiß ja Jedermann, daß der Protestantismus von den Hussitenkriegen an bis an's Ende des dreyßigjährigen, in den wiedertäuferischen und bilderstürmerischen Unruhen, wie in den englischen Religionskriegen, Schandthaten genug veranlaßt hat, welche den Ausgeburten katholischen Fanatismus wenig nachgeben. Der bibelfeste Cromwell war, sollte man meynen, ein Mann, der im Festhalten, Behaupten und Vertheidigen der Sache der Gewissensfreyheit, des ethischen Christenthums mit jedem Protestanten, in fanatischer und gleichwohl kalt berechneter Erregung und Benutzung des Fanatismus mit jedem Papisten wetteifern darf. Sollen wir an die Verfolgungen erinnern, welche weniger blutig, aber desto tückischer und hinterlistiger von lutherischer Geistlichkeit einst über reformirte Protestanten gebracht worden sind, als z. B. die Verdrängung der Mährischen Brüder aus Ostpreußen? — Dennoch möchten wir nicht so verwegen seyn, all' dieses Entsetzliche und Empörende dem protestantischen Bibelglauben zur Last zu legen; nur so viel dürfte gewiß bleiben, daß auch er, und zwar bis zum wüthendsten Fanatismus ausarten könne. Aber überall, in katholischen wie in protestantischen Glaubensfreveln läßt sich das ihnen Gemeinschaftliche erkennen, daß dieselben immer nur dann eintreten, wenn der Glaube durch die Vermengung mit irdischen Bestrebungen verunreinigt worden, gleich viel ob es dabey auf Heiligung sinnlicher Begierden, oder auf Gewinnsucht, oder endlich auf kirchliche oder weltliche Herrschaft angelegt ist. Mit Recht empört es aber eben deßhalb auf's Höchste, wenn sogenannte religiöse Schandthaten, die den Menschen unter die wilden Bestien hinunterstoßen, öffentlich gepriesen und autorisirt werden. Der Triumph über den großen Meuchelmord der Bartholomäusnacht, welchen Papst Gregor der XIII. in Briefen, in Denkmünzen, ja in einer öffentlichen Procession zu Rom an den Tag legte, ist schauderhafter als die Unthat selbst. —

W. V. M.

*) a. a. O. S. 363.

Dr. Erdmann's Geschwind-Schreibekunst.

So viel auch schon von Tritheim bis Klüber Vorschläge zur steganographischen Chiffresprache und ihren Enträthselungen, und bis zu Frick's Unterricht in der Schnellschreibekunst (short hand) Belehrungen über die Kunst in Abbreviaturen zu schreiben gegeben worden sind: immer bleibt hier der Combination noch ein weites Feld offen. So mußte denn auch der Versuch des Königl. Sächsischen Leibarztes, des Hof- und Medizinalraths Dr. Erdmann, eine Kurz- und Schnellschrift zu erfinden, ihrer Einfachheit wegen großen Beyfall erhalten. Seine Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland mit lithographirten Zeichnungen, Karten u. s. w. (2 Bde., Leipzig bey Kummer. 1826) gehören zu den sachreichsten und durchaus auf eigene Anschauung gegründeten Belehrungen über die südöstlichen Gouvernements des unermeßlichen Reichs. Der als Arzt, Naturforscher und Literator gleich achtungswürdige Mann erhielt auch bald, nachdem er seine Erfindung in dem inhaltreichen polytechnischen Journal von Dr. Dingler bekannt gemacht hatte, von vielen Seiten her sehr schmeichelhafte Beweise des Beyfalls. Ein geistreicher Prinz des sächsischen Hauses schrieb ihm alsbald folgende Zeile in der neuen Schriftweise selbst aufgezeichnet:

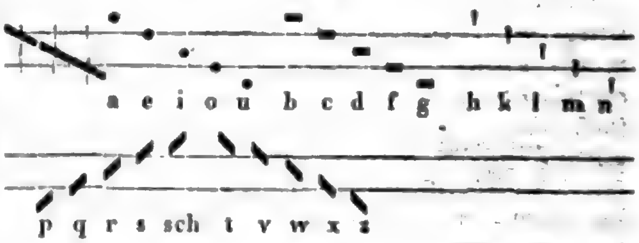
Punkt und Linie messe die Welt vom Acker des Landmanns
Bis zu des fernsten Gestirns wandellos ewiger Bahn;
Doch daß das innerste Wirken der Seel' ihr Zauber auch binde,
Hat uns dein forschender Sinn, Esdmos-Galen, erst gelehrt.

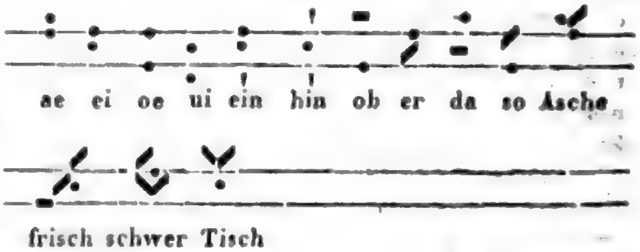
Auch erregte ein öffentlicher Vortrag, den Dr. Erdmann am 19ten Sept. d. J. im freyen Verein der deutschen Naturforscher in Dresden über seine Geschwindschreibekunst hielt, allgemeine Aufmerksamkeit. Ich halte diesen Gegenstand für das Literatur-Blatt vollkommen geeignet und theile daher mit, was der würdige Erfinder mir auf mein Ansuchen darüber geschrieben hat.

„Ohne mich bey dem Geschichtlichen meiner vereinfachten Schreibekunst aufzuhalten, als worüber bereits in Dinglers polytechnischem Journale Bd. XXI. H. 3. das Nöthige mitgetheilt worden ist, will ich hier nur das Wesentliche derselben mit wenigen Worten zusammenstellen.

Um Raum und Zeit beym Schreiben zu ersparen, wähle ich zur Andeutung der Buchstaben die einfachsten aller Zeichen — den Punkt und den Strich — und damit sie zur Bezeichnung von 25 Buchstaben ausreichen, gebe ich jedem wieder eine mehrfache Bedeutung. Diese leztere wird auf eine doppelte Weise bestimmt: einmal durch Veränderung der Richtung, das anderemal durch Veränderung der Lage des Zeichens. Was die Veränderung der Richtung betrifft; so ist sie natürlich nur bey dem Striche zulässig, und zwar, ohne der Deutlichkeit zu schaden, einmal, je nachdem ich ihn horizontal, perpendikulär oder schief von der Linken zur Rechten nach oben oder nach unten ziehe. Indessen gewinne ich dadurch doch schon 5 Zeichen, wenn ich den Punkt mitzähle. Indem ich nun jedem wieder eine fünffache Stelle anweise; so reichen dieselben gerade zur Bezeichnung von 25 Buchstaben hin. Die fünffache Stelle oder Lage aber wird durch die Höhe und Tiefe, wie beym Notenschreiben bestimmt, wozu indessen nicht fünf, sondern nur zwey horizontalgezogene Parallellinien erforderlich sind, indem dieselben zur Unterscheidung von fünf Stellen vollkommen zureichen, je nachdem man das Zeichen über, zwischen oder unter jene Linien oder aber auf die erste oder zweyte derselben selbst sezt. Damit ferner die Unterscheidung und Verbindung der Zeichen möglichst erleichtert werde, wähle ich zur Bezeichnung der Vocale den Punkt, der dann in seiner fünffachen Lage (bey Weglassung des entbehrlichen y) a, e, i, o, u andeutet, wogegen der Strich in seinen vier Richtungen und fünf Lagen (bey der Aufnahme des sch unter die Reihe der einfachen Mitlauter) 20 Consonanten mit Bestimmtheit bezeichnet. Auf diese Weise wird das unter N. 1. dargestellte Alphabet zu Stande gebracht, bey dessen Gebrauch noch mancher Vortheil zu statten kommt, wenn man die Gelegenheit, mehrere Buchstaben über einander zu stellen und zu verketten, benuzt, wie in den Beyspielen unter N. 2., wobey die Regel angenommen wird, daß die senkrecht über einander stehenden Zeichen von oben nach unten herab gelesen werden, bey Punkten und horizontalen oder schiefen Strichen aber die erstern den leztern in der Aussprache vorausgehen, wenn sie über oder unter dem vordern Ende derselben stehen, dagegen nachfolgen, wenn sie sich über oder unter dem hintern Ende jener Striche befinden."

N. 1.



N. 2.

Böttiger.

Digitized by Google

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. December 1826.

Lustspiele.

Man hat oft die trostlose Klage hören müssen, wir Deutschen besäßen eigentlich kein gutes Lustspiel; aber andere behaupten das Gegentheil, und die Mehrzahl des Publikums ist es, die sich bey Kotzebue, Holbein ꝛc. nur allzu wohl getröstet fühlt. Woher mag es kommen, daß sich der Geschmack und das Urtheil über ein Trauerspiel leichter vereinigen läßt, als über ein Lustspiel? Das Trauerspiel scheint tiefere Saiten in uns anzuschlagen, die aber in jedem, auch dem rohen Gemüth zu Grunde liegen; das Lustspiel feinere Saiten, die nicht bey jedem ausgebildet sind. Entgeht einem ungebildeten Zuschauer auch das Feinere des Trauerspiels, so wird doch das Erhabene desselben nicht leicht seinen Eindruck verfehlen, aber gewisse Lustspiele, und gerade die schönsten, sind so ganz nur aus dem zartesten Stoff gewebt, daß ihre allzufeine Durchsichtigkeit für ein rohes Auge zur Unsichtbarkeit wird. Nun ist in Deutschland der Gegensatz zwischen Rohen und Gebildeten, Geistesadel und Geistespöbel noch in seiner ganzen Härte vorwaltend, und namentlich schärfer als in Frankreich, wo er sich in dem Maße mehr ausgeglichen hat, als die Unterschiede der Geburt, des Standes und Vermögens sich mehr vermischt haben, und ein großes und gemeinsames Nationalinteresse die Mutter einer gleichmäßigeren geselligen Kultur geworden ist. In Frankreich ist Niemand, oder doch gewiß nur eine geringe Minderzahl des Publikums für die Feinheiten des Lustspiels unempfindlich, und was auf der Bühne vorkommt, spricht nicht hier den Marquis, dort den Gelehrten und anderwärts das Fischweib an, sondern alle Franzosen. Bey uns aber gibt es drey Classen von Lustspielen, welchen drey Classen im Publikum entsprechen, und die sich nie vertragen und amalgamiren. Es gibt Lustspiele, die sich im Kreise der feinsten Gesellschaft bewegen und deren Ton den niedern Klassen zu hochgestimmt ist, z. B. einige von Goethe, die man eben deßhalb so selten oder gar nicht mehr auf's Theater bringt. Es gibt ferner gelehrte Lustspiele, namentlich satyrische, von deren feinen Anspielungen die wenigsten etwas begreifen, die nicht sehr belesen und mit dem Gange der Literatur vertraut sind. Solche Lustspiele werden daher auch, wie die von Tieck, gar nicht für die Bühne geschrieben, und die Dichter beschränken sich, sie einem engen Kreise von gebildeten Lesern zu widmen. Endlich ist die große Mehrzahl unserer Lustspiele für die Mehrzahl im Publikum bestimmt, mithin gutmüthig roh, tief unter der Feinheit der französischen, und noch tiefer unter der Geisteskultur, deren wenigstens eine Minderzahl unter uns sich erfreut. Daher auf der einen Seite der Beyfall, der einem Kotzebue ertönt, und auf der andern die beständige gerechte Klage, daß unser sogenanntes Nationallustspiel, dessen Repräsentant eben Kotzebue ist, noch so derb, geschmacklos und unserer höhern Bildung so unwürdig bleibt, während wir in jeder andern poetischen Gattung weder den Franzosen, noch irgend einem Volk der Welt nachstehen.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt uns die gleichzeitige Erscheinung mehrerer sehr heterogener Lustspiele von ausgezeichneten deutschen Dichtern, dem Grafen von Platen, dem Grafen von Benzel-Sternau, E. Raupach und L. Robert. Diese Lustspiele fallen genau unter die oben bezeichneten Unterschiede und geben ein sehr anschauliches Beyspiel von den verschiedenen Richtungen, welche die komische Muse bey uns zu wählen pflegt.

Die verhängnißvolle Gabel, ein Lustspiel von August, Graf von Platen-Hallermünde, (Stuttgart und Tübingen, 1826) gehört zu den gelehrten Lustspielen, d. h. zu denen, welche höhere Bildung und Belesenheit voraussetzen, voll literarischer Anspielungen sind und mithin nur von Geistesverwandten und Kennern gelesen, nicht vor dem gemischten Publikum aufgeführt werden sollen. Dieses Lustspiel stellt sich dem von Tieck an die Seite, dem gestiefelten Kater, dem Prinzen Zerbino, der verkehrten Welt. Satyrische Züchtigung der Zeitthorheiten, vorzüglich der literarischen und in noch engerem Kreise der dramatischen, ist sein Zweck. Wie Ludwig Tieck früher das dramatische Unwesen Ifflands und Kotzebues gegeißelt, so hier Platen die Schicksalstragödien. Bekanntlich kam in der guten alten Zeit vor der französischen Revolution, da

man sich daheim des stillen Friedens und Familienglücks erfreute, die rührende Poesie auf, und nachher, als die Weltgeschichte selbst ein erhabenes Trauerspiel wurde, sahen wir auch die Poesie in höherem tragischen Fluge sich erheben. Niemand wird läugnen, daß ein Uebergang vom Sanften zum Starken wie im deutschen Leben, so in der deutschen Poesie stattgefunden, wie unmerklich auch die Grenzlinie seyn dürfte. Als den poetischen Repräsentanten der glücklichen, in sich vergnügten, ihres innern Reichthums in behaglichem Frieden sich erfreuenden Zeit dürfen wir Goethen betrachten, von dem die schönen Worte gelten:

Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Diesem Seligen dahin.

Der Repräsentant der erstarkten, kämpfenden, tragischen Zeit ist Schiller. Goethe und Schiller haben beyden Richtungen der Zeit ihre höchsten Ideale aufgestellt. Da nun aber nichts in der Welt idealisirt wird, das nicht sofort, von der Gemeinheit und dem Dünkel der Nachbeter ergriffen, carrikirt würde, so finden wir neben Goethe's Idealen der naiven, empfindsamen und rührenden Poesie auch sogleich eine Menge Carrikaturen, und zwar auf dem dramatischen Gebiet vorzüglich die Carrikaturen Ifflands und Kotzebues; neben den erhabenen und tragischen Idealen Schillers aber die Carrikaturen Werners und Müllners. Die Muse pflegt sich aber an jeder Entweihung der Ideale dadurch zu rächen, daß sie die dafür untergeschobenen Wechselbälge vor den komischen Richterstuhl zieht. Kaum hat Euripides den Sophokles verdorben, so kommt Aristophanes, ihn zu strafen, und die Poesie gewinnt auf der einen Seite wieder, was sie auf der andern verloren. Aus dem schwammigen Euripides wird ein niedlicher compakter Euripidion, und jeder Schlag, den ihm Aristophanes versezt, wird für ihn ein poetischer Ritterschlag, und er kommt als Gedicht auf den Parnaß, den er als Dichter nicht erreichte. Die Nachahmer, die Geschmackverderber sind wenigstens zum Verspotten gut, und je weniger einer taugt, im eigenen Triumphwagen zu sitzen, desto besser wird er sich schicken, den Triumphwagen der komischen Muse zu ziehen. An den Dichter der gemeinen Naivetät und falschen Empfindsamkeit, die auf Goethe'n folgte, hat Ludwig Tieck die poetische Gerechtigkeit geübt, und wer kennt nicht die unübertrefflichen Lustspiele, die man noch mit Entzücken lesen wird, wenn der falsche Beyfall eines Kotzebue längst verstummt ist. Auf ganz ähnliche Weise straft jezt Graf Platen in seinem Lustspiel die falschen Tragöden. Er thut es nicht ganz so launig und spielend, wie Tieck, sondern läßt im Hintergrunde tiefen Ernst blicken. Seine Satyre rizt nicht bloß die Haut, sie brennt bis auf den Knochen. Er lacht nicht bloß, sondern geräth in edlen und gerechten Zorn. Dazu berechtigt ihn aber sein Gegenstand. Die Entartung der dramatischen Poesie in unsern Schicksalstragödien ist nicht nur lächerlich, sie ist auch unwürdig. In der antiken Tragödie war das Schicksal, das eiserne, unerbittliche, wahrhaft erhaben, furchtbar und schön, würdig der Idee, die wir vom unerforschlichen Verhängniß haben sollen. Es stand als ewige Nothwendigkeit der himmelstürmenden Freyheit entgegen, und das Maaß seiner Erhabenheit war der Held. Je freyer, größer, göttlicher der Held, desto mächtiger, tiefer, heiliger die Gewalt, die ihn stille stehen hieß. Kampf des Helden gegen das Schicksal war die Grundidee des Trauerspiels, und das Schicksal, das freylich an sich unüberwindlich und ewig sich gleich bleibt, mußte durch die Stärke des Widerstandes oder durch den Werth seines Opfers eine relative Größe erhalten, die einzige, die ihm in der Poesie zukommt. Im freyen Willen, in der äußern Macht und im innern Werthe des Helden lag also das Kriterium der Tragödie. Je größer und würdiger der Held, desto gewaltiger das Schicksal, desto erhabener der Kampf, desto edler die Dichtung. Der Held in seinem Widerstand oder als Opfer war der Maßstab des ganzen Gedichts. So hat auch Schiller das Trauerspiel aufgefaßt und es bey den Deutschen zu einer Lieblingsdichtung gemacht. Was ist aber daraus geworden, als kränkliche Originalitätssucht und moralische Impotenz sich auf Schillers Lorbeeren weich zu betten gedachten?

Zacharias Werner begann den Anfang. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trockenes Gehirn, denn wer mag läugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war. Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Glut, warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich, wie Leukothea, den irdischen Menschen ablegen, um den göttlichen anzuziehen. Bußfertig, demuthsvoll, ja zerknirscht erkannte jezt der Dichter, daß der beliebte Vers der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Kleid.

tiefe Weisheit enthalte, daß eigene That und Tugend nichts hülfe, daß der Mensch prädestinirt und ein blindes Werkzeug des Schicksals sey. Dieses Schicksal soll den Menschen einmal in „Nacht und Glut," ein andermal in „Azur und Licht" führen, wider sein Wissen und Wollen. Hier ist er von Geburt an in der Gewalt der dunkeln und dort der lichten Macht. Er begeht die Sünde nicht aus freyem Willen, sondern aus Vorherbestimmung. Sie ist sein Fluch von irgend einer Ahnfrau ihm angeboren, oder durch die Sterne selbst mit einer unabwendbaren Stunde seines Lebens unzertrennlich verbunden. Er muß sündigen, weil gerade heute

Digitized by Google

der 24ste oder 29ste Februar ist. Nicht aus Lust, nicht aus eigenem Willen sündigt er, ja der Teufel nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihn zu verführen; er muß ja sündigen, wenn die Mitternachtsglocke schlägt, und der Dolch ist der Uhrzeiger, das Herz, das durchbohrt werden soll, die verhängnißvolle Zahl. Der Zeiger rückt und das Schreckliche geschieht. Die Ansicht der Hexenprocesse wird geistreich, wenn man sie mit dieser fatalistischen Ansicht vergleicht. Dort hat doch der Mensch noch eine freye Wahl, und die dunkle Macht muß sich um ihn bewerben, es gibt einen heldenmüthigen Kampf, wie der Sintrams gegen seine Gefährten, oder ein ehrliches Paktum mit dem Satan, wie das zwischen Faust und Mephistophel. Hier aber hat der Mensch weder eine Wahl, noch einen Genuß dabey, und die dunkle Macht selbst hat nicht das Vergnügen, den starken Geist im Menschen, seine Heldenkraft oder seine Weisheit, zu bekämpfen, und nicht den Triumph eines Sieges, sondern nur ein geistloses Spiel mit seelenlosen Puppen. Dem Teufel selbst müßte dieses Spiel, wobey er nichts zu verführen, nichts zu überlisten, keine heilige Kraft zu entweihen, keinen Engel fallen zu machen, sondern nur das Henkeramt zu verwalten hätte, sehr langweilig vorkommen. Nicht anders verhält es sich aber auch mit den reinen, glücklichen Menschen, die in Werners Azur in ewigem Lichte wandeln. Es sind Sonntagskinder, von Geburt an Engel, und gleichfalls ohne Willen, Wahl und eigene That. Auch mit ihnen spielt das Schicksal, gewöhnlich das geistreiche Versteckens. Hier verbirgt sich dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte; aber schon vor seiner Geburt war ihm sein Weg bestimmt, und er gelangt an unsichtbarer Hand sicher zum Ziel. Der Geliebte muß seine andere Hälfte finden und wird wie ein Franziskaner am Strick in seinen Himmel gezogen, und wären die beyden Leute noch so weit von einander getrennt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollte sich der Nordpol zum Südpol beugen müssen.

Auf diese Weise sind nun die Helden der Schicksalstragödie nichts als Puppen, leere seelenlose Dinger, die am Drahte gezogen und seltsam hin- und herbewegt werden. Als Helden haben sie ihre Bedeutung völlig verloren, folglich verliert auch das Schicksal die seinige. Es ist nicht mehr die heilige Nothwendigkeit, sondern die spielende Willkür; es ist nicht mehr erhaben, weil es keinen Widerstand findet, sondern kleinlich, weil es mit willenlosen Puppen spielt. Dieses Spiel der Willkür soll uns nun für den großen Kampf der Freyheit und Nothwendigkeit entschädigen; folglich muß, was nicht mehr in der Erhabenheit des Kampfes, in der Würde des Helden zu erreichen ist, in der Künstlichkeit, Sonderbarkeit und Neuheit des Spiels erreicht werden. Das Schicksal hat nichts mehr zu thun, als wie die Katze mit der gefangenen Maus zu spielen und ihr endlich den Fang zu geben. Dieß muß nun, wenn es gefallen soll, auf eine recht umständliche und möglichst grausame Weise geschehen. Je tückischer sie mit ihm spielt, je länger sie dem armen Mäuschen die tödtliche Tatze verbirgt, je künstlicher die Sprünge angelegt sind, bis endlich die Unglückliche in den aufgesperrten Rachen den salto mortale macht, desto ergreifender und origineller ist die ganze Handlung. Die Dichter wetteifern daher nicht, den tragischen Helden größer und würdiger zu behandeln, sondern nur die Hinrichtung desselben künstlicher und martervoller zu verlängern. Sie wählen daher diese Helden nicht aus dem Plutarch, sondern aus den Criminalgeschichten, die man dem Bürger- und Bauersmann zur Warnung in die Calender sezt. Dolch, Gift, Selbstmord und Blutschande sind gleichsam das tägliche Brod dieser Helden, und die Dichter sind nur verlegen, wie sie es gräßlich genug machen sollen, damit ihr Schicksalsspiel noch einigen Reiz der Neuheit gewinne. Ist einfache Blutschande nicht mehr originell genug, so wird sie verdoppelt und verdreyfacht an verschiedene Generationen der verhängnißvollen Familie gleich einer Steuer repartirt, und dito Bruder-, Vater-, Gatten- und Selbstmord, und die Schande wird in's Quadrat und den Cubus potenzirt, wie beym lieben Vieh. Erstaunt man über eine Unnatur, die an die Grenzen des Möglichen streift, so fühlt der Dichter sich erst recht gekitzelt, denn dieses Erstaunen hat er bezweckt; und empört man sich über die gänzliche Entwürdigung der Menschen, so entschuldigt er sich mit dem Schicksal, welches in seiner Allmacht Dinge bewirke, die freylich kein vernünftiger Mensch von selber wollen und thun würde. Zulezt aber stüzt sich der Dichter auf die schönen Verse, Sentenzen, Phrasen, Empfindungen ꝛc., wodurch sein fatales Stück sich den besten Dichtungen deutscher Nationen an die Seite stelle. Aber der Mißbrauch der Poesie kann nie entschuldigt werden, und gerade je schöner die Formen sind, desto abscheulicher ist es, ein so unwürdiges Wesen oder Unwesen damit aufzuputzen.

Gegen dieses Unwesen nun haben sich schon früher zürnende und spottende Stimmen erhoben. Die bekannte Parodie, der Schicksalsstrumpf, hat bey geringem poetischen Werth doch große Theilnahme gefunden, weil sie dem bessern Gefühl des Publikums zuerst Worte lieh. Platens verhängnißvolle Gabel ist wieder eine solche Parodie, aber ungleich poetischer. Der Dichter hat die Form des Aristophanes gewählt, gleichsam als die Charaktermaske des ganzen Stücks, und nie ist Aristophanes glücklicher nachgeahmt worden. Das Gedicht ist vortrefflich, und ich stehe nicht an, ihm den Vorzug vor allen bisherigen Produkten desselben Verfassers zu geben. Man

findet etwas Gediegenes und zugleich Geglättetes darin, das von einem mehr gestählten Geiste zeugt. In früheren Lustspielen, z. B. im gläsernen Pantoffel, hat der Verfasser so sichere Kräfte noch nicht entwickelt. Sogar in dem Wohlklang der Verse, worin Platen längst die Meisterschaft erreicht, hat er sich dießmal selbst übertroffen, und seinem Vorgänger, dem leichtfüßigen Satyr Aristophanes, den Rang abgelaufen. Ich erspare mir, die poetischen Reize des schönen Lustspiels im Einzelnen durchzugehen, da es gerathener ist, auf einen liebenswürdigen Gegenstand nur hinzuweisen, als ihn zu anatomiren. Ich bemerke nur noch, daß der Leser neben den poetischen Reizen der feinsten Ironie, des süßesten Humors, der schlagendsten Satyre und der lieblichsten Sprache auch noch etwas andres sehr Erfreuliches finden wird, das bey unsern Dichtern, namentlich den Romantikern, immer seltener wird, nämlich den gesundesten Menschenverstand, das reine ätherische Licht eines besonnenen Geistes, die so wohlthätige Klarheit eines aufgeräumten Kopfes, eine Helle, die uns an Lessing, Lucian und Aristophanes mahnt. Solche helle Köpfe sind ein wahrer Segen in unserer Literatur, die sich nicht bloß in der Schicksalstragödie verfinstert hat. Von allen Seiten sind Nebel aufgestiegen, nach allen Seiten hat ein lichter Geist seine Strahlen und Blitze zu werfen. Daher beschränkt sich Graf Platen auch nicht bloß auf einen Kampf gegen die dunkle Rotte der Fatalisten, sondern streut auch zahllose Pfeile nach andern lächerlichen oder verderblichen Richtungen der Literatur und des Lebens aus.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Der am 17ten Juli d. J. zu Paris mit Tode abgegangene gelehrte Arzt Michael Attumonelli, Mitglied der medicinischen Societät und der ärztlichen Nacheiferungsgesellschaft zu Paris, war geboren im Jahre 1750 zu Andria, in der neapolitanischen Provinz Bari. In der Schule der berühmten Professoren an der Universität zu Neapel, Cirillo und Cotugno, verschaffte er sich frühzeitig Kenntnisse in der Arzneywissenschaft. Nachdem er seine Studien unter Vivenzio, dem Arzte der Königin, fortgesezt, ging er nach Salerno, graduirte daselbst als Doktor der Philosophie und Medicin, kehrte dann nach Neapel zurück, und trat daselbst für einige Zeit an die Stelle des Doktor Villari, Professors der Klinik am königlichen Spital der Unheilbaren. Unabhängig von den tiefen Kenntnissen, die er sich in seiner Kunst erworben hatte, war er auch mit den Hauptzweigen der alten Literatur, mit der Theologie, Physik, Naturgeschichte und Botanik vertraut geworden. Diese verschiedenen Wissenschaften hatte er in seinem Gedächtnisse so genau klassificirt, daß man nicht wußte, was man an ihm mehr loben sollte, ob die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, oder die Methode, nach welcher er dieselben zusammengeordnet hatte. Eine gesunde Logik, eine nicht irre gehende Kritik und ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn räumten für ihn die Schwierigkeiten einer Kunst hinweg, die oft bloß auf Conjekturen beruht und in welcher der Anschein so oft hinter das Licht führt. Durch diese Vortheile sah er sich in den Stand gesezt, eine große Anzahl von Kuren zu unternehmen, die geeignet waren, frühzeitig seinen Ruhm zu begründen. Er war noch jung, als er die Schrift verfaßte: Elemente der ärztlichen Physiologie, oder Naturlehre des menschlichen Körpers, die sich nicht weniger durch die Gelehrsamkeit auszeichnet, womit die fragliche Materie behandelt ist, als durch die Richtigkeit der Ansichten und den philosophischen Geist des Verfassers. Nachdem sich im Jahr 1799 die französischen Armeen von der Stadt Neapel zurückgezogen hatten, so nahm Attumonelli, welcher Condorcets Politique de la France régénérée übersezt hatte, auf immer von seinem Vaterlande Abschied und ließ sich zu Paris nieder, von welchem Zeitpunkte an gleichsam eine neue Existenz für ihn ihren Anfang nahm. Kaum war er nämlich in Paris angelangt, so gerieth er zufälliger Weise in Bekanntschaft mit den HH. Paul und Tryaire, welche gerade damals damit beschäftigt waren, die weitläufige Badeanstalt zu Tivoli, die bedeutendste dieser Art in Paris und ganz Frankreich, zu begründen. Bey dieser Gelegenheit schrieb Attumonelli seine „Abhandlung über die Mineralwasser von Neapel und über die Dampfbäder,“ in welcher die vier Hauptwasser jenes vulkanischen Landes die schwefel-, eisen-, alaunhaltigen und die alkalischen Wasser abgehandelt werden. Dieser Schrift, so wie auch der anderweitigen Hülfe und den Rathschlägen des Hrn. Attumonelli, hat die Anstalt von Tivoli fürdauernd sehr viel zu verdanken gehabt. Zu Paris erwarb sich Hr. A. in kurzer Zeit eine sehr zahlreiche Kundschaft, welcher auch Fürsten und eine große Anzahl ausgezeichneter Personen angehörten. Indessen beschränkte er sich nicht allein auf seine Krankenbesuche und auf die Theilnahme an den auserlesensten Gesellschaften, sondern er brachte auch eine Bibliothek von mehr als dreytausend Bänden zusammen; ein Vorrath, den ihm seine Gelehrsamkeit zum Bedürfnisse machte. In der damaligen Zeit erschien das bekannte große Werk über Aegypten, worin sich alles, was dieses alterthümliche Land Merkwürdiges und Eigenthümliches enthält, beysammen findet. Mit Bedauern überzeugte er sich von der Schwierigkeit des Ankaufes jener unermeßlichen Sammlung für den Privatmann, zumal für den Gelehrten, und entwarf, hierdurch veranlaßt, den Plan zu einer Arbeit, die unglücklicher Weise unvollendet blieb und etwa drey bis vier Bände umfassen sollte. Es sollte aber dieß nicht bloß ein Auszug aus dem erwähnten Werke werden; sondern viel Anderes Neues, zum Theil den Schriften des Cardinals Gaëtano, des Canonikus Mazochi, des Abbé Martorelli, des Zoëga, E. Q. Visconti, u. s. w. Enthobenes hinzukommen. Ein Freund der Wahrheit hatte er bey seinem Studiren bloß Wahrheit zum Zwecke. Nie ließ er sich bey seinen Nachforschungen durch Vorurtheile vom richtigen Pfade abführen; noch in der Arzneykunst sich jemals durch ein ausschließendes System in seinen Meynungen beherrschen. Wenn sich zuweilen einige Unschlüssigkeit in seinem Benehmen bemerken ließ, so war dieß eher seinem nachdenkenden Geiste, als irgend einer Art von Gleichgültigkeit für die Fortschritte in der Wissenschaft zuzuschreiben. Er trieb es mit seiner Bescheidenheit so weit, daß man eine längere Zeit mit ihm umgegangen seyn mußte, bevor man eine richtige Vorstellung von dem Umfange seiner Kenntnisse bekommen konnte.

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. December 1826.

Goethe's Theater.

Aus der französischen Zeitschrift: Le Catholique, publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, übersezt.

(In der Ueberzeugung, daß deutsche Verehrer unsers großen Dichters mit Theilnahme ein französisches Urtheil über ihn lesen werden, theilen wir aus dem Journal: Le Catholique, einen in vielfacher Rücksicht interessanten Aufsatz in der Uebersetzung mit, ohne daß deßwegen der Uebersetzer unbedingt alle Urtheile des Hrn. Baron von Eckstein zu vertheidigen sich anheischig zu machen gesonnen wäre.)

Götz von Berlichingen, der den Beynamen von seiner eisernen Hand führt, war das erste Werk, welches Goethe in seiner frühen Jugend herausgab. Dieses Schauspiel à grand spectacle wurde (in Frankreich?) nie auf die Bühne gebracht, und könnte es wohl auch nie werden. Es bietet ein — in großen Zügen skizzirtes Gemälde des gesellschaftlichen Lebens dar, wie es sich in Deutschland gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts entwickelte. Das Reich war damals ein Bild der vollständigsten Anarchie; von der einen Seite drängten die Türken, von der andern die aufrührischen Bauern, die durch Haufen von Wiedertäufern, Vorläufern der Reformation, auf eine tumultuarische Weise angeführt wurden. Beyde erschütterten den deutschen Boden im Süden und im Norden. Diesem Bilde muß man das der entgegenstrebenden Ansprüche der Städte-Republiken und des Feudaladels beyfügen, welcher, eifersüchtig auf seine erblichen Rechte, diese gegen alle, besonders gegen die Fürsten, sowohl weltliche als geistliche, aufrecht zu erhalten suchte; und endlich, um das Uebel noch zu vermehren, das Umsichgreifen des römischen Rechts mitten in den germanischen Institutionen, — ein Umsichgreifen, welches durch die Oberhäupter des Reichs in der Absicht begünstigt wurde, dadurch den Kreis ihrer Macht zu erweitern. Das geheime Tribunal, die Vehme, neigte sich zu seinem Ende; Banden von Zigeunern zeigten sich als eine neue und eigenthümliche Erscheinung; die Mönche waren volksmäßig, die Bischöfe umgaben sich mit einer, Besorgnisse erregenden Macht. Dieß war, mit wenigen Worten ausgedrückt, die Lage des Landes, zu dem Zeitpunkt, in welchem der Ritter Götz, aus der bekannten Familie Berlichingen, auftrat, um die lezte Lanze für die hinsterbende Feudalität zu brechen. Er war beliebt beym Volke, verehrt von dem Adel, aufgesucht von den Mönchen, ängstlich betrachtet von den Bischöfen und — gefürchtet von den Fürsten. Er war freymüthig im hohen Grade, und bewahrte in sich eine unerschrockene Seele. Er selbst hat in seiner Gefangenschaft den größern Theil der Ereignisse seines Lebens beschrieben.

Als Goethe es unternahm, die wichtigsten Lebensumstände seines Helden auf die Bühne zu bringen, und ihn, mit seinem Zeitalter, als seinem Gefolge, dem Publikum darzustellen, besaß der deutsche Dichter noch nicht die unbedingte Herrschaft über sein Genie, und folglich noch weniger über seinen Stoff. Er wußte (worin die große Kunst Shakespeare's besteht) den Rahmen seines Bildes noch nicht zusammenzuziehen, und in die erste Linie alles das zu stellen, was sein Gegenstand ihm als das Hervorstechendste und Bedeutendste darbot. Die Kunst war ihm noch fremd, oder er hatte wenigstens nur den Instinkt davon, — jenen Instinkt, der mit der Begeisterung einer kräftigen Natur und einer mächtigen Vernunft sich verbindet. Daraus entsprangen Mißverhältnisse, als erster Fehler des Goethe'schen Werks. Der Autor drängt die Begebenheiten gegen das Ende und gibt ihnen kaum die Zeit sich zu entwickeln und zu vollenden. Götz ist viel mehr die prachtvolle Anlage eines großen historischen Gemäldes, als ein vollendetes Gemälde. Die Scenen sind nur angedeutet und kaum begründet. Es ist wahr, die Pinselstriche Goethe's verrathen den Meister; aber die Poesie ist nicht dazu bestimmt, uns Skizzen zu liefern; sie muß unserem Geiste vollendete Darstellungen bieten.

Götz, der Held des Stücks, ist in den Vordergrund gestellt, und sein Jahrhundert, nach der Absicht des Dichters, dient ihm als Gefolge; aber Götz herrscht nicht genug vor: er ist nicht genug die Seele der Ereignisse;

Digitized by Google

das Zeitalter selbst bietet kein vollständiges und vollendetes Gemälde dar: das Auge verliert sich in einer Verwirrung von Zügen, die kein harmonisches Ganzes bilden.

Ich will mich erklären: jedes dramatische Werk hat seinen bestimmten Gattungs-Charakter, und muß die Bedingungen desselben erfüllen, wenn es nicht mangelhaft seyn soll. Wir fordern von einer historischen Tragödie, wie sie Shakespeare aufgefaßt und wie sie Goethe nach ihm behandelt hat, weder die edlen Verhältnisse einer Tragödie des Sophokles, noch die vollendete Eleganz des Racine, noch überhaupt Schönheiten einer andern Art, als diejenigen, welche sie uns geben kann. Ihr Zweck ist: die lebendige Darstellung der Sitten, der Gewohnheiten, des Glaubens einer Zeit, so wie diese sich uns offenbaren in der Mitte einer großen Bewegung, deren Seele und erste Triebfeder der Held der Tragödie ist. Es erfordert unbezweifelt ein großes Talent, um eine so hohe Aufgabe befriedigend zu lösen, und man darf ihm, dieß berücksichtigend, nichts vorschreiben, als die Regeln, die der Gegenstand mit sich bringt; aber eben deßwegen hat man auch das Recht zu fordern, daß diese Regeln beobachtet werden.

Wir loben Goethe, daß er es verstand, durch seine poetische Imagination bis in das Herz einer von der unsrigen so verschiedenen Zeit zu dringen; daß er beständig wahr, ächt, und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, *lokal* in seinem Gemälde ist, ohne daß man jemals, wie dieß nur zu häufig in Walter Scotts Romanen sichtbar ist, die Mühe bemerkt, welche sich der Verfasser gegeben hat, um historisch und wahr zu seyn. Goethe scheint wirklich ein Zeitgenosse des fünfzehnten Jahrhunderts zu seyn, und nicht ein Antiquar, welcher mühsam die unterscheidenden Züge in einer wahren Musivarbeit zusammenstellt.

Wir werden übrigens, was die treue Schilderung der Sitten betrifft, unsern Autor nicht ohne Einschränkung loben können. Das vorige Jahrhundert, mit seinem weibischen, *sentimentalen* Wesen, das sich aus den Schilderungen der Liebe in der neuen Heloise ernährt hatte, wußte sich auch hier bis auf einen gewissen Punkt Bahn zu machen, und zwar auf eine etwas bizarre Weise in der Charakterzeichnung Weislingen's, der schönen Adelheid und des Knappen Franz. Es ist wahr, daß Goethe, selbst wenn er sich verirrt, den Ausdruck der Natur beybehält: er ist nicht gekünstelt, wo er uns entnervte Menschen zeichnet; aber ein so schimpfliches Gemälde gehört nicht in die Poesie; die feige Liebe Weislingens, die strafbare Thorheit seines Knappen, die zugleich kokette und sentimentale Wollust Adelheit's — erwecken kein Interesse. Eine strafbare Liebe, wenn sie theatralisch werden soll, muß sich in einer energischen Seele kund thun. Goethe hat nur zu häufig solche zweydeutige Wesen dargestellt, wahre literarische Hermaphroditen, welche von dem dramatischen Richterstuhl verworfen werden, und welche nur einem durch die Ausschweifungen des Luxus und der Civilisation verdorbenen Zeitalter angehören.

Ein anderer Vorwurf, den wir an Goethe richten möchten, und den er schon sich selbst gemacht hat, indem er die Prosa aus der großen Zahl seiner dramatischen Werke verbannte, ist, daß er den Götz nicht in Versen schrieb. Daß der deutsche Dichter, nach dem Beyspiele Shakespeare's, die Prosa wählte, um den Pöbel sprechen zu lassen, ist ganz in der Ordnung, und paßt vollkommen in das System der historischen Tragödie. Aber Götz und seine Freunde mußten sich in der Sprache der Poesie ausdrücken. Die nächste Folge hievon wäre gewesen, daß der Dichter sich genöthigt gesehen hätte, seinen Gegenstand noch tiefer aufzufassen, und ihn bis auf den letzten Grund so zu verfolgen, wie er es verdiente.

Götz ist übrigens der einzige Held, welchen Goethe seiner würdig geschildert hat; dennoch bemerkt man in den Umrissen seiner Physiognomie eine Art von Sorglosigkeit, welche wenig tragisch ist, — eine Sorglosigkeit, welche den Charakter des Grafen Egmont, eines andern Helden eines Goethe'schen Trauerspiels, erniedrigt, und welche man nur zu häufig in den Compositionen dieses großen Meisters wiederfindet. Alle Freunde, Knappen, Soldaten des Götz, Lerse hauptsächlich, sind würdig an seiner Seite zu stehen. An der Geradheit ihres Charakters, an der Freymüthigkeit ihrer Meynungen erkennt man die Verwandtschaft mit ihren Thaten, erkennt man sie als Kinder einer unruhig bewegten, aber kräftigen Zeit. Elisabeth, Götzens Gattin, ist zugleich einfach, bescheiden und großherzig; Marie, seine Schwägerin, ist mit zarten Zügen gezeichnet. Das Volk, die Zigeuner, das geheime Gericht, die damalige Geistlichkeit, die Rechtsgelehrten, die fahrenden Poeten, alles das lebt, treibt und bewegt sich in diesem großen Bilde, das, so unvollendet es war, dennoch schon in dem noch jungen Goethe ein Talent erster Größe offenbarte.

Sagen wir nun auch einiges von Goethe's Hauptwerke, seinem *Faust*. Dieses Werk, von dem schon Frau von Staël, nach ihrer Art, eine beredte, aber romanhafte Schilderung gegeben hatte, scheint Hr. v. St. Aulaire wenig verstanden zu haben. Faust ist ein *allegorisches* Werk, der Form nach den *Autos sacramentales* der Spanier, den *Mysterien* der Alten und des Mittelalters, dem innern Grunde nach aber des großen Dantes *göttlicher Comödie* vergleichbar. Es wäre lächerlich, Faust unter die Theaterstücke zu rechnen, und hier das geringste *dramatische* Interesse zu suchen;

Digitized by Google

nicht als ob sich hier keine herzzerreißenden Scenen fänden, in welchen der Wahnsinn der Leidenschaft bis zu seinem Gipfel getrieben ist; aber diese bilden kein theatralisches Ganze, keinen Eindruck, der für die Bühne berechnet wäre. Ein einziges dramatisches Werk bietet eine entfernte Aehnlichkeit mit Faust dar; nicht durch die Verwandtschaft des Stoffs, sondern durch seine philosophische Auffassung: dieß ist Hamlet. Auch hier ist es ein Mensch von unentschiedenem Geiste, — tief sowohl in dem Gang seiner Ideen, als in jener beständigen Rückkehr auf sich selbst, aber unthätig und ohne Kraft, — der uns als Held der Tragödie entgegentritt; auch hier sind es die Ideen, und nicht die Handlung im eigentlichen Sinn, die den wesentlichen Gegenstand ausmachen; auch hier ist die Handlung wie zufällig und scheint mehr eine Folge des Ungefährs als der Willensthätigkeit der Personen. Was die komische und volksmäßige Seite im Faust betrifft, so nähert sie sich den Comödien des Aristophanes. H. v. St. Aulaire, den Faust schon der ersten Anlage nach falsch auffassend, behandelte ihn frischweg als Theaterstück, und glaubte davon alles auslassen zu dürfen, was seinem Geschmack nicht zusagte, oder wovon er den Sinn nicht verstand, weil er den Volksaberglauben, und, wir wagen hinzuzufügen, selbst den Geist der deutschen Sprache nicht kannte. Es war überdieß eine undankbare Arbeit, den Faust in Prosa zu übersetzen. Dieses Werk ist im Original beynahe ganz in gereimten Versen geschrieben, mit Ausnahme einiger Scenen, in denen der Dichter seine Personen in reimlosen Versen sprechen läßt, und einiger Zeilen in Prosa. Der Rhythmus wechselt häufig, und Goethe ist Meister seines Styls, wie Petrarca, Racine und Sophokles. Ich finde nirgends jenes Unbestimmte (vague) und jene Dunkelheit, von der Hr. v. St. Aulaire in der Vorrede zu seiner Uebersetzung uns vorspricht. Jede Sprache hat einen eigenthümlichen Geist; diesen ihr rauben oder ihn mißkennen wollen, ist entweder ein sonderbarer Mißbrauch, oder ein lächerlicher Irrthum. Die Pflicht eines Uebersetzers ist, das, was in einer fremden Sprache einen klaren und bestimmten Sinn hat, vermittelst scharfer Auffassung des Gedankens, französisch wiederzugeben. Uebersezt einmal Sophokles oder Aeschylus mit sklavischer Nachahmung, ohne Rücksicht auf den Geist eurer Muttersprache, und ihr werdet eben so vague seyn, als ihr es seyd, wenn ihr Goethe wiedergebt, ohne seine Beweglichkeit, die feste Haltung seines Geistes, ohne seine göttliche Sprache zu besitzen. Ueberhaupt ist alles, was man uns über das Vague der besseren Schriftsteller jenseits des Rheins vorsagt, nichts als ein fortwährender Mißverstand; es ist auf jener Seite, wie bey uns, nichts vague als nur unzusammenhängende Gedanken einer entnervten Einbildungskraft. Für einen Deutschen ist Goethe nicht vaguer, als Racine für einen Franzosen.

Die Einleitung zum Faust unterscheidet sich von der Vorrede des Uebersetzers durch die Feinheit der Bemerkungen und durch die Anmuth des Ausdrucks. Es findet sich auch Kraft des Gedankens; aber der Verfasser dieser Einleitung hat nicht besser, als Fr. v. Staël und Hr. v. St. Aulaire, den Sinn und die wahre Bedeutung der Volks- und Hexen-Scenen (scènes sabbatiques) verstanden. Ich bediene mich des leztern Ausdrucks, um die Scenen der Sabbathsfeyer der höllischen Geister zu bezeichnen. Man gestattet das Wunderbare bey den Griechen, man läßt sich die höllische Küche der Zauberin Medea und ihrer würdigen Gefährtin, der Circe, gefallen; aber man schreit laut auf bey der Erscheinung der Hexen in Macbeth und Faust, — ich weiß nicht aus welcher Sonderbarkeit unserer Gelehrten, die die heidnische Mythologie ganz vernünftig finden, selbst wenn sie Gegenstände behandelt, die denen des Volksaberglaubens im Mittelalter ziemlich gleich sind. Streicht die Mythologie und den Dämon aus dem Goethe'schen Werke, und ihr zerstört dessen ganzes Gerüste.

Wenn wir übrigens von der Ansicht des Verfassers der Einleitung in einem wesentlichen Punkt abweichen, so stimmen wir in einem andern mit ihm überein, der den wahren Knoten des Stücks berührt. Faust, wie Don Juan, der eine als Gelehrter, der andere als Weltmann, lassen sich durch den bösen Geist in Versuchung führen; der eine, um den Kelch des Wissens zu leeren, der andere, um den des Vergnügens auszuschlürfen. Weder der eine, noch der andere, findet das Glück in diesen eitlen Versuchen; beyde setzen ihre Seele und ihr ewiges Heil daran.

Hier ist eben so sittliche als tiefe Philosophie, unter allegorischer und wesentlich populärer Form. Auch bilden Faust und Don Juan einen so fruchtbaren und unerschöpflichen Stoff, wie kein Dichter ihn erfindet, sondern wie er in dem Glauben des Volks aufgefallen ist, lange ehe ein Mann von Geist sich seiner bemächtigte, um ihm ewiges Leben zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.

Lustspiele.

(Beschluß.)

Zu den Lustspielen der feineren Art, worin die höheren geselligen Verhältnisse, die vornehme Welt und ihre Disciplin charakterisirt oder persiflirt werden, gehört

Digitized by Google

Weiß und Schwarz, das neueste Lustspiel vom Verfasser des goldenen Kalbes, dem Grafen von Benzel-Sternau (Zürich in der Geßner'schen Buchhandlung 1826). Es entspricht vollkommen der Erwartung, welche der Name des geistreichen Verfassers erwecken muß, und man begreift, daß er es mit Sachkenntniß und con amore geschrieben hat; denn gewiß kennen wenig deutsche Lustspieldichter jene kleine große Welt so gut und so lange, wie er. Selber reich, Graf und Diplomat macht er gerade den Geld-, Adel- und Diplomatenstolz zur Zielscheibe seines Witzes, und der ihm angeborene Stachel der Satyre ist in der vornehmen Welt fein und spitz genug geschliffen worden, um in die geheimsten Falten einzudringen, und hinter dem Schleyer das innerste Herz zu treffen. Das Lustspiel ist voll der geistreichsten Bosheiten gegen einen Stand, dem der Verfasser selber angehört, und zwar gegen die komische Seite desselben, die sich in dem so häufigen Mißverhältniß zwischen der angebornen Natur und dem angebornen Stande zu erkennen gibt. Die Hauptfigur im ganzen Stücke ist ein Graf, schon bey Jahren, durch Mesallianz unermeßlich reich und angesehen bey Hofe. Sein Kopf ist aber beschränkt, und eben darum schwindelt er in der zu glänzenden und anspruchvollen Lage. Er fühlt sich zum Diplomaten prädestinirt und spielt den Geistreichen, den Geheimnißvollen, den Mann des tiefen Ernstes. Die Mischung in diesem Charakter ist sehr komisch. Das Lächerliche der ihm angebornen Natur wetteifert beständig mit dem seiner Affektation, und die Dummdreistigkeit des reichen adelstolzen Hohlkopfs kontrastirt herrlich mit der Aengstlichkeit des forçirten Staatsmanns. Eben so fein und mit großer psychologischer Wahrheit ist die Gräfin, seine Gemahlin, gezeichnet. Sie besizt von Natur das beste Herz und einen ihrem Manne weit überlegenen Verstand, aber in einem Punkt schwindelt auch sie; denn sie ist aus einer unadeligen Familie, und das kann sie nicht überwinden. Hier ist sie eitel, während sie es sonst nirgends ist, so viele Vorzüge sie auch besizt. Eben so wahr und komisch sind die übrigen handelnden Personen geschildert, bis zum geringsten Diener herab, ja die Diener spielen keine geringe Rolle, wie dieß in verkehrten Haushaltungen, besonders in höhern Ständen natürlich ist. Die Intrigue des Lustspiels ist an sich unbedeutend, es ist durchaus ein Charakterstück, und die Charaktere selbst sind wieder nur Träger der Satyre.

Als ein Intriguenstück von der ersten Sorte tritt uns dagegen Ernst Raupachs neuestes Lustspiel: Laßt die Todten ruhen! entgegen (Hamburg bey Hoffmann und Campe, 1826). Es hält sich an's gemeine Leben, an die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnisse und Charaktere, wie das Kotzebue'sche Lustspiel, und das Komische, was den Personen abgeht, wird in den Situationen und Zufällen erreicht. Dabey läßt sich Raupachs Verwandtschaft mit den Schicksalstragöden nicht ganz verkennen. Der Zufall, der hier auf komische Weise regieren soll, ist jenem fatalen tragischen Schicksal darin ähnlich, daß er nicht natürlich genug, sondern allzu berechnet ist. Man urtheile selbst. Ein Mädchen, Auguste, verliert durch den Tod ihren Bräutigam, und heirathet nachher einen Landedelmann. Dieser ist überaus eifersüchtig, und da er das Bild des Verstorbenen bey seiner Gemahlin entdeckt, will er an seinen Tod nicht glauben, und brennt vor Wuth, den Verräther aufzufinden und zu strafen. Mitlerweile reist ein junger Legationsrath durch sein Gut. Er sieht dem Bilde zum Sprechen ähnlich und wird von des tollen Barons Leuten arretirt. Zufällig ist aber dieser Legationsrath der heimliche Liebhaber von der Nichte des Barons, und er verwechselt diese mit Augusten und glaubt wirklich, sie sey jezt verheirathet. Auguste selbst glaubt aber, er sey ihr auferstandener Bräutigam. Nun wechseln hochkomische Scenen des allseitigen Irrthums, bis endlich entdeckt wird, daß der Legationsrath keineswegs der Bräutigam, sondern — der Stiefsohn Augustens ist, der Sohn des eifersüchtigen Barons selbst, die wohlgezogene Frucht seiner Jugendsünden. Alles wäre vortrefflich, wenn jene Aehnlichkeit, worauf das Ganze beruht, nicht ein unaufgelöstes Räthsel, ein allzu willkürlicher Schicksalsstreich wäre. Sie geht aus keinem natürlichen Grunde hervor, sie ist nur da, weil der Dichter sie braucht, sie tritt als deus ex machina dazwischen und ist vom Zaune gebrochen oder bey den Haaren herbeygezogen. Außerdem ist es fehlerhaft vom Dichter, in sein sonst durchaus launiges Spiel einen falschen tragischen Ton zu bringen, indem er Augusten eine sehr ernste Empfindung für den todten Geliebten verleiht, womit denn ein wahrer Hohn getrieben wird. Uebrigens aber ist das Stück überreich an recht komischen Zügen; und im Dialog so gewandt und geistvoll, als es von Raupach nicht anders zu erwarten war.

Ein vierter, eben so rühmlich bekannter Dichter, Ludwig Robert, gibt uns eine Posse: Staberl in höhern Sphären (Karlsruhe bey Braun 1826). Hier herrscht das Niedrigkomische. Der berühmte Staberle ist vornehm geworden und geräth in die Hände von Gaunern, die ihm die Statthalterschaft einer Insel, wie weiland dem Sancho Pansa verschaffen wollen, und dabey um sein Geld prellen. Possen haben das Recht, Spaß zu machen, wo er auch hergeholt sey, und man wird ihn hier nicht vermissen.

Digitized by Google

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. December 1826.

Goethe's Theater.

Aus der französischen Zeitschrift: Le Catholique, publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, übersezt.

(Fortsetzung.)

Nach der vorgefundenen Tradition war Faust einer der Erfinder der Buchdruckerkunst. Die Wahrheit ist, daß er eine Erfindung vervollkommnete, welche im Mittelalter nach Europa kam, und zwar in Folge der Verbindungen, welche venetianische Kaufleute und Franciskaner Mönche mit Hochasien, zur Zeit des Glanzes der Mogolischen Herrschaft, unterhielten. Wie das Schießpulver und der Compaß, ist die Buchdruckerey chinesischen Ursprungs, und wurde auf dem eben angezeigten Wege aus dem Oriente in die Abendländer gebracht. Diese Streitfrage übrigens bey Seite gesezt, genügt es uns zu wissen, daß Faust (selbst in seinem Vaterlande und vielleicht noch während seines Lebens) eine Art von mythologischer Person wurde, ein Zauberer, welcher, nachdem er an allen Quellen des Wissens geschöpft hatte, voll von Kenntnissen und nichts als einen unendlichen Eckel fühlend, durch den Versucher des Menschengeschlechtes sich verführen ließ. Der böse Feind berauschte ihn bis zum Ueberdrusse in Vergnügungen und bemächtigte sich endlich seiner Seele. Goethe hält sich streng an den Volksglauben, ohne ihn in irgend etwas zu ändern; und in der That war es ein glücklicher Gedanke, einen in Leere versunkenen Menschen darzustellen, der, gesättigt von Kenntnissen und Vergnügen, die Buchdruckerkunst erfindet, um die Wissenschaft zu profaniren und die Geister zu gleicher Zeit vermessen und nichtswürdig zu machen. Die Schätze des Wissens, die nur dem Genie, dem vorherrschenden Geiste, Männern, in langer und strenger Arbeit geübt, zugänglich seyn sollten, wurden auf diese Art der Menge geöffnet. Die Halbwisser (demilumières) waren das nächste unmittelbare Produkt der Erfindung der Buchdruckerey. Goethe, als höherer Mensch, wußte besser als andere, dieser mangelhaften und trügerischen Weisheit unserer Zeit den ihr gebührenden Platz anzuweisen. Es gibt zwey sehr bestimmt unterschiedene Bestandtheile in diesem Dichterwerke; in dem einen scheint Goethe, unter zwey verschiedenen Gesichtspunkten, sich zum Organ seines Jahrhunderts gemacht zu haben; und in dieser Beziehung wagen wir, ihm nicht beyzustimmen. In dem andern Theile ist er der Mann der alten Zeit, der Mann der Nation, der wahre Volksdichter, wo ihn unbedingt zu loben erlaubt seyn wird. Beginnen wir mit dem Tadel; wir können sodann zu dem Lobe übergehen, welches diesem Werk des größten deutschen Genies mit so vollem Rechte gebührt.

Faust selbst gleicht ein wenig zu sehr allen Goethe'schen Helden: er ist leicht begeistert, aber schwach, ohne Kraft, ohne alles, was einen starken, gestählten Charakter bezeichnet. Fast möchte man glauben, daß der Dichter, welcher in seiner Jugend den kraftvollen Götz zu zeichnen wußte, gefürchtet habe, seine Zeitgenossen durch die Töne einer zu männlichen Muse in Schrecken zu setzen. Faust ist ein Symbol des Schicksals der Wissenschaft, wenn ein Geist sich mit ihr beschäftigt, der reich und fruchtbar ist, dem aber Größe und Reinheit fehlen. Faust's Natur führt ihn zu den Mysterien der Religion; seine Schwachheit, mehr noch als seine Neigungen, reißt ihn in den Abgrund. Man kann den unentschiedenen Charakter des Faust dem des Hamlet vergleichen; der dänische Prinz aber ist in seiner Melancholie, wie in seinen Handlungen entschiedener, selbst da, wo er sich der unbezwinglichen Gewalt des ihn fortreißenden Schicksals weiht; auch flößt er mehr Achtung, mehr Interesse ein. Faust ist von Anfang bis zu Ende verächtlich, nie beherrscht er unsere Aufmerksamkeit. Goethe, so genial er ist, hat das Gegebene dieser Rolle des Don Juan der Wissenschaft nicht erschöpft.

Auch an Mephistopheles kann man einiges tadeln; dennoch bleibt diese Rolle stets eine Schöpfung des Genies ihres Dichters. Goethe wollte den Geist des Jahrhunderts zeichnen, nicht mit den Farben der Sentimentalität und im Charakter frivoler Uebersättigung, unter welchem er in Faust sich kund gibt; sondern mit Zügen, die der Hölle entlehnt wären, in der Böses verbreitenden Haltung eines mit Heucheley übertünchten

Atheismus, der nie wagt, offen und rückhaltlos seine Lehren in's Angesicht zu setzen. Der Dichter hatte den Voltaire im Auge. Sein Mephistopheles ist ein Geist, der in steter Verneinung die Welt ihres Zaubers, und die Anmuth selbst ihrer Schönheit beraubt. Eine solche Wahrheit, durchaus plump, durchaus verneinend, erscheint als Lüge, wenn man tiefer gräbt in den Geheimnissen der menschlichen Natur. Und diese Wahrheit ist es gerade, welche Voltaire überall in dem Gebiet der Geschichte uns zu zeigen sich bemühte, und welche, nach seinem Beyspiel, Mephistopheles bey jeder Gelegenheit in erster Linie aufstellt. Dieser Teufel ist unzüchtig und zierlich (cynique et élégant), spöttisch und heuchlerisch, und wird nur in jenen äußersten Momenten wahrhaft fürchterlich, wenn der Haß gegen das menschliche Geschlecht ihn durchschüttert, und die Freude der Hölle vorübergehend aus seinen Augen blitzt. Der Fehler in der Rolle des Mephistopheles, der sonst bewundernswürdig gezeichnet ist, besteht darin, daß er nicht der Dämon des Jahrhunderts des Faust ist, und folglich, wie der Held selbst, außer seiner Zeit steht. Ein größerer Tadel, den man gegen den Dichter geltend machen könnte, trifft den Mißgriff, daß er in die Handlung des Faust eine Art Feenoper als Zwischenspiel eingeführt hat, worin Goethe die Männer des Tags und die neueren Schriftsteller geißelt. Man muß es zur Belehrung derjenigen, die es, wie Hr. v. St. Aulaire nicht zu wissen scheinen, sagen: Faust ist ein Werk, das nicht in einem Zuge vollendet wurde; der Dichter hat zu sehr verschiedenen Epochen daran gearbeitet; sein Gedicht erschien, als Fragment, zum ersten Mal vor mehr als vierzig Jahren; es ist Fragment geblieben, auch unter seiner jetzigen Gestalt. Man weiß, daß Goethe, in ungedruckt gebliebenen Stellen, den Kaiser Maximilian auftreten läßt, und seinem Plane eine große Ausdehnung gibt; verschiedene Rücksichten hielten ihn ab, den Faust so erscheinen zu lassen, wie er ursprünglich entworfen war. Dieß ist ein Uebel; denn mehrere Theile des Faust, wie er jezt ist, sind nicht allein schwach, sondern passen auf keine Weise zum Ganzen des Werks. Goethe hatte unbezweifelt Recht, als ein neuer Aristophanes, die Demokraten des Jahrhunderts geißeln zu wollen, und hauptsächlich jene Aufklärungs-Menschen, Nikolai, Hennings und alle die erleuchteten Herren, die, wie er sich ausdrückt, sich vor Geistern und vor dem Geiste fürchten, das Wunderbare läugnen, und alles, was religiös ist, profaniren. Aber war es deßwegen nöthig, sie in Person in einem Werke auftreten zu lassen, dessen Handlung in's fünfzehnte Jahrhundert fällt? Dieß ist eine zu starke Ungereimtheit; und das Vortreffliche der Poesie entschädigt, in diesem Falle, keineswegs für das Unwahrscheinliche der Handlung.

Jezt geziemt es, zu loben, was den Faust immer zu einer der bewundernswürdigsten Conzeptionen des Genies machen wird. Das fünfzehnte Jahrhundert, das Volk, die Frauen, die Schüler, die Soldaten, die Hexen und ihr Sabbath, alles das lebt, bewegt sich, ist wirklich, in diesem großen Bilde, wo alles Begeisterung ist, wo das glänzendste Farbenspiel sich mit der zartesten Zeichnung verbindet, wo das Komische, die Narrheit, der Schrecken, die Seelenangst, das Mitleid, der Schmerz, Alles zur höchsten Höhe gesteigert ist, ohne Uebertreibung, ohne Schwulst, kurz ohne alles, was man in Frankreich romantisme nennt. Welcher ungeheure Abstand herrscht in dieser Rücksicht zwischen Faust und der unförmlichen Copie, welche Lord Byron versucht hat, — der Dichter der Eintönigkeit, wie Göthe der Dichter der Mannigfaltigkeit ist! In Manfred ist nichts wahr, nichts verhältnißmäßig; die Wesen der Einbildungskraft haben hier nicht jenen in sich wahren Charakter, der ihnen eine so bestimmte Physiognomie in den übermenschlichen Schöpfungen Shakspeare's und Goethe's verleiht. Soll ich von der Panhypocrisiade sprechen, dem Werke eines Schriftstellers, welcher Bizarrerie mit Originalität, und die Launen seines Geistes mit dem Talente der Imagination verwechselt? Dieses Gedicht ist, eben so wie Manfred, eine Nachahmung Goethe's; aber der französische Dichter hat den Faust geradezu umgekehrt; er erhebt, in seinem unförmlichen Werke, den Geist des Jahrhunderts bis in die Wolken, und mißhandelt den Genius der alten Zeit, — zwey Dingen, von denen Hr. Lemercier weder das eine noch das andere besser zu schätzen weiß, wie sein Gedicht Moses beweist, aus dem er einen liberalen Gesetzgeber machen wollte.

Was soll man von Gretchen, der Geliebten Faust's, sagen, nach allem Wahren und Beredten sagen, wozu durch sie das Genie der Frau von Staël begeistert worden ist. Man könnte sie nur jenen naiven Bildnissen der Malerey des Mittelalters, aus der Schule Raphaels, vergleichen, jenen Porträts, die dieser hohe Meister in seinen Madonnen idealisirt hat, und welche, besonders in den Meisterwerken Leonardo's da Vinci, so unnachahmlich schön erscheinen.

Die Dichtung von Faust ist reich an Romanzen und Volksliedern, an religiösen Gesängen, an Chören, in denen Goethe alle Tonarten der Poesie durchläuft, von ihren einfachsten, naivsten Lauten bis zu ihren prächtigsten und erhabensten Ergießungen. Wenige Dichter haben in gleichem Grade, wie der Sänger des Faust, die Gabe der lyrischen Poesie besessen, — eine Gabe, die selten ist zu allen Zeiten, und völlig unbekannt in den Epochen der Sophismen und der Räsonnements. Aber Goethe, eben weil Erhabenheit, Wahrheit und Natur in ihm ist, steht allein und fern vom Kreise seiner Zeitgenossen, denen zu

Digitized by Google

gleichen, er nur einigemal, aus Nachsicht mit ihrer Schwäche, sich herabläßt.

Faust und Götz von Berlichingen füllen den ersten Theil des von Hrn. Ladvocat herausgegebenen Goethe'schen Theaters; zwey andere Bände enthalten Tragödien, Dramen, Comödien, Singspiele und Gelegenheitsgedichte. Hiemit ist Goethe's Theater noch nicht vollständig; man hat weder seine natürliche Tochter, noch die satyrischen Stücke, in Hans Sachsens und Aristophanes Manier, übersezt. —

Egmont ist, nebst Götz von Berlichingen, dasjenige Werk unsers Dichters, das am meisten dramatisches Interesse gewährt, doch auch dieses nur in einem geringen Grade. Dieser Dichter verachtet die Theater-Effekte und Illusionen, und keines seiner zahlreichen Werke gewährt, in dieser Beziehung, wahrhaftes Interesse. Goethe malt die Leidenschaften, und besonders die Liebe, mit hinreißendem Feuer; seine Volksscenen sind Meisterwerke von Wahrheit und Begeisterung; seine Charaktere leben und bewegen sich; aber die Handlung ist nirgends lebendig und stark genug, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fesseln, zu halten, durch Verwicklung zu interessiren und jene Bewegungen ungeduldiger Neugier aufzuregen, welche man vor Allem im Theater sucht. Gewiß kann Schiller mit Goethe, als Dichter, nicht verglichen werden; doch ist er wirklich dramatischer; seine Stücke sind ihrer Natur nach für die Bühne bestimmt, während die Goethe'schen entweder ein sehr gewähltes Publikum fordern, wie man es nirgends findet, oder nur in der Einsamkeit des Studierzimmers genossen werden können. Im Theater sind Effekte, Verknüpfungen, Handlung nöthig, die sich entwickelt und auflöst; es genügt nicht, tief, wahr, kräftig, schön, natürlich zu seyn; es genügt selbst nicht, Schrecken und Mitleid hervorzurufen, die Goethe mächtig nach seinem Willen zu erregen weiß: man muß auch theatralisch seyn.

Bewundernswerth in Egmont ist das treue und wahre Bild des niederländischen Volkes zur Zeit der Handlung des Trauerspiels. Hier hat Goethe nur Shakespeare als Nebenbuhler, und man kann sagen, daß er auf gleicher Höhe steht, wie der Britte in der Schilderung der Volksscenen des historischen Drama's Heinrich IV., wo der englische Dichter, durch Kraft und Lebendigkeit seiner Gemälde, uns unmittelbar auf den Schauplatz der Anarchie versezt, deren Held Johann Cade ist. Die großen Dichter sind darum in der Composition solcher Gemälde ausgezeichnet, weil sie gründlich belehrend, im hohen Grade wahr sind, und nie mit jenen kleinlichen Einzelnheiten, in denen untergeordnetere Geister sich ersäufen, ihre Bilder überladen.

Clärchen, ein Bürgersmädchen, Egmonts Geliebte, ist bezaubernd durch Schönheit, Einfachheit der Seele, Begeisterung und Hingebung; ihre innere Ueberspannung, die mit einer völligen Verwirrung ihrer Sinne endigt, erfüllt den Zuschauer mit tiefem Schrecken. Außer Shakespeare in Imogene, Desdemona und Julia, Racine in Iphigenia, Moninca und Junia, Dante in Franziska, Beatrice und einigen andern Gestalten dieser Art kenne ich nichts, das mit diesen lieblichen Schöpfungen des Goethe'schen Genies verglichen werden könnte. Und dennoch ist gerade dieß die Seite des Drama's, welche, unserem Urtheile nach, eine ernste Rüge verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Vermischte Schriften.

Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal im Jahr 1826. Zürich, gedruckt bey Friedr. Schultheß. 206 S. 8.

Die zunächst nur für die zahlreichen Mitglieder dieses ältesten unter den gemein-schweizerischen Vereinen gedruckten Verhandlungen enthalten in ihrem dießjährigen Heft, nebst der Rede des ehrwürdigen greisen Pestalozzi als Gesellschaftsvorstandes, die Denkschrift des Staatsraths Eduard Pfyffer auf seinen verewigten Mitbürger, den vielverdienten Stadtpfarrer Thaddee Müller, und, nochmals von Pestalozzi, die der Gesellschaft eingereichte Skizze seiner Idee über die erste Menschenbildung von der Wiege bis zum Anfang der Schuljahre.

Wenn in Heinrich Pestalozzi's anziehender und ergreifender Rede dem Herzen (wie er am Schlusse selbst sagt) freyer Spielraum und der Zunge freyer Lauf gelassen ward, um von allem, was er dem Vaterland für wünschenswerth und Bedürfniß hielt, nichts zu verschweigen, so sind die von dem Redner dargestellten Zeitbedürfnisse wohl keineswegs ausschließlich nur in den Schweizerkantonen vorhanden, und die Mittel ihrer Befriedigung müssen auch außer der Eidgenossenschaft Beachtung und Würdigung verdienen. Darum mögen hier etliche seiner Aeußerungen, die der allgemeinsten Anwendung empfänglich sind, den Geist der von Menschenliebe und Vaterlandsliebe gleichmäßig eingegebenen Rede bezeichnen. Von der Gefahr sprechend, daß jene moralische Verderbniß, welche den Untergang der vormaligen Staatsverhältnisse herbeygeführt hatte, in den neuen Bildungen und unter den neuen Verfassungen bald nochmals aufkeime, um nochmaliges Verderben zu bringen, drückt Pestalozzi sich also aus:

Digitized by Google

„Wir sollten durch die Geschichte unserer neuern Tage einsehen gelernt haben, daß auch die Selbstsucht gereifter Erfahrungen in den Mitteln ihrer Selbsthülfe starker und vielseitiger Unterstützungen sicherer ist, als die gutmüthigsten Aufwallungen der Unerfahrenheit, und eben so, daß es auch sehr gut gemeynten Aufwallungen bey den Hindernissen, die ihnen die Erfahrung ihrer Gegner in den Weg legt, immer sehr schwer fällt, selbstsuchtlos zu bleiben. Die Erfahrung hingegen fühlt bey allen Hindernissen, die ihrer Stellung und ihren Zwecken in den Weg gelegt werden, auch in ihrer Altersschwäche den Zusammenhang ihrer Kräfte und ihrer Mittel für die Bedürfnisse des Augenblicks, und sie geht gewöhnlich mitten unter großen Schwierigkeiten still, kühn und sicher ihrem Zweck entgegen. Die Unerfahrenheit hingegen fühlt die Irrthümer ihrer rege gemachten eigenen Selbstsucht und ihrer Unbehülflichkeit fast immer zu spät, und ihre Selbstsucht wird gar oft in dem Grad unedel, als sie lange leidenschaftlich und lebendig sich über sich selbst täuscht, und sie kommt auf diesem Wege gar oft dahin, sich am Ende über sich selbst und seine Irrthümer mehr zu ärgern als über das Unrecht seiner Widersacher. Wir sollten, edle Männer, Freunde und Brüder, es tief fühlen, daß wir uns nur auf dem Wege gereifter Erfahrungen zu dem wahren Segensgenuß unserer neuen Verhältnisse erheben können, und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir in uns allen tief eingewurzelte Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, die in der Gedankenlosigkeit über den wirklichen positiven Zustand wesentlicher Bedürfnisse des öffentlichen Wohlstands unsers gutmüthigen, seinem Glück und seinen Kräften zu viel vertrauenden Volkes liegen. Die Traumsucht über den Ruhm, die Größe und Heldenkräfte der alten Schweizer, die in unserer Mitte wahrlich hie und da in schwache Ruhmredigkeit hinüber gegangen, hat uns vielseitig zur Vernachlässigung der Kräfte und Vorzüge, durch welche unsere Vorfahren ihren Ruhm **verdient** und sich unsern Wohlstand und Segen **erworben**, hingeführt. Unsere Aufmerksamkeit sollte gegenwärtig in einem hohen Grad lebendig und kraftvoll auf das gerichtet seyn, was wir selbst sind und seyn werden, und wozu wir uns selbst im Ernst bilden und erheben müssen, um im Kreis unserer Mitbürger, in der Mitte unsers Volks und im Geiste unserer edeln Vorfahren einflußreich und segensvoll dazustehen und zu handeln, und uns zu alle dem emporzuheben und tüchtig zu machen, was die Zeitumstände für den wahren Dienst des Vaterlandes je von uns fordern könnten, um den dringenden Bedürfnissen der Gegenwart und den Gefahren, die uns in der Zukunft drohen, mit wahrem, altväterischem Sinn und mit wahrer alteidgenössischer Kraft vorbeugen und entgegenwirken zu können."

Wenn nun die Mittel, welche Herr Pestalozzi nachweiset, um den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, in zweckmäßiger Erziehung und Volksbildung bestehen und er hierin mit allen Stimmgebern zusammentrifft, so ist sein Augenmerk dabey nicht auf wissenschaftliche Ausbildung gerichtet, die keineswegs vernachlässigt ist, selbst auch in Beziehung auf untere Volksklassen; sondern was ihm zunächst am Herzen liegt, das sind die Menge eigenthumsloser Armen im Lande. „Diese Menschen sind beynahe so viel als allgemein aller Bildungs-, Erziehungs- und Unterrichtsmittel, die ihre Kinder für die Sicherstellung eines häuslich und bürgerlich genugsam befriedigten Broderwerbs nöthig hätten, beraubt; und die gefährlichen Folgen sind eben so auffallend, die dieser Umstand unter leicht möglichen Ereignissen auf die wesentlichen Fundamente des allgemeinen Wohlstands und der allgemeinen Sicherheit des Vaterlands haben könnte."

Hiermit ist **Pestalozzi** auf jene große Aufgabe seines Lebens, die Armenerziehung, geführt, zu der er immer zurückkehrt, um sie mit neuer Liebe und erneuerter Kraft wieder aufzufassen, wie oft auch widriges Geschick den Faden seiner Anstrengungen und Mühen zerreißen mag. Welche nochmaligen Ergebnisse seines Nachdenkens hierüber ihn jezt beschäftigen, das wird angedeutet und künftigen Mittheilungen die nähere Entwicklung aufbehalten. Daß es keine Rückkehr zum Alten oder Veralteten sey, mag folgende Stelle darthun: „Unsere Städte können sich durchaus nicht mehr durch die Beschränkungen unserer alten Handwerks- und Zunfteinrichtungen dem Wohlstande der Vorzeit auch nur von ferne nähern. Diese Formen stehen jezt so tief unter alle dem, was unsere Städte in Rücksicht auf die Erneuerung des soliden, häuslichen Wohlstands, so wie zu Wiederherstellung des zahlreichen, selbstständigen Mittelstandes, der innerhalb ihren Mauern wohnte, gegenwärtig dringend bedürfen, als die Routinemittel, die das Landvolk im Allgemeinen zur Begründung seiner häuslichen und öffentlichen Selbstständigkeit durch den Routinegang der, für seinen Dienst bestehenden Bildungsmittel wirklich genießt, zur gesicherten, segensvollen Betreibung seines ländlichen Berufs nothwendig hat, bey den Zeitbedürfnissen und Schuldigkeiten des Landmanns als genugthuend angesehen werden dürfen." — Der Rede schließt sich unmittelbar an und es kann als eine zwar fragmentarisch gebliebene Fortsetzung derselben angesehen werden, der „Versuch einer Skizze über das Wesen der Idee der Elementarbildung und über meine Lebensbestrebungen, diese hohe Idee in ein heiteres Licht zu setzen und die Möglichkeit ihrer Anwendung in die Augen fallen zu machen."

Die treffliche Denkrede auf **Thaddee Müller** ist auch in besonderem Abdruck, mit dem Bildniß des gefeyerten Mannes ausgestattet, in den Buchhandel gekommen.

Digitized by Google

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. December 1826.

Goethe's Theater.

Aus der französischen Zeitschrift: Le Catholique, publié sous la direction de M. le Baron d'Eckstein, übersezt.

(Beschluß.)

Goethe ist, streng genommen, nie unsittlich; nie verlezt er Schicklichkeit und Anstand; aber er schildert die beklagenswerthesten Schwächen des menschlichen Herzens, ohne ihnen durch Heldenmuth oder Seelengröße irgend eine Ausgleichung zu geben. Nirgends geht eine großartige moralische Kraft aus dem Ganzen seiner Werke hervor. Am wenigsten ist dieß in Egmont der Fall. Alle seine Helden sind schwach, leicht, lassen sich durch die Umstände beherrschen. Es ist sehr wahr, daß der Dichter nicht Moral predigen darf; aber nichts desto weniger muß die Sittlichkeit aus der ganzen Anlage des Gedichts selbst hervorgehen. In dieser Beziehung erhebt sich auch Schillers strenge Muse über die seines Vorgängers, der ein grösseres Genie, und inniger von den Schönheiten der Kunst durchdrungen ist, aber weniger um die Würde des Dichters besorgt zu seyn scheint.

Egmont ist schwach, unentschieden, hingerissen, leicht, liebenswürdig; aber wenig geeignet, sich an die Spitze der Ereignisse und der Menschen zu stellen. Schiller hat dieß bereits bemerkt. Es ist dieß nicht jener Egmont der Geschichte, der sich opfert, um nicht die Ursache des Verderbens seiner Familie zu werden; der Oranien zurückweiset, und dem Schwerdte Philipps sich überliefert, damit seine Gattin und seine Kinder nicht die Folgen seiner Empörung zu büßen hätten. In einzelnen Scenen erscheint Egmont in der ganzen Würde seines Charakters: hieher gehört hauptsächlich der Auftritt im Gefängniß, wo der Sohn seines Feindes, der Herzog Alba, zu ihm kommt, um seine Bewunderung für die großen Eigenschaften des belgischen Helden auszusprechen. In dem übrigen Theil der Rolle dagegen scheint Goethe ihn nur deßhalb als Helden gewählt zu haben, um einen Menschen zu zeichnen, der sich nicht darum bekümmert, ein Held zu seyn, der vielmehr das Vergnügen den großen Thaten vorzieht.

Der Herzog von Alba, Margarethe von Parma, kurz der ganze politische Theil des Werkes ist kalt, ziemlich langweilig, und vor Allem wenig dramatisch. Es sind verständige Gespräche, einsichtsvolle Urtheile, gut angelegte Charaktere; aber der Dichter scheint sich, durch eine Art von sonderbarer Laune, darin gefallen zu haben, ihre Leidenschaften zu verhüllen, und den Ausdruck der Kraft ihrer Seele, so zu sagen, in den Hintergrund zu schieben.

Eine schimpfliche, obgleich in gewisser Beziehung wahre Rolle ist die des Brackenburg, welcher Clärchen, die Geliebte des Grafen Egmont, anbetet, sich von ihr nicht losreißen kann, und sich am Ende vergiftet, um ihr in die andere Welt zu folgen. Goethe hat ihn mit zärtlich leidenschaftlichen Zügen gezeichnet, zugleich aber aus ihm ein kraftloses, weibisches Wesen gemacht. Er ist ein, des wahren Dichters durchaus unwürdiger Gegenstand. Es ist etwas lächerliches, und zugleich verächtliches in dieser Rolle, das eher einem durch die Lektüre Werther's verkehrten jungen Menschen, als einem Flamändischen Bürger des sechszehnten Jahrhunderts, gleich sieht.

Clavigo und Stella sind, in jedem Betracht, Schauspiele von grosser Mittelmäßigkeit; sie hätten nie unter den Meisterwerken ihres Verfassers Platz finden sollen. Der Styl darin ist durchaus leicht, und zeugt oft von Begeisterung; hier und da offenbaren sich Regungen von Leidenschaft, Anmuth und selbst von Kraft; aber das Ganze ist mangelhaft, die Charaktere sind verfehlt, unbedeutend oder übertrieben; der Zweck, moralisch genug in Clavigo, ist in Stella von verlezender Unsittlichkeit. Diese beyden Dramen sind in dem sentimentalen Geschmacke geschrieben, den Werther in Deutschland einführte, nachdem die Neue Heloise und Yoricks Reisen die Bahn eröffnet hatten. Goethe

Digitized by Google

hat selbst zuerst jenen Geschmack und die Verrücktheiten, die daraus hervorgingen, persiflirt. Daher sollte man auch Clavigo und Stella nur als zufällige Verirrungen eines jungen Mannes betrachten, der vorübergehend durch den Geist seines Jahrhunderts unterjocht wurde.

Nachdem wir von Goethe's historischen Trauerspielen, nämlich Götz von Berlichingen und Egmont, von seinen bürgerlichen Schauspielen Clavigo und Stella, und von dem romantischen Gedicht Faust gesprochen haben, bleibt uns noch übrig, drey andere Arten dramatischer Compositionen zu untersuchen, die das Theater dieses großen Dichters vollständig machen. Wir wollen von den, nach dem Systeme der griechischen und französischen Regelmäßigkeit entworfenen Tragödien, Iphigenia, Tasso, und der natürlichen Tochter, reden, so wie von seinen Opern und Singspielen, Claudine von Villa-Bella, Jery und Bätely rc.; endlich auch von seinen Stücken im Geschmack des Aristophanes und seinen Erzählungen in Versen, die sich ein wenig dem Faust nähern.

Goethe's Styl, voll Erhabenheit, Anmuth, Frische und Einfachheit, ist unvergleichlich in Iphigenia und Tasso; eine reiche Imagination verbindet sich mit einem erleuchteten Verstande; der Dichter vermeidet sorgfältig alle Abschweifungen und hält sich immer auf der Höhe des Ideals, dem ersten Zwecke der Kunst. In Iphigenia finden sich Stellen von hinreißender Dichtung; der Gesang der Eumeniden in der Unterwelt, — ein Gesang, der nach der Idee des Dichters dazu bestimmt ist, die Qualen des alten Tantalus zu mildern, — ist von wahrhaft furchtbarer Schönheit. Man hätte indessen Unrecht in Iphigenia und Tasso das, was man eigentlich dramatische Situationen nennt, zu suchen. Der Dichter vermied absichtlich den Theater-Effekt, er wollte nur zu den erhabensten Geistern, zu den edelsten und reinsten Seelen sprechen.

Iphigenia ist wahrhaft griechisch und Tasso durchaus italienisch; aber beyde bewegen sich in einer einfachen Sphäre, die den belebten und energischen Ausdruck der Leidenschaften ausschließt. Daher die irrigen Urtheile der Uebersetzer dieser Dramen.

Schon Frau von Staël hatte den wahren Geist des Göthe'schen Tasso von Grund aus mißverstanden, indem sie unserem Dichter zwar das Talent zugestand, die häuslichen Stürme eines nordischen Hofes malen zu können, aber nicht die Leidenschaften, die Ferrara bewegten. Frau v. Staël erinnerte sich wohl nicht an Petrarca, nicht an den elegischen Ton der Poesien Tasso's selbst, nicht an die im fünfzehnten Jahrhundert in Florenz gepflegte Neu-Platonische Philosophie, als sie Goethe vorwarf, er habe die historische Wahrheit verlezt, indem er Tasso als spitzfindig, träumerisch und metaphysisch darstellte, statt ihn uns in dem Wahnsinn der Leidenschaft und mit der belebten Sprache der französischen Melpomene zu zeigen. Wir wagen zu behaupten, die Verfasserin der Corinna, eine so geniale Frau sie auch war, beurtheilte die Völker und die Zeiten nur durch das Prisma ihrer Einbildungskraft; man darf nur ihren Roman über Italien ansehen, der nichts italienisches hat, der durchaus phantastisch und außer den Grenzen der Natur und der Wahrheit ist. Uebrigens erhebt sich auch Goethe's Tasso, ein erhabener Dichter, mit allem Feuer und aller Heftigkeit des Südens, besonders in den Scenen der Erklärung und des Zweykampfes mit dem Staatsmanne, der ihn durch das Uebergewicht seines höheren Verstandes dazu reizt.

Ueberhaupt ist Goethe (man muß es zur Belehrung derer sagen, die es nicht wissen) nicht der Mann, wie ihn Frau v. Staël uns gezeigt hat, und noch weniger ein solcher, wie ihn sich die Schule doktrinärer Literatoren vorstellt, die sich unter ihren Auspizien gebildet haben; ich meyne, die Schriftsteller, die in neuerer Zeit ihn zu übersetzen versuchten. Gleich Anfangs ist der deutsche Dichter, obgleich begabt mit einer ausnehmenden Zartheit der Empfindung, dazu gelangt, sich durchaus frey zu machen von jenen romanhaften Uebertreibungen in der Manier Rousseau's, in denen sich Frau v. Staël vorzugsweise gefiel. Der Verfasser des Werther hat, mit Ausnahme Clavigos und Stellas, unbedeutender Schauspiele, zu rechter Zeit allem abgeschworen, was nahe oder entfernt an die moderne Sentimentalität grenzt. Seine überlegene Vernunft ließ ihn das Lächerliche dieses ewigen Zurückkehrens auf Empfindungen entdecken, denen man nachgrübelt, ohne sie je ergründen zu können; er hält wenig auf die Philanthropen, auf die Aufklärung des Jahrhunderts, auf die Perfektibilität und andere schöne neue Empfindungen; sein Geist schwebt in denselben Regionen, in denen Homer und Sophokles, Aeschylos und Pindar, die hohen Dichter des Orients und des Mittelalters sich bewegen; er sympathisirt, als Schriftsteller, besser mit Racine und Corneille, als mit Rousseau und den Lieblings-Schriftstellern der neuern Schule. Nie, in keiner seiner Schriften, hat er dem Ungeheuer mit tausend Köpfen geschmeichelt; nirgends hat er sich in Entzücken sehen lassen von dem großen Haufen, und überall zeigt er die entschiedenste Verachtung gegen die Politik des Tages. Daher die bedingte Weise, mit der Frau v. Staël und die Literatoren ihrer Schule von den poetischen Arbeiten des Mannes sprechen, den man, alle Verhältnisse gehörig berücksichtigt,

Digitized by

zu gleicher Zeit den Shakespear und den Sophokles Deutschlands nennen kann. Es ist vieles zu tadeln in den Werken Goethe's, und wir wagten dieß zu thun, freylich mit der Achtung die man einem so großen Geiste schuldig ist. Was aber die Tochter Neckers an ihm aussezt, gehört nicht immer geradezu zu seinen Fehlern, sondern bestätigt vielmehr häufig die Ueberlegenheit seines künstlerischen Urtheils.

Goethe's Opern und Singspiele, voll Heiterkeit, Feinheit und Bewegung, eignen sich weder zu einer Uebersetzung, noch, man muß es gestehen, für die französische Bühne. Claudine von Villa-Bella, Erwin und Elmire, Jery und Bätely und mehrere andere zeichnen sich hauptsächlich durch Leichtigkeit und Anmuth des Dialogs, durch Reichthum und Geschwindigkeit des Rhythmus, durch eine ungekünstelte Natur in den Einzelnheiten aus; was man esprit nennt, das vorherrschende, in die Augen springende Treffende, das einzige, was auf der französischen Bühne Glück zu machen fähig ist, findet sich hier nicht. Es sind, besonders in Claudine von Villa Bella, Stellen, die an den Ton, den Gang und überhaupt an die Manier von Tasso's Aminta, so wie vorzüglich an Guarinis Pastor fido, erinnern. Aber alles dieses entschlüpft nothwendigerweise der Vorstellung und der Aufmerksamkeit der Menge. Um auf der Bühne Glück zu machen, sind mehr hervortretendere Züge nöthig.

Ich komme nun zu Goethe's satyrischen Stücken, die nacheinander in der Manier des Aristophanes und der Saturnalien, des Boccaz und der fabliaux, des deutschen Hans Sachs und des Engländers Chaucer geschrieben sind. Von den lezten beyden Autoren lebte der erste zur Zeit der Reformation, der andere war ein Zeitgenosse Wickief's. Nirgends ist hier Goethe Nachahmer, so wenig als in seinen andern Werken, in welche Form er sich auch hüllen mag; immer ist er originell ohne Affektation. Ich sage dieß ausdrücklich, damit man nicht glaube, er habe alte Dichter kopiren wollen, wenn ich bemerke, daß diese oder jene seiner Dichtungen in dieser oder jener Art geschrieben seyen.

Es ist unmöglich, dem französischen Leser eine klare und bestimmte Idee von diesen Entwürfen der Imagination Goethe's zu geben, in denen der Dichter, seine Tonarten in's Unendliche wechselnd, immer wahr, immer natürlich, stets malerisch, und oft erhaben unter ausschweifenden Formen ist. Goethe zeigt in diesen kleinen Dichtungen einige Aehnlichkeit mit La Fontaine, und vorzüglich mit Rabelais; hier aber ist Rabelais gereinigt von seiner ungeselligen Galle, von seinem empörenden Cynism; es ist ein poetischer Rabelais. In einem dieser Stücke geht die Welt wie ein Schauspiel vor den Augen des Zuschauers vorüber, während Harlekin den Faden der Marionetten hält, die der Dichter in Bewegung sezt, und davon die Erklärung gibt. Ein andermal werden wir in die Werkstätte eines Künstlers geführt, eines Mannes von Geist, der seinen einfältigen Bewunderern, jenen Menschen gegenübergestellt ist, die auf's Wort hin loben und über die Welt der Wissenschaft einen Katalogen zu Handen haben. Am häufigsten geißelt Goethe auf eine unbarmherzige Weise die aufgeklärten Theologen des protestantischen Deutschlands, und die Männer des Tags mit großen Systemen und kleinem Verstande. Er zeigt sich zu gleicher Zeit heiter und ironisch, närrisch und weise; über alle falschen Richtungen des Jahrhunderts hält er Heerschau, und verfolgt sie mit dem beißenden Spotte eines Diderot oder Voltaire, doch frey von ihren ruchlosen Manieren, und ihren groben, cynischen Eifer nur gegen die geschäftige Mittelmäßigkeit der Zeit richtend. Und — irre man sich nicht über die Absicht des Dichters Deutschlands: Goethe ist nichts weniger als ein Partheymensch; keiner Sekte von Ränkemachern, wie auch ihre Farbe seyn möge, hat er sich je verbunden. Besser als irgend einer, weiß er die Werke des Geistes und die Fortschritte der Industrie zu schätzen: was er verabscheut, sind die Anstrengungen derer, die im Grund ihrer Seele kein wahres Vergnügen an der Bewegung der menschlichen Thätigkeit finden, und die das Zeitalter als Egoisten bearbeiten, um über Blut und Schweiß der arbeitsamen Classe das Gebäude ihrer philanthropischen Größe und ihres liberalen Glücks aufzuführen.

Nur den kleineren Theil der Theaterstücke Goethe's hat man übersezt; mehrere sind unübersetzbar, besonders in Prosa, und Faust gehört unter diese Zahl, der Faust nämlich in der Sammlung des Hrn. Ladvocat, der durch eine Sprache, die nicht die seine ist, völlig unkenntlich geworden ist. Andere Werke, welche in dieser Sammlung vorkommen, hätten dem französischen Publikum nicht vorgelegt werden sollen, wie z. B., außer den weinerlichen Schauspielen Clavigo und Stella, mehrere Comödien, bey denen Styl und Anmuth das Hauptverdienst bilden, die aber nicht in die erste Reihe der Produktionen ihres Verfassers gehören. Wohl hat man daran gethan, die natürliche Tochter nicht zu übersetzen: es ist dieß eine ceremoniöse Tragödie des Hofs und der großen Welt, aber kalt und leblos troz der staunenswerthen Höhe der Diktion. Mehrere Versuche nach Aeschylos und Sophokles, halb mythologische, halb allegorische Gegenstände, sind ebenfalls nicht in unsere Sprache übertragen worden. Und mit Recht; denn der Poesie beraubt, die sie unter der Feder ihres ursprüng-

Digitized by Google

zichen Dichters belebt, was würde diesen Werken bleiben, und welche Idee könnte man sich davon in unserem Vaterlande machen? Im Allgemeinen endlich kann man nicht genug die übereilende und oberflächliche Manier tadeln, mit der bey dieser Uebersetzung fremder Theater zu Werk gegangen wurde. Ganz schlechte Autoren, verachtet in ihrem eigenen Vaterlande, figuriren an der Seite mit Recht berühmter Schriftsteller, und scheinen selbst verwundert, sich zum ersten Mal in so guter Gesellschaft zu finden. Dagegen sind andere, die wohl verdient hätten die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ganz übergangen. Es herrscht keine Ordnung, kein Plan, keine Folge, kein literarisches Bewußtseyn in diesem ganzen unverdauten Haufen von Uebersetzungen, deren sich Hr. Ladvocat berühmt. Goethe selbst, wir sind es überzeugt, würde mitleidig lächeln, wenn er sähe, in welche Gesellschaft man ihn gebracht hat, welchen Mißbrauch man mit seinem Namen trieb, und welche Behandlung seine Schriften in Frankreich erfahren haben.

D i c h t k u n s t.

Irische Elfenmährchen, übersezt von den Brüdern Grimm. Leipzig bey Friedrich Fleischer, 1826.

Die nordische Sagenpoesie ist an zwey Brennpunkte geknüpft, davon der eine in die vorchristliche Zeit und auf die Insel Island, der andere in die christliche Periode und auf Irland fällt. Diese beyden Inseln im äussersten Nordwesten Europas sind zwar keineswegs als die Wiege zu betrachten, in welcher jene Poesie geboren wurde, aber doch als der Sarg, in welchem ihre Mumien sich am längsten erhalten haben. In Island widerstand das ächte alte Heidenthum, jener kühne einsame Felsen, der die Götterburg und zugleich den nordischen Parnaß trug, den Fluthen der christlichen Aufklärung am längsten; und in Irland fanden die späten Nachkömmlinge jenes Heidenthums, das scheue stille Volk der Elfen und Gnomen, noch den lezten ungestörten Zufluchtsort unter einem Volke, das, wie sie selbst von der kultivirten Welt ausgeschlossen, gedrückt und scheu sich in sich selbst zurückzog. Der ursprünglich aus dem Heidenthum herübergestammte Glauben an Naturgeister und die daran geknüpfte Sagenpoesie konnte nicht vom Christenthum allein, sondern erst von der neuern allgemeinen Aufklärung, besonders im physischen Gebiet, verdrängt werden. Er vertrug sich mit dem christlichen Aberglauben des Mittelalters, und ist nur mit diesem zugleich, obwohl noch nirgends ganz vollständig, vertilgt worden. In Irland aber, wohin nur die sparsamsten Lichtstrahlen der europäischen Kultur gedrungen sind, wo Glauben und Aberglauben, Gutmüthigkeit und Rohheit des Mittelalters am längsten sich behauptet haben, sind auch jene wunderbaren Blüthen der Volkspoesie am spätesten gewelkt, und treiben noch jezt frische Knospen. Hier finden wir das Reich der Elfen noch in seinem Glanze, und ihren Sagenkreis, von dem in andern Ländern nur einzelne Segmente, zerstreute Blumen umherliegen, noch als einen vollen, reichen Kranz beysammen.

Die um Poesie und Sprache so hochverdienten Brüder Grimm geben in dem vorliegenden Werk die Uebersetzung einer vorzüglichen Auswahl irischer Elfenmährchen, worin jener ganze Sagenkreis umfaßt ist, und begleiten dieselbe mit vergleichenden Noten und einer Uebersicht über das ganze Gebiet der Elfenpoesie. Ihr Werk hat daher einen doppelten Charakter und Werth, einen dichterischen und einen geschichtlichen. Die Mährchen selbst sind zwar weit weniger ausführlich erzählt, als die deutschen Volksmährchen von Musäus, doch eben so launig und mit einer mehr volksmäßigen Naivetät, ja mit einer gewissen witzigen Trockenheit, welche die Irländer charakterisirt und ihnen wohl ansteht. Die meisten sind kurz, und es sind ihrer sehr viele. Die schönen weißen Lichtelfen erscheinen überaus zart, segenbringend, heilig; die häßlichen Nachtelfen, Gnomen und Kobolte schalkhaft, burlesk, als Hausgeister treuherzig, als Weggeister tückisch; die Wasserelfen oder Nixen mit einem schönen tragischen Zuge. Die ganze kleine Welt der Elementargeister wird uns aufgethan vom lichtglänzenden Oberon bis zum dunkeln pilzhaften Gnomen unter altem Gestein. Der Erlkönig raubt dem Vater sein Kind, die Nixe zieht den Jüngling in die Wellen hinab, der zauberhafte Spielmann lockt in den Venusberg. Fast alle auch bey uns einheimische Sagen klingen hier an, und auch hier bestätigt sich wieder der große Zusammenhang der alten Volkspoesie, den die Uebersetzer ausführlich in ihren Noten nachgewiesen haben.

Wenn diese Gattung von Poesie auch viel Fratzenhaftes und Albernes enthält, so spricht sich doch darin auch auf der andern Seite eine unnachahmliche Zartheit und Tiefe des Natursinns aus, das Gemüth des Volkes entfaltet hier seine feinsten ätherischen Blüthen, und nicht minder spielt hier der ächte Volkswitz eine weit feinere und anständigere Rolle als in dem spätern Eulenspiegel.

W. M.

Digitized by Google

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. December 1826.

Geschichtliche Romane.

Wir werden jezt mit kleinen Erzählungen, die alle aus einem geschichtlichen Boden aufwuchsen, fleißig, ja bis zur Ungebühr heimgesucht. Jemand hat ausgerechnet, daß in den zwanzig Taschenbüchern für 1827, die jezt auf den Präsentirtellern unserer Buchhandlungen zum Genuß einladen, ein volles Schock Erzählungen der Art vorliegen. Es sind ausgezeichnete darunter, die auch Ackermann in seinem Forget me not, welches dem Vernehmen nach, auch für 1827 wieder erschienen ist, aufnehmen möchte. Die Bescheidenheit gegen den Herausgeber dieser Blätter gestattet hier nicht Einzelnes namhaft zu machen. Aber das Publikum lezt und erabzt sich an diesen Leckerbissen. Und so wie die Gäste, so auch die Köche. Im alten Athen zahlte man dem geschicktesten Koch 2 Drachmen (16 ggr.) für die Zubereitung eines köstlichen Seefisches. Bey uns empfängt der gute, vielangesprochene Erzähler noch einmal so viel Goldstücke für jeden Bogen, der den Bestandtheil einer solchen Schüssel macht. Natürlich geht nun der bekannte Vers vielfach in Erfüllung, den jeder in seinem Horaz (Epist. II., 1. 117) selbst nachlesen kann.

So wenig wir nun diesen kleinen geschichtlichen Dichtungen unsern Beyfall versagen möchten, wenn sie Gemmen gleich im kleinsten Raum das größte Kunstvermögen beweisen, so wird doch dem größern historischen Roman, wenn er mehrere Bände anfüllt, dann der Vorzug unbestritten gebühren, sobald hier wahre Meisterschaft sich beurkundet. Denn hier kann sich eine reich begabte, weise gezügelte Phantasie in Composition, Verflechtung und Entwicklung erst mit epischer Auseinandersetzung vollkommen entfalten. Es sey uns gestattet, nur auf einige Produkte der Art, die wohl einige Aufmerksamkeit verdienen möchten, hinzudeuten. Eine eigene Gattung bilden die in die Form einer Selbstbiographie eingekleideten, mit Abenteuern aller Art durchflochtenen Schilderungen der Nationalsitten in gewissen Ländern und Gegenden. Die Sache ist alt. Des griechischen Erotikers Heliodor äthiopische Geschichten in 2 Büchern streifen schon in dieß Gebiet. Die Schilderung des Räuberlebens auf der Nilinsel ist dort ein sehr treues und lebendiges Gemälde. In den neuesten Zeiten haben einige Romane des Amerikaners Cooper durch ihre Scenerie aus den vereinigten Staaten allgemein gefallen, so wie die zwey Bände von to day in Ireland ein herzzerschneidendes Bild von Jammer in Irland aufstellen. Jezt hat Hope's Anastasius, Moriere's Haji Baba und der Pandurang Hari eines ungenannten englischen Erzählers ein würdiges Seitenstück erhalten. Denn wenn in Anastasius die Verworfenheit und Ausartung der Moslims und Franken, Fanarioten und Mamelucken auf den Inseln und Küsten der Levante, und in Haji Baba die Bestechlichkeit und Arglist der jetzigen Perser in den Helden des Romans sich uns vergegenwärtigen: so führt uns der aus guten Gründen ungenannt bleibende Verfasser des Pandurang Hari — denn der im brittischen Hindostan einheimische Erzähler berührt manchen faulen Fleck der herrisch waltenden, bitter hassenden und verfolgenden ostindischen Compagnie — in dem Helden seines Romans, einen Fündling aus der Braminencaste, der am Ende doch Vater und Geliebte wiederfindet, einen Abenteurer vor, der in die Marattenkämpfe des Pischwah und seine Kriegsschaar verflochten, selbst ein Taugenichts, in alle Schlupfwinkel der Verruchtheit am Ganges eintaucht und, ein indischer Proteus, alle Farben spielt, alle betrügt und von allen betrogen wird. Es thut weh, wenn wir über die Hindus selbst durch dieses Buch so fürchterlich getäuscht werden, und uns überzeugen müssen, daß dieß einst harmlose Volk im bittersten Elend auch auf's äußerste demoralisirt wurde. Das herrliche Land ist von Teufeln bewohnt, die sich auf gut orientalisch betrügen, quälen, zerfleischen, schänden. Und daß dieß keine Uebertreibung sey, kein Haschen nach

*) Pandurang Hari oder Denkwürdigkeiten eines Hindu. Aus dem Englischen. 3 Bände. Breslau, Max, 1826. Die durch einen Theil des Ganzen laufende Erzählung in drey Pindarits, die Liebeständel mit der vielgeprüften Saguna sind Lichtpunkte in diesem dunkeln Gemälde. Zu den 4 einfältigen Brahmanen, eine Erzählung, die uns A. W. v. Schlegel im lezten Stück seiner sachreichen und gelehrten indischen Bibliothek (II. 3. S. 265) gibt, findet hier in 4 mal 4 Trug und Lug treibenden Brahmanen ein trauriges Gegenstück.

Digitized by Google

Effekt durch grellen Farbenauftrag, beweist nicht nur die mit strafendem Ernst geschriebene Vorrede, sondern es stimmen damit auch andere Berichte wahrheitsliebender Augenzeugen vollkommen überein. Wir erinnern hiebey nur an die kürzlich erschienenen, sehr sachreichen Memoiren des französischen Missionärs Dubois, welche diese Ansicht nur zu sehr bestätigen. *) Daß dieser Roman in die Hände eines guten Uebersetzers fiel, und von einer soliden Buchhandlung auch im Aeußern gut ausgestattet wurde, darf hier mit billiger Anerkennung erwähnt werden. Es ist freylich alles nur leicht hinskizzirt, Abenteuer auf Abenteuer an lose Fäden angereiht; aber eine leichtfertige Arbeit ist es in keinem Sinne des Worts. Es ist und bleibt niederschlagend, wenn der Verfasser im Vorbericht sagt: From the rajah to the ryot, with the intermediate grades, they (die Hindus nämlich) are an ungrateful insidious, cowardly, unfaithful, revengeful.

Eine ganz andere Gattung knüpft an bekannte Weltbegebenheiten und Ereignisse ihre Darstellung. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß, während jedermann mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und dem höchsten Bedauern, daß uns die Fortsetzung noch nicht gegeben wurde, den Krieg in den Cevennen aus der Feder eines gefeyerten Dichters liest, mit dessen Belobung wir zu spät oder zu früh kommen würden, je nachdem man in manchen Anzeigen schon alle Lobpreisung erschöpft zu sehen glaubt, oder über den Plan, jezt wo kaum die Hälfte vorliegt, sich noch kein Urtheil gestattet, derselbe Gegenstand von nicht ungeübten englischen Romandichtern (the Camisards, or the Protestants of Languedoc, a Tale. London, Whittale 3 Vol.) behandelt wurde. In dieser Gattung begründete ein geistreicher Erzähler, Wilhelm Hauf, seinen Lichtenstein **) auf die sturmbewegte Zeit Würtembergs bey der Vertreibung des Herzogs Ulrich und seiner Rückkehr, und zeigt dadurch, daß er auch noch etwas edleres, vollendeteres geben kann, als — die Papiere des Satans. Vermißt man hie und da darin auch noch jene Tiefe, die sich nur dann uns aufthut, wenn der Dichter alle Saiten des innern Lebens zu berühren versteht, und fühlen wir uns troß allem Heroismus der stillen Größe und der leidenschaftlichsten Aufregung doch nicht immer ganz befriedigt: so beurkundet doch dieser immer kräftiger hervortretende Dichter ungemeines Talent für Darstellung, und selbst der gewagte Versuch, in Walter Scott's Manier (in der übrigens der Verfasser des Walledwor noch immer einzig bleibt) verschiedene deutsche Mundarten einzuführen, verdient Achtung, auch wohl kluge Nachahmung, wenn er auch noch nicht ganz gelungen wäre. Denn Walter Scott bedarf seinem Schottischen brogue keine rein englische Erklärung beyzusetzen.

Wieder eine andere Schattirung in dieser jezt so beliebten Manier ist die Darstellung einer einzelnen Familiengeschichte mit allen ihren schwarzen und weißen Losen aus der Schicksalsurne, wenn der Verfasser sie in die Rahmen eines vorausbestimmten Zeitalters so einzufügen versteht, daß alle Lokalfarben zeit- und ortgemäß richtig gebraucht zu seyn scheinen. Darin hat schon der jezt um seiner spätern Gewässer willen viel zu tief herabgewürdigte Lafontaine in seiner Clara Duplessis, Rudolph v. Werdenberg, Aristomenes und einigen andern Romanen viel geleistet. Auch Caroline Pichler hat mit verdientem Beyfall manches in der Art durchgeführt. Van der Veldes bester Roman, die Patrizier, ist hier auch nennenswerth. Hätte ein Schweizer-Erzeugniß der neusten Zeit nicht zu sehr auf schaudererregende Unthaten und Bilder im Geschmack des Höllen-Breughel hingearbeitet, so wäre der Verfasser ganz der Mann gewesen, das von ihm bezeichnete Zeitalter, unter Kaiser Rudolphs des II. Regierung, in allen seinen Verirrungen und Verwilderungen mit treuer Erfassung seiner Oertlichkeit und Persönlichkeit darzustellen. Wir meynen C. Spindler's Bastard. *) Ein Rathsherr in der Reichsstadt Ulm hat neben seinem heimtückischen Sohn Philipp einen Bastard Archimbald mit seiner schönen Haushälterin erzeugt. Dieser ist nun das durch Geburt und Rohheit in Staub getretene, durch Mißhandlungen, die alle aus dem Flecken seiner Geburt entspringen, oft zur Verzweiflung gereizte, mit einem Schicksalsdolch zur Rache entflammte, nur durch seltsame Zufälligkeit am Ende noch für's Leben gewonnene Werkzeug in der Hand vornehmer Gaukler und furchtbarer Gewaltmenschen, und predigt die alte Lehre, daß die Sittenlosigkeit eines Familienhauptes Verderben über ein ganzes Geschlecht bringe. Zwar hat der Verfasser, dem Reichthum der Phantasie und des Ausdrucks eben so sehr, als Bekanntschaft mit den Sitten, dem Wunderglauben und den frechen Gewaltstreichen jener verhängnißschwangern, gährenden Zeit von dem 30jährigen Krieg zu Gebot steht, es nicht ganz an Aufhellung und Erheiterung in diesen Nachtgemälden fehlen lassen.

*) Dubois war 30 Jahre Priester und Heidenbelehrer in Mysore. Seine Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde (Paris. Merlin 1825. 2 Bände.) Das Buch verdient bekannter unter uns zu seyn.

**) Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Stuttgart. Franckh. 3 Theile. Man wird dabey lebhaft an die Romanzen von Gustav Schwab erinnert, und an Uhland. Aber Hauf bewegt sich in seiner eigenen Sphäre.

*) Der Bastard. Eine deutsche Sittengeschichte aus dem Zeitalter K. Rudolphs des Zweyten von C. Spindler. Zürich, Orell und Füßli. 1826. 3 Bände. Erster Band: der Knabe und der Fluch seiner Geburt, und so schildert jeder Band den Helden des Stücks in einem neuen Lebensalter.

Digitized by Google

Selbst die gelungene Schilderung des Kaisers Rudolph und seiner Lächerlichkeiten ist ergötzend. Aber die Kunst, nicht alles zu sagen, die feine Berechnung, um die grellen Farben, in welchen sich seine glühende Einbildungskraft jezt so überschwänglich gefällt, mit jener züchtigen Scheu, die allein bleibende Werke hervorbringt, zu mildern und abzudämpfen, versteht er nicht. Er hat allen Stoff und alle Erfordernisse in sich, einer unserer ausgezeichneten Romandichter zu werden, wird aber bald nur Höllenlarven und Fratzen malen können, und ein neuer Spieß werden, wenn er so fortfährt. Hätte er mit der Hälfte von dem, was hier zwar für den Augenblick spannt und fesselt, aber doch ein sehr unbehagliches Gefühl zurückläßt, gut Haus zu halten gewußt, so dürfte man ihn wohl an das alte hesiodische Wort erinnern:

> Thoren sind, die nicht wissen, wie mehr die Hälft' als das Ganz' ist.

Auch so wird dieser Roman Leser genug finden. Aber wird er auch viel vorgelesen und wiedergelesen werden? Und doch mag man daran allein erkennen, ob eine Dichtung von diesem Umfang Werth hat. Von den gepriesenen Romanen des Grafen d'Arlincourt, die in greller Farbengebung Aehnliches mit dem Bastard haben, behaupteten französische Kunstrichter, man lese sie am besten von hinten herauf; dann brauche man den ersten Theil gar nicht zu lesen. — Wir haben aber in diesem Jahr einen Roman in 4 Bänden erhalten, die Südseeinseln*) von dem genialen dänischen Dichter Oehlenschläger, von dem wir, nachdem schon andere darüber zur Genüge berichtet haben, aus Erfahrung versichern können, daß sehr beschäftigte Geschichtsmänner, so wie geistreiche Frauen ihn nicht nur, so wie sie angefangen hatten, mit immer steigendem Interesse ununterbrochen durchlasen, sondern auch vieles daraus noch einmal lasen und im Kreise der Freunde mit Lust wieder vorlasen. Aber welche Gallerie der Charaktere und Situationen weiß dieser welt- und geschichtkundige Dichter auch in die alte Fabel der Insel Felsenburg einzureihen! Auch hier fehlt es nicht an Teufeleyen und dämonischem Unwesen. Doch mit welchen tiefen Blicken in's menschliche Herz, wie schauderhaft und ergreifend, aber doch nie die Linie der psychologischen Möglichkeit überschreitend, läßt er uns in dem Hexenwahn der schönen Bäckerstochter, der Mariane, und dann wieder in des verruchten Lemelin's Lebensgeschichte zwey Besessene erblicken, wo dieser Teufel nun in eigener Sinnenlust und Verruchtheit empfangen und ausgebrütet wird. Wie glücklich benuzt der Dichter das Zusammentreffen des Altvaters Albert mit dem Urenkel Everhard, um einen Zeitraum von 110 Jahren, welcher durch die Fabel des Stücks ganz natürlich herbeygeführt wird, zu umfassen, in welchem er manche Heroen jener Zeit, Gustav Adolf, Christian IV. von Dänemark (die Scenen in Kopenhagen sind mit zweyfacher Lust geschildert, und es ist doch eine schöne Sache um ächten Nationalstolz, worin wir Deutsche den Dänen nachstehen), Czar Peter den Großen, Leibnitz, aufstellt. Er vermochte es, seine historischen Episoden mit einer Wahrheit auszumalen, die durchaus mit den gelungensten in Walter Scott's Romanen wetteifert. Wir erinnern nur an die kräftigen Duellscenen in Gustav Adolfs Lager. Die eingewebten Liebesscenen, die lieblichen Gestalten, Concordia und Cordula, gehören zu dem Zartesten, die Schicksale des fein fühlenden Tonkünstlers Lademan zu dem Gefühlvollsten, was neuerlich in Romanen erschienen ist. Sein wundersam eingeflochtener Novellencyclus ist doch nirgends, wie in so vielen unserer jetzigen, hoch gepriesenen Romane, ein bloßer Nothbehelf zur Verlängerung des Buchs. Alles greift wohlberechnet und künstlerisch in einander. Ende gut, alles gut! ist das Schlußkapitel überschrieben, und in der That rücken und begegnen sich Anfang und Ende in dieser gelungensten aller Robinsonaden so rührend, so befriedigend, daß wie in einem großen Musikstück keine Dissonanz unaufgelöst geblieben ist. Es ist innere Wahrheit in der Charakteristik aller, auch der Nebenfiguren in diesem großen Drama. Alle leben wirklich. Man sieht, der Dichter, der hier in epische Breite ausschweift, hat die Weihe des Schauspieldichters. Eine Menge zarter kleiner Lieder auf alterthümlichen Boden verpflanzt, sind eingeflochten. Vor allen aber hat Oehlenschläger eine Reihe seiner eigenen Weltansichten und Meynungen sowohl über die großen Fragen, die gerade unsere Zeit so beschäftigen und entzweyen, als über die kleinen Schwächen in unserer Brust, und so vieles, was rein conventionell scheint und es doch nicht ist, immer am schicklichsten Punkt, wo man sie gern mit in den Kauf nimmt, uns vorgeführt, und dadurch gezeigt, daß, was Horaz voransezte, das prodesse volunt, ihm eine heilige Sache sey. Dahin gehört denn auch vorzüglich sein Feuereifer gegen Pfaffenunwesen und alles, was im Finstern schleicht. Auch dieser Roman hat seine Unwahrscheinlichkeiten und schwachen Seiten. Möge die Kritik ihr strenges Richteramt noch weiter verwalten. Aber der gebildetere Kreis des deutschen Volks ist durch dieß Erzeugniß eines Dänen wirklich reicher geworden!

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Inseln im Südmeere (d. h. Groß und Klein Felsenburg). Ein Roman von Oehlenschläger. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826. 4 Bände, zusammen 1730 S.

Geschichte.

Die Geschichte Bayerns aus den Quellen und andern vorzüglichen Hülfsmitteln bearbeitet von Konrad Mannert, K. Bayer. Hofrath ꝛc. ꝛc. Zwey Theile. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhandl. 1826.

Gelehrsamkeit und Gründlichkeit des Herrn Verfassers

Digitized by Google

sind zu anerkannt, als daß noch eine besondere Erwähnung oder Prüfung derselben, wenn auch hier der Ort dazu wäre, statthaben dürfte. Wir begnügen uns, über den Eindruck Bericht zu erstatten, den die ganze Darstellung im Allgemeinen auf uns gemacht hat. In dieser Beziehung läßt sich, was den Inhalt betrifft, jedes Lob und jeder etwaige Tadel auf den bayerischen Patriotismus des Verfassers zurückführen, der sich auf jeder Seite seines Werkes unverholen ausspricht. Das Wohl Bayerns ist der Maßstab, nach welchem jedes innere und äußere Verhältniß, jede That und Begebenheit, jeder Fürst und Bauer, jeder Bürger, Adeliche und Beamte in seiner Thätigkeit, in seinem Wirken beurtheilt und gewürdigt wird. Es kann nicht anders seyn, als daß jeder Leser, der sich nicht auf den Standpunkt des Verf. zu stellen vermag, häufig sehr unzufrieden mit demselben seyn wird. Wem zum Beyspiel die Geschichte und das in ihr offenbarte Schicksal des deutschen Volkes und Reiches mehr am Herzen liegt, als das eines einzelnen, wenn auch sehr ehrenwerthen Stammes, der wird sich unfehlbar darüber beklagen, daß Herr Hofrath Mannert die Interessen der deutschen Nation und des Reichs auch nicht im geringsten höher anschlägt, als dieß von Seiten der Grafen, Fürsten und Herzoge in den frühesten Zeiten selbst geschehen ist. Anerkennung und Achtung erfahren Kaiser und Reich nur so weit, als dieselben das Wohl des besonderen Landes befördern oder wenigstens nicht in Anspruch nehmen. Wie feindselig und klein auch Manchem diese stete Berücksichtigung des Privatvortheiles erscheinen mag, so läßt dieselbe sich, ohne daß man sie theilen oder empfehlen möchte, doch einigermaßen rechtfertigen. Der Verfasser einer besonderen Landesgeschichte nimmt gegen einen Reichshistoriker ungefähr die Stelle ein, welche ein Landstand gegen Ministerium und Fürsten zu behaupten hat; er muß das Privatinteresse seiner Committenten wahrnehmen; es bleibt aber dem Ministerium und dem Fürsten deßwegen unbenommen, die Forderungen desselben nach denen des Allgemeinwohls zu ermäßigen. Eben so dürfen wir dem französischen Geschichtschreiber nicht zürnen, wenn er alles aufbietet, um Ehre und Rechte seiner Nation, seines Königreichs gegen Deutschland, England und Spanien so hoch zu stellen, als er immer durch historische Zeugnisse und deren gewissenhafte Auslegung vermag. Englands, Spaniens und Deutschlands Geschichtschreiber mögen ein Gleiches thun, und das richtige Verhältniß wird sich aus der unpartheyischen Abwägung eines Universal-Historikers ergeben, wie die Universalgeschichte ja bereits selbst vermittelst aller betreffenden Nationalgeschichten gethan hat und fortwährend thun wird. Den strengeren, wissenschaftlicheren Anforderungen entspricht, wie Herr Hofrath Mannert selbst zugeben wird, eine in einseitigem Patriotismus abgefaßte Landes- und Stammesgeschichte gleichwohl nicht. — Doch hievon abgesehen, so bietet sonst die gegenwärtige Darstellung der bayerischen Geschichte sehr Vieles dar, welches der vollesten Anerkennung jedes Lesers gewiß seyn darf. Wir rechnen hieher vorzüglich die kurzen, bündigen und klaren Auseinandersetzungen der landständischen Verhältnisse Bayerns in ihrem Entstehen und in ihrer Fortentwicklung. Sehr richtig wird hieher beständig auf den wesentlichen Unterschied zwischen dem lehnsritterlichen und dem uralten, erbfreyen Adel hingewiesen, auf welchem der überall noch bestehende Unterschied zwischen höherem und niederem Adel, wenn er nicht ein bloß eingebildeter ist, beruht. Wenn dagegen die Gültigkeit der Ottonianischen Handfeste nicht völlig anerkannt und die Behauptung von Rechten des hohen wie des niederen Adels den Herzogen gegenüber fast nie von Anmaßung frey erklärt wird, so scheint Herr Hofrath Mannert in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Denn, indem er nicht selten geneigt ist, verfallene Reichslehen, welche baierische Herzoge als Kaiser, z. B. Ludwig der Bayer, mit Recht eingezogen, als Erwerbungen für Bayern und die erlauchte Wittelsbacher Familie in Anspruch zu nehmen, da dieselben doch immer nur als der Familie anvertraute Reichslehen zu betrachten waren, so mußte er den Rittern eben so wohl zugestehen, ihre herzoglichen Lehen, wie die Herzoge die kaiserlichen, zuerst in erbliche zu verwandeln, die damit verbundenen Hoheitsrechte, als z. B. die niedere Gerichtsbarkeit an sich zu bringen und, wie sie nur immer konnten, zu behaupten. Auch ist dieser Parallelismus nicht bloß in der bayerischen, sondern in der ganzen deutschen Geschichte zu deutlich ausgesprochen, und Herr Hofrath Mannert ist in der Angabe der einzelnen Umstände zu gewissenhaft gewesen, als daß seine hie und da eingestreuten, zwar wohlgemeinten aber doch nur subjectiven Ansichten das Verständniß des wahren Verhältnisses trüben könnten. Gerecht ist er dagegen in Wahrnehmung der Rechte des Bürgers und des Landmann's, welche auf derselben historischen Basis beruhen, als die des Ritterstandes und hie und da selbst des hohen Adels, obwohl namentlich der Landmann nie Kraft und Einsicht genug hat, um sein mit tausend Leistungen anerkanntes Recht auf entsprechende Anerkennung geltend zu machen. So liefert denn auch diese Geschichte eines edeln deutschen Stammvolkes den Beweis, den die Geschichte des Reichs, ja der gesammten Menschheit enthält, daß es nie und nirgends ein allgemeines Recht gegeben habe, noch geben könne, sondern daß es beständig ein durch bestimmte gegenseitige Leistungen und Verpflichtungen bedingtes sey, so daß selbst die ursprünglich oft einseitige Verpflichtung zuletzt eine wohlbegründete Berechtigung zur Folge hat. — Die Darstellung ist durchgängig klar und einfach und wenn dieselbe auch den ästhetischen Anforderungen, die man in unseren Tagen an historische Werke zu machen pflegt, nicht entspricht, so ist sie vielleicht desto eher geeignet, einen großen Theil des Publikums und vor allen auch die Bürger Bayerns, jedes Standes und Geschäfts, über die Geschichte ihres Landes zu belehren.

W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. December 1826.

Geschichtliche Romane.

(Beschluß.)

Und nun tritt auch noch ein trefflicher Norman in die Reihe und überrascht uns mit einem Novellencyclus, der, schon durch den Ruf des Verfassers nichts Alltägliches ankündigend, auch durch die Neuheit der ihm zum Grunde liegenden Idee, so wie durch die bewundernswürdige Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit der hier in einen Rahmen vereinigten Situationen und Begebenheiten aus dem 18ten Jahrhundert von 1737 bis einige Jahre nach dem Schloßbrand von Kopenhagen 1793 die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich ziehen muß. Man hätte kaum erwartet, daß Professor Heinrich Steffens in Breslau sich in die Reihe unserer umfänglichen Romandichter stellen würde. Denn bis jezt war nur eine Erzählung von ihm bekannt, die in einem Kleeblatt steht, wozu auch Hagen und Hoffmann beytrugen. Der Reichthum neuer Ansichten und Erfahrungen, die diesen geistreichen Naturphilosophen sowohl in seiner, den Menschen in dreyfacher Beziehung auf Geologie, Physiologie und Psychologie betrachtenden Anthropologie, als in so vielen gediegenen kleinen Schriften aus älterer und neuerer Zeit, (wovon eine tüchtige Auswahl in zwey Bänden bey Max in Breslau herausgekommen ist) hat viele Bewunderer gefunden, aber wohl auch manchen Widerspruch hervorgerufen. Doch hat niemand geläugnet, daß der Mann mit eigenem Scharfblick um sich schauend auch in die Tiefe hinabsteige und manches zu Tage fördere, was manche lieber gar als Mysticismus stempeln möchten. Erwägt man, daß derselbe Mann auch der Verfasser der vielbesprochenen Karikaturen der Zeit und anderer politisch-historischen Schriften sey: so wird man ihm Bekanntschaft mit dem wunderbaren Proteus, Zeitgeist genannt, gewiß nicht abstreiten. Als ein ächter Norman wird er nie aufhören, für sein hochromantisches Vaterland, für Norwegen, dieses Bollwerk Skandinaviens, gegen die anstürmende Gewalt des alten Oceans, die zärtlichste Sohnesliebe zu hegen, und er hat dieß durch seine freysinnige Schrift über den lezten Storthing zur Genüge beurkundet. Dabey steht ihm die Fülle und Kraft unserer deutschen Sprache wunderbar zu Gebot. Er waltet als Meister über ihre Schätze und ihre stets Neues gestaltende Bildsamkeit. Wenn nun ein so vielseitig geübter und gewandter Denker und Schriftsteller seine ganze Phantasie und Darstellungsgabe auf die kunstgerechte Bildung eines vielgegliederten, in drey Bände sich verzweigenden Romans verwendet, so kann schon der erste Versuch etwas Gelungenes hervorbringen. Und wir laden das mündige Publikum ein, selbst zu prüfen, ob nicht, was hier geboten wird, *) zu dem Vorzüglichsten gehört. Vor allen verdient es das größte Lob, daß die wahren Helden dieses sechsfach verschlungenen Cyclus, die Väter und Söhne der Familien Walseth und Leith, alle dem tiefsten innersten Norwegen zuständig, uns wirklich in eine neue Welt einführen und auf einen Boden stellen, wohin in Deutschland wenigstens noch kein Roman verpflanzt worden ist; wobey sich's von selbst versteht, daß hier kaum einmal etwas aus der Edda und jener skandinavischen Sagenwelt, womit wir schon bis zum Ueberdruß heimgesucht worden sind, herüberklingt. Nein, das frischeste Leben einer neuen Zeit steht vor uns; es wird uns hier von einem Kenner und Zögling jener patriarchalischen Einfalt und nordischen Gediegenheit, die selbst dort nur noch an der fernsten Küste und dem Binnenlande in den Bauernhöfen und Predigerwohnungen leibt und lebt, ein Menschenstamm und eine Natur vorgeführt, die auf jedes unverdorbene Gemüth mit unwiderstehlichem Zauber wirken und uns eine wahre Sehnsucht einflößen muß, statt in die Schweiz zu wandern, wo ja aller Stoff schon so verbraucht ist, daß man sogar schon Mimilis dorthin verpflanzen zu müssen glaubte, zu jenen Schluchten, Wasserfällen und Buchten des höchsten Nordens zu wallfahrten, um dort noch unverdorbenen Kindern der Natur zu begegnen. Indeß fühlte der Dichter sehr wohl, daß bey

*) Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen. Von Heinrich Steffens. In 3 Bänden. Breslau 1827, bey Max. 1ster Band 338 S. 2ter Band 374 S. 3ter Band 269 S.

Digitized by Google

einem deutschen Publikum damit allein nicht auszukommen wäre. Darum versezt er uns gleich Anfangs nach Kopenhagen, aber auch dort in die Mitte eines aus lauter Nordlandsöhnen bestehenden Clubs, den er so nach dem Leben abkonterfeit, daß man schwören sollte, der Verfasser sey selbst dabey gewesen. Und hier tritt denn gleich auch seine Erzählung eines sonderbaren Abenteuers und Liebeshandels mitten unter den substantiellen norwegischen Bauern in Obertellemarken ein, wodurch der Knoten des durch alle 5 Novellen fortgesponnenen Romans geknüpft wird. Der Erzähler wird durch das Feuergeschrey des furchtbaren Schloßbrandes unterbrochen, in dessen Gluten manches Räthsel der vorhergegangenen Erzählung beleuchtet und aufgehellt wird. Die folgende Novelle, womit der erste Band schließt, versezt uns auf einmal in die Oberlausitz in die adelstolze Periode der Reifröcke und Allongeperücken zu einem hochgräflichen Rittersitze in die Nachbarschaft von Herrnhut. Den durch die steifste Etikette und Orthodoxie gebundenen Zeitgeist in den ersten Regierungsjahren des damaligen Königs von Polen Friedrich Augusts II. weiß Steffens mit so kräftigen Pinselstrichen abzubilden, und dann, indem er die Heldin der Novelle, eine Gräfin von Kronfels, sich zum Grafen Zinzendorf in das eben allen Widersachern zum Troz erblühende Herrnhut flüchten und mit dem Missionär Wachsmuth nach Grönland gehen läßt, den Rigorismus der damaligen Brüdergemeinde so wahr zu schildern, daß troz allen Geständnissen schöner und frommer Seelen, die uns seit Goethe's Vorgang wie die Mücken an einem Sommerabend umschwärmen, schwerlich ein getroffeneres Sittengemälde der Art entworfen worden ist. Einen verschollenen Bruder dieser herrnhutischen Schwester erblicken wir in der dritten Novelle nach mancherley Verwicklungen und Unfällen mit seinem Freund, dem Norman Walseth, in dem Heldenkampf der Corsen gegen ihre Zwingherrn, die Genueser, in Corsika unter dem edeln Paoli Wunder der Tapferkeit verrichtend, und sich nur mit Noth den Umgarnungen des wunderbaren Baron von Neuhof, genannt il Re Teodoro, und der bejammernswerthen Franciska entziehend. Die 4te Novelle entrückt uns plözlich wieder zu den Felsenbuchten des fernsten Norwegens. Wir sehen gleich Anfangs ein ohnmächtiges Boot mit abgehärteten Fischern dem entsezlichsten Sturme die Stirn bieten, und werden nach dem äußersten Norden, auf die Inseln Soendmoer versezt, wo endlich alle Zerstreuten versammelt und die Väter Walseth und Leith patriarchalisch vereinigt werden. Die 5te und 6te Novelle, welche dem dritten Band zugetheilt sind, spiegeln uns in den Söhnen die Leiden und Freuden der Väter zurück. Franz Leith, der angenommene Sohn des ältern Leith, wird als Graf von Kronfels Officier in Friedrichs Heer im 7jährigen Krieg beym Ueberfall bey Hochkirch verwundet und kämpft später noch einmal in Corsika. Die Einflechtung des 7jährigen Kriegs gibt dem Dichter Gelegenheit, auch Friedrich den Großen in seine historische Gallerie aufzunehmen, und ein Verhör, welches General Tauenzien in Breslau hält, bringt Leith mit Lessing in Verbindung. Edward Walseth hat als Kind in Mutterleibe den Keim des gräßlichsten Wahnsinns empfangen, dessen Schilderungen einen Theil der 6ten und lezten Novelle ausfüllen, dem Dichter aber Stoff darbieten, das Entsezliche recht mit Liebe auszumalen, aber auch eine ganze Reihe der frappantesten Zusammenstellungen und Bemerkungen (Th. 6. S. 172 ff.) einzuweben. Zwischendurch tauchen auch Bilder aus den Schreckensscenen in Paris von 1792 auf. Endlich kommt alles, was noch lebt, beym Kopenhagener Schloßbrand wieder zusammen, und so lösen sich endlich alle in der ersten Novelle noch dunkel gebliebenen Räthsel. Alles erhält sein Recht. Der Dichter ist uns über das Figurengewimmel in seinem Novellencyclus nirgends eine Aufklärung schuldig geblieben. Doch möchte gerade die planvolle Kunst der Verflechtung und die, wie in Shakspeare's bewegtesten Schauspielen, schnell überspringende Scenenverwechslung gewöhnlichen Romanlesern einige Noth machen, und den Wunsch einer schnellen, doch sinnigen Leserin, daß am Ende ein Stammbaum der Familie Leith und Walseth vor Verwirrung bewahren möchte, nicht ungereimt erscheinen lassen. Die gelungenste unter den vor uns liegenden Darstellungen bleibt ohnstreitig die 4te Novelle, die ganz im Vaterland des Dichters spielt. Hier ist das Rührende der idyllischen Wahrheit, — denn auch Norwegen ist ein fruchtbarer Boden dafür — mit dem Erhabenen der majestätischen Naturscenen unvergleichlich gepaart. Was hier Steffens mit allem Farbenschmelz einer vollkräftigen, seiner Begeisterung gern dienstbaren Sprache in Worten malt, wird uns sein wackerer Landsmann, Professor Dahl, der vor Kurzem von seiner ergebnißreichen Sommerreise in den rauhesten Gegenden Norwegens mit reichen Portefeuilles nach Dresden zurückgekommen ist, mit allem Zauber seines Pinsels auf der Leinwand vor's Auge zu stellen wissen. Doch fehlt es auch in den vorhergehenden Novellen nicht an wahrhaft großen und erschütternden Scenen, wohin wir gleich in der einleitenden Erzählung die Schilderung des Wassersturzes Rinkand Fossen, am Tiedsee, und des gräßlichen Schloßbrandes in Kopenhagen zu rechnen haben. Was uns am wenigsten ansprach, sind die viel zu ausführlichen Details des Kriegs auf Corsika. Denn obgleich auch hier kein Mangel an meisterhaften Schlacht- und Kampfgemälden ist (man vergleiche die ergreifende Schilderung des Kampfes der 60 Corsen gegen die genuesische Heerschaar am Thurm in den Ebenen von Bastia Th. 2. S. 188 ff.), so regt sich doch hier fast unwill-

kürlich ein geheimes Mißbehagen, so viel historische Kunst an eine bloße Erdichtung verschwendet zu sehen, und gerade hier möchten wir die Ironie, womit der Verfasser sich in den spöttischen Bemerkungen des humoristischen Kiärulf (Th. I. S. 186) wegen der Unglaublichkeit selbst recensirt, wohl wirklich an ihrer Stelle seyn. Wir sagen hier nichts von den überall eingestreuten, aber nirgends aufdringlichen Enthüllungen der tiefsten Falten des menschlichen Herzens, nichts von den erschütternden Gegensätzen des verzerrtesten Wahnsinns mit dem schmerzlich errungenen, aber um so wohlthätigeren Siege des weiblichen Duldersinns, durch welche diese ganze Dichtung sich besonders auch gefühlvollen und wahrhaft gebildeten Leserinnen empfehlen wird. Viel und herrliches wird gespendet. Der Plan ist groß angelegt. Ueberall haucht ein inneres Leben. Wer mag da im Einzelnen über allzugroße Fülle und Uebermaß im Schildern, über Mangel jener Correktheit, die nirgends zu viel sagt, kritteln und klagen wollen! Mögen wir oft solche Erscheinungen bewillkommen können.

Böttiger.

Biographien.

Die edelsten Frauen der deutschen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargestellt von A. W. Heckel, Pfarrer zu Wirbenz rc. Zweyter Band. Nürnberg, 1826. Heinrich Haubenstricker.

Der zweyte Band vorliegender Lebensbeschreibungen gewährt eine eben so angenehme als belehrende Lektüre. Wir lernen unter andern daraus, daß nicht allein spartanische Weiber und römische Mütter als nachahmenswerthe Vorbilder dargestellt zu werden verdienen. Freylich ist die Tugend der hier geschilderten Weiber eine grundverschiedene von jener der antiken, aber deßwegen möchten wir dieselben nicht weniger musterhaft nennen. Es ist vorzugsweise Frömmigkeit, welche unsere Ahninnen auszeichnet und die auf die verschiedenste Weise sich kund gibt. Vor allem aus kennt diese Frömmigkeit den weichlichen Pietismus nicht, der sich eines bedeutenden Theils der gegenwärtigen Generation bemächtigt hat. Sie spricht sich vielmehr, selbst wo sie zu Mysticismus oder zu freygewählt[e]m Märtyrerthum ausgeartet ist, immer in frommen Werken aus. Kirchen, Klöster und Hospitäler werden gestiftet oder dotirt, Arme unterstützt und gepflegt, für Verbesserung des Zustandes der niederen Classen wird, so viel es Zeit und Umstände erlauben, Sorge getragen. Und vor allen Dingen bleibt der eigene fromme und sittlich-tüchtige Wandel unvergessen. Unter den zehn Frauen, deren Leben in gegenwärtigem Bande geschildert wird, ragen folgende hervor. Erstens Gisela, die Gemahlin Kaiser Conrads II. des Saliers. Diese hohe, fromme und weise Frau müßte schon allen Ruhmes werth geachtet werden, wenn sie auch nur als sorgsame Erzieherin ihres Sohnes Heinrichs (III.) bekannt wäre. Sie war es, welche diesen mit Gewalt und Strenge herrschenden Kaiser Deutschlands zu Studien jeder Art aufmunterte und zuerst in die Gesetze seines Vaterlandes einweihete. Sie war es, welche mit Milde, verständigem Sinn und nie verlezter Bescheidenheit den oft aufbrausenden Zorn ihres Gemahls zu mäßigen, seiner gerechten Strenge sich aber selbst da zu fügen wußte, wo das Leben ihres Sohnes Ernst von Schwaben geopfert wurde. — In ganz anderer Weise nimmt unsere Theilnahme Hildegard, die Pröbstin des Klosters auf dem St. Rupertsberge bey Bingen, in Anspruch. Der Verfasser hat sie kurz und treffend als die christliche Velleda des zwölften Jahrhunderts bezeichnet. Der Ruf und Ruhm ihrer merkwürdigen Weissagungen, ihrer von ächtprophetischem Geist durchdrungenen Ermahnungen erfüllten die ganze christliche Welt damaliger Zeit. Hoch und Gering beugte sich vor ihr. Der Papst selbst und Kaiser Friedrich Barbarossa baten darum, in ihr frommes, wunderwirkendes Gebet eingeschlossen zu werden. Diesen Ruhm und diese allgemeine Anerkennung erwarb ihr zum großen Theil eine bis an Selbstverkennung gränzende Demuth. Schon von ihrem Kindesalter an waren ihr himmlische Gesichte zu Theil geworden, aber sie scheute sich lange, dieselben für das, was sie waren, anzusehen, weil sie fürchtete, es möchten nur Täuschungen religiöser Hoffahrt seyn. Selbst als die häufige Wiederkehr dieser immer deutlicher und schöner sich darstellenden Gesichte, die zuweilen sogar mit Offenbarungen des göttlichen Willens begleitet waren, ihr keinen Zweifel mehr ließ, wagte sie nicht, dieselben anderen mitzutheilen. Sie erhielt durch eine innere Stimme den Befehl dazu, that es dennoch nicht und wurde krank. Erst nach unendlichen Leiden des Körpers und der Seele, die sich darauf einstellten und die sie endlich als Strafe für den Ungehorsam gegen den sich wiederholenden, göttlichen Befehl ansehen mußte, entdeckte sie ihrem Beichtvater Alles, theilte dasselbe darauf mit dessen Erlaubniß wenigen Vertrauten mit, bis es endlich von weisen und heiligen Männern als wahrhaft göttlichen Ursprungs anerkannt und der schriftlichen Aufzeichnung werth erachtet wurde. Sie schrieb nun ihre Gesichte, Visionen und göttlichen Eingebungen in einem Buche nieder, welches scivias genannt und im sechszehnten Jahrhundert gedruckt worden ist. Somit gehört sie zu den ersten Schriftstellerinnen Deutschlands. Möchte sie doch bey unserer ästhetischen Jugend männlichen und weiblichen Geschlechtes in dem Zweifel an dem ächten Werth dessen, was ihr eine in-

nere Stimme eingab, Nachahmung finden! Gewiß würden wir dann weniges, aber besseres zu lesen bekommen. —

Ferner nennen wir noch Hedwig, die Gemahlin Heinrichs des Bärtigen, die so unendlich viel für die Kultur der Schlesischen Lande gethan hat, und Sophien, welche fast die Einzige war, der es zuweilen gelang, einen sänftigenden Einfluß auf das unbändige Gemüth ihres Gemahls, König Wenzels von Böhmen, zu üben. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die Tugenden, welche alle hier geschilderten Frauen üben, immer den Geist der Zeit, in welcher diese lebten, verrathen. So tritt am Ende dieses Bandes z. B. Argula von Grumbach, eine Zeitgenossin Luthers, als eifrige Vertheidigerin des Bibelglaubens auf. Die Geschichte Philippine Welser's hätten wir weggewünscht. Denn obgleich diese Gemahlin Erzherzog Ferdinand's von Oesterreich keineswegs unedel zu nennen ist, so beschränkt sich ihr ganzes Verdienst doch zu sehr auf leibliche Schönheit und weibliche Liebenswürdigkeit, um einen wahrhaft würdigen Eindruck auf uns zu machen. Vielmehr sind wir etwas unangenehm an moderne Rühr-Geschichten und Spiele erinnert worden.

W. B. M.

Volksschriften.

Ehestands-Spiegel, worin die jungen Leute sehen, was für Rosen im Ehestand wachsen, und die Eltern sehen, wie sie selbe warten und pflegen müssen, wenn sie vollständige und wohlriechende Rosen haben wollen. Zug, bey J. M. A. Blunschi. 1826. VIII und 135 S. 8. mit dem Steindruckbilde des Verfassers.

Vor zwey Jahren ward in diesen Blättern des „Kaleidoscops, oder unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der „Ehestandsfarben, von einem sonderbaren und seltenen „Autor im Hirtenhemd und Holzschuhen, aus dem Kanton Schwyz" gedacht, das ein originelles und empfehlenswerthes Volksbuch genannt wurde, worin über Wohl und Weh, über Freuden und Leiden des Ehestandes, über Pflichten der Ehegatten und Eltern, über Leichtsinn und Ernst im Haushalt, über Kinderzucht u. s. w. Erzählungen, Geschichten und Betrachtungen wechseln, die ein Bauersmann, der vieles gesehen und erfahren hat, in naivem Ausdruck und offener Gemüthlichkeit vorträgt. Das kleine Buch hatte Glück gemacht, und der Verfasser fühlte sich damit aufgemuntert, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen, um im „Ehestandsspiegel" manches nun weiter auszuspinnen, was im „Kaleidoscop" bloß war angedeutet worden; und in der That sind alle guten Eigenschaften des ersten Bändchens nochmals in dem vorliegenden zweyten zu finden. Man mag darüber selbst urtheilen, wenn wir dem Abschnitt, wo von Schule und Unterricht die Rede ist, etliche Zeilen entheben. . . „Für arme Kinder (sagt Leonhard Karl Inderbitzin von Ibach im Kanton Schwyz, denn dieß ist des Verfassers Name, der auch Vater von zwölf Kindern ist) — für arme Kinder, die im Bettel aufwachsen, ist die Schule wohl das beste Mittel, sie vom Bettel los zu machen. Unbegründet sagt man zu dem großen starken Bettler: Du bist jung und stark, kannst arbeiten, mußt nicht betteln. Ich sage: Nein; denn solche sehen Knecht- und Mägdedienst für Schellenwerk, hingegen Betteln für ihr größtes Glück an; darum können und wollen sie nicht arbeiten. So wenig der Lasterhafte das bittere Laster um süße Tugend tauschte; eben so wenig vertauscht der Bettler das freye Leben an Gehorsam, Unordnung an Ordnung, Gefräßigkeit an Sparsamkeit, weil er schwarz für weiß und weiß für schwarz ansieht. Er kann nicht arbeiten, weil ihn, so lang er zügellos ist, niemand annimmt und brauchen kann. Soll also der Betteljunge einst noch ein brauchbarer Mensch werden, so muß er zuvor, und so früh als möglich, an Arbeitsamkeit, Ordnung und Thätigkeit gewöhnt werden; und wie kann dieß besser geschehen als durch die Schule?.. Mit dem Bücher-Werkzeuge sind schon viele Laster ausgereutet und Tugenden in das Herz gepflanzt worden. Freylich nur mittelst guter Bücher: denn mit dem Bücherlesen verhält sich's wie mit dem Arzneyeinnehmen; man sollte jene auch von einem Kenner haben, der weiß, weß Standes, Berufs und Lebensart man ist, und der zu helfen begehrt. Selbst gute Bücher sind wie guter Wein, man kann sich damit berauschen, wenn man sie nur aus Neugier liest, sie nicht oder unrecht versteht, oder aber nur wissen will, was in der ganzen Welt geschehen und hingegen unbekümmert ist, was in seiner Haushaltung und in seinem Innern vorgeht. Ja dann hat ein solcher von seinem Lesen keine andere Frucht, als daß ihm nur lange Ohren wachsen, daß er bald nichts mehr glaubt, als was er mit seinen Eselstappen greifen kann, u. s. w. —

Wäre hier für längere Aushebungen Raum, so würden wir solche wählen, die dem Leben des demokratischen Sennhirten enthoben wurden, und deren Erzählungen freylich auch von Provinzialismen wimmeln.

Digitized by Google

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. December 1826.

Naturkunde.

Ueber den Bau des Himmels. Von W. Herschel. Dresden und Leipzig, bey Arnold. 1826. gr. 8. mit Kupfern.

Unter diesem besondern Titel erscheint so eben der erste Band einer, durch Anmerkungen und Zusätze berühmten Sammlung von Herschel's sämmtlichen Schriften. Zwar gibt keinerley Art von Vorrede, Einleitung oder sonstiger Notiz, Auskunft über den deutschen Bearbeiter und Herausgeber dieser Sammlung; aber das Unternehmen erscheint mir so verdienstlich, daß ich die Frage nach der Person und den Tadel einer gewissen stylistischen Sorglosigkeit unterdrückt habe, um mich an die Sache zu halten. Allerdings erinnere ich mich, daß schon in dem lezten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts einzelne Abhandlungen des großen Astronomen, unter dem nämlichen Titel zusammengedruckt, deutsch zu Königsberg schon *) an das Licht getreten sind. Allein seine rastlosen Forschungen am Sternenhimmel haben das Gebiet unseres Wissens von diesen Wundern der Schöpfung unterdeß nach allen Seiten hin so sehr erweitert, daß die gegenwärtige vermehrte Ausgabe fast als eine neue Arbeit betrachtet werden kann; und wer Sinn für die Erhabenheit der Gegenstände hat, die in diesem Werke behandelt sind, wird dem Sammler herzlichen Dank wissen.

Eine Biographie Herschel's eröffnet diese Sammlung um so paßlicher, als selbst die Notizen, die das in dieser Hinsicht sonst so wohl versehene Leipziger Conversations-Lexicon über die Lebensumstände des merkwürdigen Mannes gibt, dagegen ziemlich dürftig erscheinen; und wir glauben deßwegen unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir daraus wenigstens ein Schreiben mittheilen, worin Herschel über sich selbst an Lichtenberg berichtet.

*) Sie erschienen daselbst 1791 und stehen auszugsweise auch in Bode's astron. Jahrb. f. 1788 und 1797.

Nürnberger.

Datchet bey Windsor den 15ten Novbr. 1783.

„Ich bin zu Hannover im Novbr. 1738 geboren. Mein Vater, der ein Musikus war, bestimmte mich zu demselben Geschäfte, und ich wurde also frühzeitig in dieser Kunst unterrichtet. Um es in der Theorie sowohl als in der Ausübung zur Vollkommenheit zu bringen, studirte ich frühzeitig alle Theile der Mathematik: Algebra, Kegelschnitte, Analysis des Unendlichen, u. s. w. Das unersättliche Verlangen nach Wissenschaft, das dadurch in mir erregt wurde, brachte mich sodann auf Sprachen: ich lernte Französisch, Englisch, Lateinisch, und entschloß mich jezt fest, mich allein den Studien zu widmen, von denen ich mein künftiges Glück und meinen ganzen Lebensgenuß erwartete. Da aber mein Vater mehrere Kinder und wenig Vermögen hatte, so war er genöthigt, auf unsere baldigste Unterbringung zu denken. Ich nahm also in meinem fünfzehnten Jahre Kriegsdienste, in denen ich aber nur vier Jahre blieb, und mich sodann in England niederließ. Mein Orgelspiel verschaffte mir bald eine Organistenstelle in Yorkshire, die ich 1766 mit einer gleichen in Bath vertauschte. Leztere, eben so angenehme als einträgliche Lage gab mir Muße, den Studien und namentlich der Mathematik wieder nachzuhängen. Als ich endlich zur Astronomie kam, so faßte ich den Entschluß, Nichts auf Glauben anzunehmen, sondern Alles, was Andere vor mir gesehen hatten, erst mit eigenen Augen zu prüfen. Mit den optischen Wissenschaften war ich vorher bekannt, und entschloß mich also, mir meine Telescope selbst zu verfertigen, welches mir auch in so weit glückte, daß ich erst ein sogenanntes Newton'sches 7füßiges, dann ein 10füßiges und endlich ein 20füßiges zu Stande brachte, indem ich mir vorgenommen hatte, die Verbesserung so weit als nur irgend möglich zu treiben. In dem Maße, als ich damit vorschritt, sezte ich auch meine Musterung des Himmels fort, an welchem bald kein Fleckchen ununtersucht blieb; und also glückte mir denn die Entdeckung des „Georgssterns," *) und zwar nicht zufälliger

*) Georgium sidus. So nennen die Engländer bekanntlich den Uranus. N.

Digitized by Google

Weise, sondern weil der Planet an einer Stelle stand, welche, nach meinem Plane, gerade jenen Abend an die Reihe der sorgfältigsten Untersuchung kam. Hätte ich das Gestirn damals nicht gesehen, so würde ich dasselbe gleichwohl bald nachher haben finden müssen, da mein Telescop so vollkommen war, daß es mich den Unterschied zwischen Planeten und Fixsternen sogleich erkennen ließ.

„Der König aufmerksam geworden, bezeigte bald nachher ein Verlangen, dieses Instrument selbst zu sehen, und so brachte ich es, auf Befehl des Monarchen, nach Greenwich, wo es mit den Instrumenten des Dr. Maskelyne verglichen wurde, welcher erklärte, daß es sie alle übertreffe. Da es hierauf zu Windsor mit einem gleichen Beyfall beehrt wurde, so hatten Se. Majestät die fernere Gnade, mir eine Pension zu bewilligen, damit ich die Musik aufgeben und meine ganze Zeit der Astronomie und der Verbesserung der Telescope widmen könne. Dankbarkeit sowohl, als andere Gründe, die von mir in einer eigenen Schrift auseinander gesezt worden sind, haben mich hienach bewogen, dem neuen Planeten den Namen „Georgium sidus“

Georgium sidus! jam nunc assuesce vocari!

zu geben, und ich hoffe, er soll ihn behalten.“ — So weit Herschel als Autobiograph. Jezt zu den Entdeckungen, die den eigentlichen Gegenstand der vorliegenden Schrift ausmachen.

Der ersten derselben, die des Planeten **Uranus**, wodurch der Ruf des englischen Astronomen begründet wurde, ist vorläufig schon oben Erwähnung geschehen. Herschel war den 13ten März 1781, an einem besonders heiteren Abende, mit Beobachtung des Fixsternhimmels beschäftigt, als er, durch sein 7füßiges Newton'sches Spiegeltelescop, im Thierkreise zwischen den Hörnern des Stiers und den Füßen der Zwillinge, einen kleinen Stern gewahr wurde, der sich durch das 227 Mal vergrößernde Instrument als eine Scheibe von merklichem Durchmesser darstellte. Er brachte hierauf, indem er Oculare von kürzerer Brennweite anwendete, eine 760- und 932malige Vergrößerung hervor, wodurch der Kern eine noch merklichere Scheibengestalt zeigte. Nach zwey Tagen hatte er das Vergnügen zu bemerken, daß derselbe gegen Morgen fortrückte, und sich dadurch immer mehr von den Fixsternen auszeichnete; und durch fortgesezte Beobachtungen, in Verbindung mit mehreren Astronomen, kam man dann noch im nämlichen Jahre zu der Ueberzeugung, daß es wirklich ein jenseits der Saturnusbahn kreisender Planet sey.

Die Bestimmung der wahren **Natur der Milchstraße** ist die zweyte große Herschel'sche Entdeckung. Zwar hatten schon ältere Philosophen *) den kühnen Gedanken gehabt, daß dieser Himmelsgürtel nichts Anderes als der in einander fließende Schimmer unzähliger Gestirne sey, und Kant, in seiner Naturgeschichte des Himmels, hatte diese Vermuthung sogar auf die Nebelflecke und Nebelsterne ausgedehnt; aber **bewiesen** war nichts darüber, da die Kraft der gewöhnlichen Fernröhre nicht hinreichte, um in diese Tiefen des Universums einzudringen. Herschel war der erste, dem es gelang, durch die Vergrößerung und Lichtstärke seiner Rieseninstrumente diesen Schimmer der Milchstraße in lauter Sterne aufzulösen, und sich so auch durch den Augenschein, dem die Ahnung freylich vorausgeflogen war, zu überzeugen, daß jede Stelle derselben um so weltenreicher sey, je glänzender sie dem bloßen Auge erscheint. Warum aber, fragte sich Herschel auf diese Veranlassung ferner, ist in diesen prachtvollen Zonen die Menge der Sterne in Vergleichung zu den übrigen Himmelsgegenden auf einmal so unendlich groß? Aus seiner Discussion dieser interessanten Frage ergibt sich, daß die Sterne der Milchstraße uns **scheinbar** näher beysammen stehen als in den übrigen Himmelsregionen. Schon Halley nahm den Sternenhimmel in's Unendliche mit Welten erfüllt an, damit Gleichgewicht entstehe, jede nach allen Seiten gleich stark gezogen werde, indem sich jede im Mittelpunkte der unendlichen Kugel befindet. In Bezug auf denjenigen **Theil** dieser unendlichen Kugel aber, der unsern Gesichtsstand bildet, scheint unser Sonnensystem nicht genau die Mitte einzunehmen, daher dann, in Bezug auf die Milchstraße eine optische Täuschung entsteht, derjenigen ähnlich, welcher zu Folge wir in einem Walde die in langen Reihen hinter einander stehenden Bäume gedrängter erblicken, als diejenigen, welche wir um und neben uns sehen. Einer der kühnsten Gedanken Herschel's ist ferner, drittens, die Annahme eines freyen, im Weltenraume zerstreuten **Lichtnebels**. Alle diejenigen Erscheinungen, die man früher von leuchtenden Atmosphären abhängig gemacht hatte, werden nach dieser Ansicht auf einen solchen frey im Weltenraume schwebenden Lichtnebel bezogen, der von dem ersten Akte der Schöpfung des Lichtes an noch der Bildung wartet, der gestaltenden Kräfte, die ihn an eine neue Sonne mit ihrem Planetengefolge binden sollen. Dieser Gedanke, in seiner ganzen Erhabenheit, bildet eine von den Grundlagen der Herschel'schen **Theorie von der Sternnatur**, die man als den vierten Moment in der Folgereihe seiner Entdeckungen und darauf begründeten Ansichten betrachten kann. Er zeigt uns in den Fixsternen eine unendliche Menge von Sonnen, gleich der unsrigen

*) Schon Manilius Astronomic. l. I. führt diese Meynung unter andern Vermuthungen auf:

„An major densa stellarum turba corona
Contexit flammas, et crasso lumine candet
Et fulgore nitet collato clarior orbis?“

Digitized by Google

im Weltenraume ausgebreitet, mit einem Planetengefolge umgeben, und dieses Alles von denkenden Geschöpfen bewohnt, die, ohne sich näher zu kennen, Alle in die Tiefen des Himmels und in die Tiefen ihres Bewußtseyns schauen, und durch das innere Band gemeinschaftlicher Betrachtung des unendlichen Weltenschöpfers vereiniget sind. Auf solche Weise ist der große Bau des Himmels ausgeführt, dessen allgemeinster Umriß den fünften Gegenstand von Herschel's unsterblichen Untersuchungen und Entdeckungen abgibt; — verlassend diese unendlich fernen Regionen sehen wir ihn aber, mit gleich bewunderswürdigem Erfolge auch zu unserem Sonnensysteme im Besonderen zurückkehren, um uns, sechstens, neue Aufschlüsse über Sonnennatur zu geben. Er war der Erste, welcher den jezt durch Gruithuisen wieder angeregten Gedanken von dem Einfluß der Sonnenflecken auf die terrestrischen Witterungsverhältnisse aussprach, und die höhere Stufe nachwies, auf welcher das Leben und Weben in der Sonnen-Atmosphäre vorzugsweise vor der planetarischen steht. Allerdings erscheint die Beschreibung der Phänomene gezwungen, so lange man die bildenden Ursachen nicht vollständig zu entwickeln versteht, und man ist genöthigt sich einer, unsern Erfahrungen und Begriffen angemessenen Bildersprache zu bedienen; aber, mit Bezugnahme auf diese unabweisliche Nothwendigkeit, zeigten die mächtigen Instrumente des englischen Beobachters auf dem rotirenden Sonnenkörper Untiefen und Rücken, Einkerbungen und zerstreute Oeffnungen, kurz die überzeugendsten Spuren einer, vielleicht nur durch den höheren Charakter modificirten planetarischen Analogie. — Kein geringeres Verdienst in dieser und näher liegenden Sphäre erwarb sich Herschel endlich, siebentens, um die Physik unseres Planetensystems im Allgemeinen, indem er an die, Eingangs erwähnte Entdeckung des Uranus, ferner die Entdeckung seiner Trabanten, die Bestimmung ihrer Umlaufszeiten und der Lage ihrer Bahnen reihete, und durch das Auffinden und Festhalten solcher schwachen Lichtpunkte vielleicht das Höchste leistete, was der Beobachtungskunst, seit dem Bekanntwerden der Fernröhre, möglich gewesen ist.

Dieß, wie gesagt, sind die Hauptmomente der Entdeckungen, durch welche sich der brittische Astronom ein unsterbliches Verdienst um seine erhabene Wissenschaft erworben hat, und mit deren detaillirter Darstellung sich die gegenwärtige Schrift beschäftiget, indem sie, außer der oben erwähnten Einleitung, diejenigen neun Abhandlungen mittheilt, in welchen Herschel, vom Jahre 1784 bis 1818, den Gang seiner Beobachtungen und die Resultate derselben niedergelegt hat. Niemand, der auch nur einige Empfindung für die Wunder des Sternenhimmels mitbringt, wird sie unbefriedigt aus der Hand legen; und man wird sich, gleich mir, geneigt fühlen, über der Erhabenheit der Gedanken, in welcher Rücksicht vielleicht nur Lambert's cosmologische Briefe, *) und das, der Betrachtung des Weltgebäudes gewidmete, Schlußkapitel von Bode's bekannter Arbeit zur Kenntniß des gestirnten Himmels eine Vergleichung aushalten, die schon Eingangs gerügten Mängel stylistischer Feile zu entschuldigen. Die Sternkunde, namentlich in ihrem edelsten Berufe der Erweckung von dergleichen erhabenen Gedanken, ist ganz eigentlich eine Wissenschaft der Religion, und ich wüßte Nichts, was so geeignet wäre, als sie, Lust zum Sterben zu erwecken, wenn das Leben anfängt, langweilig und eckelhaft zu werden.

Dr. Nürnberger.

---

*) Die erste Auflage dieses vortrefflichen Werkes erschien zu Augsburg, bey Klett's Wittwe 1761. Seitdem hat der Baron v. Uttenhoven eine, mit vielen Anmerkungen bereicherte französische Uebersetzung (Amsterdam, 1801) davon gegeben.

N.

Serbianka.

Unter diesem Titel ist so eben ein in serbischer Sprache gedichtetes Epos erschienen, das einen gebornen Serben, Namens Simeon Milutinowitsch, zum Verfasser hat. Es enthält in einzeln an einander gereihten Heldenliedern die Geschichte des Aufstandes in Serbien unter Czerny Georg und Milosch. Der in Leipzig lebende Herr Verfasser wurde durch großmüthige Unterstützung des Fürsten Milosch, jetzigen Beherrschers von Serbien, in den Stand gesezt sein Werk daselbst, in Breitkopf und Härtel'scher Officin im Druck erscheinen zu lassen. Es besteht aus 4 schwachen Duodez-Bändchen, die zusammen einen mäßigen Octav-Band bilden würden. Der Dichter focht selbst fast in allen Schlachten für die Freyheit seines Vaterlandes und war Augenzeuge heldenmüthiger Thaten, wie er denn auch, die berühmtesten unter den serbischen Wojevoden persönlich kennend, ihre Charaktere am besten zu schildern wußte. Um den Freunden serbischer Poesie eine Probe zu geben, wie er seinen Gegenstand behandelte, theile ich ein Bruchstück des Werkes mit, das, dem Originale und seiner metrischen Form treu nachgebildet, seine Entstehung einer wörtlichen Verständigung mit dem Dichter selbst verdankt. Das Heldenlied, woraus es entlehnt, ist der Untergang des Nebenbuhlers überschrieben. Czerny Georg hatte eine Volksversammlung in einem Dorfe bey Bel-

Digitized by Google

grad ausgeschrieben. Unter mehreren Vornehmen erschien dabey auch der **Knes Theodosius**, dem Georg mit gutem Grunde nicht recht trauen mochte, da er sich mit den türkischen Oberhäuptern gut vertrug, und, wie es schien, mehr auf ihrer Seite war, als ihm die Freyheit seiner Brüder am Herzen lag. Vielleicht auch, daß er den Czerny Georg, den das Volk zum Führer sich gewählt, heimlich beneidete. Genug, er stimmte nicht in seine Ansichten und gerieth mit ihm in lebhaften Wortwechsel, bis, des Streites müde, Georg endlich ihn aufruft ihm zu folgen, um den Zwist vor dem versammelten Volke zu entscheiden. Hier hebt nun die folgende Scene an, in deren Darstellung der Leser jene Einfachheit und plastische Frische nicht verkennen wird, wodurch die Heldenlieder der alten Serben sich so vortheilhaft auszeichnen. Daß der mit der Poesie und Philosophie kultivirter Nationen vertrauter gewordene Serbe hie und da einen moralischen Spruch, anderwärts wohl auch etwas griechische Mythologie einmischt, dürfte seinen Landsleuten gerade nicht unwillkommen seyn. —

. . . .

. . . .

„Komm denn, Knes! den langen Streit zu schlichten
Vor der Welt und unserer Brüder Augen.
Daß sie sehn, was Jedem von uns zukömmt!
Ich bin nicht gewohnt den Herrn zu spielen
Und dem Leben kann ich auch entsagen.“ —

Also sprechend ging er aus dem Hause,
Des Geschicks Entscheidung zu erwarten.

Dieß durchbebt den Knes, doch war's nicht anders;
Ungern nahm er seine Flint' und folgte,
Alle staunten, wollen's doch nicht hindern,
Denn der Kampf der Führer ist kein Spielwerk.

Hierauf wendet sich Georg zum Volke:
„Habt ihr, Brüder, mich erwählet, sprecht dann,
Ob ihr je schon mit mir unzufrieden!
Drängte nie mich auf und werd' es nimmer,
Aber folg' auch keinem Narrenseile,
Und was fordert dieser Knes von mir,
Der gewohnt dem Küchlein gleich zu gakern,
Fremdes nur mit fremdem Zahn zu kauen?“ . . .

Noch hat er die Rede nicht vollendet,
Stellt der Knes sich hinter seinen Braunen,
Spannt den Hahn und drücket das Gewehr ab.
Einer jungen Eiche schlankes Stämmchen
Rettet den Georg; er springt dahinter,
Und die Kugel bleibt im Holze stecken.
Hierauf ruft der Held: Man zielt nicht also,
Sondern so, Knes Theodosius!
Flog dann hin zu ihm und seinem Braunen,
Und obwohl er abwärts schießen mußte,
Hielt er doch so lange auf und nieder,
Bis sich der Herrschsüchtige verirrte,
Und Georg, gewandter als sein Gegner,
Unterm Pferd' ihm in den Nabel brannte.
Sank als Leiche nun der Knes zu Boden;
Doch Georg stand da, die Flinte ladend,
Sehr betroffen und gerührt vom Mitleid. . . .

Tod erschauend ob der tiefen Wunde,
Rief der Knes die nahen Serben zu sich,
Ehe rasch er noch ihn vom Bewußtseyn
Und von seiner Lebenskraft geschieden:
„Kommt! ich hab' euch noch etwas zu sagen!
Seht ihr, Brüder, dort den Czerny Georg?
Er besiegte heute mich im Zweykampf;
Ihn allein erkennet nun als Führer,
Und gehorcht einmüthig ihm! So lange
Den ihr habet, suchet keinen Andern!
Mit ihm werdet glücklich oder elend.
Außerordentliches, Wunderbares
Liegt in seinem Wesen, Gott selbst hilft ihm,
Er vermag, was Viele nicht vermögen.
Ruft auch ihn noch zu mir her, ihr Brüder!“

Da kam Czerny Georg und frug in Thränen:
„Warum, Knes, — daß dir es Gott vergelte! —
Drängtest du mich Sünde zu begehen?
Wußtest doch, wie Weniges mich aufreizt,
Wie noch Weniger, da ich dir auswich
Und zurück mich zog, den Streit zu wenden,
Den wir Beyde gern gemieden hätten.“
„„Serbe komm, und laß uns Sühne küssen!
Denke nicht, ich grolle noch mit dir!
Heldenmuth vergilt einmal nicht anders,
Und erhöhet so den Werth des Mannes.
Sterbe willig; wolle Gott, mein Tod
Fromme nur zum allgemeinen Besten.
Was geschah, geschah; vergieb dem Serben,
Handle nun nach deiner besten Einsicht.
Aber sorg', um Gott! für meine Kinder!
Dürftig sind sie, da sie Schutz entbehren . . .
Doch ich gehe dahin, wohin Alle
Früher oder später gehen werden.““

Schieden drauf. — Man hob den Knes vom Boden,
Trug ihn sanft nach Oraschaz zu Hause,
Doch noch unterweges starb der Arme.

Schlug Georg nun ein den Weg bergaufwärts.
Wer — so rief er — Lust hat, folge mir!
Was geschehen muß, muß doch geschehen.
Glaubt mir! Wer, noch eh' das Werk gethan,
Frieden sucht, der findet nur sein Grab.
Theuer ist die Ruh' auf dieser Welt,
Wohnet einzig im zufriednen Herzen
Und im reinen, unverfälschten, Willen.

Drauf der Held mit wenigen Gefährten
Geht und schickt die Uebrigen nach Hause,
Dort, wo nöthig, sich bereit zu halten,
Und die Thätigkeit des rüst'gen Helden,
Und der Serben ernste Schritt' im Kriege
Schwangen nun sich überwiegend auf.

W. Gerhard.

Digitized by Google

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. December 1826.

Geschichte.

Mémoires relatifs à la Famille royale de France pendant la revolution accompagnés d'anecdotes inconnues et authentiques sur les princes contemporains et autres personnes célèbres de cette époque. Publiés pour la pr. fois d'après le journal, les lettres et les entretiens de la Princesse de Lamballe, par une dame de qualité attachée au service confidentiel de cette infortunée Princesse. Paris 1826.

Es ist zur unbefangenen Beurtheilung manches Buchs sehr gut, wenn man gar nichts von ihm weiß, als was es von sich selbst ausspricht. Manches Geistesprodukt, wenn es keinen bekannten Namen als seinen Verf. nannte, von keinem Titel, Wappen, Cotterien-Empfehlung oder Machtausspruch begleitet wäre, würde gar nicht beachtet oder scharf getadelt werden; da es hingegen unter genannten Umständen von Recensenten gelobt oder doch mit farb- und kraftloser Gunst angezeigt wird. Es ist uns daher recht lieb, daß wir gar nicht wissen, ob die Franzosen diese Mémoires der Prinzessin von Lamballe für ächt oder unächt halten, ob deren Herausgeberin, wie sie sich anmeldet, wirklich eine Frau von Stande und eine Engländerin ist. Bis auf weitere Nachrichten müssen wir sie dafür halten, und beklagen nur ihre Standes- und Landsmannsschaftsgenossen, sich nicht von ihr lossagen zu können.

Der Styl, in welchem diese Dame von Stand ihre vergötternde Verehrung für die Prinzessin von Lamballe und für die königliche Familie von Frankreich austruckt, ist gänzlich der einer devoten Kammerfrau, und macht ihren englischen Ursprung, so wie die frech erzählten ärgerlichen Geschichten von hohen Häuptern ihr Geschlecht, zweifelhaft. Man begreift nicht, wie eine Brittin dazu kommt mit einer angebornen Livreyseele den geheimnißvollen Gallopin des französischen Hofes zu machen. Diese Dame von Stand hat so etwas Marketenderinnmäßiges, in ihrer Unermüdlichkeit, ihrem Umhertreiben auf allen Poststraßen, ihren Verkleidungen, ihrer Heimathlosigkeit, da sie sich doch als sehr jung ankündigt und sich immer schmeichelnd im diminutiv (kleine Engländerin) anreden läßt, daß sie den Leser an die Heldinnen vieler ihrer vaterländischen Romane erinnert, welche drey, vier Bände hindurch von ihren Liebhabern gemißhandelt, vom Unglück abgehezt werden, und am Schluß der Erzählung doch frisch wie die Rosen zum Traualtar gehen. Romantisch und räthselhaft scheint das Schicksal unserer Dame de qualité zu seyn. Sie erwähnt „des erhabenen Ranges" ihrer Familie, ohne uns ihre Eltern zu nennen; der Herzog von Norfolk und Lady Marie Duncan ließen sie in einem Pariser Kloster erziehen; ihr Talent zum Gesang machte sie hier der Prinzessin von Lamballe, durch sie der Königin bekannt, und von da an (von der Pension an!) diente sie der ersten als geheime Botschafterin, Unterhändlerin und Spionin. Die Zeit, wo sie diesen Beruf übernahm, ist nicht genau angegeben, muß aber doch, da früher keine Gelegenheit dazu war, erst mit der Revolution eingetreten seyn. Den größten Raum dieser zwey Bände nimmt ein bis kurz vor dem 10ten August 1792 fortgesetztes Tagebuch ein, welches die Prinzessin von Lamballe gehalten, und der Dame von Stand vor ihrem Tod übermacht haben soll. Den übrigen Raum des Buches füllen sehr kahle, angeblich aus dem Englischen übersezte Ergänzungen der Herausgeberin, sentimentale Declamationen über das Unglück sämmtlicher erhabener Schlachtopfer und platte Verwünschungen ihrer Feinde. Die Zeitangaben haben beyde Damen vernachlässigt, sie erzählen Dinge, die früher geschehen sind, als Geschichte des Tages, und scheinen über sehr bekannte Thatsachen gänzlich unwissend gewesen zu seyn. Das Urtheil über die Personen, welche die Herausgeberin verherrlicht oder schmäht, kommt in keinem Fall der Valetaille zu, und man liest mit Unwillen die Details, welche sie der Prinzessin über Personen in Mund legt, von welcher es zu hoffen ist, daß sie von ihnen nie ausgesprochen wurden. Die Prinzessin erzählt z. B. umständlich von der gänzlichen Vernachlässigung, welche sich Maria Therese rücksichtlich ihrer Töchter zu Schulden kommen ließ, wie sie später, einzig aus politischen Absichten, sie alle durch unpassende

Digitized by Google

Ehen aufgeopfert habe. Sie wagt sogar wegen einer, gewiß eingebildeten Aehnlichkeit verschiedener der kaiserlichen Kinder, auf Marie Theresiens Vorliebe für Metastasio einen schimpflichen Verdacht zu werfen. Sie läßt den Kaiser Joseph II. bey seiner Anwesenheit in Paris an der königlichen Tafel eine charakterisirende Schilderung seiner sämmtlichen Geschwister machen, die hier zu wiederholen sehr unanständig seyn würde. Wir finden hier ziemlich unfeine Details über das Verhältniß der beyden Gatten, während der ersten paar Jahre der Ehe des Dauphins mit Marie Antoinette. Manche damalige Aeußerung der jungen Fürstin gehört nicht in das Bild, welches die Erzählerin uns von ihr aufdringen will. Ludwig XV. von den Reizen der Dauphine entzückt und die Schüchternheit des Dauphins vielleicht falsch auslegend, faßte vorliegendem Tagebuch zu Folge den Entschluß diese nicht vollzogene Ehe trennen zu lassen, und die Dauphine selbst zu heirathen. Der Cardinal von Rohan soll bey dieser Sache Unterhändler gewesen seyn, und Marie Antoinette den Wunsch Marie Theresiens, den französischen Thron lieber von ihrer Tochter Elisabeth theilen zu sehen, verrathen haben. Marie Antoinette konnte ihrer Mutter diesen Wunsch nie verzeihen, sie suchte durch den Cardinal dessen Gelingen zu verhindern, und die Furcht, dieser Mann möchte den Antheil, welchen sie damals an dem Plan des Königs nahm, verrathen, soll ihre schwankende Stellung gegen ihn, bey der späterhin stattgefundenen Halsbandgeschichte veranlaßt haben. Während dieser Unterhandlung soll Ludwig XV. jenes berüchtigte Halsband für seine gehaßte junge Gemahlin haben verfertigen lassen. Auf diese Weise hätte dieses Kleinod — da diese Intrike vor 1774 stattfand, die Halsbandgeschichte aber 1784 — zehn Jahre Zeit gehabt altmodig zu werden. Gleich nach Ludwigs XV. Tode trat die vollkommenste Vertraulichkeit in dem ehelichen Verhältniß des königlichen Paares ein. Wir hören auch hier mit Zuversicht, als ankündigende Frevelthaten der Revolution, das Mährchen von Kaiser Joseph II. und Kaiser Leopolds Vergiftung wiederholen. Zu jener Zeit beschäftigten sich der Prinzenhof in Coblenz und die deutschen Kannegießer damit. Die berüchtigte Halsbandgeschichte wird ohne alle neue Aufschlüsse sehr mangelhaft vorgetragen. Wir finden hier die ungeheuren Summen erwähnt, welche es sich der große Adel, namentlich die Prinzessin von Condé kosten ließ, durch Bestechung aller Gerichtsstellen den Cardinal von Rohan zu retten. Die Königin soll, von den Polignacs auf's schlechteste berathen, die ärgerliche Publicität dieser Sache erzwungen haben. Alle Details, die wir hier finden, bezeugen, daß die Königin von den ersten Andeutungen, welche die Nothwendigkeit einer Reform in der Regierung anregten, bis zu ihrem Tod, die lebhafteste Widersetzung geäußert, und nie eine in dieser Hinsicht eingegangene Verbindlichkeit oder Schwur für hinderlich gehalten habe. Sie erkannte nie die Möglichkeit einer Schmälerung der unumschränkten Macht an, und haßte einen Jeden, der die geringste Modifikation derselben vorschlug. Daher wollte sie auch keinem der Männer Gehör verleihen, die, bey den sich folgenden Krisen, ihr Mittel zur Rettung vorzuschlagen wünschten; nur Barnave macht hier eine Ausnahme, die nicht die beste Wirkung hervorbringt. Nicht unbemerkt findet man unter den Mitgliedern der Nat. Vers., die damals ihre neu übernommenen Pflichten als Staatsbürger verletzten, und dem Hof ihre Dienste anboten, alle die Männer, welche während der Schreckensregierung vom Berge angeklagt, als unschuldiges Schlachtopfer bedauert wurden. Es beweist immer, daß in dieses Berges blutdürstiger Raserey dennoch Methode war.*) Wie die Königin aber die ihr ergebenen Mitglieder (vor dem 10ten August) von Robespierre auf der Tribüne anklagen hörte, erhielt sie durch eine große Summe, daß er für dieses Mal seine Beschuldigungen zurücknahm. — Welches eigentlich die Gegenstände der heimlichen Missionen der Herausgeberin gewesen sind, erfährt der Leser durchaus nicht; die dem Buch vorgesezte Chiffre der Königin ist, bey dem Charakter desselben höchst läppisch, so wie sie unter andern Umständen höchst straffällig seyn würde. Ihre Erzählung der Gefahren, welche sie bey ihren Irrfahrten wagt, der Verkleidungen (meistens als kleiner Tambour), in welchen sie in's Schloß schleicht, sind, so wie mancher Bericht der Prinzessin von Lamballe mit langen Dialogen vermischt, die, weil sie dem Gedächtniß sich nie wörtlich einprägen können, stets Unglauben erwecken. In diesen Unterredungen, wo die königlichen Personen oft eine Rolle spielen, tritt die Herausgeberin stets sehr vortheilhaft auf, und läßt sich mit gar süßen Schmeichelnamen, stets im Diminutiv, nennen. Die geheime Mission übernahm die Dame de qualité kurz vor dem 10ten August 1792, nach Parma und Neapel. Wie sie in erster Residenz ankam, hatten die Begebenheiten dieses 10ten Augusts schon statt-

*) Wir sollten doch endlich, bey der Beurtheilung aller seit der Revolution historisch gewordenen Menschen den festen Standpunkt annehmen, welchen die bestimmt charakterisirenden Zeitabschnitte uns angeben. Der heilige Remigius lehrte das, wie er dem König Clodowig bey seiner Taufe sagte; „Du stolzer Sikamber kannst erhöhen, was du niederwarfst, und zu Boden treten, was du erhöhtest.“ Wir würden dann über die Menschen, welche wir vor oder nach gewissen Zeitabschnitten, von einer oder der andern Parthey dargestellt sehen, nicht spitzfindeln oder gar uns grämen und ärgern, wenn wir schmähen hören, was wir bewunderten, und vergöttern, was uns armselig schien, sondern einsehen, daß in seinem Sinn ein jeder recht hat, uns aber obliegt, einen Standpunkt zu fassen, wo wir beyde übersehen, oder sind wir aber dazu nicht geneigt, dem der zulezt spricht, beyfällig recht zu geben.

Digitized by Google

gehabt, und die Herausgeberin klagt die Herzogin des größten Kaltsinns bey dem unglücklichen Schicksal ihrer Schwester an. Die Königin von Neapel zeigt dagegen die lebhafteste Empfindung. Ritter Hamilton, General Acton bezeigen der vertrauten Bothin die größte Theilnahme. Der lezte Abschnitt dieses Buchs enthält die bekannten Umstände von der Prinzessin von Lamballe schrecklichem Tod. Sie ward noch den 10ten August mit den andern Hofdamen der Königin in la force eingesperrt; ihr Vater, der Herzog von Penthievre, bot Manuel (damals Gemeinde-Prokurator?) die Hälfte seines Vermögens an, wenn er seine Tochter retten würde. Dieser versprach es und nahm seine Maaßregeln danach; der Herzog schlug aber auch noch andere Wege ein, wodurch er aber Manuels Maaßregeln durchkreuzte, und dadurch der Prinzessin Verderben herbeyzog.

Wohin die Verfasserin nach dieser Zeit gerathen ist, erfahren wir nicht. Sie hat, wie aus einigen Noten erhellt, einen Italiener geheirathet, und scheint während der Feldzüge der Franzosen in Italien daselbst gelebt zu haben, nach der Restauration aber wieder in Paris gewesen zu seyn. Das ist dann auch ziemlich einerley, aber nicht diese gemeine und rohe Behandlung des Andenkens von Personen, die nun alle der Geschichte angehören, die eben so wenig servile Vergötterung, welche in dieser empfindsamen Form am eckelhaftesten auftritt, als deklamatorische Verwünschungen gestattet. Eine solche Behandlung zieht diese Menschen wieder in die gemeine Klatscherey herab, die sie im Leben verfolgte, und verräth weit mehr Schwächen derselben, als die Nachwelt, um sie zu richten, zu wissen bedarf.

Sprachlehre.

Atlas ethnographique du globe ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues, avec environ sept cents vocabulaires des principaux idiomes connues et suivi du tableau physique, moral et politique des cinq parties du monde, dédié à S. M. l'Empereur Alexandre par Adrian Balbi. A Paris, 1826.

Deutschland hat sich in der lezten Zeit das Vorrecht, gute Handbücher und tabellarische Werke zu schreiben, fast gänzlich vorbehalten; denn nach England besonders und nach Frankreich gelangen täglich so viele neue Thatsachen für die Wissenschaft, daß man gerne die Verarbeitung andern Nationen überläßt. Um so eher verdient des durch sein statistisches Werk über Portugal rühmlichst bekannten Balbi Mithridates Erwähnung, worin mit großem Scharfsinne die bisher bekannten Sprachen geordnet, und theils durch beschreibende Klassifikation, theils durch Nebeneinanderstellung von 26 Wörtern (denen, welche vorzugsweise die Reisenden eingesammelt haben) in ihren gegenseitigen Verhältnissen zur Anschauung gebracht werden. Deutsche Forschung und zumal die von Adelung, Vater, Klaproth, diente auch Balbi als Grundlage und Leitfaden; aber man findet hier zum ersten Mal die Resultate der Aufschlüsse berühmter neuer Reisenden und Weltumsegler benuzt. Freycinet und Duperrey haben dem Verfasser Zutritt zu ihren Wörtersammlungen gestattet, und durch Rath und Beyhülfe der zu Paris lebenden Gelehrten, vor allen Alexander von Humboldt's, Abel-Remusats, Saint-Martin's, hat das Werk außerordentlich viel gewonnen. Rugendas, dessen malerischer Reise in Brasilien man entgegensieht, Pacho, der zuerst befriedigende Nachricht über das heutige Corenaika mitgebracht hat, waren dem Verfasser behülflich. Zu den Männern, welche ihm von Deutschland aus mit Rath und That beystanden, gehören Wilhelm von Humboldt, Ritter, Spix und Martius u. a. Die Herren Malte-Brun und Depping standen ihm in der Ausarbeitung besonders zur Seite. Paris war überhaupt der Ort, wo eine so umfassende Arbeit über Sprachen am besten ausgeführt werden konnte, und Jedermann, der sich mit Linguistik oder Erdkunde beschäftigt, wird sich freuen, in dem genannten Werke einen genauen und durch die neusten Fortschritte der Wissenschaft vervollkommneten Wegweiser besitzen zu können.

Erwiederung.

Obgleich ich mich gedrungen fühle, dem achtungswerthen Herrn Recensenten für die gute Meynung, die er von mir hegt, für die Güte und Nachsicht, mit welcher er meine kleinen, anspruchslosen Dichtungen in Nro. 87. des Literatur-Blattes von 1826 beurtheilt, meinen wärmsten Dank auszusprechen, so kann ich doch nicht umhin, mich gegen eine Sünde zu vertheidigen, welche er mir eben daselbst aufbürdet, da nach meiner Ansicht diese Sünde für den Schriftsteller, der sich in das schwierige und mühvolle Feld der historischen Romantik wagt, zu den gröbsten aller literarischen Frevel und Todsünden gezählt zu werden verdient.

Es ist nämlich in genannter Nro. 87. die Rede von dem beliebten Taschenbuche Urania, und wird daselbst auch meines Beytrags zu dem Jahrgange 1827 erwähnt, welcher Jahn der Büßende betitelt ist, und die lezten Schicksale des Herzogs von Schwaben, unter dem Namen Johannes Parricida in der Geschichte wohlbekannt, dem Leser im Gewande der Romantik vorführt. Der Herr Recensent sezt seiner freundlichen Beurtheilung die harten, übereilten Worte hinzu: „Alles ist Erdichtung; die Geschichte sagt, Johannes habe als Mönch „in Italien seine Schuld abgebüßt. Der Verfasser hat

Digitized by Google

„sich eine allzukühne Freyheit angemaßt, und es ist nicht „einmal ein poetischer Grund vorhanden, daß der Herzog „als Räuberhauptmann umgekommen und gerade in „Westphalen." —

Schon die tiefere Bedeutung dieser Vorwürfe hätte den Verfasser, als sie in seiner Seele keimten, stutzig machen müssen, und ihn hindern sollen, sie ohne vorherige Erkundigung niederzuschreiben; denn wie kahl und ärmlich erschien die Phantasie des Dichters da, wenn man solches Ende des unglücklichen Fürsten als poetische Erfindung annahm? — Und selbst die ganze Verwebung, die bestimmte Oertlichkeit der Scene, der geehrte und bekannte Familien-Name des Rächers mit der Armbrust, die spezielle Art des Umkommens auf der Zugbrücke, alles das mit der deutlichsten Schlußerklärung des Verfassers verbunden, mußte den Herrn Recensenten auf die Vermuthung stoßen, der Dichter habe nicht verwegen erfunden, sondern auf ein historisches Fundament gebaut, sey es auch noch so geringfügig und morsch gewesen. Und so ist es auch.

Man schlage gefälligst nach: „Neues vaterländisches „Archiv von Spiel und Spangenberg. Lüneburg 1824. „V. Bandes I. Heft. Seite 107 u. s. w." und man wird in einer nicht uninteressanten Volkssage den Stoff finden, der mich, gerade wegen der Dunkelheit der lezten Schicksale des Kaisermörders so ergriff, daß ich das poetische Gelüst nicht unterdrücken konnte, auf den rohen vaterländischen Runenstein eine Denksäule zu erbauen.

Ich habe bislang etwas darin gesucht, die historischen Personen meiner geschichtlichen Romane getreu nachzubilden, ja jeden kleinen Zug, der eine charakteristische Schattirung darbot, jede Anekdote oder zeitgemäße Begebenheit zu benutzen, um das mir vorgeworfene Bild lebendiger zu machen, wenn auch auf Kosten der poetischen Färbung, und die reiche Königliche Bibliothek meiner Vaterstadt nebst einer nicht unbedeutenden eigenen Sammlung vaterländischer Chroniken unterstützten mich hiebey, wenn auch die Vorarbeit bey manchen Werkchen schwieriger und zeitraubender wurde, als der Leser ahnen mochte. Aber eben darum traf mich der Vorwurf des Herrn Recensenten härter, und schließend möchte ich denselben ersuchen, mir die sichere historische Quelle anzudeuten, woraus die Nachricht geschöpft worden, daß Johannes Parricida als Mönch in Italien abgebüßt. Ich suchte viel, und fand nicht Eine historische Spur davon, und daß der große, unerreichbare Schiller im Tell den Herzog in Mönchskleidern flüchten läßt, sagt nicht, daß der Herzog Mönch geworden, da der Charakter dieses jungen ehrgeitzigen Fürsten weit eher für ein Leben vom Stegreif und Wegelagerung, in denen damals nichts schändendes lag, und das die Stammväter der edelsten deutschen Geschlechter trieben, sich eignete, als für die Lebendigbegrabung in eine enge und dumpfige Klosterzelle. Und dieses ohne Erbitterung, nur um der Wahrheit willen! —

Dr. Wilhelm Blumenhagen.

* * *

Antwort des Recensenten.

Die Sage, daß Herzog Johann in Italien gestorben sey, findet sich in Hagens österreichischer Chronik (in Pezii thes. rer. Austriac.) und wird in allen neuern Geschichtwerken, die jene Zeit nur einigermaßen ausführlich behandeln, beständig erwähnt, während in keinem einzigen jener andern westphälischen Sage gedacht ist, von deren Daseyn vor der Herausgabe des neuen vaterländischen Archivs gewiß nur die wenigsten Gelehrten etwas gewußt haben. Ich hatte dieses noch nicht gelesen, hielt mich also an die erstere und allgemein bekannte Sage. Johannes Müller selbst kennt keine andere, und führt sie an in der 36sten Anmerkung zum 1sten Kapitel des 2ten Buchs seiner Schweizergeschichte. Der grundgelehrte Beck kennt auch keine andere, und sagt in seiner großen Welt- und Völkergeschichte, Bd. IV. S. 231 völlig apodiktisch aus: „Johann starb in einem Kloster zu Pisa." Er verweist dabey auf N. G. Lizels Nachricht von Kaiser Albrechts dreymaligem Begräbniß, in Oetters Sammlung verschiedener Nachrichten aus allen Theilen der Wissenschaften, Theil I., welches Werk ich aber nicht gleich zur Hand habe.

Es thut mir leid, Herrn B. darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Schillers und Spindlers Behandlung des Parricida auch in poetischer Hinsicht vollkommen zu rechtfertigen sind; denn wem ziemt fromme Büßung auf heiligem Boden mehr, als dem Kaiser- und Vatermörder, und was ziemt ihm weniger, als Buschklöppereyen, die man wohl einem rohen Haudegen, aber keinem edlen Prinzen von Oesterreich, und überhaupt keinem Menschen verzeiht, der schon Größeres gethan. Wer einen Kaiser auf offenem Feld erschlagen, wirft keinen Wanderer mehr im dunkeln Walde nieder, und wer die Hand nach einer Krone ausgestreckt, schneidet damit keinen Koffer mehr vom Wagen. Thut er es dennoch, so ist es wenigstens nicht poetisch. Wenn ich auf diese Weise bey meinem ersten Urtheil über dieses eine Geisteswerk des Herrn B. verharre, so bin ich doch weit entfernt, ihm die Huldigung zu versagen, die sein anderwärts schon so oft bewährtes und so schön sich steigerndes Talent in vollem Maße verdient.

Berichtigung.

Die originelle Zeitschrift, welche die mit W. M. unterzeichneten Kritiken im Literatur-Blatt dem bekannten Dichter Wilhelm Müller zuschreibt, wird hiermit höflich gebeten, ihre Schmeicheleyen künftig an mich zu addressiren, denn dieser W. M. bin ich

Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Nro. 29.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Ramsauer, J., Formen-, Maaß- und Körperlehre, oder die Elemente der Geometrie, methodisch bearbeitet. Mit XV Platten, Steindrücke. Pr. 1 fl. 36 kr.

Es sind zwar seit 12 Jahren schon einige Werke über diese Fächer erschienen, keines aber, das ein großes Publikum gefunden hätte, indem das eine zu weitläufig ist, und sich zu leicht in ein kleinliches Aufsuchen unwesentlicher Gesichtspunkte verliert, während ein zweytes von dieser Seite besser ist, da es aus ersterm geschöpft hat, einseitiger aber wieder gerade dadurch ist, daß es weniger allgemeine Wahrheiten aufstellt; ein drittes gibt zu viel Namen dem Gedächtniß, und dem Schüler nichts selbst zu schaffen, während es sonst in mathematischer Hinsicht sehr consequent durchgeführt ist; ein 4tes enthält mehr Zeichnungs- als Denkübungen; das 5te und weitaus das beste endlich ist — so sinn- und geistreich es sonst ist, sowohl für den Elementarschüler, als selbst auch für den größten Theil seiner Lehrer zu streng wissenschaftlich, und so auch noch viel zu kurz, besonders wenn man bedenkt, wie wenig Land- und Elementarschullehrer überhaupt früher selbst in der Elementar-Geometrie gearbeitet haben. Für leztere kann ein solches Werk weder Lehrbuch noch Leitfaden seyn, so wenig als für einen großen Theil derjenigen, welche zwar früher in der Geometrie gearbeitet haben, aber ganz anders geführt worden sind. Es gibt wenige erwachsene Menschen, welche sich leicht in ganz andere Ansichten hinarbeiten, als in solche, nach denen sie selbst geführt wurden, und nach denen sie selbst zu denken und zu handeln gewohnt sind, besonders wenn sie wenig Zeit haben, wie dieses bey den meisten Elementarschullehrern der Fall ist. Diesen muß ein solches Werk einige der charakteristischen Reihenfolgen von Uebungen so kurz und so zusammenhängend als möglich geben, damit sie durch diese kurze und zusammenhängende Anleitung sich leicht in den Geist des Ganzen hineinarbeiten können, während dieselbe Behandlungsart den ungeübtern Lehrer zwingt, selbst über die Sache nachzudenken. Oder mit andern Worten: Ein Werk wie obiges muß, um ein großes Publikum finden zu können, weder zu kurz noch zu weitläufig seyn. Als Lehrbuch sowohl, als auch als Leitfaden im Unterricht, muß ein solches Werk alles wesentlich Bildende enthalten, das in der Elementargeometrie liegt, und besonders auch allenthalben bestimmte Reihenfolgen, aber nur, wo durchaus nöthig, ausgedehntere Uebungen und diese mehr in Fragen als in Antworten enthalten, denn es sind besonders diese bestimmten Reihenfolgen und Anleitungen zu ausgedehntern Uebungen, durch die hauptsächlich die Sprach- und Denkkraft des Schülers vielseitig geübt werden, und durch die allein der weniger gewandte und weniger erfahrne Lehrer einen geistigen und praktischen Blick in alle übrigen Uebungen erhält, während er zugleich gezwungen ist selbst über die Sache nachzudenken.

Diesen Forderungen hat der Hr. Vf. bey der Bearbeitung seines Werkchens zu entsprechen gesucht, damit es werde:

1) Ein Leitfaden für Elementarschullehrer im Allgemeinen,

2) ein Lehrbuch für diejenigen Elementarschullehrer, welche früher nur sehr wenig oder gar nichts in diesem Fache gearbeitet haben,

3) und hauptsächlich ein Lehrbuch für solche Schüler, die weder Zeit noch Beruf haben, die Elementargeometrie aus andern Gründen als aus denen der allgemeinen Geistesbildung zu treiben, und hierher gehören sowohl Mädchen als Knaben. Es wird aber

4) auch jeder Jüngling, der Zeit und Beruf hat später in der höhern Mathematik zu arbeiten, hier alle wesentlichen Grundanschauungen dieses Faches in einem solchen geistigen Zusammenhange finden, daß er später allenthalben sich auch leichter und freyer bewegen wird.

Das Ganze ist in 2 Theile getheilt, und enthält 15½ Bogen gedruckten Text und Vorrede.

Der I Theil enthält:

1. Abschn. Formenlehre der geraden Linien.
2. — Gleichheit und Maaß der geradlinigen Figuren.
3. — Formenlehre der krummen Linien.
4. — Formenlehre der gemischten Linien.

Der II. Theil enthält:

1. Abschn. Von den ebenen Flächen und Körpern.
   - A. Anzahl der Körper.
   - B. Form — —
   - C. Theilen oder Schneiden der Körper.
   - D. Erweiterungen und Wiederholungen.
   - E. Zeichnen, Bezeichnen und Lesen der Körper.
   - F. Maaß der Körper.
   - G. Von den Cubikzahlen und ihren Wurzeln.
2. Abschn. Ebene und gebogene Flächen.
3. — Allseitig gebogene Flächen.

Washington Irving's und Cooper's sämmtliche Werke.

Uebersezt von Mehreren und herausgegeben von Christian August Fischer.

Hievon ist so eben das 3te Bändchen vom Skizzenbuch und das 3te Bändchen vom Spion erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden. Da die erste Auflage von den ersten vier Bändchen vergriffen ist, so dauert der Subscriptionspreis noch bis zum Erscheinen der neuen Auflage fort.

Frankfurt a. M., den 18. Juli 1826.

J. D. Sauerländer.

Digitized by Google

Bey Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meisl, C., Arsena, die Männerfeindinn. Zaubermährchen mit Gesang und Tanz, in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

— — Arsenius, der Weiberfeind. Zaubermährchen mit Gesang und Tanz, in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

— — Die Dichter, Lustspiel in drey Aufzügen, und: die Recensionen. Nachspiel. gr. 8. br. 6 gr.

— — Er ist mein Mann. Lustspiel in einem Aufzuge. gr. 8. br. 4 gr.

— — Die Fee und der Ritter. Feenmährchen mit Gesang in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

— — Das Gespenst in Krähwinkel. Posse mit Gesang in zwey Aufzügen. gr. 8. br. 6 gr.

— — Das Gespenst im Prater, als Fortsetzung des Gespenstes auf der Bastey, in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

— — Sechzig Minuten nach zwölf Uhr. Parodie der Melodramen; in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

— — Die Wittwe aus Ungarn. Lustspiel in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

— — 1723, 1823, 1923. Phantastisches Zeitgemälde in drey Akten. gr. 8. br. 6. gr.

(Diese Theaterstücke von Meisl erscheinen hier zum ersten Mal einzeln.)

So eben ist im Verlage der Schlesinger'schen Buch- und Musikalienhandlung in Berlin erschienen und bey Herrn Löflund und Sohn in Stuttgart zu haben:

„Geschichte der Jungfrau von Orleans, „nach authentischen Urkunden und dem französischen Werke des Hrn. Le Brun de Charmettes „bearbeitet von Fr. Baron de la Motte Fouque. 2 Thle. 8. (54 Bogen). Preis 3 Rthlr. „12 ggr.

Ueber diesen Theil der Geschichte haben wir in teutscher Sprache nichts weiter als ein kleines Werk von Schlegel, welches 1804 erschienen ist. Das franz. Werk, welches Herr Fouque bearbeitete, besteht in 4 starken Bänden, und dem Verfasser haben, um dieses historische Werk nach den Urkunden darzustellen, die Archive zu Gebot gestanden; man wird es also Herrn v. Fouque gewiß Dank wissen, daß er dieses Werk mit Weglassung mehrerer Aktenstücke, Beweisaufnahmen u. s. w. in 2 Bänden bearbeitet hat.

„Die Frauen in der großen Welt."

Bildungsbuch beym Eintritt in das gesellige Leben von Carolina Baronin de la Motte Fouque. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr. Velinpapier 2 Rthlr.

Von einer Schriftstellerin, die die große Welt aus eigner Erfahrung so genau kennt, wie Frau Baronin von Fouque, ist wohl außer Zweifel, daß das Werk dem Titel vollkommen entspricht und weiter keiner Empfehlung bedarf.

Voß, J. v., Neuere Lustspiele, 4r Band, enthaltend die Wittwe aus Polen, in 4 Aufzügen mit einigem Gesang (zum Theil nach Meisl). Das Fräulein von Borna in 1 Aufz. Die kleine Erinnerung in 2 Aufz. Zur Hochschule in 2 Aufz. 1 Rthlr. 6 ggr. Desgleichen 5ter Bd. das kluge Städtchen in 5 Aufz. Von der Hochschule in 3 Aufz. Die Erfindung des Schachspiels in 1 Aufz. 1 Rthlr. 6 ggr. (Der 1ste Bd. kostet 1 Rthlr. 16 ggr., der 2te und 3te jeder 1 Rthlr. 6 ggr. Alle 5 Bände 6 Rthlr. 16 ggr.)

Im Verlage des Unterzeichneten wurde so eben fertig:

Karten und Pläne
zur allgemeinen Erdkunde;
herausgegeben von
C. Ritter und F. A. O'Etzel.
2tes Heft.
Royalfolio in Umschlag. 1 Thlr.

Der bedeutende Absatz des ersten Heftes dieser, für das Studium der Geographie nach den Ritter'schen Werken, unentbehrlichen Karten zeigt, daß das Publikum den hohen Werth derselben würdigt.

Das zweyte Heft ist in der Ausführung des Stichs noch vorzüglicher, als das erste, gerathen, und dürfte schwerlich in irgend einer Rücksicht etwas zu wünschen übrig lassen. Es enthält 4 Blatt, und zwar:

Nr. 1. Karte des äthiopischen Hochlandes, des Alpenlandes Habesch, der Vorstufe von Dar-Fur, Kordofan und Sennaar, mit genauer Angabe aller Reiserouten.

Nr. 2. 3. Plan der Stadt Kairo und der Umgegend mit den Ruinen des alten Memphis und den Pyramidengruppen von Gizeh und Sakkarah, nebst einem Querdurchschnitt des Nilthals, in welchem man die interessantesten Verhältnisse klar dargestellt findet. So sieht man z. B. deutlich, wie der Wasserspiegel des Nils bey Kairo, bey niederem Stande des Flusses, über 14 Fuß niedriger liegt, als der Spiegel des rothen Meeres, und doch noch bis zum mittelländischen Meere mehr als 16 Fuß Fall hat.

Nr. 4. enthält: a) einen Plan von Alexandria und seiner Umgebung. Dieser sowohl, als wie die Blätter Nr. 2. 3. haben denselben Maaßstab wie der im 1sten Heft gelieferte Plan von Theben ([illegible] der Natur), so daß sie eine bequeme vergleichende Uebersicht gewähren. b) Querdurchschnitt des Nilthales bey Siut. c) Kurve, welche die Gesetze des Steigens und Fallens der Wasser bey den Nilschwellen darstellet. d) Abbildungen der Nilmesser und anderer Denkmale, an welchen die Erhöhungen des Nilbettes dargestellt sind. Dieß Blatt ist besonders interessant für die Betrachtung der physikalischen Verhältnisse des so höchst merkwürdigen Egyptens.

Für das 3te Heft sind 2 Blatt fast vollendet, nämlich: die Karte von Nordguinea und Senegambien, und die Karte des Südendes von Afrika, zu welcher noch 3 oder 4 Blatt hinzukommen, wobey auch eine Generalkarte dieses Welttheils.

So wird mit dem 3ten Hefte das Wichtigste von Afrika geliefert seyn, und es soll sodann im 4ten zu Asien übergegangen werden.

Berlin, im Juli 1826.

C. G. Lüderitz, Königsstraße Nr. 37.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geist
aus Moritz August von Thümmels
Schriften.

12. geheftet 1826. Sechs Groschen sächs. oder 27 kr. rhein.

Geist
aus Christoph Martin Wielands
Schriften.

Erstes Bändchen 12. geheftet, sechs Groschen sächs. oder 27 kr. rhein.

Aus dieser beyden Unsterblichen Schriften die Glanzpunkte zu sammeln, schien dem Herausgeber nicht unverdienstlich. Eine solche Perlenschnur geistreicher Gedanken enthält einen reichen Stoff lehrreichen Scherzes und anmuthiger Weisheit. Auch ist der sittliche Zweck dem ästhetischen bey der Auswahl nie untergeordnet worden; so daß die aufblühende Jungfrau jene Sammlung eben so ruhig in die Hand nehmen darf, als der reife Mann.

***

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Gründliche Anweisung, Hyazinthen und andere beliebte Zwiebelgewächse im Winter auf verschiedene Art zu treiben. Nebst mehreren Vorschriften, verschiedene Gegenstände der Blumenzucht betreffend. 12. geh. 4 gr. oder 5 sgr.

Nichts erfreuet in den trüben Tagen des Winters mehr, als der Anblick eines herrlich prangenden Blumenflors; es wird daher Vielen willkommen seyn, eine zweckmäßige Anleitung zu erhalten, sich diesen lieblichen Genuß selbst schaffen zu können, wozu diese kleine Schrift mit allem Recht empfohlen werden kann.

Die übrigen Vorschriften enthalten folgendes: Ueberwinterung zarter Topfgewächse. Salzwasser zum Begießen der Blumen und Pflanzen. Den Hortensien eine schöne blaue Farbe zu geben. Aeste von Fruchtbäumen mitten im Winter zur Blüthe zu bringen. Fortpflanzung der gefüllten Georginen auf den Knollen der einfachen. Verfahren Nelkenableger zu machen. Verfahren abgeschnittene Blumen lange schön zu erhalten.

N. Günther.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Philosophisch-historisch-geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner. Von F. von der Decken, Königl. Großbrit. Hannöv. General-Feldzeugmeister u. s. w. Mit 2 colorirten Kupfern und 2 Karten. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 12 ggr.

Bey K. Fr. Köhler in Leipzig ist so eben fertig und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Rüdels, Mag. K. E. G., Abendmahls- und Confirmationsreden nebst einigen Predigten verwandten Inhalts. 8. 5tes Bdchen. Preis 18 gr. alle 5 Bdchen. kosten 3 Rthlr. 15 gr.

Eben die schöne gebildete Sprache, der erwärmende Ton, der das Herz ergreift und zu guten Gesinnungen führt, findet sich auch in dieser Fortsetzung, welche sich gewiß einer so guten Aufnahme gleich den übrigen 4 Theilen (von welchen die ersten 3 mehrere Auflagen erlebt haben) erfreuen werden. Der Inhalt von diesem 5ten Bändchen ist:

1) öffentliche Confirmationsrede über die Worte: nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen;

2) Worte an meine Söhne am Tage ihrer öffentlichen Confirmation über die Worte: wendet allen Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend, ꝛc.

Abendmahlsreden.

1) Petri Verläugnung.
2) Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.
3) Wir haben hier keine bleibende Statt ꝛc.
4) Die schlafenden Jünger ꝛc.
5) Nahet euch zu Gott und er wird sich zu euch nahen — Vorbereitungsrede auf die Feier des Abendmahls am grünen Donnerstage.
6) Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott.
7) Stärkung und Trost für die Liebe am Altar des Herrn.
8) Das Abendmahl, ein Mahl des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung — Vorbereitungsrede auf die Feier des Abendmahls am grünen Donnerstage.

Predigten.

1) Die Verherrlichung des ewig lebendigen Gottes, eine sehr würdige Feier des Todes Jesu.
2) Das Abendmahl stellt uns das Leben von einer der ernsthaftesten Seiten dar.

Der 4te Band von des Herrn M. Rüdels Tauf- und Traureden folgt unverzüglich auf nächste Michaelismesse nach — soviel auf die vielfältigen Anfragen nach der Fortsetzung.

Leipzig, Ende des Monats Juli 1826.

Karl Franz Köhler.

Literarische Anzeige.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat sich entschlossen, die in Paris erscheinende vollständige Sammlung der Werke des Herrn von Chateaubriand, mit Inbegriff der bisher noch ungedruckten, in einer deutschen Uebersetzung herauszugeben. Der äußerst wohlfeile Preis eines jeden Bändchens von beyläufig 150 Seiten in Taschenformat, brosch., ist 18 kr. oder 4 ggr. sächs. Alle 2—3 Wochen erscheint, vom Oktober d. J. angefangen, ein Bändchen. Für die Vorzüglichkeit der Uebersetzung bürgt die Verlagshandlung, unterstützt durch eine Gesellschaft von Gelehrten, deren Namen in der literarischen Welt längst auf das Rühmlichste bekannt sind. — Subscription ohne Vorausbezahlung wird in allen Buchhandlungen an

Digitized by Google

genommen, und demnächst eine umständliche Anzeige hierüber in den öffentlichen Blättern erscheinen.

Freiburg, den 26. Juli 1826.

Friedr. Wagner'sche Buchhandlung.

So eben ist in Schlesingers Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und bey Herrn Löflund und Sohn in Stuttgart zu haben:

J. G. A. Galletti. Anschauliche Erdbeschreibung, der leichten und gründlichen Erlernung der Erdkunde gewidmet. Nach einem neuen Plane bearbeitet. 3r Thl. 1 Rthlr. 16 ggr. Der 1ste und 2te Thl. enthält Europa. Der 3te die übrigen Welttheile. Alle 3 Thle. (95 Bog. gr. 8.) 5 Rthlr.

J. M. v. Liechtenstern. Ueber Domainenwesen und dessen vortheilhafteste Benutzung durch eigene Verwaltung und mittelst zweckmäßiger Einrichtung eines dieser Zielerreichung entsprechenden neuen Comptabilitätssystems. gr. 8. 20 ggr.

Seit der kurzen Erscheinung dieses Werkes sind bereits mehrere günstige Recensionen darüber erschienen. Durch den Inhalt wird sich Jeder von der Brauchbarkeit und Nützlichkeit überzeugen.

J. Oltmanns. Hülfstafeln zur Berechnung der Längen- und Breitenunterschiede; ausgemessener Meridian- und Perpendikul-Abstände nach rheinl. Maaß, in der Erdabplattung $\frac{1}{310}$ für die Breiten-Parallele der preußischen Monarchie. Zur Beförderung geographischer Ortsbestimmungen entworfen. 4. 8 ggr.

Fr. Ottemann. Sammlung von Aufgaben aus der ebenen Trigonometrie. Zum Schul- und Privatgebrauche. 8. Mit 2 Kupfert. 14 ggr.

Bey Justus Perthes in Gotha ist so eben erschienen:

Heinrich und Antonio,
oder
die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche,
von
Dr. K. G. Bretschneider,
Ober-Consistorialrath u. Generalsuperintendenten zu Gotha.
gr. 8. 1826. brosch. 1 Thlr. 4 gr. (2 fl. 6 kr.)

Diese für gebildete Leser aus allen Ständen geschriebene Schrift stellt das Evangelium, das die katholische Priesterschaft lehrt, nach Angabe der katholischen Bekenntnißschriften, mit dem Evangelio Jesu in der heiligen Schrift, das die evangelische Kirche festhält, zusammen, und vermittelt dadurch eine für gebildete Leser ansprechende Darstellung der Hauptunterschiede zwischen der römisch katholischen und der evangelischen Kirche, in Lehre, Gebräuchen und Verfassung. Zugleich widerlegt sie die Anklagen, Trugschlüsse und die scheinbaren Beweise, mit denen man gegen die evangelische Kirche neuerlich hervorgetreten ist, und das durch vielfache Mittel so eifrig betriebene Werk der Proselytenmacherey zu befördern gesucht hat. Um die Trockenheit des Lehrtons zu vermeiden, hat der Verfasser eine historische Einkleidung gewählt, welche auch die Leser, die neben dem Nützlichen das Unterhaltende nicht vermissen wollen, befriedigen wird.

Bey Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer systematischen Zusammenstellung sämmtlicher Lehren der Architectur, nebst zwey Uebersichten der wichtigsten Bauschriften und Denkmäler der Baukunst. Zur Uebersicht für angehende Architecten und Freunde der Wissenschaft bearbeitet, von einem Architecten. kl. 8. Preis 8 gr.

E. S. Mittler in Berlin, Stechbahn Nr. 3,
Posen am Markt Nr. 90, und
Bromberg Brückenstraße Nr. 152.

Neuigkeiten
von
H. Ph. Petri in Berlin.

Schweitzer, Dr. J., die Ammen-Besorgungsanstalt für Berlin. gr. 8. geh. 3 gr.

Unterhaltungsschriften.

Cuyow, M., satyrisches Lanzenrennen. Erstes Turnier. 12. geh. 1 Thlr. 6 gr.

Dornbusch, Hil., Erzählungen. 8. geh. 1 Thlr. 4 gr.

Hecke, J. V., Lilly, die großmüthige Indianerin, eine historische Erzählung. gr. 8. geh. 6 gr.

Voß, Jul. v., Mährchen und Erzählungen. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Zum Besten der nothleidenden Griechen.

Deppen, Otto von, Minne-, Wein- und Kriegslieder, ein Freundschaftskranz. 8. geh. 6 gr.

Dessen, von und für Griechenland. Neue Ausgabe. 8. geh. 6 gr. Motto: „Nicht der Gewinn lockt, Hellas Heil nur ist Zweck."

Neue Bücher.

Bey Wilhelm Kaiser in Bremen sind so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gesert, F., das evangelische Pfarramt in Dr. Martin Luthers Ansichten und mit dessen eigenen Worten dargestellt. Mit einer Vorrede von Dr. F. A. Krummacher. gr 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Kohli, L., Handbuch einer histor. geogr. statist. Beschreibung des Herzogthums Oldenburg. 2r Theil 2te Abtheilung (die Beschreibung der Fürstenthümer Lübek und Birkenfeld enthaltend). gr. 8. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Menken, G., das Glaubensbekenntniß der christlichen Kirche nebst der nöthigen Einleitung. 3te Auflage. gr. 8. 9 ggr. oder 42 kr.

Digitized by Google

Nro. 30.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Literarische Anzeigen.

Die unterzeichnete Buchhandlung macht hiemit zur Vermeidung aller Collision die Anzeige, daß in ihrem Verlage eine deutsche Uebersetzung von den beyden folgenden Werken erscheinen wird:

Fergusons Lectures on Mechanics, Hydrostatics, Hydraulics, Pneumatics, Optics, Geography-Astronomy and Dialling, with numerous engravings. A new and improved edition, with copious notes, adapting the work to the present state of science, by C. F. Partington, Lecturer etc. — (Fergusons Vorlesungen über Mechanik, Hydrostatik Hydraulik, Pneumatik, Optik, Geographie, Astronomie und Gnomonik. Neue und verbesserte Auflage, mit zahlreichen Anmerkungen versehen, und dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft angepaßt, von C. F. Partington. Mit vielen Abbildungen.)

Mechanics Gallery of Science and Art. Comprehending a Series of Distinct Treatises on the following Subjects: Architecture, Bridges, Building, Bock-Binding, Brewing etc. etc. etc. by C. F. Partington, of the London Institution etc. Gallerie der Mechanik als Wissenschaft und Kunst, eine Reihe ausgezeichneter Abhandlungen über eine Menge von Gewerben und gewerblichen Gegenständen enthaltend.

In ebenderselben Buchhandlung ist erschienen:

Memminger, Beschreibung des Königreichs Württemberg. 3tes Heft. Enthaltend die Beschreibung des Oberamts Ehingen. Mit 1 Charte des Oberamts, 1 lithograph. Blatt und 4 Tabellen. gr. 8. Preis 1 fl. 12 kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Aeußerst wohlfeile Taschenausgabe der vorzüglichsten Griechischen und Römischen Prosaiker in neuen Uebersetzungen.

Wenn schon wohlfeile Ausgaben von beliebten deutschen, englischen und amerikanischen belletristischen Schriftstellern, wie Schiller, Wieland, van der Velde, Walter Scott, Cooper, Washington Irving rc. neuerlich überall mit so entschiednem Beyfalle aufgenommen wurden, daß sie nun durch ganz Deutschland in vielen tausend Exemplaren zu finden sind, in den Pallästen der Reichen, wie in den Hütten der Armen, so müssen die noch immer als unübertroffene Muster dastehenden Classiker der alten Griechen und Römer, wenn sie in treuen, verständlichen, rein deutschen und gefälligen Uebersetzungen, in ansprechendem Aeußern und zu einem so billigen Preise, daß auch, wer nur weniges auf Bücher zu verwenden hat, sie kaufen kann, der deutschen Lesewelt dargeboten werden, gewiß auf noch größern Beyfall und allgemeinere Verbreitung rechnen dürfen. Denn dadurch wird der hohe geistige Genuß und die reiche Belehrung und Unterhaltung, welche Jeder, auch ohne gelehrte Studien gemacht zu haben, aus den Classikern des Alterthums schöpfen kann, zum Gemeingute für alle Gebildete des deutschen Vaterlands.

Es ist deshalb ein höchst verdienstliches Unternehmen, daß die Metzler'sche Buchhandlung in Stuttgart, unter der Leitung von anerkannt tüchtigen Männern, eine Sammlung herausgibt, die den Titel führt:

Griechische und Römische Prosaiker in neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben von Prof. G. L. F. Tafel, Prof. C. N. Osiander und Prof. G. Schwab;

deren nähern Plan ein ausführlicher, in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu erhaltender Prospect mittheilt. Wer auf einzelne der in diese Sammlung aufzunehmenden, in jenem Prospecte aufgeführten Schriftsteller subscribirt, erhält das Bändchen von ungefähr 130, auf weißem Papiere gut gedruckten Seiten, in elegantem Umschlage geheftet für 18 Kr. rhein., und diejenigen, welche entweder auf die Uebersetzung sämmtlicher Griechischen, oder aber sämmtlicher Römischen, in jenem ausführlichen Prospecte angegebnen Schriftsteller unterzeichnen, kostet das Bändchen nur 15 Kr. rhein. Der Subscriptionsbetrag wird nicht vorher, sondern erst beym Empfange bezahlt, und später tritt ein erhöhter Ladenpreis ein. Die Reihe der Griechischen Schriftsteller wird mit Thucydides, übersezt von Prof. C. F. Baur, die der Römischen mit Livius, übersezt von Consistorial-Assessor Christian Klaiber, eröffnet, und von beyden wird das erste Bändchen im August erscheinen. Als Bearbeiter der zunächst erscheinenden Schriftsteller nennen wir vorläufig: Hofrath Fr. Jakobs in Gotha, Prof. F. H. Kern in Blaubeuren, Prof. A. Pauli in Biberach, D. Albert Schott, Prof. C. N. Osiander und Prof. G. Schwab in Stuttgart und Prof. G. L. F. Tafel in Tübingen.

Später sollen jeden Monat 2 bis 3 Bändchen von den Griechischen, und ebensoviele Bände von den Römischen Schriftstellern geliefert werden, so daß also die Subscribenten schnell und für eine geringe Auslage in den vollständigen Besitz dieser Meisterwerke, welche keinem Gebildeten fremd bleiben sollten, kommen werden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz nehmen Subscription an.

Musik-Anzeige.

Das tägliche Erscheinen neuer musikalischer Kunstpro-

Digitized by Google

dukte zeigt deutlich, wie sehr der Geschmack an dieser herrlichen Kunst sich immer mehr ausbildet. Um so mehr könnte es ein gewagtes Unternehmen scheinen, die Zahl derselben noch zu vermehren, wenn nicht die Tendenz derselben eine von gewöhnlichen Erscheinungen dieser Art ganz verschiedene wäre, und ich, von verschiedenen Seiten hierzu aufgefordert, durch die Herausgabe eines musikalischen Werkes, das blos für Anfänger im Clavierspielen bestimmt ist, einem allerdings fühlbaren Mangel abzuhelfen gedächte. Denn so groß auch die Zahl von Musikalien für geübtere Spieler ist, so wenige giebt es deren, die für das Vergnügen und die Belehrung der Anfänger zugleich berechnet sind. Eine Clavierschule soll es jedoch durchaus nicht werden, sondern ein Werk, wo der Anfänger nach und nach durch ausgewählte Stücke aus den vorzüglichsten classischen Werken der Tonkunst in das Reich der Töne eingeführt wird.

Das Werk wird den Titel haben:

Musikalischer
Gradus ad Parnassum
oder
Neues Elementarbuch
für
angehende Clavierspieler,
aus
den besten Werken der vorzüglichsten Componisten
zusammengesetzt.

Der Titel dieses Werkes wird um so weniger befremden, wenn man bedenkt, daß nur der die vielen Hindernisse, die die Erlernung dieses Instrumentes allerdings darbietet, mit Glück überwinden kann, der Schritt vor Schritt weiter geht. Zugleich zeigt er aber an, welche mannigfache Quelle von Genuß nach Beseitigung derselben zu erwarten steht, indem der betretene Weg zum Parnaß führt, auf dem alle Künste in schwesterlicher Eintracht um die kastalische Quelle gelagert sind, aus deren nie versiegendem Strahle alles Große und Schöne, was die Gemüther der Sterblichen erhoben und entzückt hat, geflossen ist. Diese freundliche Aussicht möge dem Anfänger ein Sporn seyn, durch rastloses Streben einst die Meister, deren Werke er hier nur fragmentarisch kennen lernt, sich ganz genießbar zu machen, in denen ihn jetzt unbesiegbare Schwierigkeiten, wie es leider so oft geschieht, ganz zurückschrecken würden.

Heinrich Aloys Präger,
Musikdirektor am Stadttheater in Leipzig.

Das vorstehend angezeigte:
„Neue Elementarwerk für angehende Clavierspieler ꝛc."
erscheint in meinem Verlage vierteljährig in Heften, jeder zu 4 Bogen in großem Quartformate auf Subscription, das Exempl. zu 8 Gr. —

Sammler von Subscribenten erhalten auf 6 Exempl. das 7te für ihre Bemühung. —

Der Subscriptionstermin ist bis Michaelis d. J. offen. Später kostet das Exempl. 12 Gr. —

Die bestellten Exemplaria werden sogleich nach Ablauf des Subscr.-Termines versendet. —

Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Meißen, im Mai 1826.

Christian Ehregott Klinkicht,
Buchdrucker.

Unterzeichneter hat die Hauptspedition dieses Werkes übernommen.

Leipzig, im Mai 1826.

J. G. Mittler.

Bey C. Cnobloch in Leipzig ist kürzlich erschienen:

Jörgs, D. J. Chr. G., Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten nebst der Physiologie und diätetische Behandlung des Kindes.

Auch unter dem Titel:

Ueber das physiologische und pathologische Leben des Kindes. gr. 8. 976 Seiten. 4 Thlr. 12 Gr.

Eine kurze Angabe der Hauptabtheilungen des Inhalts wird hinreichend seyn, den Leser von der Wichtigkeit dieses Werks zu überzeugen.

1ste Abthl. Die Physiologie des Fötus und des Kindes, nebst einem kurzen Anhange über die Psychologie desselben. 2) Die diätetische Behandlung des Fötus und des Kindes. 3) Die Anomalien und Krankheiten, welche den Fötus im Uterus befallen. 4) Die Anomalien und Beschädigungen, welchen der Fötus während der Geburt ausgesetzt ist. 5) Die Krankheiten, welche das Kind während der ersten Lebensperiode befallen. 6) Die Krankheiten, welche das Kind während der zweyten Lebensperiode heimsuchen. 7) Die Krankheiten der Kinder in der dritten Lebensperiode oder im Knabenalter.

Neue Schriften.

Beleuchtung des römisch-katholischen Glaubens, von Joseph Blanco White, ehemaligem katholischen Priester und Hofprediger zu Sevilla, und jetzt Geistlichen der protestantischen bischöflichen Kirche in England. Nach der zweyten Ausgabe des englischen Originals übersetzt. Mit dem Motto: „Je klareres Christenthum, desto besserer Mensch und Bürger." gr. 8. broch. 1 Thlr.

Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung, so wie in allen namhaften Buchhandlungen.

Diese Schrift, auf deren Wichtigkeit ein großer Theil des Publikums bereits durch Herrn D. Tzschirners zwey Briefe aufmerksam gemacht wurde, enthält über den Gegenstand, den der Titel angibt, das Bedeutendste, das lange geschrieben worden ist.

G. J. Otto, der Katholik und Protestant, oder die vorzüglichsten Glaubenswahrheiten, in welchen die katholische Kirche von der protestantischen abweicht; biblisch, symbolisch und geschichtlich dargestellt. Zweyte (sehr vermehrte) Auflage. 8. (22 Bogen) brosch. 1 Thlr.

K. F. Schmaltz, bestehet in der Freyheit ꝛc. Eine apostolische Warnung in der Predigt am Reformationsfeste 1825. Sechste Auflage. gr. 8. brosch. 3 Gr.

Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grimm, A. L., Mährchenbibliothek für Kin-

der; aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. 7ter Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 22r Band. Mit 1 Kupfer. 8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

—— Dasselbe auf Druckpapier, ohne Kupfer. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Vor Kurzem ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wildberg, D. C. F. L., Versuch eines Lehrbuchs der medicinischen Rechtsgelahrtheit, zum Unterricht für Rechtsgelehrte. gr. 8. 254 Seiten. 1 Thlr. 6 Gr.

Wir haben noch kein Werk, wenigstens nicht in neuerer Zeit, in welchem die medicinische Rechtsgelahrheit von der gerichtlichen Arzneywissenschaft getrennt, und wo für den Rechtsgelehrten ein ihm allein bestimmter Unterricht, wie er für den künftigen Defensor sowohl als für den künftigen Richter am nützlichsten ist, enthalten ist. Dahero wird vorstehendes Werk nicht nur dem die Rechtsgelahrheit studirenden Jünglinge, sondern auch dem praktischen Rechtsgelehrten von Nutzen seyn.

Wildberg, D. C. F. L., über den Genuß der Sinnenreitze als Mittel zur Erhaltung des Wohlseyns. Eine gemeinnützige Belehrung für gebildete Menschen. 8. geh. 9 Gr.

Diese kleine Schrift sollte von einem jeden, dem seine Gesundheit lieb ist, mit Aufmerksamkeit gelesen werden, indem sie eine kurze, aber deutliche Belehrung über den richtigen Genuß der Sinnenreitze, enthält.

Leipzig, [illegible] Juli 1826.

Carl Cnobloch.

Bey Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft.

Erster Band,

bearbeitet von Carl Friedrich Burdach,

mit Beyträgen von Carl Ernst von Baer und Heinrich Rathke, und mit sechs Kupfertafeln.

gr. 8. Preis: 3 Rthlr. 12 Gr.

Der berühmte Verfasser liefert mit Unterstützung seiner Freunde in diesem Werke eine Bearbeitung der Physiologie auf dem Wege der Erfahrung, d. h. eine im Wesentlichen vollständige, systematisch geordnete und klare Darstellung der Summe unsrer bis jetzt erlangten physiologischen Kenntnisse; keine Sphäre im Bereiche des Organischen und Unorganischen, des Thier- und Pflanzenlebens, des Körperlichen und Geistigen vernachlässigend, faßt er die Ergebnisse und Beziehungen der sinnlichen Anschauung mit Unbefangenheit auf, leitet daraus allgemeine Folgerungen ab, und schreitet so stufenweise zur Anschauung der Natur in dem für uns erkennbaren Umfange, so wie zur wissenschaftlichen Erkenntniß, welche in der Physiologie des menschlichen Geistes ihre eigene Begründung findet, fort.

Eine in diesem Geiste bearbeitete Physiologie, deren unsere Literatur noch ermangelt, wird sowohl einen zweckmäßigen Leitfaden zu akademischen Vorträgen abgeben, und den Physiologen vom Fache auf Lücken und hin und wieder mangelnde Untersuchungen aufmerksam machen, als auch zum Selbstunterricht dienen, und zum Weiterstudiren des praktischen Arztes, dessen sicherste Basis seiner Kunst doch immer eine vollständige Kenntniß der Physiologie bleibt, ein willkommenes Hülfsmittel seyn, so wie es jedem Naturforscher und überhaupt jedem wissenschaftlich Gebildeten alle erforderliche und gewünschte Belehrung geben wird.

Neue Verlagsartikel,

welche bey Orell, Füßli und Comp. in Zürich so eben die Presse verlassen und durch jede solide Buchhandlung zu den bemerkten Preisen zu beziehen sind:

Heß, J. J., Kern der Lehre vom Reiche Gottes. Zweyte verbesserte Aufl. 8. 2 fl. 30 kr.

Kaiser, Dr. J. A., die vorzüglichen Sauerquellen in Graubünden. 8. geh. 48 kr.

Meyer von Knonau, L., Handbuch der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 1r Bd. gr. 8. auf halbweißes Druckp. 1 fl. 15 kr.

Dasselbe auf weißes Druckpap. 1 fl. 36 kr.

Dasselbe auf fein weiß Postpap. 1 fl. 48 kr.

Nüscheler, Dav., erste Anfangsgründe der Feldbefestigung. Mit 8 lithogr. Blättern. 8. geh. 18 kr.

Robinson, der schweizerische, oder der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie. Für die Jugend, von J. R. Wyß. 3s Bdchn. Mit Kupfern. 8. 2 fl.

Spindler, C., der Bastard. Deutsche Sittengeschichte aus dem Zeitalter Kaiser Rudolf II. 3 Bde. 8. 5 fl. 30 kr.

Sulzer, D. C., kurze Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft. 8. auf Druckpapier, geh. 36 kr.

Dasselbe mit 1 Karte 54 kr.

Ugoni, C., Geschichte der italiänischen Literatur seit der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dem Italiänischen. 2r Band. 12. 2 fl. 30 kr.

Voyage de Zurich à Zurich, par un vieil habitant de cette ville. Nouv. édit. augm., orné de fig. 12. geh. 1 fl. 15 kr.

Neue schöngeistige Schriften

bey der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig, so wie in allen andern namhaften Buchhandlungen:

Anselmo. Ein Gemälde aus dem Leben in Rom und Neapel. Von A. Vieusseux und nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

J. Carne, Leben und Sitte im Morgenlande, auf einer Reise von Konstantinopel durch das griech. Inselmeer, Aegypten, Syrien und Palästina geschildert; nebst einem Anhange über Griechenland. A. d. Engl. übersetzt und mit Zusätzen begleitet von W. A. Lindau. 3 Thle. 8. Velinp. 2 Thlr. 12 Gr.

Digitized by Google

The Castle of Otranto; a gothic story by H. Walpole, Earl of Orford. New Edition, to which is prefixed a Memoir of the Author by Sir W. Scott. 12. br. 18 Gr.

H. Clauren, Wilhelms Tage der Kindheit und munter ist die Hauptsache. 8.

— — die Versuchung. 8.

Auch unter dem Titel:

H. Clauren, Scherz und Ernst. 4te Sammlung, 4r u. 5r Band. 1 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweyte Band der vierten Sammlung enthält: H. Clauren, Leopoldine und Molly. 2 Thle. 1 Thlr. 12 Gr., und der 3te Band: H. Clauren, Mack. 1 Thlr. 6 Gr., und erschien 1825. Alle vier Sammlungen von 35 Bänden statt 35 Thlr. wegen der Nachdrucke bis Michael. für 25 Thlr.

Oberon, König der Elfen. Romantisches Schauspiel mit Gesang, in 3 Akten: Nach dem Engl., der Tondichtung des Hrn. Kapellm. C. M. von Weber unterliegenden, Originale, für die deutsche Bühne übersezt von Th. Hell. 8. Velinpap. 16 Gr.

G. Schilling, Röschens Geheimnisse. 2 Thle. 3te verb. Aufl. 8. Velinpr. 1 Thlr 12 Gr.

A. von Tromlitz, die Blinde. 8. Velinp. 21 Gr.

Für Badereisende und Aerzte.

Anleitung zum richtigen Gebrauche der

Bade- und Trinkcuren

überhaupt, mit besonderer Betrachtung der

Schweizerischen Mineralwasser und Badeanstalten.

Von G. Rüsch, Med. Dr.

2 Theile. gr. 8. Ebnat 1825. 1826.

Der erste Theil dieses Werkes enthält Abhandlungen über die Natur und den Gebrauch der Bade- und Trinkcuren überhaupt, ist daher überall, also auch für ausländische Anstalten dieser Art anwendbar, und wegen der Zurückweisungen im zweyten Theil nothwendig.

Der zweyte Theil enthält die spezielle Beschreibung der schweizerischen Mineralbäder und die Art ihres Gebrauchs, mit, je nach dem örtlichen Interesse, ausführlichern oder kürzern, angenehmern und nützlichen, statistischen und topographischen Bemerkungen.

Ueber manche einzelne schweizerische Bäder existiren wohl schon seit früherer und späterer Zeit gedruckte Beschreibungen, welche aber theils nicht mehr zu finden sind, theils durch spätere Prüfungen ihren Werth verloren haben, großentheils aber nie in den Buchhandel gekommen sind und daher wenig oder gar nicht bekannt wurden — man wird daher die Wichtigkeit der Aufgabe, die sich der Verfasser gab: eine vollständige Beschreibung aller schweizerischen Bäder zu liefern, nicht verkennen können. Er hat nicht nur viele noch nicht gehörig bekannte Heilquellen untersucht und neue Bäderbeschreibungen geliefert, sondern auch alles gesammelt, was sich schon gedruckt vorfand, und demselben seine eigenen Beobachtungen beygefügt, und den Werth des Werkes durch Benutzung sehr vieler schätzbaren handschriftlichen Mittheilungen und Notizen, welche er aus allen Theilen der Schweiz von Freunden empfing, und welche er systematisch ordnete, erhöht.

Ueber die Ausführung des Werkes haben competente Richter ihr belebendes und aufmunterndes Urtheil bereits öffentlich ausgesprochen; es darf daher sowohl Aerzten als auch dem badebenöthigten und badelustigen Publikum als unentbehrlicher Rathgeber mit großem Rechte empfohlen werden.

Beyde Theile kosten zusammen 4 fl. — und sind sowohl bey uns in Commission als auch durch alle deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu erhalten. Mit Neujahr 1827 wird der Preis für die Schweiz, und mit Ostern für Deutschland auf 5 fl. erhöht werden.

St. Gallen, am 1 Aug. 1826.

Huber und Comp.

In der Palm'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen ist erschienen:

Glück, Dr. C. F., ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld, ein Commentar. 27r Band. gr. 8. 3 fl. 24 kr.

Hornschuch, C. H., Lehrbuch der Geographie, 1r u. 2r Theil. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Kapp, Chr., das concrete Allgemeine der Weltgeschichte. gr. 8. 2 fl.

Meynier, J. H., grammatikal. Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische, in leichten Aufgaben für die ersten Anfänger, 2te verb. Aufl. 8. 1 fl. 15 kr.

Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten, 9s Bdchen oder des baierischen Schulfreunds 19s Bdchen, herausgegeben von Dr. H. Stephani. 8. 1 fl.

Stephani, Dr. H., das heilige Abendmahl. 2te Ausg. gr. 8. 30 kr.

So eben ist bey Tob. Löffler in Mannheim erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die weiße Frau. Oper in 3 Abtheilungen von Scribe, Musik von Boieldieu. Für deutsche Bühnen bearbeitet, von K. A. Ritter. 8. br. 48 kr. — 12 gr.

Versuch über das Spät-Herbsten, vom Geh. Rath Freyh. v. Recum. gr. 8. br. 12 kr. — 3 gr.

Von den sämmtlichen

Schriften von C. F. van der Velde

in 25 Bänden, auf Velinpapier, mit dem Bildniß des Verfassers, herausgegeben von C. A. Böttiger und Th. Hell, ist nun die fünfte Lieferung oder der 17—20ste Band erschienen, welche das Liebhabertheater, Christine und ihr Hof in zwey Theilen mit einem historischen Anhange von W. A. Lindau, und das Horoskop enthalten.

Auf alle 25 Bände wollen wir bis Michael. noch 21 Thaler, und von Michael. bis Weihnachten 24 Thaler — Vorausbezahlung annehmen. — Sodann tritt der Ladenpreis von 28 Thalern ein. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Dresden und Leipzig, im Juni 1826.

Arnold'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 31.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Im Verlage der Meyer'schen Hofbuchhandlung in Lemgo sind vor Kurzem folgende Werke erschienen:

Cornelius Nepos, zum Gebrauch der ersten Anfänger, mit kurzen grammat. und histor. Anmerkungen, wie auch mit einem Wörterbuch von A. Ch. Meinecke, 4te Aufl. 8. 16 ggr.

Falkmann, W., der Küchengarten, oder kurze Uebersicht aller bekannten Gartengewächse, ihre Cultur ꝛc. nach dem Alphabet geordnet. gr. 8. 8 ggr.

Harless, Dr. H., commentatio de historia Graecorum et Romanorum litteraria in scholis docenda. 4 maj. 8 ggr.

Helwing, Dr. E., de Pii II (Aeneae Sylvii) rebus gestis et moribus. 4 maj. 9 ggr.

Livius, T., römische Geschichte, aus dem Lat. ins Deutsche übersetzt von J. Fr. Wagner. 2r Theil 2te Aufl. gr. 8. 22 ggr.

Meinecke, A. Ch., Wörterbuch über den Cornelius Nepos. 4te Aufl. gr. 8. 8 ggr.

Dessen, Wörterbuch zu Ovids Metamorphosen. 2te Aufl. gr. 8. 8 ggr.

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller. 21ster Band. Bearbeitet von J. W. S. Lindner und herausgegeben von J. S. Ersch. 5te Aufl. Oder das gelehrte Teutschland im 19. Jahrh., nebst Supplementen zur 5ten Ausgabe 9r Band. gr. 8.

Dessen, 18ter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Teutschlands, welcher das 19te Jahrh. und die Supplemente des 18ten zur 5ten Auflage enthält. gr. 8. NB. Wird in einigen Wochen fertig.

Ovidii, P. Nas., metamorphoseon libri XV, mit Anmerkungen zum Nutzen der Jugend herausgegeben von A. G. Meineke 2 Thle. mit einem Wörterbuche 2te Aufl. gr. 8. 2 Rthlr.

Schmitfals, J. J., die Glasmalerey der Alten, eine Anleitung für Künstler und Liebhaber, zum Nutzen und Vergnügen; mit einer Vorrede von Dr. R. Brandes. gr. 8. broschirt. 12 ggr.

Hensmans, Dr., Denkschrift über die geistigen Flüssigkeiten; aus dem Franz. übersetzt, mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von Dr. R. Brandes. gr. 8. brosch. 12 ggr.

Weihe, Dr. Aug., Deutsche Gräser, für Botaniker und Oekonomen getrocknet und herausgegeben. 13te Samml. von 25 Arten. Fol. (In Commission) 1 Rthlr.

Instruction des Gesundheitsconseils zu Paris über die Anfertigung öffentlicher Abtritte, und über die Gesunderhaltung der Abtritte und deren Gruben. Aus dem Franz. vom Hofrath Dr. Gellhaus. Mit 5 Steintafeln. 4. broch. 12 ggr.

Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutschland, herausgegeben von Dr. R. Brandes. Jahrgang 1826. 16r Band. 17ter Bd. 1s und 2tes Heft. Der Jahrgang kostet 5 Rthlr. 16 ggr.

Vom 1sten Januar 1827 an wird in demselben Verlage eine Zeitschrift erscheinen unter dem Titel: Pharmaceutische Nachrichten des Apothekervereins im nördl. Teutschland, herausgegeben von Dr. R. Brandes. 4. 1 Rthlr. 8 ggr.

Auf obige Werke nehmen alle solide Buchhandlungen, auf letztere Zeitschrift auch sämmtliche Postämter Bestellungen an.

Lemgo, im Juli 1826.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Bey mir ist jetzo erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nasse, Fr., über den Begriff und die Methode der Physiologie. gr. 8. 12 Gr.

Dieses ist der Vorläufer eines Lehrbuchs der Physiologie, mit dessen Herausgabe der Herr Verfasser jetzo beschäftigt ist.

Leipzig, im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

Herabgesetzte Bücherpreise.

Bey W. Starke in Chemnitz sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer enthaltend: 1) Gustav III. König von Schweden; 2) Ludwig XVI. König v. Frankreich, mit 15 Kupfern. Ladenpreis 1 Rthlr. 8 gr., jetzt für 8 gr., in Maroquin geb. Ladpr. 1 Rthlr. 16 gr. für 12 gr.

Almanach der Revolutionscharaktere, herausgeg. v. Girtanner, enthaltend a) Römische Charaktere v. Prof. Heeren, b) Holländische, c) Französische Charaktere. 2) Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution, mit 14 Kupfern. Ladenpr. 1 Rthlr. 8 gr. jetzt für 20 gr.

Neue Schriften zum Unterricht,

welche in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und zu den beygesetzten Preisen in allen nambaften Buchhandlungen zu bekommen sind:

M. L. J. Döring, die Lehre von der deutschen Prosodie, für die obern Klassen in Gelehrtenschulen, aber auch als Beylage zu allen deutschen Sprachlehren und als Vorbereitung zur Kenntniß der griechischen und lateinischen Prosodie. gr. 8. 18 Gr.

La Porgue, Prof., Paronymes français ou recueil de la majeure partie des mots de la langue française qui ne different orthographiquement que par quelque consonne, mais dout la signification est presque toujours diamétralement opposée; accompagnées d'un choix classique de phrases substantielles pour en faciliter la prononciation et l'emploi. Ouvrage utile aux Etrangers, particulièrement aux Allemands et affecté spécialement à l'étude de la langue française. gr. 8. br. 1 Thlr. 3 Gr.

Digitized by Google

A. Müller, lecture instructive et amusante, propre à faciliter l'étude des Gallicismes etc., auch unter dem Titel: Lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch, zur leichten und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. Zweyte, wohlfeilere Schulausgabe. gr. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

K. H. W. Münnich, Prof., reine und angewandte neugriechische Sprachlehre, zum Selbstunterricht für Studirende; nebst einer Uebersicht der Literatur und erläuterten prosaischen und poetischen Bruchstücken aus Uebersetzungen und Originalen. gr. 8. 21 Gr.

C. J. Peschel, Handbuch der Waffenlehre, für Offiziere der Infanterie und Cavallerie und zunächst als Lehrbuch bey dem K. S. Cadettencorps. Mit 5 Kupf. gr. 8. 3 Thlr.

T. Searle, Anleitung zur richtigen Aussprache des Englischen; nach dem vorzüglichsten englischen Orthoepisten bearbeitet. gr. 8. br. 21 Gr.

D. B. W. Seiler, Hofrath, Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie; für Künstler und Kunstfreunde. Erster Heft. gr. 8. mit 4 großen Kupfertafeln in Landkartenformat. In der Vorausbezahlung 6 Thlr., im Ladenpreise von Michael 1826 an 8 Thlr. — Jeder einzelne Abdruck von einer Platte zu Vorlegeblättern kostet 2 Thlr.

T. F. M. Richter, Reisen im Mittelmeere und in den angrenzenden Gewässern. Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Richters Reisen zu Wasser und zu Lande in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Sechstes Bändchen. 8. Velinpapier. 1 Thlr.

G. Salomon, Parabeln. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 8. Velinp. br. 16 Gr.

So eben ist bey Pet. Schmitz in Köln erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die deutsche Sprache
in Proben aus allen Jahrhunderten
von Ulphilas bis Göthe,
nebst einem Wörterbuche
zum Gebrauche in den obern Klassen der Gymnasien.
Herausgegeben von
Dr. Joh. Jos. Dilschneider.

X und 310 Seiten gr. 8. Preis: 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Im Sinne des Hohen Preuß. Ministerii hat der in der Schriftstellerwelt rühmlichst bekannte Hr. Herausgeber durch obige Sammlung eine von allen Sachkennern längst bemerkte Lücke in der Reihe der höhern Schulbücher ausgefüllt. Da die Literatur hier in Mustern gegeben ist, so ergibt sich die Literaturgeschichte hieraus von selbst, und die Ausführung der vom Lehrer vorgetragenen biographischen Notizen und sonstigen Bemerkungen über den schriftstellerischen Charakter und Werth der Verfasser wird mit der schriftlichen Erklärung der Proben ein Compendium bilden, dessen Anfertigung den Schülern eben so angenehm, als nützlich seyn wird. Wir glauben daher mit Recht dieses Werk allen Lehrern der deutschen Sprache und Literatur empfehlen zu dürfen, um so mehr, da der Herr Herausgeber desselben, ohne, wie er dieses selbst bemerkt, bey der Herausgabe ausgerissener Stücke auf kritisches Verdienst Anspruch machen zu wollen oder zu können, in Bezug auf die gewiß vor Allem zu berücksichtigende moralische Tendenz der Stücke, auf die Vermeidung alles Religiös-Polemischen, auf die streng und richtig abgemessene Berücksichtigung jeder Hauptperiode der deutschen Literatur, Alles geleistet, durch das hinzugefügte, im Verhältniß zum Ganzen recht ausgedehnte Wörterbuch aber den Schülern, und durch die Angabe der Werke, worin die Proben übersetzt und erklärt sind, auch den in diesem Fache minder bewanderten Lehrern alle mögliche Erleichterungsmittel an die Hand gegeben hat.

Köln, den 16. Juni 1826.

Für die nothleidenden Griechen.

Um auch mein Scherflein zur Unterstützung unserer unglücklichen Glaubensgenossen beyzutragen, habe ich mich entschlossen die ganze Auflage der bey mir erschienenen:

Mittheilungen aus der Geschichte und Dichtung der Neugriechen, 2 Theile mit Kupf. geb. 5 fl. 36 kr.

zu ihrem Besten zu verkaufen, und setze den Preis, um den Absatz schneller zu befördern, auf 3 fl. 36 kr. herab, wie solche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Gewiß wird kein wahrer Griechenfreund säumen, diese kleine Gabe zur Milderung des unsäglichen Elends der tapfern Vertheidiger des Kreutzes beyzutragen.

Coblenz, 1. Juli 1826.

J. Hölscher.

Bey C. G. Hendeß in Cöslin ist *erschienen und in* allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. Martin Luthers kleiner Katechismus mit hinzugefügten, den Inhalt desselben zerlegenden und erklärenden Fragen und Antworten; wie auch biblischen Beweissprüchen, Beyspielen und Liederversen nebst einem Anhange von Morgen-, Tisch- und Abendgebeten. Für die liebe Schuljugend herausgegeben von G. C. Dreist, Prediger zu Barzwitz. Mit dem Bildniß Luthers. 12. 3 ggr. oder 3 sgr. 9 Pf. Parthiepreis bey 25 Exemplaren 2 Rthlr.

Dieser Katechismus ist an die Stelle des in meinem Verlage früher erschienenen von Backe getreten. Wie der Titel sagt, ist die Einrichtung dieselbe geblieben, der Inhalt aber mußte nicht allein vermehrt werden, wenn das auf dem Titel Versprochene erfüllt werden sollte, sondern er hat auch unter der Hand eines so allgemein geachteten Mannes eine ganz andere und bessere Gestalt gewonnen, wodurch er jezt allen Schulen mit Recht empfohlen werden kann.

Kaulfuss, Ph. Dr., AA. LL. Mag., etc. etc. De peculiaribus aevi nostri vitiis eorumque remediis. Oratio qua a. d. cal. Februar. 1825 munus Directoris Gymnasii Regii Neo-Sedinensis. 4. geh. 4 ggr. od. 5 sgr.

— — Wie muß alte Literatur gelehrt werden, wenn sie einen Platz unter den Gymnasial Lehrgegenständen verdienen soll? 8. 8 ggr. od. 10 sgr.

Krause, F. W., 200 einstimmige Choral-Melodieen nach Kühnau; zum Gebrauch in Volksschulen, um den Kindern das Notenschreiben entbehrlich zu machen. quer 8.

geh. 6 ggr. oder 7½ sgr. Parthiepreis bey 25 Exemplaren 4 Rthlr.

Für Leihbibliotheken:

Benno, J. C., Erzählungen, Balladen und Lieder. Erstes Bändchen. 8. 1 Rthlr. 12 ggr. oder 1 Rthlr. 15 sgr.

Die Kritik dürfte wohl die Empfehlung ersetzen. Druck und Papier sind nicht zu tadeln.

Im vorigen Jahre war neu:

Thiele, F. A. H., wie erzieht man Levkoiensamen, der gefüllte Stöcke in Menge gibt, woran erkennt man ihn, und verschafft sich davon Floren in höchster Vollkommenheit, Schönheit und von langer Dauer, sowohl im freyen Garten als in Töpfen? Zweyte Auflage. 8. brosch. 16 ggr. oder 20 sgr.

Anzeige.

Franke, G., Königl. Preuß. Bauinspector, Abhandlung über die zweckmäßigste Einrichtung der Treibhäuser zu frühen Treibereien. Eine das Accessit erhaltene Beantwortung der von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues aufgestellten Preisfrage. gr. 8. geheftet, mit 8 illuminirten Kupfertafeln. Halle, bey Kümmel. Druckpapier 1 Rthlr. 15 gr. Schweizerpap. 2 Rthlr.

Die Frage selbst war: welches sind die zweckmäßigsten Treibhaus-Construktionen zu frühen Treibereien, als: Kirschen, Pflaumen, Pfirsich, Feigen, Ananas ꝛc., und welches ist die dabey in Anwendung zu bringende, vortheilhafteste und sparsamste Heitzungsmethode, durch Feuer-Canäle, erwärmende Luft, oder durch Dampf- und Dunstheitzung, mit möglichster Benützung des inneren Raumes? Der Preis selbst erhielt keine Beantwortung, das Accessit erhielt die obige.

Der Herr Verfasser hat die Abhandlung mit einem ganz speciellen Anhang der Baukosten vermehrt; die 8 Kupfertafeln sind in aqua tinta von Meyer jun. in Berlin gestochen.

Musikalien-Anzeige.

Bey Artaria u. Comp. in Wien ist neu erschienen und durch alle Musikhandlungen (Leipzig bey Probst) zu beziehen:

Second grand Concerto p. le Pianof. avec Orchestre par Fr. Kalkbrenner. Op. 85. Preis C.M. 6 fl.
Dasselbe für Pianof. solo. C.M. 2 fl. 30 kr.

Ferner:

Czerny, C., Grande Polonaise brill. f. Pfte. avec Acc. de 2 Viol., Alto et Vclle. Op. 118. C.M. 3 fl.
—— für Pfte. solo. C.M. 1 fl. 30 kr.
Cramer, J. B., sämmtliche Etuden für Pfte. in einer neuen, completen und correcten Ausgabe mit richtiger Fingersetzung in 6 Abtheilungen. Cah. 1. 2. 3. 4 à C.M. 2 fl. Cah. 5. 6. à C.M. 1 fl. 30 kr.

Bey K. Fr. Köhler in Leipzig ist so eben fertig und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Rüdels, Mag. K. E. G., Abendmahls- und Confirmationsreden nebst einigen Predigten verwandten Inhalts. 8. 5tes Bdchen. Preis 18 gr. alle 5 Bdchen. kosten 3 Rthlr. 15 gr.

Eben die schöne gebildete Sprache, der erwärmende Ton, der das Herz ergreift und zu guten Gesinnungen führt, findet sich auch in dieser Fortsetzung, welche sich gewiß einer so guten Aufnahme gleich den übrigen 4 Theilen (von welchen die ersten 3 mehrere Auflagen erlebt haben) erfreuen werden. Der Inhalt von diesem 5ten Bändchen ist:

1) öffentliche Confirmationsrede über die Worte: nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzet ist, welches kann eure Seelen selig machen;

2) Worte an meine Söhne am Tage ihrer öffentlichen Confirmation über die Worte: wendet allen Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend, ꝛc.

Abendmahlsreden.

1) Petri Verläugnung.
2) Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.
3) Wir haben hier keine bleibende Statt ꝛc.
4) Die schlafenden Jünger ꝛc.
5) Nahet euch zu Gott und er wird sich zu euch nahen — Vorbereitungsrede auf die Feier des Abendmahls am grünen Donnerstage.
6) Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott.
7) Stärkung und Trost für die Liebe am Altar des Herrn.
8) Das Abendmahl, ein Mahl des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung — Vorbereitungsrede auf die Feier des Abendmahls am grünen Donnerstage.

Predigten.

1) Die Verherrlichung des ewig lebendigen Gottes, eine sehr würdige Feier des Todes Jesu.
2) Das Abendmahl stellt uns das Leben von einer der ernsthaftesten Seiten dar.

Der 4te Band von des Herrn M. Rüdels Tauf- und Traureden folgt unverzüglich auf nächste Michaelismesse nach — soviel auf die vielfältigen Anfragen nach der Fortsetzung.

Leipzig, Ende des Monats Juli 1826.

Karl Franz Köhler.

Von der wohlfeilen Taschenausgabe von

J. G. Seume's sämmtlichen Werken

in 12 Bänden,

sind nun Bd. 1—6 erschienen, und können von den Pränumeranten in allen Buchhandlungen in Empfang genommen werden. Um den zahlreichen Freunden Seume's die Anschaffung seiner beliebten Schriften ferner zu erleichtern, lasse ich den Pränum.-Preis von 3 Rthlr. 12 gr. sächs. od. 6 fl. 18 kr. rhein., für alle 12 Bände bis zur Erscheinung der übrigen Bände oder Neujahr 1827 fortbestehen.

Leipzig, den 1. August 1826.

Joh. Friedr. Hartknoch.

Digitized by Google

Für Aerzte und Brunnenfreunde.

Hamm, den 28. Juli. Bey G. A. Wundermann hat so eben die Presse verlassen:

Harleß, Dr. Chr. Fr., die salinisch-eisenhaltigen Gesundbrunnen am Niederrhein, in der Eifel, am Mittelrhein und auf dem Hundsrücken. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 4 ggr.

Das neueste Werk über Griechenland.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 gr. sogleich zu haben:

Tagebuch einer Reise
durch
Griechenland und Albanien.

Der Leser erhält hier, mit Hinweisung auf das alte Griechenland, eine genaue, kenntnißreiche Beschreibung des jetzigen Griechenlands, die besonders auch alle in militärischer Hinsicht wichtigen Punkte berücksichtigt. Nächstdem ist, neben der älteren Geschichte, die neuere an Ort und Stelle aus den besten Quellen geschöpft, beygebracht und namentlich Alles geschildert, was die jetzigen so wichtigen Ereignisse herbeyführte. Demnach wird Jeder sich gewiß lieber dieses Originalwerk anschaffen, als eine der vielen Zusammentragungen, deren Verfasser nie in Griechenland waren.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Bücher-Anzeige.

Von dem bekannten und berühmten Werke:

Geschichte der Wiedergeburt
Griechenlands
1740 bis 1824.
von F. C. H. L. Pouqueville,

erscheint in unterzeichneter Buchhandlung eine neue, von Chr. Niemeyer bearbeitete, gediegene Uebersetzung in 4 Bänden mit Bildnissen und einer Karte, zu dem äußerst wohlfeilen Preise von 1½ Rthlr, oder 3 fl. Rhein. für das Ganze.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellung darauf an, und werden vollständige Anzeigen und eine Probe des Druckes und Formates, welche zugleich Probe der Uebersetzung ist, ausgeben. Das 1ste Bändchen erscheint bis Dezember dieses Jahres.

Buchhandlung von Carl Brüggemann
in Halberstadt.

Griechenland betreffend und für die Griechen.

Noch lebt — durch die zum Theil geretteten Vertheidiger Missolunghis bewiesen — in den Nachkommen der Heroismus der alten Hellenen; neue Hoffnungen blühen für die Griechen auf. Interessant werden daher für Jeden folgende Charten seyn, von deren mir direkt oder ohne Abzug baar eingesandten Ladenpreisen 40 Procent zum Besten der Griechen abgegeben werden (laut meiner ausführlichen Anzeige vom 16. Juni, so wie von allen Büchern meines Verlags ein Theil, von fast allen, — worunter viele Griechenland betreffende Schriften — sogar 60 Procent Abgabe zum Besten der Griechen).

Generalcharte vom Alten Griechenland, nebst den angränzenden Gegenden von Illyrien, Macedonien, Thracien und Klein-Asien. Nach den besten alten und neuern Autoren. Mit Hinzufügung der neuern Orts- und andern Namen entworfen von Dr. Fr. Kruse, Prof. zu Halle. Größtes Format 18 Gr. Velinpap. 1 Rthlr.

Vollständiger Schauplatz von Griechenlands Wiedergeburt. Im Jahr 1821 herausgegeben von E. Klein. 2te berichtigte und vermehrte Ausgabe. Oder: Politisch-statistische Charte von der europäischen Türkey und ganz Kleinasien, nebst den sieben Inseln, Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien und den russischen Provinzen am schwarzen und asowschen Meere. Nach den Provinzen illum. 12 Gr. Velinpap. 18 Gr.

Ernst Klein in Leipzig.

Tübingen. Bey C. F. Osiander ist so eben erschienen:

Volksarzneimittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel, gegen Krankheiten des Menschen, von Dr. Joh. Fr. Osiander, Prof. der Medicin in Göttingen. gr. 8. 1826. 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 gr.

Der Herr Verfasser hat in dieser Schrift die Ergebnisse mehrjähriger Beobachtungen und ausgebreiteter Lektüre niedergelegt, und sowohl der Ton und die Schreibart, als die Reichhaltigkeit ihres Inhalts, wird den Leser nicht unbefriedigt lassen. Es ist eine Zusammenstellung von mehr als 2000 Heilmitteln, größtentheils aus der Classe der nicht pharmaceutischen, die entweder aus der Volkserfahrung hergenommen sind (Haus- und Volksarzneimittel), oder die hier als diätetische, kunstlose, unbedeutend scheinende Mittel zu häufiger Benützung empfohlen werden, da die Erfahrung lehrt, daß solche gleichgültig scheinende Dinge, welche in den pharmaceutischen Lehrbüchern nicht immer genug berücksichtigt werden, oft von der herrlichsten Wirkung sind, ja selbst zuweilen da noch Hülfe versprechen, wo die berühmtesten künstlichen Heilmittel lange vergebens angewendet worden sind. Nicht nur Aerzte werden in dem Buche manche nützliche Winke für die Praxis aufgezeichnet finden, sondern auch Leser aus andern Ständen dasselbe nicht ohne mannigfaltige Belehrung aus der Hand legen.

Digitized by Google

Nro. 32.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrg. 6ten Bandes 1r Heft. Des ersten Heftes erste Abtheilung.

Inhalt.

I. Entdeckungen in Innerafrika. (Aus dem Engländischen übersezt von Herrn Prof. Zeune.)
II. Ueber Bundelkhund. Von James Franklin, Hauptmann der bengalischen Reiterey. (Aus dem Engländischen von Hrn. Prof. Zeune.)
III. Ueber die würtembergische Alp, von Georg Martens.

Zu diesem Hefte gehören:

Heinrich Brose's Bild.
Karte zu den Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika von Dr. Oudney, Major Denham und Kapt. Clapperton.
Die Nordwestseite der schwäbischen Alp, orographisch entworfen durch C. v. Martens.

Des ersten Heftes zweite Abtheilung.

Geographische Zeitung der Hertha.

Inhalt.

Neue geographische Werke.

64. Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen; verfaßt von August Schumann.
65. Handbuch für Reisende in Italien von Dr. Neigebaur.
66. Kleine Beschreibung von Würtemberg von J. D. G. Memminger.
67. Introduction à l'etude de la Géographie etc. par A. Boniface.
68. Voyage en Sardaigne de 1819, a 1825 etc. par le chev. Albert de la Marmora.
69. Hunter's und Hallett's Werke über Nordamerika.
70 — 76. Neue engländ. und französ. geogr. Werke.
77. Atlas universel de la Géographie par Vander-Maelen.
78. Berghaus's Karte von Afrika.
79. Karte des Landes Wallo.
80. A general map of India etc. by John Walker.
81. A coloured map of the city of Calcutta.
82. Carte générale des Etats-Unis Mexicains etc. par Brué.
83. Ein Atlas von Frankreich.
84. The Edinburgh geographical and historical Atlas.
85. H. Keller's Reisekarte der Schweiz.

Deutschland.

86. Notizen über Rheinbaiern mitgetheilt von G. F. Kolb.

Asia.

87. Bemerkungen über die tartarischen Stämme und die Geographie von Uzbek Turkestan.
88. Messung des arabischen Ufers am persischen Meerbusen.
89. Beschreibung der Inseln Mu nin sima.
90. Ueber Moorcroft's Entdeckungsreise in Ladach.
91. Die malayische Halbinsel.
92. Schreiben von Arracan aus.
93. Arracan.
94. Ueber die Identität der Thu chii und der Hiung nu mit den Türken.

Afrika.

95. Engländ. Niederlassung auf der Insel Mombassa.
96. St. Helena.

Amerika.

97. Histoire de l'Ile d'Hayti etc. par M. Placide-Justin.
98. New-York's Bevölkerung.
99. Die Sklavenbevölkerung in den engländischen Besitzungen in Westindien.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Wictoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunst-

Digitized by Google

werke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 18. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Tübingen. Bey C. F. Osiander ist so eben erschienen:

Lehrbuch der Physiologie von Fr. Magendie, Mitglied des Instituts in Frankreich ꝛc. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. In zwey Bänden. Aus dem Französischen übersezt von Prof. Dr. Hofacker. gr. 8. geh. Mit Tabellen und Steindrücken. 2r Bd. 1826. Beyde Bände kosten 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr.

Mit diesem zweyten Bande ist dieses treffliche, die Wissenschaft in ihrem neuesten Zustande darstellende Lehrbuch, welches nicht nur Anfänger in den medicinischen Studien, sondern auch ältere Aerzte mit großem Nutzen und Interesse lesen werden, beendigt. Der Preis dieser Uebersetzung ist bey gutem Papier, Druck und Steindrücken weit geringer, als der der französischen Ausgabe.

In der Sonnewaldischen Buchhandlung in Stuttgart ist in Commission erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vollständiges praktisches Lehrbuch des Steinschnitts der Bögen, Gewölbe, Treppen ꝛc. von Douliot, Professor der Baukunst ꝛc. in Paris. Aus dem Französischen übersezt von C. F. Deyhle. Erster Theil. Mit fünfzig Steintafeln in gr. 4. Erste Lieferung. Subscriptionspreis 4 fl.

Durch die Herausgabe dieses praktischen, von Sachkennern als vorzüglich anerkannten, Werkes haben wir einem in Deutschland wesentlich gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Delacue, Frezier, Rondelet und andere waren bisher die Lehrbücher, woraus Franzosen und Deutsche ihre Kenntnisse in dem Steinschnitt schöpften. Das gegenwärtige Werk, welches erst vor einem Jahr in Paris erschienen ist, zeichnet sich vor seinen Vorgängern durch Deutlichkeit und lichtvolle Anordnung sowohl, als durch Vollständigkeit aus, und kann mit Zuversicht allen Baukunstbeflissenen, Werkmeistern, Werkführern und selbst Steinhauern, die sich über den gewöhnlichen Handwerker erheben und ihre Kunst mit Einsicht treiben wollen, empfohlen werden. Der Uebersetzer, der sich schon durch die Herausgabe andrer mathematischen Schriften bekannt gemacht, hat sich bemüht, die Deutlichkeit des Originals, wodurch sich überhaupt französische Schriften dieser Art auszeichnen, auch im Deutschen wiederzugeben, und der hiesige königliche Bauinspektor, Herr Schmolz, hatte die zuvorkommende Gefälligkeit, ihn mit den deutschen Kunstnamen bekannt zu machen. Die Zeichnungen werden in der hiesigen, rühmlichst bekannten kön. lithographischen Anstalt lithographirt.

Dieses Werk, das zwey Theile, jeden mit fünfzig Steintafeln, in gr. 4., bildet, wird in vier Lieferungen ausgegeben. Jede Lieferung kostet im Subscriptionspreise 4 fl. oder 2 Thlr. 6 gr., welche beym Empfange jeder Lieferung bezahlt werden. Es versteht sich wohl von selbst, daß man nur auf das ganze Werk unterzeichnen kann. Die zweyte Lieferung, wodurch der erste Theil mit den fünfzig Steintafeln vollständig wird, soll unfehlbar am Ende Septembers folgen. Die erste Lieferung von dem zweyten Theil wird im Laufe künftigen Winters, und die zweyte, wodurch das ganze Werk vollständig wird, auf künftige Ostern erscheinen. Mit der Erscheinung der ersten Lieferung des zweyten Theils wird der Preis wenigstens um ein Viertel erhöht.

In der akademischen Kunst- und Verlagshandlung von Joseph Engelmann in Heidelberg ist erschienen, und bey ihm, so wie in allen soliden Buch- und Kunsthandlungen, zu haben:

Der erneuerte Merian,
oder
Vorzeit und Gegenwart am Rhein.
Fünfzig Abbildungen

merkwürdiger Städte des Rheinlandes, nach Merian, nebst ihrer Geschichte und der Schilderung ihres Zustandes vor zwey Jahrhunderten. Ein Beytrag zur deutschen National-Geschichte.

Von

Dr. J. B. Engelmann.

Preis: Broschirt. 6 fl. oder 4 Thlr.

Das Schreibersche Handbuch für Reisende am Rhein ꝛc. (3te Aufl. Heidelb. Engelmann) ist durch malerische und anziehende Schilderung der Gegenden, durch lebendige und richtige Beschreibung der Städte, Oerter und Denkmäler, ein so beliebter und vortrefflicher Wegweiser geworden, daß schon viele Leser desselben gewünscht haben, auch ein Werk zu besitzen, welches, statt der dort blos gegebenen historischen Andeutungen, in weiterm Umfange und mit Genauigkeit die Geschichte jener Städte des Rheinlandes (Frankfurt, Heidelberg, Trier, Aachen ꝛc. mit Recht auch darunter verstanden), welche besonders in der Vorzeit und dem Mittelalter meistens so bedeutende Rollen in der Vaterlandsgeschichte spielen, und deren Ruhm und Glanz durch die herrlichsten Denkmäler aller Zeiten, durch Kunst und Industrie hervorleuchten — darstellte. — Der berühmte Merian gab im siebenzehnten Jahrhundert meisterhafte Vorstellungen der vorzüglichsten Städte Europens mit beygefügten Beschreibungen. Diese Letztern haben dem Verfasser des angekündigten Werkes die Idee dazu gegeben; er liefert uns, neben der Beschreibung des ehemaligen Zustandes der abgebildeten Städte und Burgen, reiche Beyträge zur deutschen Nationalgeschichte; besonders zur Geschichte der deutschen Städte, des Volkes und seiner Sitten und Gebräuche. Die zu diesen Schilderungen gehörigen Kupfer stellen 50 Ansichten von Städten vor, wie sie in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts waren. Sie sind sämmtlich von Grape, nach Merian, sehr wohl gezeichnet und fein gestochen. — Die Verlagshandlung darf dieses treffliche Werk, an dem Verfasser und Künstler ihr schon längst erprobtes Talent aufs Neue

Digitized by Google

bewährten, gewiß mit allem Recht empfehlen. Sie ist überzeugt, daß das Interesse, die Treue und Gründlichkeit aller Darstellungen (wo man namentlich auf den gehaltvollen Artikel von Frankfurt a. M., und demnächst auf den von Worms und Mainz aufmerksam machen will), der überall herrschende, klare und einsichtsvolle Geist, die Gediegenheit und Anmuth des Styls, so wie die Treue der Kupfer, den Wünschen und Erwartungen des gebildeten Publikums entsprechen, und daß diese Unternehmung jedem Leser, und besonders dem Reisenden, dem es um eine wahre und richtige, sowohl topographische als historische Kenntniß jenes merkwürdigen Landstrichs zu thun ist, willkommen seyn, und einem schon längst gefühlten Bedürfniß abhelfen wird.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu haben:

Praktische englische Sprachlehre

für Schulen und Privatunterricht; enthaltend eine möglichst vollständige Anweisung zum Aussprechen und Lesen; eine faßliche Darstellung der Formenlehre und der Syntax, mit zahlreichen Uebungs-Beispielen; ferner einen Anhang zur Kenntniß und Einübung des merkantilischen Styls; und endlich ein englisches Lesebuch, bestehend in einer zweckmäßigen Auswahl von Lesestücken aller Styl-Arten. Von G. F. Burckhardt aus London, Lehrer der englischen Sprache in Berlin, und J. M. Jost, Vorsteher einer Erziehungs- und Lehranstalt für Knaben.

Gr. 8. (41 compresse Bogen.) Geheftet. 2 Thlr.

(Berlin, 1826. Verlag von C. Fr. Amelang.)

Wenn schon längst die englische Sprache für Deutsche, besonders wegen der so ausgebreiteten, zwischen Großbritannien und Deutschland bestehenden Handelsverbindungen, ein Gegenstand ihres Studiums war, so ist sie gewiß in unsern Tagen immer mehr noch in Aufnahme gekommen, sollte es auch nur seyn, um Scott's hochgefeyerte Dichtungen im Original zu lesen, und man darf wohl behaupten, daß für Jeden, der nur irgend auf Bildung Anspruch macht, die Erlernung der englischen Sprache fast zum Bedürfniß geworden ist. Jedes dazu dienende Hülfsmittel muß daher eine willkommene Erscheinung seyn, und um so willkommener, wenn es, wie die hier angezeigte Sprachlehre, allen an ein solches Buch zu machenden Forderungen entspricht. Dieses in jeder Hinsicht trefflich bearbeitete Werk enthält nicht blos die Regeln der Grammatik eben so bündig als faßlich dargestellt, sondern auch eine Menge der zweckmäßigsten Uebungen, so daß es für den Lehrer wie für den Lernenden gleich brauchbar und nützlich seyn wird. Besonders werden auch diejenigen, die der Handlung sich widmen, in diesem Werke mit Gelegenheit finden, sich für ihren Beruf immer mehr auszubilden. Einen vorzüglichen Werth erhält diese Sprachlehre noch durch das derselben beygefügte Lesebuch, das sich eben so sehr durch Reichhaltigkeit als durch Auswahl der Lesestücke auszeichnet, und mit der, das Ganze beschließenden, zwar kurzen, aber doch genügenden Anleitung zum Lesen und Verstehen englischer Dichter, nicht wenig dazu beyträgt, derselben vor den meisten Lehrbüchern dieser Art den Vorzug einzuräumen. Der Preis dieses, aus 41 eng gedruckten Bogen bestehenden Werks in großem Oktavformat kann gewiß nicht billiger seyn; der Druck selbst ist rein, leserlich und korrekt, das Papier, wie es nicht immer bey Schulbüchern der Fall ist, sehr gut, weshalb sich also diese Grammatik auch in dieser Hinsicht empfiehlt, und es zu erwarten ist, sie recht bald in Vieler Händen, und in Schulen und Lehranstalten eingeführt zu sehen.

In demselben Verlage erschienen früher:

Burckhardt, G. F., Vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Taschenwörterbuch. 2 Thle. kl. 8. 56 Bog. Elegant geb. 2¼ Thlr.

Rollin, J. F. E., Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. 2 Thle. kl. 8. 49 Bogen. Elegant geb. 1¾ Thlr.

Valentini, Dr. Fr., Italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Taschenwörterbuch. 2 Thle. kl. 8. 65½ Bog. Elegant geheftet. 3 Thlr.

—— Neue theor. prakt. italienische Grammatik für Deutsche, 2 Thle. gr. 8. 41 Bogen. Engl. Druckp. 2¼ Thlr.

In Kurzem wird versandt, und in allen Buchhandlungen zu haben seyn:

Gemälde der Iberischen Halbinsel, oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obristen Bory de Saint-Vincent. Mit einer Karte, gezeichnet vom Verfasser. Aus dem Franz.

Diese wichtige Schrift eines berühmten Gelehrten gewinnt in gegenwärtigem Augenblick ein erhöhtes Interesse, da die Blicke jedes Gebildeten auf Spanien und Portugal gerichtet sind. Wir bitten um vorläufige Bestellungen bey den resp. Buchhandlungen, welche dann um so schneller effectuirt werden sollen.

Heidelberg, im Aug. 1826.

Akademische Kunst- und Verlagshandlung von J. Engelmann.

Neue Verlagsartikel von Ernst Kleins Comptoir in Leipzig. Nach der Ostermesse 1826 fertig geworden und an alle solide Buchhandlungen versandt:

Lebewohl! Roman nach dem Französischen der Damen Marie d'Heures und Renée Rogor frey bearbeitet von L. Kruse. 8. 3 Thle. 3 Thlr.

Kruse, L., die Wüste in Paris. Novelle nach dem Franz. frey bearbeitet. 8. 12 gr.

Der Damen-Erzähler von P. J. Charrin. Uebersezt von L. Hermann. 16. 3 Thle. geh. 2 Thlr.

Jördens, Bella und Beate. Eine Geschichte. 8. 21 gr.

Praktisches Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Fabrikanten und zum Selbstunterrichte der sich der Handlung widmenden Jugend. Von J. L. Elze. 2te sorgfältig verbesserte und vermehrte Aufl. 2r Theil, höhere kaufmännische Rechenkunst 1 Thlr. 4 gr. Schreibpapier 1 Thlr. 16 gr.

Digitized by Google

Shakespear's dramatische Werke,
übersezt und erläutert
von
Johann Wilhelm Otto Benda.
19 Bände.

Das ganze Werk ist nun fertig, und wird den Pränumeranten abgeliefert. Von nun an ist der Preis der 19 Bände auf Druckpapier in Taschenformat 5 sächs. Thlr., auf Schreibpap. in Oktav 10 Thlr. 12 Gr. sächs.

Diese Uebersetzung ist für das größere Publikum bestimmt. Sie ist demnach außerordentlich treu, zugleich fließend und ohne Zwang. Treu gibt sie die Bilder des Originals, den Ausdruck des Gedankens und der Empfindungen, selbst die Worte Shakespeare's wieder, wenn die deutsche Sprache es erlaubt. Ihrer Bestimmung gemäß ist sie allgemein verständlich, eben so verständlich als das Original, obgleich sie nur wenige Verse mehr als das Original hat, fast immer mit einer langen Sylbe den fünffüßigen Jamben schließt, und reimt, wo Shakespeare gereimt hat.

Weit entfernt, den Werth anderer Uebersetzungen zu verkennen, weit entfernt, zu behaupten, daß diese Uebersetzung gar keine Mängel habe, darf ich doch versichern, nach sorgfältigster Vergleichung mit dem Original, daß jede andere Uebersetzung, die beste nicht ausgenommen, auch Mängel habe, welches nachzuweisen ich bereit bin, wenn eine partheiische oder unbillige Kritik das Benda'sche Unternehmen anfeinden sollte.

Leipzig im August 1826.

Georg Joachim Göschen.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1827. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Zwölfter Jahrgang. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Opitz und Heller, und gestochen von Hofmann, Krepp, Lips und Weber. Preis: In sehr elegantem Einbande, mit farbigen Umschlag-Vignetten und Vignetten auf dem Futterale 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr. Feine Ausgabe mit Gold-Vignetten und Kupfern des ersten Hunderts, das Titelkupfer überdem auf chines. Papier gedruckt, 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 6 gr.

Heidelberg, im Aug. 1826.

Akadem. Kunst- u. Verlagshandlung
von J. Engelmann.

W. G. Beckers
Taschenbuch
zum geselligen Vergnügen
herausgegeben
von Friedrich Kind auf das Jahr 1827.

Viele verehrte Dichter haben den neuen Jahrgang dieses beliebten Taschenbuches mit Beyträgen ausgestattet; die ältern hochgefeyerten Sänger: Baggesen, Langbein, v. Matthison, Tiedge haben Beyträge geliefert, die man zu den schönsten Gaben zählen kann; und die Reliquie des verewigten Carl Maria von Weber; die Fortsetzung von Tonkünstlers Leben, muß für die vielen Verehrer des großen Componisten von außerordentlichem Werth seyn.

Der ganze Inhalt bestehet nach dem Verzeichnisse aus 4 Erzählungen: 1) von dem Herausgeber: das Liederbüchlein, oder das schöne Elschen von Augsburg; 2) der Graf Lauzun von Fr. Lohmann; 3) die Gräfin von Salisbury von Fr. Laun; 4) Rösleins Leben von Junia. Darauf folgen andere prosaische Aufsätze, und dann Gedichte, Dichter-Reliquien, Charaden rc. von Apel, Baggesen, L. Brachmann, Bury, Helmina von Chezy, Clotilde, Contessa, Carl Förster, v. Fouqué, v. Göthe, Gramberg, Haug, Jean Paul, Junia, Kind, v. Knebel, Fr. Kuhn, Langbein, Fr. Laun, v. Löben, Fr. Lohmann, v. d. Malsburg, Fr. v. Matthison und seiner Gattin Louise, Krug v. Nidda, Arthur v. Nordstern, Wilhelm Rell v. Salis, Semler, St. Schütz, Theophania, Tiedge, Carl Maria v. Weber, Dor. Wehrs, Weyrauch, Hector Zollikofer.

Die Kupfer sind:

1) ein Porträt der Louise, verewigte Gattin des Dichters v. Matthison, gest. von Fleischmann, begleitet von einem Aufsatz über sie von Fr. Kind. 2) Acht historische Kupfer von Cheesemann in London, Fleischmann, Heinr. Schmidt, Langer u. s. w. nach Ramberg. 3) Vier Landschaften von Frenzel.

Die Tänze mit dazu gehöriger Musik sind von Herrn Riebe, Königl. Preuß. Solotänzer in Berlin.

Da das Mannigfaltige, was das Taschenbuch dieses Jahr bringt, zugleich schön ist, so darf ich hoffen, daß es auch jezt die günstige Aufnahme finden wird, die ihm bisher immer zu Theil geworden ist.

Leipzig, im Aug. 1826.

G. J. Göschen.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und zu haben: in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen.

Die Wasserdämpfe bey dem Waschen und Bleichen,
oder:
Wie Frau Gertrude ihre Wäsche mittelst der Wasserdämpfe reinigt und dabey über die Hälfte an Zeit, Mühe, Holz und Seife erspart.

Zum Besten aller klugen Hausfrauen herausgegeben
von
G. W. Geradeheraus.

Mit einer Abbildung in Steindruck. Preis 6 Gr.

Leipzig, im August 1826.

Weygand'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 33.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen gröߟtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Neuigkeiten der Buch- und Musikhandlung von Fr. Laue in Berlin, welche so eben an alle Buchhandlungen versendet sind:

Berger, Ludwig, (von Berlin) 3 Märsche oe. 21 Partit. Pr. 2 Rthlr.
—— dieselben à 4ms. (oe. 21) Pr. 16 gr.
—— dieselben p. Pfte. (oe. 21) Pr. 10 gr.
—— 3 marches p. Pfte. oe. 16. Pr. 8 gr.
Czerny, C., impromptu brillant à 4ms. oe. 116. Preis 1 Rthlr. 4 gr.
Gabrielski fantaisies p. la flûte. oe. 82 et 83. à 10 gr. et à 6 gr.
Greulich, W., nouvelles Contredanses à 10 gr.
Haydn 3 quatuors. oe. 64. arr. à 4ms. par J. P. Schmidt Nr. 1 à 22 gr., Nr. 2 à 1 Rthlr.
Mozart. Zauberflöte arr. à 4ms. par C. F. Ebers. 1r Akt. 2 Rthlr. 16 gr.
—— Gm. Quart. arr. à 4ms. p. Succo à 1 Rthlr. 8 gr.
Neithardt, A., 3 Märsche für Inf. oe. 58 Partit. à 1 Rthlr.
—— dieselben à 4ms. (oe. 58) 10 gr.
Schmitt, A., Rhapsodien für Uebungen f. d. Pfte. oe. 62. 2 Hfte. à 1 Rthlr. 6 gr.
Souvenirs agréables des opera favoris en forme de Divertissements p. le Pfte. Nr. 1—6 à 6, 4 gr.

Anzeige für Aerzte.

Hamm und Münster, am 1. August. Durch die G. A. Wundermann'sche Buchhandlung ist so eben versandt worden:

Harleß, Dr. Chr. Fr., rheinisch-westphälische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie rc. 5r Band, 1s Stück.

Führt auch den Titel:

Neue Jahrbücher der deutschen Medicin und Chirurgie rc. 12r Bd. 1s Stück. gr. 8.

Inhalt.

I. Einige Bemerkungen über die Anwendung des Brechweinsteins in entzündlichen Brustkrankheiten. Von Regier. Medicin.-Rath Dr. Wetzler zu Augsburg. II. Beyträge zur medicinischen Topographie des Kreises Gummersbach, im Kön. Preuß. Regierungsbezirk Köln. Vom Kön. Kreiswundarzt Dr. Schütte zu Ründeroth. III. Ueberblick der in der Stadt Fulda und ihrer Umgegend in den Jahren 1820 bis 1826 herrschenden Krankheiten, rücksichtlich ihrer epidemischen Ausbreitung und der Veränderung ihres allgemeineren Krankheitscharakters. Von Dr. Schwarz in Fulda. IV. Das Saidschitzer Bitterwasser. Von Bergrath Dr. Reuß zu Bilin. V. Fall einer geheilten Wurstvergiftung. Von Dr. Reiffsteck, prakt. Arzt zu Weil der Stadt bey Stuttgart. VI. Praktische Beobachtungen von Regier. Medic.Rath Dr. Wetzler zu Augsburg. (Fortsetzung, s. XI. Bds. 1 Hft.) VII. Pathologisch therapeutische Darstellung eines typhösen Fiebers mit localen Entzündungs-Affectionen, besonders des Unterleibs. Mitgetheilt von Dr. Pagenstecher, prakt. Arzte zu Elberfeld. VIII. Val. Ludw. v. Brera zu Padua über eine neue Gattung von Fieberrinde, welche der China sehr ähnlich ist, und zuerst von demselben als China bicolorata aufgeführt wurde. Aus dem Italienischen mitgetheilt von Dr. König zu Bonn. Mit einem Vorwort des Herausgebers.

Diese Zeitschrift, welche sich fortwährend der allgemeinsten Theilnahme der HH. Aerzte im Inn- und Auslande erfreut, erscheint regelmäßig. Jeder Band aus drey Stücken kostet 2 Rthlr. 16 ggr., die frühern vier

Digitized by Google

Bände, deren Inhaltsanzeige durch jede Buchhandlung gratis zu erhalten, sind bis auf Weiteres auf 7 Rthlr. herabgesezt worden.

Neue Musikalien,

welche im Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig erschienen sind.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Hummel, J. N., Les Adieux. Grand Concerto pour Pianoforte avec Orchestre O. 110. 5 Rthlr.
—— Amusement pour Pianoforte et Violon O. 108. 1 Rthlr. 4 gr.
—— Sonate pour Pianoforte et Violoncelle O. 104. 1 Rthlr.
Hauptmann, M., 3 Sonates pour Pianoforte et Violon O. 5. Nr. 1. 2. 3. à 1 Rthlr. 3 Rthlr.
Becquié, Les Regrets; fantaisie pour flûte et Pianoforte O. 12. 16 gr.
Tulon, Giovinetto cavalier nel Crociato pour flûte et Pianoforte O. 40. 12 gr.
Würfel, W. W., Concerto p. Pianof. av. Orch. O. 28. 3 Rthlr. 12 gr.

Für Pianoforte allein.

Hummel, J. N., 6 Bagatelles p. Pianof. O. 107. 1 Rthlr. 16 gr.
—— Rondo de son Concert p. Pianof. O. 89. arrangé à 4 mains. 1 Rthlr. 8 gr.
Cramer, J. B., Capriccio sur un Rondo de Tarare. 12 gr.
—— Rondo brillant O. 72. 12 gr.
—— Impromptu sur un Air de Meyerbeer. 8 gr.
Czerny, C., 3 Rondeaux p. Pianof. (Tendresse, Amitié et Confiance) O. 117. 1 Rthlr.
—— Variations sur un thème original O. 113. 16.
—— Valse varie O. 114. 20 gr.
Kalkbrenner, F., Les Charmes de la Valse. Trois Valses p. Pfte. 8 gr.
—— gr. Marche arr. à 4 mains. 8 gr.
—— Rondo Nr. 5. 12 gr.
—— Rondo O. 78. 12 gr.
—— Les Tributs à la mode, Air favori de Rossini, arr. p. Pianof. O. 73. 12 Rthlr.
—— Ricordanza. Fantaisie O. 76. 14 gr.
—— Melange sur diff. motifs de Crociato O. 77. 12 gr.
Moscheles, J., Impromptu martial sur une marche de Tarare. 12 gr.
Payer, J., Variations, sur un Choeur de Crociato. 12 gr.
Pleyel, C., Melange sur des Airs de Crociato. 14 gr.
Potpourri pour Pianof. N. 6 sur des thèmes de Mozart, Spontini etc. 20 gr.
Romberg, A., Ouverture de Ruines de Paluzzi arrangé à 4 mains. 12 gr.
Spohr, F., 2te Sonate à 4 mains, arr. d'une quatuor de L. Spohr 1 Rthlr. 16 gr.
—— L., Ouverture zur Oper: der Berggeist. 10 gr.
—— Dieselbe zu 4 Händen. 16 gr.

Musik für Saiten-Instrumente.

Romberg, Bernh., 3 Sonates faciles pour Violoncelle et Basse O. 43. 1 Rthlr. 8 gr.
—— Pièce pour les Amateurs sur des Airs suedois pour Violoncelle avec deux Violons, Va. et Vclle. O. 42. 1 Rthlr.
Maurer, L., Rondo militaire p. Violon avec Orchestre O. 36. 2 Rthlr.
—— Air varié p. Violon, avec Violon, Viola et Vclle. O. 40. 12 gr.
Dotzauer 3 Sonates p. Violoncelle avec un second Vclle. O. 91. 1 Rthlr. 16 gr.
Schall, C., Scalen für 2 Violinen, zum Gebrauch für Lehrer und Schüler. 3 Rthlr.
Spohr, L., Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. O. 68. 1 Rthlr. 12 gr.
—— 3 Duos concertants p. 2 Violons. O. 67. 2 Rthlr.

Musik für Blase-Instrumente.

Beethoven, L. v., grand Septetto O. 20, arrangé en Harmonie p. Flûte, petite Clarinette, 2 Clarin., 2 Cors 2 Bassons, Tromp. Serpent et Trompone par B. Crusell part. 1. 2. 3 Rthlr. 16 gr.
Meyer, C. H., Musique militaire pour Clarin. en Es, 2 Clarin. en B., Flûte, 2 Bassons et Serpent, 2 Cors, 2 Tromp. 3 Trompones, Tambour grand et *petit.* 2 Rthlr. 16 gr.
—— Tänze für Orchester, 23ste Samml. 1 Rthlr. 4 gr.
Walch, J. H., Pièces d'Harmonie pour Musique militaire Livr. 8ieme. 2 Rthlr. 20 gr.
—— Tänze für Orchester 8te Lieferung. 1 Rthlr. 8 gr.

Für Gesang

Spohr, L., Der Berggeist. Romantische Oper im Klavierauszuge. 6 Rthlr. 12 gr.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, *daß am 16ten* Oktober dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Original-Zeichnungen und lithographirter Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung sollen verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Kunsthandlungen zu erhalten.

München, den 8. August 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

W. E. A. von Schliebens

Atlas von Europa
nebst den Kolonien

für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und Besitzer des Conversations-Lexicons, in einer Folge von Charten und einem alphabetisch eingerichteten Texte.

Leipzig, bey G. J. Göschen.

Diese Sammlung von Spezialcharten kann zwar dem Schüler Vergnügen und Nutzen gewähren, aber sie ist eigentlich nicht für den Unterricht in Schulen bestimmt; weil die Charten zu viele Orte enthalten, und weil der Text zwar außerordentlich vollständig, aber kurz und tabellarisch zusammengedrängt ist. Das Unternehmen ist ferner nicht für den eigentlichen Geographen, welcher die Wissenschaft bereichern und berichtigen will. Bestimmt ist es 1)

Digitized by Google

für Personen, die Geschäfte und Gewerbe oft zur Geographie führen, z. B. für den Handelsstand und für diejenigen, denen die genaue Kenntniß der Lage eines Orts unentbehrlich ist; 2) für alle, die Theil an den merkwürdigen Begebenheiten unsers Welttheils nehmen, für Leser der Zeitungen, Reisebeschreibungen und Geschichtsbücher. Deshalb sind die Charten so speciell, und dennoch in Rücksicht ihrer Zahl so wohlfeil. Aber ihre Wohlfeilheit kann dann nur recht gewürdigt werden, wenn man bedenkt, daß sie alle nach den besten, neuesten und theuersten Charten jedes Landes verfertigt sind. Eine große Summe würden diese Charten demjenigen kosten, der sie sich im Original anschaffen wollte; denn die Englische kostet 42 Thlr. und die Französische 27 Thlr.

Um ein richtiges Bild von dem ganzen Lande und von der Verbindung seiner Provinzen, der Größe und Gränze zu geben, ist zu den zahlreichen einzelnen Spezialcharten, zu jedem Reiche auch eine Generalcharte gegeben.

Beym Gebrauch des Werks schlägt man im Alphabet des Textes den Ort auf, dessen Lage man kennen lernen will, und wird dort auf die Charte und Stelle gewiesen, wo man ihn finden wird.

Mehrere kritische Blätter haben den Charten in Verbindung mit dem Text das Lob gegeben: es sey ein gemeinnütziges Unternehmen, welches die wichtigsten geographischen, statistischen Gegenstände bequem nachweise, und eine leichte Uebersicht gewähre.

Erschienen sind bis jetzt:

das erste Heft, welches einen Theil des Königreichs Frankreich in 20 Spezialcharten und einer Generalcharte enthält. Ferner:

das zweyte Heft, welches den übrigen Theil von Frankreich und seine Kolonien in 13 Spezialcharten, nebst der Türkey in 5 Spezialcharten und 1 Generalcharte enthält. Dann:

das dritte Heft, welches die Schweiz oder die Helvetische Eidgenossenschaft in 9 Spezialcharten und 1 Generalcharte, das Königreich Portugal nebst seinen Kolonien in 6 Spezialcharten und 1 Generalcharte von Spanien und Portugal, auch 4 Charten von Spanien enthält.

Das vierte Heft, welches in 18 Charten das Königreich Spanien nebst seinen Kolonien liefert.

Das fünfte Heft wird zur Michaelismesse erscheinen, und Dänemark, Schweden, Norwegen und das Königreich der Niederlande enthalten.

Mit dem sechsten Hefte beginnt dann Deutschland, und wird dieß im Dezember erscheinen.

Die Pränumeration beträgt für jedes Heft von ungefähr 20 Charten, schwarz 18 gl., illuminirt 1 Thlr. 4 gl.

Wenn ein Heft erschienen ist, wird der Preis desselben erhöht. Die ersten 4 Hefte kosten jetzt schwarz 3 Thlr. 15 gl., illuminirt 5 Thlr. 8 gl.

Leipzig, im August 1826.

Von der in unserm Verlage erscheinenden

Allgemeinen historischen Taschenbibliothek

ist nun die 2te Lieferung ausgegeben worden und enthält in 10 gehefteten und mit geschmackvollen Umschlägen versehenen Bändchen:

Die Geschichte der Schweiz, bearbeitet vom Conrektor Baumgarten Crusius.

Die Gesch. Spaniens, bearbeitet von Belmont.
— — der Kreuzzüge, — — Prof. Heusinger.
— — d. vereinigten Niederl., Hofr. Dr. Philippi.

Die 1ste Lieferung enthält:

Die Gesch. Schottlands, bearbeitet v. V. A. Lindau.
— — Frankreichs, — — Prof. Herrmann.
— — Englands, — — Prof. Heusinger.
— — Nordamerika's — — Hofr. Dr. Philippi.

Pränumerations-Preis für jede Lieferung 2 Rthlr. 12 gr., zu welchen sie durch jede solide Buchhandlung Deutschlands zu beziehen sind.

Dresden, im Juli 1826.

C. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

Penelope.

Taschenbuch für das Jahr 1827.

Herausgegeben von Th. Hell.

16r Jahrgang. — Mit 9 Kupfern nach Näke, Ramberg, V. Schnorr, von L. Buchhorn, Fr. Stöber, Dav. Weiß etc.

Gewöhnliche Ausg. 3 fl.

Gute Ausg. mit ersten Kupferabdrücken in Marokin oder in vergoldeten Decken 4 fl. 30 kr.

Inhalt:

Gallerie aus Schillers Gedichten VII. — Thusnelda, zu Erklärung des Titelkupfers von H. Hase. — Die Kazianer von Katzenstein. Ein historisches Gemälde von W. Blumenhagen. — Die Christnacht v. E. Raupach. — Ueber den Spiegel v. A. Wendt. — Das Gewitter von G. Schilling. — Rettung in der höchsten Noth von G. Döring. — Die Ehe aus Dankbarkeit von Fr. Laun. — Der Morgen von Th. Hell. — Elegie von Grohmann.

Auch diesmal erscheint das stets mit so gütiger Theilnahme aufgenommene Taschenbuch auf eine Art ausgestattet, die ihm seither einen immer größeren Beyfall gewann. Die Mannigfaltigkeit und Gediegenheit der Mittheilungen, wie die Arbeiten der bravsten deutschen Künstler, und ein geschmackvolles Aeußere eignen es zu einem durchaus anständigen Toilettengeschenk, das in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Bey F. C. W. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerstäcker, Dr. C. F. W., Beysitzer der Juristen-Fakultät zu Leipzig, Entwurf eines vollständigen Cursus der gesammten praktischen Rechtswissenschaften, als Grundlage eines zweckmäßigeren Unterrichts über sie auf Universitäten, so wie der tüchtigeren Vorbereitung auf das Geschäftsleben, zugleich als Probe eines zukünftigen Handbuchs der gesammten praktischen Rechtswissenschaften. gr. 8. 10 gr.

Nicht nur jedem Studirenden der Rechte, sondern allen Juristen und Geschäftsmännern überhaupt dürfte eine Schrift willkommen seyn, deren Zweck es ist, einem langgefühlten Bedürfniß abzuhelfen, und deren Verfasser

dem Publikum durch seine Anweisung zur Verfassung der Vertheidigungsschriften, durch sein System der Gesetzpolitik und andere Schriften bekannt ist.

Neue Schriften für Chemiker, Aerzte und Gesundbrunnentrinker.

Dr. F. A. A. Struve,

über die

Nachbildung der natürlichen Heilquellen;

nebst praktischen Beobachtungen mehrerer Aerzte über die Wirksamkeit der in der Struve'schen Anstalt künstlich dargestellten Mineralwasser.

Zweytes Heft mit einem Kupfer.
brosch. 1 Thlr. 8 gr.

Das erste Heft erschien im Jahre 1824 und kostet 21 gr.

Beyde sind durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden und Leipzig, im August 1826.

Arnoldische Buchhandlung.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde so eben folgendes empfehlungswerthe Werk versendet:

Menschenwerth

in

Beyspielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben.

Der

Jugend zur lehrreichen Unterhaltung

dargestellt

von

A. H. Petiscus,

Professor.

500 Seiten in groß Oktav auf weißem Rosenpapier. Mit einem schönen Titelkupfer und Vignette, gezeichnet von L. Wolf, gestochen von Meyer jun. Sauber geheftet
1 Thlr. 16 gr.

Berlin, 1826. Verlag der Buchhandlung von
Carl Friedrich Amelang.

Daß Beyspiele auf ein jugendliches Gemüth tiefer einwirken, als Lehre, Rath und Warnung, ist anerkannt; daher aber der Nutzen solcher Jugendschriften erwiesen, in welchen dem heranwachsenden Geschlechte edle Gesinnungen und Thaten, wie anziehende Gemälde einer ausgesuchten Bildersammlung, zur Betrachtung und Nacheiferung aufgestellt werden.

Obige Schrift will ächten Menschenwerth in seiner ganzen Trefflichkeit der Jugend zeigen, und sie entflammen, ihn in sich auszubilden. Kein Stand, vom höchsten bis zum geringsten, kein Alter und kein wichtiges Lebensverhältniß ist übergangen; aus der Geschichte der denkwürdigsten und aus dem stillen Leben der einfachsten Menschen ist Paßliches und Nützliches, wie für die geringe Fassungskraft, so für den geübtern Verstand jugendlicher, und auch solcher Leser reichlich ausgewählt, welche sich gern mit hohen Charakteren und schönen Zügen edler Herzen in angenehmer Abwechslung bekannt machen. Für blühenden Styl und glückliche Darstellungsart bürgt der Name des Verfassers.

Anzeige,

besonders für die Besitzer von Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben 2c.

Napoleon

auf dem Bellerophon.

Nach dem Berichte des Capitains Maitland
aus
dem Englischen übersetzt und als Nachtrag zu dem Tagebuche des Grafen Las Cases herausgegeben
von
W. A. Lindau.

Mit einer Charte der Einfahrten des Hafens von Rochefort,

ist so eben bey der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen (gr. 8. brosch.) für 16 gr. zu bekommen.

Dieses Buch ist unstreitig ein höchst wichtiger Beytrag zur Zeitgeschichte, der nicht nur viele bereits bekannte Umstände durch glaubwürdiges Zeugniß bekräftiget, sondern auch viel Neues mittheilt und sich durch ruhige und unpartheiische Darstellung auszeichnet.

Von

Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben. Eine treue Uebersetzung des *Mémorial de St. Helene etc.* in 12 Theilen, gr. 8. brosch.

sind noch vollständige Exemplare zu 9 Thlr. 18 gr. und 4 Theile Nachträge zu 3 Thlr., so wie einzelne Bände zur Ergänzung, durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der

Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Neue Verlagsbücher von Ed. Anton in Halle:

Erkenntniß wider die Mitglieder des sogenannten Jünglingsbundes, auf den Grund der zu Köpenick stattgefundenen Untersuchungen und der hierüber verhandelten Akten, gesprochen von dem Königl. Oberlandes-Gericht zu Breslau. Mit ausdrücklicher Erlaubniß des K. h. Ministerii verlegt. gr. 8. geheftet. 8 ggr. oder 10 sgr.

Man findet in diesen Aktenstücken ausführlich, was die Zeitungen nur theilweise lieferten. Der Verleger glaubt darum das Publikum mit Recht darauf aufmerksam machen zu dürfen.

Nidda, Krug v., Lokalumrisse kleiner Reisen. 2 Thle. 8. 2 Rthlr.

Der erste Theil, der bereits im vorigen Jahr erschien, fand so großen Beyfall, daß sich der Herr Verfasser entschloß, einen zweyten folgen zu lassen.

Digitized by Google

Nro. 34.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1826 ist erschienen:

Kunst und Alterthum von Goethe. V. Bandes 3s Heft. Preis 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

Charos, Neugriechisch. Charos, Zeichnung von Leybold. Einzelnes. Bildende Kunst. Homer nach Antiken von Tischbein. Museum Worsleyanum. Marchese Forcella, Neapel. Osterwald Sicilien, Gerv. Pompeji. Vogel, Pillnitz. Bildergallerie, Wien. Shakespeare als Theaterdichter. Platens Jon. Collection des Portraits historiques de M. le Baron Gerard. I et II Livraison, Paris 1826. Joseph Haydns Schöpfung. Brasilianische Liedchen. Oeuvres dramatiques de Goethe IV. Vol. Paris. Vorhalle des Doms zu Köln. Steindruck zu München, Stuttgart. Goethes Recensionen 1772 und 1773. Notice sur la vie et les Ouvrages de Goethe par Albert Stapfer. Kurze Anzeigen. Vinzenzo Monti, Sulla Mitologia. Carlo Tedaldi Fores, Meditazioni Poetiche. Graf Raczinsky malerische Reise. Bröndsted, Reisen in Griechenland. Schloßer, universal-historische Uebersicht. Meyers Tabelle zur Kunstgeschichte. Weber, die elegischen Dichter der Hellenen. Carl Zell, Ferien-Schriften. Raumer, geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Ankündigungen. Serbische Lieder, übersezt von Talvi, 2r Theil. Lettische Lieder von Rheja. Fritjof aus dem Schwedischen, durch Amalie von Helvig. Altgriechische Räthsel.

Neue schöngeistige Schriften.

Homers Heldengesänge, übersezt von K. G. Neumann. Zwey Bände. Ilias und Odyssea. gr. 8. Velinpapier 4 Thlr. 12 gr.

G. Schilling, die Geschwister. 2 Thle. 2 Thlr. 4 gr.

— — Gebilde (kleine Erzählungen). 1 Thlr. 9 gr. Auch unter dem Titel: Sämmtliche Schriften von G. Schilling. Zweyte Sammlung. 38r bis 40r Bd. (Alle 40 Bände 40 Thlr., und in der Vorausbezahlung 32 Thlr. — Erste Sammlung 50 Bände, statt 50 Thlr. herabgesezt 33 Thlr.)

A. v. Tromlitz, historisch romantische Erzählungen. Zweyter Band. 1 Thlr.

Fr. Laun, historisch-romantische Gemälde. Erster und zweyter Band: Das Verhängniß. 2 Thle. 1 Thlr. 16 gr.

H. Clauren, der Wollmarkt. Lustspiel in 4 Aufzügen. 8. Velinp. 1 Thlr.

sind so eben erschienen bey der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig, und in allen andern namhaften Buchhandlungen zu bekommen.

Bey L. Oehmigke in Berlin ist so eben erschienen:

Meler, H., Emma von Hohenhausen oder die Bestimmungen. 8. 18 gr.

Ein aus der Feder eines geistreichen Schriftstellers geflossener, sehr anziehender Roman, welcher allen Leihbibliotheken ganz besonders zu empfehlen ist.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der

vollständige Haushalt

mit seinen Vortheilen, Hülfsmitteln und Kenntnissen, und vielen entdeckten Geheimnissen für Hauswirthe und Hauswirthinnen

von

Carl Friedrich Schmidt.

2te wohlfeile Ausgabe.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer.

Preis gebunden 20 Gr.

Es ist kein gewöhnliches Kunst-, Wunder- und Receptenbuch, — es ist der Geheimnißkrämerey entgegen; es ist nicht aufs Gerathewohl zusammengetragen, sondern es ist, obwohl nicht unnatürlich ängstlich, geordnet, und überall denkenden Lesern bestimmt, die sich nicht von jeder Marktschreierey bethören lassen. — Nur durch strenge Auswahl ist es nicht bogenreicher und mithin so höchst wohlfeil geworden. Daß es für Jedermann höchst verständlich und klar ist, versteht sich von selbst.

Der Verfasser ist übrigens durch seinen vollständigen und gründlichen Gartenunterricht, oder Anweisung für den Obst-, Küchen- und Blumengarten u. s. w., von welchem die 9te Auflage erschienen, dessen Preis gebunden 1 Thlr. 4 gr. ist, hinlänglich bekannt.

Für Reisende

ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Merkwürdigkeiten

Dresdens und der Umgegend.

Ein Taschenbuch für Fremde, nach W. A. Lindau's Werke: „Dresden und die Umgegend" bearbeitet und mit einer neuen Beschreibung der wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen vermehrt.

Nebst einem neuen Plane der Stadt. 1826.

12. Velinpap. geb. 16 gr.

Dresden und Leipzig, im August 1826.

Arnoldische Buchhandlung.

Durch die günstige Aufnahme, welche der in meinem Verlage erscheinenden Uebersetzung von

Irving's und Cooper's sämmtlichen Werken

zu Theil ward, hat sich bereits die erste Auflage der Ausgabe auf Druckpapier vergriffen, und ist eine neue davon unter der Presse, welches wohl geeignet seyn mag, die vor-

lauten Bemerkungen über diese Ausgaben am bündigsten zu widerlegen. — Ich werde dafür besorgt seyn, daß die neue Auflage der ersten Bändchen baldigst erscheine, ohne daß hierdurch die folgenden eine Unterbrechung erleiden. — Bis zur Vollendung der neuen Auflage bleibt der Subscriptionspreis von 2 ggr. oder 9 kr. auf Druckpap., und 4 ggr. oder 15 kr. auf Velinpap. p. Bändchen noch offen. — Die Ausgabe auf Velinpapier ist noch zu haben. —

Das vierte Bändchen von Irvings Skizzenbuch, und das vierte Bändchen von Cooper's Spion sind an sämmtliche Handlungen versandt.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Kleineres Conversations-Lexicon,

oder

Hülfswörterbuch für diejenigen, welche über die beym Lesen sowohl als in mündlichen Unterhaltungen vorkommenden, mannigfachen Gegenstände unterrichtet seyn wollen.

4 Theile. gr. 8.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer.

Preis gebunden 4 Rthlr.

Die Brauchbarkeit eines Wörterbuchs, das mit zweckmäßiger Gedrängtheit und Kürze zugleich die möglichste Reichhaltigkeit verbindend, so Vielen, welche über die mannigfachen Gegenstände der Wissenschaften, des Handels, der Künste und Gewerbe, die es umfaßt, unterrichtet seyn wollen, sich gewiß vortheilhaft empfohlen hat, macht es dem Verleger zur Pflicht, das Publikum auf dasselbe aufs neue aufmerksam zu machen. Ohne lange gelehrte Disputationen, ohne weitläufige ästhetische Abhandlungen, welche den Ungelehrten, der nur eine kurze Belehrung sucht, eben so wenig als den Gelehrten, welcher die Quellen selbst angeben kann, befriedigt, ist nur kurze Andeutung über alle gemeinnützige Gegenstände des menschlichen Wissens für diejenigen, welche in der Geschwindigkeit Belehrung, Nachweisung oder Zurückrufen ins Gedächtniß über die sie interessirenden Dinge wünschen, der Hauptzweck jenes Werkes, das sich durch reinen, für die Augen des Lesers sehr vortheilhaften Druck, Güte des Papiers und möglichste Wohlfeilheit des Preises empfiehlt, indem es der Verleger — um es dem Liebhaber desto bequemer zu machen — gleich gebunden um denselben Preis, als es vorher roh kostete, — hiermit anbietet.

Taschenbuch

zum

geselligen Vergnügen,

die Jahrgänge 1791 bis 1826.

Leipzig, bey Joh. Fr. Gleditsch,

sind von jetzt an, zu einem auf das alleräußerste herabgesetzten Preise, bey dem seitherigen Verleger, so wie durch alle Buchhandlungen zu haben.

Ganz vollständige Exemplare, 36 Jahrgänge, deren nur wenige vorhanden sind, mit ungefähr 370 Kupfern, ganz neu und in einem übereinstimmenden Einband gebunden, kosten ungetrennt 24 Thlr.

Einzeln geb.	1791—1800	jed. Jahrg.	6 gr.
	1801—1820	" "	8 "
Neue Folge	1821—1826	" "	12 "

Die Namen der Herren Herausgeber dieser kleinen inhaltreichen Bibliothek (W. G. Becker, Fr. Kind, A. Wendt u. F. Philippi), so wie die große Anzahl der Erzählungen, Novellen, Aufsätze, Gedichte, Räthsel, Charaden, von den vorzüglichsten ältern und neuern deutschen Dichtern und Prosaisten, (J. B. Claudius, Gotter, Heinse, Hölty, Jünger, Pestalozzi, Schiller, Schmidt, Voß, Pfeffel, A. W. Schlegel, Weiße, Mahlmann, Tiedge, Starke, Salis, Ramler, Thümmel, Klopstock, Rochlitz, Gleim, Elise von der Recke, Arthur v. Nordstern, Louise Brachmann, Krug von Nidda, Theod. Hell, Schmidt von Lübeck, Charlotte von Ahlefeld, Streckfuß, Prätzel, Fouqué, Laun, v. Houwald, Tiek, Contessa, H. Clauren, Sophie Mai u. a. mehr); die vielen historischen und landschaftlichen Kupfer, nach den seltensten Originalen und den Zeichnungen der ersten Künstler von den vorzüglichsten Kupferstechern, gewähren eine Unterhaltung, wie wenig ähnliche Bücher in einem kleinen Raum und für so billigen Preis zu gewähren vermögen. Von einigen ältern Jahrgängen ist der Vorrath geringe und dürfte daher leicht erschöpft werden.

Nachfolgende belletristische Schriften, welche mit der Erscheinung dieses Taschenbuches stets in Verbindung standen, sind ebenfalls für folgende äußerst erniedrigte Preise zu haben:

Erholungen, von W. G. Becker herausgegeben, vom Jahre 1796—1811. 60 Bdchen sonst 1 Thlr., jetzt (so weit der Vorrath reicht, indem viele Bändchen vergriffen sind, das einzelne Bändchen) à 6 gr.

Guirlanden, herausgeg. v. W. G. Becker, 4 Theile mit Kupfern, sonst 6 Thlr., jetzt 2 Thlr.

Abendstunden, der geselligen Unterhaltung gewidmet. 3 Theile, mit vielen Kupfern und Vignetten. geb. sonst 4 Thlr. 16 gr., jetzt 2 Thlr. 6 gr.

Dasselbe ohne Kupfer, sonst 2 Thlr. 6 gr., jetzt 1 Thlr.

Wohlfeile Taschenausgabe.

Es sind nun vollständig erschienen, und noch im wohlfeilen Subscriptionspreis in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben:

H. Zschokke's ausgewählte Schriften, 28 Theile in Taschenformat, auf schönem weißen Druckpap. à 20 fl. od. 13 Thlr. 8 gr. sächs. od. 15 Thlr. 28 sgr. preuß.

Die Ausgabe auf halbweißem Druckpapier ist bereits gänzlich vergriffen. Eine ausführliche Anzeige nebst den äußerst günstigen Rezensionen über diese interessante Sammlung ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Es ist nun ferner auch ein besonderer Abdruck von dem neuesten Werk des beliebten Schriftstellers erschienen:

Addrich im Moos, von H. Zschokke. 2 Theile, geheftet à 2 fl. 15 kr. oder 1 Thlr. 12 gr. sächs. oder 1 Thlr. 21 sgr. preuß.

Auch führt es den Sammlungstitel: Bilder aus der Schweiz, 4r und 5r Theil. — Wir überlassen dem gebildeten Leser die Entscheidung des Urtheils, das ein Rezensent aussprach: „daß die Hand, welche diese Bilder schuf, so glücklich gewesen, wie Walter Scott im Besten, was er schrieb."

Auch ist in demselben Verlag des Endsunterzeichneten erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichtliche Darstellung und Prüfung der über die denunzirte Ermordung Herrn Schultheiß Keller sel. verführten Kriminalprocedur, von H. Escher. gr. 8. à 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr. sächs. oder 1 Thlr. 16 gr. preuß.

Ferner sind in einer besondern Schrift, welche gewissermaßen als zweyte Abtheilung der obigen zu betrachten ist, die merkwürdigsten Verhöre enthalten, betitelt:

Urkundliche Belege zu der geschichtlichen Darstellung und Prüfung dieser verführten Kriminalprocedur, gesammelt von H. Escher. gr. 8. à 1 fl. 15 kr. od. 20 gr. sächs. od. 25 sgr. preuß.

Bey der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche nicht nur in der Eidsgenossenschaft, sondern auch im Ausland diese wichtige Untersuchungssache auf sich gezogen hat, wird man beyde Schriften, durch welche nun die Ergebnisse ans helle Tageslicht treten, mit besonderm Interesse lesen, und sie werden hauptsächlich für jeden Rechtskundigen eine nicht unwichtige Erscheinung seyn.

Zugleich verbinde ich hiermit die vorläufige Anzeige, daß die zwölfte Auflage in ganz großer Druckschrift, selbst für die schwächsten Augen lesbar, und wie noch keine Ausgabe erschienen ist, sich von folgendem allgemein geschätzten Werk unter der Presse befindet:

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung, acht Bände in durchgehenden und nicht gespaltenen Zeilen. gr. 8. Zwölfte vollständige Originalausgabe. Auf ordinärem Pap. à 8 fl. 15 kr. — 5 Thlr. 12 gr. sächs. od. 6 Thlr. 15 sgr. preuß. Auf weißem Pap. à 11 fl. — 7 Thlr. 8 gr. sächs. od. 8 Thlr. 22 sgr. pr. Auf Schreibpap. à 16 fl. 30 kr. — 11 Thlr. sächs. od. 13 Thlr. 6 sgr. preuß.

Die zwey ersten Bände erscheinen bis Ende Oktober, und es können vorläufig in allen Buchhandlungen darauf Bestellungen gemacht werden, wo auch die verschiedenen Probeabdrücke einzusehen sind.

Auch in Betreff der über dieses Werk von einigen katholischen Priestern erschienenen Verunglimpfungen ist folgende von einem ausgezeichneten Gottesgelehrten verfaßte Schrift als kräftige Widerlegung erschienen:

Die Anklagen der Stunden der Andacht, geprüft und gewürdigt von einem Freunde ihres Verfassers. gr. 8. à 15 kr. — 4 gr. sächs. — 5 sgr. preuß.

welche ebenfalls in allen Buchhandlungen vorräthig zu haben ist, so wie bey dem Verleger obiger Werke,

H. R. Sauerländer in Aarau.

Anzeige

für Autoren, Uebersetzer, Buch-, Musikalien- und Kunsthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographische Zeitung;

oder

wöchentliches, vollständiges Verzeichniß aller in Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien herauskommenden neuen Bücher, Musikalien, Charten und Kunstsachen.

Von diesem Verzeichniß erscheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwey Bogen in Imperialoktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Register, das eine nach den Wissenschaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement ist halbjährig 3 Thaler sächs. Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutschland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erscheint die allgemeine bibliographische Zeitung unter dem besondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographisches Institut in Gotha.

Die Redaktion hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beyfalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bey angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammtliteratur unsers Erdballs gestalten würde.

Neue Unterrichtbücher.

Fischer, G. A. (Prof.), Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Zahlenrechnung. Für Geschäftsmänner und Jünglinge, die im Militär- und Civilfache sich dazu bilden wollen. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

W. Richter, die Grundlehren der Geometrie und Arithmetik, für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit 65

Digitized by Google

eingedruckten geometrischen Figuren. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.
sind so eben bey der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Willkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Neuigkeiten der Buch- und Musikhandlung von Fr. Laue in Berlin, welche so eben an alle Buchhandlungen versendet sind:

Berger, Ludwig, (von Berlin) 3 Märsche oe. 21 Partit. Pr. 1 Rthlr.
—— dieselben à 4ms. (oe. 21) Pr. 16 gr.
—— dieselben p. Pfte. (oe. 21) Pr. 10 gr.
—— 3 marches p. Pfte. oe. 16. Pr. 8 gr.
Czerny, C., impromptu brillant à 4ms. oe. 116. Preis 1 Rthlr. 4 gr.
Gabrielski fantaisies p. la flûte. oe. 82 et 83, à 10 gr. et à 6 gr.
Grenlich, W., nouvelles Contredanses à 10 gr.
Haydn 3 quatuors. oe. 64. arr. à 4ms. par J. P. Schmidt Nr. 1 à 22 gr., Nr. 2 à 1 Rthlr.
Mozart. Zauberflöte arr. à 4ms. par C. F. Ebers. 1r Akt. 2 Rthlr. 16 gr.
—— Gm. Quart. arr. à 4ms. p. Succo à 1 Rthlr. 8 gr.
Neithardt, A., 3 Märsche für Inf. oe. 58 Partit. à 1 Rthlr.
—— dieselben à 4ms. (oe. 58) 10 gr.
Schmitt, A., Rhapsodien für Uebungen f. d. Pfte. oe. 62. 2 Hfte. à 1 Rthlr. 6 gr.
Souvenirs agréables des opera favoris en forme de Divertissements p. le Pfte. Nr. 1—6 à 6 et 4 gr.

Bey F. C. W. Vogel in Leipzig ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerstäcker, Dr. C. F. W., Beysitzer der Juristen-Fakultät zu Leipzig, Entwurf eines vollständigen Cursus der gesammten praktischen Rechtswissenschaften, als Grundlage eines zweckmäßigeren Unterrichts über sie auf Universitäten, so wie der tüchtigeren Vorbereitung auf das Geschäftsleben, zugleich als Probe eines zukünftigen Handbuchs der gesammten praktischen Rechtswissenschaften. gr. 8. 10 gr.

Nicht nur jedem Studirenden der Rechte, sondern allen Juristen und Geschäftsmännern überhaupt dürfte eine Schrift willkommen seyn, deren Zweck es ist, einem langgefühlten Bedürfniß abzuhelfen, und deren Verfasser dem Publikum durch seine Anweisung zur Verfassung der Vertheidigungsschriften, durch sein System der Gesetzpolitik und andere Schriften bekannt ist.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 16ten Oktober dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Original-Zeichnungen und lithographirter Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung sollen verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Kunsthandlungen zu erhalten.

München, den 8. August 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Bey J. J. Bohne in Cassel ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Doering, G., Alpenblumen. Sommer-Almanach für 1826. 8. brosch. Cassel. Pr. 1 Rthlr. 10 gr.

Digitized by Google

Nro. 35.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

To be published in weekly numbers royal 8vo.

THE
BRITISH CHRONICLE;
CONTAINING:

I. Reviews and Analysis of all new, interesting and important productions of British Literature. Partly original, but moltsy compiled from the Quarterly Review — Edinburgh Review — Monthly Magazine — New Monthly Magazine — London literary Gazette — Universal Review — Westminster Review — News of Literature — Blackwood's Magazine — Farmers Magazine — Loudon's Gardeners Magazine — Oriental Herald — Gentleman's Magazine — European Magazine — Monthly Censor — New Edinburgh Magazine — Colonial Journal — London Magazine — British Critic — Sommersethouse Gazette etc. etc. etc.

II. Interesting Extracts from the London and Country Newspapers and Pamphlets on all important Questions of the Day.

III. State of the British Markets. — Annual Parliamentary Accounts of the Trade and Navigation of Great-Britain, Ireland and the Colonies.

IV. Original Communications on British Interests, Commerce, Industry, History, Biography, Topography etc., on Men and Manners; on Inventions and Improvements in the technical Departement etc.

Jetzt, wo die Bekanntschaft mit der englischen Sprache in Deutschland nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, sondern bey jedem Gebildeten gesucht wird, ist es an der Zeit, ihren Freunden und denen der englischen Literatur ein wohlfeiles und zugleich genügendes Mittel in die Hand zu geben, die neuesten Fortschritte der leztern zu verfolgen und sich mit allen ihren interessanteren Erscheinungen vertraut zu machen. — The British Chronicle soll das Lesen aller andern englischen kritischen Zeitschriften entbehrlich machen und für eine ganz unbedeutende Ausgabe, unverstümmelt und in der Ursprache, den Kern alles dessen wiedergeben, das sich zu verschaffen man bisher, bey der Theurung engl. Journale, jährlich eine mehr als hundertfache Summe bedurfte. Auch wird man da, wo die engl. Zeitschriften auf dem langsamen Wege des Buchhandels bezogen werden, ihre wichtigsten Artikel im „British Chronicle" immer weit eher zu lesen bekommen, als die Originale selbst, weil wir diese, sogleich nach ihrem Erscheinen, durch die Briefpost zugesendet erhalten.

The British Chronicle erscheint in wöchentlichen Heften, im größten Octav, schön und deutlich auf englisches Velin gedruckt. Den Preis stellen wir für die ersten 400 Abbonnenten halbjährig auf nur 2 Thaler sächsisch; für spätere Theilnehmer erhöht er sich aber auf das Doppelte. — Die Erscheinung beginnt, sobald sich die ersten 400 Theilnehmer bey uns angemeldet haben. Alle, welche die baldige Förderung dieses Unternehmens wünschen, bitten wir deßhalb, mit ihren Bestellungen — entweder direkt bey uns — oder bey irgend einer Postbehörde, Buchhandlung oder Zeitungsexpedition nicht zu zögern.

Gotha, Ende August 1826.
Bibliographisches Institut.

Verzeichniß der bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig, in den Jahren 1825 und 1826, neu erschienenen Bücher und Fortsetzungen, welche in allen Buchhandlungen für beygesetzte Preise zu haben sind, oder in diesem Jahre beendigt werden.

Ausfeld, J. C., Basis des Ganzen der Zeichenkunst. Ein praktisches Zeichenbuch zur Uebung des Verstandes, Bildung des Geschmacks und Veredlung des Herzens. Erste Abthl. Formforschung, in 3 Heften, mit 49 Platten in Folio, cart. 6 Thlr. 8 gr.

Bergmann, A., kleine Vorschriften in allen lebenden Sprachen, ein allgemein nützliches Taschen-Etui der Schönschreibekunst. kl. 8. Neue Aufl. 18 gr.

Dessen deutsche Fraktur, current und lateinische Vorschriften für Schulen und häuslichen Unterricht. Neue Aufl. 4 Hefte mit 72 Platten. 2 Thlr. 8 gr.

Bibel, besondrer Abdruck aus dem 10ten Theil der allgemeinen Encyclopädie der Künste und Wissenschaften, aller auf dieses Werk Bezug habenden Artikel, (verfaßt v. W. Gesenius, H. A. Niemeyer und De Wette.) gr. 8. 1 Thlr.

Donnerkeil, in die Zeit geschmettert von Omicron. 8. geh. 16 gr.

Encyclopädie, allgemeine, der Künste und Wissenschaften. Erste Section A—G, herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. gr. 4. 15r Theil mit Kupfern u. Charten. Der 16te ist unter der Presse. Eben so:

Desselben Werkes zweyte Section H—N, herausgeg. von G. Hassel und W. Müller. gr. 4. 1r Theil m. Kupf. und Charten. (Ha—Haz.)

Von dieser wichtigen Unternehmung kann man in allen Buchhandlungen Ankündigungen erhalten; jeder Theil kostet im Pränumerationspreise 3 Thlr. 20 gr. Velinpap. 5 Thlr.

Feßler, Dr. J. A., die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. gr. 8. Zehn Thle. (567 Druckbogen).

Mit dem 10ten Theil ist das Werk geschlossen. Auf unbestimmte Zeit gilt noch der Pränumerationspreis für die Ausgaben auf weiß Druckpap., mit Portrait u. Charten 34 Thlr. 12 gr., ordin. Druckpap., ohne Portrait 22 Thlr. 12 gr. Auf Schweizer Velinpap. sind nur noch einige Exempl. à 66 Thlr. zu haben.

Gallerie zu Walter Scotts Werken. 1ste u. 2te Lieferung. 16 Blatt in 8. (Erste Abdrücke 4 Thlr. 8 gr.) 3 Thlr.

Guts Muths, J. C. F., Hand- und Lehrbuch der neuesten Erdbeschreibung. 2 Bände, in 4 Abtheilungen. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 5 Thlr. 12 gr.

—— Abriß der Erdbeschreibung; Auszug aus dem Vorigen. 2te verbesserte Aufl. 16 gr.

*Hübner, J., Zeitungs- und Conversationslexicon. 31ste Aufl. von F. A. Rüder. 3 Thle. gr. 8. mit 150 Bild-

nissen. Bis zur Erscheinung des 3ten Theils bleibt der Pränum.-Preis 6 Thlr. 8 gr.

*Kayser, C. G., Bücherkunde oder Handlexicon aller seit 1750—1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe der Formate, der Verleger und der Preise. Mit einem Vorwort über literar. Waarenkunde, v. F. A. Ebert, königl. s. Hofrathe. 2 Bde. gr. 8. (Der 2te unter der Presse.) Prän.-Preis 5 Thlr. 12 gr.

*Lexicon novum manuale, graeco latinum et latinum graecum. Primum a Benj. Hederico institutum post Sam. Patricii, J. A. Ernestii, C. C. Wendleri, T. Morelli, P. H. Larcheri, F. J. Bastii, C. J. B. Bloomfieldii, curas denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus Pinzger recognoscente Franco Passovio. Lex. Hedericiani. Ed. quinta. Subscript.-Preis 6 Thlr. 16 gr. fein Papier 8 Thlr.

Die verzögerte Erscheinung des Schlusses ist zwar zunächst einer hartnäckigen Krankheit des Herrn Dr. Pinzger, nicht weniger aber auch der sehr sorgfältigen Bearbeitung der beyden Herren Herausgeber beyzumessen; auch wird die Bogenzahl beträchtlich stärker.

Lykurgos Rede wieder Leokrates. Einleitung, Urschrift, Uebers. u. Anmerk., größtentheils krit. Inhalts, von G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Lycurgi Oratio in Leokratem, ad optim. libr. fidem recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Editio scholarum potissimum usibus accomodata. 8maj. 8 gr.

Meckel, J. F, Tabulae anatomico-pathologicae modos omne quibus partim corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes. Fasc. IV. Herniae cum Tab. aen. VIII. Folio. (alle 4 Fasc. 27 Thlr.) 8 Thlr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft; herausgeg. von J. G. Koppe, Fr. Schmalz, G. Schweitzer und Fr. Teichmann. 3 Thle, mit illum. und schw. Kupfern. gr. 8. 4 Thlr. 12 gr.

Natters, J., Predigten über die heil. Geschichte der Leiden, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. 2te verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Ritter, die, von Festenberg. Eine Geschichte aus den Zeiten des heimlichen Gerichts und der Ritterbunde. 2te verb. Aufl. 8. 16 gr.

Philippi, F., Analecta graeca minora, system. griechische Schulbibliothek der Dichter und Prosaisten der alten Hellas, mit grammatischen und sacherklärenden Anmerkungen und vollständig griechisch-deutschem Wörterbuche. Erste Abtheilung. Die epischen, didaktischen, lyrischen, dramat. bukolischen und epigram. Dichter enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

—— dramaturgische Brandraketen des Dresdner Merkur, ein Feuerwerk für Bühnenfreunde. 1s, 2s Heft. (Letzteres erscheint noch) à 21 gr.

Puttlitz, Freiherr v., System der Staatswirthschaft. 8. 1 Thlr.

Schaaff, L., die evangelischen Brüdergemeinen, geschichtlich dargestellt. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Schmalz, Friedr., Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1 Thlr.

Dessen Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. 6r Theil. Enthält: Beyträge zur Beantwortung der Frage: Was hat der Landwirth alles zu thun um bey den niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können? 8. (Alle 6 Theile kosten 6 Thlr. 14 gr.) 20 gr.

*Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Neue Folge 1821—1826. Sechs Jahrgänge. Wohlfeilere Ausgabe. 3 Thlr.

Ganz vollständige Exemplare, 36 Jahrgänge, mit 370 Kupfern, neu, elegant gebunden, mit Goldschnitt, kosten 24 Thlr.

Tietze, Sollen und Wollen. 3 Vorlesungen. 8. 16 gr.

Wichmann, B. v., chronologische Uebersicht der russischen Geschichte, von der Geburt Peter des Großen bis auf die neuesten Zeiten. 2r Theil. Nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben von Dr. H. J. Eisenbach. 4. (Beyde Theile kosten 6 Thlr.) 3 Thlr. 12 gr.

Von denjenigen Werken, welche mit einem * bezeichnet, sind ausführliche Anzeigen bey dem Verleger, so wie in allen Buchhandlungen, zu erlangen. —

Bey Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Ganze der Erziehung und des Unterrichts,

für

Eltern, Erzieher und Schulmänner.

Nach A. H. Niemeyers Grundsätzen bearbeitet von F. Stiller, 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 8 ggr. 1826.

Der Recens. in der Leipz. Liter.Zeitung Nr. 79 sagt: Der Verfasser schließt sich den bewährten Grundsätzen Niemeyers an. Allein er ist kein sclavischer Nachbeter, sondern zeigt überall eigne Forschung und Erfahrung. Ueberall im ganzen Werke spricht sich ein edles Gemüth, ein reiner Sinn ohne Uebertreibung in *ruhiger Wärme* und Klarheit aus. Er streitet *weder für die rüstigen* Turner, noch für die kopfhängerischen Beter. Seine Vorschläge sind durchdacht und ausführbar, seine Winke belehrend, seine Widerlegungen fremder Meinungen stets human und treffend. Nicht minder ist die Sprache durchgehends plan und edel. Deshalb eignet sich auch sein Buch für Eltern zur Lektüre, und wir tragen kein Bedenken, es ihnen recht sehr zu empfehlen. — Einer weitern Empfehlung als dieser unpartheiischen Beurtheilung bedarf es wohl nicht, um auf ein so treffliches Werk Eltern, Erzieher und Schulmänner aufmerksam zu machen.

Um zwey Nachdrücken, womit man uns bedroht, entgegen zu treten, werden wir eine neue Ausgabe von

Tiedge's poetischen Werken

in 7 Bändchen,

wie die wohlfeilen Taschenformat-Ausgaben von Wielands, Klopstocks und Schillers Werken im Aeußern ausgestattet, zu dem Preise von 2 Thalern preuß. Cour. oder 3 fl. 36 kr. rheinisch, erscheinen lassen. Nähere Anzeigen sind durch alle soliden Buchhandlungen zu haben.

Halle, im Julius 1826.

Renger'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Durch alle solide Buch- und Kunsthandlungen sind folgende neue Verlagswerke von J. Engelmann in Heidelberg zu beziehen. Im Mai 1826.

Collection of the classic English historians. Vol. IV. Illustrations, historical and critical, of the Life of Lorenzo de' Medici called the Magnificent; with an Appendix of original and other documents. By Will. Roscoe. With Cuts. 2 fl. 42 kr. od. 1 Thlr. 18 gr. Geglättet Velin, cartonnirt, 3 fl. 48 kr. oder 2 Thlr. 12 gr.

Nouveau Manuel du Voyageur, or the traveller's Pocket companion; containing copious and familiar conversations in English, German, French and Italian; together with a complette vocabulary; tables of the relative value of French, English, German and Italian coins; models of letters, notes etc. etc. New edition, published upon the work of M. Boldoni, Secretary Interpreter to the Court of Cassation, Professor of the Athénée of Paris etc. 3 fl. oder 2 Thlr.

Six Views of Heidelberg and its Castle, drawn and engraved by Prof. Roux, together with a short text by A. Schreiber. To which is added the Tale of the Wolfs-Well by Amalia of Helwig. Translated by the Revd. P. Will, late Minister of Curaçao etc 4. geb. 5 fl. od. 3 Thlr. 8 gr.

Auswahl von zwölf der schönsten Ansichten des Rheins. Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann und Xeller, und gestochen von Kunz, Schnell und Seyffer. Mit einem kurzen Texte. 12 fl. oder 7 Thlr. 12 gr. Colorirt 33 fl. oder 20 Thlr. 16 gr.

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebirge. In 72 Blättern. Gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Roux und Xeller, und gestochen von Geissler, Hegy, Kunz, Roux, Schilbach und Schnell. Mit einem erläuternden Texte. Gross Querfolio. In gestochenem allegorischem Umschlage — den Rhein und Neckar darstellend — gezeichnet von Xeller, gestochen von Hess. Gebunden. Pränumerations-Preis bis zum 1. Januar 1827:

1. Die Ausg. vor der Schrift 54 fl. od. 33 Thlr. 18 gr. 2. Die Ausgabe mit der Schrift 36 fl. oder 22 Thlr. 13 gr. — 3. Letztere Ausgabe, sehr schön colorirt, 100 fl. od. 62 Thlr. 12 gr. Spätere Ladenpreise: Für die Ausgabe Nro. 1. 77 fl. oder 48 Thlr. Nro. 2. 44 fl. oder 37 Thlr. 12 gr. Nro. 3. 135 fl. oder 84 Thlr. 12 gr.

Bey A. Wienbrack in Leipzig ist so eben herausgekommen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Brambletye-House und der schwarze Geist. Romantische Darstellung aus den Zeiten Cromwell's von Horaz Smith. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt von C. A. Michaelis. 4 Theile in 8. Preis 4 Rthlr.

Walter Scott erkennt, besage der Vorrede zu seinem Woodstock, in dem Verf. dieses Werks einen würdigen Nebenbuhler, dem er nach seiner Bescheidenheit einen Platz noch über sich einräumt. Der reichhaltigen Geschichte des loyalen Sir John und seines Sohnes Jocelyn dient die Periode Cromwells und Karls II. zur Grundlage, um ein lebenvolles, höchst anziehendes, auf geschichtlichen Quellen beruhendes Gemälde zu liefern, in welchen sich feine Menschenkenntniß, glücklicher Humor und inniges Gefühl zu den interessantesten Charakterschilderungen und frappantesten Situationen verbindet.

Neue Musikalien,

welche im Verlag von B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Auber aus dem Maurer. Romanze „Hier soll ich sie sehen" mit Pfte. oder Guit. Begl. 16 kr.
—— Ebenso Arie: „Ach zitternd sehe ich unserer Ehe entgegen. 36 kr.
—— Ebenso Arie: „Gott wie schlägt dies Herz. 36 kr.
—— Ebenso Duett: „Ha! sie gehen. 16 kr.
—— Ebenso Duett: „Immerzu ohne Ruh. 1 fl.
Beck, 12 Lieder für 3 Kinderstimmen, 5te Sammlung. 48 kr.
Beethoven, Sinfonie mit Schlusschor über Schillers Ode an die Freude für grosses Orchester, 4 Solo und 4 Chorstimmen. Partitur op. 125, noch zum Subscriptionspreis. 10 fl.
—— Dieselbe in Stimmen noch Subscript.-Pr. 11 fl. 36 kr.
—— Quartett op. 127 für Pfte à 4 mains, von Hummel arr. 3 fl. 36 kr.
Boieldieu, Auswahl von Arien aus „La dame blanche," für Pfte. allein arr. 1 fl. 30 kr.
—— Dieselbe für 2 Flöten arr. 2 fl.
—— Ouvert. daraus für Pfte., Violine et Violoncello ad libit. arr. 1 fl. 12 kr.
—— Dieselbe für 2 Flöten. 36 kr.
—— Dieselbe für 2 Clarinetten. 36 kr.
—— Dieselbe f. Guit. und Violine. 48 kr.
—— Cavatine daraus mit Pfte.Begleitung: „Nun lass sehen. 32 kr.
—— Duett — „Spinne arme Margarethe. 16 kr.
—— — m. Pfte. od. Harfe: „Mit Dank erkennend. 16 kr.
—— Ballade — — „Ach welche Lust Soldat zu seyn. 48 kr.
—— — — — „Betrachtet jenes Schlosses Zinnen." 16 kr.
—— Duett — — „Dieses Gut gehört dem Grafen." 48 kr.
—— Dasselbe mit Guit.Begl. 36 kr.
—— Arie — — „Welche Lust Soldat zu seyn." 24 kr.
—— Ballade — — „Betrachtet dieses Schlosses." 8 kr.
—— Duett — — „Mit Dank erkennend." 8 kr.
—— — — — „Spinne Magarethe." 8 kr.
—— varietes Thema aus „Dame blanche" f. Flöte, 24 kr.
—— Dasselbe für Violine. 24 kr.
—— Dasselbe für Clarinette. 24 kr.
Bott, 6 Walzer und 2 Ecossaisen f. Guit. op. 19. 24 kr.
Brand, Trio für Violine, Alt und Cello nach Beethovens 23te Pfte. Werk arr. 2 fl. 24 kr.
Grosheim, Lieder für Schulen und häusliche Zirkel, 3tes Heft. 16 kr.
Hugot und Wunderlich, kleine Flötenschule. Auszug aus deren grosser Schule. 2 fl.
Kuffner. Militairi Musik op. 170. 4 fl.
Mozart, Ouvert. aus Figaro für 4 Hände. 48 kr.
Rossini, Auswahl von Stücken aus Elisabeth, für Pfte. allein arr. 1 fl. 36 kr.
—— aus Donna de Lago, ebenso. 2 fl. 48 kr.

Digitized by Google

Rummel, grosser Walzer für Pfte. à 4 mains. op. 54. 48 kr.
Schuberth, Introdct. et Rondo, für Pfte. 48 kr.
Spaeth, Fantaisie f. Pfte. u. Violine. op. 90. 1 fl. 48 kr.

Obige Musikalien sind auch in der G. A. Zumsteegschen Musikalienhandlung in Stuttgart zu finden.

So eben ist erschienen
Der zweyte Theil
von
Chr. Niemeyers Buch der Tugenden.
24 Bogen in gr. 8.
Mit 20 Bildnissen geh. 1 Rthlr. 12 gr.
Dasselbe mit schön colorirten Kupfern. 2 Rthlr.
Velinpapier 3 Rthlr.
Leipzig bey Kayser.

Eine reichhaltige Gallerie von biographischen Gemälden, Charakterzügen, Erzählungen u. s. w. aus dem Leben der merkwürdigsten Personen beyderley Geschlechts, wahre Musterbilder! an denen sich Jünglinge und Jungfrauen, deren Geschmack nicht verdorben ist, aufrichten und so das jugendliche Gemüth für alles Große und Schöne zu edler Nacheiferung, ausbilden können. — Außerdem aber dürften auch Leser aus allen Klassen und Ständen nicht ohne großen Nutzen für Kopf und Herz diesen Saal edler Menschen-Naturen durchwandern; — sie werden auf fast jeder Seite liebe Bekannte oder näher Verwandte finden, welchen durch Aufstellung in diesem Saale ein ehrendes Denkmal errichtet ist! —

Für Lese- und Theater-Bibliotheken.

Bonafont, C. Ph., Thaliens Spenden für Bühnen und Privattheater. 2 Bände. 8. Leipzig, Kayser. 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalt:

Wiedervergeltung oder der König von Ungefähr. Lustspiel. — Der Liebe Walten, oder die Kutschpartie nach H. Clauren. Lustspiel. — List um List. Lustspiel. — Heinrich IV. zu Alencon. Lustsp. — Weiberrache. Schauspiel. — Die beyden Joseph, oder des Kaisers Wechsel. Lustspiel.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 16ten Oktober dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Original-Zeichnungen und lithographirter Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung sollen verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Kunsthandlungen zu erhalten.

München, den 8. August 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Holst, A., Scenen aus dem Leben Abrahams; ein Beytrag zur Bildung des Geistes und Herzens. 514 S. 8. Chemnitz, Starke. 2 Rthlr.

Die aus dem menschlichen Leben tief geschöpften, und aus der reichen Gemüthswelt des durch treffliche Schriften rühmlichst bekannten Verfassers hier niedergelegten Lebensansichten, geknüpft an die Scenen aus dem Leben Abrahams, sind ein inhaltsreicher Beytrag zur Bildung des Geistes und Herzens; ein reiner Quell, der hohen Gewinn und Genuß gewährt. Möge darum dieses Buch, als eine der bedeutendsten, ascetischen Schriften unsrer Zeit in aller Hände kommen und des Verfassers edle Absicht: „den Leser zu stiller Selbstanschauung zu stimmen, und ihm den vorliegenden Stoff auf eine Art zu bieten, daß er gern bey ihm verweilt und gern sich entschließt, ihn in sich zu verarbeiten, um dadurch Nützliches für Geist und Gemüth zu gewinnen" — aller Orten verwirklicht werden. — Der Verleger hat durch gutes, weißes Papier und schönen, correkten Druck das Buch bestmöglichst ausgestattet. F—s.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der *Terra di Lavoro*.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkrantz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Ubers, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Digitized by Google

Nro. 36.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Euyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Vietoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Bey Hinrichs in Leipzig sind erschienen:

Unterhaltungsschriften.

Die Getäuschten.

Ein Roman von K. G. Prätzel.
2 Theile. 8. 1826. geglättet Velinp. 2 Thlr.

Die Getäuschten werden in der That die Leser dieser ausgeführtesten humoristischen Dichtung eines der beliebtesten und geschätztesten deutschen Erzähler nicht seyn. Sie gewährt, nach dem Urtheile sprachfähiger Kritiker jedem Gebildeten eine für Phantasie und Herz gleich willkommene Unterhaltung. Von seinen frühern Schriften sind auch bey uns zu haben: Gedichte 1r Bd. 8. geh. 1 thlr. 12 gr.; Feldrosen 2 Bdchen. mit Kpfr. 8. 2 thlr. 12 gr.; Launen der Liebe. 2 Thle. mit Kpfr. 8. 2 thlr. 8 gr.; kleine Romane und Erzählungen 4 Bdchen. mit 1 Kpfr. 4 thlr. 16 gr.

Florians Numa Pompilius,

zweyter König von Rom.
Neu übersezt von Fr. Gleich.
8. 24 Bogen. franz. Druckp. 1 thlr. 8 gr.
ord. Druckp. 1 thlr.

Dieses, mit gewandter Sprachkenntniß, neu übersezte, klassische Werk, worin die reinste Moral und die edelsten Gesinnungen in einer so angenehmen, als unterhaltenden Geschichte eingekleidet vorgetragen werden, gehört gewiß zu den besten Büchern, die man heranwachsenden Jünglingen in die Hände zu geben vermag, und der billige Preis macht es besonders jezt zu einem Lehrbuch in Schulen geeignet, da es nunmehr in einer Uebertragung erschien, die gegen die frühern sich sehr vortheilhaft auszeichnet.

Friedr. Laun's 20 Erzählungen.

Wohlfeilste Ausgabe in 6 Bändchen mit 6 Titelkupfern.
8. (91 Bog.) brosch. 2 thlr. 12 gr.

Eine Sammlung der beliebtesten Erzählungen dieses Autors. Die einzelnen, unter den besondern Titeln früher erschienenen Bändchen sind fortwährend nur zu den bisherigen Preisen zu haben.

Die Winterabende zu Sonnenfels

oder

Erzählungen für die Jugend.
Eine Weihnachtsgabe von Amalie Schoppe.
Mit 4 kolorirten Kupfern in elegantem Umschlag gebunden.
8. (23 Bog.) 1 thlr. 8 gr. od. 1 thlr. 10 sgr.

Sollten Eltern und Erzieher das Büchlein zur Hand nehmen und lesen, so werden sie nicht bis zur Weihnachtszeit ihren Lieblingen die Freude einer so lehrreichen als angenehmen Unterhaltung vorenthalten, die selbst den Erwachsenen durch die Reinheit und Gemüthlichkeit der Darstellung dieser ausgezeichneten Schriftstellerin fesseln kann.

Rottweil. (Portrait von Christ. Schmid). Im Verlage der Herder'schen Buchhandlung wird bis neu Jahr 1827 erscheinen:

Christoph Schmids, Pfarrer in Stadion, gut getroffenes Portrait. Preiß 1 fl. 21 kr.

Ganz Teutschland hat längst mit größtem Danke die Verdienste anerkannt, die der würdige Herr Pfarrer Christoph Schmid in Stadion sich um unsere Volksschulen und Volksbildung durch seine vielen Jugendschriften, die in

Digitized by Google

aller Händen sich befinden, erworben hat. Der Wunsch ist allgemein, das Portrait dieses großen Jugendfreundes zu besitzen, und mit der gut getroffenen Abbildung des Verfassers der biblischen Geschichte und der Ostereier rc. die Schul- und andere Zimmer zu schmücken. Diesem Wunsche zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, für obigen sehr mäßigen Preiß das Portrait dieses sehr beliebten Jugendschriftstellers durch einen der vorzüglichsten Künstler Teutschlands (Herrn Professor E. Schuler in Freiburg) in einem Tableau zu liefern, das die vielen Freunde desselben eben so angenehm, wie jeden Kunstfreund ansprechen wird. Alle löbl. Kunst- und Buchhandlungen werden ersucht, darauf Bestellungen anzunehmen.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 16ten Oktober dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Original-Zeichnungen und lithographirter Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung sollen verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Kunsthandlungen zu erhalten.

München, den 8. August 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Für Leihbibliotheken und Freunde guter belletristischen Lektüre:

Lebewohl!

Roman nach dem Französischen der Damen
Marie d'Heures und Renée Roger
frey bearbeitet von L. Kruse. 3 Thle. 3 Rthlr.

Kruse, L., die Wüste in Paris.
Novelle nach dem Französischen
frey bearbeitet 12 gr.

Dieser Schriftsteller genießt schon zu sehr den Beyfall des Publikums, die Kritik hat zu günstig über ihn geurtheilt, als daß es nöthig wäre, ihn bey diesen neuen Produkten zu lobpreisen. — Dieß bestätigte auch die zahlreiche Nachfrage nach Erscheinen der ersten Bände und vor gänzlicher Beendigung des obersten Werks.

Bella und Beata.

Eine Geschichte, von G. Jördens, à 21 gr.

Auch dieser Schriftsteller ist der Lesewelt durch mehrere seiner Produkte vortheilhaft bekannt. Dieses darf sich wohl auch eine günstige Aufnahme versprechen.

Der Damen-Erzähler.

Von R. H. Charrin.

Uebersezt von L. Hermann. 3 Thle. geh. 2 Rthlr.

Mit Recht rühmt man den Franzosen die Leichtigkeit des Erzählens nach. Sie eignen sich vorzüglich dazu, Damen zu unterhalten, wozu noch das elegante Aeußere dieses Werkchens es als Geschenk empfiehlt. Die Uebersetzung ist fließend, so wie die Erzählungen nur mit Auswahl übertragen sind.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Orakel

oder:

Taschenbuch der musikalischen Wahrsagerkunst
zur
Erweckung und Belebung des Frohsinnes in geselligen Zirkeln.

Herausgegeben von J. H. C. Bornhardt.
Gebunden 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 8 ggr.

Der berühmte Herr Verfasser übergibt hier den Freunden des Gesanges mit Pianoforte-Begleitung dieses aus der Sphären-Harmonie entnommene musikalische Orakel, welches in geselligen Zirkeln seine zauberischen Wirkungen dadurch fühlbar machen soll, daß es den Heitern beglückt, den Schwermüthigen erheitert, den Beglückten entzückt, den Sehnsüchtigen erfreut, den Gramvollen tröstet und alle leicht und freundlich der Geselligkeit zuführt.

Schöngeistige Werke.

v. Deppen, O. Ottbert und Folgen eines sonntagschen Concerts. Novellen. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Döring, F. A., Schaudervolle Begebenheiten des Bürgerkrieges zu Zippelzelle. Drollige Erzählung. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

v. Gersdorf, W., Alma oder die Schule der Welt. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

—— Alida oder die neue Galathé. Seitenstück zu Eternelle oder die Blindgeborne. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Oldendorp, C. J., Unglück und Rettung, oder Jugendschicksale eines Offiziers aus der Zeit Friedrichs des Großen. 8. 2 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Schiff, D., Pumpauf und Pumprich. Eine Novelle. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Bey Johann Ambrosius Barth in Leipzig hat die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen, Stuttgart bey Löflund u. Sohn und Metzler, zu haben:

Dr. Dav. Schulz vollgiltige Stimmen gegen die evangelischen Theologen und Juristen unserer Tage, welche die weltlichen Fürsten wider Willen zu Päbsten machen oder es selbst werden wollen. Mit Fleiß gesammelt und um der evangelischen Wahrheit Willen aufs neue ans Licht gestellt. gr. 8. geh. 8 gr.

Den zahlreichen Lesern Dante's, sowohl des Originales als der Kannegießer- und Streckfuß'schen Uebersetzungen, wird unten genannte gehaltvolle Schrift, welche eben erschienen ist, eine willkommene Gabe seyn:

B. R. Abeken

Beyträge
für das
Studium der göttlichen Comödie
Dante Alighieri's.
gr. 8. Preis 1 Rthlr. 25 sgr.

Inhalt:

Dantes Zeitalter und sein Leben — Abhandlungen über einzelne, die göttliche Comödie betreffende Punkte — die Allegorie der göttlichen Comödie — Beatrice — Dantes Originalität — Dante und die Schriftsteller des Alterthums — Francesco — Urtheil eines französischen Kritikers über die göttliche Comödie — Dantes Eintreten in die Stadt des Dis — Buch von der Monarchie, im Auszug — Mannigfaltigkeiten des in Dantes Hölle dargestellten — Schauplatz der göttlichen Comödie und Bedeutung derselben — Ausmessung der Hölle und des Fegefeuers — Dauer der Reise Dantes — Allgemeine Uebersicht über den Schauplatz der göttlichen Comödie.

Verlag der Nicolaischen Buchhandlung,
Berlin und Stettin.

Bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Walter Scott's sämmtliche (prosaische) Werke.

Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von v. Halem, Sophie May, Methusalem Müller, Adolph Wagner, Dr u. A. M.

50 Theile in 4 Lieferungen. kl. 8. circa 1100 Bogen.

Erste Lieferung, 1r—12r Theil à 18 Gr. Subscript.-Pr. 9 Thlr. enthält: Waverley. 2 Thle. — Nigel's Schicksale. 2 Thle. — Peveril. 3 Thle. — Kenilworth. 2 Thle. und Q. Durward. 3 Thle.

Zweyte Lieferung, 13—24r Theil à 18 Gr. Subscript.-Pr. 9 Thlr. enthält: Den schwarzen Zwerg. — Die Presbyterianer. 3 Thle. — Ivanhoe. 3 Thle. — St. Romansbrunnen. 3 Thle. und Red Gauntlet. 2 Thle.

Dritte Lieferung, 25r—36r Theil à 18 Gr. Subscript.-Pr. 9 Thlr. enthält: Gui Mannering. 2 Thle. — Der Seeräuber. 2 Thle. — Die Verlobte. 2 Thle. — Der Talisman. 2 Thle. — Das Kloster 2 Thle. und der Alterthümler. 2 Thle.

Vierte Lieferung, 37r—50r Theil à 18 Gr. Subscript.-Pr. 10 Thlr. 12 Gr. 37r u. 38r Bd. Der Abt. 2 Thle. 39r—42r Bd. Das Herz von Midlothian. 4 Thle. 43—46r Bd. Die Braut v. Lammermoor 3 Thle. und 46r Montrose. 47r u. 48r Bd. Woodstock. 2 Thle. 49r u. 50r Bd. Rob Roy. 2 Thle.

Der 1ste bis 38ste und 43ste Theil sind bereits erschienen und im Laufe dieses Jahres wird diese sorgfältige und wohlfeile Uebersetzung, in welcher weder absichtlich, noch aus Untreue irgend eine Weglassung geziehen werden kann, beendigt; die Namen der geachtetsten Uebersetzer bürgen zwar schon hinlänglich für diese Ausgabe, es ist aber um so mehr eine Erwähnung hiervon zu machen, als nur zu häufig die Bearbeiter der Walter Scott'schen Romane sich Unrichtigkeit und Fehler zu Schulden kommen lassen, welche eben sowohl aus Mangel an Sprachkenntniß als aus Eilfertigkeit entstehen. Als Beleg hierzu lese man im 35sten Theile das Vorwort des Uebersetzers zum „Alterthümler," welches hier zum Theil angeführt stehen soll:

Seite IV. Was die frühern Uebersetzungen des „Alterthümlers" betrifft: so hat der Unterzeichnete sich die Mühe gegeben, von einer 1823 in vier Theilen, in 12., erschienenen den zweyten Theil durchzugehen. Sie hat einen bekannten Mann zum Uebersetzer. Dessen ungeachtet hat derselbe, die vielen kleinern und größern weggelassenen Stellen ungerechnet, weil das Weglassen von Manchem eher entschuldigt und gut geheißen, als getadelt werden möchte, so viel ganz verkehrte, gerade das Gegentheil von dem, was W. S. mittheilen wollte, besagende Stellen, daß man deutlich abnimmt, er habe mit der allergrößten Flüchtigkeit gearbeitet, in wie fern ich ihm, nach andern Geisteskindern von ihm zu schließen, nicht Mangel an Sprachkenntniß selbst zuschreiben will. Ich führe zum Beleg einige Stellen an. S. 62 ist der Süden zur See geworden; und S. 65 hat er die Nachrichten in der Sonne (Sun), dem bekannten, englischen Zeitungsblatte, zu Erscheinungen in der Sonne (dem Himmelskörper) gemacht. S. 68 wird dem Herrn Lovel nachgerühmt, „daß er durch seinen Umgang mit dem Adel und der vornehmen Welt sehr fein und gesittet gewesen sey," und im Originale steht kein Wort davon, (wenigstens nicht in meiner 6ten Orinalauflage desselben), denn noch weiß kein Leser des Romans, weß Geistes, weß Standes Kind dieser Lovel sey. Bloß Höflichkeit und feine Lebensart wird ihm nachgerühmt, (courtesy and gentleness). S. 124 wünscht sich Waldeck die Mühen und Drangsale seiner Armuth zurück, statt daß er die Mühen und Freuden (Sports) derselben haben will. S. 132 wird die Unbefangenheit der Miß Wardour gerühmt, während der rechtliche Sinn (candour) Lovels daraus werden mußte. S. 140 ist eine Stelle gänzlich verhunzt; und S. 144. 145 das lächerlichste Quid pro quo zu finden. Man sprach nicht „von den Pflichten der Geselligkeit," sondern sprach nur, um dem Wohlstande, den Regeln der Höflichkeit, Genüge zu leisten. Der Zwist wurde nicht beygelegt, sondern er hatte augenscheinlich eine Verstimmung erzeugt, (an obvious damp). Solcher Schnitzer könnte ich aus diesem einzigen Bändchen, dem 2ten Theile des Ganzen, noch manche beybringen. Wie viel mögen im Ganzen seyn? Und diese Uebersetzung gilt, dem Namen nach, für eine gute; ihr Herausgeber ist nicht unvortheilhaft bekannt. Wie mag es mit andern stehn, die mit dem Original fast gleichzeitig erscheinen, und wo dem Uebersetzer gar nicht Muße blieb, zu feilen, zu sichten? Da ich nicht Feind der Person bin: so nenne ich weder jenen Uebersetzer, noch seine Ausgabe. Es lag mir nur daran, zu zeigen, wie wenig durch jene Ausgaben gewonnen werden kann, die eher mittelst einer Dampfmaschine, als von einem wackern Gelehrten gefördert zu werden scheinen, der nur, wenn ein ungeheurer Absatz die Kosten deckt, nothdürftig bezahlt werden kann. Es lag mir endlich da-

Digitized by Google

ran, mit wenigen Worten zu zeigen, daß die Reihefolge, in welcher der „Alterthümler" auftritt, solchen Ausgaben zwar nicht die Wohlfeilheit streitig machen kann, aber wohl besser übersetzt seyn mag, als dergleichen Fabrikarbeit.

L. Am Christabend. 1825.

* r.

Die Abnehmer der IVten und letzten Lieferung, vom 37sten bis 50sten Theil, erhalten gegen Entrichtung der Pränumeration, 10 Thlr. 12 Gr., die Iste und IIte Lieferung der Gallerie zu Walter Scotts Werken gratis — welche einzeln 3 Thlr. kostet, und eben so erhält jeder Abnehmer eines kompletten Exemplars diese 16 sauber und von den besten Künstlern gelieferten Blätter gratis.

Eine Ausgabe von Walter Scotts Gallerie in gr. 8. erste Abdrücke, zu allen Ausgaben passend, Iste und IIte Lieferung, kostet 4 Thlr. 16 Gr.

Bey Bestellungen von 5 Exemplaren werden nur 4 bezahlt, wenn man sich direkt an den Verleger wendet.

So eben ist erschienen und versendet worden:

STIELER'S HAND-ATLAS. IIIte Supplement-lieferung. Subscriptions-Preis: 1½ Thlr. (2 fl. 42 kr.)

Diese Lieferung enthält: Nr. 14.d südliches Frankreich und nördliches Spanien. — 34.b Neapel und Sicilien mit Malta. — 35.b Ungarn und einen Theil von Siebenbürgen. — 37.b und 37.c europäisches Rufsland. — 43.c das chinesische Reich mit Japan.

Exemplare des mit diesen 6 Karten nunmehr auf 65 Bl. vermehrten completen Hand-Atlas sind zu 16 Thlr. (28 fl. 48 kr.) zu haben.

Gotha, August 1826.

Justus Perthes.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

Die Staatensysteme Europa's und Amerika's

seit dem Jahre 1783, geschichtlich-politisch dargestellt vom

K. Sächs. Hofrathe und Prof. K. H. L. Pölitz zu Leipzig.

3 Thle. gr. 8. (63 Bogen) 5 thlr. 8 gr.

Von einem europäischen Staatensysteme konnte bereits seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts die Rede seyn, von einem amerikanischen aber erst seit dem 3. September 1783, wo im Pariser Frieden Großbritannien seine vormaligen 13 Provinzen in Nordamerika als einen selbstständigen Bundesstaat anerkannte. Dieß war der Anfangspunkt eines, jenseit des Weltmeers sich allmählich bildenden, Staatensystems, das seit der Anerkennung Hayti's von Frankreich, Brasiliens von Portugal, so wie durch die neuen Freystaaten: Columbia, Mexico, die Provinzen am Plata, Guatimala, Peru, Chili, Paraguay, einen bestimmten politischen Charakter und eine neue Stellung gegen Europa erhalten hat. Die Geschichte der allmählichen Ausbildung und des wechselseitigen Einflusses dieser Staatensysteme ist für unser Zeitalter wichtig genug, um in einem besonderen Werke durchgeführt zu werden. Dieß geschieht aus dem geschichtlich-politischen Standpunkte in dem obengenannten Werke. Der erste Zeitraum hebt an mit der anerkannten Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Nordamerika's und reicht herab bis zur Stiftung des Rheinbundes; der 2te führt die Ereignisse von da an fort bis zum Wiener Congresse; der 3te umschließt die Begebenheiten bis z. J. 1826. Das Ganze ist nach den bekannten politischen Grundsätzen und in dem blühenden Style des berühmten Verfassers geschrieben, und wird jedem Gebildeten die anziehendste und belehrendste Lektüre gewähren. — Kaum ist es vollständig erschienen, als schon die geachtetsten kritischen Blätter (Leipz. Lit.Z., Hall. Lit. Z., Jenaer Lit.Z., Blätter f. lit. Unterh. ꝛc.) sich beeilten, die Wichtigkeit dieses Werks anzuerkennen.

Pränumerations-Anzeige.

Die in der morgenländisch-französischen Literatur, als Seitenstück der Tausend und Einen Nacht rühmlichst bekannte Sammlung

Tausend und Ein Tag.

Erzählungen und Mährchen aus dem Persischen, zum Theil nach Indischen Schauspielen,

bearbeitet von

Petis-de-la-Croix,

ist jezt eben in Paris in einer neuen schönen Ausgabe erschienen, durch Collin de Plancy, vermehrt mit andern ähnlichen von Galland und Cardonne *aus dem Arabischen* und Türkischen übertragenen Werken, so wie mit der freyen und geistreichen, als Ergänzung der Tausend und Einen Nacht bekannten Bearbeitung Arabischer Dichtungen von Chawis und Cazotte.

Von dieser so reichhaltigen als anziehenden Sammlung Tausend und Ein Tag wird kürzlich eine Uebersetzung vom Herrn Professor Fr. H. von der Hagen in Berlin in unserm Verlage erscheinen, ganz in derselben Art wie die Tausend und Eine Nacht von demselben Uebersetzer, in 10 Bändchen in gr. 16., von welcher die beyden ersten zu Weihnachten d. J. ausgegeben, die folgenden aber von zwey zu zwey Monaten bestimmt nachfolgen werden, so daß also das Ganze bis zum August k. J. vollendet seyn wird. Wir eröffnen darauf von heute an bis zur Erscheinung der beyden ersten Bändchen eine Pränumeration, und laden dazu alle Literaturfreunde, besonders aber die resp. Besitzer der Breslauer Ausgabe von Tausend und Eine Nacht — woran sich diese Uebersetzung von Tausend und Ein Tag genau anschließt — ergebenst ein. Der Pränumerationspreis beträgt bey wirklicher Vorausbezahlung für alle 10 Bändchen, ganz in derselben Art, und auf eben so weißes Velindruckpapier aus der Patentpapierfabrik zu Berlin wie 1001 Nacht gedruckt, nicht mehr als 5 Rthlr.

Prenzlau, den 1sten August 1826.

Ragoczy'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 37.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Taschen-Bibliothek
für
Freunde christlicher Erbauung.
Erste Sammlung,
bestehend
aus zwölf Bändchen jedes zu 15 kr.

Während man von allen Seiten in Deutschland Taschenausgaben der vorzüglichern schriftstellerischen Erzeugnisse des In- und Auslandes zu den wohlfeilsten Preisen veranstaltet, und die profane Literatur dadurch immer populärer wird, zieht man die religiöse dagegen kaum mehr in Betracht; wahrscheinlich in der leider, vielleicht nur allzusehr gegründeten Voraussetzung, daß diese für die Buchhändler-Speculation ein weit weniger dankbares Feld darbieten würde.

Mag es daher auch einerseits gewagt scheinen, so bleibt es dennoch immerhin verdienstlich, wenn wir hiermit anzeigen, daß sich in hiesiger Stadt ein Verein von Freunden christlichen Sinnes gebildet hat, der zur Herausgabe obengenannter Taschenbibliothek entschlossen ist. Da diesem Unternehmen durchaus keine Gewinnsucht, sondern nur das reine Streben zum Grunde liegt, diesen Sinn unter den deutschen Christen immer mehr zu wecken, und da, wo er schon heimisch ist, nach Kräften zu fördern, so hat es sich der Verein zur Pflicht gemacht, einen so äußerst billigen Preis festzusetzen, daß dieses gemeinnützige Werk selbst den wenig bemittelten Klassen dadurch zugängig wird. Es soll daher erscheinen, sobald die Zahl der Subscribenten hinreichen wird, um die nicht unbedeutenden Kosten zu decken, und die Unterzeichnete ladet hiermit zur regen, baldigen Theilnahme ein, in der Ueberzeugung, daß es noch recht viele Christen gibt, die gern ein halbes Jahr lang des Tags Einen Kreuzer (denn soviel beträgt es gerade) zum Opfer bringen, um sich dafür ein ächtes Erbauungsbuch anzuschaffen.

Folgendes ist der Inhalt der ersten Sammlung, die aus zwölf Sedez-Bändchen besteht, wovon alle Monate zwey erscheinen, jedes broschirt 15 kr. kostet, und beyläufig 130—150 Seiten stark seyn wird:

1) Die rühmlich bekannten Predigten des Dr. Emmerich 4 Bändchen;

2) Neue Morgen- und Abendandachten 2 Bdchen;

3) Blüthenkranz geisteserhebender Dichtungen, geflochten für Freunde des Wahren, Schönen und Guten 2 Bändchen;

4) Predigten, Gelegenheitsreden ꝛc. der vorzüglichsten Würtembergischen Kanzelredner älterer und neuerer Zeit 4 Bändchen;

Druck und Papier werden dem Inhalt in jeder Hinsicht entsprechen.

Die Verbindlichkeit der H. H. Subscribenten erstreckt sich nur auf diese erste Sammlung. Der Subscriptions-Termin bleibt bis Ausgang November dieses Jahres offen; nach Verfluß desselben tritt der Ladenpreis von 24 Kreuzern für das Bändchen ein. Man subscribirt bey allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, die sich mit ihren Bestellungen, wobey sie den gewöhnlichen Rabatt genießen, an die unterzeichnete Buchhandlung wenden wollen, welche den Hauptdebit dieser ersten Sammlung übernommen hat; entspricht alsdann der Erfolg unsern Erwartungen, so soll eine zweyte veranstaltet werden.

Subscribentensammler erhalten auf 6 Exemplare das siebente unentgeldlich.

Die Redaktion
der Taschenbibliothek für Freunde
christlicher Erbauung.

Wir haben uns mit Vergnügen der Verbreitung eines so gemeinnützigen und verdienstlichen Werkes unterzogen, für dessen innern Gehalt die Gesinnungen und Kenntnisse der Männer bürgen, die sich zur Herausgabe desselben vereinigt haben. Wir laden daher ebenfalls die Lesewelt zur baldigen zahlreichen Subscription ein. Vorstehende Anzeige ist bey uns, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis zu haben.

Stuttgart, im August 1826.

C. A. Sonnewald'sche
Buch- und Musikalienhandlung.

Freunde der Natur, besonders der erhabenen der Schweiz, gebildete Leser, welche den Verfasser von Wahl und Führung schätzen, werden aufmerksam gemacht auf ein in Kurzem erscheinendes Werk dieses Verfassers: Zeichnungen nach der Natur, gesammelt auf einer Schweizerreise.

Schillers Gallerie.
6te Lieferung in 9 Blättern,
von
Fz. Stöber, Dav. Weiß u. a.
in gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.
derselben 7te Lieferung mit Erklärung. 9 Bl. in gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Diese Gallerie aus den Kupfern der Penelope gebildet, enthält die ersten, nie wieder zu ersetzenden Abdrücke in gr. 8., so daß sie auch zu allen Ausgaben von Schillers Werken oder Gedichten passend sind. Der ausnehmend billige Preis von 4 gr. oder 5 sgr. für diese zum Theil vorzüglich schönen Blätter unserer ersten deutschen Meister konnte nur als Nebenzweck so gestellt werden.

Hinrichsche Buchhandlung.

Ed. Henke
Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik.
2r Bd. gr. 8. 1826. (2 Rthlr. 7½ sgr.)

Wir wiederholen zur Empfehlung, und auch zur Ent-

schuldigung, daß die Fortsetzungen etwas langsamer erscheinen, als gewünscht wird, einige Worte der Hall. Lit.Zeit. über den ersten Band: „unstreitig gehört dieses Werk zu den geistreichsten und wichtigsten, welche je auf dem Gebiete der Criminalwissenschaft erschienen sind. Es ist von hoher nicht zu berechnender Wichtigkeit. Man wird in demselben große Ausführlichkeit und vieles finden, was man bis jezt in den bändereichsten Handbüchern der Staatswissenschaft vergeblich gesucht hat. Durch gründliches Studium desselben wird man überraschende Wahrheiten gewinnen.

Verlag: Nicolaische Buchhandlung in Berlin und Stettin.

Anzeige

für Autoren, Uebersetzer, Buch-, Musikalien- und Kunsthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographische Zeitung;

oder

wöchentliches, vollständiges Verzeichniß

aller in

Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien

herauskommenden

neuen Bücher, Musikalien, Charten und Kunstsachen.

Von diesem Verzeichniß erscheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwey Bogen in Imperialoktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Register, das eine nach den Wissenschaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement ist halbjährig 3 Thaler sächs. Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutschland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erscheint die allgemeine bibliographische Zeitung unter dem besondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographisches Institut in Gotha.

Die Redaktion hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beyfalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bey angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammtliteratur unsers Erdballs gestalten würde.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Entwurf der Lithurgik, oder ökonomische Mineralogie, ein Leitfaden für Vorlesungen, v. Dr. Carl Naumann, gr. 8. Leipzig, bey A. Wienbrack. Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Buche nach dem Vorbilde der Mineralogie appliquée aux arts von Brard eine bisher in Teutschland wenig oder gar nicht gebräuchliche Behandlungsweise der ökonomischen oder angewandten Mineralogie versucht, nach welcher nicht die verschiedenen Benutzungsarten den (nach irgend einem Systeme aufgezählten) Mineralien, sondern umgekehrt die Mineralien den wichtigsten Benutzungsarten untergeordnet sind. So findet also der Architekt, der Juwelier, der Metallurg, der Maler, der Landwirth u. s. w. alle diejenigen mineralogischen und lithurgischen Notizen in besondere Capitel zusammengestellt, welche einen jeden zunächst interessiren müssen; und, wiewohl dieser Entwurf zu Vorlesungen bestimmt, und also auf eine weitere Ausführung durch mündlichen, von Demonstrationen unterstützten, Unterricht berechnet ist, so umfaßt er doch in gedrängter Kürze alles Wichtigere, und kann daher auch zum Selbststudium allen denjenigen empfohlen werden, welchen es um eine praktische und gründliche Uebersicht in der Lithurgik zu thun ist.

Einladung

zur

Subscription oder Pränumeration

auf die

Dritte Lieferung

der

allgemeinen historischen Taschenbibliothek

21stes bis 30stes Bändchen,

enthaltend:

1) die Gesch. Rußlands, in 4 Bändchen, nach Karamsin bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgesezt vom Professor Herrmann.

2) — — Sachsens, in 2 Bändchen, vom Hofrath und Professor Pölitz.

3) — — der Lombardey, in 2 Bändchen, vom Professor Hasse.

4) — — des Freystaats St. Domingo, in 2 Bändchen, vom Hofrath Dr. F. Philippi.

Zusammen 70—80 Druckbogen auf schönem weißen Velinpapier.

Pränumerationspreis, für jede Lieferung von 10 Bändchen (à 6 gl.) 2 Thlr. 12 gl.

Späterer Ladenpreis, der jedesmal nach Erscheinen der darauf folgenden Lieferung unwiderruflich eintritt, das Bändchen à 12 gl. 5 Thlr.

Vorstehende dritte Lieferung erscheint, gleich den ihr vorangegangenen beyden, im Monat September dieses Jahres, in Oktav und in 10 mit geschmackvollen Umschlägen versehenen gehefteten Bändchen, deren Versendung nach der Reihe der eingegangenen Bestellungen erfolgt.

Man macht sich immer nur auf Eine Lieferung verbindlich.

Die Pünktlichkeit, mit welcher die dritte Lieferung

Digitized by Google

den frühern folgt, wird dem deutschen Publikum die sicherste Ueberzeugung geben, wie sehr die unterzeichnete Verlagshandlung die ehrenvolle Anerkennung und thätige Unterstützung dankbar zu ehren weiß, deren sich die historische Taschenbibliothek fortwährend zu erfreuen hat.

Auch dießmal sind die Herren Verfasser dem Plane treu geblieben; mit wissenschaftlichem Ernste und treuem Fleiße gearbeitete, eben so unterhaltende, als belehrende historische Panoramen zu liefern, welche zwischen ausführlichen, allzusehr ins Einzelne gehenden Darstellungen, und unfruchtbarer, unverständlicher Kürze die Mitte halten. Denn nicht nur für den Freund geschichtlicher Lektüre ist die historische Taschenbibliothek bestimmt, sondern auch dem Lernenden soll sie beym Unterricht als Leitfaden dienen, und allen denen, die sich für Geschichte interessiren, die Anschaffung einzelner kostspieliger und weitläufiger Werke ersparen. — Noch im Laufe dieses Jahres wird die vierte Lieferung erscheinen, wobey wir nur noch der Besorgniß einer ungemessenen Ausdehnung dieses Werkes, zu einer Unzahl von Bänden, durch die Versicherung begegnen zu müssen glauben, daß nur auf die in politischer Hinsicht wichtigsten Staaten und Völker Rücksicht genommen wird; wie denn überhaupt die Vollendung des Ganzen nichts weniger als sehr entfernt ist.

Zur Nachricht für alle jezt erst eintretenden Subscribenten folgt hier zugleich die Angabe des Inhalts der frühern Lieferungen, von denen

die Erste umfaßt:

Die Gesch. Frankreichs, in 2 Bdch., vom Professor Herrmann;
— — Englands, in 2 Bdch., vom Professor Heusinger;
— — Schottlands, in 3 Bdch., von W. A. Lindau;
— — Nordamerika's, in 3 Bdch., vom Hofrath D. Philippi.

Die Zweyte:

Die Gesch. der Schweiz, in 2 Bdch., vom Conrektor Baumgarten-Crusius;
— — Spaniens, in 3 Bdch., von Belmont;
— — der Kreutzzüge, in 3 Bdch., vom Professor Heusinger;
— — der vereinigten Niederlande, in 2 Bdch., von Hofrath D. Philippi.

Der unglaublich schnelle Absatz der bereits erschienenen Bände, die ehrenvollen Urtheile der meisten kritischen Blätter und der vielfältige Gebrauch, den Lehrer, Schüler und Freunde der Geschichte an diesem gemeinnützigen und leicht anzuschaffenden Werke machen, hat bereits genügend über dessen Werth entschieden, und es bedarf um so weniger erst der Erinnerung, daß gebildete Männer und Frauen aller Stände, Geschäftsleute in vielfachen Kreisen, kurz Alle, welche Lust, Beruf oder Verhältniß zum Studium der Geschichte führt, in diesem historischen Hausbedarf um so mehr Genuß und Frucht finden werden, je geläuterter ihr Geschmack, je ernster ihr Wahrheitssinn ist, und je sehnsuchtsvoller ihrem Herzen darnach verlangt, die wunderbaren Wege kennen zu lernen, auf welchen die Vorsehung ganze Völker wie einzelne Menschen ihrem Heile entgegenführt.

Dresden, im August 1826.

P. G. Hilschersche Buchhandlung.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Rottweil. (Portrait von Christ. Schmid). Im Verlage der Herder'schen Buchhandlung wird bis neu Jahr 1827 erscheinen:

Christoph Schmids, Pfarrer in Stadion, gut getroffenes Portrait. Preiß 1 fl. 21 kr.

Ganz Deutschland hat längst mit größtem Danke die Verdienste anerkannt, die der würdige Herr Pfarrer Christoph Schmid in Stadion sich um unsere Volksschulen und Volksbildung durch seine vielen Jugendschriften, die in aller Händen sich befinden, erworben hat. Der Wunsch ist allgemein, das Portrait dieses großen Jugendfreundes zu besitzen, und mit der gut getroffenen Abbildung des Verfassers der biblischen Geschichte und der Ostereier etc. die Schul- und andere Zimmer zu schmücken. Diesem Wunsche zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, für obigen sehr mäßigen Preiß das Portrait dieses sehr beliebten Jugendschriftstellers durch einen der vorzüglichsten Künstler Deutschlands (Herrn Professor C. Schuler in Freiburg) in einem Tableau zu liefern, das die vielen Freunde deß-

selben eben so angenehm, wie jeden Kunstfreund ansprechen wird. Alle löbl. Kunst- und Buchhandlungen werden ersucht, darauf Bestellungen anzunehmen.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die (Aarauer) Stunden der Andacht in logisch geordneten extemporirbaren Entwürfen zu öffentlichen Vorträgen. 2 Hefte. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Volbeding, M. J. E., Gebet- und Erbauungsbuch für die Dienstboten. 8. geh. 45 kr. oder 10 ggr.

Allen christlich-gesinnten Herrschaften und sämmtlichen Herren Predigern, welche das Gute fördern helfen wollen, wird dieses Gebetbuch für die Dienstboten, als ein Beförderungsmittel zur häuslichen Glückseligkeit, empfohlen.

Wießner, A. Dr., Irene. Friede mit Gott. Gebete in Stunden der Erhebung des Herzens zu Gott nach Anleitung der heiligen Schrift. Ein Erbauungsbuch für gebildete Christen. Mit 1 Kupfer. 8.

Gleich Witschels Morgen- und Abendopfer, sind diese vortrefflichen Morgen- und Abendgebete jedem gebildeten Christen zu empfehlen.

Zerrenner, H. G., Consist.R. kurzer Unterricht in der christlichen Religion nach der Bibel. Vierte vermehrte Auflage. 8. 23 kr. oder 5 ggr.

Raßmann, Fr., literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter und zur schönen Literatur gehörigen Schriftsteller. In 8 Zeitabschnitten von 1137—1824. gr. 8. 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 8 ggr.

Vulpius, C. A. Dr., Handwörterbuch der Mythologie der deutschen, verwandten, benachbarten und nordischen Völker. Mit Abbildungen. gr. 8. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 16ten Oktober dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Original Zeichnungen und lithographirter Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung sollen verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Kunsthandlungen zu erhalten.

München, den 8. August 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Literarische Anzeige.

Die Prophetin von Caschimir, oder Glaubenskraft und Liebesglut. Nach Lady Morgan, von Fanny Tarnow. 2 Bde. 2 Rthlr. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.

Glaubenskraft und Liebesglut hat hier die Dichterin mit glühendem Pinsel geschildert. Liebe, die wichtigste der Empfindungen, die das Herz beherrschen, kämpft hier mit Religion, einen gewaltigen langen, beyderseits verblutenden Kampf. Mit immer steigendem, hinreißendem Interesse, ist das Fortschreiten der allgewaltigen Leidenschaften in den beyden originellen Charakteren (Athanasius und Tamajandri), äußerst ideal und poetisch dies wechselseitige Verhältniß gezeichnet, und der Leser erfreut sich bis zum Moment der tragischen, tiefergreifenden Entwickelung einer wirklich hinreißenden Lektüre. Wir machen die Leser um so mehr auf diese höchst interessante Lektüre aufmerksam, als sie sich wie ein fremdes Meteor an unserm gegenwärtigen deutschen Sternschnuppenhimmel auszeichnet. Die Uebersetzung ist fließend; Druck und Papier sind schön zu nennen.

Es hat die Presse verlassen:

Chr. Goßler

Handbuch gemeinnütziger Rechtswahrheiten für Geschäftsmänner.

Nach Anleitung des allgemeinen Landrechts für die Preuß. Staaten.

Mit Rücksicht auf die später ergangenen Gesetze, durchgesehen, geordnet, vermehrt durch

G. v. Strampf,
Justizrath in Berlin.

3te Aufl. gr. 8. 1826. 1 Rthlr. 25 sgr.

Eine wohlzuachtende öffentliche Stimme sagt (von Kamptz Jahrb.): „dieses Buch gehört zu den gediegensten allgemeinen Werken über das Gesetzbuch, es erhob sich schon in seinen frühern Auflagen durch den Geist, Scharfblick und seltenen Kenntnisse des Verfassers über die populäre Jurisprudenz so, daß es eigentlich eine Darstellung des Geistes des allgemeinen Landrechts und eine Metaphysik des leztern genannt werden muß. Herr v. Strampf hat mit Glück dieses Werk auf die nachfolgende Legislation fortgesezt, und nicht blos von neuem, sondern auch erneuert, herausgegeben."

Verlag der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin und Stettin.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Lebensregeln, Winke des guten Tons und der feinen Gesellschaft für Jungfrauen und Mädchen, welche in die große Welt eintreten. Nebst einigen Erzählungen und Anekdoten. Nach dem Franz. von Philippine von Reden, geb. Freyinn v. Knigge. 12. Geheftet. Preis 9 ggr. oder 40 kr.

Aus den würdigen Händen der Tochter des genialen und so lebensklugen Freyherrn von Knigge erhält hier die zarte Weiblichkeit eine Gabe voller goldnen Lehren und eine Moral in den anziehendsten Beyspielen, deren Werth bereits im zweyten Heft der pädagogischen Literaturzeitung öffentlich durch verdiente Belobung anerkannt ist.

Digitized by Google

Nro. 38.
Intelligenz = Blatt.
1 8 2 6.

Ankündigung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Neueste Staatsakten und Urkunden.
Vierter Band. 4tes Heft.

Aus dem diesem Hefte beygefügten Inhalts-Verzeichnisse ersiehet man, welche reichhaltige und zuverlässige Materialien zur neuesten Staaten- und Völkergeschichte in diesem Werke aufbewahrt werden. Ueber 360 Urkunden, davon der größte Theil aus fremden Sprachen richtig und getreu übersezt, manche entweder noch gar nicht oder nicht vollständig durch den Druck bekannt gemacht — enthalten alles Wichtige, was sich von dem Jahr 1824 an in den verschiedenen Staaten Europa's und der andern Welttheile in Verfassung und Verwaltung, innern und äußern Verhältnisse, Handel und Schiffahrt, Finanzen und Gesezgebung u. s. w. ergeben hat.

Brasiliens Konstituirung als unabhängiges Kaiserthum, dessen Irrungen mit Buenos-Ayres — Rußlands Verhältnisse, insbesondere jene, welche durch das Ableben des Kaisers Alexander herbeygeführt wurden — die Lage von Spanien und jene von Portugal, die leztere vorzüglich seit dem Ableben des Königs Johann VI. — werden durch eine grose Anzahl von Urkunden dargestellt. Von Frankreich und Großbritannien, vom deutschen Bund und seinen einzelnen Staaten, von Oesterreich, Preußen, den Niederlanden, den italiänischen Staaten u. s. w. sind die interessanten Aktenstücke aus der neuesten Zeit in dieses Werk aufgenommen. Ueber die Verhältnisse der verschiedenen neuen Staaten von Amerika und über das, allgemeine Theilnahme erregende, Unternehmen der Griechen giebt eine Reihe von mehr als achtzig Urkunden zuverlässige und lesenswerthe Aufschlüsse.

Es ist nicht abzusehen, wie ein Werk der Art dem Geschichtsforscher, dem Staats- und Geschäftsmann, dem aufmerksamen Beobachter seiner Zeit entbehrlich seyn möge. Urkundliche Materialien zur neuesten Geschichte unserer Zeit, die, in unzähligen einheimischen und fremden Zeitschriften und Tagblättern zerstreut, oft weder vollständig noch richtig geliefert werden, oder welche man in denselben vergeblich sucht, findet man in den neuesten Staatsakten, deren heftweises Erscheinen das Anschaffen erleichtert, mit sorgsamer Auswahl und Prüfung gesammelt und geordnet.

Die neuesten Staatsakten und Urkunden sind ohne nothwendigen Zusammenhang mit den Archives diplomatiques; diese leztern geben die Urkunden nach Staaten geordnet, in französischer Sprache und gehen bis in das Jahr 1821 zurück. Die neuesten Staatsakten hingegen enthalten die Urkunden, von 1824 anfangend, durchaus in deutscher Sprache und ohne Beobachtung des in den Archives diplomatiques angenommenen Systems; man erhält daher durch diese neue Zeitschrift alle Monate die merkwürdigsten urkundlichen Beyträge zur neuesten Staatengeschichte. Die schnelle und ununterbrochene Bekanntmachung der Urkunden läßt nichts vorzüglich Interessantes im Staate unbekannt, und zweckmäßig eingerichtete Register erleichtern die Uebersicht und Benutzung der gesammelten Materialien.

Um die Anschaffung der ersten drey Bände zu erleichtern, werden dieselben bis nächste Leipziger Ostermesse um den herabgesezten Preis von 4 fl. od. 2 Rthlr. 8 gr. erlassen. Jeder der künftig erscheinenden Hefte bleibt unverändert auf 8 fl. od. 4 Thlr. 16 gr. für 3 Bände od. 12 Hefte festgesezt.

Das wirklich unter der Presse befindliche 1ste Heft des fünften Bandes enthält unter andern den Anfang der wichtigen zum Theil noch nicht im Druck erschienenen Aktenstücke, die Rheinschiffahrt betreffend.

Interessante philologische Verlagsartikel von C. Klein's Comptoir in Leipzig:

Mitte Novembers 1825 ist erschienen, erwartet von mehr als 1200 Pränumeranten (ungeachtet einer Concurrenz) binnen ½ Jahren:

Neues deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach F. K. Kraft's größerm Werke besonders für Gymnasien bearbeitet von

F. K. Kraft und M. A. Forbiger.

Nach Vollendung des größern Werks fühlte der Herr Verfasser die Nothwendigkeit eines kleinern wohlfeilern; für höchst wünschenswerth erklärten dieß die Aufforderungen mehrerer einsichtsvoller Gymnasial-Direktoren und Lehrer.

Da es vollständig zum Gebrauch beym Unterricht vorliegt, so darf man nicht Jahre lang darauf warten.

Ueber Proben und Werk urtheilten Direktoren und Lehrer-Collegia schon so günstig, daß sie das Werk in grosen Partieen zu 60 und 114 Exemplaren bestellten. Lange mit Sorgfalt vorbereitet, vielseitig erwogen, mit Benutzung des guten Raths competenter Richter entspricht dieß Werk gewiß den Erwartungen und Wünschen, welche man hegt von einem Philologen und erfahrnen Schulmanne, dessen Beruf zur Lexikographie so allgemein und rühmlich anerkannt ist, dem überdieß ein eben so geschickter als eifriger Philolog zur Seite stand. Es wird die Bedürfnisse der mittleren und unteren Classen oder nicht bemittelter Gymnasiasten befriedigen, oder auch für den Gebrauch des größern ausführlichen Werkes — welches keineswegs dadurch überflüssig wird — zweckmäßig vorbereiten.

Die Zahl der deutschen Artikel ist zweckmäßig gestellt. Ausführliche Erklärungen zur Unterscheidung der einzelnen Begriffe deutscher Wörter. Lateinische Phraseologie

Digitized by Google

mit Auswahl des Zweckmäßigen und abgekürzter Autorität. Möglichste Rücksicht auf Synonymik der lateinischen Ausdrücke. Sogar manche übersehene Artikel und Bedeutungen mehr als in Krafts großem Werk, manche Verbesserungen.

Der Umfang des Werkes beträgt viel über die Hälfte des größern, 90 Bogen größtes Lexikonformat, also 20 Bogen mehr als Schellers d.-lat. Handwörterbuch und fast so stark als Bauers, aber ökonomischer gedruckt.

Der Ladenpreis ist gewiß sehr billig: 2 Thlr. 18 gr., oder 5 fl. rhein., oder 2 Thlr. 22½ sgr.; auf Schreibpap. 3½ Thlr., oder 6 fl. 36 kr.

Zur Erleichterung der Einführung gewähre ich den Gymnasien, welche sich direkt an mich wenden, bedeutende Frey-Exemplare.

Ausführliche Anzeigen, Proben und Exemplare sowohl von diesem als dem großen Werk erhält man in allen soliden Buchhandlungen und in der Verlagshandlung.

Deutsch-lateinisches Lexicon,

aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet
von
F. K. Kraft.

2 Bde. 160 Bogen größtes Lexiconformat.
Zweyte, stark vermehrte und fast ganz umgearbeitete Ausgabe, 1824 und 1825.
6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr.,
8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr. auf Schrbpap.,
10 Thlr. Velinpap.

Ueber den Werth dieses Werks, das in der ersten Auflage reißend schnell sich vergriff, ist Kritik und Publikum so entschieden, daß bis Beendigung der zweyten Aufl. wieder 2600 Pränumeranten waren.

Krafts, F. K., Direktor, Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Auch als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr. od. 22½ sgr., Schrbpap. 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Für die Classicität dieses in jetziger Zeit in doppelter Hinsicht interessanten Werkes zeugen die dritte Auflage und ein Nachdruck, so wie die competentesten Urtheile.

In diesem Jahr erscheint noch die erste Abthl. von
Ciceronis Orationes in l. Catilinam.
Mit kritischen und erläuternden Bemerkungen, historischer Einleitung vom
Prof. Dr. Benecke,
30—34 Bogen. Subscr.-Preis 1 gr. pro Bog.

Pharmacevtisch-chemisches Institut zu Erfurt.

In einem pharmacevtisch-chemischen Institut, welches nun seit 31 Jahren seinen ununterbrochenen glücklichen Fortgang gehabt hat, und sich der öffentlichen Empfehlung eines hohen königl. preuß. Ministeriums erfreuet, wird auf künftige Ostern ein neuer Cursus eröffnet werden. Ich ersuche alle diejenigen, welche daran Theil zu nehmen gedenken, sich bald bey mir zu melden, indem ich auf eine festgesezte Zahl von Pensionairs mich beschränkt habe. Den ausführlichen Plan der Lehranstalt und die Bedingungen, welche die Aufnahme in dieselbe bestimmt, theile ich Jedem mit, der sich an mich wendet.

Erfurt, im September 1826.

D. Joh. Barth. Trommsdorf.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Jahrbuch aller neuen wichtigen Erfindungen und Entdeckungen, sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. Herausgeg. von H. Leng. Zweyter Jahrg., enthält die Erfindungen von 1823, gr. 12., cartonnirt Preis 1 Rthlr. 16 ggr. oder 3 fl.

Der zweyte Jahrgang dieses Werks übertrifft den ersten, der vom Publikum günstig aufgenommen und von mehreren kritischen Blättern, z. B. im ersten Heft des Journals der Landwirthschaft 1825, für ein verdienstliches Unternehmen erklärt wurde, weit an Reichthum, indem er nahe an 700 neue im Jahr 1823 gemachte Erfindungen und Entdeckungen enthält, da jener von 1822 nur 500 in sich faßte. Jeder, vom Gelehrten bis zum Handwerker, findet hier unter den betreffenden Rubriken, deren Auffindung das Inhaltverzeichniß und zwey sehr genaue Register erleichtern, das ihm Wissenswürdige zusammengestellt, und gewiß läßt sich auch von diesem Jahrgang mit Recht behaupten, was in der Halleschen Lit.Z. Nr. 207. 1825 vom ersten gesagt wurde, „daß wohl selten ein Künstler oder Handwerker hier nicht für sein Fach eine neue nützliche Erfindung fände.“ Als Beweis dieser Behauptung mögen aus der großen Zahl der Rubriken nur einige dienen: Calicodruckerey, neue Dachbedeckung mit Steinpapier, Bearbeitung des Stahls (8 Erfindungen), Plattirung und Versilberung, Elfenbeinpapier, Eisgießerei, Glasfabrikation, neue Gerbemittel, Glasuren, Gravirung, Hagelableiter, Holz und Zeuche unverbrennlich zu machen, Mörtel, Flintenschlösser, Combinationsschlösser, Spinn-, Wirk- und Tuchscheermaschinen, künstliche Steine, neue Sättel u. s. w.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 16ten Oktober dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr, eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Original-Zeichnungen und lithographirter Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung sollen verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Kunsthandlungen zu erhalten.

München, den 8. August 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Digitized by Google

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Titus Livius
Römische Geschichte,

übersetzt von C. F. Klaiber, Consistorial-Assessor und Professor.

18 Bändchen. Taschenformat. geh. in Umschlag. Preis 18 kr. rhein. od. 4 gr. sächs.

womit die von der Metzler'schen Buchhandlung angekündigte äußerst wohlfeile Taschenausgabe von neuen Uebersetzungen der vorzüglichsten Griechischen und Römischen Prosaiker sich eröffnet. Die Leser werden die von den Herausgebern zugesagte Treue und Verständlichkeit bey gefälligem rein deutschen Ausdrucke in dieser während der lezten 17 Jahre mit Liebe entworfenen und für diesen Zweck sorgfältig überarbeiteten Uebertragung eines ausgezeichneten, mit Livius innigst vertrauten Mannes aufs schönste vereinigt finden.

Der bisherige günstige Erfolg der Subscription sezte die Verlagshandlung in Stand, den Subscribenten auf die ganze Reihe der Uebersetzungen der Römer jedes Bändchen zu 13 kr., den Unterzeichnern auf die vollständige Sammlung der Uebersetzungen der Griechen zu 24 kr. zu erlassen, statt 15 kr., wie früher angekündigt war, und so wird auch obiges Bändchen des Livius den Subscribenten auf die ganze Reihe der römischen Schriftsteller zu 13 kr. erlassen, während der Preis desselben für die, welche nur auf einzelne Schriftsteller, und nicht auf die ganze Reihe unterzeichnen, 18 kr. ist. — Neben der Fortsetzung des Livius erscheinen nun zunächst Ciceros tusculan. Untersuchungen und Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Kriegs. Da vom nächsten Jahre an monatlich 2 Bändchen der Römer und 2 Bändchen der Griechen ausgegeben werden, so kommen die Subscribenten auf das ganze Werk bey einer Auslage, die jährlich 11 fl. nicht übersteigen kann, in wenigen Jahren in den Besitz einer vollständigen Sammlung guter Uebersetzungen der vorzüglichsten prosaischen Classiker des Alterthums, die später im Ladenpreis bedeutend mehr kostet und welche bleibenden Werth behalten wird, wenn manche literarische Erscheinungen längst vergessen seyn werden, welche jezt die Mode zur Lieblingslektüre des großen Publikums gemacht hat. Ausführliche Ankündigungen über den Plan des ganzen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen vorräthig. Das erste Bändchen liegt in jeder Buchhandlung zur Einsicht bereit.

Im Literatur-Comptoir in Altenburg sind so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehr als Einhundert Gelehrten, und herausgegeben von H. A. Pierer. Sechster Bd. 1. und 2. Abth. (Credo bis Eliwager) Preis einer Abth. im größten Lexiconformat auf Druckpap. 1 Rthlr., auf Velinpap. 1 Rthlr. 8 gr.

Von diesem Werke, welches gleichmäßig rasch fortschreitet, erscheinen noch 9 Bände. Es ist ein Nachschlagebuch für Gebildete jedes Standes, und man erhält darin über jeden bemerkenswerthen Gegenstand des menschlichen Wissens eine bündige und sichere Auskunft. Keine der bis jezt bestehenden Encyclopädien ist, wie diese, darauf angelegt worden, das Gesammtgebiet des menschlichen Wissens so umfassend darzustellen, sich aber dabey auf das Wesentliche zu beschränken, und die Artikel so in gegenseitiger Beziehung zu liefern, daß sie blos eine Zusammenstellung mit den ihnen verwandten bedürfen, um über Alles eine vollständige Belehrung zu ertheilen. — Der starke Absatz, den sich dieses Werk zu erfreuen hat, spricht ebenfalls für den Werth dieses Unternehmens, so wie sich auch bereits über die anerkannte Gediegenheit desselben die besten Zeitschriften günstig aussprachen. Mit dem Jahre 1830 wird das Ganze beendigt seyn. Der folgende siebente Band erscheint binnen kurzem und reicht schon bis G.

Sammler erhalten auf 5 Exemplare das 6te frey.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Jugendschriften.

Columbus Entdeckung von Amerika. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für die Jugend. Mit 2 color. Kupfern, gebunden 1 fl. 12 kr. od. 16 ggr.

M. v. Kotzebue Reise nach Persien. Für die Jugend bearbeitet. Mit 3 Kupfern. 8. geb. 1 fl. 21 kr. oder 18 ggr.

In 14 Tagen erscheint:

Dramatische Possen von Solbriz. III. die Stadtschule. Eine charakteristische Posse in einem Akt. Seitenstück zur Dorfschule. IV. die Braunschweiger Wurst. 2tes Bändchen. 8. geh. Preis ungefähr 54 kr. od. 12 ggr.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Beom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven,

Digitized by Google

van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Es hat die Presse verlassen:

Mundt

Grundzüge zur Metrik der griechischen Tragiker.

Eine Zugabe zu jeder griechischen Sprachlehre.
gr. 8. Preis 7½ sgr.

Dieses in deutlicher Kürze abgefaßte und wohlfeile Handbuch wird jungen Studirenden gewiß eine erfreuliche und nützliche Erscheinung seyn, und die Erweckung des Sinnes für die metrischen Schönheiten der Alten unfehlbar befördern.

Verlag: Nicolaische Buchhandlung
in Berlin und Stettin.

Ausgabe lezter Hand, von

Ernst Wagner's sämmtlichen Werken;

herausgegeben von

Friedrich Mosengeil,

In 9 Bänden. Subscriptionspr. ohne Vorausbezahlung.
Schmalkalden Varnhagen'sche Verlagshandlung.

Ausgabe Nr. 1. Taschenausgabe schönes Druckpapier, wie Schillers ꝛc. Werke complett. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.
Nr. 2. in 8. Druckpap. 8 Rthlr. 14 fl. 12 kr.
Nr. 3. in 8. Velinpap. 12 Rthlr.

Erschienen sind:

Briefe über den Dichter Ernst Wagner;

(enthaltend lebensgeschichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem ungedruckten Nachlasse des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm selbst, vom Herzoge August von Sachsen-Gotha, Jean Paul Fr. Richter, Fichte u. m. A.)

Herausgegeben von

Friedrich Mosengeil.

2 Bände eleg. brosch. 8. 2 Rthlr., Velinp. 3 Rthlr.

Es möge erlaubt seyn über beyde Werke einige Worte aus der Zeitung f. d. elegante Welt Nr. 165 zu entlehnen:

„Da der edle und milde Geist, der aus allen Werken Ernst Wagners spricht, sein tiefer Blick ins menschliche Herz, seine an reitzenden Bildern reiche Phantasie, seine reine Lebensweisheit und ächt socratische Heiterkeit und Laune, so wie seine beseelte Darstellung, dem ächt deutschen Geiste und Gemüthe ganz vorzüglich zusagen müssen, so werden gewiß nicht nur diese Briefe, sondern auch die Ausgabe sämmtlicher Werke des Verewigten, die ebenfalls sein edler Freund Mosengeil besorgen wird, die wünschenswertheste Aufnahme finden. Referent hat diesen ersten Band der Briefe (der 2te Band ist bereits erschienen, und wird in diesen Tagen versendet) mit dem lebhaftesten Antheile durchgelesen und eine ungemein fesselnde und befriedigende Unterhaltung dabey gefunden. Vorzüglich originell und interessant sind die Briefe des Herzogs August von Sachsen-Gotha, da sie ein Verhältniß darstellen, dergleichen sich in der neueren Zeit wohl höchst selten, zwischen Menschen auf so verschiedenem Standpunkte des bürgerlichen Lebens, gefunden haben mag. Das Aeußere des Buchs ist geschmackvoll.“ Die Briefe sind in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig, so wie auch Bestellungen von allen Buchhandlungen auf die verschiedenen Ausgaben der sämmtlichen Werke angenommen werden. Privatsammler erhalten bey direkter Bestellung beym Verleger auf 8 Exemplare 1 Freyexemplar.

Uebersetzungs-Anzeige zur Verhütung von Collisionen.

Von

Sandoval, or the Spanish Freemasow by the autor of Don Estaban 1826. London Colburn. 3 Vol.

erscheint bey mir bald eine Uebersetzung.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung,
wie man nach bestimmten Verhältnissen die passendste
Stangen-Zäumung
finden kann.

Nebst einer einfachen Ansicht der

Grundsätze der Zäumung.

Von

Max. Ritter v. Weyrother;
k. k. Oberbereiter an der spanischen Schule.
Mit 2 Kupfertafeln.
Zweyte verbesserte Auflage.
gr. 8. Wien 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr. rhein.

Der Zweck dieses Werkchens ist die zweckmäßigste und passendste Zäumung, welche doch einer der wichtigsten Gegenstände der Reitkunst ist, und die in allen Lehrbüchern nur oberflächlich behandelt wird, zu lehren.

Der Hr. Verf. hat nach theoretischen Grundsätzen diesen wichtigen Gegenstand beschrieben und klar entwickelt, in welchem Verhältniß die Stange zum Pferdemaul steht, dann die Art zu messen und zu rechnen, um die passendste Zäumung finden zu können; daß dieses Werkchen, dem noch ein Anhang über Hebe- und Schleifzügel beygegeben ist, für jeden Pferdebesitzer von großem Nutzen, und die darin aufgestellten Grundsätze praktisch sind, beweist der schnelle Absatz der ersten Auflage.

Digitized by Google

Nro. 39.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Die Gebirge des Königreichs Würtemberg, in besonderer Beziehung auf Halurgie, von Friedrich v. Alberti, Salinen-Verwalter von Wilhelmshall 2c. Mit Bemerkungen und Beyträgen von Professor D. Schübler in Tübingen. Mit 5 geographischen Karten und 1 Steindruck. Preis 4 fl.

Diese Schrift ist eine Folge der bergmännischen Arbeiten auf Steinsalz, durch welche nun Würtemberg in geognostischer Beziehung mehr als irgend ein Nachbarstaat aufgeschlossen ist, entstanden. Man lernt aus derselben den Bau der Gebirge dieses Landes im Allgemeinen, besonders aber die interessanten Verhältnisse des Steinsalzgebirges, das wohl über zwey Drittheile des Flächenraums desselben einnimmt, näher kennen.

In V Abschnitten giebt sie: I. Grundgebirge des Kalksteins, der das Steinsalz umschließt. II. Den das Steinsalz umschließenden Kalkstein. III. Die Gebirge über die das Steinsalz umschließenden Kalksteinformation. IV. Die Soolen aus der Kalksteinformation, die das Steinsalz umschließt. V. Die systematische Einreihung der vorgetragenen Gebirgsarten in die großen Formationen unserer Erde.

Der II. und IV. Abschnitt sind ausschließlich der Steinsalzformation und den aus derselben entstehenden Soolen gewidmet. Der leztere Abschnitt handelt hauptsächlich von Entstehung der Soolen, ihren quantitativen und qualitativen Verhältnissen, der Fabrication auf den würtembergischen Salzwerken, und endlich der Geschichte der leztern.

Im V. Abschnitt sind die Ansichten über das relative Alter der würt. Gebirge beleuchtet.

Die Beylagen von Hrn. Professor Schübler enthalten: spec. Gewichts- und Höhen-Bestimmungen, Bemerkungen über die Gamarrholithen aus dem Kalksteine von Friedrichshall, über die würtemb. Dolomite u. dgl.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staaten-Kunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrg. 6ten Bandes 3r Heft. Des dritten Heftes erste Abtheil. Pr. für den ganzen Bd. in 3 Doppel-Heften 8 fl.

Inhalt.

Grundzüge einer allgemeinen Pflanzengeographie, von Dr. Joakim Frederik Schouw. — Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von Gaspari, Hassel, Cannabich, Gutsmuths und Ukert. 10ter Bd. — Hase's Bericht von der asia'schen Gesellschaft zu Paris, über eine von Jouanni (in einem Thale bey Nikomedia) gefundene Inschrift. — Mir J'sshet-Uellah's Reise nach Mittelasia im Jahr 1812.

Bey Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch für das Jahr 1827
der
Liebe und Freundschaft gewidmet.
Mit 14 Kupfern.

In verschiedenen Einbänden zu 2 fl. 42 kr., 4 fl. 30 und 7 fl. 12 kr.

W. Gerhards
Gedichte
2 Bände.

Ausg. auf feinem Druckvelinpap. 3 Rthlr.
— — geglättetem Schweizervelinp. 4 Rthlr. 12 gr.
geschmackvoll cartonnirt

früher zur Subscription angekündigt, haben nun die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen. Der unterzeichnete Verleger glaubt auf die Erscheinung derselben das Publikum mit um so größerem Rechte aufmerksam machen zu können, da diese Poesieen nicht zu den wäßrigen Threnodieen und schwülstigen Verseleyen gehören, wie sie die neuere Zeit in Masse liefert, sondern durch Geist und Gefühl, metrische Reinheit und rhythmischen Wohllaut sowohl in die Gunst der Frauen, denen sie durch einige zierliche Strophen vom Dichter gewidmet wurden, als auch in die der Männer und Jünglinge sich einschmeicheln und von Beyden gern gelesen und wieder gelesen und noch öfterer gesungen werden dürften.

Für typographische Eleganz und ein dem gediegenen Inhalte des Werkes gemäßes, geschmackvolles Aeußere ist gesorgt und der möglichst billige Preis gestellt worden.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orphea
Taschenbuch
für 1827.
Vierter Jahrgang.
Mit acht Kupfern nach Ramberg zu
Figaro's Hochzeit.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral. Preis: 2 Rthlr. Conv. oder 3 fl. 36 kr. Rhein.

Inhalt: I. Lebens-Räthsel. Erzählung von Wilh. Blumenhagen. — II. Alanghu. Schauspiel in drey Akten von Dr. Ernst Raupach. — III. Der blinde

Meister. Erzählung von Friedrich Kind. — IV. Die Scipionengruft. Eine Novelle von Friedrich de la Motte Fouqué. — V. Die Glöcknerin. Erzählung von K. G. Prätzel. — VI. Der Barde und sein Kind. Von L. M. Holm.

Kupfer: Gallerie von acht Scenen aus Figaro's Hochzeit, nach Heinr. Ramberg, gestochen von Axmann, Büscher, Jury, F. W. Meyer, H. Schmidt und Schwerdgeburth.

Die früheren Jahrgänge dieses beliebten Taschenbuchs, welche Kupfer-Gallerien aus dem Freyschütz, Don Juan und der Zauberflöte lieferten, sind ebenfalls noch, jeder für 2 Rthlr., durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Bey W. Boicke in Berlin ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Das Aufnehmen zu Pferde

oder

die Kunst, nach Lehmanns Methode mit dem Meßtische vom Pferde aus, Gegenden militärisch oder Forsten ökonomisch und zwar völlig genau aufzunehmen,

nebst Beschreibung

des hierzu erforderlichen neu erfundenen Apparats,

von F. W. Netto.

Mit 4 Kupfern. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Ueber die dem Krieger so wichtige Kunst, Gegenstände topographisch vom Pferde herab aufzunehmen, gab es bisher kein Lehrbuch; nur Personen, welche zu Fuße das Aufnehmen mit dem Meßtische genau erlernt und ausgeübt hatten, war es möglich, vom Pferde aus mit dem Bleistift flüchtige Skizzen von Gegenden zu Kriegszwecken zu entwerfen, aber nur mit geringer Genauigkeit und nach dem Augenmaße allein. Dem Herrn Verfasser ist es gelungen einen Apparat zu erfinden, mittelst dessen ohne Stativ die genaueste Vermessung geschehen kann, und alles das wirklich erreicht wird, was der Titel besagt. Die damit angestellten Versuche haben es vollständig bewährt, und somit wäre einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen.

Pränumerations- und Subscriptions-Anzeige.

Auswahl aus

Jean Paul Fr. Richter's Schriften

circa 6 Bändchen, von circa 2400 Seiten. Mit Porträt, Biographie, Charakteristik u. s. w.

Da selbst die indeß unternommene Gesammt-Ausgabe des genialen, an Lebensansichten und Reflexionen so reichen Schriftstellers in 12 Lieferungen 32 Rthlr. und mehr kostet, so wie bey der Schwierigkeit, ihn, der so vieles einzeln Selbstständige gibt, ganz zu lesen: erscheint ein wohlgeordneter Auszug, der das Schönste und Gediegenste aus allen seinen Schriften und Aufsätzen zum Gemeingut des deutschen Volks macht, zeitgemäß und verdienstlich. Er selbst, Goethe und andere große Männer haben das Gute eines solchen Geistes — esprit — anerkannt, sie sind beliebt und selbst nach sächsischen Gesetzen ausdrücklich erlaubt.

Ein mit Jean Paul's Geist seit lange innig vertrauter, mit geläutertem Geschmack und richtigem Urtheil begabter, dem Publikum vortheilhaft bekannter Schriftsteller liefert dieß, wird Humor und Satyre neben dem Gediegenen hervorheben, Jean Paul's Geist wiedergeben.

Michaelis erscheint nun das 1ste fast fertige Bändchen, das Ganze binnen Jahresfrist.

Deutscher Dichtersaal,

von Luther bis auf unsre Zeiten.

Auswahl des Gediegensten, geschichtliche Einleitungen, Biographien und Charakteristiken. Herausgegeben vom Hofrath Dr. August Gebauer.

Ein Werk, wie zwar Engländer und Franzosen schon mehrere, wir aber bis jetzt noch keines besitzen, zeitgemäß und allgemein interessant. Es wird zuvörderst eine Uebersicht der deutschen Poesie von den ältesten Zeiten bis auf Luther, in zwar kurzen, aber sichern Zügen, Biographie und Charakteristik Luthers, so wie jedes folgenden Dichters, treu und lebendig, hierauf das Beste und Gediegenste jedes Dichters, nach dem Maßstabe einer gesicherten Kritik mit sorgfältiger Auswahl geben.

Der Herausgeber hat sich schon als glücklicher, gefühlvoller Dichter und umsichtiger Kritiker gezeigt.

Das 1ste Bändchen erscheint Michaelis-Messe. 2tes bis 4tes folgen binnen ½ Jahr.

Subscriptions-Preis auf jedes Bändchen beyder Werke.

I. Ausgabe in Octav für Bemittelte: 1) auf Velinpapier 1 Rthlr. (1 fl. 48 kr.), 2) auf Schreibpapier 18 Gr. (1 fl. 21 kr.). II. Ausgabe in Sedez, wie Schiller's und Klopstock's Werke: 3) auf feinem (französischen) Papier 16 Gr. (1 fl. 12 kr.), 4) wohlfeile Ausgabe auf gewöhnlichem Druckpapier 12 Gr. (54 kr.) nur.

Bey Vorausbezahlung vor Ende 1826. Auf 4 Bände des Dichtersaals nur: I. 1) 3 Rthlr. 12 Gr. 2) 2 Rthlr. 16 Gr. II. 3) 2 Rthlr. 8 Gr. 4) 1 Rthlr. 16 Gr.

Auf das Ganze von Jean Paul:

I. 1) 5 Rthlr. 2) 4 Rthlr. II. 3) 3½ Rthlr. 4) 2½ Rthlr.

Ausführliche Anzeigen von beyden Werken sind in jeder soliden Buchhandlung und in der Verlagshandlung zu haben.

Ernst Kleins lit. Comptoir in Leipzig.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler, in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch-practisches Lehrbuch

der

französischen Sprache

nach den Sprachlehren der Herren Vailly, Restaut, Mozin, Silbert rc., und in der grammatikalischen Ordnung nach der italienischen Sprachlehre des Herrn Professors v. Fornasari bearbeitet

von

Franz Trop,

Lehrer der französischen Sprache.

gr. 8. Preis 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr. rheinl.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo die französische Sprache so einheimisch und sogar zum Bedürfniß geworden, wird ein neues Lehrbuch derselben, worin

Digitized by Google

das ganze Lehrgebäude der Sprache in der grammatikalischen Ordnung, welche die Sprachlehre des Herrn Professors v. Farnasari so vortheilhaft auszeichnet, mit Klarheit und Verständlichkeit abgehandelt ist, gewiß eine angenehme Erscheinung seyn. Der Herr Verfasser suchte bey Ausarbeitung dieses Werkes den breiten pedantischen Ton, die weitläufigen Erklärungen, die nicht gehörige Reihenfolge der Regeln, welche in manchen Sprachlehren herrschen, und die das Studium der Sprache erschweren, und die Lernenden ermüden, zu vermeiden, und trägt in einem leicht faßlichen und angenehmen Style den Bau und den innern Geist der Sprache vor.

Alle Regeln sind überall auf das genaueste durchgeführt, und man wird nicht das entfernteste vermissen; dann sind dieselben mit gehörigen Phrasen versehen, wodurch jede Regel sogleich praktisch ausgeführt werden kann; einen besondern Fleiß verwendete der Verfasser auf eine richtige Anleitung zur Aussprache, welche in den meisten vorhandenen Lehrbüchern vermißt wird.

Für die praktischen Uebungen zum Uebersetzen ist eine gut geordnete Auswahl von Aufgaben bestehend, in Erzählungen, kaufmännischen Briefen rc. und für die Gedächtnißübungen: I. In einer großen Sammlung der brauchbarsten Haupt- und Zeitwörter. II. In Beyspielen über alle in der theoretischen Abtheilung vorkommenden Regeln. III. In Leseübungen, bestehend aus lehrreichen Anekdoten und Erzählungen beygefügt.

Sowohl für den Anfänger, als auch für diejenigen, welche schon einiges Wissen in dieser Sprache erlangt haben, wird dieses Werk von großem Nutzen seyn, und um dessen Anschaffung, so wie die Einführung in Schulen zu erleichtern, der Preis für 36 gedruckte Bogen, auf 1 fl. 30 kr. C. M. gestellt.

Bey F. Rubach, in Magdeburg, ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Carl Blumauer,

Naturbilder oder Parabeln,

zur Bildung der erwachsenen Jugend und zur Erbauung ihrer Freunde. 8. 1826. 10 Bogen. Preis 10 Gr.

Wenn frappante Schilderungen aus dem Leben gegriffener Scenen, in Form der Parabel und in einem poetisch anmuthigen Colorit dargestellt, den Sinn der Jugend, belehrend und verbreitend auf des künftigen Lebens Untiefen und Irrungen, am meisten ansprechen, wenn selbst ältere Freunde des Wahren und Guten, auf eine frühere Vergangenheit rückblickend, noch gern bey schönen Erinnerungen durchlebter Momente sinnend verweilen: so dürfen wir in diesem Werke den ersteren ein gediegenes Bildungsbuch ihres Geistes und Herzens und den letzteren eine heitere Erbauung ihres Gemüths versprechen. — Mancher Privatlehrer wird es zur abwechselnden Lectüre seiner ihm vertrauten Zöglinge auf den Unterrichts-Tisch legen, und mancher Freund geistiger Muse dabey Erholung und Stärkung finden. —

In der Löffler'schen Buchhandlung in Stralsund sind nachstehende Werke so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Schwedischer Plutarch von J. F. v. Lundblad. Uebersezt von Fr. v. Schubart. 1ster Theil enthält: Gustav Horn. Johann Baner. Lennart Torstenson. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Theodosius von Tripolis 3 Bücher Kugelschnitte. Aus dem Griechischen mit Erläuterungen und Zusätzen, herausgegeben von E. Nizze. Nebst 4 Tafeln in Steindruck. 1 Rthlr.

Frithiof. Eine Sage nordischer Vorzeit von Esaias Tegner. Aus dem Schwedischen nach der 2ten Aufl. übersezt von Ludolph Schley. 2 Abtheilungen. Geheftet 1 Rthlr.

So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Langenbeck, C. J. M., Icones anatomicae. Neurologiae fasc. Imus. Tabulae aeneae XXXIV. Imperialfolio. 15 Rthlr.

Neurologiae fasc. IIdus. Tabulae aeneae IX. Imperialfolio. 6 Rthlr.

Diesen werden rasch nachfolgen das 3te Heft der Neurologie und die Hefte der Angiologie; späterhin aber die Myologie in Verbindung mit der Osteologie, so wie die Splanchnologie, welche beyden Abtheilungen bereits bearbeitet werden. Das ganze Werk wird 108 Rthlr. kosten, demnach jede der 4 Hauptabtheilungen 27 Rthlr.; die Preise der einzelnen Hefte sind verschieden. Jedes Heft einer Abtheilung wird einzeln abgelassen, ohne daß sich der Käufer zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich machen darf.

Nach Vollendung dieser Kupfertafeln wird von demselben Verfasser ein anatomisches Handbuch erscheinen, in welchem auf sie verwiesen werden, und welches corollaria practica enthalten wird.

Göttingen, September 1826.

Dieterich'sche Buchhandlung.

Bey Neukirch, Buchhändler in Basel, ist erschienen und an die Buchhandlungen versandt:

Allgemeine kritische Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungs-Anstalten

der körperlichen und geistigen Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen. Nach des Herrn Appert zu Paris neuem Journal des Prisons etc. etc. in größerer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet,

von dem

Geheimen Regierungsrath Dr. Hartleben

1ster Jahrgang 5tes Heft.

Inhalt:

Allgemeine praktische Aufsätze und Vorschläge, auch legislative neueste Erscheinungen. Ueber die nähern Bedürfnisse aller Gattungen Heilanstalten und Wohlthätigkeits-Institute in größern Staaten und mit besonderer Rücksicht auf Frankreich und England,

Digitized by Google

von dem Professor der Arzneykunde, Hrn. Foderé zu Straßburg. — Ist es zweckmäßig, wie bisher die Aerzte und Wundärzte in den Hospitälern für ihre Lebenszeit anzustellen? — Frankreich: Die musterhafte Einrichtung der Sparkasse zu Paris. — England: Weitere Resultate der Bemühungen der Londner-Gesellschaft zu Verbesserung des Gefängnißwesens und zur Bekehrung jugendlicher Verbrecher. — Preußen: Sehr ausführliches und zweckmäßiges Reglement für die Pommersche Provinzial-Straf- und Besserungs-Anstalt zu Naugardt. — Deutsche Bundesstaaten: Das Zuchthaus zu Mannheim. — Schweizerische Eidgenossenschaft: Neueste Resultate des unermüdeten Wirkens der Gesellschaft zu Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen in Basel. — Das neue Pönitentiar-Gefängniß zu Genf; die jüngste Musteranstalt ausgezeichneter Art. — Der Verkündiger.

Von dieser Zeitschrift, welche ihren ununterbrochenen Fortgang findet, kostet der Jahrgang von 6 Heften in gr. 8. 8 fl. — Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

Bey Hemmerde und Schwetschke ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Paradies des Dante Alighieri übersezt und erläutert von K. Streckfuß. gr. 8. Geheftet. Preis 2 Rthlr.

Hiemit ist das vom ersten Beginn an vom Publikum mit lebhafter Theilnahme aufgenommene Werk beendigt, und unter dem Titel: die göttliche Komödie des Dante Alighieri, Preis 6 Rthlr., in allen guten Buchhandlungen zu haben. Der Haupttitel für den ersten und zweyten Theil wird mit dem dritten nachgeliefert.

Halle, am 1. September 1826.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist in Commission erschienen:

Aufschläger, J. F. Der Elsaß. Neue historisch-topographische Beschreibung der beyden Rhein-Departemente mit Kupfern und lithographirten Planen und Charten. 1ste Lieferung. Preis 1 Rthlr. 8 Gr.

Blessig, Dr. Joh. Lor. Nachgelassene Predigten, 2 Thlr. 2 Rthlr. 8 Gr.

Le Catholicisme et le Protestantisme, considérés sous le point de vue politique. 18 Gr.

Edel, die neue Kirche zu Straßburg. Ein Beytrag zur Geschichte dieser Stadt mit 7 lithographirten Abbildungen. 20 Gr.

Jeremie, traduit sur le text original, accompagné de notes par J. G. Dahler, Doct. et Prof. à la Faculté de Theologie protestante à Strasbourg. 1 Rthlr. 8 Gr.

Lichtenberger, Geschichte der Buchdruckerkunst nebst Guttenbergs Brustbild und 6 Abdrücken der Original-Holztafeln. 20 Gr.

Schweighäuser, Dr. J. F. Das Gebären und die Geburtshülfe mit 3 Abbildungen. 1 Rthlr. 4 Gr.

Timotheus, eine Zeitschrift zu Beförderung der Religion und Humanität. 3 Hefte. 5 Rthlr. 12 Gr.

Bekanntmachung.

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schoalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath.
v. Spieß, Ministerialrath.

Berlin, bei Duncker und Humblot ist fertig geworden:

Buntes Leben. Roman, aus dem Englischen (von the Story of a life) übersezt von Theodor Hell. Zweyter Band. 8. Beyde Bände, geh. 2 Rthlr. 12 Gr.

Irving (W.) Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. Aus dem Englischen übersezt von S. H. Spiker. Zweyte verbesserte wohlfeile Auflage. 2 Bände. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Dasselbe, schönere Ausgabe. 2 Rthlr.

Memoiren des Grafen Alexander von T—. Aus der französischen Handschrift übersezt. Zweyter Band. 8. geh. 2 Rthlr.

Neben diesen Uebersetzungen dreyer dem Publikum durch das Verdienst der Originale und der Uebertragung bereits empfohlenen Werke ist als deutsches Original vorzüglich zu bezeichnen:

Bruchstücke aus Karl Bertholds Tagebuch; herausgegeben von Oswald. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Dasselbe, fein Papier, geh. 2 Rthlr.

Digitized by Google

Nro 40.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Ankündigung
einer Ausgabe von Ludwig Timotheus Freyherrn v. Spittler's sämmtlichen Werken.

Wenn der Unterzeichnete die zahlreichen Ausgaben sämmtlicher Werke, in denen sich unsre Zeit gefällt, noch um eine vermehrt, so hofft er, daß ihm der Name des Schriftstellers, dessen Erzeugnisse er dem Publikum wieder vorzuführen sich erlaubt, die beste Rechtfertigung seyn werde — vorausgesetzt, daß es, bey der einmal vorhandenen, für solche Sammlungen günstigen, Stimmung des Publikums, überhaupt einer Rechtfertigung bedarf.

Es sind die Werke eines Johannes Müller, Woltmann, und ganz neuerlich eines Heeren, Zschokke, mit so allgemeinem Beyfall von unseren Zeitgenossen aufgenommen worden, daß zu erwarten ist, auch die Sammlung der Schriften Spittler's, der durch tiefen Forschungsgeist, Freymüthigkeit, verbunden mit Anstand und weiser Mäßigung, durch ein hervorsteckendes praktisches Talent, vornehmlich durch den ihm eigenen ungemein hellen politischen Blick, durch eine geistvolle, frische Darstellung, mit Einem Wort, durch eine ächte Originalität seiner Geistesprodukte in Form und Inhalt, eine ausgezeichnete Stelle unter den ersten Historikern unserer Nation sich erworben hat, werde sich nicht weniger der Gunst des Publikums erfreuen dürfen. Aus Gründen, deren nähere Entwicklung der Vorrede zu der Ausgabe selbst vorbehalten bleibt, muß gerade in unserer Zeit die Wiedererneuerung der Ideen eines Genius von Spittler's eigenthümlichem Gepräge einen unendlich wohlthätigen Einfluß haben; aber auch hievon abgesehen, ist schon in anderer Beziehung das Bedürfniß einer Sammlung der Spittler'schen Schriften von ausgezeichneten Männern längst anerkannt. „Weil sie voll sind," sagt Woltmann, „von einem eigenthümlichen Geist in einem Vortrag, den er sich selbst geschaffen hat, soll man „sie darum, ihre übrigen Vorzüge ungerechnet, als ein „Nationalgut betrachten, und als ein solches in Obhut „zusammenhalten. Wir sind wahrhaftig noch nicht reich „an dergleichen Nationalgütern." —

Diese Rücksichten erweckten in dem Unterzeichneten schon längst den Entschluß, sich dem Geschäfte des Sammlers zu unterziehen, und er glaubte dadurch, und glaubt noch eine Pflicht zu erfüllen, die ihm, als dem Schwiegersohn des Verewigten, vielleicht vorzugsweise obliegt, und die er in so fern auch besser zu erfüllen im Stande seyn mag, als er aus dem literarischen Nachlasse desselben noch Ungedrucktes mittheilen kann, das im Einzelnen gleich nachher näher angegeben werden soll, und das, wäre es auch nur als Reliquie des unvergeßlichen Mannes, gewiß mit Dank aufgenommen wird. Verschiedene Hindernisse, die nicht früher zu beseitigen waren, verzögerten bisher die Ausführung, und erst jetzt ist es dem Unterzeichneten möglich, zugleich mit der Mittheilung des Plans der Ausgabe, die Erscheinung der ersten Lieferung auf künftige Ostermesse anzukündigen.

Was jenen Plan betrifft, so wird die ganze Sammlung aus zwey Hauptabtheilungen bestehen, der Sammlung der größeren Werke, und der der kleineren Schriften. Die erstere wird nach Materien in drey Hauptmassen geordnet, bey deren jeder in der Aufeinanderfolge der einzelnen Werke die chronologische Ordnung beobachtet wird. Den Anfang macht das Fach, in welchem Spittler zuerst auftrat, nämlich

A) Kirchengeschichte und Kirchenrecht. Hieher gehören: 1) die Geschichte des kanonischen Rechts, mit im Manuscript hinterlassenen Aenderungen und Zusätzen des Verfassers, und 3 unedirten Bogen eines zweyten Bandes; 2) der Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, nach der neuesten von Spittler herrührenden Ausgabe (der vierten von 1806).

B) Geschichte europäischer Staaten, und zwar 3) Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten 1793 und 1794, 2 Bände; mit einigen handschriftlich hinterlassenen Aenderungen; 4) Geschichte der dänischen Revolution.

C) Spezial-Geschichte deutscher Staaten; 5) Geschichte Würtembergs; 6) Geschichte von Hannover; mit Benützung vieler im Manuscript hinterlassenen Zusätze und Aenderungen Spittler's. 2 Bände.

Die zweyte Sammlung, nämlich die der kleineren Schriften, hat ungefähr dieselbe Anordnung; nur kommt hier noch eine weitere Abtheilung in den „vermischten Aufsätzen" hinzu, und die mit der Geschichte in Beziehung stehenden publizistischen Abhandlungen machen eine Erweiterung der betreffenden Rubriken nothwendig. Zunächst in das Fach

A) der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts werden aufgenommen die verschiedenen einzeln erschienenen kleineren Schriften, z. B. die kritische Untersuchung des 60sten laodicäischen Kanons; die Geschichte des Kelchs im Abendmahl; der Entwurf einer Geschichte der spanischen Inquisition; die Preisschrift über die Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den päpstlichen Stuhl. Ferner die verschiedenen Aufsätze über kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Materien in Meusel's Journalen, im Göttingischen Magazin; auch einige anonym erschienene und fast ganz unbekannt gebliebene Aufsätze in der Revision der deutschen Literatur und in Abele's Magazin für Kirchengeschichte, so wie auch eine dahin gehörige, in der Göttingischen Sozietät abgelesene Abhandlung; und endlich eine Geschichte der Mönchsorden, die erst neuerlich von Gurlitt in 5 Schulprogrammen aus Spittler'schen Heften herausgegeben wurde und nicht in Buchhandel gekommen ist.

B) Geschichte der europäischen Staaten und damit zusammenhängende Publizistik. Hier finden ihre Stelle die vielen im Göttingischen historischen Magazin zerstreuten, zur Geschichte von Spanien, den Niederlanden, England u. s. w. gehörigen Aufsätze; ein im J. 1801 anonym erschienener Grundriß einer Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten, und eine in Schriften der Göttingischen Sozietät enthaltene Abhandlung über die Geschichte der deutschen Städte.

Digitized by Google

C) Spezialgeschichte einzelner deutscher Staaten und damit zusammenhängende Publizistik. In diesem Fache werden die vielen Aufsätze über würtembergische Geschichte und Staatsrecht, eine eigene Unterabtheilung bilden; die Nebeninstruktion, die Aufsätze in Meusel's Zeitschriften und im Göttingischen Magazin; außerdem eine noch ungedruckte (indeß nicht ganz vollendete) Geschichte des würtembergischen Geheimenraths (etwa 14 gedruckte Bogen haltend), ein unedirtes (4 gedruckte Bogen starkes) Fragment einer Geschichte des würtembergischen privilegium de non appellando und einige andere aus den Papieren Spittler's zu ziehende kleinere Fragmente. Eine zweyte Unterabtheilung besteht dann aus den zur hannöver'schen, sächsischen, baierschen, hessischen Geschichte gehörigen und endlich aus den die Geschichte deutscher Mißheirathen betreffenden Aufsätzen.

D) Vermischte Aufsätze. In diese Abtheilung kommen verschiedene Biographieen, hauptsächlich aus dem Göttingischen Magazin; aus Hugo's civil. Magazin; eine Dissertation pädagogischen Inhalts; und endlich den Beschluß macht eine Auswahl der interessantesten Recensionen Spittler's.

Auch bey der Anordnung dieser kleineren Schriften wird bey jeder Hauptmasse so viel möglich die chronologische Ordnung beybehalten und nur da eine Ausnahme gemacht werden, wo mehrere Aufsätze ganz dieselbe Materie betreffen, und aus diesem Grunde eine Zusammenstellung zweckmäßig ist. Ueber die Grundsätze, welche den Herausgeber bey der Aufnahme der Recensionen und anderer kleineren Aufsätze leiten werden, wird sich derselbe übrigens gleichfalls in der Vorrede aussprechen.

Die ganze Sammlung wird aus 15 Bänden, jeder Band ungefähr 30 Bogen stark, bestehen, und jede Leipziger Oster- und Michaelis-Messe eine Lieferung von 3 Bänden erscheinen, so daß, von Ostern 1827 an gerechnet, spätestens in 3 Jahren die Ausgabe beendigt seyn wird.

Als eine Zugabe zu dem Werke wird endlich nach Umständen, namentlich je nachdem dem Herausgeber die dazu nöthige Unterstützung und freye Muße wird, eine von diesem entworfene Biographie, der vielleicht eine Auswahl besonders interessanter Briefe des Verstorbenen beygegeben wird, hinzugefügt werden.

Tübingen, den 26. Sept. 1826.

Dr. Karl Wächter,
königl. würtembergischer
Ober-Justiz-Assessor.

Beauftragt mit dem Verlag dieser Werke werden wir dieselbigen denjenigen, welche bis zur Ostermesse 1827 darauf unterzeichnen, für 1 Rthlr. 4 Gr. sächs. oder 2 fl. rhein. jeden Band überlassen; wer aber auf die ganze Sammlung pränumeriren will, erhält dieselben 15 Bände für 12 Rthlr. 16 Gr. oder 22 fl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bey dem Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Darius und Alexander, oder: die Verschwörung des Bessus, Trauerspiel in 5 Akten von X. Y. Z. Clärobscür. 18 Gr.

Zu einer Zeit, wo Aller Augen auf Griechenland gerichtet sind, wird diese dramatische Darstellung so wichtiger Begebenheiten aus der griechischen Geschichte, als die Großthaten Alexanders, die Unterwerfung des mächtigen Perserreichs durch griechische Waffen, und die rührenden Schicksale des lezten Perserreichs sind, gewiß ein zahlreiches Publikum interessiren. Der Verf. hat durch die Verschwörung des Bessus die außerdem zu bunte Masse der Begebenheiten zur Nothwendigkeit einer einzigen Handlung zu verknüpfen gesucht. Noch nie ist dieser Stoff (die Verschwörung des Bessus) dramatisch bearbeitet worden. Schon die Neuheit des Gegenstandes dürfte daher dieser Tragödie eine günstige Aufnahme zusichern.

Leipzig, den 11. Okt. 1826.

K. F. Köhler.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Kosegarten's Dichtungen 12r und lezter Band, des Dichters Leben enthaltend.

Vollständige Exemplare sind noch zu haben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

L. A. Koch in Greifswald.

Die frühern Jahrgänge des

Taschenbuch zum geselligen Vergnügens
herausgegeben von W. F. Becker, Fr. Kind, A. Wendt und Philippi,
Leipzig bey Joh. Fr. Gleditsch,

sind auf folgende sehr erniedrigte Preise herabgesezt

1791—1793, 1795—1799	à 6 Gr.
1800—1807, 1809—1812, 1814—1820	à 8 —
1821—1826	à 12 —

Ganz vollständige Exemplare, deren nur noch wenig vorhanden, kosten, neu und elegant eingebunden und Goldschnitt, ungetrennt 24 Thlr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jugendbibliothek des Auslandes, in das Deutsche übersezt von einem Vereine praktischer Erzieher und herausgegeben von D. G. Friederich. Erstes Bändchen, enthaltend: der kleine Reisende nach Griechenland, oder Briefe des jungen Eucrist und seiner Familie. Aus dem Französischen der Frau Julie de la Faye Brehier übersezt von D. H. G. Zehner. 1r Theil, in Taschenf., auf Schreibp., in einem ill. Titelk., eleg. broch. Subscriptionspreis (mit der Verbindlichkeit auf 18 Bändchen) 18 kr.

Von dieser Jugendbibliothek erscheint monatlich ein Bändchen; damit der allgemeinen Verbreitung derselben nichts entgegensteht, so ist der Preis so wohlfeil gestellt worden, daß bis jezt kein Beyspiel einer gleichen Wohlfeilheit in der Literatur für die Jugend vorhanden ist. Die Subscribenten erhalten nämlich jedes der 18 Bändchen zur ersten Lieferung, mit gleicher Eleganz ausge-

Digitized by Google

stattet als das vorliegende, zu dem geringen Preise von 18 kr.

Inhalt: Der kleine Reisende nach Griechenland rc. 3 Bändchen. — Anekdoten und moralische Erzählungen aus dem Italienischen des Francesko Soar, 3 Bdchn. — Auswahl aus den moralischen Erzählungen und historischen Novellen der Frau v. Genlis. 4 Bdchn. — Auswahl der schönsten arabischen Mährchen aus Tausend und eine Nacht. 4 Bdchn. — Jugend-Schauspiele von M. Berquin. 4 Bdchn. —

Eine ausführliche Ankündigung ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

C. J. Edler'sche Buchhandlung in Hanau.

Für Leihbibliotheken.

Bey Kayser in Leipzig ist erschienen:

Wohlfeile Bibliothek der Romane 1ster bis 4ter Bd. enthaltend: (1. Bd. Sophiens Reisen. N. A. 2. Bd. der Waizenkorb. N. A. 3. Bd. der Unbekannte, v. C. v. Oelsnitz. 4. Bd. Theodors, des Dichters Liebe, Leiden und Vollendung von Ebendemselben) 8. 1827. 3 Rthlr.

Bücher-Anzeige.

So eben hat in der Herder'schen Buchhandlung in Rotweil die 3te unveränderte Auflage die Presse verlassen von der Schrift:

Was hätte eine deutsche Fürstin auf das, wie öffentliche Nachrichten behaupten, von einem Souverän an Sie gerichtete Schreiben, wegen Ihrem Uebertritt zur katholischen Konfession, antworten können? Von D. Fridolin Huber, Pfarrer zu Deislingen, im Kapitel Rotweil a. N. 8. 1826. broschirt 36 kr.

Der würdige Herr Verfasser ist schon bey mehreren Gelegenheiten als glücklicher Verfechter der Wahrheit aufgetreten, und hat mit Vergnügen diese Veranlassung abermal ergriffen, den Katholizismus mit einer Gründlichkeit, Popularität und Klarheit zu vertheidigen, die zur Ueberzeugung führt, ohne die Gemüther zu beleidigen.

Wenn von einer Schrift in dem engen Zeitraum von 2 Monaten 3 bedeutende Auflagen nöthig werden, so mag dies am besten für das hohe Interesse und die gelungene Bearbeitung derselben sprechen.

In der Andreäischen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. ist zu haben:

Der Apollotempel zu Bassä in Arkadien und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke, dargestellt und erläutert durch O. M. Baron von Stackelberg. Mit 21 Kupfertafeln und mehreren Vignetten. gr. Folio. Rom. Preis 77 fl.

Bey Johann Ambrosius Barth in Leipzig hat die Presse verlassen:

Die
Pariser Bluthochzeit,
dargestellt von
D. L. Wachler.
gr. 8. geh. 16 Gr.

eine mit lebendigen Farben und sorgfältiger Treue gegebene Darstellung eines unserer trefflichsten Historiker, zeitgemäß um so mehr, als die Bestrebungen hie und da sichtbar sind, veraltete, gemeinverderbliche, kirchliche und gesellschaftliche Vorurtheile, Irrthümer und Mißbräuche wieder aufleben zu lassen und dadurch das Fortschreiten zur reinern und höheren Bildung des Geistes zu hemmen.

Zugleich die Anzeige, daß aus dem Verlage der J. C. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt acquirirte:

D. L. Wachlers
Handbuch der Geschichte der Literatur.
2te Umarbeitung. 4 Bände. gr. 8.
11 Rthlr. 16 Gr.

1r Band: Geschichte der alten Literatur. Nebst einer Einleitung in die allgemeine Geschichte der Literatur. 2 Rthlr. 14 Gr.
2r Band: Geschichte der Literatur des Mittelalters. 2 Rthlr. 14 Gr.
3r Band: Geschichte der neuen Literatur. 1r Theil. Nationalliteratur. 3 Rthlr. 6 Gr.
4r Band: Geschichte der neuern Literatur. 2r Theil. Gelehrsamkeit. 3 Rthlr. 6 Gr.

NB. Der als Compendium bearbeitete Auszug aus diesem ungemein schätzbaren Werke erscheint im nächstkommenden Jahre, worüber in kurzem Näheres berichte.

Philomathie.
Von Freunden der Wissenschaft und Kunst
herausgegeben von
D. L. Wachler.
3 Bände. gr. 8. 4 Rthlr. 20 Gr.
(1r Band 1 Rthlr. 12 Gr. 2r Band 1 Rthlr. 12 Gr. 3r Band 1 Rthlr. 20 Gr.

eine Sammlung der gediegensten Abhandlungen von einem Kreise der hochgebildetsten Gelehrten, deren wiederholte angelegentliche Empfehlung ich desto lieber ausspreche, als die kritischen Beurtheilungen schon das nämliche thaten.

Bey F. Rubach in Magdeburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

C. Böhme,
36 Vorlegeblätter zum Zeichnen,
vom Leichten zum Schweren fortschreitend.
In Futteral 18 Gr.

Unter der Menge von Vorlegeblättern zum Zeichnenunterricht gibt es keine so vollständige und zweckmäßige

Digitized by Google

Sammlung als die vorliegende; die meisten sind nur für eine Stufe, entweder ganz für Anfänger oder für Geübtere angefertigt; selten findet man die Stufenfolge so richtig beobachtet, selten so schön gezeichnet, wie hier. Mannichfaltigkeit in der Wahl der Gegenstände, Sauberkeit der Abdrücke und Wohlfeilheit des Preises empfehlen diese Vorlegeblätter als ein vorzügliches Geschenk für Zeichenlustige, wovon sich Jeder durch eigene Anschauung selbst überzeugen wird.

Folgende Verlagsbücher von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bandellos Novellen. Aus dem Italienischen übersezt. Drey Theile. Zweyte vermehrte Auflage. 5 fl.

Blaud, F. Neue Untersuchungen über den Croup oder die Laryngo-tracheitis. Aus dem Französischen übersezt, mit Zusätzen, Anmerkungen und einer literarischen Skizze dieser Krankheit begleitet von D. A. Clemens. gr. 8. 3 fl. 48 kr.

Friedleben, D. Fh. Lehrbuch der Chronologie oder Zeitrechnung und Kalenderwesen ehemaliger und jetziger Völker, in Zusammenstellung mit der christlichen Zeitrechnung. Populär durchgeführt für Liebhaber der Geschichte, der Rechenkunst und des Kalenderwesens. 8. 2 fl.

Krämer, J. G. M. Geometrische Uebungen. Ein Auszug aus Thilos Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze. Als Leitfaden für Schüler bearbeitet. Mit 2 Steintafeln. 8. 48 kr.

Scott, Walter, Werke. Supplementbändchen zu sämmtlichen Ausgaben, enthaltend Halidon Höhe. Drama in 2 Akten. 16. geh. 24 kr.

Wilbrand, J. B. Erläuterung der Lehre vom Kreislaufe in den mit Blut versehenen Thieren, nebst weiterer Nachweisung, daß eine Blutcirculation weder in der Beobachtung noch wissenschaftlich begründet ist, und sich mit dem so..gen Verhalten der Natur nicht vereinigen läßt. 8. 1 fl.

Wild, C. A. Pharmaceutiker. Praktischer Universalrathgeber für den Bürger und Landmann. — Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen. Enthaltend Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs-, Gesundheits- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, des Luxus und des Handels. Gestüzt auf chemisch-physische Gründe, und zum allgemeinen Nutzen und zur Unterhaltung herausgegeben. — Dritte durchaus umgearbeitete verbesserte und mit fünfhundert neuen Recepten vermehrte Auflage. Zwey Theile mit 4 Kupfertafeln. geh. 1 fl. 48 kr.

Taschenbuch, Rheinisches, auf das Jahr 1827, herausgegeben von D. Adrian. In ordinärem Einband 3 fl. — In Pariserband 4 fl. 30 kr. In Maroquin-Etuis mit ausgemalten Decken 7 fl. 12 kr.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ahner, G. A. D. Magazin der neuesten Erfindungen und Fortschritte in den vorzüglichsten technischen Gewerben und Künsten, besonders in der Mechanik. 3s Heft mit Kupfern. gr. 8. 1 fl. 21 kr. oder 18 Gr. (3 Hefte oder 1r Band 4 fl. 3 kr. oder 2 Rthlr. 6 Gr.)

Knorr, C. W. (Lehrer der engl. Sprache in Leipzig), praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische durch Uebungsstücke, mit untergelegter englischer Phraseologie und Rückweisung in derselben auf die vorangestellten grammatikalischen Regeln, gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Solbrig's Tisch-Reden. Eine Auswahl launiger Dichtungen, Anekdoten und Epigramme. Zur Unterhaltung für gesellschaftliche Cirkel, 3r Bd. 8. geh. 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr. (Jeder Band 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr.)

Bis Ende December d. J. erscheint bey mir auf Subscription:

Allgemeine deutsche Handels-Correspondenz.

Oder: die wahren Grundsätze des kaufmännischen Briefschreibens für diejenigen, welche diese Schreibart nach ihren Eigenthümlichkeiten gründlich erlernen wollen. Von M. J. W. Guarch, Lehrer der Handelswissenschaften rc. in Leipzig. gr. 8. Subscriptions-Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

So eben ist erschienen und in Stuttgart und Tübingen in allen Buchhandlungen zu haben:

Der alte Jesuit und sein Schüler,

oder

Katechismus der echten Jesuitenlehre.

Aus dem Französischen von °r. Sauber broschirt.

Preis 18 Groschen.

Motto:

Die Jesuiten sind ehrliche Leute, aber es hat keine Schurkerey gegeben, wo sie nicht dabey gewesen wären.

Wer „Rom, wie es ist, von Santo Domingo" gelesen hat, kennt den jetzigen General der Jesuiten recht gut. Aber die Officiere und Gemeine dieser hochwürdigen Schaaren sind auch beachtungswerth, zumal da sie bereits hier und da schon unter verschiedenen Namen in die Standquartiere unter uns eingerückt sind, oder einzurücken Anstalt machen. Um sie nun gehörig zu bewillkommnen, ist deshalb diese kleine Seitenstück zu Rom, wie es ist, erschienen, und wir empfehlen es allen, die dieses lieb gewonnen haben.

Leipzig, im Okt. 1826.

Weygand'sche Buchhandlung.

W. Herschel's sämmtliche Schriften.
Erster Band:

Ueber den Bau des Himmels.

gr. 8. mit 10 Kupfertafeln

sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Thlr. 12 Gr. zu haben.

Dresden und Leipzig im August 1826.

Arnoldische Buchhandlung.

Nro. 41.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Conversations-Lexikon.

Die lezte Abtheilung oder die 7te und 8te Lieferung der Neuen Folge des Conversations-Lexikons ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden.

Bey diesem Anlaß, und da nun der Fall eingetreten ist, daß alle zwölf Bände vollständig zu erhalten sind, erlaubt sich der unterzeichnete Verleger nochmals auf das ganze Werk aufmerksam zu machen und zu bemerken, daß nachstehende Ausgaben durch alle solide Buchhandlungen zu den beygesezten Preisen zu beziehen sind:

Auf Druckpapier in ord. 8. 12 Bände. 17 Thlr. 4 Gr. oder 30 fl. 54 kr. rhein. (Einzeln Bd. I—X. 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 fl. 30 kr. rhein. Bd. XI. XII. 4 Thlr. 16 Gr. oder 8 fl. 24 kr. rhein.)

Auf weiß Med.-Druckp. in gr. 8. 12 Bände. 29 Thlr. 12 Gr. oder 53 fl. 6 Kr. (Einzeln Bd. I—X. 22 Thlr. oder 39 fl. 36 kr. Bd. XI. XII. 7 Thlr. 12 Gr. oder 13 fl. 30 kr.)

Auf fein berl. Med.-Druckp. in gr. 8. 12 Bände. 37 Thlr. oder 66 fl. 36 kr. (Einzeln Bd. I—X. 28 Thlr. oder 50 fl. 24 kr. Bd. XI. XII. 9 Thlr. oder 16 fl. 12 kr.)

Auf fein franz. Med.-Velinp. in gr. 8. 12 Bände. 57 Thlr. oder 102 fl. 36 kr. (Einzeln Bd. I—X. 45 Thlr. oder 81 fl. Bd. XI. XII. 12 Thlr. oder 21 fl. 36 kr.)

Privatpersonen, die sich mit ihren Bestellungen direct an den Verleger wenden, erhalten auf 6 Ex. das 7te frey, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bey einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Leipzig, den 15. Sept. 1826.

F. A. Brockhaus.

In Berlin bey F. A. Herbig sind erschienen:

Die Brautschau.

Zeichnung auf einem griechischen Gefäß. In einem Sendschreiben von A. Hirt. Mit 1 Kupfertafel. Fol. 1 Rthlr.

Moritz, K. P. Götterlehre, oder Mythologische Dichtungen der Alten. Mit 65 Abbildungen. Sechste im Aeußern sehr verschönerte Auflage. 8. 1 Rthlr. Schreibp. 1 Rthlr. 6 Gr.

Kleist's, E. C., sämmtliche Werke. Neue sehr schön gedruckte Ausgabe in Taschenformat. 2 Bde. mit Kleist's Bildniß. 1 Rthlr.

Bey A. Rücker in Berlin erschienen folgende Werke:

Allofrien. Von C. H. M. Jeder. 8. 1 Rthlr. 12 gGr.

Ehrenberg. Zur Gedächtnißfeyer der Entschlafenen. 8. 1 Rthlr. 8 gGr.

Pique Dame. Briefe gefunden im Irrenhause. Aus dem Schwedischen. 8. brosch. 1 Rthlr.

v. Seldt, Amalia. Briefsteller für Frauen. 8. brosch. 1 Rthlr.

—— Erzählungen. 8. 1 Rthlr.

Tromlitz, A. v., die Douglas. Historisch romantisches Schauspiel in 5 Akten mit Gesang und Chören. 8. brosch. 1 Rthlr.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn.
Goethe.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Der Mann aus dem Monde
oder
Beschreibung des großen Kölnischen Maskenfestes von 1826.

III. Jahrgang des Karnevals-Almanachs.
Nebst den Karnevals-Zeitungen.
in 4. brosch. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Karnevals-Lieder für 1826

herausgegeben im Auftrage des festordnenden Comité's. 8. brosch. Preis 4 Gr. oder 18 kr.

Karnevals-Almanach von 1824

herausgegeben von Chr. S. Schier. 12. brosch. Preis 6 Gr. oder 27 kr.

Derselbe von 1825 oder der Sieg der Freude, herausgegeben von M. J. D. Noël. 12. brosch. Preis 12 Gr. oder 54 kr.

Köln, 1. August 1826.

Pet. Schmitz, Buchhändler an der Budengassenecke.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Cadet de Vaux, D. A. A. (prakt. Arzt zu Paris) neue specifische

Heilmethode der Gicht und des Rheumatismus

durch praktische Erfahrungen bewährt. Nebst einer allgemein faßlichen Anweisung von J. H. Cloquet und C. Giraudy zur rationellen Behandlung dieser Krankheiten, um den Schmerz zu lindern und das Uebel zu heben. Aus dem Französischen bearbeitet von D. C. G. Koch v. Zweyte, mit Cox Bemerkungen über den akuten Rheumatismus vermehrte Auflage. 8. Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Aerzten und Gichtleidenden wird es lieb seyn, zu hören, daß diese Schrift, die so viele Unglückliche von ihrem Uebel erlöst hat, und von der bisher kaum so viel gedruckt werden konnten, als verlangt wurden, nun

Digitized by Google

wieder überall zu haben ist. Das specifische Mittel, das sie gegen die Gicht lehrt, wirkt in den häufigsten Fällen binnen 24 Stunden, in den langwierigsten binnen 8 Tagen radical und bestehet in warmem Wasser. Diese Schrift machte in Paris durch die Wunder, welche sie bey Gichtleidenden that, ein solches Aufsehen, daß sich davon binnen 3 Monaten 25,000 Exemplare verkauften. Auch in Deutschland hat diese neue Heilart durch ihre auffallenden Erfolge Erstaunen erregt, wie es die bereits früher mitgetheilten Briefe deutscher Aerzte bewiesen haben, und in allen Gegenden Deutschlands ist sie während der wenigen Monate, seit sie bekannt ist, bewährt gefunden worden. Die zweyte Auflage ist zwar mit 3 Bogen vermehrt, aber der Verleger hat den alten billigen Preis deßhalb nicht erhöht.

So eben sind in der C. J. Edlerschen Buchhandlung in Hanau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Spindler, C., Zwillinge. Zwey Erzählungen. 1) Der Vampyr und seine Braut. Nachtstück aus der neuesten Zeit. 2) Friedmüllers Sannchen. Erzählung aus dem Jahr 1638. Nebst einem Anhang von Originalbriefen. 8. 1 Rthlr. sächs. od. 1 fl. 48 kr. rheinl.

Die erste der vorliegenden Erzählungen, die der Verf. des Blümlein Wunderhold, Freund Pilgram, des Bastards u. m. a. der Lesewelt darbietet, ist ein Gebilde der Phantasie, das, sich in den höhern Kreisen der Gesellschaft bewegend, die Folgen des Aber- und Wunderglaubens treffend schildert. — Nicht minder charakteristisch ist die darauf folgende Erzählung, die Darstellung der neusten Soldatenherrschaft aus dem 30jährigen Kriege auf historischen Daten beruhend, und von einer Sammlung von Originalbriefen begleitet, die ein helles Licht auf das Treiben und Leben jener unglücklichen Zeit werfen. — Die Verlagshandlung darf mit aller Zuversicht den Freunden einer unterhaltenden und dennoch nicht ganz oberflächlichen Lektüre dieses Werk empfehlen, das auch in typographischer Hinsicht sehr vortheilhaft ausgestattet erscheint.

Thumb, C. H. v., das Recept für Magen und Herz. Original-Lustspiel in zwey Abtheilungen. 8. eleg. brosch. 12 Gr. sächs. od. 54 kr. rheinl.

Maiblumen oder deutsche Mailieder, gesammelt, vermehrt und mit geschichtlichem Anhange herausgegeben von Friedr. Petri. 8. eleg. brosch. 6 Gr. sächs. oder 27 kr. rheinl.

Jugendbibliothek des Auslandes. In das Deutsche übersezt von einem Vereine praktischer Erzieher und herausgegeben von D. Gerh. Friederich, zweytes Bändchen. Taschenf. mit 1 ill. Titelkupf. eleg. brosch. Subscriptionspreis 4 Gr. sächs. oder 18 kr. rheinl.

Folgende kürzlich in unserm Verlage erschienene Unterhaltungsschriften erlauben wir uns einer gefälligen Aufmerksamkeit zu empfehlen:

Blumenhagen, D. Wilh., Novellen und Erzählungen.

1r Band enthält: Luthers Ring — die Schlacht bey Sievershausen — das Bild. 1 Rthlr. 16 gGr.

2r Band enthält: Uebermuth und Menschlichkeit — der Ausgestoßene — der Roßtrapp — Schloß Kaltenbach. 1 Rthlr. 16 gGr.

Pauer, D. F., Erzählungen.
2te Sammlung. 1 Rthlr. 8 gGr.

Sponagel, G. C., des Vetters Feldzug in die Seebäder von Doberan.
Mit 1 Titelkupfer. 1 Rthlr. 20 gGr.

Suur, H., die Häuptlinge Ostfrieslands.
Historisch-romantisches Gedicht in 2 Gesängen. 12 gGr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

Vollständiges und systematisch geordnetes

Sach- und Namen-Register

zu den 76 Bänden der vom Prof. D. L. W. Gilbert v. J. 1799 bis 1824 herausgegebenen

Annalen der Physik

und der

physikalischen Chemie

angefertigt vom

D. Prof. Müller in Breslau.

gr. 8. 4 Rthlr.

Um das Aufsuchen der in 76 Bänden zerstreuten Aufsätze zu erleichtern, den großen Reichthum älterer und neuerer Thatsachen und Beobachtungen zur Belehrung und Nachweisung aufzustellen, und ein schnelles Auffinden alles Verhandelten möglich zu machen, übernahm der Herr Verfasser diese Arbeit und gab ihr durch die möglichste Genauigkeit und Vollständigkeit in der systematischen Art, wie Gilbert früher selbst seine Register zu bearbeiten pflegte, die beste Empfehlung. Wie nun dieser Registerband den Besitzern der Gilbertschen Annalen zu ihrem Gebrauche unentbehrlich ist: wird er gewiß auch jedem andern sie nicht besitzenden Naturforscher höchst willkommen seyn, da in ihm die Hauptresultate aller seit 1799 im Gebiete der Physik, physikalischen Chemie und aller mit ihnen zunächst in Verbindung stehenden Wissenschaften angestellten, von Gilbert aufs sorgfältigste gesammelten und mit den älteren Erfahrungen verglichenen Forschungen angeführt sind, und er mithin eine Total-Uebersicht der seit 26 Jahren in diesen Wissenschaften gemachten Fortschritte und ihres Zustandes im Jahre 1824 darbietet. Denen aber, die nicht alle 76 Bände der Annalen besitzen, möchte er um so nöthiger werden, als sie nun sogleich diejenigen Abhandlungen bezeichnet finden, die irgend einen Gegenstand von Wichtigkeit betreffen, und sich daher leicht, da in Deutschland wie im Auslande die Gilbertschen Annalen in zahlreichen Exemplaren vorhanden sind, ohne Beschwerde das verschaffen können, was ihnen gerade dient. Mehr als bloße Angabe aber leistet dieses Register, da es in zweckmäßiger Zusammenstellung auch sogleich über den Inhalt jedes einzelnen Aufsatzes und die Bestätigung oder Widerlegung desselben ausreichende Rechenschaft gibt.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Entwurf
zu einer Geschichte
der
Kupferstecherkunst
und deren
Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten.
Mit zwey Beylagen.
Von
Johann Gottlob von Quandt.

8. 20½ Bogen auf feinem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.
Leipzig, 1. Aug. 1826.

F. A. Brockhaus.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Classifikation
der
Reptilien
nach ihren
natürlichen Verwandtschaften,
nebst einer Verwandtschafts-Tafel und einem Verzeichnisse der Reptilien-Sammlung des k. k. zoologischen Museums zu Wien,
von L. J. Fitzinger.
gr. 4. Wien. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Ein philosophisches, natürliches System, das nicht auf einzelne willkührlich gewählte Charaktere, sondern auf den gesammten Organismus gebaut ist, war in der Erpetologie ein längst gefühltes Bedürfniß. Der Herr Verfasser, welcher Gelegenheit hatte, durch vieljähriges Studium an einer der reichsten Quellen, am k. k. naturhistorischen Museum zu Wien, Erfahrungen in dieser Wissenschaft zu sammeln, und unterstützt durch die Mittheilungen eines Prinzen von Neuwied, Lichtenstein, Boie, Gravenhorst, Leukart und Hemprich, hat diesem Bedürfnisse durch obiges Werk Abhülfe geleistet. Einer leichteren Uebersicht wegen wählte er die analytische Methode, fügte jeder Tabelle einen Commentar bey, und schloß zur Gewinnung eines Total-Ueberblickes eine Verwandtschaftstafel der Gattungen an. Das als Anhang beygefügte Verzeichniß der Reptilien-Sammlung des k. k. zoologischen Museums zu Wien, gibt nicht nur Rechenschaft von den vielen Gegenständen, welche der Verfasser zu untersuchen Gelegenheit hatte, sondern dürfte auch darum interessant seyn, weil es ein Beleg von der Reichhaltigkeit der kais. Sammlung ist, welche vom Verfasser selbst bestimmt, und nach diesem seinem Systeme geordnet wurde.

Bilder und Erzählungen aus den Kreuzzügen,
nach einem alt-franz. Mscpt. Wilhelm's von Tyrus; nebst allg. Bemerk. über Kunst und Kostüme, besonders Wapnung, vom 11ten—14ten Jahrhundert, von C. M. Engelhardt. Mit 13 lith. Tafeln, davon 11 sorgf. ausgemalt; sowohl die Fac-Simile's jener Bilder, als auch mehrerer aus dem Maneff. Cod., der Herrad von Landsberg, und dem Heidelb. Cod. des Epos Karl der große, enthaltend. — In 4. auf feinstes Velinp. Subscriptions-Preis 15 fl. Es werden nur Exemplare für die Subscribenten abgezogen. Man unterschreibt: bey Treuttel und Würtz; Levrault; Heitz; Pfähler, in Straßburg, und in allen guten Buchhandlungen Deuschlands.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Woodstock
oder
der Kavalier.
Neu und vollständig übersezt und mit vielen historischen Erläuterungen begleitet von D. Leidenfrost.
2 Theile. 8. Preis 1 Rthlr. 12 Gr. cartonirt.

Diesen neuesten historischen Roman vom Verfasser des Waverley kann nur ein befangner Beurtheiler den frühern Produkten desselben Verfassers nachsetzen wollen; denn dieses Gemälde einer so gewaltsam bewegten und zerrütteten Zeit (1652) ist so lebendig und interessant, und die Karakteristik Cromwells und seiner Parthey so wahr und treu wiedergegeben wie wenig ähnliches, daß er die Aufmerksamkeit aller Leser verdient, welche eine fade, nichts gewährende Romanenlektüre nicht vorziehen. Diese beyden Theile bilden zugleich den 47. und 48. Theil der, in demselben Verlag erschienenen Walter Scotts Romane 50 Theile.

Bey F. Rubach, in Magdeburg, ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Charakterzüge und Mannigfaltigkeiten
aus der Geschichte der Natur und des Menschen insbesondere.
Zur belehrenden Unterhaltung gesammelt und herausgegeben
von
D. Leopold Langner.

1826. 16 Bogen. 8. In saubern Umschlag brosch. 18 Gr.

Inhalt:

Einige Züge aus dem Leben Gottfrieds von Bouillon. — Das Leben, eine Wanderung durch die vier Himmelsgegenden. — Die Tyrolerin. — Sonderbarer Zufall. — Lotteriesucht unter den Dienstboten. — Nachtheiliger Einfluß des Geldspiels. — Einiges über Georg III. König von Großbritannien. — Dante's Antwort. — Geistliche und weltliche Herrschaft. — Visitationsfragen in einer Volksschule. — Michel Angelo und der Kunstkenner. — Der Ausbruch des Vesuvs am 13. August 1805. — Die barmherzigen Brüderschaften in Italien. — Karl Theodor, Reichsfreyherr von Dalberg. — Gutes Auskunftsmittel für Minister. — Urtheil der Madame Staël über Bonaparte. — Nicolaus Joseph, Freyherr von Jacquin. — Ein seltsamer Tanzsaal. — Die schöne Molly von Winandermere. — Gerechtigkeit macht groß. — Ab-

stammung. — Welches ist die vollkommenste Regierung? — Gerichtliche Barbarey zu Ende des 17ten Jahrhunderts. — Die verheißene Seligkeit. — Wirkung des Schalles. — Gemälde von Mexico. — Die pontinischen Sümpfe. — Das Thal von Tenochtitlan in Mexico. — Der Kunst-Protestant. — Neujahrswunsch. — Das Arno-Thal. — Die irländischen Hütten. — Jacqueline, letzte Gräfin von Hennegau. — Seltsame Art des Selbstmordes. — Die unglücklichen Schnitter zu Campo morto in Italien. — Freundliche Theater-Kritik. — Die Spinne, ein Vorbild der Ausdauer. — Edle Gesinnung. — Auslegung. — Der Souverän und der Vater. — Die Kur wider Willen. — Charakteristik von vier großen Dichtern. — Heldenmuth, a. b. — Das Wörtchen Nein. — Wie gelangt man zu einem Amte? — Verschiedenheit zwischen den Europäern und Asiaten. — Der Berg von Albano. — Das Unglück von Chios. — Tapferkeit einer Neu-Griechin. — Künstler-Bescheidenheit, a. b. c. — Der Guerilla-Krieger. — Die Nußerndte in Savoyen. — Zartgefühl. — Dreyfacher Raub. — Talleyrand. — Calembourg. — Das Unglück. — Der geistreiche Autor. — Text und Musik. — Das diplomatische Gastmahl. — Strafe des Verläumders. — Weigerungs-Gründe. — Juan Martin Diez, genannt Empecinado. — Welches ist die größte Frau? — Der Berg oder das Vorgebirge Circello. — Merkwürdiger Leichenzug. — Die Schneehäuser der Eskimoer. — Schlauheit der Wölfe. — Einige Züge aus dem Leben des Herzogs von Choiseul, a. b. — Todes-Verachtung. — Einige Beyspiele eines kurzen Criminal-Verfahrens, a. b. c. — Einige Züge aus dem Leben des berühmten Komponisten Rossini, a. b. c. — Ursprung der Restaurationen in Paris. — Lebens-Glück. — Bitte und Bescheid. — Inschrift. — Guter Rath. — Wohlfeilheit. — Buchstabir- und Lautir-Methode. — Das mißdeutete Quatrain. — Das Schulgeld. — Gott gibt Gnade und Segen. — Washington. — Mankow, der edle Kosak. — Heldenmuth eines Arztes. — Rachsucht. — Der Landsmann und der Fremde. — Das Erdbeben zu Caracas. — Seltener Edelmuth. — Der Kuhbaum. — Reise auf dem Apure. — Das Gift Curare. — Dichter-Freude. — Einige Züge aus dem Leben Sebastians, Königs von Portugal. — Gutmüthigkeit eines Grönländers. — Glaube der Indianer an Hexerey. — Anna Reinhardt, Gattin und Wittwe von Ulrich Zwingli. — Die Mandingueiros. — Edelmuth und Rohheit. — Zigeuner in England. — Weiber-Verkauf in England. — Der wilde Elephant. — Schiffbruch. — Der Calif und sein Minister. — Die Verbrennung einer hindostanischen Wittwe als Todtenopfer. — Fünffacher Hungermord. — Kirchenbeyfall der Pariser.

Romane,

die bey A. Wienbrack in Leipzig seit voriger Oster-Messe herausgekommen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen sind.

Wahnsinn und Liebe. Roman von D. K. Baldamus. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Das Fürstenhaus. Ein geschichtliches Gemälde aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Von L. T. Bernhardi. 2 Theile. 8. 2 Rthlr.

Kurt, der Jägerbursche. Erzählung aus dem dreyßigjährigen Kriege von Moritz Richter. 8. 20 Gr.

Die Fünfhundert vom Blanick, und die Sylvesternacht. Zwey Erzählungen von D. Herloßsohn. 8. 1 Rthlr.

Das Familienvermächtniß. — Der Mutter Sünde, der Kinder Fluch. — Der wunderbare Brautwerber. Drey Erzählungen v. Gustav Sellen. 8. 1 Rthlr.

Brambletye-House und der schwarze Geist. Romantische Darstellung aus den Zeiten Cromwell's. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von C. A. Michaelis. 8. 4 Theile. 4 Rthlr.

Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz. — Der gefundene Schleyer. Zwey Erzählungen von W. Lorenz. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Erbring, oder Bestimmung bleibt Bestimmung. Nach einer wahren Begebenheit von D. Barries. 8. 1 Rthlr.

In der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin und Stettin ist erschienen:

Staatswirthschaftliche Anzeigen.

Mit vorzüglichem Bezug auf den preuß. Staat.

Herausgegeben von

D. Leopold Krug,

Königl. Preuß. Geh. Regierungsrath und Mitglied des statistischen Büreaus in Berlin.

1s Heft. gr. 8. (1 Rthlr.)

Inhalt: Die Sparkasse in Berlin — Briefe über Ursachen und Folgen der seit einigen Jahren gesunkenen Getreidepreise — Miethwerth der Wohnhäuser in Berlin — der Weinbau und dessen Ertrag in den preuß. Staaten — die Kurmärkische General-Land-Feuer-Societät — Gemeinheitstheilungen in Westphalen — die preuß. Staatsschuldscheine — Kurs derselben von der Entstehung dieser Papiere an mit begleitenden Bemerkungen.

2s Heft ist unter der Presse.

Zum Besten des Unterstützungsfonds für junge in Leipzig studirende Griechen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Familien-Scenen

oder

Entwicklungen auf dem Masquenballe.

Schauspiel in 4 Aufzügen

von

Frau Elisa von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer. 1826. Preis geh. 16 Gr.

Digitized by Google

Nro. 42.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Subscriptions-Anzeige.

D. John Lingard's

Geschichte von England.

Aus dem Englischen übersezt

von

C. A. Freyherrn von Salis.

Subscriptions-Bedingungen: Der Subscriptions-Preis ist 1 Rthlr. 18 gGr. oder 3 fl. rhein. auf gutem weißem Druckpapier und 2 Rthlr. 16 gGr. oder 4 fl. 30 kr. rhein. auf Velinpapier. Der Betrag wird bey Ablieferung eines jeden Bandes bezahlt, jedoch mit der Bedingung, daß bey Erscheinen des ersten Bandes zugleich der lezte berichtigt wird, so daß dieser als Rest nachzuliefern ist. Das Ganze, von dem ersten Einfalle der Römer in England bis auf Georg III., gibt 10 Bände, wovon der erste im Januar 1827 und dann wenigstens alle 2 Monate ein Band erscheint.

Eine ausführlichere Ankündigung über dieses ausgezeichnete Werk ist in jeder guten Buchhandlung zu bekommen, welche auch Bestellungen darauf annehmen.

Im Jahr 1823 erschienen in England die ersten 2 Bände, und noch ehe das Ganze beendigt war, mußten schon neue Auflagen veranstaltet werden, so daß bereits jezt die 4te Auflage des Ganzen erschienen ist. Außerdem ist in Frankreich ein Abdruck des Originals, wie auch eine französische Uebersetzung erschienen, und ich glaube, daß dieser bedeutende Absatz, dessen sich dieses Werk erfreuet hat, der sprechendste Beweis für dessen ausgezeichneten Werth seyn möchte, und so alle weitere Empfehlung überflüssig macht; ich bemerke daher schließlich nur noch, daß ich bemühet seyn werde, auch die äußere Ausstattung so anständig als möglich zu machen. Nach Beendigung des 5ten Bandes tritt ein erhöhter Subscriptionspreis, und nach Erscheinen des Ganzen der bedeutend höhere Ladenpreis ein; ich ersuche daher, mir baldigst die geehrten Bestellungen einreichen zu wollen.

Frankfurt a. M., den 1. Okt. 1826.

Wilh. Ludw. Wesché.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Rheinisches Taschenbuch

auf das Jahr 1827.

Mit einer Vignette, dem Bildnisse Rose's, und 8 Kupfern, Scenen aus Walter Scott's Werken darstellend.

In ordinärem Einband 3 fl. — In Pariserband 4 fl. 30 kr. In Maroquin-Etuis mit ausgemalten Decken 7 fl. 12 kr.

Inhalt: Gallerie aus Walter Scott's Werken. Vierte Lieferung: Das Kloster. Der Abt. Der Seeräuber. Die Braut von Lammermoor. Marmion. — Die erste Liebe. Erzählung von Johanna Schopenhauer. — Die stille Magd. Erzählung von Friedrich v. Gerstenbergk. — Der Professor. Eine Erzählung. — Skizzen von Adrian: 1. Die Westmünster-Abtey. 2. Der Alterthümler. 3. Der erste Mai.

Die Kupfer sind von den Herren Fleischmann, Rosmäsler und David Weiß meisterhaft gestochen.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sind von jezt an folgende zwey gehaltvolle Werke zu nachstehenden herabgesezten Preisen zu beziehen:

Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814.

3 Theile in gr. 8., und als 4ter und lezter Theil

Der Krieg des verbündeten Europa's gegen Frankreich im Jahre 1815.

Von

Karl von Plotho,

Königl. Preuß. Oberst-Lieutenant und Ritter ꝛc. ꝛc.

Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.

I. Th.,	426 S.,	sonst 2½ Thlr.	jezt à 1 Thlr.			
II. —	680 —	— 3½	— —	à 1	— 5	gGr.
III. —	698 —	— 3½	— —	à 1	— 5	—
IV. —	612 —	— 3½	— —	à 1	— 5	—

(Mithin früherer Ladenpreis 13½ Thlr., gegenwärtiger 4¼ Thlr.)

Bereits im Jahre 1817, also bald nachdem die glorreichen Thaten der denkwürdigen Kriegsjahre von 1813 und 1814 gethan waren, erschien in drey Bänden vorstehendes Werk als erste, umfassende, militärisch-historische Darstellung jener in ihrem Entstehen, Fortbilden und Erfolge so ausgezeichneten Begebenheiten; und schon im Jahre 1818 folgte im 4ten Bande die sehr gelungene Entwicklung der Kriegsereignisse des, den großen Abschnitt in der Weltgeschichte so bedeutungsvoll beschließenden Jahres 1815.

Wohlverdiente Auszeichnung wurde diesem Werk des Herrn ꝛc. v. Plotho von allen kritischen Blättern zu Theil; denn nicht allein, daß der einsichtsvolle Verfasser desselben der Erste war, welcher im glücklichen Besitze der trefflichsten Hülfsmittel, und ganz eigentlich aus der Quelle schöpfend, von Tag zu Tag, zusammenhängend, ausführlich und klar erzählte, was man bis dahin über den Krieg der verbündeten Mächte gegen Frankreich nur vereinzelt gelesen hatte; man fand in diesem Werke besonders auch, als Resultat mühsamer Forschungen, wichtige Aufschlüsse über den bis dahin oft verborgen geschienenen Gang der Kriegs-Operationen, und über die Ursachen ihrer wechselnden Erfolge. Reich und eigenthümlich ausgestattet mit den wich-

Digitized by Google

tigsten Belegen, konnte kein Werk lehrreicher für den Krieger, und anziehender für jeden Leser seyn, als dieses; daher es auch in allen spätern, diesen hochwichtigen Gegenstand behandelnden Schriften mehr oder minder benuzt worden ist.

Um nun dieses so ausgezeichnete Werk deutschen Lesern zugänglicher, und seine so nützliche Verbreitung allgemeiner zu machen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, den frühern Preis desselben, wie oben bemerkt, bedeutend herabzusetzen.

Möge dieses Opfer die Folge haben, daß eine so gehaltvolle Schrift nunmehr in die Hände jedes Kriegers, der an dem großen Kampfe Theil nahm, und jedes mit den Schicksalen seines Vaterlandes sinnig vertrauten Deutschen gelange!

Tagebuch der in den Jahren 1811 und 1812 von den Verbündeten in Spanien unternommenen Belagerungen; nebst Anmerkungen von Johann Jones, Oberst-Lieutenant im brittischen Ingenieur-Corps. Aus dem Englischen übersezt von F. v. G. gr. 8. Mit 9 sauber ausgeführten Plänen. Früherer Ladenpreis 3½ Thlr., jetziger 1½ Thlr.

Bey W. Boicke in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

J. F. J. Borsums Reise nach Constantinopel, Palästina und Egypten, oder: lebendiger Beweis, wie gnädig Gott dem durchhilft, der seine Hoffnung auf ihn setzet. Ueberarbeitet von dem Erziehungs-Inspektor D. T. Kopf. Zweyte Auflage. Ladenpreis 1 Rthlr.

Die erste, ziemlich starke Auflage dieser höchst interessanten Reisebeschreibung wurde innerhalb einer Jahresfrist vergriffen, und die zahlreichen Nachfragen machten eine zweyte Auflage nothwendig. Indem diese hiermit erscheint, sey es erlaubt, dem resp. Publikum ergebenst anzuzeigen, daß der religiöse Faden, der das ganze Werk durchzieht, keineswegs von dem furchtbaren Gewebe einer heuchlerischen Frömmeley, sondern von dem Geiste des freudigen und lebendigen Christenthums ausgeht, weshalb auch dasselbe Eltern, Erziehern und Lehrern mit der größten Freudigkeit empfohlen werden kann.

So eben sind in der C. J. Edlerschen Buchhandlung in Hanau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klarin, Elisab., die wohlunterrichtete und sich selbst lehrende Köchin, oder die Kunst in der kürzesten Zeit ohne alle Vorkenntnisse auf die vortheilhafteste Art billig und schmackhaft kochen zu lernen. Ein unentbehrliches Handbuch für Hausfrauen und Köchinnen, nach vieljährigen Erfahrungen bearbeitet. 12. (356 Seiten stark) cart. 12 Gr. sächs. oder 48 kr. rheinl.

Dieses Kochbuch enthält 487 der ausgesuchtesten Gerichte und dergl. mehr. Ueber die Brauchbarkeit und Vortrefflichkeit desselben wird der Verf. gewiß allgemeines Lob zu Theil werden, indem sie mit Benutzung ihrer vieljährigen Erfahrungen nur nach genauer Prüfung die Recepte niedergeschrieben hat, welche so deutlich und bestimmt abgefaßt sind, daß auch die unerfahrenste Köchin sich darnach richten, und sicher seyn kann, daß die Speisen gut und schmackhaft werden, wenn sie nach der gegebenen Anweisung verfährt, was bey den meisten andern Kochbüchern leider nicht der Fall ist. Dieser Mangel an Deutlichkeit in denselben bewog hauptsächlich die Verfasserin dieses Kochbuch herauszugeben, worin jede Unverständlichkeit vermieden ist.

Bey dem billigen Preise und dem bequemen Format des Werkchens, welches durch seine reichhaltige Ausstattung sowohl für mittlere als größere Haushaltungen zu brauchen ist, werden sich hoffentlich recht viele Hausfrauen und Köchinnen von dem Nutzen desselben überzeugen.

Roget, J. F., neue Kartoffel-Branntwein-Fabrikation, nach welcher vom Maisch aus, ohne Maschinerie, ein fuselfreyes Produkt, in größerem Ertrag, ohne mehr Aufwand als bey der gewöhnlichen Methode gewonnen wird. 8. brosch. 16 Gr. sächs. oder 1 fl. rheinl. (in Commission.)

Die Ueberzeugung, durch die Bekanntmachung dieser Schrift etwas wirklich Nützliches für dieses wirthschaftliche Gewerbe zu leisten, und dadurch zum allgemeinen Besten beyzutragen, bewog den Verfasser das Resultat seiner durch mehrjährige Erfahrung erprobten Versuche dem Druck zu übergeben. — Da bey der gegebenen Anweisung alle kostspieligen Maschinerien entbehrlich sind, wodurch die Anwendung ohne großen Kostenaufwand bewerkstelliget werden kann, mithin völlig gemeinnützig und auch für arme Produzenten ausführbar ist, überdem bey diesem Verfahren ein besonderer Gewinn an Hefe stattfindet, so dürfte jede weitere Empfehlung des Werkchens überflüssig seyn.

Gleichzeitig eröffnet der Verfasser eine Subscription (für 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 30 kr. rheinl.) auf

eine sehr vortheilhafte Entdeckung, wie man aus der weinigten Flüssigkeit in einer Destillation ohne die geringsten Kosten einen reinen Branntwein von 18 bis 19 Grad produziren kann;

worüber am Schluß der vorstehenden Schrift das Weitere bekannt gemacht wird.

Nietsch, D. K. F., Bemerkungen über Homöopathie, vorzüglich für Nichtärzte. gr. 8. brosch. 8 Gr. sächs. oder 36 kr. rheinl. (in Commission.)

Dieses Werk hat den Zweck, das Publikum vor dem Vertrauen zu einer durchaus unheilbringenden Methode zu warnen, die man neulich vergeblich durch schnöden Mißbrauch des gefeyerten Namen eines Hufeland auf's Neue hat emporbringen wollen.

Schuppius, D. G. Ph., Beschluß der Un-

Digitized by Google

tersuchung über die lateinische Binde-Formel: non modo (non) sed ne quidem und über deren Synonyma. Als Einladungsschrift zu den am 25., 26. und 27. Sept. 1826 anzustellenden Prüfungen im Gymnasium zu Hanau. gr. 8. brosch. 6 Gr. sächs. oder 27 kr. rheinl. (in Commission).

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bericht
über das
Detonations-Phänomen
auf der
Insel Meleda bey Ragusa.
Nebst
geographisch-statistischen und historischen Notizen über diese Insel, und einer geognostischen Skizze von Dalmatien.
Von
Paul Partsch,
Inspector des k. k. Hof-Naturalien-Cabinetts zu Wien.
Mit einer Karte.
gr. 8. geh. 1 Rthlr. 18 gGr. od. 3 fl. 12 kr. rheinl.

Die Klarheit, mit welcher uns der Herr Verfasser mit einem so allgemeines Interesse erregenden Phänomen bekannt macht, berechtigt den Verleger zu hoffen, daß dieses Werk mit Beyfall aufgenommen werde. Der Physiker, Natur- und Geschichtsforscher wird diesen Bericht nicht unbefriedigt zur Seite legen, da er ihn mit den Verhältnissen der Insel Meleda und Dalmatiens auf eine dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften entsprechende Art bekannt macht. Insbesondere ist diese Schrift jedem Geognosten zu empfehlen, da der Verfasser, nebst der geognostischen Skizze von Dalmatien, in dem zweyten Abschnitte die Resultate seiner Beobachtungen über den Bau des östlichen Theiles des Alpengebirges niedergelegt.

Die beygefügte Karte der Insel Meleda ist in Bezug auf das geometrische Verhältniß aus der trefflichen nautischen Karte entnommen, und die geographischen Positionen im Bureau des k. k. General-Quartiermeisterstabes aus trigonometrischen Beobachtungen berechnet.

Neue Schriften für Aerzte.

D. S. Hahnemann, reine Arzneymittellehre, 5ter und 6ter Band, zweyte sehr vermehrte Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Die zweyte Auflage des 1sten und 2ten Bandes kostet 5 Thlr., der 3te und 4te Band 3 Thlr. 18 Gr., wofür solche in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen sind.

Um jedoch einem angekündigten Nachdrucke zu begegnen, wollen wir bis zu Ostern 1827 das Ganze statt 12 Thlr. 12 Gr. für 9 Thlr. 12 Gr. durch alle Buchhandlungen verkaufen lassen; den einzelnen Bänden aber bleibt der festgesezte Ladenpreis unabänderlich.

D. S. Hahnemann's Organon der Heilkunst, 3te verbesserte Auflage. gr. 8. 1824, kostet 2 Thlr. Dasselbe in französischer Sprache ebenfalls 2 Thlr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Bey dem Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Darius und Alexander, oder: die Verschwörung des Bessus, Trauerspiel in 5 Akten von X. Y. Z. Clärobscür. 18 Gr.

Zu einer Zeit, wo Aller Augen auf Griechenland gerichtet sind, wird diese dramatische Darstellung so wichtiger Begebenheiten aus der griechischen Geschichte, als die Großthaten Alexanders, die Unterwerfung des mächtigen Perserreichs durch griechische Waffen, und die rührenden Schicksale des lezten Perserreichs sind, gewiß ein zahlreiches Publikum interessiren. Der Verf. hat durch die Verschwörung des Bessus die außerdem zu bunte Masse der Begebenheiten zur Nothwendigkeit einer einzigen Handlung zu verknüpfen gesucht. Noch nie ist dieser Stoff (die Verschwörung des Bessus) dramatisch bearbeitet worden. Schon die Neuheit des Gegenstandes dürfte daher dieser Tragödie eine günstige Aufnahme zusichern.

Leipzig, den 11. Okt. 1826.

K. F. Köhler.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Fremde.
Nach dem Franz. des Vicomte d'Arlincourt, von Kathinka Halein. 2 Thle. kl. 8. Velinpap. eleg. br. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Die in gegenwärtigem Romane liegende Moral verdient unstreitig mehr als jede der früheren Schriften des berühmten Verfassers die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Man sieht in ihm die Gefahren der Exaltation einer jungen Feuerseele, die nicht gelernt hat, sich zu mäßigen; die das gewöhnliche Leben verachtet; die sich im Unbestimmten und Idealismus gefällt, und deren Erziehung auf kein religiöses Princip gebaut gewesen ist. Man sieht darin, wie weit ein Herz voll Biederkeit, voll Tugend und Ehre sich hinreißen lassen kann, wenn es, seinen eignen Kräften vertrauend, jede andere Stütze verkennt, die angenommenen Gebräuche verachtet, und die heiligen Pflichten vernachlässigt. Arthurs Charakter ist so gezeichnet, daß er nur tiefe Eindrücke in den Gemüthern der Leser hinterlassen kann, und mancher Jüngling wird vielleicht nicht fruchtlos diesen lezten Roman des Sängers Karls des Großen lesen.

Fleetwood.
Von William Godwin. Frey nach dem Engl. von N. P. Stampeel. 2te Ausg., 2 Thle. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Godwin nimmt unter Englands belletristischen Schriftstellern einen vorzüglichen Rang ein, und die au-

Digitized by Google

erkannte Fertigkeit des nunmehr verstorbenen Bearbeiters hat uns diesen geschätzten Roman ganz im Geiste unserer Muttersprache wiedergegeben.

Im vorigen Jahre versendete ich:

Malvina.

Nach dem Franz. der Madame Cottin, von N. P. Stampeel. 2te Ausg. 3 Bde. 8. geh. 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Die Werke der Madame Cottin haben seit Jahren zu viele Verehrer gefunden, als daß hier noch etwas zu deren Empfehlung zu sagen wäre.

Frankfurt a. M., den 31. Aug. 1826.

Wilhelm Schaefer.

Lehrbuch der Mineralogie

von

F. S. Beudant,

Unterdirektor des Privat-Mineralienkabinets des Königs, Professor der Mineralogie an der Universität zu Paris rc.

Deutsch bearbeitet

von

Karl Friedrich Alexander Hartmann.

Mit zehn lithographirten Tafeln.

Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.

gr. 8. 56 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Bey der jetzigen großen Allgemeinheit des mineralogischen Studiums fehlte es, unerachtet der großen Anzahl mineralogischer Lehrbücher, an einem Werke, welches nicht allein den wissenschaftlichen Mineralogen, sondern auch den Dilettanten in dieser herrlichen und so angenehmen Wissenschaft, so wie auch den Technikern, welchen Mineralogie eine Hülfswissenschaft ist, als Landwirthen, Forstleuten, Berg- und Hüttenleuten, Salinisten, Architekten und Hydraulikern, Aerzten und Apothekern, Juwelirern, Fabrikunternehmern u. s. w., leicht verständlich ist. Das vorliegende, dessen Original der berühmte schwedische Chemiker, Ritter von Berzelius, als eine „klassische Arbeit" anerkennt, wird den gelehrten Mineralogen nicht unbefriedigt lassen, indem es ihm die Wissenschaft in ihrem neuesten immer vollkommner werdenden Zustande, nebst einer Menge von neuen Ansichten darstellt; Lehrern auf Universitäten und andern höhern Lehranstalten wird es wie das Original als Leitfaden bey den Vorlesungen dienen können; der Dilettant und der Techniker werden Unterhaltung und Belehrung durch dasselbe finden. Genau ausgearbeitete Inhaltsanzeigen und Register erleichtern den Gebrauch des in dieser Bearbeitung mit sehr vielen und bedeutenden Zusätzen vermehrten Buchs. Der Uebersetzer ist dem mineralogischen Publikum durch die Bearbeitungen von d'Aubuisson's „Geognosie", von Villefosse's „Mineralreichthum" und durch ein „Wörterbuch der Mineralogie, Berg-, Hütten- und Salzwerkskunde" vortheilhaft bekannt.

Bey Bädeker in Essen ist erschienen:

Vesperklänge

von N. L. Heilmann.

Ladenpreis geh. 20 gGr.

Es ist das zweyte Bändchen der vor mehreren Jahren mit Beyfall aufgenommenen Gedichte desselben Verfassers.

Das Demantkreuz.

Eine romantische Erzählung von

Heinrich Kiefer.

Ladenpreis geh. 1 Thlr.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen über den Protestantismus. gr. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Ein Werk nicht nur für Geistliche und Gelehrte, sondern für jeden Gebildeten von dem höchsten Interesse. — Der Verfasser hat sich nicht genannt und doch erregte es großes Aufsehn. Unsere ersten protestantischen Schriftsteller haben sich mit ungetheiltem Beyfall darüber ausgesprochen. — Ein sicheres Zeichen, daß es seine Aufnahme nur seiner inneren Gediegenheit zu verdanken hat.

Lebens- und Todeskunden über Johann Heinrich Voß. Am Begräbnißtage gesammelt für Freunde von D. H. E. G. Paulus. gr. 8. geh. 1 fl. oder 16 Gr.

Der so plötzlich aus einer ununterbrochenen, Jugendkraft und Altersreife vereinigenden Thätigkeit Entrückte vergegenwärtigt sich darin durch Selbstschilderung und durch tiefe Empfindungen dreyer, dem Fach nach sehr verschiedener, in der hohen Achtung des Erprobten kräftig vereinigter Zeugen (Paulus, Schloßer und Tiedemann), deren Namen schon ihre Stimmwürdigkeit beurkunden.

Heidelberg, 30. August 1826.

C. F. Winter,
Universitätsbuchhändler.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Artillerie- und Armeefuhrwesen in seinem ganzen Umfange sowohl im Frieden wie im Kriege.

Von

Seyfert v. Tennecker.

Gr. 8. 16½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, den 1. August 1826.

F. A. Brockhaus.

Nro. 43.
Intelligenz-Blatt.
1826.

Verzeichniß von Jugendschriften, welche bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Der Bildermann,

oder Lehren der Weisheit und Tugend in Bildern, von Chr. A. L. Kästner. 8. mit 48 col. Abbild. 1 Thlr.

Der Titel besagt hinreichend den Zweck dieser neuen Jugendschrift, und sie bedarf daher keine nähere Anzeige. Ich bemerke nur, daß es ein Seitenstück zu dem von demselben Verfasser bey mir erschienenen so beliebten Bilder ABC ist, und diesem in keiner Hinsicht nachstehet.

Kurze naturhistorische Fabeln und Erzählungen,

zur belustigenden Unterhaltung kleinerer Kinder. Als erste Vorbereitung zur Naturgeschichte von Luise Hölder, mit 6 col. Kupfern. 8. 250 S. geb. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Verfasserin sagt in der Vorrede: „kurze, unterhaltende Erzählungen oder Fabeln, sind dem frühen Alter der Kleinen am angemessensten und prägen sich dem Gedächtniß derselben am leichtesten ein; besonders, wenn sich der Inhalt auf Kinder- und Thiergeschichte bezieht. Beydes werden sie in dieser Sammlung vereinigt finden, und dadurch ohne Anstrengung den ersten Grund zu einer Wissenschaft legen, die sie mit der Natur und der Größe ihres Schöpfers vertraut machen wird."

Naturgeschichte der Hausthiere und andrer hierher gehörigen Thiere.

Mit Hinsicht auf deren Benutzung in der Oekonomie und Technologie. Von H. A. Kerndörfer. Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 270 S. 8. mit 17 col. Abbild. geb. 1 Thlr.

Diese Jugendschrift wird sich in dieser neuen sehr bedeutend vermehrten Auflage noch einer günstigern Aufnahme als früher zu erfreuen haben, indem sich der Verfasser in derselben nicht blos auf die Naturgeschichte der Hausthiere beschränkt hat, sondern zugleich die mit denselben verwandten wilden Thiere beschreibt. Der angenehme Vortrag des Verfassers ist hinreichend bekannt, die Kupfer liefern getreue Abbildungen der beschriebenen Hausthiere, und der Preis ist sehr billig.

Interessante Erzählungen aus der wirklichen Welt.

Zur Unterhaltung für wißbegierige Söhne und Töchter. 8. mit 4 col. Kupf., geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Buch enthält 28 Erzählungen, wozu der Stoff nicht aus dem alltäglichen Leben genommen ist, sondern es sind Ereignisse, welche durch Seltenheit, sonderbaren Wechsel der Schicksale unterhalten, die Aufmerksamkeit fesseln und aus welchen die Jugend die Welt kennen lernt, wie sie wirklich ist.

Leipzig, im November 1826.

Carl Cnobloch.

Bey C. W. J. Krahn in Hirschberg sind folgende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Christian Jacob Salice Contessa.

8. brosch. 1 Rthlr.

Den zahlreichen Freunden des Verstorbenen wird hierdurch ein Andenken überreicht, was er selbst, dessen Herz liebevoll für seine Freunde schlug, für dieselben bestimmte.

Gedichte von Agnes Franz.

2 Theile. 8. 2 Rthlr.

Die sinnigen und zarten Dichtungen der so geschätzten Verfasserin sind sowohl im In- als auch im Auslande zu sehr bekannt, als daß dieselben nicht freundlich aufgenommen werden dürften. Lieblich gestaltet sich in denselben das Leben, bringt Tröstung, befestigt den Glauben und erhebt den gefühlvollen Menschen zu hoher Gemüthlichkeit. Eine Sammlung solcher Dichtungen eignet sich ganz vorzüglich zu Geschenken der Verehrung und Liebe.

Die Schnee- oder Riesenkoppe von D. W. L. Schmidt.

Mit 2 Kupfern. 12. Preis 10 sGr.

Tausende von Fremden besteigen alljährlich den mächtigen Kegel des Riesen-Gebirges. Dieses Büchlein gibt Kunde von dem, was dem Besuchenden nöthig zu wissen, und daher kann es mit Recht empfohlen werden.

Das schlesische Taschenbuch auf das J. 1827 von D. W. L. Schmidt.

Mit 5 Kupfern, sauber brosch. 1 Rthlr. 22½ sGr.

Von Jahr zu Jahr steigt die Theilnahme an diesem wohlfeilen Taschenbuche. Mit Sorgfalt ist dieser Jahrgang ausgeschmückt, und der gediegene Inhalt wird ihm gewiß eine freundliche Aufnahme im Publico bereiten.

Die beyden ersten Bändchen der neuen Auflage von

Cooper und Irving's sämmtlichen Werken

sind bereits versandt, und das zweyte Bändchen der neuen Auflage wird noch diesen Monat die Presse verlassen,

Digitized by Google

wo alsdann wieder vollständige Exemplare der bereits erschienenen zwölf Bändchen zu haben sind. — Da nun außer dieser Auflage keine mehr um den wohlfeilen Preis veranstaltet wird, und hierauf bereits wieder bedeutende Bestellungen eingegangen sind, so ersuche ich diejenigen Literaturfreunde, welche im Besitz dieser, in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Ausgabe zu seyn wünschen, baldigst ihre Bestellung auf dieselbe abzugeben. Die bis jezt erschienenen Werke dieser beyden neuesten geistvollsten Schriftsteller des Auslandes geben 48 Bändchen in dieser Ausgabe, zu deren Abnahme sich die resp. Subscribenten verbindlich machen. Hiervon sind bereits 12 Bändchen fertig, und jeden Monat erscheinen 2 Bändchen. Das Bändchen auf ordinärem Druckpapier kostet 2 Gr. od. 9 kr., und auf weißem Druckvelin 4 Gr. od. 15 kr.

J. D. Sauerländer.

Romane,

die bey A. Wienbrack in Leipzig seit voriger Oster-Messe herausgekommen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen sind.

Wahnsinn und Liebe. Roman von D. K. Baldamus. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Das Fürstenhaus. Ein geschichtliches Gemälde aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Von L. T. Bernhardi. 2 Theile. 8. 2 Rthlr.

Kurt, der Jägerbursche. Erzählung aus dem dreyßigjährigen Kriege von Moritz Richter. 8. 20 Gr.

Die Fünfhundert vom Blanick, und die Sylvesternacht. Zwey Erzählungen von D. Herloßsohn. 8. 1 Rthlr.

Das Familienvermächtniß. — Der Mutter Sünde, der Kinder Fluch. — Der wunderbare Brautwerber. Drey Erzählungen von Gustav Sellen. 8. 1 Rthlr.

Brambletye-House und der schwarze Geist. Romantische Darstellung aus den Zeiten Cromwell's. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersezt von E. A. Michaelis. 8. 4 Theile. 4 Rthlr.

Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz. — Der gefundene Schleyer. Zwey Erzählungen von W. Lorenz. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Erbring, oder Bestimmung bleibt Bestimmung. Nach einer wahren Begebenheit von D. Barries. 8. 1 Rthlr.

Von

Lamberg, M. J. Grafen v., Geschichte des Königreiches England von Cassiarvellanus, 55 Jahre vor Christi Geburt bis zur Regentschaft Königs Georg IV., den 6. Februar 1811,

ist so eben der 2te Band erschienen und sowohl an die zahlreichen Subscribenten als auch an alle Buchhandlungen versendet worden.

Der 3te und lezte Band wird im November d. J. ausgegeben.

Exemplare dieses gediegenen Werkes sind fortwährend in allen Buchhandlungen um den Ladenpreis von 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr., für alle drey Bände, zu haben.

Bamberg, den 1. Sept. 1826.

J. C. Dresch.

Anzeige

für Autoren, Uebersetzer, Buch-, Musikalien- und Kunsthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographische Zeitung;

oder

wöchentliches, vollständiges Verzeichniß aller in Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien herauskommenden neuen Bücher, Musikalien, Charten und Kunstsachen.

Von diesem Verzeichniß erscheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwey Bogen in Imperialoktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Register, das eine nach den Wissenschaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement ist halbjährig 3 Thaler sächs. Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutschland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erscheint die allgemeine bibliographische Zeitung unter dem besondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA *BIBLIOGRAPHIE*,

für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographisches Institut in Gotha.

Die Redaktion hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beyfalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bey angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europas, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammtliteratur unsers Erdballs gestalten würde.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Asträa, Taschenbuch für Freymaurer.

Dritter Jahrgang auf das Jahr 1826.

Herausgegeben von Fr. v. Sydow. 12. auf engl. Druckpapier in eleg. Umschl. cart. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Inhalt: An die Leser. Reliquien aus den Papieren des Br. Eck, Meisters der Loge Minerva in Leipzig. Betrachtungen über Freymaurerey, vom Br. v. T. Rede während einer Tafelloge, als Wolken den maurer. Horizont verfinsterten. Beleuchtung des Vorwurfs der Lauheit. Wie weit soll der Maurer die Gewissenhaftig-

Digitized by Google

keit treiben, womit er maurer. Verhältnisse von denen des äußern Lebens scheidet. Was ist besser für eine Loge, still stehen — oder aufhören zu arbeiten? Maurerische Antiquitäten. Verfolgung der Freymaurer zu Aachen. Ueber das Wort: Prosan. Denkrede, auf den entschlafenen Br., Redner Leopold, gesprochen in der Trauerloge zur gekrönten Unschuld in Nordhausen. Mein Maurerleben. Monolog eines Freymaurers. Gebet eines Freymaurers. Träume. Gedichte. Bey Aufnahme eines fürstl. Bruders. Charaden, Räthsel, die 3 Wahrzeichen, Maurergruß am Johannistage.

Bey F. Rubach in Magdeburg ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Erhard, D. H. A. Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten, 1stes Heft. 10 Bogen. brosch. 15 gGr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Whist- und Bostonspieler wie er seyn soll.

Oder gründliche Anweisung, das Whist- und Bostonspiel nebst dessen Abarten, nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen. Nebst 25 belustigenden Karten-Kunststücken; von F. v. H. In Umschlag gebunden 12 gGr.

Alle Whist- und Bostonspieler, die sich in ihrer Kunst vervollkommnen wollen, werden in diesem Buche die beste Anweisung dazu finden.

Ferner ist durch alle Buchhandlungen zum heruntergesetzten Preis zu haben:

Dr. J. H. Fritsch,

Hundertjähriger Kalender.

Mit angehängten Erläuterungen, das Kalenderwesen, den Himmelslauf und den Aberglauben betreffend. Nebst 3 Kupfertafeln. Neue Ausgabe 310 Seiten broschirt, (sonst 25 fGr.) jezt 20 fGr.

Auch unter dem Titel:

Zeitkunder im neunzehnten Jahrhundert, nebst Erläuterungen den Kalender betreffend.

Im Verlage der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.

An Freunde der Geschichte.

Folgende, mit Beyfall aufgenommene historische Werke sind in den Hahn'schen Buchhandlungen zu Hannover und Leipzig erschienen:

Decken, F. v. d., Philosophisch-historisch-geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland. gr. 8. Mit 2 col. Kupfern und 2 Charten. 1826. 1 Rthlr. 12 gGr.

Wersebe, A. von, über die Völker und Völkerbündnisse des alten Deutschlands; nochmals versuchte, größtentheils auf ganz neue Ansichten gegründete Erläuterungen. gr. 4. 1826. weiß Druckp. 3 Thlr., ordn. Druckpap. 2⅔ Thlr.

Wersebe, A. von, über die Niederländischen Colonien, welche im nördlichen Deutschlande im 12ten Jahrhunderte gestiftet worden; weitere Nachforschungen mit geleg. Bemerk. zur gleichz. Geschichte. 2 Bände. gr. 8. Neue, wohlfeilere Ausgabe. 1826. Velinpap. 6 Thlr., Schreibpap. 4 Thlr.

Böttiger, D. C. W., Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern. Ein biograph. Versuch. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 8 gGr.

Eichhorn, J. G., Geschichte der drey lezten Jahrhunderte. Dritte, bis auf die neuesten Zeiten fortgesezte Ausgabe. 6 Bde. gr. 8. 1817—18. 15 Thlr.

Mannert, K., die Geschichte Baierns, aus den Quellen und andern vorzüglichen Hülfsmitteln bearbeitet. 2 Theile. gr. 8. 1826. Subscriptions-Preis bis Ende d. J. 4 Thlr.

Tabula itineraria Peutingeriana, Primum aeri incisa et ed. a F. Ch. de Scheyb. MDCCLIII; denuo cum cod. Vindoboni collata, emendata et nova C. Mannerti introductione instructa, st. et op. Academiae literarum regiae Monacensis fol. maj. 1824. 6 Thlr. 8 gGr.

Hüne, D. A., Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Mit einer Vorrede vom Hofrath Heeren in Göttingen. Erster Band. gr. 8. 1824. (Der 2te und lezte Band erscheint nächstens.) 2 Thlr. 16 gGr.

Boclo, L. Lehrbuch der deutschen Geschichte für höhere Schulanstalten und für Freunde der Wissenschaft. gr. 8. 1825. 1 Thlr. 12 gGr.

Pertz, D. G. H., Geschichte der Merowingischen Hausmeier. gr. 8. 1819. 20 gGr.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammt-Ausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichte des Mittelalters, Vr Bd. vom D. G. H. Pertz, mit Facsimiles. gr. 8. 1824—25. 2 Thlr. 12 gGr.

Daraus ist besonders abgedruckt:

Pertz, D. G. H., Italiänische Reise 1821—23. gr. 8. 1824. 1 Thlr. 12 gGr.

Monumenta Germaniae historica inde ab Anno Christi 500 usque ad annum 1500 auspiciis Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit G. H. Pertz. Tomus I. in Fol. Mit 8 Folitafeln lithograph. Handschriften-Proben. 1826.

Subscriptions-Preis für die Ausgabe Nr. I. auf starkem Velinpapier 16 Thlr. 12 gGr. sächs. für die Ausgabe Nr. II. auf Schweizer Velin-Druckpapier 11 Thlr. sächs. (Eine ausführliche Anzeige darüber ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.)

Uebersetzungs-Anzeige.

Von dem nächstens in Paris erscheinenden Romane:

In-Hia-Oli ou les deux Cousines

ist bereits eine Uebersetzung unter der Presse bey Gebrüder Franckh in Stuttgart.

Digitized by Google

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 50, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Naturlehre,
nach ihrem gegenwärtigen Zustande,
mit Rücksicht
auf
mathematische Begründung,
dargestellt
von A. Baumgartner.
Zweyte, umgearbeitete und verbesserte Auflage.
Mit sieben lithographirten Tafeln. gr. 8. Preis 3 Rthlr.

Die erste Auflage dieses Werkes hatte die sonst gültigsten Zeugen eines innern Werthes; nämlich den Beyfall der Kritiker, und den Zuspruch des Publikums für sich; denn erstere haben es mit Beyfall aufgenommen, und lezteres es in zwey Jahren gänzlich aufgekauft. An gegenwärtiger neuen Auflage wird man wohl keine der guten Eigenschaften jener vermissen, sondern vielmehr manches Neue finden; sie enthält alle wichtigen, im Gebiete der Naturlehre gemachten Entdeckungen bis in die neueste Zeit, ist durch die physikalische Chemie und die Wellenlehre bereichert, und in manchem Punkte hat der Hr. Verfasser noch nach größerer Bestimmtheit und Deutlichkeit gestrebt. Nur wenige mathematische Sätze, welche die erste Auflage enthält, sind weggeblieben, und sollen in einem eigenen Supplementbande mit vielen andern Erweiterungen nachgetragen werden; bey allem dem konnte der Preis dieser Auflage fast um ⅓ geringer gemacht werden, als es jener der ersten war.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

C. J. Colen v. Puttlitz
System der Staatswirthschaft.
8. brosch. 1 Rthlr.

Dramaturgische Brandraketen
des Dresdner Merkur.
Ein Feuerwerk für Bühnenfreunde
von
D. Ferd. Philippi.
gr. 8. brosch. 21 Gr.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Jahrbuch für Pferdezucht,
Pferdekenntniß, Pferdehandel, die militärische Campagne, Schul- und Kunstreiterey und die Roßarzneykunst in Deutschland und den angränzenden Ländern, auf das Jahr 1826. Herausgegeben von Seif. von Tennecker, 3r Jahrg. Mit Baptists Porträt. 12. cart., Preis 1 Rthl. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Da eine große Anzahl von Männern, welche sich in den obengenannten Fächern längst einen bedeutenden Ruf erworben haben, ihre neuesten Erfahrungen in diesem 3ten Jahre niederlegten, so muß derselbe für alle Pferdekundige und Pferdefreunde von dem größten Interesse seyn. Wir nennen als Einsender von Beyträgen nur die Namen eines Grafen C. Esterhazy, Gen. Lieut. v. Zorn in Moskau, Baron v. Wesselényi in Sibo, M. Demoussy, Prof. Rainard, Greve, Ankarström, v. Bodenstern, Böhme, Lampert, Kreuter, Brunn, Eggers, Meyer in Solothurn. Unter den Aufsätzen sind zu bemerken: Studienplan in der Reitkunst. Meine Ausbildung als Bereiter. Pferdezucht in Ungarn und der Türkey. Nachrichten v. d. russ. kais. Hof- und Milit. Gestüten. Gestüt zu Sibo in Siebenbürgen. Mittheilungen über den Marstall des Königs von Spanien. Pferdezucht und Pferdehandel im Mecklenburgischen. Pferdehandel in der Schweiz. Jezt herrschende epizootische Krankheit. Hartschlechtigkeit. Anwendung der Belladonna bey Pferden. Krankengeschichten, besonders von Kolik, Epilepsie, fungöser Excreszenz, fauligter Lungenentzündung, Rotz, von Verschluckung eines Stückes Holz. Mittel gegen das Aufsetzen oder Köken. Correspondenznachrichten aus dem Mecklenburgischen, aus Ludwigslust, aus der Schweiz u. s. w.

W. Gerhards
Gedichte
2 Bände.

Ausg. auf feinem Druckvelinpap. 3 Rthlr.
— — geglättetem Schweizervelinp. 4 Rthlr. 12 gr.
geschmackvoll cartonnirt,

früher zur Subscription angekündigt, haben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen zu bekommen. Wem des Dichters lyrische Spenden zerstreut in Musenalmanachen und periodischen Werken einzeln Vergnügen gewährten, dem wird nun die ganze durch vieles Neue vermehrte Sammlung seiner Lieder, Romanzen, Balladen, Sonnette, Maskenzüge, Festreime und Epigramme doppelt willkommen seyn. Eben so glücklich in Erfindung und Ausdruck, als geschickt in Handhabung der poetischen Feile, gab der Verfasser auch dem kleinsten seiner Gedichte die möglichste Vollendung der Form, so daß man diese Geist und Empfindung athmenden Produkte seiner Muse eben so gern lesen als singen mag. Komponisten finden in dieser Sammlung reichen Stoff für ihre Kunst, und gerade in unserer Zeit, wo ein gefühlvoller Gesang, ein zartes Lied, eine geistreiche Ballade opernhaften Schwulst verdrängend, ihre Rechte auf feinere Unterhaltungszirkel geltend machen, läßt sich mit Sicherheit hoffen, daß das Einfache, Naive, Heitere, Zarte und Volksthümliche eines Gerhardschen Liedes, wie das kräftig Erhabene seiner Balladen und Heldengesänge, überall bey der Nation Eingang finde, wie denn auch das Ganze seines Inhalts würdig in der typographischen Ausstattung als Zierde jeder schön wissenschaftlichen Bibliothek gelten mag.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt.

1826.

Von der in unserm Verlage erscheinenden:

Hertha (Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhr. Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart);

werden vom nächsten Jahre an, an Statt der bisherigen zwanglosen Hefte, regelmäßig alle Monate Hefte von circa 6 Bogen, mit Karten und Kupfern erscheinen. Der Preis des aus 2 Bänden bestehenden Jahrgangs ist 16 fl. rheinl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Für Schulen.

Auf K. F. V. Hoffmann's Wandkarte von Deutschland für Schulen in 4 großen Blättern im Maße von 1/1100000 der natürlichen Länge, die bis Ostern nächsten Jahres in unserem Verlage erscheinen wird, nehmen wir Bestellungen an. Der Preis wird möglichst niedrig gestellt, und erhalten die früheren Besteller die früheren Abdrücke. Die Karte, die durch genaue und kräftige Darstellung der Gewässer und Gebirge sich vor den bisherigen sogenannten Schulkarten auszeichnet, ist, sowohl schwarz, als nach Staatengränzen illuminirt zu erhalten.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Mehrere junge Lithographen, welche außer den verschiedenen andern Zweigen auch den Stich geographischer Gegenstände kennen, und sich für den Kartenstich vorzüglich eignen, werden gesucht. Anträge, Bedingungen und Probearbeiten erbittet sich portofrey

die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Die gemalte Welt

oder

Abbildungen aller sichtbaren Gegenstände,

ein

unterhaltendes Bilderbuch für Kinder, die noch nicht lesen können;

illuminirt, auf doppeltes starkes Papier geklebt, gebunden Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Kunst- und Literatur-Anzeige.

Bey uns ist eben fertig geworden:

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdruckerpresse zu haben, von F. W. Gubitz. 3tes Heft. Preis: 1½ Thlr. Alle drey Hefte, in denen die sämmtlichen vorräthigen Vignetten, Einfassungen u. s. w. enthalten sind, kosten 4½ Thlr.

Geständnisse eines Rappen, mit Anmerkungen seines Kutschers. Preis: ½ Thlr. Dieses Werkchen ist Ironie und Parodie mancher gesellschaftlichen und literarischen Sitte.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin.

Michaelis-Messe 1826.

Krug (Leop. geh. Reg. Rath) staatswissenschaftliche Anzeigen. Mit vorzügl. Bezug auf den preuß. Staat. 2s Heft. gr. 8. 1 Rthlr.

Plehn (Dr. S. L.) Lesbiacorum liber. acc. tabula geogr. aeri incisa. gr. 8. Commission. 1 Rthlr. 8 Gr. (1 Rthlr. 10 sGr.)

Recke (Elisa v. d.) Gebete und religiöse Betrachtungen. 8. 12 Gr. (15 sGr.)

Restorf (F. v. Major) topographische Beschreibung der Provinz Pommern, mit einer statistischen Uebersicht. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. (1 Rthlr. 10 sGr.)

Rumohr (C. F. v.) italienische Forschungen. 1r Band gr. 8. 2 Rthlr.

Lehrbuch der neugriechischen Sprache

von

Wilhelm von Lüdemann.

Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.

Gr. 8. 14 Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr.

Es ist mir erfreulich, mit dem eben genannten Werk einem wahrhaften Bedürfniß des deutschen Publikums entgegenkommen zu können. Während Frankreich bereits drey öffentliche Lehrstühle des Neugriechischen unterhält, während Italien und England Lehrer und Unterrichtsanstalten in dieser schönen Sprache in Menge aufzuweisen haben, fehlt es in Deutschland noch immer an einem brauchbaren Handbuche zur Erlernung derselben. Niemand wird diesen Namen den hie und da erschienenen aus altgriechischen Grammatiken und neuern Kaufmannsgriechisch unbehülflich zusammengetragenen Nothbrücken und Hülfsbüchern ertheilen wollen.

Das hier angekündigte Werk, von einem dem Publi-

kum und den Freunden der griechischen Sache schon hinreichend bekannten gründlichen Kenner der Sprache, ist das erste dem Bedürfniß Deutschlands entsprechende Werk dieser Art. Es ist grundsätzlich für Leser und Lernende berechnet, die des Altgriechischen nicht kundig sind, umfaßt, was so äußerst schwer zu treffen ist, ausschlußweise die Sprache des gebildeten Theils des Volkes auf der einen Seite, mit strenger Verbannung alles nicht Gebräuchlichen und der heutigen Sprache Fremden, auf der andern Seite mit scharfer Absonderung dessen, was von dem gebildeten Griechen nicht als Element seiner Sprache anerkannt wird, indem es sich zugleich fortwährend an den leitenden Grundsatz hält, diese eben so schöne als schwere Sprache auf möglichst einfache und klare Grundsätze zurückzuführen. Jeder, der die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, und die ihm auf allen Seiten drohenden Klippen und Anstöße kennt, wird sich dieses Erzeugnisses eines anhaltenden Fleißes, gründlicher Kenntniß und geprüften Geschmacks erfreuen.

Der eigentlichen Sprachlehre ist eine wohlberechnete Reihe von Uebungsstücken angehängt. Der Leser, der dieser folgt, lernt zunächst leichte neugriechische Prosa übersetzen; darauf wird er selbst zum Uebersetzen in dieselbe angeleitet: nächstdem trifft er auf schwerere Prosa, jedoch noch mit der gegenüberstehenden Uebersetzung; darauf endlich auf poetische Erzeugnisse, die an Schwierigkeit zunehmen, und wo die dargebotene Hülfsleistung in dem Maße sparsamer wird, als seine Kräfte wachsen — und der ganze Cyklus des Unterrichts vollendet sich so unvermerkt.

Ein Anhang über die Literatur, die Prosodie, die so unendlich reiche Volkspoesie und endlich ein Verzeichniß der neuern griechischen Literatoren beschließt das Werk, das ich mit voller Ueberzeugung von seinem hervorragenden Werth dem deutschen Publikum hiermit übergeben kann.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Commentar
über den Brief Pauli an die Philipper
von
H. Rheinwald,
Lic. der Theol. und D. der Philosophie;
mit einem Vorwort
von
D. A. Neander,
K. Preuß. Consistorialrath und Prof. der Theologie.
Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Zur angenehmen Unterhaltung in den langen Winterabenden mache ich auf folgende sehr gehaltvolle Schriften aufmerksam, welche bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Jacobs, Fr., Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten 3 Thle.; a. unt. d. Titel: Frauenspiegel 5 Thlr. 16 Gr.
— — Rosaliens Nachlaß 2 Thle. 3te Aufl. 2 Thlr. 6 Gr.
— — die beyden Marien. 2 Thlr.
Laun, Fr., Romanesken aus Langermanns Pulte. 1 Thlr. 4 Gr.
Lindau, W. A., Heldengemälde aus der Vorzeit der europäischen Völker. 1 Thlr.
v. Miltitz, C. B., gesammelte Erzählungen, 2 Bde. 3 Thlr.
— — Orangenblüthen, 3 Sammlungen. 4 Thlr.
Raupach, D. E., die Erdennacht, ein dramat. Gedicht in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
— — die Gefesselten, dramat. Dichtung in 5 Abtheilungen. 1 Thlr.
— — die Königinnen, ein dramat. Gedicht in 5 Akt. 1 Thlr.
— — der Liebe Zauberkreis, ein dramatisches Gedicht in 5 Akten. 21 Gr.
— — die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Akten. 1 Thlr.
— — erzählende Dichtungen. 1 Thlr. 8 Gr.
— — die Leibeigenen, oder Isidor und Olga. Trauerspiel in 5 Akten. 1 Thlr.
Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Herausgegeben v. D. E. Raupach. 1 Thlr. 12 Gr.
Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunst, 2 Thle. 4 Thlr.
— — jährliche Mittheilungen, herausgegeben in Verbindung mit Böttiger, Bührlen, Fouqué, Heinroth, Houwald, Jacobs, Miltitz und Raupach, 3 Bde. 3 Thlr. 12 Gr.
Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen mit Beyträgen von Böttiger, Bührlen, Fouqué, Jacobs, Miltitz, Naubert, Rochlitz, Fanny Tarnow und Wellentreter. Herausgeg. von Fr. Rochlitz, mit 25 Kupf. 4 Jahrg. 1817—20. 2 Thlr.

Leipzig im Okt. 1826.

Carl Cnobloch.

Anzeige für fröhliche Sänger, heitere Gesellschaften und frohe Familienkreise.

So eben ist erschienen:

Die deutsche Liedertafel. 2r Theil. Pränumerations-Preis für beyde Theile (46 Bog. auf weiß Druckpap.) 1 Rthlr. 8 Gr. Schreibp. 2 Rthlr.

Was die Herausgeber, so wie der Verleger, in ihren frühern Ankündigungen versprochen, haben sie redlich gehalten. Das Gesang liebende Publikum empfängt hier gegen 1200 Lieder, das schönste und gediegenste unserer deutschen klassischen Dichter um einen so sehr billigen Preis! —

Ende Decbr. d. J. erlischt der Pränumerations-Preis: ein- für allemal; bis dahin noch auf 6 Exemplare das 7te gratis.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen in Deutschland und der Schweiz zu haben:

Gans. S. P., Zeitschrift für Civil- und Criminal-Rechtspflege im Königreich Hannover mit Beyträgen von den ersten Königl. Justiz-Staatsdienern, Gelehrten u. s. w. 1n Bandes 2s Heft. gr. 8. in saubern Umschlag. 1 Rthlr.

Most, D., Noth- und Hülfsbüchlein für den Bürger und Landmann oder kurze Anweisung zur Erkenntniß, Verhütung und Heilung aller Arten von Vergiftungen, des Scheintodes durch Erhängen, Ersticken, Ertrinken, Erfrieren, durch Gewitter, und Regeln, wie man sich bey ansteckenden Krankheiten und bey lebensgefährlichen Verblutungen zu verhalten habe. Zweyte vermehrte Auflage, geheftet 6 gGr.

Helwing'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

Neue Unterrichtsbücher.

J. B. Fromm, vollständige spanische Sprachlehre, nebst einer Abhandlung über die Prosodie und einem Verzeichniß sinnverwandter Wörter; nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

G. A. Fischer, Prof., rechnende Geometrie oder praktische Anleitung zur Auflösung allgemeiner Formeln, die sich auf Raumgröße beziehen. Zum Gebrauch für angehende Künstler, Baugewerken, Oekonomen, Forstmänner ꝛc. und als Handbuch zum mathematischen Unterricht in Bürger- und Industrieschulen. gr. 8. mit vier Kupfertafeln in Folio. 1 Thlr. 15 Gr.

The Castle of Otranto. A gothic Story. By Horatio Walpole, Earl of Ormond. A new edition with a prefatory memoir by Walter Scott. Dresden, published by Arnold. br. 18 Gr.

Abgesehen von dem Anziehenden der Geschichte, zeichnet dieser Roman sich bekanntlich durch klassische Sprache aus, und dürfte in dieser Hinsicht als eines der vorzüglichsten Lehrmittel beym Unterrichte in der englischen Sprache sich empfehlen. Walter Scott's biographisch kritische Einleitung gibt dieser Ausgabe einen Werth, den keine frühere hat. Druck und Format sind wie in der früher erschienenen, gleichfalls mit einer Einleitung von W. Scott bereicherten und mit erläuternden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Vicar of Wakefield. br. 18 Gr.

Ficinus und Carus, Uebersicht des gesammten Thierreichs. Zwey Tabellen in Landchartenformat. 12 Gr.

Diese Bücher sind in allen namhaften Buchhandlungen für die beygesezten Preise zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Für Leihbibliotheken.

Albina das Blumenmädchen, von Constanz Reinhold. Neue wohlf. Ausgabe. 8. 16 gGr. oder 1 fl.

Dieser interessante Roman, den kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird, indem er die abwechselndsten Szenen darbietet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Literarische Anzeige.

Das von uns angekündigte Taschenbuch:

Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1827. Mit Beyträgen von Alberti, Anger, v. Fouqué, Franke, Girardet, H. Hoffmann, Hundeiker, Kochen, Köthe, Leo, Marheinecke, Münkner, Oberländer, Treutschold und Andern, herausgegeben von M. C. B. Meißner, D. G. Schmidt und E. Hoffmann. Mit vier Musikblättern. Auf Velin, in elegantem Einbande. Preis 1 Rthlr. 12 gGr.;

ist so eben erschienen und nunmehr in allen Buchhandlungen zu haben.

Greiz, am 14. Okt. 1826.

C. H. Henning.

Bey uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

D. Joh. Severin Vaters
Jahrbuch
der
häuslichen Andacht
und
Erhebung des Herzens
von

C. v. d. Recke, Bilterling, Deckert, Frisch, Fritsch, Gebauer, Gittermann, Göpp, Haug, Hesekiel, Hundeiker, Justi, Fr. Kuhn, Mahlmann, A. v. Nordstern, Rienäcker, Sachse, Sondershausen, Schottin, Schuderoff, Starke, Strack, Tiedge, Wilh. Thilo, Veillodter, Weiß, Weiske, Witschel, und dem Herausgeber A. G. Eberhard.

Für das Jahr 1827.

Mit 3 Kupfern und einer Musikbeylage (von Zelter). In Futteral und mit goldenem Schnitt. Ladenpreis 1 Thlr. 12 gGr.

Dieses Andachtsbuch, von welchem gegenwärtig der 9te Jahrgang erscheint, hat zwar seinen würdigen Begründer verloren, ist aber dies Mal, wie wir hoffen, im Innern nicht minder gut, und im Aeußern besser ausgestattet, als jemals. Wenn auch mehrere treffliche Aufsätze, zum Theil von neuhinzugetretenen, trefflichen Schriftstellern, nicht aufgenommen werden konnten, weil sie zu spät eingingen: so wird das Dargebrachte für Geist und Herz doch volle Befriedigung gewähren. — Von besonderem Interesse werden für sehr Viele, bey den biographischen Skizzen, die beygegebenen Portraits des kürzlich verstorbenen D. Knapp und des vor 100 Jahren gestorbenen August Hermann Franke seyn. — Wie für jedes Alter, so besonders auch für Jünglinge und Jungfrauen eignet sich dieses Jahrbuch zu einem vorzüglich passenden Weihnachts- oder Geburtstags-Geschenke, indem es ihren Sinn auf das Höchste und Würdigste richtet, was es für den denkenden und fühlenden Menschen gibt.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung in Halle.

Digitized by Google

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Carl Blum's

Lustspiele für deutsche Bühnen.

Zunächst für das Königl. Theater zu Berlin, nach dem Französischen bearbeitet.

Inhalt:
Die beyden Britten.
Die Brüder Philibert.
Die Reise nach Dieppe.

Preis, sauber broschirt, 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 fl. 24 kr.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Vorlegeblätter

zur leichtern Erlernung der französischen Sprache, zum Schul- und Privatunterrichte nach den besten Sprachlehren und mit besonderer Rücksicht auf Sanguins Methode bearbeitet

von

T. A. C.

quer 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Haben seit mehreren Jahren schon die in ähnlicher Form erschienenen Lehrbücher ihre Zweckmäßigkeit bewährt, so darf sich die vorliegende Arbeit gewiß mit allem Rechte den besten derselben anreihen. Der Verfasser, mit dem Geiste der Sprache und ihrer Grammatik vertraut, gibt hier Lehrern zahlreicherer Klassen sowohl als Privatlehrern ein treffliches Mittel, jeden ihrer Schüler nach dem Maße ihrer Fähigkeiten und Fortschritte zu beschäftigen, ihr Selbstdenken zu beleben und sie so unvermerkt und gründlich in Erlernung der nothwendigsten aller fremden Sprachen fortzubilden. Er wählte für die Ordnung der Regeln Sanguins Grammatik, weil diese anerkannte Vorzüge vor vielen anderen hat und in den meisten Schulen eingeführt ist, und fügte die Wortbedeutung bey, um zeitraubendes Nachschlagen unnöthig zu machen und dem öfteren Mangel der Wörterbücher abzuhelfen. Das angehängte Verzeichniß gleichlautender Wörter aber erkennt gewiß Jeder für eine sehr nöthige, Aussprache und Rechtschreibung ungemein fördernde Zugabe.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Notice sur les médaillons romains en or

du musée imperial et royal de Vienne trouvés en Hongrie dans les années 1797 et 1805, par

A. Steinbüchel,

Directeur du musée I. R. etc. etc. etc.

gr. 4. avec 4 planches et 4 vignettes.

Preis 3 fl. 54 kr. rheinl. oder 2 Rthlr. 4 gGr.

Eine der vorzüglichsten Zierden der k. k. Münzsammlung sind die in obigem Werke abgebildeten Römischen Gold-Medaillons, welche bey Szilágy, Somlyo et Petrianoz gefunden worden, und die größten bis jezt bekannten sind.

Die Beschreibung enthält nicht allein die Erklärung dieser Medaillons, sondern sie umfaßt auch andere verwandte Theile der Alterthumskunde, welche von großem Interesse sind; eine besondere wichtige Beygabe ist: 1) der treue Abdruck mit einer von Eckhel hinterlassenen Erläuterung einiger dieser Medaillons, und gewiß wird kein Besitzer seiner Doctrina [illegible]orum veterum diese Blätter gerne entbehren wollen, die noch Eckhel selbst, in dem angeführten Werke (im 8ten Theil S. 81) als ihrer Erscheinung nahe verkündet hatte; 2) die Abbildung einer Münze Odoakers des Herulerfürsten und ersten Königs von Italien, der von Wien aus seinen Zug begann, von dem man bis jezt kein Denkmal, um so viel weniger sein Bildniß hatte, und womit also künftig die Reihe der Oestreichischen Monumente wird müssen eröffnet werden.

Scarabées égyptiens

figurés

du Musée des Antiques de Sa Majesté l'Empereur.

en 4 planches.

gr. 4. Preis 2 fl. 24 kr. rheinl. oder 1 Rthlr. 8 gGr.

Welche ebenfalls für den Alterthumsforscher von großem Interesse sind.

Beschreibung

der k. k. Sammlung

ägyptischer Alterthümer

von

A. v. Steinbüchel.

16. Geh. Mit 2 Kupfern. Preis 54 kr. rheinl. oder 12 gGr.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Der unfehlbare Ratten-, Mäuse-, Maulwurfs-, Wanzen-, Motten-, Flöhe- und Mückenvertilger;

nebst sichern Mitteln gegen Erdflöhe, Schnecken, Raupen, Ameisen, Kornwürmer, Blattläuse, Heimchen, Ohrwürmer, Wespen, Hornisse, Kröten und Eidechsen in Kellern und Kammern, Erdkrebse und noch viele andere schädliche Geschöpfe. Auf dreyßigjährige Erfahrung gegründet. Dritte stark verm. und verbesserte Auflage. Preis geh. 8 gGr. oder 36 kr.

Wiewohl es wenige Haushaltungen in Deutschland geben wird, denen dieses Büchlein nicht gegen diese genannten Hausfeinde die prompteste Hülfe geleistet hätte, so ist doch zu bemerken, daß es durch die zahlreichen Zusätze dieser neuen Auflage noch sehr an Gemeinnützigkeit gewonnen hat.

Digitized by Google

Nro. 45.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen werden vom 1. Januar 1827 an erscheinen:

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Preis 12 Rthlr. preuß. oder 21 fl. Reichsgeld.

Diese neue Literaturzeitung findet ihre Rechtfertigung in einem oft schon gefühlten und ausgesprochenem Bedürfniß, so wie in der veränderten Stellung, die sie zu ähnlichen Unternehmungen annimmt. Das Institut soll zwar, wie die schon vorhandenen die gesammte Literatur umfassen, aber nicht in dem Sinne, daß diese in äußerer Vollständigkeit auch angezeigt und beurtheilt werde; sondern vielmehr in dem ganz Anderen, daß wenn auch die Societät den Ueberblick über die gesammte Literatur jederzeit hat, sie dennoch nur diejenigen Schriften beurtheilt, die in irgend einer Richtung bedeutend sind, und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen. Daß sie hierbey mit Bewußtseyn verfahren, und auf keine Weise der Willkür und dem Zufall irgend etwas vergönnt hat, wird die Rechenschaft darthun, die sie alljährlich von ihrem Verfahren, ihren Statuten gemäß, abzulegen hat.

Um einerseits der vollständigen Uebersicht, andererseits einer unpartheyischen Auswahl Genüge zu leisten, hat sich die Gesellschaft Behufs des schnelleren Geschäftsganges in drey Klassen, die philosophische, naturwissenschaftliche und historisch = philologische getheilt.

Zur philosophischen Klasse werden auch Theologie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, zur naturwissenschaftlichen Mathematik und Medizin, zur historisch = philologischen die Kunstwissenschaft gehören.

Damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe, wird jede Anzeige vor der Zulassung zum Druck die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten, und mit dem Namen des Professors versehen seyn müssen.

So wird auch der Ton durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen seyn. Indem das Bestreben des Instituts lediglich auf Förderung derselben gerichtet ist, bleibt die jetzt vielfach vorherrschende negative Richtung von selbst ausgeschlossen, und die Anzeigen werden mehr den Charakter selbstständiger Abhandlungen erhalten. Viele der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, die sowohl in Beziehung auf die bisherige Richtung des Recensirens als auch auf den neuen einzuschlagenden Weg dieselben Ansichten theilen, haben sich der Societät angeschlossen und werden sie mit ihren Beyträgen unterstützen. Eben so dürfte eine neue eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.

Wir enthalten uns, irgend etwas zur Empfehlung dieses kritischen Blattes beyzufügen, das bestimmt ist, einem längst gefühlten literarischen Bedürfniß abzuhelfen, und das durch die Bemühungen der verehrten Gesellschaft diesen Zweck gewiß erreichen wird.

Von unsrer Seite wird Allem aufgeboten werden, um den Wünschen des Publikums durch gefälliges Aeußere, sorgfältigen Druck und pünktliche Spedition zu entsprechen.

Zehen Bogen oder zwanzig Nummern in groß Quart mit lat. Lettern werden jeden Monat erscheinen und mit einem Umschlag versehen, so wie dem Jahrgang von 12 Heften ein Register beygefügt werden.

Wer die Jahrbücher durch den Buchhandel beziehen will, erhält sie alle 8 Tage nach Leipzig geliefert — wer sie aber Blattweise gleich nach der Erscheinung zu erhalten wünscht, beliebe sich an das nächstgelegene Postamt zu wenden, das von dem löbl. Ober = Postamt Augsburg die Exemplare beziehen kann.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Karte von Norddeutschland, nach den besten astronomischen und trigonometrischen Hülfsquellen bearbeitet von Green, Nr. 3. 8. 11. und 12.; als Fortsetzung der Karte von Süddeutschland von Coulon.

Nord- und Süddeutschland in 36 Blatt kostet 30 fl.
Norddeutschland in 17 Blatt 15 fl.
Süddeutschland in 20 Blatt 18 fl.
Jedes Blatt einzeln 1 fl. 12 kr.

Es ist kürzlich von der Oswald'schen Buchhandlung in Heidelberg, unter dem Namen eines „zeitgemäßen historischen Neujahrsgeschenks," ein Abdruck der früher in 5 Schul = Programmen von Gurlitt herausgegebenen akademischen Vorlesungen Spittler's über die Geschichte des Papstthums angekündigt worden. Die Unterzeichnete sieht sich in dieser Beziehung veranlaßt, anzuzeigen, daß diese Vorlesungen einen Theil der von dem Schwiegersohne Spittler's, Ober = Justiz = Assessor D. Wächter besorgten Ausgabe der sämmtlichen Werke desselben ausmachen, und mit den übrigen kleineren kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Schriften von Spittler auch abgesondert (ungefähr um denselben Preis, um welchen dort jene Vorlesungen allein angekündigt sind) werden abgegeben werden.

Stuttgart, den 7. Nov. 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Um Collision zu vermeiden, bringe ich hiemit zur öffentlichen Kenntniß, daß die in London angekündigten:

Letters and Miscellaneous prose works of Lord Byron 2 Vol. und Memoirs of the life and writings of Lord Byron by Thomas Moore,

als Supplementband zu der Frankfurter Ausgabe von

Digitized by Google

Lord Byron's works in one volume
erscheinen werden.
Frankfurt a. M., im Nov. 1826.
Heinr. Ludw. Brönner.

Handbuch
für
Reisende in Italien
von
D. Neigebaur.

Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.
Gr. 8. 37½ Bogen auf gutem Druckpapier. geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Ungeachtet kein Land die deutsche Literatur so be-
schäftigt als Italien, so fehlte es doch bisher an einem
umfassenden allgemein brauchbaren Handbuch für den
dorthin Reisenden, in der Art, wie Ebel's Anleitung
für die Schweiz. Das vorliegende, aus den besten Quel-
len sowohl als aus eigner Ansicht geschöpfte, Werk hilft
diesem Bedürfniß ab, und entspricht dem Ebel'schen Mu-
sterwerke. Die erste Abtheilung, die allgemeinen Vor-
kenntnisse über Italien und die Anleitung zur Reise ent-
haltend, gibt außer der geographisch-statistisch-artistischen
Beschreibung Auskunft über die verschiedenen Arten zu
reisen, über den Zeit- und Kostenaufwand, über das
Postwesen, die Münzen, Maße und Gewichte. Bey der
Verwaltung der einzelnen Staaten Italiens ist zugleich
auf die der Justiz, so weit sie dem Reisenden zu kennen
nützlich, Rücksicht genommen. Zusammenstellungen der
Kaiser und anderer Beherrscher Italiens, der Päpste, der
Künstler, der grössern Städte und der vorzüglichsten Berg
höhen werden dem Reisenden als eine Art von Taschen-
bibliothek zum Nachschlagen mancher oft vorkommenden
Namen und Jahreszahlen dienen. Eine beygefügte sehr
reichhaltige Literatur über Italien wird Gelegenheit ge-
ben, nöthigenfalls das Ganze oder einzelne Theile näher
kennen zu lernen. Auch sind die meisten Karten zur
Auswahl erwähnt, welches — da dies Handbuch bey jeder
gebraucht werden kann — nützlicher erscheint, als wenn
es durch eine neue Reisekarte vertheuert worden wäre.
Die zweyte besondere Abtheilung enthält in mehr als
450 einzelnen alphabetisch geordneten Artikeln die beson-
dere Beschreibung der jedem gebildeten Reisenden merk
würdigen Orte, Berge u. s. w., und zwar in der Aus
dehnung, daß er des Anschaffens der Localbeschreibungen
überhoben seyn wird; wogegen auch für den länger dort
Verweilenden die bedeutendern Schriften und Pläne bey
den betreffenden Orten angeführt sind, so daß dies Werk
für jeden Zweck der Reise ein nützliches Handbuch seyn
wird.

So eben ist erschienen:

Die edelsten Frauen der deutschen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargestellt, von A. W. Heckel. 2r Bd. 8. Velindruckpap. Preis 1 Rthlr. 8 gGr. od. 2 fl. 15 kr.

Vorstehender Band enthält 10 Biographien ausge-
zeichneter deutscher Frauen der Vorzeit. Dieses Werk,
das von den edelsten Frauen, welche deutsche Throne zie-
ren, auf das Huldvollste aufgenommen wurde, fand in
mehreren vaterländischen Blättern (z. B. in der Abend-
zeitung, Halleschen Literaturzeitung, in Pahl's deutscher
National-Chronik rc.) günstige Beurtheilungen, auch
möchte die bereits vom ersten Band erschienene Ueber-
setzung ins Holländische dazu beytragen, von seinem
Werthe zu zeugen. Es ist nicht nur für den Freund der
Geschichte von Wichtigkeit, sondern gewährt überdies an-
ziehende Unterhaltung und möchte sich deshalb vorzüglich
auch zum Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk für
deutsche Frauen und Töchter eignen.

Antikritik.
Don Quixote di Colibrados
als Recensent.

Es ist eine höchst ergötzliche Idee, den travestirten
Ritter von Mancha für das Fach der burlesken Roma-
nen-Recensionen, als fahrender Ritter, aufzustellen.
Ein solcher Kämpe zur Ehre seiner Dulcinea von Toboso
sprudelt mit Bombast und gewaltig wiegenden Worten
gegen alle Ritterromane, welche seinem hohen Vorbilde
den Kopf verwirrt haben; aber hütet sich wohl sie selbst
zu lesen, aus Furcht, durch das tolle Zeug selbst toll zu
werden. Doch dafür kann der travestirte Don Quixote,
welcher im Literaturblatte zum Morgenblatte 1826.
Nro. 64 meinen historischen Roman:

Die Raubritter. 3 Thle. Leipzig, bey Kollmann, 1826,

wie der Hund den Mond angebellt hat, ganz ruhig seyn,
denn Canis in rabie hat von der Hydrophobie keine An-
steckung mehr zu besorgen.

Wer wird es läugnen, daß es von höchst komischer
Wirkung ist, wenn der Held von Mancha seine Lanze
einlegt und mit hochtrabenden drohenden Worten den ge-
waltigen Riesen herausfordert, welchen andere ehrliche
Menschengesichter mit ihren hellen Augen für eine Wind-
mühle erkennen. Eben solchen Anlaß nimmt nun unser
travestirter Held gegen meine Raubritter, sprudelt da
von: — „tollem, bübenhaften Zeuge" — und: — „Alles
niederreißender Bengelhaftigkeit" — ohne das Buch selbst
gelesen zu haben, denn sonst würde es ihm bey einem
Fünkchen von unverrückter Urtheilskraft wohl eingefallen
seyn zu bemerken, wie der ganze Roman nicht mehr und
nicht weniger ist, als eine satyrische Parodie auf alle
modernen, dem famösen Spieß und Andern, nachgebil-
deten Ritterromane. Hätte der wuthblinde Kämpfer mit
seiner Rosinante nur nicht so geschwind über die einlei-
tende Hexenscene à la Makbeth hinweg gesezt, dann hät-
ten ihn vielleicht die beyden Stellen:

Erste Hexe.

Du rühr' geschwinder!
Der Setzer lauert,
Die Muse trauert.
Geschwind, geschwind
Wie Wirbelwind;

und:

Chor der Recensenten
(naht sich schnuppernd)

Das riecht schon wie
Zu schlecht für die
Romankrit.k.
Ja die Kolik
Gleich weg man hat
Beym Titelblatt.
Gießt aus den Brey,
Schlagt ihn entzwey
Den Höllentopf

u. s. w. den Recensenten-Tollwurm geschnitten und zu einem ganz ruhigen und vernünftigen Mann gemacht.

Diese Bemerkung zur Ergötzlichkeit aller derer, die etwa durch jene abenteuerliche Recension sich zum Lesen meiner Raubritter angereizt finden sollten und nicht so arm an Geist sind, daß sie die Satyre verkennen. Daß ich zu der Schule der Ritterromanschreiber nicht im Ernst gehöre, sondern mich auch im leichten, humoristisch-satyrischen Erzählungston zu bewegen weiß, beweiset meine gleichzeitig erschienene Erzählung:

Scherz und Ernst auf einer Badereise. Leipzig, bey Kollmann, 1826.

Anmaßung und Beschränktheit macht immer eine komische Wirkung. Ein heiteres Stündchen dankt daher jenem modernen Don Quixote

H. Melindor.

So eben haben nun auch bey Wilh. Gottl. Korn die Presse verlassen:

D. Feßler's
Resultate
seines Denkens und Erfahrens.
Als Anhang
zu seinen Rückblicken auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft.

Quaedam sunt quidem in animo, sed parum prompta, quae incipiunt in expedito esse, quum dicta sunt.
Seneca, Epist. XCIV.

Mit dem wohlgetroffenen, sauber gestochenen Bildnisse des Verfassers *).

384 Seiten in gr. 8. 2 Rthlr. 16 gGr.

Feßler legt hier den Schatz seines Erfahrens und Denkens, die Resultate eines siebenzigjährigen Lebens, das so reich an Begebnissen ist, dem Publikum zur Würdigung dar. Nur die Angabe des Inhalts der Abtheilungen zeigt die Reichhaltigkeit der Ansichten. Er spricht über Religion. — Christenthum und Kirche. — Philosophie. — Historie. — Kunst. — Recht, Staat, Krieg. — Geschlecht, Liebe, Ehe. — Paradoxien rc. und gibt unumwunden seine Meynungen und Ansichten zur Beurtheilung des denkenden Publikums.

*) Abdrücke vor der Schrift in groß Format sind zu dem Preis von 16 gGr. zu erhalten.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Betrachtungen über die letzten Revolutionen in Europa von Hrn. v. S. Aus dem Französischen übersezt, und mit chronologischen Uebersichten, Anmerkungen und den wichtigsten Aktenstücken begleitet. gr. 8. 1 Rthlr.

Für Lesebibliotheken.

So eben hat folgendes Buch die Presse verlassen, und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anekdoten-Lexikon. Eine Sammlung von 358 bisher noch ungedruckten Anekdoten in lexikographischer Form. Erster Theil. 12. 20 gGr.

Gotha, September 1826.

Ettinger'sche Buchhandlung.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Erzählungen
von
C. Grambow.

1) Der Schwede, 2) Hülfe und Erwiederung, 3) der Spion.
Mit einem Steindruck.
Preis 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.
Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

D. Ferd. Wurzers
Handbuch der populären Chemie.
Zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt.
Vierte durchaus umgearbeitete Auflage.
gr. 8. 2 Rthlr.

Von diesem mit so ausgezeichnetem Beyfall aufgenommenen Buche, dessen drey erste Auflagen sich in dem Zeitraume weniger Jahre vergriffen, und obige völlig neue Bearbeitung nöthig machten, erschienen auch im Auslande zwey Uebersetzungen, und in Wien ein Nachdruck, so daß die jetzige Ausgabe eigentlich als die siebente betrachtet werden kann. Der würdige Verfasser verfehlte nicht, den so überreichen Schatz der wichtigsten und interessantesten Entdeckungen der lezten Jahre in größter Vollständigkeit nachzutragen und etwaige kleine Irrthümer zu berichtigen, so daß sich mit Sicherheit behaupten läßt, der frühere Ausspruch der Kritik: „daß als Grundlage akademischer Vorlesungen auf Lyceen und Universitäten unter den neuern Compendien keines mehr als dieses empfehlenswerth sey, da es von keinem an Bestimmtheit, systematischer Ordnung und lichtvoller Kürze übertroffen werde," könne durch diese neue Bearbeitung sich nur bekräftigen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Berichtigende Anzeige.

Herr Hofrath André sagt im Hesperus 1826 Nr. 105 über

Stein's Handbuch der Geographie und Statistik
5te Auflage:

„Eins von den wenigen Büchern, über deren Zweckmäßigkeit und Gründlichkeit die Stimme des Publikums

durch die wiederholten Auflagen schon so entschieden hat, daß es blos der Anzeige bedarf: abermals sey eine 5te nothig geworden. Diese liegt denn vor uns und gibt uns eine solche vollständige und gedrängte Uebersicht (der Länder), wie man sie nur von einem Handbuche verlangen kann. Der Verf. ist Meister seiner Wissenschaft, mit den neuesten Quellen vertraut, ist glücklich in der zu treffenden Auswahl des ungeheuren Stoffs, ordnet ihn verständig ꝛc. Selbst die während des Drucks noch vorgegangenen Ereignisse sind in eigenen Zusätzen nachgetragen und ein 34 Seiten betragendes Register erleichtert den Gebrauch des nützlichen Buches ungemein. Mit Verlangen sehen wir den folgenden Bänden entgegen."

Seit dem November 1825 aber ist das Werk mit 3 Bänden und ausführlichen Registern (von 170 Seiten) auf 167 engaedruckten Bogen in gr. 8. zu 5 Thlr. 8 Gr. sächs. oder 9 fl. 36 kr. rheinl. vollständig und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Verzeichniß von Jugendschriften, welche bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

J. A. C. Löhr, das Fabelbuch für Kindheit und Jugend.

Dritte v. Chr. Aug. Lebr. Kästner verm. Aufl. Mit 16 col. Kpf. 408 S. 8. geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Fabelbuch durch die zwey ersten Auflagen, welche sich in wenig Jahren verkauften, zu bekannt und zu beliebt, als daß es noch einer Empfehlung bedürfe, ist in dieser dritten Auflage mit mehrern Fabeln und 2 neuen Kupfern vermehrt worden.

Mancherley Begebenheiten und Geschichten aus dem Leben des kleinen Andreas.

Von J. A. C. Löhr, zweyte Ausgabe mit 2 Kupfern, 16 Gr.

Der kleine Andreas erzählt die Leiden und Freuden seiner frühern Kindheit, welche er in einer ziemlich beschränkten Lage verlebte. Bey aufmerksamem Lesen wird die Jugend mancherley nützliche Warnung, manchen Antrieb zum fleißigen Lernen und überhaupt mancherley Gutes aus seinen Erzählungen nehmen.

J. A. C. Löhr, Bilder nebst Text zu Lust und Lehr für die Jugend.

Dritte verbesserte Ausgabe, mit 33 illuminirten Kupfern, geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Es ist ein Stück der Welt, welches sich in Bildern und in dem Text mit Scherz und Ernst zur Lehr und Lust abspiegelt, und nicht der Soldat, der Fuhrmann, ja der Schornsteinfeger und der Nachtwächter selbst nicht sind vergessen worden. Die Hauptsache ist, zu lernen, was für die Jugend bildlich zu lehren ist. Erzählungen und dergleichen fehlen nicht.

Funke, J. J., Carl der Tausendkünstler,

od. Samml. mechan., chem., magnet. und Karten-Kunststücke und arithmet. Belust., zur angen. gesell. Unterhalt. 6te durchg. neue und umgeänd. Aufl. von Körndörfer. Mit 6 Kupf. geb. 1 Thlr.

Dieses Buch enthält 36 mechanische, 20 leichte chemische, 10 leicht auszuführende magnetische und 33 Karten-Kunststücke und 22 arithmetische Belustigungen. Die 6 Kupfer liefern 125 sehr deutliche und genaue Abbildungen der zu den Kunststücken nothigen Geräthschaften, welche größtentheils mit geringen Kosten angeschafft oder mit leichter Mühe selbst verfertigt werden können. Die Kunststücke sind fast sämmtlich neu und nicht aus frühern ähnlichen Sammlungen genommen.

Leipzig, im November 1826.

Carl Cnobloch.

Auch im Jahre 1827 wird fortgesetzt:

Neue Monatschrift für Deutschland historisch-politischen Inhalts,

herausgegeben von

Friedrich Buchholz.

Der Jahrgang von 12 Monatsheften kostet 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Diese Zeitschrift besteht nun schon seit dem Jahre 1815 ununterbrochen und erfreut sich eines immer steigenden Beyfalls.

Bestellungen darauf nehmen alle deutsche Buchhandlungen an.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild.

Zwey Novellen nebst Liedern und Romanzen von

Joseph Frhrn. v. Eichendorff.

Wie sehr, namentlich die Novelle: „der Taugenichts" Beachtung verdient, ist schon daraus zu erkennen, daß bey dem Vorlesen des Manuscriptes in der Berliner literarischen Gesellschaft, zu der bekanntlich mehrere unserer geschätztesten Schriftsteller gehören, ein ungewöhnliches und ungetheiltes Interesse sich ergab. Das „Conversationsblatt" sprach auch schon vortheilhaft darüber, und im „Gesellschafter" (Nr. 123) hat Daniel Leßmann, selbst als geistreicher Erzähler beliebt, mit seiner Unterschrift lebendig und humoristisch den Eindruck geschildert, den das Werk in ihm erregte. Es bedarf wohl nur solcher Hinweisungen, um Jedem den rechten Maßstab für den Werth dieser literarischen Neuigkeit zu geben, die keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 46.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen:

Huldigung den Frauen.

Ein Taschenbuch für das Jahr 1827, herausgegeben von J. F. Castelli.

Fünfter Jahrgang.

Mit sechs Kupfern, elegant in Goldschnitt gebunden 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt.

Erzählungen von

Helmina v. Chezy, geb. Freyin Klenke. Der Opernzettel. — Kuffner: Die Rosen, als Sinnbilder der Frauen und Mädchen. — Sophie May: Everalline Campbell. — Leopold Schefer: Der Waldbrand. — Stierle Holzmeister: Der Hühnerhund.

Gedichte

von Alexander Graf von Auersberg, Carl Baldamus, Carl Barbarina, J. F. Castelli, Deinhardstein, Emil, Emmy, Eduard Freyherr von Feuchtersleben, Wilhelm Gerhard, Grillparzer, Joseph v. Hammer, Friedrich Haug, Theodor Hell, Herrmann von Hermannsthal, Carl Hugo, Carl Lappe, Carl Gottfried v. Leitner, Johann Graf v. Mailáth, Manfred, Carl Müchler, Neuffer, J. Ph. Neumann, F. Pietznigg, Friedrich Rückert, G. M. Saphir, Leopold Schefer, Freyherr v. Schlechta, Johann Schön, J. G. Seidl, Friederike Susan, Stierle Holzmeister, F. X. Told, F. C. Weidmann, Johanna Franul v. Weissenthurn, Joseph Wenzig, J. Chr. Freyherr v. Zedlitz.

Fortuna.

Ein Taschenbuch für das Jahr 1827, herausgegeben von Fr. X. Told.

Vierter Jahrgang.

Mit sechs Kupfern, elegant in Goldschnitt gebunden 1 Rthlr. 12 Gr.

Dramatische Neujahrsgabe für 1827.

Von J. W. Lembert. 8. 1827. brosch. 1 Rthlr.

Enthält: Maria Stuart's erste Gefangenschaft. Drama in vier Aufzügen nach Walter Scott. Ehrgeiz in der Küche. Posse in einem Aufzuge.

Cimburga von Masovien.

Minnespiel in vier Aufzügen von Freyherrn Fr. v. Schlechta.

Zum ersten Male dargestellt auf dem k. k. Hof-Burgtheater zu Wien, am 3. November 1825. 8. 1826. in Umschlag broschirt 12 Gr.

Bären.

Eine Sammlung von Wiener-Anekdoten, aus dem Leben gegriffen und nacherzählt von J. F. Castelli.

Erstes, zweytes, drittes, viertes, fünftes und sechstes Heft. Jedes Heft broschirt 6 Gr.

Subscription ohne Vorausbezahlung.

Bey Unterzeichnetem ist so eben von:

Fischer, Chrst. August, Taschen-Bibliothek der neuesten, unterhaltendsten Reisebeschreibungen. Nach ausländischen Originalen bearbeitet. 1r Jahrg. in 4 Bändchen. 8. geh. Subscriptionspreis 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.;

das zweyte Bändchen erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt; was sowohl den resp. Subscribenten, als denjenigen, welche etwa noch der Subscription, die bis zu Ende dieses Jahres offen bleibt, beyzutreten gesonnen, hiermit bekannt gemacht wird.

Dieses zweyte Bändchen — der Jahrgang wird nicht getrennt — enthält: 1) Reise von Calcutta nach London. Zweyte Abtheilung. 2) Seeräuberleben. 3) Briefe aus Paramaribo.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Von der Quartalausgabe des Schreber'schen Säugthierwerkes

ist die dritte Lieferung erschienen und bereits an die Subscribenten versandt worden.

Erlangen, den 4. Okt. 1826.

Expedition des Schreber'schen Säugthierwerkes.

Neues Kinderbuch.

Bey A. Wienbrack in Leipzig ist so eben fertig geworden und an alle Buchhandlungen versandt:

Adele Clermont, die Verlorene und Wiedergefundene. Eine Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert. Weihnachtsgeschenk für die Jugend. Preis geb. 1 Rthlr.

Durch die Herausgabe dieses sehr unterhaltenden und lehrreichen Lesebuches befriedigen wir den wiederholt gegen uns geäußerten Wunsch nach einer Fortsetzung der Folge von Weihnachtsgeschenken, welche der verewigte C. F. Weiße in 12 Bändchen lieferte, und die von der gegenwärtigen Jugend noch eben so gern als der damaligen gelesen werden. Als Beweis führen wir die so eben herausgekommene neue Auflage des blinden Kin-

Digitized by Google

des, nett gedruckt und mit 4 Lithographien geschmückt, Preis geb. ꝛc. 14 Gr. an. So wie die bisherigen Weihnachtsgeschenke ist das jetzige englischen Ursprungs und für Knaben und Mädchen sowohl als für Erwachsene, eine ergötzende, dem dermaligen reinern Geschmack besonders zusagende Lektüre. Doch nicht blos Unterhaltung ist die Tendenz des Verf., auch Belehrung über wichtige und interessante Gegenstände der Moral, Geschichte, der neuesten Länder- und Menschenkunde, so wie auch lehrreiche Anekdoten ꝛc. werden die Leser hier finden. Das Aeußere empfiehlt sich durch anständigen Druck und mehrere gelungene Kupferstiche, welche das Porträt der Heldin dieser Geschichte, eine historische Scene, eine Landschaft und eine geographische Karte darstellen.

Bey Johann Ambrosius Barth in Leipzig ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Prozeß der galvanischen Kette

von

G. F. Pohl.

gr. 8. brosch. 2 Rthlr. 8 Gr.

Der Verfasser hat in diesem Werke eine Theorie des Galvanismus entwickelt, die nicht, wie es mit den bisherigen Versuchen dieser Art der Fall ist, aus einzelnen Erscheinungen, wie aus der Elektricität oder den chemischen Wirkungen allein abstrahirt ist; sondern die das Resultat einer allseitigen mannichfaltigen, zum Theil aus ganz neuen Beobachtungen und Versuchen zu Stande gebrachten Anschauung von der Gesammtwirkung der galvanischen Kette in allen wesentlichen Symptomen ihrer Thätigkeit bildet, und die als solche jedem Unbefangenen, der in den innern Zusammenhang der Untersuchungen des Verfassers gründlich eingeht, als die wahre und naturgemäße Ansicht des eigentlichen Wesens der galvanischen Wirksamkeit aussprechen wird. Decken die Darlegungen des Verfassers einerseits namhafte und allgemein verbreitete Irrthümer in der bisherigen Theorie des Galvanismus auf und berichtigen sie: so enthalten sie anderseits einen Reichthum neuer Ansichten und Aufschlüsse über das Wesen des Chemismus, über Elektricität, Magnetismus und Krystallbildung, und ist durch sie ein Standpunkt gewonnen und gesichert, von welchem aus Licht und Fruchtbarkeit über die wichtigsten Zweige der Naturwissenschaften nach allen Richtungen hin verbreitet werden kann, so wie die Physiologie durch sie den Galvanismus nun in eine bestimmte bisher nur dunkel geahnete Bedeutung treten sieht. Ich erlaube mir daher alle Physiker, Chemiker und Krystallographen, alle Physiologen und denkende Aerzte, alle Freunde der Naturwissenschaften auf diese sich durch Gehaltfülle und Klarheit auszeichnende, wichtige und unentbehrliche Schrift aufmerksam zu machen.

Neue schöngeistige Schriften.

C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. 7r und 8r Band. 8. Velinp. 3 Thlr. 3 Gr.

Die ersten 6 Bände kosten 8 Thlr. 21 Gr., folglich alle 8 Bände 12 Thlr. Zur Unterdrückung eines angekündigten Nachdrucks aber wollen wir alle 8 Bände bis Ende d. J. für 9 Thlr. ablassen, wofür solche durch alle namhafte Buchhandlungen von uns zu erhalten sind.

A. Bronikowski. Hippolyt Boratynski. 3ter und 4ter (lezter) Band. 8. Velinp. 3 Thlr. 12 Gr.

Die zwey ersten Bände kosten 3 Thlr., mithin alle 4 Bände 6 Thlr. 12 Gr., wofür solche durch alle Buchhandlungen von uns zu bekommen sind.

Dramatisches Vergißmeinnicht, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell.

Viertes Bändchen, enthält: Die Benefiz-Vorstellung, Lustspiel, und: Marie, Schauspiel. 8. br. 1 Thlr. Die 3 ersten kosten 3 Thlr. und sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Schul- und Hausbuch

zur Beförderung

christlichen Sinnes und Frohsinnes, in dichterischem Gewande;

herausgegeben

von

K. H. Krause,

Oberpfarrer und K. Preuß. Superintendenten.

Preis roh 8 Gr. oder 36 kr.
sauber gebunden 10 Gr. oder 45 kr.

Dieses, einem so edlen Zweck gewidmete, Werkchen kann sowohl zu einem angenehmen Weihnachtsgeschenk, als auch besonders zum Behuf von Deklamirübungen auf das gewissenhafteste empfohlen werden. Es enthält: A. (46) Lehrgedichte, größtentheils auf den Grund biblischer Aussprüche, in 5 Rubriken vertheilt; B. (23) Volkslieder, in 5 Rubriken; C. (17) dichterische Erzählungen und Fabeln.

Der Name des durch seine deutschsprachwissenschaftlichen Werke berühmten Herrn Herausgebers wird die beste Empfehlung seyn.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Ankündigung.

Zu Anfang kommenden Jahres erscheint das dritte große Kunstblatt von J. Heinrigs in Cöln, welches

die zehn Gebote Gottes

calligraphisch darstellen wird. Die Größe des Blattes sowohl, (2 Fuß 4 Zoll Höhe und 1 Fuß 7 Zoll Breite betragend) als die außerordentlichen, auf die bildliche Verzierung desselben verwendeten, Unkosten verstatten nicht, den Subscriptionspreis geringer als 5 Thaler zu stellen. Für diesen wird es sowohl bey mir, als durch alle Buch- und Kunsthandlungen, bey denen man subscribiren will, zu erhalten seyn.

Obschon sich die beyden früher erschienenen Kunstblätter, „das Vater Unser" mit Texten für den katholischen und den evangelischen Cultus darstellend, (Preis eines jeden 2 Rthlr.) eines so ausgezeichneten Beyfalls

erfreut haben, daß die Platten beyder zu mehreren Malen neu gestochen werden mußten, so darf doch im Voraus versichert werden, daß dies neue Blatt sie übertroffen und einen noch größeren Beweis von der Meisterschaft dieses Calligraphen abgeben wird.

Berlin, im Oktober 1826.

T. Trautwein.

So eben sind in Ernst Kleins Comptoir in Leipzig erschienen und versandt:

Rossberger, D., Jus adcrescendi ex fontibus juris Romani genuinis illustratum. Disquisitio juris civilis. gr. 8. 1 Rthlr.

Zeichnungen nach der Natur. Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamouny-Thal, von dem Verf. von **Wahl und Führung**. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Aebruzzos der Livadier. Historischer Roman von **Wilh. v. Lüdemann.** Verfasser des Suliotenkrieges, der Züge in den Pyrenäen ꝛc. 2 Bändchen. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wohlfeile Bibliothek nützlicher und angenehmer Unterhaltungs-Schriften. (NB. wird gratis ausgegeben.)

Werke, welche sich zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken eignen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Cornelia. Taschenbuch für Deutsche Frauen auf das Jahr 1827. Herausgegeben von A. Schreiber. Zwölfter Jahrgang. Neue Folge: Vierter Jahrgang. Mit Kupfern. Preis: In sehr elegantem Einbande, mit farbigen Umschlag-Vignetten und Vignetten auf dem Futterale, 4 fl. oder 2 Thlr. 8 Gr.

Feine Ausgabe mit Goldvignetten und Kupfern des ersten Hunderts, das Titelkupfer überdem auf Chinesisch Papier gedruckt, 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 6 Gr.

NB. Von den Jahrgängen 1824, 1825 und 1826 sind noch Exemplare in allen Buchhandlungen, in denselben Ausgaben und zu denselben Preisen, wie der Jahrgang 1827, zu haben.

Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Herausgegeben von D. J. B. **Engelmann.** In allegorischem Umschlage. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 Gr.

Pränumerations-Anzeige.

NB. Der ausführliche Prospectus ist in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, der Haardt- und Taunusgebürge. In 72 Blättern. Gezeichnet von **Fries, Kunz, Rottmann, Roux** und **Xeller**, und gestochen von **Geißler, Hegy, Kunz, Roux, Schilbach** und **Schnell.** — Mit erläuterndem Texte. Gr. Fol. In gestochenem allegorischen Umschlage — den Rhein und Neckar darstellend — gezeichnet von **Xeller**, gest. von **Heß.** Geb.

Die frühern Subscriptions-Preise werden während des Zeitraums von Einem Jahre, nämlich vom 1. Januar 1826, bis zum 1. Januar 1827, in der Form einer Pränumeration, oder Bezahlung sogleich bey Empfang des Werks, als fortbestehend erklärt.

Diese frühern Subscriptions-, jezt Pränumerations-Preise sind:

NB. Alle Ausgaben solid und schön gebunden in dem sehr geschmackvollen, gestochenen allegorischen Umschlage, gedruckt auf Franz. Glace-Papier.

1. Die Ausgabe vor der Schrift 54 fl. od. 33 Rthlr. 18 Gr.
2. — — mit — — 36 fl. — 22 — 13 —
3. Leztere Ausg. sehr schön col. 100 fl. — 62 — 12 —

Nach Verfluß des Pränumerations-Termins — respective mit dem Eintritt des Jahres 1827 — treten die noch immer äußerst billigen Ladenpreise ein, nämlich:

Für die Ausgabe Nr. 1. 77 fl. od. 48 Rthlr.
— — — — 2. 44 fl. — 37 — 12 Gr.
— — — — 3. 135 fl. — 84 — 12 —

NB. Aus diesen 72 Blättern sind noch gebildet und zu verhältnißmäßigen Preisen zu haben: Ein Prachtwerk in gr. 4. mit 40 Blättern und ausführlichem Text des Schreiber'schen Handbuchs. — Eine Ausgabe in Folio mit besonderm Text von Schreiber. — Hefte mit kurzem Texte zu 6, 9 und 12 Blättern. — Einzeln kosten die Blätter resp. 30 kr. oder 8 Gr. und 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr. Color. 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Gr. und 3 fl. oder 1 Thlr. 21 Gr.

Malerische Reise nach Heidelberg. 10 Blätter. Gezeichnet nach der Natur von J. J. **Meyer** (von Zürich), gestochen von **Hegy, J. J. Meyer, C. Meichelt** und **C. Rordorf**, und sorgfältig ausgemalt nach Angabe und unter Aufsicht des Zeichners. Nebst dem Verzeichniß und einer kurzen Erklärung der 10 Ansichten, und dem nöthigen Text. Groß Folio. In Portefeuille.

Ladenpreis: 66 fl. oder 41 Thlr. 6 Gr. Pränumerationspreis gegen baare Zahlung bey dem Verleger selbst 55 fl. oder 34 Thlr. 12 Gr. Das Blatt einzeln 6 fl. oder 3 Thlr. 18 Gr.

Sechs malerische Ansichten von Heidelberg und seinem Schlosse. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. **Roux.** Mit beschreibendem Text von Herrn Hofrath **A. Schreiber.**

Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 21 Gr. Illuminirt 6 fl. oder 3 Thlr. 18 Gr. Fein ausgemalt 9 fl. oder 5 Thlr. 16 Gr. Preis der einzelnen Blätter: schwarz 30 kr. oder 8 Gr. Illuminirt 1 fl. oder 16 Gr. Fein ausgemalt 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Gr.

Naturgeschichte des Mineralreichs. Ein Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium bearbeitet von **K. C. Ritter von Leonhard**, Geh. Rathe und Prof. an der Universität zu Heidelberg. Mit einer schwarzen und illuminirten Kupfertafel, als unentgeldliche Beylage. Groß Med. Preis 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. 4 Gr.

Neues Französisches Lesebuch für Schulen und den Privatunterricht. Mit einer Vorrede von D. **Michaelis.** Nebst einem dazugehörigen Wörterbuche.

Druckpapier 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.
Velinpapier 2 fl. oder 1 Thlr. 8 Gr.

Der erneuerte Merian, oder Vorzeit und Gegenwart am Rhein. Fünfzig Abbildungen merkwürdiger Städte des Rheinlandes nach Merian, nebst ihrer Geschichte und der Schilderung ihres Zustandes vor zwey Jahrhunderten. Ein Beytrag zur deutschen Nationalgeschichte. Von D. J. B. **Engelmann.** 8. br. 6 fl. od. 4 Thlr.

Digitized by Google

Taschenbuch der Conversation in Englischer, Deutscher, Französischer und Italienischer Sprache, für Reisende, und als Hülfsmittel der Erlernung dieser Sprachen. 3 fl. od. 2 Thlr.

J. Engelmann in Heidelberg.

Anzeige

für Autoren, Uebersetzer, Buch-, Musikalien- und Kunsthändler, Bibliothekare, und alle Literatur- und Bücherfreunde.

Allgemeine Bibliographische Zeitung;

oder

wöchentliches, vollständiges Verzeichniß aller in Deutschland, der Schweiz, England, Frankreich, den Niederlanden und Italien herauskommenden **neuen Bücher, Musikalien, Charten und Kunstsachen.**

Von diesem Verzeichniß erscheinen vom 1. Januar 1827 an wöchentlich ein bis zwey Bogen in Imperialoktav, elegant und deutlich gedruckt. Jedem Jahrgang folgen 3 Register, das eine nach den Wissenschaften, das andere nach den Verlagshandlungen, das dritte nach den Autoren geordnet. Das Abonnement ist halbjährig 3 Thaler sächs. Bestellungen darauf nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen in ganz Deutschland, Frankreich, Italien, England, der Schweiz, den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Rußland an.

Für Frankreich erscheint die allgemeine bibliographische Zeitung unter dem besondern Titel:

JOURNAL UNIVERSEL DE LA BIBLIOGRAPHIE.

Für England:

UNIVERSAL BIBLIOGRAPHICAL JOURNAL.

Bibliographisches Institut in Gotha.

Die Redaktion hält obiges, eben so erfreuliche als nützliche Unternehmen ihres und des Beyfalls aller Literaturfreunde um so würdiger, da das bibliographische Institut, bey angemessener Unterstützung, den Plan hat, obiger Zeitschrift auch die Bibliographie des sämmtlichen übrigen Europa's, aller amerikanischen Staaten und des Orients einzuverleiben, wodurch sie sich allmählig zu einem vollständigen Repertorium der neuesten Gesammtliteratur unsers Erdballs gestalten würde.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Pädagogische Blätter,

herausgegeben

von dem Berliner Schullehrer-Verein für das deutsche Volksschulwesen.

1r Band. 1s Heft.

Preis brosch. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber, Rondo de l'opera „Le Maçon" Leuchtet dir kaum Aurora, mit Guitarre, Harfe oder Pfte. Begltg. 16 kr.

— — Romanze daraus, Der gefangenen Zelmire, mit Pfte. oder Guit. Begltg. 16 kr.

Beethoven, Favt. Walzer mit unterlegten Worten und Pfte. arrgt. 16 kr.

— — Serenade op. 8. f. Pfte., Violine oder Flöte arrgt. von Brand 2 fl.

Hospodsky 3 Trios f. 2 Violine et Vlcll op. 2. 3 fl.

— — Favorit-Gallop. aus den Schneidermammsells „Ja mit zarten Worten will ich meiner Göttin schreiben mit Pfte. oder Guit. 8 kr.

— — Favt. Walzer aus Aubers Maurer f. Pfte. 8 kr.

— — Favt. Gallop. für 2 und 4 Hände. Nr. 279. 8 kr.

— — Favt. Walzer f. Pfte. von Beethoven Nr. 280. 8 kr.

— — - - - v Bott. Willkomm Nr. 281. 8 kr.

— — - - - v. Bott. Antwort darauf Nr. 282. 8 kr.

Kreuzer, 12 4stge. Gesänge für Männerstimmen oder für Sopran, Alt, Tenor und Baſs. 4tes Heft. op. 24. 3 fl.

Küffner, 3 Märsche und 3 Doppelmärsche f. Pfte. op. 167. 1 fl.

— — 14tes Potpri für Guit. und Flöte oder Violine, über Themas aus Carafas „Kammerdiener." 1 fl. 24 kr.

— — 15tes Potpourri f. dieselben aus Aubers Concert am Hofe op. 180. 1 fl. 24 kr.

— — 16tes Potpourri aus Rossinis Moses und Corradino op. 181. 1 fl. 12 kr.

— — Potpourri f. 7stimmige Harmonie aus Aubers Concert am Hofe op. 182. 2 fl.

— — Potpourri f. dieselbe aus Rossinis *Moses und* Corradino op. 183. 2 fl.

Mehul, Ouvert. aus „Chasse du jeune Henri" für 2 Guit. arrgt 1 fl. 24 kr.

Meyerbeer. Ausgewählte Stücke aus seinem Crociato für 1 Flöte arrgt. 2 Hefte, jedes 48 kr.

Röder. Vesper - Psalmen für alle Feste des Jahres, nebst Antiphonen der 4 Kirchenzeiten für Chor- und Solostimmen, mit Orgel und Orchest. Begltg. 8 fl.

Romagnesi. Romanze f. Pfte. oder Guit. franz. und deutsch 8 kr.

Rossini, Arie aus Italiener in Algier. „Hartes Schicksal" mit Guit. Begltg. 16 kr.

— — Cavatine aus Barbier von Sevilla. „Frag ich mein beklommen Herz" mit Guit. 16 kr.

Roy. Schule für Flageolet mit und ohne Klappen. 2 fl.

— — 2ter Theil derselben enthält 12 Exerciers- und ein variirt. Thema f. Flageolet 1 fl. 12 kr

Spohr. Duett aus Jessonda. „Jedem zarten Blumenspiele" mit Guit. Begltg. 16 kr.

Szymanovska. Polonoise f. Pfte. 8 kr.

Walckiers. 3 conct. Duos f. 2 Flöten, op. 16. Nr. 1. 1 fl. 12 kr.
— 2. 1 fl. 12 kr.
— 3. 1 fl. 24 kr.

Weber. Gottfr. mehrstimmige Gesänge für Singvereine, 2tes Heft enthält 4 Gesänge f. Sopran, Alt, Tenor und Baſs. op. 41. in Partitr und ausgesetzten Stimmen 1 fl.

Digitized by Google

Nro. 47.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Ankündigung.

In Kurzem wird in der unterzeichneten Buchhandlung ein Werk erscheinen, auf welches wir das gesammte Publikum von Deutschland aufmerksam zu machen, uns dringend bewogen fühlen. Es ist über Amerika von einem deutschen Amerikaner. Was wir bisher von Amerika kennen, ist entweder von den, meistens partheyischen und befangenen, Blättern der auf die vereinigten Staaten eifersüchtigen Engländer, oder von Deutschen, die uns systematisch statistische, geographische oder politische Abhandlungen über das Land, die Bewohner und die Verhandlungen des Kongresses zugesandt haben. Gewöhnlich von Menschen, die entweder das Englische selbst nicht sprechen konnten, und schon dadurch aus den bessern Zirkeln der Amerikaner verbannt waren, oder solchen, deren Verhältnisse diese mit Mißtrauen und Zurückhaltung erfüllten. Dieses in Kurzem erscheinende Werk ist von einem Manne, der mit den Verhältnissen, dem Leben und Treiben in den vereinigten Staaten genau bekannt ist, und mit deutsch amerikanischer Redlichkeit die Licht = und Schattenseite seines Vaterlandes auf eine Weise darstellt, die ganz praktisch den Stempel innerer Wahrheit an sich trägt.

Man kann dieses Werk einen Schlüssel nennen, der uns das Staats = und Privatleben der vereinigten Staaten öffnet und uns über die Natur und Verbindung derselben, ihre künftige Dauer, gründliche und wohlberechnete Aufschlüsse gibt.

Der Staatsmann, der Seelenforscher, der Gelehrte, der Künstler, der Privat = und öffentliche Bürger wird da Aufschluß und Ansichten finden, die ihm ein getreues Bild von einem Staatenverein geben, der nun so mächtig in die Geschichte des europäischen Staatenvereins selbst eingreift, und sein gewaltiges Veto bald aussprechen dürfte. Was dieses Werk besonders empfiehlt, ist der ruhige, leidenschaftlose Ton, in dem es abgefaßt ist. Obwohl ein freyer Bürger, enthielt er sich jeder Beleidigung oder Anzüglichkeit gegen Regierungen, und beschränkt sich ganz auf seine eigene Welt, höchstens hebt er hie und da durch Nuancirungen die Licht = oder Schattenseite treffend heraus. Die Reise, die sich an das Werk anschließt, ist nicht minder interessant. Neue Städte, Charakterschilderungen, Sitten, Handel, alles ist berührt. Dem Reisenden so wie dem Auswanderer sind die besten Mittel und Wege zum Fortkommen angegeben. Das Ziel derselben, New = Orleans, schließt uns eine ganz neue künftige Welt auf. Was wir uns bisher als den Sitz pestartiger Krankheiten und eine halbe Wildniß dachten, finden wir als blühende und mächtige Handelsstadt; und in ihrem Handel mehr Dampfschiffe beschäftigt, als ganz Europa, England ausgenommen, aufweisen kann. Wir sind überzeugt, daß Niemand dieses Werk ohne hohes Interesse lesen und unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Mit der deutschen Uebersetzung des in Paris neulich erschienenen ersten Bandes eines merkwürdigen Geschichtwerkes: les Barricades, beschäftigt sich gegenwärtig eine in Frankreich sich aufhaltende und bereits durch andere Uebersetzungen bekannte deutsche Dame. Da sie mit dem Verfasser die Uebereinkunft getroffen hat, daß ihr die Probebogen der noch nicht erschienenen Bände mitgetheilt werden, so wird dies zur Vermeidung aller Collision hiermit angezeigt.

Neue Schrift.

C. A. Böttiger,

Ideen zur Kunstmythologie.

Erster Cursus: Stammbaum der Religionen des Alterthums. Einleitung zur vorhomerischen Mythologie der Griechen. Nebst 5 Kupfertafeln. gr. 8.

Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung und in allen namhaften Buchhandlungen für 3 Thlr. zu bekommen.

Bey Enslin in Berlin ist nun vollständig erschienen:

Neue und sehr billige, nach der lezten Original-Ausgabe bearbeitete, Uebersetzung

von

Segur's Geschichte Napoleons

und

der großen Armee im Jahr 1812.

Mit vier Bildnissen, vorstellend:

1. Napoleon, 2. Murat, 3. Eugen, 4. Ney,

und einer guten Karte zur Uebersicht des Feldzugs v. 1812.

In vier Theilen Taschenformats, auf schönem weißen Papier, und sauber geheftet.

Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Das große Interesse, welches dieses Werk in ganz Europa erregte, hat sich auch bey dieser hübschen und wohlfeilen Ausgabe durch 3000 Subscribenten bestätigt, und wird wohl so bald nicht verschwinden, da es eine der außerordentlichsten Begebenheiten der Weltgeschichte den Zeitgenossen mit unübertrefflichen Farben schildert, und auf jeder Seite die Spannung des Lesers vermehrt. — Die Uebersetzung ist treu und fließend.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Bey Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. sind nachstehende gehaltvolle Unterhaltungs-Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Augar, C. W., Antonio und Felippo, oder: Licht und Schatten des Südens. Ein Nachtstück aus unsern Tagen. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Beulwitz, Carl v., wirkliches Leben, in romantischen Darstellungen. 2 Bände. Mit Kupfern. 8. geheftet. 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl.

Charaktergemälde berühmter deutscher Frauen der früheren und späteren Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachsenen Töchtern als Muster aufgestellt. 16 Bändchen. 8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Fischer, Chr. Aug., Cabinetsstücke eines Gefangenen. 1r Band. Auch unter dem Titel: Die Liebe im Kerker, in fünf Erzählungen. 2r Band. Arabesken. 2 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Görres, J., altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Mit einem Titelkupfer, Frauenlobs Grabmal darstellend. gr. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Horst, Edmund v., und Eugenia von Steinfels von C. F. Regiomontanus. Mit Kupfern. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Leben und Sitte in England. Aus dem Englischen frey übersezt von Hubert Stern. 2 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Pattberg, Aug., Blumen am einsamen Lebenspfad. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. geh. 10 Gr. oder 45 kr.

Schopenhauer, Johanna, Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

— — die Tante. Ein Roman. 2 Bände. 8. geh. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Umsonst. Eine Familiengeschichte in Bruchstücken. Auch unter dem Titel: Unterhaltungen im traulichen Abendkreise. 1r Band. 8. geh. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Unterhaltungsblatt für gebildete Stände. 3r und 4r Jahrgang von 1825 und 1826. gr. 4. 12 Hefte. (Jede Woche erscheinen drey halbe Bogen.) Der Jahrgang 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Urika, die Negerin. Aus dem Französischen der Herzogin von ***. 16. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Wahrsagerin, die. Eine Erzählung der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhang von Noten und geschichtlichen Documenten aus den Zeiten Jacobs I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarrannalen, Ringan Gilhaize u. s. w. 3 Bände. 8. geh. 4 Rthlr. 12 Gr. oder 8 fl. 6 kr.

Wallace, R. G., Denkwürdigkeiten Indiens, enthaltend eine kurze geographische Beschreibung von Ostindien, und eine gedrängte Geschichte von Hindostan, von den frühesten Zeitaltern bis ans Ende der hastingischen Verwaltung im Jahr 1823. Aus dem Englischen von F. L. Rhode. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Wintergarten, der. Herausgegeben von D. St. Schütze. 6 Bände. Mit 12 Kupfern. 8. geh. 9 Rthlr. oder 16 fl. 12 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Bey J. Engelmann in Heidelberg ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Gemälde der Iberischen Halbinsel, oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Mit einer Karte, gezeichnet vom Verfasser. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede und Zusätzen von D. Franz Jos. Mone, Professor der Geschichte und Statistik in Heidelberg. br. 3 fl. oder 2 Thlr.

Diese wichtige Schrift eines berühmten Gelehrten gewinnt in gegenwärtigem Augenblicke ein erhöhtes Interesse, da die Blicke eines jeden Gebildeten auf Spanien und Portugal gerichtet sind.

Um Collisionen zu vermeiden, zeige ich an, daß von folgendem französischen Werke von einem beyden Sprachen sehr gewachsenen Gelehrten mit Anmerkungen eines berühmten Schriftstellers über Erziehungslehre eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird.

Du perfectionnement moral ou de l'education de soi-même, par Mr. Degerando, membre de l'Institut de france. 2 Tomes. Paris Renouard.

Kümmel.

Reise-Schilderungen,
Flucht-Abentheuer
und
Robinsons-Sagen
zur
Stärkung und Richtung des jugendlichen Muthes.
Von
Friedrich Butenschön.

Ausgabe Nr. 1. mit illum. Kupfern geb. in elegantem Umschlag 2 fl. 24 kr. rhein. 1 Thlr. 8 Gr. sächs.

Ausgabe Nr. 2. mit schwarzen Kupf. geb. 1 fl. 54 kr. 1 Thlr. 4 Gr.

Ausgabe Nr. 3. ohne Kupf. roh. 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

ist nun erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben.

Wie die Jugend überhaupt am lebhaftesten von der Natur und ihren Erscheinungen ergriffen wird, so wird dem jugendlichen Sinne auch immer jedes Ereigniß um so interessanter seyn, je mehr sich dasselbe in den freyen Räumen ungekünstelter, ja sogar wilder Natur bewegt, und, was unter den Schranken des beengten und beengenden Culturlebens als unübersteigbares Hinderniß den Geist beugt, seine Kraft zu dumpfem Schlummer oder höchstens willenlosem Schicken in das Unabänderliche herniederdrückt, das gewinnt in jener Sphäre unter dem größten Widerstande, in dem härtesten Kampfe, selbst mit zerstörenden Elementen dennoch einen zauberhaften, Herz und Geist erhebenden Reiz für den rüstigen gesunden Knaben; für den heranreifenden Jüngling. Unfehlbar ist also nichts geeigneter, dem aufkeimenden Geiste den Schwung und die Kraft zu geben, mit denen er das spätere ernstere Leben richtig erfassen, seine Beschwerden tragen und bekämpfen lernen kann, ohne frohen Muth und heitern Sinn aufzuopfern, welche allein nur der fruchtbare Boden für wahre Tugend seyn können; als das Bekanntwerden mit solchen Begebenheiten und Kraftäußerungen, und schwerlich möchte ein größeres Verdienst

Digitized by Google

um die Menschheit zu erlangen seyn, als eine mit gewissenhafter Abwiegung dessen, was frommen kann, oder schaden möchte, durch ein so reiches Maß eigener Erfahrung gesichtete Erzählung und Darstellung derselben, wie wir sie von dem berühmten Herrn Verfasser so zuversichtlich erwarten dürfen.

August Oswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer.

Bey F. Rubach, in Magdeburg, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Reise nach dem Tempel der Ehre. Ein belehrend unterhaltendes Kinderspiel. Mit 12 Marquen und einem Würfel. 1826. Preis 16 Gr.

Nach fleißig und nützlich vollbrachter Tages-Beschäftigung reichen gute Eltern ihren Kindern gern ein Spiel, das weder Zeit noch Kräfte tödtet, zur Erholung. Zu diesem Zwecke ist aber keins der vorhandenen Jugendspiele geschickter und passender als das hier angezeigte, welches mit Sinnigkeit der Phantasie Nahrung für Herz und Geist der Kinder verbindet. — Auf Stufen schöner Menschentugenden werden in demselben die Spielenden angeleitet zu dem Kreise des Lebens dem Tempel der Ehre und des Glücks emporzusteigen und entweder durch Belohnungen oder Gewinnste oder durch Bestrafungen oder Verluste zum kräftigen Streben nach diesem Ziele angespornt und ermuntert, so daß man dieses Spiel eine treue Abbildung des menschlichen Lebens-Ganges, wie er, dem Ideale nach, seyn soll und als Muster der Jugend zur Nacheiferung vorgehalten werden muß, nennen könnte. Gewiß dürften sorgsame und sich oft deßhalb in Verlegenheit fühlende Eltern ihren Kleinen kein angenehmeres und unschuldigeres Christ-Geschenk zu Weihnachten als mit diesem Spiele machen.

Der Waldschutz,
oder
vollständige Forstpoliceylehre,
von
D. Ernst Moritz Schilling.
Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.
Gr. 8. 18½ Bogen auf Druckpapier. 1 Thlr. 4 Gr.

Mit gegenwärtiger Schrift, welche ein vollständiges System der Forstpolicey darstellt, wird dem Forstbeamten und wer sonst mit dem Schutze eines Waldes zu thun hat, ein Handbuch in die Hände gegeben, welches das Wissenswerthe und Brauchbare aus größern Werken und einzelnen Abhandlungen in sich vereinigt und manche neue Lehre und Erfahrungen aufstellt.

Der Forstmann wird in vorkommenden Fällen für alle forstpoliceyliche Gegenstände hinlängliche Nachweisung finden und der Rechtsgelehrte wird in Beziehung auf die ganze Lehre vom Waldschutz gegen die Menschen wo so häufig rechtliche Entscheidungen von forstwirthschaftlichen Rücksichten abhängig sind, manche dazu nützliche und nothwendige Belehrung erhalten.

Wir dürfen mit Recht hoffen, durch diese Schrift ein längst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen, und Forstleuten, Justizbeamten, Sachwaltern und Gutsbesitzern ein eben so nothwendiges als brauchbares Handbuch zu überliefern.

Verzeichniß von Jugendschriften, welche bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Der kleine mechanische Künstler, oder Anweis. zu mancherley nützlichen und angenehm. kleinen Handarbeiten. Ein Buch für die Jugend in ihren Neben- oder Freystunden von D. Hr. Rockstroh. Mit 8 Kupf. 12. geb. 21 Gr.

Der Verfasser hat dieses Buch für die heranreifenden Knaben bestimmt, um ihnen eine Anleitung zu angenehmen und nützlichen Beschäftigungen in den Erholungsstunden zu geben. Um zu beweisen, wie gut dieses dem Verfasser gelungen ist, führe ich nur einen Theil des Inhalts an: leichte Mittel zum Nachbilden einer Zeichnung, Verfertigung mancherley Gegenstände aus Pappe und Papier. Werkzeuge und deren Gebrauch für kleine leichte Holzarbeiten. Anordnung eines kleinen Theaters. Werkzeuge und deren Gebrauch für kleine und leichte Metallarbeiten. Verfahren beym Schleifen optischer Gläser. Geräthschaften zu mikroskopischen Anschauungen. Versuche im Possiren aus Thon oder Wachs u. s. w.

Dr. H. Rockstroh's Anweisung, wie Schmetterlinge gefangen, ausgebreitet, benennet, geordnet und vor Schaden bewahrt werden müssen. Mit ein. Anhang, welcher lehrt, wie Schmetterlinge aus Raupen auferz. werden. 2. Aufl. mit 5 col. Kpf. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift dürfte den Knaben ein sehr angenehmes Geschenk seyn, da ich glaube behaupten zu können, daß sie jede andere, welche über diesen Gegenstand bis jezt für junge Leute erschienen ist, an Vollständigkeit und Brauchbarkeit übertrifft, und da die 5 hinzugekommenen colorirten Kupfer so treu und mit so vielem Fleiß angefertigt sind, daß sie auch großen Werken über Entomologie zur Zierde dienen können.

Rinaldo's Reisen durch Deutschland. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend zur Beförderung der Vaterlandskunde. Zweyte verbesserte und mit neuen Kupfern verschönerte Ausgabe. 3 Thle. 8. mit 12 col. Kupfern. 4 Thlr.

Dieses Buch wurde bey seinem ersten Erscheinen so günstig aufgenommen, daß die zweyte Auflage keiner weitern Anpreisung bedarf. Ich bemerke nur, daß der Text mehrere Berichtigungen erhalten, und 6 der frühern weniger gelungenen Kupfer durch 6 schönere ersezt sind.

Deutschlands berühmte Männer, in einer Reihe historischer Gemälde zur Ermunterung und Bildung der reifern Jugend; darge-

Digitized by Google

stellt von D. G. L. Ferrer. 2 Thle. mit 10 Kupfern gr. 8. halber Franzb. 3 Thlr. 16 Gr.

Bey der großen Anzahl von Jugendschriften, die wir bereits besitzen, gibt es doch nur wenige, die für das reifere Jugendalter bestimmt sind. Ich glaube daher, daß obiges Werk eine recht willkommene Erscheinung seyn wird, um so mehr, da dessen Inhalt nicht blos unterhaltend, sondern auch zugleich lehrreich ist, und sein Aeußeres wohl nichts zu verlangen übrig läßt, indem Druck und Papier schön und die Kupfer von Heideloff gezeichnet und von guten Meistern sehr brav ausgeführt sind.

Leipzig, im November 1826.

Carl Cnobloch.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

J. A. Doussin-Dubreuil (prakt. Arzt zu Paris)

über die Lungensucht,

ihre gewöhnlichsten Veranlassungen, und was man zu thun habe, um ihr im Entstehen vorzubeugen, ihren gefahrdrohendsten Ausbruch zu verhüten, und sie richtig zu behandeln. Für Aerzte und Nichtärzte. Deutsch herausgegeben von D. Carl Fitzler. gr. 8. Preis 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Es gibt vielleicht keinen französischen Arzt, dessen populär-medicinische Schriften eine so allgemein günstige Aufnahme im Publikum gefunden hätten, als Doussin-Dubreuil. Dieses beweiset hauptsächlich sein Buch über die Verschleimungen, welches in Frankreich zwölf, in Deutschland binnen 2 Jahren vier Auflagen erlebt und Tausenden Erleichterung verschafft hat. Sicher wird dieser Mann des allgemeinen Vertrauens auch in gegenwärtiger Schrift der Menschheit eben so wohlthätig werden, die nicht allein den mit Lungensucht Befallenen oder — z. B. durch Anerbung von ihr Bedroheten — Rath und Hülfe bietet, sondern auch warnend die — sowohl nah als fernliegenden — Veranlassungs-Möglichkeiten andeutet, welche diese vernichtende Krankheit zu erzeugen pflegen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fouqué (Caroline, Baronin de la Motte). Die Frauen in der großen Welt. Bildungsbuch beym Eintritt in das gesellige Leben.

Inhalt: Erste Abth. Bildung für die Gesellschaft. Die Gesellschaft was sie ist, und der Mensch in ihr. — Allgemeine Gesetze des Umganges. — Conversation. — Lektüre. — Talente.

Zweyte Abtheil. Standpunkt des Mädchens in der Gesellschaft. Sie erscheint. — Sie gefällt oder gefällt nicht. — Ihr Verhältniß zu älteren Frauen. — Entstehende Freundschaften. — Beziehung zu den Männern.

Dritte Abtheil. Einfluß der Frauen auf die Gesellschaft. Geist der von ihnen ausgeht. — Herrschaft der Sitten. — Erhöhung des Daseyns.

Vierte Abtheil. Wie verhalten sich die nächsten und heiligsten Pflichten zu dem Weltleben. Die Gattin und Mutter. — Die Freundin, die gesellig Gebildete, ihr Verhältniß zu Kunst und Literatur. — Die Liebevolle und Fromme.

Ad. Mt. Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung, in Berlin unter den Linden, Nr. 34.

Im Verlag von Friedrich Hofmeister in Leipzig sind folgende neue Musikalien für das Pianoforte erschienen:

Carulli, 6 Sonatines, tres faciles. 12 Gr.
Hummel, J. N., Rondo brillant. Oe. 56. 18 Gr.
Kalkbrenner, Polonoise. Oe. 55. 10 Gr.
— — second Concert av. Accomp. de grand Orch. Oe. 85. 3 Rthlr. 12 Gr.
— — dasselbe für Pianoforte allein. Oe. 85. 1 Rthlr. 12 Gr.
Kreutzer, Conr., Fantaisie et Variations sur un air suisse, p. Pianof. et Violon ou Clarinette concert. Oe. 66. 1 Rthlr. 8 Gr.
Marschner, H., Quatuor p. Pianof., Violon, Alto et Vcelle. Oe. 36. 2 Rthlr. 4 Gr.
Moscheles, Ign., Rondo du Concert de Société, arr. à 4 mains p. Mockwitz. Oe. 45. 16 Gr.
Pièces choisies faciles p. le Pianof. extraits des Oeuvres de C. Czerny, Hummel, Kalkbrenner, Moscheles et Ries. Cah. 1. 2. 3. à 12 Gr.
Potpourri nach beliebten Themas aus der romantischen Oper: der Berggeist, von L. Spohr, arr. für das Pianoforte. 16 Gr.
Reissiger, C. G., troisième Trio p. Pianof., Violon et Vcelle. Oe. 40. 1 Rthlr. 12 Gr.

Nächstens erscheint in Originalauflagen:

Moscheles, Souvenirs d'Irlande, gr. Fantaisie p. le Pianof. Oe. 69. avec Orchestre, 2 Rthlr. 16 Gr. p. Pianof. solo, 1 Rthlr.
Blahetka, Variations brillantes p. Pfte. Oe. 18. avec Orch. 1 Rthlr. 18 Gr. p. Pianof. solo, 12 Gr.

Beyde Werke sind von ihren Komponisten kürzlich mit großem Beyfall in Leipzig vorgetragen worden.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber die
geschichtliche Entwickelung
der
Begriffe
von
Recht, Staat und Politik.
Von
Friedrich von Raumer.

8. 15 Bogen auf gutem Schreibpapier. 1 Thlr.

Leipzig, den 15. Aug. 1826.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt.

Zweite Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand.

Da unsere erste Anzeige der vollständigen Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken, ob zwar vom 4. März datirt, aus den dringendsten Ursachen erst im Monat Juli vertheilt werden konnte, und dem zufolge in mehreren entfernten Orten kaum vor dem Schluß des Pränumerations-Termins — Michaelismesse 1826 — eintraf, so wurde von vielen Seiten der Wunsch geäußert, derselbe möchte verlängert, und dadurch den zahlreichen Freunden und Verehrern des Verfassers die erforderliche Zeit gelassen werden, zu unterzeichnen und Subscriptionen zu sammeln.

Wir verlängern daher mit ausdrücklicher Einwilligung des Verfassers den Pränumerationstermin bis

Ostern 1827.

Diejenigen also, welche bis zur Ostermesse 1827 unterzeichnen, erhalten die Taschen-Ausgabe auf schönem weißem Druckpapier, mit neuen Typen, nach dem mit der ersten Anzeige ausgegebenen Musterblatt, in 40 Bänden, die Lieferung von 5 Bänden zu 1 Rthlr. 12 ggr. sächs. oder 2 fl. 42 kr. rhein., je bei der Unterzeichnung und sofort bei Empfang der 7 ersten Lieferungen zu bezahlen; die letzte Lieferung wird unentgeltlich abgegeben.

Dieselbe Ausgabe auf Velin-Papier à 2 Rthlr. 6 ggr. oder 4 fl. 3 kr. rhein. für jede Lieferung: — in 3 Terminen zu 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. rhein. — der erste bei der Unterzeichnung, der zweite bei Ablieferung der dritten und der dritte bei Ablieferung der fünften Lieferung zu bezahlen.

Die Octav-Ausgabe in 40 Bänden.

I. auf Velinpr. zu 6 Rthlr. 8 ggr. sächs. od. 11 fl. 24 kr. rhein. für jede Lieferung von 5 Bänden.

II. auf Schweizer-Papier zu 5 Rthlr. sächs. oder 9 fl. rh.

III. auf weiß Druckpr. zu 4 Rthlr. sächs. od. 7 fl. 12 kr. rhein.

Von I. sind bei der Unterzeichnung 12 Rthlr. 16 ggr. sächs. oder 22 fl. 48 kr. rh.

Von II. 10 Rthlr. oder 18 fl. und so fort bey Empfang der 6 ersten Lieferungen jedesmal der Preis einer Lieferung zu bezahlen, wogegen dann die 7te und 8te unentgeltlich abgegeben werden.

Von III. gelten dieselben Zahlungsbedingungen, welche bey der Taschen-Ausgabe auf Druckpapier festgesetzt sind. — Wer sogleich bei der Unterzeichnung den ganzen Betrag entrichten will, hat für die Taschen-Ausgabe auf weiß Druckpr. statt 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr. nur 10 Rthlr. 12 ggr. oder 18 fl. 54 kr., und in demselben Verhältniß den Preis der andern Ausgaben zu zahlen. Wer bei uns auf 9 Exemplare unterzeichnet, erhält das 10te unentgeltlich.

Der Druck der Taschen-Ausgabe hat bereits begonnen, und die erste Lieferung derselben, welche im 4ten Bande ein bisher ungedrucktes Gedicht von größerem Umfang

Helena,
klassisch-romantische Phantasmagorie.
Zwischenspiel zu Faust.

enthalten wird, erscheint unfehlbar zur Ostermesse 1827. Die Octav-Ausgabe wird so schleunig als möglich folgen.

Stuttgart, Anfang November 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Hortus gramineus Woburnensis
oder

Versuche über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen; veranstaltet durch J., Herzog von Bedford. Nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften, und die Erdarten, die am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von G. Sinclair. Aus dem Englischen übersetzt.

Mit 60 Steinabdrücken schwarz 6 fl.
illum. 8 fl.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden; besonders auch als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen:

Grimm, A. L., Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserlesensten Fabeln alter und neuer Zeit. 3 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Anthropologie für Aerzte
von
D. K. W. Ideler.

Preis 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Emmy, oder der Mensch denkt, Gott lenkt. Ein Roman von Heinrich Clauren. 2 Theile. 8. Leipzig bey Wienbrack und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Es wäre überflüssig, zur Empfehlung dieses Buches

Digitized by Google

etwas sagen zu wollen, da der geniale Verfasser sich am Schlusse des 1., 2. Bandes über Inhalt und Tendenz seines Werkes freymüthig ausgesprochen hat, und wir überzeugt sind, daß der Leser durch das hohe Interesse der Handlung, wie durch das phantastische Colorit, sich aufs Innigste befriedigt finden wird.

Literarische Anzeige.

Des Braminen Pilpai Weisheit der Indier in Fabeln. Zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend aus gebildeten Ständen, bearbeitet von F. A. L. Matthäi, Pastor in Warlosen-Löwenhayn. Hannover 1826. Im Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung.

Wir zeigen hiermit die Erscheinung eines Werkes an, welches in unserer Literatur neu ist, und Aufmerksamkeit verdient.

Wir lernen darin einen Dichter Indiens aus den früheren Jahrhunderten kennen. Was Reineke Fuchs den Deutschen ist, sind Pilpai's Fabeln seinem Volke.

Das Ganze bildet einen Kreis von Erzählungen, wie der Orientale sie liebt, deren Faden niemals abreißt, und wo eine Erzählung aus der andern folgt, und in die andere verflochten ist.

Die Absicht, in welcher das Original geschrieben wurde, spricht sich in demselben deutlich aus. Es soll der heranwachsenden Jugend die Lehren der Weisheit und Gerechtigkeit beybringen, die, um leichteren Eingang zu finden, an gewisse Vorfälle der Zeit und des Hoflebens gereiht, und in angenehmen Dichtungen vorgetragen sind.

Die Fabeln selbst sind voll Leben und Wahrheit. Ihre ganze Zusammensetzung zeugt von der Erfindung eines Geistes, den eine glückliche Bildung auszeichnete.

Unsrer Jugend können sie außer dem Vergnügen, welches ihre Lektüre verschafft, noch besonders zur Schärfung des Verstandes, zur Bildung ihrer Beurtheilungskraft und zur Erweckung des moralischen Gefühls dienen, und Eltern werden damit ihren Kindern ein unterhaltendes und lehrreiches Geschenk machen.

In allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben, gebunden à 21 gGr.

So eben hat die Presse verlassen:

Merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte der Menschen, oder Erzählungen wunderbarer Vorfälle, gerichtlicher Ermordungen, Entrinnungen aus Kerkern, sonderbarer Rechtsfälle, heldenmüthiger Thaten u. s. w., aus älteren und neueren Zeiten. Gesammelt von D. J. Watte, und frey a. d. Englischen übertragen von E. v. S. Mit 1 Kpfr. 8. Velindruckp. 1 Rthlr. 4 gGr. oder 2 fl.

Der Theil der Lesewelt, welcher seine Mußestunden lieber einer belehrenden und zugleich unterhaltenden Lektüre widmet, als dem Lesen oft unbedeutender Romane, wird volle Befriedigung in diesem Werke finden. Alle Mittheilungen in demselben sind auf strenge Wahrheit gegründet und dennoch so interessant erzählt, als ein Romantiker es immerhin zu thun vermöchte. Es herrscht in ihm die größte Sittlichkeit, und bietet dasselbe den reichhaltigsten Stoff zum Nachdenken dar, indem es den Menschen in den verschiedensten Lagen des Lebens schildert.

Lehrbuch der Forst- und Jagdthiergeschichte,

von

Stephan Behlen,

königl. baier. Forstmeister und Professor an der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg.

Leipzig, F. A. Brockhaus. 1826.

Gr. 8. 46½ Bogen auf Druckpapier. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Verfasser geht bey dieser Schrift von dem Gesichtspunkte aus, daß die forst- und jagdwissenschaftliche Literatur zwar nicht an schätzbaren und werthvollen Werken Mangel habe, welche sich über die Naturgeschichte der dem Forstmanne und Jäger wichtigen und interessanten Thiere verbreiten, aber in keinem derselben der Kreis dieser Thiere vollständig abgeschlossen sey, indem sich entweder die Verfasser nur auf die Jagdthiere beschränkten, wodurch diese besondern Naturgeschichten weniger als solche, sondern vielmehr als ein Theil der Jagdkunde erscheinen, oder die für die Waldungen beachtungswerthe Thiere, z. B. die Insekten, in einer theilweise höchsten Vollständigkeit abhandelten, während andere Waldthiere übersehen waren, oder derselben nur bey dem Forstschutze vorübergehende Erwähnung geschah.

Eine vollständige Naturgeschichte aller jener Thiere zu liefern, welche Gegenstand der Jagd, überhaupt planmäßiger Verfolgung sind, und die Zwecke des Jagdbetriebs mittel- oder unmittelbar berühren, als schädliche Waldbewohner die Aufmerksamkeit des Forstmannes auf sich ziehen, oder auch, ohne durch ihre Oekonomie der Forstwirthschaft zu schaden, sich doch der häufigen Beobachtung des Jägers und Forstwirths darbieten, ist die Aufgabe, welche der Verfasser dieser Schrift zu lösen gesucht hat. Er nahm daher in die Gränzen derselben auch die Insekten, Amphibien und Fische auf; leztere besonders um deswillen, weil die wilde Fischerey nicht selten zu den Dienstgeschäften des Jägers gehört, oder derselbe doch in seinen Berufs- und Aufenthaltsverhältnissen Veranlassung findet, sich mit der Fischerey zu beschäftigen. Der speciellen Naturgeschichte dieser Thierklassen geht einleitungsweise die Darstellung ihrer Organisation und der allgemeinen Momente ihres Lebens voran, in welcher Hinsicht der Verfasser sich das besondere Verdienst einer gründlichen Behandlung des physiologischen Theils der Thiergeschichte erworben hat.

Der Verfasser legte seiner Schrift im Wesentlichen das sehr einfache und faßliche Linne'sche System zum Grunde, wußte mit Vollständigkeit Kürze zu vereinigen, und durch einen klaren und lichtvollen Vortrag die innern Vorzüge des gewiß vielseitig brauchbaren und sowohl zur Grundlage bey öffentlichen Lehrvorträgen sich eignenden, als auch das Selbststudium sehr erleichternden Buchs zu erhöhen.

Digitized by Google

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Frauengunst

oder das Geheimniß, sich beym schönen Geschlecht beliebt zu machen,

seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen. Nebst einer Abhandlung von den Kennzeichen eines zärtlichen Temperaments und einem Anhange, die Gedanken des Montaigne, Labruyère und Larochefoucault enthaltend; von Louis de Saint-Ange. Frey nach dem Französischen von Aug. v. B. gr. 12. geh. Preis 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Ein Lüstling, der hier Kunstgriffe suchen wollte, den Gegenstand seiner Begierden in die Netze der Verführung zu locken und seinem sinnlichen Willen gemäß zu machen, würde sich ganz getäuscht sehen. Der Zweck dieser Schrift ist eine Anweisung und Belehrung, wie man die Eigenschaften, die am sichersten in die Gunst des schönen Geschlechts einführen, gewinnen kann. Diese Vorschriften aber sind nicht auf Schein und Verblendung, sondern auf dauernde moralische Grundlagen gebauet. Sie werden ein liebendes Herz auf die rechte Bahn leiten, und das freundliche Büchlein wird Jedem, der seine Seufzer in dasselbe aushaucht, zu einem lieben vertrauten Freund und zum verschwiegenen Rathgeber in seiner Herzensnoth werden.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Karl Sundelin's

Med. Dr. und ordentlichen Arztes des medizinisch-klinischen Instituts der Universität zu Berlin,

Pathologie und Therapie

der Krankheiten

mit materieller Grundlage,

in zwey Bänden.

1r Band, der zweyte Band wird im December nachgeliefert, beyde werden nicht vereinzelt und kosten 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Zu haben in allen deutschen Buchhandlungen.

Die

Hohenstaufen,

cyklisches Drama in sieben Abtheilungen

von

Wilhelm Nienstädt.

Auch unter den besondern Titeln:

(Erste Abtheilung.) Hohenstaufens Aufgang.
Waiblinger und Welfen. Historisches Drama. gr. 8. 1 Rthlr.

(Zweyte Abtheilung.) Hohenstaufens Glanz.
Friedrich der Erste. Romantisches Drama. gr. 8. 1 Rthlr.

(Dritte Abtheil.) Hohenstaufens Verfinsterung.
Heinrich der Sechste. Romantisches Schauspiel. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

(Vierte Abtheil.) Hohenstaufens Wiederkehr.
Die Befreyung. Schauspiel. gr. 8. 20 Gr.

(Fünfte Abtheil.) Hohenstaufens Niedergang.
Friedrich der Zweyte. Tragödie. gr. 8. 20 Gr.

(Sechste Abtheil.) Hohenstaufens Abendröthe.
Conrad der Vierte. Romantisches Trauerspiel. gr. 8. 1 Rthlr.

(Siebente Abtheil.) Hohenstaufens Erlöschen.
Conradin. Trauerspiel. gr. 8. 1 Rthlr.

Für die, welche alle sieben Abtheilungen zusammen nehmen, ist der Preis (statt 6 Rthlr. 20 Gr.) auf 6 Rthlr. festgesezt.

Zu haben in allen Buchhandlungen und in Breslau bey Max und Comp.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig, Verleger.

Eine neue Schrift,

wichtig für ganze Länder und für einzelne Gemeinden, für Staatsmänner und Kaufleute:

B. G. Werner, die Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes durch verbesserte Magazinanstalten. 8. brosch.

ist in allen Buchhandlungen für 6 Gr. zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Für Theater und Lesebibliotheken.

Bey Joh. Friedr. Flick in Rathenow ist erschienen:

Nützliches Theaterrequisit, besonders für mittlere und reisende Bühnen, von E. Wehrmann und A. F. Oldenburg. Enthaltend: 1) Theaterreden; 2) Festspiele; 3) der Wurstpickenick, Vaudeville-Posse in 1 Akt; 4) die Schneiderbraut, Posse in 1 Akt; 5) die Verlobung, Vaudeville Burleske in 1 Akt. 12 Gr.

Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, oder Rathenows Errettung am 15. Juni 1675. Vaterländisches Schauspiel in 4 Aufzügen, von E. Wehrmann. 10 Gr.

Oldenburg, F. A., Geschichten aus dem Reiche der Wahrheit. Enthaltend: — Die Flüche der Verlassenen; und: Abenteuer des Junkers Nikodemus von Flenne auf Breitschloß. Zwey Erzählungen, 1 Rthlr.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Fray Eugenio

oder

Das Auto da Fé von 1680.

Von Mortonval, Verfasser des neuen Tartüfe. Deutsch von Friedr. Gleich. 8. 1r Band. Alle 3 Bände 4 Thlr.

Der 2te und 3te Band erscheinen binnen Kurzem.

Dieser interessante, historische Thatsachen auf eine geistreiche Art behandelnde Roman erregte gleich bey seinem Erscheinen in Frankreich großes Aufsehen, um so mehr, da man aus der Feder des durch seinen Tartufe moderne berühmt gewordenen Verfassers nichts Gewöhn-

Digitized by Google

Preis:
Einen Thaler sechszehn Groschen, oder Drey Gulden rhein.
Ausgabe in Maroquin mit den ersten Kupferabdrücken Zwey Thaler Zwölf Groschen.

In unserm Verlag ist so eben erschienen:

Schönberg, S. B., Kampf und Ausdauer. Eine Erzählung. Preis geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schwartze, Carl. Feldblumen-Strauß oder Erzählungen und Gedichte. Preis geh. 1 Rthlr.

Stunden der Andacht und des Nachdenkens über die Religion, für Israeliten, wie sie auch immer denken. Vom Verfasser der patriotischen Gedanken eines Israeliten über die Erziehung der Jugend. 2 Thle. geh. 1 Rthlr.

Cosmar und Krause in Berlin.

So eben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Urania.
Taschenbuch auf das Jahr 1827.

Mit Walter Scott's Bildniß, einem Kupfer zu „Der Paria," von Michael Beer, und sechs Charakterbilder.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral. 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 fl. 3 kr. rhein., in größerm Formate mit den besten Kupferabdrücken 3 Thlr. 12 Gr., oder 6 fl. 18 kr. rhein. Walter Scott's Bildniß in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 16 Gr., oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Inhalt: I. Der Dreyzehnte. Novelle von Wilhelm Müller. II. Jahn der Büßende. Von Wilhelm Blumenhagen. III. Sechs Sonette an Friedrich Graf von Kalckreuth. Von Ludwig Sigismund Ruhl. IV. Nordische Freundschaft. Novelle von L. Kruse. V. Muscheln von der Insel Rügen. 1825. Von Wilhelm Müller. VI. Der Collaborator Liborius. Novelle von Willibald Alexis. VII. Hans Hemling. Romanzen von Gustav Schwab. VIII. Die arme Margareth. Erzählung von Johanna Schopenhauer.

Leipzig, den 1. Oktober 1826.

F. A. Brockhaus.

Verzeichniß von Jugendschriften, welche bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Choix des plus contes arabes tirés des mille et une nuit,

par M. A. Henri. Nouv. édit. augm. d'un vocabulaire par J. F. Sanguin. 2 Vol. av. 2 figures, cart. 2 Thlr.

Jetzo, wo die Lesewelt von Neuem auf die herrlichen Erzählungen der Tausend und Eine Nacht aufmerksam gemacht worden ist, dürfte dieser Auszug für die Jugend sehr willkommen seyn, da er mit vieler Sorgfalt gemacht, und alles das, was man den Kindern vorenthalten würde, weggelassen ist. Diese neue Auflage ist von Herrn Sanguin mit einem vollständigen Wörterbuche bereichert worden.

Albert und Eugenie.

Eine Bildungsschrift für die reifere Jugend, von A. N. F. Seemann, herausgegeben von D. C. W. Spieker. 8. mit 4 sehr schön illum. Kupfern, gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Der Zweck dieser Schrift ist: die Tugend in ihrer Reinheit darzustellen, den Beruf der Menschen für dieselbe nachzuweisen und die Erleichterungsmittel zu ihrer Uebung anzugeben. Das Ganze bestehet aus 21 Kapiteln, wovon ich zur nähern Kenntniß nur einige derselben anführe. Als: sittliche Bescheidenheit, der Tugendlohn, Veredlung, Leumund, das Gefällige, das Große, Groß und Gut, Stadt und Gesellschaft, Natur und Einsamkeit, Naturfreude, das Naturschöne, die Sinnenfreude, Vergeistigung des Sinnlichen, Ideenverbindung, Versinnlichung des Geistigen, Einbildungskraft und Gefühl u. s. w. Auch dieses Buch zeichnet sich durch sein gefälliges Aeußere sehr vortheilhaft aus.

Die Familie Otto.

Eine Bildungsschrift für Jünglinge und Jungfrauen, von A. N. F. Seemann. Ein Gegenstück zu Albert und Eugenie. Herausgegeben von D. C. W. Spieker. 8. mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie der Verfasser in Albert und Eugenie die Tugend in ihrer Reinheit darstellt, so macht er in der Familie Otto auf den Lohn und Segen derselben aufmerksam, und sucht zugleich in Darstellungen aus dem Leben und den Schicksalen einer edlen Familie zu beweisen, daß man durch Ausübung der Tugend stets fröhlich seyn kann.

Leipzig, im November 1826.

Carl Cnobloch.

Neue Musikalien, welche bey C. F. Peters, Bureau de Musique, in Leipzig erschienen und in allen Musikhandlungen zu haben sind:

Romberg, Bernh., 3 Sonates faciles pour Violoncelle et Basse O. 43. 1 Rthlr. 8 Gr.
Maurer, L., 6 Concert p. Violon av. Orchestre. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Air varié p. Violon av. Violon, Viola et Violoncelle O. 40. 12 Gr.
Lindner, Fr., 2 Duos p. 2 Violons O. 3. 1 Rthlr. 16 Gr.
Schmitt, Al., Trio p. deux Violons et Violoncelle O. 63. 1 Rthlr. 4 Gr.
Spohr, L., Quintetto p. Flûte, 2 Violons, Viola et Violoncelle, arrangée de son premier Concert p. Clarinette. 1 Rthlr. 16 Gr.
Meyer, C. H., Musique militaire. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Tänze f. Orchester 24 Samml. 1 Rthlr. 4 Gr.
— — - f. Pianoforte 24 S. 12 Gr.

Digitized by Google

Meyer, A. C. G., Six Polonoises p. Pianof. Liv. 3. 8 Gr.
Walch, J. H., Pièces d'Harmonie, pour Musique militaire Liv. 8. 2 Rthlr 20 Gr.
— — Tänze f. Orchester Liv. 9. 1 Rthlr. 8 Gr.
— — f. Pianoforte Liv. 9. 16 Gr.
Wassermann, H. J., 1er Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Violoncelle Op. 14. 1 Rthlr. 12 Gr.
Dotzauer, 3 Sonates p. Violoncelle et Basse O 91. 1 Rthlr. 16 Gr.
Keller, Ch., 6 Divertissements pour flûte seule O. 16. Nr. 2. 1 Rthlr.
Czerny, C., grande Serenade p. Pianoforte avec Clarinette, Cor et Violoncelle, ou Violon, Alto et Vclle. O. 126. 2 Rthlr.
— — 3 Rondos p. Pianoforte Tendresse, amitié et Confiance. O. 117. 1 Rthlr.
— — Variat. sur un theme original p. Pianof. O. 115. 16 Gr.
— — Valse varie p. Pianof. O. 114. 20 Gr.
Cramer, J. B., Pollacca p. Pianof. et Flûte. 14 Gr.
— — Rondo brillant p. Pianof. O. 72. 12 Gr.
Hauptmann, M., 3 Sonates pour Pianoforte et Violon. O. 5. 1. 2. 3. 3 Rthlr.
Hummel, J. N., Les Adieux: Grand Concerto p. Pianof. av. Orch. O. 110. 5 Rthlr.
— — Grande Sonate p. Pianoforte et Violoncelle O. 104. 1 Rthlr.
— — Amusement p. Pianoforte et Violon. O. 108. 1 Rthlr.
— — Rondo du Concert O. 89. arrangée à 4 mains p. Pianof. 1 Rthlr. 8 Gr.
— — Rondo du Concert O. 110. arrangée à 4 mains p. Pianof. 1 Rthlr.
— — Trio O. 83. à 4 mains p. Pianof. 1 Rthlr. 16 Gr.
Ries, Fd., Variations p. Pianof. O. 147. 1. 2. 1 Rthlr.
Spohr, L., Double-Quatuor O. 65. arrangée à 4 mains p. Pianof. 1 Rthlr. 16 Gr.
Hering, M. C. G., 4händige Uebungsstücke 4tes Heft. 20 Gr.
Burgmüller, F., Rondo p. Pianoforte ou Harpe O. 1. 12 Gr.

Wohlfeile neueste Kriegsgeschichte.

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten rc. — Die Feldzüge in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815. Von Mortonval. In strategischer Hinsicht durchgesehen vom General Beauvais. 1stes Bändchen. Mit dem Plane der Schlacht von Paris. (Mit Prospectus und Vorwort 260 Seiten.)

Die Verlagshandlung hofft, daß die verehrl. Subscribenten für die, durch unvorhergesehene Umstände etwas verspätete Erscheinung dieses Werkes durch den Inhalt selbst hinlänglich entschädigt seyn werden. Sie finden keine bloße Uebersetzung, sondern das Werk ist durch zahlreiche Noten aus deutschen Schriften über diese Feldzüge und besonders durch höchst interessante Auszüge und Anmerkungen aus der, ganz kürzlich zu Paris erschienenen, klassischen Geschichte derselben, von dem General von Vaudoncourt, sehr vermehrt und für Deutschland nützlicher und anziehender geworden, so daß es entschiedenen Werth vor dem französischen Originale haben dürfte. Ich erlaube mir — indem ich mich übrigens auf den Prospectus beziehe — nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß diese Allgemeine Kriegsgeschichte nicht blos für alle Militärs von größtem Interesse seyn möchte, sondern daß bey ihrer Bearbeitung besonders auf das größere Publikum Rücksicht genommen ist, und sie gewiß die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Leser aller Stände verdient. Ferner bemerke ich nochmals, daß die in deutschen und französischen Blättern sehr vortheilhaft kritisirte neueste Lebensgeschichte Napoleons „NAPOLEON devant ses contemporains,“ (für deren Verfasser man Lucian Bonaparte hält) in der Reihenfolge dieser Kriegsgeschichte und mit ihr ein Ganzes ausmachend erscheint, daß bereits eine gediegene Uebersetzung davon bearbeitet und in der Bälde erscheinen wird.

Der Subscriptionspreis für das ganze Werk, das Bändchen (in elegantem Umschlage broschirt, im Durchschnitte gegen 200 Seiten stark und mit einem Schlachtplane) zu 27 kr. rhein., oder 6 Gr. sächs., oder 7½ sGr. währt noch fort. Bey Abnahme einzelner Feldzüge kostet das Bändchen 40 kr. rhein., oder 9 Gr. sächs., oder 12 sGr. Das folgende Bändchen ist unter der Presse, und diesem wird die Geschichte des höchst merkwürdigen und anziehenden Feldzuges nach Aegypten und Syrien unverzüglich folgen. — Bey einer recht zahlreichen Abnahme werde ich mir durch Vermehrung der Schlachtplane, Beyfügung von Karten und Kupfern, die Zufriedenheit des Publikums noch mehr zu erwerben suchen.

Darmstadt, im Oktober 1826.

Carl Wilhelm Leske.

Die, sich immer mehr verbreitenden

Literarischen Annalen der gesammten Heilkunde in Verbindung mit

den Herren v. Ammon, Breschet, Carus, Clarus, Dieffenbach, Erdmann, Gräfe, Haindorf, Köhler, Koreff, Kreysig, Lichtenstädt, Reichenbach, Sachse, Schilling, Seiler, Steffen, S. G. Vogel, Wagner, v. Walther, Wendt u. m. a.

herausgegeben von

D. und Prof. J. F. C. Hecker,

werden auch im nächsten Jahre 1827 fortgesetzt, und fortfahren, neben gediegenen Originalabhandlungen gründliche Recensionen über alles neu erscheinende ihres Faches zu liefern, wodurch sie sich bisher den Beyfall des medizinischen Publikums in einem so hohen Grade erworben haben.

Der Jahrgang von 12 Monatsheften kostet 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

Bestellungen nehmen alle deutsche Buchhandlungen an.

Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

Digitized by Google

Gemeinnütziges Buch.

Carl Andreas Wild (Verfasser des praktischen Universalrathgebers) Oekonomisch-praktische Hausapotheke, oder medizinischer Rathgeber für Jedermann, enthaltend die besten und sichersten Mittel für die Krankheiten der Menschen, in Fällen, wo des Arztes Hülfe zu entfernt oder dessen Zuziehung nicht durchaus nothwendig ist; wie auch diätetische Lehren, die Gesundheit zu erhalten. 12. geh. 12 Gr., 15 sGr. oder 48 kr.

ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Darmstadt.

Carl Wilhelm Leske.

Turandot, Almanach des Räthselhaften von Georg Lotz und D. Carl Töpfer.

Mit goldenem Schnitt, eleganten Umschlage und seidenem Räthselbande, welches zu lösen die erste Aufgabe bildet, verdient die allgemeinste Beachtung.

Hamburg bey Herold und in allen soliden Buchhandlungen.

Bey Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt a. M. J. Nro. 148 sind erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

THE POETICAL WORKS OF WALTER SCOTT complete in one volume, gr. 8. Subscriptionspreis auf Druckpapier à 2 Rthl. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.
idem Velinpapier à 3 Rthlr. 12 Gr. oder 6 fl. 18 kr.

THE WORKS OF LORD BYRON in one volume, gr. 8vo cartonirt, weiss Druckpapier à 5 Rthlr. oder 9 fl.
idem Velinpapier à 6 Rthlr. 12 Gr. oder 11 fl. 42 kr.

Cicero, M. T., de republica cum notis A. Maji, Creuzeri etc. edidit G. H. Moser. 8. maj. à 4 Rthlr. 18 Gr. oder 8 fl. 30 kr.
idem Carta Velina à 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Creuzeri, F., Oratio de Civitate Athenarum. Ed. altera. 8. geh. à 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Thomson, J., the seasons and castle of indolence, with the life of the author. 8. cart. à 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.
idem Velinpapier à 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Strack, D. F., Eloah, oder Erhebungen des Herzens zu Gott etc. 4te verm. Aufl. à 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.
dasselbe weiß Papier m. Kpf. à 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.
dasselbe Velinp. m. Kpf. in Umschlag. geh. à 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Welcker, Fr. G., Nachtrag zu der Schrift über die Aeschylische Trilogie, nebst einer Abhandlung über das Satyrspiel. gr. 8. geh. à 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.
dasselbe Velinp. à 3 Rthlr. 18 Gr. oder 6 fl. 45 kr.

Cicero, M. T., de legibus libri tres cum Adriani Turnebi commentario ejusdemque apologia et omnium eruditorum notis quas J. Davisii editio ultima habet. Textum denuo recensuit suasque animadversiones adjecit G. H. Moser. Accedunt copiae criticae ex Codd. Mss. nondum antea collatis itemque annotat ones ineditae P. Victorii, J. G. Grävii, Dr. Wyttenbachii, aliorum Apparatum Codicum et ineditorum congessit suasque notas adidit F. Creuzer. 8 maj. 1824 à 3 Rthlr. 8 Gr. oder 6 fl.
idem Carta Velina à 5 Rthlr. oder 9 fl.

Ctesiae Cnidii, quae supersunt. Fragmenta collegit textum e Codd. Mss. recognovit, prolegominibus et perpetua annotatione instruxit indicesque adjecit J. C. F. Baehr. 8 maj. 1824 à 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Homerische Hymnen, übersezt und mit Anmerkungen begleitet von K. Schwenck. 8. 1825. geh. à 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.
dasselbe Velinp. à 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Krebs, D. J. P., Anleitung zum Lateinschreiben in Regeln und Beyspielen zur Uebung und zum Gebrauch der Jugend, 4te Aufl. 8. 1825. à 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

Nicolai Methonensis refutatio theologicae institutionis a Proclo Platonico compositae. Ex. Codd. Mss. nunc primum edid. annotationemque subjecit J. T. Vömel. 8 maj. 1825. à 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.
idem Velinpapier à 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Scholia in Aelium Aristidem sophistam, ex Codd. Mss. Leidensi, Monacensibus, Schellerschemiano, Palatino, nunc primum collegit edita a sum. Jebbio locupletavit, recensuit G. Frommel. 8 maj. 1826. à 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.
idem Velinpapier à 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

Theognidis reliquiae in novum ordinem redegit et animadversionibus instruxit F. Th. Welcker. 8 maj. 1825. cart. à 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.
idem Velinpapier à 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Weber, D. W. E., Uebungsschule für den lateinischen Styl in den obersten Klassen der Gymnasien. Mit fortgehenden Anmerkungen. 1ste Abthl. gr. 8. 1825. à 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Young, E., Nachtgedanken. Im Versmaß der Urschrift übers. von Ch. E. Graf von Bentzel-Sternau. gr. 8. 1825. geh. à 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.
dasselbe Velinp. cart. à 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Adlerflycht, J. v., das Privatrecht der freyen Stadt Frankfurt, in systematischer Ordnung vorgetragen, 4 Bände. gr. 8. 1823. à 5 Rthlr. oder 9 fl.
dasselbe Schreibpapier à 6 Rthlr. 16 Gr. oder 12 fl.
dasselbe in 4. à 10 Rthlr. oder 18 fl.

Bibel, nach D. Martin Luther's Uebersetzung, 25ste Auflage oder 5te Stereotypen-Ausgabe, ord. und fein Papier.

Des Fürsten von Salm-Salm Uebertritt zum Protestantismus;

als neuester Beleg der Art, wie die evangelische Kirche die zu ihr Kommenden in ihre Mitte aufzunehmen pflegt.

Diese inhaltreiche Schrift ist in allen Buchhandlungen broschirt für 4 Gr. zu bekommen von der

Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Digitized by Google

Nro. 49.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen werden vom 1. Januar 1827 an erscheinen:

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Preis 12 Rthlr. preuß. oder 21 fl. Reichsgeld.

Diese neue Literaturzeitung findet ihre Rechtfertigung in einem oft schon gefühlten und ausgesprochenem Bedürfniß, so wie in der veränderten Stellung, die sie zu ähnlichen Unternehmungen annimmt. Das Institut soll zwar, wie die schon vorhandenen, die gesammte Literatur umfassen, aber nicht in dem Sinne, daß diese in äußerer Vollständigkeit auch angezeigt und beurtheilt werde; sondern vielmehr in dem ganz anderen, daß, wenn auch die Societät den Ueberblick über die gesammte Literatur jederzeit hat, sie dennoch nur diejenigen Schriften beurtheilt, die in irgend einer Richtung bedeutend sind, und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen. Daß sie hierbey mit Bewußtseyn verfahren, und auf keine Weise der Willkür und dem Zufall irgend etwas vergönnt hat, wird die Rechenschaft darthun, die sie alljährlich von ihrem Verfahren, ihren Statuten gemäß, abzulegen hat.

Um einerseits der vollständigen Uebersicht, anderseits einer unpartheyischen Auswahl Genüge zu leisten, hat sich die Gesellschaft Behufs des schnelleren Geschäftsganges in drey Klassen, die philosophische, naturwissenschaftliche und historisch = philologische, getheilt.

Zur philosophischen Klasse werden auch Theologie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, zur naturwissenschaftlichen Mathematik und Medizin, zur historisch = philologischen die Kunstwissenschaft gehören.

Damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe, wird jede Anzeige vor der Zulassung zum Druck die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten, und mit dem Namen des Professors versehen seyn müssen.

So wird auch der Ton durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen seyn. Indem das Bestreben des Instituts lediglich auf Förderung derselben gerichtet ist, bleibt die jezt vielfach vorherrschende negative Richtung von selbst ausgeschlossen, und die Anzeigen werden mehr den Charakter selbstständiger Abhandlungen erhalten. Viele der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, die sowohl in Beziehung auf die bisherige Richtung des Recensirens als auch auf den neuen einzuschlagenden Weg dieselben Ansichten theilen, haben sich der Societät angeschlossen, und werden sie mit ihren Beyträgen unterstützen. Eben so dürfte eine neue eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.

Wir enthalten uns, irgend etwas zur Empfehlung dieses kritischen Blattes beyzufügen, das bestimmt ist, einem längst gefühlten literarischen Bedürfniß abzuhelfen, und das durch die Bemühungen der verehrten Gesellschaft diesen Zweck gewiß erreichen wird.

Von unsrer Seite wird Allem aufgeboten werden, um den Wünschen des Publikums durch gefälliges Aeußere, sorgfältigen Druck und pünktliche Spedition zu entsprechen.

Zehen Bogen oder zwanzig Nummern in groß Quart mit lat. Lettern werden jeden Monat erscheinen und mit einem Umschlag versehen, so wie dem Jahrgang von 12 Heften ein Register beygefügt werden.

Wer die Jahrbücher durch den Buchhandel beziehen will, erhält sie alle 8 Tage nach Leipzig geliefert — wer sie aber Blattweise gleich nach der Erscheinung zu erhalten wünscht, beliebe sich an das nächstgelegene Postamt zu wenden, das von dem löbl. Ober = Postamt Augsburg die Exemplare beziehen kann.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

National = Kalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1827. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, (nach dem Stuttgarter Meridian) zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von Christian Carl André, K. würtemberg. Hofrathe. Fünfter Jahrgang. (Mit 4 Abbildungen und 2 Notenblättern.) Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 4 Gr.

Inhalt: Das Gedenkbuch. Mannichfaltigkeiten. — Merkwürdigkeiten am Himmel. 1. Auf = und Untergangs = Zeit der Sonne und des Mondes im J. 1827 für den Meridian von Stuttgart, von Hrn. Professor Schön in Würzburg. 2. Sichtbarer Auf = und Untergang der Planeten Venus, Mars und Jupiter, die sich auf den ersten Blick schon durch ihren Lichtglanz am Firmamente auszeichnen. 3. Ein kleines Stück Mond. (Mit sehr vergrößerter Abbildung.) 4. Die Mondflecken mit einer Karte von D. Gruithuisen. 5. Der Komet Ende Jahres 1825. — Kurze und faßliche Anleitung, alle Arten von Uhren nach der Sonne zu stellen, und im richtigen Gange zu erhalten. — Feste. Das Fronleichnamsfest zu Bogota in Columbien. — Kalender = Bestimmungen. 1. Ueber das Ende der Welt. 2. Ueber die Werthlosigkeit und Willkühr der Berechnungen nach sogenannten Schlüssel = und andern Bibel = Zahlen. — Ein Unschuldiger soll bestraft werden. — Der Kürbis von Hammelstadt. Ein Schwank von Sander. — Der Bauer im Schauspielhause. — Beyspiel zur Nachahmung. Wohlfeile, feuersichere Häuser, die sich jeder selbst bauen kann. — Johann Huß, der Märtyrer der Wahrheit. — Beobachtungen über Wetter und Kennzeichen der Witterung. — Die Osternacht. Von Leopold Schefer. — Die Exekution. (Gedichtet, als ein Soldat erschossen wurde, der seinen Feldwebel schwer verwundet hatte.)

Digitized by Google

— Schreiben des Oberverwalters Braum (eines ge-
wesenen Bauern) an die ökonomischen Gesellschaften in
Böhmen, Mähren und Unter-Oestreich, 1780. —
Der Staat. — Giftige Wirkungen eines frischen An-
strichs. — Leben und Gesundheit. 1. Einige Krankheits-
Ursachen beym gemeinen Mann. 2. Wärme. 3. Magen-
schwäche. 4. Wassersucht. — Die Klosterkirche. (Geschichte
a. d. Jahre 1814 von Clauren.) — Lebensgeschichte
Caspar Meyers, vulgo Zürich-Caspar von Wie-
dikon, im Cant. Zürich. — Luise. — Gute und Böse,
vernünftige und unvernünftige Menschen, Feinde und Wohl-
thäter des Menschengeschlechts. A. Die Edlern, Bes-
sern und Vernünftigern. 1. Der edle Soldat,
Menschenfreund und Wohlthäter. 2. Schöne That eines
sechsjährigen Mädchens. 3. Schöne That eines sechsjäh-
rigen Knaben. 4. Zwey siebenzigjährige, alte Weiber ret-
ten einen Knaben. 5. Der brave Jude. 6. Heldenmuth
einer amerikanischen Hausfrau. 7. Wer handelte braver,
der Testator oder die Erben? 8. Ein seltner Lotteriespie-
ler. 9. Ein schöner Zug nach dem andern. 10. Muth und
Ausdauer. 11. Vermächtnisse und Stiftungen wohlthätiger
Menschenfreunde, A) in Schlesien, in drey Beyspielen,
B) im Großherzogthum Baden. 12. Menschenret-
ter. a) Oberamtmann Stockar in Böhmen. b) Hau-
delsmann Mildner aus Sachsen. c) Hutmann Schrei-
ber in Sachsen. d) Das vierzehnjährige Mädchen in
Tyrol. 13. Aechter Christensinn. B. Die Schlechtern,
weniger Vernünftigen. 1. Der Mordsüchtige. 2.
Muthwille und seine traurige Folgen in vier Beyspielen.
3. Diebereyen in drey Beyspielen. 4. Die Geizhälse in
zwey Beyspielen. 5. Der Unbesonnene. 6. Niederträchtig-
keit. 7. Hartherzigkeit. 8. Zügellosigkeit. 9. Die Mörder,
eilf Beyspiele. 10. Traurige Folgen des Lasters der Trun-
kenheit. — Westindische Raubscenen. — Das Nothjahr
1817 in der Schweiz. — Die Lotterie. — Vortheile
in der Haus- und Landwirthschaft. Ueber die
Vortheile, welche die beweglichen, geruchlosen Abtritte und
die damit zu verbindende Fabrikation eines künstlichen
Düngers sowohl für die Reinlichkeit und Gesundheit der
Stadtbewohner, als für den Ackerbau gewähren. — Ein
Nüßlein zum Aufknacken. — Geistes-Gegenwart. — Trink-
spruch. — Belehrung über den Gebrauch der Brillen. —
Der Herr Gevatter. — Der seltene Oberstlieutenant in
Liefland. — Georg Treumann, seine Familie und
Freunde. — Die Wohnstube. — Die Höllenmaschine.
— Ludwig Roberts Wanderungen. — Fürchterliche
Leiden eines Streifschützen. — Das sogenannte, harte
Wasser. — Cantor Herzmann. 4. Das Examen. —
Drey Kapitel aus der neuesten Weltkunde. 1. Die hun-
dert bevölkertesten Städte der Erde. 2. 95 Staaten der
Erde nach ihrer Größenfolge. 3. Bevölkerung einiger die-
ser Staaten. — Eine verbesserte Heizung der Zimmer
mit erwärmter Luft. (Mit Abbildung. Taf. III.) — Ge-
spenster-Geschichten. — Das Clubb-Gespenst. —
Die sibirische und kamtschadalische Hundepost von Pro-
fessor Petri. — Türken Grausamkeit. — Wie
Herr Bartmann den Vetter Märten curirte. —
Der Bläsihof bey Zürich. (Mit Abbildung.) — Die
Sprichwörter des alten Heinrich. Von Franklin.
— Die Pinzgauer Wallfahrt. (Mit vierstimmigem Ge-
sang.) — Die Fugger. — Die eßbaren Schwämme. —
Der Cornet und die Dogge. — Ein Musterknecht. — An
meine Tante als sie nach Amerika zog. — Nachtlicht.
— Das Vater Unser, vierstimmig von Wilh. Häser
mit Musik. — Martin und Maria. — Gewitter-
Gefahren. — Der am 30. April 1822 erfolgte, merk-
würdige Blitzschlag auf dem Kirchthurme zu Roßstall
in Baiern. — Abentheuer in Norwegen. — Ver-
zeichniß der verflossenen und künftigen Jah-
re, welche mit dem Jahre 1827 übereinstim-
men. Von D. F. — Das Weberschiffchen. — Son-
derbare Verrichtungen eines Nachtwandlers.
— Feuersgefahren. 1. Die Gefahren beym Brande
in Breslau. 2. Noch ein Selbstzünder. — Der mu-
sterhafte Dorfpfarrer. — Aberglaube und
Vorurtheile. 1. Besiegter Aberglaube. 2. Besiegte
Vernunft durch Aberglauben. — Die Auswanderungen
nach Amerika. 1. Columbien, oder, es ist nicht
alles Gold, was glänzt. (Für Auswanderungslustige.) 2.
Ueber die Auswanderung nach Brasilien, die euro-
päischen Colonien daselbst und die brasilianische Ar-
mee. 3. Ein Andres aus Brasilien. 4. Ein Drit-
tes aus Brasilien. 5. Ein Viertes aus Brasilien.
(Zwey Briefe von daher, von einem ausgewanderten,
Mecklenburgischen Handwerksmann. 6. Würtembergi-
scher Ministerial-Erlaß wegen Auswanderung nach Bra-
silien. 7. Verfügung der Baierischen Regierung über
eben diesen Gegenstand. — Unglücksfälle zur Be-
lehrung und Warnung. 1. Durch Wasser. 2. Durch
nicht gehörige Vorsicht bey Arbeiten. 3. Durch Thiere.
4. Durch Feuer. 5. Durch Felsenstürze. 6. Durch Leiden-
schaften. 7. Durch Pulver. 8. Durch von Unkundigen
unternommene Bauwerke. 9. Durch böse Luft. — Weitere
Belehrungen des Herrn Ritters von Heintl
zu Wien über die Gefahren der kohlensauern
Luft im Keller. — Empfehlungswerthe Schriften. —
Schlußwort. — Uebersicht aller Eilpostfahrten Deutsch-
lands, nach ihren Routen, Abgang, Ankunft, Sta-
tionen, Kosten ꝛc.

Wer von den frühern Jahrgängen, 1823 — 1826, noch Exemplare zu haben wünscht, kann dieselbigen, wenn er sich direkt an die Verlagshandlung wendet, für den Preis von 1 fl. den Jahrgang erhalten.

Bey uns ist so eben erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater und Publikum. Eine Didaskalie von Adolph Wagner. 8. Sauber geh. 18 Gr.

In gedrängter Uebersicht wird hier das Drama der verschiedenen Völker geschildert und zugleich der Weg gezeigt, dem Verfall des deutschen Theaters, den es als Magd der Ueppigkeit und Nothbehelf der Langeweile erlitten, auf eine, den Bühnen, den Zuschauern und dem Geschmack angemessene Weise zu steuern. Allseitiger Umblick, umfassende Einsicht in das Wesen der dramatischen und mimischen Kunst, Kenntniß der Zeitverhältnisse, gehaltvolle, fruchtbare Kürze, machen dies Werkchen zu einer eben so lehrreichen, als unterhaltenden Lektüre für jeden gebildeten Kunstfreund, Kenner, Direktor und Schauspieler, wie dies der Name des durch andere gelehrte Arbeiten bewährten Verfassers verbürgt. Wir haben uns bestrebt, das Aeußere dem Innern würdig herzustellen.

Leipzig, im Nov. 1826.

Weygand'sche Buchhandlung.

Schönes und zweckmäßiges Weihnachtsgeschenk.

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen: Stammbuch, Nr. 1., als Denkmal der Freundschaft, in Octavformat. Zwanzig Copien aus der Grossh. Hess. Gemäldegallerie und zwölf Landschaften von Haldenwang enthaltend. In elegantem Umschlag und Futteral. 1¼ Thlr. oder 2 fl. 52 kr.

Stammbuch Nr. 2., in Duodezformat, enthaltend 48 Kupferstiche von Eßlinger, Lips, Portmann, Schwerdgeburth 2c., nebst Erklärung. In elegantem Umschlag und Futteral. 1¼ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Alle Buchhandlungen nehmen darauf Bestellung an.

Catalogue
des livres d'assortiment
qui se trouvent
chez
Henri Louis Brönner
à Francfort.

Selten ist es wohl, daß dem Bücherfreunde eine Gelegenheit geboten wird, aus einer so reichhaltigen Sammlung der vortrefflichsten Werke, wie die gegenwärtigen, zu billigen Preisen, seinen Bücherschatz zu vermehren.

Es bedarf für ihn wohl nur eines Blicks in diesen Catalog, um ihn zu überzeugen, daß ihm hier nichts gewöhnliches vorgelegt wird.

Besonders reich ist die Sammlung in den Fächern der Geschichte und der Pracht-Ausgaben des vorigen Jahrhunderts. Alle Bücher sind entweder ganz neu oder gut erhalten, die Preise weit unter den gewöhnlichen.

Liebhaber wenden sich mit Aufträgen an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung.

Folgende bey Schaub in Elberfeld erschienene Werke eignen sich besonders zu

Weihnachts-Geschenken:

Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einsegnung und der ersten Abendmahlsfeyer. Von J. P. Hundeiker. Geb. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Möchten recht viele Eltern und Erzieher ihren Kindern dieses religiöse Buch in die Hände geben.

Der Kaufmann, wie er seyn soll und kann; oder väterlicher Rath an meinen Sohn, welcher sich der Handlung widmet. Von D. Wilken. Geb. 12 gGr. oder 54 kr.

Sehr zweckmäßig für Jünglinge, welche dem Kaufmannsstande angehören wollen.

Bilder der Liebe.

Ein Geschenk für schöne Seelen; von A. Gebauer. Zweyte Auflage. Mit Kupfer. Geb. 8 gGr. oder 36 kr.

Die fromme Liebe, für Zartfühlende, spricht sich in die em Büchlein aus; welches sich durch innern Gehalt, geschmackvolles Aeußere und Wohlfeilheit empfiehlt.

Mémoires de Casanova.

So eben verläßt bey mir die Presse und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Mémoires
de
Jacques Casanova de Seingalt,
écrits par lui-même.
Edition originale.
Tome premier et second.

12. 40 Bogen auf dem feinsten franz. Druckpapier und geglättet. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Das hohe Interesse der Memoiren Casanova's ist von der deutschen Lesewelt zu allgemein anerkannt, als daß es nicht überflüssig erschiene, darüber noch irgend etwas zu sagen. Ueber diese Ausgabe des französischen Originals werde daher nur bemerkt, daß sie bey weitem vollständiger ist und manche Abentheuer ausführlicher erzählt, als die seit mehren Jahren erscheinende deutsche Bearbeitung; das eigenhändige Manuscript Casanova's ist ohne irgend eine Weglassung abgedruckt worden. — Der dritte und vierte Band dieser Ausgabe erscheinen noch in diesem Jahre.

Leipzig, den 15. Aug. 1826.

F. A. Brockhaus.

Bey Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

Gothaischer genealogischer Hofkalender
auf das Jahr 1827.
Vier und Sechszigster Jahrgang. Preis 1 Thlr.

Dieser neueste (auch in französischer Sprache unter dem Titel: Almanach de Gotha erschienene) Jahrgang wird den zahlreichen Freunden des Almanachs wiederum die Ueberzeugung geben, daß die Herausgeber desselben unablässig bemüht sind, in den ihm eigenthümlichen Artikeln stets das Neueste so zuverlässig als möglich darzustellen, damit er sich den erworbenen Ruf als eine glaubhafte Darstellung der Fürstenhäuser, Ministerien und diplomatischen Korps in Europa erhalte, und sich stets als ein brauchbares Hülfsbuch dem Diplomaten sowohl, wie dem Geschäftsmann jeder Art bewähre.

Unter den Kupfern werden Jedermann die wohlgetroffenen Bildnisse des Kaisers Nicolaus von Rußland und der Könige von Frankreich, Baiern und Schweden ansprechen.

Genealogisches Taschenbuch
der deutschen gräflichen Häuser auf 1827.
Dritter Jahrgang. Preis 16 Gr.

Die Anzahl der in diesem dritten Jahrgang aufgeführten Genealogien ist bis auf zwey hundert gestiegen.

Collisions-Anzeige.

In meinem Verlag erscheint eine Uebersetzung von J. Berggren (vormaligem schwedischem Gesandtschafts-

Digitized by Google

prediger in Constantinopel) Reise in Europa und im Oriente. Stockholm 1826. Durch Hrn. D. Ungewitter, wovon das Morgenblatt bereits Proben geliefert hat.

Darmstadt, den 10. Nov. 1826.

C. W. Leske.

Bey Unterzeichnetem sind in diesem Jahre folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abel, Jak. Friedr., (Prälat und Generalsuperintendent zu Reutlingen) ausführliche Darstellung der Gründe unsers Glaubens an Unsterblichkeit. gr. 8. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Charaktergemälde berühmter deutscher Frauen der frühern und spätern Zeit. Allen edlen Frauen und deren erwachsenen Töchtern als Muster aufgestellt, 16 Bändchen. 8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Fischer, Chr. Aug., Taschen-Bibliothek der neuesten unterhaltendsten Reisebeschreibungen. Nach ausländischen Originalen bearbeitet. 1r Jahrg. 4 Bändchen. 8. geh. Subscriptionspreis 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. Erschienen sind das erste und zweyte Bändchen; das dritte erscheint Ende dieses Jahres.

Grimm, A. L., Mährchen-Bibliothek für Kinder; aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. 7r Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 2r Band. Mit 1 Kupf. 8. Velinpapier. geh. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.
dasselbe auf Druckpapier, ohne Kupfer. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserlesensten Fabeln alter und neuer Zeit. 3 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Wallace, R. G., Denkwürdigkeiten Indiens, enthaltend, eine kurze geographische Beschreibung von Ost-Indien, nebst einer gedrängten Geschichte von Hindostan, von den frühesten Zeitaltern bis zu Ende der Marquis Hastingischen Verwaltung im Jahr 1823. Aus dem Englischen von F. L. Rhode. gr. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist für 8 Gr. zu haben:

Die deutsche Sängerin in Paris (Henriette Sonntag.)

Schwank in einem Aufzuge von Carl v. Holtei. (Das Stück spielt in Berlin, im Juni 1826.)

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Hausfrau als Mutter.

Guter Rath für junge Frauen in der Ehe, während der Schwangerschaft, bey der Entbindung, bey dem Stillen, beym Entwöhnen, bey einer kräftigenden physischen Erziehung der Kinder in der zweyten Periode und insbesondere bey den gewöhnlichsten Kinderkrankheiten.

Von D. med. Theodor Léger, Mitglied der mediz. Fac. zu Paris. Aus dem Franz. übersezt von D. Fr. Reinhard. 8. Geheftet. Preis 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Sehr wahr sagt Rousseau im Emil: „Die erste Erziehung ist die wichtigste und sie gehört ohne Frage in den Bereich der Frauen." Das vorstehende treffliche Familienbuch, das seine Lehren dem schönen Geschlecht so verständlich entwickelt, wird daher in Deutschland so willkommen seyn, als es den Französinnen war, und jeder zärtliche Gatte wird eilen, der Seinigen durch Widmung dieser Schrift einen nützlichen Beweis seiner Aufmerksamkeit zu erweisen.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. (In Posen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenstraße Nr. 152 und in Lissa am großen Ringe Nr. 263.)

Predigten über auserlesene Stellen der heil. Schrift im Jahre 1825 in der Hof- und Domkirche zu Berlin gehalten von D. Dan. Amad. Neander,

Königl. Preuß. wirklichen Ober-Consistorial-Rathe, Probst und des rothen Adler-Ordens Ritter.

Erster Band. brosch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Ernst Friedrich Mittler
in Berlin Stechbahn Nr. 3.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Blumenkranz für Freundinnen der Natur. In Erzählungen. Gewunden von Henriette Hauke, geb. Arndt. Erste Sammlung. 8. 1827. Velinpapier. 1 Rthlr. 12 gGr.

Es bedarf nur der Anzeige des obigen neuesten Werkes dieser beliebten und ausgezeichneten Schriftstellerin, um die Aufmerksamkeit und das Interesse der Lesewelt zu erregen, welche in diesem aus sechs verschiedenen Erzählungen geflochtenen Kranze anziehende und mannichfaltige Unterhaltung finden wird. Die Wahrheit und Natürlichkeit der Schilderungen, aus der Wirklichkeit genommen, die gelungene Darstellung und die reine moralische Tendenz der Erzählungen werden diesen ganz besonders auch den Beyfall der Leserinnen erwerben, und bey dem eleganten Druck als Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk willkommen seyn.

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Stuttgart und Tübingen, im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind im Laufe des Jahrs 1826 folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alberti, F. v., die Gebirge des Königreichs Würtemberg in besonderer Rücksicht auf Halurgie. M. Anmrkg. von Schübler. Mit 5 geogn. Karten u. Steindr. gr. 8. 4 fl.

Almanach des Dames, pour l'an 1827. 3 fl.

Annalen, neue allgem. politische, 18r–21r Bd. 16 Hefte. gr. 8. br. 12 fl.

Biographie jetzt lebender, oder erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen, welche sich durch Thaten oder Schriften denkwürdig gemacht haben. Von F. v. Lupin auf Illerfeld. 1r Bd. gr. 8. 5 fl.

Blätter, zerstreute, von einem kathol. Geistlichen. 1r Thl. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Blomberg, W. Frhr. von, Gedichte. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Broendsted, D. P. O., Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler griechischen Styls. In 8 Büchern. 1stes Buch. kl. Folio. Velinpr. 28 fl. Schrbpr. 18 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt des würt. landwirthsch. Vereins. Jhrg. 1826. 12 Hefte. gr. 8. br. 3 fl.

Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens. 2 Thle. gr. 8. br. 5 fl. 24 kr.

Diel, A. F. A., Versuch einer systemat. Beschreibung in Deutschland vorhandener Obstsorten. 46 Heft. 8. 2 fl.

Drieu, A. F., Leitfaden für den Pontonnier. Mit Kpfrn. und Karten. Frey übers. v. Lenz. gr. 8. 1 fl.

Enumeratio plantarum germaniae helvetiaeque indigenarum, seu prodromus. Scrips. Steudel und Hochstetter. 8maj. 2 fl. 45 kr.

Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. 1r Bd. 8. 3 fl.

Fichte, J. H., Sätze zur Vorschule der Theologie. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Gagern, Frhr. v., mein Antheil an der Politik. 2r Thl. Nach Napoleons Fall. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

—— der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 2r Bd. 2s Heft. gr. 8. 54 kr.

Gau, F., neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahr 1819 als Ergänzung des grossen französ. Werks über Egypten. 12te Liefrg. gr. Fol. Velinpr. 18 fl. fein Ppr. 9 fl.

Genlis, Gräfin v., Denkwürdigkeiten. A. d. Franz. 6r bis 8r und letzter Bd. gr. 8. br. jeder Bd. 1 fl. 24 kr.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum, 5r Bd. 3r Heft. 8. br. 2 fl. 24 kr.

Graff, E. G., Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften. 1r Bd. 1s, 2s Heft. gr. 8. br. 3 fl. 24 kr.

Hain, Dr. L., Repertorium bibliogr. quo libri omnes ab arte inventa usque ad annum MD typis expressi ord. alphab. enumerat. T. I. S. I. 8maj. 8 fl. 48 kr.

Hartig, G. L. v., Forst- und Jagd-Archiv. 7r Bd. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Henne, Dr., Diviko. Ein episches Gedicht. 2 Bde. gr. 8. 4 fl.

Hertha, Zeitschrift für Erd- und Staatenkunde. 5r, 6r Bd. gr. 8. Mit Kpfrn. u. Karten. Jeder Band 8 fl. 16 fl.

Hesperus, encyclopädisches Nationalblatt für gebildete Leser. Herausg. von C. C. André. Jahrg. 1826. gr. 4. 16 fl.

Hölderlin, F., Gedichte. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Humboldt, A. v., Ansichten der Natur, 2 Thle. 2te verm. u. verb. Aufl. 12. br. 2 fl. 45 kr.

Jahrbücher, würtemb., v. M. J. D. G. Memminger. Jahrg. 1825. 2 Hefte. 8. 3 fl. 30 kr.

Journal, polytechn., eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc., herausg. v. Dr. J. G. Dingler. Jhrg. 1826 in 24 Heften. gr. 8. br. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, allgem., herausg. v. D. T. Hartleben. Jahrg. 1826. gr. 4. 9 fl.

Karaczay, F. de, manuel du voyageur en Sicile, avec une carte. 12. 3 fl.

Karte von Afrika, zu Ritters Erdkunde, bearbeitet von H. Berghaus u. gestochen v. H. Brose. illum. 9 fl. 36 kr. schw. 9 fl.
Supplementblatt. illum. 1 fl. 20 kr. schw. 1 fl. 12 kr.

Karte, topogr., von Schwaben, (Fortsetzung der Amman und Bohnenberger'schen Karte) von E. H. Michaelis. Nr. 2. 3. 11. u. 61., jede Nummer 1 fl. 30 kr. 6 fl.

—— Militär-, von Deutschland in 25 Blättern von A. Klein. Nr. 1. 2. 6. 16. 17. 18. 19. 20. 22. 23. 24. 25. Jedes Blatt 2 fl. 24 fl.

—— von Norddeutschland von Coulon und Green. Nr. 4. 7. 20. als Fortsetzung von Coulons Karte von Süddeutschland in 17 Blättern 15 fl.

Kerner, D. J., Gedichte. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Kieser, Anleitung zur Auflösung algebraischer Aufgaben durch Raisonnement. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Kunstblatt, Jahrg. 1826. gr. 4. 6 fl.

Lamartine, poetische Gedanken, übersetzt v. G. Schwab, mit dem Originaltext. gr. 8. 2 fl.

Lange, D. W., Sprech- und Sprachschule, ein Lesebuch für die deutsche Jugend, zur Beförderung ihres Sprachvermögens. 1ster Bd. gr. 8. 1826. 30 kr.

Las Cases, Graf von, Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in 18 Monaten gesprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist. A. d. Franz. 9r Bd. gr 8. 2 fl. 15 kr.

Literaturblatt, Jahrg. 1826. gr. 4. 6 fl.

Malchus, A. Frhr. von, Statistik und Staatenkunde. Ein Beytrag zur Staatenkunde von Europa. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Marbot, über die zweckmäßigste Einrichtung des Kriegswesens in Frankreich. A. d. Franz. gr. 8. 30 kr.

Memminger, J. D. G., kleine Beschreibung von Würtemberg. 2te verb. Auflage, mit einer Charte des Königreichs. gr. 8. 1 fl. 12 kr., dasselbe ohne Charte 48 kr.

—— Beschreibung des Königreichs Würtemberg. Mit

Charten und Kupfern. 38 Heft. Oberamt Ehingen. gr. 8. br. 1 fl. 12 kr.

Mittheilungen, landwirthschaftl., herausgeg. von J. N. v. Schwerz, 1stes Bdchn., enthaltend: Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt von F. Feihl. Mit 5 Steinabdrücken. gr. 8. 2 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. Jhrg. 1826. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, neues franz. und deutsches ABC. 4te verm. und verb. Auflage. gr. 8. 48 kr.

—— Dictionnaire complet, français-allemand et allemand français. 3e Vol. 2e Ed. gr. 4. 4 Vol. Subscr.-Preis 12 fl.

Müllner, A., vermischte Schriften. 2r Bd. 8. 4 fl.

Münch, E., Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Mit Kupfern und Urkunden. 1r Bd. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Nägeli, H. G., Vorlesungen über Musik. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

National-Kalender für die gesammten deutschen Bundesstaaten. Herausg. v. C. C. André. Jahrg. 1827. gr. 4 br. 2 fl.

Oehlenschläger, die Inseln im Südmeer. Ein Roman. 4 Thle. 8. 10 fl. 48 kr.

Pabst, H. W., Beiträge zur höhern Schafzucht, mit einem Steindruck. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Panorama vom Eichelberg bey Boll, gezeichnet von Hauptmann v. Martens. 1 fl. 48 kr.

Pestalozzi, H., sämmtliche Schriften. 5te Liefrg. oder 13r — 15r Bd. gr. 8. Subsr.-Preis 5 fl. 30 kr.

Philippi, D. F., praktische latein. Construktionslehre, ein Lehr- und Lernbuch für Alle, welche in der klassischen Sprache des alten Roms einen guten Grund legen wollen, zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht nach Gaultiers Methode bearbeitet. 8. 1 fl.

v. Platen. Hallermünde, Graf, die verhängnißvolle Gabel. Ein Lustspiel. 8. 36 kr.

Poisson, S. D., Lehrbuch der Mechanik. 2 Thle. A. d. Franz. übers. von D. J. C. E. Schmidt. gr. 8. 6 fl.

Ramsauer, J., die Formen-, Maaß- und Körperlehre, oder die Elemente der Geometrie, method. bearbeitet. Mit 15 Tafeln in Steindr. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Richard, L. C., mémoires sur les conifères et les cycadées avec 30 planches. Terminé et publié par A. Richard fils. gr. 4. Pap. velin 44 fl., Pap. ord. 33 fl.

Rückert, Dr. F., die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri in freyer Nachbildung. 1r Bd. 8. 6 fl. 36 kr.

Schiller, F. v., Ritter Toggenburg, in 9 Umrissen von G. Dittenberger, mit Text. 4 in Futteral. 2 fl.

—— sämmtliche Werke. T. A. 7te und letzte Lieferung oder 16r — 18r Bd. 18 Bändchen. Pränumer. Pr. 8 fl. 24 kr.

Schmidt, Klamer E. K., Leben und auserlesene Werke, Herausgegeben v. dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Schwiegersohne F. Lautsch. 1r Bd. gr. 8. 3 fl.

Schubert, F. T., vermischte Schriften. 4r Thl. 8. 2 fl. 45 kr.

Sinclair, G., hortus gramineus Woburnensis oder Versuch über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nützlichen Hausthiere dienen. A. d. Engl. gr. 8. mit 60 Stein Abdrücken. schwarz 6 fl., illum. 8 fl.

Staats-Akten, neueste, und Urkunden. 1r—6r Bd. in 24 Heften. gr. 8. br. 12 fl.

Tegner, E., die Frithiofs-Sage. A. d. Schwedischen übers. von A. von Helvig. gr. 8. Schreibpr. 2 fl. 24 kr., Drckpr. 1 fl. 36 kr.

Thiersch, F., über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. 4 Abthlgn. gr. 8. 3 fl. 33 kr.

Toussaint, N. J. B., de la necessité des signes pour la formation des idées. gr. 8. 2 fl.

Uhland, L., Gedichte. 3te verm. Aufl. gr. 8. 3 fl.

Volz, W. L., über die brittische Landmacht, militärisch-kritische Bemerkungen, während eines zweymaligen Aufenthalts in England in den Jahren 1820 und 1823. Mit 30 Zeichnungen in Steindrücken. 1r Thl. gr. 8. 6 fl.

Zeitung, allgemeine, mit Register, Jhrg. 1826. gr. 4. 16 fl.

Empfehlungswerthe Jugendschriften, welche bey Unterzeichnetem erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind:

Baur, Sam., Leben, Meynungen und Schicksale berühmter und denkwürdiger Personen aus allen Zeitaltern, für die Jugend bearbeitet. 5 Bände. Mit 10 Kupf. 8. geh. 9 Rthlr. 12 Gr. oder 17 fl. 6 kr.
dasselbe auf Druckp. ohne Kupfer. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Bleibtreu, Ludw., Darstellung des Sternhimmels, oder: Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit 3 Abbild. in Steindruck. 12. geh. 1 Rthlr. 6 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Charaktere aus dem häuslichen Leben; ein Lesebuch für Kinder von reiferem Alter. Von der Verfasserin der Sammlung kleiner Erzählungen für Sophie, Marie und Friedrich, von ihrer Mutter. 8. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Grimm, A. L., Christblumen, eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten für das zärtere Alter. 2 Bände. Mit 12 ill. Kupfern. 12. geb. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

— — Lina's Mährchenbuch. Eine Weihnachtsgabe. 2 Bände. Mit 8 Kupf. 8. Auf Velinp. geb. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Auf Druckp. ohne Kupfer. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

— — Mährchen-Bibliothek für Kinder; aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. Auch unter dem Titel: Mährchen der Tausend und Eine Nacht, für Kinder. 5 Bände. Mit 5 Kupf. 8. Auf Velinp. geb. 7 Rthlr. 12 Gr. oder 13 fl. 30 kr. Jeder Band einzeln 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.
dieselbe 6r und 7r Band. Auch unter dem Titel: Mährchen der alten Griechen und Römer. 1r und 2r Band. Mit 2 Kupf. 8. Velinpapier. geh. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.
diese 7 Bände, auf Druckp., ohne Kupfer. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

— — Fabel-Bibliothek für die Jugend. Sammlung der auserlesensten Fabeln alter und neuer Zeit. 3 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Guts Muths, J. C. F., Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl. 6 kr.

— — Katechismus der Turnkunst, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler. 8. 12 Gr. oder 54 kr.

Hertha. Mütterliche Belehrungen für erwachsene Töchter und junge Frauen. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 2 Bändchen. 8. geh. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr.

Kirchner, A., Christenlehre für reifere Zöglinge der evangelischen Kirche, auch Erinnerungsbuch für Erwachsene. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Digitized by Google

Pattberg, Aug., Blumen am einsamen Lebenspfad. Ein Festgeschenk für Deutschlands edle Töchter. 8. geh. 10 Gr. oder 45 kr.

Poppe, D. J. H. M., Larunda, oder: der Schutzgeist unserer Lieben, in so vielfältigen Gefahren des Lebens. Ein Lehr- und Lesebuch für Eltern und Kinder. Mit Kupf. 8. Auf Velinp. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. Dasselbe auf Druckp. ohne Kupf. 14 Gr. oder 1 fl. 3 kr.

Schiebe, Aug., kaufmännische Briefe, mit der nöthigen Erklärung und einer französischen Uebersetzung der üblichsten im Handel vorkommenden Wörter und Wendungen. gr. 8. geb. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Schreiber, Aloys, die Geburt des Erlösers. Mit 3 Kupf. 8. Auf Velinp. geh. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr. Dasselbe auf Druckp. ohne Kupf. 10 Gr. oder 45 kr.

Frankfurt a. M., im Oktober 1826.

Heinrich Wilmans.

Bey C. F. Osiander in Tübingen sind nachstehende zu Weihnachts-Geschenken vorzüglich geeignete Schriften erschienen:

Bilfinger, C. F., der geographische Jugendfreund oder Darstellung des Wissenswürdigsten, aus der Erdkunde, für die Jugend und Gebildete, beyderley Geschlechts. Mit einer Vorrede von Hofrath Poppe. Erster Theil, welcher die allgemeine Einleitung und Deutschland enthält. 8. geb. 1 fl. 48 kr.

Poppe, D. J. H. M., der astronomische Jugendfreund oder faßliche und unterhaltende Darstellung der Sternkunde für die Jugend und Gebildete, beyderley Geschlechts. 4 Bände mit 21 Steintafeln und 4 Vignetten. 8. geb. 9 fl. auf Schreibp. 11 fl. 24 kr.

— — der technologische Reise- und Jugendfreund oder populäre Fabrikenkunde, sowohl für Reisende, welche Fabriken und andere technische Werkstätte besuchen, als auch für die Jugend und ihre Freunde. 3 Bde. mit 25 Steintafeln. 8. geb. 8 fl. 48 kr., auf Schreibp. 10 fl. 36 kr.

— — neue und ausführliche Volksnaturlehre, dem jetzigen Standpunkte der Physik gemäß, sowohl zum Selbstunterrichte für denkende Bürger, Landleute und andere Liebhaber der Physik, als auch zum Gebrauch in Schulen. Mit 12 Steintafeln. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

— — physikalisches Lesebuch über die wichtigsten Gegenstände der Naturlehre. Sowohl zum Gebrauche in Schulen, als auch zum Selbstunterrichte für den Bürger und Landmann. 8. 1 fl.

— — Wunder der Mechanik oder Beschreibung und Erklärung der berühmten Tendlerschen Figuren, der Vaucansonschen, Kempelenschen, und anderer merkwürdiger Automaten, und ähnlicher bewunderungswürdiger mechanischer Kunststücke. Mit 10 Kupfern. 8. 48 kr. mit ill. K. 1 fl. 36 kr.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. sind folgende empfehlungswerthe Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bandello's Novellen. Zweyte Ausgabe. 3 Theile. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Bland, P., Neue Untersuchungen über den Croup oder die Laryngo-tracheitis. Aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen, Anmerkungen und einer literarischen Skizze dieser Krankheit begleitet von D. A. Clemens. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. oder 3 fl. 48 kr.

Briefe über Friedrich's Serena. Als Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zum richtigen Gebrauche dieses Werkes. Von einem praktischen Erzieher. 8. 4 Gr. oder 18 kr.

Cooper's und W. Irving's sämmtliche Werke. Wohlfeile Taschenausgabe auf ordinärem Druckpapier 2 Gr. oder 9 kr., auf Druckvelin. 4 Gr. oder 15 kr. per Bändchen.

Die bis jezt erschienene Werke dieser beyden neuesten und gehaltvollsten Schriftsteller des Auslandes geben 48 Bändchen in dieser Ausgabe, zu deren Abnahme sich die resp. Subscribenten verbindlich machen. Vierzehn Bändchen sind bereits hiervon erschienen, und jeden Monat werden 2 Bändchen ausgegeben.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Dritte durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. Auf Druckpapier 1 Rthlr. 21 Gr. oder 3 fl. 20 kr. Dasselbe auf Velinpapier 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

— — D. G., Hellodor. Des Jünglings Lehrjahre. Für religiös gebildete Söhne. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Friedleben, D. Th., Lehrbuch der Chronologie, oder Zeitrechnung und Kalenderwesen ehemaliger und jetziger Völker der Erde, in Zusammenstellung mit der christlichen Zeitrechnung. Populär durchgeführt für Liebhaber der Geschichte, der Rechenkunst und des Kalenderwesens. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 fl.

— — Populäre Experimental-Physik, für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. 3 Theile. Mit 16 Steintafeln. Geheftet. 4 Rthlr. 6 Gr. oder 7 fl. 12 kr.

Hufnagel, C., das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Krämer, J. K., Geometrische Uebungen. Ein Auszug aus Thilo's Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze. Als Leitfaden für Schüler. Mit 2 Kupfert. 8. 12 Gr. oder 48 kr.

Kruthoffer, F. H., Vorlegeblätter zum Unterricht in der deutschen und englischen Currentschrift, zum Gebrauch in öffentlichen Schulen und zum Selbstunterricht eingerichtet. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Kupfersammlung zu Walter Scott's Werken. 1ste Lieferung: das Fräulein vom See. 8 Gr. oder 36 kr., 2te Lieferung: Kenilworth. 12 Gr. oder 54 kr., 3te Lieferung: Peveril. Ivanhoe. 12 Gr. od. 54 kr., 4te Lieferung: das Kloster. Der Abt. 8 Gr. od. 36 kr. 5te Lieferung: die Seeräuber. Marmion. Die Braut von Lammermor. 8 Gr. oder 36 kr. (Wird fortgesezt.)

Lautir-, Buchstabir- und Lesespiel für Kinder. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Gr. oder 48 kr.

Rudolphi, J. J., Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder. 1 Rthlr. 4 Gr. od. 2 fl.

Schopenhauer, J., Erzählungen. 1r bis 4r Theil. Auf Druckpapier 5 Rthlr. 16 Gr. oder 9 fl. 36 kr. Dieselben, 1r bis 4r Theil. Auf Velinpapier. 7 Rthlr. 8 Gr. oder 12 fl. 48 kr.

Digitized by Google

Scott, Walter, Werke. Supplement-Bändchen zu sämmtlichen Ausgaben, enthaltend: Halidon-Höhe, Drama in 2 Akten. 6 Gr. oder 24 kr.

Taschenbuch, Rheinisches, herausgegeben von D. Adrian. Jahrgang 1827. Mit 10 Kupfern. In ordinärem Einband. 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.; in Pariserband. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr., in Maroquin. 4 Rthlr. oder 7 fl.

Wilbrand, D. J. B., Erläuterung der Lehre vom Kreislaufe in den mit Blut versehenen Thieren nebst weiterer Nachweisung, daß eine Bluteirculation weder in der Beobachtung noch wissenschaftlich begründet ist, und sich mit dem sonstigen Verhalten der Natur nicht vereinigen läßt. 8. 16 Gr. oder 1 fl.

Wild, C. A., Pharmaceutiker, praktischer Universal-Rathgeber für den Bürger und Landmann. Dritte durchaus umgearbeitete, verbesserte und mit fünfhundert neuen Recepten vermehrte Auflage. 2 Theile. Mit 4 Kupfert. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Anzeige, den „Gesellschafter" betreffend.

Wer sich erst vom künftigen Jahrgange (dem eilften) an die Zeitschrift:

Der Gesellschafter
oder Blätter für Geist und Herz
herausgegeben von F. W. Gubitz,
(Preis des Jahrgangs 8 Thlr. Pr. Cour.)

halten will, den ersuchen wir, bey uns oder der ihm nächsten Buchhandlung seine Bestellung spätestens bis zum 15. Januar 1827 zu machen.

Berlin.

Maurer'sche Buchhandlung.

Sauber gebundene Jugendschriften und Bilderbücher, zu angenehmen Geschenken für die Jugend, welche bey Goedsche in Meissen erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Schottischer Robinson,

oder des Schottländers Jakob Flintons Abentheuer zu Wasser und zu Lande durch alle Welttheile. Ein Buch für die Jugend zur Unterhaltung sowohl, als zur Belehrung in der Länder- und Völkerkunde. Von H. Oswald. 2 Theile mit 20 illumin. und schwarzen Kupfern. 8. 2 Rthlr. 10 gGr.

Die lernbegierige Jugend wird in diesem Werke eben so viel Belehrung, als Unterhaltung finden, und durch diese Lektüre ihre Erd- und Menschenkunde auf die wünschenswertheste Weise bereichern, da kein bedeutendes Land der Erde darinnen unbeachtet geblieben und reichlicher Stoff zu ernsten Gedanken über des Lebens Erscheinungen und Schicksale dargeboten ist.

Bildungsschule,

oder erste Nahrung für Verstand und Herz der Jugend, von H. Oswald. Mit illumin. Kupfern. 8. 21 gGr.

Mütter und Erzieher werden hier ein Mittel haben, nicht blos die Lust zum Lernen in den Kindern immer reger zu machen, sondern auch die sinnliche Anschauung, den Geist und das Herz auszubilden.

Zaubereyen des Lebens,

Erzählungen für die gebildete und wißbegierige Jugend, von J. G. Ziehnert. Mit 8 illumin. und schwarzen Kupfern. 12. 18 gGr.

Des Menschen edelste Kräfte, sein heiligstes Streben erscheint hier den Jünglingen und Jungfrauen in dem freundlichsten und sinnvollsten Zauberlichte, dessen Strahlen durch die romantischen Gevilde, wie Frühlingssonnen durch Blütenhaine, leuchten und des Menschen Willen unwillkürlich zu Weisheit und zur Tugend führen.

Anstands- und Sittenbuch, oder die Familie Ellfeld.

Eine Erzählung für die Jugend, zur Bildung des Geistes und des Herzens und zur Beförderung eines wohlanständigen und gesitteten Betragens, von J. C. Grote. Mit 6 illumin. Kupfern. gr. 12. 1 Rthlr. 12 gGr. Mit schwarzen Kupfern. 1 Rthlr. 4 gGr.

Ein sehr belehrendes und anziehendes Familiengemälde, das besonders zur Beförderung des Anstandes bey empfänglichen Gemüthern nicht fruchtlos bleiben wird.

Bildungsbuch in 37 unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von H. Oswald. 3te verbesserte Aufl. mit 10 gemalten Kupfert. 12. 18 gGr.

Kleine Bilderwelt. Zur Augenweide und Verstandesübung für die frühe Jugend erläutert von Trautschold. Mit 160 gemalten Abbildungen. 1 Rthlr.

Mädchenspiegel. Eine Bildungs- und Unterhaltungsschrift für die weibliche Jugend von 12 bis 15 Jahren, von Wilhelmine Willmar. Mit 6 illumin. und schwarzen Kupfern. 8. 1 Rthlr.

Der kleine Zeichner und Maler, bestehend in 49 schwarzen und illumin. Vorlegeblättern mit Blumen, Früchten, Thieren, Menschen und Landschaften, zum Nachzeichnen und Illuminiren. Ein Geschenk für die Jugend zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung. 12. 18 gGr.

Im Verlage der Buchhandlung von T. Trautwein in Berlin sind so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen, zu finden:

Gedichte von Auguste Kuhn. Preis brosch. 20 Gr.

Eine hohe fürstliche Frau hat verstattet, ihr diese Gedichte zuzueignen, welche Freunden sinniger und gemüthvoller Dichtung gewiß eine willkommene Gabe seyn werden.

Digitized by Google

Nro. 52.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

... Cotta'schen Buchhandlung in Stutt=

№ 51

Meg.

und Staa-
hrn. Aler.
ghaus in
rt. Zwey-
ritter Heft.
. Geogra-

n.
an Hoffmann
szug aus ei-
: an Hrn. v.
Bemerkungen
— Ueber die
Buchholz mit
2 aus Briefen
. — Einige
egerin, in der
o genannt. —
in Barometer=
öhenmessungen
er neuen Insel
andere neuere
tien. Voyage
Gesellschaft
r Richtung und
ind ihrer haupt-
ch. Statistik des
ande. Mémoire
mortalité à Bru-
ts über die Her-
von Deutschland,
tmann und Plan:
Prof. Dr. Berg=
Würtemberg und
rgbau gegen den
r verglichen. Von
Hrn. ... en, Dänemark.
Kurze Uebersicht der ... und Fabriken des dänischen Staats. — Spezial=Atlas von Dänemark. — Die königl. Tabell=Kommission. — Norwegen. — Ackerbau=Seminarium auf Semb. — Topographisk=Statistisk Beskrivelse over Kongeriget Norge af Jens Kraft.

In der J. H. Voigt'schen Buchhandlung in Jena sind folgende Werke erschienen und solche durch alle deutsche Buchhandlungen zu beziehen:

Der Frühling. Eine abentheuerliche Geschichte. Von dem Verfasser Urach's des Wilden. 2 Bde. mit 1 Kupfer 1826. 2 Rthlr. 12 Gr.

Richter, J. P. Fr. Zerstreute Blätter. Gesammelt durch Heinrich von Hohenlinden. 2 Bde. (Leipzig bey C. G. Schmidt in Comm. 1826). 1 Rthlr. 16 Gr.

Umriß der englischen Poetik. Aus dem Englischen 1826. 10 Gr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Kölns Vorzeit.

Geschichten, Legenden und Sagen Kölns
nebst einer Auswahl
Kölnischer Volkslieder.
Herausgegeben
von
Ernst Weyden.

8. in lithographirtem Umschlag geh.
XII und 308 Seiten. Preis 2 fl. 24 kr.

Dieses Werk zerfällt in drey Abtheilungen:

Die erste umfaßt eine Uebersicht der Geschichte Kölns von der Gründung der Stadt bis zu den Zeiten der Reformation, welcher ein Verzeichniß der Bischöfe und Erzbischöfe nebst Angabe ihrer ausgezeichnetsten Thaten beygefügt ist.

Die zweyte, Legenden und Sagen, theils in kölnischer Mundart, theils in heutiger Schriftsprache erzählt, enthält das, was in dieser Hinsicht in den alten Zeitbüchern aufbewahrt, oder noch im Munde des Volkes lebt.

Die dritte gibt eine Auswahl kölnischer Volkslieder — größtentheils in kölnischer Mundart.

Den Anfang bildet eine Beschreibung der kölnischen Volksfeste und Volksspiele, nebst einer Auswahl von Sprüchwörtern.

Köln, den 1. Sept. 1826.

Pet. Schmitz.

Lehrbuch
der
Naturgeschichte
zum
Schul- und Selbstunterricht
bearbeitet
von
W. W. Eckerle,
Professor am Lyceum in Rastatt.
Zwey Theile.
48 enggedruckte Bogen in 8.
Mit 16 großen Tafeln Abbildungen in einem besondern Hefte. 484 Figuren.
Ladenpreis: 3 Thlr. 8 gGr. sächs. 5 fl. 24 kr. rhein.

ist nun vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Von der frühesten Kindheit an empfangen wir die bedeutendsten und zugleich die angenehmsten Eindrücke aus den Erscheinungen der Natur. Auf dem Arme der

Digitized by Google

Mutter reicht das aufkeimende Kind nach Blumen, nach den Hausthieren, äußert seine Freude über vorbeygehende Pferde, Hunde ꝛc., und, weiter herangewachsen, können besonders dem Knaben Messen und andere Ausstellungen nichts Interessanteres bieten, als die Buden mit fremden Thieren und Vögeln, oder die Kasten mit Meermuscheln und Mineralien. Keine Erzählung fesselt die Kleinen mehr, als, wo die Personen aus dem Thierreich gewählt sind, und ihre Abbildungen werden sicher in Bilderbüchern am ersten aufgesucht und am längsten beschaut.

Unbestreitbar zeigt also dieser Trieb, daß im Schooße der Natur die erste und wichtigste Quelle für die Ausbildung des Menschen liegt, und daß ihre Kenntniß und Erforschung der unerschöpflichste Gegenstand seines Strebens bleibt. Je mehr er mit derselben sich vertraut gemacht, um so sicherer ergreift und erlangt er auch die Erfordernisse des Lebens, um so reiner bewahrt er seine Gefühle, um so weniger weicht er von seiner bürgerlichen und sittlichen Bestimmung ab. Warum sollte es also nicht eine dringende Angelegenheit seyn, bey der Erziehung der Jugend und bey der eigenen Ausbildung zunächst sich die besten Mittel anzueignen, welche zur richtigen und gründlichen Kenntniß der Natur, ihrer Elemente und verschiedenen Erscheinungen führen können, und wie wichtig ist es, bey den großen Fortschritten der Naturwissenschaften das Neueste zu wählen, was bewährte Männer uns bieten. Der Herr Verfasser dieses Buches hat sich als solcher schon vollständig beurkundet durch seine Lehrbücher der Naturlehre und der Gewerbskunde, welche von der Kritik und in der Anwendung bey Lehr- und Erziehungsanstalten die ungetheilteste Anerkennung gefunden haben, und wir glauben daher um so zuversichtlicher zu seiner vorzugsweisen Anschaffung ermuntern zu dürfen, da bey seiner bedeutenden Ausdehnung mit dem sparsamsten Druck, bey den meisterhaft gezeichneten und ausgeführten Abbildungen auch der wohlfeile Preis eine seiner vorzüglicheren Eigenschaften ist, unter welchen wir wohl noch besonders zur Beachtung hervorheben dürfen, daß es zwischen den so häufig erscheinenden Extremen, durch allzu weitläufige bis zur Tändeley ausartende Erzählungen und Beschreibungen eher von der Hauptsache abzuleiten, oder die für die Bildung und Befriedigung des Verstandes und Gefühles gleich wichtige Kenntniß der Natur zu einem trockenen abschreckenden und ermüdenden Schematismus herunter zu ziehen, die angemessenste Mitte hält. Eine sehr ehrenvolle Bestätigung des hier Gesagten befindet sich bereits in den Freymüthigen Jahrbüchern der allgemeinen deutschen Volksschulen, von Schwarz, Wagner, d'Autel und Schellenberg. 6r Band. 1s Heft, und in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1826. Nr. 51.

Obgleich der genannte Ladenpreis für die Ausdehnung des Werkes und für die auf seine Ausstattung verwendeten Kosten äußerst mäßig ist, so haben wir uns doch entschlossen, zu weiterer Erleichterung der Anschaffung, bis zu Ende dieses Jahres die Vergünstigung allgemein eintreten zu lassen, welche wir vorzugsweise nur für diejenigen Lehranstalten zum Anfang bewilligt hatten, bey welchen das Buch schon nach Vollendung des ersten Theils sogleich eingeführt wurde, nämlich eines Pränumerationspreises von 4 fl. 3 kr. rhein. od. 2 Thlr. 12 gGr. sächs. gegen baare Einsendung des Betrags. Ueberdieß soll, wo der Betrag auf 12 Exemplare zugleich eingeschickt wird, noch ein Freyexemplar beygefügt, und auf 6 Exempl. ein halbes vergütet werden.

Oktober 1826.

August Oswald's Buchhandlung in Heidelberg und Speyer.

Ich finde für nöthig zu erklären, daß ich mit dem Herrn C. H. von Thumb, Verfasser eines Lustspiels, unter dem Titel: Recept für Magen und Herz, keineswegs dieselbe Person bin.

Stuttgart, im Dec. 1826.

Freyherr von Thumb.

Ein echt christliches Erbauungsbuch ist:

Jesus Christus
oder
das Evangelium
in frommen Gaben ausgezeichneter
deutscher Dichter.
Ein Erbauungsbuch
für
denkende Verehrer Jesu.
Von
D. J. C. G. Schincke,
Prediger.

1826. 8. Schön gedruckt und elegant geheftet.
Preis 1 Rthlr. 12 gGr.

Möge, so schließt der Verfasser seine Vorrede, das Büchlein gefallen in seiner Einfachheit, und Eifer in recht Vielen wecken, auf den Acker des Lebens, auf das Herz, den Samen des Evangeliums zu streuen, daß er hier schon Jedem keime und blühe, am schönsten und vollsten aber blühe im Lande des Friedens!

In allen guten Buchhandlungen ist es zu haben.

Halle, den 1. Oktober 1826.

Gebauer'sche Buchhandlung.

Bekanntmachung
für Freunde der italienischen Literatur.

Dem ersten Theile meines PARNASSO ITALIANO, welcher einen kritisch gereinigten Urtext von „La divina Commedia di Dante Alighieri," „Le Rime di Petrarca," „L'Orlando furioso di Ariosto" und „La Gerusalemme liberata di Tasso," nebst zweckmäßigen Commentaren, vereinigend zusammenstellt, dessen erste Lieferung bereits im vorigen Sommer erschienen ist und wovon der Schluß bis Ende dieses Jahres die Presse verläßt, wird sich ein ähnlicher, in typographischer Hinsicht ganz übereinstimmender, zweyter Band anschließen, und unter dem beybehaltenen Titel:

IL
PARNASSO ITALIANO CONTINUATO
OVVERO
LA PARTE SECONDA
DE' POETI CELEBERRIMI ITALIANI

folgenden Inhalt aufnehmen:

BOJARDO. L'Orlando innamorato da Francesco Berni. BOCCACCIO. Il Decameron. — M. A. BUO-

NARROTI. Le Rime. — DANTE. La Vita nuova. = Le Rime. = Il Convito amoroso. — ARIOSTO. I cinque Canti. = Le Rime. = Le Satire. — TASSO. Le Rime. —

Die Subscription wird mit dem Erscheinen der ersten Abtheilung eröffnet, da auch dieser Band, gleich seinem Vorgänger, zwey Lieferungen bildet, und die früher bey jenem stattfindenden Bedingungen, so wie ein ähnliches Verhältniß des Preises, hier ebenfalls eintreten sollen.

Gleichzeitig mit diesem Unternehmen, und in einer dem PARNASSO völlig entsprechenden Form, ist für meinen Verlag eine Ausgabe der vorzüglichsten Werke des italienischen Drama unter der Presse. Sie führt den Titel:

Teatro
CLASSICO ITALIANO
ANTICO E MODERNO.
CON ILLUSTRAZIONI ISTORICHE E CRITICHE.

Diese Sammlung wird zwey starke Großoctavbände füllen. Jeder Autor besteht für sich mit der von 1 beginnenden Signatur der Seitenzahl, um später, beym Beschluß des Ganzen, eine chronologische Folge der verschiedenen Schriftsteller treffen zu können. Hieraus entspringt zunächst der Vortheil, daß der Druck ungehindert und ohne hemmenden Zwang vorrücken kann, den sonst die Verschiedenheit der Materien, bey der größern und mindern Schwierigkeit, welche sich der kritischen Bearbeitung darbietet, auferlegen würde.

Leipzig, Oktober 1826.

Ernst Fleischer.

Für Freunde belletristischer Lektüre, Leih- und Privat-Bibliotheken.

So eben sind in Ernst Kleins Comptoir in Leipzig erschienen:

Zeichnungen nach der Natur.
Entworfen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Chamouny-Thale. Von dem Verfasser von Wahl und Führung.
geh. mit farbigem Umschlag 1 Rthlr. 8 Gr.

Der geschätzte Verfasser, der sich schon in den Seefahrern als Meister von Naturschilderungen bewiesen hat, stellt hier von dem interessantesten Lande eigene Anschauungen so dar, daß man sie selbst zu genießen glaubt; auf das Vollkommenste wiederholt er sie aber denen, die sie schon genossen.

Andruzzos
der Livadier.
Historischer Roman von
W. v. Lüdemann,
Verf. des Suliotenkrieges, der Pyrenäenzüge, 2 Bändchen
1 Rthlr. 16 Gr.

Durch die wahre, blos mit dem Reichthum griechischen Himmels und Lebens ausgeschmückte Geschichte dieses Vaters des Odysseus erhalten wir ein lebenvolles Gemälde Griechenlands und seiner Klephten, das Verständniß um seiner Entwickelung des jetzigen Freyheitskampfs, blos unentschieden, ob unser Interesse mehr durch das Historische oder Poetische erregt oder festgehalten wird.

Neue Musikalien
im Verlage der Breitkopf- und Härtel'schen Musikhandlung in Leipzig.

Für Orchester.

Eberwein, C., Ouverture du Monodrame: Proserpine de Göthe, Op. 17. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Braun, G., Duo pour Violon et Viola. Op. 20. 12 Gr.
Rovelli, P., 6 nouveaux Caprices p. le Violon. Op. 5. 1 Thlr.
— — Potpourri p. Violino c. accomp. di 2 Violini, Viola e Violoncello. Op. 4. 1 Thlr. 8 Gr.
Voigt, 3 Sonates faciles p. 2 Violoncelles. Op. 40. 16 Gr.

Für Blasinstrumente.

Belke, F., Trios pour 2 Cors et Trombon de Basse. Op. 14. 8 Gr.
Blatt, F. T., 12 Caprices en forme d'Etude p. la Clarinette. Liv. 1. 16 Gr.
Drouet, 3 Walses pour 2 Flûtes. 12 Gr.
Fuchs, Amusement p. Flûte et Pianoforte. Op. 3. 1 Thlr.
Gabrielsky, G., Fantaisie p. la Flûte. Op. 80. 6 Gr.
— — do. do. 81. 8 Gr.
Köhler, H., 3 Duos brillans p. 2 Flûtes. Op. 152. 20 Gr.
— — Potpourri d'airs favoris, arrangés en Duos, pour 2 Flûtes. Op. 153. 12 Gr.
Krause, J. H., 6 Galanterie-Stücke für vollständige Trompeten-Musik 18 Gr.
Mejo, W., Variations p. Flûte, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Cors, 2 Bassons, Serpent (et Trombon de Basse ad lib.) Op. 5. 1 Thlr.
Müller, F., 2d Concertino pour la Clarinette avec accomp. de l'Orchestre. Op. 27. 1 Thlr. 12 Gr.
— — Pièces d'Harmonie p. Flûte, 2 Clarinettes, 2 Hautbois, 2 Cors, 2 Trompettes, 2 Bassons et Serpent. Op. 28. Liv. 1. 1 Thlr. 4 Gr.
— — do. do. Liv. 2. 1 Thlr.
— — Thème varié pour le Basson avec acc. de 2 Violons, Viola, Flûte, 2 Clarinettes, 2 Cors et Basse. Op. 29. 1 Thlr.
— — 6 Pièces pour 4 Cors. Op. 30. 12 Gr.
— — 2e Concertante pour Clarinette et Cor, ou Clarinette et Basse avec accomp. de l'Orch. Op. 31. 2 Thlr.
Rossini, J., Quatuor pour Flûte (ou Hautbois), Clarinette, Cor et Basson. 12 Gr.
Schnabel, J., Concerto pour la Clarinette, avec accomp. de l'Orchestre. 2 Thlr. 12 Gr.
Schönfeld, C., Sonate pour Flûte et Pianoforte. Op. 14. 1 Thlr.
— — Introduction et Variations sur l'air: An Alexis, pour la Flûte avec accomp. de l'Orchestre. 1 Thlr.
— — le même, avec accomp. de Pianoforte. 16 Gr.

Literarische Anzeige.

Die von der Montag- und Weiß'schen Buchhandlung in Regensburg und von dem Buchdrucker J. B. Rotermundt daselbst verlegten rechtmäßigen Ori-

Digitized by Google

ginal-Ausgaben folgender höchst interessanter Werke sind, des von der Ferstlichen Buchhandlung in Grätz veranstalteten widerrechtlichen Nachdrucks wegen, von heute an um beygesezte erniedrigte Preise durch alle solide Buchhandlungen zu haben, nämlich:

1) Kornmann, Rupert (Prälat von Priefling), die Sibylle der Zeit aus der Vorzeit; oder politische Grundsätze durch die Geschichte bewähret. Nebst einer Abhandlung über die politische Divination und einem Anhange einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. 3 Theile. Dritte unveränderte Originalausgabe. gr. 8. Regensburg, 1825. Verlag von Montag und Weiß. 68½ Bogen. Preis (sonst 3 Thlr.) jezt 1 Thlr. 20 Gr. sächs. oder 3 fl. 18 kr. rhein.

2) Dessen Sibylle der Religion aus der Welt- und Menschengeschichte. Nebst einer Abhandlung über die goldenen Zeitalter. Zwente, vermehrte Ausgabe, nebst einer deutschen Uebersetzung der in fremden Sprachen vorkommenden Stellen. gr. 8. Regensburg, 1816. Verlag von Rotermundt. 34 Bogen. Preis (sonst 1 Thlr. 12 Gr.) jezt 1 Thlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

3) Dessen Nachträge zu den beyden Sibyllen der Zeit und der Religion. Nebst dem Bildnisse und der Biographie des Verfassers. gr. 8. Regensburg, 1818. Verlag von Montag und Weiß. 28½ Bogen. Preis (sonst 1 Thlr. 8 Gr.) jezt 20 Gr. sächs. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Indem wir dem verehrlichen Publikum Gelegenheit geben, sich die vorstehenden mit deutlichen Schriften gedruckten einzig ächten Originalausgaben um wohlfeile Preise anzuschaffen, bringen wir noch zur allgemeinen Kenntniß, daß der Nachdrucker in Grätz — welcher durch seine Ankündigungen die Käufer zu täuschen sucht — mit der Kornmann'schen Familie nicht in der mindesten Verbindung gestanden hat, und daher seiner Nachdrucksausgabe auch keine Kornmann'schen Verbesserungen und Vermehrungen hat hinzufügen können, in deren rechtlichen Besitz nur wir allein gekommen wären, wenn sich unter den hinterlassenen Papieren des seligen Herrn Prälaten außer obigen Nachträgen noch etwas solches vorgefunden hätte.

Uebrigens ist durch die Gerechtigkeit unsers allergnädigsten Königs, auf unsere bey der allerhöchsten Stelle in München eingereichte Beschwerde, der Verkauf des Nachdrucks von den Kornmann'schen Werken im ganzen Königreiche Baiern streng untersagt worden.

Regensburg, am 1. Nov. 1826.

Montag- und Weiß'sche Buchhandlung.

Bey J. Hölscher in Coblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Hörter, J. Der rheinländische Weinbau nach theoretisch-praktischen Grundsätzen für denkende Oekonomen. 4r Theil mit 44 Abbildungen. (Umfaßt das Ganze der Kellerwirthschaft.) 8. 3 fl.

Rauschnick, D. Kurzer Abriß der alten Geschichte zum Gebrauche für Gymnasien und Realschulen. gr. 8. 45 kr.

— — Kurzer Abriß der Geschichte des Mittelalters. ill. gr. 8. 45 kr.

Die neuere Geschichte erscheint in Kurzem.

Von Hilpert's großem Wörterbuche der Englischen und Deutschen Sprache, 4 Bände in gr. Quart,

wird der erste Band im Frühjahr 1827, und die Folge rasch auf einander erscheinen. Es gibt eine Ausgabe davon auf schön weiß Druckpapier und eine andere mit breiterem Rande auf Schreibvelin. Von beyden Ausgaben ist der Prospectus nebst Probe in allen Buchhandlungen zu bekommen. Auf die Druckpapier-Ausgabe kann man nach Belieben pränumeriren oder subscribiren: auf die feine Ausgabe aber nur pränumeriren, und zwar mit 21 fl. 36 kr. rhein. für alle 4 Bände.

Für die Ausgabe auf Druckpapier ist

a) der Pränumerationspreis 12 fl. rhein., in zwey Hälften zahlbar, nämlich 6 fl. bey der Bestellung, und die gleiche Summe nach Erscheinen des zweyten Bandes.
b) der Subscriptionspreis 4 fl. 3 kr. per Band, bey dessen Ablieferung zahlbar.

Alle diese Preise gelten jedoch nur für diejenigen Abonnenten, welche von jezt an bis 1. Mai 1827 sich melden. Für spätere Abonnenten tritt eine merkliche Preiserhöhung ein.

Karlsruhe, den 1. November 1826.

G. Braun.

Folgendes interessante Werk ist so eben erschienen:

Die

Gas-Erleuchtung.

Eine physikalisch-ökonomische Abhandlung

über

den Nutzen und die vermeinten Gefahren der Gas-Erleuchtung;

nebst

Beschreibung des dazu erforderlichen Apparates.

Von

Wilhelm Vollmer,

Docent der Physik und Chemie.

Nebst fünf Steindrücken.

1826. Berlin, Maurer'sche Buchhandlung.

Preis geh. 10 Gr.

Diese Schrift ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten.

Digitized by Google

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Polytechnisches Journal,
Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1826. Erstes Dezemberheft.

Literarische Anzeige.

Das unter dem Namen von Varrentrapp bekannte

genealogische Staats-Handbuch
65r Jahrgang (1827),

dessen Druck im Oktober begann und unausgesezt fortgeht, wird im Laufe des nächsten Januars in meinem Verlage erscheinen.

Diese Anzeige möge den mannichfachen Anfragen wegen Herausgabe dieses Handbuchs genügen und dessen Gönner und Liebhaber veranlassen, ihre Bestellungen baldigst bey den ihnen nächstgelegenen Buchhandlungen abzugeben.

Frankfurt a. M., 30. November 1826.

Joh. Friedrich Wenner,
Buchhändler und Buchdrucker.

Wohlfeile Original-Ausgabe
von
Joh. Jakob Heß,
Doctor der Theologie und Antistes der Zürcher'schen Kirche,
Werke
über
die biblische Geschichte
alten und neuen Testaments.
23 Bände. 8.
Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.

Der Nachdrucker J. G. S. Stief in Gmünd bietet in einer Extrabeylage zum schwäbischen Merkur das Heßische Bibelwerk, unser wohlerworbenes und honorirtes Eigenthum, im Nachdruck à 3 Kreuzer per Bogen, auf Subscription an; unter dem Vorwand, das Werk sey weder in der Schramschen Handlung noch in Deutschland überhaupt zu finden, und empfiehlt solches als „ein unübertreffliches, jedem Verehrer der Wahrheit und des Christenthums theueres Buch, das in unserer Zeit höchst willkommen seyn muß.“ Im lezten Punkt hat der Nachdrucker vollkommen Recht, aber in Bezug auf die Original-Edition ist er im Irrthum, wenn er glaubte, daß je ein einzelner Theil derselben, im rechtlichen Buchhandel auch nur eine Stunde gefehlt habe; ganz Deutschland kennt das Werk wohl besser als der Hr. Nachdrucker es sich vorstellt. Einzelne Abtheilungen davon, z. B. das Leben Jesu hat acht Auflagen, die Apostelgeschichte vier Auflagen u. s. w. erlebt; mithin ist kein Grund vorhanden, einen Nachdruck früherer Nachdrücke davon zu veranstalten: aber mannichfaltig sind wir dazu aufgefordert worden, diese trefflichen Werke, die Früchte sechszigjährigen rastlosen Fleißes, tiefer Forschung und ächter Frömmigkeit, welche der hochbetagte ehrwürdige Greis bis dahin mit unverwandter Sorgfalt pflegte, um einen recht wohlfeilen Preis in den Kreis vieler christlichen Familien jedes Cultus gelangen zu lassen, damit sie den Hauptbestandtheil einer Hausbibliothek bilden möchten, deren Prüfung und Durchlesung die Größe und Wichtigkeit der heiligen Urkunden so überzeugend zu Herzen bringt, und den Glauben an die göttliche Vorsehung, ihre weisen Lenkungen der Schicksale ganzer Völker und einzelner Menschen, den Trost eines bessern zukünftigen Lebens — immer stärker befestigt. Diese Wünsche wollen wir erfüllen, und zwar weit billiger als der Nachdrucker es thun wollte, ungeachtet wir starke Kapitalien dafür auslegen mußten, die der Nachdrucker nicht zu zahlen braucht; und unsere Ausgabe rücksichtlich des Drucks und des Papiers sich vortheilhaft auszeichnet.

Das Heßische Bibelwerk
enthält:

Die Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu, zwölf Bände nebst Register . . .	355 Bogen.
Das Leben Jesu. Achte Aufl., drey Theile	130½ —
Die Geschichte und Schriften der Apostel Jesu. Vierte Aufl., drey Theile	122 —
Und als nothwendige Zugabe: Lehren, Thaten und Schicksale unsers Herrn, von verschiedenen Seiten beleuchtet. Dritte Aufl., zwey Theile .	66 —
Von dem Reiche Gottes, ein Versuch über den Plan der göttlichen Anstalten und Offenbarungen. Dritte Aufl., zwey Theile	61 —
Kern der Lehre vom Reiche Gottes. Zweyte Ausgabe 1826	28½ —
Drey und zwanzig Bände in Oktav	763 Bogen.

Diese drey und zwanzig meistens sehr starken Bände, nebst den dazu gehörenden Landkarten und Planen, welche bey dem Nachdrucker Hr. Stief den Bogen à 3 Kreuzer gerechnet 38 fl. kosten müßten, sind nun in den Original-Ausgaben unter dem Haupttitel:

Heßisches Bibelwerk
23 Bände. 8.

von jezt an bis Ende des Jahres, so lange noch vollstän-

dige Exemplare vorräthig sind, um den ungemein wohlfeilen Preis von

Zwey und zwanzig Gulden
oder
14 Rthlr. 16 Gr. sächsisch

durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben.

Es wird jedem Literaturfreund und Kenner des Buchhandels einleuchten, daß wir dabey als Nothwehr gegen den, zur Schande Deutschlands noch geduldeten Nachdruck, ein bedeutendes Kapital aufopfern, und daher diese außerordentliche Preisverminderung (bisher kostete das Werk 45 fl. 30 kr. oder 30 Rthlr. 8 Gr. sächs.) nicht auf die einzelnen Abtheilungen, welche auch besonders zu haben sind, ausgedehnt werden können. Die beliebten Neunkreuzer-Editionen sind ihrer sogenannten Wohlfeilheit wegen zu vielen Tausenden gekauft worden — unsere Anerbietung ist noch weit billiger; wer daher sein Geld für Bücher von bleibendem Werth anwenden will, wird die Anschaffung dieser gehaltvollen Sammlung unter keinen Umständen bereuen und ohne Zweifel dem wohlfeileren Original vor dem widerrechtlichen theureren Nachdruck den Vorzug schenken.

Zürich, den 20. Juli 1826.

Orell, Füßli und Comp.

Es darf den Verfasser der oben genannten Schriften freuen, wenn auch von seinen frühern Produkten, deren Zweck mit den spätern ganz übereinstimmt, noch Gebrauch gemacht wird; aber unbillig muß er es doch finden, wenn die weitere Verbreitung derselben zu offenbarem Schaden ihres rechtmäßigen Verlegers durch einen abermaligen Nachdruck geschieht. Er findet daher obige Aeußerung der benachtheiligten Buchhandlung der Natur der Sache ganz angemessen. Bey allen seinen auf die biblische Geschichte sich beziehenden Schriften, welche (abgesondert von seinen übrigen, zwar auch damit verwandten, Aufsätzen) ein Ganzes ausmachen, hat er sich an Einen und denselben Herrn Verleger gehalten: und er glaubt, das Werk habe, theilweise und im Ganzen, in allen bisherigen rechtmäßigen Auflagen dabey gewonnen; denn seine von Zeit zu Zeit gelieferten Nachbesserungen und Ergänzungen wurden jedesmal unter seiner unmittelbaren Aufsicht eingerückt. Die Natur des, einer fortgesetzten Berichtigung empfänglichen und bedürftigen Werkes selbst erforderte, daß die jedesmaligen Verbesserungen so sorgfältig wie möglich eingeschaltet würden, da bey mehr als Einem Nachdrucke eigenmächtige Aenderungen und Zusätze (der Verfasser weiß selbst nicht, von wem) substituirt worden sind. Keiner von allen Nachdrücken hatte weder den innern, noch den äußern Werth der Original-Ausgabe. Bey jeder solchen hingegen konnte man sicher seyn, daß sie getreu nach des Verfassers neuester eigenster Revision an's Licht trete.

Johann Jakob Heß.

Anzeige für Theater-Direktionen.

Das Landhaus am Walde, komische Operette in einem Akt, frey nach dem Französischen von H... Z..., Musik von Nicolo.

Diese Oper, welche den 14. Aug. auf hiesiger Bühne zum Erstenmale gegeben und späterhin wiederholt mit allgemeinem Beyfall aufgenommen wurde, die durch ihren komischen Inhalt sowohl, als durch ihren originellen Gegenstand entsprechende Musik, eine angenehme Unterhaltung gewährte, ist bey Unterzeichnetem zu haben. Die Bühnen, welche diese Oper zu besitzen wünschen, belieben ihre Bestellungen ergeben zu lassen, an

G. H. Hedler, Musik- und Instrumenten-Handlung in Frankfurt a. M.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Genealogisches Taschenbuch zum Geschäftleben eingerichtet für das Jahr 1827.

Darmstadt, bey Carl Wilhelm Leske.

Bessere Ausgabe 12 Gr. oder 48 kr. Ordinäre Ausgabe 8 Gr. oder 36 kr.

Dieses Taschenbuch enthält neben einer vollständigen Genealogie der hohen in Europa regierenden Häuser, bis auf die neueste Zeit fortgesezt, hinlänglichen Raum zu schriftlichen Notizen für alle Tage des Jahres; Reductionen der gebräuchlichsten Geldsorten, vollständige Interessentabellen zu 4, 5 und 6 Procent ꝛc.

Zur neuen Ausgabe von

Göthes sämmtlichen Werken

erscheint bey Friedrich Fleischer in Leipzig eine Kupfersammlung in 40 Blättern in 8 Lieferungen, jede zu 5 Blättern. Preis jeder Lieferung zur Oktav-Ausgabe 12 Gr. oder für das Ganze auf einmal bezahlt 3 Rthlr. 12 Gr., zur Taschen-Ausgabe 10 Gr., oder für das Ganze *auf einmal bezahlt* 3 Rthlr.

Die erste Lieferung erfolgt zu Ostern 1827. In sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten kann darauf unterzeichnet und eine ausführliche Anzeige abverlangt werden. Der Betrag wird erst nach Empfang jeder Lieferung bezahlt, wenn man nicht vorzieht, bey der ersten Lieferung aufs Ganze zu bezahlen und dadurch eines Vortheils theilhaftig zu werden. Wer bey dem Verleger selbst auf 5 unterzeichnet, erhält ein 6s frey. Es wird alles aufgeboten werden, die Kupfer des Gegenstandes würdig zu liefern, wozu, wenn vorläufig nur Männer wie Retzsch, Näcke, Schnorr, Hempel u. a. m. als Zeichner genannt werden, man wohl gerechte Erwartungen hegen wird.

Organische Chemie.

Bey mir erschien:

Repertorium
der
organischen Chemie
von
Gustav Theodor Fechner.

Ersten Bandes erste Abtheilung gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Diese Abtheilung, die chemische Pflanzenphysiologie und die Pflanzensäuren abhandelnd, bildet einen Theil

Digitized by Google

des großen Werks des Verf. nach Thenard, dessen erschienene Bände sich in den Händen der Freunde dieser Wissenschaft befinden.

Leipzig, den 28. Oktober 1826.

Leopold Voß.

Ankündigung eines neuen Journals.

Vom ersten Januar 1827 an erscheint in der unterzeichneten Buchhandlung ein Journal unter dem Titel:

Berliner Conversations-Blatt für Poesie, Literatur und Kritik.

Redigirt von D. Fr. Förster und W. Häring (Wilibald Alexis.)

Die Tendenz dieses Blattes wird durch eine gediegene und gewissenhafte Kritik eben so sehr zur Bildung des Geschmacks als durch freye poetische Arbeiten zu einer angenehmen Unterhaltung beytragen. Ueber den Inhalt nur so viel: daß poetische Erzeugnisse jeder Form, namentlich Novellen und Erzählungen, mit freyen Aufsätzen, ästhetisch, historisch, statistischen Inhalts wechselnd, den unterhaltenden Theil des Blattes bilden werden. Die Kritik wird in die aller kritischen und der sonst ins Leben tretenden Erscheinungen der Kunst im weitesten Sinn zerfallen.

Von diesem Journal erscheinen wöchentlich 5 Blätter, außer den literarisch-musikalisch-artistischen Anzeigen.

Der Preis des ganzen Jahrganges ist 9 Thaler, halbjährlich 5 Thaler; der Prospektus wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis ausgegeben.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. (In Posen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenstraße Nr. 152 und in Lissa am großen Ringe Nr. 263)

Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter. Ein Schul- und Familienbuch.

Von

Theodor Heinsius.

Vier Theile mit vier allegorischen Kupfern.

Broschirt im Umschlage jeder Theil 1 Rthlr. 12 Gr.

Eine reiche Auswahl der trefflichsten Erzeugnisse unserer Dichter und Redner, deren Verständniß überall, wo es nöthig schien, durch Einleitungen und Anmerkungen befördert ist, und an die sich nun ein vierter Band, die epische und dramatische Dichtkunst behandelnd, anschließt, der aber auch einzeln unter besonderem Titel zu haben ist. Dieses Familienbuch, wie es der Titel mit Recht nennt, da es für Jünglinge und Männer, für Mädchen und Frauen gleich anziehend, für das reifere Jugendalter aber besonders lehrreich und bildend ist, empfiehlt sich auch äußerlich, daher es diejenigen Eltern, die bey dem bevorstehenden Weihnachtsfeste auf eine nützliche und freundliche Gabe der Liebe, für ihre Kinder sinnen, in jeder Beziehung zweckmäßig erscheinen dürfte.

Ernst Friedrich Mittler in Berlin, Stechbahn Nr. 3.

Dresdner Morgen-Zeitung,

herausgegeben von

Friedr. Kind und Karl Const. Kraukling;

nebst

dramaturgischen Blättern

von

Ludwig Tieck.

Dresden, im Verlage der Wagner'schen Buchhandlung.

Unter diesem Titel beginnt mit dem ersten Januar 1827 eine Zeitschrift, deren würdige Richtung sich den geehrten Lesern aus der Wahl der Beyträge und der Mitarbeiter bald ergeben wird.

Nicht nur Erzählungen, Novellen und Dichtungen verschiedener Art werden in anmuthiger Abwechselung ihren Inhalt bilden, sondern auch den mannichfaltigsten wissenschaftlichen Mittheilungen, Berichtigungen, Erörterungen und Abhandlungen von nicht zu weitem Umfange und in gedrängter, den gebildeten Layen leicht ansprechender Form, Nachrichten von literarischen und artistischen Erscheinungen des In- und Auslandes und kritischen Beleuchtungen derselben soll Raum gegeben, und auf diese Weise der Ernst der Wissenschaft und Kunst mit erhebender und erheiternder Unterhaltung möglichst verbunden werden. Nur Politik bleibt von dem Plane dieses Blattes völlig ausgeschlossen, so wie auch kirchliche Polemik sorgfältig vermieden werden wird.

Eine sehr weit verbreitete literarische Bekanntschaft und die gütige Zusage gehaltvoller Beyträge von vielen der berühmtesten und geachtetsten Schriftsteller gibt uns die ungemein erfreuliche Aussicht auf eine reichhaltige und gediegene Ausstattung unseres Blattes; der redliche Wille und die gemeinnützige Absicht der Redaktion mögen die Würdigkeit ihres Unternehmens verbürgen, das achtende Zutrauen und die Ermunterung der verehrten Leser ihr wohlwollend entgegen kommen!

Friedrich Kind. Karl Constantin Kraukling.

Dramaturgische Blätter.

Unter diesem Titel werde ich jene kritischen Aufsätze und Bemerkungen über das Theater und Schauspiele und Schauspieler in gegenwärtigem Blatte fortsetzen, die vor einiger Zeit in zwey Bändchen mit meinem Namen erschienen sind. Die hiesige Bühne wird die Veranlassung seyn, jene dort versprochenen Abhandlungen auszuführen, und andere, die sich mehr oder minder auf das Dresdner Theater beziehen werden, hinzuzufügen. Von Neujahr erscheinen in jedem Monate wenigstens zwey Blätter. Ich brauche mich über meine Absicht dieser kritischen Aufsätze nicht umständlicher auszusprechen, da denjenigen, die

sich dafür interessiren, meine Art und Weise nicht unbekannt ist.

L. Tieck.

Von der Dresdner Morgenzeitung werden wöchentlich vier und von den dramaturgischen Blättern monatlich zwey Nummern erscheinen, für deren würdige äußere Ausstattung die Verlagshandlung Sorge tragen wird. Von Zeit zu Zeit werden die etwa nöthigen Kupfer- und Musikbeylagen zugegeben werden. Alle Buchhandlungen und Postämter Deutschlands und der Schweiz nehmen hierauf Pränumeration mit 8 Thalern für den ganzen Jahrgang an.

Inhalt der ersten Nummern der Dresdner Morgenzeitung, welche als Probeblätter in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben sind:

Erzählung: die Verschwundene. Eine Begebenheit aus der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von Friedrich Kind.

Aufsätze verschiedener Art, Briefe und Dichtungen, von J. J. Baggesen, K. von Falkenstein, Heinrich von Kleist, Johannes von Müller, Jean Paul Fr. Richter, Friedr. von Schiller (noch ungedruckt), L. Tieck, C. A. Tiedge, Aug. Heinr. von Weyrauch, und And.

Sämmtliche für die Redaction der Morgenzeitung bestimmte Einsendungen bittet man mit folgender Adresse zu versehen:

An Herrn K. C. Kraukling, abzugeben in der Wagner'schen Buchhandlung zu Dresden.

Unerbetene Mittheilungen werden nicht anders als frankirt oder durch Buchhändler-Gelegenheit erwartet.

Wagner'sche Buchhandlung in Dresden.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Wagner, Adolf, Lehrbuch der italienischen Sprache, zum Selbstunterricht und für höhere Schulen. Zweyte unveränderte Auflage. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Vorzüge, wodurch sich diese Sprachlehre vor andern auszeichnet, sind seit Erscheinung der ersten Auflage so sehr anerkannt worden, daß wir einer Auseinandersetzung derselben überhoben sind. Wir begnügen uns daher, zu erinnern, daß diese Sprachlehre gedrängt, wie sich schon aus dem Inhaltsverzeichniß ergibt, Gegenstände abhandelt und bearbeitet, welche in allen übrigen Grammatiken, deren Werth übrigens auf sich beruhen mag, selbst in der Fernowschen, entweder ganz unberührt bleiben, oder doch minder befriedigend behandelt werden.

Leichte Uebersicht, Gründlichkeit, Reichthum des Stoffes bey Gedrängtheit der Form, tiefe Kenntniß beyder Sprachen und das große Talent, dem Lernenden auch das Schwerste leicht zu machen, sind Eigenschaften, welche dieses Buch zum ersten seiner Art erheben, und der Erfolg wie die Kritik rechtfertigen den eigenthümlichen Weg, welchen der Verfasser bey der Abfassung eingeschlagen hat.

Leipzig, im Nov. 1826.

Weygand'sche Buchhandlung.

Ankündigung.

Auch im Jahre 1827 wird fortgesezt die:

Berliner Allgemeine musikalische Zeitung

redigirt von A. B. Marx.

4r Jahrgang. — Preis des Jahrgangs 5 Rthlr. 8 Gr.

Es ist uns sehr erfreulich zu sehen, wie diese für das Beste der Kunst gegründete Zeitung immer mehr Anerkennung findet; der Herr Redacteur hatte immer die Kunst vor Augen, und sie fördern, und die falschen Richtungen anzudeuten war sein stetes Bestreben und wird es stets seyn. Wir enthalten uns jeden weiteren Lobes, und verweisen das Publikum sowohl auf die Zeitung selbst, als auf die verschiedenen Literatur-Zeitungen, welche ausführliches über die Tendenz sowohl als das Geleistete in diesem Blatte sprachen.

Wir bitten die Bestellungen baldigst einzusenden, um die Auflage darnach einzurichten, da wir nicht dafür stehen können, die ersten Nummern des Jahrganges nachzuliefern.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Neue Romane und dramatische Werke, welche im Verlage von Dunker und Humblot in Berlin erschienen sind:

Buntes Leben. Roman, aus dem Englischen (the Story of a life) übersezt von Th. Hell. 2 Bde. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Bruchstücke aus Karl Bertholds Tagebuch. Herausgegeben von Oswald. 8. 1 Rthlr. 20 Gr. Fein Papier 2 Rthlr.

Als dieses Werk im Anfange des Jahres erschien, machten mehrere Recensionen auf dasselbe als auf eine der ausgezeichnetesten Erscheinungen aufmerksam. Man sehe Berl. Vossische Zeitung Nr. 54. Hamb. Correspondent Nr. 60. Wegweiser zur Abendzeitung Nr. 27.

Edouard; par l'auteur d'Ourika (Mad. la Duchesse de Duras) in 12. br. 1 Rthlr.

Blum's Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel. 2r Bd. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Dieser Band enthält: Der Oberst. — Der Secretär und der Koch. — Blanchefleur. — Die beyden Türenne. — Canonicus Schuster.

Shakespeare's Macbeth. Für die Darstellung auf der königl. Bühne in Berlin übersezt von S. H. Spiker. 8. geh. 12 Gr.

Digitized by Google

Nro. 54.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von D. Theodor Hartleben. November 1826.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. November 1826.

Inhalt:

I. Correspondenz und Neuigkeiten. — Preußen. — Thorn, was diese Stadt gelitten, was sie dennoch geleistet. — Schiffbarmachen der Ober-Ems zu ihrer Verbindung mit dem Rhein durch die Lippe. — Bad. Runderoth. — Saphirs literarischer Freyschütz. — Halle. Verschönerungen. Naturforschende Gesellschaft. Thüringischer Alterthums-Verein. Oestreich. Venetianische Herberge. — Andre deutsche Bundesstaaten. K. Sachsen. Leipzig. Theater. — Verhandlungen der ökon. Societät. — Dresden. Versammlungen der Naturforscher. — Giftige Mineralquelle zu Berggieshübel. — Leipzig. Hauff's Rosen. Lyra. Abendzeitung. Kalophilos. Lindner. Neumann. Wendt. Heinse. — Griechen. — K. Hannover. — Gräber der alten friesischen Helden. — Aufmunterung zur Errichtung einer Tuchfabrik in Aurich. — K. Bayern. — Regensburg. Militär. — München. Oktober. Die Majestäten. Kunst-Ausstellung. — Theater. — Landwehr. — Würzburg. Zustand der Universität. — Schultes in Landshut. — Herzogth. Sachsen. — Erb-Theilung. — Correspondenzblatt für Kaufleute. — Hamburg. Bedenkliche Anzeige. — Major to der Horst. — Börse. Theater St. Jacoo. — Lübeck. Kunst-Ausstellung. — Bremen. Handel. — Deutschland überhaupt. Handels-Frieden und Freyheit. — Frankreich. Marseille. — Seebäder bey Marseille. — Anne Survélé. — Kolossale Eisenwerke zu Charenton. — Rußland. Moskau. Bibliotheken. Findelhaus. Anatom. Kabinet. — Bibliographie. — Warschau 1826. — England. Modell eines Linienschiffs. — Aus- und Einfuhr 1823 und 1824. — Uebersicht der neuen Londner Anleihen. — Arsenale. — Schweiz. Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte in Genf. — Niederlande. Der Kronprinz. — Asien. Gottesdienst in Tamulischer Sprache zu Tanjore. — Gebräuche auf Amboina. — Afrika. Algier. Wie viel ihm Europa jährlich steuert? — Der Pascha von Egypten. — Nordamerikanische Freystaaten. Ein- und Ausfuhr 1825. — Neue Harmonie. — Steinkohlen-Reichthum in Pensylvanien. — Kosciusko's Neger-Schule zu Newark. — Buenos-Ayres. Universität und Bibliothek. — II. Länder-, Staaten- und Völker-Kunde. — K. Hannover. Das große Nesserlandeshaupt. — Emden. — III. Geschichte und Biographie. — Bau des Straßburger Münster. — Major v. Högelmüller. — IV. Technologie und Naturkunde. — Ueber Wetter-, Barometer- und Thermometer-Beobachtungen. — Brom, neuer Grundstoff entdeckt im Wasser des todten Meers von Gmelin in Tübingen. — Genf. — Blühender Pisang im Norden. — Mikroskopische Gewächse. — Major v. Oesfelds Aufforderung an die Besitzer Pistor'scher Heberbarometer. — Neues, die Dämpfe ersetzendes Agens. — V. Staatswissenschaft. — Die staatsbürgerlichen Garantieen. — V. Kap. Ursache der Empörungen durch die Abhängigkeit der Fürsten von ihren Umgebungen und Räthen. — Wer zahlt eine neue Grundsteuer? — VI. Leben und Gesundheit. — Mittel gegen den Bandwurm. — VII. Kunst. Canova's Werke. — VIII. Kultur und Philosophie. — Der Teufel steckt unter der Decke. — Erasmus über die Päbste. — IX. Neuere deutsche Literatur — Leonhards Zeitschrift für Mineralogie. — Orphea auf 1827. — Münchs Heerzüge. 4 Th. — Bischoffs Reise. — Schütze Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. — Schallers flüchtige Reisebemerkungen. — Tetzner, Schwimmer-Katechismus. — Poppe Volksnaturlehre. — Hollunders Tagebuch einer metallurgisch-technolog. Reise. — Kastners Archiv. — Bernoulli Baumwollenfabrikation. — Columbus. — Christoph Colombo. — Münch. Pantheon der Geschichte des deutschen Volkes. — Kefersteins Deutschland und Zeitung. — André Nationalkalender auf 1827. — Friedrichs Serena. — Hertha. — Rudolphi Schneeglöckchen. — Charakter aus dem häuslichen Leben. — Wallace Denkwürdigkeiten Indiens. — Sarons-Rosen von Friedrich. — Washington Irvings und Coopers Werke. — Müller Anleitung zur Differ. und Integral-Rechnung. — X. Spanisch-Amerikanische Literatur. — Drey Zeitschriften Central-Amerika's. 1. Redactor general. 2. Liberal. 3. Indicador. — XI. Nordamerikanische Literatur. 1. Flora of the United States. — 2. Annals of the Lyceum of natur. hist. of New-York. — 3. Americ. Ornithol — XII. Asiatische Literatur. — Malayan Miscellan. — Der Freund Indiens. — Goolistan. — Verhandlungen der Akad. der Wissenschaft zu Batavia. — XIII. Französische Literatur. — Denaix Tableau orographique. — XIV. Anfragen und Antworten. — Stoff. — Alte und neue Testament, Volksbücher? — XV. Erklärungen, Rügen, Debatten und Berichtigungen. — Hätte der Commercienrath Hoffmann als Abgeordneter, zur zweyten Kammer der Hessischen Landstände zugelassen werden sollen? — Prof. Hemsen in Göttingen, wegen Stäudlin. — Brom. — Topographische Karte Sachsens. — Scipio Maffei. — Hofrath Meisinger. — Hirsemenzel und Wolfgang Menzel. — Pastor Rautenberg in Hamburg. — XVI. Gedichte. — Die Nachtigallen an den Großherzog von Weimar. Von Haug. — Ode auf Dr. Heller von Schmelzer. —

Digitized by Google

XVII. Anekdoten. — General Ponsonby. — XVIII. Empfänge. — Für die Griechen 26 fl.

Literarische und artistische Neuigkeiten.

Bey uns sind folgende interessante Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben des Heilandes Jesus Christus. Treu nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit Holzschnitten von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.

Sammlung von Verzierungen, in Abgüssen für die Buchdruckerpresse zu haben, von F. W. Gubitz. Drittes Heft. Nr. 867—1272. 1 Thlr. 18 Gr. (Alle drey Hefte, welche die sämmtlichen vorrätigen Vignetten enthalten. 4 Thlr. 12 Gr.)

Mathematisch-constructionelle Entdeckungen von Bernhard Wanschaff. Mit 12 Kupfern. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Kunst, ernste und scherzhafte Gedichte durch den Würfel zu verfertigen, von D. Bärmann. 8 Gr.

Papiere aus meiner bunten Mappe. Erzählungen, Schauspiel und Gedichte, von D. Bärmann. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Aufrührer. Ein Roman aus den Zeiten des Bauernkrieges, von Fr. Rother. 1 Thlr. 4 Gr.

„Aus dem Leben eines Taugenichts" und „das Marmorbild." Zwey Novellen, nebst Liedern und Romanzen, von Joseph Freyherrn v. Eichendorff. 1 Thlr. 16 Gr.

Geständnisse eines Rappen, mit Anmerkungen seines Kutschers. 18 Gr.

Tagebuch einer Reise durch Griechenland und Albanien. Von einem Offizier in englischen Diensten. 1 Thlr. 16 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele; herausgegeben von Carl v. Holtei. Für 1825, 1826 und 1827. à 1 Thlr. 16 Gr.

Die deutsche Sängerin in Paris. (Henriette Sonntag.) Schwank in einem Aufzuge von Carl v. Holtei. 8 Gr.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Bey A. Rücker in Berlin erschien:

Ideler, D. Ludw., Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, 2r Band. gr. 8. 3 Rthlr. 16 gGr.

Mit diesem Band ist dies klassische Werk geschlossen. Beyde Bände kosten 6 Rthlr. 16 gGr. — Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Bey Friedr. Wolke in Wien sind folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen um beygesetzte Preise zu haben:

Ackermann, Dr., Pour. Archaeologia biblica breviter exposita. 8 maj. 1826. 2 Rthlr. 8 Gr.

Eckel, G. Fr., thierärztliche Receptirkunst. gr. 8. 1826. 20 Gr.

Fornasari, A. J., Cours théorique et pratique de la langue italienne, reduite à ses vrais principes, suivie d'un traité de la poésie italienne. Seconde Edit. in 8. 1826. 2 Rthlr.

Q. Horatii Flacci Opera. Expurgata et accuratis notis illustrata in usum studiosae juventutis edita a B. Schwindl. 2 Tomi. 8. 1825. 2 Rthlr. 12 Gr.

Piringer, J. F., Tractatus de partu praematuro artificiali. 8 maj. 1826. 9 Gr.

Veith, J. E., Handbuch der gesammten gerichtlichen Thierarzneykunde. gr. 8. 1826. 2 Rthlr. 12 Gr.

P. Virgilii Maronis Aeneis. Mit Wort- und Sacherläuterungen herausgegeben von E. Th. Hohler. 1ste, 2te Abtheil. Die sechs ersten Bücher der Aeneide mit Virgils Bildnisse und einer Landkarte. 8. 1826. 1 Rthlr. 20 Gr.

Vogtberg, J. B., Chev. de, kurzer faßlicher Unterricht in der französischen Sprache für die ersten Anfänger. gr. 8. 1825. 6 Gr.

Wattman, Jos., über Verrenkung am Hüftgelenke und ihre Einrichtung, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1826. 14 Gr.

Bey Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und griechische Philosophie. Herausgegeben von J. C. Hasse, A. Boeckh, B. G. Niebuhr und C. A. Brandis. 1n Jahrgangs 1s und 2s Heft. gr. 8. Preis des Jahrgangs von 4 Heften, die vierteljährlich erscheinen. 4 Thlr.

Es beginnt hiermit eine neue Zeitschrift, über deren Veranlassung und Richtung Herr Geh. Staatsrath Niebuhr sich in der Vorrede erklärt. Wir erlauben uns darauf uns zu beziehen und die Theilnahme des gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Publikums für dieses Unternehmen zu erbitten. — Statt einer weitern Ankündigung stehe hier die Anzeige des Inhalts des 1sten und 2ten Heftes:

Ueber die Eigenthümlichkeit des Jus Gentium nach den Vorstellungen der Römer, von Herrn Geheimen Justizrath und Professor Dirksen in Königsberg. — Die Oekonomie des Edikts, von Herrn Professor Heffter in Bonn. — Von der Bestellung der Servituten durch simple Verträge und Stipulationen, von Herrn Professor Hasse in Bonn. — Ueber die verschiedenen Arten des Eigenthums und die verschiedene Gestaltung der Eigenthumsklagen, von Herrn Professor Unterholzner in Breslau. — Welche Wirkung tritt ein, wenn der Ususfructuar den Ususfructus an einen Extraneus in Jure cedirt? von Herrn Professor Puggé in Bonn. — Bericht über einen für die deutsche Geschichte und deutsches Recht wichtigen, noch unbenutzten Codex Msptus der hiesigen Universitäts-Bibliothek, von Herrn Professor Heffter in Bonn. — Ἀριστείδου λόγος πρὸς Δημοσθένην περὶ ἀτελείας. Aristidis adversus Demosthenem oratio de immunitate. Ex editione Romana emendatiorem edidit G. H. Grauert, Dr. — Ueber die Logisten und Euthynen der Athener, mit einem Vorwort und einem Anhang, von Herrn Professor Boeckh in Berlin. — Ueber das Zeitalter Lykophrons des Dunkeln; von Herrn Geh. St.-Rath Niebuhr in Bonn. — Grundlinien der Lehre des Socrates, von Herrn Professor Brandis in Bonn. — Lud. Schopeni Specimen emendationis in Ael. Donati commentarios Terentianos ad novam

totius operis editionem indicendam propositum. — Ueber den drey ontdeichen Krieg von Herrn Geh. St.-Rath Niebuhr.

Empfehlenswerthe Bücher und Musikalien, welche bey Gödsche in Meißen erschienen und in allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben sind:

Allgemeiner Haus- und Wirthschaftsschatz, oder allezeit hülfreicher und erfahrner Rathgeber für alle Hausväter und Hausmütter in der Stadt und auf dem Lande. Enthält: erprobte Rathschläge, Recepte, Anweisungen und Geheimmittel für alle vorkommenden Fälle in der Haus- und Landwirthschaft. — Nebst einem Anhange der bewährtesten medicinisch-diätetischen Vorschriften und Hausarzneymittel zur Erhaltung der Gesundheit. Herausgeg. v. Ew. Dietrich, Doctor medic. 8. geh. 1r, 2r, 3r, 4r, 5r Heft. Jeder 6 gGr.

Die Vorzeit oder Volks- und Rittersagen Böhmens von Ew. Dietrich. 2 Thle. mit 1 Abbild. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Rechenbuch für öffentlichen, Privat- und Selbst-Unterricht. Handbuch zur Beförderung eines gründlichen Unterrichts in der gemeinen Arithmetik. Enthaltend eine reichhaltige Sammlung von Uebungsaufgaben, nebst der vollständig ausgeführten Berechnung und Auflösung derselben, für den öffentlichen und Privatunterricht und für das Selbststudium bearbeitet von J. Hermsdorf. 2 Bände. 4. 1r Bd. 3 Rthlr. 2r Bd. 2 Rthlr. 22 gGr.

1r Band enthält: **Die Rechnungsarten der Zahlenverbindung.** 2r Bd. — **der Zahlenvergleichung.** Auch unter folgenden Titeln besonders:

Aufgaben. 1s Bändchen; Sammlung von Uebungsaufgaben über die gemeinen Rechnungsarten der **Zahlenverbindung.** 15 gGr. 2s Bändchen: desgleichen, über die gemeinen Rechnungsarten der **Zahlenvergleichung** 10 gGr.

Auflösungen 1s Bändchen: Vollständig ausgeführte **Berechnung und Auflösung** der Uebungsaufgaben über die gemeinen Rechnungsarten der **Zahlenverbindung.** Zum bequemen Gebrauche für Lehrer und solche, welche in Ermangelung eines Lehrers sich durch Selbstunterricht zu geübten praktischen Arithmetikern bilden wollen. 2 Rthlr. 9 gGr. 2s Bändchen: desgleichen der **Zahlenvergleichung.** 2 Rthlr. 12 gGr.

Allgemeines deutsches Sachwörterbuch aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, verbunden mit den Erklärungen der aus andern Sprachen entlehnten Ausdrücke und weniger bekannten Kunstwörter. In Verbindung mit mehrern Gelehrten herausgegeben und angefangen von J. Frhr. v. Liechtenstern, fortgesetzt von Alb. Schiffner, 1ster bis 5ter Band. 8. **Subscriptionspreis**, jeder Band 1 Rthlr. 8 gG.

Musikalien für Pianoforte und Gesang, welche sich bey äußerer Eleganz und gefälligem Inhalt durch ungemeine Wohlfeilheit auszeichnen. — Durchgängig sind sie für angehende Pianofortespieler berechnet. Jede Familie findet darin Gelegenheit, sich auf **sehr billige** Weise eine sehr angenehme Sammlung von ausgewählten Musikalien anzuschaffen.

Amphion, Geschenk für Freunde des Gesanges und des Pianofortespiels. Herausgegeben von J. Dotzauer. Ein musikalisches Taschenbuch auf das Jahr 1827, in elegantem Einbande. 3ter Jahrgang. 4. 1 Rthlr. 6 gGr.

Der lustige Leyermann. Musikalische Zeitschrift für fröhliche Pianofortespieler, leichte gefällige Musikstücke und launige Gesänge enthaltend, herausgegeben von A. G. Theile. 1r Jahrg. 1r Heft 12 gGr. 2r, 3r, 4r Heft, jeder 10 gGr.

Es erscheinen davon alle Jahre vier Hefte.

Variationen über: (Bin der kleine Tambour Veit rc., von Pohlenz) — von Zschaler, mit Abbildung der 7 Mädchen in Uniform. 6 gGr.

Musikalisches Blumenkörbchen. Eine Sammlung leichter und angenehmer Musikstücke, zur Belustigung am Pianoforte. Mit gemaltem Blumenkorbe, von W. A. Müller, gr. 4. 2 Bändchen in 4 Abtheilungen, jede Abtheilung 18 gGr. und 20 gGr.

Musikalischer Fruchtkorb, oder Belustigung am Pianoforte. Eine Sammlung leichter und gefälliger Musikstücke für Klavierspieler, von W. A. Müller. Mit Titelvign. gr. 4 geb. 1 Rthlr. 6 gGr.

Musikalisches Allerley. Eine Sammlung leichter und gefälliger Musikstücke zur angenehmen Unterhaltung für fröhliche Pianofortespieler. 1 Rthlr.

Bey **J. Engelmann** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gemälde der Iberischen Halbinsel, oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Mit einer Karte, gezeichnet vom Verfasser. Aus dem Französ. Mit einer Vorrede und Zusätzen von D. Franz Jos. Moné, Prof. der Geschichte und Statistik in Heidelberg. br. 3 fl. od. 2 Thlr.

Dieser interessante Theil Europa's, der in gegenwärtigem Augenblick mehr als je unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist in diesem Gemälde mit der vorzüglichsten Sachkenntniß in einer lebhaften und blühenden Darstellung geschildert. Das Werk zerfällt in 3 Theile. 1) Physikalische Geographie: handelt von den Systemen der Gebirge, der Klimaten und Gewässern der Halbinsel. 2) Historischer Theil: Nachrichten über die Urbewohner des Landes und die Nationen, welche es nacheinander in Besitz nahmen. 3) Politische Geographie: beschreibt a) die verschiedenen Provinzen Spaniens und Portugals, nebst den angesehensten Städten und die Hauptmerkwürdigkeiten der Natur und Geschichte derselben; b) sind, namentlich in Betreff Spaniens, interessante Nachrichten über Volksbelustigungen, Bevölkerung, Anlagen, Regierung, Religion, Auto-da-Fe's, Vertreibung der Mauren, Einkünfte, Land- und Seemacht, Orden, Literatur und Kunst, so wie eine Anzeige der über Spanien erschienenen vorzüglichsten Werke, gegeben. In dem Vorbericht des geist- und kenntnißreichen Herrn Professors Moné ist der Werth des Ganzen anerkannt. Die schöne Karte ist besonders in Hinsicht der physikalischen Geographie sehr lehrreich. Druck und Papier dürfen wir als vorzüglich gut empfehlen.

Digitized by Google

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Religionsveränderungen in Anhalt. Von H. G. C. Lippold. 8. 12 Gr. oder 54 kr. rhein.

Gemälde aus dem Reiche des kirchlich-religiösen Lebens der Christen; eine Charakteristik der katholischen und protestantischen Kirche. Allen denkenden Katholiken und Protestanten gewidmet von A. W. L. Herrklotsch. gr. 8. geh. 12 Gr. od. 54 kr.

Es wird in unsern Tagen so viel über Katholizismus und Protestantismus gesprochen, daß eine Schrift, welche die Grundsätze und Lehren, in welchen beyde Kirchen von einander abweichen, allen denen willkommen seyn wird, welche über diesen höchst wichtigen Gegenstand sich unterrichten wollen. Diesen Zweck erfüllt die vorliegende Schrift auf das vollkommenste, indem sie ruhig und mit unpartheyloser Unbefangenheit den Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus auseinandersezt, und deshalb der Beachtung aller derer empfohlen zu werden verdient, welche diesen Unterschied wollen kennen lernen.

Zu haben in Stuttgart bey Löfflund und Metzler; in Tübingen bey Laupp und Osiander; in Augsburg bey v. Jenisch und Stage und Engelbrecht; in München bey Fleischmann und Finsterlin; in Nürnberg bey Bauer und Raspe und in der Stein'schen Buchhandlung; in Ulm bey Stettin; in Regensburg bey Montag und Weiß.

Bey den Gebrüdern Diederichs in Amsterdam und bey F. C. W. Vogel in Leipzig ist erschienen:

Vollständige holländische Sprachlehre für Deutsche, nebst Lese- und Uebersetzungsübungen zum Selbstunterrichte und für Schulen; nach Anleitung des Herrn P. Weiland's Spraakkunst und Herrn M. Siegenbeek's Regeln der Rechtschreibung; bearbeitet von Joh. Friedr. Fleischhauer. 480 S. kl. 8. Preis 1 Rthlr. 10 gGr.

Neues deutsch-holländisches und holländisch-deutsches Taschenwörterbuch, nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitet. Neue Ausgabe mit obiger Sprachlehre vermehrt. 2 Theile. kl. 8. 4 Rthlr. 4 Gr.

Auch zu haben bey F. A. Jülicher in Lingen.

Bey C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Leitfaden für den ersten Unterricht in der Aussprache und Grammatik des Englischen, oder praktische Anweisung das Englische richtig aussprechen und verstehen zu lernen. Nach Walker, Nares, Stephen Jones, Lindley, Murray und andern mit einem Lesebuche und Wortregister, nebst einer zweckmäßig eingerichteten Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter von L. Rubens. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 12 Gr. oder 54 kr. rhein.

Für die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit dieses Leitfadens für den Schul- und Privatunterricht bürgen nicht nur der schnelle Absatz der ersten Auflage, sondern auch die günstigen Beurtheilungen, die derselben in den geachtetesten kritischen Zeitschriften (Kritische Bibl. Helmstädt 2r Jahrg. Nr. 4. Allg. Literaturzeitung Aug. 1821. Leipziger Literaturzeitung 1824) zu Theil geworden sind. Der Verf. verspricht auf dem Titel nichts, wovon nicht jede Seite den überzeugenden Beweis liefert, so daß der Schüler für den angesetzten sehr mäßigen Preis alle erleichternde Hülfsmittel zur Erreichung seines Zweckes in Einem Buche vereint findet, die er sonst in mehrern und verschiedenen zusammen suchen müßte.

Zu haben in allen Buchhandlungen; in Stuttgart bey Löfflund und Metzler; in Tübingen bey Laupp und Osiander; in München bey Finsterlin und Fleischmann; in Nürnberg bey Bauer und Raspe; in Augsburg bey v. Jenisch und Stage und Engelbrecht; in Regensburg bey Montag und Weiß; Ulm bey Stettin.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Des jungen Feldjägers
Kriegskamerad.
Gefangen und strandend
immer getrost und thätig.
Eingeführt von
Göthe.

Auch als 3s Bändchen des jungen Feldjägers in franz. und engl. Diensten. Preis sauber geheftet 1 Rthlr. — Alle 3 Bändchen 3 Rthlr.

Den Besitzern des Feldjägers brauche ich wohl blos zu versichern, daß dieser Kriegskamerad nicht weniger als sein Freund sie interessiren wird, und daß unser großer Dichter ihn wie jenem eine reichliche Mitgabe gesteuert hat. Nach Neujahr nächsten Jahres wird sich auch noch ein Landsmann des Feldjägers einfinden, dessen Abentheuer zwar in derselben Gegend, aber von ganz anderer Art sind und höchst anziehend erzählt werden.

So eben erschien bey Leopold Voß in Leipzig:

Aegidii Corboliensis carmina medica, ad fidem manuscriptorum codicum et veterum editionum recensuit, notis et indicibus illustravit Ludovicus Choulant. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Diese im 12ten Jahrhunderte von einem Leibarzte des Königs Philipp August von Frankreich verfaßten Gedichte haben bis spät in das 16te Jahrhundert herab klassisches Ansehen behauptet, und als Grundlage zum medicinischen Unterrichte gedient. Sie erscheinen hier zum ersten Male in einer kritischen und vollständigen, nach einem reichen handschriftlichen Apparate bearbeiteten Ausgabe, welche den Philologen und Alterthumsforschern als eine wichtige, bisher nicht zu benutzen gewesene Quelle, den Aerzten als ein ehrenwerthes Denkmal ihrer Kunst aus einer grauen Vorzeit, die uns wenig Schriftliches hinterlassen hat, willkommen seyn wird.

Digitized by Google

Nro. 55.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang

durch

Ernst Münch.

Mit Kupfern und Urkunden. 1r Bd. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Franz von Sickingen stellt sich uns nicht nur als ein schon an und für sich höchst merkwürdiger historischer Charakter dar, der hundert Ritterromane durch den Reichthum und die Großartigkeit seines Lebens in Schatten stellt und vergessen macht, sondern sein politisches Treiben und Wirken ist zugleich ein von allen Geschichtschreibern anerkannter, vervollständigender Theil der Reformationshistorie. — An vielen der wichtigsten Begebenheiten in Kirche und Staat hat er bedeutenden Antheil genommen, und obgleich ein simpler Edler, an weltgeschichtlichen Ereignissen, wie z. B. zu Karls V. Kaiserwahl, zur Beschützung Luthers und Ausbreitung der Reformation, wesentlich mitgewirkt. Seine Stellung überdieß, als lezter kräftiger Repräsentant des untergehenden Ritterthums und seine Tendenz in veredelter Gestalt dasselbe aufrecht zu erhalten und mit der Aufklärung des Zeitalters in Einklang zu bringen, ferner seine nachdrücklichen Bestrebungen für Deutschlands politisch = religiöse Erhebung mittelst gewaltsamer Durchführung der lutherischen Grundsätze und Verbindung des Adels mit den Städten zu diesem Zwecke, bieten dem Geschichtforscher eine Menge der interessantesten Themate dar. Eine kritische Bearbeitung der Biographie oder Geschichte F. v. Sickingens somit gehörte bisher zu den gewiß nicht überflüssigen frommen Wünschen des gebildetern deutschen Publikums, da alle seither erschienenen Versuche zu einzeln, zu abgerissen und unvollständig waren, und den Meisten urkundliche Quellen fehlten. Der Herausgeber der Werke Ulrichs von Hutten hat es sich schon vor längerer Zeit zur Aufgabe gemacht, diesem Bedürfniß zu entsprechen und den Geistesbruder des edlen Ulrichs auf eine den strengern Forderungen der Geschichtsforschung genügende Weise wieder vor die Augen des Publikums zu führen. Er beschäftigte sich seit vier Jahren bereits, neben ersterer und andern Arbeiten, mit Sammlung der erforderlichen Materialien hiezu, und sah sich, von patriotischen Staatsmännern, Gelehrten und Bibliothekaren in mehr als einem deutschen Lande und von jeder Confession in den Stand gesezt, endlich, nach viermaliger Umarbeitung des Ganzen sein Werk ankündigen zu können.

Der erste Band dieses Werkes ist nunmehr erschienen und zerfällt derselbe in folgende Kapitel:

Erstes Kapitel. Von dem Geschlecht und den Besitzungen der Sickinger. Zweytes Kapitel. Franz v. Sickingens Jugend und Anfänge. Drittes Kapitel. F. v. S. Fehde mit der Reichsstadt Worms. Ursachen derselben und erste Vorgänge. Viertes Kapitel. Beginn der Feindseligkeiten wider Worms. Die Acht des Reiches über F. v. Sickingen. Desselben öffentliche Vertheidigung. Fünftes Kapitel. Belagerung der Stadt, deren Gefahr und Rettung. F. v. Sickingens Abzug. Sechstes Kapitel. F. v. Sickingens Bündniß mit dem Hause von der Mark. Fehde mit dem Herzog Anton III. von Lothringen. Siebentes Kapitel. F. v. Sickingen begibt sich in Dienste des Königs von Frankreich. Fehde mit den Metzern. Achtes Kapitel. Unterhandlungen auf dem Reichstag zu Mainz mit F. v. Sickingen und dessen Verantwortung vor Pfalz, Mainz und Brandenburg. Waffenstillstand. Franzens Reise nach Insbruck und Aussöhnung mit dem Kaiser. Denkmünzen. Neuntes Kapitel. Die fernern Irrungen F. v. Sickingens mit der Stadt Worms nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser. Versuche Balthasar Slörs und der aus Worms Vertriebenen um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Leonhard v. Türkheim Spielball der Politik des Magistrates. Bemühungen Franzens für Bischof Reinhard und endlicher Austrag der Sache auf dem Reichstag zu Augsburg im J. 1521. Zehntes Kapitel. F. v. Sickingens Fehde mit dem Landgrafen von Hessen. Belagerung und Vertrag von Darmstadt. Eilftes Kapitel. F. v. Sickingens Fehde mit der Stadt Frankfurt. Zwölftes Kapitel. F. v. Sickingens Theilnahme am Krieg des Schwäb. Bundes wider Herzog Ulrich v. Würtemberg. Erneuerter Zwist mit Frankfurt. Dreyzehntes Kapitel. Die Freunde Franz v. Sickingens. Ritter Götz v. Berlichingen. Vierzehntes Kapitel. Herr Ulrich v. Hutten. Fünfzehntes Kapitel. Doktor Johannes Reuchlin. Sechszehntes Kapitel. Die Bemühungen F. v. Sickingens und seiner Freunde, der Marks, für Karls V. Kaiserwahl. Empfang zu Aachen. Adresse des deutschen Adels an den Kaiser. Franzens Anstellung als Oberst-Feldhauptmann, Kämmerer und Rath. Siebenzehntes Kapitel. Franz v. Sickingens Verhältnisse zum deutschen Orden. Achtzehntes Kapitel. F. v. Sickingen als kaiserl. Feldherr wider Frankreich im J. 1521. Belagerung von Mezieres. Begebenheit vor Schlettstadt. Neue Denkmünzen. Neunzehntes Kapitel. Stand der Dinge im Vaterland. Die Reformation und ihre Wirkungen. Die Hoffnungen der Deutschen von Franz v. Sickingen. Zwanzigstes Kapitel. F. v. Sickingens und seiner Freunde religiöse Ansichten und Bemühungen für die Reformation. Einundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung des vorigen. Der Reichstag zu Worms. F. v. Sickingens Grundsätze, näher entwickelt in den Schriften Ulrichs v. Hutten. Zweyundzwanzigstes Kapitel. Hartmuth v. Kronberg. Gerüchte unter dem Volk über Sickingens Plane und Absichten. Dreyundzwanzigstes Kapitel. Der Konvent der Ritter zu Landau. Vierundzwanzigstes Kapitel. F. v. Sickingens Rüstung wider Trier. Absage. Ueberfall und Kriegsmanifest. Vertheidigungs-Anstalten Churfürst Richards. Fünfundzwanzigstes Kapitel. Eröffnung der Feindseligkeiten. Eroberung von Bliescastell und St. Wendel. Sechsundzwanzigstes Kapitel. Belagerung von Trier. F. v. Sickingens Abzug. Zerstörung von St. Maximin. Sieben-

Digitized by Google

undzwanzigstes Kapitel. Bündniß und Anzug der drey Fürsten wider F. v. Sickingen. Wiedereroberung von St. Wendel. Das Reichsregiment. Die Reichsacht über F. v. Sickingen. Achtundzwanzigstes Kapitel. Kampf der Fürsten wider Sickingen und dessen Anhänger. Der Auszang Hartmuths von Kronberg und Frowins v. Hutten. Versammlung zu Schweinfurt. Die Bedrängniß Albrechts von Mainz. Friedensversuche von und für Sickingen. Dessen Schutzschriften an Adel und Städte. Neunundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung des Kampfes zwischen Franz v. Sickingen und den verbündeten Fürsten im J. 1523. Vorfälle bey Lützelstein, Vorberg, Steinkallenfels und Wartenberg. Die Fürsten ziehen vor Landstuhl. Dreyßigstes Kapitel. Die Belagerung von Landstuhl. F. v. Sickingens Tod. Einunddreyßigstes Kapitel. Das Schicksal der Burgen und der Söhne Franz v. Sickingens. Zweyunddreyßigstes Kapitel. Fortsetzung und Schluß der Unterhandlungen zu Gunsten der Sickingischen Erben. Wiedereinsetzung derselben in einen Theil ihrer Güter. Blick auf die fernern Schicksale des Geschlechts. Anhang. Grabschriften, Bildnisse, Denkmünzen, Reliquien und Denkmale Franzens von Sickingen.

Der 2te Band wird den Codex diplomaticus zu vorstehender Geschichte enthalten. Außer sämmtlichen schon gedruckten Briefen Sickingens und Urkunden, ihn betreffend, befinden sich dabey über 100 ungedruckte Urkunden über die Wormser- und Triererfehden getreu nach Originalprotokollen und aus bisher ganz unzugänglichen Archiven, die der Verfasser auf Verwendung oben gedachter Geschichtsfreunde erhielt. Viele davon geben über manchen der wichtigsten Punkte aus jener Zeit, über bisher ganz unbekannte Kabinetsvorfälle und politische Intriguen, über Privatverhältnisse der Hauptmänner der Reformation, über das innere Leben und Licht- und Schattenseiten des deutschen Adels, über die Umtriebe desselben unter dem Bürger- und Bauernstand zu Verfolgung seiner politischen Zwecke und über den Zusammenhang dieser Umtriebe mit den Bewegungen der Landleute höchst interessante Aufschlüsse, und man hat durch ihren Abdruck den Leser selbst in Stand setzen wollen, Alles gehörig zu vergleichen.

Ich zeige hiermit an, daß

Vierzig

Titelkupfer

zu der

angekündigten neuen Ausgabe

von

Göthe's Werken

in Taschenformat und groß Oktav

bey mir erscheinen werden.

Meine lange Abwesenheit von Leipzig ist Ursache, daß ich dieses schon lange vorbereitete Unternehmen erst jetzo bekannt mache.

Nach Ramberg'schen Zeichnungen werden diese Kupfer, von denen ein Theil schon in Arbeit und einige bereits beendigt sind, von den vorzüglichsten deutschen Künstlern gestochen.

Es ist die Einrichtung getroffen, daß stets mit dem Erscheinen einer Lieferung der Göthe'schen Werke auch die zu derselben gehörigen Kupfer ausgegeben werden können, die in jeder Buchhandlung, wo man auf die Werke selbst Bestellung gemacht hat, zu erhalten seyn werden.

Damit man sich zuvor vom Werthe dieser Kupfer überzeugen könne, verlange ich keine Vorausbezahlung. — Der Preis, welcher für jede Lieferung besonders geleistet wird, soll billig und zur Zufriedenheit des Publikums gestellt werden.

Im November 1826.

Gerhard Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

Ankündigung eines neuen Journals.

Vom ersten Januar 1827 an erscheint in der unterzeichneten Buchhandlung ein Journal unter dem Titel:

Berliner
Conversations-Blatt
für
Poesie, Literatur und Kritik.
Redigirt von D. Fr. Förster und W. Häring
(Wilibald Alexis).

Die Tendenz dieses Blattes ist, durch eine gediegene und gewissenhafte Kritik eben so sehr zur Bildung des Geschmacks als durch freye poetische Arbeiten zu einer angenehmen Unterhaltung beyzutragen. Ueber den Inhalt nur so viel: daß poetische Erzeugnisse jeder Form, namentlich Novellen und Erzählungen, mit freyen Aufsätzen, ästhetisch, historisch, statistischen Inhalts wechselnd, den unterhaltenden Theil des Blattes bilden werden. Die Kritik wird in die aller kritischen und der sonst ins Leben tretenden Erscheinungen der Kunst im weitesten Sinn zerfallen.

Von diesem Journal erscheinen wöchentlich 5 Blätter, außerdem literarisch-musikalisch-artistische Anzeigen.

Der Preis des ganzen Jahrganges ist 9 Thaler, halbjährlich 5 Thaler; der Prospektus wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis ausgegeben.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Verlagsbücher
von
Florian Kupferberg in Mainz, für 1826,
welche in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben sind:

Braun, G., de sacra scriptura praescientiam et praedestinationem divinam atque libertatem humanam sine repugnantia docente. Dissertatio theologica. 8 maj. 7 gGr. oder 30 kr.

Braun, G. C., die Weisen von Hellas als Sänger, oder Blumen griechischer Lyrik, Elegie und ethischer Dichtkunst. Aus Bruchstücken verlorner Werke. 2te vermehrte Ausgabe. 8. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Gemälde, skizzirtes, von Mainz. Nebst Ausflügen nach den Bädern des Taunus, dem Rheingau, nach Kreuz-

nach und Oppenheim. Neue vermehrte Auflage. 8. geh. 14 gGr. oder 1 fl.

Glaube, der apostolische, der Trierischen Kirche, aus den hinterlassenen Schriften ihrer ersten Bischöfe erläutert und dargestellt. 12. geh. 14 gGr. oder 6 kr.

Gregorius, des heiligen von Nazianz, Vertheidigungsrede. Für Priester und die es werden wollen. Aus dem Griechischen übersezt von W. Arnoldi. gr. 8. geh. 10 gGr. oder 45 kr.

Hoffmann, J. J. J., der mathematische Jugendfreund oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik für Anfänger. 2te Abtheilung, oder der geometrischen Abtheilung 1r Band. 8. cartonirt. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

Auch unter dem Titel:

— — der geometrische Jugendfreund oder populäre Darstellung der Grundlehren der Geometrie und Trigonometrie für Anfänger. Mit eilf Steintafeln. 8. cart. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr.

— — das pothenotische Problem und seine Auflösungen, mit zwey Steintafeln. gr. 8. 6 gGr. oder 27 kr.

— — logarithmisch-trigonometrische Tafeln, enthaltend die Logarithmen für alle ganze Zahlen von 1 bis 10,000 in sieben Decimal-Bruchstellen, nebst den Sinus, Logarithmen der Sinus und Tangenten, von Minute zu Minute, für alle Winkel von 1′ bis 90° ebenfalls in sieben Bruchstellen, und einer ausführlichen Anweisung zu ihrem Gebrauche. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

— — geometrische Wissenschaftslehre. Eine Anleitung zum leichten und gründlichen Studium der Geometrie mit sieben Steintafeln. 3te verbesserte und sehr vermehrte Auflage. 8. 20 gGr. odrr 1 fl. 30 kr.

Heße, W., die Volksschule nach ihrer inneren und äußeren Bestimmung. gr. 8. 18 gGr. oder 1 fl. 20 kr.

Hillebrand, D. J., Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philosophischen Propädeutik, zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Horst, D. G. C., Siona. Ein Beytrag zur Apologetik des Christenthums, mit vorzüglicher Berücksichtigung der christlichen Feste, als Andachtsbuch für Leser aus den höheren und gebildeten Ständen von allen Confessionen. 2 Theile mit 4 Kupfern. 3te gänzlich umgearbeitete, um mehr als 40 Bogen vermehrte Auflage. gr. 8. cart. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

— — Zauberbibliothek, oder von Zauberey, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenprocessen, Dämonen, Gespenstern und Geistererscheinungen. Zur Beförderung einer rein geschichtlichen von Aberglauben und Unglauben freyen Beurtheilung dieser Gegenstände. Mit Abbildungen. 6r Theil. Nebst einem wissenschaftlichen, von dem Verfasser selbst ausgearbeiteten, Wort- und Sach-Register über sämmtliche erschienene sechs Theile. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gGr. oder 3 fl. 15 kr.

Isocratis oratio de pace. Edidit commentationibus instruxit P. I. Leloup. 8 maj. geh. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Küchler, allgemeines Handlungs-Adreßbuch für das Großherzogthum Hessen. 8. geh. 18 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

Notizen, einige historische, über das Salinenthal bey Kreuznach und die dortigen Salz-Bäder 1c. gr. 8. geh. 8 gGr. oder 36 kr.

Pavius, K., der Holzwuchs in der Natur. 8. 7 gGr. oder 30 kr.

Picard, L. C., Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne; bearbeitet und zeitgemäß eingerichtet von C. Lebrün. 1ste Sammlung. 8. 1 Rthlr. 10 gGr. oder 2 fl. 30 kr.

Dieselben einzeln unter folgenden Titeln:

— — Aller Welt Freund. Lustspiel in zwey Aufzügen. 8. 11 gGr. oder 50 kr.

— — Aller Welt Vetter. Lustspiel in einem Aufzug. 8. 6 gGr. oder 27 kr.

— — Der Empfindliche. Lustspiel in einem Aufzug. 8. 8 gGr. oder 36 kr.

— — Verwechslungen. Lustspiel in zwey Aufzügen. 8. 11 gGr. oder 50 kr.

Reden über die Würde der seligsten Jungfrau, nebst einer Rede vom heiligsten Namen Jesu, aus den Schriften der heil. Väter zusammengetragen. 8. 6 gGr. oder 24 kr.

Rheineck, W., Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst ausführlichen Gemälden von Frankfurt, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln und Düsseldorf mit ihren Umgebungen. Mit einer Karte. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Strauß, A. F., Vorbereitungslehren zum Studium der Naturwissenschaft, in Fragen und Antworten. 3 Bändchen. 8. 2 Rthlr. 5 gGr. oder 4 fl.

Diese sind auch unter folgenden Titeln einzeln zu haben:

— — Vorbereitungslehren zum Studium der Naturgeschichte, in Fragen und Antworten. 8. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

— — Vorbereitungslehren zum Studium der Chemie, in Fragen und Antworten. 8. 22 gGr. oder 1 fl. 40 kr.

— — Vorbereitungslehren zum Studium der Physik, in Fragen und Antworten. 8. 15 gGr. oder 1 fl. 8 kr.

Vida, M. H., Lehrgedicht vom Schachspiel, herausgegeben und metrisch übersezt von J. J. J. Hoffmann. 8. geh. 11 gGr. oder 48 kr.

Literarische Anzeige.

Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1827. Mit Beyträgen von Alberti, Anger, v. Fouqué, Francke, Girardet, H. Hoffmann, Hundeiker, Kochen, Köthe, Leo, Marheinecke, Munckner, Oberländer, Trautschold und Andern, herausgegeben von M. C. B. Meißner, D. G. Schmidt, C. Hoffmann. Mit 4 Musikblättern. 20½ Bogen. Auf feinstem franz. Velin. Elegant gebunden, in Futteral, mit goldenem Schnitte. Ladenpreis 1 Rthlr. 12 gGr. (2 fl. 42 kr.)

Die rege Theilnahme so vieler geistvoller Männer hat es den achtbaren Herausgebern unsers neubegründeten Taschenbuchs möglich gemacht, schon den ersten Jahrgang desselben mit einem reichen Kranze der anziehendsten Gaben ausstatten zu können. In drey Abschnitten, die Zeit, das Leben, der Glaube überschrieben, reihen sich die sorgfältig gewählten poetischen und prosaischen Beyträge zum gefälligen Ganzen, indem sie in der ersten Abtheilung die verschiedenen Festzeiten des Kirchenjahres mit frommen Klängen begleiten und zugleich die natürlichen Tages- und Jahreszeiten in ihren Kreis

Digitized by Google

ziehen, sodann in der zweyten Abtheilung die Wechselfälle des Menschenlebens mit der Weihe des frommen Wortes auszustatten und zu verklären bemüht sind, in der dritten Abtheilung endlich das geistige Wort, das göttliche Leben in der höchsten Allgemeinheit dem Herzen nahe zu bringen suchen. Eine vierte Abtheilung, der Erinnerung an theure Vollendete gewidmet, stellt in zwey biographischen Skizzen vorzüglich das treue Gemälde eines reichen innern Lebens dar, und bietet hier so ergiebigen Stoff zu herz- und gemütherhebender Betrachtung, daß sich auch diejenigen Leser vielfach angeregt fühlen werden, denen die äußern Lebensverhältnisse der Gefeyerten fremd sind. Auch die dem Taschenbuche beygegebenen gelungenen Compositionen für Gesang und Pianoforte werden Vielen willkommen seyn.

Wir dürfen hiernach unser Unternehmen der Beachtung des gebildeten Publikums um so zuversichtlicher empfehlen, da sich die Stimme der Kritik über den ersten Jahrgang unserer Theodulia bereits günstig ausgesprochen hat. Das Erscheinen des zweyten Jahrgangs können wir für den Lauf des nächsten Sommers gewiß versprechen, da schon jezt viele treffliche Arbeiten eingegangen, und die Herausgeber des Beytritts noch mehrerer der vorzüglichsten Schriftsteller im ascetischen Fache versichert sind.

Obiges Taschenbuch, das sich durch innern und äußern Werth vorzüglich auch zu einem geschmackvollen Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstagsgeschenke eignet, ist in allen deutschen Buchhandlungen zu haben.

Greiz, im November 1826.

C. H. Henning.

Literarische Anzeige zunächst für Chemiker, Aerzte und Pharmaceuten.

Bey A. Rücker in Berlin erschien:

Schubarth, D. E. L., Lehrbuch der theoretischen Chemie. 3te durchaus umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. gr. 8.

Dieses Werk ist mit so ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen worden, daß es überflüssig ist, zu seiner Empfehlung jezt noch ein mehreres hinzuzufügen, als daß der Hr. Verf. auch bey dieser Ausgabe — die 3te in einem Zeitraum von noch nicht 5 Jahren — sorgfältig bemüht gewesen ist, dasselbe nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu bearbeiten. Eine Vergleichung dieser Ausgabe mit den früheren wird bekunden, welche wesentliche Verbesserungen solche enthält, und welche Fortschritte die Wissenschaft in diesem Zeitraume gemacht hat. Als besonders interessant und lehrreich dürfte hier der Abschnitt über die Pflanzenalkaloide zu bezeichnen seyn, da in demselben mehrere neue, sowohl für den Chemiker und Pharmaceuten als auch für den Arzt wichtige Thatsachen mitgetheilt werden. Außerdem sind die stöchiometrischen Zeichen und Formeln von Berzelius nach den neuesten Bestimmungen, so wie die chemischen Formeln der wichtigsten Erze und Fossilien, an passenden Stellen zugefügt worden. Ein vollständiges Register vermehrt übrigens ungemein die Brauchbarkeit des Werkes.

Literarische Anzeige.

Das unter dem Namen von Varrentrapp bekannte

genealogische Staats-Handbuch 65r Jahrgang (1827),

dessen Druck im Oktober begann und unausgesezt fortgeht, wird im Laufe des nächsten Januars in meinem Verlage erscheinen.

Diese Anzeige möge den mannichfachen Anfragen wegen Herausgabe dieses Handbuchs genügen, und dessen Gönner und Liebhaber veranlassen, ihre Bestellungen baldigst bey den ihnen nächstgelegenen Buchhandlungen abzugeben.

Frankfurt a. M., 30. November 1826.

Joh. Friedrich Wenner,
Buchhändler und Buchdrucker.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben: (In Posen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenstraße Nr. 152 und in Lissa am großen Ringe Nr. 263.)

Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals und besonders des daraus entstandenen Krieges.

Vom
königl. preuß. Obersten v. Schepeler.

Erster Band.
Von 1807 bis 1808.
Brosch. 2 Rthlr. 18 Gr.

Was bisher über die Revolution in Spanien und Portugal erschien, waren entweder nur Bruchstücke, oder die Geschichte einzelner Provinzen; es ist daher gewiß von großem Interesse, eine vollständige Geschichte von einem Manne zu erhalten, welcher vierzehn Jahre in Spanien anwesend, Augenzeuge der großen Begebenheiten war, außerdem aber noch gedruckte, Flugschriften, ungedruckte Manuscripte und, mündliche Mittheilung der handelnden Personen, von denen er einen großen Theil persönlich kannte, benuzte, so, wie ihm von dem Erben des verstorbenen Don Isidora Antillon wichtige Documente mitgetheilt wurden, welche dieser ausgezeichnete Mann zu einem Werke über die spanische Revolution gesammelt hatte.

In mehreren kritischen Blättern ist der Werth dieses ersten Bandes bereits anerkannt worden, alle, namentlich die Leipziger Literaturzeitung, der Gesellschafter und das Mitternachtsblatt, stimmen darin überein, daß etwas Gediegeneres über diese merkwürdige Revolution weder in Deutschland noch in Frankreich, ja selbst nicht in Spanien oder England erschienen ist, und wünschen, der Herr Verfasser möge den zweyten Band recht bald erscheinen lassen.

Ernst Friedrich Mittler
in Berlin, Stechbahn Nr. 3.

Digitized by Google

Nro. 56.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lange, D. W., Sprech- und Sprach-Schule, ein Lesebuch für die deutsche Jugend zur Beförderung ihres Sprachvermögens. gr. 8. 1r Bd. 14 Bogen. Preis 30 kr.

Der Herr Verfasser sagt in einem ausführlichen Plan über das Werk, welcher 1820 erschien: die Idee, welche mich bey der Ausarbeitung dieses Buches leitete, wird in folgenden Bemerkungen hervortreten.

Ich dachte mir Kinder von schulfähigem Alter und fragte mich: „was von der Sprache zu wissen, thut ihnen vor allen Dingen Noth" — oder womit muß man die Entwickelung des Sprachvermögens auf dieser Stufe beginnen?

Ich glaubte, man müsse vor allen Dingen Sprache geben, und zwar von solchen Gegenständen, welche im Erfahrungskreise der Kinder lägen oder doch demselben sehr nahe ständen.

Demnach theilte ich alle Erscheinungen, welche mit ihnen in Berührung kommen, in zwey große Kreise, und nannte den einen das Sinnenleben oder die Außenwelt und den andern das Seelenleben oder die Innenwelt.

Bey der Ausführung der Idee kam es mir nicht sowohl darauf an, dem Kinde etwas Neues zu geben, als vielmehr das schon Empfundene durch Wortbezeichnung zu seinem Bewußtseyn zu erheben und zu seinem Eigenthum zu machen. Was sich das Kind im Spiegel ist, das sollte ihm im Buche sein Leben seyn.

Der Inhalt des 1sten Bandes ist folgender:

Das Sinnenleben oder die Außenwelt. 1. Der menschliche Körper; a) seine Hauptbestandtheile, b) die Verrichtungen desselben, c) Erscheinungen an demselben, d) Bekleidung. 2. Das Familienleben; a) die Eltern — die Verwandte, b) die Kinder, c) die Dienerschaft, d) das Haus, e) der Hof, f) der Garten.

Der Preis dieses nützlichen Buchs ist mit Verzichtung alles Gewinns von Seiten des Verfassers und der Verlagshandlung so billig als möglich gestellt, um ihm Eingang in die Schulen zu verschaffen. Es hängt nun von der Theilnahme des Publikums ab, ob und wie bald der zweyte Band erscheinen wird.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen werden vom 1. Januar 1827 an erscheinen:

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Preis 12 Rthlr. preuß. oder 21 fl. Reichsgeld.

Diese neue Literaturzeitung findet ihre Rechtfertigung in einem oft schon gefühlten und ausgesprochenen Bedürfniß, so wie in der veränderten Stellung, die sie zu ähnlichen Unternehmungen annimmt. Das Institut soll zwar, wie die schon vorhandenen, die gesammte Literatur umfassen, aber nicht in dem Sinne, daß diese in äußerer Vollständigkeit auch angezeigt und beurtheilt werde; sondern vielmehr in dem ganz anderen, daß, wenn auch die Societät den Ueberblick über die gesammte Literatur jederzeit hat, sie dennoch nur diejenigen Schriften beurtheilt, die in irgend einer Richtung bedeutend sind, und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen. Daß sie hierbey mit Bewußtseyn verfahren, und auf keine Weise der Willkür und dem Zufall irgend etwas vergönnt hat, wird die Rechenschaft darthun, die sie alljährlich von ihrem Verfahren, ihren Statuten gemäß, abzulegen hat.

Um einerseits der vollständigen Uebersicht, andererseits einer unpartheyischen Auswahl Genüge zu leisten, hat sich die Gesellschaft Behufs des schnelleren Geschäftsganges in drey Klassen, die philosophische, naturwissenschaftliche und historisch-philologische, getheilt.

Zur philosophischen Klasse werden auch Theologie, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, zur naturwissenschaftlichen Mathematik und Medizin, zur historisch-philologischen die Kunstwissenschaft gehören.

Damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe, wird jede Anzeige vor der Zulassung zum Druck die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten, und mit dem Namen des Professors versehen seyn müssen.

So wird auch der Ton durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen seyn. Indem das Bestreben des Instituts lediglich auf Förderung derselben gerichtet ist, bleibt die jezt vielfach vorherrschende negative Richtung von selbst ausgeschlossen, und die Anzeigen werden mehr den Charakter selbstständiger Abhandlungen erhalten. Viele der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, die sowohl in Beziehung auf die bisherige Richtung des Recensirens als auch auf den neuen einzuschlagenden Weg dieselben Ansichten theilen, haben sich der Societät angeschlossen, und werden sie mit ihren Beyträgen unterstützen. Eben so dürfte eine neue eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.

Wir enthalten uns, irgend etwas zur Empfehlung dieses kritischen Blattes beyzufügen, das bestimmt ist, einem längst gefühlten literarischen Bedürfniß abzuhelfen, und das durch die Bemühungen der verehrten Gesellschaft diesen Zweck gewiß erreichen wird.

Von unsrer Seite wird Allem aufgeboten werden, um den Wünschen des Publikums durch gefälliges Aeußere, sorgfältigen Druck und pünktliche Spedition zu entsprechen.

Zehen Bogen oder zwanzig Nummern in groß Quart mit lat. Lettern werden jeden Monat erscheinen und mit einem Umschlag versehen, so wie dem Jahrgang von 12 Heften ein Register beygefügt werden.

Wer die Jahrbücher durch den Buchhandel beziehen will, erhält sie alle 8 Tage nach Leipzig geliefert — wer sie aber Blattweise gleich nach der Erscheinung zu erhalten wünscht, beliebe sich an das nächstgelegene Postamt

Digitized by Google

zu wenden, das von dem löbl. Ober-Postamt Augsburg die Exemplare beziehen kann.

Bey Friedr. Volke in Wien ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Catalog
italienischer Bücher,
auch
griechischer u. lateinischer Klassiker
fünftes Heft.

Nachricht
für Freunde der Münzkunde.

Indem der Unterzeichnete den Entschluß faßte, jene Bände der als klassisch anerkannten Doctrina Eckhel's, welche mank oder bereits vergriffen, und im Buchhandel nicht mehr zu haben waren, wieder zu drucken, und so die noch vorräthigen Exemplare zu ergänzen; so konnte ihm nichts erwünschter seyn als die Kunde, daß von diesem der Wissenschaft zu früh entrissenen Gelehrten ein eigenhändiges Manuscript vorhanden sey, in welchem er mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit, die Resultate eigener und fremder Forschungen und Entdeckungen, welche, nach dem Erscheinen der Doctrina, im Gebiete der alten Numismatik gemacht wurden — gesammelt, und in der Form von Zusätzen zu seinen acht Bänden hinterlassen hat.

Darf sich der Unterzeichnete bey seiner Unternehmung überhaupt den Beyfall aller Freunde der Münzkunde versprechen, so hoffet er diesen noch mehr dadurch zu verdienen, daß er vor Allem jene nun zum ersten Male gedruckten, gehaltreichen Addenda an der Spitze des ganzen Werkes erscheinen läßt, damit auch diejenigen, welche das Hauptwerk bereits besitzen, ohne Verzug sich diese wichtigen Ergänzungen der Doctrina verschaffen können. Eben so willkommen wird ihnen die den Addendis beygedruckte biographische Skizze und das Bildniß des verewigten Verfassers seyn.

Indessen schreitet der Druck der bis jetzt fehlenden Bände der Doctrina mit der größten Sorgfalt in Bezug auf Correctheit, rasch vorwärts.

Den Preis des ganzen Werkes in 8 Bänden setzt der Unterzeichnete auf 75 fl. C. M.,

jenen der Addenda aber auf 2 fl. 30 kr. C. M. fest.

Wien, im December 1826.

Friedrich Volke.

Das Sonntagsblatt für andächtige Familien, bisher Gott und der Mensch betitelt, hat auch für das Jahr 1827 unter dem veränderten Titel:

Der Mensch vor Gott.

Ein Sonntagsblatt für alle Stände und Confessionen,

seinen segensreichen Fortgang. Der ganze Jahrgang kostet wie bisher 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr., wogegen jede Woche ein Stück und zwar anticipirt erscheint, daß es selbst in den entferntesten Gegenden vor den bestimmten Sonntagen eintrifft und an denselben zur häuslichen Erbauung gelesen und vorgelesen werden kann, wodurch es sich besonders für Diejenigen eignet, welche bey abgelegenen Wohnorten, bey kränklichem Körper, bey vorgerücktem Alter u. s. w. am Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verhindert sind. Uebrigens erfreuet sich dieses geschätzte Andachtsblatt fortwährend einer großen Zahl würdiger Mitarbeiter, und wird auch ferner, wie bisher, in dem Geiste des wahren Christenthums, fern von allen einseitigen Ansichten, unbefangenen Christen zu gefallen suchen. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Bey Fr. Laue in Berlin erscheint bis Weihnachten 1826 und nehmen alle Handlungen Pränumeration auf den:

Maurer,

Oper in 3 Akten von D. F. E. Auber.

Vollständiger Klavier-Ausz. mit untergelegtem deutschen und französischem Text. Pränumerationspreis (gilt nur noch bis Neujahr) 3 Rthlr. 15 sGr.

In demselben Verlage ist erschienen und in allen Musikhandlungen und den meisten Buchhandlungen vorräthig:

a) Für den Gesang.

Klein, B., 9 Lieder von Goethe mit Pfte. oe 15. 25 sGr.
Klein, J., 8 Lieder von Heine und Goethe. à 25 sGr.
Schmidt, J. P., Argalia und Trost mit Pfte. 10 sGr.
Tafellieder für 4 Männerstimmen, für die Liedertafel zu Berlin. 3 Hefte von L. Berger, G. Reichardt und B. Klein. à 1 Rthlr. 5 sGr.

b) Für das Pianoforte allein.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Sonate oe 6. 1 Rthlr. 2½ sGr.
Schmitt, A., Rhapsodien 2 Hfte. In Uebungen für d. Pianoforte, jedes 1 Rthlr. 7½ sGr.
Souvenirs agreábles des opéra favoris.
Nr. 1. Rondeau a. Euryanthe. 7½ sGr.
— 2. Romanze a. Euryanthe. 7½ sGr.
— 3. Bolero a. Jessonda 7½ sGr.
— 4. Rondoletto a. Barbier von Sevilla 7½ sGr.
— 5. Duett (Schönes Mädchen) a. Jessonda 7½ sGr.
— 6. Rondoletto a. Italienerin 5 sGr.
— 7. Rondoletto a. d. Maurer. 12½ sGr.
— 8. Romanze der Irma a. d. Maurer. 7½ sGr.

b) Für das Pianoforte à 4 mains.

Beethoven, L. v., 2 Trios oe 70. Nr. 1 arrang. p. G. Reichardt. 1 Rthlr. 20 sGr.
— — Sonate dediée à Mr. le comte de Waldstein oe 53. arr. p. Succo. 2 Rthlr.
Berger, L., 3 Märsche f. d. Infant. oe 21. 20 sGr.
Czerny, C., Impromptu brill. oe 116. 1 Rthlr. 5 sGr.
Haydn, J., 3 Quatuors oe 64. arr. J. P. Schmidt. Nr. 1. à 27½ sGr. Nr. 2 u. 3. à 1 Rthlr. opl. 2 Rthlr. 27½ sGr.
Mozart, Zauberflöte, arrang. p. C. F. Ebers. 2 Akte, jeder 2 Rthlr. 20 sGr.
— — G moll. Quartett oe 88. arr. p. Succo. 1 Rthlr. 10 sGr. d. f. d. Pfte. mit Begleit.
Mendelssohn-Bartholdy, F., 3tes Quartett f. Pfte. V. Viola. Vello oe 3. 2 Rthlr. 15 sGr.
— — Sonate p. Pfte. ac V. oe 4. 27½ sGr.

Digitized by Google

d) Für das Orchester.

Fesca, F. E., Ouverture oe 43. (oeuvre posthume) 2 Rthlr.

e) Tänze für das Pianoforte allein.

Belcke, Fr., Cotillon. s. Aschenbrödel. 7½ sGr.
— — Cotillon. s. Sargino. 7½ sGr.
Neithardt, A., Cotillon s. d. Oberon. 12½ sGr.

Stuttgart, (Neues Buch.) So eben ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Feyerstunden des Dorfschulmeisters, herausgegeben von J. B. Brentanon. 352 Seiten 12. br. 1 fl. 30 kr.

Dieser zweyte Sohn einer heitern gewürzten Laune, jenes inzwischen verewigten Verfassers steht seinem Vorgänger, den so günstig aufgenommenen „Papieren aus dem Nachlaß eines Dorfschulmeisters" nicht nach, wie die gefällige Einsicht hievon jeden Freund solcher witzigen und eben deswegen der Erholung gewidmeten angenehmen Lektüre selbst überzeugen wird.

Das Ganze theilt sich in 2 Abtheilungen, welche poetische und prosaische, auch dramatische Darstellungen enthalten. Die 1ste Abtheilung enthält: der blaue Robert. Mein Todtenkopf, Phantasie. Galanterie eines Matrosen. Toleranz. Voltaire als Beichtvater. Der neue Rock. Lied einer Floh. Diogen. Bewußtseyn. Epigramme erste Sammlung. Holzschnitte, erste Sammlung: der Neger-Sklav. Der Wettkampf in Töpelsdorf. Was ist die Residenz? Was weißt dann er? Der eifersüchtige Mann im Beichtstuhl. Elegie am Grab Luisens. Die Nachtwandlerin. Die wandernden Stiefkinder Thaliens. Der Triumph. 2te Abtheilung. Die Probe. Der Zopf. Der Kazensturm von Pulusien. Fabeln. Epigramme, zweyte Sammlung. Dialogen. Die beyden Wucherer. Einfälle. Fliks Dichterlohn. Mährchen. An einen Unglücklichen. Die Gans. Holzschnitte, zweyte Sammlung: der Schlagfluß.

Den 2. Dec. 1826.

C. A. Sonnewald'sche
Buch- und Musikalien-Handlung.

Von der in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinenden und überall mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommenen, äußerst wohlfeilen und schönen Taschenausgabe Griechischer und Römischer Prosaiker in neuen Uebersetzungen, herausgegeben von den Professoren Tafel, Osiander und Schwab, sind nun ausgegeben:

Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Kriegs, übersezt von Prof. C. N. Osiander. 1s Bdchn. (Griechen 1s B.)

Livius Römische Geschichte, übersezt von Prof. C. F. Klaiber. 1s Bändchen. Zweyte unveränderte Aufl. und 2s Bdchn. (Römer 1s und 2s Bd.)

Ciceros Werke 1—3s Bändchen, enthaltend die tusculanischen Unterredungen, vollständig, übersezt von Prof. F. H. Kern. (Römer 3—5s B.)

Die Preise sind für Subscribenten auf die ganze Sammlung der Griechen 14 Kr. rhein. oder 3 Gr. sächs., für Subscribenten auf die vollständige Reihe der Römer 13 Kr. oder 3 Gr., für die, welche blos auf einzelne Schriftsteller subscribiren, 18 Kr. oder 4 Gr. vom gehefteten Bändchen. Einzelne Bändchen kosten 24 kr. oder 6 Groschen. Jeden Monat erscheinen 4 Bändchen; mittelst einer Auslage, die jährlich nicht über 6 Rthlr. sächs. od. 11 fl. rhein. steigen kann, kommt auf diese Weise Jeder, der auf das ganze Werk unterzeichnet, in wenigen Jahren in den Besitz einer vollständigen Sammlung von Uebersetzungen der vorzüglichsten Klassiker des Alterthums, die Treue mit Verständlichkeit und gefälligem, reindeutschem Ausdrucke vereinigen, einer Sammlung, die bleibenden Werth erhalten wird, wenn manche andere literarische Erzeugnisse längst vergessen sind, welche jezt die Lieblingslektüre eines großen Publikums bilden. Die im Januar erscheinende Lieferung wird Lucians Werke 1s, 2s B., Plutarchs Lebensbeschreibung 1s B. und Livius Röm. Geschichte 3s B. enthalten. Jedermann kann aus den bereits vorliegenden 6 Bändchen sich selbst überzeugen, daß nur gediegene Uebertragungen, keineswegs aber Fabrik-Uebersetzungen aufgenommen werden. Die Subscription steht fortwährend offen in allen Buchhandlungen.

In Wilhelm Schaefer's Verlage zu Frankfurt a. M. sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der Pater Clemens und der Jesuit als Beichtvater. Eine englische Novelle. Deutsch nach der vierten Auflage des Originals von Friedrich Gleich. 22½ Bogen. 8. Velinpap. in saubern Umschlag brosch. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieses geistreiche Werk kann als ein würdiges Seitenstück zu Heinrich und Antonio oder die Proselyten, von D. K. G. Bretschneider, betrachtet werden. Es zeigt den Conflict der religiösen Meynungen und Streitigkeiten, die neuerdings wieder so sehr in Anregung gekommen sind, und schildert dabey auf eine interessante Art den Geist der Zeit in England zu der Epoche, als die vertriebenen Stuarts den Versuch machten, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen. Ueber die Grundsätze des Jesuitismus, wie sie zu allen Zeiten waren, findet man die reichsten Aufschlüsse, während in Pater Clemens das Bild eines wahrhaft religiösen Geistes dargestellt ist, dessen einziges Unglück darin besteht, sich nicht eher als in der Todesstunde über die Fesseln zu erheben vermocht zu haben, die ein berechneter Ultramontanismus ihm anlegte. Vier Auflagen, die das Buch in England und Frankreich schnell nach einander erhielt, sprechen hinreichend für seine Zeitgemäßheit; und daß es im deutschen Gewande nicht verloren hat, dafür bürgt der Name des Hrn. Uebertragers.

Rothelan. Ein historischer Roman von Galt. Aus dem Englischen von F. L. Rhode. 3 Bde. gr. 12. in gedr. Umschlag brosch. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.

Digitized by Google

Die günstige Aufnahme dieses neuen Romans dürfte einigermaßen aus dem Umstande vorauszusehen seyn, daß von demselben Verfasser gegenwärtiger der fünfte ist, welche im Laufe dreyer Jahre ins Deutsche übertragen wurden und sämmtlich vielen Beyfall fanden. Des Hrn. Uebersetzers genaue Kenntniß der englischen Sprache verbürgt die Güte gegenwärtiger deutschen Ausgabe, und ihr wohlfeiler Preis, bey elegantem Aeußeren, macht sie überdies vor einer andern jüngst erschienenen für Leihbibliotheken empfehlenswerth.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von den so eben in Paris erschienenen:

Mémoires
sur
le Consulat. 1799 a 1804
par un ancien Conseiller d'Etat,

befindet sich eine Uebersetzung unter der Presse bey
Gebrüder Franckh.

Stuttgart, den 12 Dec. 1826.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: (In Posen am Markte Nr. 90, in Bromberg Brückenstraße Nr. 152 und in Lissa am großen Ringe Nr. 263.)

Geschichte
des
Lützow'schen Freykorps
von Ad. S.

Ein Beytrag zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Brosch. im Umschlage 1 Rthlr. 6 Gr.

Geschichte
des
Königs Carl X. Gustav.
Von
J. F. Lundblad.

Uebersezt aus dem Schwedischen von einem gebornen Pfälzer.

Erster Theil mit dem Bildnisse des Königs. Brosch. im Umschlage 1 Rthlr.

Ernst Friedrich Mittler
in Berlin, Stechbahn Nr. 3.

So eben ist erschienen und in Tübingen und Stuttgart in allen Buchhandlungen zu haben:

Der
Campo-Santo
oder
Folgen der Verleumdung.

Nach dem Französ. des l'Homme-Saint-Alphonse von Friedrich Feller. 2 Theile.
2 Thlr. 12 Gr.

Der Campo-Santo ist ein historischer Roman; er spielt in der Zeit, wo Welfen und Gibellinen mit einander in Italien haderten, wo Bürgerkrieg Unheil mit Unheil vergalt, der Partheyzeist alle Familien entzweyte, Mißtrauen und Haß weckte und mit dem Fanatismus einen Bund schloß, seine Opfer bis ins Grab zu verfolgen. Mit lebhaften Farben geschildert, gewährt er daher eine Unterhaltung, wie man sie in wenig Romanen findet, und so wird die Lesewelt ihn nur mit immer erneuertem Interesse zur Hand nehmen.

Leipzig, im Nov. 1826.

Weygand'sche Buchhandlung.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorf. Jahrgang 1826, 9s, oder achten Bandes 1s Stück (der ganzen Folge der Annalen 84n Bandes 1s Stück) gr. 8. mit 1 Kupfertafel. Preis eines Bandes von 12 Heften. 8 Rthlr.

Inhalt: 1) Berzelius, über die Bestimmung der relativen Anzahl der einfachen Atome in chemischen Verbindungen (Fortsetzung); 2) Link, über die Festigkeit der Körper; 3) Muncke, ein merkwürdiger Blitzschlag; 4) Chladni, neue Beyträge zur Kenntniß der Feuermeteore und der herabgefallenen Massen (sechste Lieferung); 5) Kupffer, über die Krystallisation des Kupfervitriols nebst allgemeinen Betrachtungen über das ein- und eingliedrige oder tetartoprismatische System; 6) Ueber das Metallgold der HH. Hamilton und Parker; 7) Breithaupt, Bemerkungen über das Geschlecht des Feldspath-Grammits und Beschreibung des Oligoklas, einer neuen Spezies desselben; 8) Wöhler, über Sementinis jodige Säure; 9) Rose, über die chemische Zusammensetzung des Zinkenits und Jamesonits; 10) v. Gersdorff, über das Packfong; 11) Runge, sonderbare Bewegungen, in die gewisse Metallsalze unter Umständen versezt werden können; 12) Balard, über eine eigenthümliche Substanz im Meerwasser; 13) Faraday, über die Aufbewahrung von trocknen Gasarten über Quecksilber; 14) Berzelius, Notiz in Betreff der Abhandlung über die Flußspathsäure und deren merkwürdigste Verbindungen; 15) Parrot, Notiz in Bezug auf den Aufsatz: über eine Unvollkommenheit in der bisherigen Theorie der Ebbe und Fluth.

Leipzig, am 11. Nov. 1826.

Joh. Ambr. Barth.

Schefer's Novellen.

So eben erschien bey Leopold Voß in Leipzig:

Novellen von Leopold Schefer. Zweyter Band. (Die lebendige Madonna. — Die Erbsünde. — Lenore di San-Sepolcro.) 8. Preis 1 Rthlr. 6 Gr.

So eben erschien in der unterzeichneten Verlagshandlung und ist daselbst, so wie in allen Buchhandlungen, zu haben:

Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, Mandragora, eine Novelle. 8. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Sander'sche Buchhandlung in Berlin.

Digitized by Google

Nro. 57.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. Alex. v. Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweyter Jahrgang. Siebenten Bandes erster Heft. Des ersten Heftes erste Abtheilung. Drey Hefte und 6 Abtheilungen 8 fl.

Inhalt:

Ueber die Längen-Gradmessung zwischen Dünkirchen und dem Seeberg bey Gotha, ausgeführt von Sr. Exc. dem Hrn. General-Lieutenant, Freyherrn von Müffling. Mit einer Dreyecks-Karte. — Bemerkungen über die Ausdehnung des sinesischen Reichs nach Westen hin. Von dem Herrn Abel Remusat. — Trigonometrische Vermessung des Oder-Stroms. Von Sr. Excellenz dem Herrn geh. Staatsminister Grafen von Bülow mitgetheilt. Dritter Artikel.

Zu diesem Hefte gehören:

Joseph von Hammers Bildniß. — Dreyecks-Karte zur Längen-Gradmessung zwischen Dünkirchen und dem Seeberge von General-Lieutenant Freyherrn von Müffling.

Des 1sten Hefts 2te Abtheil. Geographische Zeitung.

Inhalt:

Reisen. Weddell's Voyage towards the South Pole. — Reisen in Italien seit 1822. Von F. Thiersch, L. Schorn, E. — Gerhardt und Leo v. Klenze. — Uebersicht der Gebirgsvölker des Kaukasus. Von einem russischen Staatsmanne. (Mitgetheilt von Prof. D. Steffens.) — Australien. Pferderassen im malayischen Inselmeere und den benachbarten Ländern. — Zu diesem Hefte gehören: Ansicht der Euganeen von Padua aus. — Ansicht des Kaukasus.

Im Verlage von C. H. G. Christiani in Hamburg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

G. A. Bürgers sämmtliche Werke, 8r oder Supplement-Band, enthaltend die höchst interessante Lebensbeschreibung des Dichters, herausgegeben von H. Doering Preis geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

Dielitz, D., Charitenia. Ein Kranz von 300 Geburtstagsgedichten. Preis geh. 1 Rthlr. 4 Gr.

Lienau, v., Darstellung meines Schicksals in Brasilien und der von mir gemachten Erfahrungen. geh. 12 Gr.

Löffler, D., der praktische Zahnarzt, oder die Kunst die Gesundheit und Schönheit der Zähne bis ins hohe Alter zu erhalten. geh. 4 Gr.

Anzeige.

Die Zeitung der freyen Stadt Frankfurt — sonst das Allgemeine Staatsristretto — erscheint auch im Jahr 1827 fortwährend täglich, fünfmal die Woche in Verbindung mit dem Unterhaltungsblatt Iris, zweymal begleitet von dem offiziellen Amtsblatt. Ueber Tendenz und Inhalt dieser verschiedenen Blätter sind besondere Bekanntmachungen erschienen, die nebst Probeblättern in allen Buchhandlungen und bey den wohllöblichen Zeitungsexpeditionen der respectiven Postämter zu haben sind. Der Pränumerando zu entrichtende Abonnementspreis ist 4 fl. halbjährig. Für die Iris allein wird ein besonderes Abonnement mit 3 fl. halbjährig angenommen. Wir ersuchen um baldige Anbestellung, damit die Zusendung vom 1. Januar 1827 an erfolgen könne.

Frankfurt, im Dec. 1826.

Die Expedition der Zeitung der freyen Stadt Frankfurt, der Iris und des Amtsblatts.
H. L. Brönner.

Bey Orell, Füßli und Komp. in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Johann von Müllers
Geschichten
schweizerischer Eidgenossenschaft.
Fünfter Theil. 2te Abtheilung
durch
Robert Glutz-Blotzheim,
und
sechster Theil. 1ste Abtheilung
durch
Johann Jakob Hottinger.
Preis 4 Rthlr. 20 Gr.; 7 fl. 15 kr.

Da die von der Weidmannischen Verlagsbuchhandlung veranstaltete neue Ausgabe der ersten fünf Theile dieses klassischen Geschichtswerks nunmehr fertig geworden, und die bey uns erschienenen meisterhaft gelungenen Fortsetzungen sich in Druck, Format und Papier genau an dieselbe anschließen, so glauben wir besonders die Pränumeranten der neuen Leipziger Ausgabe auf diese wichtige, unentbehrliche Vervollständigung des Hauptwerkes aufs neue aufmerksam machen zu müssen. Die Abnehmer der Ausgabe auf weiß Druckpapier haben den erwünschten Vortheil, daß die unsrige auch in Betreff der Weiße des Papiers genau mit der übrigen zusammentrifft. Des sechsten Bandes 2te Abtheilung ist unter der Presse und erscheint mit Ostern 1827.

Auf Verlangen meines Verlegers erkläre ich hiermit, daß die Erscheinung der fehlenden Bände meiner neuen Bearbeitung von

Shakspeare's dramatischen Werken

allein durch meine Schuld verzögert worden, und daß

Digitized by Google

jener es an vielfältigen Bemühungen für die Beschleunigung des Drucks nicht hat fehlen lassen. Da indeß die hindernden Ursachen jezt größtentheils gehoben sind, so verspreche ich zuversichtlich die Erscheinung zweyer Bände, des 3ten und 5ten, vor Eintritt der nächsten Ostermesse, und glaube, die Beendigung des ganzen Werks bis Ostern 1828 verheißen zu können.

Dresden, im November 1826.

Ludwig Tieck.

Bey dem Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Heinrich von Kleist's
gesammelte Schriften.
Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet
von
Ludwig Tieck.
3 Bände.

Die anfänglich bestimmten Subscriptionspreise für alle 3 Bände von 3 Thlr., 3⅓ und 5⅓ Thlr. Conv.-G. sind auf 2⅓ Thlr. für die geringste, 3⅓ Thlr. für die mittlere, und 4½ Thlr. Conv.-G. für die Ausgabe auf Velinpapier ermäßigt worden. Diese Preise bestehen jedoch nur bis Ostern 1827, von wo an unabänderlich die Ladenpreise von 4½, 5 und 6⅔ Thlr. eintreten werden.

Ferner sind von

Jean Paul's sämmtlichen Werken
die zweyte und dritte Lieferung, oder Band 6 – 15,

erschienen. Der Pränumerationspreis für sämmtliche 3 Lieferungen beträgt, mit Einschluß der Vorausbezahlung der 4ten Lieferung, auf ordin. Papier 10⅓ Thlr. Conv.-Geld oder $11\frac{1}{12}$ Thlr., auf weißem Druckpap. 12⅓ Thlr., auf franz. Papier 15⅓ Thlr., auf Velinpapier $19\frac{5}{12}$ Thlr. Preuß.-Cour. Diese Pränumerationspreise hören auch mit dem Ablauf des nächsten Jahres auf, wo alsdann die beträchtlich erhöheten Ladenpreise eintreten.

Schleiermacher, F., die Weihnachtsfeyer. Zweyte Ausgabe. 16. brosch. Velinpap. 12 gGr. oder 15 fGr.
— — Christliche Festpredigten, 1ste Sammlung, oder der Predigten 5ter Theil. gr. 8. 2 Thlr.
Tieck, L., der Aufruhr in den Cevennen. Eine Novelle in 4 Abschnitten. 1r und 2r Abschnitt. 8. 1⅓ Thlr.
Victor und Claudine. Ein Roman von Wilhelm Martell. 3 Bändchen. 8. 2⅓ Thlr.

In einigen Wochen werden erscheinen:

Varnhagen von Ense, K. A., das Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt. Als 3ter Theil der biographischen Denkmale. 8. circa 40 Bogen.
— — Biographische Denkmale. 4ter Theil. Paul Flemming. — Friedrich Freyherr von Canitz. — Johann von Besser.

Bestellungen darauf werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Berlin, November 1826.

G. Reimer.

Bekanntmachung.

An Naturforscher, Bibliotheken, gebildete Forstmänner und Oekonomen.

Johann Andreas Naumanns
Naturgeschichte
der
Vögel Deutschlands,
nach
eigenen Erfahrungen entworfen.
Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihrer Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von
dessen Sohne
Johann Friedrich Naumann,
mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.
Mit vielen colorirten Kupfern.
Ir bis Vr Band.

Lexikon-Oktav. Leipzig. Ernst Fleischer.

Hochachtende Zeugnisse des In- und Auslandes wurden diesem Werke in reichem Maße zu Theil, sattsam hat die Kritik über dessen klassischen Werth entschieden, und mit immer steigendem Beyfalle sind die fortgesetzten Lieferungen aufgenommen worden. — Fünf Bände, welche bis jetzt erschienen, beschäftigen sich mit folgenden Gattungen:

Vultur (Geyer), Cathartes (Aasvogel), Gypaëtos (Geyeradler), Falco (Falke), Strix (Eule), Lanius (Würger), Corvus (Rabe), Bombycilla (Seidenschwanz), Coracias (Rake), Oriolus (Pirol), Sturnus (Staar), Merula (Staaramsel), Muscicapa (Fliegenfänger), Turdus (Drossel), Sylvia (Sänger), Troglodytes (Schlüpfer), Anthus (Pieper), Motacilla (Bachstelze), Saxicola (Steinschmätzer), Cinclus (Schwätzer), Accentor (Braunelle), Regulus (Goldhähnchen), Parus (Meise), Alauda (Lerche), Emberiza (Ammer), Loxia (Kreuzschnabel), Pyrrhula (Gimpel), Fringilla (Fink), Cuculus (Kukuk), Picus (Specht), Yunx (Wendehals), Sitta (Kleiber), Certhia (Baumläufer), Tichodroma (Mauerklette), Upupa (Wiedehopf), Merops (Bienenfresser), Alcedo (Eisvogel).

Diese 37 Gattungen schließen 178 Arten ein, welche, sämmtlich nach der Natur entworfen, auf 144 colorirten Kupfertafeln abgebildet sind. — Der Ladenpreis dieser ersten fünf Bände ist 81 Rthlr. Um den Ankauf derselben zu erleichtern und mehrfachen Aufforderungen in dieser Hinsicht zu genügen, soll bis nächstes Frühjahr der Text apart, nebst dem zu jedem Bande gehörigen Titelkupfer, ohne die colorirten Tafeln, für 18 Rthlr. oder 32 fl. 24 kr. rhein. zu haben seyn, welche Vergünstigung nach Ablauf dieses Termins erlischt. An die Besitzer solcher Exemplare werden später auf Verlangen die Kupfer nachgeliefert und ihnen der Preis des früher bezahlten Textes in Abzug gebracht. Dasselbe gilt für diese Inhaber natürlich auch von der Fortsetzung des Werkes, die jedoch aus Gründen hier nicht heft-, sondern stets nur bändeweise geliefert werden kann. — Interessenten, welche darauf reflectiren, mögen, wegen Kürze der Frist, die Bestellungen baldigst in der ihnen nächsten soliden Buchhandlung aufgeben.

Der 6te Band dieses umfassenden Werkes macht den Beschluß der Landvögel, ist bereits, wie alle noch übrige Bände, größtentheils vorbereitet, und wird in schnellen Lieferungen folgen.

Leipzig, Oktober 1826.

Ernst Fleischer.

In demselben Verlage ist ebenfalls erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Naumann, Joh. Friedr.; Ueber den Haushalt der nordischen Seevögel Europa's, als Erläuterung zweyer nach der Natur gemalten Ansichten von einem Theile der Dünen auf der nördlichsten Spitze der Insel Sylt, unweit der Westküste der Halbinsel Jütland. Mit zwey colorirten Kupfertafeln. Klein Quer-Folio. In Mappen-Futteral. 4 Rthlr. 10 Gr.

Brookes's, Sam., Anleitung zu dem Studium der Conchylienlehre. Aus dem Englischen übersetzt, und mit 9 colorirten und 2 schwarzen englischen Originalkupfern erläutert. Bevorwortet und mit einer Tafel über die Anatomie der Flußmuschel vermehrt von D. C. Gust. Carus. Gr. 4. Cartonnirt. 16 Rthlr.

Faber, Friedr.; Ueber das Leben der hochnordischen Vögel. Gr. 8. Brosch. 2 Rthlr. 4 Gr.

Carus, D. Carl Gust.; Von den Anforderungen an eine künftige Bearbeitung der Naturwissenschaften. Eine Rede, gelesen zu Leipzig, am 19. September 1822, in der ersten Zusammenkunft deutscher Naturforscher und Aerzte. 8. Brosch. 4 Gr.

Brustbild von Carl v. Linné. Gest. von Bollinger. 8 Gr.

In der Buch- und Musikhandlung von T. Trautwein in Berlin ist erschienen:

Boston Tabelle mit allegorischer Verzierung, verbessert, berichtigt und mit einer vollständigen und genauen Ausrechnung aller Sätze vermehrt. Preis illum. 8 Gr.

Den Freunden des Bostonspiels wird diese Tabelle in ihrer jetzigen Einrichtung nichts zu wünschen übrig lassen.

ETHNOGRAPHISCHE DENKMALE.

HERAUSGEGEBEN VON H. SCHAEFER, SECRETAIR DER GROSSHERZOGLICH HESSISCHEN HOFBIBLIOTHEK, UND H. W. EBERHARD, ARCHITEKT.

PROSPECT.

Das allgemeine und lebhafte Interesse für die Länder- und Völkerkunde, und der Mangel einer Ethnographie, welche durch eine zweckmäßige Auswahl und Behandlungsweise des seit einigen Jahrzehenten zu einer ausserordentlichen Fülle angewachsenen Stoffes den gesteigerten Forderungen der Zeit Genüge leisten könnte, haben die oben genannten Herausgeber bewogen, zur gemeinschaftlichen Bearbeitung eines mit Abbildungen reichlich ausgestatteten Werkes, das den höheren Zeitbedürfnissen zu entsprechen beabsichtigt, sich zu vereinigen.

Ihr Plan ist: die alterthümlichen, geschichtlichen und architektonischen Denkmale, so wie die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Völker, und die Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten ihrer Länder zu beschreiben, und in Abbildungen, die den gebildeten Kunstsinn ansprechen, zu veranschaulichen. Sie theilen zu diesem Zweck die Ethnographie jedes Volkes, dessen Denkmale sie beschreiben, in zwey Haupttheile — einen allgemeinen und einen besonderen. Der allgemeine kann als Einleitung in den besonderen angesehen werden, und zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste einen Ueberblick über die Culturgeschichte des Volkes enthält, der andere allgemeine Bemerkungen über die natürliche Beschaffenheit einer jeden Provinz des Landes, und über den Charakter, die Sprache und Bildungsstufe, die Verfassung, den Handel, die Gewerbe, die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen ihrer Bewohner umfaſst. Der besondere Theil liefert darauf die Abbildungen und Beschreibungen der ethnographischen Gegenstände selbst: Topographien von merkwürdigen Orten und Städten, Ansichten von ausgezeichnet schönen Gegenden, Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümer und geschichtliche Denkmale, woran die Erinnerung groſser Menschen und einfluſsreicher Begebenheiten sich knüpft, interessante Werke der Baukunst und Bildnerey, charakteristische Sitten und Gebräuche, Lebens- und Kleidungsarten, endlich Denkmale, welche die Geistesbildung, das wissenschaftliche und künstlerische Streben des Volkes bezeichnend darlegen, oder in welchen sein religiöses Glauben und Leben sich abspiegelt.

Die Herausgeber werden Sorge tragen, daſs nur Abbildungen und Beschreibungen von vorzüglich interessanten und wichtigen Denkmalen aufgenommen werden.

Sie liefern die bildlichen Darstellungen, wenn zu groſse Entfernung eines Landes eigenhändige Aufnahmen unmöglich macht, nach den treuesten, vorhandenen Abbildungen, und legen dabey mehrentheils Prachtwerke zu Grund, die wegen ihrer Kostbarkeit in den Händen nur Weniger sind. Auf diese Weise hoffen sie zugleich manches, was für viele Freunde der Kunst und Wissenschaft bisher ein vergrabener Schatz war, diesen zu Tag zu fördern, und zum Gemeingut von Deutschland zu machen. Die Bilder werden theils in Umrissen, theils halb — theils ganz ausgeführt gegeben. Feder- und Kreidezeichnungen sollen mit radirten und getuschten Blättern abwechselnd folgen, je nachdem die Eigenthümlichkeit des darzustellenden Gegenstandes eine derselben vorzüglich zusagende Behandlungsweise fordert. Für sämmtliche Darstellungen ist das von dem Mitherausgeber Eberhard erfundene zinkographische Verfahren gewählt, das die Vorzüge der freyen Handzeichnung, wie sie die Lithographie gestattet, mit der Zartheit des Kupferstichs verbindet, und überdieſs eine eben so groſse Anzahl gleich guter Abdrücke, wie sie von Stahlplatten gezogen werden kann, zuläſst.

Der Text wird ein reges Streben nach Gründlichkeit und vorurtheilsfreyer Unpartheylichkeit in der

Forschung nach Klarheit und lebendiger Kürze in der Darstellung beurkunden. Der Reichthum an guten und verschiedenartigen wissenschaftlichen Hülfsmitteln, welche die Grofsherzogliche Hofbibliothek dem Mitherausgeber Schäfer gewährt, sezt denselben in Stand, mit strenger und umsichtiger Auswahl nur das Wichtigere und Anziehendere auszuheben und mitzutheilen.

Das Werk erscheint in monatlichen Lieferungen, jede von sechs Blättern Abbildungen in gross Folio nebst dem erläuternden Text in Quarto. Der allgemeine Theil, d. h. die Culturgeschichte des Landes und Volkes und die allgemeine ethnographische Beschreibung der einzelnen Provinzen wird jedesmal mit dem lezten Hefte des besonderen Theils geliefert werden. Die ethnographischen Denkmale von Spanien eröffnen das Werk, und werden über vier Alphabete Text und gegen zweyhundert Blätter Abbildungen füllen.

Jede Lieferung kostet 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. sächs.; auf Velinpapier 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 8 Gr. sächs. Der mit der lezten Lieferung der Abbildungen erscheinende allgemeine Theil wird zu dem möglichst billigen Preise berechnet werden.

Darmstadt, im Dec. 1826.

J. W. Heyer,
Grofsherzogl. Hofbuchhändler.

Die
Abend-Zeitung,
herausgegeben von Th. Hell,
nebst literarischem Wegweiser und einem Beyblatte: Einheimisches, so wie einem artistischen Notizenblatte von C. A. Böttiger,

wird auch im Jahre 1827, wie zeither, wöchentlich in 9 Nummern auf Velinpapier erscheinen. Der Preis für Auswärtige bleibt halbjährig 5 Thlr. Vorausbezahlung, und für solche, welche die Abholung bey uns selbst übernehmen, vierteljährlich 1 Thlr. 16 Gr. Eine Wohlfeilheit, wie sie bey keinem andern Tageblatte stattfindet. Alle Buchhandlungen besorgen die Ablieferung wöchentlich, Postämter aber posttäglich.

Dresden und Leipzig, im Dec. 1826.

Arnold'sche Buchhandlung.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.
Der Eremit in Berlin.
Ein Unterhaltungsblatt für Gebildete.
Herausgegeben von
Eduard Frhr. von der Oelsnitz.

Diese, mit dem 1. Januar 1827 erscheinende, Zeitschrift wird alles umfassen, was eine sinnige, ernste und heitere Unterhaltung gewähren kann. Was auf den Geist der Zeit, bedeutend einwirkt, was das Leben wahrhaft lebend macht, was Kunst und Wissenschaft weiter bringt, und zum Ziele der Humanität führt, das soll hier eine Stelle finden. — Der Theilnahme bewährter Nationalschriftsteller, und mannichfacher literarischer Verbindungen in England, Frankreich, Italien und den nordischen Reisen sich erfreuend, darf die Redaktion hoffen, ihrem Blatte die Vielseitigkeit und Vollendung zu geben, wodurch dasselbe den Beyfall aller Freunde des Guten und Schönen verdienen kann. — Freymüthigkeit, Unpartheylichkeit, Anständigkeit! so heißen die Gelübde des Eremiten in Berlin. Und er wird ihnen stets getreu bleiben.

Die äußere Ausstattung wird nichts zu wünschen übrig lassen. Es erscheinen von dem Eremiten wöchentlich zwey Blätter in gr. 4., die von Zeit zu Zeit lithographische Beylagen erhalten. Der Preis des ganzen Jahrganges beträgt 4 Thlr. pr. Crt. Alle guten Buchhandlungen und Postämter in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden nehmen Bestellung an. Der Prospectus ist gratis zu erhalten, und ebenso die Probeblätter, welche Mitte December versendet werden. —

Berlin, den 6. December 1826.

Den Hauptdebit übernimmt
die Buchhandlung von Heinr. Phil. Petri.

Encyclopädie
des gesammten Maschinenwesens,
oder vollständiger Unterricht in der praktischen Mechanik und Maschinenlehre, mit Erklärungen der dazu gehörigen Kunstwörter, in alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Mechaniker, Kameralisten, Baumeister und Jeden, dem Kenntnisse des Maschinenwesens nöthig und nützlich sind. Von D. Johann Heinrich Moritz Poppe, Hofr. und Professor zu Tübingen, und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Zweyte, fast durchgehends umgearbeitete, sehr verbesserte und vermehrte Aufl. Zweyter Theil. E — J. Mit 12 Kupfertafeln. Preis 4 Rthlr. (alle 7 Theile 22 Rthlr. 16 gGr.

Diese neue Auflage des 2ten Theils, welche sich durch zahlreiche Zusätze und Verbesserungen auszeichnet, ist so eben vollendet und dadurch dies Werk, welches als vortrefflich und unübertroffen in der deutschen Literatur anerkannt ist, wieder vollständig zu haben. Es gibt die vollständigste Darstellung aller Theile der Mechanik und Maschinenlehre, und wer sich zu seinem und Andrer Nutzen darüber belehren will, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Leipzig, den 6. Okt. 1826.

Leopold Voß.

Th. Grattan,
Waterfluch.
Eine Erzählung aus dem Englischen nach der dritten Auflage übersezt. 8. 1826. 18 Gr.

Im Verlag der Kesselring'schen Buchhandlung zu Hildburghausen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Daß diese Erzählung höchst anziehend seyn muß, beurkunden sowohl die schnell auf einander erfolgten drey Auflagen des Originals als der Name des Verfassers.

Digitized by Google

Nro. 58.
Intelligenz = Blatt.
1826.

Literarische Nachricht

für Politiker, Geschichtsfreunde, Staatsmänner, Bürger und Hausväter, für Geistliche und Weltliche, Katholiken und Protestanten, für Freunde der Satyre und schöngeistiger Werke.

Im Laufe dieses Jahres erschienen im Verlage der Gebrüder Franckh in Stuttgart folgende empfehlenswerthe Werke, welche in allen Buchhandlungen Deutschlands um beygesezte Preise zu haben sind:

Der Protestantismus

in seiner geschichtlichen Begründung, in seinem Einflusse und in seinen Hauptlehren, nach den besten Quellen dargestellt für gebildete Christen. Von Fr. Hoffmann. gr. 8. 2 fl.

Mit dem Ernste, den die Würde des Denkers und die Sache selbst, die mit unsern heiligsten Interessen verbunden ist, fordern, werden in dieser Schrift der Fragen viele erörtert, die sich bey jedem Blicke auf den heutigen gesellschaftlichen Zustand dem aufmerksamen Beobachter aufdringen. Das Proselytenwesen, der Jesuitismus mit und ohne Maske, die lichtscheue Mystik und die Heucheley unsrer Zeit finden hier einen von ächter Religiosität begeisterten Gegner. Der Verfasser untersucht mit Unbefangenheit, auf die Ergebnisse der Geschichte gestüzt, was wir von der Zukunft zu hoffen, zu befürchten haben, und spürt, wie Graf von Montlosier in Frankreich, so in Deutschland den Umtrieben der Gleißner, die das kostbare Vermächtniß der Reformation zu verkümmern beabsichtigen, nach, und denuncirt sie nicht einem Puppengericht, sondern dem Forum der mächtig erstarkten öffentlichen Meynung. Aus welchem Gesichtspunkte er die Sache genommen hat, spricht er selbst in folgender Stelle des Vorworts aus: „Soll die Sonne der reinen Christuslehre nicht untergehen, die Fackel der Wissenschaften nicht erlöschen, die zerstreuten Saamen göttlicher Wahrheit nicht wieder zertreten werden, — so ist es an der Zeit, daß auch unsre Kirche nicht verstumme, daß auch sie im Bewußtseyn ihrer Würde öffentlich sage, was sie zu leisten vermag, und welche Früchte sie getragen.“

Denkschrift,

die Enthüllung eines Systems bezweckend, das die religiöse und politische Absicht hat, der Religion, dem Staate und dem Throne den Untergang zu bringen. Vom Grafen Montlosier. Aus dem Französischen übersezt. Mit Vorwort und Anmerkungen von Geh. Kirchenrath D. Paulus. gr. 8. Preis 3 fl.

Der so geistreiche als unterrichtete Verfasser dieses Werkes zeigt mit treffender Wahrheit und mit sorgfältiger Nachweisung seiner Behauptungen, wie sich in unserer gegenwärtigen Zeit ein ausgebreitetes System, oder, besser zu sagen, eine weit um sich greifende Verschwörung gegen die Religion, den Thron und die Gesellschaft gebildet hat. Doch lassen wir ihn selbst sprechen: „Ich habe solche (die Verschwörung) in ihrer Entstehung bemerkt, bin ihr in den Fortschritten gefolgt, und sehe, daß sie auf dem Punkte steht, uns unter Ruinen zu begraben.“

Man erhält durch dieses Werk eine klare Darstellung über die verschiedenen Orden, Bruderschaften, Congregationen und was dieser giftige Ausfluß der Pfaffenherrschaft immer noch für Namen haben mag; es ist deswegen von gleich großem Interesse für die Fürsten, wie für das Volk, für den Staatsmann wie für den Theologen, so wie für jeden aufgeklärten Bürger, für den Katholiken wie für den Protestanten, sie alle werden mit Schaudern den Abgrund sehen, der sich vor unsern Augen immer mehr und mehr ausbreitet; deswegen auch die Verlagshandlung hofft, sich den Dank des deutschen Publikums zu verdienen, indem sie in einer trefflichen Uebersetzung demselben das Werk zugänglich macht.

Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci,

Bischof von Pistoja und Prato, Reformator des Katholicismus in Toskana unter der Regierung Leopolds. Nach den eigenhändigen Manuscripten dieses Prälaten u. a. berühmter Männer des vor. Jahrhunderts bearb., und mit rechtsgültigen Urkunden a. d. Archiven des Hrn. Lapo v. Ricci zu Florenz versehen, v. H. v. Porter. 4 Bände. gr. 8. Preis 12 fl.

Da in Würtemberg die Behinderungen nicht bestehen, welche anderorten die Publicirung dieses wichtigen, für jeden Freund der Geschichte zum rechten Verständniß der frappantesten Erscheinungen unserer Zeit nicht zu entbehrenden Aktenstückes gestört haben dürften: so waren wir, und zwar sehr bald, im Stande, dem Publikum eine Uebertragung obgenannten Werkes — des Denkmals einer Wahrheitsliebe, die kaum ihres Gleichen hat, vorlegen zu können. Ricci's Denkwürdigkeiten übertreffen an Interesse die meisten uns aus Frankreich zugekommenen Memoiren; die Ereignisse, welche darin geschildert werden, spielen in die neueste Zeit herüber, und Viel des Räthselhaften, das sie gebar, findet hier eine überraschende Erklärung Wir werden mit den versteckten Ursachen bekannt, die es möglich machten, den stolzen Bau einer solchen Hierarchie, das Werk von mehr als einem Jahrtausende durch materielle Gegenkräfte zu stürzen, und es wird deutlicher, warum weniger die nächste Umgebung als die Ferne, ihren Sturz beweinte. Ein aufgeklärter Prälat, verdienstvoll wie Fenelon, zeigt sich uns, der als treuer Diener der Religion und des edelsten Fürsten, persönliche Aufopferung und Gefahr nicht scheute, um eine Verwechselung des Heiligen mit dem Profanen, das dafür gelten wollte, zu verhüten. Auch liefern diese Memoiren neue faktische Belege zur Würdigung eines berühmten Ordens, der in der lezten Zeit von Neuem, und

Digitized by Google

vorzüglich durch des Grafen von Montlosier Anregung, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und seine Verzweigungen gelenkt hat.

Hauptinhalt: Ricci's Leben und Wirken. Aufhebung der Jesuiten. Clemens XIV. wird vergiftet. Pius VI. Papst. Klagen über Leopolds Maßregeln. Unordnung in den zwey Klöstern der Dominicanerinnen zu Pistoja. Zwist mit den Exjesuiten wegen der Andacht zum Herzen Jesu und deren Entlarvung. Unglauben und Ausschweifungen zweyer Dominicanerinnen zu Prato. Recapitulation der scandalösen Geschichte der Dominicanermönche und Nonnen zu Pistoja und Prato seit 150 Jahren. Rom unterstüzte sie; Aktenstücke. Noten: Leichen-Oeffnung des, von den Jesuiten vergifteten Clemens XIV. Geschichte der Contrerevolution zu Neapel 1799. Eine Rede, die Pius VI. zu Wien hielt, ein Brief Joseph II. an denselben. Grausamkeit des Kardinals Johann von Medicis, nachmaligen Papstes Leo X. Die Nonnen klagen die Dominicaner der Liederlichkeit an (1775). Die Minoriten schlafen in den Klöstern der büßenden Nonnen. Die Regierung verbietet den Mönchen, sich den Nonnenklöstern zu nähern. Klageschrift mehrerer Nonnen gegen ihre Schwestern, die sie umzubringen drohen. Komödien in den Nonnenklöstern. Päpstliches Breve gegen Ricci ic. über den Genuß von Fleischspeisen während der Fasten. Missionen, Katechismen. Unwissenheit der Mönche. Bücher, welche Ricci verbreitet, und Unannehmlichkeiten, die er sich dadurch zuzieht. Ehedispensationen. Mißbrauch der Indulgenzentaxen für den Bau von St. Peter. Ricci in Lebensgefahr. Reform des Breviers. Volksaufstand in Prato. Aufstand zu Pistoja und Ricci's Flucht. Tod Leopolds. Religionskrieg gegen die in Italien befindlichen Franzosen. Mysticism zweyer Klosterfrauen. Aussagen von Layenschwestern, ausschweifende Anreizungen ihrer Beichtväter betreffend. Auto da Fé von Siena im Jahr 1709. Mißbrauch des Ablasses. Vorbehaltssünden. Cagliostro. Aufstand zu Arezzo im Namen der heil. Jungfrau. Wiederherstellung aller Mißbräuche unter der Regierung des Königs von Hetrurien. Wunderwerke der Madonna von Ancona 1769. Erscheinung einer abgeschiedenen Seele 1800, bestätigt durch den Erzbischof Martini. Wunderbare Erzeugung einiger Fässer Oel, durch denselben Erzbischof bestätigt. Unwissenheit Pius VI. Unglaube der italienischen Juden. Religion des römischen Hofes u. s. w.

Deutschland,

oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Erster Band. gr. 8. Preis 5 fl.

Es gibt bis jezt so gut als keine Reisebeschreibung, die ganz Deutschland umfaßte; und Deutschland ist noch leider so manchem Deutschen eine terra incognita. Vorliegende Briefe umfassen das ganze Vaterland; Keiner suche aber in ihnen einen mageren Wegweiser für ausgestopfte Vögel, Standbilder und gothische Thürme; das Leben, der Mensch ist der vorzüglichste Gegenstand des Verfassers, — eines unserer besten Satyriker — der selbst gesehen, und nicht hinter seinem Schreibtische das Vaterland bereist hat; die Natur liegt ihm näher als die Kunst, das Volk näher als die Höfe. Von der Hauptstadt jedes Landes ausgehend, ungebunden von sogenannter systematischer Ordnung, schildert er mit kräftigen Zügen und stets heiterer Laune, auch gelegentlich mit treffendem Witze, immer aber mit Wahrheit den Genius, die Sitten, die Sprache des Volks und der Städte; er führt den Leser, ein treuer, wahrer Wegweiser, an den Naturscenen des weiten Vaterlands vorüber, von den erhabenen Alpen des Süden bis zu den sanften Gestaden der nördlichen Meere; der Kunst, vorzüglich der deutschen Kunst vergißt er nie, aber er vergißt auch über ihr nie des Menschen; und Politik, und vollends deutsche Politik? — wie kann man diese Klippe glücklicher vermeiden, als wenn man den Leser in den Zauberspiegel der großen Lehrerin für Gegenwart und Zukunft, der Geschichte, blicken läßt? Dies thut der Verfaßer beständig; durch bald flüchtige, bald ausgedehntere, aber immer belehrende und geistvoll vergleichende Hindeutungen darauf aufmerksam gemacht, wie es war, fühlt der Leser mit Dank oder mit Unmuth wie es ist, und wie es seyn wird oder werden sollte. — Der erste Band umfaßt Würtemberg, Baden und einen Theil von Baiern.

Jeder Deutsche wird durch dieses heitere Gemälde sein großes Vaterland besser kennen und schätzen lernen; jeder wird die Skizze seines speziellen Vaterlandes finden — und treffend gezeichnet finden.

Die Priester- und Jesuitenherrschaft

im gegenwärtigen Frankreich und ihre Ausdehnung auf das übrige Europa; an's Licht gestellt und mit authentischen Belegen versehen vom Grafen Montlosier. Aus dem Französischen. gr. 8. Preis 2 fl. 45 kr.

In diesem neuen Werk, dem die früher erschienene Denkschrift des Verfassers nur als Vorbereitung dienen sollte, schildert Herr von Montlosier mit lebendigen Farben den eigentlichen Geist der Jesuiten, verbreitet über ihr Thun und Streben, und ihre, die Zerstörung aller Wohlfahrt der Staaten und der Völker bezweckenden, Plane das hellste Licht. Er legt auf die einleuchtendste Weise die unumstößliche Wahrheit dar, daß jeder Bund, den die Fürsten mit dieser Gesellschaft schließen, weit entfernt, ihnen eine Stütze zu verschaffen, sie endlich selbst wie ihre Völker nothwendig dem Verderben Preis geben muß, weil es in dem Geiste des Systems dieser Gesellschaft liegt, alle weltliche Macht an sich zu reißen, und die Fürsten wie die Völker unumschränkt zu beherrschen. Es erregt unwillkührlichen Schauder, wenn man erfährt, wie diese Gesellschaft ihr Wohl und ihr Gedeihen nur auf das Verderben der gesammten Menschheit und die Vernichtung aller Aufklärung und Wissenschaft zu bauen sucht, und welcher schimpflichen und gräulichen Mittel sie sich zur Erreichung dieser fluchwürdigen Absicht bedient.

Kurz, das vorliegende Werk muß für jeden, der mit seiner Zeit lebt, den das Wohl und Wehe der Menschheit kümmert, und der den großen Kampf, welchen die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit, die Unterdrückung mit der Freyheit, und das Licht mit der Finsterniß gegenwärtig kämpft, mit neugierigem Auge verfolgt, das lebhafteste Interesse haben.

So eben ist bey dem Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Apologie der neuern Theologie des evan-

Digitized by Google

gelischen Deutschlands gegen ihren neuesten Ankläger, oder Beurtheilung der Schrift:

Der Zustand der protestantischen Religion in Deutschland; in 4 Reden, gehalten an der Universität zu Cambridge von Hugh James Rose, M. A. am Trinity-College ꝛc. Mit vielen Anmerkungen zur Erläuterung der Reden. Aus dem Englischen mit einigen Bemerkungen übersezt, Leipzig, bey Fr. Fleischer, 1826. 8. von D. Karl Gottlieb Bretschneider, Ober-Consistorialrathe und Generalsuperintendenten zu Gotha. 8. geh. Halle. 6 Gr. (7½ ſGr.)

Halle, den 18. Nov. 1826.

C. A. Kümmel.

So eben wurde fertig und an alle Buchhandlungen versandt: die vom Publikum längst erwarteten

Althings

kleine Erzählungen.

2 Bändchen, in eleg. Umschlag 1 Rthlr. 12 Gr.

Dies Büchlein wird nicht nur für Leihbibliotheken, sondern für Viele zu eigner Anschaffung, wegen angenehmer Unterhaltung, erwünscht seyn.

In Ernst Kleins Comptoir in Leipzig in Commission zu haben.

Bey Fr. Laue in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Rellstab, L., Sagen und romantische Erzählungen. 2s Bdch. 1 Rthlr. 5 ſGr.

— — derselben 1s Bdchn. (schon früher) 1 Rthlr. 2½ ſGr.

Scott, W., Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten Romandichter, übers. und mit einem Anhang von L. Rellstab. 3 Bde. 2 Rthlr. 15 ſGr.

Inhalt: Fielding, Smollett, Lesage, Johnstone, Sterne, Goldsmith, Johnson, Mackenzie, Walpole, Clara Reeve, Richardson, Cervantes Saavedra, Anhang zu Goldsmiths Leben, Swift, Boge, Cumberland, Anna Radcliffe, Anhang des Uebersetzers.

Immermann, C., Cardenio und Celinde. Trauerspiel in 5 Akten. 25 ſGr.

Enderlein, Anweisung zur Erlernung des Vierschach. 15 ſGr.

Gebauer, C. G., Sonn- und Festtagsbüchlein für christliche Bibelverehrer in 30 Predigten über histor. Stellen der Bibel. 1 Rthlr. 10 ſGr.

Leo, D. J., Taschenbuch der Arzneypflanzen, oder Beschreibung und Abbildung sämmtlicher offizinellen Gewächse. Bis jezt ist fertig 1r Bd. (enthält 10 Hefte) und vom 2n Bde. die ersten 5 Hefte. Preis: jeder Band (10 Bogen Text und 80 Pflanzen-Abbildungen) schwarz 2 Rthlr. 10 ſGr.; halb illum. 3 Rthlr. 10 ſGr.; ganz illum. 4 Rthlr. 20 ſGr.

— — Anhang zum Taschenbuch Abthl. I. botanische Terminologie 15 ſGr.

Bekanntmachung
an Freunde der englischen Literatur.

Mit der zweyten Abtheilung, welche so eben an die Subscribenten geliefert wurde, ist nunmehr beendigt und jezt vollständig für den (einstweilen noch bestehenden) Subscriptions-Preis in allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder zu erhalten:

JOHN WALKER'S Critical Pronouncing Dictionary, and Expositor of the English Language: in which, not only the Meaning of every Word is clearly explained, and the Sound of every Syllable distinctly shown, but, where Words are subject to different Pronunciations, the Authorities of our best Pronouncing Dictionaries are fully exhibited, the Reasons for each are at large displayed, and the preferable Pronunciation is pointed out. To which are prefixed, Principles of the English Pronunciation, etc. Critically reprinted from the London Stereotype Edition. Roy. 8vo. Cartonnirt. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

Neben den vornehmsten Mitbewerbern der brittischen Lexicographie hat sich dieses Wörterbuch seit einer Reihe von Jahren in so hohem Ansehen behauptet und durch das schnelle Folgen einiger zwanzig verbesserter Auflagen einen so hohen Rang erworben, daß ihm gegenwärtig, nach dem einstimmigen Ausspruche der englischen Kritik, der erste Platz gebührt, dessen Principien als die entscheidenden gelten, und die jezt verkäufliche Ausgabe mit stehenden Schriften gedruckt werden konnte. Diese Thatsachen sind auch dem Continent so hinlänglich bekannt, um die Veranstaltung meines, mit kritischer Genauigkeit besorgten, Abdruckes vollkommen zu rechtfertigen, welcher sowohl in dieser Hinsicht den schärfsten Bedingungen der Correktheit entspricht, als in typographischer das Original sogar bey weitem übertrifft, aber dennoch von Seiten des Preises weit billiger gestellt ist, als dieses. Eine sehr ausführliche Einleitung über die Grundsätze der englischen Aussprache, den Geist der Grammatik, so wie eine Anleitung über den Gebrauch des Buches sind zunächst darin enthalten, und es trugen erstere nicht wenig dazu bey, diesem Werke jenen ausgezeichneten Ruf der Klassicität zu begründen, welcher ihm in England, wie bey allen gebildeten Nationen, unvergänglich bleiben wird.

Leipzig, November 1826.

Ernst Fleischer.

Neue Musikalien
im Verlage der Breitkopf- und Härtel'schen Musikhandlung in Leipzig.

Für Pianoforte.

Bach, J. Seb., Fugue p. l'Orgue ou Pianof. Nr. 3. 8 Gr.

Beethoven, L. v., Quatuor Nr. 6. (Oeuv. 18. Liv. 2.)

Digitized by Google

arrangé pour le Pianof. à 4 ms, par J. P. Schmidt. 1 Thlr. 12 Gr.
Beethoven, L. v., Trio. Op. 70. Nr. 1. arrangé p. le Pianoforte à 4 mains par Mockwitz. 1 Thlr. 12 Gr.
— — do. Nr. 2. do. do. 1 Thlr. 16 Gr.
Belke, Fr., Divertissement p. le Pianoforte Op. 16. 10 Gr.
Bergen, G., Introduct. et Variat. sur un air allemand p. le Pianof. Op. 7. 12 Gr.
Clementi, Gradus ad Parnassum, ou l'Art de jouer le Pianoforte, démontré par des Exercices dans le style sevère et dans le style élégant. Vol. 3. 3 Thlr.
Cramer, Introduction et Rondeau de Fischer, p. le Pianoforte. 8 Gr.
Haydn, Jos., (Il Maestro e lo Scolare.) Thema mit Variationen für das Pianoforte zu 4 Händen. Neue, mit Fingersatz und Vortragszeichen versehene und mit einer Variation vermehrte Ausgabe von Carl Schmidt. 12 Gr.
Kalkbrenner, Marche p. Pianof. à 4 ms. Op. 40. 6 Gr.
Kloss, C., Sonate pour le Pianoforte. Op. 24. 12 Gr.
— — Sonatine pour le Pianof. Op. 27. 8 Gr.
Köhler, H., Potpourri pour Pianoforte et Flûte sur des thèmes de l'Opéra: la Dame blanche. 1 Thlr.
— — Potpourri, tiré de l'Opéra: Il Crociato, de Meyerbeer, p. Pianof. et Flûte. Op. 154. 1 Thlr. 8 Gr.
Onslow, G., Air Ecossais avec 6 Variations p. le Pianof. Op. 5. 8 Gr.
Richter, W., Sonate facile p. Pianoforte et Flûte ou Violon. Op. 1. 20 Gr.
Rossini, Ouvert. de l'Opéra: Aureliano in Palmira, pour le Pianoforte. 10 Gr.
— — do. Bianca e Falliero. do. 12 Gr.
— — do. Bruschino. do. 10 Gr.
— — do. la Scala de Getta. do. 10 Gr.
— — do. le Siège de Corinthe pour Pianoforte. 16 Gr.
Schloer et Castellacci, Bolero p. Pianof. et Guitare avec Introd. et Finale. Op. 15. 16 Gr.
Schlösser, Grande Sonate p. le Pianof. Op. 20.
Sörgel, F. W., 4 Polonaises p. le Pianof. Op. 24. 6 Gr.
— — 3 do. do. à 4 ms. Op. 25. 12 Gr.
Täglichsbeck, Th., Variations concertantes p. Pianof. et Violon sur un air favori. Op. 5. 16 Gr.
Zeuner, C., 2me Concerto pour le Pianoforte avec accomp. d'Orch. 3 Thlr.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Beethoven, Choix d'airs aus Fidelio für Pfte. arr. von Moschelles 2 fl. 24 kr.
— — Ouvert. und Entre Acte zu Egmont für 2 Violin, Alt et Vcllc. arr. von Brand. 3 fl. 30 kr.
— — Schluss-Chor über Schillers Ode an die Freude, lezter Satz der Sinfonie op. 125. Clav. Azsg. und ausgesezte Singstimmen. 4 fl.
Boieldieu, Marsch aus der Dame blanche à 4 ms. arr. von Heuschkel. 1 fl.
— — Ebendaraus 2 Walzer für Pfte. jeder 8 kr.
Breull, Rondo brill. für Pfte. op. 24. 24 kr.
Carcassi, 6 Walzer für Guit. op. 4. 36 kr.
— — Choix d'airs et faciles doigtés für Guit. op. 5. 1 fl. 12 kr.
— — Variat. für Guit. op. 7. 36 kr.
— — Recueil de 10. pet. ps. für Guit. op. 11. 1 fl.
Decortes, 3tes varirtes Thema für Violcll. mit 2 Violin, Alt und Basse oder Pfte. Begleit. op. 4. 1 fl. 36 kr.
Hausfreund, Musikalischer, für das Jahr 1827. 36 kr.
Heuschkel, Ernst und Scherz Favt.-Walzer für Pianof. 8 kr.
Kuffner, 60 Lectionen für 2 Guit., für Anfänger op. 168. 2 fl. 24 kr.
Lindpaintner, 6 Gesänge für 4 Männerstimmen. op. 39. 2 fl.
Paer, Ouvert. zu Sofonisbe für Orchester, neue Aufl. 2 fl. 24 kr.
Pohlenz, der kleine Tambour aus den 7 Mädchen in Uniform, mit Guit. Begleit. 8 kr.
Rothe, Alexis Walzer für Pfte. 8 kr.
Rummel, Rondoletto von Friebensee für 4 Hände arr. 48 kr.
Seiff, 6 Harmon-Piecen für 2 Clar., 2 Horn, 1 Fagott. Liv. 1. neue Aufl. 2 fl. 24 kr.

Bey Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Commentatio veterinariomedica de Melanosi, cum in hominibus tum in equis obveniente. Specimen pathologiae comparatae auct. Dr. C. A. Noack. Cum III tab. aeneis. 4 maj. 1 Rthlr. 8 Gr.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Erzählungen
für die weibliche Jugend
von
Caroline Stille.
Mit einem Vorworte
von
Therese Huber, geb. Heyne.
2 Theile mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 Gr.

Es gibt Stunden, in denen wohl Hausmütter und Haustöchter der Phantasie ein Fest geben möchten, weil sie durch kleine Mühseligkeiten und Anstrengungen abgestumpft ist — in solchen Stunden ist die Lektüre einer Erzählung eine Erwärmung des Gemüthes. Zum Gebrauch in solchen Stunden sind gegenwärtige Erzählungen anwendbar. Und da nun die Verfasserin in denselben von der Ueberzeugung, ohne es zu ihrem Thema zu machen, ausgeht: daß wir Gott über Alles und unsern Nächsten wie uns selbst lieben sollen, der Geist dieser Lehre vorzüglich darin athmet, so sind Caroline Stille's Erzählungen unsern heranwachsenden Töchtern zur Erholungslektüre besonders zu empfehlen.

Nr. 53.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. Juli 1826.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Jorio.

(Beschluß.)

Bronzegeräth ist so häufig vorhanden gewesen, als selten erhalten. Ist ein Gegenstand dieser Art wohl erhalten, so muß man ihn unberührt der Luft und Sonne möglichst aussetzen und mit untergelegter Blech- oder Holzplatte hervorziehen, die mit Erde bedeckten Gegenstände müssen wie die Vasen von gebrannter Erde gereinigt werden. Gürtel, die einerseits an Skeletten haften, Geräth, das neben den Skeletten aufgestellt, unterwärts von Erde bedeckt ist, und ganz mit Erde überdeckte Bronzen fallen derselben Vorsicht anheim. Bey Bruchstücken zierlicher Bronzeketten kann man nur möglichste Sorgfalt der Nachsuchung empfehlen.

Halsbänder finden sich von Gold, Bronze, Edelsteinen, Bergkrystall, Ambra, Glas, Glasfluß und auch von gefärbter oder vergoldeter Terracotta, sehr häufig von verschiedenem zierlich zusammengereihtem Material. Diese meist aufgelösten Gegenstände pflegen sich gänzlich zu verlieren, wenn man nicht die Erde, die den Hals des Skeletts überdeckt, aufs genaueste untersucht. Wegen Ohrgehänge und Armbänder muß man gleiche Nachsuchung halten, wenn man Kopf und Arme berührt. Diese Gegenstände finden sich in größter Mannichfaltigkeit.

Nahrungsmittel bleiben in Spuren zurück, wie bemerkt; ihre Erhaltung ist nicht unbelohnend.

Eisen ist noch behutsamer wahrzunehmen als Bronze. Man pflegt dieses Material wenig zu beobachten und sollte es doch schonen, weil bedeutendere Gegenstände daran haften können, wie der Vf. durch den Fund einer schönen Vase darthut. Das Skelett eines im vorigen Jahr zu Pozzuoli entdeckten römischen Grabes hatte eiserne Fußringe.

Münzen. Die kostbarsten Münzen sind von sehr geringem Umfang und in der Erde leicht zu übersehen. Die Kupfermünzen werden noch mehr durch ihre natürliche Farbe verdunkelt. Es ist daher nothwendig, daß alles Erdreich, welches man auf dem Boden des Grabes findet, durchsucht werde; zu solchem Behuf muß man es trocknen.

Knochenarbeiten, worunter wohl merkwürdige Figuren und Reliefs, müssen ohne Berührung weggeschafft und, wenn sie allzu zerbrechlich scheinen, der Sonne ausgesezt werden. In einem einzigen Falle kann man verzweifeln, sie unversehrt auszugraben, nämlich bey zierlichen Büchsen, wie sie der Vf. dreymal in griechisch-römischen Gräbern fand. Sie bestanden nicht nur aus Thierknochen, sondern außer metallenem Schloß und einigen Nägeln war das Innere und der Deckel aus zierlich gearbeitetem Papyrus zusammengesezt. Dieser leztere findet sich gewöhnlich in Staub zerfallen und selbst die Theile der Knochenarbeit sind bey zerfallener Zusammenfügung vereinzelt. Die Seiten ähnlicher Kästchen pflegten nicht von ganzen Stücken, sondern zusammengesezt und mit künstlicher Arbeit durchbrochen zu seyn. Nur die vier Ecken haben jede zwey ganze Stücke. Der Fuß pflegt eine Sphinx in Hautrelief vorzustellen, auf ihren Köpfen ruhen die Ecken des Kästchens. Diese Ecken, aus je zwey ganzen Stücken, wie bemerkt, zusammengesezt, pflegen mit Reliefs, etwa einer geflügelten Figur geschmückt zu seyn, wie im lezten Zimmer des Bronzegeräths von Neapel. 29) Man kann bey ähnlichen Gegenständen

29) „Unter den Tessaren" also im vierten Schrank des fünften Zimmers. Größere Reste von Elfenbeinbüchsen befinden sich ebendaselbst im siebenten, wo auch die vorher bemerkten Wollknäule oder nach des Hrn. Vf. Vermuthung Amulete in großer Masse, meist aus Pompeji herrührend, wo nicht sämmtlich. Die eine der genannten Büchsen ist wohl erhalten; auf ihrer rechten Seite ist eine liegende halbbekleidete Frau im Relief zu bemerken. Eine andre Elfenbeinplatte, ebenfalls einer Büchse, und, was nicht mehr erinnerlich, vielleicht derselben, zeigt einen liegenden Amor und vor ihm eine Diota. Ebendaselbst ist ein ruhender Herkules und ein Atlant von Elfenbein. Die Aufstellung jener Gegenstände ist genauerer Beschreibung ungünstig. Daß ausgearbeitete Elfenbeinsachen nicht zu den ältesten gehören,

Digitized by Google

nichts thun, als sie zusammenraffen, ohne, wo möglich, ihre ursprüngliche Lage zu zerstören. — Einen andern beachtungswerthen Gegenstand geben in griechisch-römischen Gräbern öfters unscheinbare Knochenplatten ab, die mit Wachs überzogen und mit Schrift bezeichnet seyn konnten. Bey wohl gemauerten und trocken erhaltenen Gräbern ist die Hoffnung nicht immer eitel, leserliche Schrift auf ihnen zu finden. 30)

Spiegel sind als Bronzesachen zerbrechlich und daher mit untergelegter Platte hervorzuziehen. Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, als zuweilen Spiegel mit hölzernen Griffen und auch wohl mit Papyrus bekleidet vorkommen.

Glas wird zuweilen mit einer Patera wie von Perlenmutter oder von Silber gefunden; diese ist aufs leichteste verflüchtigt, wenn man sie nicht durch Aufhängen der Gegenstände länger zu erhalten sucht. Haftet viel Erde daran, so ist es räthlich, sie nicht sofort wegzunehmen, sondern allmählich mit hartem Pinsel.

Die erläuternden Kupfertafeln sind folgende:

Taf. 1. Plan eines Hypogeums von vier rechteckigen Gemächern. Man steigt von einem kleinen in den Tuff gehauenen Abhang durch eine Treppe in das weiteste und mittelste derselben. Vier Pilaster, zur Stütze der Wölbung bestimmt, bilden den mittlern Raum desselben, eine Art Impluvium; ringsum erscheint der übrige Raum, wie zwey lange und zwey schmale Corridore. Einer der längeren, der erste nach der Seite der Treppe enthält eine 8 Palm. lange 3 P. breite 4 P. hohe, für den Leichnam bestimmte Aushöhlung. Dasselbe Verhältniß haben die beyden andern Aushöhlungen in dem einen der anliegenden Gemächer, den Eingang zum Corridor gegenüber. Die Reihe der Columbarien beginnt in gleicher Höhe mit den Todtenbehältnissen, nämlich vier Palmen über dem Boden, doch ist jene Reihe im erwähnten Gemach doppelt (an den Seiten), in der Mittelwand der Thür gegenüber aber dreyfach. Doppelte Reihen haben auch die Columbarien der beyden Seitengemächer. In jeden jener drey Gemächer befindet sich mitten eine Pilasterbasis, vielleicht zum Behuf dreyer Götterbilder oder für Bilder der Verstorbenen, oder für Aschengefäße. Der Plan ist in Bezug auf die Todtenbehältnisse und Columbarien vier Palmen über dem Fußboden genommen. Auch die Römer hatten sich dieses Hypogeums bedient, wie lateinische Inschriften bezeugten. 31)

Taf. 2. Kumanisches Grab von Tuff mit *giebelförmiger* Deckung; diese Art ist auf der kumanischen und pästanischen Gräberstraße nicht selten, dagegen in *den* meisten übrigen Gegenden von Großgriechenland *horizontale* Deckung häufiger ist. Dagegen ist das Todtenlager für den Vf. ohne andres Beyspiel, das aus zwey Stücken Tuff besteht und etwa einen Palmen über den Fußboden erhaben ist; es ist zur Linken vom Eingang bemerklich. Diese Vasen befanden sich jenem Todtenlager gegenüber. Von den Seitenmauern und der Deckung ließ sich im Stich nur das allgemeine Verhältniß angeben; *doch wird* bemerkt, daß die Steine, welche ihre Construction *bilden*, immer $1\frac{1}{2}$ bis 2 Palmen, selten $2\frac{1}{2}$ Palmen Breite haben. Gräbermodelle, die griechische Gräber von kleinen Steinen zeigen, während sie die Größe der Steine des Deckels richtig angeben, sind durchaus trügerisch.

Taf. 3. 8. Einfaches prächtiges Grab, 1822 drey Palmen tief unter der Erde bey zufälligen Nachgrabungen (in der Nähe von Kumä) zum Steinbedarf entdeckt, von dem oben die Rede gewesen. Tafel 3. gibt die Construction und die Gestalt des Grabes nach der sofort vorgenommenen Verwüstung desselben; Tafel 8. *innere* und äußere Ansicht des Eingangs, deßgleichen den Plan des Ganzen. Zwey große Tuffmassen schlossen vereint die Thür. Etwas vorwärts im Innern sind zwey Löcher $\frac{1}{12}$ P. tief angezeigt, denen vielleicht weiterhin zwey andre entsprachen, was der Vf. bey bereits aufgewühltem Fußboden nicht mehr bemerken konnte. Diese Löcher konnten vielleicht eine Abtheilung für die Skelette ziehen und den Eingangsraum als ein Vestibulum sondern.

Taf. 4. Begräbnißplatz von St. Teresa neben dem Museumgebäude von Neapel. Die verschiedenen Reihen und Formen desselben machen bey bedeutender Tiefe diesen Raum sehr merkwürdig. Todtenbehältnisse von Tuff, Aschengefäße in der bloßen Erde aufbehalten, Skelette ebenfalls in der nackten Erde, römische Gräber von Backstein und über ihnen aufgebaute Grabhügel, deßgleichen griechisch-römische Grabhügel finden sich in ihnen.

---

zeigt besonders die nicht unbedeutende Sammlung der vatikanischen Bibliothek, die aus Resten sehr verschiedener Zeiten zusammengesezt, eine ziemliche Anzahl antiker Reliefplättchen enthält.

30) Nach wiederholter Erklärung ändert der Verfasser an dieser Bemerkung so wenig als an der über die Papyrusrollen. Er sezt hinzu, wie er eine nicht geringe Anzahl ähnlicher Täfelchen in den Gräbern selbst gefunden und zum Theil aufbewahrt habe; Spuren einer sonst auf ihnen gewesenen fremden Materie waren unverkennbar.

31) Man sollte glauben, die ganze Einrichtung und Verbindung von Columbarien und länglich viereckten Todtenbehältnissen (wofür, beyläufig zu sagen, die Sprache des Originals den doppelsinnigen Ausdruck Sepolcri hat, wie für die Grabmäler) berechtige, das beschriebene Hypogeum ein griechisch-römisches zu nennen. Es befindet sich zu Monteruscello.

Digitized by Google

Taf. 5. Griechisch-römisches Grabmal 1819 auf der Meerseite von Kumä im Beyseyn S. Maj. des Kaisers von Oestreich ausgegraben. Eine Besonderheit sind die zwey Todtenbetten, da sonst auch ein drittes der Thür gegenüber sich vorzufinden pflegt. Auf dem zur Linken liegt ein Skelett auf römische Weise; das zur Rechten ist ein ausgehöhltes Behältniß, wie für griechische Leichname.

Taf. 6. enthält ein ähnliches Grabmal, in dem sich auch das dritte Todtenlager an der Hinterwand befand, die der Zeichner aber weggelassen hat.

Taf. 7. Römisches Grabmal 1821 in Kumä, in Gegenwart S. K. H. des Prinzen von Dänemark ausgegraben. Das Skelett zur Linken des Beschauers hatte ein Holzgehäuse gehabt, wie S. 126 bemerkt ist. In der Nische über dem Schädel des Todten fand man ein ganz gemeines irdenes, überdieß ganz leeres Gefäß, daneben lagen die Schaalen von zwey Eyern. Auf der mittelsten der drey Wände liegt das Skelett mit hoch erhobenem rechten Bein; es wurde so gefunden, ein Kinderskelett lag daneben. Eine der Nischen über diesem Skelett (je zwey Quadrate sind über jedem der drey Todtenbetten) enthält ein zierliches Glasgefäß, das nebst den zierlichen Glasfläschchen auf dem Gesims in die Sammlung des Prinzen von Dänemark gekommen ist. Einige derselben enthielten Wein, andre Wasser, von dem einige der gegenwärtigen Personen tranken. Der Stuck des Grabes war wie neu.

Bruchstück aus einer Reihe von Briefen über Landschaftmalereyen.

(Fortsetzung.)

Daß man nun ein jugendliches Gemüth nicht besser gegen diese Rohigkeit schützen könne, als durch geistreiche und lebendige Hinweisung auf das hohe Gesetzmäßige, welches äußere Formen der Naturdinge bestimmt, ist sicher keine Frage. Hingeführt werde demnach der junge Landschaftmaler auf Beachtung des Zusammenhanges, welcher nothwendigerweise gewisse Gebirgsformen mit der innern Structur ihrer Massen in Uebereinstimmung setzt, und auf die Nothwendigkeit, mit der wieder diese innere Structur aus der Geschichte dieser Gebirge folgt, ferner auf die Nothwendigkeit einer gewissen Vegetation für gewisse Standorte, auf den innern durchaus regelmäßigen und gesetzmäßigen Bau des Vegetabils, auf die Umstände, welche die Entwicklung der Pflanze, des Baumes, des Strauches bald so, bald so modificiren, auf die verschiedene Bewegung der Gewässer, aufgeklärt werde er über die eigenthümlichen Gesetze der atmosphärischen Erscheinungen, die verschiedenartige Natur der Wolken, ihre Bildung und Auflösung, wie ihre Bewegung. Sind ihm aber so die tiefern Elemente der Erde, des Wassers, der Luft, wie sie die Grundlagen der verschiedenen Erscheinungen des Erdlebens bilden, zugänglicher geworden, so mögen nun insbesondere die Lebenswirkungen des vierten und geistigsten Elementes, des Feuers, des Lichts, durch dessen Spannung er ja überhaupt allein zu sehen und zu bilden vermag, ihm erläutert werden; die Gesetze des Sehens, die verschiedenen Beachtungen und Spiegelungen des Lichtes, die Entstehung der Farbe, so wie die geheimnißvollen Gegensätze und Beziehungen der Farbe möge ihm angedeutet werden, und so, wenn auch seine ganze Richtung kein erschöpfendes Eingehen in diese Mysterien gestattet, werde ihm wenigstens die Ahnung von dem Bedeutungsvollen der verschiedenen Seiten des Erdlebens, die er nachzubilden unternimmt, damit er ein solches Nachbilden bey aller Freudigkeit und Heiterkeit nicht unternehme, ohne Ehrfurcht, ja nicht ohne Andacht. — Es ist mir ganz außer Zweifel, lieber Ernst, wenn ein Künstler auf diese Weise zeichnet, so kann er nicht schlecht zeichnen. Ich habe davon die auffallendsten Beyspiele gesehen; so sind mir Zeichnungen vorgekommen von Gebirgen, gezeichnet von Geognosten, welche ohne irgend Künstler zu seyn, die Nothwendigkeit der Nachbildung einer gewissen merkwürdigen Gebirgsform empfanden und diese Zeichnungen hatten so viel inneres Leben, so viel Charakteristisches, daß man einige technische Unbehülflichkeit gar nicht achtete und sie bey weitem vorziehen mußte, andern ähnlichen Zeichnungen von sehr routinirten Künstlern gegeben, aber ohne Ahnung von der eigentlichen Natur des dargestellten Gegenstandes, weßhalb denn oft der bestimmter Empfindende eine solche Zeichnung eben so gut ihrer Behandlung nach für Darstellung eines Schwammes, als für Darstellung eines Gebirges hätte nehmen können. Eben so ist es mit den von Wissenden gegebenen Zeichnungen von Pflanzen und Thieren. — Ich weiß übrigens wohl, daß es auch unter Künstlern von jeher so fromme und treue Gemüther gegeben hat, daß ihnen ihrem innersten Wesen nach schon alles Nachzubildende so wichtig und heilig erschien, daß nichts übergangen, nichts naturwidrig und liederlich behandelt werden konnte; allein auch diesen werden dergleichen Belehrungen, wenn auch weniger nothwendig, doch immer von Nutzen seyn, denn der beste Wille hilft hier oft nicht, man muß wissen und erfahren: und erhalten wir die Resultate tüchtiger Forschungen und langer Erfahrungen, so werden wir, da wir einem Unendlichen nachzustreben haben, uns immer gefördert empfin-

Digitized by Google

den. — Nur eins kann ich nicht umhin, hierbey über die Art der Mittheilung solcher Belehrungen anzufügen, obwohl es für dich kaum einer Erörterung hierüber noch bedarf, da du schon empfunden hast, was ich meynte, wenn ich sagte, daß diese Mittheilungen geistreich und lebendig seyn möchten. — Es gibt nämlich ein todtes Wissen, ein Wissen des Buchstabens und nicht des Lebens, dieß ist Mehlthau für die Künstlernatur, damit verschone man sie auf alle Weise! — Frey und in freyer Natur müßte der junge Künstler auf die Stufen des Heiligthums der Isis geleitet werden, von den Erfahrnen, den Eingeweihten müßte er in klaren, ruhigen Stunden selbst aufgeklärt werden und dann werden solchen Erkenntnissen die schönsten Früchte entsprießen.

Es ist in Wahrheit merkwürdig, daß bey dem bisherigen Unterricht in Landschaftmalerey man die Nothwendigkeit eines solchen naturwissenschaftlichen Theiles so ganz übersehen konnte, da man in andern Zweigen bildender Kunst die Unerläßlichkeit des Zuziehens naturwissenschaftlicher Studien so bald einsah, und z. B. für die Darstellung menschlicher Gestalt recht gut gewahr wurde, wie große Aufklärung man von dem Studium des Gliedbaues menschlicher Gestalt, Beachtung ihrer Knochen und Muskelbildung u. s. w. für das richtige Auffassen und Wiederhervorbringen des Typus einer rein menschlichen Form erwarten dürfe. — So weit denn meine Betrachtungen über die Art und Weise, wie im Allgemeinen die Bildung des Auges für richtige Naturerkenntniß im jungen Künstler von außen her wahrhaft gefördert werden könnte. Laß mich aber hieran noch zwey Bemerkungen anreihen, wovon die eine sich beziehen soll auf Bildung des Künstler-Sinnes für schöne Form insbesondere, die andere auf Bildung des Geschmackes im Volke für Anerkennung und Verständniß wahrhaft tüchtiger Leistungen im Fache der Landschaftmalerey. Was das erstere betrifft, so haben wir uns früher schon über den Begriff des Schönen dahin verständigt, als schön das alles anzuerkennen, was immer göttliches Wesen in Naturdingen rein ausspreche, oder mit andern Worten alles, worin Natur ihrem eigensten Wesen nach, und ungetrübt sich offenbart. — Wie nun aber die Alten mit Recht sagten, daß diejenige Handlung tugendhaft sey, welche von den Tugendhaften geübt werde, so müssen wir auch sagen, daß diejenige Form, diejenige Linie schön sey, welche an einem durchaus schönen Naturwesen wahrgenommen wird, und so wie keine Handlung an und für sich tugendhaft ist, so kann es keine an und für sich schöne Linie geben, sie wird es nur durch den Körper, den sie umschließt (weßhalb nicht leicht eine unglücklichere Idee erfaßt worden ist als die Hogarths von der Wellenlinie als alleiniger Schönheitslinie). — Lernt nun also der Künstler die Schönheit der Natur überhaupt fassen, so kann ihm allerdings, wie sich diese Schönheit in einzelnen Verhältnissen der Linien und in größern Verhältnissen ausspricht, nicht entgehen, dessen ungeachtet werden besondere Hinweisungen auch in dieser Hinsicht anfangs nie überflüssig seyn. Beachten wir nämlich, wie die einzelnen Naturdinge im Erdleben sich uns darbieten, so gewahren wir bald, daß eben, indem eines das andere stört, Abweichungen von dem eigenen Wesen und somit Unschönheiten, nur in zu reichem Maaße gesezt sind. Es gilt hier sonach eine feine Unterscheidung der Formen, wo die Natur ihrem eigensten Willen und Wesen gemäß, klar und deutlich, und also schön sich ausspricht, und derer, wo sie von ihrem Wesen abgewendet, verkümmert, gestört, unschön erscheint, eine Unterscheidung, die wahrlich nicht so leicht ist, als es flüchtigem Urtheil erscheint, die einen gar feinen Takt für ein zu viel und zu wenig voraussezt und die nur in einem rein und zart erhaltenen Gemüthe, und bey innigem Durchdrungenseyn von der jedem Dinge eigenthümlichen organischen Form, ja von dem schönen die ganze Natur durchdringenden und erhaltenden Gleichgewichte im vollen Umfange möglich ist. Das Wahrnehmen solcher eigentlich und rein schönen Form und ihre Unterscheidung von minder schönen, ja unschönen Formen wird übrigens natürlicherweise um so schwieriger, je zusammengesezter, ja weitschichtiger das aufzufassende Ganze ist, und wird um so leichter, je beschränkter die beobachtete Naturerscheinung. — Der junge Künstler wäre hier vom Leichten zum Schweren am sichersten zu führen. Ist ihm an einer einzelnen, frey und kräftig entwickelten Pflanze, die Schönheit der Linien ihres Gesammtumrisses, das zarte Gleichgewicht in der Vorbereitung ihrer Stengel, die so mannichfaltigen als zierlichen Formen im Adergewebe, wie im Umfange ihrer Blätter, kurz das überall bemerkbare Gesetzmäßige und das in seiner Strenge doch anmuthig Verschleyerte ihrer Bildung deutlich geworden, ist sein Blick dann geübt worden in der Erkenntniß schöner Formen in größern Gebilden, in Sträuchern, in Bäumen, in Baumgruppen, in Steinen, in Erdmassen, Flußlinien u. s. w., so wird auch in den größten Umsichten, in den Zügen großer Gebirge, in Wolkenzügen und Meereswogen und worin sonst immer sich Erdenleben aussprechen mag, das eigentlich bezeichnende Charakteristische und somit Schöne sich ihm enthüllen, er wird das diese Natur bezeichnende Schöne mit sicherm Auge herauszufühlen und nachzubilden vermögend seyn. —

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. Juli 1826.

Die neueste Gemälde-Ausstellung einiger deutscher Künstler zu Rom.

Von G. L. P. Sievers.

Wie ich neulich schon vorläufig bemerkt, hat zu dieser Ausstellung bey weitem nur der kleinste Theil der hier studirenden deutschen Maler beygetragen. Warum nicht mit Beseitigung der Pikanterien, welche unter den verschiedenen Landsmannschaften derselben herrschen, eine einzige allgemeine Vereinigung unter ihnen zu diesem Zwecke statt gefunden hat, begreife ich nicht. Mich dünkt, selbst die österreichischen Künstler, obgleich, als eigentliche Pensionäre, für sich abgesondert lebend und studirend, hätten sich nicht ausschließen sollen. Es wäre für den Kunstkenner erfreulich gewesen, sämmtliche Produkte des hiesigen deutschen Künstlerfleißes mit einem Blicke überschauen und vielleicht (sonderbar genug) von Rom aus der dereinstigen deutschen Malerkunst ihr Prognosticon zu stellen. Dieser Zweck wird jezt, durch den Zwiespalt, welcher unter unsern Kunstjüngern zu herrschen scheint, vereitelt. Denn die Ausstellung enthält, zwey Bildhauer und einen Architekten mit eingeschlossen, nur dreyzehn Namen, also kaum ein Viertel aller der deutschen Individuen, welche sich in Rom des Lernens wegen aufhalten, die übrigen, hier angesessenen und bereits ausübenden Künstler nicht mitgerechnet. So befindet sich zum Beyspiele nur ein Preuße und, wie gesagt, gar kein Oesterreicher darunter. Glücklicherweise steht die Anzahl der ausgestellten Werke mit dem Werthe derselben im umgekehrten Verhältnisse. Würde dieß auch dann noch der Fall gewesen seyn, wenn alle hier studirenden deutschen Künstler dazu beygetragen hätten? Das will ich aus Patriotismus glauben, kann es aber natürlich nicht behaupten. Wie dem auch sey, so hat dennoch Deutschland von diesen Proben seiner Kunstjünger für die Folge das glücklichste Resultat zu erwarten; ja, ich gestehe (und diese Offenheit glaube ich, der guten Sache schuldig zu seyn), durch diese Werke mit den Bestrebungen der neueren deutschen Malerkunst, welche mir bisher in keinem, besonders vortheilhaften Lichte erschienen war, ausgesöhnt worden zu seyn. Uebrigens hätte ich, theils zu meiner eigenen Genugthuung, theils zu Gunsten dieser Berichterstattung, zu wissen gewünscht, wie lange jeder einzelne Künstler schon studirt hat. Die Länge oder Kürze der Ausübung ist zwar zur Beurtheilung des Werks an sich, von keiner Wichtigkeit; desto mehr aber kömmt auf sie an, wann das Talent des Künstlers gewürdigt werden soll. Fange ich von der Landschaft des Hrn. E. Fries aus Heidelberg an. Es freut mich, daß das Urtheil, welches ich, nach meinem flüchtigen Besuche am ersten Tage der Ausstellung, über diese Arbeit gefällt habe, vom hiesigen Publikum bestätigt worden ist. Es sollen sich, wie man mir sagt, bereits mehrere Käufer (Engländer) dazu gefunden haben. Der Vordergrund stellt eine Art von Felsenschlucht vor, in welcher, zwischen Steinmassen, die Spuren eines Bergwassers sichtbar sind. Ueber diesem befindet sich eine Brücke, rechts eine Kirche mit daneben stehenden Häusern und links einige Strohhütten. Den Mittelgrund nimmt links ein hoch, auf einem Berge liegendes Gebäude ein, dessen eigentliche Bestimmung nicht leicht zu errathen steht; rechts erstreckt sich die Aussicht, über Gestripp und Bäume weg, auf den Hintergrund, eine weite Landfläche mit dem Meere dahinter. Das Costüm der Figuren, das Meer, besonders aber die Berge, welche sich im rechten Horizont befinden und in welchen ich den Oreste (Soracte), Gennaro u. s. w. zu erkennen glaube, scheinen auf eine Gegend von Albano zu deuten; doch kann ich mich auch irren, denn es hat mir nicht gelingen wollen, weder hierüber, noch über einige andere Umstände dieses sowohl, wie der übrigen Gemälde, Auskunft zu erhalten. Mich dünkt, die Künstler hätten, entweder, wie es in der französischen Ausstellung geschehen war, den Inhalt ihrer Werke geschrieben anzeigen, oder einen Cicerone bestellen sollen, welcher, wenn auch nur in der höchsten Allgemeinheit, Rechenschaft davon gegeben hätte. Die Landschaft wird rechts von der tiefstehenden Sonne erleuchtet, also der Abendsonne, wenn ich mich sonst über die Oertlichkeit der Gegend nicht täusche. Dadurch erhält das Ganze

Digitized by Google

zwey Lichter, der Vordergrund das Schlaglicht, welches durch die Bäume in den Felsengrund dringt, der übrige Theil der Landschaft jene Nebelbeleuchtung, welche oft, sowohl bey Aufgang als Niedergang der Sonne, auf einer Gegend zu ruhen pflegt. Der hellerleuchtete Vordergrund ist durchaus in jener Wahrheit, welche ich die handgreifliche nennen möchte, ein Umstand, welcher, wie ich habe bemerken können, diesem Theile des Gemäldes vorzugsweise vor den übrigen den Beyfall des großen Haufens verschafft hat. Die Kunst, besonders die Malerey, soll aber und kann nicht täuschen: die Geschichtchen von den Weintrauben des Zeuxis und dem Vorhange des Parrhasius sind fad ersonnene Märchen, oder, hätten sie wirklich Grund, offenbare Beweise, daß die griechische Malerey nichts als eine farbige Sculptur war. Ueberhaupt ist diese handgreifliche Wahrheit, da sie blos auf dem leicht zu berechnenden Materialismus des Helldunkels beruht, ganz etwas anders, als die geistige Wahrheit, überhaupt aber so leicht zu treffen, daß sie bey jeder großen Ausstellung zu Paris auf jedem der zu hunderten vorhandenen Bilder in der höchsten Vollendung angetroffen werden kann. Der Vordergrund ist daher, meiner Meynung nach, nicht derjenige Theil der Landschaft, welcher, obgleich höchst merkwürdig und schon von der ungemeinen Routine des jungen Künstlers zeugend, das meiste Lob verdient. Dieses gebührt dem Mittel- und Hintergrunde, wo, trotz dem Mangel aller hervorragenden Oertlichkeiten, welche leztere, wie jeder weiß, der Darstellung einer Landschaft, höchst förderlich sind, die leere Fläche mit einer so glücklichen, ich möchte sagen, klassischen Gediegenheit dargestellt ist, daß sie auf die Meisterschaft schließen läßt, zu welcher, wenn nicht alles täuscht, dereinst der junge Künstler bey reiferer Erfahrung gelangen muß. Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche und jede Einzelnheit dieser höchst verdienten Arbeit würdigende Anzeige zu schreiben; ich begnüge mich daher, zu dem Gesagten nur noch die Bemerkung im Allgemeinen hinzuzusetzen, daß das Ganze nicht allein mit dem glänzendsten Erfolge ausgeführt, sondern auch mit seltener Kritik erfunden und angeordnet ist und Troß der Mannichfaltigkeit der Gegenstände eine höchst deutliche und verständige Ansicht gewährt, unstreitig eine Folge des richtig berechneten Verhältnisses, in welchem die Gegenstände unter einander stehen. Der Himmel allein scheint mir zu grellblau.

Nächst der Landschaft des Hrn. Fries hat der Schäfer und die Schäferin, von Hrn. Dräger, einem Preußen, die meiste Gunst des großen Publikums erhalten und auch wenigstens theilweise, mit Recht verdient. Der Schäfer senkt sein Haupt liebevoll auf die Schulter des Mädchens herab, dieses schlägt verschämt die Augen zu Boden. Ueber das Ganze ist eine gewisse ätherische Tinte verbreitet; es spricht sich eine Art von Weichheit darin aus, welche dem Bilde besonders den Beyfall des weiblichen Geschlechts verschaffen wird. Beydes, jener luftige Hauch, und diese Weichheit, steht dermaßen auf der Spitze, daß, ein Haarbreit weiter, Dunst und Nebeley daraus geworden wäre. Aber glücklicherweise ist die Scheidungslinie nicht übersprungen. Denjenigen, welche glauben, daß die Malerey mit der Sculptur liebäugeln solle, wird das Röckchen des Mädchens behagen, ein Meisterstück des gemalten statuarischen Faltenwurfs. Nicht minder lieb (wie sich eine beschauende sentimentale Deutsche ausdrückte) sind die Schaafe, eins ist jedoch zu lang gerathen. Der junge Künstler dürfte mit der Zeit einen weiten Weg, oder gar keinen machen. Landschaft und Himmel sind mißlungen.

Ein Lasset die Kinder zu mir kommen, von Hrn. Henning aus Leipzig, ein würdiges, höchst vernünftiges Bild, welches sich den Beyfall jedes wahren Kenners verschaffen wird. Mir hat es wenigstens den Beweis geliefert, daß sich das neueste deutsche Kunststreben in der Figurenmalerey noch nicht ganz in flache, nichts sagende Idealität verloren hat. Unter der Menge der Figuren ist, besonders unter den männlichen, keine einzige, welche keinen Charakter, oder wenigstens keine Physiognomie hätte. Das links kniende Weib ist dürftig, obgleich vortrefflich gezeichnet, im Colorite zu flach, zu lüstig gehalten, dagegen ist das vordere rechtsstehende, welches das Kind niedergebeugt hält, tadellos in allem, was Zeichnung, Colorit, besonders Stellung anbetrifft. In einer der rechts dem Hintergrunde stehenden Figuren glaube ich eine wirkliche Person zu erkennen. Ob es der Künstler ist, kann ich nicht bestimmen.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstück aus einer Reihe von Briefen über Landschaftmalerey.

(Beschluß.)

Es wird aber eine solche Entwicklung des Auges keinesweges allein in unmittelbarer Naturnachbildung ihn unterstützen, obwohl schon hierin die Früchte solcher Ausbildung auf das lebendigste hervortreiben werden (da das, was man Zeichnen im höhern Sinn nennen kann, nur bey solcher innerer Entwicklung möglich ist), sondern es wird zugleich das schöne Ebenmaaß, welches die frey und rein ihrem göttlichen Wesen gemäß entwickelte Natur durchdringt, sich seinem Geiste dergestalt aneignen, daß dann, wann er nun frey, seinem innern Triebe nach,

Digitized by Google

Kunstwerke bildet, in diesem nicht nur hinsichtlich der einzelnen dargestellten Dinge der Typus der Natur leben wird, sondern, daß das gesammte Werk in seinem innern Gleichgewicht, in dem schönen Ebenmaaß seiner Theile, in der reinen und edlen Zeichnung des Ganzen, den Typus eines aus göttlichem Willen hervorgegangenen, geistig lebendigen Gliedbaues darstellen muß. — Was zweytens die Bildung des Sinnes im Volke für ächte landschaftliche Darstellung betrifft, so magst du mir vielleicht alles, was ich darüber sagen könnte, als Träumereyen zurückweisen, da Ausführung solcher Gedanken wohl gerade am wenigsten zu hoffen steht; indeß es werden wohl nicht die einzigen Träumereyen in diesen Briefen seyn und da magst du's dann zu den übrigen legen. — In Wahrheit aber steht es neuerlich um diesen Kunstzweig nicht nur in mancher Hinsicht schlecht von innen, sondern auch schlecht von außen; das heißt, sie findet als ächte Kunst wenig Wiederklang unter den Menschen. Prospekte, bunte Kupferchen von bekannten Gegenden, deren Werth mit den Werkeltags Porträten auf einer Stufe steht und die sich gleich diesen, auf den Egoismus der Menge beziehen, diese sind willkommen, für anderes will sich eben niemand viel bemühen. — Denkt man nun über den Grund dieser Mißachtung nach, so ergibt sich bald, daß er eben darin liege, daß die landschaftliche Natur selbst den Menschen zu fremd ist; sie [illegible] wie sie soweit, um das Wetter zu ermessen, um zu sehen, ob es zu einer Lustfahrt, einer Reise passe oder nicht, bey einem Baume denken sie an den Schatten, den er zu einem Gelag verleihen könne, wenn nicht gar an das Brennholz, bey einer Wiese an das gute Heu, oder daß das schöne Grün die Augen stärke; aber das innere psychische Leben aller dieser Dinge, wie es menschlichen Zuständen entspricht, kurz das Poetische dieser Erscheinungen, das ist ihnen bey weitem zum größten Theile ein Buch mit sieben Siegeln. Warum aber macht man den Menschen so wenig auf die Fülle dieses Naturlebens aufmerksam? — Es fehlt wirklich meistens nur an Anregung; die Trägheit ist's, die diesen Erkenntnissen, wie so vielem Guten im Wege steht, ich habe oft gesehen, wie bald Menschen nur eben mit gesunden Sinnen ausgerüstet, im Umgange mit tüchtigen Künstlern oder im Verkehr mit Naturforschern, welche lebendig und geistreich ihr Wissen mitzutheilen wußten, ihre Augen öffneten, die Schönheiten der einzelnen Naturformen unterscheiden lernten und den innern Sinn dieser Dinge nach und nach mit inniger Freude gewahr wurden. Woher aber sollen insgemein die Menschen solche Erkenntnisse, solche Anregungen schöpfen? — Bücher die zu dergleichen führten, kenne ich wenig und in diesen wenigen ist gewöhnlich nur Schilderung einer gewissen Natur (wie z. B. in den trefflichen Ansichten von Humboldt) der Zweck des Verfassers. — Es wäre also eines Theils wohl ein Buch zu wünschen, worin frey von den Fesseln der Schule, mit griechischer Einfachheit, und auf eine rein menschliche Weise, die mancherley Seiten des Erdlebens dem Leser erschlossen würde, wo er Hand in Hand mit Wissenschaft und Kunst, und doch von keiner lehrhaftig belästigt, vielmehr als im Gespräche mit lieben Freundinnen sich umzusehen angeregt fände auf dem Wege, den so viele, wie das beladene Thier zur Mühle, ohne die Augen von ihren Schrittsteinen zu erheben, zurücklegen. — Möge so etwas bald entstehen! Andern Theils aber würde auch schon die naturwissenschaftliche Bildung der Künstler nicht ohne Einfluß auf das Volk bleiben, jeder würde nicht umhin können in seinem Kreise weiter zu wirken, und so würden sie Erkenntnisse des Bessern lebendig und fast unmerklich von Mund zu Ohr fortpflanzen, ja, wie hierbey einerseits die Künstler das Volk förderten, so würden sie auch hinwiederum sich selbst durch rege Theilnahme vom Volke gefördert finden. Daß aber von den Künstlern die höhere Entwicklung ihrer Kunst zunächst ausgehen müsse, ist an sich klar, denn Kunst, wie sie nur durch die Künstler fällt, so kann sie auch wesentlich nur ihnen ihre Erhebung verdanken. Und so sey es dann genug der Betrachtungen über die [illegible], wie das Auge für seine Auffassung landschaftlicher Natur zu bilden: was über die Bildung der Hand ich noch beyzufügen habe, wird sich mit wenigerem sagen lassen. — Zuerst, was ich unter Bildung der Hand verstehe! — Ich meyne aber, die Hand des Malers sey dann ausgebildet und fest, wenn sie den Willen der Seele zur Darstellung des im äußern oder innern Auge sich spiegelnden Gegenstandes leicht und sicher vollbringt. — Alle Organe aber, welche nicht blos in sich selbst oder in andern Organen den Zweck ihres Daseyns finden, erhalten die Fertigkeit, einen von der Seele frey gewählten ihnen an und für sich fremden Zweck mit vollkommener Sicherheit zu entsprechen, nur durch Uebung. Uebung der Hand also in reiner Darbildung der Linien und ihrer Verhältnisse, Uebung der Hand in reiner Deckung der Flächen, durch Schatten oder Färbung, das ist es, worauf es hier immer zunächst ankommen wird. Bey dieser Uebung wird sich dann wieder das Auge im Messen und Vergleichen üben, und seine größere Fertigkeit wird wieder die Wirksamkeit der Hand fördern und entwickeln.

Wie nun das alles im Einzelnen zu leiten sey, womit anzufangen, auf welche Weise vom Leichtern zum Schweren zu steigern sey, darüber habe ich mir zwar auch mancherley gedacht, indeß theils läßt sich hierüber nicht ganz im Allgemeinen bestimmen, da die verschiedene Natur und Anlage des Lernenden beachtet werden muß, theils will ich dir auch nicht zumuthen, daß du allen mich

künftigen Erörterungen, die hierüber zu geben wären, Schritt vor Schritt folgen sollst. Eins nur kann ich nicht umhin hier bestimmter hervorzuheben, nämlich meine Ueberzeugung davon, daß die erste und wirksamste Uebung der Hand, gleichsam die Logik des Zeichnens, das vielfältige und sorgsame freye Nachbilden und Selbstconstruiren geometrischer Grundformen sey. Ich wüßte nicht, was das Auge so schärfte, so von Haus aus den Vortrag gegen eine gewisse Lüderlichkeit wahrte, als die Beschäftigung mit diesen reinen Formen und Verhältnissen! wie consequent aber dieses Verfahren in aller Hinsicht sey, ergibt sich erst dann recht klar, wenn wir bedenken, daß ja eben diese Formen die Grundlage aller organischen Bildungen sind, so sehr, daß jeder Organismus, je näher an seiner ersten Entstehung, um so mehr die einfachsten geometrischen Gestaltungen erkennen läßt. — Ist dann die Hand in Nachbildung solcher strengen Formen einigermaßen sicher geworden, ist ferner dem Schüler die Abänderung solcher Gestalten, je nachdem sie in einer oder der andern Richtung erscheinen (Perspektive) und sind ihm die Wirkungen des Lichts hinlänglich bekannt geworden, kurz hat er deutlich die Mittel begriffen, und in ihrem Gebrauche sich geübt, durch welche er überhaupt die Darstellung von Körpern auf einer Fläche erreichen kann, dann sind die Vorübungen geschlossen und der Schüler kann nun zur Nachbildung des Lebendigen geführt werden. Für den Nachbildner der Erscheinungen des Erdlebens eröffnet sich nun das weiteste Feld, wo nur unablässige Uebung ihn weiter fördern kann, denn von den verschiedensten Gebilden soll er sich nach und nach den wahrhaften Typus einprägen, so einprägen, daß die Züge gerade dieser Gestaltungen gleichsam wie von selbst in seinen Werken wieder ausgeprägt werden, daß die Gestalten, welche seine eigene Phantasie hervorruft, doch im Gewande reiner schöner Naturwahrheit erscheinen, daß er im Stande sey, somit seinen Ideen das Bürgerrecht in der Wirklichkeit zu erringen.— Die Sprache der Natur soll also der Künstler reden lernen und der Hörsaal, wo ein solcher Unterricht von ihm empfangen werden kann, ist nur die freye Natur selbst, Wald, Feld und Meer, Gebirg und Fluß und Thal, deren Formen und Farben er unablässig ja lebenslänglich studiren soll, wo des Lernens und Uebens kein Ende seyn kann, und wo wir sagen dürfen wie im Divan steht:

„Daß du nicht enden kannst,
Das macht dich groß!"

Ist nun aber die Seele durchdrungen von dem innern Sinne dieser verschiedenen Formen, ist ihr die Ahnung von dem geheimen göttlichen Leben der Natur hell aufgegangen, und hat die Hand die feste Darstellungsgabe, so wie das Auge den reinen scharfen Blick sich angebildet, ist endlich die Seele des Künstlers rein, und durch und durch ein geheiligtes freudiges Gefäß, den Lichtstrahl von oben aufzunehmen; denn werden Erdlebenbilder einer neuern höhern Art, welche den Beschauer selbst zu höherer Naturbetrachtung heraufheben, und welche mystisch, orphisch in diesem Sinne zu nennen sind, entstehen müssen, und die Landschaftmalerey wird ihren Gipfel erreicht haben.

Lithographie.

Nach einer gedruckten Anzeige des Herrn Professors Dr. Schütz zu Hamburg, vom 12ten May dieses Jahrs hat die deutsche Lithographie gegenwärtig daselbst durch den bereits durch sein großes lithographisches Werk: Gallerie denkwürdiger Zeitgenossen bekannten Herrn Obristlieutenant van Hove eine sehr bedeutende Vervollkommnung gewonnen, indem derselbe, durch seine rastlosen Bemühungen, eine eigene Behandlung dieser Kunst aufgefunden, wodurch die Zeichnungen für den Künstler ohne große Schwierigkeit auf den Stein angefertigt werden können, beym Repariren keine Gefahr laufen und beym Abdrucken derselben durchaus fehlerfreye Abdrücke auf das Vollkommenste gesichert werden. Er machte zuerst Versuche, mehrere durch verkehrte Behandlung verdorbene Steinzeichnungen wieder zur völligen Tauglichkeit zur ferneren [illegible] sie gelangen ihm über alles Erwarten, und führten ihn nun zu der Entdeckung eines Verfahrens, wodurch mit Einemmale und auf eine höchst leichte Weise alle Ungewißheit über den Erfolg durchaus fehlerfreyer Abdrücke völlig beseitigt und zugleich die vollständigste Conservirung der Zeichnung erlangt wird. Diese Entdeckung würde auch noch den bedeutenden Vortheil gewähren, die sogenannten erfahrenen und deßhalb sehr theuer zu bezahlenden Drucker hinfort ganz entbehren zu können. Wenn Künstler sich in frankirten Briefen direkt an Hrn. van Hove wenden, so läßt er auf Verlangen für sie die nöthigen Steine auf deren Zubereitung das meiste ankommt, nebst einer vorzüglichen haltbaren Kreide besorgen; ertheilt ihnen zugleich die dem Zeichner nöthige Instruction und läßt die gefertigten Zeichnungen dann auch unter seiner Leitung abdrucken; für Kunst- und Buchhandlungen läßt er auch die Zeichnungen selbst auf Verlangen auf Stein anfertigen und Abdrucken, auch Steindruckerpressen jeder Größe und Construction, so wie portative Handpressen seiner eignen Erfindung, nebst allem nöthigen Apparat anfertigen.

Die Redaction des Kunstblatts sieht mit Verlangen den Ergebnissen dieser angekündigten wichtigen Entdeckung entgegen und wird seiner Zeit, so bald sie Beleges in Händen hat, auf dieselbe zurückkommen.

Digitized by Google

Nr. 55.

Kunst = Blatt.

Montag, den 10. Juli 1826.

Die metallenen Thüren am Dom zu Maynz.

Von Dr. Dorow.

Viel ist und wird — auch im Kunstblatte — von den großen Thürflügeln zu Novogrod u. s. w. gesprochen und es wäre nun auch wohl bald Zeit, daß wir eine Abbildung und genaue Beschreibung der höchstmerkwürdigen Thüren erhielten, welche früher an der Liebfrauen-Kirche in Maynz waren und jezt eine Hauptzierde des Doms daselbst ausmachen. Was über diesen interessanten Gegenstand sich von Notizen in meinen Händen befindet, will ich für den künftigen und hoffentlich baldigen Herausgeber derselben, hier niederlegen. Der Erzbischof Willigisius war es, der während seiner Regierung (975 — 1011) diese metallenen Thüren hat fertigen lassen, um solche der Liebfrauen-Kirche in Maynz zum Geschenke zu machen, als der Bau derselben vollendet war. Die Thüren sind 14 Fuß hoch und 9 Fuß breit; das Metall ist wie das der Glocken. In der Mitte zwischen den vier Thürfeldern stehen die Worte in zwey Zoll langen Buchstaben: Willigisius archiepiscopus ex metalli specie valvas effecerat primus. Ueber den Sinn dieser Schrift besitze ich ein Octavblatt, worauf unser berühmter Bodmann in Maynz folgendes eigenhändig geschrieben hat:

„Ueber die Inscript. auf der metallenen Thüre an der Liebfrauen-Kirche: Willigis. areps. valvas ex metalli specie effecerat primus — Diese Inschrift hat einen dreyfachen Sinn: 1) Willigis hat zuerst, d. i. ehe man das Privilegium darauf gegraben, diese Thüre machen lassen. 2) Willigis war der erste, der ex metalli specie Thürflügel machen ließ. Dieser Sinn bezieht sich also auf die neue Kunsterfindung der Metallcomposition und Gießerey, wovon er das erste Probestück geben lassen. Daß damals dergleichen Composition etwas völlig neues gewesen sey, beweiset die Inschrift an dem bald hernach vom Bischof Bernward zu Hildesheim seiner Domkirche verehrten kostbaren Leuchter: Bernwardus presul hoc candelabrum pulcrum suum primo huius artis flores, non auro et argento, et tamen ut cernis, conflari jubebat. *) Hätte diesen Sinn unsre Inschrift nicht, so wären die Worte: ex metalli specie ganz überflüssig gewesen. Wirklich sind die Bestandtheile dieser Flügel noch jezt problematisch, und einer eigenen Untersuchung eben so, wie der zu Goslar in der Stiftskirche Simon und Judas befindliche, gleichzeitige metallene hohe Altartisch, werth. 3) Könnte es aber auch heißen: Willigis war der erste, der aus Metallcomposition Thürflügel machen ließ. Die Seltenheit läge also nicht in der Metallcomposition selbst, sondern nur entweder in der Größe des Kunststücks, oder daß es die ersten metallenen Thürflügel selbst gewesen wären. Ein anderes Kunstproblem liefern beyde Flügel, wie die zwey schwere, in Löwenköpfen, welche mit den Flügeln auf einmal gegossen sind, versatile Ringe, damals konnten hineingebracht werden? und endlich legt auch die Einziehungsart der Schrift ein Problem dar, da es ungewiß ist, ob sie eingeschnitten oder eingeätzet sey, obgleich Ersteres wahrscheinlicher ist.“ Mehr als hundert Jahre später (1135) ließ Adelbert I. eine für die Maynzer Bürgerschaft hochwichtige Urkunde in 1¼ Zoll langen Buchstaben auf die zwey obern Thürfelder dieser Erzthüren graben. Der verdiente Antiquar Steinbrech in Maynz war Mitveranlassung, daß sowohl die Thüren, als auch ein Fac simile der Schrift von K. M. Ernst in Kupfer gestochen wurden; leider sind solche aber nie in den Buchhandel gekommen; auch jezt ist mir unbekannt, ob die Platten davon noch existiren. Ich bin im Besitze eines Abdrucks, welcher dem gern mitgetheilt werden soll, der uns mit einer neuen Abbildung erfreuen will. Das Eingraben von Urkunden und Verträgen auf Säulen, Thüren, Erz in angesehenen Tempeln war ein uralter, schon bey den Griechen üblicher Gebrauch. So standen

*) Mit großem Unrecht hielt man dafür, dieser Leuchter bestehe aus syrischem Golde. Er kam nachher in das dortige Michelskloster, und endlich in die Hände des Churfürsten von Cöln als Bischof zu Hildesheim 1580.

Digitized by Google

zu Olympia im Tempel Jupiters eine Menge solcher Säulen mit Vergleichen und Bündnissen. Ob wir aber in Deutschland und aus dem Mittelalter außer diesen Maynzer Thürflügeln Aehnliches besitzen, weiß ich nicht; wohl aber wäre es interessant, darüber alles zu sammeln, was vorhanden ist. Möchten diese Zeilen Anregung und Beytrag dazu werden!

Der ausgezeichnete Alterthumsforscher Fr. Lehne in Maynz gab uns im Jahr IX. der französischen Republik eine kurze Nachricht über die Veranlassung der bemerkten Urkunde, welche in Gudenus Dipl. part. I. pag. 116 abgedruckt ist, doch aber eine genaue Revision noch erfordert. — Adelbert I. blieb Kanzler Heinrichs V. als er den erzbischöflichen Stuhl von Maynz bestieg. Seine Lust an Intriguen machte ihn dem Kaiser verdächtig, weßhalb er ihn auf einer Reise ins Eichsfeld 1112 verhaften, in die Burg Drifels setzen und aufs grausamste martern und behandeln ließ. Als Heinrich 1115 in Maynz einen Reichstag halten wollte, drangen die Maynzer Bürger in seine Wohnung und drohten ihm und seinem ganzen Gefolge unvermeidlichen Tod, wenn er nicht sogleich den gefangenen Erzbischof loslassen würde. Der Kaiser versprach es, stellte Bürgen und in einigen Tagen war Adelbert frey. Voll Dankes ertheilte dieser nun 1135 der Bürgerschaft das wichtige Privilegium, das in den oben gedachten Thüren eingegraben stehet. Darnach sind die Bürger von Maynz von der Gerichtsbarkeit der Maynzer Kirchenvögte und von allen Steuern auf immer befreyt und wurden ihren eigenen Richtern und hergebrachten Rechten überlassen. Dieses Privilegium ist als der Grundstein zu der nachherigen Freyheit der Stadt anzusehen. Adelbert verfolgte seine Rache gegen Heinrich auf das unversöhnlichste, brachte sogar die Kaiserkrone auf das sächsische Haus, stiftete noch die an interessanten Alterthümern reichen Klöster Eberbach im Rheingau und Pfaffenschwabenheim und starb 1137.

Die neueste Gemälde-Ausstellung einiger deutscher Künstler zu Rom.

(Beschluß.)

Folgende zwey Localitätsstücke stelle ich zusammen, weil sie (ob zufällig, oder durch Verabredung, ist mir unbekannt) wirkliche Seitenstücke sind, oder mir es wenigstens zu seyn scheinen. Das erste, von Hrn. Weller aus Baden, stellt eine blinde Alte dar, vor ihr ihre Tochter, mit einem Buben an der Hand, welcher, in die hier bekannte Abbatentracht gekleidet, und ein Bündel Bücher unter dem Arme tragend, aus der Schule heimkehrt, wo er den Preis, eine Medaille, mit der Inschrift: Praemium diligentiae, erhalten hat. Im Hintergrunde steht ein Capuciner mit einigen andern Schulknaben, sie durch Hinzeigung auf den ersten mit der Medaille, zu ähnlichem Fleiße ermunternd. Die Figuren, mit Ausnahme des jungen Weibes (der Mutter des Buben) sind von ungemeiner Wahrheit, besonders die blinde Alte; eben so das Oertliche der Scene, alles ohne jene Handgreiflichkeit, von welcher ich oben geredet. Warum das junge Weib, an der übrigens die Gewänder sehr verdienstlich sind, in nichts sagender Stellung und mit verschämten, oder vielmehr sich schämenden zur Erde niedergeschlagenen Blicken dasteht, begreift niemand, als wer das zweyte Bild näher betrachtet. Auf diesem steht eine ähnliche Gestalt, einen ähnlichen Buben an der Hand (nur dießmal nicht in Abbaten-, sondern in Capucinertracht gekleidet) in ähnlicher Stellung, daneben ein Franziscaner, dem Weibe mit bedeutsamem Blicke und imponirender Haltung nachsehend. Die Verschämtheit, Beschämtheit, oder Reue, oder das böse Gewissen (denn welches dieser Affecte eigentlich ausgedrückt ist, erscheint nicht klar) auf dem Gesichte des Weibes muß etwas sagen; was aber? Ich erkläre mir beyde Gemälde, um nicht die braven jungen Künstler, welche sich in den übrigen Theilen derselben so consequent, ja so kritisch, gezeigt haben, der Zwecklosigkeit, oder vielmehr der Zweckwidrigkeit (denn als solche würde ihr Beginnen erscheinen, hätten sie der Hauptfigur ohne Noth, oder wohl gar ohne es zu wissen, einen solchen zweydeutigen unverständlichen Ausdruck gegeben) zu beschuldigen, für Epigramme: auf dem ersten Bilde schlägt das junge Weib, während sich in der Großmutter sowohl, wie im Buben (der übrigens, wie man zu sagen pflegt, ein wahres Mönchsgesicht hat) die Freude über die erhaltene Medaille zeigt, reuevoll die Augen zur Erde, entweder, weil ihr der Preis erinnerlich wird, den es sie gekostet, ihrem Sohne die Medaille zu verschaffen, oder, weil sie daneben noch obenein bedenkt, wer ihr und ihrem Sohne derjenige ist, welcher lezterm die Medaille zuerkannt hat. Der Affect auf dem Gesichte des Weibes, des zweyten Bildes, wo der Bube bey weitem jünger ist, läßt sich, obgleich im Allgemeinen ungefähr ebenderselbe, im Besondern schwerer erklären; eben so, in Bezug darauf, der ihr nachsehende Franziscaner, dessen Pantomimen durch den Zug, daß er eine Priese nimmt, noch undeutlicher wird. Es treten zwey Fälle ein; entweder ist meine Erklärung die rechte, dann aber erscheint die Idee tadelhaft, denn ein Gemälde kann und soll kein Epigramm seyn, oder es muß sich dieser Zweck in der ganzen Composition aussprechen und jede einzelne Figur, ja

Digitized by Google

jeder einzelne Gegenstand dazu beytragen, ihn zu versinnlichen, nicht zu gedenken, daß ein solches Gemälde, an hiesigem Orte zur Ausstellung bestimmt, die Convenienz verlezt; oder ich habe mich geirrt. Unter dieser Voraussetzung gebührte den Künstlern ein noch größerer Tadel, weil sie eine Composition hervorgebracht hätten, welche zu erklären, selbst der angestrengtesten Aufmerksamkeit unmöglich fiele. Die Nebenfiguren, so wie die ganze Localität des zweyten Gemäldes verdienen uneingeschränktes Lob: zwey Weiber, welche mit einander schwatzen, eins, welches, auf hiesige Weise spinnend, in der Thüre steht, die kurze Aussicht über den Brunnen und zwischen dem Hause und der Kirche weg, auf eine Baum- und Gebüschgruppe, alles ist von der höchsten Natur, ohne gewaltthätige Handgreiflichkeit, besonders die Spinnerin, eine wahre Hemlingische Figur von dessen sieben Freuden, nicht allein für die Ferne berechnet, sondern auch in der Nähe gleichsam wie ein Miniaturgemälde erscheinend, fähig im Ringe getragen zu werden. Der äußerste Hintergrund, eine Feldgegend, läßt viel zu wünschen übrig.

Die Landschaft des Hrn. Richter aus Sachsen kann sich in der Handgreiflichkeit mit der des Hrn. Fries messen: auch auf ihr sind die Baumstämme, die Steine, die Wurzeln, die abgeborkten Bäume so natürlich, daß, wer nicht recht zusähe, sie fällen und Feuer damit machen könnte; aber in der geistigen Wahrheit steht sie der leztern nach. Ohnedem hat sie einen sehr beschränkten Hintergrund. Der grünen Anhöhe mangelt es an beyden Wahrheiten, eben so den Blümchen, welche künstlich gemacht und darauf geklebt zu seyn scheinen. Dagegen sind die Figuren lobenswerth, besonders ist das Weib mit dem Fruchtkorbe auf dem Kopfe allerliebst, verfehlt dagegen durch den Lichtschlag, ist das auf der Erde sitzende Weib mit dem Kinde. Uebrigens besizt diese Arbeit eine gewisse Frische, welche wohl im Stande ist, den großen Haufen zu fesseln.

Der hiesige Triumphbogen des Titus, von Hrn. Gail aus Bayern, trägt in der Handgreiflichkeit der Architektur den Sieg über alle übrigen Arbeiten davon. Aber die Aussicht durch den Bogen auf das Colosseum ist undeutlich, charakterlos, also uninteressant. Auch gebricht es den Figuren an der eigentlichen natürlichen Wahrheit. Sie sind zu grell, besonders der auf der Erde knieende Bettler.

Ueber die Auferweckung des heil. Lazarus, von Hrn. Jacobs aus Gotha, wünschte ich recht ausführlich seyn zu können. Da dazu der Ort nicht ist: so mögen wenige Worte genügen. Die Figuren sind in Lebensgröße. In der Mitte Jesus, hinter und neben ihm seine Begleiter, zu seinen Füßen Marie, hinter dieser Magdalene, weiter im Vordergrunde links Leute aus dem Pöbel und unten das Grab, aus welchem Lazarus aufsteht. Die männlichen Figuren haben eine unbefriedigende Charakteristik und jenes blutbraune grelle Colorit, welches eben so weit von der geistigen als von der handgreiflichen Wahrheit entfernt ist. Dagegen ist Marie eine höchst gelungene Gestalt, von der alle, welche ich das Gemälde habe betrachten sehen, gleich sehr angezogen worden sind, Magdalene aber zu materiell schön und ganz im französischen Style gehalten: in ihrer niederiehenden und gebückten Stellung mit den, auf der Brust gekreuzten, wohlgenährten Händen, und mit dem fliegenden modernen grünen Schleyer, sieht sie aus, wie eine französische Schauspielerin, welche zu sagen hat: „Monsieur, vous me rendes confuse, et je me retire.“ Der Triumph des Hrn. Jacobs ist der vom Tode erwachende Lazarus: aus dieser Figur schließe ich, daß der Künstler kein Kunstjünger mehr ist. Schade, daß er das Gewand über den Schultern zu statuarisch gefaltet hat.

Außer diesem Gemälde befinden sich noch zwey Porträte, ein Sonniner und eine Sonninerin (in den Provinzen Marittina und Campagna, der Vaterstadt des berüchtigten Räuberhauptmanns Gasbarrone und der eigentlichen Heimath des römischen Räubergesindels) und eine Zeichnung, Herkules mit der lernäischen Schlange, daneben Jolaus, in kolossaler Figur, in der Ausstellung. Die Sonninerin ist vortrefflich: sie lebt, doch ohne die Handgreiflichkeit. Wird einstens die Ausführung der Zeichnung dieser selbst entsprechen; so dürfte das Gemälde, obgleich nur aus zwey Personen bestehend, vor der Auferweckung bey weitem den Preis verdienen.

Das von Hrn. Manson aus Holstein, nach dem lezten Gesange des Ossian, gefertigte Gemälde, Eona am Meeresgestade sitzend, über ihm an einem Baume die Harfe aufgehangen, möchte das merkwürdigste der ganzen Sammlung seyn, in so fern dadurch der Beweis geliefert wird, daß die ossianische Dunstpoesie (ich bediene mich dieses Ausdrucks zur Bezeichnung, nicht zur Verhöhnung dieser Dichtungsart) auch durch Farben dargestellt werden kann. Während der ersterern Tage der Ausstellung befand sich dieß Gemälde ohne die erklärenden Verse der cesarottischen Uebersetzung des Ossian (bekanntlich derselben, welche Alfieri, ihres poetischen Wohlklangs wegen, so ungemein lobt); nichts destoweniger erkannten, wie ich davon mehrere Tage Ohrenzeuge gewesen bin, alle diejenigen Fremden, die den Ossian gelesen, meistens auf den ersten Blick den aus ihm entlehnten Gegenstand. Worin der Charakter dieses Bildes, das

heißt, der pittoreske Styl der Nachahmung des Ossian, bestehe, möchte schwer mit Worten auszudrücken seyn: es ist ganz eine andere Tinte, als der ätherische Hauch, mit welchem zum Beyspiele, Hr. Dräger seinen Schäfer und Schäferin ausgestellt hat: ihm steht mit einem Worte, der ossiansche Charakter deutlich auf der Stirn geschrieben, das beste Lob, welches sich dieser Arbeit machen läßt. Freylich tritt dabey der Uebelstand ein, daß die ossiansche Poesie (ich fahre fort, sie mit diesem Namen zu nennen, obgleich ihr wahrer Urheber vielleicht eben so schwer auszumitteln seyn möchte, als der eigentliche Charakter dieser Dichtungsart) kein Erzeugniß der hellen, noch der verhüllten Sonne, sondern des Stickstoffes unterirdischer, dem Tageslichte unzugänglicher Höhlen, also, wenn auch nicht geradezu außer der Natur, doch in der Unnatur begründet ist. Hr. Manson hat in der Darstellung desselben fast das Unmögliche geleistet. Gelingt es ihm einstens mit demselben Erfolge, die Wahrheit, wie jezt den Dunst aufzufassen, sicher wird er einer der ausgezeichnetsten Künstler unserer Zeit werden. Wenn auch nicht auf die nebenstehende Figur, so hätte er doch auf das Meer größeren Fleiß verwenden sollen.

Von Sculpturwerken sind nur drey ausgestellt, eine ganze Figur, ein Basrelief und eine Büste, alle drey in Kreide. Erstere ist eine weibliche Gestalt mit einem Kinde im Arme. Kopf und Vorderbüste sind gut, der Rücken (wie ebenfalls, sonderbar genug, die Nymphe mit dem Schmetterlinge von Lemaire in der nun beendigten französischen Kunstausstellung) zu krumm, das Kind das beste an der Gruppe. Das Basrelief stellt den Kampf eines Ritters mit einem Drachen vor. Das Pferd, besonders Leib und Füße, haben mir sehr gelungen geschienen. In der Büste glaube ich einen jungen Deutschen (vielleicht einen Künstler) zu erkennen. Sie hat also das Verdienst der Aehnlichkeit.

Schließe ich mit einigen allgemeinen Bemerkungen. In dem Zustande, worin sich sämmtliche Arbeiten der Ausstellung zeigen, erregen sie, troß ihrer geringen Anzahl, die freudigsten Erwartungen von dem, was sich die Kunstwelt und zunächst Deutschland von dem Streben ihrer Verfasser zu versprechen hat. Selbst in dem Falle (der jedoch nicht wohl denkbar ist), wo die zehn genannten Künstler die einigen unter den in Rom befindlichen Studirenden wären, welche sich zu dem hier bezeichneten Grade von Meisterschaft emporgeschwungen hätten, ließe sich, die Gewißheit ihrer progressiven Fortschreitung auf der betretenen Bahn vorausgesezt, für die allerneueste Malerkunst Deutschlands die glänzendste Zukunft erwarten. Wird unser Vaterland, nach Verlauf eines Decenniums, zehn Künstler von der Virtuosität, zu welcher die hier genannten während dieser Zeit gelangen können, aufzuweisen haben; so dürfte die Hoffnung derjenigen gut-, aber etwas leichtgläubig gesinnten Personen, welche eine Wiedergeburt der Malerey in Europa träumen, aufhören, zu den Hirngespinnsten gezählt zu werden. Ich bin dieses Glaubens nicht gewesen und daher hat mich die Ausstellung so besonders überrascht. Mögen hier endlich noch die Hauptcharakterzüge, welche mir an den Gemälden derselben bemerkbar geworden sind, aufgezählt werden. Uebergehe ich alles, was in das große, fast unermeßliche Gebiet des materiellen und eigentlichen künstlerischen Mechanismus gehört, das Machen; hierin, bey den Fortschritten der Kunst, bey der überreichen Menge jezt vorhandener Hülfsmittel, eine gewisse Meisterschaft zu erlangen, kann nicht schwer seyn. Sey daher weder von der Zeichnung, noch vom Colorite, ja nicht einmal von der Composition die Rede, obgleich leztere schon außer dem Gebiete des Machens liegt und vom Geiste des Künstlers bedingt wird. Die Kritik, diese Eigenthümlichkeit des Schaffens, welche höher als das Genie selbst steht, ja vielleicht einen integrirenden Theil desselben, in seiner höchsten Potenz, ausmacht, ist es, welche sich mehr oder weniger in allen den ausgestellten Werken bemerkbar macht. Daneben ist die Abwesenheit aller Effectmacherey (denn, was ich oben handgreifliche Wahrheit genannt habe, gehört dennoch, obgleich, wie mich dünkt, wenn man den höchsten Maaßstab anlegt, verwerflich, zu den genie- oder wenigstens talentvollen Verstößen) am erfreulichsten wahrzunehmen gewesen: sie zeigt sich nirgends, als höchstens in einem geringen Grade, in den Wiesen und dem Himmel der Landschaft des Hrn. Richter, und des Schäferpaars des Hrn. Dräger. Auch vermißt man mit gleichem Vergnügen sowohl jenes blaßbleiche, charakterlose Colorit, mit welchem sich einige hiesige Künstler der älteren florentinischen Schule haben wieder in die Arme werfen wollen, als den Gegensatz davon, das blitzblaue und donnergraue, das Knallcolorit, wie ich es nennen möchte. Ein Anklang vom leztern befindet sich leider auf der, übrigens so sehr ausgezeichneten Auferweckung des Hrn. Jacobs und giebt hier Gelegenheit zu dem einzigen gegründeten Vorwurfe, welcher sich dem Bilde machen läßt. Daß übrigens keins ganz frey von Detaillemängeln ist, deren sich selbst auf den gepriesensten Werken der Vorzeit nachweisen lassen, versteht sich von selbst. Ich habe sie unberührt gelassen, um nicht den enggesteckten Raum dieser Blätter zu überspringen.

Rom, Mitte des Mais 1826.

G. L. P. Sievers.

Nr. 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. Juli 1826.

Paris, den 31. Mai 1826.

Porcellain-Malerey. Mad. Jaquotot; Hr. Constantin.

Jene Künstlerin hat sich durch ihr Talent und ihr Geschick so ausgezeichnet, daß aller Augen auf sie gerichtet sind. Bey den Arbeiten, welche sie liefert, konnte sie zweyerley Wege einschlagen, nämlich entweder eigenen Eingebungen folgen, oder die Werke alter Meister in's Leben zurückrufen. Sie erwählte mit Recht das Leztere, weil es wichtiger und nöthiger ist, das Ausgezeichnete alter Meister zu erhalten. Sie widmete sich nun vorzüglich Raphael, doch stellte sie auch Werke von Leonardo da Vinci, Titian und Raphael dar. Hierauf wandte sie sich an die neuere Schule ihres Vaterlandes, in welcher auch gewisse Kunstschätze erhalten werden sollten. Es war dieß der Fall mit Gerard's Psyche und Corinna, und im gegenwärtigen Augenblick beschäftigt sie sich mit der Danae und Atala des Girodet. Freylich stehen immer diese Werke der neueren französischen Schule noch im Werth unter jenen früher genannten. Uebrigens werden dadurch doch die Hauptwerke unter beyden Rivalen auf die späteste Nachwelt gebracht, und es wird dadurch möglich gemacht, einst den Stand der Kunst unserer Zeit zu beurtheilen. Hätten die Alten dieses Mittel, ihre Malereyen auf die Nachwelt zu bringen, schon besessen, so würden wir uns bessere Vorstellungen von der Kunst eines Zeuris, Apelles, Parrhasius u. A. machen können. Die Porcellain-Malerey hat ohnehin vor der Kupferstecherkunst den Vorzug, daß sie wegen der Farben ein wahreres Bild von einem Gemälde gibt, und vor den Gemälden selbst den der Dauerhaftigkeit der Färbung.

Die Corinna des Hrn. Gerard, das lezte Werk der Mad. Jaquotot, ist gleichsam ein Geistesproduct der Frau v. Stael. Sie hat durch ihren Roman den Künstler nicht nur begeistert, sondern auch ihm die Person an die Hand gegeben, welche er darstellte. Er wählte, wie bekannt, den Augenblick, wo Corinna auf dem Vorgebirge von Misenum ihre Begeisterung in einem erhabenen Liede ausspricht. Ich bemerkte, daß Corinna die ganze Scene beherrschte, aber Schlegel sagte in seiner bekannten Beschreibung dieses Gemäldes: Corinna sey das ganze Gemälde. Als der Künstler dieses Bild für den Fürsten von Talleyrand wiederholte, benuzte er diesen Wink und gab nur die Figur der Corinna. Dieß war sehr wirksam. Das Auge wird durch Nichts abgezogen, fällt einzig auf die schöne Frau, deren Augen, Mund und ganze Haltung großartig und von einem melancholischen Geiste sind.

Dieses Gemälde ist über alle Beschreibung meisterhaft ausgeführt. Niemand konnte damit mehr zufrieden seyn, als Hr. Gerard selbst, der nun hoffen darf, daß seine beyden Meisterwerke Psyche und Corinna, so, wie sie sind, auf die späteste Nachwelt übergehen werden, ohne daß die Zeit an den Farben ihre Zerstörung anzurichten vermag. Corinna, so wie die Copie der heil. Familie nach Raphael, hat der König gekauft.

Hr. Constantin, schon einige Jahre in Italien, hat sich mit Copien der schönsten Gemälde der Galerie von Florenz beschäftigt und kam hier in dem Augenblick an, als Mad. Jaquotot ihre Ausstellung beendigte, und stellte nun, gleichsam als Gegenstücke alles auf, was er mitgebracht hatte. Es war die Madonna del Sacco, nach einem Freskogemälde des Andrea del Sarto, ein Ecce Homo nach Cigoli, die Dichtkunst nach Carlo Dolce, die Madonna della Sedia, das Gesicht des Ezechiel, Johannes in der Wüste, das Bildniß Leo X. und der Fornarina, nach Raphael; eine liegende Venus nach Titian, endlich eine büßende Magdalene und das Bildniß einer Frau nach der Natur von ihm selbst.

Da die Porcellain-Malerey dazu bestimmt ist, Werke der Meister zu verewigen, so muß sich ein Künstler zuerst fragen, welchen Gang er nehmen wolle, ob er nämlich die Gemälde mit Allem, was ihnen die Zeit angehängt hat, wiedergeben, oder ob er das, was auf solche Weise hinzugekommen ist, übergehen soll. Beyde Fragen lassen sich nur nach der Individualität der Künstlers beantworten. Mad. Jaquotot bot all ihren Scharfsinn auf, um das, was dem Meister, von dem, was der Zeit

angehört, gehörig zu scheiden. Hr. Constantin hat das entgegengesetzte System befolgt. Er gab die Meister, wie sie jezt sind, aber leider doch nicht ganz so. Es tritt der Fall ein, daß Künstler entweder bessere Zeichner oder bessere Maler sind. Nach der Eigenschaft, welche sie besitzen, müssen sie sich bey der Wahl ihrer Copien richten. Hr. Constantin ist ein Maler, deßwegen gelang ihm ganz die Copie der Titianischen Venus, ausgenommen, daß die Farbe des Gesichts zu bläulich ist; aber zu einem Copisten Raphaels gehört mehr, als blos einer, der mit den Farben umgehen kann. Man muß wiedergeben können die Hoheit der Charaktere, den Adel im Ausdruck, die Feinheit der Umrisse, wodurch alle seine Erzeugnisse sich so sehr hervorheben. Aber nicht alle Maler haben das wahre Gefühl für das Schöne. Titians liegende Venus ist in der Form nicht schön, sondern darum nur, weil seine Farben so viel Wahrheit und Glanz haben. Hr. Constantin war daher nicht glücklich in seinen Copien Raphaels, wobey sich die Mittel zur Erreichung des Vorbilds nicht so auf der Palette fanden. Indeß wurde er zur Verwunderung aller Künstler für seine Leistungen sehr belohnt. Der König ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Ich enthalte mich jeder Bemerkung hierüber; was ich über die Arbeit selbst sagte, erklärt auch, wie ich über diese Ernennung denke.

Auch, glaube ich, hat dieser Künstler durch die eigenen Compositionen, welche er beyfügte, sich nur geschadet. Die Erfindung ist unbedeutend und das Porträt der Frau gewöhnlich.

Diorama. Innere Ansicht des Klosters des heil. Wandrille, gemalt von Bouton.

Die Abtey wurde im 7ten Jahrhundert von dem heil. Wandrille, dem Pipin als Mitgründer von den Chroniken beygegeben wird, gestiftet, nachher von den Normännern zerstört, von einem Brande und endlich unsern Revolutionsstürmen heimgesucht. Zweymal wurde sie wiederhergestellt — ob es noch einmal geschehen wird — bleibt zweifelhaft. Der Künstler stellte sie in ihrem zerfallenen Zustande dar. Man sieht nicht recht ein, warum Hr. Bouton diesen Gegenstand wählte. Er bietet nichts merkwürdiges dar. Freylich hat er damit eine Menge Umstände in Verbindung gesezt, welche allerdings das Gemälde anziehend machen.

Der Zuschauer steht an einer Ecke, welche zwey Seiten des Klosters bilden. Das Innere des Hofs ist bedeckt mit allerley Pflanzen und Gesträuchen; durch die eingestürzten Bogengänge sieht man den Himmel. Man erkennt, mit welcher Schnelligkeit die Wolken über denselben ziehen. Jeder Windstoß schlägt mit Heftigkeit an das Thor, welches den Ausgang eines Ganges schließt, so daß man durch die Oeffnung auf das Feld sehen kann. Dennoch erscheint auch die Sonne und erhellt einen Theil dieses inneren Raums. Man bemerkt mit Erstaunen, wie der Wind die Blätter der Gesträuche hin und her weht. Was mich aber am meisten in Verwunderung sezte, ist der Schatten, der sich eben so beweglich zeigt, wie die Körper, welche ihn bewirken. Dieser Erfolg kann wohl durch nichts anderes hervorgebracht werden, als durch mehrere Tücher und durch mehrere Oeffnungen, mit welchen das Licht regiert wird. Doch dem sey, wie ihm wolle, es bleibt immerhin erstaunenswerth. Dessen ungeachtet wünschte ich lieber, statt solcher unbedeutenden Ruinen Alhambra oder das Coliseum zu sehen, gestehe aber dabey selbst, daß es leichter ist, eine Reise Reise nach St. Wandrille zu machen, als nach Granada oder Rom.

Bildhauerkunst. Das Denkmal Malesherbes.

Der brave Mann findet seine Belohnung für eine edle That in seinem Gewissen und in der zuverlässigen Hoffnung, daß die Nachwelt sein Verdienst verkennen werde. Malesherbes, der edelmüthige Vertheidiger eines unglücklichen Königs, fand diese Anerkennung. Schnell war die Unterzeichnung zu einem Denkmal für ihn vollzählig. Es soll in dem ungeheuern Saal im Justizpallast, genannt Des pas perdus errichtet werden. Hr. Cortot wurde beauftragt das hauptsächlichste Basrelief auszuführen, das Malesherbes, begleitet von seinen beyden Collegen, in dem Augenblick darstellt, in welchem er den König verläßt und von ihm diese lezten Worte als Instruction erhebt: „Sagen Sie nur die lautere Wahrheit.“

Diese Scene legt der Bildhauerkunst, die nur mit Formen es zu thun hat, große Schwierigkeiten in den Weg. Die Kleidung insbesondere ist eine wahre Klippe. Der Künstler hat geleistet, was man erwarten konnte. Der König, welcher sizt, ist mit einem Reiserock in Form eines Schlafrocks bekleidet; seine Geberden, der Ausdruck in seiner Gestalt zeigen an, daß er so eben gesprochen hat; Malesherbes, schon in der Richtung gegen die von einem im Styl jener Zeit gekleideten Soldaten bewachte Thüre, hat sich etwas gewendet, um die lezten Worte des Königs zu hören. Auf der andern Seite des Königs, hinter ihm, findet sich ein Bedienter, auf ein Camin gestüzt, der dem Zuschauer den Rücken wendet, und seinen Kopf in nachdenkender Stellung auf die Hand legt. Im ganzen Wesen dieses Mannes drückt sich so sehr tiefe Trauer aus, daß man, ohne sein Gesicht zu sehen, doch sagen kann: er weine. — Die Ausführung ist so schön als die Anlage, die nackten Theile sind mit der größten Feinheit und Wahrheit ausgearbeitet, und die

Digitized by Google

kleinsten Dinge zeigen großes Studium. Die ganze Arbeit bringt dem Künstler viele Ehre.

Das Brustbild Girodet's. Girodet war nicht blos ein geschickter, sondern auch ein geistreicher Mann. Sein Blick, seine Haltung, das Spiel seiner Gesichtsmuskeln zeigen eine Einbildungskraft, die nie ruhen konnte. Hr. Desprez, Schüler des Hrn. Bosio wurde mit Ausführung seines Brustbilds beauftragt. Es ist von Marmor und bestimmt auf das Denkmal, das diesem großem Maler errichtet wird, gestellt zu werden. Durch die Beyhülfe der Schüler Girodets wurde er in den Stand gesezt, ein Modell zu fertigen, das ihren Forderungen vollkommen entspricht. In Gips geformt hat er schon viele Exemplare des Modell verkauft. Es ist in mehr als Lebensgröße und kostet 40 Fr.

Kupferstecherkunst. Das Urtheil Salomo's, welches sich in unserem Museum findet, ist eines der Gemälde Poussins, in welchem sich seine Vorzüge im schönsten Lichte zeigen. Dieses Stück hat Hr. Morel in sehr großem Maaßstab in Kupfer gestochen. Das Blatt bleibt sich nicht ganz gleich. In einigen Partieen sind Spuren des Alters der Hand, welche den Grabstichel führte: Indeß verdient es, zumal da der Styl des Meisters sehr gut wieder gegeben ist, alle Beachtung. Der Preis desselben ist auf 100 Fr. vor und 50 Fr. nach der Schrift festgesezt.

Prudhon, ein liebenswürdiger Maler, der wegen des Reizenden und Glänzenden der Farben den Beynamen des französischen Correggio erhalten hat, war im Jahr 1812 beauftragt, das Bildniß des Königs von Rom zu malen. Er stellte das Kind dar, wie es in dem frischen Grün eines Gebüsches liegt und schon mit den Zeichen der Würde geschmückt ist, welche die Zeit ihn geraubt hat. — Hr. Achilles Lefevre hat das Gemälde in Kupfer gestochen, ließ aber die Insignien weg. Jezt ist es nur noch ein gewöhnliches Kind; doch ist die Erinnerung an das Gemälde deßhalb nicht ververwischt. Man sieht in ihm eine Art Denkmal für die Geschichte. Auch hat der Meister in der That viel Talent entwickelt. Das Blatt kostet 48 Fr. vor und 24 Fr. nach der Schrift.

Derselbe Künstler hat erst kürzlich ein anderes Blatt vollendet, das gewiß großen Beyfall finden wird. Es ist das Bildniß des General Foy, nach Hrn. Horaz Vernet. Der Maler entwarf das Bild mit wahrer Begeisterung, der Kupferstecher blieb keinen Schritt zurück, und dieß will viel sagen. Der Kopf hat Leben; die Augen sind voll Feuer, die Züge sind mit Geschick und Sicherheit aufgefaßt und wiedergegeben. — Man könnte dem Kupferstecher darüber etwa Vorwürfe machen, daß er die Halbflächen zu stark angedeutet hat, wenn nicht das Original selbst ihn zu diesem Fehler verleitet hätte. Uebrigens wiederhole ich, daß es ein vortreffliches Blatt ist, und das beste Bildniß, das von einem Deputirten herausgegeben wurde, der so allgemein auch von denen, welche seine politische Ansichten nicht theilten, bedauert worden ist. Pr. 48 Fr. vor, 24 Fr. nach der Schrift.

Die Zuneigung, welche Raphael für die schöne Töpfers Tochter hatte, nimmt einen bedeutenden Theil seines Lebens ein, das gerade durch sie abgekürzt wurde.— Es gibt mehrere sehr schätzbare Kunstdenkmale dieser für die Künste so verderblichen Liebesgeschichte. Namentlich hat uns Raphael selbst Bildnisse von seiner Geliebten hinterlassen. Mehrere Maler haben Raphael und die Fornarina dargestellt, und natürlich alle haben sich der bekannten Bildnisse bedient. Hr. Ingres machte sie auch zum Gegenstand eines Gemäldes, das er in der Ausstellung des Jahrs 1814 gab. Raphael ist in seinem Arbeitszimmer, und beschäftigt sich damit, seine Geliebte zu malen, hat aber für einen Augenblick den Pinsel bey Seite gelegt, und sie in seine Arme geschlossen, wendet sich dann sogleich wieder, um was er gemalt hat, zu vergleichen. Diese Bewegung ist ein glücklicher Gedanke, denn sie drückt das doppelte Gefühl aus, das Raphael begeistert. Das Bildniß der Fornarina ist nach dem Kupferstich von Cunege gearbeitet; welches das Original des Bildnisses Raphaels ist, weiß ich nicht. Hr. Ingres gab ihm ein längliches und etwas mageres Gesicht, begränzt mit einem leichten Bart, den ich auf keinem der Abbildungen gefunden habe, welche ich kenne. Indeß bey der Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher dieser Künstler zu verfahren pflegt, wird er zweifelsohne auch diesen Schritt rechtfertigen können.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, den 29. Mai 1826.

Nachtrag zu Nro. 38. S. 152 des Kunstblattes von 1826.

Durch ein seltsames Versehen steht auf dieser Seite des Kunstblatts ein Schreiben an Hrn. Joseph Menteler von Seite der Künstlergesellschaft in Bern, dessen Bekanntmachung so ganz ohne Einleitung fast nothwendig auf irgend eine Unbescheidenheit müßte schliessen lassen. Ein kurzer, zudienlicher Bericht zu diesem Schreiben ist nämlich durch Zufall weggeblieben, und möge hier kurz nach seinem Wesentlichen nachgetragen werden!

Hr. Jos. Menteler hatte in der That zu Bern im Chor der Münsterkirche ein ungemein großes Altarblatt, die Ausgiessung des heil. Geistes, in Oel gemalt, für alle Kunstliebhaber zu einer augenblicklichen Beschauung ausgestellt, und hat dann die fleißige Arbeit an den Ort ihrer Bestimmung, nach Brieg im Wallis versendet.

Digitized by Google

Indem er nun allen seinen Bekannten und Gönnern, aber im Besondern auch der bernerischen Künstlergesellschaft, mit großer Höflichkeit und durch besondere Einladung den Zutritt in das Lokal gestattete, war es natürlich, daß ihm von allen Seiten für den gewährten Kunstgenuß verbindlich gedankt wurde, und billig blieb auch die Künstlergesellschaft gegen Hrn. Menteler, als ihren Collegen, nicht zurück mit der Bezeugung ihres gebührenden Dankes.

Aber eine öffentliche Bekanntmachung dieses Schreibens lag so durchaus nicht in den Zwecken der Künstlergesellschaft, daß die ganze Abfassung desselben vielmehr allein in dem Ton eines wohlwollenden Privatschreibens gehalten ist, wo der Gedanke fern bleiben mußte, scharf, ausführlich, mit aller Umsicht Lob oder Tadel abzuwägen.

Wenn also nun die vereinzelte Bekanntmachung des Schreibens fast wie ein Schuß in's Blaue aussieht, so rührt dieß von dem Zustande her, daß irgend ein Freund Hrn. Mentelers etwas voreilig, ohne die Künstlergesellschaft zu benachrichtigen, zu Hrn. Ms. Ehre bekannt machen wollte, was doch am Ende in dieser Form eher das Gegentheil von demjenigen bewirken könnte, worauf es damit abgesehen scheint, von dem Ruhm und der Empfehlung des Künstlers.

Die Künstlergesellschaft von Bern bescheidet sich, kein Kunstgericht seyn zu wollen, und nicht dem Kunstpublikum es aufzudringen, wenn sie irgend ein Kunstwerk mit Vergnügen gesehen hat, oder das Bestreben irgend eines Künstlers in irgend einer Beziehung gelungen findet.

Namens der bernerischen Künstlergesellschaft.

J. R. Wyß, Professor als Präsident.

Kunstnachrichten aus Berlin.

Von München aus ist folgende Nachricht eingegangen:

„Zur Feyer des 25sten Regierungsjahres Sr. Höchstseligen Majestät Königs Maximilian Joseph beschloß die Stadt München, demselben eine Bildsäule zu errichten, zu welchem Denkmale der Grundstein mit großer Feyerlichkeit auf dem Max Josephsplatze gelegt wurde.

„Jetzt erfahren wir, daß Se. Majestät König Ludwig dem Bildhauer, Professor Christian Rauch zu Berlin hat antragen lassen, das Modell zu dieser Bildsäule anzufertigen, welches der Hr. Stigelmeier von hier in Bronze gießen und ciseliren soll. Diese Bildsäule soll sehr colossal werden, sitzend dargestellt, im königlichen Krönungs-Ornat, zwölf bairische Fuß hoch, welches aufgerichtet eine Gestalt von circa 17 Fuß geben würde, die Größe der berühmten Colosse von Monte Cavallo zu Rom.

Professor Rauch wünscht diesem ehrenvollen Ruf Genüge zu leisten, und wird deßhalb, sobald seine Arbeiten am Denkmal des Fürsten Blücher es erlauben, hieher kommen, um das Nähere zu verabreden, und die ersten Entwürfe Sr. Majestät dem Könige vorzulegen."

Die ehrenvollen Aufträge, welche an unsern als Bildhauer berühmten Mitbürger, Hrn. Prof. Rauch, gelangen, mehren sich schnell nach einander! Nicht der colossalen, in Erz zu gießenden Bildsäule, welche dem hochseligen Könige von Baiern in München errichtet werden soll, ist nun auch definitiv beschlossen, daß das von der freyen Stadt Frankfurt am Main ihrem gefeyerten Eingebornen, dem unsterblichen Dichter Goethe, aufzurichtende Denkmal, in einer mehr als lebensgroßen Statue in sitzender Stellung in Marmor ausgeführt werden soll. Der mit dem Künstler, Hrn. Prof. Rauch, darüber abgeschlossene Contract ist an dem denkwürdigen Tage, an welchem Goethe nach Weimar kam (am 7. November) von dem großen Kunstfreunde, dem Banquier Moritz v. Bethmann unterschrieben worden, und die Ausführung wird bereits im nächstbevorstehenden Jahre begonnen werden.

Die Büste der verstorbenen Schauspielerin, Luise v. Holtei, welche der akademische Künstler Karl Wichmann, im Auftrage sämmtlicher Kunstgenossinnen der zu früh Verblichenen, kunstreich vollendet hat, ist nun, als bleibendes Andenken einer talent- und liebevollen Erscheinung, im Saale des königlichen Schauspielhauses aufgestellt worden. Wie tief der bildende Künstler in den Geist, welcher aus den edlen Zügen jener holden Frau sprach, eingedrungen seyn müsse, beweisen die ihm gewidmeten Strophen in der Sammlung: Blumen auf das Grab &c., in welchen es unter andern heißt:

Es wich dem Mann, der tief in Busens Gründen
Die Flamme heil'ger Künste pflegt und nähret,
Der kalten Masse starres Widerstreben:
Im Leichnam wußt er Leben noch zu finden.
So hat der Tod ihr liebes Haupt zerstöret,
Und Wichmann hat es wieder uns gegeben.

Wohlgelungene Abgüsse von dieser Büste sind im Attelier des Künstlers zu bekommen, und Ref. glaubt auswärtigen Freunden und Verehrern der Verstorbenen eine angenehme Kunde zu ertheilen, wenn er ihnen berichtet, daß Exemplare zur Versendung bereit, (deren Preis mit Emballage zwey Louisd'or beträgt) ebenfalls dort bestellt werden können.

Digitized by Google

Nr. 57.

Kunst-Blatt.

Montag, den 17. Juli 1826.

Alterthumskunde.

Over het oud runisch Letterschrift, en ontdekte Sporen van hetzelve in ons Land; door N. Westendorp, Predikant te Losdorf.

Diese, dem Unterzeichneten merkwürdige Abhandlung, findet sich in den: Verhandelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leyden. Derde Deels, tweede Stuck (Te Leyden, by Haak en Comp., Drukkers der Maatschappij; MDCCCXXIV.) S. 139 — 180.

Herr Westendorp, rühmlichst bekannt durch sein Werk über die Hünenbetten (leider erst in einer deutschen Literaturzeitung angezeigt) und durch die: Antiquiteiten, een oudheidkundig Tydschrift, die derselbe, mit dem tüchtigen Professor Reuvens zu Leiden vereint, herausgibt, weckt durch vorliegende Abhandlung unsere regste Theilnahme, da in derselben eine Entdeckung entwickelt ist, die mit einer auch von uns im Jahre 1825 bekannt gemachten, die größte Uebereinstimmung, und gewiß gleichen Zweck, gleiche Bedeutung hat.

Zu der Abhandlung selbst, die sich nur kurz über die Runen verbreitet und zusammenstellt, was über diese wichtig und bekannt ist (wobey indessen Wilhelm Grimm's tüchtiges und bedeutendes Werk über die deutschen Runen erst später verglichen ward), wollen wir nur einige gelegentliche Anmerkungen machen.

Der S. 139 bemerkte, von Kortum in Westfahlen gefundene Stein in einem Grabmahle, ist noch immer höchst dunkel und unerklärbar, aber keineswegs zu verwerfen, keineswegs ist ihm Bedeutsamkeit und Wichtigkeit abzusprechen. Durch neuere Forschungen in der deutschen Alterthumskunde, unterstützt von und verglichen mit dem Nordischen, sind so manche wunderbare und unglaubliche Entdeckungen gemacht worden, die, wenn sie nach und nach, oder im Zusammenhange bekannt seyn werden, viele alte immer wiederholte Glaubensartikel der deutschen Alterthumskunde und ältesten Geschichte zerstören werden, von denen sich noch jezt Manche, da ihnen das Neue unbekannt und das Ganze ein fremdes Feld ist, wohin sie zufällig nur mit einem Auge blicken und nun glauben, entscheidend sprechen zu können, nichts träumen lassen. Zu solchen bedeutenden Bruchstücken, auf größeren Zusammenhang hinweisend, gehört auch der Kortum'sche Stein, der mit den hessischen Steinen bey Willinghausen im treuen Andenken zu bewahren, und in seinem natürlichen Zustande zu erhalten ist, da er schon einst mit anderen Entdeckungen in Reihe und Glied treten wird.

Die Bemerkung S. 145, daß Büsching auf einem Götzenbilde, das er in Schlesien gefunden, Runenschrift entdeckt habe, ist ganz irrig. Das schlesische Bild des Thor hat keine Schriftzüge, nur das immer noch mit seinen Gefährten sehr wunderbare und zweydeutige Bild zu Streblitz. Ueberhaupt ist in Schlesien noch keine Spur von Runenschrift entdeckt, denn der zu Prausni vom verstorbenen Geheimen Oberfinanzrath Gerhard gefundene, jezt verlorene Schieferstein, mit einer angeblichen Runenschrift, die Quintus Icilius, höchst wunderlich! für eine Jahrszahl gelesen und erklärt haben soll (wodurch schon ihre Kürze angedeutet wird), war gewiß kein Runenstein, um so mehr, da er auch in einem alten verlassenen Stollen entdeckt ward, den die heidnischen Einwohner Schlesiens gewiß nicht kannten. War alte Schrift im heidnischen Schlesien bereits bekannt, das bey der Kunstfertigkeit, die unstreitig schon herrschte, nicht zu verwerfen ist, so mußte es natürlich und gewiß nur eine Runenschrift seyn und darauf deutet bis jezt alleinig erst ein Zeichen hin, was indessen noch immer schwankend ist: daß in dem Siegel des ältesten schlesischen Herzogs, d. h. des ersten eigenen Herzogs des Landes, des Boleslaus, das zweymal im Namen und einmal im Landesnamen ZLC (Slesie) vorkommende L die völlige Gestalt der alten Rune hat. Worauf wir indessen nichts bauen wollen, da leicht ein verkehrter Schnitt des Stempelschneiders daran schuld seyn kann, daß das L seine Gestalt nur zufällig erhielt, obgleich alle anderen Buchstaben richtig geschnitten sind.

S. 146 kommt der Verf. dem Ziel seiner Abhand-

Digitized by Google

lung näher, indem er die Frage aufstellt: „welche Buchstabenschrift war bey unsern (den Niederländischen) Vorfahren in diesem Lande im Schwange?" Von diesem gewiß richtigen Gedanken ausgehend, daß jede Schrift dort in der alten heidnischen Zeit eine Runenschrift seyn müsse, entdeckte er Schriftzüge, die noch am heutigen Tage an Grabsteinen gemacht werden, so wie sich dergleichen in den Wappenschilden alter gemalter Fensterscheiben finden und theilt eine Sammlung dergleichen von 39 Stücken mit, die wunderlich und vielgestaltig genug, auch wohl an Runenschrift erinnernd, sind.

Aber sie sind nichts weniger als Runenschrift, ungeachtet der weiter noch beygebrachten Auszüge des Verf. aus Wormius und andern, aber darum doch von Wichtigkeit. Der Verfasser kennt Grund und Boden, den wir sogleich entwickeln wollen, wohin die Zeichen gehören, wie seine Bemerkungen S. 149 und 150 zeigen, und nur von seiner vorgefaßten Meynung, einen runischen Ursprung zu finden, weichen wir ab.

Hier nun unsere Beobachtungen und Erklärung. Diese Zeichen haben ihren Ursprung in einer Zeit, die schon weit ab von den Runen lag und aus der Bildung, durch das Christenthum gewonnen, gingen sie hervor. Sie sind das Merk (d. h. Merkzeichen, aber dieser passende niederländische Ausdruck ist wohl in die deutsche Sprache für dieses so oft vorkommende Zeichen aufzunehmen) einzelner Personen oder ganzer Familien, nicht entnommen bestimmten Zeichen der Buchstabenschrift, sondern solche einfache Strichfiguren zum Grunde gelegt, die auch der Ungebildeteste leicht mit ungeübter Hand zeichnen konnte. Sie entsprechen den Monogrammen in ihrer Bedeutung, ohne Monogramme zu seyn und wurden nicht blos von gemeinen Leuten gebraucht, sondern auch von Herzogen, von Päpsten (bey denen unter dem Namen der runden Zeichen bekannt, doch selten bey ihnen), von Kardinälen, die sich solcher Zeichen, besonders bey ihren Unterschriften, unter feyerlichen Bullen bedienten, doch dieselbe aber zu meist an die Grundgestalt des Kreuzes anlehnten, endlich auch von Kollegialstiftern und Bischöfen. Die Betrachtung dieser Zeichenschrift der höheren Stände gehört nicht hieher. wir wenden uns daher zu der des Mittelstandes, welche die Bildtafel zu vorliegendem Werke liefert.

Ueber solche, im Mittelalter sehr gewöhnliche und oft zweifelhafte Zeichen, die zu großen Irrthümern und Verwechslungen bey Kunstwerken, auf denen sie häufig angebracht sind, Veranlassung geben können, habe ich schon in meiner Abhandlung über die Alterthümer zu Görlitz (Görlitz 1825) S. 61 — 63 gesprochen, wohin ich zum Theil verweise, hier nur das für vorliegenden Fall gehörige bemerke und einiges mit früher Zweifelhafte oder von mir Mißverstandene berichtige.

Handel, Wandel und Verkehr aller Art nöthigten schon die Menschen der Vorzeit, auf das, was ihnen eigenthümlich gehörte, um es gegen mögliche Entfremdung, gegen Vertauschung und bey Verlust zu sichern, ein Zeichen zu machen, um es als das Ihre zu bestimmen, so wohl für sich kenntlich, als auch für andere. Ob schon die heidnische Zeit zum Theil dergleichen gehabt, *ist nicht* mit Gewißheit zu sagen, aber wahrscheinlich; *da in*dessen diese Zeichen auf den hölzernen Stielen *der* Waffen vermuthlich angebracht wurden, als den Theilen, wo ein jeder Selbst leicht ein Zeichen einritzen konnte, so sind sie mit diesen hölzernen Stielen vermodert und nicht bis auf uns gelangt. Wahrscheinlich ist es, daß solche Zeichen eine runenartige Gestalt hatten, wenn nämlich der Eigenthümer schon so gebildet war, daß er irgend einen Begriff von Runen besaß, oder wenn der Zufall zu der Runengestalt, die, ihrer einfachen Linien zufolge leicht zu treffen war, leitete. Wenigstens kommen in dieser Bedeutung in der Edda unter den Namen der verschiedenen Runen Sigrunner, Siegesrunen vor, durch die man den Sieg gewann, und bey deren Verfertigung man zweymal den Namen Tyr anrufen mußte. Sie wurden auf Wehrgehängen und Waffenstielen angebracht. Möglich ist es nun auch, daß in einigen Familien ein solches, aus Runen entsprungenes Familienzeichen aus dem Christenthume überging, *ja bis* auf unsere Tage gewährt haben kann; doch ist *es, bey* nicht zu läugnender Möglichkeit, kaum glaublich.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, den 31. Mai 1826.

(Beschluß.)

Hr. Pradier hat dieses Gemälde in Kupfer gestochen. Da es unter den Augen des Malers selbst geschah, so hat der Stich natürlich einen höhern Grad von Reinheit und Uebereinstimmung mit dem Gemälde erhalten. Der Kopf der Fornarina ist sehr schön, weniger der Raphaels. Es gefällt mir nicht, — dieß gilt aber dem Maler. — daß Raphael mit einem Mantel umhüllt ist, der seinen ganzen Leib bedeckt. Dieß ist nicht natürlich. Was hat Raphael auf seinem Arbeitszimmer einen Mantel nöthig? das Gefällige muß der Wahrheit nachstehen. Zudem waren die Trachten zur Zeit Raphaels nicht geschmacklos. Uebrigens lege ich auf diese Bemerkung keinen großen Werth. Preis 48 Fr. vor und 24 Fr. nach der Schrift.

In einem seiner ausgezeichnetsten Gemälde stellte David den Heldentod des Leonidas und der 300 Spartaner vor und wählte dabey den Augenblick,

Digitized by Google

wo die Trompeten die Griechen zum Kampf auffordern, und die Ankunft der Perser anzeigen. Alles bewaffnet und bereitet sich zum ruhmvollen Ende. Einer von ihnen schreibt mit der Spitze seines Schwerts auf einen Felsen die bekannte Inschrift des Simonides. Ein Vater umarmt zum leztenmal seinen Sohn und der Sohn drückt die Hand seines Vaters an seine Brust, um ihm zu zeiden, daß er furchtlos sey. Leonidas, das Schwert in der Hand, den Helm auf dem Kopf, steht nachdenklich mitten unter der allgemeinen Bewegung, dessen ungeachtet bemerkt man, daß er die Seele des Ganzen ist.

Hr. Laugier, Schüler von Girodet, beschäftigte sich drey Jahre mit dem Stich dieses Gemäldes. Mit gespannter Erwartung sah das Publikum demselben entgegen, und Hr. Laugier scheint die Arbeit sehr beschleunigt zu haben, weil er das Blatt den Griechen widmete. Die Schatten sind etwas hart, die Halbtinten sind nicht warm genug, einigen Partbien fehlt es an Feinheit, andern am durchsichtigen, indeß sind die Handlungen mit Geschick gezeichnet, die Lebhaftigkeit, die dem Ganzen eigen, ist erreicht, und das Publikum hat dem Stich so vielen Beyfall geschenkt, daß er troß seines hohen Preises sehr gesucht wird. Er kostet 280 Fr. vor der Schrift auf Chinapapier, 240 Fr. vor der Schrift auf weißem Papier; mit der Schrift auf Chinapapier 140 Fr., auf weißem 120 Fr.

Lithographie.

Seit Girodet's Tod hat man mehrere seiner bis jezt noch unbekannten Werke in Steindruck gegeben. Ich werde sie nach einander anzeigen.

Die sieben vor Theben. Longin *) führt in seiner Abhandlung über das Erhabene die Worte an, welche Aeschylus dem Kundschafter in den Mund legt, der von Eteokles, um die Stellungen der Feinde zu beobachten, abgeschickt wurde. Sie lauten:

Denn sieben Männer muthige, schaarführende,
Stieropfernd, schwuren auf den schwarzgefaßten Schild,
Mit Händen rührend an des Stieres blut'gen Leib,
Bey Ares, bey Enyo, bey dem Freund des Bluts,
Dem Schrecken. —
(Sieben gegen Th. V. 42. ff.)

Diesen Gegenstand behandelte Girodet mit unglaublichem Feuer. Er wollte ihn auch in einem Gemälde ausführen, aber der Tod übereilte ihn.

Hr. Aubry le Comte hat diese Zeichnung lithographirt und sich bestrebt, ein Fac simile zu geben. Er hat auch erreicht, was nur möglich ist, denn er zeigt überall eine Rundung in den Formen, eine Lieblichkeit und etwas Anziehendes in hohem Grad. Ich wünschte insbesondere, daß sich die deutschen Künstler dieses Blatt ankauften, das 24 Fr. vor und 16 Fr. nach der Schrift kostet, weil man durch dasselbe die beste Vorstellung von Girodets Talent bekommen kann.

Hero und Leander. Ich habe schon einmal von diesem Gegenstand gesprochen. Dort wurde der Augenblick dargestellt, wo Hero den Leander trocknet und Amor an ihrem Bette auf der Leyer spielt, und das Glück der Liebenden besiegt. Hier, wo Leander seiner Geliebten den Gürtel lööt, indeß sie ihren Kopf an seiner Brust verbirgt. Die Scene ist mit großer Anmuth und mit Zartgefühl behandelt. Amor sizt immer noch am Bett und spielt. Aber schon drängt sich in diese Augenblicke der Lust der Vorbote des Unglücks. Der Wind bewegt mit Heftigkeit das Fenster, was der Vorhang vor demselben andeutet. Diese Blätter, beyde sehr geschickt ausgeführt von Hrn. Dassy, kosten 30 Fr. vor und 20 Fr. mit der Schrift.

Apotheose Ludwig XVI. Eine herrliche Composition! Girodet wollte sie in einem Gemälde ausführen, und hinterließ deßwegen davon eine vollendete Zeichnung. Der Steindruck ist von Hrn. Lancrenon, dessen Talent ganz die erforderliche Feinheit und Reinheit hat, die eine solche Arbeit erfordert. Der Maler hat den Gegenstand so aufgefaßt: Ludwig XVI. begleitet von der Königin, Mad. Elisabeth und dem jungen Prinzen werden von dem heiligen Ludwig, der ihnen entgegen geht, in den Himmel aufgenommen. Es ist unmöglich, mehr Erhabenheit und Anmuth in die ganze Stellung der Figuren zu bringen, und jeder Person einen passenderen und durchdachteren Ausdruck zu geben. Die Königin ist wahrhaft anziehend, alle Personen aber sind wohl getroffen, was diesem Blatt einen besonderen Werth gibt. Es kostet 20 Fr.

Die Aeneide. Eine Sammlung von 62 Zeichnungen im Umriß von Girodet, und lithographirt von seinen Schülern.

Hr. Pannetier, sein Schüler und Freund, verschaffte sich die schöne und merkwürdige Sammlung von Zeichnungen über die Aeneide, ungefähr 160 an der Zahl, und wählte nun die 62 vollendetsten heraus. Sie wird mit der größten Sorgfalt herausgegeben. Ich möchte sagen: dieß Werk allein reiche hin, Girodets Ruhm zu begründen. Das Ganze wird in 12 Lieferungen abgetheilt. Die Blätter sind in Folio und unter jedem steht der Vers aus der Aeneide, auf welche sich die Darstellung bezieht. Es sind bereits fünf Lieferungen erschienen. Der Preis einer jeden ist 20 Fr. auf Chinapapier und 12 Fr. auf weißem Papier.

*) Ed. Pearc. tert. Glasguae ap. Poulis. cp. 15. S. 81.

Eine Darstellung der Sündfluth. Noch bey Lebzeiten Girodets hat Hr. Aubry le Comte dieses Gemälde zu lithographiren angefangen, das den Preis erhalten hat, der alle 10 Jahre vertheilt wird. Als er die Hülfe des Malers entbehren mußte, gab er sich nur um so mehr Mühe, das Blatt gut zu vollenden. Er nahm es in einer bedeutenden Größe, um alle Personen gehörig entwickeln zu können. Denn in einem Gemälde, dessen hauptsächlichstes Verdienst in der Erhabenheit und Reinheit der Zeichnung besteht, ist es von Wichtigkeit, die Figuren so groß als möglich zu machen. Man sieht das Blatt für das Beste an, was bis daher geliefert worden ist. Man könnte es ein Musterblatt für Künstler nennen. Aber auch andere kauften das Bild um des tragischen Gegenstandes willen häufig. Es kostet 40 Fr.

Der Fluß Scamander. Dieß Bild ist von Hrn. Lancrenon; ich habe in meinem Bericht über die lezte Ausstellung davon gesprochen. Jener Strom, ein Sohn des Jupiter, genoß eines seltsamen Vorrechtes: die Jungfrauen des Landes mußten, wenn sie sich heiratheten, ihm ihre Jungfrauschaft opfern. Homer, der muthwillige Ovid, Mela, Strabo und mehrere andre Schriftsteller erwähnen diesen Umstand. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo der Fluß ein junges Mädchen empfängt, das, gehorsam dem allgemeinen Gesetze, zu ihm kommt: die Haltung der Jungfrau zeugt von Scham und Bescheidenheit; man sieht, daß sie das Opfer nicht kennt, das der Gott von ihr fordern wird. Auf diese Weise hat der Maler die Klippe dieses Gegenstandes vermieden. Hr. Aubry le Comte hat den Steindruck mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt. Preis auf Chinapapier 40 Fr. vor der Schrift und 30 Fr. mit der Schrift; auf weißes Papier 20 Fr. mit der Schrift. Das Blatt ist sehr günstig aufgenommen worden.

Ein Monat zu Venedig. Sammlung malerischer Ansichten, gezeichnet vom Hrn. Grafen v. Forbin und Hrn. Déjuinne, Historienmaler, und lithographirt durch die geschicktesten Künstler; mit geschichtlichem und erklärendem Text.

Dieß Werk ist längst vollendet und ich mache mir Vorwürfe, daß ich es noch nicht gesagt: es verdient die Aufmerksamkeit der Liebhaber und der Künstler, und besteht aus 15 sehr interessanten Ansichten, welche auf eine ziemlich vollständige Weise die seltene Stadt kennen lehren; der Text enthält, neben allen nöthigen Erläuterungen der Blätter, auch noch ein lebendiges Gemälde des moralischen Charakters dieser Stadt. Die Sammlung ist eine der schönsten, welche der Steindruck in Frankreich hervorgebracht hat. Sie ist in Groß-Folio, und kostet 60 Fr.

Ansichten der Teufelsbrücke über die Reuß, und der ersten Galerie des Simplon bey Crivola.

Zwey Blätter von sehr großem Format, in welchen die HH. Adam und Villeneuve, deren jener die Figuren, dieser die Landschaft übernommen, zwey berühmte Ansichten des Landes wiedergeben, wo die Natur sich wechselnd, bald in der lachendsten, bald in der furchtbarsten Gestalt zeigt. Die Routen über den St. Gotthard und den Simplon stellen dem erstaunten *Reisenden oft* Hindernisse in den Weg, die, scheinbar unüberwindlich, nur von der Kunst überwunden werden konnten. Um über die Reuß gelangen zu können, die tobend mitten durch das Gebirge reißt, und deren Ungestüm durchaus kein Werk in ihrem Bett erlaubt hätte, mußte man eine Brücke von einem einzigen Bogen sprengen, die beyde Ufer vereinigt; aber die Höhe dieser Brücke, der reißende Strom, der unter ihr hineilt, *die Effecte*, hervorgebracht von den Felsen, an welchen er sich bricht und die er mit seinem Schaume bedeckt: — alles das macht diesen Ort in hohem Grade malerisch. Dasselbe gilt von der Gallerie von Crivola; die Straße muß, um auf den Gipfel des Simplon zu kommen, sich allmählich an den Seiten des Gebirges erheben und allen seinen Krümmungen folgen; ein Fels, ähnlich einem ungeheuren Strebepfeiler, der einen der Berge in seiner ganzen *Höhe* umfaßt, unterbrach den Lauf dieser Straße; um *sie fortzu*setzen, mußte dieser Fels durch und durch gebrochen werden. Mit Zagen betritt der Wandrer *diesen unterir*dischen Pfad, den Menschenhand so *mühselig* gebahnt hat, in Eile durchwandelt er ihn und freut sich auf das Tageslicht, auf den Anblick der Berge, auf das Rauschen des Stromes. Diese zwey Blätter, aus Hrn. Engelmanns Presse, kosten jedes auf Chinapapier 10 Fr., auf weißes Papier 8 Fr.

Porträts von Bolivar und David. Zwey Männer, die auf sehr verschiedenen Wegen zu ihrem Ruhme gekommen sind. Doch können beyde von sich sagen:

„Nur mir verdank' ich allen meinen Ruf."

Der eine hat die Freyheit einer ganzen Welt gegründet; möge sie gedeihen! der andre hat den zeichnenden Künsten in Frankreich einen neuen Schwung gegeben, einen neuen Weg ihnen vorgezeichnet, den er, und mit Recht, für wohl gegründet hielt: denn er wurde der Wiederhersteller, das Haupt, das Muster der französischen Schule genannt. Doch, noch eh' er die Augen geschlossen, folgte man schon seinem Beyspiele nicht mehr, man tadelte sein System, und — was das merkwürdigste ist — er selbst war seiner Fahne ungetreu geworden, diese zwey Porträts, sehr geschickt ausgeführt, das erstere von Hrn. Maurin, das zweyte von Hrn. Weber kosten jedes 5 Fr.

P. A.

Digitized by Google

Nr. 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. Juli 1826.

Die allgemeine, schweizerische Künstlergesellschaft,

versammelt in Zofingen am 22. Mai 1826.

Seit ungefähr 20 Jahren besteht die allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft, und zwey oder drey Kriegsjahre des Vaterlandes abgerechnet, hat sie alljährlich sich mit großem Genuß für ihre Mitglieder in der aarzauischen Stadt Zofingen versammelt. Dieser Ort liegt für die zahlreichsten Gäste des Vereins, die gewöhnlich aus Zürich, Basel, Bern, Luzern, Schaffhausen und Aargau eintreffen, am meisten im Mittelpunkt, und hat durch gastfreundschaftliches Entgegenkommen immerfort die Gesellschaft sich treu erhalten.

Nach den trüben Wintertagen, wo die Finger am Pinsel erstarren, ist es gewöhnlich der erste Ausflug der Schweizerkünstler, daß sie durch die blühende Frühlingslandschaft nach dem guten Zofingen zieh'n, um, vereint mit zahlreichen Kunstfreunden, dem heitern Austausch der Gefühle, der Ideen, und selbst der neuesten Kunstwerke zu leben. Zofingens ländliche Umgebungen und das altbürgerliche Wesen der Stadt selbst, wo keine Anstalten frivoler Zerstreuung das innige Zusammenseyn des Vereins im mindesten gefährden, sind vorzüglich auch wirksam gewesen, um dieselben als den Sammelpunkt eines Ganzen zu erhalten, dem in den wenigen Stunden des Zusammentritts die reichern Unterhaltungsmittel einer größern Stadt nicht eben gedeihlich seyn dürften, weil sie Anlaß gäben zu großer Zersplitterung.

Zofingen verwahrt übrigens das Palladium der schweiz. K. G., einen zierlichen, silbernen Becher auf hohem Gestell, das von dem geschickten Abhardt in Unterwalden vortrefflich aus Holz geschnitzt worden ist, und von Zofingens Magistrat in den ersten Jahren schon dem Künstlerverein als Xenium dargereicht wurde. Hierzu kömmt das Antixenium des Künstlerbuches, einer Sammlung originaler Handzeichnungen vorzugsweise von Schweizerkünstlern. Diese Sammlung erwächst aus den pflichtmäßigen Beyträgen der Mitglieder des Vereins, deren jedes nach seiner Annahme dem Buch eine Schenkung einzuverleiben gehalten ist.

Keinerley drückende Formen, Statuten und Verwaltungsceremonien belasten übrigens den Verein; denn auch hier ist Freyheit das Lieblingselement der Kunst. Unbegreiflich scheint nur, daß nicht zahlreicher noch die Schweizerkünstler herbeyströmen; denn hier, wo anregend die Dichter oft herrliche Stoffe darbieten für den Maler, wo die Maler selbst so vielfältig in so vielerley Zweigen gelungene Kunstwerke vorlegen, wo die Kunsthändler ihren neuen Unternehmungen Beyfall suchen, die Kupferstecher Bestellungen abnehmen oder abgeben, und endlich die Liebhaber auf glückliche Erwerbungen für ihre Mappen oder Cabinete losgehen; — hier wahrlich kann auch der stumpfste, blödeste Kunstjünger nicht ohne Anregung bleiben, nicht ohne Gewinn und Belehrung gegenwärtig seyn.

Doch freylich, die Theilung der Sprachen in der Schweiz, und oft der Mangel an den Hülfsmitteln einer weiten Reise, hat bis jezt einen zahlreichern Besuch aus der französischen Schweiz und aus den östlichsten sowohl als den südlichsten Kantonen verhindern müssen; obgleich es nicht eben Schwierigkeit hätte, daß der Verein sich in der Hauptsitzung theils als französisches, theils als deutsches Comité aufstellen würde.

Genug, die dießjährige Versammlung, durch ungefähr 60 Mitglieder oder Bewerber gebildet, war von den frohsten und lehrreichsten eine für denjenigen, der sich umzuthun verstand. Man traf wie gewöhnlich am Vorabende der eigentlichen Sitzung ein, und schied am Tage nach derselben wiederum von einander. Zahlreich war der dießmalige Präsident, Hr. Rathsh. Vogel von Zürich, mit kunstsinnigen Landsleuten umringt. Zahlreich fand sich auch die Stadt Basel vertreten. Etwas schwächer dagegen Bern, Luzern und Aargau. Zerstreute aus den übrigen Kantonen, und selbst deutsche Reisende erwähnen wir nur im Allgemeinen.

Sehr reichlich breiteten Künstler und Kunsthändler eine anziehende Auswahl von Kunstsachen zur Beschauung aus, und fast hätte man etwas Charlatanerie herbey-

Digitized by Google

gewünscht, um nur auf Alles aufmerksam gemacht zu werden; denn in der That, die gefälligen Vorzeiger waren so bescheiden, und manches hübsche Bild oder Blatt lag so anspruchlos auf dem Tische, daß kaum irgend ein Gast die sämmtlichen Bescherungen in Obacht nahm, und Manches wieder in der Stille zusammengepackt wurde, bevor die Hälfte der Anwesenden dazu gelangen konnte, es sich anzusehen. Desto mehr aber ist zu hoffen, daß von nun an diese kleine augenblickliche Kunstausstellung mit größerer Geflissenheit werde eingerichtet, und durch beauftragte Mitglieder der Gesellschaft in dem angemessensten Lokal zur leichten, vollständigen Uebersicht geordnet werden. Man sah da unvergleichliche — freylich oft nur kleinere, zum Transport bequemere — Zeichnungen von König, Vogel, Frey, Schinz und Andern, sah Lithographieen aus Basel, Zürich, Mühlhausen und Luzern, sah ältere Kunstwerke, worunter die herrlichen Bildnisse nach Holbein in englischen Kupferstichen und eine Menge vortrefflicher Blätter von Albr. Dürer am meisten Theilnahme erregten.

Zu ganz besonderer Freude der Gesellschaft hatte Hr. Haas, Typograph, von Basel, einen schön gedruckten Nachtrag zu der ältern Sammlung der beliebten Künstlerlieder mitgebracht, und ertheilte zugleich Bericht von der weit vorgerückten Auflage jener ältern, nun schon vergriffenen Sammlung. Dieselbe ist nie so bekannt geworden, als sie es vielleicht verdient hätte. Meist neue Lieder von Schweizerdichtern enthaltend, und mit Vignetten von lauter Schweizerkünstlern geschmückt, bildet sie ein sinniges Gesangbuch für Künstlervereine, dem der Nachtrag nun noch vermehrte Vielseitigkeit gibt. Wir bemerken in diesem namentlich die vier humoristischen Dichtungen von J. M. Usteri, welche uns Skizzen aus der Künstlerlaufbahn eines einbildischen Tropfes darbieten, und mit Vignetten von Hegi sehr bezeichnend ausgestattet sind. Auch ein Lied von Goethe ist in dieses Bändchen aufgenommen worden. Eines ist von Lips dem jüngern, drey von Wyß dem jüngern, und noch ein Paar andere kommen hinzu. Wir wollen indeß die Auswahl nicht höher anschlagen, als sie selbst sich gibt, denn nicht correcte Durchbildung eines langgewählten Stoffes, sondern der leichte, erste Guß eines Gelegenheits-Gedichtes, das oft mit kleinen Unregelmäßigkeiten gerade am meisten das Individuelle seiner Bestimmung erfüllt, dürfte hier am meisten zu finden seyn. In der That sind fast alle diese Gedichte schon früher als fliegende Blätter dem Künstlervereine zugekommen, und haben sich — oft schon gesungen — ihr Bürgerrecht erworben in dem heitern Kreise. Wir werden von dieser Art zur Probe ein älteres, unverdient in Vergessenheit gerathenes Lied von J. M. Usteri im Morgenblatte mittheilen.

Ganz neu war unter andern ein Lied von J. R. Wyß, Professor, das den Versuch ausführt, dem angenommenen Wappen der allg. schweiz. Künstlergesellschaft einen poetischen Commentar beyzugesellen. Die Vignette stellt dieses Wappen, einen frey fliegenden Pegasus dar, und über dem Schild, auf dem Helm, einen sogenannten wachsenden Schwan mit einem Lorbeerkranz im Schnabel.

Als Schildhalter sind zwey Schweizer in alter Pracht des Costüms hingestellt, deren Einer das Panner der Stadt Zofingen, als der Beschützerin des Vereines, emporhält, während der Andre in seiner Linken Malergeräth, in der Rechten aber einen gastlichen Humpen hält. Das Lied, vielleicht das erste, welches sich an die alte, runzlichte Heraldik richtet, ist natürlich im Haupttone scherzhaft, — doch mit ernster Zwischenbemerkung. Es wird ebenfalls durch das Morgenblatt mitgetheilt werden.

Indeß wir wollen nicht über dieser angenehmen Episode der Hauptsache vergessen, der öffentlichen Sitzung, die des Vormittags ungefähr um 10 Uhr auf dem Rathhause der Stadt Zofingen gehalten wurde. Wie gewöhnlich ward sie mit einem herzlichen Spruch der Bewillkommnung und einem zweckmäßigen Vortrag des Präsidenten eröffnet. Hr. Rathsh. Vogel sprach ungemein treffend und praktisch über den wohlthätigen Einfluß, den die schöne Kunst auf die technische und mechanische, auf das sogenannte Handwerk ausüben sollte, und knüpfte hieran Bemerkungen, über Zeichnungs-Unterricht, und über das bedachtlose Zudringen junger Leute zum Künstlerberuf, wenn kaum etwas Geschick zum Nachzeichnen sich bey ihnen gezeigt hat. Der gehaltvolle, wenn auch nur fragmentarische Aufsatz verdiente die öffentliche Bekanntmachung weit mehr, als manches gar hochtönende Kunstphilosophem.

Ein rechtes Wort in die rechte Zeit geredet war ferner ein Vortrag von Hrn. Birmann aus der berühmten Birmannschen Kunsthandlung in Basel. Es galt nämlich, wiederholt — wie schon früher geschehen — die allg. schweiz. Künstlergesellschaft aufzufordern, daß sie mit kräftiger Anstrengung bey den schweiz. Regierungen arbeite, um endlich gegen den so sehr überhand nehmenden Nachstich von Kunstblättern in der Schweiz selber, und gegen den Verkauf dieser Blätter Maßregeln ergreifen zu lassen.

Dieser Vortrag fand allgemeine Theilnahme und erwirkte den Beschluß, die Materialien zu einer dringenden Vorstellung an die eidgenössische Tagsatzung selbst mit Sorgfalt zusammenzutragen, und dann zu einer gründlichen, umfassenden, möglichst durchgreifenden Bearbeitung derselben zu schreiten.

Anziehend war auch die wiederum zur Sprache gebrachte Idee zu einer gemeinsamen Kunstaufgabe für die

Digitized by Google

sämmtlichen Schweizerkünstler, um eine lehrreiche Concurrenz in der Bearbeitung eines und ebendesselben Gegenstandes zu erzielen. Doch verlangt dieser Vorschlag noch Prüfung und Zeitigung, zumal der Künstlerverein keine Casse für allfällige Preisertheilungen besizt, und nur durch Lob und Anerkennung die Arbeiten der Künstler zu ehren im Falle wäre.

Zwey poetische Mittheilungen beschlossen die Sitzung, nachdem die übrigen kleinen Geschäfte abgethan waren. Hr. Kupferstecher Lips declamirte mit reger Lebendigkeit eine erzählende Dichtung, in der ein Maler bey Hofe mitten unter Schranzen und hohlen Formmenschen die weibliche Huld und Unschuld zu ehren weiß; — und Hr. Prof. Wyß las Bruchstücke eines größern Gedichtes vor, in denen er die Urzeiten der Schweiz im Kampfe blinder Naturgewalten, vor dem Beginn aller menschlichen Bevölkerung, zu schildern versuchte.

Während der ganzen Zeit der Sitzung und darüber hinaus stand in einem hintern Zimmer die Besichtigung des Künstlerbuches jedem Mitglied oder Gaste der Gesellschaft frey, und Wenige versäumten es, die nun schon beträchtlich angewachsene Sammlung theilnehmend zu durchlaufen. Vielleicht nach einem halben Jahrhundert wird das hübsche Werk, dem bey aller Landsmannschaft seiner zahlreichen Mitautoren, doch vorzugsweise das Lob der größten Mannichfaltigkeit ertheilt werden muß, in einer lithographirten Ausgabe die Kunstliebhaber erfreuen, und ein anziehendes Stammbuch zur Erinnerung an fast alle ausgezeichnetern Schweizerkünstler bilden.

Wie die große Mahlzeit nach der Hauptsitzung, wie das noch traulichere Abendessen verlief, wie die Toasts lauteten, und die Lieder tönten, und declamirt und gescherzt und mimisch dargestellt wurde, das bleibe hier ungeschildert! frohe Vereine sehen sich in diesen Stücken fast überall gleich; doch konnte man nicht wohl umhin zu bemerken, daß die feinere Organisation, die so häufig des Künstlers Antheil ist, auch hier in mannichfaltigen Talenten der Unterhaltung und des Gesanges sich an den Tag legte.

Der 23ste Mai sah nach allen vier Weltgegenden aus Zofingen lustige Fußgänger und wohlgefüllte, offene Fuhrwerke ziehen, aus denen bald ein jauchzender Freudenruf, bald irgend ein geselliges Lied ertönte. In jedem Herzen brannte der Wunsch, noch einmal den schönen harmlosen Verein besuchen zu können, und noch einmal dort die würdigen Aldermänner der schweiz. Kunst und Literatur mit den emporstrebenden Zöglingen und Jungmeistern vereint zu sehen.

Innig betrauert im Stillen ward, wen seit dem lezten Jahre der Tod aus dem Vereine dahingerafft hatte, und mit Namen rief Mancher ein Lebewohl dem so talentvollen und gemüthlichen Conrad Geßner, einem Sohne des berühmten Dichters, in die Ruhestätte nach, zu der er eingegangen war.

X. H.

Rom am 28. Mai.

Bekanntlich gehören viele der Grundstücke, auf welchen hiesige antike Denkmäler oder sonstige alte Gebäude stehen, Privateigenthümern. Freylich sind diese, hinsichtlich der Erhaltung derselben, gewissen Vorschriften unterworfen. Wie leicht aber diese umgangen werden können, begreift sich von selbst, wenn man bedenkt, welchen großen Umfang manche derselben haben und wie sehr sie bereits in Trümmer zerfallen sind. Wie sollte auch die Vorsorge für diese, auf Privatboden liegenden Antiquitäten groß seyn, da eine Menge anderer (vielleicht bey weitem der größere Theil) frey und ohne alle Umzäunung liegt und also vom Publikum nach Gefallen beschädigt, beraubt, oder sonst verunstaltet werden kann! Es stände daher zu wünschen, die Regierung besäße Mittel genug, alle die noch vorhandenen Alterthümer in Besitz zu nehmen und sie umzäunen und durch Schutzmauern in ihrem jetzigen Zustande erhalten zu lassen. Aber das möchte wohl ein frommer Wunsch seyn. Freylich ist seit zwanzig Jahren mit mehrern derselben eine solche Prozedur vorgenommen; dazu gehören das Forum Trajanum, die Triumphbögen des Severus, Titus und Constantin, vor allen andern das Colosseum, dessen weiterem Verfalle schon die vorige Regierung durch die kostspieligsten Vorrichtungen vorzubeugen angefangen, welche von der jetzigen mit erneuerter Thätigkeit fortgesezt und in Kurzem werden beendigt werden. Dagegen liegen, wie gesagt, eine Menge anderer ganz verlassen. Unter diesen besonders die grandiose und in Erstaunen setzende Ruine des sogenannten Friedenstempels. Daß sich über die eigentliche Bedeutung dieser Ruine, in der lezten Zeit ein lebhafter, ja höchst geharnischter, Streit unter den hiesigen Antiquaren erhoben hat, dürfte vielleicht auch im Auslande bekannt geworden seyn. Bisher hatten diese Rudera unbesehens für den Friedenstempel passirt, bis es vor vier Jahren einem jungen Antiquar einfiel, zu behaupten, es wäre die Basilika des Kaisers Constantin. Seine Gründe dafür waren: der vespasianische Friedenstempel sey, nach Herodian, unter Commodus abgebrannt, kein Schriftsteller spreche von dessen

Wiederaufbauung, ja Procopius, im Gegentheile, versichere ausdrücklich, zu seiner Zeit (gegen das Ende der Regierung des morgenländischen Kaisers Justinian (st. 565) habe er am Boden in Trümmern gelegen, die Inschrift: Paci Aeternae, sey nicht in der Nähe des heutigen Friedenstempels, sondern ziemlich entfernt davon, neben dem Bogen des Severus, gefunden worden; auch enthalte diese Ruine keinen der beyden einen antiken Tempel absolut bedingenden Hauptheile, das heißt, weder Celle, noch Portikus; er, der junge Antiquar, glaube daher, mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, behaupten zu dürfen, es sey die Basilika Constantin des großen, welche von den alten Quartierbeschreibern (Regionarii) gerade in diese Gegend versezt werde. So weit der Antiquar. Ich würde diesen Streit auf sich selbst beruhen lassen, wenn es mir nicht schiene, als sey ich im Stande, zu deren theilweisen Aufhellung der Sache das Meinige beyzutragen. Martialis (cum not. Farnab. Amst. 1644) sagt im dritten Epigramm des ersten Buchs, wer seine Epigrammen kaufen wolle, solle sich an den Freygelassenen des gelehrten Luccensers wenden, welcher „limina post Pacis Palladiumque forum" wohne. Diese Stelle ist nicht allein dem Nardini bekannt gewesen, sondern auch dem besagten Antiquar, wie sich auch mit Grund annehmen läßt, da er den Nardini vor noch nicht langer Zeit neu edirt und commentirt hat. Nun aber liegt, nach mehrmaligen, von mir gemachten Ausmessungen der Friedenstempel, das heißt der Mittelpunkt seiner Hintermauer, von der noch vorhandenen Façade des Minerventempels, der höchst wahrscheinlich in der, die Südseite des Forums der Pallas umschließenden Mauer gestanden hat, zweyhundert und funfzig mittlere Schritte, oder fünfhundert mittlere Fuß entfernt. Wie ist daher denkbar, daß Martial, die Wohnung seines Abschreibers als hinter den beyden genannten Gebäuden liegend habe bezeichnen können, wenn diese sich in so weiter Entfernung von einander gefunden hätten? Dazu kömmt noch, daß zwischen beyden, zu Martials Zeiten, die sogenannten Carinae (eine der bewohntesten Straßen Roms), das Forum des Julius Cäsar, ja vielleicht auch ein Theil des Forums des August lagen. Dieß sind Thatsachen, von welchen sich jeder, der sehen kann und eine oberflächliche Kenntniß von der alten Topographie Roms hat, an Ort und Stelle überzeugen kann. Um so mehr muß man erstaunen, daß der genannte junge Antiquar bey Aufstellung seiner neuen und so bitter angefochtenen Hypothese, jene Stelle des Martial ganz unbeachtet gelassen und nicht vielmehr daraus das kräftigste Beweismittel für seine Behauptung habe ziehen können. Noch größere Verwunderung erregt die Gleichgültigkeit, mit welcher Nardini, dieser noch bis auf den heutigen Tag geschätzteste aller älteren römischen Antiquare, die Worte Martial's zwar angeführt, daraus aber nicht die geringste Meynung für die eigentliche Lage des alten Friedenstempels, oder für die Bedeutung des heut zu Tage sogenannten, gefolgert hat. Diese Sorglosigkeit Nardini's, oder wie man es sonst *nennen könnte*, gibt einen abermaligen Beweis vom Mangel *an Kritik*, oder wenigstens an thätiger Umsichtigkeit, *welcher* nicht selten, bey näherer Beleuchtung, selbst in den Werken solcher Männer, die des Rufs der höchsten Gründlichkeit genießen, wahrgenommen wird. Sie zeigt ferner, wie ein erbärmliches Ding jenes Schwören in verba magistri ist, welches, bey'm Lichte besehen, das Eins und Alles von neun und neunzig Hunderttheilen aller sogenannten Gelehrten ausmacht. In meinen Augen ist es völlig erwiesen, daß die Rudera, welche heut zu Tage unter dem Namen Friedenstempel passiren, nicht zu dem alten vespasianischen Templum Pacis gehören, sondern daß dieser weiter nach dem Capitolium zu, zwischen dem Bogen des Septimius Severus und dem Forum Palladis (vielleicht eben da, wo die oben erwähnte Inschrift: Paci Aeternae, gefunden seyn soll) gelegen hat. Was aber der heutige Friedenstempel eigentlich sey, mögen andere entscheiden.

G. L. C. Sievers.

Kunstnachrichten aus Berlin.

Große Porphyrvase in Schweden.

Der König von Schweden hat eine große Porphyrvase hauen lassen, die 9 Fuß hoch und 12 Fuß breit ist. Der Porphyrblock, aus welchem sie gehauen worden, und den man mit größter Mühe nach Elfvedal geschafft hat, von wo er in der Entfernung von einer Meile gefunden wurde, wog 500 Schiffspfund. So wie die Vase jezt ist, wiegt sie 55 Schiffspfund. Man hat daran zu arbeiten begonnen im Monat Mai 1823, und sie ward geendigt im October dieses Jahres. Von Elfvedal nach Stockholm, eine Entfernung von 43½ Meilen, hat man sie bald zu Wasser, bald zu Lande transportiren müssen, und sie ist von mehr als 150 Menschen, auf den Anhöhen zuweilen von 200 gezogen worden. Auf diesem so gefahrvollen als schwierigen Wege mußte sie 21 Brücken und 25 Schleusen passiren, dennoch entdeckt auch das schärfste Auge keine Spur von Verletzung daran. Sie soll auf einem Granit-Piedestal zu Rosendal, dem königlichen Lusthause, im Park, in der Nähe der Hauptstadt aufgestellt werden.

Digitized by Google

Nr. 59.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. Juli 1826.

Alcestis.

Auf eine so neue als anziehende Weise stellt die Vorderseite eines neuerdings von den Gebrüdern Cartoni zu Ostia gefundenen Sarkophags den Mythus der Alcestis dar. Der Schrecken in Admetus Hause, der Tod, den Alcestis statt ihres Gemahles erwählt hat, und ihre Befreyung aus dem Hades durch Herkules sind die drey Hauptmomente der erhobenen Bildwerke, welche jenes Monument bekleiden.

Zur Linken des Beschauers tritt vorerst Admetus in die durch ein Gewölbe angedeuteten Pforten seines Hauses; er ist mit der Chlamys angethan, und ein Speer in seiner Linken, wie der Hund, den seine Rechte am Bande führt, scheint anzudeuten, daß er von der Jagd zurückkehre. Ihm gegenüber erscheint ein mit der Chläna bekleideter Alter, dessen gegen das Gesicht gewandte Rechte Trauer verräth, seine Linke scheint den Griff eines Schwertes zu halten. Man wird ihn am füglichsten für Pheres, den Vater des Admetus oder noch schicklicher für den Pädagogen des Hauses halten, obwohl man beym ersten Anblick der Gruppe Herkules und Admetus vermuthen könnte, wie Winckelmann bey einer ähnlichen that; aber weder Speer noch Chlamys könnten darum einem Herkules passen, weil er nach der Bezwingung des Cerberus oder vor der Züchtigung des Diomedes in das Haus des Admetus einkehrte. Eben so wenig dürfte bey einer so bedeutsam eintretenden Figur von einem müßigen Zuschauer aus dem pheräischen Volke die Rede seyn. Es steht zu bezweifeln, ob der widrige Streit zwischen Admetus und seinem Vater, der nicht lieber für ihn sterben wollen, aus dem Euripides in die Bildwerke übergegangen sey; sollte Admetus nicht ganz verächtlich erscheinen, so war es schicklicher ihn bey unschlüssigem Schrecken über der Gattin Entschluß durch den Vater besänftigen zu lassen, wie auf dem albanischen Relief (Winck. monum. Nr. 86.) oder ihn unerwartet in den Schrecken des Hauses eintreten zu lassen, wie der Künstler unsers Werkes gethan zu haben scheint.

Figurenreicher ist die zweyte Scene. Alcestis liegt sterbend auf ihrem Lager. Admetus, für den sie sich geopfert, eilt, von der Schreckensthat unterrichtet, ihr entgegen, mit ausgestreckten Armen, bekleidet wie vorher, doch mit einem Schwert in der Linken, das er etwa in der Eil statt des weggeworfenen Jagdgeräths ergriffen hat. Drey Figuren sind bey seiner Annäherung zurückgetreten. Voran ein ältlicher in den Mantel gehüllter Mann, etwa, wie vorher, der Pädagog. Als solcher trägt er schicklich einen langen gewundenen Knotenstock, der beym ersten Anblick eine Schlange scheinen könnte und sonach auf Aesculapius deuten würde, etwa um anzudeuten, daß auch des Heilgotts Mittel hier nicht mehr fruchteten. Die allbekannte Göttlichkeit desselben könnte es rechtfertigen, wenn wir ihn eher als nach der Jahresfrist vergöttert fänden, die Apoll, für den um Aesculaps Tod geäußerten Zorn vom Zeus bestraft, bey Admetus dienen mußte; indeß ist diese Annahme bey den allbekannten Grundzügen jener Mythe gewagt, und selbst Länge wie Art der Haltung einer Schlange weniger passend. Diesem Alten zunächst, minder ruhig als er, steht Apoll, durch Bogen und Dreyfuß unverkennbar, und vor seines Lieblings Admetus Erscheinung, der man von neuem eignen Tod droht, besorgt und erschreckt zurücktretend. Eine dritte bekleidete und bärtige Figur steht im Hintergrund; sie hält einen Griff oder den Stock eines Stabes in der gesenkten Rechten und kann auf Pheres, den Vater des Admetus bezogen werden.

Abgewandt von Admets Anblick, der ihren Tod abwehren will, liegt Alcestis auf ihrem Lager. Sie ist mit Unterkleid und Mantel bekleidet; ersteres ist von der rechten Schulter gestreift. Ihr linker Arm ist auf die Polster des Lagers gestützt, der rechte wird von Admetus gefaßt. Auf dem vor ihr stehenden Fußschemel fußen die beyden Kinder; Perimela halbbekleidet, mit dem linken Bein knieend und beyde Arme, deren rechten ein Armband schmückt, flehend gegen die Mutter ausstreckend, Eumelus nackt, mit dem rechten Fuß auf die Bank tretend und die rechte unter das Haupt stützend: An der andern Seite des Lagers ist eine mit ausgebreiteter Rech-

Digitized by Google

ten wehklagende Frau zu bemerken. Nach der Analogie der ähnlichen Bildwerke muß man sie für eine Gefährtin der Alcestis halten, schwerlich für eine alte Wärterin, indem sie statt des in solchem Fall gewöhnlichen Kopftuchs eine auch an der Alcestis bemerkliche Anordnung der Haarflechten zeigt, etwa wie man sie am Kopfe der Sabina sieht und aus moderner Sitte sich leicht vergegenwärtigt. Noch eine Gefährtin streckt hinter dem Lager theilnehmend die Arme aus; doch trägt ihr Gesicht keine individuelle Züge, wie man sie an den beyden erwähnten Frauen bemerkt.

Die dritte Scene zeigt uns an den Pforten der Unterwelt die Befreyung der Alcestis. Herkules ist zum Troste des unglücklichen Admetus gekommen, der ihn bis zur Höhle des wachenden Cerberus begleitet zu haben scheint, und wenigstens über derselben dem Heros die Rechte reicht. Zwischen und neben ihnen sind im Hintergrunde die drey Parzen vertheilt; nächst Herkules folgt die verhüllte, aber schon losgesprochene Alcestis, um deren schon verheissene Lösung Proserpina den finsteren Herrscher der Schatten zu versöhnen sucht. Die Besonderheiten dieser lezteren Vorstellung sind etwa folgende. Admetus ist mit der Chläna statt, wie vorher, mit der Chlamys bekleidet, Herkules durch Keule, Löwenfell und gewundenen Athletenkranz ausgezeichnet; der Cerberus steht ruhig in der niedrigen Höhle zwischen ihnen. Von den Parzen hält die vorderste eine Rolle; ihre rechte Hand ist nachdenklich gegen das Gesicht gewandt. Die nächste ihrer Schwestern legt die Rechte auf die linke Schulter der erstern; von der dritten ragt nur der Kopf hervor. Alcestis ist nach der Sitte der Schatten bis tief ins Gesicht, doch nur oberwärts verhüllt, etwa wie in einem vatikanischen Mosaik, wo Merkur sie führt; ihre ebenfalls in den Mantel gehüllte Rechte ist gegen das Gesicht gewandt, die Linke gesenkt. Der thronende Pluto, der die Vorstellung schließt, zeigt einen Fußschemel unter sich; sein Haupt ist mit einer gewundenen Stirnbinde geschmückt; seine Rechte ist ausgestreckt, vielleicht, da kein Anzeichen eines Scepters vorhanden ist, nur zur Andeutung bedenklichen Nachsinnens, seine Linke ruht auf der Lehne des Stuhls. Zwischen ihm und Alcestis steht Proserpina, mit dorischer Tunika und einem Ueberwurf (Ampechonion) bekleidet, welcher leztere ihr Haupt verschleyert; ihre Rechte hält das Obertheil einer grosen Fackel, während ihre Linke auf des Gemahls Schulter ruht, gegen den sie besänftigend und fürsprechend gewandt ist.

Diese ganze, anziehende und schön angeordnete Scene ist unsers Wissens auf den bekannten Bildwerken der Alcestis früher nicht vorgekommen. Ein bekanntes albanisches Bildwerk (Winckelmann monum. Nr. 86. Zoega bassir. I. 43.) zeigt auf der einen Hälfte seiner Platte theilnehmende Männer und Frauen von Pherä, unter denen Admetus, jugendlich gebildet, im Zwiegespräch mit seinem Vater oder dem Pädagogen erscheint, weiterhin die sterbende Alcestis, von den Pädagogen, der Amme, einer Gefährtin und ihren Kindern umgeben, und vielleicht Merkur, der die Alcestis entführt. *Obwohl die* Zeichnungen des verstümmelten Marmors für *diese lez*tere Vorstellung allerdings keine augenscheinliche Bürgschaft leisten, so genügt doch ein Rest von Bekleidung, um die lezte Figur als weiblich nachzuweisen, und für den Merkur ist die gleiche Bedingung bestättigend, mit der er auf einem bekannten vatikanischen Sarkophag den Protesilaus entführt. Winckelmann und Zoega vermutheten eine Begegnung des Admetus und des Herkules, wofür Zoega noch die Gewähr eines ganz ähnlichen Marmors anführt. Lezterer kann schwerlich ein andrer seyn als ein noch jezt an Piazza di Ricci vorhandenes Werk, welches im Hause Monsignor Nicolai's, Präsidenten der archäologischen Akademie, zu einem Brunnen dient. Obwohl die Oberfläche desselben sehr zerfressen und von dem ganzen verschütteten Sarkophag nur der Obertheil der Figuren hervorragt, so ist doch Herkules als vorlezte Figur des ganzen Bildes unverkennbar; auch die schreitende Figur steht nun gegenüber, aber eine andre ist dazwischen, in der man füglich die vorher vermuthliche Vorstellung der vom Merkur entführten Alcestis erkennen darf. Dieser Gruppe scheint Herkules einsprechend *entgegenzutre*ten; im Hintergrund und als Endfigur der Vorderseite läßt sich etwa Pluto voraussetzen. Die Figur *dieses* lezteren deutet im Hauptbild auf die Ausführung des Mythus, wie sie auf den beyden Querseiten gebildet ist. Vor dem thronenden Pluto der zunächst folgenden rechten Querseite steht unter einem Gewölbe eine verschleyerte Frau, vermuthlich wie Zoega (bassir. I. S. 206) meynte, die durch Merkur vor Pluto geführte Alcestis; es hindert nicht, daß von einem Merkur jede Andeutung fehlt. Der Schluß des Ganzen, Alcestis ihrem Befreyer Herkules gegenüber, ist ebendaselbst auf die linke Querseite verwiesen, dagegen, wie aus unsrer Auseinandersezung folgt, der ostiensische Sarkophag beyde Momente vereinigt.

Einige Erwähnung verdient noch der Deckel dieses lezteren. Eine Inschrifttafel in seiner Mitte wird, wie öfters, von schwebenden Victorien getragen; über ihnen liegen umgewandte Fackeln, Sinnbilder des verlöschten Lebens. In den Ecken der unter ihnen angedeuteten und von den Victorien ausgefüllten Giebel liegen Symbole bacchischer Weihung, linkerseits ein Pedum und ein Tympanum, rechts eine Doppelflöte und Cymbeln. Die Stirnziegel sind durch Masken gebildet, von denen die zur Linken des Beschauers verstümmelt, die zur Rechten aber jugendlich und mit einer phrygischen Mütze, vielleicht zur Andeutung eines Mondgottes, angethan ist.

Digitized by Google

Die Inschrift der erwähnten Tafel gibt, nachdem wir der Bildnißköpfe von Alcestis und ihrer Gefährtin Erwähnung gethan, einen neuen Beweis für die fabrikmäßige Bestimmung ähnlicher Werke ab; sie gilt nicht etwa einer Frau und ihrer Freundin, oder der Gattin eines durch Admetus angedeuteten Ehegatten, sondern einem C. Junius Palevodus und seiner Tochter. Die allgemeine Andeutung einer Trennung genügte, um auch für ein solches Paar die Mythe anzuwenden, deren bildliche Vorstellung wir besprachen.

Rom, den 19. Juni 1826.

G.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

Von dem Dome ging es in die Ambrosiana. Unsere Brust war gespannt wie ein Bogen — so ungeduldig waren wir nach den hier geborgenen Schätzen. Wir fragten sogleich nach dem Carton zur Schule Athens, von Raphael, der als Stern erster Größe in dieser Sammlung glänzt. Aber so gut sollte es uns nicht gleich werden; wir mußten vorab die Manuscripte beschauen, so wollte es unser, etwas kaltblütigerer Führer. Wir standen wie auf Kohlen; als man uns aber den Virgil des Petrarks mit seiner bekannten Note, den Flavius Josephus auf Papyrus, den schönen Plinius, einen Homer aus dem 5ten Seculum, und anders auf den Tisch legte, ließen wir's uns doch gefallen, und nahmen das in dieser Gattung so höchst Merkwürdige, freudig, gelehrig und dankbar mit auf den Weg. Nun hielt uns aber nichts mehr zurück; wir eilten durch den Saal der Abgüsse in jenen der Gemälde, und standen nun wirklich dem erstaunlichen Werke gegenüber. Es ist auf grau Papier mit schwarzer Kreide und weiß aufgehefteten Lichtern, in der Größe des Gemäldes selbst ausgeführt, und nimmt hier die ganze obere Hälfte einer Wand des Saales ein. Man kann es nicht gut erhalten nennen, und doch, welch einen unaussprechlichen Genuß gewährt es nicht, selbst in diesem verfallenen Zustande! Es ist ein herrliches Epos mehrerer Gruppen, deren jede einzelne schon hinreichen würde, den Ruhm des Urhebers zu begründen. Alles ist im Angesichte der Natur niedergeschrieben, mit lauter Meisterzügen charakterisirt. Alle die schönen Gedanken des Künstlers sind Personen-Individuen geworden, ohne sich der Allgemeingültigkeit ihrer Bedeutung zu entäußern. Alles ist Natur, Leben, Wirklichkeit, und doch strahlet überall wieder Raphaels eigenes unaussprechliches Wesen durch, gleichsam als hätte sein Geist, seine Hand, der Natur selbst erst diese milde Größe, dieses edle, klare und ruhige Daseyn verliehen, um es ihr sodann wieder nachzubilden.

Wir brachten für dießmal wohl ein Paar Stunden vor dem Bilde zu, und doch schien uns beym Weggehen, als seyen wir erst mit seinen allgemeinsten Vorzügen oberflächlich bekannt geworden; wie nach einer ersten kurzen Unterredung mit einem Manne war uns zu Muthe, der durch Tiefe, Umfang und Vollendung der Bildung über Millionen hervorragend, uns durch den Glanz und Kraft seiner Beredsamkeit zwar schüchtern, aber doch zugleich unendlich sehnsüchtig gemacht hat, ihm noch recht oft zuzuhören.

Nach jenem Genusse nahmen wir für heute nur ganz im Allgemeinen Kenntniß von den übrigen Kunstschätzen, die in diesen Sälen bewahrt werden. Dahin gehören: Ein kleiner, ebenfalls dem Rafael zugeschriebener Carton einer Schlacht, der aber so verdorben ist, daß er uns zweifelhaft ließ, ob er wirklich von Urbino herrühre. Ferner eine Zeichnung von Julio, ein Gastmahl vorstellend, von außerordentlicher Schönheit; ein Stück einer Zeichnung Polidors zu dem Friese der Niobe; und ein anderes von Montegua zu seinen Triumphen. Von Leonardo finden sich hier schöne Zeichnungen und ein Paar gute Gemälde; unter diesen die Porträts des Ludovico Sforza und seiner Gemahlin. Auch heraußen, in dem Saale der Abgüsse fanden wir noch schöne Cartons von Pellegrini, voll Größe, Herrlichkeit und Wahrheit in der Bewegung. Von den Abgüssen selbst aber waren uns jene nach den Werken Buonarotti's die merkwürdigsten; besonders eine herrliche weibliche Figur zu dem Grabe der Mediceer; die Geburt eines colossalen Geistes, wie auf der Natur abgeformt, und doch durch den Gedanken des Künstlers und den Hauch seiner Belebung zur erhabensten allegorischen Bedeutung emporgehoben.

9ten September.

Der heutige Vormittag war für die Brera bestimmt, so heißt das hiesige Kunstmuseum, welches die Gemäldegallerie, die Sammlung der Abgüsse, und die Kunstschulen in sich schließt. Vor allem verdient schon das prächtige, wahrhaft imposante Lokale alles Lob und alle Auszeichnung. Es ist ein herrlicher Pallast, mit einem großen Vorhofe, stattlichen Treppen, und einer Menge von Sälen und Gemächern. Es thut einem recht wohl, die Achtung des Staats für die Kunst, in so würdigen großartigen Anstalten ausgesprochen zu finden.

Die Gallerie selbst ist bedeutend reich an Gemälden ausgezeichneten Werthes. Bey uns daheim ist fast immer nur von den Stiftern der Schulen und den berühmtesten Namen die Rede, aber dahier treten nun auch die Sterne zweyter und dritter Größe an den

prachtvollen Kunsthimmel schimmernd hervor, und man macht keinen Schritt ohne an Genuß und Kenntnissen zu gewinnen. Wir haben an diesem Vormittage schon so viele neue Bekanntschaften mit ehrenwerthen Meistern der lombardischen Schule geschlossen, daß wir bereits Mühe haben, das Alles festzuhalten, zu ordnen, und aus dem richtigen Standpunkte zu beurtheilen. Was wird es erst werden, wenn uns Parma, Mantua, Padua, Venedig ihre Schatzkammern werden geöffnet haben! Und dazu kömmt noch vollends dieser unübersehbare Reichthum an bedeutenden Bauwerken, der reichhaltigen Sammlungen antiker Fragmente noch gar nicht zu erwähnen.

Wir forschten vor allem wie natürlich nach Rafaels Sposalizio. Gerade weil dieses Bild noch unvollkommen ist, muß man es sehen und studiren, um den Rafael ganz kennen zu lernen. Es ist schon voll von jener Innigkeit, Tiefe und Sanftmuth des Ausdrucks, welche ein Erbtheil dieses göttlichen Bildners ist; ohne schon ein bedeutendes Maaß von Entwicklung, Freyheit und Selbstständigkeit kund zu geben. Die Schranken der peruginischen Schule sind noch zu fest um das Ganze gezogen, und daher weniger Handlung als Ausdruck in den Figuren. Das Beste ist auch hier schon der mit unendlicher Zartheit und stiller Anmuth gebildete Madonnenkopf; weniger ist der Ausdruck in den Köpfen S. Josephs und des Priesters gelungen.

Nahe an diesem Gemälde hängt die Zeichnung Rafaels, welche einige schwebende, nach einer Scheibe zielende Bogenschützen darstellt, und uns durch Venetiano's trefflichen Kupferstich bekannt ist. Es war uns recht erfreulich, ein Bild von Rafaels Vater Giovanni Sanzio hier zu finden, darstellend eine Verkündigung, in lebensgroßen Figuren. Auch ein schönes Bild von Timoteo della Vite ein schöner Francia und ein herrlich Altarbild von Dominichino zogen unsere Aufmerksamkeit an sich. Sonst ist diese Gallerie nicht sehr reich an Werken des tieferen Italiens. Doch sind aus Casa Zampieri kürzlich schöne Bologneser erworben. Dagegen ist Alles ganz vortrefflich bestellt in den Schulen der oberen Provinzen; und man bemerkt sogleich, daß mit viel Verstand, Umsicht und Auswahl gesammelt wurde. Freylich mußten auch hier wieder die Kirchen und Klöster ihr Bestes thun; denn die Hauptwerke sind denn doch fast immer Altartafeln; und ohne Revolutionen, wie die der lezten Zeiten, wären solche Sammlungen gar nie möglich geworden. Es sind fast lauter bedeutende Werke aus allen obern Schulen und ihren Nebenzweigen hier beysammen; und schon beym ersten Besuche dieser Säle ahnet man einen großen den Geist erfreuenden Zusammenhang, und gewisse tiefliegende Berührungspunkte. Freylich schwindelt einem Anfangs bey diesem Reichthume, denn nach dem, was hier beysammen ist, zu urtheilen, hat fast jede bedeutende Stadt ihre eigene Schule und in dieser einige ausgezeichnete Männer gehabt. Es wird einem zulezt zu Muthe werden, als sähe man in klarer Winternacht zum gestirnten Himmelsgewölbe empor, und wollte nur versuchen, das Alles zu zählen und zu ordnen.

Folgende Meister habe ich hier theils zum erstenmale gesehen, theils erst in Hauptwerken kennen gelernt: Georgius (1354); Andreas Mediolanensis (1495); Cima da Conegliano; Santa Croce; Pamfilo; Vittore Carpaccio; Franca Bigio; Marco d'Oggione; Lanini; Calisto da Lodi; Ambragio Ficino; Tanzio da Varallo; Zoppo da Lugano; Cerano; Girolamo Savaldi; Moroni d'Albino; Borromeo d'Albino; Moretto; Filippo Mazzuoli; Arabello Melloni; Zenobio da Valsessina; Agostino Bongcina; Nicolo Folignate; Vincenzio Foppa; Aurelio Luini; Lorenzo Costa; Crivelli; Martino da Udine 1507; Steffano da Ferrara; Bonone di Ferrara; Fra Carnovale, Palmizziano; Montagna; Genga; Orazio Gentileschi, Molosso. Von jedem dieser Meister ist wenigst ein an sich treffliches oder bedeutendes Werk hier zu finden. Viele aber, die mir weniger merkwürdig schienen, sind hier noch gar nicht genannt. Und auch von den übrigen, schon bey uns mehr bekannten Meistern, sind fast von jedem ein Paar große, tüchtige Werke anzutreffen.

Nach Beschauung der Gemälde machten wir noch einen Gang durch die Säle der Abgüsse. Ich sah hier weniger auf das Antike mir schon anderwärts bekannte, als auf die Sachen der Florentiner, und Canova's. Von dem lezten liegt auch eine colossale Statue Napoleons in einer finstern Kammer. Das Alles behielten wir in petto; es ruhig aufzufassen, dazu war der Geist durch das bereits Gesehene zu sehr beschäftigt und bewegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Zu Breslau starb am 10. Dec. 1825 in einem Alter von 72 Jahren Joseph v. Mattersberger, Prof., kaiserl. russischer Cabinetsbildhauer und Lehrer an der Kunst-, Bau- und Handwerksschule zu Breslau. In den kaiserlichen Schlössern von Moskau hat er allein 75 Statuen in Marmor ausgeführt. Besonders besizt Petersburg eine große Anzahl Kunstwerke von seiner Arbeit. Bekannt sind seine sechs Apostel, die den Preis in Rom und Florenz erhielten, die vier colossalen Figuren in Gips, die er in Mailand in sieben Tagen vollendete.

Digitized by Google

Nr. 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. Juli 1826.

Alterthumskunde.

Over het oud runisch Letterschrift, en ontdekte Sporen van hetzelve in ons Land; door N. Westendorp, Predikant te Losdorf.

Diese, dem Unterzeichneten merkwürdige Abhandlung, findet sich in den: Verhandelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leyden. Derde Deels, tweede Stuck (Te Leyden, by Haak en Comp., Drukkers der Maatschappij; MDCCCXXIV.) S. 139 — 180.

(Beschluß.)

Ungefähr das zwölfte Jahrhundert kann man als den Zeitraum annehmen, in dem Zeichen, welche wir hier betrachten wollen, besonders hervortreten, indem sie sich neben die Wappen der Adelichen stellten, und in dem bürgerlichen Kreise dieselbe Bedeutung wie jene hatten. Sie sind das Zeichen, Merk, für eine Person, welche kein eigentliches Wappen besitzt, von dieser Person bestimmt angenommen und gebraucht. Solcher Werke bedienten sich nun vorzüglich: Steinhauer, Notare und Kaufleute (doch konnten auch Personen anderer Stände, wer nun dergleichen bedurfte, sich ein solches Zeichen zulegen). Was die Steinhauer betrifft, Steinmetzen, Bildhauer, so finden wir ein Zeichen bey ihnen am häufigsten, und es ward von ihnen das Ehrenzeichen genannt. Darüber läßt sich „der Steinmetzen Brüderschaft Ordnungen vnd Articul“ vom Jahre 1563 also vernehmen: „Es soll auch keiner sein ehren zeichen das jme von einem Handtwerck verlyhen vnd vergönnt worden ist, für sich selbs vnd eigens gewalts nicht ändern; so ers aber jhe zu endern vermeinet, solle ers mit Gunst, wissen vnd willen eines gantzen Handtwercks thun.“ Es hatte aber damit folgende Bewandtniß. Wenn ein Lehrling zum Gesellen befördert wurde, mußte er sich irgend ein Zeichen wählen, welches er in alle von ihm behauene Steine, zu deren Zurichtung eine gewisse Kunstgeschicklichkeit erforderlich, eingraben mußte, um anzudeuten, daß dieselben von ihm zurecht gerichtet. Dieses Zeichen wurde neben an dem Rand des Protokolls bemerkt, das über seine Gesellenaufnahme geführt worden, und ihm hierauf, sauber gezeichnet, von dem Vorsteher der Hütte als sein Ehrenzeichen eingehändigt. Paßte ein gezeichneter Stein beym Aufmauern nicht an der Stelle, wo er, der Zeichnung nach, hingehören mußte, so wußte man gleich, aus dem darauf befindlichen Zeichen, welcher Gesell ihn verfehlt hatte und es wurde zu dem Scherze des Steinmetzenhandwerks: dem Leichenbegängnisse geschritten (dessen Beschreibung hier nicht weiter her gehört). Zu den alten kirchlichen Gebäuden findet man eine Menge solcher Zeichen und damit hangen auch diejenigen zusammen, welche von Steinformern gemacht und an Gebäuden angebracht wurden, die aus gebrannten Steinen, aber mit zierlichem Schmucke, gebaut. Solche Zeichen machte ich in den Merkwürdigkeiten der Altmark bekannt, die ich im Jahre 1825 herausgab, und in deren ersten Lieferung eine ganze Reihe von ihnen sich findet, welche mit jenen niederländischen Merken zu vergleichen sind. Eine offenbare und eigene Verwandtschaft dieser Zeichen ist unverkennbar. Man hatte auch dagegen die Steinmetzzeichen, welche Stieglitz in seinem Werke über altdeutsche Baukunst bekannt machte.

Ferner nannte ich die Notare. Auch unser Verf. macht schon S. 150 darauf aufmerksam: „En mij dunkt, dat Diplomatici, zoodra zy hun oog alleen op dezelve slaan, zich zullen herinneren, meermalen onder oude oorkonden, eene enkele of zemengestelde runletter, als monogram, te hebben aangetroffen.“ Diese Handzeichen der Notare kommen etwa um dieselbe Zeit vor, wie die der Steinhauer, gegen das Ende des zwölften, im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts und wurden dieselben später, durch die Notariatsordnung von Kaiser Maximilian I., genau geregelt und festgestellt, indem sie wesentlich zur Namensunterschrift eines Notars gehörten und die Stelle eines Siegels bey ihm vertraten, daher auch die spätere Benennung derselben: Signet. Auch dieß Zeichen war von dem Notar beliebig zu wählen, jedoch mußte es von demselben gleichförmig beybehalten werden.

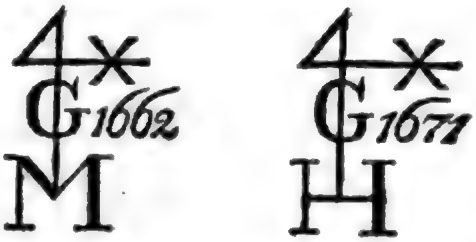
Digitized by Google

Viele wählten nun Zeichen, den Ehrenzeichen der Steinmetzen, den Werken der Kaufleute ähnlich, andere stellten wundersame Figuren hin und verbanden Monogramme damit, noch andere schrieben Denksprüche und Namen in die oftmals ganz phantastischen Zeichen hinein, wie man dieß am deutlichsten in meiner Abhandlung (de signis seu signatis Notariorum veterum in tabulis silesiacis repertis) sieht, zu welcher ich 100 solche verschiedene Zeichen in Steindruck abbilden ließ. Indessen sind diese Zeichen, wie der Augenschein lehrt, schon weit künstlicher, die einfache Liniengestalt ist verlassen und dagegen findet man vielfach verschlungene, oft höchst abentheuerliche Figuren.

Endlich bemerkte ich die Zeichen der Kaufleute und anderer Personen. Kaufleute und andere unerbliche Personen, die kein Bild in ihr Siegel setzen durften, nahmen dafür ein Strichzeichen an, welches leicht aus freyer Hand zu machen war, stellten dieß in ihr Siegel, ließen es auch wohl an ihre Häuser malen oder an denselben aushauen, ordneten, es auf die Waarenballen, die ihnen gehörten, und welche sie dadurch leicht, deutlich und passend bezeichnen wollten, zu pinseln, nicht blos zur Unterscheidung von andern Waarenballen, sondern sogar zur strengen Bezeichnung, daß es die Ihrigen seyen, recht eigentlich als ihr Merk. Ließen sich solche Kaufleute malen, so stellte der Maler auch ein Wappenschild neben sie und malte in dieses ihr Zeichen ein. Nicht aber blos Kaufleute, wie schon bemerkt, sondern auch andere in bestimmten Geschäften und Aemtern lebende Personen nehmen solche Zeichen an, oder empfingen sie von ihren Voreltern und es mag besonders eine Anzahl von Kaufleuten, oder reichern Fischern und als solche Handel treibend, in den blühenden Niederlanden gelebt haben, unter denen bey den angesehenern Familien (denn bey diesen vermuthen wir sie hauptsächlich) diese Zeichen bis auf unsere Tage kamen und so dem Verf. vorliegender Abhandlung den Stoff zu seiner Untersuchung gaben.

Diese Zeichen bestanden nun meist immer, wenigstens die Ehrenzeichen der Steinmetzen und die Merke der Kaufleute, aus geraden Strichen, an welche schräge Striche hakenförmig und den Runen nicht unähnlich, gelehnt wurden. Einfach mußten sie seyn; denn der Steinmetz konnte nicht mühsame Figuren in den Stein hauen, nicht so verwickelte Monogramme abbilden, wie der Maler mit dem Pinsel leichter zeichnen konnte; aber manches Zeichen, welches wir noch jezt zu den Monogrammen der Maler rechnen, wenigstens am zweckmäßigsten mit unter diesem allgemeinen Namen fassen, kommt den Ehrenzeichen, Handzeichen oder Merken, die wir oben beschrieben, und unterschieden, nahe. Der Kaufmann wollte auch kein verwickeltes, kunstvolles Zeichen haben, er mußte es leicht mit Schwärze auf den Waarenballen zeichnen können und so auch hier nur einfache Striche gestalten.

Es wird wohl noch eine Zeit vergehen, ehe es gelingt, alle diese Zeichen in einem systematischen Ueberblick, in eine solche Anordnung, wenn sie überhaupt möglich ist, zu bringen. Man hat dieß von einer Seite auch bey meiner Abhandlung über die Handzeichen der Notare schon begehrt, obgleich ich nicht einsehe, wie bey einer Sache, die größerntheils der Willkür der einzelnen ihre Entstehung verdankt, und wobey keine allgemeine Grundregel, wie bey den Monogrammen herrscht, ein System, das nur irgend haltbar, eingeführt werden könne, so daß die beste Stellung doch wohl immer die nach der Zeitfolge bleibt, wo sich dann der Geschmack eines Zeitraums, in Einfachheit oder Abentheuerlichkeit der Form, am besten entwickelt. Indessen scheint doch eine Art von Wachsthum der Zeichen nachzuweisen zu seyn, nämlich durch Hinzutritt eines neuen Hakens zu dem Zeichen des Vaters, bey dem des Sohnes, wenn nämlich die dabey befindlichen Buchstaben gleiche Familie bezeichnen. So würde auf Westendorps Tafeln Nr. 16. einem Vater von Nr. 6. gehören können, indem der lezte einen Hakenstrich mehr dem Zeichen seines Vaters zusezte. In ältester Zeit war das Zeichen für den Mann und seinen Namen genug, späterhin wurde es aber blos wappenartig und man glaubte nun, die Buchstaben des Namens hinzusetzen zu müssen. Daher bey Westendorp die Buchstaben, welche die meisten Zeichen einschließen. Am offenbarsten wird das Kaufmannszeichen bey 18 und 22, indem dieß auf ein Haar unsern heutigen Kaufmannssignaturen ähnlich sieht, so daß man zu hunderten solche Runenzeichen liefern könnte. Beyde sind so



Der Vater bediente sich des ersten Zeichens, wahrscheinlich eines in der Familie alt hergebrachten, bey welchen der obere Theil das Stammzeichen ist und das eingeschriebene G den Familiennamen bezeichnet; zum Fuße des Zeichens wurde der Vornamen genommen, etwa hier Martin. Der Sohn, neun Jahre später, hatte das alte Zeichen der Familie und gab nur seinen Vornamen, etwa Heinrich, als Fuß. Das Runische verschwindet hier aber wohl ganz und weicht dem bloßen Zeichen. Manche behandelten aber dieß Zeichen, daß sie wohl machen, aber

Digitized by Google

ihren Namen nicht schreiben konnten, als das Kreuzzeichen, welches andere, statt des Namens, Urkunden unterschrieben, und daher die Bemerkung des Verf., welche er noch S. 150 macht, daß er oftmals zur Bescheinigung von solchen Merken unter Urkunden, die in seiner Gegenwart vollzogen wurden, gerufen worden sey.

Nach dem, was wir vorstehend entwickelt und bemerkt haben, ergibt es sich von selbst, was für einer Meynung wir über die S. 166 befindliche Ansicht des Verf. sind, wenn er von den durch ihn mitgetheilten Zeichen sagt: „sicherlich waren dieselben aus heidnischen Zeiten übrig geblieben; es sey, daß man dieselben zu erhalten wünschte, wegen der großen und wundervollen Kraft solcher Züge; oder es sey, daß einige Familien gewohnt waren, durch diese Charaktere sich in öffentlichen und besonderen Handlungen zu unterscheiden; oder es sey endlich, daß man dadurch das Gedächtniß einer priesterlichen Abkunft glaubte zu sichern und fortzupflanzen. Allemal zeugen dieselben von einem sehr hohen Alterthum."

Gänzlich der Meynung entgegen, hier etwas Uraltes zu sehen, finden wir nur etwas beträchtlich Altes zwar, aber nichts Heidnisches und von allen obigen Vermuthungen hat nur eine für uns Grund: die Unterscheidung einiger Familien durch solche Zeichen, in öffentlichen und Privat-Handlungen. So fällt denn auch für uns jede Vergleichung mit den einzelnen runischen Schriftzeichen weg, so wie die Folgerungen wundersamen Zusammenhanges der alten Völker, der freylich, wenn jene Zeichen heidnischen Ursprungs, von äußerster Wichtigkeit wäre.

Als Anhang findet sich die Nachricht eines Herrn H. W. Tydemann, der im Jahre 1824 zu Enkhuisen, an der Außenseite eines Gasthofes, der früherhin, seiner Erbauung nach, als Aufnahmeort für arme Fremdlinge gestiftet war, acht ähnliche Zeichen in Backsteine gedrückt und in der Mauer selbst stehend, in der Gegend der Fenster, fand. Die Art, wie diese Zeichen gefertigt und angebracht sind, stimmt ganz mit der überein, welche in der Altmark beobachtet worden ist und wovon die Abbildungen sich in der ersten Lieferung der bereits angeführten Merkwürdigkeiten der Altmark finden. E. van der Hoof nimmt, in seiner Chronik von Enkhuisen, den Bau dieses Gasthofs in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an, in dem Orte selbst will man aber behaupten, er sey nicht älter als zwischen 1590 und 1592. Gleiche Ansicht, gleiche Entstehung dieser Zeichen, wie die andern mitgetheilten, kann man nicht verkennen, sie sollen unstreitig Personen bezeichnen und gehören zu dem merkwürdigen Zeichen- und Buchstabengebäck in Ziegelerde, wie wir es bis hoch in Preußen hinauf finden. Was wollen aber diese acht Zeichen an dem Gasthofe? Acht Baumeister können doch dadurch nicht angezeigt werden? Hier muß ich glauben, daß es die Merke von acht frommen und achtbaren Bürgern sind, welche den Bau leiteten und die dazu nöthigen Gelder hergaben und die sich in diesen einfachen, nun ihrer Deutung nach vergessenen Zeichen ein Andenken stiften wollten.

Zulezt theilt Hr. Tydemann noch zwey Buchhändlerstöcke, d. h. Buchhändlerzeichen, wie sie am Schlusse der Inkunabeln und ältesten Drucke stehen, mit und eröffnet dadurch wieder den Blick auf ein neues Feld solcher Zeichen. Uns gehören sie natürlich zu der Abtheilung der Kaufmannszeichen; denn die Buchhändler druckten sie gewiß nicht blos in die Bücher, sondern ließen sie auch wohl auf ihre größern und kleinern Bücherballen zeichnen, die sie zum allgemeinen Meßverkehr gen Frankfurt am Main sendeten, oder, außerhalb Deutschland, in ihrem eigenen Lande vertrieben. Auch diese Buchhändlerzeichen sind höchst wichtig und bedeutend; wir wissen bis jezt so wenig davon, daß das, was wir darüber erhielten, kaum zu rechnen ist. Möchte doch mein Freund, der Herr Geheime Oberfinanzrath Sotzmann zu Berlin seine reichen, belehrenden Sammlungen, die er gemacht hat, recht bald öffentlich mittheilen.

So haben wir denn zwar in dieser Abhandlung keine Runenschrift vorgeführt erhalten, wie Hr. Westendorp glaubte und die freylich für die Niederlande und das gesammte Deutschland von der allerhöchsten Wichtigkeit gewesen wäre, aber wir haben die sichere Kunde einer im späteren Mittelalter sehr ausgebreiteten Zeichensprache empfangen, die noch für lange Zeit Stoff zu wichtigen Untersuchungen geben kann. Mögen diese im Laufe der Tage so weit gedeihen, daß jede, noch obwaltende Zweydeutigkeit und Dunkelheit schwindet.

Büsching.

Aus Rußland.

Der englische Historienmaler Hr. Dawe hatte das Glück von Kaiser Alexander I. den Auftrag zu erhalten, die Bildnisse sämmtlicher russischen Generale zu malen, die an den denkwürdigen Feldzügen in den Jahren 1812, 1813 und 1814 Theil genommen. Dieser ehrenvolle Auftrag ist auf das vollkommenste und die strengsten Forderungen des Kenners befriedigend von dem genialen Künstler ins Werk gerichtet worden, der jedoch diesem bleibenden Denkmale seines seltenen Talentes und seiner vollendeten Kunstfertigkeit, unstreitig durch das von ihm nach dem Leben gemalte Bildniß unseres verewigten Kaisers die Krone aufgesezt hat; — durch das Bildniß Alexanders, der als Heerführer in jenem heiligen Kriege glänzte, alles durch sein erhabenes Beyspiel beseiferte, sich durch seine mit Sanftmuth gepaarte Charakter-

Festigkeit, durch seine mit der Milde gleichen Schritt gehende Gerechtigkeit, den Kranz des Siegers und den noch schönern des Friedenstifters erwarb, den ihm dankbar die Mitwelt zuerkannte, und die Nachwelt bewahren wird, und der sein Volk auf die höchste Stufe des Ruhmes erhob! — Noch besaßen wir bisher kein ähnliches Bildniß unsers unvergeßlichen Monarchen. Die in der Eremitage befindlichen von Gerard und Lawrence, lassen ungeachtet ihrer Verdienste in Hinsicht der Kunst, dennoch in Betreff der Aehnlichkeit noch vieles zu wünschen übrig. Diese aber ist es eben, die Hr. Dawe in dem von ihm gemalten Bildnisse in Lebensgröße, so vollkommen wie noch keiner vor ihm, aufgefaßt und dargestellt hat. Die erhabene Stirne, der durchdringende und zugleich sanfte Blick, das bezaubernde Lächeln des Mundes, der edle und eigenthümliche Anstand des Kaisers, kurz Alles ist in diesem Bilde, bis auf die kleinsten Nuancen, von dem Künstler wieder gegeben worden. Wie nun dieses von Hrn. Dawe vollendete Kunstwerk unter den gegenwärtigen Umständen einen zweyfachen Werth für unser Vaterland gewinnt, indem es ihm die treue Aufbewahrung der geliebten Züge unseres zur Urquelle des Lichts zurückgekehrten Kaisers verdankt: so bietet sich zugleich die passendste Unterschrift in jenen unvergeßlichen Worten dar, die er in dem Ukas an den heil. Synod, an den Reichsrath und an den dirigirenden Senat bey der Gelegenheit aussprach, als diese obersten Behörden nach glorreich beendigtem Feldzuge im Jahre 1814, Ihn allerunterthänigst baten, den Beynamen des Gesegneten anzunehmen.

Da entgegnete der theure Vater des Vaterlandes die aus seinem Herzen strömenden Worte: „Möge sich „in Eurem Herzen ein Denkmal für Mich erheben, wie „es meinen Empfindungen für Euch da stehet! Möge „mein Volk Mich segnen in einem Herzen, wie ich es „segne in dem Meinigen! Möge Rußland glücklich seyn, „und der Segen Gottes auf mir und auf diesem Lande „ruhen!“

Kunstnachrichten aus Berlin.

Die Stadt Berlin hat der Prinzessin Friedrich der Niederlande, Tochter Sr. Maj. des Königs von Preußen, bey Ihrer Vermählung eine schöne Gabe der Verehrung dargebracht, in fünf Gemälden von ausgezeichneten heimischen Künstlern. Durch ihren Inhalt sind diese Gemälde dazu geeignet, die scheidende Königstochter an das hohe und ruhmvolle alte Stammhaus und an die Geburtsstadt bedeutsam und freundlich zu erinnern; und für die treffliche Ausführung derselben bürgt schon der Name ihrer Urheber, so daß die nachfolgende bloße Beschreibung genügt. Es muß aber noch besonders rühmlich anerkannt werden, daß die gute Stadt Berlin diese Gelegenheit so schicklich benuzt hat, auf so würdige Weise die vaterländische Kunst zu fördern.

1. Von Carl Friedrich Schinkel.

Der Gegenstand des Bildes ist *ein Blick in die Blüthe Griechenlands*. Der Standpunkt auf einem im Bau begriffenen Tempel (von der Gattung Dipteros Hypäthros) gewährt die Aussicht auf eine Stadt von planmäßiger Anlage; man sieht auf einer isolirten Höhe den Haupttempel, gegen den Abhang gelehnt die Akademie, in deren Gärten ein großes Mausoleum, am Fuß der Anhöhe einen Hippodrom (Rennbahn), den Markt mit Tempeln, Portiken und einem Theater, den Hafen mit seinen Gebäuden, die Befestigungswerke der Stadt, und eine Masse von Wohnhäusern um die öffentlichen Gebäude zusammengedrängt. Hinter der Stadt zieht sich ein Fluß fort bis ins Meer, welches von einer Gebirgskette begränzt ist. Gegen den Vorgrund lauft eine Landstraße zwischen Grab-, Siegs- und Ehrendenkmälern in einen Wald, aus welchem eine Kriegsschaar herabkömmt. Auf dem Tempelbau ist man beschäftigt, ein Stück des mit Basreliefs verzierten Architravs, welcher die in der Tempel-Celle übereinanderstehenden Säulen-Ordnungen trennt, mittelst einer Maschine auf sein Lager zu senken, angestrengt arbeitende Männer ziehen den Block auf Walzen über den schon fertigen Theil des Architravs zur Maschine. Rechts ist die Bildhauerwerkstatt unter der theilweise errichteten Säulenhalle der zweyten Ordnung im Schutz eines Zeltes angebracht, man arbeitet an der Gruppe eines von der Sphinx getödteten Thebaners, welche die Eckverzierung (Acroteria) des Giebels bildet, der künftig den Tempel schmücken soll.

Die auf den Steinen des Tempelbaues eingetragene Inschrift eines aristotelischen Lobliedes auf die Tugend, lautet in der Uebersetzung Stollbergs folgendermaßen:

Kampferfochtene Tugend,
Des menschlichen Geschlechts
Edelste Sehnsucht!
Für Dich, o schöne göttliche Jungfrau,
Starben Griechenlands Jünglinge den Heldentod,
Für Dich duldeten sie froh
Brennender Wunden Qual und der Arbeit Last.
Unvergänglicher Früchte Saamen, Deine Liebe
Streutest in die Herzen der Menschen Du!
Duftend blüht er empor, und gewährt
Bessere Freuden als Gold, und der Ahnen Stolz,
Süßere als des Pilgers Labsal, der kühle Schlummer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 61.

Kunst-Blatt.

Montag, den 31. Juli 1826.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

10ten September.

Heute ging es denn nach S. Celso. Es ist eine ganze Kunstwelt da beysammen, und wir bildeten uns schon was rechtes ein, als wir das Alles gesehen hatten. Nach der Straße zu ist Tempel und Vorhof ganz einfach abgeschlossen. Drey Thüren führen in diesen, von drey Seiten mit Arkaden umgebenen Vorhof. Leichte, anmuthige Bogen schweben gleichsam auf corinthischen Säulchen. Die Kreuzgewölbe sind mit zarten Lesinen geziert. Es ist ein Werk Siciliano's. Die Hauptfaçade der Kirche selbst aber, bis an das erste Gesims, ist von Bramantino dem Lehrmeister Bramante's. Ueber den Seitenthüren sind prächtige Festons aus Bronze. Das Uebrige der Façade ist von Gabazzo Alessi. Taufstein und Brunnen im Hofe sind verwunderlich schön. So ist man hinreichend angeregt und vorbereitet das Innere zu genießen. Das mit superben Rosetten gezierte Hauptgewölbe der Navata ruht auf Pfeilern von dem schönsten Verhältnisse, an welche sich halbrunde Säulen und sanft hervortretende kleinere Pilaster auf das Anmuthigste anschließen. Die Seitengänge laufen ganz um das Schiff, und Schritt für Schritt entfalten sich die trefflichsten perspectivischen Scenen. Es ist das Alles außerordentlich ernst, edel, gediegen, und doch dem Style eine gewisse Leichtigkeit und Eleganz eingehaucht, die ihn sehr befreundlichet. Der Baukünstler hat sich den Geist der classischen Bauformen des Alterthums angeeignet, aber die Monotonie in ihrer Zusammenstellung vermieden. Möchte doch Jemand — diesen Wunsch fühle ich schon jezt so lebhaft — uns nachweisen, wie die Architekten jener goldenen Zeit zu dem gekommen sind, was sie geleistet haben. Classisches und Romantisches durchdringt sich in ihren Werken zu einem so wunderschönen Ganzen, dessen Genuß um so gediegener ist, je mehr man gewahr wird, daß das Alles, was sich als ein lebendiges Produkt künstlerischer Freyheit und Begeisterung ankündigt, doch zugleich durch historisch überlieferte Formen der alten Basiliken, und die Zwecke des Kirchendienstes, schon fast unabweislich an die Hand gegeben, und gleichsam durch die Nothwendigkeit motivirt war. Wahrlich diese Künstler zeigen sich eben so groß durch eine weise Enthaltsamkeit und praktischen Sinn, als durch reiche Erfindungsgabe und kühne Ideen. Sie dienten dem Volke, sie wollten sich selbst in seine Launen schicken; aber sie wußten es dabey über sich selbst zu erheben; und indem sie nur Gefordertes zu geben schienen, wurden sie durch den Geist und Sinn, in welchem sie das Geforderte leisteten, eigentlich zu Erziehern des Volkes.

Von Fresken und Oelgemälden ist des Bedeutenden gar Manches in dieser Kirche anzutreffen. Von Nuvoloni sieht man noch alte Wandgemälde. Ferner Fresken von Callisto, Procaccini, Cerani, Campi, Gherardini, Fiamenghini. Jene des Cerani sind kühn scurzirt, trefflich colorirt, und zeigen schöne, breite Gewandmassen. Dagegen sind die Werke des Campi etwas plump und bizarr. Aber Gherardini hat wieder viel Schwung in der Bewegung und ein gutes Colorit. Von Gaudenzio Ferrari ist eine Taufe Christi zu sehen mit hübschen Köpfen, aber ohne rechten Aufschwung der Gedanken. Alle Aufmerksamkeit verdient ein prächtiges Altarbild von Paris Bordone mit ein Paar Propheten in Fresko. Eben so ein Bild von Borgognino. Auch von Pamfilo ist ein Werk zur Schau. Und so ist denn aus verschiedenen Zeiten und Schulen Lehrreiches und Erfreuliches hier unter einem Dache beysammen. Und gerade weil das Alles ein großes Ganzes bildet, und Alles so seine rechte Stelle und Bedeutung hat; Alles nur zum Dienste und Schmucke da — und doch wieder um seines innern Gehaltes, und als Werk eines gediegenen und glücklichen geistigen Strebens schätzbar und merkwürdig ist, so ist der Eindruck, den man mit sich hinwegnimmt, ein so erhebender, bildender, ja begeisternder. —

Digitized by Google

Greller sind die Contraste, und umfassender sind die Anregungen in der Kirche S. Ambragio, in welche wir uns von S. Celso aus begaben. Durch Werke des grauen Alterthumes, durch Heiligthümer aus großen, heroischen Zeiten der Kirche — die unter dem, was sich in folgenden Jahrhunderten darum angebildet hat, immer in ehrfurchtgebietender Einsamkeit dastehen — schöpft hier der Geist eine tiefer einwirkende Anregung, deren vorherrschendes Element das religiöse ist. Wie wunder- und ehrbar ist nicht schon der Hauptaltar zu schauen mit seinem aus Backstein mit Vergoldungen gebildeten, auf vier Porphyrsäulen ruhenden Dache. Und dann der bischöfliche Stuhl Skt. Ambrosii, des weisheit- und muthvollen, erleuchteten Streiters für Christus! Wer käme ohne erhebende Rührung wieder aus der unterirdischen Kapelle der heil. Marcellina hervor? Wer stünde hier ohne tiefe Bewegung vor jenem Thore, von dem der Bischoff den Kaiser zurückgewiesen? Der Eingang zu dieser Kirche ist im ältesten Style; im Vorhofe zeigen sich uralte christliche Fresken; daneben wieder heidnische Inschriften. In jenem sind Köpfe mit verweinten Augen, die bey aller Kindheit des Machwerks, doch fast das Herz erschüttern. Die Kuppel der Kirche ist mit alten Mosaiken geziert. Unten steht die Cathedra des heil. Ambros — zugleich das Grab des Stilicho. Auch Bette und Grab Skt. Satyrus. Ferner das Grab der heil. Valeria. Und dann sieht man wieder Bilder von Gaudenzio und Luini, und Fresken von Tiepolo und Scorta, und eine allerliebste Kapelle mit Werken des Pacetti. So wird der Geist hier wundersam gezwungen, mehr als ein Jahrtausend zu durchmessen; und wenn sich die Kunst hier nicht mehr recht geltend machen kann, da die Ereignisse, die hier bezeichnet sind, sich Ehrfurcht gebietend gewaltsam hervordrängen — so wird man dafür durch das Gefühl einer erhebenden und rührenden Sehnsucht entschädigt. —

Am 11ten.

Ein Paar tüchtige Männer, vor welchen ich Respekt bekommen, sind der Cesar Procaccini und Danielle Crespi. Nach dem leztern war ich schon auf der Brera lüstern geworden; und nun alla Passioni ward er mir vollauf zu Theile. Hier hat er in 19 Bildnissen dortiger Canoniker so recht seine Virtuosität an den Tag gelegt. Er tritt in seinen Werken durchaus hervor als der sich fühlende, sichere, freye Mann. Seine Zeichnung fließt in prächtigen, bestimmten, verstandenen Zügen; sein Colorit ist markig, kraftvoll, klar und gediegen; die Beleuchtung ist in gut motivirte, stattliche und wirkungsvolle Massen vertheilt; Behandlung und Styl zeigen den ins Große und Freye strebenden Geist; die Formen sind edel ohne eben klassisch zu seyn; Alles ist noch durch ein frisches Leben gehalten, aus der Natur geschöpft und begründet. Und doch streift das Ganze schon an die Manier. Solche Männer konnten eben mit ihrem gesunden Sinne und kräftigen Gaben, und weil bey ihnen noch Alles von Innen heraus wirkte — sich auf der Höhe der Standpunkte halten; aber jene, die schwächer ausgerüstet, es ihnen nachthun wollten, versanken in alle die Sünden einer unfreyen, von der Quelle getrennten — Nachahmung.

Mit dem Procaccini ist mir aber ganz was Eigenes begegnet, das mir fast alle Lust am Systematisiren verdorben hätte. Ich hatte mir nämlich so in Gedanken eine leidliche historische Uebersicht der Kindheit, der Blüthe, des Verfalles dieser Schulen gebildet; war über das, was jeder Epoche vorzüglich zu Gute komme, ziemlich einig mit mir selbst geworden. Dabey war denn dem Luini und seinem Geistesverwandten die Gabe: das zarte, jungfräuliche, sinnige und sittige innere Leben der Seele mit Geist, Anmuth und naiver Grazie darzustellen — vorzugsweise, ja fast ausschließlich zuerkannt. Und nun kömmt mir das Bild der heil. Rosalie von Procaccini in den Weg mit all' dieser himmlischen Schönheit des Ausdrucks, mit dieser unergründlichen Tiefe der Empfindung, mit diesem hinreißenden Liebreitze in Form, Bewegung, Attitüde; und ich habe nun Alles, was jene Alten gewollt und versucht haben, da beysammen, und noch dazu diese Meisterschaft, diesen Verstand, diese Freyheit und Vollendung in der Ausführung! Wahrlich die großen Künstler haben in allen Zeiten dasselbe gewollt, aber nicht alle dasselbe gekonnt; mit dem Machwerke haften sie an ihrer Zeit, mit der innern eigentlichen Natur ihres Geistes gehören sie alle nur einer Zeit — vielmehr der Ewigkeit an.

In Madonna delle Grazie ward ich auch um ein schönes Stück meiner Hoffnungen betrogen. Es ist denn doch gar zu wenig von dem Aechten und Ursprünglichen des Werkes übrig, um eine aufrichtige Begeisterung zu empfinden. Zum Glücke kennt man diesen Leonardo durch andere Werke und Nachrichten so gut, daß man über das, was er mit dieser Cena geleistet hat, sich Gewißheit verschaffen kann. Wenn man also das, was man sonst über ihn weiß, mit hinzubringt, so lernt man ihn freylich vor diesem Werke in seiner ganzen, imposanten Größe kennen. Es war bey weitem sein Hauptwerk, und er hat den ganzen Inbegriff seiner Kunstphilosophie in dasselbe hineingelegt. Daher werden die Freunde der Kunst, so lange nur immer noch eine Spur davon übrig ist, mit einer gewissen artistischen Andacht hieher, als zu dem Nachlasse eines großen, von Mit- und Nachwelt gefeyerten Bildners, wallfahrten. —

Digitized by Google

Immer kömmt man hier wieder auf den Domplatz zurück, welcher gleichsam das Herz der vielbewegten Stadt bildet. Und dann gibt denn der Dom selbst gar Mancherley zu schauen, zu denken und zu reden. Sein Inneres gewährt auf den ersten Anblick einen größeren Eindruck als selbst jener von Köln. Aber bey längerem Verweilen, bey tieferem Eingehen auf das Einzelne, wird man vom Kölner Werke immer mächtiger angezogen, erregt, ja bezaubert. Hier aber tritt nun Manches störende dem ungetheilten Genusse in den Weg. Doch hat man freylich hier immer ein Ganzes und Vollendetes vor den Augen; dort aber nur wehmutherregende Ruine. Was die Façade der hiesigen Cathedrale betrifft, so ist sie immerhin durch die Masse, die Pracht, und den Aufwand des Schmuckwerkes imponirend. Doch ist und bleibt denn doch dieser pellegrinische Baustyl dem gothischen fremd, und dann fehlt es an einem Thurme; denn diese fast moscheenartige Kuppel ist denn doch zu stumpf und unbedeutend, um in irgend einem Grade die Wirkung des Ganzen zu steigern.

Den 14ten.

Wie hoch Rafael stehe, wie unvergleichlich und unersetzlich er ist, das fühlet man hier schon recht lebendig. Die Stadt ist so reich an Kunstschätzen; der herrlichsten Bilder ist eine Fülle in der Brera; Kirchen und Palläste sind mit Fresken und Oelgemälden reichlich geschmückt; die Baumeister haben das Ihrige gethan, der Stadt Ansehen zu verschaffen; aber immer sehnt man sich nach dem vergilbten und geflickten Carton zurück, und wird es nicht satt aus den halbverlöschten farblosen Gruppen sich mit Leben, Geist und Seele anzuschöpfen, und den zu lieben und zu bewundern, der allein nichts mehr zu wünschen läßt, als daß man ihn gesehen, gekannt, ihm gehuldigt hätte.

Je öfter wir ihn sehen, je neuer und reicher erscheint er uns, und wir müssen uns immer mit Gewalt von dem Werke losreißen. Und worin besteht der Zauber, den dieser Meister ausübt? Darin, daß er die Kunst der Natur — und die Natur der Kunst in so gleichem Maaße dienstbar gemacht hat — daß der Genuß, den beyde geben, von seinem Werke in einen Gesammtgenuß verschmilzt, der in gleichem Grade erfreut und erhebt. Daß er aber so ganz unser Herz gewinnt, hat er freylich seinem Naturell zu verdanken, das in seiner ganzen Heiterkeit, Jugendlichkeit, Klarheit und Liebenswürdigkeit aus seinen Werken hervorstrahlt. Und dann ist er für die Frauen eben wieder gemüthlich — und für die Männer ernst genug. Kurz es ist eine Welt in seinen Werken, und wenn er die Jungen begeistert und heranzieht, macht er die Alten wieder zu Kindern, und die Afterweisen zu Schanden.

Daß er so ganz den Geist des Lebens, den Sinn jeder Regung und Bewegung verstanden, mit der Bedeutung jeder Aufgabe gleich im Klaren gewesen, und was eben dem Künstler frommt und ziemt überall gleich herausgefunden; das Alles ist es nicht, was uns so staunen machen muß — wohl aber, daß er Alles, was er wußte und wollte, auch in diesem Grade und mit dieser Leichtigkeit und Sicherheit konnte und vollbrachte. Hierin gränzen seine Gaben an das Wunderbare, und können in einer höhern Vollkommenheit wohl gar nicht gedacht werden. Das Köstlichste der Formen hat er der Natur abgelauert, gleichsam im Fluge ihr abgenommen und in seinem Werke vereinigt. Die Geheimnisse des innern Lebens hat er offenbar gemacht, den Geist auf die Oberfläche heraufbeschworen, und ihn in seiner ganzen Nacktheit überrascht. Und das alles immer — wie ein weiser Mechaniker — mit dem geringsten Kraftaufwande. Denn immer scheint in Köpfen und Gliedmaßen noch fast das Modell durch, und doch ist Allem durch den schöpferischen Hauch der belebenden und erhebenden Kunst, jene ideale, welthistorische Bedeutung eingegossen, die sich als das höchste und wahre Ziel der Kunst darstellt. Kurz er hat den Punkt überall gefunden, wo Kunst und Natur, der Stoff und der Geist identisch werden. Da ist keine Spur von Trockenheit mehr, sondern jeder Strich der Meisterhand ergießt sich im höchsten Lebensschwunge; selbst die Gewänder reden und handeln mit, andeutend in den Bewegungen ihrer Massen, in dem Typus ihres Wurfes — das was eben geschehen ist, und das was nun kommen muß; ohne Prunk von Kenntnissen ist überall von dem Entscheidenden ein verständiger Gebrauch gemacht, und in dem Wesentlichen auch immer das Untergeordnete zugleich mit erschöpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstnachrichten aus Berlin.

(Beschluß.)

2. Von Wilhelm Wach.

Die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde. — Die Jungfrau Maria hält die Weltkugel, worauf Christus das Kreuz pflanzt, und — unterstützt von der Mutterhand — die Welt segnet. Mutter und

Kind sind als Repräsentanten der christlichen Kirche überhaupt dargestellt; sie sizt daher auf einem Thron, dessen Baldachin von zwey Engeln getragen wird, und welcher mit Blumengehängen verziert ist.

Der Künstler, durch Krankheit verhindert, das Bild zu vollenden, lieferte in Stellvertretung desselben einen, von seiner Hand angefertigten Carton.

3. Von Carl Wilhelm Colbe.

Albrecht Achilles erobert bey Nürnberg eine Fahne, im Jahr 1449. — Albrecht Achilles, Friedrich I. dritter Sohn, Churfürst von Brandenburg, regierte von 1470—1486. Er war der größte Held seines Jahrhunderts. Besonders bewies er seine Tapferkeit in dem Kriege mit der Stadt Nürnberg, die ihm verschiedene burggräfliche Rechte streitig machen wollte. Er gewann gegen sie acht Schlachten, und erbeutete in einer derselben, mit Gefahr seines Lebens, eine Fahne, indem er allein gegen 16 Mann kämpfte, bis seine Ritter, welchen er muthvoll vorangeeilt war, ihn erreichten.

Die gefahrvolle Lage, in welcher der Held sich befand, die Kühnheit, mit der er sich Preis gab, der Muth, der ihn den schönsten Ruhm des Siegers erringen ließ, sind die Momente, deren Darstellung der Künstler sich aufgab.

4. Von Carl Gropius.

Zwey Prospecte der Haupt- und Residenzstadt Berlin.

1. Platz beym Palast Sr. Majestät des Königs. Der Standpunkt ist an der Ecke des Universitätsgebäudes, neben der neuen Wache genommen, welche links im Bilde mit den marmornen Bildsäulen der Generale v. Bülow und v. Scharnhorst zuerst sichtbar wird. Neben denselben erblickt man das Zeughaus, in der Mitte die neuerbaute Schloßbrücke und das königl. Schloß; über dem lezteren den Thurm der Nicolaikirche und die Kuppel der zum Schlosse gehörenden Wasserkunst. Von der rechten Seite des Bildes aus stellt sich zunächst dar: der Anbau zum Palast Sr. Majestät des Königs, dann der Palast selbst, das Commandantenhaus, und endlich reihen einige Bürgerhäuser jenseits der Schloßbrücke sich dem königl. Schlosse an.

2. Das königliche Schloß in Berlin. Die Aussicht ist am Fuße des ehemaligen Postgebäudes, an der Ecke der Königsstraße genommen. Im Vordergrunde zeigt sich die Langebrücke mit der in Erz gegossenen Statue des großen Churfürsten. Hinter derselben links ein Bürgerhaus, dann die nach der Breitenstraße belegene Schlütersche Hauptfaçade des königl. Schlosses; rechts ein Theil des alten, in früheren Jahrhunderten erbauten Schlosses, der Burgstraße gegenüber.

Der rühmlichst bekannte Hofmaler Ternite, der vor anderthalb Jahren in Gesellschaft des kunstsinnigen Grafen von Ingenheim nach Italien ging, ist wieder heimgekehrt mit reicher Frucht eines von wahrer Begeisterung zeugenden Fleißes. Seine Mappen enthalten über 300 Handzeichnungen der alten Malerey von Pompeji und Herkulanum, die, wie jeder Sachkenner eingestehen muß, alle früheren Versuche dieser Nachbildung bey weitem übertreffen an Genauigkeit und ernsthaft genialer Auffassung jener denkwürdigen Ueberreste alter Kunst. Neben diesen interessanten Zeichnungen, welche einen mehr als reichen Vorrath geben zu einem Werke, welches der Thätigkeit unserer Landsleute im Auslande wieder ein neues Denkmal setzen kann, hat der Künstler zwölf der vorzüglichsten alten Malereyen ausgeführt in Deckfarben; und diese Gemälde nun geben die alten Originale, ja sogar die Art und Weise der Farbengebung und Behandlung, mit solcher Genauigkeit wieder, daß man sich nach diesen so höchst gelungenen Copien die deutlichste Vorstellung machen kann von jenen der Vernichtung noch überdieß immer mehr und mehr entgegengehenden alten Bildwerken. — Da neben diesen ausgeführten merkwürdigen Bildern Hr. Ternite noch mehrere andere ausgeführte Zeichnungen von Gemälden des Mantegna, Lehrers von Correggio, welche erst seit Kurzem aufgefunden und in der Sacristey der St. Peterskirche zu Rom aufgestellt sind, schon früher eingesandt hat, so wäre wohl zu wünschen, daß derselbe einen Theil wenigstens seiner mitgebrachten Sammlungen allgemein bekannt werden ließe in öffentlicher Ausstellung.

Mittel Kupferstiche zu reinigen.

Wenn man eine gesättigte Chlorin-Kalk-Auflösung filtrirt, und Kupferstiche, welche durch Alter gelb geworden sind, in dieselbe taucht, so wird das Papier wieder vollkommen weiß. Fünf Minuten reichen gewöhnlich hierzu bey stark befleckten Kupferstichen hin. Der Kupferstich wird dann herausgenommen und gewaschen.

Digitized by Google

Nr. 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. August 1826.

Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin.

Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

Berlin im Juni.

Da ich durch vielfache Abhaltungen so weit in Rückstand mit den Berichten gerathen bin, welche sich auf die neuesten Kunstschöpfungen hiesiger Künstler beziehen, kann ich meine Säumniß nur wieder gut machen, indem ich in folgerechter Rekapitulation die Hauptbilder der lezten Ausstellung Ihnen vorführe, an welche sich sofort die Leistungen der Ausstellung anschließen sollen, welcher wir in Kurzem hier entgegensehen; ein Bericht, aus dem sich hoffentlich für die Freunde der Kunst ein erfreuliches Zeugniß fortschreitender Ausbildung ergeben wird. — Zuerst aber sey es mir vergönnt, hier einige Eindrücke niederzulegen, welche die Darstellung einiger lebenden Bilder in mir zurückließen, wie sich noch vor meinem geistigen Auge der Wiederschein dieser erfreulichen Kunstgestaltungen spiegelt, welche eben so wohl dem engeren Kreise der Kunstfreunde, als auch dem gesammten gebildeten Publikum Berlins lebhaften Genuß gewährten.

Sollte jedoch der Einwurf mir hier begegnen: daß ein solcher Bericht der ursprünglichen Bestimmung dieser Blätter fremd, so sey mir vergönnt hierauf zu erwiedern: daß die hier zu beschreibenden Bilder als von ausgezeichneten Kunstfreunden und Künstlern gemeinschaftlich erfunden oder angeordnet, eben sowohl geeignet sind, den Standpunkt anzugeben, auf welchem diese sich befinden, als im Genuß, der sich von Oben herab dadurch dem größeren Publikum mittheilte, der Maaßstab für dessen geistige Bildung in Beziehung zur Kunst zu finden ist. Wenn wir daher früher bereits wiederholt Anlaß gehabt, von den Werken hiesiger Künstler zu sprechen und in Folge dieser Blätter darauf zurückkommen werden, so dürfte eine lebendige, allgemeine Kunsterscheinung, die sich mitten unter uns gezeigt, schon deßhalb wieder gehören, weil sich durch dieselbe ein erfreuliches Resultat für das selbstthätige Urtheil und die schon bekannte geistige Empfänglichkeit der Bewohner Berlins ergeben, worin vielleicht keine Stadt, zumal unter denen vom ersten Range sich ihr gleich stellen dürften. Es ist aber dem Freunde der Kunst eben so wichtig zu erfahren: ob die Fähigkeit ihre Schöpfungen zu verstehen, sich immer mehr ausbreite, als er in den Leistungen der Künstler selbst die höhere Bildungsstufe mit freudigem Antheil wahrnimmt, da beydes in stäter Wechselwirkung mit einander fortschreitet.

Wenn diejenigen, welche den Grafen Brühl näher kennen, schon längst gewohnt sind, alles Gute und wahrhaft Schöne, was wir durch das Medium der Bühne nur immer hier empfangen mögen, als ein Geschenk von ihm zu betrachten, so gebührt uns: Dank ihm hier wohl besonders für diese lezte Gabe, da es sowohl seiner Kenntniß des Publikums, als nicht weniger des ihm eignen ruhmwürdigen Muthes bedurfte, diesem Publikum auf jeden Fall etwas zu lehren, ein Unternehmen, wovon sich nur aus den besten Zeiten der weimar'schen Bühne ähnliche Beyspiele nachweisen lassen, als unter Goethe und Schillers genialer Einwirkung, dort so manches Kunstproblem zur Sprache gebracht und die sich darauf beziehenden Versuche mit glücklichem Erfolge gemacht wurden.

Allerdings gehörte nicht wenig Muth dazu, um dasjenige, was einen höheren, auserwählten Kreis würdig ergözt hatte, auch in den ganz verschiedenen, aus gemischten Zuschauern bestehenden einzuführen — aber diesem uneigennützig wohlwollenden Unternehmen sollte der Lohn auch nicht fehlen. — Ein allgemeiner Antheil zeugte von der Einsicht des Gebers und mußte seine Mühewaltung vergelten.

Nach einem so glücklich gefaßten, als schnell vollzogenen Gedanken ausgeführt, machten die in Rede stehenden lebenden Bilder einen Bestandtheil des Festes aus, welches gegen Schluß des Winters in dem Palais Sr. Majestät des Königs, zur Geburtsfeyer der Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin Königl. Hoheit, Statt fand. Diese Vorstellungen waren es, welche, nachdem sie den Hof wiederholt vergnügt, durch die Vermittlung des Grafen Brühl auch dem weiteren Kreise

schaulustiger Kunstfreunde, auf der Bühne des königl. Schauspielhauses zugänglich wurden.

Zufällig hatte ich (die glänzende Festvorstellung der Bilder aus Lalla Rukh abgerechnet) noch niemals ähnlichen durch die Mode auch hier in einigen Häusern eingeführten Kunstversuchen beygewohnt, und so mancher vielleicht nicht ganz abzuweisende Einwurf gegen diese Gattung gesellschaftlichen Zeitvertreibes hatte sich bey mir festzusetzen Zeit gehabt, daß ich mehr aus Neugier, als mit der Erwartung wirklichen Genusses das Schauspielhaus betrat, als die Ausführung der lebenden Bilder bereits mehrmals wiederholt worden und ich mit vielfachem Lobe, auch so manches Urtheil schon vernommen, welches mir vorerst bewiesen: daß ein großer Theil, selbst der gebildeteren Zuschauer, eigentlich noch gar nicht über den Eindruck mit sich im Reinen sey, den man von dieser neuen Art der Kunstleistungen zu erwarten habe.

Ich selbst empfand nur, daß ich still zu dem Stillen kommen, und mich von jeder vorgefaßten Meynung und unruhigen Reizbarkeit frey, zu jener morgenklaren Region reiner Anschauung erheben müsse, welche auch die einzige Stimmung ist, mit der man vor jedwedes Kunstwerk tritt, soll uns anders dieß sowohl Genuß, als Belehrung gewähren. Um wie viel mehr schien diese Anforderung an mich selbst mir hier nothwendig bedingt, um jene mißliche Verwechselung der erwarteten Eindrücke zu vermeiden, welche mir in den Begriffen derer aufgefallen war, welche von dem freundlich dargebotenen Genusse in unklarem Mißbehagen zurückkehrten — nicht ungleich jenem, dem eine zarte Hand duftende Rosen böte, indeß er scheltend Speise für den Hunger als sein Recht heischt.

Nach einer kurzen, eigentlich unnöthigen und daher auch später weggelassenen Einleitung in dramatischer Form, erschien unter musikalischer Begleitung, mild und einfach, gleichsam den ungewohnten Sinn vorbereitend, als erstes Bild die Bekränzung Apollo's nach dem Entwurfe des Geh. Oberbauraths Schinkel, als Relief angeordnet, auf stark rothem Hintergrunde, in einer architektonisch gemalten Bogeneinfassung. Rauch's schöne Büste der durchlauchtigsten Königstochter hatte im Pallaste des erhabenen Vaters die Stelle auf dem erhöheten Fußgestelle in der Mitte eingenommen, zu dessen beyden Seiten zwey liebliche Nymphen im antiken Faltenwurf sich zeigten, indeß sich um jeden der rechts und links stehenden Kandelaber, in Form des niedersteigenden Bogens eine knieende Mädchengestalt in anmuthig motivirter Symmetrie gruppirte, wie die Jungfrau dem Beschauer zur Rechten den schönen, ausdrucksvollen Kopf, dithyrambisch lebhaft, nach dem eben bekränzten Brustbilde hob, dagegen sinnende Andacht, das liebliche Haupt der zur Linken knieenden Gespielin zu senken schien, auf deren rein gezeichnetem Profile jungfräuliche Demuth mit priesterlicher Weihe sich rührend vermählte. Die natürliche Färbung der Gesichter, Haare und Arme wirkte hier keineswegs störend, wie das tiefe Roth des Hintergrundes sehr zweckmäßig das lebendige Colorit mäßigte, zugleich aber der schmale leuchtende Goldsaum der Oberkleider mit dem goldgewirkten Gürtel, die Gestalten gefällig hob, indem er die strenge Plastik der Gewänder erheiternd, diese in näheren Einklang mit den vom organischen Leben gefärbten Formen versetzte. Wenn daher auch die Wahl des Gegenstandes, durch früher gegebene Umstände bedingt, vielleicht im Ganzen nicht auf strengen antiken Charakter Anspruch machen konnte: so ruhete nichts desto weniger der Blick mit Wohlgefallen auf den schönen Einzelnheiten, wo Geschmack und Schule sich durchgehends in den Motiven der verschiedenen Draperien kund gab.

Angenehm aufgeregt, sah ich mit gespannter Erwartung der Erscheinung des zweyten Bildes, Joseph vor Pharao, nach Raphael, um so lieber entgegen, als ich, selbst im Besitz einer Copie des herrlichen Gemäldes, seit Jahren die einfache Großheit dieser Composition zu bewundern nicht müde wurde. Mit einem ganz eigenen Gefühle gerührter Freude erblickte ich daher mein Lieblingsbild lebensgroß vor mir in dem Zauber einer zweckmäßigen Beleuchtung, deren Wirkung jedoch vielleicht in etwas durch die im Hintergrunde transparent erscheinenden Vorstellungen des bedeutsamen Traumes geschwächt wurde, da, wenn auch in den Freskogemälden jene beyden Medaillons halb angegeben, sie doch offenbar der Art der Malerey nach nicht gleich stark hervortreten, als es hier geschah, wo die gewählten Bilder der Garben und Kühe zum Nachtheil der Gestalten hervortraten.

Nur eine längere Erfahrung dürfte die Anordner über die Vorzüge einer einfachen Beleuchtung vollständig belehren, welche, wenn sie durch den Gegenstand bedingt, bey den Gemälden eintrat, stets von der glücklichsten Wirkung sich erwies.

Ebenso dürfte der Werth wie die Bedeutung der Farben erst auf diesem Probesteine der Kunst vollkommen gewürdigt werden, da ich eine Verbesserung schmerzlich empfand, die man nach den bunten Angewöhnungen der Schaubühne gerade hier vorgenommen, und die graue Stufe, worauf Pharao's Stuhl sich befindet, mit einer rothen Decke bekleidet hatte, welche allerdings dem Sitz etwas thronartigeres verlieh, zugleich aber als ein greller Fleck die Harmonie meines geliebten Bildes nur zu empfindlich störte. — Desto lieblicher lachte das darauf folgende Bild: die Auffindung Moses von Raphael, mich an, dessen Hintergrund, höchst verständig gemalt, in klarer Landschaft den Nil und seine grünen Ufer darstellend,

Digitized by Google

die schöne Mädchengruppe in voller Kraft und Anmuth hervortreten ließ, wie der unsterbliche Meister sie uns hingestellt. Ein schöner Chor von Naumann begleitete dieses Gemälde würdiger, als die etwas tändelnde Romanze aus Joseph in Aegypten, von Mehül, sich zu dem vorgehenden gesellt; und hätte ich der schlanken hohen Königstochter für die Pailletten-Einfassung der bunt gekreuzten Bänder den vorhin erwähnten matten Goldgürtel um den geschmeidigen Leib schlingen können, so würde diesem Bilde in meinen Augen nichts gefehlt haben, um den vollen tiefen Eindruck des Urbildes wieder zu geben.

Heiter und behaglich zugleich erschien uns jezt in dem vierten Bilde das Leben griechischer Vorwelt in dem wohlbekannten Wandgemälde aus Herculanum, den Verkauf der Liebesgötter darstellend. Die zugleich bequeme und auffordernde Stellung der verschmizten Verkäuferin sowohl, als das sinnend zurückgelehnte Mädchen, dem sie den mißlichen Handel anbietet, bildet ein in lebendiger Anmuth ruhendes Daseyn, zu dem die gefällige Freundin wesentlich gehört, welche den schönen Nacken der Betrachtenden, das Bild zum Ganzen rundend, umschlingt, indem dieselbe sichtlich die heitere Seite des Kaufes bey jener geltend zu machen sucht; während der liebeathmende Chorgesang aus Armida jedes Herz zum Empfange des lieblich gefährlichen Gastes stimmte. Formen und Draperien zeigten sich hier musterhaft, und wenn man den kleinen Amorinen mehr Consistenz wünschen mußte, so war billige Rücksicht auf die ursprünglich schnell entstandene Bilderwelt hinreichend, um diese Pappsurrogate der losen lebendigen Vögel vor dem allzustrengen Krittler zu vertreten.

Aber ein allgemeiner Laut des Beyfalls empfing das fünfte Bild, welches, ebenfalls der heitern Welt griechischer Formen angehörend, und aus dem Schooß der Erde zurückgegeben, Freude und Schönheit, als die Genien jener versunkenen Regionen dem trüben Norden offenbart. — In Mitte der auf schwarzem Grunde leicht und zierlich fortlaufenden Malerey aus schlanken Säulen und Blumengewinden, erhob sich auf steinfarbenem Postamente eine beflügelte Victoria in lichtblauem Gewande, rechts und links von derselben auf niedrigerem Würfel Mars und eine jugendliche Bacchantin, in fleischfarbenem Tricot mit leichter Draperie von lebhaftem Roth; Mars durch den Helm kenntlich, den schlanken Speer vorstreckend, indeß die liebliche Mädchengestalt ihm gegenüber, die Füße reizend verschlungen, sich auf das große Tambourin stüzte, welches ihrer zierlichen Stellung allein einen sichtbaren Ruhepunkt zu bieten schien. Beyde Gestalten erinnerten mich an die Vorstellung der 23sten Kupfertafel im 3ten Bande des kleinen Werkes, die Gemälde von Herculanum vom Jahre 1790 enthaltend; die ganze Zusammenstellung dieses höchst gefälligen Bildes aber dankten wir einem Entwurf unseres genialen Schinkel, welcher, in den Geist der Antike so vollkommen eingedrungen, es leicht vermochte, die verschiedenen Elemente jener Malereyen zu einer neuen Schöpfung zu verschmelzen, die, wenn wir sie nicht in unsern Kupferwerken nachschlagen und aufweisen können, dennoch an das Gelungenste, was sie enthalten, erinnert, und sich dreist neben dasselbe stellen darf. Die schöne Victoria, so herrlich als treu, im Sinne der Herkulanischen Wandgemälde drappirt, mit bunt glänzenden Fittichen und der aus Folie grün leuchtenden Lorbeerkrone um die freye Stirne, den Siegeskranz hochgetragen, die angenehmen Nebengestalten, die gefällige Malerey der Wandverzierungen; alles entzückte mich, und gewährte in seltenem Einklang den heitersten Eindruck. — Gehörte ich zu den Reichen dieser Erde, ich würde die Kunst aufgeboten haben, um in dem lachendsten Gartenzimmer meines Landhauses diese flüchtige Vorstellung festzuhalten, bey deren Verschwinden die lebhaftesten Beyfallszeichen den Zauber kund gaben, welchen ein wahrhaft Gelungenes selbst auf die größere, gemischte Menge unwiderstehlich ausübt.

Ganz verschieden, aber nicht minder befriedigend, empfanden wir den Eindruck des sechsten Bildes, ob es uns gleich aus den klaren, farbenreichen Regionen rein sinnlicher Kunstbildungen nach dem trüben Norden, in eine Zeit roher Vergehungen und Schmerzen zurückschleuderte, welche nach dem Versinken der heidnischen Genuß-Welt, uns nur allzulang den Menschen zwischen Aberglauben und Frevel befangen sehen läßt. In erschütternder Treue nachgebildet, erkannten wir das herrliche Gemälde Rembrandt's, den Grafen Adolph von Geldern vorstellend, gegen den sein greiser Vater Arnoldus (Arnolphus) im Grimm der Verzweiflung den Fluch aus dem Gefängniß schleudert, worin dieser unnatürliche Sohn ihn eingeschlossen hält. Die Begebenheit, welche sich um das J. 1465 zugetragen, lieferte Rembrandt den Stoff eines Gemäldes, welches zu den schönsten Zierden der, aus lauter trefflichen Meisterwerken bestehenden Gallerie von Sanssouci gezählt werden muß.

Allen denen, welchen Rembrandts Manier bekannt ist, (und welchem Leser dieses, der Kunst gewidmeten Blattes, wäre sie es nicht?) kann mit der Aufzählung aller Schwierigkeiten wenig gedient seyn, welche sich der Ausführung dieses Gegenstandes entgegen stellten, und nur solche Kenner werden sich verwundern, wenn ich hinzusetze, daß eine so gewagte Aufgabe hier vollkommen gelöst worden. — Für diejenigen, welchen das unvergleichliche Bild fremd blieb, stehe hier eine nothdürftige Schilderung, welche mit nichten den wunderbaren

Farbenton, die Kraft des Ausdrucks, wie noch weniger den wahrhaft tragischen Total-Eindruck des Ganzen wiederzugeben vermag — den nur diejenigen Kunstfreunde ahnden, welche den Meister längst, in seiner, nur ihm eigenen Manier kennen; zugleich aber dürfte dieser Umriß manchem Leser als Nachhülfe seines Gedächtnisses vielleicht nicht unwillkommen seyn, der die Schätze jener auch im Aeußern wahrhaft königlichen Bildersammlung in Potsdam flüchtig durchlief — jene mit Marmor und Gold so kostbar als geschmackvoll ausgestattete Gallerie, in welcher der große Friedrich täglich nach angestrengter Arbeit seines thätigen Regentenlebens die würdige Erholung eines wahrhaft gebildeten Geistes suchte — und so damals schon einer der Vorschriften nachgelebt, die uns seitdem Goethe gegeben: uns täglich durch das Anschauen eines bedeutenden Kunstgegenstandes zu erfrischen; ein nie genug zu beherzigendes Wort, welches, gewissenhaft befolgt, schon allein genügte, den Sinn vor Gemeinem zu bewahren, und über die kleinlichen Sorgen und Lasten des irdischen Daseyns emporzutragen.

Rembrandts Gemälde zeigt uns den schlimmen Grafen Adolph von Geldern als Kniestück in Lebensgröße, welcher, wie in ummauertem Vorhof stehend vorgestellt, gegen den Gefängnißthurm zur Rechten des Beschauers die Faust drohend erhebt, aus dessen Gitter sein greiser gefangener Vater das Haupt hervordrängt, zugleich mit erhobener Rechten den Fluch begleitend, den die Erscheinung des pflichtvergessenen Sohnes und sein unnatürlicher Trotz dem gereizten Alten entreißt. — Das buschichte Haar des jungen Mannes, mit seltsamem Schmuck umwunden, umgibt höchst charakteristisch die wilden Züge; indeß seine Kleidung phantastisch reich, uns den Widerschein eines silberdurchwirkten Oberkleides aus den nach Rembrandts Weise abgedämpften Lichttönen errathen läßt. Waffen und Schmuck verleihen der etwas gedrückten Gestalt einen barbarischen Glanz, wie er dem Usurpator angemessen, indeß von des Greises Bekleidung aus engem Fensterraume nur das ernste Schwarz sichtbar, wogegen das silberne Bart- und Haupthaar stärker absticht, indem es zugleich des Sohnes Vergehen vor unserm bewegten Gefühle steigert.

An Ausdruck und Treue war diese Vorstellung unübertrefflich zu nennen, und ließ eben so wohl durch die glückliche Wahl der Personen, als hinsichtlich der Färbung und Beleuchtung des Ganzen nichts zu wünschen übrig.

Vielleicht würde diese schon höchst gelungene Leistung noch gewinnen, wenn die Brustwehr, welche innerhalb des Rahmens, dieses Gemälde zum Kniestück, dem Urbilde gleich, macht — etwas motivirt, etwa eine Mauer mit Schießscharten oder sonstig bestimmterer Form, diesen nothwendigen Abschnitt bedeutender gestaltete. Besser noch vielleicht, wenn ein Rahmen im Rahmen, die Vorstellung enger concentrirte; sonst würde ich, meines Theils, nicht angestanden haben, die Gestalt des schlimmen Grafen in voller Länge nach dem oben beschriebenen Costüme mit Hülfe anderer Rembrandtscher Vorstellungen ergänzt, erscheinen zu lassen, da denn der Gefängnißthurm im Vorgrunde unfehlbar eine bedeutendere Wirkung gehabt, und hier, nicht wie dort vom gegebenen Raume beschränkt, zum Vortheil des Ganzen weiter in das Gemälde hineintreten könnte.

Aus der Enge farblos düsterer Kerkermauern hob uns jezt der Zauberstab der Kunst mit einem Male auf die sonnigen Höhen des Monte Pincio, wo unfern der prächtigen Villa Borghese, Raphaels heitere Wohnung vertraulich im Schatten immergrüner Pinien ruhte, deren reizende Lage den französischen Künstler Picot zu dem lieblichen Bilde begeistert, welches den unsterblichen Sanzio selbst vorstellt, wie er in der Nähe seiner Wohnung eben mit Studien beschäftigt, bis zum Sinken der Sonne gezeichnet, und jezt die Tafel auf das übergeschlagene Knie stützend, sein schönes Haupt an die geliebte Fornarina zurücklehnt, die zu lieblicher Unterbrechung ihn mahnend, höchst anmuthig, gleichsam vom Halbschatten schamhaft bedeckt, den linken Arm um den zärtlichen Freund schlingt, dessen linke Hand den reichen Faltenärmel ihres rechten schmeichelnd ergreift, zum Zeichen, daß auch er sich sehnt, nun von dem edlen Mühen der Kunst im süßen Liebeskosen auszuruhen.

Nicht leicht dürfte eine Composition neuerer Zeit, insonderheit aus der französischen Schule, sich neben dieses Bild stellen können, wie es, fern von allem theatralischen Suchen nach Effekt, in sich vollkommen abgerundet, seinen Gegenstand so vollständig als gefällig ausspricht.

Hr. Winterberger (denn wer so schön aussehen kann, muß billig genannt werden) gab uns den vollen Eindruck des eben so geistbelebten als zärtlichen Künstlers, der die feurigen Blicke, in deren Tiefe sich eine Welt spiegelt, jezt in milder Liebesglut auf die blühende Gestalt richtet, welche dem Reichbegabten zugleich der Gegenstand glücklicher Neigung und die Repräsentation aller irdischen Schönheit war, die sein Geist verklärend nur als den Abglanz der himmlischen, für alle Zeiten hinstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 63.

Kunst-Blatt.

Montag, den 7. August 1826.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Parma, den 19. Sept.

In Piacenza waren wir zeitig genug eingetroffen, um noch am Tage der Ankunft der Ansicht des Bedeutendsten froh zu werden. Die Stadt hat was gar stattliches, imponirendes, majestätisches. Es sind herrliche Baumassen da, und das Castello des Vignola — so unvollendet es auch geblieben — ist ein ungeheueres Werk. Nach allen Seiten hin genießt man höchst malerischer, perspektivischer Scenen; der Charakter des Großartigen ist dabey der durchherrschende.

Wir begannen mit der Cathedrale, und waren denn gleich von der pittoresken, höchst charakteristischen Façade hinreichend angeregt, und suchten allerley Bedeutungen aus den Ornamenten herauszufinden oder hineinzulegen, weil der Geist nicht zugeben will, daß der Künstler nach bloßer Willkür verfahre; und doch so Manches an diesen alterthümlichen Bauwerken gar schwer zu motiviren ist. Kuppel und Ring dieser Kirche sind durch Freskowerke Guercinos den Kunstfreunden willkommen und wichtig. Es sind Propheten darunter, von herrlicher Zeichnung — und — wie sich bey diesem wackern Manne von selbst versteht — von trefflichem Colorite. Wir hatten in Mayland schon von seinen besten Sachen gesehen, und ihm seine ganze Derbheit zugestanden, indem wir dafür den Genuß seiner herrlichen Farbentöne hinwegnahmen. Im Fleische besonders hat er ganz was eigenes, klares, durchscheinendes, markiges; und das ist Alles so ungekünstelt, und immer mit dem ersten Pinselstrich auf die Leinwand hingegossen, und noch so frisch, als sey es von gestern.

Nebst dieser Kuppel ward uns aber noch ein herrlicher Genuß zu Theil — nämlich die Werke des Ludovico Carracci im Gewölbe und den Feldern des Chores. Ich war für diesen Meister schon so ganz eingenommen, hatte mir was recht gewaltiges und großes vermuthet — und doch gingen diese Werke noch weit über meine Erwartungen hinaus. Ludovico war durch und durch ein erhabener Geist — aber die Wirkung seiner Bilder ist nicht von erschütternder, einschüchternder, sondern von sanft erhebender, heranziehender Natur. Er ist in seinen Compositionen Dichter im höchsten Sinne des Wortes; höchst geschmackvoll in seiner Behandlung, und auch als Zeichner und Maler vollendet.

Von der Cathedrale ging der Zug nach S. Agostino — einem Werk des großen Vignola. Die Façade schien uns ein wenig stumpf und schwerfällig; das Innere ist unglaublich reich und imponirend. Vignola ist ein kühner, ins große gehender Geist, für den kaum ein König reich genug gewesen wäre. — Er hätte einen Sesostris oder Salomon haben müssen, um sich ein Genüge zu thun. Daher auch Vieles von dem, was er angegeben, ins Stocken gerathen.

Eine reiche Ausbeute machten wir in Madonna di Campagna. Wir fanden da ganz herrliche Fresken von Porderone, die wir uns recht zu Gemüthe führten, weil Fresken dieses Meisters Seltenheiten sind. Er ist der besten Coloristen einer, und mir besonders zusagend durch seinen ernsten glühenden Ton, und das durch und durch gediegene und vollendete in seiner Behandlungsweise. Ueber diesen Werken erhebt sich die reich gezierte Kuppel; Arbeiten des Bernardino Gatti. (1533). Das war uns eine ganz neue Bekanntschaft, und eine Vorhinwegnahme aus der Schule von Parma. Es ist ein in schönem, großen Style durchgeführtes Werk. Wie unendlich reich ist doch dieses Land an Kunstwerken! Für uns zu Hause ist ein Staffeleybildchen dieser Meister schon ein Erbstück; und dahier sind all' diese ungeheuren Flächen der innern Kirchenräume, ja selbst die Stiegenhäuser der Privaten, mit den herrlichsten Gemälden bedeckt. Und wenn man wieder heraustritt auf die Straße, glänzen einem diese Meisterwerke der Architekten, diese Brunnen, und Bildsäulen, und Denkmäler aus Erz und aus Marmor ins Auge. Und nun denket Euch vollends

Digitized by Google

diesen Himmel, diese Landschaften, diese Gärten und diese Staffagen hinzu!

Der Abend ward, wie es hier Sitte ist, auf dem Marktplatze zugebracht, wo unter den Arkaden, und weit in die Straßen hinein, Strohstühle bereitet sind, um Früchte und Eis mit Behaglichkeit zu genießen. Der Platz ist so recht im Herzen der Stadt, und alle die sich finden wollen, treffen hier auf selbem Wege zusammen. Das Rathhaus von altem Baustyle, gibt einen schönen historischen Hintergrund, und man wird so, ohne es eigentlich zu wollen, in das Nachdenken und Vergleichen der Zeiten und Sitten hineingezogen. Davor stehen ein Paar kolossale Equestral-Figuren aus Erz — Bildnisse des Alexander und Rainer Farnese. So manierirt diese Arbeiten Mocchi's auch seyn mögen, so sind sie doch durch Geist, Feuer und Leben, und durch einen gewissen Sinn für Effekt, eine willkommene, und durch ihre Kostbarkeit wahrhaft fürstliche Zierde des Platzes. Und gerade diesen Abend, bey dieser Mondbeleuchtung, die das Rathhaus in eine eigene Wirkung sezte, hätten wir sie nicht gerne vermißt.

Wir waren gegen Abend hier in Parma eingetroffen, und kaum aus dem Wagen gestiegen, als uns die Ungeduld schon nach dem Dome trieb. Wir kamen aber zufällig früher an die Ecke von S. Giovanni, und da zog es uns denn fast unwiderstehlich hinein. Die beste Stunde war aber längst versäumt, und die Kuppel so finster, daß es nicht mehr eigentlich zum Genusse kam. Dafür haben wir denn heute so recht im Kunsthimmel geschwelget. Wir waren gegen 9 Uhr hineingekommen, und ein herrlich Helldunkel war gerade jezt über das erstaunliche Werk ergossen. Es sind die Apostel auf Wolkensitzen, und über ihnen ihr Herr und Meister. Man kann nichts schöneres, größeres, erhebenderes sehen. Daß sie ohne Gewandung seyen, war befremdend. Als wir aber den Johannes bemerkten, greisigen Hauptes, der eben — der lezte — hinzukömmt, ward uns Licht über Sinn des Künstlers zu Theile. Er dachte sich jene, wie sie nach Kampf und Tod nun schon eingegangen in das Reich der Seeligen, in das Haus der Ruhe — und gerade diese Ruhe ist so unaussprechlich schön angedeutet. Alle Formen athmen jenen Geist der Verklärung, sind von jenem Aether durchdrungen, der die Regionen des Himmels erfüllet. Das was der Künstler des Torso anzudeuten bemüht war, hat Allegri in diesen Gestalten durchgeführt. Er hat ihnen eine Größe, eine Gewalt, eine Majestät eingebildet, die um so ergreifender wirkt, da diese Figuren nun alle zugleich von dem ewigen Frühlinge, den die Verklärung gibt, durchdrungen erscheinen. Wahrlich gerade das hatte ich Alles nicht zu finden geahnet, um so lebendiger war ich ergriffen, um so höher stieg mein Staunen und Bewundern!

Wir mußten uns mit Gewalt losreißen, um nach dem Dome zu eilen, und seltsamer war ich nie bewegt, als auf diesem Wege von Heiligthum zu Heiligthum. —

Mit dem Werke in der Cathedrale waren wir durch das Studium der Nachbildungen des Vanni schon Etwas bekannter. Doch werden alle Nachbildungen einem solchen Werke gegenüber, ewig Pfuschereyen bleiben.

Das Ganze stellt bekanntlich die Assunta vor. Die verklärte Mutter und Schaaren von Seligen und Engeln füllen den oberen Raum des Gewölbes. In dem Ringe der Kuppel sind die Apostel des Herrn abgebildet; gedacht in dem Momente, wo sie um die Sterbende versammelt waren, und sich nun plötzlich die Himmel öffnen, und Christus sich herniederläßt, um Marien zu sich aufzunehmen. In den Winkeln, welche sich über den Pfeilern der Kuppel ins breite ziehen, sind die Patronen von Parma von Wolken und Engeln umgeben zu schauen.

Eine ganze Welt thut sich hier überall dem Blicke auf — eine Welt, die nirgends als gerade hier zu finden ist — denn Allegri ist hier durchaus Dichter und Schöpfer. Er hat diese ganze Gattung erst geschaffen und ihr einen solchen Umfang, eine solche innere Tiefe gegeben — daß er in die eine große Welt seiner Hauptidee noch mehrere kleinere Welten von Abstufungen und Nüancen des Ausdrucks hineinzuzaubern verstanden. Während es schon etwas Erstaunliches wäre, auch nur Eine dieser Gestalten im Geiste zu ersinnen und ins Werk einzuführen — hat er in der Fülle und dem Ergusse seines Genius, ganze Schaaren dieser Zaubergeburten der Phantasie gebildet, in welcher sich wieder bestimmte Classen, und in jeder Classe bestimmte Individuen wahrnehmen lassen. So herrscht — um nur Eines anzuführen — ein ganz anderer Geist und Grad des Ausdrucks in den Gestalten, welche in der Nähe der Apostel beschäftigt sind, die großen Candelabern mit Brandstoff und Weihrauch zu füllen — als in jenen, welche in dem untern Raume der Glorie, auf allerley Instrumenten das himmlische Concert beginnen. Und wie verschieden sind nicht diese beyden Gattungen wieder, von jener der Engelchen, die zwischen die Spielenden und die Seligen gleichsam eingeflochten sind, so wie von den Jünglingen, die vier Wolkensitze für die Heiligen in den vier Winkeln bereiten. Dabey glaube man ja nicht, daß diese Gestalten ein luftiges Gewebe der Einbildungskraft, und mit willkürlichen, conventionellen Merkmalen unter sich abgestuft wären. Alles ist durch und durch der Natur abgelauscht und abgefühlt; alles ist so sehr aus der Wirklichkeit und

dem Leben geschöpft, daß gerade dieses Werk wieder zugleich ein Lehrbuch ist, wie man die Erscheinungen der Natur aufzufassen habe, und ein Monument, durch welches die Gränze des für den Künstler wirklich in der Nachbildung Erreichbaren, bis beynahe an das Unendliche hinausgerückt wird. Und indem Allegri sich auf diese Höhe der Darstellung erschwingt — welch herrliches Licht wirft er nicht wieder auf die Natur selbst zurück, da er den Sinn des Beobachters in einem Grade für ihre wunderbaren Erscheinungen öffnet, den man bevor man ihn gekannt und studirt hat, gar nicht ahnete.

Diese Gedanken beschäftigten uns auf dem Wege zur Akademie, die wir jezt zu besuchen uns vorgesezt hatten. Durch unsern Glücksstern begünstigt, fanden wir hier Correggio's berühmtestes Oelgemälde — den sogenannten Tag — auf der Staffeley ruhend, in der herrlichsten Beleuchtung. Alle Bewunderer des Schönen haben sich seit Jahrhunderten in Lobeserhebungen dieses Bildes erschöpft, und doch ist es sicherlich noch von keinem über seinen Werth geschäzt worden. Es ist der höchste Triumph der Kunst in Farbe, Zeichnung und Beleuchtung — ja man kann es ein Siegesmonument des menschlichen Geistes überhaupt nennen.

Wir saßen wohl ein Paar Stunden vor diesem wunderbaren Bilde, und mit jedem Augenblicke wurden uns neue Schönheiten offenbar; neue Töne dieses süßen Wohllauts von Farben, Linien und Lichtern vernehmbar. Es war uns beym Hinweggehen, als sey uns jezt erst das Auge für das Schöne vollends erschlossen, und der Besitz eines Höchsten und Unvergleichbaren zu Theil geworden. Die Begierde nach Anderem schwieg, und wir kehrten in den sanften Nachklang eines unaussprechlichen Genusses versunken, nach Hause.

20sten Sept.

Außer jenem Wunderbilde des heil. Hieronymus haben wir nun auf der Akademie noch folgende Werke des Correggio bey trefflicher Beleuchtung zu studiren, durch die Gefälligkeit Directors Taschi, Gelegenheit gehabt: La Madonna della Scodella; die Marter des heil. Plazidus; die Mater dolorosa; eine herrliche Freske aus Madonna della Scala; ein neuaufgefundenes Bild aus der frühern Zeit dieses Künstlers, darstellend die Kreuzschleifung Christi.

Es ist sehr merkwürdig die lezten beyden Werke in Gegensatz zu stellen. In dem ersten schauen wir eine Größe des Styles, welcher Majestät und Milde, Erhabenheit und Zartheit auf das Innigste zu verschmelzen wußte. Das Ganze gibt den Eindruck der heitersten Ruhe, der erhebendsten Stille des Geistes. In der Kreuzschleifung hingegen ist der Ausdruck zur heftigsten Wirkung conzentrirt. Der Kopf der in Ohnmacht hinsinkenden Maria vorzüglich ist ein bis zu Thränen erschütterndes Bild des Schmerzes; in Zeichnung und Farbe spricht sich auch hier schon jene Delikatesse und Feinheit aus, die diesem Künstler so eigen ist, und es ist unendlich erfreulich und belehrend, in einem Werke eines solchen Umfanges aus seiner frühern Zeit, schon seine ganze Absicht und sein ganzes Wesen zu erkennen. Diese Absicht und dieses Wesen Correggio's, ja den ganzen Zusammenhang seiner Entwicklung darzustellen, wäre eine für die Kunstgeschichte sehr wichtige, und für den menschlichen Geist sehr würdige Aufgabe. Allein diese Aufgabe ist um so schwieriger zu lösen, da die Nachrichten aus dem Leben dieses Malers selten, und für die Folgerungen aus seinen Werken auf jene der angränzenden Schulen, nur wenige Mittelglieder zur Hand sind. Daß übrigens die meisten der Urtheile, die über diesen Maler gemeinhin gehört werden, offenbar falsch und grundlos sind, davon wird sich Jeder, der ihn unbefangen und im Zusammenhange zu studiren anfängt, sehr bald überzeugen. Vorzüglich wird er gerade darin, wo er so eigenthümlich groß und einzig ist, nämlich in seiner Ansicht von der sittlichen Bedeutung des sinnlich Schönen, selten nach Verdienst gewürdigt. Kein Künstler hat, wie dieser, den Stoff in solchem Maaße mit Vergeistigung zu durchdringen, und die eigentlich christliche Verklärung der Seelenaffekte in Form, Gebärde und Attitüde abzuspiegeln verstanden. Man nenne auch nur Einen, der jenes demuthsvolle Hingeben in die von Oben einwirkende Gnade; jene Auflösung des Stoffes in Geist und Licht; den Sieg der Liebe und das Uebergewicht des innern verborgenen Lebens — in diesem Grade zu versinnlichen gewagt hätte. Correggio's Werke sind fast immer tiefsinnige Allegorien der großartigsten Bedeutung, und eine Kundbarmachung und Verherrlichung der innersten Anschauung und der verborgensten Tiefen der Empfindung. In dem vollen Gefühle seines Vermögens, und dahingerissen von seiner Begeisterung, hat er die Schranken des Herkömmlichen niedergestürzt und die Sphäre seiner Kunst bis zu dem Punkte emporgehoben und ausgedehnt, wo sie an jene der Musik gränzt, mit deren Wirkungen seine Werke schon so viel gleichartiges haben. Denn so wie die Töne der Musik gleichsam aus fremden Welten heranschwebend, unsere Seele mit den wonnigsten Ahnungen durchschauern; und als gränzenlose Wesen, uns mit dem Gefühle des Unendlichen so lebhaft durchdringen, daß unsere Gedanken zu Anschauungen, und unser Wollen zur Begeisterung wird — so zaubert uns auch Correggio einen Himmel in die Seele, mit seinen wunderbaren Ge-

stalten, die mit ihren Umrissen auch gleichsam in das Unendliche des Ausdrucks, der sie bewegt, verklingen, und indem sie die Fülle eines verklärten Daseyns abstrahlen, uns in eine höhere Sphäre der Anschauungen emporheben. Man suche also bey diesem Meister nicht jene regelmäßige, die Sinne befriedigende Schönheit der Formen; jene Lieblichkeit und Anmuth der Gebärden, die nur auf der Oberfläche der Empfindung schwebt. Man wird vielmehr gar Manches antreffen, was im ersten Augenblick den Schönheitssinn zu beleidigen, ja ans Häßliche zu gränzen scheint. Aber man forsche nur tiefer, und man wird sich bald von dem Zauber dieser, aus einer höhern Welt stammenden Töne bestrickt fühlen. So wie der Mensch, wenn er mit der Last eines unendlichen Schmerzes ringt, oder von dem Jubel einer unendlichen Freude bewegt ist, aus der gewöhnlichen Mimik der Empfindungen herausgehoben wird, und nun auch in allen seinen sinnlichen Aeußerungen eine höhere Lebenspotenz ausspricht — so hat auch Correggio sich mit seinen Schöpfungen in eine Sphäre höherer Affekte versezt, durch welche seine Darstellung nothwendig beherrscht wird. Aus diesem Standpunkte will er aber auch gefaßt und beurtheilt seyn, und das anfangs störende wird sich uns bald zur vollen Harmonie auflösen. Denn gleichwie die Wirkung der Musik nicht auf lauter Assonanzen beruht, sondern der Genuß der Harmonien durch manche Dissonanz vorbereitet werden muß — so wird auch der Maler, der mit Formen spricht, sie weise zu vermischen verstehen. Wie herrlich hat aber nicht Correggio — um nur Ein Beyspiel anzuführen — von diesem Gesetze in seinem Bilde der Kreuzabnehmung Gebrauch zu machen verstanden? Wie wirkungsvoll ist hier nicht der Contrast des unaussprechlich schön gebildeten Leichnams Christi, mit dem von laut aus dem Innersten hervorschreyenden Schmerz der umstehenden Figuren, welch ein wunderbarer Akkord der eindringendsten, in der Gestalt des Erlösers zur sanftesten Harmonie aufgelöseten Töne?

Daß Correggio als Colorist über allen Malern stehe, wird kaum widersprochen werden. Oft überbietet er selbst im Incarnate Alles, was sogar ein Titian geleistet hat. Denn man erwäge, daß er den Glanz und die Wirkung seines Incarnates selbst neben den kräftigsten Tönen des brillantesten Grüns, oder Zinnobers rc. zu behaupten weiß; während Titian und andere, sich oft gebrochener schmutziger Farben für Gewänder und Hintergrund bedient haben, um der Wirkung des Fleisches sicher zu bleiben. Auch in der Grazie des Ausdrucks ist er von keinem übertroffen worden — denn selbst Rafael hat sich in seiner Besonnenheit, diesen Theil nicht so vorzugsweise zur Aufgabe gemacht. In der Zeichnung ist aber Correggio um so bewunderungswürdiger, je mehr Schwierigkeiten sich ihm, gerade nach dem Standpunkte, den er sich selbst gewählt hat, nothwendig von selbst aufdringen mußten. Es ist aber nach diesem Allem auch noch eines Verdienstes zu erwähnen, das man dem Correggio gewöhnlich gar nicht zusprechen hört; nämlich des Aufschwunges zum Charakter des Gewaltigen, Imposanten und Majestätischen. Diesen Charakter hat er in den Apostelfiguren der Kuppel von S. Giovanni durchgeführt, und in die Größe des hier entwickelten Styles, einen Zauber von erhabener Grazie zu verschmelzen gewußt, den wir in den ehrfurchtgebietenden Gestalten der Sixtina gleichwohl vermissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Künstlernachricht aus Breslau.

Rudolph Freitag, Sohn des hiesigen geschickten Stempelschneiders und Graveurs Freitag, war von seinem Vater nach Wien im Jahre 1821 gesendet worden, um in der von dem Vater betriebenen Kunst, der auch der Sohn sich gewidmet, größere und bedeutendere Fortschritte zu machen. Eine unwiderstehliche Neigung trieb ihn in Wien zur Bildhauerey, in die Werkstätten der Professoren Schaller und Käsmann, die mit Antheil seinen Eifer sahen und ihn ermuthigten, auf dem neu betretenen Wege zu bleiben. Bald genügte dem eifrigen Wunsche des jungen Mannes sein dortiger Aufenthalt nicht mehr, er sehnte sich, die herrlichsten und höchsten Werke der Kunst zu sehen und so, alle sich ihm entgegendrängende Schwierigkeiten überwindend, eilte er Anfangs des Jahrs 1825 nach Rom, wo ihm das Glück ward, unter die Schüler des berühmten Thorwaldsen zu treten.

Nicht allein mit Arbeiten bey seinem Meister beschäftigt, wagte er auch, einen eigenen Versuch im Modelliren zu machen, indem er einen Amor, der Tauben tränkt, arbeitete, welches Modell den Beyfall Thorwaldsens und andere in Rom lebender Künstler so sehr fand, daß der dadurch dem jungen Manne gewordene günstige Ruf den preußischen Gesandten zu Rom, Herrn Legationsrath Dr. Bunsen, bewog, ihn der Abtheilung für Kunst und Alterthum in der schlesischen vaterländischen Gesellschaft angelegentlich zur Unterstützung zu empfehlen, um dem jungen Künstler einen längern Aufenthalt in Rom zu sichern. Der Hr. Etatsrath und Ritter Thorwaldsen fügte ein sehr vortheilhaftes Zeugniß hinzu, welches die günstigen Anlagen des jungen Mannes heraushob und ihn zu jeder nützlichen Unterstützung würdig erklärte.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. August 1826.

Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin.

Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

Berlin im Juni.

(Fortsetzung.)

Da Picot's Gemälde durch den Kupferstich bereits allgemein bekannt ist, so genüge es, hinsichtlich der Composition auf denselben hinzuweisen. Besonders erfreulich zeigte sich darin, nächst der Anmuth des Ausdrucks, die aus dem Leben gegriffene Einfachheit der Stellung, die mit der bescheidenen Benutzung des Costümes, einen Hauch stiller Häuslichkeit über die reizende Gruppe verbreitet, welcher die Innigkeit derselben dem Sinne des Betrachtenden, frey von allem überflüssigen Beywesen, offenbart. — Nur dieß sey hinzugefügt, daß der blühende Reiz der bekannten Fornarina durch Mlle. Lange vor uns aufs neue ins Leben trat, indeß die sanften Mitteltöne der zweckmäßigen Beleuchtung, sowohl das helle Weiß der weiten Aermel, als den Purpur des Unterkleides milderten, um das ein langer Gürtel, über die weichen Hüften leicht geknüpft, vorn herabfällt.

Eine erlaubte Freyheit des Malers stellte hinter Raphael im Haine von Pinien und hochragenden Zypressen, der seine Wohnung umgibt, die Marmorstatue des schönen Amors auf, der eben seinen Bogen spannt, wie derselbe von den lezten Streiflichtern der sinkenden Sonne beschienen, gleichsam in den Opfergluthen zu entbrennen scheint, welche seinen Liebling verzehren sollten.

Diese Vorstellung ist wirklich Raphaels Verklärung, denn sein ganzes reiches, zwischen Kunst und Liebe getheiltes Daseyn spiegelt sich in diesem ätherischen Abendroth, wie es herauf leuchtet zu den Gipfeln, und seine schönen Züge mit höherem Leben färbt; nur die Kuppel von Sankt Peter mahnt uns aus tiefer Ferne; daß es auch außerhalb dieses Zauberkreises eine Welt gibt. Erwägen wir nun, daß diese Welt das ewige Rom war, worüber der ruhmgesättigte Künstler, aus reicher Lebensfülle schwelgend, hier in schöner Einsamkeit erhaben lebte, dann muß man sich gestehen, daß er das höchste Irdische genossen und sein Leben ganz gelebt hat. — Die bekannte liebliche Barcariola nach der Composition von Mad. Gay, dreystimmmig gesungen, vollendete die Stimmung, welche, aus Wehmuth und Wollust gemischt, einem jener seligen Jugendträume verglichen werden möchte, in denen ein unaussprechliches Glück vor die entzückte Seele niedersteigt, das, obschon seine Nähe uns süß durchschauert, dennoch unseren körperlichen Händen unerreichbar, sich vor dem Verlangenden in die Wolken verliert.

Alles andere konnte nach diesem Traum der Seligen, nur ein Erwachen zur Wirklichkeit, ja selbst die Poesie, die uns ein anderes Bild gestaltete, mußte, unserm Gefühl nach, eine schroffe, rauhe Weckerin seyn; nicht unpassend daher schloß sich Siegfrieds und Chriemhildens Abschied (nach Cornelius schöner Zeichnung in seinen Darstellungen aus dem Nibelungen Liede) vermittelnd der vorhergehenden Erscheinung an, hier die edle Kraft und Reinheit keuscher nordischer Liebe auch im Leiden zu verherrlichen; und wohl mußte dieß gelingen, wäre den Anordnern dieses Bildes unsers Landsmannes reif durchdachte Composition nicht minder heilig geblieben, als Picot's gelungene Kunstschöpfung. Chriemhilde, unterrichtet von der Gefahr, welche den geliebten Gatten bedroht, nimmt hier wehmuthsvollen Abschied von diesem, selbst als er, scheinbar, nur zu fröhlicher Waidlust auf kurze Frist von ihr scheidet. — Ihr thränenschwerer Blick sucht den seinen, und der Aberglaube des Gefühls will in diesen theuren Zügen ein Zeichen der Beruhigung oder bestimmtere Warnung lesen. — Die offene, vorgothisch verzierte Halle erinnert in Cornelius Zeichnung an so manches schöne Kirchengebäude, worin die gräcisirende Kunst sich noch am Rhein erhalten hat. Von ferne aber stampft das ungeduldige Roß, nur mühsam gehalten, indeß die frischen, weithin rufenden Töne des Jägerhorns durch die rüstigen Jagdgesellen im Hintergrund geblasen, den zögernden Helden von hinnen rufen. Es ist schwer zu erklären, warum diese schöne Gruppe ehelicher Liebe, aus der ihr angemessenen häus-

Digitized by Google

lichen Umgebung, bey dem lebenden Bilde ins Freye, und zwar auf eine bedeutende Anhöhe versezt worden, welcher der Stolzenfels, eine Ruine beym Rhein, als Hintergrund dient, an welchen sich die weithin verbreitete Aussicht über den Lauf des Rheines schließt, bis zu dem fernen Gebirge, welches bey Andernach, den Blick begränzend, hervortritt. — Hier schadeten offenbar Lokal-Rücksichten der Kunstdarstellung, indem man vielleicht eine Burg, welche Seiner Königlichen Hoheit, dem Kronprinzen von Preußen eigenthümlich zugehört, den hohen Zuschauern, (wo ich nicht irre) nach einer schönen Landschaft, welche sich im Besitze dieses Fürsten befindet, vergrößert darzustellen im Sinn hatte. Die Vermischung zweyer Kunstvorwürfe, des Historischen und Landschaftlichen, bewies sich jedoch hier fühlbar beyden schädlich. Die malerisch schöne Ruine, schon der Zeitrechnung nach hier am unrechten Orte, verlor hinter der nahen größeren Gruppe ihre Bedeutung, wie hinwieder diese durch die architektonischen Linien gestört, ja, man dürfte sagen, vernichtet wurde. Der Umstand, daß man das Gesicht der schönen Schauspielerin aufzuopfern sich nicht entschloß und ihrem Haupte daher eine Wendung nach den Zuschauern gab, lösete den Zusammenhang der Hauptpersonen gänzlich auf, wie das tief hin wallende Haar die Form der Schultern und des Rückens störend verdeckte. Ein schöner, stark entblößter Nacken, wie bey Cornelius, auf welchem kaum das leicht gekräuselte Geringel des in Flechten um goldene Nadeln geknüpften Haares wallt, würde hier Wunder thun, und zugleich den schlanken Leib sichtbar lassen, den der Gatte liebevoll umspannt. — Jedem sinnvollen Zuschauer hätte sich dennoch in dem zärtlichen Blicke Siegfrieds alle wehmüthige Liebe gespiegelt, welche aus Chriemhildens thränenschwerem Auge zu ihm spricht.

Mit wenigen, dem Urbild gemäßen Modificationen würde diese Darstellung ebenso erfreulich, wie die übrigen werden, allein ich muß bezweifeln, ob irgend eine Aenderung in der Composition bedeutender Künstler als Verbesserung gelten kann, und glaube behaupten zu dürfen, daß Graf Brühl, selbst ein geschmackvoller Zeichner, keinen Theil an einer Anordnung gehabt, die uns bekannte Gegenstände hier mit willkürlicher Vermischung wieder gab.

Hierauf folgte das neunte Bild, der Violinspieler (nach van Steen), eine allerliebste Vorstellung. — Der junge blühende Knabe, halb schelmisch, halb gefühlvoll, spielte seine Geige mit so anmuthigem Ausdruck, daß man seine heiteren Töne zu vernehmen glaubte; die etwas karrikirten Zuhörer, sämmtlich vortrefflich costümirt, waren noch mehr als das: so zu sagen gewachsen, wie der Holländer sie dort gemalt — in dem vom Rücken gesehenen hübschen sitzenden Mädchen mit blondem Haar und lichtblauem Kleide, ward es mir recht fühlbar, wie gut sich in solchen Bildern alle Gegenstände ausnehmen, wo Ruhe und ein nicht nothwendig vorübergehender Zustand ausgedrückt ist. — Dieser Nacken und dieses sanft und leicht gewandte Profil bringen eine reizende und zugleich behagliche Wirkung hervor, und lassen uns selbst gleichsam den Genuß eines Zustandes theilen, welcher das Behagen fest begränzten Daseyns in sich schließt. Hier war es nicht die minder ideale Tendenz, was sichtbarlich die Mehrzahl der Beschauer ansprach, sondern vielmehr der ideale Wiederschein, der im Reiz häuslichen Friedens die Wirklichkeit verklärte.

Ein lezter, heiterer und kecker Scherz schloß allgemein belustigend die schöne Bilderreihe mit den französischen Rekruten (nach Horace Vernet). Wir sahen im Vorgrunde einen trefflichen Exercirmeister drey höchst ungefüge Tölpel einüben, deren Gestalten aus Hunderten ausgesucht schienen, um der Laune des Urbildes Genüge zu leisten. Der Unteroffizier selbst, einer unserer gewandtesten Solotänzer, Hr. Hoguet, vereinigte die normale Dressur, mit Anstand und Leichtigkeit der Bewegungen, denn dieses Bild war ein bewegtes, in verschiedenen Tempo's vorschreitendes, vielleicht nach einer ähnlichen Bilderreihe copirt.

Indeß nun im Vorgrunde das lustigste Ungeschick sich im Gegensatz zu kriegerischer Grazie in possirlichen Variationen erschöpfte, trat im Hintergrunde des Gemäldes die tragikomische Seite der Unbeholfenheit, wahrhaft aus dem Leben gegriffen, in dem dummen jungen Tambour vor uns, der in stummer Verzweiflung die Trommel anstarrt, deren ausgespanntem Felle er nun und nimmermehr dieselben gleich hinrollenden Schläge zu entlocken hoffen darf, welche der schwarzbärtige Tambourmajor ihm zu wiederholten Malen, eben so grimmig als geschickt vorwirbelt. Das schmale Bürschchen, in weiß, mit lichtblauem Aufschlag gekleidet, gibt den stärksten Gegensatz zu dem breitschultrigen Vormann mit buschigen Augenbraunen und rothem Epaulett, wie sich in jener nur vom Rücken gesehenen Gestalt, Ungeschick und Verzweiflung, wahrhaft künstlerisch aufgefaßt, aussprachen. Nur der Genius faßt die leisen Züge so glücklich auf, die kaum bemerkt, in den Linien des Körpers nicht allein Freude und Trauer, sondern jeden Grad intellektueller Bildung oder Stumpfheit bezeichnen, — welcher selbst für die witzigste Feder unbeschreibbar bleibt. — So erkennen wir in Hogarths Pinsel jene nur dem Geiste fühlbaren Mischungen und Abarten des Lasters, des Blödsinnes, des Zornes, wie der zu Lachen erregender Verzerrung gesteigerten Lustigkeit.

Horace Vernet scheint seine Zeitgenossen nicht minder studirt zu haben, und man muß unseren Künstlern

Digitized by Google

zugestehen, daß sie in dessen Intentionen vollkommen eingedrungen, und seine Charaktere von der Leinwand oder dem Papier musterhaft wieder ins Leben übersezt haben. Denn in dem Tambourmajor, Hrn. Rehfeldt, glaubte ich wahrhaft einen Braven jener alten Garde zu erkennen, welche jeglicher Gefahr trotzend, die Mühseligkeiten jedes Himmelstriches mit einem Feldherrn zu theilen gewohnt war, der ihr das Beyspiel der Kühnheit, wie des Uebermuthes gab. — Jene höhere Intelligenz, welche den französischen Soldaten bisher auszeichnete, die Selbstständigkeit seines Ehrgefühls, die praktische Behendigkeit, die geistige Gewalt, welche er über den neuen Ankömmling ausübte, vermöge welcher der blöde unbeholfene Knabe, schnell in dieselbe Form umgeschmolzen, sich in den Reihen seiner Kriegsgefährten verlor, alles dieß und mehr noch glaubte ich in dem Eiferuden, rastlos durch Beyspiel Antreibenden zu entdecken, und wenn hier ein minder warmer Kunstfreund zu lächeln versucht werden dürfte, so mag es mir dagegen erlaubt seyn, ihm zu erwiedern: daß jedwedes Kunstwerk außer den streng bedingten Eigenschaften auch noch viel der innern Merkzeichen darbietet, welche wir, im Gegensatz mit jenen allgemein erscheinenden, die Seele des Bildes zu nennen versucht sind — und es bleibt wohl immerdar der beste Lohn, wie der edelste Antrieb für den Künstler und jedwede Kunstdarstellung überhaupt, wenn ein liebevoller Blick in jene geistigen Tiefen dringt, zu welchen oftmals wenige Striche von Meisterhand uns einführen, die aber selbst der vollendeten Kunstleistung erst das Gepräge ausdrücken, wodurch dieselbe, über Zeit und Lokalverhältnisse erhaben, den sinnigen Beschauer selbst in den fernsten Zeiten durch die rein menschlichen Beziehungen fesseln wird, die aus dem mit ewiger Naturwahrheit vermählten Geiste erzeugt, unvergänglicher Art sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Parma, den 22. Sept.

In dem Ringe der Domkuppel sind Fensterchen angebracht, durch die man — zwar nicht ohne Mühe und Gefahr — jene erstaunlichen Freskowerke ganz in der Nähe studiren kann. Aus diesen Fensterchen nun wurde heute die Kuppel, während des ganzen Vormittags förmlich von uns belagert. Wir waren so recht frisch und rüstig zum Forschen, auf den gestern, fast ganz im Freyen und Grünen verlebten Tag. Immer höher und höher stieg nun unsere Bewunderung und Ehrfurcht für diesen göttlichen Mann, den wir nun so recht eigentlich in seiner Werkstätte zu belauschen wähnten. Hier leuchtete uns die herrliche Mischung des Ausdrucks in den Apostelköpfen recht unmittelbar ins Auge; dieses Schweben zwischen Wehmuth und Wonne, zwischen Schmerz und Begeisterung. Hier sahen wir ihnen zunächst, jene mystischen Gestalten der Jünglinge, von den reizendsten Formen umhüllt, mit entzückend schönen Köpfen, in den seltsamsten Attitüden; und drüber hin den Himmelschor der Engel — ein paradiesisches Conzert — voll Wohlklang auch für das Auge, in Farbe, Licht und Schatten tönen, und in den unaussprechlich schönen Schwingungen der Linien, und in diesen gleich sanften Wellen sich ausgießenden und wechselweise verschlingenden Formen.

Auch die Gallerie des Schiffes der Kirche wurde dann von uns bestiegen, um uns daselbst Decken- und Seitengemälde besser eigen zu machen. — Die leztern sind ganz erstaunliche Werke des wenig gekannten Malers Gambara. Sie athmen den Geist Buonarotti's durch Großartigkeit der Ideen, und den männlichen, ernsten Styl. Die Decke ist mit Arabesken der gediegensten Art, und den Büsten der Propheten geziert, durch Girolamo Mazzola, einen der Vormänner hiesiger Schule.

Nach Tische ging der Zug wieder nach S. Giovanni und von da in die Steccata. Dort und hier wurde nun auch dem Francesco Mazzola, gewöhnlich Parmigiano genannt, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt; einem Meister, der wieder für sich eine kleine Welt bildet, durch ganz herrliche Eigenthümlichkeiten, die Vieles von dem, was wir bey Rafael und Correggio bewundern, in sich fassen. Diese beyden Kirchen enthalten durchaus seine Hauptwerke. In S. Giovanni hat er die Pfeiler zweyer Kapellen, in Madonna della Steccata die Gürtel der Kuppel mit mehreren männlichen und weiblichen Figuren grau in grau ausgeschmückt. Es sind ganz herrlich behandelte Fresken; voll schlanken, graziösen Gestalten und unaussprechlich schönen Köpfen. Parmigian ist nicht mannichfaltig, aber inner des Bezirkes, in dem er sich bewegt — vollendet. Er hat aus der Klasse der Jungfrauen, Jünglinge, Männer und Greise, überall ein Paar Individuen aus der Natur aufgefaßt und mit entschiedener Vorliebe für diese Gattung von Formen, aber mit tiefer, künstlerischer Begeisterung auf das Sinnvollste ausgestattet. Besonders trefflich ist ihm der Ausdruck des Jungfräulichen, dann eines heitern, stillen Ernstes, so wie einer sanft glühenden Sinnlichkeit — in der er aber zu

Digitized by Google

weit gegangen ist — gelungen. Seine Köpfe athmen in allen Lebensaltern einen unvergänglichen Frühling des innern Daseyns. Eine sanfte Schwermuth, eine gewisse Wonne und Innigkeit des Gefühles beherrscht sie. In einzelnen Figuren hat dieser Künstler sich gleichwohl auch in die Region des Imposanten und Majestätischen emporgehoben. Sein Streben ist das Mystische, Räthselhafte, das sich auch in dem geheimnißvollen Helldunkel, das er immer anwendete, ausspricht, ist aber zu vorwaltend geworden, und hat eine umfassende Entfaltung seiner Gaben gehindert. Daher ist sein ganzes Wirken nur ein Bruchstück aus jenem herrlichen Ganzen geblieben, worauf es hindeutet. Denn das, was wir von ihm besitzen, sind gleichsam nur einzelne süß und oft so schmerzlich klingende, tief eindringende Akkorde. Er ist ungemein früh reif geworden, und hat sein Leben nicht hoch gebracht, sondern im Unglücke geendet.

In der Steccata befinden sich außer den angedeuteten Fresken des Parmigians auch noch Werke des Anselmi, Gatti und des Girolamo Mazzola. Sie sind alle trefflich in Farbe und Idee; besonders aber das große, ganz im Geiste und Style Julio's ausgeführte Kuppelwerk des Gatti. So reich ist dieses Land an gediegenen Kunstmonumenten, daß es fast in jeder Hauptkirche ein Paar großer Werke bedeutender Künstler zu studiren gibt. Und Alles dieses ging nicht so fast aus einem Ueberflusse von Geldmitteln, sondern vielmehr aus einer allgemeinen Begeisterung für die wahre Bestimmung der Kunst, und aus dem Sinne der Fürsten und Magistrate für den Ruhm ihrer Städte hervor. Aber freylich wird die Zeit wohl so bald nicht wieder kommen, wo die Erbauung oder Restauration so vieler Klöster, Kirchen, öffentlichen und Privatgebäude, mit dem Vorhandenseyn, so ausgezeichneter Talente in allen Klassen zusammentraf. In den Jahren von 1450 bis 1550 ist wohl mehr geleistet worden, als in den fünf vorhergehenden und allem Anscheine nach auch in den fünf darauf folgenden Jahrhunderten geschah, oder noch geschehen wird.

Am 23. Sept.

Gestern und heute waren wir noch recht fleißig, unsere Kenntnisse der hiesigen Schule zu ergänzen und auszurunden. Von Parmigian sind noch ein Paar treffliche große Staffeleygemälde auf der Akademie, so wie auch von Girolamo Mazzola. Auch bey diesem findet sich eine ähnliche Süßigkeit und Feinheit der Profile, und etwas von jenem Zauber des Helldunkels und der Zartheit des Pinsels, welche dem Francesco so eigen sind. Dem was Correggio wollte und auch erreicht hat, haben diese beyden gleichfalls nachgerungen; doch leuchtet bey Parmigian eine tiefe Einwirkung der Vorbilder Rafaels durch.

An diese schließen sich andere an, die wir eigentlich erst hier kennen gelernt. Die bedeutendsten sind Gambara, der schon oben genannt wurde. Ferner Sammachini; Schidone mit seinen wunderbaren Effekten; Anselmi; Bandelli; Tinti und Gatti die Schüler Allegri's; dann Pomponio Allegri, Rondani und Gandini, der spätern nicht zu gedenken. Die hiesige Schule recht historisch aufzufassen, sie mit dem Vor und Nach in Vergleich zu stellen, abzuleiten und zu folgern, ist ein schwieriges Ding. Correggio ist so einzig in seiner Art; steht mit seinen erstaunlichen Werken so plötzlich in der Geschichte da, daß die Fäden der Untersuchung sehr bald zerreißen. So viel leuchtet aber durch, daß ihn der Styl keiner der Schulen, die er um sich sah, befriedigte; daß sie ihm alle zu eng waren, für das, was seinen Geist bewegte; und daß er den Muth und die Gewalt fühlte, über Alles vorhandene hinauszugehen. Schon in seinem 24sten Lebensjahre brachte er das so großartige, als geistvolle und anmuthige Freskowerk im Paulskloster zu Stande. Wie originell ist hier nicht die heidnische Fabel aufgefaßt, und mit welcher Laune sucht sich nicht der Künstler als Dichter und Philosoph, hinter den Maler zu verbergen. Das ganze Werk stellt sich nur als die heiterste Zugabe zu dem sehr ernsten Lokale dar. — scheint jede Prätension von sich abzulehnen; und enthält doch eine ganz neue Welt für die Kunstgeschichte und ist ganz einzig in seiner Art. Jene dem Allegri so ganz eigenthümliche Schöpfung von Kindsgestalten, ist hier schon in ihrem ganzen Schmucke, in der ganzen Fülle ihres ätherischen Daseyns zu schauen. Correggio wirkt hier schon von einem Standpunkte aus, der einen ganz neuen Maaßstab der Beurtheilung erheischt. Doch ist sein hohes, kühnes, gewaltiges Streben hier noch ganz in den Duft des zarten, lieblichen und kindlichen verhüllt.

Wie schwer mußte es für die Schule seyn, nach solchen Vorbildern sich noch mit eigenthümlichen Werken auf eine ausgezeichnete Weise geltend zu machen? Auch ist es nur dem Parmigian gelungen, sich dadurch einen großen Namen unter den Nachfolgern zu erwerben, daß er Einzelnem von dem, was Correggio wollte, den Geist Rafaels einzuhauchen und auf diesem Wege ganz eigene Gestalten zu schaffen wußte, in welchen das Mysteriöse und Allegorische von heiterer Jugendfülle durchdrungen erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 65.

Kunst-Blatt.

Montag, den 14. August 1826.

Amsterdam im Juli.

(Aus einem Brief an den Herausgeber.)

Es ist mir mehrmals auffallend vorgekommen, daß, wiewohl Ihr geschätztes Blatt aus allen andern Gegenden Kunstnachrichten mittheilt, es, bis jezt die niederländische Kunst und Ihren heutigen Zustand so wenig berührt hat. Obschon sie den Gipfel ihres Glanzes im 17ten Jahrhundert nicht erreicht hat, und vielleicht nie wieder erreichen wird, kann sie dennoch mit allen jetzigen Schulen, in Bedeutsamkeit, Mannichfaltigkeit und Thätigkeit (überhaupt im malerischen Fache) wetteifern, und verdient im Auslande besser gekannt zu seyn. Vielleicht wird es den Lesern Ihrer Zeitschrift nicht unangenehm seyn, mit dem jetzigen Zustande der Kunst in diesem Königreiche etwas näher bekannt zu werden, und ich will gerne, wenn Muße und Gelegenheit es mir erlauben, diese Lücke, vorzüglich was die nördlichen Provinzen angeht, ausfüllen.

Es herrscht ein allgemeiner Irrthum im Auslande, als wären das Colorit und die feine ausführliche Behandlung des Pinsels die höchsten und einzigen Vollkommenheiten der alten holländischen Schule, während man fast überall die Gegenstände, welche sie am liebsten gewählt hat, zu tadeln pflegt. In Betreff dieser Gegenstände bedenke man, daß in der damaligen Zeit, wo, nach der Reformation die Gemälde aus den Kirchen verbannt waren, und die religiösen Bilder immer an den verworfenen Cultus erinnern konnten, die Künstler gerade solche Gegenstände wählen mußten, welche mit dem Zeitgeist übereinstimmten. Handel und Schifffahrt waren damals das höchste Ziel, die einzige Bestrebung der Holländer; in wenigen Jahren war beynahe der ganze Welthandel der ihrige, und der Kauf- und Handelsmann, durch seine Geschäfte an sein Comptoir und an die Stadt wie gefesselt, mußte sich manchen anderen Genuß versagen. Er liebte dennoch die ländlichen Scenen und wünschte in seinen Wohnstuben dasjenige anzuschauen, dessen reeller Genuß ihm verweigert war. Potter, A. van de Velde, du Jardin, Hobbema, Ruysdaal u. a. m. traten hervor, um diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Da die Holländer die Häuslichkeit liebten, und immer größeren Werth legten auf den inneren Gehalt als auf den äußeren, da auch ihre Wohnungen zu keinen großen Bildern Anlaß gaben, standen ihnen Dow, Metzu, Terburg, van Mieris, de Mooghe, Schalcken ꝛc. zu Gebote, welche Scenen allerley Art aus dem häuslichen und gemeinen Leben mit der höchsten Vollkommenheit darstellen, und sollten ihnen die Bemühungen und Feste der Landleute, durch Ostade, Jan Steen, Dusart u. a., mit der höchsten Genialität wieder gegeben, nicht willkommen gewesen seyn? Mußten W. van de Velde und Bachhuisen keine häufigen Verehrer ihrer Seestücke finden, von welchem Elemente der Reichthum und Wuchs der Republik ausgegangen war?

Man glaubt, der damalige Holländer, und überhaupt die Kaufleute haben keinen Kunstsinn, allein, welch eine Menge vorzüglicher Künstler lebten im 17ten Jahrhundert, die in dem Vaterlande Brod und Ehre fanden, und die Anzahl Stücke, die, gegen Gold aufgewogen, jezt die Zierde aller europäischen Gallerien oder Privatsammlungen sind, kann beweisen, wie fleißig sie gearbeitet haben. Nicht blos der reiche Kaufmann oder Gutsbesitzer schmückte die getünchten Wände seiner Zimmer mit Gemälden, sondern jeder Bürger und Handwerksmann vergaß sich nicht, bey immer steigender Wohlhabenheit und Ueberfluß, solche zu kaufen. Ja es ist sogar bekannt, daß damals bey Heiraths-Contracten, die Malereyen (Borden aan den Wand genannt) niemals vergessen wurden. Welch eine Gelegenheit hatten nicht dadurch die Künstler sich, jeder in seinem Fache, zu üben? Warum auch sollten sie andere Gegenstände gewählt haben, da die gewählten immer genug Arbeit verschaffen? Was sie darin geleistet, und welcher Werth noch jezt auf ihre Arbeit gelegt wird, können die immer steigenden Preise, die dafür bezahlt werden, und die für einen Privatmann beynahe nicht erreichbar sind, hinlänglich darthun. — Da nun die Gegenstände geradelt, ja sogar ver-

Digitized by Google

schmäht werden, kann es nicht blos die Ausführlichkeit und das prächtige Colorit seyn, welche diese Bilder so unschätzbar machen. Wir müssen uns nach etwas anderem umsehen, um das Räthsel zu lösen; und was könnte dieß anders seyn, als die Wahrheit und das Genialische, welches in allen diesen Werken vorherrscht? Die Natur war der Grund ihrer Kunst, welche sie poetisch aufzufassen und darzustellen wußten. Bey der größten Mannichfaltigkeit der Manier und des Pinsels ist bey allen das Streben nach Wahrheit unverkennbar. Jeder hat seine eigene Manier, sein eigenes Colorit, und doch haben alle etwas mit einander gemein, so daß selbst in Dow, bey aller seiner Ausführlichkeit, sein großer Meister Rembrandt wieder zu finden ist.

Man hat sich manchmal beklagt, daß die Kunst der alten Glasmalerey verschwunden sey, und hat sich viele Mühe gegeben, solche wieder aufzufinden; man könnte mit mehrerer Gewißheit sagen, daß die Kunst zu malen, wie die Holländer im 17ten Jahrhundert, verloren gegangen sey, da Niemand der Neueren so zu malen versteht, und sogar der Halbkenner sich mit keiner Copie für ein Original täuschen läßt. — Sollte dieses auch vielleicht einen Grund von ihrem immer bleibenden Werth abgeben, da doch die italienischen Meister so oft mit gutem Erfolge nachgeahmt werden, und mehr als gewöhnliche Kenntniß dazu gehört, das Original von der Copie zu unterscheiden? Es ist ja doch bekannt, daß zwey Städte Italiens, Neapel und Florenz, über ein Bild des Rafael (einen der Päpste aus dem Hause Medicis vorstellend) mit einander streitig sind, während man bestimmt weiß, daß eins derselben von einem seiner Schüler copirt ist. Dieß wäre mit einem Rembrandt, Dow, v. d. Velde, Ruysdael, Hobbema, Ostade, und allen vorzüglichen Meistern der holländischen Schule unmöglich, da jeder in seiner Manier unverkennbar bleibt, und nicht nachgeahmt werden kann.

Auf diesem hohen Standpunkt blieb jedoch die Malerey nicht und es theilte sich ihr in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts der oberflächliche und manierirte Geschmack mit, welcher damals in allen Künsten herrschte. Es kam noch dazu, daß die Mode entstand, große Stücke wie Landschaften, Geschichte ꝛc., auf den Wänden der Vorzimmer malen zu lassen, worin Menix und Hondekoeter und nach diesen Moncheron und J. de Wit vorzüglich zu nennen sind. — Die Kunst wurde allwegs fabrikmäßig getrieben, und es gab wirklich mehrere Fabriken dieser Art, wo man Bestellungen aller Gattung machen konnte, und die Kunst nach Fuß und Zoll bezahlt wurde. Woraus jedoch dieses Gute entstand, daß junge Künstler auf eine bequeme Weise in die Lehre kamen, und etwas verdienten, bis sie selbst sich niedersetzen konnten; mancher junge Mann muß jezt in seinen Lehrjahren schon Unterricht geben, damit er sich ernähre, und eine Zeit geht verloren, die er zum Selbstunterricht ungleich besser benutzen könnte.

Am Anfange dieses Jahrhunderts bekam die Kunst eine bessere Richtung. Einige vorzügliche Künstler fingen an, da allmählig die gemalten Wandtapeten aus der Mode gerathen, und mit gedruckten Papieren verwechselt waren, die alten Muster zu studiren, und auf's neue der Natur zu folgen. Der damalige König Ludwig Bonaparte verordnete die Kunstausstellungen (vor Ihm ganz unbekannt, und manchem alten Künstler zuwider), er sezte Preise aus für die besten Stücke im Historischen, Landschaft- und Genre-Fache. Das Urtheil überließ er der 4ten Classe des National-Instituts, welches er in der Form des französischen gestiftet hatte; und die erste Probe bewies schon, daß die holländische Schule wieder vorwärts ginge.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin.

Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

Berlin im Juni.

(Fortsetzung.)

Die Wahl und Ausführung der eben beschriebenen Unterhaltung durch lebende Bilder hatte sowohl am Hofe, als bey dem Publikum so viel Glück gemacht, daß dieses nicht lange warten mußte, bevor auch eine zweyte Vorstellung, welche kürzlich vor den höchsten Herrschaften aufgeführt worden, durch die gefällige Vermittelung des Grafen Brühl, auf der Bühne dem größeren Zuschauerkreise, einen neuen jezt um so viel willkommneren Genuß bot, als man sich über die gegenseitigen Ansprüche und Leistungen bereits besser verständigt hatte.

Eine heitere Erscheinung griechischer Vorwelt, eröffnete dießmal den nicht minder gelungenen Cyclus abermals den Wandgemälden Herkulanums nachgebildet, auf dessen schwarzem Hintergrunde, durch Blumensäulen in drey Felder abgetheilt, eben so viel weibliche Gestalten in schwebender Stellung hervortraten. Jener bereits oben besprochene Charakter der Draperie zeigte sich auch hier in lobenswerther Berücksichtigung der Urbilder beybehalten, doch stand das Ganze jener herrlichen Victoria schon deßhalb nach, weil dort jedwede Gestalt eine besondere Eigenthümlichkeit und Stellung zeigte, welche Abwechslung hier den drey anmuthigen Mädchenbildern in gleichem Maaße abging, als es überhaupt schwerer befunden werden muß, flatternde Gewänder nachzuahmen, dahingegen in dem Leben der früher ausgeführten Figuren, zugleich Zierlichkeit mit Ruhe herrschte. — Zwey liebliche

Digitized by Google

blumenbekränzte Genien gleichsam vor dem Bilde, einander gegenüber sitzend, mit hohen Blumenstengeln in der einen Hand, mit der andern auf die Erscheinung über ihnen deutend, gehörten zu den reizenden Gedanken, deren wir so viele in den Ueberresten alter Kunst jener unterirdischen Stadt finden, wie dieselben nach langem trüben Vergessen, von neuem den ihnen gebührenden Raum in diesem Gebiete einnehmen, indem sie auf ein heiteres Sinnenleben hinweisen, dessen reine Naturfrische wir kaum mehr zu ahnen fähig sind, da eine alternde Welt uns umgibt, wo der Trieb und die Begierde, nicht wie damals, blühende Kinder der Mutter-Erde, jezt zu starren Begriffen von Sünde geworden, den Sinn erschreckend, der sich fürder nicht ungestraft hienieden in den Wellen der Schönheit badet.

Die Gesammtwirkung bedeutender Talente war uns schon bey der ersten Bilderreihe in den Beywerken bis zu den geringfügigsten Verzierungen, nicht entgangen. Dießmal sollten wir noch glänzendere Proben hievon bewundern; denn der Hintergrund zu dem zweyten Bilde, Acis und Galathea, von einem der schönen Gemälde Claude Lorrain's in der Dresdner Gallerie entlehnt, zeigte sich uns, in gehöriger Gesichtsweite, hier mit zauberhafter Täuschung, die Glut des südlichen Abendhimmels nachahmend, und in so weit das Urbild überbietend, als jede Dekoration nach den Anforderungen an Effekt über die gewöhnliche Färbung der Gegenstände hinausgesteigert, sich in jenen Räumen geltend machen muß, wo alles durch den Zweck bedingt wird, dem es hier zu dienen bestimmt ist.

So verwandelte eine künstlerische Willkür dießmal die Staffage zur Hauptsache, hinter welcher die landschaftliche Ausführung als eine schmückende Beygabe zurücktrat. — Galathea erschien im Vorgrunde, leidenschaftlich von dem purpurnen Lager emporstrebend, den Liebling zu umfangen, welcher sitzend sich zu ihr herabbeugt, indeß nicht weit von ihnen ein Amor mit zwey Tauben eifert, die er, an ein Purpurband gespannt, nicht zu regieren vermag.

Eine glänzende Darstellung mußte man diese, unter glühendem Himmel einer verwandten Glut hingegebene Gruppe nennen, und die tief warmen Töne des Vorgrundes eigneten sich vollkommen dazu, selbst diese in Siciliens Meer sich badende Sonne zurückweichen zu lassen — wie z. B. das über Galathea's Lager aufgespannte Zelttuch von starkem Lichtroth, in seiner eigenen Abschattung dieß schon allein vermocht hätte. So viel Aufwand an Glanz und Farbe mußte jedoch den Hauptfiguren nothwendig schaden, ja ihre Bedeutsamkeit um so mehr aufheben, als die Gruppe selbst wohl immer als das schwächste in Claude Lorrain's Landschaft betrachtet werden muß, der, wie bekannt, seinem sonst so herrlichen Talente unbeschadet, sich niemals in diesem Theile der Kunst auch nur zu mäßiger Erfindung erhoben. Möchte hier der Einwurf mir begegnen, daß der Meister selbst, sich dieser Schwäche bewußt, den Pinsel Anderer zuweilen bey den seiner Landschaft nothwendigen Figuren gebraucht habe — so muß ich dagegen erwidern, daß ein lebendes Bild, wenn es nicht ganz erfunden wird, sich bey der großen Wichtigkeit der Gestalten in Vorstellungen dieser Gattung, wohl am besten nach den Werken bedeutender Meister des historischen Faches anordnen läßt, und es darf hier, der Wahrheit zur Steuer, hinzugefügt werden: daß ungeachtet des wirklich magischen Lichteffekts und des üppigen Reizes der Gruppe, dennoch dessen Wirkung auf die Mehrzahl der Zuschauer hinter den minder glänzenden zurückstand, in denen ein Hauptgedanke vorwaltete; wie allein der Einheit des Seins, sowohl in Idee als Form, jene höhere geistige Ruhe inwohnt, die man als die erste Bedingung einer Kunstschöpfung zu fordern berechtigt ist. — Zur Bestätigung des eben Gesagten sey es mir erlaubt, hier außer der Reihenfolge das so tief gedachte als wohl gelungene Bild anzuführen, welches unter der Benennung der Räuberbraut, von Robert, schon in der Ausstellung von Dresden, wo es vor einigen Jahren zuerst erschien, meine ganze Aufmerksamkeit fesselte, und sich seitdem bey competenten Kunstrichtern eine gerechte Würdigung erworben hat.

Dieses einfache, nur aus zwey Gestalten bestehende Bild, ohne Reiz der Färbung, allen Schmuck bunter Einfassung entbehrend, wirkte dennoch, oder besser gesagt, eben deßhalb unmittelbar auf das Gemüth der Zuschauer, weil der Betrachtende, einzig auf den Zustand der Hauptfiguren verwiesen, keiner Zerstreuung dabey ausgesezt war, indem er zugleich in einem großen wahrhaft tragischen Affekt jene höhere Anregung der Seele fand, welche wir nur den besten Werken der Kunst verdanken.

Die Liebende bewacht den Schlaf des Geliebten, die Braut, wohl unterrichtet von den Gefahren, welche den kühnen Räuber bedrohen, zittert: daß dem rauhen Felsenlager ein Späher nahe. Die Südländerin mit der tiefen Glut im Blick, der sprechenden Geberde, starrt in die offene Gegend hinaus, die Linke wie zum Schutz über die mächtige Gestalt ausgebreitet, die noch im Schlafe Furcht einzuflößen geeignet ist, indem dieß tiefe Hingesunkenseyn geistige und körperliche Erschöpfung zugleich ausdrückt.

Die reiche, aber dunkle Tracht des Räubers sowohl als des Mädchens, gibt dem Ganzen etwas Düsteres, wozu der falbe Lichtton des Abendhimmels beyträgt, wie er seine Schatten bereits über die öde Campagna di Roma ausbreitet.

Wenn man oft die Künstler klagen hört, daß nur Schein und Manier gelte, so mußte es diesen zu großer Genugthuung gereichen, hier den innern Werth eines Bildes vollständig anerkannt zu sehen, welches unstreitig zu den vortrefflichen neueren Leistungen gerechnet werden muß, in welchem jedoch der Maler geflissentlich auf alle Vortheile verzichtet hat, die ihm, wie früher hundert Andern, eine so reiche Ausbeute in den Herrlichkeiten des Südens darboten. Wenn Kolbe's heiter alterthümliches Gemälde früher Hoffmann zu der Erzählung: „der Küfner und seine Gesellen" aufregte, so liegt in dieser Vorstellung der Stoff der schauerlichen Romanze der an Abenteuern reichen Novelle, wie sie doch nur derjenige schreiben könnte, welcher im gleichen Verhältniß, wie der Künstler, das italienische Volksleben studirt, und dessen stärkste und innigste Züge mit voller Liebe und Theilnahme aufgefaßt hat, wie es diese ächten Nachkommen der alten Römer verdienen, die im Drange fehlerhafter Einrichtungen verwildernd, in Verbrechen und Elend untergehen.

Auch das dritte Bild stellte uns Liebesschmerz und Schrecken, doch in der Weise des ewig heitern Alterthums, durch Dichtung und Schönheit verklärt, nach einer der reizendsten Vorstellungen aus Herkulanum dar. Ariadne erwacht, von der buntbeflügelten Morgenröthe geweckt, auf dem purpurnen Lager am Felsenstrand, und eben diese weckende Morgenröthe zeigt ihr das von dannen eilende Schiff am Rande des Horizontes, auf welchem der Geliebte entflieht. Ruhig im dämmernden Blau liegt das Meer, noch nicht vom Strahle des Morgens berührt, welcher nur eben zuerst des Eilandes hohe Klippengestade getroffen, und dient so zum gleichfarbigen doch bedeutenden Hintergrunde, indeß Ariadne, von dem verhaßten Lichte voll beschienen, sich auf das verwaiste Lager stützt, indem sie zugleich die Rechte gegen das Element ausstreckt, welches ihr den Geliebten entführt, als wolle sie dem Laufe des vielruderigen Schiffes Einhalt thun. Ein weinender Amor zu ihren Füßen bezeichnet das Leid, das ihre schöne Brust erfüllt.

Einen lebhaften Genuß gewährte mir die Ausführung dieser meiner Lieblings-Vorstellung aus dem Bilderschatze Herkulanums. Die Schönheit der Hauptgestalt erschien wahrhaft blendend durch die dem Morgenlichte ähnliche Beleuchtung, auf das gelungenste dem Wandgemälde treu nachgebildet, und die ganze Erscheinung mußte einen höchst gefälligen Eindruck auch denen zurücklassen, welche nicht, wie es mir geschehen, mit diesem Gegenstande vorzugsweise vertraut waren.

Recht als sey es auf eine Variation zärtlicher Gefühle abgesehen, um uns diese, in Morgen- und Abendlicht, in klassischer und romantischer Zeit, und nach den verschiedensten Beziehungen vorüber zu führen, trat uns jezt der Mond, das Innere der alterthümlichen Dogen-Stadt mit ihren Kanälen und Brücken erhellend, entgegen. Zu den in bläulichem Schimmer ruhenden Pallästen aber gesellte sich der romantische Schmuck zärtlicher Bedeutung, wie dem nur langsam erkennenden Auge bald ein Guitarrenspieler auf steinernem Brückengeländer sitzend, sichtbar wurde, der das Haupt nach einem Balkon erhebt, welcher halb im Baumschatten versteckt, die Schönheit trägt, von welcher vielleicht durch den Platz, den ich einnahm, mir fast zu wenig sichtbar werden wollte; indeß der wachthabende Diener, in stärkerer Beleuchtung und spanischer Tracht, auf dem Vorgrund an der zum Wasser hinabsteigenden Rampe lehnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Künstlernachricht aus Breslau.

(Beschluß.)

Der Abtheilung für Kunst und Alterthum mußte das Vertrauen, welches an so entferntem Orte in sie gesezt ward, sehr erfreulich seyn und sie beeilte sich, wenige Tage nach Empfang jener Schreiben, dem jungen Rudolph Freitag für den Augenblick 100 Thaler zu senden und ihm das Versprechen möglichster Unterstützung zu geben. Zugleich wurde der Wunsch hinzugefügt, daß der Künstler sofort nach Empfang des Schreibens sein Modell auf Kosten der Gesellschaft hieher sende (was Legationsrath Bunsen bereits angeboten hatte), weil dieselbe wünscht, in der diesjährigen Ausstellung diesen mit Beyfall in Rom aufgenommenen ersten Kunstversuch auch sobald wie möglich hier im Vaterlande vorzuzeigen.

Hierauf wendete sich die Abtheilung für Kunst an Einen hiesigen hochlöblichen Magistrat und Eine wohllöbliche Stadtverordnete Versammlung, die jezt so viel zur Verschönerung Breslau's thun und einen erfreulich und dankbar anzuerkennenden Sinn für Förderung der Kunst und des wissenschaftlichen Strebens an den Tag legen; übermachte alle der Gesellschaft zugekommenen Schreiben und Zeugnisse und bat, da wahre Talente überall (selbst in Rom, wie Legationsrath Bunsen in seinem Schreiben und desto rühmlicher für den Empfohlenen, bemerkte) selten sind, dem hoffnungsvollen Sohne der Stadt ein Stipendium, wenn es irgend möglich wäre, auf einige Jahre zu bewilligen. Dieser Wunsch war, wie zu hoffen, kein vergeblicher, indem beyde Collegien vereint dem Rudolph Freytag ein jährliches Stipendium von 100 Thalern auf drey Jahr aussezten, dabey aber auch die fortgesetzte Hülfe der Abtheilung für Kunst erwarteten, die auch nicht fehlen wird, so weit es die Kräfte derselben erlauben, die in reger Begünstigung und Unterstützung ihrer Ausstellung und ihrer Ausspielungen liegen, welche vom Publikum bis jezt so freundlich genährt wurden.

Digitized by Google

Nr. 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. August 1826.

Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin.

Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

Berlin im Juni.

(Fortsetzung.)

Auch bey diesem nach einer Skizze von Aubri le Comte ausgeführten Bilde gebührt dem Maler Hrn. Gropius, dem wir größtentheils alle Hintergründe verdankten, großes Lob — und um der Neuheit willen soll auch die kritische Frage unterdrückt bleiben: ob diesem Bilde auch noch die Benennung zukommt, welche uns Menschen in bedeutenden Gruppen erwarten läßt, da hier die Figuren, ohne Schaden des Ganzen, ebenfalls von dem Pinsel des geschickten Künstlers ihren Platz darin erhalten konnten, indem sie theils zu unbedeutend, theils auch zu wenig hervorspringend, sich dießmal gänzlich dieser künstlichen Natur untergeordnet darstellten — was doch wohl vermieden werden mußte; dahingegen der treffliche, höchst kraftvolle Vorgrund, der Schimmer des Mondes durch das steinerne Brückengeländer, die weiter entfernte unter dem Namen der Seufzerbrücke bekannte, nebst einer dritten, jenseits des Dogen-Pallastes im milden Abendstrahl sich spiegelnd, mit der unvergleichlichen Perspektive und Wahrheit der Mondbeleuchtung uns eine an sich vollendete Kunstdarstellung darbot, besonders aber versezte dieser laue Nachthimmel uns nach Venedig, wie das milde Licht der Mondscheibe, rings von silbernen Wölkchen umflossen, sich zu erheben und vor den gern getäuschten Augen hinzuschweben schien, daß wir glauben konnten, er werde sich bald hinter jener, eben noch von seinen Strahlen hell erleuchteten Häuserreihe unserem Blick verbergen.

Gut doch, daß ein kräftig hohes Bild uns aus dem wachen Traum der Sommernacht entführte, aus welcher Nebel sehnsüchtiger Wehmuth und die schädlichen Dünste sentimentaler Naturbeschauung aufzusteigen drohen, welche sich dem Leben wie der Kunst, so wenig förderlich als heilsam erzeigen.

Wahrhaft kühn, und eben deßhalb auch glücklich, wagten die Anordner vier der herrlichsten Gestalten Raphaels mit einem Male vor uns hinzustellen, welche jedem Kunstfreund bekannt, an das Schönste mahnend, was jener unsterbliche Meister hervorgebracht, für diejenigen besonders erfreulich seyn mußten, die früher Gelegenheit hatten, im Vaterlande der Kunst die Logen und Stanzen des Vatikan in ihrem lebendigen Farbenschmucke zu bewundern, indeß sie den Meisten, nur durch den Kupferstich bekannt, fast dem Begriff mehr als der bildlichen Vorstellung anzugehören scheinen.

Auf dem Hintergrunde eines blauen, mit goldenen Arabesken geschmackvoll durchwebten Teppiches hob sich aus vier Medaillons mit goldener Einfassung die Vorstellung der vier Fakultäten mit überraschender Wirkung hervor; wie Theologie und Jurisprudenz den untern Raum einnehmend, dagegen Philosophie und Poesie oberhalb so vereint in wahrhaft imponirend ernster Schönheit über jeder früheren Erscheinung nicht weniger geistig als körperlich thronend, schwebten. Theologie in hohem Purpur leuchtend, das reine Profil zu dem schwarzen Buche geneigt, das auf ihrem Knie ruht, mit zurückflatterndem, feinem Busenschleyer löste sich trefflich von dem Goldgrunde, der, unterhalb mit leichtem Gewölk bedeckt, die umgebenden Genien in angemessener Farbendämpfung trug, deren Bedeutung rein symbolisch, hier als abstrakter Begriff hinter dem lebenden Bilde zurückwich. Besonders gelungen schien mir Justitia, in warm brauner Bekleidung, die regelmäßigen Züge in milder Unbeweglichkeit, zugleich Vertrauen und Ehrfurcht gebietend. Das dunkle Gelock um die hohe Stirn, das sanft gesenkte Antlitz, gab die ruhig edle Vorstellung jener, Allen gleich wägenden Gerechtigkeit, zu welcher jeder mit ehrfurchtsvoller Scheu emporblickt; — eine irdische Nemesis, die, wenn ihr das Innere der Thaten verhüllt bleibt, welche dieser allein zu wiegen vorbehalten worden, der unsterblichen Schwester Amt nichts desto weniger ernst und treu verwaltet, wie der verborgene Verbrecher, auch fern von ihrem Richterstuhle, bey dem Gedanken erzittert, daß im nächsten Augenblick eine rächende Hand den

Schleyer von seinen nächtlichen Thaten hinwegziehen und sie in die Wage einer unbestechbaren Vergelterin legen kann.

Vielleicht lag es an mir, daß die eben beschriebenen Gestalten mich am meisten befriedigten, vielleicht lag auch in der Schwierigkeit der Ausführung der beyden andern eine Rechtfertigung meines Gefühls, indem Philosophie zuviel Beywerke um, ja in dem bilderbesäeten Mantel an sich hat, um aus der Ferne einen gleich ruhigen Totaleindruck zu verstatten; — die Poesie aber, wie gut gewählt und angeordnet, doch immer in der körperlichen Erscheinung eben das verliert, was nur der Pinsel geben kann — eine Idealität, welche unseren heiligsten Träumen verwandt, uns an jene Gestalten erinnert, welche in diesem Mittelzustand zwischen Tod und Seligkeit zu uns herabstiegen.

Bey diesem Bilde war es besonders, wo ich wünschen mußte, daß auch uns sich der Genuß desselben wiederholen könne, wie dieß bey den Vorstellungen am Hofe durch jedesmaliges Nieder- und Wiederauflassen des Vorhanges statt gefunden, denn hier hatte das Auge zu viel auf einmal zu erfassen.

Ein gar heiteres Ausruhen nach so vielen glänzend ausgestatteten Vorstellungen gewährte jezt Teniers Bauernbraut, dem, von so reicher Bilderpracht fast ermüdeten Sinne. Nach einem fröhlichen Bauernschleifer bewegte sich im Hintergrunde ein Kreis kleiner gedrungener Gestalten an der mit aushängendem Schilde prangenden Dorfschenke zum bäurischen Tanz. — Rechts saß eine Spielergruppe, an umgestürzter Waschtonne, in stummem Eifer beschäftigt und höchst erfreulich karrikirt; indeß der fröhliche Bräutigam sein Bräutchen, nur von dem Dudelsackpfeifer geleitet, heimführt.

Das blonde, in niederländischer Frische blühende Mädchengesicht der Mlle. Bauer, vom weißen Häubchen umgeben, auf dem die kleine Myrthenkrone prangt, lachte uns, wie in lieblicher Scham aufglühend, gar anmuthig an, indeß das runde Händchen in bäurischer Verlegenheit unbewußt die weiße Schürze faßt, indeß der, in schwarzer, mit blanken Knöpfen reich besezter Jacke prunkende Bräutigam, sein junges Weibchen gar heiter ausdrucksvoll anschauend, sich ihrer Rechten bemächtigt hat, um die Zögernde mit sich fortzuziehen, wohin der lustige Dudelsackmann, behaglich zurückblickend, das Pärchen zu leiten voranschreitet.

Wer Teniers kennt, wird dieses, nach einem Gemälde der Wiener-Gallerie ausgeführte Bild vor Augen haben, da die Wahl seiner Beywerke, wie der meisten Gestalten sich fast durchgehends gleich bleibt, und so dem Beschauer ein zwar beschränktes, aber durch Wahrheit und frohe Laune stets erfreuliches Ganze darbietet, wie die eben beschriebene Vorstellung des Meisters scharfe Beobachtungsgabe und seine Lust am Scherzhaften gefälliger, als ich es noch zu sehen Gelegenheit gehabt, hier offenbarte.

Noch tiefer in das Gebiet scherzhafter Wirklichkeit herabsteigend, schloß abermals ein Gemälde mit verschiedenen Tempo's die Reihe, indem es uns den Zahnausreißer von Ostade zeigte. — Der unglückliche, eben der Operation unterworfene Hausvater, in komischer Verzweiflung, die roth bestrümpften Beine von sich streckend, vor dem der halb bestürzte Knabe mit dem Waschbecken erwartend steht, indeß die übrigen Hausgenossen verschiedene Grade des Schreckens und Mitgefühls, der Erwartung und Neugier ausdrücken, erschien hier so lebhaft als in einander greifend dargestellt; und nachdem der Beschauer gehörig mit geängstigt worden, löste sich die peinliche Empfindung glücklich komisch in dem Triumph des Zahnarztes auf, zu dessen charakteristischem Ansehen die aufgestreiften Hemdärmel wesentlich gehören; indeß der Patient, halb ergrimmt, halb überrascht, sich nach dem von Jenem froh gehaltenen Zeugen seiner Kunst, dem Zahne, umsieht — wie im gleichen Nu die gefalteten oder gerungenen Hände der Frauen zu frohem Aufschreien ausgestreckt und so das Band erwartungsvoller Bangigkeit plötzlich gelöst, sämmtliche Insassen des vortrefflich gemalten Gemaches, gleichsam befreyet, und ihrer Persönlichkeit zurückgegeben darstellt. Dieses zweyte Tempo, doch wohl von den Anordnern nur nach der Eigenthümlichkeit des ersten im Gemälde ausgedrückten motivirt, gelang vortrefflich und diente als wahrhaftes, rein erfreuliches Gegenstück für Ostades groteske Composition.

Die vielfältige Wiederholung der eben beschriebenen lebenden Bilder, welche zulezt in eine einzige aus den Lieblingsgegenständen des Publikums gebildete zusammenschmolz und als solche noch kürzlich mit immer gleicher Theilnahme gesehen wurde, mag eben sowohl für die glückliche Wahl dieser Kunstgegenstände, als auch für die Empfänglichkeit des Publikums bürgen, dem diese Erziehung zu künstlerischer Anschauung nur den Anlaß darbot, den ihm bereits inwohnenden höheren Sinn zu befriedigen und auszubilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Amsterdam, im Juli.

— (Aus einem Brief an den Herausgeber.)

(Beschluß.)

Mit der Wiederherstellung des Vaterlandes, und des Fürsten aus dem geliebten Stammhause von Oranien,

Digitized by Google

bekam alles ein neues Leben. Die Vereinigung der südlichen mit den nördlichen Provinzen war der Kunst vortheilhaft. In den südlichen, wo man bisher der französischen Manier gehuldigt hatte, folgte man dem besseren Colorit der nördlichen, während leztere die genauere Zeichnung und glücklichere Wahl der Gegenstände in ihre Genrestücke von den südlichen übertrugen. In Landschaft- und Seestücken blieben die nördlichen Meister. Viel trugen zu dieser wechselseitigen Verbesserung bey die Kunstausstellungen, von welchen die zweyjährige in Amsterdam und dem Haag, die dreyjährige in Antwerpen, Brüssel und Gent die vorzüglichsten sind. Bey einigen derselben werden Gegenstände zur Bearbeitung aufgegeben, und Preise ausgesezt, so wie in diesem Jahre zu Gent.

Schon vom Anfange seiner Regierung hat der König viel zur Belebung der Künste und Wissenschaften beygetragen. Neue Universitäten und dabey neue Lehrstühle sind errichtet. Das Institut ist unter dem Titel: Koninklyk Nederlandsche Instituut von Wetenschappen, Letterkunde und schone Kunsten bestätigt. Dasselbe ist in vier Klassen abgetheilt, wovon die erste sich mit den Naturwissenschaften, die zweyte mit niederländischer Literatur und Alterthümern, die dritte mit alter classischer und orientalischer Literatur und Antiquitäten, die vierte mit den schönen Künsten, Malerey, Bildhauerey, Kupferstecherkunst, Baukunst und Musik beschäftigt. Die ausgezeichneten Gelehrten und Künstler im Königreiche gehören dem Institute.

Jede Klasse hat eine bestimmte Anzahl Mitglieder, auswärtige Associés und Correspondenten, welche leztere sie sich selbst wählt, indeß die beyden andern vom Könige auf ihre Vorstellung ernannt werden. Der vierten sind noch überdieß einige Dilettanten und Kunstkenner zugefügt: Das Institut steht unter dem Schutze des Königs, und die Klassen werden öfters vom Gouvernement zu Rathe gezogen. — Von ihrer Seite machen sie demselben Vorschläge zum allgemeinen Nutzen der Wissenschaften und Künste. So sind auf Vorstellung der vier Klassen im Jahre 1817 zwey königliche Akademien der bildenden Künste, eine in Amsterdam und eine in Antwerpen gestiftet, und in andern Städten Akademien und primaire Lehrschulen bestätigt oder neu errichtet, an welchen lezteren der Handwerksmann Unterricht in Zeichnen und Architektur erhält. Jede der beyden königlichen Akademien halten um das andere Jahr einen Concurs, wo alle Niederländer, welche das lezte Jahr an einer der niederländischen Akademien oder Schulen Unterricht erhalten haben, zugelassen werden. An dem dazu bestimmten Tage wird den Concurrenten ein gewisser Gegenstand aufgegeben, wovon sie die Skizze noch denselben Abend fertig haben müssen, von welcher sie bey der näheren Bearbeitung nicht abweichen dürfen. Der Preis ist eine vierjährige Pension von 1200 fl., um in Italien die Studien zu vervollkommnen. Außerdem werden auf allen Akademien und Schulen Preise und silberne Medaillen ausgereicht, welche vom Gouvernement gegeben werden.

Auf den jährlichen Kunstausstellungen werden vom Könige oder der königlichen Familie Stücke angekauft, auch macht das Gouvernement an einige Künstler Bestellungen von großen historischen Bildern, oder kauft sie dem Künstler ab, wie mit den beyden großen Gemälden des Hrn. Pieneman (die Affaire bey Quatrebras, und die Schlacht bey Waterloo vorstellend) der Fall war. Ebenso sind vom Hrn. van Bree Prinz Willem I. zu Gent nach der Pacification, die Katholiken gegen die protestantische Regierung in Schutz nehmend, vom Hrn. Lettorib die Schlacht bey Nieuport durch den Prinzen Mauriz genommen, und eine Cleopatra am Sterbebette des Antonius, von Hrn. Paelinck, eine Toilette der Psyche von Hrn. Odeveau, mehrere große Stücke, angekauft worden. Die vorgenannten Bilder, (alle mit Figuren in Lebensgröße) jede von verschiedener Manier und eigenthümlicher Vortrefflichkeit beweisen hinlänglich, wie die niederländische Schule, seit dem Anfange des Jahrhunderts, auch im historischen Fache, fortgeschritten ist.

Fast allgemein ist auch die Liebe für Kunst, und bey Privatleuten trifft man sehr häufig Gemälde an, so daß die besten Stücke von den Kunstausstellungen bald verkauft werden.

Die beyden königlichen Museen in Amsterdam und dem Haag enthalten vortreffliche Bilder der niederländischen Schule. Lezteres hat auch einige italienische. Im ersteren befindet sich eine prächtige Sammlung von Kupferstichen aus allen Schulen, worunter die seltensten Werke des Marc Antonio, alte Holzschnitte, die schönsten Abdrücke des Visscher und Suyderhoef, die nur selten vorkommenden radirten Blätter des Rembrandt rc. vorzüglich zu nennen sind, und wodurch diese Sammlung als eine der reichsten von Europa betrachtet werden kann. Brüssel, Antwerpen und Gent haben jede ihr Museum, das von Brüssel zählt eine Menge alter Gemälde vom 15ten und 16ten Jahrhundert. In allen genannten Städten sind außerdem viele Privatsammlungen von Gemälden, und in Amsterdam, von den besten Handzeichnungen alter und neuer Meister aus allen Schulen.

In der Baukunst haben die Niederländer jezt zwey ausgezeichnete Künstler aufzuweisen, die HH. Suyd

und Roelandt. Ersterer, vormals Professor an der königlichen Akademie zu Amsterdam, ist seit einem Jahre als Architekt des Königs für die südlichen Provinzen angestellt. Die lutherisch-evangelische Kirche zu Amsterdam, im Jahre 1822 durch Feuer verwüstet, ist von ihm neu erbaut, und kann, im Inneren, für ein Muster moderner Baukunst gelten: auswendig hat man die frühere Form, da die Mauern stehen geblieben, zur Ersparung der Kosten beybehalten, was dem Künstler schadet, der einen sehr schönen Plan, auch für das Aeußere geliefert hat. Jezt ist er mit den Pallästen des Königs und des Kronprinzen in Brüssel beschäftigt. Das prächtige Universitätsgebäude zu Gent ist nach den Zeichnungen des Hrn. Roelandt erbaut, und kann unstreitig als eines der schönsten dieser Gattung betrachtet werden; die HH. Goetghebuer und Rudd und die von ihnen ausgegebenen Werke sind schon früher in Ihrem Blatte erwähnt.

Die HH. Gabriel und Calloigne sind vortreffliche Bildhauer. Schade daß in diesem Fache so wenig durch Privatleute zur Ermunterung beygetragen wird. Der erste hat neuerdings einen jungen Merkur vollendet, und arbeitet jezt an einer Gruppe für das Gouvernement, von Hrn. Calloigne dürfte eine Magdalena und eine colossale Statue des Grafen von Egmont rühmlichst erwähnt werden. Hr. Parmentier, der früher eine schöne Baigneuse geliefert hat, arbeitet an den Skulpturen der Universitätsgebäude zu Gent. Der große Löwe auf dem Schlachtfelde von Waterloo ist, wenn ich nicht irre, durch Hrn. v. Gheel modellirt.

Hr. Braemt hat als Stempelschneider viele vortreffliche Sachen an's Licht gebracht, so wie die Medaille auf die Schlacht bey Palembang in Ostindien, die Preismedaille des Institutes, auf die Vermählung des Prinzen Friedrich von Oranien, und andere mehrere. Neuerdings ist er vom Könige beauftragt, jährlich eine Medaille auf die interessanteste Begebenheit des Landes, wozu die Gegenstände durch das Institut ausgegeben werden, zu verfertigen.

Mit der Kupferstecherkunst sieht es nicht so glücklich aus. Die HH. Marcus, Velin, van Senus und Premme beschäftigen sich meistens mit Kleinigkeiten. Große Werke haben sie aus Mangel an Unterstützung bis jezt nicht geliefert. Die Gravuren des Hrn. Meulemiester, die Logen von Rafael im Vatikan, nach eigenen Zeichnungen bearbeitet, sind wahrscheinlich schon im Auslande bekannt.

Im August dieses Jahres ist eine Kunstausstellung zu Gent; im September eine in Amsterdam. Nächstens hoffe ich Ihnen, wo nicht von beyden, wenigstens von der zu Amsterdam, einige Nachrichten mitzutheilen.

W.

Bekanntmachung.

(Eingesandt.)

Es wird hiedurch bekannt gemacht, daß am 5. Dec. dieses Jahrs und den folgenden Tagen Morgens von 10 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 4 Uhr im Hause Nro. 1647 in der Theatiner-Schwabinger-Straße nachfolgende Gegenstände an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden sollen:

1. Eine Sammlung von ein und vierzig altgriechischen Vasen, Schaalen, Tellern, Lampen und verschiedenen anderen Geräthen größtentheils aus der Terra di Lavoro.

2. Sehr vorzügliche plastische Kunstwerke sämmtlich aus carrarischem Marmor, insbesondere eine Statue in Lebensgröße, die aus dem Bade steigende Venus vorstellend, von Canova (eine der gelungensten Arbeiten dieses Meisters); die Sandalen-Binderin von Schadow; ein Amor und mehrere andere Stücke von Eberhard, Statuen und Büsten von Cerrachi, Verschaffelt, Lamine und Kirchmayer.

3. Eine ausgezeichnete Gemälde-Sammlung der berühmtesten Künstler, besonders aus der blühenden Kunstepoche der Holländer- und Niederländer-Schule, namentlich von Jacob und Salomon Ruysdael, Wouwermann, Poelenburg, Lingelbach, Decker, Cuyp, Le Duc, Claude Lorraine, Wynants, Peter de Laar, Berghem, Asselyn, Vlieger, Morland, du Jardin, Hobbema, Vernet, Hackert, Teniers, Ostade, Romeyn, Everdingen, van der Velde, Murant, Assenbeck, Falkranz, Victoors, Waterloo, van Boom, Steenwyck, Peter de Hooghe, Sachtleeven, van der Heiden, Paul Potter, Heinrich Roos, Backhuysen, Metzu, Both, Gerard Dow, Catel, Wilkie, Wagenbauer, Dorner, Dillis, Heß, Warenberger, Uden, Mannlich u. s. w.

Die vollständigen Verzeichnisse der plastischen Kunstwerke und Gemälde sind in allen Kunsthandlungen in- und außerhalb Deutschland zu haben.

München, den 28. Julius 1826.

Königliche Ministerial-Commission.
v. Fink, Ministerialrath
v. Spieß, Ministerialrath.

Digitized by Google

Nr. 67.

Kunst-Blatt.

Montag, den 21. August 1826.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Mantua, den 29. Sept.

Es ist eine bedeutende Sammlung von antiken Marmoren hier, besonders von halb erhobenen Arbeiten. Diese Gattung ist mir jezt doppelt interessant, seitdem ich den Julio mir in seinen großen Leistungen gründlicher angeeignet. Ich nehme hinzu, was ich von Polidor aus Nachbildungen kenne; denn dieser scheint mir für die Darstellung antiken Lebens und antiker Historie vorzüglich merkwürdig. Ich habe schon daheim öfters die Abgüsse des Reiterzuges aus dem Parthenon mit den Kupferstichen nach dem Friese des Julio verglichen, welches von Primaticcio modellirt, eine der Hauptzierden des Palazzo T. ist. Eine solche Vergleichung führt nothwendig auf die Frage: Ob die Künstler des Alterthums, oder jene der christlichen Zeiten, eine größere, freyere Ansicht des Lebens hatten? Mir scheint aber, daß die Alten die nächsten unmittelbaren Erscheinungen des Lebens mit mehr Freyheit ergriffen, und mit mehr Rücksichtslosigkeit auf irgend ein Höheres, Bedingendes vollendet haben. Dagegen fand ich bey den Spätern einen mehr welthistorischen Geist der Auffassung, und eine durch höhere Beziehung geleitete Behandlung. Freylich haben die Spätern den ungeheueren Vortheil, daß die gesammte, herrliche Erscheinung des Alterthums für sie nun selbst wieder ein Stoff, eine Aufgabe der Darstellung wurde. Welch herrliche Motive hat nicht z. B. Polidor aus dem großen Lebensgemälde der Römergeschichte geschöpft, deren Begebenheiten er in ächt-poetischem Geiste, wie Episoden einer großen Heldensage zu verherrlichen, so trefflich verstanden hat! Ja überhaupt treten, wie mir scheint, in den Werken dieser Art, bey den Spätern mehr die epischen, bey den Alten mehr die lyrischen Elemente hervor.

Eine schöne, jeder Anstrengung würdige Aufgabe wäre es, den Geist der römischen Kunstschule, in der Behandlung mythologischer Gegenstände, in seinem ganzen Umfange zu charakterisiren. Man wird bey den Werken des Julio dahier recht dringend zu einem Versuche dieser Art aufgemuntert. Aber freylich wäre es keine geringe Arbeit, in Ansehung so vieler bedeutender Werke, welche die Männer jener Schule ausgeführt. Raphael hat auch hierin gewiß wieder das rechte Maaß gehalten, und das Beste gethan. Aber auch seine Freunde sind, jeder nach seiner individuellen Natur, höchst fruchtbar an unschätzbaren Leistungen von dieser Gattung.

Unter den Bildwerken des hiesigen Museums waren es besonders ein Paar Schlachten und Darstellungen aus der Fabel des Herkules und jener des Adonis, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Schlachten-Scenen sind den alten Bildnern vortrefflich gelungen, und das antike Costüm paßt gar trefflich dazu. In den Darstellungen jener cyclischen Begebenheiten ihrer Mythologie aber sind sie so recht in ihrem Elemente, und wissen ganz herrliche lyrische Motive ins Spiel zu setzen. Oft scheint eine recht ernste, tiefe Ansicht des Lebens durch; man wird lebendig ergriffen, ja heftig gerührt. Aber es bleibt ein Mißklang in der Seele, weil es an der versöhnenden Beziehung auf ein Höchstes fehlet, in welchem das Räthsel des Lebens seine Lösung findet. Denn was hiefür zu geben versucht wird, trägt immer das Wesen seiner götzenhaften Nichtigkeit in sich selbst.

Eine Büste des Vitellius in dieser Sammlung schien mir ein Meisterstück des Meissels. Die Behandlung ist daran so kühn und sicher, Alles so frappant wahr, Muskeln und Haut so markig und elastisch gebildet, als sey es mit dem Pinsel aufgetragen. Nur der Blick in so vielen Köpfen aus dem Alterthume hat etwas hohles, unerfreuliches, einen finstern und trüben Ernst.

Auf alle diese Steingebilde folgte der Genuß eines schönen Werkes von Rubens, das sie auf der Bibliothek bewahren. Es ist in zwey Hälften getrennt, deren

Digitized by Google

obere die heil. Dreyfaltigkeit, und die untere vier Personen aus der Familie Gonzaga darstellt — es ist von seinen besten Sachen, von tiefem, ernstem, glühendem, titianischem Colorite.

Fast in jeder Straße dahier verspürt man Etwas von Julio's Geist und Sinn; denn unendlich Vieles ist nach seiner Angabe gebaut und dekorirt worden. Nicht leicht hat ein Künstler Gelegenheit gehabt, sein Talent so ins Große geltend zu machen; und wohl keine Stadt ist einem einzelnen Künstler so viel Dank schuldig geworden. „Diede altre ciò per tutta quella città — sagt Vasari — tanti disegni di Capelle, case, giardini, e facciate; e talmente si dilettò d'abellirla ed ornarla, che la ridusse in modo, che dovèra prima sottoposta al fango e quasi inhabitabile, ell' è hoggi per industria di lui, asciutta, sana, e tutta vaga, e piacevole."

So geht es, wenn ein hochsinniger Fürst einen tüchtigen Künstler in seinem Sinne gewähren läßt, und seinem Talente Raum gibt, sich nach allen Richtungen zu entfalten. Freylich ist auch wieder eine Stelle im Vasari, die uns den Schlüssel zu Julio's unermüdlicher Thätigkeit gibt. „Amò quel Duca di maniera la virtu di Giulio, che non sapera vivere senza lui." Die Liebe eines Mannes wie Friedrich von Gonzaga — welch eine Quelle für die Begeisterung des Künstlers!

Als Vasari nach Venedig berufen worden, nahm er den Weg über Mantua, um Julio, den er nur seinem Ruhme nach, und aus Briefen kannte, zu besuchen. Da waren sie sich denn wie vieljährige Freunde gleich recht herzlich nahe. Julio ließ ihn vier volle Tage hindurch gar nicht von seiner Seite, um ihm alle seine Werke, und alle die Pläne und Zeichnungen nach antiken Architekturen in Rom, Neapel, der Campagna u. s. w. zu zeigen. Dann erschloß er ein ungeheueres Behältniß, und legte ihm alle Grund- und Aufrisse der Gebäude vor, die nach seiner eigenen Angabe und Leitung, in Mantua, Rom und der Lombardey ausgeführt worden waren. Als hierauf der Cardinal (ein Bruder des damals schon verstorbenen Markgrafen) ihn befragte, was er von Julio's Arbeiten halte? antwortete Vasari, in Gegenwart des leztern: „Julio's Verdienste um Mantua sind so groß, daß ihm in jeder Straße dieser Stadt eine Bildsäule errichtet werden sollte." Worauf der Cardinal entgegnete: „Julio kann sich ja ohnehin mit gutem Grunde, eher als Wir, als Herrn und Schöpfer dieses Staates betrachten."

Das prächtige Domgebäude ist erst unter des Cardinals Verwaltung zu Stande gekommen. Das Innere ist wie ein Wald von Säulen; denn zu beyden Seiten führt eine doppelte Colonnade zum Hauptaltar. Das Ganze soll Aehnlichkeit mit Maria maggiore in Rom haben. Pracht, Ernst und classische Gediegenheit der Ideen bilden den Charakter dieses herrlichen Tempels.

Am 30sten Sept.

Wir waren zu guter Lezt, und gleichsam schon gegürtet zur Reise nach Verona, noch einmal draußen im Pallaste. Wir wollten den ganzen, großen, herrlichen Eindruck mit auf den Weg nehmen. Man konnte dießmal schon ganz ruhig und behaglich auf das Einzelne eingehen, die tiefer liegenden Beziehungen aufsuchen, den Charakter der Hauptsachen sich klar und deutlich einprägen, und dann auch das Beywerk nach Verdienst würdigen. Und gerade dieses Beywerk — meist in Form der Arabeske — schaffte uns heute unglaublichen Genuß. Fürs Erste sind schon die Farben gar lieblich und heiter gewählt, so daß das Auge sich sanft sättiget; und dann ist Alles von durchherrschendem Geschmacke gehalten und gekräftigt und in herrlichem Einklange durchgeführt. Diese Arabesken bilden meist gar sinnreiche Contraste, und eine sanfte Ironie zu den Hauptscenen und Lebensschilderungen, die sie wie ein Chorus in lyrischer Bedeutung umschweben.

Wir versuchten es, den Geist und Sinn, der das Ganze durchdringt in seiner Wesenheit zu bezeichnen, und wurden über Nachstehendes einig: Julio machte sichs zur Aufgabe dem hochherzigen, geistvollen Gonzaga eine Wohnung zu bereiten, in welcher das Prächtige und Fürstliche durchaus als ein Ergebniß des Kunstschönen, durch den innern Gehalt und die geistige Ausstattung imponirend hervortrete. Architektur, Malerey und Ornament sollten in durchherrschender Einheit des Charakters, und in der höchsten Fülle und Vollendung, eine wahre Kunstherrlichkeit des Pallastes begründen. Der Inbegriff der Darstellungen sollte enthalten: Ein Bild des großen und reichen Lebens und Waltens der Natur und des Geistes — eine Bezeichnung der sittlichen und sinnlichen Kräfte — eine poetische Versinnlichung der Tugenden und Leidenschaften, auf welche alle bedeutenden Erscheinungen im Leben sich zurückführen und beziehen. Der Künstler schlug den Weg der Allegorie ein, und kleidete seine Gedanken meistens in das Gewand der Mythologie, die in ihrer Fülle und Ausbildung allen seinen Wünschen entgegenkam. Denn sie faßt ja des Bedeutsamen, Symbolischen, Ironischen so Vieles in sich, daß ein geschmückter und glänzender Vortrag hierauf leicht zu begründen ist. Zugleich hatte Julio sich auf diesem

Digitized by Google

Wege in den Besitz gar vieler Freyheiten gesezt, die dem Dichter zugestanden werden, und der Strom seiner Einbildungskraft konnte sich nun um so unbedingter ergiessen. Auf diese Weise war aber nicht nur für Erfindung und Vortrag auf das Reichlichste gesorgt, und der Phantasie ein herrlicher Spielraum eröffnet, sondern es waren auch die schönsten und fruchtbarsten Motive an die Hand gegeben, die Natur in ihrer reichsten Entfaltung, den pikantesten Contrasten, und den schönsten malerischen Wirkungen in die Darstellung einzuführen. Zugleich war in den plastischen Ornamenten eine schöne Gelegenheit, aus dem reichen Schatze der antiken Bildwerke gar Manches auf die heiterste Weise, in den Schmuck dieser Säle zu verflechten. So wurde das Ganze ein großes geschmücktes Gemälde der Natur und des Lebens, und zugleich eine mit Geschmack gewählte Anthologie der geist- und sinnreichsten Dichtungen des classischen Alterthums, deren Bedeutung, Weisheit und Absicht, in den schönsten und kräftigsten Naturformen, von dem frischesten Lebenshauche beseelt, auf das heiterste versinnlicht hervortritt.

Hie und da hat übrigens Julio in den Kreis seiner Darstellungen auch Einiges aus der Historie des alten Roms mit aufgenommen, dessen Charakter keiner in diesem Maaß, wie Er zu versinnlichen wußte. Denn seinem männlichen, ernsten Gemüthe, seiner kräftigen Natur, seinem derben und tüchtigen Wesen, seinem Sinne für das Prächtige und Gewaltige, war die Geschichte jener weltbesiegenden Nation so ganz besonders zusagend.

Diesen Römergeist hat Julio selbst in seine Architektur zu legen gewußt, wo sie sich ausspricht in einem gewissen edlen Trotze, und in starker, kühner Eigenthümlichkeit. Doch ist auch Grazie und Anmuth seinen Bauwerken nicht fremd geblieben, hievon gibt unter andern sein Wohnhaus einen Beweis. Bey diesem verweilten wir, wie zum Abschiedsbesuche, noch Etwas im Nachhauseneben; und jezt wollen wir denn dankbar für Empfangenes, und schon wieder erwartungsvoll auf Kommendes, den Ausflug nach Nordost vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin.

Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

Berlin im Juni.

(Fortsetzung.)

Auffallend war es mir, daß jedesmal ein nicht unbeträchtlicher Theil der Zuschauer sogleich nach Beendigung dieser lebenden Kunstausstellung, das Schauspielhaus verließ — einem Gefühle folgend, das ich selbst theilte, da es mir stets zur lebhaften Pein wurde, die der Darstellung lebender Bilder folgenden kleinen Stücke mit anzusehen, wenn mir andere Rücksichten dieß auferlegten. Unter diesen Umständen gereichte es mir zum Trost, daß auch andere außer mir ein Mißbehagen theilten, das ich sogleich beym ersten Male dunkel empfand, und es, als eine nur mir persönliche Reizbarkeit tadelnd, vergebens zu bezwingen mich bemühte.

Die wiederholte Erfahrung desselben Gefühls außer mir, ließ mich über das meinige nachdenken, und ich glaube, es durch den Contrast der Eindrücke erklären zu dürfen, welcher sich uns zwischen dem, ruhig in sich vollendeten Kunstgebilde und der bewegten, mehr oder minder der Wirklichkeit entnommenen Vorstellung eines gewöhnlichen Theaterstückes aufdringt. Die heilige Stille der Kunst, in ihrer idealen und ethischen Beziehung zu den Menschen, berührt auch den minder Gebildeten: ihn trifft nach Goethe's Ausdruck jener höhere Amor mit dem goldenen Pfeile, und eine reinere Flamme entzündet sich in dieser geistigen Wunde, als diejenige, welche uns an dem Gange einer Intrigue, oder den Motiven einer leidenschaftlich unruhigen Scenenreihe Theil nehmen läßt.

Jene frühere Stimmung würden Iphigenia, Tasso oder sonst Scenen einer idealen, dramatischen Leistung, auf den beschriebenen Bilder-Cyclus folgend, keineswegs stören, allein nie dürfte es der Willkür des Zufalls überlassen werden, **welches** Stück des Repertoirs man neben diesem aufführe, damit nicht der reine, stille Eindruck freventlich gestört und eine Verwirrung in den Begriffen der minder Gebildeten dadurch veranlaßt werde, die eben, weil jene lebenden Bilder den Meisten neu sind, zur Verwechselung und Verwirrung über deren innere Wahrnehmungen führt. Glücklich schien mir in diesem Sinne die Wahl des Paria von Beer für eine der späteren Vorstellungen, wo Einheit und Adel der Gesinnung die Stimmung auf gleicher Höhe halten. — Vielleicht dürfte man die Brüder von Terenz als ein Stück vorschlagen, das, an heiteren und malerischen Gruppirungen reich, sich an die Bilder Herculanums gefällig ergänzend anschließt.

Ohne Bedenken läßt sich der Wunsch aussprechen: daß es auf den ersten Bühnen Deutschlands (doch auch **nur auf diesen**) zur erfreulichen Gewohnheit werde, ähnliche Kunstversuche, wie die eben beschriebenen, dem jezt nur zu allgemein schaulustigen Publikum, für leeren Dekorations-Aufwand und nichtig blendendes Ballet-

geflitter, als eine Art homöopathischer Kur darzubieten, vermittelst welcher das Uebel, durch ein ihm verwandtes, mildernd modificirt und dem Interesse an Werken der Kunst zugewendet werden möge, für welche, bey aller Lust am Schein, leider der Sinn gänzlich zu erlöschen droht, wie der nichtige Vorwand unzureichender Mittel durchaus als ungültig abgewiesen werden muß in einer Zeit, wo der *Gastromanie*, sammt allen übrigen *Manieen*, nur zu verschwenderisch geopfert wird. — Aber freylich gehört die bildende Kunst keinesweges dem *Schein*, sondern muß vielmehr ein in sich begründetes, auf den höchsten Bedingungen geistiger Kultur beruhendes *Seyn* genannt werden, welches kein halbträumendleeres Gaffen oder Hören verstattet, sondern vielmehr nur demjenigen wahrhafte Befriedigung beut, der, an edle geistige Nahrung gewöhnt, durch selbstthätiges Denken und richtig gebildetes Gefühl dieses Genusses theilhaft zu werden befähigt ist.

Da, nach oben Gesagtem, wohl niemand daran zweifeln kann, daß ich den Werth jener eben beschriebenen Darstellungen und ihre Bedeutung für die allgemeinere Entwicklung des Kunstsinnes dankbar würdige, sey es mir schließlich vergönnt, einige Worte über deren Anwendung überhaupt hinzuzufügen.

Nicht leicht dürfte die Wahl zur Unterhaltung eines Hofes eine glücklichere Richtung nehmen, als die, wodurch sowohl früher die schönen Bilder aus Lalla Rukh, als später die eben beschriebenen entstanden sind. Alles trägt dazu bey, hier etwas Vollendetes hervorzubringen, denn, nächst den genialen und erfahrenen Künstlern, welche die Gegenstände zweckmäßig zu bestimmen befugt sind, stehen den Anordnern des Festspieles für deren Ausführung, die schönsten Gestalten in einem zahlreichen Theater- und Balletpersonal, zusammt einer großen Garderobe; für alles Beywerk aber, die Talente einsichtsvoller und an rasche Ausführung gewöhnter Dekorationsmaler zu Gebote. Eine auserwählte Kapelle liefert die für Darstellungen dieser Art nothwendig bedingte musikalische Begleitung, und man dürfte sagen, daß hier das Vollkommenste ohne Zeitverlust und langwierige Vorbereitung (ein großer Nachtheil bey oft schnell entschiedenen Hoflustbarkeiten), ja sogar ohne namhafte Kosten geleistet werden kann, wo ein Wink des Monarchen, wie durch Zauberschlag, alle hieher gehörigen Elemente zu einem Zwecke verbindet.

Die nothwendig größere Ausdehnung eines Hofkreises, wie die damit verbundene Etikette, verhindert dort ohnehin, indem sie jede Persönlichkeit in die vorgeschriebenen Gränzen negativer Repräsentation zurückdrängt, selbst unter den geistvollsten Mitgliedern der Versammlung, jene lebendige, befriedigende Mittheilung, deren ein kleiner Kreis fähig, wo das einzelne Talent sich geltend machen und nicht leicht der Begabtere übersehen werden kann.

Was aber in den Prunksälen eines Schlosses würdig ergötzt und zu lebendigerer Kunstliebe eben da die Richtung gibt, woher dem Talente zu allen Zeiten Ermunterung und Ausbildung kommen muß, das würde in dem engeren Raume eines Privathauses, und bey beschränkteren Mitteln der Ausführung, nur Anlaß zu störendem Treiben, verschwenderischem Aufwand und leerer Anmaßung geben; ja, es würde hier das *Seyn* in seinem eigentlichen Asyl häuslicher Geselligkeit angreifen und daraus vertreiben. Es genügte ein schöner Nacken, reichere, hellere Haarflechten, um die sinnige Jungfrau dem seellosen Mädchen nachstehen zu lassen, in so fern einer oder der andere Reiz sich an dieser zu dem eben erwählten Bilde darböte — die thöricht eitle Mutter würde Hunderte verschwenden, um ihr Töchterlein in kleidsamer Stellung von malerischen Falten umwallt, in dem mystischen Rahmen glänzen zu sehen; da hingegen die weisere Matrone umsonst der ungezwungenen Geistesentfaltung einer gebildeten Tochter in den immer unbedeutsamer werdenden Kreisen der Geselligkeit entgegensähe. Von unseren Jungfrauen, die da täglich bunter und steifer geputzt, schon den Puppen vergleichbar, und von den jungen Männern getrennt, in stummer Feyerlichkeit umher zu sitzen pflegen, wiche dann gänzlich jener belebte Hauch, welcher die Jugend allein zur Jugend macht, und ihre immer höher gesteigerte Bildung schrumpfte stumm und nutzlos für sich und andere, zu todter Büchergelehrsamkeit ein; dahingegen das leichteste Gesellschaftsspiel jede Persönlichkeit frey gibt. Wenn daher unsere jetzige Jugend für Blindekuh und ähnliche lärmende Lust, für die harmloseren Geistesspiele, deren die Mütter sich ergötzten, zu klug und ernst geworden, sollte man Sorge tragen, daß eine würdige und bildende Unterhaltung ihr diese ersetze, wozu sich statt der so viel Vorbereitungen heischenden Liebhabertheater die Darstellung einzelner bedeutenden Scenen aus den dramatischen Werken unserer großen Dichter besonders eignet, und, indem sie beyde Geschlechter auf eine geistig belebte Art einander näher brächte, fänden auch die älteren Personen vielleicht so das Wohlgefallen und die erheiternde Lust an der Jugend wieder, die sich, zum fühlbaren Nachtheil für beyde Lebensalter, im größeren Gesellschaftskreise ganz verloren hat.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. August 1826.

Zwey Briefe von Wille an Seekatz.*)

Mitgetheilt von Karl Buchner.

I.

Paris, den 18. Julius 1757.

Hochzuehrender Herr!

Ein Mitbruder, ein Patriot suchet die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Ich aber bin der patriotische Mitbruder, welcher diese Kühnheit begehet. Ich bitte Sie, mein Verfahren zu billigen! Der Beweggrund ist ein gewisses Anliegen, welches ich Ihnen, nach meiner angebornen Freyheit, zu entdecken mich unterstehen werde. Erlauben Sie mir aber, hochzuehrender Herr, daß ich Ihnen vorher eine kleine Begebenheit erzähle.

Mein bester Freund, Hr. Ebers, Wechsler dieser Stadt, brachte heute zwey Gemälde zu mir, um darüber meine Meynung zu erfahren. Ich ergriff sie begierig und meine ersten Worte waren: Ha, wer diese gemacht hat, kann bessere machen, wenn er es will. Hier ist Feuer und Geist! Dann fuhr ich fort: Zusammensetzung, Farbe und Haltung haben gewiß ihren guten Werth. Die Charaktere, welche angebracht sind, bestehen in der Natur und sind daher genommen. — Nun wollte ich wissen, von wem diese Stücke verfertiget wären? Von Hrn. Seekatz, waren die Worte meines Freundes. Von Hrn. Seekatz? Wohl! O was war mir lieber zu vernehmen! Es sind die ersten Stücke, welche ich das Vergnügen habe, von Ihrer geschickten Hand zu sehen. Aber welche Stücke sind es? Das eine, ein Nachtstück, stellet Räuber oder Zigeuner-Gesindel vor. Es hat eine Kirche bestohlen, welche man im Grunde siehet. Vorne steht ein rothgekleideter Schelm mit einer Fackel in der Hand. Er scheint mir der Führer seiner Bande zu seyn, denn er befiehlt. Zu seiner Linken, neben gestohlenem Kirchengeräthe, kniet ein Weib mit zerstreuten Haaren, welche jezt mit grimmigen Fäusten ein Schaaf erwürget hat. Zu seiner Rechten ist ein Geselle im Begriffe, einen Kasten auf seine Schultern zu heben.

Das Nebenbild stellt einen denkenden Dieb vor, er stehet und rauchet, er denket aber, wie mich dünkt, nur an seinen Krug, welchen er in seiner Rechten hält. Auf dieser Seite liebkosen ein Paar Leutchen, welche auf der Erde sitzen. Hinter diesen hänget ein Kerl ein getödtetes Vieh an eine Mauer, ein zweyter hält Gedärme auf einem Teller. Zur Linken wird gekocht.

Aus diesen Paar Worten werden Sie, hochzuehrender Herr, merken, von welchen Gemälden ich die Ehre habe, Sie zu unterhalten. Das leztere Stück ist ein Tagstück. Nun folget mein gewisses Anliegen. Nämlich ich wünschte mir ein Stück von Ihrer Hand zu erhalten, welches aber so gut wäre, als Ihnen nur möglich zu verfertigen wäre. Denn wenn es nach meinem Sinne ausfällt, woran ich gar nicht zweifle, so sollte es in Kupfer erscheinen, damit die Welt erfahre, was Sie, hochzuehrender Herr, in der Malerey vermögend sind. Belieben Sie nur vorzustellen, was Ihnen selber gefällt, aber nur keine Kirchendiebe und kein Nachtstück. Für die wunderbaren Mienen und die Gesichter, welche dasjenige ausdrücken, was jezt die Seele bey dieser oder jener Beschäftigung denket, lasse ich Sie sorgen. Ich habe aus Ihren Gemälden ersehen, daß Ihnen ein gutes Gefühl in diesem vorzüglichen Theile eigen ist. Was aber die verschiedenen Stellungen anbelangt und nachdem Ihre Composition zusammen ist, so bin ich versichert, daß Sie sich die Mühe geben werden, (wegen unserer Absicht) jede Stellung mit einigen Strichen nach der Natur zu zeichnen, damit die Bewegungen der Figuren, so wie die Falten der Kleidungen recht wahr werden möchten und so bey Allem. Ich sage dieses nicht, als ob ich so

*) Johann Georg Wille, geb. 1717 zu Großenlinden unweit Giesen, gest. 1808 in Paris. Seit 1736 in lezterer Stadt sich aufhaltend, wurde er zuerst Kupferstecher des Königs, 1761 Mitglied der Akademie, nachher des Instituts. Napoleon gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. — Johann Conrad Seekatz, geb. in Worms am 4. Sept. 1719, gest. in Darmstadt am 25. Aug. 1768 als Hofmaler. Goethe gedenkt seiner im 17ten Band seiner Werke, S. 138, 174, 175, 176.

Digitized by Google

etwas Ausgearbeitetes verlangte, wie man es an Dauw und Mieris gewahr wird, nein, Ihre Art zu malen gefällt mir wohl, sie ist fett und herzhaft, dieses liebe ich. Das Maaß des Gemäldes dürfte eilf französische Zolle hoch und vierzehn breit werden und so könnte es von der nämlichen Grösse in Kupfer erscheinen. Ich bitte Sie aber (gesezt, Sie werden mein Verlangen erhören,) mir, ehe Sie die Arbeit anfangen, zu melden, wie viel Sie dafür zu verlangen belieben. Sie haben ersehen, daß ich mir ein Stück wünsche, woran Sie Ihre ganze Kunst erblicken ließen, deßwegen ist es billig, daß ich bezahle, was billig ist und was ein Künstler zu bezahlen vermögend ist, der aber den Beutel eines reichen Mannes nicht besizt. Auch wollte ich lieber, daß mein Stück auf Kupfer gemalt würde, als auf Holz, denn dem Holze ist niemals recht zu trauen. Hier fühle ich, daß ich Ihnen Ihre Zeit mit diesem weitläuftigen Briefe verderbe, ich bitte deßwegen um Vergebung und habe die Ehre, mit aller Hochachtung aufrichtig zu seyn

Meines hochzuehrenden Herrn

unterthäniger Diener
Wille.

Hier fällt mir etwas bey: Sollte es nicht angehen, daß Sie den Gedanken zu meinem Gemälde mit wenigen Strichen auf ein kleines Papier leichtweg aufzeichneten und mir ihn in die Antwort beylegten, welche ich von Ihnen hoffe? Dieses wäre mir deßwegen, damit wir den Geschmack des gemeinen Wesens desto besser treffen möchten, welchen ich ein wenig kenne. Ich liebe ein aufgeräumtes Wesen, welches aber nicht gegen die guten Sitten läuft.

II.

Paris, den 4. Jänner 1759.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen diesen Titel gebe! Ich liebe alle ächte Künstler, und wen ich liebe, der ist mein Freund.

Ich habe heute einen Brief von Ihnen, hochedler Herr, erhalten, welcher aber schon dreyviertel Jahre alt ist. (Belieben Sie mir deßwegen künftig immer auf der Post zu schreiben, ich habe es am liebsten.) Sie haben die Güte gehabt, ihn den 10ten Mai 1758 zu schreiben. Ich habe ihn von Saarbrücken her auf der Post erhalten, er war in einem Briefe von Hrn. Fiedler.*) Wie sehr bin ich erfreut über Ihr gütiges Angedenken; aber wie lieb wäre es mir gewesen, Ihren Brief eher in Händen zu haben! Ich wußte nicht, was ich denken sollte, weil Sie mich mit keiner Antwort zu beehren beliebten. Wie, sagte ich, sollte ich durch meine Aufrichtigkeit etwa die Freundschaft, welche kaum angehet, des Hrn. Seekatz verloren haben? Doch ich glaube es nicht, und so weiter. — Es kommt noch ein Umstand hinzu, warum ich gewünscht hätte, Ihre Zuschrift eher zu erhalten. Mein Freund Hr. Ebers muß nun von Hamburg abgegangen seyn, so wie es mich sein Hr. Bruder versichert, und nun weiß ich nicht, wohin ich ihm schreiben soll, denn nirgends wird er auf seiner Rückreise eine bleibende Stätte haben, um ihn zu bitten, daß er Ihnen bey seiner Ankunft in Darmstadt das Gemälde bezahle, welches Sie für mich gütigst werden verfertigt haben. Ich freue mich recht darauf, mein Cabinet damit zu vermehren, welches, seitdem ich die Ehre gehabt habe, an Sie zu schreiben, mit neun sehr schönen Stücken von verschiedenen Meistern zugenommen hat, unter welchen vier Stücke von Hrn. Dietrich aus Dresden ihre Plätze unvergleichlich behaupten. Die andern habe ich hier und in Wien machen lassen. Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich noch gar nichts von Hrn. Schütz in Frankfurt habe erhalten können. Wie schön wäre ebenfalls die Gelegenheit mit Hrn. Ebers gewesen, theils es dort zu bezahlen, theils es mir mitzubringen. Ich habe lezthin hier eine Landschaft von Hrn. Hirt aus Frankfurt gesehen, in welcher viel Gutes ist. Sie ist auf Kupfer gemalt, und ist ziemlich groß. Ich möchte wohl wissen, wie viel er sich bezahlen läßt für ein Cabinetstückchen, denn ich habe Lust, eines bey ihm zu bestellen. Was sagen Sie, werthester Freund, dazu? Auch wünschte ich zu wissen, in welcher Art Gemälde Hr. Trautmann am stärksten ist, damit ich auch etwas von ihm erhalten möchte. Ich bitte Sie sehr, mir ein wenig Nachricht davon zu geben, denn Sie werden ohne Zweifel alle diese Künstler wohl kennen.

Ach was für ein herrliches Gemälde habe ich vor drey Tagen hier gesehen. Es stellet das Christkindchen vor, wie es des Nachts von den Hirten im Stalle angebetet wird. Es hat bey zwanzig Figuren von etwa neun Zolle groß. Die Zusammensetzung, die Farbe, die Zeichnungen sind ausnehmend, die Ausdrückung der Stellungen und die Seele, welche auf den Gesichtern herrscht, sind zu bewundern; Schatten und Licht aber sind vollends eine rechte Hexerey. Und von wem glauben Sie wohl, daß dieses kunstreiche Stück sey? Es ist von Hrn. Dietrich aus Dresden. Welch ein Künstler! Nein, ich kenne heute Niemanden, der eine bessere Geschicklichkeit hätte. Als ich es sah, waren die Vornehmsten von unserer königlichen Akademie zugegen. Jeder bewunderte es, und sie gestanden, daß Hr. Dietrich Deutschland viel Ehre mache. Denn wann etwas gut ist, so haben die Fran-

*) Fiedler, Hofmaler in Darmstadt.

ed by Google

zosen gewiß die Tugend, daß sie es für gut halten und Allem lassen sie gerne Gerechtigkeit widerfahren.

Sehen Sie, werthester Freund, so habe ich Ihnen Neuigkeiten erzählet, welche die Kunst angehen. Diese sind einem Künstler immer die liebsten. Die politischen Neuigkeiten wollen wir denen überlassen, welche die Zeit durch Müssiggang verderben und einem forschenden Künstler nur oft zur Last werden. Durch die Kunst allein müssen wir suchen uns hervor zu thun. Habe ich unrecht? Ich habe Ihnen diesen Brief in aller Eile geschrieben. Ich schreibe dießmal dem braven Hrn. Fiedler nicht, weil ich vor einiger Zeit schon an ihn geschrieben habe. Machen Sie ihm indessen mein großes Compliment!

Es fällt mir was bey: Belieben Sie nur mein Gemälde von Hrn. Ebers bezahlen zu lassen. Er wird es nicht abschlagen; und geben Sie ihm eine Quittung, auf diese gebe ich ihm sein Ausgelegtes gleich wieder. Belieben Sie mir aber zu schreiben, sobald Sie diesen Brief erhalten haben, damit ich erfahre, was Sie mir eigentlich gemacht haben. Ich bitte Sie auch, mir das genaue Maaß im Briefe zu senden, damit ich den vergoldeten Rahmen immer bestellen kann. Sie werden dadurch unendlich verbinden den der die Ehre hat mit vollkommener Hochachtung zu seyn

Meines hochzuehrenden Herrn und Freundes

unterthäniger Diener
Wille.

Ueber die neuesten Kunstleistungen in Berlin.

Von Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

Berlin im Juni.

(Beschluß.)

Es sey mir vergönnt, hier Schillers zu gedenken, der in nur ihm eigener Nachsicht und kindlicher Empfänglichkeit, wie oft, uns damals zu sagen pflegte: „Kinder, stellt mir an jede Seite einen Armleuchter hin und spielt, so ist meine Illusion vollkommen!“ — Ohne mir anzumaßen, über die Art und Weise des Zeitvertreibes in geselligen Kreisen zu entscheiden, welche stets durch die Grade der Bildung ihrer Mitglieder bestimmt werden, glaubte ist es nicht ganz unpassend, hier meine Ansicht über dasjenige niederzulegen, was am unrechten Fleck angewendet, außer dem bereits angeführten Nachtheil, auch noch zu einer falschen Kunstspielerey führt, die, aller soliden Basis entbehrend, nur durch äußerlichen Sinnenreiz geleitet wird, und in ihm untergeht. Dahingegen, das Schöne, in möglichster Vollendung und Würde dargestellt, durch Mitwirkung wahrer Künstler sein volles Recht erhält, und die verständigen Beschauer in die erhabene Region des zur Gestalt gewordenen Gedankens emporhebt, und selbst der am wenigsten Gebildete betritt die erste Stufe der Kunst, indem man ihm Veranlassung zu Vergleichen gibt, und ihn das Unschöne und Niedrige als solches erkennen lehrt.

Möge der nächste Winter uns, wie es verlauten wollen, der neuen und trefflichen Vorstellungen, vielleicht in noch größerem Maaßstabe, mehr bringen und ein gütiger, die Kunst wahrhaft königlich unterstützender Monarch sich ferner daran erfreuen, daß Berlins gebildetes Publikum fähig und willig ist, den höheren Genuß eines erwählten Kreises seinerseits zu würdigen und zu theilen.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Verona, den 4. October.

In der Gallerie des Rathhauses schien mir Folgendes merkwürdig und ausgezeichnet: Eine Fußwaschung von Carotto; ein Altarbild von Libert (Maria auf dem Throne und Sct. Thomas); La palla dei Tonelli von demselben; ein Bild von Morone; Maria und zwey Heilige von Badile (dem Lehrer des Paul Veronese); Maria in einem Garten von Pisanello; Sct. Catharina, von Carotto; Maria S. Joseph und die heil. Magdalena, von demselben; ein Bild von Orlando Flacco (O. F. F. 1565); ein Bild von Michael d'Anardo di Fachai (1541); drey schöne Bilder von Cavazzuoli; die heil. Maria und zwey knieende Apostel von Liberale; ein großes prächtiges Gemälde von Maganza, darstellend wie die Veroneser dem Doge von Venedig die Schlüssel überreichen.

Man sieht aus dem Angegebenen, daß hier mit vaterländischem Sinne auf veronesische Werke gesammelt worden. In solcher Beziehung ist diese — wenn gleich erst in der Entstehung begriffene Gallerie höchst interessant, lehrreich und einzig in ihrer Art. Wir sind, durch den hier empfangenen Anstoß, schon recht ämsig beschäftigt, und die veronesische Schule in ihrem Zusammen-

Digitized by Google

hange zu erklären; wir fühlen aber wohl, daß wir erst Padua und Venedig hinzunehmen müssen, um gewaltige Lücken auszufüllen. Denn die Geschichte der veronesischen Kunst stellt sich durchaus nur als eine Abtheilung der venetianischen dar. Ueber Folgendes haben wir gleichwohl bereits Licht und Gewißheit bekommen: Giotto, † 1336, ist der Stammvater. Sein Schüler Taddeo Gaddi († 1352) hatte zwey Söhne — den Giovanni und Angelo, welche er seinen besten Eleven dem Giovanni da Milano, und dem Jacopo da Casentino empfahl. Angelo Gaddi, † 1387, erzog den Stefano da Verona, den Lehrer des Vincenzo di Stefano, welchen man nebst dem Pisanello (einem Zeitgenossen Massaccio's) als den Vater der veronesischen Nebenschule betrachten kann. Von diesem Vincenzo stammen einerseits Liberale, † 1536, und sein Schüler Carotto, andrerseits Morone und Girolamo da Libri. Hierauf folgen dann Torbido, der Schüler des Liberale, Cavazuola der Schüler Morone's, Golfino und Badile. Von diesen stammen wieder die späteren, als: Farinati ein Zögling Golfino's (geb. 1522); Brusasorci und Ligozzi die Schüler Caretto's; vor allen aber Paul Cagliari Veronese, der den Badile zum Lehrer hatte, und ganz Venezianer wurde. Den Charakter dieser Schule zu bestimmen, fällt mir noch zu schwer — die einzelnen Werke stehen mir noch zu allein. Auch zeigt sich in diesen Werken wohl eher ein Schwanken zwischen den Mustern auswärtiger Schulen als ein festes, bestimmtes, inneres Leben. Die Haupteinwirkung kam aus Venedig; Mantegna hatte sich aber auch viel Autorität erworben.

Die besten Sachen sind in S. Bernardino, S. Giorgio, S. Fermo, S. Anastasia, S. Stefano. Sie sind alle in vielen Büchern ausführlich verzeichnet. Doch ist des schönen Bildes von Liberi, und jenes des Paul Verones in S. Giorgio ganz besonders zu erwähnen. Jenes — eine Maria auf dem Throne mit allerliebsten Engeln — ist in kindlicher Zartheit und liebevoller Innigkeit ein wahrhaft kostbares Juwel. Dieses zog uns durch die Heiterkeit und Klarheit des Tageslichts, und die köstliche Harmonie reiner, kräftiger, vollklingender Farbentöne, gar freundlich an sich. Es ist ein würdiges Gegenstück zur schönen Assunta von Tizian in der hiesigen Cathedrale.

Es ist immerhin ein Reichthum an Freskowerken hier, der eine gründliche und umfassende Beurtheilung durch einen einsichtsvollen Schriftsteller in Anspruch nimmt. Die Gelehrten der früheren Zeit haben zu sehr im einseitig antiquarischen Geiste gearbeitet, und die große, herrliche Entwicklung des 15ten und 16ten Jahrhunderts nicht lebendig genug ergriffen. So wurde denn das Publikum nicht allseitig genug angeregt und aufmerksam gemacht, und gar vieles kam in Vergessenheit, was doch gerade die Lücken ausfüllen würde, die man in den Werken über Kunstgeschichte schmerzhaft verspürt. Die Neuesten suchen das nun leidlich zu ergänzen, aber es fehlt an Vorarbeiten. Es wäre also wie gesagt, eine gründliche Abhandlung über die hiesige ältere Freskomalerey eine höchst verdienstliche Arbeit, Stoff hiezu ist genugsam vorhanden. In S. Zeno, in S. Bernardin, in S. Fermo, in S. Anastasia sind solche Werke aus der ältesten Zeit, deren Urheber man noch gar nicht zu nennen weiß. In S. Bernardin findet sich eine trefflich gemalte Voita von Cavazzuoli; eine zweyte von Golfino. In S. Anastasia wird ein ähnliches Werk dem Bellino zugeschrieben. Auf dem Marktplatze zeigt sich auf einer Außenwand ein colossales Gemälde von Cavalli da Mantua; ein anderes dieser Art ist irgendwo in der Stadt zu sehen, mit der Aufschrift des A. de Seraphinis (c. 1385). Von spätern, bekannten, verdienen alle Auszeichnung die Werke des Brusasarzi, in S. Stefano; des G. B. Moro ebendaselbst; und die schon genannten des Torbido in der Domkirche. Vieles endlich, womit Façaden öffentlicher Gebäude geschmückt waren, ist fast bis zur Unkenntlichkeit zerstört und verloschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

München.

Am 16ten October dieses Jahrs und den folgenden Tagen, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr wird hier in Auftrag der königlichen Ministerial-Commission eine Sammlung ausgezeichneter Kupferstiche, Originalzeichnungen und lithographischer Werke an den Meistbietenden gegen baare Bezahlung verkauft werden.

Der Katalog ist in den angesehensten Buchhandlungen zu erhalten.

Darmstadt.

Die 17te und 18te Lieferung von Stuart und Revetts Alterthümern von Athen, herausgegeben durch W. Eberhard, ist so eben erschienen.

Digitized by Google

Nr. 69.

Kunst-Blatt.

Montag, den 28. August 1826.

Circus des Maxentius.

(Mit einem lithographirten Grundriß.)

Kaum zwey Millien von der Porta Capena entfernt zur linken Seite der appischen Straße und am äußersten Abhang einer von dem Grabmal der Cäcilia Metella beherrschten Ebene, sieht man von Osten nach Westen gewandt, die allbekannten bedeutenden Trümmer eines römischen Circus. Villatrümmer von gleicher Construction sind ringsum, besonders auf der nördlichen und östlichen Seite bemerklich; ihrem umfassenden Prachtbau mochte der Circus angehören, wie ein ähnlicher von den sallustischen und neronischen Gärten eingeschlossen war. Des Gebäudes Umfang, mehr aber die Wichtigkeit einer besser als irgend ein ähnliches Denkmal erhaltenen Rennbahn, hat allerley Fragen und Meynungen über die Zeit seines Ursprungs veranlaßt. Wäre das Alter eines beweglichen Monuments, das vormals den Circus zierte, für den leztern beweisfähig, so könnten nach Champollion, der ihre Namen auf dem Obelisk von Piazza Navona las, die Flavier als Gründer des Circus genannt werden. Die eigenen Steine des Gebäudes verdienen größere Aufmerksamkeit. Nach hinterlassenen Papieren Gaetano Marini's hatte dieser große Gelehrte für glaublich gehalten, daß Hadrianus es gegründet, Antoninus Pius es erneut habe. Einen Grund dazu gaben Ziegel des Gebäudes, deren Stempel das Consulat des Petinus und Apronianus, das ist, das Jahr 123 nach Christus und das sechste Regierungsjahr des Hadrianus, erwähnten; aber diese Backsteine konnten später früheren Gebäuden entnommen seyn, wie gerade dieselben es im Dach der Basilika von S. Paolo waren. Eine andre Meynung hielt Caracalla für den Urheber jenes Gebäudes. Schon Antiquare des fünfzehnten Jahrhunderts bekannten sich zu ihr, und obwohl ihr bereits Panvin de lud. circens. I. 24. und Fabretti de col. Traj. p. 147. widersprochen hatten, so blieb sie die herrschende, theils weil keine wahrscheinlichere vorhanden war, theils weil einige Gründe für sie sprachen. Caracalla's Münzen zeigen einen Circus; nur kann dieß eben so gut der in Bezug auf Herstellungen häufig abgebildete Circus Maximus seyn, als die Abbildung eines neu errichteten, ja der ganz ähnliche Circus auf Münzen des Trajanus machte schon dem Panvin die erste Meynung wahrscheinlicher. Reste von Malereyen in dem Verbindungs-Corridor zwischen Villa und Circus in dem nördlichen Thurm bey den Carceres und in der großen Eingangsthür hielt man für zu gut, um später als Caracalla zu fallen; schwerlich mit hinlänglicher Befugniß. Gesimsfragmente, die man an etlichen Stellen der Spina gefunden, konnten aus andern Gebäuden, vielleicht aus dem anliegenden sogenannten Grabmal der Servilier entnommen seyn; dieses ist um so wahrscheinlicher, da ein ähnliches Architravfragment in der Grundmauer der Carceres als rohes Material gebraucht ist. Endlich war die Nachricht des unzuverläßigen Ficoroni, daß in der Nähe des Circus zwey Statuen, eine des Caracalla, eine andre der Julia Pia gefunden worden, bey der mangelnden genauen Ortsbestimmung und bey den wohlfeilen Taufen römischer Bildnißstatuen, eine schwache Bestätigung der gemeinen Annahme.

Die schlechte Construction des Gebäudes nöthigte kritische Forscher zu andern Vermuthungen; wie schlecht die Bildwerke aus Septimius Severus Zeit seyn mögen, die Thermen des Caracalla zeigen, daß die architektonische Technik nicht in gleichem Verhältniß gesunken war. Die Mauern des Circus sind ärmlich dünn, ihr Kern besteht aus dem mit schlechtem und bröcklichtem Mörtel vermischten Tuff des umliegenden Bodens und ihre Fläche ist aus kleinen oblongen Stücken desselben Steins zusammengesezt, unter denen man hie und da Ziegelstücke bemerkt. Die kleinen Gewölbe, auf denen die Sitze ruhten, sind mehr aus Eile oder Ersparniß als zur Erleichterung der Wölbung mit Hülfe irdener Töpfe bereitet, die man hie und da unter dem Mauerwerk erblickt, ein Verfahren, das bis jezt aus Gebäuden vor Gordianus nicht nachgewiesen wurde. Die schlechte Erhaltung der meisten jener Gewölbe zeugt für die Unzweckmäßigkeit derselben; die meisten jener Gefäße sind überdieß gegen die Gürtung zu

bemerklich, nicht, wo sie etwa zur Erleichterung dienen konnten, in der Höhe der Wölbung. Hiernach schrieb schon Panvin die Villa und den Circus constantinischer Zeit zu. Für Alexander Severus erklärte sich Hirt geneigt, nicht weil die Construction zu gut für noch spätere Zeiten wäre, sondern wegen der anliegenden bey der neuesten Untersuchung ganz unberücksichtigt gebliebenen sogenannten Scuderia, eines vermuthlichen Grabmals, das etwa zu Leichenspielen einen Circus neben sich hatte, wie das Mausoleum des Hadrianus. Jahresspiele wie dem Alexander Severus wurden keinem spätern Kaiser gefeyert, ein später hinzugebautes Grabmal ist nicht wohl anzunehmen; dieser Umstand und das doppelte Pulvinar etwa bey Lebzeiten des Kaisers für ihn und seine Mutter, gaben jener scharfsinnigen Vermuthung eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit. Diese neuerdings vorgetragene Meynung war indeß nicht bis Rom gelangt. An Gallienus hatte der treffliche Fabretti gedacht, ohne mehr als die Liebe dieses Kaisers für Circusspiele anführen zu können; daß seine Villa neun Millien von Rom an der Via Appia lag, und man den Circus sich in ihrer Nähe denken möge, hebt jene Meynung, der auch Visconti beypflichtete, nicht geradezu auf, doch fand sich keine weitere Bestätigung für dieselbe. So blieb eins der merkwürdigsten und lehrreichsten Monumente Roms bey ziemlich entschiedener Anerkennung seines späteren Ursprungs entweder entschieden irrig benannt oder ohne sichere Kunde seines wirklichen Gründers.

In dem verwichenen Frühjahr ließ der römische Banquier Torlonia, Duca di Bracciano, gegenwärtiger Besitzer des Circus, die Spina aufdecken, und als man zu der am westlichen Ende derselben gelegenen sogenannten Porta triumphalis vorgedrungen war, fand man in einer Tiefe von fünfzehn Pariser Fuß Inschriftfragmente mit dem Namen Maxentius. Es fanden sich andre mehrere, so daß die nun durch den römischen Antiquar, Professor Nibby zusammengesezten zwey Inschriften aus nicht weniger als ein und fünfzig Stücken bestehen. Die erste ließ sich leidlich wieder herstellen, die andre ist nach dem, was von ihr bekannt geworden, sehr mangelhaft; daß sie bey ziemlich gleichem Inhalt länger und mit Erwähnung zeitverwandter Kaiser verbunden gewesen sey, auch in einem Beywort Junior eine Andeutung des Galerius Maximianus, Schwiegersohn des Maxentius enthalte, sind Versicherungen des römischen Gelehrten, denen, wie wir sehen werden, sein Bericht nicht entspricht. Beyde Inschriften sind auf Platten griechischen Marmors von unregelmäßiger Dicke geschrieben; diese Platten sind sehr dünn, an keiner Stelle über einen Daumen dick. Die erste zusammengefügte Inschrift hat drey Pariser Fuß und drey Zoll Höhe, und drey Fuß zehn Z. Breite; sie ist an drey Seiten vollständig. Die schlecht geschriebenen und roth gefärbten Worte sind folgende:

DIVO. ROMVLO. N. M. V.
COS. OR. . . I. FILIO.
D. N. MAXENT. . . I. INVICT.
VI . . . . AVG. NEPOTI.
T. DIVI. MAXIMIANI. SEN-
ORIS. AC.

Herr Nibby ergänzt sie folgendermaßen:

DIVO. ROMVLO. N. M. V.
COS. ORD II. FILIO.
D. N. MAXENTII. INVICT.
VIRI. ET. PERP. AVG. NEPOTI.
T. DIVI. MAXIMIANI. SEN
ORIS. AC. BIS. AVGVSTI.

Im Allgemeinen also eine Dedication an Romulus, Sohn des Maxentius und Enkel des ältern Maximianus. Daß diese Dedication die des Circus sey, nimmt Herr Nibby ohne weiteres an. Seine Gründe sind, daß die Inschrift unter dem großen Eingangsthor gefunden wurde, daß keine sichere Spuren von Ergänzungen im Circus selbst an eine Herstellung denken lassen, endlich daß die Auslassung des Zeitworts in Dedications-Inschriften üblich, dagegen bey Documenten einer Herstellung unstatthaft sey. Er fügt hinzu, daß Maxentius kurze, nämlich sechsjährige, Regierung der Gründung eines Gebäudes, wie dieser eilig und ärmlich gebaute Circus ist, nicht widerspreche. Es fällt in die Augen, daß durch alle diese Bemerkungen ein entschiedener Beweis für eine Dedication und zumal für die des ganzen Circus, noch nicht gegeben sey, die man nach dem wortreichen Styl gleichzeitiger Inschriften ganz anders erwarten würde. Nicht einmal, daß die Inschrift sich über dem Thor befand, ist ganz entschieden, noch, da sie für das Publikum bisher nicht sichtlich geworden ist, die Richtigkeit der Abschrift verbürgt. Aber daß der Circus, in dessen Theilen man schwerlich verschiedene Zeitalter wird nachweisen können, in eine dem Maxentius benachbarte Zeit zu setzen sey, war früher ausgesprochen; warum sollte man das Zeugniß aus dieses Kaisers Zeit nun nicht für ungleich glaubhafter, selbst für die Gründung des Gebäudes, erklären als alle bisherigen Vermuthungen? Hienach wird vorläufig des Maxentius Name der schicklichste für diesen Circus bleiben; er wird auch für den entschiedenen, rechtmäßigen gelten können, wenn, wie wir vernehmen, ein umsichtiger Forscher, einen von Maxentius in catacumbis (vorzugsweise bey denen von S. Sebastiano) erbauten Circus nachweist.

Aus einer Zusammenstellung der historischen Thatsachen erörtert hienach Hr. Nibby in seiner kürzlich erschienenen Schrift, daß der Circus nicht vor dem Jahr 309

Digitized by Google

nach Christus erbaut seyn könne, weil erst in dieses des jungen Romulus, wie des Maximianus Tod und Vergötterung fallen. Das Beywort des Maxentius, Invictus, macht es ferner wahrscheinlich, daß die Gründung des Circus zwischen seinem afrikanischen Triumph im Jahr 311 und zwischen seinem Fall durch Constantinus im Jahre 312 anzunehmen ist. Der Verfasser unterläßt nicht seine Ergänzungen der Inschrift zu rechtfertigen und sich um Erklärung ihrer Dunkelheiten zu bemühen. In der ersten Zeile ist ihm N. M. V. Nobilis memoriae viro. Die Ergänzung der zweyten Zeile wird durch die Größe des Zwischenraums gültig, eben so die der dritten. Die vierte wird: viri et perpetui augusti nepoti, die fünfte, was fast asiatisch klingt, durch ter divi erklärt. Vom Anfangsbuchstaben eines bis Augustus soll eine Spur vorhanden, und dieser Titel auf seine Abdankung und Wiedereinsetzung bezüglich seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Padua, den 10. Oct. 1825.

Der erste Gang dahier ist natürlich zum Heiligen — al Santo — wie sie ohne Zusatz sagen; denn daß sie den Antonius meynen, versteht sich von selbst. So groß, so erschütternd, so hinreißend war die Wirksamkeit dieses Heiligen, daß einem dahier zu Muthe wird, als habe er gestern noch gelebt.

Nach verrichteter Andacht fingen wir an die Kunstsachen zu besehen, und begannen mit den Werken des Donatello. Da waren wir denn freylich gleich an der Quelle, aus der Rafael selbst geschöpft hat. Hier ist Geist, Wahrheit, Leben und Freyheit! riefen wir aus; hier ist Stoff und Gedanke eins geworden; hier ist das Erz bezwungen und das Leben frey gemacht, und wieder ist das Leben in dem Erze festgehalten. Wir fühlten gleichsam den leisen Druck des gestaltenden Fingers, der den Thon zu diesen Bildern des Lebens umgeformt; wir fühlten das stille, sichere Wirken des waltenden Geistes, der sich selbst hier abgespiegelt, und was ihn freudig bewegte, in dem bleibenden Werke verewigt hat. Denn das ist der Triumph der bildenden Kunst: den Geist des Ausdrucks, so wie er in rascher, flüchtiger Bewegung sich in dem Menschen abstrahlt, festzubannen in die Materie — und dem Momente, in dem ein unendliches Leben concentrirt ist, Stetigkeit und Dauer zu geben; so daß jener göttliche Funke, der in seiner momentanen Abstrahlung den Künstler zum Schaffen entzündet, sich in dem belebten Werke nun auf immer reflektire.

Daß Rafael so große Vorgänger hatte — ahnete ich nicht. Doch im Grunde haben ja alle diese großen Männer Eins und Dasselbe gewollt, aus derselben Quelle getrunken, die gleiche Begeisterung empfunden. Nur spricht sich bey jedem das individuelle Temperament aus — und dieses lag nun freylich bey Rafael gerade in einer heitern Harmonie aller geistigen und natürlichen Anlagen.

Nachdem wir also die halbrunden Bildwerke in Erz an beyden Altären, den großen Altar korinthischen Styles im Hintergrunde des Chores, das Cruzifix, die Statuen der heil. Jungfrau, Sct. Prosdecimo, Antonio, Giustina und Daniels, das Basrelief in Terracotta (lauter Werke Donatello's) aufmerksam besehen — wendeten wir uns zu den Freskowerken, durch welche diese Kirche so bedeutend für die Kunstgeschichte ist.

Fürs erste finden sich in der alten Kapelle, wo sonst das Grab der Heiligen war, Werke des Stefano Ferrarese (XV.). Ferner in der Sakristey alte Fresken von unbekannter Hand. Am wichtigsten aber ist die Capella San Felice, wo sich die Werke des Jacopo d'Avanzi, des Aligieri da Zevio, und unter andern eine ganz herrliche Darstellung der Kreuzigung Christi befindet. Endlich ist von innen über dem Hauptportale ebenfalls eine Kreuzigung von Mantegna, und von außen der Name Jesu von demselben, und darüber eine Maria, angeblich von Giotto zu sehen. Auf dem Rückwege besichtigten wir die alten, sehr verdorbenen Fresken in der Capella S. Giorgio, von Giusto, und waren so mit einem Gange schon recht in die paduanische Schule eingeweiht.

Giotto, der Gründer des bessern Styles, ist auch hier wieder der Stammvater, und daher wurde gleich der folgende Morgen bestimmt, um seine Hauptwerke in der Annunciata dell' Arena zu besehen.

Diese Werke füllen den ganzen innern Raum einer geräumigen Kapelle aus. Sie enthalten die Darstellung des Lebens Christi, Mariens und Josephs, in etwa fünfzig in chronologischer Ordnung angereihten Quadraten. Diese Spartimente sind äußerst geschmackvoll eingerahmt. Der Grund des einfachen Bogengewölbes ist blau und mit goldenen Sternen besäet. Auch ist die Decke mit Köpfen der Propheten, Evangelisten und Heiligen geziert. Die unterste Reihe der zwey Seitenwände ist mit allegorischen Figuren — grau in grau — abgeschlossen. Die große Wand über dem Portale aber ist mit einer Darstellung des jüngsten Gerichts ausgefüllt.

Um gleichnißweise den Gesammteindruck zu bezeichnen, der uns bey Beschauung dieses Werkes geworden ist, müssen wir sagen, daß er jenem ganz gleichartig ist, den

Digitized by Google

Dante's göttliches Gedicht gewährt. Das Ganze ist groß, majestätisch, ernst, originell — das Einzelne höchst einfach, natürlich und naiv. So wie dem, der zuerst wieder den Schooß eines lange ruhenden Erdreichs aufgeschlossen, die Saat in der kräftigsten Fülle erblüht — so fielen dem Giotto, der die Kunst wieder an ihre eigentliche Quelle zurückgeführt, die ersten frischen, goldenen Früchte vom Baume des Lebens in den Schoos. Schon hieraus ist die unglaubliche Fruchtbarkeit dieses Künstlers zu erklären, der in umfassenden Werken überall — in Florenz, Lucca, Pisa, Rom, Neapel, Assisi, Arezzo, Rimini, Ravenna, Ferrara, Padua, Verona, Avignon, die Fackel des neuen Lichtes angezündet. Großartige Einfachheit, höchste Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks — das sind seine großen Verdienste; und wenn er in so Vielem von seinen Nachfolgern übertroffen worden, so hat doch selbst Michel-Angelo zugestanden, daß er in der Naturwahrheit das Höchste erreicht habe.

Folgende Darstellungen schienen uns aus den Vielen die Besten: die Grablegung, die goldene Pforte, die Fußwaschung, die Anbetung der Könige, Lazari Erweckung; wie Christus im Tempel lehrt; die Kreuzschleifung, wie Maria in den Tempel gebracht — wie um sie gewirkt — wie sie in das Haus Josephs geführt wird — Mariens Begräbniß.

Es wäre aber zu wünschen, daß sie alle in Nachbildungen bekannt würden. Die Welt ist so mit Mittelgut angefüllt, und das Köstlichste muß im Dunkel und der Vergessenheit ruhen! Doch ist Hoffnung da, jenen Wunsch erfüllt zu sehen. Ein Künstler hat ausführliche Zeichnungen nach diesen Werken zu Stande gebracht. Ein frühzeitiger Tod hinderte ihn an der Herausgabe derselben. Wenn wir aber so glücklich seyn werden sie aufzufinden, so ist ein großmüthiger Freund der Künste bereit, ein Werk von so hohem Interesse in Verlag zu nehmen. Diese öffentliche Mittheilung würde nun gerade um so verdienstlicher seyn, als leider diese herrlichen Fresken vor Kurzem zu ihrem großen Nachtheile aufgefrischt worden, und dabey so Manches entstellt ist. Jene Zeichnungen aber wurden glücklicher Weise noch vor diesem — für die Kunst traurigen Ereignisse verfertigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus Berlin.

Die Friedrichsbrücke.

Jezt ist diese den Lustgarten mit der Burgstraße verbindende Brücke ganz in ihrer beabsichtigten Gestalt vollendet; mit dem die bisherige Spreefahrt verdämmenden Bau des Museums ist die neue Wasserstraße in gerader Richtung, von der neuen Schloßbrücke bis zu dem Strom am Weidendamm, geführt worden, und anstatt der bisherigen Zugklappe sind nun Eisenbögen gesezt.

Bey einer Länge von 240 Fuß, und einer Breite von 32 Fuß zwischen dem Geländer, hat jede der sechs Oeffnungen zwischen den Pfeilern acht eiserne Bögen von 27 Fuß Durchmesser und 5½ Fuß Höhe, welche mit den Sohl- und Gesimsplatten und dem Geländer, 6236 Ctr. an Gewicht enthalten, und in der hiesigen königl. Eisengießerey gegossen sind.

Die Brücke hat oberhalb der eisernen Platten in der Fahrt ein Pflaster von behauenen Feldsteinen, und auf beyden Seiten sind Fußwege von behauenen Granitplatten gelegt.

Die Kosten des ganzen, in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit vollendeten Baues, mit Einschluß der Umkleidungen sämmtlicher Pfeiler mit Werkstücken (da solche bey ihrer ersten Erbauung von Klinkern aufgeführt waren), des erforderlichen Grundbaues, der gesammten Gußarbeiten und des verzierten Geländers, nebst allen übrigen Unkosten, sollen etwa 50.000 Thaler betragen; eine Ausgabe, welche, abgesehen von der Verschönerung und der Ersparung kostspieliger Ausbesserungen, für den ungestörten Gebrauch dieser Brücke sehr wohlthätig ist, und deren zweckmäßige Verwendung jeder gern dankbar erkennen wird, der für das Nützliche und Schöne Sinn hat.

Bildniß des Königs.

Kürzlich hat Begasse das Bildniß des Königs, welches, wie es heißt, nach Petersburg bestimmt ist, vollendet, und es steht noch auf dem königl. Schlosse zur Ansicht des schaarenweis hinwallenden Volkes, das seinen geliebten Landesvater auch gern in würdigen Bildern schauen mag. Ein solches Bildniß ist dieses hier, wohl das gelungenste aller bisher gemachten. Lebensgroß in der Gardeuniform, den Hut in der Rechten, die Linke an der Brust ruhend, tritt der König unter einer auf Stufen erhöhten Säulenhalle des Schlosses hervor, und im Hintergrunde erscheinen seine bedeutendsten Bauwerke, die Sieges- oder Schloßbrücke, das Museum, wie es bald in seiner vollen Pracht dastehen wird, und die erneute Domkirche. Alles, auch die neuen Bauwerke sind mit liebevollem Fleiße ausgeführt, und die Färbung ist kräftig und wahr. Vor allem aber spricht und zieht die lebendige Aehnlichkeit an, und ich weiß kein Gemälde (so lobenswerth, aus früherer Zeit, das Pariser und das Wiener ist), wo diese wohlwollenden, tapferen und edelmüthigen Züge so wahrhaft würdig vor Augen und Gemüth gestellt wären.

Sp. K.

Digitized by Google

Nr. 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. August 1826.

Circus des Maxentius.

(Mit einem lithographirten Grundriß.)

(Fortsetzung.)

Herr Nibby, dem die Aufsicht über die neuesten Ausgrabungen übertragen war, hat in der erwähnten Schrift auch über die entdeckten Besonderheiten des Circus Rechenschaft gegeben. Er berichtet zuerst, daß die aufgefundene Form der Carceres die gemeine Meynung, als seyen diese von einander getrennt gewesen (Bianconi de' circhi p. XXXV. sq.), nicht bestätigt habe; die zwölf Carceres zu beyden Seiten des durch Mauern abgetrennten großen Hauptbogens bestanden in einfachen Pilastern von gleicher Breite, aber von verschiedener Dicke, indem die nach dem Innern des Circus gewandten Pilaster an Dicke zunahmen. Ein Theil der Marmorbekleidung dieser Pilaster hat sich vorgefunden, deßgleichen die Marmormassen, in welche die auf mehreren Reliefs sichtlichen Gitter eingefugt waren; der Hauptbogen hatte deren niemals. Diese Gitter erhoben sich etwas über den Boden, wie man es auch auf einem 1806 zu Lyon entdeckten und durch Artaud bekannten Mosaik vorgestellt sieht. Aus einem albanischen Relief, aus Cassiodorus und dem Scholiasten des Juvenal weiß man, daß die Carceres mit Hermen verziert werden; die Aushöhlungen derselben hat man gegenwärtig vor jedem einzelnen Pilaster gefunden, auch Stücke einzelner Hermen, ja ganz kürzlich bey der lezten Säuberung des aufgewühlten Bodens ist eine wohlerhaltene Herme des Demosthenes von guter Arbeit am westlichen Ende der Carceres zum Vorschein gekommen. Bey dem Hauptthor fand man zwey große Kragsteine von Travertin und einige Stücke eines Marmorgesimses, auf denen Spuren von rother Farbe, wie zur Nachahmung rothen Marmors, bemerklich waren; diese Gesimsstücke, obwohl von mittelmäßiger Arbeit, waren vermuthlich aus älteren Gebäuden entnommen, so wie es von einem entsprechenden Architravstücke zu versichern ist, das als rohes Material im ausgehöhlten Boden einer Herme vorgefunden wurde. Die erwähnten Aushohlungen für die Hermen sind schwerlich im ursprünglichen Plane begriffen gewesen — denn ihr Grundbau hängt nicht mit dem der Pilaster zusammen, — aber der Mangel einer Spur von Bekleidung der Pilaster läßt nicht zweifeln, daß die Hermen gleich beym ersten Gebrauch des Circus an sie angelehnt waren. Bey dem Hauptbogen hat man zwey Inschriftfragmente von ansehnlichen Verhältnissen gefunden. Das größte ist das Endstück einer Inschrift und enthält vielleicht die lezten Buchstaben des Namens Maxentius, seinen Titel als Augustus und zwey Längenstriche, welche der Zahl seiner Consulate (im Jahr 311 vier) angehören mochten. Das kleinste Fragment zeigt die Buchstaben PI, etwa vom Titel Pii, den Maxentius ebenfalls hatte. Herr Nibby ergänzt beyde Fragmente folgendermaßen:

Divo Romulo n. m. v.
cos. ord. II.
filio, d. n. maxen. TI
PIi felicis. et. inv. aVG.
trib. pot. VI. Cos. II II.

und obwohl es störend ist, von fünf Zeilen nur acht Buchstaben begründet zu wissen, so ist eine der entgegengesezten Eingangsthür entsprechende Inschrift doch nicht unwahrscheinlich.

Die Zwischenweite der einzelnen Carceres ist nicht durchaus gleich, aber, da es sich nur um eine Verschiedenheit von Zollen handelt, mehr der Nachlässigkeit des Baus als irgend einem Zwecke zuzuschreiben, zumal die Bekleidung der Pilaster sie ausgleichen konnte; die durchgängige Breite beträgt etwa funfzehn Pariser Fuß, die Tiefe vierzehn Fuß fünf Zoll. Von den eingefallenen Gewölben haben sich hinlängliche Spuren vorgefunden, welche zeigen, daß sie mit einem starken Opus signinum bekleidet waren, welches sie an den der Luft ausgesezten Stellen vor Regen schüzte. Von Malereyen, deren Bianconi p. XXXIX. erwähnt, hat sich in den Carceres keine Spur gefunden, wohl aber sind in dem Thurme, der die Carceres nördlich einschließt, Spuren der von Bianconi tav. XVII. Fig. 1. sehr verschönt be-

Digitized by Google

kannt gemachten Malereyen noch jezt vorhanden. Der Stucco, der ihren Grund bildet, und der Kunstwerth ihrer Figuren entsprechen dem späten Ursprung des Circus. Unter der Thür neben dem entgegengesezten Thurm haben sich unbedeutende Reste einer kleinern Inschrift

. . . . NANTI

. . . . ANI

gefunden.

Der Circus des Maxentius ist der einzige, von dem sich bekanntermaßen die Spina enthalten hat: dieser wichtigste Theil des Gebäudes war bis jezt verschüttet und hat durch die neuesten Ausgrabungen, die ihn aufgedeckt, mancherley Aufschlüsse erhalten. Zuerst erregte ein rundliches Stück Mauer, einen Fuß sieben Zoll hoch, etwa drey Fuß im Durchmesser, doch allerseits verstümmelt, Aufmerksamkeit, welches 462 Fuß vom Hauptbogen der Carceres entfernt, sich in der Nähe der ersten gegen die Carceres zugewandten Meten, doch von diesen getrennt, befand. In der Mitte dieser Mauer befindet sich eine quadrate Oeffnung, jederseits von zehn Zoll Breite, allem Anschein nach, für einen senkrecht eingefügten Balken, etwa zur Befestigung eines die Wettrenner begränzenden Seiles bestimmt. Hr. Nibby glaubt ein solches leicht vorauszusezendes Seil mit der von Cedrenus in der Nähe der ersten oder westlichen Meten bezeichneten Sphendone oder Schleuder identificiren zu dürfen. Drey Fuß fünf Zoll hinter jener Mauer auf einem, wie ihn die ganze Fläche des Circus zeigt, natürlichen Boden, befindet sich das Basament der ersten Meten. Dieses bildet keinen Halbzirkel, sondern eine elliptische Form von 19. 8 im Durchmesser und 45. 3 im Umfang. In dem erwähnten Basament fand sich ein Gemach, in welches man durch eine oblonge Fensteröffnung stieg. Man hatte früher (Bianconi p. XLII.) diese Aushöhlung, für die Ara des Consus erklärt; Hr. Nibby bemerkt, daß diese nach Tertullian, de Spect. I., nicht unter, sondern bey (ad) den ersten Meten, nach Dionysius II. 31. beym Circus, also vielleicht außer der Arena war, überdieß für jedes Opfer aber ausgehöhlt, und alsbald wieder zugeschüttet wurde. Seiner Meynung nach wäre die Aushöhlung blos zur Ersparung des Materials da; zugegeben, daß man diesen schlecht gewölbten Unterbauen die Last der Meten anvertrauen konnte, warum hätte man die Fensteröffnung und bey den zweyten Meten sogar die Thür gelassen? Eine gewisse Vorrichtung müssen wir für die Ara des Consus wohl annehmen, deren Lage wir bey Tertullianus am Ort der ersten Meten, bey Dionysius an der Arena angedeutet glauben; man mochte durch die Fensteröffnung in das Gemach hinabsteigen, und dort den nöthigen Raum aushöhlen, und verrichtete dann wirklich dem Consus ein unterirdisches Opfer. Von den aufruhenden Meten sind Reste unterer Marmorbekleidung und umlaufender Reliefs, Circusspiele vorstellend, gefunden worden. Die lezteren sind von schlechter Arbeit und an Ort und Stelle gelassen worden, um die späte Zeit des Circus zu bestätigen. Das Basament der zweyten am andern Ende der Spina befindlichen Meten ist in seiner Form den vorerwähnten gleich, doch ungleich niedriger; es ist noch nicht acht Fuß hoch, während das erste bis zur Höhe des Fensterbogens 13. 1 hat. Der Umfang hat 19 und 47 Fuß. In Mitten der geradlinigten Seite führt eine Thür in eine Aushöhlung der vorigen ähnlich. Bianconi, der die frühere für die Capelle der Murcia hielt, hatte diese ohne Namen gelassen, und Hr. Nibby glaubt wie früher, sie sey blos zur Ersparung des Materials unausgefüllt geblieben; man könnte nun diese für die Capelle der Murcia halten, wäre es nicht wahrscheinlicher, leztere am Fundort der Venusstatue zu suchen. Spuren von Bekleidung fehlen bey den Aushöhlungen. Auch auf diesem Basament ist die Spur einer eingesezten Meta vorhanden. Nebenher sind Marmorstücke von Meten und eines der Eyer gefunden worden, die man auf ihre Höhe zu sezen pflegte.

Die Entfernung der Spina von den ersten Meten beträgt 10. 4½, die von den zweyten 10. 3½; ihre Länge 837. 6, nicht 768, wie bey Bianconi steht. Ihre Breite ist nicht durchaus gleich, sondern beläuft sich auf 19. 6 bey den ersten Meten, 20. 1 bey dem Obelisk und 19. 1½ bey den zweyten Meten. Man hielt sie früher für ein fortlaufendes Postament, aber auch auf dem Lyoner Mosaik erscheint sie getrennt und in dem jezt aufgedeckten Circus zerfällt sie in drey Abtheilungen von verschiedener Größe, obwohl mit ununterbrochener Seitenmauer. Nach Bianconi hatte sie die überall gleiche Höhe von vier Fuß; gegenwärtig hat sie sich bey den ersten Meten fünf Fuß befunden, die verlorene Brustwehr ungerechnet, bey den zweyten aber nur 1. 8½. Auf dem Lyoner Mosaik erscheint die Spina wie ein langer platter Wasserbehälter, in dem sich Delphine bewegen, an der Spina eines Reliefs im Museo Borbonico zeigen sich viele Meerwunder: die aufgedeckte Spina bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Ihre äußeren Wände waren mit dünnen Platten griechischen Marmors bedeckt, dagegen die Oberfläche überall einen starken Estrich und ringsum eine gleiche bekleidete Einfassung zeigt, deren Winkel, wie bey Wasserbehältern, abgestumpft sind. Zahlreiche Oeffnungen wie zum Abfluß des Wassers, mit dem die Spina bedeckt seyn mochte, sind bey den ersten Meten bemerklich; auch Cloaken sind innerhalb der Einfassung, wenn man gegen die Carceres sieht, zur Rechten bemerklich, eine vor der Stelle des Obelisken, die andre dahinter. Zum Behuf des Regenwassers hätte ein gesenkter Rücken besser gedient; die Einfassung statt eines solchen zeigt, daß das

Digitized by Google

Wasser nicht abgeleitet, sondern gesammelt werden sollte. Ob die drey verschiedenen Abtheilungen der Spina durch Wasserleitungen oder durch Händearbeit versehen wurden, ist schwer zu entscheiden. Für die erstere Meynung spricht, daß auf der Spina eine Bleyplatte gefunden wurde, und daß in einem Basament, welches sie verzierte, eine Aushöhlung wie für eine Wasserröhre vorhanden ist. Festus (von Nassiterna) und Alpion (Dig. III. 2. 4) sprechen von Wasser, mit dem man die Wagen besprengte. Die Gefäße, mit denen dieß geschah, hießen Nassiterna und Matellae; auf dem Mosaik von Lyon sieht man einen Diener mit einem Wassergefäß gegen die ersten Meten laufen, um eine Quadriga zu besprengen. Herr Aibby ist sogar geneigt, die Gefäße, welche man auf den Reliefs bisher für Gefäße zum Bestreuen mit Sande oder zum Hinderniß der Wettrenner willkürlich ausgeworfen hielt, für Wassergefäße zu halten.

Die Enden der Spina bildeten keine geraden Linien, sondern sie hatten in ihrer Mitte einen Ausschnitt, 10 Fuß lang und 2. 10 F. tief, zu einer Gesammtbreite der Spina von 19. 6 bey den ersten Meten; 10. 11 lang, 2. 8½ breit zu einer Gesammtbreite von 19. 1½ bey den zweyten. Aehnliche Ausschnitte hatte man schon früher aus Abbildungen der Circusspiele nachgewiesen. Man war der Meynung, sie hätten zum Ansatz einer Leiter gedient; dieses ist aber bey der sehr geringen Höhe der Spina in der Nähe der zweyten Meten unstatthaft. Was man bey den ersten für Spur einer Treppe hielt, war ein neuerdings vielleicht für irgend eine Nachforschung gemachter Einschnitt. Der Zwischenraum der Spina vom Podium beträgt bey den ersten Meten links 130 Fuß, rechts 95; bey den zweyten links 110 und rechts 99.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Am 11. October.

Heute wurden die Sachen in der Kirche der Eremitaner und die herrlichen Fresken von Parentini im Kloster der heil. Justina besehen. Dort sind in der Capelle die zwey untersten Fresken mit Darstellungen der Marter S. Jakobs und S. Christophs von der Hand Mantegna's, das übrige von seinen Schülern Bono und Ansovino. In derselben Capelle eine schöne Freske mit prächtigen Apostelfiguren von Nicolo Pizolo; und am Altare ein großes Fries aus gebrannter Erde. Am Hochaltare sind Darstellungen aus dem Leben des heil. Augustins von Guarienti aller Beachtung werth. Das herrliche Grabmal des Juristen Montna von Ammanate in Marmor ausgeführt, versäume man nicht zu besehen.

In den Werken Mantegna's hatten wir nun einen Anhalt gefunden, um die historische Folge in der paduanischen Schule, zur klareren Einsicht in ihre Entwicklung zu ordnen.

Giotto († 1336) ist wie gesagt auch hier wieder der Stammvater. Er arbeitete in Padua in den Jahren 1306, 1316 — und gegen das Ende seines Lebens. Theils Schüler, theils Nachahmer des Giotto waren: Giusto, von welchem die Werke in der Capelle des heil. Georgs, (welche aber von andern dem Giovanni und dem Antonio da Padua zugeschrieben werden); ferner Jacopo d'Avanzi (c. 1370); Aldigieri da Zevio (1380), welche al Santo malten; Jacopo da Verona, der in S. Michele, und Taddeo Bartoli, der all' Arena gearbeitet hat; endlich Miretto und ein Ferrareser, die den Plafond des hiesigen großen Saales ausgeziert. — Ein Zeitgenosse des Giusto war Guariento (c. 1360), von welchem die Fresken bey den Eremitanern, der aber sich ganz nach Venedig gewendet. Der zweyte Stifter der paduanischen Schule ist aber Squarcione zu nennen, welcher unter den 137 Schülern, die ihm beygezählt werden, außer dem Pizzolo und Schiavone, auch den großen Mantegna zur Kunst erzogen hat. Die vorzüglichsten Zöglinge Mantegna's aber († 1505) waren Bern. Parentini; Bono und Ansovino von Forli; Stefano von Ferrara; sein Sohn Francesco, und Calcetta. Montagnana, Campagnalo und Gualtieri sind deren Zeitgenossen. Mit dieser Uebersicht kann man sich hier leidlich zurecht finden.

Was den Styl dieser Schule betrifft, so unterscheide man die zwey Epochen, deren eine mit Giotto, die andere mit Squarcione beginnt. Der Charakter der ersten ist eine großartige Nachahmung der Natur, Lebendigkeit und Wahrheit des Ausdrucks, Innigkeit und Tiefe der Empfindung; daneben ist aber freylich noch Manches, was mit zu einem vollendeten Werke gehört, z. B. Perspektive, Zeichnung, Farbe, Beywerk rc. in der Kindheit. Der Charakter der zweyten Epoche ist ein fleißiges Bestreben auch alle diese untergeordneten Theile der Kunst zu erschöpfen, die Darstellung möglichst zu bereichern und auszudehnen, und unter Beachtung der antiken Vorbilder einen sogenannten bessern Geschmack einzuführen. Man kann sich nicht verhehlen, daß die zweyte Schule hierin etwas einseitig geworden, und manches von den so wesentlichen Vorzügen der ersten eingebüßt hat. Der Anlaß hiezu lag in der ganz eigenthümlichen Entstehungsgeschichte der Squarcionischen Akademie.

Squarcione, Sohn des fürstlichen Kanzlers, ein mit hohen Talenten begabter Mann von feurigem Geiste,

faßt eine Leidenschaft für die Malerey; Padua wird ihm bald zu enge, er durchreist ganz Italien; auch das genügt ihm nicht, er sezt nach Griechenland über; er ist unermüdlich, alles, was er auf diesen Reisen von Kunstsachen antrifft, zu copiren, und anzukaufen so viel er kann. Endlich kehrt er in seine Vaterstadt zurück; bildet dort ein Museum, das an Studien, erhabenen Bildwerken, antiken Fragmenten, Abgüssen, Zeichnungen ꝛc., das reichste in seiner Art ist. Er eröffnet eine Akademie, und sieht sich in Kurzem von 137 Schülern umgeben. Unter diesen gewinnt Andreas Mantegna durch hinreißende Fortschritte sogleich den Vorrang; auf ihn, den er an Sohnes Statt annimmt — überträgt er nun auch diese Vorliebe für die Werke des Alterthums. Allein Mantegna geht noch weit über das, was sein Meister will, hinaus. Er findet neue Anregungen in Venedig, wo er sich mit dem Hause der Bellini durch Heirath verbindet; er strebt auf höhere Vollkommenheit in dem Colorite, der Pinselführung, der Perspektive, dem Stillleben, der Landschaft und dem Effekte überhaupt. Seine Freundschaft mit Squarcione erkaltet, er folgt dem Rufe der Gonzaga, und stiftet in Mantua eine eigene Schule.

Seitdem ich es von dieser historischen Seite betrachte, ist mir Manches, das mir in Mantegna's Werken so räthselhaft war, verständlich geworden. Nur ist leider von Squarcione hier Nichts übrig, aus dem man absehen könnte, in wie weit sein großer Zögling Eins mit ihm geblieben. Allein wieder aus ein Paar Anekdoten ist abzunehmen, daß gerade Squarcione, in dessen Schule Mantegna in eine gewisse Trockenheit, Schärfe, und Unnatur des Styles gerathen — selbst wieder seinem Schüler den Impuls in eine freyere, großartigere, naturgemäßere Darstellung gegeben hat. Andrea hatte nämlich in der Akademie seines Lehrers, wo so viele antike Vorbilder als Muster aufgestellt waren, an gewissen griechischen Basreliefs eines herben Styles besonderen Geschmack gefunden und war mit dem größten Eifer bemüht, sich den Sinn und die Weise dieser Werke anzueignen. Hiedurch gerieth er in eine zu gewissenhafte Nachahmung dessen, was an diesen Werken zufällig war, gewann ein zu großes Gefallen an eng angepreßten Gewändern, parallellaufenden Faltenreihen, und an einer gewissen Schärfe und Trockenheit der Conturen, so daß das Streben nach ängstlicher Ausführlichkeit allmählig auf Kosten der Lebendigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks die Oberhand gewann. Als er nun späterhin bereits mit Squarcione in Zwist gerathen, und seine Werke bey den Eremitanern begonnen hatte, war es gerade sein Lehrmeister selbst, der sich — da die Darstellung der einen Hälfte, nämlich der Marter S. Jakobs vollendet war — über eine gewisse Steifheit, Trockenheit und Ausdruckslosigkeit in diesem Gemälde lustig machte, behauptend daß Mantegna ein zu kalter und ängstlicher Nachahmer der alten Marmorwerke sey. Durch das Wahre, was in diesem Tadel lag, auf das Lebendigste ergriffen, und wahrscheinlich auch schon durch seine Familien-Verbindung mit den Bellin's, und seinen Aufenthalt in Venedig von einer andern Seite her angeregt — warf sich Andrea in den Harnisch, und gab seinen Figuren in dem zweyten Wandgemälde jener Capelle schon ungleich mehr Leben, Ausdruck und Bewegung. Wie weit er es aber späterhin in dem Colorite, der Freiheit des Pinsels, der Impastirung, dem Style der Zeichnung, ja selbst der Grazie gebracht, davon gibt das herrliche Altarbild, la Madonna della Vittoria genannt, ein lebendiges Zeugniß.

(Der Beschluß folgt.)

T u r i n.

Monumens d'antiquités romaines dans les états de Sardaigne en terre ferme. Par Mr. le Baron de Malzen, Chev. de l'ordre de Malthe, Chambellan de S. M. le roi de Bavière et son chargé d'affaires à la Cour de Sardaigne. Turin 1826, groß Folio, mit:

Essais d'une Carte antique des états de Sardaigne und folgenden Blättern in Steindruck:

1. Trophé d'Auguste près la Turbie.
2. Ponte Lugo près d'Albenga.
3. Restes d'un aqueduc à Aqui.
4. Arc d'Auguste à Suze.
5. Pont de St. Martin.
6. Porte taillé dans le roc à Donas.
7. Pont de St. Vincent.
8. Arc de triomphe d'Auguste, à Aoste.
9. Porte prétorienne de la cité d'Aoste.
10. Edifice romain à Aoste.
11. Aqueduc d'Aimonille.
12. Arc Campanus à Aix.
13. Temple de Diane à Aix,

nebst 56 Seiten Text, der die Kenntniß der römischen Alterthümer in Savoyen und Piemont, außer obigen schönen Denkmälern, mit einer Menge von Alterthümern jener Gegenden bereichert. Dieses Werk, welches die Frucht vielfältiger Reisen, und an Ort und Stelle von einem geschickten Künstler genommenen Zeichnungen ist, kommt gar nicht in den Handel, sondern die kleine Zahl angefertigter Exemplare, wird von dem kunstliebenden Verfasser selbst als Geschenk vertheilt.

Digitized by Google

Nr. 71.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. September 1826.

Circus des Maxentius.

(Mit einem lithographirten Grundriß.)

(Beschluß.)

In Betreff der Verzierungen des Circus pflichtet Hr. Nibby der Bemerkung des Bianconi bey, als seyen sie mit Ausnahme einiger wenigen, die für die nächsten Zwecke dienten, in verschiedenen Cirken verschieden gewesen. Dieser etwas obenhin ausgesprochene Satz könnte leicht Mißverständnisse erregen; mit Hülfe der Bildwerke ließ er sich leicht bestimmter fassen. Unentbehrlich waren nicht blos die beyden Meten an den Endpunkten der Spina, oder die meist durch Säulen mit einfachem Gebälk gestützten sieben Eyer und sieben Delphine, deren übrig gebliebene Zahl die Zahl der rückständigen Wagenumläufe angab. Regelmäßig findet sich auch der Obelisk in der Mitte der Spina, regelmäßig in seiner Nähe eine hoch aufgestellte Victoria, öfters ein Apollotempel (Pio Clem. V. 43. 40. 39.), auch wohl kolossale Bildwerke der Cybele (V. 43); und ein Heiligthum des Neptunus equestris, mit dessen Element die Spina bewässert war, haben wir wohl auch überall vorauszusetzen, wie es Visconti bey einem auf Säulen aufgestellten Joche gethan. (Pio Clem. V. 40.) Den Circusspielen gaben schon die Alten religiöse Auslegungen als Sinnbildern vom Kreislauf des Universums, und gewiß, auch wenn die zahlreichen, zur Ehre mehrfacher Naturgötter gefeyerten Circusspiele dieß nicht bestätigten, der Gegensatz der Delphine und der Eyer, das Sonnensymbol des Obelisken in Mitten der wohl nicht für gemeines Bedürfniß bewässerten Spina und der nothwendige Apollo-Kultus neben gleich nothwendiger Verehrung des Neptun, würde auf symbolische Anordnung der Cirken führen und somit die bezeichneten Gebäude der Spina als nothwendig bedingen. Außerwesentliche Zierrathen sind davon nicht ausgeschlossen und die erste Venusstatue, der Rest des vermeintlichen Paris, der Herkules und die Amazone, die man bey den lezten Ausgrabungen gefunden, mögen dazu gehören. Dieses zur richtigern Beurtheilung der nachfolgenden Notizen.

Die gefundenen Bildwerke sind von verschiedenem Kunstwerth, aber sämmtlich besser als das erwähnte für den unmittelbaren Zweck des Circus gleichzeitig gearbeitete Relief der ersten Meten. Wir beschreiben sie der Reihe nach, von den ersten Meten auf der Seite der Carceres an. In einer Entfernung von 63. 2. von der Mitte des Ausschnitts der Spina hat sich der Rest eines Statuenpiedestals von Backsteinwerk 2 Fuß breit, 5 F. lang, gefunden; daneben ein Fragment des Untertheils von einer mittelmäßigen Venusstatue. Diese Statue war von griechischem Marmor, sie hatte ein Gefäß zur Seite, und stand aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem erwähnten Piedestal. Auf derselben Stelle bemerkt man zwey Lagen des Estrichs, indem die Spina niedriger erscheint, obgleich das Mauerwerk erhöht ist. Weiterab von dem Piedestal, 43. 6½ entfernt, befindet sich mitten in der Spina eine Oeffnung, aus der das Wasser abfloß und sich in eine größere Cloake sammelte. Diese leztere fand man bey dieser Stelle unter dem Livell der Arena; sie folgte der östlichen Seite des Circus in einer Höhe von mehr als drey Fuß und sammelte zugleich alles ablaufende Wasser der Arena. Eine kleine Quermauer, 22. 6 von jener Oeffnung durchschneidet die Spina völlig, worauf beyderseits die Grundlagen von zwey oblongen Basamenten folgen. Das zur Rechten hat einen Durchschnitt, der mit der Spina parallel läuft, und einer Wasserröhre dienen mochte. Beyde sind von gleicher Breite (3. 10) und Länge (5. 6); Säulenstücke von grauem Marmor, die man in ihrer Nähe fand, machen es wahrscheinlich, daß sie jene Delphine trugen, die auf dem Lyoner Mosaik die Spina von einer gewissen Höhe herab bewässern. Der Raum jener Basamente und der an beyden Enden die Spina durchschneidenden Mauern beträgt 22. 6.

In einer Entfernung von 64. 6 fand sich neben dem Boden eines andern Piedestals (2 breit, 3. 8 lang) der nackte Sturz einer stark beschädigten männlichen Statue, eines Sonnengottes, wie man bey der Verehrung desselben in Circusspielen nicht ohne Wahrscheinlichkeit meynt. Neben einem andern Piedestal, 59. 6 weiter, hat man

eine Hand mit einem Apfel gefunden und sie einem Paris zugemuthet. Eilf Fuß weiter schließt eine andre Theilungsmauer einen ausgehöhlten Raum von 42 Fuß ein, für den man statt der Bewässerung eine Bepflanzung mit Blumen annimmt. Zwischen der Abtheilung dieses und des folgenden Raums befindet sich ein etwa sieben Fuß breiter Weg, vielleicht zum Behuf der für den Circus nöthigen Verrichtungen: auch auf dem Lyoner Mosaik bemerkt man eine ähnliche Straße, auf der dort zwey Personen mit Palmen stehen, etwa den Wettrennern zur Aufmunterung.

In der folgenden Abtheilung, 28 Fuß weiter bemerkt man wieder den Boden eines quadraten Piedestals (3. 5), auf dem man den Untertheil einer wohlgearbeiteten schreitenden Victoria fand. Dieses Fragment ruht auf dem Capitäl einer Säule. Die Spina ist von dieser Stelle an minder günstig erhalten, doch ist das feste Mauerwerk deutlich, welches den Obelisk stützte; der Centralpunkt desselben fällt 29. 7¼ von dem erwähnten Basament. Es ist bekannt, daß dieser Obelisk gegenwärtig auf Piazza Nerona steht; seine Hieroglyphen enthalten nach Champollion die Namen des Vespasianus, Titus und Domitianus. Daß die Versetzung dieses wichtigen Denkmals von Bernini mit größter Nachlässigkeit ausgeführt wurde, beweisen die nun gefundenen unteren Stücke desselben, die er unter der Erde ließ, ein ziemlich großes mit Hieroglyphen nicht ausgeschlossen. Der Centralpunkt des Obelisken ist 413. 6 von dem westlichen und 424 von dem östlichen Ende der Spina entfernt.

In der Richtung vom Obelisken nach den zweyten Meten befindet sich 79. 9 von ersterem entfernt wiederum ein 7. 3 breiter Weg zwischen zwey Theilungsmauern der Spina. Sechzig Fuß weiter bemerkt man den Boden eines 3. 5 breiten und 4. 2 langen Piedestals: in der Nähe desselben hat man einen Kopf des Herkules gefunden. Weiterhin 21. 4 ist das Basament einer Aedicula 9. 3 breit, 10. 5 lang. Sie ist aus vier Säulen gebildet und enthielt eine mehr als lebensgroße Statue der Venus von mittelmäßiger Arbeit. Diese Statue ist erhalten, aber ohne Kopf. Gesimsstücke, den unter dem Hauptbogen der Carceres gefundenen ähnlich, sind in dieses Gebäude eingemauert und waren ohne Zweifel einem früheren entnommen; eines, was man an Ort und Stelle gelassen, beweist dieses noch mehr, indem es nur an einer Seite und nicht für einen freystehenden Ort gearbeitet ist. Nach der Lage des Orts ist es wahrscheinlich, daß auf dieser Aedicula die Eyer angebracht waren, welche die Zahl der gemachten Umläufe bezeichneten, auch pflegt der dazu bestimmte Unterbau auf ähnliche Weise durch vier Säulen angegeben zu seyn. Eine Venusstatue in Mitten der lezteren war früher nicht vorgekommen, ist aber nicht befremdend, sondern läßt vielmehr unter den Delphinen eine entsprechende Statue des Neptun voraussetzen. Uebrigens bemerkt man in dieser Abtheilung innerhalb der nördl. Einfassung eine Cloake, 1. 8 breit, 1. 5 lang, die aus dachförmig zusammengesezten Ziegeln gebildet ist. Noch ein Weg durchschneidet die Spina, 9. 1 breit und 18. 9 von der Aedicula entfernt.

Eine sehr zerfressene Statue einer bogenspannenden Amazone von pentelischem Marmor, fand sich neben einem quadraten (2. 9) Piedestal, dessen Entfernung von der erwähnten Querstraße 44. 6 beträgt. In bedeutender Weite von diesem Piedestal (103. 3) ist ein anders vierseitiges, 2¼. 10 breit 3. 5¼ lang, gefunden worden, wo ihm die Statue einer sitzenden Frau, unter deren Stuhl ein Thier ruht. Dieses, wie wir früher bemerkten (Kunstbl. d. J. Nr. 50.), nicht sehr deutliche Thier wird für einen Hund erklärt, dem man zu mehrerer Wildheit einen Tigerschwanz ertheilte, ja eine mißverstandene Stelle des Pausanias (3. 25. 5) hat Hrn. Nibby verleitet, den Hund für einen einköpfigen Cerberus und die Frau für eine Proserpina zu erklären, wobey angeführt wird, daß an den Liberalien Circusspiele gefeyert wurden. Eine durch Cavalleri bekannte Statue, sonst im Palazzo d'Este, wird zu diesem Behuf verglichen; statt einer Proserpina mit einköpfigem Hunde befindet sich in jener Sammlung (Cavall. Stat. II. 18.) nur ein freylich kopfloser Pluto mit einem dreyköpfigen Cerberus. Eine sitzende Ceres mit antiken Aehren und einem *Hunde unter dem Stuhl*, ist übrigens im Museo *Chiaramonti* zu sehen. Auch kommt Cybele mit einem *Hunde auf dem Schooße* vor, (Polen. thes. II. p. 543). Die besprochene Statue wird sechzig Fuß von dem ihr zugemutheten Piedestal nahe an den zweyten Meten gefunden; daß sie verschleppt worden sey, nachdem der Circus nicht mehr im Gebrauch war, wird ohne weiteres angenommen.

Von den zweyten Meten bis zur lezten Stufe des großen Eingangsthors an der Via Asinaria beträgt der Zwischenraum 129. 8. Die Fläche dieses Thors hat sich bedeutend erhoben über die Arena vorgefunden. Die Verschiedenheit beträgt 5. 2 und war durch sieben Stufen, jede etwa neun Zoll hoch, ausgeglichen. Die lezte Stufe über der Arena enthält einen Kanal, der die Abflüsse des benachbarten Hügels sammelte und der Arena zuführte, wo die große Cloake bey der Spina sie aufnahm. Die Verschiedenheit des Livells war in der Lage des Circus begründet, der in der Gegend des östlichen Thors auf einem Abhang von Hügeln lag. Daß das Thor ein Triumphthor war, ist eine frühere nun unzulässig gewordene Behauptung.

Auch in Betreff des südlich vom Circus gelegenen Pulvinars haben sich alle früheren Pläne unrichtig erwiesen. Dieses Gebäude war von den Sitzen der Zuschauer durchaus getrennt, mit der Arena aber durch zwey Sei-

Digitized by Google

tentreppen verbunden. Beyde Treppen hatten zwey Abtheilungen, die untere mit den Circussitzen parallellaufend von eilf, die obere rechtwinklig abgetrennte von sechs Stufen. Nur vier Säulen scheinen das Gebäude in dem Zwischenraum der Treppen und der Via Appia verziert zu haben. Eine Seitentreppe zur Rechten dessen, der von dem Pulvinar auf den Circus führt, mochte für etwaige Verrichtungen und Ausbesserungen dienen: Den mittleren Intercolumnien entsprechend hat man vor dem Pulvinar und zwischen den beyden Treppen ein Behältniß zum Behuf der Dienerschaft gefunden, die dort während des Wettrennens sicher stehen mochte. Das Gemäuer zur Rechten dessen, der auf den Circus sieht, ist, nachdem der Circus nicht mehr diente, für zwey rohe Wasserbehälter durchschnitten worden. Es wird mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß dieses Pulvinar zur Vertheilung der Preise bestimmt war, theils wegen eines auf dem Lyoner Mosaik oben bemerklichen weißen Streifens, theils wegen der beyden Treppen, deren einer sich der Sieger bedient habe, um den Preis zu empfangen. In dem Pulvinar bey den ersten Meten ist anstatt dieser direkten Verbindung mit dem Circus eine Verbindung mit der Villa vorhanden; jenes konnte für den Hofstaat des Kaisers, dieses für die höchste Person selbst dienen. Endlich haben die neuesten Ausgrabungen in der Nähe dieses Pulvinars gezeigt, daß der Circus keinen Euripus hatte.

Die vorstehenden Blätter haben mit wenigen Zusätzen einen vollständigen Auszug der in Hrn. Nibby's Bericht über diese Ausgrabungen (del circo volgamente detto di Caracalla. Roma 1825. 4. 46 S.) mitgetheilten Notizen gegeben. Der Werth dieser eben erschienenen und nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift wird durch einen Plan des Hrn. A. de Romanis, wie überhaupt durch die eingestreuten Bemerkungen dieses kundigen Architekten nicht wenig erhöht. Wir haben den von letzterem herrührenden Plan beygelegt und geben zu mehrerer Uebersicht noch die Erklärung der dort angewandten Bezeichnungen:

a. Carceres.
b. Hauptbogen zur Einführung der Pompa circensis.
c. Mittlerer Punkt der Curve, welche die Carceres beschreiben.
d. Thürme.
e. Seitenthüren.
f. Verbindung mit der Villa.
g. Kaiserliches Pulvinar.
h. Porta libitinaria.
i. Pulvinar prätorium.
j. Großes Eingangsthor auf der Via Asinaria.
k. Sitze.
l. Erhöhung für den Balken des Seils.
m. Basament der Meten.
n. Spina.
o. Venusstatue.
p. Säulen mit Delphinen.
q. Statue des Sonnengotts.
r. Statue des vermeintlichen Paris.
s. Vermeintliches Blumenbeet.
t. Querstraßen der Spina.
u. Statue der Victoria.
v. Obelisk.
w. Statue des Hercules.
x. Aedicula der Venus, worauf die Eyer. (?)
y. Statue einer Amazone.
z. Vermeintliche Proserpina.

Rom, den 19. Dec. 1825.

G.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Fortsetzung.)

Von Squarcione haben wir wie gesagt leider Nichts auffinden können. Doch zeigt Lanzi an, daß im Kloster S. Francesco Grande Darstellungen aus dem Leben dieses Heiligen von ihm zu sehen sind. Ein Theil derselben war schon zur Zeit Algarottis zerstört worden. Aber von Squarciones Schüler, dem Nicolo Pizzolo sahen wir in jener Kapelle der Eremitaner eine ganz prächtige Freske mit herrlichen Apostelfiguren. Es ist also der Geist des Großartigen jener Schule nicht fremd geblieben.

Eine eigenthümliche Erscheinung in der paduanischen Schule ist mir aufgefallen; nämlich ein besonderes Wohlgefallen an dem Tema marziale — der Darstellung des Krieges-Handwerks, und was dazu gehört. Dieser Sinn zeigt sich schon bey Jacopo d'Avanzi, der um 1370 geblüht hat. Von Giotto, seinem Vorbilde, dem er im rührend Naiven so ähnlich ist, hat er es nicht empfangen. In der Capella felice — kann man diese Richtung des wackern, ernsten Künstlers studiren; es war aber auch dereinst in einem Saale zu Verona eine große Schilderey eines Triumphzuges von diesem Meister zu sehen. Der große Mantegna aber gab nun dieser Gattung vollends ihren höchsten Glanz in seinem herrlichen Triumphzuge Julius Cäsars; einem Werke solchen Umfanges, daß ein eigener Saal erbaut worden, um es in sich aufzufassen und würdig zu umgeben. Leider ist

Italien dieser Zierde bey der Plünderung Mantua's (1630) beraubt, und dieser Schatz nach England entführt worden.

Es ist gewiß ein Beweis von großer Universalität des Geistes, und einer reichen inneren Entfaltung, wenn ein Künstler in dem einen Werke das Schmuckvolle und Brillante der Dichtungen eines Ariosts; in einem andern das reine, gewissenhafte, emsige Nachbilden eines stilllebenden Malers; in einem dritten das Hervorleuchten eines das Leben großartig erfassenden, sich frey bewegenden, den Styl zu sich heranhebenden Geistes beurkundet, wie das bey **Mantegna** der Fall ist. Um so bewunderungswürdiger ist die Enthaltsamkeit dieses Malers — und seine Beharrlichkeit bey dem einmal Ergriffenen. Man sieht bey ihm, daß jeder Schritt, den er vorwärts machte, immer nur eine Folge der festesten Ueberzeugung von einem reellen Gewinne war; und daß er seine Art, die Kunst zu treiben, nur erweitert, bereichert, nie in ihrer Wesenheit und von ihrem Zielpunkte verrückt hat. Er ist sich immer selbst klar geblieben, und seinen Ansichten nie untreu geworden.

Bey einem solchen Manne ist viel zu lernen, und das hat auch Correggio anerkannt, der so Manches, was in Mantegna's Werken schon so schön eingeleitet war, mit seinem Genius ergriffen, und auf das herrlichste entfaltet hat. Aber auch ein Künstler, wie Bernardo Parentini, Andreas trefflicher Schüler, wirft ein glänzendes Licht auf den großen Meister zurück. Wir sahen seine Werke im Kloster S. Giustina, ach! wohl zum Leztenmale — denn man hatte bereits mit ihrer Demolirung begonnen. Sie **zierten** — wie man nun wird sagen müssen — die eine Seite des Kreuzganges, und stellten zehn Begebenheiten aus der Legende Sct. Benedikts dar. Jede dieser Darstellungen ist in geschmackvolle Friese eingerahmt. Kleinere Gemälde in Chiaroscuro sind dazwischen eingereiht, und über jedem Hauptbilde, das Porträt eines Papstes aus dem Benediktiner-Orden angebracht. Abt Caspar von Pavia, ein Mann von eminentem Wissen, hat die Anlage geleitet. Es ist ein höchst geist-, sinn- und geschmackvolles Ganzes. In dem rührenden lebendigen Ausdruck der Köpfe, in der Anwendung der reichhaltigsten Motive, in einer durchherrschenden Lebenskraft, Einfalt und Großheit, ist der Werth dieser Werke noch lange nicht erschöpft. Denn auch das Untergeordnete verdient das höchste Lob, und stimmt im schönsten Einklange mit dem herrlichen Ganzen zusammen, das Auge fühlt sich von trefflicher Perspektive angezogen, und wird durch die sinnigsten Landschaften ergözt, und das Gemüth wird auf das stillste und anmuthigste mit der naiven Erzählung von S. Benedikts Legende beschäftigt. Dabey waltet ein heiterer Wechsel in den grün in grün, roth in roth, grau in grau ausgeführten Nebenbildern. Der reichen, originellen Erfindung steht die geistvolle Ausführung in keinem Punkte nach; und der Vortrag ist eben so lebendig gediegen und vollendet, als der Inhalt der Erzählung anziehend und sinnvoll ist.

Wenn ich diesen Parentini mit Giotto vergleiche, so ist er mir ein klarer, besonnener Mann, der in einem bestimmten Kreise von Thätigkeit, mit Talent und Gemüth, recht reifen Früchten des Geistes ein heiteres und gediegenes Daseyn gibt. Giotto aber ist mir ein Genius, dessen Streben das ganze Gebiet der Geschichte und der Natur erfaßt, und der nun die Kunst wieder in dieses Gebiet einführt, und ihr durch seine eigenen Werke den wahren Weg und die wahre Lebensquelle eröffnet.

Eine Hauptzierde Padua's ist die sogenannte Scuola di S. Marco; wenn gleich die Werke, welche hier zu sehen sind, großentheils der venetianischen Schule angehören. Es besteht diese Scuola, in einem großen Saale, (dem Versammlungsorte einer Brüderschaft), dessen vier Wände mit 17 großen Freskogemälden geschmückt sind. Ich bezeichne die einzelnen Werke nach ihrer Folge:

1. Am Eingange Rechts, eine herrliche Freske von Tizian: Ein Kind zeigt seinen Vater an; 2. das Herz eines Geizhalses wird in seiner Geldkiste gefunden, von Contanini; 3. das Wunder mit dem Esel, von Campagnola (ganz übermalt); 4. Sct. Anton erscheint dem Luigi Betudi, von einem Unbekannten; 5. La morte del Santo (sehr schön componirt); 6. die Zunge des heil. Antons wird aufgefunden, von J. Contanini; 7. das Wunder mit dem Glase; aus der Schule Tizians (übermalt); 8. der heil. Anton ermahnt den Eccelino (unbekannt); 9. zwey Heilige mit Engeln von Campagnola; 10. das Wunder mit dem Gewitter; von einem Unbekannten; 11. die heil. Genovefa in der Wüste von Tizian; 12. S. Anton heilt ein Kind, das nach seiner Mutter geschlagen, von Tizian; 13. das Wunder mit dem verbrannten Kind; Schule des Tizian; 14. die Erweckung eines Todten, gleichfalls aus dieser Schule; 15. ein Bild von Baltrassio; 16. eine Copie; 17. ein Werk von Tizian oder Campagnal, über der Thüre ein Mönch, angeblich von Tizian.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 72.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. September 1826.

Blüchers Standbild in Berlin.

Das Denkmal des Feldmarschalls Fürsten Blücher von Wahlstatt, welches die Gnade des Königs dem Andenken des Helden geweiht hat, ist nun aufgestellt, und eben so, wie es eine der schönsten Zierden dieser Hauptstadt ist und als Ehrendenkmal des allgemein gefeyerten Helden den Antheil des Publikums in Anspruch nimmt, ist es ein Denkmal für die Nachwelt, welcher Beförderung sich die bildende Kunst unter der glorreichen Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten zu erfreuen hatte, und zu welcher Höhe sich in unseren Tagen die Bildhauerkunst erhob.

Dieß Denkmal ist in der neuen Kunstgeschichte das erste in seiner Art, indem nicht nur die Bildsäule, sondern auch das ganze Fußgestell, zusammen über vier und zwanzig Fuß hoch, aus gegossener Bronze bestehen, gegen den bisherigen Gebrauch, welcher bronzene Bildwerke immer auf marmorne Piedestale stellte. Hiedurch wurde aber auch ein größerer Reichthum an Bildwerken und Verzierungen nothwendig, da das Metall nicht dazu geeignet ist, größere architektonische Flächen mit bedeutender Wirkung darzustellen, wie dieß bey dem Marmor der Fall ist.

Die Bildsäule mit ihrer Plinthe, beynahe eilf Fuß hoch, stellt den Helden in der Generals-Uniform dar, über welche ein Reitermantel geworfen ist, welcher die Brust und den rechten Arm frey läßt. Die gesenkte Rechte hält noch das entblößte Schwert, die linke ist auf das Knie gestützt, welches sich dadurch erhebt, daß der linke Fuß, auf ein umgeworfenes zersprungenes feindliches Geschütz gestemmt ist. So noch zu fernerer Vertheidigung und Angriff bereit, überschaut der Feldherr gleichsam den Schauplatz seiner vollbrachten That. Dem Künstler wurde es möglich, auch in ein Bild der Ruhe noch das Leben zu bringen, welches den rastlos thätigen Krieger so schön bezeichnet. Unsern Rauch als den genialen Urheber des Werkes zu nennen, würde wohl schon ein hinreichendes Lob seyn, doch darf man noch der großen Aehnlichkeit des Bildes, der Einfachheit und der schönen Linie der Mantelfalten, und jener Wahrheit und fleißigen Ausführung Erwähnung thun, welche allen Arbeiten Rauchs einen so ausgezeichneten Werth geben.

Es ist schon oben gedacht worden, daß auch das ganze dreyzehn Fuß hohe Piedestal von gegossener Bronze sey, jedoch steht dasselbe auf einer anderthalb Fuß hohen Platte von polirtem Granit.

Das Piedestal zeigt zuerst einen drey Fuß hohen Sockel als Unterlage des eigentlichen Fußgestells, und um dieses zu erhöhen. Dieser Sockel ist an allen vier Seiten mit flach erhabenen Bildwerken verziert. An der Vorderseite erblickt man das Wappen des Feldherrn, wie solches ihm bey seiner Erhebung in den Fürstenstand ertheilt wurde, mit Fürstenhut und den Feldmarschallstäben gezieret. Auf der linken Seite des Fußgestells sieht man einen schreitenden, auf der rechten einen schlafenden Löwen, *) als Sinnbilder des Heldenmuthes und der ruhigen Stärke; auf der Rückseite einen großen reichen Lorbeerkranz, in dessen Mitte die ruhmvollen Jahre 1813, 1814 und 1815 eingeschrieben sind.

Auf diesem ersten hohen Sockel ruht der eigentliche Sockel des Fußgestelles. Diesen hat der Künstler noch reicher geschmückt, indem er in einer umlaufenden Reihe von Bildwerken gleichsam den Anfang und das Ende der Feldzüge dargestellt hat. Diese Bilder beginnen an der linken Seite des Piedestals. An einer Hausthüre stehend, stellen Vater und Mutter, zwey als Freywillige eingekleidete Söhne dem ihre Namen verzeichnenden Offizier dar, ermahnend und Abschied nehmend. Daneben steht ein noch unmündiger Knabe, den Aufruf des Königs lesend. Hinter diesen erblickt man andre Krieger, welche zur Fahne schwören. Weiterhin vertheilt ein alter Sergeant Waffen, welche Freywillige verschiedener Stände

*) Eine Eidechse schlängelt sich über den Vorsprung, worauf er liegt, hinauf. — Der Held schläft nun, aber sein Muth hält noch Wache.

Digitized by Google

begierig ergreifen; ein Handwerker und ein Ackersmann sind bedeutend bezeichnet. *) Hinter diesen wird ein Pferd aufgezäumt. Ein Kürassier, sein Pferd an der Hand, nimmt von seinem Söhnchen Abschied, und der Zug der Reiterey bewegt sich vorwärts. Hier macht eine Abtheilung das Thor der Stadt kenntlich, **) an welcher ein Wappenschild den schlesischen Adler zeigt. Den Ort, von dem der Aufruf und die Bewegung ausging, noch bestimmter zu bezeichnen, bildet eine Andeutung des Rathhauses zu Breslau den Hintergrund. Außerhalb des Thors ist der Zug der Reiterey fortgesezt, an dessen Spitze sich ein Offizier und ein Trompeter befinden. Ein Hirtenknabe an einen Baum gelehnt, bildet hier das Ende der Tafel. Die Scene ist noch vor den Thoren von Breslau: bedeutend erscheint im Hintergrunde die Bellona, ein Bildwerk auf dem Grabe des Generals Grafen von Tauenzien, ihm dort errichtet.

Die Rückseite des Piedestals zeigt nun zunächst einige Landwehr-Infanterie, Trommelschläger und Pfeifer voran. Ein zurückgebliebener ordnet sein Gepäck. Vor einem Bauerhause, welches die Ecke bildet, steht auf einer Tonne ein Knabe, ein kleineres Kind auf den Schultern haltend, neugierig den Zug begrüßend. Vor den Landwehrmännern sieht man einen Zug freywilliger Jäger, welche jubelnd einherziehen, das Signalhorn an ihrer Spitze. Im zweyten Plan hinter der Infanterie sieht man Reiterey, Landwehr-Lanzenreiter und vor ihnen Linien-Lanzenreiter. Einige halten bey einem Brunnen, einer tränkt sein Pferd, während ihm und anderen, Landmädchen die Krüge reichen, sie zu erfrischen. Ein commandirender Staabsoffizier scheint zu Fuß, in seinen Mantel gehüllt, den Zug zu erwarten, der am Ende unter Bäumen in ein Dorf einzulenken scheint, welches durch das Dach und Thürmchen der Kirche angedeutet ist. ***) Mancherley sehr originelle und glückliche Motive zieren, nicht minder wie das erste, dieses zweyte Relief; z. B. die umwendenden Reiter, und der, welcher sich unter die Baumzweige bückt, geben dem Bilde außerordentliche Wahrheit, Leben und Grazie. Einige Bildnisse sind unter den Personen des Reliefs zu bemerken. Jedermann wird an der edeln Haltung und dem ausdrucksvollen Kopf des Staabsoffiziers den Feldmarschall Grafen Gneisenau wieder erkennen.

---

*) Jener durch das Schurzfell, dieser durch den Schafpelz der schlesischen Bauern, die Jahreszeit des erneuten Kampfes andeutend.

**) Es ist das schweidnitzer Thor von Breslau, vor welchem der General Tauenzien im siebenjährigen Kriege bey tapferer Vertheidigung der Festung fiel, und wo sein Grabmal steht.

***) Es ist alles noch in Deutschland, in heißer Zeit.

Das dritte Relief, an der rechten Seite des Fußgestells, fängt mit dem Bilde eines halbentkleideten Sterbenden an, von einem Cameraden unterstüzt. Hinter dieser Gruppe, welche an einen Baum lehnt, der die Ecke bildet, hält zu Pferde ein Staabsoffizier im ernsten Gespräch mit einer Civilperson. Auf dem Hochwege sieht man in der Ferne einen Zug Geschütze. Eine Abtheilung Husaren sprengt ablenkend auf einen erhöhten Weg, und den Raum, welcher dadurch im Vordergrunde entsteht, nimmt eine kleine Lagerung ein. Einige Dragoner in ihre Mäntel gehüllt, haben zwischen zwey dürren Bäumen einen Kessel aufgehängt, unter welchem die Flamme aus einem hingeworfenen Wagenrade emporlodert, und warten der Küche: ein dritter ist, am Boden sitzend, beym Feuer eingeschlafen, noch ein anderer steht im vertrauten Gespräch mit einer Marketenderin, welche auf einem Esel sitzend ihn zu beschwichtigen scheint; ihr geduldiges Thier läßt sich die Neckereyen eines Hundes gefallen. Auf der andern Seite der Lagerung sieht man einen Offizier zu Fuß, welcher der Reiterey Befehle zuzurufen scheint. Neben und vor den Pferden erblickt man Infanterie im Marsch, in ihren Oberröcken, mit eingehüllter Fahne; *) der Weg verliert sich abermals zwischen Bäumen, welche die Ecke bilden. Den Schluß machen einige Lanzenreiter, im Gespräch an ihre Pferde gelehnt; die mit Weinreben umrankten Bäume lassen vermuthen, daß der Schauplatz in Frankreich sey. Auf dieser Tafel sind mehrere Bildnisse angebracht, theils von Militärpersonen, theils von Freunden des Bildhauers.

Die Vorderseite endlich zeigt den Einzug in Paris. Die Mitte des Bildes nimmt Blücher selbst zu Pferde ein, begleitet von mehreren Generalen, welche in den Feldzügen thätig waren. Blücher wendet sich rückwärts, nach dem ihm folgenden Fahnenträger. Ihm zunächst reitet der Feldmarschall Graf v. Gneisenau, dann der Feldmarschall Graf v. York, Prinz Wilhelm Bruder des Königs, Prinz August, Feldmarschall Graf v. Kleist und General von Bülow. Den Generalen folgt eine Reihe von Fahnenträgern, **) hinter diesen durch die angedeutete Pforte St. Martin, welche die Ecke bildet, das Musikchor eindringend, als Anzeige der folgenden Truppen. Der Reihe der Generale entgegen bewegt sich die Gruppe der vier Pferde mit der Siegesgöttin und dem Wagen von unserm Brandenburger Thor, auf Walzen von Arbeitern in Bewegung gesezt. Die Figur der

---

*) Unter diesen ist in dem, mit einer Rolle in der Hand an ein edles Roß gelehnten, Schinkel zu erkennen.

**) Unter diesen erkennt man den Bildhauer Tieck, Schadow d. ä., den Berghauptmann Gerhard u. a.

Siegesgöttin ist jedoch durch den obern Rand der Tafel größtentheils verdeckt, der Wagen ebenfalls durch den Pfeiler eines Thors, und eine Gruppe vor diesem. Diese besteht aus einem Pariser, der die Abdankungsacte liest, welche an den Pfeiler geheftet ist, und einem gefangenen alten Gardisten, welcher die Zeichen zwanzigjähriger Dienstzeit an sich trägt, und über das Ende dieser Dienste betrübt scheint. Damit kein Zweifel übrig bleibe, daß hier Paris die Scene sey, sieht man als Hintergrund die Thürme der Kathedrale Notre Dame, den Dom der Invaliden-Kirche, die Säule des Platzes Vendome und das Louvre angedeutet. Fast alle Köpfe dieses Reliefs sind Bildnisse, auch außer den schon genannten. Diese Reliefs gehören, obgleich die Figuren nur zehn Zoll hoch sind, zu den ausgezeichnetsten Arbeiten Rauchs, und verdienen besonders die Aufmerksamkeit des Publikums. Sie sind reich an Erfindung und Motiven, jeder einzelne Kopf ist characteristisch, individuell die Handlung jeder einzelnen Figur, wahr und lebendig, und ein Bild regen Lebens.

Die Glieder des auf diesem Sockel ruhenden Fußgesimses sind geschmackvoll mit Ornamenten bekleidet, ohne überladen zu seyn, und deßhalb von sehr guter Wirkung.

Der Würfel oder eigentliche Körper des Piedestals enthält ebenfalls auf allen vier Seiten Bildwerke in erhabener Arbeit. Auf der vordern Fläche sieht man eine schwebende Siegesgöttin; nach vorne gewandt trägt dieselbe eine Tafel in den Händen, auf welcher man in vergoldeten Buchstaben lieset: Friedrich Wilhelm III., dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, im Jahre 1826.

Auf der linken Seite des Piedestals sieht man die Fläche durch eine Querleiste in zwey ungleiche Theile getheilt, wovon der untere schmalere eine Art von Fries bildet. Wenn die kleineren Reliefs an dem Sockel die Kleidertrachten unserer Tage, und um so näher das wirkliche Leben darstellen, so ist auf diesem Relief die Darstellung ins Ideale gezogen. Wir sehen Blücher in der Mitte der Tafel, in altgriechischem Harnisch mit Beinschienen: vor ihm auf einer Erhöhung steht die Nemesis und reicht ihm das Schwert; Schild und Helm liegen zu seinen Füßen. Die Göttin ist an der gewöhnlichen Stellung, mit einer Hand das Gewand des Busens erhebend, kenntlich, zu ihren Füßen ein Greif und ein Rad, ein altes Sinnbild des steten Wechsels der Dinge. Hinter dem Helden steht die Fortuna, so wie sie auf alten Denkmalen abgebildet ist, den Modius (Scheffel) auf dem Haupte, Füllhorn und Steuerruder in den Händen. Den Schluß dieser Vorstellung macht eine Victoria, die, mit Palmen und Lorbeerkranz in den Händen, nach dem Helden sich umwendend, ihm auf seiner Bahn voranzuwandeln scheint.

Der untere Theil des Reliefs enthält in kleineren Figuren auf einer Seite die Nymphe der Katzbach, auf der andern den Flußgott der Loire, um den ersten entscheidenden Sieg des Heeres, und das Ziel, wohin es geführt wurde, zu bezeichnen. Zwischen diesen beyden Gestalten sehen wir einen Genius mit umgestürzter Fackel, welcher auf Grabsteinen ruht. Auch der Weg des Sieges ist mit Gräbern bezeichnet.

Die Rückseite des Fußgestelles zeigt die Friedensgöttin (Irene), welche geflügelt, einen Oelzweig haltend, über zertrümmerten Waffen, gleichsam vom Himmel herabsteigt. Diese Tafel ist ein Werk, welches sich durch eine ganz eigenthümliche Anmuth selbst unter den übrigen Gebilden dieses Denkmals auszeichnet, und gehört wohl zu Rauchs besten Arbeiten.

Die Tafel der rechten Seite, welche nun folgt, ist eben so, wie die linke getheilt. Wenn die erste Tafel die Aufforderung des Helden zum Kampfe darstellt und die Siegeslaufbahn bezeichnet, die zweyte den Zweck der Kämpfe und Siege, ruhmvollen und sichern Frieden, andeutet, so ist diese dritte Tafel die Ruhe im Frieden, den Lohn des Helden zu versinnlichen bestimmt. Auf erhabenem Throne sehen wir die Gestalt der Borussia, kriegerisch geschürzt, den Helm auf dem Haupt, in der Linken das Scepter haltend, mit der ausgestreckten Rechten dem Helden einen vollen Lorbeerkranz darreichend. Der Held in der Mitte der Tafel wird vom Rücken gesehen, der Göttin zugewendet, die Belohnungen empfangend; er ist unbewaffnet, jedoch, als Krieger, mit einem Mantel bekleidet. Zwischen beyden erblickt man einen Cippus, mit Adlern und Füllhörnern verziert, auf welchem Fürstenmantel und Fürstenhut liegen, die dem Helden ertheilten Würden anzudeuten. Auf dem andern Ende der Tafel, im Rücken Blüchers, ist eine Victoria bemüht, die Waffen des Helden in ein Tropäum zusammen zu ordnen.

Der untere Theil des Reliefs zeigt, ebenfalls in kleineren Figuren, in der Mitte, zwischen zwey Candelabern sitzend, die Muse der Geschichte, durch Schild und Griffel bezeichnet. An beyden Enden knieende Victorien, welche Lorbeergehänge an den Candelabern befestigen.

Die zierlichen Glieder des Hauptgesimses sind noch reicher verziert, als die des Fußes, und zeigen die gewähltesten griechischen Formen. Im Friese dieses Gesimses, welches außerdem mit Lorbeerzweigen geschmückt ist, sind in sechszehn Rosetten rings umher die Ordenszeichen angebracht, mit welchen die Fürsten Europa's den Helden beehrten.

Digitized by Google

An der Plinthe des Standbildes steht oben Rauchs Name, die Jahrzahl 1823, als die der Vollendung des Modells *); das Werk ist also in beinahe vier Jahren vollendet; ein, für eine so große, weitschichtige Arbeit, welche von allen Seiten den angestrengtesten Fleiß nöthig machte, verhältnißmäßig kurzer Zeitraum.

Sämmtliche Modelle dieses vollendeten Kunstwerks sind von Rauchs eigner Hand und Erfindung: die Zeichnung der Architektur von Schinkel. Alle Theile des Werks sind von Lequine in Bronze gegossen, der schon durch den Guß der Erzbilder Blüchers für Rostock und Breslau, so wie des Dr. Luther in Wittenberg bekannt geworden ist. Die Ueberarbeitung des Metalls (ciselure) ist von Büarin, welcher auch das für Breslau bestimmte Erzbild Blüchers ciselirt hat. Das schöne Gitter von Gußeisen, welches das Denkmal umgibt, ist ebenfalls nach einer Zeichnung von Schinkel durch die königl. Eisengießerei zu Berlin vortrefflich ausgeführt.

Sp. A.

*) Der Guß geschah am 27. Nov. 1824.

Fragmente einer Reise in Oberitalien im Jahr 1822.

Aus den Tagebüchern eines Strebenden.

(Beschluß.)

Fiorillo schreibt die hier genannten Werke dem Girolamo Campagnola (einem Schüler des Squarcione) zu. Lanzi dagegen seinem Nepoten Domenico, dem Sohne Julio's, eines rühmlich bekannten Malers. Contorini († 1605) aber, war einer der ausgezeichnetsten unter den Nachahmern Tizians.

Die unter Nummer 11. und 12. angeführten Gemälde sollen aus der frühesten Zeit des Tizian seyn, und doch, welch ein Triumph des Colorites! Wie viel Licht und Luft ist hier nicht schon um die Körper ergossen, wie schön verliert sich der Blick in die duftige Ferne, wie kräftig und glühend ist nicht die Farbe in Fleisch und Gewand, und Beywerk.

Daß dieser Tizian bey einem Bellin schon recht vieles lernen konnte — gelernt hat — zeigt sich offenbar; und doch ist man versucht zu glauben, er habe es mit gar Niemand als mit der Natur zu thun gehabt; dieser habe er seinen Spiegel vorgehalten, das empfangene Bild mit geistigem Hauche verklärt, und dann auf die Tafel hingezaubert. Dem Giorgione hat er wohl auch manches abgelernt; aber vieles, was dieser nur wollte, hat er wirklich geleistet und gekonnt.

In Sinn, Geist und Wesen haben alle Werke dieses Saales, wenn sie gleich bis an den Schluß des 16ten Sekulums herunter gehen, noch gar Vieles, von der derben, wackern und treuherzigen Weise der Alten. So sind sie denn doppelt erfreulich, indem sie das Frivole noch so bestimmt ablehnen, den Sinn der Geschichte, die sie erzählen, noch als die Hauptsache gelten lassen, und doch schon einen vollen Blick in das große, ungehemmte Leben der Natur kund geben — das Gefühl mittheilend, daß hier die Kunst schon frey und mündig geworden sey.

Ein Denkmal Peter Vischers in Breslau.

Daß Breslau reich an Alterthümern und Denkmälern, ist bekannt und in den letztern Jahren oft wiederholt ausgesprochen worden. So aufmerksam vieles betrachtet worden ist, sind doch noch immer neue Entdeckungen zu machen und wir sind reicher, als wir es wissen, indem noch immer neue Auffindungen unsere Aufmerksamkeit auf schon bekannte Kunstwerke erhöhen müssen. Das in der Pegarellen-Kapelle befindliche sehr schöne messingene Denkmal auf Bischof Johann Roth (der im Jahre 1506 starb) ist von so vielen betrachtet worden, ward auch schon in Kupfer gestochen (in dem ersten Bande von Büschings wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters), aber unbekannt, in keinem Werke über Breslau erwähnt, war der Meister dieses schönen Werkes. Es findet sich darauf eine fast unbemerkliche Inschrift; unten, auf einer kleinen flachen Leiste an dem gegossenen Namen steht eingekratzt: gemacht zu nurmberg fon mir peter fischer 1496 iar. Da Bischof Johann erst 1506 starb, so hatte er schon 10 Jahre vor seinem Tode sein Grabdenkmal anfertigen lassen, sicher auch darum, um eines tüchtigen Künstlers gewiß zu seyn. Das Denkmal verdient, zur Ehre des Meisters, der es schuf und sich außerdem im Sebaldusgraben zu Nürnberg, in Herzogs Ernst Denkmal zu Magdeburg u. s. w. verewigte, eine recht genaue Nachbildung, die es auch finden wird, sobald nur erst die Kosten des Stichs des Denkmals Herzogs Heinrich des IV. in der Kreuzkirche, welches, mit in Schlesien möglichster Pracht in Papier, Druck und Ausmalung, in einer Prachtausgabe erscheinen wird, gedeckt sind.

Bg.

Digitized by Google

Nr. 73.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. September 1826.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

Wenn wir unsre Leser in eine Zeit hineinführen, die lange von Wolken bedeckt gewesen ist und in der es jezt erst anfängt zu dämmern, in eine Kunstübung, die man mit dem wegwerfenden Ausdrucke eines rohen Anfanges abzufertigen gewohnt ist, so erheischt es unser Vortheil, den Gesichtspunkt voran zu stellen, in welchem unser Unternehmen seine Rechtfertigung und seinen Werth finden muß. Wir möchten dadurch den Vorwurf einer trockenen und pedantischen Kleinigkeitskrämerey von uns ablehnen, um uns Leser zu gewinnen und sie zu behalten. Wir wenden uns mit diesen Blättern zuerst an die jungen Reisenden, welche die Keime menschlicher Bildung, die nur durch die Anschauung von Kunstwerken zum Treiben zu bringen sind, nicht schlummern lassen wollen, sondern es für eine angenehme Pflicht halten, sie durch eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande der Kunst zu wecken.

Der Wanderer, der in den Kirchen und Palästen Italiens die Werke der Kunst aufsucht, findet sich beynahe in demselben Falle, wie der, welcher an ein aufgeschlagenes Buch geräth. Der Moment der Geschichte, den die offenen Blätter eben erzählen, zieht ihn an; er blättert hin und wieder, ahnet den Zusammenhang der Begebenheiten und es würde nicht geringen Stumpfsinn verrathen, wenn er sich nicht bald gedrungen fühlte, das Buch von Anfang an durchzulesen. So wird auch der Reisende in Italien von einem Bildersaal in den andern gewiesen, von einer Kapelle in die andre geführt, und überall findet er einzelne Blätter der Kunstgeschichte aufgeschlagen. Es steht nun bey ihm, ob er sich mit diesen abgerissenen Stücken begnügen, oder ob er das Buch von vorn an durchlesen will, um den geordneten Ablauf der Geschichte kennen zu lernen, in welcher jedes Kunstwerk eine Begebenheit ist. Zwar ist das Buch ohne Einband, und sogar zerstreute Palimpsesten müssen entziffert werden, wenn das Ganze entstehen soll. Aber je gediegener und vollendeter die Bildung des Reisenden, oder je feuriger auch nur der Trieb danach, desto dringender wird er gewiß das Bedürfniß fühlen, alles Zerstreute in seinem Geiste zu vereinigen und zum Ganzen zu gestalten. Wenn er nun aber die Anfänge gering achtet und übersieht — wie wird er ein Ganzes in sich bilden können? Es kann ihm daher nicht anders, als willkommen seyn, wenn er auf diese frühesten Anfänge hingewiesen wird.

Und nur, wenn die ganze, vollständige Entwicklung der Kunst in seinem Geiste sich abspiegelt, ist er im Stande ihr Wesen zu ergründen, ihre eigenthümliche Bestimmung und Aufgabe zu erkennen; ihr Gebiet in der Gesammtentwicklung der Menschheit und ihr Verhältniß zu derselben zu übersehen. Denn es ist ganz etwas Andres die Kunst zu ergründen und die einzelnen Kunstwerke sich zum Studium zu machen. Man kann das Leztere wohl ohne das Erstere, obgleich dieß freylich nur ein einseitiges Beginnen ist. Man hängt sich dann an den Namen eines Künstlers, oder an eine gewisse Art der Ausführung, und man kann sich daraus ganz hübschen Stoff für die Conversation sammeln, besonders wenn man sich die Preise und die Anekdoten sorgfältig merkt, welche der schalkische Aufseher bey einem Kunstwerke zum Besten gibt. Wer die Kunst studiren will, der muß freylich ein mühsames und sorgfältiges Studium der einzelnen Kunstwerke auch nicht scheuen; er muß sich in die Seele des Künstlers versenken und den Bewegungen seiner Hand folgen, um zu sehen, wie das Werk entstanden ist. Aber diese angestrengte Mühe ist doch nur immer ein Mittel zu einem höheren Zweck. Diese mühseligen Untersuchungen sind nur das Probejahr des Novizen, welches erst muthig bestanden werden muß, ehe er in das Heiligthum der Kunst aufgenommen wird und die Hallen sich ihm öffnen, in denen seliges Entzücken als Lohn für seine Mühen ihm zu Theil wird.

Aber eine solche wahrhaft bildende und veredelnde Ergründung der Kunst in ihrem innersten und tiefsten Wesen, eine solche unermüdliche Verfolgung ihrer Spur

Digitized by Google

bis an den Ort, wo sie mit dem Wesen der Menschheit zusammengewachsen ist, und aus diesem ausfließt, kann nicht auf anderem Wege, als auf dem der Geschichte mit Glück unternommen werden. Denn die Kunst steht nicht etwa in ihrer ganzen Fülle und Abgeschlossenheit an jedem einzelnen ihrer Werke zur Schau, sondern sie ist in ihrer Erscheinung ein Leben, das heißt, eine fortgehende, sich immer höher erhebende Entwicklung. Der Grund und der Trieb ihres Lebens ist die Idee der Schönheit. Das ist ihr Streben: in dem Laufe ihrer Entwicklung eine besondere Idee in vollendeter sinnlicher Darstellung zur Erscheinung zu bringen. Das ist ihr Ziel, die Materie zu vergeistigen, alle selbstständige Wirksamkeit an ihr auszulöschen und ihr Triumph ist, daß sie die drückende, lastende Materie zwingt, die Seele in das selige Reich der Freyheit einzuführen. Der wache Sinn, der sonst immer unter dem mächtigen Gebote der Materie wirket und leidet und die Seele von der Theilnahme an einem höheren Leben abruft, stellt plötzlich alle seine einzelnen und besonderen Thätigkeiten ein. Wenn er vorher, wie der rieselnde Bach war, der die Strahlen der Sonne brach, ehe sie bis auf den Grund dringen konnten, so gleicht er nun dem klaren See, durch dessen ruhige Gewässer der belebende Strahl bis auf den tiefsten Grund dringt. Die Sinne ruhen aus vor dem Kunstwerke, denn die Idee, welche durch sie hindurch gedrungen ist, beginnt in den geheimen Tiefen der Seele wunderbar zu wirken, indem sie ein Leben erweckt, das zu heiterer Lust stimmt. Hat es die Kunst in ihrer Entwicklung bis dahin gebracht, so ist das Schöne geboren, und die Geschichte einer Kunst an den Kunstwerken studiren, heißt das Schöne in dieser Kunst allmählig zu seiner vollendeten Erscheinung aufblühen sehen.

Wie kann man aber ein Leben in seiner ganzen Ausdehnung und Vollendung verstehen, wenn man es nicht in seinen Anfängen, in seinem Keime belauscht? Werden nicht die einzelnen Gebilde, die es nach und nach hervortreibt, fremdartig und räthselhaft erscheinen, wenn man die Stelle übersehen hat, wo sie entsprangen?

Es fordert also das Bedürfniß des Verstandes eben so sehr, wie das des Gemüths den jungen Reisenden auf, die ersten Regungen der Kunst mit Sorgfalt zu beachten, und schon darum halten wir uns überzeugt, nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir den Ort, wo sie zu finden sind und ihre Art hier zur Sprache bringen.

Für den Gebildeten aber, der durch gebieterische Umstände gezwungen, auf das eigene Anschauen der Kunstwerke verzichten muß, ist es, wenn auch nur ein geringer, doch ein Ersatz, den er sich nicht rauben lassen darf, ein zusammenhängendes Wissen zu haben von dem, was sich über die Kunst wissen läßt. Die Kunstphilosophie und die Kunstgeschichte theilen sich in dieser Beziehung in seine Theilnahme.

Darum wurde der Kunstgeschichte auch schon von dem Zeitpunkte an eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, als das Kunstgenie des Mittelalters sich durch die Hervorbringung einer neuen Welt erschöpft hatte und das unruhige Treiben und Schaffen derselben der ruhigen Betrachtung und Besinnung Raum gemacht hatte. Seit Vasari schon trat sie in den Vordergrund. Man hat Stoff genug zusammengebracht, um eine Geschichte daraus zu bilden, die wirklich die allmählige und gesetzmäßige Entwicklung der ganzen Natur der Kunst darlegte. Allein man wird der Behauptung wohl nicht widersprechen, daß der organisirende Geist noch immer fehlt und dem ideellen Leben der Kunst bisher noch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet ist, als daß man die reale Entwicklung derselben daraus hätte ableiten können. Und doch nur an der Hand einer solchen Geschichte könnte man mit Nutzen ein geschichtliches Studium der Kunst treiben. So ist man bis jezt noch nicht einmal darüber einig, durch welche Veranlassungen die neue Kunst im Mittelalter begonnen hat, welche Meister von ihrem Genius zuerst begeistert wurden, welche Werke das Gepräge dieser ersten Begeisterung an sich tragen, wann und wo sie entstanden.

Wir hoffen durch diese Betrachtungen dargethan zu haben, daß der Zeitpunkt, auf den wir hinweisen wollen, viel eher verdient der Mittelpunkt einer gründlichen Untersuchung als bequem vernachlässigt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrede
zu Blüchers Standbild.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß zu dem Tage der öffentlichen Erscheinung Blüchers auch die früher schon von Rauch ihm gegenübergestellten Marmorbilder seiner Streitgenossen, Scharnhorsts und Bülows, mit einem gleich schönen Eisengitter umgeben waren. Es war die schönste Jahresfeyer der Schlacht von Belle-Alliance, daß an ihrem eilften Jahrestage, am 19ten Juni, ihres Helden glänzendes Erzbild im Strahle der Sonntagsfrühe, enthüllt und mit Franzen geschmückt, wie durch einen Zauber, vor aller Blicken dastand. Seitdem ist der Raum um ihn her nicht leer geworden von vergnüglich und ernsthaft Schauen-

den. Mit Lust und Nachsinnen lesen sie am Fußgestelle des Helden, in welchem die Geschichte jener kurzen, aber großen und reichen Zeit sich zusammmdrängt, die ruhmvollen Thaten ihrer zum Theil noch Mitlebenden, suchen sich alle noch wohl bekannten Gestalten und Gesichter auf, und erfreuen sich herzlich, besonders auch an den mannichfaltigen so gemüthlichen Nebenzügen, von den Mädchen mit dem Wasserkruge beym Auszuge, bis zu den reifen Trauben in der Champagne; welche die ernsten Bilder des Krieges und Sieges so schön erheitern.

Allerdings läßt mitunter auch die Kritik ihre Stimme vernehmen, und findet, zum Beyspiel, das Fußgestell zu hoch und schmal. Die Vergleichung mit den beyden gegenüberstehenden Marmorbildern liegt nahe, ergibt aber auch recht augenscheinlich die nothwendige Verschiedenheit. Dort ziert den Marmorwürfel nur ein Cyklus einfacher sinnbildlicher Darstellung, wie hier in der obersten Reihe, das übrige sind schlichte Marmorglieder und Sandsteinstufen. Blüchers ganzes Bild ruht dagegen zuvörderst auf einem polirten Granitblocke, dessen Farbe schon auf mehr Belebung hindeutet, und mit dem Erze zusammenstimmt. Dann folgen stufenweise vier Reihen Bildwerke mit den zierlichsten und bedeutsam gebildeten Leisten und Gesimsen, alles wie aus Einem Gusse, in Erz, mit dem gleichsam daraus hervorblühenden und klingenden Standbilde des Helden selber. Kurz, Granit und Erz fordern und geben durch ihre Farbe und durch ihr Wesen mehr Wärme und Leben, als der in wenig Farbentönen abgestufte weiße Marmor und Sandstein: es muß hier alles schlanker und leichter aufschießen, die Belebung von unten auf trägt alles leichter, und das Hauptwerk, das Bild des Helden selber, tritt so vor allen in seiner vollen Größe und Kühnheit auf der sich auch noch erhöhenden lezten Basis empor, und hebt, auch nahe von unten gesehen, sich frey heraus. Hier ist die Aufgabe gelöst, welche zum Theil in jenen mit Bildwerk umwundenen und ein Standbild tragenden eigentlichen Bildsäulen vorgeschwebt hat. Diese sind eine prunkende Vermischung der Bildnerey mit der Baukunst, zum Nachtheile beyder, da die Säule eigentlich so viel als nichts trägt, wozu ihre Gestalt sie doch bestimmt, und wiederum das in Schlangenwindung aufsteigende Bildwerk meist für den Blick verloren ist.*) Zwar ist die Pariser Siegessäule, weil sie auch ganz mit Erz bekleidet und reicher verziert ist, denn die bekannten römischen Steinsäulen, als Denkmal ansprechender: aber darin wird jeder einstimmen, daß unser Rauch jene Säule ebenso besiegt hat, wie sein Held hier selber siegreich daran vorüberzieht, während Napoleon hinunterstürzt. Rauch hat sich bescheiden nur als den Arbeiter dargestellt, dessen Hebel das wieder eroberte Siegesgespann von unserm Brandenburger Thore den durch die Porte St. Martin einziehenden Siegern entgegenrollt. Dabey wird man die ächt künstlerische Milde und Schonung des Besiegten und Verirrten nicht verkennen, hier, wie im Ganzen, wo nirgend ein übermüthiger Zug, der Kunstwahrheit unwürdig, reizt. Bey einer so durchaus bedeutsamen, lebendigen und edlen Darstellung so denkwürdiger Thaten und Geschicke, in welche der stillsinnende und bildende Künstler Jahre lang sein ganzes Leben hineinarbeitete, hat er vollen Theil an dem Ruhme seiner Helden, deren wahrhafte Gestalten er der Nachwelt überliefert. —

Eine andere Ausstellung, die laut geworden, beantwortet sich zum Theil mit der vorigen. Der siegreiche Held, sagt man, stehe nicht ruhig, antik, genug da. Abgesehen von dem hier ungehörigen antiken Maaßstabe, hat Rauch die beyden obgenannten Marmorbilder ruhig genug hingestellt, obwohl jeden verschieden, Scharnhorst sinnend an einen Stamm gelehnt, Bülow schlagfertig, auf sein Schwert gestützt. Aber, wie der ganze Unterbau des Erzbildes, so fordert auch dieses selber ein höheres Leben, als das Marmorbild; daher auch mit Recht vorzugsweise die Heldenbilder zu Rosse in Erz gegossen werden: wir dürfen hier auf unsern großen Churfürsten hinblicken, dessen Fußgestell ebenfalls stark mit Erztafeln belebt und sogar, der Zusammensetzung des Ritterbildes gemäß, mit runden Erzbildern umgeben ist, zur Gruppe. Niemand eignet aber wohl das feuerflüssige und feuersprühende, aus allen Verwandlungen sich herstellende, in Freud' und Leid, in Noth und Tod tönende Metall mehr, als dem alten Helden mit dem unauslöschlichen Jugendfeuer, mit dem unzerbrechlichen Standmuthe, mit der hohen Unbekümmertheit in Wohl und Weh, mit der wohlredenden Stimme, mit dem donnernden Feldrufe. Blücher ist nicht der auf der Löwenhaut ruhende Heros, sondern der seinen Feind rastlos verfolgende unermüdliche Kriegsfürst. Dieser Grundzug drückt sich selbst in den mehr antik gehaltenen oberen Bildwerken aus, besonders in dem trotzig-kühnen Antlitz, so wie in der eigenthümlichen kräftigen Gestalt des Helden. Aber vor allen steht hier hoch oben, in Riesengröße, der eherne Krieger, leibhaftig Er selbst, in Gestalt und Mienen, Gebärden und Tracht. Ich möchte sagen: Es ist der für die Dauer unbegreiflich festgehaltene höchste

*) Noch unstatthafter ist, wenn solche entarteten Säulen wieder mit der Baukunst verbunden werden, wie an der Theresien-Kirche in Wien, als Thürme!

Digitized by Google

Augenblick und Aufblick seines Lebens, wie er, nach einer Niederlage, in der lezten und größten Schlacht, am längsten heißen Sommertage, endlich den feindlichen gegen ihn gerichteten, nun aber zerschmetterten Feuerschlund im Siegerschritte mit dem linken Fuße niedertritt, und mit dem, wie eine Sichel gekrümmten Schwert in der Rechten, die unablässige Verfolgung und das völlige Niedermähen der reifen Saat des Feindes gebietet. Das bloße Schwert gebührt ihm, wie dem Helden, der den eben besiegten Drachen unter die Füße tritt, ja es bezeichnet ihn, wie die Rolands-Bilder, deren Stelle er einst einnehmen mag.*) Er hat uns nun zwar längst den Siegeswagen zurückgeführt, der ihm jetzo vom Thore her entgegenrollt, aber auf seiner bedeutsamen Stelle, neben dem Königspalaste, gegenüber dem Zeughause und Wachgebäude mit den Standbildern seiner Waffenbrüder, steht er noch immer bereit, jeden etwa noch einmal wiederkehrenden Feind (wie jenen von Elba) zu bekämpfen und heimzuweisen.

Indem nun durch dieses in sich vollendete Standbild, um welches man mit Wohlgefallen rings umhergehen kann, auch so manche andere Denkmale, nahe und ferne, erst ihre volle Bedeutung gewinnen, so ist das hohe Verdienst des Künstlers nicht genug zu erkennen, der dieses dem Helden des Volks gewidmete Denkmal zu einem wahren Nationalwerke geschaffen hat, und durch die in seiner Bilderschrift so leicht und schön zu lesenden Tafeln der lezten großen Geschichten, deren Andenken sonst schon zu erlöschen beginnt, das Vaterlandsgefühl bey Jung und Alt, bey Mitlebenden und Nachkommenden, so freudig belebt und so würdig erhöht.

Und in diesem Sinne ist es wohl vergönnt, von hier auch einen Blick auf den geräumigen Platz zu thun, auf welchen auch Blücher hinblickt, und wo schon vorlängst dem großen König Friedrich und seiner ganzen reichen Geschichte, inmitten seiner prächtigsten hiesigen Bauwerke, ein Denkmal errichtet werden sollte, welches, im Drange der Zeiten und bey den nächsten Anforderungen der überraschend thatenreichen Gegenwart, nur verschoben, nunmehr ohne Zweifel um so herrlicher emporsteigen, und zugleich als ein Denkmal seines hochherzigen Enkels und wahrhaften Nachfolgers dastehen wird, dem wir all dieß Hohe und Herrliche *nicht genug* verdanken können.

Sp. K.

*) Frägt nun noch jemand, warum der Held hier die Klinge führt, so antworte ihm folgender, bey seinem Bilde vernommener Spruch:

„Warum trägt doch der Blücher den Säbel?" — Ich will es euch sagen:

Ueberkluge Kritik hauet er über das Ohr!

Viel gegründeter ist der Tadel eines Soldaten, der es dem Künstler sehr übelnahm, daß er den Feldmarschall begradirt und ihm kein Port'epée an den Säbel gehenkt hat.

Berlin, Juni 1826.

Schon öfters haben diese Blätter der Kunstsammlungen des Hrn. Jacobi in Berlin Erwähnung gethan. Derselbe hat jezt ein raisonnirendes Verzeichniß seiner Gemälde angefertigt, drucken lassen und in den Buchhandel gegeben. Die Sammlung besteht aus 357 Stücken. Den mehrmaligen schriftlichen und mündlichen Aufforderungen, die besonders das Kunstblatt an ihn gemacht, ist er gefolgt und „hat daher dieses Verzeichniß in den Druck gegeben, zugleich wünschend, diese reichhaltige Sammlung, vorzüglich im Ganzen, vielleicht als Grundlage anzulegender Gallerien — zu verkaufen, wobey billige Bedingungen eingegangen werden sollen." Man findet im Katalog Stücke von Carravaggio, *Parmegiano*, Vasari, Cimo da Conegliano, Rubens, *G. Dow, Dürer*, M. Schön, Cranach u. s. w., *wobey Hr. Jacobi* bemerkt, daß er bey Bestimmung der Namen um so unbefangener zu Werke gegangen sey, weil er die Ueberzeugung habe, daß nicht der Name des Künstlers den Werth des Bildes bestimme, sondern die Vorzüglichkeit desselben.

Wir haben Gelegenheit gehabt, mehrere dieser Gemälde zu sehen und fanden wahrhafte große Galleriestücke darunter, namentlich eine Madonna mit dem Kinde von Vasari (Nro. 305.) von 3' 3" Breite und 4' Höhe; die falschen Spieler von Carravaggio aus der Sammlung des Prinzen Santa Croce, später Eigenthum des Marchese Acoramboni in Rom (Nro. 71.) 4' 6" breit, 3' 5" hoch. Auch befindet sich in der Sammlung die Skizze von Josephs Vermählung mit Maria, welche vielleicht als erster Entwurf zu dem großen Mailänder Gemälde von Rafael betrachtet werden kann und worüber in Nro. 9. 1824. dieses Kunstblattes ausführlich gesprochen worden ist. Mit vollem Recht können Sammler und Liebhaber auf diesen reichhaltigen Katalog aufmerksam gemacht werden.

D.

Digitized by Google

Nr. 74.

Kunst = Blatt.

Donnerstag, den 14. September 1826.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

(Fortsetzung.)

I. Das Aufleben der Bildhauerkunst im Mittelalter.

1. Unzulänglichkeit der bisherigen Ansicht, welche Niccola, den Pisaner, für den Anfänger der neuen Bildhauerkunst hält, und der Versuche den Standpunkt seiner Kunst zu erklären.

Es herrscht über die früheste Geschichte der mittelalterlichen Bildhauerkunst eine Ansicht, die wohl dazu geeignet ist, manche Zweifel und Bedenklichkeiten über ihre Richtigkeit zu erwecken. Nach Vasari, Lanzi, Cicognara und vielen deutschen, die entweder auf das Ansehen der genannten Italiener oder nach selbstständiger Forschung eben so urtheilen, tritt auf einmal der Pisaner Niccola mitten unter rohen Gesellen, in fast vollendeter Vortrefflichkeit auf, der Minerva zu vergleichen, die schon gerüstet ins Leben trat. Eine solche Erscheinung widerspricht nun ganz und gar dem Gesetze, welchem das Menschliche auf allen andren Gebieten seiner Lebensäußerungen gehorsamt, dem Gesetze allmähliger Entwicklung. Die Wahrnehmung der allgemeinen Herrschaft dieses Gesetzes mußte daher, wenn auch nur insgeheim, dringen, einen Versuch zu machen, ob nicht auch diese neue Erscheinung damit könne in Einklang gebracht werden. Da war man denn froh auf griechische Meister oder auf die in jener Zeit sich zeigende Achtung der Antike zurückgeben zu können und ließ Niccola von beyden lernen. Ja, seit Morona zwischen einem halb-erhobenen Bildwerke am Baptisterium zu Pisa und Niccola's Arbeiten einen Zusammenhang aufgewiesen hat, und den Meister des ersten zu Niccola's Lehrer gemacht, scheint man sich mit dieser Erklärung begnügen zu wollen. Wenn wir aber diese Erklärungsversuche nach ihrem wahren Gehalte würdigen, so scheint es uns, daß man sich dieser Ruhe noch nicht so behaglich überlassen dürfe. Die Griechen und die Antike erklären noch nicht einmal den Anfang des neuen Kunstlebens, und das Basrelief am Baptisterium genügt dem, welcher das Bedürfniß fühlt, der Bildhauerkunst in ihrer allmähligen, stufenweisen Fortschreitung von ihrem ersten Beginn bis zu Niccola's Höhe zu folgen, auch noch lange nicht.

Die guten Griechen sind sehr bequem zu gebrauchen, um sich alles Mögliche zu erklären, wie es eben nöthig ist: hier bäurische Plumpheit und widerliche Verzerrtheit, dort hohe Vortrefflichkeit, die mit der Vollkommenheit der alten Kunst wetteifert. Sie werden, wie die allgemeinen Grundsätze, auch so lange die verschiedenartigsten einzelnen Erscheinungen vertheidigen müssen, bis einmal näher erörtert ist, worin ihr Einfluß auf die abendländische Kunst eigentlich besteht. Wir halten uns hier an einen Ausspruch des Hrn. v. Rumohr, dessen lange und gründliche Beschäftigung mit dieser dunkelsten Stelle der neuen Kunstgeschichte seinem Urtheile hinreichende Begründung gibt, um darauf bauen zu können. Er sagt in einer der 12 ersten Nummern des Kunstblatts von 1821 folgendes:

„Man dürfte daher annehmen, daß die neugriechische Malerey gerade in dem Zeitpunkte allen Werth verliert, in welchem die italienische Malerey beginnt, sich aus dem rohen Zustande herauszuarbeiten. Eben dieß macht aber auch um so viel wahrscheinlicher, daß jene allgemeine Nachahmung neugriechischer Kunstideen und Malerbehelfe, welche wir in dem ersten Aufschwunge der italienischen Malerey wahrnehmen, nicht sowohl aus der Stiftung griechischer Schulen, welche außerhalb Venedig nirgends, und auch da nur in früheren Zeiten erwiesen worden sind, als vielmehr aus dem neu erwachten Triebe entstanden sind, sich dem Trefflichen immer mehr anzunähern.“

Bey der innigen Verwandtschaft der Malerey mit der Bildhauerkunst können die obigen Worte wohl unbedenklich auch auf die leztere angewandt werden. Man sieht also, wie unzureichend diese Einschiebung der Griechen ist um wenigstens ein Mittelglied zwischen der alten Barbarey und Niccola's Vollendung zu haben. Wenn

Digitized by Google

die Kunstübung der Griechen um diese Zeit keinen zündenden Lebensfunken mehr verbarg, wie darf man dann übersprungene Entwicklungsstufen uns ihnen erklären? Zudem ist der Einfluß der Griechen auf Niccola gar nicht einmal geschichtlich erwiesen, sondern nur eine willkürliche Annahme.

Der Erklärungsversuch aus der Antike scheint zuerst haltbarer, besonders da man zu größerer Befriedigung die einzelnen Werke nachweisen kann, nach denen sich Niccola soll gebildet haben. Doch wird eine nähere Beleuchtung bald sehen lassen, daß die neu erwachte Achtung derselben nicht hinreicht, um die plötzliche Vollendung eines Heroen unter den Künstlern zu begründen, sondern eine Uebereilung im Urtheile hier unterläuft.

Denn hätte das Anschauen der Antike genügt, um eine Begeisterung für die Schönheit zu erzeugen, so hätte die Bildhauerkunst ja gar nicht sinken dürfen, da ja selbst unter und nach Constantin noch genug Vollendetes der alten Kunst zu sehen war; — so hätte sie sich früher wieder heben müssen, denn es fehlte in Italien nie an Werken der alten Kunst; — so hätte sie gerade in Rom zuerst wieder anfangen müssen zu blühen, wo auch nach den wildesten und rohesten Zerstörungen doch immer noch ein Reichthum von Bildwerken an den Säulen und Gebäuden blieb, welche unbezweifelt der Zerstörung entgangen sind. Da sich nun aber in der Geschichte gerade das Gegentheil von Allen diesem zeigt, so ist die Uebereilung derer, welche die Antike für sich allein als Keim des neuen Kunstlebens ansehen, wohl deutlich genug. Es bedurfte eben erst einer neuen, vorher noch nicht vorhandenen Regsamkeit des Gemüths, eines geistigen Aufschwunges zu dem Himmel der Schönheit, ehe man für das Schöne der Antike empfänglich werden konnte. Darum bleibt der Sarkophag der Gräfin Mathilde, und wenn sich auch alle Kunstschätze des Alterthums, die sich zu jener Zeit über der Erde befanden, darum zusammengestellt hätten, doch immer nur ein dürftiger, ungenügender Versuch sich den Standpunkt der Bildhauerkunst unter Niccola zu erklären. Ja, die Vergleichung von Niccola's früheren Werken mit seinen späteren, und der Styl seiner Schüler und nächsten Nachfolger zeigt sehr auffallend, daß der Geist der Antike dem neuen Kunstleben eigentlich ein ganz fremder, ihm aufgedrungener ist, den es daher bald wieder ausstößt. Der Adel der Formen, die Ruhe und Einfachheit der Anordnung, welche sich an des Meisters Werken zu Bologna und an seiner Kanzel zu Pisa findet, hat in Siena einer größeren Lebendigkeit Platz gemacht, die sich aber fast nicht mehr mit der stillen Würde der Antike verträgt, — einer reicheren Gruppirung, die aber fast verwirrt, und dieser Charakter findet sich mit noch größeren Zusätzen von Unvollkommenheit bey seinen nächsten Nachfolgern.

Wir müssen also auf jeden Fall eine neue Begeisterung, deren wahres Wesen zu würdigen hier, aber der Ort nicht ist, als das erste Element unter denen, aus welchen sich die neue Kunst gestalten sollte, annehmen. Hätte sich nun diese neue Begeisterung gleich in ihrer ersten Erscheinung so an die Antike geschmiegt, daß die neue Kunstschöpfung dadurch ihren eigenthümlichen Charakter einer gewissen Vollendung, aber nur in der Abhängigkeit von der Antike erhalten hätte, so möchte man noch immer behaupten, durch die Antike die schwersten Sylben des Räthsels gelöset zu haben. Allein wie das an sich schon unnatürlich wäre, so ist doch auch ein Beweis, den die Erfahrung gibt, daß die neue Begeisterung sich eine eigene Erscheinungsart schuf, für Manche noch viel überzeugender. Wir verweisen deßhalb auf die vielen, freylich noch rohen Versuche einer Verbesserung des bisherigen todten, handwerksmäßigen Schlendrians, welche sich in Lucca, Pisa, Pistoja, Arezzo und an vielen Orten in der Lombardey finden. Hier sehen wir bald einen interessanteren, ausgebildeten Gedanken, bald eine freyere Bewegung, bald ein natürlicheres Gewand, als während des tiefen Schlummers der Kunst vorher gebildet wurde. Es erweiset sich so, daß die neu erwachte Liebe für die Schönheit zuerst den Künstler auf dem alten, richtigen Wege zur Natur führte und die Stoff sammelnde Einbildungskraft der Künstler den Inhalt der Antike nur als eine Natur anderer und höherer Art, in sich aufnahm.

Moronas Entdeckung ist ein dankenswerther Beytrag zur Erklärung der Aufgabe, welche uns in Verlegenheit setzt, indem sie wenigstens ein Mittelglied zwischen der alten Barbarey und Niccola's Vortrefflichkeit herbeyführt. Zur Erklärung von Niccola's Standpunkte ist das Basrelief an der östlichen Thür des Baptisteriums auch völlig befriedigend. Wenn man aber behaupten wollte, daß damit auch die Hauptfrage gelöset sey, in wie fern sich die allmählig fortschreitende Entwicklung der neuen Bildhauerkunst bis Niccola nachweisen lasse, so würden wir nur zugeben können, daß die Lösung eines Räthsels durch ein andres gegeben sey. Gerade in Pisa hat man die beste Gelegenheit an einem großen Kunstwerke den Zustand zu sehen, in dem die wahre Kunst, wie eine Leiche vor uns liegt, so kalt, so regungslos, so beängstigend. Eine Vergleichung zwischen der großen Bronzethür am Dome zu Pisa, die dem Thurme gerade gegenüber liegt, welche das erwähnte große und vollständige Werk aus jener Zeit ist, und dem Basrelief, wird, selbst wenn sie auf dem Papiere angestellt wird, vermuthen lassen, wie manche Zwischenstufe noch erst er-

Digitized by Google

stiegen werden mußte, ehe ein Künstler es zu der Vollkommenheit bringen konnte, die wir wirklich an dem merkwürdigen Bildwerke erblicken.

Die Darstellungen auf der Bronzethür sind aus der biblischen Geschichte gewählt, und die geistige Kraft des Künstlers hat eben ausgereicht, um die einzelnen Begebenheiten zu sondern — ein weiteres ordnendes oder gar schaffendes Verdienst hat er sich nicht erworben. Die Erfindung der Bestandtheile ist kümmerlich und ärmlich, und die Zahl der Figuren geht nicht über die nothwendigsten hinaus. Ja, sie liefert diese nicht einmal, denn in der Darstellung des bethlehemitischen Kindermordes bilden Herodes, ein Soldat, eine Mutter und einige geköpfte Kinder das Ganze; in der Anbetung der Könige die drey Könige, die einen Berg hinanreiten. Die Beywerke beschränken sich auf eine Säulenhalle, auf der sich eine Kuppel erhebt, wenn angezeigt werden soll, daß eine Begebenheit sich im Hause ereignet und einen Baum oder einen Berg, um anzugeben, daß die Begebenheit im Freyen vorgeht, wahrscheinlich hergebrachte Vorschriften, so daß in den Nebenwerken von gar keiner freyen Erfindung die Rede seyn kann. Die Menschen sind kaum den Geschlechtern und Lebensaltern nach unterschieden, und die Unterscheidung besteht im ersten Falle in der Kleidung, in dem lezten bey den Männern in einem Barte. Der Teufel ist von den Engeln nur durch seine Krallenfüße verschieden, und die Engel von den Menschen nur durch die Flügel. Die Stellungen sind durchaus unedel und unwahr, sobald sie über die gewöhnlichen in Ruhe hinausgehen. Die gewöhnlichste Haltung, wodurch sich eine lebhaftere Bewegung zeigen soll, ist ein leises Vornüberlehnen des Kopfes. Herodes, der den Kindermord befiehlt, sizt dabey ganz demüthig auf einem Schemel, legt das linke Bein über das rechte Knie und hält jenes mit der Hand fest. Der Soldat, der dem Kinde den Kopf abhauet, steht in einer so verdreheten Stellung, daß der Wundarzt dem, welcher sie nachahmen müßte, wohl schwerlich sein Knochengebäude wieder zurechtrücken möchte. Petrus schneidet dem vor ihm knieenden Malchus das Ohr mit einer solchen Seelenruhe ab, daß man denken sollte, er amputirte es behutsam nach vorgängiger Berathung der Aerzte. So ist auch in Gewändern und im Allgemeinen in den Stellungen eine ermüdende Einförmigkeit. Jeder, der in demselben Verhältnisse ist, wird auf dieselbe Weise dargestellt; die drey Könige, die hinter einander herreiten, haben alle den Zügel in der Linken und heben die Rechte in die Höhe. In der Transfiguration haben sich alle Jünger auf dieselbe Weise auf den Arm gestüzt, der dann wieder auf dem Knie ruht. Im Abendmahl sitzen alle Jünger in derselben Stellung und mit demselben Wurfe ihrer Kleidung hinter einander; nur Johannes macht eine Ausnahme. Auf der Flucht nach Aegypten hat Joseph seine Kleider in ein Bündel gebunden und trägt dieß, ländlich, sittlich, am Stabe auf der Schulter. Daß in der Gruppirung kein gar zu großer Aufwand von Weisheit gemacht ist, wurde schon gezeigt. Der Ausdruck fehlt gänzlich. Die Falten der Kleider sind steif und grob. Die Ausführung ist roh und hart. Man sieht aus allem diesen, daß eine mehr, als äußere handwerksmäßige Thätigkeit sich in keinem Stücke verräth, daß ein freyes, selbstständiges, inneres, durch die Gesetze der Schönheit beherrschtes Bilden, auch nicht den kleinsten Theil an der Darstellung hat. Wir haben daher ein Recht, in diesem Werke wahre, des Namens würdige Kunst, als gänzlich erstorben anzusehen.

Dagegen halte man einmal das erwähnte Basrelief. Es sind darauf Scenen aus dem Leben des Täufers gebildet. Für die ganze Reihe der Scenen, in denen man das Leben des Täufers darzustellen pflegte, war der Raum hier zu klein, und die geistige Thätigkeit des Künstlers wurde daher schon bey der Wahl der darzustellenden Ereignisse in Anspruch genommen. Mit sehr glücklicher Ueberlegung wählt er eine Reihe derselben, die in sich zusammenhängend und abgeschlossen ist, von der Linken anfangend, folgen die Darstellungen ohne äußere Scheidung in folgender Art auf einander. Zuerst sieht man den Täufer in der Wüste predigen und auf Christus hinweisen. Weiter kommt die Taufe Christi. Darauf predigt Johannes vor Herodes und wird ins Gefängniß geführt. Die folgende Scene stellt das Fest vor, auf welchem die Tochter der Herodias vor dem Herodes tanzt. Darauf kommt die Enthauptung des Täufers und seine Grablegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hase, Bemerkungen über die seit Kurzem in einigen Departementen von Frankreich gefundenen National-Alterthümer und römischen Inschriften.

In der lezten öffentlichen Sitzung der königlichen Académie des inscriptions et belles-lettres am 28sten Juli dieses Jahrs, in welcher die Aufsätze des gelehrten Prof. Matter zu Straßburg (über Gnostiker und Ophiten) und von Capefigue (über die durch Eroberung, Kauf oder Austausch an Philipp August gekommenen Provinzen, Städte u. s. w.) gekrönt wurden, und unter andern Vorlesungen Herr Quatremère de Quincy eine neue, einleuchtende Erklärung von Porsenna's Grabmal bey Varro gab, las Hr. Hase, Mitglied des Instituts, Bibliothekar und Professor des Neu-

Digitized by Google

griechischen an der königlichen École spéciale für orientalische Sprachen, seine Bemerkungen über die seit Kurzem in einigen Departementen von Frankreich gefundenen National-Alterthümer und römischen Inschriften. Hr. Hase hat jene Bemerkungen aus mehreren seiner ungedruckten Aufsätze im Auszuge entnommen, und wir freuen uns, die handschriftliche Abhandlung benutzen zu können, damit auch in Deutschland bald möglichst die neueste Forschung des eben so geistreichen als gelehrten Verfassers bekannt werde;

Zwey celtische Denkmäler sind in diesem Jahre von verdienstvollen Archäologen beschrieben worden. Die Heidenmauer auf dem Sankt Odilien-Berge (Dep. du Bas-Rhin) ist nach des jüngern Schweighäuser's Beschreibung aus grob rechtwinklig behauenen Bruchsteinen, die durch Zapfen von Eichenholz verbunden sind, errichtet, erstreckt sich auf einer Oberfläche von mehr als einer Million Mètres ins Gevierte, über die nahe an einander liegenden Gipfel zweyer Berge und folgt an dem holprigen Rande dieser Hochebenen den von der Natur vorgezeichneten regellosen Linien. Die Befestigungen rühren aus uralter Zeit her, von einem friedlichen nicht in der Geschichte auftretenden Volke, da jene Einfassung ein Zufluchtsort vor den Angriffen von außen gewesen zu seyn scheint. — Ein andres celtisches Denkmal ist unlängst zum ersten Mal von Hrn. Mangin, einem Mitgliede der Commission für Alterthümer im Dép. des Vosges beschrieben worden. Eine Lieue nordwestlich von Darney hat sich auf einem waldigen Berge eine große Befestigungsmauer erhalten, man gibt ihr im Lande den Namen Chatelet gaulois, in einer ziemlich regelmäßigen Ellipse, bis 128 Mètres lang, bis 83 breit. Inwendig dienten hohe Erdhügel, die einen länglich, ohne Zweifel zum gemeinschaftlichen Begräbniß der gemeinen Soldaten, die andern kegelförmig zur Beerdigung der Anführer; aber Sonne und Regen arbeiten seit fast zwey tausend Jahren an ihrer Zerstörung. Es stehen nur noch zwey Felsen ganz oben auf der Hochebene, sie scheinen einem jetzt herabgestürzten Blocke zur Unterlage gedient und zu einem von jenen Denkmälern aus rohen Steinen, die man gewöhnlich Dolmen nennt, und in allen einst von Celten bewohnten Ländern so häufig antrifft, gehört zu haben.

Ueber der Geschichte der Völker, von denen jener Bau herrührt, schwebt völliges Dunkel, und erst von der Zeit an geben die Annalen einiges Licht, als die Römer zuerst nach dem nördlichen Gallien vordrangen und den hartnäckigen Kampf mit dem uneinigen, schlechtbewaffneten, aber muthigen Volke führten, das ohne stehende Truppen, fast ohne feste Plätze war. Unter August war ganz Gallien römisch geworden, und von dem Grundsatze durchdrungen, daß in einem neugewonnenen Lande Leichtigkeit der Communikation eins der sichersten Mittel zur Aufrechthaltung der Niederlassungen, Entwicklung des Gewerbfleißes und Feldbaues ist, schufen die Sieger jene Landstraßen, wovon noch auf dem ganzen Boden von Frankreich Spuren übrig sind, führten bey den Galliern ihre Sprache, ihre Sitten ein; Städte, befestigte Lager erhoben sich allerwärts. Aus den Inschriften jener Zeit lernen wir die Sitten und den religiösen Glauben des römischen Galliens kennen, aus den noch vorhandenen Bildhauerdenkmälern die Fortschritte der Kunst. Herr Rever, Correspondent der Akademie, hat uns unlängst Gypsabgüsse von mehreren kleinen antiken Bildsäulen von gebrannter Erde geschickt, die im Depart. de l'Eure gefunden worden sind. Durch die Hitze des vorigen Sommers war eine Pfütze im Walde von Evreux ausgetrocknet, was seit Menschengedenken nicht geschehen war, und da man diesen Umstand zum Reinigen des Bodens und weitern Ausgrabungen benuzte, so fand man zuerst große Steine, welche zugebauen schienen, und als diese weggeräumt waren, entdeckten die Arbeiter in einer mit Backstein gebauten Höhlung eine Menge kleiner Bildsäulen neben einander und in mehreren Reihen. — Der Maire der benachbarten Gemeine, welcher die Aufsicht über die Arbeit hatte, war zugegen; da es aber zu spät war, denselben Tag das Aufräumen zu Stande zu bringen, so verschob man es auf den andern Morgen und der Maire trug einem der Arbeiter auf, die Nacht über daselbst zu wachen. Dem Handwerker wurde es aber in der Nacht zu kalt und er war schläfrig; er verließ seinen Posten, und als er bey Sonnenaufgang wieder kam, war der Boden weit und breit mit den Trümmern der Figuren überdeckt, und der Hohlbau unter der Erde völlig geplündert. Es war nämlich eine alte Ueberlieferung im Lande, ein unendlicher Schatz sey unter der unerschöpflichen Pfütze verborgen; die Landleute waren in der Nacht zusammen hingegangen und hatten alles geplündert oder zerstört. Statt 200 kleiner Bildsäulen, welche der unterirdische Bau enthalten haben mag, hat man nicht mehr als zwölfe zusammenbringen können, und diese meist verstümmelt. Hr. Rever hat uns Abgüsse davon zugeschickt, der andern hat man durchaus nicht wieder habhaft werden können. Von den uns überschickten Figuren erwähnen wir eine Venus Anadyomene, einen Mercur mit seinen drey Attributen, dem geflügelten Hute, dem Beutel und Stabe, und mehrere Brustbilder, welche Karrikaturen von der Art, wie die vom Grafen Caylus im dritten Theile seiner Antiquitäten-Sammlung herausgegebenen, zu seyn schienen. Allerdings sind diese kleinen Statuen nicht immer gleich sorgfältig gearbeitet; aber was wir von denselben zu Gesichte bekamen, läßt den Verlust der andern sehr bedauern, und es ist bey ähnlichen Fällen eine stärkere Aufsicht der Ortsobrigkeit sehr zu wünschen.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 75.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. September 1826.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

(Fortsetzung.)

So geschickt nun die Wahl dieser Momente ist, so richtig sind in diesem Werke die Formen gebildet, selbst in schwierigen Stellungen. In der Taufscene bemerkt man vor dem Flusse unter einem etwas überhängenden Felsen ein liegendes Kind, in der anmuthigsten Stellung ruhend, indem es den Oberleib auf den rechten Ellenbogen gestüzt hat. Seine Bedeutung kennen wir nicht, aber die fließenden Linien der Umrisse lassen an Gefälligkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Ein trauernder Jüngling in der Grablegung, der da sizt, sein bekümmertes Haupt in die rechte Hand gestüzt, ein andrer Jüngling, der vor dem Leichnam kniet, zeigen, welche Schwierigkeiten in den Stellungen dieser Künstler überwunden hat. Mit vieler Lebendigkeit ist das Charakteristische, so wie der besondere Ausdruck in jeder Figur gefühlt und mit großer Geschicklichkeit wiedergegeben, so weit dieß noch bey den vielen Beschädigungen zu erkennen ist. Die ernsten Männer unter den Jüngern des Johannes unterscheiden sich nicht blos durch die Bärte von den blühenden Jünglingen unter denselben, und der leztern jugendliches Antlitz ist noch sehr verschieden von den sanften, holden Frauengesichtern unter den Zuhörerinnen des Johannes im Hintergrunde. Der oberste Engel unter denen, welche bey der Taufe Christi zugegen sind, hat Verklärung im Gesichte und die Liebesgötter über der Scene, wo die Tochter der Herodias tanzt, einen Anklang von leichtfertigem Muthwillen. Durch das ernste, ehrwürdige Antlitz des Täufers, das milde, Liebe gewinnende Gesicht des Heilandes, den sinnlich begehrlichen Ausdruck des Herodes, die tiefe, rührende Trauer der Jünger, die bey dem noch mehr reizbaren Gemüthe der Jüngeren sich viel lebhafter ausspricht, als bey der Geseztheit der älteren Männer, fühlt man sich gänzlich befriedigt. Wie sehr ist zu bedauern, daß so viele Köpfe fehlen, die dem Beschauer gewiß großen Genuß dargeboten hätten.

In der Gruppirung wäre noch wohl am ersten Tadel zu finden, indem eine gewisse Einförmigkeit in den Gruppen der Zuhörer des Johannes, die fast alle in derselben Linie, gerade aufgerichtet, bey einander stehen, das Schönheitsgefühl unangenehm berührt, und etwas Verwirrung in der Enthauptungsscene hemmend wirkt. Auch macht in der Grablegung nur die Lebendigkeit der Idee die schlechte Anordnung weniger bemerklich. Jedoch ist auch eine Gruppe da, die alles Lob verdient; die Predigt des Täufers vor Herodes. Die Hauptpersonen treten zu beyden Seiten etwas hervor, und dahinter stehen die Nebenpersonen in einem Halbkreise. In dieser Scene bemerkt man auch mit Gefallen den mannichfaltigen Ausdruck in den Nebenpersonen. Der Eine blickt zornig auf den verwegenen Prediger, der Andre voll Verwunderung, und ein Dritter scheint, Unwillen im Blick, den Herodes zu fragen, warum er das verwegene Wort dulde, und bereit zu seyn, ihm seinen Arm zur Rache zu leihen. Aber Herodes streckt schon seinen Arm aus und gebietet den Täufer ins Gefängniß zu führen, und dieser ruft ihm noch die lezten Worte seines freymüthigen Tadels zu, indem er von dem Kriegsknechte schon fortgerissen wird. Es wäre unnöthig aufmerksam zu machen, wie glücklich der Augenblick gewählt ist, indem er eine Fülle der mannichfaltigsten Lebensäußerungen in sich zusammendrängt. Wir sehen dadurch, daß der Künstler auch in der Gruppirung hätte vollkommen seyn können, und sind berechtigt anzunehmen, daß nur die Beschränktheit des Raums ihn hinderte, seinen Genius frey schöpferisch wirken zu lassen, der in einem größeren Spielraume gewiß Vollkommneres geleistet hätte.

Fast keine Stellung wiederholt sich ganz, und völlig kein Faltenwurf. Sonst ist bey der Bildung des lezten noch wohl zu merken, daß das Gefühl der Schönheit noch nicht durchgängig seine Herrschaft auf diesen Bestandtheil erstreckt, obgleich es auch schon erwacht ist, wie die weichen, in schönen Linien in einander fließen-

Digitized by Google

den Gewänder des Herodes und der Herodias zeigen.

Den Reichthum der Einbildungskraft und den vollen Gedankenstrom, der daraus hervorbricht, können wir aus dem Angegebenen nur ahnen lassen, wenn wir nicht, wozu hier der Ort nicht ist, eine ganz ins Einzelne gehende Auflösung der Darstellungen vornehmen wollen. Unbemerkt aber dürfen wir das feine Schicklichkeitsgefühl des Künstlers nicht lassen, der den Täufer immer bey seiner Predigt so hinstellt, daß er nie die Aufmerksamkeit der Zuhörer für sich in Anspruch nimmt, sondern seinem Berufe treu, hinzuweisen, auf den, der da kommen soll, durch Hand, Blick und Stellung sich immer auf diesen höheren bezieht. Wie nahe lag der Fehlgriff, den Täufer als Prediger überhaupt darzustellen, auf dessen Wort sich dann die Aufmerksamkeit seiner Schüler um seiner selbst Willen gerichtet hätte.

Wir haben nun den Leser in den Stand gesezt, eine Vergleichung zwischen den beyden genannten Werken anzustellen, und glauben wohl annehmen zu können, daß auch er wird zu der Ueberzeugung gekommen seyn, zwischen ihnen müsse eine geraume Zeit, und eine Zeit, erfüllt von fortschreitender Entwicklung des Kunstlebens mitten innen liegen.

2. Nachforschungen nach den wahren Anfängen.

Wird aber dieser natürliche Zusammenhang der frühesten Kunstbestrebungen noch nachzuweisen seyn, oder müssen wir die Hoffnung dazu aufgeben? Wir glauben nicht, daß man zu dem lezteren genöthigt sey, sondern daß der Fluß, dessen Wellen man dahin strömen sieht, recht wohl bis an seine Quellen zurück verfolgt werden kann. Daß man diese Entdeckungsreise nach den Quellen, welche den langen dunkeln Quellen des Nil gleichen, bisher noch nicht angestellt hat, mag daher kommen, weil man glaubte sie außer dem Gebiete von Toskana nicht aufsuchen zu dürfen.

Denn die Unerklärlichkeit des Wunders von dem Standpunkte der Bildhauerkunst unter Niccola entsteht nur dann, wenn man die Werke einer früheren Zeit der Kunstübung, welche sich in Toskana befinden, mit den Werken Niccola's zusammenhält. Hier zeugen die alte schon erwähnte Bronzethür, die doch wahrscheinlich kaum hundert Jahr vor Niccola gegossen seyn kann, und viele Werke in Pistoja und Lucca von einer auffallenden Ungeschicklichkeit. Wir nennen zum Beweise die Architrave der Kirchen von St. Andrea, 1166 und von St. Bartolommeo um dieselbe Zeit, die ersten Felder an der Orgel in derselben Kirche angeblich von Guido da Como alle zu Pistoja, die alten Bildwerke an der Vorderseite des Doms zu Lucca, zwischen denen sich die Jahrzahl 1221 findet, bey welchen lezten die Ungeschicklichkeit, um so augenfälliger ist, je bequemer man ein Werk von Niccola damit vergleichen kann, der über der linken Eingangsthür ein Basrelief gebildet hat. Wenn in den früheren kaum einiges matte Leben sich regt, so scheint Niccola's Werk einer ganz andern Welt anzugehören. Aber wodurch ist man denn genöthigt, Toskana nicht zu verlassen, wenn man den Zusammenhang der Entwicklungen dieses Zweiges der neueren Kunstübung erkennen will? Der falsche Patriotismus, der den Toskaner gegen die Verdienste andrer Staaten blind machen konnte, darf den Wahrheitsfreund nicht blenden. Sein Standpunkt ist über alle Rücksichten dieser Art hinaus, und was die Natur im Leben verbunden hat, weiset er in der Wissenschaft in seiner natürlichen Verbindung nach.

Wenn aber die folgenden geschichtlichen Erörterungen der urkundlichen Beweise ermangeln, so gestehen wir freylich, daß ihnen dasjenige fehlt, was am Schnellsten und Leichtesten überzeugt. Wir halten aber dafür, daß in den übrig gebliebenen Kunstwerken eben so überzeugende innere Beweise für ihren Zusammenhang liegen, als ob dieser durch alte Briefe bezeugt wäre, und gründen die Kraft dieser Beweise auf die nothwendigen Gesetze, nach denen das Leben aller Kunst verläuft. Wir möchten sogar behaupten, daß dieses Mittel den Zusammenhang zwischen Kunstwerken aufzufinden das Sicherste und Zweckmäßigste wäre, räumen aber freylich ein, daß bis jezt der Willkür noch ein zu großer Spielraum übrig bleibt, um den auf diese Weise gewonnenen Aufklärungen unbedingten Glauben beymessen zu dürfen. Gewiß ist es aber, daß besonders in der Malerey dieser Weg allein zum Ziele führen kann, die zerstreuten Glieder des großen Kunstkörpers, welcher im Mittelalter erwuchs, organisch zu verbinden, da wir so wenig Urkunden über die frühesten merkwürdigen Werke besitzen, und auch aus dem Technischen nicht viel geschlossen werden kann, wenn ein Bild ein oder mehrere Male übermalt worden ist. Wir möchten daher diesen Weg für die Kunst des Mittelalters einmal vorzugsweise empfehlen und wollen ohne Scheu zeigen, wohin wir auf demselben gerathen sind. Wird erwiesen, daß es ein Irrweg war, so wird Andren der Irrthum gespart.

Wahre Kunstübung ist nicht eher möglich, als bis das Schönheitsgefühl in einem Volke bis auf einen gewissen Grad zu einem eigenthümlichen Bestande gekommen ist. Diese einzelne Seite des inneren Menschen kann aber nicht eher von den übrigen sich so weit absondern, um allmählig zu eigner Selbstständigkeit heranzureifen, als bis viele verschiedenartige Einwirkungen von außen das ursprüngliche im innern Leben zu verschiedenen Rückwirkungen aufreizen. Die Lebensäußerungen, welche durch diese Rückwirkungen hervorgebracht werden,

bilden sich allmählig als besondre feste Richtungen aus, durchlaufen ihren eignen Entwicklungsgang und bilden dabey eine eigne Welt um sich, stecken einen Spielraum ihrer Thätigkeit ab. Bey dieser Auflösung und Trennung der inneren Einheit macht denn auch das Schönheitsgefühl sein Recht auf ein eignes Erbe geltend, und wie es von der einen Seite für den Reiz des Schönen immer empfänglicher wird, ohne daß es eines Nebeninteresse bedarf, so hat es auch wieder seine thätige Seite. Mit dieser wendet es sich an die Phantasie und treibt sie an, das Schöne zu schaffen, welches dann auch immer unvermischter und geläuterter in schönen Kunstwerken sich darstellt. Das alte Volk Italiens war durch eigne Schuld ganz abgewelkt; die neuen Völker brachten wohl einen Schatz von frischer, treibender Lebensfülle mit, aber diese glich noch einer verschlossenen Knospe. Sie mußte auf günstigen Sonnenschein und milde Luft harren, um die Fülle und den Glanz ihrer Blumenblätter auseinander zu legen. Diese belebenden Principe sind in der Menschenwelt Berührungen, gleichviel freundliche oder feindliche. Kriege und Handelsverkehr mit ihrem ganzen Vortrabe und Gefolge von Leidenschaften und Anstrengungen, Erfindungen und Einrichtungen sind der Stoff, der die chaotische Masse zur Gährung bringt. Wo aber sehen wir im Mittelalter diesen Scheidungsproceß am Rüstigsten und Durchgreifendsten verlaufen? Unstreitig in der Lombardey. Im Schooße dieser gesegneten Ebene sehen wir vor Como den trojanischen Krieg noch einmal kämpfen, wiederholen sich die Kriege der griechischen Stämme in der Eifersucht Mailand's und Pavia's, wirft sich der Riese des deutschen Reichs auf die unerschrockenen, tapferen Städte, wie einst der Perser Schaaren auf das kleine Griechenland, und die so lange widerstanden, zerstören sich durch innere Zwiste und lassen sich von dem schlauen Papst umstricken, wie Griechenland nach dem peloponnesischen Kriege von dem listigen Macedonier. In dem Schooße, der eine solche Fülle des aufgeregtesten, bewegtesten Lebens in sich birgt, dürfen wir wohl mit Hoffnung einen guten Fund zu thun, nach dem Ursprunge der neuern Kunst suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hase, Bemerkungen über die seit Kurzem in einigen Departementen von Frankreich gefundenen National-Alterthümer und römischen Inschriften.

(Beschluß.)

Von Denkmälern alter Architektur findet man im nördlichen Frankreich nur entstellte Trümmer oft ohne andren Werth als den des Alterthums, und undeutliche Spuren großer Anlagen, deren ursprüngliche Schönheit zu erkennen nur das geübte Künstlerauge vermag; die mittäglichen Departemente dagegen besitzen Denkmäler, welche allerdings vereinzelt dastehen, die aber ganz Europa mit Ehrfurcht besuchen, mit Bewunderung studiren würde, böte nicht Italien und Griechenland das unendliche Schauspiel von noch größeren und wichtigeren Ruinen dar. Während aber die Trümmer römischer Architektur mit einer Art Ungleichheit über den Boden von Frankreich vertheilt sind, hat man auf allen Punkten dieses Landes, von Belgien bis an den Fuß der Pyrenäen, von den Flachküsten des Oceans bis zu den fruchtbaren Ufern des mittelländischen Meeres, Inschriften, Vasen, Bildsäulen, eine Anzahl Arbeiten von Thon, Bronze und Elfenbein eingesammelt, und es ist wichtig, daß bey den Nachgrabungen der Ueberbleibsel einer nicht mehr bestehenden Ordnung der Dinge große Sorgfalt angewendet werde. Musivarbeit vorzüglich verdirbt leicht im Augenblicke der Entdeckung, jene von den Griechen zu Perikles Zeit hintangesetzte Malerey, die aber unter den Kaisern allgemein wurde und den Boden, manchmal auch die innern Wände der meisten vornehmen Wohnungen schmückte. Gerade von dieser Arbeit scheint der Boden von ganz Frankreich noch eine Menge zu bedecken.

Lateinische Inschriften hat man im lezten Jahre zu Nismes und zu Lyon, am Orte, der den Bewohnern des alten Lugdunum in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt zum Begräbnißplatze diente, gefunden. Sie sind durch Hrn. Artaud, Korrespondenten der Akademie, nach Paris gelangt. Drey Denkmäler derselben Art sind seit Kurzem um Besançon gefunden worden, alle drey wahrscheinlich aus dem Zeitalter der Antonine, welches den eigenen Kontrast einer außerordentlichen Armuth an Erzeugnissen des Geistes und der Literatur, und auf der andern Seite einer allgemeinen Wohlhabenheit oder wenigstens eines Wohlbefindens, welches die Folge guter Verwaltung, des Friedens und eines lebhaften Verkehrs ist, darbietet. — Eins jener drey Denkmäler ist ein Votivstein, dergleichen sich in dem alten weströmischen Reiche eine solche Menge findet, und worauf man die Namen Apolls und Merkurs beysammen liest. Der eine wurde fortwährend als Bewahrer der Gesundheit verehrt; der andre beschützte die vielen Reisenden, welche zur Zeit jener großen Verschmelzung um das mittelländische Meer unaufhörlich alle Landstraßen bedeckten, um sich ihres Privatinteresses oder Civil- und Militärämter halber in entfernte Provinzen zu begeben.

Die zweyte jener Inschriften steht auf einem antiken Altar, und enthält eine Weihung an die Muttergöttinnen, von denen die alten Schriftsteller nicht reden, die wir aber unaufhörlich auf Grabsteinen genannt und auf Denkmälern abgebildet sehen. Diese Gottheiten kam-

den in Gallien, Pannonien, Spanien, dem römischen Germanien, wie die Feen des Mittelalters, in Verehrung als Bewahrerinnen von Städten und bloßen Privatleuten. Auf ihren Dienst, welcher lange Zeit und wohl unter verschiedenen Namen bey den Völkern bestand, die unter das römische Joch kamen, hatte die Eroberung Einfluß. Wahrscheinlich fanden die Römer selbst eine Aehnlichkeit zwischen diesen Schutzgottheiten der besiegten Völker und den Jovinä, den Junonen, mit welchem allgemeinen Ausdrucke das alte Italien jeden weiblichen Schutzgeist bezeichnet; denn erst lange nach Gründung des römischen Staats ward Juno Eigenname der Tochter Saturn's und Cybele's Schwester und Gemahlin Jupiter's.

Die dritte der bey Besançon gefundenen Inschriften steht auf der längern Seite eines, aus einem einzigen ausgehöhlten Steine bestehenden, Sarkophags. Aus der Grabschrift erfährt man, daß die Leiche Virginia's, der Gemahlin des Marius Vitalis, aus weiter Ferne in dieß Grab hergebracht worden sey. Nur aus bedeutenden Gründen durften bey den Heiden die Ueberreste nach einer andern Stelle versezt werden. Einen entseelten Körper oder seine Asche wegzubringen, bedurfte es einer Söhne und großer Bemühungen beym Collegium der Pontifices, deren Erlaubniß auch zuweilen in der Grabschrift erwähnt wird.

Im Bezirke von Cadillac, neun Lieues von Bordeaux, ist eine lateinische Inschrift aus dem fünften Jahrhundert gefunden worden, eines der lezten bekannten Denkmäler der römischen Herrschaft in Gallien; Herrn Jouannet ist es gelungen die Grabschrift völlig zu lesen, und aus seiner, mit einer Abhandlung begleiteten, der Akademie zugeschickten Abschrift und unsern eigenen Vermuthungen ergibt sich, daß ein römischer Bürger Maurusius und seine Frau Ursa ihrem, in seinem dritten Jahre und nach dem sechsten Consulat des Kaisers Honorius verstorbenen Sohne Adelphius das Denkmal errichtet haben. Die Grabschrift deutet also auf das Jahr 405 oder 406 nach Chr. G. Hr. Jouannet findet darin unzweydeutige Anzeichen von Christenthum; und in der That würde schon der Umstand, daß alle Personen auf der Inschrift nur Einen Namen führen, beweisen, daß sie keine Heiden waren. Seit Annahme des Christenthums gaben die Römer überhaupt die Zusammenstellung der vielen Namen auf, welche zur Zeit der Republick und der ersten Kaiser an einen alten Adel oder das Patronat einer hohen Familie erinnerten. Daher ersezt auf den Denkmälern des 4ten und 5ten Jahrhunderts n. Chr. G. auf einmal ein Name vier oder fünf, die man früher führte. Nur einige patricische Familien in Rom selbst behielten die alte Sitte bey, ohne daß diese darum weit über die Zeit von Boethius hinausgereicht zu haben scheint, welcher Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius hieß.

Wir sind aber nicht der Meynung des Hrn. Jouannet, daß aus Vorsicht in Berücksichtigung, daß die Bevölkerung noch meist heidnisch war, des Kaisers Honorius Name mit weit größern Buchstaben als die übrigen Wörter in den Stein gegraben sey. Triumphirte doch zu Honorius Zeit die christliche Religion überall! Ueber 30 Jahre vor dem Tode des Adelphius hatte der Bischof zu Tours, St. Martinus, unternommen, durch Zerstörung der Götzenbilder, Tempel und geheiligten Bäume in seinem ganzen Sprengel die schwachen Reste heidnischen Aberglaubens zu vertilgen; Theodosius hatte die Opfer untersagt und in Aquitanien hatten Orientalis, St. Delphinus und vielleicht St. Amandus bereits den erzbischöflichen Sitz zu Bordeaux verherrlicht; und es war in dieser Stadt um 384 ein Concilium gegen die Priscillianer gehalten worden. Nicht als christliches Denkmal ist jene Grabschrift also merkwürdig, ein heidnisches aus dem fünften Jahrhundert, wäre es in weit höherem Grade; aber sie verdient Aufmerksamkeit als eins der lezten Denkmäler, welche in unserm Lande einer Privatperson errichtet worden. Kaum sieben Jahre nach des Adelphius Tode brachten die Westgothen ihre kriegerische, aufbrausende Hitze, ihre nur wenig entwickelte Einsicht und ihre ungebändigte Leidenschaft nach jenem Theile von Gallien. Ihr König Astaulph wurde 414 Herr von Bordeaux; die Sieger ließen sich in den schönen Städten und den fruchtbaren Thälern von Aquitanien nieder und nahmen den Eingebornen zwey Drittel ihres Bodens, und in den ersten hundert Jahren nach der Eroberung hatte die lateinische Bevölkerung, wenigstens die auf dem Lande, unter ihrem Joche nicht mehr Zeit, oder es war vielleicht nicht in ihrer Macht, das Andenken an ihre Familien durch fromme Denkmäler zu verewigen. Die in den Kirchen aufbewahrten Grabschriften von Fürsten und einigen Prälaten sind die einzigen, welche der Boden des überströmten Galliens von der Ankunft der Sueven und Westgothen an bis zu Anfang des sechsten Jahrhunderts darbietet, zu welcher Zeit endlich die Festsetzung der fränkischen Monarchie den nach Westen hergeströmten Völkern eine kräftige und heilsame Wehr entgegengesezte und dadurch die große Erneuerung der Gesellschaft zu Stande brachte. Die Geschichte muß sorgfältig alles, was auf die Vernichtung der römischen Gewalt in Frankreich Bezug hat, sammeln, um einst aus den gesammelten Einzelnheiten ein Ganzes zu bilden; auch das erwähnte Denkmal ist aus einer wichtigen und wenig bekannten Zeit. Die Männer aber, welche die durch einen glücklichen Zufall entdeckten Ueberbleibsel sammeln und vor der Zerstörung bewahren, verdienen den lebhaftesten Dank der Archäologen und aller Freunde der Wissenschaft.

Digitized by Google

Nr. 76.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. September 1826.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

(Fortsetzung.)

Frühe schon sehen wir hier in der Baukunst den Sinn für Ebenmaß und für Harmonie der Verhältnisse erwachen, und noch heute zeugen die alten Dome der lombardischen Städte von jenen Tagen. Die Baukunst aber ging immer den beyden Schwesterkünsten voran, als wollte sie ihnen die Stätte bereiten, und auch hier hat sie den schönen Bund nicht zerrissen, wie sich bald ergeben wird.

Verfolgen wir diese Spur an der Hand der geschichtlichen Ueberlieferungen, so finden wir darin eine neue Bestätigung für unsre Vermuthung, daß die Kunst Mittelitaliens, gestüzt auf die früheren Bestrebungen der nördlichen Nachbarn, sich wieder aufrichtete. Vasari ist voll von solchen Hinweisungen auf den Einfluß der Lombarden, und hätte er sich nicht einmal sein Gedankengespinnst über das Wiederaufleben der neuern Kunst in Florenz und überhaupt in Toskana zusammengewebt gehabt, so hätte er uns leicht ein Zusammenhängenderes und Ausführlicheres darüber berichten mögen. So müssen wir uns schon begnügen, die einzelnen Andeutungen seines Werkes zu vereinigen zum deutlichen Beweise, wie sehr die Zeit Vasari's noch den frühen belebenden Einfluß der nördlichen Nachbarn anerkannte, wenn auch nur stillschweigend und ohne Dank. Wir bemerken hiebey, daß hier, wo es darauf ankommt, dem ersten Regen der neuen Kunstbegeisterung nachzuspüren, wir die Baukunst und die beyden Schwesterkünste nicht trennen. Wir erbitten uns hier ferner die Erlaubniß, die Deutschen und Lombarden hier einmal ohne strengere Unterscheidung als Eine Künstlerfamilie aufführen zu dürfen, eine Erlaubniß, die man uns wohl nicht versagen wird, wenn wir auf die geschichtlich erwiesene Wechselwirkung zwischen den beyden Nationen hinweisen, die am deutlichsten bey dem Bau des mailändischen Domes hervortritt. Und auch heut zu Tage fühlt noch der deutsche Reisende, der aus dem Süden Italiens kommend, den Appennin überstiegen hat, vielfache Anklänge und erfreuliche Mahnungen an das heimathliche Leben. Wir erkennen dabey übrigens das eigenthümliche Verdienst der Deutschen völlig an, und glauben sogar, daß ihre Kraft in der Wechselwirkung am ersten und am stärksten wirkte, was hoffentlich einst Andre erweisen werden.

So ist denn zuerst Vasari gar nicht spröde darin zu gestehen, daß Mittelitalien deutsche Baukünstler entlehnen mußte, um endlich einmal etwas Vortrefflicheres erbauen zu können. Denn schon in einem Aufsatze im Kunstblatt ist darauf sehr richtig aufmerksam gemacht, daß der Dom zu Pisa nicht eigentlich ein wahres Kunstwerk zu heißen verdiene, sondern eine Anhäufung von Massen ist, welche Kunstweisheit noch nicht hat zu einem schönen Ganzen verbinden können.

Als den ersten, welchem Vasari das Lob gibt, mit höherem Geiste (spirito più elevato) das Schöne wenigstens gesucht zu haben, nennt er den Buono, beklagt sich aber über seine wenige Ruhmliebe, weil er in Ermangelung derselben weder Zunamen, noch Vaterland, noch irgend eine andre Nachricht über sich auf seinen Werken gebe. Da er aber 1152 zuerst in Ravenna auftritt, so mag es wohl erlaubt seyn, ihn für einen Lombarden zu halten. Seine, wahrlich noch sehr geringen Leistungen verschaffen ihm einen so ausgebreiteten Ruf, daß er nach Neapel, Venedig, Pistoja, Florenz, Arezzo bestellt wird. Vasari's Bemerkung, daß seine Bau- wie Bildwerke nach der Manier der Gothen sind, machen ebenfalls seinen lombardischen Ursprung wahrscheinlich, da sein Name uns wohl nicht erlaubt, ihn Deutschland zueignen zu dürfen, dessen Kunst sonst im Allgemeinen von den Italienern zu Vasari's und selbst noch späterer Zeit mit dem Titel der gothischen beehrt wird.

Dann wird wiederum einige Verbesserung einem gewissen Wilhelm zugeschrieben, von dem Vasari glaubt, daß er ein Deutscher war, welche Vermuthung Morona zur Gewißheit erhebt, indem er ihn Wilhelm

Digitized by Google

von Jnspruck nennt. Er erbaute mit Bonanno 1174 den Thurm zu Pisa.

Als man nach dem Tode des heil. Franciscus einen vorzüglichen und ausgezeichneten Baumeister nöthig hatte, wie sich Vasari ausdrückt, wählte man nach langer Umsicht als den besten, der zu seiner Zeit sich vorfand, den Meister Jakob, einen Deutschen. 1228.

Um die Zeit der Erbauung des Doms von Mailand ergriff die Künstler ein lobenswerther Wetteifer und sie übten die Bildhauerkunst mit größerem Eifer, wie zuvor und zwar vorzüglich in Mailand. Hier stossen viele Lombarden und Deutsche zusammen, die sich dann während der Zwistigkeiten, die zwischen den Mailändern und dem Kaiser Friedrich ausbrachen, über ganz Italien verbreiteten.

Selbst zur Zeit der Blüthe der Pisaner sehen wir Deutsche mit ihnen wetteifern und nicht ohne Glück. Daß sie auch an S. Maria zu Orvieto mit halfen, erwähnt Vasari, wenn auch durch den Padre della Valle erwiesen ist, daß Niccola dort nicht mit ihnen arbeitete, wie Vasari glaubt.

Wir wollen so wenig wie Vasari verschweigen, daß Deutsche mit Giovanni Pisano arbeiteten, ob sie dieß aber mehr thaten, um von ihm zu lernen, als um zu gewinnen, lassen wir als eine Behauptung Vasari's, der wir nur das Gewicht einer Vermuthung geben können, dahin gestellt seyn, bemerken aber dagegen, daß Giovanni in seinem Wettkampfe mit dem deutschen Künstler, der die Kanzel zu St. Giovanni fuor Civitas in Pistoja bildete, keine Lorbeern für sein Haupt gewonnen hat.

Noch an manche andre frühere Kunstwerke knüpfen sich deutsche Namen, die wir aber übergehen, um noch ein Zeugniß Ghiberti's für die hohe Vollendung und Selbstständigkeit der deutschen Bildhauerkunst anzuführen. Unsre Leser werden es hoffentlich nicht ungern sehen, wenn wir die ganze in mehrerer Hinsicht so interessante Stelle aus Ghiberti's Manuscript übersetzen, besonders da wir noch auf den Künstler, dessen sie erwähnt, zurückkommen werden.

„In Deutschland in der Stadt Cöln war ein Meister der Bildhauerkunst, und in seiner Kunst sehr erfahren. Er besaß die ausgezeichnetsten Gaben. Er hielt sich bey dem Herzog von Anjou auf und machte ihm sehr viele Arbeiten von Gold. Unter diesen Arbeiten war auch eine Tafel von Gold, die er mit aller Sorgfalt und Kunst auf das Trefflichste ausführte. Er war vollkommen in seinen Werken, gleich den Bildhauern der Griechen, machte die Köpfe wunderbar schön, so auch alle nackten Theile. Es war kein andrer Mangel an ihm, als daß seine Figuren etwas kurz waren. Er sah das Werk zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse vernichten, das er mit so vieler Liebe und Kunst gebildet hatte, sah, daß alle seine Mühe vergebens gewesen war. Da warf er sich auf seine Kniee zur Erde, erhob die Augen und die Hände zum Himmel und rief aus: O, Herr, der du Himmel und Erde regierest, so laß nimmer wieder meine Thorheit so groß werden, daß ich einem andren folge als dir; erbarme dich meiner. Und auf der Stelle vertheilte er alle seine Habe an die Armen aus Liebe zu dem Schöpfer aller Dinge, ging auf einen Berg, auf dem eine Einsiedeley war, trat ein und that da Buße, so lange er lebte. Hier wurde er alt und starb zur Zeit des Papstes Martin. Einige junge Leute, welche sich bemühten in der Bildhauerkunst immer vollkommener zu werden, sagten mir, daß er in aller Art gleich geschickt gewesen wäre. (Hier folgt eine Lücke im Manuscript). Er war ein großer Zeichner und theilte gern mit. Die Jünglinge, welche Lust hatten zu lernen, gingen zu ihm und baten ihn um seinen Rath. Er empfing sie auf das Allerdemüthigste und theilte ihnen mit die Lehren seiner Erfahrung. Er starb in der Einsiedeley." (Nach Cicognara, der diese Stelle in seiner Geschichte der Bildhauerkunst mittheilt, übersezt.) *)

Haben uns nun schon zwey verschiedene Wege zu derselben Quelle des neueren Kunstlebens zurückgeführt, so wollen wir sie nun noch auf einem dritten aufsuchen, indem wir die übrig gebliebenen Kunstwerke jener alten Zeit zu Wegweisern nehmen.

Ein Werk aus der Zeit, wo alle wahrhafte künstlerische Thätigkeit erstorben war, haben wir bereits oben beschrieben. Weiter brauchen wir aber für unsren Zweck nicht zurückzugehen, indem wir die Quellen des neuen Lebens aufsuchen. Die Zeit der Entstehung der schon erwähnten Bronzethür kann nicht genau nachgewiesen werden, doch ist nach Morona's sorgfältigen Nachforschungen der Bau des Domes zwischen 1063 und 1092 zu setzen, weßhalb man gewiß nicht zu sehr irrt, wenn man ihren Ursprung in die lezte Hälfte des 11ten Jahrhunderts sezt.

Um diese Zeit hatte in Deutschland die Bildhauerkunst die handwerksmäßigen Nachbildungen der alten, todten Werke schon verlassen und war in den Dienst der Baukunst getreten. Menschliche Gestalten, wirkliche oder erdichtete Thiere, teufelartige Gestalten, Affen, Drachen, Vögel, Larven, Laubwerk, mathematische Figuren wurden schon im 11ten Jahrhundert gebräuchliche Zierrathen,

*) Vergl. Boisserée Geschichte des Doms von Köln S. 13 und Kunstbl. 1824. Nro. 18.

S.

Digitized by Google

wie man aus Stieglitz: Ueber die deutsche Baukunst, und aus Raumer's Geschichte der Hohenstaufen VI, 536 an vielen Beyspielen sieht. Mit dieser neuen Thätigkeit verließ man wenigstens den falschen Weg, wenn man auch noch nicht den rechten fand. Die Bemühungen der Steinmetzen erhoben sich auch noch wohl nicht über eine handwerksmäßige Behandlung des Steins, denn sie bildeten bloße Zierrathen, die nur als solche dienten, ohne einen eigenen selbstständigen Werth zu haben. Allein diese mußten doch dem zu verzierenden Werke angepaßt werden, und so geschah der erste Schritt, die Form, die man bilden wollte, dem eigenen Urtheile zu unterwerfen, welches immerhin noch unsicher und geschmacklos genug seyn mochte. Als man nur erst so weit gekommen war, trieb der nimmer ruhende Geist seine kühnen Angriffe immer weiter und erlösete wenigstens vorläufig die Bildhauerkunst aus der Knechtschaft der Baukunst. Nicht, als ob man nun schon daran gedacht hätte, runde Figuren, die in selbstständiger Würde auftreten sollten, zu machen. Mochten immerhin Friese, Architrave, leere Wände die Thätigkeit des Bildhauers in Anspruch nehmen, wenn sie nur zuließen, ein Werk hervorzubringen, das auch nebenbey ein in sich abgeschlossenes, selbsteigenes Leben lebte. Diese neue Bestrebung ist in vielen Bildwerken Italiens bemerklich und kann an ganz verschiedenen Orten zu denselben Zeiten sich gezeigt haben. Aber wenn Cicognara diese Bildwerke nicht als Geschöpfe der neuen Kunstwelt anerkennen wollte und sie darum vorläufig beseitigte, ehe er mit Niccola die wahre Kunstgeschichte begann, so ist dagegen nichts einzuwenden. Sie sind den ersten schwankenden Bewegungen des Kindes zu vergleichen, welches gehen lernt. Sie sind noch nicht Erzeugnisse einer Idee, die sich klar und bestimmt ausgebildet hätte. Sie zeigen darum auch noch keine Mannichfaltigkeit der Bestandtheile, und der Künstler würde mit diesen eher in Verlegenheit gekommen seyn, wenn die Einbildungskraft sie dargeboten hätte. Sie erwecken daher Bedauern mit ihrer Dürftigkeit. Es ist wohl eine Ahnung da, daß die Bestandtheile ihren Urbildern in der Natur gleichen müssen, aber wenn dieß gelingen soll, so muß sich der Künstler erst bestimmt und mit Bewußtseyn dafür entschieden haben. Da dieß noch nicht in dieser Zeit der Fall ist, so finden wir in Verhältnissen und Umrissen auch noch nicht einmal die gemeine Natur wieder, die jedem täglich vor Augen steht. Kurz, sollen wir den Charakter dieser Kunstübung mit einem Worte nennen, so würden wir sagen, daß sie nichts als ein kindisches Spiel ist.

Aus Mangel an schriftlichen Aufzeichnungen, an Ort und Stelle genommen, können wir diese allgemeinen Sätze hier nicht so sehr im Einzelnen anschaulich machen, wie wir wünschten. Es ist zu mißlich, sich in solchen Sachen der Erinnerung zu überlassen. Wir fordern aber dazu andre Reisende angelegentlich auf. Nur folgende wenige Bemerkungen mögen hier zur Erleichterung des Verständnisses einen Platz finden.

Die erhobenen Bildwerke am Dome zu Modena von Viligelmi 1099, welche unter andren Darstellungen auch einige aus der Geschichte des Alten Testaments von der Schöpfung bis zur Sündfluth enthalten, bestehen aus höchst plumpen, bäurischen Figuren mit so willkürlichen, unrichtigen Verhältnissen, daß sie auch nicht den geringsten Grad von Illusion gewähren. Alle Stellungen zeigen eine geendigte Handlung an, so daß kaum eine Spur von Leben darin zu merken. Das Nackte ist flach und todt; die Gewänder sind im höchsten Grade geschmacklos.

Das erhobene Bildwerk in S. Piero Maggiore zu Pistoja zeigt zuerst etwas besseres in der Darstellung der Gewänder, aber alle Apostel tragen dieselben platten Negergesichter, und Johannes unterscheidet sich von Petrus nur durch den Mangel eines Bartes.

Auf dem Architrave von St. Bartolommeo zu Pistoja haben die Apostel gar keinen festen Stand, sondern würden, wenn sie plötzlich Leben bekämen, gar arg durch einander taumeln und schwanken.

Auf dem ersten Theile der Kanzel in derselben Kirche, die man gewöhnlich ganz dem Guido da Como zuschreibt, zeigen sich in ungeheuren Köpfen die gröbsten Mißverhältnisse und eine starre Steifheit der Kleider.

Die Architrave von St. Giovanni fuor Civitas und von St. Andrea in Pistoja, die entweder beyde von Gruamonte, oder der lezte von Buono, 1166, seyn sollen, sind traurige, monotone Werke, voll Mißverhältnisse und Unnatürlichkeiten, obgleich man eine freylich nur wenig belohnte Anstrengung sich emporzuringen wohl bemerkt.

Einige Säulencapitäle, worauf der Architrav der zulezt genannten Kirche ruht, und die einem Enrico zugeschrieben werden, verdienen auch noch Erwähnung wegen des plumpen Behelfs, wodurch der Darsteller das Empfängniß der Jungfrau hat anschaulich machen wollen. Er hat ihr ein kleines Kind in den Busen gelegt.

Am Dome zu Lucca befinden sich ziemlich viele erhobene Arbeiten, von denen aber wahrscheinlich viele über die Jahreszahl 1221, die an der Vorderseite unter einem Löwen sich findet, zurückgehen. Leblosigkeit und Eintönigkeit der Stellungen, die in der Enthauptungsscene des heil. Martin bis zur unnatürlichsten Steifheit steigen, verbinden sich mit einem neuen Lebenshauche, der dem Beschauer von den Gesichtern zuwehet und einem schwachen Anfange von etwas mehr Gefälligkeit im Faltenwurfe. Doch möchte einer oberflächlichen

Digitized by Google

Ansicht wohl kaum etwas davon bemerklich werden. Die Darstellungen der Monate sind am rohesten und eintönigsten.

In allen Werken dieser Art ist der Unmuth über die Knechtschaft sichtbar, in der bisher das Hergebrachte die Künstler gehalten hatte. Sie schütteln das Joch ab, aber eben diese Bemühungen und Anstrengungen lassen sie noch nicht dazu gelangen, einer bestimmten Richtung fest und ungehindert zu folgen. Der freythätig schaffende Genius kann in diesem Getümmel noch nicht zur Wirksamkeit kommen und daher auch seine Gesetze noch in keinem andren Stücke entschieden geltend machen.

Hätte Cicognara nicht die Stellen angezeigt, wo die Kunst auf solche Weise noch in ihren ersten Windeln sich regt, so müßten wir das Verzeichniß dieser Werke noch vervollständigen. Wer in diesen Dingen aber nach Klarheit und Abschluß der Ansichten strebt, wird sich nicht davon entbinden können, ihn nachzuschlagen, weßhalb wir hier nur auf ihn verweisen dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus Berlin.

1. Reinhardts Abdrücke von antiken geschnittenen Steinen in Glaspasten.

Johann Winckelmann, an tiefer und geistiger Anschauung der größte Alterthumskenner, ist nicht der einzige, der die Schönheit der Darstellung in den antiken geschnittenen Steinen bewunderte; beynahe die ganze alte Kunstwelt liegt in denselben uns vor Augen, zwar nach einem verjüngten Maaßstabe, aber dennoch in einer solchen Naturwahrheit, daß die dargestellten Gegenstände unwillkürlich in unserer Phantasie sich zu ihrer physischen und dichterischen Größe ausbilden. Wie wichtig diese Darstellungen zum Verständnisse der religiösen Mythik und der mythischen Geschichte der alten Völker sind, liegt am Tage, und ebenso bedarf es keiner Entwicklung des Einflusses, den die Betrachtung jener Darstellungen auf den Kunstsinn in allen seinen Beziehungen auf Stellung der einzelnen Figuren, auf Gruppirung, auf Charakteristik und Idealität aller Darstellung überhaupt mehr oder weniger ausüben muß.

Auf dem königlichen Antiken-Cabinet befindet sich eine sehr zahlreiche Sammlung von antiken Steinen mit höchst merkwürdigen Bildwerken, deren Vervielfältigung durch gute Abdrücke für Gelehrte, für Künstler, und für alle, welche den Sinn für Schönheit in sich oder in andern nach dem Rathe Winckelmanns (den er in seinen von Begeisterung durchdrungenen Sendschreiben an seinen Freund v. Berg ertheilt) ausbilden wollen, als ein kostbares Geschenk betrachtet werden muß. Das Ministerium der Unterrichtsangelegenheiten, in unermüdeter Thätigkeit sowohl für die Verbreitung der höhern ideellen Bildung, als auch für die praktische Entwicklung bestimmter Thätigkeitsreihen, hat durch eine großmüthige Unterstützung die Abformung jener Sammlung möglich gemacht. Wem es also versagt ist, nach Rom, Griechenland und Aegypten, dem Lande dunkler Geheimnisse zu wallfahrten, um sich an den daselbst noch vorhandenen Kunstsymbolen verschiedener und höchst eigenthümlicher Empfindungsweisen zu erfreuen und zu belehren, dem ist kein kleiner Ersatz in dem Besitze jener Sammlung angeboten, die als ein sehr vernehmbarer Laut aus jenen Fernen herübertönt.

Ich erlaube mir, die Kunstbemühungen des akademischen Künstlers Hrn. Reinhardt in ihren Resultaten mit einem Worte zu berühren. Refer. war Augenzeuge der ersten Bemühungen Hrn. Reinhardts „vollkommen gelungene Abdrücke von antiken geschnittenen Steinen zu gewinnen.“ Hr. Reinhardt brachte es durch großen Fleiß und durch gütigen Rath (bes. des Hrn. Oberbergraths Frick), der ihn in den Stand sezte, alle sich ihm darbietende Schwierigkeiten in Betreff des chemischen Verfahrens zu beseitigen, sehr bald zu einer Vollkommenheit im Abformen der Steine, welche den Kenner des besten, was darin die Italiener geleistet haben, befriedigen möchte. Die Glaspasten unsers Künstlers sind vom reinsten Flusse und geben das Gebilde, welches der Glasflasche eingehaucht zu seyn scheint, in einem Umrisse wieder, welcher dem des Urbildes vollkommen entsprechend ist. Hr. R. ist in der chemischen Bildung des Glases zu seinem Zwecke nicht nur so weit vorgedrungen, Glaspasten zu verfertigen, welche dem Carniol, Topas, Opal, Smaragd, Amethyst und anderen einfarbigen Steinen glücklich die Farbe abgeliehen, und gewissermaßen den eigenthümlichen Farbenglanz abgewonnen haben, seine Kunst erstrebt, den Onyx zu erreichen. Im Material des Glases ist der Gegenstand als Intaglio von besonderem Leben, zeigt sich aber auch sehr schön als Cameo in einem Material, welches in dieser Composition Hr. R. wohl zuerst zu diesem Zweck angewendet haben möchte, ich meyne die Emaille. Die Gypsabdrücke, deren Bestandtheil Gyps, mit einem härter machenden Material versezt ist, sind theils weiß, theils von matten Farben, unter denen ein Schwefelgelb dem Auge sich durch große Zartheit empfiehlt.

Die von Hrn. R. angefertigten Sammlungen enthalten nicht nur alle in dem königl. Antiken-Cabinet vorhandenen geschnittenen Steine, sondern auch noch viele andere, zu deren Abformung der Hr. Hofr. Büßler dem Künstler gütigst behülflich gewesen ist. Fernere Nachweisungen solcher Art wird der Künstler mit besonderem Dank erkennen und zur Vervielfältigung von dergleichen Kunstschätzen den Besitzern derselben stets zu Diensten seyn.

Diese mannichfaltigen Sammlungen liegen in der Wohnung des Künstlers (Wallstraße Nro. 4.) zur Ansicht und zum Kaufe, nach Auswahl, bereit.

Digitized by Google

Nr. 77.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. September 1826.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

(Fortsetzung.)

3. Erste Selbstständigkeit der Bildhauerkunst in Parma.

Doch weichen wir von Cicognara gänzlich in der Würdigung eines Künstlers ab, den er ohne weitere Auszeichnung in die vorhergehende Classe setzt, während nach unsrer Ansicht die Bildhauerkunst in ihm ihr erstes Erwachen feyert. Dieser Künstler ist Benedetto degli Antelami, Erbauer und Verschönerer des Baptisteriums zu Parma. Dieses Baptisterium, innen und außen mit erhobener Arbeit und runden Figuren überschwänglich reich verziert, hätte vielleicht schon längst die interessantesten Aufschlüsse über das Wesen und den Gang des Auflebens der neuern Kunst gegeben, wenn nicht Correggio's gefeyerte Werke den Reisenden so sehr in Anspruch nehmen, daß er jeden Augenblick, den er nicht mit ihnen zubringt, für einen Raub an sich selbst hält. Sind schon genügende und erschöpfende Untersuchungen über dieß Denkmal mittelalterlicher Kunst angestellt, so ist wenigstens nichts Ausführlicheres davon in die Schriften übergegangen, die man gewöhnlich zur Hand nimmt, um in dem Dunkel dieser Zeit sich zurecht zu finden, und wir dürfen es daher nicht für etwas Ueberflüssiges halten, forschende Reisende darauf hinzuweisen. Es wird sich dann hoffentlich bald einer finden, der den Reichthum der Gedanken, die hier vor das Auge des Beschauers treten, an den Tag bringt und die Räthsel löset, welche die Künstler, die man wohl als sehr zahlreich annehmen darf, unsrer Zeit ohne ihren Willen aufgegeben haben. Wie dieß an sich unsre Kräfte übersteigt, so gehört es auch gar nicht an diesen Ort, wo erwiesen werden soll, daß eben in Parma die Kunstsonne aus der bisherigen Morgendämmerung siegend und strahlend hervorbricht.

Den Zusammenhang mit der eben angedeuteten unvollkommenen Kunstübung beurkunden noch manche Erscheinungen. So bemerken wir hier noch einzeln hingestellte, abentheuerliche, vielleicht sinnlose Gestalten von Thieren und fabelhaften Geschöpfen, ohne irgend einen erkennbaren Zusammenhang unter einander und manche Mängel der Ausführung. Doch ist auch schon in den Bewegungen dieser Gestalten ein kühnerer, freyerer Schwung zu bemerken. Dieser aber reißt in den meisten andren Bildwerken die Künstler, die ihm nun einmal sich hingeben, mit wunderbarer Schnelligkeit auf die rechte Kunsthöhe.

So sehen wir hier im Inneren des Baptisteriums, zwischen den Säulen der ersten Gallerie fünfzehn freystehende, rund gebildete Standbilder, zum Zeichen, daß die Bildhauerkunst zur Einsicht ihrer Hauptaufgabe gekommen ist und sich nicht mehr scheuet sie zu lösen. Mit der Vollendung dieser Figuren hat sie von dem ihr eigenthümlich zustehenden Gebiete in dem weiten Felde menschlicher Thätigkeit Besitz genommen.

Wir nehmen hier wahr, wie die Idee die Herrschaft über die chaotische Bildermasse der Einbildungskraft gewinnt, indem sie sich einerseits in der Tiefe des Gemüthes frey ausbildet und abrundet und gestaltet, andrerseits aber auch mit lebendiger Kraft einen Organismus um sich bildet, in welchem die abgerissenen und losen Bilder der Einbildungskraft sich freundlich zusammenfügen und in thätige Wechselwirkung treten. Wir führen nur die Auferstehung der Todten über der Thüre, die nach dem Domplatze geht, als Beleg an. In dem Maße, wie in dieser Darstellung besonnene Kunstweisheit die einzelnen Bestandtheile geordnet hat, regierte auch das Schönheitsgefühl den Meissel.

Christus befindet sich oben in einer Lunette, umgeben von Engeln mit dem Leidensgeräthe und um die ganze Lunette sind die Verkünder des Reiches Gottes. Darunter stehen zwey Engel mit Posaunen, wovon der

Digitized by Google

eine nach der Seite der Verdammten, der andre nach der Seite der Seligen bläset. Auf dieser Seite stehn acht Todte aus den Gräbern auf oder sind schon erstanden, auf der andren Seite sieben. Freudig und anbetend falten die Seligen ihre Hände, und einer scheint froh aus dem Grabe hervor zu steigen. Betrübt und jammernd sind die Verdammten, und höchst charakteristisch ist eine Figur, die aus dem Sarkophage schon aufgestanden, sich auf demselben wieder gesezt hat und das traurig gesenkte Haupt in der Hand hält. Man kann keinen Augenblick im Zweifel über ihre Bedeutung bleiben. Die Formen sind zwar nicht schlank, aber auch nicht in üblen Verhältnissen, das Nackte ist fast zu fleischig, die Umrisse sind ziemlich richtig.

Welche wahrhaft künstlerische Thätigkeit gehörte dazu, um diese Composition zu ersinnen, zu ordnen, auszuführen! Wie viele Zugaben bemerken wir zu dem einfachen Bilde, welches die Schrift von der Auferstehung liefert! Und dieser Schöpfungsakt des künstlerischen Genius wiederholt sich noch vier bis sechs Male, Parabeln oder andre Abstractionen in Ideen verwandelnd und dann diese verkörpernd. Wie viele freye und kühne Bewegungen von Menschen und Thieren treten uns auf jeder Mauer entgegen! Wie viele Züge, der Natur abgelauscht, überraschen uns überall. Es wäre ein langes Verzeichniß dieser neuen Eroberungen zu machen, wenn nicht ein Werk Antelami's alle andren so sehr überträfe, daß wir nur dieses näher zu bezeichnen und aus einander zu legen haben, um die Stufe der Vollendung, die er erreicht hat, vollständig kenntlich zu machen.

Dieses Werk ist eine halb erhobene Arbeit, die sich in der Kapelle Bajardi im Dome zu Parma findet. Es ist vielleicht die Vorderseite eines Sarkophags gewesen, wenigstens hat die Marmortafel, die den Grund bildet, die Gestalt der Vorderseite eines solchen.

Oben und unten ist ein kleiner Sims; aus dem oberen treten einige Rosetten heraus. Blätterwerk von schlanken Formen, von schwarzem Marmor gebildet, der in weißem eingelegt ist, zieht sich am Rande hin. Die oberste Gruppe ist die Abnahme vom Kreuze. Die rechte Hand des Heilandes ist schon vom Kreuze losgemacht, und der Engel Gabriel und die trauernde Mutter halten sie gefaßt. Nicodemus hält den Leichnam, damit er nicht falle, während Joseph von Arimathia auf der Leiter sich bemüht, den Nagel aus der linken Hand auszuziehen. Zur Linken stehen in einer Reihe Salome, Maria Jakobi, Maria Magdalena, Johannes und vor diesem die Mutter. Unter dem Arme Christi steht dann noch eine kleinere heil. Maria mit einem Salbenbüchschen und einer Fahne. Zur Rechten steht als Gegenstück zu dieser kleineren Gestalt, wohl ein Hoherpriester, der sein Haupt, welches von dem Engel Raphael mit der Hand niedergedrückt wird, in die Hand neigt. Bey ihm eine zerbrochene Fahne. Hinter dieser kleineren Gestalt stehen dann noch sechs andre größere, wovon die vordere gewaffnet ist und auf ihrem Schilde Centurio geschrieben hat, also wahrscheinlich der bekehrte Hauptmann ist. Ueber allen diesen schwebt der Engel Raphael eben so, wie über der Reihe zur Linken der Engel Gabriel. Zur Rechten, nicht im Vorgrunde, sitzen die vier Kriegsknechte, welche den Mantel Jesu theilen. Ueber den lezten Figuren der beyden Reihen, in einer Linie mit den Füßen der Engel, stehen aus dem Grunde zwey Köpfe hervor, mit Laubwerk umgeben. Der zur Linken ist ein jugendlicher, unbedeckter Kopf, der die Sonne vorstellt; der zur Rechten ist ein ältlicher, verschleverter — der Mond. Die meisten Figuren sind mit Namen bezeichnet. Im Grunde, unter dem rechten Arme Christi steht: Ecclesia exaltatur; unter dem linken etwas tiefer: Sinagoga deponitur. Unten steht in einer Inschrift der Namen des Künstlers: Antelami und die Jahreszahl 1178.

Schon diese trockene Beschreibung des Kunstwerkes zeigt an, daß wir hier bey einem wirklichen Künstler angekommen sind. Wir bemerken in dem Werke eine tief geschöpfte durch die Freythätigkeit der Phantasie erzeugte, ganz selbst ersonnene Idee; wir erblicken sie mit besonnener Kunstweisheit durch eine Fülle von einzelnen Bestandtheilen der Darstellung hindurchgeführt und in derselben wirklich zum Abschluß und zur Erscheinung gekommen. Es ist der Sieg des Werkes Christi, durch seinen Tod gewonnen, welcher hier gefeyert wird, und in dieser Idee löset sich Alles auf. Der Himmel nimmt Theil an dem heiligen Werke und sendet seine Engel, um den erhabenen Dulder zur Seligkeit des Anschauens Gottes emporzuheben und den begonnenen Kampf auf der Erde weiter zu führen. Darum beugt der Engel Raphael das Haupt des sich sträubenden Hohenpriesters nieder, der das Judenthum darstellt, dessen Fahne zerbrochen ist. Das Universum, ausgedrückt durch Sonne und Mond, schauet theilnehmend dem großen Kampfe zu. Von der Menschheit aber, für welche der siegreiche Streiter gelitten hat, sind die zugegen, welche ihn aufgenommen haben, in denen er schon gesiegt hat, wie die ganze Gruppe zur Linken aus solchen besteht, während zum schneidenden Contrast in schaudererregendem Leichtsinn die rohen Kriegsleute, etwas abgesondert, um die Kleider des Heilandes zanken.

Die Zusammensetzung ist einfach, verständig und

Digitized by Google

schließt die vielen Bestandtheile eben so entschieden äußerlich zu einem Ganzen zusammen, als die Idee innerlich gethan hat.

Die Stellungen und Geberden sind dem jedesmaligen Zwecke angemessen, hinreichend richtig der Natur nachgebildet, um schnell und bestimmt anzusprechen. Ihre Mannichfaltigkeit sezt das Gemüth des Beschauers in eine angenehme, oft abwechselnde Thätigkeit, und weil der Meister die Bedeutung einer jeden rein und stark gefühlt hat, machen sie auf die Seele einen unwiderstehlichen Eindruck. Die Engel schweben leicht und frey über den Menschen. Die trauernde Mutter drückt mit ihrer Hand die Hand des theuren Sohnes an das niedergesenkte Haupt. Der bekümmerte Johannes läßt die übereinander liegenden Hände herabsinken und blickt in dumpfem Schmerze vor sich nieder. Maria Magdalena faltet sie in schmerzlicher Wehmuth über ihrer Brust und die beyden andren weiblichen Gestalten, in deren Seele der Schmerz noch nicht so lähmend eingedrungen ist, geben, indem sie die Rechte offen an ihre Brust ziehen, ihren lebhaften Abscheu über das, was geschehen ist, zu erkennen. Nicodemus dient dem herabhängenden Leichnam trefflich als Stütze und Joseph von Arimathia lehnt sich in der natürlichsten Stellung über die Leiter. Die Gruppe der habgierigen Soldaten spricht sich so deutlich aus, daß man sie zanken hört. Sie reißen gewaltsam das Kleid vor sich aus einander, und einer will schon mit dem Messer hineinfahren, während ein andrer noch mit der aufgehobenen Linken seine Unzufriedenheit über den Ort, wo jener die Theilung anfangen will, zu bezeugen scheint und mit den Augen einen passenderen Ort sucht. Ein dritter aber zeigt mit seinem Finger auf eine Stelle, die seiner Meynung nach die gelegenste ist.

Der Ausdruck der Gesichter hat etwas durch Beschädigung gelitten. Sie haben viele Aehnlichkeit unter einander, doch hindert dieß nicht einen mannichfaltigen Ausdruck, der zwar aus innig bewegter Seele fließt, aber doch nicht die Ruhe, die über dem Ganzen schwebt, verlezt. Der todte Christus zeigt unverkennbar große Würde im Ausdruck.

Der Wuchs ist nicht schlank genug zu nennen, aber doch in gutem Verhältnisse.

Der Faltenwurf fängt an, sich rüstig von dem alten Hergebrachten, von dem todten Schlendrian frey zu machen. Freylich zeigen sich noch zuweilen Partheien von steifen, gleichlaufenden Falten, doch wird man auch wiederum so gefällige und geschmackvolle gewahr, daß man dabey an Niccola Pisano erinnert wird.

Das Nackte, das freylich nur an Jesus zum Vorschein kommt, ist noch sehr zurück. Doch bemerkt man ein Bemühen die Natur nachzuahmen durch die Nachbildung der Falten des Fleisches, die sich durch das Anliegen des todten Körpers Christi an einem andren festen Körper bilden müssen.

Außer diesen Mängeln zeigt auch die noch etwas steife Stellung des Hohenpriesters, die, selbst wenn man ein absichtliches Zurücklehnen, ein Widerstreben desselben annehmen wollte, wohl nicht gebilligt werden kann, die Kindheit der Kunst. Ueberhaupt darf man an die Anmuth und die Grazie, welche zauberisch die Theile eines Kunstwerkes verschmilzt, wie der Duft die Theile einer Landschaft, noch nicht denken. Aber eben so unsichtbar zwingend ist der Zauber der jugendlichen Kraft, die überall hervordringt und auch das äußerlich in Absonderung begriffene noch mit dem Ganzen in Verbindung erhält. Wir gestehen gern, daß der, welcher diesen Zauber nicht fühlt, nicht willig sich ihm ergibt, noch zu manchen Ausstellungen im Einzelnen Gelegenheit finden wird.

So hätten wir denn auf unsrer Wanderung den ersten Künstler angetroffen, der dieses Ehrennamens würdig wäre. Denn nur, wenn ein Gedanke sich völlig ausbildet, wenn die Einbildungskraft mit einem Reichthum von Gestalten die keimende Idee umgibt, und diese, gleich einem Magnete, die verwandten an sich zieht, um sich aus ihnen einen sichtbaren Körper zu bilden, wenn die besonnene Weisheit diese Theile so vereinigt, daß das Gesetz der Harmonie, das Höchste der Schönheit, in dem Werke erscheint, wenn die Hand jene Bestandtheile so hinzustellen sucht, daß sie ihren Urbildern in der Natur, von denen die Einbildungskraft sie genommen hat, gleichen — erst dann kann man mit Recht sagen, daß die Kunst wahrhaft ihr Erwachen feyert, und ihre Erzeugnisse werden sich von den früheren unterscheiden, wie der Morgenpsalm einer geordneten, harmonisch gestimmten Seele von den wüsten, chaotischen Morgenträumen der betäubten und zerrissenen. Wir könnten den Ort, wo, — die Zeit, wann, — den Meister, durch den die neue Kunst ins Leben geboren wurde, getrost festsetzen und dürften an der Richtigkeit unsrer Bestimmungen wohl um so weniger zweifeln, da wir nun schon auf dem dritten Wege zu derselben Quelle gekommen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Voyage autour du monde, entrepris par ordre du Roi, exécuté sur les corvettes de S. M. l'Uranie et la Physicienne, pendant les années 1817, 1818, 1819 et 1820, par M. Louis de Freycinet. Historique. Paris, chez Pillet, imprimeur-libraire, rue des grands-Augustins, Nr. 7.

Zu den acht Quartbänden des Freycinet'schen Reisewerks werden 348 Kupferstiche gehören, die mit den 56 Lieferungen einzeln ausgegeben werden. Der berühmte Gérard, erster königlicher Maler und Mitglied der Académie des beaux arts, sagt in seinem Berichte, diese Sammlung von Zeichnungen sey sowohl durch die Anzahl als durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände eine der merkwürdigsten, und gebe einen Beweis von dem unaufhörlichen Eifer und der Einsicht Arago's, des Zeichners bey der Expedition, und erklärt, daß wenn man die Zeichnungen herausgäbe, sie das interessanteste und vollständigste Werk ausmachen würden, das man bis jezt der Schifffahrt verdanke. Der zoologische Theil (16 Lieferungen) ist schon ganz erschienen, und der historische (er wird in 24 Lieferungen ausgegeben werden) enthält bis jezt folgende Kupferstiche:

12) Neuholland: Seehundsbay, Halbinsel Peron. Zusammenkunft mit den Eingebornen. Gezeichnet von Arago. Gest. von Duparc.

Hüglichte Dünengegend am Meeresufer fast ohne Vegetation. Die Franzosen bringen Zierrathen u. a. m. Man hält sich in gehöriger Entfernung, und läßt einen Wilden die Artikel mit Hülfe seiner etwas mehr als mannshohen Lanze zu sich nehmen. Die Wilden nackt, tanzend, mit vielen Waffen, offenbar zum Austausch. Dieser Austausch zieht andre vom Gebirg herab. Ein Franzose steht mit geladenem Gewehr schießfertig, andre Gewehre sind in der Nähe aufgepflanzt.

25) Cupang: Insel Timor. Chinesinnen spielen Tschonka. Gezeichnet von Arago. Forget sculpt.

82) Sandwichinseln: Kiaimuku, mit dem Beynamen Cox, Oberhaupt der Insel Mowi, einer seiner obersten Offiziere, und ein Fürst von der Insel Owhyhee. Gezeichnet von A. Pellion, gest. von A. Migneret.

Aus Kotzebue's Reise um die Welt kennt man schon den König Tamehameha. Nirgends ist die Mode mehr dem Zufalle unterworfen, als auf den Sandwichinseln. Kiaimuku hat einen Strohhut auf dem Kopfe, offenbar von einem Matrosen, und ein blaues Gewand um den Leib, das Oberhaupt von Owhyhee trägt große Ohrringe, und ein rothes Gewand fällt von der linken Schulter herab; der andre endlich trägt ein Hemde und eine bis hinauf zugeknöpfte Weste, die wohl ehemals ein magerer Nordamerikaner getragen und die ihn so einengt, daß man von seiner bunten Halsbinde nichts als die Schleife sehen kann.

83) Sandwichinseln. Die Lieblingskönigin, zwey Frauen von Oberhäuptern. Gezeichnet von A. Pellion, gest. von Forestier.

Die Frauen tragen Gewänder um den Leib. Bey der einen vertreten die Ohrringe zugleich die Stelle der Halsperlenschnur.

54) Zwey tanzende Caroliner. Sie tragen gelbe Maro's, sind ein wenig tattowirt, die Ohrlappen hängen ziemlich herab. Gez. von Arago, gest. von Lerouge und Forget.

Außerdem sind schon gestochen: ein chinesischer Kirchhof bey Cupang (Insel Timor) auf steilen Felsen am Meeresufer, einige geographische Grundrisse und malerische Ansichten, alle, wie auch die obigen, vortrefflich ausgeführt, bey denen man jedoch noch in höherm Grade dem erklärenden Texte Freycinet's entgegensehen muß.

England.

Zu Taunton ist im August 1825 eine goldene Münze von Kaisers Valens Zeit ausgegraben worden, die sich vollkommen erhalten hat. Auf der Kopfseite steht die Inschrift D. N. VALENS. P. F. AUG.; auf der Rückseite RESTITUTOR REIPUBLICAE, und auf der Exerge SMRM., wodurch angedeutet wird, daß die Münze zu Sirmium, Hauptstadt von Pannonien, geprägt ist. Sie wiegt 69 Gran.

(Gentleman's Magazine.)

Digitized by Google

Nr. 78.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. September 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. Sekretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

Das Leben und die Arbeiten Antonello's von Messina stehen in zu naher Verbindung mit der Zeit der Wiederauflebung der Künste in Flandern, als daß es nicht wünschenswerth erscheinen sollte, die Nachrichten auch bey uns zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, welche der gelehrte Thomas Puccini, Aufseher der diplomatischen Archive, der Bibliotheken und des königlichen Museums in Florenz, a) über diesen Künstler gegeben hat. Ich werde einige Anmerkungen, über das hinzufügen, was ich in Beziehung auf die Arbeiten dieses Malers, die Zeit seines Aufenthaltes in Flandern und einige andere Künstler jener Zeit sammeln konnte.

„Nach der Angabe Vasari's, des ältesten Geschichtschreibers der italienischen Maler, ward Antonello zu Messina geboren, studirte mehrere Jahre in Rom und kam von da nach Palermo, wo er einige Arbeiten ausführte; dann kehrte er in seine Vaterstadt zurück und bestätigte dort die günstige Meynung, die man von seinem Talente hegte. In Neapel hatte er das Oelgemälde von Johann v. Brügge gesehen, welches dem Könige Alphons, als eine in Italien noch nicht gesehene Seltenheit geschickt worden war; der Wunsch diese Art der Malerey zu lernen, bestimmte ihn nach Flandern zu geben; Johann schon hoch in Jahren b) theilte ihm das Geheimniß mit, und beglückt über die Erreichung dieser

a) Memorie istorico-critiche di Antonello degli Antonj pittore Messinese compilate dal Cav. Tommasco Puccini, conservatore degli stabilimenti delle arti, etc. Firense, Dieß Werk ist Hrn. Jacq. Morelli, Aufseher der Bibliothek des St. Marc. in Venedig dedicirt, dem wir in seinen Nachrichten von einem Unbekannten, besondere Bemerkungen über die alten Maler verdanken.

b) Vasari würde sich besser ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte, J. van Eyck habe gegen das Ende seines Lebens Antonello die Kunst in Oel zu malen gelehrt; denn nichts beweißt, daß dieser Künstler in einem hohen Alter gestorben sey; im Gegentheil sagen, die Geschichtschreiber seines Vaterlandes sehr deutlich, daß er in der Blüthe der Jahre aus dem Leben schied. Unter diese muß man van Mander nicht rechnen, der blindlings der Angabe des italienischen Biographen gefolgt ist. Markus van Vaernewyck, ein Zeitgenosse Vasari's, der in Gent schrieb, wo die schönsten Arbeiten van Eycks sind, und wo sie zuerst und am längsten waren, drückt sich sehr bestimmt über diesen Gegenstand aus, indem er sagt: Johann ist jung gestorben, hätte er länger leben können, so würde er (wie man von Athemon sagt) leicht alle Maler der Welt übertroffen haben. *) Indem er mit Nachdruck von den Vortheilen spricht, die aus einem längern Leben hervorgegangen wären, beweißt er, daß er nicht an der Richtigkeit von dem, was er behauptet, zweifelte, wenn gleich ihm die Biographie der Maler von Vasari, die er an einer Stelle seines Werkes angeführt, nicht unbekannt war. Auch das Zeugniß von Luc de Heere muß als eine genügende Autorität angesehen werden. Die hier buchstäblich übersezte Stelle aus seiner Ode zum Ruhme des van Eyck, läßt keinen Zweifel:

Früh schied diese edle Blume aus der Welt. **)

Ein nicht weniger überzeugender Beweis, ist das Portrait Johanns van Eyck, das auf die Flügelthüren des Lammes der Apocalypse gemalt ist und in welchem er nicht älter, als etwa 30 Jahre zu seyn scheint. Dieß würde auch meine früher aufgestellte Meynung (vergl. Nro. 7. des Messager im Jahre 1823), daß van Mander keine Gelegenheit gehabt hat, diese Gemälde zu sehen.

*) Joannus is jonc overleden, hadde hy noch mogen leven, hy hadde (alsoomen van Athémon seyde) lichtelyk alle schilders der werelt te boven ghegaen (Historie van Belgis, of spiegel der nederlantsche oudtheyt. Ghendt, by Gherard Salenson, 1565.)

**) Van deser weerelt vroogh dees edel bloeme schiedt.

Digitized by Google

Absicht, kehrte er nach Messina zurück, und schlug später in Venedig seinen festen Wohnort auf, wo er Domenico, einem guten Maler der dortigen Schule, diese Weise zu malen lehrte; die zahlreichen Arbeiten, die ihm aufge-

---

bestätigen, er müßte sonst bemerkt haben, daß Vasari sich irrte. Das älteste Datum, das man für dieses Bild festsetzen kann, fällt gegen das Jahr 1430; denn es ist bewiesen, daß Johann erst nach dem Tode seines Bruders (1426) dieß große Werk zu vollenden unternahm und 1432 wirklich beendigte; nun ist glaublich, daß er das Lamm der Apocalypse, früher malte, als die Flügelthüren, und wenn man annimmt, daß er nur drey Jahre zur Vollendung des Gemäldes der Apocalypse brauchte, (das unbestreitbar eine Arbeit von Johann ist, da Hubert die Bilder gemalt hat, welche diese Composition einfassen), so muß er die Flügelthüren gegen das Ende des Jahres 1429 angefangen haben. Da er in diesem Porträt nicht älter als 30 Jahre zu seyn scheint und Johann van Eyck, nach der allgemeinen Stimme der Biographen, *) in den Jahren von 1441 bis 1445 gestorben ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er kaum das 45ste Jahr erreicht hat. Es ist nicht überflüssig hier zu bemerken, daß seine Frau, deren Bild man in der Akademie zu Brügge **) aufbewahrt, 1439 nur 33 J. alt war, und daß man kein Werk dieses Malers kennt, das ein älteres Datum hat, als das über dem Haupte des Christus, welches auch in der Akademie zu Brügge aufbewahrt wird und unter welchem man sehr bestimmt die Jahrzahl (1440) liest. Ich weiß nicht aus welchen Quellen Herr Prof. Waagen ***) die Inschrift hat, die er uns von diesem Bilde mittheilt, auf jeden Fall, sind die Nachrichten, die man ihm gegeben hat, fehlerhaft, weil er sagt, die Jahrzahl sey 1420; ein Unterschied der um so nothwendiger herausgehoben werden muß, als dieß Bild, das älteste seyn würde, was man von diesem Maler kennt, wenn das Datum richtig angegeben wäre.

L. de Bast. †)

---

*) Herr Scourion hat in den Archiven von Brügge, die Rechnung einer Lotterie gefunden, die den 24. Februar 1445 gezogen worden war. Fol. 3. findet man folgende Meldung: De wed. Jans van Eyck ij. pont. (Die Wittwe von Johann van Eyck). Man weiß, daß Johann van Eyck seinen Namen so schrieb, und da es das einzige Mal ist, daß Hr. Scourion ihn so geschrieben fand, so zweifelt er nicht, daß diese Meldung in Beziehung auf die Wittwe Johanns von Brügge sey, und ich theile in dieser Rücksicht seine Meynung.

**) Man liest auf der Einfassung, die um dieß Bild gemalt ist: Conjux meus Johès de Eyck me pinxit 1439 Mense Juni, Aetas mea triginta tria annorum.

***) Ueber Hubert und Johann van Eyck, von Dr. Gustav Friedrich Waagen. Breslau 1822.

---

†) In dieser Anmerkung theilt uns Hr. Dr. S. Boisserée folgende Bemerkung mit:

D. Red.

Die vaterländischen Geschichtschreiber, von welchen Hr. de Bast spricht, sind weiter keine als Marcus Vaernewyck und Lucas de Heere. Aber Vaernewyck behandelte die niederländische Geschichte auf eine so unzuverlässige und fabelhafte Weise, daß Hr. de Bast in einer andern später bekannt gemachten Schrift: Notice sur le chef d'oeuvre des freres van Eyck. Gand 1825. S. 85 selbst sagt: „In Belgien beruft man sich auf die Autorität dieses Schriftstellers nur für das, was zu seiner „Lebenszeit geschehen." — Ich habe daher auch in meinem Brief an Freyherrn von Laßberg über Hemling u. s. w. Kunstblatt 1825. Nr. 43. das Zeugniß des Vaernewyck blos für die zu seiner Zeit statt gefundene Restauration der van Eyck'schen Altargemälde in Gent und für die damals in Brügge gebräuchliche Benennung eines alten Malers: der deutsche Hans angeführt, welche ich auf Hemling bezogen. Was Lucas de Heere betrifft, so wissen wir von ihm, daß er, selbst Maler, das Leben seiner Vorgänger in Versen beschrieben, welches Gedicht aber verloren gegangen; wir besitzen von ihm nur das oben angeführte Lobgedicht auf jene Altargemälde der Brüder van Eyck, und nachdem, was Hr. de Bast an der bereits genannten Stelle sagt, ist es wahrscheinlich, daß die Meynung über Johann van Eyck's frühen Tod von Lucas de Heere an seine Zeitgenossen und Mitbürger Vaernewyck übergegangen. Gegen diese Meynung nun erklärt sich Carl van Mander, der sich die Erforschung der niederländischen Malergeschichte ernstlich zum Zweck gesezt hatte; und sein Zeugniß verdient um so mehr Berücksichtigung, da wir ihm allein die Erhaltung des Lobgedichts von de Heere verdanken, und er ein Schüler und Verehrer dieses Malers war. C. v. M. muß also seine guten Gründe gehabt haben, die Nachricht des Vasari, jener seines Lehrers vorzuziehen.

Wirklich auch verdient Vasari in diesem Stücke alle Achtung, weil er die Nachrichten über die niederländischen Maler von dem Maler Stradanus aus Brügge und dem Bildhauer Johannes von Bologna aus Douai erhalten, und weil er vor der zweyten Ausgabe seines Werks darüber mit dem gleichfalls aus Brügge gebürtigen Gelehrten und Kunstfreund Lampsonius correspondirt und von demselben Zusäze dazu empfangen hat. Wäre also die Angabe über das Lebensalter eines so bedeutenden Künstlers wie J. v. E. irrig gewesen, so würde Lampsonius dieß gewiß bemerkt haben.

Noch andere Gründe für die Meynung des Vasari und C. v. M. finden sich in Dr. Waagens Schrift über Hubert und Joh. v. Eyck angegeben, und ich könnte neue hinzufügen, wenn der Raum es mir erlaubte. Man muß daher auch bezweifeln, daß die oben erwähnte Wittwe eines J. v. E. die Frau des berühmten Malers gewesen sey. Aus der Handschrift, welche ich im Archiv zu Brügge selbst untersucht, ergibt sich kein weiterer Aufschluß. So viel aber ist gewiß, daß es in der 1sten Hälfte und in der Mitte des 15ten Jahrh. in den Niederlanden mehrere van Eyck gegeben; ich habe unter den Jahren 1430, 1439, 1449, 1452, 1465 allein fünf Personen dieses Namens außerhalb Brügge wohnend angeführt gefunden; der eine hieß Lucas, ein zweyter Thomas, ein dritter Gerard und zwey andere Heinrich. Es mag also der Name van Eyck dessen Bedeutung der in Frankreich häufige Name Duchesne entspricht, oft vorgekommen, oder es mag auch die Familie, wozu die beyden Maler gehörten, sehr zahlreich und verbreitet gewesen seyn; in jedem

Digitized by Google

tragen wurden, bestimmten ihn den Rest seines Lebens in Venedig zuzubringen und er starb dort im 49sten Jahre.

„Ridolfi, wiederholt, in dem Leben des Johann von Bellino, fast buchstäblich die Denkwürdigkeiten des Biographen von Arezzo.

„Auch Gallo wiederholt dieselben Thatsachen in den Jahrbüchern von Messina; er fügt nur hinzu, daß Antonello's Vater aus Pistoia war, und daß er 1447 geboren sey; er beruft sich auf die Denkwürdigkeiten eines gewissen Susino, die noch ungedruckt, in seiner Vaterstadt Messina aufbewahrt wurden, wo dieser gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, nur ein mittelmäßiger Maler war, jedoch geschickt in der Kenntniß und Wiederherstellung der alten Bilder.

„Im Jahre 1792, machte Philipp Hackert, ein berühmter preußischer Landschaftsmaler, im Dienste S. M. des Königs beyder Sicilien in Neapel die Denkwürdigkeiten der Messinischen Maler bekannt, die von Gaetano Grano, einem in der Geschichte der Künste sehr unterrichteten Manne geschrieben sind. Man findet da in Bezug auf Antonello einige Nachrichten über seine Voraltern, unter welchen er aufzählt: einen gewissen Antonio d'Antoni, von dem man noch jezt in der Cathedrale von Messina ein Gemälde sieht, St. Placidus Martyr darstellend, mit dem Namen des Malers und der Jahrszahl 1262; einen gewissen Jacobello d'Antoni, der in der Kirche des heil. Dominicus in derselben Stadt, St. Thomas von Aquino, von den Doktoren umgeben, malte; Salvatore d'Antonio, der Vater unseres Antonello, der gleichfalls Maler war, und ein Bild verfertigte, welches St. Franz mit den Wundmalen vorstellte. Alle diese Nachrichten veranlassen, daß man der Meynung Gallo's wenig Glauben beymessen kann, der behauptet, der Vater Antonello's sey in Pistoja geboren. Die Richtigkeit der Angabe Gallo's, daß Antonello 1447 geboren wurde, bestreitet der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, ohne einen andern Zeitpunkt zu bestimmen.

„Die Schriftsteller erwähnen vieler Bilder Antonello's aber man sieht deren in unsern Tagen sehr wenige; Vasari versichert, daß er in Palermo mehrere Arbeiten ausführte; während eines Aufenthaltes jedoch von zwey und einem halben Jahre in jener Stadt, hatte ich nie Gelegenheit, ein Bild zu finden von dem man gewiß seyn konnte, daß es durch seinen Pinsel entstanden sey. Maurolico berichtet in dem kurzen lateinischen Abriß seiner sicilianischen Nachrichten, c) daß in Palermo ein Gemälde von Antonello war, welches einen Greis und eine alte Frau darstellte, die sich zum Lachen reizen. Venezio Auria, sagt in seinem Gagino redivivo, d) daß in derselben Stadt in der Casa Alliata, jezt unter dem Namen der Prinzen von Villafranca bekannt, ein Ecce homo zu sehen war, mit der Unterschrift: Antonellus de Messina me fecit 1470. Sampieri gibt in seiner Messina illustrata e) Nachricht von zwey großen Gemälden, die in seiner Zeit in Messina waren; das eine in der Kirche del Carmine, das andere in der mit dem Beynamen Matrice; das erste stellte den Tod und das zweyte die Himmelfahrt Mariä dar. Diese beyden Bilder müssen entweder zu Grunde gegangen, oder irgendwo anders hingebracht worden seyn; denn Grano versichert in seinen Denkwürdigkeiten, daß sich gegenwärtig in Messina nur noch zwölf kleine Bilder von Antonello, in dem Kloster von St. Gregorio, um das Bild unsrer lieben Frauen, in alter Mosaik, befinden; will man aber dem Journale der Gelehrten, das 1755 in Rom gedruckt wurde, Glauben beymessen, so war daselbst noch ein anderes Bild zu sehen, welches die heil. Jungfrau sitzend, ihren Sohn auf dem Schooß darstellte, mit seinem Namen und der Jahrszahl 1473. Nach seiner Rückkehr aus Flandern, fährt Vasari fort, verfertigte er für die Kirche des heil. Cassiano in Venedig, welche Stadt er zu seinem festen Wohnort erwählt hatte, ein großes Bild, das vollkommen gelang, sowohl hinsichtlich der Zeichnung als der Farben, und das sehr gerühmt wurde. Hr. Jacq Morelli, beweist in einer seiner Anmerkungen über einen Unbekannten, f) daß 1475 dieses Bild schon gemalt und in der Kirche für die es bestimmt, aufgestellt worden war, jezt aber nicht mehr dort ist. Viele andere Bilder waren zur Zeit Vasari's in den Häusern der venetianischen Edelleute zerstreut; unter andern zwey Porträts, das eine Alvise Pasqualino, das andere Michele Vianello, mit der Jahrszahl 1475; zwey andere mit dem Namen des Künstlers, hatten sich bis auf die neueste Zeit in Venedig erhalten; das eine (mit der Jahrzahl 1478) von Zanetti beschrieben, war in der Casa Vittieri, g) das andere (mit der Jahrzahl 1474) von dem Abbé Lanzi geschildert, in der Casa Martinengo; h) sie haben das allgemeine Schicksal des größten Theiles unserer schönen Denkmäler erlitten, sie sind gegen Guineen

Fall, da auch die Vornamen vor Alters sich in den Familien durch die Pathenschaften vielfach wiederholten, ist es sehr wahrscheinlich, daß zu jener Zeit in den Niederlanden zwey oder mehrere Johann van Eyck gelebt haben.

S. B.

c) Messina 1562. S. 186.

d) Palermo 1698. S. 17.

e) 1ster Theil. S. 672.

f) Bassano 1800. in 8.

g) S. 21.

h) Storia pittorica d'Italia. Bassano 1795. 2ter Theil. S. 1.

Digitized by Google

vertauscht; das erste 1779, das zweyte 1801, wo es Lord Hamilton Douglas von Johann Maria Sasso kaufte. Ich verdanke der Gefälligkeit des Hrn. Jacq. Morelli einen Abdruck dieses Bildes, welches der Verkäufer in Kupfer stechen ließ, um (wie er sagte) in Italien das Andenken eines Kunstwerkes zu erhalten, welches des besten Malers jener Zeit würdig war. Ein Christus von Engeln getragen, die Figuren in etwas unter natürlicher Größe, mit dem Namen des Künstlers, wurde seit dem 16ten Jahrhundert in dem Rathe der Zehen aufbewahrt; vor wenig Jahren aber, von einem Unbekannten entwendet, der sicher eine ganz andere Meynung davon hegte, als der Präsident des Brosses, der in seinen Briefen über Italien sagt: i) es sey in schlechter, grober und alter Manier gemalt. Ridolfi fügt zu dem Verzeichniß von Antonello's Bildern, noch die folgenden hinzu: ein Gemälde, die Jungfrau mit vier Heiligen umgeben, darstellend, das von Johann v. Veerle nach Antwerpen geschickt wurde; eine heil. Jungfrau, für Catherina Cornaro, Königin von Cypern, gemalt, welches noch in der Casa Avogadra in Treviso ist, wie der Pater Frederici in seinen Denkwürdigkeiten von Treviso berichtet; k) in der Kirche des heil. Nicolas in derselben Stadt, zwey auf alterthümliche Weise gewaffnete Männer, in Fresko gemalt, zur Seite einer Person aus der Casa Oniga, deren Grabschrift von Bartolomeus Burchelati l) und von Morelli m) angeführt worden ist; ein Gemälde für die Kirche des heil. Julian in Venedig; eine Madonna für die Contarini, und zuletzt ein heil. Christoph für die Casa Zanne di Piazza, vielleicht dasselbe, was er für S. Julian gemalt hat; wir erfahren wirklich durch Sansovino, daß dieses Bild denselben Gegenstand vorstellte, und daß es zur Zeit des Ridolfi schon entwendet war. Doch alle seine Arbeiten, die beyden ausgenommen, die sich in Treviso befinden, gingen zu Grunde, oder sind gegenwärtig in Italien nicht gekannt. Eben so ist es mit dem todten Christus von den Marien begleitet, den er für die Brüderschaft der heil. Dreyeinigkeit in Venedig malte und der von Boschini in seinen Denkwürdigkeiten über die venetianischen Maler n) angeführt wird. Zanetti sagt in seiner neuen Ausgabe der Boschinischen Werke, o) daß zu seiner Zeit das Bild nicht mehr bey dieser Brüderschaft gewesen sey. Derselbe Boschini, bezeichnet in einem andern Werke, betitelt: Carta del navegar pittoresco, p) unter mehreren Malereyen, die der Baron Ottavio Tassi in Venedig besitzt, ein Gemälde unseres Antonello, welches die heil. Jungfrau vorstellt, die ein Buch vor sich liegen hat; vielleicht ist es dasselbe Bild, das in Oel auf Holz gemalt, schlecht erhalten, mit der Unterschrift: Antonellus Messanus pinxit, in Venedig mit mehreren andern zusammen, auf die Seite gestellt wurde; so hörte ich nämlich von dem Abbé Morelli, der es für ein schlechtes Bild hält. Lambert Gori besaß das Gemälde, welches Antonello für den Florentiner, Bernhard Vechietti gemalt hatte; da er aber im hohen Alter nichts besaß, die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, sah er sich zur Zeit, als ich diese Denkwürdigkeiten in Palermo schrieb, gezwungen, sich und sein Vaterland, dieses Bildes zu berauben, indem er es an einen Nordländer verkaufte, von dem man weder Namen noch Vaterland wußte. Auf diesem Gemälde sind zwey Büsten in natürlicher Größe abgebildet, und da die eine in der Kleidung des heil. Franz und die andere in der Kleidung eines Canonicus von St. Johann von Lateran ist, so glaubte Vasari, q) das erstere Bild, stelle den heil. Franz und das andere den heil. Dominicus vor. Diese Malerey konnte dem Bilde eines andern Mannes, was mir mein würdiger Freund der Marquis Hausse in Palermo zeigte, und wovon er glaubte, daß es von Antonello verfertigt sey, nicht an die Seite gestellt werden; Andrés ein berühmter Wiederhersteller alter Malereyen, der es mit einem andern Bilde von demselben Meister, was ich nicht kenne, verglichen hat, ist auch dieser Meynung. Die Jahrzahl 1474, die man (die lezte Zahl jedoch undeutlich) darauf liest, der Styl und die Gesichtsbildung, welche sich sehr der venezianischen Schule nähern, lassen ihm keinen Zweifel. Daß jedoch Antonello's Name fehlt, den er immer darunter zu setzen pflegte, so wie die zarte Abstufung des Helldunkels, was ihm etwas so Weiches und Rundes gibt, können den Argwohn erregen, daß dieß Bild von einem andern vorzüglicheren Maler ausgeführt sey. Denn obschon Antonello sehr geschickt in seiner Kunst war, so kann man doch in der That nicht sagen, daß er seine Zeitgenossen überstrahlt habe; im Gegentheil glaube ich nicht, daß seine Arbeiten einen Vergleich mit denen ertragen würden, die Masaccio früher in der Capelle del Carmine gemalt hat, und eben so wenig mit denen, welche seine Zeitgenossen, Philipp Lippi, Pollajolo und Ghirlandajo in Florenz, Mantegna in Mantua und Bellino in Venedig ausführten. Ich habe mich nur entschlossen, das Leben Antonello's zu schreiben, um zu untersuchen, ob er mit oder ohne Recht den Ruhm erlangt hat, die richtige und vollkommene Methode in Oel zu malen, entdeckt, oder doch wenigstens zuerst in Italien bekannt gemacht zu haben; eine Methode, die der Kunst ungewöhnliche Vortheile brachte, weil sie der Malerey größere Schönheit und Dauer verlieh, und welche in einer Zeit, wo die Kunst überall der höchsten Vollendung entgegenging, sehr gelegen kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

i) 1ster Theil. S. 268.

k) 1ster Theil. S. 226.

l) Geschichte Tarvis, S. 123.

m) S. 190.

n) Venezia 1644. S. 253.

o) Venezia 1733.

p) Venezia 1666. S. 324.

q) 2ter Theil. S. 68. Livornesische Ausgabe.

Digitized by Google

Nr. 79.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. October 1826.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

(Fortsetzung.)

4. Vermuthungen über den Zusammenhang der pisanischen Schule mit der parmesanischen.

Da der Zweck unsres Aufsatzes aber der ist, den Zusammenhang der Kunstbestrebungen vor Niccola in der Art nachzuweisen, daß der Standpunkt der Bildhauerkunst unter ihm daraus erklärlich wird, so hätten wir nun erst die eine Hälfte unsres Weges zurückgelegt. Die andre ist schwieriger. Denn, wenn wir nun den Einfluß der parmesanischen Schule auf die Pisaner ausdehnen wollen, so steht uns nicht allein kein urkundlicher Beweis noch eine geschichtliche Ueberlieferung zur Seite, sondern der schon oben beschriebene Architrav am Baptisterium zu Pisa scheint recht zum Beweise der Unmöglichkeit dieses Einflusses ans Licht gezogen zu seyn. Auf die relative Vortrefflichkeit dieses Werkes hat sowohl Morona als auch Cicognara hingewiesen. Beyde setzen es mit Recht über die Bildwerke in Parma, und der erste nennt es wegen der inneren Verwandtschaft mit Niccola's Bildwerken, gerade ein Werk von Niccola's unbekanntem Meister. Nun soll aber das Gebäude, an welchem sich dieß Werk befindet nach Morona: Pisa antica e moderna S. 35. zwischen den Jahren 1152 und 1164 fertig geworden seyn, während jenes gepriesene Basrelief Antelami's erst 1178 zu Ende gebracht ist. Man scheint also mit Recht das Verhältniß des Einflusses umkehren zu können und behaupten, daß Parma von den Pisanern gelernt hätte.

Wenn man aber die rohen Werke, die in Pisa selbst und an demselben Gebäude, besonders aber in andern benachbarten toskanischen Städten, um eben diese Zeit verfertigt wurden, in Rücksicht zieht, so nimmt man schon mit Recht Anstand den Architrav dieser Zeit zuzuschreiben. Man sieht sich genöthigt anzunehmen, daß dieses Kunstwerk wohl erst nach der Vollendung des Baptisteriums hinzugekommen seyn mag. Dieß ist auch nicht ohne Beyspiel, denn am Dome zu Lucca bemerken wir ein ähnliches Werk Niccola's, welches nach Vasari gegen 1240 fallen muß, wo der Dom doch schon lange vollendet war.

Dieser Vermuthung kommt Morona selbst in seinem größern Werke zu Hülfe, indem er darin erklärt, daß im Anfange der Bau des Baptisteriums schnell von Statten ging, die Fortschritte derselben aber später nur langsam waren. Eben so sehr unterstützt er sie durch die Unterscheidung einer doppelten Klasse von Bildwerken an der östlichen Thür, deren vorzüglichste er in den Anfang des 13ten Jahrhunderts versezt. Er leitet diese Verbesserung aus einem Wetteifer der Pisaner mit den Griechen oder andren Fremden her, die eingeladen waren, oder aus freyem Willen herzuströmten. Durch die Griechen konnte nun wohl eben keine große Nacheiferung geweckt werden, und woher hätten andre Fremde kommen sollen, als aus der Lombardey, wo die Bildhauerkunst, wenn auch noch in Windeln gehüllt, doch viel freyer und muthiger sich regte, als anderswo?

Ferner verlangt auch selbst die Verwandtschaft von Niccola's Arbeiten mit diesem Basrelief, worauf mit Recht die Vermuthung gegründet wird, daß der Meister des lezten Niccola's Lehrer gewesen sey, eine spätere Zeit der Verfertigung. Denn, wenn Niccola 1275 stirbt, wie in Lanzi's Verzeichniß der Künstler angegeben ist, so kann ein Meister, der zwischen 1252 und 1264 arbeitete, nicht mehr füglich sein Lehrer gewesen seyn. Wenigstens müßten zwey, schon einzele seltene Fälle, ein sehr hohes Alter, und so große Rüstigkeit in einem so späten Alter, daß dadurch in einem Schüler noch eine neue Begeisterung entzündet werden konnte, sich in diesem einen Individuum vereinigen.

Wäre Jemand, der nach allen diesen Erwägungen, doch noch Pisa eine frühere Blüthe der Bildhauerkunst zuschriebe, so möge er einmal in Rücksicht ziehen, in welche Widersprüche mit der Geschichte und mit der Natur des Kunstlebens er sich verwickelt.

Digitized by Google

Er läßt in einer Stadt einen relativ sehr vollkommenen Künstler auftreten zu einer Zeit, da sie noch griechischen Handwerkern die Verzierung ihrer bedeutendsten Gebäude anvertraut und in den benachbarten Städten die Kunst noch um viele Schritte zurück ist.

Pisa, das reiche Pisa begnügt sich an seinen heiligen Gebäuden mit einem einzigen vortrefflichen Werke und überläßt dann seine Künstler einer weit geringeren Stadt, um mit einem Reichthum von Bildwerken sie auszuschmücken. In Parma sehen wir eine ganze Schaar von besseren Künstlern, dort einen einzigen.

Das kunstvolle Pisa hat zehn Jahre später noch nicht einmal einen Baumeister, dem es die Erbauung seines Thurmes unbesorgt anvertrauen mochte, sondern nimmt dabey 1174 Wilhelm von Inspruck zu Hülfe. Man darf nicht etwa einwenden, daß es vielleicht nur an Baukünstlern gefehlt habe, aber nicht mehr an Bildhauern. Beyde Künste waren damals noch so mit einander verschmolzen, daß schwerlich ein nahmhafter Künstler jener Zeit angeführt werden kann, der nicht beyde Geschicklichkeiten in sich vereinigte. Buono, Gruamonte, Marchione, Antelami, Bonanno, Arnolfo, Niccola, Giovanni u. s. w. üben immer beyde Künste zugleich. Und wie spärliche, wie unvollkommene Bildhauerarbeit bemerkt man auch an dem Thurme!

Dann stehen aber auch offenbar die Parmesaner, wenn sie Schüler sind, unter ihrem Meister. Zwar könnte man geneigt seyn, eben darum dieß Verhältniß zu setzen; man würde dann aber nur beweisen, daß man die verschiedenen Zeiten der Kunstübung nicht scharf genug unterschiede und richtig würdigte. Wenn die Kunst in ihrer Entwicklung eine Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, so bleibt freylich der Meister über seinem Schüler stehen, wie Niccola über Giovanni, Giotto über Taddeo Gaddi und seine Mitschüler, Raphael über seinen besten Schülern. Wenn die Kunst aber, nachdem sie sich eben losgewunden hat von den hemmenden Beschränkungen, nun einer Stufe der Vollkommenheit entgegen eilt, so folgt sie den Gesetzen des Falls und ihre lezten Schritte führen verhältnißmäßig weit schneller zum Ziel, wie die ersten — ein Gesetz, das sich in jeder natürlichen Entwicklung wiederholt. Myron, Phidias und Polyclet übertrafen ihren Lehrer Ageladas, Niccola, seinen Meister, Giotto und Duccio den Cimabue, Raphael, den Perugino. Und hier bey den Parmesanern und Pisanern sollte es allen natürlichen Gesetzen zuwider umgekehrt seyn? Sollte der Schüler, der so deutlich einen selbstständigen Aufschwung, eine abgeschlossene Ueberzeugung von dem Wesen der Kunst hat, wie Antelami selbst nach seinem allein oben etwas näher bezeichneten Werke haben mußte, so unverständig den Gewinn vernachlässigt haben, den ihm die höhere, technische Vollkommenheit seines Meisters so leicht mittheilen konnte? Sollte der, welcher so sorgsam die Idee ausbildete, so gleichgültig gegen ihre Erscheinung gewesen seyn, daß er da eine Aehnlichkeit der Gesichter, die an Eintönigkeit gränzt, sich erlaubt hätte, wo die Umstände eine größere Mannichfaltigkeit fast nothwendig forderten, daß er Steifheit in den Stellungen, Unnatürlichkeit und Mängel in den Gewändern sich mit unverantwortlichem Leichtsinn hätte zu Schulden kommen lassen? Und Gleichgültigkeit, Leichtsinn, träge Nachlässigkeit könnten doch allein zur Erklärung dieser Erscheinungen angenommen werden, da sein Meister ihm ja mußte gelehrt haben, wie man sich vor allen diesen Fehlern hüten könne. Das also, was sehr natürlich und erklärlich ist, wenn wir die höchste Ausbildung der Parmesaner Kunstschule in Antelami in die Zeit vor der Verfertigung des pisanischen Basreliefs setzen, wird ein unerklärlicher, unauflösbarer Widerspruch, im Falle wir den Meister desselben Einfluß auf Antelami üben lassen.

Alle diese der anderen Meynung so ungünstigen Umstände verwandeln sich in eben dem Grade in günstige, wenn wir sie für unsre Ansicht gebrauchen. Wie natürlich ist es nicht, daß ein Schüler, der sich unter einem so tüchtigen Meister, wie Antelami, gebildet hatte, sich einen eigenen Wirkungskreis sucht, daß er, in Pisa angekommen, von den kunstliebenden Bewohnern angewandt wird, um rohere Verzierungen, die so leicht in die Augen fielen, wie die Thürverzierungen, durch vollkommenere, von seiner Hand gearbeitete, zu ersetzen, oder selbst eigene Werke zu erfinden und auszuführen, wenn man mit diesen Verzierungen noch beschäftigt war, daß er während diesen Arbeiten zu immer höherer Vollendung sich entwickelt, da ja die ganze Kraft eines neuen Lebenstriebes in ihm gährte, und daß er seine glühende Begeisterung auf einen pisanischen Jüngling überträgt, der mit dem anvertrauten Gute einen edlen Wucher treibt.

Aber durch Alles dieses wäre doch erst die Möglichkeit eines Einflusses der Parmesaner Schule auf die Pisaner erwiesen, eine nutzlose Bemühung, wenn nichts für die Wirklichkeit derselben angeführt werden kann. Je mehr wir fühlen, daß durch den Erweis dieser Wirklichkeit unser Aufsatz erst ein rechtes Verdienst gewinnen würde, desto mehr bedauern wir durch einen Zusammenfluß von ungünstigen Umständen an so genauen Untersuchungen gehindert worden zu seyn, wie dem Beweise jenes Zusammenhanges hätten vorangehen müssen. Erst in Parma trat uns die Verwandtschaft der beyden Kunstschulen recht vor Augen, und da war es schon zu spät, um die pisanischen Werke der Bild-

Digitized by Google

hauerkunst am Baptisterium noch einmal genau im Einzelnen durchmustern zu können. Und auch in Parma wurde uns dieß bey der Kürze der Zeit, in der wir unsre Beobachtungen vollenden mußten, unmöglich. Aber so wie man die Kinder einer Familie beym ersten Blick als Verwandte erkennt und bey näherer Bekanntschaft sich immer mehr davon überzeugt, ohne doch die einzelnen Züge, in denen sie sich gleichen, aufzählen zu können, so ging es uns auch, indem wir die Bildwerke in Parma mit denen von Pisa verglichen, deren Geist und Art sich uns tief eingeprägt hatte. Doch sind wir so weit davon entfernt hier für ein bloßes lebhaftes Gefühl entscheidendes Ansehen zu fordern, daß wir vielmehr zum vollständigen Beweise der Verwandtschaft eine solche Aufzählung der einzelnen ähnlichen Züge für nöthig halten, und unsre Hauptabsicht bey diesem Aufsatze ist, dazu einen untersuchenden Reisenden aufzufordern. Um auch hier unsren guten Willen zuerst zu zeigen, wollen wir einige Aehnlichkeiten, die wir bemerkt haben, mittheilen, so unbedeutend das Verzeichniß derselben auch seyn möge.

Die Huldigungen, welche beyde Schulen der reineren alten Kunst darbringen, ist das erste Gemeinschaftliche, das sie theilen. Die Ruhe des Ausdrucks, die Einfachheit der Anordnung bey allem Reichthume der Einbildungskraft ist so wenig im Geiste des so unruhigen und bewegten Mittelalters, daß wir den Sturm und Drang desselben auch bald in der Malerey unwiderstehlich hervorbrechen sehen und bemerken, wie die Bildhauerkunst selbst dadurch gänzlich von ihrem eigenthümlichen Standpunkte weggerissen wird, so daß sie nicht eher als unter Ghiberti denselben wieder gewinnt. Was ist es denn, das Antelami und seine nächsten Nachfolger zügelt? Es ist die Antike, für deren hohe Schönheit schon fast seit einem Jahrhundert die Herzen empfänglich wurden, wie das Beyspiel Mathildens zeigt und noch mehr das des Cardinal Orsini, der schon zu Friedrich I. Zeit eine Sammlung alter Kunstwerke anlegte. Wie viel Friedrich II. that, ist bekannt. Auch befahl im Jahre 1162 der römische Senat die Säule Trajans auf jede Weise zum ewigen Andenken römischer Größe zu erhalten und bedrohte Uebertreter dieser Vorschrift mit Einziehung der Güter, ja, mit dem Tode. Was war bey einer solchen Achtung der alten Kunst natürlicher, als daß die Künstler, in denen eine neue Begeisterung für die Schönheit erwacht war, sie benutzten, ja ihren Geist in sich aufnahmen. Wenn die Bildhauerkunst in ihrem Anfange daher der Kunst der Alten Viel verdankt, so ist nicht etwa Niccola der erste, der ihre Schönheit erkannte, sondern die Achtung dafür wurde ihm schon von seinen Lehrern mitgetheilt. Aber nicht nur auf das Allgemeine beschränkt sich dieser Einfluß der Antike, sondern in Parma, wie in Pisa sind alte Werke und Gedanken geradezu nachgeahmt. In Parma findet sich über der vom Dom abgewandten Thüre des Baptisteriums eine vollständige antike Biga, deren Pferde ganz unübertrefflich galoppiren. Vor einem andren Wagen sind Stiere gespannt, so daß nach alten Vorbildern der Sonnenwagen und das Gespann der Diana hier dargestellt sind. An dem Basrelief zu Pisa sind die beyden Liebesgötter, die über dem Festmale des Herodes schweben, so profan antik, daß man anfänglich ansteht sie für das zu halten, was sie sind. Wir wollen auch gern unsre Meynung ändern, wenn Jemand eine bessere Deutung der Figuren angibt. Sonst ist es aber doch auch gerade so ungewöhnlich nicht, daß neben Ideen, die im Schooße des Christenthums geboren sind, auch heidnische dargestellt werden. Die romantische Poesie ist ja ganz voll diesen Zusammenstellungen. Wir wollen aber lieber ein Werk der bildenden Kunst zur Unterstützung nehmen, und da finden wir in Orgagne's Trionfo della Morte im Campo santo zu Pisa dieselbe Anwendung der Liebesgötter gemacht. Ist dieß Werk auch später, so ist doch seine streng christliche Tendenz deutlich genug.

Eine andre Aehnlichkeit ist in der Verzierung der Thürpfosten zu finden, auf welchen die Queerbalken der Hauptthüren ruhen. In Parma sind dieß Pilaster, die ganz mit halberhobenen Bildwerken bedeckt sind, in Pisa deßgleichen. In Parma sind auf dem Pilaster zur Rechten Scenen aus dem Gleichniß von dem Hausvater, der die Arbeiter zu verschiedenen Zeiten in seinen Weinbergen sendet, dargestellt, und diese scheinen mit den verschiedenen Lebensaltern des Menschen in Verbindung gesezt zu seyn. Auf dem Pilaster zur Linken sind die Werke der Barmherzigkeit abgebildet. Auf beyden kommen viele glückliche Gedanken und freye Bewegungen vor. So ist auf der ersten die Stellung eines Greises, der sich auf seinem Stab stützt, sehr charakteristisch. Auf dem andren hält in der Scene, wo der Christ seinem Bruder die Füße wäscht, dieser mit beyden Händen unter dem Schenkel den hängenden Fuß sehr natürlich. Ueberall sind gereimte Inschriften. Unter der zulezt angeführten Scene steht: Cum multa cura lavat hic egro sua crura. Da wo der Christ den Nackten bekleidet, steht Est his nudatus, quem vult vestire beatus. Der Darstellungen an den Thürpfosten zu Pisa entsinnen wir uns nicht mehr, glauben aber nicht, daß es dieselben sind.

(Der Beschluß folgt.)

Münster in Straßburg.

Ueber die Herausgabe genügender Abbildungen dieses herrlichen Denkmals altdeutscher Baukunst sind uns Anzeigen von zwey verschiedenen Unternehmungen zu gleicher Zeit zugekommen. Die eine von Hrn. Engelmann in Heidelberg, sagt Hr. Schnell, Schüler des trefflichen Haldenwang, hat es unternommen, den Münster in drey Blättern zu zeichnen und zu stechen, und eine Abbildung zu geben, die eben so neu und vollständig als gefühlt und verstanden seyn wird.

Das erste Blatt, welches ungefähr 16 Zoll breit und 10 Zoll hoch ist, enthält die Ansicht vom östlichen Thurm der Thomaskirche aus. Der Künstler wählte diesen Standpunkt, um einen vollständigen Begriff von der Größe des Gebäudes zu geben, wozu der Maaßstab in der Umgebung desselben liegt. Der Münster erscheint hier, mit einem Theil der Stadt, in der für die Absicht und den Effekt erforderlichen Entfernung, wobey die untergeordneten Gegenstände gleichsam in eine Masse zusammenfallen, während der majestätische Bau als herrschende Parthie hervortritt, und sich kühn, kräftig und leicht in die Wolken erhebt. Das Ganze schließt sich auf diese Weise vortrefflich ab, und das Hauptobjekt erhält seine volle Bedeutsamkeit.

Das zweyte Blatt wird ungefähr 12 Zoll breit und 15 Zoll hoch, die perspektivische Ansicht der Haupt- oder Westseite zeigen; das Gebäude erscheint allein und nur mit der nächsten und nothwendigsten Umgebung, in einer Größe, welche die reiche, mannichfache Gliederung desselben erkennen läßt, und wobey zugleich der Theil des bewunderuswürdigen Baues sichtbar wird, der im ersten Blatt durch die davorstehenden Häuser verdeckt ist.

Das dritte Blatt, in derselben Größe, wie das zweyte, enthält die perspektivische Ansicht der Nordseite des Münsters, eben so ausgestattet mit reicher Schönheit, wie die Hauptfaçade, und bis jezt nie gestochen.

Das erste Blatt ist bereits vollendet, und wird in kurzer Zeit ausgegeben werden, die andern Blättern werden, Eines nach dem Andern, mit 9 – 10 Monate folgen. Der Preis des Ganzen ist 16 fl. 30 kr.

Die zweyte von Hrn. J. W. Pfähler und Comp., Buchhändler in Straßburg kündigt eine von der genannten Buchhandlung, angeordnete und bereits vollendete Zeichnung des Hrn. Günther an, „sie ist, heißt es, mit seltner Genauigkeit, mit eben so viel Geist als Fleiß entworfen, sie ist bereits von zahlreichen Kennern als ein Meisterwerk erklärt worden. Der Stich, der Hrn. Oberthür übertragen ist, wird an Genauigkeit und Schönheit dem Werthe der Zeichnung entsprechen. Den Druck besorgen Durand und Sauvé in Paris. Das Format ist ohne Rand und Schrift, 22 franz. Zoll breit und 29½ Z. hoch. Die Abdrücke werden auf allergrößtes Velinpapier (Grand-Monde) gezogen, wovon einige vor der Schrift, sowohl auf weiß als auf chinesisch Papier. Der Zeitpunkt des Erscheinens ist noch unbestimmt, vermuthlich aber Ostern 1827. Der Preis wird den Betrag von 4 Thlr. sächsisch oder 6 fl. rheinisch nicht übersteigen, Abdrücke vor der Schrift kommen auf das doppelte und die auf chines. Papier noch etwas höher. Pränumeration wird nicht geleistet. Bestellungen, welche außer der Verlagshandlung die HH. Friedr. Fleischer, Buchhändler, in Leipzig, und P. Aumont, Kunsthändler, Straße J. J. Rousseau, Nr. 10. in Paris annehmen, werden vorläufig notirt und zu seiner Zeit die ersten Abdrücke nach dem Range der Einschreibungen abgeliefert.

Nachrichten aus Berlin.

2. Glasmalerey.

Unter den an mehreren Orten angestellten Erneuungen der alten Glasmalerey, *) gebührt ohne Zweifel Hrn. Höcker dem jüngern aus Breslau mit die Ehre „des ersten durchaus gelungenen Versuchs, ein großes nach Art der alten Meister ausgeführtes Gemälde zu fertigen. Hr. Höcker hat sich bereits über vier Jahre mit der Glasmalerey beschäftigt und schon im Jahre 1824 in der wiederhergestellten berühmten Marienburg in Preußen eilf Fenster, eins von vier und zwanzig Fuß Höhe, vollendet. Das Hauptbild befindet sich dort in der St. Annengruft-Kapelle, und ist durch seine Stellung zugleich Altargemälde, die heil. Anna, acht Fuß hoch, und Maria im jugendlichen Alter, darstellend. Die einzelnen Tafeln, aus denen dieß große Bild zusammengesetzt ist, sind so sorgfältig geordnet, daß die Bleyeinfassungen (Windeisen sind ganz vermieden) keine Störung verursachen, da sie so geschnitten sind, daß die Umrisse mit den Umrissen der Zeichnung genau zusammenfallen.

Die übrigen gelungenen Arbeiten des Künstlers sind: ein Christus in der Wüste im Besitze des Kronprinzen von Preußen; ein Christuskopf mit der Dornenkrone, nach Guido Reni (in der Dresdener Gallerie), für welchen Se. Maj. der König dem Künstler 500 Thlr. zustellen ließ; ein heil. Georg, im Besitze des Ministers v. Altenstein u. s. w. Jezt arbeitet er an einer Maria in Lebensgröße (halbe Figur) mit dem schlafenden Kinde auf dem Schooße. Die mittelste Tafel hat 2 Fuß 8 Zoll Höhe, und 1 F. 7 Z. Breite; das ganze treffliche Bild wird 4 F. hoch und 3 F. breit werden. Die Farben sind klar und kräftig, die Ausführung ist zart und geschmackvoll.

---

*) Unter andern hat der auch sonst schon durch den Grabstichel als Künstler altdeutscher Art ausgezeichnete Hevbelof in Nürnberg kürzlich in der St. Jakobskirche daselbst ein Fenster von 20 Fuß Höhe und 6 F. Breite vollendet.

Digitized by Google

Nr. 80.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. October 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast. Sekretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

(Fortsetzung.)

„Um mit einer gewissen Ordnung zu Werke zu gehen, will ich suchen die verschiedenen Ansichten der Schriftsteller mitzutheilen, die vor mir über diesen Gegenstand geschrieben haben, ich werde ihr Zeugniß, ihre Beweise, ihre Belege prüfen; werde versuchen, die Zeitpunkte der angeführten Thatsachen in Zusammenhang zu bringen, und mich glücklich schätzen, wenn ich durch meine Forschungen alles Zweifelhafte und Unwahrscheinliche entfernen kann.

„Die Schriftsteller äußern dreyerley Meynungen über die Erfindung der Oelmalerey. Die einen schreiben sie Johann van Eyck zu, die andern messen Antonello selbst diesen Ruhm bey, und es gibt auch solche, die glauben sie stammen schon aus einer frühern Zeit. (Hier führt Hr. Puccini der Reihe nach die Meynungen der verschiedenen Schriftsteller an, wovon die bedeutendsten alle aus Fiorillo's kleinen Schriften 1r Bd. S. 189 u. f. Lanzi Storia pittorica und Waagen's Schrift über Hubert und Johann von van Eyck bekannt sind.) *)

„Sobald man diese drey Ansichten einem gesunden Urtheil unterwirft, glaube ich, daß man nicht einen Augenblick anstehen kann, diejenige, welche Antonello die Erfindung zuschreibt, als ganz unannehmbar zu verwerfen.

*) Da uns nur ein beschränkter Raum zu Gebot steht, so können wir diejenigen Stellen, welche meist allgemein bekannte Dinge enthalten und unsre Leser ermüden würden, blos auszugsweise aufnehmen.

D. Red.

„Es ist also noch die Frage, ob vor der Zeit Johanns van Eyck, die vollkommene Methode in Oel zu malen, wie sie in unsern Tagen ausgeübt wird, schon bekannt war oder nicht, und sodann wie und woher sie in dem einen oder dem andern Fall nach Italien eingeführt wurde. Ich werde meine Forschungen auf diese beyden Punkte richten.

„Ich bin überzeugt, daß zu jeder Zeit, und in jeder Schule, die Maler nicht allein nach der besten Methode der Malerey suchten, sondern auch bemüht waren, die Erfindung, die Farben und die Zeichnung ihrer Gemälde zu vervollkommnen. Der gelehrte Baron Vernazza machte in dem Journal von Pisa 1794 eine Urkunde aus den Archiven von Turin bekannt, woraus erhellt, daß im Jahr 1325 ein gewisser Georgio von Aquila, ein florentinischer Maler im Dienste des Herzogs von Savoyen, 200 Pfd. Nußöl erhielt, um die herzogliche Capelle zu Pinarolo zu malen (ad pingendum); weil das Oel aber zur Malerey nicht hinreichend oder nicht brauchbar war (der lateinische Ausdruck ist: non fuit sufficiens in pingendo), wurde es der herzoglichen Küche überliefert. Diese Urkunde scheint mir nur zu beweisen, daß Georgio einen Versuch machte, der schlecht gelang, und daß er zu seiner ersten Methode, vielleicht die mit Wachs und ätherischem Oel zurückkehrte, welche in der florentinischen Schule gebräuchlich war; wirklich auch liest man nicht, daß er anderes verlangt habe, oder daß ihm welches geliefert worden sey; folglich ist die durch Vernazza bekannt gemachte Urkunde in Bezug auf die Priorität der Erfindung der Oelmalerey von gar keinem Werth.

„Cennino di Drea Cennini, Schüler des Agnolo Gaddi, hat 1437 ein Buch über die Malerey geschrieben, welches ungedruckt in der Laurentiana r) aufbewahrt wird, und in welchem ein Capitel ist: Ueber die Manier auf Mauer, Holz, Eisen und Stein in Oel zu malen; die Erfahrungen aber und die Vorschriften Cennino's gaben der florentinischen Schule

r) Pluteo 78. cod. 24.

Digitized by Google

nur einen Funken dieser sehr nützlichen Erfindung. Lanzi führt als Grund davon an, daß Cennino's Oel nicht gekocht war, wie dasjenige, dessen sich Johann van Eyck bediente, oder daß die Jungfrau von mehreren Heiligen umgeben, die er für das Krankenhaus des heiligen Bonifacius gemalt hatte, nicht die Bewunderung des Publikums und den Neid der Künstler erregte; s) doch ist dieß mit Unrecht, denn auch die neuern Maler bedienen sich des einfachen Oeles, ohne andre Beymischung; die neue Methode des Cennino war unvollkommen und konnte nur bey einem rothen, blauen oder grünen Felde angewendet werden, t) wie Vasari in seiner Biographie von Gaddi versichert. Ich habe in dem Leben Antonello's gefunden, daß einige Jahre nach Colantonio's Tode, Baldovinetti, Pesello und andere Künstler, häufig zusammen kamen, um (jedoch fruchtlos) sich über die Weise zu berathen, das Colorit ihrer Mahlereyen besser zu verbinden, glänzender und dauerhafter zu machen; im Leben des Andreas del Castagno ist gesagt, daß Domenico wegen der neuen Methode in Oel zu malen, von Venedig nach Florenz berufen wurde. Das Jahr 1437, in welchem Cennino schrieb, läßt die ersten Spuren und vielleicht auch die ersten Versuche dieser Kunst in Toscana blicken. Doch müssen wir bekennen, daß diese Kunst mehrere Jahre in der Kindheit blieb, und daß sie ihre Vollendung einem ganz anderen als ihm verdankt.

(Die Fortsetzung folgt.)

s) 1ster Theil. S. 61.

t) Es war in Flandern Gebrauch, mit Oelfarben zu malen, lange ehe die van Eyck's die Kunst erfunden hatten, diese Mischung beym Verfertigen ihrer Bilder anzuwenden. Die Nothwendigkeit das Holzwerk, und die Malereyen, welche der freyen Luft ausgesezt waren, gegen das feuchte Klima zu schützen, mag vielleicht einer der Hauptgründe seyn, warum diese Methode hier schon angewendet wurde, zu einer Zeit, als im südlichen Europa, wo ihre Nützlichkeit weniger anerkannt war, man nur Versuche darüber anstellte. Hr. Scurion, Secretär der Regierung in Brügge, ein sehr unterrichteter Mann, der sich seit mehreren Jahren mit großer Beharrlichkeit beschäftigt, die Archive dieser Stadt zu durchblättern und schon viele sehr merkwürdige Urkunden für die Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts gefunden hat, theilt uns einen Auszug der Rechnungen dieser Stadt von 1351 bis 1352 mit, wo man auf dem 108ten Blatte liest, daß ein Maler Johann van der Leye genannt, unternahm die Kapelle des Hauses der Stadt Brügge zu Damme mit Gold, Silber und allen Arten Oelfarben zu verzieren; *) und eben so den Löwen, der auf der Vorderseite der neuen Halle in Brügge angebracht ist, mit Schwarz und Gold zu malen. (Wahrscheinlich ist dieß das flamändische Wappen, welches auf goldenem Felde einen aufsteigenden schwarzen Löwen hat.) **) Hier sieht man, daß 1351 von der Anwendung der Oelfarben, wie von einer Sache gesprochen wurde, die zu jener Zeit und vielleicht schon lange in Flandern allgemein im Gebrauch war. Man hat in oben stehendem Texte gelesen, daß 1325 der Maler Georgio das Oel, welches er zum Malen erhalten hatte, zurückschickte, weil er es zu diesem Zwecke nicht dienlich fand; der lateinische Ausdruck non fuit sufficiens in pingendo sagt genau, daß so, wie der Maler es versucht hatte, es nicht brauchbar war; dieß heißt, daß etwas dabey fehlte, sey es irgend eine Zubereitung oder eine Mischung, die weder der Maler noch die, welche es anordneten, kannten. In diesem Sinne ist der Ausdruck einem förmlichen Bekenntnisse gleich, daß 1325 ein florentinischer Maler für den Herzog von Savoyen arbeitete, der kein Mittel kannte, Oel zum Mischen der Farben zu gebrauchen, und dieß ist fast so gut, als ob man sagte, daß es in ganz Italien so war. Befand sich etwa damals am Hofe des Herzogs von Savoyen Jemand der die Schönheit und Dauer der Oelfarben rühmte und so den Gedanken erweckt hatte, zu versuchen sie nachzuahmen? Wie dem auch sey, Georgio glückte es nicht, und da von nun an dieses Nichtgelingen und der Wunsch das flamändische Verfahren nachzuahmen, nicht aufhörte, den Geist der italienischen Maler zu beschäftigen, so schreibt Cennino im folgenden Jahrhundert ein Kapitel ex professo über diesen Gegenstand; doch auch ihm gelang die Ausübung nur sehr mittelmäßig, während die van Eyck's zu derselben Zeit, das heißt 1437, schon mehrere Jahre in höchster Vollendung Oelgemälde verfertigten, und auffallend ist, was man später in oben stehendem Texte finden wird, daß nämlich lange nachher, noch nach dem Tode des Cennino, die italienischen Maler sich immer umsonst bemühten, ihre Oelfarben glatter und leuchtender zu machen. Bis dahin war nur von der groben Malerey auf Holz die Rede, und es ist fast bis zur Augenscheinlichkeit gewiß, daß es nur die alte flamändische Methode war, nach der man so eifrig strebte. Welches Erstaunen mußte bey dieser Stimmung der Gemüther in Italien das Erscheinen eines Oelgemäldes am Hofe von Neapel erregen, das von Johann van Eyck in der Vollkommenheit ausgeführt war, die allgemein von ihm bekannt ist? Welch ungeheure Kluft zwischen solchem Kunstwerke und dem was man dort leistete. Antonello's Reise nach Flandern füllte nur für ihn diese Kluft aus, und die Ermordung Domenico's zeigt, wie lange die Methode der van Eyck's noch unbekannt war, und welchen hohen Werth man darauf legte, während eine Menge mehr oder weniger berühmte Maler der flamändischen Schule beweisen, daß diese Methode in den Niederlanden schon allgemein angewendet wurde.

L. de B.

*) Jan van der Leye den schildere, van der capelle te stoffeerne ten Damme in der stedon haus van Brügge, van Goute, van Zelver in allen maniere van olye vaerve dier toe behoorde, en eenen Weireman, van CXXV dach wercken up syn selve cost Cij pont.

**) Item den selve van ene lewe te bestofferne van sable (swart) ende van goude die staet ten ghevele van der nieuwer halle vj pont.

Anfänge der italienischen Kunst.

Von Fr. K.

(Beschluß.)

Eine dritte Aehnlichkeit findet sich in eilf halben Figuren, die über dem Architrav in Pisa in Stein gehauen sind mit einigen gemalten Engeln im Baptisterium zu Parma. Die Form des Gesichtes, das verhältnißmäßig sehr klein ist, und ein überflüssig starker Haarwuchs finden sich bey beyden, wenn uns die Erinnerung nicht trügt.

Zulezt glauben wir auch noch eine große Aehnlichkeit in der Behandlung der Gewänder bemerkt zu haben, können aber diese Aehnlichkeit nicht ins Einzelne verfolgen.

So wäre denn für denjenigen, der unsre Beweisführung gelten läßt, gefunden, was wir suchten, ein fortgehender Zusammenhang der ersten Sculpturen des Mittelalters bis zu Niccola und das ewige Gesetz alles Lebens, das Gesetz allmählig fortschreitender Entwicklung auch auf diesem Gebiete nachgewiesen.

Wir wollen aber nicht schließen, ohne vorher noch auf einem andren Wege den unmittelbaren Einfluß lombardischer Lehrer auf Niccola wahrscheinlich gemacht zu haben. Hiezu können uns die halb-erhobenen Arbeiten helfen, welche sich an einer Kanzel in der Kirche S. Giovanni fuor Civitas zu Pistoja vorfinden. Ueber ihre Vortrefflichkeit ist nur eine Stimme, und wenn wir auch sonst nicht immer mit Cicognara's Kunsturtheilen einverstanden sind, so müssen wir ihm darin doch ganz beystimmen, daß dieses Werk einem Schüler des Niccola Ehre machen würde. Es ist auch bey aller Originalität, welcher diesen Arbeiten im höchsten Maaße zukommt, eine so unverkennbare Aehnlichkeit im ganzen Styl, in den Gesichtern, Gewändern und im Ausdruck mit den Werken des Niccola, daß man nicht umhin kann, eine Verwandtschaft zwischen ihnen anzunehmen. Bey den mehrfachen verwandtschaftlichen Verhältnissen, die aber statt finden können, geht man zu voreilig zu Werke, wenn man, wie Cicognara den trefflichen Künstler, ohne Weiteres zu einem Schüler des Niccola macht. Dagegen spricht der geschichtliche Umstand, daß der Sohn Niccola's, Giovanni Pisano, eifersüchtig auf ihn ist und sich deßhalb in einen Wettkampf mit ihm einläßt, in welchem er freylich sehr den Kürzeren zieht. Verdankte dieser Künstler seine Vollendung dem Niccola, wie konnten denn die Pistojesen auf den Einfall gerathen in Concurrenz mit jener Kanzel (wie Vasari sich ausdrückt) von Giovanni eine andre machen zu lassen, aus Achtung gegen den Namen des Niccola. Dieß konnte doch nur so viel heißen, daß man an den Tag bringen wollte, wie viel Niccola's Schule höher stehe, als eine andre, und wodurch konnte das besser bewiesen werden, als durch die Kanzel des Deutschen, wenn dieser wirklich sein Schüler war? Die Unzulässigkeit von Cicognara's Annahme geht also schon hieraus hervor. Mehr aber doch noch aus dem Kunst-Enthusiasmus jener Zeit, der die besseren Meister wahrlich höher schäzte und häufiger beschäftigte, als die mittelmäßigen. Ein Giovanni hätte den Ruhm dieses Namens nicht verdunkeln können, und wenn man jenen überall haben wollte, so geschah dieß nicht aus Achtung und Vorliebe für Niccola's Person, sondern für seine Kunst, und in dieser übertrifft der unbekannte Deutsche den Italiener bey weitem. Es wäre daher ein unerklärliches Wunder, den Stern des Deutschen so glanzlos am Kunsthimmel verschwinden zu sehen, wenn man nicht voraussezt, daß Niccola die strahlende Sonne war, vor deren Glanze er zurückweichen mußte. Viel natürlicher erklärt sich nun die Verwandtschaft ihrer Werke durch die Vermuthung, daß beyde Künstler Schüler desselben Meisters gewesen sind, der Deutsche aber vielleicht ein jüngerer, als Niccola. So mußte eben Niccola's Ruhm, der durch alle Länder ging, die Ursache seyn, daß die Vortrefflichkeit des Deutschen verschwiegen blieb oder doch weniger geachtet wurde. Vielleicht ist aber auch nur nichts Andres, was die Anerkennung seiner Zeitgenossen bezeugt, als das Wenige, was bey Gelegenheit der Kanzel, die er in Pistoja verfertigte, vorkommt, in den Vasari übergegangen, und wir sehen in diesem Künstler denselben wieder, dessen Ghiberti oben so rühmend erwähnt. Die Zeiten treffen völlig zu, denn der Papst Martin, während dessen Regierung er nach Ghiberti gestorben seyn soll, ist doch wahrscheinlich der vierte seines Namens, der von 1280 — 1285 auf dem päpstlichen Stuhle saß, und die Kanzel ist, wie nachher erwiesen werden wird, 1272 oder 1275 gemacht. Dazu trifft die ganze Beschreibung, die Ghiberti von seinem Kunststyle macht, auf das Ueberraschendste mit dem zusammen, was wir auf der Kanzel sehen, und sogar die Kürze der Gestalten finden wir hier. Das tragische Ende seines Künstlerlebens deutet auch auf einen von seinen Zeitgenossen nicht so hoch gewürdigten Künstler, als sein Genius es verdiente. Nur die fast göttliche Verehrung des ihm einwohnenden Genius, wozu die Liebe zur Schönheit ihn trieb, und die kalte Zurücksetzung, ja Mißhandlung der Schöpfungen desselben, die er von den Zeitgenossen erfuhr, konnten ihn vermögen dem bisher so geliebten Umgange mit diesem Genius unwiderruflich zu entsagen. Ein einzelner Vorfall

Digitized by Google

hätte ihn gewiß nicht bewogen zu der erhabenen Aufopferung des heiligsten, was seine Seele besaß. Nur eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen, daß seine Zeitgenossen dessen Blüthen mißachteten, konnte ihn zu dem Entschlusse bringen, lieber sich selbst zu opfern, als der heiligen Schönheit Rechte und Ansprüche länger der Ungerechtigkeit und dem Mißverständnisse Preis zu geben.

Sind aber Niccola und dieser deutsche Schüler desselben Meisters gewesen, aus welcher Annahme der Charakter ihrer Verwandtschaft am Vollständigsten erklärt wird, so war Niccola der Schüler eines Andrea Lombardo, denn diesen Meister hatte der Deutsche zum Lehrer. Diese bisher unbekannte Nachricht verdanken wir der mündlichen Mittheilung des Prior Scapucci in Pistoja, der sich jezt damit beschäftigt, aus alten Urkunden die Geschichte der Kirche S. Giovanni fuor Civitas aufzuhellen. Er versichert, in alten Blättern gefunden zu haben, daß die Kanzel um das Jahr 1272 oder 1275 von einem Schüler des Andrea Lombardo verfertigt sey, und wird die näheren Umstände, die er noch etwa gefunden hat, zu seiner Zeit in der Geschichte der Kirche bekannt machen. Da wir sein Vorhaben kannten, so waaten wir nicht, ihn um nähere Mittheilungen zu ersuchen; die angegebenen Namen und Zahlen theilte er uns unaufgefordert mit. Wahrscheinlich hat auch schon Ciampi dieselben Urkunden gesehen, da er versichert, die Kanzel sey von einem Lombarden.

Aus dieser Verbindung Niccola's mit Lombarden wird es auch erklärlich, warum gerade das erste Werk, das die Geschichte nennt, und auch sein vollkommenstes, in Bologna vorkommt. Wenn er wirklich 1275 gestorben ist, so mußte er 1225 aller Wahrscheinlichkeit nach doch noch ein sehr junger Mann seyn und konnte sich wohl noch nicht so berühmt gemacht haben, daß sein Namen bis nach Bologna gekommen wäre. Auch wird kein Werk von ihm von dieser Zeit genannt. Daß ihn aber sein lombardischer Meister, der sein Talent kennen gelernt hatte, dahin empfahl, wenn er anderswo beschäftigt war, ist sehr natürlich.

Nachrichten aus Berlin.

Gemälde von Lengrich.

Herr Lengrich, welcher nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, seit vorigem Sommer wieder in seiner Heimath zurückgekehrt ist, hat eine Ausstellung seiner lezten, zum Theil erst hier ganz vollendeten Werke veranstaltet. Es waren überhaupt fünf Gemälde: das größte, als Altarblatt für die Hauptkirche von Stettin bestimmt, hat zum Gegenstande die Kreuzabnehmung, eigene Composition; und wenn gleich dem Künstler hiebey große Muster vor Augen schweben konnten, so hat er doch seinen eigenthümlichen Weg mit Glück verfolgt. Das Ganze trägt einen einfachen und ernsten Charakter, dem Gegenstande angemessen; die Zeichnung ist kräftig und edel, und im Colorit an der Leichnam des Erlösers und die in Ohnmacht [illegible] Maria weniger gut.

Das zweyte große Bild ist ein Altarblatt für Demmin, wo dem Künstler die Aufgabe ward, das bekannte Meisterwerk Raphaels in der Galerie Borghese, die Grablegung, im vergrößerten Maaßstabe wiederzugeben. Um die Schwierigkeit einer solchen Arbeit zu schätzen, dürfte man nur die gegenüber hangende Copie desselben Bildes in ursprünglicher Größe ansehen; ob jedoch dieses Beyspiel Nachahmung verdient, lassen wir dahingestellt seyn, und glauben, daß der Meister jedesmal die Composition, Zeichnung und Färbung eines historischen Gemäldes nach der verschiedenen Größe verschieden ausführt, und wenn man davon abweichen will, der verkleinerte Maaßstab vortheilhafter und leichter ist, als der vergrößerte.

Ueber der erwähnten Copie der Grablegung hängt eine andere nach Pontorneo (wenn wir nicht irren), nach einem Fresko-Gemälde in Perugia: die Bildnisse der gefeyerten Dichter damaliger und älterer Zeit, unter denen sich besonders die allbekannte Gesichtsbildung des Dante dem Beschauer kräftig darstellt, geben diesem Bilde einen doppelten Werth.

Das fünfte ausgestellte Gemälde ist das Bildniß eines römischen Jünglings (Schwager des Malers) in der Tracht der Pagen, welche den Senator bey der Eröffnung des Carnevals begleiten, und macht, bey sehr fleißiger Ausführung, mit dem getreu nach der Natur dargestellten Hintergrunde des Capitols, einen sehr hübschen Effect.

Zahlreicher Besuch bewies dem Künstler die Theilnahme des Publikums, welche sich gewiß stets da zeigt, wo etwas wahrhaft Gutes dazu auffordert. Möge der junge Künstler mit demselben beharrlichen Fleiße in seiner Laufbahn vorwärts schreiten, wie bisher, und seinem Vaterlande noch manches Werk seiner Kunst schenken.

Sp. A.

Digitized by Google

Nr. 81.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. October 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Sekretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

(Fortsetzung.)

„Eben so mußte es in den übrigen italienischen Schulen gehen, wenn anders außer der venetianischen damals noch eine diesen Namen verdiente. Es kann nicht auffallend seyn, daß man an andern Orten eben sowohl als in Florenz, Versuche mit mehr oder weniger flüssigen oder schnell trocknenden Oelen anstellte; aber es würde weit mehr auffallen, wenn die Kunst Oelgemälde zu verfertigen, gefunden und zu solchem Grade der Vollendung gebracht worden wäre, ohne daß die florentinische Schule Kenntniß davon erhalten hätte; zu einer Zeit, wo sie schon alle andern übertraf und eine Menge Maler nach Florenz lockte, sich dort in ihrer Kunst zu vervollkommnen. Domenici versichert zwar, indem er sich auf das Zeugniß des Marco da Siena und des Cav. Massimo Stanzioni beruft, daß die neapolitanischen Maler von dem 13ten Jahrhundert an in beyden Arten der Malerey in Oel sowohl als mit Wasserfarbe Fortschritte machten, daß Antonello diese Methode von Colantonio del Fiore seinem Meister lernte, und daß er sie, als er später nach Flandern kam, Johann von Brügge selbst lehrte. Aber wie kann man das mit den Bemerkungen in Uebereinstimmung bringen, die Lanzi selbst in dem Artikel über die neapolitanische Schule macht, wo er sagt: daß in wenig Jahren ganz Europa vom Namen Johanns erfüllt war; daß jeder Fürst von seinen Arbeiten wünschte, jeder Maler die Blicke nach ihm richtete und daß der, welcher nichts von ihm erhalten konnte, sehr zufrieden war, wenigstens etwas von seinen Schülern Roger, Ausse, u) Hugo von Antwerpen und Antonello zu bekommen. Wer hingegen wußte außerhalb Neapel etwas von Colantonio? Wer verlangte nach den Arbeiten des Solario? Und wenn dieses der Schüler und Schwiegersohn eines Meisters war, der so gut in Oel malte, warum lernte er nicht diese Methode, oder warum wandte er sie nicht an, warum arbeitete er und seine Schüler nur mit

u) Ich glaube, daß dieser Name Ansse geschrieben werden muß, und daß durch ein Versehen des Abschreibers, oder durch einen Druckfehler in Vasari's Biographie Ausse steht, denn das u kann nur ein umgekehrtes n seyn; aber wer ist dieser Ansse? .... Vasari berichtet, er sey ein Schüler des Roger von Brügge, und habe ein Bild für die Portinari in der Pfarrey Santa Maria novella in Florenz und ein Gemälde in Careggi, dem Landhause der Medicis gemalt. Es ist zu glauben, sagt der Abbé Morelli, daß dieser Maler derselbe ist, den Baldinucci Ans oder Hans nennt, und der nach Sansovino in der Kirche Sta. Maria de' Servi ein Bild malte, welches die drey Weisen darstellte. Sansovino gibt ihm den Namen Johann von Brügge; muß man deßwegen, fragt Morelli, voraussetzen, daß es Johann van Eyck war? .... Nach meiner Ansicht kann dieser Hans, der Schüler von Roger, nur unser Hans Memling seyn. Wirklich hat er eine Reise nach Italien gemacht, und da van Eyck vor 1445 gestorben, so ist es wahrscheinlich, daß der Maler des Reliquienkastens der heil. Ursula ein Schüler von Roger sey. Der Name Johann von Brügge ist ihm mit mehr Recht beyzulegen, als dem Johann van Eyck, wenn, wie der Baron von Keverberg übereinstimmend mit van Mander versichert, Memling in dieser Stadt geboren ist. Es muß bemerkt werden, daß blos Descamps, in seiner Biographie der Maler, die eine Menge abgeschmackter Anekdoten enthält, Damme als seinen Geburtsort angibt. Weil dieser vortreffliche Künstler zwey Gemälde und den Reliquienkasten der heil. Ursula für das Hospital des heil. Johann gemalt hat, läßt er ihn ins äußerste Elend gerathen, läßt ihn selbst ins Krankenhaus gerathen, um zu erklären, wie so schöne Gemälde in eine solche Anstalt kommen. Und doch konnte ihm nicht unbekannt seyn, daß alle religiöse Brüderschaften der damaligen Zeit die vorzüglichsten Maler beschäftigten, um ihre Kirchen auszuschmücken? Hat Memling nicht in derselben Stadt für das Hospital des heil. Julian gearbeitet? warum läßt er ihn nicht auch dort krank liegen?

L. de B.

Digitized by Google

Wasserfarben? sie kannten also damals diese Kunst nicht, oder besser, sie kannten sie nicht in dem Grade der Vollkommenheit, der sie bey denen, die ungünstig davon sprachen, in Ansehen bringen konnte. Ich füge zu den Betrachtungen Lanzi's hinzu: warum berief man Domenico von Venedig nach Florenz wegen der neuen Methode in Oel zu malen, die er besaß, und nicht lieber die beyden Brüder Pietro und Polito del Donzello von Neapel, die durch die schönen Malereyen des Palastes da Poggio Reale so großen Ruhm erlangt, und um so mehr, wenn sie, wie der Ritter Massimo versichert, das Bild Johanns van Eyck, welches dem Könige Alphons geschickt wurde, mit Oelfarben wieder hergestellt hatten?

Summonzio schrieb von Neapel aus, an Mercantonio Michele, einen venetianischen Edelmann und Verfasser einer schönen Beschreibung von Bergamo, einen vom 20. März 1524. datirten Brief, dessen Mittheilung ich der Gefälligkeit des Ritters Lazzara von Padua verdanke, worin er ganz anders von den Kenntnissen Colantonio's in dieser Kunst spricht. Mit folgenden Worten drückt er sich aus: „Colantonio malte (wie es zu jener „Zeit gewöhnlich war), der flamändischen Weise und der „Farbenbehandlung jenes Landes gemäß, welcher Arbeit „er sich so widmete, daß er sich entschlossen hatte, selbst „nach Flandern zu gehen; doch hielt ihn der König Ra„niero hier fest, indem er ihm selbst die Anwendung „und Zubereitung dieser Art Farben zeigte.“ v) Zu Anfang dieses Briefes liest man: daß dieser König Raniero selbst ein guter Maler und zwar diesem Studium nach flamändischer Unterweisung sehr eifrig ergeben war. w) Dieser König ist gewiß Réné von Anjou, der von der Königin Johanna adoptirt und zum Erben erklärt wurde, und der von 1435 an in Neapel herrschte, von wo ihn dann 1442 der König Alphons vertrieb. Wohl konnte dieser König, Colantonio eine bessere Methode lehren, welche von allen flamändischen Malern ausgeübt wurde, wie in der That Summonzio's Worte ausdrücken: nach der flamändischen Lehre; aber es konnte nicht die von Johann van Eyck vervollkommte Weise seyn, x) weil dieser sie erst entdeckte, nachdem er durch Ausübung der Kunst großen Ruhm erlangt hatte, und ihm der Firniß, den man an der Sonne trocknen muß, überdrüssig geworden war; daher ist es nicht wahrscheinlich, daß es vor 1435 gewesen ist; y) auf der andern Seite aber bleibt es unstreitig, daß zu jener Zeit und noch einige Jahre nachher diese Entdeckung der flamändischen Schule nicht gekannt war, weil van Eyck sie, nach Vasari's Zeugniß, nur seinem Schüler Roger und gegen das Ende seines Lebens dem Antonello mittheilte. z)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

v) La professione di Colantonio era siccome portava quel tempo in lavoro di Flandra, e lo colorite di quel paese, a che era tanto dedito che avera deliberato d'andarvi, ma il Raniero lo ritenne quà col mostrargli ipso la pratica e la tempera di tal colorito.

w) Etiam de man sua pinse bene e a questo studio fu sommamente dedito, però secondo la disciplina di Flandra.

x) Es kann wohl seyn, daß der König Réné von Anjou schon die Methode der van Eyck kannte; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß gegen das Jahr 1410 (der Zeitpunkt, der von den meisten Schriftstellern angegeben wird) zuerst Oel beym Malen angewendet wurde.

L. de B.

y) Die Gemälde der Kirche des heil. Johann, die Hubert vor 1426 anfing, beweisen, daß seit jener Zeit diese Kunst in höchster Vollkommenheit von ihm ausgeübt wurde.

z) Es ist ein Irrthum, daß er ein Geheimniß daraus machte. Hubert hatte mehrere Schüler, unter denen man in erster Linie seinen Bruder Johann, dann Gerard van der Meere *) und Josse von Gent **) zählt; Hugo van der

---

*) 1447 in dit jaer is de salighe Colette gestorven int cloostor van de Arme Claren (te Gent), haere figuratie, in een tafereel gebragt *door Geeraert* van der Meere discipel van meester *Hubertus van* Eyck, is in Picardien versonden. Auszug einer Handschrift vom Ende des 15ten Jahrhunderts, das Herrn J. B. Delbecq gehört. Ich behalte mir vor, ausführliche Nachricht über diesen Maler und seine Arbeiten zu geben.

**) Die Gemälde von Josse von Gent sind wenig bekannt; sein Aufenthalt in Italien und die Verwüstungen, die durch die Unruhen des 16ten Jahrhunderts herbeygeführt wurden, haben veranlaßt, daß sie selten sind; daß sein Name in gewissem Sinne vergessen ist, und die wenigen Bilder, die sich noch bis auf unsere Tage erhalten haben, andern Meistern zugeschrieben werden. Vasari berichtet, er sey ein Schüler Huberts van Eyck gewesen und habe in Italien das Gemälde der Communion für den Herzog von Urbino gemalt ꝛc.; in handschriftlichen Nachrichten, die Hr. v. Delbecq besitzt, liest man gleichfalls, daß dieser Maler ein Schüler Hubert's van Eyck ist, und daß er die Enthauptung Johannes des Täufers für die Kirche des heil. Johannes in Gent malte, welche nach dem Ausdrucke des flamändischen Unbekannten, die Perle alter Meisterwerke in der Malerey war. †) Flandern zählte im 15ten Jahrhundert eine große Zahl verdienstvoller Maler, daher kommt diese Menge alter Bilder in Museen und Privatsammlungen, unter dem Namen dieses oder jenes Künstlers, den das Interesse des Verkäufers oder des Besitzers ihm gibt.

---

†) Voor de beeldenbracken, de Kerke van St. Jans was de peirel van de ouder meesterstukken, mee-

Digitized by Google

ster Geerard van der Meere, van Gent, had een Maria beeld geschildert en Judocus van Gent, discipel van Hubertus van Eyck, een tafereel verbeeldende St. Jans en thoofdinge. (Dieser Auszug aus der Handschrift eines Unbekannten, die 1636 Hrn. Ch. Rom. Gutsherr von Bellem, gehörte, ist aus einem Gedächtnißbuch des verstorbenen Herrn van der Bele, ehemaligen Sekretärs der Stadt Gent, abgeschrieben.)

Goes wurde dann ein Schüler Johann's und als dieser in Gent sein Kunstwerk vollendet hatte, ließ er sich in Brügge nieder und nahm dort Roger und Antonello unter die Zahl seiner Schüler auf.

Nach diesem darf man sich nicht wundern, daß bald die neue Methode in ganz Flandern verbreitet wurde; in den Deutschriften von Gent findet sich ein Accord, der 1419 zwischen dem Schatzmeister der Stadt und den freyen Malern (vrie schilders) Wilhelm von Arpoele und Johann Martens abgeschlossen wurde, worin sie versprachen, im großen Saale des Rathhauses einige alte Bilder wiederherzustellen und mit guten Oelfarben aufzufrischen, ohne Arzmittel dabey anzuwenden. *) In einem andern Contrakt im Jahr 1434 **) macht sich ein Maler, Saladin Scoenere genannt, anheischig das Altarblatt der Capelle der Franziskaner in Gent in Oel zu malen. Man ist zuerst versucht zu glauben, in einem sowohl wie in dem andern Contrakt sey nur davon die Rede, Bildhauerarbeit zu coloriren, aber man sieht im ersten Accord deutlich, daß der Maler außer einigen Bildhauerarbeiten, die er in Oel malen will, sich auch noch verpflichtet, den Grafen Louis, die Bürger mit ihren Waffen und alle die ihnen folgen in Oelfarben und in derselben Gestalt, wie sie auf dem vorhandenen Getäfel dargestellt sind, nachzubilden: (ghelicke te makene) was eine gemalte Composition voraussetzen läßt. In dem andern Accord drückt man sich noch deutlicher aus; es ist erst davon die Rede, ein altes Altarblatt von Bildhauerarbeit bunt zu malen und Saladin macht sich dann anheischig, auf die innere Seite der Flügelthüren, ***) die Geburt und den Tod der Jungfrau zu malen und außen zwey Gegenstände in Grau, die er der Wahl von dem überläßt, mit welchem er den Accord schließt; und was jeden Zweifel entfernt, ist, daß er sich am Ende des Contraktes für verpflichtet erkennt, mit guter Oelfarbe auf Leinewand einen Christus mit vier Figuren zu malen. ****)

L. de B.

---

*) Register des Jahres 1419 S. 95 Archiv der Stadt. Vergl. das Werk des Chev. Dierict Memoires de la ville de Gand. 1813 S. 73. 2ter Theil, wo dieser Contrakt vollständig abgedruckt ist.

**) Vergl. dasselbe Werk 2ter Theil. S. 255.

***) Ein Jahrhundert später wurde auch Gerard Hornbout beauftragt, die Flügelthüren eines alten geschnitzten Altarblattes zu malen, er stellte darauf die Geißlung und die Abnahme vom Kreuze dar.

****) Ende dies es hem Saladyn schuldich te makene eene rame van lynwade ghedoet, ende een crucifix der up met veer beelden van goeder olieverwen.

Stuttgart.

Hier ist kürzlich erschienen.

Verzeichniß der Sammlung von Oehlgemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen und Kunstwerken, welche aus der Verlassenschaft des königlich würtembergischen Hofmalers J. J. Steinkopf zu verkaufen sind. 80 Seiten in 8.

(kann auch in allen guten deutschen Kunst- und Buchhandlungen eingesehen werden.)

Ueber die Art des im Ganzen beabsichtigten Verkaufs dieser schönen, besonders im Fache der Thiere (vorzüglich der Pferde) und Landschaften ausgezeichneten Sammlung ist im Vorworte des Verzeichnisses das Nähere bestimmt.

Von dem Leben dieses Künstlers geben wir hier einen kurzen Abriß.

Johann Friedrich Steinkopf wurde den 8ten März 1737 in der alten churpfälzischen Stadt Oppenheim am Rhein geboren. Bereits als Knabe zeigte er eine vorherrschende Neigung zur Kunst, welcher sein ihn zu einem andern Stande bestimmende Vater mannichfache Hindernisse in den Weg legte. Schon in seinem 13ten Jahre las er mit Fertigkeit und Verstand seinen Ovid und Horaz, vorzüglich aber seinen Lieblings-Schriftsteller Virgil, und sein ganzes Leben über blieb ihm diese Kenntniß und eine große Liebe zur alten klassischen Literatur. In seinem 14ten Jahre kam er in eine Specereyhandlung in Mannheim in die Lehre, wo es ihm aber nicht gefiel, und von wo aus er bald nach Hause zurückkehrte. In seinem 15ten Jahre wurde sein Vetter, der Postmeister in Oppenheim, krank, und er versah diese Stelle, verbunden mit der Aufsicht über 46 Pferde und die dazu gehörigen Leute ein ganzes Jahr über mit solcher Pünktlichkeit und solchem Erfolge, daß er als Nachfolger in Vorschlag gebracht wurde, die Stelle aber — als Protestant — nicht bekam. Bey seiner fortdauernden Liebe für die Kunst erhielt er endlich nach vieler Mühe von seinem Vater die Erlaubniß, sich nach Frankenthal in die kurz zuvor daselbst errichtete churfürstlich pfälzische Porzellan-Fabrik zu begeben, um sich dort auf's Porzellanmalen zu legen. Nach einem Jahre war er bereits der beste Porzellanmaler in der Fabrik. Seine Vorgesetzten, zum Theil den emporstrebenden Jüngling mit mißgünstigen Augen ansehend, behandelten ihn unziemlich. Gekränkt darüber begab er sich, kaum 18 Jahre alt, nach Ludwigsburg in die dasige neue Porzellanfabrik, wo er mit Freuden aufgenommen wurde.

Digitized by Google

Nach einigen Jahren erhielt er dort als einer der ersten Maler einen feststehenden Gehalt mit jährlichem viermonatlichem Urlaub zu seiner weiteren Selbstausbildung. Diese Ausbildung wurde ihm aber sehr erschwert dadurch, daß keine Gallerie, überhaupt nichts in der Nähe vorhanden war, was dieselbe fördern konnte.

Seine Neigung zog ihn hauptsächlich zu Thieren und Landschaften, und jede sich ihm darbietende Gelegenheit, darin seine Kenntnisse zu erweitern, benüzte er mit dem größten Eifer und Fleiße. Seine hervorstechenden Talente wurden bemerkt, aber nicht unterstüzt; man wollte ihn so gerne der Fabrik erhalten. Durch die damalige Finanznoth des Herzogs Karl (von Würtemberg) aber gerieth die Anstalt in Stockung und in Kurzem wurden die Gehalte entweder gar nicht mehr oder in Porzellan gegeben.

Ehe noch in dieser Zeit das Uebel seinen vollen Grad erreicht hatte, verheirathete er sich im Jahr 1770 und bald nöthigte ihn eine zahlreiche, sich mit jedem Jahre mehrende Familie, auf Mittel zu denken, dieselbe zu erhalten. Er begab sich daher von Ludwigsburg nach Stuttgart, wo er Thiere, besonders Pferde nach der Natur studirte und ausführte. Er wußte sich Originalgemälde von Wouvermann und H. Roos zu verschaffen, die er aufs genauste mit höchstem Fleiße copirte und sich dadurch große Uebung und einen guten geschmackvollen Vortrag in Oelgemälden verschaffte. Seine Zeichnungen besonders fanden bey den Kunstfreunden in Frankfurt Beyfall und Absatz. Nun wurde er auch aufgefordert, im Zeichnen Unterricht zu geben, und bald vermehrte sich besonders durch die Errichtung der hohen Karlsschule im Jahr 1782 die Zahl seiner Schüler so sehr, daß er nicht selten 14 bis 15 Lektionen in einem Tage geben mußte und selbst den Sonntag nicht frey hatte. — Im Jahr 1786 erhielt er die neuerrichtete Stelle eines Lehrers der freyen Handzeichnung an dem Gymnasium zu Stuttgart, welche er bis zum Jahr 1817, also über 30 Jahre bekleidete. Im J. 1801, also in seinem 64sten ernannte ihn der damalige Churfürst, nachherige König Friedrich zu seinem Hofmaler im Fache der Thiermalerey. Von diesem Zeitpunkte an schreiben sich die Bilder (Pferde- und Viehstücke), welche sich gegenwärtig in dem königl. geschmackvollen Lusthause Weil befinden, deren größeren Theil er erst in seinen 70ger Jahren verfertigte. Im Jahr 1817, also in seinem 80sten Jahre, wurde er durch die Gnade des jetzigen Königs zur Ruhe versezt, mit Beybehaltung seines ganzen Gehaltes. Bey seiner fortdauernden in seinem hohen Alter so seltenen Geistes- und Körperkraft benuzte er die ihm verliehene Muße, um einen großen Theil der schönen edlen orientalischen Pferde, welche der König zu Verbesserung der Pferdezucht mit großen Kosten angeschafft hatte, auf den Gestüten nach der Natur zu zeichnen und zu malen; mehrere derselben äußerst schön und richtig ausgeführt, sieht man in den königlichen Lustschlössern Weil und Scharnhausen und noch mehrere finden sich in seiner hinterlassenen Sammlung. In dem harten Winter von 1822 auf 1823 befiel ihn eine entzündliche Krankheit, von der er zwar wieder hergestellt wurde, nie aber sich wieder völlig erholte, sondern am 30sten Januar 1825 in seinem 88sten Jahre starb. Seine Gattin hatte er im Jahre 1816 verloren. Von 14 Kindern waren zur Zeit seines Todes noch fünf Söhne und vier Töchter am Leben.

Seine Thätigkeit war ausgezeichnet groß, begünstiget von einer festen, auf große Mäßigkeit und eine genaue einfache Lebensordnung gegründete Gesundheit.

Nie fühlte er sich froher und glücklicher, als in der Ausübung seiner Kunst. In seinen lezten Jahren brachte er den größten Theil seiner Zeit in seiner Sammlung zu, welche er mehrmals früher vortheilhaft hätte veräußern können, von der er sich aber aus reiner, hoher Liebe nie zu trennen vermochte; sie noch zu vermehren, war er unablässig bemüht. Da sie großentheils durch Austausch seiner Arbeiten an Kunsthändler entstanden ist, so liefert sie unstreitig den sprechendsten Beweis seines großen Eifers und seiner hohen Liebe für die Kunst. —

Birmanische Alterthümer.

Kapitän Cox hat der Cambridger Universität eine Alabaster-Bildsäule eines birmanischen Götzenbildes aus dem heiligen Haine in der Nähe von Ava zum Geschenke gemacht, wie auch zwey, herrlich auf Palmorablatt geschriebene, Glaubensbücher, zu welchen nur die birmanischen Priester Zutritt haben.

Frankreich.

Der König von Frankreich hat 300,000 Franken für die Dekoration der Zimmer im Louvre, welche für den Staatsrath und das neue ägyptische Museum bestimmt sind, ausgesezt. Die Maler, welchen man die Arbeit anvertraut hat, sind die HH. Gros, Fragonard, Abel Pujol, Allaux, Hein, Scheffer und Picot.

Digitized by Google

Nr. 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. October 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Sekretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

(Fortsetzung.)

„Ich lasse mich nicht durch die Untersuchungen täuschen, die Alexander Tiarini und Malvasio an ein Paar Bildern des Lippo Dalmasio von Bologna machten, das eine 1376, das andere 1407 gemalt: aus welchen man folgern will, daß die Oelmalerey seit jener Zeit von den bolognesischen Künstlern gekannt und ausgeübt sey. Wenn sie selbst eine chemische Untersuchung angestellt haben, so mag vielleicht das ätherische Oel, was der Prof. Branchi auf alten Bildern entdeckt hat, oder irgend ein Gummi oder öligter Firniß, der auf die Bilder aufgetragen war, einen Irrthum veranlaßt haben; haben sie sich aber nur auf äußerliches Anschauen und Betrachten verlassen (und nachdem, was Malvasio sagt, scheint es als hätten sich ihre Untersuchungen hierauf allein beschränkt), wie aufmerksam, wie gewissenhaft auch diese Besichtigung mag gewesen seyn, so hat sie doch nur sehr täuschend seyn können; denn wie Zannetti bemerkt, (wo er von der venetianischen Malerey spricht), es ist nicht leicht, gewisse Arbeiten, die mit dem Gelben vom Ey in der bey den neueren Griechen gewöhnlichen Art gemalt sind, von denen zu unterscheiden, die mit gereinigtem Oel, zaghaft mit wenig Farben, auf trockenen absorbirenden Gyps gemalt sind.

„Herr d'Agincourt, mein verehrter Freund und ein sehr redlicher und erfahrener Richter in diesen Dingen, entwickelt dieselbe Ansicht in einem Briefe vom 22. Mai 1800 an den Hrn. Jac. Morelli gerichtet, der mir ihn mitgetheilt hat; er sagt darin: „Ich kann Ihnen versichern, daß die Untersuchungen, die ich während zwanzig Jahren, in verschiedenen Ländern, bey so vielen Bildern angestellt habe, von denen behauptet wurde, sie seyen vor Johann von Brügge in Oel gemalt, nur gedient haben, mir zu beweisen, daß die Bilder der lezten Künstler, die mit Wasserfarbe (à tempera) malten und die mit einem fetten Firniß überzogen wurden, eine solche Weichheit (una morbidezza) und selbst ein Impasto haben, daß es fast unmöglich ist, sie von den Oelmalereyen derer zu unterscheiden, die sich zuerst dieser Methode bedient haben, und noch keine vollkommene Uebung darin hatten.“ Mechel hat wirklich in seiner Beschreibung der kaiserlichen Gallerie ein Bild von Thomas de Mutina, der in der lezten Hälfte des 14ten Jahrhunderts blühte, als ein Oelgemälde angegeben; und Lanzi erzählt in der schon erwähnten Geschichte der Malerey: aa) daß der durch seine reiche Sammlung von alten Kupferstichen berühmte Graf Durazzo welcher bey der Untersuchung gegenwärtig war, die man im Beyseyn des Fürsten Kaunitz vornahm, ihm versichert habe, daß die Künstler, die herbey gerufen wurden, um dabey zugegen zu seyn, dahin entschieden hätten, daß dieß Bild, mit sehr feinem Gummi mit Weißem und Gelben vom Ey vermischt, gemalt sey. Dieselbe Untersuchung, die 1807 an einem andern Bilde desselben Künstlers durch die Professoren des florentinischen Lyzeums gemacht wurde, hat das Wiener Urtheil vollkommen bestätigt. Aus eben so guten Gründen würde es bey den von Raspe bb) angeführten Gemälden auch so seyn, wenn sie einer neuen und genauen Prüfung unterworfen würden. So bekennt Piacenza, in dem Leben von Colantonio del Fiore, von Baldinucci cc) geschrieben, freymüthig: daß er nicht im Stande gewesen sey, zu unterscheiden, ob die Malereyen dieses Künstlers in Oel gemalt seyen, wie Signorelli (in der schon angeführten Stelle seines Werkes über die För-

aa) 2ter Theil. S. 22.

bb) A critical essay on oil painting. London 1781.

cc) 2ter Theil. S. 396.

Digitized by Google

derung der Künste in Sicilien) kühn behauptet hätte. Wenn ungeachtet dessen, was gesagt ist, jemand darauf besteht, zu glauben, die Untersuchungen von Bologna seyen genau und keine Täuschung dabey gewesen, so werde ich weder meine Zeit, noch meine Mühe unnütz verschwenden, ihn von seiner Meynung abzubringen; nur ermahne ich ihn, mit mir zu bekennen, daß wenn zu jener Zeit, in Bologna in Oel gemalt wurde, es nur geschah, um eine neue Methode zu versuchen, die an der Stelle deren angewendet werden könnte, welche im Gebrauche waren, und daß diese Versuche kein günstigerer Erfolg krönte als anderswo. Sonst würden, wie ich es von den Neapolitanern gesagt, die bolognesischen Künstler ihre alte Methode aufgegeben haben, die weniger geeignet war, ihren Malereyen Dauer, Harmonie und Licht zu geben; auch würde sonst die florentinische Schule, die so zu sagen an den Thoren von Bologna blühte und beständig ihre Künstler dahin schickte, nicht um ein ganzes Jahrhundert in dieser Kunst, zurückgeblieben seyn.

„Gehen wir noch einmal kürzlich durch, was bis jezt vorgetragen wurde: wenn es nämlich wahr ist: — daß außerdem, was ich von Georgio d'Aquila gesagt habe, man nirgends liest, daß in der florentinischen Schule, von der Oelmalerey vor der Zeit Ceninios die Rede war, der 1437 darüber geschrieben und den Gebrauch davon nur auf den Hintergrund beschränkt hat; daß man noch mehrere Jahre später nach einem Mittel suchte, die Farben leichter zu mischen und die Bilder waschen zu können, ohne den Farben zu schaden und ohne daß die Gemälde bey jedem Berühren litten, wie Vasari in dem Leben des Antonello bemerkt; — daß Domenico Veneziano wegen der neuen Methode in Oel zu malen, zur Zeit des Andrea del Castagno nach Florenz berufen wurde; — daß in keiner Schule und keiner Gegend von Italien diese Kunst fortschreiten konnte, ohne zur Kenntniß der florentinischen Schule zu gelangen, die damals unstreitig einen höhern Standpunkt als alle andere einnahm; — daß alles, was die Schriftsteller Entgegengesetztes gesagt haben, durch gesunde Vernunft widerlegt ist, und daß alle Untersuchungen unzuverlässig, trüglich oder durch neue von reiferem Urtheil geleitete Forschungen widerlegt sind; — wenn dieß alles bewiesen, so scheint mir, kann ich ohne Weiteres schließen, daß, obgleich in mehreren Gegenden Versuche in der Oelmalerey angestellt wurden, dennoch Italien erst nach dem Tode Johanns von Brügge, welcher gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts erfolgte, die sichere Anwendung davon kennen lernte.

„Nachdem die Ansprüche der Italiener, Johann von Brügge in dieser Entdeckung zuvorgekommen zu seyn, verworfen sind, erfordert es wenig Mühe und wenig Geist, den Deutschen zu zeigen, daß ihre Maler ihm eben so wenig zuvorgeeilt sind. (Hier streitet nun Herr Puccini weitläufig gegen Heinecken und Lessing. Das Zeugniß des erstern verwirft er gänzlich, weil er sich ohne weitere Mittheilung der Gründe auf die Autorität von Richter stützt, dessen Nachforschungen verloren gegangen. Lessing, welcher gegen die Erfindung der Oelmalerey durch Johann van Eyck sich auf die Handschrift des Theophilus beruft, widerlegt er mit der Behauptung, daß die Oelmalerey, wie sie nach Theophilus Vorschrift gegen das 11te Jahrhundert in Deutschland geübt worden, wohl nur sehr roh und unvollkommen möchte gewesen seyn, oder wenn auch die von Theophilus beschriebene Methode bereits eine große Vollkommenheit erreicht gehabt, daß sie gar leicht in Vergessenheit habe gerathen können und von Johann van Eyck auf's neue wieder habe entdeckt werden müssen. Hr. de Bast stimmt der ersten Vermuthung in so fern bey, als er glaubt, daß die Gebrüder van Eyck die längst in Uebung gewesene Oelmalerey aus dem Gebiet des Handwerks in das Höhere der Kunst hinübergezogen und für diese anwendbar gemacht haben.)

„Da so dem Ruhm Johanns Gerechtigkeit wiederfahren ist, so führt uns dieser erste Schritt zum zweyten; das heißt, zu zeigen, daß Antonello die Kenntniß des Geheimnisses jener Schule erlangte und zuerst in Italien bekannt machte. Alle Schriftsteller, die ihm den Ruhm streitig machen, diese Methode den Italienern gelehrt zu haben, stützen sich auf die Voraussetzung: daß man lange vorher, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Neapel und Bologna eben so wohl mit Oel, als mit Leimfarben und al Fresko malte; doch glaube ich bewiesen zu haben, daß diese Voraussetzung ganz eingebildet ist, oder daß doch, in der Wirklichkeit nur sehr unvollkommene Versuche gemacht wurden, die zu nichts dienten, weil die Methode mit Leimfarben zu malen nicht immer den Vorzug behielt; bey dieser Ansicht, wenn nicht ein anderer genannt wird, dem Italien diese Entdeckung verdankt, bleibt der allgemeine Ruf des Antonello unangefochten, und entscheidet also schon die Frage zu Gunsten desselben. Aber Vermuthungen und unmittelbare und bestimmte Gründe überheben uns diesen negativen Beweis zu berücksichtigen.

„Ich übergehe die Schriftsteller, welche für Johann eingenommen, oder als Anhänger Vasari's, den Beweisen des berühmten Biographen nichts hinzufügen, und werde nur sein Zeugniß prüfen. In Toscana geboren, bald nachdem die Oelmalerey dort bekannt und eingeführt wurde, konnte er sich in Florenz mit denen hierüber unterhalten, die als Zeugen der Einführung die ersten waren, welche sie ausübten. Im Jahr 1542 machte er seine erste Reise nach Venedig und konnte dort von Antonello's Zeitgenossen die genausten und sichersten Nach-

Digitized by Google

richten aus dem Munde der alten Maler selbst hören. Der gewöhnliche Argwohn, eines Vorurtheils zu Gunsten seiner Landsleute, verdient hier gar keine Anwendung, weil er einem Fremden allen Ruhm beymißt; ein Umstand, der seinem Zeugniß den höchsten Werth gibt und es entscheidend macht.

„Nun bleibt noch übrig von der Inschrift zu sprechen, die auf dem Grabsteine Antonello's stand. dd) Sie ist jezt verloren gegangen, und gehört der nächsten Zeit nach seinem Tode an, weil Vasari sie ein halbes Jahrhundert nachher gelesen und in seiner Biographie aufgezeichnet hat. Sie kann nur eine Huldigung der einstimmigen Freundschaft jenes reichen Adels, der ihn so sehr liebte, oder was noch wahrscheinlicher ist, ein öffentliches Zeugniß von der Anerkennung der venetianischen Maler, wie Vasari anzudeuten scheint, wo er sagt: „Bey seinem Begräbniß wurde er wegen des Geschenkes, „das er der Kunst gemacht, und der neuen Methode „die Farben zu behandeln, von allen Künstlern sehr geehrt.“ ee) Die Grabschrift gehört also der nächsten Zeit nach seiner Beerdigung, und es würde zu thöricht seyn, vorauszusetzen, daß sie nur ersonnen sey; denn, ohne der Bestätigung Sansovino's zu gedenken, wer hätte wagen können oder wollen, öffentlich etwas aus so kurz vergangener Zeit zu erzählen, Angesichts der Künstler, die zuerst in Italien Nutzen von dieser Methode zogen, und dieß aus keinem andern Grunde, als um in einer durch die Kunst so berühmten Stadt allen Ruhm dieser Erfindung einem Fremden beyzumessen?

„Um das, was über Antonello gesagt ist, vollständig zu machen, bleibt mir noch übrig, die vielen sich widersprechenden Angaben der Schriftsteller, über die Zeit seines Lebens in Uebereinstimmung zu bringen. Um alles zu entfernen, was seinen Ruhm verdunkeln könnte, muß ich diese Arbeit unternehmen, da jene widersprechenden Angaben der einzige Grund sind, warum die öffentliche Meynung sich nicht bestimmt zu seinen Gunsten entscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

dd) D. O. M. Antonius pictor, praecipuum Messanae suae, et Siciliae totius ornamentum hac humo contegitur. Non solum suis picturis, in quibus singulare artificium et venustas fuit, sed et quod coloribus oleo miscendis splendorem, et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit, summo semper artificum studio celebratus.

ee) Fu dagli artifici nell' essequie molto onorato per il dono fatto all' arte della nuova maniera di colorire.

Sammlung von Ansichten alter enkaustischer Glasgemälde aus den verschiedenen Epochen. Veranstaltet durch C. Geerling. Köln bey Hoffahrt 1826. Fol.

Der ältern Glasmalerey ist in neuern Zeiten mit Recht besondere Aufmerksamkeit geschenkt und man hat sie sogar mit Erfolg hie und da, besonders auch in Preußen, wieder erneuert, welches die vortrefflich gelungenen Fenster zum Marienburger Schloß zeigen. Möchten durch diese Auffrischung einer seither als verloren erachteten Kunst, die Glasfenster unsrer Gebäude bald wieder zu mehr, als einem klimatischen Nothbedarf werden; möchte die Glasmalerey bald wieder mit der Fresko- und musivischen Malerey zum Wetteifer in würdiger in die Idee des Ganzen eingreifender Ausstattung unsrer Kirchen und Palläste zugelassen werden und das bloße Aufstellen oder Aufhängen von fremden oft in jeder Hinsicht weithergeholten Kunstwerken darin, welches immer etwas Unheimliches hat, verdrängen oder sie wenigstens mit dem umgebenden Raum zu einer lebendigern Einheit verbinden! Unsre Alten wußten die Glasmalerey nicht nur, dem Charakter des Orts und dem Eindruck der sogenannten gothischen Baukunst höchst entsprechend, zum Kirchenschmuck anzuwenden, sondern auch in öffentlichen Hallen und Versammlungssälen denkwürdige Personen und Begebenheiten dadurch kunstreich zu verewigen. Ja selbst bey dem Bau von Privathäusern war es nicht ungewöhnlich, daß Verwandte und Freunde, im Wege des Geschenks, oder der Hausherr selbst durch Fenstergemälde, war es zulezt auch nur ein Wappen, sich ein sichtbares und bleibendes Andenken stifteten; statt, daß wir jezt höchstens bey öffentlichen Gebäuden einige Münzen in einem Grundsteine oder Thurmknopf einsargen. Die alten Denkmäler der Glasmalerey sind daher in historischer Beziehung selten ganz uninteressant, sie sind es aber eben so wenig in Beziehung auf die alte Kunst selbst, denn da die technische Ausführung kostbar war, so lohnte sichs der Mühe von guten Meistern die Zeichnungen und Entwürfe dazu anfertigen zu lassen und viele der vorzüglichsten deutschen und niederländischen Maler und Zeichner haben, insbesondere im 16ten Jahrhundert, der Glasmalerey in die Hände gearbeitet. Mit der Vervollkommnung der Malerey überhaupt gelangte man bald dahin, auch die Glasmalerey von den alten Fesseln, in denen sie nicht vielmehr als eine Glasmosaik war, zu befreyen, ihr Farbenabstufung, Schattirung und Helldunkel zu geben und die Zusammensetzung der Glasstücke seltener und weniger störend zu machen, freylich am Ende auf Kosten der Farbenpracht. Durch diese Verbesserung gewährte sie der Kunst einen weit freyeren Spielraum, als die Mo-

salarbeit, und der leichten Zerstörbarkeit des Materials, die man an ihr aussezt, ist der Untergang ihrer Werke weit weniger zuzuschreiben, als der Nichtachtung der lezteren, dem Vandalismus, womit sie bey den Sekularisationen und Mediatisirungen in Deutschland behandelt wurden, endlich dem Wucher der Kunsthändler, der sie, nicht ohne großen Abgang, beweglich gemacht und besonders Engländern in die Hände gespielt hat. Um so erfreulicher ist es, zu erfahren, daß sich noch manche schöne Reste, nachdem die Gebäude, denen sie zur Zierde gereichten, meist verschwunden sind, in den Gegenden am Rhein, in Privatsammlungen erhalten haben, mitunter selbst aus einer Zeit, von der, außer den Miniaturen in Handschriften, von sonstiger Malerey fast nichts Bedeutendes aufzuweisen ist. Wir danken es daher Herrn Geerling aus Köln, daß er einige der wichtigsten und besten Stücke davon — größtentheils aus seiner eigenen großen und kostbaren Sammlung alter Glasmalereyen — nicht nur durch Beschreibungen, sondern durch lithographirte und colorirte Abbildungen bekannt macht. Dergleichen Darstellungen, wenn sie treu und gut gearbeitet sind, wie es in den vor uns liegenden Blättern der Fall ist, befördern am besten die noch zu wenig verbreitete Kenntniß dieser Kunstgattung in ihren verschiedenen Perioden, sie erweitern die Kunstgeschichte des Mittelalters und werden überall, vorzüglich aber da willkommen seyn, wo schon mehrere Glasmalerey theils im Privatbesitz anzutreffen sind und damit in Vergleich gestellt werden können. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Herausgeber, dieser vorerst nur auf 12 Blätter in 3 Heften berechneten Sammlung, durch die Theilnahme des Publikums bewogen werden möchte, ihr eine größere Ausdehnung zu geben und sie weiterhin auch auf die Kirchen seiner Vaterstadt Köln, die noch viele kostbare Schätze der Art bewahren, zu erstrecken, da außer einigen wenigen Abbildungen von Glasgemälden in größern, kostbaren Kirchen-, Alterthums- und Reisewerken noch nichts Aehnliches erschienen ist. —

Von diesen drey Heften, welche, wie gesagt, 12 Blätter in Folio enthalten, sind die zwey ersten aus 8 kolorirten lithographischen Blättern bestehenden Hefte fertig geworden und liegen uns vor, es wird auch ein ungefähr 9 Bogen starker Text nachfolgen, der über die abgebildeten Originalien in Ansehung ihrer Herkunft, ihres Alters, der Gegenstände ihrer Darstellung und der technischen Behandlung und ihrer Verschiedenheiten, die nöthigen Erläuterungen ertheilen soll.

Der Subscriptionspreis des ganzen Werks mit Text ist auf 6 Thaler pr. Cour. festgesezt; der nachherige Ladenpreis soll wenigstens um ⅓ erhöht werden und tritt ein, sobald das dritte Heft und der Text erschienen seyn werden.

Im Einzelnen möchten wir von den zwey fertigen Heften noch folgendes bemerken:

Blatt 1 und 2 enthalten zwey Fenster mit Vorstellungen aus der Märtyrergeschichte des heiligen Laurentius, die schon durch die Rundbogen, die geraden Spruchstäbe u. s. w. ein hohes Alter verrathen und für ihre Zeit von vorzüglicher Komposition und Zeichnung sind. Auf einem Spruchstab findet sich das datum anno 1500 bemerkt, und obgleich die Schrift auf den Sprüchen — vielleicht wegen Beschädigungen in den Originalen, nicht überall richtig kopirt zu seyn scheint, so sind diese doch gewiß nicht jünger.

Blatt 3 und 4. Eine Madonna mit dem ganz bekleideten Christkinde und die heilige Gertrud, jede in einem schönen gothischen Tabernakel stehend, Erstere besonders gut, aus dem 14ten Jahrhundert.

Blatt 5. Die heiligen Petrus und Paulus, vor einem reichen Baldachin stehend, mit Engeln in dem durchbrochenen Spitzbogen des Fensters, aus dem Ende des 16ten Jahrhunderts.

Blatt 6. Schmales Fenster aus der Marienkirche in Köln, mit Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes und einem Knieenden unten. Dieses Blatt, recht sorgfältig von geschickter Hand kolorirt, gibt eine vorzüglich gute Probe von der Blüthe niederrheinischer Glasmalerkunst des 16ten Jahrhunderts.

Blatt 7. Der heilige Georg und eine betende Frau mit ihrem Schutzengel unten, aus dem 15ten Jahrhundert.

Blatt 8. Drey Halbfiguren von Propheten in einem Tabernakel, wahrscheinlich der obere Theil eines größern Fensters mit der Verkündigung aus der sogenannten Armenbibel, wie die übereinstimmenden Spruchzettel zeigen. Daß die Vorstellungen dieses merkwürdigen xylographischen Werks häufig auch in Glasfenstern wiederholt wurden, ist aus Lessings Abhandlung über die Hirschauer Fenstergemälde bekannt, die Anordnung aber hier ist ganz eigenthümlich, und die Arbeit aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Leider ist dieses Blatt in der lithographischen Ausführung nicht so gelungen, als die übrigen.

Herr Geerling scheint das Alter dieser Glasmalereyen höher hinauf setzen zu wollen, als wir es hier gethan; selbst behauptete er gegen uns, daß der Spruchstab bey Blatt 1 und 2 mit der Jahrzahl 1300 später als die Malerey sey: Wir sehen daher um so mehr des von ihm ausgearbeiteten Textes entgegen, hoffend darin die Gründe seiner Annahmen entwickelt zu finden.

Dw.

Digitized by Google

Nr. 83.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. October 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Secretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

(Fortsetzung.)

„Vasari sagt, daß Antonello in einem Alter von 49 Jahren in Venedig starb, ohne jedoch weder sein Geburts- noch Todesjahr anzugeben; er fügt hinzu, daß es zu einer Zeit war, wo die Regierung ihn beauftragt hatte, einige geschichtliche Gegenstände für den Pallast zu malen, welche sie ungeachtet der Empfehlung des Herzogs von Mantua, seines Herrn, nicht Francesco Monsignori von Verona, anvertrauen wollte; und ferner sagt er, daß sein Tod allgemein sehr beklagt wurde und ganz besonders von dem Bildhauer Andrea Riccio. Wir wollen diese beyden Umstände erläutern.

„Vasari selbst sagt im Leben des Monsignori, daß er erst im Jahr 1487 †) in des Herzogs von Mantua Dienste trat; Antonello erhielt also erst später, und vielleicht um einige Jahre, den Vorzug vor ihm; denn der Herzog von Mantua wird Monsignori nicht vor Beendigung der Arbeit, wegen der er ihn in Dienste nahm, zu verabschieden gedacht, noch ihn empfohlen haben, ehe er es verdiente.

„Was Andrea Riccio betrifft, so ist durch seine Grabschrift, die Scardonio in seinen Alterthümern von Padua anführt, ††) äußer allen Zweifel gesezt, daß er 1470 geboren war. †) Nun muß er doch wenigstens 20 Jahre gewesen seyn, ehe er in ein vertrautes Freundschaftsverhältniß mit Antonello treten konnte; überdieß beweist Vasari, indem er ihn einen berühmten Bildhauer nennt, daß er damals schon Meister in seiner Kunst war. Wenn Vasari auch wohl Antonio dem Bildhauer von Verona mit Andrea dem Bildhauer von Padua verwechselt, wie ich glaube, weil er diesem lezteren eine Bildsäule der Eva im herzoglichen Pallaste zuschreibt, worauf sich der Name Antonio befindet, so ist doch dieser Irrthum von gar keiner Wichtigkeit für unsern Gegenstand, weil durch ein Dekret der Vicentiner, das vom Grafen Enea Arnoldi in seiner Abhandlung von den Basiliken, S. 120 bekannt gemacht wird, völlig erwiesen ist, daß Antonio 1496 noch lebte und arbeitete.

„Nun müssen wir bemerken, daß 1483 ein Theil des herzoglichen Pallastes (Pallast des Dogen) durch eine Feuersbrunst zerstört wurde; daß nach einer ungedruckten Chronik, die mir durch den gelehrten Jakob Morelli mitgetheilt wurde, die Wiederherstellung erst 1493 beendigt ward, und daß dieser Zeitpunkt vollkommen mit dem Unternehmen zusammentrifft, welches nach Vasari, Antonello aufgetragen wurde.

„Ferner muß beachtet werden, daß die beyden gewaffneten Männer, die, nach Ridolfi, Antonello in der Kirche des heiligen Nicolaus in Treviso auf dem Grabmal des Senators Augustin Oniga, der 1490 im Juli zu Rom starb, in Fresko malte, ungefähr derselben Zeit angehören, bey welcher Gelegenheit ich sogleich die Meynung des Pater Federici widerlegen will, der in seinen trevisanischen Denkwürdigkeiten (S. 226) behauptet, Ridolfi sey im Irrthum, ohne daß er einen einzigen der Schriftsteller nennt, die, wie er sagt, versichern, Antonello sey zu jener Zeit schon mehrere Jahre todt gewesen. Dann bemerke ich auch noch, daß wenn die Arbeit von Treviso

†) In der Uebersezung des Hrn. de Bast steht irrig 1448, Puccini hat übereinstimmend mit Vasari 1487.
S. B.

††) 3tes Buch. S. 375. De antiq. Patav. etc.

†) In der Uebersezung des Hrn. de Bast findet sich irrig 1440, Puccini gibt wie Morelli und Cicognara 1470 an.
S. B.

Digitized by Google

weniger trocken ist, als die Verkündigung, die Antonello in der Casa Avogadra gemalt hat, dieß kein Beweis ist, daß diese Arbeit nicht von ihm sey, denn im vorrückenden Alter mußte auch sein Talent reifen; vielmehr ließe sich hieraus schließen, daß das gute Gelingen seines Gemäldes in Treviso, Antonello den Vorzug verschaffte, den der Senat von Venedig ihm vor seinem Mitbewerber um die Freskomalerey im herzoglichen Pallaste zugestand.

„Aus diesem allen läßt sich der Schluß ziehen, daß, wenn man selbst Gallo, dem einzigen Schriftsteller, der den Zeitpunkt von Antonello's Tod angegeben und ihn, wie wir höher oben gesehen haben, für das Jahr 1496 festgesezt hat, keinen Glauben beymessen wollte, 1493 dennoch der frühste Zeitpunkt ist, den man annehmen kann. Diese Angabe stimmt vollkommen mit den Denkwürdigkeiten des Girolamo Alibrandi, (welcher der Raphael Messina's genannt wird) überein; er war 1470 geboren, beendigte in seiner Vaterstadt den Cursus der schönen Wissenschaften, lernte dort die Anfangsgründe der Zeichenkunst, und wurde dann durch den Ruf des Antonello nach Venedig gezogen, wo er sich in der Schule seines berühmten Landsmanns vervollkommte. So drückt er sich selbst in seinen Denkwürdigkeiten der messinischen Maler aus. (S. 17.)

„Nun bleibt noch der Zeitpunkt seiner Geburt zu bestimmen! Dieß ist um so nothwendiger, weil, wenn es wahr wäre, daß er im 49sten Jahre starb, wie seit Vasari, der einzige Sandrart ausgenommen, alle Schriftsteller versichern, 1444 als sein Geburtsjahr angenommen werden müßte; ein Zeitpunkt, der mit allem bis hieher Gesagten und Geschriebenen in offenbarem Widerspruch stände. Wie könnte in der That, in diesem Falle wahr seyn, was in dem Briefe, den ich angeführt habe, Summonzio, Marco von Siena, der Ritter Massimo und Domenici einstimmig versichern, daß nämlich Antonello in der Schule des Colantonio del Fiore gebildet wurde; wie nah würde dann der Tod des Meisters und die Geburt des Schülers zusammentreffen? Wie hätte er das Geheimniß von Johann van Eyck lernen können? Mechel versichert in seiner Beschreibung der Wiener Gallerie, jedoch ohne Beweise vorzubringen, Johann van Eyck sey 1441 im 71sten Lebensjahre gestorben, während Sandrart, van Mander und Descamps übereinstimmend angeben, daß er 1370 geboren und sehr alt gestorben wäre, was ein höheres Alter wie 71 Jahre anzudeuten scheint. gg)

gg) Was in einer der vorhergehenden Anmerkungen über das Alter von Johann von Brügge gesagt wurde, kann über diesen Punkt keinen Zweifel lassen. Ich kenne die Urkunde nicht, nach welcher Mechel berichtet, das Jahr seines Todes sey 1441, doch weiß ich auch nichts, was mir ein Recht geben könnte, diese Angabe zweifelhaft zu

Aber, wenn man auch nicht blindlings der Meynung Mechels beytreten will, so kann man sich doch nicht erlauben, das Leben dieses Meisters bis zu der Zeit zu verlängern, wo die Möglichkeit angenommen werden dürfte, daß Antonello (wenn er 1444 geboren wäre) zu ihm reisen, und eine so vertraute Freundschaft mit ihm hätte schließen können, die ihn in Besitz des kostbaren Geheimnisses sezte; und zwar dürfte man dieß um so weniger, da Facius in seiner Abhandlung von 1456 hh) nur

finden. Die Urkunde von 1445 in dem Archiv der Stadt Brügge, wo von der Wittwe die Rede ist, scheint mir im Gegentheil eine Bestätigung davon zu seyn. Was aber berechtigt die in obigem Texte angeführten Schriftsteller, das Jahr der Geburt dieses großen Malers für 1370 zu bestimmen, eine Jahrszahl, die mir augenscheinlich irrig vorkommt? Als er 1429 oder 1430 auf dem großen Gemälde der Cathedrale von Gent sein Porträt malte, stellte er sich dort, wie ich schon früher bemerkt habe, nicht älter als 30 oder höchstens 35 Jahre dar, während er als ein 60jähriger Mann abgebildet seyn würde, wenn er 1370 geboren wäre; um so mehr, da dieß Porträt augenscheinlich nach der Natur gemalt ist. Sollte diese falsche Angabe der Jahrszahl seiner Geburt nicht ihren Grund in dem Irrthume haben, der Johann als den Erfinder der Oelmalerey angiebt, statt seines viel ältern Bruders Hubert? Wenn man wußte, daß der Erfinder des neuen Verfahrens 1370 geboren war, sollte man dadurch nicht natürlicher Weise verleitet worden seyn, das Geburtsjahr des Bruders für Johann anzunehmen?
L. de B. †)

†) Carl van Mander sagt nicht, daß Joh. van Eyck im Jahr 1370 geboren, sondern, daß Hubert, so viel man vermuthen könne, ungefähr 1366 und Johann einige Jahre später geboren sey: Schilderboeck 1618. S. 128. Sandrart, ohne zu achten, daß C. v. M. auf derselben Seite, sich widersprechend, ganz richtig bemerkt: Johann sey ein Schüler seines Bruders und ein gut Theil jünger gewesen als dieser, folgert aus jener Aeußerung, Johann habe also ungefähr 1370 das Licht der Welt erblickt; zugleich auch sezt er die Geburt des Hubert ganz bestimmt in das Jahr 1366, während er sich blos auf Carl van Mander bezieht. Und was Sandrart mit der Vermuthung des C. v. M. für das Geburtsjahr des Hubert thut, das thut Descamps mit der Vermuthung des Sandrart für das Geburtsjahr des Johann, er erhebt sie zur Gewißheit; bis denn zulezt, um das Maaß dieser Willkürlichkeiten voll zu machen, der ebenso unkritische Mechel, ohne allen Grund anzugeben, hinzufügt, Johann van Eyck sey 1441 im 71sten Jahre gestorben!
S. B.

hh) De viris illustribus Florentiae 1745. ††)

††) Herr Puccini behauptet zu viel; Facius spricht von Johann van Eyck im historischen Styl, und es läßt sich aus der Stelle keineswegs schließen, ob der Verfasser sich

Johann, wie von einem vor einiger Zeit (wahrscheinlich vor 1450) verstorbenen Manne spricht. Wirklich ist auch in dieser Abhandlung angeführt, daß Roger, ein Schüler van Eyck's, der, nachdem er die Vergünstigung erlangt hatte in das Geheimniß eingeweiht zu werden, und seinen Meister im Alter gewiß nicht verlassen haben würde, in jenem Jubeljahre (1450) in Rom war, und dort die Malereyen von Gentile da Fabriano in St. Johann Lateran gesehen und bewundert hat.

„Auch mit dem Tode Domenico's ließe sich dieser Zeitpunkt der Geburt Antonello's nicht vereinbaren. In einem ungedruckten Werke über die Bildhauerkunst, das nach Vasari's Angabe Antonio Averulino, Filarete genannt, 1464, Peter von Medicis zueignete und welches mit dieser Zueignung noch in der Bibliotheca Magliabechiana aufbewahrt wird, ii) liest man ausdrücklich, daß Domenico zu dieser Zeit schon todt gewesen sey; so wäre er also gestorben, wie Antonello 19 oder 20 Jahre alt war. Wie hätte in diesem Fall lezterer von seiner Reise nach Flandern zurückgekehrt seyn können? Wie hätte er in Venedig Domenico sein Geheimniß mitgetheilt? Wie wäre Domenico von da nach Florenz gegangen und wie hätte er dort durch seine Oelmalereyen den Neid des Andrea del Castagno erregt, der ihm später das Leben kostete? So viele Reisen und Begebenheiten drängen sich schwerlich in einen so kurzen Zeitraum zusammen; übersieht man denn ganz, daß man hier aus keinem andern Grunde von der Wahrheit abgeht, als weil eine geschriebene Zahl ihr entgegensteht, während im Gegentheil ein unbefangenes Urtheil verlangt, daß man diese Zahl ändern muß, um sie mit den Thatsachen in Uebereinstimmung zu bringen? Oder will man der Unachtsamkeit des Schriftstellers, oder noch wahrscheinlicher, dem Irrthum eines Setzers genug Wichtigkeit zugestehen, eine der feyerlichst anerkannten Thatsachen zu nichte zu machen, eine Thatsache, die von so vielen besonderen Umständen begleitet, die mit einer bis in's Kleinste gehenden Genauigkeit erzählt ist, und die das Zeugniß der besten Schriftsteller für sich hat? Gerade so wird in den Büchern des Diodor von Sicilien gesagt, der Tempel des Jupiter in Agrigent habe nur 60 Fuß Fronte, und nach der Ausgrabung dieser ungeheuren Ruinen ist man jezt belehrt, daß 100 Fuß in der Feder des Abschreibers zurückgeblieben sind.

„Es ist also fast unwiderleglich dargethan, daß Antonello bis 1493 lebte, und für unsern Gegenstand ist es von keiner Wichtigkeit, daß sein Leben länger gewesen sey, alle Gründe sind dafür, daß wir sein Geburtsjahr zurückrücken und da uns hiebey nichts anderes zu Statten kommt, so müssen wir uns an das halten, was Sandrart bietet; dieser Schriftsteller sagt unmittelbar, nachdem er den Tod Domenico's erzählt hat: „dieß geschah als Antonello im 49sten Jahre seines Lebens war." Das ist so gut als wenn er sagte, Antonello sey 1414 geboren, da, wie ich mit Hülfe des Zeugnisses von Averulino bewiesen habe, der Tod des Domenico sich gegen das Jahr 1463 ereignete.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

den Maler als verstorben oder als noch lebend gedacht habe? Von dem Maler und Medailleur Pisano spricht Facius, wie von Johann van Eyck, in der vergangenen Zeit: Pisanus veronensis in pingendis rerum formis sensibusque exprimendis ingenio prope poetico putatus est etc., und zwar erzählt er von ihm, daß er die Gemälde im Lateran, welche Gentile da Fabriano, vom Tode überrascht, unvollendet gelassen, ausgeführt habe, a. a. O. S. 47. Von Gentile aber meldet er, S. 44, daß derselbe im Jahr 1450 noch an diesen Gemälden arbeitete und dabey von dem flamändischen Maler Roger großes Lob erhielt. Die Stellen finden sich ausführlich in Morelli Notizia d'opere di Disegno da un Anonimo del XVI. Bassano 1800. S. 179 und 187. Sodann führt auch Cicognara in seiner Geschichte der Bildhauerey. 1ste Ausgabe II. Band S. 394 unter den Medaillen des Pisano eine an, welche Philipp Medicis, Erzbischof von Pisa, darstellt, dieser wurde aber erst 1461 erwählt. Pisano muß also nicht nur 1456, als Facius schrieb, sondern auch noch über das Jahr 1461 hinaus gelebt haben.
S. B.

ii) 9tes Buch, Cap. 25.

Ueber das Abformen menschlicher Körper in Gyps.

Es ist von einer Statue Hrn. Pettrich's, eine Fischerin vorstellend, in Dresden gesagt worden: Dieselbe sey nicht eine modellirte Figur, sondern von der Natur abgegossen. Eine Behauptung, die sich in Rom Niemand würde zu Schulden kommen lassen.

Da dieser Ausspruch auf Verkleinerung der Verdienste eines geschickten und geschätzten Künstlers abgesehen scheint, indem er denselben zum bloßen Gypsformer herunterwürdigen möchte, so erlaube man mir einige Bemerkungen über eine Rede, die viel ungereimter ist, als Manchem vorkommen möchte, der in die Wesenheit der plastischen Kunst nicht tiefer eingedrungen ist.

Rührt dieser Ausspruch von einem Laien her, so beweist er zwar seine Unkenntniß im Wissenschaftlichen der Kunst; allein zugleich den Eindruck, den ein hoher Grad von Wahrheit und Natur in einem Kunstwerke nie verfehlt und gereicht demnach zum Lobe des Werks. Kam aber das Urtheil aus dem Munde eines Künstlers,

so liegt eine verdeckte Nebenabsicht zum Grunde, denn jeder Künstler weiß, daß der schönste, menschliche Körper abgeformt, keine Statue ist, und daß nur die Kunst eine Statue zu bilden vermag. Die durchsichtige Haut, die unsern Körper bekleidet, die Beweglichkeit und Lebendigkeit der Lineamente, die Abwechslung der Tinten des Inkarnats, die Verschiedenheit der Farbe der durchspielenden Adern, Muskeln, Nerven und Knochen, der Haare u. s. w. verhüllen alles Kleinliche, Störende und bringen alle Theile in einen harmonischen Einklang; in den todten, weißen Gyps abgegossen, dem alles Leben entflieht, das nicht die Kunst hineinzaubert, drückt sich jedes Fältchen, ja der kleinliche Zug scharf und hart in schroffen Schatten ab und bringt eine unleidliche Störung in die Form, so daß oft der Fall sich ergibt, daß Masken von lebenden Personen abgegossen, mit der Lebendigkeit zugleich die Aehnlichkeit einbüßen, während die Büste, welche der tüchtige Bildhauer darnach bildet, uns die Person aufs Neue in täuschender Aehnlichkeit und Lebendigkeit vors Auge bringt.

Einen lebendigen Körper in einer beliebigen Stellung ganz abzugießen, lassen die durch den Athem bewegten Theile nicht zu. Hände und Füße, Arme und Schenkel, der Rücken, selbst noch das Gesicht mit geschlossenen Augen, können theilweise abgeformt werden, erleiden jedoch mehr oder minder große Veränderungen, im Vergleich mit der lebendigen Natur. Allein solche abgegossene Glieder können niemals, als plastische Form, zusammengesezt, nicht einmal eine Hand oder ein Fuß, als solche angewandt werden, wären sie auch von den schönsten Personen genommen. Als Studien hingegen sind sie dem Künstler von vielfachem Nutzen, und gerade bey ihrer Benutzung muß sich das Talent des Künstlers bewähren. Der Ungeschickte wird troz dieser Hülfsmittel, dennoch nichts Gutes zu Stande bringen. Versuche, schöne Körper abzugießen, um sie plastisch anzuwenden, sind früher auch in Rom gemacht worden, und immer mit demselben schlechten Erfolg, weil die Idee auf falschen Voraussetzungen beruht. Welchen Einfluß die Verschiedenheit der Farbe des Stoffs auf die künstlerische Behandlung habe, beweist die ganz verschiedene Behandlung der Bronze und des Marmors; jene gestattet eine weit mehr ins Detail gehende Ausführung, weil ihre dunklere Farbe, keine so harten Schatten hat, wie der weißglänzende Marmor.

Wenn das bisher Gesagte nicht hinreichen sollte, Hrn. Pettrich gegen eine so abgeschmackte Behauptung zu verwahren, so können die hiesigen Künstler, Thorwaldsen an der Spitze, bezeugen, daß er, wie jeder Andre zu thun pflegt, zuerst seine Skizze entwarf, nachher das gewöhnliche Gerippe von Eisenstangen und Dräthen zur Festhaltung des Thons einrichtete, dasselbe nach und nach mit Erde bekleidete, dann, wie jeder andere Künstler ein Modell nahm, die vor Augen habende Natur nach seiner Intention anwandte, dabey mehr die Erscheinungen derselben benuzte, da es der Gegenstand erlaubte, als nach idealischer Form strebte, und mit Liebe und Fleiß ein Werk vollendete, das der Natur mit solcher Zartheit und Innigkeit nachgebildet ist, daß es jene, in den Augen der Nichtkenner, plausible Beschuldigung verursachen konnte, die gerade durch ihre Wahrhaftigkeit das größte Lob wird; denn diese so wahre und tiefe Auffassung und Annäherung an die Natur ist eben die individuelle, ausgezeichnete Eigenheit unsers Künstlers, in solchen Hervorbringungen, deren Idee eine solche Annäherung an die Wahrheit mit Beobachtung der Gesetze der Plastik gestattet. Das ist ihm nun freylich nicht so leicht nachzuthun. Sein kolossaler Todesengel hingegen, durch seine Idee schon über die gewöhnliche Natur erhaben, ist in dem Style des reinen Ideals, in großartigen Verhältnissen und Formen ausgeführt, wie Gegenstand und Gedanke es verlangen.

Eine liegende weibliche Figur, die schlafende Unschuld mit einem Lämmchen, die nun auch nach Dresden gekommen ist und die wo möglich der Natur, so weit es die Plastik verstattet, noch näher gebracht ist, als die Fischerin, wird wahrscheinlich demselben Vorwurfe unterliegen müssen. Es wäre damit eine bequeme Art aufgefunden Statuen zu fabriziren, ohne Bildhauer zu seyn.

Man ist in Rom gerechter gegen anderer Verdienst und Hr. Pettrich wird bald, durch bedeutende Aufträge in den Stand gesezt, durch große Werke zeigen können, auf welcher Stufe der Kunst er steht.

Man erlaube mir zum Schlusse, des lezten Versuches zu erwähnen, der in Rom gegen Ende vorigen Jahrhunderts mit Abgießung eines ganzen Körpers angestellt wurde. Ein damals sehr bekannter, nun verschollener Bildhauer unternahm es, seine schöne Frau abzuformen. Die Qual und Marter dieser Operation, die unerträgliche, damit verbundene Manipulation, das stufenweise zunehmende Gewicht und die steigende Erhitzung des Gypses, die ihre Glieder mit schädlicher Feuchtigkeit durchdrang, verursachten der Armen eine schwere Krankheit, sie wurde kontrakt und starb an den Folgen. Dieß, fürchte ich, würde das Schicksal Jedes seyn, der seinen Körper einer solchen Execution unterwürfe, ohne daß Statuen zu Tage gefördert würden, nur mit einzelnen Theilen kann dieß gefahrlos geschehen. Man ist seither über die wahre Wesenheit der Plastik mehr ins Reine gekommen und ungereimte Versuche dieser Art finden nicht mehr statt; um so auffallender klingt in dieser Zeit die Hrn. Pettrich gemachte Anschuldigung.

D. M.

Digitized by Google

Nr. 84.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. October 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Sekretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

(Fortsetzung.)

„Man wird mir vielleicht entgegnen, daß Sandrart in der Geschichte fremder Maler, gewöhnlich nur das wiederholt, was andere vor ihm geschrieben haben, und daß also, wenn er das Jahr als einen Zeitpunkt seines Lebens angibt, in welchem Vasari sagt, daß er starb, hieraus nichts geschlossen werden kann, als daß er den Sinn von dem, was der Geschichtschreiber aussprach, falsch übersetzte; man muß aber bedenken, daß die abweichende Lesart des Sandrart, obschon sie sehr wichtig, dennoch für meine Behauptung nicht nöthig ist; denn, da was ich über den Tod Antonello's gesagt habe, gut begründet ist, so reicht der Zeitraum von 49 Jahren, auf den Vasari sein Leben beschränkt nicht hin, für die Begebenheiten die er selbst erzählt, und muß also berichtigt und verlängert werden. Es kommt nicht darauf an, zu untersuchen, welcher der beyden Schriftsteller mehr Glauben verdiene, aber wohl, da der Irrthum des einen anerkannt ist, ob es rathsam sey, die Verbesserung des andern gelten zu lassen, indem man annimmt, daß er in dieser einzigen Thatsache besser unterrichtet war; ich bin gewiß überzeugt, wenn man die Sache von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird sich gegen Sandrart wenig sagen lassen. †)

„Bestimmt man also 1414 und 1493 als die Jahre der Geburt und des Todes Antonello's, so schließen sie einen Zeitraum von 79 Jahren ein, und diese Zahl erhält man, wenn man die erste Nummer der von Vasari angegebenen Zahl verbessert, ohne die zweyte zu ändern; was mir ein Zusammentreffen scheint, das zur Wahrheit zurückführt und allen Streit über das Leben Antonello's aufhebt. Alles was Summonzio und Vasari über ihn geschrieben haben, läßt sich in diesen Zeitraum bringen.

„Wenn man auch wirklich annimmt, er sey zu Anfang des Jahres 1447 von Neapel nach Flandern gereist, das heißt, zur Zeit, wo Alphons seit fünf Jahren im ruhigen Besitz des Reiches, schon den Kauf des Gemäldes gemacht haben konnte, welches die Veranlassung dieser Reise war, kk) so genügte das Alter von 33 Jah-

---

†) Herr Puccini verwirft aus guten Gründen das von Vasari zu 49 Jahr angegebene Lebensalter des Antonello. Vasari ist in den Thatsachen meistens sehr glaubwürdig, aber unter den Zahlen, die er anführt, findet sich manche unrichtig; welches daher entstanden seyn mag, weil er vieles aus mündlicher Ueberlieferung aufschrieb, oder daß die mit Ziffern geschriebenen Zahlen von dem Abschreiber oder von dem Setzer selbst falsch gelesen wurden. Was hingegen Sandrart betrifft, so hat sich dieser in den Stellen, wo er andere Autoren vor Augen hatte, so viele Nachlässigkeiten und Willkürlichkeiten zu Schulden kommen lassen, und ist er überhaupt so unkritisch verfahren, daß eine abweichende Lesart bey ihm gar keine Beachtung verdient. S. B.

kk) Die Jahrzahl 1447, die der Verfasser dieser historischen Nachricht für die Reise Antonello's nach Flandern annimmt, ist nur eine willkürliche Annahme, doch glaube ich sie widerlegen zu müssen, weil sie mit den Nachrichten im Widerspruch steht, nach welchen der Tod Johanns einige Jahre vor 1447 erfolgte und auch mit dem Oelgemälde Antonello's, worauf man die Jahrzahl 1445 (?) liest. Man erfährt durch diese Nachricht selbst, daß das Jahr der Abreise Antonello's nicht bekannt ist. Dieser Zeitpunkt ist also ganz ungewiß; doch scheint ein Umstand eine der Wahrheit sich nähernde Bestimmung zu gewähren. Die Schriftsteller sagen, Antonello sey nach Flandern gereist, nachdem er am Hofe des Königs von Neapel, Alphons ein Oelgemälde von Johann van Eyck gesehen hatte. Ist diese Nachricht wohl in allen Nebenumständen genau? Haben die Schriftsteller zuvor sehr strenge Nachforschungen angestellt, ehe sie behaupteten, daß der König Alphons

Digitized by Google

ren, das Antonello zu dieser Zeit erreicht hatte, für seine Lehrzeit in der Schule Colantonio's, für seine langen Studien in Rom und für seinen langen Aufenthalt in Palermo und in Messina seiner Geburtsstadt. Da

---

in Neapel herrschte, zur Zeit, wo Antonello dort das Bild sah, welches ihn bestimmte nach Flandern zu gehen? Dieser Zweifel ist wichtiger und begründeter als man Anfangs glauben sollte. Wir haben in der vorhergehenden Anmerkung gesehen, daß Mechel 1441 als das Todesjahr von Johann angibt, wäre nun Antonello nicht früher als zur Zeit Alphonsens nach Flandern gekommen, so könnte dieß erst 1442 oder später gewesen seyn, weil Alphons V., König von Arragonien sich nicht eher als 1442 Neapels bemächtigte; hiedurch wäre die Jahrzahl, die Mechel für den Zeitpunkt des Todes Johanns bestimmt, falsch und die Beweise, die ihre Richtigkeit zu bestätigen scheinen, mehr oder weniger erschüttert, doch würde der Urkunde nichts an Glaubwürdigkeit genommen, welche 1445 seiner Wittwe erwähnt, weil immer noch ein Zeitraum von zwey bis drey Jahren für die Reise Antonello's geblieben wäre. Wenn aber der Name des Königes Alphons hier nur in Folge einer Ueberlieferung stände, die ihn aus irgend einem Irrthum fälschlich aufgenommen hätte, so würden die Thatsachen ganz anders in Uebereinstimmung treten. Man hat in obigem Texte gesehen, daß Colantonio, am Hofe des Königs von Neapel, Réné von Anjou, sehr in Gunst stand, daß er sogar mit dem Könige in einem vertrauten Verhältniß lebte, da dieser um den Maler von einer Reise nach Flandern abzuhalten, selbst übernahm, ihm die flamändische Methode in Oel zu malen, zu lehren; eine Methode für die der Monarch und der Maler eine gleiche Vorliebe, hegten. Réné von Anjou bestieg 1435 den Thron, nach dem Tode der Königin Johanna II., die ihn das Jahr vorher adoptirt hatte; und dieser königliche Lehrer sowohl als der Maler, der sein Schüler war, versäumten gewiß nicht, während seiner Regierung, in Rücksicht ihres gleichen Geschmackes und des Unterrichtes den sie sich gaben, alle Mühe anzuwenden, irgend etwas zu erhalten, was unter das Beste, was die flamändische Schule hervorbrachte, gerechnet werden könnte; dieß war gerade zu der Zeit, wo Johann van Eyck in Gent die unvergleichliche Composition des Lammes vollendete, an welcher er sechs Jahre nach dem Tode seines Bruders gearbeitet hatte; das heißt von 1426 bis 1432. Es ist fast unmöglich, daß das Gerücht von der Entstehung und dem Daseyn einer so ungewöhnlichen Produktion nicht schnell zu so eifrigen Bewunderern, wie der König und Col-Antonio waren, sollte gedrungen seyn; einer Produktion, die mit der höchsten Vollkommenheit in der flamändischen Methode ausgeführt war, für welchen sie eine besondere Vorliebe hatte. Vielleicht entstand der Gedanke Colantonio's nach Flandern zu gehen aus dem Wunsche dieß Wunderwerk zu betrachten, und es wäre sehr natürlich, wenn der König Réné außerdem, daß er sich bemühte, Colantonio die flamändische Methode selbst zu lehren, auch gesucht hätte, ein Bild jenes großen Meisters zu erhalten. In obiger historischer Nachricht wird man noch finden, daß Antonello bey Colantonio in die Lehre ging; ließe sich diese Thatsache nicht mit den andern in Verbindung bringen? Sollte nicht vielleicht Colantonio, mit der Zustimmung des Königs, da er selbst nicht nach Flandern gehen konnte, einem seiner besten Schüler die Auszeichnung bewilligt haben, diese Reise zu machen, und sind die wichtigen Empfehlungen, deren Ueberbringer Antonello war, und die ihm eine so günstige Aufnahme bey Johann van Eyck verschafften, vielleicht von dem Könige und vom Maler Colantonio gewesen. Die Thatsachen und die Jahrszahlen reihen sich aneinander, daß es einem gewissermaßen leid seyn müßte, wenn man nicht eben so viel für die Wahrheit sprechendes darin finden könnte; während, wenn man annimmt, daß Antonello zur Zeit des Königes Alphons die Reise machte, alles erzwungen, dunkel, widersprechend und ohne Verbindung ist. Woher käme es aber, daß die Geschichte der Malerey die Jahrszahlen so verändert und die Zeiten verwirrt hätte? Wer den Gang und den Geist großer politischer Begebenheiten beobachtet hat, wird dieß sehr natürlich finden; Alphons hatte schon seit 1435 dagegen protestirt, daß die Königin Johanna, Réné von Anjou adoptirte; er nahm für sich selbst den Besitz des Königreichs von Neapel in Anspruch, und protestirte im folgenden Jahre gegen die Besitznahme. Die ganze Regierungszeit Réné's, so wie die Johanns von Anjou, der ihm wie die Schriftsteller berichten, 1438 folgte, waren in seinen Augen nur eine widerrechtliche Anmaßung; 1442 sezte ihn eine glückliche List in den Besitz der Stadt Neapel, und von da an durfte, wie es immer zu geschehen pflegt, nichts was die Usurpatoren gethan hatten, mehr gelobt noch selbst von Jemand angeführt werden; wenn etwas Gutes, während ihrer Regierung oder durch sie geschehen war, mußte es entweder unterdrückt, oder dem beygemessen werden, welchen die Gewalt oder das Glück der Waffen zum Sieger gemacht hatte. Die Erlangung eines Originalbildes von dem berühmtesten Maler war ein zu wichtiger Umstand und von zu großem Einfluß für die Künste in Italien, als daß es hätte erlaubt seyn können, dem Usurpator Réné die Ehre davon zuzugestehen. Ueberdieß war nicht Alphon's seit seiner Protestation von 1435 gesetz- und rechtmäßiger König? Die folgenden Thatsachen, die man in obiger historischer Nachricht lesen wird, sind ganz in diesem Sinne. Nachdem Antonello das Geheimniß von Johann van Eyck gelernt hatte, zögerte er noch lange, ehe er wieder nach Italien ging; nach seiner Rückkehr lebte er dort in einer Art Incognito, hielt sich kurze Zeit in Venedig auf, und ging nicht nach Neapel, wo er doch zu malen gelernt hatte und wo er zu der Reise veranlaßt wurde, die ein so glücklicher Erfolg krönte. Im Gegentheil verbannte er sich gewissermaßen vom südlichen Italien und verbarg so zu sagen, in Messina seiner Vaterstadt unter einem Scheffel das helle Licht, was er aus Flandern mitgebracht hatte. Er kam nicht eher wieder nach dem Festlande von Italien, als bis durch einen Mord sein Geheimniß dem einzigen Schüler, dem er es anvertraut hatte, entrissen wurde; dieß alles ist nicht natürlich und steht in zu grellem Gegensatz mit dem Aufsehen der Reise Antonello's und seinen glänzenden Empfehlungen. Wie wollte man erklären warum, nachdem der Zweck seiner Reise vollkommen erreicht war, er sich lange Zeit unsichtbar machte. Warum wurde das Geheimniß weder von ihm, noch von jemand anders offenbart? Muß nicht ein bedeutendes Ereigniß diese Sonderbarkeiten veranlaßt haben? Mir scheint die Revolution, die Alphons auf den Thron von Neapel brachte, dieses größere Ereigniß. Man

Digitized by Google

Johann van Eyck vor 1450 gestorben ist, so vermuthe ich, daß Antonello eine Zeitlang sich in Flandern aufhielt, die Schulen in Deutschland und Holland besuchte und erst 1457 nach Italien zurückkehrte; daß er damals nur kurz in Venedig blieb, aber doch zu dieser Zeit Domenico das große Geheimniß mittheilte, daß der Wunsch seine Verwandten und Freunde wiederzusehen, ihn in seine Vaterstadt zurücklockte, wo er einige Zeit blieb; daß er dann nach Mailand ging, und daselbst durch seine Arbeiten großen Ruhm erlangte, wie man in Maurolico ll) findet; daß er endlich 1470 in seinem 56sten Lebensjahre, sich in Venedig niederließ, weil er nach dem Ausdruck Vasaris das Vergnügen liebte und in dieser Stadt nach seiner Neigung leben konnte.

„Zu dieser Vermuthung werde ich dadurch veranlaßt, daß, wenn Antonello nach dem Tode Johanns van Eyck, der, wie wir gesehen haben, vor 1450 erfolgte, sogleich nach Italien zurückgekehrt wäre, und von da an Venedig zu seinem festen Wohnort erwählt hätte, es nicht leicht zu begreifen wäre, wie man in dieser Schule so lange zauderte, die neue Methode in Ausübung zu bringen. Denn Zanetti, ein gelehrter Erforscher der Denkmäler seines Vaterlandes, versichert uns: das erste Bild mit einer bestimmten Jahrszahl, welches dort in Oelfarbe ausgeführt wurde, sey dasjenige, welches Vivarini für die Kirche St. Johannes und St. Paul 1473 malte. Wenn man in Italien kein Andenken aus einer früheren Periode an ihn hat, als von 1470, und in Venedig keines vor 1474, so wäre es noch auffallender, daß er selbst so viele Jahre unthätig geblieben wäre, oder daß er, wie der berühmte Abbé Lanzi bemerkt, sich so spät entschlossen haben sollte, die Jahrszahlen auf seinen Bildern zu bemerken. Außerdem muß beachtet werden, daß, da die Florentiner sich entschlossen, einen fremden Maler wegen der neuen Methode der Oelmalerey, die er besaß, zu berufen, sie natürlicher Antonello aufgefordert hätten, als Domenico, wenn der erstere noch in Venedig geblieben wäre, nachdem er sein Geheimniß mitgetheilt hatte.

„Man muß also zugeben, daß er sich nach seiner Rückkehr aus Flandern und einem kurzen Aufenthalt in Venedig, nach Messina zurückzog, nicht für einige Monate, wie Vasari behauptet, sondern für viele Jahre; daß er dort gearbeitet hat und auch seiner Gewohnheit folgte, die Jahrszahl auf seinen Bildern zu bemerken, und daß seine Gemälde durch die Mißgeschicke dieser Stadt zum Theil zerstört und zum Theil in entfernte Gegenden gebracht worden sind, um dort in den Privatsammlungen vergessen zu werden.

könnte hinzufügen, daß da Colantonio, wie wir früher gesehen haben, in einem vertrauten Verhältniß zum Könige René stand, es nicht glaublich ist, daß er oder sein Schüler Antonello an dem Hofe des Königes Alphons Zutritt bekamen; es läßt sich noch mehr anführen: denn daraus, daß Antonello nicht nach Neapel ging, weder bey seiner Rückkehr aus Flandern, noch als er von Messina kam, ist es sehr erlaubt zu schließen, daß dort für ihn keine Sicherheit war; bey Begebenheiten dieser Art dient die Ungewöhnlichkeit des Talents dem Manne, der zu der überwundenen Parthey gehört, nicht immer zum Schutz.

Die Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich wird gewiß ein Beyspiel der Mäßigung für alle Zeiten seyn, und dennoch sind David und Arnault nicht mehr Mitglieder der französischen Akademie und beyde sind verbannt. Ist dieß nicht die Geschichte Antonello's, des Schülers des vertrauten Freundes eines vom Throne gestürzten und als Usurpator erklärten Königs, bey einer Wiedereinsetzung eines Königs von Arragon in einem noch halb wilden Zeitalter? Was mich betrifft, (wenn man mir nicht die Augenscheinlichkeit des Gegentheils beweist) so wird mich die Uebereinstimmung aller Thatsachen, aller Zeitangaben und selbst aller nationalen Ueberlieferungen veranlassen, die Ankunft Antonello's in Flandern für die Jahre von 1435 bis 1442 zu bestimmen, ein Zeitpunkt, wo Johann van Eyck nach Beendigung seines Meisterwerkes sich in Brügge niedergelassen hatte, woselbst er, wenn nicht 1441, doch fast unbestreitbar vor 1445 gestorben ist.

L. de B. †)

†) Hr. de Bast irrt mit Hrn. Puccini, indem er annimmt, daß der König René in demselben Jahr, wo die Königin Johanna gestorben, nämlich 1435, nach Neapel gegangen; damals war er bey dem Herzoge von Burgund in Gefangenschaft, wodurch er vielleicht veranlaßt worden, für seine Neigung zur Malerey ein Verhältniß mit J. v. Eyck anzuknüpfen; nach Neapel zog König René erst im Jahr 1438 (Vergl. Art de vérifier les dates.) Was übrigens die in der obigen Anmerkung ausführlich entwickelte Vermuthung über Antonello betrifft, so scheint sie mir sehr gewagt. Dieser Maler müßte irgend ein ungeheures Verbrechen begangen haben, wenn er sich nicht einem Fürsten hätte nähern dürfen, welcher der eifrigste Beförderer von Kunst und Wissenschaft war, und allgemein Alphons der Weise und Großmüthige genannt wurde. Hr. de Bast bemerkt indessen mit Recht, daß es sehr schwierig, die verschiedenen Nachrichten mit der Annahme eines frühen Todes des Joh. van Eyck zu vereinigen. Dahingegen verschwinden alle Schwierigkeiten, und das Leben des Antonello tritt mit dem des Joh. van Eyck in das natürlichste Verhältniß, wenn dieser bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, oder gar, wie die Anmerkung zu der neuen Ausgabe des Carl van Mander angibt, bis gegen 1470 gelebt hat.

S. B.

ll) Hist. Sican. 5tes Buch, S. 186, erste Ausgabe.

„Wenn man so das Leben Antonello's verlängert, so werden, wenn auch nicht mit der äußersten Gewißheit, doch wenigstens mit viel Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, die Widersprüche ausgeglichen, welche durch die Nachricht von der Kürze seines Lebens entstanden sind; nach diesem glaube ich nicht, daß noch irgend etwas dem widerspricht, daß er entschieden derjenige ist, welcher zuerst in Italien die vollkommene Methode, in Oel zu malen, gezeigt hat; dieß zu beweisen war der einzige Zweck, den ich vor Augen hatte, als ich diese mühselige Arbeit unternahm.

„Noch füge ich hinzu, daß ich nicht sehr überzeugt bin, daß man die Einführung der Oelmalerey in Florenz unmittelbar der Reise Domenico's zuzuschreiben habe. Andrea del Castagno, der solch eine Eifersucht und einen Neid gegen diesen Meister und seinen Wohlthäter faßte, daß er ihn ermordete, um das Geheimniß allein zu besitzen, war nothwendig sehr zurückhaltend damit; und wenn er es Pietro del Polajolo, seinem Schüler, mittheilte, so that er dieß gewiß nicht, wie Vasari vermuthet, in der dem Tod des Domenico noch so naheliegenden Epoche, als Pietro mit seinem Bruder Antonio die Kapelle des Kardinals von Portugal zu St. Miniato al Monte malte. An dem schönen Bilde, welches diese beiden Brüder für den Altar der Kapelle ausgeführt haben, und welches mir erlaubt wurde in die königliche Gallerie mm) zu bringen, fand ich während Vittorio Sampieri die Stellen restaurirte, welche durch die Zeit gelitten hatten, bei Untersuchung der Farben keinen Geruch von Oelfarben, noch einen bestimmten Geruch von Firnis; außerdem machte ich noch die Bemerkung, daß die Feuchtigkeit bey einigen Stellen in derselben Weise wie auf Leimfarben (Tempera) gewirkt hatte, denn die Farbe war eher mehlig und verblichen, als gesprungen und vom Grunde losgelöst, während die Theile, die unbeschädigt geblieben waren, glücklicher Weise die vorzüglichsten der Arbeit, sich im Lichte wie im Schatten ohne Risse oder Sprünge erhalten hatten. Sey es aber, daß Andrea das Geheimniß bald mittheilte, welches er von Domenico wußte, sey es, daß es nach und nach bekannt wurde; so ist doch in beiden Fällen klar, daß von der Zeit an, wo Antonello sich in Venedig niederließ, die Oelmalerey in kurzer Zeit überall eingeführt wurde, und daß also Florenz und Italien sie ihm allein verdanken.

(Der Beschluß folgt.)

---

mm) In diesem Museum hat man alle die alten Denkmäler der Malerey zusammengestellt, die in ganz Toskana zerstreut waren, um dort als unverwerfliche Beweise der Wiederauflebung und der Fortschritte der Malerey in diesem Lande zu dienen: eine Zeit, mit deren Geschichte Hr. Puccini sich schon seit mehreren Jahren beschäftigt.

Ueber ein Gemälde von Francia Bigio in Dresden.

Eben blättere ich in dem Katalog der *Dresdener* Gemälde-Gallerie und werde dadurch aufs neu an ein Bild von Francia Bigio erinnert — in der innern Gallerie, Abth. XVII. Nro. 131 — das schon oft der Gegenstand äußerst scharfsinniger Erklärungen gewesen, aber eben darum — so viel ich weiß — unerklärt geblieben ist. Ein nackter Leichnam hängt an einem Baum, zwey Pfeile in der Brust; ein vornehmer Jüngling ist im Begriff den dritten auf ihn abzuschießen. Neben ihm drey andere Jünglinge, durch reichere Tracht vor einer zahlreichen Versammlung von Rittern und Bürgern, im Costüm des Mittelalters, ausgezeichnet. Im Hintergrunde eine Stadt.

Was bedeutet dieß Bild? Dieß ist die Frage, die bis jezt noch nicht gelöst worden ist; aber wenn wir uns nicht sehr täuschen, so ist die Auflösung dieses Räthsels in einer alten längst bekannten Geschichte enthalten, die unter andern in der englischen Ausgabe der *Gesta Romanorum* (von Swan) steht.

Ein König hinterläßt vier Söhne, von denen nur einer wirklich von ihm erzeugt ist. Sie streiten um den Thron und überlassen endlich einem alten vertrauten Rath des verstorbenen Fürsten die Entscheidung. Dieser läßt darauf den Leichnam des Königs aus der Gruft nehmen und erklärt: der solle König seyn, der einen Pfeil am tiefsten hineinschießen würde. Das Wettschießen beginnt. Der erste trifft des Fürsten rechte Hand, der zweyte seinen Mund, der dritte sein Herz, und alle glauben, daß dieser den Preis gewinnen werde.

Aber der vierte Bruder, an dem jezt die Reihe war, wirft, als ihm der Bogen übergeben wird, das Geschoß weit von sich hinweg und ruft empört: das sey ferne von mir, daß ich den Leib meines Vaters zerfleischen sollte!

Alles Volk erkannte in diesem edlen Zorn den ächten Sohn des Königs und er wurde sogleich einstimmig zum Nachfolger desselben ausgerufen.

Paris, den 1. Oct. 1826.

Dr. Hermes.

Digitized by Google

Nr. 85.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. October 1826.

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Sekretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824. p. 49 ff.)

(Fortsetzung.)

Schon ehe ich die interessante Abhandlung des Ritter Puccini kannte, war ich überzeugt, daß Antonello vor 1445 nach Flandern gekommen, und daß er folglich ein höheres Alter erreicht hatte als Vasari angibt. Jezt habe ich die Bestätigung hievon nicht nur durch die Nachricht des Hrn. Puccini erhalten, sondern auch, indem ich eines der ersten Oelgemälde von Antonello mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit untersuchte. Seit langer Zeit hatte ich die Absicht meine Meynung über diesen Gegenstand bekannt zu machen, indem ich aber das Werk des Hrn. Agincourt dabey zu Rathe zog, fand ich dort die Abhandlung Puccini's angeführt, von der ich hier die Uebersetzung liefere; meine erste Sorge war also, daß ich mir diese verschaffte, um die Forschungen zu kennen, die ein Gelehrter in Italien angestellt, wo er den Vorzug genoß, die genauesten Nachrichten einsammeln zu können. Mit der größten Freude fand ich darin meine Ansicht in Bezug auf Antonello vollkommen bestätigt, und ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als sie bekannt zu machen, indem ich meine Bemerkungen über einige wenige Abweichungen hinzufügte, welche durch die nicht sehr genau eingesammelten Nachrichten über die van Eyck's veranlaßt sind.

Das Bild Antonello's, was ich gesehen habe, ist von Baron Keverberg, nn) damals Civilgouverneur von Flandern beschrieben: „Dieses Bild stellt Christus am „Kreuz zwischen den beyden Schächern dar. „Die Jungfrau sizt am Fuße des Kreuzes, an welches „der reuige Schächer geheftet ist. Sie ist in einen tie„fen und stummen Schmerz versunken. St. Johannes „an der entgegengesezten Seite, scheint die Schrecken des „Todes zu vergessen, um mit dem Feuer seiner liebenden „Seele den Sohn des Ewigen anzubeten.

„....... Die Schrecken des Todes? der Abdruck ist „nicht richtig. Christus ist voll Ruhe und Hoheit. Er „hat in dem Gefühle seiner Gerechtigkeit und göttlicher „Güte seinen Geist ausgehaucht. Die Schächer hängen „todt, jeder an dem Baume, der zu seiner Todesstrafe „aufgerichtet ist; der zur linken ist in Convulsionen ge„storben, welche, obgleich sie einen schrecklichen Anblick ge„währen, doch das Auge nicht beleidigen.

„Ein Theil der Stadt Jerusalem ist im Mittel„grund, das Meer im Hintergrund. Durch optische Täu„schung scheint sich das Wasser zu erheben, in dessen durch„sichtiger Farbe man die Wellen des mittelländischen oder „adriatischen Meeres erkennen will.

„Antonello, begeistert durch das Gefühl des Schö„nen, was der italienische Himmel bey ihm entwickelt „hatte, theilte diesem Bilde die Wärme des Clima's, „unter welchem er aufgewachsen war, mit; ein nur halb „geübtes Auge aber genügt, um sich zu überzeugen, daß „der technische Theil dieses Gemäldes, welches unstreitig „in Oel gemalt ist, der Schule der van Eyck's angehört; „dieß ist ein Zeugniß mehr, und ein unverwerflicher Zeuge „der Wahrheit von Vasari's Erzählung. Es ist eines „der kostbarsten und seltensten Denkmäler für die Ge„schichte der Kunst, und um den Punkt anzugeben, wo „sich des italienischen Genius mit den Talenten der Nie„derlande berührte."

Man muß bedauern, daß Hr. v. Keverberg nicht selbst die Inschrift untersucht hat, die sich auf diesem Bilde befindet; und man muß dieß um so mehr beklagen, als schon einige fremde Schriftsteller sie so, wie Hr. v. Keverberg abgeschrieben haben. Diese Inschrift ist mit der Spitze des Pinsels in kleinen Buchstaben auf ein Blatt

nn) Ursula, princesse britannique, pag. 107. Gand 1818. 8°.

Digitized by Google

geschrieben, welches an einen Holzpflock befestigt im Vordergrund vor der Jungfrau liegt. Hier folgt die Inschrift, wie ich sie vor der Wegnahme des alten Firniß abgeschrieben habe:

1445
antonellus
messaneus
me o° pinxt.

Herr v. Keverberg liest: 1477 Antonyllus Messaneus me pinx. (Ursula pag. 108), der Irrthum in der 4ten Ziffer rührt von der Aehnlichkeit her zwischen der 5, wie man sie zu jener Zeit schrieb, und der 7, wie sie jezt gemacht wird, wenn man nicht den obern Zug dieser Zahl beachtet. Bey der 3ten Zahl aber ist der Irrthum dadurch entstanden, daß der obere Theil der Ziffer, der nur noch sehr schwach zu sehen ist, dem Abschreiber entging, welcher, wenn er diese Zahl untersucht hätte, leicht bemerkt haben würde, daß sie, wenn auch deren oberer Theil seiner Voraussetzung nach fehlte, auf jeden Fall nur ein beschädigtes, um die Hälfte seiner Länge verkleinertes Zeichen ist; auf keinen Fall konnte er glauben, daß die untere Hälfte fehle, denn man bemerkt sehr deutlich, daß gerade dieser Theil nicht gelitten hat und daß der Pinselstrich hier zu Ende ging. Diese Jahrzahl ist von dem größten Interesse für die Geschichte der Kunst und vernichtet die Zweifel, die noch rücksichtlich der Untersuchung des Hrn. Puccini statt finden könnten.

Die Weglassung des Wortes Oleo scheint ebenfalls zu beweisen, daß Hr. v. Keverberg, der mit sehr viel Schärfe beobachtet, wenn er etwas beschreibt, was er vor Augen hat, sich auf das verlassen, was ihm von Menschen gesagt wurde, die zu wenig an die Schreibweise jener Zeit gewöhnt waren. Der Beysatz Oleo hätte sonst dem aufgeklärten Bewunderer der Meisterwerke unserer alten Schule nicht entgehen können; denn man muß ohne Zweifel die Meldung dieses besondern Umstandes, außerdem, daß sie als Bestätigung dafür dient, daß dieses Bild wirklich in Oel gemalt ist, für ein Bekenntniß des Künstlers gelten lassen, daß in Oel zu malen für ihn eine neue Methode war. Oder geht daraus nicht klar hervor, daß er vor der Ausführung dieses Gemäldes sich einer andern Methode bediente? unterließ der Maler nicht wirklich, nachdem er ausschließend in der neuen Art arbeitete, auf seinen Bildern zu bemerken, daß sie in Oel gemalt seyen? Da die Buchstaben sehr klein sind, mehr als ein Drittel kleiner als die Jahrzahl hat man seit Kurzem geglaubt, einen Zweifel auf das wirkliche Daseyn dieses Wortes werfen zu können, indem man es als einen Riß betrachtete. Da eine fortgesezte Uebung mich mit dieser Art Arbeiten besonders vertraut gemacht hat, so kann ich dieß nie für wahr anerkennen: erstens, weil die Spuren des Pinsels hier eben so sichtbar sind, als bey den andern Buchstaben der Inschrift, und zweytens, weil, durch den größten Zufall ein Riß, wie ein Buchstabe entstanden wäre, gerade an einer Stelle, die, wie absichtlich, gut erhalten ist, um ihn aufzubewahren, dann weil er dieselbe Gestalt, und dieselbe Größe, wie die andern Buchstaben hat, so daß man glauben muß, er sey von derselben Hand gezeichnet; weil ferner dieser Riß einen Strich haben mußte, der ihn mit einem andern von derselben Form verbindet, der kleiner ist und die Abkürzung eines Wortes bedeutet, was so gut in den Sinn der Inschrift paßt, und endlich, weil ein anderer Strich diesen lezten Buchstaben mit dem obern Theile des Buchstaben P verbindet, mit dem das Wort pinxit anfängt. Dieses Zusammentreffen von Umständen, und besonders das Abkürzungszeichen, das über dem ersten O steht, kann gewiß nicht dem Zufall beygemessen werden, selbst, wenn diese Buchstaben wie Risse gestaltet wären; was mich betrifft, so habe ich sie mit derselben Stärke der Farbe gesehen, wie die andern Buchstaben, und habe meine Ueberzeugung durch die Prüfung der Inschrift, wie sie früher war, erlangt, noch ehe man sich beschäftigt hatte, das Bild zu reinigen. oo) Ich mache hier diese Bemerkungen, um Widerlegungen zuvorzukommen, die nur auf den gegenwärtigen Zustand der Inschrift begründet sind den ich nicht kenne, da ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, das Bild zu sehen, seit es von Gent weg ist. So lange man von dem Irrthum erfüllt ist, der sich in Vasari's Werk eingeschlichen hat, sey es durch seine eigene Schuld, sey es durch die des Verlegers, daß Antonello nur 49 Jahre alt geworden wäre, so lange wird man sich auch bemühen, Zweifel auf den wahren Sinn dieser Inschrift zu werfen, wenn gleich der Charakter des Gemäldes deutlich das Gepräge der Eigenthümlichkeit von den Werken der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts an sich trägt; eine Eigenthümlichkeit,

oo) Ich habe das Bild zugleich mit Hrn. Hye-Schoutheer, Mitglied des königlichen Instituts, Sekretär und Archivar der Stadt Gent, gesehen, dessen ausgedehnte Kenntnisse in diesen Dingen nicht bestritten werden, mit Hrn. Delbecq, Vice-Präsident der königlichen Gesellschaft der schönen Künste, einer der ersten Schönschreiber (calligraphes) der Niederlande, und dessen Talente oft in Anspruch genommen werden, um über die Identität der Schriftzüge ein Urtheil zu sprechen. Ich habe es noch einige Zeit nachher mit Hrn. van der Hagen, Professor der Universität Breslau und Hrn. Raßman, Prof. der Universität Gent gesehen, eben so auch mit dem sonstigen Besitzer des Bildes Hrn. van Rotterdam. Alle diese Herrn sind Augenzeugen, gegen deren Sachkenntniß sich nichts sagen läßt, und die bezeugen können, daß die Inschrift genau so beschaffen war, als dieß köstliche Bild noch in Gent aufbewahrt wurde.

Digitized by Google

die besonders in Italien, so verschieden von der ist, welche man an den Arbeiten bemerkt, die in der folgenden Hälfte des Jahrhunderts gemalt sind. Ehe ich einen Blick auf die Jahrzahl warf, war ich schon geneigt, es in die Classe dieses ersten Zeitraums zu ordnen; die richtigere Zeichnung, als in den Arbeiten der flamändischen Schule jener Zeit, würde dennoch, wenn man ihm eine spätere Jahrzahl geben wollte, als ein Produkt der italienischen Schule, noch zu wünschen übrig lassen, indem diese sich schon damals durch die Strenge der Formen auszeichnete, der sie später den Glanz verdankte, wodurch sie alle andern überstrahlte, und es ist zu vermuthen, daß in dieser Beziehung die Zeichnungen, welche Antonello dem van Eyck brachte, von diesem mit so viel Anerkennung aufgenommen wurden. †)

---

†) Ich habe das angeführte Gemälde im Jahr 1824 bey dem durch seine edle Kunstliebe so ausgezeichneten Ritter von Ertborn in Antwerpen gesehen, und ohne etwas von den Folgerungen zu wissen, welche Hr. de Bast aus der Inschrift ziehen wollte, habe ich sie mit aller Unbefangenheit untersucht und 1475 gelesen. Indessen ist die Schrift so außerordentlich klein, daß bey der Aehnlichkeit, welche die Form der im 15ten Jahrhundert gebräuchlichen Sieben, nämlich ein umgekehrter römischer Fünfer Λ, mit der arabischen 4 hat, und zumal auch bey dem Zustand der Inschrift Zweifel erhoben werden können, welche auf unmittelbarem Wege nicht zu entscheiden sind. Ueberhaupt kann eine Inschrift auf einem Gemälde, wenn sie nicht alle Zeichen diplomatischer Gewißheit an sich trägt, ja immer nur als secondairer Beweis gelten; das Wesentliche ist der Charakter und die Ausführung, die geistige und technische Eigenthümlichkeit der Malerey. Diesem nach aber entspricht das fragliche Gemälde, so viel ich aus eigener Anschauung von der altitalienischen Malerey kenne, keineswegs dem Zustand derselben in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wohl aber dem zu Anfang des lezten Viertels. Um über diese Verschiedenheit meiner Ansicht von der des Hrn. de Bast zu entscheiden, und was das wichtigere ist, um sich bey der Untersuchung über Antonello auf das Gemälde des Hrn. v. Ertborn stützen zu können, müßte man also das Gemälde vorerst mit den Werken des Antonello vergleichen, welche mit unbezweifelten Inschriften aus den Jahren 1470, 1474, 1478 noch in Italien und in England vorhanden sind. Ich habe bis jezt ebenso wenig, wie Hr. de Bast, eines von diesen Gemälden gesehen. Das mir bekannte schön ausgeführte Porträt, welches Hr. v. Ertborn neuerlich aus der Sammlung des Hrn. Denon in Paris angekauft hat, wo es für ein Werk des Antonello und für das Bildniß des Pisan galt, ist ohne Inschrift. Es hat dieß vortreffliche kleine Gemälde eine sehr große Aehnlichkeit mit den Arbeiten des Joh. van Eyck, die Physiognomie des dargestellten Mannes aber stimmt ganz und gar nicht mit dem Bildniß des Pisan überein, welches Mazzuchelli im 2ten Band seines Museums T. XI. Fig. 5. nach einer alten Medaille mit der Inschrift: Pisanus pictor gibt.

E. B.

Daraus, daß Johann van Eyck vor dem Jahr 1445 starb, und daß Antonello bald nach dem Tode seines Meisters Flandern verließ, pp) mußte man schon schließen, das Gemälde, wovon ich spreche, sey in Italien gemalt, die Art des Holzes scheint es gleichfalls zu beweisen, qq) und die mündliche Ueberlieferung, die sich in der Familie Maelcamp erhalten hat, daß einer ihrer Voraltern es aus diesem Lande mitgebracht habe, läßt keinen Zweifel mehr übrig. Alles vereinigt sich für die Meynung, daß es eine der ersten Arbeiten ist, die der Maler in Italien in Oehl ausführte, und daß man diesem einzigen Grunde die Erwähnung dieses besonderen Umstandes zuschreiben muß, der in einem Lande, wo man diese Art der Malerey nicht kannte, einiges Interesse hatte.

(Der Beschluß folgt.)

---

pp) Dieß alles verhindert nicht, daß der Aufenthalt Antonello's in den Niederlanden länger gewesen seyn kann, als man bis jezt gedacht. Eine alte Ueberlieferung *) führt uns in Versuchung zu glauben, dieser Maler habe ein Gemälde für die Kirche des heil. Johann in Gent, verfertigt.

---

*) Antonello van Sicilien wilde Vlaenderen niet verlaeten zonder dat hy daer een teeken liet van gehougenis zyne komste in dit landt, om de maniere van schilderen met olieverwe van meester Jan van Eyck te leeren. Men wilt dat hy aen S. Jans Kerke, om deze reden een tafereel tot geschenk zoude gegeven hebben. (Auszug aus einer Handschrift, Hrn. Ch. Rym, den ich schon erwähnt habe, zugehörig.)

---

qq) Der Ritter Florent van Ertborn hat die Gefälligkeit gehabt, durch zwey der geschicktesten Kunsttischler von Antwerpen das Brett, worauf dieß Bild gemalt ist, untersuchen zu lassen, und sie haben erklärt, es sey von wildem Kastanienbaum, den es in den Niederlanden nicht gibt.

Nachrichten aus Berlin.

Steindruck.

Berlin hat, wie die meisten großen Städte, die Erfindung des Steindrucks benuzt: Behörden und Private haben Theil genommen; indem, was mit der Feder zu machen, ist man hier so weit gediehen, wie irgendwo; und im Kunstfache sind, nach vielen geringen und mittelmäßigen Erzeugnissen, treffliche Blätter, der Erwähnung werth, erschienen.

Digitized by Google

Zwey größere Institute, wovon das eine von dem königlichen Ministerium ressortirt, liefern die eigentlichen vorzüglicheren Kunstarbeiten. Das andere, von einem Kunstliebhaber von Stande gestiftet, hat zum Hauptzweck: Gemälde aus den königlichen Sammlungen abzubilden. Die höchsten Herrschaften, das Ministerium der Künste, mehrere Kunstliebhaber brachten es durch ihre Theilnahme ins Leben. Nicht hinreichende Vorsicht in der Auswahl der zeichnenden Künstler war Ursache, daß man im Allgemeinen mit den Erzeugnissen nicht zufrieden war, indem neben einigen guten Blättern, mehrere mißglückte erschienen; was bewirkte, daß die Zahl der Subscribenten nicht bis zu dem Grade zunahm, daß ein sicheres Einkommen den Arbeitern (nämlich Zeichnern und Druckern) hätte gegeben werden können, wie dieß in München der Fall ist. Allerdings sind die dortigen Steindrucke, durch geschickte Zeichner angefertigt, gleich mit gutem Rufe ausgegangen; aber es haben sich auch gleich eine so große Zahl verpflichteter Abnehmer dazu vereint, daß dem Unternehmen ein sicheres Bestehen voraus verkündet werden konnte.

In der hiesigen königlichen Druckerey sind, wenn man nicht auf die höchsten Kunstwerke in diesem Fache sieht, bedeutende Werke erschienen, wie z. B. die Reise des General Menu in Aegypten, die Rheinlandschaften, die Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, worin gar interessante Blätter vorkommen. Lezteres, wovon man hätte meynen sollen, daß es den Zeichnern einen ermunternden Ertrag würde gegeben haben, findet doch nur so viel Abnehmer, daß damit die Auslagen erstattet werden, es erweckt aber keineswegs bey den Künstlern die Lust fortzufahren.

Unter den großen Blättern nach königlichen Gemälden werden von Liebhabern und Künstlern als wohlgerathen betrachtet: Das Porträt des Rembrand; die Ehebrecherin; Pabst Julius der Zweyte; die Verkündigung Mariä, nach Garofalo, und St. Petri Befreyung, nach Honthorst. Und das neueste Heft von vier Blatt enthält drey vortreffliche Stücke, die in der That mit den besten der Art wetteifern, als: das Porträt der Courtisane Phillis, nach Caravaggio, eine Landschaft, nach Ruysdael, und der Herzog von Cleve, nach Vandyck. So viel Schwarz auf Weiß vermag, sind die drey Meister in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hier wiedergegeben, des Caravaggio Beleuchtung erscheint hart, — aber gerade so ist das Gemälde, woran freylich das Nachdunkeln der Zeit mit Schuld ist. Der Herzog von Cleve ist eins der schönsten lithographirten Blätter, und dieses Urtheil begründet sich auf das Zusammenstimmen vieler Künstler. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine Zahl von 200 Pränumeranten das Unternehmen sichert. Die Ausgabe würde für jeden jährlich 15 Thaler betragen, denn obwohl dem Plane nach vier Hefte im Jahr erscheinen sollen, so werden es durch Zögerung nur drey.

Sollten in unserm ganzen Königreiche nicht so viele Kunstliebhaber vorhanden seyn, die einen Genuß daran fänden, in Abbildungen das zu besitzen, was das Land von kostbarster Malerey aufzuweisen hat?

Sollte das südliche Deutschland uns hierin an Kunst- und Vaterlandsliebe übertreffen?

Wenn dieß Unternehmen bisher nicht das hinreichende Zutrauen hatte, so dürfen wir nach den lezten Erzeugnissen behaupten: daß es Zutrauen verdient! Es ist zu erwarten, daß die Erfüllung dieser mäßigen Wünsche gewiß gute Kunstarbeiten im Fache der Steinzeichnung hervorbringen wird. Man muß Mittel haben, um die besten Zeichner auffordern zu dürfen, um dem Drucker die sorgfältigste Behandlung zur Pflicht zu machen.

Viele Vaterlandsfreunde und den Künsten geneigte mögen von dem Daseyn dieser Anstalt nichts gewußt haben; sie ist jezt im Hause des Directors Schadow, und kann man sich da geradezu an den Factor wenden, um das Nähere zu erfahren.

Rom.

Ein Brief des Hrn. Champollion d. j. aus Neapel vom 20. August erklärt verschiedene von Hrn. Gell ihm mitgetheilte Zeichnungen, welche von den HH. Wilkinson und Cooper in Aegypten gemacht sind. Hr. Champollion erkennt in der hieroglyphischen Inschrift des großen Zodiacus von Ebne, daß dieses Monument unter der Regierung des Kaisers Commodus eingereicht worden, und findet, daß die hieroglyphischen Inschriften von den Tempeln von Dekketz, Ombos und Philä genau mit den griechischen übereinstimmen, welche Hr. Letronne von denselben Tempeln bekannt gemacht hat. Ferner sollen die Hieroglyphen-Inschriften des großen Tempels von Abußembul beweisen, daß derselbe von dem großen Sesostris am 13. tyb des 35sten Jahrs seiner Regierung geweiht worden. Andere tragen nach Hrn. Ch. das Datum des 38sten Regierungsjahrs dieses Fürsten.

Digitized by Google

Nr. 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. October 1826.

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel.

Eine allgemeine, mit einiger Sachkenntniß abgefaßte Zusammenstellung der größern und kleinern Denkmäler, welche uns die Römer, oder auch die andern ältern Bewohner des Landes, längs des Rheinstroms und in den umliegenden Gegenden zurückgelassen haben, würde gewiß durch wechselseitige Aufklärung der Gegenstände, sowohl für die Alterthumskunde an sich, als auch für die ältere Geschichte, dieser so schönen und historisch so wichtigen Gegenden ein hohes Interesse darbieten. Allein sie würde im gegenwärtigen Augenblicke eine eigends auf diesen Zweck gerichtete, mit vieler Muße ausgeführte Reise erfordern, besonders da manche, oder vielmehr die meisten Sammlungen noch sehr unvollständig beschrieben sind. Freylich dürfte es auch rathsamer seyn, mit einer solchen Arbeit noch einige Jahre zu warten; nicht damit die Akten abgeschlossen würden, denn dieß hieße am Ufer des Stromes warten, bis er abgelaufen sey, sondern weil in mehreren Gegenden wichtige Sammlungen gerade jezt erst angestellt oder erst geordnet werden, oder in Kurzem nähere Beschreibungen derselben zu erwarten sind. Vorläufig dürften aber auch flüchtigere Bemerkungen über das Wichtigste, und kürzere Nachrichten über den jetzigen Zustand der Dinge dem Liebhaber nicht ohne Merkwürdigkeit seyn; auch könnten sie zugleich manchen Sammler zu baldiger Beschreibung ermuntern, und die Mittel der Bekanntmachung solcher Beschreibungen erleichtern.

Ich beginne mit Trier, der von imposanten Baurester so einzig reichen römischen Kaiserstadt und dem Fabellande der ältesten germanischen Niederlassungen im Lande der Celten: denn so dürfte die sonderbare Sage von dem sich hier ansiedelnden Sohne, der Semiramis, den die alten Chroniken der Rheinländer weit und breit hin, an die Spitze ihrer Geschichte stellen, wenn sie irgend eine Beachtung verdient, noch am füglichsten zu nehmen seyn. Eine tiefere Untersuchung könnte die Frage verdienen, in wiefern sich noch irgend Spuren der Mischung des germanischen und des belgischen, die nach Cäsar und Tacitus hier Statt fand, im Volksdialekte oder in Sitten und Gebräuchen nachweisen ließe; oder ob vielleicht die, weiter gegen Frankreich und die Niederlande zu wohnenden, eine eigene romanische Sprache redende, wallonische Bevölkerung aus romanisirten Belgen besteht, während die, ein mehr oder weniger verändertes, und in manchen Gegenden für Ausländer beynahe unverständliches Deutsch sprechende der hiesigen Umgebungen dennoch rein germanischer Abkunft wäre. Ein Hr. de Thiers aus Theur hat mit Hrn. Wolf aus Spa schon im Jahr 1801 eine Landcharte des damaligen Departements de l'Ourthe und seiner Umgebungen herausgegeben, worauf die wallonische Sprachgränze durch einen eigenen, eine auffallende Ausbeugung gegen Nordosten bildenden Strich angegeben ist, eine ähnliche Bezeichnung der Sprachgränzen überhaupt verdiente über die Charten des gesammten Striches, wo die germanischen Dialekte mit gallischen zusammenstoßen, von der italienischen und französischen Schweiz an bis ans Meer hin ausgedehnt zu werden. Auffallend ist auch, daß die Stammorte der Carolinger, Heristal, Jupille und Pepinstère innerhalb der wallonischen Sprache liegen; während doch Carl der Große dem deutschen Namen und der germanischen Sprache angehört zu haben scheint. Herrschten seine Ahnen als Eroberer, ihre Sprache beybehaltend, über Wallonen, oder verbreiteten sich diese seitdem über damals germanische Strecken? Doch ich kehre nach Trier zurück. Daß die berühmte Porta Nigra, dieser den Namen eines Thors tragende, staunenswürdige Ueberrest eines, wie es scheint, unvollendeten Prachtgebäudes aus großen Quadersteinen durch die preußische Regierung größtentheils von den kirchlichen Anbauten, die ihm beynahe acht Jahrhunderte lang eine veränderte Gestalt und Bestimmung gegeben hatten, befreyt worden, ist bekannt; weniger, daß dessen unterer Theil jezt zugleich als Aufbewahrungsort mehrerer mit sehr schönen Bildwerken versehenen Ueberresten des Alterthums dient, die in der Nähe gefunden worden sind.

Digitized by

Ein, sich unter denselben befindender, kämpfender Krieger zu Pferde erinnert sogar durch die Schönheit des Styls, an die ähnlichen Bildhauerarbeiten der Gebäude Athens. Nicht, daß ich durch diese Bemerkung der ältern Meynung beypflichten wollte, daß hier vieles schon vor der Römerzeit, von einer in der Geschichte ganz unbekannten, griechischen Colonie gebaut worden wäre: es ist im Gegentheil ein Fortschritt in der Alterthumskunde, daß jezt selbst die schätzbareren der Trierer Gelehrten von dieser Meynung abgewichen sind und wohl einsehen, daß der Geschichte und der allgemeinen Analogie nach, ihre glänzendsten Ueberreste sogar aus der spätern Zeit der Römerherrschaft seyn müssen, wo die Kaiser sich häufig hier aufhielten; aber auch in dieser, sonst dem Schönen fremdern Zeit muß dasselbe anerkannt werden, wenn es sich findet. So sieht man im dritten Tausend der Lippertschen Sammlung die Abbildung eines, etwa einen halben Fuß langen, geschnittenen Edelsteines aus dem Wiener Cabinet, der das Porträt Constantins des Großen in dem edelsten Style darstellt, und auch unter den zu Trier geschlagenen Konstantinischen Münzen sind einige durch ihre Schönheit auffallend. *) Die römischen Bäder dieser Stadt sind, durch die Größe der Anlage und die Bauart der einzelnen Theile, eine nicht weniger bewundernswürdige, höchst großartige Ruine; so auch das Amphitheater, wovon ein großer Theil aufgegraben und sichtbar, ein noch größerer unter Rebhügeln begraben ist. Diese Rebhügel erinnern mich an die schönen lachenden Gegenden überhaupt, welche hier diese Ueberreste des Alterthums umgeben und sie bald in Blüthenkränze, bald in die ewig neuen Geschenke der Segensgötter Ceres, Pomona und Bacchus einschliessen, nicht ohne nahe Aussichten in die waldigen Jagdgehege Dianas und der Oreaden. Auch die Stadt selbst ist so lieblich und zum Theil von so neuem Aussehen, daß sich jeder Geschichtekundige wundern muß, dieses uralte Trier so freundlich zu finden. Um so mehr bilden die noch hier und da selbst im Innern vorkommenden, römischen Ueberreste einen auffallenden Contrast mit den Ganzen dieser reizenden Ansicht. An einem römischen sogenannten Propugnaculum schienen mir auch besonders die kleinen Fenstersäulchen, denen unsrer ältern Kirchthürme auffallend ähnlich, höchst merkwürdig; man streitet darüber, ob sie ursprünglich so da waren, mir schienen sie es, und unser ganzes älteres, byzantinisches Bauwesen ist ja dem römischen nachgeahmt; so gleichen auch die, mehrere Vorsprünge bildenden, Profile der großen Fenster oder Thüren der Bäder sogar gewissermaßen den ältern gothischen, oder wenigstens manchen Fenstern, die noch beym Uebergang des byzantinischen Styls in den sogenannt gothischen vorkommen. Diese Prachtgebäude mit ihren schönen Umgebungen stellt das, vor Kurzem begonnenen Prachtwerk von Rambour, zu welchem der, mit dem Künstler verschwägerte, gelehrte und geistreiche Professor und Bibliothekar Wyttenbach (ein weitläufiger Verwandter der schon länger bekannten Gelehrten dieses Namens zu Leyden und zu Bern) den Text liefert, zum ersten Male auf eine ihrer würdigen Weise dar. Es ist zu wünschen, daß auch die kleinern Denkmäler, der sich täglich vermehrenden Antikensammlung, welcher der verdiente Professor Großmann vorsteht, bald in etwas größerm Formate bekannt gemacht werden möchten, als es mit einigen in dem bekannten Octavbande Quednows geschehen ist, dessen Bemühungen um die Auffindung oder Reinigung und Erhaltung mancher Denkmäler, übrigens mit großem Dank anerkannt zu werden verdienen; nur soll er auch einiges von bezweifelbarer Aechtheit aufgenommen haben. Die erwähnte Sammlung enthält große Inschriften in sehr schönen Lettern, einige von beträchtlichem historischen oder mythologischem Interesse, ziemlich gute Bildwerke von halberhabener Arbeit, merkwürdige Altäre, gläserne Graburnen von ungewöhnlicher Größe, zwey vortreffliche Mosaiken, wovon besonders die eine, ein Jagdpferd und einen Hund, mit vorzüglich schöner Zeichnung darstellt, und eine sehr beträchtliche Menge kleinerer Gegenstände. Unter diesen fiel mir besonders auf der Abdruck einer Schuhsohle, auf einem unbezweifelt römischen Ziegel, (dieser trägt, wie viele dieser Gegend, die Aufschrift CAPI, auf andern steht CAPIPIS), da der Ziegel nur als er noch weich war, einen solchen Eindruck aufnehmen konnte, so muß der Schuh nothwendigerweise aus der Zeit der Fabrikation seyn, wahrscheinlich war es der eines bey derselben angestellten Arbeiters; dennoch gleich dieser Abdruck beynahe ganz demjenigen den die gewöhnlichste Fußbekleidung unsrer Landleute hinterlassen würde, diese Schuhsohle war nämlich ringsum mit Nägeln beschlagen; nur am hintern Theile zeichnen sich diese durch eine etwas geschmackvollere Anordnung aus, denn außer denen am Rande bilden andere einen vollkommenen Zirkel mit einem einzelnen Nagel in der Mitte. So war denn auch der gemeinste Schuh eines römischen Ziegelbrenners nicht gänzlich von jener Eleganz entblößt, die alle Werke jenes großen Volkes bezeichnet. Dieses eiferte bekanntlich hierin den Erfindern des Schönen, den noch weit geschmackvollern Griechen nach, auf deren Denkmälern, so wie bey manchen Geräthschaften ihrer jetzigen Nachkommen, ähnliche Bemerkungen bey jedem Schritte

*) Der obenerwähnte Stein mit der Kämpfergruppe soll in den Ruinen des Pallastes Gratians gefunden worden seyn. Vielleicht war er auch aus einem frühern Gebäude, oder anderswoher, dahin versezt.

Digitized by Google

auffallen. Noch ist, unter vielem andern, zu Trier merkwürdig, daß die Mauern der Domkirche zum Theil noch römisch sind und daß in dem Innern dieser Kirche, gegen den Chor zu, ummauerte römische Säulenknaufe zum Gypse heraussehen. So steht auch bekanntlich noch jezt die Moselbrücke auf römischen Pfeilern. Ueber diese Brücke hat Hr. Prof. Wyttenbach, in dem vor Kurzem erschienenen Schulprogramme dieses Jahrs, eine interessante Abhandlung geliefert. Erfreulich ist es, zwischen diesen Römerbauten auch gelehrte philologische Arbeiten im Werke zu sehen, und daß dieses wirklich der Fall sey, beweist, unter anderm, das im vorigen Jahre erschienene Specimen einer, viel Geistreiches, und besonders eine sehr genaue Kritik und Benutzung der Handschriften versprechenden, Ausgabe der Heroiden Ovids, von Prof. Lörs, Lehrer an der ersten Classe des hiesigen blühenden Gymnasiums.

Die Alterthümer der Umgebungen Triers und längs der vielbeschifften, romantischen Saar hinauf, konnte ich nicht besuchen, da mein Aufenthalt in jener Gegend, durch eine in dieser Stadt, die das lezte Ziel meiner Reise war, erhaltene erschütternde Trauernachricht, plötzlich abgekürzt und meine Rückkehr beschleunigt wurde. Ich erwähne nur einer sehr schönen Münzsammlung, nebst einer angehenden Sammlung andrer Antiken, die Hr. Regierungs-Assessor Böcking zu Saarbrücken besizt und täglich vermehrt; nur durch viele dergleichen örtliche Bemühungen, auch in weniger berühmten Gegenden, könnte endlich das ganze Netz von merkwürdigen Ueberresten, womit alles unterirdisch umspannt ist, wieder beutereich, dem modernen Auge sichtbar, hervorgezogen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Nachricht über Antonello von Messina.

Aus dem Französischen des Herrn L. de Bast.

Secretärs der königl. Akademie der schönen Künste in Gent.

(Messager des Sciences et des Arts 1824, p. 49 ff.)

(Beschluß.)

Dieß Bild gehörte einer Dame zu Gent, verwittwete Meelcamp von Balsberge, geb. Nienlant; als sie starb, wurde es zum Verkauf ausgestellt, und Dr. van Rotterdam, Professor der dortigen Universität, brachte es an sich; mehrere Fremde haben ihm sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht, die er aber immer ausschlug, denn nur zu Gunsten einer vaterländischen Sammlung wollte er sich davon trennen. Da das Cabinet dieses Kunstliebhabers im Allgemeinen nur aus gemalten Gemälden von den Meistern aus der Zeit des Rubens besteht, so überließ er es im Tausch gegen andere Bilder dieser Schule an den Ritter Florent van Ertborn, Bürgermeister von Antwerpen, der eine der interessantesten Sammlungen von Gemälden unserer alten Meister besizt; man sieht dort unter andern, Werke von Roger van Brügge, von G. Metsis und J. Metsis, von Memmling, rr) Holbein, Lucas Cranach, von Lucas van Leyden, die Wiederholung des großen Gemäldes von J. van Eyck, das in der Akademie zu Brügge aufbewahrt wird, und mehrere Gemälde und Porträts von unbekannten Meistern, alle aber aus dem 15ten Jahrhundert, oder wenigstens vor der Zeit der van Ort und Otto Venius, Lehrer des Rubens; einige erinnern an die Art und Weise von Hugo van der Goes, derselbe den Vasari Hugo von Antwerpen nennt, ss) von Josse von Gent, tt) von Gerard van der

---

rr) Ich behalte hier den alten Anfangsbuchstaben in dem Namen dieses Malers bey, da ich der Meynung von denen, nicht beystimmen kann, die ihn in spätern Zeiten mit einem H geschrieben haben, eine Meynung, die ich bey einer andern Gelegenheit zu widerlegen suchen werde.

ss) Der Beyname Hugo von Antwerpen, den dieser Maler in Italien erhielt, deutet an, daß er in Antwerpen geboren ist. Man wird mir vielleicht entgegnen, daß Joh. van Eyck in Italien J. von Brügge genannt wurde, blos weil er in dieser Stadt lebte zur Zeit, wo sein Name in ganz Europa bekannt wurde; doch so ist es nicht mit dem Meister Hugo; da er selbst in Italien war, wird er dort seinen Beynamen durch die Stadt erhalten haben, die er als seinen Geburtsort angab; denn hätte er ihn nach dem Orte bekommen, den er früher bewohnte, so würde man ihn Hugo von Gent genannt haben, weil er nach van Mander in Gent seine Studien, seine ersten Versuche in der Malerey und andere bedeutendere Arbeiten machte. In den Rechnungen der Verwaltung findet man bis in das Jahr 1480 öfter seinen Namen unter denen eingetragen, die Arbeiten für die Stadt geliefert haben, was die Meynung geben kann, er habe hier die schöne Genterin geheirathet, deren Anmuth und Lieblichkeit Lucas de Heere so sehr rühmt; und dieß würde zum Theil erklären, warum er bey seiner Rückkehr aus Italien nach Gent und nicht nach seiner Vaterstadt ging; sey es nun Antwerpen, wie ich voraussetze, oder Brügge, wie van Mander angibt. Der Aufenthalt des Johann van Eyck, und die Verbindung in

Digitized by Google

Meere und andere Werke der alten Schule, welche die van Eycks in Gent gestiftet haben. uu) Diese Sammlung vergrößert sich von Tag zu Tag. Hr. v. Ertborn hat mehreres gekauft, was noch höheres Interesse für diese vorzügliche Sammlung erweckt, welche die Aufmerksamkeit der Kunstkenner, die den Werth jeder Schule zu würdigen wissen und die in ihrem Geschmack für die Künste nicht der Laune der Mode folgen, auf sich zu ziehen verdient.

L. de Bast.

---

der er, wie man sagt, seit 1420 *) mit dem Antwerper Künstler stand, läßt sich als Grund annehmen, warum H. van der Goes sich in der Hauptstadt Flanderns niederließ, wo er in Folge seiner Heirath später seinen festen Wolmort aufschlug. Ungefähr um dieselbe Zeit (1472) war in Antwerpen ein Maler Mathias van der Goes genannt, sollte dieß ein Bruder gewesen seyn?

---

*) In der Nachricht über die Akademie in Antwerpen, die durch Hrn. J. R. L. van Kirchhof (Antwerpen 1824) bekannt gemacht ist, findet sich eine Anmerkung, aus dem alten Register der Brüderschaft von St. Lucas ausgezogen, in welcher man folgende Stelle bemerkt: „In't jaer 1549 is'er door den Antwerpschen adel eenén drinkbeker vereeret aen deze school ..... waer op verbeeld waeren Jan van Eyck .... om te vereeuwigen dat het aen deze school was dat Jan van Eyck, in het jaer 1420 in eene vergaedering een hoefd toonde, door hem met olievermengde verf gemackt, waer over hy gekomplimentirt is geworden. ....

Ich weiß nicht zu welcher Zeit diese Bemerkung in dieß Register eingeschrieben ist, vielleicht könnte man es durch die Schrift erforschen; vor 1549 kann es auf keinen Fall gewesen seyn, auch kann sie auf keine Weise der Nachricht, die wir von diesem Künstler haben Abbruch thun; denn wenn er in einer Malerversammlung, einige seiner Oelmalereyen gezeigt und Lob dafür eingeerntet hat, was sehr natürlich erscheint, so muß man daraus nicht schließen, daß Johann van Eyck die neue Methode zu malen, erst der Billigung dieser Brüderschaft unterworfen habe. Hr. Jos. van Ertborn in seiner geschichtlichen Nachricht über die Brüderschaft von St. Lucas erwähnt diese Notiz nicht. (Geschidn. Antoekening. aeng. S. Lucas Gilde 1806.)

---

tt) Zwey Bilder von Josse von Gent, die von Mensaert *) angeführt werden, waren vor einigen Jahren am Eingang zum Chore in der Kirche St. Jakobs in Gent aufgehängt; sie stellten dar die Kreuzigung St. Peters und die Marter St. Pauls. Mehrere Kunstliebhaber, die sich erinnern sie dort gesehen zu haben, schreiben diesem Künstler ein Bild in der Sammlung des Hrn. Johann von Huyvetter in Gent zu; es stellt die Auffindung des Kreuzes dar. Die Methode dieses Meisters scheint das Mittel zwischen den Arbeiten des Memling und des van der Meere zu halten. Seine Arbeiten sind etwas weniger sorgfältig in den Einzelnheiten, und weniger correct in der Zeichnung, als die von Memling, sie haben nicht den leichten und zarten Pinselstrich noch das brillante Colorit, wodurch sich die Arbeiten des van der Meere auszeichnen; aber es ist vieles darin, was eine hohe Idee von dem Talente dieses Künstlers gibt, und seinen Bildern eine Art von Eigenthümlichkeit verleiht, die sie von denen dieser beyden Meistern unterscheidet, obgleich man sieht, daß sie aus einer Schule sind.

---

*) An jeder Seite des Eingangs zum Chor, sieht man zwey Bilder von Justus von Gent gemalt, der ein Schüler des Johann van Eyck war und ungefähr 1450 im großen Rufe stand. Le peintre amateur, 2ter Theil. S. 37 Brux. 1763.)

---

uu) Ein alter Schriftsteller *) ein Zeitgenosse von Baerneswyck und Lucas de Heere berichtet, daß diese beyden Künstler schon seit den Jahren 1410 ihr schönes Talent in dieser Stadt übten. „1410. Hac tempestate floruerunt Gandavi Joannes Eickius cum Huberto, fratre suo majore natu, summi pictores.“

---

*) Peter Opmer, ein ausgezeichneter Schriftsteller, den 13. September 1526 in Amsterdam geboren; seine Neigung für die Malerey, Kupferstecherey und Baukunst führte ihn an die berühmtesten Künstler die zu seiner Zeit in den Niederlanden blühten.

Frankreich.

Der Moniteur vom 5. October gibt Nachricht von Ausgrabungen, welche bey Martres (Dep. Haute Garonne) vorgenommen worden sind und acht antike Köpfe aus weißem Marmor, zwey Torsos, einen Altar, ein Fragment einer Sepulcral-Inschrift, eine Statue und mehrere andere minder bedeutende Gegenstände zu Tage gebracht haben. Zu den besterhaltenen Stücken gehörten der Trank und Kopf eines Serapis, der obere Theil eines ruhenden Herkules in Hochrelief, mehrere kolossale Büsten, und die Köpfe des Aelius Verus und Geta. Der Ort der Ausgrabungen ist reich an antiken Mauern, Mosaikfußböden, Münzen und Sculptur-Fragmeuten und scheint das alte Calagurris gewesen zu seyn.

Digitized by Google

Nr. 87.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. October 1826.

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel.

(Fortsetzung.)

Das oberhalb Trier an der Mosel gelegene, höchst eigenthümliche und interessante Monument der Secundini zu Igel, ist neuerlich durch ein spezielles Werk Neurohrs, in sehr großem Formate, so ziemlich befriedigend bekannt gemacht worden. Die Sculpturen sind leider großentheils sehr verwischt, doch hofft Hr. Prof. Wyttenbach, von dem geübten Scharfblick Ramboux unterstützt, noch manches, bey flüchtiger Ansicht undeutliche, besser als bisher geschehen ist, nachweisen oder restituiren zu können. Auch dieses Denkmal soll in das erwähnte umfassendere Prachtwerk aufgenommen werden. Einige Meilen weiter oben ist zu Wasserbillig, dem, gleichfalls an der Mosel liegenden, Grenzorte des ehemaligen Herzogthums Luremburg, ganz vor Kurzem, von den Arbeitern an der Kunststraße, welche die belgische Regierung mit vieler Sorgfalt ausbaut und unterhält, ein beträchtliches Stück einer sehr merkwürdigen römischen Inschrift aufgefunden worden, das ich hier als ein Räthsel mittheilte, dessen Auflösung vielleicht nachgeliefert werden kann; denn man ist nicht ohne Hoffnung auch das fehlende Stück aufzufinden. Der, etwa 3 Fuß hohe und 2¼ F. breite, Stein ist nämlich in beynahe gerader Linie gespalten; so daß das Ende jeder Zeile fehlt. Das vorhandene ist in sehr deutlichen schönen Lettern, und, bis auf einige wenige Buchstaben, die ich blos durch Punkte bezeichnet habe, sehr wohl erhalten. Es heißt

DEO MERCVRIO
MERTAE AEDEM
MENTISQVE OMN
ACCEPTVS TABVL
AVGVSTAE
..BM HOSPITALIA
BRANDORVM GR
R..SOVIS..IS DEO
IVLIA S..VPO..

Der Ober-Ingenieur des Herzogthums hat der Sache die verdiente Aufmerksamkeit gewidmet, und der Stein soll nach Luremburg gebracht und dort aufbewahrt werden. Es wird, so viel ich weiß, das erste römische Denkmal seyn, das diese wundervolle Bundesfestung aufzuweisen hat; obgleich zu Coblenz im Cabinette des Grafen von Renesse Breitenbach, eine sehr schöne, kleine, bronzene weibliche Figur, die sogar eine Venus seyn könnte, als in der Nähe dieser Stadt gefunden angegeben wird. Sie ist ungefähr in der Stellung des berühmten tireur d'épine und zeichnet sich vor vielen andern kleinen Figuren dieser Art durch die Eleganz des Styls aus. Ueberhaupt scheinen jedoch in den Ardennen die römischen Denkmäler weniger häufig zu seyn als in der benachbarten Eifel. Auch an der Maas hin, zu Dinant, Namur, Lüttich und Maestricht, fand ich zwar sonst vieles interessante, aber nichts römisches aufgestellt. Freylich vielleicht zum Theil blos deßwegen, weil sich in jenen Gegenden, so viel mir bewußt ist, noch Niemand die Mühe des Sammelns und Aufzeichnens gegeben hat. Ueber die merkwürdigen Kirchen jener Gegenden kann vielleicht in der Folge einiges mitgetheilt werden, ich bemerke hier nur im Vorbeygehen, weil diese Stadt in dem sonst zwar ungenauen, aber im Allgemeinen sehr vollständigen Repertorium Wiebekings gar nicht erwähnt ist, daß Maestricht zwey höchst interessante Kirchen enthält, die Servatius oder Hauptkirche, die zum Theil aus dem Carolingischen Zeitalter zu seyn scheint, ja als noch älter angegeben wird, und die Liebfrauenkirche (jezt ein Magazin), die sich sogar noch an römisches anschließen soll, was jedoch noch genauer zu untersuchen wäre. So verdient auch für Lustreisende bemerkt zu werden, daß die unberühmteren Ufer der Maas, zwischen den genannten Städten, und besonders bey Dinant, wo die Straße durch einen wundervollen Felssaal (la roche de Bayard) führt, mit den besuchtesten Rheingegenden an malerischen Naturschönheiten, oft siegreich wetteifern; so wie auch, daß das, als kohlendämpfig und häßlich verschriene Lüttich, neben seiner großen Industriethätigkeit, zugleich eine der lieblichsten und am pittoreskesten gelegenen Städte ist,

Digitized by Google

die man nur irgends finden mag. Zwar sind dort viele enge, und andre, wie zu Paris, von Menschen wimmelnde Straßen, aber auch große öffentliche Plätze, prachtvolle Gebäude und herrliche Spaziergänge. Ueberall ist die Stadt von romantischen kleinen Thälern umgeben und nichts ist reizender als der Weg, der auf neu angelegter Straße, durch die längern Thäler, über Chaufontaine und Theur nach dem lächelnden Spa führt.

Auch in der merkwürdigen Kaiserstadt Aachen ist von römischen Ueberbleibseln wenig oder nichts zu sehen, ausgenommen die Säulen, die Carl der Große dahingebracht hat (was, wie mir scheint auch mit einigen Pilasterknäufen der Fall war) und ein prachtvoller, mit der Entführung der Proserpina verzierte Sarkophag, der in dem Grabe des großen Kaisers gefunden worden ist, dem K. Desiderius denselben geschenkt haben soll. Auch elfenbeinerne Arbeiten an der Kanzel werden für römische gezeigt, ob sie es aber wirklich sind, sey dahingestellt. Die Cameen, womit die Reliquien verziert sind, schienen mir größtentheils von sehr barbarischer Arbeit; weit schönere befinden sich an dem Grabmal der heil. Dreykönige zu Köln. Auch der sogenannte römische Fahrweg, ein etwas ausgefahrner Felsenweg, durch eine kleine Thalrinne, ist zwar des schönen Spaziergangs wegen, sehenswerth; trägt aber keine sichere Kennzeichen eines Römerwerks. Es ist in der That sonderbar, daß diese, so reichhaltigen, heißen Quellen an solchen Denkmälern weit ärmer sind, als manche so viel unwichtigere; doch mag mir vielleicht auch manches verborgen geblieben seyn, manches kann auch die frühe Wiederbenutzung dieses Ortes zerstört haben.

Dieselbe frühe Anlage einer großen Stadt mag auch zu Cöln den Ueberresten römischer Bauwerke nachtheilig geworden seyn; denn diese sind hier in einem ziemlich kleinen Verhältnisse zu der alten Berühmtheit dieser wichtigen Colonie der Weltherrscher. Drey noch übrige Eckthürme der römischen Stadtmauer, unter welchen nur noch einer wohl erhalten ist, sind die einzigen unbezweifelt römischen, noch stehenden Mauerwerke; dafür ist aber auch dieser eine Thurm, durch die mit Steinen von verschiedenen Farben mosaikartig daran angebrachten Verzierungen, Rosen, Halbrosen und kleine Tempelchen darstellend, von ausgezeichneter Merkwürdigkeit. Von der römischen Brücke sind noch einige gleichfalls sehr elegant verzierte Steine in die obern Stockwerke des Thurms der Pantaleonskirche eingemauert, nach einer, weniger durch den Augenschein verbürgten Sage, wäre diese ganze Kirche aus den Steinen jener Brücke erbaut. An der St. Gereonskirche, deren ursprünglicher Bau der Kaiserin Helena zugeschrieben wird, wovon aber die alten Säulen zum Theil durch Carl den Großen nach Aachen gebracht worden sind, ist nur noch eine einzige Säule, oder vielmehr ein einziger Säulenknauf, unbezweifelt römisch. An der Kirche überhaupt sind mehrere Erneuerungen unverkennbar, und selbst die Mosaiken der Crypta, die als Ueberreste des ältesten Baus vorgewiesen werden, tragen, wie mir scheint, durch die dabey befindlichen Bruchstücke biblischer Inschriften und durch die Art der Darstellung, ein moderneres Gepräge. Doch dürften die Mauern dieser Crypta selbst, da wo sie unten am hintern Gewölbe des Chors zu Tage kommen, leicht noch aus jener frühen Urzeit des Christenthums seyn. Merkwürdig ist wenigstens, daß sich mehrere solche untere, oder sonst ursprüngliche Mauern von Kirchen, an welche die Sage den Namen jener Kaiserin haftet (namentlich zu Sinzig und zu Bonn), durch die große Einfachheit der darin angebrachten Fenster, die zum Theil nachher verzierter umbaut worden sind, auszeichnen. Die Sache verdiente wenigstens von technischen Baukennern genauer untersucht zu werden. So stellt auch der Ueberrest einer Helenaskapelle, der im Garten des ehemaligen Dekanats von St. Gereon gezeigt wird, die in späterer Zeit so mannichfaltig verzierten, runden Absiden der byzantinischen Chöre, in größter Einfachheit und doch mit allen Elementen dieser schönsten Theile unsrer ältern heiligen Gebäude ausgerüstet dar. Die zerstreuten kleinern römischen Denkmäler dieser Stadt und ihrer Umgebungen sind von dem verstorbenen, gelehrten und verdienstvollen Prof. Wallraf mit großer Sorgfalt gesammelt worden; ja dieser Mann muß den Sammlergeist in ganz ausgezeichnet hohem Grade besessen haben; denn ein ganzes großes Gebäude ist von oben bis unten mit von ihm zusammengebrachten Merkwürdigkeiten angefüllt; hier bilden alte Gemälde die Hauptmasse; doch, besonders im untern Stocke, sind auch viele römische Bildwerke oder Fragmente von Säulen und andern Gebäudeverzierungen. Das auch großentheils von ihm gesammelte eigentliche Antikenkabinet, im ehemaligen Jesuiter-Gymnasium, ist reich an merkwürdigen Inschriften, Sarkophagen und andern interessanten Steinen, nur ist nicht hinlänglich geschieden, was aus der Gegend kömmt und was fernere Sendungen (vieles bis aus Italien) geliefert haben. Zu den erstern gehört ein vortrefflicher Kopf des Scipio Africanus aus Marmor, der als im Rhein gefunden vorgewiesen wird, zu den leztern u. a. ein großer Medusenkopf von vorzüglicher Schönheit. Diese wichtige Sammlung ist im gegenwärtigen Augenblicke ohne eigen eigentlichen gelehrten Vorsteher; auch wartet man auf die, in kurzen zu hoffende Freywerdung eines vortheilhaften Lokals, um sie besser zu ordnen.

Zu Bonn, wohin so vieles zusammengebracht worden ist, und wo das große Universitäts-Gebäude den schönsten Raum zu Aufstellungen aller Art darzubieten scheint, sind leider die größern römischen Steine gegenwärtig in eine Art von Magazin zusammengedrängt, das an den

Kreuzgang der Hauptkirche stößt. Hr. A. W. v. Schlegel, dem die Oberaufsicht dieser wichtigen, zum Theil durch die Zeichnungen Dorow's schon bekannten Sammlung anvertraut ist, sollte doch ja dafür sorgen, daß ihr bald ein passenderes Lokal angewiesen würde. Die kleinern Gegenstände füllen einige Zimmer des Erdgeschosses der Universität, sie sind ganz geschmackvoll geordnet und der Universitätsdiener, dem Hr. v. Schlegel die Vorweisung derselben überläßt, weiß darüber recht guten Bescheid. Man sieht hier viele irdene Gefäße verschiedener Art, manche hübsche kleine bronzene Bilder, einige interessante steinerne Basreliefs, eine große bronzene Perücke, zu einem riesenhaften Jupiterskopfe gehörig, die in der Gegend von Simmern gefunden worden ist, eine Anzahl römischer Gewichte mit der Inschrift ex auctoritate A. Juni Rustici Praef. urbis, Ringe aus Tumulis, steinerne Beile und Hämmer u. s. w. Als eigenthümlich fiel mir ein vorzüglich schön gearbeitetes steinernes Beil auf, das in einem Grabe nahe an der Straße von Wisbaden über die Platte, nebst einer sehr schön geformten bronzenen Urne und einer andern gläsernen gefunden worden ist und also einer sehr kunstfertigen Zeit angehörte; man sagte in der Gegend, das Grab sey das eines persischen Königs gewesen; was freylich etwas fabelhaft klingt, aber denn doch zeigt, wie sehr diese Zusammenstellung sich sonst fremder Gegenstände jedermann auffallend war. Ein Fragment eines Gedichts (Hildebrand und Hadubrand) aus der Epoche Carls des Großen, das in der Francia Orientalis Eccards abgedruckt ist, läßt Steinbarte (Steinärte) in den Händen von Kriegern aus Theodorichs Zeit erklingen, (Steinbart Chludin), diese Waffen müssen daher noch sehr spät im Gebrauch gewesen seyn; — in der Normandie hat man sie in Stöcke von Hirschgeweih gefaßt, in rohen Gräbern, die skandinavisch schienen, gefunden. Im Holsteinen findet man sehr schöne derselben in Tumulis, in einer römischen Stadt des südlichen Frankreichs, deren Namen mir jezt nicht beyfällt, scheint eine Fabrik derselben gewesen zu seyn, im Elsaß finden sich viele einzeln in der Erde und die Landleute knüpfen allerley Aberglauben daran, in der Tourenne unfern der Landspitze, wo die Creuze in die Vienne fällt, fand ich mehrere, ganz frey liegend, unter anderm Steingerölle, aber von schönen römischen oder römisch scheinenden Gefäßen begleitet, sind sie mir sonst noch nirgends vorgekommen.

In den Tufgruben des Thales von Tönesstein, zwischen Rhein-Brohl und dem vulkanischen Laacher-See, mit seiner ehemaligen herrlichen Abtey, war ich beynahe Augenzeuge der Entdeckung eines römischen Altars, mit der Inschrift: HERCVLI INVICTO SACRVM, u. s. w., der wenige Tage zuvor auf den in derselben Steingrube wieder aufgedeckten römischen Bruche gefunden worden war und noch in der Nähe derselben lag. Mir fiel dabey zuerst der Herkules Saxanus jener Gegenden ein, der etwa ein Schutzgott der Steinbrüche seyn dürfte, doch lassen, wie ich später erfuhr, mehrere hier in den Brüchen selbst gefundene Denkmäler vermuthen, daß die Römer diese leicht zu behauende Steinart zu Monumenten aller Art benutzend, dieselben gleich an Ort und Stelle, nicht nur behauen, sondern auch sogleich mit ihrer Inschrift versehen ließen. Der erwähnte Altar soll auf das nahe Schloß Burgbrohl gebracht werden.

Zu Neuwied sind, neben den interessanten naturhistorischen Sammlungen des Prinzen, eine große Menge römischer Geräthschaften, beschriebene Steine und kleine Bildwerke aufgestellt, die in der Nähe dieser Stadt, zu Biber, aus einem römischen Lager aufgegraben worden sind. Es befinden sich darunter sehr wohl erhaltene Mühlsteine, mancherley Feldwirthschaftsgeräthe, sehr complicirte eiserne Schlösser, Nägel, Kellen, Hacken von allerley Art, Röhren von Wasserleitungen u. s. w., auch interessante kupferne Gefäße und Instrumente und erhabene Arbeiten auf Silberplatten. Alles wird von Hrn. Prof. Knopäus mit größter Gefälligkeit vorgewiesen und von Dorow soll nächstens eine Beschreibung dieser Gegenstände, mit Zeichnungen der wichtigsten herauskommen.

Das schon oben erwähnte Cabinet des Grafen Renesse Breitenbach zu Coblenz zeichnet sich durch eine reichhaltige Sammlung, meistens in den Rheingegenden gefundener bronzener Bilder (worunter sich jedoch auch unächte zu befinden scheinen), irdene und gläserne Gefäße, Ringe, Cameen, kleine Geräthschaften und Zierrathen, auch Nadeln, und andrer Gegenstände von Elfenbein aus; auch besizt der Herr Graf einige größere Altäre oder Votivsteine mit nicht unmerkwürdigen Inschriften und Bildwerken. Ueber alles ist ein, von ihm selbst verfertigter, sehr wohl geordneter Catalog vorhanden: es wäre zu wünschen, daß das wichtigste auch öffentlich bekannt gemacht würde,

Zu Rüdesheim, Bingen gegenüber, fiel mir das alte, inwendig bewohnbar gemachte und sehr elegant eingerichtete Schloß, nebst dem nicht weit davon stehenden viereckigen Thurm, dessen obere Stockwerke sich sehr beträchtlich verengen, als höchst merkwürdig auf; beyde entfernen sich beträchtlich von der Bauart der Burgen des Mittelalters und haben auf den ersten Anblick ein römisches Aussehen, dem doch auch wieder manches entgegensteht; mir sind keine genauere historische Forschungen oder technische Untersuchungen darüber bekannt geworden: es wäre der Mühe werth, daß beyde mit Sachkenntniß angestellt würden.

Zu Oberingelheim, wo von dem Pallaste Carls des Großen sehr wenig mehr übrig ist, sind sehr schöne rö-

Digitized by Google

mische Münzen und rothe Geschirre, von besonderer Feinheit und Niedlichkeit der Verzierungen gefunden worden; was dadurch ein allgemeineres Interesse gewinnt, daß es sich bey genauerer Untersuchung finden dürfte, daß die meisten dieser alten Königspalläste, wenn es auch nur wegen der schon früher als besonders vortheilhaft gewählten Lage wäre, römischen Ansiedelungen aufgeimpft sind.

Das vielfach interessante, aber nur zum Theil Lokalalterthümer enthaltende Antiken-Kabinet von Wisbaden ist kürzlich durch eine Reihe höchst merkwürdiger, in einer Mitrashöhle bey Heterulheim am Taunus gefundener Denkmäler bereichert worden. Der Hauptstein mag wohl das vollständigste aller bis jezt bekannten Monumente dieses räthselhaften Cultus seyn. Neben dem gewöhnlichen, und mit allen sonst vorkommenden Attributen versehenen, den Stier tödtenden Jüngling, befindet sich noch zu beyden Seiten eine Reihe vertikal übereinander eingegrabener kleiner, sich, wie es scheint, auf denselben Gott beziehender Darstellungen. Ueber jenem Opfer bildet ein Thierkreis das Segment eines Bogens, und über diesem kommen noch zwey horizontale Reihen kleinerer Darstellungen vor, auf der untern erscheint der Erkenntnißbaum mit der Schlange, obgleich nicht in vollkommener Deutlichkeit, am Ende der obern rechter Hand, fährt Mithras auf dem Sonnenwagen gen Himmel. Auf der hintern Seite desselben Steines liegt der Stier todt zur Erde. Bacchus reicht ihm eine Traube und noch andre Bilder begleiten diese eigenthümliche Darstellung. Unter den übrigen Steinen befinden sich mehrere kleine Altäre, zum Theil mit merkwürdigen Bildwerken, auch ist ein kleines Modell der größern Bilderreihe in derselben Höhle gefunden worden. Von Hrn. Habel, der die Ausgrabung leitete, ist in Kurzem eine Relation derselben, nebst genauen Abbildungen der Bildwerke zu erwarten; möchte doch diese wichtige Entdeckung zur Aufhellung dieses dunkeln Mythenkreises beytragen. Kaum wage ich es auszusprechen, da, so viel ich weiß, noch kein Erklärer diese Seite ergriffen hat; aber mir scheinen manche Umstände diese Denkmäler mit der Verbreitung des Christenthums, in irgend eine Verbindung zu setzen, deren genauere Beziehungen ich mir jedoch nicht zu bestimmen getraue. Magier begrüßten den Heiland bey seiner Geburt, auch sie statuirten, nach Plutarch, einen Mittler (Mithras) und die Wiederauflebung der Todten; nach andern war ihnen die Taufe nicht fremd und der Kampf des Lichts gegen die Finsterniß war ja, nach Allem, der Grund der persischen Religion. Nun verbreiteten sich diese Denkmäler gerade vor, oder zugleich mit dem Christenthum, und selbst auf den Münzen Constantins geht jener unbesiegte unmittelbar dem laborum vor. Ist es nicht natürlich hiebey an irgend ein Verhältniß zu denken; mag nun dieses Rivalität, oder, wie ich beynahe zu glauben geneigter wäre, geheimnißvolle Vorbereitung seyn. Ja vielleicht bedeutet der fallende Stier geradezu den Sturz des alten Cultus, dem schon lange der giftige Skorpion des Mißbrauchs (den frommen Glauben an mächtiges Eingreifen höherer geistiger Einflüsse auf das Menschenleben zerstörend), die zeugende Kraft benagt hatte, *) durch welche, in früherer Zeit, belebende Religionen gestiftet worden waren; die aber, nie erlöschend, wieder schöpferisch hervorbricht, so oft die leidende Menschheit ihres erneuten Eingreifens bedürftig ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Bekanntlich begleitet diese Darstellung beynahe alle Mithrasopfer; zugleich leckt gewöhnlich ein Hund am Blute des Stiers, was, da dieses Thier in der Parsenreligion dem guten Prinzip geweiht ist, in dieser Zusammenstellung auf den wohlthätigen Einfluß der Gottheit gedeutet werden könnte, wodurch dem Sturze des Alten das bessere Neuere folgt.

Nekrolog.

Madame Benoist, Geschichtsmalerin und Gattin des Direktors der Droits réunis, starb am 7. Oktober zu Paris an einer langwierigen und schmerzhaften Krankheit. Sie war die reizende Emilie, in Dumoustier's Briefen über die Mythologie, ein Werk, das sich eines Beyfalls erfreute, wie vielleicht keine der liebenswürdigen Fadheiten, welche das Ende von Ludwigs XV. Regierung auf dem Parnaß in Ansehen gebracht hatte. Von Jugend auf der schönen Kunst gewidmet, studirte Mlle. Emilie Leroux Laville die Elemente der Malerey unter Lebrun, ging dann in Davids Schule über, so wie ihre Schwester die Baronin Larrey, welche später blos als talentvolle Dilettantin ihre Kunst übte. Die vorzüglichsten Arbeiten von Mad. Benoist sind eine große Anzahl Bildnisse Napoleons, die mehr in den Departementen als zu Paris gekannt sind; das schöne Bild einer alten Frau, die ein Kind auf den Knieen hält, bekannt unter den Namen: Les extrêmes se touchent; eine Wahrsagerin, in Verein mit Hrn. Mouain gemalt; und das Studium einer Negerin, das sich in Luxemburg befindet und sich durch treue und doch gefällige Nachahmung der Natur auszeichnet. Mad. Benoist erreichte ein Alter von etwa 60 Jahren. Sie war eine gutmüthige und geistreiche Frau und ihr Andenken wird allen werth bleiben, die sie gekannt haben.

Digitized by Google

Nr. 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. November 1826.

Berlin im Juli.

Ueber die Kunstausstellung zum Besten der Griechen.

Von

Amalie v. Helwig, geb. Freyin v. Imhoff.

Wenn gewöhnlich der Sommer die Bewohner der Hauptstädte für eine kürzere oder längere Zeit zerstreut, und die geselligen Kreise größtentheils auflöst, indem er meist die bedeutendsten Glieder derselben hinwegführt, so ist dieß mehr als irgendwo in Berlin fühlbar, wo beym Eintritt der schönen Witterung schwer bepackte, mit vier Postpferden bespannte Wagen nach allen Richtungen dahinrollen, und den außerhalb der Thore Erholung suchenden Spaziergänger vielfach daran mahnen: daß ein milderes Klima und von der Natur mit reicherer Abwechslung geschmückte Fluren jene beglückten bald umfangen, indeß, von Pflichten und Verhältnissen hier zurückgehalten, der traurig Nachblickende rund um sich nur einer dürftigen Entschädigung für die langen Wintermonate entgegen sieht.

Doppelt dankbar daher müssen wir es gerade jezt erkennen, wenn uns für so manches, was wir entbehren, eine würdige Erheiterung durch die Kunst dargeboten wird, sie, die den Einsamen tröstet, den von trockner Berufsarbeit Abgespannten erquickt, und in dieser Zeit allgemeiner Vereinzelung die Gleichgesinnten auf die ungezwungenste Art in einem, jedem Stadtbewohner leicht erreichbaren Lokal vereinigt.

Diesen Genuß verdanken wir der gefälligen Güte des Herrn Buchhändlers Reimer, welcher dem kunstliebenden Publikum Berlins in seinem Hause eine Ausstellung geöffnet hat, die, nächst vielen, Hrn. Reimer selbst zugehörigen werthvollen Gemälden, noch eine beträchtliche Anzahl solcher enthält, welche von verschiedenen Besitzern in demselben Sinne hier beygesteuert worden sind, wozu sich endlich noch andere gesellen, welche die Kunsthändler H. Thiermann, Parys aus Brüssel dazu lieferten, um dieselben zur näheren Kenntniß des Publikums zu bringen.

Das wohlgeordnete Ganze bildet eine Reihe erfreulicher Gegenstände, unter denen sich für jeden Geschmack ansprechende herausheben lassen. Doch ward dem Freunde altdeutscher Schule besondere Befriedigung hier bereitet, wie uns gleich unter den ersten Nummern zwey herrliche Bildnisse begegnen, die ich schon früher als Eigenthum des Pastor Fochem in Köln kannte, und die bereits von mir in dem von Friedrich Schlegel im Jahre 1811 — 12 herausgegebenen deutschen Museum beschrieben worden sind. Auch damals wurden sie, wie von dem gegenwärtigen Besitzer, Hans Holbein zugeschrieben, und wenn einiges darin, besonders die Art der Ausführung in dem Bildnisse der Frau und die Behandlung der Hände, mir auf eine spätere Zeit zu deuten scheint, so findet sich kein Name, der doch genug stände, um auf ihn das Lob überzutragen, welches dem Maler dieses, in Lebensgröße mit den Händen dargestellten Ehepaares gebührt. Nicht weit davon sehen wir das Bildniß des Dr. Pommer, Luthers Zeitgenossen, von unbekannter, aber sehr wackrer Hand; obschon nur in halber Lebensgröße, doch in großer Wahrheit und technischer Vollendung dargestellt. Ausgezeichnet ebenfalls spricht sich die Persönlichkeit des Erasmus von Rotterdam aus, für welches Bildniß, in großer Miniatur, Albrecht Dürer genannt wird, und indem wir uns erinnern, daß in dem Tagebuche des fleißigen Meisters ausdrücklich steht: er habe Erasmus Bildniß verfertigt, glauben wir mit Freude daran bemerken zu können, wie wohlthätig die Reise nach den Niederlanden bereits auf den Künstler gewirkt, da bey diesem kleinen, doch trefflichen Oelbilde die Härte seiner früheren Manier nicht gefunden wird, und nur die Bestimmtheit der Form und geistreiche Naturauffassung Dürers Pinsel bekundet, wie er sich unter mehreren, auch in den herrlichen Flügelgemälden offenbart, die nach jener entscheidenden Entwicklungs-Epoche entstanden, sich im Besitz der HH. Boisserée finden.

Ein schönes Bildniß des Cornelius Agrippa aus H. Holbeins früherer Zeit, zeigt die Malerey an Schärfe und Färbung noch fast einer Zeichnung ähnlich. Nahe dabey sehen wir dagegen einen Maler Bartholomäus

Digitized by Google

van der Helst, seiner Kraft bewußt und sie ganz gebrauchend, in der Abbildung eines jungen hübschen Mädchens, die mit braunen Augen und frischer Jugendfarbe, nur reizlos, weil noch nichts sie reizt, gleichsam lebend sowohl in der Ausführung des Fleisches, als der Beywerke sich aus dem Rahmen hervorhebt.

Unter den größeren, frommen Gegenständen gewidmeten Gemälden verdient jedoch unbestreitbar ein Werk Schoreels hier den ersten Platz; Maria mit dem Jesuskinde vorstellend, welches sich im Besitz des Herrn Reimer befindet. In Mitten eines großen, wohlgeschmückten Zimmers sizt die Jungfrau auf der Erde oder einem niedern Schemel, und hält das, mit einem Hemdchen bekleidete Kind auf ihrem Schooß. Das Antlitz der Jungfrau ist sanft gesenkt, von schöner, höchst jugendlicher Form und dem anmuthigsten Ausdruck. — Das Kind kräftig, vor sich hin nach einer dargebotenen Blume greifend. Alle Beywerke zeugen von besonderem Fleiß und es macht einen behaglichen Eindruck, die schöne junge Mutter in dem wohnlichen Gemach, mit allen Bequemlichkeiten umgeben zu sehen, wie sie die Behausungen wohlhabender Familien in der Zeit des Meisters ehrbar und auf die Dauer zu besitzen pflegten. Diese etwas ungewöhnliche Art in der Vorstellung einer Madonna, könnte zu der Vermuthung verleiten, daß wir hier ein Bildniß, und zwar in der Umgebung des lebenden Originals sehen; wenigstens tritt nichts Störendes dieser Vermuthung entgegen, wie das harmonische Ganze Ruhe und Häuslichkeit athmet, und jenen festen Bestand der Dinge zu erkennen gibt, der aus unseren, dem steten Wechsel unterworfenen Wohnungen leider auf immer gewichen zu seyn scheint.

Zunächst diesem Bilde stellt sich mir in der Erinnerung ein anderes dar, welches den heil. Hieronymus lesend vorstellt, und offenbar aus der früheren italienischen Schule (es wird dem J. Bellini zugeschrieben), noch jene Elemente in sich trägt, vermöge welcher sich eine Aehnlichkeit zwischen den beyden, später so scharf getrennten Kunstschulen nachweisen läßt.

Das Gemälde ist mehr lang als hoch; zur Linken zeigt ein oberhalb angebrachtes offenes Fenster die blauen Gipfel ferner Berge. — Der Beschauer sieht die Welt, welche der Fromme im ernsten Gemache nicht sieht, das mit Getäfel versehen, worin Bücherschränke längs der Wand fortlaufen. Am rechten Ende des auf zwey Stufen ruhenden langen Tisches aber sizt der Heilige, das aufgeschlagene große Buch mit seiner schlanken Linken haltend, indeß die rechte Hand dem sinnenden Haupte zur Stütze dient. Er ist mit hellrothem langem Gewande bekleidet, das, in den niedern Schattenpartieen von dunkelfaftigem Lack schattirt, an die Färbung des großen Christusbildes erinnert, welches in Dresden ebenfalls dem J. Bellini zugeschrieben wird. Der Cardinalshut lehnt neben dem Lesenden an der, rings herum laufenden hölzernen Bank; links vorne stehen des Heiligen Pantoffeln neben einander, und ein indisches Huhn wandelt darneben auf langen Beinen einher, daß man den dumpfen Ton seiner Tritte durch die lautlose Stille zu vernehmen glaubt.

Hubert van Eyck lernte ich hier in einer heiligen Familie von schönem Ausdruck und trefflicher Ausführung kennen: Maria und Anna (im Katalog wurde diese Elisabeth, wie mir scheint, jedoch ohne hinreichenden Grund, genannt) sitzen auf einem Thron, neben einander. Die Matrone nimmt das heilige Kind eben aus den Armen der im purpurnen Mantel gekleideten Jungfrau, die von regelmäßig schönen Zügen, in holder Weiblichkeit vor sich niederblickt, indeß ihr langes golden glänzendes Haar sanft gekräuselt tief über ihre Schultern herabwallt. Ein in höchster technischer Vollendung ausgeführter Goldbrokat mit schwarzer Zeichnung füllt den Raum hinter beyden Gestalten und bildet den Thron, dessen Pfeiler aus agathnen Säulen mit goldner Verzierung ebenfalls eine fast wunderbare Ausführung zeigen. Joseph und (wahrscheinlich) Joachim stehen zur Seite, und erinnern an Johann van Eyck's Köpfe, ohne jedoch im Charakter diese zu erreichen; kleine Engel spielen im Vorgrund auf verschiedenen Instrumenten. Das Ganze, vortrefflich erhalten, macht einen so gefälligen als würdigen Eindruck.

Ein kleines Bild von Hugo v. d. Goes stellt Anne, von einer Säulenhalle überwölbt, in stiller Betrachtung des ihr bevorstehenden lang erbetenen Glückes dar, indeß Joachim, dankbar fromm ihr zur Seite knieend betet. — Die Erscheinung des Engels, welcher diesem die Erfüllung seines Wunsches ankündigte, klein gemalt in der Ferne, veranlaßt mich dieses Bild, welches im Katalog die Namen von Maria und Joseph trägt, auf die eben angeführte Weise zu erklären, wobey mich noch besonders das auffallend ältliche Aussehen der weiblichen Figur bestimmt, indem wohl von alten deutschen Meistern die Jungfrau mehr oder weniger schön, doch immer mit den bestimmten Zügen der Jugend dargestellt zu werden pflegt, hier aber sogar den Händen der Charakter des Alters geflissentlich gegeben worden ist.

Von so wahrem als edlem Ausdruck spricht ein Gemälde von M. Hemskeerk — den Beschauer an, die wehklagenden Frauen vorstellend, welches uns den Meister auf der Kunststufe zeigt, die er nach seinem Aufenthalt in Italien erreicht hatte. — In dieser schön gedachten Arbeit läßt sich bestimmt nachweisen, daß er Raphaels Werke gesehen und studirt hatte; wie unter andern das, hinter der Madonna mit fest gefaltet emporgehobenen Händen stehende Mädchen, an eine der schönsten Gestalten in dem unter dem Namen il Spasimo di Sicilia be-

Digitized by Google

rühmten Bilde Raphaels erinnert, dahingegen eine andere sprechend vorgebogene einer der Frauen nachgebildet scheint, die in der Grablegung desselben Meisters gegen Magdalena gerichtet, beyde Gruppen dort verbindet. Die Mutter des Heilandes stellt sich uns in würdevoller, das tiefste Herz zum Mitleid aufregender Rührung dar, wie die rothgeweinten Augen von immer neuen Thränen überfließen. — Nur der Kopf des Johannes steht auf zu niederer Stufe des Ausdrucks, die mit gemeiner Form verbunden, dem sonst klassischen Werthe der Composition Eintrag thut. — So wie die, mit den Händen dargestellte Gruppe ausdrucksvoller Köpfe mir zuerst erschien, glaubte ich darin das Studium für eine Grablegung zu erkennen, und gebe diese Ansicht darum nicht auf, obschon das Gegenstück, ein traurig trocknes Ecce Homo mit einem grinsenden Pharisäerkopf daneben, nur eine beschränktere Bedeutung anzugeben scheint — indem ich lieber glauben will, daß Hemskeerk durch Umstände bewogen worden, jenem, mit so viel Liebe durchdachten als kunstvoll ausgeführten Studium das früher gemalte oder später bestellte Jammerbild als Gegenstück zu gesellen — obschon selbst in der Leidensgeschichte nichts diese Zusammenstellung rechtfertigt, da bekanntlich die heiligen Frauen Jesum nicht während der, seinem Tode vorangegangenen Mißhandlungen gesehen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel.

(Fortsetzung.)

Die Mainzer Antiken-Sammlung ist durch Prof. Lehne mit etwa 60 römischen Grabsteinen und gegen 30 Votivsteinen und Altären vermehrt worden; viele derselben haben für die Landesgeschichte, andre für römische Titulaturen und Würden, und wieder andre für Mythologie und Culturgeschichte höchst interessante Inschriften und Bildwerke, auch zeichnen sich einige Grabsteine durch die entlegene Heimath der beerdigten aus, und sind von Syrern und Arabern, die Stellen im römischen Heere bekleideten. Ein Altar auf dessen vier Seiten, die längs des Rheins so häufig auf diese Art dargestellten Gottheiten, Juno, Minerva, Herkules und Merkur ausgehauen sind, endigt sich oben in ein Achteck, worauf die sieben Götter der Wochentage in ihrer noch bey uns gewöhnlichen Ordnung dargestellt sind; nur scheint die Reihe mit Saturn zu beginnen, zwischen welchem und Venus, auf der 8ten Seite die kleine Inschrift IN H DD steht. Der Stein scheint aus der Zeit des K. Alexander Severus zu seyn. Lehne erklärt diese Bildwerke symbolisch „Juno, Schützerin der Geburten, Minerva, Göttin der Weisheit, Herkules, Gott der Stärke und Merkur, Führer der Todten, beschirmt alle Tage meines Lebens"; doch dürften sie auch noch andre Deutungen zulassen. Ein andrer kleiner, einzeln in einem kleinen Tempelchen, halberhaben vorgestellter Merkur ist ganz gallisch gekleidet und sieht höchst sonderbar aus. Auch mehrere interessante Fragmente von Säulen und Gebäuden, so wie auch kleinere Lokalaltertbümer hat dieser so geistreiche als thätige Forscher gesammelt, und sowohl über das hier zusammengebrachte als über viele andre, im ganzen Striche von Germersheim bis Bingen gefundene Alterthümer hat er ein gelehrtes Werk, mit Abbildungen begleitet, zum Drucke fertig: es wartet nur auf einen günstigen Verleger: Etwa 400 Inschriften werden darin bekannt gemacht und erläutert, und manches von dem verdienstvollen Fuchs übersehene oder irrig erklärte supplirt und berichtigt werden. Auch Hr. Wish von Mainz hat eine hübsche Sammlung kleinerer Alterthümer gebildet: unter andern fielen mir darin, unsern gewöhnlichen, zu Nürnberg verfertigten, sehr ähnliche, antike Gewichte aus Bronze auf; auch ist die Notiz nicht uninteressant, daß ein hier befindlicher bronzener Meissel, von der eigenthümlichen, allen Alterthumsfreunden bekannten Gestalt, die ein gabelförmiges Heft zu erheischen scheint, bey Landau, in einem Steinbruche gefunden worden ist. Sehr leid war es mir, das großentheils zu Mainz gebildete Cabinet des seitdem zu Alzey als Friedensrichter angestellten Hrn. Emele nicht sehen zu können. Es ist übrigens durch ein schönes Werk, mit sehr guten Abbildungen, der allgemeinen Bekanntschaft überliefert.

Das Antikenkabinet zu Darmstadt ist bey weitem nicht mit dem Reichthum der dortigen, großentheils von Hrn. Schleyermacher gesammelten und ganz vortrefflich geordneten öffentlichen Bibliothek, oder mit der schönen großherzoglichen Gemäldesammlung zu vergleichen; doch enthält es manche hübsche Sachen und unter andern einen vortrefflichen, mit den Bildern der Grazien und Horen verzierten Candelaber aus Porphyr, auch viele schöne rothe römische Gefäße; nur ist leider der Fundort der Gegenstände nicht hinlänglich bezeichnet, da sie zum Theil aus insgesammt gekauften Cabinettern herstammen.

Zu Worms hat Hr. Schiffmann Menger manches Interessante, namentlich einige Altäre und viele Münzen, mit ächt patriotischem Eifer gesammelt und zeigt sie mit vieler Gefälligkeit.

Die, zum Theil schon seit längerer Zeit durch die Memoires der Mannheimer Akademie bekannte Antikensammlung zu Mannheim überrascht dennoch beym Eintritt in dieselbe, sowohl durch die schönen etrurischen

Digitized by Google

Sarkophage, die dem Churfürsten Carl Theodor aus Italien überschickt worden sind, und die, mit andern kleinern Merkwürdigkeiten in eigenen Zimmern aufgestellt sind, als durch die in langer Reihe die Seiten eines wohlerleuchteten Ganges bekleidenden 87 größern, aus den weitläufigen, ehmals pfälzischen Ländern und andern angrenzenden Gegenden zusammengebrachten Steine und Altäre, mit mancherley sonst selten oder gar nicht vorkommenden Inschriften: wie z. B. Matronis Gesatenis, Matronis Gesatiabus u. s. w. Schade daß sich nicht ein eigens dazu bestellter Aufseher mit dieser Sammlung beschäftigen kann (sie steht unter der Aufsicht des verdienten Hofrath Weikum, dem aber die Direktion des Gymnasiums und sonstige Verhältnisse einen andern Geschäftskreis auflegen); denn in dem dabey liegenden Katalog, der doch von dem verdienten Lamey herkommen soll, sind mir einige sonderbare Versehen aufgefallen.

Zu Speyer sammelt der geistreiche Regierungs-Präsident, Hr. v. Stichaner, mit thätiger Sorgfalt und vieler Sachkenntniß, alles was der baierische Rheinkreis, aus dem vorher die pfälzische Verwaltung manches nach Mannheim bringen ließ, noch von römischen Alterthümern darbietet, und die Ausbeute ist unerwartet reich. Auch haben Se. Excellenz diese Sammlung aufs geschmackvollste in einem, eigens dazu erbauten Portikus von griechischen Formen und mit lieblichen Säulen verziert aufgestellt. Unter den Inschriften zeichnen sich die, den bisher unbekannten Gottheiten, DEO CESONIO und DIS CASSIBVS, geweihten, vorzüglich aus; unter den Geräthschaften fielen mir, außer vielem andern Merkwürdigen, zwey sich in einander passende, mit Stielen versehene, kupferne Pfannen auf, deren innere zum Durchseihen bestimmt und wie ein Sieb mit vielen kleinen Löchern durchbohrt ist. Viele dieser Gegenstände sind schon von Hrn. v. Stichaner nach und nach in den Speirer Blättern bekannt gemacht worden; sie verdienten aber, sobald die Vermehrungen, durch Erschöpfung der Fundgruben, etwas nachlassen werden, in einem eigenen Werke dem größern Publikum bekannt zu werden. Es dürfte manche Aufklärung daraus hervorgehen, besonders da selten ein beträchtlicher Landstrich so vollständig untersucht werden kann als es hier möglich ist, wo sich ein an der Spitze der Regierung stehender Kenner mit persönlichem Eifer damit beschäftigt.

Zu Lauterburg besitzt die Wittwe des ehmaligen Unterpräfekten von Weissenburg: Hr. Lambert, noch eine hübsche Sammlung von ehedem, unter gleichfalls sehr günstigen Verhältnissen, zusammengebrachten Gegenständen; unter andern ein Basrelief, Merkur, Apoll und Minerva darstellend, das an Kunstwerth den gewöhnlich in diesen Gegenden gefundenen Bildwerken ziemlich weit voransteht; auch eine ganze, nebst vielen andern Werkzeugen einer römischen Töpferfabrik, zu Rheinzabern gefundene, aus einem einzigen Stücke bestehende Form, zur Verfertigung rother Gefäße, mit sehr erhabenen Figuren. Auf derselben steht, mit sehr großen Buchstaben, der, halb deutsch klingende Name COBNERTVS, der entweder den damaligen Eigenthümer dieser Werkstätte, oder vielleicht den Künstler bezeichnet, der die Stempel zu den Verzierungen dieser Gefäße verfertigt hatte. Denn es wird, bey genauerer Betrachtung, sowohl dieser selbst als besonders der Formen, augenscheinlich, daß jeder einzelne Theil der Verzierungen vermittelst eines besondern, erhabenen Stempels in diese Formen eingedruckt wurde; wodurch dann eine unendliche Vervielfältigung der Gesammtverzierungen möglich wurde. Ja mit diesen Stempeln scheint ein eigner Handel getrieben worden zu seyn, da sich dieselben Namen, die durch ihre von den übrigen verschiedene Größe und durch ihr Aufdrücken auf die Nebenseiten der Gefäße, die Verfertiger derselben anzudeuten scheinen, in verschiedenen Fabriken vorfinden. So kömmt z. B. ein großes IANV. F (wahrscheinlich Januarius fecit) zu Rheinzabern und bey Heiligenberg im Breuschthal vor. Diese Formen sind übrigens von einer hellern Erde als die Gefäße: wenn sie aus einem Stücke sind, so begreift man auf den ersten Blick nicht, wie das Gefäß mit seinen erhabenen Figuren herausgenommen werden konnte: aber die Erde, woraus dieses gebildet ist, zieht sich, beym Eintrocknen, so stark zusammen, daß diese Schwierigkeit von selbst verschwindet. Die größern Formen ließen sich jedoch gewöhnlich in zwey Hälften zerlegen.

Der eben bemerkte Name Cobnertus befindet sich auch und zwar mit Weglassung der lateinischen Endung, auf einem merkwürdigen steinernen Basrelief, das vor wenig Jahren im Hagenauer Forst gefunden worden, und durch die Güte des Grundeigenthümers in meinem Besitze ist; es stellt einen nackten Jüngling mit phrygischer Mütze und einer Hasta vor, der mit der linken Hand einen, weit kleiner als es das natürliche Verhältniß erfordert hätte, abgebildeten Stier zwischen den Hörnern festhält: darüber steht DEO MEDRV MATVTINA COBNERT. Vielleicht ist das Wort Medru, von welchem freylich der Buchstabe R ganz klein und nicht mit vollständiger Deutlichkeit in dem D eingefaßt ist, eine lokale Abänderung des Namens Mithras, der zuweilen auch βουκλοπος (der Ochsenstehler) genannt wird: wenigstens ist mir diese Vermuthung, als solche, von dem berühmten bey solchen Gegenständen doppelt klassischen Geh. H. R. Creuzer mitgetheilt worden.

Die badische Sammlung, die gleichfalls manches Lokale aufklärt und manches allgemein Interessante liefert, habe ich nun schon seit einigen Jahren nicht mehr gesehen, und enthalte mich von derselben zu sprechen; gewiß ist sie seitdem noch durch mehrere Merkwürdigkeiten vermehrt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 89.

Kunst-Blatt.

Montag, den 6. November 1826.

Kunstausstellung in München, im October 1826.

I.

Obgleich die fortdauernde Kunstausstellung, welche seit einigen Jahren sich hier durch den Kunstverein gebildet hat, während des verflossenen Jahres eine große Zahl von Gemälden und selbst Bildwerken darbot, enthält doch die Ausstellung der Akademie dießmal einen beträchtlichen Reichthum an Werken aller Art, und wenn auch einzelne der kleineren hier zur Schau gebrachten Bilder schon vor Monaten in den Räumen des Kunstvereins gesehen worden sind, so schadet dieß keineswegs der Theilnahme, welche das Publikum ihnen widmet; da immer nur ein kleinerer Theil desselben sich dort den Zutritt dazu verschaffen kann. Der Katalog der Ausstellung begreift 580 Nummern an Malereyen, Zeichnungen und Sculpturen, und dennoch fehlen mehrere der bekannten und geachteten Namen, welche man zu finden erwartete und wünschte. So waren leider Cornelius und sein Gehülfe Schlotthauer durch die Freskoarbeiten in der Glyptothek abgehalten, etwas für die Ausstellung zu liefern. Carl Heß, der Vater, fortwährend und ungeachtet seines hohen Alters unermüdlich mit dem großen Kupferstich des Bildnisses unsers höchstseligen Königs beschäftigt, konnte nichts beytragen, und die Hoffnung, daß der Parnaß, ein Gemälde seines Sohnes, Heinrich Heß, für die Ausstellung aus Rom eintreffen werde, war vergeblich gewesen. Endlich vermißt man auch Arbeiten von Eberhardt, welcher in Perugia mit der Restauration des großen Brunnens von Giovanni Pisano beschäftigt ist.

Genrebilder, Landschaften und Porträts machen, wie gegenwärtig überall, die größere Zahl aus. Unter den leztern sind neben dem schönen lebensgroßen Bildniß Seiner Majestät des Königs von Stieler und mehreren andern von vorzüglichem Werthe aus, welche lieber nicht zur Ausstellung hätten eingesandt werden sollen. Die Genre- und Landschaftmalerey wird hier im Allgemeinen mit Talent, Glück und Beyfall getrieben, so daß immer eine bedeutende Menge guter und vorzüglicher Werke dieser Art zu Tage kommt. Dagegen ermangelt die Historienmalerey, während sie sich mehr und mehr einer großartigen Anwendung durch die Gunst Seiner Majestät des Königs erfreut, noch jener Vorliebe bey dem Publikum, die auch kleinere Werke dieser Art gerne sieht, bestellt und kauft. Die Anzahl ihrer Hervorbringungen ist deßhalb auch beschränkter; denn der Beyfall, welcher zu ausführlich der bloßen sinnlichen Wahrheit gezollt wird, ist weder erwärmend für das dichterische Gemüth, welches sich an schönen und erhabenen Gedanken nährt, noch belebend für die Phantasie, welche der Freude am Geistigen und Höhern bedarf, um mit Glück ihren Flug zu beginnen.

Die ausgestellten historischen Werke bestehen theils in Gemälden, theils in Cartons und kleineren Zeichnungen, und wir fassen sie in eine Uebersicht des Geleisteten zusammen.

Es war ein schöner Gedanke, den Manen des verstorbenen Direktors v. Langer durch Ausstellung einiger früheren Werke seiner Hand noch ein Opfer der Verehrung zu bringen. Wir sehen in ihnen den Bildungsgang eines Mannes, der mit ausgezeichnetem Talente großen Fleiß und große Anstrengung verband, sich aller Zweige seiner Kunst zu bemächtigen. Das kleine Bild, einen Maler in seiner Arbeitsstube, im Costüm des 17ten Jahrhunderts vorstellend, ist voll Geist und Leben. Es scheint im Wetteifer mit den Werken früherer holländischer Meister, besonders des Gerhard Dow gemalt, und das Lichte und Geistreiche seiner Pinselführung, das Eigenthümliche seines Farbentons ist darin aufs Treffendste nachgeahmt. Das zweyte, etwas größere Bild, eine Anbetung der Hirten, gibt Correggio's Idee wieder, das Licht, welches die Scene erleuchtet, von dem neugebornen Heiland ausgehen zu lassen, das hat neben dem Lieblichen der Anordnung einen weichen und harmonischen Farbenton, nur ist es im Ganzen sehr duftig gehalten, und verliert da-

Digitized by Google

durch etwas von seiner Wirkung. Unter den ausgestellten Zeichnungen des verstorbenen Meisters fesselt besonders das Blatt, welches die Vermählung der heiligen Jungfrau darstellt. Maria tritt neben dem Hohenpriester auf einer erhabenen Stufe hervor, um welche die Freyer versammelt sind, und Joseph reicht eben den blühenden Stab hinauf, um die Zusicherung seines Glücks zu empfangen. Die übrigen Freyer stehen und knieen theils verwundert, theils bestürzt, erzürnt und erschüttert umher; einer im tiefsten Schmerz vernichteter Hoffnung ist vorn an der Stufe niedergesunken, und bedeckt die Augen mit der Linken, wie um sich den Anblick des verlorenen Glücks zu entziehen. Diese Figur ist voll tiefer Empfindung und Wahrheit. — Von den übrigen Zeichnungen nennen wir noch: Orpheus auf der Fahrt nach Kolchis, eine schöne und lebendige Composition.

Professor Robert v. Langer hat außer einem großen Gemälde, Madonna mit dem Kind auf dem Thron, eine Reihe von Cartons ausgestellt, welche durch Heiterkeit des Gedankens, wie durch Anmuth, Reichthum und Lebendigkeit der Composition das Auge lang und ergötzlich beschäftigen. Sie sind von dem Erfinder bereits im verflossenen Sommer in Fresco ausgeführt worden als ungefähr 2 Fuß hohen Fries eines Gartensaales, in welchem sie eine heitere Verzierung und die Episode eines größern Gedichts bilden. Die beyden Hauptwände des Saals sollen zwey große Darstellungen, Apollo und die Musen, enthalten; zwey Nebenfelder den Homer und Dante, die Repräsentanten alter und neuer Poesie, deren Grundcharakter und Richtung noch in kleineren Räumen durch mannichfaltige Gruppen angedeutet wird. Ueber diesen schön angeordneten, doch bis jezt erst skizzirten Bildern läuft der erwähnte Fries auf drey Seiten herum, in welchem Amorine zwischen bogenförmig in heller Luft aufgerichteten Blumen- und Fruchtguirlanden die mannichfaltigsten Spiele treiben. Sie stellen die Liebe dar als das Princip, welches durch die ganze Natur waltet und aller Begeisterung zu Grunde liegt. In der Mitte Psyche und Amor auf den von Tauben gezogenen Wagen unter einer Guirlande violetter Astern, an welcher zwey Candelaber in die von Morgenroth glänzende Luft hinausbrennen; diesen zur Linken unter einem Kranz von Jasmin sind drey mit Bogenschießen beschäftigt; dann unter Eichenlaub sizt einer die Leyer spielend auf zwey Tigern, welche von den süßen Tönen eingewiegt und schmeichelnd daliegen. Zur Rechten von Amor und Psyche sind sechs Amorine in einem Kranz von Orangen und Citronen versammelt, singend und musicirend auf der Handtrommel, Flöte und Posaune; und daneben unter Eichenblättern ein einziger, welcher dem Adler des Zeus die Schaale mit süßem Getränke vorhält; und ihm neckend dabey mit dem Bogen droht. An die fünf Abtheilungen der Mittelwand, welche die Erhabenheit, die Schnelligkeit, den Zauber, die Fröhlichkeit, die Launen der Liebe so anmuthig versinnlichen, schließen sich auf der Seitenwand rechts vier ähnliche, wo ein Amor mit dem Zweyzack vier schwarze Rosse vor sich treibt, ein anderer auf dem Löwen reitet, andere in zahlreicher Versammlung Trauben essen und durch einen Reif springen. Auf der linken Wand, symmetrisch mit diesen, halten die kleinen Götter Weinlese und Obstärnte, schaukeln einander und ein ganzes Nest voll Unmündiger wird von einem Erwachsenen mit Honig gefüttert, alles unter Bögen von Obst, Reiss, Schilf, Wein und Orangen, welche festlich mit Bändern umwunden und durch Blumenstengel und leichte Stäbe gesondert sind, auf welchen kleine Vögel zur bunten Verzierung sitzen. In diesen Gruppen ist Reichthum der Phantasie, Harmonie der Verhältnisse, Lebendigkeit der Bewegungen und Anmuth der Linien, und sie erfüllen ihre Bestimmung, den Geist erheiternd und belebend in den Zaubergarten der Dichtung zu versetzen. Bey längerer Betrachtung möchte man wohl den Figuren eine größere Mannichfaltigkeit der Charaktere, der Gesichtszüge und Körpergestalten wünschen, obgleich dieß Kindernaturen sind, bey welchen die Individualität weniger ausgesprochen hervortritt. Ein Theil der Wiederholungen mag wohl auf Rechnung der kecken und praktischen Art kommen, in welcher diese Cartons ausgeführt sind; aber dieß leitet auf die Bemerkung, wie leicht ein talentvoller Meister, welchen Erfindung und Zeichnung im hohen Grade zu Gebote stehen, durch die erworbene Fertigkeit in Gefahr sey, die Natur weniger genau zu beachten und sich einen willkürlichen Vortrag anzueignen. Wo ein solcher Vortrag zum System wird, wo es auffällt, daß weniger nach der Wahrheit und unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der Natur, als nach einem Selbsterdachten und Einförmigen gestrebt werde, verliert sich auch das Interesse des Beschauers, er erkennt das Talent, aber er vergnügt sich nicht an dem Genuß seiner Erschöpfungen. Diese leztere Bemerkung sey jedoch nicht in Bezug auf die erwähnten Cartons gemacht.

Zu einer seit Jahren durch den Dichter des Belisar, Hr. Eduard v. Schenk vorbereiteten Uebersetzung des Dante hat Hr. v. Langer eine Reihe von Federzeichnungen ausgeführt, die er selbst für die Herausgabe des Werks zu radiren gedenkt. Fünf davon sehen wir ausgestellt: Wie Beatrice dem Virgil aufträgt, den Dante durch die Hölle und das Fegfeuer zuführen (Hölle 2ter Gesang); die Geizigen und Verschwender, welche große Steine wälzen (ebend. 7ter Gesang); wie Virgil mit

Dante über den Styx schifft, und den heranschwimmenden Filippo Argenti zurückstößt (ebend. 8ter Gesang); die Strafe des Simonisten, welcher mit den Beinen aufwärts aus einer brennenden Schlucht herausragt (19ter Gesang); und die Strafe der Heuchler, welche in bleyernen Kutten einhergehen, während der Pharisäer gekreuzigt an der Erde liegt (23ster Gesang). Diese Blätter sind sämmtlich in einer einfachen und großartigen Weise componirt und sehr kräftig mit der Feder so gezeichnet, wie die Radirnadel es erfordert. Es würde zu weit führen, wollten wir hier über jedes Einzelne Rechenschaft geben, und wir behalten uns vor, bey der Erscheinung des Werks darauf zurückzukommen.

Professor Zimmermann, welcher im Laufe dieses Sommers ein vortrefflich colorirtes Freskobild nach einem Carton vom Cornelius in der Glyptothek vollendete, hat die Muße des vorigen Winters zu einer großen Composition benuzt, von welcher sowohl die kleine Skizze in Oel als der in lebensgroßen Figuren ausgeführte Carton sich auf der Ausstellung befinden. Der Gegenstand ist: Joseph, welcher von seinen Brüdern verkauft wird. An dem Carton treten vor allem großartige Anlage, Sicherheit der Zeichnung, plastische Ausführung der Formen und schöne Faltung der Gewänder hervor, und zeugen eben so sehr von gründlichem Studium und kräftiger Auffassung der Charaktere, wie von großer Meisterschaft des Auges und der Hand. Der Künstler hat seine Anordnung in zwey natürliche Gruppen getheilt, welche sich nebeneinander auf dem Bilde darstellen: zur Linken die Ismaeliten, zur Rechten die Brüder Josephs, zwischen beyden in der Mitte der verkaufte Knabe, welcher von dem ältesten Bruder fortgewiesen und an der Hand des Kaufmanns zu den Fremden geführt wird. Diese sitzen und stehen an ihren Kameelen umher, theils verwundert auf die Brüder und theilnehmend auf den Knaben schauend, theils gleichgültig, wie bey einem gewöhnlichen Handel. Die Brüder sind ihrerseits wieder in zwey schöne Gruppen gesondert: mehrere, den einen Kaufmann umstehend, empfangen noch Zahlung; die andern, nach vornensitzend, theilen stumpfsinnig und habsüchtig, das bereits eingenommene Kaufgeld. Der Augenblick, in welchem das Verbrechen begangen wird, sezt bey Menschen, welche wie die Brüder, keine verstockte Bösewichter, sondern nur durch Leidenschaft irre geführte Sünder sind, allerdings eine große innere Bewegung voraus, und wohl deßhalb mochten manche Beschauer diese Gruppe zu leblos finden; auch hat der Künstler selbst auf der kleinen Skizze die Brüder etwas aufgeregter geschildert. Hier dienen die Figuren mehr zur Staffage einer schön componirten Landschaft, und es fällt überhaupt weniger auf, daß beyde Gruppen an Inhalt sehr verschieden sind, daß die eine der Ismaeliten gleichgültig und leidenschaftlos, die andere der Brüder im höchsten Grade pathetisch und affectvoll ist, folglich allerdings in der historischen Darstellung nothwendig hervortreten und ein bedeutendes Uebergewicht erhalten muß. Man könnte mithin dem Künstler zum Vorwurf machen, daß er seinen Carton so angeordnet, d. h., daß er den beyden Abtheilungen zu viel Gleichgewicht gegeben, so wie man auch der schönen Figur des Joseph ein stärkeres Hervortreten und einen tiefern Ausdruck des Schmerzes wünschen möchte.

Ein ehemaliger Zögling der Akademie, Hr. Jakobs aus Gotha, hat aus Rom zwey historische Gemälde eingesandt, deren eines von ansehnlichem Umfang, mit lebensgroßen Figuren, die Auferweckung des Lazarus darstellt. Es ist, wie wir hören, noch in München begonnen, und in Rom vollendet und gibt Zeugniß von guten und gründlichen Studien für das Praktische der Kunst. Die Zeichnung ist im Ganzen untadelhaft, und gegen die Gruppirung ließe sich nur einwenden, daß sie etwas zerstreut sey. Die Farbe ist kräftig, doch zu sehr ins Braune und Dunkle gehend. Bey allem äußerlichen Verdienste hat das Bild seine Wirkung auf die meisten Beschauer verfehlt. Wir glauben die Ursache darin zu finden, daß der Künstler selbst von seinem Gegenstande nicht durchdrungen, nicht erwärmt gewesen sey, und die Composition mehr stückweise zusammengedacht als im Ganzen gefühlt und empfunden habe. Daher theils Schwäche, theils Uebertreibung der Charaktere, und jener Mangel an innerer Tiefe, welchen alle äußerliche Bewegung nicht ersezt. Lazarus allein scheint von der Freude der Wiederkehr ins Leben, von der Begeisterung über das an ihm vollbrachte Wunder durchdrungen; alle übrigen Figuren stehen nur wie Abstractionen von Empfindungen und Leidenschaften da. Vor dem wunderthätigen Heiland, welcher zu jugendlich und kraftlos erscheint, kniet Martha, die Hände voll Dank zu ihm erhebend; Maria hinter ihr bückt sich freudig, doch in einer gezierten Stellung nach dem Auferweckten herab. Den Vorgrund links nehmen Männer ein, welche man wohl richtiger für ungläubige, starrsinnige feindliche Pharisäer als für Apostel hielt, da oben hinter dem Erlöser Johannes und andere voll Andacht und in ruhiger Beschauung stehen. Unten rechts sind einige Männer aus dem Volke, welche durch heftige Geberden ihr Erstaunen ausdrücken. Alle diese Figuren sind theatralisch; sie bezeichnen, wie Lebruns Leidenschaften, und wie die meisten Figuren der neuern französischen Schule nicht Individualitäten, sondern nur allgemeine und grell einander entgegengesezte Zustände. Betrachten wir dagegen Peru-

Digitized by Google

gino's Grablegung, von welcher uns Hr. Hoff eine so gelungene Zeichnung ausgestellt hat. Welche innerliche Lebendigkeit der Charaktere, welche eindringende Sprache des Gefühls, und dabey, welche Harmonie der Empfindung durch das Ganze! Hier sehen wir in jeder Figur einen eigenthümlichen Menschen mit Geist und Seele, mit mannichfaltigen Fähigkeiten und Eigenschaften, und diese Charaktere bilden keine starken Contraste, diese Gefühle sind in den zartesten Abstufungen geschildert. Hr. Jakobs wäre bey vorherrschendem Sinn für das Praktische der Kunst, in großer Gefahr gewesen sich der Manier hinzugeben, wenn er nicht bald einen andern Weg eingeschlagen hätte.

Ein zweytes von ihm ausgestelltes in Rom ausgeführtes Oelgemälde gibt den erfreulichen Beweis, daß ihm dieß bereits gelungen. Die Madonna mit dem Kind in einem Rund, ist eine jeden Beschauer ergreifende Darstellung. Der schöne Knabe schlummert sanft, wie von süßen Träumen umschwebt, auf dem Schooße der Mutter, welche voll Andacht das reine Profil nach dem heiligen Buche wendet, das sie vor sich auf dem Knie hält. Die Gruppe ist äußerst lieblich gedacht, großartig in Styl und Formen, und von kräftigem und wahrem Colorit. Besonders in dem nackten Knaben zeigt sich, welche Fortschritte der Künstler auch in der Farbenbehandlung durch das Studium italienischer Meister gemacht hat; dem Kopf der Madonna wäre etwas mehr Rundung zu wünschen und die Schattirung ihrer Haare scheint nicht ganz naturgemäß. Im Ganzen aber machen die mannichfaltigen, reichen und vollkommen in Harmonie gesetzten Farben eine so angenehme Wirkung auf das Auge, wie die Composition auf das Gemüth. Wir wünschen von Herzen, daß Hr. Jakobs seine Bestrebungen auf der Bahn, welche dieses Bild andeutet, fortsetzen möge und hoffen, dann einen vorzüglichen Künstler an ihm zu erhalten. S.

Berlin im Juli.

Ueber die Kunstausstellung zum Besten der Griechen.

Von

Amalie v. Helwig, geb. Freyin v. Imhoff.

(Fortsetzung.)

Zwey ältere Gemälde möchte ich hier nicht ganz übergehen — das eine, Roger von der Weide zugeschrieben, stellt eine Familie vor, die durch eine sinnreiche Erfindung des Malers mit dem bekannten Kunstvorwurf „Jesus Magdalenen im Garten erscheinend,“ verbunden ist, indem diese als Schutzpatronin der Frau hinter derselben knieend erscheint, wie dagegen Christus auf der Seite des Mannes (der sonach wohl Christian geheißen haben dürfte) in passender Landschaft abgebildet hervortritt — eine Composition, die von wirklich rührender Naivität, dennoch die, mit der damaligen Art, die Donatarien darzustellen, weniger bekannten Beschauer, über den Inhalt des Bildes, wie natürlich, in Verwirrung sezte.

Ein Gemälde mit Seitenflügeln von B. Schwarz, die Parabel des verlorenen Sohnes vorstellend, verdient wegen der großen Innigkeit und heitern Einfalt Erwähnung; wie in dem Mittelbilde das Wiederfinden in der herzlichen Umarmung des Vaters und der zerknirschten Stellung des Sohnes wahrhaft rührend ausgedruckt ist, dagegen die freudige Bewegung der, unter offener Halle im Hintergrunde speisenden Gäste, das lustige Posaunen von den Zinnen der stattlichen Behausung, die lebhaft erklärenden Geberden der näher Stehenden, ja sogar die eilige Herbeyschaffung des Kalbes, das von der fern weidenden Heerde über die nahe kleine Brücke heran getrieben wird, den Antheil froh versöhnter Herzen auf die einfachste und eben daher sprechendste Weise zu erkennen gibt.

Nur noch ein Gemälde will ich unter so vielen, zum Theil den bedeutendsten Namen bemerken, welches zu der niederländischen Schule gehörend, sich doch keinem ihrer Meister entschieden zusprechen läßt. Ein Mann und eine Frau knieen mit zwey Kindern (wahrscheinlich als Donatarien), ihre Schutzheiligen stehen hinter ihnen. Wenn die Familie, wohl gemalt und sichtlich sehr getroffen, etwas an sich hat, das mich an französische Gemälde aus den Zeiten Heinrichs IV. erinnern wollte, so mußte ich vor dem Sinn mich beugen, mit dem die Schutzheiligen dargestellt sind. Zuerst der alte Bischof Hubertus in bedeutsamer Gutmüthigkeit, trefflich individualisirt, neben ihm aber die heilige Barbara in Nonnentracht, so geistig rein, edel, tief und fast geisterhaft resignirt, daß mich dieser Kopf allein für Stunden in dem Bildersaale halten könnte. Da der Besitzer, wie ich vernahm, ein Franzose ist, so müßte es ein schönes Zeugniß für die damalige Kunst seines Vaterlandes abgeben, wenn dieß Gemälde dort entstanden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. November 1826.

Ueber mehrere neue Entdeckungen und noch nicht vollständig bekannte Sammlungen römischer Alterthümer am Rhein und an der Mosel.

(Beschluß.)

Die, zuerst von Schöpflin gebildete und großentheils schon zu seiner Alsatia illustrata benuzte und in derselben bekannt gemachte, dann von Oberlin im Museum Schoepflini zum Theil noch ausführlicher erklärte Sammlung römischer Alterthümer zu Straßburg, an deren Aufsicht ich selbst Theil habe, ist seit einigen Jahren sowohl durch die, von der Regierung verordneten Untersuchungen über die Departementsalterthümer als durch andre glückliche Zufälle und nicht unbelohnte Bemühungen, um mehrere interessante Gegenstände vermehrt worden. Von einigen ist schon früher Nachricht gegeben worden; doch sey einiges des neuesten und merkwürdigsten auch hier erwähnt. Hiezu gehören die, sonst äußerst seltenen, irrdenen Formen zur Verfertigung rother Geschirre, von denen so eben schon gesprochen worden ist, und von welchen wir mehrere schöne Stücke einem Geschenke des Hrn. Lambert, andre demienigen der Frau Freyherrin v. Coehorn und einige neuere Nachgrabungen bey dem oben erwähnten Heiligenberg zu verdanken haben. Bey lezterm Orte sind auch die vollständigsten der mir bis jezt bekannten römischen Oefen zur Brennung dieses Geschirres ausgegraben worden. Der am besten erhaltene war cylinderförmig und hatte etwa 12 Fuß im Durchmesser und etwa 6 Fuß Höhe, bis auf den Boden, wo die Gefäße zum Brennen aufgesezt wurden. Auf diesem Boden standen, bey der Entdeckung, noch die thönernen Hitzröhren, wodurch die Geschirre vor der zu großen Wärme gesichert wurden, gegen den Anschlag der Flamme war schon durch die Dicke dieses Bodens gesorgt, die an den meisten Orten bis gegen 3 Fuß betrug. Diese Röhren waren Verlängerungen eben so vieler, durch das dicke Mauerwerk gehenden Oeffnungen, die mit mehrern Abtheilungen des untern Heerdes zusammenhiengen, vermittelst welchen die Hitze sehr gleichförmig vertheilt wurde. Rings um den Boden standen andre Hitzröhren, die sich unten in einen cirkelförmigen Kanal endigten, an den das obere Ende jener Abtheilungen auslief. Auch zeigte sich noch eine Spur der obern Ueberwölbung. Da es nicht wohl möglich war diesen, an die Heerstraße anstoßenden Ofen ganz zu erhalten, so habe ich wenigstens für genaue Abzeichnungen gesorgt, auch ein kleines irrdenes Modell desselben machen lassen, welches auf der Bibliothek aufbewahrt wird, aber leider, durch die eigenthümlichen Ansichten des sonst sehr geschickten Töpfers, der es verfertigt hat, dem Original in einigen Stücken nicht mit vollkommener Genauigkeit entspricht. Auch eine große Menge von Bruchstücken vielfach verzierter Gefäße und 22 Töpfer- oder Stempelschneider-Namen kamen bey dieser Gelegenheit zum Vorschein. Alle wichtigere Stücke sind der Sammlung einverleibt worden.

Neuer und zum Theil nicht unwichtiger, sind die Entdeckungen zu Ell, bey Benfeld, das ganz unbezweifelbar auf der Stelle des römischen Helvetus, Helellus oder Helkebus steht. Dieses kleine Dorf liegt ganz hart an der Ill, die bey der großen Trockene des Sommers von 1825, so niedrig wurde, daß aus derselben eine Menge kleiner Ueberreste römischer Cultur hervorgezogen werden konnten. Besonders viele Nadeln, Haften und Ringe, diese zum Theil mit in das Metall gestochenen Siegeln, zum Theil mit gegrabenen Steinen und Glaspasten. Unter der erstern Art zeichnet sich ein eiserner Ring aus, dessen breiter Theil vergoldet ist und mit sehr hübscher Arbeit einen Löwen darstellt, der ein kleines Thier im Rachen hält und über dessen Rücken ein Stern steht; unter der zweyten kömmt ein kleiner Kopf vor, der eine Muse mit der Sirenenfeder an der Stirne darzustellen scheint. Auch eine kleine bronzene Angel, sonst ganz den unsern gleich, zeichnet sich unter den geringfügigen Geräthschaften aus. Das meiste hatte sich unter dem Wasser so vollkommen erhalten, daß sogar äußerst subtile Kettchen und andre Arbeiten von Messingdrath, unversehrt heraufkamen. Es fanden sich auch mehrere seltene Goldmünzen von der schönsten Erhaltung, weniger wohlbehalten waren die silbernen, unter den kupfernen

Digitized by Google

waren manche auch noch gut erhalten, zugleich aber wurde eine solche Menge der unbedeutenden kleinen Kupfermünzen aus der Constantinischen Zeit gefischt, daß ich endlich selbst den Rath geben mußte, die schlechtere nach dem Gewichte zu verkaufen, da es durchaus unnütz gewesen wäre, ganze Säcke voll derselben aufzubewahren. Außer vielen unwichtigern eisernen und stählernen Geräthschaften, kam auch sowohl der obere als der untere Theil eines Münzstempels K. Valentinianus zum Vorschein; auf ersterm kann man noch ganz deutlich den Namen des Kaisers, auf lezterm die Umschrift Restitutori Reipublicæ lesen. Ich hoffte zuerst die bestimmtere Entdeckung zu machen, daß hier auch eine römische Münzstätte gewesen sey, bey genauerer Betrachtung fand sich aber ein Münzzeichen, das Sirmium zu bezeichnen scheint. Es fragt sich daher, ob es ein Falschmünzer-Stempel war oder ob solche Stempel auch von fern her kleinern Münzstätten gesandt und anvertraut wurden. Diese Stempel sind übrigens von weit paßlicherer Form als andre, in berühmten Werken bekannt gemachte, das Bild ist nämlich auf die abgestumpfte kleinere Seite einer Pyramide eingegraben, während es, bey dem von Caylus und in den Memoires der Akademie des inscriptions zu Paris in Kupfer gestochenen, sich auf der breiten Seite eines Kegels befindet, so daß auch einer dieser angeblichen Stempel, als man eine Münze damit schlagen wollte, zersplitterte: was mit den unsrigen gewiß nicht der Fall seyn würde. Wenige Tage vor meiner Abreise wurde mir auch ein römischer Doppelring gebracht, d. h. ein Ring, der durch eine vertiefte Rinne gleichsam zwey zusammengesezte oder gelöthete vorstellt. Auf der obern Hälfte stand SIDA, auf der untern SDO. Ich erschöpfte mich in Vermuthungen, bis der geniale Niebuhr, dem ich das kleine Denkmal vorwies, diese Aufschrift so einfach als gewiß, si das do (wenn du gibst gib ich) las. Also ein Austausch der Freundschaft oder Liebe.

Das schönste aber, was seit langer Zeit um Straßburg gefunden wurde, ist ein römisches Trinkglas ganz demjenigen ähnlich, welches im Jahr 1725 im Novaresischen gefunden und von Fea, in der 1783 zu Rom erschienenen italienischen Uebersetzung der Kunstgeschichte Winckelmanns bekannt gemacht worden ist. Das elegant geformte Glas von milchfarber Weiße, ist nämlich durch kleine gläserne Stäbchen in ein weiteres, gleichsam aus unter einander verbundenen kreisformigen Maschen geflochtenes Netz oder Körbchen, von purpurfarbenem Glase befestigt und mit einer Inschrift aus grünem Glase versehen. Man steht bey der Betrachtung dieser, in allen Stücken wundervoll vollendeten Arbeit in Zweifel, ob das Netz aufs künstlichste an der Lampe über die es befestigenden Stäbchen geflochten worden ist, oder ob das, von den Alten mit so großer Geschicklichkeit angewandte Dreh-rad damit beschäftigt war. Fea erklärt sich für die leztere Meynung und das Glas, welches er in Händen hatte, scheint noch sicherere Zeichen dieser Art der Arbeit an sich getragen zu haben als das unsre. Jenes hat zur Inschrift bibe, vivas multis annis: die Inschrift des unsern (die Buchstaben umgeben den obern Rand) ist leider zum Theil zerbrochen und zwey fehlende Stücke waren, als ich von der Sache in Kenntniß gesezt wurde, nicht mehr zu finden: das übriggebliebene heißt .....XIM.. NE AVGV... woraus sich jedoch bey der Seltenheit der Sylbe XIM in dem Namen der Auguste, und da zwischen derselben und der Sylbe NE gerade zwey Buchstaben fehlen, mit ziemlicher Gewißheit bibe oder salve MAXIMIANE AVGVSTE restituiren läßt, was dadurch noch um so wahrscheinlicher wird, daß in demselben Grabe, (es war ein großer steinerner Sarg, aus einem Stücke, mit einem Deckel von derselben Materie versehen) worin dieses Glas war, auch eine Goldmünze des Kaisers Constans I, der nicht lange nach den beyden Maximianen regiert hat, gefunden worden ist. Daß künstlich gearbeitete Gläser selbst Kaisern als Ehrengeschenk überreicht wurden, beweist der bekannte Brief Hadrians im Leben des Saturninus. Auf diese Art ummundene Gläser dürften die Calices pteroti seyn, deren Kostbarkeit Plinius rühmend erwähnt. Dieses Grab wurde an demselben Thore Straßburgs (dem Weißenthurmthor) gefunden, wo schon seit Jahrhunderten die meisten römischen Gräber, besonders der 8ten Legion entdeckt werden, und bey dessen Lage die römische Hauptstraße ins innere Gallien vorbeygegangen zu seyn scheint, ja unfern welcher auch noch eine halbe Stunde weiter hin, sehr viele Ziegel und Gräber aus Ziegelsteinen, die den Namen dieser Legion trugen, gefunden worden sind. Das Glas dürfte daher einem Tribun dieser Legion gehört haben, der es von einem der Maximiane zum Geschenk erhielt und es viele Jahre nachher, als etwas sehr kostbares mit sich begraben ließ.

Auch im obern Elsaß oder dem oberrheinischen Departemente, ist bey Gelegenheit der schon erwähnten, von der Regierung geforderten und begünstigten Untersuchungen, von meinem Freunde dem verdienstvollen und geistreichen Hrn. de Golbery vieles zur Untersuchung der römischen Altertbümer (insbesondere auch über die Richtung der Heerstraße) geschehen. Die Hauptresultate dieser und ähnlicher Forschungen werden auch nach und nach dem Publikum in unserm von malerischen Ansichten begleiteten Werke über die Elsäßer Alterthümer dargelegt.

Zu Freyburg hat in diesem und im vorigen Jahre Hr. Dr. Heinrich Schreiber die interessante Entdeckung einer römischen Niederlassung zu Riegel und eine merkwürdige Abhandlung über eine ziemlich eigenthümliche Art von alten Gräbern, die dort Hünengräber genannt

Digitized by Google

werden, bekannt gemacht und über die Alterthümer von Augst bey Basel ist vor nicht sehr langer Zeit, ein neues Werkchen von Hrn. Jakob zu Rheims herausgekommen, so daß auch schon aus dem fragmentarischen was hier, ohne weitschichtiges Nachspüren nach literarischen und andern Notizen bekannt gemacht werden konnte, erhellt wie sich täglich die Hülfsquellen mehren, um unsre römischen Alterthümer am Rheine auch im Ganzen vollständig betrachten und zusammenstellen zu können, so wie auch wie viel merkwürdiges schon zu Tage gefördert, gesammelt und zum Theil bekannt gemacht worden ist. Wenn sich das Leben, wie nicht zu leugnen ist, dadurch am sichersten erweitert, daß man zugleich in der jetzigen Zeit und in der Vorzeit lebt, so dürften daher auch diese Nachrichten das ihrige dazu beytragen edlern Lebensgenuß zu erhöhen. Möchten sie wenigstens der beschränktern Classe der eigentlichen Alterthums-Liebhaber erfreulich und nicht ganz ohne Belehrung seyn.

J. G. Schw.........

Berlin im Juli.

Ueber die Kunstausstellung zum Besten der Griechen.

Von

Amalie v. Helwig, geb. Freyin v. Imhoff.

(Beschluß.)

Zu diesen haben obengenannte Kunsthändler nebst anderen, mehrere Bilder der italienischen und anderer Schulen, als Guido Cignani, Fr. Primaticcio, Jak. Jordaens, Rubens, van Dyck u. a. m., nicht blos dem Namen nach, sondern meist in ihrem eigenthümlichsten Gepräge, zu Erinnerung und Belehrung gesellt.

An angenehmen Genre-Stücken fehlte es nicht, wie die Namen Peter de Hooghe, Teniers, Gerard Dow, le Düc u. s. w. bekunden. Von lezterem betrachtete ich ein höchst vollendetes Bildchen, Soldaten, die sich rüsten, mit immer neuem Ergötzen. Der, im Vorgrund barsch und gleichgültig-vornehm zugleich stehende Reiter, der, die kurze Pfeife im Mundwinkel, sich die Sporen an die mächtigen Stiefel schnallen läßt, zeigt allein in seinen Kleidungsstücken die auf das höchste ausgeführte Wahrheit verschiedene Stoffe, wie Stahl, Tuch, Leder u. s. w.; die Reste des Strohbündels seitwärts sind wahrhaft hingeworfene Halme, kurz, der Freund solcher Darstellungen hat hier den Genuß, sich einer, durch vollendete Kunstfertigkeit hervorgebrachten augenblicklichen Täuschung hinzugeben.

Im Fach der Landschaften stehen Poussin, Ruysdael, J. Both, Breughel sammt mehreren wackeren Leistungen neuerer Künstler hier als Belege, wobey ich nicht umhin kann, einer schönen Composition von Koch zu erwähnen, die durch edle Formen das Studium erstgenannten Künstlers verräth, in Bedeutsamkeit und Wahl der Staffage an Domenichino erinnert, wie denn hier die Anbetung der drey Könige, reich an Figuren und geschmackvoll geordnet, die Mitte des Bildes belebt, wo wir im Hintergrunde an schroffer Berghöhe Stadt und Tempel in schönen architektonischen Linien hinter einander aufgebaut erblicken, am Fuß der Höhe aber Palmen sich in stiller See spiegeln, wodurch dem Auge der beträchtliche Zwischenraum bis zu dem schattigen Hügel fühlbar wird, unter dessen Bäumen die bescheidene Hütte steht, auf welche der leitende Stern die pilgernden Könige hinweist. Wenn ich manche meiner Freunde auf dieses ernst schöne Bild erst aufmerksam machen mußte, so gedachte ich dabey der schönen, aber züchtigen Jungfrau, deren Auge nicht minder leuchtet, deren reine Stirne nicht minder glänzt, deren Wang' und Mund nicht weniger die Farbe der Gesundheit schmückt, und welche dennoch, oft übersehen, neben den minder von der Natur begabten Mädchen steht, nur weil die sittsamen Reize nicht den Vorübergehenden zurufen: Kommt her und bewundert mich! —

Auch Blumenstücke (worunter zwey von Huysum) erfreuen das Auge. Das Größere von reicher Composition befindet sich in Herrn Reimers Besitz — das Kleinere Hrn. Parys zugehörig, zeigt auf schwarzem Grunde ein Blumengehänge aus den ersten Kindern des Frühlings, und neben der zephyrleichten Apfelblüthe, der saftigen Blüthe der Orange mit ihren kräftig glänzenden Blättern duftet hier die Centifolie wahrhaft feucht aus früh erschlossenem Purpurkelche uns entgegen. Jezt, wo der Fürstinnen schöne Hände so geschmackvoll als ämsig wiederum Sessel und Teppiche mit reichen Blumensträußen ausstatten, verdient ein solches Kabinetsstück die Ehre, als passende Zierde ähnlich geschmückter Räume und zugleich als Muster kunstreicher Anordnung für künftige Arbeiten, neben dem Nähtisch einer jugendlich blühenden Prinzessin Platz zu finden. Zu diesem gesellt sich ein Fruchtstück, die frühere Arbeit unseres Professors Völker vom Jahre 1804, als eine stets willkommene Gabe seines kunstgeübten Pinsels, welches an geschmackvoller Anordnung und Harmonie der Farbe sich den besten Werken dieser Gattung zur Seite stellen läßt.

Einige bedeutende Landschaften von Friedrich eignen sich zur Anregung tiefsinniger Beschauer, worunter besonders der Begräbnißzug eines Klostergeistlichen zu nennen, die irdischen Reste der Verblichenen werden eben zur Einsegnung in eine verfallene Kapelle getragen, deren

Digitized by Google

einsam noch aufrecht stehender Chor aus dem Kranz entlaubter Eichen in Mitte schauerlicher Winterlandschaft ragt, indeß, den schwermuthsvollen Eindruck zu vermehren, rechts im Vorgrunde die von Schnee entblößte Erde, dunkel gähnend, uns das offene Grab zeigt, wo den müden Pilger endlich der lezte lange Schlaf erwartet. Die halb eingesunkenen, weiß beschneiten Hügel, die zerbrochnen von so manchem Wintersturm gestürzten Kreuze, neben den stummen, matt einherschreitenden Mönchsgestalten, den ungeschmückten Sarg an ihrer Spitze, öffnet jedem Betrachtenden eine Gedankenreihe, die als Endpunkt ihm das Nichts unseres hochgehaltenen Daseyns in wahrhaft grausenhafter Bilderschrift vor Augen hält.

Ein Blick auf die Schweizer-Alpen, ebenfalls von Friedrich, hebt uns über das Todesthal jener Winterlandschaft in die Riesenwerkstatt der Natur; denn wir sehen die grauen Zacken der Gletscher, belauschen den aus geschmolzenem Schnee werdenden Bach in seiner Eiswiege und schwindeln vor dem Abgrund, der sich zwischen dem ewigen Winter und der grünen Frühlings-Matte hinabstürzt, wo das Leben zuerst wieder die erstarrte Erde wach küßt. Diesem grandiosen Gemälde, welches ich auch in der lezten Ausstellung schon bewundert, fehlt nichts als ein Vordergrund, den die höchsten Gipfel riesiger Tannen zu bilden bestimmt waren, und welchen der Besitzer, in Ermanglung des Künstlers, vielleicht durch eine Art Schirm aus solchen Baumgipfeln, oder durch eine gewölbartige Umgebung ersetzen könnte, die uns so den Genuß der Aussicht in vollständiger Täuschung gewähren würde.

Einige schöne Seestücke von Backhuysen, Wilhelm v. d. Velde u. s. w. erinnerten mich angenehm an den Blick aufs Meer, und von demselben nach der mastumpflanzten Hafenstadt, wie die herrlichen Umgebungen Stockholms mir dieses heitergroße Schauspiel oft gewährten; und die Bewohner unserer märkischen Sandebenen konnten vermöge dieser Vorstellungen hier auch ohne Dampfboot eine Fahrt auf dem mächtigen Elemente machen.

Zimmermanns zu früh uns entrissenes Talent ergözt noch wehmüthig durch einige Gemälde und Skizzen, die dessen treues Studium der Natur und die Leichtigkeit darthun, welche der Künstler sich bereits in technischer Hinsicht erworben. Erfreulich findet die Erwartung, welche ein junger Mitbürger bereits früher erregt hier in dem lezten Gegenstand des, 156 Nummern starken Verzeichnisses ihre volle Bestätigung: in dem Bildniß eines Knaben, dem jüngern Sohn des Hauses, überrascht uns etwas wahrhaft Vortreffliches an Zeichnung, Charakter und Ausführung und lockt uns immer wieder zu sich. Gewiß die klaren treuen Kinderaugen, wie aus diesem Spiegel uns anblickend konnten nur von sinnig liebevoller Auffassung so sprechend wiedergegeben werden. Herr Cordes hat, von Italien wiederkehrend, seinen Freunden mit der eben genannten Arbeit zugleich bewiesen, daß er viel gelernt, und besser noch dort seine Eigenthümlichkeit nicht vergessen hat, was sowohl von der Perfektibilität, als dem innern Gehalt seines Talentes zeugt. Man sah Kunstverständige wohlgefällig dabey verweilen, und zerstreute Fremde, deren Blicke nur flüchtig längs den Wänden schweiften, vor dem Bildchen zum ersten Male still stehen, an dem sich jeder unbefangene Beschauer gewiß erfreuen wird.

Die Leichtigkeit, mit welcher schnell eine nicht geringe Zahl bedeutender Kunstwerke auf einen Platz versammelt worden, zeigt zur Genüge, wie viel Vortreffliches Berlin in sich faßt, das bey Privatpersonen zerstreut, nur diesen und den in jene Familien eingeführten Personen bekannt, dennoch dazu geeignet wäre, die Mehrzahl des kunstliebenden Publikums zu erfreuen, welches, um sich an der Vereinigung der königlichen Kunstschätze zu ergötzen, den vollendeten Bau des Museums erwarten muß. Daher es gewiß sehr zu wünschen wäre, daß ein ähnliches festbestehendes Lokal zuförderst sich hier befände, wo die liberalen Besitzer schätzbarer Gemälde dieselben dem Publikum für eine bestimmte Zeit zur Bewunderung gönnen, wo Kunsthändler abwechselnd das Beste aus ihren Sammlungen zur Kenntniß der Liebhaber bringen, endlich aber die Künstler Berlins ihre zulezt vollendeten Arbeiten aufstellen lassen möchten, um dadurch sowohl Raum für die neu angefangenen in ihren Atteliers, als mehr noch, eine kostbare Zeit zu gewinnen, welche ihnen durch die Verpflichtung verloren geht, täglich diejenigen zu empfangen, welche neugierig zu einem oder dem andern bekannt gewordenen Werke ihres Pinsels wallfahrten. Eine, beym Custode des Kunstsaales niedergelegte, kurz erläuternde Notiz, die Arbeit betreffend, genügte statt aller mündlichen, dem ungeduldigen Künstler oft unerträglichen Wiederholungen, die, nächst den vielfachen Unterbrechungen im Feuer der Arbeit, gewiß zu den schweren Gegengewichten des Glückes gehören, welches ein gelungenes Werk seinem Schöpfer gewährt.

Vielleicht wäre die Anordnung einer so gemeinnützigen Anstalt der Thätigkeit des, seit Kurzem hier gebildeten Kunstvereins nicht unwürdig, indem sich so allein die Angewöhnung, etwas Schönes gern und oft zu sehen, im Publikum bleibend bilden ließe, das gegen andere Hauptstädte Europa's, ja selbst Deutschlands, in diesem Punkte bisher nur stiefmütterlich bedacht ist.

Der Umstand, daß der Ertrag gegenwärtiger Ausstellung einem Zwecke gewidmet ist, für den nur eben jedes fühlende Herz sich erwärmt, mußte dem gebildeten Publikum Berlins zum doppelten Anlaß werden, eine Gelegenheit zu benutzen, die man seinem lebendigen Sinn für Wohlthätigkeit darbot. Auch findet man, seitdem der Anordner wohlwollende Absicht allgemeiner bekannt geworden, zu allen Stunden dort Schaulustige versammelt. Es sey uns erlaubt, die Hoffnung auszusprechen, daß Hrn. Reimers Gefälligkeit, die Dauer der Ausstellung noch bis zum Ende dieses Monats zu verlängern, ein angemessenes Resultat in Betreff der milden Beyträge liefern möge. Und wenn selbst derjenige, welcher sich bedeutenden Einsammlungen nicht anzuschließen vermochte, hier sein Scherflein der Noth blutender Mitchristen bringen kann, so vergißt der wahre Kunstfreund schnell, daß er zugleich ein Allmosen für die leidende Menschheit beygesteuert.

Digitized by Google

Nr. 91.

Kunst-Blatt.

Montag, den 13. November 1826.

Paris, am 25. August 1826. *)

Kunstausstellung zum Vortheil der Griechen.

Die Gefühle, die das edle Streben Griechenlands bey allen civilisirten Nationen erzeugt hat, verglichen mit dem Verfahren der Cabinette, sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts; die Geschichtschreiber werden nicht unterlassen, den Unterschied zwischen der jetzigen Zeit und der Zeit der Kreuzzüge hervorzuheben, wo alle Herrscher ihre Vasallen aufriefen und alle Altäre von den geistlichen Ermahnungen wiederhallten.

Dagegen rief die Theilnahme, welche die Griechen allenthalben erregten, eine Menge Bestrebungen hervor, ihnen auf nachdrückliche Weise zu helfen. In Paris z. B. nahmen es die durch Geburt und ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ausgezeichnetsten Frauen über sich, von Haus zu Haus zu gehen und die Beyträge einzusammeln, zu denen sich jeder gerne verstand; andere widmeten ihre Talente diesem erhabenen Zwecke und veranlaßten öffentliche Concerte, wo sie sich furchtlos vor der versammelten Menge hören lassen konnten, weil der Zweck das Mittel heiligte; endlich hat auch die Malerey, die ihre schönsten Erzeugnisse den Erinnerungen aus Griechenland verdankt, ihren Tribut erstatten wollen, und die ausgezeichnetsten Maler unserer Schule haben höchst beachtungswerthe Werke eingeschickt, wovon man eine Ausstellung veranlaßte, die jezt noch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Diese Ausstellung ist in der That von ganz besonderem Charakter; sie besteht aus Werken, die den ersten Zeiten unserer neuen Epoche angehören, welche demnach von der jetzigen Generation wenig gekannt sind; man sieht auch daselbst Gemälde, die bis jezt in den Cabinetten der Liebhaber verschlossen waren und andere, die von den öffentlichen Ausstellungen des dargestellten Gegenstandes wegen, zurückgewiesen wurden. Alle Meister der neuen Schule beeilten sich ihre Werke einzuschicken, um gleichsam eine neue Prüfung, wodurch ihr Ruhm sich nur befestigen kann, hervorzurufen. Die Werke Davids, des Haupts dieser Schule, zeigen sein Talent bey seinem ersten Auftreten, in seiner Blüthe und in seinem Abnehmen. In der That ist der Tod Hektors dasjenige Bild, welches David die Pforten der alten Akademie öffnete; es enthält noch einige Spuren des schlechten Geschmackes der alten Schule; die Draperie ist schlecht geworfen und kleinlich, aber das Nackte ist wundervoll gemalt; der Ausdruck der ganzen Gestalt ist kräftig und wahr. Der Tod des Sokrates ist eines der schönsten Werke dieses großen Malers; er faßte den Moment auf, wo der Weise den Giftbecher ergreift mit einer Ruhe, die dem Schmerz der Freunde und Schüler Stillschweigen gebietet. Obgleich er Sokrates nach den alten Monumenten uns darstellt, so wußte er doch seine Häßlichkeit durch den Charakter und den ganzen Ausdruck des Gesichtes zu mildern. Die Horatier gehören auch zu den schönsten Gemälden Davids; aber es ist nicht das Original, welches wir bey der jetzigen Ausstellung sahen, sondern eine Copie von Girodet, die der Meister, obgleich er nie die Hand daran legte, immer als sein Werk angesprochen hat. Bonaparte wie er über den Bernhard zieht, gehört einer andern Epoche an; es ist ein Gemälde, welches mit Wärme aufgefaßt und mit Begeisterung ausgeführt ist. Mars entwaffnet durch Venus, Eros und die Grazien zeigen die lezten Funken eines erlöschenden Feuers. Dieß Gemälde, von welchem diese Blätter schon ausführlich Nachricht gegeben, zeigt eine Farbenpracht, die David blos in seinen lezten Werken anzuwenden pflegte.

Ein junger Maler, Drouais, dessen Tod so große Betrübniß erregte, hat einige Werke hinterlassen, aus welchen man ersieht, daß er die Bahn seines Lehrers David verfolgte. Sein Philoktet auf Lemnos, der mit dem Flügel eines wilden Vogels seine Wunde kühlt, zeigt, wie der Tod Hektors, noch Spuren der alten Schule, aber die Darstellung ist wahrer, fester und erhabener. — Man

*) Durch Zufall verspätet.

Digitized by Google

sieht ferner in der Ausstellung Werke eines andern Schülers von David, welcher, nachdem er die Schule bey seinem Lehrer durchgemacht hatte, den Eingebungen seines eigenen Geistes folgte und seine Schöpfungen mit einem ganz eigenthümlichen Stempel bezeichnete. Die Danae bekannt durch die schöne Lithographie, die Hr. Aubry le Comte unter den Augen Girodets davon gemacht hat, erregte eine wohl verdiente Bewunderung; der Kopf einer Jungfrau, und andere zum Studium verfertigte Köpfe, rechtfertigen seinen Ruhm, welchen die Zeit nur vermehren kann.

Zwey andere Schüler Davids, Genossen und Nacheiferer Girodets, wollten ihm den Preis streitig machen. Gérard verfertigte ein mit Geschmack und Gewandtheit ausgeführtes Bildniß des Generals Foy; doch das Publikum, obgleich es diesem Werke Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ward mehr von den vier großartigen allegorischen Figuren angezogen, welche das Gemälde der Schlacht von Austerlitz an dem Plafond des Saales, wo sich der Staatsrath in den Tuilerien versammelt, umgeben: die Geschichte, die Poesie, der Sieg und der Ruhm erzählen der Nachwelt diese schöne That unseres tapfern Volkes.

Herr Gros hat Skizzen vieler Gemälde eingeschickt, die seinen Ruhm begründet haben, nämlich die Schlacht bey Nazareth, die Pest zu Jaffa, die Schlacht bey Abukir, die Schlacht von Eilau, Franz I. und Carl V., wie sie die Kirche von St. Denis besuchen. Wer fühlt sich nicht gerührt von der Begeisterung, die in diesen Productionen herrscht. Ganz in sich selbst versunken, stellt der Maler den Gedanken, der ihn belebt, durch seinen Pinsel dar und prägt ihm sein Feuer und seine Erhabenheit mit einer desto größern Kraft ein, weil er noch nicht darauf ausgeht, das Einzelne zu verbessern. In dieser Beziehung haben die Skizzen des Hrn. Gros einen ausgezeichneten Werth. Bacchus und Ariadne ist ebenfalls ein schönes Bild; wie von der Aurora kann man von der Ariadne sagen, daß sie Rosenfinger habe; aber das Liebliche ist nicht gerade die starke Seite dieses Malers; was ihm am meisten gelingt, ist der Tumult und die Anordnung einer Schlacht und die Darstellung heftiger Leidenschaften.

Herr Hersent wurde durch das Hirtengedicht Daphnis und Chloe zu einer herrlichen Darstellung begeistert; er hielt den Augenblick fest, wo die zwey jungen Leute sich in eine Grotte zurückziehen, Daphnis zieht einen Dorn aus Chloens Fuße; eine ungemeine Reinheit und Unschuld liegt in dieser Scene; mit vieler Wahrheit und Talent sind die jugendlichen Formen dargestellt. Derselbe Künstler hat die Skizze seines Gemäldes eingesendet, das seinen Ruhm begründete und welche in der That ein Meisterstück ist: Gustav Wasa, welcher der Ständeversammlung seinen Segen ertheilt, eine große und herrliche Scene, die einen desto lebhaftern Eindruck hervorbringt, weil alle Gefühle, die der Maler darstellen wollte, auf eine Weise ausgedrückt sind, die nichts zu wünschen übrig läßt. Auch das Gemälde eines Künstlers voll Geschmack und Geist, dem es aber an Kraft der Ausführung mangelt, hat man hier wieder gesehen: Markus Sextus von Guérin. Dieses Gemälde erschien gleich nach den Blutscenen und der Schreckensregierung. Alle diejenigen, welche den Prinzen in die Fremde nachfolgten, waren zum bürgerlichen Tode verurtheilt, ihre Güter wurden eingezogen und ihre Verwandten eingesperrt. Markus Sextus, der nach der Proscription des Sylla in sein Vaterland zurückkehrt, und seine Tochter weinend bey der sterbenden Mutter findet, schien eine Anspielung, die dem Gemälde sehr zu Statten kam; die Art und Weise der Scene riß hin und man war wenig aufmerksam auf das, was die Ausführung zu wünschen übrig ließ. Aber wie ein Gedicht nur durch den Glanz und die Kraft der Darstellung Leben erhält, so erhält ein Gemälde nur dauernden Werth durch eine gelungene Ausführung.

Wenn ich jezt zu den Künstlern übergehe, welche denjenigen, die ich für die Meister der neuen Schule halte: einem David, Girodet, Gérard, Gros und Guérin folgen, so muß Hr. Ingres am meisten unsere Blicke auf sich ziehen; er ist Maler und ein geschickter Maler, auch ist die Ausführung seiner Gemälde immer kräftig und einsichtsvoll; manchmal haben seine Werke etwas Wunderliches, wenn er von diesem Fehler frey bleibt, so verdient er unbedingtes Lob. Er hat eine Sultanin, die aus dem Bade kommt und die Ansicht des Innern der sixtinischen Kapelle zur Ausstellung gegeben. Der Papst, der die Messe liest, ist von dem Cardinals-Collegium umgeben, hier hatte der Maler auch einen Theil des jüngsten Gerichts von Michel Angelo zu copiren, was mit ungemeiner Fertigkeit geschehen ist. Der übrige Theil des Gemäldes ist ein Meisterstück von Wahrheit, Einfachheit und Vortrefflichkeit in der Ausführung. Die Sultanin hat das Wunderliche, was wir so eben dem Künstler vorgeworfen haben, sie zeigt uns den Rücken und wir sehen blos den Hinterkopf; aber dieser Rücken ist mit vieler Feinheit ausgearbeitet, so wie alles dazu Gehörige ganz vortrefflich ist. — Hr. Picot hat schon 1819 ein Gemälde ausgestellt: Amor, welcher das Bette verläßt, wo Psyche ruht; schon breitet er seine Flügel aus, aber in dem Augenblick, wo er entfliehen will, wirft er nochmals einen leidenschaftlichen Blick auf die schöne, schlummernde Geliebte. Das Gemälde hatte Beyfall, von allen Seiten empfing der Künstler Lobsprüche, doch von anderer Art wie ehemals; die Zeit hat der Uebertreibung Gerechtigkeit wiederfahren las-

sen; man sah das Gemälde nochmals mit Vergnügen, aber ohne jenen Enthusiasmus.

Auch zwey Frauen haben mehrere Werke zur Kunstausstellung eingesendet; die eine, Mad. Lebrun, erfreut sich eines Ruhmes, der sie überleben wird. Die Porträte von Paesiello, Robert, von Mad. Negri, ihrer Tochter rechtfertigten hinlänglich die Achtung, die ihr Talent den Kennern einflößte. Die zweyte, Mad. Mongez, strebt nach etwas Höherem, sie hat sich zur historischen Darstellung erhoben. Der heilige Martin, der seinen Mantel mit einem Armen theilt und der Eid der sieben Helden von Theben sind zwey Compositionen, in lebensgroßen Figuren. Das Colorit ist schön, aber es mangelt vorzüglich der leztern Darstellung, jene Kraft, jene Erhabenheit des Charakters, die man allerdings nur von dem Werk eines Mannes fordern kann. Uebrigens ist bekannt, daß Girodet sich auch vorgenommen hatte den Eidschwur der sieben gegen Theben darzustellen, daß er mehrere Studien hierüber hinterlassen hat und einen Entwurf der ganzen Composition, der von Hrn. Aubry le Comte sehr gut lithographirt worden ist.

Horace Vernet nimmt eine ganz besondere Stelle ein, er gehört nicht der alten Schule, deren Art und Weise er verlassen hat, besizt aber mehr Talent, als die Maler der neuen; seine Ausführung ist frey von Manier; er zeigt häufig Gefühl und Geist, immer aber große Kunstfertigkeit. Den Gegenstand seines hier ausgestellten Gemäldes schöpfte er aus dem Mazeppa des Lord Byron; er stellt den Unglücklichen in dem Augenblicke dar, wo das Pferd, auf dem er befestigt sizt, mitten in den Steppen, wo es geboren ist, niederstürzt und stirbt. Die wilden Pferde, die es umgeben, drücken auf eine sehr lebhafte Weise ihr Erstaunen über das sie umgebende Schauspiel aus. Ich glaube, daß der Maler diesen Thieren eine Lebhaftigkeit, einen Charakter und einen Ausdruck gegeben hat, der gewöhnlich nur dem menschlichen Geschlechte eigen ist. Aber dieses war eine Gelegenheit, die Pferde in ihrer Freyheit, d. h. in ihrer vollkommenen Schönheit darzustellen, was ihm trefflich gelungen ist.

Noch einige Gemälde waren ausgestellt, von welchen in diesen Blättern schon die Rede gewesen ist, wie die Schlacht von Tamappa, das Schlachtfeld von Waterloo, wo man einen alten Grenadier beschäftigt sieht, die Sachen einzuscharren, deren sich der Feind als Tropäen hätte bedienen können; die Apotheose des Kaisers; Mönche, die sich in ihrem Kloster vertheidigen, ein Gegenstand aus dem spanischen Kriege. Dann aber auch noch andere unbekannte Stücke: die Schlacht von Walmy, ein Kampf zwischen den Griechen und Türken, die lezten Worte Napoleons an seine Garde im Jahr 1814. In dem Augenblick, da der Kaiser nach der Insel Elba abging, ließ er seine Garde versammeln und sprach zu ihr: „Soldaten der alten Garde, ich sage euch meine lezten Worte; zwanzig Jahre lang haben wir uns immer zusammen auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes gefunden; in diesen lezten Zeiten, wie in denen des Glückes, waret ihr immer ein Musterbild der Tapferkeit und der Treue.... Meine Kinder, ich möchte euch alle an mein Herz drücken, doch kann ich nur euern Adler und euern General umarmen, General nähern sie sich.“ Diesen Augenblick wählte der Künstler; der Kaiser hält den General in seinen Armen; nahe daran steht der Fahnenträger, der mit einer Hand die Fahne hält und mit der andern sein Gesicht bedeckt, um dem Kaiser seine Bewegung und die Thränen, die er vergißt, zu verbergen. Diese Figur allein würde dem Bilde jeden Beyfall sichern.

Mehrere unserer Maler in Rom haben die dortigen Sitten zu Gegenständen ihrer Darstellung gemacht; ein Stoff, der weder des Interesses, noch eines malerischen Charakters ermangelt: Sie brachten die Räuber zu Ehren und können in dieser Beziehung Schillers Nachfolger genannt werden; andere stellten Pilger dar; Allaux malt uns den verstorbenen Papst, wie er den Segen ertheilt; dieses Bild ist mit viel Feinheit und Gefühl ausgeführt. Die Künstler, die auf diese Weise die Umgebungen Roms, sey es an Ort und Stelle, sey es aus der Erinnerung darstellen, sind außer den ebengenannten, die HH. Fleury, Granet, Robert und Schnetz; an dem starken Ton ihrer Gemälde sieht man, daß sie in einem Clima arbeiten, wo die Sonne allem, was sie beleuchtet, einen warmen Ton ertheilt.

Es bleibt jezt nur noch übrig, von den dissentirenden Malereyen zu sprechen, die so zu sagen die neue Schule ausmachen; es sind diejenigen, die den griechischen Styl verabscheuen, und um die grauen Töne, die man einigen Gemälden Davids vorwerfen kann, und die große Ausführung einiger aus seiner Schule hervorgegangenen Meister, zu vermeiden, beynahe ihre Farbenkasten auf die Leinwand hinschütten; sie suchen, wie sie sagen, die Natur in ihrer Reinheit und Unschuld, weßhalb sie häufig häßliche und dumme Gesichter darstellen, doch treffen sie manchmal das Richtige und obgleich sie auf einem falschen Wege sind, sind sie doch nicht ohne Talent. Die HH. Delacroix, die beyden Deveria, St. Evre, West, Colin und die beyden Scheffer gehören zu der neuen Sekte, die sicherlich bald ihr Ende nehmen wird, weil man in Frankreich weniger als irgendwo gegen die Waffen der Satyre sich behaupten kann. — Den Stoff ihrer Gemälde ist immer den jetzigen Sitten oder aus den romantischen Schriftstellern entnommen, man kann sich leicht denken, daß die griechische und römische Geschichte,

Digitized by Google

so wie die Mythologie ihrer Art und Weise wenig behagt. Reine und erhabene Formen, welche der Darstellung von Göttern und Helden ziemen, genau überdachte Draperie, sind gerade dasjenige, was sie verschmähen, aber desto mehr halten sie sich an Lord Byron, an die Begebenheiten und Costüme des jetzigen Griechenlands. Delacroix hat für diese Gelegenheit ein allegorisches Gemälde verfertigt: **Griechenland in Schmerz versunken über den Ruinen Mesolunghis.** Um Griechenland, wo das Gefühl für Schönheit am meisten ausgebildet war, würdig darzustellen, hätte man wohl das Bild einer schönen vom Schmerz niedergedrückten Frau wählen müssen; denn die Schönheit hat nie dem Gefühl geschadet, welches der Anblick eines großen Unglücks in uns erregt hat, — im Gegentheil sie vermehrt es noch, denn es ist unserer Natur gemäß, tiefer gerührt zu werden über den Schmerz einer schönen und jungen Frau, als über den einer alten und häßlichen; unsere Sinnlichkeit wirkt auf uns ein, ohne daß wir es wissen. Hr. Delacroix war aber anderer Meynung, er malte eine Frau ohne alle Schönheit, elendiglich gekleidet, — so stellt sich Griechenland der Phantasie dieses Künstlers dar. Beynahe derselbe Gegenstand wurde von Hrn. Vassard behandelt, welcher eigentlich mehr der alten als der neuen Schule angehört; doch nähert er sich dieser und ist demnach, um es gerade heraus zu sagen, weder von der einen, noch von der andern, — er ist ein Classiker, der auf Abwegen herumschweift.

Ein Holländer von vielem Talent, Hr. **van Os**, hatte sich der Blumenmalerey gewidmet, worin er sich großen Ruhm erworben hat; plötzlich aber vertauschte er Florens Reich mit dem Aufenthalt der Faune und Satyrn. Die verschiedenen Landschaften, welche dieser Künstler ausgestellt hatte, zogen die öffentliche Aufmerksamkeit sehr auf sich wegen der Wahrheit ihrer Darstellung, und wegen der eigenthümlichen Art und des besondern Talentes, das er in der Ausführung entwickelte. Ein anderer Künstler, Hr. **Gudin**, steht jezt im Fache der Seeansichten ohne alle Widerrede an der Spitze; die Durchsichtigkeit seines Wassers und die Weise, wie er das Licht und den großartigen Charakter in der Ausführung behandelt, erregen Staunen.

Ich schließe diese Notizen mit der Anzeige eines seit wenigen Tagen ausgestellten Gemäldes: **Das Innere des Zimmers einer berühmten Frau in Frankreich**, berühmt eben so sehr durch die Anmuth ihres Geistes, wie durch die Reize ihres Körpers. Die Dame liegt auf dem Sopha, — mit Vorsatz bringt ihre Bewegung ein unvollendetes Porträt Davids in Erinnerung, sie hält ein Buch in der Hand und heftet ihre Blicke auf die Corinna von Gérard, die sich in ihrem Zimmer befindet; eine Bibliothek und eine Harfe zeigen an, daß diese Frau ihren Geist von allen Seiten ausbildet; der Totaleindruck der Ansicht ist vortrefflich aufgefaßt, und die Details sind mit einer Feinheit und Grazie ausgeführt, welche das größte Lob verdienen. Hr. **Déjuinne** hat für dieses Gemälde, das dem Prinzen August von Preußen bestimmt ist, den verdienten Beyfall erhalten.

Aus Berlin, im September 1826.

In Nr. 49. des Kunstblatts sprachen wir von den sehr lobenswerthen Pasten, welche auf Veranlassung des königl. Staatsministers Frhr. v. Altenstein durch den akademischen Künstler Reinhardt, von der Stoschischen Gemmensammlung angefertiget worden sind und empfehlen sie den höhern Lehranstalten und allen Freunden der alten Kunst.

Nun ist so eben, gleichfalls auf Veranlassung des hohen Ministeriums der Geistlichen in Unterrichts-Angelegenheiten, bey Lüderitz in Berlin erschienen: „Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin. Erste Hauptabtheilung, enthaltend die ehemalige von Stoschische Gemmensammlung.“ Hr. Dr. Tolzenthal, — durch mehrere geschäzte literarische Arbeiten rühmlichst bekannt, — ist seit fünf Jahren auf der königl. Antikensammlung beschäftigt und hat nun auf höchste Veranlassung von Winckelmanns *Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch*, diese deutsche Uebersetzung bearbeitet, welche selbst ohne die Pasten, jedem Kunstfreund willkommen seyn muß, indem das Original nicht mehr im Buchhandel zu haben ist. Der Zweck dieses Verzeichnisses ist jedoch hauptsächlich, die früher beurtheilte (Nr. 39) vollständige Pastensammlung zu begleiten. Bey diesem Werke ist allein die Steinart, aus welcher die Gemme besteht, und der durch Winckelmann bestimmte Inhalt der Vorstellung berücksichtiget worden, mit den darauf befindlichen Buchstaben, Namen und Inschriften. Indem wir auf dieses dankenswerthe und gemeinnützige Unternehmen nochmals aufmerksam machen, wollen wir zur nähern Würdigung des Ganzen mit folgenden Worten der Vorrede diese Anzeige beschließen. Es heißt darin: „Ohne alle von Winckelmann gegebenen Erklärungen unterschreiben zu wollen, hat man es dennoch so lange für das Beste gehalten, diesen Auszug mit dem größern Werke Winckelmanns (bis auf die nicht besonders angezeigten Verbesserungen einiger offenbaren Versehen desselben in der Benennung der Gegenstände oder Inschriften) in Uebereinstimmung zu lassen, bis die vereinten Bemühungen und Prüfungen mehrerer Archäologen es möglich gemacht haben werden, ein kritisches, verbessertes Verzeichniß davon in Zukunft zu entwerfen. Zu diesen Prüfungen und Berichtigungen werden hoffentlich die nun allgemein mittheilbaren Pasten die bequemste Gelegenheit darbieten.“ Dr. D.

Nr. 92.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. November 1826.

Kunstausstellung in München. *)
im October 1826.

II.

Die Kreuzabnahme Christi, Gemälde in lebensgroßen Figuren von Alois Stadler, ist ein Bild, welches man längere Zeit betrachten muß, um das Verdienstliche darin gehörig zu würdigen. Der kräftige Charakter der männlichen Gestalten, der ernste Ausdruck und die gute Ausführung ihrer Köpfe machen bald ihre Rechte an die Billigung des Beschauers geltend. Hr. Stadler ist ein vorzüglicher Charaktermaler, nur sollte er sich bestreben, seine Charaktere zugleich schön darzustellen. Die Figur der Magdalena, welche am Fuße des Kreuzes kniet, hat etwas Gefühlvolles, aber ermangelt zu sehr der Anmuth; dasselbe gilt von den übrigen Frauen, deren Ausdruck noch überdieß an das Kalte und Starre gränzt. Was das Ganze der Composition betrifft, so gibt ihr die Ruhe der Gestalten allerdings eine Würde, welche für religiöse Darstellungen durchaus nothwendig ist, aber wir fürchten, Hr. Stadler möge fast zu weit gegangen seyn, und einigen seiner Figuren jenes Augenblickliche der Bewegung entzogen haben, dessen Mangel sogleich Leblosigkeit hervorbringt. Die Männer, welche den, wohl auch etwas zu kleinen, Christus herabheben, scheinen nicht eine Last, sondern etwas ganz Gewichtloses zu halten. Uebrigens sehen wir einen richtigen Sinn für die Composition von Kirchenbildern in der symmetrischen Anordnung, welche Hr. Stadler gewählt hat, und das Gemälde wird, als Altarblatt aufgestellt, auch im Verhältniß zur Architektur einen passenden und würdigen Eindruck machen. Die Färbung ist, wiewohl im Ganzen von düsterer Wirkung, doch in einzelnen Partien klar und durchsichtig, nur das Grau des Hintergrundes gibt eine gewisse Kälte, welche selbst den Figuren nicht vortheilhaft ist.

Eine Grablegung von Hrn. Professor Veith in Augsburg, Kniestück mit lebensgroßen Figuren, hat unbestreitbares Verdienst in der Gruppirung, so wie in der charakteristischen und ausdrucksvollen Zeichnung, doch schadet ihr die Härte der Ausführung und das grelle Weiß der Carnation; es ist etwas Uebertriebenes und Unnatürliches in dem Ganzen, welches dem Beschauer die Freude an den Vorzügen des Werks benimmt.

Hr. Riedel, Zögling der Akademie, hat in beynahe lebensgroßen Figuren die Heilung des Lahmen durch die Apostel Petrus und Johannes geschildert. Von diesem Bild ist seinem technischen Theile nach ungefähr dasselbe zu sagen, was von dem Lazarus des Hrn. Jakobs, mit welchem es auffallende Aehnlichkeit hat. Zeichnung und Drapirung verrathen Studium und glückliches Talent, und das Colorit ist noch lebendiger und im Einzelnen von zarteren Tönen. Gegen den Inhalt jedoch läßt sich auch fast dieselbe Einwendung machen: der Künstler hat zwar so deutlich als möglich den Vorgang ausgedrückt, denn der Geheilte steht dankend vor den Aposteln auf den Füßen und ein Knabe neben ihm hält die eben abgelegten Krücken; aber der Anblick der Scene macht uns nicht den Eindruck, daß hier durch die Kraft des Glaubens ein Wunder geschehen sey. Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle! — diese Worte kann die bildende Kunst zwar nicht anschaulich machen, aber das Wunderbare, was in ihnen liegt, vermag sie durch Charaktere und Ausdruck anzudeuten. Auf unserem Bilde gebricht es den Aposteln, besonders dem Johannes, an Begeisterung und Hoheit und es ist nicht hinreichend,

*) Im ersten Artikel dieses Aufsatzes Nr. 89. bittet man folgende Druckfehler zu verbessern:
Sp. 1. Z. 2. v. u. statt: aus lies: manche.
Sp. 2. Z. 11. st. ausführlich — ausschließlich.
— — Z. 9. v. u. st. Lichte — Leichte.
— — Z. 3. v. u. st. das — es.
Sp. 3. Z. 24. st. hoben — hoher.
— — Z. 12. v. u. st. den — dem.
Sp. 4. Z. 21. v. u. welchen — welchem.
— — Z. 11. v. u. st. Erschöpfungen — Schöpfungen.
Mehrere kleinere Versehen wird der geneigte Leser selbst verbessern.

Digitized by Google

daß er nach dem Himmel weist, während Petrus noch Worte der Belehrung zu dem Gläubigen zu sprechen scheint; unter den Zuschauern, deren überhaupt zu wenige sind, um das Wichtige des Vorgangs anschaulich zu machen, vermißt man jenes hohe Erstaunen, jene anbetende Bewunderung, die eine solche gotteskräftige That hervorrufen mußte. Auch daß die Handlung vor der schönen Pforte des Tempels geschah, hätte für das Imposante der Scene noch vortheilhafter benuzt werden können. Die gelungenste und ausdrucvollste Figur dünkt uns der geheilte Lahme, in welchem sich Dank und Vertrauen auf eine wahre und innige Weise aussprechen.

Neben diesem Bilde hängt eine Kreuzigung von Wittmer (ebenfalls Zögling der Akademie) nicht eben im vortheilhaftesten Lichte, doch verläugnet sich nicht, daß der Körper des Gekreuzigten und mehrere andere Figuren schön colorirt sind und das Ganze viel Klarheit und Kraft der Farbe hat. Den Kopf des Heilands können wir nicht im gleichen Maaße loben; er hat im Ausdruck und wohl auch durch die lange und dünne Form der Nase etwas Schwächliches. Diese ungünstige Form scheint jedoch dem Künstler in fast allen seinen Köpfen eigen. Die knieende Magdalena, welche im Schmerze das Kreuz umfaßt, ist eine schön empfundene Figur. Etwas kälter von Ausdruck sind der emporschauende Johannes und die Madonna, welche vorn ohnmächtig im Schooße der andern Frauen liegt. In dem Ganzen jedoch läßt sich ein schönes Streben nicht verkennen, das den Künstler ohne Zweifel zu etwas Vorzüglichem führen wird.

Unter größern historischen Compositionen von Zöglingen der Akademie sind noch: Merkur den Argus einschläfernd von Johann Mayer, ein Gemälde, das an die Art des Cavalier d'Arpino erinnert und Verwunderung erregt, wie ein so junger Künstler schon in diese keke Manier verfallen konnte. Ferner: Ossian am Meergestade vor Malvina die Harfe spielend, von Heinel, etwas schwarz und trüb in der Farbe. Ein großer Carton von Bernhard Neher stellt Joseph dar, wie er seinen Brüdern verzeiht. Wenn gleich nicht frey von einigen Schwächen der Zeichnung ist dieß Werk doch eine Probe von guten Studien und schönem Talent. Der Gegenstand ist mit richtigem Sinn aufgefaßt und warm empfunden; besonders in der Gruppe der Brüder herrscht eine so schöne Mannichfaltigkeit der Charaktere und so richtiger Ausdruck der innern Bewegung, welche die von Furcht, Reue und Freude Ueberraschten ergreift, daß jeder Beschauer augenblicklich über den Inhalt der Darstellung im Klaren seyn und diese Regungen mitfühlen muß. Die Gruppe des Joseph, welcher Benjamin umarmt, scheint uns weniger gelungen und war vielleicht eine zu große Aufgabe für die Kräfte des jungen Künstlers. Zumal hätten wir lieber gesehen, daß der Knabe sein Gesicht völlig in Josephs Brust verberge; dadurch würde ohne Zweifel der Ausdruck des Affekts verstärkt worden seyn. Im Allgemeinen dürfen wir sagen, daß Hr. Neher auf dem rechten Wege ist; möge er sich die Reinheit des Gefühls erhalten, die er hier gezeigt hat und ohne welche keine historische Darstellung gedeihen kann.

Es sey uns vergönnt aus der Reihe der kleinern geschichtlichen Bilder nur noch einiger zu gedenken.

Vieles Beyfalls hat sich ein Gemälde von Hrn. Flink zu erfreuen: Die heil. Jungfrau als Mädchen auf einer Wiese und in einem Buche lesend. Es ist etwas Stilles und Frommes in diesem Bilde, welches sogleich anspricht, auch sind Gesicht, Hände und Füße schön und klar gemalt, obgleich ersteres etwas frischer von Farbe und außerdem feiner von Formen seyn dürfte. Auch dünkt uns das faltenlose, graue Kleid fast zu einfach und für das Jugendliche der Figur zu traurig.

Der Vers aus der Apokalypse: „Siehe ich stehe vor der Thür und klopfe an“, hat dem Hrn. Philipp Veit in Rom zu einem kleinen Bildchen Anlaß gegeben, welches schön gedacht und von glücklichem Ausdruck ist, übrigens aber troz einer gewissen Zierlichkeit der Behandlung fast zu wenig Anspruch auf plastische Vollendung und Farbe macht. Christus mit der Fahne, nur mit violettem Mantel angethan, steht leise pochend vor der geschlossenen Thür. In dem sanftgeneigten Haupt ist tiefe Ruhe und Reinheit; er scheint zu horchen, ob Jemand komme, zu öffnen und ihm Einlaß zu gewähren.

Frau v. Freyberg, geb. Stunz, gab ein kleines Bildchen von ungefähr gleicher Größe, welches eines der lieblichsten und anziehendsten der Ausstellung ist. Die Madonna unter einer Rebenlaube sitzend, hält auf ihrem Schooße das Kind, welches den vor ihm stehenden kleinen Johannes liebkosend umfaßt. Sinnend und voll inniger Freude ruht der Blick der frommen jungfräulichen Mutter auf der schönen Gruppe. Die Anmuth der Köpfe, die schöne Zeichnung der Figuren und die treffliche Ausführung in allen Theilen zeugen eben so sehr von dem tiefen Gefühl und Schönheitssinn, wie von der meisterhaften Sicherheit der Künstlerin, welcher wenige Malerinnen an vollendeter Ausbildung gleich kommen möchten. Nur ihre Färbung wünschten wir von jenem bräunlichen Tone befreyt, welcher alle Gegensätze aufhebt, die natürliche Frische benimmt und fähig wäre das Bild mehr einer colorirten Zeichnung als einer Malerey ähnlich zu machen.

Digitized by Google

Auch einer braungetuschten Zeichnung von Lindenschmitt, Zögling der Akademie, haben wir noch zu erwähnen: Scene auf dem Schlachtfelde in der Stadt Mainz im Jahr 1462. In trüber Mondnacht liegen Todte auf den Straßen, wir erblicken an der Wand eines Hauses einen gefallenen Krieger in seiner Rüstung neben andern Gefallenen liegend, in seinen Armen den Knaben, der sich an den scheidenden Vater angeschmiegt hat und auch im Tode nicht von ihm weichen will. Eine barmherzige Schwester, welcher ein altes Mütterchen mit der Laterne leuchtet, naht sich ihm hülfreich und zieht den Verwaisten von Schmerz und Elend halb Erstarrten aus der kalten Umarmung des Todten hervor. In dieser Gruppe ist die öde Verwirrung des grauenvollen Unglücks und Entsetzens, im Gegensatz mit der frommen Ruhe der Barmherzigkeit auf eine rührende Weise gezeichnet; die Anordnung ist wohl gelungen, auch die Wirkung des Laternen- und Mondlichts zu einer deutlichen und effectvollen Beleuchtung vereinigt, und selbst der technische Fleiß der Ausführung verdient alles Lob. An den Verhältnissen der Figuren wäre manches auszusetzen, auch dürfte die Faltung der Gewänder meist naturgemäßer seyn.

R o m.

Das längst erwartete Werk des Hrn. Baron von Stackelberg über den Apollo-Tempel zu Bassä in Arkadien, und die daselbst ausgegrabenen Bildwerke, wird nun im Buchhandel ausgegeben, und es ist so eben eine Ankündigung darüber erschienen, welche wir hier mittheilen, um das Publikum vorläufig auf den vielfach interessanten Inhalt des Werks aufmerksam zu machen.

Der phigalische Apollotempel ist durch seine ausgezeichnete Lage, durch die Epoche seiner Erbauung, durch Vollständigkeit und Schönheit der Reste, durch Originalität und Bedeutsamkeit des Baues und der Bildwerke, und durch die vorhandenen bestimmten Nachrichten, eines der merkwürdigsten Denkmäler des griechischen Alterthums. Wie der Tempel, nächst dem zu Tegea, den Ruhm des Vorranges der Schönheit unter den Tempeln im Peloponnes behauptete, so trug die Gegend den Ruhm, der Ursitz in der Halbinsel zu seyn. Kaum vermöchte man unter den herrlichen Gegenden Arkadiens eine anzuzeigen, welche diese in malerischer Schönheit überträfe, und in welcher, in freyem Naturwalten, in einfachem Hirtenwesen sich das Bild des besungenen Hirtenlandes noch dergestalt wiederfände. Den Künstlern sowohl, als den Gelehrten bietet dieses Kunstwerk und das reizende, uralte Lokal mannichfaltiges Interesse und reichen Stoff zu Betrachtungen und Forschungen dar. Noch läßt sich der Anlaß der Gründung, der Meister des Gebäudes, und mit Wahrscheinlichkeit der Meister der Bildwerke nachweisen. Als eine religiöse Stiftung aus den lezten Jahren des perikleischen Zeitalters entstand es gerade in dem äußersten Punkte der Entwicklung bey den Griechen, wo Philosophen und Dichter über verborgene Lehren im sinnigen Bildergewande der Mythen Licht verbreiteten, die Priesterinstitute viel galten und in Bau- und Bildwerken sich ein hoher und reiner Charakter erhielt. Da nun die Ausgrabung der Ruine befriedigende Aufschlüsse über das Gebäude gegeben, und es sich seit den Alten unverfälscht erwiesen hat, auch die erste vollständige Reihe Friesreliefs mit der Vorstellung zweyer vereinigter, mythischer Gegenstände hervorgetreten ist, so scheint dieses Denkmal besonders zu einer Erörterung über Zusammenhang, Bedeutung und Wesen des architektonisch-bildnerischen Ganzen, zur Wiederherstellung desselben in Form und Sinn aufzufordern. Indeß mangelt noch ein Versuch dieser Art, denn die bisherigen Bekanntmachungen nehmen hierauf keine Rücksicht, sie betrafen nur den Fries und ließen selbst in Abbildungen mehr Genauigkeit und treuere Auffassung zu wünschen übrig. Schon seit der Grabung hat Baron v. Stackelberg, welcher bey der Ausführung derselben anwesend war, in jenem Sinne die Zeichnung, Bearbeitung und Herausgabe des Werkes unternommen, dessen Erscheinung den Freunden der Kunst und Wissenschaft hiemit angezeigt wird. Der Beyfall, welcher von Künstlern und Gelehrten verschiedener Nationen den Zeichnungen und Abhandlungen des Verfassers zu Theil wurde, bewog ihn, sie nicht länger dem Publikum vorzuenthalten. Zum ersten Male wird durch dieses Werk eine landschaftliche Uebersicht der Gegend des cotylischen und lycäischen Berges, eine innere Ansicht der Ruine, Plan und Ergänzung des Tempels mit gehörigen Berichtigungen geliefert; ferner: die Ergänzung des Frieses, die vollständige Vereinigung der gefundenen Sculpturreste, zu welcher die Abbildung des jonischen und corinthischen Capitäls, die Fragmente des Tempelbildes u. a. m. fehlten. Indem der Verfasser aus einem dreymonatlichen Aufenthalte beym Tempel das erste anschauliche Gemälde von der Natur des Lokals entwirft, die erste genaue Rechenschaft von der Ausgrabung und Beobachtung der Trümmer, von der hiedurch gewonnenen Kenntniß des Gebäudes in seinen verschiedenen Zuständen ertheilt; indem es ihm gelang, die richtige Anordnung der Tafeln des Frieses und demnach den Zusammenhang und die Idee der Composition zu finden, eröffnet sich dem wißbegierigen Forscher eine tiefere Einsicht von dem ganzen

Denkmal. Durch die Reichhaltigkeit des Gegenstandes der Untersuchung erhält dieses Werk einen allgemeineren Bezug. Es liefert ein Beyspiel der oft scheinbar entfernten Bedeutsamkeit, der Verbindung mit der Natur des Ortes, die in griechischen Heiligthümern zu finden ist; es veranlaßt den Verfasser in verschiedene Erörterungen einzugehen, insbesondere die während seines mehrjährigen Aufenthalts in griechischen Stamm- und Colonialländern von ihm gemachten Bemerkungen über Bau- und Bildkunst der Alten hiemit zu verbinden. Demgemäß zerfällt der Text in zwey Hauptabtheilungen, von denen die erste das Tempelgebäude, die zweyte die Bildwerke betrifft. Die erste Abtheilung enthält: eine Schilderung der Oertlichkeit des Tempels, der Umgegend, und des arcadischen Hirtenwesens; Nachrichten von den Ueberbleibseln der Stadt Phigalia, von der Grabung und Findung, von dem vor- und nachmaligen Zustande des Tempels, von Anlaß und Zeit seines Verfalls; ferner: von der Stiftung und dem Meister des Gebäudes, von der Einrichtung und Ausschmückung und von ihrem Sinn, woran eine Charakteristik desselben, Betrachtungen über die Architektur, insbesondere über gemalte Bauzierden, über die dorische, jonische und corinthische Säule, sich schließen. Die zweyte Abtheilung besteht aus zwey Abschnitten. Der erste Abschnitt handelt von den Reliefs des inneren jonischen Frieses. Hier wird die mit den Maaßen und der Eintheilung des Standortes übereinstimmende Folge und Anordnung der Reliefstafeln angegeben, Absicht, Zusammenhang und Grund ihrer beyden vereinigten mythischen Vorstellungen, die Auslegung des Mythus der Amazonen- und der Centaurenschlacht, nebst der Erklärung der Friesreliefs. Es folgt die Charakteristik und Beurtheilung des Bildwerks: von Tracht, Idealbildung, Ausdruck, Styl, Zeichnung, Auffassung, Composition, Rücksicht auf Färbung und optische Wirkung, und von dem Meister desselben, verbunden mit allgemeinen Bemerkungen über griechische Sculptur. Der zweyte Abschnitt umfaßt die Sculpturreste der inneren dorischen Friese und der Tempelstatue. In demselben wird der Gegenstand und die Beziehung der Metopenreliefs erörtert, wie auch die Vorstellung des ärztlichen Gottes Apollo Epicurius, der Bericht vom ursprünglichen Erzbilde und die Findung des stellvertretenden Nachbildes. Beylagen geben nähere Auskunft über einzelne vorherberührte Gegenstände: 1) Ueber den lycäischen Berg; 2) Messene; 3) über die Verwechslung des Panelleniums und des Minerventempels auf Aegina; 4) die Mainotten; 5) Volksgesänge und Tänze der Neugriechen. Dem Texte sind 31 Kupferblätter, 1 Titelkupfer und 6 Vignetten beygefügt von C. Reinhart, F. Gmelin, D. Marchetti u. a. theils mit der Radiernadel, theils mit dem Grabstichel ausgeführt. T. I bis III. Ansichten der Gegend und der Tempelruine vor und nach der Grabung. T. IV und V. Der Grundriß und die Ergänzung des Tempels in fünf geometrischen Aufrissen. T. VI. Zusammenstellung und Ergänzung des ganzen jonischen Frieses. T. VII bis XXIX. Ausgeführte Abbildungen der einzelnen Reliefstafeln von einem Viertheil der Originalgröße. T. XXX. Bruchstücke der Metopenreliefs. T. XXXI. Bruchstücke der Apollostatue. Im Titelkupfer ist die Grabung, in den Vignetten das jonische und corinthische Capitäl, die Verzierung des Kinnleistens und der Stirnziegel, eine phigalische Münze und ein Denkstein vom panellenischen Berge dargestellt. Das Werk erscheint sowohl in deutscher als auch in französischer Sprache in groß Folio-Format, auf Columbier Velinpapier, gedruckt mit Andreäischen Schriften zu Frankfurt am Main. Der Preis ist sieben Carolin. Da schon seit Jahren Viele mit dem Wunsche einer Subscription, die der Verfasser nicht annehmen wollen, sich meldeten, so hat derselbe, den Ankauf zu erleichtern, eine vorläufige Vertheilung an einige Kunst- und Buchhandlungen veranstaltet. Diejenigen, welche sich das Werk anzuschaffen wünschen, können sich mit Bestellungen an die Andreäische Buchhandlung in Frankfurt am Main, so wie an jede Buch- und Kunsthandlung wenden.

Paris.

Das Monument für Malesherbes ist vollendet und am 3ten November aufgedeckt worden, der Architekt Le Bas hat die architektonischen Dispositionen besorgt, die Statue ist von Hrn. Dumont, die beyden allegorischen Figuren, Frankreich und die Treue vorstellend, von Bosio, und das Basrelief, auf welchem Malesherbes, Tronchet und de Sèze mit Ludwig XVI. im Tempel über seine Vertheidigung berathschlagend erscheinen, von Hrn. Cortot gefertigt. Das mit der Prüfung beauftragte Comité hat den Künstlern einstimmigen Beyfall über ihre verdienstvolle Arbeit bezeigt. Die lateinische Inschrift, welche in goldnen Buchstaben an dem Fußgestell angebracht wird, soll von Ludwig XVIII. verfaßt seyn. Sie lautet:

Strenue semper fidelis
Regi suo
In Solio veritatem
Praesidium in carcere
Attulit.

Am Morgen nach Talma's Tod hat die Redaction der Pandore eine Subscription zur Errichtung eines Monuments für ihn eröffnet, und es ist bereits eine Commission niedergesetzt, welche unter dem Vorsitz des Marschalls Jourdan die Ausführung leiten soll.

Digitized by Google

Nr. 93.

Kunst-Blatt.

Montag, den 20. November 1826.

Aufforderung
für die Säcularfeyer von Albrecht Dürers Todestag.

Mit Vergnügen nehmen wir nachstehende Bekanntmachung auf, welche uns von der Direktion der Nürnbergischen Kunstschule zu diesem Behuf übersandt worden ist, und hoffen, daß eine weitere Verbreitung derselben dem Unternehmer ein erfreuliches Gedeihen bringen werde. Red.

An die deutschen Künstler.

Das Andenken großer, in Wissenschaft oder Kunst ausgezeichneter, Männer der Vorzeit, die ihrem ganzen Volke Ehre bringen, im Gedächtniß zu erhalten, auf alle Weise zu feyern und ihre Verdienste anzuerkennen, ist für dasselbe heilige Pflicht. Es tritt zwar öfter der Fall ein, und es lehrt es die Geschichte aller Völker, daß Jahrhunderte vergehen, in deren Verlauf die großen Verdienste eines oder des andern ausgezeichneten Mannes übersehen oder nicht würdig genug anerkannt werden; sie lehrt aber auch, daß immer endlich eine Zeit erschien, wo man eifrigst bemüht war, wieder gut zu machen, was sich die Vorfahren zu Schulden kommen ließen.

Wie in der Völkergeschichte, so erging es auch in der Kunstgeschichte und namentlich auch in der deutschen.

Es ist noch nicht lange, daß zuerst Einzelne auf die großen Verdienste und Vorzüge der Werke unserer alten Künstler aufmerksam wurden, sie zu betrachten, zu studiren, dann zu schätzen und zu bewundern anfingen, in ihren Geist und ihre Prinzipien einzudringen und dadurch der flach und leer gewordenen Kunst eine neue Richtung zu geben suchten.

Dieses Bestreben verbreitete sich nach und nach immer mehr, und die Hochachtung für die Verdienste der alt-deutschen Künstler stieg überall und allgemein.

Daß A. Dürer unter diesen Männern, durch sein alle Fächer der Kunst umfassendes Genie, seine hervorragenden Werke sich ganz besonders auszeichnete und mit Recht einer der ersten und größten Künstler genannt werden mag, ist nun keinem Zweifel unterworfen. Diese jezt erst nach drey Jahrhunderten gehörig geschäzten Verdienste und diese anerkannte Größe erweckten in einigen deutschen Künstlern die Idee und den Wunsch, bey Gelegenheit der am 6. April 1828 herannahenden dritten Säcularfeyer des Todestags A. Dürers

diese Hochachtung und Anerkennung auf eine würdige, öffentliche Weise, woran alle deutsche Künstler, sie mögen sich im Inn- oder Ausland befinden, Antheil nehmen können, auszusprechen.

Es soll demnach hier in Nürnberg, als Dürers Vaterstadt, ein großes Buch (Dürer'sches Stammbuch) angelegt werden, welches Arbeiten aller jezt lebenden deutschen Künstler enthalten und zur Ansicht für Fremde und Einheimische bereit seyn soll.

„Um dieß nun zu bewerkstelligen und auszuführen, „ergeht an alle Künstler Deutschlands, in welchem Fach „sie auch arbeiten, an Maler, Bildhauer, Civil- und „Militär-Baumeister, Zeichner, Kupferstecher, Holz-, „Stempel- und Steinschneider, Lithographen und alle „Kunstgenossen überhaupt, die Einladung und Bitte, „zu diesem Behuf eine, oder nach Willkür mehrere, ihrer „Arbeiten, als Zeichnungen, Stiche ꝛc. für dieses Buch „— welches in einem Formate, der auch die Aufnahme „großer Blätter gestattet, angelegt werden wird, — hie„her einzusenden.“

Sollte ein oder der andere Künstler vorzugsweise lieber ein Gemälde, — Modell, einen Abguß, oder überhaupt Gegenstände, welche sich nicht zur Aufbewahrung in dem Stammbuche eignen, einsenden wollen, so werden diese Gegenstände in demselben Zimmer, welches zur Aufbewahrung des Buchs dienen wird, vortheilhaft aufgestellt werden.

Das Präsidium der königl. Regierung, von diesem Vorhaben in Kenntniß gesezt, hat zu genehmigen geruht:

Digitized by Google

daß ein disponibles Zimmer in der Burg, welches mit dem Lokal der königl. Gallerie- und Kunstschule in Verbindung stünde, zur Verwahrung und Aufstellung benüzt werden darf, und Höchstdasselbe hat, zur Garantie der Künstler, zugleich ausgesprochen, daß alle Gegenstände, welche eingesendet werden, für immer ein Ganzes bilden und ungetrennt in hiesiger Stadt verbleiben sollen.

Es steht in Folge dieser Beschlüsse und in Rücksicht des Interesse, welches die Künstler an diesem Vorhaben nehmen werden, zu erwarten, daß die dadurch entstehende Sammlung — wozu schon eine Anzahl Unterzeichnungen von auswärtigen Künstlern eingelaufen ist — eine eigentliche National-Sammlung werden, sowohl der Gegenwart als der Zukunft eine vollständige Uebersicht des Standpunkts sämmtlicher bildenden Künste gewähren, und durch die Nähe von Dürers, seiner Zeitgenossen und Schüler, Werke zu den lehrreichsten Vergleichungen Anlaß geben werde.

Zwey Jahrhunderte sind spurlos vorüber gegangen, ohne daß bey dem Wechsel derselben zu Ehren des großen Künstlers etwas geschah; möge nun die dritte Feyer durch allseitige Theilnahme — und welcher Künstler wird da zurückbleiben wollen, wo es Dürern gilt? — der Nachwelt verkünden, wie man sein Andenken feyerte, und ihr zur Aufforderung dienen, wie wir begonnen, fortzufahren.

Die Einsendung geschicht längstens bis Ende December 1827 unfrankirt an den unterzeichneten Vorstand.

Zugleich wird gebeten, daß sich zu Verminderung der Portokosten in den größern Städten mehrere Künstler zusammen verstehen möchten, ihre Arbeiten gemeinschaftlich verpackt einzusenden.

Nürnberg im Sept. 1826.

Der Vorstand der königl. Kunstschule
A. Reindel.

Radirte Blätter von D. Schultz.

Unter die besten Leistungen der Künstler des siebenzehnten Jahrhunderts, welche durch die Radirnadel und das Aetzen ihre geistreichen oft mit wenig Zügen aus der Natur entlehnten Studien den Sammlern und Künstlern zu Genuß und Belehrung darboten, gehören die in ihrer Art einzig radirten Blätter von D. Schultz. Es sind uns nur zwey bekannt, und es wäre leicht möglich, daß deren einige noch irgendwo unter andern Blättern vermischt vorhanden wären, indeß schweigen bis jezt sowohl über die unten zu beschreibenden Blätter als über andere dieses Meisters die Nachrichten der Kunstliteratur. Die Gegenstände beyder Blätter enthalten Darstellungen gefiederter Thiere.

D. Schultz, von welchem nur eine kurze Notiz in Fueßly's Kunstlexicon Ausgabe 1779 und dann im 2ten Theil 7ter Abschnitt J. 1559 sich befindet, war eigentlich Bildnißmaler zu Danzig. Nach ihm sind mehrere Bildnisse von Königen von Polen und einigen Großen dieses Reichs von Falck und Hondius 1646 — 52 gestochen, auch sind, wie Fueßly sagt: „einige Fabeln nach ihm radirt." Der Name des Künstlers auf nachbenanntem ersten Blatt, so wie das Monogramm auf dem zweyten Blatt mit dem Buchstaben F (fecit), beweisen sehr deutlich, daß Schultz diese Blätter selbst radirt hat.

Ob sich unser Künstler im Fach der Malerey mit Darstellung von Geflügel beschäftiget hat, darüber schweigen übrigens auch die Nachrichten; daß er aber in Darstellungen gefiederter Thiere ein großer Meister war, wird jeder Künstler und Kunstkenner, dem seine höchst seltenen Blätter je zu Gesicht kommen, eingestehen müssen.

Der Zeichnung, Zusammenstellung und dem Charakter nach, kann dieser Meister sehr wohl an die Seite des Melchior Hondekoeter, van Flamen, Barlow und Stoop, della Bella u. s. w. gesezt werden, rücksichtlich der Nadel sind die Blätter mit mehr Geist und Freyheit vollendet, als die von den leztgenannten Meistern. Die von W. Hollar nach Barlow vollendeten Blätter mit Gegenständen von geflügelten Thieren sind zwar im Charakter der Natur sehr treu und ihre Vollendung höchst meisterhaft, jedoch als Arbeiten der Radirnadel, behalten die von D. Schultz ihren eigenthümlichen Vorrang.

Heinecke Dictionnaire des Artistes Vol. III. p. 699. Nr. 31. hat das Blatt Nr. 2. unter dem Artikel von Castiglione radirt aufgenommen und betitelt es: Menagerie de poules, de coqs d'Indes et de canards. Das zwar kleine aber links befindliche Monogramm D.S.F. beweist das Gegentheil.

Die Gegenstände beyder Blätter sind folgende:

Nro. 1.

Die Fabel des entfiederten Pfaues. Zur Rechten des Blattes im Vorgrund der überwältigte Pfau, von welchem ein Schwan, ein Hahn und ein Huhn das schöne Gefieder rauben, links ein indischer Hahn und eine Ente, welche nach der Hauptgruppe hineilen. Nach dem Mittelgrund bey einer Baumgruppe auf einem umgestürzten Baumstamm ein großer Uhu, welcher mächtig die Flügel hebt. Tauben, Krähen und anderes Geflügel eilen aus

den Lüften herab. Das ganze der Scene selbst ist mit hohen Gebirgen und Felsen umgeben. Links unten im Plattenrand: D. Schulz f. (Ueber dem u des Namens Schultz sind zwey Punkte, welche wohl aber eher durch Zufall und wahrscheinlich durch das Scheidemesser dahingekommen sind.)

Die Platte selbst, unten mit breitem Rand ohne weitere Inschrift ist 12 Zoll 3 Linien hoch, (die Arbeit 10 Z. 9 L.) Die Breite des Ganzen 7 Z. 7 L.

Nro. 2.

Das zweyte Blatt dieses Meisters enthält folgendes: eine Gruppe dreyer Hühner auf einem Hügel im Mittelgrund am Fuß einer nur bis an das Dach sichtbaren Hütte. Links zwey Enten im Wasser, wovon die erste fast bis zum Vorgrund schwimmt; die zweyte erscheint zwischen den Balken oder dem Rest eines über dem Wasser gebauten Hüttchens hervor. Zur Rechten des Vorgrundes ein indisches Huhn (oder Truthenne, wie man diese Art nennt), neben welchen am Rand der Platte noch der Kopf eines zweyten zu sehen ist. Etwas zurück auf ebenderselben Seite des Blattes ein Hahn auf dem Hügel in geringer Entfernung vor den drey früher genannten Hühnern, stehend. Links auf einem Balken des erwähnten Hüttchens fast beym Plattenrand das Monogramm DsP. Die Breite der Platte ist 8 Zoll 1 Linie, die Höhe 4 Z. 5. L.

Beyde sehr seltene Blätter befinden sich in den herrlichsten Abdrücken in der königl. Kupferstichgallerie zu Dresden, wo das leztbeschriebene Blatt von dem vormaligen Direktor der königl. Kupferstichsammlung von Heinecke in das Portefeuille von Castiglione aufgenommen, jezt aber neben dem früher genannten Blatt unter die zweyte Classe deutscher Meister des 17ten Jahrhunderts geordnet ist.

Frenzel.

Kupferwerke.

Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, gravés d'aprés les desseins exécutés sur les lieux en 1811. par le Baron O. M. de **Stackelberg** et publiés à Rome 1826. gr. 4.

Von diesem schönen und interessanten Werke liegen 24 Tafeln vor uns, die mit ausgezeichneter Kunst von dem Zeichner entworfen, und nicht minder sorgfältig und geschickt von den Kupferstechern ausgeführt sind. Jede Tafel enthält eine Figur, deren schöner Charakter, bezeichnende Stellung und durch malerischen Wurf und reichen Schmuck anziehendes Costüm die Mannichfaltigkeit der griechischen Völkerschaften vor Augen bringt. Einige, wie der griechische Kaufmann, welcher auf dem Knie schreibt, die Bäuerin von Athen, der albanische Offizier, zeigen die ganze Originalität der modernen Trachten, während andere noch an die Gewandformen erinnern, die uns aus den Bildwerken der schönsten griechischen Zeit bekannt sind. So die Frau von Makrinitza und die von Maina, die schöne Blumenverkäuferin von Mitylene und die Wasserträgerin aus der Gegend von Theben, welche sogar noch die Aegis der Minerva und eine geschurpte helmartige Kopfbedeckung trägt. Die Anmuth und charakteristische Schönheit, womit Herr v. Stackelberg alle diese Figuren aufgefaßt und dargestellt hat, bringen wir bey dem Verdienst dieser Blätter in nicht geringen Anschlag und wir kennen keine Costüme von so viel künstlerischem Verdienst. Sie sind von verschiedenen Kupferstechern, Testa, Machetti, Ferretti, in Linienmanier so gestochen, daß sie auch uncolorirt eine schöne und befriedigende Wirkung machen. Der Schmuck der Farben gibt jedoch erst diesen Trachten ihren vollen Reiz. Dieß Werk soll, einer gedruckten Ankündigung zu Folge, aus zwey Abtheilungen bestehen, die erste, von 30 Tafeln enthält die Trachten in einzelnen Figuren, die zweyte, von 20 Taf. die gesellschaftlichen Sitten und Gebräuche in mannichfaltigen Gruppen. Jede Lieferung von fünf Blättern kostet in Rom 5½ Franken schwarz, und 22 Franken colorirt. Unsres Wissens ist die erste Abtheilung nun vollendet und hat so raschen Absatz in Rom gefunden, daß sie noch nicht die Verbreitung in Deutschland erhalten hat, die wir ihr von dem Beyfall des deutschen Publikums, für welches ein solches Werk in dieser Zeit doppelt anziehend seyn muß, versprechen.

S.

Statue des Marc Aurel.

Durch die gütige Mittheilung des beym königl. Augusteo zu Dresden angestellten Herrn Inspector Haase, wurde dem Unterzeichneten wegen des Aufsatzes im Kunstblatt 1825. Nr. 91. über Marcello Fogolino, die capitolinische Statue des Marc Aurel betreffend, noch eröffnet, daß im königl. Augusteo sich eine bronzene Nachbil-

dung im verjüngten Maaßstabe von Ant. Averlino mit 1465 bezeichnet befinde, wodurch bewiesen wird, daß jenes Original im Capitolio zu Rom früher aufgefunden worden, als im Jahr 1475. Die auf der Tafel unterhalb der Figur eingegrabene Inschrift lautet genau copirt also:

Antonius Averlinus, Ar-
chitectus hanc. VT VvL
GO fertur: COMMODI. AN
TONINI.. Augusti aeneam S
Tatuam, simulque. equum
ipsum effinxit. ex eadem
ejus. statua. quae. nunc se
rvatur. apud S. Johannem
Lateranum. quo tempore
jussu Eugenii quarti fabri
catus. est Romae aeneas
.... Templi. S. Petri
.... quae quidem
.... ipsa dona dat
Petro Medici viro
innocentissimo op
timoque civi
Anno a natal
li Christiano
M.C.C.CC. LXV.

Frenzel.

Paris.

Bildhauerkunst. Die Reste der alten Sculptur sind in den Sammlungen von ganz Europa zerstreut, die von Frankreich war lange die zahlreichste und vollständigste aller vorhandenen. Aber im Jahr 1815 wurde das Museum ungeachtet des buchstäblichen Inhalts alter Friedensschlüsse, wodurch wir die Kunstschätze erworben und der neuern, wodurch sie uns zugesichert wurden, ausgeräumt; zu dieser Zeit schrieb Canova, den Frankreich auf eine so ehrenvolle Weise aufgenommen hatte, an den Grafen Cicognara nach Venedig: „Wenn etwas hier zurückbleibt, so ist es nicht meine Schuld", auch glich unser Museum, nach diesem Zeitpunkt, einer Einöde. Dessen ungeachtet haben wir endlich, nachdem man alles, was sich in den verschiedenen Palästen und Magazinen befand, vereinigt und viele neue sehr wichtige Anschaffungen bewerkstelligt hat, eine der schönsten Sammlungen zusammengebracht. Aber das Studium der Kunst, vorzüglich ihrer Geschichte, erheischt Vergleichungspunkte, weßhalb man lange und kostspielige Reisen machen muß. Um die Originale, die sich in verschiedenen Museen, vorzüglich in Italien befinden, einigermaßen zu ersehen, gibt es ein sehr einfaches Mittel: sie nämlich in Gyps abformen zu lassen, um sowohl dem Künstler als dem wahren Kenner Copien zu verschaffen, woran sich der ganze Werth der Originale erkennen läßt. Ich habe diesen Wunsch schon mehrmalen ausgesprochen, besonders in den in der Revue encyclopedique befindlichen Abhandlungen über die von Lord Elgin nach London gebrachten Sculpturen des Parthenon. Man hat einen neuen Saal im Louvre geöffnet, wohin man einige Gypsabgüsse gebracht hat: den Coloß von Montecavallo, mehrere Figuren des Frontons vom Parthenon, den Fries desselben Tempels, die Panathenäen darstellend; endlich die Figuren aus dem Fronton des großen Tempels zu Aegina, welche sehr gut erhalten und wegen des eigenthümlichen Charakters und ihres hohen Alterthums sehr merkwürdig sind, war gewiß ein äußerst glücklicher Gedanke diese Sammlung anzulegen, und es ist zu wünschen, daß sie so sehr als möglich vervollständigt werde.

P. A.

Rom.

Der Architekt Rossini, dessen hundert Ansichten römischer Denkmäler schon längst bekannt sind, hat nach Beendigung seines aus 73 Blättern bestehenden Werks über die Denkmäler aus der Umgegend Roms, nun ein neues über die sieben Hügel, oder das alte Rom angekündigt. Er unternimmt es darin ein Bild des alten Roms nach den vorhandenen Nachrichten, Trümmern und Spuren zu liefern, wie schon Rafael sich vorgesetzt hatte, ohne jedoch mit diesem ausgezeichneten Geist in die Schranken treten zu wollen.

Das Werk soll 30 Blätter auf dieselbe Weise, wie die frühern ausgeführt, enthalten. Die Hauptgegenstände sind: Ansichten der sieben Hügel nach ihrem jetzigen Zustande, mit den Restaurationen, das Forum mit einem Plan der Via sacra, ein Panorama von Rom, ebenfalls mit Restauration. Eine kurze historisch antiquarische Beschreibung soll das Ganze begleiten. Der Herausgeber, so wie die Handlung Scudellari in Rom nehmen Subscription auf das Werk an, welche 8 röm. Paoli für das Blatt beträgt.

Digitized by Google

Nr. 94.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. November 1826.

Ueber die Kunstausstellung im Attelier des Professor Schadow von seinen und seiner Schüler Arbeiten.

Mit Recht ist häufig die Bemerkung gemacht worden, wie ersprießlich für das Gedeihen der bildenden Künste die Wiederherstellung des in früheren Zeiten allgemeinen Verhältnisses zwischen Meister und Schüler seyn würde, da der Meister seine Lehrlinge als seine Söhne in der Kunst betrachtete, und, wie der leibliche Vater, es sich von ganzem Herzen angelegen seyn ließ, sie vor den Irrthümern, die ihnen schädlich geworden, zu bewahren, und ihnen die ganze Summe der erprobtesten Erfahrungen, welche er oft sauer erworben, ohne Rückhalt mitzutheilen; die Schüler aber auch auf der andern Seite seine Kunstvaterschaft anerkennend, ihn auf alle Weise hochhielten, mit wahrhaft kindlicher Liebe ihm anhingen, und alles, was in ihren Kräften stand, thaten, um ihm nützlich zu werden. Es ist daher für ein Glück zu schätzen, daß sich in unseren Tagen wirklich solche Verhältnisse hie und da gebildet haben: wie denn dieses bey dem Herrn Professor Schadow der Fall ist, der schon gegenwärtig anfängt, die wohlverdienten Früchte seiner redlichen Bemühungen in diesem Felde zu ärnten, indem er sieht, wie sich unter seiner Leitung die Talente mehrerer jungen Leute mehr und mehr entwickeln. Aber auch für das kunstliebende Publikum blieben die wohlthätigen Folgen nicht aus: denn einmal kann der Meister durch geschickte Schüler sich in manchen Theilen seiner Werke helfen lassen, und wird so in den Stand gesezt, dieselben um einen mäßigen Preis zu liefern, dann aber werden die Schüler selbst allmählig fähig, eigene Compositionen auf eine erfreuliche Art auszuführen, die sie gern um ein billiges ablassen werden, so daß es jedem auf alle Weise erleichtert wird, in seiner Liebhaberey auch über das Porträt hinauszugehen; wovon die fernere Aufnahme und die allgemeinere Verbreitung bildender Kunst ganz vorzüglich abhängt. Wir können daher sehr zufrieden seyn, daß wir hier in Berlin, außer dem Attelier des Herrn Schadow für Malerey, noch ein zweytes, ebenso ausgedehntes, bey dem Herrn Professor Wach, für Bildhauerey aber einige nicht minder beträchtliche haben.

Da Hr. Schadow seine Ausstellung für das Publikum eröffnet hat, lassen wir noch einige Bemerkungen über die einzelnen Arbeiten folgen, von denen zwar einige schon auf der lezten Ausstellung der königlichen Akademie der Künste gesehen worden sind, dennoch aber in ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wenigstens eine kurze Erwähnung verdienen.

I. Arbeiten des Hrn. Prof. Schadow.

1. Altarblatt für die Kirche in Schulpforte. Drey einzeln stehende, etwas über lebensgroße Figuren, in der Mitte Christus, rechts der Evangelist Matthäus, links der Evangelist Johannes. Während sie durch Spitzbögen und durchlaufende goldene Säulchen des Rahmens im gothischen Geschmack von einander abgesondert sind, werden sie innerlich durch den Gedanken, äußerlich vermittelst der durchlaufenden Landschaft wieder zu einem Ganzen verbunden. Der Horizont der Landschaft ist indeß sehr niedrig, so daß sich die Figuren bis auf Weniges gegen die reine blaue Luft sehr stark abheben, und zum Theil aus diesem Grunde eine sehr entschiedene Wirkung machen. Für Kirchenbilder dürfte dieß Abheben der Figuren gegen einen hellen Grund, so wie das Vermeiden zu vieler, sich zum Theil deckender Figuren ganz besonders zu empfehlen seyn, da das Erkennen und die Wirkung in einer weiten Entfernung, worauf es doch in einer Kirche wesentlich ankömmt, dadurch am besten erreicht wird.

Christus, hier ganz eigentlich als Erlöser genommen, denn er hat die Siegesfahne in der Linken, deutet, Haupt und Blick etwas gesenkt, mit der erhabenen Rechten nach oben. Wie diese Gebärde zu verstehen, drücken die, auf den unteren Theil des Rahmens gesezten Worte der Schrift aus: „Alles was der Vater hat, das ist mein.“ Der Kopf ist von edlen, großen Formen und sprechendem Ausdruck, die ganze Gestalt würdig. Er ist mit einem weißen wohlgeworfenen Gewande bekleidet,

Digitized by Google

welches bis auf die Füße fallend nur diese, so wie den rechten Arm und die rechte Seite bis gegen die Hälfte freyläßt. Die Fleischpartieen sind im Ton kräftig, die Schatten des Gewandes besonders warm und klar gehalten.

Matthäus im rothen Unter- und Orange Obergewande, fast im Profil gesehen, schon ältlich, mit starkem, dunkelm, zum Theil aber schon ergrauendem Haar und Bart, ist von sehr ernstem Ausdruck, und ganz von dem Inhalte dessen durchdrungen, was er so eben aufschreibt. Die Unterschrift enthält die bedeutenden Worte: „Selig sind, die reines Herzens sind."

Gegen ihn macht der jugendliche Johannes mit blondem frey herabwallendem Haupthaar, von edlem, sanftem Ausdruck, dabey anmuthig gegen den Erlöser hin bewegt, einen schönen Gegensatz. In der Linken hält er sein Buch, in der Rechten den Griffel; über einem hellgrünen Untergewande ist er mit einem rothen Mantel bekleidet. Unter ihm liest man die Worte der Schrift: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben."

Wir freuen uns, in diesem Bilde, im Vergleich mit den früheren Leistungen des Hrn. Schadow, wieder einen unverkennbaren Fortschritt wahrzunehmen. Zu geschweigen, in welchem Grade ihm die schwierige Aufgabe, Figuren von dieser Größe so einzeln hinzustellen, überhaupt gelungen ist, finden wir namentlich, daß er im sorgfältigeren Modelliren und im Sammeln der Schatten in größeren und besonders kräftigeren Massen sehr gewonnen hat, welches denn auch ungemein viel zu der großen Wirkung dieses Bildes beträgt.

2. Maria, das schlafende Christuskind auf dem Schooße, winkt dem kleinen, knieend anbetenden Johannes heran. Obgleich Maria und das Kind aus der im vorigen Jahre angestellten Anbetung der Hirten entlehnt sind, haben sie doch gegen jene in mehreren Stücken gewonnen. Der Kopf der Maria ist individueller und lebendiger geworden, mehreres besser angeordnet, und günstiger gefärbt, der Ton im Ganzen kräftiger.

3. Weibliches Porträt, Kniestück. In einem weißen Kleide, einen dunkelgelben Shawl um, auf den linken Arm gestützt, in der Hand ein Buch, hebt sich die Gestalt sehr wohl gegen den dunkelgrauen, von Bäumen gebildeten Hintergrund ab. Kräftig im Fleischton. Alle Theile, zumal Arme und Hände, sehr fleißig ausgeführt.

4. Weibliches Porträt mit Händen, sitzend und im geschlossenen Raum vorgestellt. In einem rothen Sammtkleide. Einfach und wahr aufgefaßt, von angenehmer und entschiedener Wirkung.

5. Porträt eines jungen Mädchens, als Poesie vorgestellt, noch unvollendet. Der nach oben gewandte Kopf, so wie der Blick auswärts, hat etwas recht Seelenvolles. Das dunkle, freywallende Haar mit dem Lorbeerkranz sind geschmackvoll angeordnet. In derselben Art vollendet dürfte dieses Bild leicht eines der gelungensten des Künstlers werden.

II. Arbeiten der Schüler.

1. Herr Kunze. Carton. Die Fabel vom barmherzigen Samariter. Edel gedacht, und mit großer Sorgsamkeit in allen Theilen studirt und ausgeführt. Eine Farbenskizze zeugt von vielem Sinn für kräftige und harmonische Farbengebung, so ist auch ein Studium zum Kopf des Samariters mit Gefühl und vielem Fleiß gemalt. Solche Proben erregen für die Zukunft schöne Erwartungen.

2. Herr Wegerdt.

a) Gemälde. Der verlorene Sohn wird von seinem Vater wieder aufgenommen. Mit viel Empfindung componirt. Das Nackte verräth fleißiges Studium nach der Natur. Im Gewande des Vaters ein gutes Motiv. Fleißige Ausführung.

b) Des Künstlers eigenes Bildniß vereinigt mehrere Vorzüge, denn es spricht sich darin außer der treuen Auffassung ein feines Gefühl für Modellirung und genaue Beobachtung der Wirkung von Licht und Schatten, so wie für harmonischen Farbeneffect und sorgfältige Ausführung, aus.

c) Weibliches Porträt, zeigt dieselben Eigenschaften, wenn schon nicht in gleichem Grade, außerdem aber Sinn für einfache und doch geschmackvolle Anordnung.

3. Herr Hübner.

a) Eigenes Porträt, lebendig aufgefaßt, wohl gezeichnet, wahr gefärbt, fleißig ausgeführt.

b) Carton. Unter dem kühlen Schatten eines Baumes sitzen und stehen Boas mit seinen Schnittern und der Ruth, welcher er so eben Früchte reicht. Dieser einfache und ansprechende idyllische Gegenstand der Bibel ist glücklich und seinem Charakter angemessen behandelt. Das gütige Wohlwollen in Boas, die sittsame Bescheidenheit der Ruth ist sehr wohl ausgedrückt. Zugleich zeigt sich ein reger Sinn für Anmuth und natürliche Motive, besonders gefällt dadurch ein Mädchen mit zwey Wassergefäßen. Die Landschaft ist reich und anziehend. Obgleich das Bild erst in den Anfängen ist, zeigt doch die Farbenskizze, daß es hier auch nicht an Gefühl für harmonische Farbenzusammenstellung und kräftigen Totaleffekt fehlt.

c) Zeichnung mit Bleystift und weißer Kreide auf gefärbtem Papier. Scene aus Ariosts rasendem Ro-

land, wie derselbe durch den Wurf einer mächtigen Tischplatte einen Haufen Raubgesindel in einer Höhle zerschmettert. Es zeigt sich hier eine sehr lebendige Phantasie in Darstellung der verschiedensten und bewegtesten Stellungen. Auch das Edle im Charakter des Roland, im Gegensatz zu dem Gemeinen in dem der übrigen, welche aber dessen ungeachtet nicht in Carikaturen ausarten, ist zu loben.

In den beyden Ecken, welche das Halbrund, worin dieses vorgehet, läßt, sind die beyden sitzenden Gestalten des Ariost und des Bischof Turpin mit zwey Genien, würdige Gestalten von angemessenem Charakter.

4. Herr Hildebrant.

a) Sein eigenes Porträt hat das Verdienst treuer Auffassung, kräftiger Färbung und sorgfältiger Ausführung.

b) Zeichnung: Schlußscene aus Goethe's Faust. Faust von Mephistopheles abgerufen, sucht Gretchen dringend mit sich fortzuziehen. Sehr lebhaft in den Bewegungen. Der Ausdruck der Verzweiflung in Gretchens Gesicht ist wohl gelungen.

Von zwey Schülerinnen des Hrn. Schadow verräth Fräulein Claude viel Talent für die Genremalerey. Ein Bild von ihr zeigt uns eine Familie, Vater, Mutter und Tochter, in stiller häuslicher Beschäftigung zusammensitzend. Jedes der drey gefällt durch getreue und wahre Auffassung in seinem Charakter. Dabey ist alles geschickt und sorgsam behandelt.

Mad. Lauska, die andere Schülerin, bewährt sich in zwey Copien, nach Robert und ihrem Lehrer, als recht gewandt, sich mit einer gewissen Freyheit sehr verschiedene Weisen anzueignen.

Sp. A.

Berlin, im September 1826.

In einem der leztern Kunstblätter d. J. und auch schon früher ist der Arbeiten des Hofmalers Hrn. Ternite oberflächliche Erwähnung geschehen; wir sehen uns deßhalb veranlaßt, etwas ausführlicher über dessen Leistungen in Italien und seitdem er wieder zurück ist, in diesen Blättern zu sprechen, um prüfen zu können, ob die hin und wieder tadelnd sich erhebenden Stimmen Beachtung verdienen, oder ob sie zum Theil der Mißgunst über die Auszeichnungen zuzuschreiben sind, welche Hr. Ternite im In- und Auslande erfahren. Allerdings haben gewiß viele treffliche Kunstjünger mit Schmerz sich übergangen gefühlt, als sie die Bemühungen bemerkten, welche der kunstliebende Graf von Ingenheim verwendete, um Hrn. Ternite — aus der Reihe hiesiger Künstler auserwählend — die königliche Erlaubniß zu verschaffen, ihn nach Italien begleiten zu dürfen. Dem Grafen von Ingenheim ist es daher mitzudanken, daß wir viel schönes jezt in treuer Abbildung sehen, was hier unbekannt geblieben wäre; wenn des Grafen Wahl nicht gerade auf einen Künstler von Ternites Talent, Eigenthümlichkeit und scharfer und richtiger Auffassungsgabe gefallen wäre.

Die frühern Arbeiten dieses Künstlers übergehen wir, da öfter darüber schon gesprochen, was bekannt ist, wie er nach dem Tode der höchstseligen Königin das gelungenste Porträt derselben in Pastell angefertigt; wie er dadurch die Gnade Sr. Majestät des Königs erlangt und wie der treffliche Maler Wach später durch Ternites Pastellgemälde und durch dessen Empfehlung in den Stand gesezt wurde, das Oelgemälde der allverehrten Königin zu vollenden, wodurch er sich seinem Könige und Herrn bekannt machte, und Huld und Gnade von Allerhöchstdemselben empfing. Wir übergehen den schönen Johannes halbe lebensgroße Figur in Oel, welcher in Paris und auch hier volle Anerkennung fand und jezt ein Zimmer des königlichen Schlosses schmückt, — und beginnen mit Ternites ersten Arbeiten in Rom, nämlich Engelgestalten nach And. Mantegna, von denen das Kunstblatt Nr. 61. d. J. Erwähnung gethan.

Drey Engel, über lebensgroße Kniestücke; der Erste spielt die Violine, der Zweyte die Laute, der Dritte schlägt in hoher Begeisterung das Tambourin; 3½ Fuß hoch. Ferner

Drey anbetende Engel von unendlicher Lieblichkeit erscheinen in Wolken; ich möchte glauben, im Anschauen des Christkindes versunken.

Danken wollen wir es Hrn. Ternite, daß er sich nicht abschrecken ließ, seine kunstgeübte Hand diesen Meisterwerken zu widmen, als ihm das seltene Glück zu Theil ward, diese Gemälde durchzeichnen zu dürfen; — nicht fürchtend den Spott, welcher ihm hier theilweise geworden, „daß er an Kreidezeichnungen seine Zeit in Rom verschwendet habe", und daß er es vorzog, diese zeither völlig unbekannte Freskogemälde des Mantegna zu copiren, obgleich in Rom von den größten Meistern Italiens so viele Gemälde sich befinden, deren Ruhm durch ihre Vortrefflichkeit begründet ist und welche allerdings einen höhern Kunstwerth besitzen dürften.

Auch uns hätte gewiß die Großartigkeit und Lieblichkeit dieser Darstellungen tief ergriffen, wir fühlen uns schon zu diesen Zeichnungen hingezogen; wie anders mußte es noch dem Künstler in Rom ergehen, wo die

Digitized by Google

Pracht der Farben und die Leichtigkeit der Ausführung hinzu kam, Eigenschaften, wodurch diese Gemälde sich so sehr auszeichnen sollen. Seit Jahrhunderten waren diese Schätze verborgen und lagen unbeachtet in einer Holzkammer, wohin man sie nach der Aussägung aus der Kuppel der alten Basilica St. Peters gebracht; seit 1824 sind sie erst entdeckt und gereichen jezt der Sakristey der Peterskirche zur Zierde.

Vielmals und aufmerksam haben wir Gelegenheit gehabt diese Zeichnungen, — welche Se. Majestät für die Summe von 180 Friedrichsd'or angekauft hat, — zu betrachten; der Künstler scheint mit der größten Sorgfalt auch die kleinsten Nebensachen durchgezeichnet zu haben, übertrug dann das Ganze auf gefärbtes Papier und benuzte die verschiedenen Kreidearten, um dadurch sowohl die Stoffe als auch ihre mannichfache Färbung auszudrücken. Wohl fühlend, daß die Verkürzungen in den Köpfen und auch die Gewänder eine eigene Behandlung nothwendig machten, hat Hr. Ternite, nach einer leichten Tonanlegung das Ganze mit Strichen ausgeführt, deren Lage durch die Perspektive und den verschiedenen Muskelbewegungen bestimmt wurde. Etwa in der Art, wie der Kupferstecher verfährt, und indem in den Schatten die Striche stufenweise verstärkt sind, hat der Künstler dadurch glücklich die Klarheit der Töne erreicht. Wohl ist dieses die schwerste Art, eine Zeichnung auszuführen, zumal bey einer Große von 3½ Fuß. Von dem trefflichen Strixner möchten wir diese Zeichnungen lithographirt sehen; auf diese Weise würden diese herrlichen Engelsgestalten gewiß von Vielen zu freundlichen Begleitern des Lebens erwählt werden!

Wir nennen den Nutzen groß, welchen ein Künstler durch Studium und ein solches Copiren solcher Meisterwerke für das Fortschreiten in seiner Kunst erlangt, und hoffen, daß sich dieses bey Hrn. Ternites Arbeiten auch klar zeigen werde; denn ohne Zweifel wird er sich jezt hier Muße nehmen und an keine fernern Reisen denken, bevor er nicht seinen Landsleuten durch größere und vollendete Werke gezeigt haben wird, daß er durch seine Reise in Italien nachgeholt, was er bey dem langen Aufenthalt in Paris zu thun verabsäumte, wo er unter so glücklichen Verhältnissen Großes und Treffliches hätte schaffen können.

Richtiges Zeichnen und Studium der alten großen italienischen Meister — doch keine Nachahmerey — schien uns für diesen Künstler wünschenswerth; weniger die Farbengebung, die Carnation, diese hat er sich auf eine ausgezeichnete Art anzueignen gewußt, und wenn wir in den Porträts andererl ebender Maler — troz eines großen und ausgebreiteten Rufs — statt Fleisch, gelbes Leder und Flachheit fanden bey übrigens korrekter Zeichnung und lobenswerther Anordnung, — so mußten wir bey Ternites Oelgemälden zwar die sichtbare Mühe und den dadurch kennbar werdenden Mangel an technischer Uebung tadelnd vermissen, dagegen uns aber an dem kräftigen, lebendigen Fleisch, an der Rundung der Formen und der charaktervollen, genialen Auffassung der darzustellenden Gegenstände höchlich erfreuen.

Ueber die von Ternite ausgeführten Copien nach herkulanische Gemälde, — im Vergleich mit denen, welche hiesige Künstler in neapolitanischen Malerfabriken haben anfertigen und herkommen lassen, und den Zweck warum dieses geschehen, — bey nächster Gelegenheit:

D.

P a r i s.

Die Architekten, HH. Hittorf und Zanth, haben ein Werk angekündigt, das von allgemeinem Interesse durch seinen Inhalt, und, wie man von dem Talent der Herausgeber erwarten darf, auch durch seine Ausführung seyn wird: Architecture moderne de la Sicile ou Recueil des plus beaux monumens religieux et des édifices publics et particuliers les plus remarquables des principales villes de la Sicile, mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, Architectes. Hr. Hittorff machte in den Jahren 1823 und 24, begleitet von seinem Schüler und Freunde, Hrn. Zanth, und einem jungen Architekten, Hrn. Stier, den er auf seine Kosten mitnahm, die Reise durch Sicilien, von welcher er auch im Kunstblatt mehrere interessante Nachrichten mittheilte (Kunstbl. 1824. Nr. 28. 39.), die jedoch meist den antiquarischen Theil seiner Studien und Forschungen betrafen. In dem oben genannten Werk ist ein ganz anderes Feld aufgethan; hier erscheinen als Früchte fleißiger Studien und anhaltender Arbeit die merkwürdigsten Kirchen, Klöster, Hospitäler, öffentlichen Brunnen von Messina, Catanea, Palermo u. a. sicilischen Städten; Altäre, Grabmäler, Kanzeln u. s. w., meist Bildhauer-Arbeiten des 15ten und 16ten Jahrhunderts, zum Theil Werke des Giovanni-Angelo und Gregini; endlich die Mosaiken der alten Basiliken, besonders des Domes von Monreale, aus dem 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert; alle in Umrissen und nach Bedarf entweder im Grund- oder Aufriß oder in perspektivischen Ansichten gezeichnet. Die Ausführung der Platten ist den geschicktesten Kupferstechern anvertraut und das ganze Werk wird aus 18 Lieferungen, jede zu 4 Großfolio-Blättern bestehen. Ein erklärender Text wird den Subscribenten gratis geliefert. Preis jeder Lieferung für die Subscribenten 5 Fr., auf holländ. Papier 10 Fr.

Digitized by Google

Nr. 95.

Kunst-Blatt.

Montag, den 27. November 1826.

Kunstausstellung in München.
im October 1826.

III.

Schlachtenbilder werden gewöhnlich zu den Genregemälden gerechnet, obgleich der Aufwand an geschichtlicher Darstellung, an Mannichfaltigkeit der Motive und an Zahl der Figuren meist größer ist, als in manchem historischen Bilde. Auch könnte der Schlachtenmaler, welcher seinen Gegenstand verständlich erzählt und seine Figuren korrekt und großartig zeichnet und gruppirt, wohl Anspruch auf den Titel eines Historienmalers machen, wenn ihm nicht der einzige Vortheil entginge, welcher der höchste des Historienmalers ist: Freyheit der Erfindung. In dem historischen Gemälde ist der Gegenstand seinem Wesen nach aufgefaßt; die Motive, welche der erfindende Künstler erwählt, müssen dahin zusammenwirken den Gedanken so anschaulich, so edel, so eindringlich, so schön als es der bildenden Kunst möglich ist, vor Augen zu bringen, und jede Figur, welche in die Composition aufgenommen wird, dient allein diesem Zwecke. Ein solches Kunstwerk ist ein freyes Gebilde, und die historische Wahrheit, die es enthält, ist allein die innere des Wesentlichen, nicht die äußere des Zufälligen und Willkürlichen. Wir schicken diese Betrachtungen voran, weil wir gern ein Meisterwerk der Schlachtenmalerey, welches sich auf unsrer Ausstellung befand, *) zu den Werken erster Gattung rechnen möchten, wenn es sich mit den allgemeinen Grundsätzen der Kunst nur immer vertrüge. Aber wir fürchten nicht, Hrn. Peter Heß, auch indem wir ihn unter die Genremaler rechnen, etwas von seinem Verdienst zu entziehen. Denn betrachten wir die unendlichen Schwierigkeiten, welchen der Schlachtenmaler sich unterwirft, indem er auf die Freyheit der Erfindung verzichten muß, so sehen wir in deren glücklicher Beseitigung das Verdienst der wahrhaftigen Erzählung und der geschichtlichen Treue, welches dem der Poesie beynahe zur Seite gestellt werden kann. Art und Menge der Figuren, Stellung der Gruppen, Gegend und Tageszeit, alles ist dem Schlachtenmaler vorgeschrieben, und steht es ihm auch zuweilen frey, den einen oder anderen Moment zu wählen, so ist er doch streng an die Operationslinien gebunden, die ihm der Militärplan gibt, und er darf sich nicht herausnehmen, etwas mehr als zufällige Figuren willkürlich zu vertheilen. Um so höheres Lob verdient er, wenn er bey solcher Beschränkung ein Werk zu Stande bringt, welches den Forderungen der Deutlichkeit, und denen der Schönheit zugleich entspricht, wenn sein Gemälde nicht blos erzählt, sondern auch Empfindung und Phantasie ergreift und Herz und Sinn des Beschauers rührt und ergözt. Dieses hat unseres Bedünkens Hr. Heß in dem großen Gemälde der Schlacht bey Arcis sur Aube geleistet, einem Bilde, welches überdieß mit einer solchen Meisterschaft der Zeichnung und Haltung ausgeführt ist, daß es ohne Widerrede zu den trefflichsten Werken dieser Art gezählt werden darf.

Es stellt den linken Flügel des baierischen Heeres gegen Ausgang der Schlacht vor. Der Abend bricht herein, und das Zwielicht ruht schon über der von den Flammen brennender Dörfer gerötheten Gegend. Der lezte Schimmer des Tageslichtes erhellt die Gruppe des Feldmarschalls Wrede, der mit seinem Generalstab und Gefolge zur Rechten das Gefecht beobachtend hält; zur Linken vor ihm sind die baierischen Chevauxlegers noch im Angriff und Handgemenge mit den französischen Uhlanen, und hinter ihm feuert die baierische Artillerie gegen die französische Linie, welche sich nach dem brennenden Arcis zurückgezogen hat. Daß der Feind früher an dem Ort gestanden, wo jezt die Sieger sich befinden, bezeugen die Verwundeten, die er zurückgelassen, und deren Gruppen den Vordergrund einnehmen; wie verzweifelt er sich wehrt, geben die Reiter zu erkennen, von welchen die, welche Gefangene fortführen, noch verfolgt werden. Das Gewühl dieser Scene zu beschreiben, wie Kosaken

*) Die Ausstellung ist seit dem 12. Nov. geschlossen.

Digitized by Google

und Baiern angreifen, fechten oder Verwundete pflegen, wie die Artillerie thätig ist, die Pferde scheuen und Unordnung anrichten, wie mitten darunter die Offiziere, ruhig beobachtend, anordnend und befehlend sich bewegen, dieß alles so zu schildern, wie das Bild es vor Augen bringt, reicht die Feder nicht hin. Wir können nur sagen, daß der Künstler, indem er den allgemeinen Gang des Gefechts aufs genaueste dargestellt, neben einer großen Anzahl Porträts auch eine Menge der lebendigsten und rührendsten Einzelnheiten angebracht hat, welche sein Gemälde zu einem treuen Bilde der Natur machen. Ueberdieß hat er seine Gruppen vortrefflich gesondert und seine Figuren so meisterhaft und lebenvoll gezeichnet, daß der Kritik kaum etwas zu tadeln bleibt, als die Figur des Feldmarschalls, welche flach und unlebendig ist. Das Ganze, obgleich mit einer zahllosen Menge von Gestalten besäet, sondert sich doch in große Massen und gewährt einen deutlichen Ueberblick. Die Ausführung aber ist von der Art, daß man jede Gruppe einzeln aus dem Bilde genommen als ein Kabinetstück aufstellen könnte, und bedauern muß, die auf jeden dieser kleinen Gegenstände gewendete Kunst in dem Ueberblick des Ganzen verschwinden zu sehen. Das einzige, was man der Behandlung noch wünschen möchte, wäre eine größere Durchsichtigkeit und Leichtigkeit der Farbe. Dieß Gemälde ist 10 Fuß breit und 8 Fuß hoch, und gehört zu einer Folge baierischer Schlachten, welche der Künstler für S. Maj. den König malt.

Während wir in den Gemälden des Hrn. Heß neben den ebenerwähnten Schönheiten auch vorzüglich die Lebendigkeit der Bewegungen aller Figuren bewundern, betrachten wir aus demselben Grund auch mit besonderem Vergnügen die kleinern Gemälde des Hrn. Obristlieutenants v. Heideck. Dieser Künstler schildert, wie Hr. Heß, die Begebenheiten, denen er selbst beygewohnt; hauptsächlich scheinen ihn Erinnerungen aus dem spanischen Kriege zu beschäftigen, wo malerische Trachten und Umgebungen noch das Interesse eines leidenschaftlichen und abenteuerlichen Krieges erhöhen. Spanische Guerillas, die in den Ruinen eines Schlosses ausruhen und ihre Verwundeten pflegen, oder sich in einem Thalgrunde gesammelt haben, über welchem eine hohe Brücke emporsteigt; andere in ein Kloster eingebrochen, wo der Pater die Thüre zum Keller aufschließen muß; französische Dragoner, welche durch den Triumphbogen Trajans in Merida die flüchtigen, spanischen Reiter verfolgen; diese und ähnliche Scenen hat Hr. v. Heideck mit einer Wahrheit und Natürlichkeit dargestellt, welche zeigt, daß die Entwürfe seines Bleystifts frisch in seinem Gedächtnisse bleiben, und daß der Gedanke, der ihn zum Werke treibt, ohne Mühe aus seinem Pinsel auf die Leinwand übergeht. Fast jedes dieser Gemälde bietet irgend einen humoristischen Zug, welcher neben dem Hauptgegenstande, zufällig aber belebend dasteht, und den fröhlichen Sinn des Künstlers und die Unbefangenheit seiner Lebensanschauung auch auf den Beschauer überträgt. Die Wirkung im Ganzen, sey es nun Sonnenlicht, oder heller Tag, oder Sturm, ist so natürlich, daß man die Kunst, welche sie hervorbringt, darüber vergißt. Auch gleichgültigere Gegenstände auszuführen fehlt es dem Künstler nicht an Lust und Geduld; so ist ein schlafender Reitknecht bey einem Schimmel im Stalle beynahe ein Stillleben zu nennen, in welchem die schöne Zeichnung der Formen und die täuschende Beleuchtung am meisten anzieht. Die Ausführung ist in allen diesen Gemälden geistreich und gefällig, obgleich hie und da etwas flüchtig und zu wenig studirt. Ueberhaupt vergütet die Lebendigkeit im Genrefache vieles, und der Künstler erwirbt sich Beyfall, wenn er nur mit Wahrheit auffaßt und mit Behendigkeit schildert.

In gründlicher Darstellung von Pferden scheint uns nicht leicht ein Meister so glücklich gewesen zu seyn, als Hr. Adam in den zwey Bildern, welche jedes einen Stall mit drey Pferden und den ihnen angehörigen Dienern vorstellt. Hier ist das genaueste wissenschaftliche Studium mit großer Schönheit der Auffassung, mit einer Richtigkeit der Zeichnung, Klarheit der Beleuchtung und Durchsichtigkeit der Farbe vereinigt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Man glaubt in der That in die Pferdeställe hinein und die Thiere frey vor sich zu sehen. Ohne irgend eine Künstlichkeit spielt das klare Tageslicht an den Wänden, und alle Gegenstände zeigen sich so wahr und naturgetreu, wie man es nur bey den besten niederländischen Meistern findet. Nur die menschlichen Figuren haben zum Theil etwas Trockenes und Mageres und stimmen nicht ganz zu der Vollkommenheit des Uebrigen. In einer kriegerischen Scene, worin die Hauptfigur ein Bildniß ist, hat Hr. Adam mit Glück den Ton und den fetten Pinsel des Wouvermanns nachgeahmt. Etwas trockener behandelt ist das größere Bild eines Viehmarkts, dem es überhaupt an interessanten Motiven fehlt. Doch sind einige Thierfiguren darauf meisterhaft gemalt.

Sehr anziehend war das kleine Bild einer Frau aus Ischia, die auf einem Gemäuer vor einem Gehege blühender Orangen sitzend, ihren Knaben auf dem Schooße hält. Der schöne Kopf mit dem dunklen Haar und den großen, sinnend empor gerichteten Augen hebt sich glänzend gegen die helle Luft ab, welche den Horizont über dem fernen Vesuv bildet. Weniger hübsch ist der Knabe, besonders der Kopf etwas verzeichnet; aber die Anordnung und Haltung des Ganzen, das malerische Kostüm und der Ausdruck des Weibes machen fast diese Mängel vergessen. Dieß Bildchen ist mit breitem und flüchtigem,

Digitized by Google

aber klarem Pinsel von Robert in Rom gemalt, welcher durch seine Räuberscenen sich früher schon vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Lorenz Quaglio bleibt dem Studium der Alpenbewohner getreu, und hat mehrere Bilder geliefert, welche das einfache und heitere Leben in jenen Gebirgsgegenden wahrhaft und malerisch darstellen. Ein Bauer mit seiner Familie vor der Hütte im Gespräch mit einer Sennerin, dann die Heimkehr des Viehes von der Alpe, schienen uns die beyden gelungensten, die Figuren sind schön gezeichnet, der Ton im Ganzen hell und freundlich, und die Ausführung so sorgfältig, daß sie die größte Gewissenhaftigkeit verbürgt. Ein anderes Bild, einen Kirchweihtanz vorstellend, schien uns in Farbe und Beleuchtung etwas zu bunt und in der Ausführung zu ängstlich.

Mit großem Lobe müßten wir auch eines Bildes von Weller gedenken, welches einen römischen Knaben, der eben die Preismedaille erhalten hat, mit seiner Mutter und Großmutter vorstellt, wenn es nicht schon früher im Kunstblatt erwähnt worden wäre. Der Ausdruck der Figuren ist vorzüglich, ausgenommen in dem Gesichte der Mutter, und was die Farbe betrifft, so möchte der Künstler sich wohl etwas vor den dunkeln Mitteltinten und vor dem Geschminkten zu hüten haben.

Zwey Bilder von Michael Neher bringen uns ebenfalls italienische Sitten und Trachten vor Augen; wir bedauern nur, daß unter den Weibern, die an dem Brunnen bey Olevano waschen, auch nicht eine einzige an die schönen Gestalten und Züge erinnert, die man in jenen Gegenden so häufig sieht. Ueberhaupt begreifen wir nicht, warum dieser Künstler seine Figuren so sehr ins Häßliche malt; nur der belebteste und launigste Pinsel eines Teniers und Ostade könnte für so unangenehme Formen entschädigen, während das Schöne und Anmuthige, welches die italienische Natur in so reichem Maaße bietet, auch bey Hrn. Nehers etwas trockener und bunter Behandlung noch immer vielen Reiz behalten würde.

Hr. Monten hat eine Kirchweihscene ausgestellt, d. h. Bauern, welche sich beym Tanze prügeln. Sie sind alle derb und kräftig und im Einzelnen mit vielem Fleiße nach der Natur studirt, aber das Ganze ist in Gruppirung und Beleuchtung ohne Maßen und deßhalb etwas verwirrt. Die Farben schienen noch eingeschlagen und ihr graulicher Ton ist deßhalb vielleicht weniger dem Künstler anzurechnen.

Mit Laune componirt und von gutem Charakter und Ausdruck war ein kleines Bild von Reichmann: ein Mädchen, welches einer Bauernfamilie im Algau auf der Cither vorspielt. Am meisten gelungen dünkten uns einige Kinderfiguren, doch geht die Färbung größtentheils zu stark ins Rothe und die Behandlung ist hie und da manierirt.

Wien.

Im vorigem Herbst (1825) ist der geniale Bildhauer und Medailleur Joseph Daniel Böhm als kaiserl. königl. Pensionär nach Rom gegangen. Mit einiger Theilnahme sehen die Freunde ächter Kunst der Zukunft dieses jungen Mannes, die eine seltene und reiche Ernte verheißt, entgegen. Jedes seiner Werke steht in eigenthümlich treufleißiger Vollendung da, in jener zarten, kraftvollen Bestimmtheit, welche nur dann erreicht werden kann, wenn die Masse selbst Geist wird. Wie schwierig das dem Medailleur wird, bedarf keiner Erörterung, wohl aber müssen wir hinzusetzen, daß bis jetzt noch nie Metall wärmeres Leben geathmet hat, als hier! Erstaunenswürdig ist es in Böhms Arbeiten zu sehen, wie der Genius sich Bahnen bricht. Er selbst mußte sich in der so schwierigen Kunst leiten, belehren, mußte sich Bahn gewinnen, und bey den verschiedenartigsten Arbeiten mühsam streben Zeit zu finden. Nur der Genius war sein Meister und auf des Genius Schwingen hob er sich zu einer Höhe der Trefflichkeit, die dem bescheidenen Manne seinen Platz neben gereiften Meistern anweist.

Vor uns liegt in diesem Augenblicke manche Arbeit von Böhms fleißiger Hand. Das Bildniß des jungen Herzogs von Reichstadt, Studium, Basrelief in Gyps, so sinnig, wahr und treu als nur möglich; ein zweytes kürzlich erst vollendetes Studium nach demselben Prinzen hat er nach Rom mitgenommen. Die schöne Eigenthümlichkeit der geistvollen, feinen und kräftigen Gesichtsbildung konnte nicht wahrer und anziehender aufgefaßt werden.

Das Bildniß Sr. kaiserl. königl. Hoheit des Kronprinzen, in Kellheimer Stein geschnitten, der, mit Oel getränkt, eine der plastischen Behandlung sehr angemessene Farbe gewonnen, für die ich keinen Namen weiß, liegt gleichfalls vor mir, und erfreuet durch die geistreiche, sichere, lebenvolle Behandlung. Hier ist wahrhaft pittoreske Wirkung verbunden mit der wohlthuenden Ruhe und sanften Harmonie der plastischen Darstellung. Auch diese Auffassung ist im höchsten Grade individuell, und eben dadurch höchst liebenswürdig und anziehend, das Leben des Mundes und die Sprache des Auges, das Durchleuchten des innern Menschen durch die Form seiner Züge, die Festigkeit und Kraft des Charakters konnte nicht sicherer erfaßt werden. Die Behandlung

des Haars und der Kleidung, einfach und im reinsten Einklang mit dem Ganzen ist zu wesentlich, um sie unerwähnt zu lassen. Von zwey andern Arbeiten desselben Künstlers in Kellheimer Stein, den Bildnissen eines seiner Freunde und dessen Gattin, ist derselbe Fleiß und dieselbe höchst charakteristische Treue zu rühmen.

Böhms erste Arbeit in der Medaille-Kunst war der ausdrucksvolle Kopf des verdienstvollen und der Kunst wie der Freundschaft gleich theuern Veteranen, des kaiserl. königl. Hofschauspielers und Regisseurs Koch. Wenn hier schon die Ausführung nicht den spätern Arbeiten gleich kommt, ist doch die Treue und Bestimmtheit der Darstellung und die in den Produktionen auch gleichfalls nie sich verläugnende Freymüthigkeit zu loben, und das Bild erfreut und gewinnt jedes Auge durch Wahrheit, die zugleich das Leichteste und das Schwerste ist; sie muß dem Künstler von Oben gegeben seyn und er kann nur streben sie fest zu halten; wer sie nicht in sich trägt, erringt sie nie. An diese Arbeit reiht sich zunächst die Preismedaille, die Böhm verfertigt: sie ziert das treue Abbild des unvergeßlichen Botanikers Jakob Joseph Jaquin; die Rückseite schmücken passende Sinnbilder: die Geschichte überliefert der Fama des edlen Naturforschers Namen und Thaten auf einer Rolle verzeichnet, seinem Sarkophag angelehnt, auf welchem die Jaquinia und der Stab des Aesculap eingegraben sind; das Geburt- und Sterbejahr Jaquins ist unter dem Fußgestell zu lesen, die Urschrift heißt: Amore florum Tantus.

Die Medaille für die Agrikultur-Gesellschaft ist nicht minder verdienstlich, so auch die Preismedaille zur Beförderung der Obstbaumzucht in Steyermark mit der einfachen Inschrift: Pflanzet Bäume, damit ihr deren Früchte genießet.

Mehrere höchst gelungene Intaglios bekunden die Trefflichkeit und Sicherheit des wackern Künstlers auch in diesem Fach, und sein erster Cameo, ein Heros im Lorbeerkranz athmet ächt antiken Genius und ist bewunderungswürdig in der Feinheit der Ausführung. Eine kleine Medaille mit dem trefflich gelungenen Brustbild des Kaisers nimmt gleichfalls, auch durch die schöne Viktoria auf der Rückseite unsre Theilnahme in Anspruch, ein Abguß von einem Cameo, Thorwaldsens Bild vorstellend, spricht durch unverkennbare Wahrheit an, und wenn die höchst geschmackvollen treuen und anmuthigen Bildnisse der Fodor, Lablache's und Davids auf drey verschiedenen Denkmünzen mit sinnreichen Inschriften, als erwünschtes Andenken erfreuen, so erweckt die Trefflichkeit des Bildes von Thomas Gargallos, auch ganz Natur und Leben, nicht minder Bewunderung, und mit Rührung verweilt der Blick auf des verewigten Helden Fürst Schwarzenbergs Bildniß, so ansprechend in ernster Eigenthümlichkeit und milder Größe. Die Rückseite dieser vortrefflichen so willkommenen Denkmünze ziert ein geschmackvolles Sinnbild von Lorbeern umblüht. Harnisch, Schild, Schwert und Commandostab sind angelehnt an die mit dem Helm gekrönte Denksäule, der Vogel Minervens ruht auf dem Schwert und dem Commandostab. Die Ausführung ist musterhaft. Deutscher Fleiß, und die seltenste Vereinigung von Kühnheit, Treue und Sicherheit bezeichnen Böhms Kunstschöpfungen, in welcher Gattung es sey, möge sein Genius in der Heimath und Wiege der neuern Kunst die Schwingen immer freudiger entfalten.

Eh.

Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römischen Inschriften.

(Aus einem Briefe des Professor Bittnitz an Professor Büsching.)

I.

J. O. M.
Q. — —
SUCCESSU
U. S. L. M.

II.

L. MAXIMI FIL.
DOMO EMON AN
U. F. SIBI ET SUI
ET SALONIAE MAR
CELLAE CON. PE AN. ±

Diese Inschrift befindet sich auf einem viereckigen Steine, dessen oberer Theil mit Anaglyphen, zwey Löwen und Vögelchen, die ein unter sich liegendes Menschenhaupt betrachten, geziert ist; an der Seite stehen kleine Säulen mit Blumen umwunden.

III.

L. LICINIUS
L. F. CLU. LEDID
NATUS DO — —
VER. — — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. November 1826.

Etruskische Ausgrabungen.

Allgemeines.

In häufigen Bildwerken wird uns von Kunst, Weisheit und Sitte der Etrusker eine reichhaltige Belehrung verheißen; aber wie gewichtig auch die Masse ihrer mannichfaltigen Darstellungen, verbunden mit der Würde einer in ursprünglicher Erfindung und selbst in zunächst vorliegender Technik keinesweges verächtlichen Kunst, der geringeren Zahl einförmiger und bey einigem Umfang kaum verständlicher Inschriften, wie dem mäßigen Vorrath abgerissener Zeugnisse gegenüberstehen möge, ihre wenig verbreitete Kenntniß, ihr nur mäßig gefördertes Verständniß und vor allem ihr durchaus eigenthümlicher, selbst dem verwandtesten Bilderkreis fremdartiger Charakter pflegen einem gründlichen Studium jener wichtigen Denkmäler bey seinem ersten Beginnen Fesseln anzulegen. Erst ein vollständiges Material, wie es neben Gori's umfassenden Vorarbeiten auch die vortrefflichen Kupferblätter des Inghirami'schen Werkes noch immer nicht geben, erst ein Erklärungsapparat, wie er seit Lanzi durch gesunde Auslegungen einzelner Denkmäler vorbereitet ist, erst ein umsichtiger Ueberblick des gesammten Stoffes und eine durchgreifende Ansicht über die Kunstsitte jener in sich abgeschlossenen Bildnereyen, wie sie noch immer mehr zu wünschen als zu hoffen ist, kann die ehrwürdigen Reste, deren wir gedachten, zu einem belohnenden Gegenstand der archäologischen Betrachtung machen.

Diese trivialen Bemerkungen muß der Verfasser dieses Aufsatzes wiederholen, muß sie, seit er zu wiederholten Malen nach längeren Zwischenräumen, die Gegenden des alten Etruriens durchstreift hat, mit vollerer Ueberzeugung unterschreiben. Bedeutende Denkmäler sind in Privatsammlungen zerstreut, die bey häufiger Abwesenheit ihrer Eigenthümer selten zugänglich sind, die Erklärung etruskischer Bildnerey ist außer Inghiramis großem Werke ungefördert geblieben, und auch in diesem lezteren ist keine Klasse von Vorstellungen durch Behandlung ihrer sämmtlichen Denkmäler erläutert worden; endlich spielen, zumal bey den Reliefs der Todtenkisten aus späterer Zeit, mythische und ikonische Vorstellungsweisen dermaßen durcheinander, daß man, ohne die ersteren auch auf den Kreis der lezteren übergetragen zu glauben und somit jede bey griechischen und römischen Bildwerken hergebrachte Sonderung individueller Composition aufzugeben, allerdings zu mancher Erklärung einzelner Werke, aber schwerlich zum gründlichen Verständniß irgend einer größeren Masse von Denkmälern gelangen kann.

Hienach muß, wenn anders jeder Bericht ein auswählendes Urtheil voraussezt, die Schwierigkeit einleuchten, über die nicht unbedeutende archäologische Ausbeute, welche der Boden Etruriens neuerdings gegeben, dem deutschen Publikum Nachrichten vorzulegen, wie diese Blätter sie in den lezten Jahren über den vermehrten Antikenvorrath Roms und Neapels lieferten. Der geneigte Leser möge jene Schwierigkeit erwägen, so wie der Verfasser sich gern bescheidet, daß ein nützliches Geschäft häufig ein undankbares ist.

Einen Vortheil, den man bey Nachweisung etruskischer Antiken nicht verschmähen darf, gewährt die allem Anschein nach ziemlich strenge Beschränkung einzelner Kunstgattungen auf die einzelnen Städte, in denen sie blühten. Wenigstens, wenn man ein Recht hat die bemalten Gefäße von gebrannter Erde großgriechischem Ursprung beyzumessen, obwohl etliche Werke dieser Art ziemlich aus allen Orten Etruriens sich nachweisen lassen, wenn man eine noch größere Befugniß hat, die auch außer Volterra mehrfach vorkommenden Todtenkisten von Volterranischem Alabaster aus jenem Orte versandt zu glauben, der zugleich mit dem Stein und dessen Bearbeitern leichtere Versendung des bearbeiteten als des rohen Steins darbot: so wird man von der individuellen Entwicklung etruskischer Städte überdieß unterrichtet, schwerlich irren, den Vorzug einer überwiegenden Kunstfertigkeit einzelner Städte denjenigen Orten beyzumessen, in denen sich etruskische Reste irgend einer Kunstgattung in überwiegender Anzahl vorfinden. Hienach geschieht den über einzelne Orte zu gebenden Nachweisungen schwer

Digitized by Google

lich ein Abbruch, wenn wir nach der Folge der Kunstgattungen Perugia's und seiner Erzbilder Clusium's und seiner irdenen Bilder, Volterra's und seiner Steinarbeiten gedenken, und was an minder einheimischen Kunstwerken an jenen Orten zum Vorschein gekommen, neben verwandteren Kunstwerken erwähnen. Der Malereyen von Tarquinii haben wir anderwärts (Kunstbl. 1825. S. 198 f.) Erwähnung gethan. Es ist uns unbekannt, daß Wandgemälde wie die dortigen, oder auch nur schwarze Vasenmalereyen, wie sie dort nicht selten sind, an andern etruskischen Orten je zum Vorschein kommen; ein Beyspiel der ersteren Art scheint höchstens das in seinen Bildwerken mehrfach vergleichbare Clusium (Gori Mus. Etr. III. geliefert zu haben.

Erzbilder.

Von Alters her ist die Erzbildnerey der Etrusker berühmt und die Münzen alter etruskischer Städte geben einen vollgültigen Beweis, wie jene Kunstfertigkeit keinem Orte Etruriens fremd seyn konnte. Auch läßt der ungewisse Standort der meisten berühmten etruskischen Erzbilder, die Voraussetzung einer gleich allgemeinen Uebung jener Kunstgattung eben so unbenommen als er unfähig ist, eine entgegengesezte Meynung aufzuheben. Dazu gibt es kaum irgend einen etruskischen Ort, den man überhaupt für antike Ausbeute angesprochen, und der nicht eins oder das andere ausgezeichnete Erzbild geliefert hätte. Der sitzende vatikanische Knabe mit der Gans kam aus Corneto, von woher auch eine ausgezeichnete Erzrüstung neuerdings in die Bartholdysche Sammlung überging; und wenn von Erzbildern aus Chiusi wenig die Rede, auch in dortigen Sammlungen wenig davon zu sehen ist, so zeigen dagegen die Sammlungen von Cortona und Volterra nicht wenige vorzügliche Erzfiguren. Dabey ist es jedoch eine unleugbare Thatsache, daß die Zahl der Erzarbeiten, die nun aus Volterra, und selbst aus Corneto ans Licht gezogen, dem Reichthum der übrigen von dort herrührendem Bildwerke sehr untergeordnet ist, wie noch die neuesten an beyden Orten angestellten Ausgrabungen bekräftigen können; es ist eben so entschieden, daß die meisten und besten etruskischen Werke jener Art dem römischen Kunsthandel vor Perugia uns zukommen und es ist wahrscheinlich, daß auch der Sammlerfleiß, der Cortona bereicherte, seinen Vorrath hauptsächlich aus der nahen Umgegend des erstgenannten Ortes bezogen habe, indem gegenwärtig wenig oder gar nichts Antikes aus der Nähe von Cortona selbst zum Vorschein kommt. Hienach glauben wir denn, den eigentlichen Sitz alt-etruskischer Erzbildnerey in der Stadt und Umgegend von **Perugia** suchen zu dürfen, eine Voraussetzung, bey der uns höchstens die Ausgrabungen von Corneto zweifelhaft lassen könnten. Reste von Erzwagen, Erzrüstungen und Erzfiguren sind allerdings auch dort gefunden, und wie sehr uns noch das alte Tarquinii als ein Stapelplatz auswärtigen Verkehrs für Etrurien erscheine, so wäre es doch gewagt, der blühenden alten Stadt eigene Erzarbeiter abzusprechen, um alle Werke dieser Art aus Perugia holen zu lassen, darum weil der Alabaster etruskischer Todtenkisten allerdings von Volterra nach Perugia und Todi geführt worden war. Gleicherweise müßte Arezzo, der Fundort der florentinischen Chimära (Gori M. E. I. 155) hier genannt werden, wäre von den Ausgrabungen dieses Ortes sonst irgend etwas bekannt. Wie dem aber auch sey, zwischen übriggebliebenen Erzbildnereyen Perugia's und anderer etruskischer Orte kann dennoch kein Streit obwalten, der das Uebergewicht der ersteren im Zweifel ließe. Um das Gewicht der neuesten Kunde nicht unbenuzt zu lassen, dürfen wir allein jenen bewundernswürdigen, durch **Vermiglioli** (Saggio di bronzi Etruschi. Perugia 1810) und **Inghirami** (M. E. S. III.) bekannten, mit rundem und erhobenem Bildwerk reich geschmückten Wagen anführen, dessen zerstreute Glieder nun in Perugia und München eine bleibende Stätte gefunden haben. Ihrer Reliefs zu geschweigen, indem etruskische Reliefs überhaupt eine seltene Erscheinung sind, so ist die Auffindung von Idolen den vortrefflichen jenes Wagens ähnlich, in Perugia eben so wenig unerhört als namentlich Idole von guter Arbeit anderwärts selten sind; doch würde es nicht minder verfehlt seyn, wegen jenes Reichthums an besseren Werken den Erzarbeitern von Perugia statt ausgedehnten Betriebes blos eine vorzüglichere Kunstfertigkeit beyzumessen, da gerade auch dort neben der größeren Zahl besserer Erzfiguren, die ebenfalls große Menge roher und fratzenhafter Erzbilder eine bunter gemischte Masse ähnlicher Werke erblicken läßt als irgendwo. Ein gleiches Verhältniß läßt sich noch entschiedener an den eingegrabenen Zeichnungen jener gehenkelten Scheiben nachweisen, deren meist mystische Vorstellungen und deren oft sehr glatte Rückseite sie mit größerer Wahrscheinlichkeit für mystische Spiegel halten läßt, als bey ungewöhnlicher Form und bey sehr geringer Vertiefung für Pateren. Denkmäler dieser Art sind nur noch in allen Antikensammlungen etruskischer Orte vorgekommen, die wir gesehen (kommen sie doch selbst in den mystischen Kisten von Präneste ganz regelmäßig vor. Siehe Kunstblatt 1823.) und wenn wir uns keiner erinnern, die aus Tarquinii kamen, so messen wir dieß um so eher dem Zufall bey, als einer der vorzüglichsten etruskischen Graffiti, die Figur eines zottigen Silen, im Styl durchaus gräcisirend, auf einem Helm der Bartholdy'schen Sammlung jederseits wiederholt, dem Vernehmen nach einer Rüstung angehörte, die man bey Corneto fand. Dabey ist jedoch schwer zu leugnen, daß, während in Perugia Jahr aus Jahr ein nicht wenig

Digitized by Google

schöne Spiegelzeichnungen neben ähnlichen Werken roher und allem Anschein nach absichtlich roher Art zum Vorschein kommen, die anderwärts gefundenen ähnlichen Denkmäler, an und für sich von geringerer Zahl und fast durchgängig der lezteren Art sind. Von dem berühmten Spiegel mit Inschriften, welche das Bild der Meleager und der Atalanta nachweisen, sonst im Museo Oddi, jezt in der Bartholdyschen Sammlung, von dem gleich schönen ähnlichen Werk mit den Bildern des Herkules, Apoll und dreyer Göttinnen, welches Micali der dritten Ausgabe seiner etruskischen Kupfertafeln beygefügt hat, und von manchem andern vorzüglichen Werke dieser Art ist ihre Herkunft aus Perugia bekannt. Ihnen ist seit dem verwichenen Frühjahr wieder eines anzureihen, das an Schönheit des verfeinerten etruskischen Styls keinem andern nachsteht. Zugleich mit einem runden Aschengefäß und zwey mit Meerwundern geschmückten Todtenkisten, wurde es dicht vor den Thoren von Perugia gefunden und dem Museum der dortigen Universität einverleibt. Die Zeichnung des Spiegels, von dem wir reden, zeigt drey stehende, durch Inschriften bezeichnete Figuren. Unverkennbar durch Gestalt und Inschrift (Percle) ist zur Linken des Beschauers zuerst Herkules; er ist mit dem Löwenfell umhüllt, und hält die Keule in der linken Hand, während die rechte den gebundenen Cerberus hält. Ihm gegenüber steht am andern Ende eine weibliche Figur, in der man nothwendig eine bey der Entführung des Cerberus theilnehmende Person vermuthen muß; doch geben Chiton, Peplus, Sphendone (ein schleuderähnlicher fast nur auf etruskischen Werken nachweislicher Stirnschmuck: von Winckelmann mon. ined. Nr. 56. unsres Bedünkens richtiger bestimmt als von Böttiger Vasengem. II. 87. III. 225. Aldobr. Hochz. S. 39. Kunstmyth. d. Juno. S. 150) keine weitere erklärende Andeutung; ihr linker Arm ist eingehüllt und der rechte umfaßt wohl nur die Mittelfigur; endlich ist die Nameninschrift zwar deutlich, aber nicht leicht verständlich. Sie heißt Leinth oder Leino; dem Referenten, der dieselbe Vorstellung auf einer durch Passeri bekannten Lampe so eben zum zweyten Mal *) nachgewiesen hat, lag am nächsten mit Voraussetzung eines fehlenden Anfangsbuchstabens eine Kleino zu vermuthen, dem Grazienamen Kleenna (Herrliche) und somit auch der unterirdischen Venus entsprechend, welcher Herkules nach Entführung des Cerberus opferte. Eine Mittelfigur bleibt übrig; es ist eine halb entblößte Flügelfrau, deren rechte Hand etwa einen Griffel über den Herkules erhebt, mit der Linken aber eine kurze geschlossene Binde andrückt, die man vielleicht für die Schleuder einer Nemesis oder einer ihr gleichbedeutenden Göttin halten könnte, zumal die Inschrift (Mean) dem Meran entspricht, das Visconti auf einem berühmten ähnlichen Werk für eine Möre oder Parze deutete. Uebrigens sah Referent dieses schöne und vortrefflich erhaltene Werk in Abwesenheit des Aufsehers nur unter Glas.

*) Passeri lucern. II. 5. Kunstbl. 1825. St. 16—19. Venere-Proserpina illustrata da Odoardo Gerhard Fiesole. 1826. 8. illustr. 6.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auch ein Wort über Tyr- und Thorbilder.

Von Dr. Dorow.

Seit 1819 macht Büsching von Zeit zu Zeit in diesem Kunstblatte mit Bronzen bekannt, welche Gott Thor darstellen sollen und zählt uns nunmehr fünfzehn dieser Bilder auf. Da ich viele derselben gesehen und sie genau habe untersuchen können, so erlaube ich mir an deren Aechtheit zu zweifeln. Namentlich führe ich die im Besitz des Grafen Pennesse in Coblenz befindliche an, welche dieser kenntnißreiche und werthe Alterthumsfreund gleichfalls auch nur für neueres Machwerk halten und keinen Werth darauf legen möchte. Eben so ist der von Büsching in derselben Sammlung angeführte „heckende Jupiter mit der Chlamis über die Schulter" neues Gußwerk, ähnlich dem auf einem Adler reitenden, in Quednows Werk über Trier Tab. XIV. Figur 3. abgebildeten, gewiß nicht über 100 Jahr alten, Jupiter.

Die aus Masch Religion der Obotriten aufgeführten Thorbilder übergehe ich, weil die Aechtheit des ganzen Prillwitzer Fundes noch sehr problematisch ist, und bevor derselbe nicht kritisch untersucht und festgestellt worden, daraus nichts zu beweisen ist. Bis jezt spricht noch sehr viel für dessen Unächtheit. *)

*) Professor Dr. Levezow, Director der königlichen Antiken-Sammlungen in Berlin, hat im vorigen Jahre eine Reise nach Eirelin und dessen Umgegend gemacht, um antiquarische Untersuchungen über die von Masch und Potocki beschriebenen Alterthümer anzustellen, und ist gegenwärtig beschäftigt, das Resultat seiner mehrwöchentlichen kritischen Erörterungen und Bemühungen dem Publikum mitzutheilen, welches mit Verlangen diesen gewiß gründlichen und den so vielfach besprochenen und bezweifelten Gegenstand erschöpfenden Darstellungen entgegen sieht. Es wäre wohl zu wünschen, daß eine gute Buchhandlung durch Antragung des Verlages Hrn. Levezow veranlaßte, nicht allein seine kritischen Untersuchungen herauszugeben, sondern den ganzen Prillwitzer Fund nochmals zu sichten, dann zeichnen und lithographiren zu lassen, damit dieser Gegenstand endlich so beleuchtet und

Das in Fuchs alter Geschichte von Maynz als Vulkan bezeichnete und von Büsching für einen Thor ausgegebene Bronzebild ist, eben so wie der daselbst abgebildete Flötenspieler, den Büsching mit dem obotritischen Dudelsackpfeifer in Uebereinstimmung bringt, ein Werk neuerer Zeit, in welchem Ersteren eher ein Bajazzo zu erkennen seyn möchte. Es mag damit gehen, wie mit vielen ähnlichen, auch bey Fuchs abgebildeten Alterthümern, zu deren Würdigung ich folgendes anführen will. Pater Fuchs will sich einen Ofen setzen lassen, und geht zu dem besten Töpfer seiner Vaterstadt Maynz, der zugleich auch Arbeiten in Metall, besonders Zierrathen an Oefen, geschickt zu verfertigen wußte. Fuchs findet den siebenjährigen Sohn und fragt nach dem Vater. „Herr, der ist nicht zu sprechen", wird ihm zur Antwort. Der Pater dringt in den Knaben, damit er sage, wo der Vater sey. „Nun wenn Sie mich nicht verrathen wollen, so will ich es Ihnen wohl erzählen: er ist oben im Zimmer und macht Götzenbilder für den Herrn Pater Fuchs."

Mit dem Flötenspieler ist später Hauptmann Hoffmann in Neuwied mystifizirt worden, der daraus einen Merkur mit der Querflöte machte.

Die von Büsching auf der königlichen Kunstkammer in Berlin als Thorbild bezeichnete Bronze, von welcher vor längerer Zeit ein Abguß nach Breslau geschickt worden ist, den Professor Rauch so vorzüglich hat anfertigen lassen, daß „keiner eine Nachbildung darin, sondern nur das Urstück zu erkennen glauben wird," — soll, wie das Kunstblatt Nr. 74. 1823. versichert, „höchst merkwürdig seyn, wie die andern Götterbilder jener Zeit aussehen, die ganze Gestalt in einer Tracht erscheinen, die der spanischen Puffentracht des 15ten Jahrhunderts ähnelt, worüber aber der Gürtel der Stärke wieder deutlich zu bemerken ist, und das Gesicht dem Breslau-Himmelritzer Bilde so gleichen, daß beyde aus einer Form zu seyn scheinen." Da ich das Original gerade vor mir habe, mag diese Bronze hier noch etwas näher betrachtet werden. Sie ist 3 Zoll hoch und nichts anders, als ein geschmückter spanischer Kriegsknecht mit tüchtigem Zwickelbart, in kurzen Hosen, welche an den Knieen mit schönen Schleifen geziert sind, Puffärmeln, einem runden breitklappigem spanischem Barrete, — kurz, eine Tracht aus dem dreyßigjährigen Kriege. Durch das Leztere sey jedoch nicht behauptet, daß dieses Machwerk aus schlechtem Messing, welches in keiner Beziehung irgend einen Werth hat, älter als höchstens 50 bis 100 Jahre sey. Die rechte Hand ist durchbohrt und hat wahrscheinlich einen Sponton gehalten, wozu die ganze Haltung der Figur paßt; die linke Hand ist an der Handwurzel abgebrochen. Das was als Gürtel der Stärke bezeichnet worden, ist der Gurt, welcher die weitvorstehende Klappe festhält, und an der rechten Seite noch eine Tasche bildet. Daß das Gesicht übrigens mit dem Himmelritzer Thorbilde so ganz gleich und „wie aus einer Form gegossen ist," vermehrt auch gegen dieses Alterthumsstück bey mir den Verdacht, der sich schon nach Ansicht der Abbildung in Büschings Abhandlung: das Bild des Gottes Tyr, — erhob.

Am Rhein, besonders in der Sammlung des Heinrich Becker in Offenbach, sah ich viele Bilder dieser Art; sie wurden jedoch stets, selbst von dem geübtesten und ausgezeichnetsten Kenner des Alterthums, Herrn Becker, für Fabrikation neuerer Zeit gehalten, sind daselbst unter dem Namen des wilden Mannes bekannt, stammen aus dem deutschen Mittelalter her, und haben eben so wenig Kunst- als Alterthumswerth. Das höchste Alter, was man einigen derselben geben kann, ist 300 bis 350 Jahre. Dieser Klasse möchte ich auch die Bronze beygesellen, welche Herr Bennoni Friedländer in Berlin an den Königlichen Dänischen Kanzleyrath Herrn Thomsen in Kopenhagen zum Geschenk machte, und welche das Kunstblatt Nr. 57. 1824. gleichfalls als Thor angesehen wissen will.

In dem in einigen Wochen erscheinenden 2ten Bande der Denkmäler alter Sprache und Kunst, 8., werde ich noch mehreres über diesen Gegenstand mittheilen und dabey Abbildungen einiger noch unedirten Bronzen geben, welche gleichfalls den Gott Thor vorstellen sollen.

---

mitgetheilt werde, daß er für den Antiquar brauchbar erscheint. D.

Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römischen Inschriften.

(Aus einem Briefe des Professor Bittnitz an Professor Büsching.)

(Fortsetzung.)

IV.

— — — —
AUG. SAC.
TI. CLAUD.
— — —
EUTYCHUS
AUG.

V.

— — — — — ABN.
BADIA — — —
DOMUS DIVINE
VINDICISIUNQ
F MARCIA LUCU
AEDIL IIVIR.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 97.

Kunst-Blatt.

Montag, den 4. December 1826.

Etruskische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

Thonbilder.

Allbekannt, hauptsächlich aus dem Bilderschmuck der ansehnlichsten römischen Gebäude ältester Zeit, ist die Kunde von künstlichen Thonarbeiten der Etrusker; aber wenn wir unter den zahlreichen Ueberresten etruskischer Kunst nach Belegen für jene vielgeübte Kunstgattung suchen, so könnte der, welchem die Reichhaltigkeit der Denkmäler geläufig ist, leicht zu einem Skepticismus gegen jene und ähnliche Zeugnisse geführt werden. Zwar finden sich rohe irdene Gefäße, zum Theil mit verkünstelten Formen, wie deren etliche auf dem Stadthaus von Corneto und in der Bartholdyschen Sammlung aufbewahrt werden, oder mit der Verzierung von Köpfen auf den Deckeln und von roh angedeuteten Armen an der Stelle der Henkel; ja es ist nicht unerhört, daß man in etruskischen Gräbern dann und wann selbst kleine Rundbilder von gebrannter Erde fand. Wie aber jene ersteren sammt und sonders auch bey künstlichen Verzierungen nur von einer rohen Technik zeugen, so sind diese letzteren theils in ihrer Größe jenen etruskischen Figuren nicht von Ferne zu vergleichen, mit denen die Giebelecken römischer Tempel und selbst die älteste Cella des kapitolinischen Jupiters geschmückt waren, theils widerstreitet auch ihre freye Arbeit und ihre Verwandtschaft mit häufigen Bildern großgriechischer Gräber jedem Bemühen, in ihnen die Reste einer unzweifelhaft etruskischen Kunstgattung nachzuweisen. Ein stehender Atlant, den Referent aus der Umgegend Roms erhielt, eine Figur von kaum einem Palmen Höhe, ist vielleicht das einzige Werk jener Art, welches den Styl einer strengen Kunstübung zeigte, und wenn man hienach nicht gar selten Gräberfiguren von gleicher Größe sieht, welche, wie die einer sitzenden Göttin, und wie zahlreiche priesterliche Figuren mit einem Opferschwein, die gewöhnlichsten Vorstellungen großgriechischer Gräber wiederholen und zugleich mit jenen bemalten Gefäßen gefunden werden, deren großgriechischer Ursprung selbst bey etruskischer Auffindung nicht mehr bezweifelt wird: so muß man billige Zweifel hegen, ob nicht auch jene strengeren Figuren aus Großgriechenland kamen, wenn auch aus den Gräbern jener Gegend uns zeither keine ähnlichen bekannt wurden. Wie dem aber auch sey, etruskische Thonfiguren mögen spurlos oder nur selten seyn, befremdend ist auch ihre Seltenheit, wenn man nicht, die historischen Andeutungen mit dem Glauben an individuelle Kunstübung etruskischer Städte verknüpfend, auch jene Kunstgattung einzig auf die durch Zerstörung und Colonisation umgewandelten Nachbarstädte Roms, auf Veji und Cäre sammt ihrer Umgegend beschränken will.

Häufig und unzweifelhaft ist dagegen eine andere Klasse irdener Bildwerke, welche unter etruskischen Denkmälern bisher wenig oder gar nicht beachtet worden ist; wir meynen die erhobenen Bildwerke, welche man auf größeren bemalten oder auf kleineren schwarzen Gefäßen von gebrannter Erde bemerkt und besonders in der Gegend des alten Clusiums findet. Jene größeren sind Todtenkisten, größtentheils etwas kleiner als die volterranischen. Ihre Farben pflegen grell zu seyn und dem Ganzen ein buntscheckiges Ansehen zu geben; ihre einförmigen Vorstellungen, am häufigsten der als Eteokles und Polynices bekannte Zweykampf mit einer Furie jederseits, oder Abschiede, wie man sie bey Gori M. E. I. 157. 158. 191 ff. sieht, machen es nicht unwahrscheinlich, daß auch sie, wie die kleineren, durch Formen ausgedrückt wurden. Diese kleineren sind (da die röthlichen Aretinischen glatt sind, oder, in so fern sie Bildwerke haben, aus römischer Zeit herrühren) sämmtlich von einer schwarz gefirnißten oder ursprünglich schwarzen Erde; die letztere Gattung, die Heinrich Meyer (Böttigers Vasengemälde H. 2. S. 11) an einem Fragment bemerkte, ist weder durchgängig noch häufig. Sie sind theils krug- oder flaschenförmig, theils sind es Schaalen, und zwar, in so fern von ächt etruskischen Werken die Rede ist, keine flache Pateren, sondern vertiefte Schaalen mit hohem Fuß.

Digitized by Google

Aus Meyers a. a. O. über die Gefäße der florentinischen Gallerie gegebenen Nachrichten ist es bekannt, daß die erhobenen Bildwerke mancher dort aufbehaltener schwarzer Gefäße durch die griechische Eleganz ihres Styls der Voraussetzung etruskischer Abkunft widerstreiten. Wenn, wie versichert wird, die ganze Sammlung jener Gefäße aus Volterra kam, einer Stadt, deren verschwenderischer Reichthum an alten Denkmälern wohl kaum irgend einmal durch fremde Ausgrabungen bereichert worden ist, so kann jener Umstand nur die ohnehin zulänglichen Andeutungen von außenher eingeführten Kunstwerken bekräftigen. Der Gräberfiguren von gebrannter Erde haben wir kurz vorher Erwähnung gethan; auch die florentinischen dieser Art (Meyer a. a. O. S. 12) lassen sich doch größtentheils aus großgriechischen Gräbern nachweisen und enthalten nichts entschieden etruskisches. Ueber Vasenmalereyen haben wir früher bey Gelegenheit derer von Tarquinii geredet, deren eigenthümliche an Ort und Stelle nicht seltene Erscheinung die Vermuthung einer inländischen Vasenfabrik um so mehr veranlassen konnte (Kunstbl. 1825. S. 199) als ähnliche Werke uns im übrigen Etrurien nicht weiter begegnet sind. Vasenmalereyen anderer Art mit feineren schwarzen Figuren, wie die zweyer Vasen der Gallerie von Florenz, oder häufiger mit röthlichen, haben sich dann und wann, überall selten, noch in allen etruskischen Gegenden gefunden, wo man ausgrub; da aber ihre geringe Anzahl bey jeglicher Art künstlerischer Ausführung nicht im Stande ist, sie als inländische Erzeugnisse gelten zu lassen, da unter verhältnißmäßig wenigen Vasen die rohesten wie die schönsten sich finden und selbst rein griechische Inschriften, wie in Florenz auf der schönen Thesmophorienvase und in Volterra auf einigen vortrefflichen alterthümlichen Fragmenten des Hrn. Giusto Cinci (Inghir. M. E. S. V.) sich nachweisen lassen, so dürfen wir wohl unbedenklich alle ähnliche Denkmäler statt für Reste etruskischer Kunst und Sitte nur für Ueberbleibsel griechischen Verkehrs halten. Als Angedenken bedeutender Lebensmomente oder als mystisches Abzeichen vom Grab einer Eingeweihten konnten ähnliche Gefäße auch nach Aegypten und Rom verstreut werden; unter durchaus ägyptischen Alterthümern zeigt die Drovetti'sche Sammlung in Turin Gefäße der nolanischen Art und selbst im römischen Tusculum hat man neulich ein Grab mit kleinen ziemlich rohen Gefäßen der bekannten großgriechischen Art aufgedeckt. Die rohe Arbeit von Gefäßen, denen man öfters kaum heute ihres Alterthumes wegen eine ähnliche Versendung gönnen würde, ist kein gegründeter Einwurf gegen unsre Meynung; wer mag den Werth bestimmen, den man auf Angedenken oder auf religiöse Abzeichen legte? Auf dem Boden des alten Populonia sind neuerdings Denkmäler gefunden worden, die in Livorno verkäuflich sind, größtentheils irdene Gefäße ohne Bildwerk, weniges Erzgeräth, ein schöngefärbtes Glasgefäß, etliche Figürchen von gebrannter Erde, offenbar etruskisches kaum irgend ein Stück. Einige Vasen mit röthlichen Figuren erregen trotz sehr roher Malerey einige Aufmerksamkeit; außer einer Urne mit einem Schwan jederseits und etlichen kleineren Gefäßen mit mystischen Bildern hauptsächlich ein *Vaso a colonnette* mit der Vorstellung einer Einweihung. Auf einem Stuhl sitzt eine jugendliche Figur. Jederseits um sie schwebt ein Flügelknabe, der eine mit ausgebreiteten Händen, der andre mit einem runden Geräth, etwa einem Ball. Die Füße der einzuweihenden Figur, deren Thronsetzung dargestellt ist, ruhen auf einem breiten viereckten Fußgestell, auf dem ein Flötenbläser sitzt. Noch tiefer, zu den Füßen des letzteren, sitzt auf einem Felsstück eine äußerst rohe Figur, welche die Arme ausbreitet. Die bacchische Beziehung dieser Einweihung wird durch zwey Figuren der Rückseite deutlich ausgesprochen; diesem Gefäß verschaffte bey äußerst geringem Kunstwerth seine Vorstellung Ehre und es wäre dem Besitzer wohl auch weiter gefolgt als in das der See benachbarte Populonia. In derselben Sammlung, mehr griechischen als etruskischen Ansehens, befindet sich auch eins der fraglichen schwarzen. Es ist eine Patera, innen mit Weinlaub in vortrefflichem Relief geschmückt; man wird nicht geneigter seyn, in Widerspruch mit der Zeichnung dieses Werk für Etruskisch zu halten als das vorerwähnte in demselben oder in einem benachbarten Grabe gefundene. Eine ähnliche Schaale, die sich als Abdruck gleicher Form mehrfach in Etrurien gefunden hat, (Gori M. E. I. 6, 1) ward früher in diesen Blättern (Kstbl. 1826. S. 199) aus dem vorzüglichsten Exemplar erwähnt, einem Volterranischen nämlich im Besitz des Hrn. Giusto Cinci; sie stellt vier Quadrigen vor mit triumphirenden Göttern, in Erfindung und Ausführung gleich verschieden von dem was uns als Etruskisch beglaubigt ist. An Schönheit vergleichbar und in derselben Sammlung des Hrn. Giusto Cinci befindlich ist eine schwarze Patera desselben Materials, deren Griff durch die zierliche Figur eines mit übergeschlagenen Beinen stehenden Jünglings gebildet ist; sein angestemmter linker Arm hält etwa eine Schleife, die rechte Hand einen Apfel.

Dieses ächt Etruskische ist aus unten nachzuweisenden Gründen kaum in einigen schwarzen Pateren mit dem Relief einer Furie oder eines Furienbrustbildes (Gori M. M. I. 12. 13. 85. II. p. XLII.) anzuerkennen, obwohl dieselbe dem Style der etruskischen Todenkisten sich nähern und sogar etruskische Inschriften an sich tragen;

nem so sicherer ist es dagegen bey andern in Form und Zeichnung gleich verschiedenen ägyptisirenden Gefäßen nachzuweisen. Zwar kann einiger Zweifel bleiben über jene Klasse krug- oder flaschenähnlicher Gefäße, deren Bauch durch einen ringsumlaufenden Saum stumpfabgedruckter Thierfiguren, Sphinxe (Kstbl. 1825. S. 198) Löwen, Panther, Hirsche u. s. w. verziert ist, indem wir uns ähnlicher erinnern, die aus großgriechischen Gräbern kamen; doch sind theils die Verzierungen der Henkel entscheidend, deren ägyptisirende (Meyer a. a. O. S. 10 f.) Figuren zum Theil auf völlig gleiche Weise in etruskischen Erzbildern vorkommen, theils die Uebereinstimmung der Erde mit dem Stoff der an gleichen Orten vorkommenden unzweifelhaft etruskischen schwarzen Gefäße. Der eine, wie der andere Umstand läßt sich aus der reichen Sammlung ähnlicher Gefäße bekräftigen, die bey Sarteano über Chiusi, der wahrscheinlichsten Stelle des alten Elysiums, ganz kürzlich gefunden und der großherzoglichen Gallerie zu Florenz einverleibt sind. Unter mehreren krugähnlichen Gefäßen, wie man sie ihrer dreyfachen Mündung wegen als Nasiterni zu bezeichnen pflegt, zeigt das eine auf seinem Henkel eine verschleyerte Frau mit Scepter oder Lituus, der eines peruginischen Erzreliefs bey Inghirami M. E. Ser. III. durchaus ähnlich; ein anderes derselben von gleicher Form und Erde hat an seinem Bauch eine fortgeführte Reliefvorstellung, in welcher Hirsche mit Frauenköpfen altgriechischen Styles, wechseln. Was ferner die Beschaffenheit der Erde betrifft, so scheint sie in den erwähnten größeren Gefäßen durchaus dieselbe, welche die meist kleineren schwarzen Gefäße mit umlaufenden eingedruckten, im Styl durchgängig ägyptisirenden Figuren, zeigen. Die bedeutende Anzahl ähnlicher Werke, verbunden mit der strengen Zeichnung ihrer Bildwerke, läßt an der ursprünglich etruskischen Abkunft dieser Werke so wenig Zweifel, daß die Bestätigung etruskischer Inschriften, welche uns zwey ähnliche Chiusiner Gefäße im Besitz des Hrn. Dodwell zu Rom darbieten, fast überflüssig erscheint. Gefäße derselben Art haben wir früher (Kstbl. 1825. St. 32.) aus Tarquinii angeführt, einem sonst in seine Kunstgattungen von den übrigen uns bekannten etruskischen Städten sehr abweichenden, allem Anschein nach von späterer Kunstumwandlung am meisten verschiedenen Orte; in Volterra so wenig als in Perugia sind uns ähnliche vorgekommen und das in Form und Größe ungewöhnliche, welches wir aus dem Museo von Cortona anzuführen hatten, kann füglich aus dem nahen Chiusi dort hingebracht seyn; aus dessen und Montepulciano's Gegend die zahlreichen irdenen Todtenkisten der Gallerie zu Florenz, die beyden von Meyer a. a. O. angeführten schwarzen Gefäße derselben Sammlung und gegenwärtig unter fast zwanzig ähnlichen Gefäßen Chiusiner Ausgrabung ebenfalls zwey große flaschenförmige hervorgegangen sind. Von dem Styl der friesähnlich umlaufenden Bildwerke haben wir vorher, wie Meyer von den zwey ähnlichen, gesagt, daß er ägyptisirte, und diese Behauptung, bey der man freylich zugleich bedenken muß, daß auch der älteste griechische Styl gleiches thut, läßt sich an den vereinzelt in langen schmucklosen Gewändern und mit fast geschlossenen Beinen schreitenden Priesterfiguren, welche auf den kleinen und stumpfen Reliefs jener Gefäße am häufigsten erscheinen, wenigstens eben so entschieden bekräftigen als es irgend an größeren Menschenköpfen und Thierfiguren möglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Manfred und der Gemsjäger, gemalt von **Kraft**, gestochen von **C. Rahl**. Groß Folio. 7 fl.

Die englischen Maler waren wohl die ersten, welche in der neuern Zeit, häufig Scenen aus modernen Dichtern zur Darstellung wählten. Aber unglücklicher Weise nahmen sie ihre Gegenstände meist aus der Mährchenwelt, und suchten phantastische Gestalten zu verkörpern, die eben dadurch, daß sie in die scharf bestimmte Umgrenzung der Wirklichkeit gestellt wurden, ihre schauerliche Wirkung verlieren und großen Theils als Frazzen erscheinen mußten. Beyspiele hievon findet man bis zum Ueberflusse, in der bekannten Shakespears-Gallerie und in den Bildern des genialen Fueßly. Mit richtigerem Gefühl hat Hr. Kraft sein Süjet aus Lord Byron entlehnt. Wie gespensterhaft die Personen dieses Dichters auch manchmal erscheinen mögen, immer noch gehören sie der Menschenwelt an; denn auch hier gibt es selten vulkanische Naturen (Byron selbst gehört darunter), die Feuerbäche zwischen Eisrinden kochen, und neben ihren brennenden Aschenhaufen noch die einsam blühende Pflanze dulden. Himmel und Hölle finden sich auch wohl auf der Erde bey einander, und für Manchen gibt es einen Weg, der zu beyden führt.

Auf dem vorliegenden Bilde ist Manfred in dem Augenblicke dargestellt, wo ihn der Gemsjäger bey der Hand faßt, und ihn über die jähe, zackige Klippe folgen heißt. Beyde Figuren machen einen trefflichen Con-

Digitized by Google

kraft; Manfred, in dessen seltsamen Zügen sich nicht blos das Grauen vor der Gefahr ausdrückt, sondern mehr noch der innere Zustand eines Wesens, das heimathlos ist. Unter den Menschen, neben ihm der Sohn des Gebirgs, der so ruhig, fest und sicher über den Abgrund schreitet, als wär es auf ebenem Boden. Man sieht, daß der Künstler in der herrlichen Gestalt des Jägers die Natur streng vor Augen hatte. Der abgeschnittene Fels, auf welchem die Figuren erscheinen, gibt dem Bilde etwas schauerliches und geheimnißvolles.

Hr. Rahl hat sich auch in diesem trefflichen Blatt wieder auf der einzig richtigen Bahn des historischen Stechers gehalten. Außerdem, daß er ein tüchtiger Zeichner ist, und das Eigenthümliche seines Originals wieder zu geben weiß, verliert er sich weder in einem eiteln Streben nach Effekten, die höchstens eine unzeitige technische Virtuosität anzeigen, noch wird er kalt und farblos, wie so manche gepriesene Neuere, die uns gern überreden möchten, daß es für den Kupferstecher nichts als Umrisse gebe. Wohlbekannt mit den Fortschritten seiner Kunst im Mechanischen benuzt er diese, ohne sich von der Einfachheit und dem Großartigen des historischen Styls zu entfernen.

Man kann allerdings auf eine brillantere Weise ins Kupfer schneiden, aber wenige neuere Blätter dürften so viel Gründlichkeit mit so viel wahrer Schönheit vereinigen. —der.

Lithographik.

La Chartreuse de Beche aux bords des lac de Thoune et ses environs. Campagne appartenante a S. E. Mr. le Comte de Mulinen, avoyer de Berne et ancien président de la Diéte fédérale de la Suisse. Lithographiés par E. Ch. Sixtus. Berne ch. C. A. Jenni. Libraire. Querfolio-Format.

Unsern von der Stadt Thun und ihrem den Eingang ins Bernische Oberland bildenden See, findet sich ein durch Natur und Kunst mit seltenem Reiz ausgestattetes Landgut. Am romantischen Bächlhölzli gelegen und von daher den Namen des „Neuen Bächiguts" oder auch wohl der „Karthause von Bächi" führend, ist der Grund des Gutes gewissermaßen klassisch und das Gebäude steht, wo vermuthlich schon im Jahr 1230 Herr Heinrich von Strättlingen, der Minnesänger, einen Siz gehabt. Sodann wohnte im Jahr 1430 Frau Anna geborne von Velschen hier, die Wittwe eines vielverdienten Schultheißen von Bern. Im Jahr 1480 hatte sie durch Testament das Besitzthum an die Karthause von Thorberg überlassen und Klosterherren weilten in dem geräumigen Hause. Mit der Reformation erhielten Landleute die Wohnung und eine bäurische Landwirthschaft siedelte sich fest. Seit 1819 hat endlich der Schultheiß von Bern, Herr Graf von Mülinen, einen schönen, im brittischen einfachen Style angelegten Landsitz auf den alten so wechselreichen Platz gestellt. „Will nun (so hatte vor etlichen Jahren Herr Professor Wyß in den Alpenrosen gesagt) ein Maler diese Bauten und ihre Besitzer nach den so ungleichen Jahrhunderten in einer kleinen Gallerie uns darstellen, so hat er unvergleichlichen Stoff; denn die Umgebung läßt ihn mit zahllosen Motiven abwechseln. In der Nähe der spiegelnde See, in der Ferne das Hochgebirg, im Rücken ein Hügel mit dem herrlichsten Eichwald, und dahinter der rauhe Grüsisberg, was könnte vortheilhafter seyn? Zum Ueberfluß ließe sich die Oertlichkeit auch in zwey frühern Zeitpunkten auffassen, in der uralten Wildheit, wo der Bär und der Urochs hier auf Sumpfgrunde stapften, und in der althelvetischen Zeit, wo die Bretterhütte des Helvetiers lodert, indem der freudige Bewohner, mit seinem Wolfsfell umhüllt, die Söhnlein an der Hand, das Weib im Gefolge, zu dem Volksharste zieht, mit welchem Orgetorix Italien bedrohte."

Der gewünschte Maler hat sich gefunden, doch ein solcher, der die erfreuliche Gegenwart einzig nur, ohne geschichtliche Zuthat, in acht Landschaftgemälden darstellte, welche der Lithograph in wohl gelungenen, gefälligen und kräftigen Steindruckbildern vervielfältigte. Sie stellen das Landhaus selbst, von der Ostseite und Westseite mit seinen nächsten Gartenpartien dar, hernach Fernsichten über den See, nach dem Stockhorngebirg, Durchsichten (échappées) über den Aarstrom, gegen Thun und Strättlingen hin, Waldpartien und freundliche Ruhesitze in denselben. Der Landsitz der Karthause selbst, mit Thurm und Kreuzgang versehen, läßt den Besucher, in einigen Versen die mit gothischer Mönchsschrift an der Wand des leztern gezeichnet, und von einem jüngst verstorbenen edlen Berner, Herrn Wurstemberger, dem Verfasser etlicher entbehrenswerter dramatischer Stücke, aus der vaterländischen Geschichte gedichtet sind, die Schicksale des Ortes vernehmen.

U.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. December 1826.

Etruskische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

Die Gefäße, von denen wir reden, sind meistens tiefe Schaalen mit hohem Fuß, von etwa drey viertel Palmen Höhe und von etwa einen halben im Durchmesser; nur das mit ähnlichen Reliefs verzierte Gefäß im öffentlichen Museum zu Cortona ist flaschenförmig und etwa zwey Palmen hoch. Die erwähnten Figuren sind hienach nicht leicht höher als zwey Zoll, und ihre ohnehin spärliche Bildung pflegt noch durch stumpfe Abdrücke verwischt zu seyn. Der Zahl nach pflegen ihrer zwischen sechs und zehn zu seyn, die dann in wohl zusammengepaßten Abdrücken derselben Form etwa fünf Mal wieder kehren. Obwohl die strenge Sitte der vorgestellten Züge, nebst etlichen wenigen Thiersymbolen auf die Vorstellung priesterlicher Gebräuche zu deuten pflegt, so sind doch auch die Besonderheiten derselben selten hervorstechend genug, um an und für sich zu einem hinlänglichen Verständniß der ganzen Bilder zu führen, welche nichts desto weniger durch ihr alterthümliches Gepräge und als ächt etruskische Denkmäler auf die sorgfältigste Beachtung Anspruch machen. Mehr um auf eine Klasse von bisher vernachlässigten Werken aufmerksam zu machen, als um bey noch geringem Material darüber zu belehren, geben wir daher das nachstehende Verzeichniß der uns genau erinnerlichen ähnlichen Werke:

1. Großes zweyhenkliges und flaschenförmiges Gefäß im öffentlichen Museum zu Cortona mit einem Relief von zehn Figuren. Auf eine langbekleidete Frau folgt ein bärtiger Mann. Von zwey ebenfalls langbekleideten Frauen hält die eine in der Linken einen umgekehrten Scepter, dessen Spitze etwa in eine Lotus- oder Granatblüthe endet, in der Rechten etwa einen Granatapfel, die andre in derselben Hand ebenfalls einen Granatapfel. Ein Mann tritt ihr mit umgekehrtem Speer entgegen. Zwischen ihm und einem wieder umgewandten Mann mit demselben Geräth steht ein aufgerichteter Scepter. Noch folgt eine Frau und ein Mann mit umgekehrter Lanze und zwey einander gegenüberstehende Frauen, die in der einen Hand einen Granatapfel, in der andern eine Binde halten. Ein springender Greif ist zwischen beyden bemerklich; nach genauer Vergleichung der fünf Wiederholungen bezeichnen wir ihn als solchen, obwohl bey den fast durchgängig stumpfen Abdrücken dieser kleinen Figuren Mann und Weib, Greif und Schwan, Scepter und Speer oft kaum zu unterscheiden ist.

2. Flaschenförmiges Gefäß, etwa anderthalb Palmen hoch und mit einem völlig entsprechenden neuerdings aus Sarteano in die Gallerie zu Florenz gebracht; in der Vorstellung der umlaufenden Reliefs merkwürdige Thierfiguren. Zuvörderst eine Sphinx, welche einen Stab oder ein ähnliches Geräth hält; ihr entgegen ein Adler, der etwas wie eine Binde, vielleicht eine Schlange gefaßt hat. Es folgt ein Wagenrenner mit Greifen- oder Chimärenbespanntem Wagen. Unterwärts flattert ein Vogel nach vorwärts. Zwey männliche Figuren stehen gegenüber, die zweyte nur durch einen langen Stab ausgezeichnet, die vorderste durch die hoch ausgestreckte Linke und durch einen dicken Stab in der Rechten, den man auch für ein Füllhorn halten könnte.

3. Tiefe Schaale mit hohem Fuß von gewöhnlicher Größe (etwa dreyviertel Palmen Höhe und einen halben im Durchmesser, wie oben bemerkt zu Florenz aus Sarteano. Die umlaufenden und, wie gewöhnlich, wiederholten Reliefs zeigen zuvörderst eine Flügelfrau, die in jeder Hand etwa einen Schwan hält. Darauf eine stehende Figur, deren Rechte eine Binde hält, hinter einer sitzenden, welche einer andern gegenübersitzenden ein Gefäß von der Form des Kantharus, doch einhenklig, entgegenhält. Neben jeder von diesen beyden sitzenden ist ein Baum bemerklich, und auch hinter der zweyten steht eine Figur, welche einen Stab hält. Es folgten noch zwey stehende Frauen mit Binde, die eine vor einer sitzenden, neben der wieder ein Baum oder ein dreyzackiger Scepter steht und unter deren Sitz man wieder einen Schwan zu sehen glaubt.

4. Aehnliches Gefäß, ebenfalls aus Sarteano. Die

Digitized by Google

Reliefs zeigen sechs Figuren, die vor einer sitzenden einherziehen. Zwischen ihnen bemerkt man einen Schwan.

5. Aehnliches Gefäß, ebendaher, mit Relief von neun Figuren. Zu Füßen eines sitzenden bärtigen Mannes bemerkt man einen Schwan. Hinter jenem zwey stehende Männer mit Stäben, vor dem zwey Frauen mit Binden. Auf einem Stuhl in Form der Sella curulis sizt wiederum ein bärtiger Mann, hinter dem zwey andre und vor dem ein dritter mit einem Stabe steht.

6. Aehnliches, ebendaher. Das Relief zeigt eine Anzahl halbknieender bärtiger und beflügelter Männer, mit aufgehobenem linken und zurückgehaltenem rechten Arm. Zwischen ihnen sind Schweine angebracht.

7. Aehnliches, ebendaher. Einander gegenüber sitzend, bemerkt man zwey bärtige Männer, die einander einen Kantharus reichen. Unter den Stühlen eher Gänse als Schweine. Zwischen beyden sitzenden sind, in sämmtlichen Wiederholungen sehr undeutlich, vier Figuren mit einer fünften gebückten angebracht; der trügerische Spiegel, in dem sich diese schwarzen Nebelbilder auch dem schärfsten Auge zu zeigen pflegen, läßt die lezterwähnten allenfalls auch für einen von zwey andern Figuren begleiteten Reiter erkennen.

8. Aehnliches, aus der Gegend von Chiusi im Besitz des Hrn. Dodwell zu Rom (Kstbl. 1825. S. 199). Am Fuß eine etruskische Inschrift, vermuthlich ein Name. Das umlaufende Relief zeigt neun Figuren, sämmtlich einem schreitenden Zuge angehörig. Vornen drey langbekleidete Männer, welche mit beyden Händen Opfereimer zu halten scheinen, so daß dieß jedesmal zwischen zwey Figuren bemerkliche Geräth von zweyen zugleich gehalten wird. Es folgen drey nackte Männer mit Sceptern, der mittelste von ihnen schreitet zwischen zwey langbekleideten Figuren, die, wie die vorigen, je zwey Opfereimer tragen.

9. Aehnliches, ebendaher, ebendaselbst. Das Relief zeigt auf einem Klappstuhl sitzend eine langbekleidete Figur, welche einen langen Stab schräg vorwärts, wie gegen einen Baum wendet, und hinter ihr eine knieende, von bekannten ägyptischen Figuren kaum zu unterscheiden, in der Hand einen Zweig haltend und auf einen gegenüberstehenden Schwan oder Storch blickend, jederseits von Thierfiguren umgeben. Links ein Panther und ein Greif, der einen Hasen gefaßt hat. Rechts ein Löwe oder Panther, der einen Storch verschlingt und wiederum ein Panther. Ein ähnliches Gefäß, einen von Hirschen, Störchen, Hasen u. s. w. begleiteten Reiter führten wir früher (Kstbl. 1825. S. 199) aus Cometo an.

10. Aehnliches, ebendaher, ebendaselbst, ausgezeichnet durch zwey breite Henkel, auf denen sich Thierverzierungen, je eine Sphinx einer Chimäre gegenüber, befinden. Das Relief am Bauch des Gefäßes zeigt eine Blumenarabeske, wie von Lotus- und Granatblüthen zwischen sechs Thieren, je einer Sphinx, einem Panther und einem Hirsche. Ein ähnliches in Cometo befindliches Gefäß ward im vorjährigen Kunstblatt 1825. S. 199 angeführt.

11. Aehnliches Gefäß ohne Henkel, in der Bartholdyschen Sammlung zu Rom. Die äußersten der neun umlaufenden Reliefsfiguren sind schreitende nackte Jünglinge, welche lange oben gekrümmte Stäbe tragen. Den vordersten folgt eine langbekleidete Flügelfrau, der mit einem in jeder Hand von ihr gehaltenen Kranze die Benennung einer Nike wohl zukommt. Abgewandt vor ihr sizt auf einem Thron mit Fußgestell ein langbekleideter Mann, dem die nächste nackte zuschreitende Figur einen langen dreyzackigen Stab übergibt, der wenigstens durch schräge Seitenzacken von der Form des Neptunischen Dreyzacks verschieden ist. Auf ihn folgt eine langbekleidete Figur, welche einen Kranz hält, eine nackte mit langem Krummstab, wie vorher, und wiederum eine langbekleidete mit länglichem undeutlichem Geräth. Eine merkwürdige Figur bleibt übrig, es ist die eines nachfolgenden Centauren, der einen langen Lorbeerstamm hält.

Dieses Verzeichniß dürfte ohne große Mühe künftig sich vermehren lassen, da Gefäße der beschriebenen Art in der That nicht selten zu seyn scheinen und nur wegen ihrer stumpfen und unverständlichen Bilder unbeachtet zu bleiben pflegen; inzwischen werden diese überdieß trockenen und unverarbeiteten Notizen einstweilen genügen, um die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auf eine Klasse so völlig unbekannter als ächt etruskischer Werke zu schärfen und um außerdem wenigstens den Kreis von Vorstellungen zu bezeichnen, der, wie es scheint, in enger Abgeschlossenheit auf allen ähnlichen Gefäßen wiederkehrt. Von mythischen Vorstellungen hat sich bisher auf ihnen wenig (etwa Nro. 11.) gezeigt, von Bildern des Alltagslebens gar nichts, dagegen fast durchgängig Festesbeziehungen dargestellt und selbst wenn diese hie und da (wie Nr. 2.) gymnastischer Art seyn sollten, durch mythische und mystische Symbole, nächst Sphinxen und Greifen, Binden und Granatäpfeln auch Schwäne und Kantharen, auf die Feyer religiöser Feste beschränkt werden. In einigen der beschriebenen Gefäße, (wie in Nro. 3.) könnte man sogar mit Wahrscheinlichkeit Einweihungen erkennen. In einzelnen Götterbildern zeigen auch die Henkel der früher erwähnten größeren Gefäße ähnliche Beziehungen; außer den beschriebenen ließen sich aus dem neulichen florentinischen Zuwachs am Henkel eines schwarzen Kruges ein männlicher Kopf, einem weiblichen gegenüber, und vom Henkel zweyer, ebendaselbst befindlichen tiefen Näpfe (Urne) eine weibliche Figur anführen, die zwey Panther (obwohl ungeübtem Blicke zwey Kinder) hält und mit

Digitized by Google

Vergleichung dreyer in römischen Sammlungen befindlicher Terracotten und einer Glaspaste im Besitz des Referenten als unterirdische Göttin nachweislich ist. Man könnte glauben, diese Gefäße, die wir bis jezt nur aus dem Boden von Clusium und Tarquinii kennen, habe an beyden Orten der altgriechischen Sitte von Gräbervasen nach der Eigenthümlichkeit etruskischer Sitte gedient, in Clusium bey ausgebreiteter Technik irdener Bilder vorzugsweise, in Tarquinii neben den zu gleichen Bestimmungen häufiger angewandten bemalten Gefäßen, deren Sitte auch durch jene dort nicht seltenen, aber in Etrurien fast nur dort häufig und ausgedehnt, außerdem einmal (Gori M. E. III. 6) bey Clusium vorgekommenen Wandmalereyen, als inländisch bekräftigt wird; dafür geben noch die mehrfachen bacchischen Andeutungen einen Wink, die sich hie und da auf den Reliefgefäßen (z. B. dem Kantharus Nro. 3.) und häufig auf den bemalten Gräbervasen von Tarquinii vorfinden, während sie aus dem Bilderkreis der Todtenkisten ausgeschlossen sind. Es ist uns unbekannt, ob Todtenkisten der bekannten Volterranischen Art je in Tarquinii gefunden wurden; in Clusium mochte die Nähe von Perugia und Volterra sie später einführen, was auch durch die dort und fast nur dort vorzugsweise allgemeinen Todtenkisten von gebrannter Erde eine Bestätigung erhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aegyptische Alterthümer.

Catalogue raisonné et historique des antiquités découvertes en Egypte par M. Joseph Passalacqua, de Trieste, orné de deux planches. Prix 6 Francs. A Paris, à la Galerie d'Antiquités Égyptiennes, passage Vivienne. No. 52. 1826.

Im December 1823 machte der Reisende Passalacqua aus Triest in der Nekropolis von Theben eine der denkwürdigsten Entdeckungen, zu welchen bisher die mit wissenschaftlichem Eifer betriebenen Nachgrabungen in Aegypten verholfen haben. Gutes Glück und ein vortrefflicher Takt zu dergleichen Nachsuchungen öffneten ihm eine unversehrte Grabkammer, die den ringsumher angerichteten Verheerungen der Perser, Macedonier, Römer, Araber, Türken und Christen entgangen war.

Die Grabkammer, 4 Fuß hoch, 5 Fuß 6 Zoll breit, 9 Fuß 6 Zoll tief, und gerade groß genug, um die darin befindlichen Gegenstände zu fassen, hatte in ihrer Mitte drey große hölzerne Särge schachtelförmig in einander, in deren innerstem die Mumie lag. Zu beyden Seiten; rechts ein Stierkopf, vier große irdene Gefäße, neben dem ersten, zwey hölzerne Stäbe und vor demselben alle Knochen vom rechten Buge u. a. m. des Ochsen, daneben zwey große irdene Geschirre neben einander, voll von einer Art kleiner Kuchen von schwärzlichem Teig; die Sycomorenästchen, worauf sie ruhen, sind merkwürdig gut erhalten. Zwischen diesen beyden Geschirren und einem dritten, das eben so verziert war und ganz vorne stand, war eine kleine Holzbildsäule einer aufrechtstehenden Frau. — Links ein ähnliches Bildsäulchen zwischen zwey Barken. — Zwischen dem Ende des großen Sarges und der Wand war Raum für ein Kopfkissen. Die (männliche) Mumie trug eine kleine hölzerne Bildsäule auf dem Herzen.

Der Stierkopf war nicht einbalsamirt, auf ihn sollten alle dem Todten bestimmte Leiden abgewendet werden. Die Knochen des Bug's waren ein gewöhnliches Opfer. Die Stäbe sehen aus, wie die Priesterstäbe in mehreren Gräbern Thebens; die Gefäße waren voll Nilwasser, wie der inwendig angesezte Schlamm zeigt. Das Wasser sowohl als die Geschirre mit Kuchen scheinen die Verwandten des Verblichenen als Bewährung ihrer frommen Enthaltsamkeit beygesezt zu haben; während der vierzig oder sechszig Trauertage, vom Sterbe- bis zum Begräbnißtage berichten Herodot und Diodor von Sicilien, enthielten sich des Verstorbenen Verwandte des Weins und aller wohlschmeckenden Speisen. Die beyden Bildsäulen scheinen die Gattin und Tochter des hier beerdigten vorzustellen. Des Kopfkissens bediente er sich ohne Zweifel bey Lebzeiten.

Die beyden Barken sind aus Sycomorenholz geschnitten, gemalt, haben ihre völlige Ausrüstung, und oben darauf sind Figuren. Man bekömmt hierdurch zum ersten Mal einen Begriff von der ältesten Nilschifffahrt. Die eine Barke gibt ein Bild von denen, welche zum Transport der Mumien von der einen Stadt zur andern dienten, die andre ist das Specimen eines altägyptischen Reiseschiffes. Beyde stellen einen Leichenzug zu Wasser dar. Die Mumienbarke ward gezogen und wurde nicht durch Ruderer in Bewegung gesezt — um den Todten nicht zu stören; dem Glauben der Aegypter zufolge blieb die Seele im Körper bis zu dessen völliger Auflösung. Mitten in der Barke liegt die (männliche) Mumie auf einem Ruhebett, vor der Sonne geschüzt; verzweiflungsvoll breiten zwey Frauen ihre Arme darüber aus; vier Priester ruhen auf der Erde um das Sopha, ein fünfter liest die Leichenrede; der Opferer schlachtet den gebundenen Stier.

Die Bauart der Schiffe ist von Passalacqua mit großer Klarheit beschrieben; wir bemerken nur, daß die Männer auf den Barken rothe, die Frauen und die Mumie gelbliche Gesichtsfarbe haben, so wie häufig auf

Digitized by Google

altägyptischen Gemälden; und daß aus mehreren Umständen sich zu ergeben scheint, die Mumie sey die eines Oberpriesters aus einer Stadt oberhalb Thebens.

Die drey Särge verdienen wegen ihrer Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von allen früher gefundenen auszeichnen, eine besondere Aufmerksamkeit. Man erstaunt, wie gut sich die Malerey erhalten hat; die Seiten geben acht Mal die Zeichnung einer Privatwohnung mit Thoren, Säulen, Pfeilern, Balkons, Fenstern u. s. w. mit bizarrer Farbenvertheilung — eine Zeichnung einzig in ihrer Art unter den Resten des Alterthums. Die sinnbildlichen Darstellungen von bekannten und unbekannten Gegenständen, und die Hieroglyphen scheinen über wichtige Punkte Aufschluß geben zu können. Die Hieroglyphenschrift des obersten Sarges geht offenbar auf der einen Seite von der Rechten zur Linken, auf der andern umgekehrt; (immer vom hinteren Ende des Sarges an) durch die Stellung der Thiere wird dieß ganz und gar deutlich, in der Farbenvertheilung findet dasselbe Verhältniß statt. Auch in dem Anzuge der Mumie war viel Ungewöhnliches, was sich durch den Rang des Individuums und den weiten Transport erklären läßt. Die Mumie selbst zerfiel beym Wegbringen, wahrscheinlich in Folge einer zu spezereyenreichen Einbalsamirung.

Gerade so wie Passalacqua die Gegenstände in der Grabkammer vorgefunden und pünktlich in derselben Ordnung sind sie jezt in Verein mit seiner sonstigen reichen Sammlung zu Paris ausgestellt. Das einzige Stück, welches er bisher aus seiner bedeutenden Sammlung von Handzeichnungen bekannt gemacht hat, ist die Façade des obern Sargs, wie sie beym Eintritt in die Höhle zu sehen war. Mit größter Genauigkeit hat Passalacqua schon das vorzüglichste aus seiner Sammlung abgezeichnet, und wird alles in Kurzem herausgeben.

Die ganze Sammlung des verdienstlichen Reisenden ist von den befugtesten Kunstrichtern und Naturkennern in Paris gewürdigt, und mit Hülfe derselben der vorliegende gelehrte Katalog, eine Reihe wissenschaftlicher Dokumente, gegeben worden. Den Theil, welcher den Cultus angeht, hat Dubois ausgearbeitet, welcher durch die Zeichnungen in Champollion's Panthéon égyptien bekannt ist; auch Privatleben, Leichenwesen, Handschriften sind dabey in Anschlag gebracht. Was Mineralogie angeht, hat Brogniart behandelt; beyde St. Hilaire und Latreille die Zoologie; Vauquelin, Darcet, Le Baillif und Julia Fontenelle die Chemie; Jomard, Mérimér und Brogniart haben über mehrere Werkzeuge, so wie über Kunst- und Gewerbs-Erzeugnisse geredet; Reinaud über arabische Inschriften; de Verneuil und Delattre über Mumien und die Arten der Einbalsamirung; Champollion-Figeac über das Archäologische und die Chronologie.

Ref. hebt einstweilen zwey Punkte hervor, welche ihm einer besonderen Aufmerksamkeit würdig schienen:

1. Der gelehrte Botaniker C. Kunth findet in den von Passalacqua mitgebrachten Früchten und Pflanzen einen Beweis, daß die Vegetation der uralten Zeit mit der gegenwärtigen völlig identisch ist, daß sich nach so vielen Jahrhunderten keine Veränderung in Form und Bau der Pflanzen zeigt, und weist für Aegypten die Unstatthaftigkeit einer, wie so viele gewagte Annahmen, mit Eigensinn festgehaltenen Ansicht nach.

2. Letronne, Mitglied des französischen Instituts, erklärt mit bewundernswürdigem Scharfsinn einige handschriftliche Denkmäler der von Passalacqua mitgebrachten Papyrusrollen, unter andern ein griechisches Empfehlungsschreiben aus der Lapidenzeit (es ist lithographirt im Kataloge mitgetheilt).

Besonders neu sind auch Passalacqua's Entdeckungen über die Art, wie man die Mumien zurechtlegte, über das Einwickeln derselben u. a., wie auch auf die Beschreibung mehrerer unter den 1620 verschiedenen in der Sammlung niedergelegten Gegenständen.

D.

P a r i s.

Die bedeutende Anzahl von Kupferplatten, welche der am 5. März 1826 verstorbene Historienmaler und Kupferstecher C. P. Landon hinterlassen hat, meist zu den von ihm herausgegebenen Werken, Annales du Musée (40 Bde. in 8.) Numismatique d'Anacharsis und den von ihm begonnenen: la Galerie de S. A. R. Madame la Duchesse de Berry, le Musée du Luxembourg; les Prix décennaux — gehörig, werden nun sammt den dazu gehörigen Exemplaren des Textes öffentlich verkauft.

Davids großes Gemälde, der Raub der Sabinerinnen, ist von Roph. Urbain Massard gestochen worden und das Blatt so eben erschienen. Es kostet vor der Schrift 240 Fr.; auf chinesisches Papier 280 Fr. Mit der Schrift 120 Fr.; auf chines. Pap. 140 Fr.

In einigen Exemplaren bittet man folgendes zu berichtigen:

Nro. 97. Sp. 7. Z. 13. v. u. lies: du lac statt: des lac.
Ebendas. Sp. 8. Z. 7. v. o. l. das st. was.
Ebendas. Sp. 8. Z. 22. v. o. l. könnte st. könnte.

Nr. 99.

Kunst-Blatt.

Montag, den 11. December 1826.

Aus Berlin, November 1826.

So eben hat eine fünf Bogen starke Schrift mit zwey Steindrucktafeln in groß Quart unter dem Titel: Jupiter Imperator in einer antiken Bronze des königlichen Museums der Alterthümer zu Berlin. Eine archäologische Vermuthung von Konrad Levezow, — die Presse verlassen, wird aber leider nicht in den Buchhandel kommen, sondern als Geschenk vom Verfasser vertheilt werden.

Anfangs dieses Jahrs ward nämlich im Dorfe Lichtenberg eine Viertel Meile von Berlin, zufällig beym Lehmgraben unter Urnenscherben eine fünf und einen halben Zoll hohe Figur aus Erz gefunden und vom Finder der königl. Antiken-Sammlung überlassen, deren Direktor Herr Levezow ist. Die Figur ist vollgegossen, von hellem gelben Metall, mit einem braungrünlichen Roste überzogen und bis auf wenige zerfressene Theile, gut erhalten. Beym ersten Anblick hat dieses Werk ein sehr modernes französisches Ansehen und erinnert an Statuen aus Louis XIV. Zeiten; man wird sich aber bey näherer Betrachtung und Untersuchung jedoch bald überzeugen, daß es ein Werk des Alterthums ist, wenn gleich auch nicht aus den guten Zeiten römischer Kunst.

Die Figur stellt einen römischen Feldherrn oder Krieger dar, mit unbedecktem, bärtigen Haupte, im Panzer, unter welchem noch oberhalb der Knie die Tunika hervorragt. Die Beine sind mit Halbstiefeln geziert. Unter den Schulter- und Oberarm-Bedeckungen ragen durch den Panzer die kurzen Aermel der Tunika hervor. Auf der linken Schulter ruht eine kurze und schmale Chlamys. Der rechte Unterarm ist etwas in die Höhe gehoben und die geschlossene Hand hält entweder ein Schwert oder eine Lanze; zweifelhafte Bruchstücke sieht man in der Hand. Auch die Linke hielt augenscheinlich irgend einen Gegenstand. Interessant ist eine doppelte Plattirung und wir wollen mit des Verfassers eigenen Worten solche beschreiben. „An dem Panzer zeigen sich ganz deutlich die noch vorhandenen Ueberbleibsel einer zwiefachen, sehr künstlichen Plattirung. Der größere Theil dieses Waffenstücks, welcher die Brust und den Bauch bedeckt und mit vertieft eingegrabenem Laubwerk und Schnörkeln verziert ist; ferner die unterhalb zum Schutz der Oberschenkel von dem Panzer herabhangenden breiten Riemen sind mit einem dünnen Plättchen rothen Kupfers überzogen gewesen, wie noch der größte Theil des auf dem Vorderleibe erhaltenen Ueberzuges zu erkennen gibt. Ob sich daran eine Art Vergoldung befunden, ist jezt nicht mehr an dem, was davon erhalten ist, zu entdecken, doch bey dem Mangel aller Spuren kaum wahrscheinlich. Hingegen die über die Schultern sich wölbenden und herabbiegenden, rund ausgeschweiften Theile; ferner, der auf ähnliche Weise ausgeschweifte Saum unter dem Bauche und über den Hüften zeigen noch ganz deutlich die Ueberreste eines dünnen Silberplättchens, mit welchem sie vormals überzogen waren. Diese doppelte Plattirung war, wie die Reste noch lehren, sehr fein und geschickt über die bauchigen Formen der angedeuteten Panzerstücke an den benannten Körpertheilen befestigt. Da sich diese Art von Plattirung an bronzenen Figuren nur selten, und noch seltener in dieser doppelten Mischung des rothen Kupfers und des Silbers findet; so gibt sie dem in Rede stehenden Denkmale des Alterthums einen desto höhern artistischen Werth."

In diesen ganz augenscheinlichen Beweisen eines sorgfältigern Schmucks und einer gewissen besondern Auszeichnung, welche diesem kleinen Bilde gegeben zu seyn scheint, glaubt Hr. Levezow sich nun berechtigt, nicht auf einen gemeinen Krieger, sondern auf die Darstellung eines Befehlshabers, ja eines Imperators schließen zu dürfen. Hr. Levezow suchte unter den Köpfen der römischen Kaiser von Antonin bis Diocletian hinab — welcher Periode die Bronze zugezählt wird — Gesichtsähnlichkeiten auf, ohne jedoch eine zu finden und sagt nun: „Die Formen des ganzen Kopfs sind, wie der Augenschein lehrt, durchaus nicht die Porträtformen eines bestimmten historischen Individuums. Der ganze Schnitt des Gesichts, insbesondere aber die Bildung der Stirn, — — — endlich die mähnenartige Haartracht, welche das

Digitized by Google

Gesicht in großen Lockenmassen umfaßt, und die nach hinten zu sich merklich erhebende Wölbung des Schädels, mit einer schlichten gekämmten Lage bedeckt; die Gestalt des Bartes um Mund und Kinn, alle diese charakteristischen Formen geben gleich beym ersten, genauern Anblicke die triftigste Veranlassung, nicht blos eine große Aehnlichkeit, sondern vielmehr eine sehr genaue Uebereinstimmung zwischen diesem Kopfe und dessen Gesichtszügen, und der idealen Kopf- und Gesichtsbildung Jupiters anzuerkennen. Eben so scheint die kurze, schmale, über den Arm geschlagene Chlamys ein neuer Beweisgrund, daß hier nicht an einen bestimmten römischen Feldherrn zu denken sey; da diesem das größere Paludament schwerlich gefehlt haben dürfte. — — — Wem sollte wohl der Gedanke an einen römischen Jupiter Imperator fern bleiben können, da die Schriftsteller auch dieser dem römischen Genius so nahe liegenden, besonderen Modifikation ihres kapitolinischen Optimus Maximus mehr als einmal ausdrücklich erwähnen? „Hr. Levezow will jedoch, daß bey dieser besondern Benennung an eine engere Begriffs-Sphäre des Worts Imperator gedacht werde, nicht aber an die so weit umfassende des Worts in der ursprünglichen Bedeutung eines höchsten, allgemeinen Herrschers und Lenkers aller göttlichen und menschlichen Dinge und meynt, daß „dieses schon der Umstand lehre, daß dergleichen besondere Benennungen, wenn sie sich bey Griechen und Römern, zumal mit einem besondern Kultus verbanden und demzufolge besondere Versinnlichungen in plastischen Darstellungen für den Bedarf desselben veranlaßten, oder auch nur zum Denkmal des besonderen Ereignisses, worauf sie sich beziehen, dienen sollten, auch immer ihre besondern Veranlassungen hätten, und neue, spezielle Modifikationen des allgemeinern Begriffs, oft nur für einen besondern Ort, erzeugten.“ Der Verfasser entwickelt nun mit seinem bekannten Scharfsinn die Idee eines Jupiter Imperator ausführlicher, stellt Vermuthungen über den nach Rom, aus dem eroberten Präneste im Jahr der Stadt 375 verpflanzten Jupiter Imperator auf, belegt mit Stellen aus den alten klassischen Autoren, vergleicht d i e s e n Jupiter mit dem Urius, der nach einer Stelle im Cicero mit jenem gleichbedeutend seyn soll und beweist nun mit vielem Scharfsinn, großer Gelehrsamkeit und unterstützt mit gewichtigen Gründen, daß es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn möchte, „daß in jener Stelle Cicero's in dem Worte Imperatoris und Imperatorem, entweder ein sehr alter Schreibfehler stecke, der sich wahrscheinlich durch alle Handschriften der verrinischen Reden Cicero's fortgepflanzt hat, da sich, was freylich auffallend ist, keine Verschiedenheit der Lesart aus derselben darbietet; oder daß Cicero hier ganz ungewöhnlich und mit gewagter Vermischung zweyer zwar verwandten, aber doch auch durch die Verschiedenheit ihrer Sphäre wesentlich geschiedenen Begriffe, die lateinische Benennung Imperator an eine ursprünglich griechische Gottheit knüpft, für die er bis dahin keinen völlig entsprechenden Namen unter den Römern gefunden hatte.“

Hr. Levezow geht nun alle von Gruter, Grävius, Chishull u. s. w. vorgeschlagenen Verbesserungen und Erklärungen des Ciceronischen Imperator durch, sucht das Unhaltbare derselben zu beweisen und meynt, daß dieser Gegenstand bis jezt mehr von philologischen Kritikern als von archäologischen Kunstkennern besprochen und abgeurtheilt worden sey und er es also nicht hätte vermeiden dürfen, denselben hier nun von archäologischer Seite näher ins Auge zu fassen, und indem Hr. Levezow nach den so begründeten Einwürfen gegen diese Stelle bey Cicero für die problematische Gestalt des Jupiter Imperator im gegenwärtigen Falle keinen Gebrauch zu machen sich als berechtigt ansieht, will er sich „allein an den Namen des uralten Jupiter Imperator von Präneste halten, der schwerlich ein Wind- und Meergott seyn konnte, da Präneste nicht am Meere, sondern mitten im Lande lag, und folglich dem Gotte seinen Namen von einer andern Veranlassung, gewiß einer kriegerischen, gegeben haben wird. Denn so bleibt wenigstens die große Wahrscheinlichkeit übrig, daß die dem römischen Sinne angemessenere Gestalt des Jupiter Imperator in späteren Darstellungen wirklich in dem Kostüm eines römischen Feldherrn mit dem Kopfe und den Gesichtszügen Jupiters bestanden und sich also fortgepflanzt habe; wozu das aus dem kriegerischen Präneste stammende, alte latinische Bild eines bewaffneten Kriegers, die ersten Grundzüge geliehen haben mochte.“ Und diese angemessene Gestalt in der Charakteristik der in dem Werke abgehandelten Bronze wieder zu finden, glaubt Hr. Levezow sich mit vollem Rechte befugt, will jedoch es auch noch allen denen anheimstellen, welche dieser Deutung keinen unbedingten Beyfall geben, in dieser Bronze vielleicht eine Darstellung des vergötterten Romulus als Quirinus zu finden, welche Ansicht bey der idealen Gesichtsbildung der Figur, nicht gar weit entfernt liegt. Auch diese Vermuthung führt Hr. Levezow auf eine interessante Weise weiter aus. Endlich wird noch die Frage erörtert, wozu dieses kleine Bild, sey es ein Jupiter Imperator oder ein Quirinus, ursprünglich bestimmt gewesen und wie es nach der Mark Brandenburg gekommen seyn möchte. Als eine Kriegsbeute eines alten Germanen, der vormals bey dem jetzigen Lichtenberg seine Heimath hatte, aber dort seinen Tod fand, sieht Hr. Levezow es an. Gebraucht mag es seyn als Spitze eines Vexills, auch könnte es ehemals in dem Sacrarium eines römischen Lagers, oder eines Gränzkastells in Germanien befind-

Digitized by Google

lich gewesen seyn, woraus es bey einem Ueberfall der Germanen geraubt worden, u. s. w.

Als Schluß finden wir dem Werke noch Bemerkungen über die Titelvignette beygefügt. Solche stellt die Abbildung eines sehr schönen Cameo in Onyx der königl. Sammlung dar. Es ist ein stehender Adler mit ausgebreiteten Flügeln, wie er häufig als Begleiter und Diener Jupiters erscheint. Hier entbehrt er des Blitzes und hat wohl als spangenartige Zierrath gedient, um die Zipfel eines Mantels oder andern Gewandes zusammenzufassen und festzuhalten, denn er ist der Länge nach durchbohrt, damit vielleicht eine Schnur durchgezogen werden konnte.

Die beygefügten Steindrücke haben wir öfters mit dem Original zu vergleichen Gelegenheit gehabt; sie sind treu und geschmackvoll gearbeitet und würdig ein im Uebrigen auch elegant ausgestattetes Buch zu zieren. Mit dem Tadel möchten wir aber schließen, daß es als eine nicht zu rechtfertigende Art Egoismus vom Verfasser erscheint, eine so allgemein ansprechende, belehrende und interessante Abhandlung nicht in den Buchhandel geben zu wollen, sondern dieselbe gleichsam als Manuscript zu betrachten und allein nur an Freunde und Bekannte zu verschenken. Hier wäre vielleicht der einzige mögliche Fall, wo wir den Nachdruck gestatten und denselben das Wort reden würden! —

Dr. D — w.

Kunst in Tübet.

Die im Abendlande so häufige Trennung zwischen geistlichem und weltlichem Regiment ist den meisten Staaten des Morgenlandes unbekannt. Wie in den ältesten Zeiten durchdringt die Religion noch heutigen Tags alle Verhältnisse des Lebens, alle Erzeugnisse der Literatur und Philosophie, alle Gestalten der bildenden und zeichnenden Künste. Vorzüglich aber ist die Kunst Dienerin der Religion; in dem vom Priester genau bezeichneten Raume fest gebannt, ist es ihr unmöglich, sich auf den Schwingen der Phantasie in das Reich des Schönen, welches von abenteuerlichen, die Versinnlichung der Ideen blos bezweckenden Formen unabhängig ist, zu erheben und Gebilde zu erzeugen, die den Namen wahrer Kunstwerke verdienten.

In China gestalteten sich ganz eigenthümliche den Sitten des Abendlandes wie dem theokratischen Regimente des Orients fremde Verhältnisse. Der älteste auf Naturanschauung fußende Polytheismus, die Verehrung des Himmels und der Erde verschmähete jede Versinnlichung der Naturkräfte; die Bildhauerkunst, wie die Malerey, wurden wie die andern gemeinen Künste dem bürgerlichen Leben überlassen; schon daraus ließe sich abnehmen, daß die Malerey bey den Chinesen in den frühesten Zeiten einen hohen Grad von Ausbildung erhalten haben mußte, weil alle Schriftzeichen anfänglich blos eine Darstellung des benannten Gegenstandes gewesen sind, wie das Morrison in seiner Vorrede zum chinesischen Lexicon recht deutlich bewiesen hat. Viel sicherere Andeutungen haben wir aber in den heiligen klassischen Büchern, in den Kings. In dem Chou-King heißt es: einst träumte dem alten Kaiser Kaouthung, daß Gott ihm einen würdigen Beystand, d. h. einen Staatsminister geben werde. Er hielt die Erscheinung fest, ließ sie aufzeichnen und im ganzen Lande nach dem Manne suchen, der dem Bildnisse gleiche. Fuh-gue sah der Erscheinung ganz ähnlich und ward zum Minister erhoben, einer der berühmtesten Staatsmänner des ganzen Alterthums (Morrison Dictionary of the chinese language I. 863). Wie vieles andere, so ward auch das Verhältniß der Kunst zum bürgerlichen Leben durch die Verbreitung des Buddhaismus gänzlich umgestaltet. Nach der Christlichen hat wohl keine Religion, sagt Klaproth, mehr zur Veredelung des Menschengeschlechtes beygetragen, als die Buddha-Religion, welche (wahrscheinlich gegen 1000 v. Ch. G.) ihren Ursprung in Indien diesseits des Ganges genommen und sich von dort aus, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Indier, Tübetaner und Chinesen gegen 60 unserer Zeitrechnung nördlich von Indien zu verbreiten begann, weit später in's innere Asien. Vom Imaus an erstreckt sich ihre Herrschaft bis zum stillen Ocean und über Japan hin. In Mittelasien hat sie aus rohen Nomaden moralische und milde Menschen gemacht, und selbst das südliche Sibirien hat ihren wohlthätigen Einfluß empfunden. (Abel-Rémusat Recherches sur les langues tartares I. 288). Vorzüglich ward Tübet, nachdem es zum Sitz des Dalai-Lama auserkohren war, der Mittelpunkt der Anbetung des in verschiedenen Ländern und Sprachen verschieden benannten Buddha, Dherma Radsa, Mahamum, Dschakdschamuni, Schige-muni, Godama, Godma, Put, Fo u. s. w. Hier werden eine außerordentliche Menge von Idolen verfertigt und über ganz Asien verbreitete Kunst- und Handwerke sind deßhalb, wie es in einer chinesischen Beschreibung Tübets heißt, hier zum höchsten Grade der Verfeinerung gelangt, ausgehauene und geschnitzte Abbildungen von Menschen und Pflanzen sind sehr ähnlich nach der Natur (Timbowski Reise nach China II. 188 nach der deutschen Uebersetzung); auch machen die Götzenbilder einen vorzüglichen Theil des Tributs aus, den der zinspflichtige Dalai Lama und sein erster Minister, Bangtschang Erdeni genannt, jährlich nach Peking senden. Zwey Abbildungen solcher Idole finden sich im dritten Band der angeführten Reise, mitgetheilt und

erläutert von A. N. Olenin, Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Künste zu Petersburg. Mit Recht glaubt der Herr Präsident, daß die zwey Abbildungen für die Leser der Reise nach China sehr nützlich seyen. Sie machen nicht allein mit der eigentlichen Gestalt, die man dem Götzen Buddha oder Schakamuni beylegt, bekannt, sondern gewissermaßen auch mit dem Grade der Geschicklichkeit in den Künsten der Tübeter, Chinesen und Mongolen (III. 414). Vor Kurzem aber haben wir durch den unermüdlichen Reisenden Moorcroft, der, wie die neuesten Nachrichten melden, jetzt leider gestorben ist, über die Kunst in Tübet äußerst interessante Notizen erhalten. (S. Bulletin universel des sciences géographiques 254 ff.)

Der Sekretär der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta las in der Sitzung am 2ten November 1825 einen Brief des Hrn. Moorcroft vor, worin derselbe unter andern bemerkt: Tübet scheint zu allen Zeiten den Vertriebenen der verschiedenen Religionen eine sichere Freystätte gewährt zu haben. Ich selbst war Zeuge von der Gleichgültigkeit, womit die verschiedenen Sekten der Lamas den Uebertritt eines Gliedes ihrer Sekte zum Mahomedanismus betrachten; wenn die christlichen Missionäre sich mit dem Predigen ihrer Religion zu Laspa begnügt und nicht gesucht hätten, das Volk gegen die Staatsreligion aufzureizen, wären sie sicherlich nicht vertrieben worden. Diesem Schreiben waren mehrere gestochene stereotypische Figuren (gravures stereotype) *) beygefügt; die einen stellten die mythologischen, die andern wirkliche Personen dar, ein kleiner Theil der Sendung bestand auch in Federzeichnungen von derselben Manier. Diese künstlerische Arbeiten lehren uns die Zeichenkunst in Tübet auf einer Höhe kennen, von der man bis jetzt auch nicht die mindeste Ahnung gehabt hatte.

Man sieht den Dalai-Lama auf einer Art curulischen Stuhls sitzend; seine Gestalt ist voll Anmuth und auch die Draperie ist gut gedacht und ausgeführt. Zu seinen Füßen liegt eine Figur auf den Knieen und über ihm zeigen sich zwey Gottheiten in den Wolken, wovon die eine mit einem Heiligenschein versehen ist. Die Ausführung dieser drey Figuren ist ebenfalls gelungen zu nennen. Man sieht auch einen schönen Lama von einer Menge Figuren umgeben, das Ganze ist, wie der Bericht sagt, wundervoll gearbeitet. Was aber in Beziehung auf Composition über Alles gehen soll, ist der Tod Schigomunis. Der Heilige ist von mehrern Gestalten umgeben, die den Schmerz auf mannichfache Weise ausdrücken. Diese Skizzen sollen durch ihre Freyheit und Leichtigkeit an den Homer von Flaxmann, — freylich in einem etwas untergeordnetern Grade — erinnern. Nach der Aussage des Reisenden sind diese Zeichnungen die mittelmäßigen Arbeiten einheimischer Künstler; die vorzüglichen sind für vielen fremden sehr schwer zu erlangen, sie befinden sich großentheils in den Tempeln und in den Wohnungen der Reichen.

C. F. Neumann.

*) Es ist nicht deutlich, ob dieß von Kupferstichen oder Holzschnitten zu verstehen, und in wie fern sie stereotyp genannt werden. Wahrscheinlich im Bezug auf religiösen Gebräuche.

Red.

Verzeichniß der zu Stein am Anger ausgegrabenen römischen Inschriften.

(Aus einem Briefe des Professor Bittnitz an Professor Bäsching.)

(Fortsetzung.)

VI.

BEATIDUNE D' N' CONSTANTIS VICTORIS
AC TRIUMFATORIS SEMPER AUG.
PROVISA COPIA QUAE HORREIS DEERAT
POSTEAQUAM CONDENDIS HORREA DEESSE
COEPERUNT,
HAEC VULG' RUFINUS V. C. PRAEF. PRAET
PER SE COEPTA.
IN SECURITATEM PERPETEM REI ANNONARIAE
DEDICAVIT.

VII.

D. M.
C. JUL. JULIANI
VET. LEG. XIIII. G.
AN. LX. ET TULLIAE
FLORININAE
AN. JULIA FLO-
RA. FILIA ET HE
RES. PAC. CUR.

VIII.

MARCIAE.
MARCELLINAE
AN. L. AELIA
AVENTINA
EX TESTA ME
NTO PAC.
CURAVIT.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. December 1826.

Etruskische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

Steinbilder.

Wir hatten es bis hieher verschoben, von den Steinarbeiten der Etrusker zu reden, indem wir ernstlichen Zweifel hegen, ob jener Kunstübung ein gleich hohes Alter zugestanden werden kann, als den Bildwerken von Metall und von gebrannter Erde. Dem allbekannten Bemühen der Kunstgeschichtschreiber zum Trotz, welche früher alles Alterthümliche Etruskisch zu nennen, später Stückweise eins und das andere Marmorwerk den Etruskern abzustreiten und den alten Griechen zuzuwenden begehrten, möchten wir es gegenwärtig ziemlich entschieden aussprechen, daß von etruskischen Rundbildern in Stein weder ein Ueberrest noch auch ein Zeugniß übrig geblieben ist, daß die Reliefs von demselben Material zwar zahlreich sind, aber mit Ausnahme von zwey oder drey Votivtafeln und von wenigen gräcisirenden Säulenbasen sich auf jene, der altetruskischen Sitte von Tarquinii fremden, Todtenkisten beschränken, ja daß, wenn die Arbeit dieser Todtenkisten, trotz sehr verschiedenen Kunstwerths, noch nirgends ein höheres Alter entschieden aussprach, auch die eingegrabenen Bildwerke in Edelsteinen ihrer fast durchgängig sehr untergeordneten Arbeit wegen keine hinlängliche Ansprüche auf höheres Alter zu machen haben. Die Behauptung, die wir durch Zusammenstellung dieser Thatsachen bezwecken, würde zweifelhafter seyn, wäre wenigstens das Relief zu einer weitern Anwendung gekommen, wie sie sich nach Aufdeckung so vieler etruskischer Gräber am natürlichsten in einer Masse kleiner Votivtafeln zeigen würde; statt dessen können die angedeuteten zwey großen länglichten Tafeln im Museum von Volterra und im Hause Buonarotti zu Florenz (Gori M. E. III. 18, 1. 2), leztere mit etruskischer Inschrift, nur für spätere Versuche gelten, den strengeren Styl der Bronzen, dem sie sich annähern, auch im Steine wiederzugeben, und einige Säulenbasen, deren etruskische Herkunft zum Theil durch Inschrift beglaubigt wird (Gori M. E. III. 20 sq. vergl. I. 160), nähern sich dem hieratischen Styl griechischer Kunst allzusehr an, um nicht bey so vereinzelter Erscheinung lieber für Arbeiten griechischer Künstler in Etrurien gehalten zu werden. Ueberhaupt kann es nach den vorherigen Bemerkungen wohl nur die Kunstübung jener Metallarbeiten seyn, die aus zahlreichen Beyspielen unverdächtigen Alters uns eine Norm für den älteren Styl der etruskischen Kunst zu geben im Stande ist, und es wird nothwendig seyn auf sie zurückzugeben, wenn wir einigermaßen gründlich über den Kunstwerth der vorhandenen etruskischen Steinbilder urtheilen wollen. Streng genommen zeigen die Erzbilder der Etrusker uns nur zwey hervorstechende Behandlungsweisen, die für eigenthümlich Etruskisch gelten dürfen, den strengen und nach möglichster Vollkommenheit strebenden Styl jener Figuren, deren kurze Verhältnisse und derber Gliederbau, ohne Fundort, Inschrift und Besonderheiten der Tracht (wie Bulla, Tutulus und Schnabelschuhe) oft nicht geringer würden, um sie von altgriechischen zu unterscheiden, und ihm gegenüber den willkürlichen, geflissentlich fratzenhaften, der uns zahlreiche Erzfigürchen von lächerlicher Bewegung in unverhältnißmäßigen, meist langen und dünnen Formen, zurückgelassen hat. Jener erste Styl, den man füglich als einen altgriechischen bezeichnen könnte, wäre von solcher Benennung die Idee späterer Nachahmung oder ein dann und wann (Böttiger. Vasengem. II. 96. III. 130. 135) selbst auf Spiegeln, Todtenkisten und Skarabäen ausgedehnter Glaube an griechische Künstler in Etrurien auszuschließen, findet zahlreiche und berühmte Belege in den Erzfiguren und Reliefs von Perugia; der andre, dem die Aehnlichkeit sardinischer und samnitischer Fratzen Ansprüche auf die Benennung eines altitalischen sichert, hat aus allen Gegenden Etruriens die häufigsten Belege aufzuweisen und möchte, wie sich künftig vielleicht aus seiner Anwendung für bestimmte Gottheiten zeigen läßt, in der That auf älteren und ursprünglich italischen Kultus unwandelbar gegründet seyn. Die häufigen Fortunen- und Dioskurenbilder, welche wir auf den mystischen Spiegeln

eingegraben finden, zeigen dieselbe abenteuerliche Kunstmanier. Aus Gründen, die im religiösen Gebrauche dieser Geräthe liegen mochten, ist ihren Zeichnungen jener edlere etruskische Styl fremd, nicht aber ein dritter, welcher in der düstern Mitte des alten Etruriens griechische Eleganz verlangte und bey allen besseren Spiegelzeichnungen den übrigen Zeichnungen verwandter Werke im schneidenden Gegensatze und, wie es scheint, mit Ausschließung des strengen etruskischen Styls begegnet. Wir sind berechtigt alle ähnlichen Werke, die wir kennen, für Etruskisch zu halten; und ähnliche Werke von freyester, durchaus unetruskischer Art sind urkundlich aus Perugia gekommen (Chylus recueil VI. 32); überdieß ist uns außer den mystischen Cisten des altitalischen Präneste und einem vereinzelten Beyspiel aus Pozzuoli durchaus keine Kunde von Spiegelzeichnungen zugekommen, die aus andrem als etruskischem Boden hervorgegangen wären. In desto größerer Anzahl hat dieser sie geliefert, urkundlich auch gerade die schönsten derselben; diese aber betreffend, so wird man hoffentlich nicht meynen, die Reliefsfiguren des Peruginerwagens gehörten derselben Kunstübung an, welche in bekannten Spiegelzeichnungen die Geburt des Bacchus und das Schicksal des Meleager vorstellte; wenigstens sind die strengen Formen des ältesten Tempeldienstes mit religiöser Scheu und mit unerprobtem Vermögen schönerer Kunstformen wiedergegeben, hier ist dem streng gewöhnten Sinn trübsinniger Beschauer jede Anforderung entwendet, um die man ihn mit gewandter, nur unerläßlich symmetrischer Composition, und mit hochgebildetem, nur nothwendig melancholischem Ausdruck und mit zierlichen, nur nach herschender Sitte einigermaßen übertriebenen, Formen irgend täuschen konnte.

Der Maßstab dieser verschiedenen Kunstübungen kann für die Zeitbestimmung der etruskischen Todtenkisten und ihrer Reliefs nicht anders als entscheidend, obwohl für die Voraussetzung ihres hohen Alters keineswegs ersprießlich seyn. Abgesehen von den wenigen großen Sarkophagen, deren etliche, in Volterra und Toscanella befindliche, etruskische Züge in durchaus römischem Styl vorstellen, reden wir blos von den Reliefs der gewöhnlichen viereckten Aschen- und Knochengefäße, und zwar glaubt der Referent, nachdem er ihrer nun bereits an siebenhundert gesehen, mit einiger Sicherheit von den hervorstechendsten Zügen ihrer gesammten Erscheinung reden zu können. Vom edleren Styl der etruskischen Bronzen trägt keines von ihnen eine Spur; alles, was in dieser Klasse von Denkmälern vorzüglich ist, zeigt eine ungleich freyere Zeichnung. Einer Rechtfertigung wird es dagegen bedürfen, wenn wir auch den absichtlich abenteuerlichen Styl altitalischer Erzbilder in jenen oft von schreckbarer Häßlichkeit erfüllten Bildern, etwa mit Ausnahme der auch bey den besten Reliefs in verschrumpfter Verkürzung erscheinenden Todtenfiguren auf den Deckeln, ganz und gar nicht zu erkennen vermögen, denn, was in jenen Reliefs bizarr erscheint, liegt weit mehr an einer rohen Kunstfertigkeit und an einer, durch vergoldete Bronzen und grell bemalte Terracotten genährten, Vorliebe für übertriebene Formen und Bewegungen, als es irgend einer absichtlichen oder natürlichen Verläugnung der naturgemäßen Verhältnisse und Bewegungen beygemessen werden kann. Erwägen wir hiezu, daß dieselben häufigen Reliefs bey aller Rohheit ihrer Ausführung uns dennoch eine Gewandtheit der Composition zu zeigen pflegen, die uns weder aus den wenigen und durchweg sehr einfachen Erzgruppen, noch aus den ägyptisirenden und kunstlos zusammengereihten Bildern der Gefäße von schwarzer Erde bekannt oder nach freyeren Bewegungen vereinzelter Figuren derselben Kunstgattungen folgerecht erscheint, so müssen wir wohl die Dazwischenkunst noch einer andern vermittelnden Kunstübung voraussetzen und finden sie in der That ohne große Mühe in den besseren jener Todtenkisten, die, zumal wo man das günstigere Material des volterranischen Alabasters für sie auswählte, oft eine vortreffliche Composition und, neben den vorher für die Spiegelbezeichnungen zugestandenen nothwendigen Mängeln etruskischer Kunstübung, eine entsprechende Ausführung der einzelnen Figuren zeigen. Eine solche Dazwischenkunft, die im alabasterreichen Volterra allzuleichte Aufnahme fand, um nicht mit Hintansetzung der früheren übrigens homogenen Gräbersitten aufs ausgedehnteste geübt zu werden, während sie in Tarquinii so wenig Eingang erhielt, als frühere Anwendung gehabt hatte, findet noch in Vorstellungen und Inschriften Bestätigung. Bey ziemlich gleicher Ausführung der Reliefs zeigen die Urnen der Familie Cäcina, jetzt im Museum von Volterra, meist etruskische, aber auch römische Inschriften, und soll es nach diesen allen nicht auch glaublicher erscheinen, daß die Masse homerischer und thebanischer Mythen, die auf den Todtenkisten vorgestellt ist, durch griechische und gräcisirende Künstler etwa gleichzeitig mit der Behandlung derselben Mythen durch römische Dichter einwanderte, als daß die alten poesielosen Etrusker von ihrer frühsten Einwanderung an oder überhaupt in der Zeit ihrer politischen Blüthe den Homerus und die Cykliker im Urtext oder auch nur aus der zweyten Hand gekannt hätten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Blicke
auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

IV.

Ueber Mark Anton und seine Genossen; als Beytrag zur Characterisirung der römischen Schule.

Nachdem in einem früheren Aufsatze der Männer gedacht worden, welche in ihrem heiteren Gesammt-Vereine die römische Schule bildend, Italien und Frankreich mit umfassenden Maler-Werken verherrlicht haben, so sind noch — um von dem Wirken und Walten dieser Schule ein vollständiges Bild aufzustellen, hier jene Künstler zur Sprache zu bringen, welche durch Werke des Grabstichels, zu der Fortpflanzung und dem Ruhme dieser klassischen Schule so ausgezeichnet viel beygetragen haben. Es würde aber gleichwohl zu gewagt seyn, das was von dieser untergeordneten Gattung geleistet worden, dem großen Gesammtbilde jener Schule als ein Integrirendes einzureihen — wenn nicht Rafaels unmittelbares, mit Liebe und Sorgfalt fortgesetztes Einwirken auf diese Leistungen nachgewiesen werden könnte. Dieses ist nun aber durchaus, und zwar in einem so hohen Grade der Fall, daß die besten dieser Werke des Grabstichels, man kann recht eigentlich sagen — unmittelbar aus Rafaels Werkstätte hervorgegangen sind, und ein höchst wesentliches Supplement zur umfassenden Kenntniß dessen bilden, was er gewirkt und gewollt hat. Denn nicht nur die allgemeine Verbreitung des in Rafaels öffentlichen Werken enthaltenen Schatzes von Ideen und Compositionen verdanken wir der Kunst des Grabstichels — sondern es sind uns zugleich unendlich viele der herrlichsten Gedanken und Entwürfe dieses Ersten aller Bildner einzig und allein durch diese Kunst überliefert worden. Und auch als Rafael nicht mehr war, und seine großen Schüler in seinem Geiste und Sinne noch so viele erstaunliche Werke zu Stande brachten, blieben ihnen jene Künstler freundlich und thätig zugesellt, Vollendetes und Entworfenes in heiteren und verständigen Nachbildungen einem theilnehmenden Publikum mitzutheilen, auf das emsigste bestrebt. Da nun diese Nachbildungen sich nicht nur in ihrer bedeutenden Anzahl über die meisten Hauptwerke jener Maler erstrecken, sondern da uns durch sie zugleich ein Schatz von Ideen und Entwürfen, die sonst ganz verloren wären, gerettet wurden; und da sie endlich, — was die Hauptsache ist — ganz im Geiste, Sinne und Charakter der Vorbilder erfaßt und ausgeführt sind, — so darf das was durch sie geleistet worden, bey Aufstellung eines vollständigen Bildes von der römischen Kunstschule auf keine Weise umgangen werden.

An der Spitze der Gilde jener Männer, welche die bezeichnete Kunst geübt haben, steht nun Marc Antonio Raimondi, ein Mann, der in seinem Fache nicht nur die Bahn gebrochen, sondern es zugleich in dem Wesentlichen erschöpft hat. Es ist merkwürdig, daß dieser Künstler — in dessen Werken doch so ganz nur italienischer Geist waltet — seine erste Anregung und Begeisterung aus deutschen Bildwerken geschöpft hat. Doch wenn Beharrlichkeit und Treue die Grundlage der Kunst des Grabstichels bilden, so war ihm ja diese Quelle gewiß die reinste und kräftigste. Es wird aber von den Scribenten das Folgende über den Weg seiner Bildung berichtet. „In der Werkstätte des Bologneser's Francia, „befand sich unter Vielen ein Jüngling, der alle Uebrigen „ja den Meister selbst gar bald in der Kunst des Zeichnens übertraf. Er wurde daher, und weil er besonders „den Grabstichel mit großem Geschmack und vieler Gewandtheit zu führen verstand, von Francia zur Verfertigung vieler trefflichen Arbeiten in Niello verwendet. Da „ward in dem Jünglinge die Begierde rege, sich in der „Welt umzusehen, und seinem Geiste durch das Studium „des Besten in seinem Fache, Nahrung und Aufschwung „zu geben. Er setzte also nach Venedig über, wo er bey „Meistern und Layen, über kurz zu einigem Ansehen kam. „Nun traf sichs, daß Marc Anton hier eines Tages „auf dem Markusplatze der Blätter Albrecht Dürers ansichtig wurde, welche durch flammändischen Betrieb dahin „zu Markte gekommen waren. Durch diesen Zufall ward „aber die Richtung des ganzen Bestrebens unsres Künstlers entschieden. Er wendete all sein Geld in den Ankauf „dieser Blätter, und saß nun unablässig ob dem Studium „des erworbenen Schatzes. Die Hoffnung, die bewunderten „Vorbilden zu erreichen, hatte den ganzen Eifer des Künstlers — der seine Kräfte fühlte — rege gemacht, und „er begann nun seine Vorschule gleich damit, die erkauften Blätter zu kopieren. Dabey mochte seiner Kunstbegeisterung, und seiner Begierde nach Ruhm wohl auch „die Aussicht auf den zu hoffenden Gewinn antreibend „zur Seite stehen; denn Dürers Blätter fanden neben „dem ungeheuersten Beyfalle, zugleich auch reissenden Absatz."

„Als Marc Anton mit dieser Vorarbeit (die ihn, „im Vorbeygehen gesagt, in jenen famosen Proceß mit „Dürer verwickelte) zu Ende war, begab er sich geraden Weges nach Rom, um das, was er nun schon so „meisterlich vermochte, so recht an Ort und Stelle zu „üben. Und wie durch Geistesverwandtschaft angezogen, „wählte er hier zum ersten Vorbilde, eine Zeichnung Rafaels, nämlich den Selbst-Mord der Lukretia. Diese „Arbeit war ihm gleich so trefflich gelungen, daß Urbino, welchem die Freunde dieses Blatt ganz begeistert

„zu zeigen gekommen waren, zur Stunde den Gedanken „faßte, sich Mark Antons zu seinen heiteren Kunst-Zwe„cken zu bedienen."

Von nun an treffen wir unsern Künstler in des großen Urbino's Werkstätte vollauf beschäftigt, dessen Entwürfe und Ausführungen in einer Reihe vortrefflicher Nachbildungen über Italien und das Ausland zu verbreiten. Wenn wir anders dem Berichte Vasari's trauen dürfen, so erschienen gleich jezt schon zwey der herrlichsten Blätter Mark Antons, nämlich der Kindermord und das Urtheil des Paris. Damit war denn der Ruf des Künstlers entschieden, und die lebendigste Nachfrage nach seinen Blättern rege gemacht. Um dieser zu genügen, ward von Rafael ein gewisser Baviera die Abdrücke zu besorgen — dem Mark Anton beygesellt, und nun frisch Hand ans Werk gelegt, eine Reihe von Platten nach den Gemälden des Vatikanes zu fertigen. So wurde denn diesem Schatze von Nachbildungen das Daseyn gegeben, welche noch heutzutage, in tausenden von Abdrücken, die Sammler und ihre Freunde erfreuen. Doch nicht dieser ganze unermeßliche Schatz ist aus Mark Antons Händen allein hervor gegangen, sondern die Begierde nach Ruhm, und die Aussicht auf Gewinn hatte ihm bald tüchtige Gesellen zugeordnet. Die zwey trefflichsten aus diesen nannten sich Marco da Ravenna und Agostino Venetiano. Auch auf die Arbeiten dieser Männer mag Rafael noch unmittelbar lehrend und begeisternd eingewirkt haben; wenigstens sind sie in seinem Sinne ausgeführt. Und so wurde denn von diesen drey bedeutenden Männern die Kunst des Grabstichels gleich auf das rechte Feld gebracht, und ihr dadurch jener classische Charakter gegeben, welchen sie in der Folge, bey aller Vervollkommnung des Technischen, nie wieder erreicht hat. Es waren Anfangs, und so lange Rafael lebte, durchaus nur vorzugsweise seine Werke, welche nachgebildet wurden. Erst nach dem Tode des großen Urbino wagte es — wie Vasari als ein großes Beyspiel von Bescheidenheit berichtet — Julio Romano, von dieser schönen Kunst für seine eigenen Werke Gebrauch zu machen. Der Schwung, den diese Kunst genommen, wirkte nun in dem trefflichen Sinne, und in der Richtung, die ihr jener große Impuls gegeben hatte, fort und fort. Die Blüthe ihrer Kraft blieb aber der römischen Schule geweiht; und in gleichem Maaße als nun diese Schule, mit jenen umfassenden Werken, von welchen in unsern frühern Berichten die Rede war, Italien und Frankreich ein halbes Jahrhundert hindurch verherrlichte; in gleichem Maaße gingen aus den Werkstätten der Kupferstecher ganze Reihen der vortrefflichsten Nachbildungen dieser Werke hervor. Der Anstoß war gegeben, die Richtung bezeichnet; der Maler, der Nachbildner und das Publikum ermunterten und begeisterten sich wechselseitig, und keine einseitige Anforderung trat hemmend und egoistisch dem reinen Genusse des Schönen in den Weg. In einer solchen Zeit, bey einer solchen Gediegenheit des herrschenden Kunstgeschmackes, konnten sich tüchtige Männer ihres Berufes bewußt werden, und sie durften auf ein Publikum zählen, von dem sie verstanden wurden, das ihre Mühe zu ehren, ihren Werth zu schätzen wußte. Eine solche Theilnahme — ein solches Entgegenkommen, ist aber recht eigentlich das begeisternde Element, das den Künstler zum Schaffen und Wirken ermuthigt. Daher waltete nun auch ein rechter Segen über den Werken des Grabstichels. Auf die drey genannten großen Begründer folgten nun ein Caraglio, Buonasone, Beatricet, Enea Vico, Cavaleriis, und schließlich die Mantuaner — lauter Männer, die von ächtem Geiste durchdrungen, sich an das große Fortwirken der römischen Kunstschule auf das thätigste und fruchtbarste anschlossen; und indem sie den Genuß und das Studium der in weiten Entfernungen entstehenden Werke der größten Männer des Faches erst möglich machten, erst eigentlich ins Große gewirkt, und sich des Ruhmes jener classischen Schule theilhaftig gemacht haben.

Auf dieses Wirken und diesen Ruhm hat aber auch noch eine andere Klasse von Nachbildnern Anspruch zu machen, an deren Spitze Ugo da Carpi steht; auch wieder ein Mann, der sein Fach nicht nur begründet, sondern zugleich in der Hauptsache erschöpft hat. Denn er ist von Beccafumi, Nicolo Vicentino und Antonio da Trento nicht übertroffen, von den Spätern aber nicht wieder erreicht worden. Und gerade der erste Versuch des Chiaroscuro, nämlich die bekannte Sybille — war wieder einem Werke Rafaels geweiht, und so recht im Geiste und Sinne des Malers begonnen. Wenn nun diese Gattung zwar nicht im Stande ist, die Bestimmtheit und Feinheit der Umrisse, und das Beywerk einer reichern Composition in seinem Detail wieder zu geben, so bringt sie dagegen die Hauptwirkung eines Bildes, ja alles Wesentliche und Bedeutende eines solchen in einem volleren Maaß vor das Auge als irgend ein Kupferstich. Daher fanden auch die, in diesem Sinne gefertigten Blätter ungemeinen Beyfall, und werden noch heutzutage von wahren Kennern als Zierden und Perlen ihrer Cabinette gesucht. Der römischen Kunstschule geschah aber durch diese sinnige Erfindung ein erfreulicher Zuwachs, indem sich geist- und talentvolle Männer an ihre Gilde schlossen, welche, das Studium und den Genuß der besten Werke vervielfachend, zur Verbreitung und Läuterung des wahren Kunstgeschmackes, auf das thätigste und schönste mitgewirkt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 101.

Kunst-Blatt.

Montag, den 18. December 1826.

Etruskische Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

Da von den in Rede stehenden Bildwerken in diesen Blättern bisher nicht die Rede gewesen ist, so hat es uns zweckmäßig geschienen, hier, wie in ähnlichen Fällen, einer Zusammenstellung der neuesten in diesem Gebiet gemachten Entdeckungen die Grundansicht, die wir für dasselbe gefaßt, vorauszuschicken. Haben wir uns nun durch das Vorstehende über Zeitalter und Kunstwerth der höchst wichtigen etruskischen Todtenkisten verständigt, so dürfte es für unsern Zweck nicht minder nothwendig seyn, eine ungefähre Kenntniß ihrer bildlichen Vorstellungen in unser Gedächtniß einzuführen oder zurückzurufen, selbst wenn die Fortführung solcher allgemeinen Betrachtungen uns für dießmal in der Aufzählung des Einzelnen beschränken sollte. Zwar ist kaum zu bezweifeln, daß Inghirami's vortreffliche Abbildungen und Uhden's lehrreicher, leider noch unvollendeter Aufsatz über die fraglichen Todtenkisten (Abhandl. der Berliner Akademie von 1816. 17), auch für jene fast vergessenen Denkmäler einige deutsche Forschung angeregt haben werden; da jedoch die Spuren solcher Bemühungen unsres Wissens bisher noch nicht ins Publikum kamen, so dürfte die vorerwähnte Auseinandersetzung für unsern Zweck nichts destoweniger unerläßlich seyn.

Nach einer in der erwähnten Uhden'schen Abhandlung vorgezeichneten Grundlage werden die Vorstellungen der etruskischen Todtenkisten am schicklichsten in symbolische, mythische und Alltagsbilder abgetheilt. Zu den rein symbolischen gehören jene mythischen Zwittergestalten, deren lunarische oder neptunische Bedeutung sie zum schicklichen Ausdruck der Nachtseite des Lebens oder der in alter Lehre vorausgesezten Seelenwanderung über die Gewässer des Oceanus machte: Medusengesichter und Amazonenschilder, Centauren und Tritonen und Scyllen gehören in diese Klasse, deren einzelne Bilder Inghirami oft wohl erläutert hat. Die Einfachheit des Bilderschmucks mag es veranlassen, daß Todtenkisten dieser Art häufiger zerstört worden als andere; doch ist sie jedenfalls die mindest zahlreiche. Zu phantastischem Künstlerspiel gab sie reicheren Anlaß als es historische Compositionen konnten; daher denn hie und da wunderliche Darstellungen sich vorfinden, jenen vom Ref. nicht mehr gesehenen ähnlich, deren die Uhden'sche Abhandlung S. 28 f. erwähnt. Mit dem oben beschriebenen schönen Spiegel zugleich ward neuerdings bey Perugia eine Todtenkiste gefunden, deren Relief eine Scylla mit Greifenköpfen statt mit den gewöhnlichen Hundsköpfen zeigt; merkwürdig ist auch unter den neuentdeckten Todtenkisten im Besitz des Hrn. Guisto Cinci eine geflügelte Scylla, welche die Leyer spielt.

Nicht viel zahlreicher, aber durch die Mannichfaltigkeit seltener mythischer Vorstellungen anziehend, sind diejenigen Todtenkisten, deren Reliefs uns den Sagenkreis Homers und der Tragiker bildlich vorführen. Großentheils sind die Gegenstände derselben den etruskischen Bildwerken eigenthümlich; nicht wenige jener Vorstellungen, über welche die Uhden'sche Abhandlung ausführlich belehrt, wie Odysseus bey der Circe und die Tödtung der Freyer, kommen auf keiner andern Klasse alter Denkmäler vor, und andere, wie die Fahrt vor der Sireneninsel, sind auf diesen etruskischen Werken sehr häufig, während sie anderwärts selten sind. Unverhältnißmäßig selten sind die Gegenstände aus der Iliade: des Achilles Kampf mit dem Skamander, eine anderwärts ebenfalls unerhörte Darstellung, glauben wir etlichemal in Volterra bemerkt zu haben, namentlich auch unter den neuesten Entdeckungen des Hrn. Giusto Cinci, dessen zahlreiche Sammlung von Todtenkisten auch sieben oder acht mit Homerischen Vorstellungen enthält. Wiederum häufig sind Bilder aus den Posthomericis: des Priamus und des Astyanax Mord ist häufig, auch Antilochus Tod, das hölzerne Pferd und Cassandra's Schicksal glauben wir gesehen zu haben.

Abgesehen von der Bestimmung, nach welcher ähnliche Bilder entweder mit einer gewissen allgemeinen Beziehung auf menschliches Leben und Schicksal oder auch

Digitized by Google

nur als ein durch die Vorliebe für Heroensagen veranlaßter Bilderschmuck auf die Todtenkisten gesezt worden, ist es unläugbar, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Denkmäler uns reine Abbilder der alltäglichsten Lebensbeziehungen erhalten hat: solche zunächst, die das lezte Schicksal des Verstorbenen angehen, wie Abschiede und Todtenführungen, dann aber auch solche, die in heiterer Andeutung eben dahin zielen, wie jene Schmäuse, Kämpfe und Triumphzüge mit durchgängiger Todesbeziehung, die man schon so füglich für Leichenmahle, Todeswürzungen und Apotheosen nehmen kann. Auch die neuesten Ausgrabungen haben eine beträchtliche Anzahl von Todtenkisten gerade dieser Gattung ans Licht gezogen; zu den bisher nicht vorgekommenen Vorstellungen gehört in die Sammlung des Hrn. Giusto Cinci das Bild einer Sterbenden, der eine andre Frau die Augen zudrückt. Da wir jedoch für diesen bereits länger gewordenen Aufsatz hauptsächlich noch einige einleitende Bemerkungen bezwecken, die uns künftige Nachrichten über einzelne Denkmäler erleichtern sollen, so erlauben wir uns statt irgend einer Beschreibung andrer ähnlicher Werke nur eine Schlußbetrachtung über die zurückbleibende Hauptschwierigkeit jener Gräberbilder.

Wir haben bereits im Anfang dieses Aufsatzes auf jene Schwierigkeit hingedeutet, wenn wir, allerdings im Betreff fast aller etruskischen Bildwerke, das Bekenntniß nicht zurückhalten konnten, wie häufige Beschauung derselben am geeignetsten sey, einen Gegensatz der verschiedensten Grundansichten für ihre Erklärung hervorzurufen. Eine zweckmäßige Vertheilung der besprochenen Reliefs in große Hauptmassen hätten wir gewonnen; wer aber sagt uns in unzähligen Fällen, keineswegs blos in solchen, wo Rohheit der Ausführung es verschuldete, was eben Abbild mythischer Sage und was Ausdruck des alltäglichen Lebens sey? Wo eine bedeutende Anzahl unbezeichnet hingestellter Figuren auf die alltäglichste Vorstellung rathen läßt, scheint uns durch das Hervorstechende gewisser Hauptmomente fast unwidersprechlich ein berühmter Mythus nachgewiesen zu werden, und wenn wir den geringfügigen Abweichungen desselben Bildes in seinen öftern Wiederholungen nachgehen, so führen Andeutungen persönlicher Beziehung uns doch oftmals wieder auf die erste Voraussetzung zurück. Diesem Zwiespalt der Erklärung läßt sich nicht wohl durch die Voraussetzung abhelfen, als seyen Verstorbene unter dem Bilde heroischer Personen vorgestellt — denn dieselbe Gruppirung findet sich als Ausdruck ganz widersprechender Handlungen — sondern, wie es uns gegenwärtig am räthlichsten scheint, immer noch eher durch die Armuth der Composition und durch das Unvermögen inländischer Steinarbeiter, wahrhaft neu gedachte Bilder zum Ausdruck einer verschiedenen Sage zu erfinden. Zu den häufigsten Bildern etruskischer Grabreliefs gehört die Vorstellung einer auf hohem Lager ruhenden Frau, deren abgeschlossenes Zimmer durch eine Thüre bezeichnet zu seyn pflegt; öfters dient sie zum unverkennbaren Ausdruck einer Sterbenden, die von umstehenden Verwandten beklagt wird, auf andern Bildern aber machen, übrigens bey derselben Reihe wenig unterschiedener umstehender Figuren, andre hinzutretende Personen und Umstände aus der unberühmten Abscheidenden eine Eriphyle. Ein leidenschaftlich ihr zueilender Mann reicht ihr die Hand zum Abschied; Umhüllung und priesterlicher Lorbeer läßt in leicht für einen Amphiaraus gelten und im Hintergrund läßt Adrastus das Halsband blicken, dessen Glanz Eriphylen bewog den Gemahl zum wohl bewußten Untergang zu treiben (Lanzi bey Inghirami M. E. I. 19. S. 183). Diese Erklärung wird auf etwa zwanzig ähnliche Reliefs ohne sonderliche Schwierigkeit angewandt, dagegen dasselbe Bild in einer Todtenkiste der florentinischen Gallerie offenbar verschieden angewandt ist. Durch eine offene Thür stürzt, wie auf den übrigen, eine verhüllte und unbärtige männliche Figur einer hoch gelagerten Frau entgegen; die Stirnkrone des Mannes befremdet weniger, da man ihn anderwärts Lorbeer-bekränzt erblickt, aber das Schwert, mit welchem er gegen die Frau eindringt, läßt ihn nicht mehr Amphiaraus bleiben, sondern macht ihn etwa zum Muttermörder Alkmäon. Aber auch diese Erklärung wird zweifelhaft, wenn man die Gegenüberstellung jener Gelagerten mit einer andern angegriffenen Frau auf der erwähnten und auf einer ganz ähnlichen Todtenkiste des Museums von Volterra St. III. Nr. 226. vergleicht. (Gori M. E. III, 11, 2.) Auf dieser leztern ist die Verschiedenheit beyder Gruppen nicht einmal wesentlich, dagegen auf der florentinischen außer einer Furie ein Jüngling erscheint, der eine niedergefallene Frau mit dem Schwert angreift, während noch eine verhüllte Figur auf dem Boden liegt. Auf noch einem andern Werk des Museums zu Volterra St. II. Nr. 337. ist mit geringer Aenderung desselben Bildes eine neue wesentliche Verschiedenheit der Vorstellung herbeygeführt. Die Composition ist einfach; statt aller müßiger Nebenfiguren erscheint außer dem Gemach nur eine trauernde Frau. Um so mehr befremdet die Scene im Gemach, wo neben der gewöhnlichen Gelagerten, die hier, wie auf einem schon erwähnten florentinischen Werk mit dem zusammengelegten Kopftuch (Kredemnon) bedeckt ist, der vorerwähnte Jüngling erscheint; er umarmt sie, wie ein zärtlicher Gemahl und sucht sie vor einem bärtigen Manne zu schützen, der mit gezücktem Schwerte gegen sie eindringt. Es dürfte nicht schwer fallen, auch für dieses troz seiner umgewandelten Handlung sehr ähnliche Bild eine dritte mythische Benennung zu finden; nur möchte ernstlich vorher zu fragen seyn,

igitized by Google

ob dieselbe Armuth künstlerischer Erfindung, welche die Eriphyle einer gelagerten Sterbenden ganz ähnlich bildete und nun das Bild der Eriphyle für zwey verschiedene Gegenstände von neuem anwandte, nicht auch anerkannte Bilder eines berühmten Mythus lieber zu einem Bilde des alltäglichen von neuem herabgezogen als zur Vorstellung seltener Mythen benuzt haben sollte. Die überwiegende Mehrzahl individueller und, zumal in allen Todesbeziehungen, derb natürlicher Vorstellungen spricht für jene erstere Annahme, so wenig sie archäologischer Erudition behagen mag. Wenn sich nun überdieß zu den verschiedenen Begegnungen jener gelagerten weiblichen Figur statt des feindlichen Alten, des mordenden Jünglings oder des zärtlichen Gemahls noch eine blos zurückschreckende verschleyerte Frau gesellt (Gori M. E. I. 172), außen aber, die nur in etruskischer Sitte bedeutsamen Figuren eines Mannes, der ein Pferd hält und eines Flötenspielers; wenn auf einem andern Werk (Gori M. E. III. 13, 1) eine stehende Frau der Gelagerten dieselben Täfelchen entgegenhält, die wir öfters in den Händen liegender Figuren auf den Urnendeckeln sehen, außen nach etruskischer Sitte noch von einem Reiter begleitet: so zweifeln wir kaum, daß dieselbe Vorstellungsweise einigemale für mythische Gegenstände erwählt und wieder andremale für unmittelbare Vorstellungen einer Abschied nehmenden oder vor dem herannahenden Tode erschreckenden Sterbenden gedient habe. Was einmal ein scheidender Amphiaraus ist, ist alsdann in herabgestimmter Anwendung der Gatte der Verstorbenen, auf die ja doch wohl selbst in mythischer Vorstellung eine Beziehung bezweckt war; was in mythischem Bilde einmal ein feindlicher Mörder Alkmäon ist, wird in minder ausgesuchter Bildersprache der unabwendbar herannahende Tod. Auch diese lezte Erklärungsweise ist keinesweges so abenteuerlich als sie bey frischer Erinnerung an griechisch-römische Vorstellungen erscheinen mag; denn aus den verwandtesten Denkmälern ist außer den raffenden Furien und dem hämmernden Todesboten Charon (Micali tav. 43. Uhden a. a. O. S. 45) die vielgestalte Bildung eines todvollstreckenden Gottes, Mantus oder wie er immer heißen möge, erweislich, am deutlichsten, wo er bärtig, Strahlen-bekränzt und gestäbelt erscheint (Gori M. E. I. 195 aus dem Museo von Volterra St. VIII. Nr. 381. Gori l. c. III. 21, 1. oder bärtig und mit der phrygischen Mütze des Pluto Mus. von Volterra St. II. 352. VI. 307. VIII. 408). Aehnliche Zusammenstellungen doppelsinniger Vorstellungen ließen sich aus der reichen Masse jener Denkmäler weiter verfolgen, zumal manche zur Ungebühr in den Kreis der Mythe gezogene Gegenstände wohl nur in das Gebiet der zulezt vorgeschlagenen Erklärungen gehören möchten. So das mehrfach auf Achilles und Lykaon angewandte Rad der Nemesis (Gori M. E. III. 16), jene Züge, die allzuleicht einer Entführung der Helena gleichen, aber schon von Gori I. 179 einmal als etruskischer Triumph bezeichnet werden mußte. Mit dem Schutz flehenden Orestes unzähliger Todtenkisten, den zersprengten Rossen des todbedrohten Lajus und andern Vorstellungen mehr, dürfte es sich nicht anders verhalten als wir es eben in Betreff des Amphiaraus gemeynt haben.

Wir haben bereits bemerkt, daß die neuesten Ausgrabungen Etruriens die große Anzahl ähnlicher Bildwerke, welche die alten Gräber verbargen, nicht verläugnet haben, und wir behalten es uns vor, in Bezug auf die vorstehenden einleitenden Bemerkungen in Zukunft weitere Auskunft über den Vorrath von Volterra, wie über jene neuliche Ausbeute daran zu knüpfen. Auf Grundstücken des Klosters S. Maria nuove zu Perugia wurde vor zwey Jahren etwa ein Dutzend größerer Todtenkisten mit Reliefs gefunden: diese Denkmäler sind später nach Rom gekommen. Eines derselben, welches für die königliche Sammlung zu Berlin angekauft ist, bestätigt durch die sehr frey gearbeiteten und jezt aus etruskischer Sitte heraustretenden schreitenden weiblichen Figuren seiner Querseiten unsre Ansicht über die späte Zeit dieser Denkmäler. Ungleich reicher ist der Vorrath, den Hr. Giusto Cinci zu Volterra aus eigenen Grundstücken hervorgezogen hat; außer den Todtenkisten, deren gegen siebenzig seyn mögen, machen noch Anticaglien der verschiedensten Art, vortreffliche Goldsachen, ausgezeichnete Vasenfragmente, Erzbilder und Erzgeräth, alles urkundlich auf etruskischem Boden gefunden, den Ankauf dieser merkwürdigen Sammlung für irgend ein deutsches Museum wünschenswerth.

(Der Beschluß folgt.)

Blicke

auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

IV.

Ueber Mark Anton und seine Genossen; als Beytrag zur Characterisirung der römischen Schule.

(Fortsetzung.)

Es ist oben behauptet worden, daß Mark Anton sein Fach gleich im Wesentlichen erschöpft habe, und daß

die Werke seiner Schule von den Spätern nie wieder erreicht werden. Dieser Behauptung, welcher die herrlichen Arbeiten des Grabstichels von Edelink bis auf die neuesten Zeiten laut zu widersprechen scheinen, ist nun das Wort zu führen. Zwar ist durchaus nur behauptet worden, daß Mark Anton seine Kunst im Wesentlichen erschöpft habe, und daß es der, den Werken seiner Schule eingeprägte classische Kunstcharakter sey, was von den Spätern nicht mehr erreicht wurde. Welches ist nun aber der wesentliche Werth und Zweck der Kunst des Grabstichels, als: nachzubilden? und welche Nachbildung ist die vorzüglichste? Gewiß nur jene, welche dem Vorbilde am nächsten kömmt. Welchen der Vorzüge eines Malerwerkes kann sich aber der Grabstichel besser und vollständiger aneignen, als die Zeichnung? und von welchem Kupferstecher ist wohl je Mark Anton im Zeichnen übertroffen worden, er, dem Rafael selbst die Hand geleitet, und seine Umrisse corrigirt hat. Besteht nicht ferner jener classische Kunstcharakter, der den Werken seiner Schüler ihren Vorzug gibt, gerade darin, daß jene tüchtigen Männer sich den Sinn und Geist ihrer Vorbilder anzueignen und ihn wiederzugeben haben? Hiezu werden aber zwey Hauptbedingungen vorausgesezt; fürs erste, daß überhaupt nur klassische Vorbilder gewählt werden; und fürs zweyte — woran es späterhin wohl am meisten gefehlt hat — daß der Nachbildner sich mit seinem ganzen Wollen und Bestreben dem Vorbilde unterordne. Wenn in dem Augenblicke, wo sich der Kupferstecher mit seiner Fertigkeit auf Kosten des Vorbildes geltend macht, (und das ist wohl die Erbsünde der spätern Leistungen in diesem Fache) ist es um den Hauptzweck und Werth seiner Kunst, um die getreue und characteristische Nachbildung geschehen.

Wir wollen es versuchen, und die Hauptvorzüge jener alten Blätter — die noch immer mit so vollem Rechte der Stolz der Sammlungen sind — und welche hier als mitwirkend zu dem Ruhme und zur Ausbreitung des Kunstgeschmackes der römischen Schule eingeführt worden — näher zu bezeichnen, und zugleich vergleichende Blicke auf die spätern Leistungen in diesem Fache hinzufügen. Es läßt sich aber fast alles, was zu dem Lobe dieser Blätter zu sagen ist, in dem Satze zusammenfassen: daß sie in dem Geiste ihrer Vorbilder gefertigt sind. So wie es nun jenen Malern selbst, bey ihren umfassenden Werken, immer so ganz vorzüglich um die Hauptsache, um den Zweck zu thun war: poetisch ergriffene Ansichten des Lebens auf eine sinn- und geistvolle Weise darzustellen; so wie sie selbst immer alles weise unterordneten, was bey einem so lebendigen und kräftigen Wirken ins Große sich nothwendig nur als Nebensache geltend machen konnte, so folgten auch unsere Nachbildner diesem bedeutenden Winke — stets bedacht, mit der frischesten Kraft ihrer Kunst sich der Hauptsache zuzuwenden, und das, was den Geist und das Herz der Freunde des Schönen am meisten befriedigt und erfreut, rein und selbstständig vor das Auge zu bringen. Jene Blätter haben also schon einmal den großen Vorzug, nur bedeutende Kunstschöpfungen, und zwar in einem großen Charakter darzustellen. Aber nicht blos in einem bedeutenden Charakter überhaupt, sondern auch in dem eigenthümlichen Charakter der individuellen Vorbilder sind diese Arbeiten vollendet. Und das ist jenen Künstlern auf dem einfachen Wege gelungen, daß sie — durchaus nichts fremdartiges in ihre Darstellung mischend — das Vorbild in seiner reinen Wesenheit wiedergeben. Hierin liegt aber wieder ein doppeltes Verdienst dieser Blätter. Einmal, daß sie in ihrer Zeit selbst schon zur Aufrechthaltung und Verbreitung des classischen römischen Kunstgeschmackes unendlich Vieles beytrugen; fürs zweyte aber, daß sie noch heutzutage für uns den unschätzbaren Werth haben, als Werke gelten zu dürfen, welche uns den Geist und das Wirken dieser großen Schule auf das Lebendigste repräsentiren. In dieser lezten Beziehung ist für uns gerade das negative Verdienst jener Kupferstecher: nichts dem Vorbilde fremdartiges in ihre Blätter aufgenommen zu haben, von einer großen Wichtigkeit. Denn da in diesen Blättern so viele Entwürfe und Zeichnungen großer Maler gerettet wurden, deren Urbilder längst untergegangen sind, so ist es um so erfreulicher, den Nachbildungen volles Zutrauen schenken und sich der Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß sie den Geist und Charakter der Originale aussprechen. Aber gerade, weil sie das vermögen, haben sie zugleich einen so entschiedenen Anspruch auf absoluten innern Kunstgehalt, und stehen in dieser Beziehung weit über den neuern Werken, von welchen sie doch an technischer Vollendung so weit übertroffen werden. Denn es ist unmöglich, das, was ein Rafael, Julio, Primaticcio gegeben hat, diesen Charakter der Formen, die Nüancirungen der Umrisse, diesen Sinn des Ausdrucks und Geist der Bewegungen, kurz ihren ganzen Styl, mit so wenig Mitteln, so bezeichnend und treffend überzutragen, und wiederzugeben, ohne recht innig mit ihrem Wesen vertraut und dabey selbst ein recht tüchtiger Künstler zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. December 1826.

Kunstausstellung in München.

IV.

Das lebensgroße Bildniß Sr. Majestät des Königs, von Stieler, gehört ohne Zweifel zu den besten Bildern, welche dieser Künstler gemalt hat. Der Monarch steht im Krönungsornat von weißem Atlas mit goldgesticktem Purpurmantel, und seine Rechte, welche das Scepter hält, ruht auf der Verfassungsurkunde. In den Zügen des Gesichts drückt sich der Wahlspruch aus, welcher im Hintergrund an der Wand geschrieben steht: „Gerecht und beharrlich" und dieß ist, außer Thorwaldsen's Büste das einzige ähnliche Bildniß, das wir von unserem König besitzen. *) In der ihm eigenthümlichen kräftigen Haltung steht er hier vor uns als Beschützer der Verfassung, und im Hintergrunde durch die Säulen öffnet sich der Blick auf das am frühsten unter allen seinen Werken von ihm entworfene Denkmal vaterländischen Ruhms, die Walhalla. Um die Ausführung des Bildes zu würdigen, müssen wir hauptsächlich der täuschenden Behandlung der Stoffe und Stickereyen gedenken, wobey wir jedoch nicht in Abrede stellen können, daß unter den Falten der Gewänder sich etwas mehr die Formen des Körpers ausdrücken sollten. Wenn Viele den Ton des Bildes etwas dunkler und kräftiger wünschten, können wir ihnen nicht Unrecht geben; es liegt aber in der Art dieses Künstlers ins Helle zu malen, und der Tadel wäre so lang als überflüssig anzusehen, als die Farben nur saftig und durchsichtig bleiben.

Obgleich Hrn. Stieler nicht leicht eine Aehnlichkeit mißlingt, erschien doch unter seinen übrigen Gemälden ein männliches Brustbild von so treffender Wahrheit, daß es jeden überrascht, und es blieb hier ebenfalls als Folge jener eigenthümlichen Art nur etwas männlichere Farbe zu wünschen übrig.

*) Der Kopf dieses Bildnisses ist von Hrn. Piloti sehr schön in gleicher Größe lithographirte, dabey aber, statt des Krönungsornats die Generalsuniform gewählt worden.

Dagegen fällt ein weibliches Brustbild von der Hand der Frau v. Freyberg eben so wie die historischen Bilder, deren wir schon früher gedachten, etwas zu sehr ins Bräunliche. Dieß ist aber auch die einzige Ausstellung, die wir an diesem ausgezeichnet vortrefflichen Bilde zu machen wüßten. In diesem Kopfe ist eine Wahrheit, Sicherheit des Charakters, Ruhe des Ausdrucks, Rundung und Modellirung der Formen und eine Natürlichkeit des Fleisches, welche an venetianische und niederländische Bildnisse früherer Zeiten erinnert und es gewährt ein wahrhaftes Vergnügen, zu sehen, wie die Pinselführung dem Werke der Natur nahe gekommen ist. — Etwas weniger ist dieß erreicht in einigen sehr lieblichen Kinderbildnissen, welche begreiflich machen, wie die Künstlerin für die Darstellung dieses Alters auch in historischen Bildern sich eine Lieblingsphysiognomie wählen konnte.

Von ausgezeichneter Kraft und Wahrheit in Farbe und Rundung war eine Reihe von Bildnissen geistlicher Herren von Professor Kellerhoven. Die Köpfe sind alle schön modellirt und mit kräftigem Pinsel ausgeführt und der reiche geistliche Ornat gibt der Anordnung eben so viel Malerisches, als dem Pinsel Gelegenheit zur Darstellung mannichfaltiger und schwieriger Stoffe.

Ein weibliches Bildniß, welches Hr. Rhomberg sehr schön, mit großer Wahrheit und vielem Geschmack ausgeführt hat, gibt uns zugleich Veranlassung einer heiligen Familie von demselben Künstler zu gedenken, welche bey den historischen Bildern hätte erwähnt werden sollen. Dieses Bild hat etwas Freundliches und Inniges, und zieht bey längerer Betrachtung mehr an, als man von der Einfachheit der Composition erwarten könnte. Auch ist die Ausführung, wie in dem erwähnten Porträt, sehr sorgfältig und naturgetreu.

Als besonders verdienstvoll nennen wir uns einen männlichen Kopf von Professor Hauber, mehrere männliche Bildnisse vom Grafen August v. Seinsheim, ein kleines Bildniß in ganzer Figur von Murel, das Bildniß eines Malers von Lieutenant Meixner, und das eines Achenthaler Mädchens von Bodmer, welches

Digitized by Google

mit der malerischen Tracht einen interessanten, vielleicht nur zu schmachtenden Ausdruck vereinigt.

Das einzige Pastellgemälde auf der Ausstellung war das Kniestück Ihrer Majestät der Königin von Kreul, mit viel Geschick und Anmuth ausgeführt. Unter den Miniaturbildnissen zeichneten sich ein männliches Brustbild von Heigel, mit der gewohnten Meisterschaft dieses Künstlers behandelt, und zwey Bildnisse von Michael Brandmüller aus Wien so vortheilhaft aus, daß man jenem nur etwas weniger Neigung zu blauen Mitteltönen, und diesem etwas von Hrn. Heigels bartigem Pinsel zu wünschen brauchte, um etwas ganz Vollkommenes zu erhalten.

Ein männliches Brustbild mit Aquarellfarben auf Papier gemalt vom königl. Hoftheatermaler Michael Kloß, worin eine schöne Behandlung sich mit Wahrheit der Farbe vereinigt, möge diese Reihe von erfreulichen Bildnissen beschließen, denn es sey fern, aller der mittelmäßigen, schlechten und häßlichen zu gedenken, welche die Geduld des Beschauers hie und da zu sehr in Anspruch nahmen. Sowohl die Künstler, welche gemalt hatten, als die Personen, welche gemalt worden, befanden sich hier im Angesichte des Publikums in einer mißlichen Lage, und wir möchten für ein künftiges Mal rathen, solche Bildnisse, die nur für die Familie, nicht aber als Kunstwerke für das Publikum Interesse haben können, der Akademie, welche nur ungern zurückweist, nicht mehr zur Ausstellung anzubieten.

Die Landschaftmalerey scheint in München größtentheils mehr Porträtmalerey der landschaftlichen Natur als Erzeugniß freyer Erfindung zu seyn, vielleicht weil die Gebirgsgegenden, die uns nahe liegen, selbst so viel Malerisches und Großartiges haben, daß ihre Betrachtung und Nachbildung der Phantasie einen umfassenden Spielraum gewährt. Freylich leidet darunter das eigentliche Element der Kunst, das Poetische, denn der Maler, welcher den Morgen oder Abend einer Alpgegend oder eines Sees mit vortrefflichem Pinsel darstellt, spricht darin noch nicht die eigenen Gedanken seines Geistes und die inneren Bilder seiner Seele aus. Die Natur bietet oft Gegenstände dar, an welche die menschliche Phantasie kaum hinanreicht, und die glückliche Wahl eines interessanten Augenblicks umgibt auch gewöhnliche Scenereyen mit dem lieblichen Schimmer der Poesie; aber dennoch liegt in der freyen Composition noch etwas Anziehenderes für den Geist des Beschauers, weil er nicht blos das Leben der Natur, sondern auch das Weben des künstlerischen Gemüths an ihr erkennt und fühlt. Allerdings aber muß der Maler poetischer Landschaften durch ein langes und gründliches Studium der Natur dazu vorbereitet seyn, und deßhalb ist die landschaftliche Porträtmalerey als etwas durchaus Nothwendiges auch für ihn zu betrachten.

Anziehend durch ihre poetische Auffassung war die ideale Landschaft eines nun verstorbenen Künstlers, Philipp Le Clerc, ein Gemälde, woran er lang und mit großem Fleiße gearbeitet, und in welchem seine Fähigkeiten in weit höherem, seine Mängel in ungleich geringerem Grad, als in seinen früheren Werken hervortreten. Es wäre vergeblich, die Fülle südlicher Natur, geschmückt mit Denkmalen und Gebäuden antiker Zeit zu schildern, die sich auf diesem Bilde in schöner Gruppirung entfaltet; jeder Beschauer wird sich an der reichen Vegetation und den mannichfaltigen Gründen erfreut haben, die sich zur Gestaltung einer üppigen und reizenden Gegend an einander reihen. Desto mehr mußte man auch bedauern, daß alles dieß in einem grauen und einförmigen Tone liegt, und, troß aller Ausführung im Einzelnen, doch an vielen Stellen matt und unvollendet erscheint.

Mehreren Landschaften von Koch in Rom gab schon der Name des Künstlers den Anspruch auf poetischen Werth, den sie im hohen Maaß erfüllten. Hier sind die Gedanken so schön und mannichfaltig aus der Natur genommen, daß die Ausführung des Pinsels deßhalb sogar weniger in Anschlag kommt. Jedes Bild ist eine Idylle, und erfreut uns sowohl durch den Reichthum der Natur als durch das fröhliche und phantastische Leben der Menschen, die sie bewohnten. Nichts kann anmuthiger seyn, als die Orangeärnte, welche mit Musik und Tanz auf dem grünen Rasen gefeyert wird; und einen Blick in das heiterste italienische Leben gewährt uns die Flußgegend, wo ein langer Zug fröhlicher und tanzender Landleute den Weg am Ufer herabkommt. Das Charaktervolle jedes einzelnen Gegenstandes, welches der Künstler allen seinen Werken einzuprägen weiß, erhöht noch das Interesse der Darstellung. Wenn die Farben hie und da etwas harmonischer und reiner seyn sollten, wird dieß besonders fühlbar bey einer Naturerscheinung, wie der Regenbogen, welche keine unvollkommene Darstellung verträgt.

Von großer Wirkung waren drey Landschaften nach der Natur von Dorner, vorzüglich die Schneidemühle in Elbach. Der Künstler weiß durch klare und frische Schattenpartien und durch eine sehr glückliche und gewandte Führung des Lichts die schönsten Effekte hervorzubringen, wie hier in dem Wasser und den von der Sonne beleuchteten Bäumen. Nicht wenig zu der Anmuth dieser Darstellungen trägt auch die Leichtigkeit eines dennoch sorgfältigen Pinsels bey, die in der Landschaftmalerey gleichsam dem Zufälligen und Wechselnden der Natur entspricht. Hr. Dorner besizt dieselbe im hohen

Grade, ohne daß es ihm deßhalb an Ausführung, Kraft und Naturtreue gebräche.

Eine Gebirgsgegend in heiterem Morgenlicht, mit schönem Vieh staffirt und von großer Sorgfalt der Ausführung erwarb sich mit andern Arbeiten des Hrn. Wagenbauer großen und verdienten Beyfall; besonders scheint dem Künstler der frische Duft zu gelingen, welcher bey klarem Sonnenlicht über jenen Gebirgsgegenden schwebt; dabey sind seine Thierfiguren von großer Wahrheit und schöner Wirkung und nur hie und da möchte man die Schatten an denselben etwas weniger scharf und saftiger wünschen.

Hr. Rottmann, welcher sich mehr zu großartiger Erfindung als zu getreuem Nachbilden der Natur neigt, hat dießmal zwey Ansichten gegeben. Die eine des Wazmanns am Königssee war schon früher bekannt; die andere, eine Gegend am Ufer von Genua, hat so viel Aehnlichkeit mit den frühern Compositionen des Künstlers, daß man glauben sollte, die Reise in Italien, auf welcher er gegenwärtig begriffen, sey nicht seine erste. Wir wünschen, daß die Anschauung jener großartigen und üppigen Natur nicht blos seine Phantasie bereichert, sondern auch die an Ausführung des Einzelnen und den Sinn für einen kräftigen Farbenton der Landschaft in ihm geweckt und erhöht haben möge; denn seine bisherigen Arbeiten waren unseres Bedünkens oft mehr als geistreiche Skizzen, denn als ausgeführte Gemälde zu betrachten.

Die Ansicht von Palermo, von Filippo Benucci aus Rom, und die des Garda-Sees von F. Thöming aus Dänemark zeigten beyde, daß der Landschaftmaler leicht in Gefahr ist, den hellen und klaren Ton jener südlichen Gegenden zu sehr ins Grauliche zu spielen; dieß abgerechnet war vorzüglich die leztere, schön aufgefaßte, mit vieler Wahrheit und einem bey aller Sorgfalt leichten und angenehmen Pinsel behandelt.

Außer diesen nennen wir noch die verdienstvollen Landschaften von Heinzmann, E. Dillis, Bürkel, Engels, Sedlmair, Blenz, Müller von Riga, Gräfin Pocci und Frau Hofr. Reinbeck in Stuttgart.

Die Architekturmalerey hatte dießmal ein Meisterwerk aufzuweisen, welches leider nicht im Vaterlande bleibt, indem es schon vor seiner Vollendung von einem Kunstfreund in Berlin erworben wurde; wir meynen den Dom von Rheims, von Dominic Quaglio. In weit größerem Maaßstab, als dieser Künstler gewöhnlich malt, zeigt uns das Bild eines der prächtigsten Werke der altdeutschen Baukunst, frey auf einem großen Platze sich erhebend, mit reich geschmückter Haupt- und Nebenseite. Der heitere Himmel verbreitet ein helles Tageslicht über den kolossalen Bau und seine unzählbaren Pfeiler, Nischen und Sculpturen; und die ihn umgebenden Häuser und Gärten dienen troz ihrer großartigen Massen nur den gewaltigen Eindruck seiner Größe zu erhöhen. Ein dreyfacher Eingang reich mit Bildwerk geschmückt, darüber eine mächtige Rose, bilden das Portal und über ihnen stehet dichtgedrängt in Nischen eine Reihe von Heiligen, Päpsten und Königen, von einem Walde von Pyramiden überragt. Endlich zu höchst folgen die beyden, mit leichten durchbrochenen Eckthürmchen geschmückten Glockenthürme, in welchen alle emporstrebenden Linien ihre Befriedigung finden. Die lange Nebenseite dieser reichen Façade verhält sich zu ihr, wie ein kräftiger Körper zu dem schönen mit köstlichem Putz geschmückten Haupt, sie tritt im graulichen Tone zurück und ihr entferntes Ende gibt uns die Länge des gewaltigen Schiffes zu erkennen. Den heiteren Platz vor der Façade hat der Künstler mit mannichfaltigen Gruppen belebt. Die Sicherheit und Schönheit, womit Hr. Quaglio seine Figuren behandelt, trägt nicht wenig zu der Anmuth seiner Gemälde bey; jedoch hat er dieses Bild ganz besonders durch klare Beleuchtung und Durchsichtigkeit der Töne ausgezeichnet, ein Vorzug, welcher bey architectonischen Gegenständen, deren Wirkung so sehr vom Sonnenlicht abhängt, nicht hoch genug in Anschlag gebracht werden kann. Daß alle diese unendliche Arbeit von Linien, Gliedern und Verzierungen mit einer Leichtigkeit des Pinsels hervorgebracht ist, die fast wie ein Spiel erscheint, zeigt sich in den meisten Werken unsers Künstlers, und ohne Ausnahme in den übrigen von ihm ausgestellten Gemälden, von welchen wir den Prospect der Schwabinger Straße mit einem Theile der Residenz in München für das vorzüglichste halten. In der Ansicht eines Hofs der ehemaligen Abtei St. Amand zu Rouen, welche sich durch die verschiedenen Style der Architectur und die Mannichfaltigkeit der Sculpturen und Schnitzwerke merkwürdig macht, herrscht, wie uns dünkt, ein zu trüber Ton und zu wenig Sonnenhelle, und etwas zu flüchtig ausgeführt schien uns die Ansicht des Hofraumes bey der K. Schatzkammer in München.

Eine Aussicht der St. Jacobs-Kirche zu Rothenburg an der Tauber von Gustav Kraus, Zögling der Akademie, schien uns von guter Ausführung und hellem, klaren Tone, und besser gelungen, als die Aquarellzeichnung desselben Künstlers, welche die mannichfaltigen Gruppen des gemeinen Volkslebens im Innern des Bockkellers zwar lebendig und nicht ohne Charakter, aber doch mit zu wenig Anspruch auf künstlerischen Vortrag darstellt.

Endlich haben wir unter den Gemälden noch zweyer Bilder mit Blumen und Früchten von Nachtmann und zweyer Geflügelstücke von Schnitzler zu erwähnen. Beyde Künstler behaupten, jeder in seinem Fach, einen vorzüglichen Platz, und es fehlt ihnen vielleicht nichts

Digitized by Google

mehr, als die Freyheit und Leichtigkeit des Pinsels, welche die Niederländer dieser Gattung auszeichnet, zu welcher sie aber eben nur durch einen so gründlichen Fleiß, wie er in ihren gegenwärtigen Gemälden vor Augen liegt, sich vorbereiten konnten.

Unter den Zeichnungen fand ein heimkehrendes Alpenmädchen von Professor Wilhelm v. Kobell vorzüglichen Beyfall; auch die mit Kreide und Rothstein auf farbiges Papier gezeichneten Köpfe von Bernhard ragten durch eine schöne und gründliche Behandlung über andere dieser Art hervor. Eine Kirchenhalle gothischer Bauart, von Simon Quaglio gezeichnet, empfahl sich durch guten Effect und fleißige Ausführung, doch schien sie etwas zu bunt in den Farben. Endlich müssen wir noch einmal auf Hoff's vortreffliche Zeichnung von Perugino's Grablegung zurückkommen, die nicht nur mit einer Treue, sondern auch mit einem Fleiß und einer Feinheit ausgeführt ist, von welcher man vor 20 Jahren wohl kein Beyspiel aufzuweisen hat. Möchte es dem Künstler gelingen, das schöne Bild auch in einem eben so vortrefflichen Kupferstich wiederzugeben. Auch Herr Lutz, Zögling der Akademie, hat einige schön modellirte und fein verstandene Porträtzeichnungen ausgestellt, und die Madonna mit dem Kinde nach Robert von Langer oder als erster Versuch in der Kupferstecherkunst geliefert, zeigte, daß ein reiner und kräftiger Grabstichel in seinen späteren Werken nicht zu vermissen seyn würde. Eine vortrefflich gelungene Kreidezeichnung, die er nach Peter v. Langers Johanna Gray gemacht, befand sich gleichfalls auf der Ausstellung; der Kupferstich nach derselben ist schon beynahe vollendet und wird ohne Zweifel den Kunstfreunden willkommen seyn.

Neue Kupferstiche.

1. Der Tod des Priamus von Pietro Benvenuti, gestochen von Ant. Ricciani, 1825. Länge 33″ 9‴. Höhe 19″ 5‴. Preis 33 fl.

Benvenuti zu Florenz gehört gegenwärtig zu den angesehensten Historienmalern in Italien; seinen Compositionen fehlt es nicht an Reichthum der Erfindung und Pracht der Ausführung, und die meisten seiner Gemälde schildern tragische Gegenstände, wie die Schule Davids sie meistens gewählt hat. Der Einfluß dieser Schule ist auch an Benvenuti nicht zu verkennen, und er ist weder von dem Uebertriebenen, noch von jener Kälte des Ausdrucks frey, welche das ängstliche Studium der Antike leider bey den meisten Malern jener Schule veranlaßt hat. Sein großes Bild, der Tod des Priamus, im Hause Corsini zu Florenz, ist in dem oben angezeigten Kupferstich auf eine sehr befriedigende Art wieder gegeben; das Blatt macht vollkommen den Eindruck des Gemäldes, es hat trotz seiner Größe eine sehr harmonische Haltung, und die Hauptfiguren treten kräftig hervor. In der Mitte des Bildes schleppt Neoptolemos mit erhobenem Schwerte den alten Priamus zum Altar hin, sein grausamer Fuß tritt auf den eben von ihm getödteten Polites, der am Boden liegt, vergeblich eilen einige Greise herbey und umsonst fleht Hekuba, von den verzweiflungsvollen Töchtern zurückgehalten. Der Priester, welcher das Opfer auf dem Altare angezündet, eilt voll Schrecken hinweg, im Hintergrund ist das Morden der Ueberwundenen und die Dampfwolken des Brandes durchziehen die hohen Säulengänge. Leider ist die Hauptfigur Pyrrhus eine theatralische Figur, der Kupferstecher aber hat sie am besten ausgeführt; in den übrigen sind die Töne des Fleisches nicht frey von Härten und die Taillen der Gewänder sind häufig so breit, daß sie ein unangenehmes netzartiges Ansehen haben. Doch gehört der Kupferstich im Ganzen zu den vorzüglichsten Blättern dieser Art.

2. Die heil. Familie mit dem heil. Hieronymus nach Correggio, gest. von Mauro Gandolfi. Höhe 22″ 1‴. Breite 15″ 14‴. Preis 1 fl.

Der Herausgeber Giuseppe Vallardi in Mailand hat diesem Blatte die Unterschrift beygesetzt:

> Se in opre di pennel, divino ingegno,
> Ti sollevasti all' ultimo dell' arte,
> Valgami, che si eterni in queste carte
> Della maggior tua prova il chiaro segno.

Diesen Wunsch nach seiner vollen Ausdehnung erfüllt leider Gandolfi's Blatt nicht. Wir lassen der getreuen Zeichnung an der Kunst des Grabstichels, welche hier entfaltet ist, alle Gerechtigkeit widerfahren; aber wir müssen auch bekennen, daß nur in einzelnen Theilen die Eigenthümlichkeit des Correggio so wieder gegeben ist, wie der Kupferstich sie wieder geben kann. So ist der Rücken und das Bein des heil. Hieronymus der Hintergrund und der oben herabhängende Teppich unübertrefflich getreu im Tone des Originals und gibt die möglichste Vorstellung von der Transparenz und Klarheit Correggio'scher Gemälde; in den übrigen Figuren aber hat der Stecher nach einem Glanz des Grabstichels getrachtet, welcher eine durchaus falsche Wirkung hervorbringt. Wer Correggio nach diesen harten Schatten und metallenen Lichtern beurtheilte, würde ihm das höchste Unrecht thun. Auch erreichen die Köpfe der Maria, der heil. Magdalena, des Kindes und des Engels, die Anmuth des Originals bey weitem nicht und die Härte des kupferstecherischen Vortrags hat auch auf die Formen Einfluß gewonnen. Möchten sich jüngere Kupferstecher durch die große Kunstfertigkeit, die hier auf manierirte Weise und zu einer blendenden Wirkung gebraucht ist, nicht auf den Irrweg verleiten lassen, von welchem Gandolfi selbst wohl schwerlich mehr ganz zurückkommt. S.

Digitized by Google

Nr. 103.

Kunst-Blatt.

Montag, den 25. December 1826.

Blicke
auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.
IV.
Ueber Mark Anton und seine Genossen; als Beytrag zur Characterisirung der römischen Schule.

(Beschluß.)

In dieser Hinsicht hatten nun freylich jene alten Kupferstecher einen ungeheuern Vorzug ihrer Stellung dadurch, daß sie großentheils unter der Leitung, ja vielleicht in den Werkstätten der Maler selbst arbeiteten, deren Werke sie nachbildeten. Dieses Glück ward namentlich, und ganz vorzüglich dem Mark Anton zu Theil, und manche seiner Blätter sind von einer so hohen Trefflichkeit der Zeichnung, daß man glauben darf, Rafael habe die Umrisse eigenhändig auf der Platte angegeben. In diesem Falle ist nun freylich eine Concurrenz der Schüler nicht denkbar, und Blätter dieses Ursprungs und Gehaltes bilden recht eigentlich einen integrirenden Theil jenes großen römischen Kunstwirkens. Mark Anton ist aber überhaupt auch von keinem seiner unmittelbaren Schüler und Nachfolger in der Vortrefflichkeit der Zeichnung erreicht worden, wenn ihm gleich Ravenna, Caraglio, Venetiano, sehr nahe gekommen. Auch die Mantuaner haben Blätter gefertigt, die sich so recht als aus der Quelle hervorgegangen darstellen, und den derben, gewaltigen Charakter der Formen, den männlichen, ernsten Geist Julios uns unverfälscht vors Auge bringen. Bonasone, nicht so zierlich und vollendet, ja oft nachlässig in der Ausführung hat gleichwohl eine große Zahl von Arbeiten geliefert, die das Gepräge des klassischen Geschmackes tragen. Leo Raven erfaßte den Primaticcio in seiner ganzen Eigenthümlichkeit; andere wählten sich wieder andere, die sie mit Treue, Verstand und Meisterhaftigkeit nachbildeten. Alle diese fühlten, worauf es eben ankomme, um den Geist des Vorbildes in seinem wesentlichen Charakter dem Blatte einzubilden; und indem sie auf Ausführlichkeit und Eleganz, besonders aber auf Einmischung irgend einer fremdartigen Zugabe verzichteten, verschaffen sie uns den reinen Genuß der schönen Idee des Vorbildes — zu dem sie sich und uns heranheben — in ihrer ächten Bedeutung.

Das, was jene alten Nachbildner mit ihrer Kunst eigentlich gewollt haben, tritt am besten in den sogenannten Clair-obscurs — (Chiar'oscuro's) hervor. In diesen Blättern feyern Verstand und Geist einen wahren Triumph über den starren Stoff und die beschränkten Darstellungsmittel; hier waltet Freyheit, Kühnheit, sicheres Gefühl der Hand. Und wie der Maler in aufwallender Begeisterung eine Skizze auf die Tafel hinzaubert, die die wahre Blüthe seiner Idee enthält, und von der ächten Meisterschaft seiner Hand Zeugniß gibt — so ist in jenen Arbeiten auf Holzplatten, ein bereits vollendetes Gemälde durch einen ähnlichen, sicher hintreffenden Wurf des Genius, auf die Essenz seiner geistigen Bedeutung — doch ganz mit dem Gepräge des individuellen Hauptcharakters des Vorbilders reducirt, oder aber, eine im Feuer der Gedanken schnell entworfene Zeichnung, mit all ihren originellen Zufälligkeiten auf das Wunderbarste nachgeahmt. Welche Vertrautheit mit dem Geiste des Urbildes, welch sicher gebietende Kraft des Nachbildens wird aber nicht vorausgesezt, um mit so rohen Mitteln, als diese Holzplatten sind, eine so malerische, pikante Wirkung hervorzubringen; und die volle geistige Bedeutung, das tiefe innere Leben des Originales, der Copie einzuhauchen? Das ganze Geheimniß dieser Kunst beruht freylich wieder nur darauf, die entscheidenden und wesentlichen Charakterzüge des Vorbildes, seine innern Lebenselemente auszuheben und überzutragen; allein welch ein lebendiges Künstlergemüth, und welch tüchtige Künstlerschaft gehört nicht dazu, um den Urheber des nachzubildenden Werkes in seinem ganzen Wollen, mit allen seinen Absichten aufzufassen; sich seiner Begeisterung theilhaftig zu machen, und das Alles mit wenig Meisterzügen auf die Platte zu fixiren, so daß der ursprüngliche Geist und das ursprüngliche Leben von der Copie wieder zurückstrahlt. Wer kann nun aber läugnen, daß dieß alles

Digitized by Google

nicht einem Ugo da Carpi in vollem Maaße gelungen sey? Ist in den Blättern dieses Künstlers nicht der tiefste innere Gehalt; der ganze frische Hinwurf der Idee des Vorbildes auf das Lebendigste reproduzirt; und der Charakter der Formen, der Sinn der Bewegungen, der volle, pikante Effekt der Lichter und Schatten, mit so ärmlichen Mitteln gleichsam hingezaubert auf die Platte? Wie ist dabey nicht die imposante Meisterschaft der vollgebietenden, sicher hinwallenden Kunst, durch eine gewisse anscheinende, graziöse Nachlässigkeit der Ausführung, — die doch nur eine weise Enthaltsamkeit ist — gemildert? Und was ist da nicht alles mit einigen Tönen, mit ein Paar Umrissen, und etlichen treffenden Lichtern erzweckt! Wie weit treten hinter solche Blätter voll frischen Ergusses schaffender Kräfte all die sorgsam nachgequälten Copien einer spätern — mechanische Vollendung überschätzenden Zeit an wahrem innern Kunstgehalte zurück!

Doch soll mit diesem Ausrufe nicht Hohn gesprochen seyn dem treuen Fleiße, der ruhigen Beharrlichkeit, die so viel bewunderten Werken des Grabstichels das Daseyn gegeben. Hat doch Mark Anton selbst, nur die unendliche Geduld unsers Dürers sich aneignend, jene Sicherheit und Geschmeidigkeit der Hand erworben, mit welcher er später die zarten Schönheitslinien rafaelischer Figuren nachgeschaffen und Köpfchen in das Erz gegraben hat, die an Vollendung den besten antiken Gemmen gleichen. Einer schönen Ausführlichkeit, einer treuen Vollendung sey also nichts von dem gebührenden Lobe entzogen; sie wird gewiß immer den Werth und Verdienst eines Blattes erhöhen, so lange sich der Fleiß und Prunk des Grabstichels nicht auf Kosten des Urbildes geltend macht — so lange der Nachbildung durchaus nichts dem Originale fremdartiges beygemischt ist. Denn das muß doch immer zugestanden werden daß ein Blatt, welches den Geist, den Charakter und die Wirkung des Urbildes am frischesten bewahrt und überliefert, auch bey einem geringeren Grade technischer Vollkommenheit das bey weitem schätzbarste sey. Von diesem Standpunkte muß ausgegangen werden, um jene alten Kupferstecher und Formschneider — deren Werke so ganz eines Geistes und Gepräges mit den Schöpfungen der großen römischen Malerschule sind — nach Verdienst zu würdigen; und auf diesem Standpunkte wird sich dann auch die Behauptung von selbst rechtfertigen; daß diese Blätter an innerm Kunstgehalte, an Geist, Bedeutung und Leben, von den Werken der spätern Zeit nie wieder erreicht worden sind.

Es ist jedoch — um Mißverständnissen vorzubeugen — nicht außer Acht zu lassen, daß hier immer nur von nachbildenden Künstlern die Rede war, und daß also jene Blätter, die von den Malern selbst auf die Platte, so zu sagen componirt wurden — hier außer Anschlag kommen. Denn die Kupferstiche eines Dürers, Leydens u. s. f. entfalten nun freylich so ganz alles das, was diese Künstler überhaupt auf diesem Wege zu geben vermochten und bezeichnen als wahre Originale, schon durch sich selbst, das Maaß damaliger deutscher Kunst. Wir können in dieser Hinsicht es nur sehr bedauern, daß jene großen Meister der römischen Schule nicht den Beruf, oder vielmehr nicht die Zeit gefunden, uns ebenfalls Werke des Grabstichels zu hinterlassen. Wäre doch wenigstens die Kunst zu ätzen früher in Schwung gekommen, so würde uns vielleicht das Glück zu Theil geworden seyn, etwas dieser Gattung von der Hand Rafaels zu besitzen! Welch ein hoher Genuß aber so etwas für den Kenner seyn würde, läßt sich aus den wenigen Blättern schließen, die wir von Primaticcio und Parmigian vor Augen haben. Wenn uns nun dieser Genuß versagt ist, so wollen wir jenen großen Bildnern nur um so dankbarer seyn, daß sie wenigstens Männer herangezogen, gebildet und begeistert haben, welche, wie ein Mark Anton und die Mantuaner, ihre Freude und ihren Ruhm darin gesucht, sich den Bestrebungen jener großen Schule nachbildend beyzugesellen, und in bescheidener Unterordnung, für die Verbreitung des classischen Kunstgeschmackes, so rastlos thätig zu seyn. Dafür wollen wir ihnen auch freudig einen großen Antheil des Mitgenusses an dem Ruhme zuerkennen, der jener Schule vor allen andern Schulen gebührt.

Es ist schließlich noch eines nach Deutschland verpflanzten Nebenzweiges der Mark Antonischen Schule zu erwähnen. Zwey der bedeutendsten jener Künstler nämlich, deren Leistungen man mit dem Namen der „kleinen Meister" zu bezeichnen pflegt: Bartolome Beham und Georg Penz, sind Schüler des Mark Anton gewesen, und hatten es zu einer hohen Vollkommenheit in ihrer Kunst gebracht. Da nun auch der, an Werken so fruchtbare Hans Sebald Beham, seine Kunst und Art von seinem Oheim Bartolome entnommen hat, und sich auch Andere noch an diese Männer angeschlossen, so kann immerhin ein bedeutender Theil jener sogenannten „kleinen Meister" als ein Zweig der Mark Antonischen Schule betrachtet werden. Doch ist durch die genannten Künstler blos die technische Fertigkeit des Grabstichels, nicht aber der Kunstgeschmack Rafaels, der in Mark Antons Blättern waltet, nach Deutschland überpflanzt worden. Daher kann auch in diesem Aufsatze, der blos der nähern Charakterisirung der großen römischen Schule gewidmet ist, jener Nebenzweig nicht ausführlicher zur Sprache kommen.

Fr.

Digitized by Google

Etruskische Ausgrabungen.

(Beschluß.)

Allgemeines.

Der Verfasser, welcher die in diesen Blättern seither gegebenen Nachrichten über die neueste archäologische Ausbeute Italiens für einige Zeit einzustellen veranlaßt ist, hält es für schicklich, den vorstehenden Aufsatz mit einigen allgemeinen Bemerkungen über Stand und Wichtigkeit ähnlicher Nachrichten zu schließen.

Von antiken Kunstwerken, die man neapolitanischen und römischen Ausgrabungen neuerdings verdankte, haben diese Blätter seit mehreren Jahren häufige und gewissenhafte Nachricht ertheilt. Auf dem Boden Italiens sind ähnliche Bemühungen gelehrter Erkundigung eben so selten unbelohnend, als der Reichthum jenes Bodens eine Beschränkung seines Besitzes anzuerkennen scheint. So hat selbst der verwichene Sommer die sardinischen Ausgrabungen mit glänzendem Erfolg gekrönt: Häuser, Gräber und weit fortgeführte Straßen sind aufgedeckt; aus der Mitte altrömischer Gebäude ist der antiquarischen Neugier eine kleine Anzahl griechischer Gräbervasen, und dem Eifer des Kunstfreundes aber die Marmorgruppe eines von zwey Satyrn umfaßten Bacchus gerettet worden, ein Kunstwerk, griechischen Meißels würdiger als irgend eines römischen. Etruriens Städte sind nicht karger gewesen; von Corneto's, Perugia's, Clusium's, Volterra's und Populonia's neuester Ausbeute konnten wir aus Anschauung berichten. Selbst die Lombarden, ein dem Alterthum fremderes und abholderes, zum häufigsten Wechsel seiner Herrscher gewöhntes Land, wird durch Reste einer blühenden Kunstperiode zum Geständniß der altrömischen Herrschaft gezwungen, der sie in entlegenster Zeit angehörte; bewundernswürdige Ruinen und Erzbilder sind so eben in Brescia zum Vorschein gekommen.

Diesen unerschöpflichen Reichthum des italischen Bodens begegnet häufig ein rühmlicher Eifer für ihre Erhaltung und Benutzung. Während die neuesten Vermehrungen der Museen von Florenz und Turin durch ägyptische Alterthümer zu umfassenden archäologischen Betrachtungen in der Nähe der verwandten Antiken Griechenlands und Italiens auffordern, haben diese lezteren in Turin bey allerdings sehr untergeordnetem Verhältniß der italischen Bildwerke eine endliche günstigere Aufstellung zu hoffen, in Florenz aber durch die bey Sarteano unweit Chiusi neuerdings ausgegrabenen etruskischen Gefäße einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Wie es ferner kaum irgend einer italienischen Stadt, die überhaupt eine klassische Vergangenheit aufzuweisen hat, an einigem Antikenvorrath in öffentlichen oder Privatsammlungen fehlt, so ist auch einige Bekanntmachung antiker Denkmäler im Lande ihrer Auffindung nie ausgeblieben, seit die Archäologie überhaupt eine Literatur hat. Dazu liefern in Neapel und Sicilien Jahr aus Jahr ein einige Kupferstiche merkwürdiger Vasen eins und das andere Beyspiel, wie neulich in drey kleinen Schriften Politi's zu Girgenti; davon geben zumal toskanische Gelehrte den neuesten Beweis. Nachdem die versprochenen 100 Hefte der Gallerie di Firenze, eines besonders im antiquarischen Theile verdienstlichen Werkes, vollendet sind, wird in einer neuen Folge die Fortsetzung desselben Unternehmens beabsichtigt. Inghirami's Mon. Etr. sind gleichfalls beendigt; doch ist der Herausgeber bereit, durch eine minder kostspielige Fortsetzung seiner Kupfertafeln das Material etruskischer Bildwerke, das er zuerst in treuen Zeichnungen, dem Charakter der Urbilder entsprechend wiedergab, nun auch zu derjenigen Vollständigkeit fortzuführen, welche verwandte frühere Werke entbehrlich machen kann. Auch Micali hat einen reichen Vorrath wichtiger und unedirter Bildwerke zeichnen lassen, welches der vierten Ausgabe seines bekannten Werkes über Etrurien einen bedeutenden Werth sichert. Nebenher fordert Seb. Ciampi's mit ausführlichem Votivapparat versehene Pausanias Uebersetzung, deren erster Band in Mailand bereits erschienen ist, die italienischen Archäologen zu jenem Rückblick auf das frühere Alterthum auf, welchen sie meist allzusehr zu vernachlässigen pflegen.

Dabey kann man nicht in Abrede seyn, daß ein großer Theil antiker Ueberreste, deren die Zeit geschont hatte, unwissender Habsucht und Verwahrlosung anheim gefallen ist und tagtäglich anheim fällt; ja, was wegen Auswahl der vorzüglicheren Stücke bedenklicher ist, die Habsucht launischer Kunstfreunde weiß in häufigen Fällen sich der kaum gefundenen Schätze zu bemächtigen und der allgemeinen Beschauung sie zu entziehen. Einer wie der andern Unbill kann nur durch emsige Beschauung derselben gesteuert werden, denen die Nähe der eben gefundenen Antiken Kenntniß von ihnen zu nehmen und mitzutheilen gestattet. Man pflegt den italienischen Gelehrten, die selten ausschließlich Archäologen sind, vorzuwerfen, daß sie dieses Geschäft vernachlässigen, aber man pflegt eben so allgemein auszusprechen, daß die Reste ihres Alterthums kein Provinzialbesitz, sondern ein Gemeingut geschichtlicher und künstlerischer Forschung sind.

Mailand, im Oct. 1826.

G.

Neue Kupferstiche.

Der Tempel der Diana bey Nemi, nach Claude Lorrain, gest. von Ch. Duttenhofer, 22″ breit, 17″ hoch. Preis 11 fl.

Die Anzeige dieses trefflichen Blatts hat sich durch Umstände verspätet, und unser Zweck kann nicht mehr seyn, es den Liebhabern bekannt zu machen, da es sich wohl seit Jahresfrist schon in allen Portefeuille's solider Sammler befindet. Es ist eine der in unsrer Zeit seltenen Arbeiten, welche den Glanz des Grabstichels und die prunkende Darlegung technischer Fertigkeit durchaus der Wahrheit und der treuen Nachahmung des Originals aufopfern, und so finden wir besonders in den entfernten Gründen dieser Landschaft vollkommen die Ruhe und den leichten Duft, welcher Claude's Bildern einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht. Die schönen einfachen Linien der lezten Berge schließen sich in zarten Uebergängen an den emporsteigenden Mittelgrund an, auf dessen Gipfel sich eine Burg mit römischen Substructionen erhebt, und dessen Gebüsch sich in dem stillen See spiegelt, an welchem der Tempel der Diana gebaut ist. Auf dem breiten Rasen des Vordergrundes, welcher den klaren Wasserspiegel von dem Standpunkt des Beschauers scheidet, ruhet Diana mit ihren Nymphen unter hohen schattigen Bäumen, die ihre reichen Kronen hoch in die Luft erheben und mit weiter entferntem Gebüsch die reizende Aussicht umschließen. Das Feyerliche und Vollendete und der stille Zauber der Natur, welcher aus jeder Claude'schen Landschaft spricht, ist auch in dieser Nachbildung glücklich ausgedrückt. Was die Behandlung des Einzelnen betrifft, so geben wir dem Mittel- und Hintergrund vor allem andern den Vorzug; vielleicht dürften der Wasserspiegel etwas mehr ausgeführt und einige Baumpartieen durchsichtiger, auch der obere Theil der Ruine und der Felsen im Vordergrunde mit weniger breiten Taillen behandelt seyn. Diese geringen Unvollkommenheiten aber können dem Blatte die Anerkennung ausgezeichneten Verdienstes um so weniger entziehen, als man deutlich sieht, wie der Künstler mit strenger Abweisung alles Hergebrachten und Angelernten gearbeitet und allein darnach gestrebt hat, sein Vorbild getreu wiederzugeben. Das Originalgemälde ist im Palazzo Colonna zu Rom; Hr. Duttenhofer arbeitet bereits an dem Gegenstücke desselben in gleicher Größe, und ist damit weit vorgerückt.

S.

Lithographik.

Pauline, Königin von Württemberg, nach Stieler, lithographirt von N. Strixner 20″ 4‴ hoch, 13½″ breit. Pr. 7 fl.

Die Aehnlichkeit dieses Bildnisses ist schon durch die Namen der beyden Künstler verbürgt, von welchen der eine als Porträtmaler, der andre als Lithograph, nicht leicht etwas in Treue der Auffassung zu wünschen übrig läßt. Das Original, welches Hr. Stieler vor einigen Jahren gemalt, ist in Lebensgröße. Die königliche Mutter sizt auf einer freyen Terrasse, das zarte Kind mit beyden Armen umschlingend, das sich in schöner Bewegung an ihren Busen schmiegt. Ein reicher Shawl fällt hinter ihr auf den geschmückten Sessel herab, und eine Vase voll blühender Blumen steht auf der andern Seite, wo sich die Aussicht in einen Park öffnet. Die Gruppe ist schön gedacht und mit lebendigem Gefühl dargestellt, und erscheint auch in der Nachbildung auf eine Art, welche den Urheber des Bildes selbst nicht unbefriedigt lassen kann. Nicht nur die Aehnlichkeiten, sondern auch die Nachbildung der Stoffe, des sammtenen Kleides, des Shawls u. s. w. sind Hrn. Strixner trefflich gelungen, und das Ganze ist von ausgezeichneter Kraft und Harmonie. Dieß Blatt ist von gleicher Größe mit dem schon früher von demselben Künstler nach Schnitzer lithographirten Bildniß Sr. Majestät des Königs von Württemberg und wird als Seitenstück desselben ohne Zweifel überall willkommen seyn.

S.

Paris.

Herr Staggi hat das Modell der Statue Ludwigs XVI. vollendet, die er für die Stadt Bordeaux in Erz gießen soll. Diese Statue stellt den Monarchen aufrecht, im königlichen Mantel dar, und ist 18 Fuß hoch ohne die Plinthe, mithin der größte Koloß, der in Frankreich gesehen worden ist. Sie wird auf dem großen Platz des Schlosses Trompette zu Bordeaux aufgestellt werden.

Hersent's Gemälde: Ruth und Boas, welches für Ludwig XVIII. gemalt worden, ist von Alexandre Tardieu in demselben Format wie Girodet's Atala von Massard in Linienmanier gestochen. Preis mit der Schrift 40 Fr., vor der Schrift 80 Fr., auf chinesisches Papier 50 Fr.

Nr. 104.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. December 1826.

Museum in Amsterdam.

Diese Sammlung, welche sonst auf dem Stadthaus, dem jetzigen königlichen Pallast in Amsterdam befindlich war, und Hrn. v. Apostool zum Direktor hat, ist jezt in einem ansehnlichen und geräumigen, mit schöner Façade versehenen Gebäude aufgestellt, und enthält einen Schatz von Gemälden aus der niederländischen und holländischen Schule.

In einem großen Saale und mehreren in einandergehenden Zimmern sind die historischen Gemälde, dann die häuslichen Scenen, Landschaften, Seestücke, Blumen und Fruchtstücke und Stillleben aufgestellt.

Ein anderer großer, eine Treppe tiefer gelegener Saal enthält die Meisterwerke holländischer Porträtmalerey; Werke von einer Ausdehnung und Lebendigkeit, daß man hier in der That sagen kann: diese Maler sind mit der Natur in Wettstreit getreten.

Oben an steht Bartholomäus van der Helst. Sein Gemälde der Schützenmahlzeit, welche zur Feyer des münster'schen Friedens im Jahre 1648 gehalten wurde, wird mit Recht die berühmteste von allen niederländischen Schildereyen genannt. Vier und zwanzig Personen, den Capitän Cornelis Jan Wits an der Spitze, sind hier in Lebensgröße um die Tafel sitzend abgebildet und ihre frischen, fröhlichen, vom Wein und Gespräch belebten Gesichter, ihre kräftigen, stämmigen Gestalten, in die reichen und malerischen Trachten jener Zeit gekleidet, treten mit so täuschender Lebendigkeit aus der Leinwand hervor, daß man selbst nahe tretend sich des Gedankens noch nicht erwehren kann, daß hier mehr, als ein Zauber des Pinsels sey. Denn die Farben des Fleisches und die jedes andern Gegenstandes sind, fern oder nah gesehen, vollkommen wie in der Natur, und die große Kunst des Malers bestand darin, alles zu vermeiden, was blos eine allgemeine Wirkung, und nicht eine ganz spezielle Wahrheit hätte. Daher hat er die Charaktere, die Mienen, Geberden und Bewegungen so belebt und ausdrucksvoll aufgefaßt, wie es nur dem feinsten Beobachten der Natur und dem raschesten Scharfblick gelingen kann. Die Bildnißmalerey in solcher Ausdehnung und Wahrheit stellt sich beynahe der historischen an die Seite; ja man kann sagen, daß die historische nicht einmal berufen sey einen so hohen Grad von Täuschung hervorzubringen. Der Katalog nennt sämmtliche Personen, welche auf dem Gemälde abgebildet sind, vom Capitän bis auf den Tambour, auf dessen Trommel ein Vers von dem bekannten Dichter Jan Voß zu Ehren der Gesellschaft geschrieben steht.

Diesem Bild gegenüber nimmt die andere Wand des Saales ein größeres von Rembrandt ein, welches unter dem Namen der Nachtwache durch ganz Europa bekannt ist. Auch hier die Figuren in Lebensgröße; und der Meister hat das Aussehen seiner Gestalten so sehr der Natur genähert, als es ihm seine Neigung zur willkürlichen Beleuchtung und zu gebrochenen Farbentönen erlaubte. An Kraft, Licht und Rundung übertreffen sie beynahe noch die des van der Helst, aber doch sieht man in ihnen nicht die Natur allein, sondern auch den Pinsel, und dieser ist leider nicht mehr unversehrt zu erkennen, da die Oberfläche des Bildes an mehreren Stellen gelitten. Der Capitän Franz Banning Cour zieht mit seiner Compagnie zum Scheibenschießen aus; dieß scheint die wahre Bedeutung des Bildes zu seyn, und nur die fackelähnliche Beleuchtung, das Hervortreten der Figuren aus dunklem Grund, wie es Rembrandt in seinen meisten Bildern liebte, hat ihm den Namen der Nachtwache erworben. Vorn steht ein Schütze, welcher sein Gewehr ladet, und weiter zur Linken ein junges Mädchen, welche den Preis für den besten Schützen zu tragen scheint. Dieß bewunderungswürdige Bild, welches ebenfalls gegen 20 Figuren enthält, ist mit der Jahrzahl 1642 bezeichnet, und verräth in der Ausführung einen Fleiß und eine Sorgfalt, welche man bey so großem Maaßstabe diesem Meister kaum zutraut. Die Charaktere haben etwas Gemeineres, als die des van der Helst, und man sieht daran, wie bey aller Treue gegen die Natur, doch jeder Maler sich selbst, oder seine augenblickliche Stimmung in seinem Bilde zeichnet.

Digitized by Google

Zwey andere Gemälde dieser beyden Meister von minderer Ausdehnung, doch auch mit lebensgroßen Figuren, lassen sich eben so gegeneinanderstellen und vergleichen: Das eine ist das Doelenstück von van der Helst, wo drey Herren von der Doelen oder Schützengesellschaft beysammensitzen und sich mit einem vierten, welcher der Maler selbst seyn soll, über die Schützenpreise berathen. Alle sind schwarz gekleidet; eine Frau, welche dabeysteht, hält ein silbernes Trinkhorn in der Hand, daneben sind einige jüngere Schützen und im Vordergrund ein braungefleckter Hund. Die Namen der drey Herren stehen auf dem Bilde und unter ihnen: Bartholomäus van der Helst 1675. Das andere Bild von Rembrandt, ungefähr in derselben Größe, stellt die fünf Aufseher des Stadlhofs von Amsterdam vor, und hier hat sich der Meister mehr als in jedem andern seiner Bilder durch großartige Zeichnung der Köpfe hervorgethan.

Den Landschaftmaler Karel du Jardin lernte ich hier zuerst auch als Porträtmaler kennen. Ein großes Bild von 10 Fuß Breite und mit der Jahrzahl 1669 und seinem Namen bezeichnet stellt die Porträts der fünf Vorsteher des Zuchthauses dar, alle in Schwarz gekleidet. Bey meisterhafter Behandlung zeigt dieß Gemälde doch eine Art von Manier, welche mich seiner Lebendigkeit nicht ganz froh werden ließ. Unter den Bildnissen dieses Saales wären noch viele andere zu nennen; ich begnüge mich aber nur einige anzuführen, welche zu den vorzüglichsten und merkwürdigsten gehören. Von Vandyk ist das lebensgroße Bildniß des Franz van der Borght zu sehen, welches zu seinen besten Arbeiten gerechnet wird. Zweifelhaft ist das lebensgroße Porträt der Prinzessin Maria von England (nachherige Gemahlin Wilhelms des Zweyten) und ihres Bruders des Herzogs von Glocester, welches ebenfalls Vandyck zugeschrieben wird, aber auch, wenn es nicht von ihm wäre, kein Bild von großen Verdienst bleibt. Sowohl der Gegenstände als der Meister wegen, waren mir noch folgende Bildnisse merkwürdig: Kaiser Maximilian I. und Karl V. angeblich von Holbein; der Herzog von Alba, dessen Aussehen weder Wildheit noch Blutdurst verräth von Barendß; Czar Peter I. von Aart de Gelder; und endlich Jakob van Campen, Architekt des Stadthauses oder jetzigen königlichen Pallasts, ein kräftiger Mann mit langem blonden Haar und Schnurrbart, von Ferdinand Bol gemalt. In den obern Sälen lernt man eine Auswahl der schönsten Werke holländischer Meister kennen. Gleich im ersten Zimmer hängen eine Menge der schönsten Blumen-, Frucht- und Thierstücke. Dasjenige, welches mich am meisten anzog, sowohl wegen der Schönheit der Composition als der Bedeutsamkeit, war das Bild eines Schwans von Jan Asselyn. Der Schwan an einem schilfigten Ufer vertheidigt mit ausgespreiteten Flügeln sein Nest gegen einen heranschwimmenden Wasserhund, eine Anspielung auf die Verdienste des Rathspensionärs Johann de Witt. Ueber dem Neste steht geschrieben „Holland“ unter dem Schwan: Der Rathspensionär, und über dem Hunde: der Feind des Staates.

In den zwey folgenden Zimmern sind größtentheils Landschaften und Seestücke aufgehängt. Ein großes Bild von Ludolph Backhuisen, 1671 gemalt, stellt vor, wie der Rathspensionär Johann de Witt im Jahre 1665 an Bord des Schiffs Hollandia stieg, um den Befehl der holländischen Flotte zu übernehmen. Auf einem andern Gemälde desselben Meisters, welches einen Theil des Flusses Y von Amsterdam aus gesehen vorstellt, sieht man im Vordergrund sein eigenes Bildniß; das stille nur leicht bewegte Wasser ist bewunderungswürdig gemalt und dieß Bild ist eines der schönsten, welche von Backhuisen bekannt sind.

Auch der berühmte Marinenmaler Wilhelm van de Velde erscheint hier in seinem ganzen Glanze. Ein großes, vortreffliches Bild von ihm stellt vor, wie das englische Admiralschiff, The Royal Prince die Flagge vor dem holländischen Admiral Michael de Ruiter streicht: und das Gegenstück: wie vier englische Kriegs-Schiffe von den Holländern aufgebracht werden. In diesen beyden Bildern ist alles so hell, natürlich und hervortretend, daß man in die Natur selbst zu sehen glaubt. Ein anderes, welches mein Auge fast noch mehr fesselte, ist die Ansicht der Stadt Amsterdam, von dem Y aus gesehen. Man erblickt eine große Menge segelnder Schiffe und Jachten, und vorn ein großes holländisches Kriegs-Schiff, welches durch vorbeysegelnde Jacht mit Kanonenschüssen begrüßt wird.

Auch von Adrian van de Velde sind mehrere vorzügliche Landschaften da, und es würde zu weit führen die schönen Bilder eines Kuyp, Sachtleven, Johann Both, Berchem, Ruisdaal, Moucheron van der Heyden alle zu beschreiben. Nur einer Landschaft von Jan Hackaert (geb. 1635) muß ich noch besonders gedenken, die ein Meisterstück von Einfachheit der Composition und Naturwahrheit der Ausführung ist. An dem Rande eines spiegelnden Wassers stehen hochgewachsene Bäume, deren Laub im Lichte spielend und wie von leiser Luft bewegt scheint. Auf dem Wasser sind Schwäne und am Ufer in der Nähe eines Hauses ziehen Jäger mit Falken aus. Diese Figuren sind von Adrian van de Velde. Auch Jan von Huysum verdient hier als Landschaftmaler noch einer Erwähnung, obgleich er in diesem Fache nicht so vollkommen ist, wie in seinen Blumenstücken.

Daß hier ferner ein großer Reichthum an Genregemälden der holländischen Schule sich finde, bedarf wohl

Digitized by Google

keiner Versicherung. Das Leben des Volks und das Eigenthümliche der Landesart ist in den mannichfaltigsten Scenen vorgestellt. Heiterkeit und derbe Fröhlichkeit tritt neben harmloser Gutmüthigkeit als bleibender Zug hervor: aber oft sind die geschilderten Scenen nur zu alltäglich, und es würde schwer halten, sich an der Naivetät des Inhalts immerfort zu vergnügen, wenn nicht die Ausführung größtentheils von einer Vortrefflichkeit wäre, welche das Auge stets von Neuem ergözt, und für die Weise eines jeden Meisters bey jeder wiederholten Betrachtung, neues Interesse erregt. Dieser Theil der holländischen Malerey, die vortreffliche Technik der Behandlung, und die Naturwahrheit, Klarheit und Dauerhaftigkeit der Färbung wird auch für Maler jeder Art ein Gegenstand der Bewunderung und des Studiums bleiben. Die neuere Zeit hat gezeigt, wie schwer es sey, in diesem Theile der Kunst zu der Vortrefflichkeit der holländischen Meister zu gelangen; denn wir müssen es wohl gestehen, daß es nur wenigen unter den jezt lebenden Künstlern gelungen ist, in einzelnen Werken die lebendige Natürlichkeit der Auffassung mit Schmelz und Kraft der Farbe und Leichtigkeit der Ausführung in dem Grade zu vereinigen, daß sie sich den Gemälden dieser frühern Holländer an die Seite stellen dürften. Manche von den jezt lebenden Malern des Landes besitzen allerdings noch einen Theil jener schönen Behandlung; aber das Eindringen der französischen Schule hat doch vieles verändert.

Die Meisterwerke der holländischen Genre-Malerey sind in dem letzten Zimmer gesammelt, und das erste und schönste von allen ist die berühmte Abendschule von Gerhard Dow. Der Schulmeister sitzt an einem Tisch und scheint einem Jungen, welcher vor ihm steht, eine ernstliche Ermahnung zu geben, während ein hübsches kleines Mädchen daneben in aller Andacht wartet, um ihre Lection aufzusagen. Eine Sanduhr und eine Kerze, welche diese Gruppe beleuchtet, stehen auf dem Tisch. Etwas mehr vorwärts sitzt ein Knabe, auf einer Tafel rechnend; ein junges lachendes Mädchen leuchtet ihm dazu, mit einer brennenden Kerze in der Hand. Im Vordergrund steht eine offene Laterne, worin ebenfalls ein Licht brennt, welches die umgebenden Gegenstände vortheilhaft beleuchtet. Weiter rückwärts sitzen an einem Tische mehrere Kinder, beym Scheine eines Lichtes mit Lesen beschäftigt, und daneben kommt noch ein Knabe, ebenfalls eine Kerze in der Hand, die Treppe herauf. So sieht man in diesem Bilde, fünf Kerzenlichter angebracht und ihre Wirkung ist so verständig geordnet und so natürlich aufgefaßt, daß ihre Beleuchtung außerordentlich deutlich und harmonisch das ganze Gemälde erhellt. In der Behandlung ist das Bild sehr kräftig und in der Farbe von großer Wärme; dabey ist der Ausdruck der Figuren so naiv, daß es wohl zu den lebendigsten und ansprechendsten dieser Art gehört. Dieses und noch ein zweytes Bild, die Wochenstube, welches im Besitze eines Herrn Braamcamp war, und dann nach Rußland verkauft, auf der See verunglückte, wurden, als die zwey vorzüglichsten Bilder Gerhard Dow's in Holland angesehen.

Von Adrian und Isaak van Ostade sind ebenfalls mehrere bedeutende Bilder hier, und eine Reihe vorzüglicher Gemälde von Jan Steen; der Teniers, Terburg, Metzü, Wouvermann, nicht zu gedenken. Nur eines Stückes von einem kürzlich verstorbenen Künstler will ich noch erwähnen: Ein Bauer bringt durch seinen Fall einen Obstkram in Verwirrung, wodurch allerley lächerliche Scenen unter den herbeygeeilten Nachbaren entstehen. Man hält dieß für die beste Arbeit des 1822 verstorbenen Peter Noel.

In einem großen Saal etwas höher sind die historischen Bilder aufgestellt, unter welchen sich zwey große Bilder von Kaspar Crayer, die Anbetung der Hirten, und die Kreuzabnahme befinden. Die leztere, ein Gemälde von 10 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite, gehört unstreitig zu seinen besten Werken. Sowohl die Farbe und die großartige Zeichnung, als das Edle der Charaktere muß man daran bewundern, welches leztere nicht immer zu den Verdiensten des Meisters gehört. Drey Bilder tragen die Namen des Hubert und Johann van Eyck, aber alle drey fälschlich; sie sind aus ihrer Schule, jedoch eines wenigstens aus so später Zeit, daß man schon den italienischen Einfluß daran bemerkt. Auch der Name des Johann Schoorel ist hier an die Copie eines italienischen Gemäldes einer weinenden Magdalena verschwendet. Dagegen ist das allegorische Bildniß einer schönen Frau, die, eine Vase in der Hand haltend in einer Landschaft sitzt, gewiß mit demselben Rechte diesem Meister zugeschrieben, wie die sterbende Maria in der Boisserée'schen Sammlung. Es ist ganz in derselben Art behandelt, nur mit noch freyerem und breiterem Pinsel. Besonders schön ist die eine Hand, und das Ganze trägt das Gepräge tiefer Bedeutsamkeit, wie denn auch einer hebräischen Inschrift auf dem Kleide zufolge die Tochter Sions damit bezeichnet seyn soll. Von Rubens ist eine römische Caritas und eine Kreuztragung von vorzüglicher Composition hier zu sehen, von Murillo eine Verkündigung, und ein sonderbares Bild von Johann Breugel, genannt Sammet-Breugel, welches den Fischfang der verschiedenen christlichen Kirchen in vielen launigen Gruppen darstellt.

Die kurze Aufzählung dieser Gemälde könnte leicht mit ebenso vielen von nicht geringerem Werthe vermehrt werden, besonders wenn man allein auf das Verdienst der Ausführung sähe, in welchem Betrachte die Blumen- und Thierstücke mit Landschaften und Genre-

Digitized by Google

Bildern ziemlich gleichen Werth haben können. Die schönen Thierstücke von Potter, z. B. besonders die Bärenjagd, können manches andre Bild von menschlichem Inhalt an Wahrheit und Lebendigkeit weit überbieten.

Lithographie.

Malerische Ansichten aus Deutschland, der Schweiz und den zu Deutschland gehörigen Ländern, nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Lorenz Ekeman-Allesson und Anderen. Mit beygefügtem Text, besorgt von Gustav Schwab. Carlsruhe bey Johann Velten, 1826. Folio. 1ster Wanderung 1stes Heft. 12 Abbildungen mit 14 S. deutschem und franz. Text.

Dieses erste Heft eines umfassenden landschaftlichen Werks, ist, nach der Angabe der Vorrede, von Hrn. Ekeman-Allesson allein nach der Natur gezeichnet und mit Zuziehung von zwey jungen in seiner Schule gebildeten Künstlern lithographirt worden. Es enthält folgende Ansichten: 1. Stuttgart von der Südseite. 2. Das alte Schloß bey Liebenzell. 3. Das Kloster Hirsau mit seinen Ruinen. 4. Teinach und die Burg Zavelstein. 5. Die Gegend von Baden Baden von der Teufels-Canzel aus. 6. Das alte Schloß Baden. 7. Die Ebersteinburg bey Baden-Baden. 8. Die Vereinigung des Schwarzenbaches mit der Rauhmünzach im Murgthal. 9. Die Schwarzenbacher Glashütte im Murgthal. 10. Das Schloß Hohen-Geroldsau bey Lahr. 11. Ansicht eines Bauernhauses im Kinzigthal. 12. Fall des Burgbaches im Schoppacher Thal. — Die beyden folgenden Lieferungen, welche mit dieser die erste Wanderung ausmachen, werden noch 24 andere Ansichten aus dem Schwarzwald, dem Breisgau, der Gegend von Basel bis Constanz und der schwäbischen Alb enthalten. Die Ansichten sind fast durchgängig malerisch genommen und effektvoll beleuchtet, auch muß eine überall gleich sorgfältige und zarte Ausführung der Blätter gerühmt werden; hier und da ist es den Künstlern gelungen, jenen heitern Duft über die Landschaft zu verbreiten, welcher bey klarem Morgenlicht im Sommer bemerklich ist, wie in den Ansichten der Ebersteinburg und des alten Schlosses von Baden. Andere Blätter dagegen haben etwas Todtes, und es mag dieß zum Theil in einer weniger lebendigen Auffassung, zum Theil an der Art des Abdrucks liegen, welcher besonders die kräftigen Schatten der Vorgründe kaltig und undurchsichtig macht. Wir wünschen, daß Hr. Ekeman bey den folgenden Lieferungen diesem Mangel abhelfen, und immer gleiche und zunehmende Sorgfalt auf die Ausführung wenden möge. Die Lithographie hat bis jetzt wenig landschaftliche Reisewerke geliefert, welche sich diesem an Sorgfalt der Ausführung an die Seite stellen könnten. Es verdient aber um so größere Beachtung, da es von einem Texte begleitet ist, welcher durch historisches und poetisches Interesse gleich anziehend wird. Der Verf., durch seinen Wegweiser über die schwäbische Alb als Kenner und glücklicher Schilderer seiner vaterländischen Gegenden rühmlichst bekannt, hat keine Mühe gespart, den Erläuterungen dieser Blätter alles beyzufügen, was sein reicher poetischer Sinn und seine gründliche Kenntniß vaterländischer Geschichte an die Hand gaben, obgleich er zu derselben Zeit mit einem umfassendern Werke über den Bodensee beschäftigt, nur die Stunden seiner Muße darauf verwenden konnte. Die Theilnahme anderer geschickten Landschaftzeichner wird ohne Zweifel dem Unternehmen in der Folge noch größere Mannichfaltigkeit verleihen. S.

Nekrolog.

Am 7. December Morgens starb zu London der berühmte Bildhauer John Flaxmann, Professor an der königlichen Akademie der Künste, im 72sten Jahre seines Alters. Er hatte sich eine heftige Erkältung durch einen Ausgang am Sonntag vorher zugezogen, doch am Montag darauf noch Freunde bey sich zu Tisch gesehen. An demselben Abend bedurfte er jedoch des Arztes. Seine Gesundheit war seit mehreren Jahren zusehends schwächer geworden, und öfter hat sein Zustand die Besorgniß seiner Freunde veranlaßt. So ward er durch einen schnellen Hintritt einer schweren und zögernden Krankheit überhoben. Sein Ruhm war weit, auch auf dem Continent verbreitet; seine Zeichnungen zu Homers Ilias und Odyssee, zum Aeschylus, Hesiod und Dante hatten ihm den unbestrittenen Ruf originellen Genies und poetischer Erfindung unter allen Kritikern und Kennern von Italien und Deutschland gesichert, unter welchen er eines höhern Ansehens genoß als irgend ein andrer englischer Künstler, vielleicht Sir Christopher Wren und Sir Joshua Reynolds ausgenommen. Als Bildhauer hielt er seine Werke in jenem höhern Gebiet, welches eigentlich nicht für die Popularität geeignet ist. Er machte, so viel wir wissen, niemals Büsten, ausgenommen an Sepulchralstatuen und Monumenten, für welche er, seinem andächtigen Gemüthe zu Folge, besonders Neigung hatte. Westmünster-Abtey enthält seinen Lord Mansfield; New College in Oxford seinen Sir Wm. Jones; S. Pauls mehrere andere ausgezeichnete Werke seiner Hand. — Er führte ein sehr zurückgezogenes Leben und bekannte sich zu der herrschenden Kirche, obgleich er kein Bedenken trug seinen Freunden zu gestehen, daß er im Allgemeinen den Lehren Swedenborgs huldige. Trotz dieser mystischen Neigung und Ansicht war er vollkommen frey von religiöser Intoleranz oder Bigotterie, Vorwürfe, welche religiösen Enthusiasten am meisten gemacht werden. Er war ein Mann von wohlwollender Gesinnung und strenger Redlichkeit. In allen Geldangelegenheiten war er so streng gewissenhaft selbst gegen seinen eigenen Nutzen, daß seine Beschäftigung ihm weit weniger Gewinn brachte, als den meisten Künstlern, von gleichem Rang. Er verheyrathete sich früh und vollendete seine Studien in Italien erst nach seiner Verehlichung; seine Frau hat er um mehrere Jahre überlebt. Die Vorlesung in der königl. Akademie, die am Abend desselben Tages statt finden sollte, ward auf Veranlassung seines Todes eingestellt. Times, 8. Dec. 26.

Digitized by Google

Digitized by Google

ogle

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils,per jahrg.20:July-Dec.

Morgenblatt f ur gebildete leser.

3 1951 001 899 545 G

Digitized by Google